



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

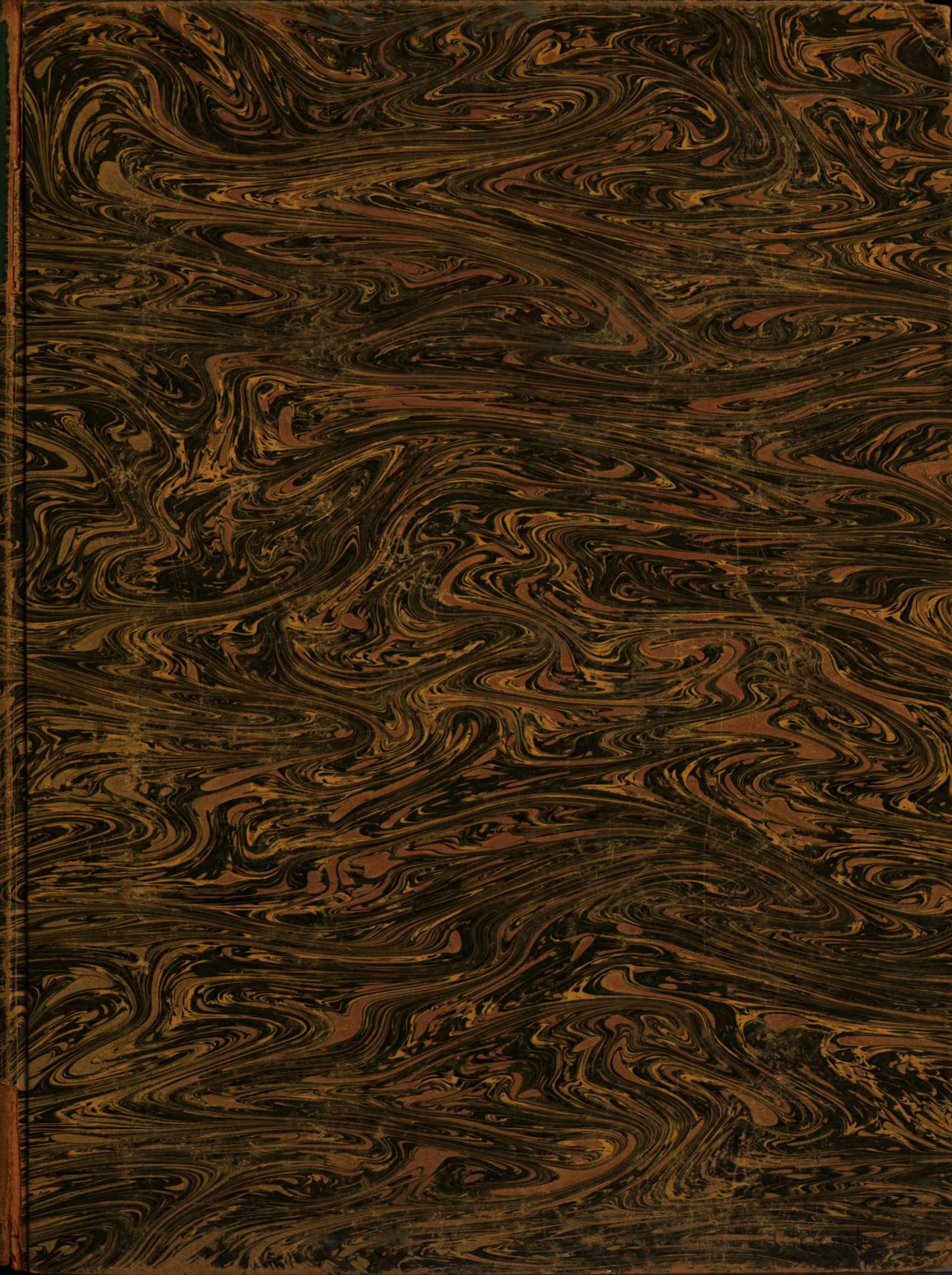
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

UNIVERSITY OF IOWA



3 1858 045 072 182

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

22. Jahrgang



1916

Berlin-Schöneberg

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G.m.b.H.

Inhaltsverzeichnis des 22. Jahrgangs der „Hilfe“ 1916

Schriftleitung: Wilhelm Heile und Dr. Gertrud Bäumer

Mitarbeiter-Verzeichnis

Ablass, Bruno, Justizrat, M. d. R.	848	Helbed, Paul	45	Rid, Karl	148
Acknecht, Dr. Erwin, Bibl.-		Herz, Dr., Ludwig, Amtsgerichtsrat	227	Rieß, Richard	397
Direktor	427	255, 343, 455, 507, 584, 622, 682		Riech, Rudolf	134
Albrecht, Kraft	858	Heuß, Dr., Theodor	257, 395, 487, 817	Rind, Paula	476
Bab, Julius	15, 290	Himmele, Adolf	445	Rohrbach, Liz., Dr., Paul	112, 157, 239
Barge, Prof., Dr., Hermann	209, 849	Hirsch, Dr., S.	687	319, 342, 716, 799	
Bauer, Hans	658	Hoff, Ferdinand, M. d. R. u. d. N.	702	Rübiger	34
Bäumer, Dr., Gertrud	196, 375, 453, 473, 502, 802, 839, 855	Holdermann, Friedrich, Dekan	720	Rühlmann, Dr., Paul	12
Bedmann, Emmy	461, 474	Hollad, Dr., Erich	491	Rufeler, Georg, Rektor	116, 130
Boehm, Dr., Mag. Hildebert	47, 269	Huebner, Dr., F. M.	211	Sachse, Margarete	804
Böhmert, Dr., Wilhelm, Direktor		Jäsch, Prof., Dr., Ernst	597	Seibel, Dr. Mag., Geh. Rat	81
des Statistischen Amtes	567	Kaempff, Dr., C. Th.	540	Siegl, Dr., Paul, Prof., Geh. Medi-	
Breiholz, Detlef, Rektor	84, 98, 242	Karstädt, Dr., Otto	536	zinalrat	223, 241
Brockhausen, Prof., Dr., Geh.		Kende, Prof., Dr., Oscar	14, 28, 78, 588	Simmel, Dr., Ernst	710
Hofrat	796	Kneher, Alfred	462	Simon, Dr., Paul	684
Brüger, Karl	624	Koch, Prof., Otto, Oberlehrer, M. d. L.	767	Suleiman, Dr., Leon	378
Brosmer, Karl, Professor	525	Koch, Dr., David, Stadtpfarrer	48, 64, 178	Sutter, Otto Ernst	66, 604
Cauer, Dr., Friedrich, Professor,		Kölsche, Hermann	767	Schaefer, Dr., Wilhelm, Oberlehrer	195
Direktor	222, 650	Kranz, Herbert	117	Schaeffer, Albrecht	48, 310, 347, 425
Charmak, Richard, Prof., Dr.	44, 516, 718, 734, 782	Kunze, W. A.	477	Schairer, Dr., Erich	394, 489
Dastaljut, Dr., Drestes	96, 115, 585	Lane, Adolf	755	520, 554, 785	
Doderer, Otto	412, 413, 671	Langermann, Dr., H. v.	361, 667	Schmidt, Agel	601, 815
Dophe, de, Dr., Wilhelm, Oberlehrer	93	Lederer, Dr., Mag	285	Schotte, Dr., Balther	58, 69, 86, 133
Duenfing, Berta	163, 324, 345, 365, 381	Lewin, Eugen	306	252, 379, 390, 457, 491, 753	
Ehardt, Frig, Oberlehrer	287	Liebau, Irene	310	Schubring, Prof., Dr., Paul	99, 240, 555
Eisenstein, Karl, von	68	Lien, H.	787, 802	573, 602, 663, 789, 840	
Erkelenz, Anton	838	Liesching, Th., Rechtsanwalt, M.		Schulz-Mehrin, Otto	571
Erd, Dr., Erich, Rechtsanwalt	813	b. R.	159	Sternberg, Leo, Amtsrichter Dr.	
Enssen, Dr., Jan	128	Liszt, Dr., Franz v., Prof., M. d. R.	471	213, 624	
Feldman, B.	26	Loh, Dr., Walter, Professor	188, 206	Tamen, C. B.	68, 511, 590
Findeisen, Kurt, Arnold	757	Maday, Dr., L. Frh. v.	126, 192	Terzi, H. D. Ritter von	552
Fischer, Johannes, M. d. L.	193, 621	288, 442, 550		Teutenberg, Adolf	271
Fittbogen, Dr., Gottfried	80, 174	Mahr, Peter	569	Titius, Prof., Dr., Artur	724
Fleuron, Evend	147	Mair, Dr., Hans	362	Traub, Dr., Gottfried, M. d. R.	9, 17, 34
Franckenberg, Dr., G. v.	305	Meincke, Geh. Reg. Rat, Prof.,		50, 68, 85, 103, 118, 132, 134, 149, 165	
Franz, Dr., Erich	324	Dr., Friedr.	223, 684	182, 198, 213, 229, 245, 263, 277, 292, 310	
Gallwitz, S. D.	83, 161, 275, 344, 556, 623, 707, 787	Mendelssohn, Anja v.	463	325, 349, 366, 382, 399, 412, 429, 446, 463	
Glum, Friedrich	229	Michael, Rudolf	541	478, 495, 510, 526, 541, 558, 574, 590, 606	
Goldberg, Richard	179	Rigge, Leberecht, Architekt	82	625, 642, 659, 671, 690, 710, 726, 742, 759	
Gothlein, Georg, M. d. R.	583, 599, 784	Riles	322, 688	774, 790, 804, 819	
Goeh, Dr., Walter, Geh. Hofrat, Prof.		Rufert, Dr., H.	853	Trott-Helge, Else	409
92, 533		Ruthelius, Karl, Schürat, Ge-		Boigt-Diederichs, Helene	
Gradenwig, Bertha	855	minardirektor	508	30, 244, 261, 275, 640, 656	
Haas, Dr., Ludwig, M. d. R.	59, 359	Rascher, P. G.	143	Waltemath, Runo	237, 440, 706
Hamann, Richard, Professor, Dr.	654	Raumann, Dr., Friedrich, M. d. R.	4, 25, 41, 56, 109, 125, 140, 156, 172, 204, 316	Walter, Robert	590
669, 708, 722, 741, 756, 769		336, 404, 421, 468, 532, 549, 564, 581, 596		Waescher, Frau Johanna	395
Hammer, Arno, Joh., Lehrer	816	617, 664, 681, 692, 701, 732, 748, 765, 781		Weber, Dr., Prof., Mag	735
Harbed, Dr., Hans	147	805, 812		Weinhausen, Friedr., M. d. R. u.	
Hartnack, Dr., B., Schulinpektor	686	Mora, A. de	605	M. d. R.	302, 318, 800
Hashagen, Dr., Justus, Professor	57	Dehring	145	Wend, Martin	722
321, 518, 636		Dhr, Privatdoz., Dr., W.	95, 114	Wendorff-Loig, Dr., Hugo, M.	
Haug, Prof., Dr., Carl	491	Dppenheimer, Dr., Franz, Pr.-		d. R.	422
Heile, Wilhelm	10, 23, 43, 76, 110, 142	Dozent	751	Wertheimer, Dr., Frig	406, 424, 852
207, 220, 236, 284, 301, 357, 566, 632, 648		Ostwald, Dr., Paul	225, 273	Wilbrandt, Dr., Prof., Robert	652
665, 739, 750, 764		Pfannkuche, Dr., August, Pastor	254	Wich, Paul	365
		Pohle, Dr., Richard	460	Wimmer, Frig, Alfred	429
		Potthoff, Dr., Heinz, M. d. R.	304, 439, 519	Wichorlich, Paul	65, 260
				Wundorff, Margarete	493

Sach-Register

Politischer Teil

Auswärtige Politik

Allgemeines

- Wir und die anderen (Raumann) . . . 41
 Das Wort des Königs (Wilhelm Heile) 43
 Vom Naturkönig zum Großstaat (Raumann) . . . 109
 Streifzüge beim Feinde (Paul Rohrbach) . . . 112
 Von der Rehrseite der Parolezettel im Felde (Wilhelm Ohr) . . . 95, 114
 Der Kampf der Weltmächte (Raumann) 156
 Der Weg zum Siege (Paul Rohrbach) 157
 Der Wille zum Siege (Wilhelm Heile) 268
 Vor der Entscheidung (Wilhelm Heile) . 284
 Karottkriege und Borgeschichte des Krieges (Justus Haschagen) . . . 321
 Deutsch-französischer Briefwechsel (Miles) 322
 1789 und 1914 (Hans Maier) . . . 362
 Friedensgloden (Wilhelm Heile) . . . 392
 Vaterlandsliebe (Wilhelm Heile) . . . 437
 Zwei Kriegsjahre (Friedrich Raumann) 500
 Zwei Kriegsjahre in der Heimat (Gertrud Bäumer) . . . 502
 Warum wir noch kämpfen? (Friedrich Raumann) . . . 532
 Die Frau im Kriege. (Fr. Raumann) 549
 Zwischen England und Rußland (Dr. Frhr. v. Madan) . . . 550
 Neue Feinde (Wilhelm Heile) . . . 566
 Der zweite Anfang (Friedr. Raumann) 581
 Die deutsche Seele im Weltkrieg. Ein Angriff von Professor Paul Verrier. Paris und eine Antwort von Friedrich Raumann.
 1. Zwei Kriegsprinzipien (Paul Verrier) . . . 612
 2. Die deutsche Seele im Weltkrieg (Friedrich Raumann) . . . 617
 Wohin geht die Reise? (Wilhelm Heile) . . . 648
 Wir wollen siegen (Wilhelm Heile) 665
 Friedrich Raumanns Reichstagsrede 692
 Der Krieg als Volkserzieher zur auswärtigen Politik (Friedrich Holdermann) . . . 720
 Um Recht und Freiheit (Wilhelm Heile) 733
 Blut und Geld (Friedrich Raumann) 748
 Der Weg zum Frieden (Wilhelm Heile) 750
 Es geht ums Ganze (Wilhelm Heile) 764
 Wer ist schuld? (Karl Brockhausen) . 796
 Nützlichkeit und Menschlichkeit in der Politik (Paul Rohrbach) . . . 799
 Weihnachtsgruß an die Kameraden im Felde (Wilhelm Heile) . . . 837
 Das Jahr 1916 (Friedrich Raumann) . 847

Die Parteien und die Auswärtige Politik

- Der Reichstanzler (Wilhelm Heile) . . . 236
 Kanzler, werde hart! (Wilhelm Heile) 632
 Staatskunst und Leidenschaften (Friedrich Meinecke) . . . 634

- Bazisisten und Konservative (Friedrich Caucor) . . . 650
 Reichstag und Auslandspolitik (Friedrich Raumann) . . . 664

Deutschland in der Welt nach dem Kriege

- Kontinentalpolitik und Weltpolitik (Walthor Schotte) . . . 252
 Der wirtschaftliche Krieg der Zukunft (G. v. Frankenberg) . . . 305
 Krieg nach dem Kriege (Walter Schotte) . . . 457
 Die Weltwirtschaft nach dem Kriege (Friedrich Raumann) . . . 681
 Deutschland in der Welt nach dem Kriege (Runo Waltemath) . . . 706
 Deutschland unter den europäischen Weltmächten (Max Weber) . . . 735

Mittleuropa

- Unsere Bundesgenossen und wir (Raumann) . . . 4
 Seehandel und Mittleuropa (Raumann) . . . 56
 Mittleuropa (Walthor Schotte) . . . 69, 86
 Deutschland und Oesterreich (Walter Goeh) . . . 92
 Mittleuropa, Orient, Uebersee (Paul Rohrbach) . . . 342
 Sprechsaal. Die reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung und die deutschen Oberlehrer . . . 398
 Wir und die Ungarn (Fr. Raumann) 404
 Der Deutsch-Oesterreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband in München (Luebeck) . . . 407
 Professor Ahlens Vorwort zur englischen Ausgabe von „Mittleuropa“ 585
 Die Westslawen (Friedrich Raumann) 765

Amerika

- Die amerikanische Neutralität (Raumann) . . . 125
 Wilson und das amerikanische Volk (L. Frhr. v. Madan) . . . 192
 Wilson als Literat (Max Hildebert Boehm) . . . 269
 Deutschland und Amerika (Wilhelm Heile) . . . 301
 Die merikanische Tragikomödie (Frhr. v. Madan) . . . 442
 George Washington gegen Woodrow Wilson (G. v. Langemann) . . . 667

Balkan

- Bulgarien und Mittleuropa (Friedrich Raumann) . . . 468, 484, 506
 Der rumänische Streich (Ernst Jäch) 597

- Deutschland und das bulgarische Bildungswesen (Adolf Lane) . . . 755
 Balkanfragen (Friedrich Raumann) . . 812
 Rumäniens Zusammenbruch (Herm. Barge) . . . 849

England

- Das englische Volk und der Weltkrieg (Paul Helbed) . . . 45
 England und die belgische Neutralität (J. Haschagen) . . . 57
 Das perfide Albion (Wilhelm Heile) . . 76
 Der englisch-japanische Bündnisvertrag (Paul Ostwald) . . . 225
 Die englische Zahlungsbilanz (Ludwig Herz) . . . 255
 Friedrich List über England (Max Lederer) . . . 285
 Die englischen Kriegsteuern (Ludwig Herz) . . . 343
 Aus der Parlamentsgeschichte der irischen Frage (v. Langemann) . . . 361
 Ein englischer Werkbund (Theodor Heuß) . . . 395
 Sozialpolitik während des Weltkrieges in England und bei uns (Otto Karstädt) . . . 536
 Asquiths Ende (Erich Eyd) . . . 813

Frankreich

- Die Kirche in Frankreich (Paul Rühlmann) . . . 12
 Zur Naturgeschichte des französischen Volkscharakters (Paul Simon) . . . 684
 Die Franzosen, wie sie nicht sind (M. Lien) . . . 787, 802

Holland

- Holland und England (Adolf Leutenberg) . . . 271

Ostasien

- Ostasien im Weltkrieg (L. Frhr. von Madan) . . . 126
 Kaiser Juanshitai (P. G. Nafcher) . . . 143
 Japans Rat an England (Paul Ostwald) . . . 273
 Yuan Shih-Kai und Li-Yüan-hung (Fritz Wertheimer) . . . 406, 424
 Japans Stunde (Fritz Wertheimer) . . . 852

Oesterreich-Ungarn

- Triest und die Triester Frage (Oskar Kende) . . . 14, 28
 Die österreichische Sozialdemokratie und die Zukunft Oesterreichs (Richard Charnay) . . . 44

Ungarn während des Krieges (Gottfried Fittbogen)	174
Das ungarische Weltbild (Walther Schotte)	390
Die Organisierbarkeit Oesterreichs (Richard Charmah-Wien)	516
Siebenbürgen (Oskar Kende)	588
Die Tschechen (Friedrich Naumann)	596
Das System Stürgkh (Richard Charmah-Wien)	718
Das Ministerium der Reformen (Richard Charmah-Wien)	734
Zwei Kaiser (Richard Charmah-Wien)	782

Polen

Wir und die Polen (Naumann)	25
Zu Naumanns Ausführungen über die Polenfrage (W. Feldmann)	26
Polnische Blätter (Rüdiger)	34
Rußland und die Polenfrage (Ugel Schmidt)	601
Der polnische Staat (Friedr. Naumann)	732

Rußland

Rußland als Mittler zwischen Europa und Asien (Drestes Dastaljut)	96, 115
Deutschland und Rußland (Jan Eysen)	128
Deutschfreundliche Strömungen in Rußland? (Paul Rohrbach)	239
Rußlands unbebaute Felder (Paul Rohrbach)	319
Innerrussische Kämpfe (Richard Pohle)	460
Deutschland und Rußland (***)	503
Die innere Wandlung des Panflawismus (Drestes Dastaljut)	535
Wie sich die Russen den Frieden denken (Ugel Schmidt)	815

Schweiz

Die Schweiz und der Weltkrieg (Max Seidel)	81
--	----

Türkei und Orient

Islam und Christentum (Erich Schairer)	131
Die Wiegegeburt der Türkei als land- und volkswirtschaftliches Problem (L. Frhr. v. Madag)	288
Der heilige Krieg Israels (Eugen Lewin)	306
Die Stellung der Araber zur Türkei (Leon Suleiman-Jaffa)	378
Die Europäisierung orientalischer Wirtschaft (Erich Schairer)	394
Die Stadt der Gegensätze (Erich Schairer)	520

Eroberte Länder

Belgien, Rußland, Serbien, Montenegro

Die baltischen Provinzen (Max Hilbert Boehm)	47
Montenegro (Oskar Kende)	78
Zur Neuordnung der belgischen Unterichtsfragen (F. M. Hübner)	211
Belgien unter französischer Herrschaft 1794—1814 (J. Haschagen)	518
Das Schicksal Serbiens (Georg Gothein, M. d. R.)	784

Kolonien

Deutsche Kolonialpolitik (Naumann)	421
Unser kolonialer Wille (Paul Rohrbach)	716

Deutsche im Ausland

Deutsche Sprachinseln im welschen Kampfgebiet	411
---	-----

Papsttum

Zur neuen Papstrede (Gottfried Traub)	9
Das päpstliche Garantiegesetz (Paul Schubring)	240

Zum Kriege

Organisation des Krieges

Die Wehrpflicht (Wilhelm Heile)	23
Das deutsche Volksheer (Ludwig Haas)	59
Das neue Jugendwehrgesetz (Fritz Eckardt)	287
Das neue Jugendwehrgesetz (Fritz Eckardt)	287
Sprechsaal. Das neue Jugendwehrgesetz	348, 413
Die Organisation des Sieges (Wilhelm Heile)	357
Das Kriegsernährungsamt (Hugo Wendorff-Loß, M. d. R.)	422
Jugendwehrrerfahrungen (Broßmer)	525
Die wirtschaftliche Wehrpflicht (Johannes Fischer, M. d. R.)	621
Das Märchen von den tausend Frachtauchbooten (Robert Wilbrandt)	652

Kriegsberichte

Etappenstizzen (Adolf Himmele)	445
Fahrt mit Feldgrauen (Margarete Jündorff)	493
Von Kathedralen und Eisenwegen (Kurt Arnold Findeisen)	757, 770

Kriegsfürsorge

Fahrbare Feldbüchereien (Erwin Adernecht)	427
Ziele der Vermundetenfürsorge (***)	443
Die preußische Uebernahmestelle für Flüchtlinge (Margarete Jündorff)	521
Mitleid als Heilfaktor (S. Hirsch)	637
Das Neue (Miles)	856

Fürsorge für Hinterbliebene und Invalide

Kriegerwitwen (D. David Koch)	49, 64
Schützengraben und Scholle (Herbert Kranz)	117
Neue Wege in der Kriegsblinden-Fürsorge (Paul Siler)	228, 241
Die ländliche Siedlung, eine Versorgung für unsere Kriegerwitwen (Else Trott-Helge)	409
Ein Beruf für unsere Kriegsbeschädigten (Otto Schulz-Mehrin)	571
Kleingartenbauliche Muster- und Versuchsanlagen (O. E. Sutter)	604

Völkerrecht

Neues Völkerrecht (Heinz Potthoff)	439
Meeresfreiheit und Seekriegsrecht (Franz v. Liszt, M. d. R.)	471
Die Freiheit der Meere (Georg Gothein, M. d. R.)	582, 599

Zum Frieden

Friedensvermittlung, Waffenstillstand und Friedenskongreß (Walter Boeh)	533
Bismarcks Friedensschlüsse (Justus Haschagen)	636
Wenn die Kanonen nicht mehr dröhnen (Friedrich Naumann)	781
Kommt der Friede? (Friedrich Naumann)	833

Innere Politik

Allgemeines und Persönliches

Die innere Politik nach dem Kriege (Wilhelm Heile)	10
Demokratie und Kaiserthum (Wilhelm Heile)	110
Regierung und Volkswille (Wilhelm Heile)	220
An Staatssekretär Dr. Delbrück (Friedrich Naumann)	316
Die Volksvertretung im Kriege (Friedrich Naumann)	336
Der Vorwurf der Schwäche (Friedr. Naumann)	373
Vom inneren Frieden des deutschen Volkes (Gertrud Bäumer)	453

Parteien, Presse

Die Kriegspresse (David Koch)	178
Die Spaltung der Sozialdemokratie (Wilhelm Heile)	207
Der Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei für Groß-Berlin	214
Kommandogewalt und Parteien (Friedrich Cauer)	222
Was wird aus der Sozialdemokratie? (Friedrich Naumann)	564

Schule

Vor dem Schulkrieg (Wilhelm Schaefer)	195
Halbbildung und Nützlichkeitswahn im höheren Schulwesen (Walther Schotte)	379
Noch einmal: Halbbildung und Nützlichkeitswahn. Zwei Entgegnungen und ein Schlusswort (Erich Hölzl, Prof. Dr. Carl Haug, Walther Schotte)	491

Kirche

Leitsätze über die Zukunftsentwicklung des deutschen Protestantismus (Gottfried Traub)	132
Eine deutsche Reichskirche? (August Pfannkuche)	254

Wirtschafts- und Sozialpolitik

Allgemeines

Die einige deutsche Arbeiterschaft (Anton Erkelenz)	838
---	-----

Landwirtschaft; Lebensmittelfrage

Die gerechte Fleisch- und Fettverteilung (Runo Waltemath)	237
Die Grenzen der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft (Runo Waltemath)	440
Eine Million Tonnen Hafer für die Volksernährung (Wilhelm Böhmert)	567
Die Volksernährung auf der Grundlage des Erntergebnisses (Ferdinand Hoff, M. d. R.)	702
Die deutsche Landwirtschaft im Kriege (Hermann Kösthe)	767

Preisbildung

Kettenhandel (Erich Schairer)	489
Bucherische Marktpreise (Heinz Potthoff)	519
Festlegung oder Selbstregelung der Preise? (Ludwig Herz)	622

Steuern, Finanzen

Kriegssteuern (Wilhelm Heile) . . .	142
Die neuen Steuern (Th. Vielching) . .	159
Die geplante Besteuerung des Verkehrs in Deutschland (W. Vogt-München)	189, 206
Steuerfragen (Raumann) . . .	204
Kriegsgewinnsteuer und Gewinnanteil von Angestellten (Heinz Pothoff) . .	304
Das Steuertrompelt (Ludwig Haas, M. d. R.) . . .	359
Deutschlands Volksvermögen im Kriege (Ludwig Herz) . . .	455
Das Geld bleibt im Lande (Ludwig Herz)	683

Bevölkerungspolitik und Innere Kolonisation

Private Kolonisation (Gottfried Fitt- bogen) . . .	80, 149
Zur Volksvermehrung (Raumann) . .	140
Arbeitslohn und Kinderlegen (Dehring)	145
Die Steuer nach dem Familienstand (Dr. Harinade) . . .	686

Wohnungsfrage

Hausbesitzer und Mieter (Ludwig Herz)	584
---------------------------------------	-----

Sozialgesetzgebung

Zwei Gesetze gegen Verstristung in Sachsen (Otto Koch) . . .	767
Sozialpolitische Fortschritte im Hilfs- dienstgesetz (Friedrich Weinhausen) .	800

Beamte, Staatsarbeiter

Streitrecht der Staatsarbeiter (Johannes Fischer) . . .	193
Leuerungszulagen der Beamten (Arno Joh. Hammer-Altona) . . .	816

Frauenarbeit und Frauenbewegung

Die Frauenfrage im künftigen Deutsch- land (Gertrud Bäumer) . . .	375
Die Notlage in der Berufswahl der Mädchen (Joh. Baescher) . . .	395

Berufswahl, Arbeitsvermittlung

Die Notlage der Berufswahl (Detlef Breiholz) . . .	242
Zur Entwicklung des Arbeitsnachweises (Erich Schairer) . . .	554
Die kaufmännische Arbeitsvermittlung (Erich Schairer) . . .	785

Soziale Bewegung**Sozialpolitik im allgemeinen**

Sozialpolitik im Reichstag . . .	70
Unentbehrlichkeit der Lehrlinge . .	71
Die Arbeiterchaft im neuen Deutsch- land . . .	87
Kriegsgefangenenarbeit . . .	104
Arbeiterchaft und Geist von 1914 . .	103
Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis .	119
Eine sozialpolitisch wertvolle Material- sammlung . . .	119
Hoffnung auf wirtschaftspolitische Ver- ständigung . . .	149
Gemeindebetriebe und Arbeiterfrage .	166
Der Geist von 1914 . . .	166
Das Pflichtbewußtsein der deutschen Ar- beiterchaft . . .	182
Politische Einsicht . . .	199
Arbeiterantwort auf englische Drohungen	215

Arbeiterbelehrung durch den Weltkrieg	230
Eine Kürzung der Ruhezeiten . . .	230
Sparzwang für Jugendliche . . .	230
Arbeiter und Kriegsausgang . . .	278
Sozialpolitik im Reichstag . . .	383
Vom neuen Geist . . .	366
Kriegs- und Volksversicherung . . .	383
Kriegs-Sozialpolitik . . .	430
Dr. Max Hirsch Nachfolger . . .	430
Arbeitergedanken im Weltkrieg . .	464
Zwei freisinnige Führer in Baden . .	464
Der Kaiser an die deutsche Arbeiter- schaft . . .	526
Arbeiterchaft und Krieg . . .	526
Gemeinnützige Rechtsauskunft im Felde	543
Arbeiterstimmung im Kriege . . .	559
Das Arbeiterinteresse an Deutschlands Endsieg . . .	574, 711
Die Kriegswünsche der christlichen Ar- beiter . . .	575
Soldatenabstimmung . . .	591
Der Krieg als Einiger . . .	606
Französischer Arbeitermangel . . .	607
Arbeiterchaft und Kriegsanleihezeich- nung . . .	625
Ein Kriegskongreß der englischen Ar- beiter . . .	625
Arbeiterdank an Uiso Brentano . . .	626
Ein bekannter Arbeiterführer . . .	643
Sozialpolitische Zukunftsaufgaben . .	673
Die Vorbereitung der Friedenswirt- schaft . . .	711
Koalitionsbekämpfung im Kriege . .	727, 775
Dr. Brenner + . . .	727
Die Sozialpolitik nach dem Kriege . .	742
Ein Briefwechsel zwischen englischen und deutschen Gewerkschaften . . .	743

Organisation und Organisationen

Das Genossenschaftswesen im Kriege .	18
Die vier deutschen Bergarbeiterver- bände . . .	51
Organisation der Kleinhändler . . .	120
Ein Reichsauschuß für den Klein- handel . . .	199
Segen der Organisation . . .	278
Freies Vereinsrecht auch für Dienst- boten, Staats- und Gemeinbedienstete	293
Das Jubiläum des Buchdruckerverbandes	366
Die fortschrittlichen Arbeiter und An- gestellten in Rheinland und West- falen . . .	383
Das Koalitionsrecht der Landarbeiter .	415
Zusammenschluß technischer Vereine .	415
Der Wert des Genossenschaftswesens .	415
Der württembergische Landesverband Evangelischer Arbeitervereine . . .	447
Konsumvereinsbewegung im Kriege . .	447
Verbandsbildung im Handel . . .	511
Genossenschaften und Internationale .	527
Laßt euch nicht verführen! . . .	574
Das deutsche Genossenschaftswesen . .	591
Der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands . .	607
Einen „Deutschen Industrierrat“ . . .	743
Ein Zentralverband des deutschen Großhandels . . .	775

Gewerkschaften

Nationalsoziale Gewerkschaften . . .	51
Gewerkschaftslob im Preussischen Land- tag . . .	150
Ueber die gewerkschaftlichen Folgen einer sozialdemokratischen Parteispal- tung . . .	215
Die Hirsch-Dunderbergschen Gewerkevereine	230
Gewerkschaften und sozialdemokratische Spaltung . . .	230, 246
Gewerkschaftsbetätigung in der öffent- lichen Kriegsfürsorge . . .	263
Gewerkschaftlicher Friedenskongreß . .	263
Bernünftige Gewerkschaftsgrundsätze .	348
Gewerkschaftspolitik nach dem Kriege .	367
Gewerkschaften und Ausländerfrage .	399
Die deutschen Gewerkschaften . . .	414

Bravo, Herr Oberbürgermeister . . .	447
Einheitsbestrebungen in den deutschen Gewerkschaften . . .	478
Zwei vielgenannte Gegner der Gewerk- schaftsbewegung . . .	479
Die Annäherung der Gewerkschafts- richtungen . . .	543
Eine gewerkschaftliche Feldzeitung . .	543
Die deutschen Gewerkschaften . . .	574
Die Gewerkschaften und die Kriegs- beschädigtenfürsorge . . .	574
Der Kampf gegen die Gelben . . .	591
Die gewerkschaftliche Abstimmung im Schützengraben . . .	625
Die deutschen Gewerkschaften und der Krieg . . .	625
Ein internationaler Gewerkschafts- kongreß . . .	660
Die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1915 . . .	673
Ein Appell an die aus dem Heeres- dienst entlassenen Gewerkschaftler . .	674
Gewerkschaften und Krieg . . .	727
Zukunftsaufgaben der Gewerkschaften .	759
Ein langwieriger Gewerkschaftsprozess .	775
Keine internationale Gewerkschaftskon- ferenz . . .	791
Die Deutschen Gewerkschaften . . .	791
Gewerkschaftliche Vorbereitung der Ueberführung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft . . .	805
Keine Verschmelzung aller Gewerk- schaftsrichtungen . . .	841
Eine denkwürdige Gewerkschaftssitzung	859

**Kaufmännische Angestellte und Privat-
Beamte**

Die Vereinheitlichung der kaufmänni- schen Gehilfenverbände . . .	542
Angestelltenverhältnisse in Deutschland	607
Die Kriegseinstellungen der Angestellten- verbände . . .	659
Weitere Annäherung der kaufmänni- schen Angestelltenverbände . . .	660
Die Angestellten und der Krieg . . .	743
Einigungsbestrebungen in den Privat- beamtenverbänden . . .	820
Zusammenschluß der kaufmännischen Angestelltenverbände . . .	383, 841

Handwerk

Das deutsche Handwerk im zweiten Kriegsjahr . . .	71
Förderung der Organisation des Hand- werks . . .	215
Genossenschaftliche Bedenken für Hand- werker . . .	511
Zusammenschluß des Handwerks . . .	542
Ein Kriegswunsch des Handwerks . .	726
Lieferungsgemeinschaften im Hand- werk . . .	775

Staatsbeamte und -arbeiter

Arbeitsgemeinschaft zwischen Eisenbah- nern . . .	104
Eisenbahner und Streitrecht . . .	135
Ueber das Koalitionsrecht der Staats- arbeiter . . .	199
Eisenbahnerfürsorge . . .	278
Das Vereinsrecht der Beamtenverbände	293
Beamtenfürsorge . . .	311
Staatsarbeiterwünsche . . .	311
Einigkeit macht stark . . .	399
Engerer Zusammenschluß der deutschen Beamtenverbände . . .	479
Klagen der Beamtenorganisationen . .	542

Frauenarbeit

Die Reichsorganisation der deutschen Hausfrauen . . .	18
Deutsche gewerkschaftliche Frauen- zeitung . . .	33

Eine ernste Warnung	119
Ueber Frauenarbeit im Kaufmanns- beruf	311
Die Frau im öffentlichen Dienst	311
Geflünnen der Gewerbeaufsicht in Preußen	527
Frauenarbeit im Kriege	673
Weibliches Ueberangebot im Kauf- mannsberuf	691
Frauen im Bergbau unter Tage?	691
Die Ausdehnung der Frauenarbeit	711
Keine Frauenarbeit unter Tage	759
Heeresverwaltung und Frauenarbeit	759
Heimarbeiterinnen und Krieg	859

Baugewerbe

Tariffschwierigkeiten im Baugewerbe	135
Um den Reichstaxi im Baugewerbe	182
Erfolgreiche Einigungsverhandlungen	349
Die Bautätigkeit im Kriege	511

Arbeitsnachweise

Neue Vorschläge zur Regelung des Ar- beitsnachweiswesens	293
Der Ausbau der Arbeitsnachweise im Deutschen Reich	414
Parteiliche, nicht unparteiliche Arbeits- nachweise	511

Kriegslöhne und -tarife

Dienstvertrag und Krieg	51
Die ortsüblichen Tagelöhne für 1916	151
Vorbildlich	246
Kriegslöhne	349
Die Erhöhung der Pfändungsgrenze	673
Kriegsarbeitelöhne in Berlin	760
Wahrung der Tarifgrenze im Kriege	791

Statistische Feststellung der Kriegs- löhne	820
--	-----

Arbeiter und Unternehmer

Arbeitgeberorgen und Arbeiterhoffnun- gen beim Jahreswechsel	33
Falsche Unternehmerstimmung	150
Solidarität von Arbeiter- und Arbeit- geberinteressen	183
Die Herren der Burg	215
Ein vorbildlicher Fabrikbetrieb	246

Arbeiterchutz und -versicherung

Krankenversicherung der Heimarbeiter	711
Vermögensverwertung der Alters- und Invalidenversicherung	501
Arbeiterchutz im Kriege	311
Rente und Arbeitspflicht	135

Soziale Kämpfe

Baldige Errichtung eines Reichseini- gungsamtes	103
Schiedshof	135
Gute Erfahrungen	312
Ein schnell beendeter Streit	326
Streiks und Aussperrungen im Kriege	447
Kein Generallstreik im Kriege	495
Ausdehnung der Schiedshöfe für die Kriegsindustrie	575
Verständigung tut not	691

Bevölkerungspolitik

Kinderreichtum und Bevölkerungspolitik	349
Fürsorge für kinderreiche Familien	659
Die Sterblichkeit während des Krieges	775

Wohnungspolitik

Gewerkschaften und Kleinwohnungs- fürsorge	103
Wohnungsfürsorge im Reichstage	311
Dringliche Wohnungsmassnahmen	542
Eine Wohnungsnot nach dem Kriege	820

Kriegswirtschaft und Kriegsfürsorge

Selbsthilfe im Kriegswirtschaftsleben	18
Eine vorbildliche Kriegsbeschädigtenfür- sorge	34
Friedensfürsorge für Handwerkerkrieger	34
Gerechte Verteilung der Heereslieferun- gen	34
Kleinhandelsbestrebungen im Kriege	51
Staatshilfe für zurückkehrende Mittel- standskrieger	87
Wichtige Kriegswirtschaftsziffern	199
Eine vorbildliche Fürsorge für Kriegs- teilnehmer	215
Kriegsfürsorge für arbeitslose Textil- arbeiter	246
Unternehmerverbände und Kriegsbe- schädigte	246
Kleinhandel und Politik	278
Kriegszulagen für untere Beamte	294
Kriegsteuerung und Lebenshaltung	325
Einigungsbestrebungen im Kleinhandel	349
Kriegstagung der Verbraucher	430
Organisationswünsche im Kleinhandel	479
Die Ästen und das Kriegswirtschafts- leben	495
Angemessener Gewinn	527
Die Lebenshaltung in Krieg und Frieden	591
Massenspeicherung und Arbeiterschaft	643
Eine neue amtliche Anerkennung	673
Kriegspreise	711
Die Mitwirkung der deutschen Arbeiter- schaft	791
Ueble Erfahrungen	820

Literarischer Teil

Geisteswissenschaftlicher und literarischer Teil

Ethische Fragen zum Kriege

Der rechte Blick für die Größe der Zeit (Martin Havenstein)	29
Vaterland und Menschheit (Wilhelm Doppeide)	93
Der Sinn und die Gestalten des Krieges (Walter Schotte)	133
Phantasie versus Conjunction (Lili du Bois-Reymond)	165
Das große Maß (Peter Wahr)	569
Die Pflicht zu leben (Gertrud Bäumer)	802
Das dritte Kriegsweihnachten (Ernst Troeltsch)	834
Das Fest des Kindes (Gertrud Bäu- mer)	839
Lacht uns Schwestern kein! (Berta Gradenwitz)	855
Das Unzerstörbare (Gertrud Bäumer)	855

Philosophie der Geschichte und Politik

Staatenwürde (Walter Schotte)	58
Vom Sinn der deutschen Geschichte (Georg Ruker)	116, 130
Militarismus als Wille zur Form (Richard Goldberg)	179
Die deutsche Geschichtswissenschaft und die modernen Bedürfnisse (Friedrich Reincke)	223

Materialistische Weltgeschichte? (Fried- rich Raumann)	701
---	-----

Theorie der Volkswirtschaft

Die Wirtschaftspolitik der Militärstaaten (Friedrich Raumann)	172
Wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit (Lud- wig Herz)	507
Gemeinwirtschaft (Franz Oppenheimer)	751

Religionswissenschaft

Friedrich Raumanns Briefe über Reli- gion (Arthur Tilius)	724
--	-----

Geschichte

Lujo Brentano und die akademische Jugend (Julius Lubeck)	177
Gustav Freytag, Herzog Ernst von Ro- burg und der Reichsgebanke (E. Beck- mann)	461, 474
Nikolsburg. Zum 27. Juli (Theodor Heuß)	487
Zum 50. Gedenktag des Prager Frie- dens (A. D. Ritter von Terzi)	552
Ein Gedenktag (Martin Wend)	722
Freiherr v. Brud, ein Vorkämpfer Mitteleuropas (Walter Schotte)	753
Eine geschichtliche Erinnerung (Bruno Ablass)	848
Paul de Lagarde (H. Mülert)	853

Literaturgeschichte

Heinrich Versch, der Sänger des deut- schen Krieges (Julius Bab)	15
Der Dichter Oscar Wöhrl (Hans Har- bed)	147
Lieder aus dem Felde (Karl Rid)	148
Marie von Ebner-Eschenbach (Gertrud Bäumer)	196
Shakespeare und Cervantes (Theodor Heuß)	257
Wie Georg Heym diesen Krieg sah (Paul Jech)	364
Das Soldatenlied (Otto Doberer)	413
Der Lebenstag eines Menschenfreundes (Karl Muthesius)	508
Der Ademann und der Tod (Paul Schubring)	602
Mag Jungnickel (A. de Nora)	605
Ein altheutisches Krippenspiel (Paul Schubring)	840

Geschichte der Architektur und der bildenden Künste

Hundert Jahre Weimar (Paul Schu- bring)	99
Der Dom von Jerichow (Paul Schubring)	555
Langermünde (Paul Schubring)	573
Die Galerie Erich Cüpper in Aachen (S. D. Gallwitz)	623
Zur neuen deutschen Kunst (Richard Ja- mann)	654, 669, 708, 722, 741, 756, 769

Traians Siegesdenkmal am Traians-	
wall (Paul Schubring)	668
Kloster Hirsau (Paul Schubring) . .	789
Ein Luther-Bild für 1917 (Friedrich	
Raumann)	805
Soefft (Theodor Heuß)	817

Ruf

Hans Pögnier über seine Kunst (Paul	
Jchorlich)	65
Volkslied und Tonkunst in der Gegen-	
wart (S. D. Gallwih)	161
Knabenchorkonzert 1916 (Bertha Duen-	
sing)	163
Weingartner redivivus (Paul Jchorlich)	260
Die Auferstehung der Glocken (S. D.	
Gallwih)	275
Max Reger (S. D. Gallwih)	344
Beethoven im Gespräch (Albrecht	
Schaeffer)	425
Die Tonkunst in der Kirche (S. D. Gall-	
wih)	556
Biblische Opern (S. D. Gallwih) . . .	707, 787

Kultur- und Kunstpolitik

Deutsches Warenbuch (Otto Ernst Sutter)	66
Kriegerdank-Stätten (Leberecht Mige)	82
Noch einmal Heldenhaine (S. D.	
Gallwih)	83
Zum Kampf gegen die Kriegschund-	
literatur (Detlef Breiholz)	84, 98
Romain Rolland und wir (Hermann	
Barge)	209
Deutsche Mode und Volkswirtschaft	
(Ludwig Herz)	227
Kriegstheater (Julius Bab)	290
Die deutschen Volksbücher (Richard Rieh)	397
Kulturfritik und volkswirtschaftliche Tat-	
sachen (Gertrud Bäumer)	478

Erzählungen, Skizzen

Volkskinder (Helene Voigt-Diederichs)	30
Der weiße Berg (Rudolf Michael) . .	101
Wenn das Eis lichtet (Svend Fleuron-	
Kopenhagen)	147
Karl Hake (Hugo Bach)	197

Das goldene Bild (Helene Voigt-Diede-	
richs)	244, 261, 275
Wir zu Hause (Bertha Duenfing) 324, 345,	
365, 381.	
Erlebnis (Alfred Aneher)	462
Dicht hinter der Front (Paula Rind) .	476
Das „große Ostern“ (* * *)	522, 538
Brat (Helene Voigt-Diederichs) . . .	640, 656
Von den drei Königen (Krafft Albrecht)	858

Gedichte

An meinen Bruder, der in Litauen fiel	
(Kurt Arnold Findeisen)	32
Oesterreichische Patrouille (Albrecht	
Schaeffer)	49
Kriegsmittelmacht (C. B. Lamen) . . .	68
Einsamkeit (Karl von Eisenstein) . .	68
Evangelienbuch (Paula Rind)	102
Nächtliche Reiterpatrouille (Rudolph	
Rieth)	134
Sprechsaal. Private Kolonisation?	149
Uferlicht (Leo Sternberg)	213
Heervolk (Leo Sternberg)	213
In Rußland (Friedrich Glum)	229
Das ist die Zeit (Irene Liebau)	310
Frühjahr 1916 (Albrecht Schaeffer) .	310
Friede (Erich Franz)	324
Totentanzgemälde 1916 (Albrecht	
Schaeffer)	347
Du (Gedicht)	383
Lauffpruch (Otto Doderer)	412
Der Don Quixote (Frik Alfred Zimmer)	429
Anmahnung (Robert Walther)	429
Der Einsamen (Anja v. Mendelssohn)	463
Reisendes Kornfeld 1916 (M. A. Kunke)	477
Dem Göttlichen ein Lied (Johann	
Warnten)	477
Nach zweimal Jahr und Tag	
(C. B. Lamen)	511
Im Rußland (Rudolf Michael)	541
Die Glocke von Riga (Robert Walter)	590
Gefang der Männer im Schützengraben	
(C. B. Lamen)	590
Mostau 1812 (K. Mehnert)	605
Stadt im Abend (Karl Bröger)	624
Der mobile Rußbaum (Leo Sternberg)	624
Kampfabend (Hans Bauer)	658
An meine Mutter (Otto Doderer) . .	671
Nacht in Rußland (Ernst Simmel) . .	710
Sub specie aeternitatis (Ernst Sim-	
mel)	742
Einem Toten (Margarete Sachs) . . .	804
Hölberlin (Chr. Trändner)	857

Traubs Andachten

Furchtlos	17
Das Unwägbar	33
Reidlos	50
Lernen	68
An Friedrichs des Großen Denkmal . .	85
Ein altes Lied	103
Wandlung	118
Die Seele	134
Vor Verdun	149
Unter Sternen	165
Der Mann	182
An meinen Konfirmanden	198
Barmherzigkeit	213
Frühling	229
Freundschaft	245
Zukunft	263
Entscheidungen	277
Am Pflug	292
Begeisterung	310
Tulpen	325
Beten	348
Kinder	366
Geist	382
Rechtshaberei	399
Die richtige Uhr	412
Päpste	429
Heimgekehrt	446
Troßig	463
Altertümer	478
Gebet beim Beginn des dritten Kriegs-	
jahres	495
Die Kurzsichtige	510
Verdächtigung	526
Flieger	541
Weltengang	558
Blitzfeuer	574
Ohne Wankelmüt	590
Die Kake	606
Bunderwelt	625
Adel	642
Wenn der Tag kommt	659
Menschengröße	671
Tat	690
Das Unverbiente	710
Boelde tot!	726
Toni	742
Sieben Tage	759
Soldatentod	774
Die Risikutigen	790
Steifhalten	804
Sehnsucht	819
Freude	841
Jahresabschied	859

Die Hilfe erscheint Donnerstag, 6. Januar, der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Einzeljahrespreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungshalter des Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lügen 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8683. Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 41 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung angenommen. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Unsere Bundesgenossen und wir. — **Gottfried Traub:** Zur neuen Papstrede. — **Wilhelm Heile:** Die innere Politik nach dem Kriege. — **Dr. Paul Rühlmann:** Die Kirche in Frankreich. — **Prof. Dr. Oskar Rende-Wien:** Triest und die Triester Frage. — **Julius Bab:** Heinrich Verch, der Sänger des deutschen Krieges. — **Gottfried Traub:** Furchtlos. — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Naumann / Kriegschronik

Montag, 27. Dezember.

Während der Weihnachtsfeiertage hat es allerlei kleine Gefechte bei La Bassée, in der Champagne, in den Vogesen, bei Dinaburg und an der Strypa gegeben, doch ist nichts Größeres vorgekommen, weil besonders im Westen das Regenwetter den Kampf lähmte. Die Italiener machten an den Nordhängen des Monte Altissimo (nördlicher Teil des Monte Baldo) einen vergeblichen Angriff.

Von größerer Bedeutung ist der Vormarsch des Scheiks der Senussen in der Richtung auf Aegypten. Der Hafen von Solum, den die Engländer erst vor einigen Jahren in Besitz genommen haben, ist heute in den Händen der mohammedanischen Eingeborenen, ebenso wie die Dase Siva. Bei Matruh, auf dem Wege zwischen Solum und Alexandrien, sind die Engländer von den muselmanischen Kriegern zurückgeschlagen worden. Gesamtbeute der Angreifer: Zwei Feldkanonen, viel Artilleriemunition, zehn Automobile, von denen drei gepanzert sind. Es ist möglich, daß die mohammedanische Welt in Nord- und Mittelasien nun wirklich in Bewegung gerät.

In Persien soll von England ein Ultimatum gestellt worden sein, um Persien zur bestimmten Stellungnahme zu drängen. Infolge dieses Schrittes ist der bisherige national-persische Ministerpräsident entlassen und an seiner Stelle ein Prinz Ferman Ferman mit der politischen Leitung betraut worden. Das Reutersche Bureau bezeichnet diesen Vorgang als großen diplomatischen Sieg des Biederbandes. Wie es sich in Wirklichkeit verhält, ist uns hier völlig unbekannt.

Die Pariser lutherische Synode hat gegen angebliche übertrieben nationalistische, unchristliche und unmenschliche Äußerungen deutscher evangelischer Theologen protestiert. Die Namen dieser Männer werden meist verstümmelt wiedergegeben, die betreffenden Äußerungen sind so nicht gefallen, und wunderbar ist nur, daß man sie für echt halten konnte. Der Ursprung des Schweinels ist uns unbekannt; viel wichtiger und bedenklicher aber als dieser Protest der wenigen Pariser Lutheraner ist die religiöse Umhüllung, die führende französische Katholiken in Schriften, die sie auch im Auslande verbreiten (la guerre allemande et le catholicisme usw.) und sonst ihrem Hass gegen Deutschland geben, ohne daß die päpstliche Kirchenleitung etwas dagegen tun kann oder

will; die katholische Kirche erscheint jetzt oft kaum internationaler, als der größtenteils landeskirchlich organisierte Protestantismus.

Dienstag, 28. Dezember.

Bei Eröffnung des bulgarischen Parlamentes hat König Ferdinand in einer Thronrede den Engländern und Franzosen vorgeworfen, daß sie zur Schande der Freiheit und Zivilisation, für die zu kämpfen sie vorgeben, den Bedrängern Mazedoniens geholfen hätten. Er versichert die Türken der dauernden Freundschaft des bulgarischen Volkes.

Die von Gallipoli abgefahrenen englischen Truppen sind teilweise in Alexandrien angekommen. Der übrige Teil soll erst in Saloniki neue Uniformen und Ausrüstungen erhalten. Der Ausbau Salonikis zu einer Festung ersten Ranges macht den Griechen immer größere Sorge. Die griechische Regierung verbietet, wie man hört, die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Lande nach Saloniki, was von englischer Seite als ein Mangel an wohlwollender Neutralität bezeichnet wird. Bulgaren und Deutsche stehen noch immer unbeweglich an der Grenze und warten offenbar auf den Zeitpunkt, wo sie einmarschieren können, ohne damit die griechische Neutralität zu stören. Man sieht, wie einseitig diese Zwangsneutralität wirkt! Man darf nie vergessen, daß das Mißtrauen zwischen Griechen und Bulgaren alt und tief ist.

Mittwoch, 29. Dezember.

Durch das Wolffsche Telegraphenbureau wird unter der Überschrift „Friedensgedanken“ ein Aufsatz der „Neuen Zürcher Zeitung“ verbreitet, der die Ansichten unterrichteter deutscher Kreise wiedergeben soll. Obwohl nun am Schluß dieser Veröffentlichung ausdrücklich erklärt wird, daß es sich nicht um einen von deutscher Seite ausgestreckten Friedensfühler handle, so bleibt doch die Tatsache der allgemeinen Verbreitung gerade dieses Aufsatzes durch das deutsche Telegraphenbureau auffällig genug in einer Zeit, in der sonst über Friedensziele noch nicht gesprochen werden darf. Die Hauptfragen sind: Belgien soll unter gewissen Abhängigkeitsbedingungen selbständig erhalten werden; Frankreich erhält die okkupierten Gebiete zurück und tritt seine finanziellen Forderungen an Rußland zugunsten Deutschlands ab; Russisch-Polen soll unter einem deutschen Fürsten in ähnlicher Weise wie Belgien selbständig gemacht werden; Italien verzichtet auf die besetzten türkischen Inseln; Bulgarien erhält die von ihm gewünschten Gebiete Serbiens; Albanien wird wieder einmal selbständig; über Rumänien und Griechenland läßt sich noch nichts sagen. — Da in Deutschland die Aussprache über Kriegsziele noch nicht freigegeben ist, ist es auch uns unmöglich, über den hier zugrundeliegenden Gedanken selbständiger neuer Nebenstaaten unsere Meinung auszusprechen. Daß es sich um eine Art deutschen Regierungsprogramms handle, ist sehr unwahrscheinlich.

Die russischen Weihnachtsangriffe an der kaukasischen Front sind stärker gewesen, als wir bisher gewußt haben. Trotz ungeheuren Aufwands an Munition und Menschenopfern ist aber dem Feinde bis jetzt ein Durchbruch durch unsere Front nicht gelungen. Acht Sturmangriffe sind abgewehrt.

Ministerpräsident Radoslawow erklärte in der bulgarischen Kammer: Die Grenzen Bulgariens werden sich bis dahin erstrecken, wohin die bulgarischen Soldaten vordringen. Auch Mo-

nahtir wird bulgarisch bleiben. Bulgarien wird an Oesterreich-Ungarn grenzen. Die Frage der Engländer und Franzosen wird in endgültiger Form in einigen Tagen entschieden werden.

Wenn man englischen Meldungen glauben darf, so erhebt sich im Süden Chinas eine aufständische Bewegung gegen Quanschitai, weil er seinen Eid als Präsident der Republik gebrochen habe.

Donnerstag, 30. Dezember.

Der Präsident der Bremer Handelskammer, Alfred Lohmann, macht wertvolle Mitteilungen über die Folgen des englischen Absperrungssystems: Die Engländer haben auf Grund eines Gutachtens von dem englischen Prof. Ramsay die Einfuhr von Baumwolle gesperrt, weil Baumwolle zur Erzeugung von Munition unentbehrlich sei. Inzwischen ist festgestellt, daß auf Grund eines neuen Verfahrens seit acht Monaten nicht ein Kilo Baumwolle mehr für Pulverfabrikation verarbeitet worden ist. An die Stelle der Baumwolle ist ein Zellstoff getreten, den unsere Wälder reichlich liefern und der so gut wirkt, daß auch nach dem Kriege die deutschen Munitionsfabriken keine Baumwolle mehr kaufen werden. Die künstliche Herstellung von Salpeter ist soweit gediehen, daß Deutschland in einiger Zeit ein Ausfuhrland wird werden können, was einer Schädigung Chiles durch die englische Maßregel gleichkommt. Auch die Herstellung des Kampfers, der früher aus Japan bezogen wurde, ist so gefördert, daß eine neue Industrie gewonnen zu sein scheint.

Im englischen Ministerrat machte Asquith Mitteilung darüber, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England notwendig sei. Die Mehrheit der Minister schloß sich dieser Erklärung ohne weiteres an. Daraus folgt, daß auch die beiden Häuser des Parlamentes ohne Zweifel mit großer Mehrheit ihre Zustimmung geben werden. Wie stark die Gegenströmung sich äußern wird, läßt sich noch nicht vorhersehen. England tut damit den entscheidenden Schritt zum Landmilitarismus.

An der südöstlichen Front sind erneute russische Angriffe zurückgewiesen worden, insbesondere am Brückenkopf von Budzanow an der Strypa; 900 Gefangene.

Die japanische Regierung wird von der Opposition angegriffen, weil sie den Londoner Vertrag des Vierverbandes, keinen Sonderfrieden zu schließen, unterzeichnete, ohne vorher den Staatsrat befragt zu haben. Wir unsererseits haben kein besonderes Bedürfnis, mit Japan allein einen zeitigeren Frieden zu schließen.

Freitag, 31. Dezember.

Am letzten Tag des alten Jahres wird die österreichisch-ungarische Antwortnote an die nordamerikanische Regierung veröffentlicht. Dabei erfährt man den Vorgang der Versenkung des Schiffes „Ancona“ nach dem Bericht des Kommandanten des österreichischen Unterseebootes. Es ergibt sich daraus, daß die Hauptschuld am Untergange vieler Passagiere beim Kommandanten der „Ancona“ und bei der Schiffsbemannung liegt, welche sich zuerst in die Boote zu retten suchte, ehe sie für das Leben der Passagiere sorgte. Da aber trotzdem fraglich sein kann, ob der österreichische Kommandant bei der Schwierigkeit des Falles genau das getan hat, was den internationalen Gewohnheiten und seiner eigenen Instruktion entsprach, so teilt die österreichische Regierung mit, daß er „wegen Ueberschreitung seiner Instruktionen gemäß den hierfür geltenden Normen bestraft wurde“. Gleichzeitig erklärt sich die k. k. Regierung für bereit, geschädigte amerikanische Bürger schadlos zu halten, „auch wenn sich der Ersatz auf solche Schäden erstreckt, deren unmittelbare Ursache nicht festgestellt werden kann“. — Die österreichisch-ungarische Regierung hat damit das Äußerste getan, was sie überhaupt tun kann. Mitteleuropa will natürlich durchaus keinen Krieg mit den Vereinigten Staaten haben; es würde aber gut sein, wenn die Vereinigten Staaten ihre überseeische Sicherheit und Macht nicht einseitig zu unserem Schaden in die Waagschale legen wollten.

In Griechenland beschwert man sich darüber, daß die Franzosen eine kleine Insel Castellorizo an der Südwestküste Kleinasiens mit 500 Mann Marineinfanteristen besetzt haben. Die

griechische Regierung hat wegen dieser Vergewaltigung in Paris auf das energischste protestiert. Im Grunde sollte sich Griechenland nicht wundern, daß nach so vieler schon bewiesener Nachgiebigkeit die Franzosen und Engländer glauben, sich diesem neutralen Staate gegenüber alles leisten zu können.

Sonntag, 1. Januar.

Ein neues Jahr, eine neue Jahresrechnung, kein wesentlich neuer Zustand! Wir lesen Paul Gerhards altes gutes Neujahrslied „Nun laßt uns gehn und treten“ und sind ergriffen, wie sehr dieser im 30jährigen Kriege entstandene Bittgesang auf unsere Tage paßt. Allerlei Gedanken darüber, welche innerpolitischen Wendungen das neue Jahr bei allen kriegführenden Völkern bringen wird.

Eine der größten Veränderungen in der Völkergeschichte überhaupt würde der Uebergang Großenglands zum Landmilitarismus sein. Noch steht er als Gesamtproblem nicht auf der Tagesordnung, aber man wird nicht leugnen können, daß die Einführung eines allmählich steigenden Wehrzwanges in Großbritannien sehr wahrscheinlich später eine Umgestaltung der Verhältnisse aller angelsächsischen Kolonien einschließlic Nordamerikas nach sich ziehen wird. Die englischen Staatsmänner haben das Wort Zerstörung des deutschen Militarismus zu sehr im Munde geführt, um nun leichten Kaufes davon loszukommen. Will England eine dauernde Landmacht großen Stiles werden, so muß es Kanada, Kapland und Australien irgendwann mit in den militärischen Zwang hineinziehen. Das ist keineswegs unmöglich, da in den Kolonien eine wachsende, gesunde Bevölkerung wohnt, aber es hat die Mitbeteiligung der Bürger des Gesamtreiches an der großenglischen Politik zur Folge. Diejenigen englischen Kreise, die sich jetzt gegen die Anfänge des Wehrzwanges wenden, haben ein Gefühl von der möglichen Fernwirkung dieser Maßregel.

Der Deutsche Kaiser veröffentlicht einen Erlaß an Heer, Marine und Schutztruppen, in dem er die Heeresangehörigen mit dem Wort Kameraden anredet: „So schreiten wir denn in das neue Jahr, vorwärts mit Gott zum Schutze der Heimat und für Deutschlands Größe.“

Allem Anschein nach wird die für den Januar in Aussicht gestellte englische Anleihe von 8 Milliarden Mark nicht ausgegeben werden, damit nicht nach dem Mißerfolg der französischen „Giegesanleihe“ etwas Ähnliches in England vorkomme. Der Finanzminister Mac Kenna will fünfprozentige Schatzscheine ausgeben, die 1920 rückzahlbar sind. Er rechnet darauf, daß sie vielfach von Amerikanern gekauft werden.

Sonntag, 2. Januar.

Was wird wohl in China vor sich gehen? Englische und russische Berichte melden von ernsthaften und revolutionären Unruhen und beschuldigen die Deutschen, den Kaiserplan Quanschitais zu unterstützen. Sehr unwahrscheinlich, da es für uns nähergelegene Aufgaben gibt. Quanschitai soll 30 Millionen Dollar Bargeld zur Verfügung haben, eine für ostasiatische Verhältnisse sehr große Summe.

Der militärische Mitarbeiter der „Zürcher Post“ macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Uebergang vom Freiwilligenystem zum Zwangssystem in England nach den bisher durchgeführten angestrengten Werbungen die Folge haben werde, daß nun die Zwangsrekrutierung fast nur noch Männer erfasse, die dem Kriegsdienst bisher mit bewusster Absicht aus dem Wege gegangen seien. Das sei ein sehr schwer zu behandelndes Rekrutenmaterial. Auch fehlen die Ausbildungsoffiziere.

Auf Befehl des Generals Sarraill sind der deutsche, österreichische, bulgarische und türkische Konsul in Saloniki verhaftet worden. Die griechische Regierung hat protestiert. Die Telegraphenverbindung zwischen Athen und Mitteleuropa, die einige Tage gestört war, ist wieder offen. Aufgefangene Briefschaften der Mitglieder der englischen Gesandtschaft in Athen vom 25. bis 28. November werden von Wien aus veröffentlicht, um der Welt zu zeigen, mit welcher Hoffart von den englischen

Diplomaten über Griechenland und seinen König gesprochen wird. Der Sekretär der Gesandtschaft schreibt beispielsweise: „Meiner Ansicht nach wäre es am besten, den König von seinem Thron zu verjagen und Venizelos zum Präsidenten der hellenischen Republik auszurufen. . . Unglücklicherweise ist der König in dem größten Teile der Armee sehr populär.“ Die Griechen werden als verächtliche kleine Rasse bezeichnet, der König als starrköpfiges Tier.

Zwischen Malta und Suez ist der englische Postdampfer „Persia“ versenkt worden. Nur ein Teil der Passagiere wurde gerettet. Wieder sind einige Amerikaner dabei. Ohne sie fährt wohl kein großes englisches Schiff mehr aus.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 27. Dezember.

Sonst waren die Zeitungen an diesem Tage ereignislos, heute ist es nicht ganz so. Saloniki, rumänische Senatsverhandlungen, Sturz der persischen Regierung — dem westöstlichen Zug aller Gedanken setzen die stillsten Tage des Jahres keinen Einhalt.

Aus der Weihnachtsansprache des Papstes an die Kardinäle werden Worte vorwurfsvoller Klage mitgeteilt über die „maßlose Hartnäckigkeit“, mit der der Krieg fortgesetzt wird.

Nein, in diesem Jahre gibt es eigentlich keinen Einschnitt; alles drängt weiter in einem Zustande, in dem auch gar keine „Jahresbilanzen“, Zusammenfassungen, Ausblicke möglich sind, und jeder von uns ist ganz und gar Welle im Strom — nicht Zuschauer am Ufer.

Wir sahen am Abend im Freundeskreis die Kriegsbilder von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel, in der vom Verlage Troihsch herausgegebenen Mappe. Sie sind überwältigend dadurch, daß nichts von grauenvoller Tatsächlichkeit beschönigt und ausgelassen ist und doch keine einzige Einzelheit rein als blutige, nervenerstütternde Sensation wirkt. Es ist alles mit starker Seele gesehen, die im Furchtbarsten ein Großes, die Majestät eines ungeheuren Schicksals erfährt, und mit einer Kunst gestaltet, die alle schauerlichste Wirklichkeit, alle stoffliche Willkür der Vernichtung noch zum Ausdruck sieghafter geistiger Mächte zu formen weiß. Kein bloßes Hinstarren des Entsetzens; sondern ein feierliches, trauerndes Aufschreien von Geschehnissen, die zu groß sind, um darüber zu weinen. Niemals ist mir so wesenhaft geworden, wie der Krieg ertragen und geistig bezwungen werden muß.

Dienstag, 28. Dezember.

In der sozialdemokratischen Presse selbstverständlich lebhaft Besprechung der Sezession der Zwanzig im Reichstag. Wolfgang Heine sagt in den „Sozialistischen Monatsheften“ wiederum kräftig das Selbstverständliche: „Nichts schädigt die Friedensmöglichkeit so sehr, als was bei den Feinden den Gedanken erweckt, Deutschland wäre innerlich zerrissen und deshalb nicht mehr fähig, langen Widerstand zu leisten oder, was die umgekehrte Vorstellung hervorruft, Deutschland wolle einen brutalen Unterdrückungs- und Eroberungskrieg führen. Beide Auffassungen würden aber im feindlichen Ausland erweckt werden, wenn die Reichtagsfraktion die weiteren Mittel zur Landesverteidigung verweigert hätte.“ Selbst, daß der politische Wirklichkeitsinn für das volle Erfassen des Begriffs „Feind“ — überhaupt das Erfassen des Kriegszustandes und seiner psychologischen Bedingungen nicht reicht. Man steht ja daselbst auch bei manchen Frauen, die krampfhaft und unbelehrbar an diesen Tatsachen vorbeiziehen wollen!

In Berlin werden vom 1. Januar ab Kleinhandelshöchstpreise für Gemüse eingeführt, die über den Reichshöchstpreisen stehen. Die Einführung der Reichshöchstpreise hätte in Berlin ohne Zweifel eine Entblößung des Marktes zur Folge gehabt, schon die Aussicht darauf wirkte warenvertreibend.

Wer seinen Mitmenschen in Berlin liebhat, schickt ihm Butter. Es wird sich in diesen Wochen akuten Buttermangels ein ganzes freundschaftlich-privates Zufuhrsystem entwickelt haben — das

übrigens schon wieder eingeschränkt werden kann.

Indem ich solche und ähnliche Wirtschaftstatistiken hinschreibe, kommt mir immer wieder der Gedanke, ob nicht die Heimatchronik gegen die gute Sitte sündigt, daß man vom Essen nicht spricht. Wir sprechen heute alle vom Essen, und jeder wundert sich selbst gelegentlich, wieviel er's tut — nein, wir sprechen nicht vom „Essen“, sondern von der „Volksernährung“, das ist ein sehr großer Unterschied. Aber es kann auch davon zuviel geredet werden, und vor allem zu kleinlich.

Mittwoch, 29. Dezember.

Aus einem Vortrag des Präsidenten der Bremer Handelskammer: . . . seit acht Monaten ist in der deutschen Pulverfabrikation kein Kilo Baumwolle mehr verarbeitet worden; es ist gelungen einen Zellstoff herzustellen, der sich besser eignet. Herr Ramsay, dessen Gutachten den Engländern mit der Hoffnung schmeichelte, durch die Erklärung der Baumwolle zur Bannware unsere Munitionsherstellung lahmlegen zu können, muß umlernen. Ebenso ist eine Kampferherstellung gefunden, die uns ermöglicht, auch ohne das amerikanische Terpentinöl auszukommen. — Eine im Verlag von Enke (Stuttgart) erschienene Urkundensammlung: „Englands Handelskrieg und die chemische Industrie“ enthält interessante Ausprüche englischer Chemiker und Industrieller vom Kriegsstiller Sir Ramsay bis zu den verständigeren und — resignierteren Urteilen solcher Leute, die, wie Tatlock, meinen, daß es am besten sei „auch weiterhin die beste und billigste Ware zu kaufen, gleichviel wo.“

Die Getreideversorgung aus Rumänien ist nun im Gange. Eine halbe Million Tonnen, die gekauft sind und andere schon zuvor deutschen Käufern gehörige, aber noch nicht abtransportierte Bestände werden jetzt durch Ungarn und über die Donau befördert. Zur Ausfuhr sind seitens der rumänischen Regierung zugelassen sämtliche Restbestände der 1914er Ernte und von der Ernte 1915 60 v. H. Weizen (1½ Mill. To.), 50 v. H. Gerste und Hülsenfrüchte und 40 v. H. Hafer.

Eine lange Vorstandssitzung der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik. Immer wieder fällt einem die Schwierigkeit der Abgrenzung des Arbeitsgebiets auf. Eigentlich umfaßt „Bevölkerungspolitik“ die ganze Wirtschafts-, Sozial-, Berufs- und Gesundheitspolitik noch einmal wieder in sich.

Ein dunkler Dezembertag mit schweren Wolken, schneedrohend, wenn es kalt genug wird. Man schreibt ein paar Jahreslußbriefe, und wird dabei bezwungen von dem Gefühl der vollkommenen Undurchsichtigkeit der Zukunft, von der Unübersehbarkeit der weltgeschichtlichen Verkettungen, in die jeder Monat neue Tatsachen hineinschlingt. Bangen? — nein; denn jetzt zeigt uns ja jeder Tag, jeder Mensch, jedes Gespräch, daß es Kräfte gibt, die unerschütterter ertragen, was uns vor dem Kriege unvorstellbar erschien.

Donnerstag, 30. Dezember.

Die Wehrpflicht in England — oder der Entschluß dazu — wird wieder das politische Weltbild einschneidend verändern. Was für eine Zeit werden einmal spätere Menschen brauchen, um das, was in kurzen Tagen über uns hinbraust, als Geschichte zu erfassen.

Bewundete des Düsseldorfster Kieferlazarets haben unter dem Titel: „Und wenn die Trompeten blasen!“ Selbsterlebtes in einem kleinen Bande erzählt, der Freunden des Lazarets als Weihnachtsgabe dargeboten wird. Einfache Kriegserlebnisse, je nach Stand, Bildung und Individualität des Verfassers einsilbig wie ein Schüleraufsatz, schwungvoll wie eine Vereinsfestrede oder mit dem hinter Sachlichkeit verhaltenen Stimmungsgefühl des jungen Intellektuellen. Einzelne Abenteuer und große furchtbare Einbrüche von der Lorettohöhe und von dem Sturm der jungen Regimenter bei Langmarck. Oft die Geschichte der eigenen Bewundung. Ein Mustertier, der die Aprilangriffe auf Ypern mitgemacht hat, beschreibt, wie er durch krepierende Granaten so verschüttet ist, daß nur sein Kopf noch frei ist, wie dann eine neue Granate

ihm Lippen, Zähne, Zunge und Kiefer zerschmettert, und schließt: „Noch heute denke ich mit Freuden an diese Tage, da der Feind sehen mußte, daß wir eine für uneinnehmbar gehaltene Stellung nicht nur erobern konnten, sondern auch zu verteidigen wußten und behaupteten.“ Er ist nicht der einzige, der so empfindet, und das mit den schlichtesten Worten ausdrückt. Das kleine Buch ist wirklich ein Geschenk. Es ist wundervoll, daß diese Männer, deren Wunden uns das Herz schwer machen, selbst wieder noch aus dem Lazarett heraus in ihrer einfachen männlichen Kraft des Ertragens ein Quell des Trostes und der Tapferkeit für andere werden können.

Ein großes Kapitel sozialpolitischer Kriegsfürsorge ist die Versorgung der Textilarbeiter, die durch Rohstoffmangel arbeitslos geworden ist. Davon sind besonders reine Textilgegenden wie vor allem das Königreich Sachsen, manche Teile Schlesiens und Oberfrankens sehr stark betroffen. Die Spitzenindustrie im Vogtlande liegt natürlich danieder, in den Baumwoll- und Kammgarnspinnereien wird wöchentlich nur zwei bis drei Tage gearbeitet, die Strumpfwirkerien arbeiten mit halbem Betrieb, die Hausweberei hat fast völlig aufgehört. Da die Löhne in der Textilindustrie zum Teil an sich sehr niedrig sind, drückt der Ausfall von so vielen Arbeitstagen sie unter das Existenzminimum. Die Unterbringung der Textilarbeiter und -arbeiterinnen in anderen Industrien ist in reinen Textilgegenden nur mit Wohnungswechsel möglich. So hat man 2000 bis 3000 Erzgebirgsarbeiter nach Biele und Lüttich zu Eisenbahnarbeiten gebracht. Solche Verpflanzung ist aber bei den Arbeiterinnen kaum, bei den verheirateten überhaupt nicht möglich. Auch bietet bei der körperlichen Beschaffenheit vieler Textilarbeiter die Ueberführung in Berufe mit schwerer Arbeit sowohl gesundheitliche Schwierigkeiten wie Gefahren für die besonderen beruflichen Fähigkeiten. Im sächsischen Bergbau z. B. hat man die Textilarbeiter aus diesen Gründen nicht lange behalten können. Leichter ist die Ueberführung in andere Berufe in den Gegenden mit gemischten Industrien: z. B. Barmen, dessen Arbeiter zum Teil bei Krupp arbeiten; es sind auch Filialen stark beschäftigter Zigarrenfabriken in Textilarbeitergegenden gelegt worden. Baden, Bayern und Sachsen haben eine einheitliche Regelung der Arbeitslosenunterstützung für Textilarbeiter durchgeführt. Das Reich hilft dabei, indem es den Gemeinden mit überwiegender Textilbevölkerung 66⅔ v. H. und denen mit 50 v. H. Textilbevölkerung 50 v. H. der Unterstützungssumme zahlt. Man hat den Eindruck, daß Behörden und Arbeitgeber ihr Bestes getan haben, um eine durch den Krieg besonders betroffene Arbeiterschicht durchzuhalten, und daß es den Umständen nach auch gut gelingt.

Freitag, 31. Dezember.

Die Silvesternacht ist hier draußen lautlos wie niemals sonst. Um 12 Uhr die Glocken einsetzen, hört man ein paar Schüsse, die — sonst das Signal zu fröhlichem Lärm — jetzt grell und unangebracht die Stille zerreißen, die sich hinter ihnen ohne Echo wieder fest zusammenschließt. Es ist unmöglich, zu fassen und auszusprechen, was hinaufdrängt in diese Stunde aus dem unermeßlich gefüllten Vergangenheitshauch des Jahres 1915. Dies Doppelleben, das wir hier alle geführt haben, so daß einem jetzt Frühling und Sommer, Arbeit und eigene Gedanken traumhaft vorkommen, als wäre alles persönliche Leben nur ein flüchtiges Gewölke um den ragenden Granit der Weltgeschichte gewesen! Und doch daneben zugleich die deutliche Empfindung, als sei auch diese aus millionenfachem Sieg und Tod geballte eiserne Geschichte der Erde nicht das letzte Tatsächliche — als sei das Sein noch immer hinter ihr — eine Strophe aus einem Gedicht von René Schickele geht einem durch den Sinn:

„Was ist Sterben? und was Leben?
Tanz aus Dunkel, Ruhe, Licht und Schall!
Allem Sein zutiefst ergeben,
Lausch' ich ferner Tode Widerhall!“

Sonntag, 1. Januar 1916.

Der Neujahrstag hat trotz allem so etwas morgendlich Frisches, Unbruchhaftes, dem man sich stimmungsmäßig gar nicht entziehen

kann. Man denkt heute morgen ganz von selbst und unwillkürlich an Arbeiten, die vor einem liegen und weitergeführt werden sollen, an die Arbeitsgemeinschaft, in der man steht, an lauter Nahes, Helles, Praktisches.

Die Zeitungen sind auffallend enthalten in den üblichen Betrachtungen, was nur würdig und taktvoll ist. So steht der Gruß des Kaisers an das Heer für sich da, als Zusammenfassung der Verantwortung und Zuversicht, mit der unser Volk seinem Schicksal entgegenschreitet.

Die Silvesternacht ist auch in Berlin still verlaufen. Die Weinstokale sind überfüllt gewesen — es ist den Menschen jetzt ein eigentümliches Bedürfnis, in Massen zusammen zu sein —, aber sie sagten schon in vorhergehenden Ankündigungen, daß die von ihnen vorbereiteten Unterhaltungen der Zeit angemessen sein würden. Das scheint denn auch der Fall gewesen zu sein, wenn man auf diese Art, die Neujahrnacht zu erleben, überhaupt das Prädikat „zeitgemäß“ anwenden will.

Die Reichspost bestellt jetzt täglich 28,8 Mill. Sendungen — gegen 17 Mill. in Friedenszeiten. Davon sind 18,7 Mill. Feldpostverkehr. Dazu stehen 90 000 Angestellte der Post, d. h. ein Drittel des ganzen Personals, im Felde!

Sonntag, 2. Januar.

Die „Vossische Zeitung“ gibt einen „Kriegskurszettel“ heraus, das heißt eine Zusammenstellung der in den beiden Kriegsjahren (1913/14, 1914/15) gezahlten Dividenden. Ein stolzes Zeugnis für die Lebens- und Anpassungskraft der Industrie.

Leider sind die Industriegesellschaften alphabetisch angeführt und nicht nach Zweigen gesondert; aus den Namen läßt sich die Art des Werkes oft nicht ablesen. Nur die Brauereien sind gesondert geführt und zeigen im ersten Kriegsjahr 1913/14, das eigentlich noch kein Kriegsjahr war, eine Durchschnittsverzinsung von 6,7 v. H. — im zweiten Volkriegsjahr eine solche von 7,8 v. H. Im übrigen kann man im einzelnen bestätigt finden, wie manche erst stark erschütterten Industrien sich dann umgeschaltet und das Gleichgewicht wiedergewonnen haben, und relativ wenige ganz Geschädigte übrigbleiben.

Raumann / Unsere Bundesgenossen und wir

Vortrag, gehalten in der Versammlung der „Waffenbrüderlichen Vereinigung“ im Abgeordnetenhaus in Berlin am 11. Dezember 1915.

I.

Wir wollen heute miteinander von dieser Stelle aus einen Gruß hinausenden zu allen unseren Bundesgenossen, einen herzlichen und treuen Gruß der Gemeinschaft in Freud und Leid und in Gefahr bis in den Tod.

Das große Schicksal hat uns zusammengebracht, uns auf eine Planke hingesetzt. Um uns herum wogt es und braust es. Wir haben zusammen durchzuhalten und festzuhalten. Wir haben miteinander dieselben Freuden, von der Nordsee bis ans Ägäische Meer. Wenn irgendwo ein gemeinsamer Sieg gewonnen wird, dann jubelt es ebenso in Hamburg wie in Konstantinopel. Uns gehört miteinander der Kampf an den Grenzen im Westen und den Grenzen im Osten, und Söhne, Brüder, Schwiegersöhne unseres Volkes, Jugend und Mannheit, stehen zusammen mit all den kriegstüchtigen Männern von Oesterreich, von Ungarn, von Bulgarien, von der Türkei bis nach Asien hinein. Das ist ein Zusammenklang!

Wenn es in früheren Zeitaltern Gemeinschaftskriege gab, so waren das oft Kabinettskriege, bei denen zwar die Fürsten gemeinsam gingen, die anderen aber, die Bevölkerungen, nur mit halbem Ohre von diesen Gemeinschaften hörten. Die alten Zeiten mit ihren Söldnerheeren wirkten überhaupt nicht so tief bis in die

Menge der Völker hinein. Jene Kriege der alten Zeit, die uns heute als klein vorkommen wie Vorspiele dieses einen unendlichen Ringens, das in die Mitte gerade unseres Lebens hineingefallen ist, — jene alten Kriege, bei denen das Schlagen und Vertragen noch nahe beieinander lagen, waren nicht Volkskriege, wie wir jetzt einen haben. Auch unsere früheren deutschen Kriege haben nie so sehr bis aus der letzten Stube und Hütte heraus, aus allem Volk, aus allen Schichten alles herausgeholt, was an menschlicher Kraft da ist. Und so wie ihr es bei uns kennt: sie kommen, sie kommen, es erschöpft sich nicht, denn das Vaterland braucht sie: so ist es drüben in Oesterreich und Ungarn, so haben nach harten, schweren baltanischen Kriegen die Bulgaren ihre Mannen wieder aufgestellt — und wir haben gerade in den letzten Wochen gesehen, was sie können —, so haben die Türken aus Europa und aus Asien Hunderttausende und aber Hunderttausende zusammengerufen, so stand die Wehr von Mitteleuropa zusammen als Volk an Volk, nicht als dynastische Sache oder künstliche Diplomatie.

Und wenn wir darum von Bundesgenossen reden, so reden wir von den vielen Söhnen der Völker, die in allen Ecken des Erdteils zusammen sind in Rasse und Schnee, zusammen in der Anstrengung des Wartens und Wachens, zusammen in dem schreckhaften Feuer der modernen Geschosse, zusammen im Sturm, zusammen auch, wenn sie gebrechlich werden, verbunden in Gefahr und Sieg, bei Tag und Nacht. Diese große Gemeinschaft des Heeres soll von uns im Rücken empfunden werden als Gemeinschaft der kämpfenden Völker.

Diese unsere Gemeinschaft ist ein neuer Lebensbund, der jetzt beginnt, anders als manche Bündnisse vor dem Kriege gewesen sind, denn wir hatten auch ein Bündnis, das nicht gehalten wurde, ein Bündnis, das nicht zwischen zwei Völkern gemacht war, sondern zwischen zwei Diplomaten, das abgeschlossen war mit einem Träger der Krone, ohne daß man genau wußte, ob er wirklich die Prokura seines Volkes bis in den Tod hinein hätte. Derartige Bündnisse dauern nach Bismarcks Wort nur so lange, wie die Umstände dauern, unter denen sie geschlossen sind. Wenn aber Völker miteinander ihre Zusammengehörigkeit empfinden lernen und sich austauschen, nicht nur in diplomatischen Notizen, sondern als Menschen zu Menschen über alle Sprachschwierigkeiten und Grenzen hinweg, dann entsteht noch etwas anderes als nur ein geschriebenes Bündnis, dann entsteht das Bündnis der gemeinsamen politischen Weltanschauung und Pflicht, und das, was verstandesgemäß begonnen wurde, wird erst so durch die Völker selber mit Herz und Willen und Opfern fortgesetzt.

Wenn wir darum Bündnisse in Zukunft brauchen — und wir alle brauchen sie, denn nach diesem Weltkriege kann kein Staat mehr allein stehen, da alle Größenverhältnisse sich verschieben —, so müssen es Völkerbündnisse sein. Wenn wir jetzt im Kriege den gemeinsamen Bund der Mächte erleben, die in Mitteleuropa kämpfen, dann muß nun dieser Bund eingeschrieben sein, eingegraben werden bis in die Tiefen der Bevölkerungen. Nicht als wollten wir dabei den Diplomaten in ihre schwierige Arbeit irgendwie störend hineingreifen und hineinreden! Die Diplomaten sind die Solisten der Völkerbündnisse, dann aber erst kommt der große Chor der Männer und Frauen, der Chor von Stadt und Land, der zusammenrauschend bestätigen muß: ihr schreibt es, wir wollen es! Und so wächst jetzt der Bund der Türkei, der Bulgaren, der Ungarn, der Oesterreicher und der Deutschen. Es hat sein sollen, es kommt, es wächst, es ist!

Und nun wollen wir also von diesem Bunde reden, und zwar nicht von dem einseitigen reichsdeutschen Standpunkte aus, daß wir bloß fragen: was nützt uns und was wollen wir? Denn das ist der Tod der Verbände. Es ist der Todeskeim aller Verbände, wenn jeder Teil nur egoistisch an sich denkt und die Lebensinteressen der anderen überhaupt nicht kennt, nicht versteht und nicht berücksichtigen will. Es gibt eine falsche Lehre vom Nutzen in der Politik. Das ist das Rechnen auf den kleinen Nutzen, wie manche Leute auch im Geschäft glauben, sie kommen dann am weitesten, wenn sie immer nur den eigenen Pfennig von einem Tag bis zum anderen berechnen. Wer aber die Entwicklung des menschlichen Lebens mit klarem Auge ansieht in Geschäft und Arbeit,

Volkswirtschaft und großer Politik, der weiß: zum Leben und besonders zur Herstellung lebensfähiger Verbindungen gehört noch mehr als bloß rechnen können; man muß die anderen verstehen, ihre Seele, ihre Verhältnisse kennenlernen und mit ihnen nicht nur äußerlich einen Tarif abmachen, sondern gleichzeitig innerlich einen Bund.

So fangen wir es denn an, sprechen über unsere Bundesgenossen und beginnen dabei im Süden bei den Türken.

Es liegt in der deutschen Vergangenheit, weit zurück hinter uns, eine Periode, wo unsere Vorfahren vor dem Türken drei Kreuze gemacht haben. Wissen Sie, als damals in den Tagen der deutschen Reformation der Türkenpfennig bei uns aufgebracht werden sollte, als 1529 die Türken zum ersten Male vor Wien gestanden haben, als 1683 die Türken wieder vor Wien gewesen sind und im Angesicht des Stephansdomes gekämpft haben, da war die Türkei die erste große Militärmacht des Weltteils, die Macht, von der Dr. Luther sagt: Willst du Ordnung sehen, so gehe zum Türken! Von dieser Zeit an haben wir und die Türken, vor allem die Oesterreicher und die Türken eine lange Reihe von Kämpfen gehabt. Es gibt im Bunde überhaupt niemanden, mit dem man nicht Kämpfe gehabt hat! Sprechen wir auch darüber ganz glatt und offen, desto freier kommt dann das heraus, was wir über die Gegenwart zu sagen haben! Es gehört zur großen Geschichte Oesterreichs, seinen Kampf mit den Türken geführt zu haben. Wenn wir im Deutschen Reiche vor dem Kriege schon bündnistreu auch in dem Sinne gewesen wären, daß wir uns um die Verhältnisse unserer Bundesgenossen besser gekümmert hätten, dann würden auch schon in den vergangenen Jahrzehnten die deutschen Schulen mehr von Prinz Eugen dem ehlen Ritter erzählt haben, als sie es bisher getan haben. Wir haben bisher einen deutschen Schulunterricht gehabt, der sozusagen nur reichsdeutsch im engeren Sinne des Wortes war und der schon die untere Donau kaum kannte. Wir sangen „von der Maas bis an die Memel“, und hörten kaum: „von der Etsch bis an den Belt!“ Wir waren noch nicht eingestellt mit unserer Bildung und Schulung auf unsere neuen Bündnisse und Weltaufgaben, sonst würde uns die ganze Vorgeschichte des Donauraumes, der Balkangebirge, die Vorgeschichte vom Goldenen Horn und darüber hinaus viel anders bekannt und vertraut sein, als sie es in Wirklichkeit ist. Wie ferne Sage rauscht es halbverstanden um uns herum: Türkentriege, Prinz Eugen, Friede von Karlowitz, von Passarowitz! Wer hat denn das jetzt gemerkt, daß das derselbe Ort wieder gewesen ist? Und aus aller dieser Vergangenheit heraus kamen für die Türkei Jahrhunderte des langsame Zurückweichens von ihren europäischen Positionen. Sie haben keine freiwillig aufgegeben, sondern wie sie an der Ischaltalschalinie gestanden haben im vorigen Kriege, so haben sie vorher an der Burg von Ofen gestanden und im slowenischen Istrien und haben der nachdrängenden Macht gegenüber nur langsam Stück für Stück aufgegeben. Die Geschichte hat es gewollt. Aber indem die Türken das taten und erlebten, behielten sie dabei den Kern ihrer militärischen Erziehung und jener inneren Kraft, durch die sie früher die großen weiten Eroberungen gemacht hatten. Diesen inneren Kern alter militärischer Kraft haben diejenigen unserer deutschen Militärs, die mit den Türken in Gemeinschaft gearbeitet haben, stets anerkannt. Zu einem der besten und klassischsten Bücher der deutschen Literatur gehören die Briefe, die Moltke in der Zeit geschrieben hat, da er als junger Offizier im Dienste der Türken gestanden hat. Wenn einer aus einem hocherfahrenen Munde heraus wissen will, wie wir zur Türkei stehen sollen, der nehme noch heute die „Briefe aus der Türkei“ von unserem alten großen Führer in den Kriegen der vorigen Periode. Und es lebt bei den Türken unser Feldmarschall, der dort von der Goltz-Pascha hieß, der jetzt wieder dort ist und den die türkischen Soldaten verehren wie einen militärischen Vater und Freund. Von der Goltz hat uns immer gesagt und verkündet: in denen steckt Metall und Geduld! Und nun haben wir es gesehen und haben zugehört, wie sie erst für die Schwierigkeiten des ihnen unerwartet über den Hals gemorfenen ersten Balkankrieges sich rüsteten und zusammenholten mußten. Wir sahen, wie der Geist der osmanischen Nationalität in diesem alten, breiten Staate jung aufstieg, wie in diesem

Reiche vieler Völker und vieler Stämme die jungtürkische Bewegung einen Anstoß zur Erneuerung der militärischen und auch der bürgerlichen und wirtschaftlichen Kräfte gab, und wie in der Türkei ähnliche Gefühle entstanden aus den Erlebnissen der letzten Jahre, wie sie in Preußen entstanden sind damals vor hundert Jahren in Napoleons Zeiten. Wir erlebten, wie die Türken bald nach Beginn des Weltkrieges den Entschluß faßten, jetzt Weltgeschichte zu wagen und sich nicht mehr gierig umdrängen zu lassen. Wie haben vorher die Botschafter der Großmächte dort in Konstantinopel umeinander herumgeseßten, sozusagen wie die Gläubiger um ein Erbe, das bald fällig sein soll! Wie haben erst die Westvölker mit ihren Kapitulationen die „Franken“ herausgehoben aus der Rechtsgemeinschaft des türkischen Reiches! Wie haben sie mit der Dettë publieque dem Staate dort seine eigene finanzielle Hoheit verkürzt! Und wie standen Großbritannien und Rußland um den türkischen Staat herum, beratend wie zwei Mediziner, die sich fragen, wie lange sie den Kranken noch wollen am Leben lassen!

Gegenüber diesem Zustande machte die osmanische Seele auf: Staat wollen wir wieder sein! Von da an begriffen wir Deutschen den Türken. Der Deutsche Kaiser zwar hat schon in Damaskus im Jahre 1898 mit klugen und großen Worten vorahnend sich als Freund der 200 Millionen Mohammedaner bekannt. Jetzt begreifen erst manche, was in diesen Worten lag. Der Türke weiß, daß er jetzt um sein Dasein kämpft. Wenn es den Engländern und Franzosen gelang, das Marmara-Meer zu erreichen, wenn es den Russen gelang, vom Schwarzen Meer aus bis zur glänzenden Stadt Konstantinopel vorzudringen, dann war eine Weltgeschichtsperiode dort zu Ende, dann war auch für uns der russische Feind nicht mehr der eingekreiste Feind, dann war das Schwarze Meer das Meer der Gegner, dann waren unsere Gedanken an den Orient zusammengebrochen mit der Staatshoheit und Staatsherrschaft der Türkei selbst. So zusammengebrochen auf Not und Gefahr haben die Türken mit ihrem Enver Pascha, dessen wir uns freuen, weil er hier bei uns gewesen ist, wie die Türken sich freuen, weil er jetzt unter ihnen waltet, den tapferen Kampf geführt, und unsere deutschen Offiziere haben sich mit ihnen in Reih und Glied gestellt, Bruder zu Bruder, Deutsche und Türken. So haben sie Gallipoli gehalten in einem unendlich anstrengenden Kampfe, bei einer Verproviantierung, die durch die Verhältnisse der Gegend außerordentlich schwer und hart war, gegenüber allen englischen und französischen Heeres- und Seestreitkräften und technischen modernen Mitteln der Neuzeit, ist es ihnen von Monat zu Monat geglückt; und wir haben mit Staunen, mit steigender Bewunderung die Kraft dieses Staates kennengelernt und sagen nun: nachdem wir euch so gesehen haben, jetzt wissen wir: das ist ein Bundesgenosse, wie er sein soll! Die Türkei ist nicht, wie die anderen Mächte dachten, ein Objekt politischer Tätigkeit für die vereinigten Komitees von Europa, sondern ist selbst eine Kraft, ein Staat, der lebt und leben wird. Die Türkei hat ohne Zweifel allerlei Schwierigkeiten. Ein Staat, der bis zum Persischen Golf reicht, der durch Arabien sich erstreckt, der die verschiedensten Stämme aus alten Zeiten in sich faßt, der überhaupt so viel mehr Vergangenheit besitzt als wir, hinter dem ganz Ostrom liegt mit seiner alten Geschichte, — ein solcher Staat hat seine gewissen Nöte. Laßt uns dabei ihm selbstlos helfen, so wie sie uns helfen in dieser Zeit! Und zwar nicht in dem Sinne, daß sich an die Stelle einer vertriebenen abendländischen Ausnutzungskonkurrenz nur eben wieder eine andere setzt, denn damit würde den Türken gar nicht gedient sein, sondern: die Türkei den Türken! Nicht Germanisation, sondern Selbständigkeit des verbündeten türkischen Staates! Das ist es, worauf unsere Absicht gehen muß. Darin unterscheidet sich das, was wir tun sollen und wollen, von dem Tun der Mächte, die bisher am meisten darüber geredet haben, daß sie von alters her die besondern Freunde des türkischen Reiches gewesen seien. Eine neue ehrliche Freundschaft, kämpfende Männer mit kämpfenden Männern — so reichen wir uns die Hände. Die Türkei den Türken! — so grüßen die Deutschen nach dem Bosphorus.

II.

Die Bulgaren hatten einst ebenso wie die Türken ihre große Zeit in der Vergangenheit. Sie liegt noch weiter dahinten, denn

ungefähr zwischen dem Jahre 900 und dem Jahre 1000, also vor beinahe eintausend Jahren, war die Periode, in der die altbulgarische Größe und Herrlichkeit auf der Balkanhalbinsel sich ausdehnte. Damals hatten die Bulgaren den Traum und Gedanken, daß sie die eigentlichen Erben von Byzanz, vom oströmischen Reich waren. Es kamen aber die Türken aus Kleinasien herüber, erst um Konstantinopel herum, dann schließlich nach Konstantinopel hinein. Um das Jahr 1400 etwa war die türkische Eroberung Bulgariens vollzogen, und von da an teilte Bulgarien durch viele Jahrhunderte das Schicksal der von den Türken unterworfenen Volksstämme. Seine Geschichte floß sozusagen unterirdisch. Es war die Geschichte einer Religionsgemeinschaft und einer Sprache, aber keine Staats- und Weltgeschichte der Bulgaren. Und auch als die vorhin von mir angedeuteten allmählichen Loslösungen der einzelnen Völker von der türkischen Herrschaft stattfanden, waren die Bulgaren die letzten. Viel zeitiger lag die Loslösung der Ungarn; 1816 ungefähr geschah die Loslösung der Serben; um 1859 herum vollendete sich die Loslösung der Rumänen. Die Loslösung der Bulgaren wurde nach dem russisch-türkischen Kriege hier in Berlin auf der Bismarckschen europäischen Konferenz definitiv. Von da an beginnt das Eigenleben. Die endlich befreiten Bulgaren schüttelten sich mit den Armen, und es blieb gar nicht aus, daß sie sich nach rechts und links mit Türken, Serben, Griechen und auch zeitweise mit den Rumänen auseinandersetzen mußten, denn sie mußten ihr staatliches Dasein überhaupt erst beweisen. Da wir im Deutschen Reiche zwar auch etwas spät zur staatlichen Einheit gekommen sind, aber doch nicht so sehr früher erlebt haben, als Nation im ganzen unter einer fremden Herrschaft zu stehen, so besitzen wir für die Gefühle und Schwierigkeiten der Nationen, die erst nach langer Zwischenzeit wieder Volk geworden sind, wenig eigenes Verständnis. Deshalb waren wir bisweilen geneigt, sagen wir auch das offen, über Anfangsversuche und politische Unvollkommenheiten, die jedes Volk an sich hat, welches sich aus bisheriger Unterordnung emporarbeitet, etwas kurzerhand abzuurteilen als die, die das alles schon lange haben. Vielleicht war es gerade unser Ort Berlin, entsprechend seiner sonstigen Vorzüglichkeit, der immer am ersten mit solchem allgemeinen Urteil fertig war: das und das haben wir lange! Das gewöhnen wir uns jetzt gründlich ab. Diese Abgewöhnung gehört auch zum Thema „Bundesgenossen“: und wir lernen geschichtlich begreifen, welche große Sache es ist, wenn in 30 bis 40 Jahren ein Volk, das vorher keine eigene Regierung haben konnte, so weit gekommen ist, daß es heute mit uns zusammen einen siegreichen Krieg über Serbien in 6 bis 8 Wochen so glanzvoll mächtig führen kann!

Wir sehen den bulgarischen Nationalitätsgeist sich herausringen aus Widerstand und Druck, schöpferisch auftreten unter Benutzung abendländischer Vorbilder. So wie wir früher an der Kultur der Franzosen und der älteren Völker in die Höhe gewachsen sind, so haben die Bulgaren unter Benutzung der abendländischen Vorbilder sich ihren neuen Staat geschaffen und haben Stück für Stück und Schritt für Schritt mit einem treubauerlichen, fleißigen und kriegstapferen Volke sich aus dem Nichtsein in das Sein herüber erhoben. Und hinter allen blutigen Serbenkriegen laßt ihnen jetzt das Schicksal, daß sie im Weltkriege dazu kommen, auch die verlorenen Brüder am Wardar bis nach Monastir hin wiederzugewinnen. Wir haben in den letzten Tagen gelesen, welcher einmütige Rausch und Jubel durch dieses Land hindurchgeht: wir waren fast zertreten, wir waren fast abgeblutet, nun aber haben wir es doch gewagt und sind in die Höhe gekommen! Und so grüßen wir sie als die, die jetzt im großen Kriege neugeboren und damit gleichzeitig unsere Helfer geworden sind. Wir denken an ihr Schicksal möglichst von ihrem eigenen Gesichtspunkte aus.

Ein bäuerliches Land, dessen Fruchtbarkeit noch sehr entwickelt werden kann, mit Küsten am Schwarzen Meere und am Ägäischen Meere, möglicherweise — das wissen wir nicht — auch einmal mit Seeplätzen bis an die adriatische Küste hin — das wissen wir nicht! — ein Staat, der in der Mitte zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland auf der einen Seite und der Türkei auf der anderen Seite liegt, wie geschaffen zum Vermittlungslande, zum Durchgangslande eines großen Weltverkehrs, produktiv nach Norden hin,

schaffend, laufend und verkaufend nach Süden und Osten hin, ein Staat in einer wirtschaftlichen Weltgesichtslage, die noch viel Möglichkeiten enthält, wenn an Stelle der vielen Gestorbenen die neue Jugend nach allen diesen Kriegen herauswächst, und wenn sie neugeboren aus den bulgarischen Mittern ein immer wieder wachsendes Volk darstellt. Dann wollen wir mit ihnen zusammen arbeiten. Die Hoffnungen und die Wünsche, die vor alters in Oesterreich der Minister v. Brud und in Deutschland der Volkswirt Friedrich List in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen haben, die Prophezeiungen von Mitteleuropa und Vorderorient werden dadurch verwirklicht, daß die Bulgaren bundesbrüderlich in der Mitte stehen. Aber indem so die Bulgaren in der Mitte walten, dienen sie zugleich sich, denn das ist ihr Schicksal, ihre Aufgabe und ihr Glück, an dieser Stelle nun frei schaffen zu können und den panslawistischen Bann von sich abzuschütteln.

Das Abschütteln war nichts Leichtes, denn es ist nicht zu verkennen, daß in der Befreiungsgeschichte Bulgariens Rußland eine große Rolle gespielt hat. Nicht, als ob Rußland das um der Bulgaren willen getan hätte, aber immerhin, treue und einfache Völker halten sich dankbar an die Tatsachen, die gewesen sind. Und es gehörte viel dazu, bis das bulgarische Volk sich davon überzeugte, daß die Russen nichts anderes wollen konnten als die Knechtung aller derer, die auf dem Wege nach Konstantinopel liegen. Darum wurden die Bulgaren aus harter, eigener Erfahrung heraus ein Schutz auch für Konstantinopel mit, weil nur das der Schutz ihres eigenen Landes vor dem russischen Durchzug war. Und wenn wir, Deutschland und Oesterreich, den Kampf gegen Rußland zu führen haben, so ist das der Kampf, den nun unweigerlich in alle Zukunft hinein auch die Bulgaren vor sich haben, denn das vergibt der russische Zar nie und nimmer, weder dieser noch ein zukünftiger, daß jetzt im großen Weltkrieg, als alles auf der Entscheidung stand und die Wage beinahe gleich schien, der Bulgare an die mitteleuropäische Gemeinschaft geknüpft hat. Weil er das getan hat und weil er mit den Türken sich durch ein beiderseitig ehrenvolles Abkommen abgesunden hat, und weil er auch, wenn ich das andeuten darf, den benachbarten Griechen gegenüber Maß und Ruhe in schwierigsten Zeiten bewahrt hat, hat er im vollsten Maße auch politisch seine Probe bestanden bisher im Kriege. Wir hier aber grüßen, wie wir es nach Konstantinopel hin getan haben, nach Sofia hin und rufen: Wir und ihr, zusammen kämpfen wir, bulgarische Brüder!

Und nun sprechen wir von Ungarn. Ich rede absichtlich von Ungarn erst und von Oesterreich und Oesterreich-Ungarn dann, weil es im Deutschen Reiche aus der vorhin schon bebauerten, bisweilen dämmerhaften Kenntnis über österreichisch-ungarische Zustände ein gangbarer Irrtum staatsrechtlich nicht besonders geschulter Leute ist, daß sie für den Unterschied der zwei Staaten Ungarn und Oesterreich kein eigenes wirkliches Empfinden haben, und daß sie sozusagen Ungarn nur für die größte Provinz in Oesterreich ansehen. Nichts aber hindert unsere Verständigung mit den Ungarn mehr, als wenn wir in diesem Punkt sie nicht richtig einschätzen und bewerten, denn vergessen Sie nicht — ich habe es vorhin mit Absicht schon eingeschoben —: auch die Ungarn sind, wenn auch in viel früheren Jahren, eins der Völker, die unter den Türken gestanden haben, von den Oesterreichern freigemacht wurden, aber nicht freigemacht werden wollten, um damit Oesterreicher zu werden. Kurz, eine ähnliche Sache, wie sie sich viel später mit den Rumänen, Serben und Bulgaren abgespielt hat, hat sich in viel, viel früherer Zeit unter größeren Verhältnissen mit den Ungarn abgespielt. Die Ungarn besaßen immer einen mächtigen politischen Selbstständigkeitsdrang, einen Selbstständigkeitsdrang, der noch in den Jahren 1848 und 1849 dazu führte, daß sie sich mit aller ihrer politischen Kraft revolutionär erhoben und versuchten, ihren eigenen Staat zu gründen. Damals gelang es nicht. Aber hinter der Schlacht von Königgrätz wurde nicht nur Preußen ein anderer Staat, sondern auch Ungarn ein anderer Staat, denn hinter der Schlacht von Königgrätz verlangten die Ungarn ihre eigene Staatlichkeit, und Kaiser Franz Joseph, der alte und ehrwürdige, zu dem alle mitteleuropäischen Völker in Dank und Verehrung heute aufschauen, entschied sich damals zusammen mit Deak und Andrássy, dem Vater des

jetzt vielgenannten ungarischen Grafen, für jene Abmachungen des Dualismus, nach denen es eine gemeinsame Dynastie gibt wie von alters her, ein gemeinsames Heer, eine gemeinsame Handelspolitik nach außen, Vertragsverhältnisse über eine ganze Reihe anderer Dinge, daß aber im Grunde zwei verbündete Staaten vorhanden sind. Diese zwei verbündeten Staaten haben jeder seine Eigenart in ihren Verfassungen. Nun kann man zwar auch bei uns im Deutschen Reiche sagen, daß auch in Deutschland jeder Bundesstaat noch seine Eigenart hat. Aber es liegt doch drüben etwas anders, denn drüben ist das Oberstaatliche, der gemeinsame Staat weniger stark als bei uns das Reich, der dualistische Einzelstaat aber ist viel stärker, weil es nur zwei Staaten sind. Der ungarische Staat ist Nationalitätsstaat der Magyaren, der österreichische Staat ist Nationalitätenstaat der Deutschen, Polen, Tschechen, Slowenen usw. Darin liegt ihre verschiedene Charakteristik von Anfang an.

Und wenn wir nun treue Bundesverhältnisse mit all diesen genannten Staaten und Völkerschaften Oesterreich-Ungarns haben, so müssen wir eins genau beobachten, daß wir nämlich in die inneren Verfassungsverhältnisse keines dieser verbündeten Staaten von uns aus einzugreifen den Versuch machen, denn es beruht das mitteleuropäische Bündnis darauf, daß jeder Staat in eigenen Dingen sein eigener Herr sei, und daß gemeinsam nur das abgemacht wird, was weltwirtschaftlich und machtpolitisch für alle zusammen notwendig ist, um den gemeinsamen Schicksalsgang durchhalten zu können.

Kurz, es haben die Ungarn ihre eigene Geschichte, die Oesterreicher haben ihre eigene Geschichte. Die Ungarn aber sind nach allerlei früheren Kämpfen, nicht nur aus Gründen der Verehrung für den alten Kaiser, nicht nur aus langjähriger Gewohnheit, sondern aus ruhiger, sachlicher, für die vergangenen Geschlechter zeitweise peinvollster Ueberlegung immer wieder daraufhin zurückgekommen, sie müssen bei Oesterreich bleiben, weil jeder andere Weg in der Weltgeschichte für sie der Weg nach Moskau sein würde. So wie die europäische Staatengesellschaft aufgebaut ist, so scheidet sich in der Nähe der Karpathen, östlich von den Karpathen oder oben auf ihrer Höhe, der Blick hinüber in die russische Ebene und nach dieser Seite in die ungarische Ebene hinein. Und darum: es war eine Entscheidungstunde für den ungarischen Staat, als die Russen vor einem Jahre nach der Einnahme von Lemberg und Przemyśl oben auf den Karpathen standen. In dieser Lage erinnerten sie uns, daß sie in Galizien und Polen den Russen mitaufgehalten hatten, während wir noch in Frankreich zu tun hatten. Sie erinnerten uns an die Opfer, die sie und die Oesterreicher in dem ersten Eindringen nach Rußland August, September, Oktober 1914 gebracht hatten. Solche Erinnerung gilt nun beiderseitig. Von da an, von den Karpathen her erst wurde der Krieg wirklich zum gemeinsamen mitteleuropäischen Krieg. Vorher führte sozusagen jeder Teil seinen eigenen Krieg. Es arbeiteten zwar auch an unsrer Westfront etliche fahrbare große Stobagegeschütze aus Oesterreich, es standen auch bei den Oesterreichern etliche Pioniere und andere von uns. Aber der Anfang des Krieges war eigentlich der befreundete Krieg mehrerer nebeneinander vorgehender Staaten und Heere. Von den Karpathen an aber wurde es ein Krieg. Da oben haben sie ja alle beieinander gestanden, hier von der Mark, Brandenburger, Hessen, Schlesier — ich weiß nicht, wer alles da gewesen ist; später wird man das alles schreiben und aufzeichnen. Im Schnee dort oben unter den Tannen der Karpathen, jenseits der Tatra — da sind sie miteinander Brüder geworden, auch wenn sie die Worte nicht verstanden, denn sie hörten zusammen die Geschosse und sahen zusammen das fließende Blut. Da trugen sie sich gemeinschaftlich aus den Schlachten heraus, und die von den unseren dort ihre Verwundung bekommen haben, lagen dann in den ungarischen Lazaretten in Munkacs, Szathmar-Nemézi, Debreczin oder wo es sonst war, und wurden durch Ungarn durchgefahren. Damals taten Ungarn und Oesterreicher, was sie konnten, an unseren verwundeten Brüdern, so wie wir es im umgekehrten Falle auch tun. Das ist viel mehr wert als jede staatsrechtliche Erörterung, denn das behalten die Menschen, die es durchgemacht haben, bis an ihr Lebensende. Man sagt, sie hätten auch manchmal aufeinander

räsonniert. Ja, das haben sie zum Teil kräftig, denn wer in den Karpathen kämpft und oft nichts Ordentliches im Magen hat und sich dann mit dem anderen nicht einmal sprachlich verständigt — daß der einmal ein Donnerwetter sagt, das ist gar nicht so sehr übel zu nehmen. Das passiert beiderseitig, und das passiert auch überall in der eigenen Armee. Aber man soll nun nicht aus derartigen Einzelverstimnungen und gelegentlichen Urteilen, wie sie vorkommen, allgemeine Folgerungen ziehen wollen und etwa sagen, daß die Truppen — und hier rede ich auch schon von den österreichischen mit — sich unvollkommen ineinander hineingefunden hätten. Ich bitte Sie, zu bedenken: wenn zwei Heere noch nie miteinander gefochten haben, wenn ihr letztes Kennenlernen die *Gegnerischlacht* von Königgrätz gewesen ist, wenn der letzte gemeinsame Marsch bis zur *Völkerschlacht* von Leipzig zurückliegt — wie soll man verlangen, daß zwei solche Heere am ersten Tage, wo sie nebeneinander gestellt sind, wie vorbereitete Maschinenteile restlos ineinander passen! Das ist eine Unmöglichkeit, und es ist eine gewisse Unbilligkeit, wenn man darin mehr fordert, als was geleistet werden kann. Und wir haben erfreulicherweise gesehen: je länger der Krieg dauert, desto mehr ist Harmonie und gegenseitiges Verständnis zwischen den Truppen und Anerkennung aller Kämpfenden untereinander.

Die Deutschen aus dem Reich haben es leicht in solchen Dingen, denn wir besitzen im großen und ganzen mit geringen Ausnahmen ein einsprachiges, nach gleichem Schema erzogenes Heer. Nun aber stellen Sie sich einmal Regimenter vor Augen, bei denen fast in jeder Kompagnie die Sprachen durcheinander gehen, wo die notwendigen und vielbesprochenen hundert Kommandoworte zwar in der Instruktionsstunde hergesagt werden können, aber doch beim besten Willen keine lebendige Sprache für Aufklärung und Austausch bieten können — aus so verschiedenen Elementen ein Heer zu gestalten, das das leisten kann, was an den Karpathen geleistet wurde, was auch heute noch in Wolhynien geleistet wird, was die Österreicher am Sponzo in fabelhaft vorbildlicher Weise getan haben — diese Zusammenschmelzung fremdsprachiger Heeresteile zu einer gemeinsamen Wirkung widerspricht mit der Wucht der Tatsachen dem, was leicht und oberflächlich bisweilen über den Mangel von organisatorischer Kraft bei uns ausgesprochen wird.

III.

Österreich hat im Kriege den Beweis geliefert, daß es keine staatszerhaltende Kraft keineswegs verloren hat. Früher galt es für ein Spiel der Phantasie, hin und her zu reden, ob der österreichische Staat aufrechterhalten werden könnte oder nicht. Gewiß, solange man die Leute nur im Parteistreit hört und alles immer für bare Münze nimmt, was die Kampfhähne reden, und glaubt, daß hinter jedem nationalpolitischen Zorn immer eine ganze Nation wie ein Mann steht, dann klingt alles das manchmal ganz verzweifelt. Wenn aber dann der wirkliche Ernst herantritt und wenn es heißt: der Kaiser braucht euch alle, die Weltgeschichte ruft euch alle, die Grenzen sind bedroht, dann bleibt nur ein trauriger Rest, der seinem Staate nicht genug sicher ist. Die überwältigende Masse aus allen Sprachen, voran unsere deutschen Brüder und die Magyaren, aber auch die anderen, von denen ich noch spreche, waren und wurden Einheit. Gerade dadurch, daß der Staat zerbrochen und vernichtet werden sollte, ist er fester geworden, als er je zuvor seit langen Zeiten gewesen ist.

Es bleibt ja ein schwer zusammengefügter Bau, dieser Staat. Aber wie man manchmal sagt: der, von dem man am öftesten sagt, er sei gestorben, lebt am längsten. Schon als die Kaiserin Maria Theresia aus Kuder kam, da raunte es durch die benachbarten Staaten, auch hier in Berlin — sie standen sich ja damals nicht übermäßig gut — kurz, da ging so ein Geraune durch Europa: der österreichische Staat zerfällt, und nun soll ihn gar eine Frau leiten! Das waren so Stimmen, wie sie jetzt noch gegen die Frauenbewegung sind. Die erklangen damals gegenüber der jungen Kaiserin Maria Theresia. Ich weiß nicht, ob es ein Mann damals fertiggebracht hätte! Sie ging zu den Ungarn nach Preßburg und sagte: hier bin ich, eine schuklose Frau, wer tritt für mich ein? Da schlugen sie an ihre Säbel und stiegen auf ihre Rosse und kamen

mit ihr, und Staat und Dynastie blieben und blieben weiter trotz Austerlitz durch die napoleonische Zeit, blieben trotz der italienischen Kriege, blieben trotz Königgrätz.

Und nun hat der Krieg diesem Staate sein Siegel gegeben. Wohin sollen seine Teile denn jetzt fallen? Nach Rußland? Das ist heute weit da draußen, glücklich! Wohin sollen sie fallen? Nach Serbien? Da ist heute nichts zu fallen! Durch diesen Krieg ist die Einheit der Donaumonarchie neugewonnen worden, und durch diesen Krieg sind wir nun die Freunde aller dort befindlichen Nationen geworden.

Ich lege auf diesen Punkt ein besonderes Gewicht, denn es ist zwar selbstverständlich, daß uns die deutschen Stammesgenossen in Oesterreich und Ungarn in allererster Linie am Herzen liegen, und daß wir sie in den Alpenländern, in Ober- und Niederösterreich, in Böhmen und Schlesien und wo sie zerstreut in Zisleithanien wohnen, bis an das Adriatische Meer und bis nach den deutschen Kolonien in Galizien hin mit unserer Blutverwandtschaft und Freundschaft als die unsrigen nennen und anerkennen, ebenso die Deutschen in Ungarn, in Siebenbürgen und im Banat, bei Fünfkirchen, oberhalb Budapests, und im Tokajer Gebirge und auch die Reste in der Zips und wo sie sonst noch alle wohnen — sie alle sind unsere deutschen Brüder, und in der Neuordnung der Dinge wollen wir treuer und besser ihrer gedenken, als wir es bis heute getan haben.

Indem wir dieses versprechen, dürfen wir uns aber nicht verführen lassen, etwa auf jenen alten Gedanken vom Jahre 1848 zurückzugreifen, als ob uns nur die deutschen Teile der Donaumonarchie etwas angingen und die anderen nicht. Das ist Bismarcks unvergängliches Verdienst in der deutsch-österreichisch-ungarischen Geschichte, daß er diesen Gedanken beiseite geschoben hat. Im Jahre 1866 hätte er sich auf diesen Gedanken stellen können. Man mag einmal still und privatim ausdenken, wie anders vielleicht die Geschichte gegangen wäre, wenn Bismarck nach Königgrätz sich auf den Boden der Paulskirche nur mit den Deutsch-Österreichern zusammengestellt hätte. Er aber war klüger, er war weltgeschichtlich klug. Aus einer inneren Sachempfindung heraus, die eben seine Gabe und Größe war, fühlte er, die mitteleuropäische Frage ist mit einem engen Nationalismus nicht zu lösen, sondern hierbei handelt es sich um zwei Reiche, die als ganze Staaten vorhanden sind, und so in ihrer überkommenen Wirklichkeit genommen und erhalten werden müssen. Es hat manchmal etwas hart ausgesehen, wenn Bismarck die Deputationen der Deutschösterreicher kühl ablehnend an seinen Vertreter verwies oder ihnen freundlich sagte: „Gehen Sie nach Hause und dienen Sie Ihrem Kaiser!“ Unsere deutschösterreichischen Freunde aus der älteren Generation haben das nicht immer verstanden. Jetzt aber kommt es heraus. Was hätte denn dies genügt, wenn man nur die deutschen Teile an das Deutsche Reich angegliedert hätte? Jetzt wächst nun Reich zu Reich. Wem würden bei anderer Behandlungsart denn sonst die Karpathen gehören? Wem das Land an der Drau und Sau? Wohin gehörte bei bloßem Nationalismus heute an der Adria Triest? Es wäre ein mitteleuropäischer Zusammenbruch gewesen, wenn Bismarck damals nur eng nationalistisch gehandelt hätte und nicht, wie in großen Quadratzügen, den Erdteil in seinen Hauptelementen verstanden und Mitteleuropa vorbereitend erhalten hätte! Das hat er für unsere Gegenwart damals getan.

Und daraus folgt auch für uns die richtige Denkweise. Wir verstehen recht gut, wenn in Oesterreich, auch in Ungarn, Nationalitätenstreite untereinander sind. Diese werden immer da sein, wo zwei Nationalitäten durcheinandergewürfelt wohnen. Wir verstehen das, aber als innere Angelegenheit. Das ist für uns nicht auswärtige Politik, sondern das ist eine Sache, die die Nachbarn innerpolitisch unter sich auszumachen haben und wobei wir nur mit dafür sorgen sollen, daß der Geist der Nationalitätenachtung der Geist von Mitteleuropa überhaupt wird und auch in vollem Maße den versprengten Deutschen zugute kommt.

In der Hinsicht haben wir Reichsdeutschen noch ein ganz Teil zu lernen. Ich rede jetzt nicht von den Schwierigkeiten, die wir selbst in unseren eigenen Grenzprovinzen gehabt haben. Noch weniger rede ich von den zu den Kriegszielen gehörenden polnischen

Angelegenheiten. Aber ich spreche doch aus: wollen wir den Verband der Bundesgenossen, den die Geschichte von uns fordert, dann muß jeder zugehörige Volksteil das Gefühl haben, daß wir ihn als geschichtliche, als vollstliche Individualität achten und anerkennen. Nur auf dieser gegenseitigen Anerkennung der Stämme und Nationalitäten baut sich dann die Kraft auf, die einheitlich durch das Ganze hindurchgeht.

Oesterreich hat es schwer gehabt mit seinen Nationalitäten. Aber verzeihen Sie, wenn ich auch darüber zu uns selbst ein offenes Wort sage. Es ist in seinen Schwierigkeiten und in seinen Arbeiten hier bei uns lange nicht genug beachtet und mit den Gedanken verfolgt worden. Es hieß: Was geht das alles uns an! Fuhr einer von Norddeutschland mit der Eisenbahn über Wien nach Italien, da paßte ihm auf dem Nordbahnhof in Wien das eine nicht und auf dem Südbahnhof ging ihm das andere zu langsam, und dann behauptete er, es wäre nichts mit den Oesterreichern! Er kam aber dann nach Italien, und da klappte es auch nicht. Dort jedoch sagte er vergnügt: so sind nun einmal die Italiener! Da hatte er mit einem Rase eine andere Beurteilungsweise. Und gerade die deutschsprechenden Brüder in Oesterreich wurden bisweilen besonders unfreundlich und ungünstig beurteilt oder hatten wenigstens diese Empfindung, denn die brandenburgische Tonart besitzt zwar ihre ganz eigenen intimen Reize, die wir gut verstehen, weil wir hier untereinander leben und wissen, wie man voll Behagen Stoß mit Stoß beantwortet. Aber wem das ungewohnt ist und wer die Kultur in einer anderen Melodie sucht als in der unserigen, der findet dann leicht, daß unsere Verkehrsart einen harten und abstoßenden Klang habe; der ganze Ton paßt ihm nicht! Und so liegt denn zwischen uns etwas wie verschiedener Kammerton von Nord und Süd. Laßt uns unsere Instrumente noch einmal stimmen! Laßt uns versuchen, den mitteleuropäischen Rhythmus zu gewinnen, wobei uns die Oesterreicher einen großen Beitrag liefern können, denn ihre Kultur besitzt etwas Aelteres als die unserige. Ich spreche nicht von der Kultur der Hütte in Oesterreich, denn die ist in einigen Gebieten noch nicht ganz aus dem Mittelalter heraus, aber die alte Aristokratie, das alte Handwerk mit seiner Tüchtigkeit, die österreichische Stadtverwaltung mit ihrer guten Tradition, — das sind Dinge, von denen wir ebensoviel lernen können wie die Oesterreicher auf anderen Gebieten von uns lernen können. Nur keine norddeutsche Eingebildetheit, als hätten wir uns alles schon an den Schuhen abgelaufen und könnten von unseren Brüdern nichts lernen!

Hier bei uns in Preußen sind die charakteristischsten Figuren der Vorzeit der militärische König Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn. Die charakteristischsten Figuren drüben liegen auf anderen Gebieten: von Maria Theresia bis Mozart; ein ganz anderer Ton! Es sind zwei ganz verschiedene Klangfarben. Sollten sie aber einmal wirklich zusammenkommen, was würde da die Welt an Fülle von Kultur, Charakter und Inhalt aus dem Zusammenklang von Nord und Süd in Mitteleuropa haben! In diesem Sinne ist das, was wir jetzt zusammen herstellen, keineswegs nur etwas Militärisches, Politisches, Wirtschaftliches.

Ich will aber heute gar nicht weiter von den Wirtschaftsplänen reden. Ich will keine einzelnen Gemälde von der Zukunft entwerfen. Ich spreche nicht von der Militärkonvention, weil das die Soldaten selber unter sich bereben müssen und das zu den Dingen gehört, über die man auch, wenn man Soldat ist, nur unvollkommen jetzt öffentlich würde sprechen können. Ich rede auch nicht von dem Finanzabkommen, das hinter dem Kriege sich nötig machen wird, da man dazu eine genaue Rechnung mit Stichproben und Nachweis, wer das oder jenes in Galizien verbraucht hat, ob das ein Deutscher oder ein Oesterreicher war oder wer sonst, doch nicht wird machen können. Ich rede nicht von Baluta, nicht von Vorzugsgütern und Wirtschaftsgemeinschaft — das sind schon beinahe Fachfragen.

Das, warum wir heute zusammenkommen, liegt im Entschluß, im Willen, darin, daß unser ganzes Volk, all diese Völker, die zusammen dem Tode gegenüberstehen mit allen ihren Söhnen und Männern —, daß die auch in den Heimaten die Einheit wissen und

fühlen zwischen West und Ost, zwischen der französischen Front und dem russischen Schützengraben, zwischen Helgoland und Ostsee da oben und zwischen den Grenzen von Gallipoli und Smyrna da unten. Von da bis dorthin, was dazwischen lebt, das will weiter zusammenleben. Möge es leben! Wir grüßen die Freunde!

Gottfried Traub / Zur neuen Papstrede

Vor kurzem hat der Papst zu Rom bei einer feierlichen Gelegenheit eine Rede gehalten, die weithin im deutschen Vaterland starkes Aufsehen erregt hat. Nach dem Text des „Osservatore Romano“ heißt es darin:

„Es ist überflüssig zu beweisen, daß derjenige, der den Glauben raubt, den Namen eines Räubers wahrhaft verdient... Aber was tun denn jene Sendboten des Satans, die mitten in der heiligen Stadt Tempel errichten, in denen Gott die wahre Ehre verweigert wird, die Pestkankeln errichten, um unter dem Volk ihre Lehren zu verbreiten?... Solche teuflischen Mächenschaften sind ebenso viele Ueberfälle auf den Glauben der Söhne Roms, und diese Ueberfälle sind um so gefährlicher, weil sie so häufig geschehen. O, ihr armen Söhne, denen eine Unterstützung für die tranken Tage der alten Eltern versprochen wird unter der Bedingung, daß Eltern und Kinder sich zur evangelischen Sekte bekennen. Wer wollte nicht den Schaden beklagen, den diese heilige Stadt von solchen Ueberfällen erleiden würde, und dann den Skandal, der in der katholischen Welt erregt würde, wenn Luther und Calvin es erreichten, ihre Zelte in der Stadt der Päpste dauernd zu errichten. Jetzt ist es an der Zeit, zu verhindern, daß jener verdammenswerte Raub zu ihrem Verderben geschehe. Es scheint uns nicht, geliebte Söhne, daß man unseren Worten den Vorwurf der Uebertreibung machen könne, wenn wir all diese Angriffe auf den Glauben der Söhne Roms als eine wahre Raubtat bezeichnen, aber die Verschmörung solcher Räuber muß zunichte gemacht werden durch eine starke Organisation von Verteidigern des Glaubens, und diese besitzt Ihr in dem „Volk zur Erhaltung des Glaubens in Rom“.“

Eine solche Rede in solcher Zeit, da deutsche Kardinäle in Rom weilen, gehört zu den unbegreiflichen Dingen, mit denen der Vatikan manchmal die Welt überrascht. Wir kennen die Sprache der Theologen und wissen, daß ihre Temperatur eine andere ist, als die der parlamentarischen Rede, und daß die theologische Ausdrucksweise leider seit Jahrhunderten sich nach ein und denselben Vorbildern verdammender Beschimpfungen richtet. Wenn man darum auch solche Sätze mit einem anderen Maßstab mißt: die Tatsache bleibt bestehen, daß der Papst gerade den jetzigen Zeitpunkt gewählt hat, um bei seiner Mahnung zur Erhaltung des Glaubens die Andersdenkenden mit den althergebrachten Keßernamen zu belegen, und das in noch umfangreicherer Weise, als man es früher gewöhnt war. Vor 100 Jahren hätte man solchen Äußerungen in der politischen Presse kaum Beachtung geschenkt. Seitdem aber der Papst an politischem Ansehen gewonnen hat, trägt er höhere Verantwortung für die Wahl seiner Ausdrücke; man empfindet den Widerspruch mit dem modernen Empfinden doppelt stark in einer Zeit, in welcher evangelische und katholische Kameraden gemeinsam die Ehre des deutschen Vaterlandes verteidigen. Die Katholiken mußten darum über die Tragweite einer solchen Erklärung ebenso die Köpfe schütteln, wie sich die Protestanten durch eine solche öffentliche Brandmarkung aufs tiefste verletzt fühlen mußten. Nun ist es dankbar zu begrüßen, daß der Kardinal Hartmann in Köln diesem Gefühl Rechnung trägt und den Papst in einer

öffentlichen Erklärung, welche die „Kölnische Volkszeitung“ wiedergibt, gewissermaßen in Schutz nimmt. Nach seiner Deutung richtet sich die päpstliche Erklärung nur gegen „die beiden Sekten der Methodisten“, welche „seit Jahren daran arbeiten, das römische Volk der Kirche zu entfremden“ und „das mit den bedenklichsten Mitteln tun“. Diese Methodisten werden nach seiner Behauptung „von den italienischen Freimaurern mit Geldmitteln unterstützt, haben Umzüge gegen die Mittelmächte veranstaltet, Reden gegen die deutschen Barbaren gehalten und mit den unanständigsten Mitteln die katholische Jugend der Kirche zu entfremden gesucht“. Der Kardinal schließt seine Erklärung mit den Worten:

„Auch die Nennung Luthers und Calvins ist mißdeutend worden. Der Papst hat sich aber nur dagegen ausgesprochen, daß die Lehren Luthers und Calvins in Rom zur Herrschaft gelangen. Das wird wohl keiner dem Papst verdenken können, daß er als Oberhaupt der katholischen Kirche mit allen Kräften dafür sorgt, daß in der Stadt der Päpste der katholische Glaube unverfehrt erhalten bleibe.

Die deutschen Protestanten werden sonach durch die Rede des Papstes absolut nicht berührt: die Kundgebung des Papstes richtet sich vielmehr ausschließlich gegen die freimaurerisch-methodistischen Treibereien in Rom.“

Aus dieser Erklärung kann man schließen, wie peinlich es auch deutsche Katholiken empfinden, daß in dieser Zeit das Kriegsbeil des konfessionellen Haders wieder ausgegraben worden ist. Die „Kölnische Volkszeitung“ hat in den letzten Monaten reichlichen Gebrauch davon gemacht, ihre katholische Glaubensmeinung zu vertreten und im Kampf gegen das Schauspiel eines Schönherr die Militärbehörden scharf zu machen, gegen den preußischen Kultusminister wegen der Empfehlung des Hohenzollernbuches von Geheimrat Hinge Sturm zu laufen, die Kriegsliteratur daraufhin anzusehen, wieweit in Schülerbibliotheken solche Bücher angeschafft worden seien, die asfällige Äußerungen über die belgischen Priester enthielten. Das geschah teilweise in spaltenlangen Artikeln. Der katholische Volksteil beansprucht, selbständig darüber zu urteilen, wodurch er sich verlegt fühlt. Das protestantische Volk hat das gleiche Recht, und auch der Herr Kardinal kann darüber nicht entscheiden, ob und inwieweit sich die Protestanten durch ein derartiges Urteil des Papstes mit Recht verlegt fühlen dürfen. Wer in der Kirchengeschichte einigermaßen zu Hause ist, wird die Deutung, die die Kölner Stelle der päpstlichen Kundgebung gibt, lächelnd beiseite schieben. Es mag sein, daß die Methodisten in Rom einen Anlaß zu solcher Rede gegeben haben. Die vom Papst genannten Kirchen sind übrigens keine Methodistenkirchen, sondern Waldensergemeinden. Ebenso unrichtig ist es, daß die Kultusdiener dieser Gesellschaften „zumeist abgefallene katholische Priester“ sind. Richtig bleibt, daß diese Kreise deutschfeindlich gesinnt waren und bis in die neueste Zeit hinein dieser Meinung kräftigen Ausdruck verliehen haben. In der Rede des Papstes werden sie aber keineswegs wegen ihrer politischen Haltung, sondern um ihres Glaubens willen verurteilt. Der Streitpunkt wird vollständig verzogen, wenn diese Deutschfeindlichkeit benützt wird, um die Frage auf ein anderes Gebiet hinüberzudrängen. Man erinnert sich unwillkürlich an den Neubau einer evangelischen Kirche auf Roms Boden. Vor allem aber bleibt die Verunglimpfung der Namen, die dem Protestantismus groß und ehrwürdig sind, bestehen. Hierzu lag auch nicht der geringste Anlaß vor, denn sie haben weder mit Waldensern, noch mit Methodisten unmittelbar etwas

zu tun; und wer die Verhältnisse der römischen Hauptstadt kennt, lächelt über die Besorgnis, als ob diese Stadt jemals „evangelischen Umtrieben“ zum Opfer fallen könnte.

Es ist tief bedauerlich, daß in solchen Zeiten der höchsten Einigkeit im deutschen Volk alte Glaubensstreitigkeiten wieder genährt werden. Wir sind stolz als Protestanten, mit unseren katholischen Kameraden zu kämpfen und zu bluten. Wir wissen, daß dieses gleiche Gefühl auch auf der anderen Seite vorhanden ist. Darum weisen wir jede Einmischung in diese deutsche Einigkeit mit aller Entschiedenheit zurück. Mag die Ansprache des Papstes unmittelbar römische Verhältnisse im Auge haben: Der Papst weiß, daß er vor der Welt redet. Wir Protestanten bleiben stolz auf den Namen eines Luther, Zwingli und Calvin, wie die Katholiken stolz bleiben werden auf die Namen eines Bonifacius und Eckehardt. Mit einem Deutungsversuch auch des besten Katholiken ist die Erklärung des Papstes nicht aus der Welt geschafft. Nach eigener Auffassung der katholischen Kirche kann nur der Papst sich selber deuten und erklären. Wir wissen nicht, wieviel an den aus Münchener Kreisen in der Presse mitgeteilten Tatsachen richtig ist, daß in der römischen Frage in der letzten Zeit eine Verständigung zwischen Vatikan und Quirinal stattgefunden und der Papst sich dem italienischen Standpunkt angenähert habe. Wir bedauern diesen ganzen Janz um der neuen Entfremdung der Konfessionen willen, die durch solche Eingriffe von außen her genährt werden. Der deutsche Katholizismus hat sich in seiner nationalen Kraft voll erprobt, der deutsche Protestantismus hat sich dessen von Herzen gefreut. Wir erkennen es als eine gottgeordnete Fügung der Geschichte, daß das deutsche Volk Last und Segen einer konfessionellen Verschiedenheit getragen hat und weiter tragen wird. In der Zeit, in der das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ auf Schlachtfeldern und in der Heimat gemeinsam aus deutschen Kehlen klingt, möge man die Hand davon lassen, in unsere deutsche Kraft einen Riß hineinzutragen. Auch Kirchen und Kirchengemeinschaften werden in dieser Zeit der großen Zucht lernen und umlernen müssen, um ihre Kraft und ihren Trost allein dem einigen deutschen Vaterland zur Verfügung zu stellen.

Wilhelm Heile / Die innere Politik nach dem Kriege

Wenn der Krieg zu Ende ist und die Truppen in die Heimat zurückgekehrt sind, wird bald alles wieder beim alten sein. So hörte ich jüngst einen Freund sprechen, der sonst nicht zu den Müden und Pessimisten gehört. Die Reichstagswahlen werden kommen, so meinte er; Kandidaten und andere Wahlredner werden ihre Reden wie einst nach 70 mit schönen Bildern und Blüten schmücken, daß man auch mit dem politischen Gegner „Schulter an Schulter“ gestanden und im Schützengraben Freud und Leid geteilt habe; dann aber wird die alte Walze aufgezogen werden von der Selbstucht und abgrundtiefen Schlechtigkeit der anderen und dem lautereren, selbstlosen Streben der eigenen Partei. Geht es nicht im Grunde schon jetzt während des Krieges so? Es gibt sicherlich in allen Parteibüros Leute, die eifrig Material sammeln, um hernach in schöner Zusammenstellung schwarz auf weiß dem Gegner beweisen zu können, daß gerade in seinem Anhängerkreis die schäbigen Menschen sitzen, die in den Tagen der Not ihr per-

förmliches Interesse über das der Gesamtheit gestellt, ja den Staat und die Mitbürger betüchelt haben. Ich höre es schon förmlich, wie man mit doppelter Heftigkeit und Entrüstung in die Versammlungen die alten Kraftworte schleudern wird von der Profitgier des unersättlichen Agrariertums, vom wucherischen und gemeinschädlichen Treiben des Zwischenhandels, von den unerhörten Gewinnen der Schlotbarone, von der Vaterlandslosigkeit der sozialdemokratischen Spießgesellen der Liebknecht und Konforten. Sagen Sie offen: sind Sie nicht auch überzeugt, daß unser innerpolitisches Leben hinter dem Kriege so ärmlich und unerfreulich sein wird, wie es vorher war?

Nein, lieber Freund, ich bin davon nicht überzeugt. Ich glaube nicht einmal, daß Sie recht haben, wenn Sie die innerpolitischen Kämpfe der Zeit vor dem Kriege als eine solche trübe Flut von Parteigezänk und gegenseitiger Behässigkeit darstellen. Es hat auch vor dem Kriege in allen Lagern eine gewaltige Fülle von Idealismus gegeben, mehr wohl als auf irgendeinem anderen Kampfplatz des öffentlichen Lebens! Und aus dem Kriege, das können Sie doch kaum bestreiten, wird dieser Idealismus gewiß nicht geschwächt hervorgehen.

Nein, nicht geschwächt, aber auch nicht gestärkt. Haben Sie nicht selbst — damals, als Sie nach der Champagneschlacht zum erstenmal Lazaretttische hatten — in der „Hilfe“ sich gegen die phantastische Schwärmerci gewehrt, daß die Menschen sich im Felde von Grund auf ändern? Und nun wollen Sie doch sagen, sie hätten sich gebessert?

Ja und nein. Was ich damals bestritten habe und was ich auch jetzt noch bestrite, das ist die Vorstellung, daß die großen Leistungen unserer Truppen auf Eigenschaften beruhen, die sie erst im Kriege erworben haben. Ich habe immer geglaubt, daß unser Volk im Kern gesund ist, grundgut, tüchtig und voller Kraft. Wer erst im Kriege gelernt hat unser Volk als Ganzes nach seinem wirklichen Werte einzuschätzen, es zu bewundern und zu lieben, der hat — wir wollen ihn drum loben — sich selbst geändert und sieht nun die gleiche Welt mit anderen Augen.

Nein, doch nicht die gleiche Welt, nur die gleichen Menschen, die in der wildgewordenen Welt ihre alten Kräfte erproben und bewähren, vielleicht auch härten und vermehren.

Ganz recht. Wer aber von diesen hinter dem Kriege die Heimat wieder sieht, der wird dessen so froh sein, daß neben der Freude an der neugeschenkten Heimat und Familie und dem Glück des wiederaufgenommenen Lebens im schaffenden Beruf die öffentlichen Dinge zunächst verblaffen. Nicht für immer, nicht für lange, aber doch für die Zeit der ersten „Neuorientierung“ des Einzelmenschen. Wenn aber dieser Einzelmensch sich wieder zurechtgefunden hat in der alten, ihm etwas fremd gewordenen Welt, dann werden seine Sinne offen sein für die Forderung, daß nun auch die Gesamtheit als solche ihr Verhältnis zum einzelnen neu regeln und er sich neu orientieren müsse über seinen Platz im Rahmen des Ganzen.

Da glauben Sie also, daß manche von denen, die jetzt draußen sind, den Weg zu ihrer alten Partei nicht zurückfinden werden?

So habe ich das nicht gemeint, wenn ich auch nicht gerade das Gegenteil behaupten will. Ein Beispiel! Ich hatte draußen unter meinen Kameraden natürlich auch eine stattliche Anzahl Sozialdemokraten, darunter solche der radikalsten Tonart, die früher jeden sozialdemokratischen Abgeordneten, der einmal zu Hofe ging, als Verräter an der Sache des Volkes geschmäht und verachtet hatten. Jetzt aber hörte ich sie öfter sagen, wenn eine Nachricht von einem groß angelegten Unternehmen mit glücklichem Ausgang im amtlichen Heeres-

bericht stand: Das hat unser Wilhelm wieder einmal fein ausgedacht. Ja, „unser Wilhelm“ sagten sie. Und selbst wenn ich davor warnte, dem Kaiser persönlich Verdienst oder Schuld bei Erfolgen und doch auch nicht ausbleibenden Mißerfolgen beizumessen: die Neigung, sich einen persönlichen Träger des Ruhms und der Verantwortung zu denken, war größer, als die erzogene Stimmung der Kritik gegenüber dem Amt und der Person des Kaisers. Nun werden Sie mich fragen, ob ich glaube, daß die Wendung zur monarchischen Gesinnung einen politischen Frontwechsel nach dem Kriege zur Folge haben werde. Das aber glaube ich nicht. Herausgerissen aus allem Partei- und Gewerkschaftskampf, hineingestellt in die große Organisation des Heeres, übertragen sie nur die Gefühle der Disziplin, der Treue, des Klassenbewußtseins und des Vertrauens zur Führung auf die veränderten Verhältnisse. Sind sie erst wieder in der alten Organisation, so folgen sie wieder ihren alten Führern, solange diese nicht durch grobe Mißgriffe ihr Vertrauen verscherzen.

Werden denn nach Ihrer Meinung die Liebknecht und Ledebour oder die Landsberg, David, Südekum und Scheide-
mann die Sozialdemokraten der Front hinter sich haben?

Ich werde mich hüten zu prophezeien. Aber so viel kann ich doch sagen, daß bis jetzt nach meinen persönlichen Beobachtungen die Mehrheit der Reichstagsfraktion auch die Mehrheit der sozialdemokratischen Wehrmänner hinter sich hat. Ob das so bleiben wird, das hängt meines Erachtens von dem Verhalten der Regierung und der anderen Parteien ab. Wird etwas aus der versprochenen Neuorientierung der inneren Politik, so bleibt Liebknecht eine komische Figur; wird nichts daraus, so wächst er in die Rolle des Märtyrers, die das feindliche Ausland und die Vereinigten Staaten ihm ja jetzt schon andichten.

Jetzt sind Sie mit Ihrem Optimismus durch Ihre eigenen Darlegungen geschlagen. Aus der Neuorientierung, daran ist doch wohl kein Zweifel, wird nichts. Das hat eine verbitterte, unfruchtbare, verrannte Sozialdemokratie zur Folge. Daraus ergibt sich wieder eine scharfe Reaktion, die den Kampf gegen den Umsturz nach alten Rezepten mit neuem Eifer führt. Der Liberalismus sitzt dann zwischen zwei Stühlen und das Zentrum fester im Sattel denn je.

Halt, halt, Verehrtester. Ihre Voraussetzung stimmt nicht. Wie kommen Sie dazu, es als sicher hinzustellen, daß aus der Neuorientierung nichts wird?

Wie? Sind Sie durch das Schicksal der preussischen Thronrede mit ihrem Wahlrechtsversprechen noch immer nicht belehrt worden? Und damals gab es doch eine regelrechte Verpfändung des Königwortes für eine Reform des preussischen Wahlrechtes. Jetzt aber gibt es nur ganz allgemein gehaltene Andeutungen von einer Neuorientierung der inneren Politik. Die größten Taten der Kriegsgeschichte sind von unseren Heeren vollbracht worden, die größten Geldmittel sind von der Volksvertretung bereitwillig zur Verfügung gestellt worden. Aber auch nicht der leiseste Ansatz zu einem Entgegenkommen gegen die Wünsche des Volkes ist bis jetzt zu merken.

Nun, ganz so liegen die Dinge denn doch wohl nicht. Selbst bei den Sozialdemokraten können Sie sich darüber eines anderen belehren lassen. Die wissen allerlei von praktischer Sozialpolitik zu erzählen, die namentlich die Heeresverwaltung in vielen Fällen getrieben hat. Die könnten ihnen auch berichten von der stillschweigenden Beseitigung alter Schranken, von der Bestätigung sozialdemokratischer Stadträte usw. Sie selbst sprachen neulich davon, daß Sie die

staatlichen Eingriffe in die Regelung des Preises und der Verteilung der notwendigsten Lebensmittel für einen gewaltigen, niemals wieder ganz rückgängig zu machenden Schritt zum Staatssozialismus hielten. Ist das alles wirklich nichts, gar nichts?

Doch, es ist etwas; aber auch nur etwas. Und es wird nicht eher als ein Zeichen der Neuorientierung betrachtet werden dürfen, als bis eine grundlegende Veränderung des Staatsaufbaues durch eine ernsthafte Reform des preussischen Wahlrechtes in die Wege geleitet ist. Wenn beim Zusammentritt des preussischen Landtags am 13. Januar Herr v. Bethmann Hollweg eine solche Reformvorlage einbringt oder doch in bindender Form verspricht, dann haben Sie recht, dann hat die Regierung aus den Tatsachen dieses Krieges gelernt. Wenn das aber nicht so kommt, dann wäre es doch wirklich harmlos, noch darauf zu warten, daß diese Vorlage und überhaupt die Neuorientierung nach dem Kriege kommt, — nachher, wenn der Druck, der jetzt auf den Regierenden lastet, wieder verschwunden ist.

Nun, nehmen wir einmal an, der Kanzler hätte als preussischer Ministerpräsident die Unterstützung des Königs und des ganzen Ministeriums, um den gewünschten Schritt jetzt tun zu können. Wie, glauben Sie, würde die Ausnahme in beiden Häusern des Landtags sein? Glauben Sie an eine Mehrheit für eine wirkliche Reform, sagen wir einmal ganz bescheiden: für geheime und direkte Wahl und Milderung der Klasseneinteilung?

Im Herrenhause, nein. Im Abgeordnetenhause vielleicht.

Dann müßte also die Regierung entschlossen sein, den Landtag aufzulösen, Neuwahlen auszusprechen, und neue, einer Reform geneigte Herrenhausmitglieder in großer Zahl zu ernennen. Wie stellen Sie sich Neuwahlen vor, jetzt im Kriege, während ein großer Teil der Wähler unter den Fahnen ist?

Das ginge freilich nicht. Man brauchte aber nur den Landtag nach Hause zu schicken und könnte die Wahlen bis zum Frieden hinauschieben. Dann wäre doch der Wille der Regierung klar zum Ausdruck gebracht und das Volk, vor allem die Kämpfer draußen, könnten beruhigt sein.

In die Welt hinaus aber ginge die Kunde von einem schweren inneren Konflikt, der Mut der Gegner würde wieder wachsen. Dieser Konflikt ist gewiß nicht zu vermeiden, er ist ja eigentlich immer da. Aber wozu ihn zu heller Flamme schüren, jetzt, wo uns wahrhaftig nichts mehr nützt, als das Trennende einstweilen zu vergessen und Hand in Hand uns über die Klüfte hinwegzuhelfen? Sie würden trotz allem recht haben, wenn wir Grund hätten, an Bethmann Hollwegs Wort zu zweifeln. Ich aber glaube, daß dieser Kanzler, was er verspricht, auch zu halten entschlossen ist.

Und wenn der nun hinterher gehen müßte?

Dann würde der Kampf um die Reform des preussischen Wahlrechtes und um die Neuorientierung der inneren Politik überhaupt an Kraft und Schärfe wachsen, denn dann hätte er einen hochgestellten Märtyrer. Ich glaube aber auch ohne diese letzte Probe an den Willen der führenden Staatsmänner zur Neuorientierung. Wenn diese wegen der bekannten Widerstände und aus Furcht vor dem Eindruck, den ein offener Konfliktzustand während des Krieges bei uns selbst und draußen in der Welt machen würde, jetzt diesen Willen nicht frei betätigen, so ist das doch noch kein Grund, an dem Willen überhaupt zu zweifeln. Die Neuorientierung, die wir von den Regierenden verlangen, können diese aber auch von uns anderen erwarten. Zum Volke gehören auch König und

Kanzler. Wir, die wir von ihnen fürs Volk der Masse Vertrauen fordern, und auf Grund des Vertrauens das der gleichen Pflicht entsprechende gleiche Recht, vertrauen auch ihnen und ihrem Wort. Sollten wir uns darin täuschen, und sollte wirklich nach dem Friedensschluß alles beim alten bleiben, so würden sie freilich gewahr werden müssen, daß das Volk nach 1915 nicht mehr das nach 1815 ist. Dann aber, mein Freund, würde Ihre Befürchtung, von der unser Gespräch ausging, daß die innere Politik nach dem Kriege ärmliches Parteigekänk sein würde, wie sie es vorher nach Ihrer Auffassung gewesen ist, ganz gewiß gegenstandslos werden. Ein Volk, das den schwersten Kampf der Weltgeschichte in Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen durchgekämpft hat, kann nicht gleich hinterdrein einen Kleinkrieg der Parteigekänklichkeit führen, wo es um den freiheitlichen und gerechten Ausbau unseres gesamten Staatswesens geht. Es wird ein Kampf der Grundsätze sein. Wir werden ihn gewiß führen unter Achtung der Ueberzeugung und Person des Gegners. Glauben Sie nicht, verehrter Freund, daß der Gegner, wenn wir so fechten, hinter dem Kriege mit seiner ausgleichenden und versöhnenden Wirkung ebenso handeln wird?

Und wenn er es nicht täte?

Ein Grund mehr für uns, bei unserem Entschluß zu bleiben. Der Sieg, der uns auch so sicher ist, würde dann überwältigend sein.

Paul Rühlmann / Die Kirche in Frankreich

Ech. uß.

Wie ist nun gegenwärtig die Lage der Kirche, besonders die vermögensrechtliche? Da nach dem Trennungsgesetz der französische Staat keinen Kultus anerkennt, besoldet oder unterstützt, fiel natürlich die Beamtenstellung der Geistlichen. Der Ortskommandant vor mir hatte den dienstlichen Auftrag erhalten, die Akten der Behörden von Baudy zu beschlagnahmen. Er wollte nach deutscher Anschauung auch die Kirchenakten einziehen. Der Ortspfarrer hatte, vollkommen zu Recht, sich dem widersetzt mit dem Hinweis, daß seit 1906 der Pfarrer keine öffentlich rechtliche Funktion in Frankreich mehr habe. Die Einziehung des Kirchenvermögens hatte den Staat gewaltig bereichert, über 400 Millionen Frank waren ihm mit einem Schlage zugefallen. Hier liegt ein Grund mit zur Erklärung der Tatsache, daß das demokratische Frankreich bis jetzt ohne die demokratischste aller Steuern, die progressive Einkommensteuer, ausgekommen ist. Die allmähliche Umwandlung der Geistlichen aus Staatsdienern in Kirchendiener geschah sehr klug: 1906 und 1907 sollten sie im Gehalt um ein Viertel, die beiden folgenden Jahre um die Hälfte, die nächsten um drei Viertel gekürzt werden, nach acht Jahren sollte diese Umwandlung durchgeführt sein, in größeren Gemeinden bereits nach vier Jahren. Da jedoch die Kirche jede Verständigung mit dem Staate grundsätzlich abwieß, bestimmte dieser als Gegendruck, daß von 1909 kein Geistlicher mehr staatliches Gehalt bezieht.

„Wer zahlt Ihnen denn Gehalt? Wovon und wie leben Sie denn?“ „Anfänglich, in den ersten Jahren nach 1909 war unsere Lage durchaus unklar. Die Bischöfe hatten zwar sofort nach dem Trennungsgesetz von 1905 begonnen durch kirchliche Stollkosten Gaben zu sammeln für die Ausbildung, Besoldung und das Ruhegehalt der Geistlichen. Da es keine bestimmte Tage gab, gingen die Gelder gering und unregel-

mäßig ein. Ich habe noch vor drei Jahren kaum über 100 Frank jährlich bezogen. Jetzt aber ist die Gehaltsfrage wesentlich günstiger geregelt, so daß ich etwa jetzt dasselbe Einkommen habe wie vor der Trennung, wo ich vom Staate bezog 900 Frank für Baudy und 200 Frank für die Filialleitung. Wir erhalten unser Gehalt nicht von der Gemeinde, sondern von der bischöflichen Kasse. Jeder Diözesane hat als Mindestbeitrag in den ersten Monaten des Kirchenjahres 1 Frank an die Kirche seines Ortes abzuführen; dazu kommen die freiwilligen Kollekten in der zweiten Hälfte des Jahres, von denen ich auch gegen 300 Frank nach Reims abführe, die Kirchenstuhlmiete ergibt auch 300 bis 400 Frank, geistliche Handlungen sind zwar grundsätzlich unentgeltlich, doch gewisse reichere Ausgestaltungen, besonders bei Taufe und Hochzeit, ergeben auch einen gewissen Ertrag. Die bischöfliche Kasse verteilt nun die Einnahmen nach dem Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit, die ärmeren Gemeinden sollen in der Seelsorge nicht hinter den reichen zurückstehen. Wo eine Gemeinde böswillig die Zahlungen verweigert, beruft der Bischof den Pfarrer ab. Ist der Pfarrer in der Besoldung nicht unmittelbar abhängig von der Gemeinde, in der Wohnungsfrage ist er ihr mehr ausgeliefert. Nach dem Trennungsgesetz sind die Kultgebäude, auch das Pfarrhaus, zwar Eigentum der bürgerlichen Gemeinde, doch diese dürfen nicht „desaffektiert“, d. h. sie dürfen keinem anderen als gottesdienstlichem Zwecke gewidmet werden. Ist nun eine Gemeinde kirchen- und pfarrerfeindlich, so überläßt sie dem Pfarrer das Pfarrhaus entweder unentgeltlich oder zu einem mäßigen Mietpreis (180 Frank). Sogar aber in der Gemeindevertretung viele Sozialisten oder Radikale, so kann es vorkommen, daß man die Miete so steigert, daß der Pfarrer sie nicht bezahlen kann und sich nach einem anderen Miethaus umsehen muß.

Auf dem gleichen Grundsatz der völlig vom Staate losgelösten Selbstständigkeit baut sich auch die Vorbildung der Geistlichen auf. Die Kirche ist freie Unternehmerin: Für jede Diözese unterhält sie „kleine Seminare“, die der Bildung der künftigen Geistlichen dienen: die Lehrer sind Geistliche, nach Bedürfnis, besonders für den naturwissenschaftlichen Unterricht nimmt man auch einzelne Laienlehrer an; viele „bourses“, Freistellen, ermöglichen dem begabten Unbemittelten den Zugang zur Priesterlaufbahn. Etwa ein Fünftel der künftigen Priester macht die Abiturientenprüfung (baccalaureat), eine geringere Anzahl besucht dann die theologischen Hochschulen in Paris oder Nancy, stets hat man von kirchlicher Seite das Streben nach dem Doktorat gefördert. Neben den Söhnen der höchsten Aristokratie, die sich wieder zahlreicher denn je zu den Priesterseminaren drängen, ist in nicht kleiner Anzahl der Weinbauernsohn aus der Champagne oder das schlichte Waldkind der Ardennen zu finden. Es besteht heute nicht mehr wie vor zehn Jahren die Gefahr, daß das wissenschaftliche und gesellschaftliche Niveau der Geistlichen sinkt.

„Wie hat diese Trennung das kirchliche Leben beeinflusst?“

„Zunächst hat sie uns ein köstliches Gut gegeben: die Freiheit. Wurde vor dem Gesetz in der Predigt irgendeine staatliche Einrichtung kritisiert, sei es auch nur ganz leise, sofort erfolgte eine Denunziation, und wir wurden zum Teil mit recht empfindlichen Gehaltssperren von den republikanischen Behörden belegt. Jetzt sind wir vollkommen frei in der Lehre und im Leben. Unsere Pfarrer, unsere Bischöfe werden nach rein kirchlichen Gesichtspunkten erwählt und befördert. Wir möchten um keinen Preis wieder unter das staatliche Bevormundungsjoch zurück.“

Auch der Gemeinde gegenüber haben wir die Abhängigkeit durch das Einschleichen der bischöflichen Kassen als Mittels gleiches glücklich vermieden. Wohl haben wir einen „Kirchenrat“ eingerichtet, doch er dient nur zu unserer finanziellen Entlastung, finanzielles Recht hat er nie; ich, der Pfarrer, ernenne die fünf Gemeindemitglieder zu meiner Unterstützung; denn der Bischof, dem eigentlich das Ernennungsrecht zusteht, nimmt ja doch stets die ersten fünf der zwanzig aufgezählten Namen. Vernachlässigt eines der Kirchenratsmitglieder seine katholischen Pflichten, so lasse ich ihn durch den Bischof absetzen. Ich ernenne den Organisten, ich vertrete die Gemeinde und kann durch keine Vollmacht des Kirchenrats gebunden werden. Kann man freier sein?“ Die Stimme des Geistlichen klang fast siegerhaft. Ich wußte freilich, daß die Unabhängigkeit von dem Laienelement in Wirklichkeit nicht die stolze Geste der ecclesia triumphans zeigte. Ich hatte beobachtet, wie der Pfarrer mehr als er glaubte sein Schiffelein steuern mußte durch die Schlla der unfkirchlichen, ja pfarrerfeindlichen Dorfpartei und die Charybdis des munderhaften Klüngels seiner Freunde und Freundinnen.

Auch kannte ich aus früheren Studien sehr wohl die verwundbarste Stelle. Ich fragte ihn deshalb kurz: „Wie denken Sie sich die Weiterentwicklung? Wird der kirchliche Einfluß auch künftighin stark genug bleiben?“ Hier führte er mit fast elegischer Stimme aus: „In die Zukunft schaue ich nicht besonders freudig; denn uns fehlt die Jugendziehung. Hier ist der Staat stärker als wir, er hat die Schule und damit die Zukunft. Noch gibt es ja eine ältere Lehrergeneration, hier unser Lehrer gehört zu ihnen, die zwar ihrer dienstlichen Stellung nach, nicht aber persönlich kirchenfeindlich waren. Sie gingen nicht zur Kirche, sie sahen es auch nicht gern, wenn ihre Namen auf die Liste der kirchlichen Spender gesetzt wurden und so ihr kirchlicher Sinn zur Kenntnis der kontrollierenden republikanischen Behörden kam, wohl aber ließen sie durch ihre Frauen und Kinder an die kirchlichen Sammlungen zahlen. Sie wählten auch aus der Liste der staatlich genehmigten Lehrbücher fast immer solche aus, die im Geschichts-, im Moral-, im bürgerkundlichen Unterricht der Kirche und der Religion ihre Rechte ließen und nicht ausgesprochen kirchenfeindlich waren, wie dies von vielen der Lehrbücher nachgewiesen ist. Aber die jüngeren Lehrer hatten auch für ihre Person, nicht nur für das Amt die Trennung vollzogen. Die Neutralität des weltlichen Unterrichts wird oft zur Kirchenfeindschaft. Und diese Schule hat die Zukunft. Ob die Kirche sich weiter als Massenerscheinung, als jeden einzelnen umfassende Volkskirche halten kann, das erscheint mir sehr zweifelhaft — und alle Versuche unsererseits, durch Unterhaltungsabende, durch kirchliche Zirkel, durch kirchliche Parteigründungen, durch Unterhaltungsblätter und kirchliche Kalender wieder zur allumfassenden Erziehungsträgerin unseres Volkes zu werden, sie müssen gewagt werden, an einen bleibenden Erfolg glaube ich freilich nicht mehr.“

Wern hätte ich die Frage des Tages an den klugen Souveränenträger gestellt: Wird der Krieg die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs grundstürzend ändern? Aus Gründen des politischen Takttes und aus Rücksicht auf das Amt schwieg ich, gar zu gern hätte ich meine eigene Auffassung dem Kundigen vorgetragen: das Trennungsgesetz ist ja kein Bestandteil der französischen Verfassung. Wie es durch eine trennungsfreundliche Mehrheit der Kammer entstanden, so kann es auch durch eine trennungseindliche Mehrheit beseitigt werden. Wird dies eintreten? In Deutschland glaubt man wohl hier und da an einen ähnlichen Vorgang wie den 4. September 1870, an

ein politisches Revirement, an eine Ablösung der radikal-demokratischen Mehrheit durch eine ultramontan-royalistische Richtung. Ich teile diese Annahme nicht: die Republik sitzt zu tief in den breiten Massen der Wähler, besonders der kleinen Städte und des platten Landes. In dem halben Jahrhundert der Republik ist besonders mit Hilfe der französischen Staatsschule eine ziemlich fest verankerte demokratische Tradition entstanden. Alles aber, was man von der neuen katholischen und royalistischen Gegenströmung vernimmt, scheint diese als ein spezifisch Pariser Gewächs zu kennzeichnen: als eine späte Blüte aristokratisch gesinnter Romantik, mehr auf ästhetischem als religiösem Boden gewachsen, jedenfalls nicht geeignet, Massenerscheinung in ganz Frankreich, auch in dem bäuerlichen Frankreich, zu werden. Wohl mag der für Frankreich so entsetzlich verlustreiche Krieg eine Steigerung des religiösen Empfindens der einzelnen bringen. Die Zeitungen berichten ja, daß die Pariser Kirchen überfüllt seien; eine Rückkehr zu einer kirchlich orientierten Politik und damit zu einer Umkehr der inneren Politik ist damit nicht gegeben. Frankreich wird weiterkämpfen unter dem Zeichen der Republik, es wird sich verbluten für die „Ideale der Demokratie“, wie sie die romanische Staatsanschauung auffaßt. Ein Hauch von Melancholie, ein Schimmer von Tragik liegt in dem Hinopfern eines edlen Volkes für solche Ideale.

Oskar Rende / Triest und die Triester Frage

I.

Es ist ein wunderschönes Städtebild, das sich kurz nach dem Verlassen der Station Opitzhina vor dem des trostlos öden Karstgeländes müden Blick überraschend ausbreitet: 310 m tief unter uns liegt da die Stadt an den steil aufragenden Triester Karst geschnitten, zumal auf der Halbinsel S. Andrea gegen das Meer sich hinausbauend, auf dessen hellblauer Fläche Dampfer ruhen und Seegelboote dahingleiten. Hinter S. Andrea schwingt sich die Küste, noch schwach sichtbar, in den Buchten von Muggia und Capodistria landeinwärts zurück. Scharf prägt sich bald dem Auge die Eigenart der Lage ein: die regelmäßig gebaute Neustadt, der es zu ihrer Ausdehnung in die Breite an Raum gebricht, so daß man vielfach nur durch Zuschüttung ehemaliger Salzgärten Abhilfe zu schaffen vermochte; hart an sie herandrängend das Meer, das in kaum merkbarem Gezeitenwechsel einen schmalen Küstenstreifen mit Wiesen und Weingärten überfluteten Glimmerstein bespült und schon in etwa $\frac{1}{2}$ –2 km Abstand zu 20 m Tiefe abfällt. Ueber der Neustadt aber steigt die enge, winkelige Altstadt zur Kastellhöhe an, meist nur um der berühmten Basilika San Giusto und Winkelmanns willen besucht, der auf dem Friedhofe nebenan begraben liegt. Das Ganze schließlich unwallt in wenig mehr als 4 km Entfernung von den nackten Wänden einer Kalkhügelfette, die mit Höhen zwischen 400 und 460 m den Südrand der Aufwölbung des Triester Karstes bildet. So ist Triest von seinem Hinterland durch ein mühsam zu überquerendes Gebirge geschieden; in vielen Windungen schrauben sich vier Straßen zum Kamm empor, noch zahlreicher sind die Krümmungen, in denen die Schienenstränge bei 20 bis 30 ‰ Gefälle die Höhenunterschiede überwinden. Und hinter dem Karste der Wall der Dolomiten!

Die moderne Technik kann vielfach bessern, wo die Natur mit Gaben kargte. Sie vermag dem Hafen durch leistungsfähige Bahnlinien ein immer größeres kontinentales Einzugs- bzw. Wirkgebiet anzugliedern, sie vermag den Schiffen gegen die namentlich im Winter heulend über das Gebirge herabstürzende Bora, doch auch gegen widrige Südost- (Sirocco) und Westwinde (durch Wellenbrecher) Schutzbauten zu liefern, sie allein ist imstande, genügende Anlege- und Ausladeplätze auch für die größten Schiffe herzustellen. Zwei

Hauptbahnen strecken über das Gebirge hinweg ihre Schienenarme in das innerösterreichische Land: die einer Privatgesellschaft gehörende Südbahn, die von Opitzhina über Nabresina und Miramar bis Triest noch 27 km läuft und sich von Nordwesten her der Stadt nähert, und die von Osten her in die südliche Stadtgrenze einbringende Staatsbahn, die in 22 km von Opitzhina herabführt. Die Südbahn zieht über Laibach und Graz nach Wien. Die Staatsbahn erreicht über Görz (wohin von Triest ein Arm auch längs der Küste und am Gebirgsrande, dem nimmehr so berühmten Doberdo-Plateau hinführt) durch Bochein- und Karawanken-Tunnel einerseits als Tauernbahn Salzburg, andererseits über Klagenfurt in südöstlicher Richtung das Mur- und Ennstal. Hier erfolgt eine neue Gabelung: ein Ast läuft nordwärts über Linz quer durch Böhmen (Budweis, Prag) zum Anschluß an die sächsischen Bahnen, der andere strebt Wien zu. Etwa 10 Jahre später, als die Südbahn den ersten Schienenstrang nach Triest gelegt hatte (1857), begann man mit dem Ausbau der Hafenanlagen. Drei Teile lassen sich iondern: Zunächst der dem eigentlichen Stadtgebiet zwischen der Halbinsel S. Andrea und dem Canale grande vorgelagerte Alte Hafen, jetzt überwiegend vom Inlandverkehr in Anspruch genommen. An ihn schließt sich nördlich der den Gleisanlagen des Südbahnhofes anschließende, jetzt als Freihafen dienende Neue Hafen. Noch jünger und moderner gehalten ist der Franz-Joseph-Hafen, der südlich des Alten Hafens die Halbinsel S. Andrea umschlingt und die Gleise des Staatsbahnhofes nützen kann; für seine an die 9 m ins Meer absteigenden Kaimauern mußte der Platz erst durch Aufschüttungen gewonnen werden, deren Material man aus den Anschwemmungen des Fionzo bei Ronfalcone holte (hier ist ein neuer Hafen im Entstehen!). In genügender Breite, doch noch nicht mit völlig ausreichenden Verkehrsmitteln, verbindet ein bereits über 10 km langer Kaigürtel die drei Häfen; senkrecht strecken die Moli ihre wuchtigen Steinmaße ins Meer hinaus, an ihnen ankern die Schiffe. Wellenbrecher legen sich quer vor die Moli. Gewiß erreichen die Gesamtanlagen mit ihren mannigfachen Einrichtungen nicht die Ausattung z. B. der Nordseehäfen; in der Adria aber stehen sie doch an erster Stelle.

II.

Triest und das politisch zu ihm gehörende Gebiet bedecken eine Fläche von 95 qkm; darauf siedeln rund 230 000 Menschen, davon in der eigentlichen Stadt 162 000. Der Umgangssprache nach waren von den österreichischen Untertanen (203 000 Einwohner, also 11,7 pCt. Ausländer!) in Prozent im Jahre

	Deutsche	Italiener	Slowenen	Serbokroaten
1900	5,88	77,36	16,24	3,0
1910	6,21	62,31	29,81	1,26

Die Zunahme der Bevölkerung betrug zwischen 1881 und 1890 8,7 pCt., zwischen 1891 und 1900 13,43 pCt., zwischen 1901 und 1910 28,50 pCt., steigt also außerordentlich stark an; hierin kommt die große Zuwanderung in das Hafengebiet zum Ausdruck: zwischen 1901 und 1910 hatten von 50 911 Menschen der Bevölkerungszunahme 36 507 Triest erst in diesem Zeitraum zu ihrem Wohnsitz gewählt.

Der Gesamtwarenverkehr Triests mag den folgenden Tabellen entnommen werden:

Jahr	zur See	Einfuhr	Gesamteinfuhr
		zu Lande in Millionen K	
1857	218	80	298
1874	257	166	423
1900	390	342	732
1908	540	495	1035

Jahr	zur See	Ausfuhr	Gesamtausfuhr
		zu Lande in Millionen K	
1857	194	69	263
1874	185	168	353
1900	324	342	666
1908	461	462	923

1913 besaß Triest eine Schiffsbewegung von 14 231 eingelaufenen und fast ebenso vielen ausgelaufenen Schiffen mit je 5,5 Mill. Register-

Donnen; freilich waren von den eingelaufenen 8556 Schiffe mit 1,2 Mill. Register-Tonnen, von den ausgelassenen 8449 mit 1,7 Mill. Register-Tonnen unbeladen. Dem Gewichte nach betrug 1912 die Ausfuhr zur See 20,4 Mill. Meterzentner die Ausfuhr 9,8 Mill. Meterzentner. Nach der Größe des Tonnagehalts nimmt Triest unter den kontinentalen Häfen Europas die achte Stelle ein; einen größeren Tonnagehalt der einlaufenden Schiffe zeigen (1912) Antwerpen (mit 13,8 Mill. Register-Tonnen), Hamburg (13,6), Rotterdam (11,6), Marseille (9,8), Neapel (9,4), Lissabon (8,1) und Genua (7,1). In seiner Güterbewegung stehen ihm sogar neun Häfen voran (Hamburg überragt es $7\frac{1}{2}$ mal). Der Steigerung des Schiffsverkehrs entspricht behauerlicherweise nicht der faktische Handelsverkehr.

Triest spielt hinsichtlich der wichtigsten Einfuhrwaren in die Donaumonarchie nur in Rohbaumwolle, Kaffee und rohen Fellen und Häuten eine Rolle, bezüglich der Hauptausfuhrwaren bloß in Raffinadezucker und Baumwollwaren und -garnen. Von den für die Einfuhr Oesterreich-Ungarns wichtigen Steinkohlen kam nur ein geringer Teil über Triest herein, ebenso von Schafwolle; von Holz und Eiern, die in der Ausfuhr dieses Staates an erster Stelle stehen, verließen jenes in geringen Mengen, diese gar nicht über Triest das Land. Die näheren Daten zeigt die folgende Tabelle:

	Einfuhr (in Millionen K) 1913		
	Gesamtverkehr	darunter zur See im ganzen	davon über Triest
Baumwolle, roh	323,5	110,1	14,3
Steinkohlen	237,0	25,5	14,2
Felle und Häute, roh	116,5	58,9	54,5
Kaffee	89,9	87,2	82,7
Schafwolle, roh und gewaschen	71,6	20,0	19,8

	Ausfuhr (in Millionen K) 1913		
	Gesamtverkehr	darunter zur See im ganzen	davon über Triest
Raffinade-Zucker	256,5	130,7	69,7
Bau- und Nutzholz	162,7	48,9	12,4
Baumwollwaren und -garne	116,6	51,4	50,0

Triest, in erster Linie — wie übrigens die anderen Mittelmeerhäfen auch — Inporthafen, versorgt überwiegend die Monarchie selbst. Nicht immer finden daher die ausladenden Schiffe volle Exportfracht vor, die Aussicht auf ein längeres Stillliegen, die dadurch bedingten höheren Frachtläge bieten aber naturgemäß nur geringen Anreiz zu beständigem Verkehr. Nicht weniger als 81,8 pCt. der im Triester Hafen eingelaufenen Schiffe gehörten 1910 der österreichisch-ungarischen Flagge an.

Ein Wort über die nicht geringe Industrie Triests. Schiffbau und Eisenindustrie stehen voran; 42,1 pCt. von den 18 813 Arbeitern, die 1908 in Triest in 182 fabrikmäßigen Betrieben angestellt waren, entfallen auf sie. Berühmt sind das Lloyd-Arsenal, die Werk S. Marco des Stabilimento tecnico Triestino und S. Rocco; die Hochöfen von Servola verarbeiteten 1910 griechische, spanische und algerische Erze im Werte von 9,2 Mill. K. Wichtig sind aber auch Guteindustrie, Holz- und Eisenindustrie, Reismüllerei, die Kaffeeverleseeanstalten — Zweige, die sich mit der Verarbeitung der eingeführten Rohstoffe befassen. Auch Linoleumfabrikation und Herstellung von Leigwaren sind bedeutend.

1382 hat sich Triest, in Auslehnung gegen Venedigs jeden unerwünschten Wettbewerb schonungslos unterdrückende Seeherrschaft, freiwillig den Habsburgern angeschlossen. 1719 erklärte Karl VI. die Stadt zu einem Freihafen, baute die Reichsstraße Triest—Wien und bemühte sich mit Erfolg um die Wiederlassung tüchtiger Kaufleute. Freilich genügt der Hafen, als 1869 der Suezkanal eröffnet wird, den nötigen Ansprüchen in keiner Weise, andere Plätze überflügeln ihn; er vermag die Gunst der Raumlage nicht auszunutzen, die ihn nördlicher liegen läßt als jeden anderen Mittelmeerhafen, und die ihn um rund 300 km in der Luftlinie dem Suezkanal näher rückt als Genua. Doch geht die Entwicklungslinie Triests heute stetig nach aufwärts. Auch ist sein Interessenbereich vergrößerungsfähig. Ist auch das engere und weitere Hinterland der Karst- und Alpenländer industriearm, sein Bedarf an Gütern aus Uebersee gering,

sind Wien und München — die Mittelpunkte der industriellen Einflußsphäre Triests — auch 590 bzw. 570 kostspielige Bahnkilometer von Triest entfernt, gravitierten das hochindustrielle Nordböhmen vorzüglich durch die Elbe, rase nach Hamburg, Nordmähren und Schlesien nach Stettin: so hoffen wir für die Zukunft doch eine Erweiterung des wirtschaftlichen Machtbereichs unseres Hafens einmal gegen Tirol hin, das es dem immer weniger leistungsfähig werdenden Venedig entziehen kann, zum anderen gegen die Ostschweiz hin, dessen mittelmeerischer Hafen Genua aus technischen wie finanziellen Gründen eine Verkehrssteigerung kaum noch zu bewältigen vermag.

So bedeutet es eine Lebensfrage für Oesterreich, seinen Haupt-handelshafen, den es durch nachhaltige Förderung zu seiner heutigen Höhe mithinaufführte, vollständig in der Hand zu behalten; eine Lebensfrage auch in dem Sinne, als Oesterreich, vom Meere abgebrängt und damit auch jeder Möglichkeit einer Einflußnahme auf dem Elemente beraubt, auf dem sich in den nächsten Jahrzehnten die politischen Geschehnisse Europas entscheiden dürften, sicherlich zu einem Staate zweiten Ranges herabgesunken wäre. Daß solche Selbstverstümmelung kein verantwortlicher Leiter auswärtiger Politik vollziehen konnte, begegnet keinem Zweifel; daß Italien es verlangen konnte, zeigt von einer maßlosen Ueberspannung seiner Bestrebungen, beweist, daß es ihm gar nicht um einen Ausgleich, ein Abwägen der beiderseitigen Interessen zu tun war . . .

Schluß folgt.

Julius Bab / Heinrich Versh, der Sänger des deutschen Krieges

Ich weiß wohl, daß es einigermaßen kühn ist, einen einzigen aus der ungeheuren Schar der deutschen Kriegspoeten herauszugreifen und ihn mit überragendem Ehrentitel zu nennen „den Sänger des deutschen Krieges“. Aber gerade weil es das Schicksal gewollt hat, daß ich die Tausende und Millionen deutscher Kriegsgedichte, die begabten und die unmöglichen, die dilettantischen und die artistischen, die widerlichen und die lebenswürdigen, die künstlerischen und die gewerblichen, in ihrer ganzen unermesslichen Menge vollständiger sammeln und prüfen mußte, als die meisten andern Zeitgenossen, gerade deshalb wage ich es, und nenne diesen einen Heinrich Versh, und nur ihn: den Sänger des deutschen Krieges! Das reinste und stärkste Geschenk, das die singende Kraft der deutschen Volksseele und die ungeheure Ansprache des Krieges hergab. Gewiß, ein paar von Deutschlands starken Dichtern, die wir schon vorher ehrten, Dehmel, Dauthenden, Hesse und andere haben jeder von seiner besonderen Lebenssituation aus ein paar mächtige Verse, auch liebhaftige sind darunter, zum Kriege gegeben; merkwürdige Talente, wie der fast allzu kunstreiche phantasievolle Balladendichter Albrecht Schäffer, der großzügig leidenschaftliche, eifern-sachliche Rhetoriker Josef Winkler, der visionär-pathetische Leo Sternberg, wie Karl Bröger, der mit edlem Pathos die Gefinnung des deutschen Arbeiters formt, sind hervorgetreten; von manchen, wie von dem schon gefallenen Hugo Zuckermann, ist ein einzelnes Lied weit durch das Volk geflogen — aber ich weiß nur einen, der als ein neuer Dichter, und zwar nicht als Erzähler und Redner, sondern als Sänger im innersten Sinn des Wortes und als Sänger mehr als eines Liedes uns vom Kriege neu geschenkt worden ist, und das ist Heinrich Versh.

Bei Kriegsausbruch lief ein Lied von Heinrich Versh durch alle deutschen Blätter und tief in das Volk hinein. Das war der Soldatenabschied mit demkehrreim „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“. Diese sehr starke und ganz schlichte Volksweise, entstanden am ersten Mobilmachungstage, blieb aber nicht, wie das bei ähnlichen erfolgreichen Liedern gar nicht selten ist, ein vereinzelt Geschenkt, das eine übermächtige Stunde einmal in ein sonst künstlerisch schwaches Gemüt legte. Es folgten kleine Hefte mit andern Gedichten von Heinrich Versh, die bewiesen, daß hier nur das erste Aufzucken einer großen und breitbreitenden Flamme war, es folgten Gedichte, die in vollkommener Liebhaftig-

keit dem berühmten „Soldatenabschied“ nicht nachstanden und ihn an inhaltlicher Wucht, an sinnlicher Anschauungskraft noch weit übertrafen. Es wurde offenbar, daß in Heinrich Versch wirklich ein großes, singendes Talent mitten aus dem Volk getreten war, vom Kriege gerufen. Heute, wo der junge Dichter im Verlage Eugen Diederichs seine Lieberbesten zu einem stattlichen Bande zusammenfaßt mit dem schönen, sich jugendlich übersteigenden Titel „Herz aufglühe Dein Blut!“ — heute ist es schon erlaubt und geboten, von der Gesamtansicht dieses noch durchaus unausgereiften, aber gerade deshalb größter Hoffnung zureisenden Talente sich einen Begriff zu machen.

Von Heinrich Verschs Privatperson sind nur drei Dinge zu wissen gut: Er ist Katholik vom Niederrhein; er war bis vor Kriegausbruch Arbeiter, Kesselschmied; er ist Soldat gewesen, hat die schreckliche Winter Schlacht in der Champagne mitgemacht und wurde verwundet. —

Von seinem Katholizismus spreche ich deshalb, weil er in diesem Dichter offenbar eine durchaus lebendige Kraft ist, und dann, wie es sich beim Religiösen von selbst versteht, die tiefste, die alles bewegen wird, den Stoff lösende, die Form bildende Kraft. Das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als ob diese Poesie nur voll und widerstandslos nur für Katholiken zu genießen wäre; sie ist nicht an die katholische, nicht einmal an die christliche, überhaupt nicht an irgendeine kirchlich abgegrenzte Konfession gebunden. Nur in einigen wenigen Wendungen verrät es sich, daß es der besondere katholische Weg war, auf dem Versch zu dem innersten Gott- und Weltgefühl hinabstieg, das allen Religiösen, d. h. wohl allen wahrhaften Menschen, gemein ist. Daß er religiös empfindet, d. h. daß ihm keine Erscheinungen einzeln, sondern alle in einen großen heiligen Geheimnisvollen Weltzusammenhang gestellt sind, das gibt seinem Gefühl die Tiefe, aus der das klingende, das singende Wort aufsteigt, das hebt ihn über alle noch so starke Rhetorik, noch so leidenschaftliche Parteinahme, noch so starke Anschauung hinaus, das macht ihn zum S ä n g e r. Denn nur im Weltmittelpunkt wohnt Gesang. — Schon jenes erste Lied, das Versch bekannt machte, schlägt den Ton an:

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Trauer büßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Und in sehr vielen Gedichten klingt es dann wieder, daß Gott für Versch die Summe all der Freuden, die man kennt, aber auch der Inbegriff aller Schmerzen und Leiden ist, durch die und in denen der Mensch reift. Deshalb ist für ihn das Vaterland als herrlichste Offenbarung Gottes heilig und Kampf für diese Heimat göttliches Gebot. Aber diese Tiefe seines religiösen Gefühls bewahrt Versch durchaus davor, seinen Gott zu einem Nationalgott herabzudrücken, der parteiisch die allein gerechte Sache führen soll. Ein Gedicht im Schützengraben ruft den „Kamerad Franzos“, auf den er eben geschossen hat, an:

Ich bin Dein Bruder ja, bin dein Genos;
Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut.

Dieser Gott aber stößt nicht von außen die Welt; er hält sie mit all ihrem Kampf und Streit in sich und bricht deshalb mit all seiner Liebe nicht das Naturgesetz:

Es muß so sein. Es wächst wie Gras und Baum,
Der Menschheit strebend Volk sich hin zum Licht;
Zwei gleiche Bäume steh'n zusammen nicht,
Der eine frißt des andern Licht und Raum.

Diese harte, von keinem schwärmerischen Gefühl vermischte Klarheit geht in einem Gedicht, in dem die Soldaten mit Schüssen beten, mit Granaten Rosenkränze schlingen, mit Erwürgen Hände falten, bis an die Grenze des zynisch Verzweifelten — aber nur bis an die Grenze: denn dies Gedicht von „Gottes Henckstnechten“ schließt doch mit einem ganz merkwürdig positiven Aufschwung:

Und wir kreuzigen die Liebe,
Daß sie euch erlösen soll.

Hier bricht mit wirklich prophetischer Kraft der altchristliche Gedanke von der erlösenden Kraft des Leibes durch: der Gedanke, dem Heibel in seiner „Genoveva“ nachsann, wie die Menschheit gerade durch den „Mord an Gott“ erlöst werden konnte, er findet hier im Grauen des Krieges, an dessen Neuestem sich die Unzerstörbarkeit der Liebe erproben soll, eine neue Fassung. Und so kann der Gott, der auf allen Seiten und in allen Schlachten sein heiliges Dasein lebt mitten „im Artilleriefeuer“ gelobt werden:

Gott, dich lobt nun sein Tod, das Grauen, die Not und der Schmerz,
So groß bist du selbst in des Menschen elendem Herz,
Du bist in der Treue, du bist im Harren, im Sieg,
Dich lobt das Leben, der Tod, die Schlacht und der Krieg.

Ich glaube, daß es diese religiöse Grundstimmung, diese immer zitternde Bezogenheit auf den immer schwingenden Mittelpunkt der Welt ist, durch die Versch im Gegensatz zu anderen begabten Poeten des deutschen Krieges ein wirklicher Sänger, ein Liederfänger, geworden ist. Denn das körperliche Gegenbild seiner geistigen Religiosität scheint mir im Ästhetischen sein außerordentlich musikalisches Talent, seine Fähigkeit, immer neue und immer fortreisende Rhythmen zu finden. Er machte aus dem Stampfen eines Eisenbahnzuges einen unvergleichlich fortreisenden Takt. Er bringt den Voranstoß eines ganzen Heeres in Klang. Er trifft ebenso sicher ein scherzhaft tändelndes Soldatenliedchen, wie den wichtigen Marschtritt von Kolonnen; seine Sprache löst sich über den Massengräbern in eine rhythmisch taumelnde Prosa auf und straft sich in der feierlichen Ergriffenheit der „Rückkehr aus dem Kriege“ fast zu einem antiken an Hölderlin gemahnenden Pathos. Und dabei hat er eine Fähigkeit im durchgehaltenen Rhythmus eines Liedes doch zu variieren und zu steigern, daß ihm das sehr schwer zu handhabende Mittel des echten Liedes die gleiche wiederkehrende Zeile am Anfang oder Ende der Strophe meist die allervollkommensten Dienste tut.

Diese Kraft der Steigerung ist natürlich nur möglich, weil ihm die anderen außermusikalischen Mittel des Dichters, die Fähigkeit, Sinnbilder zu sehen und zu finden vor allem, wie nur einem wahrhaft großen Talent zu Gebote stehen. In jenem Gedicht, das im Eisenbahnrhythmus hinbraust, wächst der Soldat, der mit Kreide an die Wagenwand schrieb: „Hoch! von der Heimat in den Tod. Hurra!“ zu einer Gesamtgestalt des ganzen deutschen Heeres auf. Und in den erschütternden Klängen jenes Gedichts, das von den Zu-Hause-Geliebten handelt, trifft der „leere Stuhl am Tisch“, von dem der „Tod zu höhnen“ scheint, ins Herz des ganzen Heimatlebens im Kriege. Wie schön ist der schwarze Sehnsuchtsvogel aus der Heimat erfunden, der sich über den Massengräbern singend auflöst, wie schön der Tod, der am Morgen vor der Schlacht das lange Lied singt, mit den Namen all derer, die fallen sollen. Wie ergreifend gesehen und gefühlt ist jene tragische glückliche Zuversicht, mit der gerade der Todgeweihte am „Lezten Tag“ das Leben umfängt: „Die Freunde wundern sich, wie schön der stirbt.“

Es ist selbstverständlich, daß Versch diese großen Anschauungen uns nur fühlbar machen kann, weil er über das eigentliche, engste Material des Dichters, die Sprache, in der Weise der wahrhaft Begabten verfügt, weil in jeder seiner Wortverbindungen Bilder und Anschauungen wohnen. Gerade hier freilich ist die Unreife seines literarisch gar nicht geschulten Talent leicht zu zeigen: Er geht, zumal in einigen Schauerballaden, hier und da noch mit einem trivialen, im schlechten Sinne volksmäßigen Pathos mit, er setzt zuweilen vor lauter Sachlichkeit die bare Prosa mitten in seine Verse. Aber wie groß und rein klingt das Pathos freudigen Erschreckens in einer Zeile, wie: „Mir sprang das Blut aus allen Herzenstiefen“ — und wie fruchtbar wird für das Gefühl gerade im Pathos jener Rückkehr-Ode eine schlicht-wirkliche Bahnhofsszene:

O du glückliches Städtchen, dich grüß ich von deinen Söhnen aus
fremdem Land!

Ihre Grüße glänzen aus meinen Augen, ihr Blick war ein
sehrend Beneiden.

„Grüß unser Deutschland, die Heimat“, so sagten sie mir beim
Scheiden,

Drückend die Hand mir, winkten mir nach, bis unser Zug ent-
schwand.

Die sichere Verfügung über eine Menge lebendiger, eigener
Anschauungen, die ja immer eines Künstlers letzten wichtigsten
Fonds ausmacht, sie ist bei Versch daher so bedeutend, weil er
gar nicht vom Schreibtisch, sondern aus der Fabrik und aus der
Schlacht kommt, deren Zusammenhang in einer mit ständigen
Variationen fortgeführten Lebensschlacht er übrigens sehr stark
empfindet. Er kann das Wüten der großen französischen Durch-
bruchschlacht durch einen stark durchgeführten Vergleich mit einer
riesigen Kesselschlacht höchst anschaulich machen, kann den Granaten-
dreher oder den Weber aus den Bildern ihres Handwerks heraus
den Krieg begreifen und besingen lassen. Er kann aus den
schwersten Soldatenstunden so furchtbar anschauliche Bilder
geben, wie:

Wie schießen wir, nur gezielt, nur gezielt,
als würd nur mit ledernen Puppen gespielt.

Und er kann aus eigenster Erfahrung die Schilderung der
Hölle im Trommelfeuer gipfeln lassen, in dem Verzweiflungsgebet
um ein Erdbeben oder eine tiefe Nacht.

Um so große Not, die allem Streit und Haß
Zwischen den Menschen ein Ende macht.

Und das mörderische Erlebnis bleibt so fieberhaft wach in ihm,
daß die Nachricht von der neuen, der Herbstschlacht im Westen,
ihm eine „Erinnerung“ auslöst, die mit der Gegenwart des Laza-
retts kaum noch scheidbar ineinanderfließt.

Weil er so ganz aus der erlebten Wirklichkeit und aus dem
tiefen, Wirklichkeit deutenden religiösen Gefühl kommt, hat Versch so
gar nichts von den Phrasen, dem Literatenpathos, das bei so vielen
Leuten von schwachem Erleben Gefühl und Geist ersetzt. Vor allen
Dingen der zeitungsmäßige Haß auf den bösen, gemeinen Feind
ist ihm ganz fremd. Die Größe des Krieges erschüttert ihn gerade
deshalb, weil er im Franzosen den Schicksalskameraden spürt, der
auch „für seines Tuns Gerechtigkeit steht“ und weil er weiß: „Es
hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht“. Und wie das tragisch
gewandte Gefühl der Menschlichkeit, so verläßt diesen der Pflicht
ernst hingeebenen Krieger doch auch die leidenschaftliche Friedens-
sehnsucht nie. Mit dem Frühling der Natur erwacht sie doppelt
in ihm: Im Mai bekennt er „Nichts ist so bitter auf der Welt, als
jezt Soldat zu sein“, und das erschütterndste seiner Gedichte ist
vielleicht das von dem Kameraden, der nach einem treu und stumpf
getragenen Kriegswinter vom ersten Verdenlied rettungslos in
Traum und Trauer geschleudert wird:

Er hört auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell
zersprang,
Kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die
Verde sang.

Und so steigt ihm auch mitten aus der Nacht des wütenden Ar-
tilleriekampfes die fast apokalyptische Vision des verzweifenden
Christus auf, der sich zwischen den feindlichen Gräben erhängt und
durch diesen neuen Opfertod die Kämpfer hüben und drüben hinreißt,
sich in einem Sturm, einer Raserei, einer Orgie des Friedens-
jubels zu umarmen.

Ich glaube, daß dieser stärkste Sänger, den die Erschütterung
des Krieges aus der Mitte und der Tiefe unseres Volkes empor-
gehoben hat, in seiner Frömmigkeit, in seiner Wahrhaftigkeit und
nicht zum wenigsten in seiner nie versagenden Menschlichkeit im
besten und tiefsten Sinne ein Deutscher ist, und daß wir Deutschen
stolz sein können, daß dieser treue und begeisterte Soldat, dieser
kräftige und wahre Arbeiter, dieser reine und fromme Christ, als
unser schlichtester und stärkster Sänger, sein größtes Kriegslied mit
den Worten schließt:

„Ich hör' das Friedenslied die Auegen singen.“

Gottfried Traub / Furchtlos

Laß kommen die Höl', mit mir zu streiten,
Ich will durch Tod und Teufel reiten.
Alter Kriesspruch.

Der schlimmste Feind ist der, der alles zur Unzeit tun
will. Wir leben im Krieg. So führen wir den Krieg! Das
soll am ersten denen hinter der Front gesagt sein. Wir haben
das Recht auf Frieden nur dann, wenn wir hinter der Front
Mann für Mann und Frau für Frau gezeigt haben, daß
wir wirklich den Krieg durchführen können und durchführen
wollen. Ich errate heute bei dem oder jenem seine Gedanken.
Sie lauten etwa so: „Natürlich muß man die Leute fest
machen; natürlich muß man die Stimmung aufrechterhalten.
Das ist nötig für die Öffentlichkeit. Ob er aber selber daran
glaubt, oder ob ich ihm glaube, das ist einerlei.“ Diese Ge-
danken wirken schlimmer als Gift. Denn sie gehen süß ein
und scheinen „liebervoll“ und sind doch die erbärmlichste Heil-
losigkeit. Als ob es einem nicht Ernst wäre! Oder als ob
die Zeit nicht so ernst wäre, wie man sie darstellt. Frieden
wäre uns schon längst geschenkt, wenn wir des Friedens wert
gewesen wären. Aber was wir in den Herbsttagen des
alten Jahres an Verhegung und Gewinnsucht erlebten, zeigte,
daß wir noch nicht reif waren.

Dieses Jahr 1916 löst der Hoffnungen tausende. Es
wird der Frieden kommen, wenn die Zeit erfüllet ist. Diese
Zeit ist erfüllet, wenn die Feinde um Frieden bitten und sich
unterlegen bekennen. Bis dahin ist Krieg. Wir führen ihn,
nicht weil wir „Freude am Morden“ hätten, aber weil Zeit
und Geschichte es so will und wir aus ihr gelernt haben, daß
nichts Kostbares in der Truhe der Völker liegt, das kein
Blut und kein Opfer gekostet hätte. Daran ändert kein
Wunsch und keine edle Meinung etwas. Es wäre besser,
wir würden alle Kraft und allen Willen, dessen wir fähig
sind, dazu allein aufsparen, daß wir auf diesen harten Gang
mit der Geschichte gehen und ihrem innersten Willen lau-
schen, als daß wir aus der Reihe des leidenden, schaffenden,
erlebenden Volkes heraustreten. Wir machen nicht in
„Kriegsstimmung“; aber wir erleben die reinigende Kraft
der einfachen Pflicht des Tages, in diesem Wettringen der
Völker für das eigene Volk den höchsten Preis zu erringen;
die ist jetzt zunächst voll zu erfüllen. Wenn solche müde
werden, denen die Wasser über dem Kopf zusammenschlagen,
ist das natürlich. Wenn aber die anderen matt werden, nur
weil sie das Schicksal zwingt, eine schwere Aufgabe zu Ende
zu führen und nicht vorher abzubrechen, ist das wider die
Natur. Steht denn in so einem alten Kriesspruch, wie er
da oben trozig steht, nicht die Kraft, ohne welche ein Volk
im Grund gar nicht bestehen kann? Denn er ist weder auf-
geregt noch zurechtgedreht: er sagt nur den letzten Gewalten
Krieg an, weil er für seines Volkes Kraft und Zukunft den
höchsten Kampf nicht scheut. Wir leben in der Zeit der
„Superlative“, nicht aus Freude an Gedichten oder Predig-
ten, sondern weil es einfach um die höchsten Entscheidungen
des äußeren Schicksals und den inneren Charakter unser
aller geht. Wer sich da ausscheidet, gehört nicht zum Volk.
Er hat kein Recht auf seinen Sieg und keinen Anteil an
seinem Ruhm. Es wird immer Menschen geben, die allen
höchsten und letzten Entscheidungen ausweichen. Sie leben
nicht fort in der Geschichte ihres Volkes. Wohl aber die, die
sich von jener Kraft beleben lassen, die zäh und unverdrossen
sich durchringt, wenn's sein muß, wie die Tanne durchs
Felsgestein.

Soziale Bewegung

Selbsthilfe im Kriegs-Wirtschaftsleben. Bei der dringend notwendigen Regelung unserer Lebensmittelversorgung kommen, wie der „Korrespondent“ der Buchdrucker mit Recht betont, besonders zwei Momente in Betracht: die staatsbürgerliche Disziplinierung der Bevölkerung und die starke sittliche Kraft unseres Volkes. Alle Maßnahmen, und seien sie noch so weise, versagen, wenn das Volk zu unreif oder zu individualistisch ist, um seinen Anteil an der staatlichen Aufgabe dem Wirtschaftsleben gegenüber zu erfassen und zu verstehen, um tätig im Sinne des gesteckten Zieles und der getroffenen Maßnahmen mitzuarbeiten und seine ganze Kraft einzusetzen. Wir hören so oft das Lob unserer Organisation, aber wir vergessen, daß alle fruchtbare, leistungsfähige Organisation besonders hochwertige ethische und geistige Veranlagungen voraussetzt, sowohl seitens der die Organisation leitenden Köpfe, wie seitens der Massen, auf die die Organisation einwirken soll bzw. die die Organisation umfassen soll. Die geistige Reife und die sittliche Kraft unseres Volkes sind die geheimen Quellen unserer organisatorischen Befähigung und damit unseres Sieges. Leistungsfähige Organisation ist kein Mechanismus, den man nur einzurichten braucht; diese Erfahrung bestätigt sich bei allen Versuchen des Auslandes, uns nachzuahmen. Spenden wir den Volkstugenden die Anerkennung, die ihnen gebührt. Vielleicht hängt es gerade mit der staatsbürgerlichen Disziplinierung des deutschen Volkes zusammen, daß es einen gewissen Mangel an Selbsthilfe und Selbstständigkeit in manchen Dingen zeigt. Je länger der Krieg dauert, desto wichtiger werden uns gerade diese Dinge. Die Regierung und der Beamtenapparat können nicht alles leisten, sie müssen bestimmte Seiten der Selbsthilfe dem selbständigen Vorgehen des Volkes überlassen, andernfalls droht die Gefahr einer ungeheuren Bürokratisierung unseres Kriegswirtschaftslebens, die in jedem Falle schwerfällig und umständlich arbeitet und eine Fessel für den notwendigen schnellen Pulschlag unseres volkswirtschaftlichen Lebens ist. Es kann, wie die Dinge in Deutschland liegen, nicht scharf genug betont werden, daß das staatliche Eingreifen eine Grenze hat, gewissermaßen ein Höchstmaß, über das hinaus es nur mit großer Schwerfälligkeit und verringertem Erfolge für die Gesamtheit tätig ist. Wir können die belebende Kraft der Selbsthilfe nicht entbehren, und keine Staatsweisheit kann sie ersetzen. Sie wird mehr und mehr zu einer Lebensbedingung des ruhigen, sicheren Funktionierens unseres Wirtschaftslebens. Es kann gar nicht genug betont werden, welch überragende Bedeutung für unser Wirtschaftsleben die organisierte Selbsthilfe hat, wie sie in den Gewerkschaften und Genossenschaften verkörpert ist. Der Glaube an die Staatsallmacht, der darauf hinausläuft, daß der Staat alles besorgen könne und alles solle, ist ebenso falsch wie die Ueberzeugung von der Staatsohnmacht, daß der Staat sich um nichts zu kümmern habe. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte: der Staat hat seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun im Interesse der Allgemeinheit; aber auch die einzelnen Staatsbürger sind verpflichtet, am Wohle der Gesamtheit mitzuwirken.

Das Genossenschaftswesen im Kriege. Niemals ist die Bedeutung des Genossenschaftswesens so greifbar, auch für den Fernstehenden, in die Erscheinung getreten, als in dem gewaltigen Völkerringen, welches Deutschland zur Anspannung all seiner Kräfte zwingt. In Deutschland ist das Genossenschaftswesen so stark entwickelt, schreibt die neue Monatsschrift „Deutsche Arbeit“ der Christl. Arbeiterschaft, wie in keinem anderen Lande der Welt. Am 1. Januar 1915 bestanden im Deutschen Reiche 35 501 Genossenschaften. Diese verteilen sich nach den einzelnen Arten wie folgt: Kreditgenossenschaften 19 576, Rohstoffgenossenschaften (gewerbliche) 468, landwirtschaftliche 2558, Wareneinkaufsvereine 329, Wertgenossenschaften (gewerbliche) 364, landwirtschaftliche 2074, Genossenschaften zur Beschaffung von Maschinen und Geräten 16, Magazingenossenschaften (gewerbliche) 123, landwirtschaftliche 517, Rohstoff- und Magazingenossenschaften (gewerbliche) 166, landwirtschaftliche 26, Produktgenossenschaften (gewerbliche) 428, landwirtschaftliche 26, Zuchtvieh- und Weidegenossenschaften 541, Konsumvereine 2324, Wohnungs- und Baugenossenschaften (eigentliche) 1411, Vereinshäuser 129, sonstige Genossenschaften 388. — Schon diese Aufzählung der Arten der deutschen Genossenschaften bezeugt die Vielgestaltigkeit und die Nützlichkeit der Genossenschaftsidee und -form für die Bedürfnisse des Lebens. Mehr aber als die Zahl der Genossenschaften sind die Mitgliederzahl und die wirtschaftliche Betätigung derselben von Bedeutung. Die gesamten deutschen Genossenschaften dürften eine Mitgliederzahl von rund $5\frac{1}{2}$ bis $5\frac{3}{4}$ Millionen aufweisen. Nach den Feststellungen des Anwaltes des Allgemeinen Verbandes, Dr. Crüger, arbeitet das deutsche Genossenschaftswesen mit einem Eigenkapital von 772,3 Mill. M. und mit 5346,2 Mill. M. fremden Geldern. Die geschäftlichen Leistungen sind auf 35 Mil-

liarden Mark pro Jahr zu schätzen. Daß ein solcher Faktor im Wirtschaftsleben eines Volkes Einfluß hat, weil er Einfluß gewinnen muß, ist selbstverständlich. Besonders auch die Kriegswirtschaft hat der Organisation des Genossenschaftswesens viel zu danken. — Die landwirtschaftlichen Genossenschaften boten vielfach die Grundlage für die Durchführung der Verordnungen des Bundesrates, die Landwirtschaft betreffend. Die landwirtschaftlichen und gewerblichen Kreditgenossenschaften haben sich hervorragend bei den Zeichnungen auf die drei Kriegsanleihen beteiligt. Sie zeichneten insgesamt 1347,2 Mill. M. Auf die gewerblichen Kreditgenossenschaften, die dem Allgemeinen Verbands angegeschlossen sind, entfallen rund 700 Mill. M.; auf die landwirtschaftlichen Spar- und Darlehnsklassen rund 658,2 Mill. Mark. Von diesen kommen auf die Genossenschaften des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, die größte landwirtschaftliche Organisation, 525,2 Mill. M., auf die Raiffeisensche Organisation 123 Mill. M. Die Handwerker-genossenschaften haben zu einem großen Teile erst die Beteiligung der Handwerker an Kriegslieferungen ermöglicht, und wenn auch im Anfang nicht alle Wünsche erfüllt worden sind, so sind doch im Laufe des Krieges durch das Genossenschaftswesen für die Handwerker große Erfolge erzielt worden. Wie groß die Zahl der landwirtschaftlichen und gewerblichen Existenzen ist, die durch die ländlichen Spar- und Darlehnsklassen sowie auch die gewerblichen Kreditgenossenschaften vor dem wirtschaftlichen Untergang gerettet worden sind, ist nicht statistisch zu erfassen. Tatsächlich liegen bei uns in Deutschland die Verhältnisse auf dem Geldmarkt so, daß in der Regel nur noch die Kreditgenossenschaften die Geld- und Kreditquellen für die mittleren und kleineren gewerblichen und landwirtschaftlichen Existenzen sind.

Die Reichsorganisation der deutschen Hausfrauen. In der „Soz. Praxis“ berichtet Marg. Weinberg über die Organisation deutscher Hausfrauen. Unter dem Namen Verband deutscher Hausfrauenvereine ist auf der Hauptversammlung des Verbandes zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung die Reichsorganisation der deutschen Hausfrauen gegründet worden. Die Vorarbeiten dafür waren bereits vor Ausbruch des Krieges in Angriff genommen worden; daß sie noch keine greifbaren Ergebnisse gezeitigt hatten, wurde in dessen Verlauf besonders schmerzlich empfunden. Mit der fehlenden Hausfrauenorganisation vermied man eine berufene Stelle zu gemeinsamer wirtschaftlicher Verständigung über die durch den Krieg veränderten Verhältnisse in Erzeugung und Verbrauch von Hausaltsgütern. Sie hätte einerseits ihren Mitgliedern durch Vertretung ihrer Konsumanteninteressen, die nun inzwischen durch den Kriegsausschuß für Konsumanteninteressen in die Hand genommen ist, wirtschaftliche Erleichterung verschaffen können, andererseits auf die Hausfrauen überall da erzieherisch und auflärend einwirken sollen, wo es galt, deren hauswirtschaftliche Pflichten mit den volkswirtschaftlich gebotenen Rücksichten in Einklang zu bringen. Diese deutlich zutage tretende Lücke ergab die zwingende Notwendigkeit, den benötigten Zusammenschluß aller Hausfrauen nunmehr zu beschleunigen. Der Zweck des Verbandes, der seinen Sitz in Hamburg hat, ist zunächst der, in Stadt und Land die bereits bestehenden Hausfrauenvereine zusammenzuschließen und überall, wo solche noch nicht vorhanden sind, neue zu gründen. Ferner sollen durch ihn Richtlinien aufgestellt werden, um die einheitliche Arbeit der angeschlossenen Vereine in bezug auf hauswirtschaftliche Bildung und Vertretung der volkswirtschaftlichen Interessen der Hausfrauen als Verbraucherinnen zu sichern. Die Gründung von Hausfrauenvereinen, welche der Volksernährung im Kriege wichtige Dienste leisten sollen, dürfte gegenwärtig bei den Frauen größerem Verständnis als sonst begegnen, da die mannigfaltigen hauswirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, sie den Wert der sachverständigen Beratung und Förderung schätzen lehren. Die Durchführung soll durch Einlegen von Arbeitsausschüssen für abgegrenzte Bezirke bewirkt werden. Das Arbeitsgebiet der Vereine umfaßt die Erteilung von Belehrung in allen hauswirtschaftlichen Fragen, die Mitarbeit an der Lösung der Hausangestelltenfrage und die Behandlung aller volkswirtschaftlichen Angelegenheiten, welche die Hausfrau berühren. Hierzu gehört die Ueberwachung der Preisbewegung, ferner Erzielung günstigerer Bezugsbedingungen für die Mitglieder durch Vereinbarung mit Erzeugern und Händlern, Förderung und Verbesserung der Zufuhr und des Vertriebs von Nahrungsmitteln und hauswirtschaftlichen Gebrauchsgegenständen, Errichtung von Verkaufsstellen zum Vertrieb von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Gründung einer Hauptstelle zur wissenschaftlichen Untersuchung von Nahrungsmitteln und hauswirtschaftlichen Gebrauchsgegenständen und Förderung der Aufklärung über die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Volksernährung. Die Belehrung über gesunde Lebensweise, Geldwirtschaft und Hauswirtschaft ist innerhalb der Hausfrauenorganisation Aufgabe des Verbandes zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung. Er ist zu diesem Zwecke dem „Verband deutscher Hausfrauenvereine“ körperlich angeschlossenen und im Vorstand durch eins seiner Mitglieder vertreten. Seine erste Vorsitzende, Frau Hedwig Heyl, wurde bei

der Gründung der Reichsorganisation zur Ehrenvorsitzenden ernannt. In gleicher Eigenschaft gehört sie der „Zentrale der Hausfrauenvereine Groß-Berlin“ an, mit deren Errichtung der Verband deutscher Hausfrauenvereine seine Tätigkeit begann.

Zur Frauenberufsafrage. Die Schicksale des Krieges haben viele deutsche Frauen und Mädchen in die Lage gebracht, einen Beruf suchen zu müssen, der ihnen eine sichere Versorgung und befriedigenden Lebensinhalt bietet. Für eine Reihe der hier in Frage kommenden Berufsausbildungen wird das Reisezeugnis des Lyzeums gefordert, das für die Aufnahme in Frauenschulen und die Zulassung zu den technischen Prüfungen ersetzt werden kann durch ein besonderes Examen.

In einer Gruppe praktisch erfahrener Oberlehrerinnen ist deshalb der Plan entstanden, in unentgeltlicher Arbeit für solche aus jenen Frauenteilen, denen die Kosten für Privatvorbereitung drückend sein würden, einen Kursus hier in Berlin einzurichten. Er würde im April 1916 beginnen und in einer den besonderen Verhältnissen entsprechenden Weise durchgeführt werden. Auskunft darüber erteilen zunächst:

Marie Martin, Berlin-Friedenau, Wielandstraße 35, Tel.: Uhl. 2442. Sprechst.: Montag, 4—6 Uhr in ihrer Wohnung, Wittmoß, 10—11 Uhr, Rgl. Elisabethschule, Berlin SW., Wilhelmstraße 8.

Annagrete Lehmann, Berlin-Steglitz, Fritschstraße 6. Sprechst.: Montag, 12—1 Uhr, Rgl. Augustaschule, Berlin W. 57, Eikhofstraße 34/37.

Büchertisch

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Erster Band: Kellers Leben. Stuttgart und Berlin, bei Cotta 1915. Preis geh. 17 M., in Leinen geb. 19,50 M.

Wer in diesen Kriegstagen einmal seinen Gottfried Keller aus dem Bücherdrank genommen hat, den überlarm nach einer kleinen Weile ein Gefühl der inneren Ruhe, das ihm aller Lärm der Weltgeschichte nicht rauben konnte. Mit der aus dem Inneren einer tiefen und starken Natur strömenden Kraft zog ihn der Dichter alsbald wieder in seine Gewalt. Der Kampf der drei gerechten Kammacher um Jüs Bünzlin verdrängt jeden Gedanken an den Kampf der europäischen Großmächte, und von Riggi Störtelers mißbrauchten Liebesbriefen schweift unsere Aufmerksamkeit nicht einmal ab, um bei den diplomatischen Kloten zu verweilen, die da draußen gewechselt werden. Und da jeder wohl einmal das Bedürfnis hat, seinen Sinn vorübergehend von dem zu befreien, was jetzt tagtäglich auf ihn einströmt, so wird jetzt vielleicht noch die Zahl derer wachsen, die Gottfried Keller lieben, und mancher von ihnen wird sich freuen, daß ein neues umfangreiches Buch von seinem Leben und Schaffen getreue Kunde gibt. Ganz neu ist es allerdings eigentlich nicht. Kurz nach Kellers Tode hat Jakob Baechtold, der ihn persönlich gekannt hat, die Briefe und Tagebücher, über die er verfügte, mit einem verbindenden biographischen Texte herausgegeben. Dies Werk hat Ermatinger wieder vorgenommen, um es nach Maßgabe der inzwischen erwachsenen Erkenntnisse neu herauszugeben. Die Umarbeitung ist aber sehr gründlich gewesen. Die ganze Anlage wurde insofern verändert, als die Briefe und Tagebücher gesondert herausgegeben werden. So umfaßt dieser erste 876 Seiten starke Band nur die eigentliche Biographie. Sie ist nicht nur im Umfang beträchtlich über Baechtold hinausgewachsen. Mit besonderer Reue ging ich der Entwicklung von Kellers Weltanschauung nach“, schreibt Ermatinger im Vorwort. Mit vollem Recht, denn ein Blick in den Grünen Heinrich oder die Novelle vom Verlorenen Lachen zeigt, wie sehr der Dichter an diesen Fragen Anteil nahm und wie sie seine Werke beeinflussten. Darum ist z. B. die Darstellung von Ludwig Feuerbachs Einwirkung auf Keller sehr zu begrüßen. Das rein biographische Material ist in den zwanzig Jahren, seit Baechtold schrieb, natürlich stark vermehrt, nicht zum wenigsten durch die Forschungen von E. selbst, der uns z. B. zuerst mit Betty Lenbering, der Schwägerin von Franz Dunder, bekannt gemacht hat, die in Kellers, des Junggefellens wider Willen, Leben eine solche Rolle gespielt und für mehr als eine seiner Gestalten das Vorbild gegeben hat. Mit großem Erfolg deckt E. die Quellen von Kellers Dichtungen auf und zeigt, wie stark sie aus dem eignen Erleben entspringen. In einem Punkt nimmt E. entschieden gegen Baechtold Stellung: er weiß sein Wort zurück, daß Keller „das tiefe Wohlwollen mangelte“. Mit Freude sei hervorgehoben, daß gerade der Mann, der wie keiner jede Zeile von Kellers privaten Aufzeichnungen kennt, so unumwunden und verständnisvoll für ihn zeugt. Gewiß war der große Dichter kein bequemer Mensch, und sein Leben stimmt eher melancholisch als heiter. Aber je näher man ihn kennenlernt, desto fester fühlt man mit ihm. Dazu ist dies Buch vortrefflich geeignet. Und auch davon gibt es Zeugnis, wie sehr der Schweizer Keller in das deutsche Geistesleben hineingehört. München, Heidelberg und das vielgeschmähte Berlin sind die Städte, die auf sein Werden den größten Einfluß gehabt haben. Doch dankbar muß stets das Verdienst der Zürcher Stadtväter anerkannt werden, die dem nach Philister-

begriffen halb verwahrlosten Poeten in wahrhaft großzügiger Einsicht immer wieder vertraut und damit geholfen haben. Was der Rat von Zürich an Gottfried Keller getan, kann sich getrost neben jedem fürstlichen Mäzenatentum sehen lassen. Erich Eyck.

Italien und das Garantiegesetz. Von Dr. G. F. Ebers, Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Münster. Köln 1915, 62 S. 1,20 M.

Der Verfasser behandelt zunächst die Entstehung des Garantiegesetzes, legt eingehend die Verpflichtungen dar, die Italien aus diesem Gesetze gegenüber dem Papsttum erwachsen, und zeigt, daß es im jetzigen Kriege von Italien so gut wie überhaupt nicht beachtet wird. Eine gründliche Studie, die die Haltlosigkeit des gegenwärtigen Zustandes nachweist.

Dr. G. v. Schulze-Gaeverniß, o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. B., Mitglied des Reichstags: **Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts.** Unveränderter Abdruck (Manualdruck) der 1. Auflage. München und Leipzig 1915, Dunder & Humblot, 477 S. Geb. 11,60 M.

Julius Hatschel, Professor an der Universität Göttingen. **Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Victoria.** Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Herausgegeben von v. Below und Meinelde Bd. III. München und Berlin 1913, R. Oldenburg, 761 S. Geb. 19,50 M.

Julius Hatschel, Professor an der Universität Göttingen. **Das Staatsrecht des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland.** Das öffentliche Recht der Gegenwart. Herausgegeben von Huber, Jellinek, Laband, Piloty, XXV. Tübingen 1914, J. C. B. Mohr, 332 S. Geb. 12 M.

Wie es scheint, liegt jetzt die Zeit glücklich hinter uns, wo alle britischen Fragen mit der einen Formel „Gott strafe England!“ ihre Erledigung fanden. Je mehr im ganzen Verlauf des Krieges England als der Führer und Kern unserer Feinde erscheint, desto ernster bemühen sich viele unter uns, sein Wesen zu begreifen, die Gründe, die es in den Krieg drängen, und die Kräfte, mit denen es ihn bestreitet. Für ein solches Bedürfnis spricht es, daß das 1906 zuerst veröffentlichte Buch von Schulze-Gaeverniß gerade jetzt neu gedruckt werden mußte. Kein Wort ist verändert. Das Titelblatt trägt noch immer eine Widmung an einen englischen Studienfreund, „in Erinnerung an die Tage des Temple’s“, und es schließt mit dem Ausblick auf einen friedlichen Wettbewerb zwischen Deutschen und Briten, die gerade auf dem Gebiete der geistigen Entwicklungen „zu gegenseitigem Austausch besonders befähigt“ seien. Wird es einmal eine Zeit geben, wo das wieder wahr sein wird?

Ebenfalls vor dem Krieg entstandene Werke reiner Wissenschaft sind die beiden Bücher von Hatschel. Das erste führt den Leser bis zu dem Zeitpunkt, wo mit der Reform von 1832 das neue England des Bürgertums siegt. Es ist das Produkt einer erstaunlichen Gelehrsamkeit auf historischem wie juristischem Gebiet. In dem zweiten faßt er das geltende Staatsrecht in gedrängter Darstellung zusammen, nachdem er es in seinem großen zweibändigen Werk (1906) ausführlich und vielfach bahnbrechend geschildert hat. Beide sind eine Fundgrube für jeden, der das politische Leben Englands erkennen will.

Peter Rosegger: Gesammelte Werke. Verlag L. Staadmann, Leipzig.

Der 22. Band dieser Gesamtausgabe bringt Roseggers tiefgehaltene historische Novelle „Der Hölzbart“. Die Afforde des Gottfuchers klingen wieder auf, des Dichters Sehnsucht nach dem Evangelium, sein Heilandswunsch durchzieht diese Erzählung. Außerlich eine historische, das heißt vor einigen Jahrhunderten spielende, ist sie eigentlich auch wieder ganz und gar Gegenwartsgeschichte, denn die Menschen, besonders jene Wald- und Bergmenschen Roseggers mögen heute ein anderes Kleid tragen, innerlich sind sie dieselben geblieben. Der Widerstreit in der Menschenseele kommt immer aus denselben Tiefen. Das Dichtergenie steht über dem Zeitlichen, es sieht im Menschen nur den ureigenen Kern seines Wollens, das andere ist nur das Kleid. Und so mag auch so ein Hölzbart Heimatrecht in jedem Jahrhundert haben, und Roseggers historische Novelle ist es eigentlich nicht, aber ein Dichterverk von ewigem Wert. — Der Band bringt außerdem eine Reihe kleinerer Erzählungen, darunter „Ein Krieg auf der Alm zwischen Oesterreich und Italien“. Jetzt gegenwärtig mögen die raubgierigen Signori auch über das trefflichere Schießen der Tiroler sehr erstaunt sein, nur geht es dort an unserer Südgrenze nicht so lustig zu wie in dieser Erzählung. Karl Wilhelm Fritsch.

Slavica. Katalog 10 von Rudolph Hönisch, Leipzig, Buchhandlung und Antiquariat.

Enthält Bücher, die die Archäologie, Religion, Kunst, politische und Kultur-Geschichte, Sprachen und Literatur der slavischen Völker behandeln.

Der Krieg und der Alkohol. Von Dr. Richard Fröhlich. Wien 1914, „Der Abstinenz“. 16 S. 20 Heller.

Wie kann sich jeder die ihm auf Grund der neuen Reichsverfassungsordnung zustehenden Renten selbst berechnen? Eine gemeinverständliche Abhandlung für jeden, der sich über seine Rechte und Pflichten eine kurze und treffende Darlegung geben will. Von J. Schmitt. 30 S. 50 Pf.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: je 1 M.: M.-B. in J., Gefreiter M. im Felde, Lehrer St. in B., je 2 M.: Unterzahlm. P. im Felde, D. R. in C., Leutn. ? im Felde, Unteroff. F. St. in Meh. Jäger R. im Felde, M. B. in Dresden, Schwester L. M. in B., je 2,50 M.: Oberbet. S. im Felde, Frau Dr. E. in L., Feldw. R. im Felde, Frau Finanzamtmann R. in B., je 3 M.: Laz.-Zusp. B. in C., G. Sch. in Graudenz, Lt. B. im Felde, Lt. A. E. im Felde, Rektor S. in R., Vizefeldw. Dr. J. im Felde, Off.-Stellb. S. in C., Dr. M. in B., 3,50 M.: Dr. B. in Fr., 4 M.: Anna B. in D., je 5 M.: A. in B., Veterinär B. im Felde, A. R. in R., Rektor S. in R., Professor Dr. S. in S., J. F. S. in S., Pastor R. Sch. in D.-L., Lt. Sch. im Felde, Lt. E. im Felde, Oberbeamtenstellvertreter S. in B., Lt. D. im Felde, Unteroff. R. im Felde, 7,50 M.: Oberl. Sch. in S., 8 M.: J. in Genf, 8,50 M.: Frl. B. in St., je 10 M.: Oberl. S. in Pf., Oberarzt Dr. B. in S., Lt. M. im Felde, Lt. M. in B., Lehrer B. in D., Prof. Sch. in Sch., S. D. in R., Lt. d. R. No. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, Lt. R. im Felde, Delan S. in R., J. B. in B., Lt. Gustav Sch. im Felde, San.-M. S. in Ch., Lt. B. in C., Frl. M. in B., Frl. D. in C., R. in S., 11 M.: Lehrer M., R. u. J. in Lage, je 20 M.: Ab. A. in Fests. a. M., Lehrerverein Bessel und Umgegend, Hauptm. d. L. E. im Felde, L. R. in J., Prof. J. in M., E. S. in S., je 30 M.: Frau A. F. in Fests. a. M., A. St. in Bln., 50 M.: E. St. in Ch.

Für Kriegschronik ins Feld und an Lazarette: Professor P. in B. 6,90 M.

Bücher für Armee und Marine: Pfr. S. in Pantow: 2 Rotenhefte, 1 Buch, Oberrealschule II in Kiel: 50 Hefte „Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank“, Prof. S. in Duisburg: 17 Bücher, Fr. St. in Kiel: 17 Bücher, 15 Bände „Zukunft“ und andere Zeitschriften.

Für das rote Kreuz in Bulgarien: San.-Rat S. in Charl. 10 M., Oberl. B., Kiel 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Aus Alberschweiler i. Loth. ist uns eine Bestellung auf 16 Hefte der „Kriegs- und Heimatchronik“ nebst Sammelmappe ohne Unterchrift zugegangen. Wer ist der Besteller?

Für die Leser im Felde, die aus eigenen Mitteln jetzt keinen Defektstoff kaufen können, sind unter anderen wieder einige fremdsprachliche und sonstige schwierige oder umfangreiche Bücher eingegangen, die auf Wunsch frei verschickt werden, soweit der Vorrat reicht: Mehrere Bände Kunstwart, bezgl. Zukunft; Cohnfeld, Geschichte des preussischen Staates (1839); Curths: Der niederländische Revolutionskrieg (1831); Büchner: Kraft und Stoff; Schopenhauer: Parerga und Paralipomena; Schleiermacher: Platons Phädon; Mendelssohn: Phädon; Lessing: Laokoon; Kant: Kritik der praktischen Vernunft; Eschenbach: Parzival; Der Koran; Ein Band Prosaschriften von Lessing; Grotthuß: Probleme und Charakterköpfe; von Unger: Lehrbuch für den Dienstunterricht des Kavalleristen; Gobineau: Die Renaissance; Kaufm. Unterrichtsbriefe Band I: Buchhaltung; Weber: Weltgeschichte 1. Band, ferner eine Anzahl kleiner Schriften historischer und philosophischer Inhalts, Dramen, mehrbändige Romane, Erzählungen in englischer und französischer Sprache, Wörterbücher für Italienisch und Französisch. Für Lazarette stehen eine Anzahl älterer Hilfejahrgänge zur Verfügung, Einförmung gestempelter Adresspapiere zwecks portofreier Zustellung wird erbeten.

Verlag der „Hilfe“.

Hauptmann Sp. in B.: Als türkische Sprachlehre war, abgesehen von ersten Anleitungen, wie dem Metula-Sprachführer oder Polyglott-Runze, bisher die türkische Konversations-Grammatik von Jeshitschka (1895 in Heidelberg erschienen bei Julius Groos, 8 M., dazu ein Schlüssel 3 M.) allgemein beliebt. Sie ist indessen an manchen Punkten veraltet, fehlerhaft und nach ihrer Methode verbesserungsfähig, so daß der gleiche Verlag Professor Max Herten mit der Absaffung einer „Kleinen türkischen Sprachlehre“ (mit Schlüssel etwa 5 M.) betraute. Vorzüglich verspricht Welch Bey Holland's „Praktisches türkisches Lehrbuch“ (etwa 6 M.) sowie dessen „Türkisch mit Hilfe der Sprechmaschine. Die wichtigsten 1000 Sätze und Wörter“ (beide im Verlag von W. Violet in Stuttgart) zu werden. Ebenfalls für den mündlichen Gebrauch sind die beiden Werke von Carl Vieb: „Leicht faßliche Anleitung zur Erlernung der türkischen Sprache“ (A. Hartleben, Wien, 2 M.) sowie „Türkischer Dolmetscher“ (Neufeld & Henius, Berlin, 2 M.). Sehr zu empfehlen ist das berühmte Tübinger Gelehrten Georg Jacob „Hilfsbuch für Vorlesungen über das Osmanisch-Türkische“, das soeben in zweiter, stark vermehrter Auflage bei Mayer & Müller in Berlin erscheint.

Ueber die natürlichen Verhältnisse der Türkei geben guten Aufschluß:

Professor A. Philippson: Das türkische Reich. Eine geographische Uebersicht. (Deutsche Orient-Bücherei, Band 12, Weimar 1916, 1,50 M.)

Enders: Die Türkei. Bilder und Skizzen von Land und Volk. (München 1915, 5 M.)

Ewald Hanse: Die Türkei (G. Westermann, Braunschweig 1915, 10 M.), bei dem allerdings kritische Vorsicht nicht unangebracht ist. Ueber Islam und Islampolitik sind zu empfehlen:

Professor E. S. Beder: Deutschland und der Islam. (Heft 3 der Sammlung Der Deutsche Krieg.)

Professor E. S. Beder: Deutsch-Türkische Interessengemeinschaft. (Heft 2 der Bonner Vaterländischen Neben und Vorträge während des Krieges.)

Professor E. S. Beder: Islampolitik. (Im Band III der Zeitschrift Die Welt des Islam.)

Professor M. Hartmann: Der Islam. Geschichte, Glaube, Recht. Leipzig 1909, 2 M. Sehr schöne Uebersetzungen islamischer Dogmatiker und Mystiker bietet Prof. Hells Die Religion des Islam. I. Von Mohammed bis Ghazali, das in der Sammlung Religiöse Stimmen der Völker 1915 bei Eug. Diederichs in Jena erschien; brosch. 4 M. Eine gute, kurze Geschichte des türkischen Reiches gibt es bei uns nicht. Die beste schrieb: Professor R. Zorga. Geschichte des Osmanischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt. (5 Bände, Gotha F. A. Perthes 1908 ff., geb. 56 M.) Rechtlich sind grundlegend:

Th. W. Juynboll: Handbuch des islamischen Gesetzes. Nach der Lehre der Schafitischen Schule, nebst einer allgemeinen Einleitung. (2 Bände, Leyden-Leipzig 1908–1910.)

A. Heidhorn Droit public et administratif de l'Empire Ottoman. (Wien-Leipzig 1908–12. 2 Bände, 27 M.)

Ueber die Kapitulationsfrage handeln Deligeorges (Heidelberg Dissertation) und Landelafte (franz.). Die politische Entwicklung stellt am besten dar: Dr. Ernst Jäch in: Der aufsteigende Halbmond (5. Auflage 1915, Stuttgart–Berlin, gebunden 4 M.) sowie in Deutsch-Türkische Waffenbrüderschaft (Sammlung Der Deutsche Krieg, Heft 24.) Im Heft 13 derselben Sammlung: Deutsch-Türkische Freundschaft verfolgt Dr. C. A. Schäfer die volkswirtschaftlichen Verhältnisse im Anschluß an sein größeres Buch Ziele und Wege der jungtürkischen Wirtschaftspolitik. (Karlsruhe 1913, 3,20 M.)

Die großen grundlegenden Wirtschafts- und Kulturprobleme des Zusammenstoßes hochentwickelter europäischer mit seit Jahrhunderten ruhender orientalischer Wirtschaft behandelt vorzüglich Reinhard Junges Werk Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft in Russisch-Turkestan. (Weimar 1915, 8 M.)

Professor R. Wiedenfelds Schrift „Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten“. (München-Leipzig 1915, 2 M.) hat engere Ziele. Die folgenden Arbeiten sind besonderen Gebieten gewidmet, so:

Dr. F. Magnus: Ägypten, seine volkswirtschaftlichen Grundlagen und sein Wirtschaftsleben. (Tübingen 1913, 6 M.)

Dr. G. Blagowieschtsch: Die wirtschaftliche Entwicklung Turkestans. (Berlin 1913.)

Dr. P. Rohrbach: Die Bagdadbahn. (Berlin 1911, 2. Auflage.) Gemeinverständlich wollen alle die fraglichen Gebiete unterrichten die Sammlung: Länder und Völker der Türkei, für das Deutsche Vorderasien-Komitee herausgegeben von Dr. Grothe (bei Zeit & Co., Leipzig, je 50 Pf. die Nummer) und die vorzügliche Orientbücherei, die Prof. Dr. Ernst Jäch leitet. (Weimar, G. Neuenhauers Verlag.) In beiden Sammlungen erschienen bisher je etwa 12 Nummern.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Räumler, Schöneberg.

Ein tüchtiger Kriegsweihnachtsjunge geboren!

Blekenhof (Ost-Holland),
26. Dezember 1915

Pastor Hugo Ralshoff
und Frau

Gebildete Deutsche

29 Jahre alt, 84. Jahr als Erzieherin in Holland gewesen, sucht, der jetzigen Umstände halber, für sofort oder später Stellung in Deutschland als wissenschaftliche oder praktische Gehilfin eines Professors oder einen anderen geeigneten Posten. Gute Sprachkenntnisse. Referenzen stehen zur Seite. Antwort erbeten an: Fräulein M. Uh, per Adresse Frau van der Hoff van Epph, Eolbergstraat 3, Dordrecht-Holland.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einfindungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

.....
Vierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskäster
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen lozen: die 40 mm breite
Kontrollzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Anzeigenzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

.....
Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
getrennt zugestellt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

.....
Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Wehrpflicht. —
Friedrich Raumann: Wir und die Polen. — **W. Feldmann:**
Zu Raumanns Ausführungen über die Polenfrage. — **Prof.**
Dr. Oskar Rende-Wien: Trieste und die Triester Frage. —
Prof. Martin Havenstein: Der rechte Blick für die Größe der
Welt. — **Helene Voigt-Diederichs:** Volkskinder. — **Kurt**
Arnold Finckelstein: An meinen Bruder, der in Litauen fiel. —
Gottfried Traub: Das Unwägbar. — Soziale Bewegung. —
Hädiger: Polnische Blätter. — Büchertisch. —

Friedrich Raumann / Kriegschronik

Montag, 3. Januar.

Außer den Konsuln der mitteleuropäischen Gruppe ist auch der norwegische Konsul namens Seeselder von den Franzosen gefangen abgeführt worden. Ob er dies seinem deutsch klingenden Namen oder seiner norwegischen Eigenschaft verdankt, wird sich ja zeigen. Darüber, was mit den Konsuln weiterhin geschehen ist, gehen die Nachrichten auseinander. Sie sollen auf ein Schiff gebracht worden sein, dessen Ziel noch unbekannt ist. Die Erregung über den Neutralitätsbruch wächst in Griechenland. König Peter von Serbien ist auf einem Torpedoboot um Griechenland herum im Hafen von Saloniki eingetroffen, soll aber bis jetzt dort noch nicht an Land gegangen sein.

Auf der Südspitze von Gallipoli bei Sedd ul Bahr fanden bei Jahreschluß erneute Bomben- und Artilleriekämpfe statt, von denen man in Konstantinopel glaubt, daß sie den Anfang einer Abschiedsvorstellung bedeuten.

Dienstag, 4. Januar.

Heute ist der Tag des kürzesten offiziellen Kriegs-telegramms des deutschen Hauptquartiers, es lautet nämlich: Auf allen Kriegsschauplätzen keine Ereignisse von Bedeutung. Das erinnert beinahe an die Art, wie im Jahre 1870 der damalige Generalquartiermeister v. Pöbdielski zu telegraphieren pflegte: Nichts Neues vor Paris. Der österreichische Bericht kann nicht ganz so kurz sein, denn die Gefechte in Ostgalizien gehen weiter. Wie sie schließen werden, ist zur Stunde noch nicht zu übersehen.

Leider wird aus Kamerun der Fall des besetzten Plazes Jaunde gemeldet. Mit diesem Fall mußte schon längere Zeit gerechnet werden, und es ist überhaupt ein Wunder, daß unsere abgeschlossenen Kolonialtruppen sich so lange haben halten können. Auch jetzt hat die deutsche Schutztruppe die Waffen noch nicht gestreckt, sondern sich unter ihrem Führer, Oberstleutnant Zimmermann, kämpfend zurückgezogen.

Während die amerikanische Regierung von der englandsfreundlichen Presse in allen Tönen bearbeitet wird, aus der Versenkung des Schiffes „Persia“ einen neuen Streikfall gegenüber Österreich-Ungarn zu konstruieren, ist neuerdings wieder zwischen Port Said und Malta ein großer britischer Dampfer versenkt

worden. Ob sich auch auf ihm ein Renommier-Amerikaner befand, ist bis heute nicht festgestellt.

Der russische Zar gibt erneut die Versicherung ab, daß er vor einem vollen Siege nicht an den Abschluß eines Friedens denkt. Er sendet den Großfürsten Georg Michailowitsch nach Japan, damit er mit den Japanern über weitere und wirksamere Kriegshilfe unterhandelt. Wieder einmal wird von der Entsendung japanischer Truppen geredet, die aber diesmal im Mittelmeer und in Ägypten verwendet werden sollen. Es wird dabei den Japanern vorgehalten, daß es im Interesse ihres eigenen Landes geschehe, wenn sie den Weg zwischen London und Japan aufrechterhielten. Wahrscheinlich werden die Japaner auch jetzt ihre Truppen zu Haufe behalten, im übrigen aber gegen bares Geld und andere Konzeptionen alles herstellen und verkaufen, was Russen und Engländer von ihnen wünschen.

Mittwoch, 5. Januar.

Die Schlacht in Ostgalizien erstreckt sich von Buczacz bis nahe an Czernowiz. Die russischen Angriffe wurden schließlich überall abgeschlagen, zum Teil in lang andauernden blutigen Handgemenge. Die Verluste des Feindes sind, nach dem österreichischen Bericht, überaus groß. In einem zehn Kilometer breiten Abschnitt zählte man 2300 russische Leichen vor der Front. Nordöstlich von Buczacz sind in den letzten Tagen 800 Gefangene gemacht worden.

Die verhafteten Konsuln sind von Saloniki nach Marseille gebracht worden und sollen an der Schweizer Grenze freigelassen werden. Damit ist der Neutralitätsbruch an sich aber nicht aus der Welt geschafft; denn diese Konsuln waren von ihren heimischen Regierungen zum Dienst im Königreich Griechenland beordert. Aus einem Gespräch des griechischen Gesandten in Sofia mit dem dortigen Ministerpräsidenten Radoslawow wird öffentlich mitgeteilt, die griechische Regierung habe den ersten Willen, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln gegen eine Vergewaltigung der griechischen Hoheitsrechte vorzugehen; auch liege es der griechischen Regierung aufrichtig am Herzen, jeden Grund zur Mißstimmung gegenüber den mitteleuropäischen Mächten aus dem Wege zu räumen und dauernd gute Beziehungen zwischen denselben aufrechtzuerhalten. Da man weiß, wie schwierig das gegenseitige Verhältnis zwischen Griechen und Bulgaren immer gewesen ist, verdienen diese in Sofia gesprochenen Worte immerhin eine größere Beachtung.

Graf Tisza hat im ungarischen Magnatenhaus sich von neuem kritisch über die wirtschaftliche Annäherung Ungarns an Deutschland geäußert. Er sei zwar ein überzeugter Anhänger eines möglichst innigen Verhältnisses mit Deutschland, man dürfe aber darin nicht weiter vorgehen, als es durch die eigenen wirtschaftlichen Interessen erwünscht sei. Diesen letzteren Satz können auch wir vollständig anerkennen, sind aber der Ueberzeugung, daß es gerade für die ungarische Volkswirtschaft gar nichts Besseres und Notwendigeres gibt, als die Mitwirkung an einem mitteleuropäischen Wirtschaftsverband. Eine isolierte ungarische Volkswirtschaft ist beinahe eine Unmöglichkeit.

Donnerstag, 6. Januar.

Ein angesehenen belgischer Abgeordneter van de Perre macht Ausführungen darüber, warum Belgien sich der Londoner Ab-

machung über gemeinsame Friedensverhandlungen nicht anschließen könne. Wenn Belgien dieses täte, so würde es damit seinen neutralen Charakter aufgeben und nachträglich denen recht geben, die seine Neutralität nicht anerkannt haben. Uns scheint, daß diese Haltung der vertriebenen belgischen Regierung nicht ganz ohne Absicht jetzt verkündigt wird. Der bisherige belgische König möchte im Fall eines endgültigen deutschen Sieges nicht das letzte Schiff hinter sich verbrannt haben.

Im englischen Unterhaus wird vom englischen Ministerpräsidenten Asquith die Bill über den Militärdienst eingebracht. Vorläufig besteht ihr Inhalt nur in einer Zwangsrekrutierung derjenigen Unverheirateten und kinderlosen Witwer von 18—41 Jahren, die sich nicht schon freiwillig gestellt haben oder für die nicht der Nachweis unentbehrlicher Arbeiten vorliegt. Die Bill gilt nicht für Irland. Es soll aber der irische Vertreter Redmond der Ansicht sein, daß in militärischen Dingen die Gleichmäßigkeit zwischen Irland und Großbritannien nicht gebrochen werden dürfe. Der ausgetretene Minister John Simon kritisiert den Zwangsdienst und sagt, die Freiwilligkeit sei ein nationales Lebensprinzip; auch bezweifelt er die von dem bisherigen Anwerbungschef, Lord Derby, vorgelegten Ziffern.

An der Strypa und an der besarabischen Grenze sind neue starke russische Angriffe von der österreichisch-ungarischen Armee freisch zurückgeworfen worden. Belobt werden insbesondere südungarische und kroatische Regimenter. Eine aus Petersburg stammende Nachricht des Büro Reuter will wissen, daß Czernowiz von den Oesterreichern geräumt worden sei, was nach österreichischem Bericht durchaus erlogen ist. Auch an der italienischen Front sind erneut Bewegungen zutage getreten.

Die englische Artillerie macht in der Umgegend von Saloniki Schießübungen, um auf bulgarisch-deutsche Angriffe gerüstet zu sein. Die vielzackige Halbinsel Chalkidike wurde von den Engländern besetzt, ohne daß die griechische Regierung davon benachrichtigt wurde. Der griechische Ministerrat ist in Permanenz erklärt.

Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft erlassen eine Kundgebung über die zu erstrebende Wirtschaftsgemeinschaft zwischen Deutschland und Oesterreich. Sie sprechen den Wunsch aus, daß die Regierungsverhandlungen möglichst bald in Angriff genommen werden und daß das Ergebnis dieser Verhandlungen den Vertretern von Handel und Industrie zur Begutachtung unterbreitet wird. Gleichzeitig sei es erforderlich, daß auch eine größere Annäherung auf dem Gebiet des Handelsrechts, Wechselrechts und Verkehrssystems statfinde. — Diese Kundgebung der ältesten und bedeutungsvollsten Handelsvertretung Deutschlands schließt sich würdig den Kundgebungen der vier österreichischen Handelskammern an.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 3. Januar.

Die eiserne Schaumünze! Eine „historische Medaille großen Stils, wie sie nur auf Grund eines gesteigerten Volksbewußtseins möglich ist“, hat eine neue Gesellschaft „Freunde der deutschen Schaumünze“ unter Leitung des Direktors des kaiserl. Münzkabinetts Prof. Menadier geschaffen. Große Schaumünzen nach der Art der Bronzen des Andrea Pisano, aber, weil die Bronze für Kanonen beschlagnahmt ist, in Eisenguß, werden zum Denkmal für die Heldentaten im Felde und die Führung des Heimatkampfes. In Aufgabe, Stil und Technik sind diese Münzen etwas Neues, dessen Wesen die Künstler selbst erst tastend suchen. So ist noch nicht alles vollkommen. Aber eins springt einem gleich überzeugend in die Augen: daß dies eine Form ist, das Gedächtnis der Zeit festzuhalten, die vor allen anderen kräftig, großartig, einfach und volkstümlich ist. „Volkstümlich ist“ — oder werden sollte. Es wäre geradezu ein Beweis für die Würde und Kraft, mit der unser

Volk sein Schicksal anschaut, wenn es in diesen schwarz-eisernen Münzen — in ihrem ernsten, unsentimentalen, heroischen Stil — den rechten künstlerischen Ausdruck des Krieges erkennen würde. Die Denkmünze von Leibkühler auf die jungen Regimenter von Dirmuiden, von Schauf auf den Durchbruch der Garde bei Brzezinn, von Löwenthal auf Weddigen, der mit dem Schild um sich hauende Siegfried, in dem Schenkel den Ausbruch des Weltkrieges darstellt — man könnte noch viele nennen!

Dienstag, 4. Januar.

Der Fall von Jaunde lenkt die Gedanken über die weite stumme Ferne hin, zu denen, die dort mit uns ihr Vaterland verteidigt haben. Was mag es bedeuten, anderthalb Jahre durchzuhalten mit dem vollkommen zweifellosen Ausgang vor Augen — weit draußen für ein von Macht und Seele der Heimat gelöstes Stück Deutschland einzustehen bis zum Äußersten!

Ein Schreiben der Union Internationale des Associations d'Agents Représentants, die ihren Sitz in Amsterdam hat, sagt zu einem Pariser Beschluß, Deutsche und Oesterreicher von den Vorständen auszuschließen, daß der internationale Charakter der Union aufrechterhalten werden und nach dem Kriege alles geschehen müsse, um die Bande kommerzieller Interessengemeinschaft neu und fester zu schließen.

Mit den Werttagen, die wieder ins Rollen kommen nach dem Einhalt der Feiertage, schieben sich neue Kriegsaufgaben heran. Es muß eine neue Hausfrauenaufklärung einsetzen, da kein irdischer Mensch sich mehr in den vielen Verordnungen durchfinden und ein neuer moralischer Anstoß manchen Kreisen dringend not tut. Hätte man nur für alles mehr Helferinnen.

Die Frau als „Messenger Boy“ — heute heißt es: Blißjunge — auf dem Dreirad, beim Paketaustragen der Post, immer neue uniformierte Frauentypen erscheinen im Straßenbild.

Mittwoch, 5. Januar.

Die Bezirksleitung des sozialdemokratischen Bezirks Niederrhein hat die Ablehnung der Kriegskredite gebilligt und sich damit gegen fünf Abgeordnete der dem Bezirksausschuß angehörenden Wahlkreise gewendet. Die Parteikonferenz des Wahlkreises Weimar hat das Vorgehen der 20 gebilligt. Der Bezirksvorstand für das westliche Westfalen (acht Wahlkreise) hat sich gegen die Opposition gewendet.

Man denkt bei all solchen Beschlüssen, daß eigentlich doch alle wertvollsten Mitglieder im Felde, keine Organisation heute wissen kann, was sie gerechterweise zu vertreten hat.

Ein Erlass des preußischen Ministeriums des Innern empfiehlt, für die Kriegsunterstützung stärker die Naturallieferung einzusetzen. Tatsächlich würden damit vielfach die Unterstützten objektiv besser daran sein. Auch durch stärkeren Einsatz der Volksspeisung, die aber den Nachteil großer Unbeliebtheit und der Ausschaltung des kleinen Lebensmittelhandels hat; der aber hat es jetzt auch nicht sehr leicht.

Die preußischen Landwirtschaftskammern werden zu einer Besprechung der Kartoffelversorgung und des Rübenanbaues im kommenden Jahr in Berlin zusammentreten.

Die Dienstpflichtkrisis in England ist zurzeit das stärkste Interesse der auswärtigen Politik. Seltsames Schicksal des englischen Liberalismus, zu dieser Umgestaltung berufen zu sein!

Donnerstag, 6. Januar.

Tagung des katholischen Frauenbundes im Plenarsaal des Reichstages in Anwesenheit der Kronprinzessin und des Fürstbischofs von Breslau. Der stärkste Eindruck dieser Begrüßungsverammlung ist die Sicherheit, mit der die katholische Frauenbewegung sich auf die Macht der kirchlichen und politischen Gesamtorganisation des Katholizismus stützen kann. Sie bringt einem ganz unwillkürlich die eigene Selbständigkeit — besser drückt das unübersetzbare englische Wort „self-dependance“ aus, was ich meine — zum Bewußtsein. Es ist wahr: unsere unabhängige interkonfessionelle und parteilose Frauenbewegung ist eigentlich

merkwürdig unbeschützt, sie steht nur auf den eigenen Füßen. Wahrscheinlich sehr zu ihrem Glück.

Uebrigens ist der Organisationsfortschritt der katholischen Frauen außerordentlich, sowohl numerisch wie qualitativ.

Wann wird endlich in Berlin die Butterkarte eingeführt werden? Die Berichte über Versuche damit lauten überall günstig. Es zeigt sich sogar, daß seit Einführung der Karte bei mäßigem Verbrauch plötzlich genug Butter da ist, während vorher der Markt den Eindruck von Knappheit machte, weil einige sich über Gebühr versorgten und andere dann leer ausgingen.

Die üblichen Saisonausverkäufe von Baumwollen- und Wollwaren sind verboten. Eine Maßnahme zur Schonung der knappen Vorräte.

Im Reichsamt sollen gleichfalls neue Beratungen über die Kartoffelerzeugung stattfinden — gemeinsam mit den Landwirtschaftskammern. Es handelt sich insbesondere um die Frühjahrsversorgung.

Die Berliner Kleinhandelspreise für das durch Höchstpreise nicht normierte Fleisch (Rind, Kalb, Hammel) steigen dauernd weiter.

Freitag, 7. Januar.

Im Reichsamt des Innern hat eine Besprechung über die Zuckerpresse stattgefunden. Die Vertreter der Industrie erwarten die notwendige Wiedervermehrung des Rübenbaues nur, wenn die Rübenpreise und in Konsequenz davon die Rohzuckerpreise von 12 auf 15 M. pro Zentner erhöht werden.

Diesen Forderungen gegenüber wird mit Recht auf die außerordentlichen Kriegsgewinne der Zuckerfabriken verwiesen, die mit die stärksten Dividendenerhöhungen im Kriegsjahr aufweisen. Diese Jagd nach dem Kriegsprofit über- und überall hat etwas geradezu Abstoßendes.

Auf dem Berliner Arbeitsmarkt ist die Lage für die Arbeiterinnen trotz der sich fortdauernd steigenden Einstellungs von Frauen immer noch ungünstig. Infolge der Lebensmittelteuerung steigt die Nachfrage der Frauen nach Arbeit. In der letzten Berichtswoche kamen auf 100 offene Stellen 150 weibliche Arbeitsuchende.

In der Sozialdemokratie gehen die Erklärungen der Kreisvorstände für und gegen Mehrheit, Minderheit oder Opposition weiter. Jeder Tag bringt neue Berichte. Ein Ueberblick läßt sich noch nicht gewinnen.

Sonnabend, 8. Januar.

Das Muster eines guten Lieferungsvertrages für städtische Fleischversorgung geben die „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ bekannt. Es ist ein Vertrag der Stadt Ulm, über den folgendes mitgeteilt wird:

„Die Genossenschaft liefert nach einem auf die Dauer von fünf Jahren abgeschlossenen Vertrag der Stadt Ulm jährlich etwa 2000 Schweine im Lebendgewicht von rund 220 Pfund zum Preise von 63 Pf. Schlachtgewicht und 50 Pf. Lebendgewicht. Die Genossenschaft führt das Mästereiunternehmen auf eigene Rechnung und Gefahr und erhält für die gelieferten Schweine sofortige Barzahlung. Für jedes zur Mast eingestellte Schwein gibt die Stadt der Genossenschaft einen unverzinslichen Futtervorschuß von 60 M., außerdem stellt sie der Genossenschaft den Grund und Boden für die Bauten unentgeltlich zur Verfügung und leistet dazu einen Verzinsungsvorschuß von jährlich 1400 M. Diese Einrichtung hat sich auch während des Krieges gut bewährt. Von Kriegsbeginn bis Oktober 1915 hat die Genossenschaft 1574 Schweine mit 1112 dz Schlachtgewicht geliefert. Die Marktpreise standen bekanntlich erheblich über den Vertragspreisen. Von Oktober 1914 bis März 1915 wurde das gesamte Fleisch zur Erzeugung von Rauchfleisch verwandt, das für 1,15 M. bis 1,30 M. das Pfund abgegeben wurde. Von April ab wurde das Fleisch an Bedürftige und Kriegerfamilien um durchschnittlich 63 Pf. unter dem Ladenpreis verkauft.“

Das ist ein städtisches Beispiel eines Lieferungsvertrages auf Mast mit Kreditgewährung, wie ihn ähnlich das preußische Ministerium des Innern geschlossen hat.

Die „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ kündigen Höchstpreise für alle Käseforten an. (?)

Sonntag, 9. Januar.

Seit Weihnachten fast unaufhörlich Regen, diese Mittwintertage sind diesmal besonders trübe und dunkel.

Die Tagung des katholischen Frauenbundes geht mit der Besprechung von Kriegsfürsorgefragen zu Ende. Symptomatisch der Uebergang aus der charitativen in die sozialpolitische Betrachtungsweise, der überall bemerkbar wird, und ebenso in der Sache wie in der Erziehung des Verständnisses begründet ist. Eine Frage taucht auf: wieweit hat überhaupt die christliche Caritas (nicht als Gesinnung, da muß sie auch die Durchführung der Sozialpolitik durchbringen, aber als praktische Tätigkeit!) noch eine Aufgabe?

Und ein zweites Problem, das durch diese Tagung mit allen ihren Themen einem in seiner ganzen Schwere auf die Seele fiel: die Konfessionalisierung der Kultur in all ihren Einrichtungen! Hauswirtschaftsunterricht, weibliches Dienstjahr, Hausfrauenvereine, Konsumentenvertretung, Berufsberatung, — alles konfessionell unterbaut und eingerahmt!

Wilhelm Heile / Die Wehrpflicht

Was in diesen Tagen in England vor sich gegangen ist, wird für uns Deutsche ewig unverständlich bleiben. Wir sind gewohnt, den Engländer für einen guten Patrioten zu halten. Immer hat man ja die angeblich mangelnde Vaterlandsliebe der Deutschen mit dem glänzenden Beispiele der Engländer anzufeuern gesucht. Und nun erleben wir, wie über der Forderung, die unverheirateten Drückeberger zwangsweise zum Militärdienst einziehen zu dürfen, das englische Parlament und das englische Volk in gewaltige Erregung gerät und die derzeitige Regierung aufs schwerste erschüttert wird.

Was ist denn eigentlich an der Forderung des Herrn Asquith so unerhört? Niemand in England bezweifelt, daß der Krieg gegen Deutschland die gewaltigste Aufgabe ist, die sich das Weltvolk der Angelsachsen je gestellt hat. Niemand zweifelt daran, daß der Widerstand der Deutschen und ihrer Verbündeten von ungeheurer Wucht und ganz gewiß einstweilen noch völlig ungebrochen ist. Da andererseits auch Englands Kraft noch ungebrochen, ja, noch längst nicht voll ausgenutzt ist, so hat die englische Regierung nach deutscher Auffassung mit der Einbringung ihrer Vorlage nur das schlechthin Selbstverständliche getan. Wir aber sehen, daß das nach englischer Auffassung keineswegs der Fall ist.

Der Engländer hat eben die allgemeine Wehrpflicht der Völker des europäischen Festlandes bislang genau so geringfügig beurteilt, wie man bei uns auf das englische Söldnerwesen herunterzusehen pflegt. Was man bei uns bezahlte Söldlinge nennt, das sind in den Augen des Engländers Freiwillige. Das gilt nicht so sehr von dem kleinen Berufsheer, das England auch in Friedenszeiten unterhalten hat; es gilt aber in hohem Maße und durchaus nicht immer mit Unrecht von den Millionen, die im Laufe des Krieges hinzugeworben sind. Man mag bei uns spotten über die vielfach etwas zweifelhafte Freiwilligkeit, der man oft genug durch Hochhängen des Brotkorbes recht kräftig und wirksam nachgeholfen hat: die Gesamtleistung bleibt darum doch ansehnlich genug. Jedenfalls ansehnlicher, ganz erheblich ansehnlicher, als diejenigen in Deutschland es sich ausgemalt hatten, die zu Anfang des Krieges die Bedeutung der englischen Landmacht mit dem bekannten Bismarckschen Scherzwort von der Verhaftung einer englischen Landungstruppe durch preußische Gendarmen, abtun zu können glaubten. Auch ohne

die zahlreichen farbigen Truppen ist die englische Armee im Laufe des Krieges zu einer an Zahl und Gefechtswert sehr beachtlichen Macht geworden. Und doch reicht diese Macht nicht aus, das niederzuringen, was man in England den preußischen Militarismus nennt. Bei den Bundesgenossen läßt man es sich gern gefallen, daß sie die allgemeine Wehrpflicht haben und dadurch instand gesetzt sind, gewaltige Heere ins Feld zu führen. Beim Gegner findet man die Einrichtung hassenswert. Sie zu bekämpfen und für immer zu vernichten, war ja, wenn man den Reden der Minister und den Stimmen der Presse glauben darf, eines der Hauptziele, um derenwillen das völkerbefreiende England in den Krieg gezogen war. Und nun muß es sich selbst die lastende Rüstung anlegen, von der es angeblich die Welt befreien wollte. Eine merkwürdige Zwischmühle, in die England da geraten ist! Man hatte sich das so ganz anders gedacht, so etwa, wie manche Menschen in Deutschland den englischen Kriegsanteil eingeschätzt hatten: England schafft Geld und Waffen und Munition, Englands Flotte sperrt den Feinden die Zufuhr über die Meere, die Bundesgenossen aber, die Franzosen mit ihrem Opfermut und die Russen mit ihrem schier unerschöpflichen Menschenvorrat, stellen die Soldaten. Nun aber stehen die Staatsleiter Englands auf und erklären, daß das englische Volk, um siegen zu können, jetzt auch das opfern müsse, was ihm heiliges Vermächtnis der Geschichte war: seine Freiheit.

Uns Deutschen will es rätselhaft erscheinen, was es mit Freiheit zu tun hat, wenn ein junger und kräftiger Mensch zusehen kann, wie andere fürs Vaterland in Kampf und Tod gehen. Man muß schon lange in England gelebt haben, um zu begreifen, daß hier nicht bloß die erbärmliche Angst vor der eigenen Kriegspflicht oder derjenigen nahestehender Personen mitspricht. Der englische Freiheitsbegriff — das muß man aus all den Reden gegen die Wehrpflicht heraushören, und das mag uns vieles erklären — ist offenbar ganz anders geartet als der unsere. Dem Engländer ist Freiheit das Nichtverpflichtetsein, das Recht, etwas nicht tun zu müssen, die Freiheit von jeglichem Zwang. Für unsere deutsche Art zu fühlen scheint solche Freiheit doch etwas reichlich äußerlich zu sein. Nicht die Freiheit von Verpflichtungen kann uns befriedigen. Die Freiheit, um die wir stets gerungen haben, die wir meinen, wenn wir von Freiheit reden und singen: das ist die Freiheit, nach freiem Ermessen Pflichten übernehmen zu dürfen, an der Erfüllung unserer Gewissenspflicht nicht gehindert zu sein. So entstehen durch die Verschiedenheit des Freiheitsbegriffes geradezu zwei grundverschiedene Arten von Staatsgefinnung. Der englische Staatsbürger hat seine Pflicht erfüllt, wenn er als Wähler das Seine dazu getan hat, daß die Leitung der Staatsgeschäfte in die richtigen Hände gelegt wird, und wenn er zu seinem Teile die nötigen Mittel — Geldmittel — dafür zur Verfügung gestellt hat. Der Deutsche aber fühlt sich in viel höherem Grade als Stück der Allgemeinheit, als Glied des Staates; er hält es für seine höchste Ehre und nicht für eine bloße Pflicht, dem Staate und der Gesamtheit dienen zu dürfen, wenn es sein muß: mit Leib und Leben. Gewiß, auch wir in Deutschland haben Mitbürger — nach unserer Ueberlieferung und unseren Begriffen sind es verächtliche Zeitgenossen —, die auf die Ehre des Dienstes fürs Vaterland gern verzichten. Und in England andererseits sind auch ohne jeden Zwang und selbst ohne die Sorge vor gesellschaftlicher Achtung wehrfähige Männer zu Tausenden und aber Tausenden ins Heer eingetreten, weil sie empfanden, daß das Vaterland sie braucht. Aber — und das ist der wesentliche Unterschied: dort ist solche Handlungs-

weise persönliches, hoch anzurechnendes Verdienst; bei uns ist sie schlechthin Selbstverständlichkeit.

So spricht man denn auch in England jetzt nicht, wie bei uns, von Wehrpflicht. Dienstzwang und Zwangsdienst nennt man mit häßlichem Nebenton das, was die Regierung jetzt einführen will und was trotz aller Abneigung auch die Zustimmung der großen Mehrheit des Unterhauses gefunden hat. Die Konservativen sowohl wie die Liberalen haben bis auf verschwindende Ausnahmen ihren alten Widerpruch aufgegeben, nur die Irländer und die Vertreter der Arbeiterpartei haben sich nicht überzeugen lassen. Noch ist die Vorlage nicht Gesetz. Selbst sehr ernsthafte englische Blätter vertreten die Auffassung, daß das Ministerium durch den Widerstand der Arbeitervertreter im Parlament und namentlich der großen Arbeiterverbände, in Verbindung mit dem Austritt der diesen Kreisen entnommenen Minister aus dem Kabinett, genötigt werde, die wichtige Frage durch Ausschreibung von Neuwahlen der Volksabstimmung zu unterbreiten. Es sieht trotz des Widerspruches der streitandrohenden Arbeiterverbände so aus, als ob die Regierung sich vor solchen Wahlen nicht zu fürchten brauche. Aber nicht das ist das Wesentliche, ob die Regierungsvorlage mit oder ohne Volksabstimmung Gesetz wird. Was uns Deutsche viel mehr angeht, ist die Frage, wie es überhaupt möglich war, daß die Zwangsdienstvorlage eine so gewaltige Mehrheit im Kabinett, im Unterhaus und allem Anschein nach auch im Volke hat finden können.

Nach allem, was die Regierungsvertreter stets erklärt hatten, hat die bisherige Rekrutierung durch Werbung so große Erfolge gehabt, daß der Dienstzwang mit all den Einschränkungen und Ausnahmen der Vorlage gar nicht eine so wesentliche Vermehrung des Zuflusses der Rekruten bewirken könnte. Entweder also stimmt das nicht, was man bisher über Ergebnisse des Derby'schen Werbefeldzuges behauptet und verbreitet hat, oder aber: man sieht die militärische Lage in den führenden Kreisen Englands und seiner Verbündeten in Wirklichkeit doch mit ganz anderen Augen, viel weniger günstig an, als man in der Öffentlichkeit zugibt. Nichts liegt näher als anzunehmen, daß man im kinderarmen Frankreich, das bis hart an den Rand der völligen Erschöpfung die ungeheuerlichsten Menschenopfer in diesem Kriege gebracht hat, in Rußland, das Millionen und abermals Millionen von Menschen geopfert und verloren hat, und selbst in Italien, das seit Monaten Regiment auf Regiment wie sinnlos in den sicheren Tod schickt, nachgerade zu der Einsicht gekommen ist, daß die englischen Leistungen — so groß sie sein mögen — doch in keinem rechten Verhältnis stehen zur Zahl seiner Bevölkerung und zur Bedeutung der auf dem Spiele stehenden Interessen.

Es ist doch sicher den Bundesgenossen so wenig, wie uns, den Gegnern, entgangen, daß England seit dem Zusammenbruch aller Pläne und Hoffnungen auf dem Balkan in steigendem Maße sein Augenmerk auf die tatsächlichen wie die vermuteten und befürchteten Ereignisse im Orient lenkt. Wäre es ein Wunder, wenn die Franzosen in diesem Zusammenhang Maßnahmen, wie die Fortziehung der Indes aus der französisch-flandrischen Front, als eine wenig bundesbrüderliche Vertretung britischer Sonderinteressen betrachten? Es wird schon so sein, daß die plötzliche Entschlußkraft der englischen Regierung nach so langem Zaudern, Schwanken und Ableugnen des Ernstes der Lage nicht bloß auf die serbische Katastrophe und die deutsch-türkischen Siege auf Gallipoli zurückzuführen ist, auch nicht bloß auf die Furcht

vor türkisch-deutschen Vorstößen in der Richtung auf Ägypten und den persischen Golf, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf solche Einflüsse, die außerhalb des rein britischen Gesichtskreises ihren Ursprung haben.

Welches auch die Gründe sein mögen, die zu dem Entschluß der englischen Regierung geführt haben: bedeutsam und folgenswer ist der Schritt, den England zu tun gedenkt, auf alle Fälle. Nicht so sehr für die Gegenwart. Dazu sind die geforderten Maßnahmen doch noch zu lückenhaft: die Inseln sind ausgenommen, die Kolonialreiche sind nicht einbezogen, auch nicht die mit angelsächsischer Bevölkerung, alle Verheirateten sollen verschont bleiben, ebenso die Arbeiterschaft der gesamten Rüstungsindustrie, die auch nur zum Teil nach deutschem Vorbilde durch Frauen ersetzen zu lassen die Arbeiterverbände sich mit Leidenschaft und Entschlossenheit wehren. Wird das durchgeführt, was jetzt im Unterhause beschlossen ist, so bedeutet das sicher nicht wenig, aber auch nicht viel mehr, als daß England instand gesetzt wird, die Seebarmee durch ständige Ausfüllung der immer neu entstehenden Lücken noch für lange Zeit auf der Höhe ihres gegenwärtigen Bestandes zu halten. Zur Aufstellung einer starken operationsfähigen Armee zu einem groß angelegten Angriffszug reicht es nicht. Wenn man aber den Entschluß so auslegt, daß man in ihm die Vorbereitung des grundsätzlich bedeutsamen Schrittes sieht, dem der nächste folgen wird, dann erhält die Sache doch ein anderes Aussehen. Kein Aussehen, das uns zu ernststen militärischen Befürchtungen für die Gegenwart oder nächste Zukunft nötigen würde. Aber ein Aussehen, das auf die Dauer das ganze Weltbild verändern könnte. Die allgemeine Wehrpflicht, wie Deutschland und Frankreich sie haben, läßt sich ohne schwere Erschütterung und selbst Lähmung des wirtschaftlichen Organismus in einem so ausgesprochenen Industrie- und Handelsland wie England unmöglich von heute bis morgen durch einfachen Beschluß durchführen. Darauf hat ja Lloyd George oft und nachdrücklich genug in seinen Reden aufmerksam gemacht. Aber geht England entschlossen diesen Weg, so mag man sich ausmalen, wie die Welt aussehen wird, wenn durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Kanada und Australien auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum gleichen Schritt genötigt sein werden, ebenso wie China, dessen leitender Staatsmann sich ja jetzt schon mit diesem Gedanken trägt.

Für uns erwachen aus solchem Fernblick keine Sorgen, eher das Gegenteil. Wir wissen ja, daß die allgemeine Wehrpflicht zugleich die allgemeine Verantwortlichkeit bedeutet, weil die bloße Tatsache, daß alle wehrfähigen Männer ohne Unterschied und Ausnahme zum Heeresdienst einberufen werden, ein starke und heilsame Ernüchterung bei etwa auftauchenden abenteuerlichen Kriegs- und Eroberungsplänen bewirken muß. Immerhin aber erwächst uns aus dem Gedanken an solche Möglichkeiten die Aufgabe, den Aufbau unserer Heeresorganisation und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht noch weiter auszugestalten in der Richtung, in die uns die Erfahrungen dieses Krieges auch bisher schon gewiesen haben. Eine vollkommene Erfassung aller verwendbaren Kräfte mit gründlicher Vorbereitung von Jugend auf ergibt bei dem Geiste, der sich jetzt so glänzend bewährt und bewiesen hat, ein Volk in gewaltiger Wehr, das nur höchst ungern und gezwungen zur Waffe greift, das aber, wenn es einmal soweit gekommen ist, unüberwindlich sein wird, so wie jetzt, so auch in aller Zukunft.

Raumann / Wir und die Polen

Da ich aufgefordert bin, soweit es im gegenwärtigen Zeitpunkt möglich und wünschenswert ist, einige Worte zur polnischen Frage zu sagen, will ich mich dem nicht entziehen, obwohl es vom reichsdeutschen Standpunkt aus bequemer ist, zunächst gar nichts darüber zu äußern. Jeder einzelne scheut sich, der Entwicklung vorzugreifen. Was aber ist Entwicklung? Ist es nur ein Schicksal, das über uns kommt, oder nicht auch ein Wille, der aus uns kommt? Sicherlich erscheint es zwecklos, sich über Dinge zu unterhalten, die wir gar nicht wissen können, wie beispielsweise den Gesamtabschluß des Krieges. Doch selbst die unbekannten Zukunftsercheinungen werden teilweise beeinflusst durch das, was wir heute denken und aussprechen. Das aber bedeutet für den vorliegenden Fall, daß zwar die polnischen Dinge noch viel zu dunkel sind, um irgendwelche bestimmten Voraussetzungen über das künftige politische Schicksal Polens wagen zu können, daß es aber wohl an der Zeit sein kann, allgemeine Willensrichtungen herzustellen. Nur in diesem Sinne gehe ich auf den an mich herangebrachten Wunsch ein.

Für die Polen aller Gruppen ist die gegenwärtige Zeit schwer durch die Unsicherheit des Wartens. Sie wissen, daß ihre nationale Zukunft auf der Tagesordnung der Weltgeschichte steht, daß vielleicht zum letztenmal überhaupt, sicher aber zum einzigen Male für die gegenwärtige Generation, die Frage des Neuaufbaues eines polnischen Gemeinwesens aufgeworfen ist; gleichzeitig aber fühlen sie, wie wenig sie selbst dazu tun können, um ihr Schicksal zu gestalten. Mitten im großen Krieg haben sie kein eigenes Heer, sondern nur kämpfende Volksgenossen in beiden Lagern, teils willige und teils unwillige. Es fehlt ihnen aber auch sonst der politische Mund, denn wer vermag auch nur einigermaßen heute für das Polentum im ganzen eine Erklärung abzugeben? Ueber die Grundidee zwar: daß das polnische Volk nach langer Zwischenzeit wieder eine eigene nationale Existenz haben will, sind sich fast alle Polen einig, aber darüber hinaus erstreckt sich nach meiner Kenntnis die Sachlage der Einigkeit nicht, schon deshalb nicht, weil die Einsicht in das Erreichbare eine verschiedene ist und weil jeder Beurteiler von seinem Wohnsitz, Gewerbe und Lebenserfahrungen anders beeinflusst wird. Würden alle Polen als eine geschlossene Körperschaft mit einheitlicher Meinung vor uns stehen, so würden sie zwar auch dann noch auf die Entscheidung der militärischen Mächte warten müssen, aber diese Entscheidung würde um vieles leichter und klarer sein. So aber wie heute die Dinge liegen, vermehrt die Unklarheit der Polen die Unentschiedenheit von uns anderen.

Wenn ich das ausspreche, so geschieht es nicht im Sinne eines Vorwurfs, denn es ist mir ganz deutlich, wie fast unmöglich es für ein Volk zwischen drei Staaten und zwischen zwei Heeren ist, sich für ein bestimmtes geschichtliches Programm zu entscheiden. Woran mir liegt, ist nur, die Folgen dieses Zustandes für uns Mitteleuropäer genau auszusprechen. Wir wissen nicht, woran wir mit den Polen sind, wir können es aus den dargelegten Gründen leider nicht wissen! Wir wissen nicht, ob und wie weit und wie gründlich die Mehrheit des polnischen Volkes seine Abkehr vom Rassen- und Völkernationalismus hat, ob sie gesonnen ist, ihre Schiffe hinter sich zu verbrennen und auf jede Gefahr hin mitteleuropäischen Boden zu betreten, oder ob die Polen auch in Zukunft aus eigenen nationalen Interessen ein doppeltes und dreifaches Spiel spielen wollen

und werden. Solange wir aber das nicht wissen, müssen wir innerlich und äußerlich auch für den schlechteren Fall gerüstet bleiben und können ein nur mit Vorbehalt dargebrachtes Vertrauen auch nur mit Vorbehalt erwidern. Das mag vom polnischen Standpunkt aus als psychologisch falsch erscheinen, denn der Pole wünscht von uns umworben zu sein, ohne sich selbst zu binden, aber nach unserer etwas nüchternen und sorgsamten Denkwiese können wir nicht Freundschaftserklärungen machen, solange die beiderseitigen Grundlagen dazu noch nicht vorhanden sind. Schon aber, daß wir uns gegenseitig über diese beiderseitigen Hemmnisse der volleren Annäherung offen und mit gutem Willen aussprechen, ist ein wesentlicher Schritt zur Herbeiführung eines freieren gegenseitigen Verhaltens.

Den Polen geht es nach meiner Beobachtung so wie fast allen Nationen, die sich ihre Volks selbständigkeit erst eringen müssen, daß sie das Ideal einer vollen unbedingten nationalen Souveränität aufstellen, obwohl alle klügeren Köpfe unter ihnen wissen, daß dieses Ideal nicht ganz erreicht werden kann. Es steckt in den Seelen eine schöne Romantik vom eigenen polnischen Heer, vom Besitz aller einstigen polnischen Provinzen, von eigener Kriegsherrlichkeit, wie sie in alten stolzen Zeiten einmal war oder wenigstens gewesen sein soll. Diese Romantik übersieht, daß inzwischen die Welt anders geworden ist und besonders durch den gegenwärtigen Krieg noch mehr anders wird. Es gibt jetzt nur noch Staatenverbände, und besonders an der Stelle, an der Polen liegt, kann es nach Menschengedenken nie wieder eine militärische volle Souveränität geben. Je klarer und rückhaltloser das der polnischen Bevölkerung von ihren polnischen Führern selbst gesagt wird, desto leichter werden die mitteleuropäischen Nachbarn mit den Polen über ihre zukünftige Stellung innerhalb eines mitteleuropäischen Militärverbandes sich verständigen können. Für die Polen lautet meines Erachtens der erste Satz der polnischen Frage: wollen wir im russischen oder im mitteleuropäischen Militärverband sein? Sobald man auf unserer Seite die Antwort hören wird — wir Polen wollen im mitteleuropäischen Militärverband sein! — werden sofort die Ansichten und Absichten sich darauf einstellen, und zwar in dem Maße, als diese Antwort als bindend und allgemein angesehen werden kann.

Damit ist die weitere zweite Frage, wie innerhalb des mitteleuropäischen Militärverbandes die polnische Staatsverwaltung zu gestalten sei, noch nicht berührt. Vor allen solchen Erwägungen muß die erste Frage, die Einordnung in den Militärverband, ganz unzweifelhaft klar beantwortet sein. Dann erst beginnen die innerpolitischen Verteilungen der Bezirke und Selbständigkeiten in Mitteleuropa. Dabei ist es dann dringend erwünscht, daß die polnischen Stimmen auch zur Geltung kommen, weil ja nicht nur Rechte erteilt, sondern vor allem auch Pflichten übernommen werden müssen. Die Selbstverwaltung polnischer Gebiete ist für uns nächst der großen Entscheidung, mitteleuropäisch werden zu wollen, wesentlich davon abhängig, wie weit die Polen Geld und Personen stellen können, um innerhalb des mitteleuropäischen Rahmens eine gute, aufsteigende kulturelle und auch gegen Minderheiten gerechte Regierung zu schaffen. Da die Probe für dieses Können bisher weder in Preußisch-Polen noch in Russisch-Polen gemacht werden konnte, so ruhen unsere Blicke auf der bisherigen galizischen Verwaltung. Diese erscheint als der gegebene Ausgangspunkt eigener polnischer Staatstätigkeit. Man wird dabei aber nicht verschweigen können, daß die galizische Verwaltung

bisher stark von deutsch-österreichischen Steuern unterstützt wurde. Sollten die Polen ihre eigene Regierungskraft entwickeln, so würden sie unter anderem zeigen müssen, daß sie auch finanziell selbständig sein können und wollen.

Die polnischen Leser dieser meiner Ausführungen werden sich überlegen, warum ich in diesem Zusammenhange von Garantien rede, die in diesem Umfange von ihnen kaum gegeben werden können. Es geschieht mit gutem Bedacht. Weil ich in der Lage bin, mit vielen Reichsdeutschen und Oesterreichern über diese Angelegenheit zu reden, weiß ich, daß der Zweifel an der polnischen Regierungsfähigkeit ziemlich weit verbreitet ist. Dieser Zweifel mag vielleicht ein vollständiger Irrtum sein und eine harte Vertennung, so ist er trotzdem vorhanden und wirkt als Gegenkraft gegen eine Verständigung, solange er heimlich herumgetragen wird. Nur ganz ruhige offene Aussprache kann hier helfen. Die Polen müssen in den Deutschen und Oesterreichern und Ungarn den Glauben erwecken können, daß die frühere Weltgeschichtsentscheidung von 1772 bis 1815 falsch war. Im allgemeinen sind jetzt die Gemüter offen, solche Töne zu hören. Der alte Prozeß kann nach so vielen Jahren wieder einmal verhandelt werden, aber man soll nicht mit der großen Schlussrede anfangen wollen, ehe man das Beweismaterial für die tatsächliche Verwaltungs- und Regierungskraft der Polen nach Möglichkeit aufgebaut hat.

Es ist sehr schwer für ein Volk, wieder staatsbildend zu werden, nachdem der frühere Staat zerbrochen gewesen ist. Da wir aber an den Ungarn, Rumänen, Bulgaren gute Beispiele des Gelingens vor Augen haben, sollen wir auf unserer Seite nicht von vorneherein glauben, daß der Neuaufbau der polnischen Staatlichkeit innerhalb des mitteleuropäischen Staatssystems unmöglich sei. Er wird sicherlich nicht an einem einzigen Tage erfolgen, sondern ein Geschäftsvorgang sein, bei dem ein Schritt immer den nächsten erleichtert oder erschwert. Wird bei uns sich das Gefühl und die Ueberzeugung einstellen, daß die Polen fest zu Mitteleuropa gehören, nicht nur aus Not und Taktik, sondern aus gewollter Kulturgemeinschaft, dann, aber auch nur dann, ist zu erwarten, daß das noch vielfach vorhandene Mißtrauen schwindet und dafür eine freudige Hilfsbereitschaft aufwächst. Das kann geschehen. Ich persönlich wünsche sehr, daß es geschieht, und freue mich darum aller Anzeichen einer erhöhten gegenseitigen Achtung zwischen Deutschen und Polen. Die Rundgebungen österreichischer und deutscher Kommandos über die tadellosen Leistungen polnischer Armeeteile sind ebenso gute Vorboten einer besseren zukünftigen Gemeinschaft, wie die Aufnahme, die der Besuch unseres Kaisers in Galizien gefunden hat.

W. Feldmann / Zu Naumanns Ausführungen über die Polenfrage

Der vorstehende Aufsatz Naumanns ist in der Neujaehrsummer der „Polnischen Blätter“ erschienen. Der Herausgeber dieser neuen, der Verständigung mit uns Deutschen dienenden Zeitschrift, Herr W. Feldmann, hat von seinem polnischen Standpunkt aus dazu die folgende Ergänzung geschrieben. Sie ist des Interesses unserer Leser sicher, und wir setzen sie deshalb ohne Kommentar hierher, obwohl man z. B. über die polnischen Verwaltungserfolge in Galizien sehr wohl anderer Meinung sein kann.

Wenn Friedrich Naumann das Wort ergreift, so hat er das Recht, mit aller Achtung und Sympathie gehört zu werden. Auch im gegebenen Falle gelten diese Gefühle nicht nur dem Menschen,

sondern auch dem Politiker, der schon mit der Fragestellung den großen Zug, einen universalen Gesichtspunkt bezeugt. Mit Genugtuung konstatieren wir, daß Friedrich Raumann die Polenfrage nicht vom engherzigen Standpunkte einer Provinzpolitik behandelt. Für ihn ist die Polenfrage, was sie für Staatsmänner immer war und bleiben wird: eine internationale Angelegenheit, die nur von dem Gesichtspunkte der großen europäischen und, wie es heute gekommen ist, der Weltpolitik ihre richtige Behandlung finden kann. Dazu nötigt die geographische Lage unseres Vaterlandes, seine ganze Vergangenheit, seine kulturelle und politische Gegenwart.

Für einen Polen ist das alles selbstverständlich, gleich wie es für uns selbstverständlich ist, daß wir unsere Ansprüche nicht erst mit unserer Aufbringung für andere zu motivieren brauchen. Eine Nation, die auf ihrem ethnographischen und historischen Boden in der Zahl von etwa 20 Millionen Köpfen lebt und eine unerwüßliche Lebenskraft erwiesen hat, schöpft aus sich selber ihre Daseinsberechtigung, ihre Zuversicht, ihren Glauben an die Zukunft. Wir können aber ruhig hinzufügen: auch dessen sind wir uns bewußt, daß wir als Nation eben nur dadurch bestehen werden, daß wir uns kulturell und politisch als gute Europäer entwickeln. Und das ist nur im Gegensatz zu Rußland möglich.

In den Jahren 1610 bis 1613 standen Rußland und Polen vor einer großen Entscheidung. Auf dem Kreml herrschten damals die Polen. Die Bojaren riefen den polnischen Königssohn zum **Zaren** aus. Die Hauptbedingung war: sein Uebertritt zur Orthodogie. Eine eminent politische, nicht kirchliche Frage: Was wäre aus Polen geworden, wenn das Land von einem orthodoxen Herrscher, der gleichzeitig auch Zar aller Rußen wäre, regiert worden wäre? Die Polen hätten dann Rußland beherrscht, wären aber selber ins russisch-orthodoxe Fahrwasser, in ewigen Gegensatz zur europäischen Kultur und Politik geraten. Die Polen lehnten das russische Anerbieten ab: die Romanows bestiegen den Zarenthron.

Das Blatt der Geschichte wendete sich. Nun heißt es: nicht Rußland mit Polen, sondern Polen mit Rußland vereinigen. Dieses Programm hat Peter I. aufgestellt, seine Nachfolger verfolgen es mit hartnäckiger Zähigkeit. Jeder Geschichtskenner weiß, daß Katharina II. Polen nicht teilen wollte; sie zog es vor, das Land als Ganzes in der Einflußsphäre Rußlands zu behalten. Auch nach der ersten Teilung Polens ließ sie sich von diesem Grundsatz leiten. Sie störte das Land nicht in seiner inneren Entwicklung, sie ließ eine Reihe von wichtigen Reformen zu. Polen machte in der Zeitperiode 1772 bis 1790 gar bedeutende Fortschritte. Und doch benutzte es die erste günstige internationale Lage, um im Jahre 1790 ein Bündnis mit Preußen zu schließen, dessen Spitze gegen Rußland gerichtet war. Und auch nach den traurigsten Enttäuschungen, nach der dritten Teilung, als Henryk Dombrowski seine Legionen zu organisieren begann, begab er sich (1795) nicht nach Petersburg, sondern nach Berlin, um im Einvernehmen mit Friedrich Wilhelm II. zu handeln.

Wir schwelgen nicht in diesen geschichtlichen Erinnerungen, um uns an Bildern der verschwundenen Herrlichkeit zu berauschen; wir stehen aber heutzutage vor denselben großen Problemen wie die Vorfahren. Und zur Stellungnahme gezwungen, erteilen wir dieselbe Antwort. Das gilt auch für die von Friedrich Raumann formulierte Frage: Wollen die Polen im russischen oder im mitteleuropäischen Militärbund sein?

Wann — müssen wir unsererseits fragen — haben die Polen freiwillig dem russischen Militärbund angehört? Den Anlaß zur Revolution im Jahre 1830 gab die Tatsache, daß Nikolaus I. das polnische Heer mit dem russischen zusammen gegen den Westen führen wollte. Der direkte Anlaß zum Aufstand vom 21. Januar 1863 war der Beschluß der Regierung, in Polen Rekruten auszuheben. Die Abneigung der Polen gegen den russischen Militärdienst dauert ja bis zu den letzten Tagen. Während des russisch-japanischen Krieges hat Rußland in Polen zu allerletzt mobilisiert: so war es der polnischen Soldaten und der Stimmung des Landes nicht sicher, und just nach dem Mobilisierungsbefehl — am 13. November 1904 — fand in Warschau die erste Demon-

stration gegen Rußland statt: es wurde auf die Polizei und die Soldaten geschossen. Auch im gegenwärtigen Krieg hat Rußland von der einheimischen polnischen Bevölkerung nicht alle Dienstpflichtigen eingezogen, das werden die in Polen amtierenden Herren leicht feststellen.

Nun das Positive. Fast bei jeder europäischen Kriegsentwicklung Rußlands haben sich die Polen gegen das Zarenreich militärisch betätigt oder Versuche dazu gemacht. Im Jahre 1812 hat das verarmte Herzogtum Warschau, nach mehrjährigen Kriegszügen unter Führung des Fürsten Poniatowski, Napoleon I. 90 000 Soldaten zur Verfügung gegen Rußland gestellt; Soldaten, die nach heldenhaften Kämpfen und fürchterlichen Strapazen dezimiert, aber mit allen Fahnen und Kanonen zurückkamen. Während des Krimkrieges haben die Polen in der Türkei eine Legion, in der auch der größte polnische Nationaldichter Mickiewicz teilnahm, organisiert. Auch im Jahre 1877 wurden Kader einer Legion zugunsten der Türkei hergestellt; wenn es damals nicht, wie auch in den Jahren 1904/5 zu einer Revolution gegen Rußland kam, sind wahrlich nicht die Polen daran schuld: wer wäre damals den Polen, wer dem Zarismus beigeprungen? Und endlich der gegenwärtige Krieg. Die Kenner der Verhältnisse werden bestätigen, daß nach dem Ausbruch in mehreren Ortshäufen des Königreichs Bauern und Arbeiter sich in die Wälder geflüchtet haben; mehrere haben sich zu den polnischen Freischützen gemeldet — mehrere sind in die Reihen der Verbündeten übergegangen. Die Abneigung gegen den Militärdienst in der russischen Armee ist historische Tatsache. Wenn wir es nicht zum Positiven bringen, ist ja die Ursache begreiflich: zur Organisation eines Nationalheeres gehört eine Nationalregierung. Aber den Kern haben wir. Die moralische Bedeutung der polnischen Legionen, die Schulter an Schulter mit den Zentralmächten kämpfen, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Ihre Schöpfer sind fast alle aus Rußisch-Polen, nicht aus Galizien. Hat jemand dagegen von der polnisch-russischen Legion, die seit 1½ Jahren mit solchem Aufwand von allerlei Lodungen organisiert wird, was gehört? Diese Tatsachen sprechen doch mehr als politische Telegramme; am allerwenigsten sprechen sie für den Willen der Polen, im russischen Militärbund zu bleiben. Diese Tatsachen werden noch zur Anteilnahme der Polen im gegenwärtigen Kriege im großen Stil führen. Wie verwüstet unser Land ist, besitzt es noch die Möglichkeit, 1 Million — ohne Uebertreibung: 1 Million Soldaten zu stellen. Diese Leute werden nie freiwillig an der Seite Rußlands kämpfen; hoffen wir, es werden doch die Voraussetzungen geschaffen werden, unter denen sie für ihr Vaterland an der Seite der Zentralmächte und nur an dieser Seite baldmöglichst kämpfen.

Was diese Voraussetzungen anbetrifft, werden Garantien, und zwar von uns, verlangt. Politische Garantien: in der Form einer einmütigen Erklärung für Mitteleuropa, ferner Garantien unserer finanziellen Selbständigkeit, schließlich wird von einer Nation ein administrativer Befähigungsnachweis verlangt.

Wir können uns kurz fassen. Unsere Garantien entstammen nicht unserer Vergangenheit, unserer Kultur, unseren Gefühlen — das wollen wir in einer realistischen Zeit beiseite lassen —, sondern unseren Interessen. Wir sind auch Realpolitiker. Was das höchste Interesse der Polen ist — weiß jedermann. Nun ist ein überwiegender Teil der Polen der festen Ueberzeugung, daß dies Interesse ausschließlich und allein an der Seite Österreich-Ungarns und Deutschlands, da es auch im Interesse dieser Staaten liegt, verwirklicht und dauernd erhalten werden kann. Das haben mit aller Deutlichkeit die maßgebenden politischen Körperschaften Galiziens bekundet. Das haben polnische Mitglieder der Petersburger Duma ausgesprochen — haben Sie die Schriften des Dumaabgeordneten Lempiński gelesen? Das haben die zweimaligen Zusammenkünfte der Polenfürher in Piotrków (Petritau) ausgesprochen: es befanden sich unter ihnen gewesene Mitglieder des russischen Reichsrates, Bauern, angesehene Bürger aus allen Gouvernements. In den ersten Tagen des Dezember haben sich für dies Programm sämtliche Bauernvereine des

Königreichs erklärt. Wir haben es also mit einer Massenbewegung zu tun. Freilich, Opportunisten gibt es unter den Polen auch: wo fehlt es an solchen? Sie sind aber . . . eben Opportunisten, nicht überzeugte Anhänger Rußlands; zum Opportunismus werden sie ferner durch manche nichtpolnische Stimme gedrängt, die doch zur Vergangenheit gehören sollte. Ihre Zahl vermindert sich von Tag zu Tag; wer z. B. die polnische Publizistik studiert, wird zugeben, daß das Vorurteil, als ob Polen wirtschaftlich auf Rußland angewiesen wäre, bereits ausgerottet worden ist. Schließlich wird sich auch diese Minderheit — vielleicht mit Ausnahme einiger Bankrottten — freudig bekehren, unter der Wucht der Tatsache, daß nur die Zentralmächte die Polenfrage ihrer Lösung im uns günstigen Sinne zuführen können. Tatsachen zu schaffen vermag aber nur der Stärkere, der Herrschende. Tatsachen also! Voraussetzungen! Die erste Tatsache wäre eben die Möglichkeit einer Aussprache. „Würden“ — paraphrasieren wir Herrn Naumann — „alle Polen als eine geschlossene Körperschaft . . . vor uns stehen“, so sind wir gewiß, daß ihre einmütige überzeugungsvolle Stimme lauten würde: Los von Rußland. Das bestärkt uns jeder sachkundige Deutsche, der aus Warschau kommt. Und nicht nur negativ würde diese Parole sein. Wenn man „Los von Rußland“ sagt, ist die nächste, die einzige Folgerung: An die Seite der Zentralmächte! Sonst wissen wir ja, was die Rache, — was die Raubgier der Mordowiter bedeutet. Die Polen sprechen also eine deutliche Sprache, aber eben als Polen, nicht nur im kulturellen Sinne des Wortes.

Wir sind es somit, die Antwort erwarten. Nicht umworden wollen wir sein, sondern gut verstanden und nach beiderseitigen berechtigten Interessen behandelt werden. Was wir einbringen, das sind ganz reelle Werte: Vertiefung des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn, Millionen Soldaten gegen den gemeinsamen Feind, ein großes Land als Glied des wirtschaftlichen Zusammenschlusses. Der verehrte Herr Abg. Naumann hegt Zweifel, ob das Land finanziell selbständig sein könne und wolle. Es scheinen ihm manche Wiener Kreise das alte Lied vorgesungen zu haben, daß Galizien ein „passives Land“ sei und „stark“ von deutsch-österreichischen Steuern unterstützt wird. Diese Information ist nicht richtig. Ziffernmäßig läßt sich beweisen, daß Galizien als österreichische Provinz, kein passives Land ist. Um so weniger ist es Russisch-Polen. Welche Entwicklungsmöglichkeiten das Land besitzt, wird jedermann zu beurteilen wissen, der die natürlichen Schätze des Bodens und die Fähigkeiten des polnischen Volkes mit der Vernachlässigung vergleicht, die ihnen bis nun seitens der russischen Bürokratie zuteil ward.

Ob aber die Polen Regierungskraft besitzen — diese Frage muß uns doch wundern. Eine alte Kulturnation, der auch niemand moderne Bildung und Begabung abspricht, hat wahrlich das Recht, über manche Fragen erhaben zu sein. Die „Anarchie“ des 18. Jahrhunderts ist ja historische Tatsache, aber Tatsache ist es auch, daß sie den Polen aufgedrungen worden ist; die Nation hat sich mehrmals zur Reformarbeit aufgerafft, die durchzuführen ihr nicht vergönnt wurde. Das Herzogtum Warschau und das autonome Kongregipolen waren müßtergütig verwaltet. Was Galizien anbetrifft, beweist ja jedes deutsche Handbuch der österreichischen Statistik, was für Fortschritte das Land in den letzten Jahrzehnten, dank seiner Autonomie, gemacht hat. An den österreichischen Zentralstellen haben sich die Polen auch bewährt. Nach Solferino war es Graf Goluchowski senior, der eine Organisation des Reiches durchführte. Nach der Okkupation Bosniens war es Dr. Dunajewski, der das Gleichgewicht des österreichischen Budgets herstellte. Dr. Bilinski besitz in der Geschichte der österreichischen Finanzpolitik sein Blatt. Der gewesene Minister des Äußeren Graf Goluchowski jun. wurde seinerzeit von der Allerhöchsten Stelle als „glänzender Sekundant“ Deutschlands gepriesen. Oesterreich-ungarischer Gesandter in Bulgarien ist gegenwärtig ein Pole, Graf Tarnowski; wir dürfen wohl sagen, daß er seine Sache gut macht. Dem Polenklub des österreichischen Abgeordnetenhauses kann man manchen Vorwurf machen, aber zweierlei wird der Geschichtsschreiber anerkennen müssen: Der Polenklub hat nie Obstruktionspolitik getrieben, er war immer für

Sanierung der Hausordnung des Reichsrats; zweitens: gar zu oft haben die Polen vor der russischen Gefahr gewarnt und haben nie Mittel geweigert zur Förderung der Wehrmacht der Monarchie.

Das alles ist nicht Vergangenheit, sondern akute Gegenwart. Das wichtigste ist aber, die Polen sind sich dessen bewußt, daß sie vor neuen ungeheuren Aufgaben stehen. Sie wollen nicht in der Zukunft der tönerne Topf neben dem russischen Bären sein, aber das ist auch ein vitales Interesse der Zentralmächte. Wir wissen, daß wir nur in Verbindung mit den Zentralmächten unsere historische Aufgabe erfüllen können, aber wir wollen schon einmal vor diese Aufgabe gestellt werden. Nicht an unserer Seite sind die größten Hindernisse zu beseitigen. Es handelt sich eben um ein gewaltiges Werk: um einen Ausgleich nicht nur zwischen Staaten, sondern auch zwischen zwei Nationen. Ohne Verständigung von Volk zu Volk — ohne den deutsch-polnischen Ausgleich — wird die Polenfrage, aber auch das Problem: Mitteleuropa, nicht gelöst werden. Desto wertvoller ist uns der ehrliche gute Wille Friedrich Naumanns.

Ostar Kende / Triest und die Triester Frage

III.

Schluß.

In Rom war am 8. April 1915 das Memorandum Sonninos, des italienischen Ministers des Auswärtigen, abgegangen, dessen Uebersetzung Baron Durian, der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren, in seinem Telegramm an den Gesandten des Donauraates in Rom, Frhrn. v. Macchio, unter dem 11. April erwähnt. Von den Bestimmungen, die sich auf Tirol beziehen, sprach ich in der „Hilfe“ vom 21. Oktober (Nr. 42). Artikel 3 (Notbuch der Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Italien, Nr. 141) befaßt sich mit Triest und lautet: „Die Stadt Triest samt ihrem Gebiete, welches im Norden bis einschließlich Rabresina ausgedehnt wird und es so an die neue italienische Grenze angrenzen läßt, und welches im Süden die gegenwärtigen Gerichtsbezirke von Capodistria und Pirano einschließt, wird als ein autonomer und von politischen, internationalen, militärischen, gesetzgeberischen, finanziellen und administrativen Gesichtspunkten aus unabhängiger Staat konstituiert. Oesterreich-Ungarn wird auf alle Souveränitätsrechte über diesen Staat verzichten, der ein Freihafen bleiben wird. Die österreichisch-ungarischen und die italienischen Truppen werden sein Gebiet nicht betreten können. Der neue Staat wird einen Teil der gegenwärtigen österreichischen Staatschuld, der im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl steht, übernehmen.“ Artikel 5 fügte hinzu, die österreichisch-ungarischen Behörden und Truppen hätten sofort nach Inkrafttreten dieser Bestimmungen Triest und Gebiet zu räumen, die dorthier entstammenden Land- und Seetruppen aus dem Dienste zu entlassen.

Diese Vorschläge hätten dem neuen Zwergstaate ein Gebiet von rund 500 qkm und eine Bevölkerung gegeben, die zu 55,2 pCt. italienisch, zu 43,9 pCt. slowenisch gewesen wäre. Die westliche Nachbarschaft hatte sich Italien gesichert.

Die erste Äußerung zu diesen freundschaftlichen Plänen Sonninos erfolgte durch Fürst Bülow; er berichtet Frhrn. v. Macchio von einer Unterredung mit Sonnino, in der er dessen Absichten hinsichtlich Triests ganz unklar gefunden habe; Sonnino erinnerte an Hamburg, worauf Fürst Bülow entgegnete, „daß Deutschland ein Staatenbund und daher eine Analogie nicht recht herzustellen sei; im übrigen habe er mit aller Energie die Gründe rekapituliert, warum die Monarchie auf Triest nicht verzichten könne“. (Notbuch Nr. 143.)

Ehe wir den weiteren Gang der Verhandlungen erzählen, muß wenigstens mit einigen Worten der Stellung gedacht werden, die Triest und Gebiet heute im Gefüge Oesterreichs einnehmen. Die gegenwärtig geltende Verfassung geht auf ein kaiserliches Patent vom 12. April 1850 zurück (auszugsweise mitgeteilt bei E. Bernatzki, Die österreichischen Verfassungsgesetze mit Erläuterungen, 2. Aufl. Wien 1911). Sie bestimmt, daß Triest mit seinem Gebiete eine reichsunmittelbare Stadt des österreichischen Kaisertums zu sein und einen

untrennbaren Bestandteil desselben zu bilden habe. Für Triest falle die Ortsgemeinde mit der Landesgemeinde zusammen, auch unterstehe die Stadt in administrativer Hinsicht unmittelbar einem Statthalter. In Betreff der legislativen Wirksamkeit in Landesangelegenheiten habe der Stadtrat die Eigenschaft eines Landtages, und seine Beschlüsse erlangten durch die Sanction des Kaisers die Kraft eines Landesgesetzes. Ausführlich wird der Wirkungskreis des Stadtrates geregelt. Und das Gesamtbild, das sich, ohne uns in staatsrechtliche Einzelheiten einzulassen, ergibt? Daß in Triest auch bisher den lokalen Behörden im Gefüge des Reichverbandes eine nicht geringe Selbstständigkeit zukam, sollte sich nicht darin die Tatsache spiegeln, daß Triest zum Schaden des österreichischen Staatsgedankens ein Herd des italienischen Irredentismus werden konnte?

Und Italien wollte ernten. Böllige Losreißung aus dem österreichischen Staatsverband war die Forderung. Der neue Staat Triest, dessen italienischer Bevölkerungsanteil wohl bald in die Höhe geschwellt wäre, hätte sich als böses Neugebilde in den österreichischen Staatskörper gedrückt, zwei österreichischen Hauptbahnen die Kopfstation genommen, seinem Handel gewiß jede nur mögliche Schwierigkeit bereitet. Ob das neue Triest dem westlichen Anrainer in aller Zukunft auch so wenig zu Willen gewesen wäre und sich nicht über kurz oder lang ihm völlig angeschlossen hätte?

Wir begreifen, daß der Gegenvorschlag Baron Burians vom 16. April die Triester Frage gar nicht berührte; bei seiner Unterredung mit Sonnino am 18. betonte Frhr. v. Macchio auch, daß neben der Grenzverschiebung am Sponzo und der Abtretung der dalmatinischen Inseln die geforderte Schaffung des Freistaates Triest mit Rücksicht auf die vitalsten Interessen der Monarchie unannehmbar seien: was der Gesandte erläuternd beifügte, mußte jeden überzeugen, der nicht geradezu daran interessiert war, sich Vernunftgründen zu verschließen; wollte man übrigens das Verhältnis beider Mächte, Italiens und Oesterreich-Ungarns, auch für später auf gesunde Basis stellen — was zu beabsichtigen, die italienische Regierung ja wiederholt versicherte —, so dürfe man ja nicht mit Verlangen kommen, deren Erfüllung der eine Teil nie und nimmer verschmerzen könnte. Die einzigen Worte, die Sonnino bezüglich Triests fand, waren, „er habe einen Freihafen im Auge gehabt“. Man vergleiche dazu den oben angeführten Artikel 3 der Forderungen vom 11. April! Frhr. v. Macchio wird mit seiner Vermutung recht haben, Sonninos Behandlung der Fragen ließe jedes ernste Studium vermischen, die Triester Sache wäre ihm einfach von dem jetzigen Minister Barzilai oktroyiert worden (Notbuch Nr. 147). Ein Gespräch Frhr. v. Macchios mit dem italienischen Ministerpräsidenten Salandra am 20. April (Notbuch Nr. 150) brachte die Angelegenheit nicht sonderlich weiter; für Italien, so meinte Salandra, handle es sich nur darum, die nationale Existenz der italienischen Majorität Triests sicherzustellen (55,2 pCt. im neuen Freistaate!), was eben das jetzt aufgeweckteste Nationalgefühl unter österreichischer Herrschaft nicht für möglich halte; v. Macchio wies darauf hin, daß eine Annexion des Freistaates durch Italien, die sich bald ergeben würde, zum materiellen Ruine der Stadt führen müßte. Unmittelbar darauf betont Baron Burian die ohnedies weitgehende Autonomie der Stadt und hebt jetzt und auch später dem italienischen Botschafter gegenüber hervor, „daß die nationale Existenz sowie die kulturelle und wirtschaftliche Betätigung des italienischen Elementes in Triest schon durch dessen Zahl und ökonomische Bedeutung gewährleistet sei“, das „italienische Element in der autonomen Stadtverwaltung reichlich vertreten“ wäre; seine Zahl, sein Bildungsniveau und seine wirtschaftliche Lage sicherten ihm, von den verfassungsmäßigen Garantien abgesehen, eine in jeder Hinsicht zufriedenstellende Existenz. Auch wolle Oesterreich wie bisher auch in Zukunft fortfahren, den materiellen und intellektuellen Fortschritt in Uebereinkimmung mit den Wünschen der Bevölkerung zu fördern (Notbuch Nr. 151 und 158). Man sieht bereits die Verschiedenheit in der Art der beiderseitigen Diskussionsführung; auf österreichischer Seite die möglichst gründliche Erörterung der einzelnen italienischen Forderungen, die so den einmal gefaßten Entschluß für alle Zukunft sicherzustellen wünscht, wogegen man durch die „ich stets beinahe in denselben Phrasen bewegende trodene und dürftige Motivierung“ der einzelnen Punkte von seiten Italiens den Eindruck empfangen mußte,

Italien wolle nur Zeit gewinnen und denke ernstlich gar nicht an ein Einvernehmen mit der Monarchie (Notbuch Nr. 154 und 166). Die Lage spitzt sich zu. Frhr. v. Macchio, der noch im letzten Momente, um einen Krieg zu verhindern, alles für einen Abschluß mit Italien daranlegen will, schlägt am 3. Mai bezüglich Triests Zusicherungen über den Ausbau der Gemeindeautonomie, Annäherung der Selbstverwaltung an Hamburger Muster und Errichtung einer Rechtsfakultät vor. Baron Burian ist mit der Errichtung einer Universität und der Revision des Munizipalstatuts, durch welche das italienische Element in seinem nationalen und kulturellen Bestande sichergestellt würde, prinzipiell einverstanden (Notbuch Nr. 168 und 169).

Am 4. Mai, also gleichzeitig mit den letzten Ereignissen, wird der Dreibundvertrag durch Italien in Wien gekündigt. Am selben Tage wurde in einer längeren Unterredung des Frhrn. v. Macchio mit Sonnino auch die Triester Frage erörtert, Baron Burian wiederholt am 5. die zuletzt erwähnten Vorschläge, Sonnino versucht sie am 6. dadurch zu entkräften, daß er darauf hinweist, die Revision des Triester Gemeindestatuts könnte durch eine Auflösung des Gemeinderates und Einsetzung eines Regierungskommissärs jederzeit unwirksam gemacht werden (Notbuch Nr. 171, 172 und 174). Die letzten Verhandlungen hinsichtlich Triests erfolgten am 15. bzw. 16. Mai. Oesterreich wollte sich dazu verstehen, der Stadt Triest den Titel einer „kaiserlichen Freistadt“ zu verleihen und ihr eine Universität zu geben; ein neues Munizipalstatut würde überdies bei Aufrechterhaltung der Rechte voller Autonomie, die sie schon gegenwärtig genießt, den italienischen Charakter der Stadt sicherstellen; die gegenwärtige Freihafenzone sollte im Bedarfsfalle noch erweitert werden (Notbuch Nr. 185 und 188).

Die Kriegserklärung Italiens hat diese und die übrigen Zugeständnisse Oesterreichs von sich gestoßen, nicht Worte, die Waffen entscheiden. Ohne uns beifallen zu lassen, jetzt bereits Kriegsziele zu erörtern, sei doch folgendes gesagt. Nach einem für Oesterreich siegreichen Kampfe kann Triest einen größeren Aufschwung als je zuvor nehmen. Die neue Grenze gegen Italien ziehen wir im Sponzgebiet nach den überzeugenden Gründen Bends bereits von den Höhen westlich vom Austritt des Natisone aus dem Gebirge — also westlicher als die heutige — fast geradlinig nach Süden, das ganze Delta des Sponzo umfassend als schützende Umrahmung des Triester Hafens. Eine zielbewusste Schiffsahrts- und Eisenbahnpolitik wird ein weiteres relatives Zurückbleiben Triests hinter den anderen kontinentalen Häfen verhindern und erreichen können, daß neben der heimischen Flagge weit mehr als bisher auch die fremde sich einfindet. Man wird an die wichtigsten Punkte aller Erbteile direkte Linien zu senden haben. Triest braucht durchaus nicht wie bisher im wesentlichen bloß für den Mittelmeerverkehr in Betracht zu kommen, die Bahnen müssen nicht auch in Zukunft hauptsächlich Inlandsgüter dem Hafen zuführen, die ihm entnommenen Güter überwiegend im Inlande absetzen. Eine Neubelebung der Industrie wird, ohne die Elbstraße in ihrer Bedeutung für die Ausfuhr der Monarchie zu schädigen, auch die Rolle Triests im Export wesentlich vergrößern. Wo immer der kürzere Seeweg von Belang ist, sei es im Personenverkehr, sei es bei bestimmten Warengattungen, muß es gelingen, der Günst der Lage Triests auch Geltung zu verschaffen. Nicht im Kampfe gegen Hamburg, sondern im Bunde mit ihm diese Ziele zu gewinnen, soll das Lösungswort sein. Der deutsche Kaufmann an der Nordsee und an einem der wichtigsten Punkte des Mittelmeeres, der ihm den Einfluß auf das Ganze sichert: es wäre ein Ergebnis, nicht unwert des vielen kostbaren Blutes, das Oesterreich-Ungarn in seinem mit so wunderbarem Selbennute gegen Italien geführten Kampfe verlor.

Martin Havenstein / Der rechte Blick für die Größe der Zeit

Mein jartbesaiteter Freund war sehr bekümmert. Wie hatte er gejubelt, als der Krieg ausbrach, und sich glücklich gepriesen, daß er diese Zeit erleben dürfe. Diese große, herr-

liche Zeit! Nun lag er mit einer Leidensmiene auf dem Sofa, wies die Zeitungen von sich und war einzig damit beschäftigt, einen immer dichterem graublauen Rauchschleier um sich her zu erzeugen, als wollte er sich die Wirklichkeit verhüllen, die er noch vor kurzem so sehr bewundert hatte. „Die Menschen sind klein,“ seufzte er, „heute wie sonst, jämmerlich klein. Der Krämergeist, der nicht 5 Pfennige „opfern“ kann, wenn er nicht 10 dafür wiederbekommt, hat er sich so breit gemacht wie in unseren Tagen? Nein, geht mir mit der Größe der Zeit!“

Es erging meinem zartbesaiteten, enttäuschten Freunde, wie es einem im Hochgebirge mit den Gletschern und am Meere mit den weißen Segeln ergehen kann. Man sieht den ewigen Schnee glatt und glänzend aus der Ferne herüberschimmern. Die beschneiten und beeisten Kuppen und Rämme ragen in die blaue Luft wie weiße Wunder von Reinheit und Größe. Kein Stäubchen, meint man, gelangt empor zu den Hermelinmänteln dieser Majestäten. Wandert man aber das Hochtal hinauf und kommt den weißen Wundern nahe, so findet man sie oft — im Spätsommer vor allem — so zerissen und mit Schutt und Staub bedeckt, daß man es gar nicht glauben mag, daß es dieselben Höhen sind, die man von unten so überirdisch hat leuchten sehen. Aber man muß nur weit genug zurückgehen, dann leuchten sie wieder glatt und glänzend, wie weiße Wunder von Reinheit und Größe.

Auch die weißen Segel, die so herrlich schimmernd im Sonnenlicht über das blaue Wasser am Horizonte hinschweben, sie werden grau und schmutzig, wenn du sie ganz aus der Nähe betrachtest.

Große Dinge müssen aus einer gewissen Ferne betrachtet und beurteilt werden. Wer zu nahe herangeht, sieht sie falsch, ja, er bekommt sie überhaupt nicht zu Gesicht. Er sieht nur die vielen kleinen, oft häßlichen Einzelheiten, aus denen sich das Ganze und Große aufbaut, dieses selbst sieht er nicht. Also tritt nicht zu nahe an die großen Dinge heran, oder wenn sie dir nahe kommen, so tritt bescheidenlich zurück, ehe du deine Meinung bildest oder sagst! Tu ihnen die Ehre an, die man hohen Herrschaften erweist, denen man stets drei Schritt vom Leibe bleibt! Sonst läufst du Gefahr, dem Kammerdiener zu gleichen, der seinen Herrn, den Fürsten, immer nur beim An- und Ausziehen sieht und darum nichts weiß von seiner Größe. Man muß den Blick haben für das Große, einen gewissen Weitblick, der die Dinge in die Ferne rückt und ihre Umrisse erkennen läßt. Einen solchen Blick, ihr Enttäuschten, verschafft euch für die Zeit und betrachtet sie nicht mit Kammerdieneraugen! Dann werdet ihr erkennen: trotz all des Kleinen und Häßlichen, das der Tag uns zeigt, — es ist doch die große Zeit.

Ihr begehrt aber, dünkt mich, vielfach noch einen anderen Fehler, ihr enttäuschten Enthusiasten. Ihr tut, als sei der Lauf der Dinge dazu da, um betrachtet und bewundert und genossen zu werden. Wer hat nicht vor dem Kriege Aestheten und Dichterlinge, die angeblich an der Zeit, in Wahrheit aber an sich selber litten, wer hat sie nicht nach „dem großen Erleben“ rufen hören? Sie alle taten erlöst und jauchzten, als das Ungeheure geschah und Europa sich in Krämpfen wand. Nun, meinten sie, war es da, wonach sie gedürstet hatten, das Große, Gewaltige, und es trug sie hoch empor, und sie jubelten und priesen ihr Geschick. Dies letzte wäre ihnen nicht zu verargen, wenn sie sich nicht bloß auf das innerlich eingestellt hätten, was sie „erleben“ nennen. Dies ist nämlich im Grunde etwas Schächtiges, ein erhöhtes Selbstempfinden, ein Selbstgenuß, mit dem man in Wahrheit über die Grenzen seines Einzelseins nicht hinauswächst.

Es ist nicht in der Ordnung, ein welterschütterndes, Leben zerflörendes Geschehen herbeizuwünschen und zu bejubeln, bei welchem irgendwie mit zu handeln man nicht fähig oder nicht willens ist. Ihr leicht Begeisterten schaltet wohl gar auf die, die ohne eure Berauschtigkeit, mit ernstem Blick und zusammengepreßten Lippen, aber festen Schrittes, zu den Fahnen schritten. Und doch trugen sie, nicht ihr, die Größe der Zeit auf ihren Schultern. Denn gewiß, eine Zeit ist groß durch die Menschen, die sie erleben, indem sie sie herbeiführen. Dazu aber gehört nicht die rasche Entzündbarkeit eurer schwachen Nerven, sondern ein nüchterner Sinn, ein klares Auge, ein fester Wille, ein standhaftes Gemüt. Springt nur hinein in den dunklen Strom des Geschehens, anstatt an seinen Ufern zu stehen und seine hochgehenden Bogen zu betrachten, — ihr werdet sehen, er ist kalt und reißend, und ihr braucht alle Kräfte, um euch oben zu halten. Die Klagen und Anklagen eurer jetzigen Enttäuschtheit sind so wenig wert wie die Jubeltöne eurer anfänglichen Begeisterung. Höret auf, bloß Zuschauer zu sein und zu tun, als ob die neue Zeit käme wie ein Sonnenaufgang! Werdet Täter, greift mit an, wie und wo es auch sei, und helft das ungeheure Rad den Berg hinaufschieben. Und wenn ihr euer Äußerstes getan habt, daß euch der Atem knapp wird von der großen Anstrengung, die die große Zeit fordert, dann mögt ihr die Zeit klein schelten, falls ihr dann noch Lust dazu habt.

Nein, um sich angenehm zu erregen und zu berauschen, um einen schönen Stoff für Gespräche, Gedichte oder Bildwerke zu gewinnen, dazu mag die Geschichte gut sein, nicht aber das Geschehen, aus dem sie entsteht.

Geschichte! Es wird alles einmal Geschichte und kann betrachtet und genossen, und wenn es groß war, bewundert werden. Alle Segel fahren an uns vorüber in die Ferne und werden weiß und glänzend in der Ferne. Was wir in unserem Einzelleben so oft erfahren, das gilt auch vom Leben der Völker: unsere schönsten, bedeutendsten Erlebnisse, z. B. eine große Reise, sind oft mit so viel kleinen Verdrießlichkeiten und Widrigkeiten verbunden, daß wir ihrer dann, wenn wir sie durchleben, gar nicht recht froh werden. Ein Mückenschwarm kann uns den Anblick der erhabensten Landschaft verleiden. In der Erinnerung aber verschwinden alle Mückenschwärme, und groß und glänzend, wie die Gletscherberge aus der Ferne, steht das Erlebte vor unserem inneren Auge. Die Geschichte aber ist die Erinnerung der Völker und der Menschheit. Was sie aufbewahrt, das ist gereinigt von dem Staube der Gegenwart, der unser Urteil beirren kann. Versetzt euch in die Zukunft, da das Geschehen unserer Tage Geschichte sein wird! Könnt ihr zweifeln, ob unsere Zeit dann die große Zeit sein wird?

Selene Voigt-Diederichs / Volkstinder

Eine Fahne weht über dem Eingang. Was gibt es — Soldatenheim, Lazarett? Seit mehr als einem Jahr nun schon wird jede Ansammlung von Menschen auf den Krieg bezogen. Aber es stellt sich heraus, daß nur Kinder es sind, die sich auf dem Steig vor der verschlossenen Hostür schieben, stauen, vertrosten und besserwissend anfeinden. „Noch sechs Minuten! — Es nicht wahr, sind nur noch drei — bist wohl detsch, noch viere sind's! —“

Ein Anschlag löst das Rätsel. Sammelstelle für Abfallverwertung — auch ein Kriegsfind, schön, gesund und lebens-

fähig, geboren aus dem neuen Gemeinschaftsgefühl zwischen Einzelgeschöpf und Staat.

Wunderlich, daß all die springende Erwartung des Kindevolks das gesetliche Geschehen nicht beeinflusst. Keine Macht des Genüts, erst der Dreihufschlag öffnet und läßt die unruhige Horde samt ihrem futterhaft geschwollenen Mitbringel in den Hof einströmen.

Was für ein Hof! Geheimnisvoll würdige uralte Stätte, wie sie diese Stadt zu Hunderten birgt und zufällig aufschleicht. Rechts ein ehemals herrschaftliches Barockhaus mit edelgerundetem Schiefergiebel. Im Hintergrund ein hohes gotisches Dach, auf dessen First sich ein vertwaisstes Glodentürmchen mehr bückt als aufhebt. Die mächtige Steinwand hat etwas mittelalterlich Kirchenhaftes. Aber Fenster, Lufen und Speichervinden, alles streng vergittert, deuten auf weltlichen Gebrauch. Das Gebäude links ist ein gänzlich verschachteltes Rätsel. Man spürt allseitig herum wie der Hund um den Dachsbau. Da ist, von Treppenzinnen gekrönt, der vorgebaute Stall eines zur Kriegszeit ausgestorbenen Pferdehändlers. Hinter der Rückwand steckt etwas Geistliches, das mit dem großen Hinterhaus durch den uralten Senkrücken eines Schuppens verbunden ist. Ein richtiges Spitzbogenfenster, von einem weißen Vorhang bewohnt, starrt aus der bloßgelegten Mauer verbannt in den Hofwinkel und sieht zu, wie Kartoffelschale in Sade geschaufelt wird. Draußen, von Straße und Gäßchen her, ist nichts zu sehen, als grau beworfene, durch verlogene Striche gequaderter Zementwände. Der verkleidete Eingang lockt keine Vetter, sondern hat rechts Maschinenhalle, links Heilsarmee neugeitlich duldsam unter ein Dach gebracht.

Jahrhundertlang haben diese vornehmen Gebäude, ihrer ursprünglichen Bestimmung enttrent, ein mürrisches Halbleben geführt. Aber das Kriegsgekrübel da zu ihren Füßen hat die steinernen Greise gewedt und mit Neugier erfüllt für die Welt, in deren Gleichmaß solche Erschütterungen möglich geworden sind.

Zurück in den Hof. Da macht sich gleich eingangs eine offene Bude breit, gegen die sich der Hauptstrom der Kinder richtet. Sorglich getrennte Küchenüberbleibsel bringen sie geschleppt. Da strohen die buntesten Behälter. Tüten, Körbe, Taschen, Eimer, Puppenwägelchen, zusammengestemmte Hüte und Beutel, letztere von sagenhaften Brötchen, schwesterlichen Blusen und mütterlich gewürfelten Bettbezügen friedfertig hergeleitet.

Zwei entschlossene Frauen in Mantelschürzen und Handschuhen bewältigen den duftenden Andrang. Da warten Körbe für Gemüseblätter, Kartoffelschalen, Knochen und Brot. Zur Beruhigung sei gleich gesagt, wirkliches Brot ist es kaum, was ein seltenes Mal gebracht wird: schmal geschälte Rinden, über die trotz Raffestipps irgendwelche alten Kiefern nicht mehr Herr wurden.

Alles geht streng der Reihe nach. Manah liebe Ungeduld muß Geduld lernen, darf sich nicht vordrängen, wie sie möchte, erhält nicht so viele Scheine, wie sie gehofft hat. Uebermäßig sanft wird der einzelne nicht gehandhabt. Das kostet Zeit, und jeder wartet. Manahmal auch gibt's ein kräftiges Strafwort. Zuviel Dreck bei der Kartoffelschale! Verfaulter Salat, der wird überhaupt nicht angenommen! Ein kleines Mädchen Gesicht füllt sich mit Entsetzen. Sie hat's ja gewußt, aber es hätte doch sein können, und indem die junge frohe Hoffnung aufstand, war sie schon in Sicherheit ausgeartet.

Weiter im Hintergrund leuchtet die Sammelstelle für Blechboxen. Eine offene Tür, ein Mädchen steht davor, zählt ab und schleudert hinein auf den locker wachsenden Berg. Dieser

Handel ist sauber, eindeutig und offenbar auch einträglich. Die Gesichtlein unter den vorsichtigen Haaren, fettverschwennerisch geölt oder hart geschoren, raunen einander zufrieden den Erlös vor.

Diese Tür besitzt einen Vorhof, man mißtraut fast seiner Ursprünglichkeit. Ist er nicht vielleicht ein moralisches Zugbeispiel, angestiftet von König Salomo, für die Eitelkeit der Erdenlinge? Mit welchem Aufatmen mögen erstidende Hausböden diesen Opferplatz beschickt haben! Furchtbare Geschöpfe gibt es, töter als tot, und dennoch mit dem rostigen Anspruch ihrer Gerippe unerschüttert anwesend. Von erschlagenen Rasenmähern, Kohlenkästen, von Regenschirmgestänge, Radgespennstern und Waschmaschinenknochen jammert es durcheinander bis herab zur unsäglich formlosen Verwilderung — alles preist die menschliche Unfähigkeit, abzustößen. Bis der Krieg kam, und forderte und all das Grausen in nützliches Umsagut verwandelte, dem glücklichen Eigentümer weniger als nichts zurücklassend, und als Zugabe, falls er Verwendung dafür hat, den sanften Weihrauch vaterländischer Lat.

Außer diesem Bodensatz aber wird auch wirkliches Metall gebracht. In einem der Räume geht es sehr sachlich zu. Ein „Eingezogener“ in zusammengestoppelter Uniform sitzt hinter einer Wage, prüft, scheidet aus und genehmigt mit männlicher Stoffemutis. Sogar ein Gummiberg hat sich angesammelt. Es geht alles nach Berlin zur Kriegsverwertung! erklärt und lockt der Soldat und teilt streng nach Verdienst seine Zettel aus.

Wer seine Schätze losgeworden ist, die neuen Scheine gezählt, die alten verknutschten wiedergezählt und dann beide zusammengerechnet hat, geht nicht etwa nach Haus. Da sind rund um den Hof herum die sauberen Stockwerkkästen der Kaninchen. Jeder Beschauer hat, ganz abseits von Wünschen, seine besondere Freude. Eine Siebenjährige ist da, sie kann nicht los von der lichten rotangigen Mutter und weniger noch von den acht Kaninchentindern, weiß und rund wie Puderquasten, je kleiner, je reizender! Daneben der zweijährige Stöpsel in wadelndem Breitformat, der will bloß wissen, ob's heißt. Er piekt dem Langoehr, das mit glaswachen Augen schläft, andächtig einen Strohhalm in den Hals. Als es nicht zuschnappt, versucht er es mit dem Finger, hält ihn dreist und fluchtbereit den Barthaaen vor. Ein kleines Mädchen, seine Hüterin, entsetzt sich, klappt ihn auf die Hände und befreit ihn aus der Gefahr. Ein ganz verlumptes Habenichtselein, das kaum einen einzigen Kuwarschein in der Tasche hat, bleibt im festen Gewohnheitsbesitz seiner Lieblinge. „Das ist meins!“ erklärt er und bebatert jedes Muskelspiel an dem seidigen Raffgeschöpf. Er liebt es, und darum ist es seins. Geringschätzig betrachtet er die rechtlosen Fremdlinge, die neben ihm zwischen die Trallen hineinstauen.

Ein Bürgerschüler mit selbstbewußter Mühe geht von Gitter zu Gitter und betrachtet Namen, Preis und Art. Was für ein wunderlicher Spuk tut sich auf! Japaner sind da, teuer, Stück zehn Mark. Lichtbraun silbrig, die äußersten Haarspitzen in kohlschwarze Tusch gestippt; ein zierlicher Segen von Jungen umspielt sie. Feingliedrig sind sie und wunderbar geschickt, liebenswürdig, wo sie eine Futterhand wittern. Daneben ein einzelnes großes Tier, das gar nicht allein sein mag: Ruffe steht auf dem Schild. Es hat einen verschwommenen unausgeformten Kopf und einen langen Schneepelz, der in wirren Pudelmützenhaaren über sein Gesicht fällt. Weiterhin hockt ein Belgier, hasenhaft mit edigem Klotzkopf, er schläft und frißt, unvermutet wechselnd, gierig, dann wieder besinnungslos. Seine Nachbarschaft bildet ein munteres Paar, französische Widder, lichtfuchsig und elegant. Zie

halten gute Freßkameradschaft, hopst das eine, hopst das andere auch. Einen Schritt weiter träumt eine blaue Wiener Häsln, mollig und vornehm, mit fächerigen Schlappohren. Und diese friedlich internationale Kulturgemeinschaft ist wahr und wirklich da, mitten in Deutschland — kein närrisches Lustbild, um das man sich befremdet an die Nase faßt.

An der Rückwand des Hofes gibt es keine Ställe, sondern ein richtiges zoologisches Gärtlein. Darin pfeifen die kleinfüßigen Walzen der Meeresschweinchen, unparzelt von ausgelassenem Kaninchenjungvolk. An der alten Mauer prahlt und lockt eine licht bemalte Leinwand. Eine Landschaft kündigt sich an, ehrlich zusammengedacht aus Wasser, Wiese und Baum. Gelbe Fabrikshornsteine zerschneiden in regelmäßig stilisierten Abständen den Hintergrund. Sind sie ersonnen, den Kinderbliden die reine Natur menschlich zugänglich zu machen? Allerhand Industriebetrachtungen knüpfen sich, bis sie zerreißen an der Entdeckung, daß die gelben Essen Roststreifen sind, niedergeregnet von den Klammern, die das Bildwerk halten. Nicht zu übersehen ist das Spruchband: Rainfarn, Alee und Wegerich, lieben Kinder bringt für mich . . . und darunter dieses und anderes Grünzeug, alles auf derselben Tafel, überlebensgroß, mit gewissenhafter Vermeidung des allzu Natürlichen. Eine Inschrift weist eine Schule als Verfasserin auf — was für ein Kunstschaff, wenn Liebe und Schaffensglück seinen Wert bestimmten!

Auf dem Kopfsteinpflaster des verwaisten Pferdestalles hat sich das Paradies eingemistet, in dem jedermann nach Zahl der vorgelegten Guttaten, will sagen Gutscheine, den entsprechenden Rang von Seligkeit einnimmt. Kiefernzweige und plusterige Kränze von Seidenpapier schmücken Wände und Decke. Dazwischen verteilen sich Kalenderblätter mit den strengen versonnenen Gelbheringgesichtern von Hindenburg, Madensen und Emmich. Aber löst nicht der Fusch eines Lächelns die festen Lippen? All diese Jugend hier, diese Aermsten und Kleinsten, sind sie nicht auch auf ihre Art Soldaten, die im Etappendienst verwendet, die Siege von draußen festigen helfen?

Ja, das sind sie, ohne Jungdeutschlandbinde und Schutztruppenhut — wenn auch die also Gezeichneten sich besonderen Reides erfreuen. Sie breiten die Verantwortlichkeit ihres Ranges aus, indem sie die Jahrmartswunder verwalten helfen, die Schüchternen unterweisen, die Frechen dämpfen, die Sieger entlohnen.

Da ist ein Brett mit aufgespießten Messern. Wie viele Ringe werden eingelöst und listig hinausgeschert! Wie tapfer ist das Lächeln, mit dem man zurücktritt und zeigt, daß man die ganze Sache sehr würstig nimmt, einen Erfolg sozusagen gar nicht beabsichtigt. Anderswo wird geschossen, und man kann auch Bälle in die aufgesperrten Luchmäuler der Feinde werfen, die mit riesigen Köpfen auf winzigen Körpern gemalt und durch leidenschaftliche Kläppis, Pudelschafos oder Schottenmützen nicht mißzuverstehen sind.

Preise gibt's verschiedener Art. Da sind allerhand zusammengeschienke Nipschenfalschen, die nicht mit den Augen geprüft werden, sondern gefühlt mit dem Stolz, etwas nach Haus zu nehmen, was ganz rein unnütz, nur zur Freude da ist. Sehr beliebt sind die Teller mit Kompott, auch die Nahrungsmittel zum Mitbringen für die Mutter finden ihre Anhänger. Ein dreizehnjähriger Junge nimmt mit strahlend heimwärts hoffenden Bliden ein Päckchen Sakao in Empfang.

Draußen werden Hammerschläge laut. Ein paar Drillschleute, ganz richtige Militärsoldaten, zimmern eine Kasperle-

bude. Vielbestaunt wird ein kleiner Junge, der Nägel zu reichend an der Weltgeschichte mitarbeiten darf.

An einem der Gitterkasten gibt es ein sehnüchtes Gedränge. Ein Glücklicher hat seine hundert Gutscheine beisammen und soll nun ein Kaninchen kriegen. Hoffnungsvoll und zugleich noch zag arbeitet er sich an die Verwalterin heran. Ohne viele Umstände wird das weiße Tier mit den goldbraunen Sohlen an den Ohren herausgelangt. Es tut ihm so weh, daß es nach dem ersten Kraken ganz starr auseinandergezogen niederhängt. Darum sagen die Menschen, diese Art der Befestigung tut ihm nicht weh.

Der Junge faßt zu, die Schwester hält den Korb heran, rasch ist der Deckel übergeschnappt. Beide keilen sich Bahn durch den Wall von Gefährten, während in dem Gesicht des Jungen eine merkwürdige Veränderung ausbricht. Nichts mehr von Bescheidenheit, ein freches helles Besitzerglück hat ihn vergiftet. Er stößt die Meider beiseit, treibt die Ueberflüssigen vor sich her, befehligt die Schwester — rasch, kann sie denn nicht rascher! untwirsch reißt er die Stolpernde hoch.

Abwechselnd leert und füllt sich der Hof. A. B. C. — mehr als das. Den meisten Kindern steht der Vater draußen, das Leben zu Haus ist ärmer und strenger geworden. Nun hat man was, worauf man sich freuen kann. Kommen und Bringen jeden Nachmittag, und hoffen und wachsen sehen. Und manchem der kleinen Sammlerherzen mag es scheinen, als habe es mit seinem Kaiser — da ist doch vieles, was nach Berlin geht! — ein treues gemeinsames Geschäft, dessen wirklicher Gewinn es ist, ganz jenseits der augenblicklichen Gutscheine, daß der Vater eher zurückkommt.

Und die schweren alten Häuser ringsum, die Tag für Tag auf diesen wimmelnden Fleck niedersehen, staunen und wachen und wissen gar wohl, später, wenn alles vorbei ist und sie wieder zurückgesunken sind in den alten Zustand, greisenhaft erkaltet, erst dann werden sie ganz wissen, was sie erlebt haben.

Kurt Arnold Findeisen / An meinen Bruder, der in Litauen fiel

Die liebe Frau, die uns das Leben lieh,
Das Erbteil ihrer Seele teilte sie:

Dir gab sie einen Arm voll Heiterkeit
Und mir drei Seufzer Schwermut zum Geleit.

Dann ging sie schlafen an der Eisenwand. —
Auf **zwei** Straßen strömten wir ins Land.

Dein Weg schoß blühend wie ein Pfeil bergauf;
Er ward gekrönt nach kurzem Siegeslauf.

Mein Sträßlein zauderte bestaubt zu Tal
Und fiedert nun — verwaist — noch eins so schmal.

Noch eins so schmal. Und plötzlich riesenhaft
Fühle ich dunkle Hinterlassenschaft.

Gottfried Traub / Das Unwägbare

Man holt recht gut Lust, ohne zu wissen,
wie sie geholt werden muß und geholt wird.
Glandius.

Das Ausichlaggebende sind die unwägbaren Dinge. Niedergelassenheit oder Mut, Zweifel oder Glauben, Enttäuschung oder Hoffnung, wirken Unendliches und sind doch nie auf einen klaren rechnerischen Bruchteil zu bringen. Leute, die aus dem Felde heimkommen, erzählen die seltsamsten Dinge und sie steigern sich selbst in der Lust des Abenteuerlichen, um zu beschreiben, wie „es“ eben oft gar nicht gehen wollte, und wie „es“ an einem anderen Tag im Handumdrehen geschafft war. Wer das beschreiben könnte, was in diesem winzigsten Wörtlein „es“ steckt! Der Mann hätte hinter die Welt gesehen.

Ich weiß, daß voreilige Besserwisser aus solcher Einschätzung des Unwägbaren sofort den falschen Schluß ziehen: „also Rechnen, Überlegen, Abwägen hat keinen Sinn! Wenn es doch auf solche Mächte ankommt, die zuletzt nicht berechnet werden können, wozu sich überhaupt die Mühe vorher geben?“ Ihr Alzuraschen und Stetsfertigen; wenn eure Klugheit einmal ausstirbt, wird man's leichter auf der Welt haben. Niemand unterschätzt jede Mühe des Nachdenkens, die Zähigkeit des Fleißes, die Nachhaltigkeit des Willens, die Berechnung von Maß, Entfernung, Zahl und Gewicht. Nur der hat ein Recht, vom Unwägbaren zu sprechen, der alles, was man kann, vorher abgewogen hat. Gerade dann vertraut man sich den unermesslichen Gewalten mit gutem Gewissen an, wenn man das Ermeßliche beherrscht. Dann steht man mit ihnen, ich möchte sagen, auf „du und du“. „Wir haben unsere Pflicht erfüllt; nun kommst du an die Reihe.“ Die Sicherheit, mit der man den unwägbaren Einflüssen gerade ihr Bestes zutraut, steigt in dem Maße, je mehr man sich zum Herrn der sichtbaren Kräfte gemacht hat. Das Unwägbare ist nämlich kein Ersatz für eigene Bequemlichkeit oder fremde Nachlässigkeit. Auch das „Glück“ ist zuletzt nur dem Dauerhaften günstig. Und der, der seinen eigenen Weg bis zum Ende zu gehen gewohnt ist, ahnt viel richtiger den Weg des „Unschätzbaren“, den dieses mit ihm geht, als der andere, der auf irgendwelche fremdartige Zufälle baut und durch ihr Ausbleiben jäh enttäuscht wird. So verstehe ich unter dem „Unwägbaren“ nichts Rätselhaftes, Abenteuerliches, Launisches, sondern die Welt der weiten Zusammenhänge und der tiefen Ursachen, die aus unserer Verflochtenheit in aber tausend Beziehungen und Verhältnisse herkommen. Wir müssen duzendmal, was wir nicht wollen; der Erfolg widerspricht hundertmal unseren Absichten, sei's im guten, sei's im schlechten; wir hätten gewettet, daß es „so“ kommen müßte, als sich ein uralter Einfluß von Blut oder Glauben, von Furcht oder Meinung geltend machte, und alles „ganz anders“ wendete. Darum haben die Ahnenden viel voraus vor den Rechnern und die wirklichen Propheten vor den Zeitgemäßen. Die tragendsten Mächte bleiben die unsichtbaren: Liebe, Schuld, Unschuld, Anstand, Hang, Leidenschaft, Sehnsucht und wie sie alle heißen mögen. Das Gemisch dieser menschlichen „Eigenschaften“ zusammen mit dem Erleben von Wolken, Lust und Winden und dem Erbe von Geschlecht und Geschichte — das sind die unwägbaren Tatsachen, die jeder Berechnung spotten. Jeder Führer denkt ihrer und behandelt sie als seinen stillen Teilhaber, damit er nicht erschrickt, wenn sie aufstehen, und er sich freuen kann, wenn sie ihm zu Hilfe kommen. Mit rücksichtsloser Offenheit schlägt das Buch des Lebens während des Krieges

seine Seiten auf und zeigt Wägbares und Unwägbares im Schicksal von Mensch und Volk ganz unvergleichlich deutlich. Wir werden lange Jahre brauchen, bis wir uns wiederfinden und die Rechnung erkennen, die das Schicksal mit uns vorhatte.

Soziale Bewegung

Arbeitgeberzorn und Arbeiterhoffnungen beim Jahreswechsel. Troh dem die Verständigung zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft nie so weitgehend wie während des gegenwärtigen Krieges bestanden hat — die geringe Streik- und Aussperrungsziffer des letzten Jahres (125) ist der beste Beweis dafür —, sind natürlich die Wünsche und Erwartungen, die beide Berufsgruppen an das neue Jahr und die kommende Zeit nach dem Frieden knüpfen, sehr verschiedenartig. Wir greifen zwei beliebige Zeugnisse aus den Neujaarsbetrachtungen der Fachpresse heraus. Die „Arbeitgeberzeitung“ schreibt „zur Jahreswende“ u. a.: „Der Staatssozialismus hat während des Krieges große Triumphe gefeiert; nach dem Kriege wird es darauf ankommen, das wirtschaftliche Leben wiederum den normalen Verhältnissen anzupassen und sich nicht etwa durch besondere opportunistische Ermäßigungen zu allerhand Neueinrichtungen, Monopolen und dergleichen verleiten zu lassen. Von einer Reform der Tarifverträge, der Arbeitsnachweise, der Arbeitervertretungen, des ganzen Arbeiterrechts wird in gewissen Kreisen schon heute mit Vorliebe gesprochen. Gern umkleidet man diese Wünsche mit der Begründung, daß die Leistungen des deutschen Volkes während des Krieges mit einer vollkommenen Umgestaltung der sozialen Ordnung belehrt werden müßten. Aber nicht allein die Arbeiterschaft, auch die übrigen Stände haben ihre selbstverständliche Pflicht getan, weniger als jemals darf also die Bevorzugung einer bestimmten Volksschicht in Frage kommen, und am wenigsten dann, wenn diese Bevorzugung sich gerade für diejenigen, die man bevorzugen will, als ein Danaergehen erweisen würde, weil sie die Wohlfahrt der Gesamtheit schädigt und hiermit das Gegenteil von dem bewirkt, was man vielleicht aus falsch verstandener Rücksicht bewirken wollte. Fester Hand wird es bedürfen, um das Tempo der Entwicklung nicht ausarten zu lassen.“ — Das Organ der Hirsch-Duncker'schen Maschinenbauer, der „Regulator“ sieht die Zukunft in ganz anderem Lichte. Dort liest man im Neujaarsartikel u. a.: „Die Arbeiterorganisationen, die meist nur als Kampf- und Streikvereinigungen betrachtet wurden, werden jetzt schon besser bewertet, als das vor dem Kriege der Fall war. Sie wirkten mit, die Ernte 1914 zu bergen; sie stellten ihre Erfahrung und Verbindungen zur Verfügung, als es galt, den Arbeitsnachweis schnell zu vervollkommen, um die rasche Produktion der Munition zu ermöglichen. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, wenn in Deutschland, während der ganzen Kriegszeit, die Arbeit nirgends gestört wurde. Die Millionen Unterstügungen der Arbeiterorganisationen helfen viel mit zum inneren Durchhalten; ihre Organe tragen alle mit dazu bei, den Optimismus und das Pflichtgefühl der Arbeiter wach zu halten. Die Arbeiterorganisationen arbeiten durch ihre Vertreter mit an allen großen, vaterländischen Aufgaben, die der Krieg gezeitigt hat. Kein Stand kann sich, was Opferwille, Opferbringen und den Willen zum Durchhalten anbelangt, mit dem Arbeiterstand messen. Das alles hat auch schon seine Früchte getragen. Die Arbeiterorganisationen werden heute schon im allgemeinen von verschiedenster Seite besser bewertet, als das vor dem Kriege geschah. So kann man heute schon behaupten, daß nach dem Kriege in maßgebenden Kreisen Deutschlands eine bessere Bewertung der Arbeiterorganisationen stattfinden wird. Sie müssen nach dem Krieg leistungsfähig und arbeitswillig dastehen. Eine so günstige Zeit, wie sie nach dem Kriege für die Arbeiter zur Erreichung gesetzlicher Rechte bestehen wird, kommt vielleicht in 100 Jahren nicht mehr.“

Deutsche gewerkschaftliche Frauenzeitung. Seit 1. Januar 1916 erscheint im Verlage der Generalkommission unter dem Titel „Gewerkschaftliche Frauenzeitung“ ein Blatt, das dazu beitragen soll, die Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten für die gewerkschaftlichen Organisationen zu gewinnen. Durch Heranziehung von sachkundigen Mitarbeiterinnen für die verschiedensten, die Frauen und Töchter der Arbeiterschaft interessierenden Gebiete wird das Blatt sich zu einem Organ gestalten lassen, das imstande ist, sie mit dem Nützlichen zu versehen, dessen sie in ihrem Kampf um die Erzielung bedürfen. Die „Gewerkschaftliche Frauenzeitung“ wird von einer Reihe von Verbandsvorständen für ihre weiblichen Mitglieder bezogen und an diese gratis abgegeben. Durch die Post ist das Blatt zum Preise von 40 Pf. (ohne Bestellgeld) pro Vierteljahr bei allen Postanstalten zu beziehen. Um auch den nicht erwerbstätigen Frauen von Gewerkschaftsmitgliedern die Zeitung zu einem billigen Preise zugänglich zu machen, können die Verbandsvorstände Abonnements für 20 Pf. pro Exemplar und Quartal

aufnehmen. Die gewerkschaftlichen Verbände werden es sich anlegen sein lassen, für die weitestete Verbreitung der „Gewerkschaftlichen Frauenzeitung“ Sorge zu tragen.

Friedensfürsorge für Handwerker-Krieger. Mit der Fürsorge für kriegsbeschädigt heimkehrende Handwerker befaßte sich kürzlich eine besondere Tagung des Hansabundes, zu der führende Männer des deutschen Handwerks eingeladen waren und auf der der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Klempnermeister Bartschat etwa folgendes ausführte: Die Fürsorge darf sich nicht darauf beschränken, dem Kriegsbeschädigten Renten zu gewähren, sondern sie muß danach streben, ihn in möglichst hohem Maße wieder erwerbsfähig zu machen. Dahin zielen auch die Bestrebungen, die sich im erweiterten Haushaltsausfluß des Reichstages zu einem Gesehntwurf verdichtet haben, der allerdings noch nicht verabschiedet ist, dessen Grundzügen aber auch der Bundesrat sympathisch gegenübersteht. Jeder Kriegsinvalide, so heißt es dort, hat so lange Anspruch auf ein Heilverfahren, als Aussicht auf Heilung oder Besserung seines Zustandes vorhanden ist und soll auf Kosten des Reiches geeignete künstliche Gliedmaßen erhalten. Ist eine Rückkehr zum bisherigen Beruf ausgeschlossen, so soll Gelegenheit gegeben werden, sich in geeigneten Fachschulen für einen neuen Beruf vorzubereiten. Die Zahl der wirklichen Kriegstruppel, die blind, taub oder stumm geworden sind oder die Gliedmaßen verloren haben, ist erfreulicherweise wesentlich geringer, als die Schätzungen, die umlaufen, vermuten lassen. Neben der ärztlichen Fürsorge ist die Berufsberatung eine der wichtigsten Aufgaben der Kriegsfürsorge. Vor allem kommt es darauf an, die Gemütsstimmung des Verstümmelten zu heben, ihn mit Mut für die Zukunft zu erfüllen. Dazu muß seine ganze Umgebung mithelfen, auch die Fachlehrer und die Fachgenossen. Die Berufsausbildung muß Wert darauf legen, den Verstümmelten möglichst seinem früheren Beruf oder doch einem verwandten zuzuführen; kann er nicht Maurer sein, so wird er doch vielleicht Töpfer werden können. In den Kreisen der Handwerkskammern wird erwogen, den Verstümmelten unter Umständen Erleichterungen bei der Anfertigung des Meisterstücks zu gewähren, erforderlichenfalls ihnen diese Anfertigung ganz zu erlassen. Kann der Kriegsbeschädigte wieder eine Berufstätigkeit ausüben, dann kommt es darauf an, ihm Arbeit und Stellung zu verschaffen. Es wird zu den Aufgaben der Arbeitsnachweise gehören, dauernd, auch nach dem Kriege, bei den Arbeitgebern das Bewußtsein aufrechtzuerhalten, daß es ihre Ehrenpflicht ist, den Kriegsbeschädigten mit Rat und Tat zu Hilfe zu kommen.

Gerechte Verteilung der Heereslieferungen. Das stellvertretende Generalkommando des 17. Armeekorps in Danzig hat den Verband ostdeutscher Industrieller vor einiger Zeit ersucht, festzustellen, ob und welche industrielle und Handwerksbetriebe des Korpsbezirks noch nicht mit Heereslieferungen beauftragt worden, und ob diese Betriebe bereit und imstande sind, Heereslieferungen zu übernehmen. Durch die Umfrage soll eine möglichst gleichmäßige Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Gewerbebetriebe versucht werden. Die daraufhin ausgegebenen Fragebogen sind von 119 Verbandsmitgliedern ausgefüllt worden. Von diesen haben 81 Firmen schon Heereslieferungen ausgeführt oder noch auszuführen, während 24 Firmen noch nicht mit Heereslieferungen beauftragt worden sind. Diese 105 Firmen insgesamt haben erklärt, daß sie bereit und imstande sind, Heereslieferungen zu übernehmen. Dagegen teilen 14 Firmen mit, daß sie Heereslieferungen nicht übernehmen können oder wollen. Die angebotenen Leistungen und Lieferungen betreffen die verschiedenartigsten Gegenstände. Sämtliche Fragebogen sind dem stellvertretenden Generalkommando abschriftlich überreicht worden. Im übrigen hat der Verband ostdeutscher Industrieller die Absicht, die Gewerbetreibenden bei der Vergebung von Leistungen und Lieferungen möglichst gleichmäßig zu berücksichtigen, mit großer Genugtuung begrüßt und die bereits früher vorgetragene Bitte erneuert, daß die unter dem Kriege schwer leidende ostdeutsche Industrie durch die Heranziehung zu Heereslieferungen nach besten Kräften unterstützt werden möchte. Er hat auch die stellvertretenden Generalkommandos der übrigen östlichen Armeekorps gebeten, eine gleiche Maßnahme zu treffen und sich zu diesem Zwecke der Vermittlung des Verbandes zu bedienen.

Eine vorbildliche Kriegsbeschädigtenfürsorge. Das Kriegsbefehlshabersamt zu Koblenz, eine Staatswerkstätte, geht in vorbildlicher Weise planmäßig vor, um die Kriegsbeschädigten wieder in geordnete Erwerbsverhältnisse hineinzubringen. Die Invalidenabteilung des Amtes bildet Kriegsbeschädigte in einer besonderen, mit allem zum Fabrikbetriebe nötigen ausgestatteten Werkstatt unter Leitung eines Offiziers durch tüchtige Meister und Vorarbeiter zu Schneidern und Schuhmachern, einzelne auch zu Schlossern, Tischlern, Sattlern, Hilfsarbeitern und Lagerarbeitern aus. Ein Wasch- und Umkleiraum ist mit der Werkstatt verbunden, eine Wirtschaft für Frühstück- und Besperpausen in unmittelbarer Nähe. Auch die Wohlfahrtseinrichtungen des nahen Friedensamtes (Brausebad, große Wirtschaft mit Speisesaal für preiswertes Mittagessen) stehen zur Verfügung. Die Invaliden werden auf Grund einer

Arbeitsordnung als Zivilarbeiter eingestellt, haben für Unterkunft, Verpflegung und Bekleidung selbst zu sorgen und erhalten zunächst je nach Dauer des Arbeitsverhältnisses, Fleiß und Leistungen 3,50 M. bis 4 M. Tagelohn. Nach erfolgter Anlernung und Zusammenstellung von Gruppenarbeit tritt der Stücklohn ein, der es den Kriegsbeschädigten ermöglicht, höhere Lohnsätze zu erzielen. Dabei wird die Rente nicht auf den Lohn angerechnet. Wenn eine genügende Anzahl von Handwerkern eingestellt ist, soll ein Arbeiterausschuß gebildet werden, um den Arbeitern den freien und friedlichen Ausdruck von Wünschen, Anträgen und Beschwerden zu ermöglichen. Die regelmäßige reine Arbeitszeit ist auf täglich neun Stunden, Sonnabends auf sieben Stunden festgesetzt. Die Beschäftigung ist als eine dauernde im Sinne der Gewerbeordnung anzusehen und wird auch im Frieden bestehen bleiben. Besonders erfreulich an dieser Einrichtung ist neben der Zusicherung, daß die Rente nicht auf den Lohn angerechnet werden soll, die vorläufige Einstellung auf Zeitlohn, die dem Kriegsbeschädigten über die erste schwere Zeit des Einlernens hinweghilft und es verhindert, daß sein Mut durch den im Anfang niedrigen Akkordverdienst gelähmt wird. Auch von einigen privaten Firmen wird dieses System angewendet, und von dem augensichtlichen Erfolg berichtet, den es auf die Wiedereinstellung der Kriegsbeschädigten ins Arbeitsleben ausübt.

Rüdiger / Polnische Blätter

Da jetzt das ganze ehemalige Polen, soweit es Einwohner polnischer Nationalität hatte, von der russischen Herrschaft befreit ist, meldet sich allort das Bedürfnis, über die Zukunft dieses Landes zu sprechen. Vor allem die Polen selbst wollen Klarheit darüber haben, was aus ihnen werden soll. Die Erörterung dieser wichtigen Frage ist aber dadurch stark unterbunden, daß von Kriegszielen jetzt noch nicht geredet werden kann und darf. So behalten alle Veröffentlichungen über Polens Schicksal einen sehr theoretischen Charakter, bewegen sich größtenteils auf dem weniger verlässlichen Boden der Vergangenheit, und man kann sich hier wie kaum irgendwo sonst in der Kunst üben, zwischen den Zeilen zu lesen. Zumal in den Auslassungen der österreichischen Polen starren uns oft die weißen Stellen der Zensurblenden gerade dann entgegen, wenn man auf ein Problem stößt, von dem man gern wüßte, wie die polnischen Führer im Wiener Reichsrat darüber denken. Trotzdem bleibt noch genug übrig, worüber verhandelt werden kann und muß. Wir können ebenso wenig wie die Polen die Dinge an uns heran kommen lassen; es darf nicht, weil ein Teil der Fragen jetzt nicht zur öffentlichen Diskussion steht, das ganze Gebiet vernachlässigt werden. Deshalb begrüßen wir das Entstehen einer neuen Zeitschrift „Polnische Blätter. Zeitschrift für Politik, Kultur und soziales Leben“ (Verlag Karl Curtius, Berlin W. 35). Sie will der Verständigung zwischen Deutschen und Polen dienen, indem sie Artikel polnischer Führer bringt und wichtige deutsche Äußerungen zur Sache wiedergibt und beiprucht.

Aus den ersten Nummern seien zwei Artikel hervorgehoben, die besondere Beachtung verdienen. Professor von Schmoller spricht in Heft 3 über „Deutsche und Polen“, Professor Ritter von Jaworski, der Präsident des Obersten Polnischen Nationalkomitees, in Heft 1 über „Unsere Aufgaben“. Was betrachten der deutsche und der polnische Autor als die wichtigsten Aufgaben der Polen nach erfolgtem Friedensschluß?

Schmoller sucht nach den Grundlagen für eine dauernde Verständigung zwischen Deutschen und Polen. Zwei Voraussetzungen müssen zu dem Zwecke erfüllt werden. Erstens: „Die Polen müssen in ihrem Verhalten in Wort und Tat den Deutschen die Ueberzeugung beibringen, daß in aller Zukunft ihre kulturelle und politische Front nach Osten gewandt sein wird. . . . Eine russisch geführte Partei unter den Polen dürfe niemals zum Dasein gelangen dürfen.“ Zweitens: „Deutschland muß eine Gewähr dafür haben, daß die Schwierigkeiten aufhören, die es in seinen bisherigen Grenzen seitens der dort ansässigen Polen gefunden hat. . . . Wollen die deutschen Polen nicht darauf verzichten, sich im Organisationspolitischen und wirtschaftlichen Art abzuschließen und den Deutschen gegenüberzustellen, dann wird bei den Deutschen als Gesamtheit auch die Neigung zu einer Verständigung keinen Raum gewinnen können. Dann wird jede pflichtbewusste deutsche Regierung sich immer nach Mitteln zur Abwehr umsehen müssen.“

Selbstverständlich wird Schmoller ebenso wie wir der Meinung sein, daß eine Verständigung zwischen Deutschen und Polen nicht nur wünschenswert, sondern eine bittere Notwendigkeit ist. Dann müssen aber beide Teile dauernd einander entgegenkommen. Es ist nicht so, daß unser Beitrag dazu erledigt ist, indem wir die Polen von der russischen Herrschaft befreit haben, und daß nun bloß noch die polnische Gegenleistung zu erfolgen hat. Schmoller spricht aber etwas einseitig nur von dem, was die Polen leisten sollen. Betrachten wir die beiden Punkte näher, was den ersten angeht, so sind

alle Deutschen darüber einig, daß das staatliche Gebilde, das im Osten entstehen wird (welche Gestalt es auch immer annehmen mag), niemals ein Vorwerk von Rußland werden darf. Aber was Schmolzer in dieser Hinsicht fordert, ist einestheils etwas, was die Polen gar nicht in der Hand haben, andernteils ist es viel zu viel von ihnen verlangt. Denn den neuen Staat an der Ostgrenze so zu gestalten, daß er auf absehbare Zeit mit uns gegen Rußland steht, ist Sache derer, die den Frieden schließen werden. Ob das junge Staatswesen dann diese Frontstellung auf die Dauer behält, hängt zu einem guten Teil auch von unserem weiteren Verhalten ab. Schließlich liegt es doch wirklich nicht nur im Interesse der Polen, daß wir mit ihnen einen gemeinsamen Boden finden, sondern auch in dem unseren, daß die Grenze gegen Rußland politisch, wirtschaftlich und kulturell weiter nach Osten gerückt wird. Will Herr von Schmolzer wirklich Warschau und Lodz den Russen zurückgeben, falls die Polen seine zwei Voraussetzungen nicht erfüllen? Der Satz: „Fällt sie (die Entschörung der Polen für uns) nicht ganz klar und unzweideutig, dann hört für Deutschland das ernsteste politische Interesse für die Freiheit der Polen von der russischen Herrschaft auf“, läßt fast darauf schließen. Aber noch schwieriger ist, was von der *Gesinnung* der Polen verlangt wird. „Eine russisch gesinnte Partei unter den Polen dürfte niemals zum Dasein gelangen dürfen.“ Das heißt doch mit anderen Worten fordern, daß der Staat für die Bestimmung seiner sämtlichen Glieder Garantie leistet — staatliche Reglementierung des politischen Denkens. Wenn wenigstens noch dastünde: dürfte niemals zur Herrschaft gelangen, dann ja — denn dafür wird unsere wie die polnische Politik zu sorgen haben, daß solche Strömungen nicht obenauf kommen können!

Auch beim zweiten Punkt fehlt die Anerkennung, daß unser Verhältnis zu unseren preussischen Polen sich nur durch gegenseitiges Entgegenkommen bessern kann. War schon vorher ohne Erwähnung geblieben, daß ein großer Teil der Polen durch die Tat sich auf die Seite der Zentralmächte gestellt hat — denn die polnischen Legionen mit ihren 6 Regimentern sind doch keine unbeachtliche Sache — so hier, daß die preussischen Polen im Krieg durchaus ihre Schuldigkeit als Glieder des Deutschen Reiches getan haben, was ihnen, soweit uns bekannt ist, von keiner Seite bestritten wird. Unsere Dänkenmüde lassen sich nicht so aus der Welt schaffen, daß die Polen ihrerseits ihre Kampforganisationen auflösen. Herr von Schmolzer wünscht, daß „die Polen in Deutschland nicht nur lokale, sondern überzeugte und aufrichtig patriotische deutsche Staatsbürger“ werden. Wer wünschte das nicht? Aber wenn ihnen gegenüber die Politik ihren Fortgang nehmen würde, die ihren Ausdruck in der Enteignungsvorlage gefunden hat, dann könnten wir das kaum verlangen. Hier liegt eine Voraussetzung für die Vorklärung Schmolzers, die wir erfüllen müssen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die bisherige preussische Polenpolitik es ist, die vielen stark national empfindenden Polen es erschwert hat, sich rückhaltlos auf unsere Seite zu stellen — sie haben es trotzdem getan; mit Forderungen wie denen Schmolzers, stoßen wir sie wieder vor den Kopf.

Nein, so einseitig darf nicht über das deutsch-polnische Verhältnis sprechen, wenn aufrichtig an einer dauernden Verständigung zwischen Deutschen und Polen liegt. Die brauchen wir, und dazu müssen wir so gut beitragen wie sie. Die Aufgaben, die den Polen in dieser Richtung gestellt sind, bleiben auch so noch groß genug. Daß bei uns der gute Wille vorhanden ist, das Andere zu tun, zeigen die Worte unseres Reichstanzlers in seiner Reichstagsrede vom 19. August; gleichwohl kann man den Worten von Straßburg in seiner Schrift über „Die polnische Frage“ (Wien 1915) nicht jede Berechtigung absprechen: „Es ist daher zu bedauern, daß die preussische Regierung es nicht für zweckmäßig erachtet, die Ausnahmebegünstigung noch während der Kriegsdauer außer Geltung zu setzen oder wenigstens an ihr solche Änderungen vorzunehmen, welche für die polnischen Landesbewohner eine Erleichterung bedeuten würden.“ Sollen die Polen uns die Hand reichen, so müssen wir ihnen auch die Hand entgegenstrecken.

Das polnische Volk außerhalb der deutschen Grenzpfähle wird außer der Regelung des Verhältnisses zu den Deutschen noch andere schwere große Aufgaben zu lösen haben. Wir wollen von einer Besprechung der im allgemeinen schwierigen Lage der Volkswirtschaft in den vom Kriege betroffenen Gebieten absehen, denn was in dieser Hinsicht geschehen muß, läßt sich noch nicht im entferntesten übersehen. Herr von Jaworski spricht denn auch in seinem erwähnten Artikel hauptsächlich von zwei Punkten: von der Judenfrage und den Ukrainern.

Die Judenfrage ist im bisherigen Rußisch-Polen eine besonders schwere Belastung jedes neuen Anfangs. Die Zusammenbrängung fast aller Juden Rußlands im polnischen Westen durch die russische Regierung hat zu den schrecklichsten Mißständen geführt, und es muß schnellste Abhilfe geschaffen werden. In hohem Grade werden dafür wirtschaftliche und sozialpolitische Maßnahmen nötig sein. Jaworski unterbreitet das, indem er die Sanierung der allgemeinen Lage des Landes als Vorbedingung auch zur Hebung des Diszidententums hinstellt. Er lehnt jeden Antisemitismus ab; damit wendet er sich entschieden von der nationaldemokratischen (assimilistischen) Partei ab, die in Galizien in den Jahren vor dem Kriege immer mehr Boden gewann und deren Madapolnitik sich ebenso wie gegen

die Juden gegen die galizischen Deutschen richtete. Noch stärker waren antisemitische Strömungen in dem russischen Anteil, wo sie von der Regierung gern gesehen und begünstigt wurden. Jaworskis Programm ist: es müsse die Energie zur Einbürgerung der jüdischen Massen aufgebracht werden, um sie für die Interessen des Landes zu gewinnen. Das könne aber nur durch rechtliche Gleichstellung der Juden geschehen. Die Polen erkennen die Juden als gleichberechtigt an, dafür fordern sie, daß die Juden treue Bürger des Landes, mit anderen Worten, daß sie nationale Polen werden. Das sind klare Richtlinien, bei denen man anerkennen muß, daß das Problem ins Auge gefaßt und eine europäischen Gesichtspunkten entsprechende Lösung gesucht wird. Ob es freilich die richtige ist, bleibe dahingestellt. Sie bedeutet, daß das Judentum auch dort nur als Religionsgemeinschaft anerkannt werden soll; es wird dann also Polen christlichen und jüdischen Bekenntnisses geben. Es ist aber sehr die Frage, ob man den unendlichen Schwierigkeiten so beikommen kann, ob es sich nicht als notwendig herausstellen wird, die Ostjuden als besondere Nationalität anzuerkennen. Denn sonst entstehen nur wieder dieselben Zustände wie bisher in Galizien, wo die Juden als ihre Nationalität teils deutsch, teils polnisch angaben — und wenn die Ruthenen obenauf gewesen wären, hätte es auch ruthenische Juden gegeben. Das ist keine Lösung, vielmehr wird man auch in Galizien neue Wege finden müssen. Und das ist es gut, daß man aus den Ausführungen Jaworskis Vertrauen schöpfen kann zu dem guten Willen der polnischen Führer.

Das gilt noch mehr von dem, was er über die *ruthenische Frage* sagt. Da sich kaum irgendwo eine ganz klare Scheidelinie zwischen rein polnischem und rein ukrainischem Gebiet ziehen läßt, wird es sich nicht vermeiden lassen, daß beide Nationalitäten in demselben Staatswesen zusammenwohnen müssen. Das ist nun bisher in Galizien recht schlecht gegangen; die Kämpfe waren zwar vor Kriegsausbruch durch die Landtagswahlreform zu einem gewissen Abbruch gekommen, das wurde aber doch von beiden Seiten nur als Atempause vor neuen Streitigkeiten angesehen. Die Ruthenen hatten dort jeden Schritt vorwärts den herrschenden Polen abringen müssen, und diese wiederum hatten auf jede Weise die inner-ruthenischen Parteikämpfe zu ihren Gunsten ausgenutzt, indem sie Jung-ruthenen (Ukrainer) und Russophile gegeneinander ausspielten. Hier bedeutet Jaworskis Artikel eine höchst erfreuliche Überraschung; er proklamiert nicht mehr und nicht weniger als den Bruch mit dem bisherigen galizischen System. Denn fast alles, was die ukrainischen Führer Österreichs bisher gefordert haben, wird ihnen hier zugefanden; der höhere politische Gesichtspunkt verdrängt den niederen; statt vom Kampf um Landtagsmandate und Schulen, hören wir den Satz: „Wir sowohl als die Ukrainer werden in Zukunft unsere ganze Kampffront Rußland zuwenden, und darum ist das Zusammengehen der Polen und Ukrainer für beide notwendig.“ Eine Bekämpfung der ukrainischen Bewegung von unserer Seite, eine Förderung der Elemente, die die Entwicklung des ukrainischen Bewusstseins in den ruthenischen Massen verzögern, bedeutet nicht nur eine Schädigung der Ukrainer, sondern eine Schwächung unserer eigenen Position Rußland gegenüber.“ Und das Programm für die Zukunft heißt: Gewährleistung nationaler Autonomie für die Ukrainer. Das sind hoffnungsvolle Klänge; es wäre uns vielleicht manches eripart geblieben, wenn diese Erkenntnis sich früher durchgesetzt hätte, denn dann hätten die Russen bei ihrem Einbruch in Galizien wahrscheinlich nicht so viele Freunde unter den Ruthenen gefunden, aber das kann uns nicht hindern, die Wendung zu begrüßen. Hoffen wir, daß es der Autorität des Präsidenten des Obersten Polnischen Nationalkomitees gelingt, seine Volksgenossen von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen, und daß die ukrainischen Führer in die ausgelegte Hand einschlagen werden. Auch hier tut Gegenseitigkeit not.

Herr von Jaworski spricht nicht von den *zwischen Polen und Ruthenen eingeprengten Deutschen*. Doch wohl nur deshalb nicht, weil er es für selbstverständlich hält, daß ihnen recht ist, was den Ukrainern billig ist, und daß sie nicht, wie bisher in Galizien, seiner und grober Polonisierung, Zurücksetzung oder gar tätlichen Angriffen ausgesetzt sein werden. Ihr Wohlergehen wird uns im Reich natürlich künftig noch mehr als bisher am Herzen liegen, nachdem sie durch den Krieg besonders schwer gekittet haben und viele, die bisher von ihrem Dasein kaum etwas gehört hatten, Interesse für sie gewonnen haben.

Wenn solche Männer mit politischem Weitblick Führer des polnischen Volkes sind, kann man mit gutem Vertrauen der Neuregelung der polnischen Dinge entgegensehen; dann werden die schweren Aufgaben, die dort zu lösen sind, gewiß gründlich in Angriff genommen und einem guten Ende zugeführt werden. Das ist für die Polen so wertvoll wie für uns.

Kriegsliteratur

Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Erster Band: Historische und militärische Schriften. Zweiter Band: Politische und philosophische Schriften, Gedichte und Briefe. Herausgegeben

von G. R. Volz. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin 1916. Preis der 2 Bände in rotem Leinen 10 M.

Wenn irgendein Buch, so verdient es dieses, aus der Flut der Neuerscheinungen herausgehoben und allen Kreisen empfohlen zu werden. Denn es ist nicht nur eine höchst zeitgemäße Kriegsgabe, sondern auch eine sehr wertvolle Erinnerungsgabe an zwei geistige Größen, die noch nicht zu ihrem Rechte im heutigen Deutschland gekommen sind: an den größten Hohenzollernfürsten, der sein eigener Geschichtsschreiber war, und an den vor hundert Jahren geborenen Maler, der das friderizianische Zeitalter mit unvergleichlicher Meisterschaft geschildert hat.

Als der Geburtstag Friedrichs des Großen sich zum zweihundertsten Male jährte, blieb es sehr still in deutschen Landen. Namentlich die „offiziellen“ Kreise, die soeben die Hundertjahrfeier der Befreiungskriege in einer recht wenig geschichtstreuen, lauten Weise begingen, nehmen kaum Notiz davon. Das ist begreiflich, wenn man die Gedanken des jungen und des alten Fritz kennt. Deswegen war es ein großes Verdienst, daß gerade damals der Verlag Hobbing die erste vollständige Ausgabe der Werke Friedrichs in deutscher Sprache veröffentlichte, in einer Uebersetzung und Ausstattung, die nur gelobt werden konnte, und die nur einen Fehler hatte: Trotzdem das Buch sehr preiswert ist, kosten seine 12 Leinenbände 110 M. und sind damit ein Vorrecht von wohlhabenden Leuten und öffentlichen Büchereien geblieben. Gegen diesen Preis und gegen einzelne Begleittereuerungen der Herausgabe habe ich damals öffentlichen Einspruch erhoben und eine Volksausgabe verlangt. Die liegt jetzt vor, in der gleichen Ausstattung wie das Hauptwerk, aber zu einem so niedrigen Preise (10 M. für zwei Prachtbände), daß jeder Bücherefreund und jede Bücherei sie anschaffen kann. Hoffentlich ist das auch die Folge.

Natürlich enthält die Volksausgabe nicht den ganzen Friedrich, sondern nur eine Auswahl seiner Schriften. Aber diese genügt, um den König und seinen Stil kennen und schätzen zu lernen. Vielfach sind von den größeren Abhandlungen einzelne Kapitel vollständig wiedergegeben; dadurch wird sicher ein besserer Eindruck vermittelt als durch einen Auszug des Ganzen. Die Uebersetzung stammt von Prof. v. Oppeln-Bronikowski und Gleichwertigen; sie liest sich durchaus wie ein Original. Recht tat der Verleger sicher auch daran, daß er nicht auf den Bildschmuck verzichtete. Das Buch enthält nur Mangelzettel. Ist es nicht merkwürdig, wie stark sich die beiden Namen miteinander verbunden haben? Wie unmöglich es ist, sich irgend etwas Friderizianisches vorzustellen, ohne sofort die Bilder der „Kleinen Erzellenz“ mitzusehen? Da der Buchschmuck größtenteils der „Fürstenausgabe“ entstammt und der Öffentlichkeit früher nicht bekannt war, vermehrt das Buch auch unser Wissen von dem „Preußenmaler“. An den köstlichen Bildchen muß jeder seine Freude haben.

Wie die Zeit sich gewandelt hat! Als die Gesamtausgabe 1913 erschien, schwebte man den Preußenkönig möglichst tot. Heute, da die Auswahl unseren Bücherstisch schmückt, ist er in aller Munde — und Herzen! Denn wir empfinden, daß er jenen Kampf vorgekämpft hat, mit dem wir uns jetzt gegen die Umklammerung Europas wehren. Und wir hoffen, daß unsere Fürsten dem gleichen Gedanken leben, mit dem Friedrich sein politisches Testament schloß:

„Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glücke des Staates gelten. Möchte er stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden! Möchte er durch die Milde der Gesehe der glücklichste, in seinen Finanzen der bestverwalteste und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Waffenruhm trachtet, der am tapfersten verteidigte sein! Möchte er blühen bis ans Ende der Zeiten!“

Düsseldorf. Heinz Potthoff.

Die Vorgesichte des Weltkrieges. Von v. Michaelis, Hauptmann im Generalstabe. Preis 70 Pf. Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.

„Diese Schrift ist entstanden im Schützengraben.“ Sie will die weitesten Kreise zum politischen geschichtlichen Verstehen des Krieges gewinnen, und wir glauben, daß ihrer leichtesten gefälligen Darstellung eines gründlichen Wissens die Absicht gelingt.

Kriegs-Ratgeber über deutsches Schrifttum. Herausgegeben durch Ferd. Avenarius vom Dürerbund. Georg D. W. Callwey, München 1915/16.

Konnte man in früheren Jahren nicht immer ganz einverstanden sein mit dem literarischen Ratgeber des Dürerbundes, so ist der Kriegs-ratgeber unbedingtes als die wertvollste, von sachkundigsten Beratern gearbeitete Bibliographie zu begrüßen und sollte von Bibliotheken, Schulen und anderen Bildungsstätten ebenso wie dem einzelnen fleißig benutzt werden.

Zur Neuorientierung der deutschen Kultur nach dem Kriege. Richtlinien in Gestalt eines Bücherverzeichnisses des Verlages Eugen Diederichs, Jena 1915/16.

Der Verlag bewahrt auch den Ereignissen gegenüber seine alte Selbstständigkeit, sein altes, freilich oft auch zum Kampf herausforderndes Kulturprogramm. Die unter diesem vereinigten Schriften von Venz (Blätter für deutsche Art), Gustav F. Steffen haben wir noch einmal hervor, ebenso das unbeirrte Festhalten an alten, vor dem Kriege gefeierten

Größen: Spitteler, Bergson, Lloyd George. Zum Kriege brachte der Verlag die Tatflugschrift und die Flugblätter an die deutsche Jugend, Kriegslieberbücher und seine Sammlung von Kriegsgebüchten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: Je 1 M.: Landsturm. S. und B. im Felde, stud. Edith und Hans L. in R., Fr. S. in B., 1,50 M.: Unteroff. d. R. P. im Felde, je 2 M.: W. in B., D. in L., S. in F., R. in B., Rektor Sch. in C., Unteroff. St. im Felde, 2,14 M.: Pastor R. in H., je 2,50 M.: St. L. im Felde, St. d. R. K. im Felde, Lehrer L. in B., je 3 M.: Dr. M. in B., S. in St., Fr. L. in B., A. Pf. in St., Sch. in Pl., P. L. in B., Musf. U. in D., Laz.-Zusp. Sch. in B., S. in Ch., Pfr. S. in P., Bizefeldw. L. im Felde, je 3,50 M.: G. K. in H., Frau Sch. in L., 3,75 M.: Mar.-Obering. M. zur See, je 4 M.: Stbtpfr. B. in B., Dr. D. in H., B. U. in R., je 5 M.: Gestr. M. im Felde, Feldw. W. im Felde, Musf. M. im Felde, R. in A., Spm. D. in J., Bizewachtm. H. im Felde, St. B. in C., Sp. Lehrer R. in G., Fr. A. Th. in C., G. K. in Bielefeld, R. in F., Lehrer St. in B., Fr. K. in G., D. in G., Dr. K. in G., B. in R., Prof. R. in B., U. in H., St. Sch. im Felde, Unteroff. L. im Felde, G. in C., Dr. B. in L., R. in M., Pastor B. in R., St. M. im Felde, Pastor F. in H., Bizefeldw. F. im Felde, St. S. im Felde, Pfr. S. in C., Unteroff. F. im Felde, 7,88 M.: Frau W. in C., 7,50 M.: St. P. im Felde, 8 M.: Fr. S. in M., je 10 M.: Dr. K. in C., Feldw. St. im Felde, Feldw. St. in Brüssel, Fr. K. in R., Pfr. Sch. in R., Prof. Gr. in Brandenburg, Dr. M. im Felde, W. A. in Hamburg, Frau A. in Sch., Pfr. B. in D., Dr. D. in C., G. in P., S. in H., M. D. in H., Pastor B. in H., Pfr. M. in U.-M., Frau Fortm. S. in C., St. d. L. K. in R., Kpet. L. in T., St. d. L. K. im Felde, Pfr. Dr. L. in M., J. B. in B., Bizewachtm. S. im Felde, Fr. M. in D., A. L. in Saarbrücken I, Frau K. in B., St. d. R. Sch. im Felde, Fabrikb. L. in M., Dr. Sch. in R., Pfr. U. in B., C. in Berlin, 12 M.: J. S. C. in F., je 15 M.: L. B. in H., Dir. Dr. A. in H., je 20 M.: D. in B., C. B. jr. in B., W. in D., Frau D. in A., Amtsr. K. in C., Prof. F. K. in B., Spm. Frhr. v. K. B. im Felde, St. d. L. Sch. im Felde, Stabsarzt d. R. Dr. Sch. im Felde, St. d. R. A. im Felde, Sch. in B., Pfr. F. in Haag, Fortsch. Volks-partei, Cannstatt, Gestr. Dr. L. in B., 25 M.: Dr. G. in Jerusalem, 30 M.: J. u. A. L. in B., Frau M. W. in H., 50 M.: C. S. in D., 100 M.: F. F. in H., S. D. in H., R. S. B. D., L. B. in D., 1000 M.: J. L. in M.

Für Kriegsschranke ins Feld und an Lazarette: S. in M. 2 M., Oberst. W. zur See 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Fr. Agnes B. in B.: 3 Bücher, Oberst. C. in H.: 12 Keller, Fährlein der 7 Aufrechten, Spm. d. L. Sp. in P.: 2 Bücher, C. S. in Hamborn: 16 Bücher und Broschüren, B. in Kiel: 16 Bücher und Zeitschriftenhefte, L. W. in Niedererlenbach: 24 Bücher, Verein dtsh. Kellameisachleute, Berlin: 10 Hefte der Zeitschrift des Vereins Nr. 11, B. in Schöneberg: 14 Bücher, Werbeanwalt B. in Berlin: 17 Bücher und Hefte.

Für das Rote Kreuz in Bulgarien: Fortschritt. Volkspartei in Cannstatt 10 M., Dr. Jhr. in Schw. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

In der **Gesundheitszeit** wie nach Blutverlusten oder Operationen, auch in Zeiten besonderer Anstrengungen und Aufregungen ist Sanatogen ein gutes Mittel, den Kräfteverbrauch rasch wegzumachen.

In wissenschaftlichen Abhandlungen und brieflichen Gutachten von 21 000 Ärzten wird anerkannt, daß Sanatogen dem erschöpften Organismus die zur Neubildung, zur Hebung seiner Kräfte und Leistungen notwendigen Stoffe zuführt.

Daher ist es auch ebenso für unsere in den Lazaretten liegenden Verwundeten und Kranken, wie für die Krieger draußen im Felde zur **Erhaltung ihrer Gesundheit und Widerstandskraft** von gleich großer Bedeutung. Selbstpostbriefadungen sind in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Wir verweisen ausdrücklich auf den heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der **Sanatogenwerke Dauter & Cie., Berlin Berlin S.W. 45**, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Stellung als Hausdame oder Wirtschaftsfräulein

Sucht gebildetes Fräulein, evangelisch, alleinstehend, anfangs der Fünfzig, gesund und leistungsfähig, führt seit 4 Jahren frauenlosen Haushalt, auf 1. Februar. Selbsttätig, firm in Küche und Hauswesen, gerne zu einzelnen Herrn. Beste Zeugnisse aus ersten Häusern. Gehalt nach Abereinfluß. Gefällige Anerbieten unter C. M. 60 an die Expedition dieses Blattes.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

.....
 Vierteljahrspreis bei Buchhand-
 lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
 Briefträger u. am Zeitungsschalter
 der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
 in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
 dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
 Fernsprecher: Amt Vühog 5606,
 Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

 Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
 Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
 90 mm breite Melamezeile 1,50 M.
 Einfache Beilagen: Taufend 12 M.

.....
 Bei Wiederholungen Preis-Er-
 mäßigung. Entwürfe und Kosten-
 anschläge werden ohne Berechnung
 gern zugesandt. Annahme durch den
 Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
 sämtliche Annoncen-Expeditionen

.....
 Schluß der Anzeigen-Aannahme:
 Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
 Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wir und die anderen. —
Wilhelm Heile: Das Wort des Königs. — **Richard Charnack:**
 Die österreichische Sozialdemokratie und die Zukunft Öster-
 reichs. — **Paul Helbeck:** Das englische Volk und der Welt-
 krieg. — **Dr. Max Hilbert Boehm:** Die baltischen Pro-
 vinzen. — **Stadtpfarrer D. David Koch:** Kriegerwitwen. —
Heinrich Schaeffer: Österreichische Patrouille. — **Gottfried**
Traub: Reiblos. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Freitag, 7. Januar.

Beim Untergang des Schiffes „Persia“ im Mittelländischen Meer wurden 166 Personen gerettet, 335 sind ertrunken. Ob unter den letzteren tatsächlich Amerikaner gewesen sind, erscheint als unsicher. Soviel wir aus amerikanischen Funkensprüchen erfassen können, nimmt im Senat der Vereinigten Staaten der Widerwille gegen die bisherige Politik der Wilsonschen Regierung zu. Es wird als nicht vaterländisch bezeichnet, wenn sich amerikanische Bürger als Hilfsfiguren für eine der kriegführenden Mächte benützen lassen, und die Forderung wird laut, daß die amerikanische Regierung vor der Benutzung der Passagierschiffe kriegführender Mächte warnen soll. Da der einzelne Passagier gar nicht imstande ist zu prüfen, ob das von ihm gewählte Schiff als bewaffnetes Schiff zu gelten hat oder nicht, so wird er stets in Gefahr sein, tatsächlich auf ein Kriegsfahrzeug zu geraten. Gleichfalls sind im amerikanischen Senat erneute Anregungen zutage getreten, die Munitionsausfuhr zu verbieten. Es scheint, als ob sich ein gewisser Umschlag der Stimmung in den Vereinigten Staaten vorbereitet, für den als Hauptgrund die Mißachtung der griechischen Neutralität durch England zu gelten hat. Man beginnt die Klagen über die Verletzung der belgischen Unabhängigkeit durch die Deutschen mit etwas anderen Augen anzusehen.

Im englischen Unterhaus wurde die Vorlage über zwangsweisen Militärdienst nach ziemlich lebhafter Debatte in erster Lesung angenommen, und zwar mit 403 gegen 106 Stimmen bei etwa 150 Enthaltungen. Es stimmten gegen die Vorlage 58 irische Nationalisten, 36 Liberale und 12 Arbeiterparteiliche. Die bekanntesten Arbeiterführer stimmten für das Gesetz. Die drei zurückgetretenen Minister enthielten sich der Stimme. Die meisten Stimmenthaltungen scheinen bei den Liberalen vorgekommen zu sein, da eine große Zahl von ihnen nicht gegen das Ministerium Asquith zu stimmen beabsichtigt, aber durchaus kein Freund des Militärzwanges ist. Ueber den Einzelinhalt der Vorlage wird erst die zweite Lesung entscheiden.

Da ich in Bremen bin, so ergibt es sich von selbst, daß darüber gesprochen wird, welche Wirkung eine etwaige Verschiebung der deutschen Interessen nach Osten und Südosten für die Seehäfen an der Nordsee haben könnte. Ich halte meinerseits die Besorgnisse;

daß dadurch unser Seehandel geschädigt werden könnte, für nicht sehr begründet, da der Verkehr mit Balkan und Türkei nach wie vor für alle Massengüter den Seeweg wählen wird, und da eine Handelsgemeinschaft zwischen Deutschland und Oesterreich den Umsatz der Nordseehäfen sicher nicht verkleinern wird. Eine ganz andere Frage ist natürlich, ob nicht aus allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gründen nach dem Kriege der westliche Seehandel zunächst Schädigungen aufweisen wird. Es ist traurig, die vielen deutschen Schiffe nutzlos im Hafen liegen zu sehen.

Sonntag, 8. Januar.

In einer brasilianischen Zeitung in Santos stand folgende Anzeige: Amerikanische Bürger werden gesucht, um auf englischen Schiffen durch die Kriegszone zu fahren. Das hat gewiß ein dortiger Deutscher mit guter Ironie einrücken lassen.

Kolonialsekretär Solf hat bei Gelegenheit des 25jährigen Erinnerungstages an die Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika einen Brief an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geschickt, in dem er mit Befriedigung auf die Erfolge der deutschen Verwaltung in diesem Zeitraum zurückblickt und dann fortfährt: Wenn jetzt unsere Feinde unter Mißachtung aller im Interesse der Kultur und der weißen Rasse erlassenen Bestimmungen uns den in harter Arbeit der afrikanischen Wildnis abgerungenen schönen und reichsreichen Besitz zu entreißen versuchen, so braucht uns das nicht kleinmütig und verzagt zu machen, wie denn ja auch unsere Landsleute in Ostafrika selbst nicht eingeschüchtert sind. Vielmehr möchte ich der frohen Gewißheit und unerschütterlichen Zuversicht Ausdruck verleihen, daß die Aufgaben deutscher Kulturarbeit in Ostafrika nach siegreicher Beendigung des uns aufgezwungenen Ringens sich noch vergrößern und vertiefen werden.

König Peter von Serbien hat aus unbekannten Gründen einen ruhigen Aufenthalt in Italien nicht angenommen, sondern befindet sich, wie schon früher gemeldet, beim französisch-englischen Heer in Saloniki. Gewisse Gerüchte besagen, daß er von den Engländern mit einer Art von Zwang dorthin gebracht worden sei, um in keiner Weise an private Friedensverhandlungen denken zu können. Jetzt spricht er das kühne Wort: „Solange noch ein Serbe lebt, ist Serbien nicht verloren.“ Er ist in Griechenland nicht als Gast des Königs Konstantin, sondern hat sich, soviel wir erfahren, vergeblich angeboten, ihm einen Besuch zu machen. Ein besonderes Mitleid für diesen armen alten Mann zu erwecken, halten wir für überflüssig, da sein eigenes bisheriges Dasein keineswegs auf Mitleidsgefühlen aufgebaut gewesen ist. Welche Pläne die mitteleuropäischen Mächte gegenüber der täglich fortschreitenden Befestigung von Saloniki haben, ist unbekannt.

Sonntag, 9. Januar.

Während ich mich auf Helgoland von einer schönen, aber etwas bewegten Ueberfahrt ausruhe, klopft mein verehrter Gastfreund an die Tür: Ich muß Sie wecken, um Ihnen zu sagen, daß die Engländer aus Gallipoli verschwunden sind. Wie es dabei zugegangen ist, wissen wir zunächst nicht, hoffen aber, daß die Türken noch eine schöne Abschiedsfeier veranstalten haben. Es ist eine große und weitwirkende Tatsache, daß der englisch-französische Angriff auf die Dardanellen damit zu Ende ist. Wir erinnern uns noch einmal aller der Vorgänge vom Februar 1915

bis jetzt und gedenken besonders auch der großen Verdienste der Unterseeboote im Bereich der englischen Belagerungsflotte. Für den türkischen Staat bedeutet dieser Vorgang die Staatserhaltung an sich. Konstantinopel hat sich im größten Ringen als fest bewiesen.

Aus dem österreichischen Kriegsbericht erfährt man, daß die Kämpfe an der bekarabischen Grenze und an der Strypa auch weiterhin von außerordentlicher Bitterkeit gewesen sind. Die Russen konnten nördlich von Czernowiz bei Toporouz zeitweise in die österreichischen Gräben eindringen, wurden aber durch Reserven im Handgemenge wieder zurückgetrieben. Am Styr vereitelte österreichische Artillerie die Besetzung des Kirchhofes von Czartoryst. Aus dem russischen Bericht verdient der Satz herausgehoben zu werden: Besonders blutig ist der Kampf an der Front Larnopol—Trembowla, wo jetzt 800 000 Mann mit 3500 Kanonen stehen und unaufhörlich kämpfen.

Montag, 10. Januar.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes gelang es gestern, den letzten der am 21. Dezember in Feindeshand gefallenen Gräben zurückzuerobern und dabei 20 Offiziere und 1080 Jäger gefangenzunehmen und 15 Maschinengewehre zu erbeuten. Bei Massiges in der Champagne wurden mehrere hundert Meter feindlichen Grabens erobert, wobei ebenfalls Gefangene und Maschinengewehre in die Hände der Unserigen fielen. Dieser Vorgang erscheint in der französischen Darstellung als die Zurückweisung eines sehr großen deutschen Angriffes. Wir werden ja sehen, wieweit das richtig ist.

Um Helgoland herum wogt die stürmische Flut und wirft ihre Wellen an den Hafentwänden in die Höhe . . . Es ist das wie ein Bild des Ansturms, der sich von allen Seiten gegen Deutschland erhebt.

Dienstag, 11. Januar.

Bei fröhlicher Heimkehr in der Wesermündung finden wir die Zeitungen gefüllt mit ausführlichen Berichten über die Verhandlungen des englischen Unterhauses. Es sollen noch neue Bepflegungen zwischen dem Ministerium und den Arbeitervertretern stattfinden, durch welche eine allgemeine und dauernde Heranziehung der Industriearbeiter zum Kriegsdienst abgeschlossen werden soll. Einzelne Arbeiterkongresse beschließen weiterhin Protestresolutionen gegen den Militarismus. Ministerpräsident Asquith gab eine kurze Erklärung ab, daß es eine außerordentliche Leistung gewesen sei, die britischen Streitkräfte ohne Verluste an Menschen von Gallipoli zurückzuziehen. Diese Rückzugsoperation würde einen unvergänglichen Platz in der englischen Geschichte einnehmen. Die daran beteiligten britischen Offiziere würden eine besondere Anerkennung erhalten. Auf solche Weise tröstet man sich über den Mißerfolg im ganzen. Natürlich würde es uns lieber sein, wenn beim Rückzug größere Mengen von Gefangenen hätten gemacht werden können. Es ist aber im gegenwärtigen Kriege überhaupt schon an vielen Stellen der geordnete Rückzug viel besser gelungen, als es in den Kriegen vergangener Zeiten der Fall zu sein pflegte. Auch die Rückzüge werden methodisch vorbereitet. Damit ist aber nicht gesagt, daß man einen Rückzug wie einen Sieg feiern darf. Es wird auch die Kritik in England und besonders in den englischen Kolonien sich sicherlich nicht mit einer Rückzugsbelobigung abfinden lassen, sondern die Kanadier und Australier werden die Frage aufwerfen, warum so viele ihrer Söhne auf eine Halbinsel verschleppt worden sind, auf der sie einen nutzlosen Tod gefunden haben. Konstantinopel ist voll von jubelnder Begeisterung und bringt der deutschen Botschaft immer neue Kundgebungen.

Manche Vorzeichen deuten darauf hin, daß sich möglicherweise bei Saloniki ein ähnlicher Rückzug vorbereitet. Wir finden in einem holländischen Blatt den Brief eines englischen Offiziers aus Saloniki: Kein Mensch kann uns sagen, worauf wir hier noch warten. Wir haben die Franzosen gefragt, aber die wissen ebenfalls nicht, was sie hier sollen. Unsere Feinde warten

ab, wir warten ab, Griechenland wartet auch. Wir wären alle froh, wenn wir hier weg wären. — Inzwischen wird vielleicht diese Stimmung noch etwas vermehrt worden sein durch einen Angriff von zwölf deutschen Flugzeugen, die am 7. Januar 78 Bomben auf Saloniki und Umgebung niedergeworfen haben.

Mittwoch, 12. Januar.

Die österreichisch-ungarische Armee hat einen sehr bedeutamen Erfolg errungen, indem sie die gewaltige Bergfeste Lowcen oberhalb Cattaro genommen hat. Das Berggebiet erhebt sich 1700 m hoch aus dem Meer und wurde seit Jahren zur Verteidigung eingerichtet. Man konnte von der Höhe die eine Hälfte des Hafens von Cattaro unbrauchbar machen und würde bei stärkeren Geschützen diesen ganzen Hafen von oben her beherrscht haben. Von hier aus hat König Nikita auf Cattaro und auf den Skutarisee niedergeblickt. Die Abschließung Montenegros vom Meer und damit von der weiteren Verproviantierung ist voraussichtlich nur eine Frage kurzer Zeit. Auch von Norden und Nordosten her bringen Oesterreicher und Ungarn trotz der Winterkälte in das montenegrinische Gebiet. Bei Spel wurden weitere 13 serbische Geschütze und viel Munition ausgegraben.

Die von Gallipoli gekommenen englischen Truppen sind nach Port Said und Alexandrien transportiert worden, wo sie neue Ausrüstungen erhalten und später anderen Truppenverbänden angeliebert werden sollen. Die französischen Truppen, deren Zahl nur gering ist, wurden auf einer Insel vor Saloniki gelandet, von wo aus sie nach Frankreich zurückgebracht werden sollen.

Die großen nordamerikanischen Zeitungen fangen an, den deutschen Botschafter Grafen Bernstorff sehr zu rühmen und behaupten, daß durch seine kluge Vermittlung die Gefahr eines diplomatischen Zusammenstoßes zwischen Nordamerika und Mitteleuropa endgültig beseitigt sei. Worin das neue Abkommen aber besteht, ist bei uns in der Öffentlichkeit noch unbekannt.

Donnerstag, 13. Januar.

Der preußische Landtag ist mit einer Thronrede eröffnet worden, in der die innerpolitischen Wirkungen des großen Krieges in folgenden Worten ausgesprochen worden: „In dem ungeheuren Erleben dieses Krieges wird ein neues Geschlecht groß. Die ganze wehrfähige Mannschaft, geeint durch kameradschaftliche Treue bis in den Tod, schirmt Staat und Volk. Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes im Staate. Er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlage für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften.“ Immer sind die großen Kriege Förderer der vollstümlichen Entwicklung im Innern gewesen. Die Stadtverwaltungen entstanden während der Freiheitskriege, das Reichstagswahlrecht entstand durch die nationalen Kämpfe 1866 und 1870, ein preußisches Staatsbürgerrecht wird hoffentlich die Folge des gegenwärtigen Krieges sein.

Schneller, als man gedacht hat, ist im englischen Unterhaus in zweiter Lesung die Vorlage über Militärgewang angenommen worden, und zwar mit 431 gegen 39 Stimmen. Durch Bepflegungen des Ministerpräsidenten Asquith ist der Arbeiterpartei zugesichert worden, daß das Gesetz nicht zur industriellen Dienstpflicht führen werde. Es scheinen aber noch starke Widerstände bei den gewerkschaftlichen Arbeitern vorhanden zu sein. Bis in die letzten Tage hinein werden Beschlüsse der Bergarbeiterverbände gegen das Gesetz gemeldet.

Die gewaltige Neujahrsschlacht an der bekarabischen Grenze wird noch immer mit größter Erbitterung fortgesetzt. Die Russen opfern ungeheure Mengen von Menschen, ohne die besetzten Linien der Oesterreicher und Ungarn überwinden zu können. Die Nachricht, daß Sadagora bei Czernowiz von den Russen eingenommen sei, wird von österreichischer Seite her als falsch bezeichnet.

Eine französische Truppenabteilung landete auf der griechischen Insel R o r f u und besetzte dort das dem Deutschen Kaiser gehörende Schloß Achilleion. Es verlautet, daß man serbische Flüchtlinge oder Verwundete dort versorgen will. Wie das französische Kulturvolk mit dem prächtigen Schlosse umgehen wird, wird sich zeigen. Auch hier liegt eine Verletzung der griechischen Neutralität vor.

Freitag, 14. Januar.

Die Eroberung des L o w c e n steht im Mittelpunkt aller Erörterungen. Es hat sich bestätigt, daß Cetinje, die Hauptstadt Montenegros, sich den Österreichern übergeben mußte, sobald die beherrschenden Höhen in ihrer Hand waren. Der Aufstieg auf den L o w c e n-Berg erfolgte an den Steilabhängen von der Seite des Adriatischen Meeres aus. Auf der Höhe wurden stärkere Geschütze gefunden, als man vorher angenommen hatte, und zwar teils französischen und teils russischen Ursprungs. Die österreichischen Verluste beim Sturm selbst sollen nur 135 Tote betragen haben. Inzwischen ist große Kälte eingezogen und erschwert die Besetzung des übrigen Berglandes. Wo sich König Nikita zur Stunde befindet, ist unklar. Man rechnet mit einer montenegrinischen Verteidigung von Skutari. — In der Presse des Vierverbandes machen sich die verschiedenen Nationen gegenseitig Vorwürfe, nicht besser für die Verteidigung des kleinen montenegrinischen Bundesgenossen gesorgt zu haben. Er ist nun auch ein Opfer des Krieges, so gut wie Belgien und Serbien. Die Italiener, deren König der Schwiegersohn des alten Nikita ist, machen viele Entschuldigungen, weshalb sie nicht in der Lage gewesen seien, 200 000 Mann auf den L o w c e n zu senden. Dabei heißt es: Während die Engländer den Franzosen in Nordfrankreich zur Seite stehen, hilft uns niemand beim Kampf in Tirol und am Isonzo. — So bescheidene Worte hat man vorher aus italienischem Munde nicht gehört.

Die Beute, die die Türken in Gallipoli beim Abzug der Engländer gemacht haben, wird folgendermaßen angegeben: 10 Kanonen, 2000 Gewehre, 8700 Granaten, 4500 Munitionskisten, 45 000 Bomben, 2800 Zelte usw. Danach scheint, daß die Engländer den Hauptbestand ihrer Ausrüstung mit sich haben fortführen können.

Sonabend, 15. Januar.

Heute nachmittag vollzog sich im Reichstag eine Kundgebung gegen England, dessen Regierung es abgelehnt hat, den Mord deutscher Unterseebootmannschaften durch die Besatzung der „Baralong“ zu untersuchen und zu bestrafen. Die Antwort der englischen Regierung versucht diesen offenkundigen Fall von Unmenschlichkeit dadurch unklar zu machen, daß sie die gleichzeitige Behandlung anderer, rein völkerrechtlicher Streitfälle mit ihm verbinden und einem amerikanischen Schiedsgericht unterbreiten will. Auf diesen Vorschlag kann die deutsche Regierung nicht eingehen, da es sich hier nicht um eine internationale Abmachung handelt, sondern um einen Disziplinarfall schwerster Art innerhalb der englischen Marine. Die deutsche Antwortnote spricht aus, daß englische Offiziere bei der Klarheit des Verbrechens zur Verurteilung kommen müßten und würden, sobald man ihnen überhaupt den Fall amtlich unterbreiten wollte. Im Reichstag haben die Führer aller Parteien in Uebereinstimmung mit dem Vertreter des Auswärtigen Amtes mit scharfen Worten das englische Verfahren gegeißelt und dabei eine Vergeltungsmaßregel in Aussicht gestellt, über deren Art und Ausführung man natürlich nicht vorher redet. Gegenüber der Menge von moralischen Vorwürfen, mit denen gerade die Engländer die Stimmung der ganzen Menschheit gegen die deutsche Kriegführung einzunehmen beabsichtigt gewesen sind, ist es durchaus am Platze, daß auch von deutscher Seite bei diesem handgreiflichen Fall von Barbarei an das Gewissen der Menschheit im ganzen appelliert wird. Es wird das zwar keine unmittelbaren Folgen haben, doch wird es dadurch den Engländern erschwert, in Zukunft sich wieder in so hohen Tönen als die wahren Schützer von Gerechtigkeit und Menschenwürde zu rühmen.

Sonntag, 16. Januar.

Seit gestern früh fährt der erste regelmäßige Balkanzug Berlin—Konstantinopel mit Laub befränzt über Wien, Belgrad und Sofia. Wir nehmen an, daß er auf seiner Fahrt vielfach begrüßt werden wird.

Die Schlacht in Ostgalizien und an der bekarabischen Grenze dauert noch immer fort. L o b o r o u z und K a r a n c z e sind der Schauplatz eines erbitterten Ringens, das alle früheren, auf diesem Schlachtgebiet sich abspielenden Kämpfe an Heftigkeit übertrifft. Der österreichische Kriegsbericht sagt: Viermal und an einzelnen Stellen sechsmal führte der zähe Gegner seine zwölf bis vierzehn Glieder tiefen Angriffskolonnen gegen die heiß umstrittenen Stellungen vor. Immer wieder wurde er, nicht selten im Nahkampf mit dem Bajonett, zurückgeworfen. Für die Verluste des Feindes gibt die Tatsache, daß im Gefechtsraum einer österreichisch-ungarischen Brigade über 1000 russische Leichen gezählt wurden, einen Maßstab.

England soll in Rumänien 80 000 Waggons Getreide gekauft und dafür 256 Millionen in Gold bar bezahlt haben. Es scheint das eine Erneuerung der früheren Nachricht zu sein, daß die rumänischen Getreidebestände durch englischen Kauf festgelegt werden sollen, um nicht der österreichischen und deutschen Ernährung dienen zu können. Eine Möglichkeit, so große Mengen auf irgendeinem Wege wirklich nach England zu bringen, ist nicht vorhanden. Sehr unwahrscheinlich klingt, daß bei jetziger finanzieller Zeitlage die Engländer über 200 Millionen Frank in Gold an die Rumänen sollten abgeben wollen. Vielleicht verbirgt sich hinter der ganzen Mitteilung nur ein groß gedachter Bestechungsversuch.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 10. Januar.

Schülerinnen aus wirtschaftlichen Frauenschulen, die aus den Ferien in ihre Anstalten zurückfahren und mit ihrer Frische den ganzen Eisenbahnwagen erfüllen, bringen es einem wieder einmal so stark zum Bewußtsein, wie sich in den letzten Jahren der Typus des jungen Mädchens gewandelt hat. Der Krieg wird hier etwas vollendet — oder doch nachdrücklich weiter geschoben haben, was schon im Werden war. Großstadtmädchen, die da draußen gelernt haben, etwas praktisch anzufassen, die verständig über Futter-schwierigkeiten, ernst und tapfer über die Erlebnisse einiger von ihnen in Verwundeten- und Flüchtlingsfürsorge und voll herzhafter Ablehnung über jene Sorte von „Neuen“ sprachen, mit denen die Anstalten gegenwärtig infolge des Ausfalls französischer Pensionate beglückt werden. (Aber vielleicht erprobt der gesunde Zug der wirtschaftlichen Frauenschulen auch an diesen seine Kraft.) Es ist geradezu eine Stärkung, diesen Teil von Jungdeutschland zu sehen.

Im Reichstagsauschuß werden Zensurfragen besprochen. Je länger der Krieg dauert, um so mehr empfindet man das Unnatürliche — Unorganische — des Zensurzustandes an sich. Mindestens in allen Fragen, für die nicht nur Tatsachenreihen und die Nachrichten darüber, sondern Anschauungen und Meinungen in Betracht kommen.

Das preußische Ministerium des Innern stellt den Provinzen Staatsbeihilfen zur Verfügung, um dem gewerblichen Mittelstand Darlehen zur Aufrechterhaltung seiner Betriebe, während der Mann im Felde ist, zu geben. Das ist sehr gut. Wir sehen es immer: das Weiterzahlen der Werkstatt- und Ladenmiete oder das Bezahlen der Hypothekenzinsen bei kleinen Hauseigentümern muß erleichtert werden, sonst kommt es zum Verkauf der Werkzeuge, und der Mann kann hernach von vorn anfangen. Nur sollte in Verbindung damit die sachverständige Beratung der Frauen, wenn sie das Geschäft weiterführen, besser durchgeführt werden; sonst ist das Geld auch weggeworfen.

Die Tageszeitungen meinen, die Butterkarte sei in Sicht. Nicht für das Reich, aber für Berlin. Man kann nur immer wieder sagen: die Unordnung hätte nicht so lange dauern dürfen!

Dienstag, 11. Januar.

Heute Wiedereröffnung der Reichstagsverhandlungen. Unter dessen geht im Ausschuß die Aussprache über die Zensur weiter. Alle Parteien wünschen eine sachgemäßere Handhabung der politischen Zensur.

Das Kuratorium der Reichsgetreidestelle hat beschlossen, zu den Bestimmungen des Broterteilungsplans vom Frühjahr 1915 zurückzugehen, die kleine Erhöhung beim Beginn des neuen Erntejahres also wieder aufzugeben und die stärkere Ausmahlung wieder einzuführen. Das ist ein Beschluß, der auf das Ergebnis der Bestandsaufnahme vom 16. November 1915 zurückgeht. Die Selbstbewirtschaftung durch die Kommunen hat sich also scheinbar insofern nicht bewährt, als die Sorgfalt und Strenge der Kontrolle über den Verbrauch dabei gelitten hat. Außerdem hat sich der Bevölkerung eine gewisse Sorglosigkeit im Brotverbrauch bemächtigt. Mit den höheren Rationen — und den größeren Ernährungsschwierigkeiten auf anderem Gebiet — hat sich das Brot als Mittagessen wieder mehr eingeführt. Und mit der Bewerbung um Zusatzbrotkarten ist ein unpatriotischer Unfug getrieben, was schon daraus hervorging, daß Berlin an 600 000 Familien Zusatzkarten gab. Die Zusatzkarten sind zum Teil für Gymnasiasten in Anspruch genommen worden, bei denen sie schließlich mehr überflüssigen Anwesenheiten als einem wirklichen Bedürfnis dienen.

Heute schon werden in der „Post“ Andeutungen über den vermutlichen Inhalt der Thronrede gemacht, mit der übermorgen der preußische Landtag eröffnet werden soll. Es solle die Frage der preußischen Wahlrechtsreform berührt, d. h. eine allgemeine Richtlinie für die Absichten der Regierung gegeben werden. Das Werk selbst werde erst nach Friedensschluß angefaßt werden. „Diese Auffassung muß jetzt um so berechtigter erscheinen, als nach den Wahrnehmungen der letzten Zeit die Erfahrungen der Kriegszeit vielleicht noch nicht ganz abgeschlossen sind, und es keineswegs völlig ausgeschlossen erscheint, daß die Eindrücke bei Kriegsbeginn in dem einen oder anderen Punkte durch die Erfahrung späterer Zeit eine Berichtigung erfahren müssen.“ Eine Bestätigung der Tatsache, daß Herr Liebknecht die Geschäfte der Reichsregierung geradezu glänzend besorgt. Wenn sie ihn nicht hätte, müßte sie ihn erfinden.

Mittwoch, 12. Januar.

Jetzt erst erhält die vorgestrige Mitteilung der Zeitungen über die Staatsbeihilfen für den gewerblichen Mittelstand ihren eigentlichen Sinn. Sie ist Teil einer Denkschrift über die Förderung der Erwerbstätigkeit nach dem Kriege und bezieht sich in erster Linie auf die heimkehrenden Kriegsteilnehmer, für die Beratungsstellen und Betriebsmittel bereitgestellt werden müssen. Also: sofern nicht Kriegsinvalide in Betracht kommen, eine Voraussonne für den Frieden. Der Staat will für solche Zwecke den Provinzen Vorschüsse gewähren, die von diesen verzinst und innerhalb eines gewissen Zeitraums ratenweise zurückgezahlt werden müssen. Die Bereitstellung solcher Darlehen soll denn auch erst in der Hauptsache nach Friedensschluß erfolgen, während die Beratungsstellen sofort eingerichtet werden sollen.

Im Plenum des Reichstags beginnen die Verhandlungen über die Ernährungsfragen. Man kann leider in der Tagespresse beobachten, daß die inhaltreichen und in ihrer Reichhaltigkeit etwas verwirrenden Verhandlungen des Reichshaushaltusausschusses, die vorausgingen, das Interesse für die Plenarverhandlungen, ja selbst das Augenmaß für die Bedeutung vor allem der Rede Delbrücks, etwas abgestumpft haben. Es wird gesagt, daß das Plenum gegenüber dem Ausschuß nichts wesentlich Neues gebracht hätte, und es werden von der Rede Delbrücks sehr wichtige Teile unzulänglich wiedergegeben. Zu diesen gehört besonders die Darlegung der Arbeit, die in Verbindung mit den Preisprüfungsstellen durch Zusammenwirken der organisierten Produ-

zenten, Händler und Verbraucher zur Versorgungsregelung geschehen kann. Die bloßen behördlichen, staatspolizeilich formalen Maßnahmen der Preisregulierung und Enteignung müssen ergänzt werden — und zwar mehr und mehr — durch Zusammenwirken der großen Verbände. Die starke Betonung dieser Methode ist aber ganz sicher etwas Neues, und zwar etwas sehr Fruchtbares. In dem Rahmen der staatlich geregelten Zwangsgemeinwirtschaft soll die freiwillige Gemeinwirtschaft der großen Korporationen aufwachsen. Wenn alle die Aufgabe richtig anfassen, ist damit weiter zu kommen, als mit dem bloßen Schrei nach Höchstpreisen und Beschlagnahme. Wie gesagt — seltsam, daß diese Pläne, die geradezu frapieren als offizielle Ankündigung einer neuen Phase, so wenig Aufsehen machen! — —

Eine Ergänzung und nachträgliche Unterstreichungen bringen die Abendzeitungen: Eine Notiz „Neuregelung auf dem Viehmarkt“, d. h. Zwangssyndikat der Viehproduzenten und Händler. Dies Zwangssyndikat in Verbindung gebracht mit der Organisation des Konsums (Gemeinden und Konsumentenorganisationen) zu gemeinsamen Preisnotierungen und Verabredungen über Lieferungsregelung. Also der Viehhandel indirekt konzessionspflichtig, unter Aufsicht von Syndikat und Staat. Ganz abgesehen von dem, was man sich praktisch von diesem Wege verspricht, die Richtigkeit und Großartigkeit des Gedankens, die Konsequenz seiner Herleitung aus dem gemeinwirtschaftlichen System, in dem wir drinstecken, reicht diese Nachricht in die ganz bedeutsamen inneren Kriegsergebnisse ein.

Von der sozialdemokratischen Opposition tritt jetzt Rühle mit Entschiedenheit für die Spaltung ein, als das einzig mögliche Verfahren zur Beendigung des Konflikts in der Partei. Dazu bemerkt der „Vorwärts“: „Die neuen Parteien würden sich weder geographisch noch nach anderen äußeren Grenzlinien voneinander trennen lassen, sondern der Riß würde mitten durch jedes Land, jede Provinz, jeden Ort gehen, durch jede politische und wirtschaftliche Organisation. — Es würde ein Bruderkrieg von unerhörter Heftigkeit entbrennen, bevor es zur Spaltung käme.“ (Natürlich, denn es würde ja erst um den Besitz des offiziellen Parteiapparats gerungen werden!)

Donnerstag, 13. Januar.

Im Reichstag gehen die Verhandlungen über die Ernährungsfragen weiter. In einer formell und inhaltlich ausgezeichneten Kritik Wendorffs wird besonders das Versagen der Kartoffelversorgung scharf und sachlich beleuchtet. Es scheint, daß man in der Kartoffelversorgung ähnliches wie in der Viehverversorgung einrichten, sie der organisierten Landwirtschaft anvertrauen will. Mit Recht wird es merkwürdig gefunden, daß die Aufhebung der Höchstpreise für Saatkartoffeln so sehr eilig vorgenommen ist — gerade zwei Tage, ehe der aus dem Reichstag gebildete Beirat für Ernährungsfragen zusammentrat.

In den Abendblättern steht die Thronrede. Sie sagt:

„Meine Herren, Seine Majestät der Kaiser und König weiß, daß Ihr Wirken und Schaffen wie bisher so auch in dem neuen Abschnitt der parlamentarischen Arbeiten von dem Geist der Opferwilligkeit und Entschlossenheit getragen sein wird, von dem tapferen Geist, der allein unserem Volke die Kraft gibt, diesen gewaltigen Krieg siegreich zu bestehen. In dem ungeheuren Erleben dieses Krieges wird ein neues Geschlecht groß. Die ganze wehrfähige Mannschaft, geeint durch kameradschaftliche Treue bis in den Tod, schützt Staat und Volk. Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes im Staate. Er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften. Die geschlagenen Wunden heilen und neues Leben hervordringen lassen aus den gewaltigen Taten und Opfern unseres Volkes wird unser aller größte Aufgabe sein, sobald der Frieden siegreich erstritten ist.“

Das ist ein grundsätzlich so klares Versprechen, daß ihm die Laten folgen müssen, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Wer diese 18 Monate mit dem Herzen durchlebt hat, wird glücklich sein über diese in ihrem Sinn unantastbare Befiegelung des stummen Versprechens, das einfach im neuen Wesen der Zeit lag.

Die Verhandlungen des Reichstagsausschusses über die Zensur sind durch Annahme der folgenden Beschlüsse beendet:

Der Reichskanzler soll ersucht werden, dafür Sorge zu tragen:

1. daß unter dem Einfluß der jetzt geltenden Ausnahmebestimmungen keine Einrichtungen geschaffen werden, die geeignet sind, auch in Friedenszeiten die Pressefreiheit und die Freiheit der öffentlichen Meinung zu beschränken;

2. daß beim Kriegspresseamt und bei allen Generalkommandos Presseabteilungen aus Vertretern der Militärbehörde und sachverständigen Zivilpersonen gebildet werden, damit die Härten der Zensur beseitigt oder gemildert werden;

3. daß jedem Zeitungsverbot zunächst eine mit Begründung versehene Warnung an den Verlag vorausgehen muß;

4. das Verbot einer Zeitung darf nur mit Zustimmung des Reichskanzlers erfolgen.

Der Reichskanzler soll ersucht werden, dafür Sorge zu tragen, daß jedenfalls Fragen der inneren Politik und der Handelspolitik der Pressensur nicht unterworfen werden.

Die Fleischpreise steigen für Rindfleisch, Kalbfleisch und Hammelfleisch sehr rapide. Vom 27. Dezember bis 3. Januar um 8 bis 10 Pf. für das Pfund.

Freitag, 14. Januar.

Dem preussischen Landtag ist eine Vorlage mit Zuschlägen zur Einkommensteuer, zur Steuer der Aktiengesellschaften und der Gesellschaften m. b. H. zugegangen. Die Zuschläge der privaten Steuerpflichtigen steigen von 1,40 M. für die Stufe 2400 bis 2700 auf 3000 bei der Stufe 100 000 bis 105 000, bei den Gesellschaften ist die Progression ähnlich. Dadurch sollen insgesamt aus dem Einkommen der physischen Personen 55 Millionen mehr, aus dem der Gesellschaften m. b. H. 5 Millionen, der Aktiengesellschaften 26½ Millionen gewonnen werden.

Höchstpreise für Käse. Nicht übermäßig hoch. Wenn sie nicht warenvertreibend wirken, sind sie zu begrüßen.

Im Reichstag wollen die Elegien an die zu früh geschlachteten Schweine noch nicht verstummen. Jeder tut so, als wenn wir ohne die Frühjahrschlachtung in Fett schwimmen könnten. Von fortschrittlicher Seite wurde demgegenüber mit Recht daran erinnert, erstens: daß alle Parteien auf Grund der statistischen Ziffern im vorigen Jahr für die Abschlachtung waren, und zweitens, daß sie ja faktisch überhaupt gar nicht den Umfang hatte, den sie jetzt in der Phantasie annimmt.

Sonnabend, 15. Januar.

Heute geht der erste Balkanzug Budapest, Rijsh, Sofia, Konstantinopel. Von jetzt ab zweimal wöchentlich hin und her.

Die 44 Resolutionen zur Ernährungsfrage, die der Haushaltsausschuß dem Plenum vorlegte, sind heute angenommen. Damit ist die Ernährungsdebatte einmal wieder beendet. Nachher wurde noch die Besoldungsordnung besprochen, und den Schluß bildeten die einmütigen Verhandlungen über die englische Note zum „Baralong“-Fall. Man kann sich in der Tat nicht vorstellen, daß diese Note in ihrem plumpen Ignismus und der dreisten Umgehung der Rechtfertigungsfrage von den guten Elementen des englischen Volkes gebilligt wird. Liebsteht ist aus der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ausgetreten. Dafür beschäftigt sich nun die Auslandspresse weidlich mit ihm. Seltsam, wie weit man es mit der nackten Disziplinlosigkeit in der Welt bringen kann.

Das „Korrespondenzblatt der Gewerkschaften“ schreibt zur Parteikrise: „Die Gewerkschaften müssen erwarten und verlangen, daß nichts unversucht bleibt, um die Zerfallsbestrebungen in der Fraktion unwirksam zu machen und deren weitere Ausbreitung zu verhindern. Sie müssen erwarten, daß die Fraktion den Kampf für die Politik des 4. August 1914 wesentlich ungeschwächt überwindet und nach wie vor als einheitliche und starke Interessenvertretung der Arbeiterklasse bestehen bleibt. Vor allem erwarten sie, daß mit den Spaltungspropagandisten kurzer Prozeß gemacht und deren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Partei unschädlich gemacht wird. Darüber möge kein Zweifel walten, daß man die gegenwärtige, durch die ungeahndeten Disziplinbrüche hervorgerufene Krise der Partei in Gewerkschaftskreisen als eine bitter-

ernste Wendung betrachtet, die die Gewerkschaften nicht unberührt lassen kann, sondern diese zwingt, rechtzeitig an den Schutz ihrer eigenen Interessen zu denken.“

Sonntag, 16. Januar.

In einer früheren Nummer der „Hilfe“ erwähnte ich die Weigerung einiger Sängers des Leipziger Gewandhauschors, jetzt den Chor der neunten Symphonie zu singen: „Freude, schöner Götterfunken“ — „Seid umschlungen, Millionen“. Mir schien, daß doch sowohl die Schillerschen Verse wie die Beethovensche Musik Ausdruck ihrer Zeit für eine Kraft inneren Sieges, den Triumph des Lebens über alle Mächte des Todes seien und deshalb doch auch einer Zeit etwas zu sagen haben, die der Freude und der Menschenverbrüderung fern ist. Dieser kleinen Betrachtung bemächtigt sich die „Friedenswarte“ und knüpft daran die Bemerkung: „Also kurz gesagt: Die neunte Symphonie bringt den Triumph der Artillerie zum Ausdruck. Vielleicht ändert man den Text: „Seid vernichtet, Millionen, diesen Schuß der ganzen Welt“.

Merkwürdige Mittel — solche geistlosen Entstellungen —, um „des Friedens zu warten“! Aber wenn dieses Beispiel nicht symptomatisch wäre für manche an diesem edlen Werk beteiligten Kreise, so würde man an ihm vorübergehen. Seltsam, daß es Menschen gibt ohne Gefühl für den Niesenkampf aller sittlichen Kräfte, den das innere Durchhalten von jedem einzelnen verlangt, die das Herz haben, hinter den so Ringenden mit dem moralischen Seifenlappen herzulaufen!

Wir lasen heute, Sonntagabend, im Freundeskreis den Bhädon. Heitere Todesbereitschaft mitten aus der warmen, vollen Blüte des Lebens heraus, ein ruhiges Fortgehen ohne Leidenschaft und Tränen — wie schön das ist.

Raumann / Wir und die anderen

In einem Neujahrsartikel habe ich gesagt: „Wir wissen, daß wir gesiegt haben, aber unsere Gegner wissen es noch nicht.“ Dieser Ausspruch, der etwas knapp und eindringlich die Lage darstellen wollte, ist Anlaß gewisser Mißverständnisse geworden, indem mir erwidert wurde: von Sieg könne man so lange nicht reden, als nicht jedermann wisse, daß es ein Sieg ist. Ein Sieg enthülle sich selber und brauche nicht erst zum Bewußtsein gebracht zu werden. Wenn also unsere Gegner bis heute nicht wissen, daß wir gesiegt haben, so werde es auch wohl noch nicht der Fall sein.

Man denke nicht, daß das ein bloßes Hin- und Herdrehen von Worten ist! Es handelt sich dabei um die innere Stellung zum bisherigen Kriegsverlauf im ganzen. Unzählige Menschen fragen sich inmitten der täglich steigenden blutigen Opfer, ob denn nun die bisherige Anstrengung und Hingabe wenigstens etwas Wirkliches genügt hat oder ob wir noch immer genau so unsicher dastehen wie am ersten Kriegstage, das heißt, ob noch alles wieder umgeworfen und in sein Gegenteil verkehrt werden könne. Natürlich wird diese letztere Möglichkeit nicht gerade öffentlich erörtert, aber es geschieht doch, daß jemand fragt: „Wissen Sie aber auch, wie die Franzosen über den Krieg denken? Sind die Franzosen dumm oder was geht in ihrem Kopfe vor?“ Die Tatsache selbst, daß über den bisherigen Kriegsverlauf in der Welt noch auf zweierlei Weise geurteilt wird, ist nicht hinwegzuleugnen. Mit ihr wollen wir uns etwas weiter beschäftigen.

Das einfachste Mittel, über die Schwierigkeit hinwegzukommen, ist es, alle Aussagen der Gegner als heuchlerisch und theatralisch hinzustellen und zu erklären: Franzosen und Engländer wissen zwar recht gut, daß sie besiegt sind,

aber sie tun so, als merkten sie es nicht. Ihr Verfahren gleicht dem Zureden am Krankenbett: Uebermorgen wirst du wieder aufstehen dürfen, und in drei Wochen gehen wir spazieren! Solches Zureden habe nur einen Beruhigungszweck und sei ohne jede sachliche Bedeutung. — Ganz so einfach aber liegt die Wirklichkeit keinesfalls, und wir täuschen uns, wenn wir eine so grobe und große Täuschung bei den Gegnern annehmen. Man kann nicht ganze Völker mit Betrug füllen, und selbst wenn es bei den Franzosen möglich wäre, ihren Geisteszustand auf Zeit in eine unnatürliche Temperatur zu versetzen, so hat auch mit wenigen Ausnahmen der Engländer dieselbe Meinung wie der Franzose, obwohl er viel weiter von Schönfärberei entfernt ist. Oft liebt er es ja geradezu, die Dinge grau in grau zu malen, und trotzdem hält er sich keineswegs für besiegt. Und übrigens, welche Kraft würde dazu gehören, zwei solchen Völkern mit Kunstmitteln etwas aufzudrängen, was ihrem eigenen Verstande widerspricht!

Es versteht sich von selbst, daß jedes Volk lieber das Angenehme hört als das Gegenteil. Das ist bei uns wie bei unseren Feinden. Es wird darum auf beiden Seiten das Erfreuliche mehr in den Vordergrund gestellt. Wir reden weniger vom Verlust der Seefahrt und vieler überseeischer Gebiete, weniger von Mesopotamien und Südafrasien als von den Siegen im Westen und Osten. Schon dadurch allein entsteht eine Verschiedenheit der Beurteilungsweise. Die Tatsachen selber sind ja mit geringen Ausnahmen genau in gleicher Weise überall bekannt, denn das, was etwa in Frankreich oder einem anderen Lande durch Pressensur künstlich zurückgehalten werden kann, ist ganz gering gegenüber der Menge des vorliegenden Stoffes. Die großen Linien der Heeresfronten werden überall in gleicher Gestalt abgedruckt. Man kann zwar einige Tage lang einen Sieg Cadornas konstruieren, aber das hält nicht. Kurz, die Menge des Stoffes ist dieselbe, aber jedes Volk läßt andere Dinge in großen Buchstaben setzen. Die Welt beurteilt also von vornherein das Schlachtgebiet mit zweierlei Beleuchtung. Ohne besondere Heuchelei ergeben sich schon daraus Unterschiede in der Bewertung der bisherigen Erfolge und Mißerfolge. Aber freilich reichen diese Beleuchtungsverschiedenheiten noch nicht, um die jetzige merkwürdige Doppelheit der Kriegsurteile hinreichend zu erklären. Ist nämlich die letzte Entscheidung offenkundig vorhanden, dann werden alle Beleuchtungsunterschiede gleichgültig.

Was bis jetzt im Krieg erlebt worden ist, war anders als der preußische Vormarsch 1866 oder der deutsche Siegeslauf 1870. Damals gab es eine einwandfreie und endgültige Entscheidung. Zwar lagen für die Wissenden und insbesondere für Bismarck auch in jenen Jahren die Dinge nicht so zweifellos, wie es nachträglich erscheinen kann, da der Sieg beständig in Gefahr war, durch Eingreifen weiterer Mächte wieder in Frage gestellt zu werden, etwa so, wie auch heute ein Eingreifen Nordamerikas die ganze Kriegsfäche verändern würde. Immerhin aber vollzog sich das preußisch-deutsche Uebergewicht mit fast mechanischer Sicherheit. Einen solchen Siegeslauf konnten wir nach Lage der Verhältnisse in diesem übermenschlichen Einkreisungskriege nicht erwarten. Wir haben Wellenbewegungen des Erfolges erlebt, und das hat die Gegner viel zuversichtlicher gemacht. Die Marne-Schlacht im September 1914 wirkt noch heute gewaltig nach, denn in ihr und durch sie erhob sich der französische Glaube an die Kraft der eigenen Nation. An sich war diese Schlacht gar nicht so übergewaltig, war mehr eine Vermeidung einer

Schlacht von unserer Seite als ein eigentlicher Kampf, aber sie war ein seelisches Ereignis ersten Grades für Frankreich. Ähnliches gilt, wenn auch nicht in so hohem Grade, von den notwendigen zeitweiligen Rückmärschen in Polen und Serbien. Der Glaube an unsere Unverwundbarkeit konnte nicht ohne Schwankungen aufrechterhalten, er mußte neu gewonnen werden und wurde neu gewonnen. Es war dies aber ein Vorgang, der uns selbst viel eher deutlich sein muß als den Gegnern, denn wir wissen viel genauer, welche zufälligen, vorübergehenden und auch persönlichen Elemente bei diesen Schwankungen mit in Frage kamen. Für uns sind es Zwischenhandlungen gewesen, was die Gegner als Anfänge zu Haupthandlungen ansahen. Sie konstruieren von da aus ihr gesamtes Kriegsbild anders. Die französisch-belgische Front, die, von Deutschland aus gesehen, ein gewaltiges Vordringen nach Frankreich hinein bedeutet, erscheint von Paris und der Marne aus als Zurückdrängung eines fast unüberwindlichen Vorstoßes, als ein Heldenerfolg, der über das Erwartete hinausging. Diese Anschauungsweise ist nach unserer Meinung zwar sachlich falsch, aber in ihrem Kern ehrlich. Falsch ist sie, weil die Franzosen sich dabei einbilden, schon in der ersten Hälfte des September das ganze fertige Deutschland vor sich gehabt und zurückgeworfen zu haben.

Und was die Engländer anlangt, so ist für sie aller festländische Boden sehr gleichgültig. Ob sie einen Schützengraben auf französischem, belgischem, türkischem oder griechischem Staatsgebiet verteidigen, macht für ihr Bewußtsein nicht so viel aus, wie der gewöhnliche Europäer es sich denkt. Sie haben ihre Insel, und solange diese nicht ernsthaft angegriffen werden kann, ist für sie noch nichts Entscheidendes geschehen. Der Krieg rückt zwar ihnen und ihren geheiligten Traditionen und Interessen unheimlich nahe, aber noch ist das Innere ihres Lebens nicht so durchschüttelt, daß sie sich umgeworfen vorkommen. Sie schauen auf die weite Meeresflut und rechnen aus, was gegenüber der Fülle ihrer Handelsflotte die deutschen Unterseeboote überhaupt machen können. Noch ist in ihrer Rechnung kein so großer Fehlbetrag, daß sie auch nur daran denken, Konkurs anzumelden.

Ist es nun dann nicht überhaupt falsch, wenn wir sagen, daß wir schon jetzt gesiegt haben?

Es würde falsch sein, wenn dieses Wort als eine hochmütige Redensart, wie Lorbeer vor dem Abzug der Feinde, gebraucht würde. So ist es von uns nie gemeint gewesen. Was wir haben sagen wollen, ist, daß nach unserer festen Ueberzeugung ein objektives und ruhiges Urteil bestätigen muß, daß die Gewinnesaussichten auf unserer Seite gewachsen sind. Es gibt zwar viele Volksgenossen, für die diese Ueberlegung ganz überflüssig ist, weil sie immer und jeden Tag der Ueberlegenheit unserer Waffen und Wirtschaft restlos sicher waren, aber wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß es auch andere gab, die im Anfang ihre Pflicht ehrlich und eifern taten, obwohl sie des Ausganges keineswegs sicher waren. Für diese ist es wichtig und sehr erleichternd, daß die Wendung des Schicksals besonders seit Mai 1915 eine solche ist, daß nach dem schon vorher beschlossenen Abfall Italiens von da an kein Hinzutritt neutraler Staaten zu den Gegnern mehr erfolgt ist, daß aber Bulgarien zu uns gekommen ist, und daß Rumänen und Griechen nicht mehr daran denken, sich für das englisch-russische System einzusetzen. Die Beurteilung der Außenwelt ist sichtbar für uns günstiger geworden, und zwar nicht aus bloßer Liebe und Bewunderung, sondern aus Abwägung der gegenwärtigen und künft-

tigen Kräfte beider Teile. Das Schwerste scheint überstanden zu sein, — wir sind durch die schlimmsten Engpässe hindurch. Das haben uns die errungen, die bisher gekämpft und gelitten haben.

Wer einen lieben Sohn verloren hat, kann ihn beweinen, aber er kann und darf nicht sagen, daß er vergeblich gestorben ist. Die Frucht der Opfer fängt an, sich zu zeigen.

Wilhelm Heile / Das Wort des Königs

Was wir vertrauensvoll erwartet haben, ist eingetreten. In der Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtags haben König und Staatsregierung in feierlichster Form das in ernster Stunde gegebene Versprechen einer Neuorientierung der inneren Politik wiederholt und bekräftigt. Der König hat sein Wort aus der Thronrede vom 20. Oktober 1908, das einzulösen ihm wegen der bekannten Widerstände nicht gelungen ist, nicht vergessen. Wer Ohren hat zu hören, und wer überhaupt hören will, der fühlt es aus jedem Satz und Wort der Thronrede vom 13. Januar heraus, daß es dem König und seinem verantwortlichen Staatsmann Ernst ist, heiliger Ernst mit dem Gedanken, daß der innere Aufbau des preußischen Staates in Einklang gebracht werden muß zu dem Geist der Vaterlandsliebe, der Opferbereitschaft und treuen Pflichterfüllung, den die Preußen so gut wie die anderen Stämme und Glieder des deutschen Volkes in dieser großen und schweren Zeit bewiesen haben. Wir, die wir das Vertrauen zu König und Kanzler gehabt haben, daß sie die Gelegenheit zu einer so eindrucksvollen Kundgebung dieser ihrer politischen Auffassungen und Absichten nicht ungenutzt vorübergehen lassen würden, wir danken ihnen für die Erneuerung und verstärkte Bestätigung des alten Versprechens und werden das Unsere dazu tun, daß man nicht abermals am Königswort dreht und deutelt, wenn hinter Krieg und Sieg die Stunde der Erfüllung gekommen ist.

Was ist es, was zu versprechen der König den Kanzler beauftragt hat? Die Worte, die doch nicht bloß für die Mitglieder der beiden Häuser des preußischen Landtags gesprochen, sondern gedacht und geformt sind, damit sie hinausdringen ins ganze Volk, in das der Heimat, wie in das Waffenvolk da draußen, sie lauten: „In dem ungeheuren Erleben dieses Krieges wird ein neues Geschlecht groß. Die ganze waffenfähige Mannschaft, geeint durch kameradschaftliche Treue bis in den Tod, schirmt Staat und Volk. Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes im Staate. Er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften. Die geschlagenen Wunden heilen und neues Leben hervormachen lassen aus den gewaltigen Taten und Opfern unseres Volkes wird unser aller größte Aufgabe sein, sobald der Frieden siegreich erritten ist.“

Dies Königswort geht weiter als das alte. Die Thronrede vom Oktober 1908 versprach nur eine Reform des preußischen Wahlrechts, die jetzige verheißt darüber hinaus, daß künftig alle öffentlichen Einrichtungen vom Geiste gegenseitigen Vertrauens durchdrungen sein sollen. Das soll

nicht bloß in der Gesetzgebung Ausdruck finden, sondern, was ja in Preußen von allergrößter Bedeutung ist, auch in der Verwaltung und — auch das darf nicht überhört werden — nicht bloß in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes im Abgeordnetenhaus, sondern in den gesetzgebenden Körperschaften, also auch im Herrenhaus, vielleicht sogar auch in den Gemeinden.

Das Wort vom Geiste gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wollen wir nicht vergessen. Es ist gesprochen unter dem Eindruck jener großen Ereignisse, Taten und Opfer, an denen das ganze Volk ohne jeden Unterschied von Rang und Stand und Besitz in gleichem Maße beteiligt ist. Es wird an Klang und Wert und bindender Kraft nicht verlieren, wenn die Ereignisse, die es veranlaßt haben, abgeschlossen sind. Denn vom gegenseitigen Vertrauen ist die Rede. Jetzt zeigt das Volk in seinen breitesten Schichten, daß es des Vertrauens der Krone und der Staatsregierung im höchsten Maße würdig ist. Wenn die Krieger wieder heimgekehrt sein werden, dann wird die Regierung das Vertrauen des Volkes rechtfertigen müssen, wenn nicht eine grenzenlose Enttäuschung und Erbitterung Platz greifen soll. Es ist zwar gewiß nicht so, daß die Masse der Kämpfer ihre Pflicht nur tut, weil als hoher Lohn unerhörte Leistungen die Aussicht auf die endliche Anerkennung der Gleichberechtigung aller auch im Aufbau des preußischen Staates winkt. Wer aber durch Jahr und Tag da draußen an der Front wirklich in engster Fühlung und Gemeinschaft mit Angehörigen aller Schichten des Volkes gelebt hat, der weiß, welch gewaltigen Eindruck das Kaiserwort „Ich kenne keine Parteien mehr“ gemacht und welche Wirkung es gehabt hat. Dieses Wort ist für die Massen der einfachere, sinnfälligere, packendere Ausdruck des Versprechens der Neuorientierung unserer inneren Politik geworden. Sie verstehen darunter nicht nur, daß fortan jede Partei als gleichberechtigt gelten soll, sondern sie legen, da sie die Partei meist als Ausdruck ihrer Berufs- und Interessengemeinschaft empfinden, das Wort so aus, wie es ohne Zweifel auch gemeint war: der Kaiser will, daß wir ein Volk von Brüdern sind, nicht bloß jetzt in Not und Gefahr, sondern auch hinterdrein, wenn die schaffende Arbeit in Staat und Wirtschaftsleben wieder begonnen hat. Sie stellen ihre Opferfreudigkeit und Pflichterfüllung nicht unter den Gesichtspunkt von Leistung und Gegenleistung; aber was sie mit Hoffnung und Glauben und Kraft erfüllt, das ist das ihrem einfachen und geradlinigen Denken entsprechende Gefühl der Gewißheit, daß Vertrauen selbstverständlich mit Vertrauen belohnt werden muß. Das aber ist es, was der König in seiner Thronrede sagt. Und so darf man denn auch überzeugt sein, daß dies Königswort das erlösende Wort ist, das zur Seele des Volkes dringt. Ein Wort, das stärkt und auffrischt und zu neuer Leistung verpflichtet, aber auch ein Wort, das nach beiden Seiten bindet.

Wir zweifeln nicht daran, daß diese Bindung dem, der das Wort gesprochen hat, keineswegs eine Last bedeutet, die er unter dem Druck äußerer Verhältnisse auf sich geladen hat, sondern eine Verpflichtung, die er von neuem übernimmt, weil die Stunde ihrer Erfüllung günstig ist. Man braucht nur jetzt, unter den so ganz anderen Verhältnissen und Stimmungen einmal wieder zu lesen, wie das Königswort von 1908 lautete, so muß diese Ueberzeugung zur Gewißheit werden. Damals hieß es: „Es ist mein Wille, daß die auf der Grundlage der Verfassung erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten“

eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses, sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls entspricht. Ich erblicke darin eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart." Keiner der Gründe, die damals den König zu dieser Willenskundgebung veranlaßt haben, hat seitdem an Durchschlagkraft verloren. Die wirtschaftliche Entwicklung sowohl, wie die Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses sind vielmehr noch weiter fortgeschritten. Und für das staatliche Verantwortlichkeitsgefühl hat inzwischen das Volk einen Beweis geliefert, dessen unbedingte Gültigkeit anzutasten niemand wagen wird. Was 1908 gegolten hat, das gilt erst recht nach der großen Bürgerprüfung, die das Preußenvolk im Kriege abgelegt hat. Um aber die großen Aufgaben lösen zu können, die uns die Vergangenheit gelassen hat und die in unerhörter Häufung die Gegenwart uns stellt, brauchen wir eine auf Gerechtigkeit gebaute Ordnung und jene auf solche Ordnung gebaute Freiheit, von der die Thronrede spricht. Und damit Preußen sich dabei, wie es an anderer Stelle in der Thronrede heißt, als starken Träger des Reichs bewähren kann, muß der auf Gerechtigkeit und Freiheit gegründete Reichsgedanke auch für Preußens staatlichen Aufbau maßgebend sein.

Der König hat gesprochen. Wir hören sein Wort und vertrauen.

Rigard Charmaß / Die österreichische Sozialdemokratie und die Zukunft Oesterreichs

Die Gegenwart gehört dem Kampf gegen die Feinde, die Zukunft wird dem Aufbau gewidmet sein müssen. In der großen Gemeinschaft der Schützengräben erfüllen die österreichischen Sozialdemokraten wie alle anderen Bürger ihre Pflicht, und viele „Genossen“ werden mit Auszeichnungen geschmückt in die Heimat zurückkehren. Viele auch schlummern bereits im Norden, Osten und Süden in der kühlen Erde. Im Hinterlande sucht die österreichische Sozialdemokratie gleichfalls mit Ernst und Verantwortungsgesühl den schwierigen Aufgaben zu genügen, die die Zeit mit sich bringt. Nicht wenige nützliche Anregungen sind ihr zu danken; sie hat ermahnt und angespornt und bei der Umgestaltung der Volkswirtschaft tüchtig mitgewirkt. Das alles ist gar nicht verwunderlich, sondern selbstverständlich. Es liegt in der geraden Linie der Entwicklung. Aber welche Haltung wird die österreichische Sozialdemokratie in der Zukunft der Friedensarbeit einnehmen? Diese Frage läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit beantworten. „Die Geschichte lehrt“ — heißt es in dem Aufrufe, den die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ am 28. Juli 1914 veröffentlicht hat — „daß kriegerischen Ereignissen immer große Veränderungen im inneren Leben der Staaten und Völker folgen.“ Diese Erkenntnis sollte nimmer aus dem Bewußtsein schwinden. Doch die Vorbereitungen für die Wiederherstellung der Ordnung beginnen schon während des Krieges, denn die Rüstung für den Frieden steht nicht erst mit dem Waffenstillstand ein. Es werden Programme entworfen, Verbindungen hergestellt, taktische Entschlüsse gefaßt, und während die Armeen noch in Bewegung sind, findet bereits eine Art innerpolitischer Mobilisierung statt. Wie verhält sich nun die österreichische Sozialdemokratie in diesem wichtigen Zeitabschnitte?

Zweifache Wahrnehmungen drängen sich in diesen Tagen auf. Es vollzieht sich in Oesterreich ein geistiger und seelischer Umwandlungsprozeß, den wir als Verösterlicherung charakterisieren möchten. Die Staatsgemeinschaft hat sich in den schicksalsschweren Monaten des Krieges als ein Faktor allererster Ordnung erwiesen; vor der Tatsache ihrer Lebendigkeit ist alle Zweifelsucht erstorben.

Oesterreich ist da; jeder fühlt sein Vorhandensein, und der Feldzugsplan kennt ebensovienig wie der Getreideverteilungsplan nationale Sonderinteressen. Die Einheit hat die Papierwelt der Besche verlassen, um in der Wirklichkeit ihren Sieg zu feiern. Das stellt ein gewaltiges Ereignis dar, das in den Seelen und Herzen nachklingen muß. Man darf deshalb die Vorhersehungen wagen, der Friede werde in Oesterreich anders gestimmte Völker vorfinden. Dies soll und kann nicht heißen, daß das nationale Leben seinen Inhalt eingebüßt hat; im Gegenteil: je wirklicher und je baseinskräftiger Oesterreich wird, desto mehr muß es den Ausgleich zwischen dem, was die Staatsgewalt braucht und was den einzelnen Völkern nützt, vollziehen. Doch der Nationalismus im Nationalitätenstaate ist etwas innerlich anderes als der im Nationalstaate. Dient er nur dem Vorteil der Sprachgemeinschaft, dann mag es sich oft ergeben, daß er den Rahmen zu verrücken oder zu sprengen sucht, den das Schicksal der Reichsbildung gespannt hat. Bemüht er sich dagegen, den Einklang zwischen dem, was man als nationalbewußter Bürger will und als staatsstreuer Mensch soll, herzustellen, dann gewinnt er die Färbung, die der nationalen Gruppe wie der übernationalen Gemeinschaft frommt. Durch die Kräftigung Oesterreichs und durch die Ausmerzungen der verhängnisvollen Einflüsse von außen ist nun die Gefahr beseitigt, daß Volk und Staat bewußt zueinander in Gegensatz treten, ja, daß auch nur einzelne Teile einer Nation einen Widerspruch fühlen.

Dies mußte vorausgeschickt werden. Denn jetzt erst wird es klar, wie wir die zweite Erscheinung, die der nationalen Sammlungspolitik, verstanden wissen möchten. Die österreichischen Polen haben zuerst das Bedürfnis empfunden, über alle parteipolitischen Sonderbestrebungen hinwegzukommen und dem ganzen Volke eine nationaleinheitliche Vertretung zu sichern. An der Schwelle des Weltkrieges entstand der oberste polnische Nationalrat. Nichts ist jedoch so schwer wie der Anfang. Es verlohnt sich zu beobachten, wie der Drang nach Vereinigung fortwirkt. Im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrates gab es wohl seit Jahrzehnten einen Polenklub, in dem sich die verschiedenen Parteien zu gemeinsamer Taktik zusammenschlossen. Aber die Sozialdemokraten haben nicht nur den Eintritt in diesen Verband unterlassen, sondern den leidenschaftlichen Kampf gegen ihn geführt. Noch klingen die donnernden Reden im Ohre nach, die einst Ignaz Daszynski gegen die nationale Vertretung des polnischen Bürgertums hielt, und die in jedem Zuhörer den Eindruck erweckten, daß es in der polnischen Nation eigentlich zwei Nationen gebe — eine bürgerliche und eine sozialdemokratische —, die sich niemals finden können. Nun sind sie jedoch auf dem besten Wege, sich zusammenzuschließen, Daszynski tritt mit seinen Parteigenossen in den Polenklub ein. So wird denn fast Unglaubliches wahr. Die neue Zeit besiegt die alten Spaltungen. Den führenden Polen Oesterreichs kann ein Lob nicht vorenthalten werden: sie sind gute Politiker mit einer feinen Witterung für das ihnen Erprißliche. Keine Zerplitterung soll ihre Macht schwächen, wenn es gilt, die politischen Grundlagen für das Friedensdasein zu schaffen.

Die Tschechen sind gleichfalls der parteipolitischen Zerrissenheit müde, ebenso wie sie die Fehler, die einzelne ihrer Führer in der Vergangenheit gemacht haben, einzusehen beginnen. Man spricht in ihrem Lager viel von der Neuorientierung der nationalen Politik und von der Notwendigkeit einheitlicher Ziele. Die Tschechen haben im Laufe der letzten Jahrzehnte unvergleichlich mehr erreicht als irgendein anderes Volk, das in einem Nationalitätenstaate als Minderheit schafft. Mit der Stärkung ihrer Eigenart, mit der wirtschaftlichen und kulturellen Kräftigung ist aber auch der Nationalismus intensiver geworden und in die breiten Kreise gedrungen. Von Prag aus wurde die internationale Vereinigung der österreichischen Sozialdemokratie gesprengt, die Auflösung der Gesamtpartei in die Wege geleitet. Die tschechischen Zentralisten sind in der Arbeitererschaft schwach vertreten, während die nationalistischen Autonomisten die überwiegende Mehrheit für sich haben. In wirtschaftlicher Hinsicht Anhänger des Klassenkampfes, näherten sie sich mehr und mehr der nationalen Einheits-

taktik. Diese Bewegung ist während des Krieges nicht zum Stillstand gekommen. Es hat vielmehr nicht an Versuchen gefehlt, die bürgerlichen und die proletarischen Interessen einer einheitlichen Leitung zu unterstellen und die gesonderten Kräfte für die nationale Politik zusammenzufassen.

Wie sieht es aber innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft aus? Die deutschbürgerlichen Parteien bemühen sich gleichfalls, dem Zeichen der Zeit Rechnung zu tragen, den parteipolitischen Auflösungsprozeß in ihren Reihen zu hemmen und eine nationale Willensgemeinschaft zu erzielen. Das Schicksal Oesterreichs ist mit dem Geschicke jedes seiner Völker verbunden. Aus dem Verstehen und dem Wohle aller ergibt sich erst das Glück der Gesamtheit. Doch die Deutschen, die den Staat gegründet und in die Höhe gebracht haben, sind mit ihm am innigsten verwachsen; ihr Los ist sein Los. Viel hängt in der Politik nicht nur von der Einschätzung, sondern auch von der Betätigung der Kräfte ab, und das deutsche Volk wird in der Zukunft die Stellung haben, die es sich sichert. Deshalb kann es nicht gleichgültig sein, ob die Sammlungsbestrebungen, die bei den anderen Nationen zutage treten, nur in den Kreisen des deutschen Bürgertums lebendig werden oder ob sie über diese hinaus die Sozialdemokratie erfassen. Bisher deutet nichts darauf hin, daß die Klassenbegrenztheit nationalpolitisch überwunden worden wäre. Es würde jedoch ein unendlicher Segen sein, wenn dem Einflusse, der in der Zukunft vom deutschen Volke ausgehen wird, die gegenseitige Befruchtung der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Politik zugute käme.

Hat die deutsche Sozialdemokratie in Oesterreich überhaupt ein nationales Gegenwartsprogramm, ist sie durch Satzungen für den Tag vorbereitet? Der erste Punkt der Brünner Beschlüsse vom Jahre 1899 besagte, daß Oesterreich in einen demokratischen Nationalitätenbundesstaat umzubilden sei. Aus dieser Grundauffassung ergaben sich dann die weiteren Folgerungen. Das war ein Wegweiser für fernere Tage, der unter Umständen freilich auch zur Richtschnur für die nächsten Maßnahmen werden kann. Was soll jedoch geschehen, wenn die tiefgreifende Umgestaltung nicht vorgenommen, wenn nicht ganz neue Gerüste gezimmert, sondern die alten Balken ausgebessert werden sollen? Heute stehen die verbündeten Armeen weit in Feindesland. Daraus können sich köhnerwiegende Konsequenzen ergeben, von denen wir aber jetzt nicht sprechen wollen. Und wie will sich die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs zu dem Problem „Mitteleuropa“ stellen? Man gewinnt den Eindruck, als würde eine Bindung des Entschlusses noch nicht erfolgt sein. Diese wichtigen nationalen und politischen Fragen erschöpft oder berücksichtigt weder das Nationalitätenprogramm der österreichischen Sozialdemokratie noch ihr allgemeines Programm, so daß für alle Bedürfnisse Vorsoorge getroffen wäre. Es ist demnach alles in der Schwebe, Neuland muß betreten werden.

Die eigenartigen Verhältnisse in Oesterreich sind daran schuld, daß hier der Kampf um Programme, um Anschauungen weniger sachlich vertieft geführt wird als in Deutschland. Das hat für die Sozialdemokratie insofern einen Vorteil, als die Scheidung der Geister sich nicht so sichtbar vollzieht wie im verbündeten Nachbarreiche. Auch kommt Viktor Adlers verführendes, stets den goldenen Mittelweg suchendes Walten sehr zustatten. Aber immerhin, es gibt in der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie zwei Gruppen; Internationalismus und Nationalismus sind die Kennworte. Man muß nur etwa die beiden Broschüren: „Prinzip oder Romantik“ und „Russischer Volksimperialismus“ einander gegenüberhalten. In der einen reitet der vielseitig gebildete, nachdenkliche, aber das Leben als Theorie auffassende Max Adler eine hitzige Attacke gegen alle, die nicht an den reinen, unverfälschten Marxismus der alleinigmachenden orthodoxen Kirche glauben. Da wird die „Brotinteressenverfechtung“ geringschätzig abgetan, weil doch das „Endziel“ voransteht, da ist von der „gewaltigen Ideologie“ der Nation die Rede. Wie ganz anders denkt und schreibt Karl Leuthner, der stillgewandte Abgeordnete und Redakteur. Ueber das „Endziel“ wird zwar in dem Büchlein „Russischer Volksimperialismus“ nichts ausgeführt; dafür aber kommt das realpolitische Erkennen und Beurteilen zu seinem Rechte. Geben sich

die deutsch-sozialdemokratischen Internationalisten in Oesterreich als die einzig beglaubigten Jünger Karl Marx', so bemühen sich die anderen, mit den Lehren des „Kapitals“ auf ihre Art fertig zu werden und hinzuzufügen, was wohl ihr Schöpfer geschrieben haben würde, wenn er selbst Zeuge des Weltbrands und der Entwicklung dieser Tage wäre. Welche der beiden Richtungen innerhalb der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie wird den Sieg davontragen oder eigentlich: welcher Anschauung wird die Straße näher liegen, auf der sich die Parteigenossen als Gesamtheit bewegen werden? Ueber Realpolitik läßt sich sein spotten, doch es können Umstände eintreten, die mit Gewalt dazu führen, reale Politik zu treiben und verblaßte Theorien zurückzustellen.

In einer großen Rede, die Viktor Adler auf dem Wiener Parteitage im Jahre 1901 hielt, legte er dar, daß das einst zart behütete und geliebte alte Hainfelder Programm zu einer Art Reliquie geworden sei. Auch die Taktik kann im Laufe der Zeit Änderungen erheischen. Das Richtige von gestern und das Annehmbare von heute vermag morgen schon falsch und schädlich zu sein. Allerdings, es wäre wenig getan, wenn die Frage, ob der nationalpolitische Einheitswille im deutschen Volke in Oesterreich durchdringen solle, nur von einer Seite aus zustimmend beantwortet würde! Die bürgerlichen Parteien haben bisher — öffentlich wenigstens — durchaus nicht den Wunsch gezeigt, sich der Sozialdemokratie zu nähern. Der Deutsche Nationalverband und die Christlichsozialen fühlen sich scheinbar unter sich am wohlsten. Höher aber als Ueberlieferungen stehen die Interessen des Volkes und des Staates, mehr als die Gepflogenheiten der Vergangenheit gelten die Erfordernisse der Zukunft. Eine Politik, die das schließlich nicht einsehen würde, wäre verfehlt und mehr als das.

Paul Helbed / Das englische Volk und der Weltkrieg

Der Kreis der Helfereunde umfaßt viele Männer und Frauen, die gleich dem Verfasser in den Jahren vor dem Krieg mit ganzem Herzen dem deutsch-englischen Verständigungsgedanken gedient haben. Wir waren der unendlichen Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten, wohlbewußt. Rückhaltlose und ehrliche Unterstützung fanden unsere Bestrebungen nur bei der deutschen Reichsregierung. Das liberale englische Ministerkabinett besaß in Grey und Churchill Männer, von denen wir wußten, daß sie Deutschland nicht weniger unfreundlich gesinnt waren als die Konservativen Lansdowne, Balfour und Bonar Law (siehe: Paul Helbed: „Wie das englische Volk sich selbst regiert“, Buchverlag der „Hilfe“, Seite 43, 44, 66, 67). Aber wir glaubten, daß die in England vorwiegend friedlich gerichtete Demokratie, deren hochragende Führer Lloyd George, Balfour, Morley und John Burns waren, und die zu immer größerem Einfluß gelangende Arbeiterpartei unter Macdonald und dem jüngst verstorbenen trefflichen Keir Hardie die Kraft besitzen würden, den englischen Jingoismus in Schach zu halten.

Unsere Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Als die große Schicksalsstunde kam, rechtfertigten nur der greise Lord Morley und der Arbeiterminister John Burns unsere Hoffnung, indem sie gemeinsam mit dem Unterrichtsminister Trevelyan ihre Ministerämter niederlegten, und Macdonald und Keir Hardie fanden entschiedene Worte gegen den Eintritt Englands in den Krieg. Fast alle anderen ließen sich von der großen Kriegswelle fortragen, sie vergaßen alles, was sie vor dem Kriege gesagt und getan hatten. Daß Lloyd George mit fliegenden Fahnen in das Kriegslager übergang, hat uns, die

wir Lloyd Georges sozialpolitische Taten mit Bewunderung verfolgten, zuerst am schwersten getroffen. Wer hätte je schärfere Worte gegen die Männer gefunden, die in England die Kriegshebe betrieben, als Lloyd George; waren es doch dieselben Leute, die ihn auch in seiner sozialen Arbeit mit den gewagtesten Mitteln lahmzulegen suchten: Lord Northcliffe mit dem ganzen Heer seiner Trabanten. Fast schien es, als ob Lloyd Georges Gegner recht hätten, die nicht müde wurden, ihn als einen skrupellosen Demagogen zu verdächtigen, dem jedes Mittel recht wäre, wenn es ihn nur zu Macht und Einfluß bringe. Aber inzwischen wissen wir, daß Lloyd George in den Tagen vor dem Kriege mit allem Ernst für den Frieden gearbeitet hat. Erst der deutsche Einmarsch in Belgien hat ihn auf die Seite der Kriegspartei geführt. Wie weit Lloyd George an den von den Kriegspolitikern ebenso geschickt wie unehrlich ausgewählten Kriegsvorwand als tatsächlichen Kriegsgrund wirklich glaubte, können wir natürlich nicht wissen. Wer vermöchte das Herz eines Menschen zu ergründen! Möglich, ja wir dürfen wohl sagen wahrscheinlich ist es, daß die Verletzung Lloyd Georges, die deutsche Verletzung der Neutralität Belgiens habe ihn erst zum Anhänger des Krieges gemacht, der Wahrheit entspricht. Lloyd George hat sich so ausschließlich seiner so fruchtbaren sozialpolitischen Arbeit gewidmet, er war so erfüllt von seinen unumwälzbaren Bodenreformplänen, daß er den Fragen der auswärtigen Politik überhaupt keine Aufmerksamkeit schenkte und das alles leider ganz seinen Ministerkollegen überließ. Es ist eine grausame Tragik, daß nun gerade er das Hauptwerkzeug der englischen Kriegspartei ist, die, seine glänzenden organisatorischen Fähigkeiten wohl kennend, ihn vor der Welt zu einem der Hauptverantwortlichen des Weltkrieges stempelt.

Rätselhafter ist das Verhalten Baldanes. Er kannte Deutschland, er besaß einen Ueberblick über die gesamte Lage der äußeren Politik, und er kannte den unbedingten Friedenswillen des deutschen Kaisers. Auch von Baldane wird zuverlässig berichtet, daß er bis zum letzten Augenblick für den Frieden gearbeitet hat. Von ihm in erster Linie hätten wir erwartet, daß er mit Morley, Burns und Trevelyan die Verantwortung für den Krieg ablehnen würde. Doch der Krieg gibt uns so viele ernste Probleme zu lösen, daß daneben diese persönlichen Fragen, so sehr sie uns auch berühren, in den Hintergrund treten.

Wir, oder doch wenigstens viele von uns, waren geneigt zu glauben, daß mit fortschreitender Demokratie auch der Gedanke der Völkerverständigung immer fester Wurzel fassen würde. Jetzt sehen wir aber, daß der Krieg selbst im Mutterlande der Demokratie keinen wirksamen Widerstand fand. Da liegt es nahe, daß uns zunächst die eine Frage beschäftigt: hat nicht der englische Staat den oligarchischen Charakter, der noch bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein in ihm vorherrschend war, in viel höherem Maße bewahrt, als wir bisher annahmen?

Vor allem ist da eine Tatsache, die mit dem demokratischen Charakter des englischen Staates in scheinbar schärfstem Widerspruch steht: das englische Parlament und erst recht das englische Volk wußten nicht, daß zwischen England und Frankreich eine Militär- und Marinekonvention bestand, die die englisch-französische Entente in ein englisch-französisches Bündnis umgewandelt hatte, und daß eine ergänzende Militärkonvention mit Belgien abgeschlossen worden war. (Ob England auch schon seine Bereitschaft erklärt hatte, der russischen Anregung folgend, zwecks Abschlusses einer englisch-russischen Marinekonvention mit Rußland in Verhandlungen ein-

zutreten, steht noch nicht zweifelsfrei fest.) Auf alle Anfragen, durch die englische Abgeordnete über diese Dinge Klarheit zu erhalten wünschten (besonders war es der Abgeordnete King, der immer wieder in ernster Sorge um den Weltfrieden diese Fragen stellte), antwortete Grey stets mit Ausflüchten, zu denen er formell berechtigt war, da Form und Wortlaut der Konventionen bekanntlich überaus geschickt gewählt waren.

Man sollte meinen, daß in einem wahrhaft demokratischen Staate Volk und Parlament bei der Beratung derartiger Fragen, die im letzten Ende über Sein und Nichtsein des Staates entscheiden, nicht ausgeschaltet werden dürften. Dieser Auffassung waren auch die Männer, die sich in England gleich nach dem Ausbruch des Krieges zur Union of Democratic Control zusammengeschlossen haben. Diese Union, deren Führer u. a. Macdonald, Trevelyan, Morrel und Bonsonby sind, erhebt als eine ihrer ersten Forderungen die Abschaffung der Geheimdiplomatie und die Einführung der weitesten demokratischen Kontrolle über alle Verträge, die zwischen den Staaten geschlossen werden. Die pazifistische Union of Democratic Control hofft mit diesen Forderungen dem Gedanken internationaler Verständigung die Wege zu ebnen, und da erhebt sich, besonders nach den Erfahrungen dieses Krieges, die andere Frage: Werden die Interessengegensätze der Völker geringer werden, wenn sie in all ihren Einzelheiten von den leitenden Staatsmännern öffentlich erörtert werden müssen, und ist es nicht ein Irrtum zu glauben, daß durch die demokratische Kontrolle der auswärtigen Politik die Friedenstendenzen unbedingt gestärkt werden?

Wenn man in Deutschland pazifistische Ideen nur oder fast nur im demokratischen Lager findet, so hat das seinen Grund in erster Linie wohl nur darin, daß die innerpolitische Entwicklung Preußens und Deutschlands die Demokratie durch Jahrzehnte hindurch in einen Gegensatz zu den Staatskräften brachte, die die Staatsmacht nach außen repräsentieren. Und wenn man auch in England Demokratie und Pazifismus vielfach als Geschwister ansah, so ist das im wesentlichen eine Nachwirkung der pazifistisch gerichteten Gladstoneschen Ära. Daß aber Demokratie an sich ebensowohl vereinbar ist mit nationaler Machtpolitik als auch mit pazifistischer Friedenspolitik, das hat dieser Krieg deutlich genug erwiesen. Konnten wir doch erleben, daß in mehreren Staaten gerade die demokratischen Richtungen die Hauptträger der Kriegspolitik waren. In Italien hat die Demokratie den frivolsten Krieg der Weltgeschichte geschürt, in Griechenland ist es der Krone nur durch zähesten Widerstand gelungen, die zum Kriege treibende Demokratie in Schach zu halten, und selbst in der russischen Duma sitzen die lautesten Verkünder des unersättlichsten Panславismus gerade auf der Linken.

Es ist daher auch verfehlt, in England im Siege der Kriegspartei ohne weiteres einen Erfolg der Oligarchie über die Demokratie zu erblicken. Es muß zum mindesten zunächst untersucht werden, ob das englische Volk in seiner Mehrheit einen Krieg mit Deutschland im Herzen billigte und ob die leitenden Staatsmänner in England nicht Grund hatten sich berechtigt zu fühlen, die geheimen Militärkonventionen abzuschließen, da sie überzeugt waren, damit im Sinne der Mehrheit ihres Volkes zu handeln.

Nun kann leider kaum ein ernsthafter Zweifel darüber bestehen, daß die englisch-französische Entente und ihre militärischen Ergänzungen der Willensrichtung der Mehrheit des englischen Volkes entsprachen. Das englische Volk war in seiner Mehrheit antideutsch gestimmt. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würden sich in diesem unmilitarischen Lande nicht

Millionen von Freiwilligen zum Kriegsdienst gemeldet haben, und noch viel weniger würde das möglich sein, was wir in diesen Tagen erleben: die ersten Schritte zur Einführung der dem Charakter des englischen Volkes so ganz widersprechenden allgemeinen Dienstpflicht in England.

Die tiefere Ursache der deutschfeindlichen Stimmung Englands ist nun nicht in der Separatpolitik und „Verschwörerpolitik“ einzelner, auch nicht in besonders hassenswerten Charaktereigenschaften des englischen Volkes zu suchen, die tiefere Ursache dieses tragischen Gegensatzes liegt in großen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Entwicklungen, die stärker sind als Menschen und Völker.

Seit der Niederringung des Napoleonischen Weltreichs hatte sich England zu einem Imperium entwickelt, wie es die Weltgeschichte noch nicht sah. Um die Jahrhundertwende beherrschte England ein Fünftel der Erdoberfläche. Die englische Industrie und der englische Handel ließen Industrie und Handel aller anderen Völker weit hinter sich, England war durch seine überragende Seemacht die unbestrittene Herrin der Meere. Da setzte, ungefähr mit dem Regierungsantritt Wilhelms II. zusammenfallend, eine Entwicklung der Wirtschaftskräfte des deutschen Volkes ein, die gleichfalls in der Geschichte ohne Vorgang war. Noch 1890 überließ uns England nichtsahnend das mächtige Bollwerk der Nordsee Helgoland. Was konnte es auch von Deutschland fürchten? War Deutschland doch noch nicht einmal in der Lage, seine Kriegsschiffe selbst zu bauen; die wenigen kleinen Schiffe, die seine Kriegsflotte besaß, hatte es in England bestellt. Da wuchsen die deutsche Industrie und der deutsche Außenhandel mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe. In wichtigen Industriezweigen haben wir England in seinen Produktionsziffern in kurzer Zeit eingeholt, in einigen überflügelt. Die Leistungen des deutschen Schiffbaues sind heute denen des englischen ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen. Unsere Handelsflotte ist nach der englischen die größte der Welt, und die beiden größten und bestorganisierten Schiffsahrtsgesellschaften der Welt haben ihren Sitz in Deutschland. Mit dem Wachstum der deutschen Ueberseeinteressen war das Wachstum der deutschen Seemacht unzertrennlich verbunden. England hatte sich aber so an den Gedanken der unantastbaren englischen Seeherrschaft gewöhnt, daß ihm der Gedanke, die Seeherrschaft mit anderen teilen zu sollen, unerträglich war. *The world is rapidly becoming english!* (Die Welt wird reizend schnell englisch!) Dieser Glaube erfüllte und begeisterte das englische Volk.

Diesem ins Gigantische wachsenden englischen Ausdehnungsdrang stand Deutschland im Wege, das auch seinen Platz an der Sonne begehrte. Zum ersten ernststen Konflikt kam es anläßlich des Jamesonschen Einfalls in Transvaal; und als bald darauf der Burenkrieg ausbrach, trat der deutsch-englische Gegensatz in seiner ganzen Schärfe in die Erscheinung. Zwar wurde der Burenkrieg damals in allen Ländern, vor allem auch in Frankreich und Holland, ebenso scharf verurteilt wie in Deutschland, zwar fand der Burenkrieg auch in England selbst die denkbar schärfste Kritik u. a. durch Lloyd George, der damals nur mit knapper Not der Gefahr entging, vom nationalistischen Mob gehängt zu werden. Die antideutsche Stimmung hatte jedoch in England schon so tief Wurzel geschlagen, daß man die scharfen Anklagen der anderen überhörte und schnell vergaß, aber alles was deutsche Zeitungen und Witzblätter damals an maßvollen und maßlosen Angriffen brachten, mit Eifer und Jugrinn reproduzierte. In weiteren ernststen Reibungsflächen zwischen England und Deutschland fehlte es nicht. Das große Bahnprojekt Kap—Nairo konnte als eine

nur den englischen Interessen dienende Bahn nicht vollendet werden, ohne Deutsch-Ostafrika aus dem Wege zu räumen, und das Hauptziel der englischen Ausdehnung, die Ueberlandverbindung Ägypten—Indien war nicht erreichbar, solange Deutschland die Unverletzlichkeit der Türkei schützte.

Zwar fehlte es in beiden Ländern nicht an Männern, die ernstlich bestrebt waren, die Interessengegensätze zwischen den beiden großen germanischen Völkern, die beide so Großes für die menschliche Kultur geleistet haben, auszugleichen. In England wurden diese Bestrebungen systematisch hintertrieben und durchquert durch die Organe der Northcliffe-Presse und ihres Anhangs, aber auch in Deutschland waren manche Worte unverantwortlicher Politiker nicht geeignet, das Verständigungswerk zu fördern. Durch die Veröffentlichungen des deutschen und des englischen auswärtigen Amtes ist inzwischen bekannt geworden, daß England nicht bereit war, die Verständigungsbrücke so weit zu betreten, daß es damit Gefahr lief, die Entente cordiale um einige Grade abzukühlen, die Entente, die England eingegangen war, da es sich angesichts der Machtentwicklung Deutschlands in seiner splendid isolation, auf die es vordem so stolz war, nicht mehr sicher fühlte. Die deutsch-englischen Verhandlungen, die zu gegenseitiger Garantierung unbedingter Neutralität führen sollten für den Fall, daß eines der beiden Länder in einen Krieg verwickelt werden würde, scheiterten im Jahre 1912. Die Verhandlungen über einen weltwirtschaftlichen Interessenausgleich wurden aber gleichwohl fortgesetzt, und sie standen vor ihrem unmittelbaren Abschluß, als die Kriegsturme im Balkan und im Osten ihr Haupt erhob. Zwischen der kriegsentschlossenen und der auf den Frieden hinwirkenden Richtung schwanfend, fand Grey nicht den Entschluß, in Rußland ernstlich zu verstehen zu geben, daß England sich nicht in den von Rußland gewollten Krieg hineinziehen lasse. Damit ist der vom Osten ausgehende Krieg zu einem gigantischen Ringen zwischen England und Deutschland ausgewachsen. England hat der möglichen friedlichen Verständigung mit Deutschland den Krieg vorgezogen, als ihm seine Gewinnaussichten günstig erschienen. Daß es damit einen der schwersten Fehler seiner Geschichte gemacht hat, dürfte seinen Staatsmännern inzwischen Marge worden sein. England wird durch den Krieg nichts gewinnen und viel, unendlich viel verlieren, selbst wenn es in seinem äußeren Besitz unverfehrt aus dem Kriege hervorgehen sollte.

Mag Hildebert Boehm / Die baltischen Provinzen

Als um das Jahr 1200 das baltische Land der deutschen Kultur erschlossen wurde, vollzog sich die Eroberung gewissermaßen strahlenförmig von Riga aus, das am Landungsort der bremischen Kreuzfahrer sogleich als fester Stützpunkt gegründet wurde. So war es der natürliche Erfolg, daß Livland nicht nur ursprünglich der ganzen Siedlung den Namen gab, sondern auch den Vorrang insofern behauptete, als seine Hauptstadt Riga als weitaus größte und mächtigste Stadt, als Hauptstadt des ganzen Baltikums, betrachtet werden darf. Zur bedeutendsten Handelsstadt war es von vornherein prädestiniert, indem es nahe der Mündung der Dina gelegen, den Meeresschiffen zugänglich war und zugleich ein reiches Hinterland dem Welthandel erschloß. Schon 1282 trat es der nachmaligen deutschen Hanse bei. Heute ist Riga mit seinen 282 000 Einwohnern eine der ansehnlichsten Handels- und vor allem auch Industriestädte des ganzen russischen Reiches.

Die Stadt, die nach ihrer Bedeutung für die alte deutsche Geschichte an zweiter Stelle steht, ist Reval, die jetzige Hauptstadt

der nördlichen Provinz Estland. Reval folgte zusammen mit Dorpat dem Beitritt Rigas zur Deutschen Hanse. Mit ihren Türmen und ihren drei bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Kirchen hat sich diese am finnischen Merbusen gelegene Hafenstadt in besonderem Maße ihre deutsche Physiognomie bewahrt. Als dritte unter den alten baltischen Städten ist dann Dorpat, das die russische Bürokratie in Jurjew umgetauft hat, zu nennen. Es liegt im nordöstlichen Teile Livlands. Ursprünglich ebenfalls als Handelsstadt von Belang, hat es sich als Sitz der erstmals von Gustav Adolf gegründeten, später durch Alexander I. 1802 wiedereröffneten Universität eine neue überragende Bedeutung für das gesamte Baltikum und seine kulturelle Einheitlichkeit erworben. Denn in weit höherem Maße als das gesellschaftlich sehr exklusive Riga gewann es dadurch die Rolle eines geistigen Mittelpunktes aller drei Provinzen, der fast die gesamte Jugend der deutschen Oberschicht für einige Jahre in enggeschlossenem Studentenleben von durchaus deutschen Formen vereinigte. Zudem war gerade Dorpat die Aufgabe zugewiesen, den geistigen Anschluß an das alte deutsche Mutterland aufrechtzuerhalten, nachdem der politische längst verlorengegangen war. Namhafte reichsdeutsche Gelehrte, wie Adolf Wagner oder der jüngst verstorbene Georg Loesche haben immer mit besonderer Wärme an die Jahre zurückgedacht, wo sie in Dorpat der baltischen Jugend deutsche Wissenschaft bringen durften. So ist es auch gekommen, daß gerade die akademischen Kreise in Deutschland bis an die Schwelle dieses Krieges die einzige Schicht waren, die von der kulturellen Lage des baltischen Deutschland überhaupt einen Begriff hatten. Und daß die russische Regierung, wie zum Hohn, auf die ehrwürdigen Gebäude der alten Alma mater Dorpatensis einen bunten, zwiebelartigen, griechisch-katholischen Glockenturm setzen durfte, erschien ihnen recht eigentlich als ein Symbol für den vom Schicksal beschlossenen Untergang des gesamten baltischen Deutschland, für die Zurückdrängung des Protestantismus durch den ungebärdig nach Europa hereinflutenden slavischen Orient.

Biel geringere Wichtigkeit für das gesamtbaltsche Leben als Dorpat und Riga hat schließlich die Hauptstadt Kurlands, das gegenwärtig bereits von deutschen Truppen besetzte Mitau. Was es ist, wurde es durch den Hof der Herzöge, die Kurland von Polen zu Lehen trugen. So weist es noch heute das Gepräge einer kleinen Residenzstadt auf, obgleich sein Glanz natürlich mit der Einverleibung Kurlands in das russische Reich (1785) verbleichen mußte. Erst in jüngster Zeit ist Libau zu einer ansehnlichen Handels- und Industriefabrik geworden. Mehr vielleicht als Mitau konnten auch unter russischer Herrschaft die erstgenannten drei Städte ihre kommunale Bedeutung wahren, bis dann die Russifizierung der Städteordnung (1877, 1892) mit der kommunalen Selbstverwaltung in althanseatischen Formen den Händen der deutschen Oberschicht das Ruder entriß. Immerhin hat sich Riga dank der eingefessenen stolzen Kaufmannsaristokratie noch ein einigermaßen deutsches Gepräge erhalten können, Reval verbannt der neuen Wahlreform eine estnische Stadtverordnetenversammlung, die natürlich eine völlig unangemessene Vertretung darstellt, Dorpat, dessen Universität russifiziert wurde, ist damit zum Rang einer russischen Provinzialhochschule herabgedrückt worden, nur die Anhänglichkeit und nationale Zähigkeit der deutsch-baltischen Studentenschaft erhält die überkommenen deutschen Formen des inoffiziellen Studentenlebens aufrecht.

Überall sind diese deutschen Traditionen erst so kurze Zeit durch brutale Gewalttätigkeit abgebrochen worden, daß allerorts noch die Möglichkeit zum Anknüpfen an das Alte besteht. Neben dem offensichtlichen Schaden in kultureller Hinsicht hat aber die Russifizierungspolitik der Regierung doch auch einen großen Segen gezeitigt. Sie hat gegenüber dem provinziellen Partikularismus das deutsch-baltische Gemeingefühl außerordentlich gestärkt. Wenn auch der Ursprung der baltischen Geschichte, das Anwachsen der altlivländischen Kolonie vom Mittelpunkt Riga, eine kulturelle Einheitlichkeit gewährleistete, so führten doch die wechselvollen historischen Schicksale des Landes allmählich zu jener Trennung in die drei Territorien, wie sie auch in der Selbstverwaltung durch die drei gesonderten Ritterschaften Livlands, Estlands und Kur-

lands sich politisch ausgestaltete. Erst diese politischen Verhältnisse erzeugten dann mit der Zeit ein ausgeprägtes Sonderbewußtsein, wie es ja überall der deutschen Anlage zum Individualismus entsprungen ist. So gut sich von außen her dieser Partikularismus der baltischen Teilgebiete erklären läßt: seine innere Notwendigkeit war gering. So mußte auch, als die drei Provinzen endlich in russischer Hand vereinigt und in administrativer Hinsicht einander gleichgestellt waren (ursprünglich unter einem Generalgouverneur in Riga, später als drei getrennte Gouvernements), die gemeinsame Frontstellung gegen die „tatarische Invasion“ aus dem Osten, gegen den Tschinownik und den Popen als „Kulturträger“, das Solidaritätsbewußtsein immer mehr stärken. So kam auch allmählich um dieselbe Zeit, wo in Deutschland die alte liebe Vaterländerei dem geschlossenen Nationalwillen Platz machte, der zusammenfassende Name „Balten“ auf. Vollends durch die gemeinsame Not der Revolution von 1905/06 hat er sich fest eingebürgert. Es stellt sich also heute die Lage derart dar, daß zwar der Livländer, Estländer und Kurländer sich durch Eigentümlichkeiten der Sprache wie des Charakters in einer dem Einheimischen merkbaren Weise unterscheiden, daß sie aber in ihrer kulturellen und sozialen Haltung als ein gleichgearteter Menschenstamm anzusehen sind. Erst recht aber bedeutet das baltische Land, dessen natürlicher administrativer Mittelpunkt Riga, dessen geistiges Zentrum das ebenfalls livländische Dorpat ist, als historisch-politisches Gebilde eine Einheit, die vor allem im geschlossenen Protestantismus des Landes von der russischen Regierung aufs deutlichste empfunden wird. Aber auch geographisch ist es als ein Ganzes aufzufassen. Die natürliche Grenze, an der auch das alte Deutsche Reich haltmachte, ist der Narowasfluß, der große Peipussee und die im Süden anschließenden Sümpfe. Zugleich ist dies die Grenze, an der erst religiös die griechische Orthodogie, ethnographisch das Slawentum beginnt. Denn das ganze Baltikum ist — heute noch! — ein Land, in dem es weder ein eingeborenes, noch ein kulturell eingewurzelter Slawentum gibt. Die ethnographische Grenze aber zwischen den estnischen und lettischen Ureinwohnern des Baltikums läuft mitten durch Livland hindurch, würde also auch nicht eine Dreiteilung, sondern eine Zweiteilung des Gesamtterritoriums begründen.

Die Laune der Geschichte hat es gewollt, daß diesmal die Wiederoberung des alten Reichsgebiets durch die Heere des neuen Deutschland nicht über See, sondern Schritt für Schritt von Preußen her erfolgte. Wäre schon damals der Landweg gewählt worden, so hätte vielleicht heute auch Kurland jene zentrale Bedeutung für das baltische Land, wie sie im wirklichen geschichtlichen Verlauf Livland zugefallen ist. Heute aber ist nun Kurland gerade an erster Stelle in unseren Gesichtskreis getreten. Auf Livland sind bereits die Blicke unserer Truppen gerichtet, die an der Düna stehen, nur Estland liegt noch ganz abgelegen da, höchstens den Fernrohren unserer Marine sichtbar. Nur dem Unkundigen aber kann es scheinen, als wäre in völkischer Hinsicht das Geschick der drei Provinzen voneinander zu trennen, als stünde etwa das geographisch uns zunächst gelegene Kurland uns auch sonst irgend näher als die Schwesterprovinzen. Dieser irrtümlich hier und da aufkommenden Meinung gegenüber gilt es auf das nachdrücklichste den Blick auf die innere Geschlossenheit des gesamten baltischen Landes zu lenken. Wie der Friedensschluß, dem Sein oder Nichtsein des baltischen Deutschlands anheimsteht, die baltischen Schicksale entscheiden wird, ist heute noch nicht vorauszu sehen und auch nicht zu erörtern. Die kulturelle Lage des Landes aber muß schon jetzt von uns studiert werden. Und auch unsere nationale Anteilnahme gilt in ganz bevorzugtem Maße dem Teil des Landes, der noch nicht durch deutsche Heere befreit, sondern noch immer den unerhörten Bedrückungen einer barbarischen Willkürherrschaft preisgegeben ist. In jeder Hinsicht aber ist die Tatsache aufs energischste zu unterstreichen, daß die Grenze zwischen Westeuropa und dem in Asien sich fortsetzenden europäischen Osten nicht die Station Eyskufahnen berührt, auch nicht durch die Düna bestimmt ist, sondern daß sie durch die alte Reichsgrenze, die Narowa und den Peipussee, unzweideutig festgelegt ist.

D. David Koch / Kriegerwitwen

Der größte soziale Fürsorgefaktor ist schon vor elliſchen tauſend Jahren ausſprochen im jüdiſchen Kodex des Alten Teſtaments (5. Buch Moſes 24, 14, 15): „Du ſollſt dem Dürftigen und Armen ſeinen Lohn nicht vorbehalten, ſondern ſollſt ihm ſeinen Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe; denn er iſt dürftig und erhält ſeine Seele damit; auf daß er nicht wider dich den Herrn anruſe, und es dir Sünde ſei.“

In der großen Kriegsſürſorge, die über uns gekommen iſt wie eine Wolke aus der Sonne des Siegens, werden uns in dieſem uralten Fürſorge-Kodex Grundſätze gegeben, die heute noch gelten, wenn wir von der Theorie des Tropfens auf den heißen Stein uns erheben wollen zu dem ehernen moraliſchen Lohngeſetz, daß der Dürftige mit ſeiner Arbeit Lohn ſeine Seele erhalten muß und will: alſo nicht nur ſeinen Magen, ſondern auch ſeine Seele, d. h. die Höhenlage deſſenigen Lebens, daß er als Menſch, als Inhaber einer mit Lebenswillen und Lebenszielen erfüllten Seele, zu leben, von der Geſamtheit ſeines Volkes zu beanſpruchen hat, auch wenn er in die Stufe des „Dürftigen und Armen“ zu kommen die Bitterkeit hatte.

Wie feinfühlig dabei das moſaiſche Geſetz gedacht hat, ſehen wir aus der Verpflichtung, daß die Lohnzahlung ſtattzuſinden habe jeden Tag vor Sonnenuntergang. Damit iſt ihm die Sorge für das Morgen abgenommen und ihm ein gewiſſes Gleichgewicht ſeiner Seele zugeſichert. Neben dieſen ſittlichen Grundſatz tritt der wiſſenſchaftliche Gedanke, daß der Dürftige in ein Gleichmaß des Lebens, des Ausgebens und Einnehmens kommt, das ſpricht vor zu raſchem Aufbrauch.

Wenden wir einmal dieſes uralte Fürſorgegeſetz nach dreitauſend Jahren auf die Verſorgung unſerer Kriegswitwen und Waiſen an. Daß die damalige Geſetzesbeſtimmung auch auf die Witwen zugeſchnitten war, beweist der nachfolgende Satz (B. 17): „Du ſollſt das Recht der Waiſen nicht beugen und ſollſt der Witwe nicht das Kleid zum Pfande nehmen.“ Aus dieſen Grundſätzen ergibt ſich für Kriegerwitwen- und Waiſenfürſorge der allgemeine Grundſatz: „Du ſollſt für ſie ſo ſorgen, daß ihre Seele leben kann, d. h. daß ſie nicht notleidet unter den veränderten Lebensbedingungen.“

Zimmer wieder, wenn ich als Pfarrer dieſen Grundſatz geltend gemacht habe in der Zwieſprache mit Männern, denen von Amtes wegen Fürſorgepolitik ausgegeben iſt, hat man mir geſagt: „Du biſt ein Idealist — wo ſoll man jezt im Kriege das Geld hernehmen?“ Oder etwas härter: „Die Leute hätten eben ſparen ſollen.“ Oder: „Die Leute haben ja noch einen Sparhaſen. In den müſſen ſie nun eben hineingreifen“, und was dergleichen iſt.

Nun rücken wir einmal dem Leben zu Leibe. Was geſchieht, wenn vom Kompagnieführer oder von Kriegskameraden der Brief kommt: „Er iſt gefallen auf dem Felde der Ehre“? Daß uns Pfarrern der Gang in dieſe Häuſer der ſchwerſte Gang iſt, iſt beſſer. Auch im Hauſe des Reichen, der einen Beruf hatte, reiẗ der Tod eine ſoziale Lücke. Unternehmungen werden ſtillgelegt. Eingeleitete Aktionen großen Stils werden geſtört oder zerſtört. Eine geniale Anlage für Induſtrie, Handel, Technik, Wiſſenſchaft, Kunſt zugrunde gerichtet vom Mörder Krieg. Es iſt zunächſt ungerecht von der Witwe des einfacheren Mannes, wenn ſie ſagt: „Die reiche Witwe kann ſich leicht tröſten.“ Schmerz iſt nicht etwas Quantitatives, ſondern etwas Qualitatives und tut arm und reich gleich weh. Aber bei dem qualitativ gleichen Schmerz hängt ſich an die Seele des „Dürftigen“ noch ein zentnerſchweres Gewicht: „Was wird nun werden?“

Ich habe das Leben vieler Kriegswitwen ſeit dem Krieg verfolgt. Es waren meiẗ Frauen aus dem Volk. Für ſie und ihre Kinder hat der Tod des Mannes neben dem Seelenſchmerz auch den Schmerz eines erneut ſchweren Kampfes ums Daſein gebracht. Nur aus dem Erleben des Lebens können wir eine gerechte Beſetzung nach dem Kriege fortſetzen. In dieſem Sinne ſei einiges aus der ſtillen Tragik dieſes Krieges angedeutet, das typiſche Geſtaltung hat. Denn ſo wie der Tod allen gleich iſt, ſo iſt auch die Folge des Todes

allen ſozial Gleichgeſtellten jeder Volkſchicht und Familienſchicht gleich geſtellt.

Mein ſchwerſter Fall war die Kriegswitwe eines von Fliegern Getöteten. Ich ſage Kriegswitwe, obwohl der Getötete nicht Soldat war, ſondern Hilfsbrieſträger. Es iſt mir der Beſcheid vom Kriegsminiſter geworden, daß eine Entſchädigung oder eine dauernde Verſorgung der Witwe aus Militärſonds nicht in Frage kommt. Ob überhaupt aus Mitteln des Reichs ſpäter Entſchädigung für derartige Kriegſchäden bezahlt werden könne, hängt zunächſt von dem Zuſtandekommen eines Reichsgeſetzes ab, das nach § 35 des Kriegsleiſtungsgeſetzes vom 23. Juni 1873 — Reichsgeſetzblatt Seite 129 — nach Beendigung des Krieges in Ausſicht zu nehmen iſt. — Wie müſſen wir unſeren tapferen Soldaten doppelt dankbar ſein, daß ſie mit ihren Siegen nicht nur die Schuldenlaſt der Milliarden in Helfferichs Geiẗ auf die ſchuldigen Kriegsbrandpfeiler überwälzen, ſondern auch uns einen hoffenden Ausblick eröffnen, daß das neue Kriegsleiſtungsgeſetz nach ſiegreichem Feldzug mit einer ſtattlichen Morgengabe ausgeſtattet werden kann. Mögen dabei die obengenannten uralten Fürſorgegeſetze der Menſchheit im groẗpoſitiſchem Geiẗ ihr Werk tun an Herz und Gewiſſen des beſchlutzfaſſenden Reichstags!

Manchem wird es vielleicht wertvoll ſein zu wiſſen, daß bei allen dieſen „Kriegsunfällen“, wo der Tote oder Beſchädigte kein Soldat war, der Grundſatz gilt, daß bis dahin im Bedarfsfall Gemeinde oder Bundesſtaat helfend eintreten müſſe. Für derartige Fälle ſind aber nicht die Militärbehörden, ſondern die dem Miniſterium des Innern unterſtehenden Zivilbehörden zuſtändig. In dem mir vorliegenden Fall iſt die Poſtbehörde mit der geſetzlichen Penſion ſofort eingetreten, ebenſo freiwillige amtliche und private Fürſorge.

Von einer gewiſſen ſozialen Lebensſtellung an bedeutet nun aber der Kriegstod des Mannes für die Witwe neben den ſeeliſchen Leiden eine geſteigerte Sorge für den Kampf ums Daſein. In einem Teil der mir bekannten Fälle ſind die Witwen wieder aufs Land heimgekehrt zu ihren Eltern und Geſchwiftern. Manche wadere Witwe aber, die ihren Kindern nach dem Willen und Geiẗ ihres Mannes die erhöhte Schulbildung beſaßen wollte, iſt in der Großſtadt geblieben und auf die Suche nach eigener Arbeit gegangen. Daß manche Witwe in der Stadt bleibt, um beſſere Unterſtützungs- oder Wiederverheiratemöglichkeit zu haben — viele Kinder brauchen wieder einen Vater — iſt menſchlich. Daß eine Kriegswitwe — ſagen wir mit drei Kindern —, die vorher nicht ſelbſt zu arbeiten genötigt war, jezt ſelbſt arbeiten muß, iſt wiſſenſchaftlich notwendig. 400 M. und 3 mal 168 M. reichen in einer Stadt nicht zu für 4 Perſonen. Miete koſtet 400 M. Mit 504 M. können 4 Perſonen in der Stadt nicht leben, wenn ſie nicht Schaden nehmen ſollen an Leib und Seele. Auch wenn die private Wohltätigkeit, die für eine Kriegswitwe einen beſonderen bitteren Geſchmack hat, auch wenn ſie in edler Form gereicht wird, eingreift — bleibt jeder Tag ein Tag der Sorge, und wenn „die Sonne untergeht“, iſt der Frau und Mutter das Herz ſchwer, wenn ſie über die Häupter ihrer Lieben hinſieht.

Schluß folgt

Albrecht Schaeffer / Deſterreichiſche Patrouille

Feuer im Walde, wie düſter
Iſt dein umnachteter Schein! —
Geſtalten lauern drum, graue,
Wohner der Wachgaue . .
Traurigen Koſſetopfs Rüſter
hängt blutigrot wie ein edler Stein
Aus der ſaltigen Nacht herein;
Sein Haupt iſt braun, ſein Leib verſchmummt
Mit Nachtschabracken. — Draus die Orgel ſummt,
Die ruhige, der unſichtbaren Föhren.

Ueber dem Feuer schwebt
Eine rötliche Hand,
Spreizt die Finger, senkt sich und hebt,
Bogelähnlich, gespannt,
Runzelig, faltig, voll Schatten.
Aber drunten die nimmersatten
Poren saugen mit Macht
Wärme, Wärme in des Blutes Röhren. —
Dem diese Finger gehören,

Der steht im Mantel zerknittert,
Mantel und Antlitz verwittert,
Raucht seine Pfeife, bläht Rauch;
Dunkle Trauermantelaugen auch
Trinken Feuer und Schläfrigkeit:
Vielleicht, daß unterm grauen Kleid
In seiner Brust ein Rosenstrauch
Von tiefer Luft erblüht,
Und drängt sich schwer und zittert,
Und dunkelt rot, und glüht. —

Dahinter steht die Finsternis.
Geheimnisvolle Säulen leuchten . .
Die Wölbung nachtet ungewiß. —
Rossezähne klirren mit Stahlgebiß,
Große, brennende Augen, die leuchten,
Wissen nichts als zu schau'n.
Büschwert bewegt sich, rötlich und braun,
Von den Flammen bestrahlt,
Seltsam, als sei der schwarze Grund gemei:
Und diese Zweige wüchsen aus dem Bilde.

Drunten kauern sie enge beisamm'
Um das schöne Geflamm,
Stumm und gesellig wie Wilde.
Einer hockt auf gestürztem Stamm,
Streckt, wie einen zerdrückten Strauß,
Die gefalteten Hände aus
Gegen das Feuer, als brächt' er sie dar.
Keiner hat Blicke im Augenpaar:
Ihre Augen sind Sterne,
Steh'n in der Ferne; seh'n in die Ferne.

Sind es sieben? sind's acht?
Einer hält Wacht in der Nacht,
Wo nichts ist als die Föhren.
Doch hinter jedem Stamme still
Steht eine Einsamkeit, die sich nicht zeigen will;
Steht eine Fremde, die sich verrät,
Mit Atmen, mit Kleidsaum, der weht . .
Steht vielleicht Mutter, steht vielleicht Braut.
Regt sich nicht, schaut,
Darf nicht stören . .

Keiner spricht —
Feuers Güte flüstert ihr Nachtgedicht
In die Hände. — Das braune Rossegesicht
Hat neben das menschliche sich auf die Schulter gelegt,
Seufzt und schnobert tief bewegt. —
Durch ihre Seelen, wie eiserne Brücken gebogen,
Brücken für Tod, Brücken für Not,
Flutet ihr Nachtgesang, Wogen um Wogen:
O ferne, grüne Wachau! —
Vielleicht sind wir alle schon tot . .

Gottfried Traub / Neidlos

Alle meine sieben Erben und mein Leben
gäbe ich für das Kommando eines einzigen
Tages. Scharnhorst.

Wer in den Briefen Scharnhorsts liest, der findet einen großen Mann. Hinter der Szene arbeitet er an der Wiedergeburt des preussischen Heeres. Hunderte von Männern werden von ihm ausgebildet. Die brauchbaren Leute finden unter ihm ihre rechte Stelle. Die Armee wird in seinen Geist der Mannhaftigkeit und leidenschaftlichen Kraftanstrengung eingetaucht. Er schafft das neue, schlagfertige Werkzeug; aber er selbst darf es nicht in die eigene Hand nehmen. Blücher steht vor ihm und über ihm. Kurz vor seinem Ende erfährt man, was er in geheimen Augenblicken sich gewünscht, und dieser Wunsch war so berechtigt. Der Stolz des Erfahrenen lag in dem Selbstbekenntnis, daß er „in aller Vergleichung dazu fähig wäre, das Ganze zu kommandieren“. Nicht nach der persönlichen Ehre sehnt er sich; nur sein Werk kommt ihm so lange ungekrönt vor, als er nicht selbst die Meisterprobe mit eigener verantwortlicher Hand ablegen kann. Aber nie hat ihn dieses Versagtsein zum Neid gegen Blücher geführt. „Nie hat eine größere und innigere Freundschaft und Zuneigung stattgefunden, als zwischen diesem braven und mutvollen Mann und mir. Wir waren immer guten Muts; nie war eine Differenz der Meinung zwischen uns, nie verschiedene Gefühle; wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß.“ Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft zwischen Männern kann nicht einfacher und nicht glänzender geschildert werden, als in solchen Worten. Neidlos steht Scharnhorst neben Blücher. Solcher Männer bedurfte das Land in seiner schweren Not. Persönlicher Ehrgeiz wirkt im letzten Grunde verwüstend. Er mag anregen, anspornen, auch Werke schaffen, aber als einziger Trieb wird er ebenso leicht zerstören, vernichten, wie bauen und pflanzen. Freude am Wirken, Stolz auf das Können, Hingabe an die Aufgabe — sie haben alle nichts mit dem neidischen Ehrgeiz zu tun. Sie strömen aus dem Ziel in die Seele des Menschen hinein, der nicht ruht, bis er dieses leuchtende Ende erreicht hat. Aber jener Ehrgeiz saugt sich in dem eigenen Ich so tief fest, daß er keine Kraft erübrigt, über die Grenzen zu gehen, wo nur die Sache selbst und nicht das eigene Ich des Menschen Kraft begehren.

In der Zeit des aufgeregten Abwägens persönlicher kriegerischer Leistungen mag mancher Fehler vorkommen. Noch ungerechter wirkt die Beurteilung derer, die dem Kriegshandwerk ferner stehen. Drum wird der oder jener unwirsch, er fragt sich, ob er am rechten Orte stehe. Das Vergleichen beginnt: „ja, wenn ich dort wäre“ . . . „wenn diese Aufgabe mir zugefallen wäre, dann“ . . . Und diesen Nachsatz läßt man ja die Geschichte nicht ausfüllen, die vielleicht zu unseren Ungunsten entschieden hätte; ihn ergänzt man flottweg selbst in der Gewißheit, daß man's selbstverständlich besser als der andere gekonnt hätte. Solche Augenblicke verlebt ein jeder; böse wird's nur, wenn diese Augenblicke nicht verschwinden, sondern Zustand werden, und man die beiden Männer vergessen wollte, die neidlos nebeneinander standen und darum Preußen retteten: Blücher und Scharnhorst. Noch immer hat der Charakter gesiegt, auch im Krieg!

Soziale Bewegung

Nationalsozialistische Gewerkschaften? Die Zerfahrenheit der deutschen Sozialdemokratie erregen selbstverständlich die größte Beachtung in den freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften. In den Kämpfen, die sich zwischen sozialdemokratischer Fraktionsmehrheit und Minderheit ständig verschärfen, sind bekanntlich zahlreiche Gewerkschaftsführer persönlich beteiligt, weil sie Fraktionsmitglieder sind. Sie stehen fast ausnahmslos auf Seiten der Mehrheit, und ihre Oberführer Legien und Bauer, die beiden Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerkschaften, sind richtunggebend für sie. Der Grundzug des jetzigen Streites ist ja auch immer noch die vielerörterte Frage, ob praktische Gegenwartsarbeit, wie sie die Gewerkschaften von jeher pflegten, oder radikale Programmarbeit, wie sie von einem Teil der Rurpolitiker empfohlen wurde, im Vordergrund stehen muß. Mit gutem Grunde und durchaus zutreffend verkündet deshalb auch das Hauptorgan der freien Gewerkschaften in einem rückschauenden Artikel auf das Jahr 1915 ganz bestimmt: „Die Gewerkschaften werden, unbeirrt von der Haltung der Liebknechtgruppe, für die wirklichen Interessen der deutschen Arbeiter eintreten, wie dies während des bisherigen Kriegsverlaufs geschah. Sie werden, eingedenk ihrer Vergangenheit, auch nicht ein Jota von den Grundsätzen der Arbeiterbewegung aufgeben, sondern im Geiste ihrer Geschichte und Kämpfe weiter wirken an der Erfüllung ihrer Aufgaben und Ziele.“ Aber das wird ihnen bitter schwer gemacht, und sie haben alle Hände voll zu tun, um ungerechtfertigte Verdächtigungen abzuwehren. In diesem Zusammenhang ist wohl auch der weitere Satz zu verstehen: „Der kennt unsere Gewerkschaften nicht, der von ihnen glauben kann, sie würden nationalsozialistisch oder harmoniedüselig werden.“ Wenn er der üblen Nachrede entgegenzutreten will, die sozialdemokratische Bewegung sei auf dem Wege, eine kampfinnige, bürgerlich-harmoniedüselige Parteigruppe zu werden, so ist der Satz gewiß richtig. Aber der Ausdruck „nationalsozialistisch“ hat keineswegs diesen Inhalt. Weder die frühere nationalsozialistische Partei noch das Wort nationalsozialistisch an sich kann für solche Deutung in Anspruch genommen werden. Die gewerkschaftlichen Ideale der alten nationalsozialistischen Partei haben stets den Kampf miteingeschlossen, und der Begriff „nationalsozialistisch“ enthält gleichfalls nichts von Harmoniedüsel und Schlappheit. Tatsächlich ist denn auch die Tätigkeit der freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften während des gegenwärtigen Krieges in erhöhtem Maße oder, besser gesagt, weit sinnvoller und klarer als früher national und sozial, also im richtigen Wortsinne nationalsozialistisch. Und die früheren Nationalsozialisten werden mit besonderer Genugtung noch außerdem feststellen können, daß die neuere Tätigkeit auch Verständnis und taktisches Entgegenkommen gegen die anderen, nichtsozialdemokratischen Gewerkschaftsrichtungen, stärkere Betonung der Tarifbestrebungen, Abstrich vom reinen, öden Nichts-als-Kampfscharakter, kurz vermehrte Ausnutzung der realen Möglichkeiten, entschlossener Gegenwartsarbeit bedeutet, also eine Entwicklung aufzeigt, die sie vor einem Jahrzehnt immer als die allein richtige angestrebt haben. Die Zeit, in der die Güte einer Gewerkschaftsorganisation allein nach der Anzahl der geführten Streiks bewertet wurde, ist hoffentlich ebenso unwiderbringlich dahin, wie die Zeit der Unterschätzung des Staatsgedankens und der Unterschätzung der kapitalistischen Wirtschaftsmacht. Ob man diesen besseren Zustand nun eine Erfüllung nationalsozialistischer Wünsche nennen will oder nicht: er ist und bleibt für die weitere Entwicklung der gewerkschaftlichen Gesamtbewegung überaus erfreulich und verheißungsvoll. fw.

Die vier deutschen Bergarbeiterverbände haben das Oberbergamt zu Dortmund in einer gemeinsamen Eingabe um Vermittlung in der Lohnfrage gebeten. Der Zechenverband hatte vor kurzem in seiner Antwort auf eine gemeinsame Petition um Erhöhung der Löhne sehr wenig Entgegenkommen gezeigt. Nach Ansicht der Bergleute, die selbst betont haben, daß ein vollständiger Ausgleich für die Verteuerung der Lebenshaltung nicht möglich sei, hätte erheblich mehr geschehen können, als geschehen ist, besonders auch mit Rücksicht auf die jetzt so notwendige Ueberarbeit im Bergbau. In der Antwort des Zechenverbandes wird jedes Eingehen auf die von den Bergarbeitern vorgebrachten Spezialwünsche vermist. So war ein besserer Ausgleich unter den Gedingelöhnen gefordert worden, und zwar dahingehend, daß die am niedrigsten Entlohnerten am meisten berücksichtigt würden. Ueber alle diese Dinge geht die Antwort des Zechenverbandes hinweg. Deshalb halten die Vorstände der Bergarbeiterorganisationen eine Aussprache für notwendig. Nach einer Verfügung des preussischen Ministers für Handel und Gewerbe, die die Oberbergämter sollen diese bei Differenzen in der Lohnfrage vermittelnd eingreifen, wenn sie auch nur von einer Seite deshalb angerufen werden. Unter Bezugnahme auf diese Verfügung wird nun der Wunsch um Vermittlung des Oberbergamts zu Dortmund in der fraglichen Eingabe ausgesprochen.

Kleinhandelsbeschränkungen im Kriege. Die neueste Nahrungsmittelgesetzgebung verschärft die schwierige Lage des Kleinhandels und gefährdet die Selbständigkeit zahlreicher Mitglieder dieses Be-

rufes. Vertreter der sächsischen Kleinhandelsverbände empfahlen deshalb kürzlich in einer gemeinsamen Sitzung in Dresden folgende Maßnahmen als zur Besserung der Verhältnisse des Kleinhandels geeignet: Zunächst sei eine ausreichende Vertretung des Kleinhandels in allen Preisprüfungsstellen, auch in der Landespreisprüfungsstelle, nötig; denn der Kleinhandel ist nicht allein der beste Kenner der örtlichen preis- und marktbildenden Faktoren, sondern wird auch die allgemeinen Angelegenheiten wahrnehmen, weil auf dem Vertrauen der Kundschaft sein Fortbestand ruht. Insbesondere sind die geleglich vorgeschriebenen Veröffentlichungen der Preisprüfungsstellen sehr wertvoll dafür, das in der öffentlichen Meinung bestehende unbegründete Mißtrauen gegen den Kleinhandel zu zerstreuen. Bei der zunehmenden Monopolisierung des Vertriebs aller Gegenstände des täglichen Bedarfs begrüßten die Vertreter ferner den Vorschlag der sächsischen Regierung, Bezugsvereinigungen in allen Gemeinden zu bilden, als eine glückliche Lösung für eine angemessene Beteiligung des örtlichen Kleinhandels. „Schließen sich alle in einer Gemeinde befindlichen Kleinhändlergruppen zu einem Ortsausschuß zusammen und bilden eine Bezugsvereinigung, so ist eine einheitliche Vertretung des Kleinhandels gegenüber der Gemeinde gewährleistet. Fruchtbar wird diese Vereinigung erst dann, wenn sie der Gemeinde ihre Mitarbeit anbietet und ihr einen Teil der Verantwortung für die ordnungsgemäße Durchführung der Versorgungsregelung abnimmt. Ein solcher Zusammenschluß der mit Einkauf, Lagerung und Verkauf vertrauten Fachkenner kann unter Mitwirkung der Gemeinde nicht allein mit dem Bezuge, sondern auch mit der Verteilung der gemeinlich bezogenen Waren betraut werden. Die rechtliche wirtschaftliche und geldliche Ausgestaltung muß bei der Verschiedenheit des Umlages und des Bedarfs der gemeinsamen Beratung von Gemeinde und Ortsausschuß überlassen bleiben.“ Zur einheitlichen Förderung des Zusammenflusses des Kleinhandels in allen Gemeinden, zur Aufklärung der öffentlichen Meinung über die schwierige Lage des Kleinhandels, besonders aber zur einheitlichen Vertretung der Interessen des Kleinhandels wurde ein Landesausschuß des Kleinhandels gebildet.

Dienstvertrag und Krieg. Die umstrittene Frage, ob der Krieg an sich und seine ertragsschmälernde Wirkung auf ein Unternehmen ein wichtiger Grund ist, der den Unternehmer zur Lösung des Dienstvertrags nach § 676 BGB. berechtigt, ist vom Reichsgericht am 30. November 1915 verneint worden. Schon in der Entscheidung vom 4. Mai 1915, in der die Auflösung eines Mietvertrags durch den Krieg abgelehnt worden ist, hat das Reichsgericht grundsätzlich den gleichen Standpunkt eingenommen. Auf der anderen Seite hat das preussische Kammergericht auch die umstrittene Frage, ob der Handelsangestellte bei seiner Einberufung zum Heeresdienst Anspruch auf 6wöchige Gehaltszahlung habe, verneint. Nach § 63 des Handelsgesetzbuches kann nur dann der strikto entlassene Handlungsgehilfe Lohn für sechs Wochen verlangen, wenn er durch unverschuldetes Unglück längere Zeit an der Verrichtung der Dienste verhindert wurde. Das Kammergericht hat nun folgenlos entscheiden: Das Ereignis, das den Handlungsgehilfen an der Dienstleistung verhindert, ist nicht der Ausbruch des Krieges, sondern seine Einziehung zum Heeresdienst. Die Dienstleistung im Heere ist aber eine staatsbürgerliche Pflicht, sie kann nicht als „unverschuldetes Unglück“ bezeichnet werden, da sie alle Staatsangehörigen gleichmäßig trifft.

Kriegsliteratur

Soldatenblut. Geschichten von Oskar Böhrle. Egon Fleischer & Co., Berlin 1915.

Wir rechnen den Dichter zu den wenigen, die ein Recht haben, sich als Dichter an das Erlebnis des Krieges zu wagen.

Montanusbücher. Herausgegeben von Walther Stein. 1. Bd.: Deutschlands Eroberung der Luft: Die Entwicklung des deutschen Flugwesens an Hand von 315 Wirklichkeitsaufnahmen, dargestellt von Ing. Willi Hadenberger; mit Geleitwort von Hellmuth Girth. 8. Bd.: Deutschlands Faten zur See: Die deutsche Beteiligung zur See von ihren Ursprüngen bis zum Weltkrieg, verfaßt und erläutert durch 241 Bilder von Kapitän z. S. a. D. Wittmer, Vorstand der Reichsmarinensammlung am Museum für Meereskunde in Berlin. Beide: Verlag Hermann Montanus, Siegen, Leipzig, Berlin 1915. Je 2 M.

Empfehlenswerte Veröffentlichungen, zumal Band 1, scheint uns geeignet, das breite Interesse an flugtechnischen Dingen zu befriedigen. Format und Aufmerksamkeit der Längereiche-Bücher haben übrigens auch hier Schule gemacht.

Belgische Wandentwürfe. Von Eugen Lütjgen (mit 96 Holzschnitten). Inselverlag Leipzig. Geb. 3 M.

Die Reihe dieser guten und besonders preiswerten Kunstschnitte des Inselverlags scheint uns durch den vorliegenden Band nicht ganz

so glücklich fortgesetzt, wie sie angehoben hat. Der Einwand trifft zunächst die Bilder, die nicht alle Ansprüche von Architektur aufnehmen befriedigen können. Abbildung 3, 41, 47, 77, 89 möchten Belege dafür sein, wie man Architektur nicht photographieren soll. Das Malerische einer Aufnahme kann das Wertlose der architektonischen An- und Einsicht nicht aufwiegen. Will man wirklich Details geben, dann empfiehlt sich mehr eine zeichnerische Aufnahme, als die an die Materie nicht heranförmende, perspektivisch verzerrte Photographie. Gegen solche Grundsätze wird aber noch allgemein viel gestündigt. Die Darstellung — etwas zu pathetisch und auf strengere, formale Analysen, auf präzisere begriffliche Fragestellung überhaupt populär verzichtend — fordert und findet doch rege Teilnahme, so daß wir den Band allen Kunst- und Reisefreunden schließlich unbedenklich und warm empfehlen.

Heinrich v. Kleist, der Dichter des Preukentums. Von Max Fischer. Stuttgart-Berlin 1916, Cotta. 1 M.

Noch ist kein Kleist-Biograph dem Schicksale entgangen, die überflüssige Rolle eines gekränkten Apologeten mehr oder weniger stark und mehr oder weniger glücklich zu spielen. Auch der neueste, auch Fischer nicht. Im übrigen wüßten wir gegen das lebhafteste Büchlein nichts zu erinnern und wünschen ihm, daß es beitrage, Kleist Leser zu gewinnen, die heute noch die Vorstellung von dem um Kleist zürnenden deutschen Oberlehrer schreift.

Gemeinverständlicher Führer durch das Angestellten-Versicherungsgesetz. Von G. Knief, Gießen 1915, Emil Roth. 62 S. 1 M.

Gedanken und Meinungen des Lazarettgehilfen Neumann. Herausgegeben von Dr. Fr. Erhard. München 1915, Verlag der Herzlichen Rundschau, Otto Gmelin. 42 S.

Krieg, Nahrung, Alkohol. Ein Wort gegen die Vernichtung von Nahrungsmitteln. Von Dr. Richard Fröhlich. Wien 1915, Verlag des Arbeiter-Abstinenzbundes in Österreich.

Das große Jahr 1914/15. S. Fischer Verlag, Berlin. Kart. 1 M. Bericht über das 28. und 29. Jahr des Verlags, wie er seit dem 25. zu erscheinen pflegt, ausgestattet mit vielen Beiträgen aus den neuen Büchern, Abbildungen, Bibliographie. Mitten im Kriege kann Fischer Th. Fontanes gesammelte Werke in schönster neuer Ausgabe (5 Bde. 20 M.) bringen! Sehr wichtig auch seine Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte (besonders Bd. 2: Fr. Eppenhaimer, Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft; Bd. 5: Th. Mann, Friedrich und die große Koalition; Bd. 13: Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung).

Vor 45 Jahren. Worte aus großer Vergangenheit. Mit Einleitung von Dr. Paul Brönne. Inhalt: Heinrich von Treitschke: Was fordern wir von Frankreich? E. du Bois-Reymond: Ueber den deutschen Krieg. Rektorats-Rede am Friedrich-Wilhelmstag der Berliner Universität 3. VIII. 1870. Heinrich von Sybel: Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen. Graf Münster: Der Friede von 1870. 148 S. 1,50 M. Krüger & Co., Verlag in Leipzig. Für Akademiker, auch im Felde, dürfte die Neuauflage dieser heute z. T. unbekannten, reiches geschichtliches Material enthaltenden Dokumente willkommen sein.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: Je 1 M.: Wizefeldw. Sch. im Felde, Gymn.-Lehrer W. in F., je 1,50 M.: Prof. B. in B., Sch. Kirchenr. Sch. in F., je 2 M.: Frl. de S. in B., Woffz. W. im Felde, Oberl. G. in C.-M., Woffz. C. in M., Wizefeldw. W. in B., M. A. in R., Offz.-Stellb. S. im Felde, Frl. Lehrerin R. in G., Lehrer G. in M., Einj.-Freiw. R. im Felde, je 2,50 M.: Frau Dr. R. in F., Wehrmann W. in Sch., Frl. C. v. S. in G., je 3 M.: Frau Prof. J. in W., Oberb.-Sekr. R. in St., Hauptl. Julie B. in G., Woffz. Sch. im Felde, B. in D., S. G. in R., Frl. S. in C., Woffz. W. im Felde, Wizefeldw. D. im Felde, Wehm. S. in G., Lt. M. im Felde, 3,20 M.: Frl. S. in Gbg., 3,30 M.: Oberlehrer B. in M., 3,50 M.: Dr. L. in C., je 4 M.: Frl. C. Sch. in Dresden, Rittmstr. R. im Felde, Frau Probst L. in S., 4,76 M.: Frl. A. in D., je 5 M.: Frl. A. S. in B., Lib. Verein in Meuselwitz, S. J. in Blü., Frau Dr. R. in F., Hutm. W. in Feste J., S. R. in M., Fw. Wst. M. im Felde, Woffz. M. im Felde, R. W. in Frlst. a. M., Oberl. G. M. in Bl. i. R., Vig. M. in B., C. L. in B., Ober-Postsek. R. in L., Lt. d. R. St. im Felde, Feldgeisl. R. im Felde, Stadtrat Prof. W. in R., M. M. in Döbenburg, Wizefeldw. d. R. M. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, Oberlehrerin C. S. in D., A. S. in B., Dr. C. in Mannheim, Feld-Laz.-Ansp. D. im Felde, Zahnst. B. im Felde, Frau R. in G., Oberapotheker S. in W., West. W. in B., Lehrer Ch. in Breech, Liberaler Verein in Breech, Erna J. in D., Frau Prof. R. in W., M. und S. D. F. in Hottlingen, Dr. D. in S., M. R. in Biorzheim-Dillbeisheim, L. B. in F., Dr. L. in F., M. T. in S., B. in M., Wizefeldw. M. G. im Felde, M. M. L. in M., Frau B. in F., Wizefeldw. L. im Felde, je 6 M.: Frl. M. in St., Frau A. S. in Berlin, Th. M. in C., Dr. B. in B., 7 M.: Frau

M. in Ch., 7,50 M.: R. in G., je 10 M.: Lt. S. im Felde, M. in St., Oberamtsf. Pf. in L., Frl. R. in B., Frl. B. in R., Lt. P. im Felde, W. in M., Lt. S. im Felde, Wff.-Arzt Dr. C. im Felde, Lt. M. im Felde, Frl. P. in S., Oberlehrerin R. in B., Frau G. W. in S., Oberlehrer Sch. in S., Dr. R. in R., Justiz. A. in C., Frau Oberstabsarzt S. in R., Hutm. Dr. Sch. im Felde, Lt. U. im Felde, Oberl. L. in F., Lt. G. im Felde, Lt. A. im Felde, Frau C. in F., S. D. G. in B., Oberl. S. in M., Lt. S. im Felde, Lt. d. R. R. in B., L. in C., Lt. M. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, II. Knaben-Mittelschule Neumünster, Frl. Sch. in J., Frl. L. in M., Sch. in C., Prof. W. in S., Frau Geh. Rat R. in G., Th. ? in Wiesbaden, Hutm. S. im Felde, Dr. R. in F., Oberstabsarzt M. in F., Tel.-Amts-Dir. G. in R., Lt. d. L. L. im Felde, Lt. G. im Felde, Frl. W. in S., Lt. d. R. R. im Felde, 15 M.: Sammlung aus dem Vereinslag. vom Roten Kreuz, Dresden, Sebansstraße, je 20 M.: Lt. d. R. M. im Felde, Feldgeisl. F. im Felde, Frau R. in R., Jw. in R., M. R. in M. (?) bei Danzig, Frau B. in G., Lt. R. im Felde, Oberl. M. im Felde, S. T. G. in Brooklyn, Dr. R. in F., Georg M. in D., Frau S. in S., M. M. in C., Lt. R. im Felde, Prof. M. L. in B., Lt. d. L. W. in St., R. in M., 25 M.: Dir. B. in L.-M., 30 M.: C. B. in Neuport, 100 M.: Dr. S. in Karlsruhe.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: II. Abt. Landw.-Feld-Art.-Regt. 8 im Felde 20 M., M. in Zehndorf 2 M., Prof. M.-L. in Berlin 80 M.

Bücher für Armee und Marine: Dr. F. in Weihenau: 8 Bücher, Frau Prof. M. in Dresden: 48 Hefte Heclam, Schatzgräber u. a., Frl. C. R. in Berlin: 10 Bücher, Frl. G. R. in Regau: 25 Bücher und Hefte.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Häumer, Schöneberg.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden
Eva Johanna Töchterchens wurden hocherfreut
 Postinspektor Hennings und Frau
 Hagen (Westf.) Hanna, geb. Gründel.
 z. St. Wallenstein und Elberfeld, 8. Januar 1916.

**Ein würdiges Geschenk
 in unserer ersten Zeit**
 bilden die noch wenig bekannt gewordenen
Divatbänder deutscher Künstler
 auf die herrlichen Waffentaten unserer Feldgrauen
 Zum Besten des Roten Kreuzes und der Ostpreußenhilfe

Verschiedenfarbige Atlasbänder nach Entwürfen bedeutender deutscher Künstler. Diese Divatbänder sollen nur während des Krieges erscheinen und werden bald ein beliebtes Sammelgebiet und sehr selten werden.

Jedes Band, ungeachtet der bestellten Anzahl, kostet nur 40 Pfennige.

Ausführliche amtliche Prospekte sind erhältlich bei
**Amsler & Ruthardt, Königl. Hofkunstthändler
 Berlin W.8, Behrenstraße 29a.**

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unveränderten Einblendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungsschalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen setzen: die 40 mm breite
Kontrollzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Restzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis- & Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatkronik. — **Friedrich Naumann:** Seehandel und Mittel-
europa. — **Prof. Dr. Justus Hasenow:** England und die
belgische Neutralität. — **Dr. Walther Schotte:** Staatenwürde. —
Dr. Ludwig Haas, M. d. R.: Das deutsche Volksherr. —
Stadtpfarrer D. David Koch: Kriegerwitwen. — **Paul**
Schorff: Hans Pfitzner über seine Kunst. — **Otto Ernst**
Sutter: Deutsches Warenbuch. — **Karl von Eisenstein:** Ein-
samkeit. (Gedicht.) — **E. S. Jansen:** Kriegsmitternacht. (Ge-
dicht.) — **Fig. D. Gottfried Traub:** Lernen. — **Dr. Walther**
Schotte: Mitteleuropa. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 17. Januar.

Täglich erfolgen neue Kränkungen der griechischen Neutralität. Am 13. Januar sind Truppen des Bierverbandes im Athener Kriegshafen Phaleron ausgeschifft worden, haben einige Durchsuchungen vorgenommen und sind zunächst wieder abgefahren. Man nimmt diesen Vorgang als eine Warnung gegenüber dem griechischen Könige an. Da schon einmal in der Vergangenheit, nämlich im Jahre 1862, die Engländer einen griechischen König, den bayerischen Prinzen Otto, mit Gewalt aus Athen entfernt haben, so erscheint es nicht als unmöglich, daß sich dieses Spiel jetzt wiederholt. Die Partei von Venizelos soll mit sehr großen Geldmitteln an der Herbeiführung einer Revolution arbeiten. Dabei sind die Lebensmittel sehr knapp geworden und werden nur in kleinen Portionen durch die Blockade hindurchgelassen.

Vom österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wird der russische Durchbruchversuch in Bessarabien für vorläufig beendet angesehen. Nachdem sich alle Anstürme als vergeblich erwiesen hatten, beschränkte sich der Feind auf Kanonaden. Trotz des russischen Armeebefehls, um jeden Preis durchzubrechen, kamen bei dem Widerstande der Armee Pflanz-Balken die Angreifer nicht um einen Schritt weiter. Die russischen Gesamtverluste werden seit Weihnachten auf ungefähr 70 000 Mann angegeben.

Während wir nachmittags im Reichstag sitzen und Abgeordneter Haas eine vortreffliche Rede über das Verhältnis von Vorgesetzten und Mannschaften im Kriege hält, trifft die Nachricht ein, daß Montenegro die Waffen streckt und sich auf Gnade und Ungnade ergibt. Es ist, als schwebte einige Minuten lang der Friedensengel versuchsweise durch den Raum.

Dienstag, 18. Januar.

Am Erinnerungstage der deutschen Reichsgründung gedenken wir unserer Vorkämpfer von 1870/71 und sind entschlossen, das damals begonnene Werk nicht unvollendet zu lassen. Bismarck und Molke haben immer gewußt, daß die neu entstandene deutsche Reichsmacht noch einmal hart und blutig um ihr Dasein werde kämpfen müssen. Daß dieser Kampf so schwer und groß sein würde, wie wir es jetzt erleben, konnte damals im Schloß von Versailles niemand ahnen.

Die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich-Ungarn und Montenegro ist auf Grund bedingungsloser Waffenstreckung erfolgt. Die Montenegriner müssen auch in den Gebirgsdörfern die Waffen einsammeln und abgeben. Dann wird das Land voraussichtlich noch einmal von österreichischen Abteilungen durchzogen werden, um das Auftreten wild streifender Banden zu verhindern. Die montenegrinische Regierung kehrt nach Cetinje zurück. Der Eindruck, den die Uebergabe Montenegros in Italien macht, scheint sehr groß zu sein. Die Pressezensur erlaubt bei diesem Anlaß auffällig scharfe Angriffe gegen die Unfähigkeit der Engländer und Franzosen. Es wird in Italien darüber debattiert, ob die italienische Besetzung von Salona verstärkt oder zurückgezogen werden soll. Nach einem Bericht der Neuen Freien Presse haben die Bierverbandsmächte ein Ultimatum an die griechische Regierung gerichtet, sie solle binnen 48 Stunden den mitteleuropäischen Gesandten ihre Pässe zustellen. Vorläufig ist diese Nachricht von anderer Seite noch nicht bestätigt worden.

Auf einer Tagung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Dresden wird eine Resolution beschlossen, welche die Hinzuziehung der Balkanländer zur künftigen mitteleuropäischen Wirtschaftseinkunft fordert und Vereinheitlichung der Zolltariffemata, der Eisenbahntarife, des Wasserstraßenverkehrs und des Handels- und Gewerberechtes verlangt.

Mittwoch, 19. Januar.

Der Deutsche Kaiser ist auf der neueröffneten Balkanlinie zu unseren südlichsten Truppen gefahren und hat sich mit Zar Ferdinand von Bulgarien in der alten Hauptstadt Serbiens, in Nisch, getroffen. Kaiser und Zar besichtigten die eroberte Zitadelle. Die Zusammenkunft gilt als feierliche Besiegelung der künftigen Zusammengehörigkeit von Bulgarien und Mitteleuropa.

Die Japaner halten den Zeitpunkt für gekommen, um sich wieder einmal in die Erinnerung der Europäer zu bringen. Drei von ihren Kriegsschiffen sollen sich auf dem Wege nach dem Suezkanal befinden, um, wie es heißt, die japanische Schifffahrt auf dem Mitteländischen Meere zu sichern. Gleichzeitig macht Japan erneute Anstrengungen, bei der Thronbesteigung Juanschkais seinen Einfluß auf China zu erweitern. Wenn wir dem Bericht des russischen Blattes „Retich“ glauben dürfen, so wiederholte Japan seine bisherigen Forderungen auf Einsetzung japanischer Berater für militärische, finanzielle und politische Fragen, verlangte die Erlaubnis zum Erwerb chinesischen Bodens für Schulgründungen und die Herstellung einer gemeinsamen japanisch-chinesischen Polizei in gewissen Gebieten Südchinas. Etwas merkwürdig klingt die japanische Forderung, daß China sich beim Friedenskongreß nur durch Japan solle vertreten lassen.

Der deutsche Admiral Souchon in Konstantinopel hat dem Vertreter der „Bosnischen Zeitung“ über die Verhältnisse im Schwarzen Meere das Folgende gesagt: Die Russen müssen sich darauf beschränken, unsere Kohlendampfer zu belästigen und schleunigst umzukehren. Sie kennen jetzt unsere „Goeben“ und „Breslau“. Die spielen mit ihnen, wie sie wollen, dank ihrer hohen Geschwindigkeit. Freilich kommen die Russen immer in ganzen Scharen mit ihren Kreuzern, umschwärmt von ihren dreißig oder mehr sehr schnellen Torpedojägern. So können wir sie nicht packen. Ein paarmal haben wir es doch erfolgreich mit ihnen aufgenommen. Als sie die bulgarische Küste beschossen und

unsere U-Boote plötzlich vorbrachen, waren sie weg, nachdem sie ihre Wunde erhalten hatten. Einen der beiden neuen russischen Dreadnoughts hat man neulich in großer Entfernung an der bulgarischen Küste gesehen; aber ich glaube nicht, daß die Russen mit diesen Schiffen so fertig geworden sind, wie sie hofften. Dazu fehlte ihnen das Präzisionsmaterial aus dem Ausland, und die Bedienung ist nicht gerade glänzend.

Donnerstag, 20. Januar.

Der Statthalter von Böhmen hat an sämtliche landesfürstlichen Behörden einen Erlaß gerichtet, in dem er die deutsche Amtssprache im inneren Dienst zur Pflicht macht. Er sagt: Gerade die gegenwärtigen Kriegsverhältnisse haben die zwingende Notwendigkeit dargetan, unbedingt an dieser Einrichtung festzuhalten, da das im staatlichen Interesse gelegen ist und keineswegs als Zurücksetzung einer anderen Sprache aufgefaßt werden kann.

Der Deutsche Kaiser hat auf seiner Balkanfahrt die Zitadelle von Belgrad und die Kampfgelände an Donau und Save in Augenschein genommen. Seit Barbarossa auf der Fahrt ins heilige Land mit 100 000 Rittern (?) hier Parade gehalten, hat kein deutscher Kaiser mehr auf der Belgrader Zitadelle gestanden. In den ungarischen Dörfern nördlich der Donau flattern die Fahnen und läuten die Kirchenglocken.

Die Waffenniederlegung der Montenegriner macht in Rumänien Eindruck. In der „Moldova“, dem Organe Carps, wird über den Schwiegervater Europas, den alten Nikita geschrieben: Nachdem alle, die dem Räte des Schwiegervaters folgten, sich heute in bejammernswertem Zustande befinden, verläßt er sie alle. Die montenegrinische Flotte verläßt das Schiff des Bierverbandes.

Freitag, 21. Januar.

Kein Mensch weiß, was in Montenegro vor sich geht. Die englischen und französischen Telegramme melden mit Vergnügen den Abbruch der Friedensverhandlungen und erzählen in verschiedenen Besarten, daß König Nikita seine Familie nach Italien oder gar nach Süd-Frankreich gebracht habe, oder andere etwas romanhaftes Reisegegeschichten. In Wien wird offiziell behauptet, daß man von allen diesen Dingen gar nichts wisse. Am meisten scheint man noch aus Italien erfahren zu können, wo die „Idea Nazionale“ berichtet, daß serbische Abteilungen aus Stutari und montenegrinische Heeresreste unter einem montenegrinischen Offizier Martinowitsch den König Nikita gezwungen hätten, nochmals seine Entschlüsse zu ändern. Die auf den Bergen des Hinterlandes befindlichen Truppenteile sollen nicht geneigt sein, ihre Waffen niederzulegen, und der König mache vergebliche Versuche, seine noch immer kampfeslustigen Landeskinder von der Notwendigkeit der Kapitulation zu überzeugen. Der viel redende italienische Minister Barzilai entschuldigt die bisherige italienische Untätigkeit damit, daß Italien den Montenegrinern schon seit langem nicht getraut habe.

Im Londoner Kriegsrat scheint die Frage noch immer nicht endgültig entschieden zu sein, ob das Kriegsunternehmen in Saloniki aufgegeben werden soll oder nicht. Die Franzosen sind für Fortsetzung und Verstärkung, die Engländer, so viel man hört, für Abzug. Nach einem Aufsatz der „Times“ würde es richtiger sein, alle überhaupt verfügbaren Truppen auf die französisch-belgische Front zu werfen und dort die entscheidende Schlacht und den Sieg über die Deutschen herbeizuführen. Täglich müßten 20 000 Deutsche getötet werden, bis Deutschland einfiel, daß sein Ziel unerreichbar ist. Es sei verkehrt, gegen Deutschlands Bundesgenossen zu kämpfen, sondern die deutschen Soldaten müßten selbst getroffen werden. Eine Folge der Londoner Unentschlossenheit ist offenbar der unklare Zustand beider Armeen innerhalb und außerhalb Salonikis. Die englische Flotte beschloß ohne große Schädigungen die bulgarischen Häfen Porto Lagos und Dedeagatsch.

Der Kampf in Becharabien lodert immer noch einmal in die Höhe. Die Armee Pfälzer-Balkin stand einen ganzen Tag hindurch unter russischem Geschützfeuer. Auch in Ostgalizien gab es kurzen Artilleriekampf.

Nur ganz gelegentlich erfahren wir etwas aus unseren Kolonien. Die „Kölnische Volkszeitung“ empfängt irgend woher die Nachricht, daß von Deutsch-Ostafrika aus beinahe das ganze Kilimandscharogebiet und Stücke der englischen Eisenbahn erobert seien. Die eingeborenen Astaris sollen eine vorzügliche Stütze der deutschen Verteidigung sein. In Kamerun hat nach englischem Kolonialberichte ein heftiger Kampf um Garua stattgefunden, bei dem 41 Deutsche mit etwa 500 eingeborenen Soldaten von 300 Engländern und Franzosen mit über 2400 Farbigen belagert wurden. Ein Gerücht teilt mit, daß der deutsche Gouverneur Ebermeyer auf das spanische Gebiet Muni entkommen sei.

Sonntag, 22. Januar.

Griechenland ist gleichsam auf einige Tage aus der Welt verschwunden, weil offenbar die telegraphischen Verbindungen durch die kriegführenden Mächte unterbrochen worden sind. Ueberhaupt darf man nie vergessen, daß wir alle immer nur so viel hören, wie die Inhaber des Nachrichtensystems für angemessen halten. Es kommt natürlich auf beiden Seiten vor, daß Mitteilungen zurückgehalten werden. Möglicherweise gibt es in Athen schwere Kämpfe, während Europa aus dem Schweigen auf Beruhigung schließt. König Konstantin hat sich gegenüber amerikanischen Pressevertretern noch vor kurzem bitter beklagt, daß er und sein Land vom Bierverband schlechter behandelt würden, als seinerzeit Belgien von den Deutschen. Benizelos soll auf einem englischen Schiff von Kreta nach Saloniki gefahren sein und dort als etwaiger Präsident einer griechischen Republik aufbewahrt werden für den Fall, daß Engländer und Franzosen den König aus Athen vertreiben. Ueber die Haltung der Offiziere werden die widerprechendsten Angaben in die Welt gesetzt.

Unter den Bierverbandsmächten wird erörtert, was mit dem Rest der serbischen Armee zu geschehen habe. Die Franzosen scheinen zu beabsichtigen, diese serbischen Soldaten an der französischen Front zu benutzen, nachdem man ihnen einige Zeit zur Erholung gewährt hat. — Unsichere Mitteilung, daß die Italiener Balona verlassen hätten.

Telegramm aus Peking, daß dort eine Verschwörung zur Ermordung Juanschkais entdeckt worden sei.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 17. Januar.

Im Abgeordnetenhaus ist durch Konservative und Sozialdemokraten eine Besprechung der Thronrede erzwungen. Herr von Heydebrand erklärt, daß die Stellung seiner Partei zum Wahlrecht die gleiche sei wie vor dem Krieg. Für ihn hat die Leistung des Heeres, die einmütig nationale Haltung der Arbeiterschaft nichts bewiesen als die Notwendigkeit der Autorität und der aristokratischen Menschenverwaltung. Wir waren alle sehr naiv, als wir im August 1914 dachten, die Einheit unseres Volkes vor dem Feind müsse mit den bisherigen Erfahrungen und Befürchtungen auch die Meinungen über seine Mündigkeit und sein Verantwortungsgefühl umstürzen!

Im Reichstag wird über Heeresfragen gesprochen. Aus den vielen Einzelheiten, die dabei vorgebracht werden, hebt sich die Rede des Abgeordneten Haas durch ihr überparteilich vaterländisches Ethos als ein wertvolles Zeugnis vom Geist der Zeit und des Heeres heraus. Wie schön wäre es, wenn alle Kritiker so warm und gerecht vom Guten und von der Leistung ausgehen wollten und das Mangelhafte nicht so zur Hauptsache machten. Und viel fruchtbarer als die professionelle Quängelei derer, denen die sittliche Entrüstung ein Genußmittel ist.

Heute beginnt der zweite Kriegslehrgang für die Landfrauen und ländlichen Haushaltslehrerinnen im Abgeordnetenhaus. Er soll acht Tage dauern und sie in Wirtschaft und Ernährung des zweiten Kriegsjahres einführen.

Ueber die Butterverteilung finden in Berlin weiter „Erörterungen“ statt. Quousque tandem?!

Dienstag, 18. Januar.

Heute wehen die Fahnen für Montenegro und die Reichsgründung. Der erste kleine Anfang vom Ende! Das erste Eingeständnis der Nachtlage. Das erklärt die besonders frohe Stimmung über des klugen Nikola überraschenden Entschluß.

In der Fortsetzung der Wahlrechtserörterung im preußischen Abgeordnetenhaus unterstreicht Minister Loebe, daß die Thronrede in der Tat eine Wahlrechtsreform angekündigt habe, und bezweigt, daß die Regierung diese Reform nicht als „Belohnung“, sondern als einen notwendigen Ausdruck des Geistes betrachte, den der Krieg offenbart habe.

Das Herrenhaus hat nun auch unter dem Punkt der Tagesordnung „Fischereigesetz“ seine Wahlrechtserklärungen gehabt. Für die Konservativen hat Richthofen die Wahlrechtsankündigung der Thronrede als unzeitgemäß bedauert — ohne eine sachliche Stellungnahme zu ihr auszusprechen. Fürst Hatzfeld hat für die „neue Fraktion“ bedauert, daß die Konservativen beim Fischereigesetz die Thronrede kritisieren, und betont, daß seine Fraktion sich der Mitarbeit an der Neugestaltung des Wahlrechts nicht verjagen werde.

Am Reichstag spricht man von Zensurfragen. Man sieht, daß die Zensur an sich ihrem unverbesserlichen Wesen nach ein mißliches Institut ist. Da alle Parteien mit der Handhabung unzufrieden sind und größere Bewegungsfreiheit fordern, wird man ja doch wohl die Zügel etwas lockern — oder, um im Bilde des Ministerialdirektors Gewalt zu bleiben, der die Zensur die Brotkarte für die öffentliche Meinung nannte, die Rationen der Redefreiheit etwas höher bemessen.

Der furchtbare Brand von Bergen beschäftigt uns alle trotz des eigenen Kriegsgrauens. Es ist nicht wahr, daß die lange Gewöhnung an die Zerstörung uns abtumpft, ganz im Gegenteil: man hat für vernichtete Heimstätten, heimatlose Menschen und zugrunde gerichtete Vorräte eine empfindlichere Phantasie als in dem Gleichmaß des Friedens. Es ist so, als ob die ganze Welt in Schrecken getaucht werden sollte!

Mittwoch, 19. Januar.

Heute ist schulfrei wegen Montenegros. — Die Philologenvereine richten unentgeltliche Kurse für aus dem Felde heimgekehrte Kriegsprimaner ein, die der Vorbereitung für das Abiturientenexamen dienen sollen. — Im Reichstag hat sich eine neue Fraktion aus einer Sammlung unterschiedlicher mehr oder weniger freikonservativer Abgeordneter gebildet, die dadurch eine Vertretung im Ernährungsbeirat haben wollen. Der parlamentarische Zweckverband nennt sich „Deutsche Fraktion“ und steht unter Herrn v. Camp. Die „Germania“ meint, es sei nicht ausgeschlossen, daß der Seniorenkonvent diesen Verband als Fraktion trotzdem nicht anerkenne wegen Programmlosigkeit.

Die mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz hat in Dresden getagt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Delegiertenkonferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Deutschland, Österreich und Ungarn betont neuerlich die Notwendigkeit der Verwirklichung der wirtschaftlichen Annäherung auf Grund der in Berlin und Wien gefaßten Beschlüsse noch vor Kriegsende, damit die Mittelmächte bei den Friedensverhandlungen ihre gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zielbewußt und mit voller Kraft vertreten können.

2. Um ein möglichst umfassendes Gebiet in diese wirtschaftlichen Interessensphären einzubeziehen, ist es wünschenswert, daß sich die mit den Zentralmächten verbündeten Staaten, Bulgarien und die Türkei, der wirtschaftlichen Annäherung in entsprechender Form anschließen, wobei die Förderung der industriellen Produktions- und Exportinteressen der verbündeten Staaten unter voller Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse ihrer Landwirtschaft ins Auge zu fassen ist.

3. Um die in Berlin, Wien und Dresden gefaßten Beschlüsse zur Durchführung zu bringen, wird eine gemeinsame, aus Vertretern der drei Wirtschaftsvereine bestehende Arbeitskommission eingesetzt, welche die Einzelsachen unter Zuziehung von Experten in ihren Einzelheiten zu bearbeiten bestimmt ist.

In Ostpreußen sind bis jetzt für 14 v. H. der etwa 33 000 kriegszerstörten Bauten Pläne für den Wiederaufbau genehmigt. Man hofft, in jedem Jahr etwa 10 000 Bauten wiederherzustellen. Es läßt sich feststellen, daß die Bewohner bis auf einen kleinen Prozentsatz zurückkehren werden, daß also die gefürchtete dauernde Entvölkerung nicht eintritt.

Donnerstag, 20. Januar.

Bestanderhebung von Drogen und Drogenerzeugnissen.

In der letzten Woche wieder die gleiche — teils eine noch stärkere Steigung der Fleischpreise (um 10 Pf. das Pfund bei Rindfleisch; um noch mehr, bis zu 20 Pf., bei Kalb- und Hammelfleisch). Hoffentlich kommt die geplante Viehverorgungsregelung bald zustande. Es scheint fast, als ob diese Steigerungen absichtlich „vor Loresschluß“ erfolgen!

Im Haag wird eine Sitzung des internationalen sozialistischen Bureaus stattfinden.

Vortrag in Gotha. In den Mittelstädten scheint der Krieg nicht so „verzehrend“ wie bei uns, die sozialen Probleme sind leichter, in den Ernährungsfragen kommt immer ein Stück lückenfüllende Kleinverforgung (die „Butterfrau“) zu Hilfe. Zugegeben wird, daß die Gemüsehöchstpreise zu niedrig sind. Auch das Verlangen, nach Gewicht zu verkaufen, das der Bauernfrau die Unbequemlichkeit macht, eine Wage mitzuschleppen, ist etwas am großstädtischen grünen Tisch erfunden und widerspricht dem Geist des mittelstädtischen Gemüsemarktes und seiner bäuerlichen Versorgung, die der Zärtlichkeit für ihr Vieh um so lieber folgen, je ungemütlicher ihnen der Marktgang gemacht wird.

Man könnte sich des Frühlings, der blühenden Schneeglöckchen und grünen Knospen freuen, wenn er nicht so unheimlich früh käme. Dabei breiten sich zu beiden Seiten des Bahndammes streckenweise die weiten Wasserpiegel der Ueberschwemmungen mit frühgrünen Grasinselfen und Ufern.

Freitag, 21. Januar.

Durch Bundesratsverfügung ist der Rechtsschutz, den die Angehörigen der mobilen Truppen hinsichtlich des gegen sie anhängig gemachten Gerichtsverfahrens genießen, auf die immobilen ausgedehnt. Auch bei immobilen Truppenteilen muß künftig das Gerichtsverfahren auf Antrag ausgesetzt werden, wenn die Partei wegen der Heereszugehörigkeit ihre Rechte nicht wahrnehmen kann. Das schützt — ein Schutz, um den wir seit Kriegsbeginn gebeten haben — die Frauen der bei den immobilen Truppen stehenden Wehrmänner vor Exmissionen.

Fahrt nach Köln in, wie immer auf diesen Strecken, von Militär überfüllten Zügen. Aus einem Wagen vor mir schallen den ganzen Weg Harmonikallänge und Soldatenlieder. Der blutjunge Leiter des Konzerts läßt eine Kriegsballade anstimmen, deren Melodie sich noch nicht so ganz gefestigt hat. Er erzählt den Zuhörern im Korridor: „Die haben wir selbst gemacht; das war in Remm, da haben 60 Freiwillige gestimmt.“ Sie fängt an: „Ein Referriste stand auf Posten, nachts so zwischen zwölf und zwei —“ (oder so ähnlich), erzählt, so weit man verstehen kann, eine Tat helfender Kameradschaft und schließt damit, daß von dem Dorf nichts geblieben sei „als der Turm als Leichenstein“. Ein ganz richtiges Volkslied, das da unter dem Eindruck von Ereignissen entstand, die den modernen Intellekt und seine Sprache zurückschoben und dem Gefühl den alten Vorrang wieder einräumten.

In Köln ist der große Gürzenichsaal gefüllt zu dem Thema „Die Mitarbeit der Frauen an Deutschlands Weltaufgaben“ — man spürt den starken expansiven politischen Zug des Großindustrielandes in dem lebendigen Interesse für diese Fragen und für den „Auslandbund deutscher Frauen“, dem der Vortrag in erster Linie galt.

Sonnabend, 22. Januar.

Und dann Essen in Regen, qualmender Dämmerung, Bogenlampen und zuckenden Feuersteinen in fernen Wolken.

Man erzählt mir von dem gesteigerten wirtschaftlichen Leben in Essen, dem riesigen Weihnachtsgeschäft in Luxuswaren — man

fühlt ordentlich das Zeichen, unter dem die Stadt steht: Hochkonjunktur! Krupp, der sonst keine Frauen beschäftigte, hat jetzt 10 000 Arbeiterinnen.

Ja, wie stark, innerlich und äußerlich, das Frauenleben in diese Schwereisenwelt mithineingezogen wird. Die jungen Mädchen, die einem einen Gruß bringen, binden ihre Blumen um das Modell einer 42-cm-Granate, das Symbol ihres Heimatgefühls.

Diese Nachtfahrt durch das Industrieland ist immer wieder schön. Erst hinter Hamm kommen Licht und Lärm und Verkehr im westfälischen Bauernland zur Ruhe!

Jetzt kommt die ganze Ernährungsverhandlung noch einmal im Preussischen Landtag. Der Bundesstaat ist eine zeitraubende Einrichtung!

Sonntag, 23. Januar.

Aus den Landtagsverhandlungen: Mit der Erhöhung der Rohzuckerpreise scheint sich das Landwirtschaftsministerium schon abgefunden zu haben. Die Verbraucher werden das aber einer Erhöhung der Zuckerpreise gegenüber nie tun.

Das „Korrespondenzblatt“ der Gewerkschaften sagt zur Thronrede: „Auch uns erscheint die Erhaltung des inneren Burgfriedens zur Abwehr der äußeren Feinde so wichtig, daß wir die Aufschlebung der preussischen Wahlreform bis nach dem Kriege verstehen und billigen. Um so mehr erwarten wir aber dann ganze Arbeit und werden aus der gegenwärtigen Ankündigung der preussischen Thronrede dann die weitesten Konsequenzen ziehen.“

Die Kriegsmoral der englischen Quäker: In das englische Heer sind, wie schon früher berichtet wurde, eine Anzahl von Quäkern als Freiwillige eingetreten. Sie beteiligen sich aber nicht am Töten, sondern nur an den Arbeiten, die den Feind hindern, zu töten. Z. B. legen sie keine Minen, sondern sie zerstören nur Minen. Dies berichtet Jane Addams mit dem Ausdruck ihrer Billigung und Bewunderung in einem Aufsatz, der in den Schweizer Blättern für religiöse Arbeit „Neue Wege“ erschienen ist, und mir zufällig zu Gesicht kommt. Merkwürdige Praxis, die meint, ihrer pazifistischen Bruderliebe treu zu bleiben, wenn sie zwar den Feind nicht in die Luft sprengen, aber wehrlos machen hilft, damit ihn dann andere in die Luft sprengen. Die englische Unfähigkeit zur Grundsätzlichkeit ist dabei beinahe rührend! Denn es ist sicher nicht bewußte Heuchelei, sondern eine ganz naive, gutgläubige Rasuistik.

Raumann / Seehandel und Mitteleuropa

Wie wir der deutschen Export-Revue „Der Welthandel“ entnehmen, hat am Jahreschlusse 1915 in der Versammlung „Eines Ehrbaren Kaufmanns“ in Hamburg der Präsident R. Craßmann etwa folgendes gesagt:

Die durch die politischen Verhältnisse in den Vordergrund getretene kontinentale Politik darf in ihrer Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung nicht überschätzt werden. Der bisherige Handel Deutschlands mit den Balkanländern stellt in der Ausfuhr einen Wert von 313 Mill. M., in der Einfuhr einen Wert von 199 Mill. M. dar, d. h. 3,10 v. H. der gesamten Ausfuhr und 1,85 v. H. der gesamten Einfuhr Deutschlands. So wichtig es sein wird, diese Bezugs- und Absatzmöglichkeiten nach dem Frieden energisch weiter auszubauen, so grundfalsch würde es sein, deswegen Deutschland von der Pflege und weiteren Ausdehnung seiner überseeischen Handelsbeziehungen in ein anderes Fahrwasser abzuwandeln.

Ähnliche Äußerungen sind uns auch in Bremen zu Ohren gekommen, und private Briefe bestätigen, daß tatsächlich in unseren Hansestädten eine gewisse Besorgnis besteht, daß die Wendung nach „Mitteleuropa“ eine un-

erwünschte Abkehr vom Seeinteresse in sich schließen werde. Wir glauben der Sache zu dienen, wenn wir offen über diese Besorgnisse reden.

Es gab in der Tat eine Zeit, in der man von einem Entweder-Oder zwischen Landpolitik oder Seepolitik reden konnte. Diese Zeit liegt etwa zwischen 1871 und 1884. Damals war im neuen Deutschen Reiche ein drängendes Gefühl nach außen, ohne daß man noch sagen konnte, ob die osteuropäische Festlandkolonisation oder die überseeische Kolonialgründung als nationales Ziel begriffen werden würde. Die Entscheidung lag im Grunde in Bismarcks Händen, und er zögerte nach beiden Seiten hin, bis das Vorgehen der deutschen Ueberseepioniere, v. Lüderitz und Karl Peters, die Klarheit brachte. Die Idee der Ostkolonisierung magerte ab bis zur posenschen Ansiedlungskommission, während die Pflege der Häfen und der Kriegsflotte auch dem tiefsten Inlande des Deutschen Reiches allmählich vertraut gemacht wurde. Man sprach kaum mehr von den großen Aufgaben des Ostens und Südens, da unsere Blicke westwärts auf das Wasser geheftet waren. Das war der Charakter der Periode bis vor dem Krieg, einer Zeit glänzenden Aufstieges überseeischer Beziehungen.

Wenn nun jetzt die vernachlässigten östlichen Fragen sich uns durch den Krieg mit Gewalt aufdrängen, so erscheint es begreiflich, wenn die Hauptträger der Seebewegung der vergangenen Jahrzehnte diese Wendung nicht ganz ohne Bedenken betrachten. Unsere Seebedeutung ist noch zu jung, um des öffentlichen allgemeinen Interesses entbehren zu können, und wird gerade nach dem Krieg mit Entschädigungs- und Wiederherstellungswünschen an die öffentlichen staatlichen Kassen herantreten, bei denen das Maß von Wohlwollen nicht gleichgültig ist, das das deutsche Volk im ganzen nach der Kriegsumgestaltung seiner Seeschifffahrt zuwendet. Was im großen wie ein Kampf einer Landidee und einer Seeidee aussieht, kann im kleinen sich bei knappen Reichsfinanzen bis zum Ringen um die Millionen zwischen Seestädten und Ostgrenze gestalten. Wir hoffen, daß dieser Fall nicht eintritt, aber als ganz ausgeschlossen kann er wohl nicht bezeichnet werden.

In dieser Lage wird es kein verständiger Mensch unseren Seestädten verdenken, wenn sie mitten in die mitteleuropäische Bewegung hineinzurufen beginnen, daß sie auch noch vorhanden sind und nicht vergessen sein wollen, und wenn sie darauf aufmerksam machen, daß keine Handelsstelgerung im Südosten das zu ersetzen vermag, was im Nordwesten verlorengehen kann.

Das letztere ist zweifellos richtig: der Balkanmarkt ist nur eine Ecke des Weltmarktes. Wenn darüber gelegentlich in der Tagespresse etwas überschwänglicher geredet worden ist, so gehört das zum großen Klange der Kriegszeit und wirkt einigermaßen als Gegenstück gegen vorläufig verlorene Seeverbindungen. Unsere Hausfeuten sollen in dieser Angelegenheit nicht gar zu peinlich im Abwägen der bundesfreundlichen Worte sein, da sie ja auch selber bei aller sonstigen Nüchternheit im Anpreisen überseeischer Aussichten nicht immer ganz spröde gewesen sind. Die deutsche Freude, jetzt endlich nach langer Unterbrechung und Entfremdung den Osten und Süden wiederzufinden, muß sich frei und stark ausleben dürfen. Das ist keineswegs nur eine Wirtschaftsfreude, sondern ein täglich wachsender politischer Jubel: es entsteht aus dem Kriege der neue mitteleuropäisch-balkanische Zustand. Daß der Deutsche

Kaiser in Risch gewesen ist, wird als eine hoch erfreuliche Kriegs- und Siegesfolge begrüßt; dort geht es voran! Diesen kontinentalen Jubel werden auch unsere Seestädte nicht verkleinern wollen. Es fragt sich nur, ob ihnen dadurch wirklich etwas genommen wird.

Wenn wir etwa im Jahre 1880 eine so entschiedene Wendung nach der Landseite hin erlebt hätten, so wäre das bei damaliger Kleinheit der Verhältnisse vielleicht zum dauernden Schaden der Seeentwicklung ausgeschlagen — vielleicht! Heute liegt die Sache anders, und wir haben den Eindruck, daß eine Gegensätzlichkeit der Seeinteressenten gegen Mitteleuropa nicht am Platze ist, daß vielmehr im Gegenteil starke Gründe vorliegen, weshalb die Seestädte gerade für Mitteleuropa sein sollen.

Man muß natürlich bei allen Voraussetzungen über das, was nach dem Krieg kommen wird, sehr vorsichtig sein, denn noch sind wir mitten drin in der welterschütternden Bewegung. Es kann sein, daß für lange Jahre der deutsche Ausfuhrhandel leidet, ohne daß wir auf Einfuhren verzichten können. Wie sich das finanziell ausgleicht, wird eine spätere Sorge sein, wenn dieser Fall eintreten sollte. Mit anderen Worten: die Lage unseres Seehandels ist unsicher und bedarf der beständigen Aufmerksamkeit der ganzen Nation. Es können Schädigungen eintreten, die nur mit schwerer Mühe und vielen Opfern zu überwinden sind. Was wir aber bestreiten, ist, daß diese Schädigungen durch die Herstellung Mitteleuropas herbeigeführt oder auch nur gesteigert werden. Wenn sie erscheinen, so liegt das im Kampf mit England, aber nicht in der Bundesgenossenschaft mit Oesterreich-Ungarn. Die letztere ist für den deutschen Handel im ganzen ein förderndes Element. Durch sie gewinnt Triest ebenso wie Hamburg und Bremen, weil sie Vermehrung der wirtschaftlichen Lebendigkeit nach dem Kriege bedeutet. Man müßte in den Seestädten geradezu fordern, daß nach der Kriegsunterbrechung eine großgedachte gemeinsame mitteleuropäische Wirtschaft geweckt werde, soweit es menschenmöglich ist. Alle Vorteile der Markterweiterung werden in den Seehäfen zutage treten. Selbst den schwierigsten Fall angenommen, daß die direkten Entschädigungsgelder oder Bauunterstützungen der Seestädte geringer ausfallen, weil die Wiederherstellungs- und Kapitalisierungsbedürfnisse des Ostens und Südostens zeitweilig den Vorzug haben, selbst in diesem Falle ist der größere Dauerwert für den Seehandel die Hebung des Bedarfes und der Arbeit des neu zu erschließenden Hinterlandes.

Oft schon haben die Kaufleute der Seestädte den Inlandbürgern vorgeworfen, daß sie aus ihrer angeborenen Kleinstädtereier nicht recht herauskommen und für Weltverhältnisse keinen richtigen Sinn haben. Dieser Vorwurf war oft berechtigt. Aber es hat auch Zeiten gegeben, in denen die Kurzsichtigkeit auf Seiten der Hafenstädte gewesen ist. Das war insbesondere damals der Fall, als Bismarck den Zollanschluß an das Deutsche Reich betrieb. Man soll sich jetzt jener Kämpfe möglichst genau erinnern und sich hüten, die neue mitteleuropäische Gemeinschaft ebenso mißtrauisch zu begrüßen wie damals den wirtschaftlichen Reichsanschluß. Heute will niemand wieder zurück in die früheren Zustände. So wird man später auch in Hamburg, Bremen und Triest gar nichts anderes mehr haben wollen, als ein großes einiges Mitteleuropa.

J. Hachagen / England und die belgische Neutralität

Die älteste uns bis jetzt bekannte englische Eröffnung, die gegen die belgische Neutralität verstößt, datiert von Mitte Januar 1906. Sie stammt also aus der Zeit des Zusammentritts der Marokkokonferenz von Algieras. Der vorerst abschließende belgische Bericht über die englischen Wünsche wird am 10. April 1906 erstattet, drei Tage nach Schluß der Konferenz.

Dies zeitliche Zusammentreffen macht auch einen ursächlichen Zusammenhang wahrscheinlich: der Bruch der belgischen Neutralität durch England ist im Zusammenhang mit der sich in Algieras wieder ausprägenden Marokkofrage offenbar beschleunigt worden. Die erste englische Eröffnung stammt aus einer Zeit drohender Kriegsgefahr. Wenn Deutschland dem damals zuerst einsetzenden allgemeinen diplomatischen Kesseltreiben (1905 waren Rußland und Italien noch nicht dabei) Widerstand leistete, dann wurde die Konferenz gesprengt, und dann gab es Krieg.

Für diese Eventualität nun, die auf der Konferenz mehrfach in greifbare Nähe rückt, haben die Westmächte und namentlich England noch besonders vorgebaut. Im Hinblick auf den kommenden Krieg begünstigt sich England nicht mit seinen alten Freunden, sondern es gewinnt neue: neben Rußland das neutrale Belgien. Ob freilich jene Eröffnung von Mitte Januar 1906 die erste gewesen ist, wissen wir nicht. Vielleicht sind die Beziehungen schon früher angeknüpft worden, etwa während der ersten Kriegs- und Marokkokrise von 1905 oder gar schon während der Ententezeit König Eduards von 1903, schwerlich aber vor Beendigung des Burenkriegs. Wie dem auch sein mag — waren die Beziehungen schon vorhanden, so wurden sie jetzt befestigt. Wenn die Conventions Anglo-Belges angesichts der in Algieras drohenden Kriegsgefahr nicht neu geschlossen worden sind, so hat man sie doch enger gestaltet, hat sie aus dem Bereich unverbindlicher Besprechungen immer mehr auf festeren Boden hinübergeführt. Algieras hat wenigstens die Veranlassung gegeben, von neuem alle Aufmerksamkeit auf die Gewinnung Belgiens zu richten.

Bei Lösung dieser Aufgabe, bei der es ohne belgische Widerstände nicht abgegangen sein wird, hat sich England offenbar mit Erfolg der damals noch schwebenden Kongofrage bedient.

Man könnte vermuten, daß Englands Entrüstung über die Kongoquerel, die freilich schon etwa 1897 beginnt, aber doch erst 1903 amtlichere Formen annimmt, nur die Kulisse war, hinter der England um so ungestörter an den Conventions Anglo-Belges arbeitete. In der Öffentlichkeit spielen die Engländer zwar Gift und Galle gegen die gottlosen Belgier; insgeheim aber verbrüdernde man sich in Brüssel. Diese Vermutung hat viel für sich. Nur muß man berücksichtigen, daß Englands Kongohege sich ja nicht gegen den belgischen Staat, sondern nur gegen den Souverän des unabhängigen Kongostaates, der zufällig auch König der Belgier war, richtete.

Ernstere Erwägung verdient, wie weit der in seinem Kerne wohl ernstliche moralische Entrüstungsfeldzug . . . von der britischen Regierung . . . etwa auch politisch als Druckmittel zu Gegenforderungen in Europa ausgenutzt worden ist. (Hampe.)

Denn bei der Zukunft des Kongostaates handelte es sich um eine Frage, an der die britische Kolonialverwaltung und das britische Weltreich brennend interessiert waren. Brauch die Kongoherrschaft König Leopolds, dieses gekrönten Kapitalisten und Imperialisten, zusammen, so schien es den Engländern das natürlichste zu sein, wenn sie selbst ihn beerbten. Am 7. Juni 1905 z. B. hatte ein imperialistisches Meeting in London die Uebnahme der Verwaltung des Kongostaates durch England als nationale Aufgabe gefordert. Was die Annexion des Kongostaates für Englands afrikanisches Kolonialreich bedeuten würde, bedarf keiner näheren Ausführung. Es genügt, daran zu erinnern, daß England als Herrin des Kongostaates die berühmte imperialistische Linie Kap—Kairo wenigstens auf einem Umwege verwirklichen könnte; denn der Kongostaat grenzt im Süden an Rhodesia und im Nordosten an die englische Interessensphäre im oberen Sudan. Im Hinblick darauf hat sich England auch schon früher den

übrigens phantastischen Ausdehnungsplänen des Souveräns des Kongostaates, die in einem Vormarsche nach dem Nil gipfeln, energisch widerseht.

An dem Werte des Kongostaates für England ist also nicht zu zweifeln. Wie aber, wenn es ein Opfer brächte, um nun auch das neutrale Belgien für die Einkreisungspolitik gegen Deutschland zu gewinnen? Solche Opfer sind der englischen Weltpolitik damals nicht fremd geblieben. Den Franzosen wird 1904 Marokko und den Russen 1907 Persien und Tibet teilweise geopfert, um beide, Franzosen und Russen, gegen Deutschland zu binden. Ähnlich konnte man den Belgiern den Kongo opfern, d. h. nach Beseitigung des Leopoldinischen Regiments in die Annexion des Kongostaates an den belgischen Staat willigen. Natürlich mußte sich der belgische Staat für diese außerordentliche Erweiterung seines Gebietes erkenntlich zeigen: er mußte seinerseits auch ein Opfer bringen, und das war seine Neutralität. Er mußte sich unter Preisgabe seiner Neutralität dem großen Hezbunde gegen Deutschland anschließen. England betrachtet seine Zustimmung zur Annexion des Kongostaates an Belgien gewissermaßen als Morgengabe an die neue Alliierte. Der Neutralitätsbruch war dann das kostbarste Stück aus ihrer Mitgift. War aber Belgien widerstandslos, hielt es an seiner Neutralität fest, entzog es sich den englischen Europaplänen: so sorgte England schon dafür, daß die Belgier den Kongostaat nicht bekamen. Dann wurde er höchstwahrscheinlich englisch. Wenn den Belgiern etwa ob ihres schamlosen Neutralitätsbruches das Gewissen schlug, wenn sie etwa doch noch Lust verspürten, dem teuflischen Reize der Conventions Anglo-Belges zu enttrinnen: dann verwiesen die Engländer auf den Kongostaat und erklärten: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Wenn ihr nicht mit uns gehen, sondern an eurer papiernen Neutralität festhalten wollt, so ist euch das unbenommen. Nur dürft ihr euch dann auf den Kongostaat keine Hoffnungen mehr machen. Dann behalten wir ihn wahrscheinlich selbst. Denn euer König und das blaue Banner mit dem goldenen Stern haben natürlich ausgespielt. Das habt ihr ja selbst in eurem Parlamente lang und breit nachgewiesen! — Noch am 31. Juli 1914 hat ein belgischer Sozialist, wie Hampe ausführt, die Frage aufgeworfen, ob ein Widerstand Belgiens gegen die englischen Europapläne nicht den Verlust der Kongokolonie für Belgien nach sich ziehen werde.

Auch hier ist das zeitliche Zusammentreffen entscheidender weltpolitischer Entwicklungsreihen höchst bemerkenswert. Das Jahr 1906 ist das klassische Jahr in der Geschichte der Kongofrage, weil es bereits den Anfang vom Ende bedeutet. Nach erregten Debatten beschließt die belgische Kammer am 14. Dezember 1906 endlich, gegen die Leopoldinische Mißwirtschaft einzuschreiten. In den nächsten Jahren steht die Kongofrage fortgesetzt im Vordergrund des internationalen Interesses, bis das Königreich Belgien endlich am 15. November 1908 das Recht der Souveränität über den ehemaligen unabhängigen Kongostaat an sich nimmt.

Die englische Zustimmung aber muß damals schon erfolgt sein. Die Verhandlungen zwischen Belgien und England über die Zukunft des Kongostaates und die zeitlich parallel laufenden über den Neutralitätsbruch, welcher sich erst bei Beachtung dieses Zusammenhangs als förmliche Neutralitätsverschacherung zu erkennen gibt, werden nicht ohne innere Beziehungen zueinander geblieben sein, wenigstens nicht auf englischer Seite. Es ist wahrscheinlich und stimmt überdies völlig zu den sonstigen Methoden der damaligen englischen Welt- und Bündnispolitik: daß die Ueberweisung des Kongostaates an Belgien, also anscheinend ein Vorteil für Belgien, und die Zerstörung der belgischen Neutralität, also anscheinend ein Vorteil für England, von den Engländern nicht nur gleichzeitig ins Auge gefaßt, sondern auch zueinander in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht worden sind, wie die Engländer ihre Bündnispolitik ja auch sonst mit der do-ut-des-Methode bestreiten müssen, da wirkliche Lebensinteressen die anderen Mächte nur selten an das perfide Albion zu fetten vermögen.

Daß bei dem Bruche der belgischen Neutralität durch England weltpolitische Motive entscheidend gewirkt haben, versteht sich

von selbst, wie ja auch die ganze, den Bruch herbeiführende deutsch-englische Feindschaft im letzten Grunde ebenfalls weltpolitisch bestimmt ist. Jene weltpolitischen Motive lassen sich freilich heute noch nicht altentmähig nachweisen, wohl aber durch Kombinationen in den Umrisen erkennen. Die Geschichte der anglo-belgischen Beziehungen unter Leopold II. und Albert I. ist noch geschrieben. Natürlich kann das nur im weltpolitischen Rahmen befriedigend geschehen. Das ergibt sich schon aus der Persönlichkeit des verstorbenen Königs. Die Duzende von deutschen Schriften, die während des Krieges über Belgien erschienen sind, gehen an diesen zeitgeschichtlichen Aufgaben zu rasch vorüber, wie denn das weltpolitische Interesse der deutschen Kriegsliteratur überhaupt noch der Erweiterung und der Vertiefung fähig ist.

Das Geniale, freilich auch die Verworfenheit der englischen Politik gegenüber Belgien wird endlich erst dann klar, wenn man auch die Rückwirkung der neuen Kongokolonie auf die belgische Neutralität berücksichtigt, wie das von völkerrechtlicher Seite natürlich schon mehrfach geschehen ist. Da erweist sich denn die englische Morgengabe als ein echtes Danaergeschenk. Die Rückwirkung der neuen Kongokolonie auf die belgische Neutralität ist verderblich. Diese Riesenannexion verwandelt das Wesen des belgischen Staates von Grund aus: sie verpflichtet ihn in alle Händel der Weltpolitik; sie macht die Neutralität zu einer lästigen Fessel. Die schon spätestens durch die Conventions Anglo-Belges von 1906 gebrochene belgische Neutralität wird jetzt vollends illusorisch. Ohne den Kongo wäre sie jedenfalls viel leichter aufrechterhalten oder vielmehr wiederherzustellen gewesen, als mit dem Kongo. Es waren französische Völkerrechtslehrer, die (nach Frant) offen erklärten, „daß Belgien kraft seiner Neutralität und des in Verbindung damit stehenden Garantieversprechens rechtlich nicht in der Lage gewesen sei, sein Gebiet durch Erwerbung von Kolonien zu vergrößern“.

Das Dunkel der englischen Belgienpolitik ist bisher nur hier und da aufgeheilt worden. Das von den Deutschen bis jetzt ans Licht gezogene Material ist natürlich nur ein ganz lückenhaftes Zufallsmaterial. Zur Erweiterung unserer Kenntnisse bedarf es nicht nur neuen Materials, sondern auch der Umsicht und Tatkraft eines Untersuchungsrichters, der sich durch Seitensprünge des Angeklagten in der Pflicht, die Wahrheit aufzudecken, nicht irremachen läßt.

Walthar Schotte / Staatenwürde

In diesem neuen Begriff: Staatenwürde gipfelt eine soziologische Untersuchung über das Phänomen des Weltkrieges, die der Wiener Philosoph Wilhelm Jerusalem als ein gedankenreiches, von Idealismus erfülltes Buch vorlegt: *Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre* (Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1915).

„Die moralische Entwicklung der Menschheit ist erst dann zu wahrhaft sittlichen Forderungen gelangt, als sich neben der sozialen Gebundenheit, die ja immer bestehen bleiben muß, das autonome Gewissen zu regen begann, und vornehme Naturen erst dann ihre Pflicht erfüllt zu haben glaubten, wenn sie alle ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit gestellt, wenn sie ihr Bestes geleistet und so nach Platons Forderung das Ihre getan hatten. Für diese schönste Frucht der individualistischen Entwicklungstendenz habe ich in Anlehnung an Kant die Bezeichnung *Menschenwürde* vorgeschlagen...“

Dieser Begriff: Menschenwürde — vieldeutig und etwas abgenutzt seit mehr als 100 Jahren — muß in dem Jerusalemschen Verstande festgelegt als Unterbau des neuen Begriffes Staatenwürde vorgeführt werden.

Denn entsprechend dem sittlich hochstehenden Einzelmenschen soll der Staat an sich die Forderung stellen, „die Idee der Menschheit in seinem Sein und seinem Tun immer vollkommener zu verkörpern“.

Staatenwürde: eine sittliche Forderung.

Staatenwürde: der Ausdruck moralischer Autonomie.

Staatenwürde: der Zustand „innerer“ (sittlicher) Souveränität eines Staates.

Ein logisch ziemlich verwickelter Begriff.

Historisch angesehen: Noch sind die meisten Staaten nicht „reif für die Forderung der Staatenwürde“, das soll heißen, nicht so entwickelt, daß diese Forderung faktisch gestellt wird. Ein soziales Phänomen sei nicht bloß außer und über uns, auch in uns. Das aber bedeutet für die Staatenwürde, um historische Wirklichkeit zu werden, daß in allen Bürgern eines Staates das sittliche Bewußtsein auch die Handlungen ihres Staates in der Richtung der oben gekennzeichneten Forderung der Staatenwürde geführt sehen wolle; eine Entwicklung jenes Bewußtseins, die heute zum größten Teil noch nicht erreicht sei.

Die Entwicklung hängt ab vom Wachsen der individuellen Ethik zur allgemeinen Forderung der Menschenwürde, „Diesem Streben der erstarrten Einzelseele nach möglichster Selbstentfaltung, diesem Drang nach höchster innerer Befriedigung, diesem hochgestimmten Wunsch, sein Bestes zu tun“.

Gegen staatsfremden Universalismus führe der Krieg, der die sozialen Gebundenheiten härter wiederherstelle, dazu, daß der Staat „sich selbst zum Anwalt der erstarrten Einzelseele machen muß“. Er muß deshalb den sittlichen „Ansprüchen der selbständig und seelisch reicher gewordenen Bürger Rechnung tragen“. So tritt das sittliche Postulat als Staatenwürde außer und über uns.

Der Staat wird zur Persönlichkeit. Das Wort wird außerhalb des bekannten staatsrechtlichen Streites verstanden. Wie Kant Gott als Person begriff, als ein Wesen, das Rechte besitzt, so Jerusalem den Staat als ein Wesen, das Kraft und Würde besitzt oder genauer: sittliche Verantwortung, sittliche Rechte und Pflichten, und die Macht, zu handeln.

Folgerungen: Ein Staat mit dem Bewußtsein seiner Würde wird:

„keinen Krieg führen, den nicht das ganze Volk als gerecht und als unvermeidlich erkannt hat. In seinen amtlichen Berichten wird er von der Wahrheit nicht abweichen . . . Es scheint . . . mit der Staatenwürde unvereinbar zu sein, daß die Staatslenker untereinander geheime Abmachungen treffen, von denen das Volk und seine berufenen Vertreter keine Kenntnis haben. Das ganze Volk muß wissen, wozu es sich anderen Staaten gegenüber verpflichtet, denn nur dann kann es für sein Wort einstehen.“

„Staatenwürde ist nicht möglich, ohne festgegründete Staatenmacht.“

Bedenken: Der neue Begriff scheint mir Möglichkeiten zu bieten zu einer soziologischen Untersuchung des Problems Politik und Moral, die gründlich immer noch nicht gewagt ist. Alle Betrachtungen über den Staat als ethisches Gebilde in seinem Aufbau über Korporationen und Individuen, seinen Rechten und Pflichten gegen diese sind verhältnismäßig einfach; das Problem fängt erst da an, wo der Staat als Einheit unter anderen auftritt, wo Macht und Besitz erworben und umstritten werden, im Gebiete des Völkerrechts und der internationalen Politik. Und da darf dann doch

nicht vergessen werden, daß die autonomen Gesetze eines sittlich hochentwickelten Individuums nicht einfach auf Staaten zu übertragen sind. Ein Genie darf, muß vielleicht hungern, kann materiellem Besitz nicht nachjagen, wenn es in der Stunde schöpferischen Schaffens steht. Staat und Volk müssen immer den jeweils größtmöglichen Spielraum für ihre vitalen Kräfte erstreben.

Gewiß, wir sind stolz in diesem Kriege, für Güter zu kämpfen, die auch der höchsten Individuallehre entsprechen. Wir danken unserem führenden Staatsmann besonders, daß er die Wahrheit immer zu unserem Bundesgenossen gewonnen hat — ich denke an Belgien. Und so stimme ich gern Jerusalem zu, der in Oesterreich-Ungarn und Deutschland besonders die Staatenwürde gewahrt, ihre Idee im Siege sieht.

„Staatenwürde ist nicht möglich ohne festgegründete Staatenmacht.“ Nicht ganz richtig; siehe Schweiz, Holland, die skandinavischen Staaten, aber Griechenland? Jedenfalls, ohne Macht ist Staatenwürde in Gefahr.

Also wird auch dies Buch ein Aufruf zur Machtsteigerung:

„So wie die Menschenwürde zwischen den Angehörigen verschiedener Völker und Bekenntnisse einen Bund stiftet auf Grund der allgemeinen Menschlichkeit, so ist die Staatenwürde dazu berufen, die sittlich hochstehenden Nationen zu einer höheren idealen Einheit zusammenzuschließen. Jede einzelne Nation wird dabei ihre Eigenart nicht nur wahren, sondern immer schärfer ausprägen dürfen. Jede wird von sich selbst das Höchste verlangen, und eben dadurch die Bestrebungen der anderen achten können.“

Mitteleuropa!

Ludwig Haas / Das deutsche Volksheer

Nach dem amtlichen Stenogramm der am 17. Januar im Reichstag gehaltenen Rede.

Meine Herren! In der letzten Sitzung des Reichstages haben wir in selbstverständlicher Einmütigkeit protestiert gegen die Haltung der englischen Regierung im „Baralong“-Fall. In ihrer Note hat die englische Regierung — und auch das ist am letzten Sonnabend besprochen worden — schwere Angriffe gegen die deutsche Armee und die deutsche Marine erhoben. Wenn die Behauptungen der englischen Regierung auch nur den Schimmer eines Beweises für sich hätten, dann wäre es allerdings Pflicht des Deutschen Reichstages, öffentlich vor aller Welt zu prüfen, ob wirklich derartige Vorwürfe gegen die deutsche Armee erhoben werden können, und wir hätten die weitere Pflicht, vor aller Welt zu prüfen, welche Maßnahmen wir innerhalb unserer Armee zu ergreifen haben, damit derartige Vorwürfe mit Recht nicht erhoben werden können. Es ist von der englischen Regierung gesagt worden, daß jene feige Hinmordung wehrloser Seeleute durch die Besatzung des englischen Hilfskreuzers eine Kleinigkeit sei gegenüber den Verbrechen und Vergehen, die deutsche Offiziere sowohl gegenüber der feindlichen Zivilbevölkerung wie gegenüber den feindlichen Armeen sich hätten zuschulden kommen lassen. Es ist behauptet worden, daß unsere ganze Armee des Mordes, der Brandstiftung, der Plünderung und der Begehung von Gewalttätigkeiten mit Recht bezichtigt werden könne, und daß unsere Kriegführung eine gesittete nicht sei.

Run, meine Herren, lassen Sie mich auf Grund meiner eigenen Erfahrungen und meiner eigenen Eindrücke das eine sagen im Rahmen unserer Besprechung militärischer Dinge: Noch

nie ist eine Armee höherer Kultur im Felde gestanden als gerade die deutsche Armee. Das wollen wir mit stiller Bescheidenheit sagen, das wollen wir aber auch sagen mit gutem Stolz und mit stolzer Freude. Wenn solche Behauptungen aufgestellt worden sind, dann dürfen die, die die Dinge draußen im Felde kennengelernt haben, sagen: Seht euch doch zunächst einmal an, wie benimmt sich der deutsche Soldat gegen den verwundeten Feind? Er sorgt für ihn, wie er immer nur für ihn sorgen kann, und wenn er irgendwo einen verwundeten Gegner gefunden hat, dann war der feindliche Soldat in seinen Augen kein Feind mehr, sondern dann traten im Herzen des deutschen Soldaten die Gefühle reiner und besser Menschlichkeit zutage.

Wie benimmt sich unsere Truppe der Bevölkerung gegenüber in den besetzten feindlichen Gebieten? Wer das sieht und das gesehen hat, der wird mir recht geben, wenn ich sage: Schöner und herzlicher könnte das Verhältnis nicht sein! Unsere Soldaten treten in Belgien, in Flandern, in Frankreich nicht auf als Eroberer, sondern mild, voll Freundlichkeit und voll Bescheidenheit benehmen sie sich der Bevölkerung der besetzten Gebiete gegenüber.

Wenn in jener Note die englische Regierung mit einem sonderbaren Spott gemeint hat, wir hätten vielleicht nicht soviel Gelegenheit gehabt wie die Engländer, zu beweisen, in welcher Weise wir geneigt sind, feindliche Seeleute zu retten, die mit ihren Schiffen verunglückt sind, da könnten wir mit mehr Ernst, auch mit einem gewissen Spott, aber mit größerem Recht sagen: Sie haben die halbe Welt gegen uns aufgeboten; aber den Beweis konnten die Engländer bis jetzt noch nicht erbringen, wie sie sich benommen hätten, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätten, im feindlichen Gebiete aufzutreten, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätten, feindliches Gebiet zu besetzen. Ich glaube, das dürfen wir sagen: So wie unsere Truppen, so menschlich, so freundlich, hätten sie sich unserer Bevölkerung gegenüber nach meiner Ueberzeugung nicht benommen.

Man muß nur einmal sehen, wie in Flandern, in Frankreich, in Polen unsere Armee für die Bevölkerung sorgt. Wenn sie Hungerige sieht, dann ernährt sie die Hungerigen, und, ich glaube, es wird keinen deutschen Soldaten geben, der an einem Hungerigen vorbeigeht, ohne zu helfen, wenn er helfen kann. In vielen Fällen sind unsere Feldküchen — in unzulässiger Weise, wird vielleicht der Herr Kriegsminister sagen — der Zivilbevölkerung nützlich gewesen. Wir haben die Armen ernährt, wo wir die Armen immer nur ernähren konnten.

Daß sich das so verhält, ist ja eigentlich selbstverständlich. Das, was wir da an Gutem, an Schönerem, an Erfreulichem sehen, ist weiter nichts als das Ergebnis unserer Volksschule. Natürlich spielt auch das gute Herz des deutschen Volkes mit herein. Aber in all diesen Dingen zeigt sich, daß wir ein Kulturvolk sind, und unsere Armee ist sich bewußt, daß sie den Namen und Ruf des deutschen Volkes zu wahren hat.

Noch eines fällt einem bei den Truppen draußen auf, und auch deshalb begreift man die Schmähungen der englischen Regierung nicht: Der kämpfende deutsche Soldat kennt zwar gute soldatische Leidenschaft, aber Haß kennt er nicht, und ich möchte sagen, man kann durch die Schützengräben hindurchgehen vom Meer bis zur Schweiz; wohl selten wird man von einem deutschen Soldaten ein Wort des Hasses hören, selten wird man von einem deutschen Soldaten ein Wort der Beschimpfung hören gegenüber den Gegnern. Ich habe beinahe den Eindruck — vielleicht ist es übrigens in den feindlichen Ländern gerade so —, daß der Soldat, der kämpfende Soldat ruhiger, leidenschaftsloser und bescheidener, milder und gütiger ist als die Bevölkerung zu Hause. Aber schließlich ist auch darin der deutsche Soldat ein Abbild des deutschen Volkes selbst. Wir sind leidenschaftsloser, wir beschimpfen den Gegner nicht, wir sind nicht so gehässig, wie es die andern sind. Aber um so empörender empfindet man es nun, wenn gerade gegenüber dieser Armee diese unerhörten Vorwürfe erhoben werden.

Meine Herren! Ich sprach von der Schulbildung des deutschen Volkes. Diese Schulbildung tritt immer zutage, wenn man sich draußen im Felde umsieht, und es wäre auch recht

interessant, einmal einen Vergleich zu ziehen, bei welcher Truppe im Felde die bessere Literatur gelesen wird, ob bei den Engländern und den Franzosen auf der einen Seite, oder bei uns. Von einem Vergleich mit den russischen Truppen will ich in diesem Zusammenhange überhaupt nicht sprechen. Es wäre auch ganz interessant, in eine Prüfung einzutreten, in welcher Truppe die gebildeteren, die wertvolleren Gespräche geführt werden. Ich habe wenigstens, als ich Ende April aus einem kleinen Abschnitt die englischen und französischen Gefangenen, jenes merkwürdige Völkergemisch von Kulturmenschen, Halbwilden und Ganzwildern, gesehen hatte, allerdings den Eindruck gehabt, an Kultur und an Bildung kann diese Truppe mit unserer Truppe ganz gewiß nicht verglichen werden.

Dann aber, meine Herren, diese Schulbildung schafft ein gut Teil der Stärke unserer Armee. Aber noch etwas anderes hat ein Stück Stärke unserer Armee geschaffen: das ist die Tatsache, daß wir ein politisches Volk geworden sind. Draußen, meine Herren, steht keiner, der nicht weiß, für was er kämpft. Fragen Sie den einfachsten Musketier! Der weiß, warum dieser Kampf geführt werden muß, und er kennt ein Stück Entstehungsgeschichte dieses Krieges. Und nun meine ich: fragen Sie in den russischen Regimentern den Russen, warum er kämpft, und prüfen Sie, ob er eine Antwort geben kann, und fragen Sie die Hilfsvölker Englands und die Hilfsvölker Frankreichs, — fragen Sie meinetwegen auch den englischen Söldner, ob er die Antwort darauf geben kann, warum er nun in diesem schweren Kampfe steht! Diese klare Erkenntnis, die sich in der deutschen Truppe findet, erklärt sich dadurch, daß wir ein politisches Volk geworden sind.

Meine Herren! Wir haben manchmal geklagt über die Volksversammlungen, und wir haben geklagt über die deutsche Presse, und wir haben wohl vielfach mit Recht geklagt; wir haben gemeint, daß die Art, wie die politischen Kämpfe geführt werden, nicht gut sei; aber wenn wir uns jetzt im Felde draußen umsehen, ja, da drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß alle Parteien, sie mögen heißen, wie sie wollen, wertvolle Kräfte in unser Volk hineingetragen haben. Draußen steht der Mann, der erfüllt ist von den Gedanken konservativer Staatsanschauung, und draußen kämpft der Mann mit den Ideen des Zentrums und der Mann mit dem liberalen Staatsgedanken, und draußen stehen die vielen Tausende, die von der Sozialdemokratie herkommen, und jeder bringt in seiner Art ein gutes Stück staatsbürgerliches Bewußtsein mit, und jeder bringt in seiner Art die Ueberzeugung mit, daß dieses Land von uns verteidigt werden muß, und daß es unsere Pflicht ist, für dieses Land zu kämpfen und für dieses Land zu bluten. Und diese Tatsache, daß Staatsbürger draußen stehen, diese wertvolle Tatsache verdanken wir dem politischen Leben, die verdanken wir der politischen Arbeit aller Parteien. Deshalb wollen wir aber auch für den Frieden den Gedanken mitnehmen, daß wir uns gegenseitig versöhnlicher gegenüberstehen wollen, daß wir uns gegenseitig etwas mehr verstehen wollen. Meine Herren, wenn die politischen Führer diesen Gedanken nicht verstehen sollten, wenn die politischen Parteien diese Neigung zu größerer Versöhnlichkeit nicht schaffen würden, o, wenn die Männer aus den Schützengräben heimkommen, die werden in den politischen Parteien dafür sorgen, daß dieser Gedanke der Verständigung, der Milde und des gegenseitigen Verstehens Raum findet in den politischen Parteien; denn der Sozialdemokrat, der mit dem Zentrumsmanne zusammen im Schützengraben gelegen hat, und der Konservative, der sich mit dem Liberalen draußen im Schützengraben so gut verstand, der bringt eben den Gedanken mit nach Hause: wir sind alle miteinander brave Kerle gewesen, haben alle miteinander unsere Schuldigkeit getan; wir wollen nach dem Kriege wieder miteinander kämpfen, weil wir miteinander kämpfen müssen, weil das eine Notwendigkeit ist, weil Weltanschauungen und Staatsanschauungen miteinander ringen; aber verstehen werden wir uns gegenseitig, und wir wollen anerkennen, daß jeder sein Vaterland liebt, und daß wir nur darüber streiten, welcher Weg der richtige ist zum Wohle des Vaterlandes und zum Wohle des Volkes; aber die Liebe zum Vaterlande, die wir alle miteinander haben, die wollen wir uns nicht bestreiten.

Und dann, wir haben vor dem Kriege darüber miteinander gestritten, ob die Landwirtschaft die guten Soldaten stellt oder die Industrie, und was haben wir gesehen, als wir draußen waren? Alle miteinander sind sie gute Soldaten gewesen, und jeder brachte so ganz besondere Kenntnisse, Erfahrungen, eine besondere Eigenart mit, die militärisch nützlich gewesen ist. Wir haben gesehen, wie gut sich der Industriearbeiter bewährt hat, haben gesehen, wie gut sich der Bauer draußen bewährt hat, und ich meine, das werden wir auch aufgeben, daß wir uns nach dem Krieg im Frieden die Hirnschädel darüber einschlagen, ob die eine Bevölkerungsschicht die guten Soldaten stellt oder die andere. Meine Herren! Wir haben befürchtet, daß wir ein entnerotes und bekadentes Geschlecht geworden seien. Ich glaube, nach den Erfahrungen dieses Krieges dürfen wir sagen: nie in der Weltgeschichte sind an die Nerven größere Anforderungen gestellt worden, wie gerade in diesem Kriege, und wie haben die Nerven unseres Volkes diesen Anforderungen standgehalten! Ja, meine Herren, nervös waren wir mehr oder weniger alle miteinander; aber das war das Merkwürdige: wie wir draußen waren, waren mit einem Schlage unsere Nerven gut geworden, und ich glaube, wenn dereinst die Geschichte dieses Krieges in ihren Einzelheiten geschrieben werden wird, wird man feststellen können, daß viel mehr Menschen in ihren Nerven gesund geworden, als daß Menschen in ihren Nerven durch den Krieg krank geworden sind.

Der Herr Kollege Schöpflin hat gesagt, er begreife ja, daß nach all diesen Strapazen und all dem Schweren ein Offizier oder Unteroffizier nervös werde und gelegentlich einem Manne ein böses Wort gebe. Gewiß, diese kleinen Formen der Nervosität treten auch auf. Ich möchte aber, wo etwas Böses und Uebles vorkommt, es nicht mit Nervosität entschuldigen. Nach meinen Beobachtungen sind draußen die Leute außerordentlich frisch und frei von Nervosität, und viel mehr Nervosität beobachte ich bei uns zu Hause als draußen im Felde. Aber, meine Herren, ein gut Teil der Stärke unserer Armee beruht auch darin, daß das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen an der Front ein außerordentlich gutes ist. Gewiß gibt es Ausnahmen; aber ich möchte nach meinen Beobachtungen wiederholen, was ich im Haushaltsausschuß erklärt habe: das Verhältnis zwischen Offizier und Mann an der Front dürfen wir geradezu als ein ideales bezeichnen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Aber wir wollen doch die Dinge im ganzen übersehen, und da wird mir jeder recht geben, wenn ich sage, daß die Dinge kaum besser sein können. Wenn ein Offizier oder ein Unteroffizier mit sozialem Hochmut an die Front gekommen ist, so wird er im Kriege sehr schnell von seinem Hochmut kuriert werden und wird sehr bald sehen, daß im Kriege nicht Geburt und Stand entscheidet. Er würde sehr schnell beobachten, wenn er durch den Schützengraben geht, daß unter den einfachen Musketieren sich genug Leute finden, die nach Stand und Bildung ihm durchaus ebenbürtig sind. Außerdem gibt es in der Welt nichts, was die Menschen einander näher bringt als Krieg und gemeinsame Gefahren. Das müßte ein sonderbarer Mensch sein, der auf einen anderen mißachtend heruntersieht, mit dem er gemeinsam in schwerer Not gelebt hat. Jeder, der draußen ist, sieht, wie gut, brav und lieb unsere Leute sind, und ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser Eindruck nicht dafür sorgen sollte, daß die Untergebenen gut und freundlich behandelt würden. Wie oft hat mir nicht der eine oder andere Kamerad gesagt, der Vorgesetzte war: wenn ich einmal grob geworden bin — und wer würde nicht einmal grob? — habe ich es hinterher immer bereut und mir gesagt: ich weiß ja nicht, ob der Mann in wenigen Stunden oder Tagen nicht vor dem Feinde fällt, und dann würde ich die Reue nicht wieder los. Das ist mir so oft mitgeteilt worden, daß ich die Ueberzeugung habe, daß das das allgemeine Gefühl bei den Vorgesetzten ist.

Der Herr Kollege van Calker hat mit Recht von der Notwendigkeit der Disziplin gesprochen. Aber es ist gar nicht so sehr nötig, mit Strenge und harten Worten die Disziplin zu schaffen, weil in unserem Volke ein so starkes Gefühl für die Notwendigkeit der Disziplin vorhanden ist. Ja, meine Herren, diese freiwillige Disziplin ist vorhanden, und dieses Gefühl freiwilliger

Unterordnung existiert bei den Angehörigen aller Parteien, gleichgültig, ob sie auf der rechten Seite stehen oder den Gewerkschaften angehören. Es steht draußen ein diszipliniertes Volk. Ich will nicht den Versuch machen, ein besonders schönes Idealbild zu entwerfen. Ich weiß, es wird auch draußen geklagt. Der Herr Kollege Schöpflin hat darauf hingewiesen, daß die Truppen an der Front, wenn ihnen einige Tage Ruhe gegönnt werden, sehr stark mit Exerzieren und sonstigen Übungen in Anspruch genommen werden. Sehen wir uns die Dinge an, wie sie sich entwickelt haben. Am Anfang des Krieges, wenn die Truppe einige Tage Ruhe bekam, haben die Regimentsführer und die Brigadeführer es den einzelnen Kompagnieführern ohne weiteres überlassen, mit ihrer Kompagnie zu machen, was sie wollten. Jeder Kompagnieführer war letzten Endes von selber so gescheit, daß er sich gesagt hat: irgendwie muß ich meine Kompagnie beschäftigen, und jeder hat auch sehr schnell ein Verständnis dafür gehabt, daß es darauf ankommt, im Positionskrieg dafür zu sorgen, daß die im Schützengraben steif gewordenen Knochen wieder in Bewegung kommen. Die Leute waren sehr froh, wenn sie exerzieren konnten; sie haben es auch dankbar empfunden, wenn man Spiele veranstaltet hat, mit einem Wort: wenn das Blut wieder in Wallung kam.

Nun, meine Herren, je länger der Positionskrieg dauert, je mehr er organisiert worden ist, desto mehr kamen von hinten Anordnungen nach vorn, und die höheren Stäbe haben nun in der einen oder anderen Weise Bestimmungen getroffen, wie die Truppe während der Ruhetage beschäftigt werden soll. Daß diese Anordnungen ergingen, ist ein Beweis dafür, daß die hohen Stäbe durchaus von dem Gefühl der Verantwortung für die Truppe erfüllt sind, und daß sie ein volles Verständnis dafür haben, daß es nicht gleichgültig ist, wie die Truppe während der Ruhetage beschäftigt wird.

Aber dann kam noch etwas anderes: es sind von Zeit zu Zeit Besichtigungen abgehalten worden, und schließlich hat sich in manchen Truppenverbänden ein Zustand herausgebildet, daß fast jedesmal, wenn man in Ruhe war, auch eine Besichtigung stattfand, bald eine Zugbesichtigung, bald eine Kompagniebesichtigung, eine Besichtigung im Felddienst, eine Besichtigung im Unterricht usw. Nun, meine Herren, die Besichtigungen haben gewisse Gefahren. Wenn der Bataillonsführer oder der Kompagnieführer nicht ängstlich ist, dann ist es ihm ganz gleichgültig, daß eine Besichtigung abgehalten wird. Ich denke an einen frischen, fröhlichen, schneidigen Bataillonsführer, der einmal erklärt hat: Besichtigungen? — mein Bataillon macht die Sache ganz von selber gut, wir brauchen uns vorher nicht so sehr anzustrengen. In diesem Bataillon ging es auch immer gut. Dann gibt es wieder andere Bataillons- und Kompagnieführer, die es mit der Angst zu tun bekommen, wenn es heißt: in 14 Tagen wird ein General erscheinen und wird die Kompagnie besichtigen. Warum man nun diese nervöse Angst vor dem General auch noch im Kriege hat, wo man an dem anderen Tage totgeschossen sein kann, das habe ich nie recht verstehen können. Im Kriege kann man wenigstens seine Ruhe bewahren, obwohl ich ja ein weitgehendes Verständnis für die unangenehmen Eigenschaften der Generale habe. (Große Heiterkeit.) Ich weiß, wie unangenehm die Herren werden können. Aber es gibt im Kriege noch unangenehmere Dinge als einen General (erneute Heiterkeit), und ein ruhiger Kompagnieführer bewahrt seine Ruhe, auch wenn es heißt: demnächst wird eine Besichtigung abgehalten. Aber es mag zugegeben werden, daß manche Kompagnie- und Bataillonsführer sich dazu haben verleiten lassen, etwas zu viel zu exerzieren, etwas zu viel zu drillen, und daß da gelegentlich wirklich berechnete Klagen in die Erscheinung treten können.

Auf eines will ich aber aufmerksam machen: seien Sie gegenüber diesen Klagen, auch wenn sie von ganz verständigen Menschen erhoben werden, sehr vorsichtig. Im großen und ganzen wird der Soldat, der — sagen wir einmal — 6 Tage im Schützengraben war, dann 6 Tage in einer Bereitschaftsstellung, wo er aber an sich nicht angestrengt ist, wo er sich nur noch in der Feuerlinie befindet, die Reizung haben, zu sagen: eigentlich sollte man uns doch

die weiteren 6 Tage vollständig in Ruhe lassen. Das ist ein begreiflicher Gedanke. Aber wenn man auf den Gedanken eingehen würde, dann würde man einen großen Fehler machen. In den 6 Tagen soll sich der Mann bewegen. Es handelt sich nur immer darum, daß das rechte Maß eingehalten wird.

Ich darf in dem Zusammenhange noch auf etwas aufmerksam machen. Eine der großen Befürchtungen, die wir für die Zeit nach dem Kriege haben dürfen, ist die, ob wir uns nicht im Kriege ein wenig der regelmäßigen Arbeit entwöhnen. Das kommt besonders leicht im Positionskriege vor. Ich für meine Person mache gar keinen Hehl daraus: ich habe das Gefühl, daß ich im Kriege ein bißchen faul geworden bin. (Heiterkeit.) Vielleicht geht es dem einen oder anderen auch so, und wenn das nun eine Massenerscheinung werden würde, so wäre das ein großes Unglück. Es ist also schon gut, wenn während dieser Zeit für Bewegung und Anstrengung gesorgt wird.

Uebrigens alle Dinge, die mit der Behandlung und dem Exerzieren, überhaupt mit der richtigen Führung der Kompagnie zusammenhängen, sind letzten Endes Personenfragen. Es ist ein so enormer Riesenapparat, der während des Krieges aufgebaut worden ist, daß es ganz unmöglich ist, an die Spitze jeder einzelnen Kompagnie die Person zu setzen, die alle Eigenschaften eines guten Kompagnieführers hat. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Sozialdemokratie ganz allein die Kompagnieführer bestimmen würde, daß es da auch tüchtige und untüchtige, freundliche und unfreundliche Kompagnieführer geben würde. Wenn ich die Reihen der Herren Sozialdemokraten überblicke, habe ich den Eindruck, daß Herr Kollege Beck ein freundlicher Kompagnieführer sein würde — er ist aus dem Babißen und wird die Sache schon recht machen — und vom Herrn Kollegen Scheidemann habe ich den Eindruck, daß er ein ungemütlicher Kompagnieführer sein würde. Ich möchte nicht in seiner Kompagnie sein. Ein Mittel kann uns nicht angegeben werden, wie man es machen soll, daß nur freundliche Menschen als Kompagnieführer genommen werden, die die Kunst der Menschenbehandlung verstehen: gerade die Kunst der Menschenbehandlung ist das Wichtigste und Wertvollste beim Kompagnieführer. Solange man das Mittel nicht gefunden hat, werden die Klagen auch nicht verstummen.

Gelegentlich ist im Hauptausschuß der Wunsch dem Herrn Kriegsminister gegenüber geäußert worden, er möge doch wieder neue Verfügungen treffen. Da muß ich mich hier vor dem Plenum eines Auftrages entledigen, der mir vor Monaten an der Front gegeben und in vielen Privatbriefen wiederholt worden ist: ich sollte doch ein Wort öffentlich vor dem ganzen deutschen Volke mit dem Herrn Kriegsminister sprechen: Schicken Sie uns nicht so viel Papier! (Große Heiterkeit.) Draußen entsteht allmählich ein Zustand der Verzweiflung über das viele Papier, das an die Front gelangt. Ich weiß, daß in gewissem Umfange das Papier und die Verfügungen notwendig sind, und ich will nichts gegen die Verfügungen sagen. Aber darauf möchte ich aufmerksam machen — und das werden mir alle erfahrenen und verständigen Leute an der Front bestätigen —: draußen an der Front braucht man nicht so viel Papier, und man hat im Schützengraben manchmal nicht gewußt, ob man sich in einer Kanzlei, in einem Büro oder im Kriege befindet; so sehr ist man mit dem Papier überschwemmt worden. Dann ging es auch noch mit dem Telephonieren los, mit dummen bürokratischen Anfragen, die in dem Kriege ganz unnötig waren! Also diesen Wunsch habe ich erfüllt; ob es etwas nützt, weiß ich nicht.

Der Herr Kollege Schöpsflin hat Klagen wegen der Verteilung der Liebesgaben vorgetragen. Da habe ich auch oft Klagen und Beschwerden gehört, die sich mit dem decken, was Herr Schöpsflin vorgetragen hat. Ich will nicht sagen, daß man eine ungerechte Verteilung vorgenommen habe; aber man sollte — das will ich auch sagen — sich bedingungslos in der Etappe auf den Standpunkt stellen: erst die kämpfende Truppe, dann die Etappe! Wenn die Etappe von diesem Geist erfüllt ist, werden die Vorwürfe nicht in dem Maße erhoben werden können.

Sie haben gehört, wie schön das Verhältnis zwischen den Vorgesetzten und den Mannschaften an der Front ist; zu Hause bei den Ersahbataillonen scheint es leider anders zu sein. Nachdem die Dinge vor der Öffentlichkeit angeschnitten worden sind — ich persönlich hätte es für besser gehalten, wir hätten uns nicht öffentlich darüber ausgesprochen, wir haben uns ja im Hauptausschuß eingehend darüber unterhalten —, muß ich allerdings auch sagen: von zu Hause von den Ersahbataillonen kommen an uns viele Klagen über die ungeeignete Behandlung der Mannschaften, und ich glaube, die Erfahrung haben sämtliche Parteien dieses hohen Hauses gemacht.

Meine Herren! Die Gründe, warum sehr viele Klagen aus der Ausbildungszeit kommen müssen, die kennen wir ja; sie sind ja auch schon von sämtlichen Borrednern vorgetragen worden. Gewiß, es sind jetzt ältere Leute eingezogen, die viel schwerer zu behandeln sind als die jungen Rekruten, die wir im Frieden gehabt haben. Die Leute sind bequem, haben schon eine gewisse soziale Lebensstellung, sind vielleicht gewohnt, des Nachmittags auf einem schönen Kanapee ihr Schläfchen zu machen — jetzt kommen sie plötzlich in die Kaserne. Ein junger 19jähriger Mann gewöhnt sich mit Schnelligkeit sofort an das Kasernenleben, einem 35jährigen oder noch älteren Mann fällt das unendlich viel schwerer. Er ist außerdem belastet mit häuslichen und geschäftlichen Sorgen. Da werden naturgemäß sehr viele Klagen kommen, die keinen berechtigten Grund haben. Ein derartiger Mann fühlt sich durch ein Wort verletzt, das ein jüngerer gar nicht schwer nehmen würde. Aber man hat doch den Eindruck, daß viele Fehler gemacht wurden. Zunächst ist es ja so: wir haben frühere aktive Unteroffiziere vielfach dazu verwendet, bei den Ersahbataillonen die jungen und alten Rekruten auszubilden. Das waren alte Unteroffiziere oder Feldwebel, die schon viele Jahre im bürgerlichen Leben gestanden haben, und — seien Sie überzeugt — es waren ganz verständige Menschen. Ich kenne manchen alten Feldwebel, der jetzt Rekruten ausbildet, und zwar mit sehr starker und und böser Stimme; aber wenn es ans Wählen geht, dann wählt er nicht dort (rechts), sondern bei Ihnen (auf die Sozialdemokraten weisend). Solch ein alter Feldwebel hat mir gelegentlich gesagt: Was war ich für ein böser Mensch, als ich aktiv war; jetzt sehe ich das aber ein, nachdem ich in den Zeitungen gelesen habe, wie unrecht wir gehandelt haben. Nun ist so ein alter Unteroffizier wieder eingestellt worden; er kommt auf den Kasernenhof noch ganz voll mit den guten Vorsätzen; aber kaum ist er ein paar Tage auf dem Kasernenhof — ich weiß nicht, ob es die Luft oder der Staub des Kasernenhofs macht —: mit einem Mal stellt sich bei ihm der ganze alte Sprachschatz wieder ein, den er vor 20 Jahren gehabt hatte. Als im Hauptausschuß einzelne Äußerungen vom Kasernenhof vorgetragen worden sind, habe ich lachen müssen; denn es waren dieselben Worte, die ich vor 21 Jahren auf dem Neckarplatz in Heidelberg gehört habe. Es ist keine wesentliche Bereicherung des Sprachschatzes eingetreten; aber verringert hat er sich auch nicht. Es waren die alten Wendungen, die wir als Neunzehnjährige in Heidelberg auch gehört haben, und die wir nicht schwer genommen hatten, aber ein fünfunddreißigjähriger, vielleicht schon verheirateter Mann nimmt das sehr ernst, und darauf mußte eben vom Ausbildungspersonal Rücksicht genommen werden. Der Ton, der einem Neunzehnjährigen gegenüber auch schon nicht recht ist, ist ein großes Unrecht, wenn er angeschlagen wird gegenüber einem Fünfunddreißigjährigen.

Aber noch etwas anderes. Zum Teil hat man die Ausbildung anvertraut und anvertrauen müssen jungen Unteroffizieren, die erst im Felde Unteroffiziere geworden sind, vielleicht verwundet worden waren und jetzt zur Ausbildung verwendet werden. Wenn nun so ein zwanzigjähriger Unteroffizier einen fünfunddreißigjährigen oder vierzigjährigen Mann ausbildet, so nimmt dieser das viel schwerer und will sich von dem jungen Unteroffizier nichts sagen lassen. Aber was nun tun? Die alten Unteroffiziere sind uns nicht recht und die jungen Unteroffiziere auch nicht; es ist doch recht schwer, ein System zu schaffen, welches wirklich Garantien bietet, daß nicht derartige Klagen erhoben werden.

Über eins möchte ich auch sagen: Wir verdanken den alten aktiven Unteroffizieren unendlich viel. Sie haben in einzelnen Individuen ihre Mängel und ihre Schwächen; aber als ich draußen war, habe ich doch gesehen, was so ein alter aktiver Unteroffizier wert ist, und wenn man einen in seiner Kompagnie gehabt hat, dann war man glücklich darüber. Die Leute kennen und wissen sehr viel und haben eine wertvolle Praxis.

Ich habe aber den Eindruck, besser als Klagen vorzubringen, ist die Erörterung, ob es nicht eine Möglichkeit gibt, daß gewisse, in der Sache liegenden Uebelständen abgeholfen werden kann. Da habe ich nun die Meinung, daß viele Klagen verstummen würden, wenn jeder einzelne Mann bei den Ersagbataillonen wüßte, daß er jederzeit seine Beschwerden formlos dem Kompagnieführer vortragen kann. Wenn jeder Kompagnieführer, sobald neue Rekruten kommen, ihnen sagte: Ihr braucht euch, wenn euch etwas drückt, nur an mich zu wenden, ihr könnt jeden Augenblick zu mir kommen, wir wollen uns dann zunächst einmal ganz freundschaftlich und kameradschaftlich über die Sache sprechen; wenn die Leute auf diese Weise Vertrauen zu ihrem Kompagnieführer gewinnen, dann werden derartige Klagen nicht mehr vorkommen können. Der Kompagnieführer soll eben der Vater seiner Leute sein.

Vielleicht wird auch bei den Ersagbataillonen durch die Beschäftigung gelegentlich eine gewisse Nervosität der Vorgesetzten großgezogen; vielleicht wird bei den Ersagbataillonen überhaupt etwas zu viel exerziert. Die Truppe soll möglichst kriegsmäßig beschäftigt und ausgebildet werden. Das macht den Truppen auch viel mehr Freude, während beim Exerzieren immer gelegentlich geschliffen wird und böse Worte fallen. Ich muß anerkennen: die Ersagmannschaften, die man uns hinausgeschickt hat, waren namentlich in Anbetracht der kurzen Zeit vortrefflich ausgebildete Soldaten. Es waren Soldaten mit Disziplin; es waren Soldaten, die gut einegerziert waren; aber manchmal haben wir den Eindruck gehabt, sie hätten noch kriegsmäßiger ausgebildet sein müssen. Ich verkenne aber keineswegs die Schwierigkeiten, die in der Ausbildung bestehen.

Das Beste wäre, wenn wir durch diese Aussprache am heutigen Tage erreichen könnten, daß die Männer, in deren Händen die Ausbildung liegt, einsehen, eine wie schwere Sünde sie am Vaterlande begehen, wenn sie eine schlechte Behandlung der Mannschaften zulassen. Wir brauchen vor allem eine gute Stimmung in der Armee, und das Schönste, was es auf der Welt gibt, ist ein fröhlicher Soldat. Ein Soldat, der nicht fröhlich ist, ist auch kein guter Soldat. Wenn ich weiß, welche Eigenschaften ich beim Soldaten brauche, dann muß ich ganz von selber dafür sorgen, daß die Fröhlichkeit in der Truppe erhalten bleibt. Wenn ich den stellvertretenden Herrn Kriegsminister frage, welche Kompagnie in der deutschen Armee die beste sei, so sagt er mir vielleicht: es ist die Kompagnie, die am besten schießt. Vielleicht sagt er: es ist die Kompagnie, die die besten Marschleistungen aufzuweisen hat. Ich glaube: wir werden uns bald verständigen, wenn ich sage: die beste Kompagnie ist die Kompagnie, von der man sagen kann, es ist die fröhlichste und die lustigste Kompagnie, die Kompagnie, die am meisten singt, in der am meisten gelacht wird. Und diese lustige Kompagnie, sehen Sie, wenn es darauf ankommt, die schießt auch am besten und sie marschliert am besten, und diesem Geiste der Fröhlichkeit, diesem heiteren Geiste, der Gott sei Dank in unserer Armee lebt, dem Humor des deutschen Soldaten und seinem heiteren Sinn, verdanken wir ja so unendlich viel. Diese Fröhlichkeit muß bei den Ersagbataillonen erhalten werden, und darum sagen wir von dieser Stelle aus den Bataillonsführern und Kompagnieführern bei den Ersagbataillonen: sorgt dafür, daß eure Leute fröhlich bleiben, und fröhlich können sie nicht sein, wenn man sie schlecht behandelt; fröhlich können sie nur sein, wenn sie gut behandelt werden, und es ist ein Unrecht gegenüber dem Vaterlande, und ihr belastet euch mit einer ungeheuren Verantwortung, wenn ihr nicht dafür sorgt, daß jeder Mann jetzt während des Krieges gut behandelt, freundlich behandelt wird. Der Geist der Kameradschaft, der draußen an der Front sich tagtäglich bewährt, soll auch bei uns dahelheim bei den Ersagbataillonen vorhanden sein.

Eine gewisse Mißstimmung — das entnimmt man gelegentlich den Briefen — mag auch daher rühren, daß auch jetzt noch im Kriege etwas zu sehr Rücksicht genommen wird auf das Einjährig-Freiwilligen-Privileg bei der Beförderung. Ich meine, man sollte vielleicht den Standpunkt vertreten, etwas mehr Leute, die nicht Einjährig-Freiwillige waren, zu befördern. Ich habe draußen nicht gemerkt, daß sechs Jahre Gymnasium oder sechs Jahre Realschule den guten Soldaten ausmachen, sondern es kommt auf ganz andere Dinge an, und der Mann, der nun weiß, er ist ein guter Soldat, ärgert sich, wenn er sieht, daß der Mann mit dem Stück Papier, auf dem etwas von Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen steht, ihm gegenüber bevorzugt wird.

Diesen Gedanken will ich Ihnen gegenüber aussprechen im Zusammenhange mit der Frage der Beförderung zum Offizierstellvertreter. Der Herr stellvertretende Kriegsminister hat am Sonnabend uns gesagt: Offizierstellvertreter, welche zurückkommen, bleiben Offizierstellvertreter und werden nur abgesetzt aus disziplinarischen oder sonstigen Gründen. Nun ist es aber so: Offizierstellvertreter kann gemäß einer Verfügung nur der werden, der früher Einjährig-Freiwilliger oder aktiver Unteroffizier war. Nun hat man an der Front vielfach tüchtige, bewährte Zugführer zu Offizierstellvertretern ernannt, weil man die Verfügung nicht gekannt hat, und nun kamen derartige Offizierstellvertreter als Verwundete zurück, und es ist ihnen eröffnet worden, sie seien keine Offizierstellvertreter mehr; von jetzt an seien sie wieder Feldwebel. Das hat bei diesen Leuten eine maßlose Verbitterung hervorgerufen. Ich kenne Fälle, wo derartige Leute, welche wieder an die Front zurück sollen und gern zurückkehren, mit Recht sagen: Ich muß mich schämen vor meinen Leuten; die meinen, ich hätte etwas angestellt und wäre degradiert worden. Ich weiß, gewisse Schwierigkeiten liegen im System des Offizierstellvertreters. Aber das Kriegsministerium wird sich ein Verdienst erwerben, wenn es durch eine Abänderung jener Verfügung dafür Sorge trägt, daß nicht der Glaube draußen verbreitet wird, daß nur der Offizierstellvertreter bleiben kann, der einmal Einjährig-Freiwilliger war. Ja, ich kenne einen Fall, da ist vom Bataillon und von der Kompagnie ausgesprochen, daß die Beförderung zum Offizierstellvertreter als eine Beförderung wegen Tapferkeit vor dem Feinde gedacht war. Was denkt sich nun der Mann, wenn ihm trotzdem wieder seine Grababzeichen genommen werden!

Was die einzelnen Anträge des Hauptausschusses betrifft, so werden wir den Anträgen, die in der Druckschrift 195 niedergelegt sind, zustimmen. Auch wir meinen, daß in möglichst weitgehender Weise, wie es eben die Verhältnisse der Truppe erlauben, Urlaub erteilt werden soll. Wir meinen, daß bei der Urlaubserteilung auch Rücksicht genommen werden soll auf die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse. Wir unterstützen dringend den Wunsch, daß auch den Offizieren freie Fahrt bei ihren Urlaubsreisen gewährt wird. Es ist eine schwere Sache, wenn ein Leutnant, der aus Königsberg stammt und im Westen steht, aus seiner Tasche das Billett von Flandern bis Königsberg bezahlen soll.

Außerordentlich warm würden wir es begrüßen, wenn der Reichszuschuß für die Kriegsbeschädigtenfürsorge in reichem Maße gegeben würde. Wir wollen alles tun, was geschehen kann, daß wir die Verwundeten wieder arbeitsfähig machen.

Meine Herren! Daß die Krüppel arbeitsfähig werden, das wünschen wir nicht in erster Linie wegen der Entlastung der Reichskasse, sondern weil der ein unglücklicher Mensch ist und bleibt, der auf eine Rente angewiesen ist. Je mehr ein Mensch sich durch eigene Arbeit ernähren kann, um so glücklicher ist er. Wir wollen nicht zu viele Rentner haben, nicht aus finanziellen Rücksichten, sondern weil der Rentner an und für sich ein unglückliches Geschöpf ist.

Hier kann aber auch die Bevölkerung sehr viel mitwirken, und ich möchte da einmal folgendes aussprechen. Wir haben mit jedem, der verwundet oder schwer verwundet worden ist, aufrichtiges Mitleid, und wir wissen, welch großen Dank das Vaterland ihm schuldet, und Pflicht des Vaterlandes wird es sein, in der großzügigsten Weise für die zu sorgen, die ihre Gesundheit für das Vaterland geopfert haben. Aber wenn man gegenüber dem einzelnen, der

vielleicht mit einem verwandt oder befreundet ist, diesen Gedanken zu sehr betont, dann schädigt man seinen Freund. Man muß ihm sagen: „Streng dich an, daß du wieder arbeiten kannst! Das höchste Glück ist es, wenn du dir selber dein Brot verdienen wirst!“ Man soll nicht aus einem falschen Mitleid heraus den Leuten sagen: „Der Staat hat für euch zu sorgen.“ Ja, der Staat hat für sie zu sorgen, und der Staat muß für sie sorgen, und wir wären ein elendes, ein miserables Volk, wenn wir nicht in der weitestgehenden Weise für unsere Kriegsbeschädigten sorgten; aber dem einzelnen, der mit uns befreundet ist, wollen wir vor allen Dingen sagen: „Streng dich an, soviel du kannst, damit du wieder arbeitsfähig wirst, weil du ein unglücklicher Mensch sein wirst, wenn du als Rentner durchs Leben gehst!“

Des weiteren sind wir auch der Meinung, daß die Witwenrenten in einem gewissen Umfange weitergewährt werden sollen, wenn die Frau wieder heiratet. Sonst könnte es schließlich dazu führen, daß Ehen nicht geschlossen würden lediglich mit Rücksicht auf die Erhaltung der Witwenrente. Also man zahle die Witwenrente weiter. — Die Anträge in bezug auf die Zusatzrente unterstützen wir ebenfalls.

Damit bin ich am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Wir alle, die wir heute über militärische Dinge gesprochen haben, haben hier und da Kritik geübt; aber ich habe den Eindruck, als ob die Ausführungen seitens der Sozialdemokratie, diejenigen des Herrn van Calker und die meinigen sich doch im wesentlichen auf derselben Linie bewegt hätten, nämlich auf der: es ist viel, viel mehr zu loben als zu tadeln. Manche Beschwerden bestehen da und dort — erklärlich bei dieser Armee von ungeheurer Größe —; aber wer das Ganze überblickt, der sagt: es sieht gut aus in der Armee! Und wir dürfen hinzusetzen — denn das lehren uns die bisherigen Erfahrungen —: es ist gut gegangen mit dieser Armee (lebhaftes Bravo), und das ist die Hauptsache! Dafür sagen wir Dank den Männern, die für diesen Verwaltungsapparat verantwortlich sind; dafür sagen wir Dank dem Deutschen Volke, das hinter dieser Armee steht; dafür sagen wir Dank vor allen Dingen unseren Truppen draußen im Felde, den kämpfenden Truppen und den Männern bei der Etappe. Ich meine: wer unsere Armee kennt, wer sie kennen gelernt hat im Kriege, der ist erfüllt von einem guten, frohen und sicheren Optimismus: mit dieser Armee geht's auch weiter gut; diese Armee schafft uns den Frieden, den wir brauchen, und diese Armee bringt uns aus dem Felde gute und wertvolle Gedanken, so auch den Gedanken, von dem ich schon sprach, den Gedanken des gegenseitigen Sichverstehens mit nach Hause! (Bravo!) Diese Armee erkämpft uns eine große und sichere deutsche Zukunft; und diese Armee wird dafür sorgen, daß auch unsere Gegner — wenn nicht nach Jahren, so nach Jahrzehnten — erkennen werden, daß der deutsche Sieg nicht nur ein Sieg ist des deutschen Vaterlandes, sondern daß der deutsche Sieg mehr ist: ein Sieg der europäischen Kultur! (Lebhafter Beifall.)

D. David Koch / Kriegerwitwen

Schluß.

Wie helfen? Wenn wir die uralten Gesetze der Menschheit — schon vor Christo, dem Prediger der Armen, aufgestellt — auf Kriegerwitwen anwenden, dann heißt die Forderung, so nach modernen Versicherungsbegriffen, gesprochen:

Es ist eine Witwe, deren Mann einen Unfall mit tödlichem Ausgang erlitten hat, in einem genossenschaftlichen Unternehmen. Dieses genossenschaftliche Unternehmen ist der Krieg des Volkes, von dem auch der Gefallene ein Teil war. Er hat also seine Kriegsarbeit nicht nur für andere — für einen fremden Arbeitgeber, geleistet, sondern auch für sich. Also — kann man ihm an der zu erwartenden Rente für Arbeitsleistung und Berufsunglücksfall — den Prozentsatz abziehen, den er für sein eigenes Leben und Familienleben aufgebraucht hat. Einen völligen Lebensersatz in Ge-

stalt einer Familienrente hätte nach dieser Logik nur der Leadenknecht und Söldner zu beanspruchen, dem Krieg Pandaver ist, indem er im Dienste eines kriegsführenden Staates getötet wird oder verunglückt.

Wenn wir aber den obengenannten und doch wohl von uns allen schon als Christen anerkannten Grundsatz zur Richtschnur nehmen, so müssen wir diese kalte Logik von uns weisen wie einen Satan.

In vielen Fällen führt diese Logik nicht einmal zu einem materiellen Existenzminimum. — Ich weiß wohl, daß es manchen Kriegswitwen jetzt immer noch besser geht als bei Lebzeiten des Mannes, vor allem, wenn er Lasten trug — Trunk, Spiel und Weibern. Einer, der so viel hineinzieht in der Menschheit Jammer, der darf ja wohl frei sagen, ohne den Toten, die recht ihren Weg des Lebens gegangen sind, ein Leids zu tun! —

Wenn wir also nach Grundsätzen für Kriegswitwen und -Waisenfürsorge suchen, müssen wir den Grundsatz feststellen: „Sie sind dürftig und erhalten ihre Seele damit.“ Ihr Loos muß so gestaltet werden, daß ihre Seele, die der Tod aus dem Gleichgewicht gebracht hat, wieder in ein Gleichgewicht des Lebens kommt. Mit welchen Geldern das gemacht werden soll, diese Frage schalten wir zunächst aus.

Das Ideale wäre, wenn eine Kriegswitwe mit ihren Kindern gerade so weiter leben könnte in ihren sozialen Verhältnissen, wie ihr Loos und die mit ihrem anvertrauten Manne geteilten Lebensziele waren. — Das würde Millionen verschlingen, sagt man. — Nur kühl Blut!

Wie sagt doch der mosaische Kodex? „Du sollst dem Dürftigen seinen Lohn nicht vorenthalten.“ Hat die Kriegswitwe Anspruch auf Lohn? — Ja — Kriegswitwenrente ist etwas Höheres als gewöhnliche Unfallrente. An ihr hängt „Blut, für alle geopfert“. Es wäre etwas anderes, wenn im Kriege alle getötet würden. Dann würde keiner für den anderen sterben. Aber da nur ein kleiner Teil das Leben lassen muß, so ist das, was der Tote prozentual für seinen eigenen Verdienst gebietet hat und was ihm an der „Rente“ abgezogen werden könnte — bei der obengenannten kalten Logik, verschwindend gegen die stellvertretende Leistung, die er getan hat, und zwar nicht nur für seine überlebenden Mitkämpfer, sondern noch mehr für das Millionenvolk, das friedlich weiterlebt und auf seinem und der anderen Tod neues Leben baut, herrlicher und lohntragender, so Gott will, als das alte Lohnleben vor dem großen, neuer Dinge schwangeren Kriege.

Die Kriegerwitwen — vom „Schmerzengeld“ ganz abgesehen — haben also aus Erwägungen des Lohnwertes für die Allgemeinheit einen Rechtsanspruch an eine Volksgemeinschaft auf Fortführung ihrer bisherigen Lebenshaltung und Lebens- bzw. Erziehungs- und Berufsziele.

Je näher wir diesem Ideale kommen, mit um so besserem Gewissen kann das deutsche Volk den blutgetränkten Sieg aus den Händen unserer toten und lebenden Sieger entgegennehmen.

Wer sein deutsches Volk liebt, wer vor allem von uns Daheimgebliebenen ein gutes Gewissen haben will, und wer die Geister der Anklage bannen will, der muß mit uns zusammenstehen, daß wir Deutschen die ersten Meister der sozialen Gesetzgebung, das Volk Bismarcks, über die erste Stufe weitersteigen — von der Fürsorge für den Leib zur Fürsorge, daß der „Bedürftigen Seele lebe!“

Das Ziel ist erkannt. Nationalspenden und Beratungsstellen für Kriegerwitwen sind im Gang. Wir müssen auf dem Boden der Wirklichkeit arbeiten, daß wir weiterstreiten.

Ein Vortrag liegt vor mir, den die Leiterin einer solchen Beratungsstelle in Stuttgart gehalten hat.

Es ist die Gattin des am Heimatschutz und ländliche Wohlfahrtspflege hochverdienten Tübinger Oberamtsvorstandes v. Soden. Ihr Gatte — sie ist selbst Kriegerwitwe —, der Bruder unseres verstorbenen Professors D. v. Soden, ist schon lange gefallen bei den blutigen Kämpfen um Ypern. Meine persönlichen Erinnerungen gehen zurück bis in die Tage, da ich mit dem Gefallenen auf demselben Kasernenhof in meiner Vaterstadt Ulm gestanden bin und zu

jeinen trefflich geleiteten Tagungen für ländliche Wohlfahrtspflege. Ich empfinde beim Gedanken an all die vielen Eiden, die ein Herz hatten für unser Volk und mitten unter ihren Brüdern haben sterben müssen und dürfen — mit den anderen Gesinnungsgeoffenen den schweren Verlust beim späteren Aufbau, Weiterbau und Neubau des Reichs.

Aus der sozialen Vergangenheit des Gatten haben wir die doppelte Gewähr, daß die Leiterin der Stuttgarter Beratungsstelle für Kriegerwitwen mit sozialem Verständnis ihres Amtes waltet und das Gedankengefüge ihres Berichtes mit deutlicher Objektivität gegeben hat.

Es wäre, um einen Typus zu schaffen, wertvoll, wenn in allen Staaten die Zahl der Kriegerwitwen und der unter ihnen als bedürftig bekannt gewordenen baldigst herausgestellt würde. — Das Ziel der Beratungsstelle ist: Helfen mit der Tat. Was nötig, ist Geld — vor allem bei Mieten, Schulden für Abzugszahlungen, wobei starke Fälle von Hartzigkeit bei Abzahlungsgeheimnissen konstatiert sind. — Noch mehr aber Hilfe mit Arbeitverschaffung. Hindernisse dabei sind 1. die Ueberfüllung aller weiblichen Berufe, 2. daß viele Frauen durch ihr Unglück ganz zermürbt und gar nicht in der Lage sind, außer der Sorge für Haushalt und Kinder eine Arbeit zu übernehmen. Für diese Frauen ist durch Landaufenthalt, Bädereien und andere hygienische Mittel gesorgt worden. Aber die sich in Stuttgart gemeldet haben, hatten alle den Willen zur Arbeit. Es ist wie bei den Invaliden: die Rentenpsychose ist nicht so umfassend, wie man behauptet hatte. Der normale Deutsche zieht jede Arbeit — auch in Arbeitsgebieten, die unter der bisherigen Höhenlage liegen, — jedem Almosen und jeder privaten Unterstützung vor. Und wie der Mann, so auch die deutsche Frau. Wenn ich alle Tage an meiner Wohnung das Heer von Arbeiterinnen vorbeiziehen und eifeln sehe, empfinde ich, welche ungeheure Arbeitsenergie in der deutschen Frau liegt — gerade auch in der Witwe und in der Frau, deren Mann nicht soviel verdient, daß er seine Familie ohne Mitarbeit der Frau erhalten könnte. Daß stille Heldentum dieser Frauen, dieses Schwervergessenen der Familie, der Kindererziehung — empfinden abertausend deutsche Frauen als einen stillen Schmerz, und ich habe auch in sehr gebildeten und sehr reichen Ständen viel Unverstand und Herzlosigkeit vor und während des Krieges gefunden. Gott sei's geklagt!

Aber das schwerste Los in diesen Tagen ist das der wieder selbst auf Arbeit gehenden Kriegerwitwe. Da müssen sich noch Millionen von Frauenhänden und Herzen in Bewegung setzen, wenn sie ein Organ dafür haben, was das Sittengesetz heißt: „Du sollst ihnen ihren Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe; denn sie sind dürstig und erhalten ihre Seele; auf daß sie nicht wider dich den Herrn anrufen und es dir Sünde sei.“

Ueber die persönliche Fürsorge hinaus aber muß das Reichsgesetz greifen mit großzügiger Hand, weil die gefallenen Helden ein Blutrecht an das deutsche Volk haben, daß nicht nur der Leib, sondern auch die Seele ihres Weibes und ihrer Kinder lebe, lebe im Rückerrinnern an die Toten, lebe im Weiterbauen der alten Heimat, lebe im Bewußtsein, daß die Genossen des Volkes dem Opfer der Toten dankbar sind.

Paul Zischorlich / Hans Pfitzner über seine Kunst

Hans Pfitzner: Vom musikalischen Drama. Gesammelte Aufsätze. Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“ in München und Leipzig. 254 S.

Warum sollte ein Künstler nicht sagen dürfen, was er über sich und seine Kunst denkt? Warum ihn am Reden hindern, wenn ihm der Mund übergeht, wovon ihm das Herz voll ist? Wer möchte Wagners belehrende Schriften missen, und wer ist nicht Schumann dankbar für alles, was er über Kunst und Künstler gesagt hat? Das alte Wort „Bilde, Künstler, rede nicht!“ kann

doch nur den Sinn haben: beweise dein Können in deinem Schaffen, glaube nicht, daß die gute Absicht in der Kunst genügt, bilde dir nicht ein, daß uns die schönsten Erklärungen und Programme etwas helfen können, wenn das geschaffene Werk verfehlt ist! Unmöglich aber kann dieses Wort ein allgemeines Schweige- und Zensurverbot bedeuten wollen. Im Gegenteil: es ist jederzeit interessant, einen Schaffenden über das künstlerische Schaffen im allgemeinen und über das feinige im besonderen zu hören. Man braucht deshalb ja nicht gleich alles für bare Münze zu nehmen. Heinrich Zöllner, der öfters mit Brahms zusammen war, erzählte mir einmal, als er dem Meister gegenüber eines Tages seine Bewunderung für seine Symphonien ausgesprochen habe, da sei ihm Brahms mit den Worten in die Rede gefallen: „Ach was, die Symphonien, das ist halbschüriges Zeug!“ Ein solches Augenblickswort, das irgendeiner dummen Laune entspringt und in diesem Fall offenbar eine Anwendung von Bescheidenheit in eine ganz unglückliche Fassung gebracht hat, besitzt nicht den mindesten kritischen Wert. Was Brahms da gesagt hat, war einfach Unsinn. Wer darauf irgend etwas geben wollte, würde nur beweisen, daß er keine Ahnung davon hat, was ein Künstler ist. In dem Buch, das ich hier der Aufmerksamkeit musikalischer Leser empfehlen möchte, drückt das Hans Pfitzner so aus: „Im gewöhnlichen Leben sagt auch der ernsteste, tiefste Mensch, namentlich der lebhafteste, Stimmungen unterworfenen Künstler Sachen „nur so“ hin; nie aber wird ein Künstler, der es einigermaßen ernst mit seinem eigenen Werk nimmt, in diesem etwas „nur so“ hinschreiben und drucken lassen.“

Wer Hans Pfitzner kennt und viele Jahre verfolgt hat, weiß, daß ihm das Schreiben an sich gar nicht liegt. Er ist durchaus der Mann der praktischen künstlerischen Initiative. Er bekennt es selber im Vorwort zu seinem Buche „Vom musikalischen Drama“, er habe es früher nie verstehen können, wie ein von Natur aus so produktiver Geist, ein solcher Latenmensch wie Wagner, es über sich gewonnen habe, ästhetische und gar polemische Aufsätze zu schreiben. Er gesteht, daß auch er sich innerlich lange gewehrt habe, „die reflektierende Feder zur Hand zu nehmen“. „Mir, dachte ich — als ich jung war — sollte das nicht passieren; ich wollte nur Kunst, nicht über Kunst schreiben; ich wollte mich, nicht von mir hören lassen.“ Und nun hat Pfitzner doch geschrieben!

Wir sind ihm darum nicht gram, sondern dankbar. Denn lange nicht mehr ist auf musikkritischem Gebiet ein Buch erschienen, das in so knappem Raum so viel Gescheites, Anregendes, Ehrliches und Gesundes zu bieten hat. Jeder Musikfreund wird es mit Genuß und mit Vorteil lesen, selbst da, wo er geneigt ist, dem Verfasser zu widersprechen. Das Wertvollste ist der große Aufsatz über die Bühnentraddition, die Pfitzner das Denken der Gedankenlosen nennt. Er verfolgt hier ein Werk von seinem Entstehen an bis in das Stadium hinein, da es bereits verschiedenartiger Interpretation ausgesetzt ist. Er macht es so schön, wie ich es weder bei Schumann noch bei Berlioz ausgedrückt finde, dem Laien begreiflich, wie das, was der Komponist zu Papier bringt, bereits eine Abschwächung und ein Kompromiß dessen ist, was seine Phantasie schuf. „Denn nicht nur das Verständnis, das von Kopf zu Kopf geht, ist eine große Seltenheit, schon im Individuum selbst, auf dem Weg vom Hirn zur Hand, zum Papier, verfälscht, verändert, vermindert, verundeutlicht sich die ursprünglich reine Idee. Die Gedankenwelt in die Wirklichkeitswelt zu bringen ist ein beschwerlicher Transport, bei dem immer viel verloren geht.“ In dem Augenblick, da der schaffende Künstler etwas festzuhalten sucht, entweicht es und läßt sich nicht fangen. Die Phantasie verträgt nicht das bewußte Denken; dieses aber ist unumgänglich notwendig, um der Phantasie zum sichtbaren, auch den andern verständlichen Ausdruck zu verhelfen. Für niemanden trifft das mehr zu als für den Komponisten.

Und da soll man sich wundern, wenn andere die Worte anderer nicht verstehen? Wenn es verschiedene, oft einander scharf widersprechende Auffassungen gibt? Pfitzner mißtraut jeder mündlichen Ueberlieferung. Er sagt (wichtig und doch tiefsinnig), ganz vertrauensvoll könne man streng genommen nur solche Er-

zählungen aufnehmen, wie z. B. die dem Weißheimerischen Buche entnommene, daß Wagner gern Kopfsalat aß. Man weiß, was heute allein aus der Wagnertradition geworden ist, welche unmöglichen Tempi mit dem Hinweis darauf genommen werden: Wagner hat es selber so gehalten, denn der und der erinnert sich noch ganz genau, dem und dem hat es Wagner selber gesagt. Pfitzner gibt nichts darauf. Er hält sich an die von Wagner selber gewählten Bezeichnungen, und er tut recht daran. Ich möchte zahlreichen Dirigenten empfehlen, sich die folgenden Worte Pfitznerns über ihren Schreibstil zu hängen:

„Was der Meister dem Druck übergibt, bestimmt, für kommende Zeiten aufbewahrt zu sein, das wird er nicht hinschreiben, ohne sich vorher wohl überlegt zu haben, was er sagt, und ohne die mustergültigste Ausdrucksform dafür zu wählen; daran hat man alles Recht, sich zu halten. Was er so im Leben zu diesem und jenem sagt, ist unmaßgeblich und unverbindlich; nicht in jedem Augenblick ist einer, der Werke schreibt, verantwortlich für seine sie betreffenden Äußerungen.“

Nicht minder lehrreich ist, was Pfitzner zur „Grundfrage der Operndichtung“ zu sagen hat, obwohl die Lektüre hier ein wenig abstrakt wird. Den großen elementaren Unterschied zwischen Dichten und Komponieren faßt Pfitzner dahin: jedes Dichtwerk stellt seinem Wesen nach erst in seinem Verlaufe, vom ersten bis zum letzten Wort eine an sich ungreifbare Einheit (Konzeption, Handlung) dar, während eine jede Komposition ihrem Wesen nach von einer sinnlich greifbaren, in sich schon vollendeten Einheit (Einfall, Thema) ausgeht, von der der Verlauf zehrt oder deren er neue bringen muß. Die musikalische Idee ist gegenwärtig, die dichterische Idee allgegenwärtig. Pfitzner erläutert das sehr hübsch und durchaus einleuchtend. Er scheint mir aber zu weit zu gehen, wenn er die Bezeichnung „Tondichtung“ ganz und gar verwirft, weil sie der Dichtung ihr höchstes Vorrecht rauben wolle: eine Idee zu verdichten. Unter „symphonischer Dichtung“ versteht man doch heutzutage etwas ganz Bestimmtes, und ich wüßte nicht, wie man das, was jedermann darunter versteht, anders so knapp und zutreffend ausdrücken könnte. Unbeschadet der Pfitznerschen Ausführungen und Abgrenzungen, die ich durchaus unterschreibe, ist der Gebrauch des Wortes „Dichtung“ in dieser Verbindung und zu diesem Zwecke möglich, weil es ja schließlich nur vergleichsweise gemeint ist. Eine „symphonische Dichtung“ ist eine Symphonie, die eine Dichtung in Tönen versinnbildlichen will, die sich an eine Dichtung anlehnt oder deren Verfasser sich durch eine Dichtung nachhaltig angeregt fühlt.

Was Pfitzner gegen Liszt hat, verstehe ich nicht recht. Er macht an einer Stelle einen Ausfall gegen ihn (übrigens auch gegen Schiller). Daß Liszt die „individuelle“ Melodie gesucht haben soll, kann ich im Hinblick auf die „Divina Comedia“ und die „Faust“-Symphonie nicht unterschreiben. Doch an derlei Spitzen darf man sich bei Pfitzner nicht stoßen. Es wäre kleinlich, solche Stellen allzusehr zu betonen. Denn das Positive, das Pfitzner gibt, ist viel bedeutsamer. So seine Bemerkungen über den „Reflexionsstilt“. Er meint damit das, was man in weiterem Sinne in einer Oper „Füllsel“ zu nennen pflegt, Verbindungen, Uebergänge, Stellen ohne besonderes Niveau, ohne individuelle Prägung. Auch die besten Werke enthalten solche belanglosen Stellen. (Bei Wagner sind sie freilich sehr gering.) Man muß es bei Pfitzner nachlesen, wie menschlich er über dergleichen redet.

Originell ist die Abhandlung „Bart und Bühne“, in der Pfitzner mit guten Gründen für einen blonden Hundung eintritt, und interessante Ausblicke ergeben sich aus den beiden Aufsätzen über E. T. A. Hoffmanns „Undine“ und den „Barfisar“-Stoff. Auch was Pfitzner über seine beiden eigenen Bühnenwerke, den „Armen Heinrich“ und die „Rose vom Liebesgarten“ zu sagen hat, gibt gute Aufschlüsse. Da der Verfasser viel gesunden Mutterwitz besitzt, so kann es nicht ausbleiben, daß er manchem, was man sich schon öfters selber gesagt hat, einen treffenden Ausdruck gibt. So hat sich gewiß jeder schon einmal die Frage vorgelegt, warum alle bösen oder im Charakter irgend verdächtigen Menschen auf der Bühne schwarzes Haar tragen und warum die gutartigen Menschen immer blond sein müssen. Eine andere Erfahrung, würdig,

von Pfitzner ironisch behandelt zu werden, eine Erfahrung, die man selbst in unseren Dramen von heute noch machen kann, ist die, daß der Himmel sich verdüstert, wenn die Menschen schwere Konflikte auskämpfen, und daß ein Gewitter losbricht, wenn eine Bluttat geschieht. „Der Himmel als Barometer menschlicher Gefühle“, das wäre ein gutes Thema für Pfitzner, der heute infolge seiner Tätigkeit als Operndirektor (in Straßburg) ja auch über reiches Material und erhebliche persönliche Erfahrung verfügt.

Der schönste Satz aber, den ich in Pfitznerns Buch fand und der Geltung hat für alle Zeiten, in denen nur je Künstler gelebt haben und Kunst geschaffen wurde, ist dieser: „Erst achtet man nicht, daß der Mensch, den man da von Angesicht sieht, ein Genie ist; dann vergißt man, daß das Genie nur — ein Mensch war.“ Wie wahr ist das! Wie sehr trifft es auf jeden unserer Meister und wie trifft es immer wieder zu!

Ich meine, wer diesen einen Satz in sich aufgenommen, der müßte sofort das Bedürfnis empfinden, das ganze Buch kennen zu lernen. Denn solche Sätze prägen sich nicht von ungefähr.

Otto Ernst Sutter / Deutsches Warenbuch

Das „Deutsche Warenbuch“, auf das diese Zeilen die „Hilfe“-Leser aufmerksam machen möchten, will ein Berater beim Kauf von Hausrat — sagen wir es gleich — von gebiegem, schönen Hausrat sein. Es kommt von der „Dürerbund-Werfbund-Genossenschaft“, die ihren Sitz in Hellerau bei Dresden hat, und ist das Ergebnis langer und eifriger Arbeit. Ferdinand Avenarius hat ihm ein Vorwort mit auf den Weg gegeben, in dem er von der Geschichte dieser eigenartigen Veröffentlichung berichtet.

Vor etwa sieben Jahren war es, da stellte sich bei einer Zusammenkunft von Vorstandsmitgliedern des „Dürerbundes“ und des „Deutschen Werfbundes“ heraus, daß beide Vereinigungen den Plan erwogen, zur Bekämpfung minderwertiger Waren und zur Hebung des Geschmacks in Deutschland eine Vertriebsstelle für „Qualitätsarbeit“ — heute sagt man wohl: Wertarbeit — ins Leben zu rufen. Längere Verhandlungen zwischen den Bünden zeigten den auf der Grundlage freundschaftlicher Einigung erzielten Beschluß, daß der „Dürerbund“ — der „Werfbund“ wollte zunächst eine Reihe anderer wichtiger Aufgaben in Angriff nehmen und betreiben — die „Vertriebsstelle“ allein errichten sollte.

Die vom „Dürerbund“ geschaffene „Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit“ zu Hellerau bei Dresden wurde dann im Herbst 1912 eröffnet. Zugleich erschien unter dem Titel: „Gebiegenes Gerät fürs Haus; ein erster Versuch“ ein Ratgeber, der allen an die Hand gehen wollte, die ihre Stuben und Wohnungen mit gutem Hausrat zu versehen wünschten. Ueber Wert und Bedeutung der „Vertriebsstelle“ kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen, die sich in erster Linie um die Frage drehten, ob die Hellerauer Einrichtung dem Handel, wie dieser befürchtete, eine empfindliche Schädigung verursache. Da aber — Avenarius hebt das ausdrücklich hervor — an den Spitzen der Händlerverbände kluge und weitblickende Männer standen, gelang es, ruhige und sachliche Beratungen zwischen Beauftragten jener Organisationen und „Dürerbund“-Vorstandsmitgliedern anzubahnen, die zu einem guten Ende führten. Im Sommer 1913 wurde zu Eisenach die „Dürerbundgenossenschaft“ gegründet, eine aus Vertretern der Händlerverbände und des „Dürerbundes“ sich zusammensetzende einzutragende Genossenschaft. Der „Deutsche Werfbund“ war zur Beteiligung eingeladen worden, und es erfolgte auch hinsichtlich seiner Mitarbeit eine Verständigung. Die ins Leben gerufene Gesellschaft erhielt den Namen „Dürerbund-Werfbund-Genossenschaft“. Der Vollständigkeit dieser kurzen Uebersicht halber sei erwähnt, daß die „Vertriebsstelle“ des „Dürerbundes“ in Hellerau bestehen blieb (und bleibt) und ausführendes Organ der „Dürerbund-Werfbund-Genossenschaft“ für die in ihr vertretenen Gebiete — bis jetzt: keramische, Metall- und sogenannte Luxuswaren-Industrien — wurde.

Von dem Wunsche, gute gewerbliche Gebrauchsgegenstände, durch geschäftlich unbeteiligte Sachverständige ausgewählt und beurteilt, der Öffentlichkeit zu zeigen, war desgleichen die „Münchner Gewerbeschau“ des Jahres 1912 getragen. Gleichgerichtete Gedanken, ein leicht unterrichtendes „Warenbuch“ zu schaffen, leiteten den „Münchner Bund“, dessen führende Mitglieder mit der „Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft“ gemeinsam zu arbeiten sich entschlossen. In den von dieser eingefetzten Ausschüssen zur Prüfung von Warenerzeugnissen sind Beauftragte der Händlerkassen und der beiden Bünde mit völlig gleichen Rechten vertreten. Bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten können durch ein gemeinsames Urteil der „Dürerbund“- und „Werkbund“-Abgesandten die Händler überstimmt werden. Das Wortlaut des Warenbuches bezeichnet es mit Recht als besonders erfreulich und bedeutsam, daß es zu einer unvereinbaren Meinungsdivergenz zwischen den Händlern und den Leuten vom „Dürerbund“ und „Werkbund“ nie gekommen ist: „Bis auf ganz verschwindende und nebensächliche Fälle wurden alle Beschlüsse in voller Einmütigkeit gefaßt.“ Aus der Tätigkeit der Prüfungsausschüsse, von denen hier die Rede ist, ging nun das „Deutsche Warenbuch“ hervor: „Auf die Auswahl des Empfohlenen hat kein Hersteller der empfohlenen Gegenstände auch nur den geringsten Einfluß gehabt. Ein beratender Ausschuß von sehr bekannten Sachverständigen Deutschlands und Oesterreichs bürgt obendrein für die Sachlichkeit der Arbeit. Weiter: die Mitglieder der „Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft“ haben sich verpflichtet, die in dem Bande — dem Warenbuch — zusammengestellten Waren durch eine Marke kenntlich zu machen und vorzugsweise zu führen. Der gediegenen Ware bis zum Schlichtesten hinunter tritt somit beim Wettbewerb um die Gunst des Publikums eine Förderung zur Seite, die durch kein Kapital und durch kein geschäftliches Sonderinteresse käuflich ist.

Auf die Entstehung und die Herkunft des „Deutschen Warenbuches“ mit einiger Ausführlichkeit einzugehen, schien deshalb notwendig, weil nur eine — wenn auch kurze — Darstellung der Geschichte der Veröffentlichung klar und unanfechtbar die Tatsache zu erweisen vermag, daß dieses Werk nicht ein verstecktes „Reklame“-Unternehmen, vielmehr wirklich berufen ist, praktisch der Verbreitung des Guten und Wertvollen zu dienen, und — was ebenso wichtig ist — als unparteiischer Berater gelten darf. Welche Aufgabe das Deutsche Warenbuch zu erfüllen bestrebt ist, kann nach dem Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein. Es will dem Hausbedarf mustergültige Massenwaren bieten und dadurch einen entscheidenden Einfluß auf die allgemeine Kultur gewinnen. Welche Bedeutung der Qualitätsware zukommt, braucht vor „Hilfe“-Lesern kaum besonders dargetan zu werden. Es ist an dieser Stelle schon oft und eindringlich vom künstlerischen, sittlichen und wirtschaftlichen Wert und Nutzen guter Ware gesprochen worden. Der Hausrat unserer Stuben, die Dinge, in deren Umgebung das Leben daheim sich vollzieht, beeinflussen unsere Stimmungen nachhaltig — von ihnen hängt es zu einem ganz wesentlichen Teil ab, ob wir uns in „den vier Wänden“ zufrieden fühlen, ob diese uns etwas zu sagen haben.

Das „Warenbuch“ ist ein „bilderreiches Preisverzeichnis, der brauchbarsten, gediegensten und schönsten Massenware unserer Zeit, eine stets sich erweiternde und steigende Sammlung des Besten, das auf diesem Gebiete erreichbar ist: durch die Verwendung guter Werkstoffe, verlässigste Arbeit und zweckmäßigste Formgebung, eine Formgebung, die auch hohen Geschmacksansprüchen zu genügen vermag, ja hierin etwas Allgemeingültiges, Zeitloses erstrebt wie die Zwecke, denen sie dient“. Man wird nach diesen den Sinn des Buches aufdeckenden Worten, die der von Dr. Joseph Popp (München) geschriebenen Einführung entnommen sind — von dem gleichen Verfasser stammen die weiteren Kapitel des textlichen Teiles: Was ist Qualitätsware?; Vom Schaden der billigen Ware; Die „Nouveautés“; Fabrikware; Von den Verzierungen; Vom Material; Keramik; Glas; Vom Metall; Vom Schmucke — zu erkennen vermögen, daß dieses Unternehmen in der Tat dazu bestimmt ist, eine große, schöne Sendung zu erfüllen.

Das „Warenbuch“ besteht aus zwei getrennten Teilen: der erste, das Bilderwerk, umfaßt über 250 Seiten mit durchweg vorzüglich gelungenen Wiedergaben photographischer Aufnahmen von Gegenständen aus Glas, Porzellan, Ton, Steingut, von Schmuck, von Gebrauchs- und Luxusgegenständen aus Metall und aus Glas mit Metall; von Stahlwaren (Bestecken usw.), von Küchengeräten und Kochgeschirren aus Aluminium, Nickel und emailliertem Eisen, von Haus- und Küchengeräten aus anderen Metallen und Holz, von Korbwaren, von Einrichtungsgegenständen für Bade- und Waschräume, von Baubeschlägen, von Heizkörperbehängen, von Hallen- und Gartenmöbeln — Zimmermöbel, wie überhaupt eigentliche Möbel zeigt der Band nicht —, von Beleuchtungskörpern usw. Unter jedem Gegenstand, der im Bilde vorgeführt wird, ist eine Nummer vermerkt, auf Grund deren in der gedruckten „Preisliste“, dem zweiten Teile, festgestellt werden kann, wie er (der Gegenstand) in wesentlichen Einzelheiten beschaffen ist und was er kostet. Erwähnt sei noch, daß das die Abbildungen enthaltende „Musterbuch“ ein Verzeichnis der Geschäfte von Mitgliedern der „Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft“ gibt. In ihm sind, alphabetisch geordnet nach Orten, genannt: Namen, Fernrufnummern, Telegrammadressen und Geschäftszweige der aufgeführten Firmen.

Eine Besprechung der einzelnen Erzeugnisse, die wir im „Warenbuch“ abgebildet finden, ist natürlich nicht möglich, aber auch nicht nötig. Das ganze Werk kostet zwei Mark und fünfzig Pfennig und ist zu beziehen durch die Geschäftsstellen der „Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft“ in Hellerau bei Dresden und des „Deutschen Werkbundes“ in Berlin (W. 35, Schöneberger Ufer 36a) sowie durch den Buchhandel und Geschäfte, die durch besondere Schilder kenntlich gemacht sind. Also: gehe man hin, kaufe den Band, setze sich mit ihm auseinander und handle! Es ist nicht jedes Stück, dem wir auf den Bildertafeln begegnen, wirklich schon gut und eine glückliche Lösung. Aber daß viel Gutes und Schönes gezeigt wird, möchte wohl niemand bestreiten, der objektiv zu urteilen sich bemüht. Kein Kunstgewerbliches, das heißt, Gegenstände, die persönliche künstlerische Leistungen, Einzelerzeugnisse, vorstellen, wurden nicht aufgenommen. Diese sind ja eine Sache für sich, deren Erörterungen nicht in den Rahmen dieser Veröffentlichung gehört.

Von der Bedeutung des Warenbuches oder besser von den Aufgaben, denen es dient, in ihrer Wirkung auf den Kaufmann spricht Dr. Joseph Popp in der schon erwähnten Einführung. Seine Darlegungen sind sehr beherzigenswert. Hier soll ein Absatz aus ihnen zitiert werden: „Der Händler, der jahrein, jahraus meist geringe Ware vertreibt, muß allmählich die guten und vornehmen Eigenschaften seines Berufes und Standes preisgeben. Er kann durch Warenkenntnis und Erfahrung dem Käufer kein Berater und Freund mehr sein, den Hersteller nicht mehr anregen, noch jeweils das Beste verbreiten. An seiner Stelle ersteht die neue, unerfreuliche Gattung des „Vermittlers“, der sein persönliches Verhältnis zur Ware ausschaltet und mit ihr nur verdienen will. Ihm gilt vor allem die „Kunst“ der blendenden Aufmachung, der findigsten Reklame, des billigsten Angebotes und des überredenden Wortes. Die also verlassenen Käufer aber rächen sich durch die Forderung weiterer Billigkeit bei größter Auswahl. Die letzte und schlimmste Folge ist der Ausverkauf mit all seinen versteckten Unehrllichkeiten und Täuschungen. So geht weiten Kreisen der Kaufmannschaft die Freude und der Sinn für eine ideale Lebensarbeit verloren, und die Allgemeinheit verliert die wertvolle Kulturförderung eines wichtigen Standes, der in vergangenen Zeiten für die eigene und fremde Häuslichkeit, für das Gemeinwohl, für Kunst und Wissenschaft so außerordentlich viel geleistet hat. Solange die Berufenen das nicht einsehen oder nicht einsehen wollen, vermögen auch Handelshochschulen keine ernstliche Hebung des Kaufmannes zu erreichen; solange die Käufer nicht verständiger werden, ist den Kaufleuten alles Höherstreben außerordentlich erschwert, ja unmöglich gemacht.“ —

Als Riesgabe wird die erste Auflage des Warenbuches bezeichnet. Daß dieses mitten in dem riesenhaften Kampfe,

in dem Deutschland mit der halben Welt liegt, herausgebracht worden ist — auch darin offenbart sich sichtlich unsere Kraft, unser kulturelles Gleichgewicht, wenn man so sagen darf. Wer macht den „Barbaren“ das nach: während noch die Kanonen und Mörser furchtbar wirken, lassen sie ein Werk erscheinen, das sich an das ganze Volk — an die Völker! — wendet, das der „Verschönerung“ des Lebens dienen will! — Was der letzte Sinn dieses Unternehmens ist, wird damit gesagt: „Die Herstellung, der Verkauf und Erwerb guter Waren ist die wirtschaftliche und sittliche Pflicht jedes einzelnen, eine Pflicht gegen sich und seine Familie wie gegen die Gesamtheit, gegen unsere gegenwärtige und zukünftige Weiterentwicklung als Kulturmacht, als kulturelle Weltmacht.“ So ist das Warenbuch jedem, der sich ihm anvertraut — hoffentlich tun das sehr viele Leute —, ein aufrichtiger Ratgeber und darüber hinaus ein Verkünder unseres Könnens, ein Förderer unseres Wollens, des Strebens der einzelnen wie des ganzen Volkes. In diesem Betracht hilft es zu seinem Teil mit, der Zeit und den Gedanken den Weg zu bereiten, denen wir eine freie Bahn ertämpfen wollen und müssen.

Karl von Eisenstein / Einsamkeit

Ein Gastlokal. Drei Gäste drin.
Alle drei schweigen vor sich hin
und sinnern.

Alle das gleiche: einer dem andern nach.
Und doch will keiner zu reden beginnen.
Allmählich füllt sich das Gemach,
zwei Gäste kommen, dann mehr, dann viele — — —

Die Gedanken der drei Einsamen fliehen
voneinander fort auf neue Ziele.

Aber morgen, wenn sie einander begegnen,
werden die drei mit schüchtern verlegnen,
lächelnden Mienen die Güte ziehen.

E. B. Jansen / Kriegsmitternacht

Klar und stille
stand die Mitternacht,
schneebedaden
hielten Tannen Wacht
unter unermess'ner Sternepracht.

War kein Laut
rings in der weiten Welt,
als das Brausen,
das im Ohr ergellt,
wenn die Zeit durch ew'ge Räume fällt.

Da, mit eins,
erdröhnte wilder Schlag,
Bliß, Heulen und Krach,
rasend und tobend Schlag um Schlag —
Bis erneute Stille dichter lag.

Und ein Lächeln
löste Schreck und Grau'n,
sahen von droben
köstlich hergutaun:
Unberührt stand gold'ner Bau zu schau'n,
um nur selig tiefer zu verblau'n.

Gottfried Traub / Lernen

Niemand lernt etwas durch bloßes Anhören.
Goethe.

Wie schwer ist das Lernen im wichtigen Leben! Selige Zeit, da man auf der Schulbank saß und seine Aufgaben auswendig lernte. „So ist es.“ „So heißt die Sprechform und so jene, und wehe, wenn du sie änderst“ — das war damals! Als Erwachsener merkte man freilich, daß auch diese Dinge nicht immer einwandfrei feststanden. Aber man hatte doch die fröhliche Empfindung, dies und jenes sicher gelernt zu haben. Da kam das Leben mit seiner Fülle. Es kam der Beruf, die Zeit des Wirkens. Menschen umstanden uns. Man wirkte auf sie, und man wurde von ihnen beeinflusst. Das öffentliche Leben mit seiner Unmenge von „Fragen“ umbrandet gerade den, der offenen Sinns und mit vielem guten Willen etwas schaffen möchte. Er rechnet zunächst mit dem, was er hört. Zuerst nimmt er das Gehörte als bare Münze. Dann lernt er, wie viele schlechte Sorten darunter sind. Er versteht bald, daß es eine Unmenge an Beweggründen, Absichten, Nebenwegen gibt, die ebenso wirklich da sind, wenn er sie auch gar nicht ahnte, und er fängt an, all den offenen und geheimen, lauten und leisen Trug langsam in seine Rechnung zu stellen. So gewöhnt er sich, nicht mehr bloß zu hören, was man sagt, sondern wie man es sagt. Er sieht beim Hören. Der Mensch wird ihm zum Schlüssel seiner Worte, und nicht die Worte der Weg zum Menschen. Menschen kennenzulernen bleibt die glücklichste Aufgabe und die große Erziehungsschule der Zeit. Trotz aller Enttäuschungen enthüllt sich uns auf diesem Weg wirkliches Gut. Aber alles Beobachten bleibt halb und wirkungslos, solange man nicht irgendwo mitarbeitet. Man ging nur im Vorhof des Lernens.

„Wer sich in gewissen Dingen nicht selbst tätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb.“ So fängt das Lernen wieder von vorne an. Denn man merkt, daß man nie von außen an die wirkliche Beherrschung einer Sache herankommt. Mit seinem Willen und Entschließen muß man sich ihr ganz widmen, sich von ihr füllen lassen. Man „möchte“ so viel und „kann“ nur wenig. Klein erscheint man sich selbst, daß man nur in einem Stück zu Hause sein kann. Des „Interessanten“ liegt so viel am Wege; ist's nicht gewissenlos, daß man sich nicht darum kümmert? Ja, verkümmert man nicht, wenn man sich von einer Sache so packen läßt, daß man nicht los davon kommt? Bis endlich der Frieden über uns kommt in der stillen Erlösung von dem Mancherlei hin zu dem Einen. Unser Leben will Antwort nur auf eine einzige Frage: „Kannst du des Einen habhaft werden, in dem du Meister wirst?“ Und oft erscheint diese Gewissensfrage erst in dem Augenblick, wenn man seine Kräfte schon vergeudet hatte und man von dem Vielerlei sich derart reizen und berauschen ließ, daß man zur einfachen Einstellung auf seine Aufgabe keine Schwungkraft mehr besitzt. Das Rad, das etwas leistet, dreht sich tausendmal um dieselbe Achse, und die Natur schafft in ewiger Kraft dieselbe Blume und denselben Baum. Die Latkraft zur sicheren Aufgabe bedarf stärkeren Schwungs als die Fähigkeit, überall anzuregen oder zu kritisieren. Unsere Zeit lehrt sie doppelt eindringlich. Mannesmut und Frauenernst gehören dazu, im Schützengraben oder auf der Elektrischen zu stehen, nein, stehen zu bleiben, und durch das Einerlei der langen Tage hindurch sich nicht beirren zu lassen. Wer einmal weiß: „hier bist du am Platz!“ der ist

ein glücklicher Mensch. Ihm öffnet sich seine Aufgabe; sein Reich mag klein sein oder groß, darauf kommt es nicht an; ob er es beherrscht, das ist sein Schicksal. Herrschaft wächst nur aus der selbstlosen Hingabe. So lernt man sich kennen, seine Fähigkeit oder seine Launen, seine Frische oder seine Trägheit, seine Lauterkeit oder seine Verfechttheit. Und dieser Spiegel, der uns die Arbeit am bestimmten Platz vorhält, läßt uns das Höchste lernen. Seiner selbst sicher sein, scheint mir die größte Kunst. Wer sich selber kennt, kennt die Welt; aber sich selber erkennt man erst durch gleichmäßiges Tätigsein, in dem die Kraft sich erprobt. Der Weg zum „Meisterwerden“ ist sehr lang! Mancher verliert unterwegs Ruhe und Atem.

Walthers Schotte / Mitteleuropa

Der Gedanke: Mitteleuropa ist in Herz und Kopf des Volkes lebendige Forderung geworden. Die öffentlichen Zeichen dafür mehren sich: Zeitschriften, Flugblätter, Broschüren, wissenschaftlich schwer gegründete Abhandlungen erscheinen; neues entsteht, altes wandelt sich unter dieser Idee, schon ist es eine ständig steigende Flut an Wünschen, Vermahnungen, Ratschlägen. Inzwischen wandelt das Leben die politischen Bedingungen für den künftigen mitteleuropäischen Bau; zumal in Oesterreich-Ungarn ist alles im Fluß; das Problem seines staatlichen Dualismus, das Verhältnis der Nationalitäten in beiden Reichen, Verfassungsfragen, Parteibildungen, alles Erscheinungen, auf die Mitteleuropa schon heute seine Schatten wirft, die es umgekehrt beeinflussen werden. Und an den Grenzen steht noch immer der Krieg. Unsere Bundesgenossenschaft mit der Türkei hat an Bedeutung gewonnen gegenüber der Zeit, als Naumann sein Mitteleuropa schrieb; Bulgarien ist der Vierte im Bunde geworden; der Orient ist nicht nur kriegerisch und politisch eine nähere Hoffnung geworden; der mitteleuropäische Gedanke wächst an Inhalt. Uns muß der Orient seine Wege jenseits eben so wie die Fülle der ungelösten Grenzfragen: Belgien, Kurland, Polen, der Balkan und selbst die Anklage an uns suchende, ringende Ukraine.

Unter dem Stichwort: Mitteleuropa, wollen wir eine Uebersicht bieten über alle hierauf zielenden oder es anrührenden politischen Ereignisse, die mitteleuropäische Literatur (seit Naumanns Buch) in einer Bücherchau vereinigen, Wichtiges ausführlicher besprechen.

Naumanns Buch, das so viel Zustimmung gefunden hat, wird von einer Seite abgelehnt: Rautsky und Genossen wollen nichts von Mitteleuropa wissen. Seine noch nicht abgeschlossene Kritik liegt vor in der „Neuen Zeit“ (34. Jahrgang, Nr. 14, 15); eine, die sich, wie er sagt, mit ihm begegnet, von Hilferding im „Kampf“ (Heft 11, 12, 1915) habe ich nicht eingesehen. Mitteleuropa trägt für diese Internationalisten die Gefahr in sich, zu einer Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln zu werden. Rautsky betont offen den Vorteil eines Anschlusses an England, bei dem sich Deutschland die teure Flotte sparen könne. Für die Landesicherung genügen die Bündnisse alten Stils. Mitteleuropa könne sich auch nur erzwingen lassen bei stärkstem Uebergewicht eines Staates; da dies nicht vorhanden sei, werde Mitteleuropa nie kommen. Freier Zusammenschluß monarchischer Staaten ist ihm undenkbar. Die zur Sicherung unserer Wirtschaft vorgeschlagene Syndikalisierung unserer wichtigsten Produktionszweige wird doktrinär abgelehnt. Die Gefahr der englischen Ueberseetruste — die doch schon Wirklichkeit ist! — erkennt er als politische nicht an. „Es mag ja erhebender für uns sein, von einem Mitteleuropäer, als von einem Amerikaner ausgehungert zu werden.“

Von einem Mann ohne staatlich politischen Sinn darf man kein staatlich politisches Gewissen verlangen. Unverantwortlich in diesem Sinne ist auch der Ton des Ganzen, der Hohn gegen Naumanns „pastorales Pathos“. Als ob nicht immer ein kleiner Bestand häßlich jedem Pathos auftrumpfen könnte! Haben die „Bürger“ übrigens oft genug gegenüber den Ergriffenheiten sozialistischer Propheten getan; nehmen wir also Rautsky nicht so bel.

Sehr im Gegensatz zu dieser Ablehnung hat das M. d. R. Max Cohen (Neuß) in der sozialistischen Halbmonatsschrift „Die Glode“ (Heft Nr. 10, 1915/16) wohl im Sinne der Mehrheit der sozialdemokratischen Partei Zustimmung und Mitarbeit versprochen: „Je weniger also die Sozialdemokratie gegen die mitteleuropäische Gemeinschaft einzuwenden haben wird, desto mehr wird sie darauf bedacht sein müssen, Einfluß auf die Art ihrer

Durchführung zu gewinnen.“ Nur leise klingt noch Furcht mit: Mitteleuropa würde die feindlichen Gegensätze von heute verstärken.

Wir verzeichnen auch eine konservative Stimme, die Betrachtungen von Otto Hoegh in Nr. 6 der „Kreuz-Zeitung“ vom 5. Januar d. J. unter „Der Krieg und die große Politik“. Bei grundsätzlicher Zustimmung und warmer Anteilnahme wird hier im einzelnen viel kritisiert: vor allem die Beschränkung des Buches auf Deutschland und Oesterreich-Ungarn getadelt, die Einbeziehung zum wenigsten der Türkei und Bulgariens gefordert und, mir scheint nicht ganz mit Unrecht, bemerkt, daß bei Behandlung der weltpolitischen Interessen Mitteleuropas manche der Schwierigkeiten sich lösen oder doch lindern würden, die der begrenzten Betrachtung unseres künftigen Verhältnisses zu unseren nächsten Bundesgenossen sich darstellen. Auf unser deutsches Interesse am österreichisch-ungarischen Nationalitätenproblem wird größeres Gewicht gelegt.

Aber es ist ja klar, daß noch Unendliches strittig sein kann, muß, daß zu klären, zu verarbeiten, zu gewinnen ist, zumal auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Anfang ist gemacht. Die große Publikation des Vereins für Sozialpolitik, die soeben erschienen ist und auf die wir erst das nächste Mal eingehender zurückkommen können, untersucht von den verschiedensten Standpunkten aus durch verschiedene Mitarbeiter die besonderen Fragen der „wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten“. Ich kann mir aber heute die Genugtuung nicht versagen, aus Hefners Vorrede den Satz zu zitieren: alle Mitarbeiter dieses Werkes, das weder eine Propagandadschrift noch eine Rundgebung genannten Vereins sei und die nur persönlichen Auffassungen der Mitarbeiter aus den verschiedensten handelspolitischen Lagern sammle, stimmten doch „darin überein, daß nicht so sehr wirtschaftlichen, als ganz großen politischen Gesichtspunkten die letzte Entscheidung bei der Neuordnung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten zufallen muß“. Das ist aber Naumanns Standpunkt. Und so folgt auch Hefner mit Wärme den politischen Leitmotiven, die Naumann „mit Meisterhand“ in seinem Buche gekennzeichnet habe.

Wichtige politische Rundgebungen für Mitteleuropa sind aus Oesterreich-Ungarn gekommen. Am 24. Dezember 1915 ließen 855 Professoren der Universitäten und Hochschulen Oesterreichs den österreichischen Ministern eine Erklärung übergeben, in der „ein über die bloße Einräumung von Begünstigungen an einzelne wirtschaftliche Kreise hinausgehender enger und dauernder wirtschaftlicher Zusammenschluß Oesterreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich durch möglichst weitgehende wirtschaftliche Annäherung und ein einverständliches und gemeinschaftliches Auftreten nach außen in wirtschaftlichen Fragen als notwendiger Voraussetzung für eine geblühliche Zukunft“, eine „dauernde Interessengemeinschaft“ als Frucht des gemeinsamen Krieges gefordert wird. Bemerkenswert ist, daß in diesem Dokument sich Namen heftigster politischer Gegner, Angehörige sich befehdender Nationalitäten, feindlicher innerpolitischer Grundsätze zusammenfinden.

Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein in Wien hatte am 22. Dezember 1915 seine Generalversammlung. Der Präsident Erzengel Freiherr v. Plener legte besonderen Wert auf das künftige gemeinsame Auftreten der mitteleuropäischen Staaten in der Welthandelspolitik. Er erneuerte die Erinnerung daran, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon einmal im Jahre 1893 gegenüber Italien, Belgien und der Schweiz mit gutem Erfolg gemeinschaftlich verhandelt hätten. Der Anschluß an Deutschland sei um so dringender, als England schon jetzt versuche, durch Ueberseetruste, zu denen es Holland, Schweiz und die skandinavischen Länder zu zwingen versuche, die Mittelmächte aus jenen Ländern handelspolitisch zu verdrängen. Plener möchte die Einheit Mitteleuropas auch als wirtschaftliche Verwaltung und Befehdungs-gemeinschaft angebahnt wissen. Er denkt u. a. an Rayonnierung und Kontingentierung der Gebiete bzw. Waren im Orienthandel. Wichtig für uns ist, daß das deutsche Bedürfnis nach Erleichterung des Durchgangsverkehrs für den Orient anerkannt wird. Zum Schluß stellt Plener die Herausbildung einer österreichischen Meinungseinheit für die Form der Annäherung fest. So habe sich auch die Reichsberger Handelskammer im Sinne der bekannten Wiener Beschlüsse des Wirtschaftsvereins am 20. November 1915 ausgesprochen.

Den älteren Erklärungen der führenden vier österreichischen Handelskammern haben sich die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin mit einer Beschlusfassung über eine Wirtschafts- und Rechtsgemeinschaft von Deutschland und Oesterreich-Ungarn angeschlossen. Naumann hat in Nr. 2 der „Hilfe“ schon darauf hingewiesen. Besondere Bedeutung wird einem mitteleuropäischen Handels-, Wechsel- und Verkehrsrecht zugemessen. Der frühere österreichische Justizminister Dr. Fr. Klein ist gebeten worden, die Vorarbeiten dazu in Angriff zu nehmen.

Vom 17. bis 19. Januar haben deutsche, österreichische und ungarische Vertreter der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereinigung in Dresden getagt. Es wurde über die wirtschaftliche Behandlung Polens, über Rohstoffversorgung und -sicherung, mitteleuropäische Zucker- und chemische Industrien gesprochen. Der frühere Minister-

Präsident Alexander Weckerle hat sich von dem Sonderberichterstatter der „Bösischen Zeitung“ (vgl. Abendblatt vom 15. Januar 1916) ausfragen lassen. Wichtig ist, daß dieser hervorragende ungarische Politiker die Notwendigkeit betont, vor den Abmachungen mit Deutschland den Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn ins Reine zu bringen. Bekanntlich läuft der gegenwärtige handelspolitische Vertrag zwischen den Staaten bis Anfang 1918; schon 1914 hätte aber vertraglich mit den Vorarbeiten für seine Erneuerung begonnen werden müssen. Der Krieg hat das verhindert; nun sind die Stimmen geteilt, ob dieser Ausgleich alsbald vorgenommen oder auf den Frieden und die Gesamtneubildung der europäischen und mitteleuropäischen Verhältnisse verlegt werden soll. Weckerle will keinen Aufschub: „Wir bilden mit Oesterreich ein engverknüpftes wirtschaftliches Ganzes.“ Nur größere Einheiten können sich behaupten. So darf dies Ganze der österreichisch-ungarischen Wirtschaft nicht zerbröckeln. Wenigstens eine grundsätzliche Verständigung der beiden Staaten muß erzielt werden. Aber auch die mitteleuropäische Einheit soll schon heute von den Regierungen ins Auge gefaßt werden. Denn beim Friedensschluß müssen wir geschlossen auftreten und einheitlich handeln.

Graf Johann Habik hat im ungarischen Magnatenhaus es als Fehler bezeichnet, daß die ungarische Regierung die Ausgleichsverhandlungen mit Oesterreich eröffnet habe. Ungarn habe sich so gegenüber Deutschland die Hände gebunden. Aber Graf Tisza, bedenklcher als Weckerle auch in bezug auf die Annäherung zu Deutschland, die er gleichwohl wünsche, hat in der Beantwortung von Habiks Interpellation am 5. Januar bemerkt: ohne mit Oesterreich sich verständigt zu haben, würde die Monarchie bei Verhandlungen mit Deutschland geradezu eine tragikomische Rolle spielen. In erster Linie stehen ihm die besonderen Interessen der einzelnen Länder. Diese zu vergewaltigen heißt ihm den mitteleuropäischen Gedanken untergraben. Raumann hat schon geantwortet, daß eine isolierte ungarische Volkswirtschaft beinahe eine Unmöglichkeit sei.

In einer Erklärung zu diesen Verhandlungen verteidigt der österreichische Deutsche Wirtschaftsverband, Wien, 6. Januar 1916, seine zwischen den Worten Tiszas angegriffenen „konkreten Vorschläge“ vom 20. November 1915. „Vor Klarstellung der hauptsächlichsten Richtlinien der künftigen Handels- und wirtschaftspolitischen Beziehungen der Monarchie und des Deutschen Reichs sowie der Dauer des neuen Verhältnisses könne eine Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn nicht vorgenommen werden.“

Die Schwierigkeiten der Ausgleichsfrage liegen in dem besonderen ungarischen Interesse an der Erhaltung der ungarischen Staats selbstständigkeit bei der Verwirklichung einer durch Langfristigkeit fast dauernden, ja als unauflosbar erwünschten Wirtschaftsgemeinschaft der Donaureiche im engeren, der mitteleuropäischen Staaten im weiteren Sinne. Man sieht, hier ist noch keine Uebereinstimmung, aber unüberwindlich wollen uns die Hemmungen nicht scheinen. Nun, bereits hat Graf Theodor Batthyany eine neue Interpellation über diese Fragen im Magnatenhaus angefündigt.

Immer wieder ist es erfreulich, zu sehen, daß die Gemeinsamkeit unserer mitteleuropäischen Balkaninteressen in Oesterreich Verständnis findet: „Einverständliches Vorgehen“ war die Lösung, die in einer Sitzung des niederösterreichischen Gewerbevereins ausgegeben wurde. Die Orientsektion des Handelsmuseums und das Handelsministerium werden mit den Vorarbeiten für den Balkanverkehr betraut.

Wenn wir jetzt einen Blick werfen auf wichtige Ereignisse des österreichisch-ungarischen Parteilebens, so wollen wir ein für allemal den selbstverständlichen Vorbehalt machen, daß nationale Sympathien uns nicht verleiten dürfen, in einer Weise Stellung zu nehmen, die einer öffentlichen Einmischung in österreichisch-ungarische Verhältnisse gleichkommt. Denn eben diese Einmischung muß uns von dem Augenblicke an verboten sein, als wir das Ganze dieses Staates als gleichwertigen und befreundeten Kontrahenten aufgenommen haben.

Am 19. Dezember 1915 fand in Prag eine Versammlung österreichischer Politiker deutscher Nationalität statt, wozu die deutsche Agrarpartei geladen hatte. Anwesend waren Mitglieder des „verfassungstreuen Großgrundbesitzes, der Agrarpartei, der Fortschrittspartei, der deutsch-radikalen Partei, der deutschen Volkspartei, der Christlichsozialen, des Volksrates, des Bundes der Deutschen und der deutschen Beamtenvereine.“ Dem Vain graust es. Ich verweise zum Trost nochmals auf das Heftchen von Emil Pfersche: Die Parteien der Deutschen in Oesterreich (München und Leipzig, Dunder u. Humblot 1915), das die Fülle sichten hilft. Vor dem Kriege bestand, zumal seit Auflösung des böhmischen Landtages, Unklarheit und Zerrissenheit über einheitliches Auftreten der deutschen Parteien. Im Frühjahr 1914 waren die Deutschradikalen aus dem Landtagsverband ausgeschieden. In der wichtigen Versammlung wurde für die Wiederherstellung der Einheit ein Ausschuß eingesetzt, dem außer den Vertretern der einzelnen Parteien Angehörige von Wissenschaft und Industrie zugewählt wurden.

Es ist eben die Zeit der Einigungen. In diesen Versammlungen wurde auf die Einigungsarbeit der tschechischen Elemente hingewiesen. Ob auf ein treibendes Motiv? In seiner Festrede anlässlich des Regierungsjubiläums Franz Josefs fordert der Prager Historiker, Herrenhausmitglied Prof. Dr. Goll, das Haupt der modernen historischen Schule der tschechischen Geschichte, daß keine Partei ungewandelt aus dem Kriege kommen möge, dies nicht nur mit Bezug auf nationale Einigung, besonders in bezug auf Parteitaktik, auf Gefinnung gegenüber dem Gesamtstaat: Aufgeben der destruktiven Taktik, positive Mitarbeit, Vertrauen! Der Ausgleich in Böhmen müsse geschaffen werden „mit vereinten Kräften“!

Diese Worte von so angesehener und einflußreicher Stelle werden in Deutschland um so lieber gehört werden, als Geheimrat Goll auch energischer Vertreter des mitteleuropäischen Gedankens ist, der ja die Einheit im Innern zur Voraussetzung hat.

Endlich haben sich auch die Polen geeinigt, das heißt, in die politische Kommission des reichsrätlichen Polenklubs sind die Sozialisten und Podolier aufgenommen worden, um „gegebenenfalls den politischen Willen der polnischen Gesamtheit durch eine geschlossene Vertretung zum Ausdruck zu bringen“. Aus entsprechenden Gründen ist der Obmann des Klubs zum Präsidenten des Obersten polnischen Nationalkomitees gewählt worden. (20. Dezember 1915.)

Wir schließen unsere politische Uebersicht mit dem Hinweis auf die in Ungarn am 13. Januar 1915 Gesetz gewordene Gleichberechtigung des islamitischen Glaubens, die der Präsident des Abgeordnetenhauses v. Beöthy in einem besonders herzlichen Telegramm der türkischen Kammer anzeigte.

Auf eine literarische Veröffentlichung möchten wir heute, so kurz hinter der Montenegrinier Unterwerfung, doch gern hinweisen, da ihr auch eine politische Bedeutung trotz ihres Charakters als Geschichtsschreibung noch zukommen dürfte, auf den Aufsatz von Adolf Strauß: „Bulgarien und die Zentralmächte“, der in „Reket Nepe“ zu finden ist, das nun auch deutsch unter dem Titel „Das junge Europa“ erscheint. (Heft 9/10, 1915.)

Strauß, Professor an der Orientalischen Handelskompanie Budapest, unternahm sofort nach Bekanntwerden des Serajewer Attentates eine politische Balkanreise, in richtiger Würdigung der schweren Bedeutung der Mordtat: „Attentate sind auf dem Balkan obligate Vorboten oder Begleiterscheinungen eines russischen Vorstoßes.“

Am 28. Juli, abends, Belgrad. „Im Speisesaal freudestrahlende Menschen.“ Man stößt an: „Das war eine gute, echt-serbische Tat!“

Die erste Nachricht hatte man in Serbien nicht in Belgrad, sondern auf dem Feld unserer waffenbrüderlichen Siege, dem Amselfeld, erhalten, in Pristina. Hier war Volksfest. Zehntausende feierten den Jahrestag der Amselfeldschlacht gegen die Bulgaren. „Am 11 Uhr wurde von der Rednertribüne, wie man Prof. Strauß schon abends wieder in Belgrad erzählte, folgende, an den Ordnerauschuss des Nationalfestes gelangte Depesche verlesen: „Wir haben beide Pferde gut verkauft.“

Diese Depesche wird von den Tausenden sofort verstanden, löst einen ungeheuren Freudentaumel aus.

Strauß fährt weiter nach Sofia. Welche serbische Station er auch in tiefter Nacht durchfährt, überall daselbe Bild eines politischen Kaufmanns.

In Sofia allgemeine Bestürzung. Strauß noch am 29. vormittags beim König. Dieser:

Jetzt komme ich an die Reihe! Wenn nicht ganz besondere Ereignisse dazwischentreten, so werden jene Verbrecher sich gegen mich wenden. In dem Programm, das derart erweitert ist, daß es nunmehr auch die Sphären der Großmachtdynastien umfaßt, ist sicherlich auch für mich noch Platz.

Ein Attentat gegen die Mitglieder der Regierung erfolgte dann tatsächlich. Freilich ohne Erfolg, und die verhafteten Attentäter gestanden, daß ein gleiches gegen den König geplant war.

Soziale Bewegung

Sozialpolitik im Reichstag. Immer stärker tritt auch im Deutschen Reichstage der Krieg als Erzieher zu sozialpolitischem Verständnis und Willen in den Vordergrund. Eine große Anzahl von Anregungen und Wünschen sozialer Art ist vorgebracht und durchgesprochen, Entschlüsse sind angenommen oder dem Reichstanzler als Material empfohlen worden, und es herrschte im ganzen ein erfreulich hilfsbereiter Betätigungsdrang bei allen Parteien nicht nur für die Arbeiterschaft, sondern auch für den Mittelstand. Die Anträge, die vorher schon in dem Haushaltsausschuß eingehend beraten und dann vom Gesamtreichstag am 14. und 15. Januar angenommen wurden, beziehen sich auf weitestgehende Berücksichtigung der zu Genossenschaften und Lieferungsverbänden vereinigten selbstständigen Handwerker bei

Bergebung öffentlicher Arbeiten und Lieferungen, auf Vorbereitung weiterer Maßnahmen zur Schaffung von Realcredit für Gewerbe und Kleinhandel; auf Hinzuziehung von Vertretern der gewerkschaftlichen Organisationen der Textilarbeiter in die Ausschüsse, die zur Durchführung der zugunsten notleidender Textilarbeiter beschlossenen Unterstützungsaktion eingesetzt sind; auf Bestimmungen, daß Unterstützungen gegen Arbeitslosigkeit nicht als Armenunterstützung gelten; auf die Forderung an das Reichsamt des Innern, auf Ersuchen die Vermittlung zwischen Unternehmern und Arbeitern zu übernehmen, wenn in Betrieben, die für den Heeresbedarf arbeiten, über Lohn und Arbeitsbedingungen Streit besteht. Auch das Thema des Geburtenrückganges, des Frauen- und Kinderschutzes wurde dabei lebhaft erörtert. Besonders eindrucksvoll war das einmütige und geschlossene Vorgehen aller Parteien in der Frage der Herabsetzung der Altersgrenze in der Reichsversicherungsordnung vom 70. auf das 65. Lebensjahr. Es machte so starken Eindruck auch auf die Reichsregierung, daß Staatssekretär Dr. Delbrück eine Nachprüfung der bisher von ihm abgelehnten Reform versprach. Als Redner in den sozialpolitischen Debatten vertraten die fortschrittliche Volkspartei bei den Handwerkerfragen der Abg. Bartschat, bei den Arbeiterfragen Abg. Weinhausen. Der letztere schloß seine Erklärung für die Herabsetzung der Altersgrenze mit folgenden, von seinen Fraktionskollegen mit Beifall unterstrichenen Worten: „Wenn wir also jetzt erklären, daß wir diesen sozialen Fortschritt fräftig fördern, so bitten wir, dieser Erklärung gleichzeitig die grundsätzliche Bedeutung zu geben, daß wir auch in Zukunft gewillt sind, wichtige und dringende sozialpolitische Aufgaben mit allen Kräften zu unterstützen.“ Eine recht erfreuliche sozialpolitische Ueberraschung war noch die unmittelbar vor Vertagung vom Reichsamt des Innern bewirkte Antündigung, daß dem Reichstage alsbald, entsprechend seinen Anregungen und Wünschen, eine Gesetzesvorlage zugehen soll, die gesetzlich festlegt, daß die Gewerkschaften und die entsprechenden Vereine der Arbeitgeber nicht als politische Vereine behandelt werden dürfen, wenn sie sich mit solchen sozial- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten befassen, die mit ihrem eigentlichen Aufgabebereich, der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen oder der Wahrung und der Förderung wirtschaftlicher und gewerkschaftlicher Interessen ihrer Mitglieder im Zusammenhange stehen.“

Unentbehrlichkeit der Lehrlinge. Der Krieg hat mit seinen Folgeerscheinungen auch etwas hervorgerufen, das nicht unerwähnt bleiben darf, weil es geeignet ist, den jungen kaufmännischen Nachwuchs in seinem Fortkommen für später sehr zu schädigen. Bekanntlich sind die Pflichtfortbildungsschulen für kaufmännische Angestellte und Lehrlinge gegen großen Widerstand der Geschäftswelt in den letzten Jahrzehnten durch Ortsstatut in vielen Städten eingeführt. Danach müssen die männlichen wie weiblichen Angestellten 6 bzw. 8 Stunden wöchentlich während der Geschäftszeit die Fortbildungsschule besuchen, damit dadurch dem Geß Rechnung getragen wird, daß der Lehrling zu erfüllen hat, wenn er einen Lehrling in seinen Betrieb einstellt, nämlich diesen Lehrling in alle kaufmännischen Obliegenheiten einzuführen. Da diese Möglichkeit bei dem heutigen lebhaften Geschäftsgang und bei den Großbetrieben durch den Lehrherrn fast ausgeschlossen ist, erscheint es notwendig, daß ein Teil dieser Verpflichtung durch die Fortbildungsschule übernommen wird und dem Lehrherrn dagegen die Pflicht auferlegt wird, daß er seinen Lehrling für die gewiß bescheidenen Stunden in der kaufmännischen Fortbildungsschule freigeben muß. Das kaufmännische Pflichtfortbildungsschulwesen hatte vor dem Krieg eine erfreuliche Entwicklung genommen, bis im August 1914 ein plötzlicher Stillstand, bzw. wie wir heute sagen können, ein Rückschritt eingetreten ist. Abgesehen davon, daß die Räume der Schulen in der Kriegszeit vielfach andere Verwendung fanden und daß zahlreiche Fortbildungsschullehrer zum Heeresdienst einberufen wurden und ein gleichwertiger Ersatz nicht überall zu finden war, trat etwas in die Erscheinung, wogegen man sich von Anfang an hätte wehren müssen, statt daß man es guthieß. Das war die Bewegung, welche unter den Geschäftsinhabern einsetzte, um ihre Lehrlinge während der Dauer der Kriegszeit vom Fortbildungsschulunterricht befreien zu können. In der ersten Besürzung über die Umwendung der wirtschaftlichen Verhältnisse war es begreiflich, daß man solchen Einzelwünschen entsprach und die betr. Lehrlinge wegen Unabkömmlichkeit im Geschäft von der Fortbildungsschulpflicht befreite. Je länger aber der Krieg dauert und je mehr sich die Tatsache herausgestellt hat, daß an derartigen Kräften, die Lehrlingsarbeit verrichten können, kein Mangel herrscht, erscheint es doch als unzulässig, daß den Geschäftsinhabern ein so weitgehendes Entgegenkommen gezeigt wird in der Befreiung ihrer Lehrlinge von der Pflichtfortbildungsschule. Der Fortbildungsschulunterricht ist für diese jungen Leute für das ganze Leben nicht erfahbar. Sie verlieren damit jede Grundlage für das theoretische Wissen und Können für den kaufmännischen Beruf. Wenn auch der Praxis ein größerer Nutzen zuzusprechen ist, so kann doch daneben nicht ein richtiger Buchführungsunterricht, Warenkunde, Handelsgeographie usw. entbehrt werden, wenn ein junger Mensch im Leben vorwärts kommen will. Diesen Unterricht zu genießen,

wird den Betroffenen nur unter bedeutenden Kosten und unter Benützung der nach schwerem Tagewerk freien Abendstunden möglich sein. Es müßte daher in allen Städten, wo der Fortbildungsschulunterricht eingeführt ist, doch ernst erwogen werden, ob diesen Befreiungsgesuchen dauernd in so weitgehendem Umfang stattgegeben werden darf, denn Kenner der Verhältnisse im Geschäftsleben muß es tatsächlich ganz eigentümlich berühren, wenn Firmen erklären, wenn sie ihre Lehrlinge die pflichtgemäßen Stunden in die Fortbildungsschule schicken müßten, wären sie genötigt, ihr Geschäft zu schließen, bzw. es bedeutete den Ruin ihres Geschäftes, da sie nicht in der Lage wären, Angestellte zu bekommen, die Lehrlinge ersetzen könnten. Auch würde es eine zu große Belastung der Geschäftsfassen bedeuten, wenn sie in diesen schlechten Zeiten während des Krieges genötigt wären, neue Kräfte anzustellen. Alle diese Gründe entbehren der Stichtätigkeit. Entweder, das Geschäft ist durch den Krieg so geschädigt, daß der Verkehr auf ein Mindestmaß beschränkt ist, und dann dürfte es ein leichtes sein, den Lehrling während der wenigen Geschäftsstunden zu entbehren, da ja der Unterricht so gelegt ist, daß er in die ruhige Verkaufszeit fällt, oder aber, das Geschäft geht gut. Dann aber sollte der Geschäftsinhaber sich auf andere Weise helfen müssen, indem er eine Hilfskraft anstellt und damit einem Stellenlosen über die schwere Kriegszeit hinaus hilft, ohne seine Pflichten gegen den Lehrling zu verletzen. Die Tatsache, daß man den Lehrling unentbehrlich für den Fortbestand oder Fortgang des Geschäftes bezeichnet, wird in keiner Weise günstig auf die Entwicklung des jungen Menschen wirken können. Ueberhebung und Annäherung werden die unausbleiblichen Folgen sein. Eigenschaften, die ja bekanntlich immer im grellsten Gegensatz stehen zu tatsächlichen Leistungen. Einen Lehrling halten, heißt die Verpflichtung übernehmen, einen jungen Menschen in die Gepflogenheiten des Betriebes einzuführen und ihm die Möglichkeit zu bieten, sich später im Leben selbst weiterzubilden. Das kann heute in vollem Umfang nicht nur durch die Praxis des Geschäftes geschehen, wie das in früheren Jahren in glücklicher Weise sich vereinigen ließ. Es muß heute die Schule daneben treten, weil sonst die Lehrlinge im Leben, um die es sich ja vorwiegend handelt, kaum mit Büchern, Berechnungen und anderem mehr in Fühlung kommen würden wie das ja durch Umfragen festgestellt ist.

Das deutsche Handwerk im zweiten Kriegsjahre. Eine zutreffende und erfreulich gerechte Beurteilung der schwierigen Lage des Handwerks im weiteren Verlauf des Krieges geht durch verschiedene Arbeiterblätter. So schreibt das Buchdruckerorgan: Wenn es auch schwer ist, die Einwirkungen des Krieges auf das Handwerk zusammenfassend zu schildern, weil eben jeder auf ausreichendem Beobachtungsmaterialie beruhende Ueberblick fehlt, so kann man doch aus einzelnen Erscheinungen und Beobachtungen Rückschlüsse auf die Lage des Handwerks machen. Zunächst dürfte ganz allgemein feststehen, daß gerade im Handwerk ungemein viele Betriebe eingegangen oder stillgelegt worden sind. Das ergibt sich aus der ganzen Natur der handwerksmäßigen Betriebe. Durch die Einberufung der selbständigen Handwerker war die Schließung des Betriebes oft ohne weiteres gegeben. Während in der Landwirtschaft die Bewirtschaftung auch ohne den Mann von der übrigen Familie weitergeführt wird, ist im Handwerk diese Aufrechterhaltung des Betriebes nur in seltenen Fällen möglich. Namentlich hat sich die Zahl der Handwerksbetriebe um so mehr vermindert, je mehr die Einberufungen sich auf die älteren Jahrgänge erstreckten. Weder in der Landwirtschaft, noch im Handel, noch in den gewerblichen Großbetrieben ist die gleich starke Minderung der Betriebe zu beobachten, weil bei ihnen der Einberufene leichter ersetzbar ist, während beim Handwerker dieser Ersatz meist gar nicht zu beschaffen ist. Die durch die Einberufungen nicht in Mitleidenchaft gezogenen Betriebe des Handwerks gehören entweder Gewerben an, die durch den Krieg günstig beeinflusst worden sind und deswegen über Arbeitsgelegenheit und guten Verdienst nicht zu klagen haben, oder sie gehören zu den Gebieten der wirtschaftlichen Betätigung, auf denen infolge des Krieges eine weitgehende Stagnation eingetreten ist. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Handwerksbetriebe, die mit der Herstellung von Nahrungs- und Genussmitteln beschäftigt sind, mehr oder weniger gut durch das Jahr 1915 gekommen sind, wenn sie freilich auch nicht so günstig abschneiden wie die Handwerksbetriebe in der Lederverarbeitung und teilweise im Bekleidungsgewerbe. Sehr schwierig war für die genannten Betriebe vor allem die Arbeiterfrage, die sich oft um so bedenklicher zuspitzte, als das Angebot von Lehrlingen immer knapper wurde. Durch Einstellung von jugendlichen Arbeitern in der Industrie und im Handel, wo für diese Kräfte Löhne bezahlt wurden, die der Handwerker einem Lehrling nicht geben will, wurde dem Handwerker der Nachwuchs in hohem Maß entzogen, was bei dem zunehmenden Mangel an Gehilfen sich um so empfindlicher bemerkbar machte. Bei den Handwerkern der Metall- und Eisenverarbeitung konnte man sehr häufig beobachten, daß die Meister dort, wo es möglich war, ihren Betrieb schlossen und in größeren Betrieben eine Stellung einnahmen, die ihnen besseren Verdienst brachte, als wenn sie ihren Betrieb fortgeführt hätten. Wo dies nicht möglich war, dürften sich die Verhältnisse namentlich an kleineren

Plätzen merklich verschlechtert haben. Durchweg ungünstig gestaltete sich aber die Lage in den Handwerksbetrieben, die dem Baugewerbe angehören oder von der Bautätigkeit alimentiert werden. Hier ging die Arbeitsgelegenheit im Jahre 1915 zusehends zurück und setzte eine breite Handwerlerfront zunehmenden Schwierigkeiten aus. Wenn es auch einem Teile der Betriebe gelang, an Heeresaufträgen gelegentlich teilzunehmen, so handelte es sich dabei doch meist um vorübergehende Beschäftigung, und außerdem kamen je den kleineren und kleinsten Betrieben fast gar nicht zugeute. Wenn man gerecht sein will, so muß man zugeben, daß gerade infolge der Stagnation im Baugewerbe das Handwerk härter getroffen wurde als die anderen im Produktionsprozeß tätigen Schichten. Kommen Handwerksbetriebe in Frage, die in den Jahren vor dem Krieg etwas vor sich gebracht haben, so vermögen diese heute aus ihren Ersparnissen zuzusehen, um über die Kriegszeit hinwegzukommen. Wo dies aber nicht der Fall ist, haben die Handwerker mit ihren Angehörigen unter der Not der Zeit schwerer zu leiden als im allgemeinen die gewerbliche Arbeiterschaft.

Kriegsliteratur

Das Buch vom Kriege. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Deutsche Bibliothek 1915.

Der Herausgeber dieser sehr wertvollen Sammlung bedeutender Zeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart begründet diese in der Einleitung aus zwei Gesichtspunkten. Den einen findet er am deutschen Wesen, das im Gegensatz zur englischen Nützlichkeitsalternative den Krieg auf sich genommen hat, als großes, schweres Erlebnis. Da entwickelt sich das philosophische Bedürfnis, den Krieg an sich ethisch zu werten, sein Verhältnis zu Werten der Kultur zu bestimmen. Dem dient der 2. Teil der Sammlung unter den Titeln: Der Vaterländische Gedanke. — Die kriegerische Gesinnung. — Die Friedensbewegung. — Krieger und Christ. — Das eigentlich sachliche Interesse am Kriege, das jetzt weite Kreise um so mehr ergreift, als unser ganzes wirtschaftliches Leben, Technik, Wissenschaft, in ganz unmittelbarer Beziehung eigentlicher militärischer Mitarbeit steht, wird durch den Gesichtspunkt gefaßt, der das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft, Genie und Arbeit, in Strategie und Taktik bestimmt. Hier äußern sich die Militärs und Kriegshistoriker, von Graf Montecuccoli und König Friedrich bis zu Bernhardt: Die Inhaltsübersicht möge für die erfreuliche Fülle zeugen: 1. Teil: Ältere Feldherren und ihre Kunst. — Raimund Graf von Montecuccoli: Von dem Gelde. — König Friedrich II., der Große von Preußen: Ueber gerechte Ursachen zum Kriege (1739/40). — Unterricht von der Kriegskunst... — Ueber die Frage des Präventivkrieges. — Kritik der Abhandlung „Ueber die Vorurteile“. — Betrachtungen über Feldzugspläne. — Napoleon Bonaparte: Gedanken Napoleons, welche in Beziehung auf die Kriegskunst stehen. Erzherzog Karl: Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. — Wilhelm von Blume: Der Feldherr als Persönlichkeit. — 2. Teil: Clausewitz. Seine Vorläufer. Seine Schule. Seine Gegner. Hans Delbrück: Abwandlung der Taktik beim Uebergang ins Mittelalter. — Georg Heinrich von Deerenhorst: Aphorismen. — Adam Heinrich Dietrich von Bülow: Geist des neueren Kriegssystems. — Baron Henri Jomini: Einteilung der Wissenschaft. — Carl von Clausewitz: Vom Kriege. — W. von Willisen: Das Ergebnis. — Wilhelm Rüstow: Grundgesetze der Feldherrnkunst. — Graf Helmuth von Moltke: Erfindungen. — Paul Bronsart von Schellendorf: Notwendigkeiten im Ausland, speziell fremder Armeen und Festungen. — Julius von Hartmann: Ueber den modernen Krieg. — Wilhelm von Scherff: Von der Theorie und Praxis. — Friedrich von Bernhardt: Clausewitz über Angriff und Verteidigung. — Max Schwartz: Zweck und Wesen des Krieges. — Mobilmachung. — Albert Born: Verbotene Geschosse. — 3. Teil: Schilderungen kriegerischer Vorgänge: Johann Wolfgang Goethe: Campagne in Frankreich 1792. — Hans von Beseler: 1814. — Graf Helmuth von Moltke: Die Schlacht von Solferino. — Die Schlacht von Königgrätz. — 4. Teil: Der vaterländische Gedanke. Die kriegerische Gesinnung. Die Friedensbewegung. Krieger und Christ. Die Frau und der Krieg. Fürst Otto von Bismarck: Deutschlands Aufgabe, den Frieden zu erhalten. — Friedrich Rager: Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie. — Klaus Wagner-Roemich: Vernichtungskrieg aus Handelsneid. — Fritz Endres: Der Militarismus. — Erzherzog Karl: Gutachten über die Ausrüstung des Grafen Stadion, wie weit man in der Nachgiebigkeit gegenüber Napoleon gehen dürfe. — Iwan Stanislawowitsch von Bloch: Der Sozialismus als geistige Bewegung gegen den Krieg. — S. Rudolf Steinmeß: Die wesentliche, noch heute gültige Funktion des Krieges. — Melchior Palagyi: Weltkrieg und Weltfrieden. — Max Scheler: Der Glaube an unser höheres Recht in diesem Kriege. — Johann Gottlieb Fichte: Ueber den Begriff des wahrhaften Krieges. —

Wilhelm Wundt: Ueber den wahrhaften Krieg. — Martin Luther: Ob Kriegerleute auch in selbigem Stande seien können (1526). — Michael von Faulhaber: Ist der Krieg überhaupt erlaubt? — Karl König: Gott und Krieg. — Adolf Lobe: Das Kriegerische im Recht. — Gertrud Bäumer: Die Frauen und der Krieg.

Die stille Schlacht. Von Dr. Adolf Köster. Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Albert Langen, München 1915. 2 M. Uns ist dieser Kriegsberichterzähler der liebste. Das würde noch nicht viel sagen — denn ehrlich gestanden: die meisten lieben wir nicht. Unsere Soldaten und Offiziere sind übrigens auch nicht allzu begeistert von ihnen. Ueber die allgemeine Art an Kriegsereignissen wie anderen Impressionen und Sensationen Stil zu bilden — ein sonst „ordentlicher“ gefeierter Dichter aus der Naturalismusschule und Verlag sprach von Granaten, die hungrig wie Wölfe die braune Erde küßten — von diesem schlimmeren Literatentum des Krieges wird einmal in der großen Abrechnung über Kriegsliteratur gesprochen werden müssen. Adolf Köster kann ihr beruhigt entgegensehen. Wir liebten ihn in der Tat schon als ganz jungen Dichter, als den Dichter der „Sehn Schornsteine“, in welchem Buche die Reinheit eines idealistischen und sozialistischen Denkens noch in schönster Naivität sich um Stil, den es instinktiv meisterte, sich literarisch nicht viel kümmerte. Inzwischen ist Köster zu einem sehr bewußten und bedeutenden Dichter geworden. Aber die Sachlichkeit — nicht die Stofflichkeit dominiert. Er war von Natur geeignet, Berichterzähler des „Stillen“, des nicht von stürmischen Vorwärtsdrängen beglückten Heldentums an der Westfront zu sein. Wir schätzen seine Berichte als wirkliche Dokumente dieses Krieges.

Noch eine Frage. Wie konnte der Verlag dem Buch diese künstlerisch unmögliche, scheußlich rohe Umschlagszeichnung mitgeben?

Erlangen in der Kriegszeit. Ein Gruß der Universität an ihre Studenten. Eine anderen Universitäten vorbildliche Schrift, die die Erlanger Studenten im Felde sicher sehr freuen wird.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 80 Pf.: Hoffz. D. im Felde, je 1 M.: Chr. L. in A., Feldw.-Lt. S. im Felde, Seesobat S. R. im Felde, Pfr. B. in Dt.-E., San.-Colb. P. im Felde, je 2 M.: Oberlehr. F. in B., Dr. F. in D., Gefr. R. im Felde, Sch. in Ch., Ida D. in R., je 2,50 M.: Zugführer G. im Felde, Eisenbahnsekr. St. in R., Feldpostsekr. R. im Felde, Hoffz. S. im Felde, Frl. Sch. in U., Feldw.-Lt. R. im Felde, je 3 M.: Pfr. R. in D., A. R. in B., Flieger E. in D., R. W. in F., Gefr. S. im Felde, Bap.-Lehrer S. in A., Pfr. Dr. St. in S., A. E. in F., je 4 M.: Gefr. F. R. im Felde, Dr. S. im Felde, 4,50 M.: Oberlehrer St. in R., je 5 M.: Obermasch.-Maat M. auf S. M. S. Deutschland, A. G. im Felde, Schwester E. S. im Felde, L. Sch. in R., Oblt. R. in P., Frl. A. Sch. in Selkthal, Lt. W. in S., Hoffz. St. im Felde, Lt. b. L. R. im Felde, 7,50 M.: Lt. Frits S. im Felde, je 10 M.: Off.-Stellv. A. in S., Frau R. in R., A. J. in M., E. A. Sch. in S., Lt. b. R. B. im Felde, Lt. M. im Felde, Bizefblw. b. R. G. im Felde, Off.-Stellv. M. im Felde, Lehrerin S. Sch. in D., Feld-Unterarzt F. im Felde, Musiketier G. im Felde, Frau W. F. in Nikolasee, R. in M., Ph. G. in E., Lehrerverein Rainen (Rt. Hamm), M. R. in Mez, Lt. b. L. S. im Felde, 10,50 M.: Dr. W. R. in G., 12,50 M.: Frau B. in Br., 14 M.: L. B. in G., 15 M.: B. L. in St., je 20 M.: Lt. b. R. D. R. im Felde, Prof. M. v. R. in F., Amtsgerichtsr. J. in R., Frau W. in D., Biochemischer Verein, Oldenburg i. Gr., Fortschritt. Volksverein in Jena, 40 M.: L. C. in Fr., 50 M.: E. in Frankf. a. M.-Eichersheim, 100 M.: S. Bl. in Bonn.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberlehrer G. in S. 3 M., Pfr. L. in B. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau D. in Alme: 15 Bücher und zahlreiche Hefte „Das größere Deutschland“, Pastor R. in Adenhausen: 25 Bücher und Hefte, Arch. M. in Stettin: 5 Bücher, Frau Ch. R. in Leipzig: 9 Biebb. Volksbücher, Pfr. S. in Malmshelm: 17 Bücher.

Für das rote Kreuz in Bulgarien: Sammlung Graubenz 78 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.



Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einlieferungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

.....
Bierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskalter
des Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 6683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen (kosten): die 4 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kettenzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

.....
Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen-Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegsschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimathronik. — **Wilhelm Heile:** Das perfide Alban. —
Prof. Dr. Oskar Rende-Wien: Montenegro. — **Dr. Gottfried**
Fittbogen: Private Kolonisation? — **Geh. Rat Max Seidel:**
Die Schweiz und der Weltkrieg. — **Leberecht Nigge:**
Kriegerdanke-Stätten. — **S. D. Gallwitz:** Noch einmal
Heimathronik. — **Peter Breiholz:** Zum Kampf gegen die
Kriegsschronikliteratur. — **Biz. D. Gottfried Traub:** An
Denkmal des Großen Denkmal. — **Dr. Walter Schotte:**
Europa. — Soziale Bewegung.

Friedrich Raumann / Kriegsschronik

Sonntag, 23. Januar.

Ueber den Besuch des Deutschen Kaisers in Nisch werden von bulgarischer Seite viele schöne Einzelzüge erzählt. Der Kaiser bezeichnete sich selbst als den jüngsten der bulgarischen Generale. Er sagte zum Prinzen Kryll: „Junge, du gefällst mir!“ und lud beide Prinzen nach Berlin ein. Die ehemaligen mazedonischen Parteigänger wurden mit besonderer Auszeichnung behandelt. In den Tischreden wurde daran erinnert, daß die Stadt Nisch einst der Geburtsort Konstantins des Großen gewesen ist. An den Besprechungen nahmen Radoslawow, Falkenhayn, Mackensen und die bulgarischen Generale Schelow und Schofow teil. Zum bulgarischen General Thodorow sagte der Kaiser: „Es ist ein Wunder, was Sie mit den Engländern und Franzosen gemacht haben.“

Das montenegrinische Geheimnis klärt sich einigermaßen dahin auf, daß von Friedensverhandlungen erst die Rede sein kann, wenn die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres vollzogen ist; diese aber findet an verschiedenen Stellen Widerstand. Um die Waffenstreckung durchzuführen, durchziehen österreichisch-ungarische Truppen das Innere des Landes und erlauben denjenigen montenegrinischen Soldaten, die ihre Waffen abgeben, unter gewissen Bedingungen die Heimkehr in ihre Dörfer. Wer aber Widerstand leistet, wird gewaltsam entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt. Die Umgebung des Königs verteidigt sich in ausländischen Blättern stark gegen die Verleumdung, als ob die Bergfeste des Lovcen den Österreichern ohne eigentlichen Kampf in die Hände gespielt worden sei. Man ersieht daraus, daß gegen König Nikita mit dem Vorwurf des Verrates gearbeitet wird. Wo sich der König augenblicklich befindet, ist unbekannt. Eine französische Nachricht, daß der Sitz der montenegrinischen Regierung nach Lyon verlegt worden sei, begegnet berechtigten Zweifeln.

Die Tätigkeit der italienischen Artillerie war vorgestern an mehreren Abschnitten der küstennäheren und der Dolomitenfront lebhafter als in den vorhergehenden Tagen. Auch Riva wurde wieder aus schweren Geschützen beschossen. Das arme schöne Riva!

Die italienische Regierung will offenbar die Pflicht der Verteidigung Albaniens von vornherein von sich ablehnen, um bei

einem österreichischen Vordringen nicht nochmals ebenso beschuldigt zu werden, wie jetzt bei der Niederlage Montenegros. Sie erklärt, daß das Verfahren gegenüber Albanien dem gemeinsamen Kriegsrat in London übergeben worden sei. Dabei wird nicht gesagt, ob die Italiener entschlossen sind, diesem Kriegsrat zu folgen, wenn er ihnen die Verteidigung Albaniens zur Pflicht macht. In den Zeitungen kann man lesen, daß die Befehle Phalona überhaupt nur den Zweck gehabt habe, den Kampf der Serben durch die Gewährung freier Zufuhr zu unterstützen. Das ist schon darum falsch, weil Phalona von den Italienern längst befehligt war, als der deutsche und österreichisch-ungarische Angriff auf Serbien begann. Alle alten und verwinkelten Balkanfragen sind durch den Weltkrieg aufgerührt worden.

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ erscheint ein Aufsatz über die Waffenstreckung Montenegros, dessen eigentliche Absicht für den nicht diplomatisch eingeweihten Leser schwer erkennbar bleibt. Es handelt sich dabei um frühere Verhandlungen, Serbien und Montenegro zu einer Einheit zusammenzuschließen, und gleichzeitig um frühere Besprechungen zwischen dem Deutschen Kaiser und dem russischen Zaren. In diesem Zusammenhang wird mit auffälliger Absichtlichkeit hervorgehoben, daß gerade Kaiser Wilhelm es gewesen ist, der den russischen Zaren auf die Gefahren hingewiesen hat, die seiner Dynastie drohten, wenn er sich dauernd dem Wunsch seines Volkes nach Einführung einer parlamentarischen Vertretung widersetze. Weiterhin heißt es von 1914: „Vergebens hat Seine Majestät der Deutsche Kaiser in treuer Freundschaft sich bemüht, den Zaren von dem verhängnisvollen Schritt abzuhalten, der Deutschland zwang, sich an die Seite seines Verbündeten zu stellen. Kaiser Nikolaus schlug auch diesmal die Warnungen seines kaiserlichen Freundes in den Wind. So brach die auf die Tradition eines Jahrhunderts gegründete deutsch-russische Freundschaft zusammen. Der Zusammenbruch Serbiens und Montenegros aber besiegelt das Schicksal der Politik, der sie (nämlich diese Freundschaft) zum Opfer fiel.“ Es ist etwas merkwürdig, das alte Freundschaftslied jetzt mit einem leisen Ton von Behmut singen zu hören.

Montag, 24. Januar.

Das englische Blatt „Daily Telegraph“ teilt mit, daß der Chef der amerikanischen atlantischen Flotte bekanntmacht, es sei eine Vermehrung der Offiziere um 40 v. H. dringend notwendig. Auch die Mannschaftebestände müßten in demselben Verhältnis vermehrt werden. Ebenso verlangt der Generalstabschef des Landheeres eine Mindeststärke von 210 000 Mann und 45 000 Offizieren, um eine Mannschaftsreserve von zwei Millionen ausbilden zu können, die für einen Kriegsfall bereit zu sein hätte. — Daß die Nordamerikaner die Mannschafts- und Offiziersbestände ihrer Kriegsflotte vermehren wollen, erklärt sich ohne weiteres aus der politischen Lage. Wenn sie aber gleichzeitig ein mächtiges Landheer herstellen wollen, so hat das wohl nur einen Zweck, falls sie an Truppentransporte nach Europa oder Ostasien denken; denn zur Bewachung der Grenzen von Kanada und Mexiko genügen sehr viel geringere Truppenteile. Will man die Wirksamkeit der nordamerikanischen Kriegsflotte einschätzen, so darf man nicht außer acht lassen, daß zurzeit der Panamakanal für Kriegsschiffe noch nicht zugänglich sein soll, weil die Gefahr von Erdbeben noch nicht ausgeschlossen ist.

Das „Reutersche Telegraphen-Bureau“ meldet aus Tokio, daß die chinesische Regierung die Einführung der Monarchie auf unbestimmte Zeit verlagert habe und dies amtlich bekanntgäbe. Als Grund wird Furcht vor inneren Unruhen angegeben. Es scheint also ein diplomatischer Sieg Japans vorzuliegen.

König Nikita von Montenegro hat nun tatsächlich seine Flucht bewerkstelligt und ist in Rom eingetroffen, von wo er nach Lyon reisen will. Es würde für die Beteiligten anmutig sein, wenn sie einen Verband landesabwesender Könige bilden würden. Nach unserer Meinung ist es von Nikita ein großer Fehler, daß er sich selbst die Rückkehr fast unmöglich macht. Die Besetzung Montenegros durch die österreichisch-ungarischen Truppen nimmt ihren Fortgang, insbesondere sind die Seeplätze Antivari und Dulcigno besetzt.

Dienstag, 25. Januar.

Das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier berichtet über die Besetzung der montenegrinischen Orte Nikitsch, Danilograd, Podgoriza und insbesondere Skutari. Nur in Podgoriza brachen blutige Unruhen aus, aber nicht gegen die österreichischen Truppen, sondern zwischen den Tschernagorzen und den Albanern, diesen beiderseitigen alten Feinden. Der montenegrinische Teil sandte um Hilfe gegen die Albaner an die Oesterreicher. Die Mehrzahl der entwaffneten Montenegriner will nicht in ihre Heimat zurückkehren, sondern läßt sich gefangennehmen, um wenigstens nicht hungern zu müssen. König Nikita ist inzwischen in Lyon eingetroffen. Die Oesterreicher marschieren auf Durazzo und die Bulgaren auf Phalona. Der Rest des serbischen Heeres in Albanien wird auf 100 000 Mann mit 3500 Offizieren angegeben, von denen allerdings nur etwa die Hälfte noch Gewehre besitzen soll. Sie verfügen über 170 Maschinengewehre, haben aber fast ihr ganzes Artilleriematerial verloren. König Peter von Serbien und sein Sohn Alexander bewohnen das Achilleion auf Korfu, wohl um diesen Ort seinem Besitzer endgültig unangenehm zu machen.

Private Nachrichten aus Persien bringen eine Meldung, die sehr weittragend ist, wenn sie sich als wahr erweist. Alle geistlichen Häupter des Mohammedanismus in den verschiedenen Provinzen Persiens sollen einen Fetwa unterschrieben haben, daß es vom Standpunkt der Religion nicht als Sünde zu erachten sei, die Anhänger der Russen und Engländer zu vernichten. Das würde die offizielle Anerkennung des heiligen Krieges in Persien bedeuten. In Mesopotamien finden zwischen Engländern und türkisch-arabischen Truppenteilen Gefechte statt, über deren Verlauf im einzelnen wir nichts Genaueres wissen.

Auf etwas unsicheren Wegen gelangt die Mitteilung zu uns, daß der südafrikanische Präsident Botha ein hauptsächlich aus Buren bestehendes Expeditionskorps gegen Deutsch-Ostafrika zusammengebracht habe, das mehr als 30 000 Mann enthalte. Ein General Smith-Dorrien übernahm den Oberbefehl. Das Korps soll sich in einigen Wochen in Bewegung setzen.

In der Neuen Freien Presse lesen wir eine Unterredung mit dem konservativen rumänischen Politiker Peter Carp. Carp bedauert sehr, daß man in Rumänien so wenig Entschlußfähigkeit zeige. Rumäniens Stellung nach dem Kriege werde keine günstige sein, wenn es nicht rechtzeitig mit den Zentralmächten gehe. Die Aufgabe der Zukunft sei ein Block verbündeter Staaten, der von Stockholm bis Bagdad reiche. Carp wünscht, daß der Weg dieser Verbindung nicht nur über Bulgarien führe, sondern auch über Rumänien.

Der schwedische Ministerpräsident Hammarström erklärt, daß Schweden die Erhaltung des Friedens auf das dringendste wünsche; es müsse aber damit gerechnet werden, daß dies trotz aller Anstrengungen unmöglich gemacht werden könnte. Für das Verfahren der schwedischen Regierung sind nur rein schwedische Gesichtspunkte maßgebend und keinerlei Neigung oder Abneigung gegenüber kriegführenden Staaten. Die gemeinsamen Bestrebungen von Schweden, Dänemark und Norwegen für Recht und Wohl der neutralen Mächte werden fortgesetzt. „Die jetzige Gruppierung der Mächte ist nicht ewig. Wenn andere Verhältnisse eintreten, wird eine jetzt kriegführende Macht vielleicht bereuen, daß sie wegen

eines zufälligen, oft zweifelhaften Vorteils die Verträge und Gebote des Völkerrechts zerrissen hat . . . Wenn wir uns jetzt bedentlichen Beschränkungen von Recht und Freiheit fügen würden, so wäre zu befürchten, daß diese Beschränkungen sogar in noch größerem Umfange nach dem Kriege fortbestehen würden, wie auch, daß die folgende Zeit als endgültiges Ergebnis eine wirtschaftlich wie politisch schmerzliche Abhängigkeit ergeben würde.“ Dieser Wink wird wohl in England verstanden werden; ob er aber zu einer Aenderung des englischen Verfahrens führt, ist eine andere Frage.

Mittwoch, 26. Januar.

Auf der Fahrt nach Prag Betrachtungen darüber, daß von den Reichsdeutschen die österreichische und umgekehrt von den Oesterreichern die preussisch-sächsische Grenzkontrolle für beschwerlich gehalten wird. Mir wurde nur ein Exemplar der Münchener „Jugend“ und ein alter „Bäcker von Oesterreich“ abgenommen.

Eisenbahngespräch ist der alte Nikita. Derartige verwitterte Kleinförner haben immer etwas Romantisches. Während er in Lyon seine wenigen Habseligkeiten auspackt, vollzieht sich inzwischen die Uebergabe der montenegrinischen Soldaten ganz glatt. Das hindert freilich den montenegrinischen Generalkonsul in Paris nicht, den Mund voll zu nehmen und zu behaupten, daß Prinz Mirko und General Butotiz die Verteidigung des Landes fortsetzen. Ein montenegrinischer Oberst sagte einem russischen Berichterstatter, daß nur 5800 Mann den Lowcen besetzt hätten. Er fährt dann fort: Montenegro hat keine Unterstützung erhalten, selbst nicht von der Seeseite her. Die Hälfte der Zivilbevölkerung ist Hungers gestorben. Unsere Mannschaft war ohne Schuhzeug, ohne Kleidung und Nahrung. Von 70 000 Mann, die wir zu Beginn des Feldzuges aufgestellt haben, blieben nur 15 000 hungrige Unglückliche, die im Verhältnis von 1:20 kämpften. Danach ist es keine Schande, wenn die Unglücklichen kapituliert haben.

Der russische Zar hält tapfere Reden: „Ich bin von Entschlossenheit ganz durchdrungen. Wenn die Umstände mich dazu nötigen, werde ich mich entschlossen bis an die Wolga oder sogar bis nach Kamtschatka zurückziehen.“ Diese letztere Probe dürfte etwas gar zu weitläufig sein.

Donnerstag, 27. Januar.

Als wir gestern abend nach ernsthaften Gesprächen über böhmische Stimmungen und Angelegenheiten nach Hause gingen, sahen wir in den Hauptstraßen Prags viele Fahnen wehen wegen des heutigen Geburtstages Kaiser Wilhelm II. Wenn an dieser Stelle Mitteleuropas der Krieg größere Klarheit und vielleicht bessere Verständigung herbeiführt, so ist für die Zukunft des österreichischen Staates viel geschehen. Es ist auffällig, wie sehr sich beide Teile gegenseitig dieselben Vorwürfe machen.

England fährt fort, in neutralen Ländern die kaufbaren Nahrungsbestände aufzukaufen, um sie von Mitteleuropa fernzuhalten. Nachdem in Rumänien 80 000 Waggons Getreide gekauft wurden, tritt nun derselbe Vorgang in Holland zutage. Damit werden überall die Preise auf eine ganz unglaubliche Weise hinaufgedrängt.

Die österreichisch-ungarische Armee hat sowohl bei Czernowiz wie am Songo gute Erfolge zu verzeichnen. Nach Zurückweisung des langdauernden russischen Angriffs an der beizarabischen Grenze hat sich nun die Armee Pflanzers-Balkin zum Gegenstoß ausgerichtet. Bei Oslawja, in der Nähe von Görz, wurden etwa 1200 italienische Gefangene gemacht.

Freitag, 28. Januar.

Hier in Brunn ist alter Boden des Nationalitätenkampfes. Seit einem Jahrtausend ringen Deutsche und Tschechen mit wechselndem Erfolge um die Führung. Wer diese endlosen beiderseitigen Anspannungen nur mit materiellen Gründen erklären will, der wird ihnen nicht gerecht. Das Volkstum folgt, bis in

keine tieferen Schichten hinein, einem Drange geschichtlicher Selbstbehauptung, der oft alle anderen Staats- und Kulturpflichten beiseite drängt. Die Deutschen haben die Führung, aber nicht die Mehrzahl. Ihnen gehört Brünn, so wie Prag den Tschechen gehört. In ihren Händen liegt meist die große mährische Industrie. Ich besichtige interessante gewerbliche Anlagen und rede abends im schönen Saal des Deutschen Hauses über Mitteleuropa.

Italienische Zeitungen sind sehr besorgt wegen des Vordringens der österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen nach Albanien. Die albanische Bevölkerung, bei der kein fester Staatsverband vorhanden ist, macht je nach der Abstammung und Tradition eine verschiedene Politik. Die Volkszahl wird auf ungefähr 800 000 angegeben, teils Mohammedaner, teils Katholiken. Beachtenswerte Städte sind nur Skutari, Durazzo und Balona. Im letzteren Plage sitzen also jetzt italienische Truppen und sollen die Stadt zur Festung ausgebaut haben. Der italienische Oberbefehlshaber Cadorna verweigert auf das bestimmteste die Entsendung weiterer Soldaten, weil er die Front in Tirol und am Isonzo nicht schwächen will. Schweizer Reisende, die aus Italien kommen, versichern, daß Kohlenmangel und hohe Preise sehr auf den Italienern lasten.

In Lausanne in der Schweiz hat es bei Gelegenheit des Geburtstages des Deutschen Kaisers einen kleinen Krach gegeben, den die Bundesregierung sofort telegraphisch kassiert hat.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 24. Januar.

In der „Kreuzzeitung“ beginnen die seit dem Kriege sistierten innerpolitischen Rückblicke wieder, selbstverständlich mit einer Erörterung des Wahlrechts. „Der Meinungskampf, der so entbrannt ist, hätte sich wohl vermeiden oder doch ganz wesentlich abschwächen lassen, wenn wenigstens die Staatsregierung ihn nicht hervorgerufen hätte. Nachdem dies einmal geschehen ist, muß auch er ausgetragen werden.“ Man sagt sich, indem man von der Zeit des absoluten Vertummens der inneren Meinungsverschiedenheiten Abschied nimmt, daß es natürlich an sich unmöglich ist, für Jahre ein Moratorium aller innerpolitischen Forderungen durchzuführen. Es liegt etwas Gezwungenes darin in dem Maße, als der Krieg Alltag wird. Und es ist nur gesund und natürlich, daß das innerpolitische Leben wieder seine Glieder zu regen beginnt. Wenn nur niemand dabei das Augenmaß dafür verliert, daß die Erhaltung der Widerstandskraft nach außen die höchste Rücksicht bleibt. Die Betrachtungen der „Kreuzzeitung“ gehen übrigens weiter als die Rede des Herrn v. Heydebrand in ihren Zugeständnissen. Sie sagen: „Wir wollen gleich hinzufügen, daß wir, abgesehen von den Kriegserfahrungen, das preußische Wahlrecht einer Vervollkommenung und Verbesserung wohl für fähig und bedürftig halten. Herr v. Heydebrand sprach es im Abgeordnetenhaus ausbrücklich aus, daß die konservative Partei bereit ist, im gegebenen Zeitpunkt daran mitzuarbeiten, die Schwächen auszugleichen und zu verbessern, und zwar in einer Weise, bei der eine möglichst weitgehende Übereinstimmung der Parteien erreicht wird.“ Herr v. Heydebrand hat zwar nur von „Schönheitsfehlern“ des preußischen Wahlrechts gesprochen. Wenn man aber diesem Ausdruck diese Deutung geben darf, ist es ja um so besser. Der Aufsatz der „Kreuzzeitung“ erinnert an Stein und 1813. Damals schrieb Karoline v. Humboldt, daß Preußen gerade „um der Masse von schönen, wahren und heiligen Gefühlen und Empfindung des Rechts willen, mit dem Tausende seiner Bürger in den Tod gegangen sind oder ihr Liebstes dem Schicksal dargebracht haben“ — „die Wiege künftiger gesetzmäßiger Freiheit“ werden müsse. Es berührt einen so seltsam, wie aus dem Schoß des geschichtlichen Lebens nach langer Zeit wieder die gleichen äußeren und seelischen Situationen hervorgehen.

Eine ebenso bedeutsame innerpolitische Erörterung spinnt sich von einer anderen Seite her an: Die Auseinandersetzung der privatkapitalistischen Großmächte mit dem Staatssozialismus des Krieges. Ein Rundschreiben, das der Vorsitzende des Hansabundes an die Mitglieder erlassen hat, ist geradezu ein Zeitdokument. Es sagt:

„Der Hansa-Bund wird auch für die gesunde und gedeihliche Entwicklung von Gewerbe und Handwerk einzutreten und mit dafür zu sorgen haben, daß die im Krieg im Zusammenhang mit den Kriegsnotwendigkeiten vielfach erfolgte Ausschaltung des Handels im Frieden nicht weiter greife, da der Handel, der die Ware bis in die feinsten Verästelungen dem Verkehr zuführt, ein grundsätzlich unentbehrlicher Vermittler zwischen dem Verbraucher und dem Produzenten ist, dem er neue Absatzquellen und Absatzwege nachweist, und den er rechtzeitig auf die Art, die Richtung und die Höhe des Bedarfs hinweist.“

Der Hansa-Bund wird weiter dafür zu sorgen haben, daß neue Monopole, die vielleicht aus steuerlichen Gründen zur Deckung der Kriegskosten nicht ganz zu umgehen sein werden, zur Erhaltung der Initiative und des Wagemuts, die sich nur in Privatbetrieben voll und ganz entwickeln können und die uns in erster Linie wirtschaftlich groß und stark gemacht haben, nicht über die steuerlichen Notwendigkeiten hinaus und nur unter voller Entschädigung der dadurch beseitigten Privatunternehmungen geschaffen werden.

Der Hansa-Bund hat überdies, obgleich ohne Zweifel die Zeit der rein individualistischen Wirtschaft vorüber und ein mehr gemeinwirtschaftliches Wirtschaftssystem unentbehrlich ist, mit dahin zu streben, daß die im Kriege notwendig gewesene und vielleicht auch für einen gewissen Zeitraum nach dem Frieden noch nicht völlig entbehrliche staatssozialistische Richtung in unserer Wirtschaft und unserer Wirtschaftspolitik nicht weiter ausgedehnt werde und nicht länger bestehen bleibe, als dies im Interesse des Gemeinwohls unbedingt erforderlich ist.“

Von dem unter deutscher Verwaltung aufblühenden polnischen Hochschulwesen im Warschau werden folgende Ziffern gegeben:

Die Universität zählt 1071 Studenten und 107 Studentinnen davon entfallen auf die juristische Fakultät 227, auf die philosophische 82, auf die mathematisch-naturwissenschaftliche 222, auf die medizinische Abteilung 553, auf die pharmazeutische 94. Die Technische Hochschule wird von 549 Studenten und 14 Studentinnen besucht, die sich wie folgt verteilen: Bauingenieurwesen 117, Kulturingenieurwesen 29, Maschineningenieurwesen 133, Elektrotechnik 50, Chemie 118, Architektur 56.

Dienstag, 25. Januar.

Die Hamburgische Landesorganisation der sozialdemokratischen Partei hat sich gegen die Opposition der 20 im Reichstag ausgesprochen. Aus manchen Kreisen der Partei wird energisch ein Parteitag verlangt.

Heute ist das erste Jubiläum der Brotkarte, oder richtiger: der Beschlagnahme des Getreides. Ein Tag ganz tiefer Dankbarkeit, daß wir damit so weit gekommen sind.

300 private Fürsorgevereine für Kriegsbeschädigte haben sich zu einem Reichsverband zusammengeschlossen, um ein besseres Ineinandergreifen der lokalen Tätigkeiten zu erreichen. Seitens des amtlichen Reichsausschusses wurde gegen das Unternehmen geltend gemacht, daß der Reichsausschuß die notwendige Zentralisation seinerseits ja bereits vorgenommen habe und gegen eine zweite Zentrale sein müsse. Es ist in der Tat nicht einzusehen, wie die höchst bunte und unübersichtliche Kriegsbeschädigtenfürsorge durch die neue Zentrale übersichtlicher werden kann. Schade ist, daß der Reichsausschuß nicht die notwendige und geplante klare Angliederung der privaten Organisationen viel eher und schneller vorgenommen hat.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlen Syndikat hat im Dezember 1915 im Durchschnitt des Arbeitstages 188 278 t abgesetzt, gegen 184 292 im Dezember des vorigen Jahres und 256 299 im Dezember 1913.

Eine Anzahl von Postbeamtinnen aus den westlichen und östlichen Grenzorten haben wegen tapferen Aushaltens bei der amtlichen Pflicht in gefährdeter Lage eine Auszeichnung bekommen mit der Inschrift: „Für Mut und Treue im großen Kriege. Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs 1915.“

Mittwoch, 26. Januar.

Heute hält Professor Adolf Wagner seine Abschiedsvorlesung in der Universität Berlin. Wer sein Schüler gewesen ist, kann nicht ohne ein ganz tiefes Gefühl der Ehrfurcht an den Abschluß eines Lebenswerkes denken, das in so besonderem Sinne zugleich ein wissenschaftliches und ein ethisches war. Ein höchster Typus des deutschen Idealismus, der im Riesenaufstieg der deutschen Industrie zugleich das Wert der Sozialpolitik erstehen ließ — so wird Adolf Wagner nicht nur als Gelehrter, sondern als Persönlichkeit, Führer und Teilnehmer an allem Guten des letzten halben Jahrhunderts, im Gedächtnis vieler Generationen seiner Schüler stehen.

Die Ergebnisse der preussischen Einkommensteuerveranlagung für 1915 sind eben bekanntgegeben. Danach sank der Ertrag der Einkommensteuer im Kriegsjahr um 4,94 Prozent, und zwar in den Städten um 4,23, in den größeren Landgemeinden (über 2000) um 8,23, in den kleineren um 5,89 Prozent.

Es verlautet, daß eine bevorstehende Erhöhung der Kartoffelpreise nur den Produzenten, aber nicht dem Kleinhandel höhere Preise zugesteht. Das wäre so unbeschreiblich ungerecht, daß es kaum glaubhaft erscheint!

Die Düsseldorfser sozialdemokratischen Wähler des Abg. Haberland, der zur Mehrheit der Partei gehört, haben der Minderheit ein Vertrauensvotum gegeben. Die Wähler lebhaft haben sich „voll und ganz“ mit ihm und seinem Gebaren einverstanden erklärt!

Donnerstag, 27. Januar.

Adolf Wagner hat in seiner letzten Vorlesung über den Staatssozialismus gesprochen. Wie wundervoll ist es, wenn ein von 45jähriger Lehrtätigkeit Zurücktretender, der älteste Dozent aller Berliner Fakultäten, zum Schluß noch als Prophet und Wegweiser in das eigentliche Wesen der kommenden Zeit dasteht. Ein Vorkämpfer der Gemeinwirtschaft als Rahmen und Schranke der egoistischen Vorteilswirtschaft — so konnte Adolf Wagner heute sein eignes wissenschaftliches Lebenswerk an einer Zeit messen, die ihm in ungeahntem Maße Gestalt gegeben hat und noch weiter zu geben verspricht.

In Braunschweig ist eine Wahlrechtsreform angekündigt: es soll „auf das sorgfältigste geprüft werden, inwieweit bei der Schaffung neuer Vorschriften der durchgehenden Bewährung aller Volksklassen in dieser gewaltigen Zeit Rechnung zu tragen ist.“

Die Fahnen wehen, und die Glocken läuten für des Kaisers Geburtstag. Es sind Gottesdienste in allen Kirchen.

Freitag, 28. Januar.

Es wird in weiten Kreisen jetzt der Gedanke einer evangelischen Reichskirche erörtert. Jetzt gibt es 44 Landeskirchen. Ein sehr großes Thema, in dem im Grunde alle Gemeinschafts- und Befassungsfragen des Protestantismus stecken.

Manchmal schlägt mir aus der Tageskorrespondenz so lebendig entgegen, wie vielerlei Wünsche, Stimmungen, Unruhen, Betriebsamkeit die Zeit aufrührt. Ein merkwürdig buntes Bild. Eine schreibt: „Seit einiger Zeit habe ich das Verlangen, irgend jemand, der sich mit Sozialpolitik beschäftigt, mein Innenleben mitzutellen.“ Eine will gern Köchin in der Etappe werden. Eine beginnt: „Da ich gehört habe, daß Sie sich besonders für uneheliche Kinder interessieren . . .“ Eine andere hat ein Buch über „Das Werden der Seele“ geschrieben — jeder fühlt sich so zu irgend etwas Außerordentlichem aufgelegt und sucht ein mitfühlendes Herz dafür.

Bestandsaufnahme für Rußbaumholz!

Sonntag, 29. Januar.

Bei der Berliner Arbeitslosenfürsorge werden jetzt noch 138 Männer und 3285 Frauen unterstützt.

Vortrag in Breslau und Erfahrungsaustausch über Kriegs-fürsorge. Allenthalben entsteht Mangel an Hilfskräften. Es rücken jetzt wenig neue mehr nach. Wer überhaupt etwas leisten konnte, hat auch in diesen 1½ Jahren schon zugefaßt. Jetzt tauchen nur aus-

nahmsweise noch einmal brauchbare neue Kräfte auf. Und die seit Anfang durchgehalten haben, überarbeiten sich natürlich. (Was allerdings auch nicht zu tragisch genommen zu werden braucht; Bismarck sagt einmal: an der Arbeit sei noch niemand gestorben.)

Das bayerische Gemeindebeamtengesetz stößt auf Widerstand in der Ersten Kammer. Es bietet den Herren dort, scheint's, zu viel Beamtenrechte und zu wenig Disziplin im alten Sinne.

Sonntag, 30. Januar.

Ich begleitete Amerikaner — übrigens war es der berühmte Begründer der Jugendgerichte in den Vereinigten Staaten Dr. Lindsay — durch deutsche Jugendfürsorgeeinrichtungen: das Pestalozzi-Fröbelhaus und das Kaiserin-Augusta-Viktoriahaus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Es war einem selbst ein merkwürdiger Eindruck: so ein weißes, warmes Zimmer voll Siebenmonatsgeschöpfchen, die mit unendlicher Mühe aufgeflegt werden, und von denen unsere Führerin mit Stolz sagt, daß 80 v. H. erhalten werden — — und daneben diese tausendfache Hingabe reifen Lebens draußen. Dabei schwillt einem selbst das Herz vor Stolz über das wundervolle Beispiel des Zusammenwirkens von Wissenschaft, sachlicher Praxis und sozialer Leistung, das dieses Haus darstellt.

Wilhelm Heile/Das perfide Albion

In diesen Tagen kam mir durch einen Zufall ein Schriftstück wieder in die Hand, das merkwürdige Erinnerungen weckte. Es war eine Dankfagung hervorragender englischer Persönlichkeiten für die Mitwirkung bei der Organisation des Massenbesuchs englischer Arbeiter in Deutschland kurz vor Ausbruch des Krieges. Diese Dankfagung, an deren Kopf die englische und die deutsche Flagge über zwei fest verschlungenen Händen in Eintracht nebeneinander mehnten, ist damals gerade am Tage der englischen Kriegserklärung in meinen Besitz geraten, während ich bereits in einer preussischen Kaserne auf den Befehl zum Abmarsch nach Frankreich wartete und hoffte. Ich schäme mich dieser Erinnerung nicht. Wie ich vor dem Kriege bis zum letzten Augenblick den Gedanken der deutsch-englischen Verständigung an meinem Teile zu fördern bemüht gewesen bin, obwohl oder vielleicht gerade weil ich die brennende Gefahr des englisch-deutschen Krieges sah, so habe ich während des Krieges daheim und an der Front stets den Gedanken vertreten, daß die Engländer trotz allem halt doch unsere Vettern sind, wie das die zähe Kraft, mit der sie den Kampf gegen uns führen, täglich aufs neue beweist. Nichts liegt mir also ferner, als in das törichte und alberne Haßgeschrei einzustimmen, das an der Front nie üblich war und auch in der Heimat jetzt erfreulicherweise immer mehr im Schwinden ist. Und dennoch kann man nicht anders als vom „perfiden Albion“ reden, wenn man sieht, zu welchen Mitteln die englische Regierung greift, um die Neutralen in seine Dienste zu zwingen, und mit welchen gleichnerischen Worten sie ihre ränkevollen Handlungen zu beschönigen weiß.

Man ist ordentlich stolz auf den sachlichen, ernsthaften und würdigen Ton, den unsere Staatsmänner, namentlich der Reichskanzler, in allen ihren Kundgebungen während des Krieges angeschlagen haben, wenn man damit die Stimmen vergleicht, die jetzt von London zu uns herüberdringen. In der Thronrede, mit der soeben das englische Parlament vertagt worden ist, heißt es: „Seit 18 Monaten sind Heer und Flotte damit beschäftigt, die gemeinsamen

Freiheiten und das Recht Europas gegen den nicht herausgeforderten Angriff des Feindes zu verteidigen. . . Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, womit Sie die schweren Kriegsforderungen bewilligt haben in diesem Kampfe, der uns von denen aufgedrängt wurde, welche die Freiheiten und Verträge geringschätzen, die von uns als etwas Beheiligtes betrachtet werden. Wir werden nicht eher unsere Waffen niederlegen, als bis wir der Sache zu ihrem Rechte verholfen haben, die die Zukunft der Zivilisation in sich schließt." Man ist bei den Engländern ein gerütteltes Maß von Scheinheiligkeit gewohnt. Der cant gehört nun einmal zu ihren Nationaleigenschaften. Zu Anfang des Krieges, als sie noch mit einem gewissen Schein des Rechtes als brave Phariseer uns den Bruch der belgischen Neutralität zuschoben, da hätte man solche Sprache einer Thronrede schließlich verstehen können. Jetzt aber, nachdem Belgiens Schuld längst einwandfrei festgestellt ist, nachdem man, ohne zu erröten, das treu- und vertragbrüchige Italien mit in den Bund hineingenommen hat, nachdem man die kleinsten, aber tapfersten Verbündeten, die Serben und Montenegriner, treulos verlassen und schmäzlich ihrem Schicksal preisgegeben hat, während man mit täglich neuer Bergewaltigung nicht bloß die Neutralität Griechenlands verletzt, sondern in einfach bodenloser Gemeinheit mit List und Gewalt und Ausbeutung immer wieder versucht, dieses kriegsmüde Land in den Krieg hineinzuzwingen und damit ins sichere Verderben zu stürzen, jetzt noch so zu sprechen, das ist ein Maß von Heuchelei, bei dem uns Deutschen der Verstand schier stillsteht.

Dieses Empfinden verstärkt sich noch, wenn man zur richtigen Würdigung der englischen Thronrede auch auf das achtet, was der verantwortliche Leiter der auswärtigen Politik Englands, Sir Edward Grey, im gleichen Zusammenhange gesagt hat. Von Frieden und Friedensbedingungen zu reden, lehnt er zunächst glatt ab. „Für die großen Ziele, so führt er dann aus, die wir erreichen müssen, muß der Krieg das Seine tun; und zwar in der Art, daß keine Art von Militarismus in Deutschland mehr bestehen darf, eines Militarismus, der in Friedenszeiten dem gesamten Erdteil infolge der beständigen Angriffsdrohungen Aufregungen auferlegte, und dann in dem Augenblick, der ihm geeignet erschien, Europa in den Krieg stürzte." Dieser Vorwurf des deutschen Militarismus als des Störenfriedes ist nicht eben neu. Und da selbst die Russen und gar die Franzosen mit ihrer dreijährigen Dienstpflicht uns aus unserer Wehrpflicht einen Vorwurf machen, so könnte man beim Engländer mit einem Lächeln des Verstehens darüber hinweggehen, zumal im Augenblick der Einführung des Dienstzwanges, wo solch Klagegeden besonders reizvoll wirkt. Man weiß ja: England, dieses so überaus friedfertige Land, hat wirklich Grund zu klagen. Deutschland rühmt sich, daß es seit fast einem halben Jahrhundert das Schwert nicht aus der Scheide gezogen hat. Aber wann hätte das englische Volk einen Krieg geführt? Die englischen Inseln hat seit vielen hundert Jahren kein Feind mehr betreten. Und die üblichen Handels-, Kolonial- und Kabinettstriege, die das friedliche England dauernd, sicher alle zwei oder drei Jahre irgendwo in der weiten Welt zu führen von jeher gewohnt ist, hat doch nicht das englische Volk, sondern haben englische Söldner nur für Rechnung des englischen Volkes geführt. Das aber ist kein Militarismus. Wenn dieses Deutschland zu Boden geworfen ist, wenn im Kampf mit ihm Frankreich sich verblutet, Rußland sich den Schädel eingerannt hat, dann kann der alte

schöne Zustand wiederkehren, daß die Menschheit nicht mehr mit Dienstzwang und Zwangsdienst um das Glück der Freiheit gebracht wird. Und der Friede der Welt ist gesichert, wenn Flotte, Geld und Mietsoldaten allein imstande sind, das englische Amt der Weltpolizei zu versehen.

Das alles ist nicht eitel Hohn. Es ist die Vorstellung, in die sich das herrschgewohnte Volk der Engländer im Laufe seiner gewiß großen und glanzvollen Geschichte allmählich hineingesteigert hat. So selbstverständlich ist ihnen ihr Recht auf Weltherrschaft, daß jeder andere Emporstieg zu Kraft und Macht ihnen als so etwas wie ein Rechtsbruch erscheint, der Frieden und Freiheit der Welt zu gefährden droht. Englands Herrschaft ist ja nach englischer Vorstellung gleichbedeutend mit Freiheit. Und ein Körnchen Wahrheit ist auch daran. Unterm englischen Zepter ist in der Tat im allgemeinen recht gut leben, wie es einst vom Krummstab hieß. Wo auch England sich festgesetzt hat, überallhin hat es zugleich mit der englischen Herrschaft die englische Freiheit gebracht. Das ist nicht wenig. Was zu England gehört, hat wirklich viele Freiheiten; nur nicht die Freiheit, für die eigenen Interessen zu sorgen. Das aber werden die Engländer im Weltkriege nun endlich doch wohl noch lernen müssen, daß den Völkern juist an dieser Freiheit gelegen ist, ihren Gegnern sowohl wie den Neutralen. Einstweilen freilich gebärden sie sich noch so, als ob sie von der Geschichte das hohe Amt bekommen hätten, der Welt und selbst uns, ihren Feinden, die Freiheit zu bringen.

Auch Lloyd George, der tatkräftige und weitblickende Bahnbrecher der englischen Sozialpolitik, der das deutsche Vorbild kennt und vor dem Kriege auch als solches anerkannt hat und seinem Volke zu preisen pflegte, fällt jetzt in den gleichen Ton. Er hat in diesen Tagen eine Aeußerung über Deutschland und die Deutschen getan, die wegen der Person und der anscheinenden Unbefangenheit des Redners uns besonders merkwürdig berührt. Im ersten Teile klingt diese Aeußerung fast wie eine Absage an die wilden Deutschenfresser, die in England weit zahlreicher, hartnäckiger und bössartiger sind, als bei uns die Nachbeter fader Haßgefänge gegen England. Aber wenn man das klingende Lob auf die großen deutschen Kulturleistungen gelesen hat, dann faßt man sich erstaunt an den Kopf, weil man nicht begreifen kann, daß es ein und derselbe Mann ist, der gleich darauf im selben Satz und Zusammenhang sagt, daß dieser Krieg der Kampf des militärischen Deutschlands gegen das bürgerliche Deutschland sei, ein letzter verzweifelter Versuch der deutschen Militärpartei, ihre Vorherrschaft zurückzugewinnen. Auch für Deutschland selbst soll also gelten, was der englisch beeinflusste Welt schon immer als Sinn des ganzen Krieges gepredigt worden ist, daß dieser im letzten Grunde ein Kampf sei zwischen dem Geist der Gewalt und dem Geist der Gerechtigkeit: die Niederrichtung Deutschlands würde die Niederrichtung der Militärpartei in Deutschland sein und damit für Deutschland sowohl wie für die Welt den Sieg des Rechts bringen und endgültig der gottlosen Lüge das Grab graben, daß Macht Recht sei.

Bewundert fragen wir uns, ob es denn wirklich möglich ist, daß dieser bedeutende Mann, der schon so manche Probe reicher Geistesgaben und eines klaren Verstandes abgelegt hat, solches Gerede selber glaubt und ernst nimmt. Es ist in der Tat schwer, demgegenüber mit dem Vorwurf planmäßiger Unaufrichtigkeit und bewußter Demagogie zurückzuhalten. In Abwehr des rohen Ueberfalls der deutschen Gewaltmenschen wollen die Engländer die kleinen Völker schützen

und damit sich als den festen Hort der Freiheit und des Rechts erweisen. Während aber solche Worte in London gesprochen werden, klingen in den Ohren der ganzen Welt noch nach die ergreifenden Worte bitterer Klage, mit denen der Griechenkönig sich durch Vermittlung der amerikanischen Pressevertreter in Athen hilferufend an die neutralen Nationen gewandt hat. In Stockholm, Christiania und Kopenhagen, in Amsterdam und Bern, in Madrid und selbst drüben in Washington ist dieser Klageruf sicher verstanden worden. Denn leidet man dort auch nicht gleiche Not, so haben alle doch Erfahrungen genug gesammelt. Wir schöpfen aus den kräftigeren Tönen, die man jüngst im Senat in Washington der englischen Anmaßung gegenüber angeschlagen hat, ebenso wenig vorzeitige und schlecht angebrachte Hoffnungen, wie aus den aufrechten Worten des schwedischen Ministerpräsidenten Hammerstjöld und den scharfen Protesten, die namentlich auch Holland und Dänemark gegen die neuen englischen Blockadedrohungen ausgesprochen haben. Wir Deutschen sind eben gewohnt, unsere Sache selbst zu führen. Wir stützen uns auf unsere eigene Kraft und drängen und zwingen niemand, uns wider seinen Willen und sein Interesse in unserem Kampfe beizustehen. Eine Hoffnung aber haben wir doch, daß der praktische Anschauungsunterricht, den England jetzt den kleinen Staaten über seine erhabenen Begriffe von Freiheit und Recht erteilt, auf die Dauer nicht erfolglos bleiben kann. Wenn jetzt Peter Carp, der Rumäne, es in Wien als Aufgabe der Zukunft bezeichnet hat, einen Block verbündeter Staaten zu schaffen, der von Stockholm bis Bagdad reicht, und wenn er dabei den Wunsch äußert, daß dieser Weg auch über Rumänien und nicht bloß über Bulgarien führe, so ist das natürlich einstweilen nur eine beachtliche Stimme aus Rumänien, noch keineswegs die Stimme Rumäniens. Das aber ist gewiß: England soll nur so fortfahren, wie es die Neutralen alle, namentlich aber Griechenland, behandelt, um so sicherer wird der Abwehrblock, dessen starke Stütze wir sind, an Festigkeit und Ausdehnung wachsen.

Was so für die Stimmung der Neutralen Geltung gewinnen kann, für das Gefühl, mit dem wir selbst im Kampfe stehen, hat es schon längst seinen hohen Wert. In friedlichen Zeiten sagt das Sprichwort, daß ein gut Gewissen ein sanftes Ruhetissen sei. Das Wort ist sicher wahr. In diesem Weltbrande aber ist uns unser gutes Gewissen darüber hinaus eine nie versiegende Quelle gewaltiger, unüberwindlicher Kraft geworden. Wir wissen, daß wir als Volk weder Welteroberungspläne gehabt haben, noch überhaupt den Wunsch, unseren Machtbereich mit Waffengewalt zu vergrößern. Wir sind — bis auf ganz verschwindende Ausnahmen aus der Gefolgschaft eines Sonderlings — ohne Unterschied der Parteien felsenfest überzeugt, daß Kaiser und Kanzler dieser nur auf friedlichen Wettbewerb eingestellten Grundstimmung des deutschen Volkes bis zum letzten Augenblick, bis an die äußersten Grenzen des Zulässigen und Möglichen treu geblieben sind. Wir sind dessen froh und begrüßen es dankbar, daß auch jetzt noch, nach der langen Kette großer Waffenerfolge, der Reichskanzler im Gegensatz zu den leitenden Staatsmännern und Feldherren der Gegner die Bereitschaft der deutschen Regierung zu Verhandlungen über die Grundlagen eines Friedensschlusses offen und öffentlich bekundet hat. Nach dem Echo, das diese Kanzlerrede bei den Gegnern gefunden hat, müssen auch die Neutralen einsehen, was uns von allem Anfang an Gewißheit war: Notwehr war es, was uns vor anderthalb Jahren das Schwert in die Hand gedrückt hat; und für die Fortsetzung des Krieges wie für den Ausbruch tragen unsere Gegner die Verantwortung.

Ostarrönde/Montenegro

Als der erste unter den Balkan-Königen ließ am 8. Oktober 1912 der 71jährige Nikolaus I. der Türkei die Kriegserklärung überreichen; gerade vier Monate vorher hatte er sich auf einem vielbeachteten Besuch bei Kaiser Franz Josef I. in Wien die Oberstinhaberwürde des 55. Infanterie-Regiments geholt. Aufrichtige Freundschaft war es gewiß nicht gewesen, die den Herrscher der Carna gora, der „unwirtlichen Berge“, in die österreichische Residenz geführt hatte, aus einem Lande, in dem sich zwei gegen den Habsburgerstaat gerichtete Einflüsse kreuzten und zusammenschlossen: bis hierher strahlte Rußland seine panslawistischen Machtfendungen aus, der russische Rubel hatte nicht geringen Anteil am staatlichen Bestande Montenegros; hier auch glaubte Italien um seiner Adriapläne willen den Riegel mitstücken zu müssen, der ein weiteres Anwachsen des österreichischen Küstenbesitzes verhinderte. In wichtigen Familienverbindungen gewannen diese Ideen lebendige Gestalt; das älteste Kind aus der 1860 geschlossenen Ehe des Fürsten Nikolaus Petrowitsch Negotsch mit der Tochter des Wojwoden Petar Putotic, Milica (geb. 1866), vermählte sich 1889 mit dem russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch, das zweitälteste, Anastasia (geb. 1868), heiratete 1907 in zweiter Ehe Nikolaus Nikolajewitsch, den früheren Oberkommandierenden der russischen Armee; die drittälteste Tochter, Helena (geb. 1873), vor der (1871) Montenegro im Prinzen Danilo den Thronerben erhalten hatte, ist seit 1896 die Gemahlin des italienischen Königs. Daß Montenegro diesen Gegenständen der Habsburgermonarchie den politischen Rahmen ließ, war freilich vor allem in eigenen Wünschen verankert. Als schmale Junge schiebt sich das südlichste Stück von Dalmatien zwischen Montenegros Grenze und die Adria und sperrt so den Hauptteil des Landes vom Meere ab; diesen Streifen mit Budua und Spizza in montenegrinische Hände zu bringen, die über Cetinje ziehende Hauptstraße des Landes, die nach dem von der öden, steil abfallenden Kalktafel des Lovcen (1760 m) beherrschten Cattaro führt, am montenegrinischen Bocche endigen zu lassen, mögen kühne Köpfe nicht selten geträumt haben (1813 ist Cattaro kurze Zeit montenegrinische Hauptstadt gewesen). Denn der 45 km lange Küstenstrich von der Bucht von Antivari bis zur Drinmündung, durch den 1878 der Berliner Kongreß das Land von seiner reinen Binnenlage befreit hatte, ist mit seinen kleinen Häfen Antivari und Dulcigno so weit nach Süden verschoben, daß sein eigentliches Hinterland bereits dem albanischen, nicht dem montenegrinischen Staatsgebiete angehört: denn nur der westliche Teil des großen, um den Stutarisee — einen ehemaligen, durch die Anschwellungen des Drin vom Meere abgeschnürten, durch die gelegenen Beckens, das nach Süden gegen die Adria und gegen Osten über das Gebirge hinweg sich öffnet, ist montenegrinisch; mitten durch den See verläuft die Grenze. Wollte man diesen, beiderseits der unteren Moratscha gelagerten fruchtbarsten Teil des Landes bis über Stutari hinaus erweitern, so konnte dies nur gegen den Widerstand Oesterreichs geschehen, das in den nordalbanischen Stämmen, mit denen die Montenegriner oft genug im Streite gelegen hatten, einen natürlichen Bundesgenossen fand. Das als Verkehrsknoten wichtige Stutari, das den Schlüssel zum östlichen Gebirgsland wie zum offenen Deltaland des Drin bildet, war im Balkankriege bereits erobert, mußte aber auf Oesterreichs Geheiß wieder herausgegeben und an das neu erstehende Königreich Albanien abgetreten werden; ihm fiel damit auch die Küste zwischen Bojana und Drinmündungen mit dem Hafen San Giovanni di Medua zu, von Montenegro deshalb ersehnt, weil von ihr aus es leicht und ohne Anstieg möglich ist, über Stutari längs des Nordufers des Sees den Anschluß an das südmontenegrinische Verkehrsgebiet zu erreichen. Immerhin hätte man dem an einer durch Strand Sümpfe wenig zugänglichen Flachküste gelegenen San Giovanni di Medua erst durch kostspielige Hafenanlagen größere Brauchbarkeit geben können. Erweiterte also auch der Bukarester Friede Montenegro gegen Osten um rund 5000 qkm und brachte ihm 250 000 Menschen zu, löste er auch die östliche Umklammerung dieses Staates durch die Monarchie, die bis dahin seit 1878 den Sandtschak Novipazar

militärisch besetzt hielt, so wurde er gleichwohl, wie aus dem Vorermähnten leicht verständlich ist, nicht als volle Befriedigung empfunden. So rief der Ausbruch des Weltkrieges diesen mit 14 180 qkm und rund 435 000 Menschen kleinsten Balkanstaat auf die Seite Serbiens, an dessen Bevölkerung man sich durch ethnische (serbokroatische) und religiöse (griechisch-orthodoxe) Bande der überwiegenden Masse des heimischen tapferen und freiheitsbegeisterten Menschenschlages getnüpft fühlte und zu dem man anscheinend schon in der ersten Hälfte 1914 ein engeres Verhältnis gesucht hatte; die Gerüchte über eine wirtschaftlich-politisch-militärische Vereinigung in irgendeiner Form wollten um diese Zeit nicht verstummen; man mochte sie für wahr nehmen, da ihre Verwirklichung Serbien den als Lebensfrage erachteten Zugang zum Meere verschafft hätte. Am 5. August erfolgte Montenegros offizielle Kriegserklärung in Wien.

Montenegro ist ein sehr armes Land. Verkarstete, wasserarme Kaltflächen überwiegen, gegen sie tritt das waldbückerleide Schiefergebirge zurück. Bis zu 2530 m ragt im Nordosten der Rakloß des Durmitow, bis 2490 m im Südosten der Kom auf. Der karge Boden erlaubt nur spärlichen Ackerbau, bloß in der auch klimatisch begünstigten Ebene am Skutarisee ist er — wie bereits erwähnt — ergiebiger und liefert Mais, Tabak, Oliven und Wein. Bei weniger primitiver Betriebsweise würden die Erträge des Landbaues vielleicht dem eigenen Bedarf genügen, so ~~ist~~ Weizenmehl in der Einfuhr eine nicht unbedeutende Rolle (1913 um 0,5 Mill. M. aus Oesterreich-Ungarn). Schaf- und Ziegenzucht, Rinder- und Pferdehaltung bilden den Haupterwerbszweig der Bevölkerung; doch auch die Viehzucht steht auf keiner besonders hohen Stufe, wäre aber sehr entwicklungsfähig, immerhin bestreiten ihre Produkte wie Häute, Rindvieh, Pferde, Wolle, Schafe fast durchaus die geringe zur Hälfte nach Oesterreich — Cattaro, Triest — gerichtete Ausfuhr (1909 2 Mill. M.). Das Land entbehrt auch anderer Güter; der Waldverwertung steht die geringe Verkehrsentwicklung des Landes entgegen; gewerbliche Tätigkeit mißachtet der Montenegriner, das bißchen Handel überläßt er gerne den im Süden mohnenden Albanesen, auf die auch zurückgeht, was an gewerblicher Tätigkeit — etwas Wollweberei — überhaupt vorhanden ist. So muß eingeführt werden, was der freilich nicht anspruchsvolle Mann der Berge braucht. Die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr dem Werte nach durchschnittlich um das Dreifache (Einfuhr 1909 5,3 Mill. M.); auch an ihr ist wie bei der Ausfuhr Oesterreich-Ungarn zur Hälfte beteiligt. Baumwollwaren und Zucker stehen an erster Stelle. Für die Armut des Landes scheidet die Bevölkerung, trotzdem sie an das Auftreten von Quellen und anbaufähigem Boden gebunden, meist in Einzelhöfen weit verstreut lebt, fast zu dicht, 30 auf den qkm. Einfälle in die gesegneten Strecken Nordalbaniens früher, in jüngster Zeit Auswanderung der Männer als Arbeiter oder Krawassen (bewaffnete Diener) waren die Folge. Waffentätigkeit allein erstrebt der schön gebaute, kriegerische Montenegriner, dessen Wehrpflicht vom 18. bis zum 62. Jahre dauert; die schwer zugängliche Gebirgsfestung, die sein Land darstellt, ruhte er stets, um dessen Selbständigkeit in beinahe ununterbrochenen Kämpfen gegen Albanesen, Venezianer, Türken und Franzosen zu bewahren. Daß die Volksbildung keine große ist, kann unter diesen Umständen nicht wundernehmen, erst in letzter Zeit wird sie mehr gepflegt.

Das in seinen Grenzen bis 1913 verkehrsabgeschiedene Gebirgsland konnte sich die längste Zeit altertümliche Verhältnisse bewahren; sie spiegeln sich in den patriarchalischen Zuständen, die für die Familie wie für die Regierung durch den Herrscher in gleicher Weise charakteristisch sind. Bis 1851 lagen die weltliche und die geistliche Regierung des Landes in einer Hand. 1852 setzt Danilo I. die Anerkennung des neuen erblichen Fürstentums bei Oesterreich und Rußland durch. 1860 folgt der heutige Regent. 1905 erhält Montenegro in der Skupstschina eine (aus 61 Mitgliedern bestehende) Volksvertretung, 1910 wird es Königreich. Neben diesen Daten zur politischen Geschichte noch einige statistische Angaben. Im alten Gebietsumfange waren von den 285 000 Bewohnern des Landes 89,4 v. H. griechisch-orthodox, der Rest verteilte sich auf albanesische Mohammedaner am Skutarisee (5,6 v. H.) und römische

Katholiken an der Küste (5 v. H.). Der neugewonnene Teil dürfte — soweit sich dies z. B. aus J. Cvijac, Ethnographische Karte der Balkanhalbinsel in „Petermanns Mitteilungen“ 1913 I. und aus M. Supan, Die Bevölkerung der Erde, Gotha 1909 erschließen läßt — etwa zur Hälfte albanesischen Stammes sein. Die Staatseinnahmen betrugen 1912 3 Mill. M., die Ausgaben 3,5 Mill. M., die Schulden auf 8,1 Mill. M. Die Handelsflotte belief sich 1911 auf 22 Segelschiffe mit etwa 5000 R. T. Rauminhalt. Eine Kriegsflotte zu halten, hatte Montenegro der Artikel 29 des Berliner Vertrages von 1878 verboten. Auch als in den Verhandlungen Oesterreich-Ungarns mit Montenegro nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina 1908 die Monarchie auf die weitere Geltung dieses Artikels verzichtete, wurde doch festgelegt, daß Antivari nicht als Kriegshafen sollte ausgestaltet werden dürfen.

Die Vergrößerung, die Montenegro 1913 erfuhr, hat seiner Verkehrsabgeschlossenheit teilweise ein Ende bereitet. Aus dem bosnischen Drainagegebiete führen von Nordwesten Wege durch die Täler von Romarniža und Tara ins Land hinein, ebenso von Norden durch das Tal des Lim; das Limgebiet aber ist nach Osten durch mehrere Wege mit dem Verkehrsnoten des serbischen Amselfeldes verbunden. Montenegro als Ganzes genommen, blickt heute verkehrsgeographisch weit mehr nach Süden und Osten als nach Norden. Gegen zwei Mittelpunkte hin gravitiert es; zum Skutarisee-Becken im Süden und zum Becken von Metoja im Südosten; jenes durchfließt die Moratscha, diesem entspringt der Weiße Drin. Die größten Siedlungen knüpfen sich an diese beiden fruchtbaren Schwemmlandböden: im alten Teil, dessen strategische Wichtigkeit eine Reihe Befestigungen am Austritt des Zeta- und Moratschatales in die Ebene betonen, Podgoriža mit 10 000 Einwohnern, und im neuen Gebiet das noch größere, betriebsame Djetowiza (Djafoma) mit 14 000 Einwohnern, die Mitte des Metojabeckens beherrschend. In Podgoriža kreuzt sich die von der Festung Nikšić (5000 Einwohner) herabkommende und über die 665 m hoch gelegene, dorfsähnliche Hauptstadt Cetinje (5000 Einwohner) nach Cattaro führende Kunststraße mit einem Wege aus dem oberen Taratal. Djetowiza erschließt das montenegrinische Hinterland gegen Pizzen und Uesküb. Daß der montenegrinische Anteil am Skutarisee-Becken mit der Küste bloß über ein Gebirge hinweg erreichbar ist, würde den Wert des Küstenbesitzes auch dann vermindern, wenn die beiden Häfen Dulcigno (5000 Einwohner) und das nördlicher gelegene Antivari (2000 Einwohner) von Natur aus besser wären. Antivari, eine feichte, gegen den Schirokto ungenügend geschützte Bucht, läßt allerdings in jüngster Zeit einen Aufschwung erkennen; die einzige (18 km lange) Bahn des Landes, 1908 eröffnet, die, von einer Kunststraße begleitet, das Küstengebirge im Eutormanpaß (886 m) übersteigt, verbindet den Hafen mit dem am Südwestufer des Skutarisees gelegenen Wirpazar.

Auf den ersten Versuch der montenegrinischen Regierung vom 13. Januar d. J., in Friedensverhandlungen mit der Monarchie zu treten, für die diese alsbald die vollständige Waffenstreckung zur Voraussetzung machte, folgte am 16. die bedingungslose Kapitulation; die ruhmvolle Erstürmung des Lovcen in der Nacht vom 10. auf den 11., die Einnahme der Hauptstadt (am 13.) durch die österreichisch-ungarischen Truppen waren eben vorausgegangen, gleichzeitig machte die Umklammerung von Nordosten her weitere Fortschritte; die längs der Küste über Budua vorrückende Abteilung — in dem schmalen, zwischen Meer und montenegrinischem Gebiete eingeklemmten Landstreifen Budua—Spizza hatten sich montenegrinische Kräfte so ziemlich seit Beginn des Krieges behauptet — war nur mehr 16 km von Antivari entfernt. Schlag auf Schlag war der Feldzug geführt worden, seitdem man ihn im Dezember 1915 nach der völligen Niederringung Serbiens ernstlich in Angriff genommen hatte; bis dahin war er mehr Nebenkriegshauptkampf mit einigen unwichtigeren Ereignissen gewesen. Die Blockade, welche die Monarchie noch am 11. August 1914 über die montenegrinische Küste verhängt hatte, war nach dem bald darauf erfolgten Eintreffen der französischen Flotte in der Adria faktisch nicht mehr aufrechtzuerhalten. Doch bedeutete dies nicht, daß die österreichisch-ungarische Flotte nunmehr gefeiert hätte. Flugzeuge suchten Antivari heim, Unterseeboote gefährdeten die Küste, um

eine Einfuhr von Kriegsmaterial und Nahrungsmitteln zu verhindern; schon am 8. Oktober 1914 hatten Torpedoboote mehrere mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial gefüllte Magazine in Antivari zerstört, und auch später beschossen solche, wenn eine Landung durch feindliche Transportschiffe gelingen, die aufgestapelten Vorräte; am 24. Februar 1915 stieß das einen französischen Warentransport begleitende Torpedoboot „Dague“ auf eine Mine und sank sofort.

Hunger und Seuchen haben die Widerstandskraft Montenegros sicherlich mitgeschwächt. Dies mindert nicht den durch die persönliche Tapferkeit unserer Truppen, die Tüchtigkeit der Führung herbeigeführten Erfolg. Seine Bedeutung ist groß genug: die menschliche — erspartes Blutvergießen —, die moralische — die erste Bresche in den Ring der Feinde, die Anerkennung der Mittelmächte als des Stärkeren —, die militärische — Freiwerden einer nicht geringen Truppenzahl, kein Feind im Rücken, will man Italiens Unternehmungen in Albanien begegnen. Möchten die Friedensverhandlungen ein Ergebnis zeitigen, das vorbildlich sein könnte auch für die übrigen: daß die eigensten Interessen den Besiegten in Zukunft dahin wiesen, mit uns zu gehen, nicht gegen uns.

Gottfried Fittbogen / Private Kolonisation?

Es ist eine Binsenwahrheit, daß wir nach dem Kriege vor einer Fülle neuer Aufgaben stehen, die nur darauf warten, in Angriff genommen zu werden. Denn statt eines Erbfeindes werden wir drei haben, müssen wenigstens kraft englischer Politik mit dieser Möglichkeit rechnen — Frankreich, das von jeher unser Feind war, England, das diesen Krieg seit Jahren diplomatisch vorbereitet hat, um uns zu vernichten, und Rußland, das von den dreien die empfindlichsten Wunden erlitten hat.

Die dauernde Feindschaft Rußlands, auf die wir gefaßt sein müssen, legt uns die Notwendigkeit auf, den Blick mit verschärfter Aufmerksamkeit nach Osten zu richten. Wie auch im einzelnen die Verhältnisse an unserer östlichen Grenze sich gestalten, das ist sicher; ebenso sicher ist, daß wir uns im Augenblick der Gefahr nur auf uns selbst verlassen können. Nur der deutsche Mann ist unbedingt zuverlässig.

Daraus ergibt sich von selbst, daß die Frage der Ansiedlung deutscher Kolonisten im Osten nach dem Kriege eine erhöhte Bedeutung erhält. Muß man nicht wünschen, daß im deutschen Volk, wie einst im Mittelalter, ein neuer Zug nach dem Osten entsteht?

Von Einzelheiten zu reden, ist jetzt nicht an der Zeit. Aber eine prinzipielle Frage kann und muß schon jetzt angerührt werden: die Frage nach der Art und Weise der Ansiedlung. Bisher kennt der Reichsdeutsche, der ja stets nach der staatlichen Gewalt zu rufen geneigt ist, nur die staatliche Form der Kolonisation. Ist sie die einzige? Ist sie die geeignetste? Muß sie die einzige bleiben? Oder gehört diese Angelegenheit zu denen, zu deren vollem Gelingen der staatlichen Tätigkeit eine Volksströmung entsprechen muß?

Vielleicht können die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen uns in dieser Beziehung als Lehrmeister dienen. Wollen sie zur Stärkung ihres Volkstums das deutsche Element, das auf der Scholle sitzt, vermehren, so steht ihnen für ihre Bestrebungen keine Staatsgewalt zur Unterstützung bereit; was sie tun, müssen sie aus eigener Kraft tun. Um so lehrreicher für uns, wie sie sich in dieser Situation helfen.

In die unter dem Druck der immer härter werdenden Nationalitätenkämpfe gereifte Einsicht, daß die numerische Verstärkung der eigenen Volkszahl der sicherste Schutz des Deutschtums in bedrohten Gebieten sei, hat in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege tatsächlich dazu geführt, daß an zwei Stellen Europas Auslandsdeutsche es auf eigene Faust mit Kolonisation versucht haben, in Steiermark und in den Ostseeprovinzen. Von beschränkten Mitteln darf man in wenigen Jahren keine Wunderwirkungen

erwarten. Aber die Initiative, die diese ganz auf sich gestellten Deutschen im Dienst des Volkstums bewiesen haben, fordert Achtung und Beachtung.

Das älteste Unternehmen dieser Art begann der deutsch-österreichische Schutzverein „Südmart“ (mit dem Sitz in Graz). Seit 1906 nahm er zu seinen übrigen Arbeiten auch die Besiedlung in sein Programm auf, und zwar stellte er sich das ganz bestimmte Ziel — „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ — in der Gegend von Marburg das deutsche Element zu stärken. Hier hat er, an Vorhandenes anknüpfend, mit seinen verhältnismäßig bescheidenen Mitteln zielbewußt gearbeitet und bis zum Sommer 1914 die Anzahl von 75 Familien mit 438 Köpfen angesiedelt — ein Erfolg, der weitere Erfolge erhoffen läßt, und der auf dem engen Gebiet, um das es sich handelt, bereits eine spürbare Stärkung des deutschen Elements bedeutet. (Vergl. den Bericht von Wilhelm Heinz, Deutsche Erde, 1915, Nr. 5, S. 110—129.)

Nur ein Jahr später (1907), doch unabhängig hiervon, begann man in den Ostseeprovinzen mit der Ansiedlung deutscher Kolonisten in Kurland und Livland. „Nachdem die ersten Versuche mit Wolgadeutschen nicht sehr glücklich ausgefallen waren, richteten die Baltten ihre Werbetätigkeit besonders auf die deutschen Ansiedlungen in Wolhynien, Polen und Südrußland. Das schöne fruchtbare Kurland übte auf alle deutschen Bauern durch die sehr niedrigen Bodenpreise und das Fehlen eines jeden bürokratischen Zwangs eine mächtige Anziehungskraft aus. Von den großzügigen Gesichtspunkten, die die baltischen Führer dieser Ansiedlungsbewegung leiten ließen, geht schon daraus hervor, daß sie den bereits in Polen und Westpreußen angesiedelten Deutschen mitteilen ließen, daß man ihnen, die ebenfalls nach Kurland strebten, kein Land dort zuteilen werde. So wurden in dem kurzen Zeitraum von 1908 bis 1912 in Kurland über 13 000, im südlichen Livland mehr als 7000 Kolonisten angesiedelt, während in der gleichen Zeit in Deutschland von der königlichen Ansiedlungskommission und dem „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer“ in Berlin kaum 5000 Deutschrußen festhaft gemacht wurden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Kolonisation in den baltischen Provinzen gegen den Wunsch und Willen der Regierung unter den größten materiellen und politischen Schwierigkeiten vor sich ging.“ (Deutsche Rundschau, September 1915, Seite 330/331.)

Diese deutschen Kulturbestrebungen sind zwar nach Ausbruch des Krieges von der russischen Faust vernichtet worden, aber sie zeigen doch handgreiflich, was auf privatem Wege geleistet werden kann, wenn klare Erkenntnis der völkischen Notwendigkeiten und energischer Wille dahinter stehen. In 5 Jahren 20 000 Kolonisten — das ist eine sehr bedeutende Leistung! Etwas anders sind die Kolonisationsbestrebungen in Bosnien zu beurteilen. In Bosnien setzte kurz vor dem großen Krieg ein Unternehmen (nicht eine Bewegung) ein, welches eine Stärkung des dortigen, an Zahl nur geringen Kolonisten-Deutschtums (zirka 10 000 Seelen) erhoffen ließ. Seine Absicht war es nicht, aber seine voraussichtliche Wirkung. Durch Initiative eines der führenden Männer unter den Deutschen Bosniens hat sich in der Schweiz eine Landgesellschaft konstituiert, welche sich die Parzellierung und Besiedlung von Gründen in Bosnien zur Aufgabe gemacht hat. Es handelt sich um ein rein finanzielles Unternehmen. „Trotzdem ist es durchaus berechtigt, wenn wir von demselben eine Stärkung unseres Deutschtums erhoffen; denn weitaus die meisten Ansiedlungslustigen sind Deutsche, und gleichzeitig ist es eben die deutsche Betriebsamkeit und Verlässlichkeit, die einem kolonisationsartigen Unternehmen dieser Art, ich möchte fast sagen: einzig und allein, den finanziellen Erfolg sichert. Der erste Landkauf dieser Gesellschaft war Ivanjaka, der zweite Kauf war Urbasta.“ (Deutsche Kolonien und evangelische Gemeinden in Bosnien. Arbeitsbericht über das Jahr 1914, erstattet von Pfarrer W. J. Ohler-Banja Luka, Seite 41, 42.)

Wie sich das Unternehmen weiter entwickelt, hängt zum großen Teil davon ab, wie sich nach dem Frieden die inneren österreichisch-ungarischen Verhältnisse, speziell die in Bosnien einzuschlagende Politik, gestalten wird. Jedenfalls verdient es um seines Grundgedankens willen besondere Beachtung: ein kolonisationsartiges Unternehmen muß sich wirtschaftlich rentieren. Dieser Gedanke,

scheint mir, ist auch für ein Unternehmen, das im Zeichen des nationalen Gedankens steht, nicht von der Hand zu weisen, er ist mit dem nationalen Gedanken zu verschmelzen. Auch eine nationale Kolonisierung wird erst dann gedeihen und auf eigenen Füßen stehen, wenn sie sich auch wirtschaftlich rentiert. Bis dahin wird sie verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Kunstprodukt haben.

Endlich ist noch ein Plan aus Siebenbürgen zu erwähnen, der allerdings aus dem Stadium der Erwägungen noch nicht herausgetreten ist, der aber auch bloß als Gedanke Berücksichtigung verdient. Er ist, als auf dem eigentümlichen Boden Ungarns erwachsen, anders zu beurteilen, als die bisher erwähnten Fälle, nämlich vom Gesichtspunkt des ungarischen Staates aus, in dem die Magyaren die herrschende Nationalität sind. Die Majorität der siebenbürgischen Landesteile Ungarns nämlich — das weiß seit diesem Kriege auch jeder Reichsdeutsche — ist rumänisch, und das kann bei der Nähe des Königreichs Rumänien, das bald nach Ausbruch des Krieges seine Truppen an der ungarischen Grenze aufstellte, gelegentlich zu allerhand Unzuträglichkeiten führen. Die Magyaren Siebenbürgens befinden sich rettungslos in der Minorität. Da nun die dritte Nationalität Siebenbürgens, die Siebenbürger Sachsen, anerkannt staatsfrei ist, so liegt es auch im Interesse der Magyaren, daß das sächsische Volkstum nicht bloß erhalten, sondern auch gefördert wird. Denn träte je der Augenblick (um auch diese Möglichkeit ins Auge zu fassen) ein, daß die Sachsen zermürbt und zerrieben würden, so hätten die Magyaren doch keinen Gewinn davon, sondern die lachenden Erben wären die Rumänen, die bedürfnislos und landhungrig die Besitzungen der sächsischen Bauern in ihre Hand bringen würden. Es kommt für den ungarischen Staat wie die Magyaren also darauf an, zu verhindern, daß die deutschen Dörfer, in denen die zähe Kraft des sächsischen Volkstums wurzelt, von der rumänischen Woge überflutet werden. Die beste Unterstützung der Sachsen — das liegt auf der Hand — wäre natürlich eine Vermehrung ihrer Volkszahl, die bei ihrem sehr geringen Geburtenüberschuß den kinderreichen Rumänen gegenüber nur durch Zuziedelung zu erreichen wäre.

Aus dieser Konstellation heraus ist der Plan zu begreifen, der Zeitungsnachrichten zufolge (ich zitiere nach dem „Südbungarischen Generalanzeiger“, Nr. 100 vom 16. Dezember 1915) gefaßt ist. Danach haben kürzlich „zwischen den Führern des siebenbürgischen Sachsentums und den Leitern von Bankinstituten im siebenbürgisch-sächsischen Gebiet Beratungen stattgefunden, die eine Stärkung des Deutschtums in Siebenbürgen bezwecken. Es soll dazu eine Ansiedlung deutscher Landwirte in größerem Umfange durchgeführt werden. Die Banken werden zunächst einen Betrag von 4 Millionen Kronen zur Verfügung stellen. Die neuen Ansiedler sollen aber nicht aus Deutschland herangezogen werden, sondern aus anderen Teilen Ungarns. Die geplanten Maßnahmen haben bereits die Zustimmung der ungarischen Regierung erhalten.“ Wieviel von diesem Plan verwirklicht wird, bleibt abzuwarten.

Was lehren diese Unternehmungen den Reichsdeutschen? Sie beweisen ihm die Möglichkeit privater Kolonisation. Und sie zeigen ihm, worin deren großer Vorzug besteht: nämlich darin, daß sie aus der Initiative des Volkes selbst hervorgeht. Siedlungen, die auf diese Weise entstanden sind, werden national zuverlässiger sein, sich viel sicherer fremdvölkischen Aufsaugungsversuchen gegenüber behaupten. Denn jeder Kolonist weiß: „auf sich selber steht er da ganz allein“, kein Staat und keine Regierung greift ihm unter die Arme und pappelt ihn groß, wenn seine eigene Kraft versagt. Das bewirkt eine viel energischere Anspannung des Willens, auch gerade in völkischen Dingen. Ob aber in gefährdeter Gegend ein Volkstum sich behauptet, ist zum größten Teil Sache des Willens.

Vielleicht ist es also möglich, die staatliche Ansiedlung künftig durch private Ansiedlung zu ergänzen — eine Ansiedlung, die Volkssache werden und durch die innere Anteilnahme des ganzen Volkes getragen werden müßte. Bisher hat es nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Auslandsdeutschen, die darin urteilsfähig sind, dem Reichsdeutschen an völkischer Initiative gefehlt. Und ich müßte nicht, auf welche Weise sonst hier Wandel geschaffen werden könnte! Erst

das Bündnis zwischen staatlicher und privater Initiative wird auf diesem Gebiet zu dauernden Erfolgen führen. Auf jeden Fall aber muß das vermieden werden, was für die letzten zwei Jahrhunderte unserer Geschichte so bezeichnend und so beschämend ist: die maßlose Verschwendung deutschen Blutes!

Wo sind sie geblieben, die vielen Millionen, die die alte Heimat verlassen haben? Die Mehrzahl von ihnen ist, darüber dürfen wir uns keiner Illusion hingeben, in fremdem Volkstum untergegangen, und ihre Nachkommen verstärken die Reihen unserer Gegner. Der große Weltkrieg, von dessen läuternder Wirkung wir so vieles erwarten, bringt uns hoffentlich auch in diesem Punkt, was wir brauchen: eine zielbewusste Verwertung des überschüssigen deutschen Blutes im Dienst des deutschen Volkstums, geleitet vielleicht — zum Schutz vor Zersplitterung — vom Staat, getragen aber von der privaten Initiative des ganzen Volkes.

Max Seidel / Die Schweiz und der Weltkrieg

Außerordentlich schwierig ist die Wirtschaftslage der Schweiz im Weltkriege geworden. Um ihre Neutralität durchzuführen, war sie genötigt, ihre eidgenössische Miliz zu regulärem Militär zu machen und dessen Aufmarsch an den Grenzen so zu gestalten, daß das Heer in dem alpinen Gelände taktisch brauchbar wurde. Das verursacht natürlich recht hohe Kosten, die nicht geringer dadurch werden, daß der Bundespräsident, der gleichzeitig Finanzminister der Eidgenossenschaft ist, in seinem Voranschlag für den Staatshaushalt 1916 annimmt, daß dieser Weltkrieg nach dem zweiten Jahre seiner Dauer beendet sein, daß die Schweiz also nur noch sieben Monate lang die Kosten der Mobilisation zu tragen haben würde. Bis zum August 1916 würde die eidgenössische Armee eine halbe Milliarde Frank verbraucht haben, eine Summe, die für den kleinen Staat eine sehr schwere Last darstellt.

Nach dem kürzlich bekanntgegebenen Voranschlag belief sich der Fehlbetrag der ordentlichen Staatseinnahmen im Jahre 1915 auf 27 Millionen; im Jahre 1916 wird er sich noch um 10 Millionen Frank erhöhen.

Wie es der schweizerischen Volkswirtschaft möglich sein wird, diese Ausfälle, die sich natürlich bei längerer Dauer des Krieges noch erhöhen müssen, wieder einzubringen, ist noch nicht abzusehen. Denn es steht um die schweizerische Industrie und die Ausfuhr jetzt schlimmer als in irgendeinem anderen Staate, ob er Krieg führt, oder nicht. Die Schweiz ist nicht in der Lage, einen wesentlichen Teil ihres Stoffwechsels aus eigener Kraft aufrechtzuerhalten, wie das in anderen Staaten, namentlich in Deutschland, geschieht, da sie gar keine unabhängige, sondern nur eine Veredelungsindustrie betreibt, für die sie ganz auf die Zufuhr von fremdem Rohmaterial angewiesen ist. Der Rückgang hat aber die Einfuhr in viel höherem Maße betroffen als die Ausfuhr. So soll sich unter der Voraussetzung, daß die von der lezhin veröffentlichten amtlichen Statistik eingelegten Preiswerte die gleichen sind wie früher — bekanntlich haben für zahlreiche Waren seit Beginn des Krieges erhebliche Preiserhöhungen stattgefunden —, das Endergebnis für das Jahr 1914 derart stellen, daß der Einfuhrhandel von 1536 auf 1170 Mill. M., also um 366 Mill. M., mithin um fast ein Viertel, zurückgegangen ist, während die Ausfuhr, die weniger durch die Kriegswirren behindert, als stellenweise durch die Abnahme des Bedarfs beeinflusst worden war, nur von 1102 auf 949 Mill. M., also um 153 Mill. M. zurückging, mithin um mehr als ein Zehntel. (Vgl. Dr. Kreuzkam: „Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse der Schweiz unter den Wirkungen des Krieges“, „Weltwirtschaft“ Nr. 9, 1915, S. 182.) Vor allem fällt für die Volkswirtschaft schwer ins Gewicht, daß die eidgenössische Landwirtschaft nur einen mäßigen Ertrag abwirft und das Land auf eine Getreide-

zufuhr im Werte von einer Fünftelmilliarde Frank angewiesen ist. Alle Kantone bringen zusammen nur etwa ein Viertel der Getreidemenge hervor, die zur Ernährung des Landes notwendig ist. Alles übrige muß im Auslande gekauft werden. Da aber das Ausland gegenwärtig mit der Getreidelieferung sehr zurückhaltend ist, so sind trotz der Neutralität des Landes erhebliche Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung eingetreten.

Das Land, das für seinen Verdienst ganz auf die Ausfuhr und für die Ernährung fast ganz auf die Einfuhr angewiesen ist, ist also durch den Krieg schwer betroffen. Bis jetzt wurden schon fast 10 Mill. Fr. weniger Zölle eingenommen als im Jahre 1914; dazu tritt in die Verlustrechnung mit sehr hohen Summen der Verdienstausschlag der Bundesbahnen, der Post, des Hotelwesens und der gesamten Industrie. So ist es erklärlich, daß die Schweiz schließlich froh war, mit den verbündeten Westmächten den Einfuhrtraktat abschließen zu können. Ein englischer Kommissar, Sir Francis Oppenheimer, wurde der englischen Gesandtschaft in Bern zugeteilt, um den Rest der Ein- und Ausfuhr, den die Schweiz noch übrigbehalten hatte, zu kontrollieren. Seit den Zeiten Napoleons hatte man keine fremde Kontrolle mehr im Lande gesehen, und die neue Einrichtung wurde daher vom Lande schwer empfunden, sie mußte aber hingenommen werden, um die Gefahr der Nahrungsmittelsperre abzuwenden. Noch ist die Organisation des Traktes nicht vollendet, obwohl die zahlreichen Büros im Erdgeschoß des Berner Bundeshauses schon geöffnet wurden, denn zunächst müssen sich die Verbände der einzelnen Industrie- und Handelszweige bilden, mit denen die Aufsichtsbehörde künftig zu verkehren haben wird. Dieser Zusammenschluß der Berufsgruppen entwickelt sich nicht sehr schnell, obwohl die wichtigeren schon einig geworden sind. Die eidgenössischen Tagesblätter berichten zwar fortgesetzt von neuen Verbandsbildungen, doch ist zunächst eine Zeit des Abwartens, Vorbereitens und der Finanzierungen eingetreten. Denn nach den Traktatsbestimmungen, die Großbritannien besonders vorgeschrieben hat, muß jede der neuen Einkaufsgenossenschaften nicht nur für die bestellte Ware eine Garantiesumme hinterlegen, sondern auch eine bedeutende Summe als Sicherheit für ihre moralische Geschäftsführung bieten. Diese Summe wird dann als Bürgschaft für das Versprechen betrachtet, daß der Schweizer Kunde der Verbündeten seine Ware nicht an Abnehmer im Lande der Mittelmächte weiterverkauft.

Neben der Einfuhr von Getreide, die um fast ein Fünftel der vorjährigen Ausfuhrwerte zurückging, und der von Schlachtvieh, die auf die Hälfte fiel, von Häuten und Fellen, die um ein Viertel geringer war, von Holz, die um ein Drittel zurückblieb, waren es besonders die Baumwollspinnereien und Wollwebereien wie die Seidenindustrie, welche unter dem starken Rückgange der Einfuhr von Baumwolle (um ein Viertel), von Seide (um ein Fünftel), von Wolle (um ein Zehntel) litten.

Diese Verhältnisse haben sich, soweit sie von den Westmächten abhängen, noch nicht gebessert. Trotz des Traktes versagt der Westverband den Schweizern beispielsweise noch immer die Baumwolle. Eine vollkommene Lähmung der Schweizer Textilindustrie droht täglich mehr. 2818 Webstühle standen schon im Oktober still. Vorräte, die von Schweizer Fabriken erworben sind und in Italien lagern, werden nicht über die Grenze gelassen. Waren aus überseeischen Gebieten gelangen nur höchst spärlich in die Werkstätten der Kantone. Als Ausladungsort für solche Rohstoffe hat Frankreich den Hafen von Cette bestimmt, der auch für die Bergung des Schweizer Getreides dienen soll. Nun stellt sich heraus, daß der Hafen von Cette ganz unzulänglich für diese unerwartete Belastung ist, daß er kaum ausreicht, um die nach der Schweiz geschickten Wehläde aufzunehmen. Es ist eigentlich nur ein mäßiger Fischerhafen. Speicher und Hallen sind nicht vorhanden. Im Freien und unter dem Winterwetter verdirbt vieles. Die Expeditionsfirmen, die in Betracht kommen, die englischen besonders, wollen für den Platz von Cette keine Aufträge mehr annehmen. Der Zustand verbessert sich nicht, er wird im Gegenteil schlimmer, je mehr vollgeladene Schiffe in Cette unterwerfen.

Wie die „Neuen Zürcher Nachrichten“ aus Bern melden, ist im Bundespalast Ende Dezember der Bericht der nach Paris entsandten schweizerischen Abordnung eingetroffen, die dort in der letzten Zeit mit den Vertretern des Vierverbandes über die Ausfuhr von schweizerischen Baumwollfabrikaten nach den Staaten des Vierverbandes verhandelt hat, womit mittelbar auch wieder die Einfuhr von Baumwolle und gewisser englischer Garne nach der Schweiz zusammenhängt. Am 20. Dezember fand die letzte Beratung hierüber statt. Trotz der eifrigsten Bemühungen und überzeugender Darlegungen konnte die schweizerische Abordnung nur äußerst wenig oder so gut wie nichts erreichen. Die Forderungen wurden in der Form wohlwollend, in der Sache aber mit einem offenkundigen Uebellwillen behandelt. Es wurden ihr Zumutungen gestellt, als ob die Schweiz wirtschaftlich bereits eine Provinz des Vierverbandes wäre.

Auch von Amerika droht der Schweiz wirtschaftliche Abhängigkeit, die Tatsache, daß einer der größten und wichtigsten Erwerbszweige der Schweiz, das Hotelgewerbe, ganz besonders unter dem Kriegszustande zu leiden hat, hat in den Vereinigten Staaten, die in reichem Maße die materiellen „Segnungen des Krieges“ genießen, den Wunsch erweckt, die vielfach notleidenden Hotelunternehmungen aufzukaufen. Ein amerikanisches Konsortium hat zu diesem Zwecke die Gründung einer Schweizer Aktiengesellschaft mit 125 Mill. Fr. in die Wege geleitet. Vorläufig scheint es freilich noch nicht, als ob dem Konsortium das geplante Unternehmen ohne weiteres glücken wird. In der in Basel erscheinenden „Schweizer Hotelrevue“ wird offiziell vor Verhandlungen mit der Gesellschaft gewarnt. Kein Schweizer Hotelbesitzer solle an das Projekt herantreten, ehe nicht der Bundesrat und die Nationalbank die Sache geprüft und ihr Votum abgegeben hätten. Es ist dies zweifellos eine berechtigte Warnung. — Daß diese wirtschaftlichen Verhältnisse die Schweiz und deren Kaufleute und Fabrikanten schwer bedrücken, ist verständlich. Man sinnt auf Mittel, ihnen auf die Dauer zu begegnen. Schon seit längerer Zeit sind dort Stimmen laut geworden, welche auf die Wichtigkeit, wenn nicht Unentbehrlichkeit einer planmäßigen, großzügigen Wasserstraßenpolitik hinweisen. In der schweizerischen Presse und im Volk macht die Bewegung für die Schifffahrt, insbesondere auf dem Rhein und der Aare, Fortschritte. Dem dringenden Bedürfnisse der schweizerischen Ausfuhrindustrie nach einem billigen Transportmittel könnte nur durch Errichtung leistungsfähiger Wasserstraßen abgeholfen werden. Besonders einleuchtend für die verantwortlichen Stellen in der Schweiz erscheint die Aussicht, daß das überseeische Getreide mit den Rheinfähnen von Rotterdam unmittelbar in das Innere der Schweiz geschleppt und dort gelagert, und daß also bei einem Kriege auf die deutschen und französischen Eisenbahnen verzichtet werden kann. Vielleicht bietet sich hier in der Tat für die Schweiz die Möglichkeit, ihre Volkswirtschaft auf sichere Grundlagen zu stellen. Auch für die Staatswirtschaft wäre dies wirksamer, als wenn die Eidgenossenschaft jetzt durch kleinere Mittel, wie die Einfuhr des Tabakmonopols, einer Verbrauchssteuer auf Bier sowie Erhöhung der Eingangszölle auf Zucker, Wein und Kaffee, durch die der kleine Verbraucher am meisten betroffen wird, ihre Einnahmen verbessern will.

Reberecht Migge / Kriegerdank-Stätten

Im letzten Heft der „Hilfe“ spricht S. D. Galtwitz mit Hilfe eines Beispiels grundfänglich von „Heldenhainen“. (Gibt es wirklich kein weniger lautes Ehrenwort für unsere so wunderbar stillen Wehrmänner?) Da über Wesen und Gestalt „solcher sichtbaren Zeichen unserer Verehrung der gefallenen Söhne unseres Volkes“ steigend mangelnde Uebereinstimmung unter den Guten und Gebildeten obzuwalten scheint, so möchte ich, umgekehrt, das Galtwitzsche Beispiel benutzen, um eine wesentlich andersartige Grundanschauung über diesen Gegenstand hier kurz zu skizzieren.

Wenn eine ansehnliche Gruppe von Helfern auf dem Felde der Kriegerehrung den kleineren Gemeinden des längeren bereits rät, als sichtbares Erinnerungszeichen für die Gebliebenen des Ortes einen bescheidenen Baumhain zu pflanzen, so ist gegen eine derartige Ausgabe nicht viel einzuwenden. Verschwenberischer sieht die Sache schon aus, wenn man mit einem gewissen Aufwand dringlicher Ueberredung unseren Bauern und Rättern empfiehlt, für solche Zwecke durchaus und ausschließlich „die reindeutsche Eiche“ zu wählen. Etwa weil, wie Gallwitz anführt, „hier oben an der Küste und in der Heide die Eiche der Heimatsbaum ist“. Nun, abgesehen von diesen sehr gewagten Bestimmungen der Nationalen, scheint mir das im Gegenteil ein triftiger Grund zu sein, diesen Baum gerade nicht zu wählen. Denn just das Gewohnte, das Alltägliche dieses Baumbildes, muß es für das Kind seiner Heimat untauglich machen, zu einem Denkmal, zur nachdenklich dauernden Erhebung vorbestimmt. Der Bauer, der die Schönheit seines Sonnenaufganges nicht zu sehen pflegt, er kann gewiß auch die Ehrwürdigkeit eines Haines nicht „einsehen“, der mit dem nützlichen Eichenbestande vor seinem Hause oder mit dem Waldstück an der Krähentoppel so verzweifelte Ähnlichkeit hat. Der Bauer schafft zwar rüstig und selbstbewußt die Landschaft mit (funkelnagelneue sogar, wie die Marjchen), aber er ist, meine ich, im allgemeinen weit entfernt, zu verstehen, ja wohl nicht einmal geneigt: auf ihren Ton zu hören. Ach ja, der Landmann, solcherart selber ein Stück der großen Natur, ist mit dieser zusammen schon immer ein vorzugsweise duldender, manchmal, geistig, sogar ein wenig mißbrauchter Gegenstand des Vergnügens für den Städter gewesen.

Darauf aber scheint mir, je länger, desto mehr, im gewissen Sinne auch das jetzt so viel angeschlagene Thema: „Heldenhain als Eichenhain“ hinauszulaufen. Und wenn ich auch glaube oder hoffe, daß, mit anderen Erscheinungen auch diese „Bewegung“ psychologisch und verständlich aus der Zeit heraus begriffen werden sollte, so darf man sich doch der möglichen Folgen solcher, fast möchte ich sagen — „Aufnagelung von Eichenbäumen auf Deutschlands Landschaft“ (die doch genugsam schön und doch bereits überreich verzehrt und nicht zuletzt und noch dazu unschuldig wehrlos ist), doch nicht ganz verschließen. Als eine, vielleicht noch die geringste, dieser Folgen, möchte ich als Gartenarchitekt — nächst der Feststellung eines netten Kriegswucherspekulationschens im Artikel „Eiche“ an der Pflanzenbörse schon jetzt — jenen eifrigen Naturbeschwörern das warnende Bild ihrer „grünen Organisation“ nach zehn Jahren schon jetzt vor Augen stellen: von tausend Grüppchen kümmernder Eichenfröndchen (dieser fatal schwierigen Gewächse), alle „hoch oben auf breitgelagerten Hügeln“, alle umgeben von der Kraft und Griffigkeit — der heimatlischen Wälder, die da raunen . . .

Nein, ich glaube wirklich nicht, daß wir auf diese Weise „das Monument zum Gedächtnis unserer Krieger“ schaffen werden. Vollends nicht, wenn gesteigerte Lebenszustände in Frage stehen, zu denen man fraglos doch die Arbeitsgemeinschaft jener Gallwitzschen Künstlergruppe mit ihren ländlichen Genossen zu rechnen hat. Ueberall hier soll und muß mit der erhöhten Verantwortung auch die Forderung erhöht lauten: G e s t a l t e n ! In dieses Wortes hehrer Bedeutung. Aber in diesem Belang scheint es mir, wenigstens wenn man die befähigte Bestimmung des Erdbherrschers ein wenig gesondert überdenkt, denn doch zu billig zu sein, solche Arbeit im wesentlichen — Mutter Natur zu überlassen. Gewiß, Natur gestaltet auch, aber unbewußt und im ganzen „formlos“; also höchstens — natürlich, nie aber menschlich. Denn das ist etwas ganz Bewußtes, dem Willen der Lebensneigung nach. Das Gestalten der Menschen sucht doch die, dem Gewohnten entfernte, die merkwürdige, artikulierten Form; es entspringt immer einer I d e e, die, sachlich genommen, notwendig „unnatürlich“ ist.

Und nur — wenn es überhaupt nötig ist hierfür — vermittelt Gedanke und Formgewalt, dem denkgewaltigen Ringen draußen gleichwertig, kann für mich das Erinnern an diese Zeit wirklich lebendig erhalten werden. Nur durch den unverkäuften Gestaltungswillen, ganz einfach: durch Kunstwerke (sehr im Gegensatz zu Naturwerken), die, indem sie das Zeitgeschehen intuitiv in sich fassen und das geschichtliche Gewicht dieser Ereignisse

selbst der Nachwelt übermitteln, getreu wie nichts anderes nebenher — so ehren wir geistig unsere Kämpfer und Dulder, so entwaffnen wir endgültig und herzlich unsere Feinde und wesentlich so erzeugen wir in uns selbst das nötige moralische Bewußtsein für alle Führerschaft, die uns in der Kulturwelt etwa vorbehalten sein möchte.

Beim Bauen, wie insbesondere bei allem Bilden in den freien Künsten scheinen solche elementaren Einsichten ja nun doch schon allgemeiner verbreitet zu sein. Immer aber, wenn sich das erregte Gefühl des weiten Gebietes der Natur bemächtigt — und es tut das nur zu gern — da pflegen die begleitenden Eigenschaften stofflicher Verwandtschaft die erstgeborene Struktur des freien Schaffens, womit der Mensch allein begnadet ist, in leichte Verwirrung zu bringen. Auch oder gerade bei den sonst umsichtigeren. Wir Gartenmänner beispielsweise haben unter dieser „temporären Betäubung“ teilweise sehr zu leiden, teilweise nutzen wir sie weidlich aus.

Auch Gallwitz scheint mir seine, das Gesagte zum Teil ja durchaus bestätigende Ueberzeugung an einem ungeeigneten Beispiel auseinandergelegt zu haben. Dadurch wirkt er auf mich sehr unklar. Es scheint aber nötig, daß wir uns doch klar werden, allesamt, darüber, wie wir übrigen uns unserer Wehrmänner würdig erweisen wollen. Eben aus Würde und auch aus Wirtschaft.

Einen Beitrag dazu wird der bekannte Führer des Deutschen Museums E. Osthaus, Hagen i. W., geben mit einer Sammlung der denkwürdigsten Lösungen von Kriegerdankstätten bisher, die als Wanderausstellung erstmals im Februar im Reichstagsgebäude zu Berlin zu sehen sein wird.

S. D. Gallwitz / Noch einmal Heldenhaine

Das Wort Heldenhain soll bestehen bleiben, obwohl Herr Ueberecht Wigge in seinem Artikel „Kriegerdank-Stätten“ Anstoß daran nimmt. Er nennt das Wort „laut“ und zeigt damit eine mißverständliche, ich möchte sagen: unmusikalische Auffassung. Heldenhain ist nicht laut im Sinne von geräuschvoll, daß damit von einer Sache ein vermehrtes Aufsehen gemacht werde; aber es ist tönend und klangvoll; es umkleidet den nackten Begriff mit einer Stimmung, ohne ihm damit etwas von seiner Deutlichkeit zu nehmen. Herr Wigge setzt dafür den Sammelnamen: Kriegerdank-Stätten; das ist kein glücklicher Einfall; vor allem: der Ausdruck ist nicht eindeutig. Eine Kriegerdank-Stätte kann auch jede soziale Stiftung, die den vom Kriege Betroffenen gilt, sein (wie wir von siebzig her in Berlin den Invalidendank haben); unser Kriegerdank geht auch tagtäglich in mancherlei Gestalt zu unseren Millionenheeren hinaus ins Feld. Wenn wir aber später von den Helden unseres Krieges sprechen werden, später, nach Jahren und Jahrzehnten, so werden damit im Gegensatz zu unseren Tapferen, die wieder an ihren Platz im bürgerlichen Leben zurückkehrten, jene Jünglinge und Männer gemeint sein, die ihr Leben für das Vaterland gaben . . . Nun die Sache. In der vorliegenden Meinungsäußerung: „Kriegerdank-Stätten“ ist ein Ton angeschlagen, welcher versucht, eine Unternehmung, wie die des Worpweber Heldenhaines, zu etwas Ueberspanntem, mindestens zu einer Künstelei, zu stempeln. Wigge schreibt: „Ach ja, der Landmann, solcherart selber ein Stück der großen Natur, ist mit dieser zusammen schon immer ein vorzugsweise duldender, manchmal, geistig, sogar ein wenig mißbrauchter Gegenstand des Vergnügens für den Städter gewesen.“ Und die Begründung für das Hoffnungslose des Heldenhainsgedankens auf dem Lande? (Die Städte läßt der Verfasser aus dem Spiel.) Der Bauer hat — wenn man die Ausführungen des Artikels auf die kürzeste Formel bringen will — keinen Schönheitsinn . . . Sicher ist, der Bauer lebt mit der Natur, ohne sie für sich zum Bild zu objektivieren; damit aber ist noch nicht die Tatsache gegeben, daß sein Sinn ihr

gegenüber etwa tot wäre. Der Bauer verschließt herbe sein Empfinden in sich; soll man daraus den Schluß ziehen, daß er überhaupt keins hat? Wäre die leidenschaftliche Liebe zur Scholle, die überall zutage tritt, wo noch von einem echten Bauernstand zu reden ist, möglich, ohne eine Spur des Sinnes für den Reiz des Landes? Wäre es dann bäuerlicher Brauch, auf jeden auch noch so dürftigen Platz am Hause ein paar grellfarbige Blumen zu setzen? Wäre die vorbildliche Schönheit unserer niederländischen Häuser auf dem Lande, die in jahrhundertelanger Entwicklung zum klassischen Typus des Bauernhauses in Gestalt und Ausschmückung geworden sind, denkbar bei stumpfen Sinnen der Schönheit gegenüber? . . . Es scheint ausgeschlossen, daß der Verfasser des Aufsatzes „Kriegerdank-Stätten“ nur eine geringste Anschauung oder Vorstellung von unseren nordwestdeutschen Küstenstrichen und der Art hier oben hat, sonst könnte er nicht meine Bemerkung, daß die Eiche hier der Heimatsbaum ist, als gewagte Behauptung abzutun versuchen. Jedes nur etwas bessere Gehöft in den Weserniederungen und in der Heide hat seine Eichen wie Wächter um sich stehen; der Bauer hütet sie, sie sind sein Stolz; warum nicht auch die reine, sinnfällige Freude seiner Augen? Etwa, weil er nicht davon spricht oder Gedichte darüber macht? Was für eine Folgerung!

Ein Weiteres. Herr Migge fürchtet Enttäuschungen, wenn der Hain, wie er das in seiner Natur hat, nicht schnell in die Höhe wächst und imposant für das Auge wird. Er denkt dabei wahrscheinlich an den Durchschnittsgroßstädtler mit der Peitsche des Anspruchs und des ungeduldrigen Fortschrittes hinter sich. Die Bauern und die Kleinstädter wissen noch, was Zeit haben und Ruhe ist, und sie haben damit noch Sinn und Empfänglichkeit für das werdende. Vielleicht hat man hier oben noch einiges mehr von dieser kräftigen Lebensruhe als anderorten; mir, als nicht „bodenständig“ niederländisch, ist das an der hiesigen Art vom ersten Augenblick an als Besonderheit aufgefallen. Bremen bekam vor einer Reihe von Jahren eine Stadtwaldanlage, angegliedert an seinen schönen Bürgerpark, geschenkt. Auch heute noch geben die Stämmchen kein Bild der Augenweide ab, und doch strahlt das Volk und sagt mit Zärtlichkeit im Ton „unser Stadtwald“ und liebt das Gelände und hegt es. Es hat noch viel vom Bauer und Kleinstädter in sich; hat noch kräftige Jugend in den Augen und vermag über die Jahre wegzuschauen und am Wachsenden, werdenden sich zu erfreuen . . .

Gewiß, die Kunst wird es sein müssen, die unseren Helden das Gedächtnisdenkmal setzt. Daß Herr Migge die Kunst, d. h. das Gestalten und Formgeben einer Idee, durchaus nicht mit dem Heldenhain in Verbindung zu bringen vermag, scheint mir der eigentliche Erreger seines Aufsatzes zu sein und auch schuld daran, daß ihm, wie er schreibt, meine Ausführungen „sehr unklar“ geblieben sind. Es kommt bei Unklarheiten mindestens sooft wie eine Verschommenheit des Gegenstandes eine Beschaffenheit oder Einstellung des Auges in Frage. Es war in dem Aufsatz „Heldenhaine“ nicht von wildwachsenden Anpflanzungen die Rede; ich schrieb: „Es ist dabei dann die formende Hand des Landschaftsarchitekten notwendig, damit durch die Führung der Linien und die Gruppierung der Massen die Anlage über das Profane, Willkürliche hinaus zum gewollten Ausdruck, zum Gesteigerten, Feierlichen erhoben werde.“ Also ein Kunstwert des Landschaftsarchitekten, d. i. des Landschaftsbaukünstlers, der seine Idee im Material der Landschaft mit allem, was zu ihr gehört, gestaltet. Der Gefahr „eines netten Kriegswucherpekulationchens im Artikel Eiche an der Pflanzenbörse“ als schädigende Folge des Heldenhaingedankens, auf die Herr Migge — wie ich vermute, in schuldigem Anschluß an den Ernst des Gegenstandes — ernsthaft hinweist, möchte ich eine andere, mehr geistige Gefahr gegenüberstellen, die das Kriegerdenkmalproblem bereits gezeitigt hat. Und zwar möchte ich es tun mit den Worten, die anlässlich der Anfang Januar gewesenen Eröffnung der von der Mannheimer Kunsthalle veranstalteten Ausstellung „Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal“ von ihrem Leiter Dr. G. F. Hartlaub gesprochen wurden. (Die Ausstellung geht als Wanderausstellung durch die deutschen Städte.) Dr. H. redet da von dem Eifer und der Schnelligkeit, mit der die Gegenwart die Aufgaben für die Denkmäler unserer Gefallenen ergriffen hat und fährt fort:

„Dieses an sich keineswegs verächtliche, vielmehr ehrwürdig monumentale Bedürfnis, das durch schleunige Denkmalserrichtung ein eben noch aktuelles Geschehen heute schon der Aktualität entreißen und der Ewigkeit übermitteln möchte, wird leider, wie Sie alle wissen, augenblicklich vielfach in einer schlechten und unmoralischen Art abgeseift. Unsere in industriellen Dingen so bewunderungswürdige Anpassungsfähigkeit erweist sich hier auf dem Felde der Kunst als beinahe verhängnisvoll. Schon ruht überall eine allzu gewandte Steinmetzen- und Bauunternehmer-Industrie die riesige Nachfrage aus und wirft ihr gewissenloses Angebot breit auf den Markt.“

Was ich in dem Aufsatz „Heldenhaine“ zu sagen hatte, war nicht etwas „Grundfäliches“ in sich abschließendem Sinne gewesen, wie es Herr Migge hindeutete. Noch weniger Tendenziöses; nur ein Ausblick neben anderen, auf die Möglichkeiten, unseren Kriegshelden das Gedächtnisdenkmal zu errichten, das einen Widerhall fände im Herzen des Volkes und das der Größe der Zeit, für die es stehen soll, würdig sei.

Detlef Breiholz / Zum Kampf gegen die Kriegschundliteratur

I.

Wie die finsternen Mächte allemal dann entbunden werden und sich entfalten, wenn die besseren Kräfte in bestimmter Richtung gebunden sind, so ist im Ringen der Völker um der Menschheit höchste Güter auch die Flut von Schund und Schmutz zu einer vorher nicht gekannten Breite und Mächtigkeit angeschwollen. Nicht nur in Groß- und Mittelstädten, sondern auch in der Kleinstadt und auf dem Lande macht man überall die gleiche Erfahrung: die Erzeugnisse einer verderblichen Kriegerliteratur werden seit Monaten geradezu mit Hochdruck vertrieben.

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges konnte man in dem Zustuß von Schund und Schmutz eine Stodung beobachten. Das Seelenleben unseres Volkes war mit einem Schlage von anderen Strömungen und Stimmungen beherrscht, wie jene Erzeugnisse sie boten. Aber die Schundliteratur hat sich bisher stets mit schlangenartiger Gewandtheit allen Vorgängen und Fortschritten anzupassen und so mit großer Verschlagenheit den Angriffen der Gegner zu entziehen gewußt. Das hat sich auch in diesem Kriege wieder gezeigt. Nach kurzer Zeit waren ihre Hersteller wieder zu Atem gekommen. Eine Kursänderung trat ein, man paßte sich den Stimmungen des Weltkrieges an. Natürlich! Galt doch die lebhafteste Anteilnahme der Gesamtheit und besonders der Jugend dem Krieg und seinen Ereignissen. Heute sind nicht nur die alten Bekannten der Schundliteratur, denen wir seit Jahren begegnen, auf den Krieg eingestimmt („Heinz Brandt, der Fremdenlegionär“, war wohl der erste, der die Schwentung machte), sondern man trifft daneben auch noch eine große Reihe neuer Erscheinungen, die der Krieg erst gebracht hat („Spione“, „Der Krieg“ und viele andere, die später zu nennen sind). „Die Versorgung weitester Volkskreise mit billigem, anregendem Lesestoff“, so hieß es in dem Anschreiben eines Verlegers schlimmster Schundliteratur, sei der Beweggrund für das Bemühen, die gekennzeichnete Ware ins Volk zu bringen. Wer wäre denn auch um ein nettes Aushängeschild verlegen!

An wen wendet sich der Vertrieb der geschmack- und gemüthverderbenden Schundliteratur in erster Linie? Die Opfer des planmäßigen Ausbeutungswesens sind immer dieselben: unsere Kinder und unsere Jugendlichen und leider in großem Umfange auch unsere Soldaten. Man sehe sich doch einmal genauer an, was jetzt in einer großen Zahl von Schaufenstern liegt, achte auch darauf, was alles in die Etappenorte, Lazarette, Genesungsheime und an die Front gesandt wird. Man prüfe einmal genau die Hefte, die von unserer Jugend beiderlei Geschlechts mit fiebernden Wangen und klopfenden Herzens verschlungen werden. Die bisherige Unbedenkllichkeit und Beifertigkeit, mit der un-

gläubliche Ereignisse aneinandergereiht und ineinanderverkettelt wurden, erfährt durch die Schnelligkeit und Gewaltsamkeit, mit der die Hefte jetzt entstehen und hinausgehen müssen, eine wahnsinnige Steigerung. Die Mittel, mit denen die Hersteller der Schundware arbeiten, um die Phantasie aufs höchste zu reizen, und die Leser allemal zum Ankauf des folgenden Heftes zu ermuntern — darauf kommt nämlich alles an! —, sind immer dieselben. Wie „diese phantastischen und erlogenen Helden und Liebesabenteuer, die leichteren, pikanten, schlüpfrigen, einer ideal gerichteten Weltanschauung hohnsprechenden, Selbstzucht und Pflichttreue untergrabenden Darstellungen der Schundliteratur“ im einzelnen wirken, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Die seelische Gesamtwirkung heißt völlige Verwirrung und Umkehrung einer gesunden Lebensanschauung.

Angesichts solcher Verhältnisse bewegt alle, denen das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, die große, ernste Frage: Wie bauen wir endlich, endlich einen Damm gegen das unheimliche Gift der Schundliteratur? Denn Eltern und Erzieher dürfen doch nicht ruhig zulassen, daß dem zukünftigen Geschlecht aus solchen Quellen so wuchtige Eindrücke kommen. Mit vorbildlicher Planmäßigkeit und Gründlichkeit arbeiten seit einem Vierteljahrhundert die Prüfungsausschüsse, die von der deutschen Lehrerschaft in allen größeren Städten ins Leben gerufen worden sind. Neben ihnen sind die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und der Dürerbund zu nennen. Gleichstrebende Persönlichkeiten haben sich der Arbeit der Ausschüsse zur Prüfung von Jugendschriften angeschlossen, und hochsinnige, leistungsfähige Vorkämpfer haben sich in ihren Dienst gestellt. Wer die aufopferungsvolle Arbeit kennt, die in diesem Zeitraum auf dem Gebiete der Jugendschriften geleistet wurde, der weiß, welche Kräfte eingesetzt worden sind, um der Gefahr zu begegnen, die unserem Volke in der Schundliteratur droht. Einer Aufzählung bedarf es wohl nicht.

Was ist denn mit dieser Arbeit bisher erreicht? Bemühen wir uns, klar zu sehen. Es ist ein Dreifaches: 1. Der deutsche Büchermarkt erfreut sich einer wirklich großen Fülle wertvoller und billiger Jugendschriften. Die besten und erlesensten Schätze unseres herrlichen Schrifttums sind für wenig Geld auch der Jugend zugänglich gemacht worden und finden ihren Weg in die Häuser und Familien des deutschen Volkes. 2. Den Besten unseres Volkes sind die Augen geöffnet, ist das Gewissen geschärft worden. Sie sehen die Gefahr und sind bereit, ihr kraftvoll entgegenzutreten. 3. Zusammenfassend darf endlich gesagt werden, daß damit die besten Vorbedingungen für einen wirklichen und durchgreifenden Kampf gegen die Schundliteratur erfüllt sind.

Gar mancher wird fragen: Nicht mehr? Weiter seid ihr noch nicht? — Man unterschätze das Ergebnis nicht. Der Gewinn ist in der Tat nicht gering. Zwar ist die Schundliteratur nicht im mindesten verdrängt, vielmehr hat auch sie sich stets und ständig breiter gemacht. Man frage sich aber mal, wie es heute ausgesehen hätte, wenn jene große und umfassende Arbeit nicht geschehen wäre, wenn die Erzeugnisse der Schundliteratur das Feld allein beherrscht hätten. In dem ständigen Bemühen zur Unterdrückung von Schund und Schmutz haben wir nicht nur ausgezeichnete Waffen und ein schlagfertiges Heer, sondern auch die wertvolle Erkenntnis gewonnen, daß unser bisheriges Bemühen zur Bekämpfung der Schundliteratur entschieden unzulänglich war. Wir wollten mittelbar ans Ziel gelangen: durch Aufklärung, Warnung und gütliches Zureden verbunden mit dem Hinweis auf das reiche Angebot des Guten. Umsonst. Aber, noch einmal sei es gesagt, die besten Voraussetzungen für einen erfolgreichen Kampf sind gegeben.

Schluß folgt.

Gottfried Traub / An Friedrichs des Großen Denkmal

Die Kinder fanden nicht mehr dieselbe Gelegenheit zur Kraftübung, nicht mehr denselben Widerstand, auch nicht mehr dieselbe Aufmunterung. Moses Mendelssohn.

An Kaisersgeburtstag tummelte sich die Jugend Berlins Unter den Linden wie ein Bienenschwarm am Sonnentag. Am Denkmal des Alten Fritz stehen erbeutete Geschütze, und ihnen galt die Liebe der Jugend in besonderem Maße. Sie kletterten darauf herum, saßen stolz neben den verderbbringenden Rohren, bogen sie auf und nieder, zielten und spielten mit kriegerischem Kindersinn. Drüber ragte das Reiterbild des alten Königs, der jung bleibt, so lange es ein Preußen gibt, und der sich dieser Jugend zu seinen Füßen von Herzen freut. Es ist ein herzerquickendes Bild! Schaut sie nur an, diese Kanonen: Eure Väter haben sie hergeführt. Vielleicht ist einer von euch Waise geworden um dieser Rohre willen, die verhängnisvolle Kugeln sandten. Vergiß es nicht, mein Kind! Heute spielt ihr mit diesem Eigentum eines feindlichen Volkes. Ein ernstes Spielzeug ist euch da geschenkt. Ihr könnt's noch nicht so ganz verstehen. Ihr wachst jetzt auf mit dieser Gewißheit: da müssen Geschütze von Russen und Franzosen stehen. Aber was dieses „müssen“ birgt an Gefahren, Tapferkeit, Not und Tod, davon wird euch dieser Platz erst später erzählen. Ich störe eure Freude nicht. Diese Erinnerung soll und muß so mit eurem Leben verwachsen, wie es Kinder Art ist. Stoßt und zieht, träumt und seht, schreit und lauft! So ist es recht! Euer Festtag ist's, unser Sieg ist's. — Lange, lange sehe ich diese hellen Augen der Jungen vor mir. Freue dich, Deutschland, deine Jugend ist da. Sie wächst hinein in eine größere Zukunft.

Da erinnere ich mich der ersten Worte jenes Weisen, der von dem Gesetz der Geschichte redet und meint, daß freilich die Erinnerung an die großen Männer nie untergehen werde. „Jene Blumen der Schöpfung sind nicht umsonst hier auf Erden verblüht. Sie haben einen Wohlgeruch hinterlassen, und sie selbst dauern als Früchte vielleicht in einem höheren Zustand der Vollkommenheit immer noch fort. Aber“, und nun kommt dies ernste „Aber“, „ihre Verfassung hat einen Rückfall erleiden müssen.“ Denn die Kinder fanden nicht mehr dieselben Anforderungen an ihre Kraft, ihre Widerstandsfähigkeit, ihre Opferwilligkeit. Unsere Jugend wächst in ein großes Erbe hinein. Ich gehöre selbst zu denen, die einst das Erbe der siebziger Jahre genossen, geschenkt erhielten, aber nicht erkämpften. Die Vorstellung und Anschauung des Preises, den jener Siegeszug gekostet, hat uns gefehlt. Bei aller Dankbarkeit empfanden wir die Härte der Tatsachen nicht, von denen wir nur lasen und hörten. Wir sind glücklich, daß heute die Probe an unser Geschlecht kommt, ob wir den Vätern ähnlich sind und verteidigen und vermehren können, was sie uns hinterließen. Dadurch wird der Ring zwischen den Geschlechtern geschlossen. Jedes neue Geschlecht, das kommt, darf die Fähigkeit nicht verlieren, zu gleicher Anstrengung sich erziehen zu lassen. Nicht, daß wir für weitere Kriege schwärmten. Der Frieden soll uns nur nicht bequem machen. Die Jungen, die hier an den Geschützen herumturnen, sollen und müssen, weil sie stolz auf deutsche Kraft, heranwachsen, neue Sorgen tragen, starke Widerstände überwinden und stets zu den höchsten Opfern sich bereiten lernen. Wir singen gern zu seiner Zeit ein herrlich Friedenslied. Es wird klingen wie Weihnachtsbotschaft, und ich weiß, daß wir dann alle das Recht haben, zu feiern, einen Augen-

blick zu ruhen und aufzuatmen aus tiefer Brust. Aber bequem darf uns die Zeit nicht finden. Gerade unsere Jugend soll arbeiten und schaffen zu ihrem Heil und wissen, daß große Männer im Sturm wachsen und nicht im Treibhaus. Arbeitende Jugend will der Alte Fritz da oben haben, keine solche, die auf fremden Vorbeeren ausruht. Arbeitende Jugend, die sich durchschlagen muß und ihr Ziel selbst erkämpfen will, das nenne ich unsere deutsche Jugend.

Walthers Schotte / Mitteleuropa

Vorbemerkung

Im Interesse größter Vollständigkeit nehmen wir in diese Bibliographie auf, was uns zuzieht und wessen wir nur irgend habhaft werden können. Eine Empfehlung bedeutet es also noch nicht für ein Buch, hier genannt worden zu sein.

Kritiken über Raummanns „Mitteleuropa“

Kautsky, K.: Mitteleuropa, in „Die Neue Zeit“, Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie, Stuttgart, J. S. W. Dieck Nachf., 34. Jahrgang 1, Nr. 14 ff.

Cohen (Neuß), Max: Mitteleuropa, in „Die Glocke“, sozialistische Halbmonatsschrift, München, Verlag für Sozialwissenschaft, Jahrg. 1915/16, Heft Nr. 10.

Gorlich, Otto: Der Krieg und die große Politik (Mitteleuropa), in Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung, Nr. 6 vom 5. 1. 16.

Presse-Notizen

Neue Freie Presse, Wien, vom 19. bis 25. Dez. 1915; 5., 6., 12. bis 14. Januar 1916.

Wossische Zeitung Nr. 27, 15. 1. 1916.

Zeitschriften-Sammlungen

Der Österreichische Volkswirt, herausgegeben von Walthers Fieber und Dr. Gustav Stolper, Wien, VIII. Jahrg.

Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen, herausgegeben von Rob. Strache, Verlag Ed. Strache, Warnsdorf in Böhmen, 1915/16.

Zur Zeit- und Weltlage, Vorträge, gehalten von Wiener Universitätslehrern auf Veranlassung des Ausschusses für volkstümliche Universitätskurse. Eb. Pözl, Wien.

Österreichische Rundschau, Mitbegründet von Alf. Frhr. von Berger, herausgegeben von Leop. Frhr. von Chlumetzky, Dr. Karl Glosky und Dr. Frhr. von Oppenheimer, Wien, Verlag Carl Fromme, Wien, Leipzig, Band XLVI.

Deutsch-Österreich, deutsche soziale Rundschau, Halbmonatsschrift für freihetl. Nationalismus usw., V. Jahrg., Wien.

Schriftensammlung Deutsch-Österreich, Wien. Herausgeber und Verleger: Reformverein Deutsch-Österreichischer Schrifttendverlag, Wien VII, Kaiserstraße 97.

Flugschriften der deutschen Arbeit, 1913–15, Verlag Deutsche Arbeit, Prag.

Deutsche Arbeit, Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Verlag Deutsche Arbeit, Prag I.

Erste Fragen für das Deutschtum im Auslande, Hamburg, Fr. W. Thaden.

Kelet Nepe, Das junge Europa, ungarische Zeitschrift für internationale Politik und für die Wirtschaftsinteressen der Zentralmächte und Orientstaaten, Herausgeber Dr. Elemér Galmay. 7. Jahrg. Berlin-Budapest, Berlin-Wien.

Der Weltmarkt, volkswirtschaftliche Wochenschrift, herausgegeben von Dr. Mil. Kosa. Jahrg. I. Budapest, Wien, Berlin.

Polen, Wochenschrift für polnische Interessen, herausgegeben von Prof. Dr. Ladišlaus Leopold Ritter von Jaworski, Obmann des polnischen Nationalkomitees, Wien. Gegründet 1915.

Polnische Blätter, Zeitschrift für Politik, Kultur und soziales Leben, II. Band, etwa 3mal monatlich. Vierteljährl. 3,50 M. Verlag der Polnischen Blätter, Berlin-Charlottenburg.

Osteuropäische Zukunft, Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten. Antilches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheitsbestrebungen „Ukraine“ und des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland, München, herausgegeben von Dr. Falk Schupp. Verlag J. F. Lehmann, München. Erscheint monatlich, halbjährlich 10 M. II. 1. Januar 1916.

Allgemeines

Legius, Friedrich: Deutschland und der Osten. Königsberg. Als Handschrift gedruckt.

Enden, Dr. R., Die Neugegestaltung Österreichs und der Zweibund. Selbstverlag.

Wolfski, Andrzej: Die Einheit Mitteleuropas als kulturpolitisches Ziel. Polen. Nr. 53/54.

Káhy, Dr., Eduard: Das mitteleuropäische Weltreichbündnis, gesehen von einem Nicht-Deutschen. Dunder & Humblot, 1916. München-Leipzig.

Kohrbach, Paul: Warum Mitteleuropa, in „Österreichische Rundschau“, XLVI, 1.

Ritter (Wintersfetten), Dr. Albert, Der organische Aufbau Europas. Konfordia, Berlin 1916. 80 Pf.

Schönaich-Carolath, Heinrich, Prinz, M. d. R., erbliches M. d. S., Zeitbetrachtung, in Neue Freie Presse, 25. Dez. 15. Nr. 18 442.

Tessen, Franz: Deutscher Imperialismus oder mitteleuropäische Interessengemeinschaft. 8. Flugschrift der Deutschen Arbeit. 1915.

Neue Ziele: (anonym: Franz Gubiens, cand. jur., Wien.) Nr. 1 der Schriftenammlung Deutsch-Österreich. Verlag: Reformverein Deutsch-Österreich, Wien 1915.

Schrott-Fiehl, Hans: Der deutsche Bruder und Österreich. Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 10. Heft. Robert Strache, Warnsdorf 1916.

Junge, Reinhard: Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft. 1. außerordentliche Veröffentlichung des Archivs für Wirtschaftsforschung im nahen Orient. G. Kiepenheuer, Weimar 1915. 8 M.

Alchmed Hifmet Bey: Bagdad—Hamburg, in Kelet Nepe. VII. 11./12.

Springmann, jun., Theodor: Deutschland und der Orient als Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet. 2. Aufl. 1915, Otto Hammerichmidt, Jagen (Westf.).

Die wirtschaftliche Annäherung

Herfner, Heinrich: Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten. Herausgegeben i. A. des Vereins für Sozialpolitik von H. H. Mit Beiträgen von Gortschoff, H. Schuhmacher, R. Schüller, G. Stolper, G. F. Knapp, J. R. Eplen, C. Walch, F. Feller, H. Mehnert, E. v. Tyska, M. Gammisch, R. Kobatsch, W. Schiff, M. Winnig, R. Wiffel, A. v. b. Leven, R. Wiederfeld, D. Kottmann und der Zeitschrift der bulgarischen Regierung. 2 Bände. München u. Leipzig, Dunder & Humblot. 1916. 23 M.

Pistor, Erich: Sekretär der Wiener Handelskammer: Die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland. Berlin, Georg Reimer, 1915. Geb. 3,50 M.

Esterényi, Josef, Wirtl. Geh. Rat, Staatssekretär a. D.: Wirtschaftl. Verbindung mit Deutschland. Vortrag, gehalten im Industriellen Klub in Wien 18. Nov. 1915. Verlag Industrieller Klub.

Stolper, Gustav: Studien zur künftigen Handelspolitik der Monarchie. I. Mitteleuropa in „Der österreichische Volkswirt“. 8. Jahrgang, Nr. 7.

Marchet, Gustav, M. d. S., Minister a. D.: Die Frage unserer künftigen Beziehungen zu Deutschland. In Neue Freie Presse Nr. 18 442, 25. Dez. 1915.

Naardt, Moritz: Was tut uns not? Sozialpolitische Probleme. Aus dem Inhalt: Wie stellen wir uns handelspolitisch zu Deutschland? Leipzig-Wien, Franz Deutscher, 1915.

Scala, R. v., Univ.-Prof., Dr.: Bollvereinigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. In „Deutsche Arbeit“. XIV, 2, 3, 4. Irresberger, Carl, Ingenieur, Gießereidirektor: Das Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschafts- und Bollbündnis. Berlin 1916, Julius Springer. 0,80 M.

Donau und Kanalffrage

Lufacz, Ladišlaus, Geh. Rat: Der Besitz der Donau. Weltmarkt I, 2.

Wahr, Max: Das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet. Deutsch-Österreich-Ungarn-Balkan. Eine Kanalffrage. Sonderabdruck der Zeitschrift für Binnenschifffahrt, Nr. 23/24.

Ungarn und Deutschland

Mattkovits, Erz., Dr. Mrg: Ungarn und die mitteleuropäische Zollunion. Kelet Nepe, VII, 11./12.

Andrássy, Graf, Julius: Annäherung Ungarns und Deutschlands und die wirtschaftliche Weltpolitik, Weltmarkt I, 1.

Apponyi, Graf, Albert: Zukunft Ungarns, Weltmarkt I, 1.

Saghy, Dr., Julius: Ungarns wirtschaftliche Zukunft und der Krieg, Weltmarkt II, 3.

Alhuen Föderwath, Graf Karl: Ungarns Zukunft auf dem Balkan und der deutsche Imperialismus. Weltmarkt I, 1.

Dove, Vizepräsident des Deutschen Reichstages: Die wirtschaftliche Zukunft Ungarns, Weltmarkt I, 1.

Smialewsky: Deutsch-ungarische Beziehungen. In Deutsche Rundschau Dezember 1915.

Káhy, Dr., Eduard, Chefsekretär des Budapesti Napló: Deutschland und Ungarn, Leipzig 1915.

Korobi Luz: Die deutsch-magyarische Freundschaft. Charlottenburg, Döhlend-Verlag 1916.

v. Bedthj, Paul: Die Erdgasfrage und die Zollunion, Weltmarkt II, 3.

Bunzel, Julius: Schriften über ungarische Wirtschaftspolitik vor und nach dem Kriege. In Schmollers Jahrbuch, Bd. XXXIX.

Oesterreich

v. Bimmer, Dr. Lothar, Ritter: Die Ostmark, Oesterreichisch-ungarische Mission in der Weltgeschichte. Als Handschrift gedruckt. Wien, E. Fromme.

Brodhausen, Dr., Karl, Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Wien: Oesterreichs Kriegsziel, Ed. Holz, Wien, zur Zeit- und Weltlage. Nr. 6.

Jessen, Franz, Reichsratsabgeordneter: Oesterreichische Kulturpolitik. In „Deutsch-Oesterreich“, Jahrg. V, Heft 7/8.

Gärtner, Wilhelm: Die Heimatbewegung in Oberösterreich. 7. Flugchrift, Prag 1914.

Nationalitätenproblem und Deutschum im Auslande

Jessen, Franz: Wesen und Werden der nationalen Frage. 1. Flugchrift der Deutschen Arbeit, Prag 1913.

Perlo, Franz: Die deutsch-tschechische Streitfrage und ihre Bedeutung für das Deutschum Oesterreichs. 2. Flugchrift, Prag 1913.

Winkler, Wilhelm: Aus der neuesten Volkschulstatistik in Böhmen. 3. Flugchrift, Prag 1913.

R. R.: Neun Jahre deutscher Volksrat in Böhmen. 4. Flugchrift, Prag 1913.

Spiegel, Ludwig, Prof. Dr.: Die böhmische Frage in ihrer geschichtl. Entwicklung. 5. Flugchrift, Prag 1914.

Dürre, E.: Ausgleichschronik 1908—1913. 6. Flugchrift, Prag 1914.

Ullmann, Hermann: Welche Frucht soll uns der Krieg bringen? Mehr Menschen oder mehr Güter? Von den Kolonisationsaufgaben des Deutschums. Prag 1914.

Ullmann, Hermann: Zur Frage Deutsch-Oesterreich und Deutschland. Wie werden wir bei den Reichsdeutschen? Prag 1914.

Ullmann, Hermann: Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa. (Von den Grundlagen des deutsch-österreichischen Bündnisses.) Zeitungschriften 11, Fieberich 1915.

Gempel Thuchul, Leo: Das Deutschum im Auslande und der Krieg. Erste Fragen, Heft 1: Hamburg 1915, Thaden. 80 Pf.

Goetz (Hamburg), Adolf: Die Arbeit für morgen. Erste Fragen: Heft 2. Hamburg 1915, Fr. W. Thaden.

Korobi, Luz: Deutsche Heimatlänge aus Südungarn. Tägliche Rundschau Nr. 662, 30. Dez. 1915.

Kellner, Julius E.: in „Deutsch-Banater Volksbücher“ Nr. 9. Ueber das Deutschum im östlichen Banate. Temesvar, Südung.-Buchdruckerei.

Wettel, F.: Biographische Skizzen: Beiträge zur Geschichte des Temesv. Banates in Deutsch-Banater Volksbücher Nr. 6, Temesvar Südungar. Buchdruckerei.

Polen

Danzon, Dmytro: Großpolen und die Zentralmächte. Berlin, Karl Kroll. 1 M.

Kranz, M.: Neu-Polen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1915. 1,50 M.

Raumann, Friedrich: Wir und die Polen (Polnische Blätter II, 10, auch in Hilfe Nr. 2 d. J.).

v. Schmoller, Gustav: Nochmals Deutsch-Polen. Polnische Blätter, II, 11.

Gunkel, Dr., Ernst: Deutschland und die Polenfrage im Weltkrieg. Als Handschrift. Deutscher Ostmarkenverein E. V. 1916, Berlin.

v. Galban, Alfred, Reichsratsabgeordneter: Polen im Rahmen Deutsch-Oesterreich-Ungarns. Polen, II, Nr. 66.

Bulgarien

Bulgarien, Was es ist und was es wird. Herausgegeben vom Kgl. Bulgarischen Konsulat Berlin. Verlag Georg Stilke. 30 Pf.

Petco R. Petcoff, Mitglied der Kgl. Bulgarischen Gesandtschaft in Berlin: Bulgarien. Seine politische und wirtschaftliche Bedeutung. Politik, Verlagsanstalt Berlin. 1 M.

Strauß, Prof., Adolf: Bulgarien und die Zentralmächte. Kelet Repe, VII, 2—10.

Radoslavov, Bulgarischer Ministerpräsident: Die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Ungarns und Bulgariens. Weltmarkt I, 1.

Türkei und Orient

Banfe, Ewald: Die Türkei, eine moderne Geographie. Verlag George Westermann, Braunschweig 1916. 16 M.

Endres, Franz, Karl, Kaiserl. Türkischer Major, Kgl. Bayer. Pst.-M.: Die Türkei. E. S. Bedtsche Verlagsbuchhandlung, München 1916.

Apponyi, Albert, Graf: Die Türkei als Kulturfaktor. Kelet Repe, VII, 9.—10.

E. A. Bratter: Die Armenische Frage. Konfordia, Berlin 1915. 50 Pf.

Perfien und der Europäische Krieg, von einem persischen Patrioten. Carl Curtius, Berlin 1915. 50 Pf.

Biographien

Von Pastor Ludwig: Conrad von Hörsdorf. Wien-Freiburg. Herberichs Verlagsbuchhandlung. 1,40 M.

Internationale Probleme

Esterényi, Josef, Geh. Rat: Der wirtschaftliche Weltkrieg, Weltmarkt I, 2.

Jódes, Bela, Prof. Dr.: Gestaltung des internationalen Handels nach dem Kriege. Kelet Repe, VII, 11.—12.

Unsere Feinde und die Neutralen

Bisch, Dr., F.: Rußland. Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Lorenzen, Th.: Die russische Gefahr. E. Boyesen, Hamburg 1915. 20 Pf.

Wiedenfeld, Kurt: Sibirien in Kultur und Wirtschaft. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn 1916.

Hermes, Rudolf: England und Ägypten. E. Boyesen, Hamburg 1915. 20 Pf.

Müller, Oskar: Irrung und Waffall Italiens. S. Hirzel, Leipzig 1915.

v. Sofnosky, Theodor: Der Traum vom Dreibund. Flugchrift für Deutsch-Oesterreich-Ungarn, Erwachen, Heft 8—9. Rob. Strachy, Wambsdorf 1916.

Arnold, Carl: Rumänien und der Weltkrieg. E. Boyesen, Hamburg 1915. 20 Pf.

Soziale Bewegung

Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland und die künftige Gestaltung der innerpolitischen Verhältnisse vom Standpunkt der organisierten Arbeiterschaft erörtert in sehr verständiger, weitblickender Weise die „Metallarbeiterzeitung“ des großen sozialdemokratischen Metallarbeiterverbandes. Es heißt dort: „Geradezu ungeheure Aufgaben sozialer Natur drängen sich der Arbeiterklasse auf, die sie aber nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit den übrigen Volksschichten und der staatlichen Verwaltung zu lösen vermag. Sollte sie dieser Gemeinschaft aus Rücksicht auf das „Prinzip“ des Klassenkampfes fernbleiben wollen, so besteht die ernste Gefahr, daß diese folgenschweren Entscheidungen ohne ihre Mitwirkung und in einer die Angehörigen der Arbeiterklasse schwer schädigenden Weise getroffen werden. Die Fürsorge für die zahllosen Kriegsbeschädigten und für die Hinterbliebenen der gefallenen Brüder, ihre Eingliederung in das wirtschaftliche Leben ohne Schädigung der jetzt vorhandenen Arbeitskräfte, die Neuordnung unseres ganzen Wirtschaftslebens, das durch den gewaltsamen und Jahre andauernden Abbruch aller Beziehungen der deutschen Industrie völlig aus den Fugen gegangen ist, die Fortführung der sozialen Gesetzgebung und die Sicherung der organisatorischen Selbständigkeit der Arbeiterschaft, die sich als unerlöschlicher Brennen der deutschen Volkskraft in diesem Kriege bewährt haben, die Gestaltung des deutschen Finanzwesens bei Abtragung der riesenhaften Kriegsschulden, ohne daß die Fortführung der Kulturaufgaben in Staat und Gemeinden Schaden leiden — das alles sind Aufgaben von so gewaltiger Bedeutung, daß zu ihrer Bewältigung nicht die Kraft einer Klasse allein ausreicht, sondern eine Verständigung des Volksganzen dringend erforderlich ist.“ Eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß die deutsche Arbeiterschaft bei der Erfüllung der Aufgaben des neuen Deutschland auch den ihr zukommenden Einfluß in die Wagschale werfen kann, ist allerdings, so setzt die „Metallarbeiterzeitung“ hinzu, daß ihre organisatorische Einheit unangetastet bleibt. „Wir erwarten, daß die schwere Zeit eine einige deutsche Arbeiterschaft vorfinden wird, die über alle, die sie aus „prinzipiellen“ Gründen an einer erfolgreichen Wahrnehmung ihrer eigenen Sache hindern wollen, unerbittlich zur Tagesordnung übergeht.“

Staatshilfe für zurückkehrende Mittelstandskrieger. Ähnlich wie es vor einiger Zeit im sächsischen Landtage angekündigt wurde, besteht auch in Preußen die Absicht, heimkehrenden Kriegern zur Wiederbegründung ihrer Existenz Kreditbeihilfen zu gewähren. In einem an die Oberpräsidenten gerichteten Ministerialerlaß heißt es darüber: „Es ist anzuerkennen, daß die Kriegsteilnehmer aus dem selbständigen Mittelstand infolge langer Abwesenheit von ihrem Berufe in eine besonders schwierige Lage geraten werden, aus der sich zu befreien, ihrer eigenen Kraft allerdings nicht immer gelingen wird. Dies trifft vornehmlich für den gewerblichen Mittelstand (Handwerker und Kleinkaufleute) zu, daneben aber auch für kleinere Landwirte, sowie für die freien Berufe und für die sonstigen selbständigen Erwerbstätigen. Die erwarteten Schwierigkeiten werden in größerem Umfang zwar erst nach Beendigung des Krieges zutage treten, vereinzelt wird sich aber auch schon jetzt das Bedürfnis geltend machen, Kriegsteil-

nehmern oder ihren Angehörigen Hilfe angeheihen zu lassen. Wir vertrauen, daß die zur Vergabung öffentlicher Arbeiten berufenen Behörden bei der Zuweisung von Beschäftigung die besondere Berücksichtigung der Kriegsteilnehmer aus dem selbständigen Mittelstande sich angelegen sein lassen werden. Daneben aber wird in einer Reihe von Fällen auf die als Hilfsmaßnahmen vor allem angeregte Gewährung von Darlehen zur Fortführung oder Wiederaufrichtung des Betriebes nicht verzichtet werden können." Besonders sollen die Provinzen dazu mitherangezogen werden. Deshalb wird weiter gesagt: „Unserseits sind wir — vorbehaltlich der Frage der Beteiligung des Reichs an der Deckung der dem Staate erwachsenden Kosten — grundsätzlich bereit, den Provinzen zur Gewährung von Darlehen an Kriegsteilnehmer oder deren Angehörige, gegen mäßige Verzinsung, zum Zweck der Wiederherstellung ihrer selbständigen Erwerbstätigkeit Beihilfen zu überweisen. Voraussetzung hierfür ist zunächst, daß die Provinzen ihrerseits entsprechende Beträge auswerfen und sich verpflichten, die Staatsbeihilfen, die entsprechend dem der Provinz zuzulegenden Zinsaufkommen zu verzinsen sind, demnächst in gleichen Jahresraten zurückzuerstatten. Um den Provinzen die Uebernahme dieser Aufgabe zu erleichtern, sind wir bereit, weiter entgegenzukommen und auf die Rückerstattung von 15 Prozent der Staatsmittel zu verzichten, die für Ausfälle u. dgl. den Provinzen verbleiben sollen. Ferner sind Einrichtungen zu treffen, daß Kreise oder Gemeinden nicht nur zur Prüfung der Anträge herangezogen, sondern auch finanziell an dem Risiko der Darlehen beteiligt werden, indem sie entweder einen Teil der Darlehenssummen aus ihren Mitteln aufbringen oder für den Wiedereingang der Darlehen der Provinz gegenüber eine Verpflichtung übernehmen. Zur Prüfung der Anträge sind neben den Vertretern der Kreise solche aus berufständischen Vertretungen (Handwerkstammern, Handelstammern u. dgl.) heranzuziehen. Auch ist auf die Mitwirkung von sachverständigen Vertretern der Kreditgenossenschaften Gewicht zu legen.“

Militärische Sozialpolitik. Von neueren Beweisen für das erfreuliche Verständnis unserer Militärbefehlshaber für sozialpolitische Zeitaufgaben seien hier zwei festgehalten: Eine Beschränkung der Arbeitszeit für Arbeiterinnen hat das Belleidungsamt des 3. Armeekorps durch folgende Verordnung an die Lieferanten herbeigeführt: „Um der Arbeitslosigkeit unter den weiblichen Arbeitskräften zu steuern, werden alle Betriebe, welche für das Belleidungsdepot des 3. Armeekorps arbeiten, darauf hingewiesen, daß es erforderlich ist, bei der Beschäftigung von weiblichen Arbeitskräften Ueberstunden unter allen Umständen zu vermeiden und, wo es einigermassen angeht, die achtsündige Arbeitszeit, bei reichlichem Verdienst, unter Umständen noch kürzere Schichten, einzuführen.“ — Der kommandierende General des 6. Armeekorps hat für die Bereiche der Festungen Breslau und Glog eine Verordnung erlassen, wonach jeder Unternehmer, Betriebsleiter, jede Aufsichtsperson und jeder Vermittler, der bei Lieferungen für die Heeresverwaltung einem Arbeiter gegenüber die von den militärischen Beschaffungsstellen jeweils festgesetzten Lohnsätze nicht innehält oder die bestimmten Löhne nicht in voller Höhe bezahlt, mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird. Diese Verordnung sichert den Arbeitern und Arbeiterinnen endlich den von der Heeresleitung für Heeresarbeiten festgesetzten Lohn und erzwingt sehr energisch Taristreu.

Gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften in Ost und West. Neuerdings haben sich auch in Rheinland der Staat, die Provinz mit ihren großen Anstalten, Vertreter von Landwirtschaft und Industrie zusammengefunden, um eine gemeinnützige Siedlungsgesellschaft „Rheinisches Heim“ ins Leben zu rufen. Das Verschwinden dieser Gesellschaft wird etwas abweichen von dem Verfahren, das die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften im Osten eingeschlagen haben. Für diese war die Hauptaufgabe, große Güter zu kaufen und daraus einzelne Siedlungen zu schaffen; da in der Rheinprovinz weniger Großgrundbesitz vorhanden ist, so wird auch die Ansiedlung auf andere Weise erfolgen müssen. In erster Linie werden die Gemeinden die Trägerinnen des Unternehmens sein, besonders für die Siedlung gewerblicher Arbeiter. Große Städte und große industrielle Unternehmungen sind bereits selbständig so vorgegangen, für kleinere Gemeinden will die neue Siedlungsgesellschaft eine beratende und vermittelnde Tätigkeit ausüben. Für die Kapitalbeschaffung wird auf die Mitwirkung der bestehenden Geldanstalten der Provinz gezählt. Es sollen nicht nur die Form des Rentengutes, sondern auch andere Formen für den Besitz Geltung haben.

Kriegsversicherung städtischer Angestellter. Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ergab eine Umfrage der Zentralstelle des Deutschen Städtetags, daß 17 Städte für ihre ins Feld gezogenen Beamten, Angestellten und Arbeiter zugunsten von deren Angehörigen in der Regel je einen Anteilsschein bei einer Kriegsversicherungskasse gelöst haben. Die Form, die Ausdehnung und Höhe der Versicherung ist bei den einzelnen Städten verschieden gehandhabt worden. Rostock allein hat zwei Anteile genommen für alle einberufenen städtischen Beamten sowie für die nichtbeamteten verheirateten Angestellten und Arbeiter, die über ein Jahr im Dienste der Stadt sind.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 20 Pf.: F. M. jr. in B., je 1 M.: L. L. im Felde, Pfleger B. im Felde, je 2 M.: Schwester L. M. in B., Wiegewachmstr. S. im Felde, Kriegsf. B. im Felde, Ref. Heinz L. im Felde, 2,50 M.: Fr. B. R. in B., je 3 M.: Fr. Frieda C. in M., Oberlehrerin Sch. in B., Gestr. E. in B., S. J. in B., Frau Prof. R. in B., 4,64 M.: R.-M. Dr. R. in B., je 5 M.: B. L. in B., Frau M. Sch. in B., Lt. B. im Felde, Frau Dr. B. in B., Freiw. Pfl. B. im Felde, Lt. d. R. G. im Felde, Off.-Stellw. M. im Felde, Oberlehrerin S. C. in Hannover, Ungenannt in Schlüchtern, F. im Felde, Joh.-Schwester E. S. im Felde, je 6 M.: E. R. in B., M. R. in B., Lt. B. im Felde, je 9 M.: Oblt. W. im Felde, einige Lehrer und eine Lehrerin der Friedr.-Franz-Knabenschule in Rostock, je 10 M.: Fr. R. F. in B., Bat.-Arzt B. im Felde, Cif. Rev. G. J. B. in B., Pfr. Lic. L. in B., Lt. E. B. im Felde, Optm. D. in B., je 20 M.: Unteroff. S. im Felde, W. B. in B., Lt. d. R. R. im Felde, 50 M.: F. D. in Hamburg.

Für Kriegs- und Heimatfront ins Feld und an Lazarette: Frau Dr. M. in St. 5 M.

Bücher für Armee und Marine: E. P. in Marttleugast 35 Bücher, Fr. S. R. in Jugenheim: 1 Hilfe 40—53, 1914, 1 Hilfe-Jahrgang 1915, Frau A. S. in Berlin: 12 Hefte Deutsche Rundschau 1914/15, Verbeamt. B. in Berlin: 20 Bücher und Zeitschriftenhefte.

Für den Roten Halbmond: Dr. Jhr. in Ech. v. 5 M.

Für das Rote Kreuz in Bulgarien: Pfarrer M. R. in B. 20,75 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Briefkasten

Auf verschiedene Anfragen teilen wir mit, daß die Lieber von Heinrich Perich, denen der Aufsatz von Julius Bab in Nr. 1 „der Hilfe“ gewidmet ist, nunmehr im Verlag von Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel „Herz, aufblühe dein Blut“ erschienen sind. Preis broschiert 2,— M. geb. 2,50 M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Römmer, Schöneberg.

Unsere Kinder Irma und Gertrud bekamen ein gesundes

Schwesterchen

Essenheim bei Mainz, 25. Januar 1916.

Pfarrer Fritz Fresenius
und Frau Julia, geb. Reiber.



Preussischer Beamten-Verein

in Hannover.

(Protector: Seine Majestät der Kaiser.)



Lebensversicherungsanstalt für alle Deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangehörige.

Versicherungsbeitrag 444 930 003 M. Vermögensbestand 173 600 000 M.

Überschuß im Geschäftsjahre 1913: 5 787 600 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer des Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reicheneinmalzahlung von 1/2 % der Prämie trägt die Vereinskasse, Vertrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrige Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Druckfaden des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckfaden Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Druckfaden erfolgt auf Anforderung kostenfrei durch Die Direktion des Preussischen Beamten-Vereins in Hannover. Bei einer Druckfaden-Anforderung wolle man auf die Untündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unserlangten Einwendungen ist
bets das Rückporto beizufügen.

Beizugspreis: 2,50 M.; beim
Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungshändler
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausland 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8633.

Gerausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamzeile 1,50 M.,
Einsache Bellagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis- & Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Walter Goetz:**
Vaterland und Völkerrecht. — **Dr. Wilhelm Dopsch:**
Vaterland und Menschheit. — **Oberleutnant Prof. Dr. Wil-
helm Ohr:** Von der Schrift der Parolezetteln. — **Dr. Orestes
Dastaljut:** Rußland als Mittler zwischen Europa und Asien. —
Welfe Breiholz: Zum Kampf gegen die Kriegschundliteratur. —
Prof. Paul Schüring: Hundert Jahre Weimar. — **Rudolf
Michael:** Der weiße Berg. — **Paula Rind:** Evangelienbuch
(Gedichte). — **Liz. D. Gottfried Traub:** Ein altes Lied. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonabend, 29. Januar.

Da von russischer Seite behauptet wird, daß an der be-
harrlichen Grenze Siege errungen seien, stellt die österreichisch-
ungarische Heeresleitung fest, daß die Front unverändert geblieben
ist. General Iwanow hat nach französischem Muster mit sich
steigerndem Trommelfeuer gearbeitet und sehr viele Menschen
eingesetzt, aber keinen Erfolg errungen. Die ersten russischen
Angriffe geschehen mit großer Tapferkeit, aber ihre späteren Nach-
folger erfahren angesichts der Haufen von Leichen ihrer Vor-
truppen. Die Kampfesfront hat eine Länge von 160 km, doch
wird in stärkster Hestigkeit nur an den Eisenbahnlinien gekämpft,
weil es im nassen Winterwetter unmöglich ist, große Munitions-
bestände in die verkehrslosen Gebiete zu bringen.

Der russische Minister des Innern Chwostow erklärt in der
ersten Kommissionsitzung der Duma, daß alle Ge-
ruchte über bevorstehenden Separatfrieden falsch seien, und daß
er von seinem Posten zurücktreten würde, wenn er jemals etwas
von Sonderfriedensabsichten Rußlands erfahren sollte. Friedens-
beruhigungen einer Prinzessin Wassilischotowa seien durch deren
Internierung erledigt. Der Ministerrat hat die Schließung der
altberühmten theologischen Fakultät der Universität Dorpat und
die Gründung einer russischsprechenden evangelisch-lutherischen
Akademie in Petersburg verfügt. Das schon bestehende Verbot
der deutschen Sprache bei Telegrammen, Briefen und Telephon-
gesprächen wird auf Finnland ausgedehnt. Mangel an Beleuch-
tungsmaterial in Petersburg.

Die englischen gewerkschaftlichen Arbeiter
haben in Bristol mit 1 796 000 gegen 219 000 vertretenen Stim-
men eine Resolution gegen die Zwangsdienstpflicht angenommen.
Ein weitergehender Antrag, gegen die Durchführung des Gesetzes
zu agitieren, wurde mit 649 000 gegen 614 000 Stimmen abgelehnt.
Das steht so aus, als wollten die Arbeiterverbände zwar um des
Prinzips willen protestieren, dabei aber der Regierung keine neuen
Schwierigkeiten bereiten.

In Budapest finden Konferenzen ungarischer und öster-
reichischer Minister statt, bei denen Finanzpolitik und Handels-
politik besprochen werden. Am Montag wird Staatssekretär Helffer-
ich hier in Wien erwartet.

Sonntag, 30. Januar.

An mehreren Stellen der französischen Front sind
feindliche Gräben besetzt worden. Fortdauernde Kämpfe beim
alten Kampfplatz Neuville. Südlich der Somme wurde in Aus-
dehnung von 3,5 km eine Tiefe von 1 km gewonnen. 1270 Ge-
fangene. Während dichten Nebels erschien gestern abend
ein Zeppelin über Paris und warf mehrere Bomben ab; Verletzung
von Zivilpersonen.

Die Österreicher haben in Nordalbanien den Hafen San
Giovanni di Medua und die Stadt Alessio besetzt. An Waffen
wurden in Montenegro abgeliefert: 314 Geschütze, über 50 000 Ge-
wehre und 50 Maschinengewehre. Die Zählung ist noch nicht abge-
schlossen. Es ist unwahrscheinlich, daß Durazzo von Italienern und
Serben gehalten wird, bei Valona aber ist vorbereiteter Wider-
stand zu erwarten.

Der rumänische Politiker Peter Carp sagt: es besteht
zwischen Italien und Rumänien ein unzweideutiger Interessengegen-
satz, denn Italien spekuliert auf eine Zerstörung Österreichs,
unser Interesse aber erfordert im Gegenteil die Erhaltung der habs-
burgischen Monarchie. In dem Augenblicke, in welchem der König
erklären wird, daß der Moment für das Eingreifen Rumäniens
gekommen sei, wird das ganze rumänische Volk dem Könige folgen.
Wir haben keinen Grund, uns der Vergrößerung Bulgariens ent-
gegenzusetzen. — Peter Carp ist klug, aber ob die rumänische Politik
ihm oder anderen Leuten folgen wird, ist zur Stunde noch eine
offene Frage.

Die Franzosen und Engländer haben Kara Burnu, einen
griechischen Küstenort bei Saloniki, besetzt. Die Griechen protestieren.
Wir wissen wenig von Griechenland.

Am 1. Februar treten hier in Wien Kriegsbierpreise in Kraft,
die je nach der Bierforte von 54 bis 84 Heller für das Liter steigen.
Der Wiener Oberbürgermeister Weiskirchner spricht sich kräftig für
die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft aus. Der heutige
Sonntag zeigt ein außerordentlich belebtes Straßenbild.

Montag, 31. Januar.

Nun sind ein und ein halbes Jahr des Krieges vorüberge-
gangen, und noch immer sieht kein Mensch ein Ende.

Vorgestern abend 11 Uhr warf ein Zeppelin über Paris
mehrere Bomben ab. Die Abwehrkanonen konnten ihn nicht
treffen, da er sich in den Nebel zurückzog. Paris wurde binnen
wenigen Minuten völlig dunkel.

Das Interesse der Gegner wendet sich wieder einmal dem
albanischen Abenteuerer Essad Pascha zu, weil dieser Valona
vor den Österreichern retten soll. Er soll seine Streifscharen mit
italienischen Befehlstruppen und serbischen Heeresresten ver-
binden.

Mehrere Gespräche über mitteleuropäische Wirt-
schaftsaufgaben. Wichtigkeit der Eisenbahntarife. In Buda-
pest haben sich die Landwirtschaftsvertreter von Deutschland, Öster-
reich und Ungarn zusammengefunden. Nach dem Bericht des
„Pester Lloyd“ hat der deutsche Abgeordnete v. Wangenheim ge-
sagt: „Ich halte die Zollunion für erwünscht.“ Demgegenüber ver-
sichert ein kurzer Bericht der Versammlungsleitung, daß man all-
seitig die Zollunion für undurchführbar ansehe. Beides braucht
nicht in Widerspruch zu stehen, je nachdem man im streng technischen

Sinne von Zollunion redet oder nur im Sinne möglicher Annäherung. Staatssekretär Helfferich ist in diesen Tagen in Wien und verhandelt über Valutafragen.

Dienstag, 1. Februar.

Aus Kopenhagen erfährt man, daß die russischen Militärberichterstatler die Zahl der an der Strypa und an der besarabischen Grenze versammelten Truppen auf zusammen 2 Millionen schätzen. Im Nordosten von Czernowiz habe der Kampf den Charakter eines Stellungskrieges angenommen. Am westlichen Ufer der unteren Strypa hätten die österreichisch-ungarischen Truppen sehr beträchtliche Streiträume zusammengezogen, so daß sich das zahlenmäßige Übergewicht auf die österreichisch-ungarische Seite zu neigen beginne.

Die Wut und Aufregung der Franzosen über den Zeppelinangriff auf Paris ist sehr groß. Dabei übersehen die Franzosen, daß sie gegenüber unbefestigten deutschen Städten genau dasselbe getan haben.

Ich halte in den großen Räumen des Konzertsalles in Wien vor hervorragender Versammlung einen Vortrag über „Auf dem Wege nach Mitteleuropa“.

Mittwoch, 2. Februar.

Sechs oder sieben deutsche Zeppeline haben eine Angriffsfahrt nach England gemacht, und zwar sind sie bis nach Liverpool, Birkenhead und Manchester, Nottingham und Sheffield geflogen und haben auch am Humber und bis Great Yarmouth ausgiebig Spreng- und Brandbomben abgeworfen. Die Luftschiffe wurden von allen Plätzen aus stark beschossen, aber nicht getroffen. Sämtliche Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt. Die „Neue Freie Presse“ schreibt: Das ist vielleicht der härteste Schlag gegen das britische Selbstbewußtsein in diesem Krieg. Die Angreifbarkeit von ganz Großbritannien ist damit für die Zukunft theoretisch festgestellt. Wie groß der praktische Schaden dieser einen Expedition ist, kann zur Stunde von hier aus nicht beurteilt werden, aber die Tatsache, daß solche Expeditionen möglich sind, steht fest. Welche Gegenwirkungen erfolgen werden, ist noch nicht abzusehen. Unterseeboot und Luftschiff schaffen neue, sehr gefährliche Kriegsmethoden, denen gegenüber das bisherige Abwehrsystem verlagert.

Viele Montenegriner, die in ihrer Heimat nicht wissen, wovon sie ihr Leben erhalten sollen, bitten, entweder in der österreichisch-ungarischen Monarchie Arbeit suchen zu dürfen oder als Soldaten gegen Italien eingestellt zu werden. Der Haß der Montenegriner gegen die Italiener ist groß, da sie sich von ihnen verlassen fühlen. Militärische Flucht wird in einer Zuschrift aus Angst vor der Anarchie und Verzweiflung seiner eigenen Truppen erklärt. — Die Ernährung Serbiens und Montenegros ist eine ernste Aufgabe der Besatzungsarmee.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 31. Januar.

Zwischen „Vorwärts“ und „Korrespondenzblatt“ der Gewerkschaften erweitert sich die sachliche Auseinandersetzung über die Politik vom 4. August zu der grundsätzlichen über das Mitbestimmungsrecht der Gewerkschaften bei der Parteipolitik. Das „Korrespondenzblatt“ betont, daß die Gewerkschaften sich nicht kaltstellen lassen würden, und der „Vorwärts“ behauptet, daß nach dem Gewerkschaftsstandpunkt die Partei zu einer Filiale der Gewerkschaften herabgedrückt werden würde. Mittlerweile hat die Zeitschrift des Metallarbeiterverbandes in schöner Klarheit über die deutsche Zukunft ausgesprochen, daß die vor uns liegenden Aufgaben so riesenhafte seien, daß sie nur in gemeinsamer Arbeit des ganzen Volkes und nicht von einer Klasse gelöst werden könnten.

Der Verband der Landgemeinden hat sich gegen die Butter- und Fettkarte erklärt — mit dem üblichen Hinweis, daß eine solche Karte ja nicht wie beim Brot ein Bezugsrecht auf eine gewisse

Menge gewährleisten könne. Man vermag nicht einzusehen, daß dieser andere Sinn der Butterkarte — daß sie Maximalgrenze des Verbrauchs und Beschränkungsmittel sein soll — gegen sie spricht. Wohin man kommt, wird über die regellose Jagd nach der Butter geklagt. Alles ist besser als dieser Zustand. In Berlin ist das „Butterstechen“ eine geläufige Tagesarbeit geworden, die z. B. nachweislich Schulkinder am Besuch der Lesehalle hindert — für die sie gedungen und bezahlt werden, um beim stundenlangen Stehen auf der Straße unter einer wahllos zusammengewürfelten Masse von Erwachsenen körperlich und seelisch geschädigt zu werden.

Dienstag, 1. Februar.

Heute tritt die Beschlagnahme von Web- und Wirkwaren in Kraft. Sie soll einerseits die Heeresversorgung für jede denkbare Zeit sicherstellen und sie soll der Textilindustrie ein gleichmäßiges, wenn auch eingeschränktes Fortarbeiten ihrer Betriebe gewährleisten. Das Publikum wird diese Staatsverwaltung der Stoffe natürlich sehr empfinden. Die Wohlhabenden werden einmal gezwungen sein, ihre Kleider „aufzutragen“ — eine Sitte, die wir uns im Tempo der Moden und nach dem Maße der eigenen Bequemlichkeit abgewöhnt haben; die alten Hausfrauentugenden der sinnigen Resteverwendung und des ersfinderischen Umbaus können Feste feiern. Dafür, daß für die Minderbemittelten genug — vor allem Wäsche — da ist, muß bei der Verteilung selbstverständlich gesorgt werden. Die eine Bedingung dafür hat das Oberkommando in den Marken geschaffen, indem es eine Erhöhung der Preise über den Stand des 31. Januar hinaus untersagt hat. Ein anderes Erfordernis wird sein, daß die Modenhäuser von der landesverräterischen Stoffverschwendung zurückkommen, die bei den Frauenkleidern getrieben wird.

Noch eine einschneidende Maßnahme: die Herstellung von Fleischkonserven außer für den Heeresbedarf und die Verarbeitung von mehr als einem Drittel der ausgeschlachteten Schweine und Rinder zu Wurst ist verboten. So wird man wohl einmal wieder frisches Schweinefleisch zu sehen bekommen.

Und schließlich: das Gerstenkontingent der Brauereien ist um ein Fünftel herabgesetzt.

In Berlin sind im Januar 10 Millionen Mark Kriegsunterstützung gezahlt worden.

Zur Frage „Gewerkschaften und Partei“ erklärt der zweite Vorsitzende des deutschen Bauarbeiterverbandes: „Gewiß werden die Gewerkschaften es der Partei überlassen, auf ihrem Parteitage das Urteil über die bisherige Politik zu sprechen und die Richtlinien der künftigen Politik zu ziehen. Aber gleichviel, wie diese Entscheidungen fallen mögen — sie können die Gewerkschaften nicht zu einer grundsätzlich anderen Haltung bewegen.“ — „Der Sieg der Minderheit würde die Gewerkschaften höchst wahrscheinlich zwingen, in parteipolitischen Fragen völlige Enthaltensamkeit zu üben und aus sich selbst heraus Methoden und Organe zur Vertretung der Arbeiterinteressen in Gesetzgebung und Verwaltung zu entwickeln.“ Ähnliches ist von derselben Stelle schon im Sommer gesagt worden.

Die sozialdemokratische Kreiskonferenz Lestow-Beeskow-Charlottenburg hat sich gegen die sozialdemokratische Minderheit erklärt, der ihr Abgeordneter Zubeil angehört.

Mittwoch, 2. Februar.

Heute ist der 70. Geburtstag des Malers Wilhelm Steinhilber. Er hat im Vorwort zum Katalog einer zu seinen Ehren veranstalteten Ausstellung etwas Wunderschönes gesagt, das zugleich die beste Charakteristik seiner eigenen Kunst ist. Von der doppelt heißen Liebe sprechend, mit der wir gerade heute unsere Heimat umfassen, fährt er fort: „Daran denkend, mag die Ausstellung, die mit meinem Namen verknüpft ist, als eine sehr kleine und vordringliche Sache erscheinen, und sie ist es auch, wenn nicht doch Ernstes, Göttliches, Tröstliches durch diese Hülle, wie durch das Leben des geringsten unter uns Menschen, hindurchscheint“.

Das ist eine so feine Selbstbeurteilung; alle diese kleinen Landschaftsbildchen, diese Wiesentäler, besonnten Lichtungen mit ihrer deutschen Heimlichkeit und ihren behofenen Linien, und alle die

ehrlische Würde des Steinhäusenschen Figurenbildes: Hülle eines Östlichen und Tröstlichen. Bilder, die man in den Unterständen der Schützengräben an die Wand tun sollte, weil sie von Deutschland erzählen im ernstesten, innigsten und vollstündlichsten Sinne, den solche künstlerische Rede haben kann.

Heute abend haben zwei Österreicher hier gesprochen: Hugo v. Hofmannsthal und ein österreichischer Reichstagsabgeordneter Ritter von Panz. Uns fesselt Hofmannsthal durch die Kraft geschichtlicher Betrachtung, zu der der Krieg seine träumerische Melancholie und sein willenloses Weltgefühl geballt hat. Der Krieg — und vor allem seine letzte Phase seit der italienischen Kriegserklärung — hat in Österreich das Bewußtsein und den stolzen Glauben seiner geschichtlichen Sendung neu erstehen lassen. Mit neuen, ganz großen Hoffnungen erfaßt Österreich seine besondere weltgeschichtliche Lage, und ihre Schwierigkeiten werden ihm Sporn, Ehre, Macht und Ansehen eines Staates, dem die Vereinigung so vieler Rationalitäten zu einer weltpolitischen Aufgabe übertragen ist, über alle Zweifel hinaus zu erhöhen und sicherzustellen. Die Notwendigkeit Österreichs zu erweisen vor Gott und der Welt — das ist der Impuls derer am Isonzo und an der beherabstehenden Front. Seltsam und froh machend: dies Richtungsgewinnen einer Seele, die einst sagte:

„Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne“ —

Unterbesen geht auch die deutsch-österreichische Verständigung der Wirtschaftsverbände weiter. Der Handelsvertragsverein ist nach zwei Vorträgen von dem Syndikus des Deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes und dem Reichstagsabgeordneten Gothein zu einheitlichen Beschlüssen gekommen, die der Regierung zugehen sollen.

Donnerstag, 3. Februar.

Ich bin in der Tuchmacherstadt Guben. Interessante Mischung von wirtschaftlicher Blüte und Störung. Die Hochkonjunktur des letzten Jahres, die jeden Fabrikanten instand setzte, Lager zu räumen und alle Bestände zu Geld zu machen, ermöglicht jedenfalls jetzt das Durchhalten der rohstoffarmen Zeit mit sehr eingeschränktem Betrieb. Für die Arbeiter liegt die Sache schwieriger. Sie werden durch die zur Verfügung gestellten Reichsmittel für die Textilarbeiterchaft, die in Form von Arbeitslosenunterstützung ausgezahlt werden wird, über Wasser gehalten.

Freitag, 4. Februar.

Dem preußischen Landtag ist ein Gesetzentwurf „zur Förderung der Stadtschaften“ zugegangen. Unter diesem geheimnisvollen Namen sind öffentliche Kreditanstalten verstanden, die durch Vereinigung von Eigentümern von Hausgrundstücken gebildet werden. Dem Ausbau solcher genossenschaftlichen Kreditanstalten soll eine Summe von 10 Mill. M. durch den Staat zur Verfügung gestellt werden. Der Schutz und die Festigung des städtischen Grundkredits — der nach dem Kriege noch schwierigeren als den bisherigen Verhältnissen entgegengeht — soll im wesentlichen durch Förderung der städtischen Tilgungshypothek erreicht werden. — Wieder ein Schritt gemeinschaftlicher Regelung.

Sehr erfreuliche Ergebnisse hat eine ärztliche Untersuchung über die Ernährung der Schulkinder unter dem Einfluß des Krieges gehabt, die im Oberamtsbezirk Göppingen für die Zeit vom 27. August bis 18. Dezember 1915 gemacht ist. Es wurden 2500 Schulkinder des ersten, vierten und siebenten Schuljahres untersucht, 982 in der Stadt und 1580 auf dem Land. „Dabei wurde die Beobachtung gemacht, daß der Ernährungszustand der untersuchten Kinder durchschnittlich sehr gut war, mindestens so gut oder besser als bei den im Frieden vorgenommenen Untersuchungen. Das ärztliche Urteil setzt sich zusammen aus dem Gesamteindruck, den das Kind macht, aus dem Fettpolster und der Dehnbarkeit der Haut, der Beschaffenheit der Muskeln und der Farbe und Blutfülle der sichtbaren Schleimhäute, nötigenfalls auch noch dem Gewicht. Unter Zugrundelegung dieser Gesichtspunkte

hat sich nun gezeigt, daß sehr viele Kinder eine gute, die meisten eine mittlere, verhältnismäßig sehr wenige eine schlechte Ernährung aufwiesen. Man hätte erwarten müssen, daß in der Kriegszeit eine Verschöbierung der durchschnittlichen Ernährung nach der Bezeichnung „schlecht“ stattgefunden hätte. Daß diese Erwartung nicht eingetroffen ist, kann als eine höchst erfreuliche Erfahrung angesehen werden. Ueber die Gründe wird gesagt, daß namentlich auf dem Lande die meisten Lehrer in dem reichen Obstgenuß des Jahres 1915 den Hauptgrund für den durchschnittlich sehr günstigen Stand der Ernährung der Schulkinder suchten. Viele Lehrer und Lehrerinnen wiesen darauf hin, daß der Wegfall von allerlei Schledereien und der Genuß des zweifellos sehr nahrhaften und gesunden Kindern auch bekömmlichen Kriegsbrottes auf die Ernährung günstig einwirkte.

Die Berliner Handelshochschule wird vom 23. Februar bis 4. März einen Berufsberatungskursus für kriegsbeschädigte Offiziere veranstalten. Es sollen den Offizieren, die eine Berufsveränderung vornehmen müssen, in einer Serie von Vorträgen die in Betracht kommenden Berufe, ihr Inhalt, ihre Auszubildungsverhältnisse, ihre Aussichten gezeigt werden, damit sie sicherer wählen können.

Die Kriegsverwilderung der zwölf- bis vierzehnjährigen Jungen beschäftigte eine Konferenz der Zentrale für Jugendfürsorge. Ein erfahrener Berliner Jugendrichter warnte davor, diese Verwilderung zu tragisch zu nehmen. Es sei kein Verbrechen, sondern ins Kraut geschossener Tatendrang. Auch hier wurde betont, daß der Ernährungszustand der Kinder im Krieg nicht schlechter geworden sei. Jugendvereine und Ausbau der Horte wurden empfohlen. Die Schwierigkeit liegt jetzt in der Beschaffung der leitenden Kräfte.

Sonntag, 5. Februar.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Rühle hat gleich Liebknecht seinen Austritt aus der Fraktion erklärt. Der sozialdemokratische Parteivorstand wird künftig eine wöchentliche Partekorrespondenz herausgeben — ein Organ für seine eigene Stellung, die er ja im Zentralorgan der Partei nicht ausreichend zum Ausdruck bringen kann.

Im Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenversammlung ist über die militärische Jugendberziehung gesprochen. Dabei hat ein Vertreter der Heeresverwaltung einer militärischen Vorschulung der Jugend vom siebzehnten Jahr ab an einem Wochennachmittag das Wort geredet, die durch ein Reichsgesetz eingeführt werden müsse. Im Ausschuß herrschte einstimmiger Widerspruch gegen diesen Vorschlag und die starken Eingriffe in das Wirtschaftsleben, die er mit sich bringen würde.

Sonntag, 6. Februar.

Gestern in Danzig. Die überschwemmten Wiesen des Warthebettes breiteten sich in ihrer klaren Frostdecke wie blaue blühende Schilde unter der Sonne, aber die Weiden haben schon einen Frühlingschimmer, und die Nachmittagsdämmerung über den dunklen, frisch umbrochenen Aedern der Weichselniederung war schon ganz vorfrühlingsmäßig weich und ahnungsvoll. Es war eine vom Volksschullehrerinnenverein eingeladene Versammlung, aus der man in Stimmung und Gespräch den Atem der gleichen Arbeit und Gesinnung erfrischend fühlte. Mächtige Rüdfahrt in einem von Soldaten wimmelnden Zug. Die Korridore wurden zu Schlaffälen und Bivaks. Ich konnte in meinem Frauenabteil, das ich allein bewohnte, Gastfreundschaft üben — eine Freude, die bei ausgezogenen Stiefeln und Mäcken und einer zärtlich gehüteten Backofenhitze fast den Anstrich eines kleinen väterlichen Opfers gewann. Man hat einmal Kasernenluft geschmeckt. Aber es war hübsch, so mitten drin zu sein, und während draußen ein wundervoller Nachthimmel sich an dem Fensterviereck hinschob, im blauen Schatten des Wagens geflüsterten Erzählungen von Felddienst und Fliegerübungen zuzuhören. Bis die Bogenlampen der Berliner Vorortbahnhöfe über uns hinfegten und einer sagte: „Nu woll'n wer man die jnab'je Frau werden.“

Walter Goetz / Deutschland und Oesterreich

Das Verhältnis Deutschlands zu Oesterreich ist mit zwingender Gewalt in den Vordergrund unseres Interesses gerückt. Es gab vor dem Krieg Politiker, die es nicht für erwünscht ansahen, daß sich Deutschland allzu stark an Oesterreich kinde. In der Tat sind wir in erster Linie durch österreichische Interessen in diesen Krieg hineingezogen worden, aber freilich unter allgemeinen Bedingungen, die jede andere Entscheidung unmöglich machten. Für die Zukunft taucht von neuem die gleiche Frage auf: müssen wir dauernd unser Schicksal an Oesterreich-Ungarn binden und uns damit zum grundsätzlichen Gegner Rußlands machen? Man wird sich sofort an die notwendige Folge der Bismarckschen Politik zu erinnern haben: ein Doppelverhältnis zu Oesterreich und Rußland bedeutet (wie Bismarck es selber ins Auge faßte) die Preisgabe der Türkei an Rußland und eine Verweisung Oesterreichs auf den westlichen Teil der Balkanhalbinsel. Aber heute handelt es sich nicht mehr um Oesterreich und die Türkei, sondern um Deutschland und den Orient; heute ist es ausgeschlossen, daß wir Konstantinopel und die Türkei dem Ausdehnungsbedürfnis Rußlands überlassen. Oesterreich und Bulgarien sind uns die unentbehrliche Brücke zum Orient geworden. Und seit wir die englische Feindschaft für nicht leicht absehbare Zeit in unsere politische Rechnung einzustellen haben, gibt es für uns nur einen sicheren Bundesgenossen in der Welt: Oesterreich-Ungarn. Wie man die Dinge auch ansehen will — eine andere Lösung gibt es für uns nicht. Wir stehen an einem Punkte, wo die Gesichtspunkte der Bismarckschen Politik nicht mehr ausreichen. Und deshalb ist die Festigung dieses Bündnisses, wie für Oesterreich-Ungarn eine Daseinsfrage, so für uns eine Frage von höchster politischer Bedeutung.

Aber können wir uns nicht mit dem begnügen, was bisher schon vorhanden war, mit dem Bündnis, das durch gemeinsame Interessen stark war und von der Gesinnung aller Deutschen im Reiche und in Oesterreich sicher getragen war und das auch in Ungarn als eine politische Notwendigkeit empfunden wurde? Ist der Zerfall Oesterreichs nicht doch eine Möglichkeit, mit der ein vorsichtiger deutscher Politiker rechnen muß? Ist unsere Bewegungsfreiheit nicht mehr wert, als eine vielleicht sogar sentimentale Bündnispolitik? Gibt es nicht einen alten Spruch, daß niemand vom Hause Habsburg Dankbarkeit erwarten dürfe? Ist es nicht eine gefährliche und unhaltbare Analogie, das Verhältnis Norddeutschlands zum deutschen Süden seit 1866 in Vergleich zu setzen mit dem zukünftigen Verhältnis des Deutschen Reiches zu Oesterreich-Ungarn? Ist die Verstärkung des Bündnisses nicht ein Denken vom reichsdeutschen Standpunkt aus, dem unmöglich von Oesterreich her ein volles Echo werden kann?

Friedrich Naumann hat sich in seinem Buche „Mitteleuropa“ auf den Standpunkt gestellt: Oesterreich-Ungarn wird bestehen bleiben, unsere deutsche Politik ist um Europas und des Orients willen an Oesterreich gebunden. Stärkung des Bündnisses auf jede mögliche Weise ist deshalb eine politische Pflicht, denn wir sind allein zu schwach, und Oesterreich-Ungarn wäre ohne uns verloren. Wir sehen die Vorbereitungen der Gegner, uns nach dem mißglückten Vernichtungskriege wirtschaftlich abzuschließen, und wir werden voraussichtlich für lange Zeit die gleiche Vereinigung von Feinden uns gegenüber haben — drängt uns das alles nicht zum festesten Zusammenschluß mit Oesterreich-Ungarn? Da eine Zollgemeinschaft nicht möglich ist ohne tiefere Eingriffe und Umgestaltungen auf beiden

Seiten, so ist das Werk künftiger Gemeinschaft in großem Maßstab durchzuführen, bis hin zur Grenze des Möglichen, wenn noch zwei selbständige Staaten nebeneinander bleiben sollen.

Dies darzulegen ist das Ziel des Buches; sein Inhalt ist weit reicher, denn aus einer Fülle von geschichtlichen, politischen und volkswirtschaftlichen Beobachtungen sucht sich überall eine allgemeine Anschauung von den Dingen zu gestalten, so daß die Weisheit dieses Buches fast noch größer ist als sein besonderer Wille, so zähe dieser auch die letzten Schlüsse überall durchdringt. Und wohl selten ist ein Buch mit solchen schwierigen Erörterungen, mit soviel statistischem Material, Berechnungen und Beweisführungen in einer solchen Form geschrieben worden, wie dieses: der Künstler hat mit höchster Eindringlichkeit gestaltet, was der Politiker mühselig ersorcht hat. Mit den Gedanken Friedrich Lists ist Naumann an diese Aufgabe gegangen, aber in Fragestellung und Antwort, in Stoffdurchdringung und Darstellung ist sie ganz sein eigenes geworden. Denn er kennt nicht nur das ganze Problem, sondern er kennt Land und Leute in Deutschland, und vor allem in Oesterreich-Ungarn wie kaum ein anderer.

Der wichtigsten Frage deutscher Zukunft gilt unzweifelhaft — wenn man die siegreiche Beendigung des Krieges voraussetzt — dies Naumanns Buch. Wir stehen vielleicht nahe vor ihrer Entscheidung; Naumann selbst sieht ihre Lösung vor jeder Friedensverhandlung für notwendig an. So wird ein jeder gezwungen, sich sein Urteil unverzüglich zu bilden.

Ein Zollverein zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ist kein neuer Gedanke; selbst ein größerer mitteleuropäischer Wirtschaftsband ist, wie vordem schon von Friedrich List und um die Mitte des 19. Jahrhunderts von dem österreichischen Handelsminister Bruck, so etwa vor 1900 vom Grafen Goluchowski, dem damaligen Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, in öffentlicher Delegationenfassung erörtert und von der österreichischen deutschen Volkspartei im Jahre 1900 in ihr Programm aufgenommen worden. Und dieser Gedanke ist seit Beginn des Krieges bei uns und drüben zur lebhaftesten Erörterung bei Politikern, Nationalökonomern und Praktikern des wirtschaftlichen Lebens gekommen. In Naumanns Buch konzentrieren sich diese Erörterungen, über den Zollbund hinausgehend: sein Mitteleuropa ist ein Staatenbund, der auf umfassenden wirtschaftlichen und militärischen Abmachungen beruht. Hier werden sich die Geister scheiden; der Staatenbund wird manchem als ein Allzuviel erscheinen.

Das Geschichtliche stehe voran: Naumann zieht die Linien von dem Mitteleuropa des mittelalterlichen deutschen Kaisertums in die Gegenwart und Zukunft hinein; der großdeutsche Gedanke, der für eine Weile dem Kleindeutschen weichen mußte, soll aus alten Erinnerungen heraus zu neuem Leben erwachen. Aber ich weiß nicht, ob Naumann damit für sein Ziel arbeitet, denn die steigende Ohnmacht des alten deutschen Kaisertums beruhte zum guten Teil auf seinen mitteleuropäischen Tendenzen, auf dem Hinausstreben über eine engere, aber feste Grundlage des nationalen Lebens. Es spielte vieles andere mithinein, aber zuletzt darf man doch sagen, daß das alte Mitteleuropa an sich selbst zugrunde ging. Von dort aus führte kein Weg mehr in eine bessere Zukunft. Was wir heute sich gestalten sehen, muß etwas Vollkommeneres sein, wenn es unseren politischen Verstand gewinnen soll. Denn wir haben das alte Mitteleuropa mit jahrhundertelanger Ohnmacht gebüßt — daran konnten die

Heindeutschen Geschichtsschreiber mit Recht einsehen, soviel Unrichtiges und Parteiliches sie auch im einzelnen brachten. Deshalb wird der wissenschaftliche Boden für ein neues Mitteleuropa sicherlich fester sein, wenn man ausschließlich von der Entwicklung der letzten Jahrzehnte und dem Zwang der Gegenwart ausgeht. In Wahrheit steht ja auch vor Naumanns Augen eine Weiterentwicklung unseres staatlichen Lebens, die mit dem Imperialismus des letzten Menschenalters begonnen hat und mit oder ohne Krieg zu neuen Gestaltungen der Staaten, die sich voll behaupten wollen, dringt. Die geschichtliche Entwicklung der Neuzeit ist unzweifelhaft im Werden immer größerer staatlicher Körper — wie die deutsche Kleinstaaterei aufgegangen ist im Großbetrieb des deutschen Einheitsstaates, so haben alle modernen Staaten ähnliche Entwicklungen durchgemacht. England und Rußland aber — in gewisser Hinsicht auch die Vereinigten Staaten — sind über die deutsche Entwicklungsstufe schon wieder hinausgewachsen: den nationalen Kreis weit überschreitend, haben sie fremde Gebiete in sich aufgenommen und sind zu Weltreichen geworden, denen der Vergangenheit wohl vergleichbar, aber doch auf neuen Antrieben der staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung beruhend und diese zum allgemeinen System — eben des Imperialismus — erhebend, was im Altertum nur nacheinander das Monopol je eines Staates gewesen ist. Heute muß imperialistisch sein, was sich in der vorderen Linie der großen Nationen behaupten will. Für solche Entwicklung sucht Naumann die Wege deutscher Zukunft. Und sicherlich, heute geht diese Entwicklung unaufhaltsam ihren Weg. Es wird nach dem Krieg keine Forderung, sondern eine innere Festigung des englischen Imperialismus eintreten, und Rußland wird auf dieselbe Weise nach der Niederlage alle seine weitverstreuten Kräfte zu sammeln suchen für neue künftige Stöße nach Süden und Westen. Wollen wir stark genug sein im Weltkampf mit solchen Gegnern, so werden auch wir auf Verstärkung unserer Kraft zu denken haben.

Aber eins drängt sich hier doch auf: ist diese — im Gegensatz zum Nationalstaat überstaatliche — Entwicklung eine Staffel auf dem Wege zur vereinigten Menschheit, oder wird noch einmal wie im Altertum die Entwicklung da abbrechen, wo Unmögliches sich gestalten will? Ist der Weltstaat dauernd lebensfähig, oder trägt er nicht, indem er die unüberbrückten Grenzen der Nationen vergessen machen will, schließlich doch den Keim des Auseinanderstrebens in sich? Das Gesetz der neueren Geschichte kann sein: vom Kleinstaat zum Großstaat, vom Großstaat zum Weltmachtsstaat, von diesem zum Menschheits-Einheitsstaat; aber es kann in ebenso logischer Folge lauten: vom Kleinstaat bis zu den äußersten Möglichkeiten staatlichen Zusammenhaltes im Weltstaat, dann aber unaufhaltsamer Auseinanderfall in die allein lebensfähigen Nationalstaaten. In seiner Lebenskraft geschichtlich gesichert, gefest selbst gegen übelwollende geschichtsphilosophische Theorien, ist heute nach aller Erfahrung nur der Nationalstaat. Wir haben wohl heute schon Beispiele der Verbindung mehrerer Nationen zu einem Staat, aber sie sind weder der Ausdruck einer neuen Entwicklung, noch haben sie sich überzeugend bewährt. Neben der Schweiz und Oesterreich-Ungarn stehen Belgien, Schweden-Norwegen, die Türkei — fast überall ringt der nationalstaatliche Drang gegen den überstaatlichen Zwang. Ein klares geschichtliches Gesetz liegt nicht vor uns. Und so könnte man zu Naumanns Anschauung wohl das eine ergänzend hinzufügen: gut, wir gehen mit dir, denn die nächste Zukunft der europäischen Menschheit wird so sein, wie du sie zeichnest. Aber bedenke,

daß die Geschichte tückisch in ihrer Wirklichkeit, daß sie die ärgste Feindin der geschichtsphilosophischen Theorie ist; wir wollen gesichert sein, wenn doch etwa eine andere Theorie aus der Wirklichkeit hervorsprossen sollte. Diese Sicherung ist die Unversehrtheit unseres deutschen nationalen Staates; wir geben von ihm nichts preis, was sein Gefüge irgendwie lockern könnte. Fester reichen wir die Hand über unsere Grenzen nicht hinüber, als wir, auf unsern eigenen Füßen unverrückbar stehend, es tun können.

Ich zweifle nicht, daß Naumann sagen wird, das sei auch sein Gedanke. Die Worte Mitteleuropa und Staatenbund sind elastisch — der Leser stellt sich vielleicht zunächst Gebundeneres darunter vor, als Naumann selber haben will. Staatenbund und überstaatlich klingen wie eine Bedrohung von Souveränität; Wirtschaftsbund und Militärkonvention, worauf sich Naumanns Forderungen allein richten, sind starke Verbindungen, aber doch noch längst keine Personalunion des Herrschers, wie sie uns beim Staatenbund in erster Linie wohl vorschwebt. Wirtschaftsbund und Militärkonvention erscheinen beim Durchdenken des ganzen Problems als das schlechterdings Notwendige und zugleich als das Mögliche, soweit Deutschland und Oesterreich-Ungarn in Frage kommen; für weitere Freunde werden sich auch weitere Formen finden lassen.

Das Recht des die erste Bahn brechenden Propheten ist es, die Zukunft in ein volles Bild zu fassen und mit dem Ideale zu werben, nicht mit dem Kompromiß. Das ist die Stärke und der große Inhalt von Naumanns „Mitteleuropa“, daß es von einem Standpunkt aus den notwendigen Gedanken klar zu Ende denkt. Vor allen Kompromissen steht die reine Idee, wenn anders ein großes Werk zum Leben geführt werden soll.

Wilhelm Dopheide/ Vaterland und Menschheit

Haben wir über dem Vaterlande die Menschheit vergessen? Nein. Aber das Verhältnis unserer Pflichten gegen das eigene Volk zu denen gegen die Menschheit hat sich mehr geklärt. Vor dem Weltkriege war man schon so weit, von einem Gehirn der Menschheit zu sprechen. Beim Untergang der „Titanic“ vor einigen Jahren konnte man das z. B. auch, denn die Nachricht löste für kurze Zeit in den Seelen aller gesitteten Menschen nicht nur dieselbe Vorstellung, sondern auch die gleichen Gefühle von Trauer und Mitleid aus. Beim Untergang der „Lusitania“ klangte fühlbar wie selten der gewaltige Riß in der Welt; auf den beiden feindlichen Ufern dachte und fühlte man anders. Die Weltereignisse erzeugen nicht mehr die scheinbare Bewußtseinseinheit der Menschheit; die Gemeinsamkeit in der wirtschaftlichen und geistigen Arbeit der Völker ist zerstört; das sogenannte Völkerrecht hat an Zutrauen Ungeheures eingebüßt; der ewige Völkerfriede rückt in immer weitere Fernen der unendlichen Zeit.

Aber bei allem Ueberwiegen des vaterländischen Empfindens sind doch die international gerichteten Gedanken und Gefühle in unserer Seele keineswegs geschwunden. Ich denke hier nicht an vorübergehende Stimmungen, wie sie vereinzelt sogar bei Kriegern in die Erscheinung getreten sind, wenn sie unter seltenen und eigenartigen Verhältnissen für kurze Zeit mit den Feinden wie mit Volksgenossen verkehrten und gewiß traumhaft wieder ihre Zusammengehörigkeit über allen staatlichen Schranken empfanden. Ich meine auch nicht die Erwägungen des stillen Weltbetrachters,

der nach dem urfächlichen Zusammenhang der Ereignisse sucht; ihm erscheint der Krieg als etwas, das mit der Notwendigkeit des Naturgeschehens aus unhaltbar gewordenen Verhältnissen zwischen den Staaten über die Menschen kommen mußte wie das Gewitter aus den Wolken, wie das Verhängnis des unerbittlichen Schicksals, dem kein Volk entrinnen konnte, wie Eisberg und Meer, denen die „Titanic“ zum Opfer fiel; dem Frommen ist das eiserne Gesetz des Schicksals die heilige Vorsehung des liebenden und strafenden Gottvaters; doch immer entschwinden dem in die Unendlichkeit und Ewigkeit gerichteten Blick die Gegensätze zwischen den Menschen wie zwischen den Völkern.

Aber nicht diese bald mehr triebhaft empfundenen, bald mehr philosophisch oder religiös geklärten Gefühle internationaler Zusammengehörigkeit aller Menschen, auch nicht die Gefühle menschlicher Pflichten gegen wehrlose Feinde müssen wir betrachten, sondern wir fassen den bewußten und starken Willen nach internationaler Betätigung ins Auge, der die Masse des ganzen deutschen Volkes ständig bewegt und den die führenden Männer in Rede und Schrift immer wieder mit stolzer und fester Ueberzeugung und stets unter größter allgemeiner Zustimmung zum Ausdruck bringen. Bethmann Hollweg sagte z. B. am 19. August 1915, und am 9. Dezember 1915 hat er sich ausdrücklich wieder auf diese Worte berufen: „Wir müssen zum Heil aller Völker und Nationen die Freiheit der Weltmeere erringen Wir sind es nicht, die die kleinen Staaten bedrohen, wir wollen sein und bleiben ein Hort der Friedens und der Freiheit der großen und der kleinen Nationen. Ich sage das nicht nur mit Bezug auf Völker germanischer Rasse Die von den fremden Regierungen gegen uns in den Krieg gehehten Völker hassen wir nicht, aber wir haben die Sentimentalität verlernt. Wir halten den Krieg durch, bis jene Völker, von den wahrhaft Schuldigen befreit, den Frieden fordern.“ Das ist kosmopolitischer Wille, auch in dem Sinne, daß er einen Kosmos, eine geordnete Welt, schaffen will.

Welches Verhältnis besteht nun aber zwischen diesem ausgesprochenen internationalen Streben und dem ebenso ausgesprochenen nationalen Streben des deutschen Volkes? Die Betrachtung einzelner Punkte in der Geschichte soll die Frage beleuchten. Wir haben hier nicht genau den Pflichtenkampf des Sophokles: Antigone wählt zwischen den geschriebenen Gesetzen des Staates und den ungeschriebenen ihres Gewissens. Aber in ihrer Seele steht auf der einen Seite nicht bloß das rein menschliche Gefühl der Bruderliebe, das die Bestattung des Bruders von ihr fordert, auch wenn er ein Feind ihres Vaterlandes war, sondern dieses Gefühl stützt und beruft sich nach griechischer Auffassung, die Sophokles auch ausspricht, auf Gesetze, die außer ihrem Herzen ebenso selbständige und gebietende Kraft haben wie die Anordnungen Kreons, das sind die göttlichen Bestattungsvorschriften. Es spielt sich der Kampf zwischen den Geboten des Staates und den Geboten Gottes ab, der Kampf zwischen Staat und Religion, der zu allen Zeiten Menschenherzen bewegt und zerrissen hat. Für das rechtliche Verhältnis zwischen Staat und Religion hat das Christentum auch keine in jeder Lage endgültig und klar bestimmende Antwort gegeben; sondern die Lösung ist von Fall zu Fall dem einzelnen überlassen. Jesus entscheidet sich nicht mit seiner Weisung: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Paulus und Luther fordern strenge Unterordnung unter die Obrigkeit; die Apokalypse und Augustin, das Mittelalter und der Pietismus stellen die

Kirche als Gottesstaat über den irdischen. Der Mensch steht hier zwischen zwei organisierten Mächten. Der Kampf des Mittelalters zwischen kirchlichem und weltlichem Streben nach internationaler Einigung aller Völker unter einem Zepter beherrschte tief die Seele des Ritters; die ritterliche Dichtung vom heiligen Graf einerseits und der weltlichen Tafelrunde andererseits spiegelt den inneren Streit wieder. Wenn das Parzival-Epos nicht die Frage mit so vielen anderen verquickte, könnte man von einem Parzival-Problem des Mittelalters sprechen wie von einem Antigone-Problem des Griechentums. Dem universalen Streben des Papsttums wie des Kaisertums dienten Ritter aller Völker. Das nationale Empfinden spielt daneben politisch noch keine Rolle, aber es äußert sich schon in dieser Zeit, z. B. bei Walter von der Vogelweide in dem Stolz auf das deutsche Vaterland und das deutsche Volk.

Das moralische Verhältnis der Staaten untereinander behandelt zuerst Machiavelli. Sein italienischer *sacro egoismo*, der dem Staatsmann aber ausdrücklich empfiehlt, nötigenfalls moralischen Schein zu heucheln, erlaubt für den Staat jegliche unmoralische Handlung und erkennt keinerlei internationale Verpflichtungen anderen Völkern oder der Menschheit gegenüber an.

Genau die entgegengesetzte Lehre, nämlich daß der Staat sogar eigene Interessen überstaatlichen, weltbürgerlichen Menschheitsideen opfern müsse, wird am Ende des 18. Jahrhunderts von zwei entgegengesetzten Parteien verfolgt. Auf der einen Seite steht die französische Idee der Weltrepublik, auf der anderen das romantische Streben nach einer überstaatlichen Verknüpfung aller Kulturvölker auf christlicher Grundlage. (Vergl. über die Entwicklung seit Ende des 18. Jahrhunderts Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat*, München, 2. Aufl. 1911, und die *Grenzbotten* LXXII. 42. Berlin 1913.) Die Republikaner wollten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit allen Völkern der Erde bringen. Wie stark ihre große kosmopolitische Idee in der gesamten Kulturwelt wirkte und wie sehr ihr zugunsten die Rechte des Einzelstaates mißachtet wurden, zeigt am besten der größte Denker dieser Zeit, Kant, der einen Weltstaat mit Unterordnung aller Einzelstaaten wünscht und davon den ewigen Weltfrieden erhofft. Nicht weniger wollten auch die Romantiker das Nationale ihren internationalen staatlichen Zukunftsgebilden unterordnen. Novalis erwartet von der „völkerversöhnenden Kirche“ einen Weltbürgerstaat. Friedrich Schlegel verlangt gegen Napoleon „ein allumfassendes Staatensystem mit einem König der Könige an der Spitze“. Auch Berufspolitiker — sogar Stein — glaubten, die Staaten könnten sich auf idealen sittlichen Grundlagen dauernd verbrüdern. Friedrich Wilhelm IV. wollte noch staatliche Interessen der romantischen Idee eines derartigen Bundes aller christlichen Staaten opfern; es hat seinen Grund, daß die 1815 gegründete Allianz die Heilige genannt wurde.

Die deutschen Idealisten wollten ihr Menschheitsideal durch die deutsche Kultur verwirklichen, ohne die Einigung der Träger dieser Kultur, des deutschen Volkes, zu einem starken Staaten für nötig zu halten. Erst die Entwicklung der französischen Republik zur Tyrannei, die der Weltknechtung drohte, deckte ihnen den Irrtum ihres staatenlosen kosmopolitischen Strebens auf. Fichte hatte 1804 noch gefordert, „sich abzuwenden vom Staate, wenn dieser gesunken sei“; durch die Not von 1806 wurde er der Redner an die deutsche Nation. Wilhelm v. Humboldt hielt in seiner Jugend noch jeglichen Staat für ein notwendiges Uebel; im

ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts dachte er anders und wurde preußischer Minister.

Trotz des internationalisierenden Fortschrittes von Verkehr und Handel im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich dann über Hegel, Ranke und Bismarck die Einsicht immer mehr vertieft und ausgebreitet, daß sich ein Volk ohne festen staatlichen Bau im Kulturwettstreit nicht durchsetzen kann; die Kulturnation muß sich eine Staatsnation schaffen; am Ende dieser Entwicklung ist das Verhältnis des Internationalen und Nationalen völlig umgekehrt; vor allem Internationalen kommt das Nationale. Das höchste Ziel ist der reine Nationalstaat, dessen oberstes und heiligstes Gesetz die eigene Erhaltung und Entwicklung ist. Es kennzeichnet aber die Verbreitung und Fähigkeit der alten kosmopolitischen Theorie, daß noch in der Mitte des Jahrhunderts sein größter Staatsmann gegen sie auftreten mußte. In Bismarcks Olmützrede 1850 heißt es: „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinen eigenen Interessen angehört.“

Wenn nun auch der reine Nationalstaat mit allen in ihm liegenden Prinzipien nur das vorschwebende Ziel ist, dem die politischen Ereignisse nicht immer günstig sind, so ist doch eins sicher, daß mit diesem Ziele auch bestimmte Richtwege für die Entscheidung zwischen Vaterland und Menschheit gegeben sind. Der Nationalstaat ist die natürliche staatliche Form, wie sie das individuelle Leben der Völker fordert. Wenn also jedes staatliche Glied der Menschheit für nichts anderes als die eigene Gesundheit und Fortbildung sorgt, um im Daseinskampf der Staaten tüchtig und überlegen zu sein, so ist damit der internationale Fortschritt der Menschheit gewährleistet.

In dem Nationalstaatsprinzip liegt daher der allerstärkste Zwang zu internationaler Kulturbetätigung, sowohl in dem Verhalten des Staates zu anderen Staaten wie zu den eigenen Bürgern. Gerade der Wille zur Selbstbehauptung nötigt den Staat, internationale Sitte und Gerechtigkeit zu hüten. Denn weil er im Völkerleben das Vertrauen der anderen Staaten braucht, darf er Wahrhaftigkeit und Bündnistreue im Bismarckschen Sinne nicht verlegen. Der Verrat Italiens wird Machiavelli Lügen strafen. Der unumschränkte Selbsterhaltungstrieb gibt dem Staate aber auch Pflichten gegenüber seinen Bürgern: er muß die materielle und intellektuelle Kultur aller seiner Staatsangehörigen möglichst heben und der Kultur aller anderen Staaten überlegen machen. Allen sozialen, religiösen und ethischen Bedürfnissen seiner Bürger muß er aber gerecht werden, damit ein Kampf zwischen den staatlichen und anderen Pflichten — wie bei Antigone — in der Seele vieler vermieden wird und der Staat sich nicht auf diese Weise durch Zwist selbst zugrunde richtet.

In derselben Zeit, wo gegen das weltbürgerliche Denken das nationale im deutschen Volke erwachte, am Eingang des 19. Jahrhunderts, wußten schon die besten Deutschen, daß zwischen ihrem nationalen und internationalen Streben kein Widerspruch sei. Fichte hat es oft gerufen: Der Kampf für wahres Deutschtum ist Kampf für wahres Menschentum. Aber was vor hundert Jahren nicht viel mehr als eine breite Oberschicht empfand, das fühlt heute das Volk: Sollte das deutsche Schwert auch alles ringsum in Stücke schlagen müssen, was gegen den deutschen Gedanken in der Welt ist,

wenn nur das deutsche Volk groß und mächtig bleibt — und nur dann —, ist die wahre Kultur der Menschheit gerettet. Diese feste Einsicht des Volkes ist die Ursache, daß die Worte Beibels vom deutschen Wesen und Schillers vom Tag des Deutschen in der Geschichte und viele, viele andere von der einzigen hohen Kultursendung des Deutschtums gerade heute immer wiederholt werden. Darum ist das oben wiedergegebene Bekenntnis unseres Reichskanzlers, daß die Befreiung der Welt deutsche Aufgabe sei, nichts anderes als ein Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung des gesamten deutschen Volkes.

Diese Kulturaufgabe ist uns noch niemals so bewußt gewesen wie heute, wo unser Vaterland nicht mehr begrenzt ist von den schwarzweißroten Pfählen, die uns nach dem Völkerrecht vor jedem Ueberfall schützten, sondern wo ein blutiger Kranz um uns gelegt ist. Und wie die Zeit fortschreitet, so wächst der Strom kostbaren Blutes, das für uns vergossen wird. Aber wir sind voll Trost und Stolz, denn mit uns sind die Geister der stärksten Helden; in unserem Zusammenhang muß ich zwei nennen: Bismarck, der den nationalen Gedanken des Deutschen verkörpert, da er uns gegen alle Völker der Erde einig und stark machte, und Goethe, der uns ein Vertreter der internationalen Bestimmung des deutschen Volkes ist, da er das Edelste deutscher und zugleich menschlicher Kunst allen Völkern der Erde schenkte. Unser internationales Empfinden ist gar nicht gegen das nationale, sondern gewissermaßen über ihm. Man könnte auch sagen: in unserer Vaterlandsliebe steckt unsere Liebe zur Menschheit. Heil dem Staate, dessen denkende Bürger alle so empfinden! Gerade jetzt gibt uns diese Ueberzeugung Kraft und Leben, daß wir Deutsche für Volk und Welt zugleich bluten; unsere Feinde wollen es ja, daß auch uns das Paradies im Schatten des Schwertes liegt. Je tiefer wir in den Zustand des Krieges aller gegen alle hinabzusinken scheinen, um so deutlicher empfinden wir Deutsche, daß nur durch die siegreiche Verteidigung unseres Vaterlandes das höhere Endziel erreicht wird: ein Friede, der den ruhigen Fortschritt von Gesittung und Bildung auf der ganzen Erde sichert. Für einen solchen Frieden übernimmt ein starkes Deutschland die Bürgschaft. Dieser Friede ist uns der tiefste Sinn des Krieges.

Wilhelm Ohr (im Felde) / Von der Kehrseite der Parolezettel

Man kommt da draußen oft nicht dazu, Gedanken und Ergebnisse schriftlich festzuhalten. Bald fehlt Zeit und Kraft, bald auch Papier. Eine Zeitlang benutzte ich die Kehrseite der täglich anlangenden Parolezettel, um Kriegsgedanken niederzulegen. Ob sie anderen etwas bieten können?

In der Heimat, da gibt es sonderbare Leute. Wenn die über Krieg und Frieden sprechen, so könnte man meinen, das seien zwei verschiedene Geschmacksrichtungen. Man ist entweder für das eine oder für das andere. Ist „Krieg und Friede“ nicht etwas Höheres als ein Gegenstand der Parteinahme?

Oh, ihr Unverständlichen! Was würdet ihr zu einem Manne sagen, der während eines gewaltigen Gewitters andauernd erklärte, daß der Regen naß macht. Wer wollte die Schäden bestreiten, die der Krieg bringt! Spürt sie nicht

jeder am eigenen Leibe? Aber daß der Krieg trotz dieser Schäden die Menschen zu erhöhen vermag, ja, daß es unsere Pflicht ist, zu wachsen im Krieg und durch den Krieg, daß das Edle gerade jetzt durchdringen muß und daß die restlose Drangabe an Volk, Vaterland und Zukunft stark macht und glücklich macht und über Leid und Schmerz, ja sogar über den Tod triumphieren läßt, — das wollen die Wunderlichen nicht hören. Das ist ihnen eine Versündigung am Gedanken des Friedens. Es ist aber gleichwohl ebenso gut eine Tatsache, wie jene Schäden und Leiden Tatsachen sind.

*

Ein eigenartiges Bild bieten die deutschen Friedensfreunde. Die meisten sind zwar zu einfacher Pflichterfüllung im Kriege gekommen und haben das Schweigen geübt, das zunächst jedem besonnenen Geiste ziemt, wenn ein Ungeheures geschieht, an dem sich Auge und Hirn erst einstellen muß. Aber eine ganze Zahl von „Pazifisten“ haben keine Ehrfurcht vor der Wirklichkeit bewiesen. Sie eifern nach wie vor und zeigen fast mit Stolz, daß sie das alles vorausgesehen haben. Im übrigen haben sie leichtes Spiel, weil sie nur zu beweisen brauchen, was kein Mensch bestreitet, daß nämlich der Krieg etwas Grauensvolles, ein Dämon der Zerstörung und Vernichtung ist. Nur die andere Seite sehen sie nicht, daß in ihm auch Kräfte der Erhebung und Erhöhung stecken, daß er ein Gesetz erfüllt, was der Friede nicht erfüllen kann: das Gesetz der Scheidung nämlich von Gut und Böse, von Rein und Unrein, Stark und Schwach. Indem sie uns zu überreden suchen, daß alle die, die ihre Meinung nicht teilen, von einem Wahn geblendet, von einem Rausch erfüllt und darum unfähig sind, den Krieg in seiner wahren Gestalt zu sehen, merken sie nicht, daß ihr verstandesmäßig ausgesklügeltes System vor ihren Augen liegt wie eine Binde, so daß sie nur immer ihre fünf bis sieben klugen Gedanken, aber niemals die Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle und Majestät erschauen.

*

Wenn man die Leute reden hört, so könnte man glauben, Krieg und Frieden hänge von menschlichen Entschlüssen ab. Genaue Prüfung gerade auch dieses Krieges hinsichtlich seiner Ursachen und Vorgeschichte beweisen, daß die Vorstellung falsch ist, als ob Krieg und Frieden „gemacht“ werde. Es mag Personen geben, die in bestimmter Lage glauben dürfen, daß sie durch ihren Entschluß jetzt Krieg oder Frieden bestimmen. Weh diesen, wenn sie dann eine vor-gefasste Meinung haben, als ob der Krieg oder der Friede an sich gut oder böse seien. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß der Krieg ebenso wie der Friede sittlich geboten sein kann, und ich stelle mir vor, daß diese wenigen Leute, die wirklich Einfluß auf solche letzten Entscheidungen haben, in der Regel das Gefühl haben müssen, lediglich die Vollstrecker tiefer treibender Ideen im Völkerleben zu sein oder auch göttlichen Willens, was dasselbe ist.

Für die große Masse der Menschen ist Krieg oder Frieden lediglich eine Zustandsfrage. Es kommt darauf an, seine Pflicht in jedem Falle zu tun, und es ist nicht einmal richtig zu sagen, daß die Pflichterfüllung im Kriege ohne weiteres schwerer sei als im Frieden. Menschen mit unverbildetem Gefühlsleben, insbesondere solche, deren Geist entwickelt genug ist, um den Einfluß der niedrigen Leidenschaften aufzuheben, werden gemeinhin im Kriege seltener vor einer Unklarheit hinsichtlich dessen, was sittlich geboten ist, stehen als im Frieden, vorausgesetzt allerdings, daß ihnen

der innere Zusammenhang mit den Grundgesetzen des Weltgeschehens geblieben ist.

Ein Arbeiter im feldgrauen Rod sagte zu mir: „Nach dem Kriege wird vieles anders werden in Parteisachen. Wie hat man uns in Deutschland gerade das französische Wesen, die Republik, die Demokratie, die Herrschaft sozialistischer Ideen gepriesen. Alles bei uns wurde schlecht gemacht, bei den anderen, und zwar gerade bei den Franzosen, war alles viel besser. Und jetzt! Wir können ja alle sehen, was es mit dem Frankreich auf sich hat. Nichts taugt was Rechtes! Unsere Bauern sind entsezt, wie schlecht die Landwirtschaft arbeitet. Das gleiche sehen wir Arbeiter in den Fabriken. Es fehlt überall der moderne Geist. Alles ist veraltet! Eine Stadt von 4000 Einwohnern hat keine Dampfpfütze. Wir haben neulich, weiß Gott, mit Eimern gelöscht wie bei Schiller im Lied von der Glocke. Und die französische Freiheit! Jawohl, Kneipfreiheit! Jedes dritte Haus in den Dörfern ist eine Kneipe. Und bis in die Familie hinein immer das gleiche Bild: Schmutz, Unordnung, Unverstand, Faulheit, Liederlichkeit und bei alledem ein kindischer Hochmut uns „Barbaren“ gegenüber. Zornig wird man, wenn man denkt, wie hoch uns dies Hampelmännervolk gepriesen wurde. Aber nach dem Kriege wird vieles anders werden in Parteisachen.“

Ich hoffe, der Arbeiter wird recht behalten. Aber sicher ist das noch nicht. Die Arbeiterorganisationen werden das Band, das sie mit der französischen Kultur verbindet, die Idee der revolutionären Demokratie, nicht verlassen. Es wird einige Jahre Arbeit brauchen, aber die jetzt durch eigene Anschauung aufgeklärten Köpfe werden größtenteils wieder der Parteischablone zurückgewonnen werden. Macht nichts, es sind doch großartige Kameraden, die deutschen Arbeiter. Und Bildung steckt drin! Posttausend! So ein deutscher Arbeiter hat mehr an Allgemeinbildung im Kopf als der französische Professor, der da neulich kühn behauptete: „Die Weltgeschichte endigt in der französischen Revolution.“

Der tiefe innere Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen kann nur vom 18. Jahrhundert her verstanden werden. Es ist der Gegensatz Rousseau—Voltaire zu Kant—Goethe. Es ist der Gegensatz Menschenrechte zum Kantischen Imperativ. Der französische Freiheitsbegriff ist formal, der deutsche hat den Inhalt: Freiheit zur Tat, zur Pflicht, zur Nation!

Schluß folgt.

Dreistes Daskaljut / Rußland als Mittler zwischen Europa und Asien

Das gewaltige Anschwellen des russischen Nationalismus war in der Hauptsache eine Folge der Popularisierung slawophiler Ideen. Die ursprünglich von sittlich-religiösen Motiven getragene Lehre war von dem hohen Piedestal, darauf sie von ihren ersten Begründern erhoben worden war, herabgestiegen und in die verschiedensten Kreise der russischen Gesellschaft gedrungen; aber unter der Berührung mit der Allgemeinheit hatte sie bald das schimmernde Gewand des Idealismus abgelegt und sich den dunklen Instinkten des Volkes widerstandslos preisgegeben. Mit unerbittlicher Logik und leidenschaftlicher Ueberzeugungskraft hatte Solowjew nachgewiesen, daß der Slawophilismus die Bahnen seines eigentlichen Programms längst verlassen hatte, indem er sich aus einem Kult der nationalen Tugenden stufenweise zu einem Kult der Kraft und schließlich der nationalen Wildheit

herabentwickelt hatte. Und er bewies weiter, daß diese Wildheit immer dann in Erscheinung trat, wenn sich Rußland anschickte, seine Reichsgrenzen auszudehnen und die unterworfenen Völker seinem Staatsprinzip dienstbar zu machen. Damit war das Slawophilentum als einflußreiche politische Richtung entthront, aber seine Tendenzen hatten bereits von der russischen Gesellschaft unverrückbaren Besitz ergriffen und ihre geheimsten Wünsche im Sinne eines schrankenlosen Machttriebes gestaltet. So traten zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts einzelne der verbreitetsten Presseorgane („*Nowoje Wremja*“, „*Moskowskaja Wjedomost*“) mit unverhüllten Ansprüchen auf die Rußland angrenzenden Gebiete auf und Vorschlägen zu deren Erwerbung, deren Motivierung einzig aus den angeblichen Staatsinteressen Rußlands abgeleitet wurde. Alle Wünsche werden hervorgegraben. Die völlige Unterwerfung und Russifizierung Finnlands (die inzwischen tatsächlich erfolgt ist), sollte die Unterwerfung Schwedens vorbereiten; der Besitz Konstantinopels mußte Rußland Griechenland, die Slawenreiche des Balkans und damit die Vorherrschaft in Europa bringen, zugleich aber über Kleinasien den Weg ins Innere Asiens mit allen unausgeschöpften Möglichkeiten vorebnen. Indien und darüber hinaus China umspannten die kühnsten Träume jener nationalistischen Schwärmer, die, im Banne Askows und Rattows stehend, Rußland als gewaltigste Weltmacht mit strahlender Glorie umkleideten.

Unter dem Anstrome nationalistischer Westeroberungspläne, die die Gesellschaft hypnotisierten, und ihrer politischen, sozialen und kulturellen Begründung begann sich auch im Lager der Regierung ein Umschwung zu vollziehen. Das frühe Slawophilentum, das die kulturelle Vereinigung aller Slawen unter der Vorherrschaft Rußlands anstrebte, hatte sein Programm gemäß jener Erklärung Rattows, die in der Weltherrschaft des Zarentums und der Orthodogie den Willen Gottes auslegte, unendlich erweitert und der Regierung ungeahnte Perspektiven eröffnet. Es ist bezeichnend, daß die neue Bewegung — der Panasiatismus — keineswegs nur eine Fortsetzung der uralten russischen Eroberungsgelüste war. Bedeutende Männer schlossen sich ihr an, die, von dem Glauben an die kulturchristliche Friedensmission Rußlands durchdrungen, die ethische Seite des panasiatischen Programms formulierten. Unter ihrer Führung wurde der Panasiatismus zu einer neuen Gestalt des mystisch-patriotischen Kultes, wie er bereits früher in den Ideen des slawophilen Messianismus zum Ausdruck gekommen war. Dennoch bleibt es bemerkenswert, daß der Panasiatismus nicht einmal in seinen idealsten Vertretern von politischer Eroberungssucht frei war. Damit mußte er noch nicht verdammenstwert erscheinen. Die Idee jedes größeren und sich stetig entfaltenden Staates ist durch den Ausbreitungstrieb bestimmt, der seine sittliche Rechtfertigung in der Einführung vollkommenerer Staats- und Gesellschaftsformen innerhalb der unterworfenen Völker erfährt. Die elementare und unerbauerte Kraft des russischen Volkes schien schon durch die geographische Lage und die Geschichte Rußlands dazu ausersehen, die gewaltigen Gebiete eines unerweckten Erdteils neuem Leben zuzuführen und mit den Elementen europäischen Geistes zu durchtränken.

Die ersten eingehenderen, wenn auch in der Hauptsache theoretischen Betrachtungen zum Panasiatismus finden sich in einer Abhandlung Serg. Juschakows, die unter dem Titel „*Der englisch-russische Konflikt*“ 1885 erschienen war. Juschakow geht von der Anschauung aus, daß eine innige politische Verbindung Rußlands mit der Hauptmasse Asiens für beide Teile von unberechenbarer Bedeutung sein mußte. In der Begründung gibt er eine vergleichende Charakteristik des Verhältnisses Englands und Rußlands zu Asien, als jener Staaten, die bei der zukünftigen Beherrschung Asiens ausschließlich in Betracht kommen. Englands Interesse an Asien ist durch industrielle und wirtschaftliche Erwägungen bedingt. Für England wird damit eine völlige Unabhängigkeit Asiens zur Hauptforderung seines kolonialen Programms. Die Herrschaft Englands bedeutet jedoch für Asien den tatsächlichen Ruin, zumal letzteres wirtschaftlich in trassender Weise und ohne Hoffnung auf geistige Gegenwerte ausgezogen würde.

Einen entgegengesetzten Charakter trägt das Verhältnis Rußlands zu Asien. In seinen jahrhundertlangen Kämpfen mit den wilden zentralasiatischen Horden hat es sich und Europa vor den Greueln der Ueberflutung und Verwüstung verteidigt, damit aber auch die Sache der kultivierteren unter den asiatischen Reichen verfochten, die in gleichem Maße unter der Geißel zu leiden hatten. In dieser stillen, unablässigen und mühevollen Arbeit für sich, aber zum Heile anderer sieht Juschakow das Wesen des Russentums. Das Vordringen Rußlands über Wüsten und Steppen ist zugleich mit einer segensreichen kolonialisatorischen Tätigkeit verbunden, die, im Gegensatz zu England, in erster Linie den eingeborenen Völkern zugute kommt. „England beutet Millionen von Hindus aus; seine ganze Existenz aber hängt von dem Gehorsam der verschiedenen Völker ab. Ich wünsche meinem Vaterlande nichts Aehnliches.“

Der jahrhundertlange Kampf mit der Steppe und den unbändigen Steppenvölkern brachte Rußland allmählich durch ein Vordringen seiner Grenzen bis fast an die Pforten Indiens und Chinas. Juschakow überieht das wichtigste Motiv dieses Kampfes, den Eroberungsgeist Rußlands, der sich mit gleicher Begründung auch gegen andere, ungefährlche Nachbarrreiche richtete. In der Gegenüberstellung Rußland—England hebt Juschakow den Gegensatz zweier Prinzipie hervor, die Asien je nach dem Siege des einen oder des anderen zu retten oder zu vernichten bestimmt sind. Aus der gleichen Gegenüberstellung leitet er das innerste Wesen Rußlands ab, das entgegen der bürgerlich-kapitalistischen Organisation Englands seine Kultur auf der Idee des Bauerntums aufgebaut hat. Dieser Idee kann einzig der Sieg im Kampfe um den Besitz des Ostens zufallen, weil sie die sittlichere, ursprünglichere und kräftigere ist und dem tiefsten Empfinden der asiatischen Völker ungleich gerechter wird. Die Herrschaft Rußlands über Asien wird dieses selbst mit einem neuen Lebensprinzip erfüllen und es der kulturellen Auferstehung zuführen.

Die Abhandlung Juschakows fand in Rußland geteilte Aufnahme. Das „*Bauernrußland*“, dem er die vollkommensten Eigenschaften zur Beherrschung Asiens zuschrieb, mußte praktisch erst durch die Demokratisierung Rußlands geschaffen werden. Die Betonung des ethischen Moments und die geforderte liebevolle Behandlung der asiatischen Traditionen machte die Nationalisten aus der Schule Rattows kopfscheu. Die ganze politische Lage Rußlands, die gerade mit Alexander III. beginnende gewalttätige Reaktion war den aufkläreren der Ideen Juschakows nicht günstig. Troßdem ist bemerkenswert, daß weder das Narodnikstewo, der Bund der „*Volkstümmler*“, an dessen Adresse das „*Bauernrußland*“ gerichtet war, noch auch der Liberalismus dem Panasiatismus Juschakows sonderlich entgegenkam. Die Anregung fiel dennoch nicht auf tauben Boden. Die asiatische Idee wurde vom Fürsten Siper Uchtomskij aufgegriffen, der als Begleiter des nachmaligen Zaren Nikolaus II. Asien bereist und in dessen Auftrage über die fernöstlichen Probleme referiert hatte. Uchtomskij ist aus dem nationalistischen Kreise Rattows hervorgegangen. Doch hat er frühzeitig an dessen reaktionären Auswüchsen Anstoß genommen und später mit der ganzen Richtung gebrochen. Zum Studium Asiens leiteten ihn religiöse Fragen, mit denen er sich viel und gern beschäftigte. Die religiös-mystische Vertiefung führte ihn dann auch zu Anschauungen, die sich von denen Juschakows unterschieden und sich bald zu einer ganzen Lehre verdichteten. Ihr Grundsatz gipfelte in der Forderung: „*Rußlands Weltherrschaft in Eintracht zu bringen mit dem Gewissen und dem christlichen Befehl*.“ Seine Ansichten entwickelte er in einem Werk, das 1900 unter dem Titel „*Die Ereignisse in China; über die Verhältnisse des Westens und Rußlands zu Asien*“ erschienen war.

Schluß folgt.

Detlef Breihs / Zum Kampf gegen die Kriegsschundliteratur

Schluß

II.

Für einen erfolgreichen Kampf! Mit geistigen Waffen, das lehrt die Erfahrung, werden wir die Schundliteratur nicht aus dem Felde schlagen. Wir suchten ein Geschlecht heranzubilden, das Schund und Schmutz ablehnen sollte. Es wird nicht gelingen. Trotz aller Mühe steht uns der Feind in ungebrochener Kraft gegenüber.

Was ist zu tun?

Wer über so ausgezeichnete Waffen und über ein so schlagfertiges Heer verfügt, wie wir, für den ist der Hieb die beste Verteidigung. Nur der unmittelbare Angriff kann uns nützen. „Kampf bis aufs Messer“ mit dem Ziel, den Gegner völlig zu vernichten. Irgendwelche Rücksichten dürfen uns im Kampf gegen die Schundliteratur nicht bestimmen. Höher als alles andere steht uns das Wohl unserer Jugend, die Zukunft unseres Volkes. Eine wesentliche Bedingung für erfolgreichen Kampf ist die, die eigenen Waffen dem Gegner anzupassen. Gegen die Schundliteratur und die Art ihres Vertriebs helfen nur — auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil — die allerschärfsten Mittel. Nur die Staatsgewalt, verkörpert durch Gericht und Polizei, kann Wandel schaffen. Das ist ein Gedanke, der schon oft ausgesprochen ward, dem aber die Ausführung noch niemals gefolgt ist.

Warum ist denn der Kampf in dieser Form bisher nicht aufgenommen worden, wenn wir ihn doch für notwendig und erfolgreich hielten? Warum sind wir der Schundliteratur mit Staatsgewalt nicht entgegengetreten? Antwort: Dazu fehlte ein Doppeltes. Zunächst gab es keine oder doch keine unanfechtbare Grundlage für das Einschreiten der Behörde, und zum anderen fehlte eine klare Wesensbestimmung und Feststellung dessen, was zum Schund gehört. Beides ist jetzt vorhanden, und wir sind damit einen außerordentlich wertvollen Schritt vorwärts gekommen.

Die rechtliche Grundlage für das Einschreiten der Behörde haben wir in dem Urteil des Landgerichts II in Berlin vom 14. Februar 1912. Darin wird der Schulbehörde (Polizeibehörde, Stadtverwaltung) grundsätzlich das Recht zugesprochen, den Schülern das Betreten solcher Geschäfte zu verbieten, deren Inhaber sich trotz ergangener Aufforderung weigern, den Vertrieb von Schundliteratur einzustellen. Die Behörde hat also damit das Recht der bedingten Boykott-Erklärung. Dieses Landgerichtsurteil wurde seinerzeit von allen, die in den vordersten Reihen gegen die Schundliteratur kämpfen, mit besonderer Freude begrüßt. Hat man sich von seiner Wirkung etwa zu viel versprochen? Solange es für sich allein stand, solange nicht zugleich auch einwandfrei festgestellt war, was denn nun schließlich zum Schund gehöre, solange fehlte der landrichtliche Entscheidung der eigentliche Inhalt. Nunmehr ist aber auch diese Lücke ausgefüllt und damit das zweite Fehl beseitigt. Auf Grund amtlicher Prüfung hat der Berliner Polizeipräsident ein Verzeichnis derjenigen Schriften bekanntgegeben, die ohne weiteres als Schundliteratur gekennzeichnet und zugleich auf Grund von § 56, Ziffer 12 der Gewerbeordnung „vom Feilhalten und Auffuchen von Bestellungen im Unherziehen“ ausgeschlossen sind. Dieser Vorgang ist ein so bedeutsames Ereignis, daß wir nicht unterlassen wollen, die

Liste der Kriegsschundliteratur

hier unverfürzt mitzuteilen:

1. Abendrot, das kleine interessante Buch. Sei mein Kamerad, Kriegsroman von Ernst Falkenberg (und andere Novellen). Verlag Adolf Ander, Dr. Jedes Heft 15 Pf.

2. Argus, Kriminalbibliothek. Verlag moderner Lektüre, Berlin. 10 Pfennig.

3. Beim Lampenschimmer. Illustriertes Unterhaltungsblatt für die Deutsche Familie. Band VI (mit dem Roman „Die Spionin von Lüttich“). Verlag für Volksliteratur und Kunst, Berlin. 10 Pfennig.

4. Das Eisene Kreuz. Verlag moderner Lektüre, Berlin. 10 Pfennig.

5. Fliegerteufel, Hans Stark, Der. Verlag Willi Binkert, Berlin. 10 Pfennig.

6. Fremdenlegionär, Heinz Brandt, Der. Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse in der Fremdenlegion. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

7. Im Kugelregen. Mit unserer Garde in Feindesland. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

8. Komet-Romane. Dresdener Roman-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

9. Krieg und Liebe. Die Hefte: Auf der Flucht, Verwundet und gefangen, Im Aeroplan entführt, Belgische Lücke, Unter der Geißel des Krieges, Im Kampf für Liebe und Vaterland. Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. 10 Pfennig.

10. Kriegsfreiwillig. Erlebnisse eines Primaners. Die Hefte: Der russische Spion, Die Schlacht am Meer, Das Gasthaus zum Mineneller, Ein tollkühner Handstreich. Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin. 10 Pfennig.

11. Mignon-Romane. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

12. Mit fliegenden Fahnen. Die Hefte: Der Sturm auf Lüttich, Die Todesfahrt zur Themse, Der Spion vom Donon, Im Kanonendonner von Namur, Die Schreckensnacht von Löwen, Husarenstreiche, Das Heldennädchen von Rama-Rusta, Um Dieuze. Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst, Berlin. 10 Pfennig.

13. Der neue Roman. Verlag Richard Hartmann, Berlin. 10 Pfennig.

14. Pfadfinder, Horst Kraft, Der. Schicksal und Abenteuer Jungdeutschlands in Urwald, Prärie und an fremder Küste. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

15. Spione. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

16. Um Deutschlands Ehre. Verlag moderner Lektüre, Berlin. 10 Pfennig.

17. Unsere Feldgrauen. Deutscher Soldatengeist vor dem Feinde. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

18. Unsere Helden im Weltkrieg. Neuester illustrierter Kriegsroman. Verlag Hermann Deser, Neusalz-Spremberg. Heft 10 Pfennig. Gesamtpreis 10 Mark.

19. Wandernogel, Konrad Göh, Der. Vom Handwerksburschen zum Millionär. Mignon-Verlag, Dresden. 10 Pfennig.

Dieses Verzeichnis ist von großer Bedeutung. Alles, was hier namhaft gemacht ist, gehört ohne weiteres zum Schund und ist damit auf den Index gesetzt. Das Verzeichnis ist zunächst für alle diejenigen wertvoll, die sich aufklärend und warnend am Kampfe gegen die Schundliteratur beteiligen. Die hier aufgeführten Schriften sind eben Schund, darüber gibt es nichts mehr zu streiten. Darum ist die „Liste“ zu vervielfältigen und den Schundliteraturhändlern entweder bei einer persönlichen Rücksprache oder mit einem entsprechenden Begleitschreiben zu übergeben. In den meisten Fällen dürfte eine Bitte oder Warnung genügen, nötigenfalls wird eine Drohung hinzugefügt. Bleibt alles erfolglos, dann ist eben der äußerste Fall gegeben, dann beherrscht die Pflicht gegen unsere Jugend jede sonstige Rücksicht, dann veranlasse man das Einschreiten auf Grund des Berliner Landgerichtsurteils vom 14. Februar 1912. Dringend zu empfehlen ist es, mit der Behörde stets Hand in Hand zu arbeiten. Der Minister des Innern steht uns kraftvoll zur Seite.

Für die Liste der Kriegsschundliteratur ist zu beachten: 1. daß sie nicht die gesamte Schundliteratur umfaßt und 2. daß die genannten Schriften nur für den Wanderhandel (Hausierhandel, Kolportage) verboten sind.

Die namhaft gemachten Hefte sind als „Kriegsschundliteratur“ bezeichnet. Darin liegt eine Beschränkung, natürlich eine absichtliche. Das Verzeichnis ist nur eine erste Grundlage, auf der weitergebaut werden soll. Neunzehn verschiedene Titel von Schundheften sind namhaft gemacht worden, die gleiche Anzahl ließe sich noch mit Leichtigkeit hinzufügen. Aufgabe der Prüfungsausschüsse, wie aller, die über das Wohl unserer Jugend zu wachen haben, ist es, für die Erweiterung der „Liste“ Sorge zu tragen. Jede Schund-

chrift, die nicht in der Liste steht, werde mit einer Beurteilung versehen an die königliche Regierung gesandt mit der Bitte, zu veranlassen, daß auch sie auf den Index komme. Die Regierung gibt dann die Sache an den Minister des Innern. Nur so kann es gelingen, nach und nach den gesamten vorhandenen Schund zu fassen.

Warum ist denn aber die bezeichnete Schundliteratur nur „vom Feilbieten und Auffuchen von Bestellungen im Umherziehen“ ausgeschlossen und nicht auch vom Ladenhandel? Gerade die Ladeninhaber sind es doch, die den Hauptvertrieb besorgen. — Das wissen natürlich auch Minister und Polizeipräsident sehr genau, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man auch vor dem Schundliteraturladen nicht haltgemacht hätte, wenn das Gesetz nur die nötige Handhabe geboten hätte. Der Ladenhandel ist nur nach Maßgabe des Landgerichtsurteils zu fassen. Das muß vorläufig genügen, bis die Entscheidung uns eine bessere Waffe gibt. Tatsache ist, daß wir dank dem erwähnten Landgerichtsurteil und dank der amtlichen Schundliteraturliste in unserem Kampf gegen Schund und Schmutz auf einem neuen verheißungsvollen Boden stehen.

Auf die Frage: „Was ist zu tun?“ heißt darum die erste Antwort: Sorge dafür, daß diese beiden Kampfmittel, Landgerichtsurteil und Schundliteraturliste, überall voll zur Wirkung gelangen. Bemühe dich gleichzeitig um die Erweiterung der Liste und um den Ausschluß der Schundliteratur auch vom Ladenhandel (stehenden Gewerbebetrieb). Damit ist die eine Hälfte der Arbeit gekennzeichnet, der negative Teil. Nicht minder wichtig aber ist die andere Hälfte, der positive Teil der Arbeit.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Bekämpfung der Schundliteratur im Sinne von Beseitigung, Verdrängung und Vernichtung (darum negative Arbeit) wirklich planmäßig und durchaus zielbewußt erfolgt, während unsere großen, sinnig gegliederten Körperschaften sich um den Vertrieb der guten billigen Hefte, die Versorgung des Volkes mit gutem Schrifttum (positive Arbeit) zumeist nur gelegentlich bemühen. Hier klafft eine große Lücke; als ob das Gute von selbst kommen, aus sich selbst fließen müßte. Gewiß, es ist da, und dank unserer vieljährigen hingebenden Arbeit ist es da. Aber auch die besten Truppen bedeuten nichts ohne Kriegsplan und Führung. Für die Versorgung unseres Volkes mit gutem Schrifttum fehlt noch viel. Das darf gesagt werden, ohne der verdienstvollen und segensreichen Arbeit großer Körperschaften, wie z. B. der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung und dem Dürerbund, zuzuhelfen.

Man vertröste sich nicht mit dem Hinweis auf den feingegliederten, beweglichen Buchhandel und auf das Kaufmannsgewerbe vom Großhändler in der Reichshauptstadt bis zum Kleinräumer des letzten Heideborsches. Beide sind auf Verdienst aufgebaut, und ihre dauernde Arbeit ist nur da zu haben, wo dauernd der beste Verdienst gesichert ist. Das liegt in der Natur der Sache, muß so sein. Wiederum liegt in der Natur der Sache, daß der Schundliteraturvertrieb höheren Gewinn abwirft als der Verkauf guter Schriftwerke, sobald beide miteinander in Wettbewerb geraten und Preise halten müssen. Abgesehen von gewissen Eigentümlichkeiten des Schundvertriebs, auf die hier nicht eingegangen werden soll, leuchtet ein, daß die Herstellung der guten Schriftwerke in allen Punkten (Schriftsteller, Papier, Druck, Abbildungen) höhere Kosten verursacht, als die der Schundliteratur. Die Verleger der guten Bücher sind beim besten Willen nicht in der Lage, den Verlegern der Schundware rein geschäftlich oder wirtschaftlich die Wage zu halten, können daher ihren Wiederverkäufern nicht die gleichen Gewinnzüge sichern, wie sie der Schundvertrieb zu leisten imstande ist. Das ist einfach gegebene Tatsachenlage. Aus dieser Lage erklärt sich auch der große stille Widerstand der Händler, dem wir bei unserer Arbeit gegen die Schundliteratur stets und ständig begegnen. Dem kleinen Händler liegt doch wahrlich nicht daran, schlechte Bücher ins Volk zu bringen (er weiß und glaubt nicht mal, daß sie schlecht sind). Ihn bestimmt ganz allein die Aussicht auf Gewinn, er will und muß verdienen. Sichern wir dem Händler, dem großen und dem kleinen, beim Vertrieb des guten Schrifttums den gleichen Ge-

winn, den er beim Schundhandel hat, und er ist unser Mann. Hier liegt eben die große Schwierigkeit, bei deren Hebung „hart im Raume stoßen sich die Sachen“, von deren Beseitigung aber — darüber täusche man sich nicht — der Siegeszug des guten Schrifttums abhängt. Denn unser Bemühen gilt doch nicht bloß der Beseitigung der Schundliteratur, sondern letzten Endes doch der Eroberung unseres deutschen Volkes durch die Werke des guten Schrifttums und damit der Veredelung des deutschen Seelenlebens. Bei diesem Bemühen aber brauchen wir den Händler, der vom Verdienst leben will.

Hier stellt sich nun zum zweitenmal die Frage ein: Was ist zu tun? Die Antwort ist leicht gegeben. Eine große Sammel- und Auslieferungsstelle ist zu schaffen, die die guten billigen Schriftwerke der verschiedensten Verlagshändler auf Lager hat und sie an sämtliche Kleinhändler des ganzen Reiches unmittelbar und ohne Gewinn abgibt. Diese Auslieferungsstelle würde beim Einkauf den höchsten buchhändlerisch zulässigen Preisnachlaß haben und, da sie einen Gewinn nicht erstrebt, diesen Nachlaß auch dem kleinsten Händler im fernen Orte fast ganz (Porto!) zugute kommen lassen können. Am grünen Tische ist die große Schwierigkeit, die sich der Verbreitung des guten Schrifttums entgegenstellt, leicht beseitigt. Aber die tatsächliche Ausführung! wird mancher einwenden. Mit Verlaub: auch die braucht niemanden zu schrecken. Findet sich kein Millionär, der die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellt, dann sind Reich oder Staat die gegebenen Kräfte. Denn es handelt sich hier um unsere Jugend und damit um unsere Zukunft, und für die — das zeigt der Krieg — ist kein Opfer zu groß. Hier gilt in besonderem Sinne das Wort: Wo ein Wille, da ein Weg.

Paul Schubring / Hundert Jahre Weimar

Im vorigen Jahre konnte Weimar die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern, an dem Carl August den Titel eines Großherzogs annahm, damit das Wachstum seines Landes im politischen wie kulturellen Sinne, unter Anerkennung des Wiener Kongresses und Zustimmung nicht nur der eigenen Untertanen öffentlich bekundend. Wie Bethlehemslieber von der kleinen Zelle Bethlehem Ephrata singen, der unendlicher Glanz entströmte, so darf — im bescheidenen Vergleich — Weimar als ein Lichtzentrum für unsere deutsche Heimat gepriesen werden, von wo aus in Zeiten, in denen unser äußeres Wachstum und unser politischer Zustand noch bescheiden, zum Teil trostlos war, eine Deutung der menschlichen Phänomene ausgegangen ist, die richtunggebend für die Kultur Europas wurde. So begreiflich es ist, daß jetzt der Staatsgedanke alles beherrscht, daß die Organisation und Unterordnung unter ein höheres Ganze auch von den Besten gefordert wird, so sollte doch nie vergessen werden, daß erst in der Erziehung durch die Geisteskultur, die wir kurz Weimar nennen, der deutsche Mensch wachsam und reif geworden ist, eine über das Individuelle herübergreifende Ordnung auszugestalten. Seit der Reformation ist kein geistiges Zentrum so geschlossen und vielseitig an der Bildung der deutschen Seele beteiligt wie Weimar, und was im 19. Jahrhundert als Sonderform ähnlich arbeitend hinzugegetreten ist — ich nenne vor allem Bayreuth —, das ruht auf der Arbeit und dem Segen der Klassiker Weimars.

Die Fülle des geistigen Lebens, die sich an die drei Namen Weimar, Jena, Eisenach und an die 100 Jahre seit 1815 binden läßt, darzustellen, war die Aufgabe der diesjährigen Gabe der Goethe-Gesellschaft, die Dr. R. Wustmann aus Dresden mit diesem großen Thema betraut hatte.

Wustmann ist von Hause aus Germanist; daneben hat er schon früh musikgeschichtliche Studien getrieben und u. a. im Auftrage der historischen Kommission für das Königreich Sachsen die Musikgeschichte Leipzigs vor und nach Bach dargestellt. Aber auch kunstwissenschaftliche Arbeiten hervorragender Art verdanken wir ihm, so die musterhafte kleine Dürer-Biographie in Teubners „Aus Natur und Geisteswelt“ und sehr gründliche Düreraufsätze in den „Grenzboten“. Als treuer und echter Schüler Karl Lamprechts hat er auch versucht, eine deutsche Geschichte in des Meisters Sinne für die höheren Schüler zu schreiben. Bei einem so reich orientierten Arbeitsgebiet mußte eine Aufgabe, wie die Goethe-Gesellschaft sie erbat, außerordentlich locken. Es gehörte Mut dazu, das schier Unübersichtliche nicht nur zu übersehen, sondern auch in überzeugender Knappheit darzustellen und auf 350 Seiten hundertjähriges Geistesleben in unendlicher Brechung aufstrahlen zu lassen. Das Schwere gelang in ganz überraschender Schönheit. In einem Stil, den Wustmanns strenger Vater gelobt hätte, ohne Fremdwörter (wie Naumanns Mitteleuropa), in einer Gedrängtheit, die doch nie Aufzählung wird (darin wird selbst Lamprecht überholt), mit feiner, oft humoristisch aufgesetzten Lichtern und einer fast rätselhaften Beherrschung des riesigen Materials, das sich auf alle vier Fakultäten verteilte, wobei Liszt und Strauß' Kompositionen ebenso klar charakterisiert wie die Entwicklung der Zeißischen Prismen in ihrer geradezu dramatischen Verfeinerung ausgebreitet werden, ist hier ein Stück deutscher Geisteskultur dargestellt, das wir heute in der Stunde der Gefahr doppelt dankbar verehren, in der Gewißheit, daß der Schulmeister von Königgrätz, der Generalfeld von Sedan, der Techniker und Arzt des heutigen Weltkrieges aus dieser Kistkammer die Präzisionswaffen bezogen haben, mit denen sie den Sieg errangen. Wenn England für diese altweimarische Kultur eine gnädige Nachsicht hatte und uns vorwirft, daß wir uns von dieser entfernt hätten, so möge es — falls seine Sprachkenntnisse ausreichen — dies Buch von Wustmann sich vornehmen, um zu erkennen, daß alles Heutige eine geradlinige Fortentwicklung der Arbeit früherer Tage ist und daß Tausende unserer jungen und älteren Krieger im Schützengraben das Wort von Carl Cornelius wiederholen:

„Doch die Sonne vor unserm Aug',
Morgen- und Abendröte,
Sommerregen und Frühlingshauch
Heiße uns Wolfgang Goethe.“

In drei Kapitel wird der riesige Stoff gegliedert: 1. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; 2. Im Zeitalter der Reichsgründung; 3. Das jüngste Geschlecht. Wustmann setzt mit einer knappen, aber inhaltreichen Goethebiographie ein, die namentlich die Ausbreitung des Goetheschen Geistes in alle Disziplinen verfolgt; dabei wird freilich die Einwirkung Italiens und der Antike auf Goethe unterschätzt, wie andererseits die Hemmungen, welche Weimar selbst dem aus Italien heimkehrenden Dichter bereitete, nicht mit der Offenheit zugestanden werden, mit der Chamberlain gerade diesen schmerzlichen Punkt erfaßt hat. Dagegen tritt Goethes Verkehr mit den Jenaer Professoren, mit den Medizinern, den Philosophen und den Romantikern, sein Verhältnis zur Musik und bildenden Kunst, seine Arbeit am Theater prächtig hervor, und das Kapitel „Der alte Goethe“ beschreibt einen Sonnenuntergang von unbefreiblicher Schönheit.

Nach seinem Tode tritt Jena hervor (Burschenschaft, Reaktion), dann wächst das Großherzogtum unter Karl Friedrich und Marie Paulowna als politischer Körper und

als Heimat neuer Kunst (Presser, Hummel, der junge Liszt). Wielands, Herders und Schillers Saat geht auf, Schopenhauer verlebt in Weimar seine Jugend. Freilich gab es auch viele Mißverständnisse, und die Goetheverehrer galten damals als sonderbare Käuze. Zunächst ist es die Musik, die sich Goethes bemächtigt (Schubert, R. Franz, Schumann), während die bildende Kunst (Schadow, Richter, Schwind) nicht gleichwertige Umformungen zu bieten wußte.

Die Zeit 1850 bis 1880 war einer retrospektiven Würdigung nicht günstig; Gegenwart, Laten und Gestalten forderten alle Kraft. Schillers Idealismus wurde damals verlacht; E. v. Hartmann, Dühring und Otto Ludwig wetterten gegen seine Hohlheit. Aber auch Goethe bekam von Helmholz und Dubois Raymond eine schlechte Zensur, E. von Hartmann nannte den „Tasso“ ein verfehltes Kunstwerk, Dühring Goethes Poesie unmoralisch, Hebbel und O. Ludwig vermißten das Ringen bei Goethe. Die nationale Bewegung von 1870 aber warf Schiller wieder in die Höhe; das Burgtheater und die Meininger brachten die großen Aufführungen. Nun bildete sich auch die Goethegemeinde, es entstand die Goetheausgabe, und Viktor Hehn schrieb seine Gedanken über Goethe nieder. Jetzt durften beide Herren auch in die Schule dringen und die Forschung (Scherer, Bernays, Hildebrand) sorgte zunächst für ein biographisches, dann auch stilistisches Begreifen des Entfernteren. 1853 übernahm Karl Alexander als Fünfunddreißiger die Regierung, unter dem die Universität einen neuen Aufschwung erlebte, der Liszt und seinen „Murls“ auf der Wartburg ein Heim bot, in dem unzählige junge Talente vom Staunen zur Ahnung, vom Ahnen zum Gestalten geführt wurden. Leider gelang es nicht, Wagner hier eine Freistadt zu sichern; es hing an einem Faden, daß der größte Künstler, den Deutschland seit Goethe hervorgebracht hat, an demselben Platz sein Werk ausgebreitet hätte! Die bildende Kunst hat in dieser Zeit vor allem die Wiederherstellung der Wartburg geleistet — Wustmann sieht in dem Bau vor allem dies nationale Symbol und geht über Entstellungen eilig hinweg. Ich hatte im Herbst Gelegenheit, den von Schäfer restaurierten Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses wiederzusehen; der Schrecken über diese Kunde ist noch nicht verwunden. Bei der Wartburg war mehr vorhanden, und man hat schonender zugefaßt; trotzdem muß Unfug genannt werden, was Unfug ist. — Schwind's Fresken waren ebenso fein gewürdigt wie die Aquarelle zum Märchen der „Sieben Raben“, ferner Pressers „Dohnseebilder“ und die Anfänge des Weimarer Museums.

Das letzte Kapitel bringt den Querschnitt von heute: Wachstum der Goethegesellschaft, Wachstum von Stadt und Land, Großherzog Wilhelm Ernsts Regierung, unter der Landwirtschaft und Bergbau sich entwickeln. Dann die neuen Individuen: Riessche und Wildenbruch, Lienhardt und Richard Strauß (dessen Werke glänzend charakterisiert sind), die Pflege Corneliuscher Musik, die neue Kunstgewerbeschule unter van de Velde. Es folgt ein schweres, inhaltreiches Kapitel über Jena seit den Bismarcktagen von 1892. Alle Fakultäten spielen noch einmal auf, mit feinen Worten wird die Geistesarbeit so verschiedener Kollegen gewertet, und wer genau liest, merkt, wo der Ton wärmer und kühler wird. Dem Neubau der Universität, dem Buchverlag Jenas, vor allem dem Zeißwerk und Abbe gelten Worte stolzer Bewunderung. Das Eisenach der Gegenwart wartet mit dem Burschenschaftsdenkmal, dem Lutherdenkmal, dem Bachdenkmal, dem Bachhaus und den Bachfesten auf. Schließlich ver-

folgt Wustmann noch die Einwirkung der Klassiker auf die Kunst der Gegenwart und findet einen besonders engen Zusammenhang zwischen Goethes und Klingers Kunst; Hugo Wolfs Lieder bekommen ihren Ehrenplatz, aber auch Arnold Mendelssohns herrliche Goethe-Musik. Die Hinwendung der modernen Poesie zu Goethe wird gewertet unter Zugrundelegung einer stützenden Uebersicht über die Goetheliteratur der Gegenwart. Was Wustmann aber über unser Verhältnis zur Antike S. 374 f. sagt, ist mir im höchsten Grade befremdend. Er fragt dort: „Wer bedauert es, daß die Einzelkenntnis der antiken Mythologie bei uns zurückgegangen ist?“ Mit mir viele junge und ältere Freunde, in den Schützengräben und daheim! Ich habe soeben ein Werk über die Truhnenbilder der italienischen Renaissance herausgegeben, wo etwa 1000 Truhnenbilder profanen, meist mythologischen Inhalts gesammelt sind und die Welt Homers, Ovids, Vergils und Hygins im toskanischen Dialekt, als Gegenwartsmärchen gemalt, gezeigt wird. Die tausend feinen Beziehungen, die diese Bilder zu Ehe und Liebe, Hausstand und Kinderlegen, Bedung und Hemmung enthalten — denn es handelt sich meist um Brauttruhnen —, sind demjenigen unverständlich, der seine alte griechische und römische Mythologie nicht genau kennt. Daß diese im Vergleich mit der germanischen sehr viel entwickelter, ausgeformter, beziehungsreicher ist, wird auch Wustmann nicht leugnen. Sollen wir nicht mehr imstande sein, den II. Faust zu verstehen? Im Felde draußen lernen unsere Soldaten ein gesteigertes Verhältnis zur Natur, und sie sehnen sich nach Deutungen solcher Gemeinschaft, wie sie die antiken Sagen so edel entwickelt haben. Kein Buch habe ich so oft ins Feld geschickt wie die Ilias. Vom reichen Wahl Homers wollen wir satt werden, bis ans Ende der Tagel!

Während in Frankreich viele Zeitschriften und Jahrespublikationen eingegangen sind, erscheinen unsere Folgen ohne Unterbrechung und bringen, wie in diesem Fall, einen ihrer gehaltvollsten Bände. Die Bedeutung der Weimarer Kämpfer für die deutsche Kultur — ein großes Thema, prächtig dargestellt. Ueber allem liegt das Gefühl tiefster Verantwortung, in großer Zeit nur Bleibendgültiges hinzusetzen, das sich von anderen Präzisionsarbeiten nicht beschämen lassen darf. Und so grüßt das Buch auf jeder Seite all die treuen Kämpfer, die ihren „Faust“ im Tornister tragen und Mut und Freudigkeit auch an schweren Tagen in der Seele behalten, weil das Wort ihnen lebendig blieb: „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister.“

Rudolf Michael / Der weiße Berg

Friedrich Hogge trat auf die Terrasse des Hauses, das sich hinter Föhnbäumen und Kolospalmen vor dem Strand des Meeres verstand. Die Sonne warf kurze, breite Strahlen auf Sand und Kraut. Jrgendwo schüttelte der Seewind sich in den Zweigen.

Hogge hob das blasse, kranke Gesicht und suchte zwischen den wiegenden Bäumen das Meer, auf das die Sonne einen silbernen Teppich legte.

Dann lächelte er fein, kniff die Augen unter den dunklen Brauen und dachte: „ein richtiges Weihnachtswetter!“

Er drehte sich um und rief durch die offene Tür ins Zimmer hinein:

„Kurt, fieh dir doch mal diese Stimmung an!“

Der trat aus dem Zimmer neben den Freund und lachte. „Ja, wir stumpfen hier ab in mancher Beziehung, Friß. Und manchmal, da mag man's kaum noch sehen.“

„Ach immer dies Vergolden,“ fuhr Hogge fort, „immer dies blanke glühende Strahlen! Sag, Kurt, wie schön ist es im Nebel! Wie froh und gesund ist man, wenn einmal der Wind die Wolken wie schwarze, nasse Säcke über die Elbe schleppi! Die da drüben fluchen wohl und schimpfen, und wir sehnen uns danach.“

„Ja, so ist es!“

Er ließ die Augen weithin über die Bäume und Strand gehen und wandte sich dann unwillig ab.

„Fühlst du dich heut wieder nicht so recht?“ fragte Kurt Polst teilnehmend, und sah dem Freund über das blass Gesicht.

„Red' nicht so, Kurt! Red' nicht so, sag ich!“ wehrte der ab. „Heute ist Weihnachten, mein Junge. Wir spüren's ja nicht so recht. Aber wir wissen doch, daß sie drüben bei uns ernst und froh zugleich sind. Da muß ich gesund sein, du!“

„Ja, wir wollen uns heute nachmittag noch mal drüben nach dem Baum und den Kleingeleiten umsehen, daß heute abend nichts fehlt“, stimmte Kurt Polst bei und trat langsam wieder ins Zimmer zurück.

Hogge hielt ihn am Arm fest. „Du, und dann bin ich heute auch auf den Tag genau anderthalb Jahr bei dir. Weißt du nicht mehr? Ach, mir ist es ja auch schon fast entfallen. Mir ist wirklich, als hätte ich mein Leben nur Kanaken, Zuderrohr und Reispflanzen gesehen.“

„Friedrich, du bist schon am frühen Morgen aufgeregt. Geh ans Wasser. Ich muß mich noch mal um das Haus kümmern.“

Kurt Polst ging und verschwand hinten im Zimmer. Friedrich Hogge blieb noch eine Weile sinnend an der Treppe stehen und schritt dann hinunter in den Garten. Nach den Wegen und Bäumen sah er nicht. Sein Mund zuckte immer leise, als führe er ein großes Gespräch mit sich selbst. Und die Augen gingen flink hin und her wie die eines scheuen Wildes.

Wirklich! Anderthalb Jahre lebte er hier schon unter den Palmen an der Südküste. So unfreiwillig wie nur irgendeiner. Fünf, sechs Wochen war er vielleicht hier gewesen, da sagten sie zuerst, daß Krieg sei. Woher wußten sie es? Ach die Wellen hatten's herangetragen. Der Wind hatte es hergeblasen. Da war alle seine Ruhe hin. Er war gekommen, nach Stimmungen zu suchen. Von da an widerte ihn die blanke Sonne an. Und seine Dichteraugen blieben am liebsten geschlossen.

Ihn, den wehrlosen, waffenlosen Mann hatte der Krieg überfallen, hier mitten in der Südküste auf der kleinen tropischen Insel. Er hatte ihn nicht nach Hause kommen lassen, nicht in die Heimat zurück. Er hatte ihn gepackt und wie ein hilfloses Brak hier an den heißen Strand geworfen. Nun war er noch krank geworden obendrein. Und immer dies Lächeln der Sonne. Immer dies hellwarme Wetter. Nur immer denken können, nur fühlen, nur sich sehnen und erinnern. Weiter nichts! Ja, das war hart!

Es gab keine Möglichkeit heimzukommen. Nicht einmal nach Amerika. Die Engländer sahen und wußten von jedem Schiff, das von Hawaii hinüberfuhr an die neutrale Küste. Hier sorgten die Deutschen ja für ihren kranken Freund, für den traurigen Dichter. Aber alle Pflege kann nichts nützen, wenn's im Herzen hapert.

Friedrich Hogge lächelte bitter vor sich hin. Er stand am Strand. Vor sich das zitternde Wasser. Mit zwei langen, schlanken Armen umfaßte die Küste den Hafen von Hilo, als wolle sie ihn an sich drücken wie ein liebes Kind oder wie eine wertvolle Last.

Der Deutsche sah zurück. Da oben stand der alte Greis mit seinem Helm von Eis und Gletscher. Mauna-Kea, den „weißen Berg“ nannten ihn ja die Eingeborenen. Der war der einzige, der die Sonne verachtete und immer in kalter Einsamkeit über die See hinaus sah.

Wohl noch eine Stunde trieb sich Friedrich Hogge mit seinen bunten Gedanken am Strande herum. Dann ging er zurück, lebhafter, eiliger als er gekommen war.

Mit einer kindlichen Geschäftigkeit fragte er und sorgte er für den Abend, an dem sie, mehrere deutsche Kaufleute, hier bei Polst zusammensitzen und von der Heimat reden wollten. Ja, was kann man anderes tun in der Ferne, als am Weihnachtabend sich mit ganzer Seele in die Heimat versenken?

Nun überstürzten sich die Gedanken in Hogges Herzen. Nun sprangen die Fragen übereinander weg, wie tollende Knaben.

Heut saß seine Frau wieder still am Tisch unter der Lampe und schrieb ihm. So still — allein war sie. Wo Walter wohl war, sein Junge? Er war Freiwilliger bei der Marine. Vielleicht hatte er Urlaub und hockte neben der Mutter, und sie gaben sich über den Tisch hinweg die Hände, fest und lange. Ach, wenn er doch nur einen Blick zum könnte hinüber über alle Grenzen bis in das warme, lampenhelle Zimmerchen. Nur ein paar Sekunden lang hinein-schauen. Ob sein Herz es wohl vertragen würde, dies Glück?

Wenn er doch hinüber könnte! Er wollte ja auch fahren, wie es sei, als Heizer oder Trimmer. Sturm mochte draußen sein oder Sonne. Freiwillig wollte er trotz Alter und Krankheit fürs Vaterland wachen und schießen.

Der Engländer, der da schräg drüben wohnte, der konnte fahren, der konnte seinem Vaterlande dienen. Aber er wollte es nicht. Der saß auf Geld und Eigensucht und lauerte rings in den Wind.

„Hahaha! Mister Brehn!“ lachte Friedrich Hogge grimmig vor sich hin. Dann ging er zu dem Freunde, um auf andere Gedanken zu kommen.

Die Dämmerung kam über die kleine Insel, spät wie in den sommerlichen Nächten der deutschen Heimat, und zog die Nacht an langen, unsichtbaren Fäden hinter sich her.

Die beiden Freunde Hogge und Holst standen im Zimmer neben dem stitterge schmückten Baum und warteten auf die anderen.

„Denkst du noch an heut vor einem Jahr? Friß? Wir bekamen die ersten Siegesnachrichten von drüben. Und saßen hier heiß erregt zusammen und beherrschten Länder und Meere mit unseren Gedanken. Heute bist du so seltsam still. Bist doch kein Greis geworden Friß! Du!“

Friedrich Hogge lächelte. „Gib mir meine Heimkehr, dann will ich froh sein.“

„Na, du wirst schon nachher anders werden. Der Abend wird dich leichter machen.“

Vielleicht eine halbe Stunde noch, dann kamen die Kameraden. kamen in leichten Sommeranzügen, in Sporen und Gamaschen. Und die Frauen trugen überm Paar ein leichtes Tuch.

Hellauf lachten sie alle, als sie sich die Hände drückten, als sei die Freude mit vollen Händen unter sie verteilt diesen Abend.

„Kinderz, und neue Nachrichten bringe ich mit. Einen ganzen End voll!“ rief der dicke Schröder aus Boikenburg, der an der Südseite des Städtchens hier die großen Zuderplantagen besaß.

Alles scharrte sich um den kleinen, kurzatmigen Herrn, wie Schulkinder um ihren Lehrer.

„Aber der Baum muß brennen, wir brauchen Licht!“ rief Schröder und wehrte die Freunde wie Fliegen von sich ab.

Hogge trat zur Seite und entzündete die Lichte des Baumes mit einem Kerzenstab.

Irr und flackernd tanzte der Schein der Lichte über die vielen Gestalten, über Strohmatten und Bambusstühle.

Da wurden alle still und waren doch eben noch so laut und voll Lachen gewesen! Man fühlte, wie ein Lied leis durch die Seelen ging und sie wie viele kleine Glöckchen rührte, so daß sie aufstündten und bunt durcheinanderklangen.

„Wir müssen erst singen. Wir großen Kinder“, sagte Hogge ernst. Sein Gesicht war blässer als sonst. Aber seine Augen waren voll Leben.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ Dunkel und träge klangen die Stimmen der Männer. Peller und flinker liefen die Stimmen der Frauen dazwischen.

Draußen standen die Palmen und schwiegen und schauten staunend hinauf in den klaren Himmel, der auch eben Kerze neben Kerze entzündete.

Das Lied war aus. Es wagte keiner zu sprechen.

Hogge saß dicht unterm Baum, stützte die Ellbogen auf beide Knie und hatte den Kopf in die offenen Hände gelegt.

Nun saß seine Frau allein. Sie sang wohl nicht. Sie schrie nur und konnte doch nicht sagen, wie ihr ums Herz war. Walter stand gewiß draußen auf einem Vorpostenboot im Nordseewind. Ach,

die hatten's doch gut, die beiden! Hatten Heimat um sich, wenn sie die Augen aufmachten und mit den Händen zupackten. Hier mußte man ersticken in Himmelsbläue und Sonnenfrieden.

„Sie sind scheinbar noch gar nicht so recht in Weihnachtsstimmung, Herr Hogge“, sagte Schröder und polterte mit diesen Worten mitten in des Dichters Sinnem und Suchen hinein.

„Ich kann hier nicht froh werden, mein lieber Nachbar“, antwortete er. „Man hängt hier doch tatsächlich mit den Beinen in der Luft.“

„Du solltest im Gegenteil recht stolz sein, Friß, daß du hier sein darfst, und mit deinem Mut und mit deinem Stolz für dein Vaterland zeugen“, mischte sich Kurt Holst hinein.

Hogge schaute den Freund mit seltsamem Erstaunen an.

„Ja, ja, ich mein' es so, Friß“, bekräftigte dieser.

Stolz in der Fremde? In Einsamkeit und Wehrlosigkeit noch Stolz? Wie wunderbar das war, es zu behaupten, wunderlicher noch, es zu besitzen. Dieses Wort füllte alle seine Gedanken aus und gab ihm eine große Ruhe.

Derweilen ging das Gespräch der anderen weiter.

„Ich höre heute“, sagte einer von den Älteren, „daß der Philipp Brehn da drüben große Verluste gehabt haben soll. Zwei Dampfer sollen ihm im Mittelmeer versenkt sein. Nun spürt er's doch auch am eigenen Leibe.“

Ein paar andere entgegneten und sagten etwas von deutschem Mut und deutscher Treue.

Treue? horchte Friedrich Hogge schnell hin. Damit stand er auf und trat durch die Tür vors Haus.

Klar schwarz stand die Welt im Schweigen.

„Heilige Nacht, Weihnachtsnacht“ fühlte er. Sie war gar nicht so fremd, ein Hauch von Heimat wehte hindurch. Wie das nur kam?

Hogge war ganz ruhig, fast froh. Ein tiefer Frieden kam irgendwoher und streichelte das schnelle Schlagen seines Herzens.

Stolz. Ja, das war es, was in diesen Minuten in ihm hochwuchs. Mut. Ja, den fühlte er in beiden Fäusten und Augen. Treue. Die füllte sein Herz. Darum bist du hierhergestellt, Friedrich Hogge. Darum!

Drinnen sangen sie noch einmal das selige Lied von der heiligen Nacht, von der stillen Nacht.

Rechts im Dunkeln ragte über Palmen und Sternen der blaue Helm des weißen Berges. Wie ein Ritter stand er da. Stolz, mutig und tren.

Paula Kind / Evangelienbuch

Ein vergilbtes Pergament
Knattert hart in meinen Händen,
Voll von buntgemalten Wundern
Wirr verwurzelter Legenden.

Zwischen grellen Blumen stehn
Sagenhaft die Weltgedanken,
Und die Sehnsucht toter Herzen
Lächelt noch aus goldnen Ranken.

So gekränkt von Menschentorheit
Nicht des Träumers Antlitzblüte,
Selbst fast Traum, seit Leidbejahung
Denkbar wurde seiner Güte.

Leidbejahung! — Tiefster Fernen
Zäh geschaute Seligkeiten,
Weltenstille, — Erdengleichmaß, —
Inbrunst uns, den Todgeweihten.

Leidbejahung, — überwuchert
Rängst von uns'res Daseins Rüge,
Unhörbarstes Erdentraumlied,
Gottes stille Atemzüge.

Gottfried Traub / Ein altes Lied

Das Erhabene füllt die Seele, so daß
sie sich so groß fühlt, als sie sein kann.
Goethe.

Von Sonnenmajestät ein altes Lied! Aus schweren Gedanken riß sie mich heraus; bergehoch lagen sie vor mir, und nun im umhüllenden Sonnenschein erschienen sie wie unbeachtliche Steine auf der Straße. Wie stark ist dein Arm, du Schöpfer der Dinge, und welche Lust, sich von dir umarmen zu lassen! Soweit das Auge reichte, stundenlang bedeckte Eis das überschwemmte Land; heute aber schaut es aus, wie wenn der Turm am Straßburger Münster ein einziges Glasfenster wäre, in dem sich die Sonne spiegelt. Das Auge schmerzt vor dieser Weißglut. Die Sonne rast wie ein Trunkener über diese Fläche frierender Kälte, als wollte sie mit ihrem Finger sie berühren, und spielt wie ein kleines Kind ruhig mit dem Weidenstrunk, den sie mitten in dieser erstarrten Welt mit doppelt warmem Strahl umkränzt. Man versinkt in eine fremde Welt: nein, man erinnert sich wieder der eigenen Mutter und Herrin, unserer lieben Natur, die mitten im Kriege nicht müde geworden ist in ihrer alten Zeugungsrausch und ihrem unstillbaren Schönheitsdurst. Ich fahre gegen Abend über die Weichsel. Blutrot sinkt die Sonne in die grauen Fluten. Ueber die eistreibenden Schollen breitet sie einen purpurnen Teppich wie auf Treppenstufen und ladet ein, in ihr geheimnisvolles Schloß zu treten. Ueberall ist sie da, umgibt mich, hebt mich, lockt mir den Puls, treibt mir das Blut, weitet die Augen, öffnet alle Poren: hier ist das große Sein der Welten; hier ist unsagbare Ruhe und unermüdlicher Kampf in einem Zauberding umschlossen.

Ich bin ein Narr, daß ich immer wieder von der Sonne singe. Ich vermag es nicht. Aber sie läßt mich nicht los und fordert von neuem, daß man ihr diene. Ihre Wirkung liegt in der seligen Abhängigkeit, in der sie alles, was da lebt, umschließt. Sonnenlos sein kann kein Wesen begehren. Sie gehört zu dem Lebendigen; sie ist unser; sie gehört allen. Man nimmt keinem etwas, wenn man Sonne trinkt, und niemand wird ärmer, wenn man sie nicht losläßt. Man wird ein neuer Mensch in ihrer Nähe. Sie zwingt zum Tiefatmen, damit man unter ihrer Last nicht erdrückt werde; sie löscht die einzelnen Gedankenlichtlein aus, weil sie einmal das Licht vor uns aufgehen lassen will; sie segnet alle Wünsche, die wir haben, und führt uns doch ins wunschlose Land. Ein Teilchen eines Sonnenstrahls möchte man sein, um sich mit der Urmacht selbst verschwistert zu fühlen und in ihren Kreis aufgesogen zu werden. Das ist keine Schwärmerei, die ruhigste Ueberlegung aller Kraftbestände mündet bei der Sonne, und jedes Lachen, das von Herzen kommt, trägt Sonne ins Zimmer. Bleibe, liebe Sonne!

In Kriegszeit laßt uns oft zu ihr gehen! Auch unsere Tapferen draußen tun's. Sie haben dazu reichlichere Gelegenheit als früher. Das Geheimnis vom Sonnenaufgang in ihrer unbeschreiblichen, weltumspannenden Jugend hat sich vielen da draußen neu geoffenbart. Wir haben Sonne nötig. Laßt sie herein! Sie bringt uns laute Botschaft von den Lebendigen und leises Klingen von den Toten. Sie ist die Verkörperung der Lebensgewißheit. Es gibt keine Nacht ohne Tag. Wärme haben wir nötig, daß wir nicht kalt und gleichgültig werden. Die Sonne hat bei ihrer Fahrt durch die Jahrmillionen viel größeren Jammer und weit schlimmere Häßlichkeiten unter Menschen gesehen, als heute; trotzdem wurde sie nicht müde. Sie leuchtet. Dankbar schreiten wir den Weg ins Sonnenland, wir wollen Sonnenkinder sein.

Soziale Bewegung

Arbeiterchaft und Geist von 1914. In einem Vortrag über das Thema: „Der Geist von 1914 und seine Wurzeln“, den Prof. Dr. Göß, der Nachfolger Karl Lamprechts an der Universität Leipzig, auf Veranlassung des Allgemeinen studentischen Ausschusses hielt, wies er u. a. darauf hin, daß nicht gewisse nationale Vereine mit schönen Reden über Deutschtum und deutsches Wesen, an dem noch einmal die Welt genesen würde, diesen Geist geschaffen hätten. In stiller, hingebender Arbeit sei vielmehr der deutsche Geist entstanden. Vieles habe die Schule getan, aber das meiste sei mehr oder weniger durch die ungeheuren Leistungen unserer ganzen Volkswirtschaft geschehen. „Durch sie ist ein Selbstbewußtsein des deutschen Volkes auf Grund geleisteter Arbeit entstanden. Mitgeholfen hat dabei nicht zum wenigsten die vor 1914 so vielfach verkannte deutsche Arbeiterchaft. Sie hat mit ihren Kämpfen, die besten Seiten des Militarismus benutzenden Sonderorganisationen doch für das Ganze gearbeitet durch die Festhaltung der sittlichen Gesinnung des deutschen Arbeiters. Unterstützt wurde sie dabei durch die Leistungen des Staates in der sozialen Gesetzgebung. Diese wurde möglich durch die Ausnahme des sozialen Gedankens seitens der Gebildeten, wodurch andererseits eine Umgestaltung der Gesinnung der Gebildeten eintrat.“

Dazu macht der „Korresp. f. D. B.“ folgende Anmerkung: „So anerkanntenswert derartige Äußerungen freimütiger Männer in einflussreichen Stellungen an und für sich auch sein mögen, die organisierte Arbeiterchaft wird darin nicht mehr als einen Ansporn erblicken dürfen, den bisher beschrittenen Weg konsequent weiter zu verfolgen. Unter keinen Umständen darf sie sich durch den müßigen Streit um die „Politik des 4. August“ selbst um den Erfolg ihrer Organisationsarbeit und ihres Kampfes bringen. Eine solche gewerkschaftliche Selbstmordpolitik muß schon deshalb ausgeschlossen sein, weil es eine unabwiesbare Aufgabe der Organisationen ist, der Arbeiterchaft in Zukunft ein größeres Kulturfeld zu erschließen, ihr das Leben lebenswerter zu gestalten. Das kann nur geschehen durch unermüdliches Weiterarbeiten in unbedingter Geschlossenheit. Gerade jetzt, wo verschleierte Anzeichen dafür sprechen, daß eine Neuorientierung auf wichtigen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens einsetzt, müßte sich eine Zersplitterung in der Arbeiterbewegung aufs schwerste rächen. Eine gleich günstige Zeit, der Arbeiterschaft zu staatsrechtlicher Bedeutung und damit zu größerem Einflusse zu verhelfen, wird sich so bald nicht wieder bieten. Durch eine Zersplitterung in unseren Reihen würde aber nicht nur der Anschluß verpaßt, sondern es würde dadurch auch den Gegnern der Arbeiterbewegung kräftig in die Hände gearbeitet werden.“

Baldige Errichtung eines Reichseingangsamtes fordert die Verbandsleitung der Hirsch-Dunderschen Gewerksvereine in einer Eingabe an Reichstag und Bundesrat. Begründet wird die Forderung damit, daß nach Friedensschluß voraussichtlich die Lebens- und Gebrauchsmittelpreise nicht wieder auf den früheren Stand zurückkehren würden, während gleichzeitig durch neue Steuern die Lebenshaltung auch der minderbemittelten Bevölkerungsschichten erschwert werde. Andererseits sei zu befürchten, daß aus den verschiedensten Gründen die Löhne der Arbeiter eine Herabsetzung erfahren könnten. Die dadurch vergrößerte Spannung zwischen Kosten der Lebenshaltung und Einkommen der Arbeiter lasse nach dem Kriege Arbeitskämpfe erwarten, die für die deutsche Industrie um so nachteiliger sein würden, weil sie alle Kräfte werden anspannen müssen, wenn sie ihre frühere Stellung auf dem Weltmarkt zurückerobern wolle. Um diesen wirtschaftlichen Kämpfen vorbeugen oder doch wenigstens rechtzeitig vermittelnd eingreifen zu können, sei die alsbaldige Errichtung eines Reichseingangsamtes, zum mindesten aber seine Vorbereitung, dringend erforderlich.

Gewerkschaften und Kleinwohnungsfürsorge. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands hat eine Eingabe an das preussische Abgeordnetenhaus gerichtet, worin sie ausführt: In der Erkenntnis, daß es höchste Zeit ist, nicht nur Vorkehrungen gegen die zu erwartende Wohnungsnot, sondern auch gegen die drohende Arbeitslosigkeit auf dem Baumarkt zu ergreifen, richtet die Generalkommission als Vertreterin von über 2½ Millionen gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen die dringende Bitte an das Abgeordnetenhaus, aufs neue bei der Regierung dahin vorstellend zu werden, daß sie 1. unweigerlich den Entwurf eines Gesetzes einbringt, das Vorschriften über Baugelände, Baupolitik und Benutzung der Gebäude enthält, eine umfassende Wohnungsaufsicht vorschreibt, sowie die Förderung des Baues von Kleinwohnungen zu gemeinnützigen Zwecken vorsieht; 2. daß sie das Kleinwohnungswesen durch Hergabe von Darlehen zu mäßigem Zinsfuß an Gemeinden, Gemeindeverbände, Baugenossenschaften und so weiter sowie an private Arbeitgeber und Bauunternehmer fördert, die sich unter Einhaltung der Grundzüge der Gemeinnützigkeit zur Errichtung von Kleinwohnungen mit Hilfe dieser Darlehen verpflichten. Durch diese Maßnahmen soll ebenso zur Beseitigung des Mangels an kleinen Wohnungen und der mit der Wohnungsnot verbundenen sittlichen, gesundheitlichen und wirtschaftlichen Ge-

fahren, wie zur Hebung des Baugewerbes beigetragen werden. Für notwendig halten die Petenten ferner eine staatliche Unterstützung solcher Gemeinden, welche den Kriegsteilnehmern bzw. den betreffenden Hausbesitzern Mietbeiträge gewährt haben und weiter gewähren, sowie eine Staatshilfe für die Abbürdung der während des Krieges gestundeten Mieten bzw. Hypothekenzinsen der heimkehrenden bedürftigen oder schwach bemittelten Krieger, unter Mitwirkung der Gemeinde.

Arbeitsgemeinschaft zwischen Eisenbahnern. Wie zwischen den verschiedenen Arbeiterorganisationen, so tobt auch zwischen den Verbänden der Staatsarbeiter heftige Kämpfe, die eine starke Zerspaltung der Kräfte zur Folge hatten. Auch hier hat sich der Krieg als Erzieher erwiesen. Zwischen dem Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und Arbeiter, Sitz Berlin (früher Trier), und dem Zentralverband deutscher Eisenbahner, Sitz Elberfeld, sind nach längeren Vorberatungen jetzt in Magdeburg Vereinbarungen für eine Arbeitsgemeinschaft getroffen worden, die zunächst in der Frage des Staatsarbeiterrechts schleunigst geeignete Vorbereitungen zu gemeinsamer Arbeit in die Wege leiten, aber auch die gemeinsame Bearbeitung anderer Probleme in Erwägung ziehen wollen. Die Vorstände und Ortsgruppen beider Verbände werden verpflichtet, alle Zwistigkeiten zwischen beiden Verbänden zu beseitigen. Es handelt sich auch hier also zunächst nur um ein gemeinsames Arbeiten, nicht etwa um eine Verschmelzung. Die Verbände bleiben, was sie waren. Anstatt sich gegenseitig zu bekämpfen, wollen sie die gemeinsamen Aufgaben nicht gegen, sondern miteinander lösen. Ein solcher Schritt ist nur zu begrüßen. Indessen hätte man gleich ganze Arbeit machen und auch die anderen Organisationen von Staatsarbeitern mit in die Gemeinschaft einbeziehen sollen.

Kriegsgefangenenarbeit. Der Hirsch-Dunderferche Gewerksverein der Maschinenbauer hat eine umfangreiche Erhebung über die Gefangenenarbeit in der Schweiß- und Metallindustrie vorgenommen. Man darf überzeugt sein, daß die Umfrage mit der notwendigen Kritik in der Beurteilung der Verhältnisse und mit dem verständlichen Wohlwollen der Arbeiter gegenüber gefangenen Arbeitskameraden unternommen worden ist. Um so erfreulicher ist das Gesamtergebnis, über das im „Regulator“ berichtet wird: „Als Gesamtergebnis unserer Umfragen können wir feststellen, daß uns eine ungünstige Beeinflussung oder eine wesentliche Schädigung der freien Arbeiter durch die Kriegsgefangenenarbeit nur in verhältnismäßig wenig Fällen bekanntgeworden ist, daß die Kriegsgefangenenarbeit nur als Notbehelf dient, daß aber auch die Entlohnung der Kriegsgefangenen, ihre Behandlung durch die Arbeitgeber und deren Vertreter und ihre allgemeine Lage als gut bezeichnet werden kann, sofern überhaupt für die Verhältnisse eines Kriegsgefangenen der Begriff „gut“ am Platze ist. Wenn es unseren deutschen Söhnen und Brüdern, die sich als Kriegsgefangene in Frankreich, England, Rußland oder sonstwo aufhalten müssen, nicht schlechter ergeht als den Kriegsgefangenen in Deutschland, dann sollte uns das recht herzlich freuen. Jedenfalls wird das Ansehen Deutschlands im Auslande durch die industrielle Beschäftigung der Kriegsgefangenen keinen Schaden erleiden. Manche dieser Kriegsgefangenen wird bei seiner Heimkehr einen guten Groschen in Deutschland verdienten Geldes mit nach Hause nehmen können. Das Ansehen Deutschlands kann dadurch nur gehoben werden, und es wird sich dann auch hierbei erweisen, daß die Deutschen alles andere, aber keine Barbaren sind.“

Kriegsliteratur

Es morgenrotet. Von L. Berg, Eisenrod, Benno Ländler. 85 S.

Briefwechsel zwischen einem Suchenden draußen im Felde und einem Idealisten in der Heimat. Theologen und sonstige wissenschaftliche Fachleute würden manches anders ausdrücken, aber das Ganze ist ein anziehendes Beispiel für die grübelnde, Weltanschauung suchende Art vieler schlachter Leute in unserem Volke; die Probleme des Krieges und des Lebens werden verfolgt bis zum Seelenwanderungsglauben hin. S. 42 Hermes oder Goethe — wer ist dieser Hermes? Hüblich heißt es S. 49, daß die Engländer den preussischen Militarismus gern anlaufen würden, wenn er käuflich wäre.

Die Kirche nach dem Kriege. Von Prof. M. Kabe. Tübingen, Mohr. 53 S. 1,20 M.

Was die Kirche im Kriege geleistet, besonders was sie bei Kriegsbeginn unserem Volke bedeutet hat, wird sehr anschaulich beschrieben und treffend gewürdigt; M. zieht daraus drei Folgerungen: Keine Rede mehr von Trennung des Staates und der Kirche; Neubestimmung der Landeskirche als Volks-, d. h. als Staatskirche; darum: Ethisierung der Kirche. Gleichgültig, was wir wünschen, — wer überhaupt Kirchenpolitik treiben oder auch nur als Politiker die Kirche in seine Rechnung einstellen will, muß versuchen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und sich mit M. bemühen, die tatsächlichen Wendungen der Dinge richtig einzuschätzen. Die Forderung der Ethisierung der Kirche, d. h. daß in sie ein Geist größerer Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit,

Achtung vor abweichender Ueberzeugung und sozialen Erfolge einziehe, ist davon verhältnismäßig unabhängig; sie sollte selbstverständlich sein.

Religion, Krieg und Vaterland. Von Pfarrer Dr. Ott. München, Bed. 86 S. 1 M.

Aufsätze u. a. über Jesu Stellung zu Nation und Krieg, über Recht und Notwendigkeit des Krieges, „wider die Vankrotterklärung der sittlichen Menschheit“ — gerade jetzt im Kriege zeigt sich die sittliche Weltordnung — usw. Anregend durch eindringende Gedankenarbeit.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: Je 50 Pf.: Mar.-Pfr. F. in A., L. F. in A., Soldat C. Sch. in L., je 1 M.: Woffz. d. R. R. im Felde, W. L. im Kriegslazarett II a, je 2 M.: Frau S. in B., R. in Kassel, Gefr. L. in B., Ob. Sch. in A., Leserin G. J. (Augustenburg a. Allen), z. B. Queblinburg, Sem. d. O. L. R. L. in L., unbekannt in Krossen, 2,50 M.: Lt. d. R. F. im Felde, 2,00 M.: Frau R. in G., je 3 M.: Kanonier D. R. im Felde, Lehrer F. in L., Wilke S. in C.-R., Jählm. B. im Felde, Dipl.-Ing. S. in S., je 4 M.: Gefr. B. in D., Anna R. in St., je 5 M.: Woffz. D. im Felde, M. S. in Frankf. a. M., Frl. M. M. in B., Bahnhofsleiter W. im Felde, Dr. B. beim Vereinslazarettzug D., Ing. R. in D.-L., Frau B. in D., Lt. Sp. im Felde, Amalie St. in A., Lt. d. R. W. in A., M. in D., je 10 M.: Lt. F. im Felde, Sch. in D., je 15 M.: Prof. Dr. R. D. in S., Alt.-Art. F. im Felde, je 20 M.: D. S. in Weimar, Amts. R. in S., E. S. in S., Lt. P. aus Fr., 2. in J., 30 M.: Lt. G. im Felde, 40 M.: L. R. u. S. Sch. in Königsberg, je 50 M.: Lt. F. im Felde, Woffz. W. im Felde.

Für Kriegs- und Heimatfront ins Feld und an Lazarette: Wehrm. D. in St. L. 70 Pf., D. in C. 2 M., Pfr. Th. M. in A. 5 M., Oberlehrer G. in S. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: 21 in Kiel: 7 Bücher, 13 Zeitschriftenhefte.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Briefkasten

Sch. in Bl. Naumanns Reisebriefe „Im Lande der Goten“ sind bei Georg Reimer in Berlin in Buchform zum Preise von 75 Pf. erschienen.

Hoff. An. 19. Wes. Div.: Lesen Sie Naumanns „Neuzeitliche Wirtschaftspolitik“ (Verlag Georg Reimer; geb. 5.—M.) Professor Conradts Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie (Verlag von Gustav Fischer, Jena, Preis geb. 2,10 M.) ist zur Einführung in das Studium sehr geeignet. Das Hauptwerk Conrads ist ebenfalls bei Fischer in Jena erschienen: „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie“ [erster Teil: Nationalökonomie (Preis geb. 10 M.), zweiter Teil: Volkswirtschaftspolitik (geb. 13,20 M.), dritter Teil: Finanzwissenschaft (geb. 7 M.), vierter Teil: Statistik (geb. 10 M.).] Als „Geschichte der Nationalökonomie“ können wir Ihnen die sechste in 8. Auflage bei Fischer in Jena erschienene von Adolf Damaschke empfehlen. (Preis 4,50 M.).

Stadtpfarrer D. Koch, Stuttgart, Böblinger Str. 63: Wer nimmt in Süddeutschland über Kriegsbauer Kinder von flüchtigen Frauen (aus England und Frankreich) auf?

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Häumer, Schöneberg.

Oberlehrer Gottfried Schaller, z. B. Oberleutnant im Felde, und Frau Elisabeth, geb. Kochendorfer zeigen die glückliche Geburt eines

Sohnes Gottfried an.

Marburg/Lahn, 4. Februar 1916.

Odenwaldschule
Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben u. Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartig. Zusammenleben i. Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel n. gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fachkurse u. sorgfältig fördernd. Einzelunterricht. Sich. Vorbereitung auf Einjährig- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

vierteljährlicher Preis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungskiosk der Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausland 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Löhne 5506,
Postkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellameile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern jugelant. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschmerz. — **Friedrich Naumann:** Vom Naturkönig zum
Großstaat. — **Wilhelm Helle:** Demokratie und Kaisertum. —
Dr. Paul Rohrbach: Streifzüge beim Feinde. — **Oberleutnant**
Prof. Dr. Wilhelm Dyr: Von der Reifeite der Parolezetteln. —
Dr. Orestes Bastian: Rußland als Mittler zwischen Europa
und Asien. — **Georg Rüseler:** Vom Sinn der deutschen Ge-
schichte. — **Herbert Krug:** Schützengraben und Scholle. —
H. D. Gottfried Traub: Wandlung. — Soziale Bewegung.
— **Wirtschaft.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Donnerstag, 3. Februar.

An die Stelle des bisherigen russischen Minister-
präsidenten Goremykin ist ein neuer oberster Minister mit
dem deutschen Namen Stürmer getreten. Daraus irgendwelche
Schlüsse auf Deutschfreundschaft ziehen zu wollen, würde sehr
falsch sein. Eher könnte man denken, daß sich der neue Minister-
präsident desto russischer zeigen muß. Er gilt als russisch-konser-
vativ, wie es sein betagter Vorgänger auch war. An sich ist es
allerdings wohl immer noch leichter möglich, mit den konservativen
Russen zur Verständigung zu kommen, als mit den liberalen, da
die letzteren viel enger mit Frankreich verbunden sind. In der
hiesigen „Zeit“ liest man mit Recht, daß es gerade den Parteien
der Linken jetzt hauptsächlich darum zu tun ist, daß der Krieg
fortgesetzt werde, und daß deswegen die Regierung von ihnen
nichts zu fürchten hat, solange sie den Krieg verlängern kann.

Ein englischer Dampfer „Appam“ wurde von dem deutschen
Kriegsschiff „Röwe“ auf hoher See in Gegend der Kanari-
schen Inseln beschlagnahmt und ist mit 451 Personen, die von
sieben versenkten Schiffen stammten, unter Führung deutscher See-
soldaten in Newport News an der Küste der Vereinigten Staaten
angelandt. Die Uebergabe- und Internierungsbedingungen werden
noch erörtert. Es ist das Ganze wie ein Wiederaufleben der
„Emden“.

In Konstantinopel hat sich der türkische Thronfolger
im Alter von 59 Jahren, Jussuff Izzeddin, durch Aufschneiden der
Pulsader selbst getötet. Politische Gründe scheinen nicht vor-
zuliegen; er war krank und lebte oft in österreichischen Heil-
anstalten.

Auch über Saloniki ist ein Zeppelnangriff erfolgt.

Viel besprochen wird hier die Einigung der tschechi-
schen Parteien. Alttschechen, Jungtschechen, Realisten und
Nationalsozialen haben sich nationalpolitisch geeinigt, behalten aber
ihre eigene Organisation und Sozialpolitik bei. Ein ähnlicher Zu-
sammenschluß steht bei den dalmatinischen Parteien in Aussicht.
Im deutschen Lager ist Annäherung zwischen den Deutschnationalen
und den Christlichsozialen. Das vielgespaltene Parteiwesen des
österreichischen Reichsrates wird etwas vereinfacht aus dem Kriege
hervorgehen.

Freitag, 4. Februar.

Bejornisserregende Nachrichten über das Verhältnis
der Vereinigten Staaten zu Deutschland. Präsi-
dent Wilson hat bei einem Festessen des Eisenbahnvereins gesagt,
er wisse nicht, welche Beziehungen die Vereinigten Staaten am
nächsten Morgen zu fremden Ländern haben werden; er liebe den
Frieden, aber höher stehe ihm die Ueberzeugung. Das letztere
scheint sich auf den noch immer nicht ausgetragenen Streit über
die Versenkung der „Lusitania“ zu beziehen. Nach neun Monaten
des diplomatischen Verhandels hatten wir allmählich die Meinung,
diese Sache sei durch geschickte Vermittlung des deutschen Bot-
schafers Graf Bernstorff glücklich so weit geregelt, daß das Fort-
leben des Aktienwechsels mehr nur formelle Bedeutung habe.
Immerhin aber ist jede nicht fertig durchgearbeitete Angelegenheit
insofern vom Uebel, als sie eines Tages aus ganz anderen Rück-
sichten wieder hervorgezogen werden kann. Jetzt wirkt in Nord-
amerika der Beginn des Wahlkampfes, in dem sich Roosevelt und
Wilson gegenüberstehen. Da nun Roosevelt seine ganze hand-
greifliche Sprachkraft auf Kriegstöne eingestellt hat, so glaubt wohl
Wilson, nicht ganz zurückbleiben zu dürfen. Er will wahrscheinlich
den Krieg noch immer nicht, aber er spielt selber mit dem Gedanken.

Der italienische Ministerpräsident Salandra hat in Turin
und Genua zwei etwas merkwürdige Reden gehalten, in denen
er von der Müdigkeit des gegenwärtigen Ministeriums spricht und
die Engländer wegen der Verteuerung der Frachten tadelt. Ob
das nur Drohungen an England sind oder was sonst, entzieht sich
bei der Vieljüngigkeit Salandras der Beurteilung.

Sonnabend, 5. Februar.

Das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten wird
hier in Wien fleißig besprochen. Man hält eine glückliche Lösung
der Schwierigkeiten noch immer für möglich. Deutschland hat
zugestanden, daß eine Torpedierung nicht ohne Warnung erfolgen
sollte und daß die Passagiere der Schiffe, die sich nicht wehren
und die nicht fliehen, möglichst viel Zeit bekommen sollen, um sich
zu retten. Das ist im September durch Graf Bernstorff in
Washington mitgeteilt worden. Deutschland ist bereit, Entschädigung
zu zahlen und die Regelung der Entschädigungsfragen dem
Schiedsgericht im Haag zu unterbreiten. Darauf aber geht Amerika
nicht ein. Es verlangt, daß Deutschland zugestehet, ein völker-
rechtliches Vergehen begangen zu haben, und daß es dem Offizier
des betreffenden Unterseebootes Mißbilligung aussprechen will. —
Zurzeit befinden sich in Berlin ein Freund Wilsons, Oberst House,
und der nordamerikanische Botschafter in Konstantinopel, Morgen-
thau. Letzterer läßt bekanntmachen, daß er nur zufällig auf
Urlaubsreise dort ist.

In der norwegischen Zeitung „Finmarkens Amtstidende“
werden sehr eingehende Mitteilungen über russische Kriegs-
rüstungen an der schwedischen Grenze gemacht. Eine
Menge Schützengraben und Drahtverhaue werden angelegt, und
ein 15 Km. breiter Streifen wird vom Walde freigemacht. Etwa
100 000 Mann Infanterie stehen in der Nähe der schwedischen
Grenze. Die Rentiere werden zum Schleppen von Kriegs-
material zusammengezogen. — Gleichzeitig behauptet das Stock-
holmer Blatt „Sozialdemokraten“, von einem Privatbrief des
schwedischen Königs an den König von Italien kurz vor der
italienischen Kriegserklärung Kenntnis zu haben, in dem der

schwedische König den Anschluß an den Bierverband verhindern wollte und mit irgendwelchen schwedischen Schritten gedroht habe.

Das deutsche Marineluftschiff L 19 ist verloren gegangen. Die Besatzung hat einen englischen Dampfer vergeblich um Rettung gebeten.

Mit dem heutigen Tage geht für mich ein erlebnisreicher Aufenthalt in Wien zu Ende. Die Frage Mitteleuropa ist eine allgemeine Staats- und Bevölkerungsfrage geworden. Noch sind längst nicht alle Hemmnisse überwunden und alle technischen und praktischen Schwierigkeiten geklärt, aber das Geschichtsproblem selber ist fast allseitig begriffen. Die gemeinsame Durcharbeitung der Einzelfragen beginnt. Die Willensträftigkeit Wiens ist durch den Krieg sichtlich gewachsen.

Sonntag, 6. Februar.

Abfahrt von Wien, Ankunft in Linz. Hier ist alles, was ich sehe, von wohlthuender Behäbigkeit mitten im Kriege. Es scheint recht gut vorgesorgt zu werden. Ueberhaupt ist manchem Norddeutschen, der von Oesterreich nichts als Wien kennt, der Rat zu geben, sich etwas mehr in die „Länder“ zu vertiefen. Auch hier vielerlei Nationalitätengespräche, besonders auch über galizische Polen, Ruthenen und Juden. Dazwischen ein Vortrag über den gemeinsamen Krieg.

Es wird nichts Großes von den verschiedenen Fronten gemeldet, aber auf der Eisenbahn sehe ich allerlei Militärisches. Man ist immer und überall vom großen Kriege umgeben. Die Leute fragen, wann er zu Ende sein wird? Als ob jemand das wissen könnte!

Das weiche nasse Winterwetter fängt an, Sorge zu machen. In Ungarn ist teilweise unbestellter Boden. Es ist aber dringend nötig, daß in ganz Mitteleuropa aller verfügbare Boden auch für die kommende Ernte ausgenutzt wird.

Montag, 7. Februar.

Englische und französische Kolonnen sollen bei Saloniki Zusammenstöße mit griechischen Truppen gehabt haben. Wenn das wahr ist, so kann sich daraus eine erwünschte Klärung ergeben. Griechenland leidet unter einer fast unmöglichen Neutralität. Der König macht seinem Herzen von Zeit zu Zeit gegenüber einem Pressevertreter Luft, soweit es ihm durch die sogenannten Verhältnisse erlaubt ist.

In China wogt mancherlei durcheinander. Es wird von schweren Kämpfen zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen berichtet, und zwar aus verschiedenen Gegenden des Reiches. Man ist geneigt, zu fragen, wer wohl die Waffen für die Aufstände liefert.

In England wird mit der Offenheit, die das Inselvolk auch im Kriege hat, die eigene Regierung wegen ungenügender Verteidigung gegen Luftschiffe getadelt. Die Vorschriften über Verminderung der Straßenbeleuchtung dehnen sich auch über die Industriebezirke aus. Die Zahl nächtlicher Unglücksfälle steigt. Es wird schneller Bau neuer Flugzeuge und Luftschiffe gefordert.

In Kamerun scheint der Kampf zu Ende zu sein. 800 Deutsche und etwa 14 000 zu ihnen gehörige Eingeborene sind auf spanisches Gebiet übergetreten und dort interniert. Man muß sich wundern, daß es die Unfrigen so lange ausgehalten haben. Ihre Heldentaten wird man später erfahren. Wir nehmen an, daß die Spanier unsere erschöpften Kämpfer gut behandeln werden.

Dienstag, 8. Februar.

Das Gebirge über dem Omundener See sieht aus wie die politische Weltlage = schwere dunkle Wolken. Noch ist die amerikanische Spannung nicht überwunden, es verlautet aber, daß die Vereinigten Staaten auf die letzte deutsche Vorstellung nicht sofort antworten werden. Das läßt noch die bessere Möglichkeit offen. Präsident Wilson fährt fort, Ansprachen darüber zu halten, daß Amerika das Land der Gerechtigkeit und der Neutralität sei. An diesen Reden nimmt man übrigens auch in England Anstoß, weil Wilson die sogenannte englische Blockade Deutschlands als nicht völkerrechtlich vollkommen kritisiert.

England verbietet die weitere Einfuhr amerikanischer Lebensmittel für die notleidende Bevölkerung Polens, indem der englische Ministerpräsident behauptet, daß Polen sich selbst ernähren könne, wenn die Deutschen kein Getreide für sich wegnehmen. Das ist erstens an sich falsch, denn Kongreßpolen ist auch in Friedenszeiten ein getreideeinführendes Land, dann aber wird außer acht gelassen, daß die letztjährige polnische Ernte durch Krieg und russische Brände ganz unverhältnismäßig vermindert wurde. Die „Norddeutsche Allgemeine“ erklärt dazu ferner, daß an Mehl ebensoviel nach Kongreßpolen eingeführt wurde wie an Getreide ausgeführt.

Gespräch mit einem aus Ungarn heimkehrenden Feldgeistlichen über die religiöse Interessiertheit vieler verwundeter und kranker Soldaten.

Mittwoch, 9. Februar.

Es ist in Deutschland kälter als drüben in Oesterreich. Das gilt in gewissem Sinne auch für die Behandlung der mitteleuropäischen Frage. Aber unsere größere Zurückhaltung war bisher noch niemals ein Zeichen, daß man bei uns nichts tun wolle. Es ist aber nötig, daß dieser Temperaturunterschied auf beiden Seiten der Grenze begriffen wird, damit man sich nicht falsch versteht. Ich fahre bis Bagreuth, u. a. da die Einbrüche der über-vollen letzten zwei Wochen zu sammeln. Zunächst lasse ich die österreichischen Töne in der Umgebung der alten Markgrafenhöfe freudvoll ausklingen.

Der König von Bulgarien reist nach dem deutschen Hauptquartier, um Gegenbesuch für die Zusammenkunft in Nisch zu machen. Die Stimmen für möglichst engen Anschluß Bulgariens an die mitteleuropäischen Mächte mehren sich.

An der Westfront auf verschiedenen Stellen gekämpft, und im Auslande erhalten sich Gerüchte von einem bevorstehenden deutschen Durchbruchversuch. Gestern oder vorgestern sind bei Vimy in der Nähe von Arras 800 m erste Grabenlinie genommen worden. Zwischen Dover und Calais soll der Privatverkehr zeitweilig unterbrochen sein, um Truppen von England aufs europäische Festland zu transportieren. — Sowohl die Engländer wie die Franzosen fahren fort, sich über die Abwehr von Luftangriffen Gedanken zu machen. Der bisherige Chef des französischen Fliegerwesens hat seinen Abschied genommen, weil von ihm in der Kammer mehr gefordert wird, als was technisch geleistet werden kann. Ueberall besteht die Gefahr, daß durch die niederfallenden zahlreichen Abwehrgeschosse mehr Menschen beschädigt werden als durch die Bomben selber.

Donnerstag, 10. Februar.

Die Entwaflnung der Montenegriner wird vom österreichisch-ungarischen Militärkommando als beendet angegeben. Der Vormarsch in Albanien begegnet mehr klimatischen als militärischen Hindernissen. Tirana wurde besetzt, die sehr gemischten Verteidigungstruppen weichen zurück. Ueber Durazzo fliegen österreichische Luftfahrzeuge.

Mit viel Spektakel wird eine Reise des französischen Ministerpräsidenten Briand nach Rom ins Werk gesetzt, um die Einigkeit der lateinischen Schwesternationen ins hellere Licht zu setzen. Briand ist von zahlreichen hohen Staatsbeamten begleitet und wird sicher auch irgendeine englische Gelbvolmacht in der Tasche haben, die er aber erst dann herausgibt, wenn die Italiener sich für gemeinsamen Krieg auf der ganzen Linie entschieden haben. Darunter ist zu verstehen, daß sie Truppen nach Saloniki und Balona liefern und möglichst bald zu Deutschland in offenen Kriegszustand treten. Man will von Paris aus den Italienern jede Möglichkeit eines Separatfriedens hinwegnehmen. Der italienische Generalissimus Cadorna soll noch immer ein Gegner aller neuen Unternehmungen sein, da er keine Soldaten von dem nördlichen Kriegsschauplatz abgeben will.

Die Ansichten über den deutsch-amerikanischen Kriegs- oder Friedenszustand wechseln noch immer. Heute telegraphiert das „Reuter-Büro“, daß ein Wortlaut bezüglich des „Lusitania“-Falles gefunden werden könne, der den Ameri-

lanern genügt, ohne für die Ehre Deutschlands unmöglich zu sein. Es bereitet offenbar der nordamerikanischen Staatsregierung ein gewisses Wohlgefallen, der Welt zu zeigen, daß sie als entscheidende Großmacht im Hintergrund steht. Daß sie wirklich Krieg führen möchte, wird von guten Amerikanern bezweifelt.

Freitag, 11. Februar.

Der Deutsche Reichskanzler hat den Vertreter der „New York World“, Karl v. Wiegand, empfangen, um ihm zur Uebermittlung nach den Vereinigten Staaten gewisse Mitteilungen über die vorhandene Spannung zu machen. Er sagte unter anderem: „Was Ihre Regierung verlangt, ist eine unmögliche Demütigung. Ich bin weit gegangen, um die herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu erhalten und bin bereit, Amerika alles zuzugestehen, was Deutschland billigerweise zugestehen kann, aber ich vermag einer Demütigung Deutschlands und des deutschen Volkes nicht zuzustimmen. Ich kann mir die Waffe der Unterseeboote nicht aus der Hand reißen lassen. Ich erkläre Ihnen dies nicht mit leichtem Herzen, bin mir aber bewußt, daß ich die Empfindung des ganzen deutschen Volkes ausspreche.“ — Inzwischen fand in Washington eine erneute Konferenz zwischen dem amerikanischen Vertreter des auswärtigen Departements, Lansing, und dem deutschen Botschafter, Grafen Bernstorff, über die „Associated Press“ telegraphiert, daß ein Uebereinkommen erzielt sei, dessen Wortlaut noch festgestellt werden mußte.

Gleichzeitig mit diesen Unterhandlungen über den „Lusitania“-Fall wird von der deutschen Regierung eine Denkschrift über die Behandlung bewaffneter Rauffahrteischiffe herausgegeben, deren Hauptsatz lautet, daß mit Geschützen bewaffnete Handelsfahrzeuge kein Recht mehr darauf haben, als friedliche Fahrzeuge angesehen zu werden. Die deutschen Seestreitkräfte werden nach einer kurzen Pause, während der sich die Neutralen auf das neue strengere Verfahren einrichten können, alle bewaffneten Schiffe als Kriegsfahrzeuge behandeln. — Die praktische Schwierigkeit liegt darin, rechtzeitig zu erkennen, ob ein be gegnendes Schiff bewaffnet ist oder nicht. Mit dieser Unsicherheit begann ja auch der „Lusitania“-Streit.

In der Nacht vom 10. zum 11. Februar haben deutsche Torpedoboote in der Gegend der Doggerbank einen englischen Kreuzer, „Arabis“, versenkt und einen anderen Kreuzer getroffen. Ein Teil der Mannschaft der „Arabis“ wurde gerettet.

Ein französischer Versuch, den verlorenen Graben bei Vimy wiederzugewinnen, mißlang.

Ministerpräsident Briand ist in Rom mit viel Ehren und Volksge dränge empfangen worden. Die Italiener sollen sich tatsächlich bereit gefunden haben, einen kleinen Truppenbestand nach Saloniki zu senden. Den Italienern werden handelspolitische Erleichterungen zugestanden. Briand und Salandra ließen sich gemeinsam auf dem Balkon feiern.

Sonntag, 12. Februar.

Von gegnerischer Seite werden Nachrichten über eine österreichisch-ungarische Niederlage in Albanien verbreitet, die aber nach Wiener Mitteilungen durchaus erfunden sind. Die Österreicher schreiten auf der Straße Tirano—Durazzo vorwärts und finden bei den albanischen Stämmen verhältnismäßig gutes Entgegenkommen.

In Stockholm tagt eine neutrale Friedenskonferenz von nicht verantwortlichen Personen aus neutralen Ländern. Der amerikanische Friedensfreund Ford hat sich angemeldet. Schweizer Kreise beteiligten sich an dem Unternehmen. Ob es viel nützt, ist fraglich, solange beide Teile von ihrem schließlichen Siege überzeugt sind.

Aus belgischer Quelle wird berichtet, daß an der Westgrenze von Deutsch-Ostafrika an zehn verschiedenen Stellen erfolgreiche Kämpfe gegen die Deutschen stattgefunden haben. Die Franzosen und Belgier seien in Ostafrika eingedrungen. Vorläufig warten wir ab, ob das wahr ist.

Griechenland protestiert gegen die Uebertragung italienischer Gendarmen nach Korfu. Im ganzen ist die Lage und Haltung Griechenlands so unklar wie je.

Bei Massiges in der Champagne griffen die Franzosen mit viel Artilleriefire an und nahmen den Unsrigen einen Graben von 200 m Länge.

Ein deutsches Unterseeboot hat südlich von Beirut ein französisches Linien schiff, „Suffren“, mit 12 000 t und über 650 Mann versenkt. Die Mannschaft konnte nicht gerettet werden. Das Linien schiff stammt aus dem Jahre 1899.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 7. Februar.

In Berlin tagt die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge. Es wird über Wege und Erfolge der Kriegsinvalidenfürsorge gesprochen. Von Oesterreich nimmt Prof. Spihn, von Ungarn Prof. Doellinger-Budapest an den Verhandlungen teil. Prof. Biesalsky spricht insbesondere über die ärztliche Tätigkeit. Man merkt an den Verhandlungen, wie klar in der Kriegsbeschädigtenfürsorge ein zweifacher Kampf geführt wird: nicht nur gegen die Belastung unserer Volkswirtschaft mit arbeitsunfähigen Rentempfängern, sondern auch gegen die Belastung unserer Volkskraft mit Menschen, denen das Glück der Selbsterhaltung und der Segen der Arbeit verschlossen ist. Es wird ein sehr ausdrucksvoller Beweis unserer Zuversicht und inneren Stärke sein, wie weit es gelingt, aus dem sentimentalsten Mitleid zu dem kraftvollen, hilfreichen Mitleid durchzudringen, das im Kriegsbeschädigten die sittliche Persönlichkeit voraussetzt und stärkt. Nach einem Bericht von Generalarzt Schulken sind in 50 Lazaretten große, in 80 kleinere Werkstätten und in 30 Gelegenheit für landwirtschaftliche Arbeit — abgesehen von allen Fachschulen, die für Kriegsbeschädigte zur Verfügung gestellt werden. Gleichzeitig ist eine große Probefenaustellung hier eröffnet, — ein stummes Epos der Wissenschaft und praktischen Kraft.

Der Hanjabund verhandelt in einer Sachverständigenkonferenz über die Maßnahmen zur Ueberleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft. Es kommen in Betracht: Maßnahmen für Hausbesitz und Realcredit, Organisation für Rohstoffversorgung und Arbeitsmarkt, Ueberleitung der Finanzwirtschaft in den Friedenszustand, Sicherstellung von Ein- und Ausfuhr. Zur Durchführung dieser schwierigen Aufgaben ist nach den Ausführungen von Geh.-Rat Nießer eine „Demobilisierungsorganisation“ aus Reichsstaatsbehörden und Wirtschaftsverbänden notwendig — etwas wie ein wirtschaftlicher Generalstab zur Friedensvorbereitung, der für die Kriegsvorbereitung noch nicht dagewesen ist, aber künftig da sein muß.

Das Stück „Immer feste druff!“ ist zum fünfhundertstenmal gespielt worden! — Ja, darüber sollte man sich nun eigentlich ästhetisch-sittlich entrüsten. Aber es verdankt diese Beliebtheit zu allermeist der dicken, gutmütigen Sentimentalität seiner Lieder. Bei „Vergiftmelnicht“ weinen — wie die zu diesem Anlaß mitgeteilten Feldpostbriefe zeigen — die Landsturmmänner im Unterstand. Und die Verse „Der Soldate, der Soldate ist der schönste Mann im Staate“ haben so etwas zur Duldung Aufforderndes!

Dienstag, 8. Februar.

Der Vorsitzende des deutschen Lehrervereins schlägt einen „mitteleuropäischen Ausschuß der Lehrervereine“ vor. Vorschläge dazu werden im Lehrerverein demnächst genauer besprochen werden.

Das Ceterum censeo aller Großstadtoberhäupter ist die Reichsbutterkarte!

In den Ausschüssen des preussischen Landtags treten Verhandlungen über Gegenstände der Friedenszukunft mehr und mehr in den Vordergrund. Die Wiederbelebung des Handels nach

dem Kriege — die Rückführung der staatlichen Monopolwirtschaft in die der freien Konkurrenz wurde der Staatsregierung durch einen Antrag empfohlen, der schon während des Krieges die nötigen Vorbereitungen dafür verlangte.

Ferner wurden 100 Millionen für Zwischenkredite bei der Errichtung von Rentengütern zur Verfügung gestellt. Dabei wurde ein polnischer Zusatz zum Rentengütergesetz von 1891 „Jedoch dürfen solche Bedenken aus dem Religionsbekenntnis, der Abstammung, der Muttersprache oder der politischen Betätigung des Rentengutsnehmers nicht hergeleitet werden“ abgelehnt — nicht grundsätzlich, aber mit Rücksicht darauf, daß die Regierung die Stellungnahme zur Polenpolitik bis nach dem Kriege zurückstellen müsse.

Gustav Falke ist, 62jährig, in Hamburg gestorben. Bei der Nachricht steigt, wie ein stilles, wipfelüberdachtes Dorf im Abendsonnenschein, unser Friedensleben vor einem auf, lächelnd und harmlos, voll lodender Ruhe und heimlicher Schönheit — und wir fühlen plötzlich die verzehrende Anspannung aller unserer Kräfte, fühlen, wie sehr wir mit jeder Faser und jedem Herzschlag Kampf sind und sein müssen! Und schieben noch einmal wieder diese reiche, warme, lodende Welt von uns fort, um unser Schicksal fester zu fassen, solange wir müssen!

Mittwoch, 9. Februar.

Im Landtag werden die Handwerkerfragen besprochen. Ein Beispiel für die Kriegslage des Handwerks: im Bezirk der Handwerkskammer Hildesheim sind 1654 selbständige Handwerker zum Heeresdienst eingezogen, von denen 893 ihren Betrieb stilllegen mußten, im Handwerkskammerbezirk Kassel haben von 2368 eingezogenen selbständigen Handwerkern 1635 ihre Betriebe schließen müssen. Von allen Seiten wird die überraschende Fähigkeit der Frauen, die Betriebe durchzuhalten, gerühmt. Die Frau am Amboss, die Frau, die Pferde beschlägt, so sagte ein Abgeordneter, werde einmal als Symbol dieses Weltkrieges dastehen.

Ich kenne ein kleines Beispiel: Die Schusterfrau, die hier draußen in unserem Villenvorort mit einem taubstummen Gesellen den Betrieb vollkommen aufrechterhält, ganz gelassen und geräuschlos mit Bedernot und allen Schwierigkeiten fertig wird. Ebenso einfach und sachlich erklärte sie in diesen Tagen in einem Gespräch über Amerika: „Dann muß es eben sein. Wir können uns so nicht alles gefallen lassen.“ Wilson hätte sie sehen sollen, blond und ruhig und statisch, inmitten ihres Arbeitsgeräts, und ihre beiden netten Buben an der Schürze.

Am zum Landtag zurückzukehren: Für das Handwerk wurde folgendes verlangt.

1. Es müßte den heimkehrenden Meistern ermöglicht werden, den Betrieb wieder zu eröffnen; es müßten Veranstaltungen getroffen werden, die kriegsverletzten Handwerker in ihren früheren Beruf zurückzuführen und, soweit das nicht möglich sei, in einen leichteren Beruf überzuführen, und es müßte für Lehrlingsnachwuchs gesorgt werden.

2. Die Organisationen des Handwerks müßten ausgebaut und ausgebreitet werden, und

3. es müßte diesen Organisationen der nötige Kredit zur Verfügung gestellt werden.

Donnerstag, 10. Februar.

Der Bundesrat monopolisiert durch eine kürzlich in Kraft getretene Verfügung den Devisenhandel, um dem Sinken der deutschen Valuta — oder richtiger umgekehrt: der Wirkung des hohen Preisstandes der ausländischen Geldsorten entgegenzuwirken. „Unter Kontrolle der Reichsbank ist einer Reihe von Banken und Bankfirmen in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg das alleinige Recht übertragen worden, in Devisen Handel zu treiben. An diese Banken und Bankfirmen hat sich die übrige Bankwelt wie der Devisen benötigende Geschäftsverkehr zu wenden. In den darauf bezüglichen Anträgen muß der Zweck, für den Auslandsguthaben benötigt werden, angegeben werden. Der Reichsbank oder den Monopolbanken steht das Recht der Ablehnung zu.

Die Verordnungen des Bundesrats werden hoffentlich ihren Zweck erreichen. Da ihnen aber in der Hauptsache vorbeugender Charakter innewohnt, so wird erst die Entwicklung der Devisenkurse abzuwarten sein, ehe man sagen kann, ob nicht weitere Schritte notwendig werden. Auf diese weisen bereits die mit den Verordnungen veröffentlichten „offiziellen Mitteilungen“ hin, die für eine Besserung der deutschen Valuta die schon oben erwähnten Hilfsmittel empfehlen: tunlichste Steigerung der Ausfuhr, Verkauf von in deutschem Besitz befindlichen fremden Wertpapieren, Einschränkung des allgemeinen Imports und Aushaltung des Luxusimports (Kaviar, Austern, feine russische Pelze, französische Kleider und Kleiderstoffe).“

Diese letzten Angaben enthalten auch eine sehr eindringliche Mahnung an die Käufer: enthaltet euch möglichst aller Gegenstände, die aus dem Ausland bezogen und dort bezahlt werden müssen!

Freitag, 11. Februar.

Im sächsischen Landtag ist gleichfalls ein Ausschuß aus beiden Kammern beschloffen, der in Lebensmittelfragen der Regierung beratend zur Seite stehen soll.

Im preussischen Landtag werden die Zensurfragen besprochen. Der Minister des Innern gab die Mißstände der Zensurausübung ebenso zu wie die Berechtigung des Wunsches nach ~~Unsprache~~ über die Friedensziele. Es wurde der Antrag gestellt — aber noch nicht abgestimmt, „die königliche Staatsregierung zu ersuchen, dahin zu wirken,

„1. daß fortan von den Militärbehörden die Pressefreiheit und das Vereins- und Versammlungsrecht nur soweit beschränkt wird, als dies im Interesse siegreicher Kriegführung unbedingt geboten ist;

2. daß insbesondere die Erörterung der allgemeinen Richtlinien unserer Friedensziele tunlichst freigegeben wird;

3. daß die für die gleichmäßige Handhabung der Zensur getroffenen Einrichtungen wirksamer gestaltet werden.“

Die Fleischpreise für alles nicht unter Höchstpreis gestellte Fleisch steigen in Berlin weiter (um durchschnittlich 7—8 Pf. pro Pfund in der letzten Woche).

Kein Mensch heute in Straßen- und Stadtbahn, der nicht in die Denkschrift über die Behandlung bewaffneter Rauffahrtsschiffe vertieft wäre, über sie diskutierte — sich ihrer Entschiedenheit freute!

Wir sprachen in unserer Kriegshilfeorganisation über die kommende Arbeitslosigkeit durch den Rohstoffmangel in der Warenindustrie. Sie wird auch Berlin und insbesondere die Frauen sehr schwer treffen. — Die Verhandlungen der Berliner Stadtverwaltung über gleichmäßige Handhabung der Kriegsunterstützungsbewilligungen haben zu einem festen Antrag geführt. So wird also wohl diese seit lange besserungsbedürftige Sache in Ordnung kommen.

Es schweben Verhandlungen über eine Mitwirkung Amerikas bei der Ernährung der polnischen Bevölkerung — ähnlich wie in Belgien und Nordfrankreich.

Sonntag, 12. Februar.

Eine Berliner Lokaltalkorrespondenz teilt mit, daß am sozialdemokratischen Jahlabend selbstgraue Sozialdemokraten ihrer Meinung gegen die Minorität Ausdruck gegeben und sich darüber beschwert hätten, daß entscheidende Abstimmungen der Wahlvereine jetzt ohne die Mitglieder in den Schützengräben gescheitert würden. — Diese Beschwerde würde sehr berechtigt sein!

Die Berliner Lehrstellungsvermittlung warnt vor dem zu starken Andrang Jugendlicher zur Metallindustrie. Natürlich — die Eltern überschätzen unter dem Eindruck des Krieges die Berufsaussichten dieses Zweiges, und die jungen Burschen werden hernach arbeitslos werden und mit Mühe umlernen müssen.

Sonntag, 13. Februar.

Die pommerische Landwirtschaftskammer richtet an die Landwirte einen Aufruf, in dem zwar schärfste Kritik an der Regelung

der Kartoffelversorgung gelübt und jede Verantwortung für die Folgen abgelehnt, aber doch die Bereitschaft ausgesprochen wird, „nach besten Kräften mitzuarbeiten, um geordnete Verhältnisse zu schaffen und die Versorgung der Bedarfsbezirke mit Speisekartoffeln nach Möglichkeit zu sichern“. „Ich richte deshalb“, so fährt der Aufruf fort, „an sämtliche pommerischen Landwirte, ob groß, ob klein, hiermit die dringende Bitte, den von der Landwirtschaftskammer bevollmächtigten Eintäufern, welche sich demnächst an sie wenden werden, alles, was sie an Speise- und Fabrikkartoffeln noch abgeben können, anzustellen. Auf der gesicherten Ernährung des deutschen Volkes beruht die Sicherheit des Sieges in den Kämpfen um die Zukunft und das Dasein unseres Volkes und Vaterlandes. Die pommerischen Landwirte haben noch niemals versagt, wenn es galt, für das Vaterland einzutreten, sie werden ihre Opferwilligkeit auch diesmal beweisen.“

Hoffen wir, daß der Beauftragte der Berufsvertretung die Beschwörungsformel findet, die vorhandene Vorräte herauszuladen vermag.

Raumann / Vom Naturkönig zum Großstaat

1.

Als die Menschheit jünger war als jetzt, hatte sie viel mehr Könige. Es waren kleine Könige, aber sie hatten keinen anderen über sich als die Gewalten der Natur und des Schicksals. Überall wuchsen Häuptlinge, Stammesführer, Herzöge, Kleinkönige wild wie die Wacholderbüsche im Walde. Sie kamen auf und vergingen wie die großen Bären in den Gebirgen. Einige wenige von ihnen lebten in Sage und Heldenlied weiter, aber die allermeisten starben unter irgendeiner Palme oder Linde und gaben ihr Herrschertum an den Nächstkünftigen, mochte er Freund sein oder Feind.

Diese alten Könige sind heute fast völlig ausgerottet, und nur in den Wüsten Asiens und in den Wäldern und Steppen Mittelasien schleppen sich noch einige allerletzte Könige ältester Prägung ärmlich und beinahe bettelnd durch die Welt.

2.

Die Bibel, das viel zu wenig gelesene Buch der Bücher, erzählt von unglaublich vielen Königen, die es einst zwischen Nilstrom und Euphrat gab. Da waren Könige der Amoriter und Ammoniter und Hetiter und Jebusiter und Amalekiter, lauter kleine Majestäten, unter denen Männer wie Josua, Saul und David schon fast wie Großherren erscheinen. Sie gingen aber alle unter, auch die Könige Zions wanderten ins Exil, als eine andere Art von Königen über sie kam: die mit Roß und Reißigen umgebenen gepanzerten Techniker des Herrschens aus Memphis und Babylon. Vor ihnen krochen die vorhergehenden Könige wie kleine Schakale in die Klüfte des Hinterlandes.

3.

So waren auch viele Könige im alten heiligen Griechenland, bis Alexander kam, um alle ihre zwerghaften Herrschaften in seinem Mantel zu sammeln. So war Italien voll von Königen, ehe die Römer sich regten, so war Gallien ein Spielplatz von Majestäten, bis Cäsar auftrat, so hatten Britannien und Germanien zahlreiche Herren, bis Römer und Franken ihre Herrschaftsverhältnisse vereinfachten, indem sie die Könige vertrieben oder nach Rom schickten zu Schauspiel und Buße.

Und wo sind jetzt alle die Könige Afrikas, die in den Entdeckungsgeschichten Livingstones, Stanleys und Emin

Paschas noch eine Rolle spielen? Wo sind die Könige der Rothäute?

Wo sind die Könige Indiens? Und seit welchen unendlichen Zeiten sind die Urkönige Chinas verschwunden!

Man nennt diesen Untergang einen Fortschritt, und in der Tat, er ist es gewesen.

4.

Es ist unmöglich, eine alte Handwerksform des Regierens am Leben zu erhalten, sobald stärkere Regierungskünste entdeckt und eingeübt sind. Da hilft kein älteres Recht. Da hilft es auch nichts, sich darauf zu berufen, daß mit dem Untergange des alten wildwachsenden Herrentums viel persönliche Kraft und Heldenhaftigkeit versinkt. Die alten Könige nahmen meist ihre alten Götter und ihre Volksgeheimnisse, oft auch ihre Sprache mit sich ins Grab. Wer mehr Pferde besitzt und bessere Schwerbewaffnete einexerziert und mehr Steuern zu erheben vermag und mehr Fronvögte anstellt, der ist der Mann der Weltgeschichte, und seine Söhne weben schon einen Staat.

5.

Der Staat verhält sich zum alten Naturkönigtum wie der Acker zur Steppe. Es wächst nicht mehr, was wachsen will, sondern was wachsen soll. Ein König, der einen Staat besitzt, hat Schreiber und Richter, Verwalter und Hauptleute. Er ist nichts mehr für sich allein, sondern nur etwas mit seinem Betrieb. Er selbst ist Unternehmer inmitten eines durch Tradition und Strafe zusammengehaltenen weitläufigen Kunstwerkes. Sobald er sich einsinken läßt, wieder einfacher Naturmensch zu werden, verliert er seinen Zauber. Er darf als Einzelperson schwach, furchtsam und kurzichtig sein, wenn er nur den Betrieb in Gang zu halten versteht. Dann mögen andere für ihn tapfer sein und weiter blicken als er. Nur muß von den anderen an seine Majestät geglaubt werden. Deshalb trägt er den Purpur. Glaubt man nicht mehr an ihn, so kommt er ins Kloster.

6.

Vom Ägypterstaate bis zum Römerstaate wird das Betriebsgeheimnis stets von den Besiegten an die Sieger vererbt. Schließlich rinnt alle alte Staatskunst in Rom zusammen, in Rom und in Peking. Die Urkönige und Urvölker gehen verloren, und die reine Technik steigt von den sieben Hügeln aus bis an die Grenzen fabelhafter Hintergrundsgebiete. Diese Hintergründe aber sind die Qual des Systems. Um ihre Willen werden lange Mauern und hundertjährige Schützengräben aufgebaut. Diese Mauern haben um China herum besser gehalten als um das römische Reich, denn dort fanden sich natürliche Grenzen, Rom aber brachte es nicht fertig, seine Wälle unübersteiglich zu machen.

7.

Nicht aus bloßer Laune ist die Frage nach den Gründen des Unterganges des römischen Reiches so oft aufgeworfen worden, denn wer diesen Untergang ganz ergründen könnte, der würde die Kenntnis des Entwicklungsganges aller alten Staaten in seiner Hand tragen. Der beste aller antiken Betriebe starb sicherlich nicht bloß daran, daß seine Könige inmitten des Systems ihren persönlichen Unternehmercharakter fast verloren, sondern mehr noch daran, daß ihre Betriebsmittel nur bis zu einer gewissen Entfernung reichten. Auch der herrliche römische Straßenbau war keine genügend enge Verbindung für ein Weltreich von der Nordsee bis Bagdad. Auch fehlte die Technik der Verwandlung von Naturalien in

Geld und des Geldes in Naturalien. Die angeborenen Organe waren für den übers Maß gewachsenen Körper nicht stark genug.

8.

Nach dem Sturz des Römerreiches bis zum Beginn der allerneuesten Zeit ist in West- und Mitteleuropa die Periode des künstlichen Königtums. Das will besagen, daß die einmal gewonnene Technik des Herrschens nie wieder ganz untergeht, daß sie aber ohne Naturuntergrund beliebig eingesetzt wird. Die Naturkönige sind ruiniert, und Kunstkönige machen sich das Feld strittig. Fast alle größeren Dynastien dieser langen Periode sind keine Eingeborenen ihres Territoriums. Sie haben ihre Stammburgen irgendwo draußen. Das Herrschen ist Erwerb und Kunst, wird gelernt wie das Kommandieren eines Regiments und ausgeübt, wo es gerade Gott und dem Kaiser gefällt. Deshalb sind auch die Herrschaftsrechte wesentlich römisch. Das ist die Zeit, in der die Idee der absoluten Herrscher sich bildet.

9.

Die absolute Herrschaft ist ein Verstandesystem, bei dem sich die vorgefundenen Bevölkerungen in Untertanen verwandeln. Der oft aus der Ferne über sie gekommene Herr gilt als Quelle aller Rechte. Er bearbeitet seine Untertanen, wie man ein Bergwerk bearbeitet oder einen Wald forstwissenschaftlich pflegt. Dabei steigert er, wenn er tüchtig ist, die Lebenslage der Regierten, um von ihnen mehr Ertrag abheben zu können. Dieses System für sich allein kann durch seine technische Vervollendung bei entsprechender militärischer Ausrüstung zu beträchtlichen Staatenvergrößerungen führen, es führt aber nur zufällig zu Nationalstaaten, wenn die Naturlage der Staatskunst hilft, wie in Frankreich. Der gewöhnliche Fall ist die Kleinstaaterie oder die Staatenanhäufung ohne innere Verbindung. Man denke an das Reich Karls V., an die Zustände Deutschlands und Italiens.

10.

Die Ueberwindung des Kunststaates geschieht durch die demokratische Erhebung der Untertanen zu Bürgern. Erst durch die Mitwirkung der Bevölkerung verliert der Kunststaat seine Fremdheit. Was seit den alten Naturkönigen nicht mehr vorhanden war, erscheint in den Nationalstaaten von neuem: gewachsener Urgrund, Boden unter den Füßen. Alle Technik des Kunststaates bleibt, wird aber mit Volkhaftigkeit gefüllt. Das ist der Umwandlungsvorgang, der im 18. und 19. Jahrhundert Westeuropa verändert. Jetzt erst wieder ist seit dem Römerreich ein Entstehen aus der Tiefe heraus möglich. Die Zahl der Könige oder Herzöge wird kleiner, die Staaten fühlen sich eigenen Rechtes, die verbleibenden Herrscher werden nationalisiert.

11.

Gleichzeitig mit dem Aufsteigen des demokratischen Volkstums erweitert sich die Kunstmöglichkeit des Regierens weit über das hinaus, was das einstige Römerreich zu verwenden vermochte. Napoleon ist der letzte Herrschaftsversuch auf nationaler Grundlage, aber noch ohne die Verkehrsmittel der Neuzeit. Er baut Straßen wie Cäsar. Nach ihm aber werden Eisenbahn und Dampfschiff zu überraschenden Herrschaftsmitteln, durch welche die Schwierigkeiten des Römerreiches zu einem guten Teil beseitigt sind. Der Herrscher und sein System sind beinahe allgegenwärtig. Dabei macht es nicht allzu viel aus, ob der Herrscher wie bei uns erblich ist oder wie in Amerika wählbar, da ja auch schon die alten vorbildlichen Römertäuser wählbar waren. Der Kunststaat

brauchte die Erbllichkeit, der auf nationaler Grundlage aufgebaute technische Staat pflegt sie, wo er sie vorfindet.

12.

Es sind aber nicht Demokratie und Eisenbahn allein, durch die eine neue Art von Staaten ins Leben trat, sondern auch die Finanz- und Wirtschaftsgebarung des staatlichen Unternehmens macht eine völlige Umänderung durch: der fiskalische Staat wird kapitalistischer Staat. Das heißt: Während der Fürst des Kunststaates die Mehrwertabhebung möglichst direkt durch seine Diener vollzog, überläßt der kapitalistische Staat diese staatsnotwendige Tätigkeit den freien Erwerbsbetrieben, die er dann wieder besteuert. Das ist der erste Schritt zur finanziellen Beweglichkeit, und die Möglichkeit, von diesen Privatunternehmern dann weiterhin zu borgen, ist der zweite. Wie aus allen diesen Elementen der moderne Weltstaat wird, davon reden wir ein anderes Mal.

Wilhelm Heile/Demokratie und Kaisertum

Wir wollen heute nicht etwa von jener ersten großen Programmschrift reden, mit der einst Raumann als schöpferischer Politiker vor die deutsche Öffentlichkeit trat. Es ist in der „Hilfe“ nie der Brauch gewesen, obwohl es an Gelegenheit dazu nicht gefehlt hätte, sich nach bekannten Vorbildern in die Brust zu werfen: seht ihr, haben wir nicht recht gehabt mit dem, was wir schon seit Jahren vorausgesagt haben? So wollen wir uns auch jetzt nichts darauf zugute tun, daß die Vereinigung von Demokratie und Kaisertum in dieser großen Schicksalsstunde unseres Volkes allen maßgebenden Entscheidungen und Handlungen während des Krieges Kraft und Richtung gegeben hat. Wir wollen nicht Verdienste in Anspruch nehmen, wo Tatsachen gesprochen haben. Ein Gedanke siegt ja nie, weil er gedacht worden ist, sondern er setzt sich durch, wenn und weil er gedacht werden muß von jedem, der handeln will und Verantwortung hat.

Es ist eine Lehre dieses Krieges, an der keiner achlos vorbeigehen kann, weder oben noch unten, weder rechts noch links: Unser Deutsches Reich hätte die schwere weltgeschichtliche Prüfung, die ihm jetzt auferlegt ist, nicht bestehen können, wenn nicht das ganze Volk vom Palast bis zur Hütte gleichmäßig durchdrungen wäre von dem Gefühl: der Staat sind wir alle; es ist unser Reich, unser Vaterland, um dessen Dasein und Zukunft wir kämpfen. Und ebenso wenig hätte es die Probe bestanden, wenn die gesamte Volkskraft nicht so fest zusammengefaßt wäre, wie sie es in der Tat und zu unserem Glücke ist. Das ist es, was der Geheimrat Hinge, der Professor der Geschichte an der Universität Berlin, meinte, als er kürzlich in einem Vortrag über „Autorität und Freiheit“ im Festsaale des preußischen Herrenhauses ausführte, daß das Ideal für das staatliche Leben in der Verbindung des Höchstmäßes von Autorität mit dem Höchstmäß von Freiheit bestehe. Und gewiß hat Hinge recht, wenn er neben den Gedanken: „Die Staatsgewalt darf nur so weit reichen, daß die Würde der Persönlichkeit nicht verletzt wird“ die Forderungen stellt: „Das Maß der militärisch-politischen Autorität der Staatsgewalt muß direkt proportional sein dem Maß des militärisch-politischen Druckes, der auf die Grenzen eines Staates ausgeübt wird!“ und „Der Gemeingeist in einem Volke muß um so stärker ausgebildet sein, je stärker der militärisch-

politische Druck ist, der auf den Grenzen des Landes lastet... Mögen nach dem Kriege das monarchische und das genossenschaftliche Prinzip immer engere Fühlung gewinnen und gemeinschaftliche Bahnen wandeln! Möge der Geist der Kameradschaftlichkeit im Schützengraben auch nach dem Kriege alle unsere Volksgenossen erfüllen und versöhnen auf dem Boden des Vaterlandes!"

Was hier Hinge im geschichtlich-philosophischen Rahmen auspricht, ist im Grunde das gleiche, was Naumann einst in „Demokratie und Kaisertum“ forderte und was der Kaiser gemeint hat, als er bei Kriegsausbruch das passende Wort prägte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Vaterlandsliebe will Opfer bringen und giert gewiß nicht nach Dank. Und wenn die Sozialdemokratie — von unverbesserlichen Ausnahmen abgesehen — gleich allen anderen Parteien ihre starken Organisationen und ihren gewaltigen Einfluß auf die Arbeitermassen in den Dienst der Staatsgewalt und damit des Vaterlandes gestellt hat, so hat sie das sicher um der Sache und nicht um irgendwelchen Lohnes willen getan. Wir anderen aber, die wir nicht Sozialdemokraten sind, wir dürfen nicht bloß, wir müssen im Sinne des Kaiserwortes, um des deutschen Gemeingeistes willen, aus dem Geist der Kameradschaftlichkeit des Schützengrabens heraus die notwendige Schlußfolgerung aus den Tatsachen ziehen. Es muß endlich einmal aufhören — aber auf beiden Seiten —, daß man von „bürgerlichen“ Parteien spricht, als ob die Sozialdemokraten nicht auch Bürger, Staatsbürger seien. Wir alten Nationalsozialen haben das ja nie mitgemacht. Wir haben uns auch nicht gewundert, als die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit einem entschlossenen bejahenden Staatsbekenntnis sich beim Kriegsausbruch an die Seite der Regierung und der anderen Parteien stellte. Wir haben auf den gesunden Geist der Massen und die Erklärungen der bedeutenden Führer vertraut und uns durch Entgeisungen und Verstiegenheiten einzelner nicht irremachen lassen in dem Vertrauen, daß der Geist der geschichtlichen Notwendigkeiten und Tatsachen im entscheidenden Augenblick doch stärker sein werde als alle wurzellose Theorie. Die aber wirklich an die Vaterlandslosigkeit und Staatsfeindlichkeit der sozialdemokratisch geführten Arbeitermassen geglaubt haben und deswegen den Trennungsstrich zwischen den „bürgerlichen Parteien“ und der Sozialdemokratie gezogen wissen wollten, die müssen jetzt umlernen, wie sie glauben, daß die Sozialdemokratie umgelernt hat. Wir wollen gewiß nicht darüber rechten, wer im Irrtum gewesen ist und jetzt nachzugeben hat. Das wäre ebenso kleinlich wie dumm. Denn gerade die Tatsache, daß auf allen Seiten Zugeständnisse gemacht worden sind und noch weiter gemacht werden müssen, daß eine Brücke des Verständnisses geschlagen worden ist über die mannigfachen Parteiklüfte hinweg, diese Tatsache ist es, die fortwährend Gutes hervorbringen muß. So darf denn auch ohne Besorgnis für den Burgfrieden — ja muß vielleicht in seinem wohlverstandenen Sinne — die Frage erörtert werden: Was soll hinter dem Kriege werden, wenn die inneren Meinungsverschiedenheiten wieder ihre alte Bedeutung, ihre Berechtigung und Notwendigkeit haben?

Eines läßt sich da leicht antworten, das nämlich, was nicht werden darf. Es darf nicht wiederkehren der Geist der politischen Unduldsamkeit, der so weite Schichten des Volkes oben und unten beherrscht, und vielen, und nicht gerade immer den Schlechtesten, die Freude am öffentlichen Leben verborgen und vergällt hat. Mit besonderer Genugtuung

darf man deshalb eine Äußerung begrüßen, die soeben der frühere nationalliberale Abgeordnete Professor Metger im „Tag“ getan hat. Metger rühmt es, daß die Regierung schon jetzt aus dem Verhalten der Sozialdemokratie während des Krieges die notwendigen Schlußfolgerungen gezogen und ihr wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Gleichberechtigung zugestanden habe. Wie aber, fragt er, sollen sich die Parteien verhalten? „Bisher war man in der Behandlung der Sozialdemokraten nicht konsequent. Im Reichstag gewährte man ihnen volle Gleichberechtigung... Bei den Wahlen aber wurde der Gegensatz zwischen ihnen und den sogenannten bürgerlichen Parteien schroff aufrechterhalten... Eine solche schroffe Trennung kann von jetzt an nicht mehr aufrechterhalten werden, die Sozialdemokraten werden bei den Wahlen in Zukunft als bündnisfähig gelten.“

Das ist ein erfreuliches Wort, das Wort wir wollen lassen stahn. Es gewinnt noch an Wert, wenn man daneben hält, was fast gleichzeitig in der „Metallarbeiter-Zeitung“, dem Organ des sozialdemokratischen Riesenverbandes, gestanden hat: „Geradezu ungeheuerer Aufgaben sozialer Natur drängen sich der Arbeiterklasse auf, die sie aber nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit den übrigen Volksschichten und der staatlichen Verwaltung zu lösen vermag“. Also: eine klare und unzweideutige Absage an das Prinzip des Kampfes auf der einen Seite, ein frisches und entschlossenes Bekenntnis zur politischen Duldsamkeit und Gleichberechtigung auf der anderen Seite. Das, als politisches Gemeingut gedacht, würde einen überaus freundlichen Ausblick in die Zukunft eröffnen. Noch aber ist das nur ein schöner Ausblick, bei weitem nicht die Wirklichkeit. Wohl hört man auch von der rechten Seite des politischen Lebens Stimmen, die den gleichen Ton zu treffen wissen. Noch im letzten Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ hat der Nachfolger Treitschkes, Professor Hans Delbrück, der als Abgeordneter einst sich den Freikonservativen angeschlossen hatte, sich im selben Sinne geäußert. Im ganzen aber folgen die Konservativen doch noch der alten Stimme ihres Mißtrauens, die im Außenleiter Liebknecht und nicht in den Heine, Südekum, Legien und Huß das wahre Gesicht der Sozialdemokratie zu finden glauben.

Was ist es, was dem entgegensteht, daß aus dem allereits anerkannten Gedanken von der Notwendigkeit der Durchdringung des Staatsganzen mit dem deutschen Gemeingeiste die fertige und nicht mehr verrückbare Tatsache werde, wie das Gegenstück des Gemeingeistes, die feste Staatsautorität, längst Tatsache ist und sich in diesem Kriege so glänzend bewährt hat? Es ist die Sorge, daß die Verwirklichung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung aller nicht so sehr die notwendige Forderung des Gemeingeistes sei, wie eine Beeinträchtigung der Staatsautorität, eine Schwächung der das Ganze fest zusammenfassenden Hand. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als bei der Stellung zum preussischen Wahlrecht. Selbst die Tatsache, daß die ersten Vertreter der Staatsautorität, der Träger der Krone und der verantwortliche Leiter der Regierung, den Geist des gegenseitigen Verstehens sich in eine Reform des preussischen Wahlrechts auswirken lassen wollen, vermag die Konservativen nicht von der Vorstellung abzubringen, daß sie die Staatsautorität wahren, indem sie dagegen Widerstand leisten. Es ist jetzt nicht an der Zeit, zu untersuchen, welches die wahren Gründe dieses Gedankengangs der Konservativen sind. Wohl aber darf und muß jetzt gesagt werden, warum eine gründliche Reform des preussischen Wahlrechts eine Stärkung und nicht eine Schwächung der Staatsautorität bedeutet. Es ist

eben falsch, das Wahlrecht immer bloß darauf zu prüfen, ob jeder einzelne, der seine Stimme abgibt, nun auch damit eine Wirkung ausübt, die dem Werte seines politischen Urteils entspricht. Von diesem Standpunkt aus kann man jeder erdenklichen Form des Wahlrechts nachweisen, daß sie ein schiefes Bild ergibt. Das aber ist gar nicht der Sinn des Wahlrechts. Diese Auffassung konnte nur entstehen, wo man das Wahlrecht lediglich oder doch im wesentlichen als das Recht der Interessenvertretung betrachtet, als das Recht auf die Möglichkeit, seine Ansprüche an den Staatsapparat anzumelden und durchzusetzen. Man kann im einzelnen sehr darüber streiten, ob es einen Volkswillen überhaupt gibt, und ob der Wille der Volksvertretung, wie auch immer sie zusammengesetzt sei, wirklicher Volkswille ist. Worüber man aber nicht streiten kann, das ist das: Der Staat hat unter allen Umständen ein dringendes Interesse daran, daß es so etwas wie einen Volkswillen geben möchte. Weiß der Staat oder wissen die, die ihn leiten, was das Volk will, so ist es ein leichtes, den Volkswillen als Staatswillen nützlich und aufbauend zu verwerten. Das Volksinteresse zum Staatswillen zu machen, ist die natürliche Aufgabe der Volksvertretung; das Staatsinteresse zum Volkswillen zu machen, eine Hauptpflicht der verantwortlichen Leiter des Staates. Eben darum braucht der Staat und braucht seine Regierung das Wahlrecht als das Mittel, das die Volksmassen an den Staat bindet, indem es sie zum Mitdenken und dadurch zum Mithandeln und Mitopfern erzieht. Je höher der Staat im Wahlrecht seinen Bürger wertet, desto stärker fühlt sich und ist der Bürger dem Staate verpflichtet. Das wußte Bismarck und darum gab er der Reichsverfassung die Grundlage der Gleichberechtigung aller. Das wissen wir und darum hoffen und wünschen wir, daß der Geist der preußischen Thronreden von 1908 und 1912 sich als stärker erweisen mögen als aller Widerstand derer, die kein rechtes Vertrauen zum Volke haben.

Auch diese Hoffnung wird sich erfüllen, wie jetzt wahr geworden ist, was Naumann vor sechzehn Jahren in seinem Buche „Demokratie und Kaisertum“ hoffend voraussah: „Der Patriotismus der Masse wird und muß kommen.“ Und wenn er kommt, so schrieb Naumann damals, und das gilt, als wäre es für den heutigen Tag geschrieben, „dann kann einer vaterländischen Masse niemand das erste politische Recht des deutschen Staatsbürgers aus der Hand nehmen. Eine vaterländische Demokratie ist unbeflegbar. . . . Das Vaterland, um dessen Zukunft dann gekämpft wird, ist ihr Vaterland. Es wird in diesem Zeitpunkt nicht bloß Taktik sein, sondern unmittelbares Volkswollen, Lebenstrieb, was der Masse in der Seele spricht: Du und dein Kaiser, ihr gehört zusammen, denn ihr habt denselben Kampf! . . . Zwar Ledebour und Zubeil werden auch dann noch ihre alten Reden halten, aber diese Reden werden nicht mehr das Bekenntnis der sozialdemokratischen Millionen sein. Wer aber will ein Deutschland überwinden, in dem der Kaiser und die Masse sich gefunden haben?“

Paul Rohrbach / Streifzüge beim Feinde

Was uns in diesen Tagen am meisten bewegt hat, ist die Frage: Wie wird es mit Amerika? Die Dinge liegen drüben anders, als die große Mehrheit unserer öffentlichen Meinung vermutet. Im Augenblick kann ich hier nur sagen:

es kommt viel, nur zu viel, darauf an, wie die Neußerungen bei uns in der Presse und in den Parlamenten in den ungeahnt scharfen Kampf zwischen der englandfreundlichen Machdrüben und der starken, nicht etwa deutschfreundlichen, aber englandfeindlichen Gegenströmung hineinspielen. Keinesfalls ist die Gefahr gering, daß wir unbewußt der englischen Politik, die verzweifelt um die Seele der Amerikaner kämpft, Waffen liefern. Das gilt auch von der an sich sehr wohlgemeinten Rundgebung des Abgeordnetenhauses. Ich hoffe, über acht Tage mehr von diesen Dingen schreiben zu können.

Die letzten Nachrichten aus Amerika lauten wieder günstig, nachdem es eine Woche lang so geschehen hatte, als ob nicht mehr viel Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geblieben sei. Was dann wäre, wenn Amerika uns den Krieg erklärte, das zu erörtern ist aus naheliegenden Gründen hier unmöglich, und wenn der Friede, wie es jetzt scheint, erhalten bleibt, so ist es auch nicht nötig. Auch das andere große Thema: was nun mit dem Unterseebootkrieg werden wird, nachdem der Beweis für die englische Unehrllichkeit publiziert ist, kann nicht eher weiter behandelt werden, als bis wir erfahren, welche Folge unsere Regierung den veröffentlichten Tatsachen geben will. Zunächst wird es darauf ankommen, ob England die Geschützbewaffnung auf seinen Schiffen beläßt, und ob die Neutralen den Verkehr bewaffneter englischer Schiffe in ihren Häfen weiter dulden.

So lange bis diese entscheidenden Fragen sich klären, bitte ich, mit einigem, wie ich denke, wichtigen und interessanten Material vorliebzunehmen, das ich den Lesern aus der Presse unserer Feinde vorlegen kann. Das erste Stück hat mehr ein politisch-psychologisches Interesse. Es ist der Bericht des heimreisenden früheren Gouverneurs der englischen Kolonie Sierra Leone in Westafrika, Sir Edward Merewether, über die Raperung der „Appam“ durch die „Möwe“. Der Gouverneur hat seine Aussage nach der Ankunft der „Möwe“ in Amerika gemacht, und sie wurde nach England gefabelt. Veröffentlicht ist sie in der „Times“ vom 4. Februar. Dort steht zu lesen:

Die „Möwe“, wie das Schiff genannt zu werden scheint, war natürlich ganz und gar nicht die „Möwe“. Dies Boot hatte zwischen 3500 und 4000 t, und ich habe allen Grund zu der Annahme, daß es ursprünglich im Fruchthandel Dienst tat. Was der Name gewesen sein mag, kann außer der Mannschaft selbst niemand wissen.

Die Art, in der es ihr gelang, uns zu fangen, war aufs äußerste listig. Als wir sie am Horizont sichteten, drehte sie bei, am Borderrast ein rotes Signal zelebend, was bedeutete, daß das Schiff sich nicht helfen könne, ein Signal der Notlage. Kapitän Harrison hielt sie für ein britisches Frachtschiff und wechselte seinen Kurs auf sie zu. Am Stern hatte sie eine Flagge in Falten niederhängend. Wir entdeckten später, daß diese Fahne mit Gewichten beschwert war, so daß sie faltig hängen mußte. Wer von uns darauf näher achtete, nahm es für selbstverständlich, daß es der Union-Jack sei, tatsächlich aber war es das deutsche Kaiserliche Marine-Abzeichen.

Als Kapitän Harrison auf 200 Ellen dem Fremden nahegekommen war und seine Maschinen stoppte, elektrifizierte uns alle eine plötzliche Transformation des anderen Schiffes. Born und achtern verschwanden einfach wie durch Zauber die Keelinge, die bis dahin ganz solid ausgesehen hatten. Wir erfuhren später, daß ganze Teile dieser solid aussehenden Keelinge tatsächlich aus harmonikaartigen Streifen Stahl bestanden, die in einen Spalt versanken auf Druck eines Knöpfes vorn an der Brücke. Im selben Augenblick sanken ebenfalls die edigen Aufsätze, die wir für Deckablagen gehalten hatten, zusammen und enthüllten Batterien von Geschützen.

Ich zählte diese Geschütze und sah deren zwei vorn aufgestellt, vier achtern und eine Dreipfünder-Kanone auf dem Hinterdeck. Nach meinem Urteil waren es Kanonen von 4 bis 6 Zoll.

Fast gleichzeitig mit dieser magischen Verwandlung in einen bewaffneten Kreuzer sprach die eine der Vorderkanonen scharf, und eine Granate schrak über unsere Brücke. Uns Beobachtenden erschien es so, als ob die Bedienungsmannschaft in den Stahlhüllen gekauert haben mußte, denn alle waren auf ihren Posten und bereit, sogleich nach der Demaskierung die Arbeit zu beginnen. Wir hatten eine 3zöllige Kanone am Heck, aber natürlich war das nicht im geringsten nütze. Die Kanoniere waren auf dem ganzen Schiff verstreut bei ihren normalen Beschäftigungen. Wir waren geschlagen, und wir wußten es. Wir hatten keine Möglichkeit des Widerstandes, und es ist widersinnig zu sagen, daß wir welchen geleistet hätten. Statt dessen begannen die Deutschen mit uns durch das Megaphon zu parlamentieren. Kapitän Harrison gab offen zu, daß wir eine Anzahl Deutscher an Bord hätten — Gefangene, die nach England gebracht und dort interniert werden sollten. Raum war diese Mitteilung hinübergerufen, als eine neue Bewegung auf der sogenannten „Röwe“ entstand.

Jetzt stieß ein Boot von ihrer Seite ab mit 21 Matrosen und Leutnant Berg darin. Nachdem diese Prisenmannschaft an Bord gekommen war, war ihr erstes, die deutschen Gefangenen zu befreien, das zweite, sie mit Gewehren und Revolvern zu bewaffnen und als Wache über uns zu setzen. Dann nahm Leutnant Berg den Kapitän Harrison und alle Offiziere mit auf den Kreuzer. Nach einer Betsprechung von einiger Dauer erlaubte man diesen Offizieren wieder auf die „Appam“ zu gehen, und dann folgte die Ueberführung der Gefangenen des Kreuzers von seinen anderen Opfern her. Als dies vollendet war, gingen wir auf einen Kurs, den nur der deutsche Befehlshaber kannte; mit 43 Deutschen — die Hälfte davon unsere einstigen Gefangenen — als unseren Wächtern.

Ehrlich, die Sache war nicht annähernd so schlimm, wie ich vorher dachte. Ich hatte keine Ahnung, daß die Deutschen so höflich sein könnten, wie diese sich zeigten. Wenn sie durch Zufall gegen einen stießen, wenn man auf Deck umherging, so entschuldigten sie sich ausgiebig und mit sichtlichlicher Aufrichtigkeit. Und dieser Geist des Anstandes kam meiner Ansicht nach von dem schönen Beispiel des Leutnant Berg selbst. Von Anfang bis zu Ende war er die Verkörperung der Ritterlichkeit.

Der Kreuzer blieb zwei Tage an unsrer Seite. Während dessen hatten wir Gelegenheit, Deutsche im Gefecht zu sehen. Der Kreuzer war etwa 3 Meilen entfernt, als wir den „Elan Mactavish“ sichteten. Während wir Kurs hielten, änderte der Kreuzer den seinen und fuhr direkt auf das britische Schiff zu, allem Anschein nach wieder der harmlose hochbepackte Frachtdampfer, für den wir ihn gehalten hatten. Irgendein scharfsichtiger Seemann mußte aber seinen wahren Charakter erkannt haben; denn plötzlich bellte eine Kanone los, und die Granate fuhr freischend über das Wasser und verlor knapp 50 Fuß abseits vom Kreuzer. Da fielen die Keelringe und Deckhäuschen, und die Deutschen schickten dem „Elan Mactavish“ eine volle Breitseite. Es war ein feines Gefecht, wenn auch einseitig, eine halbe Stunde lang. Wir wußten wohl, daß das britische Schiff keine Chance hatte; konnten aber nicht umhin, seine Courage zu bewundern, wie es immer weiter mit seiner kleinen Kanone bellte, nachdem es schon lange von deutschen Geschossen an einem halb Duzend Stellen in Brand geschossen war. Schließlich lösten die Deutschen zwei Torpedoschüsse aus Rohren, die im Vorderdeck aufgebaut waren. Beide Projektils trafen. Der „Elan Mactavish“ fiel über, als ob ein Riese ihm einen Stoß verfehlt hätte und verlor in sehr kurzer Zeit.

Die Deutschen bewiesen wieder, daß es mindestens eine Art von ihnen gibt, die die Gesetze der Menschlichkeit kennt und übt. Mit aller möglichen Eile ließen sie Boote nieder und ruderten nach der Stelle, wo der Brite versunken war, um nach Ueberlebenden zu suchen. Vier derselben wurden endlich schwer verwundet aufgebracht, noch ganz gefechtsmütig. Wir riefen ihnen ein lautes Hurra zu, als sie auf Deck geholt wurden. Selbst die Deutschen Matrosen, die sie gefangen hatten, lächelten Beifall. Es war Nacht, als der deutsche Kreuzer uns verließ. Wo wir zur

Zeit waren, wohin der Kreuzer sich wandte, können wir nicht einmal raten. Wir wissen nur, daß wir uns am nächsten Tage allein fanden, ohne Schiff in Sicht. Wir hatten zu allen Zeiten volle Freiheit, und außer daß wir durchsucht wurden und alle Revolver und anderen Waffen, Kameras, Ferngläser abgenommen wurden, wurden wir keiner unwürdigen Behandlung irgendeiner Art unterworfen. Während der letzten drei Tage waren wir knapp mit Nahrung versehen und mußten uns, so gut es ging, mit Biskuit, Käse und gebrühtem Reis behelfen, aber unsere Wächter hatten dieselbe Nahrung.

Es ist einigermaßen merkwürdig, daß diese dramatische und wider Willen die Deutschen ehrende Schilderung des englischen Gouverneurs noch nicht in aller Ausführlichkeit durch alle deutschen Zeitungen gegangen ist. Hier haben die Engländer ein deutsches Gegenbeispiel zu ihren Mördern und kalten Feiglingen vom „Baralong“ und „King Stephen“. Das einzig Wunderbare ist, daß die alte Lügnerin und Berleumderin, die „Times“, es über sich gebracht hat, die Erzählung des Gouverneurs zu drucken.

Das zweite Stück führt uns nach Italien. Es ist ein Artikel des sozialdemokratischen „Avanti“ über den Besuch des Ministers Salandra in Turin: das Hauptstück aus der großen Rede-Offensive der italienischen Regierung gegen den am Isonzo nicht faßbaren Gegner, die dem gegenwärtigen Besuch Briands in Italien vorausging. Um eine Sache und um eine Person, die mit so vernichtendem und so unwiderleglichem Spott überhäuft werden kann, wie hier geschieht, muß es wohl hoffnungslos schlecht stehen. Der „Avanti“ spielt darauf an, daß die Faschingsbelustigungen in diesem Jahr in Italien nicht stattfinden sollen, vergleicht aber trotzdem oder gerade darum die Redereise Salandras und ihr Beiwerk mit einem Karnevalszug. Die Schilderung beginnt bei der Ankunft Salandras in Turin:

.... Ganz unparteiisch können wir heute sein. „Wie hoch schäfst du die Menschenmenge hier am Bahnhof?“ fragt der Bericht-erstatter einer bürgerlichen Zeitung einen anderen. „Ich schätze sie auf mindestens fünfzigtausend.“

„Oh! Viel zu wenig — ich schreibe dreißig hunderttausend!“

Na, so wollen auch wir hunderttausend sagen — es kostet uns ja nichts!

Also 100 000! Man hält kleine Fahnen fest — dreifarbige Fähnchen werden massenhaft gekauft. — Alles ist besetzt — ein wahrer Fahnen- und Farbenrausch! Alle Farben vertreten außer — natürlich — Rot! Da sieht man die grünen Schlangen — Sinnbild, wie jeder weiß, des großen Baumeisters des Weltalls. Auch das tiefe Schwarz der Klerikalen ist vertreten. Heilige Eintracht — Zusammenschluß aller Parteien! Treten wir in die Bahnhofshalle. Die Oberbongzen sind vollzählig da — sie dürfen sich nicht gegenseitig ansehen, um nicht zu bersten vor Lachen! —

Der Zug fährt ein — Salandra entsteigt ihm. Die sogenannten Spitzen der Behörden werden vorgestellt — die Begeisterung droht überhand zu nehmen — Hülfe werden geschwenkt. Die Abgeordneten aber sehen drein wie Leichenbitter: nur die Südländer machen verzweifelte Versuche, die Stimmung zu heben — Salandra macht die Runde — lassen wir ihn gehen! Die Menge tut desgleichen.

Ist Herr Salandra befriedigt? Ist ihm die Vaterlandsliebe der Stadt Turin jetzt aufgegangen? Glaubt er nun, daß die Sozialisten eine verächtliche Minderheit bedeuten? — Hat man es doch für nötig erachtet, den paar vereinzelt Sozialisten, die sich den Empfang Salandras angesehen haben, jedem einen liebevollen Schutengel an die Fersen zu heften!

Nachdem der Oberbürgermeister, der zerknirschte Giolittianer, seine hochtrabende Begrüßungsrede ex tempore — vorgelesen hatte, nahm Salandra mit zögernder, heiserer Stimme das Wort. „Meine Herren! In den Zeitungen habe ich gelesen, daß ich eine politische Rede halten werde. Selbst wenn ich die erforderliche

Stimme dazu hätte, würde es mir an der nötigen Stimmung fehlen. In einer Halle, die einst Camillo Cavour's Rede gehört hat, können wir nur anbetend schweigen und unsere kleine Seele seiner großen vereinen. — Eine politische Rede? Politik bedeutet vielleicht Meinungsverschiedenheit — sicher bedeutet Politik Diskussion — aus dieser kann möglicherweise auch Gutes entstehen —, aber die gegenwärtige Stunde ist nicht für politische Reden gemacht, — es ist die Stunde der Eintracht, der Einigkeit aller Italiener, wie unser Oberbürgermeister so treffend betont hat. —

So will denn ich, durch Schicksalsfügung Haupt der Regierung, in dieser heiligen Stunde, in dieser Halle, wo Camillo Cavour's Geist uns umschwebt, einen Gedanken Camillo Cavour's wiederholen, den ich mir aufgeschrieben habe, da eine Aenderung Entweihung wäre!

Hier zieht der Premierminister mit eleganter Geste den sorgfältig notierten — Gedanken des piemontesischen Staatsmannes aus der Tasche und liest: „Die Regierung“ — so sagte er — „ist gesonnen, alle Kräfte, die Italien birgt, zu nützen, — die Regierung wird keinen nach seiner politischen Vergangenheit fragen.“ Beifall der Anwesenden. — Salandra steckt den Cavour'schen Gedanken wieder ein und fährt fort: „Erregte Stimmen haben sich erhoben und erheben sich noch — unzufriedenes Gemurmel ist bemerkt und mir hinterbracht worden. Ich ziehe jene diesem vor — höre aber auf keines von beiden. Kürzlich las ich eine Erinnerung an Alessandro Poerio — ein Dichter unseres Südens — der, wie Sie wissen, im Jahre 48 bei der Verteidigung Venedigs fiel. Er stürmte eine österreichische Befestigung, wo die Kugeln am dichtesten pfliffen. Sein Vorgesetzter rief ihn zurück, er aber, der ziemlich schwerhörig war, entgegnete: „Wissen Sie denn nicht, daß ich halb taub bin? Diesen Lärm, dies Kugelpfeifen höre ich gar nicht!“

So geht es auch mir: Ich bin schwerhörig und höre weder jene Stimmen noch jenes Gemurmel. —. Uebrigens sind dieselben heute von der großen Stimme Turins überdönt und bedeckt worden, dieser Stadt, die nicht meiner bescheidenen Person, sondern Italien und seinem König zugejubelt hat. Gern bin ich der Aufforderung Turins gefolgt, um hier, wie der Herr Oberbürgermeister gesagt hat, bestätigt zu finden, daß die Kräfte, der Wille, die Gedanken dieser Bürger geeinigt sind im Streben nach dem einen heiligen Ziel, das von Piemont zuerst ins Auge gefaßt, als es den Tessin überschritt, von allen Italienern vereint erreicht werden soll auf dem Wall der Julischen Alpen, am östlichen Ufer der Adria. Nicht, daß ich dieser Bestätigung bedurft hätte — wer hätte an Turin, an Piemont je gezweifelt? Nicht ich, da ich erwachsen bin in anbetender Bewunderung eurer Ueberlieferungen und eures Rufes. Eher möchte ich meinen Besuch eine Wallfahrt nennen. — Diejenigen, die sich zu großen Taten anschickten, pilgerten auch nach den heiligen Stätten zu pilgern, um sich an den hehren Tugenden und den Heldentaten, die dort verehrt wurden, zu erheben. — So bin auch ich, der Leben und Seele und alles, was ich an geistiger und sittlicher Kraft besitze, dem heiligen italienischen Ziele geweiht habe, hierher gepilgert zu dieser Stadt Turin, um mich zu erheben, zu trösten und zu stärken für die schwere Last — — — um Glaube und Zuversicht zu schöpfen zum gemeinsamen Sieg, den ihr alle, Bürger von Turin, mitterringen werdet — ihr Piemontesen unter der Führung eures Königs, der noch niemals umsonst seine Piemontesen rief. Von eurem König geführt, wird euch der Sieg nicht fehlen.“

Man applaudiert und geht bald auseinander.

Auf diese festlichen Reden folgten am Nachmittag die Beschäftigung der Industriewerkstätten — — doch wo blieb da die mächtige Stimme von ganz Turin, deren Brausen, wie Salandra gesagt hat, die unfreundlichen Untertöne bedeckte? Erschreckend eindrucksvoll war die eifrig gleichgültige Haltung der Arbeiter, während der wohl anderthalbstündigen Beschäftigung — kein Gruß, kein Hoch —, und so endigte in bezeichnendem Schweigen der erste Tag von Salandras „Tournee“.

Noch tröstlicher als diese bereits mit einer gewissen „reinen Freude“ zur Kenntnis zu nehmende italienische Stimme, ist ein Klageruf, der aus Rußland zu uns herüber-

tönt; tröstlicher und wichtiger, sehr viel wichtiger! Wie es scheint, handelt es sich um nichts geringeres, als um die erste Andeutung des kommenden, beispiellosen, ungeheueren russischen Bankrotts, und diese Ankündigung steht nirgendwo anders, als in dem offiziellen Blatt des russischen Finanzministeriums, der „Torgowo-Prmyslennaja Gazeta“ (Handels- und Gewerbezeitung). Einstweilen liegt mir ein Auszug dieses höchst bedeutsamen Artikels in der hier eingetroffenen Zeitung „Njettsch“ vor, während alle anderen russischen Blätter ihn verschweigen. Die wichtigste Stelle lautet:

„Die anwachsenden Defizite können eine verderbliche Höhe erreichen und dadurch eine gedrückte Stimmung hervorrufen. Die Ohnmacht, im Rahmen des bestehenden Finanzsystems die Mittel zur Beseitigung der Defizite ausfindig zu machen, die Unmöglichkeit, in einer kurzen Zeit neue Mittel zur Auffüllung der Budgetressourcen zu beschaffen, ja die absolute Aussichtslosigkeit, durch eine entscheidende Finanzreform überhaupt das Defizit zu beseitigen, ist nur zu geeignet, den niederdrückenden Eindruck der Budgets, in denen das Defizit etwa ein Drittel ausmachen wird, zu verstärken. Da die Hebung der produktiven Kräfte des Landes gleichfalls nur langsam vor sich gehen kann, so ist das geeignet, alle Hoffnungen auf eine Gesundung der Finanzen weilen zu lassen. Dazu kommt, daß die notwendigen ökonomischen Reformen, die der Krieg hervorrufen wird, keine Kürzung, sondern eine Steigerung der Defizite hervorrufen werden... Nach dem Kriege werden wir nicht nur einem Mißverhältnis der Einnahmen und Ausgaben gegenüberstehen, sondern auch einer scharfen Dissonanz zwischen den neuen Anforderungen und dem alten Finanzsystem.“

Hinterher wird noch etwas von der Notwendigkeit einer ganz grundlegenden Finanzreform gesprochen, aber es wird nicht gesagt, wie die Reform aussehen soll. Das ist auch nicht nötig, denn wir wissen es ohnehin. Die „Reform“ wird in der Kassierung der auswärtigen, in erster Linie französischen, und in der Kürzung der inneren russischen Schuld bestehen. Wilhelm Roscher behält recht mit seinem Wort, daß eine so große auswärtige Verschuldung wie die Rußlands in einem Kriege — und wir fügen hinzu, auch beim Friedensschluß — zu einer besonders starken Waffe werden kann.

Es gibt noch eine Fülle anderer russischer Preßstimmen von Bedeutung, so namentlich über die Lebensmittelkrise, über die zunehmende Desorganisation der Eisenbahnen und über die erschreckende Verringerung der bestellten Saatfrüchte. Nichts von alledem halte ich aber für so wichtig wie dieses erste Auftauchen des Gedankens in den russischen „Sphären“, die Rettung nach dem Kriege durch den Bankrott zu suchen!

Wilhelm Ohr (im Felde) / Von der Rehrseite der Parolezetteln

6496

Diese Worte wurden ohne Kenntnis des Buches des Schweden Njellén geschrieben. Mag man ruhig den triumphierenden Geist dieses Krieges den Geist von 1914 nennen. Es ist im Grunde kein neuer Geist, sondern der alte Geist des deutschen Neuhumanismus. Der französische Geist von 1789 war damals schon im Grund vom deutschen Geiste überwunden. Welch wunderbare Aufgabe, nach diesem Kriege mit geschärftem Blick den großen Prozeß der europäischen Kultur durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen.

Die Dankbarkeit des deutschen Volkes ist grenzenlos. Auch jetzt sind noch immer sehr viele innerlich herzlich gern bereit, die Kollaboration der Franzosen anzuerkennen; zum

mindesten auf künstlerischem Gebiet. Wie Diogenes mit seiner Laterne umherzog, um Menschen zu suchen, so suchen sie in Lille oder St. Quentin nach „Geschmack“ oder nach „Geist“. Was sie finden, ich weiß es nicht. Wir anderen fanden im besetzten Nordfrankreich nur Unordnung, Schlamperei, Gedankenlosigkeit, kulturellen Rückstand. Aber dann stößt einer auf einen alten Empireessel, und gleich ist die überlieferte Begeisterung da. Und warum? Aus Dankbarkeit! Weil unsere Großväter so viel von Frankreich hielten.

Eine Kriegserfahrung, die ich so oft gemacht habe, daß sie unmöglich Einzelerfahrung sein kann: starke Abneigung gegen die feindliche Bevölkerung gerade wegen der französischen Zuverlässigkeit und als Falschheit empfundenen Untermüßigkeit. Bei einzelnen zu tiefem Groll gesteigert. Der Groll macht sich in harten Worten Luft. Es wird der Gedanke verfolgt, die Einwohner müßten durch stärkeren Druck zu einem tieferen Bewußtsein des Krieges kommen. Vorstellung, leider nur allzu berechtigte, daß der deutsche Soldat viel zu gut, viel zu rücksichtsvoll sei. Eine Art Propaganda der Schrofheit. Die gleichen Personen sind im Ernstfall ganz schwach gegen die Franzosen. Also Härte aus Schwäche!

Ein Bataillonskommandeur, der, wie der Volksausdruck treffend sagt, zu jedem Frühstück ein Duzend Franzosen verzehrte und daher ganz allgemein als „Franzosen-fresser“ bekannt war, wurde im Feldgericht zu allgemeiner Ueberraschung ganz windelweich und plädierte als Richter für einen dringenden spionageverdächtigen Franzosen mit größter Energie. Deutsche Gutherzigkeit und kein Ende.

Die hervorstechendste Eigenschaft unserer Leute ist die Gutmütigkeit.

Ein bezeichnendes Erlebnis. Nach längerem Aufenthalt im Operationsgebiet kam ich mit meinen Leuten in die Etappe zurück. Am zweiten Tage hörte ich einen unserer Wehrleute sagen: „Ach, das ist schön, hier sind die Leute doch wieder etwas freundlicher. Da vorn in B. war's kaum auszuhalten, immer die finsternen Gesichter.“

Ich habe nie nötig gehabt, meine Leute daran zu erinnern, daß auch die besiegten Feinde Menschen sind und daß Schonung den Sieger ehrt. Sie haben das immer von selbst getan und gingen darin oft so weit, daß die Grenze berührt wurde, die unsere Dienstbefehle notwendig zogen. Gedanken haben das die Franzosen nie. Sie lachten unsere guten plumpen Leute oft aus und tanzten ihnen (wie der Volksausdruck sagt) auf der Nase herum. Aber Dank will der Deutsche gar nicht. Er ist froh, wenn Monsieur und Madame freundlich zu ihm sind.

Sonderbare Barbaren!

Deutscher! Deutscher! Deutsche! Was seid ihr wunderliche Menschen. Sterben könnt ihr, wenn's sein muß, mit Würde und Trost, Entbehrungen ertragt ihr im großen mit bewunderungswürdiger Geduld, die Heldentaten aller Zeiten und Völker stellt ihr unter Hindenburg und Madensen lächelnd in den Schatten, was ist euch Hunger und Durst und Entbehrung? Aber im Kleinen, wie seid ihr da so klein. Eine meiner Fliegermaschinen, die etwas abliegt von der großen Straße und regelmäßig ihre Verpflegung hingefahren bekommt, hat zweimal sich die Verpflegung selbst holen müssen, weil die Wagen an der Straße durchfahren mußten anderer Aufgabe wegen. Da hättest du mal die Gesichter sehen sollen, die beleidigten! Der Weg war knapp einen Kilometer

lang, aber wie haben die Leute sich beschwert. Und wie kann ein Mann grollen, wenn er mal nicht zur rechten Zeit Salz empfängt oder sonst etwas, auf das er Anspruch hat.

Ich denke oft an Heinrich Heine, wie sehr französisch im Grunde sein Geist war. Genau so wie er den Tageskampf von Paris für wichtig hielt, in glänzender Dialektik Partei ergriff und dennoch im Grunde verspottete, genau so der moderne Franzose: ganz Kritik und Märgel, aber dabei voll Begeisterung für die Ideen von 1789. Der beste Ausdruck für die geistige Verfassung der Franzosen ist „zerrissen“. Und „zerrissen“, das war auch Heines innere Art. Sein Haß gegen den deutschen Philister ist der Franzosenhaß gegen die deutsche Biederkeit, Kraft, Ruhe und Arbeitsamkeit. Anton Tondrich in seinem letzten Buche berichtet von dem Manne, der die Deutschen „travailleurs“ nannte, und dabei beileibe kein Lob aussprach. Das deutsche Schaffen ist jedem Welschen in der Seele zuwider. Sie sind wie die Kinder, die alles vom Temperament und Genie erwarten. Eiserner Fleiß gilt ihnen als ein Zeichen der Beschränktheit. Das, was jetzt im Kriege triumphiert, ist aber nicht das Genie in erster Linie, sondern der deutsche Philister — im besten Sinne des Wortes.

Eben erreicht mich die Nachricht, daß der 93jährige Bildhauer Gerhardt gestorben ist. Alle Gedanken beugen sich vor dem einzigartigen Greis, der über 70 Jahre in Rom gelebt hat und ein schlichter deutscher Mann voll edlem Feuer für alles Gute und Schöne geblieben ist, der die römische Republik 1848 als „nicht mehr Allerjüngster“ gesehen, der unter fünf Päpsten und drei Königen als Priester deutscher Kunstverehrung in der Liberstadt eines einfach-großen Künstlerdaseins genoß. Nun liegt er begraben nicht auf dem berühmten deutschen Friedhof am Monte Testaccio, sondern in Kassel, seiner kurhessischen Heimat, in die der schöne Greis in den Wirren des Weltkrieges zurückkehrte, um dort zu sterben.

Es liegt etwas Symbolisches in diesem Tode. Es ist der deutsche Geist, der das Beste verehrte, was Italien bot, die Kunstgestaltung zweier klassischer Zeitalter, es ist der deutsche Geist, der dem modernen Italien noch mehr zu bieten hatte, als er je empfing, es ist der deutsche Geist, der nach Verrat und Niedertracht sich abwendet von dem unwürdigen Gegenstand seiner jugendlichen Liebe und den Schutz der nordischen Erde sucht.

Die deutsche Zukunft wird sich gern der Einwirkung der romanischen Kultur erinnern, die viel zu unserer Erziehung bot. Aber sie wird neue, eigene Wege gehen nach diesem furchtbaren Kampfe, dessen blutiger Schein durch heiligen Willensentschluß zu einer Morgenröte geädelt werden soll.

Dreistes Dastaljut / Rußland als Mittler zwischen Europa und Asien

Schluß

Die Stellung des Westens (und vornehmlich Englands) zu den Völkern Asiens betrachtet Lichtomstij aus den gleichen Gesichtspunkten wie Juschakow. „Je näher“, folgert er, „das westliche Europa mit Asien zusammentrifft, um so tiefer wird zwischen beiden die Kluft.“ Den Grund dafür erklärt Lichtomstij in der Annahme der weißen Rasse, in den eroberten Gebieten ohne Rücksicht auf die hergebrachte, jahrtausendalte Ueberlieferung, Lebensordnung, Religion und nationale Kultur, kurz ohne Verständnis für die Seele des Ostens zu herrschen. Dadurch erweist sie die christliche Lehre, die sie ins

Land bringt, als Bünde, ihre Kultur als Mittel zur eigenen Bereicherung und der Bereicherung des autochthonen Volkes. Im Gegensatz dazu strebt Rußland zur Ausgleichung und inneren Vereinigung mit Asien. Uchtomskij gibt dafür die Formel der „physischen und geistigen Einheit Rußlands mit Asien“. Praktisch und vollständig lassen sich zwischen Rußland und Asien keine strenglinigen Grenzen aufstellen. Die Kasaken der russischen Grenzdistrikte fanden Tausende von Kilometern in Asien zu ihrem Erstaunen „jüngere Brüder“, zu denen sie kraft einer inneren Gemeinsamkeit hingezogen wurden. Die geistige Gemeinschaft Rußlands mit Asien wird schließlich auch die Orientfrage im Sinne Rußlands lösen und für beide Teile eine Quelle fortwährender Entfaltung und Vervollkommenung werden. „Wir erobern nichts, da alle diese verschiedenen Völker, die in uns aufgehen werden, was Tradition und Anschauung betrifft, unsere Blutsbrüder sind, wir aber nur in eine nähere und engere Verbindung mit dem treten, was immer unser war.“

Uchtomskij führt als Beweis zahlreiche Züge aus dem Leben, den Gebräuchen und dem Glauben der vornehmsten Völker Asiens an. Aber er selbst empfand die Unzulänglichkeit dieser, aus äußeren Zufälligkeiten geschöpften Beweisführung und vertiefte das Problem nach der religiös-mystischen Seite. Von schwärmerischer Veranlagung, konnte er sich um so leichter in die Mysterien der asiatischen Religionen versenken, als er von dem Voratz ausging, die grundsätzliche Ähnlichkeit der tiefsten russischen Gefühlswerte mit der naiven Empfindungsrythmik der Asiaten zu erweisen. Als gemeinsames und zugleich höchstes sittliches Moment stellt er den Drang beider nach höheren Daseinsformen dar, die Einfühlung in Gott, die sich in der Liebe zu allen seinen Geschöpfen, Mensch, Tier und Pflanze, kundgibt. Die unmittelbare Empfindung der Gottheit, die inmitten aller Lebensmühsal als höchstes Gut erstrebt und im Zustande erhabenster Ruhe der Seele erreicht wird, ist in gleicher Eindringlichkeit keinem der übrigen Völker eigen. Dieser Mystizismus, der das Wesen des Buddhismus ausmacht, ist zugleich das wesentlichste Merkmal des orthodoxen russischen Volkes. Die Idee, in der „die tiefsten Gefühle und die mystische Sehnsucht Asiens und Rußlands einander begegnen und sich miteinander verbinden“, ist die religiöse Verehrung des Selbstherrschers als des Vermittlers zwischen Gott und dem Volke, der die ihm von Gott gegebenen Untertanen dem höchsten Heile zuzuführen ausersehen ist. Uchtomskijs Glaubensfundament ist der monarchische Legitimismus. In der zum tiefsten Erlebnis und zum Grundbestandteil der religiösen Übung gewordenen Anerkennung des absoluten Selbstherrschers findet Uchtomskij das unzerstörbare Band, das Asien an Rußland fesselt. Daher der feste, religiös verankerte Glaube des fernen Ostens an die „übernatürlichen Eigenschaften des russischen nationalen Geistes“, die ihm erst durch die Ueberleitung des Absolutismus begreiflich wird. Ohne diesen Glauben und die Uebereinkimmung aller darauf gebauten Charaktereigenschaften würde Asien nie das Verlangen tragen, sich mit den Völkern Rußlands zu verschmelzen und der Herrschaft des weißen Zaren unterzuordnen.

Uchtomskij bezeichnet die Angliederung Asiens als die historisch und geographisch gegebene und durch die innere Wesensverwandtschaft beider geheiligte Aufgabe Rußlands. Rußland ist die natürliche geographische Brücke zwischen dem Westen und dem fernsten Osten, es muß auch die kulturelle und geistige Ausgleichung auf sich nehmen, bevor die mündig gewordenen Völker des Ostens ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen und ihre gewaltigen Kräfte gegen Europa wenden. Dennoch ist Uchtomskij von der geheimnisvollen Macht, die Rußland auf Asien ausstrahlt und die allein ein bedeutsamer Faktor zugunsten Rußlands ist, überzeugt, und stellt ihr für die Zukunft Asiens die verlockendsten Horoskope.

Uchtomskijs Werk macht den Eindruck einer in gutem Glauben, aber falschen Voraussetzungen gemachten Einschätzung der Beziehungen Asiens zu Rußland. Sein mystischer Hang verleitet ihn, Zusammenhänge zu suchen, wo solche kaum der Form nach zu finden sind. Seine politischen Auslassungen sind durch nichts erwiesen, für die innere Zusammengehörigkeit der Kulturen, Religionen und geistigen Bedürfnisse bringt er nur scheinbar

gültige Belege. Die Haftlosigkeit seiner Betrachtungen mußte er selbst in dem chinesischen Konflikt (1900/1901) zugeben, besonders jener, die von der friedlichen, freiwilligen Einverleibung des Ostens handelten. Darum sprach er sich auch gegen die Beteiligung Rußlands an dem chinesischen Feldzug aus. Aber auch sonst stand die Wirklichkeit weit hinter seinen Träumereien zurück. Die harte Verfolgung der russischen Buddhisten (der Buraaten am Baikalsee), die spezifisch russischen Erpressungen an deren Priestern (Lamas) und die systematische, mit Knute und Polizei betriebene „Belehrung“ des verschüchterten Völkchens sprach Bände gegen Uchtomskij. Ebenso brauchte Uchtomskij bloß in der Ansiedlungsgeschichte Sibiriens (im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert), da die Widerstand leistenden Eingeborenen vollständig ausgerottet, die freiwillig sich ergebenden gewaltsam russifiziert wurden, nachzublätern, um den wahren Sinn der russischen Kolonialpolitik bloßzulegen.

Uchtomskij war offenbar dem gleichen Glauben an die messianistische Veranlagung des russischen Volkes und seine Auserwähltheit verfallen, der schon Dostojewskij das Schlagwort vom „Allmenschenentum“ Rußlands prägen ließ. Es war die aus der Schlichtheit, der Weitsichtigkeit des Gefühls und der Glaubensselbstigkeit hervorgegangene Gabe des einfachen Mannes, die Menschen jedes Ration, Konfession und Kulturstufe zu „verstehen“ und mit ihnen zu fühlen. Auf dieser russischen Eigentümlichkeit bauten die Slavophilen die Idee des russischen Messianismus auf. Aus ihr leitete Uchtomskij die ethischen Grundlagen seines Panasiatismus ab. Aber beide Systeme krankten an dem gleichen Grundübel: der übertriebenen Idealisierung der russischen Art, zu der als weiteres Element eine verächtliche Unterschätzung fremder Art hinzukam. Die russischen Nationalisten schöpfen aus dem von den Slavophilen gepredigten Verfall des „faulenden Westens“ den Haß gegen Europa. Sie würden aus der gleichen Begründung des „gesunkenen“ Asiens heraus, das die Wohltaten der Regierung des weißen Zaren nicht zu begreifen imstande wäre, ihre herrische Verachtung des letzteren herleiten. Die von Uchtomskij für Rußland in Anspruch genommene kulturelle, friedliche und christliche Sendung im Osten würde von ihnen nur als ein Deckmantel für den Expansionstrieb Rußlands ausgewertet werden. Die russische Regierung selbst nahm vom Programm des Panasiatismus die praktische Schlussfolgerung: die Einverleibung größtmöglicher Gebiete Asiens.

Der Panasiatismus in der Gestalt Uchtomskijs war vielleicht ein Protest gegen den entarteten aggressiven Staatsnationalismus Rattows und Maklows. Indem er durch die nationalistische Gesellschaft nach und nach seiner sittlichen Werte entkleidet wurde und den Zusammenhang mit dem Idealismus seines Schöpfers verlor, wurde er das, worauf im Grunde jedes politische, nationale und kulturelle System in Rußland hinausläuft: ein Ausdruck des ungezügigten russischen Imperialismus.

Georg Rufeler / Vom Sinn der deutschen Geschichte

Vom Sinn unserer Geschichte? Hat sie denn überhaupt einen Sinn? Verfolge doch ihren Lauf, und du siehst einen Wirrwarr von Ereignissen, siehst Anläufe ohne Plan und Ziel, siehst führerlose Wagen, die in den Abgrund stürzen oder nur auf ein Haar daran vorüberkommen! Wieviel Gelegenheit wird verpaßt, wieviel Kraft und Größe vertan! Wie manches Schiff scheitert, das mit stolzen Hoffnungen befrachtet ist! Selbst heutzutage, wo wir einen der gewaltigsten Kämpfe der Weltgeschichte bestehen müssen — vielleicht ist es der gewaltigste überhaupt —, selbst in dieser Zeit könnte man bang und verbrießlich fragen: Wozu dies furchtbare Ringen? Was wird dabei herauskommen, als daß wir langsam verbluten? igitized by Google

Gerade in solchen Zeiten wollen wir getröstet und erhoben sein, und ich denke, daß wir Trost und Kraft, daß wir vielleicht sogar Erhebung finden können, sobald wir die Umrisse unserer Vergangenheit verfolgen. Wenn wir es verstehen, über all den Kleinram wegzu sehen, so erkennen wir, daß eine Absicht waltet, die sich große Aufgaben stellt, uns selber unbewußt, und solche Aufgaben werden auch gelöst. Es läßt sich dies sogar in einen knappen, klaren Satz bringen, der da lautet: Deutsches, germanisches Wesen ist vielseitig, mannigfaltig, und hat die Aufgabe, zu wachsen, daß die Welt mannigfaltig bleibe.

Vielseitig und mannigfaltig! Wie reich gegliedert, mit welchem Ueberfluß von Stämmen treten die Germanen in die Geschichte ein, so zersplittert wie die Griechen, aber sicher auch ebenso begabt wie sie, und gerade solch ein zersplittertes Volk prallt zusammen mit dem geschlossensten Staate des Altertums, mit dem Römerreich. Dies hat alle großen Reiche in sich aufgenommen, die vor ihm waren, Karthago mit Nordafrika und Spanien und alle Staaten, die aus dem Riesenreich Alexanders des Großen hervorgegangen sind, und unter anderem noch Gallien hinzugefügt. Dies ungeheure Reich, gelagert um das Mittelländische Meer und dadurch im wesentlichen zusammengehalten, war der kühne Versuch, die ganze damalige Kulturwelt zu umfassen und in Uniform zu bringen. Solch Unterfangen ist aber gegen die Natur; denn diese geht darauf aus, in allem, was sie schafft, mannigfaltig zu sein, in Gesteinen, Pflanzen und Tieren. Riesentiere und Riesenstaaten können nur ein beschränktes Dasein haben; denn sie binden mehr Stoff als nötig ist, und legen zuviel nützliche Kräfte lahm oder lassen sie erstarren und verdorren. Darum sterben sie aus und vergehen leichter als andere; Griechenland ist noch da, das Reich der Lateiner nicht mehr. Gegen die länderverschlingende Roma wehrte sich die Natur durch den Germanen, den Vertreter der Mannigfaltigkeit. Jahrhundertlang haben sie miteinander gerungen; aber wie wir jetzt sehen, ward der Kampf schon früh entschieden, schon durch die Schlacht im Teutoburger Walde, die die Römer verhinderte, auch Germanien zur Provinz zu machen. Sie gingen zurück, standen fortan still und mußten endlich untergehen. So ward Armin, der Cherusker, einer der großen Männer der Weltgeschichte. Mochte es ziemlich leicht sein, einen Varus zu besiegen, so war es doch sehr schwer, einem Germanicus gegenüber zu bestehen, und das hat er fertiggebracht. Es würde uns leichter sein, seine Größe zu erkennen, wenn wir mehr von ihm wüßten, aber ein Mann wie Tacitus ist ganz davon durchdrungen, und der gehörte zu dem Volke, dem er den schwersten Schlag versetzt hatte.

Was wird nun durch den endgültigen Sieg der Germanen erreicht? Dies: an Stelle des uniformen Weltreichs tritt das Mittelalter mit seiner bunten, verwirrenden Fülle. Es entstehen ganz allmählich die Nationalstaaten der Italiener, der Spanier und der Franzosen, der Deutschen und der Engländer, um nur die wichtigsten zu nennen. Geschichte und Kultur werden entschieden reicher, politisch und sozial, geistig und technisch. Aber wie vielseitig und mannigfaltig diese Fülle auch sein mochte, innerhalb ihres weitgezogenen Kreises war eine Macht tätig, die alles wieder gleichartig gestalten wollte, wenigstens nach der geistigen Seite hin. Das alte Rom war immer noch nicht tot; sein Erbe, seine Ansprüche waren übergegangen an die römisch-katholische Kirche. Es war der neue, kühne Versuch einer geistigen Welt Herrschaft; es sollte nach den Worten der Bibel

ein Hirte und eine Herde werden. Auch das war gegen die Natur, und wie einst im Römischen Reich drohte alles zu verfaulen oder zu erstarren, und wiederum waren es die Deutschen, die diesem Zustande ein Ende machten. So stellt sich neben Armin der zweite Mann, dessen Laten unabsehbare Folgen gehabt haben, der Geschichte im größten Stil machte, Martin Luther. Armins Sieg hatte die Mannigfaltigkeit der Nationen vorbereitet, Luthers Hammerschläge ermöglichten mannigfache Glaubens- und Weltanschauung; sie machten Philosophie und Wissenschaft von Banden frei und wirkten schließlich auch politisch und sozial befreiend. Ohne die Reformation wäre der Gang der Freiheit nicht möglich gewesen, die in Holland, England, Amerika und Frankreich Stufe für Stufe aufwärts schritt und die Banden alter Vorurteile zerbrach. So waren es also die Deutschen, die nicht nur mit dem erstarrten, ruinenhaft gewordenen Altertum aufräumten und Saaten in Fülle streuten, sondern die auch das erstarrte Mittelalter zerklüften und eine neue Zeit herbeiführten. Größere Laten hat kein anderes Volk getan, wenigstens nicht, insofern sie sich auf der angedeuteten Bahn bewegen, der Welt zu helfen, daß sie mannigfaltig bleibe. Es ist dies wirklich das Grundmotiv, das durch die Symphonie germanisch-deutsche Geschichte geht und an allen Hauptstellen erklingt, und so hat kein Stamm mehr Befreiungsschlachten geschlagen, mehr Ueberflutungen verhindert, als der unsere. Ohne die Westgoten wäre Attila auf den katalanischen Feldern durchgedrungen und hätte der abendländischen Kultur ein Ende gemacht, ohne Karl Martell und seine Franken in der Schlacht bei Tours brach wahrscheinlich der Bau des Christentums zusammen, der damals auf sehr wenige Säulen gestellt war, ohne die Siege bei Merseburg und auf dem Lechfelde gelang vielleicht der feurige Ansturm der Ungarn und vernichtete viel leimende Kultur, und selbst die Schlacht bei Walsstatt im Jahre 1241, wo der schlesische Herzog Heinrich den Mongolen erlag, sicherte das übrige Europa vor dem Schicksal der Russen, unter asiatischem Druck auf Jahrhunderte zu erstarren. Auch darauf ist noch hinzuweisen, daß Wien dadurch, daß es sich zweimal ruhmreich verteidigte, der türkischen Flut einen unüberwindlichen Damm entgegensetzte, und endlich ist der kühnste Versuch in neuerer Zeit, ein Weltreich aufzurichten, nicht zum wenigsten an den Deutschen gescheitert. Trotz Spanien und Rußland, trotz Abulir und Trafalgar hätte sich Napoleon, vielleicht der genialste Mann der Geschichte, ganz sicher gehalten, wenn nicht Stein und Scharnhorst, Blücher und Scharfhausen gewesen wären; wenigstens wären die Schlachten bei Leipzig und bei Waterloo verlorengegangen — ich sage hier mit Absicht Waterloo.

(Schluß folgt)

Herbert Kranz (im Felde) / Schlingengraben und Scholle

Betrachtungen eines Großstädtlers

Wohnt, denkt und lebt man über ein Jahr lang in der großen Schlingengrabenstadt, so verliert sich langsam der Eindruck vom Kriege, vor allem, wenn man in einen Winkel gekommen ist, wo der Stellungskrieg, die demokratischste Art des Kriegsführens, das Leben in ein Grenzwachterdasein umwandelt. Das Militärische tritt in den Hintergrund; man lebt wie ein bewaffneter Erdbauer und lebt, Ungebuld und Sehnsucht abgerechnet, ohne große Beschwerde. Ja wie oft schon überwältigte den einen und den anderen ein starkes, schönes Ruhegefühl, lehrte man abends von der Arbeit in den

Unterstand zurück, wo vom Ofen her (der gute Kamerad hat für Feuer gesorgt) eine wohlige Wärme kam, wo eine Kerze still und eifrig brannte. Die Ruhe der Erde durchdringt langsam den, der in ihr schon über ein Jahr lang lebt. Der Schützengraben ist zur Heimat geworden.

Denn ist nichts an irgendeinem Verbindungsgraben geschnitten worden, so heißt es, wenn die Zeit um ist: wollen nach Hause gehen; und springt man, von einer Patrouille zurückgekehrt, wieder in den Graben, so fühlt man sich von einem Sicherheitsgefühl durchströmt, das sachlich nicht begründet ist — einige Vortreffer der Artillerie, und das mühsam Erbaute ist hin — das aber das Geborgenheit des sich Zuhausefühlers ist. Dies Stück französischer Erde ist mein; mit dem kleinen Stückchen Graben, das mir als Gruppenführer untersteht, bin ich Grundbesitzer geworden. Es ist nicht viel, was ich besitze; ein Grabenstück von zwanzig Metern Länge, zu dem noch drei Unterstände gehören; der Stolz der Besetzung ist die dicke Schulterwehr. Es ist nicht viel, nach dem Maß, mit dem sonst Grundbesitz gemessen wurde. Aber haben sich nicht alle Maßstäbe verändert? Was ist noch eine Million? Und die paar Fußbreite sind so viel: denn innerhalb ihrer habe ich, im Ernstfall, meine Pflicht zu tun; hier fließt vielleicht mein Blut, vielleicht ist hier mein Grab; wenn nicht meins, das der Gefährten; wenn nicht unser Grab, die Stätte unserer größten Erschütterungen — Grund genug, dies Stück Erde lieb zu haben und zu pflegen. Wie alles, was man lieb hat, macht es einem auch Sorge: hier fällt etwas ein, dort bröckelt's, und das Schußfeld wächst immer wieder zu. Es macht Arbeit; jeden Morgen kommen auch zwei Mann, nachdem sie Kaffee geholt haben, mit einem aus Birkenreisig gebundenen Besen und — fegen. So hat man sich den Krieg nicht gedacht; aber ist es nicht billig, daß man seinen Besitz instand hält? Unvergesslich bleibt mir ein Morgen in den Champagnelämpfen, wo unser Schützengraben nur noch ein Fußweg zwischen Schutthaufen war, und einer anfang, in unserer Sappe „aufzuräumen“, wie er sagte. Das war recht. Denn es ziemt sich, das Eigentum in schöner Ordnung zu haben, wo der Tod so erschütternd nah ist, und das zerschossene Grabenstück war unser teures Eigentum.

Wenn nun die große Erfüllung, der Friede, kommt, wird es wieder zugehen wie früher: erst ein abenteuerreiches Hausen bei Wirtinnen aller Arten, dann, wie in der Kindheit, die sechs-Zimmer-Wohnung im dritten oder vierten Stock. Wie sehr ich mich auch besinnen mag — nirgends mehr ist ein Fleckchen Erde mein; nicht ein Fuß breit gehört mir von unserm Stern. Was früher hingehen mochte, weil man's nicht anders wußte — wie soll es werden, nachdem man einmal gespürt hat, was es heißt, in der Erde zu wurzeln?

Wie soll es werden? Soviel wir auch mit Hade und Spaten geschauert haben, so wurde, gerade je mehr man davon verstehen lernte, klar, wie sehr wir doch dem Boden und seiner Behandlung entwachsen sind; das wird glücklicherweise von dem Gedanken, etwa Bauer werden zu müssen, abbringen. Man entsinnt sich auch, wie gerade im engen Unterstand, daß man von den Vorgängen in der Welt, das alte Verlangen wieder erwachte, alle Sprachen der Welt zu lernen, um dem Verstehen von Völkern und Zeiten eine Spanne näher zu kommen, und bleibt bei seinem Leisten. Daß man aber einmal am eigenen Leib und an der eigenen Seele gespürt hat, was es heißt, im Boden, in der Scholle, zu wurzeln, wird unvergessen sein, und wirksam für Orientierung und Zielsetzung. Wird es auch der eigenen Generation nicht wieder beschert, so kann es vielleicht erworben werden für die Generation unserer Kinder, daß die Jugend der Enkel wieder wie die unserer Großeltern, im Garten heranzwächst, auf eigener Scholle.

Gottfried Traub / Wandlung

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden;
Gott wirst du, liebst du Gott, und
Erde, liebst du Erden.
Angelus Silesius.

Er war ein verständiger, anständiger Junge. Auf der Schule ging es nicht recht davon. Immer mußte nachgeholfen werden. Er gehörte zu denen, von denen Eltern und Lehrer meist in halbem Ton sprechen: „sicher gut, sicher lieb . . . aber“. So kam er nie zu rechtem Glück. Da kam der Krieg. Mit den ersten war er hinausgezogen. Borne dran stand er bei Arbeit und Sturm. Wie umgewandelt war der Mensch. In kurzem war aus dem Jungen ein ernsthafter Mann geworden, dem Pflicht und Verantwortlichkeit so selbstverständlich war, wie der Schlag der Uhr um die Mittagstunde. Er rückte vor im Rang, war beinahe kugelfischer, ein Liebling der Vorgesetzten und Untergebenen. Die klugen Leute sagten: „Hier ist er am Platz“. Warum, das konnte freilich keiner recht erklären. Tatsachen bleiben größer als ihre Erklärung und Begründung, und es nimmt sich wunderbar aus, wenn die Menschen nachher so tun, als hätten sie gewußt, was nur die Vorsehung kannte. Eine helle Freude war's, was hier aus einem Menschen gewachsen war. Hundert ähnliche Bilder bringt uns diese hohe Zeit. Voll Staunen sieht man, welche Kraft aus Menschen herausgezaubert werden kann. Ein Völkerfrühling mitten in Todesnacht.

Was du liebst, das wirst du. Das ist der Schlüssel zum Lebensschicksal. Nicht draußen liegt es; in unserer Sehnsucht, in unserem Wollen ist es umschlossen. Mögen Hunderte einwenden: „Das ist nicht wahr! Ueberlege dir doch all die Enttäuschungen des Lebens!“ — Ich frage dagegen: „Hast du den inneren Menschen geschaut?“ In manchem Krüppel steckt ein Gott und in mancher Alltagschönheit nichts wie fauler Staub. Die treibende Macht liegt immer in der alles umfassenden, jede Kraft entseelenden Liebe, in dem Begehren nach dem Ziel, in der Richtung, welche die Seele sich wählt. Von ihr redet der Dichter da oben und enthüllt die Zusammenhänge, die zwischen dem einzelnen und seiner Lebensrolle bestehen. Die Mächte eines Volkes, die Gewalten des Blutes, die Zwänge der Not sind groß; noch größer aber bleibt die Sehnsucht, an die das Herz sich verliert, und das Ziel, dem der Wille wie ein heimlicher Liebhaber auf allen Wegen nachgeht. Ewigkeit und Nacht liegen in unserer Hand; Göttlichkeit oder Gemeinheit sind unsere Wahl. Nur daß dieses Wählen nicht ein bequemes, bloßes Zustimmung oder Ja-sagen ist, sondern die Anstrengung des ganzen Lebens, die Hinlentung aller Sinne, das wirkliche einheitliche Streben eines Menschenlebens. Aus ihm aber wächst tatsächlich Gotteskraft oder Erdenfenn. Beide wurzeln in der Menschheit. Sie sind weder überirdisch, noch teuflisch: sie sind menschlich. Der Mensch weicht nur sich selbst aus, wenn er von einem Gott verlangt, daß er ihn bessere, oder auf einen Teufel schiebt, was ihn verzerrt. Die eigene Lust ist die Quelle unseres Lebensstroms: die Lust nach Sonne, Sternen, Licht, die helle Menschen schafft, oder die andere nach Schleichwegen, Schlupfwinkeln, Schiämm, in denen man untergeht.

Mitten im Krieg entscheiden sich die einzelnen Lose genau nach diesen alten Gesetzen. Nur ihr Tempo ist verschieden, aber nicht ihre Wirkung. Die Welt ist nicht aus ihren Fugen gerissen: der Mensch hat heute nur doppelt nötig, sich zu bewahren. Diese Aufgabe nimmt ihm das

Schicksal draußen nie ab. Denn auch in Kriegeszeit liegt es schließlich in deiner Hand. Menschenfate hat nicht aufgehört zu schlagen und das Begehren des Herzens ist nie schlafen gegangen. Draußen und daheim bleibt die alte Schicksalsfrage dieselbe: begehrt du nach Höhen oder hältst du es mit der Tiefe? Ragst du steigen mit aller Sorge und Bitternis des Aufstiegs, oder willst du dich gehen lassen: Gott oder — Erdenstaub?

Soziale Bewegung

Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis. Eine Sammlung von Rundgeboten aus den freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften, ein gewerkschaftliches Kriegsbuch mit dem Titel „Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis“ (Herausgegeben von Wilh. Jansson, Berlin 1915) unterrichtet uns zuverlässig über die Stimmung der schaffenden deutschen Arbeiter in bezug auf den Ausgang des Krieges und die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft. Die Leiter von 13 Verbänden sprechen hier ihre Ansichten aus. Einmütig, ob Baugewerbe oder Berg- und Hüttenwerke, ob chemische oder graphische Industrie, die Holzarbeiter nicht minder als die Glasarbeiter und die Lederarbeiter, die Angehörigen der Metallverarbeitung ebenso wie die Schneider, die Webstoffarbeiter, die Steinarbeiter und die im Transportgewerbe Tätigen: sie alle, ohne Unterschied in der Sache, betonen sich zu der Notwendigkeit des Durchhaltens und Eigens: „hoffnungslos wäre die Zukunft, wenn dieser Krieg mit der Zerstörung Deutschlands endete.“ (R. Schmidt.) „Wehe den deutschen Arbeitern, wenn wir nicht Sieger blieben!“ (Müll.) „In diesem Kriege geht es um die kulturelle und wirtschaftliche Zukunft des deutschen Volkes.“ (Winnig.) „Es handelt sich um die Förderung, gleichberechtigt zu sein im wirtschaftlichen Wettbewerb.“ (Hut.) Ein Friede ist nötig, „der die deutsche Industrie sichert gegen alle Bestrebungen, die ihre Vernichtung oder Schwächung zum Ziel haben.“ (Schneider.) „Der Sieg Deutschlands im Weltkrieg ist geeignet, die Holzindustrie vor dem unermesslichen Schaden zu bewahren, den ihr der Triumph der Feinde gebracht hätte.“ (Kanger.) „Die Arbeiterschaft Deutschlands ist in ihrem eigenen Interesse verpflichtet, alles daran zu setzen, daß der Krieg zu einem günstigen Abschluß gebracht wird.“ (Girbig.) „Deutschland muß siegen — was wir verlangen, ist die Freiheit der deutschen Arbeit.“ (Wym.) Ein Wiederaufblühen unserer Industrie kann „nur durch den Sieg Deutschlands herbeigeführt werden.“ (Stühmer.) „Die Steinarbeiter hoffen, daß das Kriegsglück auch fernerhin den Waffen der Zentralmächte zuneigen wird.“ (Staudinger.) „Die Arbeiter der deutschen Textilindustrie haben ein lebhaftes Interesse daran, den Krieg mit einem für Deutschland günstigen Ausgang beenden zu sehen.“ (Rätzig.) Wir hoffen, „daß ein für Deutschland erfolgreicher Friedensschluß dem deutschen Handel und Verkehr sowohl im Inlande wie auf dem Weltmarkt uneingeschränkte Entwicklungsmöglichkeiten bieten wird.“ (Müller.) Wenn Englands Kriegsziel „die Eroberung des deutschen Handels“ auch nur zum Teil erreicht werden sollte, „so wäre es für die deutschen Arbeiter ein noch härterer Schlag als die Verluste, die der Krieg als solcher bringt. . . . So lebendig auch der Friedenswunsch in der deutschen Arbeiterklasse lebt, so entschieden muß ein Frieden nach dem Willen der Gegner Deutschlands abgelehnt werden. Für die Emanzipation der deutschen Arbeiterklasse braucht diese ein ungeschwächtes und ungeteiltes Deutschland, das seine Wirtschaft und seine Kultur im Frieden mit den Völkern entwickeln kann.“ (Jansson.) — So also sprechen deutsche Arbeiterführer, die sich politisch zur Sozialdemokratie bekennen. Und auf denselben Ton sind die Kämpfer der christlichen Gewerkschaften, der deutschen Gewerksvereine, der sämtlichen Verbände der kaufmännischen und technischen Privatbeamten gestimmt. Überall tritt kraftvoll der Wille zum Siege zutage, geboren aus der Einsicht, daß das Los der deutschen Arbeiter und Angehörigen untrennbar mit dem Schicksal des Vaterlandes im Weltkriege verbunden ist.

Sozialpolitik im vorläufigen Abgeordnetenhaus. Im preußischen Abgeordnetenhaus sind folgende Anträge eingebracht worden: 1. Den Gewerbeinspektoren besondere Anweisung zu erteilen, die Erfahrungen mit der durch den Krieg bedingten Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte, der jugendlichen Arbeiter und der Kinderarbeit in der Industrie und im Gewerbe zu sammeln und darüber zu berichten, besonders unter Berücksichtigung der Einwirkungen auf Leben und Gesundheit. 2. Maßnahmen zu treffen, daß unmittelbar nach dem Kriege die in den staatlichen und privaten Betrieben während des Krieges eingeführte Frauenarbeit baldmöglichst wieder beseitigt oder auf solche Berufszweige beschränkt werde, die der Gegenwart der Frau zuträglich erscheinen. 3. Vorkehrungen zu treffen, daß nach Beendigung des Krieges baldmöglichst die für die weibliche Arbeitskraft außer Kraft gesetzten Arbeiterchutzvor-

schriften, soweit sie auf behördlichen Anordnungen beruhen, wieder in Kraft gesetzt und ihre Durchführung durch verstärkte Aufsicht seitens der Gewerbeinspektoren überwacht werde.

Den 19. ordentlichen Verbandstag der deutschen Gewerksvereine hat der Zentralrat für kommende Pfingsten nach Berlin in das Verbandshaus eingeladen. Es ist ein erfreuliches Zeichen von Kraft und Stürke und Arbeitsfreudigkeit in den Reihen der hiesig-Duisburger Gewerksvereine, daß sie mitten im Kriege ihre Organisationsaufgaben auf einem allgemeinen Verbandstag verwalten und durchführen wollen und können.

Eine erste Warnung an alle, denen das Wohl der weiblichen Jugend am Herzen liegt, richtet der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte. Hunderttausende von Frauen, so schreibt er, sehen wir heute in Beschäftigungsarten tätig, die bislang von Männern ausgeübt wurden. Auch in solchen Berufen, die vor dem Kriege Männern und Frauen gleichzeitig offen standen, mehren sich die Zahl der beschäftigten weiblichen Angestellten. Es ist hieraus die irrtümliche Ansicht entstanden, daß die Lage des Arbeitsmarktes für weibliche Personen überaus günstig ist. Die amtliche Statistik beweist das Gegenteil. Nur dort, wo Frauenarbeit als Ersatz für die durch den Krieg dem Erwerbsleben entzogene Männerarbeit verwendet werden kann, liegen die Verhältnisse so gut, in allen übrigen Fällen aber schlecht. Das trifft auch auf die kaufmännischen Angestellten zu. Nur geübte, erfahrene Korrespondentinnen und sehr tüchtige Buchhalterinnen, die eine längere Geschäftspraxis hinter sich haben, sind jetzt sehr gefragt. Aber auch bei diesen handelt es sich meistens um sogenannte Kriegseinstellungen, die bei Friedensschluß dem heimkehrenden Kämpfern wieder einge-räumt werden sollen. Der Bedarf an Anfängerinnen dagegen ist lange nicht so groß wie das Angebot. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß nach dem Kriege die Arbeitslosigkeit unter dem weiblichen Kontorpersonal ziemlich erheblich sein wird. Die leider weitverbreitete irrtümliche Ansicht über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunftsaussichten wird von zahlreichen Handelsschulen, namentlich privaten Erwerbsanstalten, dazu benutzt, um junge Mädchen zum Besuche ihrer kurzfristigen, unzureichenden Kurse einzuladen, und niemals im Frieden haben diese Unternehmungen einen größeren Zulauf gehabt als jetzt. Schon in gewöhnlichen Zeiten kommen nur solche Kontoristinnen vorwärts, die neben einer ausreichenden Allgemeinbildung auch über eine gründliche, nicht in wenigen Wochen oder Monaten zu erwerbende Fachbildung verfügen. Nach dem Kriege wird das starke Angebot von weiblichen Arbeitskräften eine scharfe Auslese herbeiführen, und sehr viele werden dann mit Bedauern erkennen, daß sie ihr Geld umsonst ausgegeben haben. Wer wirklich Lust, Liebe und Beschäftigung zu dem Beruf in sich fühlt, soll eine der guten Handelsschulen besuchen, wie sie der Staat, die Städte, die Handelskammern oder sonstige gemeinnützige Körperschaften unterhalten. In alle, denen das Wohl unseres Volkes und unserer weiblichen Jugend am Herzen liegt, ergeht daher die Bitte, überall, wo nur die Möglichkeit vorliegt, aufklärend zu wirken.

Eine sozialpolitisch wertvolle Materialsammlung. Ein Erlass des preussischen Ministers für Handel und Gewerbe hat die Gewerbeaufsichtsbeamten angewiesen, in ihren nach Beendigung des Krieges zu erscheinenden Jahresberichten über die Höhe der Löhne der Arbeiter, Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeiter in den wichtigsten Gewerbebezügen auch im Vergleiche mit den früheren Löhnen und der Kriegsteuerung, sowie auch darüber zu berichten, welche Maßnahmen die Gewerbeunternehmer etwa getroffen haben, um für ihre Arbeiter die Lernerung und die Wirkungen der Lohnausfälle in schwach beschäftigten Gewerbebezügen zu mildern. Eine zuverlässige derartige Sammlung wird ihren Wert noch weit über den Krieg hinaus behalten.

Konsumgenossenschaften und Burgenfrieden. Auch in der vielfach zerstückelten deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung haben sich in letzter Zeit aus den Erfahrungen des Krieges heraus Bestrebungen geltend gemacht, welche einen Zusammenstoß sämtlicher bestehenden Konsumgenossenschaftsrichtungen zum Ziele hatten. Es scheint jedoch, als wirkten zunächst die alten Gegensätze auch unter dem Burgenfrieden noch in unverminderter Kraft weiter. Professor Franz Staudinger, der bekanntlich der Hamburger Richtung angehört, muß sich in der „Konsumgenossenschaftlichen Praxis“, dem Blatte der christlichen Konsumvereine, vorbehalten lassen, daß er in dem Schriftchen der „Gesellschaft für genossenschaftliche Kultur“ abgedruckte Agitationsproben vorgebracht habe. Er habe auch gesagt, daß die persönlichen Interessen der Führer und Genossenschaftsleiter, die ihre Selbstständigkeit nicht aufgeben wollten, an der heutigen Zersplitterung schuld seien. Giftstoffe soll Staudinger verschossen haben. Schlimmer und höherfüllter könne die in den nationalen Beamten-, Arbeitervereins- und Gewerkschaftsorganisationen vorgeführte Konsumgenossenschaft nicht beleidigt werden. Solche Theoretiker wie Staudinger seien noch für lange Zeit die „schlimmsten Störenfriede“. Dennoch scheinen die Prediger der Einigkeit in der Konsumvereinsfrage noch weit vom Ziele zu sein.

Organisation der Kleinhändler. In den Kreisen des kleineren und mittleren seßhaften Kaufmannsstandes wird eine größere Selbstständigkeit in der Wahrnehmung der vielseitigen Interessen des gesamten Kleinhandels und der nachhaltigeren Förderung der Standesfragen erstrebt. Die Erfahrungen der Kriegszeit haben bewiesen, daß eine straffere Zusammenfassung des Kaufmannsstandes in einer amtlich anerkannten Vertretung notwendig ist, um die Stellungnahme zu den Aufgaben und Entwicklungen des wirtschaftlichen Lebens wirksamer zu gestalten. Man will nach dem Vorbilde der Organisation des Handwerks als örtliche Grundlagen in Kaufmannsgilden Mittelpunkte schaffen und mit Kleinhandelskammern den Oberbau anschließen. Durch diese amtliche Vertretung soll dann gegen das Eindringen unläuterer und unzuverlässiger Elemente in den mittleren Handelsstand nachdrücklich vorgegangen werden.

Büchertisch

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von J. V. Kipling. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. Freiburg, Herder. I. Bd. (X, 486 Seiten) 1911. II. Bd. (VIII, 494 Seiten) 1913. Geb. je 7,50 M.

Das Werk, das im dritten Bande noch den „Friedensschluß“ zwischen Staat und Kirche besprechen will, bedeutet insofern einen erheblichen Fortschritt über die bisherige katholische Literatur, als es auf tiefer eindringenden Studien beruht und nicht bloße Materialsammlung, sondern wirkliche Darstellung bietet. Das gilt besonders von dem lebhaft und anregend geschriebenen ersten Bande, während die formale Durcharbeitung des zweiten schon wieder mehr zu wünschen übrigläßt. Von Unparteilichkeit ist in diesem im Auftrage der Zentralorganisation auch des politischen Katholizismus in Deutschland verfaßten Buche natürlich keine Rede. Die Tendenz tritt nur nach außen nicht so scharf hervor, wie in der älteren katholischen Literatur über die Geschichte des Kulturkampfes. J. Hahagen.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges. Von G. Menck. Ein Handbuch für Studierende. Tübingen 1913, Mohr. VIII, 479 S. Geb. 9 M.

Als Handbuch für Studierende erfüllt die Menck'sche Veröffentlichung durchaus ein Bedürfnis. Trotz mancher neuer Versuche ist die Geschichtswissenschaft noch immer arm an brauchbaren Lehrbüchern. Menck hat seinen Zweck nicht aus dem Auge verloren. Das ist seiner Arbeit besonders zugute gekommen. Ihr Hauptverdienst liegt darin, daß sie über die weit auseinandergehenden Anschauungen der wissenschaftlichen Kontroversenliteratur den Leser in ausgiebiger, unparteilicher und sachkundiger Weise unterrichtet. Wenn die Beurteilung auch zuweilen etwas äußerlich ausgefallen ist, so wird das Buch doch jedem unentbehrlich werden, der sich in Kürze über den neuesten Stand der Forschung auf dem laufenden halten will. J. Hahagen.

Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872. Von A. Sträter S. J. Freiburg 1914, Herder. 94 Seiten 1,60 M.

Der dem Jesuitenorden angehörende Verfasser stellt in der vorliegenden interessanten Schrift allerlei Material über die Vertreibung der Jesuiten aus West- und Süddeutschland während des Kulturkampfes zusammen. Die Sympathieadressen der katholischen Bevölkerung treten darin zu den Studien der amtlichen Korrespondenz der weltlichen Behörden in wirkungsvollen Gegensatz. Über die teilweise recht harte Ausführung des Jesuitengesetzes werden bemerkenswerte Einzelheiten geboten. Als Stimmungsbild aus lange überwundenen Zeiten verdient die mit begreiflicher Liebe verfaßte Arbeit Beachtung. J. Hahagen.

Wiedergeburt deutscher Sonette aus Italien. Von Robert Sommer. Gießen 1913. Verlag der Hof- und Universitätsdruckerei Otto Jandt. 2 M.

Der Druck dieser Sonette war in Vorbereitung vor dem Kriege. Jetzt, nach einem Jahre Warten, erscheinen sie, als unbefümmertes Zeugnis deutscher Liebe für Geist, Menschen und Werke italienischer Renaissance. Unter diesen Umständen würden sie Großes bedeuten, wenn der Verfasser an Tiefe der Auffassung und Sprechwillen nicht gar so bescheiden wäre.

Kriegsliteratur

Erfolge und Aussichten des Kriegsgemüse- und Kleingartenbaues in Sachsen. Von Regierungsbaumeister Dr.-Ing. Kruschwitz. Zentralfelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen. 1915. 2 M.

Die Arbeit enthält die Ergebnisse einer von der Zentralfelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen im Herbst o. J. veranstalteten Kundfrage, auf die Berichte für 85 Prozent aller sächsischen Gemeinden mit zusammen 4 586 375 oder über 95 Prozent der Einwohner Sachsens eingingen; hiernach sind in Sachsen über 5 500 000 Quadratmeter früher hauptsächlich Brach- oder Auland im Jahre 1915 zum Kartoffel- und Gemüsebau verwendet und an über 13 500

Familien vergeben worden. Besondere Fragen über Organisation, Pächter, Pachtpreis, sonstige Pachtbedingungen werden im Text ausführlich und gemeinverständlich behandelt, während in einem besonderen Verzeichnis alle Gemeinden, die den Kriegsgemüsebau planmäßig gefördert haben, mit den zur Verfügung gestellten Flächen usw. aufgeführt sind.

Wir brauchen ein Reichs-Jugendwehrgesetz. Ein Mahnwort zur deutschen Jugendwehrbewegung von Dr. Müller-Meinigen, Oberlandesgerichtsrat, Mitglied des Reichstags und der bayerischen Abgeordnetenversammlung. Herausgegeben vom Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele. (42 Seiten.) 1915. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Geh. 0,80 M.

Das Kriegsnotrecht der Hausbesitzer. Handbuch der Schutzgesetze gegen säumige Mieter und für bedrängte Hypothekenschuldner. Von Dr. jur. Martin Friedlaender. Verlag Haube & Spener, Berlin. 2 M.

Daß der Krieg die Hausbesitzer in eine besondere Notlage gebracht hat, wird von allen Seiten anerkannt. Der Bundesrat hat dem durch eine Reihe von Verordnungen Abhilfe zu schaffen versucht. Sie sind hier zusammengestellt und in gemeinverständlicher Darstellung systematisch erörtert. Das kleine Buch hat sich in der Praxis als durchaus brauchbar bewährt.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 0,75 M.: Lehrer J. in L., je 1 M.: San.-Maat R. zur See, Pfr. L. in B., Lehrerin E. M. in R., Gehr. St. in C., je 2 M.: Abtm. A. Sch. im Felde, Frau Elli W. in R., Oberlehrer R. W. in R., Signalist S. im Felde, L. in R., Oberjäger R. im Felde, Bootsm.-Maat M. im Felde, Frd. G. in L., je 2,50 M.: Geometer W. in S., St. b. R. R. im Felde, Off.-Stellw. L. aus R. im Felde, je 3 M.: Ass.-Arzt Dr. P. im Felde, St. S. im Felde, Witzwachtmstr. J. im Felde, Witzwachtmstr. P. im Felde, Witzwachtmstr. B. im Felde, Oberlt. W. zur See, 3,50 M.: Exp.-Ass. S. in D., 4 M.: Dr. D. in M., 4,50 M.: R. E. in Spz.-Sch., je 5 M.: Kranfenträger B. im Felde, R. D. in D., Dr. R. in S., St. b. R. R. im Felde, Stabsarzt Dr. Th. im Felde, Pfr. W. in S., 6 M.: Prof. B. in D., 7,50 M.: Witzelbm. M., Weßerland, 9 M.: Pfr. A. in B., je 10 M.: Dr. E. im Felde, Dr. S. in S., St. S. im Felde, St. U. im Felde, St. i. B., R. U. Dr. St. in B., Oberlt. W. im Felde, je 20 M.: Frau Fris L. in C., M. Sch. in S., St. B. im Felde, St. b. R. B. in ?, Dr. L. L. in B., Feldunterarzt B. im Felde, St. b. R. W. im Felde.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberlt. W. zur See 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeamt W. in Berlin: 13 Bücher, R. R., Dom. Obra: 11 Feste Zeitschriften, 1 Wiesb. Volksb.

Für den roten Halbmond: Oberlt. W. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Briefkasten

Nach Hensburg. Die eingekamten Feld-Bestellungen ohne Namensangabe können wir leider nicht ausführen.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Rümer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Handels-Hochschule Mannheim versendet soeben das Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1916; es ist das 4. Kriegsemerster. Das Verzeichnis enthält neben den regelmäßig wiederkehrenden einführenden und grundlegenden wie weiterführenden Vorlesungen zeitgemäße Ankündigungen in einem vollzogenen Kriegsplane und einem Ueberblicksplane für den Fall des Friedens. Wieder ist in reichem Maße Gelegenheit zu allgemeiner und Berufsausbildung gegeben für Kaufleute sowohl wie für zukünftige Lehrer an Handelsschulen. Auch Kriegsschädigte Offiziere können sich einschreiben lassen. Druckschriften und Auskünfte kostenlos durch die Hochschule.

Geb. Dame in mittl. Jahren, ruh., heit. Wesens, mehrj. Praxis in Buch-, Kunst- und Zeitungsverl., 4 J. soz. Hilfsarb., staatl. gepr. Kantenschweizer, i. Haush. erfahren, sucht pass. Stellung b. Arzt i. Sanatorium, Altit usw. Angeb. unter W. 14 an die Geschäftsstelle der „Hilfe“.

Die Hülfe erscheint Donnerstag, Schluß der Redaktion Montag. Anverlangten Einfindungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteiljahrespreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungsfalter der Postkammer 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.

Druckerei: Amt Lützow 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 5683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen token: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Wiener, die 30 mm breite Melamezeile 1,50 M., einfache Zeilen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugeandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Die amerikanische Neutralität. — **L. Frhr. v. Madag:** Ostasien im Weltkrieg. — **Jan Essén:** Deutschland und Rußland. — **Georg Kufeler:** Vom Sinn der deutschen Geschichte. — **Dr. Erich Schärer:** Islam und Christentum. — **Hj. D. Gottfried Traub:** Zeitsläge über die Zukunftsentwicklung des deutschen Protestantismus. — **Dr. Walter Schotte:** Der Sinn und die Gestalten des Krieges. — **Rudolf Rieth:** Nächtlige Reiterpatrouille (Gedicht). — **Hj. D. Gottfried Traub:** Die Seele. — Soziale Bewegung. — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 13. Februar.

Nach Berlin zurückgekehrt, erhalte ich ausführlichen Bericht über die Vorgänge in der Haushaltskommission des Preussischen Abgeordnetenhauses. Die Mehrheit der Kommission hatte durch den Präsidenten des Abgeordnetenhauses dem Deutschen Reichskanzler in seiner Eigenschaft als preussischer Ministerpräsident mitgeteilt: „Die Kommission würde es im Interesse des Landes für schädlich erachten, wenn sich aus der Stellungnahme der Reichsleitung gegenüber Amerika die Konsequenz einer Einschränkung in unserer Freiheit, einen uneingeschränkten und dadurch voll wirksamen Unterseebootkrieg zum geeigneten Zeitpunkt gegenüber England aufzunehmen, ergäbe.“ Ob man diese Mitteilung als ein bedingtes Misstrauensvotum anzusehen hat oder nicht, läßt sich aus dem Wortlaut allein nicht ersehen. So viel aber ist klar, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses ungefähr damit sagen will, daß ihr der ungehinderte Unterseebootkrieg noch mehr wert ist als die Beilegung der diplomatischen Spannungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Da nun über die Auslichten eines ungehinderten Unterseebootkrieges überhaupt nur diejenigen mitreden können, welche die Ziffern unserer Unterseeboote und ihrer Wirkungen in der Hand haben, so ergibt sich, daß für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung eine eigene Urteilsbildung vollkommen ausgeschlossen ist. Welchen Zweck hat es nun, eine Angelegenheit, die einestells zum Gebiet des auswärtigen Amtes und andernteils in den Bereich der Kommando-gewalt des Kaisers gehört, in einer so ungewöhnlichen Form zum Gegenstand eines Beschlusses des Preussischen Abgeordnetenhauses zu machen? Man wird sicherlich nicht verbieten können, daß im Abgeordnetenhaus, so wie in allen anderen deutschen Landtagen, auch gelegentlich über auswärtige Politik gesprochen wird, da ja fast alle unsere Wirtschaftsfragen mit auswärtiger Politik zusammenhängen und auch bisher die Instruktion der Bundesratsvertreter stets in den Landtagen besprochen werden durfte. Aus diesem Gewohnheitsrechte aber nun in schwerer Zeit eine Angriffsmöglichkeit gegen den verantwortlichen Reichskanzler zu gestalten, scheint nicht ganz mit den Aufgaben der gegenwärtigen Lage vereinbar. Der Reichskanzler läßt in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ erklären: „Die Leitung der auswärtigen

Politik und der Kriegführung ist ausschließlich verfassungsmäßiges Recht des Deutschen Kaisers. Während die oberste Heeresleitung parlamentarischen Einflüssen überhaupt nicht unterliegen kann, gehört die parlamentarische Behandlung auswärtiger Fragen vor das Forum des Reichstages.“ Diese Erklärung erscheint uns durchaus richtig.

Am Nachmittag hatten wir ein Gespräch mit einem Schweizer Freund darüber, was denn eigentlich an der deutschen Gesinnung und Weltanschauung vom Gesichtspunkte des moralisch denkenden Neutralen aus fehle. Der Schweizer ist geneigt, den Vorzug der Franzosen und den Mangel der Deutschen in das Wort „humanität“ zusammenzufassen, gibt aber ohne weiteres zu, daß in praktischen humanen Tätigkeiten, wie Verwundetenpflege, die Deutschen sicherlich in keiner Weise den Franzosen nachstehen, und daß die allgemein menschlichen Charaktereigenschaften der Italiener und Südfrenzen hinter denen der Deutschen zurückbleiben. Ein wesentlicher Unterschied ist wohl, daß man in Deutschland den staatlichen Egoismus deutlich auszusprechen liebt, während die ältere französische Kultur eine gewisse Scheu hat, davon unverdeckt zu reden. Die beiderseitige politische Handlungsweise ist nicht so sehr unterschiedlich, wie die Phrasen und Gedankengänge, in denen über sie gesprochen wird.

Montag, 14. Februar.

An den verschiedensten Stellen der westlichen Front wird von kleineren, aber heftig geführten Angriffen berichtet, bei denen in der Mehrzahl der Fälle der Erfolg auf deutscher Seite gewesen zu sein scheint. Da die Franzosen schon immer in der Erwartung eines deutschen allgemeineren Angriffes leben, so bezeichnen sie die jehigen Gefechte als Versuche, wo die Stellung der französischen Armee am schwächsten sei, ver sichern dabei natürlich, daß sie an jedem Punkte sich stark genug zeigen werde, einen etwaigen deutschen Ansturm aufzuhalten. Ob diese Auffassung richtig sein kann, haben wir von hier aus nicht zu beurteilen. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß die erneuten deutschen Angriffe im Vogesengebiet als Durchbruchversuche zu bezeichnen sind.

Auch in der Gegend von Dünaburg und Riga werden die beiderseitigen Angriffe wohl infolge des milderen Februarwetters wieder lebhafter. Ebenso werden erneute Artillerieangriffe von der baltischen Grenze und von der italienischen Front gemeldet.

Das eigentliche Interesse liegt aber auch heute noch nicht bei den Kriegsschauplätzen auf dem Lande, sondern bei der Behandlung maritimer Fragen. Die deutsche Auffassung, daß bewaffnete Handelsschiffe ohne vorherige Warnung von Unterseebooten angegriffen werden können, wird in Amerika keineswegs allgemein abgelehnt, man findet es vielmehr verständlich, daß Schiffe, die nicht angegriffen werden wollen, auch ihrerseits keine Angriffswerkzeuge führen dürfen. In England behandelt man die Bewaffnung von Handelsschiffen als ein altes, ehrwürdiges Gewohnheitsrecht, das man sich durch keine Drohung werde nehmen lassen. Der springende Punkt wird jetzt sein, ob in Zukunft die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Ein- und Ausfuhr bewaffneter Handelsschiffe in ihren Häfen gestatten werden. Eine Äußerung des amerikanischen Staatsdepartements über diese Frage liegt noch nicht vor.

Dienstag, 15. Februar.

Da man weder den russischen Berichten rückhaltlos glauben noch auch die Berichte der türkischen Kavalleriearmee für unbedingt

vollständig halten kann, so ist die Verfolgung der südkaufischen Kriegsbegebenheiten im allgemeinen bei uns etwas außer Übung gekommen, was um so erklärlicher ist, als offenbar weder die Russen noch die Türken ihre stärksten und besten Armeeteile zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen Meer stehen haben. Immerhin aber tritt in letzter Zeit die Behauptung, daß die Russen mit Erfolg die Festung Erzerum bestürmen, mit großer Sicherheit in den russischen Berichten auf, während der türkische Bericht nur in allgemeinen Ausdrücken davon redet, daß sich die Gefechte bis zu den vordersten Teilen der Hauptstellung ausdehnen. — Fast ebenso unübersichtlich sind für uns die Vorgänge südlich von Bagdad. Dort werden beständig irgendwelche Zusammenstöße zwischen der englischen Armee und den Araberstämmen berichtet, ohne daß bis jetzt eine wirkliche Verschiebung eingetreten ist. Die bei Kut-el-Amara lagernde englische Haupttruppe hat unter dem Regenwetter sehr zu leiden gehabt.

Da beide Teile über die Kriegsoperation in der Gegend von Saloniki fast völlig schweigen, ist der Schluß berechtigt, daß man beiderseits einen gefestigten Verteidigungszustand eingerichtet hat, um sich gegenseitig zu bewachen. In Albanien haben die Bulgaren Elbassan erreicht.

Mittwoch, 16. Februar.

Die französische Zeitung „Le Temps“ lehnt alle neutralen Versuche, einen Frieden vorzubereiten, in der unverblümtesten Weise ab; sie schreibt: Wenn Deutschland verspricht, wirklich mit Wohlwollen alle Friedensvorschläge, die ihm die Vierverbandsmächte machen würden, zu prüfen, so hat dies keine Bedeutung, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Vierverbandsmächte keine derartigen Vorschläge machen, sondern ihre Bedingungen den Mittelmächten diktieren werden, ohne daß es notwendig ist, sich danach zu erkundigen, ob Deutschland mehr oder weniger geneigt ist, sie zu erörtern oder anzunehmen. Der „Le Temps“ schließt: „Weder Friede noch Waffenstillstand, noch Vermittlung irgendwelcher Art, sondern Krieg bis zum Neuesten.“

Elf österreichisch-ungarische Flugzeuge belegten den Bahnhof und Fabrikanlagen in Mailand mit Bomben. Mächtige Rauchentwicklung wurde beobachtet. Feindliche Flieger konnten die Angreifer nicht schädigen. Alle Flugzeuge kehrten wohlbehalten zurück. Man wird sich also wohl darauf gefaßt machen müssen, daß nach den Luftbeschssungen von Freiburg und Karlsruhe von nun an das System der Bombenbewerfung größerer Städte von beiden kriegführenden Parteien weiterhin geübt wird. Ob es militärisch eine beachtliche Bedeutung hat, hängt im einzelnen vom Zufall ab. Sollte einmal die Luftschiffahrt einen Bahnhof oder eine Brücke mit Bestimmtheit treffen können, so würde sie natürlich als ein Kriegsmittel allerersten Grades angesehen werden müssen. Vorläufig ist der Luftkrieg nur eine Art großes und schauerliches Experiment.

Die Londoner „Morning Post“ meldet aus Washington: Es liegen Gründe zu der Annahme vor, daß die amerikanische Regierung sich auf den deutschen Standpunkt stellen wird und sogar nicht nur den bewaffneten Dampfschiffen das Verlassen der amerikanischen Hfen verbieten, sondern auch den Amerikanern, die an Bord bewaffneter Schiffe zu reisen beabsichtigen, die Pässe verweigern werde. Wir hoffen, daß das richtig ist.

Donnerstag, 17. Februar.

Heute meldet der russische Bericht die Wegnahme von zehn Forts der Festung Erzerum. So viel wir erfahren, liegen die genannten Orte noch immer in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa 20 km von der Stadt Erzerum und sind vielfach nur Dörfer, die in der landesüblichen Weise besetzt sind. Tatsache bleibt allerdings das russische Vorrücken an sich.

Die mohammedanische Volksbewegung steigert sich langsam sowohl in Persien wie an den Grenzen Ägyptens. Soweit wir Mitteilungen aus Konstantinopel erhalten, fordert die persische Geistlichkeit vom Schah den offenen Anschluß des Landes an die Türkei und an die europäischen Mittelmächte.

Die Alimas drohen, auch ohne den Schah das persische Volk pflichtgemäß auf die richtige Bahn zu führen, die jeder gute Mohammedaner gehen müsse. Am Suezkanal sind nach einem Brief aus Kairo, den die „Königliche Volkszeitung“ erhalten hat, schwere Meutereien der indischen Truppen vorgekommen, so daß General Ragwell sich entschlossen habe, die mohammedanischen indischen Truppen vom Suezkanal wegzunehmen. Das letztere dürfte wohl eine gewisse Uebertreibung sein, da die nicht-mohammedanischen nder einen genügenden militärischen Ersatz kaum zu bieten in der Lage sind.

Die diplomatischen Vertreter Frankreichs, Englands und Russlands haben dem belgischen Minister des Außern, Baron Beyens, eine Erklärung überreicht, in der sie beim gemeinsamen Friedensschluß die Wiederherstellung der politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit Belgiens versprechen. Baron Beyens dankte ihnen für die Zusicherung und verlangte, daß die Verbandsmächte volles Vertrauen zu den Belgiern haben mühten, so wie diese volles Vertrauen zu ihren lokalen Garanten hätten. Es scheint, daß dieser Austausch von Rundgebungen den Sinn hat, daß die in Frankreich befindliche belgische Regierung auch jetzt noch nicht das bekannte Londoner Protokoll unterschreiben will, aber auch nicht imstande ist, sich von der Vormundschaft des englisch-französischen Verbandes zu befreien. Wenn sich der belgische König in einem neutralen Lande befände, könnte möglicherweise seine Antwort etwas anders.

Freitag, 18. Februar.

Das Hauptereignis des heutigen Tages ist die Einnahme von Erzerum durch die Russen. Was über die Zahl der Gefangenen berichtet wird, ist noch durchaus zweifelhaft. Eine Pariser Meldung behauptet, es seien 100 000 Türken und über 1000 Kanonen in russische Hände gefallen. Daß überhaupt die Besatzung von Erzerum 100 000 Mann betragen haben sollte, erscheint zunächst noch sehr unwahrscheinlich. Die Festung ist nach fnfstgiger Beschssung gefallen. Wir wollen sicherlich nicht den Fehler wiederholen, der bei verschiedenen Festungseinnahmen von anderer Seite gemacht wurde, daß man eine Festung in dem Augenblick als unwichtig erklärt, wo sie vom Gegner überwunden wird. Erzerum beherrscht das Gebiet zwischen dem Wan-See und dem Schwarzen Meer und kontrolliert die große Straße zwischen Trapezunt und Persien. Möglicherweise öffnet auch die Einnahme von Erzerum den Weg für einen russischen Vormarsch in der Richtung auf den Euphrat, so daß die trksche Bagdad-Armee vom Rücken aus gefährdet werden könnte. Diese Gefahren sind größer, wenn tatsächlich der Hauptteil der trkschen Kaukasus-Armee gefangen oder vernichtet ist. Die Russen haben schon früher — in den Jahren 1829 und 1878 — Erzerum vorübergehend besessen.

An der deutsch-englischen Grenze in Ostafrika hat ein Gefecht stattgefunden, bei dem die Engländer 172 Mann verloren haben, von denen 139 der 2. südafrikanischen Brigade angehörten. Ein wohl über Spanien zu uns gekommener brieflicher Bericht aus Kamerun erzählt in ergreifender Weise, wie die Plge Garua und Mora verteidigt worden sind. Hauptmann v. Raben in Mora sagte: Wenn vor Mora die bleichenden Knochen der Engländer und Franzosen liegen und in Mora die unseren, dann erst habe ich alles getan, was mich vor Gott und dem Kaiser rechtfertigen kann. — Seine Soldaten antworteten ihm: Stirbst du, unser Führer hier, so wollen wir dir auch in den Tod folgen.

An der Westfront haben die Engländer nochmals vergeblich versucht, ihre Stellungen südöstlich von Ypern zurückzugewinnen. Sonst kleinere Angriffe an den verschiedenen Stellen.

Sonntag, 19. Februar.

Die Gesandten Englands, Frankreichs, Russlands und Italiens haben dem griechischen Ministerpräsidenten Skuludis mitgeteilt, daß der in Paris tagende Kriegsrat die militärische Belegung aller griechischen Eisenbahnen und Telegraphenstationen in Thessalien und Morea durch die Vierverbandsstruppen angeordnet habe. Falls Griechenland sich nicht freiwillig füge, so werde Gewalt

angewendet werden. Auf Grund dieser Mitteilungen wurde sofort ein gleichlicher Kriegsrat einberufen, um die Lage zu beraten.

Eine durch österreichisch-ungarische Truppen verstärkte Albanergruppe hat den Ort Kavaja besetzt, der südlich von Durazzo, drei Kilometer vom Meer entfernt, liegt. Damit ist Durazzo von allen Seiten eingeschlossen.

Im preußischen Abgeordnetenhaus spricht sich bei Gelegenheit einer allgemeinen Handelsdebatte Minister Dr. Sydow über die zukünftigen mitteleuropäischen Verhältnisse mit auffälliger Kühle und Zurückhaltung aus. An sich ist dies nicht verwunderlich, da ja die preußische Regierung nicht die Verhandlungen zu führen, sondern nur die Absichten der Reichsregierung vom besonderen preußischen Standpunkt aus zu begutachten hat. Immerhin aber wäre bei der großen Bedeutung Preußens im Bundesrat eine etwas klarere Aktivität von Vorteil. Abgeordneter Deser vertrat den mitteleuropäischen Gedanken mit größerer Wärme.

Sonntag, 20. Februar.

Die Folgen der russischen Eroberung von Erzerum werden weiter erörtert. Nach dem russischen Bericht wurde die ganze Festungsartillerie und ein großer Teil der Feldartillerie den Türken abgenommen. Wieviel von der türkischen Armee sich hat retten können, ist noch unbekannt. An der Küste des Schwarzen Meeres machen die Russen nach ihrem Bericht Fortschritte und belästigen gleichzeitig mit ihren Kriegsschiffen die Gegend von Trapezunt.

Bei Poperen brachten unsere Truppen einen durch starkes Feuer vorbereiteten englischen Angriff zum Scheitern. Belfort wurde an mehreren Tagen durch weittragende deutsche Geschütze beschossen.

Auch dieser Sonntag bringt allerlei Erwägungen über die unaufhörliche Frage, auf welche Weise der Weltfrieden gefördert oder herbeigeführt werden könne. Man kann solche Bestrebungen unterscheiden, die sich an die Minderheitsgruppen der kämpfenden Länder wenden, und solche, die mit den führenden Regierungen rechnen. Die erste Auffassungswelt begrüßt mit Freude jedes einzelne Wort, welches irgendwo ein friedensfreundlicher Senator oder Sekretär gesagt hat. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, solange diese Art von Stimmen in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden. Es werden aber falsche Hoffnungen erweckt, wenn man der Sache den Anschein gibt, als ständen in England, Frankreich und wohl auch in Italien und Rußland bereits politische Mächte in der Entwicklung, die den jetzigen Regierenden das Heft aus den Händen nehmen könnten. Davon kann gar nicht die Rede sein. Die Regierenden selbst aber können nicht gut gleichzeitig ihre Bevölkerungen zum Krieg ermuntern und von der Notwendigkeit des Friedens reden. Die psychologische Schwierigkeit, daß sie selbst den Rückweg nicht finden, gehört zu den Hauptkennzeichen der gegenwärtigen Lage. Erst jetzt übersteht man ganz, welcher bedeutende moralische Mut in den Erklärungen des deutschen Reichskanzlers und des Grafen Tisza vorhanden gewesen ist. Sie führen den Krieg mit der Erklärung, daß sie beständig zu Friedensverhandlungen bereit sind.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 14. Februar.

Es sind Preiszuschläge für Getreide eingeführt, um die Landwirte zu schnellerem Verkauf anzuregen, während die erste Verfügung (vom 23. Juli 1915) im Gegenteil vom 31. Dezember ab regelmäßige Preissteigerungen um 1,50 Mark pro Tonne von 14 Tagen zu 14 Tagen vorsah, um die Landwirte für die Lagerung zu entschädigen und der Regierung Lagergeld zu ersparen. Damit die Landwirte, die zwischen 31. Dezember und 15. Januar verkauft hatten, nun keinen Schaden haben, wird ihnen pro Tonne 12,50 Mark nachgezahlt. Für Hafer und Gerste wird eine Vergütung von 60 Mark pro Tonne gezahlt, wenn sie bis zum 29. Januar, und von 30 Mark, wenn sie vom 1. bis 15. März liefern.

Man kann nicht sagen, daß diese Bestimmungen dem Eindruck großer Konsequenz machen. Der Bauernführer Heim schreibt mit Recht, daß sie an die Lesebuchfabel vom Hirtenknaben erinnern, der seine Kameraden so lange mit dem Ruf alarmierte „der Wolf ist da“, bis ihm keiner mehr glaubte, als es ihm Ernst war.

Die Kartoffelversorgung ist ebenfalls in ein neues Stadium getreten. Alle vom Ausland gekauften Kartoffeln sind an die Reichskartoffelstelle zu liefern. Wichtiger als diese Bestimmung sind die über die Innenversorgung. Sie lauten:

1. Die Kommunalverbände sind verpflichtet, die für die Ernährung der Bevölkerung bis zur nächsten Ernte erforderlichen Mengen an Speisekartoffeln nach den Vorschriften dieser Verordnung zu beschaffen, soweit der Bedarf nicht aus den in ihren Bezirken verfügbaren Vorräten gedeckt werden kann. Die Kommunalverbände müssen die Versorgung der Bevölkerung mit Speisekartoffeln nach der Bekanntmachung vom 4. November 1915 zur Ergänzung der Bekanntmachung über die Errichtung von Preisprüfungsstellen und die Versorgungsregelung vom 25. September 1915 regeln. Der Reichskanzler kann Grundsätze für die Berechnung des Bedarfs festsetzen.

2. Die Kommunalverbände sind verpflichtet, am 25. Februar 1916 festzustellen: 1. welche Mengen von Kartoffeln innerhalb des Kommunalverbandes im Gewahrsam der Gemeinden, Händler, Verbraucher und der Vereinigungen von solchen vorhanden sind. Mengen unter 10 kg sind dabei außer Betracht zu lassen, soweit nicht die Landeszentralbehörden etwas anderes bestimmen; 2. welche Mengen von Kartoffeln die Handels- und Gewerbetreibenden, die ihre gewerbliche Niederlassung im Kommunalverband haben, auf Grund rechtsgültiger Lieferungsverträge zu fordern berechtigt und zu liefern verpflichtet sind. Das Ergebnis der Feststellung ist der Reichskartoffelstelle spätestens zum 10. März anzuzeigen. Der Reichskanzler kann die Ermittlung der im Gewahrsam der Kartoffelerzeuger befindlichen Vorräte anordnen.

3. Die Kommunalverbände sind verpflichtet, den Fehlbedarf bei der Reichskartoffelstelle bis zum 10. März 1916 anzumelden. Die Reichskartoffelstelle kann die Lieferung der von ihr festgestellten und dem Bedarfsverband zugewiesenen Kartoffelmengen einem Ueberfuhrverband oder einer von ihr mit der Vermittlung betrauten Stelle übertragen oder die Lieferung selbst übernehmen.

„Die Kommunalverbände sind verpflichtet“ — wie oft ist dieser gewichtige Satz im letzten Jahr ausgesprochen, und mit welchen inhaltsschweren Folgen!

Dienstag, 15. Februar.

Die Uebersicht über den Berliner Arbeitsnachweis im Jahre 1915 liegt vor. Im Vergleich zu den Riesenschwankungen 1914 zeigt das Jahr 1915 eine nur schwach bewegte Kurve besonders bei den männlichen Kräften. Die Zahl der auf 100 offene Stellen entfallenden Arbeitsuchenden ist im Februar noch einmal über 110 gestiegen, dann aber meist zwischen 100 und 90 geblieben. Bei den weiblichen ist die entsprechende mittlere Linie des Angebots der Arbeitskräfte etwa 140, die aber im November auf 150 anstieg, im Dezember stark fiel (zwischen 110 und 120), aber jetzt ganz erheblich steigen wird wegen des Rohstoffmangels in der Textilindustrie.

Eine interessante Notiz bringt der Hamburgische Korrespondent vom 13. Februar aus Tondern: „Eine recht lebhafteste Steigerung der Landpachten läßt sich in unserer Gegend feststellen. Neuerpachtungen ergeben vielfach 5 bis 10 M. und darüber als Wehrpacht für 1 Demat Land. Die Tondernschen Legatländerereien bringen auf diese Weise eine Mehreinnahme von 5000—6000 M. Dabei ist die zur Verpachtung kommende Landfläche noch beträchtlich vergrößert, da mancher Landmann infolge seiner Einberufung einen Teil seines Besitzes veräußert. Die hohen Vieh- und Kornpreise wirken aber anziehend auf das Pachtgeschäft und spornen die daheimgebliebenen Interessenten zur Ausdehnung ihres Pachtzweiges an. Die Kaufpreise für Land sind dadurch auch zugleich zu bedeutender Höhe hinaufgeschwollen.“

Es wird die finanzwirtschaftlichen Zukunftsfragen nicht erleichtern, wenn die Landwirtschaft aus dem Krieg mit einer neuen Grundwerterhöhung hervorgeht!

Einen Ausblick auf die Kämpfe, die uns nach dem Kriege bevorstehen, geben die Nachrichten über die englischen Handelskriegspläne. Am 29. Februar wird die Vereinigung der brit.

ischen Handelskammern zusammentreten zur Verhandlung des Themas „Die englische Handelspolitik nach dem Kriege“. Die Tagesordnung enthält u. a. den freundlichen Plan, die deutsche Handelschiffahrt zwischen den Häfen der Ententemächte und deren Kolonien auszuhalten, ferner die Einführung eines englischen Maximal- und Minimaltarifs, eine Revision des Patentwesens usw. Im Juni wird der British Imperial Council of Commerce die Interessenten aller Reiche von Großbritannien zusammenrufen, um ein System fester handelspolitischer Zusammenschlüsse gegen die Zentralmächte zu verabreden.

Wie entscheidend werden unsere Waffenerfolge sein müssen, um diesem unbeugsamen Willen zur Erdrosselung Deutschlands von Anfang an die nötige Front entgegensetzen zu können!

Eine neue Regelung der Schweinefleischversorgung steht bevor. Nach Wirtschaftsgebieten gestaffelte Preise ab Stall, die Gemeinden müssen Höchstpreise für den Verkauf an den Verbraucher festlegen und bestimmen, ein wie großer Teil des Schweinefleisches frisch verkauft werden muß. Dabei leider starke Preissteigerung!

Das Zwangssyndikat für den Viehhandel tritt heute in Kraft.

Mittwoch, 16. Februar.

Eine sehr aufschlußreiche Studie über die Wirkung des Krieges auf die Gesundheit der Kinder teilt der Schularzt Dr. Kettner in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mit. Die Studie umfaßt 5000 Kinder vom Säuglingsalter bis zum 14. Lebensjahr eines Charlottenburger Arbeiterbezirks. Der Gesundheitsstand der Säuglinge konnte dank der Reichswochenhilfe als über Erwarten günstig festgestellt werden. Die Schulkinder dagegen zeigten bei einer Untersuchung vom 1. Juni 1915 deutlich die Einwirkungen der veränderten Ernährungsverhältnisse. Die Höchstzunahme an Gewicht der 11jährigen Knaben steht z. B. bedeutend hinter der Zunahme der Jahre 1912—1914 zurück: 1912—1914 = 3 kg bei 28 v. H. der Kinder, 1915 = 2 kg bei 25 v. H. der Kinder. Das Höchstmaß des Längenwachstums bei den 9jährigen Knaben betrug in den Friedensjahren 1910—1914 = 5 cm bei 29 v. H. der Kinder, im Jahre 1915 = 3 cm bei 26 v. H.

Dr. Kettner hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen eingehend durch Kurven dargestellt. Aus diesen Kurven lassen sich für die Gewichts- und die Längenzunahme folgende Gesichtspunkte festhalten:

„1. Die in den Friedensjahren beobachteten großen Zunahmen fehlen im Kriegsjahr ganz oder sind auf ein Minimum reduziert.

2. Die geringeren, dem Nullpunkte näher gelegenen Zunahmewerte zeigen ein dementsprechendes Anwachsen. Die Gipfelpunkte der Maximalwerte verschieben sich nach links (zu den niederen Gewichten).

3. Stillstand und bei den Gewichten auch Abnahmen treten entweder überhaupt erst im Kriegsjahre auf oder ergeben auch dort höhere Werte als in den Friedensjahren.“

Eine direkte Schädigung der Kinder durch diese Verminderungen glaubt Dr. Kettner noch verneinen zu müssen. Immerhin sind die Tatsachen, die er mitteilt, ernster Beachtung wert und machen die Frage der Schulspeisungen, der Gesundheitsüberwachung u. a. während des Krieges dringlicher denn je.

Es wird mitgeteilt, daß wieder ein wichtiger Ersatzstoff für ein fehlendes Auslandserzeugnis in der Munitionsherstellung gefunden ist: nämlich ein vollwertiger und billigerer Ersatz für Ferromangan. — Ein Hoch auf die Mobilmachung des Geistes!

Donnerstag, 17. Februar.

Ein Tag in Karlsruhe, wo ein nasser Frühlingssturm die ersten Blütenbäume und die grünenden Sträucher des Stadtparks zermühlt. Einen ganz tiefen Eindruck hatte ich von einem Empfang bei der Großherzogin Luise: Die Binde des Roten Kreuzes um das zarte Handgelenk dieser feinen alten Hand war wie ein Symbol der Weihe, die über allem Frauenleben heute liegt. Und aus der Gestalt dieser fürstlichen Frau von 78 Jahren, die in jeder Einzelfrage der Kriegsfürsorge zu Hause ist wie der Vorsitzende einer behördlichen Kriegskommission, aus jedem ihrer

lebendigen und entschiedenen Worte sprach mit besonders tiefer Eindringlichkeit diese Verwandlung aller Schicksalsbürde in Tat und Pflicht, die wir alle uns täglich erkämpfen möchten.

Am Abend im Kreise unserer Mitarbeiterinnen Gesprächs darüber, ob im kommenden Deutschland mit der unermesslichen Arbeitsanspannung, die es verlangt, nicht die Seele zu kurz kommen und die Verinnerlichung, deren Spuren wir in den letzten Jahren allenthalben fühlen konnten, gehemmt und zum Stillstand gebracht werden wird. Aber läßt sich durch äußeren Druck ein wahrhaft quellendes inneres Leben töten? Wir müssen nur versuchen, neue Synthesen zu schaffen zwischen Kultur und Leistung, Seele und Arbeit. Und daran glauben, daß sie möglich sind.

Freitag, 18. Februar.

Ein Buch englischer Gelehrter unter Führung von Professor Paterson in Edinburgh über „Deutsche Kultur — der Anteil der Deutschen an Wissenschaft, Literatur und Kunst im Leben der Menschheit“ enthält eine unabhängige, sachliche und gerechte Würdigung Deutschlands. Es ist wie eine seelische Befreiung, so etwas zu lesen — gewiß nicht aus demütiger Dankbarkeit, daß wir wieder Gnade vor irgendwelchen Augen jenseits des Kanals finden, sondern weil einem sub specie aeterni diese Aufreinigung so wohl tut.

Dies schreibe ich auf der Fahrt nach Düsseldorf — den Rhein entlang. Der Rhein geht mit Hochwasser, breit und frühlingsgeschwellt. Regter Frachtverkehr voll farbigster Schönheit. Grüne Schiffsleiber über graugelben Wellen und weißem Schaumgekräusel. Die rotbraunen Buchenhänge gekleidet vom leuchtend grünen Anemonenbüscheln. In den Gärten blühen Aprikosen- und Pflaumebäume, und erste grüne Knospen schweben wie zahllose Lichter über der braunen Erde. Dazu paßt es gut, wenn man dann in den Landtagsverhandlungen über die Ernährungsfrage liest, daß wieder einmal die sorgenvollsten Monate vorüber sind.

Nachmittags spreche ich in Düsseldorf vor einer Versammlung von jungen Mädchen über die Berufswahl. Der Zustrom, ganz anders groß als jemals, zeigt, daß der Ernst der Kriegserziehung doch den Willen geweckt hat, seine Kräfte zu verwerten.

Sonnabend, 19. Februar.

Die Säuglingssterblichkeit in Berlin ist im Jahr 1915 gegen das Vorjahr erheblich gesunken. Sie betrug im Prozentfuß aller Sterbefälle im Dezember

1912	20,60 v. H.	1914	17,95 v. H.
1913	18,90 „	1915	14,41 „

Eine dem Geiste der Zeit in bedauerlicher Weise widersprechende Sittenmaßregelung ist eine Verfügung des Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. an die Kreisschulinspektoren seines Bezirks. Sie lautet:

„Es drängen sich in neuester Zeit an die Lehrer und die Schule Wünsche heran, aus erzieherischen Gründen durch geeignete Belehrung der Ausbreitung und Vertiefung des Völkervertrages entgegenzuwirken und der künftigen Versöhnung der Kulturvölker vorzuarbeiten. Diesen aus dem Gefühle allgemeiner Völkerverbrüderung und internationaler Friedensschwärmerei entspringenden Bestrebungen darf kein Raum gewährt werden. Es kann um so weniger Aufgabe der Volksschule sein, in diesem Sinne zu den künftigen Beziehungen der Völker untereinander Stellung zu nehmen, als nach der friedlichen Grundstimmung des deutschen Volkes, gerade im Gegensatz zu anderen Völkern, gar keine Gefahr besteht, daß in unserer Jugend ein dem künftigen Frieden gefährlicher Haß aufzuwachen könnte.“

Im Gegensatz zu solchen Auffassungen ist es eine erzieherische Aufgabe ersten Ranges für die Schule, dafür zu sorgen, daß die furchtbaren Lehren und Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart in dem lebenden Geschlecht unauslöschlich haften bleiben. Vor allen Dingen muß ganz allgemein die Ueberzeugung in unserem Volke einwurzeln, daß Deutschlands Frieden und Sicherheit nur durch seine Wehrmacht zu Lande und zur See verbürgt wird, und daß alle Verbrüderungsbestrebungen mit anderen Völkern auf kulturellem Gebiete niemals dazu führen dürfen, auch nur das geringste von seiner kriegerischen Rüstung abzubrodeln. Zum anderen sollen die Schulen die Ueberzeugung festigen, daß Deutschland einig bleiben muß und daß alle Parteien oder Sonderbestrebungen sich dieser Forderung unterzuordnen haben. Endlich wird es eine schöne Aufgabe aller Lehrenden bleiben, nicht nur die durch die Erfahrungen des Krieges gefestigte Ueberzeugung von dem

Gegen eines starken Königtums, sondern auch die Liebe zu unserem Könige und Kaiser sowie zu dem Hohenzollernhause zu voller Erhaltung zu bringen. Das jetzt eingeführte tägliche Gebet der Schulen für unseren Herrscher wird darum als gemütvoller Ausdruck solcher Liebe auch nach Beendigung des Krieges zu pflegen sein.

Allen Bemühungen aber, die Schandtaten, die unsere Feinde an den Deutschen der ganzen Erde begangen haben, zu entschuldigen oder zu beschönigen, wollen Sie, falls sie in die Schule einzubringen versuchen sollten und nicht schon an dem gesunden Sinne der Lehrerschaft scheitern, Ihrerseits entschlossen entgegenzutreten.
(gez.) von Schöwerin."

Man liest dieses Dokument mit einem Gefühl tiefter Enttäuschung. Hat unser Volk, hat die Schule nicht gezeigt, daß sie die richtige innere Haltung zum Krieg von selbst zu finden vermochte? Wie kann man nur diesen heiligen Geist unseres Volkes nachträglich zur vorschriftsmäßigen Gesinnung herabdrücken! Und überdies: es ist schon eine prekäre Sache, von oben herab die Vaterlandsliebe zu diktieren — wenn sie nicht von selbst da ist. Noch viel, viel bedenklicher ist aber eine Diktatur des Hasses!

Sonntag, 20. Februar.

Die Reichspostverwaltung hat bis jetzt etwa 300 weibliche Postkassen eingestellt.

Ein lange und schmerzlich erwartetes Ereignis: Berlin führt die Butterkarte ein. Keiner darf mehr als ein Viertelpfund wöchentlich auf Brotkarte entnehmen. Das wird wenigstens etwas helfen. Man sollte aber, um denen, die in einer Woche ihr Viertelpfund nicht erjagen, doch später gerecht zu werden, die Bestimmung treffen, daß die nicht entwerteten Brotkarten der einen Woche in der nächsten Vorzugsberücksichtigung sichern. Das müßte sich doch leicht machen lassen. Im preussischen Landtag sind Handelsfragen besprochen. Der Minister stellte Einschränkung der Einfuhr von Luxuswaren in Aussicht und Ausfuhrerleichterungen und machte einige vorsichtige Andeutungen über deutsch-österreichische Wirtschaftsfragen.

Raumann / Die amerikanische Neutralität

Im Weltkriege gewinnt kein Staatswesen mehr an wirtschaftlicher Kraft als die „Vereinigten Staaten von Amerika“. Ihm dient unser europäischer Streit zum unglaublichen Gewinn, und zwar nach unserer Meinung am meisten dann, wenn es neutral bleibt. Dieses Urteil stammt nicht so sehr aus unserem Wunsche, daß die Vereinigten Staaten neutral bleiben möchten, als aus einer allgemeinen Betrachtung der wirtschaftlichen Weltlage.

Unser Wunsch, daß die Vereinigten Staaten ihre Neutralität beibehalten und noch strenger als bisher wahren sollten, ist durch unsere Kriegslage ohne weiteres verständlich. Wir haben bereits hinreichend genug Feinde und halten es für einen großen Irrtum, wenn man gelegentlich so tut, als könnte es für uns nicht viel ausmachen, ihre Zahl noch zu vermehren. Es ist ein falscher Satz, daß die Amerikaner uns in Zukunft nicht schwerer schädigen könnten als bisher, denn dabei wird ganz außer Acht gelassen, daß vom Tage einer etwaigen Kriegserklärung an folgende Erscheinungen eintreten müssen:

1. Die Kriegsstotte der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1913 mit 169 Fahrzeugen, 1531 Kanonen und 282 Panzerrohren angegeben wurde, in der es 33 Schlachtschiffe, 10 Panzerkreuzer, 24 Kreuzer gab und die heute schon noch etwas stärker ist, stellt sich dann unmittelbar neben die englische Flotte, solange sie nicht teilweise durch japanische Besorgnisse zurückgehalten wird. Der letztere Fall ist sehr unsicher und wird leicht von uns aus zu fest eingerechnet. Damit steigt die Möglichkeit der vollen Blockade.

2. Die nordamerikanische Armee bedeutet zwar im Frieden nur etwa 90 000 Soldaten und 5000 Offiziere, aber man muß annehmen, daß im Falle einer Kriegserklärung in den Vereinigten Staaten ein Wehrsystem eingerichtet wird, das ähnliche Ausdehnung gewinnen kann wie das englische. Die sogenannte organisierte Miliz würde dazu eine Grundlage abgeben. Da jetzt schon alle kriegsführenden Staaten mit frisch eingestellten Truppen junger und alter Jahrgänge arbeiten, könnte das amerikanische Heer im Laufe eines halben Jahres eine sehr beachtliche Größe erlangen.

3. Diejenigen Schiffe der deutschen Handelsmarine, die jetzt in nordamerikanischen Häfen liegen, wären zunächst völlig für uns verloren.

4. Die große, täglich wachsende Kapitalkraft der Amerikaner ist eine unabsehbare Kriegsverlängerung, sobald sie staatlich durch nordamerikanische Kriegsanleihen in den Kampf eingefügt wird. Schon jetzt haben die Vereinigten Staaten einen geradezu glänzenden Staatshaushalt. Die Staatsschulden betragen in der Vereinigten Staatsverwaltung etwas über 4 Milliarden Mark, in den Staaten und Territorien nur etwa 1,2 Milliarden. Amerika kann seine Mittkämpfer fast beliebig lange unterstützen und für alle Zukunft ihr Gläubigerstaat werden.

5. Alle Ausfuhren der Vereinigten Staaten nach Mitteleuropa auf direkten und indirekten Wegen hörten dann auf.

6. Der Druck der Gegner auf alle kleineren Neutralen wäre dann geradezu unwiderstehlich.

Da wir Deutschen im Kriege gelernt haben, auch übermenschliche Aufgaben zu übernehmen, wenn es nötig, behalten wir selbst im schlimmsten Falle den Kopf oben und schauen auf das Vorbild Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege; wir verhehlen uns aber nicht, welche unendlichen Opfer in einem durch Nordamerika verlängerten Weltkriege von uns allen gefordert würden. Doch wissen wir, daß unser Wünschen für die amerikanische Staatsleitung kein Entscheidungsgrund ist. Wenn die Vereinigten Staaten neutral bleiben, so tun sie es aus eigenen amerikanischen Erwägungen.

Als nordamerikanische Gegengründe gegen die Beteiligung am Weltkrieg erscheinen uns folgende:

a) Die innere Volkszusammensetzung des nordamerikanischen Staates ist noch nicht so rein amerikanisch geworden, daß man die Heimatzusammenhänge der Eingewanderten verachten dürfte. Nach der Zusammenstellung vom Jahre 1912 sind von 1821 bis 1912 als Einwanderer verzeichnet:

	Millionen	Millionen
Großbritannien (mit Irland)	8,03	Deutschland 5,45
Italien	3,43	Österreich-Ungarn 3,51
Rußland	2,84	Türkei 0,16
Frankreich	0,49	
	14,79	9,12

Die Kinder dieser Einwanderer sind inzwischen Amerikaner geworden, aber doch noch nicht ganz entnationalisiert. Es bedeutet für den nordamerikanischen Staatsgedanken eine schwere Prüfung, ob er die Kriegsspannung aushält.

b) Selbst wenn das Staatsdepartement in Washington sich eine einleuchtende Kriegsformel zurechtschreibt, so kann doch wohl kaum verhehlt werden, daß ein eigentlicher sachlicher Kriegsgrund fehlt, was einer Bevölkerung, die sich ihrer Entfernung vom europäischen Militarismus zu rühmen pflegt, ohne Zweifel viel ausmacht. Die Versenkung der „Lusitania“ und anderer Schiffe wäre natürlich sofort ein genügender Kriegsgrund, wenn man glaubhaft machen könnte, daß dabei die Absicht der Verletzung amerikanischer

Bürger im Spiele sei. So sehr nun auch versucht wird, der Sache eine solche Wendung zu geben, so ist das glücklicherweise bis heute nicht gelungen.

c) Weltpolitisch läßt sich kaum ausdenken, welchen Vorteil die Vernichtung der deutschen Macht für Amerika haben könnte. England würde in diesem Falle eine Vorherrschaft in allen Meeren und Erdteilen erreichen, die in irgendwelcher Zukunft auch für die Amerikaner gefährlich wird. So wie England seither den Streit auf dem europäischen Festlande pflegte, um in ihm zu gewinnen, so etwa verhält sich nun Amerika zu Europa im ganzen.

d) Wirtschaftlich ist der Kriegsgewinn der Amerikaner größer, wenn sie in und nach dem Kriege nach allen Seiten hin verkaufen und borgen können. Die finanzielle Ernte Amerikas kann ohne alles eigene Risiko eingebracht werden.

e) Da in allen Friedenskongressen der unbeschädigte Dritte eine bedeutende Stimme zu haben pflegt, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten sich ohne Waffengang beim Friedensschlusse das holen können, was sie sonst als Kriegsfrucht sich mit Blut erkaufen müßten.

Mit einem Worte: die Lage der Vereinigten Staaten ist so überaus günstig, daß sie von sich aus einen unbegreiflichen geschichtlichen Fehler begingen, wenn sie sich unter die Kämpfenden stellten. So erscheint uns von hier aus die Logik ihres bevorzugten Standpunktes. Oft nun freilich folgen die Menschen der sachlichen Logik nicht, weil Nebengesichtspunkte den Durchblick stören. Ein solcher Nebengesichtspunkt sind die bevorstehenden amerikanischen Präsidentschaftswahlen. Ehe sie erledigt sind, wird das Schwanken wohl leider nicht ganz aufhören. Wir erwarten aber, daß die Wucht der Tatsachen stärker ist als das Sensationsbedürfnis der Wahlmacher. In diesem Sinne glauben wir an die weitere Neutralität der Vereinigten Staaten.

V. Frhr. v. Maday / Ostasien im Weltkrieg

Ueber Zweck und Bedeutung der vielberedeten Reise des Großfürsten Georg Michailowitsch nach Tokio sind wenig Zweifel möglich. Die maßgeblichen politischen Instanzen in Petersburg können sich innerlich keiner Täuschung mehr darüber hingeben, daß das eigentliche Kriegsziel, die Türkei zu einem muslimischen Polen zu machen, unerreichbar geworden, statt dessen aber das russische Polen selbst so gut wie verloren ist. Man will also in Japan den Boden prüfen, inwiefern und unter welchen Bedingungen und Erfolgsaussichten sich das Schwergewicht der zaristischen Machtpolitik alten Pendelgeheßen gemäß wieder nach dem Osten verlagern lasse. Die Pressekommentare zu diesem taktischen Manöver sind in Petersburg wie in Tokio gleich merkwürdig. Der „Njersich“ orakelte von einem zwischen London und Tokio abgeschlossenen Geheimvertrag, wonach Japan gegen die Zusicherung freier Hand in der Mandschurei und Ostmongolei sich verpflichtet habe, Rußland im Amurgebiet anzugreifen, falls dieses einen Sonderfrieden schließe. Im übrigen aber erklingen an der Kewa fast ausschließlich Lobpreisungen auf das Bündnis mit der ostasiatischen Vormacht, das zu einer immer fester verknüpften Interessengemeinschaft sich gestalte und angesichts der Entwicklungstrebigkeiten, die dem heutigen politischen Weltbild eigneten, noch weiterer Verdichtungen fähig sei. Das vom Japanischen Meer her zurücktönende Echo ist im allgemeinen auf dieselben Töne mit der Zibschattierung gestimmt, daß gleichzeitig starke Trompetenstöße gegen den britischen Ententegegnen erklingen, der sich überall als Hemmschuh dem Gefährte einer kraftvoll durchgeführten imperialistischen Politik des Mikadoreiches anlege. In London zieht man es

vor, derlei Anzuspungen entweder stillschweigend zu übersehen oder sie kritisch wiederzugeben und mit geheuchelter Genugtuung darauf hinzuweisen, wie das Erscheinen japanischer Kriegsschiffe bei Suez und im Mittelmeer das Zeugnis ungebrochenen Gemeinbürgschaftsbewußtseins zwischen allen Mitgliedern des Ententeverbands sei. Am eigentümlichsten aber ist die Haltung Newyorks gegenüber diesen östlichen Krisenbildungen. Die Hearstpresse blies jüngst das Feuer der alten Japanerfeindschaft und der amerikanischen Furcht vor dem gelben Einfall zu lichten Glut durch die Nachricht an, Tokio habe nach freundschaftlichen diplomatischen Verhandlungen mit der Regierung Carranza die Eröffnung von elf neuen Berufskonsulaten in Mexiko durchgesetzt. Die Richtigkeit der Meldung ist von keiner Seite angezweifelt worden und darf als unanfechtbar um so mehr gelten, als die japanischen Staatsmänner sicherlich mit herzinniger Freude Wilsons Taktik des wachsamten Wartens gegenüber den Vorgängen in der Nachbarrepublik verfolgen und nach Kräften die günstige Gelegenheit ausnützen, ihre Besiedlungspolitik, die in Kalifornien allenthalben auf die Widerstände von Ausnahmegeheßen und Rassenhaß stößt, unter den stammverwandten Mexikanern mit Hochdruck voranzutreiben. Noch größere Erregung aber entfachte jenes zum Newyorker Tagesgespräch gewordene Buch, das — herausgegeben von dem unter dem Vorfig Othmas stehenden „Japanischen Verband für die nationale Verteidigung“ und ausgestattet mit dem sensationellen Titel „Der Krieg zwischen Amerika und Japan“ — in schärfster Sprache auseinanderlegt, wie und weshalb das Sternenbannerreich seit 1853, da die „Schwarzen Schiffe“ der Amerikaner an der Küste von Uraga erschienen, der Erbfeind Dai Nihons gewesen und eine Auseinandersetzung mit ihm durch die Gewalt des Schwertes unumgänglich und je eher desto besser herbeizuführen sei. Als Antwort darauf erklangen zunächst Wilsons Rüstungsreden, die im amerikanischen Pressehain als Warnungen bald gegen England, bald gegen Deutschland, bald aber gegen den japanischen Herausforderer gedeutet wurden; zugleich aber verbanden sich damit seltsame Andeutungen, wie eine Annäherung an Rußland als das beste Mittel erscheine, um den großmannsüchtigen Jap im Schach zu halten.

Es ist gewiß nicht leicht, in diesem politischen Gewässer von hunderterlei gegeneinanderstoßenden Wellen- und Wogengängen die Unterströmung festzustellen, die verbodeten, aber ruhigen Zuges die Flutung der gesamten Wassermassen regelt und sie einem bestimmten Ziele zuführt: gerade das ostasiatische Problem mit seinem sphingartigen Antlitz führt am deutlichsten die Lehre zu Gemüt, daß weltpolitische Fragen nicht nach dem Drehen der Wetterfahne der Deffentlichkeit, ihrer Stimmungen und Stimmungsmache beurteilt werden dürfen, sondern daß die Kritik sich an die realen, entwicklungsgeschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Bindungs- und Zeretzungsgeheße im gesellschaftlichen Zusammenleben der Nationen und Staaten zu halten hat.

Nur zu viel wird im Westen noch immer verkannt, daß die Hauptstoßrichtung der japanischen Politik nicht gegen Rußland oder nach der malaiischen Inselwelt oder nach dem Stillen Meer und der Neuen Welt, sondern gegen China sich wendet. Zwei Triebkräfte sind es vor allem, welche die Magnetonadel der Machsideale Dai Nihons in diese Richtung unwiderrlich drängen. Seine Insel-feste ist wie eine Burg, die allseits von überlegenen Gegnern belagert wird: von Rußland, das im Norden auf der Lauer liegt, von China, das im Westen lagert, von der Union, die über den pazifischen Meeresrücken her vorrückt. Sie alle sind Riesenstaatsgebilde, denen das Land der aufgehenden Sonne weder an Landbesitz noch an Menschenmassen gleiches gegenüberzustellen hat. Gegen ihren physischen Druck kann Japan allein durch die zusammenhängende Reihe der Machsfaktoren und -funktionen von Landeroberung, Volksvermehrung, Auswanderung und Siedlungspolitik sich ein Gegengewicht schaffen, dessen Fallgeheße aber vorab gegen Peking weisen. Denn einerseits ist nur so eine organisatorisch gebundene und zentralisierte Machtausweitung „Großjapans“ möglich, andererseits würden alle gegen den zarischen Kolos und Amerika aufgerichteten Bollwerke wertlos sein, solange nicht eine zuverlässige Rückendeckung gegen das in nächster Nachbar-

schaft sich breit machende Reich der Mitte gesichert ist. Das andere Säureelement der Antithese Japan-China ist wirtschaftspolitischer Natur. Nach den amtlichen Feststellungen in den offiziellen Nachrichten über Handel und Industrie (Bd. 17, 1912, S. 66 ff., und Bd. 21, 1914, S. 585 ff.) beträgt die japanische Kohlenförderung nur 7 v. H. der deutschen, 5,7 v. H. der englischen und 3 v. H. der amerikanischen. Von den tatsächlich vorhandenen Beständen sind nur noch 456 Millionen Tonnen abbaufähig. Es wären danach die Vorräte so gering, daß sie bei einem jährlichen Verbrauch von nur 20 Millionen Tonnen (Deutschland fördert im Jahr über 230 Millionen Tonnen) nur noch für 22 Jahre ausreichen würden. Bieweil dieser Mißstand durch technische Verbesserungen der Abbaumethoden und durch umfangreichere Erschließung der Lager auf Sachalin und Formosa zu beheben ist, steht allerdings dahin; immerhin bliebe auch dann das Uebel der auseinandergerengten Lage von Kohle- und Erzförderungsstätten. Kohle aber, die es nur in durchaus unzulänglicher Menge selbst besitzt, ist das unentbehrliche Brot für Japans aufblühende Industrie, und Erz, das ihm die Natur mißgünstig ganz ver sagt hat, kann Japan nirgends in den Inselreichen des Gelben und des Südchinesischen Meeres, sondern einzig und allein auf chinesisch-festländischem Boden finden; kurz, es ist nicht in der Lage Englands, das einst auf seine Eroberungskämpfe in der Normandie verzichten konnte, ohne damit seine wirtschaftliche Selbständigkeit aufzugeben. Selbstverständlich schwebt ihm darum nicht die Eroberung ganz Chinas oder dessen „Koreanisierung“, wie falschen Bildes gesagt worden ist, vor. Nicht umsonst ging Tokio in die Schule Westeuropas mit seinen modernen Ideen von imperialistischer, monroeistischer, rassenpolitischer, verkehrstechnischer Machtentwicklung in großräumigen, Erdteile und Ozeane umspannenden Organisationsformen. Es will in Ostasien eine ähnliche Rolle spielen, wie sie England jahrhundertlang dem west- und mitteleuropäischen Festland gegenüber innegehabt hat. Ihm soll alles Gelbe Meer und dessen Handel und Verkehr gehorchen, ihm die mongolische Monroelehre dienstbar sein, als berechtigtes Herr der abendländischen Mächte auf der Stufe untergeordneter Wettbewerber niederzuhallen. Von seiner Macht soll China durch ein Netz klug angelegter flankierender und zentraler Siedlungs- und Einflußgebiete in Schach gesetzt werden, und ihm soll der ganze chinesische Wirtschaftsmarkt, vorab die Häfen von Port Arthur und Tsingtau samt Eisenbahnen, Schifffahrt, Eisen- und Kohlenlager Schantung und des Jangtsegebiets, eine fette Weide für seine Industrie und seinen Handelsbetrieb sein. Nur aber steht in Peking ein Mann auf, der nach der Weihe des Ring und der Würde des Himmelssohns greift und dem man in Japan mit gewiß nicht grundloser Sorge die Fähigkeit zutraut, das fast für unmöglich Gehaltene zu vollbringen, die chinesische Völkerherde mit fest und doch sanft zügelnder Hand wieder zu einem, Armee, Finanzen, Verwaltung zu reorganisieren, kurz, den Staat in systematischem Aufbau derart zu festigen, daß Japan immer mehr Stützarten seines Spiels aus der Hand geschlagen werden. Tokio will ein schwaches China: daher seine Feindschaft gegen den dort wieder mächtigen Monarchismus, der sich nicht gegen die Idee, sondern gegen den Träger des Kaisertums richtet. Daher treten pünktlich die Aufstandsbewegungen gegen Jüans Diktatur in Erscheinung: erst in Jünnan, dem Arbeitsfeld der japanischen Geheimagenten, dann in der Mongolei, wo Rußland, dessen Interessen in dieser Richtung mit Tokio zusammenlaufen, wiegelt und wühlt.

Man erkennt aus alledem deutlich, wie für die ganze eigentümliche Verwicklung des ostasiatischen Problems der Drehpunkt die Schicksalsfrage des Verfalls oder der Wiegeburt Chinas im Zusammenprall der für Monarchie und Republikanismus kämpfenden Kräfte ist. Vor dem Ausbruch des Weltkriegs war das Länderverschacherungsmandat der Entente eifrig an der Arbeit, unter dem Dedmantel der berühmten Pläne der Société Générale de Belgique die Aufteilung der chinesischen Gebietsmäße nach den in Nordafrika, Persien und der asiatischen Türkei erprobten oder versuchten Methoden vorzubereiten. Durch dieses Programm ist jetzt

ein dicker Strich gemacht. Der Blerverband selbst, der mehr als einmal demütig um die Hilfeleistung Japans bat, das noch an der Jahrhundertwende im Rat der Großmächte über die Ähse! angesehen wurde, hat alles getan, um das Ansehen des Westens in den Augen der mongolischen Rasse herabzusetzen, und heute bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich im fernen Osten zu „desinteressieren“. Tokio hat Petersburg mit seinen Kriegsmateriallieferungen, durch die es zugleich seinen Goldschatz immer mehr auffüllt und sich finanzwirtschaftlich von London unabhängig macht, bereits genau so an der politischen Angelschnur festgemacht wie Neuyork; zudem weiß es sehr wohl, daß die Mongolei für Rußland, bildlich gesprochen, ein geräumiger Sack ist, durch dessen Zipfel es mit geballter Faust Böcher stoßen mag, ohne jemals den Kopf durchstecken und zum ersehnten Ziel über Kalgan nach dem Golf von Tschili sich vorschieben zu können.

Eine ganz ähnliche Rolle wie das Stammland der Mandchus für das Verhältnis zwischen Mikado- und Zarenreich spielt Indien in den Beziehungen zwischen Japan und England. Die Wellen der innerpolitischen Krise im Vereinigten Königreich, der Offenbarung seiner militärischen Schwächen und der Verwicklungen der Wehrpflichtfrage, spülen schon jetzt zu den Ufern des Ganges hinüber. Mit verstärktem Hochdruck und Kraftbewußtsein drängt der indische Nationalismus auf Verleihung von Selbstbestimmungsrechten; eine Forderung, die nur wie ein Echo vom Heerruf des japanischen Imperialismus klingt: Asien den Asiaten! Nach dem Frieden von Portsmouth sprach Graf Okuma jenes Wort, das England wie die Ankündigung eines seiner Weltmacht mit Vernichtung drohenden Verhängnisses in den Ohren tönte: „Dreihundert Millionen Inder blicken auf Japan als ihre natürliche Schutzmacht!“ Mitten während der Krönungsfeierlichkeiten wurde im Ministerrat zu Kioto das indische Problem in gleichem Sinn eingehend behandelt, und heute scheint die Erfüllung jenes Schicksalspruches näher denn je zu rücken. Eine Revolution im britischen Kaiserreich würde Japan jedenfalls nach Maßgabe des berichtigten Vertragsartikels, der in solchem Fall den Heeren des Mikado die Pforten Bengalens öffnete, als günstige Gelegenheit betrachten, während sich in den Quellgebieten des Indus vielleicht ein neues afghanisches Ghasnamidenreich bildet, die schwachen südbindischen Völker samt deren Handel und Verkehr sich zu unterwerfen, auf Singapur, das Gibraltar des fernen Ostens, die Faust zu legen und im ganzen Indischen Meer das Herrengebot der weißen Flagge mit der roten Sonnenkugel bis nach Suez hin aufzurichten, wo eben jetzt jene Kriegsschiffe des Mikado erscheinen, um zu bedeuten, daß Tokio bei allen Grenzfragen abend- und morgenländischer Politik mitzureden und Trumppfarten auf den Tisch zu werfen hat. Endlich hat auch Mexiko für Japans Imperialismus einstweilen kaum eine andere Bedeutung als die eines Springers, der im Schachspiel vorgeschoben wird, um Figuren des Gegners zu bedrohen und unterdessen die eigene Stellung auf den hinteren Linien in feste, angriffsreife Schlachordnung zu bringen. Für einen Alexanderzug über die pazifischen Ozeane nach Panama sind die Zeiten nicht reif: Tokio würde durch ein solches Unternehmen lediglich schwer haltbare Außenposten gewinnen, die Feindschaft der amerikanischen Welt zur Weißglut entfachen und sich schwer gegen das französische Mahnwort: Qui trop embrasse, mal étirent versündigen, während es in der gegenwärtigen Schwebelage aller weltpolitischen Machtfragen Ursache genug hat, das Pulver trocken zu halten und dem Prinzip zentralisierter Machtentwicklung treu zu bleiben. Aber eben für diesen Zweck ist Mexiko nach den Andeutungen japanischer Staatsmänner selbst ein handgerechtes Werkzeug: als Austauschobjekt nämlich für die Philippinen, mit deren Gewinn erst das Mikadoreich sich die Schlüsselgewalt zur Beherrschung Indochinas, des malaiischen Archipels und der Durchzugstraße zum Indischen Meer sichern würde.

Bei der Wächtenanhäufung auf Alpenfirst, die zu Lawinenbildung und -sturz führt, spricht man von der Fallmarke: der unsichtbaren Linie und Schicht, welche Kern und Stütze der schwebenden Schneemauer bildet und bei deren Aufweichung und

Aushöhlung durch die Sonnenwärme das Gebäude notwendig zusammenbricht. Unter der Wirksamkeit ähnlicher Gleichgewichts- und Fallgesetze steht heute die Entwicklung der fernöstlichen Streitfrage, und die Verfassungskämpfe Chinas bilden sichtlich jene Karte, von der Stabilität und Gravitation der Schwebelage des Ganzen abhängig ist. Wie die Entscheidung fallen wird, darüber Weissagungen auszugeben, kann füglich der Zukunft politischer Auguren überlassen werden. Nur so viel erscheint schon heute sicher: Erstens, daß England, der eigentliche Anstifter aller Europa im fernen Osten bedrohenden Gefahren, auch auf diesem Kampfgebiet der Stürmerne seiner Windsaat nicht wird entgegen können. Zweitens aber, daß jedes abendländische Staatswesen, das unter den vollkommen veränderten Bedingungen in Ostasien politisch und wirtschaftlich seine Macht sich zu erhalten und weiter voranzubringen gewillt ist, vorab darauf angewiesen sein wird, China als Selbständigkeit und Lebenskraft zu schützen: woraus die Einseitigkeit mancher Kommentare zum ostasiatischen Problem, die schließlich eine deutsch-japanische Bündnispolitik als beste und radikal wirkende Waffe zur Verteidigung der deutschen Interessen in der mongolischen Welt empfehlen, sich von selbst ergibt.

Jan Enjien/Deutschland und Rußland

Die sachliche Prüfung der deutsch-russischen Wechselbeziehungen im neunzehnten Jahrhundert läßt als Erkenntnis zurück, daß das deutsche Volk trotz aller Friedensliebe im nahen Osten einen Gegner werden sah, dessen Dasein buchstäblich ins Wachstum getrieben worden war durch die Nachepolitik der französischen Neurepublikaner. Nun war der überlieferten geschichtlichen Freundschaft Preußens und Rußlands eigentlich schon in den sechziger Jahren das Rückgrat eingedrückt, was mit geschäftsmäßiger Deutlichkeit auch die „berühmte“, in ihrer Urheberschaft auf Gortschakoff zurückgehende geheime Deutschrussische „Politique en présent“ ausführte: Preußen und Deutschland sollten soweit geträgt werden, um russischen Ansprüchen wirksamer als bisher dienen zu können. Allerdings wahrte das offizielle Rußland während unseres Krieges gegen Frankreich wohlwollende Neutralität, indessen machte es sich sofort bezahlt, indem es einseitig die Bestimmungen des Pariser Vertrages über den Bosphorus aufhob. Dagegen tobte sich in der maßgebenden Presse die Leidenschaft des slavischen Nationalzorns über die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches in ungehemmtem Maße aus. Voran Raskoffs Moskauer Zeitung, der *Golos* und *Börsenzeitung* sekundierten. Was in Europa über Deutschland zusammengelogen wurde, wurde an den Ufern der Moskwa und Newa wieder aufgewärmt. Dennoch wandte Bismarck Schweiß des Hirns und Herzens daran, die guten Beziehungen zu Rußland aufrechtzuerhalten. In den historisch-politischen Blättern prägte damals der großdeutsche Publizist Dr. Jörg das geflügelte Wort: Deutschland sei der Kettenhund des Panlawismus geworden. Es kam die Dreikaiserzusammenkunft von 1872 in Berlin, infolge deren die deutschfeindliche Leidenschaftlichkeit der öffentlichen Meinung Rußlands sich abkühlte. Während Bismarck in seiner Reichstagsrede im Dezember 1876 noch ausführte, daß das Bündnis der drei Kaiser in voller Kraft bestesse, hatten die Triebkräfte der russischen Orientpolitik schon begonnen, Verschiebungen in den internationalen politischen Beziehungen einzuleiten. Es folgten der Russisch-Türkische Krieg, der Friede von San Stefano, die Aufregung Europas und der Berliner Kongreß. Das war der Wendepunkt der deutsch-russischen Beziehungen. Im August 1878 erklärte der „*Westnik Jewropy*“, daß das Dreikaiserbündnis nicht mehr bestände, daß Rußland durch den Berliner Vertrag weniger erreicht habe, als ohne ihn möglich gewesen sei. Deutschland habe nicht alles für Rußland getan. Deshalb müsse es für die Lösung der orientalischen Frage andere Kombinationen suchen.

Behauptung und Gegenbehauptung waren falsch. Großbritannien war es, das den Russen die Erfolge von San Stefano mißgönnte. Gabriel Hanotaux weiß in seiner *Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs* davon zu erzählen, daß Beaconsfield, Englands Hauptvertreter auf dem Berliner Kongreß, noch nie eine Karte von Kleinasien angesehen hatte, insbesondere auch nicht wußte, wo das vielumstrittene Batum lag. So gefällig Bismarck Rußland war, den Wert und die Bedeutung der orientalischen Frage hatte er sehr zuverlässig eingeschätzt. Zeugnis dafür legten die Äußerungen Bismarcks gegenüber dem Grafen Saint-Vallier ab, die später bekanntgeworden sind („Zwölf Jahre deutsche Politik 1872–1884“, Leipzig 1884): Für Deutschland komme ebenso wie für Oesterreich-Ungarn in Betracht, wer Herr der Brücke nach Asien und Afrika sei. Die Frage, ob der direkte Weg in den Orient für das mittlere Europa gesperrt werden dürfe, sei eine eminent deutsche Frage. Sie sei für Deutschland von einer Weltbedeutung, hinter der der Streit von Elsaß-Lothringen zu einer geringfügigen Winzigkeit zusammenschrumpfe.

So bot sich die neue Kombination in der von den Neurepublikanern Frankreichs gesuchten Allianz. Noch Gambetta hatte die „Zumutungen der an seinem Ärmel zupfenden Russen“ hartnäckig abgewiesen. Rußland lag ja eigentlich außerhalb des französischen Gesichtskreises. Noch 1885 betrug der russisch-französische Gesamthandel nicht viel mehr als 100 Millionen Mark. Es gab genug gebildete Franzosen, die die Gefahr einer russisch-französischen Allianz, namentlich für den asiatischen ~~Interessensbereich~~, nicht verkannten. Sie wußten, daß Rußland wie Großbritannien ein Expansionsstaat ist. Die „Jagd nach der Grenze“ hatte gerade damals in Zentral- und Ostasien gewaltige Fortschritte gemacht. Unter der Regierung Alexanders II. hatte der asiatische Gebietszuwachs 2 Millionen Quadratkilometer überfrachtet. 1876 erreichte der gesamt-russische Besitz in Asien rund 18 Millionen Quadratkilometer. Indessen, Boulanger und Dérouté ließen nicht locker, so skeptisch über sie sich bisweilen selbst Raskoff äußerte, zumal dessen geistige Schulterbreite immerhin ausreichte, den Widerstand eines Bündnisses des reaktionären und autokratischen Rußland mit dem von Demagogie und Radikalismus zermüllten Frankreich zu erkennen. Als Raskoff gestorben war, fuhr Dérouté nach Moskau. Der Auslandspolitiker des „*Figaro*“, Jacques St. Cyr brachte es fertig, politische Theorien Raskoffs zu konstruieren, die zur Niederwerfung Deutschlands ein russisch-französisches Bündnis verlangten. Fürst Galizyn erließ damals sein berühmtes Sendschreiben an den „*Figaro*“, in dem er gegen einen derartigen Mißbrauch des Andenkens und der Arbeit Raskoffs protestierte. Ein Ausdruck der veränderten Verhältnisse war es, der Bismarck dann am 6. Februar 1888 im Reichstag erklären ließ: selbst ein völliges Indienststellen der deutschen Politik in die russische für eine gewisse Zeit würde uns nicht davor schützen, gegen unseren Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit verwickelt zu werden. Und die französischen Revanchepolitiker blieben unermüdlich am Werk. Es kam die kläglich verlaufene französische Industrieausstellung in Moskau. Aber darüber hinaus prasselte bald das Freudenfeuer der Kronstadter Festtage auf, an dem der gallische Chauvinismus sich entzündete. Und doch hing es über Rußland unheilsschwanger. Denn das Jahr von Kronstadt, 1891, war auch das Jahr der schwersten Heimtuchung Rußlands, die seine neueste Geschichte kennt. Das war die furchtbare Hungersnot. Alle Welt erfuhr damals, daß die russische Regierung, die sich anheischig gemacht hatte, binnen dreier Wochen eine halbe Million Soldaten von einem Ende des Reiches an das andere zu befördern, nicht imstande gewesen war, die am Schwarzen Meer und an der Ostsee lagernden Getreidebestände in das Zentrum zu lenken. Im Januar 1892 schrieb dann der *Westnik Jewropy*: Diese Hungersnot ist nicht nur eine elementare ökonomische Plage, sondern ein politisches Ereignis ersten Ranges.“ Dann setzte die hochangesehene Zeitschrift sich mit Frankreich auseinander: „Die Franzosen suchten Annäherung an einen großen und mächtigen Staat, der fertig und bereit sei, gegebenenfalls eine Millionenarmee gegen Deutschland zur Unterstützung Frankreichs zu senden. Statt dessen sehen sie,

mas Rußland Sorge macht.“ Allerdings: in Frankreich wirkte die Katastrophe wie ein Hagelwetter, das Blümenträume zerschlug. Man enthielt sich aller Kommentare.

Wie sehr die russische Regierung das Empfinden hatte, zu den Zentralmächten in unversöhnlichen Gegensatz geraten zu sein, erhellt daraus, daß sie fürchtete, Deutschland und Oesterreich könnten die schwere Prüfung Rußlands benutzen, es anzugreifen. Das führte dann zu den vielerörterten Truppenverschiebungen nach Polen. War das nicht ein Ausdruck schlechten Gewissens, dann war die Umnebelung des russischen Hirns durch die gallischen Giftschwaden zu weit fortgeschritten. Die nie verleugnete Friedensliebe und Verführbarkeit Deutschlands hätte feindlichen Absichten widersprechen müssen. Wie später während des mandschurischen Zusammenbruchs. Frankreich indessen klammerte sich zähe an den neuen Bundesgenossen. Warum und weshalb, darüber hat von Beginn niemals Zweifel geherrscht. Und deshalb ist die Blutschuld Frankreichs so unermeßlich groß. Rußland hätte Zeit gebraucht, sich ökonomisch und politisch zu organisieren. Statt dessen wurde es von Frankreich zur Entfaltung militärischer Machtmittel veranlaßt, für die die ökonomische Basis Rußlands viel zu schwach ist.

Wenn es dem Zarenreiche trotzdem gelungen ist, seine vielfach legendären ökonomischen Kräfte zu entwickeln, so hat es dafür Deutschland zu danken, das ihm in regelmäßigem Handels- und Wirtschaftsverkehr die produktiven Mittel dazu gewährte. Wir sagen „legendären“. Raum und Zeit sind in Rußland anders meßbare Größen als in Westeuropa. Aber auch seine produktiven Kräfte, die unter ganz anderen Voraussetzungen und Bedingungen zur Entfaltung gelangen müssen, wie hauptsächlich bei dem Grund- und Cäpfeiler der russischen Dekonomie: der Landwirtschaft. Schon die klimatischen und bodenphysikalischen Verhältnisse sind vielfach anders als in Westeuropa. So leidet Rußland häufiger an Dürren (1891), Winterfrösten und Schneefällen, die außerhalb unseres Vorkommensstreifes liegen. Daher die Ernteschwankungen, die keine Agrarreform ganz zu beseitigen vermag, und die auch die Berechnungen russischer Gelehrter, Rußland könne bei Ueberrahme westeuropäischer Wirtschaftsmethoden die Bodenerträge um ein Mehrfaches steigern, zunichte machen. Die Ernteschwankungen illustrieren folgende Ziffern: im Hungerjahr 1891 belief sich die Weizen- und Roggenernte auf rund 14 Millionen Tonnen. 1894 stieg der Erntertrag auf 30 Millionen Tonnen. Im Jahre 1906 waren es ebenfalls rund 30 Millionen Tonnen; 1913 aber 47 Millionen Tonnen. Hinsichtlich der Waldwirtschaft sind westeuropäische und russische Zustände ebenfalls anders zu werten. Die Gesamteinwirkung vieler, u. a. klimatischer Verhältnisse ist in Rußland derart, daß die Produktivität seiner Wälder geringer ist als in Westeuropa. Um eine bestimmte Holzmasse in der natürlichen Umtriebszeit regelmäßig zu gewinnen, müssen in Rußland weit ausgedehntere Waldflächen vorhanden sein als bei uns.

Rußland hat seit 25 Jahren sich extrem politisch und wirtschaftlich neuorientieren begonnen. Dabei ergibt sich, daß Rußland den Hauptteil seiner wirtschaftlichen Kraft gerade dem Reiche verdankt, gegen das es politische Bündnisse geschlossen hatte und gegen das es seine militärische Rüstung immer weiter ausbaute. Seitdem wir mit Rußland durch die Handelsverträge zu sicheren und abmeßbaren Beziehungen gelangten, hat es die geographisch-politische Grenzlage zu seinem Vorteil ausgenützt. Der Einfuhrüberschuß Rußlands in das Deutsche Reich beträgt seit 1895 rund 12 Milliarden Mark. So hatte unser Handel mit Rußland 1897 in der Einfuhr einen Wert von 700 Millionen, in der Ausfuhr einen solchen von 345 Millionen Mark. Der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr hat dann im Mittel bis 1913 immer 500 bis 600 Millionen Mark betragen. 1911 belief sich der russische Einfuhrüberschuß sogar auf eine Milliarde Mark. Vom russischen Gesamtandel hat der deutsche Anteil seit 1897 immer mehr als ein Drittel betragen. Dagegen hat der französische Handel mit Rußland, der 1885 erst rund 100 Millionen Mark Wert hatte, bis 1911 den Wert von 300 Millionen Mark nicht wesentlich übersteigen. Der von Deutschland bezogene Einfuhrüberschuß, den

Rußland für Produkte erzielte, für die es in der Hauptsache auf dem Weltmarkt derartige regelmäßige und lohnende Abnahme nicht fände, setzte Rußland in den Stand, sich wirtschaftlich zu reorganisieren, die Zinsen der öffentlichen Schuld zu bezahlen, die Produktivkräfte zu heben und zur Goldvaluta überzugehen. Würde Rußland nichts mehr über die westliche Grenze ausführen können, so müßte es bauernd mit einer passiven Handelsbilanz rechnen und damit einer Katastrophe entgegengehen.

Wir haben eine Schule gerade jüngerer Nationalökonomien, die stark östlich orientiert sind. Für sie ist es ein Dogma, daß wir Rußland brauchen, nicht auch umgekehrt, weil Rußland sein Exportgetreide ja nach England ausführen könne. Dabei wird übersehen, daß wir zwar international nach dem Kriege mit hohen Getreidepreisen zu rechnen haben werden, daß darin aber auch ein Anreiz liegt, die Anbaufläche zu vergrößern. So stehen wir in Kanada noch vor unbegrenzten Möglichkeiten der Weizenproduktion, die nicht ohne preismindernde Wirkungen auf den Weltmarkt sein können. Vielfach wird auch nicht genügend beachtet, daß Deutschland im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung gerade so viel Brotgetreide produziert wie das exportierende Rußland, ebenso daß die Zentralmächte allein 6 Millionen Tonnen Brotgetreide (Roggen und Weizen) mehr produzieren als die gesegneten Vereinigten Staaten.

Nun wird die Produktion von Nahrungsmitteln wohl immer die Basis der russischen Volkswirtschaft bleiben müssen. Zur Industrialisierung, selbst zur Beherrschung des inneren Marktes, fehlen die Rohstoffe. Im Jahre 1912 wurden in Rußland nur 31 Millionen Tonnen Kohle gefördert, weiter 8 Millionen Tonnen Eisenerze; es wurden nur vier Millionen Tonnen Roheisen gewonnen. (Deutschland 17½ Millionen.) Nur die Baumwollindustrie hat sich verhältnismäßig stark entwickelt; es ist möglich, daß Turkestan einmal dahin gelangt, den ganzen Baumwollverbrauch des russischen Reiches zu decken. Rußland zählte 1914 rund 9 Millionen Baumwollspindeln, Deutschland 11½ Millionen. Alle für die Entwicklung seiner Industrie wichtigen Rohstoffe und Maschinen muß Rußland einführen. An Rohlen bezog es 1912 für rund 10,3 Millionen Mark; an Maschinen importierte es für 305 Millionen Mark, darunter nur einen sehr geringen Bruchteil aus Deutschland. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Rußland sein Eisenbahnsystem seit 1891 nahezu verdoppelt hat: von 31 000 Kilometern auf rund 64 000 Kilometer im Jahre 1914. Die Rentabilität ist indessen gering. Die Gesamteinnahme für den Kilometer beträgt 30 000 M., in Deutschland 60 000 M.

Was vollends den Wert der wirtschaftlichen deutsch-russischen Beziehungen allein für Rußland — es besteht keine Gegenseitigkeit — ausmacht, ist ihre Festigkeit. Der Wert der Ausfuhr nach Deutschland stieg von Jahr zu Jahr, blieb auch dann ein sicherer Faktor für Rußland, als es vor 10 Jahren von inneren und äußeren Katastrophen heimgesucht wurde. Nach der Hungersnot von 1891 verlor Rußland die Herrschaft auf dem Londoner Weizenmarkt; es hat ihn seitdem nicht wieder erobern können. Deutschland wird gewiß nach diesem Kriege kein geschlossener Handelsstaat werden. Aber es könnte eine Frucht dieses Krieges sein, daß seiner Industrie der russische Markt mehr als bisher offen steht. Der französische „Millardensieg“ hat Rußland nicht vor dem Zusammenbruch retten können. Ob und wie Rußland nach diesem Kriege wirtschaftlich und politisch umlernt, das zu erörtern, geht über den Rahmen gewöhnlicher Konjunkturpolitik nicht hinaus.

Georg Ruxeler / Vom Sinn der deutschen Geschichte

Einleitung

Eigentlich ist es ein Wunder, daß solche Taten uns überhaupt gelingen konnten, weil wir dadurch, daß wir immer danach strebten, mannigfaltig und eigenartig zu sein, meistens so zerplittert waren, daß wir in Gefahr kamen, zu zerfliegen und zu verwehen. Mannigfaltigkeit wird auch zum Fehler, wenn sie übertrieben wird, aber das erkennt die germanische Seele noch zur rechten Zeit, oder besser gesagt, wenn es beinahe zu spät ist, und dann werden Kräfte rege, die zur Einheit drängen, und wenn es auch nur gelingt, gewisse Teile zusammenzufassen, wie in der Hanse oder in den holländischen Generalstaaten, so entstehen doch schon dadurch Wesen, die dazu imstande sind, die Weltbühne reinzuheben. Wenn die Dinge heillos verfahren sind, kehrt das Bestreben, zu einigen, immer wieder und ermöglicht Zeiten voll Licht und Glanz. Solche Einiger sind Karl der Große, Heinrich I., einige Hohenzollernfürsten und Bismarck, und darum bedeuten sie soviel. Man könnte freilich sagen, daß Karl der Große vollständig gescheitert sei in seinem Versuche, das römische Weltreich auf germanischer Grundlage zu erneuern; bedeutsam ist aber auf jeden Fall, daß er die Sachsen einzwang in den Rahmen christlicher Kultur: nur dadurch wurde das spätere Deutsche Reich ermöglicht, das im Grunde erst von Heinrich I. errichtet wurde, einem der besten Staatsmänner, die auf unserem Thron gesessen haben. Was große Staatsmänner bauen, hält vor auf Jahrhunderte, und wie lose auch das Gefüge seines Baues sein mochte, sein Reich wurde doch auf lange Zeit die Vormacht in Europa; wir konnten den Osten kolonisieren und immerhin Kulturbüthen hervorbringen wie das Nibelungenlied, viele gotische Dome und die deutsche Musik, und die Welt dadurch merklich vorwärtschieben, daß wir die Buchdruckerkunst erfanden und die Männer stellten, die das Tor der neuen Zeit aufstauten, Luther und Kopernikus.

Wir haben die Reformation schwer bezahlen müssen: waren wir schon zerrissen, so wurden wir es durch sie noch mehr. Vielleicht war das aber gerade gut; denn so kam es zu einer Gewaltkur: wir wurden im Mörser des Dreißigjährigen Krieges zerrieben, daß es nur so eine Art hatte, und erst dann konnte es zum Neubau kommen, den der Große Kurfürst begann und den Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große fortführten. Dadurch bekam das Deutschtum wieder so viel Rückgrat und Muskelkraft, daß es in Philosophie, Musik und Dichtung eine außerordentliche Blüte hervorbringen und die schlimme Fastenspeise der napoleonischen Zeit verdauen konnte.

Es warteten unser aber weit größere Aufgaben, und dazu war es nötig, daß die deutsche Kraft noch straffer zusammengefaßt werde, und das ist durch Bismarck geschehen. Es war wirklich nötig, das sehen wir gerade jetzt ein. Haben wir den Sinn der deutschen Geschichte erfaßt, so begreifen wir auch den Sinn des jetzigen großen Kriegs: es ist an uns, wieder unsere alte Aufgabe zu erfüllen, der Welt die Mannigfaltigkeit zu wahren; aber sie ist so schwer, wie nie zuvor; denn nicht an einer Stelle, nein, von zwei Seiten aus versucht man es, Weltreiche aufzurichten, und wir sind mitten dazwischen. Einen Stein nach dem anderen hat der Briten dem stolzen Bau seiner Macht eingefügt, klug berechnend hat er seit Jahrhunderten die wichtigen Punkte an den Meerengen und sonstwo besetzt, zahllose Völker müssen ihm dienen und das Meer ihm gehorchen; andererseits schludt der

hungrige russische Riese ein Land nach dem anderen. Naturgemäß wäre es, daß die beiden einander in die Haare gerieten, um auszumachen, wem die Welt schließlich gehören soll. Statt dessen haben sie sich jetzt zusammengetan, um mit vereinter Kraft uns zu Boden zu schlagen. Warum gerade uns? Vielleicht wissen sie es nicht klar, aber sie ahnen es, daß der Deutsche nach seiner ganzen Vergangenheit der geborene Feind der Weltherrschaften ist und sich dagegen setzen muß. Franzosen und Italiener wissen aber nicht, was sie tun. Gelänge ihnen der Plan, uns zu vernichten, dann würde es ihnen eines Tages furchtbar klar werden, welche Dummheit sie begangen hätten; denn sie haben dieselbe Ursache wie wir, zu wünschen, daß die Welt mannigfaltig bleibe und weder britisch noch kosatisch werde. Es ist aber mein fester Glaube, daß weder das eine noch das andere geschieht; sollte mich solcher Glaube trügen, so wollte ich lieber nicht leben. Weltreiche sind der Natur auf die Dauer unerträglich, und die wir vor uns sehen, sind schon viel zu groß. Freilich, als das Zeitalter des Dampfes so recht in Blüte stand, da konnte man von gewaltigen Gebilden träumen, die die ganze Erde umfassen; aber jetzt wird uns klar, daß die Kleinen nicht ganz unter die Füße der Großen kommen sollen. Viel stärker als der Dampf ist die Elektrizität geworden, und die ist auch dem Schwachen und Geringen hold und hilft ihm, daß er sich als Handwerker und kleiner Fabrikant behaupten kann, die will jedem Bauern auf dem Lande helfen. So gibt es auch etwas, das kleineren Völkern hilft, sich größeren gegenüber zu behaupten, das ist der Geist. Merkwürdig, daß mehr Geist lebendig ist in der kleinen Ameise und der Biene als im gewaltigen Wal, daß er sich mehr in David zeigt als in Goliath, mehr in kleineren Staaten als in geschlossenen Riesenreichen. Soll die Kultur fortschreiten, so muß die Welt mannigfaltig bleiben in Völkern und Staaten. Freilich wäre es möglich, daß es zu einem ewigen Frieden käme, wenn es einen alles beherrschenden Weltstaat gäbe; dann würde endlich Ruhe walten, aber es würde die Ruhe des Grabes sein. Fortschritt ist vom Kampf abhängig, und Höchstleistungen können nur erzielt werden, wenn es einen Weltstreit vieler gibt. Geistige Höchstleistungen zeigen auch die kleineren Völker, wenn sie staatliche Selbständigkeit haben, das beweisen die griechischen und italienischen Stadtrepubliken. Wer hat geistig mehr geleistet, die kleinen nordischen Staaten oder die große amerikanische Union, das kleine Altengland zu Shakespeares Zeit oder das jetzige britische Weltreich, und im heutigen Kriege die Deutschen oder die Ueberzahl ihrer Gegner? Das gerade kann uns froh und zuversichtlich machen, daß offenbar wird, welche geistigen Kräfte im deutschen Volke stecken, so daß es den Krieg mit allen Waffen der Wissenschaft und der Technik zu führen vermag. Geist steckt ebenso in unseren überlegenen Unterseebooten und Luftschiffen, wie in den Riesenkanonen, steckt nicht minder in der Ordnung unseres Bank- und Geldwesens und unserer Eisenbahnen, als in der Art, wie wir unsere Heere führen. Nur dürfen wir niemals dem Verufe untreu werden, den uns unsere Geschichte vorgezeichnet hat; wir dürfen nie die Welt beherrschen wollen, sondern können nur danach streben, anderen gleichberechtigt zu werden. Von dem Augenblick an, wo wir aufhören wollten, Hüter der Mannigfaltigkeit zu sein, würde sich der Sinn unserer Geschichte in Widersinn verwandeln und sich gegen uns kehren. Das muß unsere ganze Seele beherrschen, daß wir nicht verlieren dürfen; dann würde das Deutschtum keine geistige Rolle mehr spielen in der Welt, und das wäre ein unendlicher Verlust, das hieße Wüsten schaffen. Auch dadurch würde die

Welt nur öder, wenn der Islam nichts mehr zu sagen hätte; aber reicher würde sie entschieden, könnten Indien und Aegypten, Finnland und die Ukraine selbständig werden, und ein freies Polen würde nach meinem Glauben ebenso wenig ein Unglück für die Kultur bedeuten, wie ein freies Irland. Wie wir aber Hüter der Mannigfaltigkeit in der weiten Welt bleiben müssen, so dürfen wir sie auch nicht unterdrücken im eigenen Vaterlande. Die Gefahr scheint mir auch nicht mehr zu drohen. Das Deutsche Reich, wie es aus Bismarcks Meisterhand hervorgegangen ist, erweist sich immer mehr als ein glückliches Staatsgebilde: einig genug und doch elastisch, ist es genügend stark, um gewaltige Belastungsproben aushalten zu können; aber weil es so vielfältig zusammengesetzt ist, wird es nie darauf kommen, all die Strömungen, die geistigen und die sozialen, abzdämmen, die es durchfluten. So wird nicht nur der innere Reichtum bleiben, der uns erfreut und erquickt, sondern es ist möglich, daß sich wirtschaftlich manches an uns angliedert, was in eigener Freiheit und Kraft dennoch unsere politische Macht erhöht.

Erich Schairer/Islam und Christentum

Der Prophet Mohammed hat den Arabern seinerzeit nicht etwa eine neue Religion verkündigt, sondern den Monothismus, wie er ihn von den Juden und Christen her kannte. Seiner Entstehung und seinem Wesen nach ist der Islam also durchaus nicht Gegner des Christentums und ist niemals grundsätzlich als solcher aufgetreten; auch dann nicht, als er politisch-kriegerisch mit ihm zusammenstieß. Heute, wo zum erstenmal in der Geschichte führende Mächte der christlichen Welt Seite an Seite mit der Vormacht des Islam kämpfen und wo sich über die militärische Waffenbrüderschaft hinaus dauernde politische Beziehungen zu knüpfen scheinen, ist es vielleicht an der Zeit, sich der gemeinsamen Wurzeln zu erinnern, die Islam und Christentum auf das Judentum zurückführen, und sich zum Studium des Koran anregen zu lassen, von dem Goethe als von einem Buche gesprochen hat, „das, sooft wir auch daran gehen, uns immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnötigt“. Der Koran ist in guter Uebersetzung bei Reclam erschienen; eine vortreffliche Einführung in die Beschäftigung mit ihm ist die Schrift des früheren türkischen Botschafters in Berlin, General Mahmud Muthfar Pascha: „Die Welt des Islam im Licht des Koran und der Hadith“ (Kiepenheuer, Weimar).

Der Koran gilt dem Muslim nicht etwa als einziges heiliges Buch, sondern als Abschluß und Bestätigung der bereits vorhandenen heiligen Schriften (Sure 10), nämlich der Thora, der Psalmen und des Evangeliums. Mohammed beruft sich gelegentlich ausdrücklich auf das Evangelium; er erklärt sich für denjenigen, welcher „Jesus, dem Sohne Marias, am nächsten steht, sowohl in dieser als in jener Welt“. „Es gibt keinen Propheten zwischen ihm und mir, und alle Propheten sind Söhne desselben Vaters — nur die Mütter sind verschieden — und ihre Religion ist dieselbe“ (Hadith 176). Mohammed ist der Paraklit oder Fürsprecher, auf den Jesus selbst (Johannis 15, 26) hingewiesen hat; er ist der letzte und größte nach den Propheten, die Gott gesandt hat: Adam, Noah, Abraham, Moses und Jesus. Darum tritt er auch den Juden und Christen, die an die vergangenen Propheten glauben, mit besonderer Herzlichkeit entgegen und spricht ihnen, so gut wie seinen eigenen Anhängern, die Seligkeit zu, wenn sie sich an den einzigen Gott halten und rechtschaffen sind (Sure 5 und 46), während der Zorn Gottes den Heiden und Schlechten gehört. Der Koran unterscheidet ausdrücklich die Heiden oder Götzendiener, die als unrein gelten, von den „Leuten der Schrift“, den Christen und Juden, mit denen die Gläubigen „nicht streiten

sollen, es sei denn in bester Weise“ (Sure 29); die 42. Sure wendet sich an Mohammedaner, Juden und Christen gemeinsam mit den Worten: „Mir ist befohlen, daß Gerechtigkeit herrscht zwischen euch. Gott ist unser und euer Gott. Wir werden nach unseren und ihr nach euren Taten gerichtet. Keiner Weise bedarfes zwischen uns. Gott wird uns zusammenführen, und er ist unsere Zuflucht.“

Die Grundlage der mohammedanischen Religion wie der jüdischen und christlichen bildet der Glaube an den einen Gott. Die Eigenschaften, die der Koran diesem Gott zuschreibt, sind die gleichen wie im Alten und Neuen Testament; er ist allmächtig, allgegenwärtig und allwissend (Sure 2, 49), gnädig, liebend und barmherzig (Sure 5, 85, 588 u. a.). Am häufigsten betont wird die Eigenschaft der Barmherzigkeit; alle Kapitel des Korans vom ersten an (mit alleiniger Ausnahme des neunten), ja fast alle älteren mohammedanischen Bücher, was auch ihr Inhalt sei, beginnen mit dem Satz: Im Namen Gottes des Allbarmherzigen und Allerbarmenden. Daneben genießt besonderes Ansehen die 24. Sure, deren Anfangsworte die Sotienmoschee mit teilweise über neun Meter langen goldenen Buchstaben im Scheitel ihrer Kuppel trägt: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“; und endlich der sogenannte „heilige Thronvers“ der 2. Sure: „Gott — es ist kein Gott als Er, der Lebendige, der Beständige. Nicht erfährt ihn Schlaf noch Schlummer. Sein ist, was in den Himmeln und was auf der Erde ist. Wer ist denn, der Fürsprache einlege bei ihm außer mit seiner Zulassung? Er weiß, was vor den Menschen und was hinter ihnen ist, sie aber begreifen nichts von seinem Wissen außer was Er will. Sein Thron umfaßt die Himmel und die Erde und nicht beschwert ihn beider Erhaltung. Und Er ist der Erhabene, der Gewaltige.“

Jesus wird von den Mohammedanern als Gesandter Gottes geachtet und geehrt; sein Name wird wie der sämtlicher Propheten und Marias nie anders ausgesprochen, als mit dem Zusatz: Hasret (Erhabener) oder Seide-Na (unser Gebieter). Delilich erzählt z. B. in seinem trefflichen Büchlein „Die Welt des Islam“ (Verlag Ullstein) von einem siebzehnjährigen Mudir in Babylonien, der als höchstes Kleinod seines Hauses einen Siegelring mit einer Darstellung Jesu aufbewahrte und davon als von dem Bilde „unseres Herrn Jesu“ sprach. Auch der Koran erzählt die übernatürliche Geburt Jesu ähnlich wie die Evangelien, während die Stellen über seinen Tod scheinbar auseinandergehen; nach der einen kündigte Gott Jesus den Tod an, nach dem er ihn zu sich erheben werde (Sure 3), nach der anderen (Sure 4) ist er nicht gestorben: „Sie sagen: Wir haben den Gesandten Gottes, den Messias Jesus, Marias Sohn, getötet. Sie haben ihn nicht getötet, sie haben ihn nicht gekreuzigt, es kam ihnen nur so vor, und diejenigen, welche über ihn stritten, waren im Zweifel betreffs seiner und nicht des Wissens teilhaftig. Sie folgten der Meinung, und sie haben ihn in Wahrheit nicht getötet. Vielmehr hat ihn Gott zu sich erhoben und Gott hat weise gehandelt.“ Ebenso steht dem Koran die Auferstehung Jesu fest (Sure 19 u. a.); schon in der Wiege verkündigt er sie wunderbarerweise mit den Worten: „Und Friede (Selam) über mir an dem Tage, da ich geboren, und an dem Tage, da ich sterbe, und an dem Tage, da ich auferweckt werde lebend.“

Die Beschlüsse der ersten vier christlichen Konzilien (325—451 n. Chr.) über die Dreieinigkeit und die göttliche Natur Christi lehnt der Islam ab (vergl. Sure 3, 4, 23); ferner betrachtet er Kreuzigung und Kreuz nicht als Symbole für die Erlösung der Menschheit. Der Muslim kennt Jesus nicht als Vorbild, nicht als Mittler zwischen sich und Gott. Dementsprechend ist auch sein Leiden und Sterben nur Vorbild und Beispiel für den dornenvollen Weg zum Heil und zur Erlösung: Jesus kämpft und stirbt nach mohammedanischer Auffassung für Gott und die Wahrheit wie viele andere gottgesandte Männer. Damit hängt es auch zusammen, daß der Islam keine Kirche als Heilsanstalt und keinen Klerus als Heilsmittler kennt.

In den letzten beiden Punkten könnte also eine gewisse Uebereinstimmung zwischen Islam und Protestantismus gefunden werden, wie auch in seiner Betonung des Glaubens neben den

guten Werken (Sure 5) und der äußerlichen Religionsübung (Hadith 321). In seiner streng folgerichtigen Vorherbestimmungslehre (Kismet, richtiger Kadër), aber auch in Zügen wie z. B. dem Verbot jeglicher Abbildung der Gottheit, lassen sich Anklänge an die zwinglianisch-calvinische Auffassung der reformierten Kirche feststellen. Andererseits scheint die rituelle Religionsausübung des Mohammedaners, die aus Fasten, Beten, Wallfahren und Almosengeben besteht, ihr Gegenstück in den Religionsvorschriften der katholischen Kirche zu haben. Uebrigens kennt der Mohammedaner im Unterschied von den Christen aller Konfessionen das Gebet als „Bittgebet“ nicht (vgl. Major Enders: „Die Türkei“, Becksche Verlagshandlung, München, S. 52); oder doch nur in der allgemeinen Form wie das christliche Vaterunser, dem die Sure 1 des Korans nach ihrer Bedeutung im Gottesdienst entspricht: „Preis und Dank sei Gott, dem Herrn der Welten, dem barmherzigen Erbarmen, dem Gebieter am Tage des Gerichts. Wir beten und stehen dich an, führe uns auf dem geraden Pfade, auf dem Pfade, den du denjenigen geschenkt hast, denen du nicht zürnst, und die nicht in der Irre wandeln.“ Merkwürdigerweise gibt es auch noch ein anderes, dem christlichen Vaterunser sehr ähnliches mohammedanisches Gebet, das in der Hadithsammlung von Abu Dawud aufgezeichnet ist: „Unser Herr Gott, der du im Himmel bist, geheiligt werde dein Name, deine Herrschaft ist im Himmel und auf Erden; so wie deine Barmherzigkeit im Himmel ist, so übe deine Barmherzigkeit auf Erden, vergib uns unsere Schuld und unsere Sünden, du bist der Gott der Guten. Sende herab Barmherzigkeit von deiner Barmherzigkeit und Heilung von deiner Heilung.“ Das Glaubensbekenntnis des Islam ist sehr kurz: „Es gibt keinen Gott außer dem einen Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes“; oder in seiner erweiterten Form (nach Mahmud Rukhtar Pascha): „Ich glaube an Gott, an seine Engel, an seine Schriften, an seine Propheten, an den letzten Tag, an die Fügung, deren Gutes und Böses von Gott ist; ich bekenne, daß es außer Gott keine Gottheit gibt, und daß Mohammed sein Diener und sein Gesandter ist.“

Der Islam als Religion ist im Abendlande und auch in Deutschland bisher von der christlichen Allgemeinheit viel verkannt und oberflächlich beurteilt worden — zum Teil, wie Major Enders richtig geschaut haben mag, unter dem Einfluß „englischen Ruderturns und englischer Religionsheuchelei“. Mögen diese Zeilen ihren Zweck erfüllen, die Leser der „Hilfe“, soweit es ihnen möglich ist, zu näherer Beschäftigung mit der großen Weltreligion des Orients anzuregen, damit richtige Kenntnis und verstehende Würdigung im Sinne Lessings platzgreifen könne und die Hoffnung an Wahrscheinlichkeit der Erfüllung gewinne, die Mahmud Rukhtar am Schlusse der eingangs erwähnten Schrift ausspricht: „daß der Tag herannahen wird, an dem die Menschheit in der richtigen Vorstellung der Gottheit, der wahren Erkenntnis des Wesens Gottes und der verkärten Auffassung der Religion einig sein wird.“

Gottfried Traub / Zeitsäge über die Zukunfts-entwicklung des deutschen Protestantismus

Von D. Traub vorgelegt auf der Hauptversammlung des rheinisch-westfälischen Verbandes der Freunde evangelischer Freiheit in Köln.

- I. Der Protestantismus in Deutschland hat nach dem Krieg seines selbständigen Wertes und seiner unentbehrlichen Kraft sich voll bewußt zu bleiben.
- II. Der Burgfrieden bedeutet für uns nicht nur eine Kampfspause, in der man nur ängstlich den alten Besitzstand wahr, sondern eine gottgewollte Gelegenheit zur Besinnung auf neue Wege. Nach dem Krieg soll sich der Kampf um die Weltanschauung nicht nur dem Ton, sondern der Art nach ändern.

III. Die schaffenden Werte und bauenden Kräfte müssen überall anerkannt, entbunden und gestärkt werden. Der Kampf um Fragen der Weltanschauung bleibt bestehen als unentbehrliches Zeichen lebendiger Ueberzeugung; zum Selbstzweck einer bloßen äußerlichen Organisation darf er nicht werden.

IV. In diesem Sinn sind wir freie Protestanten bereit zur sachlichen Verständigung über die praktische Verminderung von Reibungsflächen zwischen uns und den (evangelisch-) Positiven, den Katholiken und den „monistischen Kreisen“.

V. Der deutsche Protestantismus hat sich in der Geschichte doppelseitig entwickelt, einmal in „kirchlicher“ Gestalt als Volkskirche, Landeskirche, Gemeinschaft, dann in „nichtkirchlicher“ Auswirkung als Träger der idealistischen Weltanschauung, wie sie uns durch Namen wie Kant und Schiller, Fichte und Hegel, Stein und Bismarck verkörpert ist.

VI. Der „kirchliche“ Protestantismus hat aus diesem Kriege zu lernen:

1. Die lebendige Frömmigkeit ist die Quelle der religiösen Kraft.
2. Die „Predigt“ in ihrer ungeheuren Bedeutung für Willensbildung und Gedankenbeeinflussung bedarf der vertieftesten Allgemeinbildung des Pfarrers, besonders durch Bibelforschung, Geschichtskennntnis und Philosophie.
3. Die unersetzliche Kraft der „Seelsorge“ in rein menschlicher, nicht in amtlicher Gestalt erfordert die volle Hingabe des Pfarrers, die nicht durch Vereinsbeschäftigung zersplittert, sondern durch psychologische, soziale und sexuelle Kenntnisse gefördert werden soll.
4. Das Verhältnis von Volk, Staat und Vaterland zu dem Evangelium und dem Christentum muß grundsätzlich klar herausgestellt werden.
5. Das Abendmahl soll auf Grund der Brotgemeinschaft und des blutigen Opfertods in diesem Krieg zur verständlichen Volksfeier werden.
6. Die deutschen Kirchen im Inland haben ihre Gemeinden in regelmäßiger Fühlung mit den deutschen Gemeinden des Auslands zu halten.
7. Die stets offenen Kirchengebäude sind allen Veranstaltungen idealistischer Volkspflege im Sinne der „Schühengrabenunion“ entgegenkommendst zur Verfügung zu stellen und durch Pflege des Choral- und neuen Liedes wie durch öffentliche Vorträge zu Volksversammlungen zu gestalten.
8. Die Friedhöfe sind von der bürgerlichen Gemeinde anzulegen und zu verwalten.
9. Die Arbeit an den sozialen Volksaufgaben (Jugend, Wohnungswesen, Alkohol- und Prostitutionsbekämpfung, Bevölkerungsfrage) soll grundsätzlich staatlich und gemeindlich sein, an der der Pfarrer je nach seiner Gabe als Bürger teilnimmt.
10. Die sämtlichen „Richtungen“ in der Landeskirche sind gleichberechtigt und gegen Verteufung sicherzustellen.
11. Der Gedanke einer Gesamtvertretung des deutsch-evangelischen Kirchenvolks ist warm zu unterstützen.
12. Das Wahlrecht der Einzelgemeinde, besonders zu den größeren Landeskörperschaften, ist ohne Rücksicht auf die politische Parteistellung des einzelnen freihetlich zu gestalten. Die Frau hat sich durch ihre Haltung im Krieg das Stimmrecht verdient.

VII. Der nichtkirchliche Protestantismus hat aus diesem Kriege zu lernen:

1. Der Geist des deutschen Idealismus in allen Lagern ist im Kampf gegen Materialismus und Step-fis zu pflegen.
2. Den sittlichen Gedanken des Staats und seiner Macht zu pflegen, bleibt ein Recht des Protestantismus. Die Pflege des vaterländischen Gedankens erzieht zu wahrer Humanität.

3. Das Verhältnis von Staat und Politik zur Kultur und Volkserziehung ist auf breiter Grundlage klar herauszustellen.
 4. Die Kräfte der freien Gemeinden und Logenverbände ebenso wie die geistigen Erbsiedern in naturwissenschaftlicher Forschung und technischer Wirtschaftsgestaltung müssen in ihrer bauenden, schöpferischen Tragweite erkannt, gepflegt und vermehrt werden.
 5. Der Segen des Wissens und die Pflicht zu seiner Vertiefung und Verbreitung in allen Volksschichten muß ernstlich und opferwillig behütet werden. Auch das kommende Deutschland muß Geld für die geistige Kultur in erster Linie übrig haben.
 6. Die Freiheit der Schulentwicklung im Innern und der lebendige Zusammenhang mit dem Schulwesen des Auslands muß gewahrt und gestärkt werden.
 7. Die geistige Auseinandersetzung mit der Welt des nahen und des weiten Ostens ist im Sinne gegenseitiger Förderung in die Hand zu nehmen.
- II. Der kirchliche und nichtkirchliche Protestantismus haben unter gegenseitiger ehrlicher Anerkennung miteinander zu arbeiten an der Erziehung zur öffentlichen Tüchtigkeit und persönlichen Verantwortlichkeit im Geist der Opferwilligkeit für das Ganze und der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Diese Arbeit kann durch regelmäßige Berührung unter voller Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Organisationen und durch gegenseitigen Austausch ihrer Erfahrungen erleichtert werden.
- IX. Konfessionelle Bedenken gegen eine künftige Erweiterung unserer vaterländischen Grenzen kennen wir so wenig, daß wir uns vielmehr jeder Erstarkung unseres Vaterlands im Sinne neuer Aufgaben von ganzem Herzen freuen, denen gegenüber auch der Protestantismus seine Jugendkraft beweisen soll.

Walther Schotte / Der Sinn und die Gestalten des Krieges

In einem Aufsatz des „Logos“ (V, 3) hat Georg Mehlis die Frage nach dem Sinn des Krieges zu lösen gesucht. Ob er nämlich einen Sinn habe, d. h. im Zusammenhang unserer Kultur Werte schaffe, oder ob er unsinnig, ohne Sinn sei, ein blindes Naturereignis, der Ausbruch einer Kraft, die ohne Beziehung zur Kultur an sich wirke, wie etwa der Geschlechtstrieb, oder ob er endlich widersinnig sei, der schlechthinnige Feind aller Werte, die das geistige Leben der Menschen aufgestellt hat oder aufstellen wird, Feind, wie Krankheit und Tod Feinde des blühenden Lebens sind. Er kam zu dem Ergebnis, daß der Krieg widersinnig sei. Die Leistungen an Einigung unter den Menschen eines Vaterlandes, die die gemeinsame Not trifft, an Pflichterfüllung, Entsagung und Heldentum, die die Kämpfer in der Heimat und an der Front vollbringen, könnten nicht als nur dem Krieg eigentümliche Wirkungen verstanden werden und ihn so wenig im Zusammenhang der Kultur-entwicklung rechtfertigen, wie die beschleunigte Entwicklung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, die der Krieg nicht nur dem begreiflichen Volke, sondern unter gewissen Bedingungen auch dem Besiegten durch die Verdoppelung der Anstrengung bescheren kann. Die widersinnige Zerstörung des Lebens, tausendfältig gegenüber der vollkommensten Ausprägung desselben in den höchstwertigen Menschen, die zumal ein Opfer des Krieges werden, verheerend gegenüber der Masse an Wohlstand und Glück des allgemeinen Daseins auf der einen Seite, das Urteil, daß der stillose Wert der Lebenshandlungen, wie Verstehen der anderen, Liebe und Einigkeit, Aufhebung der Gegensätze im sozialen Leben, Entsagung und Opfer für das Allgemeine bis zum Verzicht auf das Leben, Pflichttreue, Tapferkeit, Entschlossenheit, Heldentum, daß diese Handlungen

gen als freiwillige, nicht durch den Krieg erzwungene höher zu werten sein würden; ferner die Saat an Haß und Mißverständnis unter den Völkern eines großen und natürlichen Lebenszusammenhanges, einer gemeinsamen Geschichte, die Sprengung der fruchtbaren Lebensbeziehungen bis zur Aufhebung dieses Lebens, alle diese Erwägungen führen zur Verurteilung des Krieges als Widersinn. Und nur eine metaphysische Anschauungsweise, die auch den Tod als notwendige Vollendung des Lebens begreifen kann, könnte dem Krieg gerecht werden, als dem Helfer am Untergang einer Kultur, die ihrem letzten Sinn nach an ihrer eigenen Vervollkommenung sterben muß. Diese Auffassung aber ist unmöglich für das Gegenwartsbewußtsein einer Kultur, gemessen an der Schönheit und Sittlichkeit ihres Gegenwartsdaseins.

Wir müssen uns mit einer Wiedergabe dieser sehr ernst zu nehmenden Ausführungen des Freiburger Philosophen begnügen; eine Kritik, die sich wohl auch mit der Wertlehre Rickerts als dem Hintergrund der Gedanken von G. Mehlis beschäftigen müßte, würde eine neue Philosophie des Krieges geben, von ganz anderen Voraussetzungen abhängig. Eine Übereinstimmung der Meinungen über den Sinn des Krieges ist heute scheinbar nicht möglich. Man denke nur, wie fremd und gegensätzlich zu Mehlis etwa Scheler in seinem Buch: „Der Genius des Krieges“ steht.

Was man im allgemeinen gegen Kriegspräphilosophie in der Art sagen kann, war Einspruch gegen die unhistorische Behandlung des gegenwärtigen Krieges als eines philosophischer Betrachtung ohne weiteres zugänglichen Phänomens. Der Krieg ist eine Erscheinung im Leben der Völker, ebenso wie Handel und Verkehr, wie diese dem Wechsel der Formen unterworfen und in den Zusammenhang einer allgemeinen Entwicklung gestellt. Eine Philosophie des Staates, der Wirtschaft, des Handels rechnet mit den Formen derselben; eine Philosophie des Krieges kann auf das gleiche Verfahren nicht verzichten. Es ist zweifellos, daß jene Erscheinungen des Lebens an sich einen Wert noch nicht darstellen, sondern diesen erst im Verlauf einer Entwicklung setzen; nun wäre zu untersuchen, ob bei der Wiederkehr des Krieges im Verlauf der Geschichte eine Entwicklung nicht zu entdecken wäre, eine Wertsetzung vermist werden muß. Soviel möchte ein historisches Gedankens schon behaupten, daß das Weltbild durch Kriege verändert, daß außer Vernichtung durch Kriege auch Steigerung, Auslese von Leben bewirkt worden ist. Das römische Weltreich ist ebenso in seiner Entstehung nur durch Kriege denkbar, wie es die Gestaltung der abendländischen Welt ist. Und indem wir einen Blick in die Zukunft werfen, möchten wir glauben und hoffen, daß das Trauerspiel dieses Krieges die Stunde bedeutet, in der eine neue Welt geboren wird, eine Welt, die die großen Kultureinheiten der Vergangenheiten auslöst und zu mächtigeren Wirkungen zusammenfaßt, eine Welt, in der auch dem Individuum sein Reich herrlicher ersteht. Die Vernichtung so vielen Lebens wäre dann aufgewogen durch die Schaffung neuer Formen, neuer Lebensmöglichkeiten. Und im einzelnen ist es doch auch nicht wahr, daß zu den Opfern des Krieges alle Starken und Schönen gehören, die minderwertigen allein übrigbleiben. Ist es doch eine Tatsache, daß, so groß das Meer an Blut ist, doch der allergrößte Teil der Kämpfer wiederkehren wird, daß ein gnädiges Schicksal unter ihnen viele der Besten uns gelassen haben wird. Und wird nicht auch der Darwinismus darin recht haben, daß diese Wiederkehrenden gehärtet sind, vollwertiger geworden sind, sie, die das ungeheure Erlebnis von Tod und Krieg ertragen haben. Denken wir an die Freiwilligen von 1813, die die Träger des deutschen Idealismus wurden, und sie wurden es durch das Erlebnis des Krieges. Man sollte geschichtliche Dinge auch philosophisch nie außerhalb ihrer großen und natürlichen Zusammenhänge betrachten.

Um so mehr ist es zu begrüßen, daß Georg Mehlis in einem neuen philosophischen Büchlein vom Kriege gerade die Fülle des neuen Lebens betrachtet, das uns im Kriege aufgegangen ist. Er zeichnet „Gestalten des Krieges“ (Tübingen, Mohr, 1915, 150 M.). Gestalten des Krieges: der Feind, das Vaterland, der Held, Not und Tod, der Raub, sind die Überschriften der einzelnen Kapitel. Alle diese Gestalten sind außerhalb des Krieges und vor ihm da-

gewesen; Das Ueberraschende ist, daß sie im Kriege ein neues Leben gewinnen, sich verändern, oder endlich gar ihren tieferen Sinn erst enthüllen. Der Begriff des Vaterlandes zumal kann erst sich vollenden in dieser Zeit, da all unser geistiges und kulturelles Leben, das seinen inneren Bedingungen nach über die Grenzen des nationalen Lebens hinausstrebt in die vom Nationalen und Persönlichen befreite Welt, in sich selbst zurückgeworfen wird, sich auf seinen Ursprung besinnt und seine Wurzel findet in dem, was wir Vaterland nennen. Es zeigt sich, daß das Vaterland nicht nur die Gesamtheit der in einem Staate lebenden, die gleiche Sprache sprechenden Menschen und ihre Gebundenheit an ein Stück Land ist, sondern daß es eine seelische Gemeinschaft ist, die nur auf diesem Boden erwachsen konnte, daß hier geschmähige, wenn auch dunkle Zusammenhänge des Lebens bestehen. Das Bild, unter dem die Menschen das Erlebnis eines Vaterlandes begreifen, hat daher sehr bestimmte Farben, und so wird es vollstümlich durch ewig zugehörige Beiwörter ausgedrückt. Unser Vaterland ist das „treue“, wie Italienern und Franzosen ihr Vaterland das „schöne“ ist. Der tiefere Sinn des schmückenden Beiworts verrät die höchste Eigentümlichkeit des nationalen Lebens, die ästhetische Anschauung der Welt in den romanischen Ländern, die sittliche Bindung des Daseins bei den Deutschen.

Diese warm und mit dichterischer Empfänglichkeit, wenn auch nicht immer mit dichterischer Präzision geschriebenen Betrachtungen empfehlen wir einer größeren Gemeinde. Die wissenschaftliche Arbeit aber rufen wir auf, den Weg der Beschreibung von Erscheinungen und Formen des Lebens weiterzuverfolgen.

Rudolf Rieth / Mächtige Reiterpatrouille

Die Hügelketten im Vorübertraben
verschweben schmal am Horizont der Nacht.
Der lange Ritt, Rauhreif und Wälder haben
uns frösteln und wie Puppen steif gemacht.

Wir schläfern wie nach ungestümem Trunke.
Durch zarte Bläue rieselt dünner Schnee —
Klirrt Eisen auf, entfliegt ein roter Funke
und lüftet dahin im Schotter der Chaussee.

Ganz nahe Pappeln steil vorüber schnellen.
Sein rinnend Silber wälzt ein Wasserlauf.
Steinbogen dröhnt. Eiskalte Föhne bellern
hart und bedrohlich aus dem Ried herauf.

Wir traben, traben, traben ohne Ende
ins Wesenlose einer fremden Welt,
kaum spürend mehr, wie rhythmisch das Gelände
uns einfängt, wirkt . . . und hinter sich verfällt.

War nicht nur eben noch der Feind . . . ? Und piffen
nicht Schüsse glühend aus dem Hinterhalt,
daß unser zwei wie irr ins Leere griffen,
und wir sie fliehen, blutbetrießt und kalt?

Die Nacht hat alles Denken aufgefogen.
Lebendig blieb der eine Drang nur: Fort!
Mit zähem Grimm das Dunkel angefliegen
und heiß ins Ohr der Unfern den Rapport:

Fühlung mit Feind. — Blutnebel rötlich starren.
Geknäuter Leiber rollt ein schwarz Gemüht . . .
Hah —, Flodentanz und Holderbüsche narren!
Ist dieser Nacht nicht Reige denn und Ziel?

Da taucht ein Dorf herauf. Und Lichter blinken.
In unsere Sinne träuft ein süßer Wein —
Und alle schlimmen Drangsale versinken
in Bruderglück und mildem Lampenschein.

Gottfried Traub / Die Seele

Es ist eine schwache Vorstellung, sich das
Gehirn als Selbstdecker in den Nerven-
fast als Selbstempfänger zu denken.
Derber.

Mehr als hundert Untersuchungen hat mir dieser Krieg die Selbstständigkeit der menschlichen Seele erwiesen. Unser Hirn mag erregt, unsere Nerven mögen überanstrengt sein: was bedeuten diese körperlichen Verschiebungen gegenüber dem Ungeheuren, was heute Millionen Menschen erleben! Wir haben jahrelang die Seele nur zu erfassen gemeint von ihren Grenzzuständen her; die Krankheitserscheinungen bildeten den Gegenstand bei der Erörterung. Schwärmerei und Verückung standen im Mittelpunkt weitläufiger Gedanken. Einstweilen vergaß man fast, die gesunden Grundtriebe des Seelenlebens zu beachten. Was gehört dazu, im Trommelfeuer tapfer zu sein oder in der Einfamilienstube die Kartoffel zu entbehren? Was sind Tüchtigkeit, Opfermut, Gehorsam, Treue? Wer hat die Wurzeln beschrieben, aus denen solche Kräfte Nahrung saugen und wie muß der Boden beschaffen sein, auf dem sie wachsen? Gesundheit erscheint manchmal weniger interessant, als Zerfallerscheinungen. Jene lebt, ist da, wirkt, schafft. Scheinbar geschieht da alles von selbst. Hier kann man etwas machen, beraten, helfen. So erscheinen diese Zustände dankbarer. Aber darum sind die ersteren keineswegs „einfacher“ zu erklären. Sie enthüllen Geheimnisse und versprechen Offenbarungen. Wir leben in einer Zeit, in welcher diese gesunde, schlichte, gerade Seele Wunder fertigbringt, die weit größer sind, als die Hellschereien eines verückten Menschen oder die Grubeleien eines quälerischen Hirns. Wir sind von vielen falschen Schätzungen geheilt. Die Seele erhob sich wieder in ihrer Schöpferkraft. Der Wille erschien als der Erzeuger ungeahnter Werte. Der Mensch als ganzer zeigte sein Bild, das Bild des starken Lebens. Vergessen war die Abhängigkeit von Nerv und Muskel, von Hirn und Blut; Diener waren sie, Werkzeuge, die man kennt und liebt. Aber es war ein Herr da, der mit ihnen neue Welten schuf. Was wuchs aus Arbeiterhirnen in diesem Krieg empor? Wie streckten sich die Nerven manches Verdähten der geraden Gesundheit entgegen? Ist Hindenburgs Schädel als Selbstdecker eine mögliche Vorstellung oder die stolzen Augen der Frauen, die einem liebsten Toten da draußen nachsehen, eine Selbstempfindung erregter Nerven? Man braucht solche Dinge nur einmal beim Namen zu nennen, um ihren Widersinn mit Händen zu greifen. Nein, nein! Die Seele ist da, denn der Mensch lebt als der Meister seines Körpers und der Schöpfer seiner Welt.

Wir werden künftig die Wurzeln der Tüchtigkeit erforschen und alles darauf einstellen, daß die Seele ihres Wachstums froh werden könne. Die „einfachen“ Tugenden des Alltags werden uns wertvoller erscheinen; man wird merken, daß ihre Geschichte und ihre Bildung gar nichts so Einfaches sind. Das Weizenkorn, das neuen Keim treibt und in Halm und Frucht neue Art bildet, erscheint wie ein größeres Wunder, als der geistreiche Spott, der hier alles natürlich findet. Es war natürlich, daß die Vaterlandsliebe wie der Sturm durchs Land brauste, oder war es übernatürlich? Wie wir's nennen, verschlägt nichts; die Sache bleibt in ihrem unermesslichen Wert: die Volksseele erkannte sich, sah die Not, faßte sich zusammen und handelte in Millionen von Einzelfeelen wie ein einziger Mensch. Wer erklärt uns diese Volksseele? Wer hilft sie mitheranbilden, pflegen, achten? Zu solchem Dienst sei jeder willkommen. Gehirn und Nerven sind stolz, die Träger geistlicher Kraft zu bleiben.

Soziale Bewegung

Rente und Arbeitspflicht. Der Krieg bringt uns eine starke Vermehrung der Rentenberechtigten. Da gilt es beizeiten zwei Irrtümer richtigzustellen: der Rentenbezug darf weder die Arbeitspflicht der Rentner überwuchern noch ein Grund zu Lohnherabsetzungen werden. Nach den in verschiedenen Lazaretten und gewerblichen Betrieben gemachten Erfahrungen halten sich kriegsbeschädigte Rentenempfänger häufig deshalb von der Arbeit fern, weil sie glauben, daß lohnbringende Beschäftigung eine Verminderung ihrer Rente zur Folge habe. Eine solche Auffassung ist, wie amtlich versichert wird, durchaus irrig. Die Höhe der Militärversorgung wird nach dem Geleße nicht nach der Erwerbstätigkeit, die im allgemeinen in der Höhe des Lohnes ihren Ausdruck findet, sondern nach der Erwerbsfähigkeit bemessen. Der Grad der Erwerbsfähigkeit wird in erster Linie nach dem aus den Folgen der Dienstbeschädigung sich ergebenden Gesundheitszustande bestimmt. Die Erwerbsverhältnisse und alle übrigen Umstände werden zur Beurteilung mitherangezogen, können aber niemals von ausschlaggebender Bedeutung sein. Ist ein Dienstbeschädigter gänzlich erwerbsunfähig, so erhält er die Vollrente; ist er teilweise erwerbsunfähig, die Teilrente des entsprechenden Dienstgrades. Im allgemeinen wird allerdings der gänzlich Erwerbsunfähige nicht oder wenig in der Lage sein, sich einen Verdienst zu verschaffen. Anders ist es aber bei dem nur teilweise Erwerbsunfähigen. Dem Sinne des Gesetzes nicht allein, sondern ebenso sehr der sittlichen Auffassung unseres Volkes entsprechend, ist er verpflichtet, die ihm verbleibende Arbeitskraft nützlich zu verwerten. Er befindet sich in einem großen Irrtum, wenn er glaubt, daß die Rente, die ihm nur für den Teil der verminderten Arbeitsunfähigkeit entschädigen soll, zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes ausreichen müsse. Was ihm zur Deckung seiner Ansprüche fehlt, muß und kann er sich bei gutem Willen verdienen. Dieser Verdienst kommt ihm zugute, ohne eine Schmälerung seiner Rente herbeizuführen. Denn die Rente hängt lediglich von dem zeitigen körperlichen Zustand ab und nicht von anderen Verhältnissen, wie z. B. der Höhe des Verdienstes. Nach diesen Darlegungen hat also jeder noch einigermaßen erwerbsfähige Kriegsverletzte die Pflicht, sich um Arbeit zu bemühen, nicht nur, um wieder ein tätiges, schaffendes Mitglied der Volksgemeinschaft zu werden, sondern auch um Lebensfreude und Selbstvertrauen wiederzugewinnen. Dazu ist natürlich aber auch notwendig, daß die Arbeitgeber unbedingt an dem Grundsatz festhalten, daß den Kriegsverletzten für die gleiche Arbeitsleistung auch der gleiche Lohn wie gefunden Arbeitern gezahlt wird. Die Renten sind die Entschädigungen des Vaterlandes für geleistete wertvolle Kriegsdienste, sie dürfen nicht zu Lohnrückerei ausgenutzt werden. — Ganz ähnlich liegt es übrigens gegenwärtig bei den Kriegerfrauen, die die gesellschaftliche Unterstützung begehren. Sie haben die Pflicht, sich neben der Unterstützung um bezahlte Arbeit zu bemühen, weil das Vaterland gegenwärtig mehr denn je alle Arbeitskräfte benötigt. Dementsprechend dürfen aber auch die unterstützenden Kommunalverbände etwaige Nebeneinnahmen nicht zum Anlaß der Kürzung der Unterstützungen nehmen. Sonst würde die Trägheit gefördert, statt bekämpft.

Tariffchwierigkeiten im Baugewerbe. Das Reichsamt des Innern hat sich redlich bemüht, eine rechtzeitige Verlängerung des im Jahre 1913 abgeschlossenen und am 31. März 1916 ablaufenden Reichstarrifsvertrages im Baugewerbe sicherzustellen. Leider haben die unter Vorbehalt des Amtes stattgefundenen Einigungsverhandlungen bisher wenig Aussicht auf Erfolg gezeigt. Der Arbeitgeberbund erklärte sich bereit, den Vertrag bis zu sechs Monaten nach Friedensschluß zu verlängern. Von Vertretern der Arbeiter wurde dagegen die Einwendung erhoben, daß niemand das Ende des Kriegs auch nur annähernd bestimmen könne; ebenso wenig sei voraussehen, welchen Verlauf die seit langer Zeit bestehenden und sich immer steigenden Feuerungsverhältnisse nehmen werden. Daraufhin wurde die Entschliebung, den Vertrag bis zu sechs Monaten nach Friedensschluß zu verlängern, dahin abgeändert, daß ein bestimmter Termin festgesetzt wurde, und zwar der 31. März 1917. Jedoch soll der Vertrag auf ein weiteres Jahr gelten, wenn nicht am 31. Dezember 1916 Frieden geschlossen ist. Bei der Beratung der Feuerungszulage machten die Unternehmervertreter verschiedentlich Einwendungen gegen die Notwendigkeit einer solchen. Schließlich ließen sie sich aber doch davon überzeugen und erklärten ihr Einverständnis zu einer Stundenlohzulage von 3 Pf. für Orte bis zu 5000 Einwohnern; für Orte mit neunstündiger Arbeitszeit soll es in Lohnaufschlag von 5 Pf. und für solche mit mehr als neunstündiger Arbeitszeit ein Aufschlag von 4 Pf. pro Stunde gewährt werden. Die Arbeitervertreter gaben zu verstehen, daß sie infolge der Feuerungsverhältnisse das niedrige Angebot der Unternehmervertreter bei ihren Mitgliedern schwer vertreten könnten. Dies sei um so schwieriger, weil bekannt sei, daß die Arbeitgeber bei Staatsarbeiten oder in sogenannten Kriegsorten seit Kriegsdauer erhöhte Preise erhalten, in die auch Lohnzuschläge für die Arbeiter einkalkuliert worden sind. Es hätten ja auch zahlreiche Arbeitgeber ihren Leuten in verfechter Form bereits eine höhere Zulage gegeben, als sie jetzt angeboten werde. Schließlich er-

höhten die Arbeitgeber ihr Angebot in allen Fällen um 1 Pf. und ließen durchblicken, daß die Arbeiter auch durch Verlängerung der Arbeitszeit und durch Akkordarbeit zu größerem Einkommen gelangen können. Die Arbeitervertreter aller Organisationen ließen erklären, daß sie auch dies erhöhte Angebot bei ihren Mitgliedern nicht vertreten können, daß sie aber zu weiterer Verhandlung gern bereit sind, sobald es von irgendeiner Seite gewünscht wird, daß dazu aber ein anderes Angebot als das heutige vorliegen müsse. Daraufhin haben nun die Arbeitgeber für Ende Februar eine eigene Versammlung einberufen, in der sie sich endgültig über ihr Angebot schlüssig machen wollen. Sie lassen aber in den Zeitungen bereits erklären, daß es ihnen bei der traurigen Lage des Baugewerbes unmöglich sei, die Erwartungen der Arbeiter zu erfüllen. Daß eine tariflose, von Wirtschaftskämpfen erfüllte Kriegszeit für ein so wichtiges und umfassendes Gewerbe wie die Bauindustrie ein Unglück wäre, bedarf keiner besonderen Betonung.

Eisenbahner und Streikrecht. Das preussische Eisenbahnministerium hat eine neue Dienstordnung herausgegeben, worin der veränderten Stellung der Sozialdemokratie zum Staat und des Staates zur Sozialdemokratie Rechnung getragen wird. Sie lautet: „Bei der Annahme der mit jedem neu eintretenden Arbeiter aufzunehmenden Verhandlung hatte bisher der Vorgesetzte den Neueintretenden unter anderen ausdrücklich auf den § 2, Absatz 3 der „Gemeinsamen Bestimmungen für Arbeiter aller Dienstzweige der preussisch-hessischen Staatseisenbahnenverwaltung“ hinzuweisen, der da lautete: Auch außerhalb des Dienstes hat der Arbeiter sich achtsam und ehrenhaft zu führen und sich von der Teilnahme an sozialdemokratischen und anderen ordnungsfeindlichen Bestrebungen, Vereinen und Versammlungen fernzuhalten.“ Diese Vorschrift wurde dann dem Neuling regelmäßig wie folgt erläutert: Er dürfe dem Transportarbeiterverband (Reichssektion der Eisenbahner) sowie Vereinen und Verbänden, die die Arbeitseinstellung als zulässig erachten, nicht angehören. Als Teilnahme an sozialdemokratischen Bestrebungen werde auch das Halten und Verbreiten sozialdemokratischer Zeitungen und sonstiger sozialdemokratischer Presseerzeugnisse sowie der Besuch sozialdemokratischer Versammlungen angesehen. Zuwiderhandlungen würden die Kündigung des Dienstverhältnisses zur Folge haben. Der Anwärter erklärte hierauf: „Ich habe die mir gemachten Eröffnungen wohl verstanden, verspreche, sie zu befolgen und erkenne die „Gemeinsamen Bestimmungen für die Arbeiter aller Dienstzweige“ als Grundlage meines Arbeitsvertrages an.“ Die neue „Dienstordnung“ streicht nunmehr die Worte „sozialdemokratischen und anderen“, hält jedoch das Streikverbot, insbesondere des Generalstreiks, aufrecht. An die Stelle der oben erwähnten Annahmeverhandlung tritt jetzt eine kurze Bestätigung der Ausbildung an den neuen Arbeiter nebst schriftlichem Anerkenntnis der „Arbeiterdienstordnung“. — Man wird wohl annehmen dürfen, daß diese Neuregelung im Einvernehmen mit den Eisenbahnverwaltungen anderer Bundesstaaten getroffen worden ist oder doch von ihnen baldigst übernommen wird. Damit wäre dann die leidige „Reversfrage“ zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst.

„Schiedshof“. Der Krieg ruft nicht nur neue Erscheinungen auf sozialem Gebiete hervor, sondern er schafft für diese Neuerscheinungen auch neue Namen. Wer hat bisher von einem „Schiedshof“ etwas gewußt, der jetzt in Dresden errichtet worden ist, und der seine Tätigkeit darauf richten soll, die ungestörte Anfertigung von Kriegsarbeiten zu ermöglichen, sowie eine Regelung der Abfahrtscheine für die Arbeiter herbeizuführen. Der „Regulator“ der deutschen Maschinenbauer bringt folgende Mitteilungen über ihn. Als Vorläufer dieses neuen „Schiedshofes“ in Dresden ist der im Vorjahr in Berlin errichtete „Kriegsaussschuß für die Metallindustrie“ anzusehen. Die Feldzeugmeisterlei hatte Bestimmungen erlassen, durch die den Arbeitern, die mit Kriegsaufträgen beschäftigt sind, der Wechsel ihrer Arbeitsstelle stark behindert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht wurde. Begründet wurde diese Maßnahme der Feldzeugmeisterlei mit dem Hinweis darauf, daß keinerlei Störungen in der Herstellung von Kriegsmaterial eintreten dürfen. Das letztere wurde von den Arbeitern auch anerkannt, aber sie hatten das Bestreben, die bei der Anwendung der Verfügung der Feldzeugmeisterlei entstandenen Härten zu beseitigen. Die Arbeiter waren der Willkür einzelner Unternehmer preisgegeben; sie konnten ihre Arbeitsstelle nicht verkaufen, auch wenn sie für etwaigen Wechsel wichtige Gründe anzugeben hatten. Nach mehrfachen Verhandlungen über diese Frage wurde ein Kriegsaussschuß gebildet, der etwaige Beschwerden der Arbeiter zu prüfen hat und der auch das Beschwerdeführenden Arbeiter berechtigt sind, der Arbeitgeber keine Abhilfe zu gesteht und den Kriegsschein verweigert. Der Kriegsaussschuß wird zu gleichen Teilen aus Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern und einem Vertreter der Feldzeugmeisterlei gebildet. Dadurch sind die durch Anwendung der Verfügung der Feldzeugmeisterlei entstandenen Härten zum Teil gemildert, zum Teil ganz beseitigt worden. — Diese Berliner Einrichtung hat nun auch die Feldzeugmeisterlei in Dresden zu gleichem Vorgehen veranlaßt. Auf Veranlassung der königlich sächsischen Feldzeugmeisterlei ist ein Kriegsaussschuß unter dem Namen „Schiedshof“ errichtet worden.

Kein Arbeitgeber, der in irgendeiner Art für den Heeresbedarf liefert, darf einen Arbeitnehmer einstellen, der neben dem üblichen Entlassungschein nicht auch noch den Kriegsschein bzw. die „Vertragsabkehr“ besitzt. Insbesondere werden die Reklamierten von dieser Verordnung betroffen. Wenn ein Arbeitgeber mit der Lösung des Arbeitsverhältnisses durch einen reklamierten Arbeiter nicht einverstanden ist, so kann er zunächst die Vertragsabkehr verweigern. In diesem Fall muß der Arbeiter weiter arbeiten, er ist aber berechtigt, entweder selbst oder durch seine Organisation bei dem Vorgesetzten des Schiedshofes Beschwerde einzulegen. Der Schiedshof tagt wöchentlich einmal am Donnerstag. Alle Beschwerden, die bis zum vorhergehenden Sonnabend eingegangen sind, müssen verhandelt werden. Bei Stimmengleichheit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern gibt der Vertreter der Feldzeugmeisterei den Ausschlag. — Dieses Abkommen ist für die Dauer des Krieges un kündbar. Nach Schluß des Krieges ist eine vierteljährliche Kündigung erforderlich. Die Erfahrungen, die man mit dem Schiedshof jetzt in der Kriegszeit macht, werden über seine weitere Dauer nach dem Kriege oder auch über seine spätere Umformung in die Friedensverhältnisse von wesentlicher Bedeutung sein.

Büchertisch

Die heftige Politik in der Zeit der Reichsgründung (1868–1871) Von Ernst Vogt. Historische Bibliothek 34. München 1914, Oldenburg. X, 229 Seiten.

Mit Hilfe neuen Materials liefert der Verfasser hier einen wichtigen Beitrag zur diplomatischen Vorgeschichte der Reichsgründung, wobei er bis vor den Dänischen Krieg zurückgreift und die äußere Politik des Großherzogtums Hessen in den Vordergrund stellt. Ihr Hauptleiter, Fzhr. Reinhard von Dalwigk, erscheint dabei vielfach in neuer Beleuchtung. Auch andere Figuren des diplomatischen Spiels werden schärfer als bisher herausgearbeitet. Mit Recht hat der Verfasser dem Einflusse des Auslands auf die Entwicklung der deutschen Frage besondere Beachtung geschenkt. Die Darstellung ist geschickt und lebhaft. Die vielfach mitgeteilten neuen Quellen verleihen ihr außerdem einen bleibenden Wert. J. Hoshagen.

Der soziale Katholizismus in England. Von R. Baninger. Apologetische Tagesfragen 14. München-Glabach 1913, Volksvereinsverlag G. m. b. H. VI, 139 Seiten. 1,85 M.

Der größte Teil dieser empfehlenswerten, auf genauerer Kenntnis beruhenden und mit vielen Literaturangaben versehenen Studie ist der Geschichte des Wiederauflebens des englischen Katholizismus und seiner sozialreformerischen Betätigung, besonders dem Kardinal Manning, gewidmet. Den Schluß bildet eine anschauliche Uebersicht über die Lage des sozialen Katholizismus in England vor dem Kriege. Die Schrift ist nicht frei von Tendenz, aber sehr inhaltreich und fleißig gearbeitet. J. Hoshagen.

Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. A. Berminghoff. Grundriß der Geschichtswissenschaft II 6, 2. Aufl. Leipzig 1913, Teubner. 238 Seiten. Preis geb. 5,60 M.

Besonders wegen seiner Klarheit und wegen seiner reichen Literaturübersichten ist Berminghoffs schon bewährtes Buch für jeden Freund mittelalterlicher Kirchengeschichte ein vortrefflicher Führer. Dem Streben nach Vollständigkeit hat der Verfasser im allgemeinen erfolgreich nachgegeben. Warum aber fehlt ein Kapitel über die Inquisition? Auch ist es sachlich nicht berechtigt, wenn Berminghoff den Abschnitt über die geistliche Gerichtsbarkeit gegenüber seiner vor zehn Jahren erschienenen „Geschichte der Kirchenverfassung Deutschlands im Mittelalter“ beträchtlich abmildert. Im übrigen haben wir es nicht eigentlich mit der Darstellung eines Historikers, sondern mit der eines Juristen zu tun. J. Hoshagen.

Der lebendige Baum. Von Paul Lehmann, dem Malabachdichter. Otto Hendel, Halle a. S. Kart. 2 M., geb. 3 M. Besprechung vorbehalten.

Das germanische Grundgesetz. Von der Freiheit des Menschen und der Welt. Ein Führer zu germanischem Wesen in Wirtschaft, Kultur und Religion. Von Carl Rugevmurm. Verlegt von Erich Matthes, Leipzig 1916. Geb. 3 M.

Blätter vom frischen Leben! Heft 4/5: Die Eroberung unseres Vaterlandes. Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig 1916. „Mit welchen Mitteln können wir unser Vaterland erobern? Wandern, singen, siebelen, Wertarbeit, treue Berufsarbeit, genossenschaftliche Kultur, Volksschulwandern, Jugendberziehung, Liebesfähigkeit am Nächsten.“ S. 13.

Heft 3: Die neudeutsche Siedelung. Von Alfred Nieben. **Kriegsbuch für die Jugend und das Volk.** Jahrgang 1915/16. Heft 1. (V. 2. Jahrgang „Mueßstunden“). Eine Zeitschrift für Jugend und Volk. 7. Jahrgang.) Halbjährlich 10 Hefte, 1,50 M. Bei Bezug in einzelnen Hefen das Heft 20 Pf. Stuttgart, Franch'sche Verlags-handlung.

Wenn Jugend und Volk eine Zeitschrift nötig haben, dann wollen wir jedenfalls diese sehr empfehlen. Ihr Text und Abbildungsmaterial ist in hohem Maße belehrend und planmäßig bearbeitet, was fast

von keiner ähnlichen Publikation zu sagen ist. Kann der Verlag seiner Zeitschrift weiter Mitarbeiter gewinnen, wie unseren alten Generalquartiermeister v. Stein, der im 1. Heft des neuen Jahrgangs eine sehr schöne Skizze: der Granathof, veröffentlicht, dann ist uns um die Zukunft des Kriegsbuches nicht bange und ihm eine solche herzlich zu wünschen. Denn hier ist alles vereint: Sachlichkeit, Kürze, Schwung und Reinheit des Denkens und Sprechens.

Kunst und Leben. (8. Jahrgang 1916.) Ein Kalender mit 53 Originalzeichnungen und Originalholzschnitten deutscher Künstler und Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. Mit einem Titelblatt von Hans Thoma. Verlag Fritz Seyder, Berlin-Zehlendorf.

Dieser beste der deutschen Abreißkalender bringt dieses Jahr neben den Blättern seiner alten Art, die deutsche Landschaft Sieck, Vollmanns, Kuthens, Thomas usw. und den soliden Berliner Impressionismus bevorzugten, auch Kriegsbilder dieser seiner Künstler: Kampff, W. Schulz, Schmidthammer, Baluszel, Diez. Ebenso sind auch die Beiträge der Dichter zum größten Teil auf den Krieg eingestellt. Daß aber die alte Art doch dominiert und die friedliche Erinnerung an das, was wir liebten und wofür wir ja kämpfen, wird doch den meisten das Beste am Kalender scheinen.

Unsere Führer im Weltkrieg. Von Franz Weigel. Geb. 3 M. Verlag Kösel, München und Kempten.

Bezüglich Ausstattung und Druck erscheint uns das Buch schon reichlich teuer. Der Text ist eine vielseitige Sammlung von Charakteristiken, Anekdoten, Gedichten, Telegrammen und Äußerungen, eine Sammlung, leider ohne Kritik, die auch so servile Zeitungsnotizen mitaufgenommen hat, wie die über den Mittagstisch und die Brotkarte am bayerischen Hofe.

Das Schwert des Selbst. Von H. Schöttler, Generalsuperintendent von Ostpreußen. 410 S. Kart. 1,20 M., in Pustleber 1,50 M., in Leder 3 M. Berlin W 35, Verlag des Comig. Bundes. Eine Bibelauswahl, in erster Linie für Soldaten. Druck nicht in Versen, sondern in sachlich angeordneten Abschnitten mit z. T. ausgeprägten modernen, oft sehr treffenden Ueberschriften. Schrift klein, aber deutlich; Papier so dünn, daß das Ganze im Taschenformat nur 1 cm stark ist. Sehr zweckmäßig.

Briefe an Konfirmanden. Von F. M. Schiele. Tübingen, Mohr. 28 S., 60 Pf., Partiepreise.

Der 1914 zu früh verorbene, als Theolog und Pädagog bekannte Berliner Pfarrer schrieb von seinem letzten Kurzaufenthalt in Aroja diese Briefe mit schönen Natur Schilderungen und frischen, ernsten Worten an die Jugend; sehr geeignet als Geschenk auch an die Konfirmanden an anderen Orten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 50 Pf.: Uoffz. B. im Felde, 80 Pf.: Lt. G. im Felde, je 1 M.: Dr. R. in Sch., Goldat J. B. im Felde, 1,20 M.: Prof. Dr. Sch. in D., je 2 M.: P. St. in D.-B., Offz.-Stellw. G. im Felde, je 3 M.: R. im Felde, Lt. d. A. R. im Felde, Uoffz. B. im Felde, Gefr. W. im Felde, Gefr. Dr. R. im Felde, Gefr. R. im Felde, Uoffz. B. im Felde, 3,50 M.: Lisa Sch. in D., je 4 M.: Gefr. S. im Felde, Obermatr. Sch. im Felde, 4,40 M.: D. in H., je 5 M.: Lt. d. R. Sch. im Felde, M. D. in H., E. S. in H., Maj.-Maat d. R. Sch. a. S., Lt. d. R. im Felde, Gefr. E. im Felde, Feldgeistl. M. im Felde, Offz.-Stellw. D. im Felde, Feldgeistl. R. im Felde, Lt. d. R. Sch. im Felde, Bizefeldw. A. im Felde, Lt. G. im Felde, Lt. G. im Felde, Lt. G. im Felde, Lt. d. R. im Felde, 6 M.: zwei deutsche Eisenbahnbeamte in Belgien, 7 M.: Lt. St. in H., je 10 M.: Fzhr. J. im Felde, Oberlehrer L. in H.-R., E. G. in H., Lt. B. im Felde, San.-Uoffz. J. im Felde, Bizefeldw. J. im Felde, Kasernenverwalt. I. Bataillon L. J. R. 81, San.-Uoffz. L. im Felde, 12 M.: Frau Dr. R. in G., 15 M.: Lt. d. R. R. im Felde, je 20 M.: Z. in H., Hermine H., Libau, 30 M.: E. M. in St.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Fr. R. in S. 40 M.

Für Ostpreußen: Fr. Pfarrer E. R. in M. 10 M.

Bücher für Armee und Marine: Oberlehrer Sch. in Frankf. a. M.: 6 Bücher, 1 Jahrg. Christl. Welt und 29 Zeitschriften-Seite, Oberamt Dr. B. in H.: 15 Bücher und verschiedene Hilfe-Nummern, Fr. E. in Entsch (Mosel): 36 Bücher, Lehrer J. in Laubsdorf: 14 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg. Für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Das Thüringer Waldsanatorium Hohenmühle bittet uns, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, daß das Sanatorium durch den Brand, der in der Nähe gelegenen Wäldchen „Zur Hohenmühle“ in seiner Weise betroffen wurde, sondern nach wie vor Sommer und Winter geöffnet ist.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

vierteljährlicher Preis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskahler
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lügen 6506,
Postfachkonto: Amt Berlin 6683.
Gerausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen token: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kettzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern jugelant. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Zur Volksvermehrung.
— **Wilhelm Heile:** Kriegsteuern. — **P. G. Rascher:** Kaiser
Juanichai. — **Dehring:** Arbeitslohn und Kinderlegen. —
Dr. Hans Harbeck: Der Dichter Oskar Wöhrle. — **Evend**
Fleurou-Nopenhagen: Wenn das Eis lüdet. — **Karl Rid:**
Meher aus dem Felde (Gedicht). — **Hg. D. Gottfried Traub:**
Der Verdun. — **Sprechsal.** — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 21. Februar.

Der englische Kolonialminister Bonar Law hatte eine Unterredung mit dem Vertreter der „New York Times“, in der er sich zuversichtlich über die Vergrößerung der englischen Armee aussprach. Kanada bereite sich vor, seine Armee auf eine halbe Million zu bringen. Australien dürfte wohl 10 v. H. seiner Bevölkerung gestellt haben. Er hege keine Bedenken über die Verwendung der farbigen Truppen, deren Mannszucht unter den kritischen Offizieren günstig sei. Großbritannien verfüge über viele Millionen dieser Soldaten. Was die Zukunft anbetrifft, so spricht Bonar Law von einer künftigen Friedensliga, in welcher ein stark bewaffnetes Nordamerika eine Rolle als internationale Polizeitruppe spielen könne; denn nur kräftige neutrale Nationen könnten den Versuch, die Kriegsregeln zu brechen, in Zukunft verhindern. — Die letzten Ausführungen sind wahrscheinlich mehr darauf berechnet, den Amerikanern gegenwärtig eine große Vorstellung von ihrer entscheidenden Rolle beizubringen, um sie möglichst auf englischer Seite festzuhalten.

Aus London wird amtlich gemeldet, daß sich die deutsche Garnison in Mora in Nord-Kamerun ergeben hat und daß damit die Eroberung der Kolonie vollendet ist. Das, was wir schon seit einiger Zeit kommen sahen, ist also eingetroffen. Deutschland gedenkt dankbar der Männer, die in anderthalbjährigem, heldenhaftem Kampfe dort für uns gestorben sind. Die einzige Kolonie, die wir nun noch besitzen, ist Deutsch-Ostafrika.

Dienstag, 22. Februar.

Fast jeden Tag wird an der Westfront irgendwo gekämpft. In der Gegend von Souchez wurde den Franzosen ein Grabenstück von 800 Metern im Sturm entzogen. Es sind dabei über 300 Mann zu Gefangenen gemacht worden. Nordwestlich von Tahure scheiterte ein französischer Handgranatenangriff. Auf den Höhen zu beiden Seiten der Maas finden beträchtliche Artilleriekämpfe statt.

Vom österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wird eine Darstellung über die Kampfe an der Strypa veröffentlicht, in der das Menschenmaterial der Russen noch immer als zahlreich und ausgezeichnet beurteilt wird, während die Bewaffnung den Anforderungen des Krieges nicht mehr entspricht. Beim Angriff sind

in jeder Kompanie 30 Mann, die die vorderste Linie bilden, nicht mit Gewehren, sondern nur mit Handgranaten ausgerüstet. Die zweite Reihe hat dann Gewehre, die dritte aber bleibt unbewaffnet und soll die Gewehre der Gefallenen aufnehmen. Gefangene klagen auch wiederholt, man hätte ihnen im letzten Augenblick vor dem Sturm Gewehre gegeben, deren Konstruktion ihnen fremd war. Die russische Artillerie, die zu Beginn des Krieges auf ansehnlicher Höhe stand, leidet von Tag zu Tag schwerer unter der Verschiedenheit ihres Materials. Japan liefert Geschosse, deren Zünder nur eine schlechte Nachahmung einer Kruppschen Erfindung sind. Die amerikanischen Geschosse sind zu einem großen Teil aus Stahlguß hergestellt und mit schlechten Sprengmitteln von geringer Durchschlagkraft ausgestattet. So sind die russischen Artillerieoffiziere trotz ihrer hohen technischen Ausbildung nicht mehr imstande, auch nur annähernd das zu leisten, was sie in den ersten Teilen des Krieges vermochten. Ihre Tätigkeit macht häufig den Eindruck eines planlosen Herumschießens.

Zeitungen und Privatgespräche beschäftigen sich mit der bevorstehenden amerikanischen Entscheidung über die Behandlung bewaffneter Handelsschiffe. Alles aber, was bis jetzt darüber gesagt wird, hat nur den Wert von Vermutungen.

Mittwoch, 23. Februar.

Endlich ist nun auch der türkische Bericht über den Verlust von Erzerum erschienen. Er lautet: Unsere Armee hat sich aus militärischen Rücksichten ohne Verlust in westlich von Erzerum gelegene Stellungen zurückgezogen, nachdem sie die 15 Kilometer östlich der Stadt befindlichen Stellungen sowie 50 Kanonen, die nicht weggeschafft werden konnten, an Ort und Stelle zerstört hatte. — Weiterhin heißt es: Im Grunde genommen war Erzerum keine Festung, sondern eine offene Stadt. Die in der Umgebung befindlichen Forts hatten keinen militärischen Wert. Aus diesem Grunde wurde es auch nicht in Erwägung gezogen, die Stadt zu halten. — Demgegenüber fahren die Russen fort, die Erstürmung von Erzerum als große und erfolgreiche Tat zu feiern. Allerdings werden die übertriebenen Angaben über Gefangennahme von 80 000 oder 100 000 Türken nicht aufrecht erhalten. Ganz genaue Nachrichten wird man aus dieser Ecke der Welt wohl überhaupt nicht zu erlangen vermögen.

Bei Bar-le-Duc wurde leider ein deutscher Zeppelin von einer französischen Brandgranate getroffen und sank brennend zu Boden. Dort explodierten die mitgeführten Luftbomben.

Nördlich von Verdun hat ein deutscher Angriff in der Gegend der Ortschaften Consonvoie-Azannes einen bedeutenden Erfolg errungen. Der Angriff stieß in der Breite von reichlich 10 Kilometern bis zu 3 Kilometern Tiefe durch. Neben sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind mehr als 3000 Mann an Gefangenen und zahlreiches, noch nicht übersehbares Material ein. Es handelt sich dabei um eine Stellung, die seit 1½ Jahren unverändert umlagert wurde. Auch bei Heibweller im Oberellach wurde eine feindliche Grabenstellung genommen.

In der russischen Duma hat der Minister des Äußeren Sasonow eine politische Rede gehalten, in der er jeden Gedanken an einen russischen Sonderfrieden weit von sich weist. Auch Japan und Italien hätten sich in demselben Sinne dem Londoner Abkommen angeschlossen. Mit eindringlichen Worten ermahnt der russische Staatsmann die Polen, den deutschen Versprechungen

nicht zu glauben, sondern auf eine volle Wiederherstellung des ganzen polnischen Staates durch die Russen zu warten. Er warnt sie auch, sich nicht als Kanonenfutter für den Triumph des Germanismus töten zu lassen. Rußland habe keinen Grund, irgendwelche Eroberungsabsichten gegenüber Schweden zu pflegen und wünsche mit Schweden und Rumänien die besten Verhältnisse. Selbst Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien werden mit liebevoller Geberde angedet, indem ihnen gesagt wird, daß sie ihre Unabhängigkeit an Deutschland opfern. Mit derselben Melodie werden unsere treuen und vorzüglichen Bundesgenossen neuerdings auch fleißig von den Westmächten angeflungen.

Donnerstag, 24. Februar.

Der große Angriff nördlich von Verdun wird durch die französischen Kriegsberichte bestätigt. Natürlich heben die Franzosen diejenigen Stellen hervor, an denen sie erfolgreich Widerstand geleistet oder zeitweilig aufgegebene Positionen vorübergehend oder dauernd wieder eingenommen haben. Das Artilleriefeuer habe auf einer Front von fast 40 Km. von Malancourt bis in die Gegend von Etain stattgefunden. Es seien dabei einige deutsche Einheiten vollständig vernichtet worden. Demgegenüber meldet der heutige deutsche Bericht, daß der Erfolg der Unsrigen östlich der Maas weiter ausgebaut wurde. Die Orte Brabant, Hamont und Samogneux sind genommen. Noch schwankt die Schlacht, die in ihrem Größenverhältnis sich dem französischen Durchbruchversuch in der Champagne nähert.

Das deutsche Kriegsschiff „Möwe“ hat wieder einen erfreulichen Beweis seiner noch ungebrochenen Lebendigkeit geliefert, indem es auf einem gelaperten englischen Schiff „Westburn“ 206 Gefangene von etwa sechs englischen Schiffen im Hafen von Teneriffa abliefern. Der Tonnenbestand der versenkten Schiffe wird im ganzen auf etwa 30 000 T. angegeben.

Von der deutschen Armeeleitung werden Zusammenstellungen veröffentlicht über die Wirkung des Luftangriffes über England in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar. Man erhält den Eindruck, daß die Schädigungen, die durch eine derartige Luftschiff-Geschwader-Fahrt herbeigeführt werden können, größer sind, als vorher vielfach von uns angenommen wurde. Der Finanzausschuß der Liverpooler öffentlichen Verwaltung hat beschlossen, alle in ihrem Besitz befindlichen öffentlichen Gebäude gegen Schaden durch Luftangriff zu versichern. Der Schaden in Sheffield und Nottingham wird von Londoner Versicherungsgesellschaften auf 400 000 Pfund Sterling berechnet. In Manchester wurden zwei Hochöfenwerke und zwei Eisenwerke völlig zerstört, ebenso an der Mersey-Mündung eine Pulverfabrik. Dazwischen kommen begreiflicherweise auch Zerstörungen vor, die militärisch keinen besonderen Zweck haben.

Im englischen Unterhause beantwortete Asquith Friedensreden des sozialistischen Abgeordneten Snowden und des früheren Ministers Trevelyan in sehr harter und abweisender Art, indem er den deutschen Reichskanzler in einer selbst im Kriege unnötigen Schärfe persönlich angriff: „Der deutsche Reichskanzler hat gesagt, Deutschland sei keineswegs ein Feind aller Völker — jenes Deutschland, das Belgien vernichtet und verwüstet und alles getan hat, um Serbien, Montenegro, Polen zu vernichten und zu verwüsten. Eine solche Erklärung in solchem Zusammenhange kann nur als kolossale schamlose Dreistigkeit bezeichnet werden. Ich würde der angeblichen Friedensneigung des deutschen Kanzlers vielleicht mehr Wert und Bedeutung beimessen, wenn seine Worte von Beweisen gestützt wären, die nicht so heuchlerisch und nichtig wären.“ Weiterhin sagt Ministerpräsident Asquith mit Berufung auf seine Erklärung vom 9. November 1914: „Wir werden niemals unser Schwert, das wir nicht leichten Herzens gezogen haben, in die Scheide stecken, solange nicht Belgien, und ich will jetzt hinzufügen Serbien, in voller Weise alles und noch mehr, was sie geopfert haben, zurückerhalten, solange nicht Frankreich gegen Angriffe genügend gesichert ist, solange nicht die Rechte der kleineren Nationen in Europa unangreifbar dastehen und solange nicht die militärische Herrschaft Preußens gänzlich und endgültig vernichtet ist.“ — Das ist eine so runde und resolute Erklärung zur Fort-

setzung des Krieges, daß es gar keinen Zweck hat, beim gegenwärtigen militärischen Zustand auf irgendwelche Art von Friedensverständigung zu rechnen. Es wird noch eine große und gewaltige Entscheidung auf den Hauptschlachtfeldern herbeigeführt werden müssen, ehe unsere Hauptgegner bereit sein werden, über einen Frieden mit uns zu sprechen. Daß die von Asquith angegebenen englischen Kriegsziele für ihn erreichbar sind, glaubt bei uns natürlich kein Mensch.

Freitag, 25. Februar.

Die deutschen Erfolge nördlich von Verdun vermehren sich so, daß im ganzen die Zahl der Gefangenen über 10 000 gestiegen ist. Die Ortschaften Champneuville an der Maas, Cotelettes, Marxmont, Beaumont, Chambrettes und Ornes wurden genommen, außerdem sämtliche feindlichen Stellungen bis an den Louvemont-Rücken. Ob sich der Angriff bis auf die Festung Verdun selbst fortsetzen wird, muß sich in den nächsten Tagen zeigen. Vorläufig scheint es westlich und südwestlich von Verdun noch relativ ruhig zu sein.

Die portugiesische Regierung hat endlich dem Drängen der Engländer nachgegeben und die 36 deutschen und österreichischen Schiffe, die sich in Lissabon von Kriegsbeginn an aufhalten, unerwartet beschlagnahmt. Die deutschen Matrosen wurden ans Land gebracht. Der portugiesische Minister des Äußern teilt mit, daß dieser Schritt unternommen wurde, weil die Regierung fürchtete, daß die Schiffe flüchten könnten. Auch hätte die Regierung sie für Transportzwecke nötig. Eine Verhandlung mit Deutschland über die Beschlagnahme der Schiffe sei nicht geführt worden, sondern die Regierung habe nur durch den portugiesischen Gesandten in Berlin das deutsche Auswärtige Amt davon in Kenntnis gesetzt. Ob das nun endlich die schon oft gemeldete Kriegserklärung ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch jetzt scheint Portugal nur langsam dem englischen Zwange zu weichen.

In Albanien ist durch den glücklichen Vormarsch der Oesterreicher, Ungarn und Bulgaren der äußere Ring der Verteidigungswerke von Durazzo durchbrochen. Die Stadt kann nur noch vom Meer aus ernährt werden, was durch österreichische Torpedoboote erschwert wird.

Sonnabend, 26. Februar.

Auch die italienische Regierung hat dem englischen Druck nachgeben müssen und beschlagnahmt die in italienischen Häfen internierten deutschen Schiffe, deren Rauminhalt auf etwa 145 000 T. angegeben wird.

In der russischen Duma erklärte der Pole Harusiewski angeblich im Namen des polnischen Volkes, daß die Polen durch Treue mit Rußland verbunden seien und daß sie in der Rede des Ministerpräsidenten Stürmer ein Versprechen der künftigen Selbstverwaltung der polnischen Nation erkannten. Die Polen beklagten, daß Stürmer nicht die Aufhebung aller nationalen und konfessionellen Schranken im ganzen russischen Reich berührt habe. Die große freie Idee einer Organisation des Slawenvolkes müsse im Gegensatz zu dem deutschen Imperialismus und Gewaltregiment aufgestellt werden. — Ob und wie weit dieser Herr Harusiewski berechtigt ist, für die zurzeit überhaupt nicht zum russischen Reich gehörigen polnischen Landesteile irgend etwas auszusagen, wird zwischen ihm und dem übrigen Teil des polnischen Volkes ausgemacht werden müssen. So viel steht fest, daß große Teile der Bewohner von Kongresspolen gar nicht daran denken, eine Vertrauenserklärung an die russische Regierung abgeben zu wollen.

Im gestrigen Bericht ist durch einen Irrtum das Dorf Champneuville als von den Unsrigen erobert genannt; es gehört jedoch noch den Franzosen. Westlich von diesem Dorf aber hat der deutsche Vorstoß etwas Wunderbares erreicht: die besetzten Höhen von Louvemont und besonders die steile gepanzerte Nordfestung Douaumont sind von brandenburgischen Regimentern gestürmt, und in der Wöbere-Ebene brach der französische Widerstand bis südlich der Straße Verdun—Etain zusammen; unsere Truppen

folgen dem weichenen Gegner dichtauf. Das ist die Eröffnung des Sturmes auf die erste und stärkste der französischen Grenzfestungen. Gestern soll mitten im blutigen Kampf reicher Schneefall gewesen sein. Alle deutschen Gedanken sind jetzt wieder im Westen. Da die Franzosen ihrerseits in der Champagne bei Marle-a-Py den Angriffskampf eröffnet und einen Graben von 250 Meter Länge genommen haben, so wird es wohl bald von Reims bis Verdun hin und her wogen.

Sonntag, 27. Februar.

Das Fort Douaumont bildet den Eckpfeiler der französischen Nordfront, ist vom Mittelpunkt der Stadt Verdun eine deutsche Meile entfernt und wurde vor dem Krieg von Militärschriftstellern als stärkster Teil der Festung gewertet. Es steht auf dem höchsten Punkt eines von der Maas nordöstlich streichenden Höhenzuges, der sich dort steil fast 200 Meter über seine Umgebung erhebt und diese weit hin beherrscht. Der riesige Beton- und Stahlpangerversatz liegt in Trümmern. Noch ein zweites, unweit gelegenes Fort ging durch einen einzigen schweren Schuß, der es von oben durch alle Stockwerke bis zur Munitionskammer durchschlug, in die Luft. Das ist es, was die Morgenzeitungen bringen, und wir sind voll Erwartung, ob im Laufe des Sonntags eine weitere Nachricht ausgegeben wird. Es ist möglich, daß in diesen Tagen das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich in Ordnung gebracht wird, es ist — möglich. Unter allen Umständen gehört dazu erst ein entscheidender Sieg, der den Zauber der Marne Schlacht vom September 1914 auslöscht. Ob dieser Sieg jetzt kommt?

Obwohl wir nun in unseren Gedanken mehr bei Verdun sind als sonstwo in der Welt, muß doch aufgezeichnet werden, daß die Herstellung eines klaren Zustandes zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland keine Fortschritte gemacht hat. Präsident Wilson will auch in Zukunft bewaffnete Handels- und Passagierschiffe in amerikanischen Häfen verkehren lassen und will alle Amerikaner diplomatisch und nötigenfalls militärisch schützen, die auf solchen Schiffen fahren. Das nennt er ein gerechtes Prinzip des Völkerrechts. Uns erscheint die Sache anders, aber leider kommt es hier zunächst weniger auf unsere Meinung an, als auf die feine. Etlche unverantwortliche Schriftsteller spielen bei uns mit der amerikanischen Kriegsgefahr, als ob sie den Sturm aufhalten könnten, der von Nordamerika aus uns bedroht, wenn keine Verständigung gefunden wird. Dieses Verhalten entspricht nicht der pflichtbewußten Zucht, die sich im übrigen das deutsche Volk in diesen schweren Zeiten auferlegt. Nichts ist in Schicksalstagen verhängnisvoller als der Uebermut, der dem Gegner ein Recht gibt, uns für maßlos und brutal zu halten.

Es erscheint ein Telegramm, daß ein weiteres Fort Harbaumont genommen ist und daß die Zahl der Gefangenen etwa 15 000 erreicht hat. Das bereits erwähnte Dorf ist nun doch in deutschem Besitz. Einen treuen herglichen Wunsch den Kämpfern!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 21. Februar.

Die kommende Steuergesetzgebung wirft ihre Schatten voraus. In allen Tageszeitungen erscheinen Wünsche, Gutachten und vorbeugende Kritiken.

Eine Notiz über die juristischen Staatsprüfungen in Preußen im Jahre 1915: Es legten nur 729 Referendare die Prüfung ab gegen 1898 im vorigen Jahre. Die Ziffer des Jahres 1914 ist durch Notprüfungen gesteigert. Unter den Kandidaten des Jahres 1915 sind viele, die nur für diese Prüfung aus dem Felde beurlaubt worden waren. Es heißt in diesem offiziellen Bericht, daß die juristischen Leistungen nicht überwältigend gewesen seien — die politischen Kenntnisse dagegen „überraschend“. Das läßt sich denken.

Es ist wieder Winter geworden. Sternentklare, nordostscharfe Winternachtsstimmung vor den Fenstern. Und wie diese harte,

leere, metallische Luft steht die Tagesarbeit um einen herum: lauter sachliche Dinge voll nüchterner Schwere, die in Angriff genommen werden müssen. In irgendeinem Zusammenhang damit taucht eine Erinnerung auf: an eine Mittelmeerfahrt im frühen Frühjahr. Tage voll kühler Seeluft, und immer nur die glatten, stahlfarbenen Wellen. Und dann die Landung an der afrikanischen Küste und diese überschwengliche Welle von Blumenduft und Erdgeruch, dieser Atem aller lebendigen Dinge! Ja, es ist ein ganz unerlaubter Traum von der Rückkehr aller Friedensschönheit, der sich in diese Erinnerung einstellt.

Dienstag, 22. Februar.

Im Landtag gehen unter Beteiligung von etwa zwei Duzend Abgeordneten die Verhandlungen über allerlei soziale Kriegsfragen weiter. Die Dublette der Reichstagsverhandlungen interessiert niemanden mehr sonderlich, was natürlich sachlich verkehrt, aber stimmungsmäßig begreiflich ist. Es wird von Handwerkerfragen gesprochen — die mangelhafte Organisation des Handwerks bedeutet schlechte Kriegsrüstung. Die Leistungen der kriegsvertretenden Frauen erfahren von allen Seiten höchste Anerkennung. Ganz mit Recht.

Der erste Tag der Butterkarte steht unter dem Zeichen: Viele Karten und wenig Butter. Das wird schon besser werden, das heißt, es werden weitere Regelungen folgen. Wann wird man diese langweilig-wichtige Frage einmal als erledigt betrachten können?

In diesen Tagen gedenken wir alle der Befreiung Ostpreußens vor einem Jahre — eine Belebung der Dankbarkeit durch diese Erinnerung tut denen not, deren Herzen zu träge sind, um es noch zu wissen, daß ihr behagliches Friedensdasein immer von neuem erkauft wird durch tausendfachen Tod und millionenfaches Selbstum.

Mittwoch, 23. Februar.

Alle Herzen schlagen um die Vorgänge im Westen. Eine neue Zeit atemloser Spannung und heimlicher Herzenskämpfe in dem Gedanken an die Opfer, die es kosten muß. Der Frühlingsanfang des Krieges! Was wird er noch bringen?

Allerlei Eindrücke von dem Zusammenleben der Mütter mit ihren Kindern unter dem Gebot der Kriegsgefeinnung. Es gilt die Regel, daß man sich im Krieg satt ist — aber eben nur satt, nicht mehr. Das ist eine sehr feine moralische Unterscheidung. Als die Mutter durch die Kinderstube geht, wo ihre Gesellschaft beim Abendbrot sitzt und fragt: „Na, habt ihr genug?“ sagte das kleine Mädchen zögernd und abwägend: „Für das Vaterland wohl — aber für uns — — —?“

Im preussischen Landtag gelegentlich der Zensurfrage eine bedeutende Rede des sozialdemokratischen Minderheitsapostels Herrn Ströbel und eine scharfmacherische Zurückweisung von konservativer Seite, die wieder einmal zeigt, wie alle reaktionären Suppen über dem Feuer dieser sozialdemokratischen Minderheitsphrasen gekocht werden. Es kostet einen immer wieder etwas, über den niederdrückenden Eindruck dieser Vertrauensuntergrabung von zwei Seiten her wegzukommen.

Die Handelshochschule eröffnet einen Berufsberatungskursus für kriegsinvalide Offiziere, der von etwa 150 Hörern besucht wird. Sicher ein guter Gedanke.

Die Reichsbank hat ein Gedenkblatt als Prämie für Goldablieferung herausgegeben. Dadurch können sich diejenigen noch ihren Patriotismus diplomieren lassen, die ihn erst jetzt entdecken sollten!

Donnerstag, 24. Februar.

In Charlottenburg ist der erste sozialdemokratische unbefoldete Stadtrat gewählt. Dabei denkt man mit allerlebhaftestem Bedauern daran, daß in Frankfurt a. M. die Wahl Lindemanns zum Nachfolger von Stadtrat Flesch nicht durchgegangen ist.

Der Reichskanzler hat eine neue Butterverordnung erlassen. Indirekter Butterkartenzwang, Anzeigepflicht der Postsendungen usw. Man fragt sich angesichts der Vermehrung der Verordnungen

zuweilen, wie man es machen will, um das notwendige Angebot an vermehrter Durchführungsaufsicht zu stellen. Die Preisprüfungsstellen allein können es nicht schaffen.

Man schickt mir folgende Notiz:

„Eine Konferenz von 36 Seelsorgspriestern, die in Albstadt tagte, hat Kenntnis genommen von der Tatsache, daß an verschiedenen Orten Oberbayerns versucht wird, den religiös indifferenten Hausfrauenvereinen Eingang zu verschaffen. Diese Vereine verfolgen neben manchen wohlberechtigten wirtschaftlichen Zielen auch kulturelle Interessen. Da sie aber in der Verfolgung dieser letzteren Bestrebungen auf interkonfessionellem Boden sich bewegen, so tragen sie tatsächlich zur religiösen Verflachung bei. Die Konferenz erachtet es darum als ihre Pflicht, öffentlich zu erklären, daß sie den katholischen Frauen den Beitritt zu den Hausfrauen-Vereinen dringend widerraten muß.“

Der Burgfrieden verbietet Kommentare!

Eine Konferenz im Reichsversicherungsamt über die Mitwirkung der Frauenvereine bei der Aufklärung über die neu zu schaffenden Beratungsstellen für Geschlechtskranke. Die Versicherungsanstalten werden mehr und mehr zu Trägern der positiven Volksgesundheitspflege. Und das ist richtig und eröffnet einen Ausblick auf sehr große organisatorische Zukunftsmöglichkeiten.

Freitag, 25. Februar.

Geburtenrückgangsdebatte im preußischen Landtag. Die Auserkennungen der Regierungsvertreter des Ministers des Innern und seiner Deputierten zeigen, daß man in der Medizinalabteilung des Ministeriums die Frage systematisch bearbeitet. Sozialhygienische Reformen — Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Hebammenreform, Säuglingsfürsorge, Wohnungsreform — wurden versprochen. Eigentümlich ist es immer wieder, daß die Veranlassung zur Geburtenbeschränkung nur bei der Frau gesucht wird, während diese Beschränkung aus wirtschaftlichem Materialismus mindestens in gleichem Maße vom Manne ausgeht. Die Bedeutung der Weltanschauung für diese Fragen wird auch so merkwürdig einseitig gefaßt. „Eine gewisse Weltanschauung“, sagte Hofrat Dr. Krohne, „habe sich geltend gemacht, die dem Begriff von Ehe und Kindererben eine bedenkliche Umwertung gegeben habe. Sie habe auch Boden gewonnen in den Kreisen der deutschen Frauen.“ „Diese Frauen gleihen das Höchste, was es für ein Weib geben sollte, die Mutterchaft, in den Staub, sie verneinen die höchste sittliche Bestimmung, die Fortpflanzung des Geschlechts.“

Ich kenne doch eigentlich alle Stimmungen und Strömungen unter den Frauen und frage mich immer: wo sind eigentlich diese Frauen, die so denken und denen man eine solche Bedeutung für den Geburtenrückgang zutraut? Ich habe sie noch nicht entdeckt.

Sonntag, 26. Februar.

Die Geburtenrückgangsdebatte ist weiter gegangen und hat einen Antrag gezeitigt, man solle bei Beförderungen dem kinderreichen Mann den Vorrang geben. Als ob die hohen Beamtenposten nur Sinecuren wären und nicht Qualitätsanforderungen stellten! Und welch ein grotesker Gedanke: Kinder, die geboren werden, damit Papa Karriere macht! So unbedingt berechtigt in der Beamtenbesoldung die Kinderzulagen sind — so verhängnisvoll ist eine Uebertreibung bevölkerungspolitischer Grundsätze, durch welche die Kinder zum Werkzeug des Ehrgeizes werden können!

Der Fall des ersten Forts von Verdun läßt die Fahnen einmal wieder Farbe und Bewegung in die graue dumpfe Winterstimmung bringen.

Man lebt mit allen Fasern mit, was dort draußen geschieht, und geht ganz mechanisch durch seine Tagesarbeit.

Samstag, 27. Februar.

Der Entwurf des Kriegsgewinnsteuer-Gesetzes ist erschienen. Neu ist gegenüber dem ursprünglichen Plan die Steuerpflicht der Einzelpersonen. Eine fabelhafte Bestrafung aller Ersparnisse

während des Krieges, die ohne Zweifel manche Härten in sich schließt. Man wird aber um solche nicht herumkommen, wenn man, wie dringend notwendig und nur gerecht, die z. T. ungeheuren Mehreinnahmen der Gehaltsempfänger während des Krieges miterfassen will. Nur die untere Grenze des steuerpflichtigen Zuwachses sollte man von 3000 M. heraufsetzen, ebenso den Gesamtwert des Vermögens, das der Besteuerung unterliegt.

Dies Gesetz, das eine Flut innerer Debatten eröffnen wird, stellt eine andere einschneidende Maßnahme in den Schatten: das eben erlassene Einfuhrverbot für entbehrliche Gegenstände. Verzicht auf alle ausländischen Luxusgüter, damit kein deutsches Gold überflüssigerweise ins Ausland geht. Eine Maßnahme zur Stützung der deutschen Valuta.

Der geschlossene Handelsstaat schließt sich immer lückenloser.

Aus den Verhandlungen des Landtags zum Etat der Medizinalverwaltung verdient noch eine wahrhaft imponierende Mitteilung des Ministerialdirektors Kirchner festgehalten zu werden: es sind im ganzen Krieg im deutschen Heer nur 300 Cholerafälle, in Preußen trotz der Einschleppungsgefahr im Jahre 1915 nur 26 Cholerafälle vorgekommen. Die Typhusgefahr ist seit Dezember 1914 wie abgeschnitten. Ein Sieg deutscher Wissenschaft und Verwaltungskunst, auf den wir nicht stolz genug sein können!

Die vierte Reichsanleihe ist ausgegeben. Nun kann die Heimat einmal wieder mitfliegen!

Naumann / Zur Volksvermehrung

Bei Gelegenheit der Besprechung des Medizinalwesens hat sich im preußischen Abgeordnetenhaus eine Erörterung des Geburtenrückganges entwickelt, die von ernsthaftester Bedeutung ist. Der konservative Abgeordnete Schenk zu Schweinsberg sagte:

Als in der Kommission mitgeteilt wurde, daß die Zahl der zur behördlichen Kenntnis gelangten Abtreibungen in einem Jahr die Ziffer von 500 000 erreicht habe, da dachten wir uns verhöhnt zu haben; aber die Zahl war richtig!

Darauf antwortete der Minister des Innern v. Loebe, daß es zwar mit der Bevölkerungsvermehrung bei unseren westlichen Nachbarn noch ungünstiger aussehe, daß aber die Regierung einsieht, daß es sich um eine Lebensfrage allerersten Ranges für unser Volk handelt, die durch den erschütternden Weltkrieg, in dem Tausende blühender kräftiger Männer uns verloren gehen, eine ganz besondere Bedeutung für die Zukunft gewinnt. Er fuhr fort:

Es handelt sich um ein Uebel, das in allen Schichten des Volkes anzutreffen ist, und nicht am wenigsten in den ersten Schichten des Volkes. Es ist tief bedauerlich, daß diejenigen, die uns auf dem Wege zum sittlichen Aufstiege vorangehen sollen, vollständig versagt und in dieser Angelegenheit ein böses und schlechtes Beispiel gegeben haben!

Am wichtigsten aber waren die sachlichen Angaben, die Geh. Reg.-Rat Dr. Krohne dem Abgeordnetenhaus machte:

Seit Beginn des neuen Jahrhunderts erleben wir geradezu einen Geburtensturz, der in 12 bis 13 Jahren unsere Geburtenziffer von 35 auf 27 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner sinken ließ. Seit Beginn des Jahrhunderts vollzieht sich der Geburtenabsturz bei uns dreimal so rasch wie in den vorangehenden 25 Jahren. Kein Kulturvolk hat bis jetzt in so kurzer Zeit einen derartigen Absturz erlebt. Wir haben heute schon jährlich 560 000 Geburten weniger, als wir haben müßten, wenn wir die Geburtenziffer von 1900 behalten hätten. Das bedeutet, daß wir heute 2½ Millionen mehr Einwohner haben könnten. Das wäre ein Vorteil angesichts der un-

geheuren Opfer dieses Krieges.... Nun ist zwar richtig, daß unsere Sterblichkeitsziffer sich sehr erfreulich vermindert hat, aber das bedeutet keine Abwendung, sondern nur eine Hinauschiebung der Gefahr, die uns droht. Die Abnahme der Geburtenziffer erfolgt leider rascher als die der Sterblichkeitsziffer.... Der Vertrieb der häßlichen Mittel gegen Empfängnis ist zu einem öffentlichen Skandal geworden; selbst die entferntesten, einsamsten Gegenden werden von Reisenden der betreffenden Firmen aufgesucht, sogar von weiblichen.... Für Verhinderung der Säuglingssterblichkeit muß und kann noch mehr getan werden. Noch immer bezahlen täglich in Deutschland 18 Frauen die Mutterschaft mit dem Tode.

Die Hauptsache ist, daß von der Menge der Bevölkerung, insbesondere von der Menge der weiblichen Bevölkerung, der ganze Ernst der Bevölkerungsfrage begriffen wird. Es ist darum von vornherein wichtig, diese Angelegenheit in denjenigen öffentlichen Körperschaften zu verhandeln, in denen Frauen vertreten sind. Wo aber gibt es die?

Auch wenn man, wofür wir schon immer lebhaft eingetreten sind, das schändliche Anbieten und Austragen der Menschenverhinderungsmittel gesetzlich verbietet, so bleibt doch im Grunde die Stärkung der Bevölkerungsvermehrung ein Willensentschluß der einzelnen Ehepaare und insbesondere der Frauen. Die alte Selbstverständlichkeit des Kinderbringens ist verloren und wird kaum jemals ganz wiedertreten. Es muß mit dem Gefühl und Verstand der Frauen gerechnet werden. Das aber setzt voraus, daß man im geistigen Leben der heranwachsenden Weiblichkeit von vornherein die Pflicht gegenüber der Zukunft des Volkes viel mehr in den Vordergrund schiebt als bisher. Der Mann hat die Kriegspflicht mit der Waffe, die Frau hat die Volkserhaltungspflicht in der Kinderstube. So wenig jeder Mann kämpfen kann, kann von jeder Frau Mutterschaft erwartet werden, das Geschlecht aber als Ganzes hat seinen Anteil zum Fortleben der Nation zu leisten.

Oft sollen es aber nicht die Frauen, sondern die Männer sein, die vom Kinderzuwachs nichts wissen wollen! Dann sind sie schuldig an der zukünftigen Verkümmern der Nation und machen an ihrem Teile die ungeheuren Kriegsoffer zur zwecklosen Ausgabe an Blut und Kraft, denn ein ziffernmäßig nicht sehr wachsendes Volk kann das nicht aufrechterhalten, was jetzt erkämpft wird. Mann und Frau müssen unter dem gewaltigen Eindruck des Krieges sich ihrer Volkspflichten noch viel mehr bewußt werden.

Gelegentlich kann man zwar einen umgekehrten Gedankengang hören, der sich etwa in die Worte zusammenfassen läßt: wozu sollen wir Kanonensfutter herstellen? Dieser Gedankengang ist ein Zeichen tiefster seelischer Schwäche, denn er will das Leben selber zurückhalten, nur weil das Leben ein Kampf bis zum Tode ist. So sprach schon seit lange eine weltmüde, pessimistische Philosophie. Man wird sicherlich jetzt nicht hart mit denen rechnen, die durch den Tod ihrer Söhne tief in ihren Seelen verletzt sind, und wird in ihren schmerzlichen Aussagen kein Zeichen mangelnder Volks- und Staatsgesinnung sehen wollen, aber man darf auch anderseits derartige menschlich begreifliche Schmerzensäußerungen nicht zu Lebensregeln der Allgemeinheit sich auswaschen lassen. Viele Eltern

trösteten sich über den Verlust ihrer treuen Söhne gerade damit, daß diese für die Nachwelt gestorben sind. Sie wurden ins Heldengrab gelegt als Samenkörner einer besseren Zukunft. Soll aber diese Zukunft erscheinen, so müssen die notwendigen Kindlein dafür geboren werden.

Fast jedesmal, wenn ich ähnliche Gedanken aussprach, bekam ich Briefe, die etwa sagten, daß man mehr Kinder schaffen würde, wenn man mehr Einkommen hätte. Daß der Blick auf das Einkommen einerseits und die hohen Preise aller Lebensmittel anderseits zu schweren Familien-erwägungen führen müssen, wird niemand bestreiten. Je geldwirtschaftlicher unser Dasein geworden ist, desto mehr wird jeder Familienzuwachs auch als Ausgabesteigerung empfunden, mehr als in alten, mehr naturalwirtschaftlichen Zeiten. Wenn nun also im Krieg und nach dem Kriege die Möglichkeit der Einnahmesteigerung für viele Ehen nicht vorliegt, so versteht man, daß hier ohne allen bösen Willen gewisse Grenzen gezogen sein können. Es soll aber niemand sich diese Entschuldigung zunutze machen, bei dem sie nicht zutrifft. In vielen Häusern steigert sich auch der Erwerb gerade durch den Krieg, und — Heimaturlaub wird nach Möglichkeit von der Militärbehörde gewährt.

Als vor Zeiten die Menschen noch weniger anspruchsvoll waren als in der Gegenwart, sahen sie ihre Armut nicht als Hindernis des Kindersegens an. Auch heute noch sind die ärmeren Schichten bessere Kinderbringer als die Mittelschichten. Der eigentliche Geburtensturz liegt nach den Angaben der preussischen Statistik im Bereich der Beamten und Angestellten. Das wird von den betreffenden Kreisen begreiflicherweise ungern gehört, aber man verschleierte sich selbst den Sachverhalt, wenn man bei Besserungsvorschlägen diesen Gesichtspunkt außer acht läßt. Es muß die vom Minister des Innern geforderte Besserung des sittlichen Willens bei seinen eigenen Beamten anfangen. Er mache eine Erhebung über die Kinderzahl seiner Angestellten, sobald zu so etwas Zeit sein wird! Man muß in Staats-, Stadt- und Privatbetrieb zu einer Bezahlungsweise übergehen, die die Kinderzahl nicht nur bei den Pensionsfähigen, sondern von vornherein bei den Gehältern und Wohnungsgeldern stark einrechnet, so stark, daß es sich nicht mehr rentiert, absichtlich kinderlos zu bleiben. Hier ist der Punkt, an dem der Staat vorbildlich wirken kann. Allgemeine, unterschiedslose Gehaltserhöhungen nützen für die Bevölkerungsvermehrung gar nichts, wie man an den gutbezahlten Oberbeamten beobachten kann. Es muß Unterschiede geben zwischen dem Angestellten mit und ohne Familie.

Der Verbrauch an Menschen im Krieg ist schrecklich und ungeheuer. Es gehen viele liebe, tüchtige Kerle und vor treffliche Talente zugrunde. Wer wird sie wieder von den Toten erwecken? Die Mütter werden es tun, die kinderbringenden Mütter, die die Weltgeschichte machen.

Mit ihnen sollte der Minister des Innern noch viel mehr zusammen arbeiten.

Wilhelm Heile / Kriegsteuern

Der Krieg hat uns an große Leistungen und Forderungen gewöhnt. Wir wissen allz. noch recht gut, welche gewaltige Erregung durch alle Schichten unseres Volkes ging, als vor sieben Jahren die bis dahin wohl größte Steuervorlage der Weltgeschichte eine halbe Milliarde neuer Jahreseinnahmen für die Reichskasse schaffen wollte. Und wie stolz waren wir wenige Jahre später auf unsere finanzielle Glanzleistung, den Wehrbeitrag, der allein aus dem Taschen der besonders Leistungsfähigen heraus in drei Jahresraten eine Milliarde zu holen verstand. Dann kam der Krieg und mit dem Kriege die Notwendigkeit, einen riesenhaft anwachsenden Bedarf vorläufig durch Anleihen zu decken. Diese Anleihen gestalteten sich zu einem wahren Triumph der deutschen Kapitalkraft. Jede neue Anleihe war ein größerer Erfolg. Ueber 25 Milliarden sind bereits auf diese Weise aufgebracht, und wenn — womit wir gewiß rechnen dürfen — die soeben ausgeschriebene neue Anleihe wiederum ein gutes, vielleicht gesteigertes Ergebnis hat, und wenn der Krieg auch nur noch einige Monate dauert, so wird unsere Kriegsschuld bald weiter angewachsen sein, auf vielleicht 40 Milliarden. Das ist eine ungeheure Summe, und doch kann man täglich beobachten, daß niemand mehr bei der Benennung solcher Ziffern zusammenzuckt — so sehr hat man sich mit großen Maßstäben vertraut gemacht, und so groß ist das Vertrauen zu unserer wirtschaftlichen Kraft und Gesundheit.

Da erscheint nun die längst erwartete Steuervorlage des Reichsschatzsekretärs. Ueber der Kriegsgewinnsteuer, deren Ertragsveranschlagung uns leider noch vorenthalten ist, bringt diese Vorlage vier Steuergruppen, die allein so viel ergeben sollen, wie die große „Finanzreform“ von 1909: 500 Mill. Mark jährlich auf einem Brett! Man hört die Zahl und nimmt es so hin: es muß sein. Dabei strebt diese Steuerforderung noch keineswegs etwa die Deckung der Kriegslasten an. Ihr Zweck ist es nur, der Gesunderhaltung unserer Wirtschaftsführung zu dienen, indem die Reichseinnahmen jedenfalls soweit gesteigert werden sollen, daß es auch während des Krieges nicht nötig ist, die alten Anleihen immer wieder mit neuen zu verzinsen.

Wenn man sich ein klares Bild davon machen will, welche Summen dazu erforderlich sind, so darf man sich nicht bloß an die vorhandene Kriegsschuld von 25 Milliarden halten, sondern man muß auch schon an die Erhöhung der Anleihen auf 40 Milliarden Mark denken. Bei einer Verzinsung zu 5 v. H. wird das 2 Milliarden Zinsen bedeuten und bei einhalbpromzentiger Tilgung 200 Millionen jährliche Abtragungsgebühr. Hinzu kommen dann später noch die gewaltigen Summen für Renten der Kriegsverletzten und Hinterbliebenen, sowie die Entschädigungen für zerstörtes Eigentum. Man greift wohl nicht zu hoch, wenn man diese künftigen Lasten mit Gothein (Die Kriegslasten und ihre Deckung. Druck von Liebheit u. Thiesen, Berlin) auf drei Milliarden veranschlagt. Wenn nicht glänzende Massenerfolge uns einen solchen Sieg bringen, der unsere Gegner zwingt, uns eine erhebliche Kriegsentuschädigung zu zahlen, so müssen wir also auf eine jährliche Mehrbelastung des deutschen Volkes um 5 Milliarden gefaßt sein. Die neuen Steuern, die jetzt von uns verlangt werden, sind also nur ein kleiner Anfang der künftigen Last, die wir nach dem Kriege zu verteilen haben.

Weil wir das wissen, können wir die Vorlage mit ganz anderen Augen ansehen, als wenn es sich bereits um die Deckung der gesamten Kriegslast handeln würde. Die Tatsache, daß neben der Kriegsgewinnsteuer mit ihrem volkstümlichen Wesenszug der ausgleichenden Gerechtigkeit nur Steuern auf Verbrauch und Verkehr gelegt werden, darf deshalb im Hinblick auf das, was sicher noch kommt, nach Gesichtspunkten der augenblicklich gegebenen Zweckmäßigkeit bewertet werden. Was sich auch im einzelnen grundsätzlich gegen sie sagen läßt, einen Vorzug haben diese Steuern, der im Krieg sehr ins Gewicht fällt: sie fordern keinen neuen Apparat und keine Vermehrung des Beamtenkörpers. Es handelt sich um Erhöhung der Tabakabgaben, Einführung eines Quittungstempels, Verteuerung des Post-, Telegraphen- und Telephonverkehrs und Einführung eines Stempels auf Frachtturkunden von Stückgutfendungen auf Eisenbahnen und Schiffen. Das sind alles mehr oder weniger alte Bekannte aus früheren Finanzjahren. Die Pläne kühnen tauchen aus der Vergessenheit wieder auf, um im Rahmen größerer Erfordernisse, als Vorläufer und Begleiterscheinung von Steuern ganz anderer Art und Größe diesmal wohl im großen und ganzen die Zustimmung des Reichstags zu finden.

Zur Begründung der Tabaksteuer, die ebenso wie die drei Verkehrsbelastungen bisher nur in ihren Richtlinien angekündigt und noch nicht im Entwurf bekannt ist, weist die Regierung darauf hin, daß die Belastung mit Tabakabgaben auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1912 betragen habe: in Deutschland 2,73, in England 6,28 und in Frankreich 7,68 Mark. Es leuchtet ein, daß also unter den gegenwärtigen Umständen eine höhere Besteuerung des Tabakverbrauchs als gerechtfertigt und möglich hingenommen werden darf, wenn die Einzelheiten unter stärkerer Belastung des eigentlichen Luxusverbrauchs und unter Rücksichtnahme auf die Interessen der kleinen Tabakfabrikanten, -händler und vor allem -arbeiter so geregelt werden, daß begründeten sozialen und Gerechtigkeitsforderungen Genüge geleistet ist. Man wird sich freilich bei der allgemeinen Teuerung auf einen sehr merklichen Rückgang des Verbrauchs gefaßt machen müssen, so daß die wirklichen Einnahmen hinter der Erwartung arg zurückbleiben. Vielleicht wäre es deshalb richtiger, wenn man, um gleich ganze Arbeit zu machen, den Plan eines Tabakmonopols erwägen wollte. Die Zigarettenindustrie ist jedenfalls längst reif für ein Monopol. Ob das gleiche auch für die Zigarrenindustrie gilt, das mag allerdings fraglich sein; diese liegt in so vielen kleinen Händen, daß sich schwer abschätzen läßt, ob nicht die notwendige Abfindung der Interessenten den Ertrag des Monopols verschlingen würde.

Ebenso wenig wie bei der Tabaksteuer läßt sich bei den drei geforderten Verkehrsabgaben übersehen, was dabei herauspringen wird, ehe nicht die Einzelheiten der Vorlage bekannt sind. Mit dem Quittungstempel wird man sich grundsätzlich einverstanden erklären dürfen. Die Einführung des Quittungszwanges, die dadurch notwendig wird, bringt natürlich eine unangenehme, jedoch nicht bedenkliche Belästigung des Verkehrs mit sich. Diese wird sich aber ertragen lassen, zumal da der Reichsschatzsekretär sie verbinden will mit der erfreulichen Aufhebung des Scheckstempels, der sich ja als ebenso unergiebig herausgestellt hat, wie er wegen der Erschwerung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs schädlich ist.

Etwas anders liegt es mit den Postabgaben. Helfferich vertritt in der Ankündigung der Vorlage die Meinung, daß

die Verteuerung der Post-, Telegraphen- und Telephongebühren eine volkswirtschaftlich schädliche Einschränkung des Verkehrs nicht hervorrufen würde. Das kann man füglich bezweifeln, und in gewöhnlichen Zeitläuften würden wir uns ganz gewiß mit allem Nachdruck gegen solche Steuern auflehnen. Wo aber Not am Mann ist, wird man sie hinnehmen müssen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß im weiteren Verlauf der Gesetzgebung zur Deckung der Kriegslasten die Kriegsgewinnsteuer nicht die einzige Steuer bleibt, die den Unbemittelten beim Steuerzahlen verschont. Wir haben seit den Tagen Stephans im wesentlichen noch dieselben Gebühren; seither ist alles so viel teurer geworden, daß ein Privatmonopol an Stelle des Reichsmonopols sicher längst die Preise hinaufgeschoben hätte. Besonders glänzend ist das Geschäft jedenfalls nicht, das das Reich mit diesem Unternehmen bisher gemacht hat. Der letzte Einnahmeüberschuß vor dem Kriege, der von 1913, hat ganze 56 Mill. M. betragen. Gothein berechnet in der obenerwähnten Schrift die Mehreinnahmen, die durch eine Verdoppelung des Portos und der Telegraphengebühren erreicht werden könnte, unter Berücksichtigung eines Verkehrsrückganges namentlich bei Drucksachen, auf rund 700 Mill. M. Da bei dieser Form der Besteuerung der Erhöhung der Einnahmen keine Erhöhung der Ausgaben gegenübersteht, so darf man selbst bei einem erheblicheren Verkehrsrückgang, als Gothein ihn annimmt, mit einem sehr großen Ertrag der Steuer rechnen. Und dem Geschäftsmann, der hier am meisten betroffen wird, kann man den freilich etwas sehr mageren Trost spenden, daß auch seiner Konkurrenz in den feindlichen Staaten eine ähnliche oder die gleiche Belastung ganz sicher nicht erspart bleiben wird.

Die letzte der geforderten Verkehrssteuern soll in einer Erhöhung des Frachtgutstempels und in einer Ausdehnung dieser Steuer auf Stückgutsendungen bestehen. In der Ankündigung der Vorlage wird darauf hingewiesen, daß diese Reichsabgabe in engem Zusammenhange mit der Erhöhung der Postgebühren stehe; sie solle die Nebenwirkung haben, einer Abwanderung des Postpaketverkehrs auf die Eisenbahnen vorzubeugen. Diese Wirkung wird sicher zu erreichen sein. Ob aber solche Wettbewerbsgedanken zwischen Reichs- und Staatsmonopolen der Weisheit letzter Schluß sind, das darf wohl bezweifelt werden. Uns will scheinen, als ob — wenn nicht jetzt, so doch bei der endgültigen Regelung der Finanzfragen nach Abschluß des Krieges — im Zusammenhang mit dem großen Suchen nach Reichseinkünften der alte gute Gedanke der Reichseisenbahnen endlich einmal auf die Tagesordnung gesetzt werden sollte. Gewiß würden die Einzelstaaten, namentlich Preußen, einen Anspruch auf Entschädigung haben, so daß damit zunächst nur eine Uebertragung auf eine andere Kasse erreicht würde. Durch eine Vereinheitlichung des gesamten Verkehrswesens — von der Post gilt ja im Hinblick auf Bayern ähnliches wie von der Bahn — könnte aber eine solche Hebung der Verkehrsbedingungen und damit des Verkehrs geschaffen werden, daß auch für die Reichskasse schließlich dabei etwas abfallen würde.

Das Hauptstück der Vorlage ist die **Kriegsgewinnsteuer**. Wenn man an die volkstümliche Forderung denkt, daß der kräftig bezahlten, der unmittelbar am Kriege, durch Kriegslieferungen, verdient hat, so hat man den Inhalt dieser Steuer nicht richtig umschrieben. Denn nach der Vorlage sollen nicht bloß die eigentlichen Kriegsgewinne besteuert werden, sondern mit Ausnahme von Erbschaften und

Schenkungen jeder im Kriege gewonnene Vermögenszuwachs, sobald er über 3000 M. hinausgeht und das Vermögen mindestens 6000 M. beträgt. Die bisherige Vermögenszuwachssteuer bleibt natürlich daneben bestehen. Die Abgabe schwankt für natürliche Personen zwischen 5 v. H. bei Summen unter 20 000 M., bis zu 25 v. H. für Summen über 500 000 M. Um die wirklichen Kriegsgewinne stärker heranzuziehen als die Kriegersparrnisse, soll derjenige Vermögenszuwachs, der aus Erhöhung der Einkünfte entstanden ist, doppelt so hoch belastet werden, so daß die höchste Besteuerung für natürliche Personen 50 v. H. beträgt. Zur Feststellung der Vermögensvermehrung wird die Veranlagung für den Wehrbeitrag zugrunde gelegt, die im Zusammenhang mit der Vermögenszuwachssteuer des Besitzsteuergesetzes von 1913 erfolgt ist. Während aber von dieser Steuer nur die natürlichen Personen betroffen werden, will die Kriegsgewinnsteuer auch die juristischen Personen erfassen. Bei diesen soll nicht der eigentliche Vermögenszuwachs, sondern der Mehrgewinn herangezogen werden, um den der Gewinn der Friedensjahre überschritten wird. Dabei sollen die Gesellschaften, die schon immer hohe Gewinne hatten, mit höheren Sätzen herangezogen werden, als diejenigen, die einen bisher bescheidenen Ueberschuß gesteigert haben. Die Sätze sind gestaffelt von 10 bis zu höchstens 45 v. H. des Mehrgewinns.

Die Kriegsgewinnsteuer ist vom ganzen Volke mit großer Spannung und mit vielen Hoffnungen erwartet worden. Jetzt, wo der Entwurf vorliegt, wird er so, wie er ist, grundsätzlich von allen Seiten mit lebhafter Zustimmung begrüßt. Ob der Entwurf auch in den Einzelheiten den vielfachen Wünschen entspricht, die an die Heranziehung der Kriegsgewinne zur Deckung der Kriegslasten mit gutem Grunde geknüpft werden, das zu untersuchen muß einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.

B. G. Rajcher / Kaiser Juanschitai

Der Verfasser lebte bis zum Kriege in China.

Der Schritt Juanschitais, über den so viele widersprechende Nachrichten vorliegen, bedeutet keine Ueberraschung. Einerseits wurde der Republik von Chinatennern von jeher keine lange Lebensdauer vorausgesagt, weil der Uebergang vom gemäßig-absolutistischen Fremdkaiserstaat zur konstitutionellen Republik zu sähe war; andererseits sprach schon vor Ausbruch des Weltkrieges, der begreiflicherweise Europas Aufmerksamkeit ablenkt und die Augen vom fernen mehr auf den nahen Osten richten läßt, mancherlei für Ereignisse, die im Kommen sind, für Veränderungen, welche vor sich gehen werden, ohne daß — mit Rücksicht auf ständige ostasiatische Ueberraschungen — mit Sicherheit der Kurs vorausbestimmt werden konnte, welchen das chinesische Staatsschiff zur Vermeidung der Untiefen steuern werde. Daß Untiefen vorhanden waren, wußte man. Daß trotzdem, unabhängig von zu erwartenden Gewittern fast alles seinen gewohnten Gang ging, beweist zweierlei. Erstens die Erkenntnis und das Bewußtsein des Chinesen, daß in Peking an leitender Stelle Männer sitzen, die das Richtige für das Land suchen, finden und wählen werden, zweitens die Tatsache, daß den Chinesen die Frage, wie und von wem er regiert wird, ganz kalt läßt, wenn er nicht von dritten bewogen wird, für wirtschaftliche Nachteile und wirtschaftliche Ungunst das Regierungssystem oder bestimmte Vertreter des Regierungssystems verantwortlich zu machen.

Nach europäischer Anschauung war der Herrscher der Monarchie China genau so wenig Kaiser, wie der ihm folgende Präsident ein republikanisches Oberhaupt war. Die Kaiserwürde in

China war etwas Mythisch-Mystisches, und schon der Name des Monarchen — Sohn des Himmels — zeigt, daß der Kaiser als Pontifex Maximus vom Volke angesehen wurde. Juanschikail trat, nachdem er Präsident geworden war, als Kaiser auf, nur daß er, zum Unterschiede von der für den chinesischen Monarchen festgelegten Form, kein Schattenkaiser war: Er umgibt sich seit langem mit einer sehr unrepublikanischen Ehrenwache, verläßt sehr selten den Palast, bringt im Tempel des Himmels die Opfer dar, läßt seinen Söhnen, zum Teile im Auslande, eine Erziehung angedeihen, die nicht mit Unrecht als prinziplich bezeichnet wurde. Die Frage der Nachfolge wurde in China noch nicht angeschnitten, denn Juans Präsidentenschaft würde erst — er wurde im Jahre 1913 auf fünf Jahre gewählt — im Jahre 1918 zu Ende gehen. Die Meinung, die Republik stehe und falle mit Juanschikail, war schon vor einem Jahre in chinesischen Beamten- und kaufmännischen Kreisen allgemein verbreitet.

Daß Juanschikail durch gewichtige Gründe bewogen ward, im gegenwärtigen Momente einen entscheidenden Entschluß zu fassen oder richtiger zur Ausführung zu bringen, ist für den zweifellos, welcher seine Vergangenheit kennt und weiß, wie wenig Napoleonisches in Juans Charakter liegt. Er hat nie versucht, Gelegenheiten zu schaffen, durch die er Ruhm erntete, sondern hatte das Glück, daß sich ihm solche Gelegenheiten darboten. Seine Größe bewies er dadurch, daß er bei den sich bietenden Gelegenheiten den richtigen Weg einschlug. Daß ihn in schicksalsschweren Momenten Verstand und Instinkt schon häufig richtig führten, beweist die Geschichte, die es ihm auch nicht verjagen kann, zu vermerken, daß jeder bedeutsame Schritt zur Vergrößerung eigener Macht auch seinem Vaterlande zum Vorteile gereichte.

Es ist ein Fehler, ostasiatische Vorkommnisse nach deutschen Ehrbegriffen zu beurteilen. Wirft man aber Juan den Verrat an seinem Kaiser vor, so darf man nicht vergessen, daß diese Untreue ein Akt der Treue gegenüber der tatsächlich herrschenden Kaiserin-Witwe war. Die Allianz mit Tze Hsi und ihrem Vertrauten Jung Lu, statt deren auf Wunsch des Kaisers zu erfolgenden Gefangennahme, bildet den ersten Schritt zu Juans Größe und Macht. Seine Tat war im Interesse des Reiches. Die damals vom Kaiser geplanten Reformen wurden später durchgeführt, und aus den Schwierigkeiten, welche deren Durchführung 1912/13 machte, kann man erkennen, welche unheilvollen Folgen diese Neuerungen 15 Jahre früher gehabt hätten.

Einen Akt großer Klugheit und weiser Voraussicht beging Juan während der Bogenunruhen durch die Weigerung, Teile seiner Armee gegen die Fremden zu führen. Gerade für diese Tat, welche für seine Stellung und sein Verhältnis zur Kaiserin-Witwe die größte Gefahr darstellte, wurde ihm nie der Dank der Ausländer, was ihn damals tief schmerzte.

Als 1906 Pekingler Reidern und Zwischenträgern Juans Macht zu groß wurde, zeigte er wieder, daß er nicht der Mann des Biegens oder Brechens sei. Resigniert ließ er seine treue Armee in den Händen seines politischen und persönlichen Gegners Tschang Liang und gehorchte dem Rufe nach Peking, obwohl er voraussah, daß er — eingeeengt von den Mandchus und in offener Feindschaft zu seinem Kollegen Tschang Tsching Tung — in Peking nur ein Scheinamt antrat.

Als echter Honanese — Juan stammt aus der Provinz Honan, deren Abkömmlinge in ihren Fehlern und guten Eigenschaften den reinsten Chinesentypus repräsentieren — zeigte sich Juan, als ihn im Jahre 1909 der Prinzregent Tschun, eingedenk des seinem Bruder Kuang Hsue auf dem Sterbebette gegebenen Versprechens, aller seiner Würden entkleidete und ihn in seinen Heimatsort Tschang Tung verbannte. Aufrecht gehorchte der Fünfzigjährige. Stille lebte er in Honan, unterhielt sich mit Fischen und Angeln und versuchte nicht einmal, den Hof davon zu überzeugen, daß er dem Lande fehle. Die zweijährige Verbannung, das absolute Widerstreben, seine noch immer große Macht auszuüben und gegen den Peking Hof Trümpe auszuspielen, die er — wenn auch als Verbannter und Geächteter — noch immer in Händen hatte, zeigt, wie unrecht ihm jene tun, welche ihm maßlosen Ehrgeiz und unstillbare Ruhmgier vorwerfen.

Daß Japan mit Juanschikails Griff nach der Krone nicht einverstanden ist, ist aus verschiedenen Gründen leicht erklärlich. Das Eingreifen der Japaner gegen den von China gewählten Präsidenten, welches die blutige Revolution mit dem Schlagworte „Nord gegen Süd“ ansachte, die mehr als gastfreundliche Aufnahme der Sunyatsens, Li Ching Kais, das Trachten, China wo und wann irgend möglich, Verlegenheiten zu bereiten, z. B. in der Frage der Erhöhung des Zolltarifs, und nicht zuletzt die Forderungen, welche Japan im vorigen Jahre an China richtete... überall zeigt sich das japanische Bestreben, dem starken Manne in Peking entgegenzuarbeiten. Ein schlafender Löwe ist ungefährlich, wenn nicht ein wachender Riese den Drohnen wehrt. China ist noch nicht ganz munter nach jahrhundertlangem Schlafe. Doch Juanschikail wacht!

Die Umwandlung der nominell republikanischen Staatsform in eine tatsächlich monarchische wird schon lange von drei Männern empfohlen. Von Dr. Ariga und Dr. Goodknow, dem japanischen und amerikanischen Ratgeber, und von Osuma. Japan dachte hierbei allerdings nicht im entferntesten an eine Juans-Dynastie, denn es steht in Juanschikail seit den koreanischen Intrigen den Feind, und nur die Wiedereinsetzung der schwachen, unbefähigten Ta-Tsing-Dynastie „von Japans Gnaden“ wäre dem Inselreiche erwünscht.

Der Widerstand, welchen Japan der Wiederbegründung der monarchischen Staatsform im allgemeinen und der Beseizung des Drachenthrones im besonderen entgegensetzt, brachte es in die Lage, sich als führende Macht im fernen Osten auszugeben. Im Oktober 1915 protestierte der japanische Geschäftsträger in Peking, begleitet vom britischen und russischen Gesandten, gegen den Staatsstreich. Dieser Protest verdient deshalb hervorgehoben zu werden, weil bei diesem Akte der japanische Geschäftsträger als Wortführer fungierte, während die Vertreter der meistinteressierten Staaten — Großbritannien und Rußland — als stumme Zeugen anwesend waren. Dabei ist Großbritannien in Peking durch Sir John Jordan, den Dozenten des diplomatischen Korps, vertreten! Ob Japan hierdurch den ersten Schritt zu einer ostasiatischen Monroe-Doktrin machen wollte, oder ob es seinen derzeitigen Bundesgenossen seine Meinung über den bisherigen Verlauf des Weltkrieges, über die Erfolglosigkeit aller von der Entente in die Welt hinausposaunten großen Unternehmungen zeigen wollte? Losgelöst von derlei, mit der Frage nicht in ursächlichem Zusammenhang stehenden Fakten, sehe ich in dem japanischen Widerstande nur ein typisch japanisches Do-ut-des-Spiel. Fünf Forderungen aus dem Jahre 1915 harren noch der Erfüllung!

Juanschikail kennt die Größe und den Zeitpunkt seiner Handlung. Er weiß, daß Japan Gründe hat, nicht allzu energisch mit dem Säbel zu rasseln, denn der Tenno ist der einzige, fast ganz ungeschwächte Teilnehmer des Acherverbandes, zu dem heute seine Bundesgenossen bitten kommen: Um Geld, um Waffen, um Menschen. Japan, der gelehrige Schüler Englands, ist vor seinen Freunden von heute auf der Hut, und seine Staatsmänner sind nicht bereit, für seine Bundesgenossen Kaskaden aus dem Feuer zu holen. Im Notfalle steht Juan der Weg offen, die Entscheidung hinauszuschieben, denn die Antwort, welche er dem Staatsrate gab, steht — ein Beweis seiner Voraussicht — den Termin der endgültigen Annahme der angebotenen Krone nicht fest.

Wenn Deutschland nach Beendigung des Krieges daran gehen wird, zerrissene Knoten wieder zu knüpfen, dann erheischt es sein Interesse, daß an der Spitze Chinas ein Mann stehe, der Liebe und Verständnis für sein eigenes Land besitzt. Juans Patriotismus ist der Grund der anglo-japanisch-russischen Feindschaft! Der Mann der Tat erkennt große Taten neidlos an. So wie Juanschikail im Gespräche mit Fremden und Chinesen seiner Bewunderung für Deutschlands Durchführung des Titanenkampfes Ausdruck gab, so hält auch der Deutsche mit seiner Bewunderung für einen Mann nicht zurück, dem es schon oft gelang, sein Vaterland vom Untergange zu retten, und der auch sicherlich, jetzt um die sich entgegenstellenden Klippen geschickt hindurchzusteuern wird.

Dehring / Arbeitslohn und Kindersegen

„Für die Lage der Arbeiter werden immer neben ihrer Rechtsstellung die Länge der Arbeitszeit und die Höhe der Verdienste von entscheidender Bedeutung sein. Wohlfahrts-einrichtungen bedeuten für die Arbeiter sehr wenig, wenn sie Hand in Hand mit langer Arbeitszeit und niedrigen Löhnen gehen.“ (So heißt es in der Beschreibung des Jenaer Zeiß-werkes von Dr. Schomerus.) Die Höhe des Arbeitslohnes, oder vielmehr nach meinem Dafürhalten: die richtige Verteilung der Höhe des Arbeitslohnes auf die Altersstufen der Arbeiter, das ist eine sehr wichtige Frage in der Jetztzeit und vielleicht noch mehr in der kommenden Friedenszeit; denn mit dieser Frage hängt die wirtschaftliche Kräftigung unseres Arbeiterstandes, überhaupt der wirtschaftlich Schwachen, und damit auch die Frage der Zunahme unserer Bevölkerung zusammen. Und die Zahl dieser „wirtschaftlich Schwachen“ beträgt zum mindesten 80 v. H. der Gesamtbevölkerung! Daß aber die wirtschaftliche Lage unseres Volkes mit der Volksvermehrung zusammenhängt, scheint mir nicht zweifelhaft, obwohl die geringe Kinderzahl in den begüterten Kreisen und die große Kinderzahl gerade in den armen Gegenden (z. B. Polens) dem zu widersprechen scheinen. Reichtum, gepaart mit Entartung auf der einen Seite, und stumpfes Dahinvegetieren in erbärmlichen Verhältnissen, gepaart mit ungezügelterm Triebleben auf der anderen Seite, unterscheiden sich denn doch wesentlich von wirtschaftlicher Notlage einer geweckten und vorwärtstrebenden Klasse, wie sie unser deutscher Arbeiterstand darstellt.

Die Entlohnung ist, wenn man sich einen Augenblick mal auf die Grundlagen besinnt, doch zweifellos entstanden aus der Ablösung des Unterhaltes: Wohnung, Kleidung, Beköstigung. In grauer Vorzeit erhielt der Dienstmann von seinem Herrn diesen Unterhalt als Lohn für seine Arbeit. Heiratete der Dienstmann, so erhielt seine Familie ebenfalls diesen Unterhalt, gegebenenfalls auch ein Stück Land zur Bearbeitung. Während nun im Mittelalter der Lehrling und Geselle Wohnung und Beköstigung und letzterer daneben noch den Lohn für alle sonstigen Ausgaben: besonders Kleidung, hatten, ist jetzt fast ausschließlich der gesamte Unterhalt abgelöst, und der Lohn sollte nun eigentlich auch seinen Zweck: nämlich Ermöglichung des Lebensunterhaltes, erfüllen. Das tut er aber nicht und kann er auch gar nicht tun, denn der Unternehmer fragt nicht etwa: Was braucht mein Angestellter, um sein Leben fristen zu können, sondern er fragt und kann ja auch nur fragen: Was leistet mir der Angestellte. Diese Fragestellung führt zu keinen Schädigungen da, wo der Lohn, das Gehalt oder das Einkommen auch zur Ernährung einer zahlreicheren Familie ausreicht; sie muß aber zu ganz bedenklichen Erscheinungen führen, wo dies nicht mehr der Fall ist. Daher z. T. denn auch fortgesetzte Lohnkämpfe, aber merkwürdigerweise hat die Arbeiterschaft bisher nur immer danach gestrebt, im ganzen den Lohn zu erhöhen, die Arbeitgeberchaft nur immer danach gestrebt, den gesamten Lohn auf seiner alten Höhe festzuhalten, niemals ist aber, wie mir scheint, jemand auf den Gedanken gekommen, daß es eigentlich ja nur der verheiratete Arbeiter ist, der zu niedrig entlohnt wird. Warum zu niedrig? Weil er in dem wirtschaftlichen Wettbewerb mit seinen eignen, jüngeren, unverheirateten Genossen unbedingt unterliegen muß. Würde nämlich nur der verheiratete, ältere Arbeiter einen höheren Lohn beanspruchen, so würde der Arbeitgeber eben fortgesetzt jüngere Kräfte einstellen — ebenso wie heute

mancher Arbeitgeber, um Lohn zu sparen, am liebsten nur Lehrlinge einstellen würde.

Ein Beispiel soll das Gesagte klarmachen. Jeder ordentliche Hausvater macht sich am Anfang des Jahres einen Jahresabschluß über Ausgaben und Einnahmen des vergangenen Jahres oder einen Voranschlag für das kommende Jahr. Im folgenden ist ein gelernter Tischler vorausgesetzt in drei verschiedenen Altersstufen. Die Berechnungen sind natürlich nur durchschnittlich, sie werden in jeder Stadt, in jedem Betriebe etwas anders liegen, ohne aber das Endergebnis: die zu hohe Entlohnung in jungen Jahren und die zu niedrige Entlohnung im höheren Alter, zu ändern. In der dritten Altersstufe sind vier Kinder angenommen, weil das den Durchschnitt darstellen dürfte. Als Zeit ist die jetzige Kriegszeit gesetzt mit den hohen Ernährungskosten, wobei aber zu bemerken ist, daß in den beiden ersten Altersstufen des Mannes Friedenszeit war, und die Ausgaben zur Ernährung hier demnach niedriger angesetzt werden könnten.

1. Der Tischler ist Geselle, unverheiratet. Seine Einnahmen betragen jährlich:

300 Arbeitstage je 10 Stb. (1 Stb. 45 Pf.) = 1350 M.

Seine Ausgaben betragen jährlich:

Nahrung 365 Tage, je 1,50 =	547,50 M.
Kleidung rund =	100,00 „
Wohnung, einschl. Heizung und Licht =	200,00 „
	1350 M. 847,50 M.

Gewinn jährlich rund 500 M.

2. Der Tischler ist Geselle und jung verheiratet, ohne Kinder. Seine Einnahmen betragen jährlich:

300 Arbeitstage wie oben (1 Stb. 53 Pf.) = 1590 M.

Seine Ausgaben betragen jährlich:

Nahrung 365 Tage, je 2 × 1,50 . . =	1095 M.
Kleidung 2 × 100 =	200 „
Wohnung =	200 „
Heizung und Licht =	100 „
	1590 M. 1595 M.

Gewinn jährlich rund: 0,00 M.

3. Der Tischler ist Geselle, verheiratet, hat 4 Kinder. Seine Einnahmen betragen jährlich:

300 Arbeitstage wie oben (1 Stb. 65 Pf.) = 1950 M.

Seine Ausgaben betragen jährlich:

Nahrung $365 \times (2 \times 1,50 + 4 \times 0,50) =$	1815 M.
Kleidung $2 \times 100 + 4 \times 25 =$	300 „
Wohnung =	300 „
Heizung und Licht =	100 „
	1950 M. 2515 M.

Gewinn jährlich rund: 550 M. Schulden.

Ich glaube nicht, daß hier ein Zweifel aufkommen kann; andererseits aber bin ich sicher, daß hier der Schlüssel zu einer sozialen Frage ist. Muß es nicht für den Familienvater furchtbar sein, wenn er sieht, wie mit jedem Neugeborenen sich die Not, die nackte Not, wie ein grauer, undurchbringlicher Rebel auf ihn legt. Und wie, wenn gar Krankheit ausbricht, und diese Gefahr liegt doch wohl in einer zahlreichen Familie näher als bei dem Junggesellen, so sicher wie $2 \times 2 = 4$. Wird doch die Krankheitshäufigkeit auch wieder gesteigert durch die Unterernährung, die wiederum eine Folge des zu geringen Einkommens ist. Sagen uns nicht die Gesundheitsräte: Die Schwindsucht ist eine Krankheit der Unterernährung? Und dann bekommt er womöglich noch von „glücklicheren“ Genossen, die nicht so kinderreich sind, allerhand gute Ratschläge zu hören, oder was noch schlimmer ist, er erhält von seinem Vorgesetzten — wer es auch sei —

bei der Bitte um höheren Lohn die abschlägige Antwort: Er braucht ja nicht so viele Kinder in die Welt zu setzen. Und dann kommt die Wohnungsfrage: Kein „ordentlicher“ Wirt nimmt eine Familie mit so vielen „Gören und Kleinkinder-geschrei“. Um das Einkommen etwas zu steigern, greift seine Frau zur Heimarbeit, die Kinder müssen, statt ihre Freizeit in fröhlichem Spiel und in freier Luft zu verbringen, zu früh eingespannt werden in des Lebens Fron; oder noch schlimmer: seine Frau geht in die Fabrik, und trotz aller Mühe will die Ordnung, die Sauberkeit und die Gemütlichkeit im Heim nicht mehr einkehren. Ja, muß er nicht schließlich verzweifeln, vielleicht greift er zum Glase, weil er's zu Hause nicht mehr aushalten kann, und dann — ist er vollkommen unter die Räder gekommen. Im „Bürgerlichen Tod“ sagt Schönaich-Carolath etwa so: Wenn Krankheit kommt, sind diese Art Leute wie das Gras, über das eine schwere Walze geht: sie legen sich nieder, um nie wieder aufzustehen.

Und Rilke singt (In den großen Städten):

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
geängsteter denn eine Erstlingsherde;
und draußen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.
Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind —
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Und auf der anderen Seite: Muß der jährliche Ueber-schuß nicht den jungen Mann zum Leichtsinns erziehen? Es liegt mir fern, den Junggesellen, die ihren jährlichen Gewinn verprassen, Vorwürfe zu machen. Es ist da kein Unterschied zwischen hoch und niedrig, zwischen reich und arm, und wenn man Vorwürfe machen wollte, so könnten die nur den gebildeten Kreisen gelten; denn es ist leicht einzusehen, daß der einfache Mann mit der weniger gründlichen Bildung auch weniger befähigt ist, an die Zukunft zu denken, und daher das schöne Wort: *carpe diem*, auf seine etwas rohere Art sich zu eigen macht. Hat er aber so in dulci júbilo seine jungen Jahre verbracht, so muß es ihm sehr schwer werden, sich später nach der Dede zu strecken, besonders aber dann, wenn diese Dede allmählich unabweislich zu kurz wird. Hier heißt es wie überall: Macht euch einen strengen Vormittag, so habt ihr einen guten Nachmittag.

Es gibt hier nur eine Frage: Wie kann diesem schreienden Unrecht abgeholfen werden?

Mit kleinen Mitteln, z. B. Steuererlaß, mit so kleinen „Gnadenbeweisen“ kann man hier nicht auskommen. Was bedeutet denn für den Familienvater ein Steuererlaß, wenn er jährlich doch nur 20—30 M. Steuern zahlt und er doch für jedes Kind um rund 100 M. jährlich tiefer in Schulden sinkt, wenn er und seine Familie nicht am Notwendigsten zu kurz kommen sollen? Vom Unternehmertum kann die Lösung auch nicht kommen, wie oben schon ausgeführt. Oder soll der Unternehmer vielleicht für etwa vorhandene Kinder Unterstützungen zahlen, wenn doch für den Unternehmer das Kind gar keine Leistung ist? Den Unternehmer kann die Lage der Kinder nur kümmern, falls er ein Philanthrop ist, aber doch nie als Geschäftsmann.

Die Frage könnte ein Stück der Lösung zugeführt werden in allen Betrieben, in denen die Arbeiter nicht Tagelöhner, sondern Angestellte (Beamte) sind, also etwa in staatlichen Betrieben, Eisenbahn, Post, kaiserlichen Werften, oder in Betrieben, die so organisiert sind wie das Zeiß-Werk in Jena,

oder auch in genossenschaftlichen Betrieben. Da aber nach meiner Meinung die Zeit noch recht fern ist — vielleicht nie kommen wird —, in der alle Betriebe in staatliche, oder Musterbetriebe, wie der Jenenser, oder genossenschaftliche umgewandelt sind, so kann ich mir keinen anderen Ausweg vorstellen, als den der Versicherung! Unsere Arbeiterschaft ist heute gewohnt, sich als einheitliche Klasse zu fühlen, und wo das Verständnis noch fehlen sollte, da wird der Zwang zur Wohltat. Es ist mir nicht möglich, den Gedanken bis in seine letzten Folgerungen hier auszuführen, noch weniger gar eine Berechnung aufzumachen, ich will aber einige Richtlinien aufstellen, nach denen meines Erachtens verfahren werden müßte.

1. Die Versicherungsprämien müssen stark gestaffelt sein. In den ersten Gesellenjahren (vielleicht bis zum 22. Jahre) gleich hoch, dann langsam, allmählich schneller fallen. Einige Erleichterungen werden als Ausnahme da nötig werden, wo nachweislich der Geselle eine alte Mutter oder ähnliche Personen erhalten muß. Die Höhe der Prämie richtet sich außerdem nach der Höhe des Lohnes.

2. Die Arbeitgeber sollen zu dieser Versicherung nicht herangezogen werden. Es soll eine Versicherung von Arbeitern für Arbeiter sein. Unterstützungen aus „Gnaden“ sind verpönt, die Beihilfe muß von „Rechtes wegen“ da sein.

3. Zweck der Versicherung ist lediglich: Zuschüsse für Kinder zu leisten. Wer kinderlos ist, hat mit seinen Einzahlungen seinen Kollegen geholfen. Die Höhe der Zuschüsse kann wiederum bis zu einer gewissen Einkommenshöhe (etwa bis 2000 M.) gleich sein (etwa für jedes Kind 100 M. jährlich). Bei höheren Einkommen werden die Zuschüsse niedriger und hören etwa bei 4000 M. auf. (Wer als junger Mann Einzahlungen leistete, hat auf jeden Fall Anspruch auf die Zuschüsse.) Die allmähliche Abstaffelung der Zuschüsse soll Härten bei den zwischen — wie hier angenommen — 2000 und 4000 M. liegenden Einkommen vermeiden. Die Zuschüsse werden bis zum 15. Lebensjahre des Kindes (Schul-entlassung) in gleicher Höhe, in den Lehrlingsjahren in geringerer Höhe gezahlt. Sobald das Kind sich selbst erhält, hören die Zuschüsse auf.

4. Die Versicherung muß durch Gesetz zwangsmäßig eingeführt werden. Die Verwaltungskosten sollte der Staat übernehmen, weil der Staat ein Interesse an der Aufzucht gesunder Kinder hat.

Wäre dies ein Weg, den die Bevölkerungspolitiker einschlagen können? Die Bevölkerungspolitik kann nicht den Willen zum Kinde, die Freude am Kinde wachrufen, sie kann es am wenigsten durch geldliche Unterstützung, sie kann und muß aber die wirtschaftlichen Hemmnisse aus dem Wege räumen, die diesem Willen entgegenstehen. Der wirtschaftlich Schwache ist heute wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen, oder wie in einer Presse: von der einen Seite der Druck des Lohnes, der die Tendenz hat und haben muß, nicht höher zu steigen; auf der anderen Seite die Wohnungsmiete und die Ernährungs-kosten, die eine entgegengesetzte Tendenz haben. Wenn man bedenkt, wie stark die Gehälter und Einkommen in allen höheren Berufsarten gestaffelt sind, wie die Endgehalte oft das Drei- und Mehrfache des Anfangsgehaltes betragen; wenn man sich ferner vor Augen hält, wie die höheren Gesellschaftsklassen eigentlich in allen Lebensfragen gegenüber den unteren Schichten im Vorteil sind, wie aber umgekehrt gerade diese letzteren einen so sehr wichtigen Bestandteil unseres Staates bilden — man denke nur an den Krieg mit seinen Millionenheeren — so kommt man zu dem Schluß: hier muß geholfen werden.

Hans Harbeck / Der Dichter Oskar Wöhrle

Der Krieg hat viele Zungen gelöst, die gar nicht „feurig“ sind. Es wimmelt in deutschen Landen von poetischen Hervorbringungen, aber es gereicht der Mehrzahl von ihnen zum Nachteil, daß ihre Wiege in der Nähe irgendeines Schreibtiisches gestanden hat und in ihren Werten füglich nicht der ganz besondere Saft des Blutes lebendig fließt, sondern — Tinte trägt oder in künstlicher Erregtheit rollt. Nur hin und wieder erhebt sich über den grauen Schwarm der geschäftig Schreibenden ein Erwählter, in dessen Dichtungen die bangen Schauer eigenen Erlebens und Erleidens nachzittern. Zu diesen wenigen Erwählten gehört der Kanonier Oskar Wöhrle, der glückhafte Verfasser des (vor kurzem bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienenen) Buches „Als ein Soldat in Reih' und Glied“.

Die von dem schwermütigen Zauber des deutschen Volksliedes umwitterten Zeilen dieses Soldaten und Dichters liegen wie schönes blühendes Fleisch um einen philosophischen Kern herum, dessen Dürftigkeit dem gebildeten Leser ein Lächeln zu entlocken geeignet ist. Oskar Wöhrles Denktätigkeit ist ungefähr die eines Kindes. Im Mittelpunkt seines Buches steht der Tod, den er fürchtet, und über den er sich dennoch mit dem bekannten soldatischen Leichtsinne hinwegzusetzen sucht. „Ja, Soldaten, die müssen voll Lustigkeit sein“ — so versichert er sich und uns. Diese „Lustigkeit“ des echten Kriegers macht auch vor der nahen Möglichkeit des Sterbens nicht halt. „Wen's trifft, den trifft's, wer fällt, der fällt.“ Gleichwohl lastet der Gedanke an die Unsicherheit seines von den feindlichen Geschossen bedrohten jungen Lebens auf ihm schwer wie ein Alp. Stärker denn je fühlt er den Drang, sich selbst zu bejahen.

„Ach, mit fünfundzwanzig Jahren
weiß man erst: die Welt ist dein!
Ach, erst dann kann man erfahren,
was es heißt, ein Mensch zu sein!“

Und um so schreckhafter weiten sich seine Augen beim Anblick des großen Menschenmähers, der da heißt Krieg. Immer wieder überwältigt ihn die wehe Stimmung des alten Liedes: „Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen!“ Er möchte sich gern zu einer gewissen forschenden Unbekümmertheit überreden, aber immer wieder entfährt ihm der Ausruf: „Wer weiß, vielleicht schon morgen . . .“ Insbesondere erschüttert ihn der tragische Gegensatz zwischen dem auf Zerstörung bedachten Kriegshandwerk und der friedlichen Natur.

„Ach, wenn die Kanonen sprechen,
während draußen Frühling ist,
fühlt man aus dem Herzen brechen,
wie so schwer das Sterben ist.“

In dem Gedicht „Im Moselwald da drüben“ bemüht er sich eifrig, das schmerzvolle Durcheinander seiner Gefühle auf eine beruhigende Formel zu bringen, und dabei verändert er seine Gesinnung beinahe von Satz zu Satz. Als Fatalist meint er leicht hin: „Soll eine Kugel treffen, so trifft sie ja doch.“ Als Patriot entgegnet er den nutzlos weinenden Frauen und Müttern: „Wir Deutschen sind geboren, zu sterben vor dem Feind.“ Und schließlich versteigt er sich gar zu der leeren Bütze: „Wir haben unser Herz nicht ans Leben gehängt!“

Die ethische Rechtfertigung des Krieges macht ihm bedeutendes Kopfzerbrechen. Als kindhafter Mensch hat er ein noch ungebrochenes religiöses Empfinden, und dieses äußert sich mit starker Unmittelbarkeit in dem (von ferne an Paul Verlaine gemahnen) Gedicht „Der Traum“. Er steht in einsamer Nacht als Posten vor einem Wald. Da naht ein Mann mit schwerem Schritt. Er ruft ihn an, und der Mann, der niemand anders ist als Jesus Christus, gibt sich ihm in längerer Rede zu erkennen und richtet an ihn die gramvolle Frage: „Ist das die Liebe, die ich gab, daß Menschen schlachten Menschen ab?“ Das Gedicht „Ueberschlag“ ist eine erneute leidenschaftliche Auseinandersetzung mit der höllischen Tatsache des Krieges, und diesmal wird klipp und klar ent-

schieden: „Der Sinn des Lebens ist verrückt und allem Wilsinn verbündet.“

Der Dichter befreit sich von seinen Strupei und Zweifeln, indem er die Schranken des Individualismus durchbricht und sich als Staubkorn oder Tropfen aufnehmen läßt von dem großen Strom des weltgeschichtlichen Geschehens. Er glaubt zwar immer noch, daß „Kriegsleute allzeit vom Teufel nicht weit sind“, und daß „alle die Menschen mal (!) brüderlich sein“ werden, aber freudig und begeistert ruft er aus: „Ja, Deutschland ist so herrlich schön, wohl wert, daß wir drum untergehn!“ Der selbstlose Anschluß an eine höhere Gemeinschaft und eine höhere „Idee“ reinigt sein Wesen. Er anerkennt demütig die Begrenztheit des menschlichen Verstandes und vereinigt (in dem Gedicht „Bei der Nacht“) die Stimmen in seiner Brust zu einem Hymnus von gläubiger Einfalt:

„Wir wissen nur eines, und dies eine gilt viel:
Es steht unser herrliches Deutschland im Spiel.
Für uns gibt's nur eines: nur Sieg oder Tod,
Vernichtung oder ein neu Morgenrot.“

Evend Fleuron-Kopenhagen / Wenn das Eis lichtet

Deutsch von Hermann R i n g.

Auf der See werden die Netze zu Bindfäden — sagen
alte Sportjäger.

Ja, das war damals.

Da kannte man nur eine Art von Fahrzeugen, ein kahles
Segelboot, das von Wind und Wetter abhängig war und eine
Menge Seemannskunde verlangte; in so einem Boot hatte man
Luft, frische Luft und Salzwassergeruch, die blauegrüne See
eilte einem unter den Füßen dahin, und weiße Segel standen
einem zierlich überm Kopf, jetzt zündet man bloß das Pe-
troleum an!

Früher gehörte Manövrierfähigkeit dazu, zum Schuß
auf einen Schwarm Meerestiere zu kommen, das Boot mußte
g e s e g e l t werden; fein, wie zum Wettsegeln; man mußte
anholen, schiden, sieren, abfallen und den Kurs ändern —
jetzt dringt man bloß draufzu und läßt die Vögel tauchen.

Während sie unten sind, saust man über ihnen hin und
her, — und nach und nach, wenn sie auftauchen, kriegen sie
ihre Ladung. Das ist eine Art Parforcejagd zur See; aber sie
füllt die Ruderbänke, falls man genug Patronen und Pferde-
kräfte hat.

Die Zeit ist ungeduldig, und alles wird geschäftlich be-
trieben. Früher schoß man zum Hausbedarf, jetzt schießt man
auf Lager; manche nennen das Schlachtereie, aber das ist ver-
kehrt, ganz und gar verkehrt. Ich brauche es ja nicht mitzu-
machen.

Wir wollen das den Engländern überlassen.

Vor ein paar Jahren hausten zwei von diesen Sportleuten
im Limfjord. Auf ihren flachen Prähmen, deren Steven mit
kleinen Kanonen armiert war, die sie mit Renntugeln luden,
trieben sie die Enten in einem Engpaß zusammen und be-
schossen die dichtgedrängten Schwärme hier auf dem Wasser —
bis ein beherzter Mann den Spaß zu grob fand; es war ja
weder Geschicklichkeit noch Geistesgegenwart noch Jagdtüchtig-
keit dazu erforderlich; nur ein Rekord wurde aufgestellt; es
hieß: 150 in einem Schuß — aber derartigen Rekorden kann
man in Dänemark glücklicherweise noch keinen Geschmack ab-
gewinnen.

Wenigstens nicht auf diese Art.

Da wurden die Engländer ausgewiesen.

Die Flinte ist gierig und die Kanone gefräßig — aber das *Sehgarn* ist unersättlich; keins von beiden kann sich mit ihm messen. Und es kennt keinen Unterschied; nimmt alles in Bausch und Bogen, jung und alt, Männchen und Weibchen, Arglose und Vorsichtige. Komm wieder, mein Vogel, komm wieder!

In den Wintermonaten sind unsere Fahrwasser mit „*Tauchern*“ gespickt, mit den verschiedensten Arten in den verschiedensten Trachten. Aus den Polargegenden sind sie hierhergekommen, um Nahrung zu finden — und liegen nun über unsern Bänken und Gründen und wiegen sich, tauchen hinab nach Seegras und Muscheln. Hochnordische Enten heißen sie mit einem gemeinsamen Namen, und wer macht sich wohl viel daraus, näher über die Familie orientiert zu sein: die Samt-enten, die kleinen schwarzen mit roten Beinen; die Bergenten, die buntschedigen mit bleifarbigem; und dann die Eidervögel, die großen plumpen mit dem flachen Kopf und dem breiten Schnabel, die im Winter wie Bananen auf den Straßen verkauft wurden.

Geschossene?

Nein, die Flinte ist ein *Tolpatsch*, wenn man von Wagenladungen spricht, und selbst der neueste Jagdmotor allzu bescheiden. Das Boot gleitet lautlos, wie ein *Tangbüschel* gestrichen, der Explosionsstoß wird unterm Wasser fortgeleitet. — — Schieß zwanzig, schieß vierzig, schieß achtzig an einem Tage und nimm vielleicht ein ganzes kleines Tausend in der Saison — was verschlägt es wohl, wenn die Mücken zahlreich sind, daß drei, vier Schwalben die Luft durchheilen!

Und noch finden sich Ente und Eidervogel hier wie Mücken. Wer weiß, einmal werden sie doch vielleicht etwas seltener werden. — — Wenn sie wie im Spiele lärmend auf-fliegen und sich ein Ende weiter wieder auf die Wasseroberfläche werfen, so erkennt man von weitem den Laut, den man vernimmt, wenn die Hochsommernacht schwül und schwer ist von Lindenkraft und Mückengesumm.

Nur wenige Minuten hält sich der Schwarm auf den Flügeln, fliegt rings und rings um die Muschelbank; er will nicht weg von den fünf Metern Wasser und der ganzen An-richtung, die da auf dem Grunde bereitsteht. Unter Schäumen und Branden wirft er sich wieder hinab — und nun gleichen die Vögel Bienen auf einem Stuchen. Hitzig fahren sie umher, behend kreuzen sie vorwärts, aus- und ein- und zwischenein-ander durch; sie haben fürchterliche Eile, finden keine Ruhe — und plötzlich tauchen sie alle wie auf Kommando unter.

Ah, die Flinte ist ein *Tolpatsch*, benimmt sich brutal und erinnert an einen Tiger, der mit Gebrüll aufspringt; die Schrotkörner sind Krallen, und der Pulverrauch zeigt die Zähne — die Rege hier auf den bekannten Bänken stehen unsichtbar, unhörbar, so engelhaft-unschuldig aufrecht in der See.

Und die Vögel fliegen da unten durchs Wasser hin: den Hals schwach gekrümmt, die Flügel halb offen, während die Füße abwechselnd arbeiten. Sie sausen vorwärts — es kommt ja darauf an, die Zeit auszunützen. Oft, wenn man zu einem „*Gruß*“ parat stand, war es einem, als könnten sie eine ganze kleine Ewigkeit den Atem anhalten. Aber fünf bis sechs Minuten sind doch knapp genug, wenn sie von allen Gerichten einen Mundvoll haben und einen ordentlichen Bissen Ver-schiedenes im Schnabel sammeln wollen.

Vor sich sehen!

Ja, aber nur nach den Bedereien; man bedenke, was für eine Menge es da unten gibt. — — Dort gewahrt ein Vogel eine Schnecke! Danke schön, der Nebenmann hat sie schon er-wischt. — — Und dort liegt eine andere Süßigkeit auf der

Stonjetttschale. — — Wie man in der Stadt an der Brücke die Möwen auf ein ausgeworfenes Stückchen *Herings* anjagen sieht, so wird hier in der Tiefe jede Chance ausgenützt — und ungefähr gleichzeitig kommt man an die Oberfläche hinauf.

Aber was ist das?

Es sind ja einige unten geblieben — und sie arbeiten wie verrückt im Tang. Die müssen den rechten Braten gefunden haben oder ein gefülltes Faß mit lederen Muscheln, — darum vermögen sie sich nicht loszureißen.

So denkt man ü b e r m Wasser — und kaum läßt man sich Zeit zu fressen, was man bekam, und dann schnappt man ein wenig Luft und will von neuem hinunter und hin zu dem da unten, der in einemfort schwelgt und — sich in seinen letzten Krampfzuckungen windet.

Eurtig kommt der Vogel heran, sieht das *Rey* nicht, der Kopf gerät in eine Masche, er kann nicht zurück, verwickelt sich hinein und ist geliefert — während das Garn fortwährend andere herbeilockt: Komm wieder, mein Vogel, komm wieder!

Wie viele sich fangen lassen?

Höchst verschieden: von fünfzehn in einer Nacht bis hin-auf zu einem kleinen halben Hundert — aber wenn die Fischer jeden Morgen sorgfältig die Fallen besorgen, kann trotzdem in der schlechten Zeit ein Tagelohn zusammenkommen.

Darum hofft man auch, der Ueberfluß möge dauern und die Wintermücken möchten ewig gleich dicht über den Bänken summen — denn zwar ist die Flinte gierig und die Kanone gefräßig, aber das *Rey* ist, wie gesagt, unersättlich: ein ein-ziges Fischerdorf dicht am Jäsefjord hat in einem Jahre 40 000 gefangen.

Seht, d a s ist ein Rekord, der es mit dem der Engländer aufnehmen kann, und ich für mein Teil packe die Schießwaffe ein. Doch hege ich die Hoffnung, daß Diana siegen wird, wenn wir es erst zur Flughaut mit der Jagdreulmitrailleuse ge-bracht haben werden.

Es löst sich in den Fjorden und kracht längs der Küsten, es bricht und zerreißt im Hafen und um die Brücken — alle die Vögel, die wir leben ließen, steuern um ein kleines nach Norden.

Nach dem einsamen Polargebiet, auf die andere, ruhigere Seite des Kreises, eilen sie, um an stillen Binnenseen, Flüssen und Bergwassern zu brüten.

In Schwärmen kamen sie, in Schwärmen gehen sie; Mutter Natur ist schwellend reich und verschwenderisch; sie gönnt einem jeden von uns eine Daine von ihrer Brut.

Lebt denn wohl und — Dank!

Nach uns die Sintflut!

Karl Rid / Lieder aus dem Felde

Letztes Aufgebot.

Von neuem ist der Wehruf nun erklingen.
Schon horchen die abertausend Eingescharrten,
Die stillen Schläfer, dem Klang nicht mehr; sie warten
Einst auf den Sonnentuf von Engelszungen.

Doch andere stehn am Markt, noch ungebunden,
nicht müßig, doch bereit, in seinen Garten
Dem Herrn zu folgen, beugen sich der harten
Kriegsiron. Wir Männer eifern mit den Jungen.

Lohn ist ein armes Wort. Sein klirrender Klang
Verbleicht vor Himmelsklängen, die nie verwehen:
Freiheit und Glüd der Erben, Brudertreu

Und Stolz der Tat. Und wie wir Reih' an Reih'
Am Abend vor dem milden Lehnsherrn Rehent
Der Gold wird allen gleich und allen ganz.

Gottfried Traub / Vor Verdun

Nichts ist gewiß im Krieg als die Tapferkeit.
Das Glück macht die entscheidende Hälfte der Dinge
im Krieg aus. Gneisenau.

Ungeheure Spannung liegt über unseren Gauen. Aller Augen schauen dort hinüber. Wir hören mit, wir gehen mit. Alles Reden bei uns erscheint gleichgültig. Unser Herz zittert, wir denken des Leids und der Leiden. Wie sind sie erschlagen auf den Höhen, all die Tapferen! Aber die Not nimmt uns an der Hand wie ein ernster Vater und spricht: jetzt müssen Hunderte fallen, daß das Volk gewinnt und die Welt zur Ruhe kommt; so will es die Gerechtigkeit. Nun warten wir Stunde für Stunde. Der Zeiger an der Uhr rückt so langsam vor. Der Draht berichtet nie schnell genug. Die Nacht dehnt sich, und der Raum zwischen zwei Berichten aus dem Hauptquartier ist endlos. Kameraden, Deutschland denkt an euch in jeder Sekunde des Tages!

Nichts ist gewiß im Krieg als die Tapferkeit. Sie stürmten vor, sie griffen an, sie verachteten den Tod, sie waren nicht zu halten, und das nach fast 18 Monaten Kriegsbeschwer. Ja, „menschlich“ wollen wir empfinden, ganz menschlich. Denn unmenschlich wäre es, solche Kraft und solchen Sinn nicht staunend zu bewundern. Kein Einzelherz ist so groß, um das nachzuempfinden, was sich hier an menschlichem Willen offenbart. In offene Gräber zu treten — das ist die Tapferkeit, die hier verlangt wird. Was bedeutet demgegenüber alles unser Reden davon! Nur sollst du's sehen, du sollst nicht die Augen abwenden, das ist feig. Bruder, das geschieht für dich und mich. Unser Fleisch und Blut kämpft. Und die Tapferkeit war nicht schlafen gegangen. Sie reißt im Sturm noch fort. Das erlebst du. Drum schweige! Weine nicht; dafür gibt's jetzt keinen Raum; aber werde ein anderer. Predige nicht Völkerverbrüderung, ehe du das Abc der Klassenverbrüderung im eigenen Volk gelernt. Deine Nächsten, diese deutschen Menschen sind's, die dich fragen: kennst du mich? Der Mann vom Adel und der Bauernsohn, der Unternehmer und der Arbeiter, der Gelehrte und der Steinklopfer — sie verkörpern die bleibende Gewißheit, von der der Feldherr redet: die Tapferkeit. Das nenne ich große Menschlichkeit, ein wirkliches, greifbares Menschentum, das sich unseren Augen enthüllt. Noch gelst mir das Geschrei in den Ohren, als sich letzter Tage Volksangehörige im Parlament verheßend bekämpften. Sie warnten vor Völkerverhaß und redeten zugleich gehässig in Ton und Wort zu ihren Volksgenossen.

Wie Morgenluft weht es von jenen blutigen Feldern her hinein in solche öffentliche Unwahrheit.

Wie kannst du die „Welt“ lieben, wenn du deinen „Bruder“ nicht liebst? Das ist das Schwerere; nein, das ist unser Glück, seitdem wir die eine tapfere Mauer geschaut, die uns umgibt.

Kameraden draußen, Deutschland dankt euch stärker als der Sturmwind, der von den Vogesen bis zum Kaukasus braust.

Glück entscheidet. Wer will's einem Gneisenau zu-
trauen, daß er unter „Glück“ einen neckischen Zufall, ein
launisches Spiel verstünde? Es mag so scheinen, aber
die Bucht des unzerreißbaren Zusammenhangs aller
Dinge steht leibhaftig vor unseren Augen. Nur ruht er
nicht reißlos in unserer Hand. Wir brauchen „Glück“,
das Glück nämlich, das in den Verlauf der Dinge selbst
eingegraben ist nach ewiger Weisung. Glück kommt, Glück

schenkt sich. Aber Glück kommt nur, weil es muß, und
schenkt sich nur, wo es soll. Glück ist der Punkt, den der
Himmel hinter die Entschlüsse seiner Lieblinge auf Erden setzt.
Dieses Glück kommt zu dem reifen Volk, zu dem der Zwie-
tracht abjagenden Volk, zu dem Volk, das sich etwas zutraut,
weil es der Vorsehung glaubt. Zufall gibt es nicht. Nichts
Großes geschieht ohne Schicksalsglaube: „Der Wolken, Luft
und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch
Wege finden, da Deutschlands Fuß gehen kann.“

Sprechsaal

Private Kolonisation?

Zu diesem Aufsatz wird uns geschrieben:

In Nr. 5 der „Hilfe“, Jahrgang 1916, zitiert Gottfried Fitt-
bogen in dem Aufsatz „Private Kolonisation“ einen unbekannten
Verfasser der „Deutschen Rundschau, September 1915“, nach
welchem von 1908 bis 1912 in Kurland über 13 000, in Livland
mehr als 7000 Kolonisten angesiedelt seien, während in der
gleichen Zeit in Deutschland von der königlichen Ansiedlungs-
kommission und dem Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer
kaum 5000 Deutsch-Russen sesshaft gemacht wurden.

Tatsächlich sind nach Angaben von beteiligter baltischer Seite
in den Jahren von 1907 bis zum Kriegsausbruch gegen 13 000
Seelen in Kurland angesiedelt oder auf Pacht- und Landarbeiter-
stellen untergebracht worden. Die Zahlenangaben über die
gleiche Tätigkeit in Livland, die erst in den letzten Jahren be-
gonnen hatte, schwanken und sind mit 7000 zu hoch gegriffen.
Der im Jahre 1909 begründete Fürsorgeverein für deutsche Rück-
wanderer führte dagegen dem Mutterlande bis zum Ausbruch
des Krieges 25 000 Personen zu, die angesiedelt oder auf Pacht-,
Landarbeiter- und anderen Stellen in Stadt und Land unter-
gebracht wurden.

Materielle und politische Schwierigkeiten waren hier wie
dort zu überwinden. Besondere Anerkennung verdient die Ein-
mütigkeit der baltischen deutschen Grundbesitzer bei Lösung der
finanziellen Fragen, die aus eigener Kraft erfolgte. Im übrigen
dürften Vergleiche kaum am Platz oder förderlich sein. Die durch
den Fürsorgeverein begründete Organisation hat zur rechten Zeit
und in dem für allgemeinere Rußanwendung notwendigen Um-
fange die Grundlagen geschaffen, von denen aus dem Deutschen
Reich eine großzügige Rückwanderung erschlossen werden kann.
Diese Rückwanderung soll sich nicht auf den Zugzug aus einem Lande
(Rußland) und ebenso wenig auf die zur Ansiedlung geeigneten
Landwirte beschränken, sie soll vielmehr jedem Auslandsdeutschen
gelten, der draußen auf ungesichertem Platz steht, der Fürsorge des
Mutterlandes würdig und befähigt ist, Lücken unserer Bevölkerung
zu schließen. Auf diesem Gebiete harren der Rückwanderung große
Aufgaben, wenn wir uns von schädlichem, ausländischem Einfluß
(ausländische Wanderarbeiter) befreien und gleichzeitig unsere sess-
hafte Land- und Bauernbevölkerung verdichten, bzw. neue Auf-
gaben (Neuland) lösen wollen. Diesen Zielen, denen auch Fittbogen
sich in seinen Schlussworten über „zielbewußte Verwertung des
überschüssigen deutschen Blutes“ nähert, wird gedient, wenn „zum
Schutz der Zerspaltung“ die vorhandene und bewährte einheit-
liche Organisation zum Träger und Vermittler der privaten
Initiative erwählt wird, soweit sie es nicht schon ist.

Soziale Bewegung

Hoffnung auf wirtschaftspolitische Verständigung. Das
Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften
bringt bei Besprechung der Statistik der offenen Arbeits-
kämpfe und der friedlichen Lohnbewegungen von 1914, die sich
wiederum etwa wie 1:3 nach Zahl und Bedeutung verhielten,

einen Rück- und Ausblick auf den Gang der sozialen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Er beginnt mit folgender grundsätzlicher Mahnung: „Die gegenwärtige Zeit dürfte sehr geeignet sein, zu prüfen, ob die ungeheuren Aufwendungen der Arbeiterkraft in dem Kampfe um höhere Lebensbedingungen unbedingt erforderlich sind und alljährlich ein großer Verlust an Arbeitsleistung und Arbeitseinkommen durch Streiks und Aussperrungen eintreten muß. Der Krieg hat manche Anschauungen über den Haufen geworfen und insbesondere den gewerkschaftlichen Organisationen, ihren Bestrebungen, ihrer Fürsorge für die Notleidenden, ihrer Disziplinierung der Arbeiterschaft, ihrer kulturfördernden Tätigkeit, Anerkennung von fast allen Kreisen in der Staatsorganisation gebracht. Die Gewerkschaften gelten heute für diese Kreise nicht mehr als die Störenfriede des Wirtschaftslebens, ihr Wert, ihr Zweck und ihre Aufgabe wird heute so eingeschätzt, wie sie, die Gewerkschaften, es ihrerseits stets getan haben. Mit dieser Anerkennung werden jedoch die wirtschaftlichen Gegenstände zwischen Unternehmern und Arbeitern nicht aufgehoben. Sie werden, weil ein Resultat der heutigen Produktionsweise, fortbestehen, auch wenn nach Abschluß des Krieges der Arbeiterschaft größere politische Rechte eingeräumt werden sollten. Der Ausgleich dieser Gegenstände muß jedoch nicht notwendigerweise in der gleichen Form und mit den gleichen Opfern sich vollziehen, wie es in den letzten 25 Jahren geschehen ist.“ Freilich betont das Hauptorgan der sozialdemokratischen Gewerkschaften, daß der größte Teil der Arbeitskämpfe des letzten Vierteljahrhunderts weniger um der wirtschaftlichen Forderungen der Arbeiter willen, sondern wegen des Verlangens der Gewerkschaften nach Mitbestimmung in Lohn- und anderen Arbeitsfragen entstand, da die Unternehmer hierin eine Verletzung ihres Herrenrechtes erblickten. „Nach den Äußerungen, die während der Kriegszeit aus dem Unternehmerlager, besonders von den Kapitalmagnaten der Schwerindustrie in Rheinland und Westfalen kommen, scheint es, als wenn es auch für die Zukunft dabei bleiben soll, daß die Gewerkschaften ein Mitbestimmungsrecht beim Abschluß des Arbeitsvertrages nicht haben. Verständlich ist diese Haltung, denn die Reichs- und Staatsbetriebe haben auch während der Kriegszeit es nicht zur vollen Anerkennung der dort beschäftigten Arbeiter bringen können, obgleich sie die Leistungen der Gewerkschaften während dieser schweren Zeit voll anerkennen. Warum sollen sich die Unternehmer patriotischer zeigen als die Reichs- und Staatsbetriebe? Das Beispiel kann nun entscheidend wirken, denn es allein nimmt den widerstrebenden Unternehmern die Einwendungen gegen das Mitbestimmungsrecht, gegen die Anerkennung der Gewerkschaften als die Vertretung der Arbeiterschaft. Wird dieses Beispiel nicht gegeben, so werden der Industrie Deutschlands in den nächsten Jahren nicht weniger, vielleicht aber umfangreichere und hartnäckigere Kämpfe nicht erspart werden, als sie in dem letzten Vierteljahrhundert geführt werden mußten. Notwendig sind sie nicht. Ungeheure Werte an Kapital und Arbeitskraft ließen sich erhalten, wenn Reich und Staat und Unternehmer ohne Einschränkung die Gewerkschaften nicht nur als etwas Gegebenes, sondern als etwas Notwendiges in unserem Wirtschaftsleben anerkennen und ihnen dementsprechend gegenüberzutreten. Hoffentlich bedarf es hierzu nicht der gleichen trüben Erfahrungen, wie sie in den letzten 25 Jahren gemacht sind. Für die Gewerkschaften ist diese Anerkennung unbedingt erforderlich. Wird sie ihnen nicht auf Grund der Erfahrungen, die man mit ihnen während der Kriegszeit gemacht hat, zuteil, müssen sie sie sich in der gleichen Weise wie bisher zu erkämpfen suchen.“

Gewerkschaftslob im Preussischen Landtag. Anlässlich der Beratung des Etats des Staatsministeriums hat man im Preussischen Abgeordnetenhaus auch die auf Industrie und Arbeiterschaft bezüglichen Fragen eingehend behandelt. Dabei war das Lob sehr beachtlich, das von allen Seiten den Arbeiterorganisationen erteilt wurde. Man muß die guten Worte, die da gesprochen worden sind, für künftige Zeiten festhalten. Der konservative Redner v. Haspel meinte: „Durch eine künftige Darstellung der wirtschaftlichen Geschichte dieses Krieges wird sich wie ein roter Faden der Gedanke ziehen müssen: Deutschlands Industrie, Arbeitgeber wie Arbeiter, haben in diesem Kriege das Beste geleistet, was sie zu leisten vermochten für ihr Vaterland.“ Der nationalliberale Vertreter Dr. Röbling erklärte, „das gute Aushalten unserer Industrie und Betriebsleiter, der wissenschaftlichen Durchbildung unserer Ingenieure und Techniker und dem praktischen Verstand, dem guten Willen und der körperlichen Leistungsfähigkeit unserer Arbeiter, nicht nur der organisierten, sondern der ganzen Arbeiterschaft“. Namens der Fortschrittlichen Volkspartei führte Abg. Rosenow aus: „Millionen von Arbeitern haben sich in diesem schweren Kampfe Deutschlands gegen eine Welt von Feinden als Retter des Vaterlandes gezeigt. Sie liegen draußen mit den Angehörigen der anderen Berufe in den Schützengräben zusammen und verteidigen den heimischen Boden. In einer solchen Zeit kann der frühere ablehnende Standpunkt gegenüber den Organisationen der Arbeiter nicht mehr aufrechterhalten werden. Gewiß, ein einzelner Stand braucht nicht vor anderen wegen Betätigung der vaterländischen Pflichten gelobt zu werden. Wohl aber muß jede

ungerechte Behandlung der Organisationen der Arbeiter zurückgewiesen werden, denn sie wäre nach der Haltung der Gewerkschaften in diesen Kriegzeiten direkt ein Unrecht. Das Bestehen großer Gewerkschaften war für uns ein Segen, denn mit unorganisierten Arbeitern hätten wir weder militärisch noch wirtschaftlich so leicht so erfolgreich durchhalten können. Daher weg mit allen Dingen, die die Organisationen und ihre Führer verletzen können. Wir sollten überhaupt alles beiseite schieben, was uns trennt. Noch haben wir eine schwere Arbeit vor uns, noch müssen wir Not und Entbehrung tragen. Zur Überwindung dieser Schwierigkeiten haben sich unsere Arbeiter tüchtig bewährt. Unsere glänzenden wirtschaftlichen Erfolge sind nicht nur zurückzuführen auf unsere klugen Unternehmer, sondern auch auf unsere tüchtigen Arbeiter.“

Natürlich lautete das Echo der Arbeiterführer Giesberts (Str.) und Hué (Soz.) entsprechend verständnisvoll und entgegenkommend. Der Zeigeannte führte u. a. folgendes aus: „Die Organisation der Arbeiter, die allein 30 Millionen Mark an die arbeitslosen Mitglieder während des Krieges ausgezahlt hat, hat sich so bewährt, daß das Zauberwort „Organisation“ jeden denkfähigen Arbeiter veranlassen muß, sich zu organisieren. Hätten wir schon vor dem Kriege die Arbeiterorganisationen in größerem Umfang ausgestaltet gehabt, wären statt 30 bis 40 v. H. Arbeiter und Arbeiterinnen 80 bis 90 v. H. der Gesamtheit organisiert gewesen, so hätte sich die Imorganisation unserer gewerblichen Verhältnisse viel leichter vollzogen, als es jetzt mit Hilfe der Gewerkschaften geschehen ist. Alle Bestrebungen, die Organisationsbewegung zu hemmen und zu unterbinden, haben sich nach dem Ausbruch des Krieges als zweifellos gemeinschädlich erwiesen. Nach wenigen Monaten gelang es in Deutschland, die industriellen und gewerblichen Verhältnisse so rasch und so gut zu ordnen wie in keinem anderen Lande. Freilich ist ja Deutschland auch das einzige große Industrieland, das den Krieg so gut wie gar nicht in seinen eigenen Grenzen geführt hat; bei feindlicher Ueberflutung wäre ein Trümmerfeld ohnegleichen geschaffen. . . Wenn nach dem Kriege trotz Teuerung infolge Arbeitslosigkeit etwa von den Arbeitgeberkreisen die Arbeitsbedingungen verschlechtert werden sollten, so würden die Arbeiter vor einem Kampf um ihre bedrohte Existenz nicht zurückschrecken. Die natürliche Folge wäre eine Verschärfung der Klassengegensätze. Wir sollten die Lage nicht so ruhig ansehen; besser Vorsicht als Nachsicht. In England rechnet man mit gewaltigen Wirtschaftskämpfen nach dem Kriege. Wer hat aber bei uns Interesse an diesen Wirtschaftskämpfen, wer hat das Interesse, daß wir uns im eigenen Lande gegenseitig die Hälse abschneiden? Die Gewerkschaften haben stets lieber durch friedliche Mittel als durch Kampf das mögliche zu erreichen gesucht. Sie haben niemals den Kampf um des Kampfes willen geführt, sondern immer nur als letztes Mittel von ihm Gebrauch gemacht. Sie sind zu einer Verständigung bereit. Aber, wenn nach dem Kriege die Lage der Arbeiter verschlechtert werden soll, dann wird dieselbe Kampfeslust, die die Tausende jetzt im Schützengraben erfüllt, sich auch im wirtschaftlichen Kampfe zeigen. Deshalb sollte man nicht länger an der Ablehnung der Arbeiterorganisationen festhalten.“

Falsche Unternehmerstimmung. Wie scharf die Arbeiterführer gegenwärtig trotz ihres bereitwilligen Zusammenarbeitens mit der Arbeitgeberchaft auf Rundgebungen und Stimmungen im Unternehmerlager achten, geht aus folgenden Ausführungen des „Regulators“, des Hirsch-Dunderschen Gewerkevereinsorgans, hervor. Dort liest man: Das Unternehmertum will in seiner Auffassung den Arbeitern gegenüber auch durch die großen Lehren des Krieges nichts lernen. Handelt es sich um Sachen, die die ureigensten Interessen der Arbeiter berühren, ganz gleich, darüber wollen nur die Unternehmer verfügen. Ohne jede Kontrolle, ganz nach ihrem Gutdünken. Der große Krieg hat uns große Not gebracht. Diese Not zu mildern, daran arbeitet alles mit, nicht zuletzt die Arbeiter. Es ist für die Arbeiterorganisationen nicht ganz leicht, bei der zusammengekauften Zahl ihrer Beamten und der langen Arbeitszeit der Arbeiter überall in den verschiedensten Kommissionen, und mit den anderen Ständen zusammen, zu arbeiten an den großen Aufgaben der Gegenwart. Aber die Arbeiterorganisationen tun das, weil es vaterländische Pflicht ist und weil sie dadurch zugleich den Interessen der Arbeiter entsprechen. Diese Mitarbeit wird von allen Seiten anerkannt und begrüßt. Militärische Stellen und Staatsbeamte wissen diese Mitarbeit zu schätzen. Anders die Unternehmer, selbst jetzt, während der Kriegszeit, vermögen sie ihrer Abneigung den Arbeiterorganisationen gegenüber nicht Herr zu werden. Das kommt so recht zum Vorschein bei den Arbeiten für die Kriegsverleihenfürsorge. Die Arbeitgeber betonen ja bei jeder Gelegenheit ihr warmes Herz den Kriegsverletzten gegenüber, aber die Mitarbeit der Arbeitervertreter bei dieser wichtigen Aufgabe ist ihnen ein Grauel. „Immer und überall sollen die Vertreter der genannten Gewerkschaften Sitz und Stimme haben“, so entfuhr es jüngst der „Arbeitgeberzeitung“, dem Organ der Arbeitgeber. Also auch in dieser Frage, wo es sich um das engste Interesse Hunderttausender von Arbeitern handelt, möchten die Arbeitgeber die Arbeiter ausgeschaltet wissen. Hierdurch kommt das innerste Denken der großen

Unternehmer zum Ausdruck. Früher schoben die Arbeitgeber vor, die Gewerkschaften seien sozialdemokratisch und die nichtsozialdemokratischen Arbeiterorganisationen seien in ihrem Bann. Jetzt, wo sich alle Arbeiterorganisationen an einem ernststen vaterländischen Wert beteiligen und Militärverwaltung und Staatsbeamte dieses Mitarbeitens freudig begrüßen, jetzt, wo ihr bisheriger Vorwand ganz wegfällt, auch jetzt stemmen sich die Arbeitgeber gegen die Mitarbeit der Arbeiter. Das zeigt deutlicher als alles andere, daß das Unternehmertum nach wie vor die Arbeiter von jeder Mitbestimmung auf allen Gebieten, wo die eigenen Interessen der Arbeiter in Frage stehen, ausschließen will. Es ist gut, daß die Arbeiter das an diesem Beispiel wieder einmal deutlich sehen, sie werden desto fester an ihren Organisationen festhalten, denn nur diese sind in der Lage, dagegen ankämpfen zu können. Solche Vorgänge werden die Arbeitgeber in ihrer Auffassung den Arbeitern gegenüber aber immer mehr isolieren, und immer weitere Kreise werden von dem Unrecht dieser Auffassung überzeugt werden.

Die ortsüblichen Tagelöhne für 1916. Nach einer Bekanntmachung des Reichsanzeigers hat der Bundesrat beschlossen, von einer Neufestsetzung der ortsüblichen Tagelohnsätze, die jetzt erstmalig für die Dauer von vier Jahren erfolgen mußte, mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse abzusehen und dafür die Gültigkeitsdauer der Ortsöhne bis zum 31. Dezember 1916 zu verlängern.

Büchertisch

H. Kertész: Die Textilindustrie Deutschlands im Welthandel. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1915.

Eine wichtige Veröffentlichung! Entsprechende, vom gleichen Wert für die anderen herrschenden Industrien Deutschlands wären erwünscht; sie würden eine genügende Unterlage bieten sowohl zur Verfolgung unserer wirtschaftlichen Auseinandersetzungen in Mitteleuropa, wie mit Friedensschluß gegen unsere Feinde. Ein spezieller Teil — der größere — gibt unter den Titeln: Baumwoll-, Woll-, Seiden-, Kunstseiden-, Leinen- und Juteindustrie das genaue statistische Material der Entwicklung und der gegenwärtigen Produktionswerte, der Ein- und Ausfuhr und des Welt Handels im Vergleich mit den ausländischen Industrien. Ein allgemeiner Teil erörtert die Arbeiterzahl, den Wert der Textilindustrie im Verhältnis zu den anderen Industrien, ihre Beteiligung an der Gesamtausfuhr, schließlich die Steuerungen und das Problem einer Gesamtvertretung gegenüber den Einzelvertretungen der verschiedenen Zweige der Textilindustrie, die im einzelnen ja nicht immer zusammenlaufende Interessen haben. Wie die Gesamtinteressen-Vertretung organisiert sein soll, wird nicht näher erörtert, aber ihre Aufgaben angedeutet, wie Förderung der unentwickelten Schafzucht in den Kolonien — England gewinnt aus Südafrika bereits 60 000 Tonnen Wolle jährlich! Weiter: Steigerung der Einfuhr deutscher Textilzeugnisse nach den Kolonien — Ostafrika z. B. führte 1912 an Baumwollgeweben für 13 200 000 M. ein, davon nur für 600 000 M. aus Deutschland! Auch die Kunstseidenindustrie müßte durch eine Gesamtvertretung ihr Interesse finden an der Ermäßigung der Alkoholpreise zu ihren industriellen Zwecken; ohne solche ist sie der ausländischen Konkurrenz nicht gewachsen. Beweis: Einfuhr von Kunstseide 1910 bis 1913 in einem Wert von nicht weniger als 86 700 000 M. Die Textilindustrie stellt einen Produktionswert von über drei Milliarden jährlich heraus. Es handelt sich also hier um sehr wichtige Fragen. Zu wünschen wäre, daß bei den Verhandlungen über eine Gesamtinteressen-Vertretung von vornherein auf das künftige Verhältnis zu der wichtigen Textilindustrie Österreich-Ungarns Rücksicht genommen würde. Schotte.

Was erhoffen wir vom Krieg als inneren Gewinn für unser deutsches Volk? Von R. W. Belke, Pfarrer in Darmstadt. Bei J. Baig, Darmstadt. 24 S.

Unter den vielen Vorträgen und Schriften ähnlicher Art verdient der Vortrag von B. ein besonderes Wort der Empfehlung. Nicht nur wegen der vollendeten Form — z. B. die Worte auf S. 12 —, sondern vor allem wegen der Nüchternheit der Erwartungen und der Energie, mit der Mitarbeit in der Politik, besonders der Sozialpolitik und inneren Kirchenreform gefordert wird. Die Frage S. 15: „Ob nicht auch uns Pfarrern aus diesem Weltkriege die Pflicht zu größerer Teilnahme am politischen Leben erwächst?“ scheint mir wichtiger als die Teilnahme an Vereinigungen, welche von außen her den politischen Kampf vereiteln wollen. Krell-Ingelheim.

Vom Schicksal der Werte. Das Beste im Leben und was daraus wird. Von P. Jaeger. Marburg a. d. L., Verlag der Christl. Welt. 30 S. 50 Pf.

Ich möchte kaum eine Schrift, die geeigneter wäre, sie den suchenden Gebildeten ins Feld zu schicken, weil hier der Gegensatz der brutalen „Wirklichkeit“ zur Welt der geistigen und sittlichen Werte mit ungewöhnlicher Feinheit erörtert und — überwunden wird.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: Kriegsfreiw. F. im Felde, je 2 M.: Rfm. S. D. in F., Oberjäger R. im Felde, Frau L. in W., Sch. in C., Feldpostf. W. im Felde, 2,50 M.: Lt. b. R. L. im Felde, je 3 M.: Lt. b. R. F. in W., Lyzeallehrer F. in S., Dürerschule in F., Sergt. Hoboist N. im Felde, Feldgeistl. Sch. im Felde, Soldat F. im Felde durch Frl. J., Gestr. C. E. im Felde, Vst.-Arzt Dr. G. im Felde, G. L. in W., Uoffz. S. im Felde, Pfr. S. in G., je 4 M.: Frau Prof. G. in L.-St., W. in D., je 5 M.: Uoffz. P. im Felde, Lt. b. R. D. im Felde, Arm.-Soldat F. im Felde, Lt. R. im Felde, R. W. in F., Uoffz. S. im Felde, Uoffz. D. im Felde, Lt. G. im Felde, Offz.-Stellv. F. im Felde, Lehrerin W. in D., Kriegsfreiw. G. im Felde, Uoffz. G. im Felde, Uoffz. E. im Felde, Gestr. d. L. E. im Felde, Lt. P. im Felde, St. in Gr., Uoffz. W. im Felde, Vst.-Arzt Dr. R. in W., 6,70 M.: Rabett-Wp. St. im Felde, 7 M.: Oberst. v. d. E. im Felde, je 10 M.: Lt. b. R. Th. im Felde, Frau P. in R., H.-M. Dr. E. in W., Lt. b. R. St. im Felde, Laz.-Znsp. D. in L., Lehrer S. in L., Offz.-Stellvert. St. im Felde, Dr. F. in W., 50 M.: B. in Biv., 100 M.: Frau A. L. in Hbg.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Jng. L. in Biv. 14 M., Pfr. P. in D. 3 M.

Für Bücher für Heer und Marine: M. R. in St. 5 M.

Bücher für Armee und Marine: P. S. in Schneeberg: 1 Buch, S. D. in Heilbronn: 20 Bücher, R. R. in Raumburg: 3 Bücher, Karl Blacht, Neuwirt: 6 Kugeln, Jugenderinnerungen, 11 Fesse, Lieber deutscher Dichter, Werbeamt W. in Berlin: 10 Bücher, verschiedene Bilder und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Berichtigung

Bedauerlicherweise haben sich bei der Besprechung von Rob. Sommers Gedichtbuch in Nr. 7 der „Hilfe“ gleich mehrere Fehler in die Titelangabe eingeschlichen. Das Buch ist richtig aufzuführen:

Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien. Von Robert Sommer. Gießen 1915. Verlag der Hof- und Universitäts-Druckerei Otto Rindt. 2 M.

Zu dem Titel sei bemerkt, daß der Verfasser darunter nicht nur die italienische Renaissance begreift, wie sie in den Gedichten inhaltlich bewältigt wird, sondern den Geist, der in jenen Gebilden die „wahre Größe“ festzuhalten weiß, den tiefsten Sinn jenes Strebens in einer „deutschen Wiedergeburt“ vollenden will.

Im Text meiner Besprechung muß es natürlich statt „Sprechwillen“ „Sprachwillen“ heißen. W. Schotte.

Briefkasten

Dr. B. Berlin. Sie irren! Wir haben keineswegs Professor Staubinger in der angezogenen Notiz angegriffen!

An viele Leser im Felde. Wie wir schon in Einzelfällen schriftlich mitteilten, fehlen uns augenblicklich Bücher zum unentgeltlichen Versenden ins Feld. Sobald die Spenden der Heimatleser wieder reichlicher fließen, schicken wir weiter. Von unserer kleinen Sammelstelle „Bücher für Armee und Marine“ sind bisher etwa 4500 Bücher versandt worden. Es ist aber täglich noch viel Nachfrage aus dem Felde und von der See nach unterhaltenen und belehrenden Büchern! Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Hr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Sächsischen Haupt- und Landesbibliothek Dresden bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen.

Evang. Pfr., Mitte 40, verheiratet, ohne Fam., mit Oberlehrerzeugnis (I. St. für Religion, Hebräisch und Französisch) sucht Stellung an Privat- oder städt. Anstalt. Anerbieten unt. C. P. 16 an die Geschäftsstelle der Hilfe erbeten.

Hannover

Töchterheim Frl. Schirmer. Gründliche individuelle Ausbildung in Haushalt und Wissenschaften. (Erziehung f. Haus und Leben.) 12 Referenzen. Näh. Prosp.

4 1/2 % Deutsche Reichsschatzanweisungen. 5 % Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924. (Vierte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden 4 1/2 % Reichsschatzanweisungen und 5 % Schuldverschreibungen des Reichs hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. März, an bis Mittwoch, den 22. März, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postcheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft und jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.

Zeichnungen auf die 5 % Reichsanleihe nimmt auch die Post an allen Orten am Schalter entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 18. April geleistet werden. Wegen der Zinsberechnung vgl. Ziffer 9, Schlusssatz.

2. Die Schatzanweisungen sind in 10 Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinslauf beginnt am 1. Juli 1916, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Die Reichsfinanzverwaltung behält sich vor, den zur Ausgabe kommenden Betrag der Reichsschatzanweisungen zu begrenzen; es empfiehlt sich deshalb für die Zeichner, ihr Einverständnis auch mit der Zuteilung von Reichsanleihe zu erklären.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

3. Die Reichsanleihe ist ebenfalls in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit dem gleichen Zinslauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgefertigt.

4. Der Zeichnungspreis beträgt: für die 4 1/2 % Reichsschatzanweisungen 95 Mark,
" " 5 % Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden, 98,50 Mark,
" " 5 % " , wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis 15. April 1917 beantragt wird, 98,30 Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 9).

5. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotcheine werden von den Darlehnsstellen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

6. Zeichnungscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Über die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30 %	des zugeteilten Betrages	spätestens am 18. April d. J.,
20 %	"	" 24. Mai d. J.,
25 %	"	" 23. Juni d. J.,
25 %	"	" 20. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden. Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner von $\mathcal{A}$ 300: $\mathcal{A}$ 100 am 24. Mai, $\mathcal{A}$ 100 am 23. Juni, $\mathcal{A}$ 100 am 20. Juli; die Zeichner von $\mathcal{A}$ 200: $\mathcal{A}$ 100 am 24. Mai, $\mathcal{A}$ 100 am 20. Juli; die Zeichner von $\mathcal{A}$ 100: $\mathcal{A}$ 100 am 20. Juli.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. Mai d. J. zur Rückzahlung fälligen 80 000 000 Mark 4 % Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1912 Serie II werden — ohne Zinsschein — bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert unter Abzug der Stückzinsen bis 30. April in Zahlung genommen.

Die im Laufe befindlichen unverzinsten Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

9. Da der Zinslauf der Anleihen erst am 1. Juli 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5 %, für Schatzanweisungen 4 1/2 % Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum 30. Juni 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet; auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner die Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten. Wegen der Verzinsungen siehe unten. — Beispiel: Von dem in Ziffer 4 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von Reichsanleihe	a) bis zum 31. März	b) am 18. April	c) am 24. Mai	II. bei Begleichung v. Reichsschatzanw.	d) bis zum 31. März	e) am 18. April	f) am 24. Mai
5 % Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage	4 1/2 % Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	1,25 %	1, — %	0,50 %	=	1,12 %	0,90 %	0,45 %
Tatsächlich zu zahlend: Stücke	97,25 %	97,50 %	98, — %	Tatsächlich zu zahlend: Betrag also nur	98,87 %	94,10 %	94,55 %
der Betrag also nur für: Schuldbuch-eintragung	97,05 %	97,30 %	97,80 %				

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 $\mathcal{A}$ Nennwert.

Bei Postzeichnungen (siehe Ziffer 1, letzter Absatz) werden auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen Zinsen für 90 Tage (Beispiel la), auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 72 Tage (Beispiel lb) vergütet.

10. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im August d. J. ausgegeben werden.

Berlin, im Februar 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Savenstein. v. Grimm.

Die Hilfe erscheint Donnerstag, Schluß der Redaktion Montag. Unverlangte Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Beitragsspesen bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungsständer des Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Postk. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lügow 5506, Postkassentele: Amt Berlin 5683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Laufen 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Korrekturen müssen ohne Berechnung gern zugeandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Kampf der Weltmächte. — **Dr. Paul Rohrbach:** Der Weg zum Siege. — **H. Biesing, M. d. R.:** Die neuen Steuern. — **S. D. Gallwitz:** Volkslied und Tonkunst in der Gegenwart. — **Bertha Duensting:** Knabenchorkonzert 1916. — **Ed. du Bois-Reymond:** Plutokratie versus Conjunctur. — **Liz. D. Gottfried Traub:** Neue Sternchen. — **Soziale Bewegung.** — **Dr. Walter Schotte:** Mitteleuropa.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 28. Februar.

Nördlich von Verdun machen die Franzosen durch einen großen Gegenangriff den deutschen Truppen ihre neu gewonnenen Stellungen strittig. Im französischen Bericht heißt es: Unsere Truppen antworten dem Feinde mit kraftvoll geführten Gegenangriffen. Ein erbitterter Kampf tobt um das Fort Douaumont, das ein vorgeschobener Bestandteil der alten Verteidigungswerke des Plazes Verdun ist. — Schon aus diesen letzten Worten geht hervor, daß die Bedeutung des Capfeilers Douaumont künstlich herabgesetzt werden soll, um den deutschen Sieg zu verkleinern. Das geht so weit, daß andere französische Berichte das Fort als unbesetzte kanonenlose Bergstelle bezeichnen, die man in diesen Zustand gebracht habe, damit sie als Kugelfänger für deutsche Batterien dienen solle. Da die deutsche Zensur diese Berichte hindurchläßt, so muß sie sie entweder für harmlos oder für teilweise richtig ansehen. Von deutscher Seite wurde die Maashalbinsel bei Champneuville vom Feinde geäubert. Sowohl nördlich wie östlich schob sich der deutsche Vormarsch näher an die Bergwände heran.

Gleichzeitig begannen die deutschen Truppen nach wirksamer Feuervorbereitung einen Angriff in der Champagne beiderseits der Straße Somme-Py-Souain. Sie eroberten dort das schon öfter umkämpfte Gehöft Navarin und machten über 1000 Gefangene. — Bei Arras herrscht fortgesetzt lebhaftes Minentätigkeit.

Nun gehört auch Durazzo den Oesterreichern und Bulgaren. Der letzte Angriff muß sehr dramatisch gewesen sein, da ein Teil der Truppen auf schmalen Landzungen unter dem Feuer feindlicher Schiffe sich von Norden her an die Stadt heranarbeiten, ein anderer Teil aber durch das Wasser schwimmend und watend von Osten her einen Zugang zu der brennenden Stadt suchen mußte. Die Italiener machen sich eine Ehre daraus, nur vorübergehend in Durazzo gewesen zu sein, und freuen sich, daß es ihren Truppen gelang, sich rechtzeitig noch wieder einzuschiffen. Sie behaupten, daß auch das brauchbare Kriegsmaterial von Durazzo nach Valona hinübergeschafft worden sei. Valona wird von jetzt an das Kampfesziel an der adriatischen Küste sein.

Dienstag, 29. Februar.

Damit es nicht scheint, als ob die italienischen Berichte über die glückliche Abfahrt von Durazzo ausnahmsweise völlig wahr

seien, meldet der österreichische Tagesbericht, daß in Durazzo an Beute eingebracht wurden: 23 Geschütze, 10 000 Gewehre, 17 Segel- und Dampfschiffe. Allen Anzeichen zufolge ging die Flucht der Italiener auf ihre Kriegsschiffe in größter Unordnung und Hast vor sich.

Griechenland hat sich über immer neue Neutralitätsverletzungen zu beklagen. Die Franzosen versuchten zum zweiten oder dritten Male eine Landung von Truppen im Hafen Phaleron bei Athen. Der griechische Befehlshaber protestierte energisch und drohte von seinem Geschützen Gebrauch zu machen, worauf die Franzosen abzogen, weil sie offenbar Griechenland im Zustand der gekränkten Neutralität erhalten wollen. Ein griechischer Protest gegen die Benützung der Insel Kreta als Flottenbasis der Verbündeten wurde nicht beachtet. — Ueber den Ausbau der Befestigungswerke von Saloniki werden im „Corriere della Sera“ wunderbare Dinge erzählt. Die Befestigungen dehnen sich 60 Km. aus und weisen ungefähr 1500 Geschütze auf. Ungeheure Munitionsvorräte sind vorhanden, so daß Saloniki einer der stärksten befestigten Plätze der Welt geworden ist. Uns kann es recht sein, wenn so viele Kanonen sich einstweilen dort befinden und nicht anderswo.

Der Vormarsch unserer Truppen durch die Woëvre-Ebene überschritt oder erreichte die Orte Dieppe, Abaucourt, Bianzee, Manheulles und Champlon. Wer sich diese Orte auf der Karte sucht, sieht, wie die Umschließung der stark befestigten Berghöhe immer enger wird. An unverwundeten Gefangenen wurden bis 28. Februar abends gezählt: 228 Offiziere und 18 575 Mann; dazu wurden 78 Geschütze, 86 Maschinengewehre und unübersehbares anderes Material als erbeutet gemeldet. Demgegenüber behaupten die Franzosen ihrerseits nur, daß sie etwas über 300 Gefangene in den Kämpfen um Verdun gemacht haben. Da abwechselnd Schneewetter und tauende Nässe ist, kann der Kampf beiderseits nicht mit der Schärfe im einzelnen fortgesetzt werden, wie etwa bei hartgefrorenem Boden.

Von der Schweiz her wird lebhaftes Geschützfeuer in der Gegend von Belfort und Mülhausen gemeldet.

Mittwoch, 1. März.

Die Hauptsache am heutigen Bericht ist leider, daß über den Kampf bei Verdun nichts gesagt wird. Es wird mitgeteilt, daß der Feind im Osergebiet, in der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel bestrebt sei, uns ernstlich zu schädigen, sein Ziel aber nicht erreiche. Die Worte „zwischen Maas und Mosel“ beziehen sich vermutlich auf erneute Kämpfe in der Woëvre-Ebene. Im übrigen läßt das deutsche Kriegspressebüro schreiben, daß die Besatzung der Feste Douaumont 1000 Mann betragen habe, und daß dort zahlreiche Artilleriebeobachter in unsere Hände fielen. Die vorhergehende Wegnahme der in den Betondeckungen stehenden schweren Geschütze wird als Tatsache anerkannt, doch war die Panzerfeste noch durchaus armiert. Französische und englische Zeitungen reden bereits vom französischen Sieg bei Verdun. Dazu würden sie doch erst dann ein Recht haben, wenn sie die neugewonnenen deutschen Stellungen wieder in ihren Besitz gebracht hätten, was auch nach den offiziellen französischen Berichten offenbar nicht der Fall ist.

Der Chef des Admiralstabes der Marine macht bekannt, daß unsere U-Boote zwei französische Hilfskreuzer mit je vier Ge-

schügen vor Le Havre und einen bewaffneten englischen Bewachungsdampfer in der Themsemündung versenkt haben. Besonders erfreut sind wir über die Schauplätze dieser beiden Taten: Le Havre und Themsemündung. — Im Mittelmeer wurde der französische Hilfskreuzer „La Provence“ mit einem Truppentransport von 1800 Mann auf dem Wege nach Saloniki versenkt. Nur 696 Mann sollen gerettet sein. — Das am 8. Februar an der syrischen Küste versenkte französische Kriegsschiff hieß nicht „Suffren“, sondern war der Panzerkreuzer „Admiral Charner“.

Donnerstag, 2. März.

Die „Bosfische Zeitung“ läßt sich über Amsterdam aus Paris berichten, daß man dort die französischen Verluste bei Verdun bis zum 28. Februar auf 63 000 Mann schätzt. Eine Schätzung der deutschen Verluste ist nicht bekanntgeworden. Viele Flüchtlinge aus Verdun sind in Paris eingetroffen. Die neue Kirche und die alte Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert seien vernichtet. Zurzeit sei die Stadt Verdun bis auf ein Duzend Einwohner und einige Beamte vollständig geräumt. Inzwischen hat in der Nähe der Feste Douaumont abermals ein vergeblicher französischer Gegenangriff stattgefunden. Das Infanteriegefecht am westlichen Maasufer zwischen Malancourt und Forges wird fortgesetzt.

Gegenüber der türkischen Darstellung des Falles von Erzerum behauptet die russische Oberste Heeresleitung von neuem, daß Erzerum der bestbefestigte Platz von Türkisch-Kleinasien war und ist und daß der Ausbau der Festung von den Türken mit deutscher Beihilfe ausgeführt wurde. Nach einem Angriff von fünf Tagen fiel diese Festung, die die Türken mit großer Hartnäckigkeit verteidigt haben. Die russische Kaukasusarmee überwand die steilen vereisten Berggänge, die auch noch mit Netzen von Draht und anderen Hindernissen überspannt waren, und stürmte die Festung nach Artillerievorbereitung. In der ersten Frontlinie erbeuteten die Russen nach ihrer eigenen Darstellung 197 Geschütze in gutem Zustand und in der inneren Verteidigungslinie wiederum 126 Geschütze. Die türkischen Heeresstrümmen gehen in Unordnung in westlicher Richtung zurück. Die Deutschen seien die ersten gewesen, die den Festungsbereich verlassen hätten, wodurch große Unordnung und Panik in den Reihen der schon erschütterten türkischen Truppen hervorgerufen wurde. Das letzte ist sicherlich Geschwätz. Wieviel an dem anderen richtig ist, können wir nicht wissen.

Freitag, 3. März.

Vor wenigen Tagen wurde in London eine Konferenz der Handelskammern des vereinigten Königreiches eröffnet, in der über den britischen Handel nach dem Kriege beraten wurde. Die Konferenz nahm eine Resolution an, in der die Regierung aufgefordert wird, Maßregeln zur gegenseitigen Bevorzugung des britischen Reiches und seiner Verbündeten zu ergreifen, ferner zu einer günstigen Behandlung der Neutralen und zur Einschränkung des Handels mit den feindlichen Ländern durch Einführung von Abwehrröllen. Es soll in nächster Zeit in Paris eine Wirtschaftskonferenz der Verbündeten abgehalten werden. — Man muß bei diesen Nachrichten zweierlei auseinanderhalten, nämlich einerseits den bevorstehenden Uebergang der großenglischen Wirtschaft zu einem gewissen Schutzoll und andererseits den Versuch einer engeren Handelsgemeinschaft zwischen England, Frankreich, Rußland und Italien. In der öffentlichen Aussprache werden diese beiden Dinge gemeinsam behandelt, da man das Preisgeben des freihändlerischen Bekenntnisses in England nur dann glaubt durchsetzen zu können, wenn die Einführung von Schutzöllen als starker feindlicher Akt gegen Deutschland erscheint. In Wirklichkeit ist sie in erster Linie ein dringender Wunsch der Kolonien und wohl auch eine Notwendigkeit der Finanzverwaltung. Groß-Britannien geht voraussichtlich infolge des Krieges ebenso zum Schutzollsystem über wie zum Militarismus. Damit ist noch in keiner Weise gesagt, daß eine dauernde Wirtschaftsverbündung mit Rußland und Frankreich möglich ist. Diese Verbindung ist sehr viel schwerer als eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft, weil einesteils die Weststaaten den gewaltigen Ueberschuß an russi-

chem Holz und Futterstoffen gar nicht aufbrauchen können und weil andernteils der französische Bauer dem kanadischen Wettbewerb nicht ausgeliefert werden darf.

Bei Verdun wurde das Dorf Douaumont unterhalb der gleichnamigen Feste von den Deutschen besetzt; 1000 Gefangene und sechs schwere Geschütze eingebracht. Bei Ypern haben die Engländer einen zum Teil für sie erfolgreichen Vorstoß gemacht. In der Champagne steigerte sich die feindliche Artillerie zu großer Hestigkeit. Leutnant Immelmann schoß in der Luft das neunte feindliche Flugzeug ab.

Sonntag, 4. März.

Am 9. März soll in Kopenhagen eine Zusammenkunft der Staatsminister der drei skandinavischen Länder stattfinden, bei der die Sicherung der gemeinsamen Neutralität, ebenso wie früher auf der Zusammenkunft in Malmö, besprochen wird.

Im amerikanischen Senat regt sich ein beachtlicher Widerspruch gegen die Politik des Präsidenten Wilson. Es ist der Antrag gestellt worden, daß die Vereinigten Staaten ihre Bürger warnen sollen, bewaffnete Passagier- und Handelsschiffe zu benutzen. Der Sinn dieses Antrages kann nur sein, daß wegen solcher Amerikaner, die der Warnung nicht gehorchen, kein Staatskonflikt ausbrechen darf. Wilson soll damit einverstanden sein, daß über diesen Antrag abgestimmt wird. Man nimmt aber vorläufig an, daß der Präsident ihm gegenüber eine Mehrheit besitzt.

Die Kämpfe südöstlich von Ypern sind vorläufig zum Stillstand gekommen, und zwar so, daß die Engländer ihre letzten Verluste wiederzuerobert haben. Es ist der Zustand wiederhergestellt, der vor dem 14. Februar vorhanden war. Die lebhaftesten Feuerkämpfe in der Champagne haben auch gestern andauert. Im Norden von Verdun wird mit größter Lebhaftigkeit und Aufopferung von Menschenleben von beiden Seiten um das Dorf Douaumont weitergestritten. Ein französischer Angriff scheiterte, und auf unserer Seite wurden über 1000 unverwundete Gefangene gemacht. Man hört den Kanonendonner des Gebietes zwischen Maas und Mosel in der ganzen Rheinebene bis nach Karlsruhe und nach dem Schwarzwald. Der Bischof und die Stadtverwaltung von Verdun haben sich nach Bar-le-Duc zurückgezogen.

Sonntag, 5. März.

Mit großer Freude wird überall begrüßt, daß die „Möwe“ unter Führung des Korvettenkapitäns Graf zu Dohna-Schlodien nach einer wunderbaren Kriegsfahrt glücklich in einem heimischen Hafen angekommen ist. Sie bringt vier englische Offiziere, 29 englische Seesoldaten und Matrosen und 166 meist indische Mannschaften feindlicher Dampfer als Gefangene mit sowie 1 Million Mark in Goldbarren. Die Zahl der von der „Möwe“ versenkten feindlichen Handelsschiffe beträgt gegen 60 000 Brutto-Register-tonnen. Das größte dieser Schiffe ist die wiederholt schon genannte „Appam“. Außerdem hat die „Möwe“ an der feindlichen Küste Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff „King Edward VII.“ zum Opfer gefallen ist. Wie das alles möglich war, werden wir ja nun wohl in der nächsten Zeit hören.

Die britische Admiralität veröffentlicht ihre Instruktionen über bewaffnete Handelsschiffe. Diese stimmen nicht ganz mit den von deutscher Seite auf dem Dampfer „Woodfield“ aufgefundenen, bereits veröffentlichten britischen Instruktionen überein; aber auch nach dem jetzt herausgegebenen englischen Wortlaut bleibt die Tatsache bestehen, daß ein bewaffnetes Handelsschiff im Falle des Auftauchens eines Unterseebootes sich nach Möglichkeit wie ein Kriegsschiff verhalten soll.

Im nordamerikanischen Senat ist die Abstimmung über den gestern erwähnten Antrag auf unbestimmte Zeit vertagt worden, und zwar mit 68 gegen 14 Stimmen. Da wir bisher nur auf englische Nachrichten über diesen Vorgang angewiesen sind, bleibt noch manches im Dunkel; immerhin aber muß diese Abstimmung als ein Sieg des Präsidenten Wilson angesehen werden, dem damit die Vollmacht bleibt, von sich aus über die Behandlung der strittigen Marineangelegenheiten zu entscheiden. In der nord-

amerikanischen Verfassung befißt der Kongreß das Recht über Krieg und Frieden. Es liegt aber schon heute auf der Hand, daß der Präsident in der Lage ist, die Dinge so zu gestalten, daß der Kongreß zuletzt das beschließen muß, was der Präsident ihm vorbereitet hat.

Die russische Regierung fährt fort, die letzten Reste der deutschen Bauern aus Wolhynien zu beseitigen und nach Sibirien abzuschieben. An ihre Stelle treten galizische Flüchtlinge. Die Duma verhandelt über neue Steuern besonders auch deshalb, weil die bisherigen Staatseinnahmen vom Schnapsmonopol in Höhe von 600—700 Millionen Rubel in Wegfall gekommen sind.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 28. Februar.

Aus einem Bericht über die Lebensmittelversorgung der Stadt Kassel: Es wird einem immer deutlicher, daß alle bloßen Reglementierungen der Versorgung ihren Zweck verfehlen und nur in dem Umfang etwas erreicht wird, als die Gemeinden ihre Wirtschaftsaufgaben bis zur tatsächlichen Beschaffung von Lebensmitteln, ja bis in die Eigenproduktion hinein erweitern. Selbst wenn dabei durch unsachgemäße Behandlung der Waren (worüber man aus allen Städten gelegentlich erzählen hört) hier und da etwas verdirbt und verlorengeht, ist das System als solches richtig. Man erkennt immer klarer die drei Kreise der kommunalen Versorgungswirtschaft: Preis- und Bezugsregulierung, Eigeneinkauf und Handel, Anteilnahme an der Produktion. Die Wirkungskraft der Maßnahmen ist an der letzten Stelle am stärksten. Die Anteilnahme an der Produktion kann in Eigenwirtschaft, z. B. Kartoffel-, Gemüsebau, Milchwirtschaft oder in solchen Lieferungsverträgen bestehen, durch welche der Erzeuger in gewisser Weise städtischer Wirtschaftsbeamter wird, z. B. Kreditgewährung für Schweinemast usw. Eine künftige kriegswirtschaftliche Regelung müßte bei der Produktion einsetzen, ganz straffe, lückenlose Syndizierung aller Rohstoffproduzenten wäre Voraussetzung. Eine der nächsten und wichtigsten wirtschaftlichen Friedensaufgaben wäre eine klare, feste und dauerhafte Organisation aller landwirtschaftlichen Produktionszweige. So wie jetzt die Viehhandelsyndikate. Seltsam ist es, dem fabelhaften Tempo des Übergangs aus dem bloßen Höchstpreissystem in diese Beschaffungsregelungen nachzudenken. Schon ist einem das wirtschaftliche Bild des Vorjahres kaum mehr konstruierbar.

Dienstag, 29. Februar.

Die Berliner Straßenbahn beschäftigt gegenwärtig etwa 4000 Schaffnerinnen. Der Bericht für das Jahr 1915, dem diese Ziffer entstammt, ist übrigens noch in mancher anderen Hinsicht interessant. Z. B. als Ausdruck des im Jahre 1915 wieder ansteigenden Verkehrs — trotz der Menschenverminderung durch Einziehungen zum Heer. Die Durchschnittsbeförderung pro Tag betrug 1914: 1 168 274 Personen, 1915: 1 197 260 Personen.

„Papiergarn“ ist ein aus einheimischen Stoffen gewonnener vollwertiger Ersatzstoff für Jute, mit dem schon jetzt etwa ein Drittel des Jutebedarfs gedeckt wird. Im wesentlichen eine österreichische Erfindung, in deren Ausnutzung sich also die mitteleuropäische wirtschaftliche Kameradschaft bekundet.

Im preußischen Landtag wird der Eisenbahnetat besprochen und dabei der Gedanke der Reichseisenbahn konservativ bekämpft und fortschrittlich befürwortet. Auch mitteleuropäische Verkehrsfragen werden gestreift.

Die kgl. Akademie der Künste und die kgl. Akademie für Bauwesen veröffentlichen eine Mahnung zur Selbstbeschränkung in der Errichtung von Kriegsdenkmälern. Eine sehr berechtigte Kunstpredigt, die an die Greuel der „Nagelungen“ von Heldenstandbildern anknüpft und an den patriotischen Ritsch von 1870/71 warnend erinnert. Wer immer wieder mit Scham und Grauen den Berliner

Hindenburg vor der vornehmen Kunst der Siegessäule aufragen sieht, dem der opferfreudige Patriotismus die Nägel in den Leib treibt, wird nicht ohne innerste Genugtuung den deutlichen Satz lesen: „Derartige das ästhetische wie das ethische Gefühl gleich verletzende Bildwerke können, zumal wenn sie in aufbringlich großem Maßstab ausgeführt werden, weder mit der Absicht, vaterländischer Gefinnung und Heldenverehrung einen vollstümlichen Ausdruck zu geben, noch mit dem Wunsch, zu wohlthätigen Zwecken große Mittel zu gewinnen, hinlänglich gerechtfertigt werden.“

Mittwoch, 1. März.

Die vierte Kriegsanleihe wird als 5prozentige, bis 1924 unlösliche Anleihe und als 4½prozentige Schaffanweisungen ausgegeben (tilgbar in 10 Serien von 1923—32 durch Auslosung). Emissionskurs 98½ für die Reichsanleihe (gegen 99 für die dritte), von 95 für die Schaffanweisungen. Starke Erleichterungen für die kleinen Zeichner wie früher auch. Es ist wohl kein Zweifel, daß die deutsche Kriegswirtschaft im geschlossenen Handelsstaat wieder überschüssiges Blut genug für diesen Aderlaß hat.

Im preußischen Landtagsausschuß ist ein Antrag auf systematische Förderung der Geflügelzucht angenommen. Man soll nur bei der Ausführung daran denken, daß sie eine Frauensache ist und ohne Hebung der landwirtschaftlichen Frauenbildung nichts wird.

Donnerstag, 2. März.

Für die Lebensmittelversorgung ist jetzt wieder eine schwierige Zeit. Die neue Form der Kartoffelversorgung (in Preußen durch Provinzialstellen unter dem Vorbehalt des Oberpräsidenten) ist noch nicht überall eingetrufen, der mit der Jahreszeit zusammenhängende Gemüsemangel, die gleichfalls „zeitgemäße“ Milchknappheit, das alles kommt zusammen, um allerlei Versorgungsstörungen entstehen zu lassen. Wir müssen es jetzt durchmachen, daß „jeder Tag seine eigene Plage hat“.

Zur Kriminalität der Jugendlichen als Kriegerscheineung äußert sich der Berliner Jugendrichter Köhne in der „Deutschen Strafrechtszeitung“. Er ist gegen die von manchen Generalkommandos auf Grund des Belagerungszustandes eingeführten neuen Strafen und fürchtet von ihnen nur Vermehrung der vor den Richter kommenden Jugendlichen, für welche diese Form der Bestrafung keine erzieherisch fruchtbare Behandlung ihrer Ausschreitungen sein würde.

Steigerung der Rindfleischpreise um 20 Pf. pro Pfund in einer Woche, Hammelfleisch um 30 Pf., Kalbfleisch um 10 Pf.

Freitag, 3. März.

Der Gesetzentwurf zur Tabaksteuer wird veröffentlicht. Die Durchführung soll eine Gesamtmehreinnahme von 159,6 Millionen bringen. Im einzelnen wird diese erreicht durch folgende Erhöhungen:

Der Zoll für unbearbeitete Tabakblätter steigt von 85 auf 130 M., der für bearbeitete von 180 auf 280 M. Schnupf- und Rauchtobak waren mit 300 M. belastet, jetzt sollen es 600 M. werden. Beim geschnittenen Rauchtobak beträgt die Erhöhung 1100 statt 700 M. Zigarren steigen von 270 auf 700 M., die im Reiseverkehr eingeführten von 1000 auf 1700 M., Zigaretten von 1000 auf 1500 M. für den Doppelzentner. Der Wertzoll auf eingeführte Tabakblätter erhöht sich von 40 auf 65 v. H., die Steuer für im Inland erzeugte von 57 auf 75 M., bleibt aber für diejenigen, die zur Zigarettenfabrikation verwendet werden, unverändert. Die Steuer für Tabakpflanzungen, welche jetzt auf 7,5 Pf. für den Quadratmeter bemessen werden soll, beträgt heute 5,7 Pf.

Die Art der Abgabenerhöhung nimmt auf die Preise bzw. Zigarre des armen Mannes Rücksicht, indem sie dabei zugleich die heimische Tabakerzeugung geringer belastet als die Einfuhr. Als Frau kann man für die von diesem Gesetz erzeugten Mengste um das Höherhängen der Zigarrentafel nicht ganz die gebührende Teilnahme aufbringen.

Der Tod der Königinwitwe Elisabeth von Rumänien wird in Deutschland viele Herzen berühren. Wenige aus Deutschland

stammende Fürstinnen sind in der Heimat so lebendig geblieben wie die eigentümliche Frau mit dem enthusiastischen Herzen, die durch alle Schmerzen eines Frauen- und Mutterschicksals hindurch nach dem Wort Platos „eine Liebende des Lebens“ war. Man denkt an die Frauengestalt des 18. Jahrhunderts: die „schöne Seele“.

Eduard Bernstein hat in der Breslauer „Volkswacht“ zu der Kreditverweigerung der 20 folgende Erklärung abgegeben: „Die Vorstellung, daß wir durch Ablehnung von Kriegskrediten uns für die Wehrlosigkeit Deutschlands aussprechen, ist durchaus irrig. Wir stimmen ja nicht mit verbundenen Augen ab, sondern mit voller Kenntnis der Mehrheitsverhältnisse im Reichstag. Wir wissen, daß unser Nein die Bewilligung der Kredite durch die Mehrheit nicht verhindert.“ Gut, daß man das weiß!

Donnerabend, 4. März.

Erörterungen über die Einheitschule beschäftigen alle pädagogischen Kreise. Den konservativen Ausführungen von Prof. J. F. Schmidt in der Comeniusgesellschaft (ein seltsamer Rahmen für diese Anschauungen), der der Vorschule ein hohes Lied des pädagogischen Ruhmes sang, tritt Kerschsteiner temperamentvoll entgegen. Im letzten Grunde dreht sich's um die Unfähigkeit der Elternteilheit, nach dem schönen platonischen Satz zu handeln, daß man die Kinder der oberen Schicht, deren Seele sichtlich nicht Gold, sondern Eisen und Erz beigemischt sei, ohne Schonung zu den Arbeitern und Bauern tun solle und umgekehrt. In der Ständeschule verdichtet sich diese Privateitelkeit zum genossenschaftlichen Mittelmäßigkeitschuh.

Neue Kartoffelpreisfestsetzungen. Beim Verkauf durch den Erzeuger 90—96 M. pro Tonne mit Reports von 5 M. monatlich vom 15. April bis 15. Juni. Für den Kleinhandel wird die Höchstpreisgrenze aufgegeben und den Gemeinden die Festsetzung überlassen.

Von der Verteilung durch die Provinzialkartoffelstellen ist schon berichtet.

Ueber den Berliner Fremdenverkehr im Kriege ein paar Zahlen aus den Monatsberichten des Statistischen Amtes. Im Jahre 1915 übernachteten in Berlin insgesamt 1 074 870 Fremde gegen 1 430 100 im Jahre 1913. Der Rückgang wird natürlich wesentlich durch die Ausländer bewirkt. Der Rückgang der deutschen Besucher beträgt nur 10 Prozent.

Samstag, 5. März.

Die Spannung wegen der Kämpfe um Verbund! Man ist selbst immer erstaunt, wenn man durch die tägliche Arbeit ein paar Stunden davon los gekommen ist und dann plötzlich wieder dieser fernen Gegenwart gegenübersteht, zu der alle Wege immer wieder zurückführen.

Heute kam der Aushängebogen von dem Titelblatt unserer gemeinsamen Chronik — der Buchausgabe des ersten Jahres. Das einfache, kräftige Symbol der Titelzeichnung — Schwert und Axt — geht einem so feierlich-eindringlich zu Herzen wie ein Zeichen heiligster und ursprünglicher Dinge. Dies ganze schwere und große Gefühl des Kampfes, die Weihe dieses Gottesdienstes der Waffen und der Arbeit vor dem Allerheiligsten unseres Vaterlandes wird vor diesem Zeichen so selbstsam gegenwärtig und lebendig. Und alle Wellen des seelischen Erlebens, die durch dies Jahr gerauscht sind, stuten noch einmal in die Seele zurück! Werden kommende Menschen, die dies alles nicht durchgemacht haben, es überhaupt ermessen können?

Raumann / Der Kampf der Weltmächte

1.

Schon öfter haben wir gesagt, daß die Tatsache der völligen Entdeckung der Erdoberfläche in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung gewöhnlich unterschätzt wird. Diese Entdeckung vollzog sich im 19. Jahrhundert und kann im allgemeinen als etwa mit dem Jahre 1880 abgeschlossen gelten. Was von da an noch entdeckt wird, ist nur Ausfüllung eines fertigen Rahmens. Die Erdoberfläche als Ganzes bietet keine Überraschungen mehr. Es tauchen keine neuen Völker mehr auf, und es entstehen neue Staaten nur noch aus Aufsaugung oder Zerteilung vorhandener Staatsgebilde.

2.

Unter Weltpolitik ist die Verteilung der Erdoberfläche an die staatlichen organisierenden Kräfte zu verstehen. Diese Verteilung ist in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit gewisser Eifertigkeit vorläufig vollzogen, kann aber keineswegs als endgültig und abgeschlossen gelten, weil bei ihr älteste, mittlere und neuere Weltwirtschaftsbetriebe noch regellos nebeneinander und zwischeneinander liegen, von denen die einen an innerem Zusammenhang abnehmen, während andere an Kraft und politischem Magnetismus zunehmen.

3.

Der älteste und geschichtlich ehrwürdigste Großstaat ist das chinesische Reich, das sich seit 1912 als Republik bezeichnet, was aber nur bedeutet, daß es zurzeit in seinem inneren Aufbau schwankend ist. Dieser Staat entspricht noch immer in vieler Hinsicht dem längst zerfallenen römischen Reich, nur ist es viel größer und menschenbesetzter, als das Römerreich jemals gewesen ist. Seine Bevölkerungsmenge wird mit etwa 330 Millionen Einwohnern angegeben. Als alte chinesische Kolonialgebiete können Mongolei und Tibet angesehen werden. Hier ist ein politischer Massenstoff noch ohne neuere politische Durcharbeitung, ein langsam sich entwickelndes Menschheitsproblem allererster Größe.

4.

Als der zweitgrößte alte Staat, der noch Selbständigkeit hat und im Kriege erfreulicherweise neue politische Kraft gewinnt, hat die Türkei zu gelten mit etwa 22 Millionen Menschen. Hier entsteht jetzt entweder, wie wir hoffen, eine Umgestaltung zu neuen Staatsformen, oder es bildet sich im unglücklichen Falle eine geschichtliche Verteilungsmasse für das russische und englische Organisationsystem. In dem von uns gewünschten günstigen Falle erwächst aus der Türkei ein Gebilde, das mit Japan insofern eine gewisse Verwandtschaft hat, als auf sehr alter, bis ins Römerreich zurückgehender Grundlage ein absichtlich neuer Staatsbau aufgerichtet werden soll.

5.

Japan ist das Musterbeispiel eines modernisierten alten Staates mit 72 Millionen Einwohnern, bei dem Formosa, Japanisch-Sachalin, Korea und Kwantung als Kolonien anzusehen sind. Dieser Staat hat im Unterschied von den bisher genannten ein starkes weltpolitisches Ausdehnungsbedürfnis und eine sehr wirksame militärische Angriffskraft. Als alte Staaten mit Umgestaltungsneigungen, aber geringerer Eigenkraft sind zu nennen Persien, Abyssinien, Siam, vielleicht auch noch Afghanistan und Liberia.

6.

Unter den europäischen Staaten ist Rußland dem älteren römisch-chinesischen Großbetrieb am verwandtesten mit seinen 100 Millionen Menschen, es hat aber viel mehr moderne kapitalistisch-militärische Elemente in sich verarbeitet als die vorher aufgeführten Staaten. Wohl kein Weltstaat steht vor so großen inneren Umwandlungen wie Rußland, der Krieg aber, mag er für Rußland ausgehen wie er will, vermehrt, wie es scheint, seinen inneren Zusammenhalt. Es kann an seinen westlichen Grenzen Westprovinzen und Einfluß verlieren, es bleibt aber eine der gewaltigsten organisierten Massen, voll von Entwicklungsmöglichkeiten.

7.

Europäische Staaten der früheren Kolonisationsperiode sind Spanien, Portugal, die Niederlande und in gewissem Maße auch Dänemark. Neben sie stellte sich in den letzten Jahrzehnten Belgien und Italien mit neuem afrikanischen Besitz, Staaten, die weltwirtschaftlich etwas Beachtliches bedeuten, ohne doch zu den Großstaaten der Weltwirtschaft gehören zu können. Ueber sie sind als Kolonialmächte Frankreich und vor allem Großbritannien weit hinausgewachsen, während Deutschlands seitherige Kolonien an Menschenzahl und Umfang die kolonialen Besitze einiger dieser anderen Staaten noch nicht erreichten. Portugal ist ein sehr deutliches Beispiel der wachsenden Abhängigkeit einer alten Kolonialmacht vom englischen System.

8.

Eine stetig wichtigere Rolle spielen die selbständig gewordenen Kolonien, an deren Spitze mit 107 Millionen die Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen, ein Staat neuester Prägung. In diese Reihe sind zu zählen: Brasilien, Mexiko, Argentinien, Peru, Columbia, Chile, Staaten, deren Grundcharakter noch unsicher ist, die aber an internationaler Wirtschaftsbedeutung zunehmen, da überall die Rohstoffländer an Entwicklungssträften wachsen. Sie wurden von Europa aus gewedt und kapitalisiert, stellen sich aber nun auf eigene Füße und gewinnen wohl ausnahmslos durch den europäischen Krieg an Kapital und politischer Bedeutung.

9.

Nachdem die alte eifrige Kolonialmacht Frankreich sich trotz vieler früheren Verluste kolonialpolitisch wieder sehr in die Höhe gearbeitet hat, übertrifft Frankreich mit 98 Millionen Einwohnern und Untertanen alle älteren Kolonialstaaten, verlor aber in der Heimat die Kraft zum selbständigen weltpolitischen Großstaat und mußte sich in gewisse Abhängigkeit von Rußland und Großbritannien begeben. Auch wenn der Krieg für Frankreich nicht besonders ungünstig schließen sollte, so wird es kaum noch starke weltpolitische Ausdehnungskräfte übrigbehalten, weil es seine schweren Menschenverluste nicht wird ersetzen können.

10.

Die mächtigste Erscheinung der bisherigen Weltgeschichte ist das vielgegliederte großbritannische Weltreich mit 440 Millionen Menschen, massenhafter als China, durch den Besitz Indiens mit seinen über 300 Millionen Einwohnern. Man kann sagen, daß hier ein altasiatischer Körper mit stark steigenden Kolonialländern und einem zwar kleinen, aber sehr energischen europäischen Heimatsstaate verbunden sind, und zwar so verbunden, daß bisher der Krieg die Verbindung nicht gelockert, sogar in den Kolonialländern gestärkt

hat. Hier umfaßt ein Oberstaat alle sonst in der Geschichte nach- und nebeneinander auftretenden Staatsformen und hat einen nach allen Seiten sich regenden Ausdehnungstrieb, einen Römertrieb auf neuzeitlicher Grundlage. Mit diesem riesenhaften Staate müssen im Laufe der Zeit alle wachsenden Staaten in Krieg kommen, die sich nicht kampflos in sein Weltssystem einfügen wollen. Jetzt sind wir in dieser Lage.

11.

Die mitteleuropäischen Staaten, zunächst Deutschland, Oesterreich und Ungarn, sind innerhalb des Kampfes der Weltmächte eine Geschichtserscheinung, die erst noch in der Bildung begriffen ist und ihre endgültige Form noch nicht gefunden hat. Der große Krieg zwingt uns zum Zusammenschluß und nötigt uns, die Zukunftsfrage unseres Daseins klar zu erfassen. Da wir zurzeit alle Kolonien mit Ausnahme von Deutsch-Ostafrika verloren haben, ist fast alle überseeische Außentätigkeit von neuem anzufangen, falls es uns gelingt, Weltmacht zu bleiben oder vielmehr durch den Krieg erst recht zu werden. Da ferner Serbien, Montenegro, Belgien, Kurland, Polen zurzeit von unseren gemeinsamen Truppen besetzt sind, steht eine Neuregelung der Grenzen bevor, sobald das Ergebnis des Krieges so unzweifelhaft sein wird, daß Freund und Feind es anerkennen müssen. Wir kämpfen darum, ob wir entweder in das englische oder russische Herrschaftssystem einbezogen werden, oder eine Großmacht zwischen Rußland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten kraft eigener militärischer und wirtschaftlicher Leistung sein können.

12.

Es wird in den Zeitungen unserer Gegner so dargestellt, als ob durch völlige Besiegung der mitteleuropäischen Staaten der Weltfrieden herbeigeführt würde. Das ist durchaus falsch, denn es bleiben auch dann noch genug streitende Weltmachtkörper und sinkende Staaten. Nichts würde die zeitweilige Einträchtigkeit unserer Gegner sicherer zerstören als der von ihnen angestrebte vollkommene Sieg über Mitteleuropa. Im Gegenteil, kann man sagen, daß die Aufrichtung eines starken mitteleuropäischen Gebildes voraussichtlich eher dazu beiträgt, die Zukunft der Menschheit auf eine Art Gleichgewicht der Weltstaaten zu stellen. Jedenfalls sollen wir uns nicht einreden lassen, als ob die anderen den Weltfrieden in ihren Händen trügen, und sollen glauben, daß mindestens so viel oder mehr Menschheitszukunft bei uns wohnt als bei den anderen zusammen.

Paul Rohrbach / Der Weg zum Siege

Im russischen wie im englischen Parlament ist durch den Mund der leitenden Staatsmänner fast gleichzeitig die Erklärung abgegeben worden, das Kriegsziel sei, wenn auch nicht die Vernichtung Deutschlands, so doch die Vernichtung des preußischen Militarismus. Unter diesem letzteren verstehen unsere Gegner den vermeintlichen Gedanken einer vermeintlich in Preußen-Deutschland während der Zeit vor dem Kriege zur Herrschaft gelangten Partei, die mit Waffengewalt eine deutsche Vorherrschaft in der Welt aufrichten will. Hierüber gibt es im Auslande eine ganze Literatur. Man hat teils schon vor dem Kriege, teils während des Krieges mit Eifer und Geschick alles zusammengetragen, was in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren an

Äußerungen, die im Sinne deutscher Herrschaftsziele zu verstehen waren, irgendwo geredet oder gedruckt worden ist, und hat daraus höchst eindrucksvolle Bücher und Broschüren gemacht, die die Welt von der deutschen Gefahr überzeugen sollen. Die Wirkung dieser Arbeit darf man nicht unterschätzen. Sie hat nicht wenig dazu beigetragen, den Völkern, namentlich den angelsächsischen und romanischen, den Krieg, der von ihren Regierungen als Raubüberfall gegen Deutschland geplant und unternommen wurde, tatsächlich in dem Licht — dem falschen und trügerischen, aber mit dem Schein der Wahrheit umkleideten Licht — eines Kampfes für Freiheit und Kultur erscheinen zu lassen. Die verantwortlichen Macher wissen, daß dies Angeln sind, ausgeworfen, um die unentbehrliche Zustimmung des öffentlichen Urteils zu fördern. Die Völker aber wissen das meistens nicht, und wenn man eine solche mit Zitaten angefüllte Schrift liest und sich dabei in die Stimmung des Durchschnittslesers im feindlichen (oder auch neutralen) Auslande hineinversetzt, so kann man sich schon denken, daß der Kriegswille dort stark angefeuert wird.

Diese Art von Anfeuerung dient für die zum eigenen politischen Urteil weniger befähigte Masse, zu der in diesem Fall bei unseren Feinden auch die Mehrzahl der Gebildeten gehört. Diejenigen, die den Krieg als ihren Krieg gemacht haben, und diejenigen, die während des Krieges gelernt haben, worum es sich in Wirklichkeit handelt, haben aber einen noch viel stärkeren Grund, alle noch vorhandenen Mittel an die Weiterführung des Krieges zu setzen. Dieser Grund ist der, daß sie mit Grauen sehen, was sie für die Zukunft ihrer Völker angerichtet haben, wenn Deutschland nicht besiegt werden kann, sondern statt dessen sich selber siegreich behauptet. Das gilt für alle unsere Feinde, die einen wie die anderen. Um mit Italien als dem kläglichsten anzufangen: wie lange Zeit wird dies von verblendeten und verlogenen Politikern in sein Unglück geschleppte bedauernswerte Volk an der Strafe für den infamen Verrat zu tragen haben, den man es begehen hieß? Italien ist schon heute auf unabsehbare Zeit geschädigt, und was ihm auch die Salandra und Sonnino unter den moralischen und materiellen Knutenhieben, mit denen das reiche England den gemieteten Bravo bedenkelt, in ihrer Verzweiflung noch zumuten mögen — in die Höhe kommt der niederbrechende italienische Gaul schwerlich mehr. Ein Friede aber, in dem Deutschland und seine Verbündeten als die Sieger anerkannt werden müßten, würde dies Ergebnis vor aller Welt und vor Italien selbst so nackt offenbar werden lassen, daß es keine Rettung für die Schuldigen mehr gibt.

Frankreich würde in einem ungünstigen Frieden seine 17 oder 20 an Rußland geliehenen Milliarden verlieren, dazu seine eigenen Kriegskosten, die Schäden und Verluste, die der Krieg auf seinem Boden angerichtet hat, und womöglich noch eine Entschädigung an uns. Das gäbe eine Summe, die selbst für ein reiches Volk wie das französische von furchtbarer Höhe wäre. Dazu der endgültige Sturz von der Höhe der bisher immer noch genährten Hoffnungen auf Elßaß-Lothringen, auf die Revanche und auf die Zurückgewinnung einer führenden Rolle in Europa! Auf absehbare Zeit hinaus, wenn nicht für immer, wäre die französische Nation als Großmacht im früheren Sinne erledigt. Davor und vor dem eigenen Schicksal bangt den Poincaré und Genossen. In ihrer Angst vor dem Siege Deutschlands spritzen sie, um die Kräfte und den Willen des Volkes noch eine letzte Frist (vielleicht eine rettende, so hofft man!) anzuspannen, das aufpeitschende Gift eines hysterischen Hasses

gegen Deutschland mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung in die Adern ihres Volkes hinein. Dieser Haß aber gibt den Franzosen in der Tat für den Augenblick noch erstaunliche Kräfte. Nur kann man damit kein Rennen gewinnen, das über eine lange Bahn geht, — und wir werden die Bahn, so lang sie schon geworden ist, immer noch länger machen können, als die französischen Kräfte reichen.

England hätte vor dem Kriege und ohne den Krieg seine Weltstellung behaupten mögen, wenn es sich nur so weit überwand, uns als gleichberechtigt auf dem Meere und über dem Meere anzuerkennen. Das wollte es nicht. Seine Regierung war der Ansicht: bleiben wir dem Kriege fern, so wird das englische Geschäft trotzdem geschädigt; nehmen wir an ihm teil, so wird es weniger geschädigt, denn der Krieg wird erstens schneller vorbei sein, und zweitens wird die Beute uns gehören; also führen wir mit Krieg gegen Deutschland! Wie nun aber, wenn Deutschland siegt? Der Suezkanal ist ein dünner Schlauch voll Wasser, durch den der Weg nach den rings um den Indischen Ozean gelagerten Hauptländern des englischen Weltreichs führt. Nur Kanada siegt abseits. Wenn als ein Ergebnis des Krieges die politische, wirtschaftliche und militärische Genossenschaft zwischen Mitteleuropa und dem Orient zu einer dauernden Einrichtung wird, so hält diese verbündete Macht mit der einen Hand den Wasserschlauch des Bosporus und mit der anderen den des Suezkanals, und sie braucht nur zuzudrücken, so mag England sehen, wie es auf dem alten Wege der portugiesischen Entdecker ums Kap der guten Hoffnung nach seinem Indischen Ozean kommt. Die Genossenschaft aber kann unterdessen über den Suezkanal verfügen. Das wäre für England schwer zu ertragen, so schwer, daß die wissenden englischen Politiker meinen, es würde überhaupt unerträglich sein. Das haben sie für sich und für ihr Land eingebrocht, als sie sich von Rußland zur Beteiligung am Kriege gegen uns bewegen ließen. Die englische Politik hat zwar anderthalb Jahrzehnte lang die Hölzer zum Scheiterhaufen herbeigeschleppt, auf dem Deutschland verbrannt werden sollte, aber die Fackel zum Anzünden hat Rußland in dem Augenblick, als es ihm paßte, dazugeworfen. Die Furcht vor dem Ende ist es, aus der die tollen Reden in England stammen. Diese Furcht freilich ist so groß, daß um ihretwillen auch die englischen Kräfte bis aufs äußerste werden eingesetzt werden. Wären die Folgen der Niederlage geringer, England würde leichter zum Frieden bereit sein.

Mit Rußland steht es ähnlich wie mit England. Seine Getreideausfuhr muß durch den Bosporus. Davon, daß russisches Getreide reichlich und sicher durch die türkischen Meerengen auf den Weltmarkt kommt, hängen Rußlands Zahlungsbilanz, Rußlands Finanzwirtschaft, Rußlands Kredit und damit auch Rußlands große Politik in entscheidender Weise ab. Wegen Konstantinopel und Gallipoli hat Rußland den Krieg entzündet. Jetzt sieht es: mit der Hoffnung auf den Sieg schwindet das Ziel, die Meerengenpassage fest in die Hand zu bekommen, in aussichtslose Fernen. Alle Opfer sind dann umsonst gebracht, ja nicht nur das, sondern die mitteleuropäisch-türkische Bundesgenossenschaft legt die Entscheidung darüber, ob die russischen Kornschiffe durch den Bosporus und die Dardanellen fahren dürfen, noch viel entschiedener in nichtrussische Hände, als es vor dem Kriege der Fall war. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei werden es, sobald sie Sieger geblieben sind, gemeinsam in der Hand haben, dem russischen Willen nach Raub und Eroberung fortan eine Friedenspolitik vorzu-

schreiben. Will Rußland diese Politik nicht machen, dann droht ihm der Bosphorusverschluß. Dagegen bäumen sich die russische Eier und der russische Stolz bis aufs äußerste. Wäre nicht diese, gerade diese Folge der Niederlage so bestimmt zu fürchten, dann würde auch Rußland sich leichter zum Frieden entschließen.

Solche Gründe sind es, aus denen die Gegner sich weigern, unseren Sieg anzuerkennen und hinzunehmen. Er würde sie so viel kosten, daß sie es vorziehen, zu kämpfen, solange noch Kampfkraft aus der Tiefe des englischen, französischen, russischen Volks herausgeholt werden kann. Das ist in gewissem Sinne ein Verhängnis dieses Krieges, aber es soll uns nicht entmutigen. Wir müssen daraus nur einsehen, daß auch von uns das Äußerste an Kraft geleistet werden muß. Wir kämpfen mit Nationen, deren bisherige Machtstellung in der Welt, deren Hoffnungen und Ziele zusammenbrechen oder schwer eingeschränkt werden müssen, wenn wir sie besiegen. Das müssen wir uns in all der Wucht gegenwärtigen, mit der es die Feinde empfinden, wenn wir begreifen wollen, weshalb jene trotz aller empfangenen Schläge wie hypnotisiert immer wieder den Spruch herfagen: Deutschland muß nieder!

Uns steht jetzt eine Entscheidungsschlacht bevor. Ich meine nicht die in Frankreich, obwohl es nicht unmöglich ist, daß auch dort eine Entscheidung von großen Folgen fällt, sondern ich meine die Schlacht auf dem Felde der Kriegseinsicht und des Kriegswillens in Deutschland, das mit der Aufforderung, die vierte Kriegsanleihe zu zeichnen, für uns abgestimmt worden ist. Wenn wir diese Anleihe zeichnen, so sollen wir bedenken, welche Wirkung von ihrem Ergebnis auf unsere Gegner ausgehen wird. Es kann sein, das Ergebnis ist so, daß es jenen nun endgültig den Mut nimmt, auf den Sieg über uns zu hoffen. Wird es aber gering, zeigt sich in ihm ein Nachlassen des deutschen Willens zum Siege, des deutschen Vertrauens auf den Sieg, dann bedeutet das sicher diejenige Verlängerung des Krieges, die aus der Ermüdung der Feinde sich ergeben würde. Diese Ermüdung müßte uns um so mehr schaden, als sie sich unmittelbar mit dem englischen, russischen, französischen Bewußtsein verbinden würde, wie schwer die Folgen der Niederlage gegen Deutschland wären, und mit der neubelebten Hoffnung: Deutschlands Kraft scheint nachzulassen — nehmen wir nochmals unsere Kräfte aufs äußerste zusammen, so drücken wir die deutschen Schultern schließlich doch auf den Boden! Daß die Dinge nicht diese Wendung nehmen, dafür mitzusorgen, ist jetzt die Pflicht jedes Deutschen, der einen Weg weiß oder finden kann, verfügbare Mittel der Kriegsanleihe zuzuführen.

Th. Viesching / Die neuen Steuern

Gleichzeitig mit den ersten Nachrichten über die Erfolge unserer Truppen vor Verdun erfolgte die mit Spannung erwartete Ankündigung der neuen Steuern, die jetzt in der zweiten Hälfte des zweiten Kriegsjahres dem deutschen Volk auferlegt werden sollen. Sie zerfallen in zwei gesonderte Teile, in eine außerordentliche Steuer, die Kriegsgewinnsteuer oder richtiger Kriegsvermögenszuwachssteuer. Sie soll zur außerordentlichen Tilgung von Schulden dienen. Sie ist ihrer Natur nach eine einmal zu erhebende Abgabe. Die übrigen Steuern: Tabaksteuer, Quittungstempelsteuer, Postgebühren-, Reichsabgabe, Fracht-

urkundenstempel sollen dazu dienen, den Etat für 1916, der dem Reichstag bei seiner bevorstehenden Tagung Mitte März zugehen wird, im Gleichgewicht zu halten. Auch diese Steuern sollen nur für die Dauer des Krieges Geltung behalten. Erst nach dem Kriege soll zur Deckung des erst dann übersehbaren Gesamtbedarfs eine Neuordnung der Reichsfinanzen getroffen werden. Sorge dieser Neuordnung soll sein, was von diesen Steuern zu beseitigen und zu ändern, was von ihnen beizubehalten und in die künftige Finanzversorgung des Reiches einzuordnen sein wird.

Der Zeitpunkt der Einbringung all' dieser Steuern ist nicht zu beanstanden. Wenn der Kriegsvermögenszuwachs erst nach Beendigung des Krieges zur Besteuerung herangezogen würde, so wäre zu befürchten, daß ein großer Teil des Zuwachses auf natürliche Weise, wie Erbschaft, oder durch künstliche Schiebungen sich verflüchtigen würde. Die Feststellung würde immer schwieriger. Der Reichstag hat deshalb schon bisher den größten Wert darauf gelegt, daß ihm dieser Steuerentwurf möglichst frühzeitig zur Verabschiedung vorgelegt werde. Die Gefahr, daß dadurch, daß nur der Zuwachs bis 31. Dezember 1916 in die Steuer einbezogen wird, große Gewinne unbesteuert bleiben, ist nicht groß. Hoffentlich ist bis dahin der Krieg beendet. Auch treten jetzt keine so bedeutenden Vermögensvermehrungen mehr ein, wie in der verflossenen Zeit. Jedenfalls aber wäre das Reich in der Lage, auch für späteren Zuwachs eine besondere Steuer vorzuschlagen.

Der Reichsleitung ist aber auch beizupflichten, daß sie bei der langen Dauer des Krieges und der fabelhaften Höhe der Ausgaben und der dadurch nötig gewordenen Anleihen auch schon während des Krieges die regelmäßigen Ausgaben, wie Zinsendienst, nicht auch wieder auf Anleihen verweisen will.

Mit einer reißenden Vermehrung der Schuldenlast in der Privatwirtschaft geht häufig Hand in Hand eine Verminderung der Sparsamkeit: „Auf die paar Mark kommt es nicht mehr an.“ Häufig hört und liest man, daß ernsthaft bei Forderungen für eine dem Beteiligten besonders wichtig erscheinende Ausgabe oder zur Vermeidung von neuen unbequemen Steuern gesagt wird: „Auf die paar Milliarden Schulden“ — von anderen Beträgen spricht man in der Reichswirtschaft schon nicht mehr — „kommt es vollends nicht mehr an.“ Es ist erfreulich, daß der Leiter des Reichsschatzamt's diesen oberflächlichen und schädlichen Standpunkt nicht teilt. Es ist auch nicht richtig, daß eine Mehrbelastung der Bevölkerung während des Krieges unerträglich sei. Wir haben in den letzten 1½ Jahren gelernt, manches für sehr wohl möglich und erträglich zu halten, was wir vor dem Kriege mit mehr oder weniger Recht als unmöglich und vollends als ganz unerträglich bezeichnet haben. Allerdings aber wird bei neuen Belastungen während des Krieges genau darauf zu achten sein, daß neue Steuern diejenigen treffen, die im übrigen gerade während des Krieges am leistungsfähigsten geblieben sind. Daneben aber dürfen wohl während der Dauer des größten Weltkrieges Abgaben erhoben werden, die auf weite Kreise des Volkes sich verteilen unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß dadurch die ohnehin geminderte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, die bei vielen an der unteren Grenze des notwendigen Unterhalts angekommen ist, nicht vollends vernichtet wird.

Wenn also an sich gegen die Einbringung neuer Steuern anlässlich der Deckung des neuen Reichshaushalts-

plans keine ausschlaggebenden Gründe geltend gemacht werden können, so muß auf der anderen Seite genau geprüft werden, ob diese Steuern den besonderen und völlig veränderten Verhältnissen, in die uns der Weltkrieg in Deutschland versetzt hat, angemessen sind. Leider kann in diesem Punkte, insbesondere in der Begründung der Standpunkt der Reichsleitung nicht gebilligt werden. Die Begründung der verschiedenen indirekten Steuern und die Ablehnung weiterer direkter Steuern für das Reich hätte genau mit denselben Worten in einer Steuervorlage der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts und des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts ihren Platz finden können. Unwillkürlich legt sich der Gedanke nahe, daß die größten Erlebnisse der Weltgeschichte auf die Finanzgebarung der verbündeten Regierungen einen irgend erheblichen Einfluß nicht gehabt haben. Nach wie vor wird der mit der Verfassung des Deutschen Reichs durchaus nicht im Einklang stehende Satz aufgestellt oder verteidigt, daß die direkten Steuern den Einzelstaaten und Gemeinden, die indirekten dem Reich zu überlassen seien. Wenn auch der Artikel 70 der Verfassung, insbesondere in der Fassung des Gesetzes vom 14. Mai 1904, eigene Reichsteuern als Einnahmequellen vorsieht, so sind doch grundsätzlich bis heute die Bundesstaaten verpflichtet, soweit die Einnahmen die Ausgaben nicht decken, den Fehlbetrag nach dem Verhältnis der Kopfzahl der Bevölkerung der einzelnen Bundesstaaten zu decken. Wenn das Reich also zur Deckung des Fehlbetrages keine neuen Reichsteuern schafft, so müssen die Bundesstaaten diesen Fehlbetrag auf sich nehmen, denn sie sind nach der Verfassung die Träger der Reichsfinanzen. Die Bundesstaaten mußten aber zur Deckung dieses Fehlbetrages in Verfolgung des genannten Grundsatzes ihre direkten Steuern aufs äußerste anspannen, da indirekte Steuern auf Tabak usw. allerdings, wenn notwendig, am zweckmäßigsten durch Reichsteuern aufgebracht werden. Der Inhalt unserer Verfassung verlangt also eine derartige Scheidung nicht. Maßgebend für die Art der Steuer sind vielmehr die allgemeinen Grundsätze, nach denen die Steuern aufzulegen sind, insbesondere die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Steuerzahlenden. Diese wird durch die Höhe der aufzubringenden Beträge natürlich wesentlich beeinflusst. Nun behauptet die Begründung, die Belastung des Vermögens und Einkommens durch die Kriegsvermögenszuwachssteuer und die Steigerung der Einkommens- und Vermögenssteuern in den Einzelstaaten und Gemeinden sei so groß, daß eine weitere Steigerung unmöglich sei. Dies trifft nicht zu. Insbesondere ist auch die Erhöhung der Einkommens- und Vermögenssteuern in Preußen nicht so hoch, daß sie nicht eine Steigerung ertragen könnte. Ein Zuschlag von 1 Mark auf 1000 Mark, wie ihn Württemberg im Kriegsjahr 1915 aus dem durch den Wehrbeitrag festgesetzten Vermögen erstmals erhoben hat, wurde ohne Schwierigkeit getragen. Bedenklich aber ist es, schon jetzt während des Krieges die direkte Besteuerung der Bevölkerung durch das Reich als unmöglich darzustellen. Denn wenn die jetzige Steuervorlage auch nur ein Vorspiel zu der Friedensbesteuerung bildet, so enthält das Vorspiel wie bei der Musik die Grundzüge und Melodien des kommenden Hauptwerks. Die vorgeschlagenen indirekten Steuern werden wohl nicht in der Form oder Höhe bestehen bleiben, es ist aber zu befürchten, daß sie nicht verschwinden, vielmehr nach oben ausgebaut werden. Die Einzelstaaten und Gemeinden werden nach dem Kriege ihre Steuern, insbesondere die Einkommensteuer, noch weiter erhöhen müssen, so daß die Reichsleitung, wenn ihr jetziger Standpunkt anerkannt würde, sich

ganz auf die indirekten Steuern zur Deckung der laufenden Milliardenmehrausgaben zurückziehen müßte. Es muß deshalb mit allem Nachdruck verlangt werden, daß die Grundsätze, die der neuen Friedensbesteuerung zugrunde zu legen sind, jetzt schon vom Reichstag auch bei dieser Steuervorlage berücksichtigt werden.

Die Entwicklung der Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten hat in der Vergangenheit zu einer möglichen Trennung beider Gebiete geführt. Die Umlage in Form der Matrifularbeiträge war immer nur ein Schreckgespenst für die Einzelstaaten, das sich nie verwirklicht hat. Dem grausamen Spiel wurde durch die Bestimmung ein Ende bereitet, daß der Anteil an der Umlage des Fehlbetrags auf 80 Pf. für den Kopf der Bevölkerung festgelegt wurde. Die Einzelstaaten hatten die Erträgnisse ihres eigenen Staatsvermögens und die Einkommen- und Vermögenssteuern für sich. Dies führte dazu, daß die großen Einzelstaaten mit ertragsfähigen Eisenbahnen und lohnendem Bergwerksbesitz in Geld schwammen und ihre Steuerzahler weithin schonen konnten, während kleine Staaten wenig aus den Erträgnissen des eigenen Vermögens zu schöpfen in der Lage waren und deshalb vollends bei der unverhältnismäßigen Höhe ihrer Generalunkosten die Steuerfahne um so mehr anziehen mußten. Das Reich, das außer der Reichspost und den reichsländischen Eisenbahnen keinen ertragsfähigen Besitz hat, war lediglich auf Steuern aller Art angewiesen. Seine Finanzen waren daher bei der fortgesetzten Steigerung aller notwendigen Ausgaben, insbesondere für Heer und Flotte, immer im Fluß, die zahllosen indirekten Steuern, die nach immer kürzerer Zeit notwendig wurden, führten zu einer fortgesetzten Beunruhigung von Handel und Verkehr und zu starker Belastung der Massen. Wenn die Trennung der Finanzen von Reich und Bundesstaaten nach dem Krieg in gleicher Weise fortbestehen würde, so würden sich diese Zustände verschärfen, wir hätten in ganz kurzer Zeit wieder ein großes Preußen mit glänzenden Finanzen, mehr oder weniger notleidende kleine Bundesstaaten und das Reich, das mit der ganzen unendlichen Last des Krieges allein beschwert ohne wesentliche eigene Einnahmen einzig auf Steuern verwiesen wäre, die aufs schwerste in das sich aufs neue emporringende wirtschaftliche Leben des Volkes eingreifen müssen. Das würde unhaltbare Zustände schaffen. Das Reich hat den Krieg als Einheit geführt, Reichsheer und Reichsflotte allein haben das siegreiche Durchhalten verbürgt, Reichsmaßnahmen im Innern haben trotz Widerstrebens einzelner Bundesstaaten das wirtschaftliche Durchhalten ermöglicht. Die Anleihen mit der Zinsen- und Tilgungslast sind Reichsanleihen, die Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenfürsorge ruht allein auf seinen Schultern. Der Friede muß nicht bloß die Sicherung des Reiches gegen außen gewährleisten, er muß dem einheitlichen Volk auch im Innern möglichst einheitliche Zustände bringen. Die Lasten müssen von dem gesamten Vermögen Deutschlands getragen werden, nicht bloß vom Vermögen und der Leistungsfähigkeit des einzelnen Staatsbürgers, sondern auch vom Vermögen der einzelnen Staaten. Das einfachste Mittel wäre die Einwerfung der großen Vermögensgegenstände der Eisenbahnen und Bergwerke in das Vermögen des Reichs, selbstverständlich gegen Entschädigung. Die Reichseisenbahnen könnten durch die Steigerung

des Verkehrs und eine einheitliche Tarifpolitik eine reiche Einnahmequelle für das Reich werden, der Besitz großer Kohlengruben würde den Einfluß auf die Förderung und Preisbildung der Kohle erheblich stärken und die Zwangsindizierung wesentlich erleichtern.

Leider ist festzustellen, daß der Gedanke der Reichseisenbahnen fast überall auf Widerstand stößt. Wenn die kleineren Staaten, wie Bayern, Sachsen und Baden, für die die Einführung von Reichseisenbahnen eine finanzielle Einbuße nicht bilden würde, sich sogar auf diesem Verkehrsgebiet auf ihre partikularen Rechte stützen, so ist es nicht zu verwundern, wenn auch Preußen mit seinen Rieseinnahmen, die weiterer Steigerung fähig sind, einem solchen Gedanken abhold ist. Und der Gedanke der Reichsbergwerke ist noch nirgends ernstlich erörtert worden. Muß also wohl leider jetzt noch auf die Durchführung dieses Gedankens verzichtet werden, so kann doch das Reich als solches das Vermögen der finanziell selbständigen Einzelstaaten nach seinem Ertrag zur Steuer heranziehen. Fahrkartensteuer und Frachtturkundenstempel haben nur die Kunden der Eisenbahn belastet, ohne den Eigentümer der Eisenbahn wesentlich zu berühren oder auf den Ertrag der verschiedenen Eisenbahnen Rücksicht zu nehmen. Wenn solche Verkehrsbelastungen in Zukunft bei der Höhe der zu deckenden Ausgaben nicht zu entbehren sind, ja jetzt schon gesteigert werden sollen, so ist auf der anderen Seite das Vermögen dieser einzelnen Eisenbahnen nach seinem Reinertrag zur Steuer heranzuziehen, auch wenn sie Eigentum der einzelnen Bundesstaaten sind. Ebenso verhält es sich mit den übrigen ertragsfähigen Vermögen der Bundesstaaten. Diese Forderung setzt mit Folgerichtigkeit die Erhebung einer Vermögenssteuer durch das Reich voraus.

Der Gedanke der Reichsvermögenssteuer ist schon oft erörtert worden. Er ist aber durch die dem Krieg vorangehende Gesetzgebung der Verwirklichung schon sehr nahe gebracht. Was ist „der einmalige außerordentliche Beitrag vom Vermögen und auch vom Einkommen“, zahlbar in drei Jahren (§ 1 und 53 des Wehrbeitragsgesetzes) etwas anderes, als eine für drei Jahre, und zwar bis ins Jahr 1916 hinein festgesetzte Reichsvermögens- — ja in gewissem Sinn — Reichseinkommensteuer? Ist das Besitzsteuergesetz, das die Veranlagung sämtlicher Vermögen von mehr als 20 000 M. in regelmäßigen, drei Jahre währenden Zeiträumen von Reich wegen fordert, etwas anderes als ein Reichsvermögenssteuergesetz? Der Umstand, daß nur der Teil des veranlagten Vermögens, um das dieses sich seit der letzten Feststellung vermehrt hat, der Besteuerung unterworfen ist, ändert hieran grundsätzlich nichts. Von einem Teil des Vermögens wird jedenfalls jetzt schon eine Reichsteuer erhoben. Es bedarf nur weniger Änderungen des Besitzsteuergesetzes, um es ohne Schwierigkeiten zu einem Vermögenssteuergesetz umzuwandeln. Insbesondere genügen, wenn man nicht auch Vermögen unter 20 000 M. zur Reichsteuer heranziehen will, die Vorschriften über die Veranlagung vollkommen. Nun soll das Besitzsteuergesetz neben dem Kriegsgewinnsteuergesetz auch fernerhin zu Recht bestehen. Das Vermögen, wie es auf den 31. Dezember d. J. sich berechnet, wird nach beiden Gesetzen alsbald nach Ablauf des Kalenderjahres festgesetzt, kein Besitzsteuergesetz mit Beschränkung auf Vermögen von 20 000 M. und mehr, nach dem Entwurf des Kriegsvermögenszuwachssteuergesetzes sogar bis zu Vermögen von 7000 M. herab. Es begegnet also keinerlei Schwierigkeiten, daß aus diesem, auf 31. Dezember

1916 festgestellten Vermögen eine allgemeine Reichsvermögenssteuer neben der Vermögenszuwachssteuer erhoben wird. Und zwar unter gleichzeitiger Einbeziehung der Erwerbsgesellschaften und des ertragsfähigen Vermögens der Einzelstaaten zur Vermögensbesteuerung.

Ein solches Gesetz wäre schon jetzt gleichzeitig mit den von der Regierung vorgeschlagenen Steuergeszentwürfen zu verabschieden. Das Deutsche Reich würde dann jetzt schon im Kriege eine Grundlage für die Besteuerung im Frieden bekommen. Bei einer solchen Grundlage könnte von einem späteren Ausbau gesprochen werden. Die Leistungsfähigkeit des einzelnen wie der Bundesstaaten würde von der Steuer erfaßt. Bei der Vermögenssteuer könnte ohne eine zu starke Belastung des Steuerpflichtigen der Einzelstaat Zuschläge erheben, wie das schon vereinzelt während des Krieges geschehen ist. Ob aus dieser Gesetzgebung in späteren Jahren aus der Not der Zeit eine Vereinheitlichung des ganzen Finanzwesens in Reich und Einzelstaat hervorgehen wird, das kann zunächst der Entwicklung der hoffentlich bald kommenden Friedensjahre überlassen bleiben.

E. D. Gallwig / Volkslied und Tonkunst in der Gegenwart

Was ein Volkslied ist, das hat den meisten unter uns erst dieser Krieg einmal wieder nahegebracht. Wir kannten es wohl, wir in den Städten, aber das war dann ein künstlich am Leben erhaltenes Gewächs auf Konzertpodien oder — der bessere Fall — in der Pflege der Hausmusik. Immer eine Veranstaltung im feierlichen Saal oder in den Schranken des Hauses; längst entfällt in den Städten das freie Musizieren, sofern es nicht in diesem Rahmen bleibt, unter den Begriff des ruhestörenden Lärms, dem im Hintergrund ein polizeilicher Paragraph gesetzt ist . . . Jetzt wissen wir, wie es ist — wenn das Volk singt. Wir laufen ans Fenster, wir laufen ins Freie, wenn die abgerissenen Töne aus der Ferne her zu uns bringen, zu Melodie werden und näher kommen, und wenn dann, gebunden an den Marschrhythmus unserer Feldgrauen, das Lied an uns vorüberzieht, das Volkslied an seinem ihm ursprünglichen Platz, als unmittelbarer Stimmungsausdruck des Augenblicks. Immer wieder hört man vor allen dieselben Weisen: das dithyrambische „Deutschland, Deutschland über alles“, das schwungvolle „Halte aus . . .“ und das anspruchslose Lied von den Vögeln im Walde, in welchem — wer mag Sinn und Deutung dafür angeben? — die einzelnen Strophen des alten Soldatenliedes „Ich hatt' einen Kameraden“ durch einen Refrain geteilt sind:

Gloria! Vittoria!
Mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vögel im Walde,
Die sangen so schön;
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!

Daß dieses letztgenannte das meistgesungene Lied unserer Soldaten ist, in den Schützengräben, ebenso daheim wie auf den Dienstplätzen der Garnisonen und in den Kasernen, hat bei Leuten von einer bestimmten künstlerzieherischen Richtung bereits Mißbilligung erfahren. Sind denn nicht, so sagen sie, aus der Zeit dieses Krieges heraus Lieder über Lieder ent-

standen? Kräftige, prächtige Worte und gediegener Satz? ... Wir kommen von einer Zeit, die keine Volkstunst hatte und die daher auch nur mehr wenig wußte von den Lebensbedingungen des Volksliedes; auch der Krieg kann da nicht das Wunder tun, uns diese Blüte einer Kultur von heute auf morgen zu schenken. In den letzten Jahrzehnten ist unser Heer fast die einzige Stelle gewesen, an der das Volkslied als natürlich wachsende Gattung in Wahrheit zu Hause war, und die Gepflogenheiten der Organisation unserer Heeresverwaltung brachten es mit sich, daß die Soldaten die Verbreitung dieses Volksliedes über das ganze Land übernahmen: eine Art von systematisierter Fortsetzung des Bagentums im Mittelalter. In dem Durcheinanderschießen der Militärpflichtigen in den Garnisonen aller Teile Deutschlands, wobei Ost zu West, Süd zu Nord zueinander kam und umgekehrt, wurden mit den Leuten auch die Lieder aller Gauen in Bewegung gesetzt. In einer Garnison Ostpreußens war das Leib- und Magenlied der Soldaten im Frieden ein über Bayern aus Tirol eingeführter Sang:

Das schönste in der Welt
Ist mein Tirolerland
Mit seinen stolzen Höhen
Und seiner Felsenwand! ...
u. s. w.

Bei Nachfragen erwies es sich, daß nur ein kleiner Teil der Mannschaften wußte, wo Tirol zu suchen sei; Wortrhythmus und Melodie hatten das Lied populär gemacht, so daß es von einer Dienstzeitgeneration zur anderen vererbt wurde. So auch sind sehr viele in Norddeutschland von den Soldaten gesungene Lieder schwäbischen Ursprungs, die im Gebrauch abgewandelt und heimischen Verhältnissen angepaßt wurden. Bekannt ist, daß alle Versuche der Heeresleitung, wertvolle Gesänge einer bestimmten Tendenz, vaterländisch oder heldenverehrend, in Friedenszeiten als Marschlieder u. dergl. im Heer einzuführen, keinen Erfolg gehabt haben; sie wurden gesungen als Paradestücke; wenn aber den Leuten aus sich heraus die Lust zum Singen kam, dann waren es doch immer wieder die alten langgewohnten Weisen ...

Wenn man sich diese Erscheinungen und Erfahrungen vergegenwärtigt, wie wenig im Volk die Liebe zum Lied sich auf bestimmte Feinheiten des Wort- und Tonsinnes und des Ausdrucks stützt, die im Kunstliede wirken, so kann es uns nicht wundernehmen, daß unsere Soldaten auch jetzt im Kriege ihrer Friedensliebe treu geblieben sind und daß das Lied von den Vögeln im Walde mit ihnen hinauszog. Heimatsbilder, Heimatsklänge werden in ihm lebendig; nichts Starkes, Abgeschlossenes drängt sich dem Empfinden entgegen: Worte und Melodie sind nur wie ein schwanker Steg, auf welchen das Gefühl sich über die stürzenden Wogen des Lebens der Stunde im Kriege hintastet. Erst wenn unsere Soldaten keine Soldaten mehr sein werden, sondern im Friedensleben wieder anwurzeln, werden die Lieder, die dieser Krieg zur Blüte brachte, in Fühlung zu ihnen treten können. Jetzt, wo ihr Dasein der Lebensforderung der Minute gehört, stellt die objektivierende Kühle, die bei der Temperatur aller, auch noch der bewegtesten Dichtung ist, eine Ferne des Zeitgenössischen in der Kunst für sie dar, aus welcher unmittelbar nichts in ihr tiefstes Inneres gelangt.

Wertvolle Kriegsliteratur ist in diesen anderthalb Jahren in Fülle um uns her in die Höhe gewachsen; das Maß an Wertvollem in der dazugehörigen Musik blieb daneben (eine ganz natürliche Erscheinung!) weit zurück. In den Soldatenchören unserer Kriegsgarnisonen und Lazarette ist

vieles von diesen Kompositionen lebendig geworden; wenigstens darunter, das aus eigenem und würdig dastand; manches sogar peinlich schlecht. - Worte von Helden, Vaterland, Kampf und Tod und dazu eine Musik, die den Idealen der platten Operettenschlager der letzten Jahre nachging; Illusionen erweckte von Marschen, wie sie bei Altischlüssen beliebt sind, zu deren ordinären Rhythmen ein Heer von Soubretten aus den Kulissen quillt. Wenn man unsere Feldgrauen mit aller Hingabe diese Dinge singen hörte, war einem, als geschähe ihnen etwas Entwürdigendes, so gut auch die Sache von den Unternehmern solcher Veranstaltungen gemeint war. Der Sinn für die Würde des musikalischen Ausdrucks ist eben noch viel weniger als der Sinn für die Würde des Wortes ein Naturprodukt.

Der aller kleinste Teil der musikalischen Lyrik dieses Krieges wird überhaupt bislang zum Leben in der Öffentlichkeit gekommen sein. Nur weil ich gerade mit ihnen beschäftigt bin, nicht weil ich sie hinausheben möchte über alle Neuererscheinungen, will ich hier die bei E. F. Bieweg-Berlin herausgegebene Sammlung „Deutsche Lieder aus großer Zeit“ erwähnen. Es sind einfach volksmäßig gebrachte Verse, häufig berichten sie in knappen Worten von den Taten dieses Krieges in einem gewissen Landstreckton; die Musik begleitet die Strophen sehr lebendig. Es sind Lieder, die für eine Singstimme mit Klavierbegleitung und solche, die für Chor bestimmt sind. ... Die dreistimmigen Soldatenlieder von Hans Haym, im gleichen guten, volkstümlichen Geist gedacht, gehen im musikalischen Wert noch über diese Sammlung deutscher Lieder hinaus.

* * *

In den Gebieten der eigentlichen Tonkunst ist der Kriegsgenius so wenig wie auf allen anderen Kunstgebieten ein Genius der Schaffenden gewesen in dem Sinne, daß aus der Wucht des Geschehens große Kunstwerke aufgeblüht wären. Niemandem, der innere Fühlung zu künstlerischen Lebensbedingungen hat, ist das verwunderlich. Von allen Künsten ist die Musik die letzte, die die Dinge des Lebens in ihrer Wiedergeburt dem Licht des Tages neu schenkt. Das Denkmal der Tonkunst, das diesem unseren deutschen Kriege einmal von einem Deutschen gesetzt werden wird — ein Riesendenkmal müßte es sein! —, das mag vielleicht nach Jahrzehnten, auch nach Jahrhunderten erst entstehen. Die Kunst hat ihre eigenen Zeitmaße. Dem Geist Luthers und der deutschen Reformation wurde zwei Jahrhunderte später das Werk Johann Sebastian Bachs das tonkünstlerische Monument; dem Völkerfrühlingssturm an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts das symphonische Werk Beethovens. Daß wir nicht heute schon neue Kriegssymphonien unter uns haben, ist ein Hochstand unserer Tondichter; wir, die Aufnehmenden, sind überdies in diesem Punkt der Mittelmäßigkeit gegenüber empfindlich geworden; die kriegerische Tondichtung, mit welcher Felix Weingartner in den ersten Kriegsmonaten auf dem Plan erschien, wirkte um dieses ihres gewaltigen Anschlusses an die Zeit halber viel oberflächlicher, als es ihr ihrer Arbeit nach zutram: ein Kriegspotpourri, das so schnell wieder verschwunden ist, als es erschien.

Jetzt, wo das zweite Kriegsjahr seine Mitte überschritten hat, sind in unserem musikalischen Leben, dessen Herzschlag so stark wie nur je mit unserem Herzschlag zusammengeht (überall sind die Konzert- und Opernhäuser voll!), ein paar Tondichtungen aus der Zeit zu Gestalt gekommen. Das eine: Max Reger, eine vaterländische Ouvertüre, das andere eine

Kantate „Kampf und Friede“ von Otto Taubmann. Die Uraufführung des zweiten Werkes fand unlängst in Bremen statt.

Mag Reger greift in der Ouvertüre zu seiner ihm besonders eignenden und hochkultivierten Begabung der kontrapunktischen Verarbeitung gegebener und freier Themen. Er übernahm dabei als thematisches Material vier Melodien, die in ihrer Zusammenstellung uns Deutschen der musikalische Ausdruck alles Kriegerischen und Siegerischen geworden sind: „Deutschland, Deutschland über alles“, „Ich hab mich ergeben“, „Es braust ein Ruf“ und „Nun danket alle Gott“. Sie umwinden im Bau des Werkes die Grundpfeiler zweier frei erfundener, starker und plastisch sehr ausdrucksvoller Themen; das eine ein Kampfmotiv von aufsteigender Leidenschaft, ein *Animato fortissimo* bis zu seiner letzten Entfaltungsmöglichkeit führend, das andere eine sanft bewegte Friedensmelodie, von den Streichern und Holzbläsern wunderschön gemalt. Reger hat seine Sprödigkeit der Instrumentierung gegenüber heute überwunden und steht als ein Beherrscher des Orchesters da ... Nach den ersten, kurzen Einleitungstakten treten motivische Stücke aus der Melodik der Lieder hervor, meisterhaft durchgeführt und wie eingehüllt in eine träumerische Stimmung, die dann das erste Hauptthema, das Kampfmotiv, jäh durchbringt. Noch kehrt die Ruhe in den weitergeführten Liedmotiven zurück, aber immer enger bedrängt von den kriegerischen Weisen, die sich mit schmetternden Hörnern zu der Melodie der Strophe: Es braust ein Ruf ... zusammenballen. Wieder weicht die Erregung; das Friedensmotiv weitet sich und mit ihm eine leise Vorahnung des später eingreifenden: „Nun danket alle Gott“ ... Aber die früheren Motive des Kampfes und der Erregung drängen wiederum heran; ein leidenschaftliches Gegendrängen mit den Weisen des Friedens und den immer weitergeführten Liedmotiven beginnt. Alle Instrumente, prachtvoll gegliedert, greifen in den Kampf ein; als es zum höchsten Grad der Erregung gekommen ist, setzt sich das Friedensthema durch, jetzt nicht mehr träumerisch und ruhig, sondern fest und gebieterisch. Damit ist der Sieg dieses Themas errungen und die von den Kampfmotiven befreiten Liedweisen strömen klar und jubelnd dahin. Wie hier die Motive, überrascht von dem „Nun danket alle Gott“ der Trompeten und Posaunen, zusammengefügt, übereinandergetürmt und chromatisch gesteigert sind — das war der Reger, dem eine solche gigantische Art heute keiner nachzutun vermag. ... Der Komponist nannte sein Tonwerk eine vaterländische Ouvertüre und widmete es dem deutschen Heer. Daß es für uns in der Tat das Tondenkmal, bis dahin das einzige, das dieser Zeit gemäß ist, sein kann, dafür ist nicht sein gedanklicher Inhalt geltend zu machen; nicht der Wortsinne der Lieder, den uns ihr musikalischer Ausdruck zuträgt. Die Dinge des großen Stiles liegen künstlerisch tiefer; Reger hat die starke Hand, die so weit und sicher sich spannt, daß sie ein Chaos in die Logik der Gestalt, in die Form zwingt, die Konzeption und Wille ihm vorschreiben.

Ein Wesen ganz anderer Art ist Otto Taubmanns Kantate. (Der in Chiemnig ansässige Komponist lenkte vor einigen Jahren mit seiner Deutschen Messe zuerst die Aufmerksamkeit auf sich.) Worte von erschütternder Größe, der Offenbarung des Johannes entnommen, liegen dem Werk zugrunde; der Fall, der Fluch und die Belagerung Babels bilden den ersten Teil; dann im zweiten die Prophezeiung von dem neuen Himmel und der neuen Erde und im letzten der Jubel und das Halleluja der Erlösten, die überwunden haben. Die Ausführungsmittel: Großes Orchester mit be-

sonderer Heranziehung aller Klangmöglichkeiten der Moderne, Chor und AltSolo. ... Die durch den Text bedingte formelle Gliederung ist dem ersten Teil des Werkes nicht günstig. Von schmetternden Hörnern und Chören klingt es: Sie ist gefallen, Babylon, die große! ... Ein Anfang und zugleich ein dramatischer Höhepunkt; er ist die Vorausnahme der nun folgenden Schilderungen ihrer Sünden und des Kampfes um sie; wir werden dabei, von dem musikalisch starken Anfang ausgehend, nicht in Steigerungen aufwärts zu einem Gipfel geführt, sondern der Weg senkt sich von dem Ausgangshöhepunkt mehr und mehr in die Ebene epischer Breite, die weiterhin in den Klagegesang der Könige der Erde übergeht. Der thematische Unterbau des ersten Teiles ist das Gottesmotiv, das in einzelnen Figuren auch den zweiten und dritten durchzieht. Der lyrische zweite Teil, für AltSolo mit konzertierender Instrumentalbegleitung komponiert, ist musikalisch ausdrucksdurstig und nicht frei von billigen Anleihen in Melodie und Farbe. Der dritte Satz bringt eine vorzüglich gearbeitete Chorfuge; etwas von Händelscher Kraft spricht aus der weiten energischen Führung der Linien. Zum Schluß folgt eine musikalische Überraschung. Eine Generalpause läßt den mächtig zusammengetriebenen Fugenaustausch in sich zur Ruhe kommen; da intoniert ein Chor der Instrumente: „Deutschland, Deutschland über alles“ ...; die Melodie entwickelt sich rein liedmäßig bis zum Ende, dann greift noch einmal die jetzt rhythmisch straff gedrängte Chorfuge ein; die im stärksten *Fortissimo* — Posaunen, Hörner und Trompeten — gebrachte Wiederholung der Deutschlandmelodie wird jetzt zum *Cantus firmus*; in der Zusammenschweifung mit der Fuge gibt das eine mächtige letzte Gipfelfung.

Und doch, trotz der gesteigerten Einzelheiten ist bei Taubmanns Kantate nicht von einem Stück monumentaler Kunst zu reden, wie man es bei der Regerkomposition tun kann. Die Umschaffung des großen textlichen Gegenstandes in das Musikalische ist, allen starken Ausdrucksmitteln zum Trotz, die Taubmann als ein guter Könnner beherrscht, schwach geblieben. Es ist, als verlasse sich die Größe der Musik zu sehr auf die Größe ihres Gegenstandes, die gewaltigen Bibelworte und unsere Nationalmelodie. Taubmann zwang seinen gewaltigen Stoff nicht, und da sein Tonwerk uns nicht zum Symbol unseres Zeiterlebens werden konnte, drückte sein unerfüllt gebliebener Anspruch es auf ein niedrigeres Wertmaß herunter. Außer Betracht sollen hier gewisse erklärende Hinweise, die in Zusammenhang mit der Uraufführung auftraten, bleiben, in denen wörtliche Textbeziehungen zwischen Babylon und England festgelegt wurden; vermutlich tut man dem Komponisten schweres Unrecht, wenn man ihn mit derartigen Taktlosigkeiten zusammensehen wollte; ein Sinn, der sich in solchen Auslegungen und Beziehungen im Kunstwerk gefällt, ist eine Art des Deutschseins, vor welchem unser wirkliches Deutschland uns behüten möge.

Bertha Duenjng/Knabenchorkonzert 1916

Knaben singen im Chor. 800 Sänger. Ein eigener Anblick.

Da ist die große Rotunde, das vornehmste Lokal der Stadt, die moderne, dem Pantheon nachgebildet, von klassischen Säulen umrahmt, dem Kolosseumbedürfnis der Großstadt entsprechend: weit, weit und so voller Raum — wie die Zukunft. Helle Zukunft, der das Licht aus mächtiger Kuppelhöhe herabstrahlt, blendend, vielversprechend.

Unten der bunte Kreis der Hörer, in weichen Sesseln, in weitausladenden Kränzen, in Rängen, hoch und höher aufsteigend bis zu den obersten Stufen, die zugleich die niedrigsten sind: Menschen, alles Menschen; die einzelnen verschwindend im Haufen.

Es ist sehr voll.

Sie kamen alle, die gerufen waren. Sie ließen sich leichter rufen als sonst. Die Ohren sind zarter geworden, empfänglicher, wie scharf zubereitetes Erdbreich nach dem Pfluge. Das ist gut für die junge Saat. — Sie kamen; trotz Sturm und Regen, trotz der ungünstigsten Witterung, der weiten Wege. Trotz der Zeit. Trotz der Gegenwart. Trotz allem, was uns abhält, heute, und nun sitzen sie da in Erwartung: behaglich, ernst, zerstreut, gedankenvoll — je nachdem. Ganz wie sonst. Und doch alles anders.

Wofür singen diese Knaben? fragt ein wohlgepflegter älterer Herr mit einem gutmütigen Gesicht. Wohl ein Fremder, der nur dem Strom der Menge gefolgt ist.

„Wofür? — Sie singen“ — bemerkt nach einigem Nachdenken sein Nachbar, „für die Zukunft ... für ihre künftige Entwicklung — für die Entwicklung der Begabtesten unter ihnen, die durch den Krieg etwa gefährdet werden könnte, verstehen Sie wohl; durch den Verlust ihres Ernährers usw. ...“ „Und dazu sollen nun Mittel herangeschafft werden ... auf diese Weise ...“ „Ja, früher sangen sie für die Verwahrlosten. Es ist eine alte Einrichtung. Stiftung eines Menschenfreundes ...“

Da, wo der große Ring der Hörer unterbrochen ist durch die amphitheatralisch ansteigenden, strahlenförmig auslaufenden Plätze über dem Orchesterpodium, sitzen die Künstler. Heute Kinder. Volksschulkinder.

Kleine Knäblein von zehn Jahren aufwärts bis zu den größeren 14- und 15jährigen ... so alt mögen sie sein. Viele hundert Kinder! Von denen jedes einzelne verschwindet in der Masse und Entfernung, wie die Hörer dort unten. Aber wer sie näher kennt und sie unter das Glas nimmt, der weiß, sie sind Kinder und auch wieder keine Kinder im Sinne der wohlgepflegten Kinderwelt begüterter Kreise. Manche drunter, an denen das Leben gerüttelt hat mit hartem Griff, denen es Spuren eindrückte in die Gesichter, in Stirn, Mund und Wangen, daß sie blicken wie aus einer Vergangenheit, älter als ein Jahrzehnt. — Aber die Augen sind trotz allem und allem erwartungsvolle, lebendig fragende Kinderaugen. Da ist etwas, das nicht umzubringen ist im Kinde, eben die Erwartung, Blick und Ahnung ins Zukünftige. Darum ist das Kind so jung: es ahnt, es fühlt ... Zukunft.

Was werden sie singen, diese Knaben? — „Ein schönes Programm,“ meint der Nebenmann — „aber ... wie werden sie damit fertig werden?“ „Zu ernst; sehr ernst!“ sagt der freundliche, fröhliche Herr — „für Kinder.“

Wie ein Mann erhebt sich's militärisch straff. Und wie sie dastehen, sich gegen die Versammelten unten aufheben, sind sie da wie eine Macht: wir, die Zukünftigen. Wir, die da kommen! Wir! Nicht zu heiterem Spiel und Reigen ... Wir, Kinder einer harten Zeit. — Wir, denen gegenüber ihr schon halb Vergangenheit seid. Wir, deren Augen andere Dinge zu sehen berufen sind ... nach eurer Zeit. Die die Wissenden sein werden, wo ihr an Rätseln ratet der Zukunft.

Wir, noch unbedeutend im großen Spiel der Kräfte ... die noch euch andere machen lassen; die nichts können als singend unser Teil beitragen zu dem, was auf eure Rechnung kommt bereinst. Wir, die Zukünftigen.

Es liegt plötzlich wie ein Druck in der Luft. Als ob mit ihnen sich die Gegenwart wieder erhöbe, die strenge nicht auszulöschende, alles, was man gern einmal vergessen hätte ... „Warum ist man auch gekommen“, fragt sich mancher, dem es schwer auf die Seele fällt. „So viel Kindheit, so viel Elend vielleicht daheim“, denkt der freundlich Fröhliche ... „man sieht's am abgeschabten Rücklein. Und stehen sie nicht da wie eine lebendige Mauer der Erwartung, die Forderungen hat an uns alle.“ Und: „werden wir sie erfüllen können, die Forderung dieser Jugend,“ denkt sein Nebenmann, „schwer beladen, wie wir sind mit Zukunftssorge und

Not, Mangel vielleicht ... vor der Tür. Und singen sie nicht heute, nur weil mal gesungen werden muß. Kein schönes Muß wie sonst: ein ernstes, zerreißennd ernstes. Und wir kamen — wie zu einem Spiel!“

Und sie singen.

Wie weggesetzt all die heiteren, zierlichen, bunten Lieberchen, die Chöre einer Zeit, kleiner als die unsere. „Der Bauer“ hat kein „Taubenhaus“, und wir ziehen nicht mehr mit ihnen dahin, „wo die Alpenrosen blühen“. Aber sie singen nichtsdestoweniger tapfer drauf los, ... „von allem Hohen, was Menschenbrust bewegt“, von Freiheit, Vaterland, von Kampf und Sieg und Trost und Tod, von reifer „Männer Würde“.

Und der Bann schwindet, und die Hörer lassen es gutwillig über sich ergehen.

Es sind ja Kinder.

Es ist wohl alles richtig in Ton und Takt ... aber es fehlt der Ausdruck, den die Lebensreife bringt. Es sind keine Wunderkinder im Sinne der Kunst, diese, die das volle Leben auswarf, hierhin, dorthin, wahllos scheinbar, aber alle zum Kampf mit ihm, nicht ihm Schmutz und Schönheit zu leihen.

Es sind raube Stimmen darunter ...

Manch verwöhntes Ohr fühlt sich getroffen, verletzt. Und sie sitzen endlich da, so, wie man sitzt für einen guten Zweck — in Geduld.

Wieder steht die dünne, lange Gestalt am Pult des Dirigenten. Wieder hebt er den Taktstock, und wieder steht es auf mit einem Ruck, vor dem etwas gelichteten Saal. Dann hebt es an, leise, sehr leise — so zart, daß überrascht, teilnahmslose Köpfe sich wenden und alles an der Masse hängt, den kurzen, dunklen, kleinen Gestalten, hinter der schmalen mit dem Taktstock.

Dann rieselt es goldklar und perlend weich durch die Halle, die zartesten Stimmen der Kleinen, der Unmündigsten:

„Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.“

Und es fallen andere ein, siegreich, doch immer gedämpften Tones ... „Er — ist mein Hirte — mir wird nichts mangeln“, — — „Er weidet mich auf einer grünen Au“, heben die ersten wieder an ... die Kleinen:

Unschuldige Lämmerchen, sich bergend im Schoße allumfassender Liebe ... innige Zuversicht, tiefe, erprobte Anspruchslosigkeit — Kindervölllein aus den Schatten des Lebens: und — mir wird nichts mangeln.

Und weiter rauscht der Psalm durch den hohen Saal, lebendiger Quell ... sie alle tränkend.

Und es begibt sich ein Wertwürdiges zwischen Hörern und singenden Kindern.

Wie eine Befreiung ist's.

Reises Wehen von hüben nach drüben: eine Kluft, die sich schließen will, Raum, der sich verengt — Abstand, der schwindet — Leere, die Fülle wird — Kälte in Wärme, Gleichgültigkeit in Spannung, duldbendes Hinnehmen in betroffenes Mitleben.

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, schwebt es in wundervollen Variationen herüber, hinüber, verweisend alle Unterschiede von Raum und Zeit, jung und alt, hoch und nieder — Vergangenheit und Zukunft. Sinkt wie ein besuchender Regen in die aufgetanen Erdbreite der Seelen, bekümmert hier wie da ... schmelzend und vereinigend, sonst streng Getrenntes.

Kindertrost aus Höhen, deren Schöne siegreicher als alle Kunst erprobter Sänger die reine Knabenstimme widerspiegelt ... Kindertröst ihnen allen, die in gleicher Unruhe und Bedrängnis; Seelen, Glieder eines Volkes, zusammengeschmiebet durch die gleiche Not:

„Der Herr ist mein Hirte ... mir wird nichts mangeln.“

Und so trägt sie alle die Kraft der Schwachen, der Unmündigen dahin, wohin kein Siegestaumel und keine Fanfaren bringen, Und kein Kleinmut.

Tiefe Pause.

„Mich dünkt, diese Knaben singen nicht nur ihre, sie sangen unsere, eines ganzen Volkes Zukunft.“

Der Freundliche lächelt ganz begeistert und nickt.

Und dann — bricht der Beifall los.

Bili du Bois-Reymond / Phantasie versus Conjectur

Ich habe immer geglaubt, daß es den Menschen, die sich um die Not ihrer Mitmenschen nicht kümmern wollen, nicht an Herz fehlt, sondern an Phantasie. Einen interessanten Beweis dafür fand ich in dem Buch des Dänen Jacob Riis: „The making of an American“. Riis kommt in die Slums von Newyork, sieht schauernd abgrundtiefes, menschliches Elend, wandert dann durch die eleganten Straßen Newyorks, sieht grenzenlose Leppigkeit und martert sein Gehirn mit der Frage: Wie kann ich es nur anfangen, daß dieser gedankenlose Reichtum dieses bodenlose Elend sieht — sieht — mit Augen sieht —, denn das ist nötig, das würde helfen, — nichts anderes! Aber wer aus den Kreisen dieser Goldmenschen würde mir in die stinkenden Jammerhöhlen folgen wollen —?

Da hört er von der Erfindung des Blitzlichtes, und sofort sieht er seinen Weg klar vor sich: er eilt zu dem Dampfer, der den Erfinder nach Newyork bringt, und beschwört diesen, sich ihm bei nächsten Wanderungen durch die Slums anzuschließen und die halbverhungerten, zerlumpten Elenden zu photographieren, wie sie, in jammervollen Gruppen zusammengepfercht, in ihren Spelunken auf Stroß oder nackten Brettern liegen.

Nun veröffentlicht Riis diese Augenblicksbilder aus dem schwärzesten Newyork in den Tageszeitungen, nun sieht jeder Millionär an seinem behaglichen Frühstückstisch mit Augen, wie Tausende in seiner nächsten Nähe leben, nun strömt das Gold und ermöglicht Riis, die schlimmsten Slums abzureißen und menschenwürdige Häuser an ihrer Stelle zu errichten.

Er hatte die stumpfe Phantasie dieser nicht schlechten, sondern gedankenlosen Amerikaner zu weiden verstanden.

Ich bin überzeugt, wenn ein amerikanischer Stahlmagnat durch seine hellen, gut ventilierten Fabrikräume geht, in denen Hunderte von geschulten, nett gekleideten Arbeiterinnen beschäftigt sind mit dem Sortieren und Verpacken der blanken und schön gearbeiteten Munition —, daß ein Gefühl von Befriedigung über dies rege, tüchtige Treiben ihn ganz erfüllt, daß er gewiß gern auch seine anmutige Frau, seine lieblichen Töchter durch die Räume führen würde, und daß sie auch ihre Freude daran haben könnten!

Und wenn durch ein Wunder all diese reinliche, wohlgeordnete Betrieblichkeit plötzlich versinken könnte und ein granatenzerrissenes, blutgetränktes Schlachtfeld an ihre Stelle treten, auf dem sich zerstreute, verblümmelte Menschen, entsetzlich schreiend, wälzen —, wenn plötzlich das geschähe, was mir eben meine Schneiderin aus dem Feldpostbrief ihres Sohnes vorlas —, daß etwas ihm mit starkem Stoß gegen die Brust slog, und daß dies Etwas der abgerissene Kopf seines liebsten Kameraden war — ich glaube — denn mein Glaube an die Menschheit hält selbst vor amerikanischen Munitionsfabrikanten nicht still — ein Schauer würde den zufriedenen Mann bis ins Innerste schütteln! Aber seine Phantasie schläft und die wohlgeordnete, tüchtige Munitionsfabrikation vermag sie nicht zu wecken. —

Und kürzlich sprachen wir über den Lebensmittelmacher, da fiel das Wort: Es ist für einen Kaufmann wider die Natur, einen Vorteil nicht zu nehmen, der sich ihm bietet!

Ich fragte: Ist es nicht auch wider die Natur, sich in ein stündiges Trommelfeuer zu legen?

Ich glaube — denn mein Glaube an die Menschheit macht auch vor keinem Schweinezüchter oder Kartoffelhändler halt — wenn diese alle, statt der Schmalzpfannen und Kartoffelsäcke, aus denen man noch höhere Profite erzielen könnte, die Frauen und Kinder jener todesverachtenden Helden sehen könnte, sehen, was solch eine Preiserhöhung für sie an Hunger und Entbehrung bedeutet — sie würden es wider die Natur finden, eine derartige Konjunktur auszunützen!

Es gilt die schlafende Phantasie zu erwecken!

Könnten vielleicht die Kinos, die ja ihrerseits am Kriege gewinnen, hier einmal eine wertvolle Kriegshilfe leisten —?

Wenn das Blitzlicht dazu geholfen hat, die Slums von Newyork niederzureißen, sollte es nicht vielleicht der Filmrolle gelingen, die Konjunktur zu besiegen —?

Gottfried Traub / Unter Sternen

Ich hab neulich ein Wunder gesehen: da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solches Gewölbe gesetzt hatte; noch fiel der Himmel ein.
L u t h e r.

Am Rande der hochgeschwungenen Eisenrippen der mächtigen Bahnhofshalle entwichen die Wolken und Dämpfe der rauchenden Lokomotiven ins freie Himmelsgewölbe. Es war ein anmutig Schauspiel, wie sie ungefesselt hinausstrebten in die frische Luft. Ich sah diesen eilenden Dunstgebilden nach, da traf mein Auge zwischen ihnen hindurch auf einen Stern. Es zwang mich, auch ins Freie hinauszutreten. In glänzender Nacht spannte sich der Himmel über der Industriestadt und die Sterne leuchteten. Sie taten's heute wie ehemals und werden es tun, wenn dieser ganze europäische Krieg längst geschlagen und die Geschlechter der Erde von ihm wie von den alten Nibelungenkämpfen reden werden. In Rußland scheint ihr jetzt und in den Vogesen; hinten in der Türkei und vorn bei Ostende; und ihr scheint auch über dem Haus, dessen Familienname ausgelöscht wurde, weil drei seiner Söhne in kalter Erde ruhen, gestorben fürs Vaterland. Ihr scheint über Paris und London, Petersburg und Berlin. Ihr merkwürdigen Gesellen. Oder sind gar nur die Menschen so seltsam, daß sie jetzt eurer nicht gedenken und eures Lichtes Strahl vergessen scheint?

Unfassbare Sicherheit überkommt mich in solchen weiten Unendlichkeiten. Scheinbar ist da der einzelste oder verlorenste Punkt, mehr wie übersehen, eine einfach unbeträchtliche Sache, ein Nichts. Wer aber in diesen fernsten Zusammenhängen die ewigen Gesetze wirken sieht, ist selbst der unlogische Mensch, wenn er sich und sein Schicksal aus solchem Ring lösen und urteilen wollte: ja da draußen herrscht Gesetzmäßigkeit, hier herrscht sie nicht. Kein Punkt des Weltensalls entzieht sich der einen Kraft, auch du nicht, auch deines Volkes Geschick nicht. Nicht hochmütig schauen die Sterne auf das Schauspiel unserer Erde herab, als ob sie's nichts anginge. In den Tafeln der Weltgeschichte steht ihr Umlauf genau so, wie die Schlachten dieser Jahre. Es ist darin auch verzeichnet, daß sie uns gerade jetzt leuchten sollen. Sie sind die ewigen Weiser und Rinder der alles zusammenhaltenden und führenden Weisheit. Sie fallen ebensowenig, wie uns ein Schicksal fällt, das nicht vorher bestimmt und in den Endbahnen des Ewigen zum Guten führen müßte. Ob ich's Fortschritt nenne oder Entwicklung, macht wenig aus: keiner ist ein solcher Narr, daß er in dem Fortschritt zum Niedergang oder in der Entwicklung zum Schlechten den letzten Sinn der Welt ausgesprochen finden könnte. Feierlich steht die erhaltende, belebende Macht in diesem Sternenglanz am Himmel und singt ein Lied von uralten Tagen her, das da heißt: dein Schicksal und die Sterne gehören zusammen in einer Weisheitshand, und es geschieht nichts ohne diese letzte Kraft, die alles entscheidet, alles bestimmt. Nicht kalt weht es von den Sternen her, mögen es noch so ferne Welten sein. Wir sehen die Bänder, die alles zusammenhalten. In ihnen ruht das Leben und dieses Leben ist nicht totzuschlagen. Die Quelle des lebendigen Schaffens erschöpft sich nicht. Sie raucht über Gräbern, aber sie raucht zum Leben.

Müde war ich, als ich die Sterne sah. Recht müde von vielem Geschwätz, ernstem Sorgen, tiefem Weh über die Unentschlossenheit von Männern und die Zickzackwege derer, die gerade gehen sollten. Da packte mich der Sterne Gewalt und machte mich ruhig, ganz ruhig. Ich dankte ihnen und bat sie,

die draußen zu grüßen in der fernern Nacht, unseren Stolz, unsere Hoffnung, unser neues Vaterland. Doppelt hell leuchtet vor Verbund, doppelt strahlend senkt euch auf junge Gräber. Die Sterne halten treue Wacht!

Soziale Bewegung

Der Geist von 1914. Der Krieg hat auch den deutschen Protestantismus gelehrt, das Gemeinsame über das Trennende zu stellen. Seine großen Verbände und Vereine haben rechtzeitig erkannt, daß auf dem Wege praktischer Arbeit eine Zusammenschließung der verschiedenen Kräfte möglich ist. Vertreter von 21 evangelischen Vereinen und Verbänden haben am 22. Februar in Berlin eine Konferenz Deutscher Evangelischer Arbeitsorganisationen begründet, die folgendes Ziel verfolgt: „die größeren mit ihrer Arbeit über den Umkreis der einzelnen Landeskirchen hinausreichenden Vereinigungen, die deutsches evangelisches Leben in unserem Volk auf dem Wege praktischer Betätigung zu wecken, zu fördern und zu vertiefen bestrebt sind, derart miteinander in Fühlung zu bringen, daß sie über ihr gedeihliches Zusammenarbeiten an der Verwirklichung dieser Aufgabe in regelmäßig wiederkehrenden Verhandlungen Verständigung suchen.“ An der Gründung der Konferenz haben sich folgende Verbände und Vereine beteiligt: Zentralauschuß für innere Mission, Deutsch-evangelische Missionshilfe, Deutsch-evangelischer Volksbund, Evangelischer Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein, Evangelisch-sozialer Kongreß, Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, Freie kirchlich-soziale Konferenz, Konferenz für evangelische Gemeindeglieder, Verband der deutsch-evangelischen Pfarrvereine, Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Bund deutscher Jugendvereine, Deutsch-evangelischer Frauenbund, Deutsch-evangelischer Verein zur Förderung der Sittlichkeit, Deutscher evangelischer Missionsauschuß, Evangelischer Presseverband für Deutschland, Evangelischer Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands, Generalkonferenz der evangelischen Diakonissenhäuser, Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands, Konferenz der Vorsteher der Brüderhäuser und Diakonienanstalten, Nationale Vereinigung der evangelischen Jünglingsbündnisse Deutschlands. Zur Erledigung der Geschäfte der Konferenz wurde ein **Arbeitsauschuß** gebildet.

Gemeindebetriebe und Arbeiterfrage. In der neuen Scherlischen staatswirtschaftlichen Zeitschrift „Der Staatsbedarf“ veröffentlichte kürzlich der frühere Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Beutler, einen beachtenswerten Aufsatz über die Eigenwirtschaft der Gemeinden. Er führte aus, daß der Eigenbetrieb der Gemeinden vor allem überall da „mit Recht“ eingerichtet werde, wo es sich um einen mittelbaren oder unmittelbaren Zwang aller Einwohner zur Benutzung aller Betriebe, also gewissermaßen um ein natürliches Monopol der Gemeinden handelt. Ein häufig wiederkehrender Einwand gegen die Eigenwirtschaft der Gemeinden, die angebliche Schwierigkeit der Arbeiterfrage, sei nicht stichhaltig. „Gewiß“, so schreibt der erfahrene konservative Oberbürgermeister, „sind die Arbeiterorganisationen bestrebt, auch auf die Gemeindeglieder Einfluß zu gewinnen und sie zur Geltendmachung hoher Lohnforderungen anzuregen; gewiß werden dadurch auch schwierige Verhandlungen in den Gemeindegremien, in denen ja zu allermeist auch Vertreter der Arbeiterschaft Sitz und Stimme haben, veranlaßt. Diese Schwierigkeiten sind aber bisher in den deutschen Gemeinden leicht überwunden worden; keinesfalls können sie daher den Anlaß bieten, gemeindliche Einrichtungen als unzumutbar anzusehen, die sich aus wichtigen gemeindepolitischen und sozialen Rücksichten empfehlen. Daß in solchen Gemeindebetrieben im Laufe der Jahre Verpflichtungen zur Durchhaltung alter, minder leistungsfähiger Arbeiter erwachsen, ist zuzugeben; eine sozial bedingte Gemeindevetretung darf aber doch wohl daraus keinen Grund herleiten, ihren Betrieb an Privatunternehmer zu überlassen, schon weil sie billigerweise auch von diesen fordern müßte, daß sie bemährte ältere Arbeiter nicht allein ihrer geminderten Leistungsfähigkeit wegen entlassen. Möglicherweise entstehende Lohnkämpfe aber wird eine Gemeindevetretung viel eher beizulegen imstande sein als ein Privatunternehmer, der meist durch Abmachungen mit anderen Unternehmern nicht völlig frei über die zu gewährenden Löhne und die sonstigen Arbeitsbedingungen Entschlüsse treffen kann und darum unter Umständen Störungen im Betrieb eintreten lassen muß, die die Gemeindevetretung viel leichter vermeiden kann. Den Gemeinden aber fällt in den Einzelbetrieben auch noch die dankbare Aufgabe zu, Musterbetriebe einzurichten und anregend für die Privatindustrie zu wirken. Dabei wird die Gemeindevetretung natürlich in denjenigen Grenzen zu bleiben haben, die ihr die Rücksichten auf die Gesamtheit der Steuerzahler auferlegen.“

Mitteleuropa

Aus der Masse der mitteleuropäischen Literatur ragen einige Werte hervor, denen besondere gegenwärtige und bleibende Bedeutung zukommt. Darunter rechnen wir von österreichischer Seite das Buch von Dr. Erich Pistor, Sekretär der Wiener Handelskammer, an deren wichtige Kundgebung vom 21. Oktober 1915 wir erinnern; sie entspricht den Zielen dieses Buches, das unter dem Titel: „Die Volkswirtschaft Oesterreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland“ bei Georg Reimer, Berlin 1915, erschienen ist.

Schon der Titel verrät die Stoffverteilung des Buches. Auf 130 Seiten wird eingehend und doch allgemein verständlich, sachlich und sehr ehrlich von Land und Leuten, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr und den wichtigsten Bilanzen gesprochen. Dann wird das Ergebnis kurz den gegenwärtigen Ereignissen, den zeitigen und künftigen Wirkungen des Krieges gegenübergestellt und die Folgerungen gezogen. Bei Berücksichtigung aller Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung des Ideals einer vollen Zollunion in den Weg stellen, kommt der Verfasser dazu, eine erleichterte Form der Verständigung dringend zu empfehlen, die er als eine möglichst weitgehende Einheit charakterisiert und zwar:

1. mit gemeinsamer Handelspolitik, aber mit der Möglichkeit, formell selbständige Handelsverträge zu schließen,
2. mit einheitlichem, gemeinsamem Verwaltungsorgan auf Basis der Richtlinien eines Verständigungsvertrages unter Kontrolle der Parlamente,
3. mit zwei gleichlautenden Zolltarifen und Zuschlagszöllen,
4. mit ausgleichenden Zwischenzöllen.

Diese anzustrebende Einheit sieht der Verfasser nicht schon erreicht in einem System von Vorzugsvereinbarungen bei Verschiedenheit in den Zolltarifen der beiden Staaten; dies, meint er, würde nur wie ein schlechter Handelsvertrag wirken.

Schlechte Handelsverträge wären aber für Oesterreich kaum zu vermeiden, falls man den Gedanken der Verständigung überhaupt fallen ließe, und so wird diese schon aus negativen Gründen eine unabwiesbare Forderung. Ohne Wirtschaftsbündnis würde der Wirtschaftskampf mit Deutschland unausweichlich. In einem solchen Kampf schließt der schwächere Kontrahent naturgemäß schlechter ab.

Positiv aber verspricht sich nun Pistor von der Herstellung der Wirtschaftseinheit die segensreichsten Folgen für die Erweiterung des Absatzmarktes der österreichisch-ungarischen Industrie; denn in der Beschränkung des Marktes auf das isolierte heimische Wirtschaftsgebiet sieht der Verfasser eine der hauptsächlichsten Ursachen für die weltwirtschaftliche Vertümmung, und das deswegen, weil der österreichisch-ungarische Markt durch die gegebenen Schwierigkeiten physischer und historisch-politischer Natur schwer zu entwickeln ist, während die kulturellen Vorteile, die eine zähe Arbeit gerade diesen Schwierigkeiten abgewinnen könnte, erst in einer größeren, einer Weltwirtschaft zur Geltung kommen können. In der Darlegung dieser schwierigen Verhältnisse und den Hinweisen auf ihre Überwindung und Bewertung in der mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft liegt der Hauptwert des Pistorischen Buches.

Die Industrien Deutschlands, Englands und Amerikas, als der weltwirtschaftlich fortgeschrittensten Staaten, arbeiten auf Grund fast vollständig durchgeführter Arbeitsteilung, mit einer Spezialisierung, die eine ungeheure Verbilligung der Herstellungskosten für die einzelnen Produkte zur Folge hat. So kann sich z. B. die englische Kerzenindustrie mit wenigen Typen begnügen, um fast die ganze Welt damit zu versorgen; eine österreichische Fabrik muß das Hundertfache an Formen herstellen, nur zur Versorgung des inneren Marktes, auf dem jede der politischen und kulturellen Einheiten der zahlreichen Völker Oesterreich-Ungarns ihre besonderen, durch Jahrhunderte bestimmten Wünsche hat. Nicht anders steht es bei den wichtigsten österreichischen Industrien, der Lederindustrie, Textilindustrie, den Holzverarbeitungsindustrien. Spezialisierung fehlt vollständig, mit univariellen Maschinen kann nicht gearbeitet werden, die Produktionskosten erhöhen sich; in Artikeln der allgemeinen, nivellierten

Bedürfnisse ist man trotz ev. Schutzzölle dem Import nicht gewachsen, geschweige denn, daß man daran denken könnte, das Ausland zu erobern. Nun aber hat gerade das wirtschaftlich starke Ausland noch den Vorteil, auch für seinen inländischen Absatz billiger arbeiten zu können, da es durch die Beherrschung des Weltmarktes Geschäftserweiterungen erzielt, die den Einkauf von Rohmaterialien ungemein erleichtern; so kann es, um der Vorteile dieser Geschäftsausdehnung willen, sogar im Ausland oft zu Selbstkostenpreisen verkaufen. Dieser Konkurrenz ist Oesterreich-Ungarn nicht gewachsen.

Dazu kommen die allgemeinen politischen Hemmungen. Oesterreich-Ungarn ist im wesentlichen noch ein Land des Ostens, erst im Aufstieg und noch unentwickelt. Lebenshaltung und Bedürfnisse sind etwa in den rumänischen, ukrainischen und galizischen Landesteilen außerordentlich gering. Es fehlt aber vielfach an Kapital, diese Länder zu erschließen; im Vergleich zum Ausland sind daher Arbeitsgelegenheit und Arbeitsbezahlung rückständig. Daher die übermäßige Auswanderung von fast einer Viertelmillion Menschen jährlich, die Oesterreich-Ungarn die fleißigsten und intelligentesten seiner Arbeiter entzieht. Durch den Nationalitätenstreit vollends wird eine energische Regierungspolitik zur Entwicklung des Landes lahmgelegt. Man denke nur an die Kuriosa österreichisch-ungarischer Eisenbahnpolitik, an der sogar wichtige Fragen der Landesverteidigung gescheitert sind. Dabei sind nun auch die natürlichen Schwierigkeiten des Landes ungeheuer. Den leichten Zugang zum Meere sperren Gebirge, und die Entwicklung Triests wird ewig gehemmt bleiben, weil ihm das Hinterland nicht durch billige Wasserstraßen, sondern nur durch besonders kostspielige Eisenbahnen zugänglich ist. Die Lebensader des Reiches, die Donau, mündet in ein Binnenmeer. Dazu ist die Donau selbst schwer kanalisierbar, eine Kanalverbindung mit Oder und Elbe so kostspielig infolge der dazwischenliegenden Gebirge, daß Rentabilität nicht zu hoffen ist, und auch der Donau-Rhein-Weg bleibt teuer wegen der Länge der Straße.

Was hofft nun Pistor von der Verbindung Oesterreich-Ungarns mit Deutschland? Zunächst einmal: die zur Hebung all der geschwundenen Schwierigkeiten notwendige Mitarbeit des deutschen Kapitals. Erst mit der Modernisierung von Industrie und Landwirtschaft, wozu Geld gehört, wird die Mitarbeit Oesterreich-Ungarns zu den gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Zielen gewährleistet werden können. So hat heute der landwirtschaftliche Export Oesterreich-Ungarns im ganzen aufgehört, ja man hat selbst Getreide importiert. Dabei könnten die Ertragnisse der ungarischen Landwirtschaft leicht um das Zwanzigfache gesteigert werden. Auch wenn man den günstigen Boden dort in Betracht zieht, muß es doch zu denken geben, daß 1913 in Ungarn 18,8 kg

Kali, in Deutschland 1529,3 kg Kali für den Quadratmeter nughbaren Bodens Düngung gebraucht worden sind. Wieviel Oesterreich-Ungarn ist noch zu erschließen! Für den erhofften Export an landwirtschaftlichen Gütern nach Deutschland ist aber die wirtschaftliche Einheit die notwendige Voraussetzung.

Bei der Industrie liegt die Sache so, daß die Erschließung des großen deutschen Marktes die einzige Gelegenheit zur Spezialisierung bedeutet. Auf dem Wege der Vereinbarung, der Bildung von Kartellen usw. mit der deutschen Konkurrenz könnte die österreichisch-ungarische Industrie auf gewissen Gebieten ebenso entlastet werden, wie sie andererseits ihre eigentümlichen Werte, wie sie bisher durch den österreichischen Konsumenten bestimmt wurden, bei größerer geschäftlicher Ausdehnung leichter nutzbar machen dürfte.

Im einzelnen bespricht nun Pistor die Möglichkeit, die gegenwärtigen Interessen der österreichischen und deutschen Industrie und des Handels auszugleichen, in bekannter, auch anderswo schon erörterter Weise. Hervorzuheben ist noch ein politischer Gesichtspunkt. Die polnische Frage kann überhaupt erst gelöst werden bei Herstellung der mitteleuropäischen Wirtschaftseinheit einschließlich Polens. Wie auch immer die staatsrechtlichen Probleme Polens gelöst werden, soll Polen nicht absterben, so bedarf seine Industrie Ersatz für den verlorenen russischen Markt in Mitteleuropa. Den findet es nicht, wird es ein eigenes, relativ kleines, abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet. Opfer werden auf allen Seiten gebracht werden müssen, und vielleicht werden die wirtschaftlichen Opfer auf deutscher Seite größer als die auf österreichischer. Die Notwendigkeit des Zusammenschlusses ist eben eine politische, und nur wenn der Plan mit vollster Energie auf beiden Seiten durchgeführt wird, kann das politische Ziel — die absolute politische und wirtschaftliche Sicherstellung der beiden Reiche, auch in Kriegszeiten — erreicht werden. Mit der Ausbreitung des mitteleuropäischen Gedankens über die Grenzen beider Reiche wird aber auch der wirtschaftliche Erfolg sich einstellen. Wir entnehmen Pistor das Zitat einer Äußerung des englischen Kolonialpolitikers Johnstone, der 1903 die Frage eines deutsch-österreichisch-türkischen Wirtschaftsbandnisses behandelte: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein deutsch-österreichisch-türkisches Reich sehen, mit vielleicht zwei Handelshäfen, der eine Hamburg, der andere Konstantinopel, ein Reich, das seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien bis über die Bagdadbahn geltend machen sollte. Dies ununterbrochene Imperium, das von der Elbe bis zum Euphrat und Tigris reichen würde. Das wäre doch gewiß ein stolzes Ziel, wie es eine große Nation nur anstreben könnte.“

Verantwortlich für den politischen Teil: Dr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Kriegsanleihe und Bonifikationen

Die Frage, ob die Vermittlungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten, einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anlässlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittlungsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Ein Töchterlein schenkte uns
der Tag des deutschen Sieges
vor Weidm.

Pfarrer C. Rager
und Frau Damm, geb. Rager.

23. Februar 1918.
Badenweiler, Schwarzgr.

Verkauf äußerst preiswert
1-jährige Apfel-Veredlungen
a. Donau, 100 Stk. M. 25,—
2-jährige Veredlungen
100 Stk. M. 30,—
Johannis- und Stachelbeerfr.
100 Stk. M. 25,—
Dannheim, Witten, Fr. Giffhorn

Bratbüchlein — ohne Fleisch
Handelslehrer Rehse,
Hannover.

Sch. zahle 3 M.
jeden Monat und bestelle bei der
Firma C. D. Otto & Co., Berlin-
Lichterfelde, Bismarckplatz 4,
Verlagsbuchhandlung, für nur
40 Mark

eine prachtvolle Hausbibliothek der
deutschen Klassiker in 25 roten
Ganzleinenbänden gebunden.
(Größe jedes Bandes 18 cm hoch,
12 1/2 cm breit, 3—4 cm stark.)
Schiller 4 Bde., Goethe 4 Bde.,
Lessing 3 Bde., Körner 1 Band,
Hauff 2 Bde., Dumas 1 Bd., Kleist
1 Bd., Uhland 1 Bd., Grillparzer
4 Bände, Heine 4 Bände.

Interat an obige Firma einleiten.

Lernt fremde Sprachen!

Die Wichtigkeit dieser Forderung ist noch
nie durch einen Umstand so überzeugend zu-
tage getreten, als wie durch den Weltkrieg.
Diese Tatsache spiegelt sich am besten ab in
den vielen Tausenden von Feldpostbriefen,
in denen die Notwendigkeit der Kenntnis
fremder Sprachen zum Ausdruck gebracht
und bezeugt wird, welche Vorteile den sprach-
kundigen Deutschen in den besetzten Kriegs-
gebieten geboten werden.

Was für glänzende Ausichten aber erst
dem Sprachkundigen für die Zukunft win-
ken, wird sich zeigen, sobald der Frieden
geschlossen ist und der wirtschaftliche Wett-
bewerb der Völker untereinander wieder

einsetzt. An jeden Vorwärtsstrebenden er-
geht daher der dringende Ruf, fremde
Sprachen zu erlernen, um für den künftigen
Kampf um den Vorrang des Welthandels
gerüstet zu sein.

Der beste Weg hierzu bietet sich in den
weltberühmten Unterrichtsbüchern nach der
Methode Louissaint-Langenscheidt. Nach
dieser in vielen Jahrzehnten erprobten
Methode kann jeder leicht und bequem
Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch,
Polnisch, Ungarisch, Rumänisch usw. er-
lernen. — Verlangen Sie noch heute die
Einführung Nr. 46 in den Unterricht der
Sie interessierenden Sprache von der

Langenscheidt

sehen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29/30.

Evangel. Pfr., Mitte 40, verheir., ohne Fam., mit Ober-
lehrerzeugnis (I. St. für Religion, Hebräisch und
Französisch) sucht Stellung an Privat- oder städt. Anstalt.
Angeboten um. E. P. 16 an die Geschäftsstelle der HfA erbeten.

Alleinstehende ältere Witwe eines
Professors in einer süddeutschen
Universitätsstadt ist bereit, einen
durch den Krieg mittellos oder
durch eine Verwundung hilflos-
bedürftig gewordenen

Geliebten oder Studenten

von über 24 Jahren kostenlos
in ihr Haus aufnehmen. Mit
kurzem Lebensabriss versehen. An-
gebote um. N. 14333 an Gassenstein
& Vogler A. G., Frankfurt a. M.

Schulen und Lehranstalten

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

Für Schwächliche u. Erholungs-
bedürftige besonders geeignet.
Einj. Berechtigung. — Ärztliche Fürsorge

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und
gründlich zum Abiturienten-
Examen vorbereitet im
Darmstädter Pädagogium.



Haushalt- und Gartenbauschule
Reutlingen (Württ.), Ausb. jg. Mädch.
geb. Stände in I. u. 2. J. Kurs m. Abgangs-
zeugn. Aufn.: 1. Febr., 15. April, 1. Juli,
1. Okt. Erstklass. Haus. Näh. d. Prosp.

Schwachbegabte Kinder

finden in der W. Wilder'schen Erziehungsanstalt in Nordhausen
(Harz) die beste Ausbildung. Näheres durch Prospekt.

Weimar Haushaltungs-Töchterheim

Ausbildung im Haushalt, Kochen und wissenschaftlichen
Unterricht, sowie Klavier- u. Malunterricht: Erste Lehrkräfte.
Vorsteherin Frau Franke, Weimar, Junkerstraße 12.

Wiesbaden, Dambachtal.

Töchterheim Deberthine, Staatl. konzess. Zeit-
gemäß. Ausb. f. Haus u. Leben. Warm empf.
Vollst. Ersatz fürs Ausl. Prosp. d. Vorsteherinnen.

Berthold Otto Schule

Berlin-Lichterfelde, Holsteinstraße 21. Telefon 308
besteht seit 10 Jahren und ist bekannt als Ausgangsstelle neuer
Grundlegungen des Unterrichts und der Gemeinschaftserziehung
(Gesamtunterricht, freies Schülergericht). Knaben u. Mädchen
vom Beginn des schulpflichtigen Alters. Nur Vormittags-
unterricht. Erklärungsschrift „Eine Zukunftsschule im
Gegenwartigstakt“ wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Hannover

Töchterheim Fr. Schirmer. Gründliche individuelle
Ausbildung in Haushalt und Wissenschaften. (Er-
ziehung f. Haus und Leben.) Ia. Referenzen. Näh. Prosp.

Wenn Sie mit einem von diesen
Instituten in Verbindung
treten, dann bitten wir
immer hervorzuheben, daß Sie die
Anzeige i. d. „HfA“ gelesen haben.

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rhein

Gymnasium, Realgymnasium und
Realschule (Einjäh.-Berechtig.).
Stille Klassen. Familien-Erzieh.
körperliche Fürsorge. Jugend-
sanatorium mit ärztl. Leitung.
Zweiganstalt in Gerden (Sieg)
in ländlicher Umgebung und
herrlich. Waldluft. Direktor: Prof.
D. Kühne in Godesberg am Rhein.

Realanstalt am Donnersberg bei Mannheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-
deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und
in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten
Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung be-
fähigt sind. 17 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heißbares
Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielfläze. Vorbereitung
zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse
(Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen
Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich
zum einjährig-freiwilligen Dienst. Pflege- und Schulgeld 840
bis 990 M. im Jahr. Näheres im Jahresbericht und in der Aufnahme-
schrift durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.

Odenwaldschule

Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: Paul Geheeb.

Erziehungsschule für Knaben u. Mädchen vom zartesten Alter an.
Familienartig. Zusammenleben i. Landhäusern. Ernährung, Sport
u. Spiel n. gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fach-
kurse u. sorgfält. fördernd. Einzelunterricht. Sich. Vorbereitung
auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. Pflege der Kunst.

Die Hilfe erscheint Donnerstag, Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteiljahrspreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungskiosk der Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kettamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer: Heimatschronik. — Friedrich Raumann: Die Wirtschaftspolitik der Militärsstaaten. — Dr. Gottfried Gittbogen: Ungarn während des Krieges. — Julius Luebeck: Lujo Brentano und die akademische Jugend. — Stadtpfarrer D. David Koch: Die Kriegspresse. — Richard Goldberg: Militarismus als Wille zur Form. — H. D. Gottfried Traub: Der Mann. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Raumann / Kriegschronik

Montag, 6. März.

Im Vorbeifahren am Sächsischen Elbsandsteingebirge mußte ich daran denken, daß uns vor fast 50 Jahren mein Vater sagte, die Festung Königstein sei uneinnehmbar. Das ist sie ja auch wohl im Siebenjährigen Krieg und in der Napoleonszeit gewesen. Aber was würde sie heute bedeuten? Es liegen alle alten Kriegsinstrumente mitsamt den alten Naturfestungen in der Rumpfkammer der Geschichte, wenn selbst eine so neuzeitlich umgebaute, räumlich ungeheuer erweiterte Festung wie Verdun so um ihr Dasein zu kämpfen hat. In Bodenbach kaufe ich österreichische Zeitungen mit der Überschrift „Ueberaus trübe Stimmung in Frankreich“. Noch scheint mir das eine gewisse Uebertreibung zu sein, da ich ungefähr weiß, wie im Auslande über Stimmung in Deutschland orakelt wird. Immerhin aber gibt der zähe, gewalttätige Kampf bei Verdun den Franzosen sicher viel zu denken. Aus der vom verstorbenen Jaurès gegründeten „Humanité“ wird ein Satz herausgegriffen, daß Frankreich sich auf die schmerzlichsten Stunden seines Lebens gefaßt machen müsse. Möglicherweise ist damit nur gemeint, daß es sich den Gedanken an die militärische Ueberwindung der deutschen Front abgewöhnen müsse. Schon das würde für Frankreich ein ungeheurer Stoß sein.

Es ist immer noch unklar, was eigentlich im Senat der Vereinigten Staaten von Amerika vorgegangen ist. Ich lese in der „Neuen Freien Presse“ einen Aufsatz, als sei die Abstimmung eine schwere Niederlage Wilsons, der mit Niederlegung der Präsidentschaft gedroht habe. Noch halte ich diese Auffassung für unwahrscheinlich. Wir müssen uns hüten, amerikanischen Dinge mit der Brille unserer Wünsche anzusehen.

Dienstag, 7. März.

Seit Kriegsbeginn hat Portugal eine dienstbare Haltung gegenüber England eingenommen, ohne doch zur eigentlichen Kriegserklärung zu gelangen. Das Land selbst hat kein Interesse am Krieg; denn was sollte ihm wohl dadurch selbst im Falle eines englischen Sieges genützt werden? Mehr Kolonien können die Portugiesen nicht brauchen, da sie schon ihre bisherigen nicht zu verwalten imstande sind. Aber England drängt, und England braucht Schiffe, deshalb müssen die deutschen Handelsschiffe in portugiesischen Häfen beschlagnahmt werden. Die Folge davon ist zunächst deutscher Protest, dann aber wohl eine endliche Kriegserklärung.

Der russische Kriegsbericht besagt, daß Bitlis, südlich vom Wansee, während eines Schneesturms durch Bajonettsturm genommen wurde. Die türkische Artilleriestellung wurde nach einem Nahkampf besetzt, in welchem die mit verzweifelnem Mut kämpfenden Türken bis auf den letzten Mann getötet wurden. 20 neue Kruppgeschütze fielen in russische Hände. — Ein russischer offizieller Bericht gibt die Kriegsverluste des Jahres 1915 mit folgenden Ziffern an: gefallen 406 000, infolge schwerer Wunden gestorben 266 000, in Lazarett gestorben 201 000, vermißt 476 000, verwundet 578 000. Vom Kriegsbeginn bis 1916 gingen 125 000 Offiziere verloren, darunter 1775 Obersten und 277 Generale. Diese Angaben sind in bezug auf Vermisste (= Gefangene) sicher zu niedrig, was wir an unseren und den österreichisch-ungarischen Gefangenen beurteilen können.

Weitere Fortschritte bei Verdun westlich der Maas. Die Fähigkeit ist auf beiden Seiten ungeheuer.

Gespräch über die deutsche und österreichische Eisenindustrie. Bei ihr sollte die Annäherung beginnen.

Mittwoch, 8. März.

In der italienischen Kammer werden starke Angriffe gegen das Ministerium Salandra laut. Die Versorgung der Kriegerfrauen sei ganz ungenügend, könne aber bei der Wirtschaftslage des Landes nicht gebessert werden.

Abgeordneter Erzberger befindet sich zurzeit in Bulgarien und der Türkei. Er sagt von der Türkei: „Das Land ist wie umgewandelt; eine außerordentliche Tätigkeit und reges Leben herrscht vom Bosphorus bis in die entlegensten Gebiete Kleasiens. Im Kriegsministerium vollzieht sich die gemeinsame Arbeit der türkischen und deutschen Offiziere in freundschaftlichster Weise.“

Das russische Blatt „Nowoje Wremja“ gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß zwischen dem chinesischen Diktator Yuan Shikai und Deutschland ein Geheimabkommen bestehe, welches von den Verbündeten gesprengt werden müsse. Soviel ist ja wohl wahrscheinlich, daß Chinesen und Deutsche auch ohne Abkommen über die Russen ungefähr in gleicher Weise denken, nur ist leider China keine militärische Macht.

Unterstaatssekretär Zimmermann bespricht zur Einleitung der nordischen Ministerkonferenz die Lage Schwedens und sagt: „Wir bewundern aufrichtig jede Anstrengung Schwedens, gegenüber England und Rußland die Neutralitätsrechte durchzuführen. Schweden will ökonomisch nicht englische Kolonie werden und bewacht seine Grenzen wie ein Staat mit großer Vergangenheit und Zukunft.“

In Konstantinopel hat sich nun auch die staatliche Regelung der Brot- und Zuckerverversorgung nötig gemacht. Das wird dort etwas schwierig durchzuführen sein.

Donnerstag, 9. März.

Die Einnahme der Panzerfeste Baug bei Verdun ist heute der Anfang aller Dinge. Im übrigen aber wird viel mit mir über Böhmen geredet, und ich spreche abends im Saal des Rudolphinums. Auch in Zukunft müssen wir damit rechnen, daß sowohl Russen wie auch Engländer und Franzosen alles daransetzen werden, um den Geist des tschechischen Volkes von dem deutschen Geiste fernzuhalten. In Wirklichkeit sind die technischen und wirtschaftlichen Kenntnisse der Tschechen meist deutschen Ursprungs, während die literarischen und

künstlerischen Hervorbringungen den Anschluß an deutsche Vorbilder direkt vermeiden. Die Prager Handelskammer lehnt den Gedanken der wirtschaftlichen Annäherung an das Deutsche Reich ab, aber man sieht, wie schwer es ist, für diese Ablehnung rein wirtschaftliche Gründe geltend zu machen. Von der wirtschaftlichen Kraft des böhmischen Landes habe ich einen starken Eindruck. Sowohl deutschböhmische als auch tschechische Betriebe sind in lebhaftem Voranschreiten und halten den Krieg nach Verhältnis gut aus. Ueber die innerböhmischen politischen Fragen wird voraussichtlich erst hinter dem Krieg etwas Klareres zu erkennen sein.

Deutschland erklärt an Portugal den Krieg. Also nun ist auch dieses da. Es soll sich um 80 000 oder 100 000 Mann handeln, die in Frankreich oder an anderer Stelle austauschen können.

Freitag, 10. März.

Als wir abends in der Nähe von Reichenberg in Nordböhmen in gastlichem Hause versammelt waren, störte uns das eben eingetroffene deutsche Tagestelegramm unsere Freude, denn es besagte, daß die Franzosen in dem Panzerfort Baug wieder eingerückt sind. Der übrige Inhalt des Telegramms ist gut: der Ablainwald und der Bergrüden westlich von Douaumont wurde den Feinden entzissen, und auf dem westlichen Maasufer wurden bei Säuberung des Rabenwaldes 690 gefangene Franzosen und 11 Geschütze eingebracht.

Eine Uebersicht über die Erfolge der Luftkämpfe besagt, daß die Franzosen und Engländer im Monat Februar 20 Flugzeuge verloren, die Deutschen aber nur 6.

In Paris fährt Clemenceau, der alte grimmige Streiter, fort, dem Ministerium Briand alle nur denkbaren Schwierigkeiten zu bereiten, was um so bedenklicher ist, da Clemenceau als Vorsitzender des Heeresausschusses des Senates alle erforderlichen militärischen Kenntnisse besitzt. Er behauptet, daß die Verteidigung von Verdun schlecht vorbereitet wurde. Jetzt ist sein Blatt auf einige Zeit verboten. Möglicherweise hängt es mit diesen Auseinandersetzungen zusammen, daß der französische Kriegsminister Gallieni in letzter Zeit leidend geworden ist. Ernsthaftes französisches Blätter beschwerten sich unter Erlaubnis der Zensur darüber, daß die Engländer an der flandrischen Front nichts tun, um Verdun zu entlasten.

Sonnabend, 11. März.

Die deutsche Regierung veröffentlicht das Schriftstück, das sie an das amerikanische Staatsdepartement abgefaßt hat und das inzwischen in Washington angekommen ist. Das deutsche Auswärtige Amt gibt darin eine geschichtliche Darlegung des bisherigen Verlaufes des U-Boot-Streites. Da das Völkerrecht über die Verwendung der Unterseeboote überhaupt noch keine Bestimmungen getroffen hat, so kann eine Verletzung schon bestehender Rechtsgrundsätze nicht vorliegen. Das ist der eigentlich unstrittene Satz. Mit Nachdruck wird dargelegt, welche Ueberschreitungen des bisherigen Völkerrechts sich England hat zuschulden kommen lassen: Flaggenmißbrauch, völkerrechtswidrige Blockade des gesamten deutschen Ausfuhrhandels, völkerrechtswidrige Bestimmungen über Bannware, Posträuberei, planmäßig gesteigerte Vergewaltigung der Neutralen, Freiheitsberaubung unmilitärischer deutscher Personen, völkerrechtswidrige Bewaffnung von Handelsschiffen. Das genügt, um die Amerikaner aufzuklären, falls sie aufgeklärt sein wollen. — Der amerikanische Kongreß hat für jetzt die Debatten über die Warnung vor bewaffneten Passagierschiffen vertagt.

Sächsishe Regimenter stürmten mit geringen Verlusten die stark ausgebauten Stellungen in den Waldstücken südwestlich und südlich von Bille-aux-Bois, 20 Kilometer nördlich von Reims in einer Breite von etwa 1400 Metern und einer Tiefe bis zu 1000 Metern. Dabei wurden 725 Mann gefangen. Westlich der Maas werden Raben- und Cumidreswald völlig freigemacht. Auf der Ostseite lebhaftes Artilleriefeuer bei Bras, Baug und an verschiedenen Stellen der Wofore-Ebene.

Allerlei Gerüchte, daß die Rumänen jetzt wirklich mobil machen wollen. Sie warten wohl auf Amerika.

Sonntag, 12. März.

Nach einer Berechnung des „Basler Anzeiger“ ist der Umfang des bisher bei Verdun von den Deutschen eroberten Gebietes 360 Quadratkilometer. Das ist in der Tat ein greifbarer Fortschritt, mehr als sonst im Stellungskrieg von einer der beiden Seiten erobert wurde.

Überall Finanzgerörterungen! Soviel man bisher sehen kann, wird die vierte deutsche Kriegsanleihe gut gezeichnet. Die deutschamerikanische Handelskammer in Chicago erläßt einen Aufruf zum Ankauf deutscher Kriegsanleihe, in dem mit großer Zuversicht vom deutschen Siege gesprochen wird. Nachdem so vieles englischamerikanische Geld unseren Gegnern zur Verfügung gestellt wurde, ist es durchaus zu wünschen, daß der deutschamerikanische Aufruf reichlich befolgt wird.

In Albanien ziehen sich die Italiener immer mehr auf Balona zurück. In Nordalbanien und Montenegro herrscht Ruhe.

Die russischen Unternehmungen in Armenien nehmen leider noch zu. Ueber Rumänien kommt die Mitteilung, daß in Trapezunt 40 000 russische Soldaten gelandet seien und daß weitere Truppenlandungen westlich von Trapezunt versucht werden. Die russische Schwarzmeerflotte sei vollzählig vor Sewastopol versammelt. Es ist möglich, daß ein Land- und Seeangriff der Russen auf die Türkei bevorsteht. Wie gut, daß Gallipoli frei ist!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 6. März.

Ein Beweis des kräftig klopfenden wirtschaftlichen Lebens ist die Tatsache einer ungewöhnlich stark besuchten Leipziger Messe. Sie beginnt heute, nachdem gestern schon zahllose Sonderzüge die Besucher hingebraht haben, und ist die beste der bisher veranstalteten Kriegsmessen. Charakteristisch der starke Besuch durch Frauen in Vertretung ihrer im Felde stehenden Männer. Wichtiger für die Zukunft ist es, daß diese Messe der Versuch zu einer Ausgestaltung und Festigung ist, durch welche die Messe ein wirksameres Organ der Weltmarktsgewinnung werden soll. (Gründung eines Meshauses.)

Einer der begabtesten „Expressionisten“, Frank Marc, ist im Felde gefallen. Beim Lesen dieser Mitteilung kommt einem der Gedanke: Kann nicht durch solche äußere Ausmerzungen ihrer Träger eine ganze geistige Entwicklung abgebrochen, durchaus verkümmert werden? Und nachher konstruiert die Geschichtsphilosophie innere Notwendigkeiten, nach denen das Geistige reift oder stirbt! Was bedeutet z. B. für die Wege der deutschen Lyrik der Tod Stadlers? Wird die Geistesgeschichte dieser Zeit hernach heißen: die Zeit der abgebrochenen Anfänge? Wenn solche Gedanken kommen, dann meint man überhaupt, über diese Grausamkeit des tausendfachen Nicht-zur-Heile-Gelangens gar nicht hinwegkommen zu können. — — —

Und doch braucht man alle inneren Hilfen, um der wachsenden Summe der kleineren Schwierigkeiten standzuhalten. Die Milchversorgung kommt jetzt, bis in einigen Wochen der Weibegang beginnt, in ihr bedenklichstes Stadium. Charlottenburg gibt den Molkereibesitzern, um sie zur Aufrechterhaltung ihrer Betriebe trotz der Futtermittelsteigerung zu bewegen, für jede Kuh, die 9 Liter gibt, eine Varentschädigung von 50 Pf. täglich.

Dienstag, 7. März.

Die Landesorganisation der sozialdemokratischen Partei in Hamburg und das Gewerkschaftskartell haben die Bildungsausgaben wegen Rückgangs der Einnahmen streichen müssen. Deshalb muß auch der Jugendbund der Partei seine Tätigkeit einstellen.

Heute wird der Geschenkwurf für die Erhöhung der Postgebühren veröffentlicht. Briefe im Ortsverkehr und Postkarten 7 Pf., Briefe 15 oder 25 Pf., Telegramme 15 und 25 Pf. Erhöhung,

Telephon 20 v. H. Erhöhung. Das werden wir spüren, aber hoffentlich die Reichsstafte auch — trotzdem das der unsichere Punkt der Sache ist, denn ohne Einschränkung der Schreibseligkeit wird diese Erhöhung nicht vorübergehen.

Die Zeichnungen für die Kriegsanleihe marschieren in der gewohnten Weise auf. Es wird diesmal für eine regere Beteiligung des Landes, hauptsächlich durch die Schulen, Propaganda gemacht. (Geld muß dort ja sein!) Die Schulkinder als kleine Agenten der Kriegsanleihe sind überhaupt sehr tüchtig. Gibt es einen größeren Augenblick im Leben eines Tertianers als mitzuteilen: „Ein Freund von meinem Vater hat eben bei mir 5000 M. gezeichnet?“

Aus den Fachzeitschriften bekommt man jetzt ein Bild der „landwirtschaftlichen Woche“, die, wenn auch in etwas anderer Form als sonst, eben stattfand. Hinsichtlich der Futter- und Viehfrage derselbe Standpunkt wie eben auch bei der Beratung des Landwirtschaftsetats im preussischen Landtag: Durchhalten der Rindviehbestände, soweit es die Futtermittel nur irgend gestatten. Ein Vortrag „Grenzen der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege“ eröffnet die Aussicht, daß die Kartoffelernte sich bei richtiger Sortenwahl in einem Grade steigern ließe, daß Ernährung und Viehfütterung dadurch gedeckt werden könnten. „Alles in allem sei die deutsche Landwirtschaft wohl in der Lage, bis zu 15 Millionen Menschen zu ernähren, vorausgesetzt, daß der Staatliche Schutz eine derartige Steigerung der Nahrungsmittelproduktion lohnt und daß wir neues Siedlungsland im Osten hinzugewinnen.“ Mit diesem Optimismus im Einklang steht die harte Rede des Abg. Roefide im Landtag, die die Futternot nur auf ungenügenden sozialpolitischen Schutz zurückführte. . . . Alle Parteien kommen aus dem Krieg mit verstärkter Meinung und verstärkter Rüstung. Was wird herauskommen, wenn einst mit Aufhebung des Burgfriedens der Deckel von der Pandorabüchse abgenommen wird?

Mittwoch, 8. März.

Die Leipziger Messe soll fast den gleichen Eindruck wie zu Friedenszeiten machen mit weit über 30 000 Besuchern, darunter etwa 5000 Ausländer. Die Waren, heißt es, zeigten eine Geschmacksverbesserung, besonders auch die Kriegs-„Andenken“ (es wäre schön, wenn's wahr wäre!). Man führt die Qualitätssteigerung darauf zurück, daß teure Sachen beim Publikum begehrt sind — Kriegsgewinnfolge! Es sind auch im Frieden noch nie so hohe Umsätze erzielt.

Zur bevorstehenden Feier des 300. Todestages von Shakespeare (23. April) hat sich Shaw in der „Westminster Gazette“ ausgesprochen: „Ich meine, wir sollten die Dreihundertjahrfeier für Shakespeare lieber Berlin überlassen. Wir haben mehrere Jahre mit dem Versuch verschwendet, unsere einheimische Kultur für die Gründung eines Nationaltheaters als Denkmal für Shakespeare zu erwärmen. Das einzige nennenswerte Ergebnis war der Ankauf eines Bauplatzes durch einen gebildeten Deutschen und die vollständige Weigerung unserer steinreichen Vertreter britischer Kultur, einen einzigen Ziegelstein zu dem geplanten Bau beizutragen. Da sollten wir uns lieber nicht dadurch lächerlich machen, daß wir eine Bewunderung für Shakespeare und seine Kunst heucheln, die wir nicht empfinden. Eine offen eingestandene Gleichgültigkeit gegen Shakespeare ist keine Schande: eine Sport- und Handels-Zivilisation hat daselbe Recht, ihre Helden zu feiern wie eine künstlerische; aber wenn eine Sport- und Handels-Zivilisation einen Helden der Kunst im Geiste reinen Schwindels feiert, so ist das widerlich.“

Der Rat ist gut, und Berlin wird ihn gewiß beherzigen! Uebrigens ist ja Shaw selbst sehr fern von einer wirklichen Würdigung Shakespeares. Aber er macht wenigstens kein Hehl daraus!

Eine interessante Statistik: In 110 preussischen Städten über 80 000 Einwohner sind im Kriegsjahr 1915 die direkten Gemeindesteuern um 37 v. H. gestiegen, die indirekten um 36,52 v. H. zurückgegangen. Bei der Hälfte der Städte wurden Erhöhungen der direkten Gemeindesteuer durchgeführt.

Donnerstag, 9. März.

Ueber die Wirkung des Krieges auf die höheren Lehranstalten sprach der preussische Unterrichtsminister im Landtag. In 644 Anstalten konnte der Unterricht voll, in 148 nur eingeschränkt aufrechterhalten werden. Zum Ersatz der 7000 (von 15 000) eingezogenen Lehrkräfte mußten 411 Lehrerinnen und 496 Lehrkräfte ohne Prüfungen herangezogen werden.

Eine sehr scharfe Kritik an der Lebensmittelversorgung wurde in der sächsischen Ersten Kammer geübt. Die Oberbürgermeister der großen Städte erklärten insbesondere die Kartoffelversorgung für vollkommen verfahren. Es müsse die Erhöhung der Preise sobald irgend möglich wieder rückgängig gemacht werden. Die Fleischkarte für das ganze Reich wurde angekündigt. Sie wäre aus sozialen Gründen dringend wünschenswert. Bei der herrschenden Knappheit muß die Bevölkerung das Vertrauen auf gerechte Verteilung als Gegengewicht haben.

Das Oberkommando in Stettin hat kurzerhand den freien Handel mit Saatkartoffeln verboten — einen beliebtesten Weg der Höchstpreisumgehung. Nur die Landwirtschaftskammer darf noch mit Saatkartoffeln handeln.

Der preussische Eisenbahnminister hat sich im Landtag sehr eingehend — kritisch ablehnend — mit dem Reichseisenbahnprojekt, und zwar insbesondere mit der Kirchhoffschen Denkschrift auseinandergesetzt. Von konservativen „Gott sei Danks“ begleitet.

Freitag, 10. März.

Ein Truppentransport geht hinaus, von Regimentsmusik verabschiedet. Wie die Hornklänge gleich den weißen Dampfwolken der Lokomotive machtvoll unter die große Wölbung stoßen und sich weithin ausbreiten, wird einem dieses fröhlich-traurige „Auf! denn“ wie ein neues Lied lebendig. Wir können uns gar nichts anderes mehr vorstellen: Bahnsteige und Züge voll schwergepackter Feldgrauer, die Rote-Kreuz-Einrichtungen, die Kriegsnachrichten, das Wort Krieg in jedem Gespräch und in jedem Gedanken. Das unentrinnbare Gesetz der Gewohnheit wirkt sich aus an dem Schwächerwerden des Gefühls, daß diese tägliche Gegenwart größter Dinge zu wecken vermag. Manchmal aber kommt es alles zurück — alle erste Ergriffenheit und mit ihr das Wissen, daß in diesem stiller und zäher gewordenen Durchhalten ein Opfer liegt über alle erste Hingabe hinaus, eine sittliche Würde, die größer ist als der Rauf des ersten Ausmarsches. Unter den Lasten, die wir schwachen Menschen alle tragen, verändert sich das Gesicht der Kriegseistung oft ins Allzumenschliche, und viele müssen versagen; im Kern aber wächst sie an Größe.

Die beiden preussischen Ministerien des Innern und des Handels haben einen Erlaß herausgehen lassen, der genauere Ueberwachung für die Durchführung der Lebensmittelverordnungen verlangt. Sehr notwendig, aber schwierig, weil die Menge des Geregelteten fast nicht mehr übersehbar ist.

Sonnabend, 11. März.

Beim Eisenbahnetat wird über die neue Eisenbahndienstordnung gesprochen, durch welche die Koalitionsfreiheit der Eisenbahner erweitert wird, allerdings unter Beibehaltung des dehnbaren Begriffs, daß die Teilnahme an „ordnungsfeindlichen Bestrebungen“ untersagt sei. Die Vorenthaltung des Streikrechtes wird auch von fortschrittlicher Seite gebilligt. Gerade diese in ihrem Beruf begründete Sonderstellung der Verkehrsarbeiter aber macht die Begründung eines eigenen Staatsarbeiterrechtes doppelt notwendig. Zur Reichseisenbahnfrage sagte der fortschrittliche Abgeordnete Defer: „Sind Reichseisenbahnen eine Zukunftsfrage, so ist die Zusammenfassung der Leitung der deutschen Bahnen unter einem einheitlichen Willen eine durchaus aktuelle Angelegenheit.“

Die „Chemnitzer Volksstimme“ gibt folgende Uebersicht über die Zusammensetzung der sozialdemokratischen Opposition:

1. Gruppe Spartacus. Will die Nationen überhaupt abschaffen oder wenigstens die sozialdemokratischen Parteien in den einzelnen Ländern und die Organisationen alsbald internationalisieren.

2. Gruppe der „Lichtstrahlen“ und der „Internationale“. Verwirft diesen Plan, will aber rücksichtslosen Klassenkampf, ohne auf die Landesverteidigung zu achten, und sieht, wie die erste Gruppe, die 18 (das sind die 20 minus Liebknecht und Kühle), als Schwächlinge und Memmen an.

3. Gruppe Ledebour-Adolf Hoffmann. Nehmen an der Zimmerwalder Konferenz teil und wollen die Internationale und den Klassenkampf alsbald wieder eröffnen, gestehen aber grundsätzlich das Recht zur Landesverteidigung zu.

4. Gruppe „Neue Zeit“. Billigt die Aktion der 20, will aber die Internationale nicht auf dem Wege über Zimmerwald, sondern über das Internationale Büro im Haag (früher Brüssel) neu beleben.

5. Gruppe Bernstein billigt grundsätzlich die Landesverteidigung und hält die Kriegskreditbewilligung wenigstens für Franzosen, Belgier und Engländer noch heute für erlaubt; aber die Deutschen sollen durch Entgegenkommen wieder Vertrauen in der Internationale erwerben und sie auf diese Weise wieder herstellen. Wünscht einen Friedensschluß unter Verzicht auf Elsass-Lothringen, das dann über sein Schicksal durch Volksabstimmung entscheiden soll.

6. Gruppe: Die große Mehrheit der Minorität billigt grundsätzlich die Landesverteidigung und Kriegskreditbewilligung, will aber jetzt durch Kreditverweigerung gegen Annexionspläne und Mißstände in der inneren Verwaltung Deutschlands protestieren.

Die „Chemnitzer Volksstimme“ bemerkt dazu: „Das Register ist nicht ganz vollständig, weil die Gruppen auch in sich noch nicht ganz einheitlich sind, sondern sich in manchen Fragen noch in ihrem eigenen Innern bitter bekämpfen.“

Man denkt unwillkürlich dabei an den Satz von Kant, daß das Verlehrte sich „notwendig mit sich selbst veruneinigen müsse“.

Sonntag, 12. März.

Am 20. März wird die Kartoffelkarte in Groß-Berlin eingeführt. Jeder bekommt 10 Pfund für zwölf Tage. Die Regelung wird vorläufig bis zum 31. Mai vorgenommen. Ein Kuchenbrotverbot ist in Berlin für alle Bäder, die Brot herstellen, erlassen. Es gilt vom 13. bis 19. März und soll das Uebergangsstadium in der Mehlerzeugung erleichtern.

Von den preussischen Volksschullehrern stehen nach Mitteilungen des Unterrichtsministers im Landtag 51 000 im Heeresdienst. Trotzdem hat sich der Schulunterricht bis auf 199 Schulen, in denen er eingestellt werden mußte, aufrechterhalten lassen.

Als Ersatz für gefallene Lehrer können etwa 3000 Lehrerinnen neu eingestellt werden, durch welche aber die entstandene Lücke nicht voll ausgefüllt werden kann. Von der Wirkung des Krieges auf die Jugend sind nach Ansicht des Unterrichtsministers zu pessimistische Eindrücke durch die Uebertreibung von Einzelercheinungen gegeben. Neben einzelnen Verwahrlosungssymptomen in Großstadt und Industrieorten sei im ganzen eine erfreuliche Steigerung der sittlichen Kraft zu beobachten. — Daran wird richtig sein, daß die außerordentlichen Anforderungen die Tüchtigen tüchtiger und die Halbsollen verwildert machen.

Naumann / Die Wirtschaftspolitik der Militärstaaten

1.

Beim langen Entwicklungsgang von den Naturkönigen zu den Kunststaaten und von ihnen zu den Weltmächten hat sich das Wesen der staatlichen Gemeinschaft beständig verändert, so daß man kaum von einem allgemeinen Staatsbegriff reden kann, der ebenso für die Moabiterkönige und Indianerhäuptlinge paßt wie für Groß-England oder Mitteleuropa. Da aber fast jede neue Herrschaft irgendwie das Erbe der vorhergehenden übernimmt, so liegt es in ihrem Interesse, die Unterschiede nicht allzu deutlich hervortreten zu lassen und sehr alte Schmutz- und Lebensformen der patriarchalischen oder kunststaatlichen Zeiten als ehrwürdige Zeichen der Oberhoheit beizubehalten. Auf diese Weise bleibt der reine Gedanke des Herrschens immer und überall

von einem legendenhaften Rantenwert umwachsen, und man scheut sich, ihn nüchtern auszusprechen. Das trifft auch für Republiken zu, nur steht das Rantengewächs anders aus.

2.

Es ist ein Irrtum, den Willen zur staatlichen Herrschaft rein wirtschaftlich zu erklären. Wenn nämlich der Zweck des Herrschens darin bestünde, Güter zu erwerben, so müßte der Herrschaftsbetrieb von vornherein von Verstandesgesichtspunkten aus geleitet sein, was offenbar nicht der Fall ist. Der Herrscher erster Stufe will befehlen und genießen, sein Ich vergrößern, die Zahl seiner Knechte und Mägde vermehren, will einen großen Namen gewinnen und Geschenke nach Willkür austeilen. Da er aber das alles nicht ohne Heer und Einnahmen durchführen kann, so ist die Heeres- und Einnahmehbeschaffung für ihn unentbehrliches Mittel zum Zweck. Ebenso liegt es im allgemeinen auch auf den höheren Entwicklungsstufen des staatlichen Daseins bei monarchischer wie auch bei republikanischer Staatsform: der Herrschaftswille ist meist vor dem Wirtschaftswillen vorhanden. Vergleiche Frankreich!

3.

Jede staatliche Herrschaft braucht militärische Kräfte zu ihrer Erhaltung und Vergrößerung, wobei die staatliche Entwicklungsstufe zugleich den Heerescharakter bestimmt oder von ihm bedingt wird. Die Geschichte des Staatswesens ist, wie Professor H. Delbrück in seiner Kriegsgeschichte zeigt, zu allererst Heeresgeschichte. Da aber ihrerseits die Heeresgeschichte nicht ohne Organisationstechnik und Bewaffnungstechnik gedacht werden kann, so bleibt auch sie ein Bestandteil der Gesamtgeschichte. Es würde aber falsch sein, die Bewaffnungstechnik für sich allein als das eigentlich treibende Element zu betrachten, da die Fortschritte dieser Technik meist nicht ohne zwingenden Grund vom Herrschaftswillen hervorgerufen und durchgeführt werden. Wie groß im Verhältnis zum Staatsgebilde die verfügbare Heere sind, hängt einestheils von der Höhe der Gefahr und von der Stärke des Herrschaftswillens, andererseits aber von der Möglichkeit der materiellen Heeresversorgung ab.

4.

Nicht nur eine Söldnertruppe, sondern auch ein unbefoldestes volkstümliches Heer älterer oder neuerer Stufe bedarf eines Versorgungssystems, denn selbst wenn jeder Soldat für seine eigene Verpflegung aufzukommen hat, was nur bei altertümlicher Kriegsführung möglich ist, wird ein Teil des Volkseinkommens dem Herrschaftszweck geopfert. Überall, wo Herrschaft ist, besteht deshalb eine Art von Abhebung des Mehrertrages der Arbeit für militärische Zwecke. Es kann das die zwangsweise Abhebung des Ertrages oder Mehrertrages der Unterworfenen sein, solange keine Pausen der Sieghaftigkeit eintreten. Ist also das Heer aus reinem Herrschafts- oder Verteidigungszweck entstanden (was nur zwei Seiten derselben Sache sind), so wirkt es dann durch seine Existenz als Drang zur weiteren staatlichen Erwerbswirtschaft. Je größer das Heer ist, desto organisierter und rechtlich und verkehrstechnisch durchgearbeiteter muß der Arbeitsstaat sein, aus dem es herauswächst.

5.

Der Besitz einer bewaffneten Truppe unterwirft alle Einwohner des von der Truppe beherrschten Gebietes dem Willen des Truppenführers oder seines Auftraggebers, soweit

sie nicht fliehen wollen oder können. Da sie in fast allen Fällen auch beim Fliehen wieder in einen anderen Militärherrschaftsbereich gelangen, so ist von vornherein die unmillitäre Menschheit der militärischen unterworfen, falls diese von ihren Machtmitteln Gebrauch machen will. Da ferner der Entwicklungsgrad eines Heeres durch den der Nachbarheere bedingt ist, so entwickeln sich im Streite der Herrschaftsgebiete Gleichheitsverhältnisse, ähnliche Gesellschaftsordnungen, zuerst für kleinere, dann für größere Teile der Erdoberfläche. Beispiel dafür ist die Ähnlichkeit der Kolonisationsmethoden aller streitenden Kolonialländer einer Zeitperiode. So entstehen auch die Ähnlichkeiten der Besteuerungen und des Rechtswesens in steter Abhängigkeit von der sich gegenseitig bedingenden militärischen Organisation der benachbarten Staaten.

6.

Die alten Großstaaten vom ägyptischen bis zum römischen Reiche sind Militärstaatsysteme, bei denen aus einem militärischen Versorgungssystem eine Kulturgemeinschaft hervorging, die dann vielfältig den Wechsel der militärischen Systeme überdauerte, deren schwerste Gefährdung aber das Sinken des römischen Militarismus an sich wurde. Die Entwicklung der Mittelmeervölker brach ab, weil, wie wir schon früher sagten, die Beherrschung des dunklen Völkerhintergrundes nicht gelang. Die Entwicklung Chinas blieb stehen, weil die Abschließung vom Hintergrunde möglich war. Die neue nachrömische europäische Entwicklung fing militärisch vielfach wieder von vorn an und vermehrte die Mittel der Militärtechnik und des Weltverkehrs so, daß nun erst der Gedanke einer Beherrschung der gesamten Erdoberfläche überhaupt denkbar ist. Von der Denkbareit aber bis zur Verwirklichung ist ein unabsehbarer weiter Weg. Die Annäherung der neuen Kulturen und die Auflösung der alten vollzieht sich bei fortwährendem Streit der sich zusammenballenden Militärmächte.

7.

Es ist das Verdienst der marxistischen Geschichtserklärung, daß in ihr die Entstehung einer wirtschaftlich-rechtlichen Einheitskultur der kapitalistischen Menschheitsorganisation zu einer Zeit vorausgesagt wurde, als von dieser Einheitlichkeit noch sehr viel weniger zu sehen war als heute. Man lese die entsprechenden Stellen des kommunistischen Manifestes! Dabei aber wurde das militärische Staatselement in seiner Bedeutung teils verkannt, teils absichtlich beiseite geschoben. Der Militarismus erschien als zu beseitigender Fremdkörper in einer Gesamtentwicklung, die nur durch ihn verständlich und erklärbar ist. Das zeigt sich besonders in dem Aufbau der Lehre vom Mehrwert, die nur als Wirtschaftsvorgang und nicht vorher als Herrschaftsvorgang dargestellt ist. Die geistigen Väter des Marxismus schufen den Begriff eines theoretischen staatslosen Kapitalismus, der in der wirklichen Geschichte in dieser Isoliertheit nie vorhanden war. Die Folge davon war, daß sie für die Zukunftsentwicklung nur die allgemeine Parole von der Beseitigung der Militärstaaten übrig hatten.

8.

Der Krieg zeigt mit blutigster Deutlichkeit, daß es keine militärfreie Menschheitsgeschichte gibt. Niemals vorher waren die Vorbedingungen für eine allgemeine Verkehrs- und Austauschgemeinschaft so günstig, wie in den Jahrzehnten vor diesem Kriege, und man mußte bei rein volkswirtschaftlicher Betrachtungsweise zu der Ansicht gelangen, daß die Militärstaaten zu bloßen untergeordneten

Verwaltungsstellen eines internationalen kapitalistischen Wirtschaftssystems herabsinken müßten. Das würde auch richtig gedacht sein, wenn die Wirtschaft der Urgrund alles historischen Lebens wäre, denn in der Wirtschaft an sich sind die Vereinigungsinteressen größer als die Trennungsgründe. Im Krieg aber erhebt sich der Staat und zeigt der Wirtschaft sein Erstgeburtsrecht, ein gefährliches, aber tatsächliches Recht.

9.

Es ist das aber bei weitem nicht die einzige Lehre des Krieges. Viel weittragender in praktischer Hinsicht ist die Erneuerung der alten Erkenntnis, daß ein Militärstaat nur so viel Kraft zeigen kann, als es die in ihm vorhandene Wirtschaft zuläßt, daß es also ebenso irrig ist, vom reinen Militärstaat zu sprechen wie vom reinen staatslosen Wirtschaftsleben. Der Zusammenhang zwischen Heer und Wirtschaft ist viel enger und vielfältiger, als ein Mensch vor dem Krieg gewußt hat. Das konnte sich bei früheren Kriegen niemals so deutlich zeigen, weil es noch niemals früher Heere von dieser Größe gab. Was in den Tagen Wallensteins noch möglich war und was auch Napoleon noch anstrebte, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, ist heute selbst für eine siegreiche Armee ein vergangener Zustand. In allen kriegführenden Staaten werden Landwirtschaft und Industrie als militärpflichtige Körper behandelt, und auch nach dem Kriege wird in aller absehbaren Zeit die frühere Vorstellung, als gäbe es ein staatsfreies Erwerbs- und Geschäftsleben, nicht wieder aufkommen.

10.

Wenn diese Voraussetzungen, mögen sie uns gefallen oder nicht, in der Hauptsache richtig sind, dann ergeben sich daraus weitgehende Folgen für die Politik. Es entsteht ein politisches Ziel, das als völlige Versflochtenheit von Militärstaat und Wirtschaft bezeichnet werden kann, eine Art von herbem und hartem Ideal, bei dem aristokratische und demokratische Bestrebungen sich in einer weltgeschichtlich neuen Weise mischen. Was wir bisher als Volks-Wirtschaft, Staats-Wirtschaft, Gemein-Wirtschaft, National-Erwerb bezeichneten, erhält durch den Krieg seine neue Bedeutung, weil alles das nun erst als lebensnotwendig und unentrinnbar kundgeworden ist. Ein Militärstaat, der sein Leben erhalten will, muß künftig in fabelhafter Stärke ein organisierter Wirtschaftsstaat sein. Damit wird beides umgeschmolzen, sowohl das Militärische wie das Wirtschaftliche.

11.

Versucht man es, die zukünftige vollere Einheit von Militärstaat und Wirtschaft näher auszudenken, so zeigt sich als eines der ersten Ergebnisse, daß Militärstaaten nicht wirtschaftlich klein sein dürfen, weil kein kleines Wirtschaftsgebiet ein Heer jegiger Ausrüstung von sich aus herstellen und erhalten kann. Die militärische Kleinstaaterei wird immer schwerer, ja fast unmöglich. Man beachte im Krieg die Bewaffnungs-, Anleihe- und Ernährungs-schwierigkeiten der kleineren Staaten! Auf diese Weise wird ein unpersönlicher Großmilitarismus herbeigeführt, der vielleicht das beste, wenn auch nicht das billigste Mittel zur Vermehrung des Weltfriedens ist. Es entstehen überstaatliche Militärgelände, die zugleich Wirtschaftsgebiete zu sein haben.

12.

Wenn unsere Soldaten aus dem Kriege zurückkehren, so wird die lange Zeit des Kampfes nicht ohne Spuren an ihrer

Staats- und Wirtschaftsauffassung vorübergegangen sein. Sie werden ohne Ausnahme einen stärkeren Begriff dafür mit heimbringen, welche Zusammenarbeit von militärischen, politischen, wirtschaftlichen, aristokratischen und demokratischen Kräften nötig ist, um einen Sieg zu gewinnen. Das alles braucht sich gar nicht sofort in neuen Formeln und Programmen auszuspochen, wird es wohl auch nicht tun, aber es wird wie eine selbstverständliche neue Lebensgewißheit im Untergrund der Seelen liegen: Staatserhaltung ist über Privatnutzen; wir alle sind der Staat! Von da aus muß die Geseßgebung arbeiten, die Handelspolitik und die Erziehungspolitik. Das Volk, welches die notwendigen Kriegserkenntnisse am besten und einfachsten in die Wirklichkeit umsetzt, verschafft sich die zukünftige Führung.

Gottfried Fittbogen / Ungarn während des Krieges

Während in den reichsdeutschen Zeitungen und Zeitschriften häufig und ausführlich von Oesterreich die Rede ist, findet die andere Hälfte der Doppelmonarchie an der Donau bei uns weniger Beachtung. Mit Unrecht! Denn Ungarn steht seit seiner Rekonstituierung als Königreich, die ihm der Ausgleich vom Jahre 1867 brachte, innerhalb des Doppelreiches gleichberechtigt neben Oesterreich.

Allerdings ist es nicht ganz leicht, von Ungarn zu reden. Es gibt da so manche Empfindlichkeiten, so manche komplizierten staatsrechtlichen Fragen, die mit dem Verhältnis Ungarns zu seinem Genossen in dieser politischen Verunstaltung zusammenhängen.

Da ist gleich die Frage: Ist Ungarn ein eigener Staat oder bildet es mit Oesterreich zusammen einen Staat? Wir Reichsdeutschen sind gewohnt, unser Bündnis mit Oesterreich-Ungarn als den *Zweibund* zu bezeichnen. Dieser Tage aber erst mußte sich ein österreichischer Schriftsteller von einer führenden Zeitung Ungarns abtanzeln lassen, weil er als Oesterreicher dieselbe Auffassung ausgesprochen hatte: „Für ihn“, wurde ihm vorgeworfen, „sind Oesterreich, Ungarn und das Deutsche Reich zwei Länder, nicht, wie es heute wohl auch schon in Deutschland bekannt ist, mehrere Länder, doch sicherlich drei Staaten.“

Es ist das nicht bloß ein Streit um Worte, dahinter steht das eifersüchtige Bestreben, den ungarischen Namen in Europa zur Geltung zu bringen.

Der Reichsdeutsche mag sich bis zur Austragung jener Streitfragen mit der Auffassung begnügen, daß sie *zwei* sind in der *Einheit*; nämlich nach außen, den anderen Mächten gegenüber, als Einheit auftretend, mit gemeinsamer Armee und gemeinsamer Politik; im Innern aber zwei getrennte Staaten, jeder einer eigenen Regierung — der in Wien und der in Budapest — untertan. Zwei und doch eins. Auf der Zweierheit beruht das Wohlbefinden der Teile, auf der Einheit die Großmachstellung des Ganzen, dessen beide Hälften für sich nur Mittelstaaten wären. An der Aufrechterhaltung der Großmachstellung hat auch das Deutsche Reich das lebhafteste Interesse.

An der Spitze der ungarischen Regierung steht jetzt und stand bereits vor Ausbruch des Krieges Graf Stephan Tisza, ein politischer Charakter, von Freund und Feind geachtet als Mann von starker Hand und mit reiner Weste.

Früher hatte er als Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses mit energischen Maßregeln den Widerstand gebrochen, den die parlamentarische Opposition der Heeresvorlage bereitzte. Er hielt, da er damals bereits die Dinge unter dem weltpolitischen Gesichtspunkt betrachtete, eine Verstärkung des Heeres in beiden Reichshälften für dringend geboten und betrachtete die Gegnerschaft der Opposition als Krähwinkerei; man wird nicht sagen können, daß die Ereignisse ihn ins Unrecht gesetzt haben.

Welche Rolle er bei den letzten Verhandlungen vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Serbien gespielt hat, werden erst spätere Jahrzehnte erfahren. In Ungarn hielt man ihn für den Verfasser der berühmten Note, welche Serbien aufforderte, Garantien für ein künftiges freundschaftliches Verhalten zu leisten. Serbien lehnte sie bekanntlich auf Anraten und im Vertrauen auf die Hilfe Rußlands ab; so brach der Krieg aus.

Mit Stolz wurde sogar darauf hingewiesen, daß eine bestimmte Wendung in dem deutschen Text zu dem Schluß zwingt, daß die Note ursprünglich in magyarischer Sprache abgefaßt, der offizielle deutsche Text also nur eine Uebersetzung aus dem Magyarischen sei.

Diese Nachrichten lassen sich natürlich zurzeit nicht kontrollieren; sie zeigen aber, welche Bedeutung die Ungarn ihrem Ministerpräsidenten beimessen. Nimmt man hinzu, daß während des Krieges der bisherige (gemeinsame) Minister des Aeußern, der Oesterreicher Graf Berchtold, aus dem Amt schied und daß sein Erbe von einem Ungarn und Magyar, dem Baron Burian, angetreten wurde, so gewinnt man den sehr bestimmten Eindruck, daß sein Einfluß inzwischen zum mindesten nicht gesunken ist.

Als der Konflikt Oesterreich-Ungarns mit Serbien ausgebrochen und damit auch der Krieg gegen Rußland gegeben war, blickten die Augen aller Ungarn gespannt nach Berlin: was würde der Deutsche Kaiser tun? Und als er bundestreue der angegriffenen Monarchie zur Seite trat, wurde sein Schritt mit Begeisterung und hellem Jubel begrüßt. Wilhelm II. war populär in Budapest und in ganz Ungarn.

*

Diese freundliche Stellung der Ungarn zu Kaiser Wilhelm II. und dem Deutschen Reich kann nicht überraschen.

Seit langer Zeit sind die Ungarn, und die Magyaren insbesondere, in ihrer großen Mehrheit überzeugte Anhänger der Politik des Zweibundes. War es doch einer der Ihrigen, Graf Andrássy, der mit Bismarck zusammen den Zweibund zustande brachte — natürlich nicht aus Liebe zu Deutschland, sondern, wie das bei jedem soliden politischen Bündnis der Fall sein muß, weil er meinte, daß es für Ungarn vorteilhaft sei. Im Jahre 1897 kam auch der erste auswärtige europäische Herrscher in die Hauptstadt des Königreichs, es war Wilhelm II. Diese Tatsache selbst, denn der Besuch als solcher war eine Höflichkeit gegen die Ungarn, deren staatliche Selbständigkeit damit vor ganz Europa anerkannt wurde, und noch mehr der Trinkspruch, den er in der Ofener Königsburg auf das ritterliche Volk der Magyaren ausbrachte, eroberten ihm im Sturm die Herzen der Magyaren. Seine Worte entzettelten eine schrankenlose Begeisterung, man fand, „das sei nicht die Sprache eines politischen Bundesgenossen, mit welchem die nüchterne Erwägung der beiderseitigen Interessen vereine, sondern der ergreifende Gefühlsausdruck eines mitempfindenden Freundes, auf dessen wohlwollende Förderung man sich allezeit mit voller Sicherheit verlassen könne“. Diese Rede ist noch heute in magyarischen Gymnasien und magyarischen Familien als Zimmerschmuck — in Rahmen gefaßt — zu finden.

Bei dem Ausbruch des Krieges fand man also die gute Meinung, die man von dem mächtigen Bundesgenossen schon immer gehabt hatte, nur bestätigt. Grund genug, ihm manches Essen! zu bringen und ihm und seinem Reich zu Ehren, das Lied, das im Ausland als das Lied der Reichsdeutschen gilt, zu spielen: „Die Wacht am Rhein“.

Auch für die Zukunft ist man in Ungarn entschlossen, im engen Bündnis mit dem Deutschen Reich zu beharren. Wie sehr man dies im Interesse Ungarns für nötig hält, zeigt mehr als alles andere der Umstand, daß Graf Tisza selbst die Gelegenheit ergriffen hat, einer kleinen Schrift, welche für eine enge Verbindung Ungarns mit dem Deutschen Reich eintritt, ein Vorwort mit auf den Weg zu geben (Deutsch-ungarische Beziehungen von Karl von Czerny. Mit einem Vorwort des königlich ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Stephan Tisza. Leipzig 1915. 31 Seiten.), das mit dem Wunsche schließt: „Der Tag ist gekommen, der in deutschen Herzen das mächtige Gefühl erwecken wird: weg mit all dem Mißverständnis, weg mit all den kleinen Ränken kleiner Menschen,

welche der innigen, dauernden Verbrüderung der beiden Völker im Wege stehen. Möge dies Werk zum Erreichen dieses Zieles beitragen!"

Tisza hält es also für politisch klug und nötig, daß die Madjaren als zuverlässige und deutschfreundliche Bundesgenossen gelten. Der Wert des Vortrages wie der ganzen Schrift besteht vor allen Dingen darin, daß wir daraus erfahren, wie die Madjaren von uns gesehen werden wollen.

*

Drei Fragen sind es besonders, welche Ungarn während des Krieges beschäftigen: Das Verhältnis zu Oesterreich, die Nationalitätenfrage und die künftige Blüte Ungarns.

Beginnen wir mit der ersten!

In Ungarn betrachtet man diesen ersten Krieg des Dualismus, in dem ein selbständiges Ungarn Schulter an Schulter mit einem gleichberechtigten Oesterreich, das auf alle Suprematiegelüste verzichtet hat, für den Bestand der Doppelmonarchie kämpft, als die Legitimierung der 1867 geschaffenen staatsrechtlichen Verhältnisse. Ungarn ist zum ersten Male seit jenem Unglückstage von Mohacz (1526) als eigener Staat in den Krieg gezogen, der ungarische Name hat sich dank der ungestümen Tapferkeit der ungarischen Soldaten in Europa neuen Ruhm erworben. An dieser Basis des staatlichen Lebens ist nicht mehr zu rühren, die engere Verbindung mit Oesterreich, gar die zentralistische Zusammenfassung aller Reichsteile zu einem Gesamtstaat ist kurzweg von der Hand zu weisen. Die Verleihung des neuen Wappens für Oesterreich-Ungarn wird in Ungarn als landesherrliche Bestätigung und Vereinigung des Dualismus aufgefaßt.

Doch liegt hier noch mancher Zündstoff in der Luft. Im Neujahr kam es zu bedeutamen Erörterungen über diese Frage, um so bedeutamer, als der Ministerpräsident in eigener Person sich daran beteiligte. Schon in der Neujahrsrede, mit der er auf die Glückwünsche seiner Parteigenossen antwortete, richtete er eine geharnischte Abfrage an jenen österreichischen Patriotismus, der sich nicht von den alten Gesamtreichstendenzen zu befreien wisse. Deutlicher noch sprach er einige Tage darauf im Abgeordnetenhaus. Er bekannte sich zu einem früheren Anspruch, daß es ein „gemeingefährlicher Wahnsinn“ sei, noch jetzt — nach den Lehren des Krieges — derlei Tendenzen aufrechtzuerhalten; der ungarische Nationalstaat müsse stark sein; das liege auch im Interesse Oesterreichs; Gesamtreichstendenzen könnten nur zur Spannung und damit zur Herabsetzung der Leistungsfähigkeit führen; vorbehaltslose Anerkennung Ungarns dagegen schaffe alle Hemmungen aus der Welt. „Wir sind Bundesgenossen Oesterreichs und suchen in Oesterreich einen tüchtigsten starken Verbündeten. ... Wir haben jede Gelegenheit zu ergreifen, um das wechselseitige reiflose Vertrauen zu fördern und zur Konsolidierung der österreichischen Verhältnisse beizutragen.“ Mit anderen Worten: Der Nationalstaat Ungarn will bleiben was er ist, und er fühlt sich stärker als sein Bundesgenosse Oesterreich.

Selbst solche Äußerungen österreichischer Männer, die dem Reichsdeutschen ziemlich harmlos erscheinen, können, vom spezifisch madjarischen Gesichtspunkt aus betrachtet, eine scharfe Kritik auslösen. Der Chef des (gemeinsamen) Generalstabs der Armee Freiherr Conrad v. Hötzendorff, bekanntlich ein Oesterreicher, hatte in einem militärischen Fachblatt den folgenden Satz mit seiner Unterschrift veröffentlicht: „Die kriegerische Tradition eines alten und seit Jahrhunderten im Feuer der Schlachten zusammengeschweißten Heeres wiegt mehr als die nationale Aufspaltung der Gemüter.“ Ein Abgeordneter sah sich daraufhin veranlaßt, im ungarischen Abgeordnetenhaus den Grafen Tisza zu interpellieren, was er gegen diese Verletzung der Gefühle der ungarischen Nation zu tun gedenke. Tisza wies zwar dies Ansinnen als unberechtigt zurück: nicht die ungarischen (d. h. madjarischen) nationalen Bestrebungen, sondern nur die Nationalitäten-Leidenenschaften seien mit dem Wort Hötzendorffs gemeint. Er sah sich aber doch veranlaßt hinzuzufügen: „Uebrigens heißt es ja in dieser Erklärung nicht, daß das nationale Gefühl schädlich sei, sondern bloß, daß die kriegerische Tradition mehr gelte.“ Nun denn, ich

bin der Ansicht, daß auch die kriegerische Tradition, aber auch das nationale Gefühl jedenfalls eine wertvolle, wichtige Eigenschaft, ein Schatz der Armee ist. Welche der beiden Eigenschaften man über die andere stellt, ist Sache der individuellen Auffassung. Ich würde dem nationalen Gefühl den Vorrang geben, ein anderer mag es anders halten, das ist eine individuelle Anschauung des Betreffenden. Aber weder darf noch kann aus dieser individuellen Anschauung auf eine Tendenz gefolgert werden, die in gegen den ungarischen Nationalstaat sich lehrende Handlungen sich offenbaren könnte.“

Diese Debatten sind für den Reichsdeutschen deswegen so lehrreich, weil sie ihm eine der wichtigsten Kräfte, vielleicht die wichtigste Kraft des ungarischen Staatslebens, enthüllen: Das stark entwickelte madjarische Nationalgefühl. Mit ihm bis in die Fingerspitzen erfüllt, betrachtet der Madjar alle Geschehnisse: was bedeuten sie für den madjarischen Nationalstaat? Mit diesem madjarischen Nationalgefühl muß jeder rechnen.

Es ist ein Vorzug des Madjaren; es macht jeden Madjaren zum geborenen Politiker. Es kann aber darin natürlich auch die Gefahr liegen, daß der Madjar die Kräfte der Doppelmonarchie einseitig im ungarischen Sonderinteresse auszunutzen sucht.

Nicht unwichtig ist die Frage nach der Behandlung etwaiger Gebietserwerbungen. Auch hierüber macht man sich in madjarischen Kreisen keine besonderen Gedanken. Eine Regierungsausschreibung darüber liegt nicht vor; aber es wurde z. B. im staats- und verwaltungsrechtlichen Ausschuß des ungarischen Juristenvereins (am 15. Januar 1916) ein Vortrag über die Ansprüche der ungarischen heiligen Krone auf die ehemaligen Nebenkronländer gehalten, der klipp und klar die These aufstellte: Ungarn hat Rechtsanspruch darauf, „daß die zurückeroberten Gebiete, die ehemals zu Ungarn gehörten, wie z. B. Serbien, an Ungarn angegliedert werden. Die in einem gemeinsam geführten Krieg eroberten Gebiete sind keineswegs unbedingt gemeinsam.“ Man sieht, überall ist der Madjar bereit, die Rechte der Stephanskronen zur Geltung zu bringen.

*

Die zweite wichtige Frage, mit der man sich beschäftigt, ist die Nationalitätenfrage.

Diese Dinge werden besser erst nach dem Kriege eingehend erörtert. Für heute nur einige Tatsachen.

1. Ungarn, in dem 10 Millionen Madjaren und 10 Millionen Nichtmadjaren wohnen, wurde bisher von der Regierung als Nationalstaat betrachtet und verwaltet.

2. Die Madjaren behaupten, die Nationalitäten könnten in Ungarn sehr angenehm und unbehelligt leben.

3. Die Nationalitäten, z. B. Rumänen und Deutsche, schließen sich dieser Auffassung nicht an.

Was die Zukunft bringt, weiß man nicht. Graf Tisza gab in seiner Neujahrsrede folgende programmatische Erklärung über die Nationalitätenpolitik ab: „Dabei (d. h. bei dem weiteren Ausbau des ungarischen Nationalstaates) müssen wir aber auch die heterogenen ungarische Politik fortsetzen, die es verstanden hat, die fremdsprachigen Bürger des Landes mit den goldenen Fäden der Liebe und Anhänglichkeit an uns zu knüpfen. Ein edler Beruf harret des siegreichen ungarischen Staates, der siegreichen ungarischen Nation auf diesem Gebiete. Nach diesem Weltkriege, den wir zusammen mit vereinter Treue durchgekämpft haben, in dem wir den Sieg auch der treuen Standhaftigkeit unserer anderssprachigen Mitbürger danken, nach diesem Weltkriege, der manches Mißtrauen zerstreut, manches Mißverständnis erledigt hat, der die Seelen einander näher gebracht hat — jetzt, da das Blut in den Adern noch heftiger pocht, die Herzen noch wärmer schlagen, jetzt ist der Augenblick gekommen, wirklich ganz zu verschmelzen in der Liebe zum Vaterlande und einen Zustand zu schaffen, in dem durch volle Rechtsgleichheit, durch die Pflege aller Interessen, in der Atmosphäre des Vertrauens und der Liebe sich auch jeder solche Bürger nichtmadjarischer Zunge des Vaterlandes wohlfühlen kann, der den Willen hat, ein treues Mitglied der einheitlichen politischen ungarischen Nation zu sein.“

Die sachliche Schwierigkeit für eine gedeihliche Nationalitätenpolitik, die nicht verkannt werden soll, besteht darin, daß die Vorherrschaft der Magyaren im Staatsinteresse gesichert werden muß, die Zahl der Magyaren aber der Zahl aller anderen Nationalitäten kaum die Wage hält. Mit welchen Schwierigkeiten ein Staat ohne vorherrschende Nationalität zu kämpfen hat, zeigt das Beispiel Oesterreichs, wo die Führung den Händen der Deutschen entglitten ist. Diesen Weg möchte Ungarn nicht gehen.

Schon während des Krieges richten sich die Blicke der Ungarn auf die Zukunft: von der neuen politischen Gestaltung Europas, von dem Zusammengehen der Donau-Monarchie mit dem Deutschen Reich auf der einen, mit Bulgarien und der Türkei auf der anderen Seite erhoffen sie sich speziell einen großen Aufschwung des eigenen Landes. Zur Vorbereitung der engeren Verbindung mit dem Osten ist bereits ein Gesetz geschaffen, welches den Islam in die Zahl der staatlich anerkannten Religionen aufnimmt. Durch ein Telegramm an das türkische Parlament wurde den „turansichen Brüdern“ Mitteilung von diesem Akt gemacht.

Tatsächlich ist Ungarn ein Land, das noch einer großen Entwicklung fähig ist. Ackerbau, Industrie, Verkehr stehen vor großen Aufgaben.

Ungarn ist von Haus aus Agrarstaat. Aber die Methoden der Bodenbewirtschaftung sind grobenteils noch so primitiv, daß es längst nicht den Ertrag liefert, den es liefern könnte. Die von mancher Seite genährte Befürchtung, das Klima des ungarischen Tieflandes — das Alföld — sei für die Steigerung der Brotgetreideernten ungünstig, hat sich als falsch erwiesen. Nicht das Klima, sondern der Mangel an rationellem Wirtschaftsbetrieb trägt die Schuld. Hier ist einzusetzen, nicht bloß im Interesse Ungarns, ebenso sehr auch im Interesse ganz Mitteleuropas, das — wie der gegenwärtige Hungerkrieg zeigt — stets fähig sein muß, sich selbst zu ernähren. „Wenn der Boden Ungarns (und Oesterreichs) schon heute die Ertragsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft hätte, so würde eine englische Blockade wenig Sorge bereiten (Graf Julius Andrássy in der „Deutschen Rundschau“, Dezember 1915, Seite 335); die Brotkarte im Deutschen Reich wäre entweder ganz überflüssig oder könnte doch dem einzelnen ein größeres Quantum zur Verfügung stellen. Hier wird vielleicht reichsdeutsche Mitarbeit an der Intensivierung der ungarischen Landwirtschaft erwünscht sein.

Nötig ist diese Mitarbeit in der Industrie; Ungarn bedarf der Betätigung fremden Kapitals. Der erste Schritt in dieser Richtung ist bereits während des Krieges geschehen: ein Gesetz überträgt einem Konsortium, das von der Deutschen Bank geführt wird, die Erschließung bestimmter Erdgasquellen in Siebenbürgen. Die Gesellschaft soll ein Energieverteilungsnetz herstellen und das Erdgas dadurch den Verbrauchern in Landwirtschaft und Industrie billig zugänglich machen. Man hofft, daß dann, wie ein Redner im Abgeordnetenhaus ausführte (21. Januar 1916), der Deconom mit dem Gase bzw. mittels der aus dem Gase gewonnenen Energie seinen Acker pflügt, sein Feld besät, sein Mahlgut vernahmt, daß durch das Gas Baugut zu Aluminium verwandelt wird, daß das wunderwirkende Gas den Stickstoff der Luft bindet und in Form von Kunstdünger den Weizenfeldern zuführt, daß Kleingewerbetreibende und Großindustrielle alle Arbeiten mit Hilfe der Gaskraft verrichten, daß dann auch das Unternehmen der Deutschen Bank im Lande Nachahmung findet und andere Energiezentralen errichtet werden, hier genährt von Wasserkraft, dort von Kohlenlagern, dort von neuen Erdgasquellen. „Die aus diesen Zentralen auslaufenden Drähte und Röhren, miteinander verschlungen, resultieren dann eine landeseinheitliche Energieverteilung, einen der mächtigsten Pfeiler unserer intensiven wirtschaftlichen Produktivität.“

Schon hieraus ersieht man, daß das Erdgasgesetz programmatistische Bedeutung hat; es soll die Overtüre bilden zu dem kommenden wirtschaftlichen Aufschwung. Zudem hat Graf Tisza diesen Gedanken in einer Unterredung („Vossische Zeitung“ Nr. 27 vom 15. Januar 1916) ausdrücklich ausgesprochen. „Es ist ein Gemeinplatz“, sagt er, „daß ein kapitalarmes Land zur Entwicklung seiner eigenen Volkswirtschaft einer Befruchtung durch

ausländisches Kapital bedarf. . . . Es ist nicht das erste Mal, daß sich deutsches Kapital ungarischen Unternehmungen zuwendet; besonders erfreulich ist es aber, daß es gerade in dieser Kriegszeit geschieht, was uns zu der Hoffnung berechtigt, daß das Verhalten Ungarns in dieser großen Kraftprobe aller Völker und die Beweise, die es von seiner Lebenskraft gab, eine Anziehungskraft auf das deutsche Kapital ausüben und dessen stärkere Beteiligung an ungarischen Industrieunternehmungen zur Folge haben werden.“

Und welche Verkehrsmöglichkeiten bietet das Wirtschaftsgebiet Berlin—Bagdad! Mit besonderem Jubel wurde daher in Ungarn der erste Balkanzug begrüßt; Ungarns Lage ist wirklich ausgefucht günstig. „Die Zukunft, deren Bild um den ersten Balkanzug flimmert, bietet Ungarn wunderbare, nie dagewesene Möglichkeiten. Die große Transversalstraße des Balkans und des Balkans sämtliche Straßen münden in das Tal der Donau und Theiß. Und unter den Straßen, die von der Nordsee nach Süden führen, gibt es nicht eine, die den Strich zwischen Donau und Theiß vermeiden könnte. Und im Mittelpunkt jedes Bündnisystems und jedes Wirtschaftssystems, das zwischen Nordsee und Mesopotamien begründet werden kann, liegt das große ungarische Tiefland und ganz Ungarn.“ („Pester Lloyd.“) Es gilt nur, die Günst der Umstände auszunutzen, und dieser Wille ist, scheint's, vorhanden. Vorläufig allerdings ist der eigene Verkehr Ungarns noch gering: von den 120 Passagieren des ersten Balkanzuges kamen nur fünf aus Ungarn.

Von einem anderen Verkehrswege ist noch wenig die Rede: der Donau. Doch über kurz oder lang muß es auch auf ihr lebendiger werden. Allerdings müssen dazu Millionen und Abermillionen aufgewandt werden. Nicht bloß die Hindernisse am Eisernen Tor müssen vollends aus dem Wege geräumt werden, auch auf dem ganzen Lauf durch das ungarische Tiefland muß das Flußbett reguliert werden — eine zukunftsreiche Aufgabe, an der gewiß auch reichsdeutscher Geist und reichsdeutsches Geld mitarbeiten können, eine Aufgabe, des „Schweißes der Edlen“ wert. Dann wird einst die Donau belebt sein wie jetzt der deutsche Rheint.

Der Reichsdeutsche ersieht aus alledem, daß Ungarn in der Tat ein lebenskräftiger, frisch aufstrebender Staat ist.

Die deutsche Öffentlichkeit muß wissen — und es wäre Zeit, daß sie es weiß —, daß Ungarn nicht im mindesten ein Anhängsel Oesterreichs ist, daß es gleichberechtigt neben diesem Hausgenossen in der Monarchie wohnt, daß es eifersüchtig auf die Anerkennung seiner Selbständigkeit innerhalb der Doppelmonarchie und auf die Geltendmachung seiner Rechte bedacht ist, daß insbesondere die herrschende Nationalität, die Magyaren, von lebhaftestem und empfindlichstem Staats- und Nationalbewußtsein erfüllt, zugleich aber überzeugte Anhänger des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche sind.

Mit dieser politischen Tatsache muß der Reichsdeutsche rechnen, wenn er sich nicht verrechnen will. Gegen den etwaigen Versuch, Oesterreich und gelegentlich auch das Deutsche Reich im einseitig ungarischen Dienste zu gebrauchen, wird er sich leicht schützen können. Ungarn und seinen Politikern aber dürfte man aus solchen Versuchen keinen Vorwurf machen. Ist es doch die legitime Aufgabe des Politikers, aus einer gegebenen Situation alles für seinen Staat herauszuholen, was sich herausholen läßt. Die Wahrung der Interessen anderer Staaten ist ja anderen anvertraut.

Das Aufblühen Ungarns würde zugleich der Vorteil des Deutschen Reiches sein. Es wäre der Tatbeweis geführt, daß die Staaten, welche sich seinem politischen System als Verbündete anschließen, dabei ihr Gedeihen finden.

Julius Quebedt / Lujo Brentano und die akademische Jugend

Zu seiner 25jährigen Lehrtätigkeit an der Universität München.

Am 18. März sind 25 Jahre verflossen, seitdem Lujo Brentano der Universität München als ordentlicher Professor für Nationalökonomie und Wirtschaftsgeographie angehört. Die Kriegszeit ist nicht zum Feiern von Festen und Jubiläen angetan; gleichwohl wollen wir vor allem wir jungen Akademiker diesen Tag nicht vorbegehen lassen, ohne mit tiefempfundener Dank den Meister zu grüßen und ihm aufs neue das Gelöbnis der Treue darzubringen. Hat doch Brentano seit 45 Jahren, seit Beginn seiner glänzenden Laufbahn an der Universität Berlin, wo er sich 1871 habilitierte, an den Universitäten Breslau, wohin er schon 1872 als Professor berufen, Straßburg, Wien, Leipzig als Lehrer der Volkswirtschaftslehre vielen Tausenden akademischen Bürgern bauerndes Interesse an nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen erweckt und erfreut sich eines Rufes und eines Erfolges, wie kaum ein zweiter akademischer Lehrer in Deutschland. Indes vor allem vom Jahre 1891 an, seit er in München lehrt, hat er in seinen Vorlesungen stets die größte Zahl von Studierenden und Hörern um sich gesammelt, und sicher hat keiner seiner Fachkollegen uns junge Akademiker stärker als Brentano in das Kolleg gelockt. Heute, an seinem 25jährigen Erinnerungstage, darf es wohl im Namen überaus vieler Kommilitonen ausgesprochen werden: Trotz der mannigfachen Reize des Münchener Universitätslebens, trotz der vielen Tüchlein der Wissenschaft, durch welche die Universität München seit Jahrzehnten zu einer der besuchtesten Deutschlands geworden ist, dennoch hätten wir nicht in so großer Zahl und nicht so viele Semester in München studiert, hätte hier nicht Brentano durch sein faszinierendes Wesen, die sprudelnde Lebendigkeit und großzügige Art seines wissenschaftlichen Vortrags viele von uns vom ersten Tage, wo wir ihn gehört, für immer gefesselt und begeistert.

Brentanos geistvolle Vorlesungen erschienen den meisten von uns ganz anders als die fast aller seiner Fachkollegen, die Bildhaftigkeit und die Klarheit seiner Ausdrucksweise sowie sein temperamentvoller Vortrag machten sie reizvoller, packten uns von einer Stunde zur anderen, wenn er uns in die großen volkswirtschaftlichen Probleme einweihte. Wie Eberhard Gothein an Brentanos 70. Geburtstage bemerkte, hat er der deutschen Nationalökonomie, die alt war ohne — Friedrich List ausgenommen — jung gewesen zu sein, das Glück der Jugend gebracht. Nie sahen wir in ihm den typischen Universitätsprofessor, immer nur den großen Meister, unseren Freund, der uns in der ersten Vorlesung seiner ökonomischen Politik aufgefordert, in seine Sprechstunde zu kommen, falls wir seine wirtschaftspolitischen Urteile in einem Punkte nicht billigen sollten. Rufen wir dann zu ihm, wir fanden keinen strengen Professor, sondern, wie er uns angekündigt, gleichsam einen Freund, der uns persönlich belehrte, aber nicht weniger gerne bereit war, unsere Einwände anzuhören und zu berücksichtigen. Viele von uns hat Brentano zu eigenem wissenschaftlichen Forschen angeregt, und nicht geringer ist die Zahl der heutigen deutschen nationalökonomischen Gelehrten und Journalisten, denen er den Stempel seines Geistes aufgedrückt, die in allen Teilen Deutschlands bemüht sind, in ihrem kulturellen und politischen Willen sein volkswirtschaftliches Denken fortzusetzen und in praktisch-nützlicher Arbeit zu verwerten.

Warum aber hängen wir in großer Zahl so sehr an unserem Meister, warum ist er den meisten von uns der geistige Führer für ihr Trachten und Streben? Eben nicht nur, weil wir unter seiner Leitung Nationalökonomie studieren konnten. Was wir von ihm gelernt und erfahren, bedeutet für die meisten von uns geradezu ein Programm unseres Lebens und Wirkens: Denn wir verehren in ihm die ernste und starke Persönlichkeit, die in selbstloser, vorbildlicher Arbeit ihre ganze Willens-

kraft einsetzte, die sich in dem unermüdlichen Streben immer treu geblieben, selbst forschend wie anregend mitzuwirken und in der akademischen Jugend stets neue arbeitsfreudige Mitarbeiter zu gewinnen für das eine Ziel aller wissenschaftlichen Forschung: die Erkenntnis der Wahrheit. Ueber die Ziele und Aufgaben der Fachwissenschaft hinaus hat Brentano uns immer wieder die Aufgaben, Pflichten und Ziele aller wissenschaftlichen Betätigung aufgedeckt, in seinen eigenen Arbeiten hat er uns stets aufs neue gezeigt, daß der Forscher dem einen Ziele der Wissenschaft mit unerbittlicher Strenge alles und jedes, das eigene Ich mit allem seinem egoistischen Fühlen und Streben, seinen Meinungen, seinen Ficklingsideen und seinen Interessen unterordnen muß, daß der „Wissenschaft kein Heiligtum heiliger sein darf als die Wahrheit“. Nie darf die Wissenschaft Parteinteressen oder privaten Sonderinteressen dienen, nie dürfen ihr die Interessen einer einzigen Klasse, weder der Arbeitgeber noch auch der Arbeiter, mit den Interessen des Ganzen, den nationalen wirtschaftlichen Gesamtinteressen, identisch erscheinen. Denn: „Das soziale Ganze ist ein aus den mannigfachen Gliedern bestehendes Gebilde, in denen jedem seine besondere Funktion zukommt, die es erfüllen muß, damit das Ganze gedeihe. Die Bestimmung eines jeden derselben ist, die Funktion des anderen zu ergänzen. Daher kann es auch nie die Aufgabe sein, das eine auf Kosten der anderen zu fördern, ebensowenig wie das eine zugunsten der anderen zu unterdrücken. Die Aufgabe kann nur die sein, ein jedes in den Stand zu setzen, seine Funktion für das Ganze, soweit dieses dieselbe benötigt, zu erfüllen.“ In dem immer heftiger werdenden Streite der Interessenvertretungen gegeneinander bleibt uns jungen Akademikern diese Mahnung Brentanos, die er uns in seinen Vorträgen und Arbeiten an alten und modernen Beispielen stets aufs neue belegt, als unverlierbarer Gewinn, wir sehen in ihm die starke Individualität der Begabung und des Charakters, die nur eines, aber dies stets als verabscheuenswert, verachtet, seine Anschauung zu verleugnen oder opportunistischen Gesichtspunkten anzupassen. Wenn auch der einzelne im Leben sich manchen Kompromissen zu beugen hat, die Wissenschaft, die Kompromisse eingeht, kompromittiert sich selbst, und die, die es tun, „verdienten aus dem Tempel der Wissenschaft mit Geißeln vertrieben zu werden“.

Indes da Brentanos Forderungen im Kampfe gegen Interessenwünsche und Standesvorurteile stets das Ergebnis streng wissenschaftlicher Forschung und strenger Logik waren, ist es kein Wunder, daß er weit über den Rahmen der Fachwissenschaft hinaus auf alle voraussetzungslos und von Autoritätsglauben frei Urteilenden in der Politik und Kulturwelt seit vielen Jahrzehnten stets den nachhaltigsten und stärksten Eindruck gemacht, daß sein vorbildliches Schaffen auf viele Mitbürger aufklärend, belehrend und ermutigend gewirkt hat. Auf die politische Arena ist er persönlich nicht getreten, aber als sozialreformatorischer Redner, Schriftsteller und akademischer Lehrer ist er keiner ernsthaften politischen Frage, die die Geschichte des Vaterlandes berührt hat, wie so manch anderer Gelehrter, ängstlich aus dem Wege gegangen, sondern er hat stets unumwunden Farbe bekannt. Das hat uns junge Akademiker vor allem für ihn begeistert und eingenommen: Stets war er dort, wo das Recht der Persönlichkeit gegen Vergewaltigung kämpfte, stets dort, wo die Freiheit des Denkens sich zu wehren hatte. Brentanos wissenschaftliche Arbeit stand beständig in lebendigem Zusammenhang mit den Fragen des Staates, der Sozialpolitik, der politischen und wirtschaftlichen Freiheit.

Die Freiheit gilt ihm als die Grundlage jeder Sozialreform, aber nur die Freiheit, die dem Arbeiter zugleich die Möglichkeit verschafft, seine materielle Lage durch Zusammenschluß mit Gleichgestellten zu verbessern. Daher war sein Buch „Die Arbeitergilden der Gegenwart“ nach dem Urteil Gustav v. Schmollers „nicht bloß eine große wissenschaftliche Leistung, sondern zugleich eine große politische Tat“; dort hatte er dargetan, wie allein die großen sozialen Probleme auf dem Boden der heutigen Rechts- und Wirtschaftsordnung zum Segen der Gesamtheit gelöst werden können, wie die in den letzten vierzig Jahren dem deutschen Volke

immer gewaltiger erwachsenen sozialen Pflichten sich nur bei Anerkennung der Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer und darum nur mit Hilfe starker Arbeiterverbände erfüllen lassen. Es gehört zum Segen des Krieges, daß er am 4. August 1914, dem Tage, an dem der nationale Aufschwung unserer Arbeiterklasse gerade unter der Führung der Gewerkschaften mit elementarer Wucht zum Durchbruch kam, die Erfüllung dessen brachte, was für Brentano stets den Gipfel seiner heißesten Wünsche gebildet: Um mit den Worten Karl Hertners an Brentanos 70. Geburtstag zu sprechen: „Der Staat, die Regierung und die vorzüglich organisierten Gewerkschaften haben sich endlich gefunden.“ Seit mehr als 40 Jahren ist Brentano der wissenschaftliche Pionier der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiterbewegung gewesen. Ebenso hat er an dem Gedanken der Handelsfreiheit trotz aller Ungunst der Zeitströmung in unermüdlicher Tapferkeit festgehalten und nicht aufgehört, immer wieder überzeugend darzulegen, daß, je mehr die deutsche Wirtschaftspolitik weltpolitischen Charakter anzunehmen, je mehr die deutsche Machtentfaltung fortzuschreiten vermag, um so nötiger uns die wirtschaftliche Freiheit wiedergegeben werden muß. Der Triumph von Deutschlands Flagge in der Welt ist nur möglich im Bunde mit der Grundbedingung von Deutschlands Macht, der freien Entwicklung seiner Kräfte in den Wirtschaftszweigen, welche sich am besten lohnen.

Es ist begreiflich, daß viele Sachverständige die von Brentano aufgestellten Grundsätze im politischen Leben vertreten haben. Vor allem die politischen Freunde um Theodor Barth, Georg Gothein und Friedrich Naumann haben seinen Lehren praktische Geltung zu verschaffen gesucht. Alle Parteien aber lernten von ihm, er war der wissenschaftliche Berater aller vorwärts drängenden Kräfte, aller sozialen, liberalen und demokratischen Elemente, die eine freiheitliche politische Entwicklung erstreben. Allerdings der Einfluß, den Brentano auf die politischen Parteien ausübte, war nicht derart, daß sie ihn befaßten; nicht er vertrat die Programmpunkte einer Partei, wohl aber wurden mannigfache Grundsätze seiner Lehre von den Parteien als Forderungen ihres Programms übernommen.

So hat denn Lujo Brentano, nach Schmoller „der glänzendste deutsche Kathederredner und fleißigste fortschrittlich führende Volkswirt“, „der einflussreichste wissenschaftliche Führer der deutschen sozialen Reform“ als das Muster eines deutschen Gelehrten seit Jahrzehnten mitgewirkt, um in der kulturellen Entwicklung dem idealen Ziel aller menschlichen Entwicklung näherzukommen. Nach der Auffassung aller großen Denker seit dem Altertum bis zur Gegenwart hat er uns als dieses ideale Ziel der Kulturentwicklung die größtmögliche Entfaltung aller Anlagen und Fähigkeiten aller einzelnen bezeichnet. Wenn auch — so hat er uns gelehrt — die Ungleichheit der Existenzbedingungen innerhalb der Gesellschaft, der Unterschied der Ausgezeichneten und der mit Durchschnittseigenschaften Begabten immer bestehen bleiben wird, so ist doch ein Gesamtleben wünschenswert und mit allen Kräften zu erstreben, wo jeder, entsprechend seinen Anlagen und Fähigkeiten, an den Segnungen der Kultur teilhaben kann. Was die Wissensrichtung Brentanos und aller, die ihm folgen, am deutlichsten charakterisiert, das ist, daß der Satz Kants sich in der Praxis immer mehr durchsetzen soll: Kein Mensch soll nur Mittel zum Zweck für andere sein; jeder Mensch muß, wenn er daneben auch als dienendes Glied für andere Zwecke fungiert, zugleich als Selbstzweck für sich anerkannt werden.

Mit dieser Auffassung vom Ziele aller kulturellen Entwicklung, mit dieser wissenschaftlichen Lebenstätigkeit ist Lujo Brentano der Führer einer großen Schule in der Nationalökonomie geworden. Der sittliche Adel seines Charakters ist der Grund, daß seine Schüler und Freunde, so wie sie an seiner Lehre festhalten, zumeist nicht weniger an seiner Persönlichkeit hängen. Vor allem wir jungen Akademiker haben uns stets um ihn geschart, und Brentano hat uns schon vor Jahren dafür eine schöne Erklärung gegeben: Die wissenschaftliche Arbeit, wie er sie in seinem ganzen Leben betätigt, und die Lebensauffassung der Jugend haben gemeinsam, daß sie voll Hoffnungen sind, dem Frühling vergleichbar, wo alle

Kräfte und Säfte zur Sonne, zum Licht, zur Erkenntnis streben. Da gibt es kein Halten, keinen Stillstand, da lebt und leuchtet die Hoffnung, ist alles voll Kraft und Vertrauen. Auch an seinem 70. Geburtstag im Dezember 1914 hat Brentano mit besonderer Freude der innigen Beziehungen gedacht, die sich, wie ja auch schon anderwärts, aber noch in viel ausgedehnterem Maße in München, zwischen ihm und seinen Schülern entwickelt haben. Heute, wo Lujo Brentano auf eine 25jährige Lehrtätigkeit an der Universität München zurückblicken kann, hat die akademische Jugend, vor allem die Münchens, für ihren Meister von ganzem Herzen den Wunsch: Möchte sie doch noch viele Jahre ihn in alter Kampfesfrische als die Zierde und das Vorbild wissenschaftlicher Forschung verehren können!

David Koch/Die Kriegspresse

Der Krieg ist für die Presse Ernte und Saat zugleich, aber auch Grad- und Wertmesser für die Kulturhöhe, auf welcher die Presse und das Einzelvolk stehen. Wenn Frankreich, England und Amerika später die Wahrheit erfahren, werden die gebildeten und ehrlichen Elemente ihrer Tagespresse einen Teil der Schuld bemessen, daß wir Deutschen von der Kultur dieser Länder wesentlich niederer denken als vor dem Krieg.

Auf der ganzen Linie hat die deutsche Presse in Berichterstattung, Stil, künstlerisch-literarischer Verarbeitung des Geschehens eine hoch achtbare Stellung gewahrt. Man hat gesehen, daß Presse und Volk zusammengehören; daß Presse nicht Mittel zu politischen Zwecken ist, sondern Presse die Stimme des Volkes und der Griffel der Weltgeschichte. Die Presse muß viel Tagesarbeit leisten, die verweht, und viel Kräfte verbrauchen, die in ruhigerer Arbeit zu bleibenden literarischen Werken sich ausgenutzt hätten. Darin habe ich immer eine Tragik empfunden. Aber ich bin der Presse noch nie so dankbar gewesen wie in diesem Krieg. Ich habe mir ständig eine der größten Tageszeitungen gehalten und habe gar manchmal öffentlich Stellung nehmen müssen zu den Geschehnissen des Tages, zu den Hoffnungen und Befürchtungen, die über dem Volk lagen in Sieges- und in Sorgtage. Ich habe mit den leitenden Artikeln dieses Blattes immer Wege weisen können und wurde nie im Stich gelassen von den nachfolgenden Geschehnissen. Ich habe dabei nur eins bedauert, daß die offenbar von Fachmännern und Eingeweihten geschriebenen leitenden Artikel nicht sofort und nicht überall in die kleine Presse des Volkes hinübergeströmt sind.

Mögen wir daraus lernen, daß unsere Presse bis ins kleinste Bezirksblatt hinein von Autoritäten „bedient“ wird in allen Fragen wo's um das Ganze geht. Das wird eine festere Sicherheit auch im Volksurteil geben. Das Volk glaubt dem Gedruckten oft blind. Daher die wahrheitsmordende Macht der englischen, amerikanischen, französischen, russischen, italienischen Lüge. Diese feindliche Presse hat Verbrechernaturen großen Stills geteilt. Was das englische „Reuter“-Büro geleistet hat, gehört ins Kapitel der gemeinen Verbrechen.

Was lernen wir daraus? Dem Volk, das blindlings der Presse glaubt, soll sein Vertrauen durch höchste Wahrhaftigkeit gedankt werden. Das ist die religiös-sittliche Aufgabe der Presse. Und dazu kommt die künstlerisch-literarische Aufgabe. Die Presse, welche die großen Gedanken der Welt, politik und Weltanschauung im Volk wachhalten und pflanzen muß, die soll dafür eine Form wählen, die würdig des hohen Inhalts ist. Und auch die Form war, vor allem in den großen Tageszeitungen, meist auf literarischer Höhe. Wie ein Bild, ein dichterisch gefeilter und erfahrener Wortsatz — schlagende Beweiskraft hat, kann man, wenn man der Sache nachgeht, an sich selbst beobachten.

In Schilderung der Schlachten, Gefechte, der Gemütsstimmungen, der Kriegslandschaften, der Anekdoten haben wir aus den frischen Eindrücken des Erlebnisses heraus jetzt schon wert-

volle Schriftstücke zu lesen bekommen. Gesammelt geben sie bestes Material für Volks- und Jugendbibliotheken. Viel Material ist noch in den Tagebüchern unserer Soldaten und in den Feldpostbriefen verborgen. Es wird eine dankbare Aufgabe sein, Ortschroniken der Kriegszeit zusammenzustellen aus den Berichten der Ausmarschirten. Sie werden später ergänzend neben die Berichte der Presse und der Schriftsteller von Beruf treten.

Bei meinem Aufenthalt im Feld haben mir die Soldaten oft bestätigt, wie widerlich ihnen der Gesang der Franzosen ist mit seiner frivolen Ausgelassenheit. An den Liedern des Schützengrabens mag man ein Volk erkennen. Und es ist zweifellos ein Verdienst der Presse, daß sie in der von ihr veröffentlichten Lyrik den ernststen Tönen stets die Oberhand gegeben hat, daß sie aber auch den echten deutschen Mutterwiz wie ein Lauffeuer verbreitet hat. Nach meinen Erfahrungen ist es außerordentlich wichtig, dem Humor einen möglichst breiten Raum offenzuhalten. Der seine Humor schlägt die Zote von selbst tot.

Je länger der Krieg dauert, je mehr wächst unser Volk jetzt schon hinein in die Weltgröße dieser unserer Zeit. Wir fühlen es, daß wir alle wachsen müssen mit unseren größeren Weltzwecken. Und da müssen alle, die einen Beruf an ihrem Volke haben, immer mehr zusammenarbeiten.

Es ist keine Frage, daß das deutsche Volk durch sein Schrifttum auf die geistige Höhe gekommen ist, die ihm den Sieg gibt über die anderen. Wer unter den Analphabeten der Franzosen und Belgier gewesen ist und ihre rückständigen Gedankengänge angehört hat, segnet aufs neue den deutschen Schulsack und Schulmeister und nicht zuletzt die deutsche Presse.

Je mehr aber die deutsche Presse in Verbindung mit allen anderen Bildungselementen jetzt schon danach trachtet, das deutsche Volk aus dem einzelnen und vielen, oft fast allzuvielen Kriegsgeschehen herauszuführen auf strategische Höhen der Weltüberchau, je tiefer geht die Arbeit, der Pflug und die Saat. In letzter Linie wäre das Zusammenfassen der Gegenwart zu einem großen Menschheitsbild Sache eines auserwählten Dichtergenies.

Im Felde draußen sehen unsere Kämpfer oft nur einen kleinen Ausschnitt des Riesenkampfes. Die Denkenden ahnen nur das Ganze — und nur die Presse —, ja jede einzelne Tageszeitung gibt ihnen eine Vorstellung des Ungeheuren, dessen Zeitgenossen, Zeugen und Mitarbeiter sie selbst sind. Aus manchem Gespräch im Felde habe ich herausgehört, daß gerade dieses Bewußtsein der deutschen Größe, sagen wir kurz, von Calais bis Bagdad — unsere Tapferen hochhält, den Heldenkampf zu leisten.

Und die Presse hat die Erziehungsaufgaben, auch im einfachsten Mann den großen Weltzusammenhang seiner opferreichen, engen Aufgabe im Schützengraben erstehen zu lassen. An diesem Grenzpfad des Höhenwegs der deutschen Sache reicht die Presse dem kommenden Dichter jetzt schon im Geiste die Hand — wie zwei Verbündete. Die Presse ist die Wegbereiterin für Volk und Dichter zugleich. Sie führt das Volk vorbereitend auf die Höhe der Erkenntnis und liefert helfend die Bausteine dem Dichter der Zukunft. Friedrich der Große hat gesagt: „Mehr als jeder Feldherr gilt mir der, welcher schafft, daß dort wo eine Mehre wuchs, deren zwei stehen.“

Wir fuhrten eines Tages im Auto von Sedan in die weite Maaslandschaft hinein. Mein Begleiter, ein landwirtschaftlicher Fachmann, meinte: „Aus diesem Boden hätten schwäbische Bauern den vierfachen Ertrag herausgebracht.“ Ja! Neben dem Feldherrn müssen alsbald die Ackerleute des Bodens und des Geistes ihres Amtes walten. Auch das gehört zum modernen Weltproblem: „Deutschland an die Front der Menschheitskultur!“

Richard Goldberg / Militarismus als Wille zur Form

Unsere Tage sind so wechselvoll geworden. „Draußen“ wie „drinnen“. Da sind Stunden, wo du deinem Nachbar die Worte ins Ohr schreien mußt, und solche, in denen du hörst, wie der Wind leise einen Grashalm streichelt.

Stunden, angefüllt mit dem Lärm sich überstürzender Ereignisse, Stunden, da „die Stille redet, tagelang, wochenlang“. Wirklich redet. Tiefgründige Fragen schleichen sich auf samtten Pfoten an unser Ohr, und lange müssen Seelen auf Antwort sinnen. Merkwürdige, neugierige Fragen steigen herum in Schützengräben, kriechen in die Unterstände, marschieren über die Exerzierplätze, hocken auf den Strohlagern der Schlaffäle und sitzen an den Betten der Lazarette. Sie machen sich breit, wo immer Menschenherzen das ungeheure Erleben zu erfassen suchen. Fragen! Da sind die, welche mir die Stille am lautesten entgegenrief. Wohin trägt uns der Krieg? Zum Militarismus oder Liberalismus, nach Potsdam oder Manchester, ein gut Stück hin zum Gipfel aller Menschenentwicklung oder weg davon, weit weg, wo Abgründe gähnen?

Freiheit! war der Werberuf, den unsere westlichen Gegner ihren Kämpfern wie Flammen ins Herz warfen.

Und er hieß bei uns nicht anders. Nur daß er bei uns aus wirtschaftlichem Zwange herauskam, was dort rein persönlich gemeint war.

In Frankreich und England trieb so manchen der Popanz des deutschen kulturfeindlichen Militärjoches zu den Fahnen. Dies Zugpflaster fehlte bei uns. Wer von unseren zwei Millionen Kriegsfreiwilligen mag die liebenswürdige Absicht gehabt haben, Franzosen und Engländer mit anderer Freiheit zu beglücken als der, deren sie sich erfreuen? Ja, ich habe manchen gekannt, der gerne gegen Rußland marschieren wollte, nach Westen aber es nur schweren Herzens tat.

Zu oft und zu gern hätten Deutsche aller Stände und aller Bildungsgrade in Paris und London gelebt und mit ihnen gedacht. Was war der opferfrohen deutschen Jugend der deutsche Militarismus? Hatte sie ihn denn vor dem Kriege viel anders gesehen als jene westeuropäischen Kulturschreier?

Vor dem Kriege war wohl viel über ihn geschrieben und geredet worden. Aber die Quantität stand im umgekehrten Verhältnis zur Qualität. Wir hatten Zäbarn, hatten das Lustspiel von Köpenick, hatten Soldatenmißhandlungsdebatten, ärgerten uns schließlich mal über einen Schutzmann, der gar zu intensiv sich in seine gewesene Unteroffiziersrolle fand, freuten uns aber dafür über seine Karikatur im „Simplizissimus“ und gaben, wenn die Sache zu dumm wurde, bei den Wahlen einen mehr oder weniger geheimzuhaltenden Stimmzettel ab.

Auf dem Ausland aber lag er wie ein schwerer Alp. Wie das Gerücht von Drachen vor tausend Jahren auf den Gemütern aufgeschreckter Menschen.

Wie mag er heute ausschauen in den Hirnen von Millionen? Heute, nachdem er achtzehn Monate am Gesicht Europas gehämmert hat, nachdem mancher, der früher beim Anblick eines Uniformfragens bereits Erstickenanfalle bekam, gesund und munter drinnen steht.

Trennten Nordsee, Vogesen und Alpen, schließlich sogar Erzgebirge und Sudeten die Anschauungen über den Militarismus — klettern heute nicht die Geister beider Mächtegruppen über Schützengräben und Drahtverhaue, um sich auf

bestiglosem Gebiet die Hände zu reichen zu seiner Anerkennung?

Flammen nicht schon Opferfeuer auf, die ihm gelten?

Gar nichts tut dabei zur Sache, daß man seinen alten Hausgöttern heilige Erde schwört, daß zu gegebener Zeit auch wieder Weihrauchwohlgerüche ihre Nasen kitzeln sollen.

Tut gar nichts zur Sache. Auch das Phrasengetösel stört nicht, das da die stille Hoffnung hegte, diesem Militarismus zugleich Grabgeläute sein zu können.

Beachten Sie bitte: Wenn man überhaupt so freundlich ist und uns einige bescheidene Erfolge zugesteht, wem gibt man die Ursache dazu? Was nimmt man zur Abhilfe?

Durch ihre Parlamente und Zeitungswälder hallt der Schrei nach Organisation und wieder Organisation.

Sogar zu Diktaturgedanken verirrt sich das demokratische Frankreich, zur Wehrpflicht flüchtet das pflichtenlose England. Rußland, Italien und wie unsere lieben Freunde alle heißen mögen, aber haben nutzlos bluten müssen.

Alle Anerkennung haben wir gar nicht nötig. Uns genügt die Tatsache, daß Deutschland steht, steht wie das Eiland oben vor seiner Nordseeküste.

Mögen die Scharen der Feinde sein zahllos und tödlich wie die Fluten der See. Deutschland steht! Was? Steht? Nein, nicht an Helgoland denkt, denkt an Friesland, denkt an das Marschland. Wir ringen mit der Flut und troken ihr Land ab, langsam, aber Schritt um Schritt.

Schimpft nicht, Nörgler! Klageweiber, barmt nicht, daß noch keiner dem Ungeheuren Gestalt in Wort, Form, Ruß! oder Farbe gab.

Um das mit unserem begrenzten Sehvermögen fassen zu können, ganz und unbeschränkt, werden erst lange Jahre einen entsprechenden Abstand schaffen müssen.

Noch haben wir uns zu begnügen und aus nahen, grellbeleuchteten Umrisen mühsam das gewaltige Phänomen zu konstruieren. Was tut's? Im einzelnen und in Feinheiten wird noch vieles nebelhaft und Rätsel sein. Aber das Ganze hebt sich schon ab:

Wir legten, wir hielten stand der Uebermacht, weil in unserer Disziplin die größte Kraft und in unseren Kräften die größte Disziplin steckte, weil kein anderes seine Kräfte in Formen zu gießen wußte, wie das deutsche Volk.

Nach tausend Richtungen drückt die Schwere des Wassers im Stauteich, nach einer hat ihr Menschenhand den engen Weg gebahnt, den drängt sie sich zum fruchtbaren Werk. Große Schaffende entsprangen dem Schoß des deutschen Volkes. Ihre Größe hat nicht zuletzt darin bestanden, daß sie Formen fanden. Darin schäumen und brausen noch heute Ströme von Kraft über die dürstende Menschheit.

So Luther! Tief war das Gotterfassen der deutschen Mystik. Ihr Wesen erhielt Dauer, als er ihr in der Bibel ein Denkmal schuf, als er ihr Glaubenssatz gab und kirchliche Form.

So Goethe! Das Leben — ein unerforschtes Land, lockend mit kühnen Fahrten nach Schönheit und Lust. Aber rechter Pfadfinder wirft du erst sein, wenn du dir helle, strahlende Wege gezogen hast, die du, ein blinder Faust, im Dunkeln schreiten kannst.

Persönlichkeit ist das Glück der Erdenkinder, nicht der ins All, ins Leben zerfließende, sondern der Form gewordene Mensch.

So Kant! Zufällig und unberechenbar ist das Handeln des natürlichen Menschen, du aber hast deinem Willen jene Prägung zu geben, die allgemeine Geltung hat.

Nicht anders Nietzsche, der von weitem so Freie und Formlose: Rechtwinklig will er euch, euer Inneres soll Tempel sein, Raum für große Tugenden und Freuden-schaften, Baustein zum Uebermenschen.

Und Bach: Aus Klangverklärten Welten leuchten formen-schöne, formenstrenge Tonkristalle auf. Was Eigenes in der deutschen Volksseele sang und schwang, Dürers Hand hat ihm Ausdruck gegeben. Sie brachte, sie warf auf die Leinwand, was die nicht hatten, die vielleicht klingendere Namen besaßen, einen neuen Rhythmus der Linie und des Formwillens.

Das also muß deutsche Eigenheit gewesen und heute noch sein: Kampf gegen das Disziplinwidrige und Auseinanderstrebende, Eintreten für das Zusammenlaufende, Gestaltgebende, Formschaffende. Bis weit in die Neuzeit hinein freilich fand man diesen „Willen zur Form“ (der Ausdruck ist wohl von Horneffer in Umlauf gesetzt) nur als Merkmal des geistigen Deutschlands. Da war er ungefährlich.

Langsam aber gewann er im Volks- und im Staatsleben vor allen Dingen — greifbare Wirklichkeit.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, Friedrich, der große König, und Bismarck, der große Kanzler, sind Marksteine.

Es wäre eine lohnende Doktorarbeit, zu zeigen, wie politische Not das deutsche Volk zwang, sich mit Organisationsfragen zu beschäftigen. Und eine andere: Wie weit ist der Staat des preussischen Absolutismus das Kristallisationsprinzip alles deutschen Formwollens geworden?

Selbst die Verleugnung solcher Zusammenhänge könnte uns nicht irre machen. Die Tatsachen sprechen zu laut und vernehmlich.

Und es ist Tatsache. Nirgends auf der Erde waren so viel Kräfte am Werke, zu gliedern und zu ordnen, wie bei uns. Man machte nicht vor der Schwelle zur geheiligten Persönlichkeit halt, wenn es galt, diese dem allgemeinen Ziel und Zweck unterzuordnen.

Formen, die zwar das Wohl des einzelnen zum letzten Sinn hatten, ihn aber oft um dies Bewußtsein brachten, wenn der Zwang zu sehr drückte und die Schranken allzu fühlbar waren.

Ein Grund für „freie Seelen“, eben dieses Deutschland deswegen als das Land der preussischen Püdelhaube so recht von Herzen zu hassen.

Die Stunde der Gefahr kam. Hülsen fielen. Die Dinge wurden in ihrer Wesenheit erfasst, erkannt. Man fand sich plötzlich in gleicher Richtung marschierend. Organisationen, die sich bisher bloß im Zerrbild gesehen hatten, reichten einander die Hand zu gemeinsamem Handeln. Eine Art dieses deutschen Formstrebens aber warf der Krieg in den Mittelpunkt alles Geschehens und gab ihr die höchste Rechtfertigung.

Unge nau und unerschöpfend bezeichnet mit: „Militarismus“. Ihre höchste Rechtfertigung? Natürlich werden nicht alle für dieses Gottesurteil Ohren haben.

Wer aber seine Augen nicht absichtlich schließt und sein Hirn gegen bessere Einsicht sperrt, muß wissen: wir werden auf absehbare Zeit diesen Faktor in alle unsere Rechnungen einzustellen haben, ganz gleich, ob wir wollen oder nicht.

Der Militarismus ist heute die Schule für Millionen. Und wird sie auch morgen noch sein.

Millionen ist er der große Pulsschlag geworden, der ihrem eignen den großen Rhythmus gab.

Millionen die ungestüme Melodie, die dem Blute die Führung war.

Millionen die reißende Flut, die das Einzelschicksal fremden, nicht immer selbstgewollten Zielen zutrieb.

Und Millionen hatten die Faust am Steuer, um trogend Flut und Stürmen, an der fernen Küste doch eignen Häfen zu finden.

In der welkenhallenden Sinfonie ringen sich hie und da führende Stimmen hoch. Führend auch dann, wenn sie tief unten in den Bassen als leises Motiv beharrend weiterklingen, wenn das Unpersönliche persönlich wird.

Wie gesagt, es ist viel geredet worden über den Militarismus, er hat auch manche Tat gezeugt, aber es ist wohl zu wenig über ihn gedacht worden.

Verstehen Sie recht! Nicht so, als ob ich ihm seine Seele rauben wollte, die Tat ohne Phrase und Pose.

Das ist ja gerade sein Röstliches, sein Erfrischendes, sein Kunstwerk.

Auch nicht so, als ob wir auch seine Schwächen anbeten wollten. Wir werden uns wenig zufrieden geben mit dem, wie er ist.

Noch verbirgt zu viel Schlacke sein gleißendes Gold.

Noch ist er uns nicht vergeistigt, nicht zeitgemäß genug. Er soll es aber werden.

War es ihm bisher gegangen wie dem Karren, den zwei nach entgegengesetzten Seiten zerren, der eben nicht geht, sondern stehen bleibt, hatten die von rechts zu sehr festgehalten und die von links zu viel abgelehnt, so wird es unsere Aufgabe sein, zu tun, was getan werden kann, um den Militarismus auf eine geistigere Stufe zu heben, ihm höhere Form zu verleihen.

Ihr müßt alle herbei, müßt ihm alle euer Bestes geben, euer Heiligstes und Höchstes. Allee! Ob ihr Arbeiter seid oder Gelehrte, Künstler oder Geistliche, Lehrer oder Berufssoldaten.

Und nur eure Erfahrungen und eure Ideale habt ihr mitzubringen und eins nicht zu vergessen: den guten Willen, euch gegenseitig zu hören und zu raten.

So muß es möglich sein, einen Weg zu finden, der uns über straffe Körperzucht zu der des Willens und des Geistes führt.

Disziplin in das Geistige hineingetaucht, muß dann den Millionen behilflich sein zu innerer Form, muß Brücke sein und Baugerüst. Was heute noch unmöglich scheint, kann morgen schon getan sein.

Noch gilt blinder Gehorsam, noch ist bei Tausenden die Einordnung nur Unterordnung. Noch werden Befehle befolgt, weil hinter ihnen die unerbittliche Macht steht.

Noch führt der Geist des Korporalstocks sein unduldsames Regiment. Er läßt nicht allzu viele Konkurrenten zu.

Noch erschrickt man ab und zu über ein Stück Mittelalter, das einem plötzlich aus irgendeiner Kasernenstube entgegenpringt. Noch darf über Vorbildung der Unteroffiziere, über die Wahl zum Reserveoffizier, über die Stellung der Einjährig-Freiwilligen noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sein. Das Offizierkorps kann keine Kaste sein. Nicht nur der Schützengraben darf dem Vorgesetzten Zeit und Gelegenheit geben, sich in die Seele des Mannes zu versenken, und umgekehrt, nicht erst das aus gemeinsamer Not entstandene gemeinsame Ziel darf dem Soldaten erst die Notwendigkeit und Rechtfertigung der Disziplin zeigen, nicht

erst das siegreich Errungene die Größe des Führers ahnen lassen.

Noch spricht diese Erziehung zu wenig zu Vertrauen und Freude, zu viel zu Furcht und Zwang.

Was weiß von Furcht und Zwang der Länger?

Der Rhythmus nötigt und zwingt ihn zwar — wenn ihr wollt —, aber dieser ist Gefühl, ist Selbst geworden und wird von ihm und uns als frei empfunden und als gewollt.

Sogar den Massen kann er gleichen Schritt geben, die gleiche Geste über sie hinwerfen, ohne daß der einzelne den Bann merkt, in dem er steht.

Formen werden sichtbar und gleichen sich wie Kinder, die ein Vater zeugte, wie Spiegelbilder einer inneren Form, die unter einer Notwendigkeit gebildet ward.

Solch innere Form suchen wir für die Kriegsschule des deutschen Volkes.

Au Stoff fehlt's nicht. Kameradschaft und Gegnerschaft. Das Hochgefühl körperlicher Anstrengung, das leichte Gewicht von Tod und Leben. Die Poesie um Mutter, Mädel, Heimat, Schlacht und Sieg. Gehorchen und Befehlen und das gegenseitige Sichversenken, Sichhineindenken in den, der gehorcht und vor allem in den, der befiehlt.

Die Anerkennung eingesetzter ganzer Kraft. Massen empfinden und Aufwachen des Individuums und die eigene Zwiesprache zwischen beiden. Vaterland. Die Wertlosigkeit der Phrase, der hohe Preis für praktisches Handeln. Das Gegenspiel von Furchtbarem und Erheiterndem. Das Bedürfnis nach Gemütlichkeit, Lust, Scherz und Freude.

Dieses Material, hier nur angedeutet, soll dem Zufall entzogen werden. Von Händen verwertet, die den Zusammenhang herstellen können mit der üblichen militärischen Erziehung, von Händen gestaltet, die vom Bewußtsein der eisernen Notwendigkeit bewegt, so und nur so zu formen, muß es geeignet sein, den Militarismus so zu schmieden, wie wir ihn haben wollen.

So soll er ein Weg sein zu innerer Form. Ein deutscher Weg, deshalb auch zu deutscher Form.

Wer kann bei solcher Möglichkeit die Hände im Schoße lassen. Wäre nicht so auch dem Militarismus, der nun einmal zu uns gekommen ist und bei uns wird bleiben müssen, soweit wir sehen können, ein letzter Sinn gefunden?

Ein Selbstzweck, der sich sehen lassen darf?

Blinkt der nicht wie ein ferner Schneegipfel im Lichte der Morgensonne? Jubeln ihm nicht die Geschlechter aller Zukunft und Vergangenheit begeisternd Zustimmung entgegen?

Stehen nicht so in ihm Erlösungsmöglichkeiten ungezählter Völker, die Erfüllungen alter Menschheitsträume?

Ein Ungeheuer warf die Kriegsflut an Europas Küste. Wie wenn die Hände, jetzt zum Fluch geballt, dereinst sich lösen könnten, um zu segnen?

Gottfried Traub / Der Mann

Wer nicht handelt, der geht zugrund.
 Prinz Ludwig von Schleswig-Holstein, 1842.

Herbe Worte findet hier ein fürstlicher Bruder gegen den anderen. Er sagt ihm ins Gesicht: „Benutzt du diesen Augenblick nicht, so werde ich allezeit behaupten, daß du durch deine Unentschlossenheit das Wohl deiner Familie, das Wohl deines Landes verspielt hast.“ Ja, das Handelnkönnen muß nicht leicht sein. Es bleibt eine schwere Kunst. Nichts mehr und nichts weniger erfordert's, als einen Mann.

Gerade in jenem fürstlichen Briefwechsel wird für jeden verantwortlichen Schritt sorgfame Ueberlegung gefordert. Durch unüberlegte Kühnheit seien Staaten an den Rand des Abgrunds geführt worden. Wer aber nach sorgfamer Erwägung den Mut zum Handeln nicht fände, der verschulde den Untergang. Das sind harte Worte. Jede leichtfertige Art des Aburteilens bleibt eine häßliche Sache: wer keinen Einblick in die Schwere einer Verantwortung hat, besitzt kein Recht zum Vorwurf. Die gewissenhafteste Ueberlegung aller Möglichkeiten muß ebenso als wertvolles sittliches „Handeln“ gelten, wie ein entschlossenes Vorgehen in bestimmter Richtung. Nur eine Grenzlinie ist da: die Fähigkeit zum Handeln muß vorhanden sein wie ein frischer Springquell; wer sie so nicht besitzt, ist kein Mann im vollen Sinn des Wortes. Mit Not abgequälte und mit lauter Besorgnis umgebene Schritte führen nie zum Ziel. Ihnen fehlt das Wagnis. Und sittlicher Wagemut muß in jeder echten Tat liegen. Gerade um ihrer eigenen Erkenntnis der Schwere willen muß sie fortreißen, begeistern, Kraft entbinden, Wille entfesseln, eine Lust des Erfolges um sich her verbreiten. Warum haben es solche gefunden Menschen immer leichter? Weil sie weithin Gesundheit wecken und durch ihre eigene Art das schaffen, was sie hoffen und worauf sie zielen. Zukunft gehört schaffen-dem Willen.

Wer nicht handelt, handelt auch. Das ist die herbeste Lehre des Schicksals. Es gibt keine leeren Stellen in der Geschichte und keine Räume für bloßes Abwägen. Das Leben bestätigt's auf jedem Blatt der Familien- und Volksgeschichte: entweder Hammer oder Amboss, dazwischen gib's nichts, vor allem nichts bei großen Entscheidungen. Wer nicht handelt, handelt auch: denn Unterlassen, Versäumen, Vorbeigehen wirkt auch, wie Zugreifen, Bestimmen, Vorgehen. Beides verbreitet seine Lust um sich, jenes eine lähmende, tastende, unsichere, die uns nicht frisch aufatmen läßt, dieses eine herbe, straffe, die uns vielleicht vor die höchste Gefahr stellt, aber darum auch die höchste Anspannung erheischt. Man sieht es im Umgang mit Menschen sehr bald, ob jemand ein Mann oder ob er eine Figur ist; man empfindet es deutlicher an der Luft, die er um sich verbreitet. Geht von ihm Kraft aus, die belebt, dann ist's ein Mann; geht von ihm nur Sorge und Bedenken, nur Vorsicht und Rücksicht aus, dann wird jeder in seiner Gegenwart den Schritt hemmen, den er eben noch tun wollte, und wird, wenn das immer sich wiederholt, lieber sich setzen, statt zu gehen, und bald das Ausschreiten verlieren. Gehemntes Blut schafft sich dann seine eigenen Wege im menschlichen Körper, und er erkrankt.

Unermüßlich dankbar zeigt sich ein Volk einem ganzen Mann, gerade dann, wenn er es scharf ansieht, und fast Unersehbares fordert um seiner Zukunft willen. Denn jedes echte Leben hängt am Wagnis, so wie Frühjahrsblüten beides wagen: Reiz und Sonnenschein.

Soziale Bewegung

Das Pflichtbewußtsein der deutschen Arbeiterschaft kommt neben vielem anderen auch in der Geringfügigkeit der Wirtschaftskämpfe während der Kriegszeit zum Ausdruck. Die amtliche Statistik führt für die ersten 12 Kriegsmomente im ganzen nur 114 Streiks und Aussperrungen auf, gegenüber durchschnittlich 2595 Arbeitskämpfen in jedem der letzten fünf Friedensjahre. Noch mehr tritt der geringe Umfang der Streiks in Erscheinung, wenn man die Zahl der Streikenden und Aussperrten betrachtet: Die 10 374 Kampfbeteiligten (9176 Streikende und 1198 Aussperrte) im ersten Kriegsjahr betragen nur 3,2 v. H. der Durchschnittszahl von 327 593 streikenden und ausgesperrten Arbeitern des letzten Jahrfünfts. Die Arbeitskämpfe im Kriege unterscheiden sich aber besonders noch durch ihre verhältnismäßig kurze Dauer von denen im Frieden. So beträgt die durchschnittliche Dauer dieser Kriegstreiks und -aussperrungen nur 5,27 Tage. Im einzelnen dauerten 39 der Arbeitskämpfe nur einen Tag oder weniger, 17 bis zu zwei Tagen, 15 bis zu drei Tagen, neun dauerten vier Tage, ebenfalls neun fünf Tage. Im ganzen betrug im ersten Kriegsjahr die rechnermäßige Zahl der verlorenen Arbeitstage 36 576, d. h. also 0,3 v. H. des Jahresdurchschnitts von 11 904 494 Tagen im letzten Jahrfünft vor dem Kriege. Daß es sich bei diesen Kämpfen im Kriege nicht um größere zusammenhängende Bewegungen handelte, sondern um vereinzelte Fälle, ergibt sich sowohl aus der Tatsache, daß sie in den meisten Fällen nur einen einzigen Betrieb umfaßten, wie auch aus der verhältnismäßig geringen Mitwirkung der Berufsvereine. Von den 114 Fällen von Streiks und Aussperrungen war in 103 Fällen nur ein Betrieb betroffen. Und während im Durchschnitt des letzten Jahrfünfts 75,9 v. H. aller Streiks von Berufsvereinigungen der Arbeiter veranlaßt oder unterstützt worden sind, war dies unter den 111 Kriegstreiks nur bei 21 (= 18,9 v. H.) der Fall. Während von den Aussperrungen des letzten Jahrfünfts 70,1 v. H. von Arbeitgeberverbänden unterstützt waren, ist von den drei Aussperrungen nur eine in dieser Weise unterstützt worden. Nur in wenigen Fällen handelt es sich um die Arbeitszeit, meist um Fragen des Arbeitslohnes. 60 aller 114 Wirtschaftskämpfe wurden durch Vergleichsverhandlungen beendet.

Um den Reichstarif im Baugewerbe. In den gemeinsamen Verhandlungen über die Erneuerung des Reichstarifs für das Baugewerbe hatten die Arbeiterführer mit Rücksicht auf die herrschende Teuerung eine Zulage von 15 bis 20 Pf. pro Stunde verlangt, während die Unternehmer weit geringere Zugeständnisse machen wollten. Die Hauptversammlung des Arbeitgeberbundes hat nun vorige Woche in Berlin folgenden Beschluß gefaßt und durch die Presse veröffentlichen lassen: Vom 15. März ab ist den deutschen Bauarbeitern trotz des Daniederliegens des Baugewerbes freiwillig eine Kriegszulage zu den bisherigen Tariflöhnen zu zahlen, und zwar in Tariforten bis zu 5000 Einwohnern für die Stunde 4 Pf., in allen übrigen Tarifgebieten mit neunstündiger Arbeitszeit 6 Pf. für die Stunde, mit über neunstündiger Sommerarbeitszeit für die Stunde 5 Pf. Diese Kriegszulagen entsprechen in ihrer Höhe den bei der Verlängerung der Tarifverträge in anderen Gewerben sowie den von staatlichen und städtischen Behörden durchschnittlich gezahlten Teuerungszulagen. Eine Verlängerung des am 31. März d. J. ablaufenden Reichstarifvertrages für das Baugewerbe ist bisher an den hohen Forderungen der Bauarbeitergewerkschaften gescheitert. Da sich diese Gewerkschaften aber zu weiteren Verhandlungen bereit erklärt haben, erscheint eine Einigung noch nicht völlig ausgeschlossen. — In den Kreisen der Bauherren sieht man der weiteren Entwicklung mit großer Ruhe entgegen. Aus ihnen schreibt man der Arbeitgeberzeitung: Wenn die Gewerkschaftsführer der Bauarbeiter ihre Ansprüche dem anpassen, was auch in anderen Gewerben und Berufskreisen unter den gegenwärtigen Verhältnissen als ausreichend angesehen wird und angesehen werden muß, so steht einer Verlängerung des baugewerblichen Tarifs nichts mehr im Wege. Aber selbst, wenn diese Verlängerung daran scheitert, daß die Gewerkschaftsführer die durchaus angemessene Lohnerhöhung, wie sie die Arbeitgeber angeboten haben, verwerfen, so braucht das ebensowenig wie in anderen Industrien und Gewerben, die seither ohne Tarifverträge gearbeitet haben, ohne weiteres zu Lohnkämpfen zu führen. Lohnkämpfe können nur Erfolg haben bei guter Konjunktur, die dem Unternehmer guten Gewinn bringt, in dem seit Ausbruch des Krieges aber vollständig daniederliegenden Baugewerbe würden sie ohne jedes Ergebnis bleiben. Besteht so auch keine große Wahrscheinlichkeit, daß der Burgfrieden ernstlich gefährdet wird, so würde sich doch die zukünftige vollständige Ausschaltung des Tarifvertrages, der im letzten Jahrzehnt der Bauarbeiterschaft eine erhebliche, wenn auch nicht sprunghafte Verbesserung ihrer Lebenshaltung ermöglichte und dadurch im allgemeinen den wirtschaftlichen Frieden im Baugewerbe gesichert hat, auch von vielen Arbeitgebern bedauert werden. Man sagt sich aber, es wird in den nächsten für das Baugewerbe wahrscheinlich sehr schlechten Jahren auch wieder einmal ohne Tarifvertrag gehen. — Die Arbeiterführer sind im Gegensatz zu dieser Anschauung der festen Ueberzeugung, daß nach fleißiger Beendi-

gung des Krieges gute, ja glänzende Zeiten für das Baugewerbe kommen werden.

Solidarität von Arbeiter- und Arbeitgeberinteressen. Die drohende Tabaksteuer hat die organisierten Tabakarbeiterverbände aller Richtungen zu einem gemeinsamen, ernstesten Protest gegen jede weitere Belastung der deutschen Tabakindustrie" veranlaßt. In der ausführlichen Begründung des Protestes werden genau dieselben Beweismittel benutzt, die auch die Arbeitgeber anführen: die schlechten Steuererfahrungen des Jahres 1909, die üble Lage der Industrie, die Bedrängnis der mittleren und kleinen selbstständigen Existenzen, die drohende Arbeitslosigkeit zahlreicher Arbeitermassen. Auch nach dem Kriege werde das nicht besser werden. „Denn der Krieg und die damit verbundenen Heereslieferungen haben zwar eine verhältnismäßig günstige Konjunktur geschaffen, doch darf trotzdem behauptet werden, daß sich selbst jetzt die Tabakindustrie in recht unsicheren Verhältnissen befindet. Nach dem Kriege wird ohne Zweifel der Konsum an Tabakfabrikaten, schon mit Rücksicht auf die noch anhaltenden hohen Lebensmittelpreise, eine erhebliche Einschränkung erfahren, so daß auch ohne Steuererhöhung ein starker Rückschlag eintreten wird, dessen erste Folgen Arbeiterentlassungen sein müssen.“ Wenn nach diesen Darlegungen dennoch eine hohe Neubelastung des Tabaks, der Zigarren und der Zigaretten erfolgen sollte, dann fordert die Arbeitererschaft Entschädigung der unverschuldet in Not geratenden männlichen und weiblichen Arbeiter und Steuerarten, welche am wenigsten geeignet sind, die Tabakindustrie dauernd zu schädigen. Das lebhafteste Interesse der Arbeitererschaft am guten Geschäftsgang ihres Industriezweiges ist selten so stark zutage getreten, wie hier. Allerdings haben ja auch die Tabakarbeiter in den letzten Jahren am eigenen Leibe erfahren müssen, daß es über allen Klassenunterschieden und Kämpfen noch eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Unternehmertum und Arbeitererschaft gibt, die alle anderen Verhältnisse schließlich beherrscht.

Büchertisch

Von der Kriegs- und Heimatchronik von D. Friedrich Raumann und Dr. Gertrud Bäumer ist jetzt der erste Band August 1914 bis Juli 1915 im Verlag von Georg Reimer, Berlin 1916 erschienen. Druck und Papier fügen sich sehr gut zu dem großen Format des 345 Seiten starken Bandes. Kart. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Bernhard Dühr: Hundert Jesuitenabeln. Volksausgabe. 7.—11. erweiterte Auflage. Freiburg i. B. 1913, Herber. VIII, 136 Seiten. Geb. 1 Mk.

Das Büchlein gibt einen Auszug aus dem bekannten größeren, zuerst 1892 und 1904 in vierter Auflage erschienenen Werke des gelehrten Kenners der Geschichte des Jesuitenordens. Der Verfasser sucht den Orden gegen eine Fülle von zu verschiedenen Zeiten erhobenen Anklagen zu verteidigen, was ihm jedoch nicht immer gelungen ist, wie z. B. der Abschnitt über das Thorner Blutbad von 1724 erkennen läßt. Trotzdem leistet die Schrift bei Bekämpfung falscher gegen den Orden erhobener Vorwürfe gute Dienste.

Bonn.

J. Hahagen.

H. Kruse: Das Siegerland unter preussischer Herrschaft 1815 bis 1915. Festschrift aus Anlaß der 100-jährigen Vereinigung des oranischen Fürstentums Nassau-Siegen mit Preußen. Montanus, Siegen 1915. VIII, 295 Seiten.

Wenn es an dieser Stelle auch nicht möglich ist, von dem überreichen Inhalt dieser ausgezeichneten Festschrift eine Vorstellung zu geben, so verdient sie doch auch hier ein Wort wärmster Empfehlung. Es gibt wenige Beiträge zur Landesgeschichte und zur Landeskunde, die so wie der vorliegende in jeder Hinsicht den Beifall herausfordert. Besonders hat es der Verfasser in seltener Weise verstanden, der eigentümlichen wirtschaftlich-sozialen und geistig-religiösen Entwicklung des Siegerlandes in gleicher Weise gerecht zu werden. Würdige keine mühevollen Arbeit auch dadurch belohnt werden, daß nicht nur Historiker und Siegerländer, sondern auch andere vaterlandsliebende Deutsche daraus reiche Belehrung schöpfen.

Bonn.

J. Hahagen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: je 50 Pf.: Unteroff. H. im Nachl. Lager, G. R. in D., Mar.-Pfr. F. in L., 70 Pf.: Mar.-Pfr. L. im Felde, je 1 Mk.: Landsturmm. W. im Felde, Woffz. P. im Felde, Berla R. in Fr., Gif.-Mf. R. D. in Ja., Arm. Gold. A. im Felde, 1,50 Mk.: Ref. T. in U., je 1,65 Mk.: M. G. in S., A. B. in F., je 2 Mk.: G. S. in B., Grenadier C. im Felde, Bizefeldw. P. im Felde, Lotte R. in G., Rüst. J. im Felde, Bizefeldw. R. im Felde, Woffz. H. J. im Felde, Ref. E. im Felde, Landsturmm. R. in F., 2,50 Mk.: R. S. in R., 2,70 Mk.: Off.-Stellw. M. im Felde, je 3 Mk.: A. R. in L., Gefr. W. im Felde, Feldint.-Sefr. W. im Felde, Lt. P. im Felde,

Pfr. S. in G., Oberst. S. im Felde, Rahlmstr. B. im Felde, stud. phil. Sch. in F., S. in Ch., Postinsp. S. in W., Pfr. M. in St., 4 Mk.: Pdvweh. M. im Felde, je 5 Mk.: W. in Bln.-Grünevald, Bizefeldw. B. im Felde, M. in R., Lt. G. in R., Gefr. E. im Felde, Lt. d. R. G. im Felde, Woffz. B. im Felde, Woffz. J. in St. J., Dr. D. in Fr., R.-M. Sp. in R., Lt. L. im Felde, je 10 Mk.: Lt. B. im Felde, Laz.-Pfr. Th. in M., Oberarzt Dr. J. im Felde, Major v. U. im Felde, Frl. Dr. U. in B., Oberst. Sch. in M., Lt. S. im Felde, A. B. in C., Bizefeldw. R. im Felde, Lt. d. R. G. im Felde, Frau L. in Weimar, je 20 Mk.: Lt. R. aus S., freiw. Ar.-Pfleger M. im Felde, Bizefeldw. H. im Felde, L. u. M. B. in St., Gefr. Dr. O. F. in R., je 50 Mk.: Carl H. v. E. in S., Prof. E. u. A. E. in F., Wahlverein d. Fortsch. Volkspartei, Berlin.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Pfr. R. in R. 10 Mk., Beamtenausch. des Mfch. Werkmeister-Berch., Düsseldorf 3,05 Mk., Gif.-Mf. R. D. in Ja. 1 Mk., E. B. in L. 3 Mk., Mar.-Ob.-Mf.-Arzt d. R. Dr. Sch. zur See 6 Mk.

Bücher für Armee und Marine: Oberjäger E. z. J. in Berlin: 14 Bücher, zahlreiche Kunstwart-Noten, Werbeamt W. in Berlin: 43 Bücher, verschiedene Zeitschriftenhefte, E. P. in Marktlegast: 30 Bücher, eine Dresdenerin: 1 Buch, F. v. D. in Burgstube: 4 Bücher, verschiedene Hefte „Vortrupp“ und „Niebersachsen“, B. in Kiel: 8 Bücher und verschiedene Hefte „Hilfe“ und „Das größere Deutschland“, Pfr. Sch. in Jptingen: 34 Bücher, Dr. in Griesheim (Main): 15 Bücher, Frl. E. R. in Berlin: 5 Bücher, Frl. v. Giv. in Berlin: 8 Bücher, Frl. J. Sch. in Friedberg (Hessen): 7 Bücher, Frau G. S. in Mannheim: 24 Bücher.

Für die Nationalkittung für Hinterbliebene: 2 Eisenbahner aus Chadeloi 10 Mk.

Zur Füllung der Bildungsansage: Pfr. A. in B. 10 Mk., Prof. E. in F. a. M. 50 Mk., Dr. W. R. in G. 10 Mk.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“.

Briefkasten

Fritz Hasselbach, Cottbus. Zu Frage 1: An brauchbaren Weltgeschichten können wir Ihnen die „Weltgeschichte der neueren Zeit“ von Dietrich Schäfer empfehlen, die ungefähr mit der Reformation zu erzählen anhebt. Leider ist dies Buch des Berliner Historikers vergriffen; Sie werden es aber leicht antiquarisch zum Preise von 8 bis 10 Mk. beschaffen können. Sehr ideenreich ist die Weltgeschichte in Umrissen des Grafen Hord von Wartenburg, die für 11 Mk. geb. bei E. S. Mittler & Sohn, hier, zu haben ist. Zur Frage 2: Als „kleineres Werk der deutschen Geschichte“ können Sie die von F. Kurze der Sammlung Wöschel benutzen. (3 Bände à 90 Pf.)

Der Drahtverhan. Der Schriftleitung des „Drahtverhan“, eine Schützengabenzugung der 3. Kompanie des bayr. Landwehr Inf.-Regiments Nr. 1, deren Manuskript in erster Linie vor dem Feind, droben in den Wäldern der Vogesen, hergestellt wird, senden wir herzlichen Gruß und Dank für die überlieferten Nummern. Wäre die Zeitung käuflich, so wollten wir gern sie allen empfehlen; denn die literarischen und zeichnerischen Beiträge sind so glücklich, daß sie wohl den Vergleich mit manchen im bequemen Schreibstuhl der Heimat verfertigten Arbeiten sehr zu ihrem Vorteil aushalten können. Der intime Humor, ganz verständlich wohl nur den Angehörigen der Kompanie, geht doch auch den Fernersehenden behaglich ein, und vielleicht können die daheim doch ein oder das andere Blatt als wahrhaftes Kulturdocument dieses Krieges erwerben, wenn sie ihren Entgelt den Verhältnissen des Krieges entsprechend in Naturalien an die 3. Kompanie entrichten. Mögen sie sich nur an den Schriftleiter, Unteroffizier Franz Grundner, wenden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Kriegs- und Heimatchronik erscheint (soeben in Buchform im Verlag von Georg Reimer, Berlin W 10, Genthiner Straße 38. In dieser Ausgabe läuft der Text der beiden Chroniken nebeneinander her, so daß der Leser die Ereignisse draußen und daheim stets auf derselben Seite vor Augen hat. Der erste Jahrgang, die Monate August 1914 bis Juli 1915 enthaltend, ein stattlicher Quartband in schöner, großer Type auf geripptem Papier, kostet geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk. Wir bitten den die Nummer beiliegenden Prospekt beachten zu wollen.

Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Köln. Das Vordruckverzeichnis der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung für das Sommersemester 1916 ist erschienen. Auch in dem 4. Kriegessemester werden die wichtigsten Vorlesungen in vollem Umfang gehalten, Übungen und Seminare finden wie sonst statt. Nur die Vorlesungen einiger nebenamtlicher Dozenten fallen fort. Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 27. April.

Zeichnet die 4. Kriegsanleihe

Eine würdige Konfirmationsgabe!

Das Buch der Stunde.

Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres, gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung von Paul Eberhardt. Preis gebiegen gebd. 4 M.

„Das ist eines der schönsten Andachtsbücher, vielleicht das schönste, das ich kenne.“ Prof. H. Weinel.

„Man liest, wie die wirklichen Geister der Menschheit zusammenklingen.“ Pf. G. Traub.

„Dieses vielseitige, tiefinnig angelegte Erbauungsbuch eignet sich ganz besonders auch zu Geschenkwesen, namentlich bei ernstlichen jungen Leuten.“ Amtl. Schulblatt des Kantons Zürich.

Verlag Friedr. Andr. Perthes A.-G. Gotha.

Für das Vierteljahr

April - Juni 1916

muß die „Hilfe“ neu bestellt werden!

Postbezieher wird in den nächsten Tagen die Postquittung durch den Briefträger vorgelegt. Wo das nicht der Fall ist, bitten wir, sogleich beim Postamt nachzufragen. Für die von uns überwiesenen Exemplare erteilen wir dieser Tage Rechnung durch Karte.

Buchhandelsbezieher erhalten meist ohne Neubestellung weiter, doch ist es besonders für neu hinzugegetretene Leser empfehlenswert, die Buchhandlung an die Weiterlieferung zu erinnern.

Streifbandbezieher finden in dieser Nummer eine Rechnung für das neue Vierteljahr. Soweit es nicht schon geschehen ist, empfiehlt es sich, den Betrag gleich für eine längere Bezugszeit voraus einzufenden, weil dadurch Schreibwert und Kosten gespart werden. — Das gleiche gilt für die zahlenden

Feldbezieher denen die Rechnung für das erste Vierteljahr 1916 mit einer der nächsten Nummern zugehen wird.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Geschen erschienen:

Hanns von Zobeltitz

Der Große Krieg

Dargestellt in 2 Bänden

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten



Vielefeld, Berlin & Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zur Konfirmation und Ostern 1916

Olav Sletto:

Der Diener

Aus dem Norwegischen von Dr. R. Muuk. Vorwort von O. P. Monrad. Bilder von K. v. Szadurska.

Preis gebunden 2 Mark

Sletto macht das Dienen in allgemein menschlicher Bedeutung zum Brennpunkt seines Buches und verfolgt es durch die Weltgeschichte in packenden Bildern von schillernder Größe. Wir empfehlen das Buch besonders als Konfirmationsgabe für die reifende ernste Jugend.

Bans Lihokky Verlag, Ludwigshafen a. Bodensee

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.

Vierteiljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskahler
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lügen 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 6663.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.,
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschronik. — Prof. Dr. W. Loß-Rünchen: Die geplante
Besetzung des Verkehrs in Deutschland. — Dr. L. Freiherr
v. Madag: Wilson und das amerikanische Volk. — Johannes
Fischer, M. d. L.: Streikrecht der Staatsarbeiter. — Oberlehrer
Dr. Wilhelm Schaefer: Vor dem Schulkrieg. — Gertrud
Bäumer: Marie von Ebner-Eschenbach. — Hugo Bock: Karl
Gale. — Liz. D. Gottfried Traub: An meinen Konfirmanden.
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 13. März.

Wie wir aus der „Kölnischen Zeitung“ erfahren, ist der Prozeß gegen den Mörder des französischen sozialistischen Führers Jaurès noch immer nicht zu Ende geführt, weil es die französische Regierung vermeiden will, durch gerichtliche Zeugenaussagen feststellen zu lassen, welches am Schlusse seines Lebens die Meinung des Ermordeten über die Schuld an der Herbeiführung des Krieges gewesen ist. Es steht fest, daß Jaurès bis in die allerletzten Tage hinein noch gehofft hat, den Frieden zu erhalten und alle seine Kräfte in den Dienst dieser einen Sache stellte.

Der bisherige Gesamtertrag der Angriffe bei Verdun ist: 26 470 Gefangene, 189 Geschütze, 232 Maschinengewehre. Dieser Ertrag geht weit über das hinaus, was die Franzosen bei ihrem letzten Angriff in der Champagne auf ihrer Seite buchen konnten. Damals sind die Franzosen sehr weit durch die deutschen Stellungen hindurchgestoßen, haben aber schließlich bei allen Opfern und Anstrengungen nur ein verhältnismäßig kleines Stück umstrittenen Gebietes festhalten können. Es scheint nicht, daß der deutsche Ansturm in ähnlicher Weise zu Ende gehen wird. Soviel man aus den Schlachtenbeschreibungen erfährt, geben die deutschen Truppen mit Aufwand von unglaublich viel Munition langsam und vorsichtig vor, sichern jede neugewonnene Stelle, so gut es geht, und richten nun erst wieder den Angriff auf den nächsten Streifen feindlichen Landes. Das ist ein opfervolles und mühsames Verfahren, wird aber wohl das reifste Ergebnis der vielfältigen blutigen Kriegserfahrungen sein. Die Verwüstung der Ortschaften innerhalb des Festungsbezirks soll ungeheuerlich sein.

Dienstag, 14. März.

Von der Heftigkeit des Kampfes um Verdun kann man eine Vorstellung erhalten, wenn man den nachfolgenden französischen Befehl liest, der im Rabenwalde links der Maas bei französischen Truppen vorgefunden wurde: „Befehl! Förges hat nicht den Widerstand geleistet, den man erwarten mußte. Bis weitere Aufklärung erfolgt, entnehme ich daraus, daß der Kommandeur dieses Abschnittes seine Pflicht nicht getan hat. Er wird infolgedessen vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Es muß bis zu den äußersten Grenzen Widerstand geleistet werden! Wir dürfen in diesem Augenblick nur von einem einzigen Entschluß beseelt sein: den Feind entweder siegreich aufzuhalten oder zu sterben. Artillerie und Maschinengewehre werden auf jede weichende Truppe feuern.“

Es ist, als ob auf allen anderen Schlachtfeldern der Atem angehalten würde, um erst zu erfahren, wie die Sache bei Verdun ausgehen wird. Nach Saloniki sind 50 000 wiederhergestellte Serben unterwegs, auf die aber als Kampfkräfte durchaus nicht zu rechnen sein soll. Die gemeinen Soldaten drohen offen, bei der ersten Gelegenheit überzulauen. Ueberhaupt wird nach einem italienischen Bericht die ganze in Saloniki versammelte Truppenmenge nicht als eine Angriffsarmee betrachtet werden dürfen. Der Bericht schließt mit den Worten: Da angeblich im Westen die Dinge vor wichtigen Entscheidungen stehen, ist hier keinerlei Aenderung zu gewärtigen.

Mittwoch, 15. März.

Bei Gelegenheit der Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhaus hielt unser Freund Dr. Traub eine weitblickende Rede über die Kirche im Kriege. Er sagt unter anderem: „Wenn der Staat jeden Sonntag auf 20 000 Kanzeln ohne Zensur und Ueberwachung die Geistlichen predigen läßt, so bedeutet das ein großes Vertrauen, mit dem die Kirche durchaus gut gewirtschaftet hat. Ich erkenne an, wie scharf die Zentrumsprelle gegen den Kardinal Mercier vorgegangen ist, weil er die Grenzen der Seelsorge nicht innegehalten, sondern Politik und Kirche verknüpft hat. Wir betonen mit Stolz, daß auf unseren Kanzeln keinerlei nationale Gehässigkeit gepredigt, wenn auch der Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein aufrechterhalten wird. . . Die Türfei, in deren Moscheen heute für den Deutschen Kaiser und den Kaiser von Oesterreich gebetet wird, bedeutet kein geeignetes Missionsfeld für uns Deutsche. . . Die Tätigkeit der Feldrabbinen, wie überhaupt die Tapferkeit der jüdischen Soldaten im Felde, ist auch von den christlichen Feldgeistlichen und in der Allgemeinheit voll anerkannt worden.“

Was eigentlich an der nordamerikanisch-mexikanischen Grenze vor sich geht, erfahren wir nur soweit, als es den Herren jenseits des Meeres gefällt, uns zu unterrichten. Sicherlich aber ist irgend etwas im Wert, was Staatssekretär Lansing mit der schönen Redewendung „Schutz amerikanischer Bürger vor mexikanischen Räubern“ zu umschreiben für richtig hält. Von unserem Standpunkt aus kann jede eingehende amerikanische Beschäftigung mit den Mexikanern nur erwünscht sein.

Sowohl aus dem deutschen wie aus dem französischen Bericht ergibt sich, daß inmitten der wechselnden Einzelschicksale des Kampfes bei Verdun das Fortschreiten der Deutschen links von der Maas unzweifelhaft ist. Der französische Bericht sagt: Nur an zwei Punkten unserer Gräben zu Bèthincourt und Mort Homme vermochte der Feind Fuß zu fassen. — Im deutschen Bericht heißt die entsprechende Stelle: Links der Maas schoben schleifische Truppen mit kräftigem Schwung ihre Linien aus der Gegend westlich des Rabenwaldes auf die Höhe Toter Mann vor. 25 Offiziere und über 100 Mann vom Feinde wurden unverwundet gefangen. Viermal wiederholte Gegenangriffe brachten den Franzosen keinerlei Erfolge, wohl aber empfindliche Verluste.

Infolge der Kriegserklärung Deutschlands an Portugal wurde auch der österreichisch-ungarische Gesandte in Lissabon angewiesen, seine Pässe zu verlangen.

Donnerstag, 16. März.

Der große holländische Personendampfer „Tubantia“ befindet sich nicht weit von Hoof van Holland im

Sinken. Es steht noch nicht fest, ob er auf eine Mine gelaufen oder durch ein Torpedo getroffen worden ist. Passagiere und Besatzung sind gerettet. Soviel wir erfahren, wird in Holland im allgemeinen die deutsche Kriegsführung wegen dieses Unterganges beschuldigt, wie denn überhaupt die neutralen Seemächte gegenüber beiden kriegsführenden Parteien begreiflicherweise eine gesteigerte Gereiztheit an den Tag legen.

Das bedeutendste Vorkommnis innerhalb der deutschen Regierung seit Anfang des Krieges ist der Rücktritt des Staatssekretärs von Tirpitz. Da eine Besprechung der Gründe dieses Rücktritts in den Zeitungen bisher als nicht erwünscht angesehen wurde, können auch wir in der Kriegsschronik kaum etwas anderes tun, als die Tatsache selbst hervorzuheben. Staatssekretär von Tirpitz ist der dienstälteste aller vorhandenen deutschen Minister, hat sein Amt fast 19 Jahre lang verwaltet, erhielt alle Gunstbezeugungen, die in der oberen Regierungswelt üblich sind, und war, wie jedermann weiß, der Mann des Vertrauens sowohl für den Monarchen wie auch für die überwiegende Mehrheit der Volksvertretung. Die bisherige Geschichte der deutschen Flotte ist eng mit seiner Person verbunden, und er ist in viel höherem Grade ein persönlicher Ausdruck der deutschen Flotte, als etwa der Kriegsminister ein Ausdruck des Landheeres ist. Wenn sich der Monarch entschließt, nach schweren Erwägungen diesem Manne den Abschied zu gewähren, so darf man annehmen, daß es sich um eine Entscheidung allerwesentlichster Art handelt. Man denkt an diejenigen Aufzeichnungen, in denen Bismarck über die unvermeidlichen Reibungen zwischen diplomatischer und militärischer Leitung spricht.

Unter dem Vorsitz des bayerischen Staatsministers Grafen Hertling versammelte sich der Bundesratsausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten. „Die vom Reichskanzler vertretene Politik fand die ungeteilte und vertrauensvolle Zustimmung sämtlicher Mitglieder des auswärtigen Ausschusses.“ Wir nehmen an, daß die vom Reichskanzler vertretene Politik nach wie vor von der Absicht geleitet wird, die energische Benutzung der Unterseebootwaffe nach Möglichkeit mit denjenigen Auffassungen des Völkerrechtes zu vereinigen, die sich bei den Nordamerikanern und anderen Neutralen vorfinden. Da es ein vorhandenes internationales Recht für den Unterseebootkrieg bisher noch nicht gibt, so fehlt für alle Beteiligten auf diesem Gebiete eine feste, richtunggebende Tradition. Es muß Aufgabe der obersten Staatsleitung sein, zu erwägen, welchen neuen Gefährdungen sie mitten im Krieg den Staat aussetzen kann und darf. Daß für diese Entscheidung auf Grund der Reichsverfassung nur der Kaiser persönlich zuständig ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die weitaus größte Mehrheit des Volkes ist gar nicht in der Lage, sich über eines der schwersten kriegstechnischen und zugleich völkerrechtstechnischen Probleme eine eigene Meinung zu bilden, um so mehr, als man aus militärischen Gründen über die Einzelheiten der Frage gar nicht öffentlich reden darf.

Der französische Ministerrat hat das Entlassungsgeßuch des Kriegsministers Gallieni angenommen. General Roques ist an seine Stelle getreten.

Aus der französischen Zeitung „Matin“ wird folgende Beschreibung des deutschen Angriffes auf den Rabenwald westlich von der Maas wiedergegeben: Vier Tage und vier Nächte lang fiel ein Regen von Geschossen, dem selbst die Nacht keinen Einhalt gebot. Die 10,5 kalibrigen Geschosse waren die kleinsten. Am zahlreichsten wurde aber mit 30,5 geschossen. Die enormen Geschosse verwandelten die Häuser, die sie trafen, einfach in Staub. Drei Tage lang konnten wir uns halten, dann boten unsere zerstörten und unterwühlten Unterstände keinen Schutz mehr.

Freitag, 17. März.

Es scheint leider, als ob auch die letzte und größte unserer Kolonien, Deutsch-Ostafrika, sich des englischen Eindringens nicht mehr erwehren könne. Nach einem Bericht des englischen Generals Smuts besetzten die Engländer am 13. März Moschi auf dem Wege nach Arusha. Die Deutschen zogen sich mit Hilfe der

Tanga-Eisenbahn nach Süden zurück. Das bedeutet die englische Besetzung des Kilimandscharogebietes, das seit Beginn des Weltkrieges der Schauplatz zahlreicher, für uns meist günstiger Gefechte war. Die Engländer bringen in ein gut gepflegtes Anpflanzungsgebiet ein und können, da sie durch mehrere Burenregimenter verstärkt sind und von der See aus versorgt werden, Fortschritte machen. Bei der Größe des Landes bedeutet aber die Besetzung des Kilimandscharogebietes noch längst nicht das Ende des Widerstandes.

Ueber die Lage der englischen Truppen bei Kut-el-Amara in Mesopotamien werden auch in englischen Zeitungen recht sorgenvolle Nachrichten laut. Die „Times“ rechnen nicht damit, daß die durch Armenien vordringenden Russen den abgeschnittenen Truppen des General Townshend zu Hilfe kommen können. — Enver Pascha machte eine Inspektionsreise durch Syrien und Nordarabien bis nach Medina hin, bei der ihm auch die nichtosmanischen Bevölkerungsteile lebhaft zugejubelt haben.

Es verlohnt sich nicht, die verschiedenen Reden aufzuzeichnen, die in der italienischen Kammer gehalten werden. Wichtiger als das, was gesprochen wird, ist das, was nicht ausgesprochen wird, nämlich die Kriegserklärung gegen Deutschland.

Sonnabend, 18. März.

Nachdem die Italiener vom 13. bis 17. März wiederum starke Angriffe auf die Sonzofront gerichtet haben, kann das k. k. Kriegspressequartier feststellen, daß auch jetzt die Italiener nicht einen Fuß breit der österreichisch-ungarischen Stellungen gewonnen hätten. Der italienische Generalissimo Cadorna begibt sich in diesen Tagen zu einer militärischen Besprechung nach Paris. Es ist schon lange das Ideal der Franzosen, die Oberleitung der italienischen Truppen von Paris aus mitzuübernehmen.

Der französische Finanzminister Ribot hat einen Bericht erstattet, aus dem sich ergibt, daß im Jahre 1915 etwas über 22 Milliarden Frank für den Krieg verbraucht worden sind. Das ist weniger als das, was wir verbraucht haben, aber mehr auf den Kopf der Bevölkerung. An ungedeckten französischen Schatzscheinen sollen nur 7 Milliarden Frank ausgegeben sein. Die Emissionen im Auslande belaufen sich auf 430 Millionen und enthalten sämtlich in der Hauptsache Bezahlung für amerikanische Munitionslieferungen. Die Schlußworte Ribots sind doppeldeutig wie ein delphisches Orakel: „Wir befinden uns in einer entscheidenden Stunde. Die Geschichte wird die Verteidigung Verduns als eines der größten Ereignisse in unserem Lande betrachten, und es ist erlaubt, heute ohne eitlen Optimismus auszusprechen, daß wir das Ende dieses Krieges sehen.“

In Deutschland wird eilig für die vierte Kriegsanleihe geworben, und es hat bisher den Anschein, als ob noch immer neuer Kapitalzuwachs vorhanden sei. Gleichzeitig wird überall über die Steuerfrage gesprochen. Gegen die Besteuerung der Kriegsgewinne wird grundsätzlich keine Einwendung erhoben; das Technische an diesem Gesetz bedarf noch der genaueren Durcharbeitung. Umstrittener sind die Besteuerungen des Verkehrsweßens und des Tabaks. Die Tabakbesteuerung beweist von neuem, ein wie großer Schaden es war, daß es Bismarck vor fast 40 Jahren nicht geglückt ist, das Tabakmonopol einzuführen. Gerade jetzt im Krieg das beliebteste Genußmittel der Truppe zu verteuern, hat ernsthafte Bedenken; denn diese Verteuerung wird pfennigweise sowohl bei den Abnehmern wie auch bei den Empfängern empfunden. Die Sozialdemokratie hat sich im ganzen gegen diese Steuer ausgesprochen. Daß wir schon während des Krieges wenigstens die Verzinsung der Schulden aufbringen müssen, steht aber vor allen anderen Erwägungen.

Von etwa 30 nationalliberalen Abgeordneten ist ein Antrag eingebracht worden, daß der Reichstag sich für eine uneingeschränkte und rücksichtslose Führung des U-Bootkrieges aussprechen und daß der Reichskanzler keine Abmachung mit anderen Mächten eingehen solle, die uns in dem uneingeschränkten Gebrauch der U-Bootwaffe zu behindern geeignet sein könnten. Bei diesem Antrag fehlen u. a. die Unterschriften der Abgeordneten Dr. Paasche,

Schiffer, Prinz zu Schönaich-Carolath, Freiherr von Richthofen, Jund, Schwabach, Marquart und Reinath. Ein konservativer Antrag bewegt sich in ähnlicher Richtung, ist aber in seinem Wortlaut nicht ganz so scharf. Das Wolffsche Telegraphenbüro verbreitet beide Anträge mit dem Zusatz: „Durch die Fassung dieser Anträge kann der schädliche Eindruck erweckt werden, als solle eine Einwirkung auf die Entscheidungen in der Kriegsführung ausgeübt werden. Zur siegreichen Durchführung des Krieges brauchen wir, wie bisher, geschlossene und vertrauensvolle Einheit, und sie zu erhalten, ist der einmütige Wille des ganzen Volkes.“ Diese letztere Bemerkung bezieht sich nicht auf einen noch allgemeiner gehaltenen ähnlichen Zentrumsantrag. Es ergibt sich aus der Einbringung dieser Anträge, daß die genannten großen Parteien eine parlamentarische Erörterung der schweren strittigen Unterseeboot-Frage verlangen. Da die Frage gleichzeitig kriegstechnischer und allgemein politischer Natur ist, wird sich auch schwerlich ohne weiteres behaupten lassen, daß der Reichstag nicht zuständig sei. Die Frage der Entlassung des Staatssekretärs von Tirpitz und seine Ersetzung durch Admiral Capelle ist zweifellos ein unbeschränktes Recht der Krone, während Vereinbarungen mit neutralen Staaten der parlamentarischen Kritik unterliegen. Es wird von allen Seiten Takt und Weisheit dazu gehören, um die Einheitlichkeit des nationalen Willens ungeschmälert zu erhalten.

Samstag, 19. März.

Der Deutsche Kaiser sendet ein Dankschreiben, in welchem die ~~Krantheit~~ ^{Freiheit} des Großadmirals von Tirpitz als Anlaß seines Abschiedsgesuches angesehen wird. Der Kaiser dankt für die ausgezeichneten Dienste, welche Tirpitz in langer Laufbahn als Baumeister und Organisator der Marine geleistet hat. Insbesondere hebt er hervor, was während des Krieges selbst durch Bereitstellung neuer Kampfmittel auf allen Gebieten der Seekriegsführung und durch Schaffung des Marinekorps getan worden ist. Vom eigentlichen Grunde des Abschiedsgesuches wird offiziell nicht gesprochen. Desto mehr beschäftigen sich die Erwägungen aller politischen Kreise mit dieser Angelegenheit. Tirpitz erhält von verschiedensten Seiten Versicherungen der Treue. Das alte geschichtliche Problem, wie sich Monarch und Feldherr, verantwortlicher Staatsmann und Truppenführer zueinander verhalten, ist in einer ganz neuen Form vor uns emporgetaucht. Wir lesen die klassische Darstellung Rantes von der Geschichte Wallensteins.

Durch den Untergang der „Tubantia“ ist die holländische Bevölkerung in sehr begreifliche Aufregung versetzt. Das holländische Marineministerium teilt mit, daß aus beeidigten Erklärungen des ersten und vierten Offiziers und des Mannes am Ausguck der „Tubantia“ hervorgeht, daß das Schiff von einem Torpedo getroffen wurde, weil die Torpedospur deutlich gesehen worden ist. Als die Spur auf die Mitte des Schiffes loskam, erfolgte die Explosion. Daraufhin wird in Holland allgemein angenommen, daß es sich um eine deutsche Torpedierung handle. Demgegenüber stellt der Chef des Admiralstabes der deutschen Marine fest, daß ein deutsches Unterseeboot nicht in Frage kommt und daß an der betreffenden Meeresstelle keine deutschen Minen gelegt worden sind. Wenn also die eidlichen Aussagen über die Torpedospur richtig sind, so muß ein nichtdeutsches Torpedoboot aus irgendwelchen Gründen den Schuß abgegeben haben, was auch schwer zu glauben ist. Es liegt sehr viel daran, daß diese dunkle Angelegenheit aufgeklärt wird. Das Schiff „Tubantia“ galt als schönstes Schiff der Holländer.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 13. März.

Auf alle Menschen drückt die Unklarheit über die Entscheidungen, die sich zwischen den höchsten Reichsstellen vorbereiten. Die Lücke, die durch die Ausschaltung der Presse in der Aufklärung der Bevölkerung entsteht, füllen kritische Vermutungen. Weil jede noch so

phantastische der umherschwirrenden Behauptungen unwiderlegt bleibt, ist ihnen eigentlich nirgends Maß und Ziel gesetzt. Niemand weiß genug, um zur Kritik gewappnet zu sein. Welch eine zügelnde, zur Zuverlässigkeit zwingende Macht die Öffentlichkeit ist, wird einem jetzt erst ganz klar. Während die Frage „U-Boot-Krieg?“ im allgemeinen Gespräch sogar die Lebensmittel verdrängt hat und alle Seelen füllt, vermag niemand ein klares Bild der Tatsachen zu gewinnen und bleibt Spielball von Stimmung und Vermutung. Es sollten so starke Empfindungen, wie sie diese großen Fragen begleiten, nicht so richtungslos gelassen werden! Dazu sind schließlich die Anforderungen zu groß, die der Krieg an die innere Widerstandskraft aller stellt.

Seit dem 9. März ist auch für Berlin die Fleischversorgung durch das Viehhandelsyndikat geregelt und wird sich nun vielleicht allmählich in einer größeren Festigkeit der Preise bemerkbar machen.

Die „Zuckerfrage“ beschäftigt augenblicklich die Hausfrauen um so mehr, als die ganze Kriegsauffklärung des vorigen Jahres den Zucker und immer wieder den Zucker empfahl. Daß diese Empfehlung sehr gewirkt hat, zeigte schon die 6. Denkschrift über die wirtschaftlichen Maßnahmen des Bundesrats, die einen Mehrverbrauch von 5 Millionen Zentnern nachwies. Tatsächliche Knappheit könnte natürlich trotzdem nicht entstehen. Also muß die Lebensmittelknappheit auf irgendwelche Störungen zurückgehen. Wo sie stehen??

Dienstag, 14. März.

Der Tod von Marie Ebner-Eschenbach! Eine der allerletzten aus der Generation der Paul Heyse, Fontane, Wilbrandt und Spielhagen. Man hat seit Kriegsbeginn oft an sie gedacht und sich gefragt: Wie mag sie den Krieg ertragen? Und dann stand die große Gelassenheit und die in aller verstehenden Milde starke Haltung der überlegenen Frau vor einem. Sie war allem Schicksalshaften gegenüber ganz Freiheit und sittliche Ueberwindung, ganz Klarheit und Kraft. Und ihr Verständnis für den Militarismus als volkerziehtlichen Faktor! Ich denke daran, wie ich einmal vor vielen Jahren mit einer amerikanischen Schülerin den „Rittmeister Brand“ las, und wie ganz und gar unmöglich es war (damals verstand ich gar nicht, warum!), bei ihr irgendeinen Anknüpfungspunkt für das Ethos dieses Buches zu finden: das Ideal des Heeres als Volksbildungsanstalt, das dieser Mann an seiner Stelle verwirklichen wollte. Es war ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

In den „Sozialistischen Monatsheften“ ein guter und klarer Aufsatz von Peus, ein Dokument für die Befehrung der Sozialdemokratie zur Weltpolitik, zur grundsätzlichen Bejahung von Heer-, Flotten- und Kolonialetat.

Das Einkommen in Preußen im Kriegsjahr 1915 berechnet die „Statistische Korrespondenz“ auf 24,27 Milliarden gegen 25,37 Milliarden im Vorjahr. In dieser Berechnung ist das Einkommen der Schichten, die unter der Steuergrenze bleiben (7,88 Millionen), auf 4,73 Milliarden gesetzt gegen 4,80 Milliarden im Jahre 1914.

Der neue Kleinhandelschöchstpreis für Kartoffeln ist vom 15. März ab auf 6,5 Pf. pro Pfund angesetzt. Es wird gesagt, daß bei rechtzeitiger Anforderung von Kartoffeln durch den Kleinhandel die Versorgung wirklich geregelt werden kann. Man würde aufatmen, denn etwas Bedrückenderes als diese Warteprozeduren für das Notwendigste war gar nicht zu denken.

Die neue Berliner Sorge — drohende Preissteigerung für Milch! — wird hoffentlich noch abgewendet werden können.

Mittwoch, 15. März.

Beim Kultusetat im preussischen Landtag kommen alle die pädagogischen Fragen zur Sprache, die der Krieg aufgeworfen hat: Einheitsschule, Zulassung der Ausländer zu den Universitäten, weibliches Dienstjahr, Dissidentenfrage. Kann man eigentlich sagen, daß die im preussischen Landtag vertretenen Bildungsdegen eine Veränderung durch den Krieg erfahren haben? Im letzten Grunde gar nicht. Das Zentrum spricht heute wie vorgestern gegen gemeinsamen Unterricht der Geschlechter, gegen die Einheitsschule, für den konfessionellen Charakter der Volksschule, für den Religionsunter-

richt in der Fortbildungsschule. Nationalliberale und Fortschrittliche Volkspartei vertreten (durch v. Campe und Traub) mit nur kleinen Minderheiten der liberalen und sozialen Grundstimmung die Staatschule, eine bessere Möglichkeit sozialen Bildungsaufstiegs, Duldung gegen die Dissidenten. Und der Unterrichtsminister betont „die Anknüpfung an das Bestehende“, Die Bindung durch das vor-augustische Programm erweist sich als stärker als das Kriegserlebnis, und die Linke wird nicht durchkommen diesen vor-augustischen Widerständen gegenüber. Und doch: muß nicht heute die Frage der rechten Auslese für unsere Volkseistung bei knapperen Kräften und größeren Aufgaben ganz neu aufgenommen werden?

Heute sind die Fraktionsführer zu einer vertraulichen Aussprache beim Reichskanzler. Die Staatshaushaltskommission des Landtags hat eine Besprechung über die Frage ihrer Zuständigkeit zu Beschlüssen in Angelegenheiten der äußeren Politik. Der Reichstag wird eröffnet, und die Luft ist voll seelischer Spannung.

Donnerstag, 16. März.

Den Rücktritt von Tirpitz liest niemand ohne Herzklopfen. Für den einfachen Baiernmenschen, der seine Kriegssopfer mit bestem Willen und reinster Gesinnung bringt, und dem der Glaube an die unbedingte Richtigkeit der Führung Notwendigkeit ist, ist es hart, Partei nehmen zu sollen. Doppelt schwer, weil er im Dunkel tappt.

Der auswärtige Ausschuß des Bundesrats hat die vom Reichskanzler vertretene Politik „vertrauensvoll und ungeteilt“ gutgeheißen. Der erweiterte Haushaltsausschuß des preussischen Landtags hat an seinem Recht, in auswärtigen Fragen eine Ansicht auszusprechen, festgehalten.

Es ist schwer, die Veränderung zu beschreiben, die durch diesen Zwang zu innerer Stellungnahme in die allgemeine Stimmung kommt. Keine Schwächung, im Gegenteil, die Entschlossenheit erhöht sich gewiß bei vielen, aber doch eine Bedrückung in der unbedingten Ueberzeugtheit des Mitgehens.

Freitag, 17. März.

Die Eröffnung des Reichstages mit der Rede Helfferichs über die neuen Steuern. 480 Millionen neue Steuern sind notwendig zur Balancierung des bürgerlichen Haushalts (Uebersetzung von „Ziviletat“), infolge eines Einnahmeausfalls von 144 Millionen und einer Ausgabenvermehrung um 336 Millionen (Verzinsung der Reichsanleihe). Als zweiter großer Posten kommt das seiner Höhe nach unberechenbare, aber als Tatsache sicher vorauszu-sehende Minus in Betracht, um welches die Einnahmen hinter dem Ansatze zurückbleiben werden. Diesem Leertitel ist als Deckung die Kriegsgewinnsteuer gegenübergestellt. Zieht man dazu in Betracht, daß auf diese Art die Balancierung nur möglich ist, weil die Heeresausgaben nicht aus dem Etat, sondern aus der Anleihe bezahlt werden, so hat man den Grundriß „des großen staatswirtschaftlichen Problems“ unserer Friedens Zukunft, die in dieser Hinsicht schon jetzt beginnt.

Von diesem Problem spricht Helfferich so mit einer gewissen humorvollen Gelassenheit, die sich gut macht, wenn man nun einmal vor Unabänderlichem steht. In der Begründung der einzelnen Vorlagen wird er nicht sehr eingehend: im ganzen charakterisiert er richtig, daß dabei weniger auf Originalität als auf Geld gesehen sei. Die Stützpunkte unserer Freudigkeit zu den in Aussicht gestellten Aderlässen sind die Finanzzustände unserer Gegner (in England werden pro Mann und Tag 2 M. Kriegskosten gezahlt, bei uns nur 1 M.) und die Höhe unserer Sparkraft, die sich in 4,6 Milliarden Zugängen zu den Sparkassen in den Jahren 1914 und 1915 zeigt.

Ein erster wirklicher Frühlingstag. Im D-Zug spricht man von nichts anderem als der politischen Lage, den Anträgen der Parteien zum U-Boot-Krieg. Man findet immer wieder bestätigt, wie wenig klar jeder sieht, und hat das Gefühl, daß das nicht gut ist.

Ich bin in Elberfeld. Man hat den Eindruck guter und tüchtiger Lebensmittelversorgung im Industriegebiet. Sehr ausgedehnte Beschaffung durch die Stadtverwaltungen.

In der sozialen Frauentätigkeit sieht man, wie die wenigen organisatorisch geschulten Frauen angespannt sind! Ueberhaupt alle, die eine ganze Kraft (und fast mehr als das!) verlangende Arbeit nun durchhalten müssen durch die zweite Hälfte eines zweiten langen Jahres. Wir sehen es in Berlin auch, daß es nicht vielen Frauen möglich bleibt, eine Arbeit vom Umfang einer — oder zweier — voller Berufstätigkeiten nebenamtlich durchzuführen. Man kann nicht darüber schelten, denn das Frauenleben ist nicht darauf eingerichtet. Es wäre sofort anders, wenn mehr Geschulte da wären und nicht immer alles auf wenige fiel. Nur dreimal so viele — dann käme man zu einer vernünftigen Arbeitsrationierung.

Berlin wird seinen Einkommensteuerausgleich auf 160 v. H. erhöhen. Der Stadtverordnetenvorsteher antwortet auf die Mitteilung des Kammerers: „Das schreckt mich gar nicht.“ Und das dürfte allgemeine Stimmung sein.

Ablieferungspflicht für tierische Fette (Rind und Hammel). Endlich scheint also ein Fettverteilungsplan ins Leben zu treten. Verlangt seit Herbst und für unmöglich erklärt. Man soll nie etwas für unmöglich erklären. Schließlich muß man es doch machen.

Aber die Erhöhung der Milchpreise in Berlin scheint glücklich abgeschlagen zu sein.

Sonabend, 18. März.

In einer Volksschule wird ein Aufsatz geschrieben über irgend-eine Sonntags- oder Festtagsfeier. Ein Kind beschreibt einen Ausflug in den Grünwald und sagt zum Schluß: „Da gefiel es uns sehr gut, da hörte man auch nichts von die Lebensmittel.“ Dieser Stoßfussler wird vielen aus der Seele kommen. Die Knappheit muß und kann ertragen werden. Aber diese Unsicherheit des Bezugs ist ein Martyrium für die Hausfrauen, weil sie einfach an nichts anderes mehr denken können als an Essen. Einmal wird ja doch wohl die Regelung so weit kommen, daß einigermaßen endgültige Zustände da sind.

Vom 20. März ab kommt die Kartoffelfarte.

Sonntag, 19. März.

Das Oberkommando in den Marken hat die Verdienstausszahlung an die Jugendlichen (beiderlei Geschlechts) unter 18 Jahren beschränkt. Und zwar sollen sie nicht mehr als 18 M. und außerdem ein Drittel des 18 M. übersteigenden Betrages ausgezahlt bekommen. Das übrige muß auf ein Sparkassensbuch eingezahlt werden, aus dem Zahlungen nur mit Zustimmung des Gemeindevorstandes erfolgen dürfen, wenn Unterstützungsansprüche zu befriedigen sind. Begründet wird der Erlaß durch folgenden Satz: „Der ungewöhnlich hohe Arbeitsverdienst während des Krieges hat jugendliche Personen vielfach zu einer Verwendung des Geldes verleitet, die schwere gesundheitliche und sittliche Gefahren in sich birgt. Die Einwirkung der elterlichen Gewalt hat dies nicht verhindern können, weil Väter und Vormünder im Felde stehen und weil auch in der Heimat die angestrengte Arbeit, die der Krieg von jedem erfordert, den Eltern ihre Aufgabe erschwert. Hier die Fürsorge der Gemeinden heranzuziehen, um die Kraft und die Gesundheit unseres Volkes vor schweren Schäden zu bewahren, ist ein dringendes Erfordernis der öffentlichen Sicherheit.“

Man versucht, die Bedeutung und Wirkung der Maßnahme zu ermessen. Die Entmündigung der Jugendlichen und ihrer Eltern durch den Staat — das ist grundsätzlich ungeheuer einschneidend. Praktisch wird die Hauptfrage sein, ob die Bevölkerung den Erlaß gut aufnimmt oder als eine lästige Maßregelung empfindet. Auch das letzte ist möglich. Und ein Hauptpunkt der Durchführung wird sein, daß das Geld, wo es zum Lebensunterhalt der Familie notwendig ist, rasch und anstandslos ausgezahlt wird. Wer in der Kriegsfürsorge steht, weiß, in wie vielen Fällen die Familien auch auf den höheren Verdienst der Jugendlichen unbedingt angewiesen sind. Angesichts dieser Tatsachen ist der Erlaß ein nicht ganz unbedenkliches Experiment.

W. Log-München / Die geplante Besteuerung des Verkehrs in Deutschland

Der Deutsche Reichstag wird über sehr wichtige Steuer-vorlagen zu entscheiden haben. Der Wortlaut der Entwürfe der Steuergesetze samt Begründung ist vor der Beratung im Bundesrate in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung bereits bekanntgegeben worden. Da mir der vom Bundesrate beschlossene, dem Reichstage vorzulegende Text noch nicht vorliegt, so wird an die Veröffentlichung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Nr. 62, 66, 67) im folgenden angeknüpft.

Abgesehen von der Kriegsgewinnsteuer, die nur eine einmalige Einnahme liefern kann, sind als wiederkehrende Einnahmen vorgeschlagen:

1. Erhöhung der Tabakabgaben und der Zigarettensteuer — erwartete Mehreinnahme: 159,6 Millionen Mark;
2. Quittungsstempel — erwartete Einnahme: 80—100 Millionen Mark;
3. Erhöhung und Erweiterung des Frachtturkundenstempels — erwartete Einnahme: 80 Millionen Mark;
4. Abgaben im Post- und Telegraphenverkehr — erwartete Einnahme: 200 Millionen Mark.

Insgesamt also werden dauernde Mehreinnahmen des Reiches in Höhe von jährlich 519,6 bis 539,6 Millionen Mark angestrebt, wovon Tabak und Zigaretten 159,6, die Belastungen des Verkehrs 360 bis 380 Millionen Mark bringen sollen. Der Scheckstempel, welcher 1910 3,6, seitdem nur wenig über 3 Millionen Mark jährlich erbrachte, soll dafür wegfallen.

Mit den Steuern auf Quittungen, Frachtturkunden, Post- und Telegraphenverkehr wollen wir uns im folgenden beschäftigen.

1. Quittungsstempel.

Der Vorschlag, in Deutschland eine Reichsquittungssteuer einzuführen, ist an sich ein alter Bekannter. Ein Projekt von 1869 fand schon im Bundesrate des Norddeutschen Bundes ein stilles Begräbnis. Im Jahre 1881 scheiterte die Vorlage eines Quittungsstempels im Deutschen Reichstage. Dies Schicksal entmutigte die Regierung nicht, 1893 wiederum einen Quittungsstempel vorzuschlagen, der jedoch nicht durchging. Bei der Reichsfinanzreform von 1906 unter dem Staatssekretär Frhrn. v. Stengel war unter den ursprünglichen Regierungsvorlagen, die dem Reichstage am 28. November 1905 zugegangen waren, nochmals eine Quittungssteuer enthalten, die wiederum nicht angenommen wurde.

Durch Freilassung der Quittungen von einer allgemeinen Steuer unterschied sich bisher der deutsche Zahlungsverkehr sehr angenehm von dem einiger anderer Länder. In Oesterreich sind Quittungen stempelpflichtig, der Ertrag der Steuer in letzter Zeit ist mir nicht bekannt. In Frankreich trugen die Quittungen des Privatverkehrs bei einem Steuersatz von 10 Centimes im Jahre 1912: 27,6 Millionen Frank, die Quittungen im Verkehr mit öffentlichen Kassen bei einem Steuersatz von 25 Centimes im gleichen Jahre 1,7 Millionen. In England brachte der Stempel von 1 Penny für Quittungen von Beträgen über 40 Mark im Rechnungsjahre 1912/13 etwas über 14 Millionen Mark. Der 1905 in Deutschland beantragte Quittungsstempel war entsprechend diesen Vorbildern denn auch auf ziemlich bescheidene Erträge — etwa 16 Millionen Mark — veranschlagt.

Jetzt sollen weit größere Summen herausgeschlagen werden. Wenn sich auch in manchen Einzelheiten der neue

Steuorentwurf wörtlich an frühere anlehnt, so zeigt er doch auch sehr wesentliche Unterschiede, und tatsächlich ist das, was unter dem harmlosen Namen Quittungsstempel vorgeschlagen wird, nach dem Projekt von 1916 nichts Geringeres, als eine allgemeine Besteuerung aller Zahlungen, Gutschriften und Lastschriften über zehn Mark hinaus. Wesentlich ist, 1. daß ohne Rücksicht auf die Ursache des Zahlungsvorgangs durch Einführung des Quittungszwanges die Steuerpflicht eintritt, 2. daß Gutschriften wie Zahlungen behandelt werden, 3. daß Zahlung in goldersparenden Zahlungsmethoden (Wechseln, Schecks, Anweisungen) wie Barzahlung betroffen wird.

Würde angesichts dessen ein nach den Beträgen abgestufter Stempel erhoben, so läge eine Neuauflage der berückichtigten spanischen Alcabala vor, wie sie Adam Smith als eine Einrichtung sich vorstellt, die Spanien ruiniert habe, wenn auch infolge der vielfachen Abfindungen die Steuer in Spanien nicht so durchgeführt war und wirken konnte, wie er annahm. Die Steuer auf alle Zahlungen, welche in Deutschland jetzt vorgeschlagen wird, ist nicht nach den Summen abgestuft, sondern mit 20 Pf. Normalatz fest für alle Zahlungen von mehr als 100 M. geplant, daneben mit einem ermäßigten Satz von 10 Pf. für die Quittungen über Zahlungen von mehr als 10 und nicht mehr als 100 M.

An sich würde die Konsequenz einer allgemeinen Steuer auf alle Zahlungen, Gutschriften und Lastschriften sein, daß bei Durchführung des Quittungszwanges eine Verpflichtung zur Quittungsausstellung und Steuerentrichtung nicht nur erwüchse bei jedem baren Einkauf über 10 M., sondern auch bei allen Zahlungen von Lohn, Gehalt und Zinsen sowie Geschenken, ferner zweimal bei jedem Darlehen, im Augenblick der Hingabe der Summe und bei Zinszahlung und Tilgung, ferner wiederholt im Bankverkehr. Außerdem würde ohne Kautelen besonderer Art die Besteuerung bei jedem Buchungsvorgang sowohl die Lastschrift wie die Gutschrift treffen. Da nicht bloß da, wo bisher die Sitte der Quittungsausstellung herrscht, die Steuer Platz greifen will, sondern prinzipiell alle Zahlungen über 10 M. hinaus quittungspflichtig und steuerpflichtig gemacht werden, so würde ohne besondere Sicherheitsmaßregeln der Massenandrang an Post und Eisenbahn sowie Schifffahrt nur mit der großen Verlangsamung zu bewältigen sein, die die Ausstellung von massenhaften Quittungen hervorrufen müßte. Es würde außerdem überall da, wo die Banken als Vermittler des bargeldlosen Verkehrs in Anspruch genommen werden, eine fühlbare Verteuerung durch die wiederholt stempelpflichtigen Buchungen nicht vermieden werden können.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch ein sehr kunstvolles System von Befreiungen der Verfasser des Steuergesetzentwurfes sich bemüht hat, einige der schlimmsten Folgen des Gedankens einer allgemeinen Zahlungsbesteuerung insoweit abzuwenden, als er sie vorausgesehen hat.

Gutschriften sind nur quittungssteuerpflichtig, wenn sie im Kassensführungsverkehr des Inlandes erfolgen, und zwar nach dem Sinne des Entwurfes, wenn es sich um Kassensführung durch Banken handelt. Bescheinigungen über Gutschriften zugunsten einer Bank sind steuerfrei. Auch eine Quittung ist nicht auszustellen, wenn die Bank ihrerseits als Kassenshalterin den empfangenen Betrag einem Kunden gutschreibt. Ist der der Bank gutgeschriebene Betrag jedoch für ihre eigene Rechnung bestimmt, so hat sie eine versteuerte Quittung demjenigen auszuhändigen, der die Gutschrift an sie veranlaßt hat.

Lastschriften im inländischen Rassenführungsverkehr, die lediglich als Ausgleich für die Ausführung einer Zahlung oder einer Zahlungsüberweisung dienen, sind befreit.

Doppelzahlungen, die dadurch entstehen, daß jemand bei einer Geschäftsbeforgung Zahlung für einen anderen leistet oder auf Grund einer Geschäftsbeforgung oder kraft amtlicher Stellung Zahlung für einen anderen empfängt, sollen schonlich behandelt werden, indem die Quittungen über den Empfang von Geld zur Wiederauszahlung an den Vertretenen oder über Empfang von wiederauszahlendem Geld oder für Ersatz von Aufwendungen vom Vertretenen an den Vertreter steuerfrei sind. Das gleiche wie von Zahlungen gilt hier von Gutschriften im Bankverkehr.

Doppelquittungen neben einer ersten Quittung über Zahlungen oder Buchungen zur Tilgung einer Verbindlichkeit bleiben steuerfrei.

Selbstverständlich sind Quittungen innerhalb eines Rassenverbandes oder Geschäftsbetriebes steuerfrei. Außerdem aber sind auch die Quittungen im Rassenverkehr des Reiches und der Bundesstaaten miteinander und der Bundesstaaten untereinander steuerfrei, also privilegiert.

Befreit sind außerdem von der Steuer Gutschriften von Schecks, Zahlungen und Buchungen zur Einlösung eines Wechsels oder sonstiger wechselstempelpflichtiger Urkunden sowie die Auszahlung der für Rechnung eines anderen eingezogenen Wechselsumme an diesen, die Zahlung des Entgelts aus kommissionsweise durch Provinzbankiers abgewickelten Anschaffungsgeschäften, endlich die Prämienzahlungen für Versicherung. Hier spielt als Befreiungsgrund die Erwägung mit, daß ohnehin Besteuerung der Geschäftsvorgänge durch Reichsverkehrssteuern eingetreten ist.

Aus anderen Gründen befreit von der Steuerpflicht sind Zahlungen von Arbeits- und Dienstlohn, Gehalt oder sonstige Dienstbezüge oder Ruhegehalt sowie Witwen-, Waisen- oder Elterngeld, Zahlungen auf Grund der Reichssozialversicherung sowie aus gewissen privaten Fürsorgekassen, wobei die Zahlungen aus gewerkschaftlichen Kassen nicht besonders hervorgehoben sind. Ebenfalls aus sozialpolitischen Gründen sind die Zahlungen für eine Wohnungsmiete, die jährlich 360 Mark nicht übersteigt, steuerfrei.

Aus Gründen, die sehr naheliegen, sind ferner Zahlungen zur Umwechslung von Geld gleicher Währung steuerfrei.

Im Verkehr mit amtlichen Kassen ist eine Steuerfreiheit für solche Zahlungen, die auf Grund öffentlich-rechtlicher Verpflichtung geleistet werden oder bei denen die Verpflichtung zur Zahlungsannahme auf öffentlichem Rechte beruht, vorgesehen. Als Kassen, die steuerfrei solche Zahlungen empfangen dürfen, sind solche der Reichs-, der Bundesstaaten, Gemeinden, Gemeindeverbände oder öffentlich-rechtlichen Anstalten genannt. In der Fassung ist verschiedenes nicht ohne weiteres klar: ob die Einschränkung, daß eine öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Zahlung bzw. Entgegennahme steuerfrei macht, auch für staatliche und gemeindliche oder nur für Korporationskassen gilt, ferner ob Universitäten, Landschaften, öffentliche Versicherungsanstalten steuerfrei Zahlungen in der vorgesehenen Beschränkung anzunehmen haben.

Um den Massenverkehr bei Post, Eisenbahn, Schifffahrt nicht zu sehr zu belästigen, ist Steuerfreiheit für folgende Zahlungen vorgesehen: zum Ankauf amtlicher Wertzeichen, Zahlung des Personenfahrgebühres, der Gepäckfrachten und Nebengebühren im Eisenbahn- und Schifffahrtsverkehr. Unklar bleibt, wie die Personenfracht im Postverkehr, bei

privaten und staatlichen Omnibusfahrten behandelt werden soll. Steuerfreiheit ist jedenfalls nicht für eine Menge von Fällen des Massenandranges in Zahlungen über zehn Mark vorgesehen, so daß hier die volle Belästigung durch die Quittungspflicht nicht erspart bleibt. So wenn eine Person durch Abnahme mehrerer Eintrittskarten an Kassen von Theatern oder Konzerten auf einmal mehr als zehn Mark zu zahlen hat, wenn Zahlungen bei Pferderennen für Wetteläufe geleistet werden. Im übrigen wird dadurch, daß für alle Zahlungen, die nicht ausdrücklich befreit sind, nicht nur Steuerpflicht, sondern auch Quittungszwang eingeführt werden soll, ebenso die Hausfrau, welche in barer Zahlung für mehr als zehn Mark einkauft, wie der leichtsinnige Spieler, der ein Gefälligkeitsdarlehen aufnimmt, wie der Bauer, der eine Anzahlung vom Viehhändler annehmen würde, mit dem Quittungszwang Bekanntschaft machen.

In den Fällen, in welchen ausdrücklich Steuerbefreiung vorgesehen ist, greift der Quittungszwang nicht Platz. Außerdem sind jedoch noch Fälle vorgesehen, in welchen die Verpflichtung zur Quittungserteilung nicht eintreten soll, aber nicht etwa ausdrücklich vorgesehen ist, daß eine trotzdem freiwillig ausgestellte Quittung steuerfrei wäre. Kein Quittungszwang gilt für Geldzahlungen zwischen näheren Verwandten, sofern es sich um Zahlungen außerhalb des geschäftlichen Verkehrs handelt und zwischen Familienangehörigen mit gemeinschaftlichem Haushalt, ebenso ist der Quittungszwang aufgehoben für Geldzahlungen zur Gewährung von üblichen Gelegenheitsgeschenken, Almosen und Beiträgen zu Sammlungen für mildtätige und kirchliche Zwecke, somit keine Befreiung für Beiträge zu Bildungsbestrebungen, Gewerkschaften, sonstigen gemeinnützigen Unternehmungen ohne kirchlichen oder mildtätigen Charakter.

2. Frachtbriefstempel.

Einen Frachtbriefstempel besitzt Deutschland bereits. Bisher sind Frachtturkunden des Seeschiffverkehrs und der Binnenschifffahrt stempelpflichtig, außerdem Frachtbriefe im inländischen Eisenbahnverkehr. Die Frachtturkunden des Eisenbahnverkehrs waren jedoch bisher nur bei Wagenladungen, d. h. sofern die Urkunde über die Ladung eines ganzen Eisenbahnwagens lautet, stempelpflichtig, nicht dagegen bei Stückgutverkehr. Die Abgabe betrug bei einer Fracht bis zu 25 M. 20 Pf., bei höherer Fracht 50 Pf., und zwar mit Ermäßigungen bei Wagen von 5 To. und Erhöhung bei Wagen von mehr als 10 To. Ladegewicht.

Der Gesamtertrag der Frachtturkundenstempel ist von 16,7 Millionen Mark im Jahre 1910 auf 19,6 Millionen Mark im Jahre 1913 gestiegen. Die erstrebte Mehreinnahme von 80 Millionen soll nach dem Entwurf durch folgende Neuerungen aufgebracht werden:

Während die Stempel auf Schiffsfrachtturkunden unverändert bleiben, sollen die Abgaben von Eisenbahnfrachtgut in Wagenladungen außerordentlich gesteigert, die Frachtbriefe über Stückgutsendungen und der Expressgutverkehr ebenfalls herangezogen werden. Der Sammeladungsverkehr der Spediteure als Konkurrent des Eisenbahnstückgutverkehrs wird mit einer besonderen Abgabe bedacht, vor allem auch der Verkehr auf nichtöffentlichen Bahnen, die private Unternehmungen für den eigenen Gebrauch errichtet haben.

Die Erhöhung der Steuer für Eisenbahnfrachtgut in Wagenladungen ist außerordentlich stark: bei einem Frachtbetrage von nicht mehr als 25 M. bisher 20 Pf., nun-

mehr 1,50 M. bei Eilgut, 1 M. bei Frachtgut. Uebersteigt die Fracht künftig 25 M., so ist bei Eilgut für die Wagenladung 3 M., bei Frachtgut künftig 2 M. zu entrichten.

Als ganz neue Last wird der Frachtbriefftempel für Stückgut zunächst niedrig bemessen: er soll für Frachtstückgut und Expressgut 15, für Eilstückgut 30 Pf. betragen. Ob die Bequemlichkeit in der Abfertigung, welche die ziemlich formlose Erledigung der Aufgabe von Expressgut in Süddeutschland bisher so beliebt machte, beibehalten werden kann, ist für den Außenstehenden schwer zu sagen. Daß Eilgut höher belastet wird als Frachtgut, und zwar auch dann, wenn je nach der Frachthöhe — wie beim Frachtempel für Wagenladungsgüter — ohnehin die Sätze steigen, ist bloß auf den Gedanken zurückzuführen, daß der Gesetzgeber vertraut, nachdem auch durch die enormen Eilgutfrachten in Deutschland der Verkehr nicht völlig abgeschreckt sei, könne er auch noch mehr Steuer vertragen. Die Freilassung des Wasserstraßenverkehrs von der Steuererhöhung wird in der Begründung damit gerechtfertigt, daß man beim gegenwärtigen Daniederliegen der Schifffahrt während des Krieges an eine stärkere Belastung durch Steuererhöhung nicht denken könne, während es für später die Gerechtigkeit gebiete, die Frachturen der Schifffahrt ähnlich wie die der Eisenbahn zu behandeln. Nicht ausgesprochen ist der sehr naheliegende Gedanke, daß ohne die Freilassung der Schifffahrt politisch bei der augenblicklichen Lage das Schicksal des Steuerprojekts sehr gefährdet wäre.

Der Gesetzentwurf geht von der Vorstellung aus, daß die Verkehrsabgaben vom Eisenbahnverkehr von den Verfrachtern auf die Verbraucher um so eher weitergewälzt werden könnten, als während des Krieges ohnehin die Preisverhältnisse in Umbildung begriffen seien. Es ist also eine ähnliche Vorstellung wie bei der Mehrbelastung des Eilgutverkehrs hier zu erkennen: was teuer bereits ist, könne am ersten weiter eine Verteuerung vertragen. Jedoch hätte der Gesetzentwurf dann die Wirkung, daß die im Kriege hervortretenden Bestrebungen zugunsten wohlfeilerer Volksernährung merklich durchkreuzt werden. Angesichts dessen stellt der Verfasser der Begründung des Entwurfes in Aussicht, daß durch Bundesratsverordnung während der Kriegsdauer für Milchsendungen der Stempel außer Kraft gesetzt werde.

Solange nur Wagenladungen, nicht Stückgut und Expressgut wie bisher, der Steuer unterworfen waren, machte sich nicht die Gefahr einer Abwanderung des Eisenbahnstückgutverkehrs in den Sammeladungsverkehr der Spediteure geltend. Die Entwicklung dieses Spediteursammelungsverkehrs ist stets ein Anzeichen für gewisse Unvollkommenheiten in der Preisbemessung des Verkehrswesens. Damit nun nicht angesichts der bevorstehenden Stückgutverteuerung der Sammeladungsverkehr der Spediteure einen Vorsprung gewinne, ist ihnen für jede einzelne Sendung im Sammeladungsverkehr eine Abgabe von 10 Pf. zugebacht, die sich auf 5 Pf. ermäßigt, sofern der Frachtbetrag 50 Pf. nicht übersteigt.

Bei weitem das Interessanteste in dem Gesetzentwurf vom prinzipiellen Standpunkte aus ist die ergänzende Besteuerung der nicht öffentlichen Bahnanlagen. Verteidigt man die in Stempel form erhobenen Verkehrssteuern damit, daß im Eingehen von bestimmten Rechtsgeschäften ein Symptom der Leistungsfähigkeit erblickt werden könne, und daß es ungemein der Bequemlichkeit im Vollzuge diene, wenn an das äußere Moment des Vorhandenseins einer Urkunde über ein Rechtsgeschäft angeknüpft werde, so ist an sich die einzig

mögliche logische Konsequenz, daß man jemanden, der kein Rechtsgeschäft abschließt und daher auch keine Urkunde errichtet, nicht mit der Verkehrsbesteuerung fassen kann. In der Tat würden die großen bergbaulichen und industriellen Unternehmungen in Rheinland-Westfalen, Lothringen, Schlesien bei der geplanten Verteuerung der öffentlichen Verkehrsleistungen ein besonderes Interesse daran haben, die Steuer, soweit möglich, einzusparen durch Errichtung eigener Bahnanlagen zwischen ihren verschiedenen Betriebsstätten. Zu einem gemischten Werte größten Stils gehört ja nicht nur Unabhängigkeit vom Einkauf der Kohlen und Erze, sondern auch Unabhängigkeit vom staatlichen Eisenbahnmonopol, soweit möglich. Man mag mancherlei am Verhalten der größten Industrieunternehmungen aussetzen haben, gerechterweise muß aber doch zugestanden werden, daß hier die Selbsthilfe in Form eines wirtschaftlichen Fortschrittes besteuert wird und daß die Begründung dieser Besteuerung nicht ganz leicht zu geben ist. Obwohl derjenige, welcher sich selbst eine Eisenbahn baut und diese allein für sich benutzt, gar keine Gelegenheit hat, mit sich selbst Transportverträge abzuschließen, auf deren Beurteilung eine Steuer liegt, soll er künftig ohne Rücksicht auf die Länge des Beförderungsweges für jede beförderte Tonne 3 Pf. Steuer zahlen. Befreiung hiervon ist vorgesehen, wenn die private Schienenbahn, Schwebebahn, Seilbahn usw. innerhalb derselben geschlossenen Betriebsanlage beginnt und endet, wenn die Bahnanlage 3 Km. Länge nicht überschreitet, wenn es sich um eine Feldbahn oder ähnliche, nur zu vorübergehenden Zwecken angelegte Bahnen handelt, beim Betrieb ohne mechanische und lediglich mit menschlicher oder tierischer Kraft. Außerdem sind auf den privaten Bahnanlagen Beförderungen von Abfallstoffen auf Halden oder sonstige Ablagerungsstätten sowie von Verfallstoffen im Bergbau befreit, endlich Beförderungen im Anschlusse an öffentliche Eisenbahnen, in welchem letzterem Falle entweder vorher oder nachher der Eisenbahnfrachtempel ja noch zur Erhebung gelangt. Steuerpflichtig sind Beförderungen nach einem Wasserverkehrs-Umschlagplatz. In der Begründung ist gesagt, daß solche Ergänzung im Bestehen anderer Ersatzabgaben für Verkehrs-Stempelabgaben ihren Präzedenzfall habe: im Fideikommissstempel, der für die ersparte Grundbesitzwechselabgabe Ausgleich schaffen soll, in der Abgabe von Aktiengesellschaften, die keine Dividendenscheine und daher auch keine Talons ausgeben, in der früheren Ersatzabgabe für den Aktienstempel bei Gesellschaften, die keine Aktien ausgeben. In der Tat haben sich in unserer deutschen Stempelgesetzgebung die Kuriosa so gehäuft, daß es eine preiswürdige Aufgabe wäre, einmal festzustellen, was noch den Abgaben, die auf Grund der Reichsstempelsteuergesetzgebung erhoben werden, begrifflich gemeinsam sei. Es gibt deutsche Reichsstempelabgaben, die in Stempelform, und solche, die in Formbarer Einzahlung erhoben werden, solche die anlässlich irgendeiner Handlung erhoben werden, und solche, die anlässlich der Ausstellung einer Urkunde erhoben werden; schließlich solche, die erhoben werden, weil bestimmte steuerpflichtige Handlungen unterlassen werden.

3. Die Belastung des Post- und Telegraphen-Verkehrs.

Ein Kriegszuschlag zu den Portofügen usw. des Telegraphen- und Telephonverkehrs sowie des Postverkehrs ist vorgeschlagen, demzufolge sich die Gesamtpreise für die Dienste dieser Verkehrsanstalt wie folgt stellen werden:

Briefe im Orts- und Nachbarortsverkehr werden statt 5 künftig 7 Pf., einfache Briefe im Fernverkehr statt 10

künftig 15, doppelte Briefe statt 20 künftig 25 Pf. kosten. Postkarten werden statt 5 künftig 7 Pf., einfache Drucksachen statt 3 künftig 4 Pf. kosten. Das Paketporto kostet einschließlich Steuer für Fünftelpakete im allgemeinen um 10 Pf., für Entfernungen bis 75 Km. um 5 Pf., für schwerere Pakete auf weitere Entfernungen um 20 Pf., für Entfernungen bis 75 Km. um 5 Pf. mehr als bisher. Für Warenproben und Geschäftspapiere scheint keine Abgabe Platz zu greifen. Für Wertbriefe auf größere Entfernungen werden 10 Pf., bis zu 75 Km. 5 Pf. Abgabe gefordert, ebenso 5 Pf. für Postauftragsbriefe. Postanweisungen, die vom Quittungstempel ausgenommen werden, sind Abgaben unterworfen, die abgestuft sind, bei 10 bis 50 M. mit 5 Pf. beginnen und bei mehr als 100 M. 20 Pf. erreichen. Im Postschekverkehr findet eine Mehrbelastung statt, die 2 Pf. bei jeder Ueberweisung von einem Konto auf ein anderes, 5 Pf. bei Zahlkarten und Auszahlungen beträgt. Telegramme sollen im Stadtverkehr um 15, im sonstigen Verkehr um 25 Pf. für jedes Telegramm verteuert werden, Briefe und Karten des Rohrpostverkehrs um 5 Pf.

Der Telephonverkehr wird bei Gesprächszählung und auch bei Pauschgebühr um 20 Proz. verteuert, ebenso erhöht sich um 20 Proz. die Gebühr für jeden Nebenanschluß. Formell sind es Zuschläge, nicht Gebührenerhöhungen, um zu kennzeichnen, daß die Einnahme sich hier nicht wie bei den sonstigen Entgeltzahlungen auf die Reichspost-, bayerische und württembergische Postverwaltung verteilen, sondern überall der Reichspostkasse zufließen. Für den Uebergang sind Maßnahmen vorgesehen, die das Publikum vor unverdienter Schädigung bewahren sollen. Insbesondere ist offenbar mit der Möglichkeit gerechnet, daß viele Telephonbenutzer bei der Vertéuerung auf den Anschluß verzichten, und daher ist Kündigung mit einmonatiger Frist in den ersten beiden Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes vorgesehen.

Daß überhaupt bei der Vertéuerung ein Rückgang in der Inanspruchnahme von Post, Telegraph, Telephon droht, wird als möglich angenommen, trotzdem aber eine Mehreinnahme von 200 Millionen Mark aus der Neuerung erhofft.

Ed. Sch. folg.

V. Freiherr v. Madan / Wilson und das amerikanische Volk

Der Angelpunkt der scharfen politischen Kämpfe in den Vereinigten Staaten liegt offensichtlich darin, daß, je näher die große Wahlwahl rückt, desto mehr die Volkstimme Einfluß auf die Regierung gewinnt. Bryce legt in seinem bekannten „American Commonwealth“ treffend dar, daß ein Philosoph in Deutschland, möge er jahrelang und noch so gewissenhaft alle amerikanischen Verfassungsgesetze und -änderungen, alle Parlamentsberichte und sonstigen Staatsverhandlungen studieren und verfolgen, doch niemals ein zutreffendes Urteil über das Objekt seiner Forschung haben und weit an Blickschärfe hinter demjenigen zurückstehen werde, der, wenn auch nur einen Monat im Strom der Pragis gestanden, mit den führenden Politikern selbst gesprochen, die Arbeit der Partei- und Regierungsmaschine und vor allem Taktik und System eines Wahlfeldzuges beobachtet habe. Nach der Beendigung eines solchen Kampfes nun mit den Stimmzetteln tritt zunächst eine allgemeine Flaute der politischen Fahrt ein, in deren Stille die eigentlichen verantwortlichen und unverantwortlichen Führer und Betriebsleiter des Staatswesens, vor allem also Präsident, Senatoren und die hinter diesen stehenden Drahtzieher Wallstreet's nimmend die Steuer des Regierungsschiffes in der Weise auszurichten streben, wie es meist sehr viel weniger dem dem Volk vorgehaltenen Wahlprogramm als ihren eigenen

Wünschen, Auffassungen, Nützlichkeitszwecken entspricht. Nach geräumiger Weile fährt aber der Wind neuer Wahlen durch die Raken, und es zeigt sich, daß dessen Richtung und Druck mit der amtlichen Peilung des Kurses nicht übereinstimmt und Lavieren und Umsehung der Segel notwendig wird. Die verdeckte, aber für die Flutungsgefahr maßgebliche Unterströmung der schwer bestimmbar gewalt, die man öffentliche Meinung nennt, drängt sich empor, die Spannung zwischen offizieller Machthaberschaft und Volkswillen verlangt Ausgleich: eine kritische und unberechenbare Schwebelage entsteht, deren Zwitterwesen die gegenwärtige Lage in der Union überaus scharf kennzeichnet. Die markt-gängigen Erörterungen des Problems aber behandeln meist nur die Taktik der Regierung und ihrer Schildhalter im Kampf mit diesem Druck von unten, nicht die grundlegende Vorfrage, aus welchen Faktoren sich der Widerstand zusammensetzt, welches seine natürlichen Quellen, die Gesetze des Gegen- und Zusammenspiels und demnach die eigentlichen Wurzeln und Triebkräfte der ganzen in der Gesamtheit der gegenwärtigen weltpolitischen Wetterbildungen so wichtigen Krise sind.

Wenn mit Recht gesagt worden ist, daß der stärkste Ritt der angloamerikanischen Herzbrüderlichkeit seit dem Ausbruch des Weltkriegs das Waffenlieferungs-geschäft und dessen gleichgroße Vorteile für London wie New York waren, so fragt es sich vorab, wie weit die ganze amerikanische Volkswirtschaft an diesem Geschäftsfegen teilgenommen hat. Sie stand bekanntlich beim Ausbruch des europäischen Völkerrings im Zeichen eines schleichenden Fiebers: maßlose Lebensmittelvehtéuerung, mehrjähriger schlechter Geschäftsgang, die Enttäuschung über die Tarisreform, alles das und vieles andere wirkte zusammen, um das Volk zu erbittern und mißvergnügt in die Zukunft sehen zu lassen. Die Milliardenbestellungen der Entente-mächte haben dann allerdings diesen Druck erleichtert, aber nur ganz einseitig und unvollkommen: die Union in ihrer heutigen wirtschaftlichen Verfassung gleicht einer Frucht, die in heißer Sonne an der einen Hälfte überreif geworden, auf der anderen roh und hart geblieben ist. Schon die Tatsache, daß der Fehlbetrag des Schatzkammes im laufenden Rechnungsjahr auf nicht weniger als 117 Millionen Dollar berechnet wird, weist scharf genug auf die nichts weniger als befriedigende Verfassung des Wirtschaftskörpers hin. Noch deutlicher spricht die Handelsstatistik. Zwar hat, abgesehen von den Massenlieferungen an Worbwertzeugen, auch der Absatz von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Weizen, Fleisch- und Milchwaren, zugenommen; aber nicht nur läuft nachgewiesenermaßen unter dieser Gruppe viel falsch angegebene Kriegsgerät, sondern es haben auch von den hohen Preisen für diese Güter nur die Händler und vor allem die britischen Verfrachter, nicht aber die amerikanischen Landwirte den Vorteil gehabt. Auf der anderen Seite leiden eine ganze Reihe solcher Gewerbe-zweige, welche das Rückgrat des Landes bilden, an außerordentlich starken Absatzausfällen, die sich bei Holz, Rohbaumwolle, Tabak, Eisen, Stahl, Kupfer, landwirtschaftlichen Geräten, Maschinen im letzten Rechnungsjahr auf die gewaltige Summe von rund 245 Millionen Dollar belaufen. Mehr noch! In dem benachbarten britischen Schwesterstaat Kanada ist über Nacht eine Kriegsindustrie ins Leben gerufen worden, deren Leistungsfähigkeit von Tag zu Tag steigt. Die Eisenerz- und vor allem die Kupfererzförderung verdoppelt sich fast um Jahresfrist; allenthalben sind Anlagen für Kupfer-elektrolyse und -raffination entstanden, Panzerplatten-, Geschütz- und Waffenfabriken gegründet worden, fast sämtliche für militärische Zwecke brauchbaren Rohstoffe gehen nicht mehr nach der Union, sondern werden im eigenen Lande verarbeitet und von Kanada unmittelbar nach England verfrachtet, womit sich zugleich die nordatlantische Schifffahrt zwischen Mutterland und Tochterstaat zu ungewöhnlicher Blüte erhoben hat. Der Economist hat bereits berechnet, daß bis zur Mitte dieses Jahres England sich kraft der kanadischen Lieferungen vollkommen von den Diensten der Union werde frei gemacht haben. Daß diese Umbildung der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse die politischen Beziehungen zwischen London und Washington maßgeblich beeinflussen muß, liegt auf der Hand. Je weniger England der Abnehmer der amerikanischen Kriegsindustrie bleibt, desto mehr muß bei dem Wallstreet-Spekulanten-tum, das aus deren

Massenerzeugung Riesengewinne erzielt hat, sich die Begeisterung für die Britenfreundschaft abkühlen, desto mehr werden vor allem die bislang so gewaltsam unterdrückten Interessen der anderen wirtschaftlichen Parteien sich in den Vordergrund drängen: vorab also die Stimmen der Baumwollpflanzer des Südens, die gerade in der heute herrschenden demokratischen Partei eine erste Rolle spielen, sodann die Wünsche des Farmertums des Middle West, in dem das amerikanische Deutschtum am reinsten sich erhalten hat, endlich aber auch die Ziele der Großschiffahrtstreife, in denen man darauf gehofft hatte, daß der Weltkrieg ihnen Gelegenheit geben werde, das vielberebete Ideal einer selbständigen, die britische Vorherrschaft brechenden Handelsflotte unter dem Sternbanner zu verwirklichen und die statt dessen zusehen mußten, wie dank der Politik Wilsons der Union Jack erst recht allein gebietend und herrisch die amerikanischen Häfen blockierte und deren Verkehr nach britischer Laune maßregelte.

Überblickt man so die Entwicklung der nordamerikanischen Wirtschaftsverhältnisse, so kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß diese in ihrem ganz einseitigen, jeder gleichmäßigen Auswegung entbehrenden und nur auf ein einziges, heute bereits welkendes spekulatives Geschäft sich stützenden Auftrieb einer neuerlichen schweren Krise entgegengehen. Auf diese Gefahr wird denn auch bereits ganz offen aus solchen Fachkreisen heraus, wie es die großen Banken sind, die sicherlich keine Ursache zu über-treibendem Schwarzsehtum haben, in den monatlichen Rechnungsberichten hingewiesen. Derartige wirtschaftliche Tiefdruckbildungen haben aber in der Union noch stets das politische Wetter ausschlaggebend beeinflusst und werden es heute um so mehr tun, als das „Weltgewissen“ Washingtons in der Hitze der sich zuspitzenden Gefechte um seine Stellung offenbar in der letzten Zeit die frühere Klugheit und Vorsicht nicht mehr gewahrt und zu unklugen Ausfällen in seinem leidenschaftlichen Deutschenhaß sich hat hinreißen lassen.

Es war bisher Übung aller amerikanischen Staatsmänner, nach stillschweigender Uebereinkunft den „Bindestrich“ in der Rassenfrage nach Möglichkeit zu übersehen und, abgesehen von den Farbigen, nur immer die Freiheit und Gleichheit aller Elemente des Völkersinters, den die Einwanderungsflut abgeseht hat, zu betonen. Indem Wilson mit seiner bekannten Herausforderung der Deutschen von dieser Norm abwich, hat er auf das politische Feld eine Giftsaat gestreut, deren Früchte sicherlich nicht nur für ihn, sondern auch für viele seiner Nachfolger einen galligen Geschmack haben werden. Für die Wahlkämpfe gilt die Wetterregel, daß das Land stets wie Neunort sich entscheide: eine Norm, die nur insofern richtig ist, als die Hauptstadt und ihr Staat das politische Zentrum zugleich von Illinois und Ohio sind und daß in diesen Teilen der Union mit ihren insgesamt 107 Wahlkreisen tatsächlich jedesmal die Würfel des Wahlspiels fallen. Während in der ganzen Republik 10 Millionen Bürgern mit englischer (oder irischer) Muttersprache 6,8 Millionen mit deutscher Muttersprache gegenüberstehen, ist aber das Verhältnis in dieser Staatengruppe 2,9 zu 3,1 Millionen, so daß also hier das Deutschtum die ziffernmäßige Oberhand hat. Richtig ist es allerdings, daß unseren Landsleuten jeder straffe Zusammenschluß fehlt und daß dieser Mangel kaum in der kurzen Zeit bis zum Wahltermin zu beseitigen ist; dafür verfügen aber die Iren, die mit den Deutschen Schulter an Schulter fechten, über eine desto wirksamere und in ihrer Leistungsfähigkeit bestens erprobte Wahlmaschine: das berühmte-berüchtigte Tammany Hall. Vor allem aber: die Taktik der Nabelstiche gegen das Deutschtum muß notwendig noch eine andere von Wilson kaum übersehene Folge haben. Wenn bisher die Nationalitätenfrage bei den Wahlen keine entscheidende Rolle spielte, so war das dem Umstand zu danken, daß keine dieser Volksgruppen politisch organisiert war mit Ausnahme des Britentums, daß dieses aber klug seine Macht unter dem Mantel und Schutz der Staatsgewalt selbst — noch heute hat beispielsweise eine Reihe oft nicht einmal naturalisierter Engländer wichtige Posten des Auswärtigen Amtes inne — ausübt und daß so die anglo-amerikanische Färbung des Regierungssystems als alte Ueberlieferung und gewohnter Brauch unbesehen

gebildet wurde. Es ist klar, daß, sobald die Deutschen energisch gegen dieses Herkommen Front machen, auch die anderen Parteien auf gleichem Wege folgen werden: also vorab die drei Millionen Skandinavier, die zwei Millionen Italiener, die 4,5 Millionen osteuropäische Slawen. Nach welchen Gesichtspunkten der Aufmarsch dieser Wählerheere erfolgen wird, läßt sich gewiß heute noch nicht absehen. Aber so viel ist doch sicher: er wird die einseitige Ausrichtung der Politik Washingtons gegen eine europäische Macht oder Machtgruppe, wie sie heute beliebt wird, unmöglich machen und zu einer wirklichen, nicht nur in kasuistischen Förmlichkeiten gewahrten Neutralität zwingen.

Rechnet man zu alledem hinzu, daß Wilson durch seine verfahrene Behandlung der mexikanischen Streitsache, durch sein Paktieren mit dem früheren Banditen und Winkeladvokaten Carranza, dessen hervorsteckendster Charakterzug blindwütiger Haß gegen jede geistliche Macht ist und unter dessen Regiment demgemäß Bischöfe, Priester und andere kirchliche Würdenträger zu Hunderten gefoltert und erschossen, Klöster und Kirchen den Raubgelüsten des Soldateskengesindels preisgegeben worden sind, die einseitige Entrüstung des Katholizismus in der Union wider sich entfacht hat, so liegt zutag, daß er, der beim Antritt seiner Präsidentschaft als „das Ideal Amerikas“ gefeiert wurde, heute den Boden seiner Volkstümmlichkeit unter den Füßen zuschends verliert. Eben die heutigen aufsehenerregenden Senatserhandlungen sind der scharfe Beweis dessen. Die Laufwelle der ganzen politischen Geschichte der Union in den letzten Jahrzehnten bildet ein in allen möglichen Formen hin und her wogender Kampf zwischen dem auswärtigen Staatssekretariat und dem Senat. Nicht ganz mit Unrecht ist diesem oftmals vorgeworfen worden, daß bei ihm selbstsüchtige Kirchturminteressen und „regionale“ Nützlichkeitszwecke eine allzu große Rolle spielten. Aber gerade darin liegt doch in gewisser Weise seine Stärke. Er ist keineswegs, was so oft behauptet wird, nur ein Ausschuß jener Hochfinanz-Oligarchie, die einst durch den Mund zweier erster Vorführer, Jakob Schiff und G. Brown, Wilson allzu laut den Segen zu seiner Präsidentschaftsfahrt gab, sondern eine echte Volksvertretung, allerdings nicht demokratischen, sondern aristokratischen Charakters: eine Auslese der vornehmsten, leitenden Geister aller Bevölkerungsschichten, ein Gremium, dessen Horizont weit die im Abgeordnetenhaus sich breitmachende Mittelmäßigkeit überragt, und in dessen Reihen Männer wie Webster, Clay, Calhoun, Clark mannhaft und stets mit Erfolg gegen eigenwillige und unvollständige Maßregeln der präsidentenschaftlichen Exekutivgewalt gekämpft haben. Alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß auch jetzt der Kampf auf gleicher Linie verlaufen wird. Der Senat hat durch seinen ständigen Ausschuß für Auswärtige Angelegenheiten, dem Einsichtnahme in jeden Teil vom Geschäftsgang der in der Pennsylvania Avenue betriebenen Politik verfassungsrechtlich zusteht, seine beaufsichtigende Tätigkeit wieder voll aufgenommen und wird sie sicherlich nicht aus der Hand geben, mag Wilson noch so sehr durch Preparedness for war (Brandreden) sein sinkendes Ansehen zu heben suchen: und darin liegt wohl der einzig reale, aber auch einigermaßen verlässliche Untergrund der Hoffnung, daß in dem diplomatischen Zweikampf zwischen Berlin und Washington unverfälschtes Billigkeitsempfinden, nüchterne Klugheit, leidenschaftslose Wägung und Wertung der wohlverstandenen amerikanischen Weltmachtinteressen schließlich den Sieg davontragen wird.

Johannes Fißher / Streitrecht der Staatsarbeiter

Man hat in der letzten Zeit wiederholt von Bestrebungen gehört, eine gleichartige Behandlung des Vereinigungsrechtes der Staatsarbeiter in allen deutschen Bundesstaaten herbeizuführen, und es sind dabei von den verschiedensten Seiten Befürchtungen laut geworden, als lauerte hinter diesem Bemühen die Gefahr eines Streites der in gemeinnützigen Betrieben beschäftigten

Arbeiter. Dagegen eine Garantie zu haben, war denn auch das Streben der Vertreter der einzelnen Eisenbahnverwaltungen, und wenn man sich auch allgemein — selbst in Bayern — dazu verstand, unter dem Eindruck der Kriegsleistung aller Arbeiterverbände ohne Unterschied keine Richtung ausdrücklich zu verbieten, so spricht aus dem, was bis jetzt an positiven Zugeständnissen vereinbart oder in Aussicht gestellt wurde, doch noch immer die geheime Angst, als könnte von einer bestimmten Seite die Gefahr eines Streikes drohen, und man sucht ängstlich sich dagegen zu schützen.

Nun ist grundsätzlich zu bemerken, daß alle Arbeiterorganisationen, die sich an der Sammlung der Staatsarbeiter in ihre Verbände bis jetzt beteiligten, ausdrücklich auf den Streit als Kampfmittel verzichtet haben, soweit es sich wirklich um Staatsbetriebe handelt, die für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Wohlfahrt und Wirtschaft unentbehrlich sind, und man hat kein Recht, in diese Stellungnahme Mißtrauen zu setzen. Es ist zudem auch wieder bei allen Organisationen nicht an dem, daß der Streit ohne weiteres und schlechthin als das allein mögliche Kampfmittel betrachtet wird oder gar, daß man grundsätzlich zu seiner Anwendung gezwungen wäre. Es ist eins, und zwar das letzte Kampfmittel, wenn alle anderen versagt haben, und er ist das aus dem freien Wirtschaftsleben herausgewachsene Kampfmittel.

Soweit aber darum das Arbeitsverhältnis der Arbeiter zum Staat nur auf freier Vereinbarung und nach den gleichen Grundsätzen des übrigen Arbeitsvertrages zustande kommt, ist es an sich eine einseitige Bindung der Arbeiter, von ihnen den Verzicht eines solchen Rechtes zu verlangen, und es wird immer eine innerlich unfertige und halbe Sache bleiben. Es ist deshalb notwendig, die Frage mehr unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie man von innen heraus, durch eine andere Gestaltung der Arbeitsbeziehungen zueinander, die Gefahr überwinden und sich vor einer solchen Spannung schützen kann. Erst wenn das erreicht ist, wird eine wirklich befriedigende Lösung gefunden werden können, bei der sowohl die Gemeininteressen wie die Rechtsforderungen der Arbeiter gesichert sind.

Man darf nun vielleicht in diesem Zusammenhang auf ein ähnlich geartetes Problem innerhalb der Arbeiterbewegung selbst verweisen, das dann und dort entsteht, wo der gewerk- und genossenschaftlich organisierte Arbeiter in einem Genossenschaftsbetrieb beschäftigt ist. Wie oft ist es vorgekommen, daß unter rein gewerkschaftlicher Betrachtung dieses Arbeitsverhältnisses Forderungen gestellt wurden, von denen die Leiter des Genossenschaftsbetriebes erklärten, sie nicht erfüllen zu können, weil das Interesse der Genossenschaft — will sagen der Gesamtheit der Beteiligten — dadurch geschädigt würde. Und es war sehr interessant, wie vor einiger Zeit in den „Sozialistischen Monatsheften“ ein Genossenschaftler offen erklärte, daß die Rechte des Gewerkschafters in solchem Falle ihre Begrenzung finden müßten an den Pflichten, die derselbe Arbeiter als Genossenschaftler einem größeren Kreis und der Wohlfahrt eines größeren Kreises gegenüber übernommen habe. Das Wohl des einzelnen müsse in dem Falle hinter das Wohl einer Mehrheit zurücktreten.

Nun kenne ich natürlich den Unterschied zwischen der Mitgliedschaft bei einer Genossenschaft und der Bürgerschaft in einem Volk und seinem Staatsorganismus sehr wohl, aber gewisse Vergleiche lassen sich doch ziehen, um so mehr, — wenn ein Staat so zur Volksangelegenheit geworden ist, wie das Deutschland durch diesen Krieg wurde und noch mehr werden muß. Die Auffassung, als sei der Staat Fürstensache oder nur Sache der Besitzenden, ist nur noch bei ganz oberflächlichen Menschen vorhanden, nachdem man erlebt, wie hier ein Volk das Geschick seines Staates in die Hand genommen, dafür Gut und Blut geopfert hat. Und es ist darum durchaus Pflicht, das Doppelverhältnis derer, die einerseits Bürger dieses Staates sind und andererseits bei ihm in Brot und Arbeit stehen, unter ähnlichen Gesichtspunkten zu betrachten, wie es eben dargestellt wurde.

Es kann dabei freilich nicht so sein, daß man nun kurzerhand mit der dargestellten Pflicht des Staatsbürgers sein Recht als Arbeiter dieses Staates niederschlagen will, sondern es muß

eine Form gesucht werden, die in höherer Einheit beidem gerecht wird, und die ebenso vom Boden des Staates wie von dem der Interessen der Arbeiter aus gefunden werden muß. Soweit es sich dabei um rein politische Rechte handelt, wird hoffentlich nach diesem Kriege niemand mehr versuchen, die politischen Parteien unter dem Gesichtspunkt zu scheiden, ob sie staatsgefährlich seien oder nicht. Soweit die jetzt vorhandenen großen Parteien in Frage stehen, haben sich alle im Augenblick des Krieges als staatlich zuverlässig und mit Verantwortlichkeit erfüllt gezeigt, und es muß der Staatsleitung grundsätzlich gleichgültig sein, auf welcher Seite ihre Bürger treten, auch wenn es sich um Bürger handelt, denen der Staat Brot gibt. Darum kann auch diese ideelle Gemeinschaft einer Berufsorganisation mit der Sozialdemokratie jetzt nicht mehr das Recht begründen, Staatsarbeitern deshalb den Anschluß an sie zu verbieten.

Anders liegt die Sache natürlich bezüglich der Kampfmittel, die solche Organisationen anwenden wollen, und auch hinsichtlich der Ziele, die sie sich stecken. Eine brutale und das Gesamtinteresse schwer schädigende Verfechtung eigennütziger Interessen, ohne Rücksicht auf Notwendigkeiten und Leistungsfähigkeit des Staates, auch ohne Rücksicht auf allgemeine Wirtschaftsverhältnisse, muß selbstverständlich verhindert werden. Darum muß auch der Streit als Kampfmittel ausscheiden, wo es sich um Betriebe solcher Art handelt. Aber andererseits muß bestehen bleiben, daß Staatsbetriebe Musterbetriebe sein müssen, und man wird auch gegenüber allen Einflüsterungen des Augenblicks oder unmittelbar nach Friedensschluß, als sei hier zuviel geschehen, standhaft bleiben müssen.

Nun hat aber der freikonservative Abgeordnete v. Seidlitz vor einiger Zeit im „Tag“ die Befürchtung ausgesprochen, daß eine ungerechtfertigte Berücksichtigung der Staatsarbeiter- und Beamteninteressen schon dadurch und dort zu befürchten sei, wo diese Schicht der Bevölkerung durch das Reichstags-Wahlrecht Einfluß auch auf die Einzelstaaten, auf Beamtenrecht usw. gewinnen können. Er hat damit eine Frage berührt, die mit der Problemstellung: Staatsbürger und Staatsangestellte, eng verknüpft ist, und glaubt eine befriedigende Lösung nur in der Unterdrückung des politischen Rechts überhaupt zu finden. Das ist ein Gedanke, der einfach unmöglich ist, und der nach diesem Krieg geradezu beleidigend ist. Es ist möglich und muß möglich sein, das große Heer der Staatsarbeiter und -beamten zu einer selbstgewollten Rechts- und Verantwortungsstellung zu bringen, die ihrem Rechtsgefühl entspricht und den Bedürfnissen der Allgemeinheit entspricht. Der Weg dazu aber muß mehr nach den Erfahrungen des allgemeinen Erwerbslebens gestaltet werden, als nach dem Vorbild der militärischen Disziplin.

Man redet jetzt überall von neuen Staatsbetrieben — Monopole aller Art — und würde damit wieder neue Berufskreise in das Rechtssystem der Staatswirtschaft einbeziehen, und auch das Vorhandene dehnt und weitet sich und vermehrt seinen Personalbestand. Wer will von diesen Leuten verlangen, daß sie jetzt kurzerhand ihr soziales Streben unter ganz andersartige Gesichtspunkte stellen, wenn nicht das Arbeitsverhältnis selbst neue — über das gewerbliche Arbeitsrecht hinausgehende — Elemente in sich aufgenommen hat? An die Stelle des patriarchalischen Wohlwollens, dem eine fast militärische Autorität zur Seite geht, muß mehr ein Verhältnis des sozialen Rechtes treten.

Man kennt bei den Unterbeamten- und Staatsarbeiterverbänden noch heute kein volles Vereinigungsrecht. Die Verbandsbeamten und Redakteure der Zeitungen hängen von Launen und gutem Willen der Verwaltungen ab, haben ihnen gegenüber aber keinen Rechtstitel, und man zieht — oder kann es wenigstens tun — über ihre Köpfe hinweg die Vorstände in ihrem Untergebenverhältnis zur Rechenschaft, auch für Artikel und Forderungen, die der Beamte oder Redakteur geschrieben oder gestellt hat. Ähnlich ist es mit den Arbeiterausschüssen bestellt, und Beamtenausschüsse fehlen überhaupt noch vollständig. Das psychologische Moment, das in der Gestaltung und Behandlung all dieser Fragen, wo man nicht mit Gewalt und Zwang allein auskommt, wo Wille und innere Bereitschaft der anderen notwendig ist, eine besonders

große Rolle spielt, ist noch viel zu wenig beachtet. Solange man aber eben nur den einen Gesichtspunkt hervorhebt, den des bezahlten Arbeiters und Beamten, ohne zu beachten, daß er seine Arbeit in gewissem Sinne als Leistung in eigener Sache betreiben und auffassen soll, kommt von unten das entsprechende Echo. Der Gedanke des Volksstaates und des Staatsbürgers muß hier noch mehr über den Fürstenstaat und das Untertanentum hinauswachsen. Die Beamtenleistung und die Leistung der Staatsarbeiter muß in andere Beleuchtung gerückt werden und der Begriff des Mitarbeiters an der gedeihlichen Gestaltung und Entfaltung von Volk und Staat muß auch in anderen rechtlichen Normen seinen Ausdruck finden.

Man hat doch gerade während des Krieges mit dem Vertretungssystem sowohl politisch wie wirtschaftlich sehr gute Erfahrungen gemacht. Das Vertrauen, das die politischen Parteien im Volke gewonnen hatten, übertrug sich auf den Staat, nachdem ihre Vertretungen sich einmütig auf seine Seite stellten, und in wirtschaftlicher Hinsicht war es nicht anders. Warum will man das Beamten- und Staatsarbeiterheer mit seinem sozialen und beruflichen Streben ausnehmen? Das Verantwortlichkeitsgefühl entwickelt sich in dem Maße, als man zur Gestaltung der Dinge herangezogen wird und Einblick in die Verhältnisse tun kann. Und es ist nun einmal menschlich, man glaubt dem eher, der mit gleichartigen Augen und von der gleichen sozialen Höhenlage aus die Dinge sieht und beurteilt.

Es ist also ein unbedingtes Erfordernis, daß man der Staatsarbeiter- und Beamenschaft volle Koalitionsfreiheit gibt und daß man ihren berufenen Organen einen maßgebenden Einfluß einräumt in der inneren Gestaltung der staatlichen Betriebe. Man hat dann eine Stelle, wo in gemeinsamer Beratung die strittigen Fragen besprochen und die gangbare Mittellinie herausgearbeitet werden kann, wo auch die Gründe dargelegt werden können, die von unten und oben für die Haltung im einzelnen bestimmend waren. Erst Recht und Einsicht bereitet den Boden für Verantwortlichkeit; und wenn man haben will, daß die Staatsarbeiter und -beamten ihre Arbeit nicht nur unter Erwerbsrücksichten, sondern auch als Gemeinschaftsleistung auffassen, dann muß man ihnen einen Weg bahnen, auf dem sie in diese Auffassung hineinwachsen können.

Ich habe in den 2½ Jahren, die ich nun als Berufsarbeiter in der Führung eines Unterbeamten- und Arbeiterverbandes stehe, die deutliche Wahrnehmung gemacht, daß die Organisation, die Schulung, die Einordnung des einzelnen in den Stand und des Staates in Volk und Staat den einzelnen zwingt, sich selber in Acht zu nehmen, und ihm auch die Grenzen klarmacht, wo das Einzelwohl zurückstehen muß hinter dem Gesamtwohl. Ungezügelt in jeder Hinsicht, gedankenlos auch im Verfolgen ihrer Interessen sind die Nichtorganisierten, die lediglich an sich denken und nur für sich streben. Auch jetzt während des Krieges war es oft geradezu bewundernswert, welches Maß staatsbürgerlicher, vaterländischer Verantwortlichkeit und Pflichtauffassung von Arbeitern und Unterbeamten betätigt wurde, das viele andere weit in den Schatten stellt. Warum weist man solchen bauenden Kräften im Staatsgetriebe kein klares Arbeitsgebiet zu, warum ordnet man sie nicht organisch ein?

Gewiß, sie werden auch mit Kritik kommen, sie werden da und dort anders angefaßt und behandelt sein wollen, als seither, sie werden aus ihren Erfahrungen heraus Vorschläge machen wollen, aber was schadet das denn, wenn es ehrlich gemeint, klug gedacht und klar gesehen ist? Man redet jetzt soviel davon, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Schön, dann Sorge man dafür, daß der fähigen Persönlichkeit überall auch die Möglichkeit gegeben wird, an ihrem Platz und auf Grund ihrer Erfahrung zur Gestaltung des Ganzen mitbeizutragen. Dann höre man mit der falschen gesellschaftlichen Wertung und Aubildung der einzelnen Arbeitsleistungen auf und vor allem — so weit Beamte und Staatsarbeiter in Frage stehen — man rede nicht nur von Mitarbeitern, sondern man schaffe den Rechtsboden, auf dem sie das auch wirklich sind und sein können. Vor dem Wahlrecht fürchtet sich nur der, der sich nicht zutraut, den Wäh-

lern die notwendige Einsicht in die Dinge zu geben, der noch nicht begriffen hat, daß in Wählerversammlungen auch Volkserziehung und Volksbelehrung zu leisten ist. Und das freie Recht zur gestaltenden Mitarbeit der Staatsarbeiter und -beamten braucht nur der Staat zu fürchten, der nicht wirklicher Volksstaat sein und werden will. Vertrauen und Recht sind die besten Garantien gegen schädliche und falsche Strebungen innerhalb der Kreise, die die Maschinerie des Staates tragen. Auf Vertrauen und Recht gründe man darum künftighin die Stellung, die der Teil unserer Volksgenossen einnehmen soll, die Bürger und Arbeiter des Staates zugleich sind.

Wilhelm Schaefer / Vor dem Schulkrieg

Teubner hat ein Buch herausgegeben: Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Mancher könnte denken, das wäre nun das Buch, das wir brauchen. Seit Jahrzehnten streiten wir uns hin und her, welches eigentlich die rechte Schulbildung für uns sei. Man kann sich in dem Durcheinander der Bildungsziele und Schulgattungen kaum noch zurechtfinden. Was ist Reform? Was ist real? Sollte nun nicht endlich der Krieg mit diesem ganzen pädagogischen Wirrsal ausgeräumt haben? Mußte nun nicht ganz von selbst ein wirklich einheitliches, gemeinverständliches, volkstümliches deutsches Bildungsideal zum Durchbruch kommen? Ein deutscher Schulgedanke, der uns erlöste von den langweilig gewordenen Schlagwörtern der alten Bildungsparteien und uns erfüllte mit neuem Glauben an die höhere Schule? Und müßte nun nicht jemand kommen und uns das Buch über die Schule der Zukunft schreiben, in dem dieser Gedanke ausgesprochen wäre, so daß wir alle zustimmen könnten: ja, das ist es, was wir gesucht haben. So soll die deutsche Schule nach dem Weltkrieg aussehen!

Leider kann und wird dieses Buch nicht geschrieben werden. Und jedenfalls Teubners Buch ist von diesem schönen Ziel sehr weit entfernt. Aber warum wäre ein solches Buch so glatt unmöglich? Ist es denn nicht wahr, daß der große Krieg unser deutsches Wesen uns allen unwiderstehlich zum Bewußtsein gebracht hat? Und muß diese Einker bei uns selbst nicht ebenso notwendig zurückwirken auf unser gesamtes künftiges Bildungsstreben? Wohl ist das alles wahr. Aber es ist in der Kultur wie in der Politik. Gerade weil alle unsere politischen Parteien einmütig gewesen sind in der Verteidigung des Vaterlandes, werden sie mehr oder weniger allesamt auch nach dem Krieg vorhanden sein. Und so wird es nach dem Krieg auch in der Bildungswelt Humanisten und Realisten geben. Es wäre verkehrt, wenn man aus dem Kriegserlebnis einen ganz neuen Schulgedanken herleiten wollte. Die Bildung ist etwas anderes als ein Ergebnis von Schlachten und Friedensschlüssen. Sie hat ihre eigenen Quellen und geht ihre eigenen Wege. Gewiß wird unsere Schulbildung politischer und deutscher werden, als sie vor dem Krieg im allgemeinen gewesen ist. Aber von irgendwelcher überwältigenden Einmütigkeit der Pädagogen auch nur in diesen beiden Punkten ist wenig zu bemerken. Jeder klett aus der Kriegsgeschichte der Jahre 1914—16 etwas anderes heraus. Und wir können sicher sein: nach dem Weltkrieg wird es einen großen Schulkrieg geben.

Es wird ein Krieg mit vielen Fronten werden. Die Heerhaufen werden nach den verschiedensten Seiten hin um sich schlagen. Alle Fächer, die es gibt und geben kann, werden sich stoßen und drängen; die einen wollen sich behaupten, die anderen ein Daseinsrecht gewinnen, die dritten die Vorherrschaft erlangen. Und alle werden sich irgendwie auf den Krieg berufen. Die Männer der Naturwissenschaft werden uns beweisen, daß wir ohne unsere Chemie und Technik untergegangen wären. Also mehr Chemie auf dem Gymnasium! Den Neuphilologen wird man zurufen: wir wollen nichts mehr hören von euren englischen und französischen Kulturgütern. Die Altphilologen werden es noch schwerer haben als bisher, wenn sie das Gymnasium in die Zukunft hinüberretten wollen. Die Germanisten werden die Offensive ergreifen und Er-

oberungspolitik treiben. Zwei Stunden Deutsch in Tertia ist ihnen viel zu wenig. Und die Historiker und Geographen — die haben nun endlich Wind in den Segeln. Und alle die anderen, die Russisch, Polnisch, Türkisch lehren wollen, die für die Arbeitsschule schwärmen, die Sonderschulen für Begabte fordern, die die militärische Jugend-erziehung mit der Schule in Verbindung bringen wollen, die die Einheitschule durchführen und die Vorschulen abschaffen möchten — sie alle werden die Gelegenheit wahrnehmen und für den Sieg ihrer Sache streiten. Ein Schulkrieg aller gegen alle!

Und Teubners Buch? Was bedeutet es bei dieser Lage der Dinge? Der Herausgeber ist Geheimrat Norrenberg vom Kultusministerium, und die Mitarbeiter sind Schulleiter, Professoren, Direktoren und Oberlehrer. Sie schreiben über alles das, was sich auf den Lehrstoff der höheren Schule bezieht. Auch von Schulbüchern und Handarbeiten, von Turnhallen und Spielplätzen, von Schülervereinen und Prüfungen ist die Rede. Die Beziehungen der Schule zu den Eltern, zum Volksleben, zu den Universitäten und zum ganzen Bildungsleben der Nation werden besprochen. Es wird über alle diese kleinen und großen Schulfragen viel Kluges und Richtiges, auch einiges Ansehbares, gesagt. Jeder Satz ist sachverständlich und sachmännlich. So bekommt der Leser vor allem einen Einblick in die Wirklichkeit der höheren Schule und Seite um Seite Gelegenheit, im einzelnen darüber nachzudenken, wo es beim Alten bleiben muß und wo neue Möglichkeiten gegeben sind. Im übrigen ist das Buch geistig keine Einheit. Jeder Mitarbeiter schreibt auf eigene Verantwortung, was er denkt. Es fehlt in dem Buch so wenig wie im Schulbetrieb an einer Fülle von Widersprüchen und Gegensätzen. Durch diese Ungezwungenheit wird das Buch ein getreues Abbild unserer tatsächlich vorhandenen Schulzustände. Unter halbamtlichem Friedensfegen stehen hier doch im Grunde eine Reihe mehr oder weniger temperamentvoller Kriegserklärungen dicht nebeneinander. Wer sich in der allgemeinen Idee einer Einheitschule sonnen will, kommt nicht auf seine Rechnung. Man muß das Buch lesen als ein Bilderbuch der Wirklichkeit. Dann weiß man vollends, wie schwer es sein würde, alle diese auseinanderstrebenden Bildungsströmungen zu einem Gesamtstrom zusammenzuleiten. Und merkwürdig — um so härter wird die Sehnsucht, daß es trotzdem gelingen möchte, dem großen Strom das Bett zu graben.

Wir blättern etwas in dem Buch. Da ist ein Aufsatz über die Philosophie an den höheren Schulen. Obwohl wir Deutschen neben den Griechen die tiefsten Philosophen haben, ist unsere Schulbildung heutzutage durch und durch unphilosophisch. Wie kommt das? Ob der Krieg es ändern wird? Das ist wenig wahrscheinlich. Auch in dem Aufsatz, der uns hier vorliegt, klopft die Philosophie nur sehr bescheiden an die Schultür. Im Gewande eines ziemlich eklektischen Positivismus bittet sie darum, bei Gelegenheit einmal hier und da im Unterricht eingelassen zu werden. In einem anderen Aufsatz beleuchtet Kerschensztein den Bildungsgehalt des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes. Sein Beitrag gehört zu den besten des Buches. Er enthält, wie alles, was Kerschensztein schreibt, etwas wie pädagogische Weisheit. Er ist über die Schranke der meisten Schulmänner, über die bloße Sachgegnung erhoben. Wie sehr ihm die Naturwissenschaft am Herzen liegt, so weiß er doch, daß der naturwissenschaftliche Unterricht eines niemals leisten kann: die Einführung in die Welt der Werte. Mit besonderer Spannung liest man Sprengels Artikel über die Zukunft des deutschen Unterrichtes. Denn wenn der Krieg irgendeine Strömung gefördert hat, so ist es diejenige, die auf eine umfassendere Vertrautheit der Jugend mit dem geistigen Erbe unserer eigenen Volksgeschichte hinarbeitet. Hier müssen wir vorwärts kommen. Man könnte sich eine im einzelnen weniger ansehbare Begründung eines deutschen Humanismus denken, als die Sprengel bietet. Aber im Kern ist sein Gedankengang schon richtig. Auf den Abweg nationalistischer Beschränktheit, vor dem viele mit Recht sich fürchten, dürfen wir allerdings nicht geraten. Wir werden es auch nicht, wenn wir dem deutschen Unterricht wirklich das Ziel stecken, in die großen Zeiten der deutschen Geistesgeschichte einzuführen. Goethe, Schiller, Kant, Dichte einen Hauch ihres Geistes spüren lassen, kann es nicht ge-

schehen, daß wir werden wie die Engländer. Wir wollen gewiß auch künftig den Zusammenhang mit der Antike nicht verlieren. Was Visco über die alten Sprachen sagt, ist uns wertvoll. Weniger überzeugend sind die Gründe, die Engwer für das Französische ins Feld führt. Wahrscheinlich wird nach dem Kriege doch die Zeit gekommen sein, um der Nachstellung des französischen Unterrichts im deutschen Schulwesen ein Ende zu bereiten. . . .

Aber über alle diese Probleme mögen sich diejenigen den Kopf zerbrechen, die Teubners Buch lesen. Die nachdenkliche Lektüre des Buches zwingt dazu, hundert Einzelfragen des Schulbetriebs zu überlegen und zu entscheiden. Darin liegt der Wert der Veröffentlichung. Eine Gefahr freilich droht ihr: daß sie nur von solchen zur Hand genommen wird, die von Berufs wegen mit der Schule zu tun haben. Das wäre bedauerlich. Nicht nur die Volksschule, sondern auch die höhere Schule ist bei uns eine allgemeine Volksangelegenheit geworden. Trotzdem ist eine Kenntnis davon, was eigentlich die höheren Schulen wollen und können, längst nicht so verbreitet, wie es scheinen könnte. Die meisten Urteile, die im täglichen Leben über die Schule gefällt werden, beruhen entweder auf entfernten Jugenderinnerungen oder auf instinktiv gefärbten Schülererzählungen; sie enthalten auch ihre Wahrheit, sind aber gewöhnlich veraltet oder einseitig. Ueber nichts wird bei uns so „kindlich“ geurteilt, wie über die Schule. Vielleicht wäre es etwas besser damit bestellt, wenn es Bücher über die Schule gäbe, die auch die „Laien“ unter den Eltern gern lesen würden, Bücher, ohne apologetischen Beigeschmack und ohne Schulmeisterlei geschrieben. Einstweilen könnte das Teubnersche Buch auch in dieser Richtung einen guten Zweck erfüllen, obwohl es nicht ganz frei ist von dem Stil der Schulsprache, die nicht jedermanns Sache ist. Vielleicht bringt Teubner auch noch einmal ein „Laienbuch“ über die höhere Schule heraus.

Gertrud Bäumer / Marie von Ebner-Eschenbach

Vielleicht hat es keinen österreichischen Dichter gegeben, der so sehr zugleich deutscher Besitz gewesen wäre wie Marie Ebner-Eschenbach. Im Grunde ist das merkwürdig. Sie hat doch gar nicht etwa besonders starke persönliche Beziehungen zu „Reichsdeutschland“ gehabt. Sie war so durchaus Oesterreicherin, bodenständiger als die jetzigen, als Hermann Bahr, oder Schnitzler, oder Hugo von Hofmannsthal, die alle etwas von dem beweglichen Europäertum der modernen Seele haben. Und doch vergessen wir, wenn wir an ihre ehrwürdige Gestalt denken, in der Reihe ihrer dichterischen Zeitgenossen, fast, daß sie Oesterreicherin ist, oder richtiger gesagt: wir wissen es, und es gehört zu ihr, aber sie steht uns deshalb um nichts ferner. Sie ist ein Stück der eigenen Heimat, gehört zu den guten Geistern unserer Jugend, denen wir dankbar sind, und die irgendwie verschmolzen sind in die seelische Welt, die wir meinen, wenn wir das Wort Deutschland aussprechen. Und heute — da sie als die letzte einer geistig zusammengehörigen Generation dahingegangen ist —, wird sie uns zum Zeugen für die Einheit des deutsch-österreichischen Geistes.

Sie war über achtzig Jahr alt. Was für eine Kraft hätte sie bedeutet in dem übermenschlich schweren gemeinsamen Kampf, wenn sie ihn auf der Höhe ihres Lebens erlebt hätte! Denn sie besaß, was wir heute bedürfen: Tapferkeit und Liebe.

In einer liebenswürdigen, wehmütig-humorvollen Selbstschilderung läßt sie sich als unnützer Blauschiff auf dem Himmelsthor anklopfen und ihr abwegiges Lebenswerk also rechtfertigen:

„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, wie in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden

(Mein Handwerk brachte das mit sich) —
Im Menschenherzen. Wunderlich
War dort der Höchste wohl umgeben,
Oft blieb von seines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünkeln übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur.“

Ihren Herrn und Gott hat sie im Menschenherzen gefunden — und umgekehrt: der Mensch, auch der ärmste, belastetste, war ihr ein Gottesfunken. Das zu zeigen, galt ihr als dichterische Sendung. Diese vertrauende Liebe hat geradezu die Führung, wenn sie Menschen entdeckt und bildet, und gibt ihr dieses Mütterlich-Pädagogische, das ihr leibliches Gesicht gerade so ermutigend gütig erscheinen läßt wie ihre Worte.

Das könnte nun leicht wie ein unkundiges Lächeln des Wohlwollens vor der Furchtbarkeit, dem Jammer und der verzehrenden Leidenschaft des Lebens erscheinen. Aber das gerade e r h e b t Marie Ebner-Eschenbach über den freundlichen Optimismus so mancher Männer ihrer geistigen „Alterstasse“ (Heyse!), daß sie ihre Augen niemals verschlossen hat vor der Wahrheit und dem Kampf. Nicht vor der sozialen Wahrheit: ihr Roman „Das Gemeindekind“ war ein tapferer Pionier des Naturalismus ohne dessen jugendliche Aufgeregttheit, und Gottfried Keller sagte von ihm, er sei nicht nur ein Buch, sondern eine T a t. Nicht vor der geistigen Wahrheit: mancher ihrer Romane spiegelt die Weltanschauungskämpfe ihrer Zeit, den Ansturm des Materialismus und der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung auf den Glauben und das Ringen um die innere Freiheit, die Selbstständigkeit des Gewissens gegen die Macht der altersgeheiligten Autorität. Wieviel reifer und klarer ist ihr Roman „Glaubenslos“ als Heyse „Kinder der Welt“.

Diese Tapferkeit, die in ihre Dichtung ein Stück geistigen Kampfes, etwas Ueberwindendes hineinträgt, bewährt sie aber mehr noch da, wo sie sich scharf und klar vom Naturalismus trennt. Nämlich von seinem „alles verstehen und alles verzeihen“. Sie hat kein Buch, keine Erzählung, kein Gedicht ohne sittliches Rückgrat geschaffen. So wenig ihr die platte Vereinigung von Tugend und Glück, die leichte Schicksalsfolge von Reue und Vergebung Bedürfnis war, so wenig verzichtete sie jemals auf den Glauben an eine Verantwortung des Menschen für sein Tun. Sie war barmherzig gegen den Menschen, aber unbeugsam gegenüber der Forderung. Sie fürchtete sich nicht, zuzugeben, daß es Unwiederbringliches, Unfühnbares gibt. Die Heldin des Romans „Unfühnbar“ weiß, daß das Leben sein Gewicht, seine Größe und Farbe verlieren würde, wenn man über begangene Untreue einfach hinweggehen dürfte. Es gibt kein „Recht der Leidenschaft“, weil es kein Recht auf Glück gibt.

So hat Haltung und Weichheit, Güte und Kraft ihr jenes menschliche Gleichmaß gegeben, das sich in der Reife ihres Stils zeigt: jener effektlosen, sicheren Einfachheit, jener sparsamen Deutlichkeit, die dem durch reichere Instrumentierung verwöhnten modernen Ohr unscheinbar vorkommt, manchmal vielleicht auch kühl und ein wenig trocken.

Es ist ja eine merkwürdige Erscheinung, daß der Tod die Menschen wieder neugierig auf einen Dichter macht, von dem sie vielleicht lange nichts mehr gelesen haben. Und so wird vielleicht Marie Ebner-Eschenbach noch einmal zu vielen von uns sprechen, hier und bei unseren Bundesgenossen. Dann wird sie heute noch eine Helferin sein können, weil sie alles besitzt, was Mut und Gelassenheit erhöht und die Herzen wärmer für einander schlagen läßt.

Hugo Besh / Karl Hake

Der Tagelöhner Karl Hake radert sich ab vom Morgen bis zum Abend. Dabei ist er nüchtern und sparsam. Er fühlt sich wohl in den sauber geputzten Kleidern. Daß in seiner Wohnung die Dielen immer blank geschauert und mit weißem Sande bestreut sind, daß die Gardinen hinter den blinkenden Fenstern anzusehen sind wie Schnee in der Sonne, daß die Dinge im Zimmer so steif und ausgerichtet dastehen wie Soldaten, das ist sein Stolz.

Das Vertrauen seines Brotherrn liegt auf ihm wie warmer Sonnenschein; das klingende Lachen seines Weibes weht ihn an wie kühler Wind an heißen Tagen.

Vom Reden aber hält er nicht viel. Er nimmt die Worte in die Hand wie Geldstücke und beschaut sie von allen Seiten, ehe er sich von ihnen trennt.

Seine Frau half sonst mit auf dem Felde. In diesem Sommer aber ist ihr Leib gesegnet, und ihre Stunde muß bald kommen. Darum bleibt sie auf dem Hofe und füttert die Schweine. Sie ist ein klein-munteres Persönchen, lacht und singt den lieben Tag lang.

Kommt der Mann von der Arbeit nach Hause, tut sie sich Gewalt an und wird still wie er. Nicht weil sie sich vor ihm zu fürchten hätte; aber sie weiß, daß er dies „Getue“ nicht liebt.

Des Abends sitzen sie auf der Bank vor ihrer Türe, halten sich bei den Händen und denken daran, daß sie nun bald zu dritt sein werden. Man merkt es ihnen ganz deutlich an, daß sie daran denken. — — —

Soldaten marschieren, marschieren, marschieren.

Marschieren durch fremde Tage, durch fremde Nächte. Am Wege sitzen Dörfer und weinen. Die reifen Felder sehnen sich nach dem Schnitt der Sense, wie einsame Mädchen nach den Schmerzen der Liebe. Wiesen schlafen im glühenden Mittag; Wälder stehen verwundert; Soldaten singen und marschieren, marschieren, marschieren durch Feindesland.

Einer marschiert mit und weiß es nicht; einer singt mit und merkt es nicht. — Er sucht nach dem Lachen seines Weibes und findet es nicht. Er ist aus allem Sinn geworfen und begreift nicht, was sein Gott von ihm will.

Häufige Männer hoden um knisterndes Feuer. Im Scheine der Flammen glühen die braunen Gesichter wie Stoppelfelder im Abendrot. —

Gestern brüllten Kanonen; jetzt knurren sie jern wie Bestien, die sich satt getrunken haben am Blut.

Jemand flüstert mit seinem Nachbar. Der Wind nimmt ihm die Worte vom Munde weg und wirft sie in die Nacht: „Vater schreibt . . . Ernte . . . Bruder auch . . . daheim.“ — Eine Bewegung geht durch die Männer am Feuer, sie horchen auf: „Daheim“ — das kennen sie alle. — — —

Einer kramt aus der Tasche seines Mantels einen Brief hervor, schmutzig und zerfunkt vom vielen Lesen.

„Mein Weib liegt bleich und still in der Kammer, mein Kind schreit — und ich muß hier verderben —“ Dampf und qualvoll stöhnt er auf, wie ein Ochse, den sie vor den Hammer des Schlachters zerren.

„Die Kompanie hat einen Unteroffizier mit fünf Mann ins Dorf zu schicken; es soll festgestellt werden, ob der Feind schon abgerückt ist. Wer meldet sich freiwillig?“ — Da machen

alle nur einen Schritt. Die Augen des Hauptmanns blitzen wie Stahl in der Sonne: „Brav so!“ —

Einer duckt sich hinter seinem Vordermann; das ist das viertemal, daß er sich so verkriecht. Die Blicke der Kameraden werfen sich auf ihn: „Feigling!“ —

„Ich muß mein Kind sehen, meine Frau — — ich kann das nicht so wie ihr — —.“ Die Scham drückt ihn zu Boden; verlegen spielt seine Hand am Gewehrriemen.

Die Kameraden rücken von ihm ab: „Feigling!“ —

*

Es heult der Wind; es brüllt das Fels. Wie eine Herde Büffel schnauben Granaten heran, zerwühlen das Erdreich. Gewehrkugeln pfeifen und klatschen in die Wand des Schützengrabens.

Die Zähne der Männer knirschen aufeinander. Aus grauen Wangen glohen blutumränderte Augen. Wer den Kopf über den Rand des Grabens steckt, den legt es weg.

Wie Eisenklammern liegen schwielige Fäuste um Kolbenhälse. Der liegt am Boden und stöhnt; ein rotes Band rieselt über die staubigen Schläfen. Der weint; der betet laut wie im Wahnsinn. — Und der Tod lacht, lacht aus tausend Gewehren, lacht aus hundert Kanonen sein entsetzliches Mörderlachen. —

Die Männer im Graben geben Schuß um Schuß, wie auf dem Scheibenstande. — — —

Da lähmt Entsetzen ihre Augen: fünf Schritt vor dem Graben liegt ein Kamerad mit zuckenden Gliedern. Wie kam er dorthin? — wer kann das wissen. —

Ein Schuß knirscht durch seine Knochen — er stößt den Kameraden seinen Schrei ins Fleisch wie einen Dolch!

Noch ein Schuß — er schmeißt sich zur Seite!

Noch ein Schuß —: „So helst ihm doch!“

„Es geht nicht.“ —

„Hol' ihn doch einer!“

„Es geht nicht.“ —

Noch ein Schuß — er krallt die blutigen Finger in den harten Boden!

„Es geht nicht.“ —

„Gott im Himmel!“

„Es geht nicht.“ — — —

Wie eine Kage schnellst da Karl Gase aus dem Graben. Ein Sprung — er steht neben dem Unglücklichen — er bückt sich — hält ihn — schleift ihn und — — bricht über ihm zusammen. Tot. — — —

Und der Mord lacht, lacht aus tausend Gewehren, lacht aus hundert Kanonen sein heiseres Wahnsinnslachen. Die Zähne der Männer knirschen aufeinander. Wie Eisenklammern liegen schwielige Fäuste um Kolbenhälse. Und die Männer im Graben geben Schuß um Schuß, wie auf dem Scheibenstande. — — —

*

Zwei Wochen später hat der Postbote einen Brief in die Tagelöhnerwohnung gebracht; der Stempel der 6. Compagnie ist darauf gestanden.

Die Hände des alten Mannes haben gezittert, wie er der Frau Gase diesen Brief gegeben hat. Und er ist schnell davongegangen — er hätte den Jammer nicht mit ansehen können.

Aber ein Schrei ist ihm doch noch in den Hacken gesprungen, gerad' wie er aus der Türe gewesen ist — ein furchtbarer, markerschütternder Schrei! — — — und des kleinen Karl Gase kleines Gesicht ist naß geworden von den Tränen seiner Mutter.

Traub / An meinen Konfirmanden

Wache, siehe im Glauben, sei männlich und sei stark.

Als ich dich in dem neuen schwarzen Anzug mit dem steifen Stehragen und den schwarzen Handschuhen vor mir stehen sah, bin ich fast erschrocken. Bisher hast du als harmloser Junge auf der Straße getollt und fuhrst mit dem Wagen und haustest dich so recht und schlecht mit den andern. Heute stehst du neben mir als ein junger Mann, etwas scheu, aber wir beide wissen, daß die Zeit rascher gelaufen ist, als wir dachten. Du willst gerne noch so ein richtiger Junge bleiben und freust dich, wenn du den Sonntagsanzug wieder weglegen kannst. Und ich träume gern mit dir. Aber weißt du: das hilft alles nichts. Was wir miteinander lernen wollen, das ist: daß die Zeit ihren sicheren Gang geht, ob es uns paßt oder nicht; darum wollen wir mit ihr laufen in gleichem Schritt, damit sie uns nicht überhole. Für andere Jungen bedeutet dieser Tag der Konfirmation tatsächlich, daß sie jetzt selbst Geld verdienen, einen Beruf ergreifen, mit dem Leben so oder so fertig werden müssen. Darum laß uns nicht träumen, sondern wachen. Freu dich deiner hellen Zukunft und gehe deinen Weg bewußt. Manchmal möchte man auch nur darum „noch nicht so groß“ sein, weil man die eigene Verantwortung scheut. Das wollen wir nicht. Du bist noch nicht groß, aber du sollst gerne groß werden wollen.

Nun bekommst du viele gute Wünsche, treue Mahnungen, herzliche Warnungen. Nimm sie! Der Mensch ist besser dran, dem man im Leben einmal viel Gutes wünscht, als der, um den sich keiner sorgt. Diese Kriegszeit, die du miterlebst, ist dein bester Prediger. Du wärst kein Junge, wenn du nicht für die Tapferen glühen würdest. Danke deinem Gott, daß er dich in deiner Jugend so viele Männer sehen läßt. Auch aus deinem Gymnasium zogen sie in die Schlacht. Da kam ein heller Lustzug von Tat und Kraft in eure Schulzimmer herein. Der Krieg kam zu euch selbst ganz nahe und fragte: „Wie ist's mit dir? Nicht mit deiner Abenteuerlust, sondern mit deinem Herzenssinn? Wärfst du auch bereit, für eine Idee, für dein Vaterland, für die Zukunft, die man nicht sieht, viel, viel, ja alles zu opfern?“ Siehst du, das ist gewaltig, daß du in deiner Jugend so unmittelbar und gegenwärtig von solchen Fragen angefaßt wirst. Vergiß es nicht! Wer nicht an Unsichtbares glaubt und dafür opfert, hat in den sichtbaren Dingen wenig geleistet. Was mich im Leben aufrechtgehalten hat und was dich tragen wird, das ist das unerschütterliche Vertrauen, daß das Gute zum Sieg bestimmt ist. Das sieht man nicht immer gleich. Aber größer ist das, was Vertrauen erfordert, als das, was man errechnet. Wer glauben kann, ist der echte Mann.

Und endlich: heute greift's ein jeder mit Händen, daß der „Taugliche“ allein etwas wert ist. Darum hat man dir im Unterricht viel von den „Tugenden“ geredet, weil sie den Menschen tauglich machen. Sohn, was du wirst, das liegt in der Zeiten Schoß; aber wie du wirst, daß du ein starker, reiner Mann werdest, an Leib und Seele gesund, mit dem zu reden und zu handeln eine Freude ist, das liegt bei dir. Dazu laß uns miteinander gute Kameraden bleiben: du der junge, ich der ältere. Aber wir haben beide ein Ziel. Die Menschen sollen einmal später sagen: „er war doch ein ganzer Kerl“. Oder wenn's auch die Menschen nicht sagen sollten, so soll die ewige Stimme, die alles wägt und richtet, so sprechen. Ist das nicht eine Freude, ein Stolz, solchen Weg gehen zu dürfen? Schlag ein, mein Junge: wir wollen etwas taugen! Deine Mutter segnet dich. Und die Sonne leuchtet um unser Haus.

Soziale Bewegung

Politische Einsicht. Der Krieg und die Zeit nach Friedensschluß macht auch den politisch gleichgültigsten Arbeitern die Augen hell für die Notwendigkeit politischer Betätigung. So entsaltet jetzt das Organ der Hirsch-Dunderschen Maschinenbauer, die früher vielleicht mit Recht ihr Ideal in möglichst weitgehender politischer Zurückhaltung erblickten, eine eindringliche Propaganda für Beteiligung am politischen Leben. Wir lesen da folgende, sehr zutreffende Ausführungen: „Es ist ein großer Nachteil, daß weite Arbeiterkreise, die sich nicht zur Sozialdemokratie zählen, dem politischen Leben fernstehen. Dadurch lernen sich das politische Bürgertum und die Arbeiter zu wenig kennen. Gegenseitiges Verstehen wird aber nach dem Krieg erst recht notwendig sein. Zunächst sind es die großen sozialpolitischen Fragen, wie Einigungsamt — Arbeitskammer — Arbeitsnachweis — Koalitionsrecht usw., die es notwendig machen, schon von unten heraus, in der politischen Kleinarbeit, diese Fragen dem Verständnis des Bürgertums näher zu bringen; dann aber werden nach dem Kriege die Steuerfragen eine große Rolle spielen. Die ungeheuren Ausgaben, die der Krieg verursacht, die vielen Werte, die zerstört werden, die Kriegsverletztenfürsorge, die Renten für Hinterbliebene, die Entschädigungen aller Art und anderes mehr, das wird so gewaltige Summen beanspruchen, daß selbst bei einem siegreichen Ende gewaltige Summen werden aufgebracht werden müssen, um allen dem gerecht werden zu können. Vorhandene Steuern werden erhöht werden, neue kommen zur Einführung. Staatsmonopole in weitem Umfang werden schon ventiliert. Das alles wird in den Parlamenten beschlossen werden, und da verlangt es das ureigenste Interesse der Arbeiter, daß auch ihre Ansicht darüber möglichst zur Geltung kommt. Hunderttausende Arbeiterfamilien haben sich nach dem Kriege bis auf den letzten Pfennig ausgegeben, die ganze Wirtschaft zu Hause ist zurückgefallen. Notwendige Neuanschaffungen mußten zurückgestellt werden, eine Unterernährung im weitesten Sinne ist dann vorhanden. Würden dann, bei der Aufbringung der Mittel die Arbeiter nicht genügend gehört, dann wäre das Elend nicht abzuwenden. Das muß sich jeder Arbeiter überlegen. Arbeiterverhältnisse kennt nur der vollständig, der im Arbeiterleben aufgewachsen ist. Aus Büchern kann man viel lernen, aber es ist immer nicht das, was das Selbstleben ist. Die Arbeiter müssen deshalb bei der politischen Kleinarbeit dem Bürgertum ihre besonderen Verhältnisse näher bringen, die Kenntnis dieser besonderen Verhältnisse wird dann das Bürgertum bereit machen, bei den zukünftigen Beratungen über die Aufbringung der Mittel, den Arbeiterverhältnissen genügend Rechnung zu tragen. Aus der gleichen Ursache müssen die Gewerkschaften Anstrengungen machen, von ihren Führern einige ins Parlament hineinzubekommen. Auch diese Aufgabe würde wesentlich erleichtert, wenn die Gewerkschaften überhaupt sich reger am politischen Leben beteiligen würden. Die politische Mitarbeit ist eine gute Schule; sie weitet den Blick des einzelnen, er lernt eher die Zusammenhänge zwischen dem Wünschbaren und dem Erreichbaren kennen. Es gibt in unseren Ortsvereinen überall eine Anzahl Kollegen, die das Zeug in sich haben, neben ihrer Gewerkschaftsarbeit auch an ihrem Wohnort politisch mitzuarbeiten. Die Gewerkschaften machen die größten Anstrengungen, die Interessen der Arbeiter wahrzunehmen, aber einen direkten Einfluß auf die Gesetzgebung besitzen sie nicht. Die direkte Einwirkung bringt nur die politische Mitarbeit der Staatsbürger, und zu denen gehören auch die Arbeiter. Es gibt für jeden Staatsbürger heute zwei Notwendigkeiten, an denen er nicht vorbei gehen sollte: die Organisierung in seinem Beruf und die Mitarbeit am politischen Leben. Die kommenden Zeiten bringen Umwälzungen wohl auf allen Gebieten; sollen dabei die Arbeiterinteressen immer genügend berücksichtigt werden, dann kann das nur durch die Mitarbeit der Arbeiter selbst geschehen. Wie mancher verurteilt scharf ein verkehrtes Gesetz, ohne zu bedenken, daß dies Gesetz nur zustande kommen konnte, weil er und hunderttausend andere sich nicht zur rechten Zeit um das politische Leben kümmerten.“

Ueber das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter ist mit dem größten Staatsarbeitgeber Deutschlands, dem preussischen Eisenbahnminister, kürzlich im Abgeordnetenhaus anlässlich der Beratung des Eisenbahnnetzes verhandelt worden. Die neue Dienstordnung verbietet nämlich dem Eisenbahner die Teilnahme an „Vereinen oder Verbänden, die die Arbeitseinstellung als zulässiges Kampfmittel erachten oder unterstützen“. Damit sind die Gewerkschaften, die den Streik als zulässiges Kampfmittel nicht ausgeschlossen haben, aus dem Eisenbahnbetriebe verbannt. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter wies demgegenüber in der Haushaltskommission des Abgeordnetenhauses auf die hohe Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften hin und betonte insbesondere, daß auch von der Reichsregierung die segensreiche Wirkung der Gewerkschaften anerkannt worden sei und daß, um sie in ihrer Tätigkeit weiter zu entwickeln, das Vereinsgesetz zu ihren Gunsten geändert werden solle. Es gehe nicht an, die Eisen-

bahnarbeiter von den Segnungen der Gewerkschaften auszuschließen und sie unter ein Ausnahmerecht zu stellen. Der Eisenbahnminister antwortete, daß er in Anbetracht der Haltung, die die Sozialdemokratie während des Krieges eingenommen habe, keine Veranlassung habe, Sozialdemokraten aus dem Betrieb auszuschließen. Insofern habe er den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen. Es sei aber nicht angängig, die Teilnahme an Organisationen, die einen Verkehrsstreik beabsichtigen, den Arbeitern freizugeben. Es kämen da eine ganze Reihe wirtschaftlicher, die Gesamtheit berührender Interessen in Frage. Wenn auch eine Gewerkschaft, deren segensreiche Tätigkeit er gar nicht bestreiten wolle, für ihre Mitglieder auf das Streikrecht nicht verzichte, so müsse er doch verlangen, daß dieser Verzicht ausdrücklich für die Mitglieder, die im Eisenbahnbetrieb beschäftigt sind, ausgesprochen werde. Von den Konservativen und Freikonservativen wurde den Darlegungen des Ministers unumwunden beigeisflicht. Ein konservativer Redner war sogar der Meinung, der Minister sei in der Zulassung von Arbeitern, die der Sozialdemokratie angehören, schon viel zu weit gegangen. Die Redner der fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen erklärten in Uebereinstimmung mit allen verantwortlich denkenden Wirtschaftspolitikern, daß ein Streik vom Eisenbahnbetriebe mit allen Mitteln ferngehalten werden müsse, aber der fortschrittliche Redner betonte auch entschieden, daß dies nicht bloß durch ein einseitiges Streikverbot und eine gewerkschaftliche Verzichtsklausel geschehen dürfe. Das Koalitionsrecht sei unantastbar, und als letztes Mittel dürfe im Arbeitskampfe auch die Arbeitsniederlegung gelten. Wenn nun für die Arbeiter im Verkehrsdienst ein solches Recht nicht zugestanden werden könne, so müßten als Entgelt andere Mittel und Formen zur Wahrnehmung berechtigter Arbeiterinteressen gefunden werden, so namentlich der Ausbau des Staatsarbeiterrechts, insonderheit die Schaffung von Verhandlungsstellen, welche bei Beschwerden und Zwisten die Vermittlung zu übernehmen hätten. Die Gewerkschaften sollten hier Entgegenkommen zeigen, indem sie für die hier beteiligten Gruppen der Arbeiter ihre Satzungen änderten und im Falle von Zwisten auf friedliche Verhandlungen verwiesen. Der sozialdemokratische Redner stellte zum Schluß fest, daß es nicht Absicht der Gewerkschaften sei, Streiks im Eisenbahnbetriebe herbeizuführen, sondern sie würden die auf Vertretung der Interessen der Eisenbahnarbeiter und Bediensteten gerichtete Tätigkeit so gestalten, daß etwa entstehende Zwiste der Eisenbahner ohne Gefährdung des Betriebes durch Verhandlungen ihre Erledigung finden. Der Minister meinte, daß er unter allen Umständen darauf bestehen müsse, daß die Gewerkschaften in ihren Satzungen das Streikrecht für die Eisenbahnarbeiter ausschließen. Von den 330 000 beschäftigten Arbeitern seien etwa 160 000 organisiert. Er könne nicht anerkennen, daß das Koalitionsrecht nennenswert beeinträchtigt sei. Gegenüber den Organisationen, die jetzt im Eisenbahnbetriebe zulässig seien, würde es ein Unrecht sein, wenn sie gegenüber den Gewerkschaften insofern benachteiligt würden, als sie die geforderte Erklärung schon abgegeben hätten. Er stelle es deshalb den Gewerkschaften anheim, ihrerseits zu beschließen, daß sie auf Streiks im Eisenbahnbetrieb verzichten, dann liehe der Zulassung der Gewerkschaften nicht das geringste im Wege.

Ein Reichsausschuß für den Kleinhandel wurde kürzlich in Berlin ins Leben gerufen unter Beteiligung des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes, des Verbandes der Rabattsparrvereine Deutschlands, des Verbandes deutscher kaufmännischer Genossenschaften, Berlin, also von mehreren großen, über das ganze Reich sich erstreckenden Kleinhandelsorganisationen. Der Reichsausschuß bezweckt die Herbeiführung einer Einheitlichkeit in der Vertretung der wichtigen, grundlegenden Fragen des Kleinhandels, läßt im übrigen aber den Organisationen für ihre Betätigung volle Freiheit. Die endgültige Zusammensetzung wird in allernächster Zeit erfolgen.

Wichtige Kriegswohlfahrtsziffern. Der Gesamtaufwand an Kriegerfamilienunterstützung in Reich und Gemeinden wird in Uebereinstimmung mit den vom Abg. Dr. Rippmann im preussischen Abgeordnetenhaus am 1. März vorgetragenen Ziffern bisher auf 2,6 Milliarden Mark geschätzt. Davon entfallen auf Ausgaben der Lieferungsverbände für Rechnung des Reichs bis Februar 1916 (einschließlich) rund 1550 Millionen Mark, an Kriegerfamilienunterstützungen. Hierzu treten noch die aus eigenen Mitteln der Gemeinden mit Hilfe des Staates und des Reichs für Kriegswohlfahrtszwecke geleisteten Aufwendungen, die auf etwa 1050 Millionen Mark angegeben werden. Auf den Monatsdurchschnitt dürften nach der „Soz. Praxis“ in letzter Zeit etwa 140 Millionen Mark in Reich und Gemeinden entfallen. Im Dezember 1916 gab ein Regierungsvertreter im Reichstagsausschuß die Leistungspflicht des Reichs auf 100 Millionen Mark und die Zuschüsse der Gemeinden auf 40 Millionen Mark an. Die Zahl der unterstützten Kriegerfrauen wurde damals auf vier Millionen, die der übrigen unterstützungsbedürftigen Kriegerangehörigen auf acht Millionen Köpfe beziffert.

Kriegsliteratur

Eberhardt Buchner: **Kriegsdokumente.** Der Weltkrieg in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Bisher 4 Bände. Albert Langen. München. Jeder Band geb. 3 M., geb. 4 M., ca. 300 S.

Diese vortreffliche Veröffentlichung ist nicht zu verwechseln mit den verschiedenen Dokumenten-Sammlungen und Geschichten des Weltkrieges; das besondere Ziel des Herausgebers ist vielmehr, den Niederschlag der Weltbegebenheiten in der Presse zu verfolgen, ein Bild des journalistischen Lebens im Kriege zu geben. So fehlen natürlich die Tagesberichte. Soweit die Presse als selbständiger Nachrichten-Vermittler auftrat, hat Buchner sich kritisch verhalten und nur die Mitteilungen aufgenommen, die die Wirklichkeit bestätigt. Aber nicht hierin, sondern in der Sammlung von Auffassungen, Urteilen und den politischen Willensäußerungen mit genauer Quellenangabe liegt der Wert des Unternehmens, dessen Führer sich in entsprechenden geschichtlichen Sammelwerken wissenschaftlich bewährt hat. Schotte.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 11–14. Je 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Heft 11: Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli und vom 13. bis 14. Juli 1914, mit 4 Karten. Heft 12: Die Schlacht von La Bassée und Arras im Mai 1915 (Veretotschlacht) mit 4 Karten. Heft 13: Die Kämpfe in Serbien und östlich von Wilna mit 3 Karten. Heft 14: Der Durchbruch bei Przemyśl. Unser Kaiser bei der Armeeabteilung Bojarsch. Wie Kowno erobert wurde, mit 2 Karten.

Im verbundenen Text der Kriegsberichte werden die einzelnen Kampffolgen herausgehoben und durch recht geeignete Kartenskizzen verdeutlicht.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: je 1 M.: Witzewachsmst. F. im Felde, Kan. Sch. im Felde, Oberjäger R. im Felde, Wm.-Soldat J. im Felde, 1,50 M.: Gfr. F. im Felde, 2 M.: Off.-Stellw. R. in L., je 3 M.: Ffr. D. in L., M. F. im Felde, Unteroff. G. im Felde, Feldw. d. R. A. im Felde, je 5 M.: Ingenieur St. in M., Lt. R. in F., Off.-Stellw. R. im Felde, Off.-Kjp. D. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, Witzewachsm. Dr. F. im Felde, Mar.-Stabsarzt d. R. Dr. M. in L., je 10 M.: Lt. Sch. im Felde, Ffr. R. in L., Ffr. R. in L., Lt. d. R. Sch. im Felde, 20 M.: Frau F. C. in L.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: R. J. in D. 30 Pf., Oberlehrer G. in Schw.-F. 3 M., M. Sch. in M. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: B. in Kiel: 6 Bücher, eine größere Anzahl Hefte „Die Heimat“ und „Berliner Illustrierte Zeitung“, Frau G. W.-D. in B.: 8 Goethe, Kampagne in Frankreich, Frl. G. B. in Leipzig-Co.: 12 Bücher, Oberlehrer E. in Garmisch: 10 Wiesbad. Volksbücher, Frau Ffr. M. in Darmstadt: 7 Bücher, Prof. Dr. G. in Dortmund: 16 Bücher, Bund Deutscher Bodenreformer, Berlin: je 100 „Soziale Zeitfragen“ Heft 59, 61,

Die Neubestellung der „Hilfe“ zum Vierteljahrswechsel

bitten wir möglichst bald bei Buchhandlungen und Postanstalten zum Vierteljahrspreise von
2,50 Mark

ausschließl. Zustellungsgebühr — vorzunehmen. Der Kreuzband-Bezug vom Verlag in Berlin-Schöneberg kostet für Deutschland u. Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,— M., Feldpost 2,50 M., für das Ausland 3,50 M. und ist im voraus zahlbar.

Probemonat kostenfrei!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

62, je 30 Damaskhe, Bodenreform, Pohlman, Laienbräuer der Nationalökonomie, Damaskhe, Geschichte der Nationalökonomie, Frau M. in Siabellengrün: 3 Bücher und zahlreiche Hefte „Hilfe“, „Jugend“ und „Türmer.“

Für das rote Kreuz in Bulgarien: Dr. Jhr. in Schw. 5 M.

Briefkasten

Geldsendungen aus dem Felde erbitten wir, wenn irgend möglich, durch Postanweisung, da Briefe mit Einlagen von Marken oder Geldscheinen leider in letzter Zeit manchmal in Verlust geraten sind!

Geldsefer im Felde, die in Feldbuchhandlungen, Soldatenheimen, Feldlazaretten unsere Zeitschrift nicht vorfinden, werden gebeten, uns die betreffenden Adressen anzugeben, damit wir die „Hilfe“ hinsenden können.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Pädagogische Schriften

Schülerjahre und **Erlebnisse** und **Urteile namhafter Zeitgenossen.** Gesammelt u. herausgegeben von Dr. Alfred Graf. Brosch. 4 Mark, gebunden in Leinwand 5 Mark.

Die Schule der Zukunft Vorträge von Prof. Dr. Gerh. Hellmuth, Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Ostwald, Wilhelm Bötsche, Prof. Dr. Jos. Popoldt, Dr. Gustav Wyneken, Generalsekretär Joh. Leub, Professor Dr. Alfred Klaar. Kartonierte 1 Mark.

Schule und Gegenwartskunst Von Ludw. Gurlitt. Kartonierte 0,60 Mark.

Die Freie Hochschule Von Bruno Wille. Kartonierte 0,30 Mark.

Weltanschauungsfrage und Jugendschrift Von Paul Samuleit. Kartonierte 0,40 Mark.

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Zur Konfirmation und Ostern 1916

Olav Sletto:

Der Diener

Aus dem Norwegischen von Dr. R. Muuh. Vorwort von O. P. Monrad. Bilder von K. v. Szadurska.

Preis gebunden 2 Mark

Sletto macht das Dienen in allgemein menschlicher Bedeutung zum Brennpunkt seines Buches und verfolgt es durch die Weltgeschichte in packenden Bildern von klüchtiger Größe. Wir empfehlen das Buch besonders als Konfirmationsgabe für die reifende ernste Jugend.

Hans Lohjky Verlag, Ludwigshafen a. Bodensee

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keine Rückporto beizufügen.

Vierteiljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungsschalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postcheckkonto: Amt Berlin 5683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellameile 1,50 M.
Einzelhefte: Laubend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-
ermäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Steuerfragen. —
Univ.-Prof. Dr. W. Kohl: München: Die geplante Besteuerung
des Verkehrs in Deutschland. — **Wilhelm Heile:** Die Spaltung
der Sozialdemokratie. — **Prof. Dr. Hermann Barge:** Ro-
main Holland und wir. — **H. M. Huebner:** Zur Neu-
ordnung der belgischen Unterrichtsfragen. — **Leo Sternberg:**
Heerbold. — **Herficht:** (Gebichte). — **Liz. D. Gottfried Traub:**
Varmherzigkeit. — **Der Parteitag der Fortschrittlichen Volks-
partei für Groß-Berlin.** — **Soziale Bewegung.** — **Wüchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 20. März.

Ein Hauptgedanke der vereinigten Gegner ist es, daß gleich-
zeitig von allen Seiten her der Druck gegen Mitteleuropa aus-
geübt werden soll. Solange nämlich deutsche Armeeteile zwischen
West und Ost und österreichisch-ungarische Armeeteile zwischen
Gallizien, Albanien und Sponzo hin und her fahren können,
entsteht durch die größere Beweglichkeit auf der inneren Linie
eine Verdoppelung der militärischen Leistung. Der Zweck der Ver-
einheitlichungsbestrebungen der Gegner soll nun sein, daß am
gleichen Kalendertage alle Kanonen von allen Seiten gegen uns
losgehen. Die Schwierigkeit ist nur, daß die Unrigen den Kampf
vor dem betreffenden Kalendertage ihrerseits anfangen, wie es
jetzt bei Verdun geschehen ist. Nun rufen die Franzosen in be-
weglicher Weise um Hilfe, und die Russen müssen, zeitiger als
es in ihrer Absicht lag, den Frühjahrangriff beginnen. Als
Anfänge eines solchen russischen Angriffs sind wohl die
Kämpfe anzusehen, die neuerdings aus der Gegend von Postaw
und vom Narocz-See in Litauen gemeldet werden. Natürlich
besitzen die Russen eine sehr große Auswahl von Stellen, an
denen sie einen Vorstoß machen können. Aber jede dieser Stellen
ist auf unserer Seite verschanzt und verteidigt, und unser Beob-
achtungsdienst sorgt dafür, daß keine allzu großen russischen Trup-
penansammlungen unbemerkt zustande kommen.

Bedauerlicherweise ist nun noch ein zweites holländisches
Schiff, „Palembang“, in der Nordsee untergegangen, und
zwar durch drei Explosionen, von denen, ebenso wie bei der
„Tubantia“, zur Stunde noch nicht klar ist, ob sie von Torpedo-
schüssen oder Minen herrühren. Die Unsicherheit des Meeres
nimmt rings um England herum zu. Es wäre nur dabei zu
wünschen, daß beim Versenken eine scharfe Scheidung zwischen
feindlichen und neutralen Schiffen gemacht werden könnte. Die
Behauptung, daß das Schiff „Palembang“ nicht auf drei Minen
hätte laufen können, wird von sachkundiger Seite her angezwei-
felt, da es nicht denkbar ist, daß drei Minen unter sich ver-
bunden ins Wasser gelegt werden.

Der deutsche Generalgouverneur von Belgien, Freiherr von
Bissing, warnt den aus Rom heimgekehrten Kardinal Mer-
cier, sich nicht weiterhin unter Mißbrauch seines hohen Amtes
mit politischer Agitation zu befassen. Man nimmt an, daß der
deutsche Gouverneur diesen Schritt gegenüber dem Erzbischof von

Mecheln nicht tun würde, wenn er der sachlichen Übereinstim-
mung des päpstlichen Stuhles nicht sicher wäre; denn es ist die
offenkundige Absicht der deutschen Verwaltung in Belgien, mit der
katholischen Kirche in gutem Einvernehmen zu arbeiten.

Dienstag, 21. März.

In dem Kampf bei Verdun ist ein neuer bedeutsamer
Erfolg zu verzeichnen. Westlich der Maas erstürmten nach sorg-
fältiger Vorbereitung bayerische Regimenter und württembergische
Landwehrbataillone die gesamten, stark ausgebauten französischen
Stellungen im und am Walde nordöstlich von Avocourt. Neben
sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind bisher 32 Offi-
ziere, darunter 2 Regimentskommandeure, und über 2500 Mann
an unverwundeten Gefangenen sowie viel noch nicht gezähltes
Kriegsgerät ein. Gegenstöße, die er versuchte, brachten ihm keinen
Vorteil, wohl aber weiteren schweren Schaden. Die Bedeutung
dieses neuen Vorstoßes liegt einerseits darin, daß die Deutschen
näher an die Eisenbahn herankommen, welche von St. Mene-
hould und Clermont sich nach Verdun wendet. Da diese Eisen-
bahnlinie die einzige Verbindung Verduns mit dem Westen ist,
so hat sie als Transport von Truppen und Munition eine außer-
ordentliche Wichtigkeit. Sobald es gelingt, sie unter dauernde
deutsche Beschießung zu bringen, erwächst eine sichtliche Gefahr
für das in und um Verdun versammelte, sehr große französische
Heer, das gelegentlich in den Kriegsberichten auf 400 000 Mann ge-
schätzt wird. Die andere Wirkung der Besetzung von Avocourt aber
ist die seitliche Umgehung der französischen Stellung in der Nähe
des Bergrückens Mort Homme. Bis heute ist in den beiderseiti-
gen Berichten der Streit darüber, wer den richtigen Hügel „Toir
Mann“ besetzt hat, noch nicht erledigt.

Die russischen Angriffe sehen sich nicht nur an der
deutschen, sondern auch an der österreichischen Front fort. An
einer Brückenköpfe in der Gegend von Salestsk am Dniestr
mühten die Oesterreicher nach heldenhafter Verteidigung der acht-
fachen Uebermacht weichen, ohne daß dieses Vorkommnis für die
übrige Gesamtaufstellung von weiteren Folgen begleitet wäre.

Die griechische Regierung hat durch königliche Ver-
fügung vom 18. März die endgültige Einverleibung der bisher
zu Albanien gerechneten Landschaft Nord-Epirus in das König-
reich Griechenland und die Ausdehnung der griechischen Geseh-
gebung und Verwaltung auf dieses Gebiet erklärt. Das ist ein
Schritt, der mit der übrigen feierlich zur Schau getragenen Neu-
tralität Griechenlands nicht durchaus übereinstimmt, der aber wahr-
scheinlich sachlich sehr richtig ist. Es wird angenommen, daß
zwischen Griechen und Bulgaren eine Verständigung über diesen
Punkt stattgefunden hat. Weniger erfreut werden die Ita-
liener sein.

Mittwoch, 22. März.

Im Reichstag vereinbaren die Parteivorstände im Senioren-
konvent, daß die Besprechung der vorliegenden Anträge über den
U-Boot-Krieg und damit die Aussprache über das Ausscheiden des
Großadmirals v. Tirpitz nicht in der Plenarsitzung, sondern in der
Kommission stattfinden soll. Der Reichstagsler verspricht, bei diesen
Erörterungen anwesend sein zu wollen.

Ein amerikanischer Pressevertreter setzt mir in
sehr interessanter Weise auseinander, daß vom Standpunkt der
amerikanischen Zeitungen aus über den Krieg von deutscher Seite

viel zu wenig Mitteilungen gemacht wurden. Es kommt dem Amerikaner durchaus nicht darauf an, von uns Meinungen oder Gefinnungen zu hören, sondern er will wissen, um welche Tageszeit, mit welchen Truppen, unter welchen besonderen Schwierigkeiten, mit wie vielen Verlusten jede einzelne Erstürmung vor sich gegangen ist. Die englisch-französische Berichterstattung komme den amerikanischen Wünschen in viel höherem Maße entgegen.

Wie die Petersburger Telegraphenagentur meldet, haben die Russen am 19. März Isphahan, die frühere Hauptstadt von Persien, eingenommen. Diese Tatsache beweist noch mehr als der Vormarsch nach Erzerum und Bitlis, daß es sich um einen großen russischen Ausdehnungsvorgang südlich vom Kaukasus handelt. Das Schicksal aller zwischen Indien und Klein-Asien gelegenen Gebiete wird voraussichtlich in diesem Kriege entschieden.

In Europa haben die Russen ihre Angriffe an verschiedenen Stellen der langen Front fortgesetzt. Es wird mit Unterbrechungen von Riga bis zum Narotsch-See gekämpft. An keiner Stelle gelang es den Russen, einen Erfolg zu erringen.

Donnerstag, 23. März.

Zwischen den Kriegseinkaufsgesellschaften der mitteleuropäischen Mächte und der rumänischen Ausfuhrkommission für Getreide und Hülsenfrüchte ist ein Vertrag über die Lieferung von 100 000 Wagen Mais, sowie etwa 40 000 Wagen Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte abgeschlossen worden. Soviel wir sehen können, ist damit der gesamte verfügbare rumänische Bestand, soweit er nicht vorher von den Engländern gekauft war, in mitteleuropäische Hände übergegangen. Getreideschiffe zwischen Konstanza und Konstantinopel sind zurückgerufen worden, damit sie nicht russischen Torpedoboote in die Hände fallen. Durch diese Maßnahme wird die an sich schon schwierige Ernährung Konstantinopels noch um etwas knapper.

Der deutsche Erfolg bei Avocourt westlich von Verdun wurde dadurch vervollständigt, daß unsere Truppen einen militärisch wichtigen Höhenrücken südwestlich von Haucourt nahmen. Weitere Beschließung in der Gegend von Douaumont und Vauz. — Aus denjenigen französischen Zeitungstimmen, die uns hier zugänglich gemacht werden, kann man entnehmen, daß die zähen deutschen Angriffe in der Umgegend von Verdun eine tiefwirkende Ueberlastung für das französische Durchschnittsbewußtsein sind. Es ist den Franzosen zu fleißig in diesem Jahre gesagt worden, daß die Deutschen nach der glorreichen Marneschlacht vom September 1914 ihre Sieghaftigkeit verloren hätten und nur mit Mühe in den Schützengräben festgehalten würden. Da nun ferner die deutschen Kriegsberichte in Frankreich nicht veröffentlicht wurden, so beruhete die tapfere Volksstimmung bisher auf einer einigermaßen künstlichen Grundlage, die schnell einmal einen Bruch erhalten kann.

Freitag, 24. März.

Die heutige Reichstags-sitzung bot in doppelter Hinsicht ein spannendes Interesse. Zunächst teilte Staatssekretär Helfferich mit, daß die vierte Kriegsanleihe bis jetzt mit 10,6 Milliarden gezeichnet sei. Das ist mehr, als viele von uns erwartet haben. Da die Steigerung der vorhergehenden Kriegsanleihe bis auf 12,3 Milliarden ohne Zweifel zum großen Teil darauf beruhte, daß Waren und Lagerbestände zu einem hohen Kriegspreis verkauft worden waren, so konnte man diesmal zweifelhaft sein, ob im Lauf der letzten sechs Monate noch ebenso starke oder wenigstens annähernd bedeutsame Kapitalsteigerungen eingetreten sind. Der Erfolg beweist, daß unsere Wirtschaft immer von neuem im großen und im kleinen Kapital produziert. Wie wir uns später mit der Verzinsung und Abzahlung dieser riesenhaften Summen abfinden werden, ist eine andere Angelegenheit. Zunächst muß der Krieg gewonnen werden. — Das zweite Vorkommnis der Reichstags-sitzung war ein stürmischer Streit der Sozialdemokraten untereinander über Bewilligung oder Nichtbewilligung der Verlängerung des Reichshaushaltes auf die nächsten Monate. Da die Sozialdemokratie im ganzen vor einem Jahre für diesen Haushalt gestimmt hat, so ist es an sich fast selbstverständlich, daß sie auch für seine kurzfristige Verlängerung eintritt. So hat es die Partei-

mehrheit unter Führung von Scheidemann getan. Ihr Widerspruch in unerwarteter und überraschender Weise der Parteivorstehende Haase in einer Rede, die an verschiedenen Stellen geeignet war, die vaterländischen Gefühle des kämpfenden Volkes zu verletzen. Das Wichtige war nun nicht der Widerspruch, den Haase bei der Regierung und den bürgerlichen Parteien fand, sondern die Lebhaftigkeit des Protestes, mit der seine Ausführungen von einer großen Zahl seiner eigenen Parteigenossen aufgenommen wurden. Einen solchen Sturm der Sozialdemokratie unter sich haben wir in Deutschland noch nicht erlebt, und viele Beurteiler glauben, daß mit dem heutigen Tage die Einheitlichkeit der großen sozialdemokratischen Partei zerbrochen ist. Ob sich diese Meinung bewahrheitet, können wir jetzt noch nicht sagen, da alle Partei-Säuberungen oder — Trennungen während des Krieges durch die Abwesenheit der Mehrzahl der Wähler und durch die unermessliche Versammlungskontrolle außerordentlich erschwert sind. Von jetzt an haben wir zweierlei Sozialdemokratie, ebenso gut wie die Italiener.

Sonntag, 25. März.

Der Chef des Admiralstabs der Marine teilt mit, daß am 29. Februar in der nördlichen Nordsee zwischen dem deutschen Hilfskreuzer „Greif“ und drei englischen Kreuzern sowie einem Zerstörer ein Gefecht stattgefunden hat, in dessen Verlauf ein großer englischer Kreuzer von etwa 15 000 T. durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht wurde und der „Greif“ sich selbst in die Luft sprengte. Von seiner Besatzung sind etwa 150 Mann in englische Kriegsgefangenschaft geraten. Sie werden von den Engländern von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, da offenbar die Engländer von diesem Erfolge eines kleinen Schiffes über ein großes nur sehr ungern Mitteilung machen.

Der italienische Heerführer Cadorna weist gegenwärtig zum Besuch in London und wird dort nach Möglichkeit gefeiert. Die englische Regierung stellt den Italienern 70 Dampfer zur Verfügung, damit 350 000 T. Getreide zu ihnen geschafft werden. Ebenso verspricht die englische Regierung während der Kriegsdauer monatlich 50 000 T. Cardiffkohle auf eigenen Schiffen für die italienischen Staatsbahnen zu liefern. Italien hat offenbar seinen Verbündeten mitgeteilt, daß es ohne starke Zufuhr von Getreide und Rohle den Krieg nicht würde weiterführen können.

Sonntag, 26. März.

Alles voll Seenachrichten. Die englische Admiralität bestätigt den Kampf und Untergang des deutschen Hilfskreuzers „Greif“. Der „Greif“ habe norwegische Farben aufgemalt gehabt. Auf englischer Seite sei der Hilfskreuzer „Alcantara“ untergegangen. Englische Torpedojäger hätten ein deutsches Unterseeboot in den Grund gebohrt, was aber von deutscher Seite bestritten wird. An der französischen Küste fanden verschiedene Versenkungen statt. Auf dem versenkten Schiffe „Suffex“ sind auch Amerikaner gewesen. Das Schiff ist nicht gewarnt worden. In Le Havre herrscht große Erregung. Man macht Eingaben an den Marineminister und die Landesverteidigung. Auch in Norwegen aber steigt die Erregung über den U-Boot-Krieg der Deutschen, den man allgemein als Durchbrechung des Völkerrechts ansieht. In Holland glaubt man Anhaltspunkte dafür gefunden zu haben, daß die „Tubantia“ von einem Torpedo älterer Konstruktion getroffen wurde, und will nun nochmals bei Deutschland und England anfragen, von wem der Schuß stamme.

Ich halte im Zirkus Schumann in Frankfurt a. M. Vortrag über Mitteleuropa. Es wird mit Unterzeichnung des Oberbürgermeisters folgt ein Begrüßungstelegramm an Staatsminister Baron Burian nach Wien gesendet.

Die bulgarische Sobranje beschloß mit großer Stimmenmehrheit die Einführung des gregorianischen (das ist des römisch-katholischen) Kalenders. Ein Zeichen der inneren Abtrennung von Rußland.

In Paris wird großer Kriegsrat der Franzosen, Engländer und Italiener abgehalten. Salandra und Sonnino sind eingetroffen; Asquith, Grey und Ritcher werden erwartet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 20. März.

Das zweite Kriegsfrühjahr der Landwirtschaft beginnt mit zahlreichen Ratsschlügen über Kriegsgefangene, Anbaumöglichkeiten, Beschaffung von Transportmitteln usw. Ein Merkblatt für die Behandlung der Kriegsgefangenen, das die Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft veröffentlicht, zeigt, wie sorgfältig abgemessen die Anforderungen sind, die das Kriegsministerium an ihre Ernährung stellt. Darüber hinaus aber wird der Ratsschlag erteilt: „Wenn den Kriegsgefangenen an Sonntagen und nach Feierabend Befestigung und Unterhaltung, Gottesdienst und Belehrung, Spaziergänge und geistige Anregung geboten werden, so wird dies ihren Gemütszustand heben.“ Wenn man das liest, erinnert man sich daran, wie im Anfang des Krieges manche Ueberpatrioten die Versorgung der verwundeten Gefangenen mit Vektüre schon zu viel fanden!

Die Sicherung der notwendigen ländlichen Arbeitskräfte für die Frühjahrsbestellung ist außerdem durch einen besonderen Erlaß des Kriegsministers vorbereitet, der folgende Richtlinien aufstellt:

1. Zunächst sind alle garnisonverwendungsfähigen und arbeitsverwendungsfähigen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte den Betrieben zu belassen, auch kriegsverwendungsfähige, die nicht rechtzeitig durch andere Personen ersetzt werden können, sind wenigstens, soweit irgend militärisch entbehrlich, bis zum Ende der Bestellungszeit zurückzustellen.

2. Aus den Garnisonen, Genesungskompagnien, Lazaretten usw. sind alle irgend abkömmlichen garnisondienstfähigen und arbeitsverwendungsfähigen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte zu entlassen und befristet zurückzustellen.

3. Die Zuteilung der erforderlichen Anzahl Kriegs- und interner Zivilgefangener ist vorzubereiten, damit späterhin jede Verzögerung der Arbeiten vermieden wird. Als Aufschichtspersonal sind nach Möglichkeit gelernte Landwirte zu wählen, die in der Lage sind, die Arbeiten der Gefangenen sachgemäß zu regeln und zu beaufsichtigen.

4. Im Notfall wird auch die Beurlaubung kriegsverwendungsfähiger Personen, insonderheit zur Ufernahrung und Beaufsichtigung von minder geübten Kräften und Gefangenen, äußerstenfalls auch aus der Front nicht zu umgehen sein.

Eine „Kriegsflachsbaugesellschaft“ schließt durch die Landwirtschaftskammern Verträge mit Flachsbauern zu dem Zweck der Steigerung des Anbaues. Der Mangel an Faserstoffen hat außerdem eine „Hanfbaugesellschaft“ ins Leben gerufen. Der Kriegsausschuß für Fette und Öle gibt Anleitung zur Rohn- und Sonnenblumenpflanzung, zum Sammeln von ölhaltigen Unkraut samen. Die Vorbedingungen für die diesjährige Ernte werden als sehr gut bezeichnet. Jedenfalls ist eine Unmenge Wasser durch den nassen Winter in den Boden gekommen.

Die Kriegsrohstoff-Gesellschaft hat eine Versammlung der Interessenten zusammenberufen, um mit ihnen über die Rohstoffverschwendung in der Damenmode zu sprechen. Das wäre besser gewesen, ehe an den Frühjahrsmoden nichts mehr zu ändern war.

Dienstag, 21. März.

Eine „Reichsbekleidungsstelle“ ist unter dem Vorsitz des ehemaligen Oberbürgermeisters von Dresden begründet. Sie soll dafür sorgen, daß bei längerer Kriegsdauer die minderbemittelte Bevölkerung mit Kleidung, besonders mit Unterzeug, ausreichend versorgt wird. Zunächst wird sie die Rohstoffbestände feststellen, die für die bürgerliche Bevölkerung von der Heeresverwaltung freigegeben werden können, dann wird sie sich einen Ueberblick über die noch nicht beschlagnahmten Vorräte und ihre Vermehrbarkeit verschaffen und zugleich ein Bild des Bedarfs. Aus diesen drei Faktoren wird der „Verteilungsschlüssel“ zu ermitteln sein.

Man wird also später sein Hemd und seine Strümpfe mehr oder weniger von Reichs wegen tragen. Wenn man sich so etwas wie dieses Reichsbekleidungsamt im Frieden hätte vorstellen sollen!

In einen ganz seltsamen Widerspruch zwischen grundsätzlicher und praktischer Stellungnahme zu den verfassungsmäßigen Rechten des Reichstags geraten die konservativen Antragsteller zum U-Boot-Krieg. Die Anträge sind offiziell als Eingriff des Reichstags in die Kommandogewalt bezeichnet — und sind es zweifellos. Und

aus den Kreisen, die diese Anträge am entschiedensten vertreten, stammt einst das Wort von dem Leutnant mit den zehn Mann, der den Reichstag auflösen sollte!

Mittwoch, 22. März.

In der heftigen Zweiten Kammer hat der Minister versichert, daß nach der vaterländischen Haltung der Sozialdemokratie jeder Anlaß entfällt, ihre Anhänger im Gemeindeamt nicht zu bestätigen.

Man schickt mir einen Aufsatz der amerikanischen Zeitschrift „The Outlook“, der unter dem schönen Titel „The New Brumhilda“ die Kriegsarbeit der deutschen Frauen behandelt. Wenn das mit diesem Titel verbundene Bild das der demütigen Köchin verdrängt, als die man sich draußen die deutsche Frau noch vielfach vorstellt, kann es uns nur recht sein.

Die Frage nach der tatsächlichen Bedeutung der gestiegenen Kriminalitätsziffer der Jugendlichen beschäftigt die Pädagogen lebhaft. Der Hamburger Schulinspektor Matth. Meyer bestreitet aus den Erfahrungen der Hamburger Jugendpflege die Verwilderung durchaus. Trotzdem selbst Knabenoberklassen von ganz jungen Lehrerinnen geleitet werden, habe die Disziplin nicht gelitten. Die häusliche Erziehung in den Arbeiterfamilien sei heute besser als durchweg in Friedenszeiten. Der Zuwachs an Fürsorgezöglingen ist um 46,6 v. H. zurückgegangen. — Das bestätigt die hier schon einmal ausgesprochene Vermutung, daß bei den Jugendlichen genau so wie bei den Alten das Wort des Heraklit vom Kriege gilt: die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Sklaven. Die Lockerung des üblichen Daseinsrahmens und die Macht der Eindrücke, das ganze an Leidenschaft so viel reichere Leben macht die Schwachen hilfloser, die Starken tatendürftiger und die Gewissenhaften braver. Ein Junge erzählt mir im Terzianerjargon von einem Kameraden in den Fliegerjahren, dessen Vater gefallen ist: „Weißt du, mit dem is bald nich mehr zu verkehren, so eine Klappe wie der jetzt hat!“, und der kleine Bruder desselben außer Rand und Band geratenen Großsprechers vertraut der Mutter an: „Mutti, nachts im Bett weint er immer“. Und dies beides gehört zusammen in der wilden Ratlosigkeit dieser halbwüchsigen Jungen.

Donnerstag, 23. März.

Der bayerische Minister des Innern von Soden kündigt in der Kammer der Reichsräte die bayerische Fleischkarte an.

Der preussische Minister weist die ihm unterstellten Behörden auf schärfere polizeiliche Kontrolle des Lebensmittelmarktes hin.

Im Reichstag beginnt die Besprechung der Steuervorlagen. Man erkennt, daß sie in der vorliegenden Form kaum durchgehen werden. Von fortschrittlicher Seite wird die Quittungssteuer als unerträgliche Verkehrsbelästigung angefochten und ein Ausgleich für die Verbrauchssteuern durch stärkere direkte Steuern verlangt, vielleicht in der Form der Weitererhebung einer Quote des Wehrbeitrags. Jede Rede beginnt mit einer Huldigung für Tirpitz. Der konservative Redner will die Verweisung der U-Boot-Debatte in die Kommission nur als Verschiebung der Plenarbesprechung aufgefaßt sehen, nicht als Aufhebung, und findet dazu die Zustimmung der Nationalliberalen.

Die Fleischpreise fangen an zu sinken. Rindfleisch (die Woche vom 13.—18. verglichen mit der vorhergehenden) hat nur noch eine Steigerung von 3 Pfennig pro Pfund erfahren, Kalb- und Hammelfleisch aber schon eine kleine Senkung. Für den 15. April ist eine Bestandsaufnahme für Kartoffeln beim Erzeuger angeordnet.

Ich bin in Heidelberg, dessen unaussprechlicher Vorfrühlingszauber den Krieg vergessen machen könnte: erstes Lärchengrün, blühende Schlehenhecken, rotschimmernde Pfirsichbäume über der braunen Erde.

Freitag, 24. März.

Eine starke Verschärfung der Bestrafungen für Ueberschreitung irgendwelcher Höchstpreisbestimmungen ist durch den Bundesrat verfügt. Ob es nützt?

Die Versorgung der unehelichen Kinder von Kriegsteilnehmern soll durch eine Novelle zum Militärhinterbliebenengesetz geregelt werden.

Die Zeichnungen zur Kriegsanleihe betragen 10,6 Milliarden. Ueberschreibungen und Feldzeichnungen stehen noch aus. Den Menschen ist der Erfolg dieser wirtschaftlichen Kampagne schon so selbstverständlich, daß sie gar nicht mehr so viel daraus machen wie zuvor. Und doch bedeutet die Leistung eigentlich mit jedemmal mehr.

Die Abendblätter erscheinen unter der Ueberschrift: „Sturm im Reichstag“, und sogar das Kriegsanleihergebnis steht in kleineren Lettern unter diesem Hauptstichwort. Und in der Tat, die Abschüttelung der sozialdemokratischen Minderheit und ihres Sprechers Haase durch die Fraktion ist ein Ereignis von entscheidender Tragweite: politisch und geistesgeschichtlich. Der Teil der Sozialdemokratie, der den Gedankengang in die Weltpolitik hinein nicht mitmachen konnte, reißt sich nun endgültig los. Den Manen von Marx wäre es zu gönnen gewesen, daß sein Geist eine etwas größere Vertretung gefunden hätte, als diese ganz unbedeutende Rede von Haase. Aber es ist wohl auch das charakteristisch und notwendig.

Den kommenden Auseinandersetzungen — heute abend findet eine sozialdemokratische Fraktionsitzung statt — sieht alles in höchster Spannung entgegen.

Sonnabend, 25. März.

18 Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion sind ausgeschieden und haben unter dem Namen „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ eine neue Fraktion gebildet. Es sind die Abgeordneten Bernstein, Bock, Büchner, Cohn, Dittmann, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Horn, Kunert, Ledebour, Schwarz, Stadthagen, Stolle, Vogtherr, Wurm, Zubeil. Kein Süddeutscher dabei.

Nun besteht der seltsame Zustand zweier Fraktionen bei einer Partei.

Von der großen zur kleinen Geschichte: der Frage der Modegestaltung bei Rohstoffmangel. An die Rohstoffabteilung des Kriegsministeriums richtet der Verlag der verbreitetsten Modezeitschriften die Bitte: es möge die schon fertige Sommermode durch die Propaganda gegen die Stoffverschwendung nicht geschädigt werden; es mögen der Industrie schon jetzt und dem Publikum später die entsprechenden Richtlinien gegeben werden. Daß die deutsche Modeindustrie in eine Zwischmühle gerät, ist klar und geht auch aus diesen Ausführungen hervor. Will sie exportfähig bleiben, so ist der eigene Weg einer der Weltmode fernem deutschen Tracht unmöglich, und eben dieser nationale Plan einer deutschen Weltmode kann unabsehbar weit von seiner Verwirklichung abgedrängt werden. Die Kunst wird sein, mit weniger Stoff etwas zu schaffen, was nicht durchaus von den Konturen des Weltmodebildes abweicht, sich aber durch seine geschmackvolle Mäßigung gegenüber den geradezu ungeheuerlichen Krinolinenelüsten der Franzosen verständigen Leuten des neutralen Auslandes empfiehlt.

Sonntag, 26. März.

Die Trennung der sozialdemokratischen Fraktionen ist durch die folgenden Erklärungen vollständig geworden:

Erklärung der Mehrheit:

„Die Fraktion bedauert lebhaft die Vorgänge, die sich innerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft in der heutigen Reichstagsitzung zutragen haben.

In ihrer Fraktionsitzung am Vormittag wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, eine allgemeine politische Debatte im Plenum, nach der Behandlung des Etats des Auswärtigen Amtes in der Budgetkommission zu führen — ein Beschluß, dem noch vor Beginn der Plenarsitzung der Seniorenkonvent widerspruchlos zugestimmt hat. Hinsichtlich der Behandlung des Notetats hatte die Fraktion in der gleichen Sitzung beschlossen, im Hinblick auf jene in Aussicht stehenden politischen Erörterungen nach altem Herkommen heute von einer politischen Debatte Abstand zu nehmen.

In dieser Fraktionsitzung ist Haase mehrmals ausführlich zu Wort gekommen, um seine Auffassung zum Notgesetz zu begründen. Nachdem die Fraktion in ihrer Mehrheit gegen diese Auffassung entschieden hatte, hat Haase auch nicht die leiseste Andeutung gemacht, daß er gegen diese Fraktionsbeschlüsse im Plenum vor-

gehen werde. Dadurch wird sein Disziplinbruch zugleich zum Treubruch. Nachdem die Fraktion bereits am 12. Januar die damalige Sonderaktion aufs schärfste gerügt hatte, sieht sie sich nunmehr gezwungen zu erklären, daß Haase und diejenigen Fraktionsmitglieder, welche die gemeinsam gefaßten Beschlüsse groblich mißachten und öffentlich durchkreuzen, dadurch die aus der Fraktionszugehörigkeit entspringenden Rechte verwirkt haben.“

Diese Erklärung wurde in der Fraktion mit 58 gegen 33 Stimmen angenommen, bei vier Stimmenthaltungen. Zwölf Parteimitglieder fehlten.

Erklärung der Minderheit:

Die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags hat uns heute mit 58 gegen 33 Stimmen, bei 4 Stimmenthaltungen, der „aus der Fraktionszugehörigkeit entspringenden Rechte“ beraubt. Dieser Beschluß macht es uns unmöglich, innerhalb der Fraktion auch ferner die Pflichten zu erfüllen, die uns durch die Wahl als Abgeordnete der sozialdemokratischen Partei auferlegt sind. Wir sind uns bewußt, getreu den Grundsätzen der Partei und den Beschlüssen der Parteitage gehandelt zu haben. Um so die Pflichten gegenüber unseren Wählern auch weiter erfüllen zu können, sind wir genötigt, uns zu einer Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen.

Erklärung von 14 Mitgliedern der Mehrheit:

Die Unterzeichneten erklären zu den letzten Vorgängen in der Fraktion und im Reichstage:

1. Daß sie in der Fraktion gegen die Zustimmung zum Notetat gestimmt haben.
2. Daß sie im Plenum des Reichstages bei der Abstimmung über das Notgesetz, entsprechend dem bisherigen Brauch in der Fraktion, ihre Gegnerschaft gegen die Vorlage durch Verlassen des Saales zum Ausdruck gebracht haben.
3. Daß sie in der Fraktion gegen die Maßregelung der 18 Genossen, die in ihrer Wirkung einem Ausschlusse gleichkommt, gestimmt haben, insbesondere deshalb, weil sie der Fraktion das Recht nicht zugestehen, ein Parteimitglied von der Fraktionsgemeinschaft auszuschließen. Ein solches Recht steht einzig dem Parteitage zu.

Albrecht, Antrich, Emmel, Edmund Fischer, Hoch, Hofrichter, Hüttmann, Jäckel, Leutert, Raute, R. Reikhaus, Rissel, Schmidt (Meißen), J. Simon.

Raumann / Steuerfragen

Jetzt während des Krieges können wir sicherlich keine völlige Neuordnung der Steuern herbeiführen, weil für eine solche die ausbleibenden und ausführenden Arbeitskräfte fehlen. Das, was jetzt getan wird, muß seiner Natur nach „Provisorium“, das heißt vorläufige Arbeit sein. Immerhin aber darf uns diese Erkenntnis nicht zur Oberflächlichkeit verführen, denn es ist eine alte Erfahrung, daß man Steuern, die einmal eingeführt sind, sehr schwer wieder los wird. Außerdem darf man sich nicht dem schönen Traum hingeben, als würde gleich nach dem Kriege ein wirklich einheitlich durchdachtes Steuersystem erscheinen. Auch nach dem Kriege wird aus der Hand in den Mund gearbeitet werden, und zwar um so mehr, je weniger jetzt ernsthafte Grundsätze eingeführt werden. Die Steuergesetzgebung während des Krieges bedarf deshalb der sachlichen Solidität und soll nicht aus Bequemlichkeitsgründen fix fertig gemacht werden.

Nun ist es wohl zwar richtig, daß der gegenwärtige Schatzsekretär Helfferich ein sehr großes allgemeines Vertrauen genießt, aber die bisherige hervorragende Tätigkeit Helfferichs bewegte sich nicht gerade auf dem Gebiet des Steuerwesens. Auf diesem ist er in kaum höherem Grade Fachmann als die alten Vertreter der finanziellen Staatsämter und der politischen Parteien auch. Er ist unser anerkannter Kapitän der Reichsfinanzen, aber die Veranlagung von jährlich 500 Millionen Mark ist überhaupt nicht bloß eines Mannes Wert. Sowohl die Finanzreform von 1909 wie die Aufstellung des Beibrbeitrages von 1913 ist keines-

wegs dadurch schlechter geworden, daß die parlamentarische Maschinerie sich ernsthaft beteiligte. Und wenn auch gerade wir im Jahre 1909 mit dem Gesamtergebnis unzufrieden waren, weil damals die Erbschaftsteuer des Kindererbes fehlte und weil andere damalige Bestimmungen uns bedenklich schienen, so war doch eben für die damalige Gesetzgebung eine Mehrheit vorhanden, die ihrerseits die Verantwortung übernahm. Solche Verantwortung aber setzt Durcharbeitung voraus. Es ist selbst vom Standpunkt der Regierung aus nicht wünschenswert, daß später alle Einwendungen, Klagen und Beschwerden, an denen es nicht fehlen wird, sich nur gegen die Regierung richten. Auch im Kriege also muß diese Sache in gewohnter Weise geprüft und durchgearbeitet werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei Reibungen und Gegensätze zutage treten. Der gute Wille, dem Vaterlande das Notwendige zu geben, ist allseitig vorhanden, und es fragt sich nur, von wem und wie die Millionen abgehoben werden.

Es gibt in allen Steuerverhandlungen einen glitzernden, ungreifbaren und doch wirklichen Begriff: die Abwälzbarkeit. Wenn die Abwälzbarkeit immer eine ganz vollständige wäre, so würde es fast gleich sein, von wem das Geld abgenommen wird, weil der Besteuerte ja dann doch in der Lage sein würde, das, was man ihm entzieht, sofort anderen Leuten wieder aus den Taschen zu holen. Zweifellos gibt es Fälle, in denen der Besteuerte durch die Besteuerung sogar reicher geworden ist, weil er unter dem Geschrei, er sei besteuert worden, seine Verkaufspreise erfolgreich nach oben abrundete. Gewisse Industrien sind auf diese Weise klagend aufwärts gebiehn. Andere aber waren nicht so glücklich, denn niemand kann den Markt vorher beurteilen, auch nicht die ältesten Händler. Wir erinnern uns an die vielen Eingaben, die im Jahre 1909 verfaßt wurden, nach denen jedes Gewerbe seinen Untergang vor Augen sah, das auf der Steuertagesordnung stand. Von diesen Sorgen haben sich viele nicht verwirklicht. Auch die Tabakindustrie hat trotz ihrer tatsächlich großen Empfindlichkeit die Prüfungen der vergangenen Steueroperationen besser überstanden, als sie selber nach ihren sorgenvollen Berichten für möglich hielt. Die Bevölkerung gewöhnte sich an höhere Preise und etwas verschobene Qualitäten. Aber allerdings, wer konnte das genau so voraussehen? Selbst in Friedenszeiten bei sehr günstiger Gesamtentwicklung war es ein Wagnis. In viel höherem Grade gilt das nun während des Krieges. Ohne beim gegenwärtigen Stande der Beratungen etwa ein letztes Wort zu sprechen, müssen wir anerkennen, daß die Verweisung auf die Abwälzbarkeit der Belastungen heute weit unsicherer ist als jemals sonst. Man kann zwar dem Staatssekretär helfend zugeben, daß augenblicklich während des Arbeitermangels und während des hochgesteigerten Kriegsbedarfes auch bedeutende Verteuerungen des Rauchtobackes an sich möglich sind, ohne daß die Löhne sinken. Jetzt wird das Unbehagen mehr auf Seite der Verbraucher sich zeigen. Wie aber die gesteigerten Preise sich in den Volksbedarf nach dem Kriege einfügen, ist und bleibt dunkel. Es würde darum zu fragen sein, ob man nicht die ganze doch immer wiederkehrende Tabakfrage bis nach dem Kriege liegen lassen sollte, wo man dann die früher vergeblich von Bismarck angeregte Monopolmöglichkeit nochmals gründlich beraten könnte. Will man übrigens die Wirtschaftsgemeinschaft mit Oesterreich-Ungarn in Zukunft besser pflegen, so bietet gerade der Tabak ein Gebiet, auf dem wir von den

österreichisch-ungarischen Erfahrungen gewiß noch manches lernen können.

Besentlich anders scheint uns die Sache dort zu liegen, wo ein Staatsbetrieb in Frage kommt, wie bei Post und Eisenbahn. Hier handelt es sich um keine unmittelbare Gefährdung kleiner wirtschaftlicher Existenzen, höchstens um Verlangsamung der künftigen Einstellung von Personal, und selbst dieses kaum. Die Fragestellung ist eine ganz andere: Soll der Staat an seinen Verwaltungsmonopolen etwas Beachtliches zu verdienen suchen? In guten und friedlichen Zeiten wird man diese Frage gern verneinen, aber unter dem Zwange der Kriegsbelastungen bekommt jedes Staatsmonopol ein zweites Gesicht. Der Staat der nächsten Periode wird voraussichtlich ein sehr monopolistischer Erwerbsstaat sein müssen, wenn er seinen Verpflichtungen genügen will. Das wird unseres Erachtens noch auf ganz anderen Gebieten zutage treten als nur bei den Verkehrsanstalten, aber diese sind geeignet, einen Anfang mit der notwendigen neuen Methode zu machen. Schon im Frieden konnte man sich gelegentlich die Frage vorlegen, ob beim Steigen aller Ausgaben, Gehälter und Löhne die dauernde Aufrechterhaltung altgewohnter Verkehrspreise sachlich gerechtfertigt sei. Eine Volkswirtschaft, in der alles teurer wird, kann sich nur schwer den Luxus erlauben, ihre zentralen Verkehrsinstitute auf früheren Preisen festzuhalten. Möglich ist, daß die Beweglichkeit der Güter- und Nachrichtenbewegung etwas verlangsamt wird, aber diese Verlangsamung gehört eben dann zum Gesamtschicksal, das wir in allen Beziehungen gemeinsam werden tragen müssen. Von vornherein ist keine Steuer angenehm und jede bedeutet eine Kräfte-Entziehung für die Gesamtheit, aber zentraler im modernen Wirtschaftsbetriebe ist kaum etwas als der Versand. Hier wird keine einzelne Berufsschicht als solche getroffen, hier werfen alle Betriebsarten ihr tägliches Scherflein ab.

Daselbe gilt auch von dem Quittungstempel. Er ist nicht einseitig belastend, aber er ist sehr umständlich. Auch der Hinweis darauf, daß sich England längst mit derartigen Einrichtungen befreundet mußte, beseitigt das Unbehagen nicht, das der Satz bei uns hervorruft: „Jeder, der eine Geldzahlung von mehr als 10 M. im Inland empfängt, hat über den Empfang eine zu versteuernde Quittung zu erteilen!“ Die Schreiberei wächst. Doch da wir Brotkarte, Butterkarte und teilweise auch noch mehr Karten vertragen gelernt haben, ist die Abstreifung fast des letzten Restes alter Unmittelbarkeit im Tagesverkehr nichts an sich Unmögliches. Findet man nichts Besseres, so wird man hier zugreifen müssen. Jeder, der gegen eine Steuerform Einwendungen macht, soll eine bessere vorschlagen.

Der Hauptkampf wird um Art und Umfang der direkten kapitalistischen Besteuerung ausgefochten werden. Dabei ist der Entwurf einer Kriegsgewinnsteuer selbst nicht sehr angefochten, es wird nur bestritten, daß er als Gegengewicht gegenüber sehr fühlbaren Verbrauchs- und Verkehrsbelastungen genüge. Während nämlich die sogenannten indirekten Steuern bleibende, jährlich wiederkehrende Auflagen sind, ist die Kriegsgewinnsteuer als einmalig gedacht. Das hat mit großer Klarheit Abg. v. Payer hervorgehoben. Da es nicht möglich ist, die Kriegsgewinnsteuer von vornherein zu veranschlagen, so fehlt auch jeder Maßstab, um zu wissen, ob die Einmaligkeit so stark sein wird, daß sie als Gegengabe irgendwie in Betracht kommt. An

dieser Stelle entsteht der Schein oder auch vielleicht die Wirklichkeit der Benachteiligung der besitzloseren Klassen. Zugegeben zwar, daß der Tabaksteuerentwurf die billigeren Tabake verhältnismäßig schont und daß Verkehrs- und Quittungsabgaben mehr vom Großgeschäft als vom Kleingeschäft getragen werden, so bleibt doch die große schwere Tatsache bestehen, daß durch den Krieg eine unglaublich breite Rentnerschicht entsteht, die damit nicht genug getroffen ist, daß man ihr einmalig eine Kriegszuwachssteuer abnimmt.

Dieses Mißverhältnis zwischen indirekter und direkter Besteuerung würde nun noch greller wirken, wenn nicht gleichzeitig die Einzelstaaten und Ortsgemeinden ihre Ansprüche an Vermögens- und Einkommensteuern steigerten. Darin aber hat Staatssekretär Helfferich natürlich recht, daß wir nicht von den Reichsteuern allein reden dürfen, ohne die Staats- und Kommunalzuschläge zu berücksichtigen. Als Durchschnitt kann in Preußen angenommen werden, daß die Gemeinden das Doppelte der Staatssteuern erheben. Aber auch wenn man das alles anerkennt, bleibt eine Lücke: das Kriegsgewinnsteuergesetz erfaßt den Zuwachs, aber nicht das vorhandene vom Krieg gesicherte Vermögen. Der Vorschlag der Fortschrittlichen Volkspartei geht deshalb auf Forterhebung des Wehrbeitrages. Dabei kommt es uns weniger darauf an, daß genau diese Form gewählt wird, als auf die kapitalistische Steuer an sich.

*

Man vergesse dabei nie, daß das alles erst ein Stimmen der Instrumente ist! Die wirklich starken Steuer-vorlagen kommen erst nach dem Krieg. Dann wird weder die bisherige Art der Verbrauchsbesteuerung noch die Steigerung der bisherigen direkten Steuern genügend sein. Wir werden große zentrale Wirtschaftsbetriebe zwangsweise zu Syndikaten machen müssen, um ihnen viele Hunderte von Millionen auferlegen zu können. Das wird viel Reizen und Stöhnen geben und viel Preissteigerung an allen Ecken. Vorläufig hat man sich an die eigentlich neuen Steuerprobleme noch nicht herangewagt; wohl mit Recht, denn noch sind sie nicht hinreichend durchdacht. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Haushaltskommission des Reichstages über ihre gegenwärtige Aufgabe häufig hinaus schauen wird auf die größere Last der Zukunft. Dabei hoffen wir noch, daß in gewissem Umfange der Feind uns helfen möge zu bezahlen.

W. Log-München / Die geplante Besteuerung des Verkehrs in Deutschland

Schluß

4. Würdigung der Finanzpolitik.

Um vom Gesamtinteresse aus zu den geplanten Verkehrsbelastungen Stellung ohne Voreingenommenheit nehmen zu können, ist es nötig, ein ungewöhnliches Maß von Resignation mitzubringen.

Die deutschen Reichsfinanzen krankten von Anfang an daran, daß ein brauchbares bewegliches Element in den Reichseinnahmen fehlt, solange bloß Matrikularbeiträge der Einzelstaaten und nicht wiederkehrende veranlagte Steuern von den Reichsangehörigen den finanziellen Ausgleich bei Fehlbeträgen liefern. Diese Schwierigkeit macht sich doppelt jetzt geltend, während ein riesiger Verzinsungsbedarf für die Krieganleihen neben den laufenden Ausgaben zu decken ist. Wenn auch keine Ziffern über die Steuerertragnisse während des Krieges bekannt sind, so ist sicher anzunehmen, daß wäh-

rend des Krieges weder die Zölle noch die Brantweinsteuer, Zuckersteuer, Brausteuern, Effektenstempel, Abgabe von Gesellschaftsverträgen, Schlußscheinstempel normale Erträge haben liefern können. Es kommen also die Sorgen der finanziellen Deckung der Lasten nach dem Kriege noch gar nicht bei den jetzigen Anforderungen in Betracht, sondern nur die Sorgen des Augenblickes. Erfreuliche Einnahmen dürfte allerdings der Wehrbeitrag gebracht haben. Wieviel aber die Vermögenszuwachssteuer — abgesehen von der Kriegsgewinnbesteuerung — bei andauerndem Kriege liefern dürfte, ist recht zweifelhaft. Es sind sicher auch von Leuten, die nicht Kriegsprofiteure sind, Ersparnisse während des Krieges gemacht worden; wieviel Vermögensminderungen bei denselben und anderen Personen aber diese Ersparnisse aufwiegen, ist eine sehr interessante und ernste Frage.

Das Reich ist nicht im Besitze beträchtlicher Erwerbsunternehmungen. Abgesehen von den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, der Reichsdruckerei usw. kommt in erster Linie nur die Reichs-Post- und -Telegraphenverwaltung in Betracht. Von deren Gebiet sind Bayern und Württemberg losgetrennt. Dadurch, daß die Eisenbahnneze — abgesehen von Elsaß-Lothringen — einzelstaatlich sind und das Postwesen nicht innerhalb Deutschlands einheitlich organisiert ist, fehlt die Möglichkeit, daß das Reich durch direkte Einwirkung auf solche Unternehmungen Mehreinnahmen durch Ersparungen und technische Fortschritte durchsetzt. Ebenso wenig hat man den an sich naheliegenden und gewiß nicht ganz unmöglichen Weg gewählt, feste Abgaben von den Verkehrsunternehmungen zu fordern und es ihrer Sachkunde zu überlassen, wie sie sich dafür entschädigen, — ein Weg, der wohl in vielem weniger bedenklich wäre als die Auflage einer sehr viel Schreib- und Rechenarbeit fordernden Abgabe vom einzelnen Verkehrsakt. Immerhin sind die geplanten Steuern auf Frachtverkehr und die Abgaben von den Leistungen von Post und Telegraph ein kleineres Übel, als Belastungen, die noch weniger als diese den Grundfäden der Bestimmtheit, Wohlfeilheit, Bequemlichkeit entsprechen würden. Außerdem sind, wenn die Regierungsschätzungen wirklich zutreffen, große Einnahmen gegenüber der Belästigung und Belastung zu erwarten.

Dafür würden aber bei unveränderter Annahme der Steuergesetzentwürfe eine Anzahl Unannehmlichkeiten in den Kauf genommen werden müssen, über die sich hinwegzutäuschen recht bedenklich wäre. Alle Belastung von Verkehrsakten hat weit über den einzelnen steuerpflichtigen Akt hinausgehende Wirkungen. Es ist selbstverständlich, daß ebenso wenig der Verkehr wie der Tabak oder der Brantwein eine Steuerlast aufbringt, sondern es können dies nur Menschen, teils Geschäftsleute, teils Privatleute, vor allem, indem sie ihren sonstigen Verbrauch einschränken. Gegenüber einer Steuer auf Verbrauchsgegenstände wie Salz, Zucker, Tabak usw. hat eine Steuer auf Güterbeförderung zunächst, soweit sie nicht auf den Geschäftsleuten liegen bleibt, die besondere Wirkung, daß sie rücksichtslos ebenso sehr die Versorgung mit notwendigen wie mit entbehrlichen Dingen verteuert. Bei einer Verbrauchssteuer weiß man, ob notwendiger oder entbehrlicher Massenverbrauch belastet wird, bei einer Transportbesteuerung wird unterschiedslos die Lebenshaltung verteuert und eine Verteuerung der Geschäftsspeisen herbeigeführt. In einem Falle hat die Begründung dies anerkannt, indem sie Befreiung der Mischsendungen von dem Frachtfurkundenstempel ankündigt. Aber der Effekt einer sehr beträchtlichen Verteuerung der allgemeinen

Lebensbedingungen ist unabwendbar. Finanziell wird dadurch auch wieder die Rentabilität der einzelstaatlichen Eisenbahnen recht erheblich bedroht, sobald nämlich eine Abnahme oder wenigstens nicht die regelmäßig bisher zu erwartende Zunahme der Transporte eintritt. Außer den einzelstaatlichen Finanzen werden berührt alle diejenigen Privatleute in ihrem Haushalt und in ihrer Geschäftssphäre, welche Transportakte unterlassen, weil der Nutzen der Beförderung durch die Verteuerung aufgezehrt wird. Nicht also nur, wer die Steuer zahlt und trägt, wird von ihr berührt, sondern auch, wer sich ihr durch Verzicht auf Transportakte entzieht. Das gleiche gilt wie von dem Eisenbahngüterverkehr auch von dem Nachrichten- und Geldbeförderungsdienst der Post und von Telegraph und Telephon. Hinsichtlich der Belastungen des Gütertransports und der Leistungen von Post und Telegraph wird das Urteil davon abhängen, wie man sich Deutschlands Stellung nach dem Kriege vorstellt. Denn die Verteuerung wird nachwirken, auch wenn, was kaum zu erwarten ist, bei Friedensschluß die Postabgaben und Transportverteuerungen sofort wegfielen. Der Preiskampf im Sinne der Rückwärtsrevivierung erhöhter Preise ist mit ebensoviele Reibungen und weit größerer Schwierigkeit für das Wirtschaftsleben verbunden als die allgemeine Hinaufsetzung der Preise. Bleibt Deutschland nach dem Kriege ein Land hoher Preise, teurer Frachten, teuren Nachrichtendienstes, so bedeutet dies Inferiorität, sofern die Absicht und Hoffnung besteht, nach dem Kriege die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands wiederaufzunehmen. Anders, wenn der Gedanke einer mitteleuropäischen Konzentration genügen und entschädigen sollte. Wer weltwirtschaftlich konkurrieren will, wer insbesondere nach dem Frieden Amerika gegenüber die alte Stellung wahren oder nur wieder gewinnen will, der steht unter dem unerbittlichen Zwange, daß jede Besteuerung unerträglich im Weltwettbewerb ist, die nicht bloß den entbehrlichen Verbrauch, das wirklich erworbene Einkommen oder auch die Erbschaften belastet.

Erste Forderung an die, welche es für ihre Pflicht halten, in der jetzigen schweren Lage die Transportsteuern und Postabgaben zu bewilligen, müßte sein, sich durch eine Fristbestimmung im Steuergesetz zu sichern, daß sofort nach Friedensschluß von selbst diese Lasten wegfallen.

Etwas anders ist der vorgeschlagene Quittungsstempel zu beurteilen. Es ist Erfahrung, daß, wo immer eine Quittungssteuer eingeführt wurde, sie dauernder Bestandteil des Steuersystems geblieben ist. Handelte es sich um einen harmlosen Quittungsstempel, so wäre auch nicht abzusehen, daß dieser als dauernder Bestandteil des deutschen Steuersystems so sehr viel Schaden anrichten könnte. Wesentlich an dem deutschen Projekt ist jedoch, daß es viel mehr als ein Stempel anläßlich des freiwilligen Aktes einer Quittungsausstellung ist. Durch Quittungszwang und Ausdehnung auf bare Kaufgeschäfte Zug um Zug und auf bargeldlose Zahlung ist es etwas ganz anderes geworden. Ist auch unleugbar, daß der Gesetzesentwurf sehr fein und kunstvoll ausgearbeitet ist und nur sprachlich zum Teil recht schwer verständlich erscheint, so bleibt bei dieser Ausdehnung der Steuerpflicht zweierlei Wirkung kaum vermeidbar: eine gewaltige Komplikation im alltäglichen Zahlungsverkehr, verbunden mit einer Menge heute kaum erschöpfend aufzuzählender Belästigungen durch Quittungsschreiberei, außerdem beträchtliche Wirkungen auf den Bankbetrieb. Gewiß ist mit viel Sachverständnis in der Begründung ausgeführt, wie sehr sich der Gesetzgeber bemüht, möglichst in die Korrespondenzbureaus

und nicht in die Buchhaltereien der Banken die Berechnung des Quittungsstempels zu verlegen. Bis sich aber die Steuer eingelebt hat, werden sehr viele schwierig zu entscheidende zweifelhafte Fälle entstehen und sehr viele Kontrollen über Beobachtung des Gesetzes innerhalb des Betriebes der Banken, vollends anderer „Kassenhalter“, die auch durch das Gesetz betroffen werden können, nicht ausbleiben. Daher dürfte um der Steuer willen eine Personalvermehrung vielfach unvermeidlich werden. Dann würde einer der Fälle vorliegen, in welchen die Steuer den Besteuernten viel mehr kostet, als sie dem Staate einbringt; der Gedanke, welcher zur Rechtfertigung von in Stempelform erhobenen Verkehrssteuern geltend gemacht wird, daß zwar die Leistungsfähigkeit nicht sehr genau berücksichtigt, dafür aber Bequemlichkeit und Wohlfeilheit der Besteuerung virtuos erreicht werde, wird kaum zum Preise dieses Steuerprojekts ausgesprochen werden können. Gewiß ist zuzugeben, daß der Gesetzgeber sich mit Sachkenntnis bemüht hat, dahin zu wirken, daß möglichst die Banken nur als Einkassierer der Quittungssteuer, nicht als deren schließliche Träger in Betracht kommen sollen. Aber eine Wirkung bleibt dann doch, wenn auch die Steuer der Bankkundschaft aufgebürdet wird: wer mit deutschen Banken arbeitet und von ihnen Zahlungen sich gutschreiben läßt, hat mit besonderen Spesen zu rechnen. Dazu kommen noch die Wirkungen der Portoverteuerung. Die Spesenmehrung muß getragen werden und kann getragen werden, soweit wir Deutsche in Betracht kommen. Aber hofft man etwa die Position, welche London vielleicht durch den Krieg sich verschert hat, als Geldausgleichsstelle der Welt, für Deutschland zu erobern, wenn jede bargeldlose Zahlung in Deutschland künftig mit nicht unerheblichen Spesen belastet ist?

So sehr verständlich und begreiflich der Widerwille der einzelstaatlichen Finanzminister und Landtage ist, dem Deutschen Reiche den Zugriff auf Einkommensteuer oder Vermögenssteuer zu gestatten, so bleibt doch fraglich, ob wir, nachdem wir so viel in diesem Kriege umlernen mußten, nicht auch angesichts der Bedenklichkeit der vorgeschlagenen Steuern und der Gründe, die für eine den Ertrag mindernde Umarbeitung dieser Steuern sprechen, gerade im Interesse der kapitalistischen Position Deutschlands im Weltverkehr direkte Reichssteuern als das kleinere Uebel zu betrachten hätten, wenn einmal gründlich mit den Finanzschwierigkeiten des Reiches aufzuräumen ist. Die Schwierigkeiten sind gewiß in politischer Hinsicht gar nicht zu überschätzen. Aber daß auch mit dem vorgeschlagenen System der Finanzreform überaus große Bedenken — vor allem wenn mehr als Tabaksteuererhöhung und ein wirklich harmloser Quittungsstempel dauernd bleiben — verbunden sind, ist vielleicht manchem Leser durch diese Ausführungen glaubhaft gemacht worden.

Wilhelm Heile / Die Spaltung der Sozialdemokratie

Noch kann man nur von einer Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sprechen; die Partei, als solche ist in der Form, als Organisation, unberührt von dem Vorgang, der sich in der letzten Woche im Reichstagegetragen hat. Aber nur in der Form. In der Tat ist die Kluft zwischen denen um Haase und Ledebour und der

Parteimehrheit so breit und abgrundtief, daß kein Parteitag so viel Kraft und Einheitswillen haben wird, wie nötig ist, um solchen Spalt zu überbrücken. Der „Vorwärts“ tut zwar so, als glaube er nach wie vor, daß eine Spaltung der Partei noch immer vermieden werden könne. Alle Äußerungen von wirklich führenden Köpfen der Sozialdemokratie rechnen aber mit dem endgültigen Bruch so sicher wie mit einer vollzogenen Tatsache.

Auch uns will scheinen, als ob jeder Versuch, zwischen den feindlichen Brüdern oder vielmehr Genossen zu vermitteln, von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt sei. Denn der stürmische Zusammenprall vom 24. März und die noch am gleichen Tage erfolgte Zerschneidung des Lischtuches sind doch nicht etwa zufällige Begleit- und Folgeerscheinungen der Handlungsweise des seitherigen Parteivorstehenden, jetzigen Minderheitsführers Haase, wenngleich die Unterstützung seines wirklich recht vollständigen Bruches mit den Grundsätzen von Treu und Glauben schon für sich allein ausgereicht hätte, um ihm und seiner Anhängerschaft einen Platz außerhalb des alten Fraktionsverbandes zu sichern. Nicht um einen einmaligen Skandal hat es sich gehandelt, sondern um das notwendige Ergebnis einer jahrelangen, durch die Ereignisse und Forderungen des Krieges beschleunigten und gesteigerten Entwicklung. Fast könnte man sich wundern, daß die Mehrheit nicht schon längst die reinliche Scheidung von jenen Elementen herbeigeführt hat, die — Spaltpilze ihrem Wesen nach — die aufbauende Mitarbeit in der Reichspolitik auch im Kriege ständig zu erschweren und zu untertreiben bemüht waren. Wie aber sollte die Scheidung erwirkt werden? Das Parteigesetz bestellt für solche Fälle den Parteitag zum Richter. Diesen während des Krieges einzuberufen, ist ein äußerst schwieriges und bedenkliches, wenn nicht unmögliches Unternehmen. Es blieb deswegen schon um der grundsätzlich weitgehenden Duldsamkeit willen nichts anderes übrig, als die unbeirrte ständige Wiederholung des Versuches, die Minderheit zur Mitarbeit zu gewinnen unter sorgfältiger Vermeidung alles dessen, was vom späteren Richter Parteitag als Vergewaltigung ausgelegt werden könnte. Nun aber ist der Entschluß zur Trennung doch noch von der Mehrheit ausgegangen. Der Zustand war für sie unerträglich geworden, und mit der gleichen Formel, mit der Herr Liebknecht der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde, hat sie dem Zustande ein Ende gemacht durch den Beschluß, daß „Haase und diejenigen Fraktionsmitglieder, welche die gemeinsam gefaßten Fraktionsbeschlüsse gröblich mißachten und öffentlich durchkreuzen, dadurch die aus der Fraktionszugehörigkeit entspringenden Rechte verwirkt haben“.

Daß ein Mann wie Liebknecht im Rahmen einer Fraktion, die auf sich hält, auf die Dauer unmöglich ist, das kann der Abgeschobene selbst im Ernst nicht bestreiten. Warum aber ist es unmöglich geworden, daß der Mann, den erst der letzte Parteitag vor dem Kriege zum Parteivorstehenden gewählt hat, und mit ihm sein Anhang in der Fraktion und vielleicht sogar in der Partei, noch länger geduldet wird? Der Gedanke läßt sich nicht so ohne weiteres von der Hand weisen, daß die sozialdemokratische Partei seit ihrem Bestehen den radikalsten Internationalismus gepflegt und sich an dem schönen Glauben berauscht hat, daß alle Kriege ein Ende hätten, wenn ihre Ideen die Welt beherrschen würden. Was aber ist der Sprachschah des alten frommen Glaubens angesichts der Tatsache, daß die Sozialdemokraten der feindlichen Staaten gar nicht daran denken,

ihren internationalen Traum höher zu bewerten als ihre tatsächliche Verbundenheit mit dem Staat, in dem sie leben? Auch wenn überall Sozialdemokraten im Besitze der Macht wären, würden sie nicht imstande sein, ohne Anwendung von Macht und Gewalt die großen weltgeschichtlichen Streitfragen des Staatenlebens der Völker zu lösen. Jetzt aber, mitten im ungeheueren Zusammenstoß der stärksten Waffengewalten nicht bloß einmal still für sich dem Traume nachzuhängen, wie schön es wäre, wenn . . ., sondern so zu stimmen und zu tun, als ob ihr Widerspruch gegen die Tatsache des Krieges ein Mittel zu seiner Beendigung wäre, das ist nicht mehr die folgerichtige Anwendung der alten Parteilehre, das ist ein Spiel mit Zukunftsträumen, das den Zusammenbruch des staatlichen und wirtschaftlichen Daseins unseres Volkes bedeuten würde, wenn nicht glücklicherweise die Zahl der Träumer zu gering wäre, um einen wirklich gefährlichen Einfluß zu haben.

Eduard Bernstein, der seit Jahrzehnten in der inneren Politik einer der Führer des Revisionismus ist, jetzt aber im Lager derer um Haase steht, hat kürzlich ausgeplaudert, daß für ihn die Verweigerung der Mittel für die Kriegszwecke nur ein grundsätzliches Bekenntnis sei, das man sich leisten könne, weil es ohne praktische Folgen sei. Er hat es nicht mit diesen Worten gesagt, aber so war der Sinn. Und so etwa mögen sich auch die anderen beruhigen, wenn ihr Gewissen im Zweifel ist. Es hat keinen Zweck, gegen solche leichte Unterbauung politischer Handlungen zu eifern. Es ist auch zwecklos, den Fanatikern des frommen Kinderglaubens der Partei beweisen zu wollen, daß sie mit ihrem Verhalten Volk und Vaterland mitten im Entscheidungskampfe in den Rücken fallen. Was den eigenen Parteigenossen nicht möglich war, ist für den Gegner von vornherein aussichtslos. Viel mehr als die Frage, wie können die um Haase nur so handeln, beschäftigt uns die Frage, was wird nun aus der Sozialdemokratie werden?

Im Reichstag gibt es jetzt zwei Fraktionen, im Lande aber immer noch eine Partei. Die kleine Fraktion der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft wird wohl noch einigen Zuwachs zu ihrer 18köpfigen Mitgliedschaft bekommen. Liebknecht und Rühle stehen noch ganz abseits. Auch die Bierzehn um Hoch und Emmel, die nicht bloß in ihrer Erklärung zur Spaltung der Fraktion, sondern schon längst zwischen Scheidemann und Haase hin und her schwanken, kann man nicht mit Sicherheit als Angehörige der Parteimehrheit betrachten; noch aber gehören sie tatsächlich dazu. Die Ahtzehn werden vermutlich in der nächsten Zeit bestrebt sein, in allem andere Wege zu gehen als die Mehrheit, um hernach auf dem Parteitage möglichst sinnfällig darstellen zu können, wie sehr die Mehrheit die alten Grundsätze der Partei verraten habe. Und vielleicht wird die Sorge, daß das nicht ohne Eindruck auf gläubige Gemüter bleiben könnte, die Mehrheit veranlassen, in ihren Reden und Entschlüssen Rücksicht zu nehmen auf das drohende Reitergericht des nächsten Parteitags.

Das erste Empfinden bei den Beteiligten selber wie bei uns Zuschauern war ziemlich allgemein ein aufatmendes. Endlich, Gottseidank! Ob es aber wirklich richtig ist, die Fraktionstrennung als ein Glück für die sozialdemokratische Partei zu betrachten, weil sie die Befreiung der beiden streitenden Brüder von lästigem und unnatürlichem Zwang bedeutet, das steht doch noch sehr dahin. Wenn die Abbröckelung von der Partei im Lande hinterher nicht größer wird als die im Reichstag von der Fraktion, so würde eine

Gesundung der sozialdemokratischen Partei und vielleicht auch in gerader Fortwirkung eine Gesundung des ganzen deutschen Parteilebens die Folge sein können. Eine von Scheidemann, Heine, David, Südekum und den Gewerkschaftsführern geleitete Sozialdemokratie kann weder in Angriff noch in Abwehr mit den Erinnerungen an die alten Kaufereien zwischen Sozialisten und Sozialistenstörern belastet werden; sie steht vor der Geschichte da als Trägerin einer sozialen und demokratischen Staatsauffassung, die auch dem vaterländischen Staatsgedanken in schwerer Zeit eine wertvolle und zuverlässige Stütze gewesen ist. Mit dieser Sozialdemokratie gemeinsam am Neuaufbau des inneren politischen Lebens nach dem Kriege und am weiteren Ausbau des Reiches zu arbeiten, wird dem Liberalismus von selbst naheliegen und kann auch dem Zentrum und den nicht völlig befangenen Konservativen nicht unmöglich sein. Das große Erlebnis des Krieges hat von Scheidemann bis hinüber zu Hegdebrand eine Brücke des Verständnisses für die Daseinsberechtigung und die Beweggründe des Handelns der Gegner geschaffen, daß es den Führern der Parteien nicht schwer sein kann, ihre Anhänger zu einer besseren, vornehmeren, gerechteren Art des Austrags der Meinungsverschiedenheiten in Parlament, Presse und namentlich auch Wahlkampf zu erziehen, als sie vor dem Kriege leider vielfach üblich war. Bleibt es bei der Abbröckelung von einigen unentwegten Doktrinären, so wird das Ereignis vom 24. März für die Sozialdemokratie in der Tat nur eine Befreiung von schwierigen Elementen bedeuten und damit eine Vergrößerung ihrer Arbeitsmöglichkeit und ihres praktischen Einflusses. Haben aber die Haase, Ledebour und Liebknecht wirklich den Anhang unter den Parteimassen, den sie zu haben glauben, dann werden wir damit rechnen müssen, daß sich links von der jetzigen sozialdemokratischen Partei eine Partei der fanatischen Gralswächter margischer Lehren aufbaut, die ihren Lebensinhalt wenigstens zunächst in einem wilden Treiben der unbedingten Verneinung, des sinnlosen Hasses suchen. Bei den nichtsozialdemokratischen Parteien und mehr noch bei der Reichs- und preussischen Staatsregierung wird es liegen, ob solches Tun im Volke, bei den heimgekehrten Kriegern, Zustimmung findet. Wird etwas aus der Neuorientierung unserer inneren Politik, so wird sicher nichts aus den Plänen der Liebknecht und Ledebour. Wird aber der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg daran gehindert, die stolzen zukunftsrohen Ankündigungen der preussischen Thronreden in die Tat umzusetzen, so sind die Folgen allerdings unabsehbar. Wie schon jetzt die um Haase ihre stärksten Förderer und besten Werber auf der äußersten Rechten finden, so wird auch nach dem Friedensschlusse ihr Erfolg und Mißerfolg steigen oder sinken mit dem Einflusse, den ihre unbelehrbaren Gegenspieler oder — sagen wir besser — unfreiwilligen Mitspieler auf Reichs- und Landespolitik haben.

Sermann Barge / Romain Rolland und wir

In einem seiner seit Kriegsbeginn veröffentlichten, vor einiger Zeit unter dem Titel „Au-dessus de la mêlée“ („Über dem Handgemenge“) gesammelt herausgegebenen Aufsätze schreibt Romain Rolland: „Ich habe mir Rechenschaft ablegen können über sehr viele Tatsachen, die den meisten Franzosen entgehen. Die erste, die überraschendste, die unerwartetste ist, daß es im ganzen Deutschland keinen wirklichen Haß gegen Frankreich gibt (aller Haß ist gegen England ge-

richtet).“ Damit ist die bei Kriegsbeginn in Deutschland vorherrschende Stimmung zweifellos richtig wiedergegeben. Und auch heute, wo wir mit Bewunderung die Flutwellen des Hasses in Frankreich gegen alles, was deutsch heißt, von Woche zu Woche höher steigen sehen, wollen wir uns gleichwohl bei dem Gedanken nicht beruhigen, daß Deutschland und Frankreich ewig in Feindschaft gegenüberstehen und nie wieder auf politischem und kulturellem Gebiete sich dauernd verständigen sollen. Darum sind gewiß weite Kreise in Deutschland von vornherein geneigt, Rolland, der sich vor dem Kriege wie wenige seiner Landsleute um ein tiefes Eindringen in deutsche Wesensart bemüht hat, aufmerksam zuzuhören, wenn er in der ausgesprochenen Absicht das Wort ergreift, Mißverständnisse zwischen den kriegführenden Nationen aus dem Wege zu räumen, schützend seine Hände auszubreiten über den bedrohten Schatz gemeinsamen Kulturgutes, nach seinen Kräften mit dahin zu wirken, daß der Wiederkehr eines die Blüte der Nationen dahinraffenden Krieges wie des gegenwärtigen für immer vorgebeugt werde.

Und liest man seine Darlegungen im Zusammenhange, so wird man von manchem Appell an die Menschlichkeit, manchem Protest gegen Ausbrüche eines maßlosen Chauvinismus wohlthuend berührt. In dem Aufsatz *Au-dessus de la mêlée* (15. September 1914), der der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, schreibt er: „Unter uns Völkern des Okzidents gab es keinen Grund für den Krieg. Trotz dessen, was eine Presse ständig wiederholt, vergiftet durch eine Minorität, die ihr Interesse daran hat, diese Äußerungen des Hasses zu unterhalten: Brüder Frankreichs, Brüder Englands, Brüder Deutschlands, wir hassen uns nicht!“

Sicher ist dieser Satz mehr aus der Seele unseres Volkes geschrieben, als aus der irgendeiner der uns feindlichen Nationen. Zwar liefert Rolland in späteren Aufsätzen den Nachweis, daß auch bei uns die Kriegspsychose ihre Spuren hinterlassen hat; aber zu Beginn des Krieges war die vorherrschende Stimmung in Deutschland eben jene, die in seiner oben zitierten Äußerung zum Ausdruck kommt. Ueberhaupt ist in den Kriegsanfängen zwar das Bewußtsein, das Recht auf ihrer Seite zu haben, bei den Franzosen ebenso stark ausgeprägt gewesen wie bei den Deutschen, aber kaum das Gefühl, daß es sich um einen vom Gegner unmittelbar aufgezwungenen, zur Verteidigung von Haus und Herd geführten Kampf handle. Wenigstens verraten die Proben von Briefen in das Feld ziehender französischer Krieger, die Rolland voll Stolz auf den darin bekundeten Gesinnungsschwung mitteilt, einen aggressiven Geist. „Der Krieg der Revolution gegen den Feudalismus beginnt wieder“, heißt es einmal. „Die Armeen der Republik schicken sich an, der Demokratie in Europa den Triumph zu sichern und das Werk des Konvents (!) zu vollenden.“ Und an einer anderen Stelle: „Man wird von uns in der Geschichte sprechen. Wir werden eine neue Ära in der Welt eröffnet haben. Wir werden das Alpdrücken des Materialismus und behelmten Deutschlands und des bewaffneten Friedens beseitigt haben. Alles dies wird vor uns zusammenbrechen wie ein Phantom. Frankreich ist immer dasselbe: Borvines (NB. hier siegte der französische König Philipp August 1214 über den deutschen Welfenkaiser Otto IV.), Kreuzzüge, Kathedralen, Revolution: immer die Ritter der Welt, die Paladine Gottes.“

Auch Rolland vermag sich dem Zauber solcher Zukunthoffnungen nicht zu entziehen: „Oh, meine Freunde, möge

euch nichts eure Freude trüben! Welches auch die Schadensbestimmung sei, ihr seid erhöht zu den Gipfeln des Lebens, und ihr habt dorthin mit euch euer Vaterland getragen. Ihr werdet siegen, ich weiß es! Wir wollen mit ihm ob solcher Worte nicht rechten, — um so weniger, als er ihnen alsbald eine scharfe Verurteilung des Kriegsfiebers folgen läßt, das, „von Tokio vor zehn Jahren kommend“, ganz Europa erfaßt hat. Hollands Gesinnungen sind es nicht, an denen wir Anstoß nehmen. Aber die Methoden, die er bei seiner Versöhnungsarbeit befolgt, erscheinen uns verfehlt; sie können unmöglich zum Ziele führen.

Was anderes könnte das Gedeihen dieses Versöhnungswerkes gewährleisten als der ehrliche Wille der Nationen, sich gegenseitig zu verstehen, — und zwar nicht nur in den Besonderheiten ihres Wesens, die dem Verständnis und der Neigung des anderen leicht eingehen, sondern in ihrer gesamten kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Bedingtheit. Und über das Verstehen hinaus gilt es auf beiden Teilen den ehrlichen Vorsatz fassen, verzeihen und vergessen zu wollen, was der eine von dem anderen an unverdientem Leid erfahren zu haben glaubt. Wir Deutschen wissen, daß wir damit unseren Gegnern etwas sehr Schweres zumuten, da gegenwärtig der Krieg fast ausschließlich auf ihrem Gebiete geführt wird und sie deshalb seine unmittelbaren Schrecken in ganz anderem Grade erleben als wir. Aber abgesehen davon, daß erniedrigende Beschimpfungen, wie man sie kübelweise über uns von allen Seiten ausgegossen hat, im Bewußtsein des davon Betroffenen tiefere Spuren hinterlassen können als zerstörte Kirchen und vernichtete Kunstschatze: der Name „Ostpreußen“ weckt wahrlich auch bei uns Erinnerungen an Kriegsgreuel der entsetzlichsten Art. Wir dürfen es uns, ohne uns zu überheben, zum Ruhme anrechnen, daß wir sie mit heroischer Gefaßtheit hingenommen haben: auch unsere leitenden Kreise haben die russischen Schandtaten in Ostpreußen niemals in den Mittelpunkt der öffentlichen Aussprache gerückt, weil sie diese Art des Kampfes für nicht ritterlich halten würden. Ueberdies weiß man ja, daß das beständige Aufwärmen gewisser Kriegsschrecknisse und das beharrliche Sichversenken in bestimmte, den Besiegten widerfahrene Leiden nicht lediglich edlen mitfühlenden Instinkten entspringt, sondern hart an das Gebiet einer pathologischen Empfindungswelt streifen kann.

Holland seinerseits denkt nicht daran, irgendeinen der den Deutschen wegen ihrer Kriegsführung gemachten Vorwürfe abzuschwächen, und wo er auf die Schuldfrage zu sprechen kommt — was er gern und mit Absichtlichkeit immer wieder tut —, sind seine Worte ganz auf den Ton ausgelassener Tiraden grimmiger Deutschenfresser gestimmt. Nur daß er unterscheiden zu müssen glaubt zwischen der gegenwärtig herrschenden, durch eine gewalttätige Regierung künstlich erzeugten öffentlichen Meinung in Deutschland, in deren Banne sich auch die gesamte offizielle deutsche Intelligenz befindet, und zwischen den Vertretern der wahren deutschen Kultur, die schon jetzt diesen Krieg verdammen und in ihrem Herzen die Gerechtigkeit der Sache der Alliierten anerkennen. Auf solchen Voraussetzungen baut er sein Zukunftsprogramm auf. Vorerst gilt es, das gegenwärtige „behelmte“ Deutschland niederzuschlagen, nachher Rechenschaft zu fordern für die Schandtaten, die während des Krieges auf sein Konto zu setzen waren (belgische Greuel, Reimser Kathedrale), darauf das „Ungetüm mit hundert Stöpfen, welches sich Imperialismus nennt“, für alle Zeiten

unschädlich zu machen. Dies letzte Ziel kann nur erreicht werden, wenn mit der Niederwerfung des „preußischen Militarismus“ der Anfang gemacht wird. „Der gefährlichste Imperialismus für uns Menschen des Westens, derjenige, dessen über das Haupt Europas heraufbeschworene Bedrohung es gezwungen hat, sich in Waffen gegen ihn zu vereinigen, das ist der preußische Imperialismus, der Niederschlag einer militärischen und feudalen Kaste, eine Geißel nicht nur für die übrige Welt, sondern für Deutschland selbst, dessen Gedankenwelt es vorsätzlich vergiftet hat. Er ist es, den man zuerst vernichten muß.“ Und mit ihm wird auch die deutsche Pseudokultur der letzten Jahrzehnte zusammenbrechen. Den großen Traditionen Goethes und Beethovens entfremdet, arm geworden an schöpferischen Leistungen, bildet sie mit ihrem veräußerlichten Wesen eine ernste Gefahr für den Fortschritt der wahren Kultur: „Selbst zugestanden, daß eure „Kultur“ vermöge eures germanischen Mastfutters die menschliche Pflanze fetter und üppiger hervortreiben lassen kann, wer gibt euch das Recht, ihr Gärtner zu sein?“ Erst wenn die „Kultur (Made in Germany) mit einem Rajastel-K, geradlinig und mit vier Spitzen wie ein spanischer Reiter“ in die gebührenden Schranken zurückgewiesen ist, wird eine echte Verständigung zwischen den Völkern und ihren Kulturen Platz greifen können.

Man möchte ob solcher Darlegungen eines Mannes, der sich das unbefangene Eindringen in deutsche Eigenart vor dem Kriege zur besonderen Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, entmutigt die Arme sinken lassen. Jedenfalls würde es vorerst zwecklos sein, ihn durch Gegenargumente sachlich eines anderen belehren zu wollen. Aber da wir an dem ehrlichen Versöhnungswillen Hollands nicht zweifeln — im einzelnen bricht die Sehnsucht bei ihm immer wieder durch, daß eine Brücke der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich geschlagen werde —, halten wir es doch nicht für unangebracht, wenn wir ihm gegenüber betonen, daß auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ein Weiterkommen unmöglich sein wird. Wir glauben damit einer Klärung der wechselseitigen geistigen Beziehungen zu dienen und so indirekt das Nachdenken über neue Möglichkeiten des Nähertommens anzuregen, die mehr Aussicht auf Erfolg bieten, — den guten Willen auf beiden Seiten vorausgesetzt.

Mit der Diskussion über die belgischen Greuel muß endlich einmal Schluß gemacht werden! Ich weiß nicht, ob Holland heute noch an seiner zur Zeit der deutschen Besetzung Belgiens ausgesprochenen Meinung festhält: „Europa kann unmöglich den Schleier der Vergessenheit über die dem edlen Volk der Belgier zugefügten Gewalttaten ausbreiten, über die Verwüstung von Mecheln und Löwen, die von den neuen Tillys ausgeplündert worden sind.“ Träte man seinem Vorschlage näher, daß Untersuchungskommissäre aus neutralen Ländern den Tatbestand über die Vorfälle in Belgien festzustellen hätten, so würde Deutschland ja natürlich das gleiche bezüglich der ostpreußischen Greuel fordern müssen. Das hieße das Augenmerk immer wieder auf Tatsachen hinlenken, die — auf beiden Seiten — die erbitterte Stimmung nur immer aufs neue anfachen müßten. Wir Deutschen sind geneigt, die Erörterung über die Ereignisse in Ostpreußen ruhen zu lassen, — trotzdem noch jüngst Sven Hedin seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben hat, daß das neutrale Ausland bislang so wenig von den Schrecken der russischen Invasion in Deutschland Notiz genommen hat. Nur schweige man

uns auch von Belgien! Man vergesse nicht, daß das Wort „Belgien“ auch bei uns Erinnerungen furchtbarster Art wachruft — an die Hunderte und Tausende blühender Menschenleben, die einem in bisher nie dagewesenen Formen geführten Franktireurkriege zum Opfer gefallen sind. Die Kluft der beiderseitigen Anschauungen über die belgischen Vorgänge ist zurzeit unüberbrückbar. Der belgische Blusenmann, der dem deutschen Krieger scheinbar freundlichen Einlaß in seine Wohnung gewährt und ihn dann von hinten niederknallt, wird noch auf lange hinaus für Engländer und Franzosen ein preiswürdiger Freiheitsheld, für uns ein hinterhältiger Meuchelmörder sein. Das auf französischen Schulheften angebrachte Bild der Jeanne Bernier, die aus einem Versteck den arglos dahinkeitenden Führer einer deutschen Patrouille abschießt, wird ja wohl bei unseren Gegnern Wallungen der Genugtuung und Begeisterung auslösen, während es uns mit Abscheu und Ekel erfüllt und uns zugleich unsere Freiheitskämpferin von 1813 vor die Seele führt, Eleonore Prohaska, die in Männerkleidern unerkannt sich in die Scharen der männlichen Freiwilligen miteinreihen ließ und den ehrlichen Schlachtentod fand. Von Schimmerem zu schweigen! Also ziehe man da, wo man in wechselseitiger Aussprache einander näherkommen will, einen Kreis um diese belgischen Vorfälle und rühre sie nicht an!

Und ist es zuviel von uns verlangt, wenn wir des weiteren es als unerläßliche Voraussetzung bei Verständigungsversuchen bezeichnen, daß man klar und deutlich auf alle Gelüste einer Intervention in unsere innerpolitischen Angelegenheiten auch in Gedanken Verzicht leiste? Während der Mitte des 19. Jahrhunderts war es das traurige Vorrecht der reaktionären Mächte Europas, durch unmittelbare Eingriffe in das Verfassungsleben fremder Staaten deren Unabhängigkeit und Eigenständigkeit unausgesetzt zu gefährden. Eine Neuauflage dieser Interventionspolitik seitens der demokratisch oder rein parlamentarisch regierten europäischen Staaten würde — auch von ihrer Aussichtslosigkeit abgesehen — grundsätzlich einen nicht minder schweren Verstoß gegen die elementaren Gesetze des staatlichen Lebens bedeuten als seinerseits die Uebergriiffe der absolutistischen Mächte in der Metternichschen Ära. Auf eine Diskussion über die sachliche Stellung Hollands zum preußischen „Militarismus“ gehe ich absichtlich überhaupt nicht ein und begnüge mich, seine Vorstellungen über die bei uns herrschenden Zustände als maßlos übertrieben und auf einseitigen Informationen beruhend zurückzuweisen. Dabei bestreite ich ihm natürlich nicht das Recht, sich über unser Verfassungsleben seine eigenen Gedanken zu machen — so wie wir es uns nicht nehmen lassen werden, den französischen Parlamentarismus nicht nur im Lichte seiner Verehrer und offizieller Regierungsaussagen zu sehen, sondern uns über ihn auch durch kritische Beobachter — etwa durch Voguë in seinem Werke *Les morts qui parlent* — belehren zu lassen.

Daß verschiedenartige Verfassungszustände zweier Länder kein grundsätzliches Hemmnis für gute, ja herzliche Beziehungen sind, offenbart die seit länger als zwei Jahrzehnten bestehende Entente zwischen Frankreich und Rußland. Eine tiefergehende Sympathie für das beiderseitige Kulturleben möchte freilich bei Völkern, die sich innerlich näherkommen wollen, vorhanden sein. Der Hohn, den Holland über die deutsche „Gemüsekultur“ ausgießt, „diese Freiheit der Artischocken, die planmäßig einem Treibhausverfahren

unterworfen sind“, offenbart, wie geringe Fühlung er zur deutschen Kultur der Gegenwart bislang gewonnen hat. Freilich sind die von ihm angeführten Kronzeugen — Häckel, Ostwald, Harden, Laffon — ebensowenig als vollwertige Vertreter deutschen Wesens anzusprechen, wie ihre von ihm zitierten Antipoden, die den durch den Krieg in Deutschland zum Leben erweckten heroischen Geist grundsätzlich verleugnen und gelegentlich wohl gar in süffisanten Äußerungen ihren deutschen Landsleuten in den Rücken fallen. Wir glauben aber, daß gerade ein Holland bei ernstlichem Suchen noch andere wertvollere Seiten des deutschen Kulturlebens entdecken und im Zusammenhang mit ihnen auch dem deutschen Organisationsgedanken größere Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, als er bisher vermag.

An einer Stelle führt Holland eine briefliche Äußerung des inzwischen gefallenen Oberrealprofessors Klein (nach dem Abdruck in der „Tat“, Mai 1915) an, dieser berichtet von einem Zusammentreffen mit einem gefangenen französischen Fachkollegen: „Der französische Kollege zeigte in seinen Äußerungen einen so nachdenklichen Geist, so viel Verständnis und so viel Achtung für den deutschen Geist! Daß wir doch so dazu geschaffen sind, Freunde zu sein, und daß wir getrennt sein müssen!“ Die Klage entringt sich dem Munde eines deutschen Kriegers, der sicherlich im Felde wacker seine Pflicht erfüllt hat. So möge sie als Symbol dafür gelten, daß das natürliche Empfinden rein menschlicher gegenseitiger Wertschätzung dereinst die beiden Nationen, die jetzt in blutigem Ringen ihre Kräfte messen, einander näherbringen werde.

F. M. Huebner / Zur Neuordnung der belgischen Unterrichtsfragen

An den Rändern der Volksgemeinschaft, dort, wo unterschiedliches Blut, unterschiedliche Sprache, unterschiedliches Daseinsgefühl, aneinander rühren, entstehen die ungeklärten, verworrenen Strecken und Lebensformen einer allgemeinen psychologischen Halbheit. Der Mensch verliert die eingeborene Rassenfestigkeit, Ehen werden herüber und hinüber geschlossen, Instinkte kreuzen sich überquer. Der Prozeß schließt damit ab, daß die stärkere Kultur obliegt, die schwächere aufgesogen, folglich verdrängt wird. Anders gewendet: Die Volksgemeinschaften machen an ihren Rändern entweder Gewinne oder sie verlieren an Gebiet und Seelenzahl. Ein Gleichgewicht ist unmöglich.

Dieser Austausch ist die große Grundfrage Belgiens. Hier wohnen im nördlichen Teile die germanischen Flamen, im südlichen die gallischen Wallonen. Die zwei Stämme sind nach Charakter, Willen, Statur und Religiosität denkbar größte Gegenfäge. Nun fragt sich: Wer ist der Stärkere?

Zum voraus: Der Ausweitungsstriß der Flamen ist gering. Es genügt ihnen zu behalten, was sie haben. Es sind Altbauerseelen. Ihr Temperament liebt Seßhaftigkeit, Genuß des Ueberlieferten, Billigung alter Sitte und des Väterglaubens. Bei Holland fanden und suchten sie so wenig Rückhalt als bei Deutschland. Es ist ein Viermillionenhäuflein von Abgesprengten, von Vereinsanten, deren Herzschlag, Bildung, Kunsttrieb in einem Takt geht, der von den großen europäischen Aufwärtsbewegungen längst überholt ward.

Die Wallonen haben und halten einen breiten Anschluß an Frankreich, wie denn Wallonien in Wahrheit eine rein französische Provinz ist. Es geht ein ständiges Fluten verwandter Ideen, kaufmännischer Bestrebungen, wirtschaftlichen Wertwechsels aus diesem Gebiete der Bergwerke, der Glasbläsereien, den Stahl-

werkstätten, den Hochöfen hinüber zur Republik. Der Mensch ist hier unruhig, neuerungsfüchtig. Was Cäsar von ihnen berichtete, gilt noch heute.

Ob sie nach ihrem tiefsten Wesen die Stärkeren sind, ist mehr als fragwürdig — sicher ist, daß sie die Erfolgreicheren sind. Seit dem Anfang der belgischen Kulturempfe, seit dem 17. Jahrhundert, beobachtet man, daß die Flamen, die ehemals bis nach Lille und Calais Herren waren, an Boden verlieren. Auf den Versuch, Belgien als ein flämisches Land zu regieren, so wie es der Wiener Kongreß durch die Vereinigung der beiden Niederlande unter Wilhelm von Nassau gewollt hatte, ist die von wallonisch-französischen Elementen inszenierte Revolution und die Gründung des Königreichs Belgien gefolgt, dieses Königreichs, wo ein Drittel der Bevölkerung (die Wallonen) über zwei Drittel (die Flamen) die erwiesene Oberherrschaft hat.

Die Gleichberechtigung steht auf dem Papier. Unter den vier Hochschulen des Landes ist keine einzige flämisch. In den höheren Ämtern wirken fast ausschließlich Französlinge. Als Amtssprache wird Französisch gepflogen. Die bessere Gesellschaft verachtet ihre flämischen Staatsmitglieder, versippt sich mit Franzosen, ist kapitalistisch und moralisch mit Paris vereinigt.

Um der (angeblichen) Gleichberechtigung sichtbar Ausdruck zu geben, hatte sich bis in die niederen Schulen der Zweisprachenbetrieb eingebürgert. Der Zustand schien dem Gerechtigkeitsgefühl zu erwachsen; in Wahrheit gab es kein besseres Mittel, den einen Volksteil, den gleichgültigeren, ungefestigteren, nämlich die Flamen, sich selber zu entfremden. Die Schulpolitik war gleichbedeutend mit einer plammäßigen Verwelschung des flämischen Nachwuchses. Ihre Muttersprache lernte die Jugend nie völlig und korrekt, das Französisch nur ebenso gebrochen und lückenhaft. Es entstand ein Rauberwelsch, für das der Sprechende keinen Stolz, keine Hochachtung empfinden konnte; es entwurzelte ihn, es machte ihn vor sich selber lächerlich. So beginnt der Abfall: Das Klarere, weltläufigere Französisch besticht die Gemüter, es sprechen heißt: sich gegen den rohen Plebs abheben, gute Literatur lesen, glänzende Theaterstücke verstehen können, zu den besseren Kreisen gehören. Die nicht mit kommen, verbleiben im Abgrunde der Unbildung, der geistigen Verkümmern und damit der wirtschaftlichen und sozialen Not.

Flämische Führer, die seit der Gründung des Königreichs den Massen die Augen zu öffnen suchten, mußten notwendig ihre Reformationsversuche hier ansetzen: Dem flämischen Volke einen niederen, mittleren und höheren Unterricht zu sichern. Sie erreichten für diesen Zweck auch Gelerterlasse, aber mit der Ausführung ward nie Ernst gemacht. Erst die deutsche Behörde drang auf eine genaue Beobachtung der Vorschriften auch auf diesem Gebiete. Kürzlich hat sie die Mittel zur Gründung einer flämischen Universität in Gent, statt der bisher französischen, bereitstellen lassen. Der Segen, den das flämische Volk damit erfährt, ist nennenswert. Zugleich galt es, sich der Volksschule anzunehmen. Hier war im Jahre 1914 ein Gesetz angenommen worden, wonach in den, der Staatsaufsicht unterworfenen öffentlichen Schulen, die Muttersprache der Kinder als Unterrichtsgrundlage zu dienen hat. Diese Verfügung ist nirgendwo nötiger als in der Hauptstadt Brüssel, dem Mittelpunkt allen und ständigen flämischen Seelenverlustes. Nicht entfernt entsprach hier die Anzahl der Schulen der Anzahl der Jugend mit niederländischer Sprachabkunft. Jetzt, durch die deutscherseits angeordnete Inkraftsetzung des vor Kriegsbeginn beschlossenen Volksschulgesetzes, ist in Brüssel ein Schritt von außerordentlich völkischer Bedeutung verwirklicht; Anordnungen für die übrigen Landesteile dürften folgen.

Zur Durchführung des Artikels 20 dieses Gesetzes sind eine ganze Reihe von Maßnahmen notwendig: Teilung von Klassen, in denen jetzt flämischsprechende und französischsprechende Schüler vereinigt sind, daher auch zum Teil Beschaffung neuer Schulräume, Befestigung der flämischen Klassen mit Lehrern und Lehrerinnen, die in flämischer Sprache unterrichten können usw. Die Durchführung dieser Maßnahmen ist im allgemeinen im rein flämischen und rein wallonischen Landesteil ohne große Schwierigkeiten möglich, da-

gegen schwierig in den gemischtsprachigen Gebieten von Groß-Brüssel und an der Sprachgrenze. Für diese Gebiete läßt das Gesetz auch Ausnahmen vom dem Grundsatz „Muttersprache Unterrichtssprache“ zu, die in der Form einer Ministerialverordnung bekanntgegeben werden sollen.

Die Ministerialverordnung für Groß-Brüssel nebst Ausführungsanweisung ist nunmehr erlassen. Als zu Groß-Brüssel gehörig gelten die 13 Gemeinden, die im Gesetz Grand-Seghers dazu gerechnet werden, nämlich Brüssel, Anderlecht, Kuregem, Elzene, Etterbeek, Koekelberg, Laeken, Schaerbeek, St. Gillis, St. Jans Molenbeek, Saint Joost-ten-Noode, St. Pieters Jette, Ukkel, Vorst. Die Verordnung und die Ausführungsanweisung trifft zunächst Bestimmungen darüber, wie die Muttersprache der Kinder wahrheitsgemäß festgestellt werden soll; die Entscheidung des Schulleiters unterliegt der Nachprüfung der Schulaufsichtsbehörde. Sodann folgen Vorschriften über die Behandlung der anderssprachigen Minderheiten der Schulen und Schulklassen: Für mindestens 20 anderssprachige Kinder eines Jahrganges muß eine besondere Klasse mit entsprechender Unterrichtssprache gebildet werden; beträgt diese Zahl weniger als 20, aber mindestens 10, so sind, wenn nicht eine besondere Klasse abgezweigt wird, zwei Jahrgänge zu einer Klasse mit gleicher Unterrichtssprache zu vereinigen (Art. 6). Klassen mit doppelter Unterrichtssprache sind nicht mehr zugelassen.

Besonders schwierig ist die Frage der „zweiten Sprache“. Das neue Volksschulgesetz enthält über die zweite Sprache überhaupt keine Vorschriften (vgl. Art. 17). Wohl heißt es aber in Art. 20, daß die für Groß-Brüssel und die Sprachgrenze zugelassenen Ausnahmen „die gründliche Erlernung der Muttersprache nicht beeinträchtigen dürfen“.

Demgemäß bleibt es nach der Ministerialverordnung der Gemeinde bzw. der Schulleitung zwar überlassen, eine zweite Sprache als Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan aufzunehmen, doch darf mit diesem Unterricht nicht vor dem dritten Schuljahr begonnen und es dürfen für ihn im dritten bis fünften Schuljahr nicht mehr als vier, im sechsten bis achten Schuljahr nicht mehr als fünf Stunden wöchentlich eingelegt werden. Ferner können die Schulleitungen anordnen, daß frühestens vom sechsten Schuljahr an höchstens drei Fächer in der zweiten Sprache als Unterrichtssprache gelehrt werden; gleichzeitig muß aber die Zahl der für die zweite Sprache als Unterrichtsgegenstand angelegten Stunden um zwei wöchentlich vermindert werden. Für alle diese Vorschriften über den Unterricht an der Muttersprache und der zweiten Sprache gilt die Paritätsklausel, d. h. wenn in den Gemeindeschulen einer Gemeinde flämische und französische Klassen eingerichtet sind, so muß in diesen Klassen der Unterricht in der Muttersprache oder in der zweiten Sprache für den betreffenden Jahrgang gleichmäßig geregelt werden.

Ueber die Sprache der Schulverwaltung und Schulzucht ist bestimmt, daß sie der Unterrichtssprache der Schule oder Klasse entsprechen muß; insbesondere müssen Diplome und Zeugnisse in dieser Sprache ausgestellt werden; auch ist sie im schriftlichen Verkehr mit den Eltern anzuwenden. Die Lehrbücher müssen natürlich ebenfalls in der Unterrichtssprache abgefaßt sein. Die Lehrer müssen fähig sein, in der Sprache der Klasse zu unterrichten; sie dürfen die Schüler nicht im freien Gebrauch ihrer Muttersprache beschränken und sich nicht mißfällig über sie äußern.

Die Vorschrift der Ministerialverordnung, daß zweisprachige Klassen nicht mehr zulässig sind, tritt für den jüngsten Jahrgang am 1. Mai 1916 in Kraft. Damit verschwindet in Groß-Brüssel von den 207 Klassen mit doppelter Unterrichtssprache eine große Anzahl. Sie wird zweifellos zum größten Teil durch flämische Klassen ersetzt werden müssen. Die übrigen Vorschriften treten in Kraft mit Beginn des Schuljahres 1916/17, jedoch diejenigen über die Teilung der Klassen nach der Muttersprache zunächst nur für die zwei jüngsten Jahrgänge, in jedem folgenden Schuljahre dann noch für den nächstälteren Jahrgang.

Dieser Verordnung für Groß-Brüssel sollen demnächst die Ausführungsbestimmungen für die „Orte an der Sprachgrenze“ folgen. Zugleich wird der Artikel 20 des Schulgesetzes im rein flämischen Gebiete durchgeführt werden. Hier wird natürlich das

Niederländische in allen Fächern und Klassen, ohne Einschränkung, zu seinem Rechte kommen. Um die nötige Zahl von geeigneten Lehrkräften herbeizuschaffen, wird man flämische Abteilungen an den Lehrerseminaren bilden und inzwischen sich, soweit nötig, mit der Einrichtung niederländischer Sprachlehrgänge für die im Dienste befindlichen Lehrer und Lehrerinnen behelfen.

Leo Sternberg / Seervolt

Und die Bauleute hatten jeder sein
Schwert um die Hüfte gegürtet und
baueten. Nehemia 4, 11.

Wir sind gespornt. Die gefatteten Pferde
stehen zusammengekoppelt. Mit der Linken
bestellen wir Acker und Erde —
und halten mit der Rechten die Klängen
gesagt . . . Wer blieb zurück!

Wir stehen als Wächter auf den Zinnen
des Baugerüsts; als Posten auf den Wällen
der Schienen und Schächte; mit gegürteten Sinnen
am Werke des Friedens, erwartend das Trompetengellen,
das uns reißt zur Schlacht.

Die Rösse scharren . . . Was der Spaten
berührt wird Eisen . . . Zu Schanzen werden die Schollen,
die unser Pflug umbricht . . . Es fliegen Laten
aus der Klausnerzelle hervor . . . Zur Waffe ward
unser Wollen.

— Gott hämmert ein Volk.

Leo Sternberg / Uferlicht

Drei Lichter stehen wie drei Bäume
am Nebelufer in verflorter Nacht . . .

So singen nicht die Schäume
der blutbrandenden Schlacht —

So singt allein die Liebe:

„Wenn dann die wilde Welt in Haß verbrannt,
so wollen wir sie auferbauen.

Wir warten einsam an des Stromes Rand,
wir Flammenherzen Schwesterlicher Frau
— Witwen der Erde . . .

Noch sehen wir voll Toten schwimmen
den Strom . . . Von unsren Fackeln kurz erhellt,
erheben sie im Untergehn noch einmal Arm und Stimmen:

„Oh, rettet, rettet ihr die Welt!

Kommt ihr mit euren Fackeln!“

Wir warten still am Uferande,
bis unsre Zeit der Flut entstieg,
im Siegeszuge schreitend durch die Lande.
Denn wir sind stärker als der Krieg.“

So singt's vom Ufer der Liebe.

Gottfried Traub / Barmherzigkeit

Barmherzig hin, Barmherzig her! Der
Drigsteit Handzeug ist nicht ein Rosenkranz
oder ein Klammlein von der Liebe, sondern ein
bloßes Schwert. Luther.

Wie reimt sich's, daß derselbe Soldat im stillen weint,
wenn er sein Pferd verenden sieht und daß er feindliche Men-
schen niederstechen und erschießen kann? Wie reimt sich's,
daß dieselben Leute Bomben werfen, welche nachher im
Unterstand sich an den zartesten Gedichten oder an philo-
sophischen Gedankengängen erfreuen? Sind das nicht mehr
dieselben Leute? Heucheln sie, wenn sie das eine oder wenn
sie das andere tun? Oder sind sie nur gedungene und ge-
zwungene Maschinen in der Hand einer „teuflischen Gewalt“,
des Staates, der rücksichtslos gegen sein eigen Fleisch und
Blut wütet? Nein, nein. Es ist äußerst bequem, solche
Rätselfragen sich in scharf zugespitzten Gegensätzen zuzu-
werfen und dann mit einem höhnischen Rud alle geistigen
Mächte eines Zeitalters zu verachten und zu verspotten.
Und auf manche Menschen, die in ihrer inneren Haltung
nicht sicher sind, machen solche Widersprüche des Lebens, wie
sie in Friedenszeit sich ebenso ereignen, Eindruck. Reiner
besinnt sich nur einen Augenblick, ob es recht sei, den Ein-
brecher, der sein Weib und Kind bedroht, mit allen Mitteln
unschädlich zu machen. Wer sich selbst außerhalb der sittlichen
Ordnung des friedlichen Lebens setzt, hat gar kein Recht,
anders behandelt zu werden, als nach dem Recht des Krieges,
das er selbst heraufbeschworen hat. Geradezu unsittlich wäre
es, ihn so zu behandeln, als wäre er noch ein friedlicher
Bürger. Jeden Lügner behandelt man grundsätzlich anders
als den Wahrhaftigen, jeden Feigling anders als den
Tapferen — und dann sollten die Gesetze des Friedens gelten
für die Zeit des Krieges? Das sind nicht nur Lören, das
sind gefährliche Leute, die so reden. Daß wir von Krieg-
führenden sprechen, also nicht von Verwundeten oder Ge-
fangenen oder Bürgern, die sich nicht am Krieg beteiligen,
brauchen wir doch nicht zu erinnern.

Barmherzige Kriegsführung heißt rasche Beendigung
des Krieges mit allen Mitteln. Je schneller dem Elend ein
Ende gemacht wird, das mit einem Krieg über Land und
Volk zieht, desto barmherziger, dazu bewegt gar nicht nur
der Gedanke an das eigene Land und den Frieden, den man
ihm schenkt. Dieser Frieden kommt ja allen zugut, und die
Beendigung des Krieges bedeutet eine Freude ebenso für
russische Mütter und italienische Kinder, wie für deutsche
Väter und deutsche Frauen. Frieden tritt nur ein, wo ein
klares Machtverhältnis sich herausstellt. Pendelt die Macht
unklar hin und her, so bedeutet jeder Friede nur einen
Waffenstillstand und verlängert damit die Angst für die Zu-
kunft. Barmherzig ist der, der den Krieg so lange führt, bis
ein klarer, eindeutiger Friede erreicht wird. Eben darum
begehrt jeder Staat ein Unrecht, wenn er nicht aller Mittel
sich bedient, um diesen Erfolg herbeizuführen. Menschlich
und barmherzig ist es, den Feind so unschädlich zu machen,
wie möglich; dadurch wird dem eigenen und dem Feindes-
land der Friede rascher wiedergegeben, als durch Hinzögern
und Hinhalten. Gerade weil wir „menschlich“ empfinden,
wünschen wir die Unmenschlichkeit so rasch wie möglich be-
seitigt. Der einzige Weg, der von den Feinden gewählt wor-
den ist, ist die Gewalt. Barmherzig und menschlich handelt,
wer diese Gewalt bewußt mit allen Folgerungen in die Hand
nimmt, ausübt und ihre Wirkung tun läßt. Wer die Ge-
walt anruft, werde von ihr gerichtet! Die Natur selbst hat

in ihrem Selbsterhaltungstrieb ebenso wie in der Kraft ihrer Körperbildung diese Gewalt als letztes Wort der Entscheidung niedergelegt. Sie ist weder sittlich, noch unsittlich; aber wer sich ihrer Entscheidung unterwirft und den anderen dazu zwingt, hat keinen Anspruch auf andere Maßstäbe, als die der Vernichtung. Barmherzig handelt, wer die Gewalt so handhabt, daß sie zwingt, niederringt und damit den Zustand ermöglicht, der ruhende statt zerstörende Gewalt ist und „Frieden“ heißt.

Der Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei für Groß-Berlin

tagte am Freitag, 24. März, unter starker Beteiligung. Außer den Vertretern der Wahlkreise und Parteivereine waren anwesend die Abgg. Cassel, Dr. Crüger, Dove, Dr. Ehlers, Fegter, Hauckmann, Hubrich, Kanzow, Kopsch, Meyer-Frankfurt, Mommsen, Dr. Muggan, Dr. Neumann-Hofer, Otto, Dr. Runze, Siehr, Siokovich, Wagner, Dr. Wendorf und Dr. Wiemer sowie der frühere Abg. Broemel. Entschuldigt hatten sich die Abgg. D. Traub, Graue, Dr. Müller-Meiningen, D. Naumann, Dr. Pachtide und Rosenow.

Der Vorsitzende Abg. Kopsch wies bei der Eröffnung des Parteitages auf den Ernst der Zeit hin, der es mehr als je notwendig mache, daß das deutsche Volk zusammenstehe, um einen ehrenvollen Frieden erringen zu können. Er schilderte kurz die Vorgänge in der letzten Reichstagsitzung, die zur Spaltung der Sozialdemokratie geführt haben, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Verhandlungen des Parteitages dazu beitragen mögen, den Treibern gegen die Einheit des Volkes und gegen die verantwortlichen Stellen ein Ende zu bereiten. Nur ein einiges, von Vertrauen und Zuversicht befehltes Volk kann den endgültigen Sieg erringen. (Lebhafter Beifall.)

Bei der sodann folgenden Neuwahl des Vorstandes wurden auf Vorschlag des Stadtverordneten Ladewig, der namens des Parteitages dem Vorstände Dank für seine Tätigkeit aussprach, die bisherigen Vorstandsmitglieder durch Zuvor wiedergewählt.

Hierauf hielt Abg. Kopsch einen Vortrag über die politische Lage.

Er erinnerte an den 10. März 1916, den Todestag Eugen Richters, dessen Ueberzeugungstreue und uneigennütziges Vaterlandsliebe der Partei auch in der Gegenwart leuchten sei, und kennzeichnete eine Reihe politischer Vorkommnisse der letzten Zeit, insbesondere die Vorgänge im sozialdemokratischen Lager und die Stellung der Konservativen im preussischen Landtag zur Wahlreform und Steuerpolitik. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Erfahrungen der Kriegszeit bei allen Meinungsverschiedenheiten, die unter den politischen Parteien bestehen und bleiben werden, dazu führen würden, die Breiterlände zwischen den Parteien niedriger zu halten und die gemeinliche Arbeit für das Staatswohl unter Zurückdrängung von Sonderinteressen zu fördern. (Lebhafter Beifall.)

Sodann sprach Abg. Dr. Wiemer über die U-Boot-Frage. Er führte aus:

Meine Ausführungen haben den Zweck, Mitteilung zu machen über die Stellung der parlamentarischen Vertretung der Partei im Reichstag wie im Preussischen Abgeordnetenhaus zur U-Boot-Frage und Aufklärung über einige Streitpunkte zu geben, die in dieser Frage bestehen. Die einmütige Auffassung der Fraktionen stützt sich auf den Entschluß, warmherzig, entschlossen und opferfreudig für alles einzutreten, was die Schicksalsstunde fordert, aber zugleich auch auf die klare Erkenntnis, daß in dieser schweren Zeit kaltes Blut und ruhige Besonnenheit, Wirklichkeitsinn und Augenmaß dem Vaterlande mehr nützt als leidenschaftliches Wünschen und Hoffen, als ein unklarer und zielloser Ueberstolz, der nur zu leicht auf Abwege führt. (Zustimmung.) Redner kennzeichnet hierauf kurz die Verhandlungen, die im Landtag über die U-Boot-Frage geführt sind, und die Anträge, die gegenwärtig den Reichstag beschäftigen, und geht sodann näher auf die Bewegung im Lande ein, die unverkennbar ihre Spitze gegen die Reichsregierung richtet. Sicher machen viele dies mit in der rebellischen Absicht, dem Vaterlande zu nutzen. Aber die Wirkung dieser Agitation ist schädlich, weil sie die innere Einigkeit stört und das Vertrauen zu den verantwortlichen Stellen gefährdet, das im Kriege zu erhalten gebietende Notwendigkeit ist. (Lebhafte Zustimmung.)

Das Ausschneiden des Staatssekretärs Tirpitz aus dem Amte hat die in manchen Kreisen vorhandene Erregung gesteigert. Im Einvernehmen mit der Reichstagsfraktion hat Herr v. Papen ausgesprochen, daß auch wir dankbar anerkennen die unermüdete Pflichttreue, die er seinem Lebenswerk gewidmet hat, und ihm insbesondere dafür danken, daß es seiner Geschicklichkeit und Ausdauer gelungen

ist, das Verständnis für unsere Flotte und die Liebe zu ihr in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zu verbreiten und zu erhalten. Ich zweifle nicht, daß die ganze Partei hinter diesen Worten steht. (Lebhafte Zustimmung.) Wir haben die Politik des Herrn v. Tirpitz unterstützt, soweit sie unserer Ueberzeugung entsprach; wir haben sie bekämpft, wo dies nicht der Fall war, und gerade die Erfahrungen dieses Krieges haben uns recht gegeben. Redner weist auf die Bedenken hin, die die Partei gegen die Bindung des Flottengebietes und in der Armierungsfrage geltend gemacht hat, und geht auf die Geschichte des U-Boot-Baues ein. Von der Partei ist von Anfang an ein verstärkter und beschleunigter Bau von U-Booten gefordert worden; insbesondere sind die Abgg. Leonhart und Struve aus Kiel nachdrücklich dafür eingetreten.

Auch in der freisinnigen Presse ist die gleiche Auffassung vertreten worden; Fachmänner wie Vizeadmiral Galtzer und Kapitän Persius haben in dieser Richtung zu wirken gesucht. Jedenfalls steht fest: Wäre nach dem Verlangen der Partei der Bau von U-Booten früher und schneller durchgeführt worden, so wäre die Möglichkeit ihrer erfolgreichen Verwendung im jetzigen Kriege erheblich verstärkt worden. (Lebhafte Zustimmung.) Die frühere Haltung der Partei gibt die Grundlage für unsere jetzige Stellung: Wir wollen uns die U-Boot-Waffe nicht entwinden lassen. (Lebhafter Beifall.) Wir sind stolz auf die Heldentaten unserer U-Boote wie unserer ganzen Flotte. Wir unterschreiben die Erklärung des Unterstaatssekretärs Zimmermann, daß wir keinesfalls die Ungefehrlichkeit des U-Boot-Krieges in der Kriegszone zugehen, und daß wir uns bei Verhandlungen mit anderen Mächten die U-Boot-Waffe nicht aus der Hand winden lassen können. Vereinbarungen, die das Wesen des U-Boot-Krieges nicht berühren, sind möglich, nicht aber Einschränkungen, die uns zum Verzicht auf die erfolgreiche Verwendung dieser Waffe zwingen können. (Lebhafte Zustimmung.)

Im Anschluß hieran geht Redner auf Meinungsverschiedenheiten ein, die in der öffentlichen Erörterung, insbesondere auch in verschiedenen, jüngst an den Reichstag gelangten Eingaben hinsichtlich der Verwendung der U-Boote hervorgetreten sind. Unrichtig sei die Behauptung, daß die energische Führung des U-Boot-Krieges nach den Grundgedanken der Denkschrift vom 10. Februar d. J. hinausgeschoben sei. Sie habe zum angelegten Zeitpunkt, wie amtlich erklärt sei, begonnen. Die Grundzüge der Denkschrift, die dem Völkerrecht entsprechen, finden die Billigung und Unterstützung der Partei. Wer darüber hinaus die Verschärfung des U-Boot-Krieges verlangt, hat die Pflicht, sich Klarheit zu verschaffen über die Folgen dieses Vorgehens und die Verantwortung, die es in sich schließt. Letzten Endes entscheidet die Frage, wer in Angelegenheiten der Kriegsführung mehr Vertrauen verdient, ob die verantwortlichen Stellen, wie der Admiralstab und die Oberste Heeresleitung, oder die unverantwortlichen Führer einer Bewegung, die in der letzten Zeit entfesselt worden sei. Er sei nicht im Zweifel, wie der Parteitag diese Frage beantworten werde. (Lebhafter Beifall.)

Im Zusammenhang mit diesen Ausführungen behandelt Redner die Frage, welche Wirkungen ein etwaiger Konflikt mit den Vereinigten Staaten haben würde. Wir fürchten uns nicht, wir werden auch neuen Gefahren mit ruhiger Zuversicht entgegensehen, aber wir haben den Wunsch, mit Amerika in Frieden zu leben und den Bruch zu vermeiden. Wer leichtfertig durch unbefonnenes Tun den Bruch heraufbeschwören wollte, verurteilt sich am Vaterlande. (Lebhafte Zustimmung.)

Bergehen wir niemals: wir stehen im Kriege! Wer sein Land liebt, wer den Sieg will, der stellt sich in der Stunde der Gefahr entschlossen hinter die, die zur Führung berufen sind. Wer das Vertrauen erschüttert aus kleinlicher Rechthaberei, wer die innere Geschlossenheit gefährdet, wer das alte deutsche Erbteil der Zwiethracht von neuem emporenwuchern läßt, der schädigt sein Land und treibt es auf eine Bahn, die zum Verderben führen kann. Die Fortschrittliche Volkspartei geht diesen Weg nicht. Sie hält es für ihre vaterländische Pflicht, die innere Einheit zu erhalten und das Vertrauen zur Kraft und Entschlossenheit des deutschen Volkes und seiner Führung in den Stürmen dieses Krieges zu sichern und zu stärken. (Stürmischer anhaltender Beifall.)

An den Vortrag schloß sich eine eingehende Aussprache, an der sich die Herren Dr. Neumann-Frohna, Wilhelm Heile, Professor Dr. Spiegel, Direktor Bernhardt und die Abgg. Dove, Cassel und Hauckmann, sowie im Schlußwort Abg. Dr. Wiemer beteiligten. Sodann wurde folgende, von 30 Vertrauensmännern unterschriebene und vom Stadt. Jacobi empfohlene Entschließung mit allen gegen eine Stimme angenommen:

Der Parteitag für Groß-Berlin spricht sein volles Einverständnis mit der einmütigen Haltung der Fraktionen der Fortschrittlichen Volkspartei des Reichstages und des Preussischen Abgeordnetenhauses in der U-Boot-Frage aus und unterstützt das Bestreben, die innere Einheit des deutschen Volkes zu

wahren und das Vertrauen zur verantwortlichen militärischen und politischen Führung im Kriege zu stärken.

Mit Worten des Dankes an alle Teilnehmer und die Redner des Abends schloß der Vorsitzende Abg. Kopsch den Parteitag.

Soziale Bewegung

Die Herren der Burg. In den „Preussischen Jahrbüchern“ hat kürzlich Prof. Ernst Franke einige sehr bemerkenswerte Betrachtungen über die deutschen Industriellen nach dem Krieg angestellt. Die Arbeitgeber- und Unternehmerverbände sind nach seinen Beobachtungen an innerer Geschlossenheit und an Einfluß im Laufe des Krieges gewachsen. Die Opfer an Mitgliedern können ihre Stärke nicht vermindern, die in der Zahl ihrer Betriebe ruht. Diese aber haben vielfach, wenn auch natürlich nicht durchweg, sich gekräftigt, mit gutem Nutzen gearbeitet, sich enger konzentriert. Bisher im Streite liegende Gruppen haben sich zusammengeschlossen; der Zentralverband deutscher Industrieller und der Bund der Industriellen haben sich im Kriegsausschuß der Industrie einträchtig vereint; sie gehen in wichtigen, für die künftige Richtung unserer Politik entscheidenden Fragen Hand in Hand mit dem Bund der Landwirte und den Mittelstandsverbänden. Die führenden Männer der schweren Industrie und ihre Präorgane befinden sich stolz, daß sie die alten geblieben sind. Wenn sie für die Erhaltung des Burgfriedens eintreten, sprechen sie offensichtlich als die Herren der Burg. Sie fordern zwar, daß die Arbeiter, namentlich die sozialdemokratischen, ganz ausgiebig unter dem großen Meister Krieg umlernen sollen, sie selbst aber lehnen jedes Umlernen auf das entschiedenste ab. Gewiß ist es nur ein Teil der Arbeitgeber, der sich so unentwegt bekennt, zahlenmäßig sogar nur ein kleiner, der führenden Bedeutung nach in der Industrie aber ein sehr mächtiger. Was es gewagt erscheinen, von ihnen zu sagen, sie würden sich niemals zu Verhandlung und Vertrag mit der organisierten Arbeiterschaft bequemen — auch in der Sozialpolitik gibt es kein Niemals —, so ist nach Prof. Franke eine Wandlung aus freien Stücken und offener Ueberzeugung bei ihnen für die nächsten Friedenszeiten doch ausgeschlossen. Das legt in der Tat Beforgnisse vor schweren Arbeitskonflikten nahe, vor allem im Bergbau.

Arbeiterantwort auf englische Drohungen. Je weniger die Engländer noch auf militärische Erfolge rechnen können, um so eifriger trösten sie sich jetzt mit allerlei Drohungen mit einer wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands. Einzelne Minister, Handelskammern und Wirtschaftsverbände rufen bereits auf einen vereinigten Handelskrieg. In Deutschland läßt sich dadurch niemand blaffen, denn wir wissen, daß uns unsere Feinde nach dem Kriege wirtschaftlich gar nicht entbehren können. Immerhin ist es erfreulich, daß die englischen Drohungen auch in der deutschen Arbeiterpresse energische Antworten finden. So schrieb neulich die „Textilarbeiterzeitung“ des deutschen (sozialdemokratischen) Textilarbeiterverbandes: „Wenn Englands Regierung wirklich so verblendet ist, um zu glauben, Deutschlands Zukunft so gestalten zu können, wie es der englische Handelsminister am 11. Januar 1916 im englischen Unterhause verkündigen zu müssen glaubte, dann möge sie sich nur nicht die Zeit lang werden lassen. Wenn das deutsche Volk nur zu wählen hat zwischen einer so verkümmerten Existenz, wie sie ihm der englische Handelsminister nach dem Kriege zugebacht hat, und der Existenz, die es im Kriege führen muß, dann würde es sich sicher für die Existenz im Kriege entscheiden und kämpfen, um zu schanden zu machen solche Pläne der Habgucht, wie sie Runciman geschmiedet hat.“ Die „Bergarbeiterzeitung“, das Organ des alten (sozialdemokratischen) Bergarbeiterverbandes, macht sich die Antwort des Textilarbeiterverbandes zu eigen und spricht zu der Masse der freigewerkschaftlichen Knappen: „Diese Antwort unterschreiben wir. Es stehen enorme Interessen auch der deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem Spiele, wenn die Pläne der Habgucht verwirklicht würden.“

Ueber die gewerkschaftlichen Folgen einer sozialdemokratischen Parteispaltung heißt es in einer kurz vor dem Fraktionsbruch veröffentlichten Flugschrift des sozialdemokratischen Parteivorstandes: „Die zweieinhalb Millionen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter und Arbeiterinnen, die wir vor Ausbruch des Krieges zählten, hatten sich der Organisation zum größten Teil der ökonomischen Vorteile wegen angeschlossen, die sie ihnen bot. Die guten Errungenschaften waren das stärkste und beste Werbemittel der Gewerkschaften. Aber diese Errungenschaften fielen fort, sobald Zwietracht die Latkraft der Organisationen lähmte. Damit wären die Gewerkschaften aber des wirkungsvollsten Agitationsmittels beraubt. Dann könnte keine Ueberredungskunst die Massen zurückbringen, die vor allem nach Hilfe und Beistand gegen die Uebermacht des Unternehmertums verlangen, und denen

wir dann weiter nichts als geßfälligen Bruderstreit zu bieten hätten. So würden auch hier Verfall und Ohnmacht eintreten, und die Gewinne mehrerer Jahrzehnte würden uns unter den Händen zerrinnen. Es hilft nichts, wir müssen uns über die Gefahren klar werden, die unserer Bewegung aus den zersetzenden Tendenzen der Gegenwart drohen. Wir müssen uns der Folgen einer Spaltung in vollem Umfange bewußt sein.“

Eine vorbildliche Fürsorge für Kriegsteilnehmer hat der Vorstand des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, unterstützt von den Vertretern zahlreicher Gewerkschaften, in Aussicht genommen. Alle Kriegsteilnehmer, die vor Ausbruch des Krieges in einer dem Zentralverbande deutscher Konsumvereine angehörenden Genossenschaft als Arbeiter und Angestellte ständig beschäftigt waren und die sich nach Beendigung des Krieges oder nach Entlassung aus dem Heeresdienst in den betreffenden Betrieben zur Arbeitsannahme melden, sollen, sofern die Betriebsverhältnisse es gestatten, wieder eingestellt werden. Die Meldung zum Dienstantritt hat innerhalb zwei Wochen nach der Entlassung aus dem Heeresdienste zu erfolgen. Personen, die bereits vor dem Krieg in den genossenschaftlichen Betrieben beschäftigt waren, dürfen nicht lediglich aus dem Grunde gekündigt werden, um freie Arbeitsplätze für Kriegsteilnehmer zu schaffen. Bei Kriegsbeginn beschäftigte, nicht feste und während des Krieges eingestellte Arbeiter und Angestellte, die zum Kriegsdienst eingezogen wurden, können ebenfalls wieder eingestellt werden, sobald ohne besondere Kündigung beschäftigter Personen freie Arbeitsplätze der betreffenden Branche vorhanden sind. Die Wiedereingestellten werden möglichst an ihren bisherigen Arbeitsplätzen zu den tariflichen Lohn- und Arbeitsbedingungen unter Anrechnung der früheren Beschäftigungsdauer sowie ihrer militärischen Dienstzeit beschäftigt. Ist eine Genossenschaft nicht in der Lage, die Wiedereinstellung sämtlicher Kriegsteilnehmer vorzunehmen, so soll versucht werden, durch Verständigung innerhalb der Genossenschaften der Einkaufsvereinigungen oder des Revisionverbandes für die nicht eingestellten Kriegsteilnehmer gleichartige genossenschaftliche Arbeitsplätze zu gewinnen. Kriegsteilnehmer, die eine Beschädigung erlitten haben, werden von den Genossenschaften, bei denen sie vor ihrer Einberufung tätig gewesen sind, in erster Linie eingestellt. Sofern sie die für ihre Person in Frage kommende Tätigkeit vollwertig leisten können, erhalten sie den für ihre Leistungen vorgesehenen vollen Lohn. Eine Anrechnung der Kriegsrente oder sonstiger Bezüge findet in solchen Fällen nicht statt. Beschädigte Kriegsteilnehmer, deren Erwerbsfähigkeit wesentlich vermindert ist, sollen grundsätzlich ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend bei weitestem Entgegenkommen der Verwaltung beschäftigt und entlohnt werden. Den Kriegsbeschädigten, deren körperliche Beschaffenheit eine Weiterbeschäftigung in den genossenschaftlichen Betrieben nicht zuläßt, soll die „Arbeitsgemeinschaft“ zur Erlangung einer ihren körperlichen Kräften und den sonstigen Fähigkeiten entsprechenden Tätigkeit behilflich sein. Dabei ist zu beachten, daß jede Gelegenheitsverfugung vermieden werden muß. Die „Arbeitsgemeinschaft“ soll auch behilflich sein, den Kriegsbeschädigten Gelegenheit zu geben, in den vorhandenen Ausbildungstätten sich für andere Berufe vorzubereiten. Eventuell sind in solchen Fällen, wo der Uebergang zu einem neuen Berufe notwendig erscheint, die Organe der staatlichen, provinziellen und kommunalen Berufsberatungen in Anspruch zu nehmen.

Förderung der Organisation des Handwerks. Der preussische Minister der öffentlichen Arbeiten betont in einem neuen Erlaß unter Bezugnahme auf frühere Rundgebungen, daß der Gedanke eines Zusammenschlusses von Handwerkern zur gemeinsamen Uebernahme von Arbeiten und Lieferungen in letzter Zeit, besonders auch mit Rücksicht auf die Kriegsverhältnisse, sich weiter ausgebreitet habe, und verweist in dieser Hinsicht unter anderem auf die von dem Geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages ausgearbeiteten „Richtlinien für die wirtschaftliche Organisation des Handwerks zum Zwecke korporativer Uebernahme von Arbeiten und Lieferungen“, ferner auf den von demselben Ausschuß aufgestellten „Arbeitsplan für die Durchführung der durch die Richtlinien gegebenen Aufgaben“ und schließlich auf das von Dr. Crüger, dem Anwalt des „Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften“ herausgegebenen „Merkblatt zur Gründung von Lieferungs-genossenschaften“. Sodann weist er, der „Soz. Praxis“ zufolge, auf einen vom Handelsminister, dem Finanzminister und dem Minister des Innern gemeinsam herausgegebenen Erlaß an die Oberpräsidenten am 30. Dezember 1915, der die Vorbereitung von Maßnahmen zur Stützung der Kriegsteilnehmer aus dem gewerblichen Mittelstand, insbesondere die Errichtung von Beratungsstellen für Kriegsteilnehmer und die Bereitstellung von Mitteln zu Darlehen für solche Angehörige des selbständigen Mittelstandes angeregt und dem Wunsch Ausdruck gibt, daß die zur Vergabung öffentlicher Arbeiten berufenen Behörden bei der Zuweisung von Beschäftigung die genannten Kreise besonders berücksichtigen.

Kriegsliteratur

Oberst Immanuel: **Wie wir die westrussischen Festungen erobert haben.** Ein Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges. Mit 11 Karten. E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1916. 66 S.

Der bekannte Fachmann schreibt einen allgemein verständlichen Bericht über die einzelnen taktischen Operationen, die zur Eroberung der russischen Festungen führten. Vorzügliches Kartenmaterial. 1: 300 000.

E. M. Brigge, Major und Adjutant des Marschalls Liman von Sanders: **Der Kampf um die Darbanelen.** Mit einem Vorwort von Dr. Ernst Jäch. Reich illustriert, brosch. 2 M., geb. 3 M. Nr. 13 der Deutschen Orient-Bücherei, herausgegeben von Dr. Ernst Jäch.

Diese vorzügliche Darstellung dessen, wie die Türken unter deutscher Führung die Darbanelen zur Verteidigung eingerichtet und diese geführt haben, ist hervorgegangen aus ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmten Tagebuch-Eintragungen des Verfassers. Sie besitzen hierdurch und durch die Person des Schreibers einen quellenhistorischen Wert ersten Ranges. Das Verständnis für die Operationen, von deren unglaublichen Schwierigkeiten wir uns hier kaum eine Vorstellung machen, wird durch Kartenskizzen und Bildermaterial gefördert. Auch lernen wir hervorragende türkische Militärs im Bilde kennen. Der Ausgang dieser Kämpfe war zur Zeit, als das Tagebuch erschien, noch nicht erreicht. Nun ist es schon bestimmt, die Erinnerung festzuhalten an die Heldentaten, die unsere türkischen Bundesgenossen im Verein mit deutschen Offizieren und Soldaten gegen einen in allen Kriegsmitteln überlegenen Feind, gegen alle Unbilden des Klimas und des weglassen, felsigen Geländes mit zum Teil unzureichenden technischen Mitteln geleistet haben.

Robert Michel: **Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn.** E. Fischer, Berlin 1916. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Die Briefe sind nicht fingiert. Aus diesem Grunde wirken sie nicht unangenehm lehrhaft und erfüllen den lehrhaften Zweck doch viel besser durch die natürliche Wärme und Lebhaftigkeit des Tones. Der österreichische Offizier führt seinen Sohn über die galizischen Schlacht selber und befriedigt nicht nur seine militärischen Interessen, sondern weiß ihn auch seine Erlebnisse im Kriege nachfühlen zu lassen. Dieses Buch kann unsere heranwachsende Jugend wirklich zum Verständnis der Zeit führen.

Gottlieb Egelhaaf: **Theobald von Bethmann Hollweg,** der fünfte Reichskanzler. Nr. 6 der Sammlung „Aufrechte Männer“, Stuttgart 1916, Evangelische Gesellschaft. 66 Seiten, 20 Pf.

Eine nützliche populäre Darstellung aus der Feder des bekannten Schulmannes.

Gottfried Rade

Pfarrer extr. in Steinbach-Hallenberg
Kriegsfr. Jäger (Jäg.-Erf.-Batt. Nr. 11, Marburg).

Eva Rade, geb. Schwarz

Kriegsrauung Bad Schwanau, 18. März.

Das neue Heft

Ringsformel

Friedrich Naumann.

Heimatschronik

Gerhard Böhmert

(Sonderausgabe der „Hilfe“)

Februar 1916

Es sind bisher 19 Monatshefte
zum Preise von je 25 Pf. erschienen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg

Die Kriegs- und Heimatschronik erscheint in Buchform im Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 10, Genthiner Straße 33. Der erste Jahrgang, die Monate August 1914 bis Juli 1915 enthaltend, kostet gebettet 5 M., gebunden 6 M.

Karl Fr. Nowak: **Höhenborfs Lager.** E. Fischer 1916. Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Kriegsberichte aus Conrads Hauptquartier, eingerahmt und durchbrochen von Stimmungsbildern aus der Vorgeschichte des Krieges, dem Ausbruch und von „diagonalen“ Fahrten durch das Land, vom Herbst zum russischen Schauplatz. Das Ganze reichlich literarisch! Doch ist auch der sachliche Wert gewisser Berichte anzuerkennen, so über die erste Lemberger Schlacht und den unvermeidlichen Rückzug der Österreicher, über das Gespräch mit Conrad nach dem Maiburchbruch. Zeitlich schließt das Buch ungefähr mit diesem Ereignis.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Bazarotto: je 1 M.: Erf.-Ref. A. im Felde, Dr. B. im Felde, Off.-Stellb. C. im Felde, je 2 M.: Unteroff. B. im Felde, Gebr. Sch. im Felde, Dr. D. in F., Unteroff. Wilh. B. im Felde, je 2,50 M.: Fr. L. in M., Feldpostkreuzer R. im Felde, U.-Zahlmstr. P. im Felde, F. M. im Felde, je 3 M.: D. A. in D., Olga R. in C., Bixfeldweibel d. R. B. im Felde, Wehrmann Sch. im Felde, je 5 M.: Lt. d. L. R. im Felde, Gebr. Th. B. im Felde, Lt. Sch. im Felde, 12,50 M.: M. R. in Br.

Für Kriegs- und Heimatschronik ins Feld und an Bazarotto: Pf. L. in B. 1 M.

Bücher für Armer und Marine: Fr. L. S. in Soest: 9 Bücher, 2 Jahrgänge „Hilfe“, Verlag der Grünen Blätter, Elman je 50 Bände Grüne Blätter VI–IX, je 100 Kriegshefte Grüne Blätter 2–4, M. Fr. J. G., Lehrerin in St.: 42 Bücher, Frau M. S. in Schleswig: 17 Bücher und zahlreiche Hefte Kunstwart, Lohse, Internat. Monatschrift, Leben; Stimmen aus Nordschleswig u. a., Dr. B. in Bonn: 35 Bücher, Lehrer F. in Neubrandenburg: 2 Bücher und 6 Hefte Türmer.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

An die Leser. Es ist Vierteljahrswechsel. Wir nutzen die Gelegenheit, um unseren Freunden für ihre Treue zu danken und sie zu bitten, uns diese Treue auch weiterhin zu erhalten. Indem wir den alten Lesern, die in ungezählten Fällen sich als Helfer und Werber bewährt haben, in Dankbarkeit die Hand reichen, grüßen wir zugleich die neuen, die daheim und an der Front in stetig wachsender Zahl den Stamm unserer alten Leser und Freunde vermehren.

Verlag und Schriftleitung der „Hilfe“.

Aus Berlin-Halensee ist eine Zahlung von 3 M. für 2 Vierteljahre durch Postcheck vom 16. 3. ohne Namen eingetroffen. Wer ist der Absender? Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Zur Konfirmation und Öftern 1916

Olav Stetto:

Der Diener

Aus dem Norwegischen von Dr. R. Muuk. Vorwort von O. P. Monrad. Bilder von K. v. Szadurska.

Preis gebunden 2 Mark

Stetto macht das Dienen in allgemein menschlicher Bedeutung zum Brennpunkt seines Budies und verfolgt es durch die Weltgeschichte in packenden Bildern von schlichter Größe. Wir empfehlen das Buch besonders als Konfirmationsgabe für die reisende ernste Jugend.

Hans Lohjky Verlag, Ludwigshafen a. Bodensee

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Anverlangten Einfindungen ist
Preis das Rückporto beizufügen.
Vierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungshalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feib 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lügow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: dt. 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tarfend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gesandt. Annahmewechseln
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatschönheit. — **Wilhelm Heile:** Regierung und Volkswille. — **Prof. Dr. Friedrich Cauer:** Kommandogewalt und Parteien. — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Meinede:** Die deutsche Geschichtswissenschaft und die modernen Bedürfnisse. — **Dr. Paul Othwald:** Der englisch-japanische Bündnisvertrag. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Deutsche Mode und Volkswirtschaft. — **Geh. Medizinalrat Professor Dr. Paul Siler:** Neue Wege in der Kriegsblinden-Fürsorge. — **Hj. D. Gottlieb Brand:** Frühling. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 27. März.

Von den verschiedensten Seiten her wird mir gesagt, daß man bei uns im Inlande den vollen Unterseebootkrieg erwartet. Meist haben die Betreffenden dabei wenig Vorstellung von den vorhandenen Mitteln. Woher sollen sie eine solche erhalten können? Auch werden die internationalen Gefahren unterschätzt, rücken aber dabei schon täglich näher. Soviel man bis heute weiß, sind bei der Versenkung der „Suffeg“ 25 Amerikaner an Bord gewesen, von denen noch acht vermist werden. Das Schiff soll keine Kanonen besessen haben. Es würde also, wenn das wahr ist, der amerikanische Musterfall vorliegen.

An der Küste von Nordschleswig hat es Kampf von Torpedobooten und Luftschiffen gegeben. Das Ziel der englischen Angriffe war die Luftschiffhalle hinter Westerland-Sylt.

Die Russen beweisen auch weiterhin ihren Eifer, den Franzosen als indirekte Helfer zu erscheinen. Nordwestlich von Jakobstadt ist mit Einschlag ungeheurer Menschenmassen und Munitionsmenge von ihnen angegriffen worden, aber die wohlausgebauten deutschen Gräben haben standgehalten. Ähnlich ist es in verkleinertem Maße an anderen Stellen der Front geschehen.

Dienstag, 28. März.

Das ungarische Blatt „A Vilag“ berichtet, daß der russische Gesandte in Bukarest dem rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu eine gemeinsame Vorstellung der Beteiligungsverhältnisse überreicht habe, in der folgende Forderungen enthalten seien: Rumänien soll aufhören, Getreide an Mitteleuropa zu liefern und soll in Zukunft seine Kohlen von Rußland aus erhalten; es soll sämtliche Bulgaren als der Spionage verdächtig ausweisen und soll die Donauschiffahrt durch Minen sperren; seine Handelsschiffe im Schwarzen Meere sollen in russische Verwaltung übergehen. Für den sich daraus ergebenden Kriegsfall verspricht Frankreich eine Zahlung von 250 Millionen Frank. An der Donau gegenüber den Bulgaren haben die Rumänen 150 000 Mann aufzustellen. Bratianu berief nach Empfang dieser Erklärung einen Ministerrat, der den ganzen Vorschlag ablehnte. Selbst wenn diese Darstellung in ihren Einzelheiten nicht ganz genau sein sollte, so scheinen in ihr wahre Elemente enthalten zu sein.

Aus schwedischen Blättern erfahren wir, daß die „Russija Wjedomosti“ sich ausführlich damit beschäftigt, warum Rußland auf der bevorstehenden Pariser Wirtschaftskonferenz der Verbündeten nicht vertreten sein wolle. Tatsächlich sei diese Konferenz in Rußland nicht populär, weil man sich klargemacht habe, daß eine Handelsgemeinschaft zwischen Rußland und den Westmächten nicht fertigzubringen sei. Es bestehe trotz des politischen Gegensatzes mehr Neigung zum wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland oder an die mitteleuropäischen Mächte. Die Handelsverbindung mit Deutschland werde nach dem Kriege so feste Formen annehmen, daß kein Schwert sie zu trennen vermöge. — Selbstverständlich ist das nur als eine einzelne russische Stimme zu bewerten. Sachlich ist zweifellos richtig, daß Rußland mehr nach Deutschland-Oesterreich-Ungarn ausführen kann als zu den Westmächten. Das betrifft insbesondere die Ausfuhr an Gerste, Hafer, Roggen, Flachs, Petroleum, Fellen und Holz. Süd-russischer Weizen kann von England mehr als bisher aufgenommen werden.

Huanhschikai verzichtet endgültig darauf, erblicher Kaiser von China werden zu wollen.

Die österreichisch-ungarische Armee hat an der italienischen Front die Brückenköpfe von Görz und Tolmein in ihren Besitz gebracht und dabei 2500 Gefangene gemacht. Das kann Cadorna in Paris erzählen.

Mittwoch, 29. März.

In der Haushaltskommission des Deutschen Reichstags wird über die Unterseebootsfrage verhandelt. Der Reichskanzler und der neue Staatssekretär des Marineamtes Capelle übernehmen die Darlegungen. Die technischen Ausführungen des letzteren machen bedeutenden Eindruck. Einzelheiten werden nicht veröffentlicht. — Beim Untergang der „Suffeg“ scheint glücklicherweise kein Amerikaner zugrunde gegangen zu sein.

Das vom Reichstagsabgeordneten Smeral herausgegebene Prager sozialdemokratisch-tschechische Blatt „Pravo Lidu“ bringt eine sehr scharfe und völlig klare Absage an Professor Masaryk und ähnliche russenfreundliche, landesverräterische Tschechen. Es heißt dort: sie verächtigen die Treue des eigenen Volkes, zerren die Ehre der Tschechen in den Rot und haben für immer das Recht verwirkt, Söhne des tschechischen Volkes zu heißen.

Die Pariser Konferenz der Verbündeten ist mit etlichen Feierlichkeiten zu Ende gebracht worden. Was bis heute veröffentlicht wird, sind nur allgemeine Redensarten über militärische, wirtschaftliche und diplomatische Einheit. Ob etwas Wirkliches über gleichzeitigen Aufmarsch und Truppenänderungen beschlossen wurde, wird uns natürlich nicht sofort gesagt. Die handelspolitische Konferenz soll in einigen Wochen nachfolgen.

Die Kämpfe bei Verdun hören nicht auf. Nördlich von Malancourt wurden französische Linien gestürmt. 500 Gefangene. Auch in Rußland werden die Kämpfe fortgesetzt.

Donnerstag, 30. März.

Die Reichstagskommission veröffentlicht eine gemeinsame Erklärung, von der sich nur Ledebour als Vertreter der radikalen Sozialisten ausgeschlossen hat, und durch welche der Meinungsstreit über die Führung des Unterseebootkampfes glücklich erledigt wird. Der Wert der Erklärung liegt weniger im Wortlaut

als in der Tatsache, daß nach vorhergegangener Spannung die Einmütigkeit wieder eingetreten ist. Es wird in dieser Einheitserklärung gefordert, von der U-Boot-Waffe „denjenigen Gebrauch zu machen, der die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens verbürgt, und bei den Verhandlungen mit auswärtigen Staaten die für die Seegeltung Deutschlands erforderliche Freiheit unter Beachtung der berechtigten Interessen der neutralen Staaten zu wahren“. In diesem Satze erscheint als das Wesentlichste die „Beachtung der berechtigten Interessen der neutralen Staaten“. Damit wurde ausgesprochen, daß die von gewissen unverantwortlichen Beurteilern verlangte Rücksichtslosigkeit gegenüber Amerika nicht im Sinne der Reichstagskommission ist.

Der Rabattenführer Miljutow macht in der russischen Duma Ausführungen, die auf Zertrümmerung Oesterreichs und der Türkei gerichtet sind. Er ist weit entfernt von Friedenssehnsucht, sondern will das Spiel zwischen Rußland und Deutschland zu Ende gespielt sehen. Berlin—Bagdad heiße für Rußland die Zukunftsgefahr.

Die Kämpfe an der russischen Front verlangsamten sich durch eingetretenes Tauwetter, das alle Wege fast unmöglich macht.

Freitag, 31. März.

Mit gewisser Schadenfreude wird gelesen, was der Pariser Berichterstatter des „Secolo“ vom italienischen Generalissimo Cadorna erzählt, daß er nämlich auf der Fahrt von London als Fahrgast der „Suffrag“ mittorpediert und naß geworden sei. Er mußte nach London zurückgebracht werden und machte die gefährliche Ueberfahrt dann zum zweiten Male.

Im französischen Kriegsministerium wird jetzt nicht mehr in Abrede gestellt, daß auf dem am 26. Februar im Mitteländischen Meere versenkten Hilfskreuzer „Provence“ ein Truppentransport von 4000 Mann untergebracht war, von dem etwa 700 als gerettet gelten.

Der russische Kriegsminister Polowanow ist sehr unerwartet nach verhältnismäßig kurzer Tätigkeit von seinem Posten zurückgetreten. Ein Gerücht will wissen, daß er von der Notwendigkeit eines baldigen Friedens geredet habe, wodurch der Jar sehr erregt wurde.

Sonnabend, 1. April.

Mit einer gewissen Plötzlichkeit tritt eine allgemeine Unruhe in Holland auf. Wie vieles von den gemeldeten Kriegsvorbereitungen richtig ist, läßt sich selbst in Holland noch nicht genau feststellen. Es sind Urlauber des Landheeres und der Marine zurückgerufen, Güterwagen für Militärzwecke beansprucht, Truppen transportiert. Dazu kommen ein außerordentlicher Ministerrat und der Glaube, daß der Generalausbruch der Zweiten Kammer, der für Krieg und Frieden zuständig ist, auf Dienstag eingeladen werden solle. Als Ursache der Bewegungen wird nicht der noch schwebende Fall des Schiffes „Tubantia“ betrachtet, sondern irgendwelche Nachrichten von der Pariser Konferenz der Verbündeten. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ vermahnt zur Ruhe und schreibt: „Soweit wir die Lage beurteilen können, besteht keine unmittelbare Gefahr; die getroffenen Maßnahmen haben den Zweck, bei möglichen Veränderungen auf den Kriegsschauplätzen auf alles vorbereitet zu sein.“ Daß in diesen Worten alles gesagt ist, ist unwahrscheinlich. Man redet von einem englischen Ultimatum, sei es auf absoluten Grenzschluß gegenüber Deutschland, sei es auf Freiheit eines englischen Durchmarsches. Aber auch das Wort Indien wird dabei gesprochen. — Die politische Lage Hollands ist unglaublich schwer, sobald einmal die Notwendigkeit auftaucht, zwischen England und Deutschland zu wählen. Das holländische Kolonialreich ist im Kriegsfall den Engländern und Japanern preisgegeben, und Deutschland kann während des Krieges gar nichts für hinterindische Inseln tun. Da nun das Königreich der Niederlande eine Heimatbevölkerung von 6,2 Millionen, aber eine Kolonialbevölkerung von 38 Millionen hat, so ist selbst ein zeitweiliger Verlust der Kolonien von unabsehbaren Folgen. Die Mehrheit der Kolonialbewohner nennt sich mohammedanisch. Es kommen in Betracht Java, Borneo, Celebes,

Molukken, ein Stück Neuguinea, die Insel Timor, Surinam und Curaçao. Der Reichtum Hollands hängt auf das engste mit diesem Kolonialbesitz zusammen. Während also einerseits die Versorgung wegen der Kolonien Holland in Englands Schutzhafte treibt, falls es keine amerikanische Garantie besitzt, so sieht jeder Holländer in Belgien vor Augen, wie schlecht es einem Grenzstaat bekommen kann, gegen Deutschland Partei zu ergreifen. Die Militärverhältnisse sind ungenügend, Kriegsflotte etwas besser.

Sonntag, 2. April.

Ich wandere einige Tage im Frühling durch die Wälder des Fürstentums Waldeck. Es gibt dort Stellen wie in Grimms Märchen, alles ineinandergeschlungenes Gewächs mit fabelhaftem Moos. Dabei ein Hauch der Vorzeit, als die Menschen ihre Kriege noch einfacher und menschlicher führten. Wie unglaublich mühte es einem alten hessischen Vorpater sein, seine Urentel in Rußland und bei Verdun zu wissen! Der Boden ist trotz der Abwesenheit so vieler Männer gut bearbeitet, wobei an verschiedenen Orten die französischen Gefangenen helfen. Sie werden gelobt, machen keine Schwierigkeiten. Ernährungsnöte unbekannt, nur teure Preise.

Die russischen Angriffsbewegungen sind zu einem vorläufigen Ende gekommen. Es waren nach deutscher Schätzung an ihnen etwa 500 000 Mann beteiligt, von denen 140 000 als Verluste aller Art zu buchen sind. Der Zeitpunkt des Angriffs war von russischer Seite falsch gewählt, weil jeder Tag mit milderem Wetter die Schneelandschaft in einen Sumpf verwandelte, aber man wird wohl anzunehmen haben, daß der Zeitpunkt von Frankreich aus bestimmt wurde. Die Idee des gleichzeitigen Angriffs auf allen Fronten hört sich leichter an, als sie ist. Auch an der bekarabischen Front haben die Oesterreicher und Ungarn mit gutem Erfolg Widerstand geleistet.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 27. März.

Der Abgeordnete Haase hat den Vorsitz in der sozialdemokratischen Partei niedergelegt. Heute tritt der Parteiauschuß zusammen, um zu den Vorgängen Stellung zu nehmen.

Die Mehrheit hat vor der Minderheit jedenfalls die einheitlichere Zusammensetzung voraus. Welche Mannigfaltigkeit der „Standpunkte“ unter den 18, die außerdem nun von links her durch Liebknecht und Rühle befehdet werden! Die „Bremer Bürgerzeitung“ erfindet für die Mehrheit das Wort „Sozialpatrioten“ — eigentlich nur eine Umkehrung von „Nationalsozial“.

Die preussischen Ministerien haben einen Papiersparerlaß herausgegeben, der nicht nur Sparsamkeit mit dem leeren Papier, sondern auch mit den Worten anordnet und Anlaß zu einer nützlichen Vereinfachung amtlichen Schreibwerkes geben kann. Es soll „Selbstverständliches und Ueberflüssiges, nichtsagende Eingangswendungen, Uebergänge und Schlußbemerkungen“ weggelassen werden. Wenn sie einmal abgeschafft sind, werden sie nicht wiederkommen. Der Krieg als Reformator der Amtssprache! Aber überhaupt: welch eine Revolution der schriftlichen Darstellung, wenn einmal wirklich das Papier nicht mehr so unerträglich geduldet sein darf!

In Kiel hat der Gouverneur Höchstpreise für Wohnungen angesetzt, d. h. bestimmt, daß über die am 1. März 1916 rechtsverbindlichen Wohnungsmieten nicht hinausgegangen werden darf. Der Grund des Erlasses ist Wohnungsmangel, die zu Steigerungen ausgenutzt wurde. Die Frage ist, ob eine Wohnungsbeschaffung mit dieser Preisregelung Hand in Hand geht. Sonst könnte, wenn wirklich weniger Wohnungen als unterzubringende Familien da sind, die Bestimmung zur Folge haben, daß die unbeliebtesten Mieter, kinderreiche Familien, erst recht übrigbleiben.

Dienstag, 28. März.

Die Reichsfleischstelle! Eine Bundesratsverfügung ordnet die Bildung einer Reichsstelle für die Versorgung des ganzen Reichsgebiets mit Vieh und Fleisch (Reichsfleischstelle) an. Sie hat die Aufbringung von Vieh und Fleisch im Reichsgebiet und deren Verteilung sowie die Verteilung des aus dem Ausland eingeführten Schlachtviehs und Fleisches zur Aufgabe und ist zu diesem Zweck mit einer Reihe von Machtbefugnissen ausgestattet.

Sie bestimmt den Umfang der für die Gemeinde oder den Kommunalverband zuzulassenden gewerblichen Schlachtungen und die Anrechnung der Haus- und Notischlachtungen auf den Anteil; sie regelt den Fleisch- und Fleischwarenvertrieb aus einem Kommunalverband in den eines anderen Bundesstaates. Den Landeszentralbehörden ist die Verpflichtung auferlegt, für rechtzeitige und vollständige Beschaffung des Bedarfs an Schlachtvieh zu sorgen. Ist freihändiger Ankauf nicht möglich, so erfolgt die Aufbringung — notfalls im Zwangswege — durch die Kommunalverbände und Gemeinden. Endlich sind die Gemeinden zur Durchführung einer Verbrauchsregelung von Fleisch und Fleischwaren verpflichtet worden.

Die Verordnung steht — in Verbindung mit der schon vorgenommenen Syndizierung des Viehhandels — an einschneidender Bedeutung dem Getreide-Wirtschaftsplan nicht nach. Sie enthält die gleichen Versorgungsstufen: Lieferungszwang, Enteignungsmöglichkeit, zentralisierte Verteilung, Verbrauchsregelung.

~~Zugleich~~ soll eine Vereinfachung des Gasthausessens herbeigeführt werden. Das haben Einsichtige schon vor einem Jahr vorgeschlagen. Zwei Suppen, zwei Vorspeisen, zwei Fleischgerichte, von denen nur je eins verabfolgt werden darf. Nachtsoll frei gegeben sein. Notwendig wäre noch die Anrechnung dieser Mahlzeiten auf die Fleischkarte, genau wie beim Brot.

Bald — so scheint es — wird die deutsche Kriegsfastenzeit endgültig organisiert sein.

Der vom Oberkommando eingeführte Sparzwang rechtfertigt, wie es scheint, die dagegen geäußerten Bedenken. Die Durchführung macht enorme Verwaltungsschwierigkeiten, die Zahl der Familien, die den Gesamtverdienst der Jugendlichen brauchte, und die weitere Zahl derer, die ihn zu brauchen behaupten, wird weit aus die Mehrheit aller bilden. Alle diese Gesuche um Auszahlung erfordern unabsehbare Ermittlungen, die der Natur der Sache nach nicht gerade freundliche Stimmungen erzeugen können. Die Frage ist, ob die moralischen Kosten der Sache nicht den Gewinn übertreffen.

Mittwoch, 29. März.

Die Auseinanderlegung in der sozialdemokratischen Presse zeigt die folgenden Zeitungen auf Seiten der Mehrheit: „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung“, „Volkswille“ (Hannover), „Bochumer Volksblatt“, „Bielefelder Volkswacht“, „Stettiner Volksbote“, „Lübecker Volksbote“, „Märkische Volksstimme“ (Kottbus), „Mecklenburgische Volkszeitung“, „Breslauer Volkswacht“, „Kasseler Volksblatt“, „Hamburger Echo“, „Karlsruher Volksfreund“, „Redar-Echo“, „Stuttgarter Tagwacht“, „Donau-Wacht“, „Mainzer Volkszeitung“, „Chemnitzer Volksstimme“, „Freiburger Volkswacht“.

Auf Seiten der Minderheit stehen: „Bremer Bürgerzeitung“, „Bergische Arbeiterstimme“, „Niederrheinische Arbeiterzeitung“, „Eisfelder Freie Presse“, „Essener Arbeiterzeitung“, „Halle'sches Volksblatt“, „Erfurter Volkstribüne“.

Diese Parteistellung der Presse ist geographisch, sozial und politisch ebenso interessant wie die der Wahlkreise.

Die „Königsberger Volkszeitung“ (Haases Wahlkreis) erklärt sich gegen die Minderheit, die es bis zur Fraktionspaltung habe kommen lassen.

Die Beschlüsse des sozialdemokratischen Parteiausschusses liegen nun vor. Seine grundsätzliche Stellung spricht er mit folgendem von 28 gegen 7 Stimmen angenommenen Antrag aus:

In dem von einer Sondergruppe von Fraktionsmitgliedern geheim beschlossenen Vorgehen des Genossen Haase in der letzten Sitzung des Reichstags und in der Gründung einer besonderen Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Abgeordneter erblickt der Parteiausschuß eine vorbedachte Untergrabung unserer gemeinsamen

politischen Tätigkeit für die deutsche Arbeiterschaft in schwerer Zeit. Damit wird das Vertrauen der Massen in unserer Partei aufs schwerste erschüttert.

Die Sprengung der Einheit unserer Bewegung ist auch ein schwerer Schlag gegen die Interessen des ganzen deutschen Volkes, dessen Friedenswillen nur durch die folgerichtige Anwendung der bisher von der Partei gewählten Mittel erfüllt werden kann.

Der Parteiausschuß erklärt, daß die Gründung einer zweiten sozialdemokratischen Reichstagsfraktion unvereinbar ist mit den Grundsätzen des Organisationsstatuts, das nur eine sozialdemokratische Reichstagsfraktion kennt und anerkennt. Der Parteiausschuß erachtet es als eine unabwiesbare Pflicht des Parteivorstandes, die sich aus dieser Sachlage ergebenden Folgerungen zu ziehen.

Gleichzeitig verurteilt der Parteiausschuß, daß einige Genossen zu den inneren Parteifragen in bürgerlichen Blättern Stellung nehmen und bei Erörterung von Zukunftsfragen jekt Ansichten propagieren, die Verwirrung in die Reihen der Massen bringen.

Der Parteiausschuß empfiehlt, daß der Parteivorstand in seiner jetzigen Zusammensetzung die Geschäfte der Gesamtpartei bis zum nächsten Parteitag weiterführt.

Außerdem wurde festgestellt, daß Sonderorganisationen der Minderheit mit eigenen Mitgliederbeiträgen geschaffen sind; diese sind als Parteierzstörer anzusehen, und ihre Mitglieder stellen sich damit außerhalb der Parteiorganisation. Einen Parteitag während des Krieges einzuberufen, hält der Ausschuß für unmöglich. Es muß daher der Vorstand mit den geeigneten Maßnahmen gegen die Sonderaktion beauftragt werden.

Gleichzeitig veröffentlicht der Parteiausschuß einen Aufruf an die Parteigenossen im Lande, der den Disziplin- und Treubruch der Ahtzehn feststellt und diese Konsequenz zieht: „Es ist eine innere Unmöglichkeit, daß eine einheitlich organisierte Partei in einem Parlament zwei Fraktionen haben kann.“ Der Versuch der Parteispaltung ist die logische Folgerung aus dem Schritt der Minderheit im Reichstag. Darum werden die Parteigenossen zur Treue gegen die Partei ermahnt. Der „Vorwärts“ druckt diesen Aufruf mit der Bemerkung ab, daß die Minderheit jene Entmannung, die in der Unmöglichkeit der Vertretung ihrer eigenen Ueberzeugungen im Reichstag gelegen habe, sich nicht hätte gefallen lassen können und sich darum das Recht auf die öffentliche Vertretung ihrer Ansichten habe erkämpfen müssen.

Es entbehrt nicht des grimmigen Humors, daß Hervé den Akt der Minderheit mit den wegwerfenden Worten kommentiert: „Im Schwerte des Generals Castelnau ist mehr revolutionärer Geist als in den vereinigten Gehirnen der achtzehn deutschen Sozialdemokraten, die sich von der Hauptmasse getrennt haben.“

Donnerstag, 30. März.

Es sind wunderschöne frühe Frühlingstage, die alle Blumen sichtbarlich aus der Erde treiben und dem Straßenbild etwas Fröhliches, Zuversichtliches geben. Seit ein paar Tagen sieht man keine „Butterprozeffionen“ mehr auf den Straßen. Es scheint also, daß die Butterkarte ihren Zweck erfüllt, und das hat auch etwas sehr Ermutigendes.

Der preussische Minister des Innern hat einen Erlaß zur Selbstverwaltung erscheinen lassen, der wohl so etwas wie ein Stück „Neuorientierung“ bedeutet. „Niemals“, so heißt es einleitend, „hätte es diesen Körperschaften gelingen können, den gewaltigen Aufgaben des Krieges in solchem Maße gerecht zu werden, wenn ihnen nicht die Selbstverwaltung die Möglichkeit freier Entschließung und das stärkende Bewußtsein eigener Verantwortung gegeben hätte. Darum muß es die Aufgabe der Staatsregierung sein, in den Gemeinden und Gemeindeverbänden weiterhin das kostbare Gut der Selbstverwaltung zu wahren und nach Möglichkeit zu mehren.“ Der sachliche Inhalt des Erlasses bringt nichts grundsätzlich Neues, empfiehlt nur bei Bestätigung von Wahlen, Genehmigung von Gemeindebeschlüssen und Beschwerden gegen Gemeinden, das gemeindliche Selbstverwaltungsrecht zu respektieren und sich auf das zu beschränken, was im engsten Sinne die Wahrung des Staatsinteresses verlangt.

Auch die sozialdemokratische Minderheit hat nun ihren Aufruf an die Partei gerichtet, in dem sie — taktisch sehr klug — be-

haupte: „Zu einer neuen Arbeitsgemeinschaft vereinigt, bleiben wir Vertreter der Partei.“ „Unser Auftreten wirkt nicht spaltend und zerstörend, sondern sammelnd und organisationserhaltend.“ „An die Parteigenossen richten wir die dringende Aufforderung, im Rahmen unseres Organisationsstatuts sich weiter zu betätigen und die durch die Zugehörigkeit zur Partei gegebenen Verpflichtungen zu erfüllen.“

Daß Liebknecht-Kühle auch schon ihren Aufruf, ihr Parteiprogramm und ihre Fraktion haben, ist die Harlekinade neben dieser ersten Sache.

Ein ganz großes Aufatmen geht aber aus von den Verhandlungen im Haushaltsausschuß über die U-Boot-Frage. Wenn auch über die Sache nichts an die Öffentlichkeit dringen kann, so werden doch die Beteiligten die ihnen gegebenen Aufklärungen für ihre weitere Bearbeitung der öffentlichen Meinung maßgebend sein lassen.

Freitag, 31. März.

Städtischerseits quittiert man das Lob der Selbstverwaltung mit einem leisen Mundwinkelzucken. Man glaubt an den Willen des Ministers, aber scheint's nicht ganz an die Instinkte der unteren Instanzen.

Beim Kultusetat im bayrischen Landtag empfahl der Minister eine Konferenz der deutschen Kultusminister zur einheitlichen Regelung mancher durch den Krieg herausbeschworenen Schulfragen, insbesondere auch der Zulassung von Ausländern. „Es dürfte auch in Zukunft keine chinesische Mauer gegen das Ausland errichtet werden.“

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung haben die Sozialdemokraten den Etat abgelehnt, nicht aus Grundsatz — sie haben ihm im letzten Jahr zugestimmt —, sondern als Demonstration gegen den ihrer Meinung nach unsozialen Beschluß über die Gaspreiserhöhung.

Sonntag, 1. April.

Selbstverständlich sieht alles voll höchster Spannung nach Holland. Wird der Brand noch weiter greifen?

Soldaten von der Front schicken Frühlingsgedichte. Es ist merkwürdig, wie viel da draußen gebichtet wird! Zu Hause spielen die Kinder wieder Kreisel auf den Straßen, und an langen sonnigen Nachmittagen schlagen schon die Amseln.

Und wir gehen in den 21. Kriegsmonat. Vor uns wieder die Durchführung großer innerer Verteidigungsmaßnahmen: Arbeitsstreckung in der Textilindustrie, neue schwierige Rationierungen.

Sonntag, 2. April.

Dem Reichstag ist ein Gesetz über Kapitalabschindung für die Kriegsverfürwortungsberechtigten zugegangen. Die Kapitalabschindung kann auf Antrag gewährt werden, wenn der Verfürwortungsberechtigte mit dem Kapital Grundbesitz erwerben oder erhalten will und in diesem Sinne für die nützliche Verwendung des Geldes eine Gewähr besteht. Sie stuft sich ab nach dem Lebensalter des Verfürwortungsberechtigten, so daß die im vollendeten 21. Lebensjahre Stehenden das 16fache ihrer Jahresrente bekommen. Die Abschindungen fallen dann bis zum $7\frac{1}{2}$ fachen bei den 55 jährigen.

Einschneidend ist, daß die abgesonderte Witwe bei neuer Eheschließung den vorausbezahlten Betrag zurückzahlen muß. Das kann heiratshindernd wirken. Die Bevölkerungspolitik sollte sich sehr eingehend mit diesem Gesetz beschäftigen, das in ihrem Sinne förderliche und hemmende Momente enthält.

Aus der Begründung sind die folgenden Sätze wichtig:

Die Ansiedlung und Sesshaftmachung in diesem Sinne soll nicht nur den Erwerb oder die Gründung landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Betriebe, sondern auch das städtische Heimstättenwesen umfassen. Die ersteren werden vornehmlich für Angehörige landwirtschaftlicher, die letzteren für Angehörige aller Berufe in Betracht kommen. Auf die Besitzform, unter welcher der Abschindungsberechtigte den Grundbesitz erwirbt, kommt es nicht an, vielmehr sollen unter die Bestimmung des § 1 auch die Form des Rentenguts, der Erbpacht und des Erbbaurechts sowie diejenigen Besitzformen fallen, welche für die Befestigung kleinerer landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Besitzungen landesgesetzlich

bestehen oder künftig geschaffen werden. Ebenso wird in besonders geeigneten Fällen der Grunderwerb durch Beitritt zu einer gemeinnützigen Bau- oder Wohnungsgenossenschaft als genügend erachtet werden können. Unter Festigung eigenen Grundbesitzes sollen alle Maßregeln verstanden werden, die geeignet sind, einen vorhandenen Besitz und die Gelegenheit zu ländlicher Arbeit nicht nur den zu Versorgenden selbst, sondern auch ihren Angehörigen zu erhalten und zu stärken. Dazu werden zu rechnen sein: die Abstoßung von Schulden oder die sonstige Verbesserung der Schulverhältnisse, der Aufbau oder die Wiederherstellung von Gebäuden, die Vergrößerung leistungsfähigen Besitzes durch Neuerwerbungen, die Vervollständigung landwirtschaftlichen Inventars usw. Die gleichen Gesichtspunkte kommen auch für die Witwen in Betracht, deren Ehemänner den Tod für das Vaterland erlitten haben. Zahlreiche Witwen gefallener Landwirte, von Kleinbauern und ländlichen Arbeitern sind ohne Gewährung eines entsprechenden Kapitals zur Entschuldung oder zur Erhaltung des Besitzes nicht mehr imstande und werden gezwungen sein, ihren Besitz aufzugeben.

Zweifellos ist wohl, daß von dieser Möglichkeit weiter Gebrauch gemacht werden wird. Eine so gütige Beratung insbesondere der Witwen wird notwendig sein, damit sie nicht der an sich verlockende Gedanke, über Geld zu verfügen und ein Heim zu erwerben, zu einer Gestaltung ihres Lebens führt, der sie auf die Dauer nicht gewachsen sind.

Wilhelm Seile / Regierung und Volkswille

Mitten im Kriege denken wir zuerst an die Mittel, die uns zum Siege führen, und die großen Hoffnungen, die der Sieg verwirklichen soll. Aber alle Gebundenheit unserer Gedanken durch den einen Willen zum Siege hindert uns nicht und darf uns nicht hindern, auch jetzt schon den inneren Ausbau des neuen Deutschlands zu durchdenken. Wie hinter Eis und Schnee der Frühling kommt mit seinem neuen Werden, so muß ja hinter Krieg und Sieg ein junges Recken und Strecken den von straffer Anspannung befreiten Volkörper zu frischerem Kreislauf seiner Säfte und damit zu neuer Blüte führen. Es kann nicht sein und es darf nicht sein, daß hinterher alles so bleibt, wie es vorher war. Wie wir im Kriege mit den Kräften arbeiten, die der Friede uns schuf, so müssen wir im kommenden Frieden die Kräfte nutzen, die der Krieg in so reicher Fülle gewedt hat. Staaten, so sagt eine alte Weisheit, werden erhalten durch die gleichen Mittel, durch die sie geschaffen worden sind. Welcher Gedanke könnte da näher liegen als der, daß man gut daran tun würde, die diktatorischen Machtbefugnisse der kriegerischen Leitung auch den Staatsleitern des Friedens zu lassen? Und in der Tat kommt solch ein Gedanke mit größeren oder geringeren Hemmungen jetzt manchem, der ihn sonst welkenweit mit Entrüstung von sich gewiesen hätte. Wenn — um nur ein Beispiel zu nennen — über die Nahrungsmittelverteilung gesprochen wird, so kann man öfter hören: das sollte man am besten ganz der Heeresverwaltung anvertrauen; alles, was die anfaßt, hat Hand und Fuß; da hat niemand dreinzureden, da herrscht nur ein Wille, da gibt es noch Entschlußkraft und rücksichtsloses Zielbewußtsein.

Das klingt recht gut und ist sogar, freilich mit sehr erheblichen Einschränkungen, bis zu einem gewissen Grade wahr. Niemand wird leugnen wollen, daß in Heer und Flotte die so gerühmten Eigenschaften in hohem Maße vorhanden sind und sich im Kriege, wie ja auch schon vorher, glänzend bewährt haben. Wenn man aber in der dankerfüllten Bewunderung für die ausgezeichnete Organisation und Leitung unserer Wehrmacht so weit gehen wollte, ihr nun auch noch Aufgaben anzuvertrauen, die außerhalb ihres ureigensten Wirkungskreises liegen, so erweist man ihr damit

den aller schlechtesten Dienst; Enttäuschungen könnten und würden nicht ausbleiben.

Nun ist das alles ja nur ein Spiel leicht beschwingter Gedanken; aber doch ein Spiel, das auch ernsthafte Leute gelegentlich betreiben, indem sie sich ausmalen, welche Vorzüge ein aufgeklärter Absolutismus haben könnte gegenüber der konstitutionell monarchischen Regierungsform, in welcher der erbliche Träger der Krone die Macht im Staate mit den gewählten Vertretern des Volkes teilt. Man denkt dann wohl an Friedrich den Großen, und niemand wird leugnen, daß mit solcher Führung Staat und Volk gleich gut gefahren sind. Es fragt sich nur, ob, was damals gut war, auch in unserer Zeit noch durchführbar und zweckmäßig ist. Und es fragt sich vor allem, ob nicht eine große Gefahr für Staat und Volk darin liegt, daß ihr Schicksal in so hohem Maße von den Eigenschaften und dem Willen der einen Persönlichkeit abhängig gemacht ist, die ohne eigenes Verdienst, nur durch die Gnade der Geburt, als Träger der Krone zugleich unbeschränkter Inhaber aller Gewalt im Staate ist. Wenn man die Fragestellung so auf die äußerste Formel bringt, ist die Zahl derer höchst unerheblich, die den Faden ihrer politischen Phantasie in dieser Richtung noch weiter spinnen möchten. Aber wenn man weniger folgerichtig nur so weit geht, daß man alle die Mängel und Umständlichkeiten klar macht, die notwendigerweise mit jedem kollegial-körperschaftlichen Wirken verbunden sind, dann kann man — namentlich jetzt im Kriege — recht interessante Studien machen, wie weit in unpolitischen Kreisen die Geringschätzung parlamentarischer Arbeit verbreitet ist. Nicht in der Volksmasse — da weiß man, was man der Volksvertretung verdankt —, sondern gerade in der ausgesprochenen Bildungsschicht bekommt man am häufigsten wegwerfende Bezeichnungen, wie etwa Schwabubude, für Reichstag oder Landtag zu hören.

Liegt das vielleicht daran, daß mit der höheren Bildung auch der kritische Sinn zu wachsen pflegt? Gewiß nicht; denn dann würden nicht bloß die Schattenseiten der Parlamentsarbeit, sondern auch die jeder anderen Regierungstätigkeit klar erkannt und miteinander abgewogen werden. Es wird vielmehr so liegen, daß bei uns in Deutschland der Gebildete, ganz besonders der akademisch Gebildete, sehr häufig allem Kampf materieller Interessen mit einer glücklichen Fremdheit gegenübersteht. Die Tätigkeit der Volksvertretung besteht aber in der Regel gerade darin, im oft erbitterten Kampf den Ausgleich der Interessen zu suchen. Das ist es, was den Menschen der feineren Geistesbildung zurückstößt, und zwar um so mehr, je stärker er sein Volk als eine große Einheit empfindet und je unmittelbarer sein Empfinden dafür ist, daß der Staat am festesten steht, wenn er nichts ist als die Verkörperung dieser Einheit des Volkes.

Fragen einmal wir politischen Menschen, die wir uns der Notwendigkeit und des Wertes der Interessentkämpfe stets bewußt sind, ganz offen uns selbst, ob nicht auch wir gelegentlich angewidert waren, wenn uns aus dem Hause der Volksvertretung die Radikalität der Selbstsucht, der Mangel an volkstümlichem Gemeingefühl gar zu unverhüllt entgegentrat? Oder wenn wir unwürdige Szenen erleben, wie sie jetzt etwa Liebknecht in seiner der Geisteskrankheit verdächtigen Art mit seinen methodisch sinnlosen Anfragen uns so häufig vorspielt? Ja, dann steigt auch uns der Ekel hoch. Aber wir lassen uns dadurch doch nicht verleiten, unschöne Begleiterscheinungen und selbst Nebenwirkungen mit dem Wesen der Dinge zu verwechseln. Ebenso wenig, wie wir über dem doch auch vielfach berechtigten Spott über Auswüchse des

Bureaucratismus die Tüchtigkeit des deutschen Beamtentums vergessen und den hohen Wert und die staatserhaltende Kraft des Geistes der peinlichen Gewissenhaftigkeit auch in kleinen und kleinsten Dingen, ebenso wenig können wir die Bedeutung der körperschaftlichen Willensvertretung und Willensbildung des Volkes verkennen, wenn es in der Ausfühung und bei den Ausführenden auch noch so sehr menschelt.

Denken wir uns einmal die Parlamente, also etwa den Reichstag, ganz ausgeschaltet oder an Einfluß und Ansehen auf ein winziges Maß zurückgedrängt: glauben die Verächter des Reichstages, daß es dann keinen Haider der Interessen, kein häßliches Aufeinanderprallen entgegenstehender Meinungen in Deutschland mehr gäbe? Will das wäre wie jetzt vorhanden, nur mit dem Unterschiede, daß es sich lichtarme, oft auch lichtscheue Pfade suchen würde, statt durch die legitime Kontrolle der Öffentlichkeit geläutert zu werden. Wir können uns gut vorstellen, mit welchen Gefühlen manchmal die reinen Berufspolitiker, die doch die leitenden Personen der Reichs- und Staatsämter letzten Endes sind, das Ergebnis ihrer fleißigen und abwägenden Arbeit der Kritik und Beschlußfassung der Parlamentarier übergeben, die doch in ihren Augen die Eigenschaft von Dilettanten nie ganz verlieren. Aber sehen wir uns z. B. einmal die Geschichte der Steuergesetzgebung des Deutschen Reiches an, so bleibt selbst bei diesem wenig erfreulichen Kapitel der Reichsgeschichte der Gesamteindruck einer überaus nützlichen und notwendigen, nicht bloß kritischen, sondern oft genug aufbauenden, schöpferischen, meistens verbessernden Mitarbeit des Reichstages.

Nun aber liegt in der praktischen Arbeit und ihrem Ergebnis noch keineswegs der ganze Sinn und die eigentliche Bedeutung des Reichstages. Der Reichstag hat keine ausführende Gewalt; wir haben kein parlamentarisches Regierungssystem. Die Bedeutung des Reichstages liegt vielmehr darin, daß er die Vertretung des Volkes darstellt, daß in ihm in möglichst getreuer Abbildung alle politischen, wirtschaftlichen, geistigen Strömungen des Volkslebens sich widerspiegeln, daß in ihm alles das, was als öffentliche Meinung nur einen sehr verschwommenen, ungreifbaren Charakter hat, sich zum klaren und ausgesprochenen Volkswillen härtet.

Eben jetzt haben wir das eigenartige, auf den ersten Blick befremdende Schauspiel erlebt, daß gerade die Gruppen, die in ihrer politischen Lehrmeinung dem parlamentarischen Getriebe am kühnsten gegenüberstehen und in Friedenszeiten besonders eifrig die Kommandogewalt des Kaisers und der obersten Heeresleitung gegen parlamentarische Beeinträchtigung schützen zu müssen glaubten, jetzt den Versuch gemacht haben, der Kommandogewalt mit dem parlamentarischen Machtinstrument ihren Willen aufzudrängen.

Was anders hatte es für einen Zweck, wenn die Gruppenderer, die im Hinblick auf den U-Boot-Krieg Zweifel an der ausreichenden Entschlußkraft und der zielbewußten Verantwortungsfreudigkeit der politisch und militärisch führenden Häupter der Regierung hegten, die Entscheidung über den folgenschwersten Entschluß in die Hände des Reichstages zu bringen versuchte? Es war der Wunsch, durch Beteiligung an der Verantwortung die Bedenklichkeit und die Bedenken der Verantwortlichen zu entkräften. Selbst die, die in ihrer Mehrheit sonst nicht gerade den größten Wert darauf gelegt haben, daß in der Volksvertretung der Volkswille getreu zum Ausdruck kommt, haben hier also den Versuch gemacht, das, was sie für den Volkswillen halten oder wovon sie

wünschen, daß es der Volkswille sei, zum Staatswillen zu machen. So falsch angewandt dieser glücklicherweise gescheiterte Versuch im vorliegenden Falle auch war, so gut und richtig zeigt er doch — grundsätzlich betrachtet —, was das Parlament für die Regierung und für das Volk sein soll: der Dolmetsch der Interessen und Gefühle des Volkes und der Träger seines Willens.

Hier haben wir ein Schulbeispiel für die Erkenntnis, wo parlamentarische Regierungsarbeit am Platze ist und wo nicht. Die Aufgabe der Volksvertretung ist es, dafür zu sorgen, daß die Regierungsgeschäfte im Einklang mit dem Willen des Volkes in seiner Gesamtheit geführt werden, und daß vom Staatsoberhaupt nur solche Persönlichkeiten mit der Leitung der Regierungsgeschäfte betraut werden können, denen auch das Volk sein ganzes Vertrauen schenkt. Wenn aber der Staat mit anderen Staaten Krieg zu führen gezwungen ist, dann gibt es keine Wahl, dann gibt es nur das eine: sich ohne Zaudern und ohne Bedingungen rückhaltlos hinter die verantwortlichen Leiter der Entschlüsse und Handlungen des Krieges zu stellen.

Das ist keine Bankrotterklärung des parlamentarischen Gedankens, sondern setzt umgekehrt seine stärkste Durchbildung voraus. Je größer die Staaten, je unübersehbarer das Leben ihrer Völker in seinen unendlichen Verwicklungen geworden ist, desto gewaltiger die Last der Verantwortung, die auf den Regierenden ruht, wenn die Völkerschicksale auf die Schneide des Schwertes gestellt sind. Welcher Mann, welche Gruppe von Männern würde solche Verantwortung überhaupt noch tragen können, wenn sie nicht die Gewißheit haben, daß sie im Sinne des Volkes handeln und daß der Wille des Volkes mit ihnen ist! Der Weg aber zu solchem Vertrauen des Volkes führt durch das Parlament. Es gibt keinen anderen Weg. Und solches Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit. Eine Regierung, die dem Volke kein Vertrauen schenkt, kann nicht erwarten, daß das Volk zu ihr Vertrauen hat. Reichsgründung und Reichswahlrecht haben denselben Ursprung und Geburtstag. Und das Wort des Kanzlers von der Neuorientierung der inneren Politik bleibt deshalb der Mittelpunkt aller Hoffnungen nicht bloß für die Erfüllung der berechtigten Wünsche, sondern für die frei gewollte und freudig geleistete Mitarbeit und Mitverantwortung des Volkes in der künftigen aufbauenden Arbeit für seine kulturelle, wirtschaftliche und politische Zukunft.

Friedrich Cauer / Kommandogewalt und Parteien

Durch die Entschliebung, die der Hauptausschuß des Reichstages in der U-Boot-Frage angenommen hat, haben sich alle Parteien auf den Boden gestellt, den die Fortschrittliche Volkspartei von Anfang an eingenommen hatte: einmütiges Vertrauen zur militärischen und politischen Führung. Während von anderen Seiten beteuert wurde, man denke nicht daran, in die verfassungsmäßige Kommandogewalt einzugreifen, brauchten die fortschrittlichen Abgeordneten nichts zu beteuern; denn sie hatten von Anfang an betont, man müsse die Kriegsführung dem Kaiser und seinen sachverständigen Ratgebern überlassen.

Mancher hat sich vielleicht gewundert, weshalb gerade eine Volkspartei so entschieden für die Rechte der Krone ein-

tritt. Aber wer den Ursprung der Fortschrittlichen Volkspartei kennt, der weiß: ihre geistigen Vorfahren haben es mit der Achtung vor jedem Recht immer besonders streng genommen. Der Oberbefehl des Kaisers über Heer und Flotte gründet sich auf den klaren Wortlaut der Reichsverfassung. Im Norddeutschen Bund, durch dessen Erweiterung das Reich entstanden ist, nahm den Platz des Kaisers der Bundesfeldherr ein. Die Hauptaufgabe des Bundes und Reiches war und ist ja, dem deutschen Volke seine Unabhängigkeit nach außen zu sichern. Darum muß das Oberhaupt die kriegsrischen Machtmittel fest in der Hand haben.

Für eine erfolgreiche Kriegsführung ist nichts so wesentlich, wie ein einheitlicher Oberbefehl. Es kommt fast weniger darauf an, ob der Kriegsplan der beste unter allen denkbaren ist, als darauf, ob er streng durchgeführt wird. Und wenn die Heeresleitung manches anordnet, was dem Laien und selbst dem nicht eingeweihten Fachmann unverständlich ist, so ist das kein Schaden. Denn je besser es dem Feldherrn gelingt, seine Absichten und Motive geheimzuhaltend, desto eher kann er auf Sieg hoffen. Man muß darum eine Kritik vermeiden, die notwendig zu einem von zwei Uebeln führt: entweder wird das unentbehrliche Vertrauen zur Heeresleitung erschüttert, oder es werden zur Beruhigung Dinge öffentlich mitgeteilt, die besser im Verborgenen bleiben.

Und wo etwa Zeitungen oder Redner diese Zurückhaltung nicht aus patriotischer Einsicht üben, da müssen sie von den Kommandobehörden dazu gezwungen werden. Auch diese Ausdehnung der Kommandogewalt ist im Kriege geboten. Im Frieden dagegen würde es wohl niemanden geben, der eine solche Einschränkung des freien Wortes wünschenswert oder auch nur erträglich fände. Auch wer etwa meint, man täte gut daran, sich in Erörterung der auswärtigen Beziehungen mehr als früher zu mäßigen und auch bei Gegnerschaft in der inneren Politik der Regierung ihre Aufgabe nach außen nicht zu erschweren, wird doch nicht daran denken, solche Rücksicht durch Zwangsmaßnahmen erreichen zu wollen.

Damit ist anerkannt, daß die Freiheit des einzelnen im Frieden ebenso unentbehrlich ist wie die Unterordnung im Kriege. Und auch jenes Recht gründet sich auf die Verfassung. Trotzdem gab es vor dem Kriege eine politische Richtung, die es z. B. berechtigt fand, wenn einem inaktiven Offizier sein auf Artikel 27 der preussischen Verfassung beruhendes Recht der freien Meinungsäußerung verkümmert wurde, oder wenn trotz Artikels 36 derselben Verfassung ein militärischer Befehlshaber die politische Gewalt in die Hand nahm, ohne von der bürgerlichen Behörde darum ersucht zu sein.

Wenn die Fortschrittliche Volkspartei solchen Anschauungen entgegentrat, so war sie nicht gegen die Kommandogewalt, sondern für das Recht des Volkes und des Bürgers. Das wird man nach den Erfahrungen des Krieges vielleicht besser verstehen. Je sorgsamer der Soldat die in der Verfassung verbrieften Rechte achtet, desto reiner und wärmer wird der Dank bleiben, den das Volk dem Heere und seinem Oberbefehlshaber schuldet. Noch aber ist Krieg, und da heißt es: je straffer der Oberbefehl durchgeführt wird, je bereitwilliger sich jeder einzelne unterordnet und einordnet, je entschiedener er auch seine eigene Neigung zum Besserwissen zügelt, desto mehr wird er an seinem Teile dazu beitragen, den Krieg zu dem Ende zu führen, der den Taten unserer Soldaten und ihrer Führer gebührt.

Friedrich Meinecke / Die deutsche Geschichtswissenschaft und die modernen Bedürfnisse

Es ist in diesen Blättern neuerdings einmal der heutigen deutschen Geschichtswissenschaft der Vorwurf gemacht worden, daß sie zu wenig am inneren Leben unserer Zeit teilnehme und ihr deswegen auch zu wenig biete. Halbwegs wurde dabei noch eines meiner Bücher ausgenommen. Als eine völlige Absolution konnte ich das aber auch für mich nicht auffassen, fühle mich vielmehr in derselben Verdammnis, die der Verfasser über meine Fachgenossen überhaupt aussprechen wollte. Er sprach damit nur eine von seinen Werturteilen gefärbte Beobachtung aus, die sich mir von meinem Standpunkte aus auch schon längst aufdrängte. Es klappt in der Tat heute etwas zwischen der modernen Geschichtswissenschaft und gewissen mächtigen Strömungen unseres öffentlichen und geistigen Lebens. Wir können gewisse Bedürfnisse, die in diesen sich heute regen, nicht mehr befriedigen. Aber ich setze hinzu: Wir wollen und dürfen es auch nicht! Mögen andere die Bastion, die wir behaupten, für verloren ansehen, wir selber sind von ihrer unerschütterlichen Stärke überzeugt und sind gewiß, daß, wenn wir dahingesunken sind, es immer kämpfende Geister geben wird, die an unsere Stelle treten und unsere Aufgabe weiterführen werden. Es wird vielleicht keine sehr große Schar sein. Aber das macht nichts aus, und sie wird genügen. Das Eiland reiner Wissenschaft, reiner und strenger geschichtlicher Betrachtung der Dinge, wird nicht untergehen. Ein immanentes, übermächtiges Bedürfnis des modernen Geistes, nicht des Geistes von heute, aber des Geistes, der die letzten Jahrhunderte durchwehte, hat es geschaffen und wird es halten. Dennoch haben wir alle Veranlassung, uns mit den Vorwürfen, die man uns heute macht, auseinanderzusetzen.

Erledigen wir zunächst die stoffliche und quantitative Seite der Sache. Sie ist zwar nicht entscheidend, aber führt doch an den Kern der Frage heran. Von einer stofflichen Vernachlässigung der neuesten Geschichte kann ja nicht die Rede sein, weder vor noch während des Krieges. Der erste Blick in die Literatur und die Zeitschriften des geschichtlichen Faches beweist es. Gewisse Arbeitsgebiete der früheren Jahrhunderte haben sogar schon zu sehr gelitten unter dem Drängen unserer jungen Forscher nach Stoffen des 19. Jahrhunderts. Raum geschieht es noch einmal, daß jemand, der an ihnen Feuer gefangen hat, wieder dauernd zurückgreift auf ältere Gebiete. Sie schmecken einem nicht mehr recht, sagte mir schon Heinrich v. Sybel einmal in seinen letzten Lebensjahren. Umgekehrt sehen wir die zünftigen mittelalterlichen Forscher mit Vorliebe oft eine Exkursion in das 19. Jahrhundert unternehmen. Am meisten vernachlässigt ist vielleicht heute die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Menschen und Probleme uns heute, auf den ersten Blick wenigstens, für die heutige Lage am wenigsten zu bieten scheinen. Und doch könnte dieses Zeitalter der reinen Machtkämpfe, der Koalitionen, der Ermattungskriege und Stellungskämpfe uns heute wieder seltsam anlocken. Man wird die schwachen Punkte in dem Kampfesprogramm Frankreichs gegen England in diesem Zeitalter genauer studieren müssen und den merkwürdigen Moment wieder entdecken, wo Ludwig XIV., kurz vor dem spanischen Erbfolgekriege, einmal vorübergehend den Gedanken faßte, die drohende übermächtige Koalition der Gegner dadurch zu sprengen, daß er sich mit England verständigte und auf Belgien verzichtete.

Aber die Art und Weise, wie der wissenschaftliche Historiker solche Dinge zu behandeln und zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu vermitteln pflegt, die ist es, die den Anstoß, sagen wir ruhig, die Langeweile des modernen Menschen erregt. Auch unsere zahlreichen Arbeiten zur neuesten Geschichte munden ihm nicht, sie sind ihm viel zu umständlich, zu trocken, zu zünftig, zu wenig durchdrungen von wichtigen Leidenschaften, großen Zeitgedanken und starkem Wollen. Man vermißt den inneren Pulsschlag der Zeit an ihnen. Man hält uns wohl als eine große Ausnahme die Geschichtsschreibung Lamprechts vor Augen und erklärt es für blassen Zunftneid, daß wir gemeinhin von ihr nicht viel wissen wollen. Wir antworten darauf in aller Seelenruhe, daß wir das enorme Talent, ja auch ein Genialisches in ihm bereitwillig anerkennen und ihn doch für einen Schwarmgeist, für einen Zerstörer und Verwüster echter Historie halten müssen. Wir wissen dabei sehr wohl, daß auch Schwarmgeister recht fruchtbar wirken können und daß erst spätere Zeiten das letzte Wort über sie zu sprechen haben, aber glauben schon jetzt beobachten zu können, daß er noch mehr gelobt als gelesen wird. Das timmerische Grau seiner abstrakten Riesengebilde ermüdet, seine Vernachlässigung des Staates wird in der Zeit mächtigster Staatsentfaltung, die wir heute erleben, als organischer Mangel empfunden. Die Sensationen, die er zu erregen vermochte, halten nicht vor.

Aber man verlangt eben heute immer neue Sensationen. Und die kann unsere Wissenschaft, wenn sie sich selber getreu bleiben will, nicht bieten. Hier muß man sich über Forderung und Gegenforderung ganz klar werden. Wir verkennen nicht, daß hinter den Sensationen, deren der moderne Mensch bedarf, tiefere Bedürfnisse stecken. In einer von Problemen zerrissenen, mit Bildungstoffen überladenen Zeit verlangt er leidenschaftlich nach einem geistigen Bande, nach einer vereinfachenden Konstruktion, nach kühnen und starken Führern, die zwar alle heutige Kompliziertheit in sich empfinden sollen, aber auch sie zusammenschmelzen sollen zu kräftigen und eindrucksvollen Synthesen. Eine ganze Reihe solcher Synthesen sind ihm schon geboten worden vom Uebermenschen und Aesthetentum an bis zur mitteleuropäischen Idee. Möchte sich diese letzte als dauerhafter und gestaltender erweisen als so viele andere Versuche, auseinandergehende Lebenssphären zusammenzuzwingen unter eine Leitidee. Die Unrast läßt sie selten ausreifen, der undogmatische und kritische Geist von heute entdeckt nur zu rasch ihre Mängel und schwachen Stellen. Aber jedes neue starke Temperament, das sie erneuert, wird willkommen heißen und eine Zeitlang von den Wellen getragen. Temperament und Energie und die Fähigkeit, Stoffe und Gedanken rasch und grandios zusammenzuballen, werden verlangt, und eine starke Einseitigkeit wird gern verziehen, — bis sie von einer neuen Einseitigkeit abgelöst wird. Alle diese Anläufe sind schließlich doch nicht umsonst gewesen, jede neue Welle trägt neue Körnchen Erdbreich an den Strand, und der moderne Geist weitet und wächst sich stärker und breiter dabei aus. Wie aber steht die Wissenschaft zu diesem unruhigen und hastenden und doch aus tiefem Lebensdrange hervorgehenden Treiben?

Den leichtesten Stand haben die exakten Wissenschaften. Sie herrschen in ihrem Reiche mit selbstherrlichem Absolutismus, und niemand wagt ihnen das Recht dazu zu bestreiten. Ihre Arbeitsmethoden wirken beinahe automatisch weiter, und um der zähl- und meßbaren Vorteile willen, die ihre Ent-

deckungen und Erfindungen der wirtschaftlichen, technischen und nun in so hohem Grade auch militärischen Kraft unseres Volkes verschaffen, läßt man ihnen gern die Freiheit, sich scheinbar ganz zweck- und interesselosen Untersuchungen hinzugeben. Man ist ihnen gegenüber im allgemeinen tief davon überzeugt, daß die reine, strenge, voraussetzungslose Theorie doch ihr sehr Gutes hat, — aber vielleicht doch nur deswegen, weil man des stillen Reisens ihrer praktischen Früchte totficher ist.

Anders aber steht es mit den Geisteswissenschaften oder wenigstens mit gewissen Gruppen der Geisteswissenschaften. Nach dem verschiedenen Verhältnis, das der moderne Bildungsmensch zu ihnen einnimmt, kann man drei Gruppen unterscheiden. Zunächst diejenigen, deren Studien ganz abseits vom Tage stehen, das gesamte Gebiet der Altertumswissenschaften, Sprachwissenschaften usw. Man läßt sie ruhig gewähren, gönnt ihnen Autonomie und Freiheit, hat eine gewisse allgemeine Hochachtung vor ihrer entsagenden Arbeit, ohne tieferen inneren Anteil mehr an ihnen zu nehmen. Denn die klassisch-humanistische Bildung, die diesen Anteil erwecken könnte, ist nicht mehr Gemeingut der Gebildeten und gilt vielfach als veraltet. Nur dann kann sich plötzlich ein akutes Tagesinteresse für die Altertumswissenschaften entwickeln, wenn ihnen einmal ein großer Fang, den man bewundern und anstaunen kann, gelungen ist. Je älter und fremdartiger er aussieht, um so wirksamer ist er. Das Gesetzbuch Hammurabis, die erschlossene Sprache der Hethiter, eine neu entdeckte Statue aus archaischer Zeit — alles läuft einmal hin, um das Rhinoceros zu sehen. Wir wollen auch hier unter der Hülle der oberflächlichen Sensationen ein tieferes Moment nicht verkennen. Der moderne Mensch liebt nicht mehr Antigone und Horaz, aber der Tempel von Pästum kann ihn tief ergreifen. Es ist eine Wendung zum sinnlich-anschaulichen Interesse, eine Abwendung von rein geistiger Betrachtung der Vergangenheit eingetreten. Das Auge ist durstiger und feuriger, der innere Sinn dagegen freilich lahm und der Anregung durch äußere Sinne bedürftiger geworden. Man erspart auch Zeit dabei in der Befriedigung seiner Kulturbedürfnisse; Werke der alten bildenden Kunst können, so meint man wenigstens, rascher apperzipiert werden, als Werke einer vergangenen Literatur, — falls sie nicht etwa durch Reinhardtische Technik augengerecht gemacht werden.

Ganz entgegengesetzter Art ist das Interesse an derjenigen Gruppe der Geisteswissenschaften, die den Aufgaben und Kämpfen des Tages unmittelbar zugewandt sind. Nationalökonomie, Staats- und Völkerrecht, Länder- und Völkerkunde, Soziologie und damit auch diejenige Richtung der Philosophie, die die Werte des modernen Lebens zu deuten unternimmt — sie stehen alle in hoher Schätzung, denn sie sind nützlich. Sie geben entweder unmittelbare Antworten auf das, was der Tag fordert, oder befriedigen jenes Bedürfnis nach raschen und kühnen Synthesen des Lebens, deren der moderne Mensch im Ansturm der Eindrücke auf ihn bedarf. Der mit Zahlen und Tatsachen gepanzerte Nationalökonom, der Orient- und Amerikaforscher, der reformierende Kriminalist wird überall gern gehört. Der Philosoph, der in ein paar Wochen eine neue Philosophie des Krieges zusammenzimmert, obgleich ihm das Phänomen des Krieges vorher kaum etwas bedeutet hat, kann erstaunlich einschlagen. Freilich muß er dann die modernen Sprachmittel beherrschen, die durch künstliche Aufwirbelung und Zerstäubung der Worte es dahin bringen, daß ein paar Tropfen von Gedanken

ein ganzes Glas mit ihrem Schaum füllen. Wer kennt ihn nicht, diesen aufgequirlten Stil des modernen Schriftstellers, der so viel Annäherung und schlotternde Zuchtlosigkeit, ab und an wohl wirklich einmal auch ein echtes Suchen und Ringen nach neuer, tieferer Anschauung der Dinge ausdrückt.

Aber gerade die reine Anschauung der geschichtlichen Dinge verlangt der moderne Bildungsmensch gar nicht mehr! Sein Durst nach Lebensinhalt und sein Verlangen nach Waffen für den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebenskampf stimmt ihn zu subjektiv und zu ungeduldig dafür. Die Aufrisse vergangener Zeiten und Kulturen, die er verlangt, müssen summarisch, packend und kräftig stilisiert sein, was eine nervös zergliedernde Analyse einzelner ihrer Seiten nicht ausschließt. Sie müssen vor allem Lebensblut der Gegenwart in sich tragen, müssen Fragen, die der moderne Mensch heute an sich stellt, irgendwie zu beantworten vermögen. Ich finde namentlich, daß außer gewissen Soziologen gewisse dilettierende Kunst- und Literaturhistoriker groß sind in dieser vergewaltigenden Stilisierung der Vergangenheit. Manche geistvolle und treffende Beobachtung fällt dabei wohl ab, aber die unsauberen Halbwahrheiten türmen sich zugleich zu großen Haufen.

Dadurch also ist der tiefe Riß entstanden zwischen den zünftigen Geschichtswissenschaften und der modernen Tageskultur. Und so bilden nun diejenigen historischen Disziplinen, die der neueren und neuesten Geschichte sich widmen, eine dritte Gruppe von Geisteswissenschaften, die man weder toleriert, wie die erste, noch schätzt, wie die zweite, sondern einfach uninteressiert beiseite liegen läßt oder höchstens gelegentlich als Nachschlagestelle benutzt. Gelegentliche Sensationen, die durch neue Aufschlüsse oder kühne Hypothesen die Aufmerksamkeit auf sie lenken, ändern daran nicht viel. Man sieht auf sie mit ähnlicher Empfindung, wie Friedrich der Große und die geistreichen Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts auf die gelehrten Pedanten ihrer Zeit. Aber die Proportion zwischen freier Literatur und zünftiger Wissenschaft ist diesmal doch anders, und die schweren geistigen Gewichte, über die diese verfügt, sind nicht aus der Welt zu schaffen. Denn was wollen wir? Die Dinge der Vergangenheit so sehen, wie sie wirklich waren, in ihrer eigenen Farbe, mit ihren eigenen Voraussetzungen. Als ob wir nicht auch wüßten, daß wir uns dabei von den Farben und Voraussetzungen unserer eigenen Zeit nie ganz los machen können und daß im letzten Grunde es auch unser eigenes Lebensblut ist, mit dem wir die Schatten der Vergangenheit zu beseelen versuchen. Aber wir kennen es nicht nur als eine Quelle der Kraft, sondern auch als eine Quelle des Irrtums, und weil wir uns dieser unausgleichbaren und ewigen Antinomie der historischen Arbeit tief bewußt sind, kennen wir die ganze enorme Schwierigkeit der Aufgabe, die Fehler, die aus dieser Quelle fließen, auf das erreichbare Mindestmaß zurückzudrängen. Das kann aber nur gelingen durch strenge Selbstzucht, durch tiefe Ehrfurcht vor den Tatsachen und Quellen, durch mühselige, harte Kleinarbeit an Akten und Urkunden, durch immer wieder Wenden der Probleme, durch Vorsicht und Behutsamkeit auch bei aller kühnen und energischen Forschungsleidenschaft. Es liegt mir ganz fern, den Leistungen der modernen zünftigen Geschichtswissenschaft insgesamt ein besonders hohes Lob zu spenden. Wir haben nur zu viel mittelmäßige Talente und treuleißige Handwerkeraturen unter uns, die mit nüchterner Routine Untersuchung auf Untersuchung und Buch auf Buch häufen. Wir machen uns auch keine Illusion

darüber, daß, verglichen mit der großen Zeit der Ranke, Burckhardt und Treitschke, die Spitzen gesunken sind —, während das allgemeine Niveau der Arbeit doch nicht unerheblich gestiegen ist, die Auffassungen verfeinert, die Gesichtspunkte vermehrt, die Befruchtung der historischen und der übrigen geisteswissenschaftlichen Studien untereinander gewachsen ist und die alte Gründlichkeit der Arbeit — im großen und ganzen wenigstens — nicht gelitten hat. Auch uns hat dann der Krieg auf den allgemeinen Kampfplatz der nationalen Kräfte gerufen. Wir sind nicht müßig auf ihm gewesen, aber wir bedeuten für ihn nicht mehr das, was die Historie dem deutschen Volke in den Einigungskämpfen zwischen 1848 und 1871 bedeutet hat. Das liegt nicht nur an der anderen Beschaffenheit der damaligen, rein nationalpolitisch gelagerten Probleme und der heutigen; ungleich verwickelteren und undurchsichtigeren, in alle Seiten des Lebens eingreifenden und darum auch von allen Wissenschaften, nicht nur von der Historie zu klärenden Probleme. Auch nicht nur daran, daß damals die historisch-politische Diskussion viel festere und eindeutiger Dinge zu besprechen hatte und sich deswegen viel bestimmter und klarer ergeben konnte als heute, wo jede Spekulation über die zukünftige Gestaltung Deutschlands und Europas mit noch ganz unsicheren Faktoren zu rechnen hat und der überzeugenden Kraft darum ermangelt, die den Programmen eines Treitschke noch zu eigen war. Nein, es liegt ganz wesentlich an dem Wandel der geistigen Voraussetzungen im Leben unserer Wissenschaft wie im Leben der Nation. Die damaligen kämpfenden Historiker trugen ihre Kampfesideale auch in die Geschichte hinein und färbten sie mit ihnen. Die Arbeit der darauf folgenden Generation der Historiker bestand in nicht geringem Grade darin, diese Uebermalungen zu entfernen und zu der reinen Betrachtung Ranke's, der unpopulär und abgefordert von den Tageskämpfen inmitten jener Zeiten dahinlebte, zurückzukehren. Der Leidenschaftslosigkeit des sein Selbst auslöschen wollenden Ranke sind wir freilich nicht mehr fähig. Auch wir fühlen uns durchweg enger verwoben mit Schicksal, Freud und Leid des mit uns lebenden und ringenden Geschlechtes. Aber das Ideal der reinen Anschauung der geschichtlichen Welt, einmal der Seele aufgegangen und von ihr ergriffen, kann in ihr nicht wieder untergehen. Es wird ihr zum inneren Heiligtum, in dem sie ein Stück der Erlösung vom Trüben und Dunklen findet. Lasse man uns diesen stillen Ort. Wir müssen es nun tragen, daß der moderne Geist, um seinen Hunger nach Synthese rasch zu befriedigen, nach stärkerer und aufregenderer Nahrung verlangt, als sie ihm die strenge methodische Geschichtsforschung bieten kann. Wir müssen auch das ertragen, daß manches reiche Talent, angelockt von den Reizen der modernen Tageskultur, für die Wissenschaft verdorben wird und im Hörselberg untergeht. Wir sind, wie ich schon sagte, eines genügenden Nachwuchses sicher, wir sind vor allem unserer Sache selbst ganz sicher.

Die beiden großen Gefahren unserer nationalen Kultur heißen Utilitarismus und Subjektivismus. Der moderne deutsche Utilitarismus, anders als der angelsächsische und der individualistische des 18. Jahrhunderts, denkt nur noch an Nutzen und Macht des Ganzen, drückt den einzelnen in das Ganze hinein, schätzt geistige Werte nur, soweit sie dem Ganzen unmittelbar Nutzen und Macht bringen, und prägt sich am deutlichsten im rücksichtslosen Nationalismus aus. Es ist keine Frage, daß die bittere Not unseres Existenzkampfes ihm zustatten gekommen ist und daß unsere geistige

Haut vielfach leider zur Schwielenhaut verdicken muß, um die ihr zugefallene Arbeit zu leisten. Der Kampf gegen das historisch-humanistische Bildungsideal, den wir heute wieder entbrennen sehen, hängt damit eng zusammen. Unsere Geschichtswissenschaft, eben diesem Bildungsideal entsprungen, kämpft, indem sie sich behauptet und Trieb und Fähigkeit zu freier geistiger Anschauung der geschichtlichen Welt lebendig erhält, auch für alle feineren, persönlicheren Bedürfnisse des deutschen Geistes. Indem sie sie aber zugleich in strenge Zucht nimmt, wehrt sie zu ihrem Teile dem dreisten und vorschnellen Subjektivismus der Tageskultur. Sie will das Recht des Ganzen mit dem Rechte des einzelnen vereinigen. Was sie in ihrem kleinen Bereiche dafür zu leisten vermag, kann nicht von heute auf morgen reifen und erkannt werden. Aber wir bestellen unseren Acker in ungebrochener Zuversicht.

Paul Ostwald / Der englisch-japanische Bündnisvertrag

Es liegt in der Natur der Sache, daß politische Tatsachen, die nur kurze Zeit zurückliegen, die verschiedenste Beurteilung und Auffassung finden müssen. Fließen doch aus diplomatischen Gründen die Quellen der Erkenntnis in dieser Hinsicht im allgemeinen recht spärlich. Die Tatsache des am 30. Januar 1902 in London abgeschlossenen Bündnisvertrages zwischen England und Japan hat daher auch bis heute davon keine Ausnahme gemacht. Wer in die politische Literatur über Ostasien hineinsieht, wird bald gewahr werden, wie verschieden und oft gerade entgegengesetzt dieser so ungeheuer wichtig gewordene Bündnisvertrag erklärt und bewertet wird. Wissen wir doch von dem großen Bündnis nicht mehr an positiven Tatsachen als die wenigen der Öffentlichkeit übergebenen Artikel. Sind wir doch gewiß, daß neben ihnen noch Geheimartikel bestehen, die gerade das Wichtigste uns vorenthalten. Wenn nun auch in dieser Beziehung weder neue Nachrichten oder Urkunden bekanntgeworden sind, so glaube ich doch, daß uns die Ereignisse des Krieges im allgemeinen eine bessere Beurteilung des Bündnisses möglich machen. England hat uns den Beweis seiner antideutschen Politik in einem vollen Umfange erbracht. Von dieser als feststehenden betrübenden Tatsache läßt sich, so meine ich, auch mancher Rückschluß auf Früheres gewinnen. Dahin gehört unzweifelhaft auch der Bündnisvertrag vom 30. Januar 1902.

Japan ist durchaus nicht die erste Macht gewesen, mit der England in Ostasien ein Bündnis einzugehen gedachte. Vor dem chinesisch-japanischen Kriege plante England vielmehr allen Ernstes eine Verbindung mit China. In dem Reich der Mitte glaubte es den Bundesgenossen erkannt zu haben; der dem immer weiter vordrängenden Rußland ein energisches Halt zurufen konnte. Da kam der Krieg Chinas mit Japan, und es wurde offenbar, daß man in London auf das falsche Pferd gesetzt hatte, und so begann der Umschwung zugunsten Japans. Nicht China, sondern Japan wurde jetzt von den englischen Staatsmännern dazu ausersehen, Rußland gegenüber in Ostasien als Bollwerk zu dienen. Das wird deutlich genug beleuchtet durch Englands Verhalten im Frieden zu Schimonoseki. Brachte die englische Presse kurz vor dem Kriege noch Artikel über Artikel, die von der Freiheit Japans in der koreanischen Frage handelten, so floß man jetzt über vor Höflichkeit und Anerkennung. In den Friedensverhandlungen hielt sich dann auch die englische Regierung fern und überließ es Rußland, Frankreich und Deutschland allein, gegen die Forderungen Japans zu protestieren. England zeigte damit deutlich seine Chinaseindschaft und hatte damit dieses Reich genau wie Japan zum Gegner. Japan und England fanden sich also auf dem Boden der gemeinsamen Feindschaft gegen das Reich der Mitte. England fühlte aber um so mehr die Notwendigkeit einer Verbindung mit Japan, je

mehr Rußland seine Macht in Ostasien erweiterte. Was Japan im Frieden zu Schimonoseki wieder herausgeben mußte, erliefte ja bekanntlich wenige Jahre später Rußland, und der Bogenkrieg bot dem Zarenreiche Gelegenheit genug, seine Stellung in der Mandschurei noch mehr zu festigen. Wenn daher am 30. Januar 1902 das Bündnis zwischen Japan und England geschlossen wurde, so erscheint es als einzige und notwendige Folge dieser in China gegen Rußland gerichteten Politik. So zweifellos richtig dieser Schluß scheint, ich glaube, daß wir ihn doch nicht so ohne weiteres ziehen dürfen. Denn von 1900 ab spielen schwerwiegende Fragen anderer Art in die englische Politik hinein, die auch in Ostasien Folgen zeitigen mußten.

Dahin gehört in erster Linie die Feindschaft gegen Deutschland. Wir wissen, daß in England seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Deutschland immer klarer und deutlicher als der gefährlichste Konkurrent im Handel und in der Weltwirtschaft erkannt wurde. Dieser Deutschenhaß brach sich ja dann im Jahre 1896 infolge des Glückwunschtelegramms unseres Kaisers an den Präsidenten Krüger fast mit elementarer Gewalt freie Bahn. Er steigerte sich während des Burenkrieges; 1900 wurde das erste Flottenbauprogramm angenommen, 1901 kam Eduard VII. auf den Thron. Den gefährlich werdenden Nebenbuhler in der Weltwirtschaft hoffte England noch im letzten Augenblick dadurch unschädlich zu machen, daß es meinte, Deutschland für seine Interessen gewinnen zu können. In der Tat schlossen ja auch England und Deutschland am 16. Oktober 1900 den Jangtsevertrag und einigten sich darin über die Integrität Chinas. Aber mehr zu tun, als eben die Unverletzlichkeit des Bestandes von China anzuerkennen, war Deutschland nicht gewillt. Der damalige Reichskanzler v. Bülow erklärte offen und geradezu, daß der Jangtsevertrag ihm niemals dazu dienen würde, ein Feind Rußlands zu werden, wie es England seiner ostasiatischen Interessen wegen wünschte. Bülows Worte im Reichstage am 3. März 1901 waren eine deutliche Absage, Deutschland zum Schleppträger des englischen Imperialismus zu machen. Englands Hoffnungen waren also fehlgeschlagen, und es mußte erkennen, daß jetzt nur noch die Waffen zwischen ihm und Deutschland entscheiden konnten. Um diesen Kampf aber führen zu können, brauchte es jederzeit seine Flotte in der Nordsee, und das war möglich, wenn es im Stillen und im Indischen Ozean Japan zum Beschützer englischer Interessen machte.

Wir sehen, es führen zwei Linien zum Bündnisvertrage vom 30. Januar 1902. Die eine kommt her von dem Gegensatz zwischen Rußland und England in Ostasien, die andere wird bestimmt durch den deutsch-englischen Gegensatz in der Weltwirtschaft. Hervorgerufen ist der Gedanke an ein Bündnis mit Japan unzweifelhaft durch den Wunsch, eine Abwehr gegen die wachsende russische Macht zu finden. Doch dieser englisch-russische Gegensatz in Ostasien wurde nach 1900 zu einer unbedeutenderen Frage gegenüber der deutschen Gefahr, die Englands gewohnte alleinige See- und Welt-herrschaft bedrohte. Deshalb schloß man das Bündnis mit Japan, um sich zum Kampfe gegen Deutschland zu rüsten. Man trat aus seiner „glänzenden Isolierung“ heraus, um in Europa den Gegner vernichten zu können. Die Zurückdrängung Rußlands in China wurde Nebenzweck. Nicht also erst bei den Erneuerungen des englisch-japanischen Bündnisses im Jahre 1905 und 1911 haben wir mit der antideutschen Tendenz als Hauptgrund zu rechnen, sondern schon beim Abschluß des ersten Vertrages.

Ludwig Herz / Deutsche Mode und Volkswirtschaft

Paris ist das Zentrum der Frauenmode, London der Männermode. Das galt bis zum Kriege als unerschütterliches Axiom, obwohl in Wien eine bestimmte Art ungepugter Straßenkleider, die man englische nannte, besonders vorzüglich gearbeitet wird, Kinderkleider vielfach nach englischem

Vorbilde gemacht wurden und sich im letzten Jahrzehnt amerikanische Einflüsse in der Herrenkleidung bemerkbar machen. Diese amerikanischen Einflüsse findet man auch in der Frauenmode; die phantastische Kostbarkeit namentlich der Hüte im letzten Jahrzehnt ist ein Zugeständnis an das Dollarland.

Mit Kriegsbeginn fehlte eine Bewegung ein, die nicht nur die Entfernung fremdsprachlicher Aufschriften von den Ladenschildern der Puhmacherinnen und Kleidergeschäfte verlangte, sondern auch die Waren selbst deutsch gestalten wollte. Zu diesem Ziel trat eine Reihe von zahlungskräftigen Käuferinnen, Künstlerinnen, Literaten und Verfertigerinnen zusammen. Nicht ohne Widerspruch zu finden; man zitierte den Ausspruch eines Feldgrauen, der in der Untergrundbahn in die Unterhaltung zweier Damen über die Modefarbe des nächsten Sommers mit den Worten dazwischengefahren war: „Schwarz wird man tragen!“ Das Ergebnis war zunächst eine Modezeitschrift, die in peinlicher Weise an ein vor einigen Jahren in Paris in Anlehnung an alte Vorbilder neu gegründetes Blatt erinnerte. Darauf wurden deutsche Modeschöpfungen angepriesen, deren Silhouette aber überraschend denjenigen Figurinen ähnelte, die man in allen ausländischen Zeitungen abgebildet sah. Dann klang die zuerst etwas lärmende Propaganda ab, bis durch die Beschlagnahme der Webstoffe das Publikum daran erinnert wurde, daß die Mode in einem von der Zufuhr von Rohstoffen abgeschnittenen Lande eigentlich die sein sollte, sich möglichst wenig modern zu kleiden und die vorjährigen Sachen weiter zu tragen. Jetzt ist im preussischen Abgeordnetenhaus auf die volkswirtschaftliche Wichtigkeit der Umgruppierung der Modeherrschaft hingewiesen worden. Die volkswirtschaftliche Bedeutung ist zunächst eine Frage der Handelsbilanz. Was ist größer, die Einfuhr oder die Ausfuhr aller jener reizenden und nützlichen Dinge, die die Außenhandelsstatistik unter den schwerfälligen und nüchternen Überschriften: bearbeitete tierische und pflanzliche Spinnstoffe und Waren, zugerichtete Schmuckfedern, Fächer und Hüte, Leder- und Kürschnerwaren, Sparterie und Sparteriewaren und Waren aus tierischen oder pflanzlichen Schnitz- oder Formarstoffen zusammenfaßt. In diesen Artikeln übersteigt die Ausfuhr die Einfuhr um etwa ¼ Milliarde M., die Ausfuhr ist also fast doppelt so hoch als die Einfuhr. Prüfen wir die Unterabteilungen, so finden wir, daß auch die Ausfuhr in Waren, die man als Pariser Spezialitäten zu preisen pflegt, wie in Handschuhen, Spitzen, Posamentierwaren, Schmuckfedern, Fächern, Kleidern und Blusen, Riechmitteln und Schönheitsmitteln die Einfuhr übersteigt. Nur Seidentülle und Gaze, Krepp, Flor, Männerhüte aus Seide und Haarfilz, Frauenhüte, Seidenmieder, Schleier, Schildpatt- und Perlmutterwaren sowie unausgerüstete Strohhüte werden zusammen für etwa 15 Mill. M. mehr ein- als ausgeführt. Natürlich führen wir Rohstoffe, wie Wolle, Baumwolle, Seide, Felle, Häute beträchtlich mehr ein als aus. Die Selbstgenügsamkeit auf diesem Gebiete verbietet sich aus natürlichen Ursachen. Das mißglückte Experiment des Alten Fritz, der Seidentokons in der Mark züchtete, wird niemand wiederholen wollen. Auch eine Erhöhung des beständig sinkenden Schafbestandes würde einen Rückschritt in der Richtung zum extensiven Betrieb der Landwirtschaft bedeuten. Wir müssen uns damit begnügen, daß der Mittelpunkt der Zurichtung eingeführter Pelze Leipzig ist, daß Worms aus ausländischen Fellen gearbeitetes Leder in alle Welt sendet, daß die Berliner Konfektion In- und Ausland versorgt, daß unausgerüstete Strohhüte aus Westeuropa und

von Uebersee hereingebracht und ausgerüstet weitergesandt werden. In Garmen fand vor dem Kriege ein reger, auf klimatischen Gründen und auf alten Fabrikationstraditionen beruhender Austausch mit England statt, während England selbst auf unsere Farbenindustrie angewiesen war.

Aus der Außenhandelsstatistik kann demnach eine Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande nicht herausgelesen werden. Es ist auch zweifellos richtig, daß viele sogenannte „Pariser“ Kleider und „englische“ Stoffe in Wirklichkeit in Deutschland hergestellt, vielleicht sogar von hier ins Ausland gesandt und von dort als fremdes Erzeugnis wieder nach Deutschland hineingebracht worden sind. Das beweist aber nichts gegen eine Abhängigkeit der deutschen Kleidung von fremder Mode. Ein Gegenbeweis kann auch nicht damit geführt werden, daß eine Anzahl Pariser Modezeitungen in Berlin gedruckt werden, daß eine Berliner Firma die Kostüme für die Ausstattungsstücke fast des ganzen Auslandes lieferte, daß die Inhaber vieler großen Modegeschäfte in der Rue de la Paix in Paris aus Deutschland und Oesterreich stammen und daß die Zuschneider und Arbeiter in großen Londoner Schneidergeschäften Böhmen sind. Die Tatsachen zeigen nur, daß deutsche Arbeit und deutsche Tüchtigkeit jeden Wettbewerb aufnehmen kann, ändern aber nichts daran, daß die vorzüglich gearbeiteten deutschen Waren nach ausländischen Ideen ausgeführt und daß ihnen in Paris oder London erdachte Muster und Modelle zugrunde gelegt worden sind.

Den Geschmack der Welt deutschen Ideen unterzuordnen, ist der eigentliche Sinn des Kampfes für eine deutsche Mode. Man vermied daher, belehrt durch den Mißerfolg der Gretchentracht nach dem Deutsch-Französischen Kriege und nach der Erfahrung, daß selbst ein van de Velde dem Eigenkleid den Weg nicht bahnen konnte, eine besondere Form für Deutschland zu suchen. Man will Selbständiges und Gutes erfinden, das Weltgültigkeit haben soll. Um Erfolge zu haben, muß aber nicht nur Gutes und Selbständiges geschaffen werden, sondern — und hier liegt die ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe — die Käufer des Auslandes, nicht minder als auch des Inlandes selbst müssen davon überzeugt werden, daß das Geleistete gut ist. Es gilt, den alten Glauben zu entwurzeln, daß sorgsam gepflegte Eleganz und geschmackvoller Luxus nur in Paris gefunden werden können. Seit Jahrhunderten sind die Völker dorthin gepilgert, um diese Eleganz und diesen Geschmack zu kaufen, aber nicht nur diejenigen, die in Paris nur das Freudenhaus und Luxushotel der Welt suchten, fühlten den schmeichlerischen Zauber dieser Stadt. Die Modeherrschaft von Paris ist nur eine Teilercheinung davon, daß es jahrhundertlang die Fremden anzog, wie das Licht die Motten. Soll die bisher ernstlich noch nicht angegriffene Vorherrschaft im Reiche der Mode entthront werden, so muß der Fremdenverkehr nach anderen Zentren abgelenkt werden.

Hier stocke ich. Man setzt gegen die Pariser Mode eine deutsche Mode, nicht eine Frankfurter, Berliner, Wiener Mode. Keine deutsche Stadt hat glücklicherweise das kulturelle Leben des ganzen Landes so aufgesogen, wie Paris und auch London. Welche der deutschen Städte kann die Ausländer so anziehen und festhalten, daß sie auf ihren Formen Sinn dauernd einwirken können? Die Dezentralisation ist eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit, die sich den Bestrebungen entgegenstellt. Sie ist aber nur technischer Art, wenn die deutsche Veranlagung überhaupt Erfolge auf dem Schaffensgebiete der Mode verspricht.

Die Pariser Weltausstellung von 1900 setzte über den Haupteingang die Statue einer modern gekleideten Pariserin, während die Berliner Ausstellung von 1896 als Plakat eine Faust mit dem Hammer gewählt hatte. Wirkt das nicht symbolisch? Deutsches Wesen ist Gründlichkeit, Ernst, Disziplin, Organisation. Wesen der Mode ist Laune, Leichtigkeit, unmethodisch wechselndes Form- und Linienpiel. Mode ist spielerische Erotik, flüchtiger Kitzel der Sinne, Widerspruch gegen Sachlichkeit. Mode ist, aus den Ereignissen und Erscheinungen im raschen Erfassen Dinge für den Gebrauch des Augenblicks desillieren. Könnte einem deutschen Hirn der Gedanke kommen, aus dem fürchterlichen Ernst des Krieges für die Frauenmode den Schnitt der alten Marktentenderimmentracht abzugiehen oder belgische Soldatenmützen und französische Stahlhelme in Filz- und Samthüte zu übersetzen?

Weltmode schaffen heißt aber nicht nur Kleider und Hüte entwerfen, es heißt in stetem Wechsel die ganze Erscheinung mit den neu gefundenen Formen in Einklang bringen, in ununterbrochenem Strom tausenderlei Kleinigkeiten und Zubehörsstücke auf den Markt der Eitelkeiten werfen. Dort, wo die Weltmode geschaffen werden soll, muß eine breite Schicht des Heimatvolks selbst geneigt sein, nur für die Mode zu leben, auch ihre Exzentriktäten aufzugreifen, und die Menge muß bereit sein, diese Existenzen nicht nur für berechtigt anzuerkennen, sondern als beneidenswertes Beispiel anzustaunen. Diese Massen müssen, novarum rerum studiosissimae, gern Liebhaberpreise zahlen, nur weil Dinge als Neuheiten angeboten werden, Zahlungen, die vielfach allerdings nur durch den Verzicht auf wertvollere Kulturgüter geleistet werden können und häufig neben dem Geldbeutel des Gatten noch das Portemonnaie eines anderen in Anspruch nehmen. Schon vor 50 Jahren hat Augier das Bild des armen Löwen der Gesellschaft gezeichnet. Gewiß wäre es, ganz abgesehen von politischen Wirkungen, ein volkswirtschaftlicher Gewinn, wenn Deutschland die Hunderte von Millionen, die Frankreich mit seinen Modeindustrien verdient, in seine Kassen leiten könnte, ein doppelter Gewinn, weil ein großer Teil dieser Industrien auf gut bezahlter Qualitätsarbeit ruht. Nicht die ganze übrigens, die so geschätzte, handgenähte Wäschekonfektion z. B. wird vielfach in Waisenhäusern und Fürsorgeanstalten unter schmachtvoller Ausnutzung weiblicher Arbeitskraft hergestellt. Solange die Dinge so wie jetzt liegen, daß die Mode die Ausdrucksform einer sehr reichen, nichtstuerischen, zerstreungshungrigen Schicht ist — eine Form, deren Reize auch der Zuschauer nicht leugnen soll —, wäre dieser Gewinn an Gold doch wohl allzu teuer bezahlt.

Wie die Dinge jetzt liegen! Die Entwicklung wird für unsere Zeit der Massen und Maschinen einen eigenen Stil finden, den Stil des Betons und des Eisens. Diesem Stil, der von den Deutschen, den Erfindern der neuen Wirtschaftsmethoden, gestaltet werden wird, wird auch die Frauenmode sich einfügen. An dem Tage, an dem auch die Bewunderer von Paris fühlen werden, daß die Schönheit des Eiffelturms mehr die Schönheit ihrer Zeit ist als die der Türme von Notre Dame, kann die Herrschaft der deutschen Mode beginnen.

Paul Siler / Neue Wege in der Kriegs- blinden-Fürsorge

Schon Ende November 1914 hatte ich in meiner Klinik, St. Maria-Viktoria-Krankenhaus, fünf Kriegsblinde. Es war mir sofort klar, daß wir uns bei diesen Verletzten nicht allein mit der rein ärztlichen Tätigkeit begnügen durften. Die Unglücklichen standen dem harten Schicksal, das sie betroffen hatte, zuerst ganz faßungslos gegenüber und glaubten, daß mit der Erblindung ihr ganzes Leben jeden Zweck verloren habe.

Da kam mir der Gedanke, daß man die Kriegsblinden schon während der Behandlung im Lazarett zu geistiger Tätigkeit anregen müsse, um sie wieder für das Leben empfänglich zu machen und sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. Ich hatte das große Glück, die blinde Lehrerin Fräulein Betty Hirsch kennenzulernen, die — selbst sehr erfahren in allen Zweigen des Blindenberufes — mir von früh bis spät in aufopferndster Weise mit Rat und Tat zur Seite stand.

Wir fingen mit dem Lesen der Blindenschrift an, einer Arbeit, die von den Kriegsblinden sofort freudig aufgenommen wurde. Nach einigen Wochen trat der Schreibunterricht in seine Rechte, und bald darauf bei denjenigen, die genügende Schulkenntnisse hatten — abgesehen von der weiteren Ausbildung im Schreiben und Lesen — der Unterricht in der Kurzschrift, im Gebrauch der Punktstiftmaschine und der Schreibmaschine für Sehende und schließlich im Gebrauch des Diktaphons. — Schnell mehrte sich die Zahl der Blinden, und gelegentlich betrug die Anwesenheitsziffer gänzlich Erblindeter 95 und mehr. Da gab es viel Arbeit, und mit Genugtuung können wir nach mehr als einjähriger Tätigkeit feststellen, daß wir 20 Mann haben, welche die Handschrift lesen und schreiben können und die Kurzschrift, die Schreibmaschine und die Punktstiftmaschine beherrschen. Weitere 22 Mann sind im Gebrauch der Schreibmaschine und im Lesen und Schreiben der Handschrift bewandert, und 18 andere sind in der Handschrift vollkommen ausgebildet. Einer der Leute — blind und einhändig — hat die Schreibmaschine für Einhändige erlernt. Außerdem handelt eine größere Anzahl von Blinden gewandt das Diktaphon und bedient die Schreibmaschine wie Sehende.

Bemerkt sei, daß ich bei mehreren der Kriegsblinden nicht die Ausbildung im Lesen und Schreiben erzielen konnte; es sind dies Leute, die z. T. von früher her so wenig begabt waren, daß sich die Ausbildung nicht gelohnt hätte. Andere waren durch die Art der Verletzung und durch die geistige Erschütterung derart mitgenommen, daß ich es für zwecklos hielt, sie am Unterricht teilnehmen zu lassen. Mehrere sagten mir, daß sie im früheren Leben niemals einen Brief geschrieben oder Zeitung gelesen hätten, und daß sie daher auch jetzt — z. B. im Alter von 35 Jahren — keine derartige geistige Arbeit aufnehmen wollten. Gelegentlich kam es aber auch vor, daß Leute, die früher sich dem Schreiben und Lesen vollständig ferngehalten hatten, durch den Unterricht geistig geweckt wurden; es war eine Freude, zu sehen, wie sich das Interesse für das Lesen allmählich hob. Bei wenigen unterblieb der Unterricht, weil der Aufenthalt in der Klinik nur ganz kurze Zeit dauerte; sie waren nach Erlangung der Rente nicht mehr im Lazarett zu halten und gingen zu ihrer Familie.

Aus dem vorstehenden läßt sich leicht erkennen, daß wir bei allen Leuten individuell vorgegangen sind. Wir konnten auch nur ganz allmählich unsere Pläne verwirklichen, weil häufig Unterbrechungen durch schlechtes Allgemeinbefinden, durch Vornahme von Operationen und durch Erholungsurlaub usw. eintraten. Wir haben kein Blindenheim für entlassene Krieger — wie sie jetzt mehrfach entstanden sind, haben auch keine Blindenbeschäftigungsanstalt, sondern ein Lazarett mit kranken Soldaten, wo es militärisch zugeht. Um so erfreulicher ist es, daß die Leute allmählich mehr und mehr Lust zu den Arbeiten bekamen und die dargebotene Gelegenheit freudig und eifrig benutzten. In kurzem kamen wir zu der Überzeugung, daß es für diejenigen, die früher dem Handwerker- oder dem Arbeiterstande angehört hatten — neben dem Schreiben und Lesen —, das Beste sein

würde, sie einem Berufe, in welchem sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen könnten, wieder zuzuführen. Nach dem in den Blindenanstalten seit fünfzig und mehr Jahren geübten, allseitig anerkannten Verfahren, dem sich auch die Kriegsblindenheime angegeschlossen haben, richteten wir unser erstes Augenmerk auf die allbekannten Blindenhandwerke, wie Bürstenmacherei, Stuhlflechterei, Korbflechterei und Flechtarbeiten verschiedener Art. Es war nicht gerade leicht, die Soldaten hierzu zu bewegen, weil — wie sie verschiedentlich selbst äußerten — ihnen der größte Schrecken ihrer Blindheit der wäre, daß sie sich schon als Bürstenbinder oder Korbmacher in Verbindung mit einer Blindenbeschäftigungsanstalt für den Rest ihres Lebens sähen. Trotzdem glaubten wir, auch bei uns diese Handwerksarten einführen zu müssen.

Durch meine langjährige Tätigkeit in Berlin als Augenarzt und Bürgerdeputierter in der Deputation für die Städtische Blindenpflege bin ich mit Blindenverhältnissen ziemlich vertraut, und ich habe oft feststellen können, daß die Zivilblinden sich in einer recht traurigen Lage befinden. Und dies trotz der großartigen und vorzüglichen Blindenbeschäftigungsanstalten und der ihnen von den staatlichen und städtischen Behörden in großzügiger Weise gewährten Beihilfen und trotz des Wohlwollens, das ihnen weitestens Kreise durch Stiftungen, Gründung von Unterstützungsvereinen usw. entgegengebracht haben. Die erzielten Arbeitsgewinne sind nur sehr gering. Es kann mit diesen jemand nur unter großen Entbehrungen notdürftig sein Leben fristen; dies fällt um so mehr ins Gewicht, weil ein Blinder infolge der Ausgaben für den meist notwendigen Führer mindestens ebensoviel Geld wie ein Sehender gebraucht.

Es verdient pro Woche im Durchschnitt:

der Mann in Steglitz durch Stuhlflechterei	6 M.	der Mann in Berlin durch Stuhlflechterei	6 M.
„ Korbmachen	9 „	„ Korbmachen	11 „
„ Bürstenbinderei	8 „	„ Bürstenbinderei	12 „
„ Flechterei	12 „		

Ähnlich gestalten sich die Verhältnisse in den übrigen Blindenanstalten Deutschlands. Infolge des geringen Verdienstes ist es vielfach üblich, daß die Blinden von den Heimatsbehörden monatliche Zuschüsse in Form der sogenannten Armenunterstützungen erhalten.

In Erwägung dieser Momente und mit Rücksicht auf die Stimmung der kriegsblinden Soldaten sagte ich mir, daß es nicht gut sei, wenn jetzt Hunderte von Kriegsblinden den Zivilblinden Konkurrenz machen würden. Wo sollten denn alle die Stühle zum Flechten herkommen? Dazu kommt, daß wir bei den Kriegsblinden ein wesentlich anderes Menschenmaterial haben, als wir es in den Blindenanstalten vorfinden. Hier sind eine große Anzahl von Menschen, die — blind geboren oder in frühester Jugend erblindet — nur das Anstaltsleben kennengelernt und keine optischen Erinnerungsbilder haben; die später Erblindeten sind vielfach auf Grund ihres allgemeinen Befindens und infolge des langdauernden, in Erblindung übergehenden Augenleidens körperlich unfähig zu anderen Arbeiten. Ausnahmen bestätigen die Regel! Die Kriegsblinden dagegen wissen, wie es in der Welt ausgeht, und sind — abgesehen von denen, die schwere Hirnverletzungen davongetragen haben — in der großen Mehrzahl, wenn die Verwundung geheilt ist, kräftige, gesunde und durchaus vollwertige Menschen. Diese an den Bürstentisch zu setzen oder zum Stuhlflechten zu verwenden, hielt ich für unrichtig, und ich wurde darin bestärkt u. a. durch einen blinden Schlosser, welcher mir sagte, „er würde sich nur wieder glücklich fühlen, wenn er auf Eisen hauen könnte“. Dieses und anderes gab mir den Gedanken, daß das Bestreben in der Kriegsblindenfürsorge darauf gerichtet sein mußte, jedem möglichst wieder in seinem alten Berufe eine geeignete Tätigkeit zu verschaffen.

Diese Ansicht wird vielfach Kopfschütteln hervorrufen; ich werde aber zeigen, daß sie bei gutem Willen wohl und leicht durchführbar ist. Unsere Bestrebungen in dieser Hinsicht wurden aufs wärmste unterstützt durch das Kriegsministerium, das mir bereit-

willigt die Erlaubnis zur Beschäftigung staatlicher Betriebe erteilt, und durch die Direktion der staatlichen militärischen Fabriken zu Spandau.

Ich habe an der Hand von 639 Fragebogen — die Gesamtzahl der Kriegsblinden ist bedeutend größer — die bei der Kriegsblindenstiftung für Landheer und Flotte bis zu einem bestimmten Tag eingegangen waren, eine Aufstellung gemacht, aus der die frühere Beschäftigung ersichtlich ist.

Danaach beträgt die Zahl der kriegsblinden Handwerker, Arbeiter und Bergleute 70 bis 75 %, während etwa 25 % auf die sogenannten „besseren“ Berufe entfallen. Ich glaube nicht, daß sich dieses Verhältnis, wenn die Gesamtzahl der Kriegsblinden feststeht, nach der einen oder der anderen Seite sehr verschieben wird.

Ein Teil der 25 % wird sein Unterkommen als Schreiber in Bureaus finden. Bei der Besetzung solcher Stellen sind wir sehr vorsichtig und empfehlen nur solche Kriegsblinden, die die Schreibmaschine in gewandtester Weise handhaben. Tut man das nicht, so wird man später zu hören bekommen, daß die blinden Schreiber minderwertig sind, und die Folge wird sein, daß blinde Schreiber überhaupt nicht mehr angestellt werden. Andere werden in ihre selbstständigen Betriebe als Ingenieure und Kaufleute usw. zurückkehren, und selbst für einen Arzt hat sich eine Tätigkeit finden lassen. Einer meiner Pfleglinge studiert an der Berliner Universität und ein anderer wird im nächsten Semester die Studien beginnen. Dann kommt noch der Beruf als Agent, Klavierstimmer usw. in Betracht. Einer ist in seinem Blusenkonfektionsgeschäft als Einrichter tätig. Ein anderer versteht seine Plattstube und wieder einer seine Molkerei. Vielleicht wird auch dieser oder jener als Telephonist in Zentralen großer Betriebe tätig sein können. Es ist nicht zu leugnen, daß die Unterbringung der 25 % besondere Schwierigkeiten bereitet.

Wenden wir uns nun den anderen 75 % zu, die sich aus Bergarbeitern, ungelernten Arbeitern und Handwerkern zusammensetzen. Von theoretischen Erwägungen ausgehend und durch die persönliche Inaugenscheinnahme von verschiedenen Fabriken wurde es mir klar, daß es in den meisten größeren Betrieben irgendeine für Blinde passende Beschäftigung gibt. Freilich darf man die Arbeitsgelegenheit nicht theoretisch bestimmen, sondern muß sich die Mühe nehmen, in den Fabriken alles nach allen Richtungen durchzumustern. Die staatlichen Betriebe ziehe ich den privaten vorläufig vor, weil in ihnen meines Erachtens besser für alle Zeiten für die Kriegsblinden gesorgt ist, als in der Privatindustrie, wo später, nach dem Friedensschluß, sich die Konkurrenz in schärferer Weise geltend machen kann. Mir liegen aber auch bereits Angebote von Privatfabriken vor, doch bin ich darauf noch nicht eingegangen, weil in den staatlichen Fabriken eine sehr große Anzahl von Arbeitsplätzen für die Kriegsblinden frei ist. Hier haben die Leute eine dauernde und vorzüglich bezahlte Stellung, sie sind im Kreise ihrer Kameraden und werden sich hier wohler fühlen als irgendwo beim Stuhlflechten. Ebenso wird ihnen diese Tätigkeit sicherlich dieselbe seelische Befriedigung gewähren, wie die Ausübung eines „Blindenhandwerkes“.

Schluß folgt.

Friedrich Glum / In Rußland

Nach einer Brahms'schen Melodie

Droben am Bergebrand blühen die Schlehen.
Weißt du noch — einßt?

Drinne im Häusel liegt ein Weib in Wehen.
Wann er wohl kommt?

Sinket ein roter Ball, Sonne, in Seen.
Ist Feindes — Land.

Einsam ein Reiter pflückt Händevoll Schlehen.
Wird es einßt sein?

Im Bett ein Kindel wiegt. — „Wird er dich sehen?“
„Der Eschlingel — lacht —!“

Einst, wenn die Sonne strahlt, wenn Fahnen wehen,
Dann wird es sein.

Traub / Frühling

Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich geküßt?

W r i t e.

Lange habe ich's gar nicht gemerkt: der Frühling ist ja wieder da. Gestern sah ich ihn, als ich durchs Württemberger Land fuhr, die Pracht des Ulmer Münster vor mir lag und mich hellachende Frühlingssonne begleitete bis zum Heidelberger Schloß. Was ist das wieder für eine Herrlichkeit, und so taufisch jung! Alles vergaß ich, frischweg setzte ich mich an die sonnbestrallteste Ede und sog gierig ihre Wärme ein, bis es mir ganz heiß um Seele und Leib wurde. Frauen schreiten hinter dem Pflug, Mädchen hacken den Boden auf, Bäuerinnen streuen Samen übers Land: es zwitschert in den Zweigen, es regt und redt sich allüberall. Beschreibe mir einmal einer die Wunderbarkeit des jungen grünen Laubs, eines einzigen neugeborenen Blattes! Du findest keine Worte, um dieses süße Sineinander von Weichheit und Kraft, von Frische und Glanz, von erstaunter Wohlgeit und gleichzeitigem Kampf mit Frost- und Tiergewalten zu erfassen. Und wie rasch alles geht. Gestern sah man's wie einen leichten Schleier über der Landschaft liegen, und heute grüßt schon das neue Leben aus jedem Ed. Ungebändigt stürmt der Frühling übers Land: „Da bin ich! Da habt ihr mich! Ob ihr wollt, oder nicht, ich will.“

Vieles wird leichter unter seinen Strahlen; du mußt dich nur jung machen lassen wollen. Der Frühling geht ja überall hin, auch zu den Gräbern, auch zu den Schüßengräben und in einsame Stuben. Er fährt mit dem Unterseeboot und jagt mit dem Luftschiff, er hängt sich an die Läufe der Gewehre und blüht aus den Stahlrohren. Keiner kann ihn verjagen und niemand ihn wegwischen. Er lebt und darum sollst du auch leben. Nimm deine Arbeit und trage sie aus dem finstern Ed näher ans Fenster heran; mache einmal wieder ein paar Schritte draußen im Volkspart; schließe dich nicht aus! Es geht mit dem Leben bergan. Zu dir kommt der Frühling. Er hätte zwar an sich selbst genug. Keine Frage kommt auf seine Lippen: „Wer schaut mich an? Wer bewundert mich?“ Er muß leuchten, zeugen, wärmen, strahlen, lieben. Kein Zwang ist es für ihn, sondern eitel Selbstverständlichkeit. Weil das Leben siegt, erstekt es aus Schlaf und Grab und jubelt. Du aber tu mit! Des Frühlings Kraft vermehrt du nicht: sein Kleid hat der Ewige gewoben, und das macht ihm niemand nach. Aber deine Kraft wird gehoben, und du fängst an, anders auszu-sehen, wenn du des Frühlings Pochen an deiner Tür nicht überhörst, sondern ihn einlässest. Man verlangt nicht mehr von dir, als daß du das kleine Stück Natur wahrhaftig siehst, das du bist, und darum mit dem Leben der Natur deine Pulse schwingen lassest. Es ist dem Menschen gut, sich einmal in dem Garten der Welt zu verlieren und nichts sein zu wollen, als ein Gras auf der Frühlingswiese. Dann gewinnt man wieder die richtigen Maßstäbe für klein und groß, für wichtig und unwichtig, für das, was lähmt und das, was belebt. Es ist keine Sünde, sich des Frühlings jederzeit — auch im Krieg — zu freuen; Sünde ist's, wenn du das nicht tust: der Herrgott geht über Berg und Tal und will Menschen und Blumen erquiden. Solche Gelegenheit veräume nicht und trinke neues Licht!

Soziale Bewegung

Arbeiterbelehrung durch den Weltkrieg. Die christliche „Keram- und Steinarbeiter-Zeitung“ beschäftigt sich unter der Überschrift „Was die christlichen Gewerkschaften aus dem Weltkriege gelernt haben“ mit den Erfahrungen, die die christlichen Gewerkschaften in diesem Weltkriege gemacht haben. Sie hätten, so heißt es, zuerst die ungeheure Macht der Organisation bei allen Bevölkerungsgruppen erkannt. Aber mehr noch! „Wir haben in diesem Krieg mit den Andersgesinnten und Andersorganisierten gemeinsam in den Kasernen und in Schützengräben gelegen, haben für gemeinsame große Ziele gemeinsam Blut und Leben aufs Spiel gesetzt. Die Führer der verschiedenen Arbeiterorganisationen sind unter dem Zeichen des Burgfriedens so im allgemeinen ebenfalls ganz gut ausgekommen, ohne sich heftig zu bekämpfen. Deshalb hat keiner was von seinen Zielen und seiner Überzeugung preisgegeben. Warum sollte nicht auch nach dem Kriege ein besseres Zusammenwirken der verschiedenen Arbeiterverbände möglich sein? Auch aus der Kriegsteuerung und den Vorgängen bei der Lebensmittelverföhrung haben wir gelernt. Wir müssen neben dem notwendigen Schutz der Erzeugung und der Vermittlung von Gegenständen des täglichen Bedarfs auch einen wirklichen Konsumenschutz haben. Die Konsumgenossenschaften müssen etwas elastischer, den verschiedenartigen Verhältnissen ansmiegungsfähiger gestaltet und ganz anders als bisher verbreitet werden. Wir haben in diesem Kriege auch die große Bedeutung des politischen Einflusses für die einzelnen Erwerbs-schichten noch mehr als bisher kennengelernt. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer stärkeren politischen Betätigung der Arbeiterwelt. Wir brauchen deshalb nicht unseren Verband, unsere Gewerkschaft zum politischen Verein zu machen. Aber als Arbeiter wollen und müssen wir mehr als bisher mitreden im öffentlichen Leben. Ganz besonders müssen wir in den Gemeinden, in den Kreisaußschüssen oder dem Distriktrat, in den Provinzialauschüssen, in den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten ganz anders als Arbeiter zur Geltung kommen. Erfahrungen und Erlebnisse wie in diesem Kriege wollen wir später nicht wieder mitmachen. Darum Wahlrechtsreform auf der ganzen Linie und Platz überall auch für uns Arbeiter.“

Die Kirch-Dunderschen Gewertvereine wollen Pfingsten in Berlin ihren 19. ordentlichen Verbandstag abhalten. Auf der summarischen Tagesordnung steht die Frage der Frauenarbeit in und nach dem Kriege obenan. Beschäftigten will sich der Verbandstag ferner mit der parlamentarischen Vertretung der Gewertvereine. Der Wunsch, führende Gewertvereinskollegen in den Parlamenten zu haben, ist uralte. Noch niemals aber, meint das Zentralorgan, „Der Gewertverein“, ist seine Berechtigung so stark und deutlich in die Erscheinung getreten wie in der Kriegszeit. Die übrigen Gewertschaftsrichtungen konnten bei den zahlreichen Konferenzen mit den verschiedensten Behörden Parlamentarier entsenden, die naturgemäß über besseres Material verfügten als die Vertreter der Gewertvereine. Auch ihre Beziehungen zu den Behörden sind bessere. Die Kirch-Dundersche Bewegung leidet darunter, daß sie keine Abgeordnete in ihren Reihen hat, und sie muß darauf dringen, daß hier Wandel geschaffen wird. Der Verbandstag muß nach dieser Richtung seinen festen Willen bekunden und auch die Wege zeigen, auf denen das Ziel erreicht werden kann. — Von ganz besonderer Bedeutung für die weitere Entwicklung der Bewegung wird die Wahl des Vorsitzenden sein, die der Verbandstag vorzunehmen hat. Es muß Erlaß geschaffen werden für den erkrankten Vorsitzenden Goldschmidt. Daß von der richtigen Wahl ungeheuer viel abhängt, bedarf nach dem „Gewertverein“ keiner besonderen Erörterung. „Der Verbandsvorsitzende muß nicht nur über Fähigkeiten und Kenntnisse verfügen, er muß auch mit allen Einzelheiten unserer Gesamtorganisation vertraut sein, und dieses Vertrautsein darf sich nicht nur auf die Geschichte beschränken, sondern muß sich auf alle einzelnen Einrichtungen und Eigenarten der Deutschen Gewertvereine erstrecken. Er muß ein Mann aus unseren Reihen sein, der in und mit der Bewegung groß geworden ist und sich einen Namen auch nach außen hin errungen hat. In solchen Männern fehlt es glücklicherweise bei uns nicht. Dazu kommt aber noch die Vorbedingung, daß der künftige Verbandsvorsitzende einen vorausschauenden Blick besitzt, über ein hohes Maß von Besonnenheit verfügt, sich nicht von Augenblicksstimmungen leiten läßt, sondern mit Ruhe und Geschick auch Differenzen, wie sie in jeder größeren Gemeinschaft unvermeidlich sind, zu verhüten oder zu schlichten versteht.“ — Daneben gibt es natürlich noch eine lange Reihe von anderen bedeutsamen Fragen, wie die Agitation nach dem Kriege, den Ausbau der Arbeitersekretariate, die systematische Bearbeitung der Ortsverbände, an denen der Verbandstag nicht achtlos vorübergehen darf. Zahlreiche, auf den ersten Blick minderwertig erscheinende Dinge, die jedoch in ihrer Gesamtheit große Bedeutung haben, gibt es zu regeln für die weitere Entwicklung der Kirch-Dunderschen Gewertvereine. Sie zu fördern, ihr im kommenden neuen Deutschland die ihr ge-

bührende Stellung zu verschaffen, das muß die Aufgabe des Verbandstages sein.

Gewerkschaften und sozialdemokratische Spaltung. Wie stellen sich die Gewerkschaften zur sozialdemokratischen Spaltung? Die Antwort gibt die „Soz. Prag.“ nach den Listen der nunmehrigen zwei Fraktionen. Die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ ist eine Vereinigung von Schriftstellern, Theoretikern, Akademikern, nicht von Vertretern der organisierten Arbeiterschaft selbst. Daran ändert auch die Zugehörigkeit der Abgeordneten Beyer, Horn und Schwarz nichts; diese sind zwar alte und in ihrer Art nicht verdienstlose Gewerkschafter, haben aber in ihren Verbänden die wirkliche Führung längst jüngeren Händen überlassen. In die Generalkommission der Gewerkschaften hat der Gewerkschaftskongreß vor dem Kriege bereits keinen von ihnen gewählt. Ganz ähnlich verhält es sich mit denjenigen 14 Abgeordneten, die, ohne sich den 18 Mitgliedern der „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft“ anzuschließen, bei der Abstimmung über den Moratet den Saal verlassen und in einer Erklärung das Recht zum Ausschluß eines Parteimitgliedes aus der Fraktion nur dem Parteitag zugesprochen haben. Auch unter dieser „radikalen Minderheit“ der alten Sozialdemokratischen Fraktion befinden sich von führenden Gewerkschaftern nur die Abgeordneten Jädel und Simon; ersterer gehört zu den Beamten des Deutschen Textilarbeiterverbandes, letzterer leitet den Schuhmacherverband. Alle dem Reichstage angehörenden Führer der wirklichen Massen enthalten den Gewerkschaften, insbesondere der Metall-, Holz-, Berg-, Bau-, Fabrikarbeiter, ebenso alle ihm angehörenden Mitglieder der Generalkommission gehören zur Mehrheit der alten Sozialdemokratischen Fraktion, für die Abgeordneter Scheidemann das Bekenntnis zur Politik des 4. August 1914 mit warmen Worten erneuert hat: „Wir machen wahr, was wir immer gesagt haben. In dieser Stunde der Not lassen wir unser Vaterland nicht im Stich.“

Sparzwang für Jugendliche. Neben dem Generalkommando in Kassel hat jetzt auch das Oberkommando in den Marken einen Sparzwang für Jugendliche angeordnet. Während in Kassel alle Minderjährigen, d. h. also alle Jugendlichen bis zum 21. Jahre, getroffen werden, bezieht sich der märkische Erlaß auf die Jugendlichen beiderlei Geschlechts bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Unter Berücksichtigung der schwierigen Verhältnisse der Großstadt Berlin soll nach dem märkischen Erlaß die Zahlung des zurückgehaltenen Lohnes nicht an die Eltern, sondern an die Spartassen erfolgen. Den Jugendlichen darf von ihrem baren Arbeitsverdienst, gleichgültig, ob dieser nach Zeitlohn, Stücklohn oder auf andere Weise berechnet ist, für jede Woche nicht mehr als achtzehn Mark und außerdem ein Drittel des achtzehn Mark übersteigenden Betrages ausgezahlt werden. Der nicht auszuzahlende Teil des baren Arbeitsverdienstes ist vom Arbeitgeber binnen fünf Tagen nach jedem Lohnabschnitt bei einer öffentlichen Spartasse auf den Namen des Jugendlichen auf ein Spartassenbuch mit der Maßgabe einzuzahlen, daß über das Guthaben während der Dauer des Kriegszustandes nur mit Zustimmung des Gemeindevorstandes des jeweiligen Aufenthaltsortes des eingetragenen Inhabers verfügt werden darf. Das Spartassenbuch bleibt in Verwahrung und Verwaltung der Spartasse. Ueber den an die Spartasse abzuführenden Betrag hat der Arbeitgeber dem Jugendlichen bei der Vöhrnung eine Bescheinigung zu erteilen, aus der sich ergibt, an welche Spartasse der Betrag abgeführt wird. Der Jugendliche ist ferner berechtigt, bei dem Arbeitgeber monatlich einmal den Nachweis über die erfolgte Einzahlung an die Spartasse einzusehen. Dem Gemeindevorstand des jeweiligen Aufenthaltsortes der Jugendlichen sind bestimmt abgegrenzte Rechte darüber eingeräumt, unter welchen besonderen Umständen eine Auszahlung des Guthabens an die Jugendlichen gestattet werden darf; grundsätzlich soll dahin gestrebt werden, daß aus dem ungewöhnlich hohen Arbeitsverdienst der Kriegszeit dem Jugendlichen ein Sparguthaben für die Friedenszeit verbleiben soll. — Wenn dieser Sparzwang für die Jugendlichen lediglich als Kriegsmäßnahme auftritt, ist nichts gegen ihn einzuwenden. Eine Benachteiligung der Eltern und eine dauernde Beeinträchtigung der Lohnempfänger überhaupt braucht dann keineswegs gegeben zu sein.

Eine Kürzung der Ruhezeiten hat ein Erlaß des preußischen Eisenbahnministers angeordnet. Zur Behebung des mit der Dauer des Krieges zunehmenden Mangels an Betriebsbeamten und Arbeitern sowie Abköfern wird im Erlaß die mindestens 30-stündige Ruhezeit, die das in regelmäßigem Wechsel Nachdienst verrichtende Stations- und Zugpersonal, sowie unter den gleichen Voraussetzungen auch die Rangierarbeiter nach jeder einwöchigen Nachdienstperiode erhalten sollen, für die fernere Dauer des Krieges auf 24 Stunden herabgesetzt. Die Vorschrift, wonach die den Eisenbahnbetriebsbeamten zu gewährenden Ruhetage, soweit möglich, zu einem Drittel auf Sonn- und Feiertage gelegt werden sollen, hat keine bindende Kraft mehr. Wo es Sonntags an Abköfern fehlt, ist deshalb der Dienstwechsel in dem durch den Mangel an Sonntagsabköfern hervorgerufenen Maße auf die Werktage zu verlegen. Dabei sind aber die Vorschriften über die Kirchgangs-freihalten einzuhalten.

Büchertisch

L. F. Ranke: **Bilder aus der Geschichte des Papsttums.** Bed., München 1914. VII 410 Seiten. Mit 16 Abbildungen. Preis geb. 4,50 M.

Auf Grund von Vorträgen, die der Verfasser im Lübecker Luther-Frauenkränzchen gehalten hat, schildert das Buch vom protestantischen Standpunkt aus in großen Zügen und gefälliger Darstellung die Papstgeschichte. Ein besonderes Bedürfnis für eine solche Bilder Sammlung liegt kaum vor, um so weniger, als sich das klassische Werk des größeren Namensvetters Leopold von Ranke, das allerdings erst nach dem Mittelalter einsetzt, längst auch außerhalb der engeren Fachkreise seinen Platz erobert hat. Auch die umfangreiche Papstgeschichte des Katholiken L. v. Pastor, die vom Verfasser unter den literarischen Vorlagen nicht erwähnt wird, erfreut sich weither Verbreitung.

Bonn.

J. Haschagen.

C. Enders: **Gottfried Kinkel im Kreise seiner Adler Jugendfreunde.** Studien zur Rheinischen Geschichte 9, 1913. Markus & Weber, Bonn. VI., 90 Seiten. M. Bollert, Gottfried Kinkels Kämpfe um Verus und Weltanschauung bis zur Revolution. Band 10, 1913. V, 159 Seiten. Ebenda.

Beide Arbeiten liefern wertvolle Beiträge zur Kenntnis der vormärzlichen Jugendentwicklung des rheinischen Achtundvierziger. Die Studie Bollerts ist überhaupt der erste Versuch, diese an Irrungen und Wirungen reiche Jugendentwicklung wissenschaftlich zu durchleuchten. Beide Schriften benutzen interessantes ungedrucktes Material. Bollert hat sich bemüht, auch psychologisch seinem Stoffe gerecht zu werden. Das Ergebnis ist für Kinkel öfters recht unerfreulich. Vielleicht hätte eine genauere Berücksichtigung von Kinkels Zusammenhang mit dem rheinischen Stammescharakter allzu scharfe Urteile hie und da etwas abmildern können. Beiden Verfassern ist die Kinkelforschung zu lebhaftem Dank verpflichtet.

Bonn.

J. Haschagen.

Das neue Gartenbuch für Kriegs- und Friedenszeiten

Wie ohne Gärtner Jedermann
Sein Gartenland bebauen kann
Ein Buch vom erstklassigen Gartenbau für Anfänger
Mit vielen Bildern
1.90, geb. 3.00-M.
Der Gelbe Verlag in Dachau

Für Konfirmation und Ostern aus E. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Leben und Heimat in Goss

Eine Sammlung Lieder zur Erbauung und Verehrung
Herausgegeben von Julius Hammer
Gesichtet und ergänzt von D. Paul Mehlhorn
Sechzehnte Auflage In Leinenband 4 Mark

Dieser wirkliche Liederbuch, in welchem sich die erhabensten und edelsten Gedanken und Empfindungen nicht allein unserer, sondern aller Zeit vereint haben, ist bereits in 100 000 Exemplaren verbreitet.

Prospekt über „Religiöse Bücher“ kostenfrei.

Ein vorzügliches Geschenk zur Konfirmation ist:

Das Schwert des Geistes

Gottes Wort für den täglichen Gebrauch ausgewählt und mit Zeitwort und Lesefascel versehen von H. Schöler General-Superintendent von Oßpreußen. 31 bis 50. Tausend.

Nicht nach Kapiteln und Versen, sondern in sachlich zusammengehörigen Abschnitten gedruckt. Zahlreiche begehrte Zuschriften beweisen die Notwendigkeit, und den Wert dieser Auswahl.

Handausgabe in Oktav. 432 Seit. Leinen gebd. 2.- M.
Taschenausgabe in Leder 4.- M.

besonders für Soldaten, auf ganz dünnem Papier, 300 Seit (Format 14x9 cm, Stärke nur 10 mm, Gewicht 100 g), Leinen kart 1.20 M., in Kunstleder 1.50 M., in echtem Leder 3.- M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W. 35.

Zum ersten Male erscheint eine Chronologisch geordnete Gesamtausgabe von Goethes *Lyrik* in der Großherzog-Wilhelm-Ernt-Ausgabe des Insel-Verlages; herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Der Name des Herausgebers genügt, um den Wert und die Zuverlässigkeit dieser schwierigen Arbeit zu verbürgen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 55 Pf.: L. F. in A., je 1 M.: Gefr. Sch. im Felde, A. G. im Felde, 1,50 M.: Telephonist B. im Felde, je 2 M.: Lehrer L. in E., Oberlehrer C. in E., Lehrer C. in A., je 2,50 M.: Feldw. R. im Felde, Frau Finanzamt. M. in W., je 3 M.: Schwester M. G. im Felde, Off.-Stellv. G. in E., F. L. im Felde, je 5 M.: Lt. d. R. G. in B., Krankentr. B. im Felde, Feldw. B. in G., Antonie G. in F., Lt. Sch. im Felde, Vizefeldw. R. im Felde, Gefr. St. im Felde, A. St. in A., 7,50 M.: Oberlehr. Sch. in G., 7,60 M.: Dr. A. G. in G., je 10 M.: Oberlehrer L. im Felde, B. R., Freiburg. M. C., Stuttgart, 20 M.: Optm. R. in A., je 50 M.: G. R. in G., R. Placht, New-York (gleich im Namen verschiedener Geber).

Kriegs- und Heimatchronik: Lt. d. R. B. im Felde 2,50 M.

Bücher für Arme und Marine: Prof. Dr. M.-L. in Berlin: 2 Jahrgänge „Hilfe“, 3 Bücher, Wl. in Kiel: 10 Bücher und verschiedene Zeitschriftenhefte, Dr. M. in Jhringhausen: 8 Bücher, Frau W. F. in Nikolassee: 56 Bücher, E. R. z. Bt. im Felde: 15 Soldaten-Liederbücher, Karl Placht, New-York (im Namen verschiedener Geber): 6 Kloster, Illenspiegel, 18 „Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte“, 6 „Deutsche Erzähler“, 20 Goethe, Italienische Reise, 10 Heise, Nieder dtsch. Dichter, 54 Insel-Bücher.

Für den roten Halbmond: Dr. R. in Schw. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Heftausgabe der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt des Verlages von Eugen Diederichs, Jena über das neue Frauenbuch des Krieges von Dr. Gertrud Bäumer „Zeit hinter den Schützengraben“ bei. Die Sammlung der Neben, die die Schriftleiterin der „Hilfe“ bei ihrer organisatorischen Tätigkeit in Berlin sowie im Osten und Westen Deutschlands hielt, und ihrer wichtigsten Aufsätze darf auf das allergrößte Interesse unserer Leser rechnen.

Sanatorium Stolzenberg in Soden bei Frankfurt-Main hat Anfang April seine Pforten wieder geöffnet. Nachdem im vergangenen Winter in Stolzenberg eine Reihe von Verschärfungen durchgeführt wurden, bietet Stolzenberg nunmehr einen großen schattigen Park, in der Nähe ausgedehnter herrlicher Waldungen alles, um dem Strudel des geschäftigen Kriegeslebens unserer Städte entziffern, schnellstens neue Arbeitskraft und Schaffenslust wiederzugewinnen. Die ärztliche Leitung liegt in den Händen des bekannten Arztes Herrn Dr. med. E. Strömmermann. Alles Nähere entnehmen man dem neuen illustrierten Prospekt, welcher auf Wunsch von der Anstaltsleitung kostenfrei zugesandt wird. Verwundete und kranke Kriegsteilnehmer finden nach wie vor beste Aufnahme, und zwar Mannschaften und Unteroffiziere kostenfrei, Offiziere gegen Erstattung der eigenen Kosten.

Das **Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr**, das erholungsbedürftigen Kindern (Knaben und Mädchen) höheren Unterricht bietet, ist auch während des Krieges in vollem Betriebe. Das Sommerferien beginnt am 3. Mal. Die Realabteilung hat Einjährigen-Berechtigung.

Dachau



Dachau

Alt-Flandern

Die alten belgischen Städte

mit 200 Photos Mk. 1.90

Teuerungszuschlag 30 Pfennig

◆ ◆ Vermischtes ◆ ◆

Einleuchtende Äußerung eines Professors in einer süddeutschen Universitätsstadt ist bereit, einen durch den Krieg mittellos oder durch eine Verwundung hilfsbedürftig gewordenen

Gelehrten oder Studenten

von über 24 Jahren kostenlos in ihr Haus aufnehmen. Mit kurzem Lebensabriß versehen. Angebote mit N. 14333 an Hausenstein & Vogler H. G., Frankfurt a. M.

Kunstvolle Blindenarbeit.

Reizende Puppenhüte. In jeder Farbe u. Größe. Mittelform Preis 2 M.

Um Bestellung bitten: Elisabeth Giffels, Düren, Rheinland, Schoellerstraße 28.

Stud. med.

(im Felde) wünscht Kauf von Kriegsansichtskarten: Angebote unter „Kavallerie“ an die Geschäftsstelle der Hilfe.

Ein getreuer Eckart des deutschen Volkes!

Sorben beginnt zu erscheinen:

Peter Rosegger Gesammelte Werke

Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe

IV. Abteilung in 10 Bänden

Jeder Band in Bibliotheksband M. 2.50

Jeder Band in Halbpergament M. 4.—

Allmonatlich erscheint ein Band: Einzelne Bände werden nicht geliefert

Die fertig vorliegenden drei Abteilungen

können jederzeit bezogen werden:

Jede Abteilung in Bibliotheksband . . . M. 25.—

Jede Abteilung in Halbpergament . . . M. 40.—

Die Buchhandlungen liefern Prospekte kostenfrei und nehmen Aufträge entgegen

Verlag von L. Staudmann in Leipzig

Nationalbank für Deutschland.

Aktiva

Bilanz per 31. Dezember 1915

Passiva

Aktiva				Passiva			
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital	M.	§	M.	§	1. Aktien-Kapital	M.	§
2. Kasse, fremde Geldsorten und Kupons			6 000 527 25		2. Reserven		90 000 000
3. Guthaben bei Noten- u. Abrechnungs-Banken			13 194 947 85		3. Kreditoren		8 000 000
4. Wechsel u. unverzinsliche Schatzanweisungen					a) Nostroverpflichtungen	4 943 667	—
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c, und d	71 011 231	57			b) seitens der Kundschaft bei Dritten be- nutzte Kredite	4 000 141	42
u. unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	—	—			c) Guthaben deutsch. Banken u. Bankfirmen	25 696 669	41
b) eigene Akzepte	—	—	71 011 231	57	d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
c) eigene Ziehungen	—	—	13 649 743	36	1. innerhalb 7 Tagen fällig M 25 278 896.12		
d) Solowechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	44 533 568	66	2. darüber hinaus bis zu	14 413 549.11	
5. Nostro Guthaben bei Banken und Bankfirmen					3. nach 3 Monaten fällig	6 853 74.874	
6. Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere					e) sonstige Kreditoren		
7. Vorschüsse auf Waren und Warener- schiffungen					1. innerhalb 7 Tagen fällig M 64 299 396.92		
davon am Bilanztag gedeckt	2 937 900	—			2. darüber hinaus bis zu	M 53 051 511.82	
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	—	—	2 937 900	—	3. nach 3 Monaten fällig	6 468 950.64	
b) durch andere Sicherheiten	—	—			4. Akzepte und Schecks		
8. Eigene Wertpapiere					a) Akzepte	50 194 946	59
a) Anleihen und verzinsliche Schatzan- weisungen des Reichs und der Bundesstaaten	2 249 124	05			b) noch nicht eingelöste Schecks	370 538	73
b) sonstige, bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	112 374	40			Ausserdem		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	10 491 523	—			Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen		
d) sonstige Wertpapiere	5 047 825	40	17 889 846	85	Eigene Ziehungen	M 24 190 947.72	
9. Konsortial-Beteiligungen			28 500 100	26	davon f. Rechnung Dritter	13 876 917.—	
10. Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			4 881 599	70	Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank M	—	
11. Debitoren in laufender Rechnung					5. Sonstige Passiva		
a) gedeckte	181 236 792	32			Talon-Steuer-Rückstellungskonto	720 000	
b) ungedeckte	27 990 000	—	159 166 792	32	Beamten-Pensions- und Unterstützungs-Fonds	1 983 208	40
Ausserdem:					6. Gewinn		6 604 115 47
Aval- und Bürgschaftsdebitoren	M 24 180 947.72						
12. Bankgebäude			5 100 000	—			
13. Sonstige Immobilien			—	—			
14. Sonstige Aktiva			1 968 983	20			
15. Pensionsfonds-Effekten-Konto							
Summa der Aktiva Mark			868 634 639	02	Summa der Passiva Mark		868 634 639 02

Debet.

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1915.

Kredit

Debet.				Kredit			
Verwaltungskosten	M.	§	M.	§	Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	M.	§
— einschließlich Porti, Depeschen und Stempel	3 512 400	98			" " Provisions-Konto	7 575 553	04
Steuern	564 051	92			" " Sorten- und Kupons-Konto	3 152 136	15
Abreibung auf Mobilien	6 927	25					80 089 33
und Rückstellung auf Konto-Korrent-Konto	1 100 000	—					
Gewinn	5 604 415	17					
			10 787 794	32			10 787 794 32

Berlin, den 31. Dezember 1915.

Direktion der Nationalbank für Deutschland.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits. das Rückporto beizufügen.
Vierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskahler
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Kigom 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Melamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis-
ermäßigung. Entwürfe und Zeilen-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugelandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
Schluß der Anzeigen: Annahme-
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Wilhelm Helle:** Der Reichskanzler. —
Auno Waltemath: Die gerechte Fleisch- und Fettverteilung.
— **Dr. Paul Rohrbach:** Deutschfreundliche Strömungen in
Rußland? — **Professor Paul Schubring:** Das päpstliche
Garantiegesetz. — **Gez. Medizinrat Professor Dr. Paul**
Siler: Neue Wege in der Kriegsblinden-Fürsorge. — **Kellor**
Wolff Breiholz: Die Kollage der Berufswahl. — **Helene**
Wolff-Biederichs: Das goldene Bild. — **Liz. D. Gottfried**
Brand: Freundschaft. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 3. April.

Luftangriffe über London und über verschiedenen
industriellen Plätzen der östlichen Grafschaften Englands. Es
wurde dabei ein deutsches Luftschiff verloren; die übrigen sind gut
heimgekehrt.

Die Aufregung in Holland wird mit allerlei Regie-
rungserklärungen beruhigt; es bleibt aber das Gefühl übrig, daß
etwas Gefährliches im Werke war oder vielleicht noch ist. Der
englische Gesandte im Haag leugnet Angriffsabsichten Englands,
wornach er auch recht haben wird, falls die Holländer sich eine noch
strengere Absperzung vom Weltmeer wollen gefallen lassen.

Der Deutsche Kaiser spricht in einem Handschreiben dem
Fliegerleutnant Immanuel seinen Dank aus für die Ver-
richtung des dreizehnten feindlichen Flugzeuges. Beim zwölften
wurde der Orden Pour le mérite gegeben. Mehr gibt es nun
nicht. Man denkt an Seelenleben und Nerven dieses unvergleich-
lichen Luftkämpfers: Raubvogel erster Klasse.

Der Kriegsminister teilt im Anschluß des Reichstags mit,
daß an Ausdehnung der Wehrpflicht über das 45. Jahr
hin aus nicht gedacht werde, da genug Soldaten vorhanden seien.
Man schicke sogar vielfach diejenigen nach Hause, die im Felde ihr
45. Jahr erreichen. — Gespräche einfacher Leute über die Offiziers-
gehälter.

Dienstag, 4. April.

Es wird aus Anlaß der holländischen Beunruhigungen in
allen neutralen Staaten Europas, besonders in der
Schweiz, Dänemark und Norwegen, über die Lage der Neutralen
im Krieg geschrieben, wobei offenbar in der Literatur das Ideelle
mehr hervorgekehrt wird als das Materielle. Materiell hat sich
der Krieg für die unbeteiligten Nachbarn als ein gutes Geschäft
ermiesen, obwohl er die Militärkosten der Neutralen steigerte.
Dieser Nutzen aber beruht im wesentlichen auf der Möglichkeit
des Handels mit den mitteleuropäischen Mächten, und zwar in
folgenden Grundformen: Abfah eigener Produkte, Einfuhr über-
seischer Erzeugnisse und Ausfuhr zentral-europäischer Waren. Je
mehr nun England die eigene Beweglichkeit der Neutralen ver-
mindert, desto mehr tritt für sie eine Schwächerung der Kriegs-
gewinne und eine wirtschaftliche Krisis ein. In diesem Sinne ist

ihr Wohlfühlen an das unsere gebunden. Andererseits bringt natür-
lich die deutsche Methode des Unterseebootkrieges große Gefahren
für die seefahrenden Neutralen.

Der Kampf um Verdun geht seinen ruhigen Gang weiter
und dauert jetzt über sechs Wochen. Die Deutschen sind westlich der
Maas um einige Gräben vorangekommen und streiten sich südlich
von Douaumont im Caillietwald bei Tag und Nacht um jedes
Stück des schluchtenreichen Abhanggebietes. Die Franzosen ver-
teidigen sehr geschickt und zähe, können aber offenbar nicht mehr
zu eigenen größeren Angriffen gelangen.

Ein Aufsatz der „Frankfurter Zeitung“ über die Lage auf
dem Balkan enthält folgende Sätze: In italienischen und fran-
zösischen Blättern konnte man lesen, die Bulgaren hätten auf
Mittelalbanien und Valona ein Auge geworfen, um auf diese
Weise das Adriatische Meer zu erreichen; dieser Plan sei durch
Deutschland ermuntert worden. Von alledem ist kein Wort wahr,
denn Albanien wird augenblicklich von den Oesterreichern in der
deutlichen Absicht erobert, jeden anderen davon fernzuhalten. Daß
die Bulgaren bis Elbasan vorgedrungen sind, war eine militärische
Notwendigkeit bei Verfolgung der serbischen Armee, hat aber mit
Landbesetzungsplänen nichts zu tun. Auch die Veranlassung eines
albaniischen Kongresses in Sofia bedeutet nichts anderes als einen
Freundschaftsbesuch, den Bulgarien dem beginnenden albanischen
Staate leistet. Bulgarien ist gesättigt und bleibt nur so lange
unter Waffen, als es durch die Anwesenheit der Ententetruppen
in Saloniki dazu genötigt ist.

Mittwoch, 5. April.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hält
im Reichstag eine weltgeschichtliche Programmrede. Als er im
Dezember sprach, sagte er, daß der Friede immer teurer werden
müßte, je später er von den Gegnern begehrt würde. Heute hält
er die Zeit für gekommen, um von den deutschen Friedenszielen
zu reden. Er sagt: Zu unserer Verteidigung sind wir ausgezogen,
aber das, was war, ist nicht mehr; die Geschichte ist mit ehernen
Schritten vorwärts gegangen, es gibt kein Zurück. Unsere
Oesterreich-Ungarns Absicht ist es nicht gewesen, die polnische Frage
aufzurollen, das Schicksal aber der Schlächten hat sie aufgerollt.
Nach dem Kriege wird ein neues Polen sein. Rußland darf nicht
zum zweiten Male seine Heere auf die ungeschützte Grenze Ost-
deutschlands aufmarschieren lassen. Wir werden nicht die befreiten
Völker zwischen dem Baltischen Meer und den wohnnischen
Sümpfen dem reaktionären Rußland wieder ausliefern. Auch im
Westen werden wir Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht
als englisch-französischer Vasallenstaat aufersteht. Deutschland kann
das lange niedergehaltene flämische Volkstum nicht einer neuen
Verwelschung preisgeben. Wir wollen Nachbarn, die mit uns und
mit denen wir zu gegenseitigem Nutzen zusammenarbeiten. Den
Deutschen in Rußland muß der Ausgang aus der russischen Knecht-
schaft möglich gemacht werden. Der Friedensschluß, der diesen
Krieg beendet, muß ein dauernder sein. Die Kriegsgemeinschaft
mit Oesterreich-Ungarn muß und wird sich in eine Arbeitsgemein-
schaft des Friedens verwandeln im Dienste der wirtschaftlichen und
kulturellen Wohlfahrt der immer enger verbundenen Völker.
Unsere Siege auf dem europäischen Kontinent werden uns einen
neuen Kolonialbesitz sichern. Wie viel besser ist heute unsere
militärische Lage als vor einem Jahre! Mit Zuversicht gehen wir

der Zukunft entgegen. — Diese Rede ist einfach der richtige Ausdruck der gegenwärtigen Stunde. So denkt mit verschwindenden Ausnahmen ganz Deutschland. Der Krieg selber hat unser Volk zu diesen Zielschungen geführt, die uns vor Kriegsbeginn fernlagen, denn wer wollte damals Kurland und Polen befreien oder den Slaven helfen? Der Reichskanzler ist trotz aller Kritik, die um ihn herumläuft, ein ganzer Mann und wird vom Volke verstanden. Sein Programm enthält sicherlich dunkle Punkte, aber es ist trotzdem das heutige Nationalprogramm.

Donnerstag, 6. April.

Abgeordneter v. Payer erklärt für die Fortschrittliche Volkspartei im allgemeinen Zustimmung zum Programm des Reichskanzlers, hebt die Kraft der Neutralitätsverteidigung Hollands hervor und spricht für deutsch-österreichisch-ungarische Annäherung. Ebenso spricht sich Abgeordneter Scheidemann als Vertreter der sozialdemokratischen Mehrheit gegenüber seinem bisherigen Parteivorstehenden Haase für den Gedankengang des Reichskanzlers aus. Der Kaiser beglückwünscht den Kanzler, ein Zusammenwirken von Demokratie und Kaisertum, wie es früher nur von wenigen gehofft wurde.

Die Umlagerung von Verdun macht langsam, aber sicher weitere Fortschritte. Haucourt ist erstürmt, 550 Gefangene.

Erneuter Zeppelinangriff über ostenglischen Orten und über Düntkirchen. Die gegnerischen Berichte reden immer nur von geringem und unmilitärischem Schaden, der angerichtet wurde, geben aber zu, daß die Wirkung der Luftbomben an sich stark ist. Man hat den Eindruck, daß die Luftwaffen anfangen, nicht nur für den Erkundungsdienst, sondern auch für Angriffswirkungen in Betracht zu kommen. Die deutschen Berichte sagen, daß Bahnhöfe und Hochöfen zerstört wurden. Nachts kann der Zeppelin, wie es in Düntkirchen geschehen ist, eine Stadt oder Festung unter Beleuchtung legen.

Der italienische Kriegsminister Dupelli hat seine Stelle aufgegeben, vielleicht weil von ihm auf Grund der Pariser Konferenz Leistungen verlangt wurden, die er nicht verantworten konnte. Sein Nachfolger Morroni gilt als ein sehr naher Freund Cobornas. Auch dieser aber wehrt sich gegen die weltgehenden Ansprüche des Vierverbandes.

Freitag, 7. April.

Heute vor 50 Jahren trat Hindenburg in das Kadettenkorps ein und wird als Jubilar gefeiert. Er ist und bleibt der vollstündlichste von allen Generalen dieses Krieges, weil er mit unerwarteten, gewaltigen Erfolgen im Osten austrat, während die Fortschritte im Westen zu stocken angingen. Die Vernichtung der ersten russischen Armee war ein unvergeßlicher Erfolg, eine Feindesvernichtung ohnegleichen und eine Befreiungstat ersten Ranges. Dazu kam dann die Winterschlacht in Masuren als eine Leistung, die kaum ein Vorbild hat. Er fordert unglaublich viel von den Truppen, aber es entsteht unter ihm und durch ihn ein hingebungsvoller Angriffsgeist. Ich fuhr vorgestern mit einem süddeutschen Pfarrer, der als Artillerist unter ihm dient. Die Masurenschlacht in ihrer Kälte und wüsten Größe stand im Mittelpunkt seiner Erzählung. Der Kampf im Osten ist jetzt militärtechnisch leichter als der im Westen, aber menschlich und gesundheitlich schwerer.

Auf der Hochfläche von Doberdo haben die Oesterreicher Grabenstücke bei Selz wiedererobert, die im letzten Ansturm von den Italienern weggenommen worden waren. Die Italiener machen verzweifelte Anstrengungen, um den Franzosen zu beweisen, daß sie am Sonzo einen zweckvollen Krieg führen. Auch bei Riva wird gekämpft.

Sonabend, 8. April.

Im englischen Unterhause teilte der Arbeiterführer Snowden die französischen Verlustziffern bis vor den Kämpfen um Verdun mit, so wie sie vom französischen Kriegsminister ausgesprochen seien — 800 000 Tote, 400 000 Verwundete, davon 100 000 dauernd dienstuntauglich, und 300 000 Gefangene. Da wir

über die entsprechenden deutschen Ziffern nicht reden können, ist ein Vergleich unmöglich. Die Totenziffer ist sehr hoch, die Verwundetenziffer niedrig, die Gefangenziffer stimmt ungefähr. — Wenn man sich dabei die Bevölkerungsverhältnisse Frankreichs vergegenwärtigt, so erschrickt man beim Gedanken an diese Kriegsfolgen. Noch freilich kann von französischem Friedenswillen nicht geredet werden. Das Echo der Rede des deutschen Reichskanzlers ist, soweit wir es übersehen, spöttisch; die französische Seele glaubt noch nicht an ihre Niederlage. Das Reden war auch mehr für gewisse Inlandkreise nötig als für das Ausland. Für das letztere gibt es zurzeit nur die Sprache der Kanonen.

Glücklicherweise trifft von Verdun her eine weitere gute Nachricht ein. Zwei starke französische Stützpunkte südlich von Haucourt und zwei Kilometer Front auf dem Termitenhügel sind genommen worden, und die Zahl der Gefangenen hat sich um 700 vermehrt. Mögen sich die Franzosen bis auf weiteres noch damit trösten, daß die Eroberung der Festung noch nicht vorhanden ist, so sind sie es doch, die beständig kleine strategische Rückzüge machen.

Zur Untersuchung über die Torpedierung des holländischen Schiffes „Palembang“ teilt die deutsche Regierung amtlich mit, daß kein einziges zur deutschen Kriegsflotte gehöriges Fahrzeug im Augenblicke des Unfalles auch nur in der Nähe der Unfallstelle war. Wer ist es also wohl gewesen? Der holländische Schiffsrat hält für wahrscheinlich, daß die erste Explosion durch eine Mine, die zweite und dritte aber durch Torpedos hervorgerufen wurden. Diese Torpedos seien nicht von dem in der Nachbarschaft befindlichen englischen Zerstörer abgeschossen worden. Gab es vielleicht hinter ihm noch ein anderes Fahrzeug?

Das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe ist 10 712 Millionen Mark.

Sonntag, 9. April.

Die österreichisch-ungarischen Land- und Marineflieger haben einen gemeinsamen Angriff auf oberitalienische Bahnhöfe und Eisenbahnlinien gemacht, wobei drei Flugzeuge verloren gingen, aber auch ein genügender Schaden an Eisenbahnkreuzungen hervorgerufen wurde.

Die englischen Kriegskosten betrugen vom 31. März 1915 bis dahin 1916 nach Angabe des englischen Finanzministers 1,17 Milliarden Pfund Sterling gleich 23,4 Milliarden Mark; das ist eine Summe, die der deutschen sehr nahe kommt. Nicht eingerechnet sind 420 Millionen Pfund gleich 8400 Millionen Mark Darlehen und Vorschüsse an englische Kolonien und verbündete Staaten. Die englischen Kolonien werden ihren Anteil sicherlich zahlen, aber nicht so sicher ist es bei den Bundesgenossen, denn — erst muß man zahlen können — die Verpflichtungen, die allen kriegführenden Staaten erwachsen, sind ungeheuer.

Die ständige Deputation des Deutschen Juristentages hat eine Erklärung über die Annäherung des Rechtes zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn erlassen. Es kommen zunächst in Betracht Handels-, Wechsel- und Scheckrecht, Schifffahrts-, Versicherungs- und Konkursrecht sowie gewerblicher Rechtsschutz.

Die ausländischen Zeitungen sprechen weiter über die Rede des deutschen Reichskanzlers, aber es sieht nicht so aus, als ob durch das Sprechen die Klarheit wüchse. Die einen nehmen die Rede als Zeichen der Schwäche, andere als Ausfluß eines ungebändigsten Hochmutes und was dem ähnlich ist. Die Bulgaren fügen hinzu: so wenig wie Belgien eine Burg der Gegner werden darf, ist es gestattet, daß Serbien wieder russischen Befehlen gehorcht.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 3. April.

Die Groß-Berliner Vertretung der Sozialdemokratie hat mit 42 gegen 28 Stimmen der Bildung der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft zugestimmt. Das war nach der Zusammenkunft

dieser Vertretungen und nach der Haltung des „Vorwärts“ zu erwarten: Die Gewerkschaften haben ihrerseits erklärt, daß für sie die Arbeitsgemeinschaft nicht existiert, da nach der Erklärung der Partei die Gründung einer zweiten sozialdemokratischen Reichstagsfraktion unvereinbar sei mit den Grundsätzen des Organisationsstatuts, die Gewerkschaften aber mit der Partei das Abkommen vom Jahre 1906 geschlossen hätten.

Eine neue Form der Ernährungsfürsorge ist die Feldküche in der Großstadt. In Berlin selbst genügt vorläufig die Zahl der Volksküchen. In einzelnen Vororten aber beginnt die ambulante Versorgung mittels Gulaschkanonnen.

Sehr interessante Ziffern über die Geburten des Jahres 1914 bringt das preussische statistische Landesamt. Das Jahr ist von den Kriegswirkungen noch nicht berührt, also unser letztes normales Jahr. Da zeigt sich, daß der Anteil an den Geburten größer ist, als ihrem zahlenmäßigen Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht, bei folgenden Berufsgruppen:

	Bevölkerungsanteil	Geburtenanteil
Bergbau mit	6,85 v. H.	11,80 v. H.
Baugewerbe mit	7,79 "	9,90 "
Verkehrsgewerbe mit	5,10 "	6,73 "
Metallarbeiter	4,74 "	6,03 "

Somit gelehrte Verhältnis findet

sich beim Handelsgewerbe mit	5,50 "	4,79 "
Bekleidung und Reinigung	4,87 "	3,31 "
Nahrungsmittelindustrie	3,70 "	3,23 "
Maschinenindustrie	3,39 "	2,80 "
Holzindustrie	2,92 "	2,62 "
Industrie der Steine und Erden mit	2,69 "	1,88 "

Bei den Beamten, Angehörigen des stehenden Heeres und den freien Berufen bleibt die Zahl der Geburten um 25,7 v. H. hinter dem Anteil dieser Schichten an der Gesamtbevölkerung zurück — eine Bestätigung einer oft wiederholten Behauptung. Uebrigens bleibt auch die Geburtenziffer der Landwirtschaft (und zwar um 3,9 v. H.) hinter der statistisch erwartungsgemäßen Ziffer zurück.

Dienstag, 4. April.

Das Kruppwerk hat beschlossen, sämtliche Kriegsbeschädigte wieder in die Arbeit einzustellen. Im Felde sind ungefähr 28 000 Beamte und Arbeiter des Werkes. Verbietet die Beschädigung die Wiedereinstellung in die gleiche Stelle, so soll ihnen eine andere verschafft werden. Unter allen Umständen gewährleistet das Werk die Zahlung der staatlichen Rente für fünf Jahre; wenn der Staat also wegen Wiedererlangung der Leistungsfähigkeit die Rentenzahlung einstellt, gewährt das Werk sie bis fünf Jahre nach dem Kriege weiter.

In Berlin ist ein Bundeshilfsverein für Görz und die ungarischen Karpatenorte begründet.

Mittwoch, 5. April.

Nachmittagsfahrt nach Hamburg. Die Abendblätter fliegen noch gerade in den abfahrenden Zug. Alles spricht von der Rede des Reichstanzlers. Sie findet nach allen mehr oder weniger unter der Oberfläche geschürten Meinungsverschiedenheiten ein doppelt starkes, befreites Echo: die Entschiedenheit, mit der die Kriegsziele ausgesprochen werden, an sich ein Beweis des Vertrauens zu unserer Macht, die Zuversicht zu der unerschöpften militärischen Kraft und zu der Möglichkeit wirtschaftlichen Durchhaltens. Die Ernte von 1915 war die schlechteste seit Jahrzehnten — das, was wir ja alle wußten, wird hier zum erstenmal öffentlich ausgesprochen, kann ausgesprochen werden, nun das Durchhalten gesichert ist —, aber die Saatensstandsberichte auf 1916 wiederum sind günstiger als seit Jahrzehnten. Man sollte meinen, daß sich zum Abschluß dieses Erntejahres unsere Gegner über die Unmöglichkeit des Aus-
hungerungsplans klar sein sollten. Dieser Sieg ist noch jedes Opfers bis dahin wert. Jedem, der von der Rede spricht, fühlt man es an, wie die Bereitschaft wächst, wenn einmal wieder von höchster Stelle

der letzte Sinn — das große Ziel — millionenfachen kleinen Tuns und Ertragens deutlich wird.

Die Volkskraft als eigentliche, entscheidendste Kriegsreserve: das wird einem gerade hier in Hamburg, in der ungebrochenen Energie eines zur Hälfte lahmgelegten Riesenkörpers so herrlich deutlich.

Donnerstag, 6. April.

Heute fällt man zuerst über die Zeitungen her, um den Fortgang der Reichstagsverhandlungen über die Kanzlerrede zu lesen. Sie zeigen, daß die in der Kommission erreichte Einigung über den U-Boot-Krieg (im Grunde über mehr als das) zugleich eine Einmütigkeit in der Stellung zu den Kriegszielen, in der allgemeinen Orientierung der Kriegspolitik zum Ausdruck bringt. Daß nach den ungeheuren Geschehnissen dieser Jahre der Status quo ante kein Maßstab sein kann, daß diese ganze Kraftprobe ihre geschichtlichen Wirkungen auf die Machtverteilung in der Welt voll ausleben muß, empfinden alle.

In Bayern tritt am 17. April die Fleischkarte in Kraft. Eine Landesfleischkarte. Die Fleischration wird für acht Wochen im voraus vom Ministerium nach Maßgabe vorhandener Vorräte festgesetzt. Dagegen wird wieder versichert, daß es eine Reichsfleischkarte nicht geben wird.

Kaffee und Tee ist beschlagnahmt. Wir haben noch für 1½ Monate und werden nicht viel mehr hereinbekommen. Darum wird der Rest von einem „Kriegsauschuß“ für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel bewirtschaftet werden.

Das ist ein Eingriff in weit verbreitete Gewohnheiten, aber keine ernstliche Ernährungsschwierigkeit. Man denke zum Trost daran, wie Goethe gegen den „Koffee“ und seine gesundheitlichen Schäden gepredigt hat.

Natürlich haben manche Leute wieder Rohkaffee gehamstert — ohne zu wissen, wie sie ihn brennen werden.

Freitag, 7. April.

Wir sprechen heute in einer Riesenfrauenversammlung in Hamburg über die „Rode“, besonders natürlich über die welken Röde. Leider fehlt dem patriotischen Gefühl nicht selten die wirtschaftliche Sachkenntnis, ohne die diese Fragen eigentlich nicht angefaßt werden sollten. Immerhin ist es gut, daß ein auf nationalem Verantwortungsbewußtsein begründeter Protest gegen die Stoffverschwendung da ist, der als eine Macht zur Gewinnung der „mittleren Linie“ wirken wird. Man freut sich überdies des guten Anlasses, einmal das große Kapitel in etwas weiterem Sinne den Frauen nahezubringen, als den es jetzt für sie hat.

An einem sonnigklaren, ostwinddurchhausten Frühlingstag knattern und rauschen die Fahnen von allen Häusern zur Feier von Hindenburgs 50jährigem Dienstjubiläum. Ein wundervoll festliches Bild: die Älster in der Pracht stahlblauer, schaumumkrauter Wellen mit lichtgrünen Ufern und dem frischen Farbentanz der Wimpel und Fahnen in der Luft.

Die prachtvolle Rede Scheidemanns im Reichstag. Man registriert nicht allein ihre Stellungnahme, sondern man ist ergriffen von ihrem Mark und ihrer Wucht rein als Persönlichkeitsbekundung, geistige Volksvertretung und geschichtliches Ereignis. Man ist einfach froh, daß so etwas geschieht und man es erlebt. Herr Liebtnecht wird nun wohl auch bei den anständigen Leuten des Auslandes bald so abgewirtschaftet haben, daß von seiner Rolle nichts übrigbleibt als ein Rekord der Ordnungsrufe.

Das Gesetz über Herabsetzung der Altersgrenze für die Altersrente auf das 65. Jahr ist dem Reichstag zugegangen.

Sonntag, 8. April.

Zwischen der sozialdemokratischen Partei und der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft entsteht ein Kampf um den „Vorwärts“. In die Redaktion ist ein Mitglied des Parteivorstandes gesetzt, dem die Fahnen vor Druck vorgelegt werden müssen.

Eine Konferenz über Kriegswohlfahrtsfragen in dem Kreise einer freien Vereinigung von einigen Großstädten, bzw. den Vertretern ihrer Kriegsfürsorge, zur Erörterung von Fragen ihres Ar-

beitsgebiets. Es wird über die Arbeitslosenfürsorge gesprochen mit Rücksicht auf den Uebergang von Kriegswirtschaft in Friedenswirtschaft. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es bis jetzt unmöglich ist, über die Verhältnisse nach dem Kriege auch nur annähernd ein Bild zu gewinnen. Der einzige unbedingt sichere Ausgangspunkt ist die Rüstung der Arbeitsnachweise, ihr Ausbau für die ihnen dann obliegenden Aufgaben.

Sonntag, 9. April.

Die Fortsetzung der Konferenz. Bei der Frage der Krankenversorgung der Kriegsteilnehmer und ihrer Familien gestaltet sich immer klarer die Notwendigkeit heraus, die Sozialversicherung in immer weiterem Maße zum Träger der gesamten Volksgesundheitspflege zu machen. Eine Entwicklung voll bedeutsamster Aufgaben.

Durch die Einführung der „Sommerzeit“ zeigen wir unsern guten Humor im Wirtschaftsgefängnis. Wir machen aus der großen Not eine kleine Tugend.

Der weibliche Arbeitsmarkt hat sich seit Januar in Berlin noch wieder gehoben. Arbeitslosigkeit aus Rohstoffmangel macht sich jetzt noch kaum bemerkbar. Im Januar kamen auf 100 offene Stellen 153 arbeitssuchende Frauen; im Februar nur 133, in dem Bericht vom 6. April kommen auf 3280 Stellen 4142 arbeitssuchende Frauen, d. h. 126 auf 100 offene Stellen. Aber von jetzt ab wird es wohl schlimmer werden.

Wilhelm Heile / Der Reichskanzler

Es gibt im Deutschen Reichstage knapp ein Duzend Abgeordnete, deren Ausführungen man ohne Unterschied, ob man für oder wider sie ist, stets mit Aufmerksamkeit und Spannung lauscht. Man sagt von ihnen: sie haben das Ohr des Hauses. Wenn Bethmann Hollweg spricht, dann horcht nicht bloß der voll besetzte Reichstag, dann horcht das ganze deutsche Volk und darüber hinaus die Führer und Völker aller beachtlichen Staaten der Erde: der Kanzler hat — man kann es ohne Uebertreibung sagen — das Ohr der Welt. Viel mehr als irgend ein verantwortlicher Staatsleiter der verbündeten Gegner. Nicht Asquith und nicht Grey, nicht Briand und ganz gewiß nicht Salandra, ja nicht einmal der Pariser Kongreß aller dieser Häupter zusammengenommen kann sich schmeicheln, auch nur ähnliche Beachtung gefunden zu haben oder zu finden, wie sie der Reichskanzler bei allen seinen Kriegsreden und mit jeder neuen Rede in steigendem Maße genießt.

Warum? weil an keiner anderen entscheidenden Stelle mit solcher vorsichtig abwägenden Ueberlegbarkeit, mit einem so fest im Wesen des Mannes verwurzelten, starken und lebendigen Verantwortlichkeitsbewußtsein, mit solcher echten, inneren Wahrhaftigkeit, so bar aller rednerischen Machen gesprochen wird. Es ist die aufrechte, allem Falschen und Gefünstelsten abholden Persönlichkeit, die sich durchgesetzt hat trotz, wie manche sagen, oder sicherlich richtiger gerade wegen ihrer Gewissenhaftigkeit, die nie leicht fertig zu Unbesonnenheiten drängt, aber hinter dem Entschluß auch wirklich entschlossen ist. Wenn Bethmann spricht, dann weiß die Welt: das sind nicht Worte, wie sie in London oder noch mehr in Paris und Rom bei ähnlichem Anlaß in viel reicherer Fülle und leichterem Fluß sich ergießen, das sind Worte, deren Tragweite in peinlichster Sorgfalt abgemessen ist, und hinter denen nun der feste und unbeugsame Wille des ganzen, einigen, in sich geschlossenen Deutschlands steht.

Indem wir das aussprechen und damit unserem Vertrauen und dem unserer Freunde zur Person und zur Politik des Kanzlers besonderen Ausdruck geben, wissen wir wohl,

daß hier und da auch in Deutschland und nicht bloß im Lager der vaterländisch Empfindungsarmen Stimmungen vorhanden sind, deren Vertrauen weit weniger sicher vor Schwankungen ist. Wir verschließen unsere Augen nicht vor Tatsachen und Meinungen, wie sie eben erst zu den lebhaften Auseinandersetzungen über den U-Boot-Krieg im Hauptauschuß des Reichstages geführt haben. Was aber sind solche im letzten Kern trotz aller Schärfe in der Betonung des Gegensatzes doch nebenfächlichen Meinungsverschiedenheiten gegenüber der Einheitlichkeit in der tatsächlichen Beschlußfassung hinter jenen Debatten und gegenüber der einmütigen Zustimmung, die der Kanzler mit seinen jüngsten Darlegungen über die Richtlinien der deutschen Kriegs- und Friedenspolitik mit alleiniger Ausnahme des Häufleins der paar ums Haasenpanier gescharten fahnenflüchtigen Dogmenklaubler im Deutschen Reichstage gefunden hat! Es ist schon so, und weder die „Deutsche Tageszeitung“ noch der „Vorwärts“ werden diese Tatsache bestreiten wollen: wenn man den Blick von Einzelheiten fortlenkt und aufs große Ganze richtet, dann ist unser Volk fast restlos einig und steht voll Hoffnung und Vertrauen hinter dem, was der Kanzler als Bilanz der politischen und militärischen Lage und als Willensmeinung der Reichsregierung kraftvoll und maßvoll zugleich in überaus glücklicher Sprache formuliert hat. Unser Freund Payer hat sicher in seiner auch vom feindlichen Ausland viel beachteten Rede den Nagel auf den Kopf getroffen, als er sagte: Wer über Sinn und Ziele des Krieges spricht, wie der Reichskanzler, der muß über den Ausgang des großen Ringens eine große Zuversicht haben, und diejenigen, auf die er diese Zuversicht überträgt, die danken es ihm.

Der Eindruck, den die Rede des Reichskanzlers vom 5. April bei den Neutralen und im feindlichen Auslande gemacht hat, ist im Grunde der gleiche wie bei uns und unseren Verbündeten. Mag der Klang des Echos von Aerger, Mut und Haß zittern, mag er eine zurückhaltende Zustimmung und vorsichtig gebändigtes Wohlwollen verraten, wie bei einigen Neutralen: in einem stimmt wollend oder nichtwollend alle ausländische Kritik überein; sie kann an der Tatsache nicht vorüber, daß die Sprache des Leiters der deutschen Politik die Sprache ruhigen Kraftgefühls ist, ohne irgendwelche Gehässigkeit gegen die Feinde, ohne jede Ueberhebung, aber voll selbstbewußten Vertrauens auf die Erfolge und die unzerstörbaren Siegereigenschaften der Wehrmacht Deutschlands und seiner treuen Verbündeten.

Daß der Kanzler eine solche Sprache sprechen kann, ist natürlich nicht sein Verdienst, sondern das der Truppen und ihrer Führer. Aber daß gerade er so spricht, das gibt auch den Feinden zu denken. Ihre Presse plagt sich deshalb schwer, den Tatbestand, wie er in den nüchternen Feststellungen Bethmanns klar herausgearbeitet erscheint, nach Kräften zu verdunkeln. Die Kriegslage, wie sie ist, wollen sie nicht sehen; und sie schreiben, was sie selbst nicht glauben, daß das erschöpfte Deutschland am Ende seiner Kraft und deshalb bestrebt sei, durch letzte Versuche der Verzweiflung — bei Verdun — und der Großsprecherei — in der Kanzlerrede — über seinen bevorstehenden Zusammenbruch hinwegzutäuschen. Wir Deutschen lächeln, wenn wir solches lesen; und mit uns lächeln Holländer, Schweizer, Skandinavier. Die Weltgeschichte läßt sich nicht durch Worte bestechen; sie wird durch die Tat entschieden.

Tatsache aber ist, daß unsere Truppen tief in Rußland und Frankreich stehen, unerschütterlich in der Verteidigung,

nicht aufzuhalten, wenn die Stunde des Angriffs da ist. Auf diese Tatsachen gestützt, erklärt der Kanzler unter der freudigen Zustimmung des Reichstags und des deutschen Volkes, daß die Geschichte den Status quo ante, den Zustand, wie er vorher war, nach so ungeheuren Taten und Ereignissen nicht kennt. Den Zustand, wie er jetzt ist, sieht er für so gesichert an, daß er zum ersten Male, natürlich mit der für den Staatsleiter gebotenen Vorsicht und Zurückhaltung, aber doch mit genügender Verständlichkeit andeutet, welches etwa die Bedingungen sind, unter denen wir zurzeit einen Frieden zu schließen bereit sein könnten: die dauernde Befreiung Polens von Rußland und die Lösung der polnischen Frage durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn; die Befreiung der Deutschbalten, Letten und Litauer durch Trennung der besetzten baltischen Gebiete vom russischen Reich; die Befreiung der im inneren Rußland angesiedelten, jetzt so schwer verfolgten Deutschen durch Entlassung aus dem russischen Joch und Ansiedlung auf deutschem Boden; Schutz der Flamen gegen Verwelschung und unbedingt zuverlässige Sicherung dagegen, daß der ehemalige belgische Staat niemals wieder ein englischer Brückenkopf, ein französisches Ausfalltor gegen Deutschland werden kann, und erst nach Erfüllung und Sicherung aller dieser Forderungen die Räumung der im Westen besetzten Gebiete.

Das sind Friedensvorschläge, die im Osten an Stelle des Status quo ante den Status quo, den gegenwärtigen Zustand setzen, im Westen aber den Franzosen Bedingungen gewähren, wie sie nur ein großmütiger Sieger gewähren kann, ein Sieger, der nicht zum Angriff, sondern nur zur Verteidigung zum Schwerte gegriffen hat: „Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land bluten und sterben Deutschlands Söhne.“ Daß wir tatsächlich die Sieger sind, das müssen die führenden Staatsmänner und Heeresleiter Frankreichs längst eingesehen haben, und wenn über kurz oder lang die Ereignisse um Verdun zum Abschlusse gekommen sein werden, dann muß auch der opferbereiteste französische Patriot die für ihn bittere Wahrheit begreifen, daß Frankreich sich hoffnungslos verbluten würde, wenn es noch weiter dabei beharrt, um der Geschäfte Englands willen den letzten Widerstand der Verzweiflung zu leisten.

Wenn irgend etwas die Sachlage hell beleuchtet, so der Unterschied zwischen der Art, wie man bei uns und wie bei unseren Gegnern über Sinn und Ziel des Krieges spricht. Mit welchen Hoffnungen sind unsere Feinde in den Krieg gezogen! Die völlige Zertrümmerung Deutschlands war ihr Ziel, das sie prahlend in die Welt hinausriefen, als sie noch vor Tannenberg, Gorlice und Champagneschlacht von der Begegnung der Rosaten und der bengalischen Lanzenreiter am Brandenburger Tor träumten; das blieb ihr Ziel, als die Türken die Engländer und Franzosen aus Gallipoli vertrieben hatten und der Weg von Berlin nach Konstantinopel durch die Zerschmetterung der Serben und der Söhne der schwarzen Berge längst hergestellt war; das ist ihr Ziel geblieben, das sie auch jetzt noch festzuhalten behaupten, wo sie für die schwersten deutschen Schläge keinen Gegenschlag mehr fertig bringen, sondern nur noch das alberne Gestrammel von der Vernichtung des preußischen Militarismus.

Wir Deutschen haben kein Kriegsziel gehabt, kein anderes wenigstens als das der Verteidigung und der dauernden Sicherung unseres Vaterlandes gegen eine Wiederholung von Zusammenrottung und Ueberfall durch eine Welt von Feinden. Und nach einer langen Kette beispielloser Siege und Erfolge haben wir auch heute noch kein anderes Ziel. Wenn die Gegner die Tatsachen anerkennen wollen, die der

Krieg, den sie heraufbeschworen, geschaffen hat, dann können sie von uns den Frieden haben. Wollen sie aber die Tatsachen nicht sehen, wollen sie verharren in ihrer Verblendung und ihrer sinnlosen Wut, nun gut: dann bedauern wir, daß die großen Werte des Friedens noch länger auf sich warten lassen, aber wir schlagen voll Ruhe an unser Schwert mit dem selbstverständlichen Entschluß, daß jede Stunde unnötiger und eitler Hinausschiebung des Friedens unsere Friedensbedingungen wandeln und härter machen muß.

Der deutsche Kanzler hat als Vertrauensmann des ganzen deutschen Volkes gesprochen. Der Kaiser hat seine Zustimmung offen kundgegeben mit einer Wärme, für die wir ihm Dank wissen. Das Ausland weiß also, woran es ist. Und wir Deutschen, wir wissen es auch. Wir wünschen den Frieden; aber nur einen guten Frieden, der ein gerechter Ausdruck unserer Taten und der unserer Gegner ist. Bei uns war und ist das Recht. Bei uns ist die Kraft. Und bei uns ist auch und wird unter allen Umständen bleiben die Ausdauer, die kein Verzagen kennt, sondern aus größeren Anforderungen keine andere Lehre zieht als den Willen zur größeren Tat.

Runo Waltemath / Die gerechte Fleisch- und Fettverteilung

Die gerechte Fleischverteilung scheint durch die Errichtung der Reichsfleischstelle und die damit verbundene gleichmäßige Verteilung der Fleischvorräte auf die einzelnen Teile des Reiches besser als bisher verbürgt zu sein. Dieselben Maßnahmen werden wohl für die Fettverteilung bald folgen. Allerdings muß abgewartet werden, wie die Viehhandelsverbände auf die Dauer wirken, insbesondere, wie die Festsetzung von Höchstpreisen für Rindvieh wirkt, sowie die rücksichtslose Durchführung dieser Höchstpreise. Viele sind von der neuesten Verordnung sichtbarlich enttäuscht. Sie hatten die allgemeine Reichsfleischkarte erwartet, die als eine Art Palladium der gerechten Fleischverteilung gilt und die mit den großen Vorräten aufräumt, die in den Kellern der Reichen lagern sollen, wie das Volk so gerne träumt. Die phantastischsten Vorstellungen sind gang und gäbe. Natürlich darf nicht bestritten werden, daß Mißstände vorhanden sind. Wer genügend vermögend und wenig sozial veranlagt ist, vermag heute immer noch sich an Fleischspeisen und Fett göttlich zu tun, mehr als ihm nach den vorhandenen Fleisch- und Fettmengen zukommt. Zweifellos hat ein Teil unserer Wohlhabenden sich den Einschränkungen im Fleischgenuß noch nicht in wünschenswertem Maße unterworfen. Auch das platte Land nicht. Ja, hier scheint man sogar mehr Fleisch und Butter zu essen als früher. Früher ging die meiste Butter nach der Stadt, der kleine Landmann aß vielfach lieber die billigere Margarine. Nun behält er seine Butter, auf Kosten der Butterfendungen nach der Stadt. Infolgedessen bleibt bei dem ungeheuren Rückgang der Butterherstellung für die Stadt nur wenig übrig. Die auch auf dem platten Lande grassierende Angst vor dem Verhungern hat viele Landwirte bewogen, sich mit solchen Vorräten an Wurst, Schinken, Pöschfleisch, Speck und Schmalz zu versehen, daß man meinen sollte, es müßte eine langjährige Belagerung ausgehalten werden. Es ist dieselbe Unvernunft wie in den Städten.

Man sollte sich aber hüten, all' dies zu überschätzen und gar zu meinen, eine gleichmäßige Verteilung der gesamten Fleisch- und Fettzeugung durch das Mittel des Reichskartensystems, eine Verteilung, die auch das platte Land umfaßt, könnte Wunderdinge verrichten und dem Stadtvolk erheblich mehr Fleisch und Butter zuführen. Es kann sich höchstens darum handeln, daß die Einführung des Fleisch- und Fettkartensystems dem einzelnen es verbürgt, ein bestimmtes Quantum erwerben zu können. Dieses Quantum muß aber stets sehr schmal sein. Es ist sogar zweifelhaft, ob es, was Butter anbelangt, zur Winterszeit so groß ist, wie das

Quantum, das der einzelne jetzt im Höchstsalle in den Städten kaufen darf, die das Kartensystem eingeführt haben. Man mag das Maß, in welchem das Landvolk Fett und Fleisch genießt, noch so hoch annehmen, schließlich können Vorratsansammlungen nur bei den größeren Landwirten, den Groß- und Mittelbauern, angenommen werden, unter den Mittelbauern auch nur bei den größeren. Aber selbst, wenn alle Mittelbauern als Aufstapler angesprochen werden, allerhöchstens können noch nicht 1 000 000 ländliche Familien in Betracht kommen, wahrscheinlich aber erheblich weniger. Was will das gegenüber dem ganzen deutschen Volke bedeuten! Uebrigens gelangte bisher ein erheblicher Teil von den ländlichen Vorräten in die Hände der Soldaten, die vom Lande stammen und die gewöhnlich ihren ländlichen Segen mit den städtischen Kameraden teilen oder an diese verkaufen. Es muß daran festgehalten werden, daß der Fett- und Fleischmangel dem Futtermittelmangel zuzuschreiben ist. Der Buttermangel rührt von dem Mangel an Kraftfuttermitteln her. Ohne sie ist eine Gewinnung der Milchzeugnisse in gewohntem Maße nicht möglich. Wir führten mehr ein als aus: an Kleie 1 744 929 Tonnen, an Delfrüchten und Delfämereien 1 571 925 Tonnen, an Delfuchen usw. 532 471, zusammen 4 376 712 Tonnen. Außerdem wurde viel einheimischer Roggen verfüttert. Annähernd die Hälfte aller deutschen Milch wurde vor dem Kriege mit Hilfe der ausländischen Kraftfuttermittel gewonnen. Da nun auch der einheimische Roggen nicht zur Verfügung steht, auch weniger einheimische Kleie da ist wegen der stärkeren Ausmahlung des Korns, muß die augenblickliche einheimische Milchgestehung höchstens $\frac{2}{3}$ der früheren ausmachen, wahrscheinlich aber nur ein Drittel, da auch die Heuernte schlecht war und der Hafer weggenommen wurde. Die deutsche Butterproduktion mag auf ein Viertel der Friedensproduktion gesunken sein. Danach ermesse man, wie larg die Butterration auf jeden Deutschen sein muß. Ein Quentchen wird es immer bleiben.

Die Fleischration würde auch bei der Reichsfleischkarte nur wenig mehr betragen als jetzt, wo die Städte und die Kommunalverbände das Recht und nötigenfalls auch die Pflicht haben, durch die Ausgabe von Fleischkarten den Verbrauch zu rationieren. Vor dem Kriege wurden ungefähr 70 000 000 Zentner Fleisch in Deutschland gewonnen. Es fehlen jetzt aber etwa vier Millionen Tonnen Mais und Gerste, unter Anrechnung der rumänischen Importe, mehrere Millionen Tonnen von einheimischem Roggen und Hafer, ferner mindestens drei Millionen Tonnen Kleie, dazu große Mengen Erbsen, Reiskuchen, Futterbohnen und Schlempe wie Treber. Was vorhanden ist, kann bei vorsichtiger Schätzung kaum die Hälfte dieser Mengen ausmachen. Allerdings haben wir große Quantitäten Kartoffeln, aber diese liefern keine schlachtfähigen Schweine und Rinder, höchstens magere Schweine von 100 Pfund. Daher können die Landwirte ihre große Kartoffelernte nicht in dem Maße nützen, wie man sich das in der Stadt einbildet. Große Kartoffelvorräte lagern deshalb auch auf dem Lande, und wir können in der Kartoffelnahrung unbesorgt sein. Die Zustände in der deutschen Viehzucht werden dadurch beleuchtet, daß die große deutsche Schweinefleischproduktionsstätte, die Provinz Hannover, unvermögend ist, so viele Schweine fett zu machen mit Hilfe ausländischer, im besonderen rumänischer Futtermittel, wie es die Regierung wünschte. Anstatt 64 000 Schweine wurden nur 36 000 angemeldet. Es fehlt an Schweinen in der Größe von 100 bis 120 Pfund. Die da sind, dienen der Stillung des Fleischbedarfs des Landvolkes.

Es ist deshalb unbegreiflich, wie Professor Elsbacher dazu kommen kann, in der „Sozialen Praxis“ zu sagen: „Es muß einmal darauf hingewiesen werden, daß die gegenwärtige Notlage in den Städten nicht darauf beruht, daß es dem deutschen Volke an Nahrungsmitteln gebricht, sondern darauf, daß es diese nicht richtig zwischen Stadt und Land verteilt.“ Allerdings nimmt Elsbacher als „Land“ alles an, was in Städten unter 5000 Einwohnern wohnt, d. h. etwas mehr als die Hälfte aller Deutschen. Aber von dieser größeren Hälfte ist nur etwas mehr als die Hälfte in der Landwirtschaft tätig; die übrigen sind Geschäftsleute, Handwerker, Beamte, staatliche Arbeiter, industrielle Arbeiter, großstädtische Willenbewohner, Fischer, Seelente usw. Gewiß halten

sich viele von diesen auch Schweine, aber nur in Friedenszeiten. Jetzt ist ihnen das durch den Mangel an Futtermitteln verwehrt, ebenso wie einem großen Teil der Landwirte, d. h. den Kleinbauern, ländlichen Arbeitern, auch vielen Mittelbauern. Sehr richtig sagt die „Vossische Zeitung“: „Der kleine Mann auf dem Lande und in den Provinzstädtchen, der früher zwei oder drei Ferkel großzog, davon eins für den eigenen Bedarf behielt und zwei Schweine verkaufte, ist heute kaum imstande, ein Tier zu mästen.“

Im Angesicht solcher Erscheinungen mußte man im Bundesrate sich fragen, ob die Einführung der Reichsfleischkarte, die so allgemein begehrt wird, sich überhaupt lohnt. Sie macht zweifellos ungeheure Mühe und ist ohne ein scharfes Ueberwachungssystem, oder besser gesagt Spionagesystem, auf dem platten Lande nicht denkbar. Die Erbitterung, die dadurch wach wird, steht aber mit den Ergebnissen kaum in Einklang. Oder man müßte milde vorgehen und erst im kommenden Herbst, wenn die Schlachtungen auf dem Lande beginnen, auf Grund der durch die Fleischschau erlangten Kontrolle die Rationierung auf dem platten Lande durchführen. Dann ist aber zu erwägen, ob nicht die ganze Fleischproduktion dadurch überhaupt leidet und zurückgeht. Gerade die Viehzucht verlangt Liebe und äußerste Sorgfalt. Die scharfe Beschränkung des Fleischgenusses kann leicht zu einer Minderung dieser Eigenschaften führen. Es ist ein eigen Ding, einem Viehbefitzer Einschränkungen im Genuß der von ihm unter großen Mühen erzielten Viehprodukte aufzuerlegen.

Bei der Butter herrscht dieselbe Schwierigkeit in der Rationierung des Butterverbrauches auf dem Lande. Eine Beschränkung des den Mitgliedern der Meiereien zustehenden Quantums wird unweigerlich eine Minderung der Milchzufuhr an die Meiereien herbeiführen. Das zu verbieten ist schon möglich, aber etwas anderes, das Verbot durchzuführen. Ohne Scherereien und scharfe polizeiliche Aufsicht wird es nicht gehen, und ob das zum Ziele führt, erscheint uns mehr als zweifelhaft.

Man sieht, die Sache ist bei weitem nicht so schnell und einfach zu regeln wie der Brotverkehr. Fallstricke liegen überall im Wege, und ungeahnte Schwierigkeiten tun sich auf. Mit entrüsteten Deklamationen ist nichts zu erreichen. Es ist nutzlos, jetzt über die hohen Futtermittelpreise zu klagen. Gewiß wäre es besser gewesen, man hätte das Korn früher beschlagnahmt und zugleich eine Beschlagnahme der Futtermittel damit verbunden und die Höchstpreise niedriger gehalten. Die Futtermittel wären billiger geblieben. Aber der Fehler ist nun einmal gemacht worden. Und die uns jetzt hauptsächlich zur Verfügung stehenden rumänischen und bulgarischen Futtermittel sind doch ohne Schuld der deutschen Landwirte so teuer. Die Rumänen geben eben die Futterstoffe nur zu ungeheuerlichen Preisen ab. Und wir müssen uns fügen. Und die „Vossische Zeitung“ kann gut fordern, daß von Mai ab Ferkel nicht mehr als 20 M. kosten sollen und Kraftfutter nicht über 10 M. Ebensovienig wie die Fleischkarte für das ganze Reich Fleisch hervorzubringen kann, ebensovienig kann es eine andere Gestaltung der Futtermittelpreise. Wir müssen im Gegenteil damit rechnen und es erwarten, daß der Rindfleischkonsum eingeschränkt werden muß. Darüber sind sich einsichtige Landwirte klar. Unter allgemeiner Zustimmung der Landwirte sagte auf der letzten Generalversammlung des Land- und Forstwirtschaftlichen Hauptvereins Geheimrat Dr. v. Seelhorst: „Die Viehpreise sind jetzt viel, viel zu hoch. Sie verleiten die Landwirte dazu, ihr letztes Stüd wegzugeben, und für die Nachzucht bleibt nichts übrig. Landwirte des Göttinger Kreises haben mir gesagt, sie schämten sich, solche Preise zu nehmen. Aber was sollen sie tun? Wenn sie selber nicht die hohen Preise nähmen, würden die Taschen der Händler, die jetzt schon voll genug sind, noch mehr gefüllt. Die von der Regierung und anderen Behörden festgesetzten Höchstpreise für den Weiterverkauf sind viel zu hoch.“ Und weiter erklärte der sachverständige Redner, im Einklang mit dem ebenso sachverständigen Dr. Engbredding, daß ein großer Teil der Milchkuhe abgeschlachtet sei und die Schweinemastanstalten leer seien. Die Ferkelzucht sei zurückgegangen und werde wahrscheinlich noch mehr zurückgehen.

Also weniger Fleisch, das ist die Parole. Der Bundesrat kann unmöglich sehr wissen, wie stark das Viehangebot zukünftig sein wird. Man kann höchstens für einen gewissen Zeitraum Rationierungen vornehmen. Bayern hat einen Zeitraum von acht Wochen festgelegt. Aber Bayern ist nicht ganz Deutschland. Es ist ziemlich gleichmäßig in seiner Konsumtion und Produktion organisiert. Wie anders in Preußen! Hier reine weite Konsumtionsgebiete, wie Groß-Berlin und die Industriebezirke, daneben Produktionsgebiete, die in Friedenszeiten die Fleischkammern von Deutschland waren! Welche Ungleichheit auch in der Konsumtion! Neben Gegenden mit starkem Fleischgenuß Gegenden, die in altväterlicher Weise mehr vegetarisch leben. Auch das ist anders als in Bayern und erschwert die Fleischverteilung, daß das Landvolk im Nordwesten und auch streckenweise im Osten viel Fleisch ißt, ebensoviel wie der Städter, während im deutschen Süden der Landmann davon weit weniger als das Stadtvolk verzehrt. Die Fleischkarte bedeutet für die bayrischen Bauern kaum eine erschwerte Beschränkung des Fleischkonsums, womit auch die Befürchtung wegfällt, daß eine Einschränkung des ländlichen Fleischgenusses eine Einschränkung der Fleischproduktion mit sich führen könne.

Paul Rohrbach/Deutschfreundliche Strömungen in Rußland?

Die nachstehende Zuschrift, die auf Umwegen aus Rußland an mich gelangt, möchte ich den „Hilfe“-Lesern nicht vorenthalten. Paul Rohrbach.

Nach anderthalb Jahren unerhörter Deutschenhege und Deutschenverfolgung erklingen plötzlich unerwartete milde Töne in Rußland: die Liquidation des deutschen Grundbesitzes, die Vertreibung der deutschen Kolonisten, — diese beiden erfolgreichsten Heldentaten der russischen Kriegsführung, die mit so viel Lärm und allgemeiner Begeisterung ins Werk gesetzt wurden, an deren Unfehlbarkeit und Zweckmäßigkeit, — ja unbedingter Staatsnotwendigkeit niemand zu zweifeln wagte — werden plötzlich über Nacht als schädliche — ja verhängnisvolle Maßnahmen gebrandmarkt! Das geschieht nicht von einzelnen Politikern, sondern von der Mehrheit der Duma, dem sogenannten „Block“, der in seiner Resolution vom 21. März folgenden Vorwurf gegen die Regierung erhebt: „daß die erfolglosen Maßnahmen im Kampf gegen die deutsche Vergewaltigung bisher nur zu einem Rückgang der Anbaufläche und zur Verwüstung des wirtschaftlichen Lebens in einzelnen Gegenden geführt haben!“ Wir sind so sehr entwöhnt, ein gerechtes Urteil im Munde unserer Feinde zu hören, daß die Nachricht von diesem denkwürdigen Bekenntnis der Duma wie ein Wirbelwind durch unsere Blätter ging und als erster Frühlingsbote einer kommenden Veröhnung begrüßt wurde. Handelt es sich nun wirklich um einen in der Stille sich vorbereitenden Umschwung der öffentlichen Meinung?

Eine nähere Betrachtung der oben angeführten Resolution belehrt uns eines anderen: nicht der Kampf gegen die deutsche Vergewaltigung an sich ist es, der verworfen wird, — sondern nur die „erfolglosen Maßnahmen“ dieses Kampfes, die zu einem Rückgang der Anbaufläche und zur Verwüstung des wirtschaftlichen Lebens geführt haben! Noch deutlicher wird aber der eigentliche Sinn des Duma-Beschlusses durch den Schlusssatz, der folgendermaßen lautet: „Außerdem hält es die Reichsduma für richtig, daß im Fall einer auf gesetzgebendem Wege erfolgten Annahme von Maßnahmen zur Landenteignung von Leuten deutscher Abstammung vorbereitende Maßnahmen zur

Erhaltung dieses Landes für eine zukünftige Uebergabe an die Krieger-Bauern erforderlich sind!“

Am „Prinzip“ selbst ist also nichts geändert, — der Rechtsstandpunkt ist genau derselbe wie der der Regierung und stimmt mit dem Programm des Ministerpräsidenten Stürmer völlig überein, der zur Eröffnung der Duma erklärte: „Der Kampf gegen die deutsche Vergewaltigung soll uns die Früchte des Sieges sicherstellen!“

Von „Früchten des Sieges“ kann wohl kaum mehr die Rede sein, — wohl aber von einer Art „inneren Kriegsentschädigung“ auf Kosten der deutschen Kolonisten, deren Land unter den russischen Bauern aufgeteilt werden soll. Dieses eigentliche Endziel der Zwangsenteignung des deutschen Besitzes wird von der Opposition — dem liberalen Duma-Block — nicht weniger energisch verlangt und als notwendig erkannt, als von der Regierung, — nur über die Art der Durchführung gehen die Ansichten auseinander: Während die Regierung die „deutsche Vergewaltigung“ als dankbaren Blihableiter der allgemeinen Erbitterung auszunutzen suchte und den sofortigen Kampf mit ihr als Lösung einer inneren Sammlung aller nationalen und materiellen Instinkte ausgab und in Angriff nahm, — will der Block, aus der ganz richtigen Erkenntnis der damit verbundenen verhängnisvollen wirtschaftlichen Folgen, diese Abrechnung mit den deutschen Kolonisten nach dem Kriege bewerkstelligen und einstweilen die Kräfte der deutschen Bauern noch nach Möglichkeit ausnützen und den Kriegsbedürfnissen — der Verproviantierung der Armee — dienstbar machen.

Ganz dieselben „liberalen“ und durchaus „wohlwollenden“ Absichten enthält das neueste Projekt des russischen Landwirtschaftsministers, das bereits am 15. März vom Ministerrat bestätigt wurde. In diesem Gesetzentwurf weist Naumow darauf hin, daß die Maßnahmen zur Liquidation des deutschen Besitzes für die Bearbeitung der Felder äußerst schädliche Folgen nach sich gezogen hätten: „Die deutschen Kolonisten, deren Land liquidiert werden soll, haben fast gar keine Maßnahmen zur Bearbeitung und Bepflanzung ihrer Felder getroffen“; daher schlägt er vor, den deutschen Kolonisten, die ihre Felder besäen, die ganze Ernte, — unabhängig vom Termin der Liquidation — zu garantieren. Die Kolonisten aber, die sich weigern, ihr Land zu bearbeiten, sollen damit bestraft werden, daß ihnen der Wert der verlorenen Ernte vom Kaufpreis abgezogen wird!

Die ganze Erbärmlichkeit dieser einzig von der Not der Stunde diktierten Verlängerung der Gnadenfrist bedarf kaum einer Erklärung.

Vor einem Jahre riefen die an die Front ziehenden russischen Bauern den deutschen Kolonisten zu: „Wenn wir zurückkehren, — nehmen wir euch das Land weg!“ Und im Frühling sahen die zurückgebliebenen Russen freundlich den säenden Deutschen zu und triumphierten: „Sät nur, sät nur, — ernten aber werden wir!“

Nun hat der Deutsche die Lust verloren, für andere zu arbeiten; er verkauft, was er verkaufen kann, läßt die Felder eingehen und zieht, wohin ihn die vielen russischen Verordnungen hintreiben. Der Hof verödet, und die fruchtbarste Erde Rußlands steht heute, wo das russische Volk dem Hunger preisgegeben ist, ungenutzt und verlassen da. Da ist es kein Wunder, daß aus allen Teilen Rußlands in Petersburg Klagen darüber einlaufen, daß die Verschleppung der

deutschen Bauern immer verhängnisvollere Folgen zeitige. So heißt es in einer an die Regierung gerichteten Denkschrift der Taurischen Semstwo: „Durch die Zwangsenteignung werden im Taurischen Gouvernement im ganzen 800 000 Deßjatinen betroffen; bei dem vorwiegend herrschenden Dreifeldersystem bleiben in diesem Frühjahr etwa 300 000 Deßjatinen unbefät, was einem Ernteausfall von 1400 Millionen Pfund Korn entsprechen würde. Außerdem wird in der Denkschrift darauf hingewiesen, daß durch die Liquidation alle wertvollen Herden zugrunde gerichtet werden und die Existenz aller mit der Landwirtschaft zusammenhängenden Industrieunternehmungen bedroht sei. Nur ein schleuniger Aufschub des Liquidationstermins könne die schwere wirtschaftliche Krisis abschwächen.“

Vor allen Dingen ist es der große Arbeitermangel — auf dem jüngst abgehaltenen allrussischen Landwirtschaftskongreß wurde die Zahl der durch den Krieg den Feldarbeiten entzogenen Kräfte auf 10 Millionen geschätzt —, durch den der enorme Rückgang der Anbaufläche hervorgerufen wird. Nach den offiziellen, vom Minister in der Duma mitgeteilten Daten beträgt dieser Rückgang bereits 20—50 v. H.; und gerade im fruchtbaren Süden — im Donschen und Kubanschen Gebiete, in den Gouvernements Saratow, Samara, Stawropol, Woronesch und Astrachan, ist die Hälfte der Felder unbefät geblieben. „Fraglos“, erklärte der Minister, „wird die Ernte 1916 schlechter sein als 1915!“ Und in der Resolution des Landwirtschaftlichen Kongresses heißt es: „Bei dem völligen Mangel an Saaten, an Arbeitskräften, Vieh und landwirtschaftlichen Maschinen droht schon jetzt unmittelbar die Gefahr, daß eine kolossale Fläche Rußlands unbefät bleibt, und die grausame Erscheinung des Hungers steht schon direkt hinter unseren Schultern...“

Zu drei Rettungsmitteln suchte man seine Zuflucht: Zur „Mobilisation“ der Flüchtlinge, der Kriegsgefangenen — und der eben verjagten deutschen Kolonisten! Wie aus Jarizyn vom 21. März berichtet wird, hat die erste Hilfsquelle völlig versagt; von der zweiten ist bei den russischen Transport-Verhältnissen wenig zu erwarten. Nun bleibt also nur noch der dritte Ausweg übrig: die schon vertriebenen deutschen Kolonisten als Knechte anzustellen — und die noch zurückgebliebenen durch Zwangsmaßnahmen zur Bearbeitung der ihnen bereits entzogenen Felder anzuhalten! Nur in diesem Zusammenhange sind die scheinbar „wohlwollenden“ Maßnahmen, die jetzt nachträglich bei der Liquidation des deutschen Besitzes durch den Landwirtschaftsminister angeordnet werden, richtig zu beurteilen.

Die scharfe Kritik des liberalen Duma-Blockes ist also durchaus nicht als ein politisches Glaubensbekenntnis einzuschätzen und als ein Symptom deutschfreundlicher Regungen aufzufassen.

Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt der Zweckmäßigkeit soll die Kraft des Deutschen so lange ausgenutzt werden, als irgend möglich; sein Land soll aber nicht an Spekulantentverschleudert werden —, sondern, wie es ausdrücklich in der Dumaresolution lautet: „zur späteren Verteilung unter den Krieger-Bauern aufbewahrt werden!“

Daß die rein prinzipielle Frage der Liquidation des deutschen Besitzes sogar durch eine speziell zu diesem Zweck niedergesetzte Kommission mit Dumaver tretern viel radikaler gelöst werden kann als durch die Regierung selbst, zeigt der Beschluß dieser Kommission vom 18. März, wonach die

Zwangsent eignung auf ganz Rußland — und nicht, wie die Regierung projektierte, nur auf 28 Gouvernements — ausgedehnt werden soll!

Wieweit es noch möglich sein sollte, die heimatlos umherirrenden deutschen Kolonisten wieder als Kulturdünger auszunutzen, bleibt dahingestellt: Mitte März haben wieder 50 000 von ihnen Kiew passiert und sind in die „inneren“ Gouvernements abgefertigt worden.

Rußland hat sich durch seine Gewaltmaßnahmen gegen die deutschen Bauern selbst ins Fleisch geschnitten. Es wäre aber geradezu verhängnisvoll, wollten wir nun die einzig durch die eigene bittere Not erpreßte Gnadenfrist, die jetzt unseren Brüdern gegönnt werden soll, als erfreuliches Symptom begrüßen: dann hätten sie ihre letzte Hoffnung verloren!

Paul Schubring / Das päpstliche Garantiegesetz

Der Weltkrieg rührt viele Untiefen wieder auf und spottet des Wortes: „Quies non movere“ (Beruhigtes nicht unmutig wieder in Bewegung setzen). Unausgetragenes meldet wieder den alten Streit an. Dazu gehört auch die Stellung des Papstes. Seit 45 Jahren nennt er sich einen Gefangenen, verläßt den Vatikan nicht und lebt mit dem Quirinal in dauernder Fehde, die sich in tausend Nadelstichen hüben wie drüben verrät. Als der Deutsche Kaiser in Rom den König besuchte, konnte er nicht vom Quirinal aus direkt nach dem Vatikan fahren; er mußte erst das exterritoriale Haus des deutschen Gesandten beim Vatikan betreten und konnte von dort aus dann den Besuch ermöglichen. Bei einem katholischen Priester in Köln hing ein Bild an der Wand: der Papst Pius IX. im Gefängnis, auf Stroh, mit der Ueberschrift: „Katholiken, errettet den Heiligen Vater aus dem Gefängnis.“ (Das Bild bezog sich nicht auf 1848, wo der Papst ja wirklich bedroht wurde, sondern auf die Zeit nach 1871.) Aus reinem Troß bleibt der Papst nicht in all den heißen Sommermonaten im heißen Vatikan; um einer Kleinigkeit willen führt er nicht die „Haft“ durch. Es stehen große Dinge für ihn auf dem Spiel. Und es scheint, als erhoffe er vom Weltkrieg auch eine Lösung der „römischen“ Frage.

Historisch sei folgendes in Erinnerung gebracht. Pius IX. hatte dem Kirchenstaat 1848 eine Verfassung gegeben, gleichzeitig wie Karl Albert von Sardinien für seinen Staat und Großherzog Leopold II. für Toskana. Aber im November desselben Jahres mußte der Papst nach Gaëta fliehen, in Rom und Toskana wurde die Republik erklärt, und erst französische Truppen stellten die Herrschaft des Papstes wieder her (1849). In Rom blieb eine französische Besatzung. Diese Zustände dauerten noch an bei der Eröffnung des vatikanischen Konzils in Rom am 8. Dezember 1869, das bereits mit dem Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes rechnete und als Ersatz eine Steigerung seiner moralischen Stellung durch die Erklärung der Unfehlbarkeit herbeiführte. Dadurch wurden alle späteren Konzile hinfällig, deren Ueberordnung über den Papst durch das neue Dogma beseitigt wurde. Es war jedenfalls ein kluger Schachzug, in dem Augenblick, als die weltliche Herrschaft unhaltbar schien, eine Position zu konstruieren, die jenseits aller politischen Machtmittel stand. Bismarck hat das mitten im Kulturkampf — in einer Unterredung mit Biscowit-

Benonta drastisch so ausgedrückt: „Ihr habt den Papst unangreifbar gemacht; wäre es wie früher, so würde ich einfach ein Kriegsschiff nach Civitavecchia senden, und er würde nachgeben.“

Am 20. September 1870 (einen Tag nach dem Beginn der Belagerung von Paris) drang die italienische Armee durch die Mauerbreche bei Porta Pia in die ewige Stadt, vertrieb die französische Besatzung und erklärte Rom zur Residenz des Savoyers Victor Emanuel. Großend zog sich der Papst in den Vatikan zurück, den er seitdem nicht verlassen hat. Der Kirchenstaat wurde dem jung geeinten Königreich einverleibt. Damals drohte die Abreise des Papstes aus Rom.

Aber Italien wünschte dringend, den Papst in Rom festzuhalten und die damit verbundene religiöse, moralische und politische Macht unter Kontrolle zu haben. Deshalb bot es dem Papst am 13. Mai 1871 ein Garantiegesetz an, das ihm zwar jeden weltlichen Besitz bis auf die römischen Paläste und eine Villa am Nemisee nahm, ihn aber doch als „Souveränen ohne Land“ respektierte und ihm Rechte garantierte, die zur Ausübung seiner religiösen Pflichten unentbehrlich sind. Dahin gehört vor allem das Recht, Gesandte beim päpstlichen Stuhl als Vertreter der fremden Länder sowie päpstliche Nuntien in eben diesen Ländern zu ernennt. Damit sollte ein von jeder staatlichen Kontrolle unbehelligter direkter Verkehr des Papstes mit der ganzen katholischen Christenheit gewährleistet werden. Der Papst hat dies Garantiegesetz nie anerkannt. Die anderen Nationen haben von einem Einspruchsrecht nie Gebrauch gemacht. Es besteht also der theoretisch unhaltbare Zustand, daß Italien sich zu Leistungen verpflichtet hat, deren Quittung der Empfänger verweigert. Trotzdem hat diese Situation 45 Jahre lang bestanden, und die Italiener wünschen dringend — das führten Tommaso Mosca, Ernesto Nathan u. a. in Artikeln der „Nuova Antologia“ aus —, daß der Zustand nicht verändert werde. Der Papst habe alles, was ihm billigerweise zugestanden werden könne; Italien würde nur verlieren, wenn die alte peinliche Frage vor irgendeinem Forum — man spricht festsamerweise immer von einem „Congresso della pace“ — wieder aufgerollt würde; Rom und das Papsttum gehörten seit Ewigkeiten zueinander.

Der Papst sah sich gezwungen, bald nach dem 24. Mai 1915 die bei ihm beglaubigten Gesandten der mit Italien verfeindeten Staaten, also Oesterreichs und Deutschlands, nach ihrer Heimat zu beurlauben (resp. nach Lugano). Damit war die eben besprochene Garantie ungehinderten Verkehrs also hinfällig, und das scheint der Gipfel zu sein, an dem das ganze Konkordat (der Name ist falsch, da zu jedem Pakt zwei Paktierende gehören) wieder aufgerollt werden soll.

Für jeden, der die vatikanische Frage einmal an Ort und Stelle durchdacht hat, ist der jetzige Zustand ein wenig glückliches Provisorium. Nachgegeben hat der Vatikan noch nie, und eine Anerkennung des Garantiegesetzes wird ihm nie abgerungen werden können. Daß der Papst noch etwas bedeutet in der Welt, das sieht jetzt auch jeder Monist ein, jeder Italienische und französische Atheist. Das freiwillig übernommene „Martyrium“ hat seine Stellung unendlich gehoben, und die Dinge liegen heute sehr anders als 1870.

Mit großer Klugheit und — so scheint mir wenigstens — Gerechtigkeit hat der Papst in diesem Weltkrieg sich benommen, wo er in eine gänzlich unerwartete, überaus schwierige Lage geriet.

Wie das Dilemma zu lösen ist, weiß ich nicht. Die „Civiltà Cattolica“, das päpstliche Organ, versichert, der Papst wolle dem italienischen Volk keine Schwierigkeiten in diesem Augenblick machen, man wünsche auch gar nicht, auf „dem Friedenskongreß“ vertreten zu sein, der eine Sache der Politiker sei, hoffe aber auf einen späteren Kongreß (Konzil darf man nicht sagen, das gibt es ja nicht mehr), der die römische Frage endgültig löse. Relief werden diese Dinge erst bekommen, wenn der europäische Frieden da ist und damit Italiens Schicksal bestimmt wird. Wir Deutschen werden gut tun, diese Frage schon jetzt zu durchdenken; wenn es zu handeln gilt, ist es zu spät zu überlegen.

Paul Siler / Neue Wege in der Kriegs- blinden-Fürsorge

Schluss.

Bei der Suche nach Handbetätigung für unsere Pflinglinge kamen wir zuerst in die Spandauer Munitionsfabrik. Unsere Mannschaften waren anfangs sehr zaghaft, weil sie Explosionsgefahr fürchteten und sich den neuen Wirkungsbereich nicht vorstellen konnten, und besonders, weil — von nicht fachverständiger Seite — auf Schritt und Tritt abgeraten und meine Pläne als phantastisch hingestellt wurden. Nur 5 Mann meldeten sich anfangs zur Stelle. Aber schon nach ganz kurzer Zeit fand die Beschäftigung auf Grund der Erzählungen der Leute mehr und mehr Anklang, und jetzt gehen von unseren Kriegsblinden jeden Morgen 20 und mehr Mann um 8 Uhr unter Begleitung von genesenden Kameraden aus meinem Lazarett in die Munitionsfabrik. Die Stimmung ist eine sehr gehobene, wovon sich jeder auf dem Bahnhof Friedrichstraße überzeugen kann, von wo der Zug abfährt. Um 9 Uhr beginnt in Spandau für die Kriegsblinden die 8-stündige Tätigkeit. 6 Stunden arbeiten diejenigen, die abends wieder ins Lazarett zurückkommen, 8 Stunden die, welche schon in Spandau wohnen. Die Arbeit besteht in: Einziehen von Patronen in Patronenrahmen, Einziehen von Patronen in Ladestreifen, Revidieren der Patronen auf festen Sitz der Geschosse, Einsetzen von Patronen in die Taschen eines Patronengurtes. Verschiedene andere Arbeiten stehen in Aussicht. Die Feldzeugmeisterei als entscheidende Behörde hat bestimmt, daß die Kriegsblinden als vollwertige Arbeiter eingestellt werden. Die Bezahlung erfolgt in Stundenlohn, beginnend mit M. 0,46, steigend von 2 zu 2 Jahren auf M. 0,55; während der Dauer der Kriegszeit wird noch eine Kriegszulage von 15 % gewährt. Militär- und sonstige im Dienste der Heeresverwaltung zugebrachte Dienstjahre rechnen bei der Bemessung des Lohnes mit. Viele Krieger erhalten schon die M. 0,55, die übrigen werden sehr bald auf Grund ihrer militärischen Dienstpflicht auf diesen Lohnsatz kommen. Bei dem niedrigsten Lohnsatz verdient der Mann also bei 8-stündiger Arbeitszeit pro Tag M. 3,68, das sind M. 22,08 pro Woche und bei der höheren Lohnstufe pro Tag 4,40, das sind pro Woche M. 28,40.

Es sind dies Löhne, wie sie meines Wissens bisher blinde Arbeiter noch nie erzielt haben, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese Beschäftigung auf Wunsch lebenslanglich ist. Hierzu kommt, daß die Arbeit am ersten Tage erlernt ist und bereits am zweiten Tage die volle Bezahlung eintritt, während der Handwerker in der Blindenbeschäftigungsanstalt jahrelang ausgebildet werden muß, bevor er etwas Wesentliches verdient. Und nun noch weitere Vorteile: sobald der Blinde eingestellt ist (d. h. nach Entlassung aus dem Militärverhältnis), tritt er in die Kranken- und Invalidenversicherungspflicht des Betriebes ein und hat Anteil an der Krankenkasse und allen damit verbundenen Einrichtungen und Vergünstigungen. Auch an der Altersrente ist er mit beteiligt. Ein Abzug von der Militär-Invalidenrente erfolgt nicht. Für Unterkunft der Invaliden braucht man nicht besorgt zu sein. Ein Verheirateter hat sogar schon in der staatlichen Arbeiterkolonie Wohnung erhalten.

In dem Feuerwerkslaboratorium können nach Angabe der Beamten unter denselben Lohnverhältnissen etwa 50 Mann eingestellt werden. Hier werden Präzisionsarbeiten ausgeführt, die so leicht sind, daß es wohl keinen Menschen gibt, der sie nicht an einem Tage erfährt. Wenn man nun bedenkt, daß es in Deutschland noch viele derartige — auch im Frieden dauernd arbeitende — Anstalten gibt, so wird man zu dem Schluß kommen, daß für mehrere Hunderte von Kriegsblinden eine vorzügliche Arbeit und Unterkunft gefunden ist, bei der sie Befriedigung finden werden und einer sorglosen Zukunft entgegensehen. Warum soll man die Männer, die früher zum großen Teil ungelernete Arbeiter waren, jetzt noch einem Handwerk zuführen? Für diejenigen, die den von mir vorgezeichneten Weg einschlagen, dürfte der Staat und die Kommune usw. später zu Unterstützungen kaum herangezogen werden, denn die Leute haben ihre Rente in Höhe von etwa M. 1400 und dazu etwa M. 1200 aus dem eigenen Verdienst, also ein Einkommen von etwa M. 2600. Familienmitglieder, die den Blinden zur Werkstatt führen, erhalten auf Wunsch gleichfalls Arbeit. Das Gesamteinkommen ist dann so groß, wie es die meisten von unseren Kriegsblinden vor dem Kriege kaum gehabt haben, und jeder von ihnen wird das Bewußtsein erlangen, daß er nicht auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen ist, sondern daß er selbst werttätig zur Verbesserung seiner Lage beitragen kann. Infolge des hohen Verdienstes unterstützen schon jetzt einige von ihnen wieder ihre Eltern und sonstigen Familienmitglieder wie in früheren guten Zeiten.

Auch für die Handwerker habe ich in den militärischen Fabriken Umschau gehalten und festgestellt, daß z. B. bei dem Militärbekleidungsamt, besonders für Schuhmacher und Tischler, reichlich geeignete Arbeit vorhanden ist, und daß auch Schneider dort Beschäftigung finden können. Der Arbeitslohn gestaltet sich allmählich sogar noch etwas höher als in Spandau. Bedenkt man nun, daß wir im Deutschen Reich etwa 25 solcher Bekleidungsämter haben, so wäre Platz für vielleicht 250 Handwerker mit günstigen Aussichten geschaffen.

In anderen Betrieben sind Plätze für andere Handwerker vorhanden. Es kommt nur darauf an, daß immer eine möglichst gleichmäßige Arbeit gefordert wird. Ausbesserungsarbeiten sind nicht am Plage. Ein erblindeter Klempnermeister verlangte Maschinen für seine Klempnerei und verrichtet jetzt dort eine für ihn passende Spezialarbeit. Ein früherer Sattler aus meiner Klinik arbeitet als Sattler und Tapezierer in Berlin.

Auf meiner Suche nach Arbeit für die Kriegsblinden kam ich auch in die Artilleriemerkstatt. Hier können mehrere Arbeiter in der Seilerei (Lohn M. 3,50, bei tüchtiger Arbeit nach Aussage des Werkmeisters auch mehr) Beschäftigung finden. Am besten eignet sich die Herstellung von Wischstricken. Diese Arbeit verrichten Zivilblinde schon seit längerer Zeit; sie kann auch als Heimarbeit vergeben werden und wird jetzt auch in unserer Klinik ausgeführt.

Ich höre schon, daß man mir entgegnet: „Für die Bergarbeiter z. B. ist doch keine Arbeit vorhanden.“ Weit gefehlt! In der Lampenstube zum Reinigen der Drahtkörbe mit der Hand und bei großer Anlage mit der Maschine ist jeder blinde Bergarbeiter geeignet. Außerdem sind mir von sachmännlicher Seite noch andere Arbeiten im Bergwerksbetriebe vorgeschlagen worden, so daß sich auch hier bei gutem Willen und Geduld Arbeit finden lassen wird. Ich erinnere an dieser Stelle nochmals an die Bedienung einer Telephonzentrale; der Anruf durch Klingelzeichen statt durch Lichtzeichen wird sich leicht wiederherstellen lassen. Die kriegsblinden Bergarbeiter bleiben dann im Kreise ihrer früheren Arbeitsgenossen und haben Anteil an den Vorteilen der Knappschaft.

Meine Ausführungen bitte ich nicht dahin zu deuten, daß ich absolut die 75 Prozent in den Fabriken unterbringen will; diejenigen, die vom Lande stammen und den Wunsch haben, sich dort wieder zu betätigen, mögen ruhig dorthin zurückkehren und sich nützlich zu machen versuchen; denn auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft können die Blinden verschiedene Arbeiten verrichten. Ein Mann aus meinem Lazarett ist auf einem schlesischen Gute wieder als Meister tätig; zwei andere betreiben die Mästerei von Schweinen usw. Gelegentlich wird sich auch — doch dies nur dann, wenn eine

tüchtige Hausfrau vorhanden ist — die Schaffung eines Rentengutes empfehlen.

Die sog. ungelerten Arbeiter aber und die Handwerker mit Ausnahme derer, die irgendwo anders, z. B. im eigenen Betriebe, Beschäftigung finden können, sollten es sich überlegen, ob sie sich nicht in der von mir vorgezeichneten Richtung betätigen wollen. Sie brauchen nicht alle in die Munitionsfabrik nach Spandau zu gehen. Siegburg verlangt zehn Kriegsblinde, die Siemens-Schudert-Werke stellen solche ein, in den großen Uhrenfabriken sind Plätze frei usw. Einige erblindete Krieger mögen auch das Stuhlflechten, die Bürstenbinderei usw. nach dem Schema der Anstalten ergreifen. Für die auf das Land Zurückkehrenden empfiehlt sich die Grob-Korbflechterei (Kartoffelkörbe, Kiepen usw.).

Die Schwierigkeit der Durchführung meiner Pläne, die zum großen Teil neu sind und mit dem Althergebrachten brechen, verstehe ich durchaus nicht. Es wird z. B. einem Blinden in der Gegend von Erfurt, der sich bei der Munitionsfabrik um Arbeit meldet, vermutlich schwer fallen, dort ohne weiteres anzukommen, und ebenso dürfte ein Schuhmacher, der beim Bekleidungsamt in Königsberg anklopft, den Bescheid erhalten, daß Arbeit für ihn dort nicht vorhanden sei. Den leitenden Herren sind die Dinge ja vorläufig vollständig unbekannt.

Es müßten deshalb in den einzelnen Bezirken die Leute, die die neue Arbeit aufnehmen wollen, gesammelt und ihnen die Wege geebnet werden, ungefähr in der Weise, wie es von meinem Lazarett aus dank der Förderung durch das Kriegsministerium geschehen ist.

Detlef Breiholz / Die Notlage der Berufswahl

Die Schulentlassung hat eben stattgefunden. Weit mehr als 1 Million deutscher Kinder sind's, hinter denen die Schultür sich schließt. Und viele Tausende von ihnen haben erfahren müssen, in welcher bedenklicher Weise die Berufswahl jetzt vom Kriege beeinflusst wird. Die Gesamtheit unseres Volkes ist von einem Feinde bedroht, den nicht alle erkennen, und auf den aufmerksam zu machen Pflicht der „Hilfe“ ist.

Wie wird sich nach der Schulentlassung der Lebensweg des jungen Nachwuchses gestalten? Die Frage geht uns alle an. Die aussichtslose Lage der weiblichen Jugend ist ein besonderes Kapitel, das hier diesmal unerörtert bleiben soll. Wie steht es mit dem männlichen Nachwuchs?

Daß ein Bruchteil der jungen Leute nach beendeter Schulzeit zur ungelerten Beschäftigung greift, befremdet nicht. Noch nie aber war die Zahl derer, die ohne Lehrstelle geblieben sind, so ungewöhnlich hoch, wie in diesem Jahre. Sie fanden keine Lehrstelle trotz redlichsten Bemühens.

Gründe: Die Zahl der Lehrstellen ist kleiner denn sonst, einmal, weil viele Meister im Felde stehen, und zum anderen, weil die hiergebliebenen Meister weniger Arbeit haben, endlich aber — und das ist außerordentlich bedenklich —, weil viele Familien nicht in der Lage sind, die Unterhaltungskosten zu tragen, die die Berufslehre nun einmal bedingt.

Die Zeiten, in denen der Lehrling in die Haus- und Familiengemeinschaft des Lehrherrn, des Meisters, aufgenommen wurde, sind, namentlich in Groß- und Mittelstadt, mit wenigen Ausnahmen unwiederbringlich dahin. Der Lehrling wohnt und schläft zu Hause. Dafür zahlt ihm der Lehrherr eine Vergütung, die im ersten Jahre zwischen nichts und etwa 10 M. liegt, zumeist aber in der Mitte bleibt und in den folgenden Jahren etwas steigt. Für dieses geringfügige Entgelt ist in der jetzigen teuren Kriegszeit der Unterhalt nicht zu gewähren. Und die Folge? — Eine Reihe von Knaben, darunter manche mit trefflichen Anlagen, mit guter

Erziehung und tüchtiger Schulung, muß jetzt auf den Eintritt in die Berufslehre lediglich aus dem Grunde verzichten, weil die Eltern (vielfach ist's nur die Mutter als Witwe) nicht in der Lage sind, den Lebensunterhalt des Sohnes noch über die Schulzeit hinaus ohne ausreichendes Entgelt zu bestreiten. Ganz besonders trifft das Kinder, die aus der Volksschule entlassen werden.

Was nun? Schlimme Frage! Einem graut vor der Antwort. Dank der Aufklärungsarbeit der Schule und der Berufsberatungsstellen war die Zahl der Schüler, die von vornherein in die Reihen der ungelerten Arbeiter eintraten, vor dem Kriege erfreulicherweise in ständigem Abnehmen begriffen. Heute aber sind's ganze Scharen, die sich der ungelerten Beschäftigung zuwenden. Die beiden großen Magneten der ungelerten Arbeit sind bekannt: der hohe Verdienst, der sogleich einsetzt, und die Ungebundenheit in der Lebensführung. Mit beiden vereinigt sich jetzt die Zwangslage der Verhältnisse. Gegen besseres Wissen und Wollen, nur der Not gehorchend, machen die meisten diesen Schritt. Die Besseren unter ihnen — und das sind nicht wenige — haben den bößlichen Vorsatz, zunächst einmal tüchtig Geld zu verdienen und dann später zu geeigneter Zeit noch in die Berufslehre zu gehen. Ein Vorsatz, der ihnen alle Ehre macht. Wenn er seine Ausführung nur erlebt. Später! — Allgemein kostet es große Ueberwindung, eine gute Einnahme, an die einer sich gewöhnt hat, aufzugeben, und es sei auch zugunsten einer noch besseren Einnahme, die nach Jahren einsetzt. Und die gewohnte „Freiheit“ mit der Enge der Berufslehre zu vertauschen, verlangt nicht geringere Entfugungskraft. Nur wenigen großangelegten Naturen ist es gegeben, die für solchen Wandel erforderliche Selbstzucht zu üben.

Trotz allem guten Willen, der jetzt ohne Zweifel vorhanden ist, ist vorauszusehen, daß die Reihen der Ungelernten durch diesen Krieg eine ganz außerordentliche Verstärkung erfahren, wenn nicht zur rechten Zeit und in geeigneter Weise ein Damm gesetzt wird. Wir stehen in der Tat vor einer Gefahr, gegen die keiner die Augen verschließen darf, dem das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt. Man braucht sich nur einmal klar vorzustellen, welchen Wert der ungelernte und der gelernte Arbeiter für den Aufstieg der Gesamtheit bedeutet, um diese Gefahr zu erkennen.

Dem ungelerten Arbeiter — eine Bezeichnung, gegen die das bessere Sprachempfinden sich vergeblich auflehnt — bezahlt man nur die rohe Körperkraft und etwas natürliche Frische und Geschicklichkeit. Weil aber beide im Laufe der Jahre kaum einer wesentlichen Steigerung fähig sind, pflegt auch die Einnahme des Ungelernten sich nur unerheblich zu verbessern. Während der Berufslehrling mit einem sehr geringen Verdienst beginnt, allmählich aber zu höheren Einnahmestufen emporsteigt und schließlich auch selbständig werden kann, hat der Ungelernte nicht die Möglichkeit, sein Einkommen zu verbessern. Er steht in späteren Jahren dem gelernten Arbeiter in seiner Einnahme ganz beträchtlich nach, und der Weg zur Selbständigkeit und damit in eine höhere Gesellschaftsschicht bleibt ihm ewig verschlossen. Kraft und Frische nehmen mit den Jahren ab und bewirken mit zunehmendem Alter eine Verringerung der Einnahme. Vielfach widerstehen Ungelernte auch viel schwerer den mancherlei Verlockungen, die sie auf abschüssige Bahn bringen. Dazu gesellt sich noch ein anderer Umstand von tiefgreifender Wirkung. Von Anfang an verflügt der Ungelernte über viel Geld. Die große und außerordentlich heilsame, weil erzieh-

lich so wertvolle Notwendigkeit, sich mit wenig, vielleicht gar mit sehr wenig Mitteln einzurichten, lernt er nicht kennen. Ohne irgendwie verschwenderische Neigungen zu betätigen, gewöhnt er sich nach und nach an die Befriedigung von Bedürfnissen, die der Lehrling nicht einmal zu denken wagt. Mit vorrückenden Jahren steigen naturgemäß auch die Bedürfnisse, und die Gründung einer Familie verdoppelt sie. Das Mißverhältnis: auf der einen Seite die stets gleiche und kaum steigerungsfähige Einnahme, der die bisherige Lebensweise sich angepaßt hat, auf der anderen Seite aber die stark wachsenden Bedürfnisse, die Befriedigung erheischen — tritt mit stieren Augen groß und drückend in die Erscheinung. Stellt man daneben die Wirkung der gänglichen Ausichtslosigkeit für jegliche Art des Aufstieges wie auch der Unsicherheit in der wirtschaftlichen Lage, so hat man vielleicht die Hauptwurzel jener Mißstimmung, die in weiten Kreisen unseres Volkes vorhanden ist. Diese Mißstimmung findet darum einen besonders guten Nährboden, weil der Ungelernte nach seiner Schulzeit kaum noch eine Erziehung genossen hat. Der ungelernte Arbeiter wird schwerlich ein Mensch werden, der „sich seiner Stelle freut“. Ist der Gesamtheit wohl mit solchen Gliedern gedient? Eine große Zahl ungelerner Arbeiter bedeutet geradezu eine Gefahr für unser Volk und zugleich einen Verlust an völkischer Kraft. Allerdings brauchen wir auch ungelernte Arbeiter. Doch wird es an ihnen schon nicht fehlen. In einer Zeit, wo wir einer Zukunft entgegengehen, in der das militärische Ringen durch einen großen wirtschaftlichen Wettkampf der Völker abgelöst werden wird, hat jede wahre Kraft doppelten und dreifachen Wert. Und gerade jetzt droht uns solcher Verlust!

Von weittragender Bedeutung für den einzelnen und für die Gesamtheit ist eine tüchtige Berufslehre. Welch eine erziehlische Macht liegt schon darin, daß eine planmäßig angelegte Beschäftigung in ihren Anforderungen an Verständnis, Ausdauer, Ueberlegung, Ernst und Willenskraft vom Einfachsten zum Schwierigsten fortschreitet! Wie wächst dabei die eigene Kraft und das Selbstvertrauen, und welch ein hochgemutes Streben wird entfacht! Dieser Entwicklungsgang vollzieht sich im Verein von Altersgenossen und Gleichgesinnten unter der Führung des Meisters — ein Abbild vom Leben des Staates. Der Berufslehrling setzt seine Kraft von vornherein an ein großes Ziel und ordnet dem Streben nach diesem Ziele alles unter. Neben dem Bemühen um das eine große Ziel treten persönliche Wünsche und persönliches Behagen gänzlich in den Hintergrund. Wirtschaftlich richtet er sich auf das bescheidenste ein. Mit wenigem lernt er haushalten und den Pfennig ehren. Ihm werden nicht in erster Linie Körperkraft und Frische, sondern vor allen Dingen Kenntnisse und Fertigkeiten bezahlt. Auf ihnen beruht seine Brauchbarkeit und sein wirtschaftlicher Wert. Kenntnisse und Fertigkeiten nehmen mit dem steigenden Alter eher zu als ab, und ihr Wert, das heißt ihre Bezahlung ist in ständiger Bewegung nach oben begriffen. Auf die Bedeutung der Tatsache, daß dem Lehrling noch nach der Schulzeit auch außerhalb des Elternhauses die erziehlische Einwirkung durch den Meister und andere Vorgesetzte zuteil wird, die Berufslehre also eine Fortsetzung der Erziehungsarbeit von Haus und Schule bedeutet, braucht hier nicht weiter klargestellt zu werden. Junge Menschen im Alter von 14 und 15 Jahren dem Strome des Lebens, dem freien Spiel der Kräfte zu überlassen, ist nicht nur ein Unding, sondern auch unverantwortlich. „Die richtig aufgefaßte, planmäßige Berufsausbildung bedeutet Entfaltung und Entwicklung der

förperlichen Fertigkeiten, wie auch der geistigen und sittlichen Fähigkeiten, bedeutet Erziehung zu wirtschaftlicher Kraft und Selbständigkeit, wie auch zu sittlich rechtem Handeln und Wirken, bedeutet Erziehung und Arbeitsfreude und Lebensglück. Berufserziehung ist allgemeine Menschen-erziehung. Dem Staate schaffen wir dadurch nicht nur tüchtige Bürger, sondern wir dienen seiner ganzen wirtschaftlichen und kulturellen Machtentfaltung."

Es darf ausgesprochen werden: Jeder Zuwachs an ungelerten Arbeitern geschieht auf Kosten der gelernten und bedeutet darum einen Verlust an Volkskraft und völkischer Leistungsfähigkeit. Jeder Zuwachs an gelernten Arbeitern bedeutet einen Gewinn an Volkskraft und Volkszukunft. Gerade jetzt, wo es um Deutschlands Zukunft geht, stehen Gewinn und Verlust dieser unberechenbaren Zukunftswerte auf dem Spiele. Gerade jetzt muß uns alles daran liegen, unbezahlbare Schätze vor dem Versinken zu bewahren und alle vorhandenen Kräfte in ihrem vollen Zukunftswert zu erhalten. Daraus ergibt sich uns die Pflicht, den Zuwachs an ungelerten Arbeitern, der gefährdend sein Haupt erhebt, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen.

Was ist zu tun?

Ich möchte diese Frage hineinrufen in den erwählten Leserkreis der „Hilfe“. Gleichzeitig aber darf ich mir in durchaus unmaßgeblicher Weise gestatten, ein paar Maßnahmen zu bezeichnen, die meines Erachtens wenigstens der ersten Not wehren würden:

1. Soweit es sich um Knaben handelt, deren Ernährer im Felde steht, lasse man für sie auch über das 15. Lebensjahr hinaus die Familienunterstützung in voller Höhe bestehen. (Dies geschieht in Berlin schon seit langer Zeit, und zwar auch für Mädchen, wenn sie in der Lehre sind. D. Red.)

2. Soweit Knaben aus anderen Häusern in Frage kommen, prüfe man die Verhältnisse in wohlwollender Weise und versuche bei Verwaltungsbehörden und anderen Körperschaften Ausbildungsbeihilfen zu erwirken. Vielleicht wäre bei manchen Arbeitgebern (Meistern) auch noch eine Erhöhung der Aufwandsentschädigung zu erreichen.

3. In jeder größeren Stadt sollte jetzt die Arbeit der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung planmäßig aufgenommen werden. Sie ist eine volkswirtschaftliche und sittliche Notwendigkeit. Diese Einrichtung hätte in erster Linie alle diejenigen ins Auge zu fassen, die jetzt ohne Lehrstelle geblieben sind, und ihnen, wie auch ihren Eltern, mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Fernerhin wäre es Aufgabe der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung, Vorkehrungen zu erwägen, die auch älteren Ungelernten für später (nach dem Kriege) den Eintritt in eine Berufslehre ohne Schwierigkeit ermöglichen.

Wohl mag es mehr und bessere Vorschläge geben. Vor allen Dingen aber muß gehandelt werden. Es geht um deutsche Zukunft.

Helene Voigt-Diederichs / Das goldene Bild

Männe Osterloh geht seit einigen Monaten in die Hilfsschule. Das Fräulein findet, daß er eigentlich nicht dumm ist und mit seinen zwölf Jahren recht gut so viel lernen könnte, wie die Kinder in den großen Klassen. Aber sie weiß ja nicht, wie schlimm es dort gegangen ist. Wochen-

lang kam Männe ganz gut aus mit der Arbeit und den anderen Jungen. Und dann plötzlich ging alles quer. Er verstand nichts und lernte nichts, wurde gescholten, herumgestoßen und ausgelacht. Wenn's zu schlimm ward, brach er wohl aus, heulte und versteckte sich und nahm doch alles nicht so recht von Herzen wirklich.

Denn etwas viel Wirklicheres war da, Wunsch oder Hoffnung, das war in ihn hineingefallen, keimte auf, wuchs und blühte; haute eine richtige Dornröschenhede gegen alles, was von draußen geschah. Aber eines Tages hatte sie sich totgeblüht, welkte ab, und Gasse, Haus und Schule waren wieder da, nicht verlegen um allerhand derbe Wechmittel. Männe ward ganz demütig vor so viel Macht; und da im Augenblick nichts auf der Welt mehr wichtig war, und man doch irgendwo untergebracht sein mußte, versuchte er gern so zu sein, wie er sein sollte.

Das war nun weiter nicht schwer. Aber wenn die anderen sich eine Weile gefreut hatten, wie gut die Strafe genügt hatte, kam ein schlimmer Rückfall, der zeigte, mit dem Prügeln oder Nachsitzen war es noch lange nicht genug gewesen.

In der Hilfsschule nun, da ist alles anders. Das Fräulein haut oder droht nicht; sie sagt nur: dann machst du es zum nächsten Mal; und sie sagt es so, daß man Lust kriegt, es zu machen, und wirklich nur das will, was sie will. Bis dann unvermutet doch die andere Zeit kommt, wo man nichts mehr als sich selber weiß und tut.

Es handelt sich um nichts Gewöhnliches. Männe kann ganz gut Geld liegen sehen und denkt nicht daran, Zuckerwert zu kaufen oder ins Kino zu gehen, obgleich er sehr gern ins Kino geht. Jeden halben Groschen, den er verdient, spart er. Er lauert um die Markthalle herum, da gibt's manchmal ein Fahrrad zu halten. Wenn er eine Mark beisammen hat, soll der Vater ein Paket kriegen. Seit September ist der zur Ausbildung eingezogen, ungedienter Landsturm, und nun zum Geländeschießen in der Heide. Es ist eine Gegend, wo die Spazier in der Ernte verhungern müssen, stand in seinem Brief. Vieles will Männe für ihn kaufen: Wurst und Handschuh und eine Taschenlampe, und eine Jacke mit Fell drin.

Kalt und dunkel ist es in diesem Herbst. Karl und Willy frieren, nur Lisbeth, die liegt ganz dick warm zugedeckt. Das ist überhaupt eine, hat die Mutter schon ganz dünn gesogen! Mutter weint manchmal, weil ihr Rücken weh tut, und sie sieht so schmal aus, daß man meint, sie kann in der Mitte umbrechen. „Nehmen Sie doch das Kind von der Brust!“ rät die Nachbarin. Aber die Mutter will nicht. Im nächsten Monat wird Lisbeth ein Jahr, da gibt's noch einmal Stillgeld, da muß durchgehalten werden. Die sechs Mark, die sollen dann nicht für den Hausstand sein. Da soll etwas Schönes gekauft werden, ein Kleid für Lisbeth, Zuckerzeug zu Weihnachten, Lichthalter für den Baum — die hätten sie schon viele Jahre gern gehabt.

Vielleicht weint die Mutter nicht mehr, wenn sie Petroleum oder wenigstens ordentlich Aufschmier fürs Brot hat. Der Gedanke bohrt sich fest, und bald tut Männe nichts mehr, als draußen in der größeren Straße stehen und zusehen, wie das Fräulein drinnen mit dem Holzmesser in die fetten gelben Tonnen sticht und wie die Menschen mit den kleinen Paketen herauskommen, — manchmal riechen ihre Kleider richtig nach der buttrigen Luft, in der sie solange gewartet haben.

An jedem Montag wird Männe zum Essenholen in ein fremdes Haus geschickt. Diesmal hat die Köchin nicht gleich

Bett, sondern macht sich am Herd zu tun. Auf dem Tisch liegt eine Schiefertafel voll Geld. Lauter blanke Groschen, ganz allein. Leise greift Männe zu und nimmt den größten. Draußen in den Anlagen stellt er den Suppentopf auf die Erde, setzt sich auf eine Bank und freut sich, daß es eine Mark ist.

Die Suppe riecht gut, Männe ist sehr hungrig, aber es fällt ihm nicht ein, zu naschen. Er krepelt die zerrissenen Strümpfe hoch und schleppt wieder los, auf einem weiten Umweg durch die Stadt. An jedem Butterladen macht er halt; keiner scheint gut genug für sein schönes großes Geld. Endlich gibt er es hin, sagt „für eine Mark gute Butter!“ und läßt das Fräulein abwägen. Ein paar Pfennige kriegt er zurück; er zählt sie und läßt sie liegen. Wenn er nicht für alles Geld gute Butter kriegt, braucht er das übrige nicht. Nein, es gehört überhaupt nicht ihm.

Zu Hause wundert sich die Mutter. Hat er die Butter irgendwo genommen? Nein, richtig gekauft. Woher ist das Geld? Ja, woher ist das nun; Männe fällt ein, daß er es geschenkt gekriegt hat. Aber am selben Abend kommt die Köchin in die ärmliche Dachstube heraufgestampft und hält Gericht. Männe bleibt durchaus bei seiner Aussage; schließlich, als sie immer wieder nicht angenommen wird, schweigt er. Dann ist's ja wohl so, wie die anderen sagen. Aber er hat doch das Geld haben müssen, das ist die einzige Wahrheit, die nützt. Das andere können die Köchin und die Mutter für sich besprechen. Wenn dabei herauskommt, daß sie ihn schlagen müssen, ist er ihnen nicht böse; es hilft eben nichts.

Diesmal aber geht es ohne Prügel. Der Vater ist nicht da, und die müde Mutter sagt: „Das tut Männe sonst doch nicht!“ und sie legt eine Mark von ihrem Kriegsgeld auf den Tisch und weint dazu, weil es nun wieder an der Miete fehlt. Männe tut es sehr leid, daß die Mutter weint, und er findet, daß sie es nicht zu tun braucht. Denn die Butter liegt doch auf dem Tisch, die hat das rote Mädchen nicht mitgenommen.

Ein paar Wochen trollt Männe umher, gutmütig und schmiegsam. Niemals murt er, wenn die Mutter will, er soll einen Weg gehen oder Lisbeth an die Luft tragen. Ueberhaupt Lisbeth, die hat er so sehr lieb. Sie sitzt so weich auf seinem Arm, tragt ihm ins Gesicht, patscht in seinen Haaren, und Männe gibt sie gar nicht gern her, wenn Karl oder Billy kommen und sie auch mal haben wollen. Laufen kann sie noch nicht, aber auf der Erde kriechen wie ein Hund, und kleine weiße Zähne hat sie, und ihr Mund rundherum, der ist immer naß und schwarz und macht sich ganz kraus, wenn man ihn abwischen will.

Gerade als Lisbeth anfängt, allein durch die Stube zu wackeln, kommt der Vater von Munster nach Haus. Er versteht nun alles, wie ein richtiger Soldat: singen, schießen und marschieren; kann sein, daß er noch wochenlang bleibt, kann auch sein, daß es schon morgen losgeht. Tagsüber muß er in der Kaserne oder auf dem Exerzierplatz Dienst tun, aber abends kommt er heim und bleibt bis zum anderen Morgen. Dann steht sein Gewehr in der Ofenecke, und sein Gürtel mit den vier dicken Patronentaschen hängt an der Türklinke, und in der Kammer unterm Bett liegt der Tornister, mit braunem Kuhfell bezogen und ganz voll von Beuteln und Kram.

Fortschlung folgt.

Gottfried Traub / Freundschaft

In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben!
Und ins Unergründliche schien ich mir da zu
sinken.
N i c h t e.

Ich kenne drei Stufen der Freundschaft. Auf der ersten teilt man die Sorgen und Gefahren des Menschen, den man gern hat. Man behütet ihn. Alles Unglück, das ihn trifft, möchte man lindern und ihm Schutz und Trost angedeihen lassen in der Mannigfaltigkeit der Bedrohungen. In Not ein Herz zu wissen, das sie mit uns teilt, ist ein Glück. Wer es besitzt, kennt seinen Reichtum. Und doch kann sich hier noch die Selbstzufriedenheit einmengen. Die Teilnahme des Gesunden an Leiden des Kranken, des Glücklichen am Leid des Unglücklichen bleibt stets etwas Gebietendes, wenn sie nicht geradezu etwas Fremdes ist. Auf die Dauer kann keiner mit dem anderen so mitteilen, wie er selber leidet, weil jedes Wesen seinen eigenen Lebensmittelpunkt hat, um den es kreisen muß. Auch die eheste Teilnahme wird immer eine Forderung des Nichtleidenden an den Leidenden sein; sie ist voller Herzlichkeit und Liebe. Aber sie kommt von außen her und will aufrichten und muß stark sein, um zu helfen. Sie darf also zuletzt nicht leiden mit dem Leidenden, sonst würde sie ja das Leiden nur verlängern und vermehren, sie muß es überwunden haben und dem Freund zum Überwinden helfen.

Die zweite Stufe der Freundschaft ist, an den Freuden des Menschen teilzunehmen, den man liebt. In der Freude steht der Mensch, der sie erlebt, über dem anderen, der sie nur teilt. Er fliegt, und der andere schaut zu. Der Leidende lag am Boden; ihm hilft man auf; der aber, der so eine große Herzensfreude genießt, gleicht dem strahlenden Sieger, der alles mitreißt. Hier heißt Freund sein, sich nur still in seine Gefolgschaft begeben und die Strahlen widerzuspiegeln. Neidlos sein ist die Voraussetzung jeder Freundschaft; aber dem Hochgefühl der Freude gegenüber, das die Brust des anderen füllt, wird diese Probe dreifach gefordert, vollen, reinen, ungetrübten Anteil an der Freude des anderen zu nehmen, Licht nicht zu geben, sondern zu nehmen, und sich in seinen Glanz zu stellen, und sich selbst nirgendwo eindringen. Freude ist siegende Macht. Dem Sieger, der durch seinen Erfolg sich selbst genügt, mit voll verstehender Freundschaft, nein mit inniger Teilnahme an seiner inneren Kraft entgegenzugehen, das ist echter Freundschaftsdienst.

Auf der höchsten Stufe denkt die Freundschaft nicht an das Geschick des Freundes, mag es Glück oder Unglück sein, sondern nur an den Menschen, an das Du. Hier wird der Mensch selbst gefordert, nicht sein Ergehen, die Seele, nicht ihre Erlebnisse. Das Leben hat seinen eigenen Pendelschlag jenseits des Glücklichen oder Leidvollen, was sich in ihm bewegt. Mit ihm vertraut zu sein, das innere Ruß zu ahnen, dem es untersteht, ist der Freundschaft Krone. Selbstverständlich ist es für sie, an allem teilzunehmen, was den anderen trifft, sei es Not oder Sieg. Palmen und Lorbeer hat sie bereit für das Grab der Hoffnungen wie für die Höhe, von der man in goldene Länder schaut. Aber Palmen und Lorbeer bringt man; die Freundschaft ist. Der wirkliche Lebenszusammenhang zweier Leben ist tausendmal enger, als alle besonderen Zeichen, als alle Teilnahme an Tiefen und Höhen: er verschlingt sich in jedem Augenblick und erwächst mit dem Wurzelstock selbst. Das Rätsel des Lebens selbst gibt sich auf. Glück ist der, der schon vor große Rätsel gestellt wird, auch ohne daß er sie lösen kann. Er

kennt sein eigen Leben und hört ein anderes in gleicher, aber anderer Kraft neben sich kreisen. Er darf das sehen. Er kann nicht untergehen, er muß selbst bleiben; aber er kann das andere miterleben. Dieses Rätsels Tiefe ist beglückend.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaften und die sozialdemokratische Parteispaltung. Alle großen Gewerkschaftsblätter der freien (sozialdemokratischen) Richtung nehmen, soweit wir sehen, teils vorsichtig, teils rücksichtslos gegen die sozialdemokratischen Parteizersplitterer Stellung. In der Spitze steht das Zentralblatt der Generalkommission, das ohne Polemik ruhig feststellt: „Nachdem der Parteiausschuß die Erklärung abgegeben hat, daß die Gründung einer zweiten sozialdemokratischen Reichstagsfraktion unvereinbar sei mit den Grundsätzen des Organisationsstatuts, das nur die eine sozialdemokratische Reichstagsfraktion kennt und anerkennt, ergibt sich für die Gewerkschaften die einfache Konsequenz, daß sie nur mit der sozialdemokratischen Partei Deutschlands das Abkommen vom Jahre 1906 getroffen haben.“ — Das Abkommen, das später durch die Leipziger Radikalen veröffentlicht worden ist, bezieht sich auf die Auseinandersetzungen, die damals zwischen Gewerkschaftsvorständen und Parteivorstand wegen der Uebergriffe der Partei in die Befugnistreife der Gewerkschaften, besonders in der Mai-feier- und Massenstreikfrage, stattgefunden und die beiderseitigen Beziehungen klarer als vordem abgegrenzt haben. — Die übrigen sozialdemokratischen Gewerkschaftsblätter betonen mit Entschiedenheit, daß der Zwiespalt nicht auf die Gewerkschaftsorganisationen übergreifen dürfe. Bemerkenswert erscheint auch noch eine Neuherung des „Regulator“, des Organs der Hirsch-Dunderschen Maschinenbauer, zu dem Streit. Es heißt da: „Die Spaltung der Partei wird nach dem Kriege kommen, und sie wird die Gewerkschaften stark in Mitleidenschaft ziehen. Dieser Vorgang wird die Aktionskraft der freien Gewerkschaften auf lange hinaus schwächen. Eine Schwächung der freien Gewerkschaften in der Zeit, wo die bisher sich behandelnden Gruppen der Arbeitgeber- und Unternehmerorganisationen sich zusammenfanden und „Herren der Burg“ bleiben wollten, wäre eine Schwächung der ganzen deutschen Arbeiterbewegung, und die anderen Richtungen der Arbeiterbewegung wären nicht die „lachenden Dritten“, sondern die Mitleidenden. Eine kluge, weitausschauende Arbeiterpolitik müßte die anderen Richtungen dahin bringen, den freien Gewerkschaften während ihrer bevorstehenden inneren Krisis keine Schwierigkeiten zu bereiten, die Entwicklung dort sich ruhig vollziehen zu lassen. Das wäre die beste Taktik einer näheren Zusammenführung der verschiedenen Richtungen. Wenn der Zentralvorstand deutscher Industrieller und der Bund deutscher Industrieller sich im Kriegsausschuß der Industrie einigen könnten, wenn diese mit dem Bund der Landwirte und den Mittelstandsverbänden in wichtigen Fragen zusammengehen können, dann muß es auch möglich sein, daß sich die Richtungen innerhalb der Arbeiterbewegung näher zusammenfinden. Das ist bei der großen Gefahr durch die einflussreichen Unternehmerkreise ein Gebot der Stunde. Die Erkenntnis einer besseren Verständigung ist in den Arbeiterkreisen sicher gewachsen, diese Entwicklung hat der Krieg gefördert, aber wie es so geht, da heißt es in manchen Kreisen schon: es sollte überhaupt nur eine einzige Arbeiterpartei geben, die wählt selbst Vertreter in die Parlamente, und diese vertreten nur Arbeiterinteressen. Wünschen kann man alles, praktisch durchführen nur, was möglich ist. Das wäre zunächst die Anbahnung besserer gegenseitiger Verständigung auch nach dem Kriege.“

Vorbildlich! Die Verlängerung des Buchdruckerartarfs, der am 31. Dezember 1916, nach fünfjähriger Dauer ablaufen müßte, ist durch Verständigung der Organisationsvorstände der Arbeitgeber und der Gehilfen bis Ende 1917 gesichert. Anfang Dezember 1915 bereits war der bewährte Geschäftsführer des Tarifamts, Schliebs, in privater Form an die Prinzipalsorganisation und an die Gehilfenorganisationen des Buchdruckgewerbes mit der Anregung herangetreten, im Jahre 1916 auf eine Abänderung der Bestimmungen des Deutschen Buchdruckerartarfs zu verzichten und damit die Gültigkeitsdauer des bis zum 31. Dezember 1916 laufenden Tarifs auf ein weiteres Jahr zu verlängern. Die Vorstände der Organisationen sind in eine Prüfung dieses Vorschlages eingetreten und haben ihn angenommen. In Verbindung mit seinem Antrage hat der Geschäftsführer des Tarifamts an die Prinzipalsorganisation die Bitte gerichtet, die Gewährung von Teuerungszulagen an die Gehilfen als eine besondere soziale Pflicht in dieser schweren Zeit anzuerkennen. Die Mehrheit der Gehilfen befand sich zwar schon im Besitz von Teuerungszulagen, aber ein Teil, wie z. B. Affordseker, entbehre sie noch, oder aber die Zulagen bedürften der Erhöhung. Beide Parteien sollten anerkennen, daß diese besonderen Zulagen bei der späteren Tarifrevision von keiner der Tarifparteien als Teil des bisher gezahlten Lohnes betrachtet und irgendwie gewertet

werden dürfen. Die Tariffschiedsgerichte sollten in der Frage der Teuerungszulagen als Einigungsämter wirken. Gehilfenseitig sollte anerkannt werden, daß ein tarifliches Recht auf Empfang solcher Teuerungszulagen nicht vorliege, daß man aber die freiwillige Gewährung solcher Zulagen als ein schätzenswertes Ergebnis der Tarifgemeinschaft ansehen würde, ebenso wie die Prinzipaltät die zur Aufrechterhaltung der Betriebe getroffenen tariflichen Ausnahmebestimmungen als ein solches Ergebnis anerkannt hat. Die Vorschläge haben allgemeine Zustimmung gefunden, auch seitens des Tarifamtes, so daß also endgültig in diesem Jahre von einer Abänderung des Tarifs Abstand genommen und seine Gültigkeit bis zum 31. Dezember 1917 auf dem Wege der Verständigung verlängert worden ist.

Unternehmerverbände und Kriegsbeschädigte. Kürzlich fand in Berlin die ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände statt, die außerordentlich zahlreich besucht war. Den Vorsitz führte Fabrikbesitzer E. Garvens (Hannover). Die Vereinigung umfaßt gegenwärtig 73 unmittelbar angeschlossene Verbände, die 2 077 800 Arbeiter beschäftigen. Diese Verbände setzen sich zusammen aus 835 Unterverbänden, die zum Teil bis zu 198 Ortsgruppen umfassen. Im ganzen sind der Vereinigung 1106 Arbeitgeberverbände angeschlossen. Die Versammlung beschäftigte sich in der Hauptsache mit der Frage der Arbeitsvermittlung und der Unterbringung der nach Kriegsbeendigung zurückkehrenden Industriearbeiter. Es wurde ein Beschluß gefaßt, wonach die Industrie sich zur Wiederaufnahme ihrer früheren, jetzt kriegsbeschädigten Arbeiter bereit erklärt und ihre freudige Mitarbeit an allen Werken der Kriegsbeschädigtenfürsorge zusichert. Die Mitglieder der Vereinigung sind bereits seit Beginn des Krieges in diesem Sinne tätig gewesen. Die Geschäftsführung hatte Leitfäden aufgestellt bezüglich der Entlohnung der minderleistungsfähigen Kriegsbeschädigten und betreffs der Arbeitsbeschaffung für Kriegsbeschädigte. Die Entlohnung könne selbstverständlich nur der Leistungsfähigkeit entsprechen; die den Kriegsbeschädigten gewährte staatliche Rente solle jedoch nicht bei der Entlohnung in Anrechnung kommen, zumal Kriegsbeschädigte ohnedies gegen gesunde Arbeiter im Nachteile seien. Die Versammlung erklärte sich nach kurzer Erörterung mit diesen Leitfäden einverstanden und beauftragte den Vorstand, für die Arbeitsbeschaffung der Kriegsbeschädigten nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Kriegsfürsorge für arbeitslose Textilarbeiter. Wie amtlich mitgeteilt wird, sind zur Unterstützung der Gemeinden und Gemeindeverbände bei der Fürsorge für solche Angestellte und Arbeiter, die in Betrieben der Textilindustrie infolge von Arbeitsbeschränkungen erwerbslos geworden sind, vom Reich vom 1. Oktober 1915 ab besondere Mittel bereitgestellt worden, aus denen den Gemeinden und Gemeindeverbänden wenigstens die Hälfte der Aufwendungen für erwerbslos gewordene Angestellte und Arbeiter der Textilindustrie erstattet werden soll. Neben dem Reich wird auch der Staat helfend eintreten, indem er den Gemeinden und Gemeindeverbänden seinerseits regelmäßig ein Drittel der fraglichen Aufwendungen ersetzen wird, so daß ihnen höchstens ein Sechstel zu eigenen Lasten verbleibt. Durch diese Hilfe von Reich und Staat werden die Gemeinden in die Lage gesetzt, den erwerbslos gewordenen Angestellten und Arbeitern der Textilindustrie ihre Fürsorge in einem dem Bedürfnis entsprechenden Maße zu widmen.

Hoffentlich können, jetzt der Gewertverein der Nachricht hinzu, die bedürftigen Gemeinden aus den bereitgestellten Mitteln auch jetzt endlich die Vorschüsse erhalten, durch die es ihnen möglich wird, ihren gesetzlichen Verpflichtungen nachzukommen!

Ein vorbildlicher Fabrikbetrieb. Die optische Werkstätte von Karl Zeiß in Jena, die mehrere tausend Arbeiter beschäftigt, läßt bekanntlich ihre Geschäftsangehörigen nach einem von dem Begründer der Karl-Zeiß-Stiftung, Professor Ernst Abbe, aufgestellten System an dem von der Firma erzielten Gewinne teilnehmen. Es geschieht dies in der Form einer Lohn- und Gehaltsnachzahlung am Schlusse des Jahres vor Weihnachten. Die höchste Nachzahlung betrug bisher 10 Proz. Im vorigen Jahr ist eine Nachzahlung unterblieben. Nunmehr hat die Geschäftsleitung mitgeteilt, daß sie für das Geschäftsjahr 1913/14 und 1914/15 eine Lohn- und Gehaltsnachzahlung von je 6 Proz. gewährt. Da es sich um eine Nachzahlung auf die gesamten Jahresverdienste handelt, so kommt bei der großen Anzahl der Beschäftigten (Beamte und Arbeiter) eine Summe in Frage, die sich nach Angabe eines Lokalblattes auf etwa 2 1/2 Millionen Mark beläuft. Bemerkenswert ist, daß die Kriegsteilnehmer, die vor dem 1. August 1914 im Dienste der Firma standen, an der Lohn- und Gehaltsnachzahlung voll teilnehmen. Bei Berechnung ihres Anteiles wird der wirklich von ihnen verdiente Lohn oder Gehalt um den Betrag erhöht, den sie bei normaler Arbeitszeit verdient hätten, wenn sie während der Dauer des Heeresdienstes in der Firma beschäftigt gewesen wären. Dieser Berechnung wird der Durchschnittsverdienst des Jahres 1913/14 zugrunde gelegt. Bei den im Kriege Gefallenen wird die Zeit bis zum 30. September 1915 berücksichtigt. Die Anteile der zum Heeresdienst Einberufenen werden, soweit diese nicht persönlich andere Verfügung treffen, als

Sparguthaben bei der Fabriksparkasse angelegt. Erben von im Kriege Gefallenen haben auf die erhöhten Anteile ihrer Erblasser nur Anspruch, wenn sie zu den nach dem Pensionsstatut vorzugsberechtigten Hinterbliebenen gehören. Im übrigen beschränken sich ihre Ansprüche auf die ihrem Erblasser statutenmäßig zustehenden Anteile.

Kriegsliteratur

Dr. Otto Arad: **Generalleutnant Lubendorff**, der Generalstabeschef Hindenburgs. August Echerl, Berlin. Kart. 1 M., 101 Seiten.

Der Verfasser weiß Interessantes mitzuteilen über die Vorfahren Lubendorffs, die Jugend und Erziehung, wobei er sich zum Teil stützen konnte auf Angaben, die die Lehrerin des Knaben, ein Fräulein von Tempelhof, Schwester der Mutter, ihm gemacht hat. Danach ist bemerkenswert, daß niemand von dem jungen Lubendorff etwas erzählen kann, was auf seine heut erwiesene außerordentliche militärische Befähigung hinweisen kann. Er war fleißig und begabt, nicht mehr, interessierte sich für keinen Gegenstand leidenschaftlicher, war nicht zu wild und doch kein Stubenhocker, regelmäßig in der Arbeit und in seinen Erfolgen und alles Besondere fängt überhaupt erst an, als er nun wirklich in seinem Beruf steht. Da fiel er auf, machte eine ungewöhnlich rasche Karriere, lediglich auf Grund seiner Leistungen; denn vom Strebertum muß er wohl frei sein. Er hat entscheidende Stellen bekleidet, die die Voraussetzung seiner heutigen Tätigkeit bilden; so war er Chef der zweiten Abteilung im Großen Generalstab. Ferner kann der Verfasser noch einiges berichten über den persönlichen Anteil, den Lubendorff an der Eroberung von Lüttich gehabt hat; damit hört es auf. Von Lubendorff als Generalstabeschef Hindenburgs erfährt man aus der flüchtigen Darstellung der Kriegsbegebenheiten fast nichts. Die Zeit dazu ist noch nicht gekommen, und sein Verdienst wird nicht bestritten. Überflüssiger noch als dieser Teil des Buches ist im Anhang die Wiedergabe der Glückwunschtelegramme und so mancher mißlungener poetischer Verherrlichungen.

Ludwig von Pastor, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck: **Conrad von Höhendorf**, ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. Freiburg und Wien 1916, Herder'sche Verlags-Buchhandlung. Kart. 1,40 M., geb. 2 M. XII u. 104 S. (Ein Teil des Reinertrages wird Zwecken der Kriegsfürsorge gewidmet.)

Major Conrad. Ein Lebensbild, dargestellt von einem Österreicher. Mit vielen Tafeln und Bildern. Wien-Leipzig 1916. Historisch-Politischer Verlag Hugo Heller & Co., 116 Seiten.

Gleich zwei Biographien des Generalstabescheffs, die einander Konkurrenz machen. Die des Innsbrucker Professors ist sachlicher, ruhiger im Ton, schon eher im Versuch, Geschichte zu schreiben, während in jener anonymen Enthusiasmus für den Helden Österreichs und die kämpferische Stimmung, die um seine Person in den letzten Jahren politischen Kampfes seine Anhänger und Bewunderer erfüllt hatte, sich mit der Darstellung der Entwicklung Conrads zur Höhe noch erregt mischen. Zweifellos haben beide Bücher ihre Vorzüge. Das Pastors ist reich an kriegsgeschichtlichen Aufschlüssen. In der des „Österreicher“ weiß der Verfasser, offenbar ein Kamerad, wenn nicht gar Schüler Conrads, außerordentlich viel Interessantes von der Persönlichkeit Conrads zu erzählen. Dieser Mann und sein Leben sind auch der denkbar glücklichste Vorwurf für eine biographische Darstellung. Wie er schon früh, fast in jeder Stellung, die er als Offizier einnimmt, ein besonderer, ganz selbständiger Geist und tatkräftiger Reformator ist, als junger Offizier mit herrlicher Kriegslust in den böhmischen Feldzügen sich bewährt, als Regiments-, Brigaden- und Divisionskommandeur in Schlesien, dann in Triest und schließlich in Tirol ein vorbildlicher Erzieher ist, der sich um jeden einzelnen Mann, wie um jeden seiner Offiziere, persönlich kümmert, das alles erweckt die freudigste Teilnahme. Aus dieser großen Praxis erwuchs dann die Fülle kriegswissenschaftlicher Arbeiten über die moderne Gefechtsausbildung, über Taktik und Kriegsgeschichte, die die Grundlage gebildet haben für die Reorganisation des österreichisch-ungarischen Heeres, das Lebenswerk Conrads als Generalstabeschef, das seinen Namen der Geschichte überliefern würde, auch wenn er nicht als siegreicher Feldherr das von ihm geschaffene Instrument des Heeres in unserem Kriege erprobt hätte. Diese Arbeiten Conrads haben weit über die österreichischen Grenzen hinaus gewirkt. Mit seinen Ideen haben die Japaner 1905 über die Russen gesiegt, ebenso wie uns eine höchstpersönliche Leistung Conrads, die Besorgung der 30,5cm-Mörser, eine nicht tilgbare Dankeschuld gegen ihn auferlegt. Besonders interessant ist es aber zu sehen, wie dieser hervorragende Offizier in den leitenden Stellungen als Brigade-Kommandeur und Divisionär zu einer politischen Persönlichkeit ersten Ranges wird, wie frühzeitig er die italienische und die serbische Gefahr in ihrer wütlichen Bedeutung erkennt und in seinem leidenschaftlichen Patriotismus eine aktive österreichische Politik gefordert hat, ein rechtzeitiges Abrechnen mit den einzelnen Feinden Habsburgs, ehe, wie es trotz seiner Warnungen geschehen ist, alle zusammen über die Völker Franz Josephs herfielen. In seiner Tiroler Zeit hat er die Pläne zur Landesverteidigung gegen Italien entworfen, die er als Generalstabeschef ausgeführt

hat und die jetzt das Bollwerk sind; das Italien nicht stürmen kann. Conrad wurde ein unbequemer politischer Mahner. Er verschwand, um Anfang 1913, als die Gefahr des Weltkrieges dauernd wurde, wiederzukehren. Nun hat sein ganzes Werk die Probe bestanden. Es hat Kräfte gegeben, in denen die nicht Eingeweihten auch an ihm gezweifelt haben. Heute weiß nicht nur Österreich-Ungarn, welche Voraussetzungen, welche Kühnheit und Verantwortungskraft Conrad erfüllten, als er nach der Wiedereroberung Przemyßls sein siegreiches Heer abwärts zurückgehen ließ bis an die Karpaten-Grenze, um Truppen frei zu bekommen zur Unterstützung des deutschen Bundesgenossen gegen die russische Offensive auf Posen. Es kam der Durchbruch am Donajec. Seitdem siegt Conrad auch in den Augen unserer Feinde. Dieser Mann hat nicht nur Nerven, er hat auch Geduld. Sein militärisches und politisches Genie ist gebettet in eine menschliche Größe, die universal ist wie selten. Auf das glücklichste haben auf die Bildung dieser Persönlichkeit ererbte Eigenschaften, häusliche Verhältnisse seiner Kinderjahre, wie die militärische Erziehung eingewirkt. Von seinem Großvater Häbler hat er eine so starke Neigung und Bildung zum Zeichnen und Malen ererbt, daß er sogar einmal zweifeln konnte, ob er nicht den Beruf des Offiziers mit dem des Künstlers vertauschen sollte. Die in dem Buch des Österreichers mitgeteilten Zeichnungen Conrads zeugen für seine Begabung.

Aus der oben gegebenen Charakteristik beider Bücher wird man vielleicht schon entnommen haben, daß das anonyme besonders bei der politischen Tätigkeit Conrads von reichlich herben Bemerkungen gegen Diplomaten und österreichisch-ungarische Politiker durchzogen ist. Wir hätten das natürlich gefunden, wenn das Buch bei Ausbruch des Krieges erschienen wäre. - Jetzt nach fast zwei Jahren wäre doch schon Veranlassung gewesen, die damals verständlichen Urteile zu revidieren.

Schotte.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: San. P. in G., 1,26 M.: O. A. in St., 1,50 M.: Unteroff. d. R. R. im Felde, je 2 M.: G. in G., Hrl. L. L. in W., je 3 M.: R. B. in L., Zahlmstr. B. im Felde, Rektor L. in A., Pfr. R. in St., M. H. in G., P. St. in W., Bisepeldm. R. im Felde, Gef. R. und Kameraden im Felde, 4 M.: Pf. B. in W., je 5 M.: Geir. M. im Felde, Feldpred. Sp. im Felde, Frau R. in D., Unteroff. B. im Felde, Frau W. R. in Pf., Oberlehrer G. in S., 7,50 M.: St. d. R. G. im Felde, je 10 M.: Dr. B. in L., Major Str. b. G. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, Unterarzt B. in St., G. St. in A., Vereinslazarett in Eppingen, Off.-Arzt d. B. Dr. D. im Felde, je 15 M.: B. B. in G., W. L. in W.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberlehrer G. in G. 3 M., Fabrikant M. in L. 10 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin: 14 Bücher und verschiedene Zeitschriften, Dr. R. in Pirmasens: verschiedene „Hilfe“, Nummern und Eisenre Blätter, 1 Broschüre.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Der **Drahtverhan** schreibt uns: „Wir haben uns entschlossen, die Zeitung auch nach auswärts zu liefern, und zwar im Abonnement das Stück zu 30 Pf. von Nr. 31 an. Ältere Nummern von 25 an zum Preis von 50 Pf. Ältere vergriffen. Zahlung nach Belieben an die 3. Kompanie zugunsten der Hinterbliebenenkasse des Regiments.“ Vergütung in Naturalien für die Nummern dieser lustigen Zeitschrift ist also nicht mehr erwünscht, „denn wir werden ja vorzüglich und ausreichend versorgt.“ Aus der letzten Nummer 31 berichten wir hierzu noch: „Der Drahtverhan wird im Schützengraben für den Schützengraben geschrieben, für die Kameraden. Auf unsere auswärtigen Freunde können wir nur ausnahmsweise Rücksicht nehmen. Wo wir es tun, geschieht es nur unserer Hinterbliebenenkasse zuliebe, der ja unser Überdruß zulieft.“ Wenn wir auswärtigen aus Redaktionsmitteilung und Zeichnungen ersuchen wollen, unter wie schwierigen primitiven Verhältnissen der „Drahtverhan“ zustande kommt, dann billigen wir nicht nur das Gefühl des Stolzes, in dem der Drahtverhan schreibt: „Wir fühlen uns ganz wohl dabei und möchten unsere Redaktion um keinen Preis in irgendeinem Stabsquartier oder einer Feldwehlschreibstube aufgeschlagen sehen. Denn wir möchten nicht zu denen gehören, die hinter der Front hohe Löne anschlagen, und wir sind stolz, daß unser „Drahtverhan“ wirklich „vom Schützengraben“ ist.“ Wir bescheiden uns auch, mit irgendwelchen Ansprüchen an genaue Lieferung n. v. herborzutreten. Adresse: „Der Drahtverhan“, Schützengrabenzeitung des Bahr. Landw. Inf.-Rgt. 1. Schriftleitung A. D. Grundner, 3. Komp.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Helle Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Paul Keller

Ferien vom Ich.

Roman. 12.—15. Auflage. — Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Eckfroher und doch tiefgründiger Humor, glänzende unmittelbar wirkende Darstellung. Ein hohes Lied auf Natur und Arbeit, auf läuternde Entfesselung zur Einfachheit, Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit eines äußerlich und innerlich gesunden Lebens. Nicht nach der Schablone geschrieben, hat dieser neue „Keller“ anspruchsvolle Leser im Auge.“ (Weiser-Zeitung, Bremen.)

Grünlein.

Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter. — Alten und jungen Lesern erzählt. Bilderschmuck von Walter Bayer. 12.—15. Auflage. Gebunden M. 1.—

„Ein herrliches Buch hat der sonnige Menschenfreund Paul Keller unserer Jugend in seinem „Grünlein“ geschenkt. Aber auch uns Alten und allen, die ein Equilibrationsstündchen nötig haben, also auch den Soldaten im Felde, wird dieses Buch viel zu sagen haben.“ (Hannoverscher Courier.)

Waldwinter. Roman aus den schlesischen Bergen. Mit Bildern von Paul Brodmüller. 43. bis 45. Auflage. Broschiert M. 4.—, eleg. in Leinen gebunden M. 5.—

Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen. Buchschmuck von Ph. Schumacher. 26. bis 28. Auflage. Broschiert M. 4.—, in Leinen gebunden M. 5.—

Das letzte Märchen. Ein Idyll. 19. bis 21. Auflage. Broschiert M. 4.50, eleg. in Leinen gebunden M. 5.50

Der Sohn der Hagar. Roman. Mit d. Porträt d. Verfassers. 36. bis 38. Aufl. Broschiert M. 4.50, eleg. in Leinen gebunden M. 5.50

Die alte Krone. Roman aus dem Wendenland. 20. bis 22. Auflage. Broschiert M. 4.50, eleg. in Leinen gebunden M. 5.50

Die fünf Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind. Mit Bildern von G. Holstein und A. Paehler v. Orthegeven. 16. bis 18. Auflage. Häflich gebunden M. 3.—

Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. 11. bis 13. Auflage. Eleg. in Leinen gebunden M. 3.—

Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte. 11. bis 13. Aufl. Broschiert M. 4.—, eleg. in Leinen gebunden M. 5.—

Lebensrisse, von echtem Volks- und edlem Menschentum durchsonnte Bücher, die Herz und Gemüt mit heller Freude erfüllen.

Bergstadtverlag Wlth. Gottl. Korn, Breslau 1

Sichte als Redner an die Deutsche Nation

Arthur Kampf's Wandgemälde in der Aula der Königl. Universität in Berlin. Volksausgabe in bestem Schnellpreisen Tiefdruck. Bildgröße 17x38 cm. Preis 1 M. durch den Kunsthandel, oder portofrei gegen Einzahlung von 1,20 M. auf Postcheckkonto 181 Berlin. Illustrierte Prospekt kostenlos. Photographische Gesellschaft, Kunstverlag, Berlin-Charlottenburg 9.

Lebenskunst — Heilkunst

Ärztlicher Ratgeber für Gesunde u. Kranke. — Von Dr. med. Schönerberger u. W. Siegert

12 farbige Tafeln, 223 Abbildungen, 1300 Seiten. 2 Bände, geb. 14 M.

Das Buch ist unstreitig das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Dr. Noack, Mitteilungen aus Lahmanns Sanatorium.

Eine klare, übersichtliche Zusammenstellung des ungeheuren Stoffes, eine frische, nie ermüdende Sprache, gesunde Gedanken; darin prägt sich der Charakter des vorliegenden Werkes aus. Zeitschrift für physik. u. diätet. Therapie.

Die Verfasser besaßen die besondere Fähigkeit, ein populäres Werk über die Pflege des menschlichen Körpers zu schaffen, das seinesgleichen sucht. Preussische Lehrerzeitung.

Ein solches Buch zu besprechen u. zu empfehlen, ist eine Freude. Nicht, weil die Verfasser alte Hilfefreunde und tätige Anhänger der Bodenreform sind, sondern weil aus diesem hygienischen Werke soziale Energie spricht... Den Verfassern merkt man tiefes pädagogisches Verständnis an. Die Hilfe, Berlin.

„Was junge Leute wissen sollten und Eheleute wissen müssten“

31. bis 40. Tausend. 3 M.

„Schönerberger u. Siegert setzen ihrem Buche das Motto voraus: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist heiliges Land.“ Es ist ihnen Ernst mit diesem Motto, das Buch ist durchweht von einer tieferen, sittlichen Lebensauffassung... Die Eltern werden in dem Buch einen Ratgeber und Führer finden, der sie selbst anleitet, wie sie andere zu leiten haben.“ Anna Pappritz, Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine.

Auf Wunsch gegen monatliche Ratenzahlungen.

Verlag Lebenskunst - Heilkunst, Berlin SW. 11, Hallesche Str. 20

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Beirgroschhandlung R. Ritter & Co., Oberlingheim a. Rh. bei, den wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Die Badeanstalt Bismarck in Schleswig teilt uns mit, daß das Nordseebad Bismarck auch in diesem Jahre geöffnet wird und die zahlreichen guten Gasthäuser und Pensionate zum Empfang der Gäste bereits rufen. Prospekt über den kleinen idyllisch und ruhig gelegenen Badeort befindet die Badeanstalt: gern auf Wunsch kostenlos.

Preussischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Protokoll: Seine Majestät der Kaiser.

Geschäftsausweis Ende Dezember 1915.

Verichertes Kapital: Lebensversicherung 72 141 Versicherungen über 415 834 220 Mark, Kapitalversicherung 6981 Versicherungen über 16 796 240 Mark, Sterbegeldversicherung 15 982 Versicherungen über 7 148 330 Mark. Zusammen 94 784 Versicherungen über 440 173 790 Mark.

Verrichtete Renten 3333 Versicherungen über 1 279 943 Mark jährliche Rente. Kapitalvermögen Ende Dezember 1915 rund 183 000 000 Mark.

Einnahme an Prämien und Zinsen im Jahre 1915 rund 22 960 000 Mark.

Seit Bestehen des Vereins geleistete Zahlungen aus Versicherungsverträgen 136 688 765 Mark. Seit Bestehen des Vereins sind den Versicherten aus den Geschäftsbereichen rund 51 086 800 Mark an Jahresdividenden und Schlussdividenden überwiesen.

Familien-Anzeigen

Ihre Kriegstraunung beehren sich anzuzeigen
Dr. Fritz Braasch
Hildegard Braasch
geb. Buchholz.
Berlin März 1916 Dortmund Hofstr. 2
3. St. Kaiser-Wilhelm-Akademie

Die Geburt eines gesunden Jungen zeigen an
Emilie Bister, geb. Heimann, Berlin
Dr. Bister, Oberleutn. d. Reg. b. Matr.-Art., 3. St. Labon b. Kiel.

Die Reichsbuchwoche

ist in der Zeit vom
28. Mai bis 3. Juni

Die heutige und die kommenden Nummern der „Hilfe“ bringen Ansporn und Anregung durch

Anzeigen guter Bücher

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

Vierteiljahrspreis bei Buchhänd-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungshalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Köpen 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8663.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.,
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditoren

Schluß der Anzeigen-Akademie:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Dr. Walther Schotte:** Kontinentalpolitik
und Weltpolitik. — **Pastor Dr. August Pfannkuche:** Eine
deutsche Reichskirche? — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:**
Die englische Zahlungsbilanz. — **Dr. Theodor Heuß:** Schale-
speare und Cervantes. — **Paul Jchorlich:** Weingartner
redivivus. — **Helene Voigt-Diederichs:** Das goldene Wild.
— **H. D. Gottfried Traub:** Zukunft. — Soziale Bewegung.
— Buchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 10. April.

Ein weiterer Erfolg bei Verdun: es wurden das Dorf
Bethincourt und zwei in der Nähe gelegene französische Stützpunkte
von den Unsrigen genommen. Die Zahl der an verschiedenen
Stellen gemachten französischen Gefangenen ist etwa 1100. In
Verdun brennt es an verschiedenen Stellen, und aus Paris herbei-
geholte Feuerwehr war bisher nicht imstande, den Brand in der
eng gebauten Festung zu dämpfen. Nach Angabe von Gefangenen
treibt sich stehendes Gefindel in den Straßen herum.

Die Italiener sind froh, an der Bonalestraße am Gardasee
einige kleinere Fortschritte nennen zu können. Im übrigen be-
schließen sie fast an der ganzen Front mit weittragenden Geschützen
die Ortschaften im Rücken der Oesterreicher.

Die „Neue Züricher Zeitung“ will das sorgfältig gehütete Ge-
heimnis der Pariser Kriegskonferenz erfahren haben,
und zwar sei ein baldiger großer Angriff von Saloniki aus auf
dem Balkan zu erwarten mit Richtung auf Konstantinopel. Mög-
lich ist, daß in Paris so etwas besprochen wurde. General Sarraill
hat seinen Oberbefehl in Saloniki niedergelegt; ob er etwas leisten
sollte, was nicht geleistet werden kann, erfahren wir natürlich nicht.

Dienstag, 11. April.

Obwohl die Franzosen in Verdun die Vorteile einer sehr
vortrefflich ausgebauten Festung haben, die nicht abgeschlossen ist,
so liegt die Führung der Kämpfe keineswegs bei ihnen, sondern
bei den Deutschen. Die Deutschen wechseln mit den Orten des
Angriffs und zwingen so die Franzosen, auf dem gesamten Um-
kreis in fester Bereitschaft zu bleiben. Erst wenn die Deutschen
einen Angriff unternommen haben, erfolgt der französische Gegen-
angriff, der die Besetzung der neuen Linie hindern soll. So ist es
auch jetzt bei Hautcourt und Bethincourt gewesen. Beide Teile
behaupten, daß die anderen mehr Tote haben. Auf unserer Seite
wird die Sparsamkeit im Menschenverbrauch anerkannt; es bleibt
trotzdem mancher feine, tüchtige Mensch da draußen liegen.

Der frühere japanische Minister Itanoge veröffentlicht einen
Aufsatz über die Weltlage Japans, in dem er es als einen
Irrtum bezeichnet, durch den die Japaner in das englische Bündnis
gefangen sind. Er will nicht tadeln, daß die Regierung das vor-
handene Bündnis gehalten hat, aber er will für die Zukunft seine
Volksgenossen darauf aufmerksam machen, daß es unter einer

falschen Voraussetzung geschlossen wurde, nämlich in der Annahme,
daß die englische Weltmacht überhaupt nicht gebrochen werden
könne. Jetzt im Kriege zeige sich aber das Gegenteil, die Liqui-
dation des englischen Massenraubes stehe irgendwann bevor, und
dabei sollen sich dann die Japaner auf der richtigen, das heißt auf
der nichtenglischen Seite befinden.

Die Versenkungen feindlicher und mit Bannware be-
ladener neutraler Schiffe nehmen nach Angabe der deutschen
Marineverwaltung merkbar zu. Im Monat März wurden etwa
100 000 To. vernichtet, und vom 1. bis 11. April etwa 80 000.
In Kanada und den Vereinigten Staaten werden eifrig neue Schiffe
gebaut, um später die Lücken des Weltverkehrs amerikanisch aus-
füllen zu können. Dabei sind die Baupreise etwa ein Drittel höher
als vor dem Kriege.

Mittwoch, 12. April.

Durch die „Norddeutsche Allgemeine“ wird mitgeteilt, daß ein
deutsch-rumänisches Handelsabkommen zustande
gekommen ist, durch welches der Austausch zwischen uns und den
Rumänen etwa nach Friedensgrundrissen ohne besondere Berech-
nung von Gegenleistungen stattfindet. Auch ist die Durchfuhr nach
Bulgarien und der Türkei befriedigend geregelt. Es versteht sich
von selbst, daß Oesterreich und Ungarn an diesem Abkommen beteiligt
sein müssen, obwohl von der Wiener Unterzeichnung des ent-
sprechenden Vertrages bis heute noch nicht berichtet wird. Damit
hat Rumänien zwar noch nicht sein allerletztes Wort gesprochen,
aber es stellt sich nicht zum Hungersverband, sondern zu
uns. Da die berühmte Frühjahrsoffensive des Bierverbandes nicht
erscheint, so beginnt auch der französische gefinnte Teil der rumäni-
schen Führer am Siege der großen Zivilisationsarmee zu zweifeln.
Dazu aber kommt die tatsächliche Unmöglichkeit, den rumänischen
Wirtschaftsbetrieb ohne Grenzöffnung aufrechtzuerhalten. Das
Land ersticht, wenn es abgeschlossen ist, in Mais, Gerste, Petroleum
und anderen Naturalien. Englische Käufe auf drei Monate nach
Krieg reichen nicht aus, die Lager für die neue Ernte freizumachen.

Der englische Ministerpräsident Asquith hat eine
Begrüßung der französischen Parlamentarier benuzt, um auf die
Rede des deutschen Reichstanzlers zu antworten. Er sagt vom
englischen Standpunkt aus: „Wir sind nicht besiegt und werden
auch nicht besiegt werden, und die Verbündeten sind durch einen
feierlichen Vertrag gebunden, keinen Sonderfrieden zu suchen oder
anzunehmen.“ Das Friedensziel vom November 1914 sei gewesen
die Vernichtung der militärischen Herrschaft Preußens. Dieses Ziel
dürfe nicht als Zerstörung des nationalen Lebens des deutschen
Volkes verstanden werden, aber die europäischen Völker müßten
davor bewahrt werden, von den Geboten einer Regierung abzu-
hängen, die von einer Militärlaste kontrolliert wird. Das alte
Belgien müsse in Freiheit und mit Entschädigungen wiederher-
gestellt werden. — Wie denkt sich ein in Staatsdingen so er-
fahrener Mann wie Asquith die Zerstörung des preußischen Adels-
einflusses selbst im Falle eines englischen Sieges? Will er im
Friedensvertrag die preußische Verfassung ändern? Das würde
dann der Kampf für die Freiheit der Nationen sein!

Donnerstag, 13. April.

Die Rede des englischen Ministerpräsidenten Asquith gibt
Stoff zu allerlei Untersuchungen über den preußischen Staat und
die preußische Militärpartei, wobei sich zeigt, daß das feindliche

und neutrale Ausland mit den deutschen Verhältnissen doch nur sehr oberflächlich bekannt ist. Man beruft sich darauf, daß von Seiten der deutschen Liberalen und Sozialisten die konservative Herrschaft bekämpft wurde, übersieht aber völlig, daß wir alle mit verschwindenden Ausnahmen auf dem linken sozialdemokratischen Flügel mit denselben Konservativen die Vaterlandsverteidigung gemeinsam betreiben und gar nicht daran denken, uns etwa von den Herren Engländern erlösen zu lassen. Ob wir in Friedenszeiten mit den Konservativen Streitpunkte in innerer Politik zu erlebigen haben, geht die Fremdvölker nicht das geringste an. Im übrigen ist es teils ein Irrtum und teils eine absichtliche Geschichtsverbreitung, von einer Kriegspartei zu sprechen, die diesen Weltkrieg herbeigeführt habe. Wenn einmal die Akten der politischen Besprechungen und Verhandlungen aus dem Juli 1914 vollständig öffentlich vorliegen, wird die Nachwelt wissen, daß von militaristischen Parteiabsichten gar nicht die Rede sein kann. Der Krieg wurde unvermeidlich, als der Zar sich als Schlichter des serbischen Mordes hinstellte. In Deutschland gab es damals keine einzige Strömung, die den Krieg suchte. Wenn die „Times“ von einer notwendigen gewaltsamen Befreiung des deutschen Volkes reden, so haben sie immer noch das Volk der Dichter und Denker im Sinn, dem die politische Erziehung fehlt, und wollen uns in den vorbismarckischen Zustand zurückwerfen. Das gibt es nicht! Und außerdem, wo stehen denn die englischen Legionen, die eine solche Aufgabe durchführen könnten? Das sogenannte englische Kriegsziel ist eine üble Phantasie, weiter nichts.

Wie wir aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ erfahren, fährt die holländische Regierung fort, die Kriegsbereitschaft zu steigern. Offiziere und Mannschaften dürfen ihre Standorte nicht mehr verlassen, und weitere Einberufungen werden vorbereitet. Die Eisenbahnen sind auf Extraaufgaben gerüstet. Die bevorstehende Verschärfung der englischen Blockade könnte, so heißt es, holländische Hoheitsrechte berühren. Wie dann freilich das holländische Landheer eingreifen soll, bleibt unklar. Der frühere Ministerpräsident Kupper macht seine Landsleute nachdrücklich auf das Schicksal Griechenlands aufmerksam, dessen Neutralität von den Engländern und Franzosen verletzt wird.

Freitag, 14. April.

In der „Deutschen Tageszeitung“ veröffentlicht der Kriegsberichterstatter Scheuermann eine sehr anschauliche Darstellung des Sturmangriffes im Caureswalde bei Verdun. Die Stimmung der deutschen Truppen beim Uebergange vom langen Stellungskampfe zum Angriff ist glänzend gut, die militärischen Vorbereitungen tadellos genau. Ueber französische Gefangene heißt es: In hellen Haufen kommen Franzosen aus dem Walde heraus den deutschen Reservern entgegen; die Sturmtruppen hatten sich nicht mit Gefangenen aufgehalten, sondern ihnen zugerufen, sie sollten sich in Flabas sammeln. Daraufhin rannten nun die Franzosen marschmarsch und mit erhobenen Händen auf die deutschen Stellungen zu und fragten nach dem Wege nach Flabas. Man sah auch ganze Scharen von Franzosen nur von einem oder zwei deutschen Verwundeten geleitet, ihre Waffen und sogar Maschinengewehre selber tragend. In Flabas sammelte sich ein Teil der Gefangenen, andere aber waren nicht zu halten und rannten bis Moiray, um ihrem eigenen Artilleriefeuer zu entkommen. — Man wird sich hüten müssen, diese Erfahrung allzusehr zu verallgemeinern.

Der Kölner Erzbischof Kardinal v. Hartmann hat die katholischen Truppen Rheinlands auf dem nordfranzösischen Kriegsschauplatz besucht und schließlich im Hauptquartier einen prunkvollen, feierlichen Gottesdienst gehalten, bei dem der Kaiser und der Generalstab anwesend waren. Aus der Rede des Erzbischofs geben wir die folgende Stelle wieder: Wenn ihr meint, daß es schier über eure Kräfte geht, was der Krieg und die lange Trennung von den Euren von euch fordert, so macht ein Zeichen des heiligen Kreuzes. In diesem Zeichen wirst du siegen und dir ein größeres Reich erwerben als Konstantin der Große, nämlich die ewige Seligkeit.

Samstag, 15. April.

Der österreichisch-ungarische Minister des Außern Baron Burian ist zu einigen Besprechungen in Berlin eingetroffen.

Diesen Besuch direkt mit der Reichstagsrede des Kanzlers in Verbindung zu bringen, ist kaum nötig, denn daß genug gemeinsamer Beratungstoff vorliegt, ist offenbar. Nach den programmatischen Erklärungen des deutschen Kanzlers ist die polnische Frage in ein neues Stadium getreten. Dazu kommen die weiteren Verhandlungen mit Rumänien.

Rumänien wird, wie es scheint, von den Bierverbandsmächten nun wirklich als hoffnungslos aufgegeben. Die rumänischen Zeitungen werden, wie man hört, nicht mehr von den feindlichen Telegraphenbureaus „Agence Havas“ und „Reuter“ versorgt. Der russische Generalkonsul in Bukarest stellt Kaufleuten, die mit Rußland handeln wollen, keine Reisepässe aus. Ob das nur zeitweilige Drohungen sind oder bereits ein Abbruch von Beziehungen, ist noch nicht erkennbar.

Ueber die Vorgänge in der asiatischen Türkei können wir uns nur sehr undeutliche Vorstellungen machen. Soviel darf als sicher angesehen werden, daß General Townshand noch immer bei Kut el Amara eingeschlossen ist. Von englischer Seite wird keine Truppe auf 7000 Mann angegeben. Das würde wenig sein, aber in diesen menschenleeren Gebieten darf man nicht mit europäischen Ziffern rechnen. Er sollte erst vom General Plumer und soll nun vom General Gorringe ersetzt werden. Der letztere hat zwischen 5. und 9. April Kämpfe mit den türkisch-arabischen Truppen gehabt, bei denen er nach türkischem Bericht zwar anfänglich siegte, dann aber 3000 Mann verlor.

Aus dem österreichischen Tagesbericht geht hervor, daß die Russen an der unteren Strypa und bei Czernowiz das Waffenglück noch einmal versuchen wollen. Auch in der Gegend von Dünaburg wird stellenweise gestritten.

Sonntag, 16. April.

Es ist heute Palmsonntag und an vielen Orten Konfirmationstag. Der Pastor im Gebirgsdorf predigt über das Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Man kann jetzt keine Pflichtenlehre verkündigen, die nicht auf Vaterlandspflichten gestimmt ist.

Wir lesen eine schöne Darstellung der Unermüdlichkeit unseres 73jährigen Generalfeldmarschalls von der Goltz, der vom mesopotamischen Hauptquartier aus bald zur russischen und bald zur englischen Front fährt und sich persönlich am Kampfe beteiligt. Wie das geographisch möglich ist, gehört zu den Märchenhaftigkeiten dieses Landes der Alexanderzüge. Es steckt in Goltz etwas vom alten Blücher.

In einem Kriegsbericht des „Berliner Tageblattes“ wird auf Grund von Gefangenenausagen und verschiedenen anderen Merkmalen die Meinung ausgesprochen, daß die Franzosen ihrerseits die Absicht hatten, von Verdun aus den großen Frühjahrsangriff gegen Metz zu richten und daß sie sehr überrascht waren, als die deutsche Heeresleitung mit der entsprechenden Bewegung gegen Verdun vorher einsetzte. Dabei erfährt man, daß noch immer gelegentlich Geschosse von Pont à Mousson aus in das Gebiet der Metz Befeestigungen geworfen werden, worauf als Antwort deutsche Schüsse nach Pont à Mousson und Nancy erfolgen.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 10. April.

In Sachsen ist die Fleischkarte eingeführt. Auf den einzelnen Verbraucher ist eine Höchstmenge von 600—900 Gr. Fleisch pro Woche festgesetzt. Die Regelung tritt am 17. April in Kraft. In einem Vorort Berlins wird auch ein Versuch mit der Verbrauchsregelung gemacht: 125 Gr. pro Kopf und Tag. Man versucht sich die Wirkung vorzustellen. Gewiß muß sie zugunsten des kleinen Verbrauchers ausfallen, da die Fleischer sich entschließen müssen, auch solche Stücke in kleinen Quantitäten auszugeben, die sie sonst nicht geteilt verkaufen. Jede Fleischkarte ist Begrenzungs-

und nicht Berechtigungskarte. Für den normalen Fleischaßer ist die Menge natürlich klein. Hauptsache wird sein, daß die Fleischkarte auch im Restaurant abgegeben werden muß, schon um zu verhindern, daß die Fleischvorräte alle in die Gastwirtschaften wandern.

In den kommenden Monaten werden die Ernährungsfragen noch mehr Inhalt unseres Denkens und Sorgens sein. Es ist eine harte Kraftprobe, äußerlich und seelisch: diese Sorge um den nächsten Tag — im individuellen oder volkswirtschaftlichen Sinn —, die alle Gedanken verzehrt und dafür nichts an Kraft und Erhebung zurückgibt.

Dienstag, 11. April.

In den Beratungen der Groß-Berliner Gemeinden über die Fleischversorgung wurden entschieden Stallhöchstpreise für Kälber und Schafe verlangt, um dann Groß- und Kleinhandelshöchstpreise schaffen zu können.

Im Anschluß an die Fleischverbrauchsregelung denkt man über die Kiefenaufgabe der Rückführung unserer Ernährungswirtschaft in den Friedenszustand nach. Was werden da noch für Probleme auftauchen! Und welcher ein Kraftaufwand wird dazu gehören, sie zu bewältigen! Wenn wir nicht einen gewissen Ueberfluß von Kräften hätten, die im normalen Friedensleben überhaupt nicht an die Reihe kommen, so wäre dieses geistige Abnutzungsproblem noch ernster. Die Berliner städtischen Beamten haben im vorigen Jahre nur die Hälfte ihres Urlaubs gehabt und hintereinander nicht mehr als 8 Tage auf einmal. In diesem Jahre bekommen sie zwei Drittel, die hintereinander liegen dürfen. Das ist so ein kleines Symptom der allgemeinen Anspannung.

In der Schlußsitzung des Reichstags wurde ein Kapitalabfindungsgesetz unter grundsätzlicher Zustimmung aller Parteien einer Kommission überwiesen. Hier wird es aber doch noch sehr sorgfältig durchberaten werden müssen, sowohl nach der Höhe der Abfindung, die versicherungstechnisch angesehen, niedrig erscheint, wie mit Bezug auf die Entscheidungsinstanzen. Praktisch wird für die Wirkensmöglichkeit des Gesetzes wichtig sein, mit welcher Grundwertsteigerung die Landwirtschaft aus dem Kriege hervorgeht.

Reichszuckerstelle, Zuckerkarte und kommunale Bewirtschaftung der Vorräte.

Ziffern über die Bücherproduktion in den Kriegsjahren (nicht die Kriegsliteratur, sondern alles inbegriffen).

	1913	1914	1915
Theologie	2683	2517	2688
Medizin	1972	—	948
Geschichte	1705	1175	1185
Literatur	1666	893	798
Kunst	1051	832	589

Danach hat am stärksten abgenommen Medizin, zugenommen allein Theologie.

Mittwoch, 12. April.

Die Berliner Fleischversorgung ist nun in ihren Grundlagen festgelegt. Es werden Kleinhandelshöchstpreise für Rindfleisch eingeführt, die ziemlich weit unter dem jetzigen Preisstand bleiben. Die Abgabe an den Verbraucher erfolgt auf Grund von Ausweiskarten, deren Gestaltung noch überlegt werden wird. Frage des Untertanenverständes: warum hat man die Höchstpreise nicht eher festgelegt? Sie betragen jetzt zwischen 1,90 M. für Suppenfleisch und 3 M. für Lende und — Talg (das Kostbarste des Rostbaren!).

Jetzt gibt es drei Nachrichtendienste für Ernährungsfragen. „Die Rundschau für die Verbraucherbewegung“, „Die Mitteilungen der Reichspreisprüfungsstelle“, den „Nachrichtendienst für Ernährungsfragen“.

Der Städtetag hat eine Eingabe an die Reichsregierung beschlossen, in der die dringende Notwendigkeit betont wird, schon jetzt Vor Sorge für die Ernährung der städtischen Bevölkerung im kommenden Erntejahr zu treffen, und zwar durch einen Wirtschaftsplan, der alle Einzelmaßnahmen vorausbedenkt. Dabei scharfe Kritik an Kartoffelversorgung, Duldung der Hausschlachtungen, Zuckernappheit usw.

Man wundert sich über die spaltenlange Ausführlichkeit, mit der die Zeitungen eine höchst widerwärtige Mordaffäre in Berlin behandeln. Jeder Blutpriger wird notiert. Ein seltsames und abstoßendes Beispiel für die Macht des Verbrecherisch-Sensationalen selbst jetzt. Ein Beitrag zu dem allzumenschlichen Kapitel vom Krieg als Alltag. Unfaßlich, daß jemand Wert darauf legt, heute diese Dinge zu lesen!

Donnerstag, 13. April.

Der „Kunstwart“ behauptet, von Aufklärung und Protest der „Frauenbewegung“ gegen die Modenauswüchse habe man noch nichts gehört. Tatsächlich hat dieser Protest selbstverständlich begonnen in dem Augenblick, in dem diese Auswüchse sich zeigten. Es ist noch kein Beweis für das Nichtvorhandensein irgendwelcher Tatsachen, wenn der „Kunstwart“ nichts von ihnen gehört hat, der sich in Frauenfragen überhaupt nicht zum besten beraten zeigt. Allerdings hat man in den Kreisen der Frauenbewegung die Frage nicht nur als eine Angelegenheit der sittlichen Entrüstung, sondern als ein sehr schwieriges volkswirtschaftliches Problem angesehen, demgegenüber mit Worten wie „Mammonismus“ u. dergl. sehr wenig ausgerichtet ist.

Besprechung über die Angliederung der privaten Kriegsbeschädigtenfürsorge an die sogenannte „amtliche bürgerliche“ auf Einladung des „Roten Kreuzes“. Es wird bessere Fühlung der verschiedenen Hilfsorganisationen untereinander und mit den offiziellen Stellen für notwendig gehalten. Es ist seltsam, wie lange dieses Gebiet der vollen Zusammenfassung entbehrt. Die „bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge“ sorgt nur für den Wiedererwerb der Arbeitsfähigkeit des Mannes und bedarf der Ergänzung, die aber planmäßig noch nicht überall — z. B. nicht in Berlin — in die Wege geleitet ist.

Freitag, 14. April.

Die Lords haben mit der gewissen Urbanität, die sie schon öfter bewiesen, sich gegen den Handelskrieg in Permanenz mit Deutschland ausgesprochen, der ein Lieblingskind der Vierverbands-rachsucht ist. Demgegenüber hat die Regierung wieder die Rede von dem ins Mark des deutschen Volkes eingegriffenen Militarismus geredet, bei der man sich immer über die geistige Genügsamkeit wundert, mit der sie diesen Bilderbuchpopanz unentwegt aus der Tasche zieht.

Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht einen Aufruf französischer Frauen für den Frieden, der demnächst in der „Friedenswarte“ erscheinen wird. Gewiß — jede deutsche Frau hat sich die Frage schon in bangen Stunden gestellt, wann die Grenze erreicht ist, wo kein noch so großes Ergebnis mehr die gebrachten Opfer aufwiegen kann und Mittel und Zweck ihr Größenverhältnis vertauschen. Nur: auf dieser Grundlage der vollen Verneinung der deutschen Mehrerfolge, der Behauptung einer „unterschiedslosen Gleichheit der Waffen“, während doch die deutschen Heere weit im Feindesland stehen, ist eine Verständigung undenkbar. Und ebenso wird der Satz: „daß jeder Friede, der direkt oder indirekt die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und die territoriale Integrität Frankreichs und Belgiens in Frage stellen könnte, abzulehnen sei“ — so begreiflich vom französischen Standpunkt —, diese Verständigung ausschließen. Daß man aus einer Kraftprobe wie dieser nicht einfach herauslaufen und zum status quo ante zurückkehren kann, als wäre nichts gewesen, daß der Tod von Tausenden eine große Verpflichtung gegenüber der Zukunft und der Geschichte auferlegt, der sich zu entziehen Schwäche ist, darin empfinden die deutschen Frauen durchaus mit der letzten Rede des Reichstanzlers. Und trotz allem: die mutige Klarheit, mit der hier über die französischen Kriegsziele geurteilt wird, die moralische Kraft, mit der dieser Aufruf den nationalistischen Betäubungsphrasen entgegentritt, und der Ausdruck des Frauenempfindens in dem allen berührt uns stark und bringt uns alles Menschlich-Gemeinsame zum Bewußtsein, das dem unerbittlichen europäischen Schicksal seine schmerzliche Tragik gibt.

Donnerabend, 15. April.

Bei einem Empfang des Auslandsbundes deutscher Frauen ein Reisebericht aus Amerika. Starke Eindruck der Unmöglichkeit geistiger Verständigung. Dieselben Worte: Freiheit, Idealismus bezeichnen andere Dinge in einem Volk historischer Kultur und in einem jungen Kolonialstaat.

Noch einmal vergehnet der Berliner Lebensmittelmarkt eine starke Preissteigerung für Fleisch. Wieder bei Rindfleisch um 10 Pf. und bei Kalbfleisch um 20 Pf.! Und endlich kommen die Höchstpreise.

Die Gastwirte sind gegen die Sommerzeit, weil die Leute dadurch eine Stunde früher ins Bett geschickt werden und, da das Wirtshaus erst mit einbrechender Dunkelheit anziehend wird, nicht um diese Stunde früher kommen. Vielleicht! Was nichts schaden würde.

Nirgends scheint die Verbrauchsregelung so schneidig durchgeführt zu werden wie in München. Eben hat ein Erlaß alle Vorratsanhäufungen in den Haushaltungen verboten. Ist natürlich unkontrollierbar, wirkt aber als heilsames Schreckmittel.

Donnerstag, 16. April.

Heute, am Palmsonntag, eine Eisenbahnfahrt durch einen goldsonnigen Nachmittag. Man denkt an den Saatenstandsbericht, den der Reichskanzler im Reichstag erwähnte, beim Vorbeifahren an den Feldern, auf denen die Halme in fabelhafter Dichtigkeit und Kraft prangen und in der Abendsonne grüngolden wie die Flügel eines Käfers funkeln. Dies sonntägliche Frühlingbild ist beinahe wehmütig schön. Dunkle Wiesenwege, über denen grüne Weiden hängen, gefurchte Landstraßen ins Unabsehbare hinein zwischen den Saaten, Chaussees voll Ausflüglern — ein ganzes Land voll Friedensschönheit mit all den unsichtbaren Schrecken weit hinter den stillen strahlenden Horizonten!

Walthar Schotte / Kontinentalpolitik und Weltpolitik

Die denkwürdige letzte Reichstagsrede v. Bethmann Hollwegs über die deutschen Kriegsziele hat mit denkbarer Genauigkeit sowohl das Mindestmaß unserer Forderungen für die Neugestaltung des europäischen Weltbildes festgelegt, als ausgesprochen, daß das Deutsche Reich an seiner Kolonialpolitik festhalten wird. Die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege wurde als nicht zu erörtern bezeichnet. Die ungeheuren Opfer an Blut und Gut geben dem Sieger das sittliche Recht, diesen Gedanken auszuschließen. Um so höher ist es zu bewerten, wenn diese Neugestaltung nicht einen imperialistischen Machtzuwachs anstrebt, sondern mit einer Notwendigkeit der künftigen politischen Lage des Reiches europäische Interessen: die Befreiung und Sicherstellung der von Rußland, Frankreich und England bedrohten Völker: der Balken, Letten, Polen, Slaven, verbindet. Zugleich aber wird die Zukunft dieser Völker unlöslich geknüpft an den Bestand und die Freiheit der Mittelmächte. Ueber die Sicherung unserer Grenzen hinaus erhebt sich als Kriegs- oder Friedensziel das Bild eines in seiner Stärke unangreifbaren Mitteleuropas.

Es ist die Befürchtung laut geworden, daß diese weit ausschauende Kontinentalpolitik eine Rückkehr in den engeren Rahmen der deutschen Politik unter Bismarck, ein Aufgeben überseeischer weltpolitischer Ziele bedeuten könnte. Dem ist der Reichskanzler durch sein Bekenntnis zur Kolonialpolitik begegnet. Trotzdem kommen Erwägungen nicht zur Ruhe, die aus der Herstellung eines einheitlichen europäischen Wirtschaftsgebietes Hemmungen unserer Welt-

wirtschaft voraussehen wollen. Für den künftigen Verkehr mit Rußland, meint man, wird die Rücksicht auf Oesterreich eine Fessel sein. Dies ist sicherlich falsch. In den politischen Kreisen Rußlands ist man sich längst darüber klar, daß man Deutschland, also auch Mitteleuropa, die Meistbegünstigung wird gewähren müssen, wenn die furchtbare wirtschaftliche Krise, die Rußland nach den ausgezeichneten sachkundigen Darlegungen von Borst (Die russische Krisis, Dietrich Reimer, Berlin 1916, 0,50 M.) schon jetzt gepackt hat, nicht zu einer völligen Katastrophe führen soll. Wir werden Rußlands erster Verkäufer und Abnehmer bleiben.

Aber der Wirtschaftskrieg, den Mitteleuropa entfesseln wird, den schon seine Idee angefaßt hat! In Rußland ist es wiederholt ausgesprochen worden, daß es an ihm keinen Anteil haben wird. Zu der famosen Pariser Konferenz hat es keinen besonderen Vertreter geschickt. Wie es mit Frankreich nach dem Krieg wirtschaftlich aussehen wird, darüber belehrt uns der in Frankreich verbotene Vortrag Viktor Cambons (in Uebersetzung bei Dietrich Reimer, Berlin 1916, 0,80 Mark), der sogar für den Sieg seines Landes das düsterste Bild malt. England freilich wird den Wirtschaftskrieg führen. Das schärfste Schwert wird es im Zusammenschluß der Dominions mit dem Mutterlande finden. Dieses Ziel allein hat Aussicht, verwirklicht zu werden. Der wirtschaftliche Zusammenschluß der Ententemächte ist eine Undenkbarkeit. Kaum England wird es wagen können, den deutschen Handel zu boykottieren.

Das Zeitalter der Weltmächte ist eben da! Für den wirtschaftlichen Kampf mit dem „größeren England“, ebenso wie mit Amerika und dem aufstrebenden japanischen Weltreich des Stillen Ozeans brauchen wir eine stärkere wirtschaftliche Basis, trotz aller Schwierigkeiten, die die Ungleichheit des mitteleuropäischen Gebietes im Anfang bereiten wird. Um des Ueberseewelt Handels werden wir Mitteleuropa wollen müssen.

Das Wichtigste von allem aber ist doch die militärische Stärke, die europäische Sicherheit als die einzige Voraussetzung für die Möglichkeit der Weltpolitik. Wir müssen zugestehen: das Reich in seinen alten Grenzen, allein ohne oder gar gegen seine heutigen künftigen Bundesgenossen ist der Weltlage nicht gewachsen, kann die Vernichtung nicht abwehren, weder militärisch noch wirtschaftlich. Die logische Folgerung aus dieser Erkenntnis ist eine weitausschauende Kontinentalpolitik als Grundlage der Weltpolitik.

Dieser Zusammenhang als gegenseitige Bedingung ist alter Grundsatz der deutschen Politik. Die Kontinuität der deutschen Politik unter Bülow und Bethmann ist heute deutlich geworden. Da stand von Anfang als Hauptsatz fest: die Festigung der Bundesgenossenschaft mit Oesterreich, weiter der Schutz des Türkischen Reiches und der weiteren mohamedanischen Interessen, deutsche Kolonialpolitik, Sicherung unserer Weltwirtschaft und Ausbau einer diesem Schutz dienenden Flotte. Das Verhältnis von Kolonialpolitik und Weltpolitik ist wiederholt abgewogen worden. Der Krieg und die Zukunft werden das Urteil darüber nicht verändern. In der Schrift des Fürsten Bülow über „Deutsche Politik“, die als sein Anteil an dem Sammelwerk: „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“ (Reimar Hobbing, Berlin 1914) erschienen ist, finden sich einige sehr glückliche Bemerkungen hierzu, die als ein Nachweis der Kontinuität der deutschen Politik in diesem Zusammenhange besondere Beachtung verdienen. Es ist schade, daß der Krieg über diese Arbeit so schnell das Vergessen gebracht hat. Sie hat freilich schon

seinerzeit nicht den Staub aufgewirbelt, sie war eben nicht sensationell.

Fürst Bülow wurde zu einem Zeitpunkt der Lenker unserer politischen Fahrt, als diese mit der vollzogenen Industrialisierung Deutschlands in die Weite der Weltpolitik ging. Bis dahin hatten wir lediglich das Bismarcksche Erbe gewahrt und Kontinentalpolitik getrieben. Die Weltpolitik hatten wir den Westmächten überlassen. Daher erklärt es sich, daß das Verhältnis Deutschlands zu England so glänzend war, daß im Beginn der neunziger Jahre in der politischen Diskussion nicht nur der Presse wiederholt der Gedanke auftauchte eines Anschlusses Englands an den mitteleuropäischen Dreibund. Seitdem wir uns aber rüsteten, unsere weltwirtschaftlichen Beziehungen politisch zu sichern, wurde das Verhältnis in dem Maße schwieriger, in dem unsere Flotte wuchs.

Der so entstandene Gegensatz zu England wird unsere künftige Politik ebenso beherrschen, wie er die Vergangenheit verwickelt hat. Der „Rechenfehler“, um Bülow zu zitieren, dessen Erkenntnis seinerzeit die Konstellation von Algerien vor der europäischen Großmachstellung des Deutschen Reiches zerbersten ließ, wurde dennoch 1914 wiederholt, man täuschte sich in der Hoffnung, ihn dadurch ausgeglichen zu haben, daß die gesteigerte Rüstung Frankreichs und Russlands die Machtmittel des Reiches übertreffen würde, man hatte die Kräfte Oesterreich-Ungarns falsch eingeschätzt, den Wert ihrer Einigung mit Deutschland falsch berechnet. Was nun? Politisch wird England Frankreich und Rußland nicht aufgeben. Selbst wenn die Hoffnung der Pazifisten sich verwirklichen würde und der ernsthafte Versuch unserer Feinde, den Frieden mit Deutschland zu halten, angefaßt würde, müssen wir so stark sein, um das Gegenteil der Friedfertigkeit, den neuen Versuch zur Erdrosselung Deutschlands, als aussichtslos erscheinen zu lassen. Also bleibt, was Bülow über den Dreibund sagte, mutatis mutandis, da der Kern derselbe ist, für das neue Mitteleuropa bestehen:

„Der Dreibund hat an Wert für uns gewonnen in dem Maße, in dem sich durch unseren Uebergang zur Weltpolitik, durch das Zuwachsen unserer Flotte die Reibungskoeffizienten zwischen Deutschland und England vermehrten, aber auch durch die Veränderung der internationalen Lage, die der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses mit sich brachte.“

Wie stark muß Deutschland sein, um eine berechnete Weltpolitik trotz England treiben zu können?

„Wenn England traditionell, das heißt, seinen unveränderlichen nationalen Interessen angemessen, der jeweils stärksten Kontinentalmacht unfreundlich oder mindestens argwöhnisch gegenübersteht, so liegt der Grund vornehmlich in der Bedeutung, die England der überlegenen kontinentalen Macht für die überseeische Politik beimißt. Eine europäische Großmacht, die ihre militärische Stärke so drastisch gezeigt hat, daß sie im normalen Lauf der Dinge eines Angriffs auf ihre Grenzen nicht gewärtig zu sein braucht, gewinnt gewissermaßen die nationalen Existenzbedingungen, durch die England zur ersten See- und Handelsmacht der Welt geworden ist. England durfte mit seinen Kräften und seinem Wagemut unbesorgt auf das Weltmeer gehen, weil es seine heimischen Grenzen durch die umgebende See vor feindlichen Angriffen geschützt wußte. Besitzt eine Kontinentalmacht eben diesen Schutz der Grenzen in ihrer gefürchteten, siegreichen und überlegenen Armee, so gewinnt sie die Freiheit zu überseeischer Politik, die England seiner geographischen Lage dankt. Sie wird Wettbewerberin auf jenem Felde, auf dem England die Herrschaft beansprucht. Die englische Politik sucht hier auf den Erfahrungen der Geschichte, man könnte fast sagen, auf der Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der Nationen und Staaten.“

Wir dürfen also unsere Vergangenheit nicht aufgeben. Die ererbte Kontinentalpolitik ist die Voraussetzung der Weltpolitik. Für die Weltpolitik fordern wir das stärkere Mitteleuropa.

„Die Weltpolitik war eine Erweiterung, nicht eine Veriegung unseres politischen Betätigungsfeldes.“ Denn:

„Wir dürfen nie vergessen, daß die Konsolidierung unserer europäischen Großmachstellung es uns ermöglicht hat, die nationale Wirtschaft zur Weltwirtschaft, die kontinentale Politik zur Weltpolitik zu weiten. Die deutsche Weltpolitik ist auf die Erfolge unserer europäischen Politik gegründet. In dem Augenblick, in dem das feste Fundament der europäischen Machstellung Deutschlands ins Wanken geriete, wäre auch der weltpolitische Aufbau nicht mehr haltbar. Es ist der Fall denkbar, daß ein weltpolitischer Mißerfolg unsere Stellung in Europa unberührt ließe, es ist aber der Fall undenkbar, daß eine empfindliche Einbuße an Macht und Geltung in Europa nicht eine entsprechende Erschütterung unserer weltpolitischen Stellung zur Folge hätte. Nur auf der Basis europäischer Politik können wir Weltpolitik treiben.“

Diese unvergleichlich klaren Formulierungen über die Notwendigkeit einer starken Kontinentalpolitik erläutern das Bild, das unser gegenwärtiger Reichskanzler von der notwendigen Neugestaltung Mitteleuropas gezeichnet hat. Vielleicht trägt dieser Hinweis dazu bei, das Vertrauen in die Einheitlichkeit und Sicherheit der auswärtigen Politik des Reiches zu stärken. Ganz gewiß ist die Oberste Leitung unserer Politik von den Vorwürfen freizusprechen, die in der Öffentlichkeit gegen den auswärtigen Dienst erhoben worden sind. In diesem Sinne dürfte hier auch der Name des Unterstaatssekretärs Zimmermann genannt werden. Aber auch in der deutschen Diplomatie im Ausland finden sich Männer, die energisch und geschickt und im besten Einklang mit der Leitung in Berlin gearbeitet haben. Den Vorwürfen hat auch das feindliche Ausland nie recht gegeben. Im Gegenteil ist von englischer Seite oft genug auf Erfolge unserer Diplomatie hingewiesen worden.

So dürfen wir denn auch Vertrauen haben, daß unsere Politik zu den Sorgen um Erweiterung unserer mitteleuropäischen Stellung und der dadurch im Rahmen der Kriegsziele bedingten Schwächung Russlands eine Frage der Weltpolitik nicht vergessen wird, die über das kolonialpolitische Programm der Vergangenheit hinausgeht. Soweit heute in der Öffentlichkeit davon geredet werden darf, wollen wir uns fragen: warum und wieso beherrscht England die Meere? Unsere Flotte, die es nicht anzugreifen wagt, ist durch die Veränderungen, die der Krieg hüben und drüben in Vernichtung von Schiffen und Neuerungen technischer Natur mit sich brachte, nach Urteil von Fachleuten, fast ebenbürtig der englischen! England aber besitzt ein System von Stützpunkten in der Herrschaft über die wichtigsten Meerespferren, in zahlreichen Kohlenstationen in den Häfen seines großen Kolonialreichs, die der Flotte Zuflucht gewähren, Reparaturen ermöglichen, daß heute nicht mehr die Inselgruppe Englands, auch nicht seine Vorlagerung vor der deutschen See, der Nordsee, sondern wirklich seine Weltlage seine Vorherrschaft bestimmt. Das Mutterland verschwindet fast vor dieser Größe der Weltlage. Ist hierin eine Milderung möglich? England bestreitet es. Schon David Urquhart sagte vor dem Krimkrieg:

„Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht, Britannia wird die Königin des Meeres sein oder vom Meere verschlungen werden.“

Es müßte denn der wohl noch ferne Tag anbrechen, da England sich bequeme, von seinem Primat herabzu-

steigen in die friedliche Genossenschaft eines Weltstaaten-systems auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Das ist in anderen Worten das unveränderliche Ziel, das unsere Weltpolitik angestrebt hat für unsere Weltwirtschaft.

August Pfannkuche / Eine deutsche Reichskirche?

Es wäre wunderbar gewesen, wenn der alte Gedanke einer deutschen Reichskirche in dieser Zeit, in der alles auf Zusammenschluß und Verständigung drängt, nicht aufgetaucht wäre. Mit besonderer Wärme hat Prof. Weinell-Jena im „Kunstwart“ den Gedanken eines organischen Zusammenschlusses wenigstens des evangelischen Deutschlands verfolgt. Was Weinell fordert, ist allerdings nicht eine völlige Verschmelzung der bestehenden deutschen Landeskirchen. Er will die Landeskirchen in ähnlicher Stellung wie die Bundesstaaten innerhalb des Reiches bestehen lassen, ihnen aber einen gemeinsamen Oberbau geben in einem aus allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlen hervorgegangenen Reichskirchentag, der zusammen mit dem zu einer Art kirchlichen Bundesrat auszugestaltenden Vertretertag der Kirchenregierungen eine oberste Vertretung des evangelisch-kirchlichen Deutschlands darstellen würde. Weinell will es der Zukunft überlassen, ob sich aus diesem Neugebilde späterhin eine wirkliche deutsche Reichskirche entwickeln werde.

Die Frage ist auch politisch nicht ohne Bedeutung. Einmal im Hinblick auf die Möglichkeit eines verstärkten Einflusses der katholischen Kirche nach dem Kriege, sei es in einem vergrößerten Deutschland, sei es in dem zu erstrebenden mitteleuropäischen Staatenbunde. Denn ein Zuwachs an Macht und Einfluß der katholischen Kirche wird stets ein politischer Faktor von größter Bedeutung bleiben, mag Staat und Kirche voneinander getrennt werden oder nicht. Man wird demgegenüber unter gewissen Umständen schon von rein politischen Gesichtspunkten aus eine Stärkung der evangelischen Kirchengemeinschaften als Gegengewicht wünschen können und eine solche um so mehr als berechtigt anerkennen müssen, als die Stellung der katholischen Kirche dem Staate gegenüber eine wesentlich freiere und unabhängigere ist als die der Landeskirchen. Eine solche Stärkung der deutsch-evangelischen Kirchen scheint aber ohne einen engeren organischen Zusammenschluß, der wiederum ohne Mitwirkung des Staates bei der gegenwärtigen Rechtslage nicht angängig ist, unmöglich zu sein. Dazu kommt noch ein anderer Gesichtspunkt. Die Schaffung einer Reichskirche auch in der Weinellschen Form würde die Kirchenhoheit der Einzelstaaten jedenfalls nicht ganz unberührt lassen können. Sie würde die Kirchenfrage wenigstens zum Teil in das Gebiet der Reichsgesetzgebung schieben und damit das ganze schwierige staatskirchliche Problem zur Ausrollung bringen können, wenn auch nicht notwendig müssen. So kann auch der Politiker an der ganzen Frage nicht achtlos vorübergehen. Es wird zunächst darauf ankommen, die vorgebrachten Pläne und Wünsche in ihren Beweggründen und Zielen klarzustellen. Das soll im folgenden versucht werden.

Der Gedanke einer deutschen Nationalkirche ist uralte. Er hat von den Zeiten Karls des Großen an durch das ganze Mittelalter hindurch zahlreiche Gemüter beschäftigt, ohne aber sein Ziel — eine von Rom unabhängige deutsch-katholische Nationalkirche — zu erreichen. Auch von Luther ist der Gedanke zuerst aufgegriffen. Es war nicht seine

Schuld, wenn es statt dessen zur Aufrichtung zahlloser, voneinander gänzlich unabhängiger Landeskirchen kam. Diese Zersplitterung des deutschen Protestantismus ist für ihn zum Fluch und zum Segen geworden. Sie hat ihn äußerlich zur Ohnmacht verurteilt, aber andererseits ihm den Spielraum gegeben zur individuellsten Ausbildung der in ihm liegenden Kräfte. Dabei war ihm im alten Reiche in dem Corpus Evangelicorum eine gewisse Gesamtvertretung geblieben. Diese fiel mit dem alten Reiche dahin. Die Interessenvertretung der evangelischen Landeskirchen ging de facto auf den grundfänglich interkonfessionell gewordenen Staat über und fand im neuen Reiche überhaupt keine Stelle. So war es nicht zufällig, daß besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Wunsch, aus der Zersplitterung herauszuwachsen und dem Protestantismus eine einheitliche Form zu geben, „so weit die deutsche Zunge klingt“, besonders lebendig wurde. Allen voran hat der Jenerser Karl von Hase in Wort und Schrift diesem Verlangen Ausdruck gegeben.

Das Ergebnis all dieser Einigungsbestrebungen war nicht sehr glänzend. Wohl traten seit 1852 die deutsch-evangelischen Kirchenregierungen alle zwei Jahre zu einer Konferenz zusammen, um gemeinsame Angelegenheiten zu beraten, aber als eine wirkliche Vertretung des deutschen Protestantismus konnte diese „Eisenacher Konferenz“ um so weniger angesehen werden, als auf ihr das evangelische Kirchenvolk gänzlich unvertreten blieb. Im Jahre 1903 erhielt diese „Eisenacher Konferenz“ in dem „Deutsch-evang. Kirchenauschuß“ eine festere Form. Aber auch dieser Ausschuß blieb in seinen Befugnissen beschränkt und erhielt nicht das Recht, für die einzelnen Landeskirchen bindende Beschlüsse zu fassen. Immerhin hat er z. B. durch Unterstützung der deutschen Auslandsgemeinden manches Gute geleistet. Auch gegenüber gewissen, dem Protestantismus drohenden Gefahren — z. B. Toleranzantrag — hat er seine Stimme erhoben.

Weinells Vorschlag läuft nun zunächst darauf hinaus, diesem Ausschuß der Kirchenregierungen eine wirkliche kirchliche Volksvertretung zur Seite zu stellen, damit eine wirkliche kirchliche Reichsbehörde zu schaffen und dieser ein wesentlich weiter reichendes Arbeitsgebiet als auch eine festere Form zu geben, als sie der bisherige, recht locker zusammengefügte Ausschuß besaß. Danach würde sich etwa folgendes Bild ergeben. Der deutsch-evangelische Kirchenauschuß würde in seiner weiteren Ausgestaltung und in seinem Verhältnis zu den bestehen bleibenden Landeskirchen dem Bundesrat im Reiche — allerdings ohne eine monarchische Spitze — entsprechen, der deutsch-evangelische Kirchentag dem Reichstage. Soll das Ganze mehr werden als eine Redeanstalt, so müßte dieser neuen kirchlichen Gesamtvertretung natürlich das Recht, bindende Beschlüsse innerhalb ihrer näher zu umschreibenden Zuständigkeiten zu fassen, eingeräumt werden, ohne das religiös-kirchliche Sonderleben der Landeskirchen anzutasten. Es würde also die neue Reichskirche ebensowenig eine Verschmelzung der deutschen Landeskirchen zu einer Kirche bedeuten, wie das Deutsche Reich eine Verschmelzung der Bundesstaaten zu einem vollen Einheitsstaate bedeutet.

Was soll nun die neue Reichskirche, und was erhofft man von ihr? Darüber dürfte auch unter ihren Befürwortern völlige Uebereinstimmung bestehen, daß zu ihrem Arbeitsgebiet unter keinen Umständen die kirchliche „Lehre“, das religiös-kirchliche Leben im engeren Sinne oder die Entscheidung in Weltanschauungsfragen gehören dürfte. Dagegen würde sich von links wie rechts der gleiche entschiedene Widerspruch erheben. Bleiben also die eigentlichen „Lehr-

fragen“ ausgeschlossen, so beschränkt sich die Zuständigkeit der Reichskirche auf die Fragen der kirchlichen Organisation nach außen und nach innen. Das ist denn auch, was man als den Mangel der bisherigen Zersplitterung empfindet, was man erstrebt: ein Organ, eine Gesamtvertretung zur Wahrung deutsch-evangelischer Interessen gegenüber anderen deutschen Kirchen, gegenüber außerdeutschen Kirchengemeinschaften, gegenüber dem Staat. Man wird dabei denken können nicht nur an die Abwehr gewisser Engherzigkeiten, wie sie von Zeit zu Zeit von Rom her zu kommen pflegen, sondern vor allem auch an eine friedlich-nachbarliche Regelung gewisser Grenzfragen zwischen der Landeskirche, der katholischen Kirche, den von der Landeskirche getrennten Lutheranern, den Sekten usw. Zum zweiten Punkte an die Pflege von Beziehungen zu den evangelischen Kirchen in Oesterreich und den anderen Ländern des neuen Mitteleuropas, aber auch an die Zurückweisung von Rundgebungen, wie sie jetzt im Kriege von den evangelischen Kirchen des feindlichen Auslandes ergangen sind. Die wichtigste Frage aber dürfte in den Aufgaben liegen, die man der neuen Reichskirche in der Wahrung der evangelischen Interessen gegenüber dem Staate zuweisen möchte. Ueber diesen Punkt hat sich bereits der bisherige Kirchenausschuß in seiner ersten Rundgebung vom 1. November 1903 dahin geäußert: „Wenn künftig wieder ein Reichsgesetz beschlossen werden soll, das auch für die religiös-sittlichen Fragen nicht ohne Bedeutung ist, so soll es nicht nur unter dem gewichtigen Einfluß der anderen Kirche zustande kommen . . . auch wir werden im gegebenen Augenblicke unseren Mund auf tun und an maßgebender Stelle die Interessen der evangelischen Kirche wahrnehmen.“ Man wird demgegenüber fragen können, ob die Berücksichtigung religiös-sittlicher Gesichtspunkte nicht schon durch die in den gesetzgebenden Körperschaften sitzenden, vom protestantischen Geiste erfüllten Männer genügend gewahrt erscheint. Immerhin aber kann es Gelegenheiten geben, wo es dem an manche wirtschaftspolitischen und parteitaktischen Rücksichten gebundenen Gesetzgeber nur erwünscht sein kann, in einer Rundgebung der Reichskirche eine Rückenstärkung zu finden. Daß hier gewichtige Bedenken und Gefahren auch für den deutschen Protestantismus selbst liegen, soll nicht verkannt werden. Es sei nur erinnert an die Schulfrage, Ley-Heinze-Bestrebungen und ähnliche innerhalb des Protestantismus selbst strittige Fragen. Man wird aber diesen Gefahren nur dadurch begegnen können, daß man dafür sorgt, daß der aus gleichen, geheimen und direkten Wahlen hervorgehende Reichskirchentag eine wirkliche Vertretung des protestantischen Deutschlands darstellt. Dann könnte eine solche Instanz, die gewisse Fragen der Gesetzgebung von rein volksethischen Gesichtspunkten aus — etwa in der Art des evangelisch-sozialen Kongresses — bearbeitet, nur von Nutzen sein. Alle diese Fragen der Behandlung durch die Reichskirchenvertretung zu entziehen, dürfte jedenfalls nicht angängig sein.

Uebrigens würde der eigentliche Schwerpunkt für die Arbeit der Reichskirche doch in der besseren Lösung innerkirchlicher Aufgaben liegen, die bei der bisherigen Zersplitterung zu kurz gekommen sind. Allen voran steht hier die große Aufgabe, in ganz anderer Weise als bisher die Versorgung der deutschen Auslandsgemeinden in die Hand zu nehmen. Die deutschen Auslandsgemeinden sind schon bisher, darüber kann kein Zweifel sein, unentbehrliche Stützen zur Pflege und Erhaltung des Christentums in der Welt gewesen. Hier eröffnen sich gerade nach dem Kriege Aufgaben von solcher Bedeutung, daß diese un-

möglich von Hilfsvereinen oder auch durch einzelne Landeskirchen, sondern nur durch eine Gesamtvertretung derselben gelöst werden können. Es würde hier zu weit führen, die Fülle der rein innerkirchlichen Aufgaben, die eine einheitsliche Behandlung erheischen, auch nur aufzuzählen. Es genüge, zu erinnern an die Notwendigkeit, den Uebergang der Pfarrer aus einer Landeskirche in die andere unter Beilegung des berückichtigten Kolloquiums sicherzustellen, die deutschen Bibelgesellschaften von der evangelischen Bibelgesellschaft unabhängig zu machen, gemeinsame Hilfskassen zu begründen usw.

Wir haben uns darauf beschränkt, die wichtigsten Gesichtspunkte zur Beurteilung der Frage kurz anzudeuten, ohne jetzt schon eine abschließende Stellung zu den aufgetauchten Plänen einzunehmen. Dazu sind die bisher gemachten Vorschläge noch zu wenig scharf umrissen. Es sei aber nochmals betont, daß der Gedanke einer deutsch-evangelischen Reichskirche in irgendeiner Form in der Luft liegt und auch in der Konsequenz der bisherigen Entwicklung. Sorgen wir dafür, daß, wenn der Gedanke zur Verwirklichung kommt, die neue Reichskirche keinen Rückschritt, sondern einen Fortschritt bedeutet!

Ludwig Herz / Die englische Zahlungsbilanz

Für die englische Zahlungsbilanz des Jahres 1910 hat der Direktor des großbritannischen Statistischen Amtes, Craumond (im Juliheft der „Quarterly Review“ von 1911), folgende Aufstellung gemacht.

Kredit.	
Warenausfuhr	8 612 Millionen M.
Ausfuhr an Gold und Edelmetallen	1 288 „ „
Wiederausfuhr	2 076 „ „
Zinsen aus Anlagen im Ausland	3 560 „ „
Einnahmen aus der Schifffahrt	2 000 „ „
Einkünfte aus Diensten im internationalen Handels- und Geldverkehr	1 100 „ „
Für 1912 schätzt Craumond (im Novemberheft des XIX. Century 1913) die Einkünfte aus Auslandsanlagen auf 3800 Millionen Mark, aus der Schifffahrt auf 2600 Millionen Mark, aus internationalen Diensten auf 1000 Millionen Mark.	
Debet.	
Wareneinfuhr	13 568 Millionen M.
Einfuhr an Gold und Edelmetallen	1 428 „ „
Neue Kapitalsanlagen im Ausland	3 400 „ „
Zinsen an fremde Besitzer englischer Anleihen im Ausland und Einkünfte ausländischer Betriebe in England	300 „ „

Die Aufstellung ist nicht ganz vollständig. Es fehlen darin die Einnahmen aus dem Verkauf von Schiffen an das Ausland mit ungefähr 160 Millionen M., andererseits die Einfuhren von Edelsteinen, die in der englischen Außenhandelsstatistik nicht aufgeführt werden und die Craumond mit 30 Millionen M. jährlich einschätzt. Nicht eingestellt ist endlich die Geldabziehung durch den Reiseverkehr. Dieser Posten bringt z. B. große Summen nach Italien, Frankreich und nach der Schweiz, während er für Deutschland, Rußland und namentlich für Amerika auf die Schuldseite zu bringen ist. Dies dürfte bei der britischen Reiselust sicher auch für England der Fall gewesen sein. Im letzten Jahrzehnt ist London noch immer mehr Fremdenstadt geworden und hat

besonders die reichen Amerikaner angezogen. Wir können daher Craumont recht geben, wenn er die ein- und ausgehenden Summen des Reiseverkehrs gegeneinander aufrechnet, ebenso, daß er die Gelder, die von Engländern aus den Kolonien nach Hause gesandt werden, mit denen kompensiert, die Ausländer aus England in ihre Heimat schicken.

Die Aufstellung zeigt, welche Bedeutung der Weltverkehr für den englischen Nationalwohlstand hat. Wie hat sich nun diese Zahlungsbilanz durch den Krieg verschoben?

Die englische Handelsbilanz ist, wie bei allen Staaten, die große Kapitalsanlagen im Ausland haben, „ungünstig“, d. h. die Einfuhr übersteigt die Ausfuhr. Dieser Ueberschuß betrug in den letzten Jahren in England durchschnittlich etwa 2,8 Milliarden M.; er stieg im Jahre 1914 auf 5½ Milliarden Mark, im Jahre 1915 auf 7,4 Milliarden M. Der Ueberschuß stieg aber nicht, weil sich die Menge der eingeführten Waren hob, sondern weil die Preise emporschnellten. Wenn man die Preise von 1915 denen von 1913 gegenüberstellt, so haben sich die eingeführten Waren um 2140 Millionen M. verteuert, die ausgeführten aber nur um 540 Millionen M. Die Preissteigerung belastet also England für 1915 mit 1600 Millionen M. (Statistik vom 15. Januar 1916.) Ob das Jahr 1916 eine wesentliche Aenderung bringen wird, ist noch nicht abzusehen. Die neuen Zölle haben bisher die Einfuhr nicht merklich vermindert.

Um Schiffsraum für Getreide frei zu bekommen, ist am 1. März 1916 die Einfuhr von Papier, Rohstoffen zur Papierbereitung, Tabak, Holz, Steinen und Früchten verboten worden. Es bleibt abzuwarten, wie nun diese „Eigenblockade“, wie der „Economist“ spottend sagt, die Einfuhrzahlen herunterdrücken wird. Keinesfalls wird sie ausreichen, um die Verluste der Ausfuhrindustrie auszugleichen, die diese durch die Arbeiterentziehung nach Durchführung des Wehrzwanges erleiden wird. Ganz fortgefallen ist die Ausfuhr von Schiffen; der Handelsminister Runciman hat sogar jetzt mitgeteilt, daß Frachtdampfer in Amerika bestellt seien. Das bedeutet eine weitere Verschiebung der Handelsbilanz zuungunsten Englands, die kaum dadurch wettgemacht werden kann, daß den Zahlungspflichten an das feindliche Ausland nicht genügt wird. Nicht enthalten in der Handelsstatistik sind die Kriegslieferungen aus dem Ausland, sie werden von den englischen Fachzeitschriften für das Jahr 1915 auf 2,9 Milliarden M. geschätzt. Das Passivsaldo der Handelsbilanz beträgt also rund 10½ Milliarden M., also 7½ Milliarden M. mehr als in Friedenszeiten.

Hinzu treten für die Passivseite der Zahlungsbilanz etwa 2 Milliarden, die an die englischen Truppen im Ausland gezahlt sind und die Anleihen an Ausland und Kolonien. In den Jahren 1905 bis 1912 wurden an der Londoner Börse an Kolonial- und fremden Anleihen durchschnittlich 2½ Milliarden Mark aufgelegt, in den Jahren 1913 und 1914 je etwa 3½ Milliarden. Dieser Betrag sank im Jahre 1915 auf 1½ Milliarden. Dafür hat aber England Subsidien an Kolonien, Bundesgenossen und einige nicht näher benannte Neutralländer gezahlt. Das ist in der Form von Darlehen geschehen, die allerdings nur zum kleinsten Teil mündelsicher sein dürften und die sich von den Kapitalsanlagen im Frieden wesentlich dadurch unterscheiden, daß diese zur Erzeugung von Werten, jene zu deren Zerstörung gemacht worden sind. Ueber die Höhe dieser Subsidien sind sehr abweichende Zahlen genannt worden. Nach deutschen Zeitungsnotizen soll der „Daily Chronicle“ die Gesamtsumme bis 1. Januar 1916 auf 13½, bis 1. März 1916 sogar auf

18 Milliarden geschätzt, in einer Denkschrift für das Parlament soll der Finanzminister Mac Kenna sie auf 11½ Milliarden angegeben haben. Bewilligt wurden bei Beginn des Krieges 8640 Millionen M., dazu treten aber noch recht undurchsichtige Finanzoperationen mit den Banken der verbündeten Länder, namentlich mit den russischen. Wenn wir die Summe von 6 Milliarden für 1915 einsetzen, die Sir George Paish, der Vertrauensmann der englischen Regierung, in einem Vortrag in der Londoner School of Economics angegeben hat, kommen wir zu einem Debetbetrage der Zahlungsbilanz für 1915 um fast 20 Milliarden.

Dagegen sind die Posten der Kreditseite fühlbar kleiner geworden. Die Zinsen aus den Auslandsanlagen sind nach dem „Economist“ im Jahre 1914 um 10 v. H. gesunken. Für das Jahr 1915 schätzt sie die „Frankfurter Zeitung“ auf 2,8 Milliarden Mark, Paish auf 3,5 Milliarden Mark. Die letztere Ziffer ist zweifellos zu hoch. Die von Paish herausgegebene Statistik (vom 8. Januar 1916) gibt den Bestand an Auslandswerten für Ende Dezember 1915 auf 76 Milliarden Mark an. Das bedeutet, daß etwa 5 bis 6 Milliarden Mark an Auslandswerten abgestoßen sein müssen, so daß der Bestand nur um 1 Milliarde Mark höher ist als der von Craumont für 1912 berechnete. Dieser brachte 3,8 Milliarden Mark Zinsen. Nun sind in einzelnen südamerikanischen Staaten sowie in Kanada bereits vor dem Kriege Krisen ausgebrochen, im Jahre 1915 hatten sowohl Australien wie Indien schlechte Ernten, die unglücklichen Schuldner kommen nur vereinzelt ihren Verpflichtungen nach, Ägypten kann wohl überhaupt nichts zahlen. Wir rechnen daher nicht zuungunsten Englands, wenn wir die Zinseingänge auf nur 3 Milliarden Mark annehmen. Dieser Betrag wird im Jahre 1916 noch weiter sinken, da seit Ende 1915 die englische Regierung systematisch auf den Verkauf von Auslandswerten, namentlich der guten nordamerikanischen Papiere hinwirkt.

Die Einnahmen aus der Schifffahrt sind im Jahre 1914 nach dem „Economist“ nicht höher als im Jahre 1907 gewesen, haben also 2 Milliarden M. knapp erreicht. Im Laufe des Jahres 1915 sind die Frachten rasch gestiegen und haben gegen Ende des Jahres und am Anfang 1916 phantastische Höhen erklommen. Der Statistiker schätzt, nicht ohne Widerspruch allerdings des „Fairplay“, des Organs der englischen Reeder, daher die Einnahmen für 1915 auf 4 Milliarden, für 1916 auf 8 Milliarden M. gegen 2½ Milliarden in 1913. Etwa 40 v. H. des Frachtraums hat jedoch die Regierung für Kriegszwecke und den Transport von Gefrierfleisch requiriert. Die Entlohnung dafür zahlt das Inland. Wenn wir annehmen, daß die Regierung nur so viel zahlt, wie die Schiffe im Jahre 1913 verdient hatten, würden 40 v. H. von den obengenannten Einnahmen im Jahre 1913 für 1915 und 1916 abzuziehen sein, d. h. 1 Milliarde M. Die Schifffahrt hätte danach aus internationalem Verkehr im Jahre 1915 3 Milliarden eingenommen und würde im Jahre 1916 7 Milliarden eingenommen, wenn die jetzigen Preise nicht sinken. Diese für die Reeder sehr günstige Geschäftslage schadet der Allgemeinheit, der Frachtratenwucher hat den Preisstand für 1915 an den des Teuerungsjahres 1872 herangetrieben; für Februar 1916 ist der des Notjahres 1825 schon überschritten.

London ist der Mittelpunkt des internationalen Geld- und Warenverkehrs, die Provisionen müssen also seit dem Tage stark zurückgegangen sein, an dem die Kriegserklärungen die Fäden des ungeheuren Welthandelsnetzes zerrissen,

die in der City zusammenliefen. Der Statistiker, der den Mund recht voll zu nehmen pflegt, schätzt sie für 1915 auf nur 500 Millionen M.

Den Ausgaben von fast 20 Milliarden M. stehen für 1915 also Einnahmen von nur $6\frac{1}{2}$, höchstens $7\frac{1}{2}$ Milliarden Mark gegenüber. Das ergibt einen Fehlbetrag von 13 bis $13\frac{1}{2}$ Milliarden M. an Stelle eines Uberschusses von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Milliarden M. in Friedenszeiten. Ein Land mit dem Kapitalreichtum Englands wird an diesem Ueberlasse nicht verbluten, aber eine solche Verschiebung von 17 Milliarden Mark muß auf seiner Finanzkraft bedrückend lasten.

Auf der Defizitseite der englischen Bilanz müssen aber auch ideelle Verluste gebucht werden. Die englische Effektenbörse muß zum ersten Male seit ihrem Bestehen geschlossen werden, zum ersten Male hat die City der kapitalbedürftigen Welt nicht Gold und Geld in unbegrenzten Beträgen zur Verfügung stellen können, der Kurs des Pfundwechsels, des Weltzahlungsmittels, war so gedrückt, daß er mit einer Balutaanleihe gestützt werden mußte. Das Vertrauen in die unbegrenzte Zahlungskraft Englands hat einen schweren Stoß erhalten. Diesen Verlust können Arbeitskraft und Arbeitswille vielleicht wieder gutmachen, schwerer wiegt, daß das Vertrauen in die kaufmännische Redlichkeit des Weltbankiers und des Welthändlers erschüttert ist. England hat es abgelehnt, seinen Verpflichtungen gegenüber seinen Kriegsgegnern nachzukommen und hat sich deren ihm anvertrautes Gut angeeignet! Die im Haß gegen die Mittelmächte lodernde Welt mag jetzt dazu Beifall klatschen, wenn aber die Kriegspychose geheilt ist, wird den Freunden von heute die Erkenntnis aufdämmern, daß sie die Feinde von morgen sein können und ihnen dann daselbe Schicksal droht.

Theodor Heuß / Shakespeare und Cervantes

Zu ihrem 300. Todestage am 23. April.

Das ist die Ueberlieferung der Geschichte: am selben Tag, dem 23. April des Jahres 1616, starben der große Brite und der große Spanier. Das Wissen um ihr Leben ist voll Dunkel und Lücken, so daß das wissenschaftliche Mißtrauen gegen diesen seltsamen und fast symbolischen Zufall nicht ausblieb. Immerhin feiern beide Nationen am gleichen Tag das Gedächtnis ihrer Söhne. Feiern? Die Engländer wollten sich endlich die große Shakespearebühne schaffen, die ihnen noch fehlt — aber im Krieg ist diese verjährte Pflicht untergegangen. Spanien hoffte, daß der Ruhm der Welt sich um seinen Dichter sammle, und muß jetzt für sich das (vernünftige) Gesetz machen, daß des Cervantes Todestag nicht zu einem Geschäftsunternehmen der — Kinematographenbesitzer werde. Diese wollten nämlich die Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quigote „filmen“ lassen!

Beide sind vor hundert Jahren in die deutsche Geistesgeschichte im weiteren Sinn eingetreten und wurden seitdem zu wesentlichen Teilen ihrer Entwicklung. Wem von uns wurde nicht einmal die erste und dann je und je die erneute Begegnung mit dem Spanier zu einer hinreißenden und gleich mitleidvollen Menschenlehre und Shakespeares Größe zur Erhebung und Erschütterung? Das ist die unvergängliche Leistung der deutschen Romantik, der Tied und Schlegel, daß sie den großen Fremden mit aller Begeisterung einer schöpferischen Hingabe den deutschen Sprachleib schenkten; in dem sie unter uns wandeln. Beide wurzeln in

ihrer Zeit und ihrer Nation, und sind beide, durch ihre Größe und unsere willige Dankbarkeit, unser Besitz geworden. Indem wir sie ehren, spüren wir, wie der Geist über die Jahrhunderte und über die Grenzen der Völker hinwegweht.

Die Lockung ist groß, die beiden Zeitgenossen, die gewiß selber gar nichts voneinander wußten, zusammenzustellen.

Der arme spanische Adelige, der nach juristischen Studien und einer kleinen Beamtenstellung in Rom Soldat wird und unter Don Juan gegen die Ungläubigen kämpft. Bei Lepanto verliert er seinen linken Arm. Fünf Jahre unfähiger Leiden dient er, die Beute von Piraten, in algerischer Sklaverei, bis ihm mühsam erbetteltes Lösegeld der Familie die Freiheit gibt. Mit 33 Jahren kommt er, 1580, wieder in die Heimat, wird kleiner Beamter und schreibt Geschichten und Dramen, um leben zu können. Seine bürgerlichen Verhältnisse bleiben kümmerlich. 1609 kann er den Don Quigote herausgeben; ein fürstlicher Gönner zahlt den Druck. Der Erfolg ist groß, er selber, leidend und müde, spürt nicht mehr viel davon. Kurz vor seinem Tode wird er Laienbruder der Franziskaner.

Shakespeare, der Sohn eines Kleinstadtbürgers mit schwankendem Vermögen; die Schulbildung bleibt dürftig, die Jugend ist unruhig und wild. Der echte Beruf vielleicht Metzger, vielleicht Advokatenschreiber. Der Achtzehnjährige hat Frau und Kind, der Einundzwanzigjährige flieht Heimat und Familie, reitet nach London, wird Schauspieler, schreibt Stücke, arbeitet sich durch ein Leben von Kämpfen, Erfolgen, Trübsalen und Leidenschaften zu Ansehen, Vermögen, Adelswürde. Noch nicht fünfzig Jahre alt, nimmt er von Dichtung und Bühne Abschied, geht aus dem Treiben der Hauptstadt heim in die puritanische Enge von Stratford, um wenige Zeit danach zu sterben.

Beider Leben hat für unser heutiges Sehen sehr ungewöhnliche Züge. Sie sind keine Schreibtischdichter, sondern unruhevolle Menschen, die ihr Leben in Wagnisse stellen, von einer drängenden Schöpferkraft. Cervantes ist mehr Abenteuerer und mehr Literat, Shakespeares Schaffen und Ehrgeiz haben, nachdem die überraschende Flucht in den neuen Beruf hinter ihm liegt, die größere Logik. Bei beiden fühlen wir hinter dem Werk seltsam großartige Menschen stehen und wissen doch von ihrem persönlichen Wesen nicht sehr viel mehr als Anekdoten: daß Cervantes auf seine verlorene Hand stolzer war als auf seine Dichtkunst, daß Shakespeare sich mit dummen Geldprozessen herumschlug.

Sie stehen in einer Scheide der Zeiten, am Ende des Jahrhunderts, das Renaissance und Reformation in sich schloß. Wenn es die Aufgabe dieser Geschichtsperiode war, den Menschen zu entdecken und darzustellen, seine Größe, seine Leidenschaft und sein Leiden, so steht Shakespeare den Strömungen der Zeit näher; er entwickelt ihren Geist aufs furchtbarste und öffnet in der unerhörten Kunst seiner Menschendarstellung eine Zukunft, die ihm die Nachfolge bislang schuldig blieb. Cervantes, der doch noch mehr gerade seinem Volk und seiner Zeit zu gehören scheint, hat hier eine andere Bedeutung: er tötet die Vergangenheit, die Reste des Mittelalters, ohne ein eigenes „Ideal“ zu entwickeln, aber in der Art, wie er es vollbringt, setzt er dem nationalen Geist Spaniens das seltsamste und die Zeiten überdauernde Denkmal.

Denn wenn wir uns an den Streichen des fahrenden Baares aus der Mancha erheitern, vergessen wir zu leicht, daß es sich hier um eine pädagogische Parodie handelt. Der Dichter setzt auseinander, daß er mit dem Unfug der verlogenen und verstiegenen Ritterromane aufräumen will, die

den Geschmack und guten Sinn des Publikums verderben, er kommt im Talar des Volkserziehers, indem er einem Zeitgenossen die Narrenkappe einer durch gläubiges Lesen verwirrten Einsicht aufsetzt. Er entlarvt den Unsinn derer, die solche Ritterbücher schreiben, und derer, die sie lesen; er versteht damit zugleich der abgestorbenen Idee der ritterlichen Ehre, Liebe, Tapferkeit und ihrer fiktiv gewordenen Werte den Todesstoß. Aber wenn es sich nur um ein Lesebuch oder einen Litteratenwitz handelte, hätte das Werk nie seine Volkstümlichkeit erlangen können, wäre es mit der Erfüllung der Aufgabe in seiner Zeit gestorben. Das Wunderbare ist, wie es lebendig blieb, wie das eigentümlich Dichterische unter der Hand des Schreibenden über Litteratenabsicht zu einem grandiosen Menschen- und Lebensbild hinauswuchs. Gewiß lag der Erfolg des Werkes in seiner Unterhaltsamkeit; die unermüdlische Phantasie des Cervantes gebärte immer neue tolle Abenteuer, in das sich das verwirrte Gemüt des Ritters von der traurigen Gestalt mit nie nachlassender Entschlossenheit hineinstürzte, er ließ die Erfindungskraft seines geistreichen Witzes und die schöpferische Beweglichkeit seines Sprachschages (in beidem Shakespeares Bruder) zur vollendeten Virtuosität gedeihen — doch das ist es nicht allein, daß wir über Don Quixote und Sancho Panza lachen, wir lieben sie, wir sind mit ihnen gerührt, und eigentlich schmerzen uns die Prügel ein wenig, die sie unverdrossen sich holen. Denn dieser alte, hagere, ergraute Narr ist ein tapferer Mensch, eine reine Seele, die nie Unedles denkt oder tut, die in den Enttäuschungen Würde und in der Armseligkeit Haltung bewahrt. Die Tragikomödie des Idealisten, der in einer kleinen Welt von pausbäckiger Nüchternheit Größe, „Thatandlungen“ für die verfolgte Unschuld sucht, ein Weltverbesserer, freilich mit krankem Hirn, ein seltsam Verliebter, der den Frauen nur scheue Ehrfurcht zeigt. Und der Sancho Panza, der nüchtern schlaue und dumme, dicke, hungrige Bauer — ach, er folgt seinem Herrn nicht nur aus Dummheit oder Gewinnsucht, er durchschaut ihn früh genug und bleibt doch bei ihm. Denn er ist treu, wehmütig und hilfsbereit, gleichgültig, ob es dem Ritter gilt, der Rosinante, dem Esel.

So reitet das tapfere Paar, stolz und verprügelt, in seiner Narrheit und seiner Selbstverleugnung durch die Weltgeschichte — nicht mehr Parodie alter Ritterbücher, vielleicht ein Symbol des spanischen Niedergangs, Zeugnis eines unverwundlichen Menschen- und Dichtertums.

Shakespeare hat auch einmal etwas wie eine literarische Parodie geschrieben. Aus dem Kreis der klassizistischen Humanisten war ihm seine mangelhafte Bildung, die dürftige Kenntnis der Antike vorgeworfen worden; er rächte sich in „Troilus und Cressida“, das wohl ursprünglich zeitgenössische Karikaturen enthielt, in seiner letzten Form, dieser Beigabe ledig, eine hohnvolle Darstellung des griechischen Zuges gegen Troja wird. Das Stück ist eine geistreiche und bissige Persiflage auf das homerische Gedicht, das eben ins Englische umgearbeitet war. Was für Helden und Dummköpfe, Muskelgestelle, Klugschwäger, Faulpelze und Lüstlinge! Auch bei Shakespeare trifft der Spott jene „Ritterehre“, die das Mittelalter auf die Antike zurückdatiert hatte. Doch sein Spott ist kälter als der des Spaniers. Auch er hat einen reinen Lören, Schwärmer, Verliebten, den jungen Troilus, aber dieser Jüngling aus dem Geschlecht der kurzschichtigen und edelherzigen Idealisten läuft nicht durch eine Welt nüchterner oder anmutiger Wirklichkeit, sondern zwischen den Kulissen der Phrase und Gemeinheit. Therites, der er-

finderische Schimpfbold, ist, in seinem Gewerbe, neben ihm fast allein der Wahrhaftige, sicher der Klügste.

Cervantes hat auch Dramen geschrieben, doch scheinbar ohne Erfolg: Lope de Vega verdunkelt ihn. Zahlreich sind die Novellen; einige wurden in den Don Quixote geschoben. Er ist der erste große Vollbringer des Romans und leistet für die Befreiung dieser Kunstform das gleiche wie Shakespeare für das Drama. Freilich, indem er das Formproblem des Südländers sprengt, der im Heldengedicht oder in der knappen Novelle sich eine ebenso feste Tradition geschaffen hat wie im Schauspiel und Gedicht. Man kann den Cervantes nicht als Antithese dem wilden, Grenzen sprengenden Genius gegenüberstellen. Denn Cervantes ist von dem gebundenen Sinn der Form, im Don Quixote wenigstens, völlig frei. Pedantische Kritiker machen ihm ja auch den gelegentlichen Mangel an straffer Führung, die Lässigkeit gegen Namen oder Motive zum Vorwurf. Seine Genialität des lustvollen Fabulierens ertrug keine Gesehe.

So wenig wie Shakespeare. Mit der aristotelischen Forderung der drei Einheiten, Zeit, Ort, Handlung, hat er sich wenig beschwert. Sie ist ein paarmal ziemlich erfüllt, in einem der frühesten Stücke, der „Komödie der Irrungen“, in dem Abschiedswerk, dem „Sturm“, aber wie sollte der Kanon der griechischen Tragödie, deren innere und äußere Beweglichkeit durch den Chor beschränkt war, für das lustige Gebäu des Bretterhauses gelten, in dem das englische Drama gespielt wurde. Shakespeares dramatische Kunst ging durchaus von der zeitgenössischen Bühnentechnik aus, die keine Kulissen, keine Raum- und keine Lichtillusionen kannte. Der außerordentlich lebhafte Szenenwechsel, der heute vielen Shakespeare-Aufführungen das Gedehnte und Zerrißene gibt, war damals keine Beschwer. Die anspruchslose, unkritische und dabei geschulte Einbildungskraft der Hörer sorgte selbst für die Illusion von Palästen und öden Heiden, von Mondnächten und italischer Sonne. Die Freiheit des dramatischen Gestaltens war so unbegrenzt, das Tempo der Handlung ganz dem Dichter gelassen, der zwischen die großen Entscheidungen kurze Szenen von vermittelndem, mehr epischem Charakter einschieben konnte. Das ging ja alles in raschem Zug, ohne lähmende Pausen, voran.

Shakespeare kommt an die dramatische Dichtung sozusagen vom Handwerk her. Er hat als Schauspieler den Instinkt für das Wirkungsvolle und die Angst vor der „undankbaren Rolle“. Ob er als Schauspieler selber Bedeutendes geleistet hat, wissen wir nicht. Die Bühnenkunst war in seinen Anfängen, bevor sie unter den Drangsalierungen des Puritanertums ermattete, bei Hof, Adel und Volk sehr beliebt. Die einzelnen Truppen hatten in ihren Reihen einen gewissen geschäftlichen und geistigen Kommunismus. Sie konkurrierten mit ihren Stücken, ihren Dichtern. Ein Bühnenwert war Eigentum der Truppe. Dadurch unterlag es, je nach Zeitströmung und Begabung der vorhandenen Kräfte, mancherlei Wandlung. Die einzelnen Stücke wurden gekürzt, umgearbeitet, erweitert; der Begriff des geistigen Eigentums besaß damals weder gegenüber dem Stoff noch auch der Form die ängstliche persönliche Einschränkung wie heute. So war auch Shakespeares Anfang. Er dichtete in vorhandener Schauspielerei herum, besserte, schulte sich an ihnen und wuchs über die Schule. Eine pompöse, blutige, ein wenig seelenlose, aber höchst tatenvolle Theatralik stand neben einem modischen und höfischen, etwas süßlichen Eyrismus: aus beiden entwickelt der junge Dichter allmählich ein natürlich vertieftes und zugleich vereinfachtes Menschentum, bis er,

auf der Höhe seines Schaffens, in völlig eigener Kraft die Problematik der Seele bis zu ihrer Tiefe aufreißt.

Neben Cervantes und Dante ist Shakespeare wohl der phantasiebegabteste Dichter gewesen, aber es bleibt merkwürdig, daß er wohl kaum einen seiner dichterischen Stoffe „erfunden“ hat. Er entnahm sie älteren Stücken, englischen Chroniken, dem Plutarch, italienischen Novellensammlungen. Wo er geschichtliche Stoffe wählte, schloß er sich in der Auffassung ziemlich seinen Vorlagen an, zwang sie freilich in eine künstlerische Ordnung; aber es ist falsch, wenn man den „historischen“ Charakter etwa der Königsdramen oder der römischen Tragödien preist. Shakespeare wollte keine Geschichtsbilder geben, die eine wissenschaftliche Nachprüfung ertragen; dazu fehlten ihm Material und Methode, das lag auch völlig außerhalb seines Denkens, das so ungeschichtlich wie unphilosophisch war. Er ist Künstler, Herr nicht in der Wirklichkeit der Dokumente, sondern der Poesie. Und wenn diese Arbeiten doch so voll geschichtlichen Lebens sind, dann, weil sie die Bewegung handelnder, leidenschaftlicher Menschen haben, weil Zeit und Ort in großen Episoden zusammengefaßt sind, weil die Geschichte sich in erregenden Taten rechtfertigt.

Aber welchen Inhalt bekommt nun dies „Dramatisieren“ von Geschichte und Geschichten! Welcher Reichtum wuchern den Lebens umkleidet die Fabeln, die oft mit ein paar Worten erzählt sind! Er ist der Mann mit den „tausend Seelen“ in der Brust. Gibt es ein Gefühl, das in den zwanzig Jahren seines Schaffens unausgesprochen ist? Gewiß bleibt er sich nicht gleich, sein inneres Leben und sein künstlerisches Schaffen bewegt sich in großen Kurven zwischen tollender Ausgelassenheit und düsterer Schwermut, zwischen verpielter Anmut und rasender Leidenschaft, zwischen derber Groteske und zarter Innigkeit und klärt sich zu heiterer Weisheit und Güte. Aber er vermag es, den gespenstischen Ehrgeiz des dritten Richard und die naive frische Sorglosigkeit des Romeo so notwendig zu zeichnen wie die verlumpte Genialität des Falstaff und die zornige Gradheit des prachtvollen Percy.

In der Anlage der reifen Werke herrscht eine großartige Sicherheit der Führung, die ihrem Ziele zuschreitet; an den Weg reiht sich der Reichtum der Einzelgestaltung. Shakespeare ist nicht nur der größte Dichter, sondern auch der unterhaltendste. Er ist geistreich im vertieften und im raschen Sinn des Wortes; unerschöpflich in seinen Einfällen, der Dialog glänzend in seinen Antithesen. Oft genug unterhalten sich seine Leute so ein bißchen nebenher, zum Ausruhen, um sich zeigen zu können, wie gut, fesselnd und im Glänzenden bedeutend sie zu reden verstehen. Darin bildet er zugleich die Ausdrucksfähigkeit der Sprache. Sein Sprach- und Wortreichtum ist so außerordentlich, daß mit seinem Werk der Kreis des Aussprechfähigen unendlich gedehnt erscheint. Die Kunstsprache der Dichter verschmilzt er mit der Sprache des Volkes und der Gassen, erfrischt die eine, adelt die andere. Die Anschaulichkeit seiner Bilder nährt sich, und desto stärker, je mehr er sich von literarischen Anregungen befreit hat, aus der Kenntnis der Natur. In der Zeit, da sein äußeres Leben „verstädtert“, bleibt seine Seele angefüllt mit den Eindrücken der Wälder und Wiesen der heimatischen Jugend. Dies kommt in unvergleichlichen Schilderungen mancher Szenen, wie etwa der Schaffshur, zur Geltung, belebt vor allem aber die Bildhaftigkeit seiner Vergleiche. Mit souveräner Leichtigkeit, doch in wechselnder Fülle und Gewöhnung gebraucht er Rhythmus, Reim, Prosa.

Die handwerkerliche Meisterschaft, mit der Shakespeare die Sprache als Stoff behandelt, zeigt die häufige und glückliche Verwendung des Wortwitzes. Leute und Literaten, die im Wortwitz hängen bleiben, sind unaussteiglich — er ist bei dem Dichter nur ein Mittel neben anderen. Besonders in den frühen Komödien spielt er mit ihm, und manchmal ist es des Guten zu viel, ist Theatergeschicklichkeit für das Vergnügen des Parterre, Virtuosenhumor, das sich nicht genug tun kann.

Aber diese Konzessionen an das Publikum gehen nicht so weit, daß sie der Kunst gefährlich werden. Daß auch durch die ernstesten Stücke, oft fast ganz selbständig, ein komisches, ein burleskes Spiel geht, ist doch nicht nur das Weiterführen eines alten Brauchs der frommen Volksspiele. Es quillt aus Shakespeares Weltbetrachtung und ist ein Element der künstlerischen Dekonomie. Die Entwicklung des Tragischen im Drama bedarf für ihn, damit seine Steigerungen ganz stark wirken, der banal lustigen Ruhepunkte, der Erholungen — das ist ein technisches Gebot. Sachlich-künstlerisch aber sieht dieses Auge, wie im Ablauf des Lebens neben dem Gewaltigen das Kleine, neben dem Heroischen das Gemeine unverdrängt und selbstsicher sich behauptet. Wer die Wirklichkeit greifen will, faßt beides, wer geschärften Auges hinschaut, sieht, wie immer es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. In dieser Spanne liegt künstlerischer Reiz so gut wie die Erkenntnis des Menschentums. Bis in die Höhen einsamster Tragik begleitet der Narr das Schicksal, freilich nun von ihm selber gebändigt und geknechtet.

Shakespeare gibt keine Weltanschauung, die auf philosophische Renner zu bringer wäre. Sein Tiefsinn ist ohne alles gedankliche System. Weil seine Tragik schmerzvoller und gewaltiger ist als die der anderen, hat man ihn einen Pessimisten genannt, und doch ist nur der Umfang seines Erlebens, seines Nachleidens größer. Auch Hamlet ist kein Pessimist, und im übrigen folgt ihm Fortinbras. So wenig er greifbar philosophisch ist, so wenig politisch. Gewiß sind die Werke voll politischer Aktionen: seine lebhafteste Empfindung gehört dem verzehrenden Machtbedürfnis einzelner, die er mit erschütternder Gewalt zeichnet, er beschreibt mit genialer Ueberlegenheit den politischen Unbestand städtischer Massen — ist er Monarchist, ist er Antidemokrat? Ach, nur zu oft und deutlich wiederholt sich die Klage, daß nur fern von Thron und Hof Tüchtigkeit und Ehrbarkeit noch gedeihe, sein Werk, in seiner breiten nationalen Bedeutung aber ist die Durchsetzung der ungebrochenen volkstümlichen Kräfte in der Welt fremder, gelehrter, aristokratischer Konventionen.

Cervantes, der in ein paar Kriegen gegen die Ungläubigen kämpft und vor seinem Tode in ein Kloster eintritt, war treuer Katholik; die kirchliche Ueberlieferung gibt den Grund seines religiösen Lebens. Bei Shakespeare sucht man vergebens nach den Zeugnissen einer religiösen oder gar konfessionellen Stellungnahme. Antipapistische Tendenzen, die in den Königsdramen vorkommen, sind als nationalpolitische Äußerungen zu nehmen; die Angriffe auf das Puritanertum sind die Verteidigung des Künstlers. Die religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts, die voll dramatischer Möglichkeit stecken, haben ihn nicht als Bearbeiter gefunden; vielleicht waren die Fragen noch zu heikel, wahrscheinlich haben sie ihn innerlich nicht stark berührt.

Denn die religiöse oder moralische These liegt ihm fern. Er hat keinen „Schuld“-Begriff ausgebildet. Seine Helden leiden und kämpfen nicht, weil sie mit menschlichem oder göttlichem Gesetz zusammenstoßen, sondern weil der Zwang ihrer Seele sie an und über die Grenzen ihrer Kraft treibt.

Sie unterliegen nicht einer rächenden Nemesis, der Herrschaft fittlicher Gebote, sondern der Notwendigkeit ihrer tragischen Natur.

Die Tragik ist eine Entfaltung des männlichen Wesens, eine Selbstverwirrung in der Anspannung und Steigerung der eingeborenen Art. Es gibt auch einige Frauen mit tragischem oder doch traurigem Schicksal; Desdemona, Ophelia. Aber ihr Untergang ist völlig passiv, eine leidende, keine handelnde Tragik. Die Psychologie der Frau ist bei dem Dichter viel einfacher als die des Mannes; sie hat immer etwas Unbedingtes und Geschlossenes. Sie ist, wie sie ist. Mannigfaltig genug sind die Typen: die Verkörperung des Bösen in Margarete von Anjou, in den schönen Töchtern des Lear, die überlegene, geistreich spielende Heiterkeit in Porzia, Viola, die Hingabe ohne Frage und Irrung in Julia, Helena, die kokette Lüsterheit in Cressida, Kleopatra, die zarte und poetisch geklärte Reinheit in Hermione, Miranda. Wir wissen wenig von den Frauenerlebnissen des Dichters. Seine Ehe war sicher die unerfahrene Torheit eines halben Knaben und blieb eine nüchterne, geschliche Beziehung. Die Sonette verraten die leidenschaftliche Liebe zu einer dunklen Dame. Die Auffassung vom Weibe schwankt; sie ist immer ernst in ihrer Mannigfaltigkeit. Das für uns Wunderbare bleibt, daß Shakespeare seine Frauengestalten so vollendet und einheitlich schuf in einer Zeit, da die Frau die Bühne noch nicht erobert hatte. Alle jene Rollen, die heute den Künstlerinnen wunderbare Aufgaben geben, sind von jungen Männern gespielt worden.

Die Frage ist manchmal gestellt worden: hatten Cervantes und Shakespeare ein eigenes Gefühl ihrer weltgeschichtlichen Größe wie etwa Dante oder Goethe? Bei Cervantes wird man soviel glauben dürfen, daß ihm bewußt war, was er für Spanien bedeuten müsse. Der Erfolg war so groß (es fand sich gleich ein Plagiator) wie des Dichters literarischer Ehrgeiz. Bei Shakespeare fragen wir vergeblich. Als dichterischer Schauspieler war er nur einer wie manche andere, gelegentlich und dann wohl dauernd erfolgreicher als diese; wenn er sich aber in den niederen Adelsstand hob, Häußerbesitzer und Grundherr wurde, so war das wohl in seinen eigenen Augen nur der Lohn für Fleiß, Umsicht, Geschäftstüchtigkeit, aber nicht der Aufstieg des Dichters in der eigenen und fremden Schätzung. War der Ehrgeiz seines rastlosen Lebens, die heruntergekommenen Vermögensverhältnisse der väterlichen Familie zu ordnen und als schuldenfreier Rentner durch die Straßen der Kleinstadt zu wandeln? Wenig genug hat er getan, Zeugnisse seines Lebens zu hinterlassen; nicht einmal um die Erhaltung und Ordnung seines dichterischen Wertes künimert er sich. Erst neun Jahre nach seinem Tod sammeln ein paar dankbare Kollegen das, was als seine Arbeit anerkannt ist. Folgt er dem Heimweh in die Jugend, flieht er die Aufreibung des städtischen Lebens, die „Konkurrenz“ auf dem Kunstmarkt — etwas Müdes und doch unendlich Überlegenes ist in jenem Entschluß, dem Erfolg, der Kunst aus eigenem Willen zu entsagen, Resignation und höchste Freiheit. An Enttäuschungen mag es ihm in Stratford, wo alles Leben noch kleiner geworden war, nicht gekehrt haben. Doch er blieb und legte sich nach wenigen Jahren nieder, um den Ruf der Unsterblichkeit zu erwarten.

Paul Schorlich / Weingartner redivivus

Wenn die Zahl der Aufführungen einen Gradmesser abgäbe für den künstlerischen Wert eines musikalischen Wertes, dann würde sich selbst ein Richard Strauß vor den Gilbert, Leo Fall und Walter Kollo beugen müssen. Wir haben eine ganze Anzahl von Opern, über deren künstlerische Qualitäten man sich vollkommen einig ist, Opern, die das stille Entzücken aller Kenner und den Stolz manches Sammlers bilden. In gesellschaftlichen Kreisen, in denen ernsthaft musiziert wird, kennt man sie, und man würde den für ungebildet halten, der nicht wenigstens die eine oder die andere kennt. Aber aufgeführt werden diese Opern nie. Sind sie darum tot?

Um nun einige zu nennen: Cornelius' „Barbier von Bagdad“, Hugo Wolfs „Corregidor“, Strauß' „Guntram“, Humperdinck's „Seirat wider Willen“, Schillings' „Ingwelde“, Massenet's (in Frankreich populäre, in Deutschland meines Wissens nie aufgeführte) „Herodias“, Tschaikowskis „Eugen Onegin“. Die Reihe ließe sich noch ganz erheblich verlängern. Gewöhnlich kennt man aus diesen Opern nur einzelne Stellen, allenfalls größere Bruchstücke. Immerhin: man hat Anteil an ihnen. Jedermann in Deutschland kennt z. B. die „Berceuse“ von Godard, denn man kann sie (auch jetzt, während des Krieges) in jedem Kaffee und in jedem Kino hören; jeder liebt sie auch. Aber unter zehntausend Hörern gibt es keine zwei, die darüber hinaus auch nur eine Note aus der Oper „Jocelyn“ kennen, aus der sie herrührt.

Mit dem viel zitierten „Barbier von Bagdad“ steht es noch ganz anders. Seien wir doch ehrlich! Seit Jahr und Tag wird er als ein feines Meisterwerk gerühmt, ganz gelegentlich wird er auch einmal aufgeführt. Was kennt aber das Publikum daraus? Ich behaupte: nicht eine einzige Melodie. Nur die, welche mit wirklichem Eifer und Ernst Musik treiben, haben ihn ins Herz geschlossen. Ist nun der „Barbier von Bagdad“ im deutschen Volk bekannt oder unbekannt? Was würden wir antworten, wenn ein Ausländer so früge? Schwieriger Fall.

Stellen wir gleich noch zwei Beispiele gegenüber! Wer erinnert sich nicht aus den 80er und 90er Jahren des „Trompeters von Säckingen“ von Rehler? Wurde er nicht jahrelang Woche für Woche gegeben? Was war Wagner damals gegen Rehler! Und heute? Gibt es noch eine Bühne in Deutschland, die das Lieblingswerk unserer Eltern aufführt? Und ein Beispiel aus neuester Zeit: als d'Alberts „Tiefeland“ vor einigen Jahren in Leipzig gegeben wurde, kamen acht oder zehn Aufführungen mit knapper Not zustande. Dabei war die Aufführung dort ausgezeichnet. Zwei Jahre später, als das Werk in der „Komischen Oper“ zu Berlin herauskam, raste das Publikum. Ich glaube, zweihundertmal hintereinander wurde die Oper gespielt. Und nun war der Weg frei durch ganz Deutschland. Auch die Leipziger gingen jetzt mit.

Jetzt sind die Tage Weingartners. Bekanntlich durfte er in Berlin seit dem Jahre 1898 nicht mehr öffentlich auftreten. Man erinnert sich des berühmigten Vertrages, den er mit der Berliner Hofoper geschlossen hatte, und dessen böse Klausel dann bittere Wirklichkeit wurde. Seit dem 1. März dieses Jahres ist Weingartner wieder frei. Er gibt jetzt drei Konzerte in Berlin und hat auch seine neue Oper „Dame Kobold“ herausgebracht. Man lernt ihn jetzt also gründlicher kennen als seit Jahren. Denn er war fast verschollen. Im Winter 1912 gab er einmal vier Konzerte vor den Toren Berlins, in Fürstenwalde, in einem kleinen unwürdigen Saal. Extrazüge fuhren hinaus. Teuer, umständlich, zeitraubend. Ein Kunstgenuß war es doch. (Vgl. Nr. 46 der „Hilfe“ vom 14. November 1912.) Jetzt erschien er im großen Saal der Philharmonie. Das Pult bekränzt. Welch ein Jubel!

Gleich im ersten Konzert brachte er sich selber: seine dritte Symphonie. Das Werk ist im Sommer 1910 vollendet. Heute, nach fast sechs Jahren, hörte man es zum erstenmal in der Reichshauptstadt. Es ist eigentlich unerhört. Und welch ein Werk! Welch eine ganz ungewohnte Verbindung von einfacher, gesunder Emp-

findung und fühner Technik! Wer es noch nicht gewußt hat, dem mußte es nun doch klar werden, daß Weingartner eine eigene Sprache redet. Wer hat in neuerer Zeit ein solches Scherzo geschrieben, wie er in seiner dritten Symphonie? Man muß auf Wagner und Liszt zurückgehen, um auch nur solche prächtigen Beckenschläge zu treffen, wie sie hier einem glanzvollen, korymbantischen Orchesterschwingen den letzten Schmiß geben. Ich überhöre nicht, was Weingartner hier und anderwärts (besonders in seiner „Dame Kobold“) den Franzosen verdankt. In der Aufmachung hat er viel von ihnen gelernt. Aber was ist in diesem Kopf aus den Anregungen geworden! Wie ist alles noch gesteigert und überboten, ohne doch vergrößert zu sein! Ich könnte mir denken, daß diese Symphonie, die so manches mit d'Indy und Saint-Saëns gemein hat, gerade in Paris überaus starken Beifall finden würde. Man sollte sie wenigstens in Brüssel geben, denn sie bedeutet eine Niederlage der Franzosen. Ironie des Schicksals, wenn sie dort beklatscht würde! Sie verkörpert Neudeutschland in einer ganz anderen Weise als es durch Strauß geschieht. So wie sie erklingt, sagt sie zu jedem: nun hört zu, was ein Deutscher kann! Euer Saint-Saëns hat zuerst die Orgel in der Symphonie angewandt. Schön. Er tat es geistvoll. Nun hört einmal, was ich mit einer Orgel in meinem Adagio mache! In der Tat: welch ein mächtiger Aufschwung, welch eine Harmoniemasse kommt bei Weingartner zustande! Das ist das Aeußerste, was die Inbrunst an dynamischer Steigerung zuläßt. Ich habe selten dergleichen gehört. Und ich war so stolz, ein Deutscher zu sein, als ich dieses Werk hörte. Gerade weil es, wie an einem typischen Beispiel, zeigt, was ein Deutscher aus fremden Anregungen zu machen, wie er sie zu vertiefen und zu Neuem, Höherem umzuprägen weiß. Ich teile nicht die Verblendung derer, die da meinen, mit dem 4. August 1914 sei plötzlich alles unwahr geworden, was man bis dahin für wahr gehalten. Für die Kunst trifft das nicht zu. Geistige und künstlerische Werte löschen nicht so schnell aus wie Menschenleben. Bei Weingartner liegen die Dinge nun einmal so, daß er das romanische Naturell aufs feinste versteht und daß er stets Anregungen von ihm empfangen hat. Die leicht bewegliche, graziose Art der besten französischen Kunst scheint der Veranlagung dieses Dalmatiners (Weingartner ist in Zara geboren) zu entsprechen. Es ist auch kein Zufall, wenn er seine Symphonie in einen richtigen Wiener Walzer ausklingen läßt, denn auch das Wienertum muß ihm liegen. Die ursprünglichen Vorbilder sind für ihn aber die Franzosen.

Das zeigt sich besonders auch in seiner köstlichen komischen Oper „Dame Kobold“. Das Libretto ein alter Calderon. Ein Mantel- und Degenstück, dessen Quiproquo uns heute so herzlich gleichgültig ist. Keine Spur einer Dramatik, nichts von Spannung. Weingartner macht sich darüber und vertont das. Aus Freude an der Form, an der Harmlosigkeit und graziosen Schelmhaftigkeit des Spiels. Vertont es, obwohl er sich nach jeder Partiturseite sagen muß: ich werde nie ein Publikum dafür finden. Mit einem Wort: ein echter Künstler. Denn jeder Kenner gesteht ihm ohne weiteres zu, daß ihm ein Meisterwerk gelungen ist. Alles, was der Romane machte (Calderon), nein, was den Romanen macht, das hat Weingartner mitempfunden. Er, der in seiner Symphonie für erhebende und erhebene Gedanken zu den stärksten Ausdrucksmitteln griff, der die Harmonien vollpakte und auf dynamische Wirkungen aus war, schreibt hier ein klares, durchsichtiges, empfindliches Orchester, eine Partitur in himmelblau, in der Art Bizets: absolute Musik vom guten alten Schläge, die vor allem auch durch ihre blickblanke Form und die Gefälligkeit der melodischen Führung das Ohr des Hörers fesselt. Weingartner hat ja stets seine Melodien frei und leicht gebildet, er musiziert, hierin ein Geistesverwandter Mahlers, zunächst frei von der Leber weg. Solche Musik ist das Gegenstück etwa zu Brahms: sie bietet daher dem Hörer auch keine Schwierigkeiten. Andererseits prägt sich jedoch auch der starke Intellekt Weingartners in seiner Musik aus. In der „Dame Kobold“ meldet er sich besonders in instrumentalen Feinheiten, in aparten Stimmführungen, gewählten Harmonien und geistvollen thematischen Verarbeitungen. Während die ursprüng-

liche Erfindung also dem Verständnis von jedermann zugänglich ist, stellt die Ausarbeitung doch wieder ihre Ansprüche an den Hörer. Ja, man darf wohl sagen: hier ist nur der musikalisch Vorgebildete imstande, mitzugenießen. Ohne eine gewisse Schulung und auch Erfahrung im Hören geht es da nicht. Dort, wo viele sich lediglich durch den Reiz einer lauberen und delikaten Tonsprache gefangen nehmen lassen, erkennt der Geübtere die thematische Bedeutung, die sinnvolle Verknüpfung, die feine Variante dieser und jener Stelle und gerät von einem Entzücken ins andere. Auch gesungene Ensembles in der guten Art der früheren Italiener hat Weingartner in der „Dame Kobold“ wieder geschrieben.

*

Felix v. Weingartner, ein Künstler von Welttruf und heute bereits 53 Jahre alt, ist als Komponist bei weitem nicht so durchgedrungen, wie man es wünschen sollte, wie man es neuerdings auch hoffen darf. Seine Jugendoper „Genesius“, die ein unerbittliches hartes Schicksal in Berlin gehabt hat, sich allerdings auch anderwärts nicht recht halten konnte, weist nichtsdestoweniger hohe Schönheiten auf, um die es schade ist, denn sie verlangen aus dem Klavierauszug heraus ins lebendige Bühnenbild. Auch seinen „Dreistes“, der durch eine überaus würdige Musik ausgezeichnet ist, sollte man wieder einmal einstudieren. Seine drei Symphonien hört man viel zu selten. Was das größere Publikum von Weingartner kennt, sind lediglich einige Lieder. Man kann ihn aber unmöglich nach der „Liebesfeier“ oder nach „Ich denke oft ans blaue Meer“ beurteilen. Damit hat man doch erst Bruchstücke seiner Persönlichkeit.

In den letzten Jahren war es geradezu still um Weingartner geworden. In Berlin ist er als Komponist, wenn nicht auch gerade übersehen, so doch wenigstens nicht gesucht worden. Jetzt, da er aus einer freiwilligen Zurückgezogenheit wieder in die Öffentlichkeit tritt, spürt man erst, wie sehr man diesen temperamentoollen, lebenswürdigen und doch so eigenartigen Künstler entbehrt hat. Er zählt mit seiner dritten Symphonie und seiner „Dame Kobold“ zu unseren Allerersten. Und es spricht durchaus nicht gegen ihn, daß er ein breites Publikum noch nicht gefunden hat. Es ist fraglich, ob das, was er erzeugt hat, überhaupt jemals populär werden wird und kann. Es geht aber durchaus nicht an, ihn unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Um in die Masse zu bringen, dazu fehlt es ihm an Robustheit der Erfindung, vielleicht auch an Einprägbarkeit. Er wird stets nur eine Gemeinde bilden. Diese Gemeinde aber wird eine Elite sein — und sie wird es bleiben, auch wenn sie sich noch bedeutend vergrößert. Die musikalische Intelligenz wird in Weingartner stets einen jener musikalischen Charaktere erblicken, die in ihrer Art unersetzlich sind. Man möchte ihn ebensowenig missen wie den allzufrüh verstorbenen Mahler, mit dem er sonst freilich sehr wenig Gemeinsames hat. Letzten Endes steht man bei beiden unter dem Zwang der starken Persönlichkeit. Mehr läßt sich zum Lobe eines schaffenden Künstlers nicht gut sagen.

Helene Voigt-Diederichs / Das goldene Bild

Fortsetzung

Männer wird jedesmal aufgeregt, wenn der Vater kommt und diese Sachen in der Stube bleiben. Er schleicht manchmal im Dunkeln hin und fühlt und riecht daran herum. Sein Vater, der ist nun kein schmutziger Arbeitsmann mehr, der gehört zum Kaiser und kommt bald raus, viel weiter weg noch, als der rote Faden und die Stednadeln auf der Schulkarte zeigen.

Alle Jungen in Gasse und Hof spielen Soldaten. Manchmal müssen auch die Mädchen heran. Sie können nicht stehen und schreien, aber sie können Gefangene sein, gezählt und mitgeschleppt werden. Willy und Karl treiben sich den ganzen Tag draußen herum; wenn die Stiefelsohlen durch sind, laufen sie auf Strümpfen, und wenn die roten Füße

durchkommen, laufen sie auf der nackten Haut. Die kriegt nicht so leicht Löcher, und wenn sie Löcher kriegt, braucht Mutter sie nicht zu stopfen. Sie tun weh, heilen aber schließlich von selbst und werden hart wie Nägel.

Männer spielt nicht Soldaten. Er lehnt vor dem Papierladen und seine Augen verschlingen die Bilder von Franzosen, Türken, Kriegsschiffen und Granaten. Statt zu essen, heßt er zum Schloßhof und beguckt die Kanonen, die eben aus Frankreich angekommen sind. Wenn ihm auf der Straße ein Soldatenhaufen vorbeidröhnt, steht er still und staunt hinterdrein.

Soldat kann er noch nicht werden, das weiß er. In sechs Jahren vielleicht, wenn nur der Krieg so lange dauern will. Bis dahin gibt es einen Ausweg: Jungdeutschland. Manchmal kommen Schüler vorbei, die haben schiefe Hüte und einen Gürtel und feldgrünes Zeug, und sind nicht größer als er selber. Wenigstens nicht viel. Manchmal haben sie auch Fahnen und in ihren Liedern hört man Freiheit und Vaterland und viele andere schöne Wörter.

Männer quält seine Mutter, sie soll mit ihm hingehen und ihn eintreten lassen. „Jung, ich bin froh, wenn ich euch satt machen kann. Zeug, das kann ich nicht kaufen.“ Damit bleibt die Sache liegen. Der Vater, man hütet sich, ein Wort vor ihm laut werden zu lassen. Der hat eine strenge Hand, die sitzt einmal schnell auf dem Mund. Aber meist sind schon seine Augen genug; wenn die herbliden, da rührt sich keiner mehr. Böse ist er nicht, aber er findet, daß ein- für allemal Kinder niedergehalten werden müssen, sonst wird im Leben nichts aus ihnen. Stehlen, auch nur Mausen, das gibt's nicht; das war schon in seinem Elternhaus so. Auch lügen darf man nicht, wenigstens Vater und Mutter gegenüber nicht; nach außen hin kann's ja manchmal nottun, denn wie will man sonst in Frieden durch die schlechte Welt kommen. Eigentlich ist der Vater, so streng er ist, auch wieder sanft, sagt nicht viel, schilt auch nicht, am allerwenigsten mit seiner Frau. Darum redet sie ihm nicht hinein, wenn er nach seiner Weise sein Erziehungswerk treibt.

Ogleich nun die Sache mit Jungdeutschland ganz verloren ist, hält Männer doch nicht auf, in der Stille zu hoffen. Das geparte Geld kann er nicht anrühren, das soll für des Vaters Paket bleiben. Es gibt noch stille, gelbe Herbsttage ohne Regen und Wind, da schickt die Mutter ihn mit Lisbeth auf die Straße hinunter. Männer hält die kleine schwere Schwester fest gegen seine Brust gedrückt, lauert an den Ecken herum, paßt auf die Soldaten und denkt, wie gut die es haben. Kein Zuhause, kein häßliches Zeug, keine Fabrik pfeift nach ihnen. Niemand befiehlt, als nur der Offizier, und was der sagt, das tut man wohl gern!

Männer kriegt ganz heiße Hände und hält Lisbeth hoch, so gut es geht, damit sie auch sehen und sich freuen kann. Manchmal bünzelt er ein Stück hinterher, singt und marschiert im Takt. Aber das geht nicht lange, das kleine Geschöpf auf seinem Arm hoßt gar zu schwer.

Vor ein paar Wochen, als sie alle miteinander über die Straße gegangen sind, hat eine Frau sie angehalten und der Mutter ins Gesicht gesehen und gefragt, ob sie getragenes Zeug brauchen könnte. „Wenn Sie mir welches geben wollen!“ hat die Mutter gesagt, und sie mußten alle mitkommen in ein feines Haus. Da haben sie Kittel, Hosen und, was am meisten nottat, Stiefel gekriegt, und zuletzt noch ein Bild von Hindenburg im Rahmen. Den ganzen Abend hat die Mutter gelacht. Seit jener Stunde denkt Männer oft, ob nicht einer stehen bleibt und ihm die sechs Mark für den Jung-

deutschlandanzug gibt. Manchmal sieht es aus, als wenn ein Mensch gerade auf ihn zukommt, doch immer im letzten Augenblick schwenkt er ab.

Weil Männer der Älteste und trotz seiner weichen Geiente der Kräftigste ist, wird er oft zum Einholen geschickt. Er bringt alles richtig nach Haus, wühlt am Haufen herum, nimmt nicht jeden Kohlkopf, sondern zeigt auf einen ordentlich festen. Er hält seine zwei Stunden im Gedränge am städtischen Speckverkauf aus und läßt nicht locker, bis er endlich drankommt. Nachher rechnet er das Geld her und hat niemals einen Pfennig zu viel ausgegeben.

Nun trifft es sich, daß die Mutter grüne Bohnen abgezogen hat. Jeden Tag einen Zentner von der Konserve geholt und wieder hingebracht. Das gibt im Monat schon ein ganz hübsches Geld. Zwar hat die Mutter es dabei wieder im Rücken gekriegt und liegt nun auf dem Sofa. Lisbeth klettert wie ein kleines habgieriges Tier an ihr herum, und wenn sie auf die Erde gesetzt wird, ningt sie und will gleich wieder hoch.

Mittags bringt der Vater den Befehl, daß er morgen mit dreihundert anderen nach Frankreich ausrücken soll zum Regiment. Das hat seit Wochen jeden Tag gedroht, aber nun es da ist, kommt es immer noch zu schnell. Die Mutter ist sehr elend, aber sie vergißt den ersten Schrecken und freut sich, daß sie noch Geld auf der Fabrik stehen hat. Da können sie einkaufen für den Vater; Wurst und Fettigkeit und alles was er haben will.

Das Geld muß geholt werden. Aber der Mutter ist es so schlecht und der Vater hat Dienst, und er sagt auch immer, Zivilsachen, die passen sich nicht für einen Soldaten. Da wird denn Otto geschickt. Er kennt den Weg gut von seinem Bohnenwagen her. Und er geht gern; man kommt zwischen die Felder hinaus, sieht den Wald, den großen Himmel und all die vielen Schornsteine. Von fern sind sie hübsch, rot oder gelb, rauchen; manch einer raucht auch nicht, seit Krieg ist.

Vor der Kaserne steht die Schildwache. Der ganze Hof ist voll von grauen Soldaten. Vielleicht ist der Vater dabei. Morgen, da rücken sie aus. Jagen die Russen und schlagen die Franzosen tot, und jeder kriegt vom Kaiser das Eiserne Kreuz. Der Kaiser hat Augen wie Kornblumen, einen Helm und einen gelben Schnurrbart und ein freundliches, rotes Soldatengesicht. Männer steht lange vor dem Gittertor und sucht nach dem Vater. Dann trabt er weiter, voll Vorfreude, daß er auf dem Rückweg wieder gucken kann.

Am Feldbrand arbeitet die Jugendwehr, wirft Gräben aus, baut Unterstände. Eine Pforte ist da mit grünen Tannenzweigen und Fahnen; jede Farbe bedeutet ein Land, das mit uns in den Krieg geht. Diese unbekannte da, weißgrünrot, die heißt Bulgarien.

Bei der Jugendwehr wird man erst angenommen, wenn man 15 Jahre alt ist, hat Schusters Paul gewußt. Aber, wenn man einfach sagt, daß man im nächsten Jahr fünfzehn wird? Ganz steif und lang steht Männer am Feld vorbei, daß ja nur alle sehen, wie groß er schon ist. Die Löcher an den Stiefeln sind mit grauem Sand zugeschlammert. Nun fehlt nur der Anzug noch, dann ist er nicht mehr Männer Osterloh in der Gerbergasse, sondern ein angefangener Soldat; Kanonen, Pferde, braune Gewehre, die gehören dazu, trappeln und schießen.

Schluß folgt.

Gottfried Traub / Zukunft

Warum das Licht nennen, was nichts
sehen macht? Leibniz.

In zwei Stettiner Zeitungen standen in einer einzigen Woche nicht weniger als dreißig Namen von Wahrsagerinnen mit Angeboten ihrer Kunst zu lesen. Vornehm und gering eilt wie in Friedenszeiten dorthin, um sein Geld los zu werden. Wäre es ein Spaß, würde niemand sich ereifern; wäre es ein neuer Beitrag zur Volkskunde, würde man sich wissenschaftlich damit abgeben. Heute ist's nichts anderes, als grober Unfug, und die Gerichte haben recht, dagegen einzuschreiten. Vollends die wissenschaftlichen Vertreibungen der neugierigen Oberflächlichkeit dienen nicht zur Entschuldigung, eher zur Verschärfung der Maßregeln, die man anwenden soll.

Die Zukunft verliert freilich ihren Reiz nie. Wer sie ergründen will, hat ein Mittel in der Hand, das besser hilft, als verhängte Stuben und geheimnisvolle Karten: die Kenntnis der Geschichte; der wahre Prophet ist die lebendige Geschichte. Wer sie liebt, liest in ihren Runen, vermag sich vor künftigen Enttäuschungen zu hüten und die Sicherheit des Weges zu sehen. Die Menschen begehren ja Sicherheit über das unsichere Land vor ihren Augen. Sicherheit läßt sich nicht mit Geld erkaufen, sondern nur mit heißem Eindringen in die Wege des Lebens und der Entwicklung selbst erringen. Wer kein Liebhaber der Geschichte ist, spielt stets die Rolle eines falschen Propheten. Sie allein erzählt von dem Trieb der Geschlechter, dem Kampf der Leidenschaften, der Gerechtigkeit gegen alles, was schwach, und der Liebe zu allem, was tüchtig ist. Nur auf diesem Boden wächst die Zukunft. Lerne diesen Boden kennen, und du wirst die Blumen wissen, die er tragen kann.

Aber die Suchenden möchten ja nicht die Zukunft erfragen, sondern ihre eigene Zukunft erforschen. Die letzte Ursache jener geheimnisvollen Erwerbsgeschäfte im eleganten Salon wie im schmutzigen Schenkkeller liegt in der Angst um das eigene Ich und in der Sorge um die eigenen Lieben. Diese Fragestellung ist nicht geradezu falsch, aber sie wirkt schief. Wer sich gewöhnt, sich selbst und sein Leben in dem Ganzen zu sehen und sich wie ein Korn in der Furche des Welkenaders zu beurteilen, gewinnt von vornherein königliche Sicherheit gegenüber seinem Los. Er lebt sich selbst schon jetzt weiter, selbst wenn er die Nähe seines Weggehens wüßte oder ahnte. Sein Leben ist mit Sonne, Urkraft und Gott so unauslöschlich verknüpft, daß es nie aus diesem warmen Zusammenhang fallen, sondern sich nur verändern kann. Diese Ueberzeugung hat mit Uebertriebenheit oder unechter Geringschätzung des eigenen Wertes gar nichts zu tun. Im Gegenteil: von hier aus gewinnt jeder unerfessliche Frische, unverwundliche Kraft und bleibt jung. — In dieser Woche denkt die christliche Welt des Mannes von Golgatha. Sein Kreuz bedeutet Leben. Seine Sicherheit war nicht gefeit gegen die natürlichen Schauer. Er zitterte und bebte. Das gehört zum vollen Leben. Aber in alledem blieb er doch Sieger. Denn die Zukunft stand ihm fest, und damit seine eigene Zukunft. Das Leben ist für Ostern bestimmt; das ist sein Sinn. Also liegt auch mein Leben unter Oster-sonne. Aufstehen und Auferstehen sind keine „Predigten“, sondern natürliche Lebenswahrheiten. Wie der Frühling vom Glauben lebt, so der einzelne Mensch. Das helle Licht liegt in dieser unzerstörbaren Gewißheit, daß wir in den Sinn der weiten Welt gerade so, wie wir sind und werden, gerade mit unserer Art und unserem Geschick hineingehören.

Die Prophezeiung deines Lebens heißt, daß es richtig ist, wenn es in Einigkeit mit der ewigen Lebenskraft gelebt wird bis zum Ausströmen. Dann verzichtet man auf Lichter, die nicht leuchten, und fühlt sich allein in dem Licht wohl, das sich über alles, Leid und Unglück, Freud und Erfolg, breitet. Mensch und Volk sind ihre eigenen Propheten: ihr äußerlicher Weg bringt ihnen zuletzt nur das, was sie innerlich wollen. Wollen sie nur Äußerliches, werden sie hin und her geworfen zwischen allen Stürmen; leben sie von innen her, so finden sie sich zurecht. Oster-sonne kommt!

Soziale Bewegung

Gewerkschaftsbeteiligung in der öffentlichen Kriegsfürsorge wird durch folgende Darlegungen der christlichen Gewerkschafts-presse in helles Licht gerückt. Die Tätigkeit der Arbeiterorganisation erfasst naturgemäß zunächst den Kreis der angeschlossenen Mitglieder. Die Wirkungen der Gewerkschaftsarbeit beschränken sich aber keineswegs auf diese begrenzte Zahl, sondern kommen der ganzen Arbeiterschaft wie der Volksgemeinschaft überhaupt zugute. Die Gewerkschaften bringen durch die praktische Mitarbeit zahlreicher Vertreter in allen möglichen Einrichtungen ganz erhebliche Opfer für die Allgemeinheit. Das trifft schon für normale Friedenszeiten, erst recht aber für die jetzige Kriegszeit zu. Vertreter der Gewerkschaften wirken mit in allen Instanzen der Kriegsbeschädigtenfürsorge und Berufsberatung, in den öffentlichen Arbeitsnachweisen, in den Ausschüssen für Hinterbliebenen-fürsorge, in den vielen örtlichen Kriegswohlfahrtsausschüssen, im Roten Kreuz, in der Bäderfürsorge, in den Preisprüfungsstellen und örtlichen Lebensmittelausschüssen usw. Nicht wenige Angestellte der Gewerkschaften opfern einen beträchtlichen Teil ihrer Arbeitszeit diesen allgemeinen Wohlfahrtsaufgaben. Das bedeutet für die betreffenden Organisationen ein um so größeres Opfer, da der größte Teil aller Gewerkschaftsbeamten zum Heeresdienst einberufen ist. Von den christlichen Gewerkschaften sind beispielsweise etwa drei Viertel aller Angestellten einberufen; die noch übriggebliebenen sind naturgemäß mit Organisationsarbeit überlastet, so daß ihre Mitarbeit für die Allgemeinheit um so höher zu bewerten ist.

Gewerkschaftlicher Friedenskongreß. Nach der „Internationalen Gewerkschaftskorrespondenz“ verbandte kürzlich der Vorstand des amerikanischen Gewerkschaftsbundes an die Arbeiterorganisationen aller Länder ein Rundschreiben, in dem die Abhaltung eines Arbeiter-Weltfriedenskongresses empfohlen wird. Das Schreiben sagt unter anderem: „Da die Wohlfahrt der Lohnarbeiter aller Länder durch die internationalen Beziehungen in umfassendster Weise beeinflusst wird, erfordert die Gerechtigkeit, daß diesen in erster Linie Beachtung auf einem Weltfriedenskongresse gegeben wird. Die Lohnarbeiter müssen darauf bestehen, daß die Wohlfahrt des Menschen als höchstes Prinzip in internationalen Beziehungen anerkannt werde.“ Des weiteren wird hervorgehoben, daß die internationalen Beziehungen der Völker einigen Diplomaten und Politikern zur Regelung überlassen wurden, und es bestehen wenige dauernde Einrichtungen, die eine gerechte und humane Regelung internationaler Fragen anstreben. Aus dem Haager Tribunal und der Masse unbestimmter internationaler Gebräuche könnte sich jedoch eine ständige Einrichtung entwickeln. Das Rundschreiben lenkt ferner die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit der Demokratisierung der Diplomatie, um hierdurch die internationalen Beziehungen im Interesse der arbeitenden Volksmassen beeinflussen zu können. Zeit und Ort der Abhaltung des Kongresses werden im Schreiben nicht angegeben; vorläufig wird nur folgendes erklärt, daß einzig und allein Vertreter wirtschaftlicher Organisationen der Lohnarbeiter zu diesem Kongreß zugelassen werden könnten. Vertreter politischer Organisationen oder anderer Vereinigungen würden nicht als Delegierte zu diesem Arbeiter-friedenskongreß anerkannt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Räumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

An der **Handels-Hochschule Berlin** ist die erste Anmatriculation für das Sommersemester 1916 auf Mittwoch, den 26. April, festgesetzt. Das Nähere erliegen die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung im Anzeigenteil dieser Nummer.

Die **Tuchfabrik Friedr. Hammer in Forst** i. d. Lausitz bittet um an dieser Stelle, auf ihr Inserat in der heutigen Nummer hinzuweisen. Die Firma sendet gern kostenlos und portofrei Katalog und Muster an alle Interessenten.

Haus Glück in Lebensleid bietet in seinen Preislisten und Werbechriften viel Anregung für eine zweckmäßige und gleichzeitig geschmackvolle, gesunde Frauenkleidung. Freunden der neudeutschen Tracht empfehlen wir, sich Werbe-schriften von dort kommen zu lassen; Haus Glück versendet sie gern kostenlos.

Herder'sche Verlagehandlung, Freiburg im Breisgau

Shakespeares Dramen

Eine Auswahl für das deutsche Haus von **Edwig E. Wattenberg**.
2. Aufl. der Ausgabe von Dr. H. Gager. Mit dem Bildnis Shakespeares.
5 Bände. 12° (XXXVIII und 2638 S.) Geb. in Leinwand M. 8.—

Inhalt:

- I: Romeo und Julia. Hamlet. Julius Cäsar.
II: Der Kaufmann von Venedig. Was ihr wollt. Der Sturm. Ein Sommer-
nachstraum.
III: König Johann. König Richard II. König Heinrich IV. (1. und 2. Teil.)
IV: König Heinrich V. König Heinrich VI. (2. u. 3. Teil.) König Richard III.
König Heinrich VIII.
V: Wie es euch gefällt. Macbeth. König Lear. Coriolanus.

Der Gedanke eines deutschen Familien-Shakespeare ist mit diesem Werke zur
Wahrheit geworden. (Miniaturwert deutscher Dichtung, Nordhausen 1905, S. 45.)

Das neue Gartenbuch

für Kriegs- und Friedenszeiten

Wie ohne Gärtner jedermann
sein Gartenland bebauen kannEin Buch vom ertragreichen Gartenbau für Anfänger
1.90 kart. geb. 3.00 M.

Mit vielen Bildern

Der Gelse Verlag in Dachau

Ein Schüler

wird aufge- vom Direktor d. Privat-
realschule in d. Städt. a. Südb. d.
Lannus zwischen Frankfurt a. M. u.
Biesbaden. Gefund. Bohn. mitten
i. Garten. Gute Beaufsichtigung u. Nach-
hilfe. Gef. Anfr. unt. „H. M. 23“
an die Geschäftsstelle der „Hilfe“.

Alleinstehende ältere Witwe eines
Professors in einer süddeutschen
Universitätsstadt ist bereit, einen
durch den Krieg mittellos oder
durch eine Verwundung hilf-
sbedürftig gewordenen

Gelehrten oder Studenten

von über 24 Jahren kostenlos
in ihr Haus aufzunehmen. Mit
kurzem Lebensabstich befehene An-
gebote unt. H. 1433 an Hausenwein
& Wogler H. G., Frankfurt a. M.

Internat des staatl.-städt.

Mädchengymnasiums Karlsruhe

Schulgeld 84 M.-jähr. Pensionspreis für Internat 1350 M. jährl.

Auskunft: Fräulein **Cl. Fernow**, Redtenbacherstr. 16

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

Ein Weg zum Erfolg

durch Geflügel- u. Kleintierzucht mit einfachsten Mitteln. Glänzend be-
urteiltes Reizbuch, das wie kein anderes zur Seele spricht und zum
Vordrücken kommen geradezu zwingt! Preis 10 Pf. Carl v. Thaden,
Gartenstein 87 G. Geflügel-Fachschriften Farm Haus Sonnenwinkel.

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1915. *)

Aktiva.		Passiva.	
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	28 870 212,84	Eingezahlte Kommandit-Anteile	300 000 000
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	104 945 172,23	Allgemeine (gesetzliche) Reserve	94 975 000
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		Besondere Reserve	24 000 000
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M. 628 964 293,34	Kreditoren	
b) eigene Accepte	—	a) Nostroverpflichtungen	M. 19 896 631,85
c) eigene Ziehungen	—	b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	4 991 900,88
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	130 849 008,85
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	628 964 293,34	d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung	
Reporta und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	91 109 441,87	1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 424 494 836,54
Vorschüsse auf Waren und Wareneinschiffungen	119 207 310,62	2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	166 198 062,55
davon am Bilanztag gedeckt	18 493 271,01	3. nach 3 Monaten fällig	41 939 025,70
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	M. 14 440 635,04	e) sonstige Kreditoren	
b) durch andere Sicherheiten	2 478 612,79	1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 408 157 947,91
Eigene Wertpapiere		2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	65 192 603,54
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M. 33 356 093,41	3. nach 3 Monaten fällig	1 568 260,66
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	1 376 144,15	Accepte und Schecks	
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	6 078 820,97	a) Accepte	M. 95 940 902,17
d) sonstige Wertpapiere	8 007 292,25	b) noch nicht eingelöste Schecks	4 987 871,78
Konsortial-Beteiligungen	44 018 350,78	Außerdem	
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	52 092 982,64	Aval- und Bürgschafts-verpflichtungen	M. 77 031 830,71
Beteiligung b. d. A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	60 000 000,—	Eigene Ziehungen	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	100 000 000,—	davon für Rechnung Dritter	—
Debitoren in laufender Rechnung	58 438 732,95	Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—
a) gedeckte	M. 385 386 977,80	Wohlfahrts-einrichtungen:	
davon durch börsengängige Wertpapiere gedeckt	M. 180 935 489,99	David Hansemannsche Pensionskasse	M. 4 762 884,69
b) ungedeckte	91 909 098,43	Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1915	300 000,—
Außerdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren	M. 77 031 830,71	Adolph von Hansemann-Stiftung	451 840,60
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungen	5 959 421,—	Schoeller-Stiftung	274 526,75
Einrichtung	200 000,—	Dr. Arthur Salomonssohn-Stiftung	50 796,90
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O., Essen, Mülheim, Coblenz, Hattungen	M. 26 963 377,41	Sonstige Stiftungen für die Angestellten der Gesellschaft	307 608,75
Abzüglich Hypothek auf Grundstücke Unter den Linden 33-34, Lindengasse und Charlottenstraße 37-39	5 000 000,—	Noch nicht abgegebene Gewinnanteile der früheren Jahre	6 147 860,69
Coblenz	220 000,—	Rückstellung für Talonsteuer	M. 1 602 142,90
Sonstige Liegenschaften: Grundstücke Behrenstraße 21-23 u. Französische Straße 53-56 zu Berlin, sowie in Essen und Mülheim	21 743 377,41	Hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1915	872 857,15
	9 006 029,49	8 1/2 % Gewinnanteil auf M. 300 000 000 Kommandit-Anteile	25 500 000,—
	1 820 394 672,61	Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	710 526,32
		Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber	2 080 526,32
		Uebertrag auf neue Rechnung	1 235 445,80
			1 820 394 672,61

*) Die nachstehende Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner Niederlassung.

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1915. *)

Soll.		Haben.	
Verwaltungskosten einschl. Gewinnbeteiligung der Angestellten	13 993 541,57	Vortrag aus 1914	1 284 090,83
Steuern	2 868 238,30	Kurswechsel und Coupons	2 279 372,04
Wertpapiere	2 595 163,81	Verfallene Gewinnanteilscheine	285,—
Zu verteilen er Reingewinn	30 179 863,59	Provision	10 229 677,19
		Diskont und Zinsen	22 986 122,53
		Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	5 100 000,—
		Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	5 000 000,—
		Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	2 826 571,68
	49 636 299,27		49 636 299,27

*) Die nachstehende Gewinn- und Verlustrechnung enthält nicht die unsere Londoner Niederlassung betreffenden Einnahmen und Ausgaben.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unerlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungsstall
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Bülow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kettamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....
Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....
Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Der Wille zum Siege. —
Dr. Max Hildebert Boehm: Wilson als Literat. — **Adolf**
Leutenberg: Holland und England. — **Dr. Paul Ostwald:**
Japans Rat an England. — **S. D. Gallwig:** Die Aufer-
stehung der Glöken. — **Helene Voigt-Diederichs:** Das
goldene Bild. — **Hj. D. Gottfried Traub:** Entscheidungen. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 17. April.

Der Inhalt des deutsch-rumänischen Handelsver-
trages wird genauer bekannt und ist von bedeutendem Interesse
für künftige Handelsverträge überhaupt, wenigstens für die Zeit,
wo die volle Freiheit des privaten Handels noch nicht wieder ein-
gekehrt ist. In Berlin und Bukarest werden Zentralstellen ge-
gründet, bei denen Einfuhr und Ausfuhr angemeldet und in ge-
wissem Sinne bewilligt werden müssen; wir haben also einen staat-
lich regulierten Handel vor uns, etwas, was es früher nicht gab.
Die Berliner Stelle gehört zum dortigen System des Zentralein-
kaufs — der Kauf und Verkauf selbst bleiben wie bisher private
Akte, die Beförderung aber geschieht nur auf zentrale Anweisung
hin. Im Einverständnis mit den österreichischen und ungarischen
Eisenbahnverwaltungen ist vom 1. Mai an ein besonderer deutsch-
rumänischer Eisenbahndienst beabsichtigt, bei dem zunächst täglich
35 bis 40 Wagen mit deutschen Waren nach der rumänischen
Station Predeal gehen, um dann von dort mit rumänischen Waren
heimzukehren. Sammelstellen für Frachten nach Rumänien sind
in Ratibor, Pirna und Regensburg. Die deutsch-rumänischen Bahn-
züge heißen nach der verstorbenen Königin Carmenzüge. — Der
rumänische Politiker Take Jonescu läßt in seinen Zeitungen gegen
diesen Vertrag protestieren, aber die Regierungspresse fragt mit
Recht, welche andere Handelsverbindung der rumänischen Volks-
wirtschaft in jetzigen Zeiten übrigbleibe; es seien drei Ernten
zu berücksichtigen, und es mangle sehr an Industrieerzeugnissen,
Maschinen und Hilfsstoffen.

Dienstag, 18. April.

Die griechische Regierung wird vom Bierverband stark
bedrängt, ihre Eisenbahnen dem Transporte serbischer Soldaten von
Korfu nach Saloniki zur Verfügung zu stellen. Bis jetzt lehnt das
Ministerium ab. Ohne Zustimmung der Regierung errichten die
Engländer auf Kreta eine Station zur Bekämpfung mitteleuropäi-
scher Unterseeboote. Bei einer in Athen von Anhängern des
Venizelos veranstalteten Versammlung kam es zu Unruhen und
Schießerei. Es gilt von Griechenland: wer dem Teufel den
kleinen Finger gibt, dem nimmt er die ganze Hand.

Die Italiener sind an den verschiedenen Stellen ihrer
Grenze lebhaft mit Angriff und Abwehr beschäftigt. Ein vor kurzem
von ihnen ins Sugornatal gemachter Vorstoß wurde von den Oester-

reichern zurückgeworfen. 600 Gefangene und zwei Maschinen-
gewehre. — Bemerkenswert ist die sich vergrößernde Meinungs-
verschiedenheit zwischen der neutralen Politik des heiligen Stuhles
und der scharf antideutschen Politik der italienischen Klerikalen-
partei. Die letztere läßt im „Corriere d'Italia“ dem deutschen
Zentrumsführer Spahn Vorwürfe machen, weil er die Rede des
deutschen Kanzlers über Belgien gebilligt habe. Die italienischen
Parteiliker stehen auf Seiten des belgischen Kardinals Mercier
und verlangen um des Katholizismus willen die unbeschränkte
Herstellung des alten Belgien. Vom päpstlichen Stuhl aus soll
der Versuch gemacht worden sein, die italienischen Parteigänger
zur Mäßigung in ihrer Ausdrucksweise gegenüber den Zentral-
mächten zu veranlassen.

Als vor einigen Tagen der italienische Ministerpräsident eine
Rede über die politische Lage hielt, sagte er, daß die nun 50tägige
Schlacht von Verdun einen bemerkenswerten Erfolg für
Frankreich bedeute. Als eine Antwort darauf veröffentlicht die
deutsche Heeresleitung die Zahl der bei Verdun gefangenen Fran-
zosen, nämlich 711 Offiziere und 38 155 Soldaten. Die Namen
aller dieser Gefangenen werden in der „Gazette des Ardennes“
abgedruckt, damit nicht weiterhin von französischer Seite behauptet
werden kann, die deutschen Gefangenenziffern seien phantastisch.
Der Kampf geht auf dem rechten und linken Maasufer täglich
weiter, wobei Stoß und Gegenstoß abwechseln, der Fortschritt
aber sichtlich auf deutscher Seite ist. Es kann zugegeben werden,
daß nichtmilitärische Beurteiler sich den Vorgang schneller gedacht
haben, als er in Wirklichkeit ist, aber sie haben damit nicht ein-
gerechnet, daß die Franzosen von allen Seiten ihrer Front her
die Truppen nach Möglichkeit auf Verdun zu schieben. Der Kampf
um Verdun ist zur großen Kraftprobe überhaupt geworden.

Mittwoch, 19. April.

Im englischen Ministerium bestehen noch immer
schwere Meinungsverschiedenheiten über die Einführung der allge-
meinen Wehrpflicht. Es dreht sich dabei um die alten Fragen,
ob Verheiratete anders behandelt werden sollen als Unverheiratete,
ob Quäker und andere Sekten gezwungen werden dürfen, ob ge-
werkschaftliche Arbeiter Ausnahmerechte zugunsten der Industrie-
erhaltung bekommen usw. Die Vertreter der Heeresleitung ver-
langen immer entschiedener einen dem preußischen gleichkommenden
Militarismus. Mit ihnen gehen Lloyd George, Bonar Law und
Lord Curzon, während Asquith wegen früherer gegebener Zusagen
und aus anderen Gründen Bedenken hat. Es ist allen Beteiligten
klar, daß ein Sturz des mühsam aufgebauten Einheitsministeriums
und Neuwahlen während des Krieges schwere Folgen haben können,
aber der Ausweg ist noch nicht gefunden, denn eines Tages muß
eben ein Rekrutierungsgesetz vorhanden sein, und dafür fehlen die
Voraussetzungen.

Ein neues englisches Kampfmittel soll offenbar in der Ausgabe
oder Verfassung englischer Kohle gefunden werden. Neutrale
Schiffe sollen nur dann englische Kohle erhalten, wenn sie einen
Teil ihres Laderaumes für englische Frachten zur Verfügung stellen,
deutsche Kohle aber soll, wenn sie auf See angetroffen wird, als
feindliche Ware gelten. Auf diese Weise läßt sich ausdenken, daß
alle Schiffe, die überhaupt noch fahren, englischen Interessen dienst-
bar werden müssen, wenn nicht die unbeabsichtigte Nebenfolge ein-
tritt, daß Kohlen fehlen, weil die englischen Bergwerke nicht mehr

leisten können als bisher. Sollte dieser Kohlenzwang wirklich eintreten, so würde die Neutralität von Dänemark und Holland tatsächlich zerbrochen sein, weil sie mit jedem ihrer Schiffe englische Frachten tragen müßten.

Eine schwere Nachricht kommt aus der Türkei: die Russen haben Trapezunt besetzt! Trapezunt ist der bedeutendste kleinasiatische Hafen am Schwarzen Meere, 60 000 Einwohner. Im Anfang des türkischen Krieges war Trapezunt der Versorgungshafen der türkischen Kaufasusarmee, bis es den russischen Kriegsschiffen gelang, den Transportverkehr zwischen Konstantinopel und Trapezunt lahmzulegen. Von da an, wo Trapezunt als Versorgungshafen ausgeschaltet wurde, begann unseres Erachtens die Schwäche des türkischen Widerstandes südlich von Batum.

Donnerstag, 20. April.

Gründonnerstag! Ich gehe auf dem Rennsteig im Thüringer Walde; oben schneit es, unten grünt es. Jeder Mensch, mit dem man redet, fragt schüchtern, ob wohl der Krieg bald zu Ende sein werde, ergibt sich aber auch stets ins Notwendige, wenn es nicht anders sein kann. Falsche und schwächliche Nachgiebigkeit habe ich nirgends gefunden. Die Frauen seufzen unter der Doppellast der Arbeit im Feld und zu Hause. Ihr Kriegsdienst muß sehr anerkannt werden.

Das englische Unterhaus wird bis nach Ostern vertagt, ohne daß die Ministerkrisis erledigt wurde. Einzelne Bergarbeiterverbände fassen Resolutionen gegen die allgemeine Wehrpflicht. Im übrigen erörtert man in England den Abwehrkampf gegen Luftangriffe. Es zeigt sich, daß bei der Beweglichkeit des Angriffs die Verteidigung unglaublich viel kostspieliger und schwieriger ist, wenn man sie ernsthaft gestalten will.

Der holländische Ministerpräsident Cort van der Linden lehnt es ab, den Soldaten die gewohnten Urlaube zu bewilligen, da die Gefahr noch nicht ganz verschwunden sei und in dem Maße wiederkehren würde, als die Neutralitätsverteidigung Unsicherheiten zeige.

Kämpfe bei Ypern. 600 Meter Graben von den Engländern genommen mit 108 Gefangenen und zwei Maschinengewehren. — Heftige Kämpfe bei Verdun östlich der Maas. Französischer Vorstoß im Cailletwald mit Besetzung eines Stüdes, das die Deutschen zeitweise hatten. Viel Artillerievorbereitungen von Douaumont bis St. Mihiel.

Freitag, 21. April.

Es ist Karfreitag. Der Prediger spricht über das Wort: „Mußte nicht Christus solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen?“ die Notwendigkeit des freiwillig übernommenen Opfers im Haushalt der Menschheit. Es werden jetzt unzählige Opfer aus reiner Hingabe dargebracht, viele, die ganz verschwiegen bleiben. Die Leiden der vereinzelt Deutschen im feindlichen Ausland, der Gefangenen, der Verwundeten, der Zusammengebrochenen, als eine Gesamterscheinung gedacht, sind von unübersehbarer Größe. Mit solchen Opfern wird die politische Gemeinschaft des Volkes und Staates erhalten. Eine Staatsgemeinschaft, die sich nur auf Nützlichkeiten gründen will, ist tot in sich selber.

Das englische Ministerium teilt mit, daß es nach Ostern einen Einigungsvorschlag in der Wehrpflichtfrage vorlegen will. Es scheint also im Kreise der Minister selbst eine Verständigung erreicht worden zu sein. Zunächst soll sich eine geheime Sitzung beider Häuser des Parlamentes mit der Sache befassen.

Am Nachmittage erscheint ein Telegramm, das den Tod unseres lieben alten verehrten Generalfeldmarschalls v. d. Golz meldet. Er ist nach zehntägigem Krankenlager am 19. April im Hauptquartier der türkischen Armee am Flecktyphus gestorben. Ich vergegenwärtige mir, wann und wo ich ihn gesehen und gesprochen habe, und sehe ihn vor mir, wie er im Jahre 1912 bei der Türken-gesandtschaft der Mittelpunkt der osmanischen Offiziere war, die uns besuchten. Im Jahre vorher hatte v. d. Golz in der Marokko-konferenz seine Meinungen über die politische Entwicklung der mohammedanischen Länder dargelegt, und der Weltkrieg hat ihm bis jetzt in den Hauptstücken recht gegeben. Er sagte damals:

Ein geschriebenes Bündnis zwischen uns und den Türken ist nicht nötig, weil die türkischen Gewehre von selbst losgehen müssen, wenn der deutsch-russische Krieg beginnt. Er redete schon damals von der Schwierigkeit, Mesopotamien zu verteidigen und von den besonderen Ansprüchen der Araber im türkischen Reich. Auch über die Senussi sind seine Auskünfte durch den Krieg bestätigt worden. Es lag die weite vorderasiatische Welt offen vor seinem Geiste, und er glaubte an die Zukunftsmöglichkeiten dieser Länder, zu deren Verteidigung er nun kämpfend stirbt.

Sonabend, 22. April.

Die Zeitungen sind voll von Nachrufen für v. d. Golz. Dabei wird ein Vorkommnis hervorgehoben, das für die heutigen Menschen schon etwas weit zurückliegt. Auf Grund der Erfahrungen des Deutsch-Französischen Krieges schrieb Golz in den siebziger Jahren über „Léon Gambetta und seine Armee“ und forderte um der vollen Ausnutzung der Wehrpflichtigen willen schon damals die zweijährige Dienstzeit. Das hätte leicht das Ende seiner militärischen Laufbahn werden können; er wurde vom Generalstab zur Kompagnieführung zurückversetzt und würde kaum je seine große Begabung haben zeigen können, wenn ihn nicht Moltke im Jahre 1878 gerade wegen seiner Anerkennung des französischen Volksheroes als Vertreter zu einem Manöver nach Frankreich gesandt hätte. 1883 beginnt seine Arbeit in Konstantinopel, wo er den Unterricht der Generalstabsoffiziere leitete. Er war sehr anders, als man sich im In- und Ausland den preußischen General vorzustellen pflegt, sehr menschlich, beweglich und vom Schicksal hin und her geworfen.

Heute berichten die Franzosen, daß sie bei Baug, an der Nordost Ecke von Verdun, Grabenstücke erobert und 200 Mann gefangen genommen haben. Der deutsche Bericht bezeichnet die betreffenden Kämpfe als noch nicht zum Stillstand gekommen.

Wichtiger aber als alles andere ist die nordamerikanische Note an das deutsche Auswärtige Amt. Sie ist Donnerstag in Berlin eingetroffen und wird nun bei uns mit einer gewissen langsamen Vorsicht veröffentlicht, nachdem sich die Auslandsblätter auf Grund englischer Nachrichten schon lebhaft mit dem „amerikanischen Ultimatum“ beschäftigen. Es ist auch in der Tat nur eine geringe Osterfreude, die dem deutschen Volke hier beschert wird. Der Ausgangspunkt der amerikanischen Darlegungen ist die Torpedierung des unbewaffneten Dampfers „Suffeg“ am 24. März 1916. Eine eingehende amerikanische Untersuchung hat, so heißt es, schlüssig die Tatsache ergeben, daß die „Suffeg“ ohne Warnung oder Aufforderung zur Uebergabe torpediert wurde und daß der Torpedo, durch den sie getroffen wurde, deutscher Herstellung war. Man ersehe aus diesen und anderen Fällen, daß die deutsche Regierung es daran fehlen lasse, den Ernst der Situation zu würdigen. Die deutsche Regierung habe offenbar keinen Weg gefunden, den Kommandanten ihrer Unterseeboote wenigstens solche Beschränkungen aufzulegen, durch welche neutrale Schiffe und Passagiere möglichst gesichert würden. „Passagiere und Mannschaften würden unterschiedslos und in einer Weise vernichtet, die die Regierung der Vereinigten Staaten nur als leichtfertig und jeder Berechtigung entbehrend erachten konnte... Die Liste der Amerikaner, die auf so angegriffenen und zerstörten Schiffen ihr Leben verloren haben, ist von Monat zu Monat gewachsen, bis die verhängnisvolle Zahl der Opfer in die Hunderte gestiegen ist.“ Die Regierung der Vereinigten Staaten ist überzeugt, bei dem allen eine sehr geduldige Haltung eingenommen und die außergewöhnlichen Umstände dieses Krieges berücksichtigt zu haben. Jetzt nun ist der amerikanischen Regierung klar geworden, daß der Standpunkt, den sie von Anfang an einnahm, unvermeidlich richtig ist, nämlich, daß der Gebrauch von Unterseebooten zur Zerstörung des feindlichen Handels notwendigerweise „unvereinbar“ ist mit den Grundsätzen der Menschlichkeit, den seit langem bestehenden und unbestrittenen Rechten der Neutralen und den heiligen Vorrechten der Nichtkombattanten“. Der Schlußsatz lautet: „Sofern die kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die

Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen.“ — Jedermann sieht, wie nahe wir an der amerikanischen Kriegserklärung sind. Der amerikanische Präsident hat in vereinigter Versammlung von Senat und Repräsentantenhaus die Note vorgelesen und ihr damit eine sehr verstärkte politische Bedeutung gegeben. Die Vereinigten Staaten stellen uns vor eine der schwersten Entscheidungen im Krieg. Der Deutsche Reichskanzler ist soeben vom Hauptquartier nach Berlin zurückgekehrt. Das Kriegsgewitter wird immer größer. Wir unsererseits haben nicht das Gefühl, daß die amerikanischen Staatsleiter einem geschichtlichen Zwange folgen, wenn sie sich in die Reihe unserer Gegner einstellen. Aber wer fragt drüben nach unseren geschichtlichen Gefühlen?

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 17. April.

Die Ueberwachung des Lebensmittelhandels mit Bezug auf die Durchführung aller Bestimmungen scheint allenthalben gewisse Schwierigkeiten zu machen. Es fehlt vielfach an der Verbindung zwischen Polizei und kommunaler Preisprüfung.

Zu den neuen Votabeln, die wir im Kriege gelernt haben, gehört das Wort „Eindecken“. Der glückliche Laie ahnte vorher von der Bedeutung dieses Fachausdrucks nichts. Jetzt ist vielen das Wort und leider auch die Praxis betrüblich vertraut geworden; die Hausfrau steht auf bestem Fuß mit diesem spekulativen Ausdruck; sie „deckt sich ein“ mit Seife, Zucker — man sagt sogar mit Kleiderstoffen, und viele, die sich im vorigen Jahre ein Gewissen daraus machten, das zu tun, fühlen sich jetzt dabei höchst wohl. Es gäbe gar keine bessere Auslese der wirklich Gutgesinnten, als wenn jetzt einmal eine allgemeine „Ausdeckung“ der Vorräte vorgenommen würde. Wer dann unbefleckte Speisekammern herzeigen kann, auf den kann man sich verlassen. Aber wieviele solcher Gerechten würden sich finden?

In den „Mitteilungen der konservativen Partei“ wird zur parteipolitischen Werbearbeit während des Krieges ermahnt. „Wir bleiben, was wir sind, und von unseren konservativen Idealen lassen wir uns nichts rauben.“ Für die Zukunft gelte es, „die Großstädte mit ihren industriellen Arbeitern zu erobern“. Es müsse in den Vereinen besprochen werden: „Wirtschaftspolitik, Wahlrecht, Monarchie und Demokratie.“ Immer wieder kommen solche Zeugnisse dafür, daß die Parteien (mindestens ihre daheimgebliebenen Mitglieder) in der Enge ihrer vorausgesetzlichen Programme bleiben. Aber die draußen waren, werden doch mit anderen Wertungen zurückkommen?

Für die Regelung des Arbeitsnachweises verlangen alle Arbeiterorganisationen reichsgesetzlichen Rahmen. Da das abgelehnt ist, stellen sie an die Landeszentralbehörden die folgenden Mindestforderungen: Errichtung gemeindlicher Arbeitsnachweise für alle gewerbereichen Orte über 10 000 Einwohner, sachliche Gliederung, Schaffung weiblicher Abteilungen, paritätische Verwaltungsausschüsse und außerdem Zentralauskunftsstellen und die Errichtung einer Landeszentrale für Arbeitsnachweis.

Eine friedliche Eroberung im Kriege ist das große „Wilde Moor“ bei Winnert im westlichen Schleswig-Holstein, das während des Krieges urbar gemacht ist. Ebenso ein großes, über 2000 Hektar umfassendes Moor im Kreise Lauenburg im südlichen Schleswig-Holstein, das jetzt zur Verpachtung gelangt.

Dienstag, 18. April.

Wie allenthalben geplant, organisiert, gearbeitet wird, um den großen Haushalt in Betrieb zu erhalten! Man bekommt immer wieder neue Eindrücke davon, wenn man Gelegenheit hat, in einen neuen Saal der Riesenwerkstätte hineinzusehen. Ein Fachkundiger erzählte mir von der Forstwirtschaft im Kriege mit den großen Aufgaben einer Organisation der Reisigfütter-

gewinnung, der Gerbstoffherstellung nach den alten Methoden der Schälwälder — ein Stück aus dem großen Wirtschaftsepos, bei dem einen immer wieder und trotz aller Kritik das Herz klopfte vor Stolz über diese Gewebe von Leistung und Erfindung.

Für die sich selbst überschlagende Dogmatik der vorausgesetzlichen Sozialdemokratie ist die Abstimmung Bernsteins im Reichshaushaltsausschuß gegen den Antrag der sozialdemokratischen Mehrheit auf Einführung der Erbschaftsteuer ein erweiterndes Beispiel. Die Sozialdemokratie fordert zwar grundsätzlich die Erbschaftsteuer, man darf aber grundsätzlich der Regierung keine neuen Steuern vorschlagen, deshalb muß man gegen die Erbschaftsteuer stimmen, wenn sie durch einen sozialdemokratischen Antrag verlangt wird. Außerdem darf dem gegenwärtigen System kein Geld bewilligt werden.

Mittwoch, 19. April.

Rühle, windige Apriltage folgen einander, die das vorzeitige Grünwerden weise zurückhalten. Auf dem Stadtbahnsteig sehen die Leute interessiert dem Beamten zu, der anklebt, daß morgen die Dampferfahrten zur Baumbüte in Werder beginnen. Draußen an der Front denken sie an den deutschen Frühling. Und als ich heute über den Platz an der Siegessäule ging, hatte der Hindenburg einen grünen Hintergrund bekommen, vor dem er wie ein behaglicher väterlicher deutscher Wotan stand. Unter dunklen Wolken leuchteten die Baumreihen, die auf die Siegessäule führen, unwahrscheinlich hell und farbig, und über den weiten Platz hin wehten mit dem Frühlingswind die Hornklänge einer Militärkapelle, die vor dem Hindenburg spielte: „Aus der Jugendzeit“. Frühling in Berlin. Frisch und kühl und irgendwie verfrüht, und ein bißchen sentimental.

Keine Dienststelle des Heeres darf jetzt mehr selbständig Webstoffe einkaufen. Wenn diese Zentralisation eher eingetreten wäre! Berlin hat 500 000 Fleischarten für Minderbemittelte ausgegeben, auf Grund deren an 250 Verkaufsstellen, die noch vermehrt werden sollen, Schweinefleisch entnommen werden kann.

Ein Reichsverband Ostpreußenhilfe, zur Zentralisation der Patenschaftsbewegung, ist gegründet.

Bestandsaufnahme für Zucker am 25. April. Anzeigepflicht der Haushaltungen mit über 20 Pfund. Heute abend erscheint die Seiferegulierung. Keiner darf monatlich mehr bekommen als 100 Gramm Feinseife und 500 Gramm andere Seife oder fetthaltige Waschmittel. Auf Brotkarte. Die Geschäfte versichern, daß Orgien des „Eindeckens“ stattgefunden haben. Abstoßend!

Donnerstag, 20. April.

Die Reichsfleischstelle ist mit der ihr zufallenden organisatorischen Vorbereitung der Fleischversorgung fertig. Sie hatte für die Zeit vom 1. April bis 30. Juni den Bedarf des Heeres und der Zivilbevölkerung festzustellen und die zu seiner Befriedigung notwendigen Mengen auf die Bundesstaaten umzulegen. Es ist der Durchschnitt der Schlachtungen des zweiten Vierteljahres aus den letzten fünf Jahren bis zu den Kommunalverbänden herunter festgestellt und danach ein Bedarfsanteil errechnet, der im Verhältnis zur gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Viehhaltung steht. Die so festgestellten Viehmengen sind nun auf Bundesstaaten und Provinzen zur Lieferung verteilt. Damit ist ein Schema für gleichmäßige Versorgung der vieharmen mit den viehreichen Bezirken geschaffen. Die Durchführung liegt bei den Landesbehörden, die für die Aufbringung der Viehmengen verantwortlich sind. Bis jetzt ist es ihnen, wenigstens in Preußen, allerdings noch nicht gelungen, ihre Aufgabe zu lösen. Berlin bekommt lange nicht so viel, wie ihm zugesprochen worden ist, und es scheint, als ob das Mittel der Zwangsaufbringung, das für den Fall ungenügender Leistungen des freihändigen Handels möglich ist, noch stärker angespannt werden müßte.

Die Einfuhr von kondensierter Milch und Eiern ist von der Zentraleinkaufsgesellschaft monopolisiert.

Wie lange ist es schon her, daß jeder Tag irgendein Wirtschaftsereignis bringt! Man kann sich eine Zeit, da alles dieses ganz von selbst lief — das automatische Kunstwerk der freien Konkurrenz

— gar nicht mehr vorstellen. Daß man einmal wieder etwas essen wird ohne volkswirtschaftliche Zwangsvorstellungen!

Freitag, 21. April.

Karfreitag. In Berlin ist Vorkehrung für zahlreiche Passionsgottesdienste getroffen, für welche die Kirchen nicht ausreichen. Säle sind hinzugenommen. In allen Nationen sammeln sich die Seelen um die heilige Tatsache des stellvertretenden Todes, und für Millionen wird sie zur Deutung für Opfer, die sonst ohne Sinn erschienen. Wie sehr möchte man allen Mächten der Lebensüberwindung Kraft wünschen, um gegen die seelische Erschöpfung aufzukommen, die im Gefolge des Alltags gewordenen Krieges geht!

Sonabend, 22. April.

Die Bestellungspläne für den deutschen Acker sind abgeschlossen. Nach den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft werden sie keine erheblichen Veränderungen des alten Bildes bieten. Nur der Anbau von Hülsenfrüchten, Lupinen und Buchweizen soll möglichst gesteigert werden. Es verlautet, daß eine Reichsbranntweinstelle zur Verteilung des sehr eingeschränkten Branntweins eingerichtet werden soll.

Durch das Handelsabkommen mit Rumänien erhöht sich die Reserve von 200 000 To. Brotgetreide, die ursprünglich vorgesehen waren, auf 400 000 To. Die Reichsgetreidestelle verbindet mit dieser Mitteilung aber die ausdrückliche Warnung, „Nun ist während des Krieges gerade bei unserer Brotgetreideversorgung immer wieder die Erfahrung gemacht worden, daß erfreuliche Mitteilungen über die vorhandenen Bestände und die hieraus sich ergebende Sicherheit des Durchhaltens leicht zu allzu optimistischen Betrachtungen und Schlußfolgerungen Anlaß gaben. Deshalb muß immer wieder mit Nachdruck betont werden, daß das Vorhandensein dieser erfreulichen Reserve diejenigen, die noch eine Beschränkung des Brotverbrauchs entsprechend ihren Mitteln durchführen können, nicht davon abhalten darf, das zu tun. Ist doch vor allem zu bedenken, daß gerade auf dem Gebiete der Brotversorgung Ueberparungen immer möglich sind.“

Eine „europäische Staats- und Wirtschaftszeitung“ darf als charakteristische Erscheinung für die politische Gedankenbildung während des Krieges angesehen werden. Charakteristisch nicht nur als Studienblatt für die künftigen europäischen Fragen, sondern auch durch ihr Programm: Deutschtum und Europäertum, das den wirtschaftspolitischen Stoffaufsätzen den Hintergrund einer bestimmten politischen Gesinnung und Kulturanschauung gibt. (Herausgeber Staatsminister a. D. v. Frauendorffer und Prof. Dr. Edgar Jaffé.)

Wilhelm Heile / Der Wille zum Siege

Am 24. April ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Moltke, der Schlachtenderker, gestorben ist. Mitten im Waffenlärm des Weltkrieges, den er vorausgeahnt hat, denken wir des großen Meisters in dankbarem Stolz und froh des Bewußtseins, daß sein Geist im Heere, vor allem im Gehirn des Heeres, im Großen Generalstab lebendig geblieben ist und unsere Kämpfer von Sieg zu Sieg geführt hat. Wir brauchen nicht zu verzagen, wenn wir denken, wie unter Moltkes Führung wenige Monate ausreichten, um die Heere Frankreichs zu vernichten, während wir jetzt schon eindreiviertel Jahre kämpfen und tief in Frankreich und Rußland stehen, ohne daß die Gegner sich geschlagen geben. Neben den Maßstäben dieses Krieges verschwinden die von 70 und 71. Und wenn auch Moltkes überragende Feldherrngröße den Vergleich mit allem Heutigen nun und nimmer zu scheuen braucht, so verlieren doch auch umgekehrt die Leistungen und Erfolge von heute nichts an Glanz und Größe, wenn man ihrer weit ausholenden Wucht und

Dauer die schnelle Folge der Entscheidungen des siebziger Krieges an die Seite stellt. Die Verhältnisse lagen damals eben anders: damals Deutschland gegen Frankreich, heute Deutschland und seine Bundesgenossen gegen nahezu die ganze Welt. Nur eines ist das gleiche, heut so wie einst: der Wille zum Siege und der feste Glaube an den Sieg. Das aber sind die Wurzeln des Erfolgs.

Es gibt Leute, und nicht bloß gewohnheitsmäßige Nörgler, sondern auch warmherzige Patrioten, die in einem Teile unserer Kriegsführung ein unbefümmertes Draufgängertum für nötig halten. Und niemand, sofern er nur ein Fünkchen alten guten Soldatengeistes in sich hat, kann leugnen, daß der Gedanke: frisch gewagt, ist halb gewonnen, einen außerordentlich verführerischen Klang für deutsche Ohren hat. Mit dem Wagen allein aber ist es nicht getan. Der Soldat an der Front, der Seemann auf hohem Meere, der wagt und gewinnt, wo immer ihm auch sein Platz zu Kampf und Sieg oder Tod angewiesen wird. Für den Führer aber gilt der Wahlspruch Moltkes: Erst wägen und dann wagen!

Der bisherige Verlauf des Weltkrieges hat erwiesen, daß die Führer unserer Wehrmacht ihre Entscheidungen immer sorgfältig erwogen haben und doch nie mit ihrem Entschluß zu spät gekommen sind. Wir denken dabei an den Kriegsbeginn, wir erinnern uns der gewaltigen Ereignisse, deren Beginn mit dem Tag von Gorlice sich demnächst jährt, wir erleben im Geiste die Zerschmetterung Serbiens und den Brückenbau zum nahen Orient, wir sehen die verzweifelten Angriffe der Franzosen, Engländer, Russen, Italiener an unserer eisernen Wehr im Osten und Westen, an der Wacht der Oesterreicher am Isonzo und der Türken auf Gallipoli zerschellen, und wir sehen, wie langsam, aber unaufhaltsam sicher die eiserne Klammer um Verdun sich enger und enger schließt. So fest, so ruhig, mit so unbarmherziger Logik hat sich das alles vollzogen, daß man oft genug versucht ist, sich zu fragen, ob denn die Feinde eigentlich blind sind, daß sie nicht sehen, wie all ihr Hoffen vergeblich ist. Wofür sehten sie noch? Können sie wirklich noch glauben, daß das Blatt sich wenden und Deutschland samt seinen Bundesgenossen ihnen ohnmächtig zu Füßen liegen wird?

Militärisch — daran ist nicht zu zweifeln — können die Gegner uns nicht schlagen; jeder Tag, um den der Krieg verlängert wird, verschlechtert ihre Lage und bringt uns neue Kraft und neuen Sieg.

Lange Zeit dachten sie, daß sie uns aushungern und die Versorgung unseres Heeres mit Waffen und Munition durch Abperrung von Rohstoffzufuhr bis zum Versinken in Ohnmacht erschweren könnten. Das können sie jetzt nicht gut mehr glauben, nachdem sie gesehen haben, wie wir schon bisher mit den sicherlich großen Schwierigkeiten fertig geworden sind, und nachdem jetzt der Abschluß des Handelsabkommens mit Rumänien unseren Nahrungsmittelspielraum erheblich vergrößert hat. Wirtschaftlich also werden sie uns nicht erdroffeln. Es bleibt nur die Hoffnung auf neue Helfershelfer. Und das ist in der Tat die große Hoffnung, die England hat; und die hat eben jetzt, während diese Zeilen bereits gesetzt waren, durch die schroffe amerikanische Note neue Nahrung bekommen. Wenn es wirklich infolge der heißen U-Boot-Frage doch noch zum Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland kommen sollte, so taucht die weitere Hoffnung auf, daß dann vielleicht auch die jetzt schon arg genug bedrängten Neutralen Holland, Schweden, Nor-

wegen und Dänemark gezwungen wären, England jeden Willen zu erfüllen, und schließlich auch Rumänien und Griechenland es doch noch für vorteilhaft halten könnten, zugunsten unserer Gegner zu den Waffen zu greifen. Gehen ihre Hoffnungen wirklich so weit, so werden sie sich vermutlich dabei schneiden; denn diplomatische Siege erringt man im Kriege noch mehr als im Frieden nur auf Grund wirklich vorhandener Macht. Die tapfere Antwort, die jüngst die Holländer auf die allzu dreisten Zumutungen Englands gegeben haben, und die aufrechte Haltung, die namentlich Schweden in allen schwierigen Lagen stets gezeigt hat, sind zwar noch kein Beweis, wohl aber ein Anhalt dafür, daß die Nachgiebigkeit der uns benachbarten Neutralen nicht bis zum Selbstmord geht. Wenn aber schließlich die Vereinigten Staaten trotz unsrer bis an die äußerste Grenze des Möglichen ausgedehnten Rücksichtnahme auf die Interessen der Neutralen es zum Kriege mit Deutschland treiben wollen, nun, so werden wir auch dieser neuen Gefahr mit Ruhe entgegensehen. Noch besteht eine Hoffnung, daß sich das Äußerste vermeiden läßt. Und wir sind gewiß, daß von den verantwortlichen Leitern der deutschen Politik auch weiterhin alles getan und nichts unterlassen wird, was im deutschen Interesse gesehen muß, und was mit Ehren getan werden darf. Doch nichts darüber hinaus! Will aber Herr Wilson nur Deutschland demütigen und sucht er den Krieg, dann wird kein deutscher Mann deswegen zittern, dann gehe die Geschichte ihren ehernen Gang. Wir fassen den Griff unseres Schwertes fester, und niemand zweifelt dran, auch dann nicht: der Sieg wird unser sein!

Max Hildebert Boehm / Wilson als Literat

Nicht lange vor dem Krieg erschienen in deutscher Uebersetzung zwei Bücher, deren eines eine Reihe geistreicher, lebendig bewegter Essays über Menschen und soziale Zustände zusammenfaßte, deren anderes in derselben frischen, jeglicher akademischer Bedanterie abholden Urwürdigkeit des Lones politische Probleme des neuen Amerika erörterte. Es gab diesen Veröffentlichungen ein besonderes Interesse, daß man wußte, ihr Verfasser, Woodrow Wilson, ehemals Professor an einer amerikanischen Universität, sei der nunmehrige Präsident der Vereinigten Staaten. Das mußte seinen Worten eine gewisse Resonanz verleihen. Und sie wirkte am ehesten in der Richtung, daß jeder sich sagte: hier lohnt es sich hinzuhören; ein Mann, der im politischen Leben seines Vaterlandes eine so hohe Stelle erklommen hat, wird auch in geistigen Dingen Bedeutendes zu sagen wissen.

Mit solchem interessierten Wohlwollen mag der Leser vor dem August 1914 an diese Bücher herangetreten sein. Nichts kennzeichnet vielleicht so sehr den Wandel, den unsere Unbefangenheit auch den Dingen des Geistes gegenüber durchgemacht hat, wie die gänzlich veränderte Stellung, die wir heute zu diesen literarischen Dokumenten einnehmen. Dabei gehört Wilson doch nicht einmal zu unseren offiziellen Feinden. Aber vielleicht verstärkt es nur unser sozusagen apriorisches Mißtrauen, daß wir in diesem Manne etwas wie eine unterbewußte Feindschaft spüren, die vergiftender auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch wirkt, als der offen erklärte Kampf. So treten wir fast mit dem gespitzten Blick des Kriminalisten vor diese Zeugnisse Wilsonscher Geistigkeit,

nicht um Gemeinschaft im Geist zu suchen, sondern um die unverrückbar feststehende trennende Schranke zwischen seinem Amerikanismus und unserem neugefestigten Deutschtum deutlicher zu erkennen.

Wenn sich trotzdem so etwas wie Uebereinstimmung einstellt, so betrifft das die rein neutrale Zone sozialer Fragen, soweit sie sich um die Figur des Literaten und die Literatur gruppieren, die in dem Essayband „Nur Literatur“ dem Verfasser im Vordergrunde des Interesses stehen. Freilich wundern wir uns schon hier, wie ein Professor dem eigentlich akademischen Pathos zweckfreier und auf sich selbst gestellter Forschung so kühl, ja fast feindlich gegenüberstehen kann. Es scheint danach wahrscheinlich, daß Wilson überhaupt keine Gelehrtennatur ist, sondern seinem Wesen nach eigentlich ein Literat. Das spricht sich zumal im Stil und der Darstellungsart seiner Gedanken aus. Dialektische Zuspitzung der Gegensätze, langausgesponnene Beweisführungen, vorsichtige Zurückhaltung im Urteil liegen ihm fern. Der Grundcharakter seiner Schriftstellerei ist die Freude an konkreter Rundung, eine sichere, mitunter etwas pagige Unbedingtheit im Behaupten, eine unbekümmerte Betonung seiner Subjektivität im Urteil. Daher denn auch sein Eintreten für jene intellektuellen Grenzgebiete zwischen Wissenschaft und Dichtung, die er als Literatur bezeichnet. Die Stoffe des Geistes stehen ihm jederzeit bereit, in die Scheidemünze etwas hausbackener, aber vielfach recht gescheiter und auf eine unmittelbare Weise überzeugender praktischer Forderungen ausgemünzt zu werden. Von einem platten Utilitarismus wird man dabei nicht ohne weiteres sprechen dürfen. Vielmehr ist es eigentlich eine starke Vitalität und eine jugenhaft zugreifende Unbekümmertheit, die ihn alles in den Dienst eines nicht sehr tief strömenden, aber munter dahinfließenden Lebens stellen läßt.

Diese unmittelbar formende, alle Uebernahme aus zweiter Hand verschmähende Art der Darstellung kommt der Wilsonschen Schreibweise überall da zugute, wo er Charaktere in plastischer Gestaltung vor uns hinzustellen sucht. Eine ganze Reihe seiner Essays sind solchen literarischen Porträts gewidmet. Teils sind es Männer aus der englischen Geistesgeschichte, wie Macaulay oder Edmund Burke, teils bedeutende Amerikaner, die er sich zum Gegenstand der Darstellung wählt. Charakteristisch bleibt es auch hierbei, daß sich die Auswahl in dieser selben Sphäre praktisch einwirkender Geister hält. Es sind Männer des öffentlichen Lebens, Politiker und politische Literaten, die sein Interesse fesseln. Und wo nicht geradezu durch die Auswahl der behandelten Personen diese politische Rührigkeit von vornherein ausgezeichnet ist, da geschieht dies durch die besondere Einstellung der literarischen Behandlung. Selbst wo er etwa in Burke den Interpreten englischer Geschichte würdigen will, beschäftigt er sich doch vielmehr mit der politischen Wirksamkeit dieses bedeutenden Kopfes.

Die untheoretische Auffassung der Geschichte findet bei Wilson geradezu ihre theoretische Rechtfertigung. Wo er den Aufgaben des Historikers nachgeht, da legt er nicht sowohl auf die quellenauschöpfende, forschungsmäßige Leistung den Hauptwert. Jede Gelegenheit wird benutzt, um diesem reinen Forschertum Mißachtung zu bezeigen. Vielmehr sieht Wilson die eigentliche Aufgabe des Historikers in der packenden, begeisterten veranschaulichenden Darstellung. Er steht geschichtsphilosophisch auf dem Standpunkt eines ziemlich naiven historiographischen Realismus und hat ein robustes Vertrauen zu der Möglichkeit, die Unmittelbarkeit des geschichtlichen Lebens in die Darstellung hinüberzuretten. Im Forscher sieht er nur den Sammler toter Materials. Der

Geschichtsschreiber soll in kräftigem Eindruck die geschichtliche Realität auf sich wirken lassen und dann mit der überzeugenden Macht des Künstlers diesen Eindruck auf den Hörer übertragen. Daran wird sich dann unmittelbar die Lust zum eigenen Handeln entzünden. Der Historiker wird zugleich zum Propheten, der die eben erschlossene Vergangenheit so gleich in die Form eines Zukunftsprogramms umgießt.

In dieser durchweg geistreich und anregend vorgetragenen Lebensauffassung kommt zweifellos ein gesunder Amerikanismus zu Worte, wie er auf dem im Grunde noch vergangenheitslosen Kontinent eine wohlbegreifliche und erfreuliche Erscheinung ist. Die naive Zuversicht, Geist und Leben, Vergangenheit und Zukunft schmerzlos miteinander zu versöhnen, entspringt einem selbstgewissen Aktivismus, der das vorwärtsdrängende Leben so ausschließlich ernst nimmt, daß Vergangenheit und Geist ohne jede Frage einfach zu seinen Mitteln werden. So leicht diese Lebensanschauung in Gefahr ist, in rohen Nützlichkeitsfönn umzuschlagen: bei einer so gescheiten, aus ernster Beschäftigung mit geistigen Fragen hervorgewachsenen Persönlichkeit wie Wilson macht sich das Banalitätsche dabei kaum bemerkbar. Es fällt erst dann auf, wenn wir nicht mehr unter der mitreißenden Wirkung seiner lebendigen Darstellungskraft stehen und dann allerdings entdecken, daß diesem stracks aufs Soziale losgehenden Vitalismus die Tiefenerstreckung eines im Individuellen verwurzelten geistigen Lebens eben doch abgeht. Zugleich drängt sich uns dabei die Einsicht auf, welch ungeheure Bedeutung in unserem europäischen Dasein die Geschichte als dessen unanzweifelbarer Hintergrund behauptet.

Es ist heute von besonderem Belang, den Blick auf die Frage einzustellen, welche Grenzen das geistesgeschichtliche Blickfeld Wilsons umziehen. Da fällt es denn doch auf, mit welcher Ausschließlichkeit die anglo-amerikanische Geschichte sein Interesse beherrscht. Er bringt es fertig, über die Aufgaben des Geschichtsschreibers sich auszulassen und dabei wiederholt auf bestimmte Geschichtsforscher zu exemplifizieren, ohne in diesem Zusammenhang einen deutschen Historiker auch nur zu erwähnen. Früher einmal wird Mommsen, an anderer Stelle Schopenhauer genannt. Aber solches Auf-tauchen deutscher oder französischer Namen ist eine ganze Seltenheit. Dagegen ist Wilson bei allem sehr ausgeprägten Amerikanismus in der englischen Geschichte so gut zu Hause wie in der amerikanischen. Seine Verwurzelung in der englischen Kultur wird in diesen Schriften ganz deutlich offenbar.

Wilson ist ein ungemein begabter Literat. Das Buch „Nur Literatur“ fesselt überall und bedeutet eine der reizvollsten Blüten, die das Gewächs des gesunden Menschenverstandes hervorbringen kann. Die Kluft, die unser deutsches Fühlen und Denken von seinem Amerikanismus trennt, wird uns in ihrer ganzen Tiefe erst ermeßbar, wenn wir seine politischen Anschauungen aus dem Buche „Die neue Freiheit“ kennenlernen. Diese Zusammenfassung von Niederschriften nach seinen Wahlreden nennt sich einen Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. Wir wollen Amerika nicht das Unrecht antun, seinen Gesichtskreis politischer Probleme so eingeschränkt zu denken, wie es nach diesem Programm scheinen könnte. Immerhin aber bleibt es höchst bezeichnend, welch engen Fragenkomplex ein Kandidat in seinen Reden zu berühren für gut hält, die seine Eignung für den Präsidentenposten der Wählerschaft dartun sollen.

In erster Linie muß es auffallen, daß außenpolitische Probleme für diese Reden überhaupt nicht existieren. Die uns Europäern selbstverständlich erscheinende Grundvoraussetzung politischen Denkens, daß innere und äußere Politik eines

Staates aufs engste verknüpft sind, und daß ein politisches Programm ein kümmerlicher Torso bleibt, solange es zu den Fragen internationaler Machtbegrenzung gar keine Stellung nimmt, ist hier umgestoßen. Man weiß nicht recht, ob es amerikanische Pösigkeit ist, die die alte Welt überhaupt ignorieren zu können glaubt, oder ein überlegenes Eingehen auf die politische Beschränktheit des Durchschnittswählers, an den sich diese Reden wenden, die in dieser seltsamen Vogel-Strauß-Taktik Ausdruck findet. Darüber hinaus aber erschreckt uns im Innersten die Ausschließlichkeit, mit der das materielle Wohlergehen des freien amerikanischen Bürgers, seine Ellbogenfreiheit im Geschäftemachen zum A und O der allein beachteten Innenpolitik erhoben wird. Wie unendlich viel reicher ist doch der Umkreis unseres europäischen Lebens, wie es selbst in der kümmerlichsten Wahlrede bei uns sich widerspiegelt. Auch solche Karikatur des politischen Geschehens zeigt bei uns noch in der abgegriffensten Phraseologie des Parteigegänkens doch einen Abglanz des Ernstes, mit dem der Europäer und zumal der Deutsche den Institutionen der Kirche und der Schule etwa gegenübertritt. Überall spitzt sich bei uns doch das Problem der Freiheit auch in der politischen Erörterung zur Frage des unverschränkten religiösen und geistigen Lebens zu. Die „neue“ Freiheit, die **Amerikas** Präsident emphatisch verkündet, ist einzig beherrscht von der manchesterlichen Idee des uneingeschränkten ökonomischen Wettbewerbs.

Neues ist an diesem Programm überhaupt nicht zu entdecken. Alle Elemente des westeuropäischen Liberalismus finden wir daselbst wieder: das harmlose Zutrauen zu der Zweckmäßigkeit öffentlicher Verantwortung gewählter Beamten, der Glaube an den unentwegten Fortschritt, das Gruseln vor einem Hochkapitalismus, der dem bürgerlichen Geist über den Kopf wächst. Interessant ist dabei lediglich die Anwendung dieser läufigen Theorien auf spezifisch amerikanische Verhältnisse und deren Beurteilung von diesen Voraussetzungen aus. Da sind es vor allem die hochkapitalistischen Bildungen, wie die Trusts, die der Schrecken dieses demokratischen Professors sind. Durch sie sieht er nicht nur den zivilisatorischen Fortschritt gefährdet, der seine Brust höher schwellen läßt, sondern er fürchtet und bekämpft auch ihren geheimen Einfluß auf die Regierung. An diesem Punkt äußern sich Gegensätze zu anderen Prösidentschaftskandidaten wie Roosevelt. Im „Boß“ lernen wir einen interessanten Typ des amerikanischen Lebens kennen, eine Art von Agent, der kapitalistische Interessen auf allerhand Schleichwegen in der Politik der Regierung durchsetzt. Hier wie anderorts enthüllt uns Wilson eine allerdings keineswegs unbedenkliche Korruption im politischen Leben Amerikas, wiewohl uns die von ihm vorgeschlagenen Heilmethoden weder sehr neuartig noch allzu aussichtsreich erscheinen.

Aber das bleiben amerikanische Sorgen. Und wir haben im Augenblick keinen besonderen Anlaß, ihre schnelle und glatte Erledigung zu hoffen. Uns kann es nur recht sein, wenn Amerika auf Jahre und Jahrzehnte hinaus recht gründlich mit sich selber zu tun hat. Gerade wenn uns aber mit aller wünschenswerten Klarheit die unendliche Fremdheit dieses Amerikanismus gegenüber unserer in einer reichen Vergangenheit verwurzelten Kultur aufgeht: lehrreich in hohem Grade bleiben uns doch darum die Expektorationen des Prösidenten Wilson, dieses bedeutenden Literaten und mäßigen Politikers, um den wir uns jetzt leider nur allzu sehr zu kümmern haben.

Adolf Teutenberg / Holland und England

Es ist interessant, an der Hand der handelspolitischen Maßnahmen Hollands zu verfolgen, wie das englische Drucksystem gerade den Holländer immer zwingender zu einem Vollzugsbeamten der Londoner Auspörmungs- und Auspörmungsdekretierungen machte. Schon im September 1914 ward dieser englische Druck uns fühlbar. Denn damals begann jene lange Reihe von Ausfuhrverboten, die, von England veranlaßt, eine Deutschland ganz einseitig treffende (oder treffen sollende) Zufuhrverhindernde Wirkung ausübten. Man kann mit einigem Recht geltend machen, daß diese holländische Ausfuhrverboipolitik zunächst dem eigenen Lande diene, das sich mit allem Nötigen versorgen wollte. Allein, man braucht nur die lange Liste der von der Ausfuhr ausgeschlossenen Rohstoffe und Waren näher anzusehen, um die englische Handschrift in diesen Verordnungen zu erkennen. Im September 1914 werden u. a. für die Ausfuhr verboten: Baumwollgarne, Häute, Schwefelsäure, alle Arten von Fruchtkörnern, ferner Delsaaten, Delsuchen, Leinsaat; im Oktober 1914: Kupfer, Wolle, Jute und Jutewaren, Petroleum, Blei; im November 1914: Chilisalpeter, Kakaobohnen, Gerbstoffe, Wollwaren, Pyrit, Gasöl, Benzin, Kupfer- und Bleilegierungen, Wollwaren, schwefelsaurer Ammoniak, Speck, Schmalz, Knochen; im Dezember 1914 und Januar 1915: wollene und halbwollene Waren, Guano, Superphosphat, Baseline, Harz, Terpentin; im Februar 1915: Fahrradreifen und Rüböl, Kupfervitriol und Kupferoxyd; im März 1915: Leder- und Kupferwaren, Fleischkonserven, Kakaopaste und -masse, Bleiröhren, Gummiabfall; im April 1915: Nickel und Nickeltwaren, Seife, Rohphosphate; im Juni 1915: alle tierischen Felle und Mischungen davon mit Pflanzenfetten; im Juli 1915: Schellack und Rußbaumholz; im Oktober 1915: Zinn, alle Speiseöle und Speisefette, Leinöl und Flachs; im November 1915: Zinnwaren und Zinnlegierungen; im Dezember 1915: Graphit, Glycerin und Türkisch Rotöl; im Januar 1916: Hanf, Baumwoll- und Leinlumpen, Stearin. Und endlich in allerjüngster Zeit die wichtigen holländischen Kolonialprodukte Tee und Kaffee. Es braucht nicht erst versichert zu werden, daß Holland sich alle diese Waren und Rohstoffe, bei unbehinderter Zufuhr, in beliebigen Mengen jederzeit verschaffen konnte, daß also alle diese Ausfuhrverbote nicht einem Mangel abhelfen oder vorbeugen sollten. Es ist vielmehr die englische Drohkaut hinter diesen Deutschland abschneidenden Ausnahmegefehen. Eine Tatsache, die durch die am 25. September 1914 erfolgte Verhängung des Belagerungszustandes über den ganzen nordöstlichen Grenzstrich Hollands vom Rhein bis zum Meere eine gewisse Bestätigung erfuh; denn selbstverständlich war diese Maßnahme wenig dazu angetan, die Güterdurchfuhr nach Deutschland hin zu erleichtern.

Indessen, so einseitig die erwähnten Ausfuhrbestimmungen gegen Deutschlands wirtschaftliche Stellung wirken mochten: der Grundsatz der Neutralitätswahrung, den die holländische Regierung wie wir auch unterstreichen müssen, auf nichtwirtschaftlichem Gebiet mit peinlichster Gewissenhaftigkeit in acht zu nehmen gewußt hat, blieb dadurch unverletzt. (Was nicht der Fall gewesen wäre, wenn Holland an Stelle der Ausfuhrverbote, die zum Teil ja sicherlich auch den eigenen wirtschaftlichen und militärischen Interessen dienten, die durch die Rheinschiffahrtsakte gewährleistete Durchfuhr nach Deutschland hin unterbunden hätte.)

England aber ließ es sich hierbei nicht genügen. Es strebte danach, auch die Ueberwachung der Ausführung der Ausfuhrverbote in die Hand zu bekommen. Seine Diplomaten, Agenten und Spione wurden in dem fremden und freien Lande immer mehr die befehlenden und überwachenden Herren der handelspolitischen Lage.

Ende September 1914 war der damalige holländische Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, Herr Treub, in London gewesen. (Herr Treub, ein Bruder des ingrimmig deutschfeindlichen Professors Hektor Treub, ist inzwischen parlamentarisch gestraucht, wird aber, vielleicht weil er in seines Herzens Grunde jenem Bruder gefinnungsverwandelt ist, von einer politischen Gruppe wieder in das Ministerium Cort van der Linden zurückgeführt.) Ende Oktober

1914 wurde das bis dahin unangetastet gelassene Warendurchfuhrrecht durch besondere Regierungserlasse formell außerordentlich erschwert. Und Ende November erfolgte, unter Mitwirkung des englischen Handelsattachés Sir Francis Oppenheimer, die Begründung jenes Uebersee-Trustes, der der Weiterleitung aller von See herein kommenden Waren (mit Ausnahme dreier Artikel: Kaffee, Tabak und Chinarinde) nach Deutschland endgültig einen eisernen Riegel vorschoß.

Die Arbeitsmethoden dieser „Niederländische Oerzee-Truust Maatschappij“, die gleich einem Riesensaugapparat alle Ueberseegüter aufammelt, um sie nur gegen scharf verpflichtende, die Wiedereinfuhr verhindernde Verträge an die rechtmäßigen Empfänger auszuliefern, sind bekannt genug. Von besonnen urteilenden deutschen Politikern, die die wahrlich nicht beneidenswerte und unerschuldete Lage Hollands in diesem Kriege vom Standpunkt des bedrängten Neutralen zu ermessen verstehen, ist der holländische Ueberseetrust immer als ein aus Zwang und Not geborenes Wirtschaftsgebilde angesehen worden, das die einzige Möglichkeit zu bieten schien, Hollands Handel und Industrie am Leben zu erhalten und die holländische Regierung vor gefährlichen Zusammenstößen mit dem englischen Seetrannen zu bewahren. Aber diese Erkenntnis kann die andere nicht verdrängen, die uns den holländischen Trust als ein Kampfinstrument Englands gegen Deutschland erscheinen läßt, das Holland ganz nach englischen Anweisungen zu handhaben hat. Und England verstand es, auf diesem Instrument zu spielen! Ein ganzes Heer von Ueberwachungsbeamten, die der Trust bestellen mußte, hat dem Verbleib aller Waren nachzuspüren, und dieses Heer wird wieder von einem noch größeren Heer englischer Wirtschaftsspione austundschaftet. Nicht genug damit, hatte das England ergebene Radaublatz „De Telegraaf“, wie vor einigen Monaten ans Licht kam, noch ein besonderes Spionagebüro organisiert, dessen Dunkelmänner allerlei Schmuggleraffären zu inszenieren und danach „aufzudecken“ hatten, mit welchen Aufdeckungen dann die englischen Diplomaten — das heimlich betriebene „Antischmuggelbüro“ des „Telegraaf“ stand nachgewiesenermaßen mit der englischen Botschaft im Haag in geregelter Verbindung — wieder der holländischen Regierung und den Leitern des Trustes aufsitzen konnten.

So war mit der von England „angeregten“ Schaffung des Ueberseetrustes, der in Wirtschaftsdingen bald die eigentlich regierende Macht in Holland wurde, dem englischen Einfluß Tür und Tor geöffnet worden. Wie das Meer durch einen einmal gelöscherten Schuttdamm immer breiter und unüberwindlicher ins Land flutet, so flutete der englische Machtwille fortan durch die diplomatisch erkämpfte Bresche immer rücksichtsloser in Amtsstuben und Geschäftszimmer, in Redaktionsbüros und ministerielle Geheimkabinette.

Ich hebe einige Tatsachen aus der Fülle der weiteren Geschehnisse heraus, die von dem Einfluß und der Willkür Englands in Holland einen Begriff geben können.

Zunächst wurde der Sperrriegel des Trustes in einer Weise gehandhabt, die auch holländische Wirtschaftskörper mattsetzte. So zwang man die niederländischen Schifffahrtslinien, Waren deutschen Ursprungs, „die auch anderswoher bezogen werden könnten“, zur Verladung nach Hollands eigenen Kolonien nicht mehr anzunehmen; und da auch umgekehrt gewisse holländische Kolonialprodukte nur in beschränkten, von England festgesetzten Mengen hereingelassen wurden, so hat sich der Zustand ergeben, daß das holländische Volk nicht einmal mehr Herr seiner eigenen Landesprodukte ist und auch als Warenverbraucher dem englischen Gesetz untersteht. Ja, die britische Bevormundung ging so weit, daß Lord Robert Cecil im Dezember vorigen Jahres im Londoner Parlament erklären konnte, die englische Regierung habe britische Revisoren bestellt, die von Zeit zu Zeit aus den Büchern der holländischen Margarinefabriken abzulesen hätten, was mit den Erzeugnissen dieser Fabriken geschähe und ob die dem Landesverbrauch und dem englischen Export dienende Margarineemenge mit den festgesetzten Einfuhren von Ölen und Fetten übereinstimme. Aber nicht nur in passiver Duldsamkeit, sondern auch in aktiver Betätigung erwies sich die wirtschaftliche Notmäßigkeit

Hollands. So mußte die holländische Regierung Anfang Dezember 1915 an die Lederfabrikanten im Lande die Anforderung stellen, 100 000 Häute von in Holland geschlachtetem Vieh aufzukaufen: wenn dies nicht geschehe, sei eine überseeische Zufuhrsperre von Häuten, Gerbstoffen und verarbeitetem Leder zu gewärtigen ... Bedenklicher noch erscheint ein ungefähr gleichzeitig von England ausgeübter Druck auf gesetzgeberischem Gebiet. Auf Grund der Angelegenheiten des „Telegraaf“ gelang es, ein neues Schmuggelgesetz durchzubrüden, nach welchem eine ansehnliche Grenzzone innerhalb des Landes auf bestimmte Lebensmittel- und Warenrationen gesetzt wird, die den Eigenbedarf nicht überschreitet — eine Maßnahme, die in Verbindung mit einer Verbreiterung des in Belagerungszustand erklärten Grenzgebietes natürlich all und jede stille Warenabgabe an Deutschland unmöglich machen muß. Man kann es verstehen, daß selbst das ganz und gar nicht deutschfreundliche „Handelsblad“ in Amsterdam diese diplomatische Schiebung ein empörendes Ereignis nennen konnte, gegen das Holland aber nichts tun könne, weil es nicht in der Lage sei, England den Krieg zu erklären. Und nicht minder verständlich erscheint uns ein Wutschrei des (gleichfalls nicht deutschfreundlichen) Ueberseetrust-Präsidenten Herrn van Nalst, der im Dezember vorigen Jahres in einem Offenen Brief an die „Times“ rundweg erklärte, die ganze Unterbindung von Hollands legitimem Handel mit Deutschland sei ein trasser Rechtsbruch, gegen den man vergeblich protestiert habe. „Wir mußten uns vor der Gewalt beugen“ ... denn „unsere Flotte ist nicht stark genug, um unsere Ansprüche durchzusetzen“ ... Soll man noch hinzufügen, daß Englands Finger gegen Ende 1915 auch bereits die militärischen Organe Hollands mit vorsichtig tastendem Griff zu umfassen versuchte? Es begab sich, daß das englische Konsulat in Holland höheren Dienststellen der holländischen Armee regelmäßig amtliche Veröffentlichungen (militärischer Art) zugehen ließ, etwa so, als habe diese Armee die Pflicht, von den Verlautbarungen des englischen Heeres submissive Vormerkung zu nehmen. Der Oberbefehlshaber der holländischen Armee hat daraufhin in einem Tagesbefehl angeordnet, daß derartige Mitteilungen an den Abenden zurückgeschickt und ferner nicht mehr angenommen werden sollten ...

Damit hat man die freche Hand, die schon dazu übergehen wollte, sich auch das holländische Heer gefügig zu machen, mit einem derben Ruck zurückgestoßen — die holländische Armee ist selbstherrlich und frei. Aber ist der englische Usurpator in andere Domänen der königlich niederländischen Oberhoheit nicht um so erfolgreicher eingefallen?

Die Kriegsgeschichte der letzten Monate weist ein fortgesetztes, geradezu beängstigendes Crescendo der englischen Willkürherrschaft in Holland oder gegen Holland auf! Unter dem zynischen Eingeständnis der Presse, die international sanktionierten postalistischen Rechtsgrundsätze nicht als eine Hinderung betrachten zu können, ging Englands militärische Seemacht zu der Praxis über, die holländische Post, einkommende wie ausgehende, von den holländischen Schiffen wegzunehmen, zu öffnen und zu durchschnüffeln. Hierbei nun hat sich die besonders interessante Gewohnheit des Diebstahls (man kann es nicht anders nennen) von Wechseln, Kupons und Effekten eingebürgert, die irgendwie „verdächtig“ scheinen, deutschen Ursprungs zu sein. „Reuter“ hat diese widerrechtlichen Besitzergreifungen mit der echt englischen Dekretierung zu „rechtfertigen“ versucht: Diese Titel seien als Kontrebande zu betrachten, da ihre Versendung ins neutrale Ausland darauf hinauslaufe, Deutschlands Kredit zu stärken, und also gehörten sie vor ein Preisengericht! Aber diese „Rechtfertigung“ hat in Holland nicht den gewünschten Eindruck gemacht. Mit einer seltenen Einmütigkeit, die merkwürdig abtastet gegen die England sonst bezeugte Dienstfertigkeit, hat sie gegen diese vielleicht schamloseste Rechtsverletzung protestiert. Allen voran das vorgenannte „Handelsblad“, das „Reuters“ Beschwichtigungsversuche „flagrante und bewußte Unwahrheiten“ nannte, ferner feststellte, daß die bisher beschlagnahmten Effekten „fast ausschließlich rein niederländischer Besitz“, zum Teil aber auch aus der Schweiz herkömmlisch seien; ferner annagelte, daß die Beschlagnahme ohne vorherige Bekannt-

gabe der allerneuesten englischen Kontrebande-Theorie unternommen worden seien; ferner darauf hinwies, daß ein enormer Schaden den holländischen Banken aus solchen erwachsen müsse; und endlich ausplauderte, daß England selbst in weitestgehendem Maße getan habe, was es jetzt, unter frecher Schädigung neutraler Interessen, seinen Kriegsgegnern zum Vorwurf mache: denn seit dem Ausbruch des Krieges seien in Holland massenhafte Auslandsfonds aus englischem Besitz umgesetzt worden. . .

Während britische Seehelden auf solche Weise holländische Millionenwerte raubten, trugen britische Agenten die Schreckensherrschaft im Lande selbst in die Geschäftsbetriebe hinein. Es wurde eine „Schwarze Liste“ von Firmen aller Art angelegt, die deutsche Angestellte beschäftigten oder ihre Beziehungen mit deutschen Häusern weiter aufrechtzuerhalten sich erdreisteten! Solchem Schicksal — ich wähle das Wort mit Bedacht, denn für Banken kann die englische Schwarze Liste tödlich werden — verfielen beispielsweise die Amsterdamer Bankhäuser A. Boissevain u. Co., Gebr. Teigeira de Mattos, Wertheim u. Gomperz und Wiegmanns Bank. Und wer wissen will, wie viele und wie bedeutende niederländische Geschäftshäuser durch den englischen Terror gezwungen wurden, ihre Verträge mit deutschen Teilhabern, deutschen Prokuristen und sonstigen deutschen Angestellten aufzulösen, den verweise ich an die Redaktion der katholischen Tageszeitung „De Tyd“ in Amsterdam, deren deutschfeindliche Gesinnung gewiß nicht hinter dem „Handelsblad“ zurücksteht, die aber, in einer Besprechung dieser letzteren Vorgänge, den Stoßfänger nicht unterdrücken konnte, daß Holland, „trotz der wiederholten Proteste“ seiner Regierung, „in Wahrheit der Schreckensherrschaft eines Landes unterstellt worden sei, das immer noch zu behaupten wage, es habe den Krieg zum Schutze der kleinen Staaten begonnen.“

Wenn man von allen diesen englischen Zwangsmaßnahmen sagen kann, daß ihr Sinn und letzter Endzweck auf wirtschaftliche Schädigungen Deutschlands aus ist, so möchte man, angesichts der kürzlich erfolgten Aufhebung des Artikels 19 der Londoner Seerechtsdeklaration, die ganz besonders gegen Holland gerichtet ist, an außerordentlichere Absichten — oder wenigstens Nebenabsichten — der englischen Regierung zu glauben geneigt sein.

Mit der Aufhebung dieses Artikels, der die Beschlagnahme jedes eine Blockade brechenden Schiffes verbietet, „wenn sich das Schiff derzeit auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet“, spricht England sich das formelle Recht zu, fortan jedes Schiff, mit welcher Ladung und nach welchem Hafen immer, zu beschlagnahmen. Dadurch soll, so urteilt man vielleicht auf den ersten Blick, die über Deutschland verhängte Handelsperre vollends undurchdringlich werden. Denn nun, nicht wahr, kann England „rechters“ jedes neutrale Schiff, das auf neutrale Häfen oder von neutralen Häfen fährt, in seinen Gewahrsam bringen, wobei es nur zu sagen braucht, die Ladung des betreffenden Schiffes erscheine hinreichend verdächtig, für Deutschland bestimmte oder aus Deutschland stammende Güter an Bord zu führen. Das unfehlbarste Hindernismittel aller Zufuhr nach und aller Ausfuhr aus Deutschland, das sich denken läßt! . . . So sollte man in der Tat meinen. Indessen mir scheint, die neue Rechtsordnung für neutrale Schifffahrt, die England erläßt, zielt tiefer.

Der Zweck (oder Nebenzweck) von Beschlagnahmen harmloser holländischer Rauffahrer, den die Aufhebung des Artikels 19 der Londoner Deklaration ermöglichen soll, mag die politische Einfädelungsabsicht eines militärischen Babanquepiels allergrößten Stiles gewesen sein. Man dachte, verleitet durch die Wahrnehmung der beispiellos hochgehenden deutschfeindlichen Strömung in Holland infolge der „Tubantia“- und „Palembang“-Katastrophen, die griechische Partie, die man in Athen so glanzvoll verloren, im Haag überraschend zu gewinnen. Wirklich schien für einen großen Zug, den man sich auf der Pariser Bierverbandskonferenz ausgeheckt denken muß, die Zeit nicht übel gewählt: die deutschen Heere mitamt ihren Bundesgenossen auf allen Fronten genugsam beschäftigt; der helle Frühling mit seinen guten Ausichten auf einen vorwärtshelfenden Bewegungskrieg; eine nahezu ungedeckte deutsche Seitenfront im Westen, deren improvisierte Verteidigung gegen weit überlegene Kräfte unmöglich

schien, und deren schnelle Durchbrechung den Weg in den Rücken der in Frankreich und Belgien stehenden Heere mühelos öffnete und den Stoß ins Herz der deutschen Kriegsindustrie aus nächster Nähe gestattete; und endlich: das niederländische Volk, aufgewühlt in großen Teilen von einer raslos arbeitenden antideutschen Hegepresse, erbittert über den rätselhaften Untergang zweier seiner schönsten Schiffe, deren merkwürdig gelegen kommende Torpedierung keinerlei Verdacht erregte, und mürbe gemacht durch die langsame, aber sichere Abschnürung seines freien Handels — war dieses Volk nicht reif zum plötzlichen Ausputz gegen den gefürchteten Nachbarn mit der Pickelhaube, würde es sich, vor die Wahl gestellt, seine Seeflotte, seinen Kolonialbesitz zu verlieren und durch Hungersnöte gejagt zu werden, oder aber glänzend vorgespiegelte Dinge zu gewinnen, nicht auf einen einzigen scharfen Antrieb der Entente ergeben, die wartenden englischen Heere durch Maas und Schelde widerstandslos hereinlassen und am Ende gar vereint mit ihnen den Vormarsch auf Antwerpen und Essen antreten? ... Gewiß, es konnte nicht schaden, es war höchst angebracht, durch laute Proklamierung der allgemeinen englischen Kaperfreiheit dem allbereits windelweich gekneteten Niederländer die schlotternde Angst ins Gebein zu jagen, um ihn dann in dem großen, entscheidenden Augenblick um so sicherer in den Wirbel des Kriegstanzes mit hineinzureißen. ... Wenn der Coup aber nicht gelang, wenn die Gasse, wie im gelobten Land Italien, nicht zum Herrn der Lage zu machen war, wenn englisches Gold die Helden der Presse und die Würdenträger des Staates nicht zu gewinnen vermochte, wenn kein holländischer Venizelos dem nahenden Engländerheer den Weg nach Brüssel mit „formalen Protesten“ ebnen würde — nun dann waren von England gefaperte Hollandschiffe immerhin Faustpfänder, den allzu neutralen Rechtsinn dieser niederdeutschen Dickköpfe gefügiger zu machen, und am Ende war ein hieraus zu entwickelnder Krieg gegen Holland, der den Vorstoß in die ungedeckte deutsche Flanke bei genügendem Kräfteeinfaß durchführbar erscheinen ließ, immer noch besser, als ein ewig aussichtsloses Anrennen gegen die deutsche Eisenmauer in Frankreich und Belgien.

Wer, gestützt auf nachträgliche englische Dementis, diese Erklärung einer rein wirtschaftlich aussehenden Maßnahme Englands für phantastisch hält, den erinnere ich an ein zu Anfang des Krieges von Herrn Winston Churchill gesprochenes vielstimmiges Wort, welches beweist, daß ein Durchbruch durch Holland schon immer in der Perspektive der englischen Kriegsberechnungen lag. Herr Churchill sagte damals dem Londoner Vertreter des vornehmsten holländischen Blattes („Nieuwe Rotterdamse Courant“) in einer längeren (wohl nur teilweise wiedergegebenen) Unterhaltung: die territoriale Besitzregelung der Scheldemündung müsse, sowohl vom geographischen wie vom militärischen Standpunkt angesehen, unnatürlich erscheinen — eine Meinungsäußerung, mit der dann der Ministerpräsident Asquith einverstanden zu sein ausdrücklich bejahte. Es ist das Verdienst des angesehenen Politikers Baron van Bredenburg, auf diese in der Tat mit gefährlichen Dingen spielenden Worte in der holländischen Wochenschrift „De Toekomst“ wiederholentlich hingewiesen zu haben. Am Ende müsse, so fügt der ausgezeichnete Schriftsteller einer politischen Ausdeutung des Churchillschen Orakels hinzu — am Ende müsse, wie die Dinge gegenwärtig beschaffen seien, die Lage des neutralen und unsere Flanke bedeckenden ganzen Holland der englischen Regierung ein „unnatürlicher Zustand“ sein ... „sowohl vom geographischen wie auch vom militärischen Standpunkt angesehen“, und die Natur der Dinge, wie England sie sehe, werde wohl nicht eher als wiederhergestellt gelten, bis Holland in irgendeiner Form einen Teil ausmachen dürfe of his Majesty's Empire.

In weiterer Folge weist der Baron von Bredenburg dann auf entsprechende Anregungen eines Engländer Namens Horatio Bottomley hin, der ungemein populär sei, und dessen Gedanken, „gelinde gesagt“, in englischen Regierungskreisen noch niemals Bedenken erregt hätten. Nachdem dieser tapfere Propagandist einer entscheidenden Tat mit seiner Kritik über die „unsinnige“ Rücksichtnahme (!) auf neutrale Interessen schon allgemeinen Beifall gefunden, trete er nunmehr offen für das Einschlagen des

kürzesten Weges zum Siege über Brüssel—Antwerpen ein. „Nach der Meinung dieses Mannes fehlt Holland das Recht zur Neutralität, liegt ihm vielmehr die Pflicht zur Befreiung Belgiens ob. So fordert er ein unverweiltes Ultimatum unter Hinweis auf den Präzedenzfall Griechenlands, für den Fall, daß Holland sich dem englischen Willen nicht widerspruchslos beugt. Wir sollen unser ganzes Staatsgebiet für einen Stoß in den Rücken der deutschen Heere zur Verfügung stellen, unsere Häfen englischen Landungen öffnen und unsere Bahnen den militärischen Zwecken Englands ausliefern; und das nicht nur für einen englischen Durchmarsch, sondern auch für die Austragung des Streits innerhalb unserer eigenen Landesgrenzen.“ ... Es sei kennzeichnend, schließt Bredenburg, daß die englische Zensur eine derartige Willensauftachelung frei habe durchgehen lassen. ...

Die holländische Regierung hat, wenn öffentliche und unöfentliche Berichte nicht gröblich täuschen, all diesen politischen Plänen und strategischen Entwürfen mit einer königlichen Behörde einen unversehnen Stoß gegeben. Schweres Geschütz und eingeschulte Kanoniere, eine kleine, aber nicht unbedeutliche, vom Heldegeist des unsterblichen Englandbesiegers de Ruyter beseelte Kriegsflotte und ein unverbrauchtes Landheer von 350 000 Köpfen, das zur Not auf 500 000 Mann zu bringen ist, stehen bereit, dem Engländer einen herzlichen Empfang zu bereiten.

Hollands regierende Männer haben, mit einem donnernden Schwertschlag an Hollands gepanzerten Schild, dem Englischen Eindringling laut warnend ein Zeichen gegeben, daß Tyrannemacht auch bei ungleicher Kraftverteilung eine Grenze hat.

Dies ist eine wahrhaft große Tat der holländischen Regierung, die beweist, daß der alte Freiheitsgeist Oraniens unserm westlichen Nachbarn ein unverlorenes Erbe ist. Sie kann im deutschen Volk, wo man seit je von einem tiefen Respekt vor Hollands Unabhängigkeit und Neutralität erfüllt ist, nur freudigen Widerhall wecken. Dem künftigen Schreiber der Geschichte dieses Krieges aber wird sie sicherlich Veranlassung sein, der Neutralmacht Holland, die ja gewiß viel zu verlieren hat und die dem englischen Seetyrannen gefährlich benachbart ist, das Zeugnis ungewöhnlicher Beherztheit auszusprechen.

Paul Ostwald / Japans Rat an England

Unter dem obengenannten Titel sind im Dezember 1915 und im Januar 1916 in der Tokioer „Jamato Schimbun“ eine Reihe von Aufsätzen erschienen, die verdienen nicht nur in Ostasien, sondern auch bei uns gehört zu werden. Denn diese Arbeiten stammen nicht nur aus den Federn der Schriftleiter der Zeitung, sondern es hat auch eine Reihe bedeutender, den verschiedensten Berufen und Bevölkerungsklassen angehöriger Männer sich zu diesem Thema geäußert. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß aus diesen Aufsätzen der „Jamato Schimbun“ der gebildete und politisch interessierte Teil des japanischen Volkes zu uns spricht. Darum sind uns diese Artikel der japanischen Zeitung so wichtig, darum müssen wir Wert darauf legen, was in ihnen über England, den Bundesgenossen, und schließlich auch über uns, den Feind, gesagt wird.

Bis auf die Arbeit, die aus der Feder des Präsidenten des Abgeordnetenhauses, des Herrn Shimada Saburo, stammt, zeigen alle anderen eine gleiche Mißstimmung dem Bundesgenossen England gegenüber. Unzweifelhaft hat das seegewaltige Albion durch diesen Krieg in Japan an Prestige und Ansehen verloren. Man hat in Tokio erkannt, daß den Worten Englands selten die Taten folgen. Die Mißerfolge Englands an den Dardanellen, die Erfolge unserer Flotte, die noch längst nicht auf dem Boden der Nordsee ruht, die Ohnmacht Englands unserer Unterseeboote gegenüber u. a. m., reden eine zu deutliche Sprache, als daß man in Japan davor die Augen und Ohren verschließen könnte. Dazu kommt dann, daß die Lüge und die Unwahrhaftigkeit, mit der England den Sieg zu erringen sich

bemüht, bei dem ritterlich denkenden Japaner höchst abstoßend wirkt. Der Krieg hat in einem viel schärferen Licht, als es im Frieden möglich ist, den Egoismus Englands enthüllt. Nur um den Japanern nicht allein den Sieg zu überlassen, haben sie nach Tsingtau ein kleines Heer geschickt, nur mit Widerwillen haben sie einige deutsche Südfseeinseln den Japanern überlassen, „und nur aus Furcht vor Japans Chinapolitik, aus der Sorge heraus, daß Japan allein in China eigenmächtig schalten könnte, haben sie Japan zu dem Abkommen mit Frankreich, Rußland und Amerika veranlaßt und so Japan ein dreifaches und vierfaches Netz übergeworfen.“ Man fühlt sich in Japan eben als der von England Betrogene.

Damit erklärt sich aber auch von vornherein, wie man über die Zukunft des englisch-japanischen Bündnisses denkt, entweder völlig ablehnend, oder man will nur dann noch etwas davon wissen, wenn ganz neue Grundlagen, ein ganz neuer Bündnisvertrag geschaffen wird, der Japan vor Ausnutzung durch England sichert.

Interessant ist in der ersten Beziehung vor allem die Arbeit des Professors der Literatur, Tatebo Tonge. Nach ihm ist ein Fortbestand des englisch-japanischen Bündnisses unmöglich, und er führt Gründe dafür an, die tiefer als die aller anderen Arbeiten gehen, die ferner in der japanischen politischen Literatur und auch wohl in der anderer Länder bisher noch nicht mit solcher Schärfe betont wurden. Tatebo Tonge macht nämlich, und meines Erachtens mit Recht, aufmerksam auf den überaus gewaltigen Unterschied in der Staatsauffassung der Engländer und der Japaner. Auf der einen Seite finden wir die Idee vom Nachwächterstaat, auf der anderen bedeutet der Staat alles. Bemüht man sich in England nach Möglichkeit, den Staat mit seinem Einfluß auf das Individuum zu beschränken, so lebt der Japaner in erster Linie für den Staat, erst in zweiter für die Familie. Ist schon zwischen Deutschen und Engländern der Unterschied in der Staatsauffassung so groß, so ist das infolge der eigentümlichen geschichtlichen Entwicklung beim japanischen Volke noch in einem weit größeren Maße der Fall. „Da nun aber“, so folgert Tatebo Tonge, „Englands Staatsauffassung so verschieden von der japanischen ist, ist allerdings zu fürchten, daß es dabei zu Zusammenstößen zwischen beiden kommen wird. Aber auch bisher haben die beiden Länder ja schon immer zu achtzig vom Hundert Streit und nur zu zwanzig friedliches Zusammengehen gehabt. Wenn es sich um ein wirkliches Nützlickeitsverhältnis handelte, etwa derart, daß Japan dank dem Bündnis seine Flotte um die Hälfte verringern könnte, so wollte ich mir das gefallen lassen; aber das ist nicht der Fall. Das „heidenhafte“ Benehmen der englischen Truppe unter General Bernardiston vor Tsingtau hat das wirkliche Verhältnis offenbart. Japanische Truppen mit solchen Truppen sind eine so unsinnige Mischung wie die von Sake mit Spiritus. . . Das Bündnis ist zu leichtfertig geschlossen worden und kann so nicht länger fortbestehen.“

Ein zweiter, gleich rücksichtsloser und tiefgründig bewiesener Scheidebrief an England ist nun unter den Arbeiten nicht zu finden. Vielmehr fordert die Mehrzahl nur die Beseitigung des alten und die Einsetzung eines neuen Bündnisvertrages. Allerdings werden Forderungen an England erhoben, die es nach der bisherigen Erfahrung kaum bewilligen würde, und das wäre ja dann gleichbedeutend mit dem Ende der Bundesgenossenschaft. Sehen wir uns deshalb die Forderungen einmal genauer an. Erstens wird die Anerkennung der absoluten Vorherrschaft Japans in China von England verlangt. Hiernach müßte also England seine eigenen chinesischen Pläne stark zurückschrauben, es müßte vor allem verzichten auf das Jangtsetal mit seinen Bergwerken, Eisenbahnen, Schifffahrtslinien. Wie wenig es aber gewillt ist, solchen Zumutungen nachzugeben, das haben ja die Wutschreie der englischen Presse über die bekannten 21 japanischen Forderungen an China zur Genüge bewiesen. Zweitens wird verlangt, daß England seine Kolonien den Japanern öffne. Wer aber weiß, wie man in Australien, Neuseeland und Kanada den Japaner haßt und seine Einwanderung mit allen Mitteln verhindert, der wird

auch in dieser Forderung die Unmöglichkeit der Erfüllung von englischer Seite von vornherein sehen. Ginge man in London auf diese japanische Forderung ein, so wäre ein Losgehen der Kolonialgebiete vom britischen Weltreiche wahrscheinlich die Folge. Was England bisher in Hinsicht auf die innere Festigkeit seines Weltreiches den Japanern nicht hat zubilligen können, obwohl sie schon wiederholt das Bündnis in dieser Hinsicht für sich haben ausnützen wollen, das kann England auch in Zukunft nicht.

Drittens wird einmütig die Abänderung des Paragraphen 4 des letzten Bündnisvertrages aus dem Jahre 1911 gefordert. Hierdurch hat sich nämlich England für den Fall eines Krieges zwischen Japan und Amerika die Neutralität gesichert. England soll vielmehr gezwungen werden, in einem solchen Kriege in vollem Umfange seinen Bündnisverpflichtungen nachzukommen. Auch hierauf kann England nicht eingehen, jetzt noch viel weniger als 1911. Der Weltkrieg hat England und Amerika nicht voneinander ab, sondern zueinander geführt. Was soll Japan aber mit einem Bündnis, das es gerade für den Krieg, der am allerwahrscheinlichsten ist, ohne jede Hilfe läßt?

Forderungen schließlich, die von japanischer Seite Indiens wegen erhoben werden, wie die volle wirtschaftliche Gleichberechtigung Japans in Indien, die Beseitigung der Verpflichtung für Japan, Indien für England zu schützen usw. bieten ja auch noch manche Schwierigkeiten, doch sind sie nicht so unüberwindbar wie die drei eben angeführten.

Zieht man also das Resultat, so sind die Aussichten für die Zukunft des englisch-japanischen Bündnisses nicht allzu rosig. Man glaubt auch auf japanischer Seite, wie die Arbeiten in der „Jamato Schimbun“ es beweisen, kaum daran, daß England auf eine solche Neuformulierung des Bündnisvertrages, wie sie als Notwendigkeit für Japan bezeichnet wird, eingehen wird. Deshalb wird von den japanischen Staatsmännern verlangt, daß sie sich beizeiten nach einem andern Bundesgenossen umsehen. Nur eine geringe Minderheit, als deren Vertreter in der „Jamato Schimbun“ der Präsident des Abgeordnetenhauses das Wort ergreift, warnt vor übertriebenen Forderungen an England und ist der Ansicht, daß nach wie vor das Bündnis mit England die Grundlage bleiben muß. „Das englische Bündnis“, so schließt Herr Shimada Saburo seinen Aufsatz, „wird immer den Umständen der Zeit angepaßt werden können, genau wie es in der Vergangenheit so große Änderungen durchgemacht hat. Mit dem Obigen wollte ich nicht nur „einen Rat an England“ geben, sondern ebenso einen Rat an meine Landsleute, selbst über die Zukunft des Bündnisses nachzudenken.“

Der neue Bundesgenosse nun, den die Mehrheit an die Stelle Englands setzen will, ist Rußland, und, was noch wichtiger für uns selbst ist, man denkt auch an Deutschland. Daß Deutschland nicht niedergezwungen werden kann, ist die feste Ueberzeugung, die allseitig aus den Arbeiten der „Jamato Schimbun“ zutage tritt. Unsere Siege sind nicht ohne Eindruck in Japan geblieben. „Der Krieg in Europa“, so heißt es wörtlich in einem Artikel, „verläuft ganz anders, nicht nur als sich die Engländer, sondern auch als wir Japaner es uns gedacht haben. . . Wir haben zwar die Kraft der deutschen Armee von Anfang an richtig eingeschätzt, aber die außerordentliche Schwäche der Alliierten, ihre vollkommene Planlosigkeit, hat uns aufs äußerste erschreckt. Um es offen zu gestehen, wir hatten zurzeit unserer Kriegserklärung gedacht, daß die vereinigte Kraft Englands, Rußlands und Frankreichs imstande sein werde, in wenigen Monaten den Krieg zu Ende zu bringen. Nur darum haben wir so sehr wie möglich den Angriff auf Tsingtau beschleunigt. Mit wenigen Ausnahmen hat unser ganzes japanisches Volk so gerechnet. Aber das heutige Ergebnis hat unsern Traum vollkommen zerstört und zeigt ein geradezu entgegengesetztes Gesicht. . . „Darum“, so heißt es an einer anderen Stelle, „wollen wir doch darauf hinweisen, daß wir uns ein japanisch-russisches Bündnis, bei dem Deutschland außer acht gelassen oder gar als Feind betrachtet wird, nicht vorstellen können.“

Die Artikel der „Jamato Schimbun“ können uns als ein getreuer Spiegel der Meinung eines jetzt auf der Seite unserer Feinde stehenden Volkes über die Gegenwart und Zukunft gelten.

Wir sehen, daß auch in Ostasien für England schwere Schläge drohen, und vielleicht fügt es die Zukunft, daß auch dort einmal noch dem stolzen Albion heimgezahlt wird, was es gegen uns durch jahrzehntelang hindurch geübten Verrat und Lüge verbrochen hat.

S. D. Gallwiz / Die Auferstehung der Glocken

Jedem deutschen Jungen und jedem deutschen Mädchen hat einmal das Herz höher geschlagen, als die lebendige Feierlichkeit der Schillerischen Dichtung von der Glocke sich dem versterbenden Sinn zu Bildern formte; als sie die Worte empfanden:

„Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.“

Die Verse sind wie ein Denkmal, aufgerichtet für ein Stück Vergangenheit. Wir in unserer Zeit haben Glocken und wir alle kennen Glocken, aber das sind nicht mehr die, von denen Schiller singt; die sind der großen, lauten Welt verlorengegangen, sie leben nur noch in der Weltferne des Landes und sehr kleiner Städte. Da gibt es unter den Menschen wohl auch heute noch ein Aufhorchen, wenn die Glocke klingt, und ein Fragen: wer ist denn gestorben? oder: wo wird denn Hochzeit gemacht? oder: bei wem mag heute Taufe sein? . . . Die ziehenden Glockenwellen werden da zum Band, das alle Hörenden umschlingt. Auch das Einläuten der Sonn- und Festtage und des Feierabends ist da noch ein „Rühren an vieler Menschen Ohr“ und ein Einziehen in offene Herzen.

In den Städten hängen die alten Glocken still und stumm in ihren Türmen, die ganze Woche lang. Sie träumen von früheren Zeiten, als sie bei allem, was das gewohnte Alltagsleben der Menschenkinder unterbrach, dabei waren; das galt für den einzelnen und den teilnehmenden Nachbarn und für die Stadt und das Volk. Manchmal klang ihr Schwingen: Feinde in Sicht! oder: Meuterei innerhalb der eigenen Mauern! und dann wieder: Hochwassergefahr oder Feuersnot! Und dann auch wieder war ihr Klang ein feierliches Jubeln und Preisen, und sie grüßten damit den Landesherrn oder einen Fürsten der Kirche, die mit ihrem Gefolge zu festlichem Besuch in die Tore einzogen. Das waren Höhepunkte, die die täglichen, gewohnten Beziehungen der Glocken zu den Menschen bedeutungsvoller machten . . . Die Städte sind seit jener Zeit ein gutes Stück an den Kirchtürmen, wo die alten Glocken hängen, in die Höhe gewachsen, und in demselben Maße ist damit die Ehrfurcht vor ihnen geringer geworden. Die Menschen nehmen sie heute gleichmütig als ein Ding neben anderen im Bilde ihrer Stadt. Die Glocken sind verstummt; andere Töne durchschneiden das Getriebe des Alltags und fangen das Ohr: die immer auf und nieder schwellende Brandung des Straßentürms und die grellen Rufe von Fabrikpfeifen und Sirenen. Nur einen Sinn haben sie behalten für das lebendige Leben des Tages; es läutet zur Kirche — sagen die Menschen und meinen damit mehr eine Zeitbestimmung als das feierliche Rundwerden einer Aufforderung, sich über das Irdische zu erheben; der Kirchenbesuch der Städter ist für die allermeisten zu einem Anhören eines Vortrages zusammengeschrumpft, einem intellektuellen Nachgehen von Gedankengängen, die Predigt heißen, weil der Raum zufällig eine Kirche ist und nicht ein Vortragsaal; was soll da das Klingen und Singen von den Türmen? . . . Weil wir den Glocken keinen Teil ließen an unserem lebendigen Leben, haben sie sich im Gewande der Romantik in das Scheinleben der Kunst zurückgezogen: das war der Ort, wo sie noch mit den Menschen in Fühlung kamen. Der letzten Generation war ihr künstlerisches Abbild vertrauter als ihre Natur und Wirklichkeit. In den Konzertsälen streuten Spittellers Glockenlieder mit den Kompositionen von Schillings eine Sehnsucht aus, auch hören und empfinden zu können, was

dem Dichter die Stimmen von den Türmen zufrugen, und die in die Orchestermusik verwobenen Glocken in Richard Wagners Parsifal holen, wenn sie die mystischen Gralszzenen einleiten, aus den Herzen der Wagnerbegeisterten Empfindungen heraus, die keine Kirchenglocke in ihnen mehr zu wecken vermag.

Das war so bis zum Kriege; der aber hat es mit sich gebracht, daß wir wieder auf die Glockenstimmen aufmerken lernten. Siegfried ist die Lösung, mit der sie zu uns gekommen sind; immer ernster und feierlicher wurde der Sinn ihre Rufes, je länger die Wochen und Monate sich dehnten, wo uns ihr Mund stumm blieb. Wir wissen alle, wie es ist, wenn Siegeskunde durch Glockenklänge jubelnd und brausend von den Kirchtürmen in das Land und in die Städte getragen wurde: das war dann kein Hören mehr, sondern ein Angeführtwerden im Innersten, ein Erleben, in welchem die Tonschwingen die Seele hinaustrugen über alles Irdische, Nationelle. Wenn wir jetzt Siegfried denken — nicht mit dem rein gedanklichen Denken, sondern in der Kraft der Empfindung, so wird uns der Gedanke zum Bild eines feierlichen Geläutes. Die Glocken sind an dieser Stelle für uns lebendig geworden; sie sind auferstanden, als Symbol, was sie ehemals für alle Erhebungen des Lebens waren. Der nüchterne Wirklichkeitsinn der Zeit, von der die Gegenwart kam, war der Bedeutung solcher Symbole gegenüber sehr stumpf geworden, er sah und empfand nur, was am Tage lag. Das Glockenläuten ist wie ein weithinschallendes, bequem vernehmbares Uhrenschielen, eine Sache wie jede andere des Alltags auch, wenn es nicht bei uns einen Widerhall findet, der es vom rein Zweckdienlichen reinigt. Die Glocken des Krieges haben diesen Widerhall in uns neu geweckt; wir können heute von ihnen als Symbolen sprechen, weil in dem starken und schweren Leben dieser Jahre ihr Läuten sich in uns dazu gefestigt hat.

Es wird ein Tag kommen, ein unausdenkbar großer und schöner — da werden die Siegesglocken Frieden einläuten. Und dann, werden sie dann wieder verschwinden aus unserem Leben? wieder zu Klängen des Alltags und der Nützlichkeit neben anderen werden? — Symbole wachsen langsam aus dem inneren Leben heraus. Wir dürfen eine Hoffnung in die Friedenszeit tragen, daß der deutsche Geist Entwicklungen nimmt, bei welchen die sonntäglichen, die Bitt-, Dank- und Feierabendglocken nicht mehr ein leerer Schall, sondern Lebendiges kündende Stimmen sind.

Helene Voigt-Diederichs / Das goldene Bild

Schluß.

In der Fabrik bekommt Männe auf seinen Schein hin achtzehn Mark ausgehändigt. Er schiebt sie in das Beuteltchen und kommt sich ganz schwer und wichtig vor, als er am Rand des Feldes zurückläuft. Wie die großen Jungen wühlen und mit ihren grauen Mützen aus der Erde herausgucken! Ein richtiger Soldat geht umher, befiehlt, nimmt Spaten oder Beil und zeigt, wie er's meint. Die Gräben werden fest, da kann keiner von den Feinden herein. Da steht man drin und spielt jeden, der kommt.

Zweimal mittert Männe um den Platz herum. Dann biegt er der Stadt entgegen, aber er nimmt nicht den Weg in die arme, kleine Gasse, wo die Mutter sitzt und auf das Bohnengeld wartet. Er weiß was viel Besseres, ja, er denkt gar nicht mehr, daß er irgend etwas anderes tun kann als dies.

Er hastet auf seinen zerweichten Schuhen durch die harten Straßen. Er sieht die Menschen nicht, er sieht die Häuser nicht; er windet sich zwischen den ratternden Elektrischen durch, ohne zu wissen, von welcher Seite sie kommen.

Endlich steht er vor dem breiten Fenster, das er sucht. Alles liegt drinnen beieinander, ist nicht weggekauft, wie Männe heimlich schon gefürchtet hat. Plümen, Helme,

Trommeln, Patronentaschen und hundert andere Dinge noch. Genug für eine ganze Stadt von Jungens.

Männer marschiert stramm in den Laden hinein und verlangt Mundharmonika, Mütze, Säbel und Gurt. Die Verkäuferin staunt einen Augenblick. Aber da der Junge sein gutes Geld und nicht die Spur eines schlechten Gewissens zeigt, ist das übrige ihre Sache nicht. Eine Uniform, nein, die ist nicht da; die muß er sich am Altmarkt holen.

Männer schnallt den Säbel um, knutscht die alte Mütze auf den Fußboden. Aber die Verkäuferin sagt, hier darf sie nicht liegenbleiben. Da nimmt er sie mit auf die Straße hinaus und stüßst sie durch die Kellerlochtraillen, ganz tief hinunter in den Abgrund. Dann setzt er die Mundharmonika an die Lippen, richtige Töne kommen; manchmal klickt es so, daß er absetzen muß. Selig torkelt er durch die Stadt, achtet nicht auf den Weg, verliert Zeit; über den Straßen hängen schon die großen Lichtbälle, spiegeln sich in den Fenstern, als er endlich auf dem Altmarkt ankommt.

Er findet den rechten Laden nicht gleich, sucht von Auslage zu Auslage; bleibt vor jeder stehen und zählt sein Geld nach. Dabei flattert ihm ein Schein davon; eine vorübergehende Frau bückt sich schneller als er und weg ist sie. Männer fürchtet sich, weiß nicht, ob's nun noch reicht; das blanke Geld von früher kennt er besser als die Zettel, die es heut gibt.

Als er so mitten auf dem nassen, nebeligen Platz im roten Kreis der Laterne steht, zählend und wieder zählend, fühlt er plötzlich, wie jemand ihn am Gurt packt. Im Helm und Mantel steht ein blander Schutzmänn da und fragt: Was hast du da, Junge? Wohl gefunden, was?

Nein, das Geld ist Männer feins; er hat es ganz gewiß nicht gefunden. Aber der Schutzmänn ist auf jeden Fall gefährlich; statt zu antworten, reißt Männer sich los. Der schöne neue Säbelgurt ist in zwei Stücke geplatzt.

Der Schutzmänn springt nicht hinterher. Er pfeift auf einer kleinen Pfeife; an der nächsten Straßenecke hält ein Vorübergehender den Ausreißer am Ärmel und wartet dort, bis der dicke Schutzmänn ganz gemütlich herankommt.

Hier an der belebten Ecke zieht er eine Schreibtisch heraus; bald stehen Kinder und große Leute im Kreis herum. Also Hermann Osterloh. Das Geld gehört ihm? Schön, aber woher denn? Die Mutter hat's mit Bohnen verdient. Aber doch gewiß nicht, daß er sich den Säbel und all das andere Zeug kaufen soll?

Männer weiß nichts mehr zu sagen. Er hat die Sachen doch gebraucht! Mutters Geld, das hat nichts damit zu tun. Aber es ist klar, daß der Schutzmänn, der gar nichts weiß, auch nichts begreifen kann.

Ohne Zögern sagt Männer, wo er wohnt und läuft schullos neben dem Polizisten nach Haus — ein bißchen erleichtert, dort wird schon Ordnung in die Sache kommen.

Aber als er von der Gasse aus das trübe Lichtviereck sieht, kaum heller als die dunklen Fenster nebenan, wird es ihm dumpfer zumut. Und als er, vorbei an Türspalten und neugierigen Köpfen, die Treppen hinaufsteigt, den blanken, flirrenden Mann mit der Taschenlampe neben sich, da weiß er und ergibt sich drein, daß es mit dem Soldatenleben für diesmal vorbei ist.

Oben sitzen der Vater und die Mutter vorm Ofen; die Eisentür steht offen, damit mehr Licht herausfällt. Willig und Karl hocken am Boden, haben ein rotes Taschentuch an die hellste Stelle gebreitet und suchen die Bilder drauf: ein Zeppelin, Hindenburg, Unterseeboote.

Also da sehen die Eltern Männer lebendig vor sich. Er ist nicht überfallen oder totgefahren. Aber was will der Schutzmänn?

Der Vater sagt Guten Abend und zündet das Licht auf der Flasche an. Er geht damit dem Polizisten entgegen; das tropfende Wachs brennt ihn nicht. Die beiden sprechen zusammen; Männer hört was von Geld. Dann wird er vorgeliegt. Er erzählt nichts, aber er antwortet auf jede Frage. Er sagt alles, was er weiß. Er ist verschüchtert von den Stimmen, die auf ihn hineinreden, aber er denkt nicht, daß er etwas Böses getan hat. Nur, daß es etwas gewesen, das ihm nicht geglikt ist. Also wird es wohl recht sein, wenn er gescholten wird.

Dann lassen die beiden von Männer ab und reden allein miteinander weiter. Es ist einer von den Kriegsschutzmännern, nicht böse, wie die früheren; er weiß wohl, daß die Menschen nicht sind, wie das Gesetz sie will, und daß man ohne eigene Schuld Unglück mit seinen Kindern haben kann. Zuletzt seufzt der Vater und schüttelt den Kopf und sagt ganz müde: Gibt es denn keine Anstalt, die so ein Kind hinnimmt? Ich muß ausrücken, morgen, und meine Frau, wie soll die wohl allein allem vorstehen . . .

Der Schutzmänn hebt die Schultern. „Das kann nur beantragt werden, wenn er sich herumtreibt, aus der Schule wegleibt. Solange er das nicht tut, ist nichts zu wollen. Später — das ist ja wahr, so einer gehört an einen Platz, wo ihm bei der Arbeit gehörig auf die Finger gepaßt wird. Aber das gibt's nicht, da verdient er nichts. Aufgepaßt werden kostet Geld, da muß einer noch Geld zugeben . . .“

Er zuckt die Achseln, grüßt und geht zur Tür hinaus. Ganz still sitzen die Menschen in der dumpfen Stube, solange noch der schwere, vorsichtige Schritt auf den Holzstufen dröhnt.

Dann steht der Vater auf, nimmt Männer an der Schulter und schiebt ihn in die Schlafkammer hinein. „Daß du dich nicht unterstellst und ins Bett kriechst!“ droht er, bevor er die Tür zuzieht.

Männer bleibt im Dunkeln. Nach einer Weile hört er drinnen klappern und essen. Heißen Kaffee, heiße Kartoffeln; er kriegt nichts. Das ist sehr schlimm. Männer geht zum Fenster, draußen ist es noch immer naß, aber am Himmel, zwischen den Dächern, tritt der runde Mond heraus. Mitten in der Stube liegen sechs helle Bierede von Licht. Wenn man sich vor die Scheiben stellt, wächst auf dem Fußboden ein schwarzer Schattenmänn, ist verschwunden, wenn man sich niederbückt.

Eine Weile tänzelt das betrübte Spiel. Dann geht die Tür auf; die Mutter schleicht hustend herein. Sie macht sich an ihrem Bett zu schaffen, sucht herum und drückt Männer mit einem hastigen Blick gegen die Stube eine lauwarme, flebrige Kartoffel in die Hand.

Männer darf in kein Bett. Der Vater greift nach ihm, zieht ihn in die Stube und weist auf einen Fleck auf dem Fußboden. „Da legst dich hin. Da schläfst du!“ Dann schleicht er zu den anderen in die Kammer zurück.

Männer kauert sich gehorsam auf die Erde. Solange das kleine Feuerauge im Ofen scheint, ist's noch nicht schlimm. Nachher aber kommt die dunkle Nacht, lang und hart. Männer schläft und wacht durcheinander. Seine Gedanken sind ganz klein und mühsam, quälen sich wie Flammen um nasses Holz. Vom Soldatenzeug weiß er nichts mehr, es ist nur noch das eine da: wenn doch Vater und Mutter bald aufhören, böse mit ihm zu sein.

Schläge kriegt er nicht, auch nicht am anderen Morgen. „Ich habe keine Lust, so am letzten Tag!“ sagt der Vater. „Guste, daß du den Bengel kurz hältst. So wie er ist, da ist er reif fürs Zuchthaus. Und das ist bis heut in meiner Familie und auch in deiner, weiß Gott, keine Mode nicht gewesen...“

Um zehn Uhr muß der Vater zur Bahn. Es ist ein heller, sonniger Tag; alle, sogar Lisbet, wollen bis zur Kaserne mitgehen. Von Männe spricht keiner. Er hat sich's schon gedacht, daß er zu Haus bleiben muß. Die Mutter sitzt auf ihrem Stuhl und läßt die Geschwister nacheinander zum Waschen und Anziehen herankommen. Männe hockt im Winkel, springt zu, wenn der Kamm hinfällt, bewahrt Lisbet, die mit ausgebreiteten Armen auf den roten Ofen zuwackelt.

Willi und Karl schleppen auf dem Tisch all die Sachen zusammen, die dem Vater gehören. Nur das Gewehr, das darf ihm keiner anfassen.

Ganz vollgestopft ist der Tornister, darauf die gerollte Zeltbahn und das Kochgeschirr; zu alleroberst wird das nackte Kommißbrot gebunden. Dann sind noch Handpakete da, mancher von den Nachbarn hat etwas gebracht, obgleich bald jeder Sohn oder Mann draußen hat und keiner große Sprünge machen kann.

Die Mutter weint nicht. Sorgen und schwere Gedanken warten auf sie, aber jetzt freut sie sich, daß der Mann so viel zu essen mitbringt. Die Brüder sind stolz und aufgeregte, der Vater selber sagt kein Wort. Mit seinem schweren nachdenklichen Gesicht geht er zwischen Stube und Kammer hin und her. Er weiß ja, daß es sein muß, aber gern zieht er nicht hinaus. Man hat so seine eigenen Gedanken und hofft doch, diese niedrige Stube voll Armut und Leben wiederzusehen.

Karl und Willi poltern zuerst die Treppe hinunter. Dann kommt die Mutter mit Lisbeth im Arm, zuletzt stampft der Vater. Niemand sagt ein Wort für Männe, auch der Vater nicht. Doch in der Tür wendet er sich noch einmal, zuckt mit den Schultern, reißt ganz schnell den Kopf wieder weg. Seine Augen sind ganz gut gewesen, aber sprechen tut er nicht, und Männe ist's auch lieber so, denn er weiß wohl, daß da mit dem Mund nicht viel Gutes zu sagen ist.

Als alles im Haus still ist, läuft Männe zur Kommode. Da liegt das Bild, das der Vater gestern aus der Kaserne mitgebracht hat. Ganz so ist er eben zur Tür hinausgegangen, der allerschönste Soldatenvater in der ganzen Straße.

Plötzlich fällt Männe etwas ein. Da steht noch der Hindenburg, den er neulich in dem feinen Haus geschenkt gekriegt hat. Er nimmt ihn hoch, untersucht von rückwärts: er rutscht ganz leicht aus dem Rahmen heraus!

Hindenburg, ja, der gehört gleich hinter den Kaiser. Aber heut kommt doch der Vater zuerst. Männe zieht den geliebten Feldherrn heraus und quetscht den Vater hinter das Glas. Und dann stellt er das neue Bild so, daß die Sonne darauf scheint und den goldenen Rand vom Rahmen noch goldener macht.

Männe denkt gar nicht mehr daran, daß er nicht mit zur Kaserne und zum Bahnhof darf. Er hat einen viel schöneren Vater. Selig vergessen steht er in der armen Kammer, stiehlt einen Zipfel vom Fenstervorhang, feuchtet mit Spucke und pukt, lachend und flüsternd, Lisbeths Rußmund und all die vielen klebrigen Finger weg von seinem goldenen Soldatenbild.

Gottfried Traub / Entscheidungen

Erstfeind von allem Heuchelschein
sei jedem Auge, was du bist;
man muß in aller Augen sein,
was man in Gottes Augen ist.

G l e i c h m.

Ostern brachte schwere Stunden. Hebt der Krieg vom neuem an, wenn die Macht über dem Ozean auch noch offen in den Völkerstreit eingreift? Das Ende schiebt sich weiter hinaus. Die Welt wird enger. Wir nahmen bisher diese Entscheidungen nicht auf die leichte Achsel; nun wo das letzte Wort gesprochen werden wird, empfinden wir die Schwere der Verantwortung doppelt. Am ersten Ostertag zogen Gewitter übers Land; am zweiten aber schien helle Sonne. Mit ihr stieg der Frühling in Herz und Faust. Unter der Oster Sonne schauen wir in die Zukunft. Niemand zittert.

Wir fordern keinen heraus und haben keinen herausgefordert. Das soll nicht nach Entschuldigung klingen. Verzeihung begehren wir nicht; wir haben nicht nötig, unser Handeln zu beschönigen. In Bescheidenheit, aber mit aller Deutlichkeit lehnen wir die schulmeisterlichen Urteile ab, die uns von auswärts zuteil werden: wer am Ufer steht, versteht nichts von dem, der auf dem Meer mit dem Sturm ringt. Wir haben ein klar Gesicht. Wir hatten unser Handeln auf Frieden eingestellt. Auch für Friedensarbeit aber braucht man Sicherheit und Raum; man muß wissen, daß man geheimen Ränken nicht ausgeliefert wird, und der Kluge rechnet mit den Versuchen, einem Starken die Schlinge um den Nacken zu werfen. Wird der Friede in Frage gestellt und gebrochen, so entscheide das Schwert. So haben wir gehandelt, so handeln wir weiter, solange wir uns vor dem alten Frix nicht schämen wollen. Er reitet heute durch Deutschlands Gaue.

Heuchelei war uns von jeher das Widerwärtigste. Kampf, Spott, Verleumdung, List läßt sich tragen. Heuchelei aber ist unausstehlich. Manneshand faßt lieber in Dornen als in Quallen. Man sei, was man ist, und zeige sein wahres Gesicht: Freund oder Feind. Aber heute beten und morgen den töten, für den man gebetet hat, paßt nicht zusammen. Was uns am meisten zuwider ist, das ist die Geschäftigkeit, mit welcher man sein Gesicht verdecken will. Jeder redliche Austausch hört auf. Worte können eine Zeitlang täuschen. Wer sie klingen hört, merkt, ob sie echt oder unecht sind. Zur Verständigung gehört, daß man wirklich sich verstehen will. Wollen oder Nichtwollen entscheidet; tausend Gründe und zehntausend Erklärungen besagen nichts gegen jene innerliche Entscheidung. Sie fällt, wie sie muß. Wer sie zugunsten seines Volkes hinauszögert, handelt recht und gut. Wer ein Mittel zur Verständigung uner schöpft ließe, wäre unverantwortlich. Aber die Geschichte eines Volkes, in welcher seine Ehre und sein Dasein liegt, redet wenig, sie ist im Schweigen groß; wenn sie aber zum Reden gezwungen wird, so handelt es sich um ihre letzten Wurzeln, die eine Nation bis zum Äußersten verteidigt, will sie kein hinsiedender und entblätterter Baum werden.

Mit Osteraugen sehen wir in die Zukunft. Es erschreckt uns nichts. Wir sind geborgen in dem höchsten Willen. Unser Weg ist schwer, weit schwerer kann er werden. Aber unerträglich wäre nur, wenn wir uns verachten müßten. Die Feigheit der Nationen, alle gegen ein Volk aufzustehen, muß an den Tag kommen. Ruhig laßt uns bleiben und nicht ungeduldig werden. Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber schrecklich klein. Unbesiegt bleibt der Furchtlose.

Soziale Bewegung

Gegen der Organisation. Im amtlichen heftischen „Gewerbeblatt“ tritt Geheimrat Noack, der Vorsitzende der Großherzoglich Hessischen Zentralstelle für Gewerbe warm für die Heimarbeiterinnen ein. Neben geistlicher Hilfe empfiehlt er eindringlich die Förderung der Organisation der weiblichen Heimarbeit. In diesem Zusammenhang schreibt er: „Den beruflichen Zusammenschluß der Heimarbeiterinnen zu fördern, wird in erster Linie deren eigene Sache sein, keinesfalls sollten sich aber die bereits bestehenden Handwerker- und Arbeiterorganisationen von der Unterstützung dieser Bestrebungen ausschließen, etwa aus Furcht, auf dem Arbeitsmarkte den Wettbewerb weiblicher Hilfskräfte weiter zu fördern. Dieser Wettbewerb wird bleiben; es fragt sich nur, in welcher Form er sich vollzieht. Müssen die Mädchen und Frauen unseres deutschen Volkes weiterhin, um den Unterhalt für die Familie bestreiten zu helfen, zu Schleuderpreisen arbeiten, so bedeutet dies eine schwere Schädigung an der Gesundheit unseres deutschen Volkes. Die Forderung muß sein, für gute Arbeit unter anständigen Arbeitsbedingungen anständigen Lohn zu erlangen, und dies wird nur durch eine sachgemäße Organisation erreicht, die von sich aus auch erzählerisch auf die Gesamtheit ihrer Mitglieder einwirken kann. Die jetzige Kriegszeit deutet den Weg an, auf dem dies Ziel zu erreichen ist. Je eher Hand ans Werk der Organisation gelegt wird, um so besser werden sich die Aussichten in kommenden Friedenszeiten für unseren erwerbstätigen weiblichen Mittelstand gestalten. Wer an dieser Aufgabe fördern mitarbeitet, baut dadurch mit an der Zukunft unseres Vaterlandes. Er trägt dazu bei, daß die Tätigkeit der heimarbeitenden Frau und Mutter sich unter Bedingungen vollzieht, die ihre eigene Gesundheit schützen, es ihr ermöglichen, ihre Kinder ausreichend zu ernähren und zu gesunden, wehrhaften Staatsbürgern zu erziehen. Damit kann aus der Heimarbeit, bisher einem Schöbling am Volkstörpel, ein Beruf werden, der einen schätzenswerten Zuwachs unseres Wirtschaftslebens und eine Stütze von Haus und Familie bedeutet.“

Eisenbahnerforgen. Die Ankündigung des Reichsamts des Innern, daß allen Zweifeln und sachlichen Schwierigkeiten zum Trotz eine Novelle zum Reichsvereinsgesetz zwecks Entpolitisierung der Berufsvereine noch in der gegenwärtigen Session dem Reichstage zugehen werde, hat die organisierten Eisenbahner mobil gemacht. Die Eisenbahner gehören nämlich mit den Landarbeitern zu denjenigen Berufsangehörigen, denen seither das Koalitionsrecht ausdrücklich verweigert worden ist. Neuerdings wurde denn auch erst erklärt, die Eisenbahner könnten kein Koalitionsrecht verlangen, weil die preussische Verfassung es nicht vorsieht. Nun hat es, als im Jahre 1851 diese Verfassung geschaffen wurde, noch keine Eisenbahnarbeiter gegeben, und es ist natürlich gar kein Beweis, daß nur dasjenige Recht den preussischen Staatsbürgern für alle Ewigkeit zusteht, das eine vor 65 Jahren geschaffene Urkunde berücksichtigt. Es ist im preussischen Abgeordnetenhaus aber auch — ganz aus den Lehren des Krieges fallend — behauptet worden, es handle sich um berufsmäßige, außerhalb des Eisenbahnbetriebes stehende Agitatoren, welche unter den Eisenbahnern die Forderung für das Extrarecht schürten. Nichts ist, nach der „Zeitung des Verbandes deutscher Eisenbahnhandwerker und Arbeiter“, falscher als das. Die Eisenbahner wünschen unter ausdrücklichen Kautelen für die Sicherheit des Staates lediglich ein Extrarecht beseitigt zu sehen. Ihre seitherige Vernachlässigung in rechtlicher Beziehung wird von der gesamten Eisenbahnerschaft so stark empfunden, daß die beiden größten Eisenbahnverbände, die sich bis in den Krieg hinein wie Feuer und Wasser bekämpft haben, alle früheren Gegensätze beiseite geworfen und sich vereinigt haben zu dem ausdrücklichen Zweck, eine Besserung des Rechtszustandes zu erreichen. Dabei muß mit dem Vereinigungsrecht der Anfang gemacht werden. Eine ausführliche Eingabe an den Reichstag begründet die Forderung gleicher gesetzgeberischer Behandlung wie die übrigen Berufsvereine unter anderem mit der warmen Anerkennung, welche die Kriegsarbeit der Eisenbahner bei allen zuständigen Militär- und Zivilbehörden und beim deutschen Volke gefunden hat.

Kleinhandel und Politik. Im Organ des Verbandes deutscher Kaufleute für den Delikatessen- und Kolonialwarenhandel sucht Franz Schneider die Wichtigkeit der Beschäftigung des Kleinhandels mit Politik nachzuweisen. In diesem Zusammenhang weist er auf „eine der dringendsten Aufgaben der künftigen Gesetzgebung nach dem Kriege“ hin: 1. dem Kleinhandel eine behördlich anerkannte und doch unabhängige Vertretung zu geben, 2. den Zusammenschluß des Kleinhandels zu Einkaufsgenossenschaften zu erleichtern und diesen Einkaufsgenossenschaften die Lieferungen an Stadt, Staat und Behörden zu übertragen, 3. die Beschäftigung von Beamten in Wirtschafts- und Konsumvereinen zu unterlagen und Bevorzugungen für Konsumvereine aufzuheben, 4. Gesetze vorzubereiten, die eine Monopolisierung einzelner Zweige (Trusts und Kartelle) zum Nutzen und zur Diktatur von Privatunternehmungen unmöglich machen; schließlich und doch nicht zuletzt 5. dafür zu sorgen, daß der Handel nach dem Kriege seine freie und der Gesamtheit

nützliche Selbständigkeit wiedererlange und nicht durch pseudo-rentable Staats- und Stadtunternehmungen ausgeschaltet bleibe. — Das alles sind nach Schneider Forderungen, die sich mit den Interessen der allgemeinen Volkswohlfahrt sehr gut vereinen lassen und die nicht nur durch Gesetz, nur durch Beeinflussung der Politik erfüllt werden können.

Arbeiter und Kriegsausgang. Die deutsche Sozialdemokratie hat einmal dem Satz gehuldigt, der Arbeiter habe nichts als seine Ketten zu verlieren. Der Krieg hat, wie der „Regulator“, das Organ des stärksten deutschen Gewerkevereins der Maschinenbauer, schreibt, mit dieser Ansicht aufgeräumt, alle Führer der freien Gewerkschaften und die Führer der sozialdemokratischen Partei sehen heute ein, daß der deutsche Arbeiter bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges sehr viel zu verlieren hätte. Wenn trotzdem noch vereinzelte Unentwegte, die nichts vergessen und nichts hinzugelernt haben, gelegentlich in den Werkstätten die alten Kettenreden halten, so sollte ihnen sehr energisch entgegengetreten werden. „Da muß man die Krieger hören, die monatelang draußen waren, Land und Leute in anderen Ländern gesehen haben, dann hört man Schilderungen von schlechten Wegen, großer Armut und einer Unreinlichkeit, wie sie in Deutschland auch in den ärmsten Gegenden nicht annähernd denkbar ist. Die Pünktlichkeit im Eisenbahnbetrieb, die Ordnung und Sauberkeit in Stadt und Dorf findet man nirgends so wie in Deutschland. Wenn nun Rußland über Deutschland Herr würde, hätten die deutschen Arbeiter ein Interesse daran, solche russischen Zustände in Deutschland kommen zu sehen? Für Liebknecht und seinesgleichen ist es ein wahres Glück, daß sie in Deutschland sind, in Rußland wären sie schon längst in Sibirien oder sonst in einem Kerker zu Tode geprügelt. So groß ist die Duldung und Freiheit in Deutschland gegenüber den Zuständen in Rußland! Wollen die deutschen Arbeiter solche Zustände? Mancher Gewerkevereiner hat schon in den vergangenen Jahren sein Glück im Ausland gesucht. Es gingen Kollegen nach Amerika, Spanien, Italien, Frankreich, Brasilien usw. Meistens Spezialarbeiter mit guten Verträgen. Aber alle diese Kollegen, die wieder zurückkamen, oder schriftliche Nachrichten sandten, faßten ihr Urteil dahin zusammen, so wie in Deutschland ist es nirgends. Für kranke, unfallverletzte Arbeiter ist nirgends so gesorgt wie in Deutschland. Das Organisationsleben ist nirgends so gut ausgebaut wie in Deutschland. Das war die Meinung von Kollegen, die die Verhältnisse anderer Länder kennengelernt hatten. In langer schwerer Arbeit haben sich die deutschen Arbeiter emporgearbeitet, und wenn auch noch viel zu tun bleibt, umsonst war die Arbeit nicht. Die deutsche Arbeiterschutzesetzgebung ist vorbildlich für alle Länder. In der Reichsversicherung, in den Gewerbeberichten, in Schöffens- und Schwurgerichten sitzen Arbeiter und sprechen im Namen des Gesetzes Recht. Drei Millionen Arbeiter und Angestellte sind beruflich organisiert, ein großes Konsum- und Genossenschaftswesen hat sich schon entfaltet, Millionen von Marx gehen in diesen von Arbeitern geschaffenen Organisationen durch deren Hände. Das alles ist im Fluß, entwickelt sich weiter, und da soll es den deutschen Arbeitern gleichgültig sein, ob diese Entwicklung zerstört würde? Man muß sich einmal ein Bild machen, was geschehen würde bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges. Der deutsche Staat würde auseinandergerissen, in tausend Teile geteilt und zur Ohnmacht verdammt. Deutscher Handel und deutsche Industrie wären teilweise ruiniert. Millionen Arbeiter wären brotlos. Die Löhne wären gedrückt, die Lebensmittel teuer, ein nie gekanntes Elend würde über die deutsche Arbeiterwelt hereinbrechen. Zu Hunderttausenden müßten Deutsche ihre Heimat verlassen und in der Fremde bei den übermütigen Siegern ihr Brot suchen. Wenn ein Liebknechtler sagt, dem deutschen Arbeiter kann es gleichgültig sein, wer über ihn herrscht, die Elsaß-Lothringer haben auch nichts verloren, als sie 1870 deutsch geworden sind, so hat dieser Mann unbeabsichtigt seine eigene Lehre verdammt. Es stimmt, die Elsaß-Lothringer Arbeiter haben nichts verloren, als sie deutsch wurden. Sie haben sogar viel gewonnen. Wenn aber die deutschen Arbeiter russisch oder französisch würden, dann würden sie sehr viel verlieren. Das beweist am besten die hohe Kultur des deutschen Volkes und auch die hohe Kultur, wie sie die deutschen Arbeiter erreicht haben. Die Ordnung und Kultur des deutschen Volkes kommt jedem Glied des Staates zu, auch die Arbeiter haben ihren Anteil daran, deshalb ist es unberechtigt und in der heutigen Zeit ein Verbrechen, zu sagen, der Arbeiter habe bei einem ungünstigen Ausgang des Krieges nichts zu verlieren.“

Büchertisch

Paul Herre: **Weltpolitik und Weltkatastrophe.** Ullstein & Co., in der Sammlung „Völker und Zeiten“. Kart. 1 M.

Der fleißige Leipziger Historiker gibt in diesem Bändchen eine Übersicht der Weltpolitik von 1890 bis 1915 einschließlich dem italienischen Treubruch. Man erstaunt, welch reiches Material doch schon

vorlegt, um diese historische Darstellung rechtfertigen zu können. Problematisch bleibt natürlich noch vieles. Dahin gehört vor allem eine der ungelösten Fragen der jüngsten Vergangenheit, die Stellung der belgischen Politik. Es ist zweifellos, daß — wohl im Zusammenhang mit der Kongo-Frage — die belgische Regierung seit 1910 etwa begonnen hat, ihre Neutralität aufzugeben und mit Frankreich und England in ein politisch-militärisches Einvernehmen sich zu setzen. Voraussetzung dieser für den Weltkrieg getroffenen Vereinbarungen muß die Berechnung gewesen sein, daß die Mächte der Triple-Entente den Zentralmächten unbedingt überlegen sein würden. Die belgische Regierung hat für diese Politik die Frage nach Recht und Unrecht, sogar die größere nach den allgemeinen Wirkungen der Entente-Politik auf die völkerrechtliche Gestaltung eines durch das siegreiche England geführten Europas beiseite gelassen. Im Zweifel ist sie nicht gewesen über das Verhältnis, die Ziele der treibenden Kräfte unter den europäischen Mächten. Bis in die jüngste Vergangenheit haben ihre Vertreter in Paris, London, Petersburg und Berlin sie nicht im Zweifel gelassen über die kriegerischen Absichten der Entente und die friedlichen Ziele der deutschen Politik. Die Verantwortung, die die belgische Regierung durch eine, trotz dieser Informationen Deutschland feindliche und ihre Neutralität aufhebende Politik auf sich genommen hat, wiegt schwer. Psychologisch ist sie uns von unserem deutschen Standpunkt aus nur mit Mühe verständlich. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Herr der Politik Belgiens und Italiens als von England und der Entente abhängigen Mächten noch mehr Berücksichtigung hätte erfahren lassen.

Ein zweiter Punkt, den ich in der Herreschen Schrift keineswegs mit Tadel, sondern nur mit Betonung als eigenartig und der allgemeinen Auffassung neu hervorheben möchte, ist die Beurteilung der Politik Greys. Grey ist nach ihm nicht der selbständige Politiker, den wir als Haupt der gegen uns gerichteten Entente-Politik angesehen haben. Vielmehr erscheint er zwiespältig, zwar als Erbe der von Edward VII. inaugurierten Einkreisung Deutschlands, auch als Vertreter der weltwirtschaftlichen Rivalität, aber doch als Gegner der großen bindenden Entschlüsse, voll heimlicher Angst vor dem Weltkrieg, den er fast bis zuletzt in der serbischen Krise zu verhindern ehrlich bestrebt war, bis über ihn, der sich und England nicht festlegen wollte, die halben Schritte, die Verkettung der Dinge, die er schuldlos zuließ, furchtbar schuf, Gewalt bekamen, ihn unfrei machten, so daß er schließlich mit Hyänen Parlament und Land betrübend den Krieg aufstellte. Auf ihn paßt das Wort: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben“. Gänzlich zu unterscheiden von diesen Bedingungen, unter denen England wirklich in den Krieg eingetreten ist, und die heute den englischen Politikern, wie es scheint, mit wenigen Ausnahmen, unbekannt sind, ist die nachträgliche Rechtfertigung der Notwendigkeit des Krieges durch die englische Nation.

Besonders gelungen ist endlich der Aufbau der deutschen Politik nach wenigen fest durchgehaltenen Grundätzen, zu denen der Gedanke von Deutschlands politischer und wirtschaftlicher Interessiertheit am Orient und Mohammedanismus gehört. Nach alledem brauchen wir die Lektüre dieser auch prägnant und lebhaft geschriebenen politischen Uebersicht, in die sich nicht Vorurteile deutscher Parteipolitik mischen, nicht noch weiter eindringlich zu empfehlen. Schotte.

Fritz Wigener: **Ketteler und das Vaticanum.** Ein Beitrag zur Geschichte der Minorität auf dem Konzil (Dietrich-Schäfer-Festschrift 1915. S. 652–746.).

Als Vorfrucht einer Biographie des Mainzer Bischofs Frhr. W. E. v. Ketteler veröffentlicht Wigener hier eine außerordentlich lehrreiche, auch für weitere Kreise und jeden kirchenpolitischen Interessenten höchst wichtige Darstellung des Kampfes Kettelers gegen die päpstliche Unfehlbarkeit auf dem Vatikanischen Konzil. Die auf weitestem Quellenkenntnis und vor allem auf scharfer Quellenkritik beruhende, sorgfältige und doch stets fesselnd geschriebene Arbeit gelangt in schlüssiger Beweisführung zu dem Ergebnisse, daß sich Kettelers Widerspruch nicht nur gegen die Opportunität des Unfehlbarkeitserklärungs gerichtet hat, sondern daß Kettelers Gegnerschaft mit seiner Grundüberzeugung zusammenhängt, wonach nicht der Papst allein, sondern der Papst und die Gemeinschaft der Bischöfe das unfehlbare Lehramt ausüben. Das erkennt man nicht nur aus der Fülle grundsätzlicher Äußerungen Kettelers vor und während des Konzils, sondern auch aus seiner ganzen Konzilstaktik. Wigeners Darstellung erweitert sich dabei öfters zu einer allgemeinen kritischen Konzilsgeschichte, die gegenüber den älteren tendenziösen Versuchen alle Beachtung verdient. Nach dieser Probe darf man der in Aussicht gestellten Lebensbeschreibung Kettelers aus der Feder dieses vorzüglichen Kenners des modernen religiösen und politischen Katholizismus mit lebhafter Spannung entgegensehen.

Bonn.

J. Hasehagen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: Erf.-Ref. Ph. im Felde, 2 M.: Sektionsführer G. G. im Felde, 2,14 M.: Pastor R. in H., 2,50 M.: Frl. v. H. in Gr., je 3 M.: Pastor W. in W.-B., Unterarzt M. im Felde, Freiw. Kr.-Pfl. L. im Felde, je 4 M.: Dr. D. in H., Feldgendarm R. im Felde, 4,50 M.: Mar.-Kriegsger.-R. W. in R., je 5 M.: Unteroff. R. im Felde, P. Sch. in F., Elfe B. in M., W. H. im Felde, Dr. F. in R., Frau M. R. in E., Schwester M. St. in P., Optm. R. im Felde, 10 M.: Festungs-Pfr. S. in E.-L., 14,80 M.: Laz.-Pfr. Sch. in L.

Kriegs- und Heimatchronik: Pfr. L. in W. 1 M., R.-A. Dr. W. in W. 6 M.

Bücher für Armee und Marine: Karl Blacht, Neuport: 8 Koster, Mienenpiegel, Kanonier D. im Felde 1 Carlhe, Arbeiten, E. L. in Duisburg: 51 Bücher und verschiedene Zeitschriftenhefte, ferner 20 gebundene Bände Neues Universum, Dsch. Rundschau u. a., Schülerbücherei des König-Georg-Gymnasiums, Dresden: 18 Wiesb. Volksbücher, zahlreiche Hefte verschiedener Zeitschriften.

Für erblindete Krieger: v. P. in Raumburg 3 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs von 1915 (III. Kriegsanleihe) können vom

1. Mai d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W. 8, Behrenstraße 22 statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 22. August d. J. die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Formulare zu den Nummernverzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine in der rechten Ecke oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, im April 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein.

v. Grimm.

Digitized by Google

Bank für Handel und Industrie

Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.				Passiva.			
M	3	M	3	M	3	M	3
Kasse, fremde Geldsorten und Kupons				Aktienkapital			
Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Banken		19734537	93	Reserven		160000000	
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		7244918	44	Kreditoren:		83000000	
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	191418729	90		a) Nostroverpflichtungen	228038	99	
b) eigene Akzepte	355796	—		b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	3871276	68	
c) eigene Ziehungen	167234	48		c) Guthaben Deutscher Banken und Bankfirmen	89702252	26	
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	2677	15	191944437	53	d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
Nostro Guthaben bei Banken und Bankfirmen			81342829	—	1. innerhalb 7 Tagen fällig	95019692	34
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			119258088	79	2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	100149210	85
Vorschüsse auf Waren und Warenversicherungen			8511604	82	3. nach 3 Monaten fällig	36218749	74
davon am Bilanztag gedeckt:				e) sonstige Kreditoren			
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	1780	191.35		1. innerhalb 7 Tagen fällig	304687933	11	
b) durch andere Sicherheiten	5080	184.06		2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	140293324	94	
Eigene Wertpapiere				3. nach 3 Monaten fällig	30844213	24	760649887
a) Anleihen u. verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	25089811	85		Akzepte und Schecks			
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	4696512	67		a) Akzepte	8912823	85	
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	20459838	20		b) noch nicht eingelöste Schecks	1159867	87	89852747
d) sonstige Wertpapiere	6980437	56	57176600	28	c) Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen	61753	000.77
Konsortialbeteiligungen			40507755	79	Eigene Ziehungen	107	234.48
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			9523368	82	davon für Rechnung Dritter	—	—
Debitoren in laufender Rechnung				Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	—
a) gedeckte	358855352	66		Sonstige Passiva:			
b) ungedeckte	61154004	67	420008357	33	Unerhobene Dividende	30451	41
c) Aval- u. Bürgschaftsdebitoren	61752	000.77		Talonsteuer-Reserve	590836		
Bankgebäude			20607560	70	Wehrsteuer-Reserve	154743	
Sonstige Immobilien			308073	75	Gewinn-Saldo		
Sonstige Aktiva							
Verrechnungskonto der Zentrale mit den Filialen und Niederlassungen			29510	42			
			1041392663	50			1041392663

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1915.

Soll.				Haben.			
M	3	M	3	M	3	M	3
Geschäfts-Unkosten:				Provisionen			
Handlungsunkosten	10784747	15		Zinsen aus dem Konto-Korrent-Geschäft und aus Wechseln, aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten		10047044	09
Steuern	1257890	60		Gewinne aus Effekten		14510593	60
Gratifikationen an die Beamten (Weihnachten, Abschluss), Invaliden- und Krankenversicherung, Reichsversicherung, Ehrengaben an Beamte, Zuwendungen an die Pensionskasse und für wohlthätige (Kriegs-) Zwecke	2549570	32	14592208	07	Diverse Eingänge	13784	71
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien			613489	45	Gewinn-Vortrag von 1914	480141	31
Talonsteuer-Reserve			160000	—			
Verlust aus Finanzoperationen			966666	47			
Gewinn-Saldo			8719139	72			
Verwendung des Gewinnes:							
Dividende pro 1915 von 5 %	8000	000.—					
Tantième des Aufsichtsrats	112	000.—					
Vortrag auf neue Rechnung	607	199.72					
			25051563	71			25051563

Sanatorien & Bäder

Am Goldberg Bad Blankenburg, Thür. Wald.
Vornehm. Kurh. f. diät.-phys.
Heilw. Winter- u. Sommer-
kuren. Höchstz. 50 Kurg. Prosp. kostenlos. Tel. 44. Dr. med. K. Schulze.

Sanatorium Stolzenberg in Soden-Salmünster bei Frankfurt-Main.

Schön eingerichtete Naturheilanstalt. Bekannt sorgfältige, individuelle Behandlung und Verpflegung. Beschränkte Patientenzahl. Mäßige Preise. — Prospekte frei!

Ärztl. Leiter: Dr. med. K. Strücnkmann (früher Sanatorium Ernsberg)

Finkenmühle
Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach

Spez.: Diät- und Erneuerungskuren.
Beste Erfolge b. chron. Krankheiten

Landhaus Sildebrand

am Kellersee, Post Gutin, unmittelbar
an Wald und Wasser gelegen (Segel-
und Ruderboot). Bietet Erholungs-
süßenden ruhigen, angenehmen
Aufenthalt. Pension 4—6 M.
Prospekte, Empfehlungen von Abgeordn.
Dr. Heßler-Hamburg und von Ab-
geordn. Dr. Kaumann-Schöneberg.

Meinberg

Teutoburger Wald Fürstl. Bad Stat. Horn-Bad Meinberg

Altberühmtes Schlamm- und Kohlensture-Bad

Hervorragende Erfolge bei Gicht-, Rheuma-, Ischias-,
Herz-, Nerven-, Nieren-, Leberkrankheiten. Eröffnung
1. Mai. Für Kriegsteilnehm. weitgehendste Vergünstigung.

Regenerations-

und Schroth-Kuren; bei Saalfeld in Thüringen

Äußerst wirksam! bei
innerem u. äußerem Leiden.
Blutreinigung. Jungborn.
Aufklär. Schrift F. 20 frei.
Wald-Sanatorium
Sommerstein

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.

Einzeljahrespreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskahler
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Fernsprecher: Amt Lügen 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8663.

Gerausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen stellen: die 40 mm breite
Kontrollzeile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kettanzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Geimachronik. — **Wilhelm Heile:** Vor der Entscheidung. —
Dr. Max Lederer: Friedrich List über England. — **Fritz**
Edardt: Das neue Jugendwehrgesetz. — **Dr. L. Febr. von**
Maday: Die Wiedergeburt der Türkei als land- und volke-
wirtschaftliches Problem. — **Julius Bab:** Kriegstheater. —
Hg. A. Gottfried Traub: Am Pflug. — Soziale Bewegung. —
Bücherkritik.

Friedrich Raumann / Kriegschronik

Sonntag, 23. April.

Ein schöner Ostertag nach schwerem nächtlichen Gewitter. Wir dachten während der starken Blitschläge an die tagelange Anspannung der kämpfenden Fronten. Jetzt sieht nun alles so sonnig aus, als wäre der ganze Krieg nur eine Nachterscheinung gewesen. Leider aber steht es anders. Die amerikanische Note beherrscht die Gedanken. Wir versuchen uns den amerikanischen Präsidenten Wilson klarzumachen. Ist er tatsächlich ein theoretischer Idealist, der mit den Kräften seines Staates der Idee der Menschlichkeit und Gerechtigkeit dienen will, so gut er sie einfließt? Sicherlich hat er es gut verstanden, den Anschein dieses Idealismus zu bewahren, falls er sein inneres Wesen verloren haben sollte. Ein Bekannter, der öfter in Amerika war, sagt: wer in Nordamerika Präsident wird, der kann nicht reinen Gemüts sein! Das mag bis zu einem gewissen Grade stimmen, während andererseits richtig ist, daß, wer nur Materialist ist, dort auch schwerlich die nötigen Millionen von Stimmen zusammenbringt. Wilson als Mann des ausgedehnten allgemeinen Einmüßes muß allen politischen Nützlichkeitserwägungen einen moralischen Mantel umhängen, was ihm um so leichter werden wird, je mehr es seiner eigenen Natur entspricht. Man weiß also nicht, ob die in der Note angegebenen Erwägungen wirklich die allerletzten Gedanken der Staatslenker von Washington sind. Sollten diese Amerikaner wirklich glauben, ein so scharfwirkendes Instrument wie das Unterseeboot lasse sich durch diplomatische Drohungen dauernd aus der Welt schaffen, nachdem es einmal erfunden wurde? Ist es nicht viel mehr wahrscheinlich, daß die Amerikaner selbst sehr bald viele Unterseeboote bauen und mit ihnen die übrige Welt bedrohen werden? Sicher ist, daß niemand weiß, wohin die Einführung des Unterseebootes schließlich die Seefahrer bringt, was übrigens auch von den Luftfahrzeugen gilt. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß irgendein Präsident dieser Entwicklung Halt gebieten kann. Wenn es Wilson jetzt versucht, so begeht er im Namen der Gerechtigkeit eine Ungerechtigkeit, indem er den englischen Aushungerungsplan nicht brünstand, nur weil er sich formell nach altem Schema vollzieht.

Montag, 24. April.

Ein stiller Tag, Ostern, wie es sein soll, nur etwas gedämpfter. Die Möglichkeit eines amerikanischen Krieges ist wie eine graue kalte Wolke. Viele Leute bei uns haben die amerikanischen Vor-

gänge zu leicht genommen und sind nun desto mehr betroffen, obwohl sie schon eine schärfere Wendung hätten erwarten dürfen. Es gab auch solche, die mit der Gefahr gespielt haben, als sei es ein Kleines, zu den bisherigen Gegnern noch diesen Staat von 100 Millionen Menschen und gesunden Fingern hinzutreten zu sehen. Diese leichtfertige Auffassung ist nie bei der deutschen Regierung gewesen, aber wie sollte unsere Regierung die Quadratur des Kreises finden, etwas Erfolgreiches gegen die Engländer zu tun, ohne den Amerikanern auf die Füße zu treten?

Inzwischen freuen sich die Franzosen, daß der Zar russische Soldaten nach Marseille geschickt hat, um innerhalb der ruhmreichen französischen Armee zu kämpfen. Es sollen etwa 5000 Soldaten sein, die über Ostafrika durch den Suezkanal nach Frankreich gebracht wurden. Einen besonderen militärischen Zweck hat diese Weltreise wohl nicht, aber sie veranschaulicht die Verbundenheit.

Dienstag, 25. April.

Auch während der Feiertage ist keine Kampfpause eingetreten. Der deutsche und der österreichisch-ungarische Bericht bringen Nachricht von Vorstößen, Gasangriffen, Artillerievorbereitungen und Flugzeugunternehmungen aus allen möglichen Stellen der langen Fronten. Größere Verschiebungen haben nicht stattgefunden.

In Frankreich hört der alte Clemenceau nicht auf, gegen das Ministerium Briand zu wüten, und man muß sich immer gegenwärtig halten, welche große Rolle dieser Mann als Ministerpräsident und Ministerstürzer gespielt hat, um nicht gar zu verwundert zu sein, daß man ihn im vorsichtigen Frankreich so heftig reden läßt. Jetzt droht er in seinem „L'homme enchainé“ den Engländern: Man müsse es den Engländern vor Augen führen, daß Frankreichs halbreife Knaben und graue Fünfziger teils schon auf dem riesigen Leichenfeld liegen, teils aber das letzte Bollwerk bilden, das nicht eingerissen werden dürfe. Wollte England mit Frankreich weiterleben, so möge es deutlich zu erkennen geben, daß es auch seinerseits zu letzten Schritten entschlossen sei. Frankreichs und Deutschlands Männer bedurften keiner Bitten, um ihre Pflicht zu tun, England aber bleibe kühl, weil es wenig leidet. Weiß eigentlich England, wie viele Franzosen täglich fallen? Kann es sein Stolz zugeben, daß seine eigenen Opfer von den unseren völlig verdunkelt werden? Wir haben schon zu lange gewartet, um nochmals vertrieben zu werden! — In der französischen Kammer ruft der Abgeordnete Ruffin ganz ähnliche Geschäftsordnungsunruhen hervor wie bei uns Liebknecht, indem auch er verlangt, daß Anfragen vorgelesen werden, die der Präsident nicht gestattet.

Alle türkischen Blätter bringen bewegte und dankbare Nachrichten für v. der Goltz-Pascha. In seiner Person war der Bund der Deutschen und Türken verkörpert. Glücklichweise lauten auch die letzten Nachrichten von beiden asiatischen Kriegsschauplätzen nicht ungünstig. Am Tigris wie in der Gegend von Bitlis haben die Türken erfolgreich gekämpft. — Die Küste bei Smyrna wird von feindlichen Kanonenbooten beschossen. Im nördlichen Kleinasien bringen die Russen über Trapezunt hinaus weiter vor. Das ist die alte Straße, auf der sie schon immer nach Konstantinopel zu marschieren gedachten, auf der sie aber nie bis ans Ziel gekommen sind.

Betreffs der amerikanischen Note sind, wie offiziös gemeldet wird, die Besprechungen in Berlin noch nicht abgeschlossen, der Reichskanzler hat die Rückreise ins Hauptquartier noch nicht angetreten. In unterrichteten Kreisen wird, so heißt es, die Hoffnung festgehalten, daß sich die Möglichkeit einer Verständigung mit Amerika unter voller Wahrung unserer Würde und ohne Entwertung der für unseren Abwehrkampf gegen die englischen Aushungerungspläne unentbehrlichen Tauchbootwaffe eröffnen werde. Also — wir hoffen noch. Eine Anzahl deutsch-amerikanischer Professoren telegraphiert in friedensfreundlichem Sinne an den Rektor der Berliner Universität.

Mittwoch, 26. April.

Wieder einmal fahre ich nach Oesterreich und sehe mit viel Vergnügen den Frühling auf den böhmischen Feldern. Die Ernte steht gut. Ein sehr unterrichteter ungarischer Herr versichert, daß die vorhandenen Rückstände in der ungarländischen Bodenbestellung so gut wie beseitigt seien und daß die Ernteausichten der Donau- und Theißebene als vortreffliche gelten. Die allgemeine Erörterung gilt der Frage, ob wir mit unseren gemeinsamen Vorräten reichen, wenn durch den Zutritt der Amerikaner die Absperrung noch strenger wird als bisher. Jedermann, den ich spreche, erkennt an, daß die Aufgabe der deutschen Regierung im gegenwärtigen Zeitpunkt sehr schwer sei, und vertraut, sie werde das Richtige treffen. Ein ernstes Gespräch darüber, ob für die Doppelmonarchie überhaupt irgendeine Grenzerweiterung von Nutzen sein könne. Es ist zuzugeben, daß jede Grenzänderung gewisse innerpolitische Verschiebungen zur Folge haben muß. Die Rede des deutschen Reichskanzlers über Kriegsziele drängt hier zur privaten Erörterung derartiger Probleme.

Die Nordamerikaner vervollständigen ihre Kriegsbewehrung durch Mobilmachungsbefehl an die Dienstpflichtigen der Marine. Die Ausrüstung der Kriegsschiffe wird beschleunigt. An Bord sämtlicher deutschen Schiffe in amerikanischen Häfen wurden Zivilbeamte zur Ueberwachung eingesetzt. Beim Staatsdepartement treffen Tausende von Telegrammen für den Frieden ein, von denen die englische Presse behauptet, sie seien deutsches Fabrikat. Man kann sich den Druck Englands auf die amerikanische öffentliche Meinung kaum groß genug denken. Das große Finanzhaus Morgan soll für den Krieg sein, während im allgemeinen die New-Yorker Börse die Kriegsgerüchte mit Verläufen beantwortet.

Die „Kölnische Zeitung“ nimmt Notiz von einem Gerücht, nach dem englischerseits Ende März ein holländisches Kriegsschiff irrtümlich in den Grund gebohrt wurde. England sei sehr bemüht, den Vorfall geheimzuhalten, und habe Schadenerlös versprochen. Ein Teil der holländischen Erregung hänge mit dieser Sache zusammen.

Donnerstag, 27. April.

Ein deutsches Geschwader hat vorgestern einen Seeangriff auf die Befestigungswerke von Great Yarmouth und Lowestoft an der englischen Ostküste gerichtet. Es zeigt sich also, daß deutsche Schlachtkreuzer, leichte Kreuzer und Zerstörer noch immer den Weg nach England finden können. Zwei englische kleine Kreuzer und ein Torpedobootzerstörer wurden getroffen. Die deutsche Meldung sagt, daß auf einem der englischen Kreuzer ein schwerer Brand beobachtet wurde. Bei derselben Gelegenheit wurde das Vorpостenschiff „King Stephan“ versenkt und die Besatzung gefangen, was darum besondere Befriedigung erweckt, weil gerade die Besatzung dieses Schiffes sich weigerte, die in Seenot befindlichen Luftschiffer unseres „L 19“ zu retten.

Eben, während ich dieses schreibe, kommt die Nachricht vom Tode eines treuesten Freundes mitteleuropäischer Bestrebungen. Minister a. D. Dr. Gustav Marchet ist auf einer böhmischen Reise einem Schlaganfall erlegen. Er war Unterrichtsminister im Ministerium Beck, dann Mitglied des Herrenhauses. Wir hat er in den Arbeiten des vergangenen Jahres viel Mithilfe geleistet. Im übrigen gehörte seine Wirksamkeit während des Krieges der Invalidenfürsorge. Ein Mann allseitiger Bildung und treuester Vaterlandsliebe.

Freitag, 28. April.

Unruhen in Irland scheinen sich stellenweise bis zur Revolution auszuweiten. Ueber die Grafschaft Dublin ist der Belagerungszustand verhängt. Am 24. April sollen die Aufständischen den Palast des Vizekönigs umzingelt haben. Sie besitzen Maschinengewehre, besetzen ein Postamt und zwei Bahnhöfe und durchschneiden Telegraphendrähte. Seele des Aufstandes sind die Sinn-Feiner. Einer der führenden Irländer, Roger Casement, ist in den Händen der Engländer und sitzt im Tower in London. Die fleißigen Bemühungen der englischen Regierung, sich mit dem päpstlichen Stuhl gut zu stellen, haben sicherlich irgendwie mit diesen Vorkommnissen einen Zusammenhang, da früher schon öfter die Päpste für die Botmäßigkeit der Iren gewirkt haben.

Nach einem Londoner Brief des „Rußische Slowo“ finden Konferenzen des Bierverbandes über die künftige Behandlung Griechenlands statt. Frankreich und Rußland sind für rücksichtsloses Vorgehen und fordern dringend einen Vormarsch von Saloniki in Richtung auf Konstantinopel, weil nur unter dieser Voraussetzung der russische Einmarsch nach Armenien einen Zweck habe. Dabei sollen serbische Truppen verwendet werden, die sich sträuben, für etwas anderes als für die Wiedergewinnung ihrer Heimat eingesetzt zu werden. Minister Paschitsch und der serbische Kronprinz sind auf der Reise nach Rußland, um dort diese Auffassung der serbischen Restarmee vorzutragen. Das Schicksal dieser für fremde Interessen geopfertem Serben ist traurig. Beständig werden trotz griechischer Proteste serbische Soldaten auf dem Landwege von Korfu nach Saloniki transportiert. Die Italiener verhaften auf griechischem Boden alle Männer italienischer Abkunft, deren sie habhaft werden können, auch wenn sie längst griechische Staatsbürger geworden sind, und bereiten im übrigen einen Vorstoß von Valona nach Epirus vor.

Der nordamerikanische Botschafter in Berlin, James W. Gerard, ist zum Empfang beim Deutschen Kaiser nach dem Hauptquartier abgereist, ein Zeichen, daß noch immer an einer Verständigung gearbeitet wird.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Sonntag, den 23. und Montag, den 24. April.

Die beiden Oftertage bin ich bei den westfälischen Wandervögeln, die ihren Sautag auf der Aitter Heide bei Osnabrück hatten. Am Ostersonnabend hatten wir in Köln romanische Kirchen besucht und bei schwüler Frühlingsgewitterluft in dunklen Schiffen die ewig starke Stimmung des Tages-gefühl, der ganz Erwartung und Uebergang ist. Die Kirchen sind voll Menschen, die vor den Altären knien unter dem Glitzern der Kerzen, die sie — Ausdruck heimlichster Herzenswünsche — aufgesteckt haben. Feldgraue Mützen liegen auf dem Steinfußboden. Kinder steigen in die Krypta von Maria im Kapitol und bedecken die Gestalt des toten Christus, die zwischen Karfreitag und Ostern unten aufgebahrt ist, mit den Bildchen, die sie ihm opfern. Die Säulen der Krypta wachsen dämmernd hinter ihnen aus dem Grunde, wie das geheimnisvolle Wurzelwerk des „alten heiligen Köln“.

Am anderen Morgen im westfälischen Bauernland ist alles kühl und grün und frisch. Noch verhangen und naß vom Gewitterregen der Nacht. Ich treffe die ganze Schar beim Feldgottesdienst auf der Waldwiese. Die Buchen recken eben ergrünende Zweige über die blonden, jungen Köpfe. Zu den Worten der Osterpredigt singen die Finken, und noch aus dem kräftig zarten „Christ ist erstanden“ flakert hin und wieder ein Vogelzwitschern auf. Wie schön und stark das alles ist! Diese kräftige Lebenslust auf dem Hintergrund von jugendlichem Ernst, und dies Frömmlein aus eigenstem heraus. Es geht einem durch den Sinn: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn. Denn sie sind selber auferstanden.“ Nie war es mir so eindringlich wie vor dieser jungen Schar: das immerwährende Auferstehen eines Volkes durch seine Jugend,

Am Abend des Ostermontags — eines strahlenden Frühlingstages, der den Mädchen die Nacken rot brennt —, nachdem das Osterfeuer erloschen ist und wir alle lange nach Mitternacht in den Quartieren sind, hat man den Kopf voller festlicher und zuversichtlicher Bilder. Dagegen kommt sogar die amerikanische Note nicht auf. Während ich sie lese, sehe ich den Burschen vor mir, der zu dem Spruch „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“ durchs Feuer sprang. Und den anderen, mit dem Eisernen Kreuz, dem sie den Arm abgeschossen haben, und der doch wieder bei allen Wettspielen, beim Werfen und Wettlauf, einer der ersten ist. Und dieses ganze Miteinander von sprudelnder Frische und Laune, von Uebereut und ernster Begeisterung, gesundem Selbstgefühl und Bereitschaft zur selbstgeschaffenen Ordnung — dies alles inmitten dieses gesunden, blühenden Bauernlandes, dessen behäbige Bewohner schmunzelnd und staunend mit der Pfeife im Mund die spielenden oder singenden oder tanzenden Trupps auf der weiten Heide umstehen! Wie es auch kommen mag — welche Vorräte von trotziger Kraft!

Dienstag, 25. April.

Jetzt kommen die schweren Tage der Fleischversorgung. Ein preußischer Erlass verbietet die Hauschlachtungen bis zum 1. Oktober, um fernerhin die ungeheuren Vorteile der Selbstversorgung über die städtische Bevölkerung abzuschwächen. Die Städte werden darauf hingewiesen, sich auf Grund der früheren Versorgungsregelungen die im Handel befindlichen Fleischkonferenzen rechtzeitig zu sichern. Von den Viehhandelsverbänden wird erwartet, daß sie nun die ihnen auferlegte Aufgabe durchführen können. Die Art, wie diese Erwartung ausgesprochen wird, spricht nicht gerade von unbedingtem Vertrauen. Ich lese das in einer Berliner Zeitung, während man hier in Bayern (in Rothenburg) von den Schwierigkeiten noch wenig spürt, weder in den Preisen, die unvergleichlich weit unter dem Berliner Stand bleiben, noch in den zur Verfügung gestellten Mengen. Schwieriger scheinen für die kleinen Leute solcher Kleinstädte die Bekleidungsfragen, vor allem die Schuhversorgung. Die Winterreste von Schuhen an den Füßchen von manchen der wimmelnden Rothenburger Kinder deuten das an. Aber die Mutigen laufen ja schon wieder barfuß.

Der Rektor der Berliner Universität hat ein Telegramm aus New York bekommen, das folgendermaßen lautet:

Wir Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, Vorsitzende der „German University League of America“, möchten Euer Magnifizenz unseren lebhaftesten Wunsch aussprechen, daß zwischen Amerika und Deutschland Friede erhalten bleibe. Da wir beide Länder gut kennen, fürchten wir, Deutschland könnte die Botschaft unseres Präsidenten als eine Herausforderung auffassen, was sicherlich nicht beabsichtigt ist. Im Gegenteil, wir sind überzeugt, daß die Mehrheit des amerikanischen Volkes die freundschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten wünscht, die zwischen Ihnen und unserem Lande immer bestehenden haben. Um das Unheil einer falschen Auffassung abzuwenden, bitten wir Sie, diese unsere Ansicht dem deutschen Volke zur Kenntnis zu bringen. Bilhuber, Dr. Bolbt, Professor Ruffe, Hein, Dr. Krause, Vagenstecher, Haas, Dr. Schweitzer, Professor Shepherb, Professor v. Klenze, Dr. v. Nach, Professor Cutting, Mc. Neill, Dr. Schoen, Steinhagen.

Mittwoch, 26. April.

Das Berliner Oberkommando hat eine energische Verfügung gegen den Fleischwucher erlassen. Unter dem Druck des Fleischmangels waren die nicht unter Höchstpreise gestellten Sorten, vor allem Kalbsfleisch, unerhört gestiegen (bis 7,50 M. für Schnitzel), während nun auch das Rindfleisch gerade wie seit Monaten das Schweinefleisch vom Markt so gut wie verschwunden ist. Wenn nur die Polizeibehörden in der Durchführung der Verfügung einmal wirklich drakonisch vorgehen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ erklärt die gegenwärtige, in den Großstädten überaus empfindliche Versorgungsstörung durch die Ueberleitung aus dem privatwirtschaftlichen in den zentralisierten Betrieb und stellt Besserung in Aussicht. Erklärt aber zugleich, daß der beginnende Weidebetrieb zunächst zur Stärkung und Auffüllung unserer Viehbestände benutzt werden muß und daher für die nächste Zeit Knappheit unvermeidlich ist. Die schwindelhaft hohen Kalbsfleisch-

preise werden allerdings diesen Auffüllungsabsichten nicht gerade förderlich sein!

Hier in Rothenburg sahen wir von der Mauer den französischen Gefangenen zu, die, von einer Gärtnereibesitzerin angeleitet, auf den Terrassenbeeten unterhalb der Stadtmauer zur Tauber hinunter schnell und gewandt arbeiten. Sie haben Faulbaumdohlen im Knopfloch und pfeifen vergnügt, während der brave Landsturmmann, der sie bewacht, in der Frühlingssonne auf und ab schreitet, wie die Schildwache auf der alten Basti in dem Heineschen Frühlingsgedicht: „er spielt mit seiner Flinte, die funkt im Sonnenrot“ — —

Donnerstag, 27. April.

Die Wohnfrage der Kriegerr Wittwen auf dem Lande wird in Fachzeitschriften lebhaft besprochen. Es besteht die Gefahr, daß man den Frauen gefallener Tagelöhner und Hofgänger nur ein Unterkommen ohne die Möglichkeit der Eigenwirtschaft verschafft. Dagegen wird im „Landw. Zentralblatt für die Provinz Posen“ gefordert, daß man Stallraum für Kleinvieh und die Kuh und Vorratsraum dazu gewährt, damit die Frau nicht allein auf Rente und Arbeitslohn gestellt ist.

Anzeichen, daß einiges aus der wirtschaftlichen Kriegsorganisation in den Frieden übernommen werden wird, finden sich in den Mitteilungen des Deutschen Handelstages. Es wurde in der letzten Sitzung ein Antrag der Mannheimer Handelskammer besprochen, es möchten die durch Lage und Bedürfnisse enge verbundenen Gemeinden dauernd zu Zentralen der Lebensmittelversorgung und des Lebensmittelvertriebs zusammengeschlossen werden. Es scheint, daß vielleicht mehr noch als der Staatssozialismus der Kommunalsozialismus durch den Krieg gewinnen wird.

Das Hauschlachtungsverbot hat nun wieder die üble Folge, daß die Leute, die sich zur Verwendung ihres Hausabfalls ein Schwein für eigenen Bedarf mästeten, durch dies Verbot mitbetroffen und von diesem sehr nützlichen Werk zurückgehalten werden. Diese Fälle sind besonders in Industriebezirken und ehemals ländlicher Arbeiterschaft (Rheinland-Westfalen) sehr häufig. Hier müßten also wieder Modifikationen des Verbots gefunden werden.

Freitag, 28. April.

In dem wunderschönen Rathaus von Rothenburg werden die bayerischen Fleischkarten ausgegeben, die vom 1. Mai ab gültig sind. Man wundert sich immer wieder über die Ruhe und Verständigkeit, mit der diese grundstürzenden neuen Dinge gerade von den einfachen Gemütern entgegengenommen werden. Es geht still, knapp und sachlich dabei her.

Einige deutsche Städte, z. B. Halle a. S., haben schon drei fleischlose Tage eingeführt. Praktisch führt die Fleischkarte mit ihren kleinen Mengen natürlich überall zu der gleichen Einrichtung.

Der Osterverkehr der Eisenbahnen hat gegen das Vorjahr sehr erheblich zugenommen — das hängt aber auch mit dem späteren Termin des Festes zusammen, der mehr Ausflügler herauslockt.

Sonnabend, 29. April.

Auf der Fahrt nach Stuttgart Kriegsgespräche von Württembergern Kleinstädtern: über Ernährung („nun ist man alt geworden, und hat's dazu und hat's nötig, sich gut zu versorgen, und nun kann man nichts kriegen!“), über die Eisenbahn und die Industrie im Kriege (nicht über Amerika!), und über die Sommerzeit. Viele waren gegen die Sommerzeit. Man dürfe das nicht, die Zeitrechnung ändern, die mit Christi Geburt zusammenhinge. Das wäre ein Eingriff in die Allmacht Gottes. Besonders die Frauen dächten so (mit einem fragenden Seitenblick auf mich? Nein, ich habe keine Bedenken, mich der größeren Freigeisterei der Männer anzuschließen).

Noch einmal erscheint ein preußischer Erlass, der die strenge Durchführung aller Wucherverordnungen anempfiehlt. In Berlin finden wegen der unsinnigen Preistreiberien in der Zentralmarkthalle Versteigerungen von Höchstpreisfreiem Fleisch vorläufig nicht

mehr statt. Wo blieben die Preisprüfungsstellen, ehe es so weit kam?? Uebrigens ist es in den letzten Tagen mit dem Auftrieb in Berlin etwas besser geworden, was allerdings im Kleinhandel sich nicht fühlbar machen kann, da vorher alles ausverkauft war.

Das Schlimme ist nicht die Knappheit, sondern die Unberechenbarkeit. Sie entschuldigt bis zu einem gewissen Grade auch die Vorverfugung der Haushalte als Selbstschutz der Hausfrau gegen diese Schwankungen. Daß solche Erfahrungen wie die der letzten Tage auf dem Berliner Fleischmarkt es sehr schwer machen, noch gegen irgendwelche eiserne Bestände der Speisekammern patriotische Einwendungen zu erheben, liegt auf der Hand.

Sonntag, 30. April.

In das funkelnde Grün der neuen Blätter schlingen sich heute die roten Fahnen des Halbmonds für Kut el Amara. Wer noch keine türkische Fahne hatte, hat sie nun gekauft und läßt sie wehen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eröffnet jetzt mitten im Krieg ihr Institut für Biologie. Harnack hat dabei einen Vortrag über „Wehrkraft und Wissenschaft“ gehalten, in dem er zwei kulturelle Zukunftsprobleme aufstellte: innerhalb der fortschreitenden Verstaatlichung und Zwangsorganisation dem Individuum und seinen Kräften Raum zu lassen, das Gleichgewicht der persönlichen und der kollektiven Verantwortung zu erhalten — und der reinen Wissenschaft neben der angewandten ihren Platz zu wahren. Diese erste Frage macht jetzt wohl alle unter uns nachdenken!

Wilhelm Heile / Vor der Entscheidung

Sei es erfreulich, sei es unerfreulich, jedenfalls ist es Tatsache: ein großer Teil des deutschen Volkes sieht in der letzten Note des Präsidenten Wilson so etwas wie den Schlußstein eines sorgfältig und planmäßig errichteten Gebäudes deutschfeindlicher Politik. Man empfindet sie als eine Herausforderung, auf die man nicht mehr anders antworten kann als dadurch, daß man auf einen Schelm andert halbe setzt.

Wer gewohnt ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und sich auch durch die Leidenschaft des Krieges nicht um sein unbefangenes Urteil bringen zu lassen, kann diese Stimmung sehr wohl begreifen, wird es aber vermeiden, ihr einfach nachzugeben. Der Krieg ist ein hartes Ding, und der Erfolg im Kriege setzt ganze Männer voraus. Wer aber Zorn und Mut und sonstige Gefühle, Leidenschaften, Stimmungen zum Richter seines Handelns macht, den mag man als Menschen in seiner Eigenart schätzen, doch zum Ratgeber oder gar Führer bei schicksalvollen Entscheidungen taugt er nicht. Kraftsprache ist noch keine Kraft, und Hysterie mag der Seele die Schwungkraft zu großen Worten geben, sie mag Leitartifeln wie etwa dem der „Deutschen Tageszeitung“ durch ihre geborgte Blut den Schein fester und mannhafter Entschlossenheit leihen: die Kraft der verantwortlichen Tat braucht andere Quellen.

Es ist ein schönes Zeichen stolzen Selbstvertrauens und ruhigen Kraftgefühls, daß die Androhung des Abbruchs der Beziehungen und damit des Krieges an keiner bedeutsamen Stelle in Deutschland, ganz gewiß nicht in den Massen des deutschen Volkes, einen Zustand ängstlicher Erregung hervorgerufen hat. Alles ist gespannt und voller Erwartung, was unsere Regierung antworten wird. Alles hofft, daß die Antwort so ausfällt, wie es der Ehre und Würde und den Interessen des deutschen Volkes entspricht. Dann mag kommen, was da will; wir sind auf alle Möglichkeiten gefaßt und froh des Glaubens, daß unsere Kraft ausreicht, ihnen mit Erfolg zu begegnen.

Es ist aber ein noch deutlicheres Zeichen des Selbstvertrauens, daß die hysterischen Stimmen derer, die den entscheidenden Schicksalskampf Deutschlands nach den Regeln eines studentischen Ehrenhandels gestalten möchten, im großen und ganzen doch ohne Widerhall bleiben und sich wirkungslos verfliegen. Herr Wilson hat ganz gewiß kein Recht, sich im Namen der großen Republik, an deren Spitze er steht, aufs hohe Pferd zu setzen und uns Deutschen moralische Vorhaltungen über Menschlichkeit und Recht und gute Sitten zu machen. Es ist kein Zweifel, daß dieser selbstgerechte Hort des internationalen Rechtes und Fürsprecher der neutralen Staaten seine Macht in Wahrheit selten zugunsten der vom Biververband bedrohten Neutralen, aber immer zugunsten seines Stammlandes England und zu unseren Ungunsten in die Waagschale zu werfen versucht hat. Doch der Völkerring ist nicht die Stunde dafür, über das moralische Recht und den moralischen Wert der Politik des Weißen Hauses zu Washington zu richten. Jetzt handelt es sich nur darum: können wir Amerika befriedigen, ohne Schaden an unserer Ehre und damit an unserem Ansehen bei den noch schwankenden Unbeteiligten zu nehmen? Können wir Amerika befriedigen, ohne ein Kampfmittel und eine Kampfesform preiszugeben, deren Anwendung von ausschlaggebender Bedeutung sein könnte? Können wir Amerika befriedigen oder wird jedes Entgegenkommen nur Anlaß zu neuen Forderungen sein? Können wir Amerika überhaupt befriedigen, oder sucht es nur einen Vorwand zum Krieg?

So sehr wir von unserem Rechte überzeugt sind, und so sicher es ist, daß wir bei der Art der englischen Kriegsführung und dem Zwang der Verhältnisse, unter denen wir uns dagegen zu wehren haben, sachlich im Rechte sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Wilson im Einzelfalle ein gewisses formales Recht auf seiner Seite hat, wenn seine Darstellung der Verletzung der „Suffrag“ stimmt. Aber selbst angenommen, der Tatbestand läge so, wie Wilsons Note ihn schildert, so würde es sich immerhin nur um ein mehr als begreifliches und entschuldbares Versehen eines doch schließlich auch nicht unfehlbaren Offiziers handeln, aber nicht um eine Beeinträchtigung amerikanischer Rechte, die als einzige Folge nur ein Biegen oder Brechen zuließe. Liegt ein Mißgriff eines U-Boot-Kommandanten vor, so ist Wilson im Rechte, wenn er eine Gewähr gegen Wiederholungsfälle fordert. Stellt sich aber heraus — und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln — daß die deutsche Darstellung den Tatbestand richtig wiedergegeben hat, so würde Herr Wilson allen Grund haben, nicht bloß den Ton zu bedauern, den er im ersten Eifer gegen Deutschland angeschlagen hat, sondern auch alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den grundsätzlichen Verächter des Rechtes der anderen Völker und des Völkerrechts, England, mit gleichem Ernst und Nachdruck zur Beachtung und Sicherstellung neutraler Rechte und Interessen aufzufordern. Davon hat man freilich während des ganzen Krieges bisher nicht viel gemerkt. Und wenn also wirklich uns Deutschen der eine oder andere Verstoß gegen die — unter ganz anderen, längst nicht mehr vorhandenen Voraussetzungen aufgestellten — Sätzen des Völkerrechts zur Last gelegt werden könnte, so mag Herr Wilson seinen Kopf in den Nacken werfen und seinem Gott dafür danken, daß er genau so ist wie der Phariseer der Bibel: im stillen aber wird er als kluger Mann, der er ist, nicht umhin können, sich zu gestehen, daß Unterlassungssünden eines Unbeteiligten, der sich zum Hüter des Rechts aufwerfen möchte inmitten einer Welt,

die ihre Schicksalsprüche auf die Schneide des Schwertes gestellt hat, doch wohl unvergleichlich schwerer belasten als vereinzelte Fehlgriffe der Handelnden im Kampfe um Leben und Tod. Wer nicht offen Partei ergreift, soll seine Finger ganz aus den Händen anderer lassen. Sich moralisch zu entrüsten, weil einige Amerikaner umgekommen sind in der Gefahr, in die sie sich leichtfertig begeben haben, das Recht hat längst verwirkt, wer ruhig zusieht, wie tausendfältiger Tod aus den Waffenwerkstätten Amerikas tagaus tagein gegen Deutschlands Söhne nach Europa gesandt wird. Nein, nicht moralisch soll man uns kommen, nicht in diesem Zusammenhang und gewiß nicht aus Amerika. Aber auch wir müssen uns hüten, aus moralischer Entrüstung über das Verhalten der Vereinigten Staaten das Herz durchgehen zu lassen und darüber den Kopf zu verlieren.

Wir fragen uns also ganz nüchtern: was bleibt als eigentliche Forderung bestehen, wenn man alle Empfindlichkeiten und Empfindsamkeiten der Wilsonschen Note beiseite läßt? Im Grunde nichts, was nicht auch die deutsche Regierung längst als Richtlinie ihrer Anweisungen an die U-Boot-Kommandanten angekündigt hat. Strittig bleibt nur die Frage der Torpedierung unbewaffneter Passagierschiffe ohne vorausgegangene Warnung. Herr Wilson hätte es viel leichter haben können, diese strittige Frage aus der Welt zu schaffen, wenn er seinerzeit mit gleichem Aufwand von Energie an die richtige Tür gegangen wäre mit der Forderung, daß die von Deutschland bekanntgegebenen englischen Anweisungen an die Handelsschiffe über ihre Bewaffnung zu Verteidigung und Angriff schleunigst zurückgezogen werden müßten. Wäre das geschehen und von England befolgt worden, so hätte die Sache ein ganz anderes Aussehen. Dann brauchte die amerikanische Forderung gar nicht erhoben zu werden, denn unsere Seeoffiziere würden mit oder ohne besondere Anweisung von der dann gegebenen Möglichkeit, schonend vorzugehen, ganz selbstverständlich Gebrauch machen. Bei gutem Willen auf beiden Seiten scheint uns also die Schwierigkeit, einen Weg der Verständigung zu finden, durchaus nicht unüberwindlich zu sein. Bei uns ist dieser gute Wille sicher vorhanden; daß auch die Regierung der Vereinigten Staaten mit ihrer Note noch keineswegs sämtliche Brücken hat abbrechen wollen, ist nach dem bisherigen Verlauf der Verhandlungen gleichfalls anzunehmen. Und so dürfen wir denn mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die Formel der Verständigung bereits gefunden ist, wenn diese Blätter dem Leser zu Gesicht gekommen sind.

Wir wollen uns nicht aufs Prophezeien verlegen. Eines aber scheint uns sicher, daß von den verantwortlichen Leitern der deutschen Politik bei allem Entgegenkommen doch kein Zugeständnis gemacht wird, durch das unsere Würde und unser aufrechtes Ehrgefühl angetastet werden könnte. Die Sorge, daß unsere Gegner jedes deutsche Zugeständnis als Beweis der Schwäche auslegen werden, ist kein Zeichen von Kraftbewußtsein, sondern verrät ein Gefühl der Unsicherheit und Angst. Nicht das darf maßgebend für unsere Entschlüsse sein, was unsere Gegner sagen werden, sondern allein die Erwägung, was für uns aus unserem Tun herauspringt. Der Triumph der feindlichen Presse beim Erscheinen der amerikanischen Note und der unverhohlene Ärger bei den Nachrichten über die versöhnliche Entwicklung des so sehnlich erhofften und so stürmisch bejubelten Konfliktes — das sind uns zuverlässige Wegzeiger. Wem's der eigene Verstand nicht sagt, der mag sich durch Jubel und Ärger der Gegner belehren lassen.

England hat eine recht böse Woche hinter sich: Die deutsche Flotte, die man wie Ratten aus ihrem Versteck herausholen wollte, die sogar eigentlich schon mit dem Augenblick der Kriegserklärung aufgehört haben sollte zu sein, hat einen erfolgreichen Vorstoß bis an die englische Ostküste gemacht, während die Flotte der Luft abermals unverfehrt Tod und Verderben tief hineintragen konnte ins englische Land. Ein großes Schlacht- und Flaggschiff ist im Mittelmeer auf den Grund gesunken. Die 13 000 um Townshend, die ausgezogen waren, um Bagdad, die Stadt der Kalifen, zu erobern, haben sich in Kut el Amara auf Gnade und Ungnade den tapferen Türken ergeben müssen. Unweit des Suezkanals haben die Engländer Schlappen einstecken müssen, die ihnen als Vorboten künftiger Ereignisse böse Sorgen machen. Dazu tobt in Irland der längst befürchtete Bürgerkrieg. Und das alles, während Hindenburg im Osten den Russen einen neuen Schlag zugefügt hat und bei Verdun die Franzosen sich langsam verbluten. Wenn jetzt die deutsch-amerikanische Verständigung eine große Hoffnung, vielleicht die größte und letzte, zusehenden macht, dann ist der Tag dieser Kunde unseren Gegnern, insonderheit den Engländern, ein schwarzer Tag.

Max Rederer / Friedrich List über England

Fünfundsiebzig Jahre sind vergangen, seit Friedrich List, der im Leben so wenig Anerkannte, sein „Rationales System der politischen Oekonomie“ veröffentlicht hat; aber erst die Gegenwart steht im Begriffe, einen der Hauptgedanken des Wertes, die Schaffung eines von Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu bildenden gemeinsamen Wirtschaftsgebietes Mitteleuropa, in die Tat umzusetzen. Lists Lebensschicksale und die bedeutende Rolle, welche er, den Gedanken seiner Zeit weit voraneilend, als Vorkämpfer der Eisenbahnen und des Erziehungszolls gespielt hat, kennt jeder Gebildete. Weniger bekannt aber sind die scharfblickenden Betrachtungen Lists über England, deren große Wahrheit erst heute recht gewürdigt werden kann. List hat wie selten einer die Bedeutung der vorherrschenden Machtstellung, die England im Wirtschaftsleben Europas und der Welt einnimmt, erkannt und auf Mittel der Abwehr gesonnen. Es ist ungemein charakteristisch, daß von den vier Kapiteln, die im „Rationalen System“ der Volkswirtschaftspolitik gewidmet sind, die beiden ersten sich ausschließlich mit Englands Insularsuprematie befassen, die beiden letzten aber Mittel zu deren Bekämpfung anzugeben bemüht sind. Lassen wir List selbst das Wort, indem wir den Beginn des ersten Kapitels hier anführen.

„Zu allen Zeiten hat es Städte und Länder gegeben, die sich in Gewerbe, Handel und Schifffahrt vor allen anderen auszeichneten, aber eine Suprematie wie die unserer Tage hat die Welt noch nicht gesehen. Zu allen Zeiten haben Nationen und Mächte nach Weltherrschaft gestrebt, aber noch keine hat das Gebäude ihrer Macht auf so breiter Grundlage aufgeführt. Wie wichtig erscheint uns das Bestreben jener, die ihre Universalherrschaft bloß auf Waffengewalt gründen wollten, gegen den großen Versuch Englands, sein ganzes Territorium zu einer unermesslichen Manufaktur-, Handels- und Hafenstadt zu erheben und so unter den Ländern und Reichen der Erde zu werden, was eine große Stadt dem Flachlande gegenüber ist, der Inbegriff aller Gewerbe, Künste und Wissenschaften, alles Großhandels und Reichthums, aller Schifffahrt und Seemacht — eine Weltstadt, die alle Länder mit Manufakturware versorgt und sich dagegen an Rohstoffen und Agrrikulturprodukten von jedem Lande liefern läßt, was seine Natur Brauchbares und

Annehmbares bietet —, eine Vorratskammer an Großkapital, eine Banthalterin aller Nationen, die über die Zirkulationsmittel der ganzen Welt verfügt und durch Anleihen und Rentenerwerb alle Länder der Erde zinsbar macht.“ Nach dieser so treffenden Kennzeichnung der Weltstellung Englands widmet List seine Betrachtungen dem Versuche Napoleons, durch sein Kontinentalsystem eine Kontinentalübermacht zu schaffen, welche aber aus dem Grunde scheitern mußte, weil die Besorgnis der Mächte vor der französischen Landübermacht die Nachteile, welche sie von der englischen Seeübermacht empfanden, weit überwiegen mußte. „Mit dem Sturze des Kaiserreichs hatte aber der Zweck der Großen Allianz gegen Frankreich aufgehört. Von nun an waren die Kontinentalmächte weder durch die revolutionären Tendenzen noch durch die Eroberungslust Frankreichs bedroht; Englands Uebergewicht in den Manufakturen, in Schifffahrt, Handel, Kolonialbesitz und Seemacht war dagegen während der Kämpfe gegen die Revolution und Eroberung unermesslich gewachsen. Von nun an lag es in dem Interesse der Kontinentalmächte, sich mit Frankreich gegen die Handels- und Seeübermacht zu alliierten. Allein aus Furcht vor dem Balg des toten Löwen wurden die Kontinentalmächte den lebendigen Leoparden nicht gewahr, der bisher in ihren Reihen gesockt hatte. Die heilige Allianz war ein politischer Fehler. Keine der minder seemächtigen Nationen besitzt eine Handelsmarine, welche die Verhältnisse ihres eigenen internationalen Handels übersteigt; keine von diesen Nationen besitzt eine Manufakturkraft, welche über die der anderen ein bedeutendes Uebergewicht behaupten könnte, keine von ihnen hat also Ursache, die Konkurrenz der anderen zu fürchten, dagegen haben alle ein gemeinschaftliches Interesse, sich gegen die zerstörende Konkurrenz Englands zu schützen. Betrachten wir die unermesslichen Interessen, welche den Kontinentalstaaten der Seesuprematie gegenüber gemeinschaftlich sind, so werden wir zu der Erkenntnis gelangen, daß diesen Nationen nichts so sehr nützlich als Einigung und daß ihnen nichts so verderblich sei als Kontinentalkriege. Auch lehrt die Geschichte des letztverfloffenen Jahrhunderts, daß jeder Krieg, den die Kontinentalmächte gegeneinander geführt haben, nur dazu geführt hat, die Industrie, den Reichtum, die Schifffahrt, den Kolonialbesitz und die Macht der Insularsuprematie zu vergrößern.“ Wiederholt sei England selbst der Anstifter dieser Kriege gewesen; seine Bundesgenossen, denen es Subsidien zahlte, saugte es aus, wie vormalig Rom die Völker ausgesaugt hat, die so unglücklich waren, für Freunde des römischen Volkes erklärt zu werden; denn die gezahlten Subsidien wurden regelmäßig in englische Fabrikate umgesetzt, bereicherten so die Engländer und erstickten das Gewerbe der Bundesgenossen, während die Feinde durch den Krieg zur gewerblichen Selbständigkeit gezwungen wurden, was einen nicht zu unterschätzenden Vorteil für sie bedeutete.

Trotz dieser scharfen Bemerkungen ist List aber bemüht, den Bestrebungen Englands gerecht zu werden. Er erkennt an, die Welt sei durch England nicht aufgehalten worden; allen Nationen sei es Vorbild und Muster geworden in innerer und äußerer Politik, in großartigen Erfindungen und Unternehmungen aller Art, in Bervollkommenung von Gewerbe und Transportmitteln wie in Auffindung und Urbarmachung unkultivierter Länder, in Ausbeutung der Naturreichtümer der heißen Zone; wer wisse, wie weit die Welt noch zurückstände, hätte es kein England gegeben, und hörte es auf zu sein, wer könne ermessen, wie weit dadurch die Menschheit zurückgeworfen würde. Wenn wir uns aber auch der unermesslichen Fortschritte jener Nation freuen, wenn wir ihr auch Prosperität für alle Zeiten wünschen, sollten wir darum auch zugeben, daß sie auf den Trümmern der übrigen Nationen ein Universalreich gründe? Die Kultur der Menschheit könne nur aus einer Gleichstellung vieler Nationen hervorgehen. Die gleiche Bahn, in der sich England emporgeschwungen habe, müsse auch anderen Nationen offenstehen. Dies aber zu verhindern, sei stets Englands Bestreben gewesen. List erinnert daran, daß die Minister Georg I bei Gelegenheit des Einfuhrverbotes ostindischer Fabrikate unverhohlen erklärten, daß die Nation nur dann reich und mächtig werden könne, indem sie Rohstoffe einführe und Manufakturwaren ausführe; auch zu Zeiten des älteren Pitt trug man

noch keine Scheu, im offenen Parlamente zu sagen, man könne nicht zugeben, daß in Nordamerika ein einziger Hufnagel fabriziert werde. Bald aber hörte diese offene Sprache auf, an ihre Stelle trat die Heuchelei. List geht so weit, zu behaupten, daß das weltberühmte Werk Adam Smiths über die Ursachen des Reichtums der Völker nur den einen Zweck gehabt habe, die wahre Politik Englands durch die von Smith erfundenen kosmopolitischen Redensarten und Argumente zu verdecken, um andere Nationen abzuhalten, diese Politik nachzuahmen. Es sei eine gemeine Klugheitsregel, daß man, auf dem Gipfel der Größe angelangt, die Leiter, mittels der man ihn erklommen, hinter sich werfe, um andern die Möglichkeit zu benehmen, nachzuklimmen. Hierin liege das Geheimnis der kosmopolitischen Lehre Adam Smiths und der kosmopolitischen Tendenzen seines großen Zeitgenossen, des jüngeren Pitt und aller seiner Nachfolger in der britischen Staatsverwaltung. Eine Nation, die durch Schutzmaßregeln und Schifffahrtsbeschränkungen ihre Manufakturkraft und ihre Schifffahrt so weit zur Ausbildung gebracht habe, könne nichts Klügeres tun, als diese Leiter ihrer Größe wegwerfen, anderen Nationen die Vorteile der Handelsfreiheit predigen und sich selbst anklagen, sie sei bisher auf den Bahnen des Irrtums gewandelt und erst jetzt zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt. Pitt der Jüngere habe als erster englischer Staatsmann erkannt, wozu die kosmopolitische Theorie Smiths eigentlich zu gebrauchen sei, und nicht umsonst habe er stets ein Exemplar des Wertes über den Reichtum der Völker bei sich getragen. Mit dieser Ansicht über Adam Smith steht List übrigens nicht allein dar. Der leider jung verstorbenen Nationalökonom Alexander von der Marwitz, ein Zeitgenosse Lists, der dem Kreise der geistvollen Rahel von Barnhagen angehörte, hatte sich die Widerlegung der Lehren Smiths zur Lebensaufgabe gestellt. Besonders bemerkenswert ist die Parallele, die er in einem in Rahels Briefwechsel veröffentlichten Schreiben zwischen Napoleon und Adam Smith zieht, die er die beiden mächtigsten Monarchen der Erde nennt; Länderverwüster, so fügt List, der dem jungen Gelehrten hohes Lob spendete, hinzu, hätte Marwitz ohne Zweifel gesagt, wäre nicht dieser Ausdruck im Jahre 1810 ein etwas halsbrechender gewesen. Auch die Stimme eines Amerikaners führt List an, der wüßig bemerkt habe, die Engländer fabrizierten ihre Theorien wie ihre Waren weniger für den eigenen Gebrauch als für den Export, und es wäre den Vereinigten Staaten infolge von Druckfehlern in der so gläubig aufgenommenen Smithschen Theorie beinahe so gegangen wie jenem Patienten, der an einem Schreibfehler des Rezeptes gestorben sei.

Nach diesen rückblickenden Betrachtungen wendet sich List der Besprechung der Zeitverhältnisse zu. England, nicht zufrieden damit, den Deutschen den größten Teil ihrer Fabriken, die während der Zeit der Kontinentalperre entstanden waren, ruiniert zu haben und ihnen unermessliche Mengen Woll- und Baumwollwaren und Kolonialprodukte zu liefern, wolle Deutschland nicht einmal vergönnen, seinen Bedarf an Manufakturwaren in Agrrikulturprodukten zu bezahlen; es weise Getreide und Holz, zeitweise sogar auch deutsche Wolle von seinen Grenzen zurück. Mit Erbitterung führt List aus, es sei also umsonst gewesen, daß sich die Deutschen zu Wasserträgern und Holzhackern der Briten erniedrigt hätten; England behandle sie ärger als die unterjochten Hindus, denen die Ausfuhr ihrer Naturprodukte freistehe, von denen man allerdings auch nicht zu befürchten brauche, daß sie sich je zu Konkurrenten entwickeln könnten. Dieses brutale, jede Konkurrenz bereits im frühesten Keime zu ersticken trachtende Vorgehen Englands sei nicht länger zu ertragen. Die unerlässliche Voraussetzung einer erfolgreichen Abwehr sei die nationale Einigung Deutschlands. Die Vorrede zum Nationalen System schließt mit einem feurigen Aufrufe zur Einigung Deutschlands. List erinnert an die Zeiten, als Deutschlands heiliger Strom dem unseligen Vasallenbunde eines fremden Eroberers den Namen geben mußte, als Deutschlands Söhne ihr Blut für fremden Ruhm und fremde Herrschaft verpfligten. Nicht minder schimpflich sei es aber, daß Deutschlands Ströme und Häfen, Deutschlands Ufer und Meere unter dem Einflusse der britischen Herrschaft ständen. In den Vorschlägen, die List zur Befestigung dieses unerträglichen Zustandes

erstattet, spielt neben dem dringenden Rufe nach Verbesserung der Verkehrsmittel, die zugleich von volkswirtschaftlicher, staatsfinanzieller und strategischer Bedeutung sei, die Forderung von Schutzzöllen für das zu schaffende gemeinsame Zollgebiet der gemeinsamen deutschen Stämme die wichtigste Rolle. Selbstverständlich tritt List nicht für eine isolierte Wirtschaft des Zollvereins ein; wir müssen heute den Scharfblick bewundern, mit welchem er auf die ungeheure Bedeutung der Nordseeländer Holland, Belgien und Dänemark einerseits und der Donauländer sowie des Orients andererseits für Deutschland hinwies. Für den Zollanschluss Hollands an Deutschland setzte sich List auf das wärmste ein. Holland sei für sich allein zu schwach, die unermesslichen Kosten einer Land- und Seemacht aufzubringen. Deutschland könne ihm die Mittel liefern, nicht nur seine Kolonien ungleich besser zu leiten und zu schützen, sondern auch neue hinzugewinnen. Als eine Art Brückenkopf der hintergelegenen Länder müsse Holland seine ganze Wirtschaft auf die Prosperität dieser Länder basieren, mit denen es wie ein jeder Uferstaat stehe oder falle. Nur durch die deutsche Union und in engster Verbindung mit dieser könne Holland seinen alten Glor wiedererlangen; seine Flotte könne der Kern der zukünftigen deutschen Flotte werden und wäre nicht länger dazu verurteilt, die klägliche Rolle eines Schutznappens der englischen Flotte spielen zu müssen. Die Hoffnungen, welche List auf das Deutschland stammverwandte Holland setzte, haben sich allerdings in keiner Weise erfüllt. Es sei dahingestellt, ob nicht auch in diesem Punkte eine fernere Zukunft die Verwirklichung dieses an sich richtigen und auch in allen Einzelheiten, die List ausführlich behandelt hat, zutreffenden und stichhaltigen Gedankens bringen wird. List hat so manches, was anderen unmöglich erschien, mit fast prophetischem Blick vorausgesehen. Die Worte, die er am Schlusse des nationalen Systems dem Verhältnisse Deutschlands zum Oriente widmet, haben heute ihre Erfüllung bereits gefunden. Er spricht an dieser Stelle einer Reform der deutschen Orientpolitik das Wort. Deutschland und Oesterreich hätten ein unermessliches Interesse, daß in den Ländern der unteren Donau und in der Türkei Sicherheit und Ordnung Bestand gewännen. Hierzu erstattet er eine Reihe praktischer Vorschläge; unter anderem befürwortete er, den Strom der Auswanderung in diese Richtung zu leiten; neben vielen anderen Vorteilen gegenüber der Auswanderung in überseeische Länder hebt er hervor, daß sich hier die Auswanderer, die sich grundsätzlich gemeindeweise anzusiedeln hätten, nicht so leicht entnationalisieren und assimilierten lassen würden und auch in der Fremde noch für das Vaterland wirken könnten. Ganz besonders aber zeugt es für den scharfblickigen List, daß er bereits zu einer Zeit, als der Suezkanal noch kaum projektiert war, mit Nachdruck auf das Interesse hinweist, welches sämtliche Kontinentalmächte gemeinsam daran hätten, daß Ägypten und die Wege aus dem Mittelmeere nach dem Roten Meere und dem Persischen Golfe nicht in den Besitz Englands gelangten. Leider wurde seine warnende Stimme nicht beachtet, und England gelang es, das Werk fremden Genies und fremden Fleißes in seinen ausschließlichen Besitz zu bringen.

Es ließe sich noch eine Reihe von Belegen anführen, welches treffendes Urteil List über Englands Stellung in Politik und Wirtschaftsleben hatte. List gehört nicht zu denen, die den Haß gegen England predigen. Mehr als einmal hat er sich gegen diesen Vorwurf verteidigt. Rein anderer Schriftsteller, sagte er, habe England mehr verherrlicht als er; nicht England gelte sein Haß, nur seiner Handelstyrannie, die alles allein verschlingen und keine andere Nation neben sich aufkommen lassen wolle; keineswegs wünsche er, daß England gedemütigt werde und verarme; es könne reich und mächtig bleiben, wenn auch sein Monopol gebrochen werde und die Kontinentalmächte ihre Stellung als unabhängige Industriestaaten neben ihm behaupteten. List glaubte an die Möglichkeit einer Freundschaft zwischen Deutschland und England. Wie ernst dieser Gedanke ihm war, hat er, der Mann der Tat, auch durch die Tat bewiesen. Als im Jahre 1846 die englischen Korngesetze fielen, glaubte er den Zeitpunkt gekommen, die Verständigung zustande bringen zu können. Ob zwar fränkl-

und schonungsbedürftig, eilte er nach London. Den Zweck dieser Reise hat er in seiner Denkschrift: „Ueber den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“ niedergelegt. Bei den deutschen Regierungen war es ihm nicht gelungen, das Maß von Zollschutz, das er für nötig erachtete, durchzusetzen. Er hielt es aber für möglich, daß England sich aus politischen Gründen und durch die Erwägung, daß ein durch den Zollschutz ersartetes industrielles Deutschland der beste Käufer englischer Waren sein werde, dazu bringen lassen könne, auf den Mißbrauch seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber Deutschland zu verzichten und einer deutschen Zollpolitik zuzustimmen, die den Bedürfnissen der noch nicht genügend ersarteten deutschen Industrie entspräche. List wurde in London mit den größten Ehren empfangen; allein die Enttäuschung, die er dort erleben mußte, war die schwerste seines an betrogenen Erwartungen wahrlich nicht armen Lebens. Ueberarbeitet, körperlich leidend und von dem Gefühl, ein ganzes mühevoll und arbeitsreiches Leben lang tauben Ohren gepredigt zu haben, niedergedrückt, kehrte er im Herbst 1846 nach Deutschland zurück. Seine Lebenskraft war gebrochen; am 30. November machte er in Ruffeln, wo er wegen schlechten Wetters seine Reise nach Meran hatte unterbrechen müssen, seinem Leben ein Ende. Erst nach seinem Tode erkannte das Vaterland, daß es einen seiner größten Söhne verloren hatte. In trüber Zeit hat er den Glauben an die große Sendung des deutschen Volkes unablässig und unermüdet aufrechterhalten und bekräftigt. Der Lauf der späteren Ereignisse hat ihn in fast allen Stücken rechtgegeben. Seine Zeit war seinem Ideal nicht reif gewesen; doch das einzige Deutschland, dessen Vorkämpfer er gewesen ist, und das heute im siegreichen Ringen mit einer Welt von Feinden seine schwerste Probe besteht, schaut sich bereits an, die Ideen Lists von einer mitteleuropäischen Völkergemeinschaft zu verwirklichen.

Fritz Edardt Das neue Jugendwehrgesetz

Ohne Zweifel haben wir in Kürze ein Jugendwehrgesetz zu erwarten. Schon zweimal haben es die Vertreter des Preussischen Kriegsministeriums auf Versammlungen von Fachleuten in Aussicht gestellt. Obgleich ein solches Gesetz außerordentlich bedeutsam ist, weil es in alle Schul- und Arbeitsverhältnisse der Jugendlichen tief eingreifen wird, hat sich die Öffentlichkeit bisher doch nur wenig damit beschäftigt. Was die Zeitungen gebracht haben, bezog sich immer nur auf Einzelfragen der jetzigen Wehrvorbereitung, vor allem auf die, ob die Übungen mehr in militärischer oder mehr in turnerischer Art zu betreiben sind.

Ueber den Inhalt dieses Gesetzes lassen die Mitteilungen der erwähnten Ministerialvertreter nur Vermutungen zu. Es wird jeder junge Deutsche, wahrscheinlich von seinem 18. Lebensjahre ab, gehalten werden, sich durch Leibesübungen auf den bevorstehenden Dienst im Heere vorzubereiten. Schon seit Kriegsausbruch war das den jungen Deutschen durch die Bundesregierungen empfohlen worden, dabei war aber mit wenig Ausnahmen die Freiwilligkeit unberührt geblieben. Die Richtlinien, die für diese Wehrvorbereitung herausgegeben wurden, schienen die militärische Art zu befürworten. Die Erläuterungen und Ergänzungen zu den Richtlinien, die dann herauskamen, lehnten aber mit größter Entschiedenheit rein militärische Übungen, Exerzieren und Drill für das jugendliche Alter ab und wünschten eine allgemeine, mehr turnerische Leibesausbildung. Es ist kaum anzunehmen, daß die bevorstehende gesetzliche Regelung diesen Standpunkt wieder verlassen wird.

Man hat bei der Einrichtung der bisherigen Wehrübungen keine besonders glückliche Hand gehabt. Die Erfahrungen bestätigen das, und die doppelten Richtlinien sind ein handgreiflicher Beweis dafür. Es ist erwünscht, daß das Jugendwehrgesetz, das einen neuen ersten Schritt ins Ungewisse darstellt, besser einschlägt. Dazu ist es nötig, daß die wichtigsten Grundlagen der Neueinrichtung

zunächst einmal in der Öffentlichkeit von allen Seiten her beleuchtet werden.

Die erste Frage ist: **Zwang oder Empfehlung?** Wie schon erwähnt, ist Zwang zu erwarten. Für bloße Empfehlung wäre ein Gesetz gar nicht nötig. Die seitherigen Erfahrungen mit der Freiwilligkeit haben auch gezeigt, daß die Verbindlichkeit das einzig Richtige und Mögliche ist. Darüber ist kein Zweifel mehr.

Zwingt man die Jugendlichen zu den Leibesübungen, so müssen Eltern, Schule und Arbeitgeber auch die nötige Zeit dafür hergeben. Alle, die seither mit der Sache zu tun hatten, sind darin einig, daß man die Wehrübungen nicht oder nur ausnahmsweise auf die Freizeit, also auf den Sonntag, auf die Abendstunden oder bei den Schülern auf die Ferien verlegen darf. Allerdings treiben Tausende deutscher Jünglinge schon jetzt ihre Leibesübung, ihren Sport in diesen Zeiten, aber das geschieht freiwillig, nicht zwangsmäßig, und das macht einen großen Unterschied.

Gegenüber Schule und Elternhaus läßt sich die Verbindlichkeit unschwer durch Schul- und Polizeivorschriften, bzw. durch Geldbußen durchsetzen, anders gegenüber den Jugendlichen selbst.

So kommen wir zur zweiten Frage: **Wie können Säumige und Widerspenstige zur regelmäßigen und nützbringenden Teilnahme an der Wehrvorbereitung, wenn nötig, gezwungen werden?** Diese Frage ist unendlich schwierig und doch für die Sache von ausschlaggebender Bedeutung. Bisher mußte man die Drückberger laufen lassen, und wer sich ungehörig betrug oder faul zeigte, wurde ausgeschlossen. Dieser Weg ist in Zukunft bei zwangsmäßiger Einrichtung ungangbar. Man wird, leider vielfach, mit Lässigkeit und Widerstand zu rechnen haben.

Man denke sich in die Sache. Wie will man durch gesetzliche Vorschriften die falschen Entschuldigungen verhindern, die von Eltern und Arbeitgebern ausgestellt werden? Wie kann man verhindern, daß fehlende Kleidung, plötzliches Unwohlsein, unvorhergesehene Ereignisse und Verkehrsstörungen fälschlich vorgeschützt werden? Die engen Stiefel oder die Blasen am Fuße dürften ganze Kapitel der Leidensgeschichte werden, die dem Leiter der verbindlichen Wehrübungen bevorsteht.

Nur militärische Disziplinarmittel könnten dagegen schützen. Die Wirkung dieser Mittel beruht aber beim Militär darauf, daß man hier den Mann Tag und Nacht, bei Dienst und Urlaub, bei wirklicher oder vorgetäuschter Krankheit fest und allein in der Hand hat. Bei der Jugendwehr, die uns nur auf Stunden untersteht, würden diese Mittel selbst bei militärischer Leitung versagen.

Wir wünschen daher, daß man beim Jugendwehrgesetz von vornherein von diesen unzureichenden Mitteln absteht, dann wird man die gefährlichste Spitze der ganzen Einrichtung vermeiden.

Was soll aber an ihre Stelle treten? Die Vergünstigung und der Nachteil!

Es war der ungeheure Fehler unserer seitherigen Leibeserziehung, daß Eifer und Tüchtigkeit in der Vorbereitung beim späteren Wehrdienst keinen sichtbaren Vorteil, daß Lässigkeit und Trägheit keinen greifbaren Nachteil brachten. Um den inneren Nutzen oder Schaden kümmert sich die Jugend wenig. Aber wenn die Bemühung etwas einbringt, dann sind die Burschen zu haben. Daher lieber kein Jugendwehrgesetz, als eins ohne dieses Mittel! Wer regelmäßige und eifrige Teilnahme an der Wehrvorbereitung nachweist, erhält Anrecht auf gewisse Vergünstigungen beim Militärdienst. Daß derjenige, der lässig und faul war, in einem Vorkurs erst nachholt, was seine tüchtigen Kameraden schon mitbringen, ist natürlich und eigentlich selbstverständlich. Ist es nicht beinahe lächerlich, die Berechtigung zum Einjährigendienst ohne alle Rücksicht auf die Körperentwicklung zu erteilen? Hier ist Klenderung nötig. Dazu muß sich die Militärbehörde verstehen. Dazu hat man sich in Frankreich, Italien, Japan und in der Schweiz verstanden. Sollte es nicht auch bei uns gehen?

Der Gesetzgeber wird gut tun, nicht nur die zwei letzten Jahre vor der Dienstzeit ins Auge zu fassen, sondern die Leibesübungen schon in der Schule zu fördern, dadurch, daß die Turnzensur Geltung erlangt bei Rangordnung, Versetzung und Abgang wie jedes andere Fach. Es gehört die ganze pädagogische Bedenklich-

keit und Schwerfälligkeit mancher Schulmänner dazu, um diese naturgemäße Forderung unmöglich zu finden. Der Abgeordnete Seyffert hat völlig recht, wenn er im Sächsischen Landtage sagte: Entweder ist ein Fach wert, in die Schule aufgenommen zu werden, dann stellt es den anderen Disziplinen gleich, oder es ist's nicht wert, dann laßt es überhaupt weg.

Werden die Jugendwehrrübungen erst durch den Grundsatz der militärischen Vergünstigungen gestützt, so sind die damit verbundenen Fragen leicht zu lösen. Solche sind:

Soll die Tüchtigkeit durch ein Zeugnis der Auszubildenden — wie in Frankreich — nachgewiesen werden, oder — wie in der Schweiz — in einer Rekrutenprüfung? Welcher Art sollen die Vorteile bzw. die Nachteile sein? Diese untergeordneten und bei gutem Willen unschwierigen Fragen können jetzt hier nicht behandelt werden.

Nur auf eine außerordentliche Wirkung des Grundsatzes ist noch hinzuweisen. Man sagt dem Jüngling, daß er die Pflicht hat, sich auf den Heeresdienst vorzubereiten. Man gibt ihm die Zeit dafür. Man zeigt ihm den Vorteil, den er später davon hat. Nun kann man es ihm selbst überlassen, wo er diese Vorbereitung suchen will. Wer sie trotz alledem veräumt hat, hat sich selbst zuzuschreiben, daß er zwecks Nachholung der Wehrvorbereitung früher zum Dienst eingezogen wird. Nur in Dörfern, wo keine Fortbildungsschule, wo kein Turn-, Spiel-, Wander-, ~~Schul-~~ ~~Turn-~~ ~~vereine~~ vorhanden ist, müßte man Übungsgelegenheiten ~~von~~ ~~orts~~ ~~wegen~~ schaffen. Auf diese Weise nützt man dies ungeheure Kapital für die Wehrvorbereitung, das an Plätzen, Geräten, Geld, Können und gutem Willen in unseren Schulen und vor allem in unseren Vereinen vorhanden ist. Schafft man hingegen im Jugendwehrgesetz neue Organisationen, deren Kosten sich kaum ausdenken lassen, so nimmt man diesen Vereinen ihre besten Kräfte und schädigt ihre Wirksamkeit, denn die meisten ihrer Mitglieder treten in der Jugend und nicht erst nach der Militärzeit ein. Mit diesen Vereinen ist Deutschland dem Auslande weit voraus. Es wäre ein Verbrechen, diesen Vorteil leichtfertig aufzugeben. Selbstverständlich ist, daß diese Vereine ihr Arbeitsprogramm nach den militärischen Bedürfnissen ausgestalten müßten. Sie würden sich gern zu dieser Ergänzung verstehen, wenn man ihnen z. B. in dem Recht zur Ausstellung des Wehrzeugnisses eine Gegenleistung gewährt. Diese Berechtigung würde bedingen, daß diese Vereine sich für ihre Jugendmitglieder einer Staatsaufsicht unterstellen. Die staatliche Förderung und Unterstützung, die damit Hand in Hand ginge, würde wiederum die Gegenleistung sein.

Wählt das Jugendwehrgesetz den geschilderten Weg, so verhüllt es den häßlichen Zwang durch den Schein einer gewissen Freiwilligkeit, und das wäre der Sache außerordentlich dienlich. Dann erscheint die Leibesübung unseren Jungmännern weiterhin als Vergnügen und Erholung. Dann sind sie mit größerer Lust dabei, während der Zwang Widerwillen erregt. Und was man gern tut, bringt doppelten Erfolg.

Wir begrüßen also das bevorstehende Jugendwehrgesetz; es muß sein! Wir wünschen, daß es eine allgemeine tüchtige Leibesausbildung und keine militärische vorschreibt. Wir fordern, daß es der Jugend Zeit gewährt für ihre Übung. Wir verwerfen militärische Disziplinarmittel vor der Militärzeit. Die Grundlage des Gesetzes müssen Vergünstigungen bzw. Nachteile beim Heeresdienst bilden. Das Gesetz soll Neuorganisationen nur insoweit schaffen, als bestehende Einrichtungen nicht benutzbar sind. Möge uns das neue Gesetz nicht enttäuschen!

Dr. Frhr. v. Maday/Die Wiedergeburt der Türkei als land- und volkswirtschaftliches Problem

Ein Kenner türkischer Verhältnisse hat gemeint: „Mit diplomatischen Formulierungen ist am türkischen Wirtschaftsleben nichts zu verbessern. Bei näherer Betrachtung riechen sie alle allzu stark nach dem grünen Tisch. Was die Türkei braucht, sind Eisen-

hahnen, Schulen und eine gute Verwaltung. Alle die modernen Schlagwörter, die man mit der Türkei in Verbindung bringt, wie Zentralisation, Dezentralisation, nationale Autonomie oder jungtürkisches Regime haben mit den vitalsten Interessen und notwendigsten Entwicklungsbedingungen des Landes gar nichts zu tun.“ Das ist gewiß eine grundsätzlich unanfechtbare Wahrheit, die aber immerhin mit der Vorsicht genossen werden muß, die allen solchen apodiktischen Urteilen gegenüber angebracht ist. Daß die Wiedergeburt der Türkei nicht durch alle möglichen theoretischen Reformprogramme politischer Prinzipienreiter, sondern allein durch praktische Reformarbeit an den einmal gegebenen, aber zerrütteten und verfahrenen Lebensverhältnissen des Staatswesens in glücklicher und fruchtbarer Weise angebahnt werden kann, ist sicherlich richtig; ebenso unzweifelhaft erscheint es aber, daß zur Reorganisation auf dieser Linie nicht allein „Eisenbahnen, Schulen und eine gute Verwaltung“ genügen. Die Türkei ist ein Ackerbaustaat; der Zähigkeit und Selbsterneuerungskraft des Bauernstandes allein verdankt sie ihr Widerstandvermögen in allen Stürmen und Kriegen, die über sie hereingebrochen sind, und so muß notwendig jedes Mühen an ihre nationale und kulturelle Neubelebung und ihre staatliche Machtgewinnung in grundständiger, den Stürmen heutiger und kommender Zeit gewachsener Form eine Arbeit auf Triebfeld bleiben, solange nicht die Beseitigung des Übels gelingt; daß rund drei Viertel sämtlichen Bodens sich in der Gewalt der Toten Hand befinden, solange nicht ein freies Bodenbesitzrecht und damit ein freier, kräftiger, selbstbewußter Bauernstand als tragfeste Untermauerung der staatlichen Gesellschaft geschaffen wird. Das ist eine allgemein anerkannte und offenkundige Wahrheit, und es erscheint als ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst der Jungtürken, daß sie, sobald sie die Regierung fest in der Hand hatten, dieser Tatsache entsprechend eine gründliche Reform der bodenwirtschaftlichen Rechtsverhältnisse in die Wege leiteten. Schon in der zweiten Sitzungsperiode der neu geschaffenen Volksvertretung (Winter 1909/10) wurde dieser ein umfangreicher von Rachmud Effendi stammender Plan zur Reform des Bodenbesitzrechtes vorgelegt, der aus folgenden sechs Gliedern bestand: 1. Gesetz über das Eigentum an Grundstücken, 2. Gesetz über den Grunderwerb durch juristische Personen, 3. Gesetz über die Abschaffung des Gebel, 4. Gesetz über die Liegenschaftserbfolge, 5. Hypotheken- und Bodenkreditgesetz, 6. Gesetz über die Aufnahme und Ausmessung der Grundstücke (Katastergesetz). Das ganze Werk scheiterte freilich damals aus dem doppelten Grund, weil das Parlament zu einer so umfangreichen und Fachkenntnisse erfordernden Arbeit sich gänzlich unfähig zeigte und weil die islamische Geistlichkeit schärfsten Widerstand leistete, der von den blinden Volksmassen, die in dem ganzen Reformplane nur einen Schlag gegen altgeheilte Ueberlieferungen sahen, kräftig unterstützt wurde, konnte dann aber auf Grund der Machstellung, welche die jungtürkische Regierung mit der Wendung des Kriegsglücks in den Kämpfen gegen den Balkanbund zugunsten des Reichs durch die Rückeroberung Adrianopels gewann, nach Maßgabe des Artikels 36 des Staatsgrundgesetzes im einfachen Verordnungsweg in Kraft gesetzt werden.

Das überaus erfreuliche Kennzeichen des Aufschwungs der Türkei liegt nun vorab darin, daß die Geistlichkeit ihren Widerstand gegen alle diese Reformmaßnahmen, wenn natürlich auch nicht bedingungslos, so doch grundsätzlich aufzugeben beginnt. Der glückliche Beweis dessen ist, daß das Ministerium die Arbeit an der Reform des Bodenbesitzrechtes auf den weiten oben angegebenen Linien wirtschaftspolitischer Grundprobleme und Grenzfragen ohne Zuhilfenahme des Notrechtes der bürokratischen Verwaltungsprovisorien im Zusammenwirken mit der Volksvertretung während der jüngsten, jetzt abgeschlossenen Sitzungsperiode erfolgreich fortsetzen konnte; weitere Verbesserungen wurden insbesondere in systematischer Entwicklung durch neue Bestimmungen über die Befestigung der bäuerlichen Wirte, über die Entschädigungen der frommen Stiftungen bei Ablösung ihrer Eigentumsrechte und über die hypothekarische Verpfändung von Grundstücken getroffen. Eine feste und nicht mehr zu zerstörende Rechtsgrundlage für die Gesundung der wichtigsten und ausschlaggebenden Lebensorgane

des osmanischen Reiches ist so geschaffen; es fragt sich nunmehr, wie es um die Praxis des weiteren Heilungsprozesses steht.

Wie berechtigt jene Klagen über das frühere Regime am grünen Tisch waren, zeigt nichts so deutlich als eine Erinnerung an die ehemals übliche Behandlung der volkswirtschaftlich-reorganisatorischen Fragen. In Pera saßen die vornehmen, modisch gekleideten Herren, verhandelten über alle möglichen Staatstheorien, stellten „soziologische Studien“ über den Geburtenrückgang, die endemischen Krankheiten und die Verarmung des osmanischen Volkstums an, bemitleideten das Los des kaba türk, des derben und darbenenden türkischen Bauern, dachten aber nicht daran, diesen selbst, dessen Sprache sie kaum verstanden und dessen Art und Sein sie in ihrer Verstärkung völlig fremd geworden waren, bei seiner Arbeit aufzusuchen und sich aus der Nähe über die eigentlichen Wurzeln seiner Leiden und das Wesen seiner Bedürfnisse aufzuklären. Auch in dieser Richtung bricht sich heute langsam, aber stetig, die Sonne grundsätzlichen Fortschritts Bahn. In Ueberwindung der alten Backfisch- und Bestechungswirtschaft der hamidischen Zeit bildet sich allmählich ein arbeitswilliges und leistungsfähiges Beamtentum, unter dessen Händen die Durchführung all jener Reformgesetze von Tag zu Tag mehr fortgeschreitet. Das zeigt besonders deutlich die Entwicklung der Katasteraufnahme. Wie früher die geistlichen Gerichte bei allen Bodenbesitzbewegungen das entscheidende Wort zu sprechen hatten, so lag in ihrer Hand auch die Aufnahme der Grundstücke, die in gänzlich willkürlicher und verfallener Weise geschah. Tapus und sonstige Besitztitel wurden in bunter Menge dem ausgestellt, der den größten Geldbeutel hatte oder das Gewicht seiner Amtswürde in die Waagschale werfen konnte. Dabei übten, abgesehen vom Eigennutz der Geistlichkeit, die nationalistischen Gegensätze und Leidenschaften auf das Verfahren einen unheilvollen, rechtsbeugenden Einfluß aus; beispielsweise sind die ewigen armenischen Unruhen dadurch sicher nicht weniger geworden, daß auf Grund willkürlich ausgestellter Titel die orthodoxen Bauern zugunsten guter Muslims und selbst der kurdischen Räuber um Hab und Gut gebracht wurden. Jetzt zieht sich der Kreis des vermessenen und grundbuchswäßig besitzbefestigten Landes von Konstantinopel aus über Thralien und südlich über den Bosphorus im nördlichen Anatolien immer weiter, und schon die damit gewonnene Eigentumsicherung fließt dem Bauern den Rücken und läßt ihn nach unendlichem Kalvarienweg wieder aufatmen. Nicht minder ermutigend wirkt auf gleicher Linie das Aufblühen einer zeitgemäßen Kreditorganisation. Alle Ratschläge an den Bauern über die Verbesserung seiner Wirtschaftsmethoden haben natürlich nur Papierwert, solange ihm nicht Geld zu billigen Bedingungen für Anschaffung von Vieh, Geräten und anderen Betriebsmitteln zur Verfügung gestellt wird. Früher konnte er solchen Kredit überhaupt nicht oder nur zu den Wucherzinsen seines Ausbeuters, des Steuerpächters, erhalten. Jetzt hat das Gesetz über das Eigentum an Grundstücken durch die Bestimmung, das alles Wafuf- und Miriehland (d. h. alles Stiftungs- und geistlich-fiskalisches Ruheniehlungsland) für die Schulden des Besitzers haften, einerseits gänzlich mit den verrotteten Faustpfandbestimmungen der Medschelleh, des geistig bürgerlichen Gesetzbuches, gebrochen und an deren Stelle ein Vertragspfandrecht gesetzt, das europäischen kapitalistischen Verkehrsformen freie Bahn macht, und diese Neuierung hat wieder eine merkwürdige Umstülpung der privatwirtschaftlichen Sitten zur Folge gehabt. In der Türkei steht zweifellos, so gut wie in allen orientalischen Ländern, eine Unsumme „faulen“ Kapitals der Vornehmen und Reichen, daß diese sorgfältig im Strumpf verstecken oder in Kostbarkeiten und in den Ländereien des Harems anlegen, statt es

arbeiten zu lassen und damit der Volkswirtschaft dienbar zu machen. Schon als mit der Hurrije der Nationalstolz des Osmanentums erstmals allgemein sich regte, wurde gegen den Brauch, der das fremde Kapital zu Herren des Landes machte, angelempft: aber wie schwach blieben diese Versuche zur Mobilisierung des brachliegenden Nationalvermögens! Die offizielle Menan fisan duffari (Caisse d'utilité publique) arbeitete zwar mit vier Millionen türk. Pfund, mußte aber davon das meiste an die ewig leeren Regierungskassen abgeben, so daß für die Landwirte nur sehr geringe Beträge übrigblieben, während alle übrigen Gründungen ähnlicher Art nach kurzem Bestehen wegen Geldmangels eingingen. Die Gegenwart zeigt ein ganz anderes Bild. Der Scheich ül İslam ist selbst mit gutem Beispiel vorangegangen und hat eine Wafubank für landwirtschaftlichen Kredit mit 1 Million türk. Pfund Kapital ins Leben gerufen. Seinem Vorbild sind private Finanzkreise gefolgt mit der Begründung der Anadolu Milli Mahsulat Osmanlı Şirketi (Osmanische Handelsgesellschaft für die nationalen Erzeugnisse Anatoliens) mit 200 000 türk. Pfund Kapital, der Nakiat Umumi eh Osmanlı Şirketi und vieler anderer kleiner Banken, die zwar noch einstweilen sehr mit ihrem Geld haushalten müssen, aber sich doch ständigen Zuwachses der Einlagen aus allen Bevölkerungsschichten erfreuen. Und die Konstantinopler Presse rühmt diese Dinge wie die sieben Bunder; von ihrem Standpunkt aus gewiß mit Recht. Denn sie beweisen, daß, nachdem eine zuverlässige Rechtsgrundlage für Kreditumlauf geschaffen wurde, das Eis gebrochen ist, das Geld flüssig und Vertrauen auf die eigene Unternehmungskraft flügge wird, und daß damit der Landwirtschaft ungeahnte Möglichkeiten der Kraftentfaltung sich eröffnen.

Es soll bei alledem gewiß nicht darüber hinweggesehen werden, daß die Sonne des Fortschritts nach wie vor starke Schatten aller möglichen Verirrungen und schlimmer Ueberlieferungen aus alter Zeit wirft. Wenn beispielsweise im Hypothekengesetz das Verpfändungsrecht ausschließlich der Landwirtschaftsbank, der Wafubverwaltung und besonders zu ermächtigenden ottomanischen Gesellschaften zugewilligt wird, wenn das Gesetz über den Grunderwerb juristischer Personen den ausländischen Gesellschaften zwangsweise den Gebrauch der türkischen Sprache und Schrift bei der Buchführung, bei allen mit der Regierung oder mit Privatpersonen ausgewechselten Dokumenten vorschreibt, so sind alles das offenbar mißliche und dabei nicht eben aus großzügig denkendem Geist geborene Bestimmungen, die lediglich die Wirkung haben können, fremdes Kapital und fremden Unternehmungsgeist, die doch so unentbehrliche Hilfsmittel der Befundung der Türkei bleiben, abzuschrecken und in seiner Arbeit zu hemmen. Indessen sind alles das Mißlichkeiten und Schwächen, welche das stürmische Wachstum eines Staatswesens und das starke Selbstbewußtsein und der Eigenwille eines Volkes, das mit geringen Erfahrungen eifrig und sehnstuchsvoll in kurzer Zeit die Verfallnis von Jahrhunderten nachzuholen sucht und den hohen Zielen nationaler Wiebergeburt zustrebt, wohl begreiflich macht. Der springende Punkt und die entscheidende Tatsache bleibt jedenfalls, daß der Krieg das politische wie wirtschaftliche Vorwärtstreben der Türkei nicht ins Stocken gebracht, sondern im Gegenteil zur Reformarbeit in ernsterer und gewissenhafterer Form mehr denn je angespornt hat. Wer irgendwie den Werdegang des osmanischen Reiches mit kritischen Augen und mit Verständnis für die Eigenart seiner politischen und seelischen Daseinsbedingungen verfolgte, dem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Türkei einen tragischeren Grund nationaler Einigung und Festigung nur in einem großen Ringen gegen ihre äußeren Feinde finden werde, vorab also gegen den „Moskub“, mit dem schon den kleinen Kindern als dem leibhaftigen Bösen fürchten gemacht wird, sodann aber auch gegen den Briten, der, während er Freundschaft heuchelte, doch stets nur Spekulant auf die Hinterlassenschaft des kranken Mannes am Goldenen Horn war und durch seine Verbindung mit dem Ausland diesen seinen Erbfeindcharakter in aller Formlichkeit bekannt hat. Konnte man über den Ausgang eines solchen gewaltigen Ringens in militärischer Hinsicht zweifelhaft sein, so erschienen die Aussichten noch düsterer im Blick auf die wirtschaftliche Wider-

standsfähigkeit der Türkei. Auch diese Bedenken haben sich jetzt in überragender Weise als nichtig erwiesen, und liegt wie ein Morgendämmern brechen sich die Energien Bahn, die einst das Osmanentum zu seiner Weltendung hinausgetrieben haben und heute sich neuerdings als Quell seiner Verjüngung und Tatkraft bewähren, zugleich aber das Element der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturpolitischen Verbündung mit Deutschland sind: die streng militärische Zucht, das draconische Pflichtbewußtsein, der Gehorsam und die strikte Unterordnung des einzelnen unter das Staatsgesetz, die Genügsamkeit, der Bildungstrieb, die Lernbegier, der — an orientalischen Verhältnissen bemessene — rege Schaffens-eifer, die Uneigennützigkeit, Dienstwilligkeit, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit, auf echter Sittlichkeit begründete Lebenskultur.

Julius Bab / Kriegstheater

Zuerst glaubten alle, daß alles ganz neu, ganz vom Grund auf anders werden müsse. Daß der Krieg auch vom Theater eine völlig andere Art und Arbeit verlange als der Friede. Und weil auch die falschesten Ideen eine dämonische Macht haben, Wirklichkeit zu werden — so wurde das Theater zunächst auch etwas „ganz anderes“. Dreiviertel aller Bühnen wurden während der ersten Kriegsmonate von Aktualitätsspielen beschlagnahmt, brachten nichts als unverdichtete, rampenlichtverschminkte „Bilder vom Tage“. Und der schmale Rest der Theater, der Beziehungen zur Kunst aufrechterhielt, achtete doch ängstlich auf das Zeitgemäße in seinen Darbietungen: wenn die mehr oder weniger klassischen Werte des Repertoires nicht gar durch kleine Einlagen oder doch anzügliche Betonungen in Beziehung zur Aktualität gesetzt wurden, so waren sie doch mindestens mit Rücksicht auf ihre kriegerische oder vaterländische Färbung hin gewählt. Und das bloße Negativ dieser Beziehung war es, wenn wenige Monate später die gleichen Bühnen nur noch die ganz wirklichkeitsferne, sanft streichelnde Idylle meinten pflegen zu dürfen.

Heute, nach 20 Monaten Krieg, ist das alles längst vorbei. Man weiß heute, daß der Krieg kein von Grund aus und im ganzen anderes Leben ist, keine völlig neue Gesamtatmosphäre, in der nur jeder Baum völlig andere Blüten treiben muß. Wir merkten längst, daß das Leben im Grunde nur eines ist — und zwar jenes, das wir sonst (mit all seinen kämpfenden Spannungen!) „Frieden“ nennen. „Krieg“ — das ist die große Krise, die (vielleicht heilende) Krankheit dieses Lebens. Man kann auch eine Lungenentzündung überstehen, wenn das Herz intakt bleibt und immer frisches, heilkräftiges Blut durch die Organe sendet — man kann aber nicht leben, wenn man Herz und Nerven und Muskeln dem Entzündungszustand angleicht, sie „einstimmt“. Die schwere Entzündung der staatlichen Menschheitsorgane erfordert verstärkte Blutzufuhr aus den intakten Friedensorganen der — Menschheit. Religion, Kunst, Wissenschaft — Familie, Gewerkschaft, Gemeinde —, alle Bildungen der Kultur und Zivilisation, gewiß werden sie in „Mitteidenschaft“ durch den Krieg gezogen, weil ihre materiellen Voraussetzungen erschüttert, ihre Aufgaben erhöht und ihre Anspannung also verdreifacht wird. Ihre Funktion aber ist gerade des Krieges wegen die alte friedliche! Es gibt keine „Kriegs-Kunst“, keine „Kriegs-Philosophie“ und auch also kein „Kriegstheater“. Das Ziel der Kunst bleibt — ewig ungeteilt — das eine große befriedende; der Krieg schafft höchstens Wegereschwerungen zu diesem Ziel. Das hat inzwischen der Ablauf der Tatsachen bewiesen.

Zurzeit spielen so ziemlich alle Theater in Deutschland. Die meisten machen normale, viele über durchschnittlich gute Geschäfte. Sie erreichen dies mit einem Repertoire und mit einer Spielweise, die im Prinzip und der Absicht nach nirgends mehr vom Theaterbetrieb vor dem Kriege abweicht. Man kann nicht behaupten, daß die Theater besser geworden sind, als sie vor dem Kriege waren, aber schlechter sind sie auch nur insoweit geworden, als der schwere, materielle, breit im Sozialen haftende Körper, dessen diese Kunstübung bedarf, vom Kriege unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen ist. Die Bühnen, die eine Hof- oder eine Stadtverwaltung erhält, sind durch die Zeit natürlich zu einiger Sparsamkeit gezwungen, müssen allen außerordentlichen Aufwand vermeiden. Aber der erste Schreck, in dem z. B. das Meininger Hoftheater überhaupt nicht mehr spielen wollte, ist doch längst überwunden, der Betrieb ist annähernd normal.

In den kapitalistischen Theatern der ganz großen Städte ist zunächst die Aufrechterhaltung des Betriebes mit starken Zinsopfern der Hausbesitzer verbunden gewesen; eine weitere, sehr charakteristische Folge der Notzeit war dann hier die Vertrufung, durch die die Unternehmen rentabel bleiben sollten. Wir haben jetzt in Berlin zwei Direktionen, die über drei, und einige, die über je zwei Bühnen verfügen. Am schwersten betroffen aber wurden leider und doch naturgemäß die jüngsten und zukunftsreichsten Bildungen des deutschen Bühnenlebens, die Volksbühnen, die nicht von der politischen oder kapitalistischen Spitze her, sondern von der breiten Basis des kunstwilligen Publikums aus organisiert sind. Gerade weil sie mit so breiter Basis im sozialen Leben haften, traf sie die Erschütterung am schwersten. Tausende ihrer zahlenden Mitglieder wurden eingezogen, tausend andere in Not oder Trauer versetzt, die sie zur Weiterführung ihrer Mitgliedschaft untauglich machten. Die Wiener Volksbühne fiel diesen Umständen zum Opfer und löste sich auf. Hoffnungsreiche Anfänge in Hamburg, Frankfurt a. M. und München erstarben natürlich sofort. Die vereinigten Berliner Volksbühnen hielten zwar in großartiger Weise aus, selbst im ersten Kriegswinter brachten sie es auf einige dreißigtausend Mitglieder und führten den Bau ihres prachtvollen, großen Bühnenhauses am Bülowplatz zu Ende. Dann aber erzwang die Ungunst der Zeit doch auch hier momentan ein starkes Zurückstecken der Ziele: es erwies sich als unmöglich, für die durch den Krieg verringerte Mitgliederzahl in dem großen Hause unter eigener Regie zu spielen, und es kam zu einem Vertrag mit der Direktion Max Reinhardt, der den Verein und seinen Hausbesitz einstweilen sicherstellte, auf die eigene nur der Idee des Vereins gemäße Führung des Theaters aber einstweilen verzichtete.

Unmittelbarer an die eigentliche Kunstübung reicht von den Folgen des Krieges die umfangreiche Einziehung von männlichen Schauspielern. Ernste Besetzungsschwierigkeiten entstanden, die Direktionen rangen allenthalben mit den militärischen Erfahrungsbehörden verzweifelt um die Aufrechterhaltung ihres Ensembles. In letzter Zeit haben Verfügungen von höchster Stelle, gerade bei den Reklamationen von Schauspielern, ein möglichstes Entgegenkommen gezeigt. Daß aber, da mehr als dreitausend deutsche Schauspieler im Felde stehen, die Qualität des Ensembles vielfach gelitten haben muß, ist ohne weiteres klar. Immerhin kann man sich bei den Berliner Bühnen eher wundern, wie wenig die Lücken im Personalbestand zu spüren sind.

Merklicher müßten an und für sich die Folgen sein, soweit die deutschen Dramatiker und ihre Produktion unmittel-

bar vom Kriege betroffen sind. Damit meine ich nicht einmal in erster Linie die körperliche Inanspruchnahme der deutschen Dichter etwa durch das Militär, sondern die Tatsache, daß der Kriegszustand für diese nicht reproduzierenden und nicht auf die lyrische Erfassung des Moments gestellte Kunst eine schwere Lähmung bedeuten muß: Der Dramatiker breitet sein Gefühl in einem Weltbild aus, daß im Gleichgewicht gegenwirkender Kräfte gespannt ist. Eben weil es keine „Kriegskunst“ gibt, sondern jede Kunst letzten Endes auf „Befriedigung“ — einer wie großen Erschütterung auch immer! — zielt, eben deshalb ist heute der dramatische Dichter schwer vorzustellen, der beim Anblick dieser Welt Kraft und Klarheit zum Werke fände. Den harmlosen Allegorien, in denen jetzt auf der Bühne zuweilen dem Zeitgeist geschuldigt wird, haben mit der Dichtkunst doch höchstens insoweit zu tun, als sie (wie etwa Schmidthorns „1914“) rein lyrische Partien enthalten. Von dramatischer Menschendarstellung sind sie so fern, wie jene weniger leidlichen Produkte des Theatergewerbes, in denen Fulda oder Sudermann ihre uralten Lustspiele und Sittenstücke mit der Marke des Allerneuesten bekleben, weil es diesmal statt eines Erbkotels aus Amerika oder einer furchtbar edlen Lante aus Rottbus der Krieg sein muß, der alles in Ordnung bringt. Die wenigen Stücke, die literarischer Kritik zugänglich, sonst noch auf unseren Bühnen neu auftauchen, sind meist schon jahrelang beendet gewesen, und weder ihre Aufführung noch ihr geringer Erfolg dürfte sich im Frieden wesentlich anders gestaltet haben.

Indessen spielen leider schon lange die deutschen Ur-aufführungen von dichterischer Bedeutung in unserem Bühnenleben nicht mehr die Rolle, daß sich durch ihr Ausbleiben die allgemeine Physiognomie des Theaters, im Vergleich zu den letzten Friedensjahren, hätte sehr verschieben können. Die herrschenden Moden aber — und das Gute wie das Schlechte herrscht im heutigen Theater nur durch die Gewalt einer Mode — sind genau die gleichen, wie sie vor dem Kriege waren. Wenn der Import an auswärtigen Lustspielen anstandshalber etwas abgenommen hat, so ist das nur ein sehr scheinbarer Unterschied, weil die heimischen Produzenten sich nun mit verdoppeltem Eifer auf die Herstellung von Pariser Modellen geworfen haben. Höchstens wäre als Kriegsfolge in Anspruch zu nehmen, daß gewisse Stätten, an denen man das Theater von jeher vor allen Dingen als Ort unanstrengender Fröhlichkeit ansah, durch den Krieg eine Steigerung ihrer Tendenz erfahren haben. Das Repertoire auch der besseren Wiener Bühnen ist zu 90 Prozent gefüllt durch „Der Gatte des Fräuleins“ — „Hedis erster Mann“ — „Onkel Bernhard“ — „Hallo“ — „Das Ruckucknest“ — „Das Dreieck“ — alles heimische Erzeugnisse! Aber weil es immer noch nicht reicht, werden dort auch die ältesten Klassiker des Unterhaltungsschwanks, der Deutsche Benedig und sogar der Gallier Augier, neu entdeckt. Immerhin haben wir in Berlin keinen Grund, hochmütig zu sein — wenigstens die Bühne, die eigentlich die repräsentative in Preußen sein sollte, unser Königliches Schauspielhaus, hat, nachdem es im ersten Kriegswinter annähernd gar nichts getan hatte, die meiste Arbeit des zweiten Kriegswinters an die allerharmlosesten Unterhaltungsspielereien verschwendet. Auf den anderen Bühnen bildeten die alten Moden der Friedenszeiten weiter den Kern des Repertoires. Wenn die Dramatisierung von „Jettchen Gebert“ im Frieden das „Kleine Theater“ gefüllt hatte, so tat die Dramatisierung des zweiten Teils jenes Georg Herrmannschen Romans, „Henriette Jacoby“, im Kriege

genau so seine Schuldigkeit. Die Bemühungen Barnowskys, Brahms Wert durch die Eroberung auch des vorrealistischen Ibsen zu ergänzen, schritten von „Peer Gynt“ zu „Kaiser und Galiläer“ fort, und Neueinstudierungen altberühmter Hauptmannscher Dramen hatten bei Reinhardt großen Erfolg. Vor allem aber setzte sich der gerade in den letzten Friedensjahren begonnene Triumphzug Strindbergs ganz ungestört fort. Eine Bühne in München (die Kammerspiele) und mehr als eine in Berlin leben beinahe ganz von dieser großen Mode. Denn eine Mode ist es, im Sinne der Theatersoziologie. Das beweist sich schon darin, daß mehr der Name als das Wesen siegt, und die Theaterdirektoren mit demselben Eifer und fast auch mit demselben Erfolg die schwächsten und vertrocknetsten Jugendwerke Strindbergs, wie seine tiefsten und erschütterndsten Altersschöpfungen spielen. Tatsächlich verhilft freilich diese Mode einem großen Dichter zu heilsamer Wirkung. Und wenn jetzt Abend um Abend in Berlin Strindbergs „Traumspiel“ vor ausverkauften Häusern gespielt werden kann, — ein Werk, das nicht nur vom Krieg und der Gegenwart, sondern überhaupt von der geschichtlichen Zeit und der politischen Gesellschaft nichts weiß, weil es ganz und gar im Innern eines Menschen spielt, weil es Zwiegespräch einer Seele mit sich selbst ist, so ist das beinahe der stärkste Beweis dafür, wie ganz und gar ohne innere Beziehung Leben und Wirkung der Kunst zur Kriegstatsache ist.

Auf die Massen wirken die Moden weiter, und auf die einzelnen nicht mehr persönlich geschärften Nerven äußert sich der Krieg höchstens so, daß sie unduldsamer gegen die Schwache, die Halbe, die unzulängliche Kunst werden. Ihr von ungeheuren Wirklichkeiten aufgereizter Sinn wird sich gewiß keiner andersartigen Kunst als sonst, aber nur noch der ganz starken, der in ganz reinen Formen verwirklichten Kunst ergeben. Es ist richtig, daß unsere Theaterkunst, schon längst nicht auf den besten Wegen, und durch den Krieg nun in ihrer Entfaltung noch gehemmt, manchen anspruchsvolleren Sinn heute nicht mehr befriedigt, und daß während dieser Monate so mancher dem Theater untreu wurde und sich dem Konzertsaal zuwandte, wo er sicherer war, reine Kunst zu finden. Dies beweist aber nur, daß es immerhin leichter ist, eine wirklich gute Aufführung der „5. Sinfonie“, als des „König Lear“ zustandezubringen. Daß das Theater an sich nach wie vor der weitesten und höchsten Wirkung fähig ist, und daß seine höchsten Möglichkeiten noch immer im Namen „Shakespeare“ versammelt sind, das bewies doch gerade diese Kriegsspielzeit: Mit seiner Shakespeare-Mode füllte Max Reinhardt weiter zwei der größten Schauspielhäuser Berlins Abend für Abend, und wie tief diese Mode denn doch in einem unsterblichen und echten Gefühl der Menschheit wurzelt, das hat soeben jene Shakespearefeier bewiesen, mit der die ganze, im Kriege zerrissene Welt einmütig dem Begründer der neuen dramatischen Kunst dankte. Shakespeare fand diese ganz auf Menschendarstellung zurückgezogene Form dadurch, daß er der größte Liebhaber des Menschen war, der je gelebt hat. Und dies vergilt ihm das Menschengeschlecht in einer unendlichen Liebe und mit einer Freude, für die auch der Krieg keinen Stachel hat.

Gottfried Traub / Am Pflug

Der Krieg macht, daß die Menschen einander hassen. Und warum? Weil sie dann einander weniger nötig haben.
Shakespeare.

Hinter Bonn sah ich auf dem Acker ein Weib den Pflug ziehen. Wunderbar wölbte sich der Himmel über Rheinstrom und Gebirge; die Sonne holte aus ihrer Silberkammer Kronen und Reis und warf sie achtlos über Wiese und Feld, Wasser und Blüte. In dieser Pracht schritten Mann und Weib über den Acker. Er drückte dem Boden das Eisen in die Furchen, wie der Reiter dem Ross die Sporen. Sie aber zog mit ihren straffen Armen in wuchtigem, gleichmäßigem Schritt den Pflug. Brot muß sein, Ordnung muß sein, England muß fallen. England muß fallen — so sang jeder Fuß umgegrabenen Bodens, und hurtig legten sich die Schollen zurecht, um willig den Samen zu empfangen, England zu besiegen, Amerika zu höhnen und dem alten Hermann, dem Cheruster, eine Freude zu machen. Die Sonne lachte dazu, segnete Mann und Weib und Ackertrume. Heiß flog der Asten hin übers Feld: hier kämpfte man gegen den Feind mit der Pflugschar, draußen mit der Handgranate; beide schritten in gleicher Linie. Der deutsche Boden gehört uns und unseren Kindern.

Was mag wohl das Weib da am Pflug in ihrem Sinn gedacht haben? Ihre Genossinnen hatten zwar jahrhundertlang solchen Dienst getan. Fern im Osten sah ich jüngst ein gleiches Bild. Aber hier auf deutscher Erde war sie schon lange von solcher Arbeit befreit. Wer hat sie vor den Pflug gespannt? der Feind, der Feind. Wer schmälert den Kindern zu Hause Milch und Ei? der Feind, der Feind. Wer holte den jüngsten Sohn hinweg? der Feind, der Feind. Mit jedem Ruck am Pflug, mit jedem Zug am Seil wehren sich die Gedanken dieser beiden Ackerleute gegen den Störenfried. Nicht immer! Die Arbeit selbst strengt an; sie braucht alle Kraft. Zum Denken läßt sie wenig Zeit. Desto schroffer klingt so ein Fluch über den Erdenrund, wo die Feinde lauend stehen, je kürzer die Pausen sind und je blitschneller man sich wieder darauf besinnt, daß und warum das alles in diesem Frühjahr so sein soll.

Menschen haben einander nötig. Sicherlich! Aber sie haben vor allem sich selbst nötig. Der Krieg entseßelt die eigene Kraft im Stemmen gegen die Feinde. Er probt, was man selber kann und fertig bringt. Einsamer werden die Menschen, aber die einzelnen werden wuchtiger und sicherer. Man maß wieder einmal die Kräfte und merkte, wieviel man sich zumuten kann. Haß ist gemein, wo er häßliche, niederträchtige Mittel wählt. Der Haß aber kann ebenso eine Form des Unabhängigkeitssinns sein. Was nicht eigene Art ist, wird verleugnet; nicht weil alles so sein soll, wie wir, sondern nur, weil wir zunächst so recht das sein wollen, was wir sind. Solange man sich nur aufeinander stützt und verläßt, merkt man nicht, wieviel man selber vermag. Wird man auseinandergerissen, auch nur für kurze Zeit, so lernte man sich und den anderen kennen und steht sicher da. Menschen haben einander nötig. Sicherlich, aber das Naturgesetz stellt Fliehen und Haschen, Lieben und Hassen, Gehen und Stehen nebeneinander. Beides hat sein Recht. Wer immer einen anderen nötig hat, ist arm. Wer nie einen anderen nötig hat, ist elend. Die Zeiten wechseln. Ein Volk erlebt Zeiten des Alleinsins im Krieg, damit es seiner eigenen Würde bewußt werde, und ein Mensch soll wissen, daß er anderen nur wert ist, wenn er für sich selbst etwas ist. Darum setzte die gütige

Natur den Krieg in die Schöpfung, weil sie das Trennen, das Hoffen, das Kämpfen nötig hatte, um zu verbinden, zu lieben, zu fliegen. Gütig handelte sie in beidem.

Den Menschenpflug über dem Acker werde ich noch lange vor mir sehen. Auch darüber leuchtete die Sonne, die Zukunft wurde hier geboren aus Haß und Arbeit, Liebe und Kraft, und jede dieser Mächte warf ein Körnlein in die Furchen, daraus goldene Aehren zu Sonnen wachsen.

Soziale Bewegung

Freies Vereinsrecht auch für Dienstboten, Staats- und Gemeindegewerkschaften. Mit aller Bestimmtheit hat die Reichsregierung zu erkennen gegeben, daß sie noch in dieser Tagung dem Reichstage eine Novelle zum Reichsvereinsgesetz vorlegen werde, durch die die drückendsten Fesseln für die Arbeitervereine beseitigt werden sollen. Diese Gelegenheit hat die Gesellschaft für Soziale Reform benutzt, um auch für die Land- und Staats- und Gemeindegewerkschaften ein freieres Vereinsrecht zu verlangen. In einer Eingabe an den Reichstanzler wird ausgeführt: „Die Befreiung der Berufsvereine von gewissen hinderlichen Einengungen und Rechtschranken darf sich nicht nur auf einzelne wirtschaftliche Berufsgruppen beschränken, sondern muß allen sozialen Arbeiter- und Angestelltenvereinen ebenso wie allen beruflichen Arbeitgeberorganisationen zuteil werden, also auch denjenigen Personengruppen, für deren Vereinsbetätigung im Reichsvereinsgesetz selber oder zufolge der Auslegungsgrundsätze und Ausführungsvorschriften der Verwaltungen bisher Ausnahmebestimmungen bestehen, nämlich den Landarbeitern und Dienstboten sowie den Staats- und Gemeindegewerkschaften. Die seinerzeitige Auslegungserklärung des Herrn Staatssekretärs des Innern bei der Beratung des § 1 des Vereinsgesetzes im Reichstage, daß die öffentlichen Behörden vermöge der Beamtenzucht und vermöge des privaten Vertragsrechts Beamten und vertragsmäßig angenommene Personen von der Teilnahme an bestimmten Vereinen und Versammlungen auszuschließen befugt seien, darf ebensowenig dazu führen, den Staats- und Gemeindegewerkschaften die gegenwärtig angekündigte Erweiterung der Bewegungsfreiheit der sozialen Berufsorganisationen vorzugewähren, wie es unter missverständlicher Berufung auf § 24 des Reichsvereinsgesetzes gegenüber den Landarbeitern und Dienstboten zulässig wäre. Die landesrechtliche Sonderstellung der Landarbeiter und Dienstboten durch § 24 des Reichsvereinsgesetzes, über deren grundsätzliche Berechtigung oder Nichtberechtigung hier nicht gesprochen werden soll, bezieht sich nur auf bestimmte Koalitions-handlungen und Verabredungen zur Einstellung oder Behinderung der Arbeit und findet überdies nur noch in den alten preussischen Provinzen Anwendung. Die Vereinigungsfreiheit als solche wird dadurch nicht berührt: Die Landarbeiter und Dienstboten genießen vielmehr in allen Fragen, die nicht auf die Einstellung oder Behinderung der Arbeit sich beziehen, das volle Vereinigungsrecht gemäß dem Reichsvereinsgesetz wie alle übrigen Reichsangehörigen. Falls hiergegen bisher irgend noch ein Bedenken bestanden haben sollte, so hat das Kriegsergebnis des deutschen Volkes und die unterschiedlose Kampf- und Opferbereitschaft aller Schichten die Notwendigkeit unwiderleglich bewiesen, den Grundsatze der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung für alle zu voller praktischer Geltung zu bringen und die Landarbeiter- und Dienstbotenvereine nicht länger als soziale Organisationen minderen Rechtes zu behandeln. Es wäre mit der Tatsache, daß die Staats- und Gemeindegewerkschaften und die städtischen Arbeiter mit ihren städtischen Kameraden Schulter an Schulter während der Kriegszeit kämpfen und bluten und sich des höchsten Vertrauens der Nation würdig erweisen, unvereinbar, ihnen bei der Heimkehr in die Friedensarbeit, wenn es sich um Wahrnehmung der arbeitsvertraglichen Interessen handelt, die gleiche Vereinigungsfreiheit wie den Arbeitern der privaten Gewerbe zu verweigern, unbeschadet der besonderen Regelung des Streikrechts in gemeinnützigen, landwirtschaftlichen und öffentlichen Betrieben. Auch würde die sozial-rechtliche Schlechterstellung der Landarbeiter die für Deutschland künftig doppelt ernste Gefahr einer steigenden Abwanderung vom Lande in die Stadt noch verschärfen, während im Gegenteil alles geschehen sollte, der Arbeiterschaft das Leben auf dem Lande anziehungsreicher als bisher zu gestalten.“

Das Vereinsrecht der Beamtenverbände. Endlich scheinen, so schreibt die „Berl. Beamten-Korrespondenz“, auch die Beamtenverbände einzusehen, welche große Gefahr für sie darin liegt, wenn nach der Ankündigung der Reichsregierung im Reichstage demnächst die Ausdehnung der Gültigkeit des Reichsvereinsgesetzes auf die Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände

gesetzlich ausgesprochen werden sollte, die Beamtenverbände aber wiederum von der Schaffung einer sicheren Rechtsgrundlage auch für ihre Betätigung ausgeschlossen werden würden. Leider weisen verschiedene Anzeichen darauf hin, daß es so kommen wird. Besonders zu bedauern sei es daher, daß zwei große Beamtenverbände jede Unterstützung gemeinschaftlicher Bestrebungen, auch die Unterstellung der Beamtenverbände unter das Reichsvereinsgesetz zu unterstützen, rundweg abgelehnt hätten, nämlich der „Verband deutscher Beamtenverbände“ und der „Bund deutscher Militäranwärter“. Um so entschiedener würden die neuen großen Beamtenverbände darauf dringen müssen, daß nicht gerade die Beamten als einzige Berufsschicht dauernd von den Bestimmungen des Reichsvereinsgesetzes ausgeschlossen bleiben. Sollten tatsächlich, wie es leider den Anschein habe, bei dieser Gelegenheit die Bestimmungen des Reichsvereinsgesetzes nicht auch für die Beamtenverbände Rechtsverbindlichkeit erhalten, so würde dem deutschen Beamtentum ein schweres Unrecht zugefügt werden, denn es habe ganz gewiß keine schlechtere Behandlung als die Gewerkschaften verdient. Die neugegründete „Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände“ habe daher alle Vorbereitungen getroffen, um das Gewicht ihrer gesamten Stimmen in die Waagschale zu werfen, falls der kommende Gesetzentwurf die Beamtenverbände tatsächlich ausnehmen und sich nur auf die Gewerkschaften und die Arbeitgeberverbände beziehen sollte. Man hoffe indessen, daß noch im letzten Augenblick die Auffassung „Gleiches Recht für alle“ Anerkennung finden möchte.

Neue Vorschläge zur Regelung des Arbeitsnachweiswesens. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften, der Verband der Deutschen Gewerksvereine, die Polnische Berufsvereinigung sowie das Büro für Sozialpolitik halten in gemeinsamen Eingaben an sämtliche Regierungen der einzelnen Bundesstaaten grundsätzlich an der Forderung einer reichs-gesetzlichen Regelung des Arbeitsnachweiswesens fest. Sie erachten diese nicht für ersparbar durch ein Vorgehen der Landeszentralbehörden im Verwaltungsweg. — Nachdem sich indessen die Reichsregierung und ihr folgend die Landesregierungen bis in die letzten Wochen hinein gegen eine reichs-gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweiswesens während des Krieges ausgesprochen haben, legen die genannten Körperschaften Wert darauf, daß im Verwaltungswege keine die später durchzuführende reichs-gesetzliche Regelung erschwere, tiefgreifende einzelstaatliche Ungleichheit auf diesem Gebiete geschaffen wird. Auch wollen sie der Gefahr begegnen, daß die ganze verwaltungsmäßige Regelung an der Oberfläche bleibt, für die bevorstehenden schweren Aufgaben der Arbeitsvermittlung aber keinen wesentlichen Nutzen bringt. Daher erheben sie gemeinsam die folgenden Mindestforderungen an eine vorläufige Regelung des Arbeitsnachweiswesens durch Zusammenwirken der Behörden mit den sozialen Selbstverwaltungskörpern und werden diese unbeschadet ihrer weitergehenden Wünsche öffentlich in den Vordergrund stellen: 1. Die Landeszentralbehörden der einzelnen Bundesstaaten sollen unverzüglich dahin wirken, daß ein gemeindlicher Arbeitsnachweis für alle gewerblichen Orte, zumindest in den Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern, errichtet wird. Die Landeszentralbehörden können nach Anhörung von Vertretern der Gemeinde, der Arbeitgeber und der Arbeiter von Fall zu Fall einen gemeindlich unterstützten Arbeitsnachweis als ausreichend erklären, falls dieser paritätisch verwaltet wird. 2. Dem gemeindlichen oder ihm gleichgestellten Arbeitsnachweis wird auf Grund des § 15 StGB. die Errichtung von Fachabteilungen für die wichtigsten Berufszweige und die Bildung besonderer Männer- und Frauenabteilungen nach Maßgabe des voraussichtlichen Geschäftsumfanges aufgegeben. 3. Dem gemeindlichen oder ihm gleichgestellten Arbeitsnachweis ist (im Aufschwungsweg oder unter Zuhilfenahme der §§ 2 II 2 und 15 StGB.) die Errichtung eines paritätischen Verwaltungsausschusses aufzuerlegen. 4. Dem paritätischen Verwaltungsausschusse liegt die Festlegung der Vermittlungsgrundsätze, die Anstellung mit den Berufsverhältnissen vertrauter Arbeitsvermittler, die Entscheidung über Beschwerden gegen die Geschäftsführung des Nachweises und die Ausgestaltung des Nachweises ob. — 5. Der gemeindliche Nachweis kann nach Verständigung mit den am Orte befindlichen anderen nichtgewerbsmäßigen Nachweisen die Aufgaben einer örtlichen Zentralauskunftsstelle übernehmen. 6. Die höheren Verwaltungsbehörden sind anzuhalten, für größere Gebiete Zentralauskunftsstellen zu schaffen. Den nichtgewerbsmäßigen Arbeitsnachweisen ist durch Wahl eines Beirates und Vorstandes, in dem alle Arbeitsnachweisgruppen gleichmäßig vertreten sind, entscheidender Einfluß auf die Geschäftsführung der Zentralauskunftsstelle zu gewähren. 7. Für die Durchführung dieser Bestimmungen errichtet jeder Bundesstaat oder zu diesem Zweck von mehreren Staaten gegründete Verband eine Landeszentrale für Arbeitsvermittlung. Diese hat für die nichtgewerbsmäßigen Arbeitsnachweise jede mögliche Erleichterung ihres Geschäftsverkehrs, besonders eine Verbilligung des zwischenörtlichen Verkehrs, und für die Arbeitsnachweisenden eine Verbilligung notwendiger Reisen zu veranlassen. 8. Die Landeszentralen haben der Reichszentrale der Arbeitsnachweise regelmäßig Bericht zu erstatten, um diese in

den Stand zu setzen, durch Hinweise und Vorschläge ein einheitliches und wirksames Arbeiten der Arbeitsnachweise im ganzen Reich herbeizuführen. — Die fünf Körperchaften halten eine Regelung der Arbeitsvermittlung in der bezeichneten Weise für um so notwendiger, als die Ueberleitung der Kriegswirtschaft in den Friedenszustand das Arbeitsnachweismesen vor ganz neue und besonders geartete Aufgaben stellen wird, die nur durch ein Zusammenarbeiten der Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden sowie der militärischen Stellen untereinander und mit den Organen der Arbeitgeber- und der Arbeiterschaft gelöst werden können.

Kriegszulagen für untere Beamte. Nach einer Eingabe der Sozialen Arbeitsgemeinschaft der unteren Beamten in den Reichstag ist es unbestritten, daß die Beamten in letzter Zeit vielfach nicht in der Lage gewesen sind, sich den allernotwendigsten Mundvorrat zu beschaffen, weil für die wenigen überhaupt vorhandenen Lebensmittel, wenigstens in den Großstädten, Preise verlangt und gezahlt wurden, die, vom Standpunkt des Beamten aus betrachtet, als gänzlich unerschwinglich bezeichnet werden müssen. Bei den bisherigen geringen Zuwendungen an die Beamten kann es daher unmöglich sein Bewenden haben. Völlig unbeachtet wird leider auch der Umstand gelassen, daß für sehr zahlreiche Beamtenfamilien die sonst selbstverständliche Aufbesserung ausgeblieben ist, weil nunmehr bereits zwei Jahre hindurch keine neuen etatsmäßigen Stellen geschaffen worden sind. Das bedeutet für Tausende von Beamtenfamilien eine um so empfindlichere wirtschaftliche Schädigung, weil sie im ganzen Leben nie wieder ausgeglichen werden kann. Die Opfer, die von solchen Beamten sowie auch von den nun schon zum dritten Male in der ihnen von Rechts wegen zustehenden Aufbesserung übergangenen Landbriefträgern verlangt werden, sind auch in Kriegszeiten nicht erträglich und gewiß auch nicht erforderlich. Der Reichstag wird daher gebeten: 1. allen unteren Beamten, die unverheiratet oder kinderlos verheiratet sind, monatlich 10 M. (seither unberücksichtigt), 2. allen verheirateten unteren Beamten mit drei und weniger Kindern monatlich 20 M. (seither 12 M.), 3. allen verheirateten unteren Beamten mit mehr als drei Kindern monatlich 25 M. (seither bei 4 Kindern 16 M. und 4 M. für jedes weitere Kind) als Teuerheitszulage für die Dauer der Kriegsteuerung zu gewähren.

Büchertisch

Heinrich Brodhans: *Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn.* E. N. Brodhans, Leipzig 1916.

Auf einem ihm gewohnten Arbeitsgebiete hat der aus Florenz jetzt vertriebene Direktor unseres kunsthistorischen Instituts, dort, ein Buch geschrieben, in Absicht nicht eigentlich kunsthistorischer Studien, sondern der Kunstpolitik. Das Buch, allen gewidmet, die an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der öffentlichen Kunstpflege interessiert sind, ist zumal denen zu empfehlen, die durch ihre Teilnahme an der städtischen Verwaltung berufen sind, städtische Kunstpflege zu fördern. Der Grundgedanke ist, daß in der stolzeiten Zeit städtischer Entwicklung Deutschlands, dem ausgehenden Mittelalter bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, vor allem während des schon von Ranke seines Kulturwillens wegen gerühmten 16. Jahrhunderts, das politische Bewußtsein deutscher Bürger nach einem gesteigerten Ausdruck ihres öffentlichen Lebens durch die Kunst verlangte. Demzufolge war einmal den städtischen Auftraggebern an Qualität im Material sowohl wie im künstlerischen kein Anspruch zu hoch, andererseits der Künstler in seiner geachteten Stellung so fest mit dem öffentlichen Leben seiner Stadt verwachsen, daß der Anschauungskreis, aus dem und für den er schaffen sollte, ein gleicher und gleich starrer war. Brodhans begibt sich nun nicht auf das politische Feld der Vorschläge und Entwicklungsmöglichkeiten, durch die diese Einheit des städtischen Lebens und der Kunst wiederzugewinnen wäre. Er wirkt mehr durch die Aufzeichnung dieses schönen einheitlichen Bildes in der Vergangenheit und ist für die Zukunft aus dem Erlebnis der Gegenwart voll frohlicher Hoffnung.

Für diesen seinen Zweck ist das Buch vorzüglich, schon in der Disposition. Einleitend wird in Städtebildern von Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Bremen, Lübeck und anderen der berührte Zusammenhang der Kunst und des städtischen Lebens durch eine genaue Erklärung einzelner Kunstwerke nach ihrem stofflichen Gehalt aufgezeigt. Dann folgt der größere Abschnitt unter dem Titel „Quellenkunde“. Hier werden die Grundlagen städtischer Macht, der Inhalt des städtischen Gesichtskreises an politischem Denken, Religion als öffentliche Angelegenheit, Verkehr und Wirtschaft dargestellt unter dem Gesichtspunkt, wie daraus Antriebe und Bindungen für die künstlerische Arbeit entstanden. Ein außerordentlich reiches kunsthistorisches, antiquarisches (Wappen, Fahren, Siegel, Münzen usw.) und literarisches Material wird hier sachlich aufgelöst. Besonders interessant ist das kleine Kapitel über einige grundlegende Bücher, aus denen die bilschaften Vorstellungen des Mittelalters über öffentliche Angelegenheiten gewachsen sind. Die Bibel und das Buch vom Späten Augustin,

„Vom Staat Gottes“, das Werk des Erasmus über Nüchternenerziehung und das Staatshandbuch des Gasparius sind geradezu unerschöpfliche Quellen.

Es ist schließlich noch etwas über den Ton des Buches zu sagen. Man kennt ihn nur aus Büchern, in denen ein pietätvoller Nachhinein von der stolzen Vergangenheit seines alten Geschlechts erzählt. Daß mit gleicher Ehrfurcht und Tatsachenliebe ein Bürger von heute sich der Vergangenheit bürgerlichen Lebens erinnert, ist ungewohnt. Wie in diesem Buche sich die Beziehungen zur großen Stunde des deutschen Volkes schließlich mit scheinbar kleinsten Tatsachen der Vergangenheit verbinden, das gibt dem Buche ein fast altertümliches Gepräge. Brodhans schreibt in einer der von ihm dargestellten Zeit verwandten Gesinnung. Es ist schön, daß die volkstümliche Art seines Buches auf der Vergangenheit natürlich beruht.

Die Vollständigkeit hat die wissenschaftliche Qualität nicht beeinträchtigt, wohl aber einer sonst erforderlichen Vollständigkeit Schranken gesetzt, Schranken, die man vielleicht nicht überall anerkennen möchte. Für eine hoffentlich bald erforderliche zweite Auflage möchten wir empfehlen, der Urkundelehre einige Beachtung zu schenken als Quelle zum Verständnis auch in der Kunst dargestellter öffentlicher Rechtshandlungen.

J. H. Labberton: *Die sittliche Berechtigung der Verletzung der belgischen Neutralität.* Karl Curtius, Berlin 1916. 144 Seiten.

Die vorliegende Schrift ist schon im Winter 1914/15 entstanden und zuerst in niederländischer Sprache unter dem Titel: „De belgische Neutraliteit geschonden“ erschienen. Wie schon der genauere Titel der deutschen Übersetzung zeigt, behandelt der Verfasser das Problem der belgischen Neutralität nicht eigentlich vom historisch-politischen, sondern von einem ganz allgemeinen ethischen, durch deutsche Ethiker wie Lipps und Simmel befurchteten Standpunkt aus. Was der Verfasser von diesem Standpunkte aus zu sagen weiß, ist recht lesenswert, wenn auch für manchen Geismad zu theoretisch und nicht überall ganz überzeugend. Unbedingt sympathisch berührt die hohe Achtung dieses Niederländers vor dem deutschen Volke. Nicht nur der Existenzkampf, sondern auch ihre sittliche Hochwertigkeit hat den Deutschen nach Ansicht dieses gelehrten Niederländers das Recht zum Schlage gegen Belgien gegeben. Sachlich hätte das Buch durch vollständige Benützung auch der historisch-politischen Quellen und Literatur gewonnen. Formal vermisst man auch in der deutschen Übersetzung schmerzhaft jede Spur eines Inhaltsverzeichnis.

Vonn.

J. Hachagen.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Band 106, Heft 1. Von den seit kurzem von Geheimrat Dr. Elster herausgegebenen „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ ist das 1. Heft des 106. Bandes (des 51. Bandes der III. Folge) erschienen; an erster Stelle findet sich ein Aufsatz des Freiburger Professors Robert Riezmann „Ueber Objekt, Wesen und Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft“, der eine ganz neue Auffassung der Wirtschaft bringt. Der folgende Artikel: „Zum bulgarischen Wirtschaftsleben und seinen Aussichten“ stammt aus der Feder des bekannten Nationalökonomischen Artur Dix, der auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle Bulgariens Landwirtschaft, Industrie und Handel sowie seine Finanzen des näheren schildert. Der Verfasser zeigt, wie Bulgarien aus einem Lande blühenden städtischen Handwerks zu einem blühenden Agrarstaate mit stagnierendem Leben der Städte geworden ist, wie es nunmehr aber aller Wahrscheinlichkeit nach vor einer Periode des Ausgleichs zwischen fortwährendem Aufschwung der bulgarischen Landwirtschaft und neuer Entwicklung der städtischen Gewerbe steht. Die immerhin schon recht beachtenswerten, aber zweifellos noch sehr entwicklungsfähigen Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien — bis jetzt vor allem auf handelspolitischem Gebiete — werden, unter Beibringung zahlreicher statistischer Daten, näher gekennzeichnet. Mit Deutschland hat Bulgarien den ersten modernen Handelsvertrag abgeschlossen (1903). Deutschland hat ihm die bisher größte Anleihe verleiht — 500 Millionen Anleihe mit der Diskonto-Gesellschaft —, auf deutschen Hochschulen haben viele Bulgaren ihre ideelle und ihre praktisch-volkswirtschaftliche Ausbildung genossen. Deutschland war so schließt der Verfasser, der Vorkämpfer auf dem Wege, auf dem Bulgariens Zukunft liegt — jenem Wege, von dem der bulgarische Gesandte in Berlin, Herr Nizovs, im August 1915 sagte: „Bulgarien wird in Zukunft an der großen Wirtschaftstraße liegen, die von Berlin bis Bagdad führt und für alle am Wege befindlichen Nationen Kraft und Größe, Reichtum und Blüte bedeutet.“

In der Rubrik „Nationalökonomische Gesetzgebung“ behandelt der Senatspräsident am preussischen Verwaltungsgericht, Wirtl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Strug „Das Gesetz über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne“. In der Abteilung „Miscellen“ findet sich zunächst ein Aufsatz des Direktors des Bayer. Statistischen Landesamts, Ministerialrats Professor Rahn, München, über „Die amtliche Statistik und der Krieg“, dann folgt ein Artikel des Dr. Herbst (Salle) über „Die Fürsorge für die Kriegsbefähigten“, in dem die verschiedenen praktischen Maßnahmen auf diesem neuen, durch den Krieg geschaffenen Gebiete volkswirtschaftlicher und sozialer Arbeit einer eingehenden und sachkundigen Untersuchung unterzogen werden. Ein letzter Artikel des Dr. von Stojentzin, Berlin bezieht sich auf die „künftige Entwicklung des Arbeitsnachweises in

Deutschland". Die lebhaften Erörterungen über dies Problem im Reichstage, in verschiedenen, vom Staatssekretär des Innern heraufgerufenen Konferenzen und in den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiter haben die Frage über die demnächstige Gestaltung des Arbeitsnachweises außerst brennend gemacht, so daß eine Beleuchtung dieser wichtigen Materie vielen sehr willkommen sein wird.

Literaturbesprechungen, ausführliche bibliographische Übersichten, hinweise auf die nationalökonomische Presse nicht nur des Inlandes, sondern auch des Auslandes, endlich die bekannte „Volkswirtschaftliche Chronik" beschließen dies Heft.

Götter: **Maßblätter für Handfertigkeit.** Aus den Werksstätten der städtischen Handfertigkeitsschule zu Düsseldorf. Holz- und Hobelbankarbeit in für den Unterricht in Knabenhandfertigkeit, zur Betätigung der gewerblich arbeitenden Jugend in ihren Erholungsstunden und zur Beschäftigung der Kriegsverwundeten während ihres Aufenthaltes in Lazaretten. Herausgegeben von Direktor Karl Götter unter Mitarbeit der Fachlehrer der Schule. Mappe I: 30 Bl. Gebrauchsgegenstände einfacher Art; II: 30 Bl. Gebrauchsgegenstände für geübtere Hände; III: 20 Bl. Allerhand Spielzeug. Vollständig 4 M. Druck und Verlag H. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1916.

Das von uns seinerzeit sehr empfohlene **Kriegsbuch für die Jugend und das Volk** liegt jetzt vollständig vor. Der 2. Jahrgang, Band I, enthält die Chronik des Weltkrieges vom 1. September bis November 1915 nebst Erzählungen, Schlachtenschilderungen und Beschreibungen der Kriegsmittel sowie zahlreiche Tafeln, Abbildungen und Pläne. Die Ausstattung ist vorzüglich. 96 S. Karton 1 M., geb. 1,25 M. Franck'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. Wir machen u. a. noch auf die wirklich hübsche Fliegergeschichte Anton Jendrichs aufmerksam.

Anton Jendrich: **Wanderungen.** Neuß & Jitta, Verlag, Bodensee. Der „Reisebücher" 33. Band. Karton. 0,50 M. 70 S.

Eine Sammlung von Skizzen aus den Jahren 1902–1910. Ueberall antwortend an das starke, Seele erschöpfende und reinigende Erlebnis der Natur, die Jendrich dem Stadtmenschen, dem proletarischen Arbeiter wiederzugewinnen helfen will. Ein sozialer Wille zum Lebensglück durch dieses Buchlein eines gefunden und sein empfindenden Menschen, in dem viel vom Dichter steckt. Der Anspruch, Kunst zu schaffen, wird nicht erhoben.

R. Th. Heigel: **Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert.** 3. Auflage. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 129. H. G. Teubner 1916. Geb. 1,25 M.

Gelegentlich der neuen Auflage machen wir gern auf diese gedankentiefen Aufsätze des verstorbenen Münchener Historikers aufmerksam. Der Verfasser hat noch selbst unter dem Eindruck des Krieges seine früheren Urteile zum Teil revidieren können.

Dr. Herm. Ullmann: **Krieg und Kolonisation.** Ideale der deutschen Jugend. 142. Flugschrift des Dürerbundes. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Preis 40 Pf.

Krieg und Soldat in der Spruchweisheit, Sentenzen aus 3 Jahrtausenden von Heraklit bis Hindenburg. Gesammelt von Dr. E. M. Kronfeld. Hugo Schmidt, Verlag München 1915. Geh. 1,50 M., geb. 2,50 M. 158 S.

Deutsche Kriegsbücher. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Pinthus. München und Berlin 1916 bei Georg Müller. XXX. und 451 S. Geh. 5 M., geb. 6. M.

Ein Ueberblick über die kriegerische Veredelsamkeit Deutschlands in geschichtlicher Folge, beginnend mit der Rede Kaiser Friedrichs I. Barbarossa an sein Kriegsvolk gegen die Mailänder, endend mit den Rednern des Tages, den Aufrufen der verbündeten Kaiser, der Reichstagsrede Bethmanns vom 4. August 1914, mit Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, Traub und Albert Köster. Eine im ganzen glückliche Auswahl, die auch seltene und wertvolle Stücke bringt, wie die Reden von Görres und Gruner.

Siegfried March: **Deutsche Staatsgewinnung.** C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung: Oskar Beck, München 1916. Geh. 11,20 M. Inhalt: I. Staatsgewinnung und Volksegeist. II. Deutscher Staatsidealismus. III. Die Totalität der Staaten. IV. Staatspersönlichkeit. V. Staat und Geschichte.

Hermann Schindler: **Hindenburg, ein Lebens- und Charakterbild in hundert Erzählungen.** Verlag der Druck- und Verlagsanstalt Apollo, Dresden. Geh. 1 M., geb. 1,80 M. Anecdoten, Aussprüche, Briefe.

Eiserne Kreuznagelungen zum Besten der Kriegshilfe und zur Schaffung von Kriegswehrzeichen von Benno Fiske und Paul Maydorf. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig 1916. 72 Textf. 8 S. Notenbeilagen. 2 M.

Eine Sammlung von Liedern, Festgedichten, Festzügen, Weisephränen, Muster von Zeichnungslisten, Programmen als gebrauchsfertiges Material für vaterländische Volkserhaltung durch Feiern in Schulen, Jugendvereinigungen und Vereinen.

Kameraden Welt! Kriegsvortragsbuch für soldatische Kreise von Ernst Heinrich Bethge. Enthält: Vortragsgedichtungen, Zwei-

Drei- und Solospiele humoristischer Art, ein Schattenpiel (Bethge), Lebende Silber, Neue heitere Lieder nach bekannten Melodien. Verlag Arwed Strauch in Leipzig. 221 S. 3 M., geb. 4 M. Unter den Verfassern: Leo Sternberg, Bresler, Schuler, Paul Bach, Kurt Münzer, R. Herzog, Werner v. d. Schulenburg, Sperling, Etzold, Ganghofer, H. H. Evers, Nithad-Stahn, Fr. Vienhardt.

Skizzen vom Hunzo. 56 Blatt mit 124 Darstellungen in Ein- und Mehrfarben- und von Walter Ludwig Koch. Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien. Preis geb. 6,50 M.

Flotte Zeichnungen Kochs, des Mitarbeiters der Leipziger Illustrierten Zeitung. Besonders interessieren die Porträtstudien, zu denen die Fälle der Menschen – Völkertypen der österreichisch-ungarischen Armee, gelockt haben.

Heinrich Thobisch: **Das heilige Lachen.** Verlag Hans Thobisch, Ludwigshafen am Bodensee 1915. Kart. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Robert Müller, Wien: **Wacht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges.** Hugo Schmidt, Verlag. München 1915. Geh. 1 M. 102 S.

Aus dem Inhalt: Der kategorische Imperativ der Macht. – Faust, Münchhausen, Zarathustra. – Macht auf Erden. – Mephistopheles oder „mechanische Macht". – Weltdeutsche Welt. – Atlantis, ein deutscher Kontinent. – Müller, ein imperialistischer Schwärmer!

Dr. Ernst Friedrich Goldschmidt: **Die deutsche Handwerkerbewegung bis zum Sieg der Gewerbefreiheit.** München 1916. Verlag von Ernst Reinhardt. 120 S. 2,50 M.

Die erste zusammenhängende Geschichte der deutschen Handwerkerbewegung bis zum Jahre 1869. In übersichtlicher und fesselnder Weise schildert der Verfasser die ersten tastenden Versuche einer Konzentration im deutschen Handwerk, die ersten Anfänge einer Gewerbeordnung in den deutschen Einzelstaaten, die ersten handwerklichen und volkswirtschaftlichen Kongresse in den Jahren 1848 bis 1869. Eine fleißige und mühselige Arbeit, die dauernd ihren Platz in der Geschichte des Handwerks behaupten wird.

Dr. Heinrich Mannkaedt: **Ursachen und Ziele des Zusammensturzes im Gewerbe.** Gustav Fischer, Jena 1916. 158 S. Preis 4 M.

Eine wissenschaftliche Untersuchung über die Perioden der gewerblichen Freiheit und Bindung, das Wesen und die Aufgaben der freien Konkurrenz, die Kombinationsbestrebungen und – am ausführlichsten – über Kartelle und Trusts und Monopole. Ob, wie der Verfasser meint, der Krieg ohne Einfluß auf seine schon vorher erzielten Untersuchungsergebnisse ist, erscheint nicht ganz sicher.

Deutscher Metallarbeiterverband: **Arbeitsbedingungen der Schmiede im Deutschen Reich.** Verlag Alex. Schilde & Co., Stuttgart 1916. 327 und 444 S.

Ein Bälger über einen einzigen Spezialberuf. 327 Seiten Text über Geschichte, Sage und Dichtung des Schmiedeb Berufs, Eisen, Maschine und Handwerk, Tarifverträge der Schmiede, und über Arbeitsbedingungen der Fuß- und Wagen- und Ketten-, Kessel-, Waffen- usw. Schmiede. Dann noch 444 Seiten Tabellenanhang. Eine Fundgrube für wissenschaftliche Spezialarbeit, ein Kulturdokument für spätere Zeiten, ein Dauerwerk der Schmiedeliteratur.

Briefkasten

Sehr geehrte Schriftleitung!

Im Anschluß an die vorzüglichen Ausführungen des Herrn D. Breiholz über die **Kriegsschundliteratur** möchte ich Ihnen einige Beobachtungen mitteilen, die vielleicht Ihr Interesse finden werden, da sie ein wichtiges Gebiet betreffen.

Gemeint ist die Bücherei der Lazarette. Ich lag längere Zeit in einem bayerischen Lazarett an einem inneren Leiden erkrankt, welches mir völlige Bettruhe auferlegte. Neben der ärztlichen Pflege war mein dringendstes Bedürfnis – ein Buch. Meine Enttäuschung war aber nicht gering, als mir der Wärter eine Auswahl der leichtesten, abgeschmacktesten Romane und Novellen brachte, die zum Teil sogar aus verächtlichen 10-Pfennig-Lieferungen stammten. Außer diesem Ausschluß waren nur noch einige uralte Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" und des „Buchs für Alle" vorhanden, über deren Bildungswert ich mich nicht näher auszulassen brauche. Man versicherte mir zwar, daß die Liebesgaben-Bücherei auch gute Bücher habe, diese aber an Quarantäne-Stationen (in einer solchen lag der Unterzeichnete) aus begreiflichen Gründen nicht abgegeben werden. – Brauchte man aber dann – weil diese Maßregel nun einmal nicht zu umgehen ist – den unter Sperre stehenden Kranken doch einen entscheidenden Ruck von Schundliteratur zu überlassen? Wenn die Bücher aus den Liebesgaben tatsächlich später der Vernichtung durch Feuer verfallen sind, könnten es nicht dennoch inhaltlich wertvollere Bücher sein? Der Krieg vernichtet doch ungeheure Werte, kommt es da auf einige gute Bücher an, die wegen Infektionsgefahr einmal verbrannt werden müssen? Der ergiebige, bildende Wert solcher Bücher hinterläßt doch ganz gewiß bei manchen empfänglichen Seelen

einen bleibenden Eindruck, und somit wäre der an sich nicht große, materielle Verlust hundertfach aufgewogen.

Im jetzigen Bazarlett liegen die Verhältnisse nun wesentlich anders. Die Pflegehelfer — eine sehr gebildete Dame aus besten Kreisen — hat aus ihrer eigenen, gebiegenen Bücherei unsern Krankenzimmer etwa 50 wirklich gute Bücher gestiftet, ich nenne von den Verfassern nur: Thohly, Carlyle, Ruskin, Gerh. Hauptmann, Schredenbach, Selma Lagerlöf u. a. m. Ich selbst bin mit der Verwaltung dieser Bücherei betraut und stelle mich den Kameraden mit meinem guten Rat in der Auswahl der Bücher nach bestem Vermögen zur Verfügung. Leider komme ich bei diesem Amt aus der Verlegenheit nie heraus. Oft genug erhalte ich ein Buch wieder zurück mit dem Bemerkten, es sei „furchtbar langweilig“, wobei jedoch der Leser gewöhnlich nur einige Seiten darin überflogen hat. Sei es, daß schon der Titel nicht genug Anregung bietet, sei es auch, daß das erste Kapitel nicht gleich „spannend“ genug ist, kurz und gut, das Verlangen nach „kräftigerem“ Stoff ist bei der Mehrzahl des kleinen Leserkreises vorherrschend. Um gar noch die Bücher von Thohly, Carlyle, Ruskin zu erwähnen, so sind diese bis jetzt noch nie verlangt worden. Doch wäre dies schließlich noch das kleinste von allen Übeln, denn ernstes Nachdenken ist nicht jedermanns Sache. Denken soll sogar ungesund sein.

In den Kampf gegen die Schundliteratur sollten unbedingt auch die Büchereien der Bazarlette inbegriffen werden. Alle diese Bücher sind ja „Liebesgaben“, und wenn es einerseits schon unbegreiflich ist, wie manche Leute dazu kommen, sich in Schund zu schenken, so ist es andererseits geradezu unverzeihlich, daß die geschenkten Bücher so wenig gesichtet werden, bevor sie den Lesern zuteil werden. Natürlich kann man damit weder Ärzte noch Pflegepersonal belasten, dagegen würde sich sicher allort eine berufene Persönlichkeit zur Prüfung der Liebesgaben-Bücher finden.

Doch der lange Krieg etwa veredelnd auf die meisten Gemüter gewirkt hätte, darf stark bezweifelt werden. Mancher blutjunge Krieger hat von seinen älteren, „erfahrenen“ Kameraden vielerlei gelernt, was ihm durchaus nicht von Nutzen ist. Vielleicht gehe ich nicht zu weit mit dem Vorwurfe, daß die jüngeren Verwundeten und Kranken in den Bazarletts, soweit es ihr Zustand erlaubt, an Unterrichts- oder Handarbeitskursen teilnehmen müßten, was für die noch so unselbständigen, jungen Leute gewiß ersprißlicher wäre als z. B. das abkumpfende Kartenpiel, und was gewissermaßen eine wertvolle Unterstützung der Kampfbestrebungen gegen die Schundliteratur darstellen würde.

Das neue Deutschland wird keine verödeten Schwäbner brauchen können, die auf den Vorbeeren der Tapferen ausruhen, sondern eine große Zahl zielbewusster, selbständiger, urteilsfähiger Männer, die sich als Staatsbürger fühlen, dann erst wird die Nation den Endsieg richtig ausnützen können.

Sie haben einen Stab von ausgezeichneten Mitarbeitern, denen es sicher nicht an guten Beziehungen zu maßgebenden Stellen fehlt. Deshalb gebe ich der beschriebenen Hoffnung Ausdruck, Ihnen durch meine kurzen Mitteilungen eine weitere Anregung gegeben zu haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
W. Thies.

Aus Sillian ist uns im Gelbbrief der Betrag von 5,60 Kronen zugegangen. Wir bitten um Angabe des Abfinders, dessen Name leider unleserlich geworden ist, und um Verwendungsauftrag für die Summe.
Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Geld und an Bazarlette: 50 Pf.: Lt. d. L. S. im Felde, 65 Pf.: Lt. Sch. im Felde, je 1 M.: Unteroff. M. im Felde, Frau R. in S., Unteroff. Sch. im Felde, 1,50 M.: Mar. Ober-Jug. d. M. M. zur See, je 2 M.: Gefr. M. im Felde, R. in W., je 2,50 M.: Musk. D. im Felde, Landsturmm. R. im Felde, 3 M.: Spinn. E. im Felde, je 5 M.: Wfr. J. in S., Stabsarzt F. im Felde, Lehrerin P. in S., Lt. d. L. R. im Felde, Fr. S. in S., 10 M.: Lehrer D. in Warmen, 20 M.: Bizewachtm. Sch. im Felde, 50 M.: F. D. in S.

Kriegs- und Heimatchronik: Krieger B. im Felde 5 M.

Bücher für Armees und Marine: Fr. R. in Schöneberg: 4 Bücher, eine Anzahl stenographischer Lesehefte, E. L. in Pirmasens: 12 Bücher, St. in Karlsruhe: 26 Bücher und Zeitschriften, Werbe-anwalt W. in Berlin: 10 Bücher und Zeitschriften, Prof. Sch. in Heidenheim: 34 Bücher, Kunstwart- und andere Zeitschriftenhefte.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Hesse, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Ostbank für Handel und Gewerbe.

Soll.				Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1915.				Haben.			
An Bank-Unkosten				2314	401	48		Per Vortrag			
" Sorten- und Devisen-Konto				99	151	72		" Zinsen-Konto			
" Konsortial-Konto					319	86		" Provisions-Konto			
" Abschreibungen				174	241	43		" Effekten-Konto			
" Rein-Gewinn				1902	664	03					
				4490	819	12					
Aktiva.				Netto-Bilanz per 1. Januar 1916.				Passiva.			
An Kasse, Kupons, und Sorten				5168	987	22		Per Aktien-Kapital			
" Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken				1875	311	21		" Reserve-Fonds			
" Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				41582	079	09		" Talon-Steuer-Reserve			
" Devisen				10	356	15		" Wehrsteuer-Reserve			
" Nostro Guthaben bei Banken und Bankfirmen				28	533	74		" Kreditoren:			
" Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere				8491	055	85		a) Nostroverpflichtungen			
" Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen				1539	599	51		b) Seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite			
" Eigene Wertpapiere:				16780	714	71		c) Guthaben deutscher Banken			
" davon Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten				12110	441	31		d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung			
" Konsortialbeteiligungen					674	326	66	e) Sonstige Kreditoren			
" Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen					50	000	—	" Akzepte und Schecks			
" Debitoren in laufender Rechnung				74710	173	04		" Avals und Bürgschaftsverpflichtungen M. 6 089 007,33			
" davon gedeckelt:				45443	458	18		" Konto für Vergütungen			
" Avals und Bürgschaftsdebitoren M. 6 089 007,33								" Dividende 1913			
" Hypotheken					747	061	—	" Dividende 1914			
" Bank-Einrichtungen					69	—		" Dividende 1915			
" Stahlkammern					50	000	—	" Vortrag auf neue Rechnung			
" Grundstücke:				3857	601	88					
" davon Geschäftshäuser in Posen, Königsberg i. Pr., Allenstein, Danzig, Graudenz, Landsberg a. W. und Memel abzüglich Hypotheken				2580	891	37					
				187	071	070	08				

Posen, den 27. April 1916.

Ostbank für Handel und Gewerbe.

Michalowsky. Hamburger. Kaufmann.

Verlag: Friedrich (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Etse Reising, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 7/8.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.

Beizahlungspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungskäuf-
der Postämter 2,62 M.; beim Ver-
lag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,60 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Gerausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kleinzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ge-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatschmerz. — **Wilhelm Heile:** Deutschland und Amerika.
— **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** Eine erfüllte Regierungs-
zusage. — **Dr. Heinz Potthoff:** Kriegsgewinnsteuer und
Gewinnanteil von Angehörigen. — **Dr. G. v. Frankenberg:**
Der wirtschaftliche Krieg der Zukunft. — **Dr. Eugen Lewin:**
Der heilige Krieg Israels. — **Albrecht Schaeffer:** Frühjahr 1916.
Irene Liebau: Das ist die Zeit . . . (Gedichte). — **Liz. D.**
Gottfried Traub: Begeisterung. — Soziale Bewegung. —
Schluß.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Donnerstag, 29. April.

Die Revolution in Irland ist bedeutender als bisher geglaubt wurde. Nach einer Woche ist es den Regierungssoldaten immer noch nicht ganz gelungen, sie zu unterdrücken. Die Aufständischen haben noch immer einige Regierungsgebäude und Stadtteile von Dublin in ihrer Hand. Bei der scharfen Bewachung aller englischen Küsten ist es eine schwer zu beantwortende Frage, woher und wie die irischen Revolutionäre Waffen und Munition erhalten haben. Das Ministerium Asquith ist nun doppelt belastet durch die irischen Vorgänge und durch das schnelle Zurückziehen der Wehrpflichtvorlage. Es wird sich bald zeigen müssen, ob dieses Vereiniigungsministerium noch eine Mehrheit hat.

Soweit wir es hier in Wien beurteilen können, ist die englische Regierungskrisis günstig für eine friedliche Lösung des amerikanischen-deutschen Streites. Man hört folgende Ansicht: Wilson wird keinesfalls sein letztes Wort an Deutschland gerichtet haben, ohne für alle daraus entstehenden Möglichkeiten sich mit englischen Regierungsvertretern verständigt zu haben. Solange also Grey und Asquith in der politischen Führung bleiben, wird er seinen persönlichen Kurs schwerlich ändern, wird aber nochmals freie Verfügung erhalten, wenn seine englischen Freunde in die Verfertigung geraten. Ganz zwingend ist dieser Gedankengang nicht, aber auch nicht völlig unbeachtlich.

Im Mitteländischen Meere ist ein englisches Flaggschiff „Rusel“ mit über 14 000 T. auf eine Mine gestoßen und gesunken. Der größere Teil der Mannschaft wurde gerettet. Ein Flusdampfer, der die in Mesopotamien bei Rut el Amara eingeschlossenen Engländer verproviantieren sollte, kam nicht an sein Ziel. Das Londoner Kriegsamt gibt zu, daß am vergangenen Montag bei Katia östlich vom Suezkanal eine Reiterabteilung von türkischen Kamelreitern vernichtet oder gefangen wurde. So mehrten sich kleine Ungelegenheiten für die Engländer, die uns gerade jetzt zur rechten Zeit kommen.

Freitag, 30. April.

Bei einem Besuch deutscher Parteiführer, Spahn, Wiemer, Bassermann, v. Westarp in Konstantinopel wurden Reden gehalten, aus denen sich ergibt, daß ein Gegenseitigkeitsbündnis zwischen Deutschland und der Türkei für viele Jahre beinahe abgeschlossen ist. Der deutsche Botschafter

Graf Wolff-Metternich sagte: Wir wünschen auch in Zukunft eine starke Türkei, die auf eigenen Füßen stehen und auch in Zukunft ein wertvoller treuer Bundesgenosse sein soll. Besonders Gewicht wird von türkischer Seite darauf gelegt, daß die alten Kapitulationen, d. h. Vorrechte ausländischer Konsuln und Staatsbürger von deutscher Seite vollständig fallengelassen worden sind. Das findet selbst bei manchen alten deutschen Ansiedlern noch bedenkliche Gefühle, aber dieser Schritt ist unbedingt nötig, wenn dem Gerede von der deutschen Oberherrschaft ein Ende gemacht werden soll.

Eine Vollversammlung österreichisch-polnischer Abgeordneter hat eine Huldigungskundgebung an den Kaiser Franz Josef gerichtet, in der es heißt: Möge es Ew. Majestät vergönnt sein, mit Gottes des Allmächtigen Beistand aus diesem Weltkrieg siegreich als Mehrer des Reiches hervorzugehen, an dessen äußersten Grenzen das staatlich geeinigte polnische Volk die traditionelle Mission als Schutzwall opferfreudig übernehmen wird! Auch sonst wurde als Lösungswort ausgegeben: mit Westen gegen Osten!

Das Beste aber ist doch die Uebergabe der Engländer in Rut el Amara. Im ganzen waren noch 13 300 Soldaten zur Uebergabe vorhanden. Wieviel darunter Engländer sind, werden wir wohl bald erfahren. Ueber vier Monate war General Townshend eingeschlossen. Nachdem die Befreiungsversuche der Generale Aylmer und Gorringe vergeblich waren, können sich nun die Türken eines schönen vollen Sieges freuen. Leider kann v. der Goltz diesen Tag nicht mehr schauen. Der moralische Erfolg der englischen Niederlage wird im mohammedanischen Menschheitsgebiet noch stärker sein, als die militärische Bedeutung, denn nun ist auf Gallipoli und in Mesopotamien Englands Ruhm und Aufgebrochen.

Montag, 1. Mai.

Die Türken berichten, daß sie bei Rut el Amara 5 englische Generale, 277 englische Offiziere und 214 indische Offiziere gefangen haben.

Es werden weitere russische Soldaten in Marseille gelandet; man liest die Zahl 15 000. Möglicherweise sind sie mehr für den griechisch-balkanischen Krieg bestimmt als für die französische Front, eine Vermutung, die sich darauf gründet, daß der russische Gesandte in Athen sich neuerdings einer sehr drohenden Sprache befleißigt und über „Uebergriffe der Mönche auf dem Berge Athos“ beklagt. Warum aber sollen die griechischen Mönche gegenüber dem russischen Kloster nicht auch einmal sich so benehmen wie sich jetzt alle vier Verbandsmächte täglich gegen Griechenland verhalten? Die Spannung in Athen ist wieder sehr groß. Man streitet noch immer über den Transport der serbischen Armee.

In den Adamelloalpen und am Gardasee machen die Stationen viele Anstrengungen, kommen aber nicht weiter. Wir lesen im „März“ eine Darstellung des fremdenlos gewordenen Venedig. Die Markuskirche steht eingewickelt und fürchtet sich vor den österreichischen Fliegern. Das Innere der Kirche gleicht einer Baustelle, da alles Wertvolle weggeschafft wurde — die berühmten Gemälde befinden sich irgendwo in Mittelitalien.

Dabei ist heute der erste Tag mitteleuropäischer Sommerzeitrechnung. Es scheint hier in Oesterreich ohne Schwierigkeiten zu gehen. Bloß hörte ich gestern einen böhmischen Baumeister sagen, er würde sich nie daran gewöhnen! Mag er!

Dienstag, 2. Mai.

Es kommen wenig Nachrichten aus Irland. Die englische Regierung versichert, seit Freitag mit der Revolution fertig zu sein, was wohl auch für Dublin in der Hauptsache zutreffen mag. Wie viele Provinzorte noch Widerstand leisten, kann nicht festgestellt werden. Als Sitz des Aufstandes werden die Orte Waterford, Kilkenny, Galway und Cork genannt. Es sollen mehr als 500 englische Beamte von den Revolutionären gefangen sein. Wegen des Schicksals des in London gefangengehaltenen Irenführers Roger Casement werden Drohbriefe an hohe Regierungsbeamte ^{geschickt} sandt.

Die englischen Truppen südlich von Kut el Amara haben Befehl erhalten, sich am linken Tigrisufer sofort zurückzuziehen. Natürlich bemühen sich die englischen Berichte, die Niederlage als kleinen Zwischenfall erscheinen zu lassen, aber die mohammedanischen Indier werden doch die Wahrheit erfahren. Rußland bedauert offiziell den englischen Mißerfolg, ist aber wohl im Innern nicht gar zu unglücklich, daß eine englische Festsetzung am Persischen Golf vielleicht noch vermieden werden kann.

Die Kämpfe an der russischen Front sind in den letzten Tagen sehr heftig gewesen. Südwestlich vom Naroczsee am 28. April sechsstündige große Kanonade, viel russische Verluste.

Der amerikanische Botschafter Gerard ist vom Hauptquartier nach Berlin zurückgekehrt. Die deutsche Antwort soll in den nächsten Tagen überreicht werden. Ueber ihren Inhalt ist nichts bekannt.

Mittwoch, 3. Mai.

Die englische Regierung ist zu dem Schlusse gekommen, daß die allgemeine Wehrpflicht nun unvermeidlich ist. Man erwartet, daß der führende Minister in den allernächsten Tagen eine neue Gesetzesvorlage einbringen wird, in der keine Einschränkung der Dienstpflicht mehr enthalten ist. Die drei Arbeitsminister Henderson, Roberts und Brace sollen sich zur Unterstützung dieser Politik bereitgefunden haben. — Der Aufstand in Irland wird als beendet angegeben. Man darf aber wohl annehmen, daß Irland eine ziemlich starke Besetzung durch englische Truppen behalten wird. Ob die allgemeine Wehrpflicht auf die irische Bevölkerung ausgedehnt werden soll, ist noch nicht bekannt.

Eine Londoner Meldung des „Reuterschen Bureaus“ besagt, daß in Deutsch-Ostafrika die Regenzeit mit großer Heftigkeit begonnen hat, was einen Stillstand der kriegerischen Unternehmungen bedeutet. Die Engländer sind bis in die Gegend von Kondoa-Irangi vorgeedrungen. Dort haben die Deutschen noch eine starke Stellung besetzt. Das bedeutet, wenn es richtig ist, daß die Regierungsbezirke Mruscha, Moschi und möglicherweise auch Wilhelmstal und Tanga mit beträchtlichen deutschen Ansiedlungen von den Engländern genommen sind. Gleichzeitig redet die Meldung des „Reuterschen Bureaus“ von einer Bewegung belgischer Streitkräfte in Ruanda, der volkreichen nordwestlichen Gegend unseres afrikanischen Landes. Es wird wohl nicht möglich sein, von der deutschen Heimat aus den tapferen Kämpfern irgendeine Unterstützung zuteil werden zu lassen. Was Nahrungsmittel anlangt, werden sie wahrscheinlich keine Not leiden; völlig unsicher aber ist ihr Bestand an militärischem Material.

Donnerstag, 4. Mai.

Am gestrigen Tage beging man in Warschau mit Genehmigung des deutschen Generalgouverneurs eine große Erinnerungsfest an die vor 125 Jahren an diesem Tage durch den polnischen Reichstag beschlossene und vom König Stanislaus August genehmigte Verfassung für das polnische Reich. Am Festzug, der von der Kathedrale aus begann und fünf Stunden dauerte, sollen 250 000 Menschen teilgenommen haben. Aufmerksamkeit erregte eine besondere Gruppe von Veteranen aus den revolutionären Freiheitskämpfen vom Jahre 1863. Nachmittags fanden in 96 Lokalen Versammlungen statt, in denen über die Verfassung vom Jahre 1791 Vorträge gehalten wurden. Auch in anderen größeren

Städten des deutschen Okkupationsgebietes verliefen ähnliche Versammlungen eindrucksvoll und in größter Ruhe. Eine Deputation bedankte sich beim Generalgouverneur General v. Beseler für die Genehmigung dieses national-polnischen Festes. — Man sieht, daß die deutsche Regierung mit den vom deutschen Reichskanzler ausgesprochenen Grundsätzen Ernst machen will. Die Anerkennung der polnischen Nationalität ist in einer zugleich feierlichen und volkstümlichen Form geschehen. Darüber, ob zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn Verhandlungen hinsichtlich der künftigen politischen Gestaltung Polens eingeleitet sind, verlautet noch nichts.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamtes, Dr. Solff, hat in Hamburg einen Vortrag über die Lehren des Weltkriegs gehalten. Er vertritt mit dem ganzen Gewicht seiner Person und seiner Stellung den Gedanken, daß wir beim Kriegesabschluß die Möglichkeit der Fortsetzung der deutschen Kolonialpolitik wiedergewinnen müssen und daß der Friede unter diesem Gesichtspunkt vorbereitet werden soll. Darin werden ihm alle diejenigen Kreise, die bisher eifrige und tätige Freunde der deutschen Kolonialpolitik gewesen sind, durchaus beistimmen. Verwunderlich ist, wie Zeitungsberichte den Vortrag Solffs ausdeuten konnten als Widerspruch gegen die Vorstellung, daß die erwartete mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft eine deutsche Kolonialpolitik erheben könne. Es ist uns unverständlich, wie jemand auf den Gedanken kommen kann, daß durch den wirtschaftlichen Zusammenschluß der beiden mitteleuropäischen Reiche der Drang nach kolonialer Betätigung verringert werden sollte. Alle Gründe, die bisher für die deutsche Kolonialpolitik gesprochen haben, bestehen auch bei Gelingen des mitteleuropäischen Planes unverändert und unvermindert weiter. Es ist eher anzunehmen, daß ein geeintes, großes Wirtschaftsgebiet ein erhöhtes Gewicht auf den Besitz tropischer und subtropischer Gebiete legen wird.

Freitag, 5. Mai.

Das englische Unterhaus hat das Gesetz über die militärische Dienstpflicht mit 328 gegen 36 Stimmen in zweiter Lesung angenommen. Damit ist eine große Änderung im englischen Staatscharakter eingetreten, an deren Möglichkeit bei Anfang des Krieges nur wenige Leute geglaubt haben. Der Kampf gegen den preussischen Militarismus führt mit logischer Notwendigkeit zur Militarisierung der Engländer. Ob durch das neue Gesetz noch sehr viel weitere brauchbare Truppen zu gewinnen sind, kann zweifelhaft erscheinen, wenn die Behauptung richtig ist, daß die englische Armee schon jetzt 5 Millionen Mann enthalte. Wir wissen freilich nicht, wieviel Kolonialsoldaten und Farbige in dieser Ziffer einbegriffen sind.

Die deutsche Regierung hat dem amerikanischen Botschafter ihre Antwort auf die amerikanische Note übergeben. In dieser deutschen Antwort wird die Möglichkeit zugegeben, daß die Versenkung der „Suffey“ von einem deutschen Unterseeboote her rühre, dessen Kommandant ein englisches Kriegsschiff vor sich zu haben glaubte. Sollte sich bei fortgesetzter Nachprüfung diese Möglichkeit als Wahrscheinlichkeit erweisen, so erklärt die deutsche Regierung sich bereit, die hieraus sich ergebenden Folgerungen zu ziehen. Die deutsche Regierung weist aber mit Entschiedenheit die Behauptung zurück, daß bei den deutschen Unterseebooten eine vorbedachte Methode unterchiedsloser Zerstörung von Schiffen aller Art betrieben werde. Es wird festgestellt, daß die deutsche Marine im Interesse der Neutralen sich weitgehende Beschränkungen auferlegt hat, obgleich diese Beschränkungen notwendigerweise auch den Feinden Deutschlands zugute kommen. Einen Zweifel daran, daß die entsprechenden Befehle von den Kommandanten der deutschen Unterseeboote loyal ausgeführt werden, kann die deutsche Regierung niemandem gestatten. Irrtümer, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, lassen sich bei keiner Art der Kriegsführung ganz vermeiden und sind in dem Seekrieg gegen einen Feind, der sich aller erlaubten und unerlaubten Listen bedient, erklärlich. Leider hat die Regierung der Vereinigten Staaten es abgelehnt, auf die deutschen Vorschläge einzugehen, durch die die Gefahren des Seekrieges für amerikanische Reisende und Güter auf ein Mindestmaß

zurückgeführt werden können. Entsprechend den wiederholt von ihr abgegebenen Erklärungen kann die deutsche Regierung auf den Gebrauch der Unterseebootwaffe auch im Handelskrieg nicht verzichten. Sie entschließt sich aber zu einer noch weiteren Anpassung der Methoden des Unterseebootkrieges an die Interessen der Neutralen. Den Geboten der Menschlichkeit mißt die deutsche Regierung keine geringere Bedeutung bei, als die Regierung der Vereinigten Staaten, stellt aber mit allem Nachdruck fest, daß die grundlegende Mißachtung der Menschlichkeitsrücksichten auf englischer Seite liegt und daß Deutschland nur in bitterster Notwehr zu dem harten, aber wirksamen Mittel des Unterseebootkrieges greifen mußte. England hat trotz verschiedener Vorstellungen der Vereinigten Staaten Völkerrechtsbruch auf Völkerrechtsbruch gehäuft, so daß beim deutschen Volke der Eindruck entstehen muß, daß vom neutralen Amerika aus England anders behandelt wird als Deutschland. Da die deutsche Regierung im Bewußtsein ihrer Stärke zweimal im Laufe der letzten Monate ihre Bereitschaft zu einem Deutschlands Lebensinteressen sichernden Frieden offen vor aller Welt bekundete, hat sie damit zum Ausdruck gebracht, daß es nicht an ihr liegt, wenn den Völkern Europas der Friede noch länger vor-enthalten bleibt. Um den Frieden zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volke zu erhalten, teilt die deutsche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten mit, daß Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen ist, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebietes Rauffahrtsschiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten. Indem die deutsche Regierung dieses bedeutungsvolle Zugeständnis macht, geht sie von der Annahme aus, daß die Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung der völkerrechtlichen Normen verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Krieg allgemein anerkannt waren. Sollten derartige Schritte der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden Nationen Geltung zu verschaffen, so würde dann die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenüber sehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließung vorbehalten muß. — Der Kernpunkt des deutschen Zugeständnisses ist der Verzicht auf die besonderen Vorrechte einer England umgebenden Kriegszone. Es treten, soweit wir es verstehen, für die englisch-französischen Gewässer diejenigen Vorschriften in Kraft, die auch im Mittelmeer oder in der Ostsee schon bisher von unserer Marine beobachtet wurden. Daß darin eine Erhöhung der Gefahr für die deutschen Angreifer liegt, ist selbstverständlich. Darüber, welche Wirkung die deutsche Antwort in Amerika ausüben wird, kann es heute nichts anderes geben als Vermutungen. Der Reichszankler und Staatssekretär von Capelle erörtern in vertraulicher Sitzung der Reichstagskommission die deutsche Antwort.

Sonabend, 6. Mai.

Bei dem Besuch von bulgarischen Abgeordneten in Wien sagte nach einer warmen und freundschaftlichen Begrüßung durch Minister von Burian der Vizepräsident der Sorbjanje, Dr. Momtschiloff: Jedesmal, wenn wir in Gefahr waren, hat sich hier in Wien eine starke und mächtige Stimme erhoben, daß nach dem Willen der österreichisch-ungarischen Monarchie Bulgarien weiter zu bestehen habe. Im Jahre 1886 ist es uns dank Wien gelungen, mit übermenschlichen Anstrengungen unsere Freiheit zu retten. Im Jahre 1913, als unser Vaterland, von seinen Verbündeten beraubt und von seinen sogenannten Freunden und Beschützern verlassen, nach Bukarest geführt wurde, um zermalmt und erniedrigt zu werden, gab man uns abermals von hier, von Wien aus, zu verstehen, daß für uns nicht alles verloren sei und daß uns noch Freunde übrig geblieben sind. Wir sind in das Bündnis mit Ihnen eingetreten mit der ganzen Loyalität unserer Nation und mit der ganzen Tapferkeit unserer Soldaten, und tapfer und treu werden wir bleiben bis zum Ende.

Beim irischen Aufstand sind nach holländischen Nachrichten mehr als 3000 Beteiligte in Dublin gefangengenommen. Die Beerdigung der Opfer erfolgte am Dienstag in aller Stille. Nur Frauen und Mütter der Getöteten durften den Leichen folgen.

Österreichische Seesflugzeuge haben mit Erfolg Bomben auf Balona und Brindisi abgeworfen.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 1. Mai.

Der Tod von Paul Schlenker macht die Zeit lebendig, zu deren literarischen Führern er gehörte: den Naturalismus der achtziger Jahre. Heute sieht man ihn noch anders als sonst: als geschichtliche Blüte der Reichsgründung, des großen Deutschland von 1870/71. Und zugleich wieder als Anbruch des Geistes, der an dem Deutschland baute, um das heute gekämpft wird, Würde jetzt eine neue Gesamtwertung des Naturalismus abgehalten werden, sie würde wieder ganz anders ausfallen als in den letzten Jahren vor 1914, als man sich gewöhnte, auf die Männer der „Freien Bühne“ herabzusehen. Heute verstehen wir wieder besser das Wesen eines künstlerischen Bewußtseins, das nur erst einmal die ganze Fülle der Gegenwart besetzen wollte — voll Ahnung, daß sie neuen, noch undurchdrungenen Wesens voll war. „Vor Sonnenaufgang“ — so etwas fühlen wir heute, nach 30 Jahren, wieder, fühlen es der Gesamtwirklichkeit gegenüber, deren neue Erscheinungen ein neues Bewußtsein gebären wollen.

Sehr interessante Ziffern über die Höchstpreise in 70 Städten gibt die Korrespondenz des statistischen Landesamts. Sie sind ein höchst lehrreiches Bild der erstaunlichen Willkür, die bei den Festsetzungen herrscht, wo sie den Gemeinden überlassen sind. Keine volkswirtschaftliche Vernunft wird er- oder begründen können, warum die Höchstpreise für Schweinefotelettes in Potsdam fast doppelt so hoch angesetzt sind als in dem eine Wegstunde entfernten Spandau oder Brandenburg (5 M. das Kilo gegen 2,80 M.). Speck hatte in Königsberg, Emden und Köln die niedrigsten Höchstpreise — Städte, denen man sonst nicht gerade Ähnlichkeit der Versorgungsbedingungen nachsagen kann, während Oppeln, Frankfurt a. O. und Halle die höchsten Preise hatten —, gleichfalls ohne ersichtliche Gründe. Für Butter hatte Marburg den niedrigsten Höchstpreis (3,80 M.) und Spandau den höchsten (5,68 M.). Verständlicher ist, daß in Stolp und Köslin die Milch 18 Pf. kostet und in Potsdam 32 Pf. Berlin gehört bezüglich der Höhe seiner Preise durchweg zur oberen Hälfte, steht aber nirgends an der Spitze.

Allgemeine Freude über die Sommerzeit. Als die großen Uhren gestern um 11 Uhr auf 12 gestellt wurden, haben die Leute vergnügten Herzens zugehört, wie man Chronos betrog.

Dienstag, 2. Mai.

Gestern abend haben, durch Handzettel aufgefordert, Bewohner der südlichen Vororte eine „Maiseier“ auf dem Potsdamer Platz versucht. Sie wurden durch die Polizei zerstreut. Unter den neun Verhafteten ist Herr Liebtnecht.

Die Versorgungsstörungen in Berlin sind noch nicht behoben. Die peinlichen Bilder des Stehens vor den Läden — neuerdings auch wieder um Butter — mehren sich wieder. Sind sie auch unter lauchendster Maisonnie nicht so beängstigend wie in Schnee und Kälte, so ist die Zeitverläumdung und die Pein des oft vergeblichen Wartens eine harte Geduldsprobe, bei der man oft die schwer verwüßliche gute Laune der Berliner bewundert.

Ganz besorglich ist aber die Milchknappheit in ihren Wirkungen auf die Säuglingsernährung!

Der Bundesrat hat dem Reichstag ein Gesetz betr. die Feststellung von Kriegsschäden zugehen lassen. Das Gesetz ist als Provisorium gedacht, soll aber immerhin den bisherigen noch provisorischeren Zustand der Barentschädigungen besser regeln. In Ostpreußen sind durch die Russen 24 Städte, 600 Dörfer, 300 Güter

und 34 000 Gebäude zerstört, 100 000 Wohnungen ganz und 100 000 teilweise geplündert, 22 Kirchen, 25 Pfarrhäuser und 133 Schulen sind vernichtet. Für die Reichslände können solche Aufstellungen naturgemäß noch nicht gemacht werden.

Mittwoch, 3. Mai.

Der Stand des Berliner Arbeitsmarktes im März, über den eben die Monatsübersicht erscheint, ist noch immer gut. Die Rohstoffschwierigkeiten äußern sich hier in der Konfektion immer noch nicht. Von männlichen Arbeitsuchenden kamen auf 100 offene Stellen 96, von weiblichen auf 100 Stellen 121 (gegen 133 im Februar). Aber von jetzt ab wird es wohl schlimmer werden.

Die Städte kommen immer mehr auf die Beschaffung der Lebensmittel für die unbemittelte Bevölkerung zu billigeren als Selbstkostenpreisen, weil die Höchstpreissysteme zur Sicherung erschwinglicher Volksernährung nicht ausreichen. Nur auf diese Art ist es auch möglich, die Versorgung von tränklichen oder besonders bedürftigen Leuten zu sichern.

In Warschau ist ein Kriegs-Arztetkongreß für innere Medizin, an dem etwa 1500 Ärzte teilnehmen. Interessante Ziffern über die ärztliche Versorgung des Heeres: 24 000 Ärzte stehen im Dienst des Heeres, davon zwei Drittel im Felde und ein Drittel in der Heimat, 92 000 Sanitätsmannschaften und (in Heimat und Etappe) 94 000 Kräfte der freiwilligen Krankenpflege, darunter 6800 Schwestern. Aus den Verhandlungen sind die Cholera-Ziffern ein hervorragendes Zeugnis für die Möglichkeiten der ärztlichen Wissenschaft. Infolge der Schutzimpfung sind von den außerordentlich ansteckungsbedrohten Truppen, die in heißen Sommermonaten durch das ganz verseuchte Galizien und das Buggebiet bis zu den Rokitnosümpfen vordrangen, nur 0,52 v. H. erkrankt, und von diesen nur 10 v. H. gestorben (die normalen Todesziffern bei Nichtgeimpften sind über 50 v. H.).

Die Kaffeeversorgung ist jetzt so geregelt, daß nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Pf. auf einmal unter der Bedingung abgegeben wird, daß man gleichzeitig ebenso viele Ersatzmittel kauft. Dieser Einkauf darf nicht mehr als 2,20 Mark kosten. Bis jetzt bestehen übrigens die Berliner Cafés mit vollem Betrieb weiter. Sie scheinen also versorgt zu sein.

Es ist ein unbeschreiblich rascher und reicher Frühling. Alles, was blühen will, ist in ein paar Tagen erschlossen und vorüber. Ist es schon jemals Anfang Mai so heiß gewesen?

Die ersten Mitteilungen über die Viehbestandsaufnahme vom 15. April. In Ostpreußen ist der Rindviehbestand wieder erheblich aufgebeffert. Die Zahl der aufgezogenen Kälber entspricht dem Friedensstand. Die Auffüllung des Schweinebestandes wird noch einige Zeit dauern. Immerhin ist Ostpreußen auf dem besten Wege, wieder Ueberschußprovinz zu werden.

In Berlin hat man jetzt bei der Verteilung der am Viehhof aufgetriebenen Schweine die Großschlächter ausgeschaltet und verteilt direkt an die Ladenschlächter.

Donnerstag, 4. Mai.

Gestern ist dem Reichstag die Novelle zum Reichsvereinsgesetz zugegangen. Danach soll den §§ 3 und 17 des Vereinsgesetzes ein § 17a hinzugefügt werden:

„Die Vorschriften der §§ 3, 17 über politische Vereine und deren Versammlungen sind auf Vereine von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Behuf der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht aus dem Grunde anzuwenden, weil diese Vereine auf solche Angelegenheiten der Sozialpolitik oder der Wirtschaftspolitik einzuwirken bezwecken, die mit der Erlangung oder Erhaltung günstiger Lohn- oder Arbeitsbedingungen oder mit der Wahrung oder Förderung wirtschaftlicher oder gewerblicher Zwecke zugunsten ihrer Mitglieder oder mit allgemeinen beruflichen Fragen im Zusammenhang stehen.“

Wenn man diese bescheidene Reform und dazu den konservativen Sturm, der darüber schon vorher ausgebrochen ist, betrachtet, so hat man ein Gefühl, als wenn man von dem Ausblick in eine weite Landschaft unvermittelt auf die Winzigkeiten eines Ameisen-

haufens hinsehen muß. An welche Maße muß man sich gewöhnen, wenn man von den ungeheuren Kriegsbegebenheiten auf das eigentliche Kampffeld der inneren Politik zurückkehren muß! Die gewaltigsten tatsächlichen äußeren und inneren Umgestaltungen spielen sich ab, und über dies bißchen Zugeständnis erhebt sich der innerpolitische Sturm! Fast unbegreiflich, daß die Zeit nicht stärker das Augenmaß in diesen alten Parteifragen verändert hat.

Der Arztetkongreß in Warschau spricht im Zusammenhang mit dem Fleckfieber von der Biologie der Laus und der Immunität der Russen. Einem hat man bei der Reinigung 3800 abgelesen. Wir stellen uns wohl diese Seite der Kriegsleiden unserer anders gewöhnten Soldaten noch gar nicht entsetzlich genug vor.

Freitag, 5. Mai.

Die Verfolgung des Lebensmittelwuchers durch Oberkommando, Regierung und Ortsbehörde kommt, in Berlin wenigstens, endlich in das genügend scharfe Tempo, nachdem der Anteil spekulativer Machenschaften an der ungenügenden Versorgung Berlins tatsächlich eine unbegreifliche Höhe erreicht hat. Das Oberkommando kündigt nochmals rücksichtslose Bestrafung und Anprangerung an. Die Fleischkarte gewinnt immer mehr Boden.

In Berlin streiten sich diese akute Knappheit und die Amerikano-Note um die Seele. Ueber das eine oder das andere spricht im Augenblick sicher jeder.

Das Kapitalabfindungs-gesetz wird im Reichstagsausschuß wesentlich unverändert angenommen. Die wichtigsten Änderungen sind die Umrechnung der Rente in die Abfindung auf Grund einer vierprozentigen Verzinsung, die Möglichkeit einer Rückverwandlung der Abfindung in Rente und — sehr wichtig! — die Gewährung einer Abfindungssumme in Höhe der dreifachen Jahresrente an Witwen, wenn sie sich wieder verheiraten. Wenn das geschieht, ist die heiraterschwerende Bedingung der Rückzahlung einer vollzogenen Kapitalabfindung durch die Witwe bei Wiederverheiratung viel unbedenklicher.

Heute steht die Note an Amerika in den Abendblättern. Wieder ein Sichreißen um die Abendblätter auf den Straßen und ein Sichvertiefen stehenden Fußes, am Laternenpfahl oder mitten auf dem Bürgersteig. Wie auch die Parteien zu ihr stehen mögen — vollständig ist die Note nach allen unbefangenen Äußerungen, die man um sich herum hört, gewiß.

Bei der Berliner Polizeiverwaltung ist ein Dezernat zur Verfolgung von Kriegswucher eingerichtet. Die ehrenamtliche Preisprüfung war also eine unzulängliche Waffe — was man schon lange einsah!

Sonnabend, 6. Mai.

Höchstpreise für Kalb- und Hammelfleisch in Berlin (1,80 bis 3,60; 1,90 bis 3,20 M. für das Pfund). Einschränkung der Wurstherstellung.

Gegenüber den städtischen Klagen über die unverhältnismäßig gute Versorgung des Landes wird wiederum vom Lande über mangelhafte Versorgungsregelung in den Nahrungsmitteln geklagt, die durch den städtischen Handel gehen, z. B. Zucker. Ueberhaupt scheint es, als ob die Leute ohne Eigenwirtschaft — Pfarrer, Lehrer — auf dem Lande unter Umständen besonders schlecht daran wären.

Man muß — so sehr die Kritik nötig und nützlich ist — immer den ungeheuren Umfang der Aufgaben in Betracht ziehen, die mit überlasteten sterblichen Menschen und nicht mit gut geölkten 1. a. Verwaltungsautomaten durchgeführt werden sollen!

Vorübergehend kann einen die unbeschreibliche Schönheit dieses raschen Frühlings alles vergessen machen. Ich bin heute in Weimar, und ein Weg durch den Park, hinter dessen hellgrünen Kronen das Rot des späten Tages flammt, läßt alle guten Geister der Heimat bei einem einkehren!

Sonntag, 7. Mai.

Wieder eine neue Erfindung im Dienst der „Befreiung vom Ausland“: ein Stahlwerk in Remscheid hat einen Schnellarbeits-

stahl hergestellt, dessen Fabrikation keiner ausländischen Hilfsstoffe bedarf. Dadurch ist das sogenannte „Wolfram“, das wir im Ausland kaufen mußten, entbehrlich — eine Eroberung, die für Geschossdreherei und alle Metallbearbeitungswerkstätten von größter Tragweite ist.

Im Zug nach dem Westen alles voller Feldgrauer. In den Rehen über ihnen weissen, rauchumzogen, Maiblumen und Flieder. Die Gesichter schon sommerlich verbrannt — war es schon die französische Sonne oder erst der heimatlische Frühling, der ihren Feldbestellungs-Urlaub beschien? Wie hart es sein muß, heute hinaus zu müssen!

Ueberhaupt: womit helfen sie sich innerlich über diese neuen Abschiede? Die Pflicht? Vielleicht mehr noch die Hoffnung!

Wilhelm Heile / Deutschland und Amerika

Die Antwort, die Präsident Wilson von der deutschen Regierung erhalten hat, ist eine überzeugende und voll beweiskräftige Urkunde dafür, daß die politische und die mit ihr in rückhaltlosem Einvernehmen arbeitende militärische Leitung Deutschlands bereit und entschlossen sind, in den Formen ihrer Kriegsführung auf die Interessen der Unbeteiligten alle mögliche Rücksicht zu nehmen und ihre Forderungen zu erfüllen, wenn sie berechtigt sind und soweit ihre Erfüllung mit der Ehre und dem Lebensinteresse des deutschen Volkes vereinbart werden kann. Wir hatten es erwartet, daß die Note so ausfallen würde, und jetzt, wo sie da ist, freuen wir uns ihres zugleich kraftbewußten und maßvollen Inhalts und ihrer würdigen Sprache. Mancher hätte vielleicht gewünscht, daß auf die Gereiztheiten des Wilsonschen Tones mit entsprechender Heftigkeit geantwortet wird. Die solches gewünscht haben und die jetzt durch die Note enttäuscht sind, halten sich selbst für die Männer der Kraft und Entschlossenheit. Sie haben vorher getobt und können sich jetzt kaum zügeln in ihrer nervösen Erregung. Wir schmähen sie deswegen nicht, halten nur fest an der sicheren Gewißheit, daß nach deutscher Art und Erfahrung nicht Hitzigkeit, sondern Ruhe das zuverlässige Zeichen überlegenen Kraftgefühls ist.

So, wie jetzt die deutsche Regierung gesprochen hat, konnte sie nur sprechen, wenn und weil sie der deutschen Stärke so sicher ist, daß sie nicht zu sorgen brauchte, den Anschein von Furcht und Schwäche zu erwecken. Aus den Stimmen der uns wohlgesinnten Neutralen, namentlich aus Schweden und der deutschen Schweiz, klingt es immer wieder heraus, daß man draußen gerade dafür ein feines Verständnis hat. Und Mut und Hohn der Feinde, die bereits mit dem Bruch zwischen Deutschland und Amerika gerechnet hatten, zeigen aufs Klarste, wie gut die deutsche Regierung daran getan hat, daß sie zu nüchtern die Tatsachen erwog, um sich durch Gemütsregungen dazu verleiten zu lassen, die Geschäfte der Gegner zu besorgen. Ob nun Wilson und die Seinen das Entgegenkommen anerkennen werden, wie man das nach den bisher vorliegenden Nachrichten aus Amerika als wahrscheinlich annehmen darf, oder ob sie selbst dieses „äußerste Zugeständnis“ zurückweisen werden, das kann zur Stunde, da dieses geschrieben wird, niemand mit Gewißheit sagen. Eines aber steht jetzt schon fest, daß es nämlich ein deutliches Zeichen des bösen Willens der Vereinigten Staaten wäre, wenn es hinter dieser Note doch noch zum Bruche kommen würde. Deutschland hat wirklich ein äußerstes Zugeständnis gemacht. Wird dieses zurückgewiesen, so heißt das nichts anderes als:

Amerika will den Krieg. Und will es ihn, so fällt auf Amerika und nur auf Amerika die Verantwortung für „das schwere Verhängnis, mit dem eine Ausdehnung und Verlängerung dieses grausamen und blutigen Krieges die gesamte zivilisierte Menschheit bedroht“.

Was ist es, wozu Deutschland sich bereit gefunden hat aus Gründen des Entgegenkommens um der hundertjährigen Freundschaft willen und um ein letztes dazu beizutragen, daß — soweit es an uns liegt — die Kriegsführung auf die kämpfenden Streitkräfte beschränkt wird? Die deutsche Regierung teilt der Regierung der Vereinigten Staaten mit, daß „Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen ist, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebietes Rauffahrtsschiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten“. Die deutsche Regierung geht dabei von der Erwartung aus, daß „ihre neue Weisung an die Seestreitkräfte auch in den Augen der Regierung der Vereinigten Staaten jedes Hindernis für die Verwirklichung der in der Note vom 23. Juli 1915 angebotenen Zusammenarbeit zu der noch während des Krieges zu bewirkenden Wiederherstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege räumt, und sie zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege allgemein anerkannt waren und die insbesondere in den Noten der amerikanischen Regierung an die britische Regierung vom 28. Dezember 1914 und vom 5. November 1915 dargelegt sind. Sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegsführenden Nationen Geltung zu schaffen, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschlüsse vorbehalten muß.“

Das war das richtige Wort. Wir Deutschen sind bereit, uns um der Neutralen willen in der Kriegsführung Beschränkungen aufzuerlegen, die notwendigerweise auch dem Gegner zugute kommen. Und wir sind dazu nicht nur unter der Bedingung der Gegenseitigkeit bereit, sondern haben unseren Seestreitkräften schon jetzt die entsprechenden Anweisungen gegeben. Wir haben dem einseitigen Rechtsstandpunkt Wilsons das Zugeständnis gemacht, uns an die völkerrechtlichen Satzungen zu halten, obwohl diese unter längst verschwundenen Verhältnissen zustande gekommen sind, so daß sie sehr oft heute keineswegs mehr den Geist lebendigen Rechtes atmen. Aber wir halten dieses Zugeständnis nur dann aufrecht, wenn auch unsere Gegner entsprechend handeln. Präsident Wilson hat jetzt die beste Gelegenheit zu beweisen, daß es ihm Ernst ist mit seiner hartnäckigen Verteidigung des einmal geltenden Rechts. Er hat aufgehört neutral zu sein, wenn er auch jetzt noch dabei beharrt, uns unter schroffer Androhung des Bruches, unsere Gegner aber nur mit Noten formalen Protestes zur Beachtung des Rechtes der Neutralen aufzufordern.

Von Amerika herüber bringen Stimmen, die uns glauben machen wollen, daß die deutsche Note drüben den „denkbar schlechtesten Eindruck“ gemacht habe. Das schmeckt etwas stark nach Reuter; aber unmöglich ist solche Nachricht. Wenn man in Amerika die Dinge nur englisch sieht und sehen will, so ist die Note freilich bitter. Sie hält

Herrn Wilson einen blanken Spiegel hin, aus dem sein bisheriges politisches Konterfei ihm mit Zügen entgegenblickt, die so gar kein Wohlwollen und nur wenig Neutralität verraten. Aber was kann der Spiegel für das Bild, das er nur wiedergibt, nicht zeichnen? Ein Anlaß zum Abbruch der Beziehungen ist für die Regierung der Vereinigten Staaten deshalb doch nicht vorhanden; ihre wesentliche Forderung ist erfüllt, keine ihrer Forderungen ist mit einem Nein zurückgewiesen worden. Herr Wilson wollte doch immer in diesem Weltenringen der Anwalt der Menschlichkeit und der Rechte der friedlichen Völker und Menschen sein. Die deutsche Regierung hat ihm eine glänzende Brücke dazu gebaut. Sollte er wirklich Anstoß nehmen, sie zu betreten? In Herrn Wilsons Kopf lebte auch seit Anfang des großen Krieges der Traum, daß die Geschichte ihm und seinem Lande die Rolle des Mittlers und Friedenbringers zugewiesen habe. Die deutsche Regierung, die bereits zweimal im Laufe der letzten Monate ihre Bereitschaft zu einem Deutschlands Lebensinteressen sichernden Frieden offen und vor aller Welt bekundet hat, weist in ihrer Note auf diese Tatsache hin und betont jetzt noch einmal ausdrücklich, daß es „nicht an ihr liegt, wenn den Völkern Europas der Friede noch länger vorenthalten bleibt“. Herr Wilson erlebt also jetzt eine große Stunde. Ob er den Willen und die Gaben hat, sie so zu nutzen, daß sie seine Stunde wird, das muß sich binnen kurzem zeigen. Deutschland hat getan, was möglich war, um mit Amerika zur Verständigung zu gelangen. Sollte alles Entgegenkommen vergeblich sein, so weiß die Welt, daß wir den Mut und die Kraft haben, auch der dann entstehenden weiteren Häufung von Schwierigkeiten erhobenen Hauptes die Stirn zu bieten.

Friedrich Weinhausen / Eine erfüllte Regierungszusage

Am 1. Mai ist dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Vereinsgesetzes vom 19. April 1908 zugegangen. Die Vorlage hat große Tragweite für alle Berufsvereine, außerdem aber auch noch eine wichtige politische Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

Betrachten wir zunächst den rein sachlichen Wert des Gesetzesentwurfs für die Berufsvereine! Sie unterlagen seither allen Vorschriften des Reichsvereinsgesetzes vom 19. April 1908. Dieses Gesetz machte keinerlei Ausnahme zugunsten beruflicher, also gewerkschaftlicher Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wandte vielmehr auch die besonderen, für politische Vereine berechneten Bestimmungen der §§ 3, 12 und 17 auf sie an. Vergeblich beriefen sich die Gewerkschaften darauf, daß sie ja gar keine „Einwirkung auf politische Angelegenheiten bezwecken“, also auch keine politischen Vereine im Sinne des § 3 des Reichsvereinsgesetzes seien. Man erwiderte ihnen — und zwar weniger den Arbeitgebern als den Arbeitnehmerverbänden —, daß sie sich fortgesetzt mit Angelegenheiten beschäftigten, die staatlich, gesetzgeberisch, politisch geregelt seien (Sozialgesetzgebung, Arbeiterschutz, Heimarbeitsgesetz, Koalitionsrecht usw.) und zwang sie, ihre Neugründungen, Satzungsänderungen und jeweiligen Vorstandswahlergebnisse laufend polizeilich anzumelden (§ 3), Jugendliche unter 18 Jahren von der Mitgliedschaft auszuschließen, auch als Versammlungsbefucher fernzuhalten (§ 17) und die Verhandlungen in den Berufs-

versammlungen ausschließlich in deutscher Sprache zu führen (§ 12). Rechtsprechung und Verwaltungspraxis erklärten schließlich übereinstimmend, daß eine Gewerkschaft oder ein Berufsverein auch dann als ein politischer Verein anzusehen sei, wenn lediglich bezweckt werde, reine Berufsinteressen der Mitglieder durch Einwirkung auf die Gesetzgebung oder Verwaltung zu fördern. „Hierdurch sind“, gibt die Begründung der neuen Vorlage ausdrücklich zu, „die Gewerkschaften und ähnliche Vereine in ihrer Bewegungsfreiheit erheblich gehemmt“, und, da eine Änderung der seitherigen Praxis nicht zu erwarten ist, „bedarf es einer Änderung des Gesetzes, um diesen Organisationen auf dem Gebiete des Vereinswesens die nötige Freiheit zur Betätigung ihrer berechtigten wirtschaftlichen und Wohlfahrtsbestrebungen zu sichern“.

Der Reichstag, auf dessen Drängen die Angelegenheit voriges Jahr wieder in Fluß gekommen ist, hatte diese nötige Freiheit erreichen wollen durch folgende Abänderung des § 3 des Vereinsgesetzes: „Ein Verein, der bezweckt, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern (politischer Verein), muß einen Vorstand und eine Sitzung haben. Nicht als politische Vereine gelten Vereine von ~~Berufs-~~genossen oder Angehörigen verschiedener Berufe und ~~Standes-~~vereine, auch wenn sie zur Verfolgung ihrer ~~Zwecke~~ politische Gegenstände in Versammlungen erörtern.“

Außerdem hatte er Streichung des Sprachenparagraphen und des Jugendlischenparagraphen verlangt. Die Novelle der Reichsregierung hat einen anderen Weg gewählt, indem sie am Schluß des Reichsvereinsgesetzes vor den verschiedenen Strafandrohungsparagraphen einen „Auslegungsparagraph“ 17a einfügen will:

Die Vorschriften der §§ 3, 17 über politische Vereine und deren Versammlungen sind auf Vereine von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht aus dem Grunde anzuwenden, weil diese Vereine auf solche Angelegenheiten der Sozialpolitik oder der Wirtschaftspolitik einzuwirken bezwecken, die mit der Erlangung oder Erhaltung günstiger Lohn- oder Arbeitsbedingungen oder mit der Wahrung oder Förderung wirtschaftlicher oder gewerblicher Zwecke zugunsten ihrer Mitglieder oder mit allgemeinen beruflichen Fragen im Zusammenhange stehen.

Der Regierungsweg berührt zwar die „Standesvereine“ von Ärzten usw. nicht, läßt auch den Sprachenparagraph unverändert, führt aber in der Hauptsache, in der politischen Entfesselung der Berufsvereine, zu demselben Ziele, das der Reichstag angestrebt hatte. Die für politische Vereine und ihre Versammlungen geltenden besonderen Vorschriften des Reichsvereinsgesetzes sollen auf einen bestimmten Kreis von Vereinen, nämlich alle, die sich mit Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen für ihre Mitglieder beschäftigen, nicht anwendbar sein. Der Kreis ist nach der Begründung der Vorlage weit gezogen: er soll „nicht nur Arbeiter aller Arten, sondern auch Angestellte, Betriebsbeamte, Werkmeister, Techniker, Gehilfen, Lehrlinge, Hausgewerbetreibende, Zwischenmeister und alle Arbeitgeber umfassen. Auch die Aufzählung der Gebiete, die nach Ansicht der Begründung zum Tätigkeitsbereich der Berufsvereine gehören, ohne daß diese dadurch zu politischen werden, ist überraschend reichhaltig: „Fragen des Koalitionsrechtes, alles, was sich auf Verabredungen oder Vereinigungen zum Behufe der Erlangung oder Erhaltung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen bezieht; keine Geltung dürfen hierbei die Grenzen haben, die dem § 152 der Gewerbeordnung in der Rechtsprechung durch die Auslegungen gezogen werden, daß diese Bestimmung nur Verabredungen und Vereinigungen

gen der Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Einwirkung auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen in bestimmten Arbeitsverhältnissen, in bestimmten Gewerbebezügen oder an bestimmten Orten betreffe. Weiter die öffentlich-rechtliche wie die privatrechtliche Stellung der Berufsvereine, das Einigungswesen, das Tarifvertragswesen, Fragen der Lohnregelung, Angelegenheiten des Arbeiterschutzes und der Arbeitsversicherung, des Kinderschutzes, der Heim- und der Hausarbeit, der Volksernährung und der Volksgeundheit, des Wohnungswesens, der Volksbildung. Sodann Fragen, die sich auf die Gewerbegerichte und die Kaufmannsgerichte, auf die Gewerbeaufsicht und ähnliche Einrichtungen beziehen. Aus dem Gebiet der Wirtschaftspolitik Fragen der Lebensmittelversorgung, der Preisbildung, Zölle, Steuern usw. Auch Angelegenheiten, die nicht ihrer Natur nach und nicht unter allen Umständen sozial- oder wirtschaftspolitisch sind, haben als solche für das Gebiet des Entwurfs zu gelten, sofern sie eine sozial- oder wirtschaftspolitische Bedeutung haben können und im Einzelfalle mit Rücksicht auf diese Bedeutung behandelt werden. Dies gilt z. B. von Bestimmungen des bürgerlichen Rechts über den Arbeits- oder den Dienstvertrag, über das Zurückbehaltungsrecht, die Aufrechnung und die Pfändung bei Lohn- und Gehaltsansprüchen. Es gilt ebenso von Vorschriften des allgemeinen Strafrechts über Nötigung, Bedrohung, Erpressung usw., die, soweit ihre Anwendbarkeit bei Streit, Aussperrung, Boykott und anderen wirtschaftlichen Kampfmitteln in Frage kommt, sich eng mit dem Koalitionsrecht berühren und somit auch zur Sozialpolitik gehören. In ähnlicher Weise können unter besonderen Gesichtspunkten Fragen wie die der Frauenrechte, der Zuständigkeit von Gewerbe- und Kaufmannsgerichten, der Schaffung neuer Sondergerichte oder anderer Behörden und dergleichen mehr als Angelegenheiten der Sozialpolitik anzusehen sein.“ Ausgeschlossen werden durch den Entwurf lediglich rein politische Angelegenheiten, also namentlich Fragen der auswärtigen Politik, der Verfassungen des Reichs und der Bundesstaaten sowie Wahlrechtsbestimmungen.

Bei dem so weit gezogenen Geltungsbereich der Vorlage ist es verständlich, daß die Nächstbeteiligten, die Gewerkschaften und Berufsvereine aller Art, im großen und ganzen befriedigt von der Vorlage sind. Auch die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Staats- und Gemeindearbeiter könnten zufrieden sein, denn sie sind nach dem oben Dargelegten zweifellos in den Gesetzesentwurf mit einbezogen. Wenn sie trotzdem noch mißtrauisch fordern, sie möchten ganz besonders mitgenannt werden, damit die Behörden nachher nicht andere Beschränkungen einführen, so ist das aus den trüben Erfahrungen, die sie seither gemacht haben, wohl begreiflich. Es versteht sich erst recht nach der Vorgeschichte der Novelle, von der weiter unten die Rede ist. Vielleicht wird man bei der Beratung der Novelle diese Sonderwünsche auch noch in irgendeiner Weise berücksichtigen. Ob es außerdem noch gelingen wird, auch den Sprachenparagraph (§ 12) nachträglich doch in die Vorlage hineinzubringen, ist gegenüber dem ernststen Widerspruch der Regierung fraglich, obwohl gerade infolge der Kriegserfahrungen mit den fremdsprachigen Reichsangehörigen besonders schwerwiegende Gründe dafür sprechen. Die Begründung der Novelle sagt hierüber nur, daß von der Beseitigung dieses Paragraphen abzusehen war, „da dessen Vorschriften keine Besonderheiten für politische Vereine enthalten“. Jedenfalls wird man an der Klippe das im übrigen gute und verständliche Werk der Entpolitisierung der Berufsvereine nicht scheitern lassen dürfen; so

bedeutsam sie bei grundsätzlicher Betrachtung und im Hinblick auf die starke polnische Gewerkschaftsbewegung auch ist, würde sie doch eine längere Verzögerung oder gar Verhinderung der ganzen Reform keineswegs aufwiegen.

Soviel über die sachliche Bedeutung der Vorlage, die hoffentlich noch in dieser Session eine glückliche Verabschiedung findet. Ihre politische Tragweite ist aber nicht minder beachtenswert. Denn die Abänderung des Vereinsgesetzes zugunsten der Berufsvereine war vom Reichstag als eine unbedingt gebotene Abschlagszahlung auf die wiederholt zugesagte politische Neuorientierung gefordert worden. In diesem Sinne hatte auch die Reichsregierung nach wiederholtem Drängen schließlich die Reform zugestanden, „um den Gewerkschaften, entsprechend ihrer Bedeutung im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben, auf dem Gebiete des Vereinswesens die nötige Freiheit zur Betätigung ihrer berechtigten wirtschaftlichen und Wohlfahrtsbestrebungen zu sichern, zumal sie sich vom Beginn des Krieges an in uneigennützig und aufopfernder Weise in den Dienst der Aufgaben gestellt haben, die das Wohl des Vaterlandes, seine äußere und innere Wehrhaftmachung, erheischt.“

Aber der Ausführung des guten Willens stellten sich unerwartete Schwierigkeiten in den Weg. Starke Kräfte, die von jeher am Werke sind, wenn Aussicht vorhanden ist, sozialpolitische Fortschritte zu verhindern, suchten auch diesmal der Reichsregierung Steine in den Weg zu werfen. In § 1 des Vereinsgesetzes ist ausdrücklich auf Beschränkungen der Vereinsbildung hingewiesen, die „in anderen Reichsgesetzen“ enthalten sind. Die Gewerbeordnung ist ein solches Gesetz, und in ihr ist die Koalitionsfreiheit der Staats- und Gemeindearbeiter beschränkt. Und in § 24 des Vereinsgesetzes werden gegenüber den ländlichen Arbeitern und Dienstboten etwaige landesrechtliche Verbote von Vereinsgründungen und Vereinbarungen zur Einstellung oder Verhinderung der Arbeit — in den alten Provinzen Preußens bestehen solche — ausdrücklich aufrechterhalten. Also, so argumentierten die Scharfmacher, dürfen diese Arbeiterkategorien nicht mitbegünstigt werden bei einer Reform des Vereinsrechts, denn das hieße sie den gewerblichen Arbeitern gleichstellen. Sie müssen vielmehr ausdrücklich ausgenommen werden, wenn man den übrigen Berufsvereinen das Betätigungsfeld erweitert. Fast schien es, als ob solche Vorstellungen Erfolg haben sollten. Die Novelle ließ lange, sehr lange, auf sich warten. Als indessen zu Beginn der gegenwärtigen Krieginstimmung des Reichstags die Fortschrittler und Sozialdemokraten in öffentlicher Sitzung einen neuen starken Vorstoß machten, kam endlich die Erfüllung des Versprechens. Und zwar in einer Form, die erkennen läßt, daß die unsozialen Mächte erfolglos gegen sie Sturm gelaufen hatten. Die genannten, in ihrer Koalitionsfreiheit immer noch eingeeengten Arbeiterkategorien sollten wenigstens im Vereins- und Versammlungsrecht nicht für eine lange Zukunft weiter benachteiligt werden. Mit den Arbeitnehmern aller Art erhalten auch sie die Wohltaten der Entpolitisierung der Berufsvereine.

Das ist gewiß erfreulich und verdient als gutes Vorzeichen für die versprochene Neuorientierung der inneren Politik besonders unterstrichen zu werden. Die sozial rückständigen Elemente des deutschen Wirtschaftslebens sollen, so darf man nach diesem ersten Vorgang hoffen, keinen überwiegenden Einfluß bei dem großen Zukunftswerk haben. Die Neuorientierung wird dem neuzeitlichen Fortschrittsgeist gerecht werden, den der Krieg so stark hat werden lassen. Auch wer das als eine Selbstverständlichkeit ansieht, wird

Genugtuung über diese erste gute Probe aufs Exempel empfinden. Den Kleingläubigen und Mißtrauischen aber darf die Novelle eine Ermutigung bedeuten, daß nach dem furchtbaren Kriege im neuen, siegreichen Deutschland auch ein neuer fortschrittstropher Geist vorherrschen wird.

Heinz Potthoff / Kriegsgewinnsteuer und Gewinnanteil von Angestellten

Wie aus mancherlei Fragen und Zuschriften hervorgeht, besteht unter Angestellten die Beforgnis, daß die Kriegsgewinnsteuer von ungünstigem Einflusse auf die Gewinnbeteiligung von Angestellten sein und der gewinnberechtigten Angestellte in einer ungerecht hohen Weise zu der Kriegsabgabe herangezogen werden könnte. Diese Befürchtung beruht auf ungenügender Kenntnis oder falscher Auslegung des Gesetzentwurfes, soweit es sich um Angestellte mit einem bestimmten Rechtsanspruch auf einen bestimmten Teil des Geschäftsgewinnes handelt. Dagegen ist die Befürchtung nicht ganz unberechtigt für solche Angestellte, die nur gewohnheitsmäßig einen Anteil am Gewinn erhalten, ohne einen Rechtsanspruch darauf zu haben, und die infolgedessen auch nicht eine bestimmte Summe oder einen bestimmten Anteil verlangen können. Es ist darum nützlich, wenn die tantiemberechtigten Angestellten sich frühzeitig über die Rechtslage klar werden und die Organisationen geeignete Maßnahmen gegen drohende Schädigungen treffen.

Denn es würde dem sozialen Zweck und der durch die Staffelform des Steuerfahes deutlich ausgesprochenen Absicht des Gesetzes durchaus widersprechen, wenn der Gewinnanteil eines Angestellten, der vielleicht nur wenige Hundertteile des Geschäftsgewinnes ausmacht, durch die Steuer ebenso gekürzt werden sollte wie der Geschäftsgewinn im ganzen. Davon ist aber auch keine Rede. Eine unmittelbare Besteuerung des Gewinnes eines Unternehmens findet nur bei den nichtphysischen Personen, bei den Gesellschaften statt, und zwar wird auch hier nicht der gesamte Gewinn der Kriegsjahre besteuert, sondern nur der Mehrgewinn gegenüber den letzten Friedensjahren. Es kann also eine Aktiengesellschaft mit 20 v. H. Reingewinn von der Kriegssteuer frei bleiben, wenn der gleiche oder ein höherer Gewinnjah auch im Frieden erreicht wurde. War der durchschnittliche Friedensgewinn 18 v. H., so wird die Kriegssteuer nur von dem Mehr von 2 v. H., und zwar in der Höhe von 10 v. H. erhoben; sie macht also von dem Gesamtgewinn nur 1 v. H. aus. Nur wenn der Kriegsgewinn unverhältnismäßig viel höher als der Friedensgewinn ist und wenn er zugleich einen sehr erheblichen Teil des Gesellschaftskapitals ausmacht, steigt die Steuer bis zu einer wirklichen „Wegnahme“ eines erheblichen Teiles des Gewinnes.

Auf den Rechtsanspruch eines mit fester Gewinnbeteiligung angestellten Beamten ist diese Steuer ohne jeden Einfluß. Er hat einen bestimmten Teil des „Geschäftsgewinnes“ oder des „Reingewinnes“ zu verlangen. Dieser Geschäfts- oder Reingewinn ist auch im Kriege nach den gleichen Grundsätzen festzustellen wie im Frieden. Er wird nicht gemindert dadurch, daß nachher ein Teil des Gewinnes an das Reich abzuführen ist. Die Kriegssteuer bei Gesellschaften ist nicht eine Verminderung des Geschäftsgewinnes, sondern eine Anteilnahme des Reichs an diesem Gewinn. Der Geschäftsgewinn als solcher verändert sich nicht dadurch, daß ein Teil davon statt an die Geschäftsinhaber an den Staat geht.

Anders liegt es in den allerdings wohl nicht sehr häufigen Fällen, in denen der Anspruch des Angestellten sich nicht nach dem Reingewinn des Unternehmens, sondern nach demjenigen Teile bemißt, der bestimmten Inhabern zukommt. Also bei Aktiengesellschaften etwa nach dem als Dividende verteilten Gewinn oder nach der Höhe des Dividendensatzes. Hier tritt allerdings eine Kürzung ein, denn durch die Steuer, die einen Teil des Gewinnes an den Staat verweist, wird die Gewinnsumme, die in Form von Dividende oder dergl. an die Aktionäre oder die sonstigen Inhaber des Ge-

ellschaftskapitals abgeführt werden kann, gemindert. Diese Minderung des Angestelltenbezuges entspricht nicht dem Sinne des Gesetzes; deswegen wäre zu erwägen, ob nicht eine Bestimmung aufzunehmen wäre, wonach auch in solchen Fällen der Anteil des Angestellten (zum mindesten des in nicht leitender Stellung) von dem unversteuerten Gewinn zu berechnen ist.

Noch weniger als bei Gesellschaften wird der Gewinnanspruch des Angestellten berührt, wenn das Unternehmen im Privatbesitz einzelner ist. Denn der Bürger versteuert nicht den Gewinn eines Unternehmens und nicht den Gewinn eines Jahres, sondern den Zuwachs an Vermögen, der sich im Laufe von drei Jahren herausstellt. Der Geschäftsgewinn einer bestimmten Unternehmung ist also an sich völlig gleichgültig für die Besteuerung, und der Anspruch eines Angestellten auf einen bestimmten Anteil an dem Gewinne dieses Unternehmens wird durch die Steuer in keiner Weise berührt. Auch eine Minderung der Bilanzaufstellung mit Rücksicht auf die Steuer ist nicht gerechtfertigt, denn es wird nicht das Geschäft besteuert, sondern der Zuwachs an Reichtum beim Geschäftsinhaber.

Ganz anders liegen die Verhältnisse für diejenigen Angestellten, die zwar durch Vertrag oder Gewohnheitsrecht einen Anspruch auf Gewinnbeteiligung haben, bei denen die Höhe des Anteils aber nicht festgelegt, sondern dem Ermessen des Geschäftsinhabers oder des Gesellschaftsvorstandes anheimgelassen ist. Ferner in den sehr häufigen Fällen, in denen nach einem guten Abschlusse regelmäßig ein Teil des Reingewinnes an die Angestellten (oder bestimmte Gruppen von ihnen) verteilt wird, diesen aber ein Rechtsanspruch darauf nicht zugesichert oder gar ausdrücklich ausgeschlossen ist. Hier liegt die Beforgnis vor, daß unsoziale Geschäftsinhaber oder -leiter mit Rücksicht auf eine Anteilnahme des Reiches am Reingewinne des Unternehmens den Anteil der Angestellten in gleichem oder gar in höherem Maße kürzen, um sich selbst oder die Aktionäre usw. möglichst vor einer Kürzung des Gewinns zu bewahren. Wie unsozial ein solches Verfahren sein würde, ergibt sich aus den Steuerfahen, aus denen hervorgeht, daß nur bei unverhältnismäßig hohen Gewinnen eine erhebliche Wegsteuerung in Frage kommt. Aber in Geldfragen hört bekanntlich die Gemütllichkeit auf, und dieser Krieg beweist uns leider drastisch, wie unberührt das Wirtschaftliche von der sozialen Welle der Zeit geblieben ist. Es gilt also Vorsorge zu treffen.

Die Gesetzgebung wird kaum etwas tun können. Denn wo nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen kein Rechtsanspruch auf einen Gewinnanteil besteht, da wird auch das Steuergesetz ihn nicht schaffen können. Desto mehr können die Gerichte tun, indem sie die Angestellten vor einer ungerechtfertigten Schädigung schützen. Nach zwei Richtungen. Einmal indem sie in weitem Maße einen Anspruch des Angestellten auf die regelmäßigen Bezüge anerkennen. In den letzten Jahren sind zahlreiche Prozesse um das Recht auf Gratifikation geführt worden. Sie haben zweifellos zu einer Festigung und Ausdehnung dieses Rechtes geführt. Auf demselben Wege liegt auch der Anspruch auf einen Gewinnanteil, der, wenn er gewohnheitsmäßig gewährt wurde, nicht mit Rücksicht auf die Kriegssteuer versagt oder gekürzt werden darf.

Noch wichtiger ist die Aufstellung des Grundsatzes, daß es den guten Sitten widersprechen würde, wenn ein Unternehmer, der im Kriege besonders viel verdient hat, seinen Angestellten, die besonders viel gearbeitet haben, Bezüge vorenthalten wollte, die er ihnen im Frieden, bei geringerem Verdienste, gewährt hat, und auf die seine Angestellten bei der allgemeinen Teuerung jetzt unbedingt angewiesen sind.

Daneben bleibt die Aufgabe der Angestellten-Verbände, mit aller Kraft dafür zu sorgen, daß die angebeuteten Schädigungen nicht eintreten, sondern die Unternehmer sich von so unsozialem Geschäftsgebahren frei halten. Ob es sozial edel ist, in einem Existenzkampfe des Volkes reicher zu werden, darüber bestehen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Feinsühligkeiten und den anderen. Aber darüber besteht unter Anständigen wohl keine Meinungsverschiedenheit, daß es unsozial und unanständig ist, wenn jemand sich weigert, dem Reiche einen bescheidenen Teil

seiner Bereicherung abzutreten, und wenn er versucht, die bescheidene Kriegsteuer auf seine Angestellten abzuwälzen, deren Mitarbeit er sicher einen Teil seines Mehrgewinnes dankt und die mehr für seine als für die eigene Bereicherung gearbeitet haben.

G. von Frankenberg / Der wirtschaftliche Krieg der Zukunft

Man ist in allen kriegsführenden Ländern längst darüber einig, daß der Kampf nicht mit dem Kriege aufhören wird. Im feindlichen Ausland zumal, und in erster Linie in England, hat man früh angefangen, Pläne zur Weiterführung des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiet zu erfinden, und man trug kein Bedenken, uns diese Pläne wissen zu lassen. Man will, kurz gesagt, unsere Waren und unsere Arbeitskräfte boykottieren. Haben wir Grund, vor dieser Drohung zu zittern?

Für das Deutschland vor dem Kriege hätte diese Taktik in der Tat die schwersten Folgen haben müssen. Deutschland war damals ein Staat, der durch seinen großen Umsatz blühte. Es kaufte viel und verkaufte viel. Sperrung der wichtigsten Absatzgebiete hätte ihm eine schlimme Notlage geschaffen. Jetzt aber liegen die Dinge in vieler Beziehung anders und in gewisser Weise günstiger für uns. Solange der Krieg dauert, haben wir uns im wesentlichen selber helfen müssen. Wir sind auf dem besten Wege, ein Staat mit weitgehender Eigenwirtschaft zu werden. Unser Außenhandel ist — gegenwärtig — höchst gering. Ich sehe hierbei natürlich die Mittelmächte als eine wirtschaftliche Einheit an, denn das sind sie zurzeit, und das werden sie hoffentlich auch bleiben.

Ist aber der gegenwärtige Zustand, die Eigenwirtschaft, wünschenswert? Wir erzeugen selber, was wir brauchen — das ist gut, das ist das Ideal — und wir verbrauchen selber, was wir erzeugen? Stimmt das? Und wäre das auch gut?

Es stimmt in der Gegenwart, weil die Heeresleitung nur so viele Arme für die wertschöpfende Arbeit frei läßt, als die Deckung des Bedarfs erfordert. Ein sehr großer Teil der Arbeitskraft unseres Volkes ist augenblicklich an der Erzeugung wirtschaftlicher Werte nicht beteiligt. Und doch wird die nötige Arbeit wenigstens annähernd geschafft. (Hierbei ist allerdings zweierlei in Rechnung zu ziehen: erstens ist der Verbrauch zurzeit aus verschiedenen Gründen — Einschränkung des Luxus u. a. — geringer als im Frieden, und zweitens wird der Bedarf vielfach auf Kosten vorhandener Vorräte gedeckt. Doch glaube ich, diese beiden Einwände gegenüber der Größe des brachliegenden Energiekapitals vernachlässigen zu dürfen.)

Was wird also geschehen, wenn der Krieg aus ist? Die Folge kann nur sein, daß durch das Freiwerden so gewaltiger Mengen von Arbeitskraft der Bedarf weit über das Notwendige hinaus gedeckt werden wird. Es muß also, wenn unsere Ausfuhr tatsächlich beschränkt wird — was zu glauben man einigen Grund hat —, zu einer ganz gewaltigen Überproduktion kommen. Haben wir sie, beziehungsweise die aus ihr entspringende Arbeitslosigkeit zu fürchten? Sie war einst das Schreckgespenst der Volkswirtschaft.

Ich meine: wir brauchen sie jetzt nicht mehr zu fürchten. Wir, oder genauer, unsere Behörden, haben durch den Krieg so viel gelernt, daß wir wirtschaftlichen Krisen in Zukunft mit Ruhe entgegensehen dürfen. Die Zwangslagen, die der Krieg auf wirtschaftlichem Gebiete schuf, waren eine harte, aber sehr lehrreiche Schule. Man hat mit Staunen gesehen, daß ein wenig Initiative (zu deutsch: guter Wille) in der Volkswirtschaft mehr wert ist als alles schulmäßige Wissen. Niemand konnte voraussagen, ob sich Brotmarken und Höchstpreise einführen lassen und als zweckmäßig erweisen würden. Alle Theorie sprach gegen solchen Zwang. Der Notwendigkeit gehorchend, versuchte man es dennoch, und siehe da, es ging. In anderen Fällen freilich hatte man zuerst einen falschen Weg eingeschlagen und mußte aus mißglückten Versuchen lernen. Aber es ist doch

besser, erst in die Irre zu gehen und dann ans Ziel zu kommen, als aus Angst vor Umwegen einfach zu Hause zu bleiben! Nicht zu leugnen ist allerdings, daß die Regelung des Verbrauchs mit großen, ja beispiellosen Unbequemlichkeiten für den Käufer verknüpft ist, aber — wem der Krieg keine ärgeren Unannehmlichkeiten bereitet hat, als diese, der sollte froh sein, statt zu klagen.

Unsere Regierung hat gelernt, und — wir haben auch gelernt. Bestehe es nur jeder ein, daß er die Dinge, die ihn täglich umgeben, mit anderen Augen anzusehen gelernt hat! Wir haben einen Maßstab für den Wert der Dinge und Zustände bekommen, den die meisten von uns vorher nicht hatten. Wir haben auch — Gott gebe, daß ich mich nicht irre! — ein wenig gelernt, zuerst an die Gesamtheit und dann erst an uns zu denken.

Schwierigere Lagen, als der Krieg sie schuf, wird auch der Frieden kaum bringen, und darum dürfen wir vertrauen, daß den leitenden Männern die völlige Ruhbarmachung unserer wirtschaftlichen Kräfte gelingen wird. Im wesentlichen freilich wird dies Ziel nur durch Zwang zu erreichen sein, wie eine einfache Ueberlegung zeigt.

Auch wenn, wie man hoffen darf, der soziale Gedanke nach dem Kriege in Deutschland stärker wird, kann eine Organisation des Wirtschaftslebens nur zwangsmäßig bestehen. Das liegt im Wesen der Sache. Der einzelne ist — auch beim besten Willen — nicht imstande, die wirtschaftliche Lage und die daraus für ihn entspringenden Forderungen jederzeit zu erkennen, und es darf nicht seiner Urteilskraft überlassen werden, zu entscheiden, ob die von seiten des Staates angeordneten Maßnahmen befolgt zu werden verdienen oder nicht. Hier kann nur Zwang und straffe Zentralisation helfen. Andererseits aber versprechen diese Mittel, wenn man sich nicht scheut, sie anzuwenden, Außerordentliches. Ich halte eine planmäßige und wirkungsvolle Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch den Staat nicht für eine Utopie. Gewiß, wir treiben dadurch auf eine Staatsform zu, die dem sozialdemokratischen Ideal des Staates als einzigen Unternehmers ziemlich ähnlich sieht, aber es ist jetzt nicht die Zeit, mit Vorurteilen zu kommen, die nichts als ihr Alter für sich haben, und vielleicht empfiehlt sich die Erwägung, daß etwas noch nicht deshalb schlecht sein muß, weil es von der sozialdemokratischen Partei gefordert wird.

Im ganzen also wird die wirtschaftliche Neugestaltung ohne unser Zutun sich vollziehen. Dennoch glaube ich, daß der freie Wille des einzelnen zu einer kräftigen Stütze der wirtschaftlichen Ordnung werden kann, und hierüber ist noch einiges zu sagen.

Es werden, wie oben dargelegt, nach dem Kriege in Deutschland mehr Werte erzeugt werden, als wir selber verbrauchen können. Wo liegt da die Gefahr? Sind nicht eigentlich die Ausfichten großartig, wenn wir volkswirtschaftliche Güter im Ueberfluß haben? Wir nahmen an, daß es der Regierung gelingen werde, der Arbeitslosigkeit zu steuern, so daß also jeder die Möglichkeit hätte, wirtschaftliche Werte zu schaffen. Entfällt dann nicht einfach auf jeden einzelnen ein größerer Anteil an den gemeinsamen Erzeugnissen? Nun, das ist vorläufig nicht mehr als ein schöner Traum. Erstens gehören die Erzeugnisse nicht dem Staate, sondern einzelnen Unternehmern, die, nach den bisher gemachten Erfahrungen zu urteilen, nicht gesonnen sind, sie umsonst an ihre Mitbürger auszuteilen, und zweitens werden leider nicht immer die Dinge erzeugt, die gerade gebraucht werden. Was hilft uns eine Überproduktion von Stednadeln oder Zigaretten, wenn wir Brot und Kleidung nötig haben! Was den ersten Einwand betrifft, so ist es Sache des Staates, hier helfend einzugreifen, und man darf sich darauf verlassen, daß er es nach den Erfahrungen des Krieges stets ohne weiteres tun wird, sobald es nötig ist. In dem zweiten Falle wollen wir uns indes nicht auf den Staat allein verlassen. Freilich wird er auch auf diesem Gebiet die größten Mißstände sofort beseitigen, aber es ist offenbar, daß sich die Herstellung wertloser Waren nicht von heute auf morgen verbieten läßt. Man hat hier leider vor allem auch mit dem nicht zu unterschätzenden Einfluß der Interessenten zu rechnen, einem Einfluß, der vor dem Kriege so mächtig war, daß er nicht selten die einer bestimmten Berufsgruppe nicht ge-

nehmen Steuerpläne zum Scheitern brachte. Hier also müssen wir Verbraucher selber mithelfen. Und das können wir sehr wohl, denn wir haben starke und doch erlaubte Machtmittel in Händen.

Unsere Waffe heißt: Sparsamkeit. Freilich darf das nicht so verstanden werden, daß wir immer das Billigste kaufen sollten! Das ist ja so oft Verschwendung! Nein, wir wollen im Gegenteil die am sorgfältigsten hergestellten, haltbarsten und brauchbarsten Waren kaufen, aber: wir wollen nichts weiter kaufen, als was wir unbedingt zu unserem körperlichen oder geistigen Gedeihen brauchen oder was uns sonst geeignet scheint, auf irgendeine Weise einen Vorteil für die Gesamtheit herbeizuführen. Mit anderem Wort: Den *Lugus* müssen wir abschaffen! *Fichte* sagt im ersten Buch seines „Geschlossenen Handelsstaats“: „Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer seine Wohnung verziert, erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet.“ Und kurz darauf: „Es geht nicht, daß einer sage: ich aber kann es bezahlen. Es ist eben unrecht, daß einer das Entbehrliche bezahlen könne, indes irgendeiner seiner Mitbürger das Notdürftige nicht vorhanden findet oder nicht bezahlen kann.“ Ich wollte, ich könnte in runden Milliarden Mark — denn hoch in die Milliarden geht es — angeben, wieviel Geld wir Deutschen vor dem Kriege jährlich für vollständig überflüssige Dinge ausgegeben haben. Die Zahl, die dabei herauskäme, wäre wirklich wissenswert, und außerdem sind Zahlen ja fast das einzige, was heutzutage noch Eindruck macht.

„Ja,“ wird man sagen, „da sind die reichen Leute schuld. Die haben für französische Moden, russischen Kaviar und italienische Reisen allerdings Unsummen ausgegeben. Wir aber haben das nicht getan und können uns auch nicht noch mehr einschränken als bisher.“ — Wir können es alle. Zunächst sei daran erinnert, daß es in bezug auf die hier als wünschenswert hingestellte Sparsamkeit ziemlich gleich ist, ob die *Luguswaren* aus dem feindlichen Ausland stammen oder in Deutschland selbst hergestellt sind. Was dem Feinde zugute kommt ist nämlich nur der Gewinn an der Ware; was uns aber verlorengeht, ist die Geldsumme, die wir als *Kaufpreis* dafür zahlen, und die natürlich 5 bis 10 mal so groß ist. Diese Geldsumme aber geht uns — oder genauer: dem Deutschen Reiche — auch dann verloren, wenn der *Lugusgegenstand* im Inlande hergestellt war; denn auch in diesem Falle ist die zu seiner Herstellung aufgewandte Arbeitskraft, deren Tauschwert der *Kaufpreis* darstellt, völlig und unwiderbringlich verloren. *Luguswaren* haben eben die Eigentümlichkeit, demjenigen, der sie kauft, keine „Zinsen“ zu tragen, im scharfen Gegensatz zu den anderen Waren. Nimmt jemand ein *Selbstfrucht* zu sich, so wird ihm das vielleicht einen schweren Kopf, bestimmt aber keinen Gewinn bringen. Die *Mt* dagegen, die ein anderer sich kauft, erspart ihm den Zimmermann und macht dadurch im Laufe der Zeit nicht nur sich selbst bezahlt, sondern hilft ganz offensichtlich noch einen Mehrwert schaffen.

Außerdem aber ist der Begriff „*Luguswaren*“ sehr dehnbar. Wer sich über die Verschiedenheit der hier herrschenden Auffassungen unterrichten will, der frage doch einmal Frauen aus mehreren Ständen und Berufen, was sie unter „*Kleiderlugus*“ verstehen. Er wird dann finden, daß *Lugus* gewöhnlich da anfängt, wo die eigenen Geldmittel aufhören! Wir könnten uns alle noch ganz erstaunliche Einschränkungen auferlegen, ohne im mindesten Schaden an unserem Leibe oder unserer Seele oder gar unserem Wohlbefinden zu erleiden. Denn sehr viele „Bedürfnisse“ des Kulturmenschen sind ganz unbegründet, ja oft lächerlich und rein widersinnig.

Wenn Deutschland all das Geld — das heißt, volkswirtschaftlich gesprochen: all die Arbeitskraft —, das es jetzt für *Luguswaren* vergeudet, das es verrauht und vertrinkt, für *Glitter* und *Großstadtreuden* dahingibt usw., statt dessen für die körperliche und geistige Erziehung und Weiterbildung seiner Bürger, für gesunde Wohnungen, gute Schulen, Lesehallen und all das andere, wofür sich *Nötige* verwendet, so wird es rasch einen mächtigen Vorsprung vor den feindlichen Nachbarn gewinnen. Und wehe diesen, wenn sie uns trotzdem auf die Dauer die Ausfuhr sperren wollen. Die gewaltigen Energien, die wir auf die eben angegebene Weise

in unserem Vaterlande aufspeichern werden, bilden eine furchtbare Gefahr für jeden neidischen Nachbarn!

Es handelt sich also darum, die Mittel zu finden, durch die unseres Volkes Arbeitskraft sich in die richtigen Bahnen lenken läßt. Gewiß eine schwere, aber wahrlich auch eine verlockende Aufgabe! Fassen wir die Forderungen, die sie an den einzelnen stellt, noch einmal kurz zusammen: Einschränkung des Verbrauchs muß unsere Lösung sein. Die unsägliche Albernheit des zwecklosen Genießens wollen wir nun in Deutschland nicht mehr sehen. Die Zeit des Wohllebens und der Verschwendung ist vorbei. Wir wollen wieder sparsam und nüchtern werden. — Für den Staat könnte die Lösung lauten: Volle Ausnutzung der vorhandenen Kräfte und Hilfsmittel! Gesunde Bürger durch gesunde Maßregeln! — Und unter Gesundheit wollen wir hier auch einen gewissen allgemeinen Wohlstand verstanden wissen. In einem Staate ist die Bildung einzelner großer Vermögen noch keineswegs ein Zeichen wirtschaftlicher Gesundheit.

Wir werden weiterkämpfen nach dem Kriege. Aber auch der Verbraucher muß den wirtschaftlichen Krieg führen, nicht bloß der Hersteller, wie allgemein geglaubt wird. Und nicht so sehr durch die Schädigung des Gegners werden wir diesen Krieg führen, als vielmehr dadurch, daß wir den „inneren Feind“, also unsere Genußsucht, bekämpfen, und dadurch, daß wir die Arbeitskraft unseres Volkes bleibende Werte schaffen lassen, Werte, die weiter wirken. Wir wollen unser Kapital an Volkskraft, statt es anzugreifen, in Zukunft arbeiten lassen.

Eugen Lewin / Der heilige Krieg Israels

Zu den großen Schicksalsstunden in der Geschichte Israels gehört in allererster Linie die Einwanderung des Volkes Israel in Kanaan. Den umfassenden Bericht über den Verlauf dieser Einwanderung gibt uns das biblische Schrifttum in dem Buche Josua. Deutlich und unverkennbar zeigt uns der Stil und die Anlage dieses Wertes, daß der Verfasser sich der Größe seines Themas und des Gewichtes seiner Aufgabe ganz und gar bewußt gewesen ist — eben der Aufgabe, eine entscheidende Epoche der israelitischen Geschichte darzustellen, und daß er diese Aufgabe in einer Weise gelöst hat, die uns die Energie seines Geistes und die Höhe seines, die Zeiten überschauenden, Standpunktes verehrungsvoll bewundern läßt. Jedoch diese Bedeutung liegt nicht an der Oberfläche. Das geschichtlich Tatsächliche, das einzelne Erlebnis war für diesen Historiker ohne wesentliche Bedeutung. Nicht darauf kam es ihm an, anschaulich zu erzählen. Er verschmähte es, durch Benützung der Ausdrucksmittel eines künstlerischen Erzählungsstiles, plastische Bilder zu entwerfen. Nicht die einzelne geschichtliche Erscheinung, sondern ein in dem Zusammenhang der Erscheinungen verborgener und gleichzeitig sich offenbarender Sinn — eine innere Bedeutung, die sich aus dem Wechsel und Werden als ein unvergängliches Sein heraushebt, dies war das Ziel seiner Darstellung. Darin besteht ihr Wesen. — Die folgenden Ausführungen werden versuchen, dies näher auseinanderzusetzen.

Der Darstellung des Buches Josua zufolge zieht aus den östlich und südlich von Palästina gelegenen Steppenlandschaften ein großes, zu einer nationalen Einheit bereits zusammengefasstes Volk durch die Furten des Jordanstromes im Osten und die Schluchten des jüdischen Berglandes im Süden in Palästina ein — zwar nicht in völlig geschlossenem Zuge, gleichwohl aber geschlossen in seinem politischen Bewußtsein, mit dem es sich selbst als ein Ganzes auffaßt,

als eine zur staatlichen Existenz organisierte Gemeinschaft. Geführt von einem sieggetrönten, von der Gottheit auserlesenen Fürsten, beherrscht durch ein von vornherein klar erkanntes politisches Ziel — nämlich die Ansiedlung in dem „verheißenen“ Lande —, schreitet es im Sturmschritt erobernd vor. Alle Verteidigungsmittel der alteingesessenen Bevölkerung, der Kanaaniter, brechen wie hohles Schilfrohr zusammen. Festung auf Festung fällt. Ernsthafte Hindernisse sind für die erobernden Scharen und für den allmächtigen Gott, der sie treibt, nicht vorhanden. Die starken Quadermauern der Feste Jericho prasseln beim Schall der Posaunen — gleichsam vor Schreck — zusammen. Der „Herr der Heerscharen“ ist von seiner Wohnstätte, dem Berge Sinai, ausgezogen, um seinem Volk im heiligen Krieg den sicheren Sieg zu schenken. Die bisherigen Bewohner und Herren des Landes hat er dem völligen Untergang geweiht. „Vertilge alle Völker, die Gott in deine Hand gibt!“ lautet die göttliche Forderung an Israel. „Erschrickt nicht vor ihnen; denn der Herr dein Gott in deiner Mitte ist ein gewaltiger und furchtbarer Gott. Der Herr dein Gott gibt sie dir preis; er erregt eine große Verwirrung, bis sie vernichtet sind. Er gibt ihre Könige in deine Hand, daß du ihre Namen unter dem Himmel ausrotten kannst. Niemand hält vor dir stand, bis du sie vernichtet hast.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wenn dir der Herr dein Gott die Völker preisgegeben hat und du sie geschlagen hast, dann vollstrecke den Bann an ihnen! (d. h. töte alles Lebendige, Menschen wie Tiere, als ein für die Gottheit bestimmtes Opfer). Mache mit ihnen keinen Vertrag und habe kein Erbarmen mit ihnen!“ Und also geschieht es nach diesem Einwanderungsberichte des Buches Josua. Mit Stumpf und Stiel rotten die einrückenden Israeliten die eingeseffene Bevölkerung aus, siedeln sich in ihren Dörfern und Städten an und ergreifen Besitz von ihren Feldern und Weinbergen. „So verlieh der Herr den Israeliten das ganze Land, das zu verleihen er ihren Vätern zugeschworen hatte . . . Und der Herr verschaffte ihnen rings umher Ruhe, so wie er es ihren Vätern verheißt hatte. Keiner von all ihren Feinden hielt gegen sie stand. Der Herr gab all ihre Feinde in ihre Gewalt.“ Die Kanaanäer sind also vom Erdboden verschwunden. Den frei gewordenen Platz besetzt die siegreiche Nation. Und gleichzeitig eignet sie sich die gesamte wirtschaftliche Kultur an, die die ausgerottete Bevölkerung in vergangenen Jahrtausenden geschaffen hatte. So läßt der Heerführer Josua den Herrn zu seinem Volke sprechen: „Und ich verlieh dir ein Land, das du nicht bearbeitet, Städte, die du nicht gebaut hattest, und nahmst doch Wohnung in ihnen. Weinberge und Olivengärten, die du nicht gepflanzt hattest, bekamst du zu genießen.“

Nichts wäre verkehrter und verständnisloser, als wenn man dieser Darstellung mit der Frage entgegentreten wollte, ob sie den wirklichen Vorgängen entspreche. Eine solche Entsprechung hat der Verfasser des Josuabuches nicht als seine Aufgabe erkannt; man darf sie also auch bei ihm nicht suchen, wenn man den Charakter seines Werkes und die Tendenz seiner Arbeit erfassen will. Für ihn ist offenbar die Beziehung auf dasjenige, was man als geschichtliche Wirklichkeit bezeichnet, von ganz untergeordneter Bedeutung. Schon in den ersten Sätzen unserer Ausführungen haben wir hervorgehoben, daß er auf das Tatsächliche nicht den Ton legt. Er bietet keine Geschichtsschreibung in einem naturalistischen Stile. Er will die Vergangenheit nicht abspiegeln, sondern über sie nachdenken. Daher ist sozusagen

das Gebiet des Seins, in welchem seine Darstellung sich bewegt, ein völlig anderes als das Sein des wirklichen Geschehens. Er haucht den an sich stummen Tatsachen einen Sinn ein, und sie reden die Sprache dieses Sinnes.

Die wissenschaftliche Forschung nimmt an, daß der Einwanderungsbericht des Buches Josua sich zu der uns vorliegenden Gestalt in einer Zeit gebildet hat, die von der darin geschilderten Vergangenheit durch etliche Jahrhunderte getrennt ist. Gegen 1250 v. Chr. v. vollzog sich die Einwanderung, jener Bericht dagegen wurde etwa um die Wende des sechsten und fünften Jahrhunderts, also um das Jahr 600 v. Chr. v., niedergeschrieben. Mehr als 600 Jahre, mehr als ein halbes Jahrtausend also, liegen dazwischen! Begehrlich wäre es, daß im Laufe einer solch gewaltigen Zeitspanne das Erinnerungsbild sich verschoben, ja völlig umgestaltet hätte, namentlich in einer so frühen Kultur, in der die schriftliche Aufzeichnung der Begebenheiten noch nicht zum alltäglichen Gebrauch gehört und in der der nüchterne Sinn für geschichtliche Realität noch nicht entwickelt, noch durch den Hang zu phantasievoller Umformung der Wirklichkeit durch die Vorliebe für Märchen und Sage unterdrückt ist. Aber gerade ein solcher Gesichtspunkt kommt eigentlich für die Exegese und das Verständnis unseres Einwanderungsberichtes nicht in Betracht. Denn poetische Ausschmückung und künstlerische Erhöhung des Geschehenen ist ebensowenig seine Eigenart wie naturalistische Nachzeichnung der Ereignisse. Er gibt vielmehr eine fast starre Auffassung, eine gleichsam mechanisch konstruierte Vereinfachung der Einwanderungsvorgänge.

Bedeutungsvoll und selbständig ist in diesem Bericht der ihm zugrunde liegende geschichtsphilosophische Gedanke: daß das Volk Israel als ein politisch Ganzes — als ein nationaler Organismus, der von dem Bewußtsein seiner politischen Einheit und seiner politischen Aufgabe vollkommen durchdrungen ist, das Land in einem einzigen Zuge erobert, seine Bevölkerung bis auf den letzten Mann vernichtet, deren Schöpfungen auf dem Felde wirtschaftlicher Kultur ohne weiteres übernimmt und sich auf diese Weise sozusagen an einen gedeckten Tisch setzt. Aber wir müssen diesen Gedanken noch weiter verfolgen, um den innersten Sinn dieses geschichtsphilosophischen Motivs bloßzulegen. Bevor noch das wandernde Israel die Jordansurten durchschritten hat, ist es, nach dieser Darstellung, als Volk fix und fertig. Es verfügt bereits über das gesamte, zur Führung einer selbständig nationalen Existenz erforderliche Inventar einer Staatsverfassung. Lange bevor seine neuen Wohnsitze seinen Augen sich zeigten — als seine Scharen noch am Fuße eines von unterirdischem Donner dröhnenden Hochgebirges lagerten und seine leichten Zelte noch über dem kargen Boden der Steppe wanderten, erhielt es eine umfängliche Gesetzgebung, deren Bestimmungen — merkwürdigerweise! — nicht auf dieses sein Wanderleben zugeschnitten waren, sondern vielmehr den zukünftigen Zustand seiner Gesetzmäßigkeit in dem verheißenen Lande antizipierten. Nicht allein zivil- und strafrechtliche Verordnungen, sondern auch staatsrechtliche Bestimmungen über die Machtbefugnisse der königlichen Regierung, Regelungen der Verwaltung waren darin zusammengefaßt. Der Gesetzgeber aber war die Gottheit selbst, und in einem feierlichen Vertrag, den das Volk mit der Gottheit abschloß, übernahm es die Verpflichtung auf diese Gesetzgebung. Einen solchen Roder also besaß Israel bereits, ehe es sich zur Eroberung Palästinas anschickte. Nach ihm richtete es sein Leben schon damals in der Steppe ein. Durch ihn wuchsen die wandernden Scharen

lange vor ihrer Ansiedlung zu einer geschlossenen staatlichen Einheit zusammen. Eine große, durch eine Staatsverfassung organisierte Volksgemeinschaft, im Besitze eines umfangreichen Gesetzbuches, befindet sich auf der Wanderschaft. Schon hat sie alles, dessen ein Volk zu seiner politischen Entwicklung in festen Wohnsitz bedarf. Nur eines fehlt ihr noch: das Land! Aber auch dies fehlt eigentlich nicht. Dem Wesen nach besitzt Israel dieses Land schon vor seiner Einwanderung: es liegt schon bereit — in jener göttlichen Gesetzgebung nämlich. Da braucht nur noch eingewandert zu werden. Israel befindet sich also in der Lage eines Menschen, der die Wohnung wechselt. Die neue Wohnung ist schon gemietet, der Kontrakt unterzeichnet. Das Mobiliar, der Hausrat — alles ist vollzählig beisammen und gepackt. An dem festgesetzten Termin wird das neue Heim bezogen und mit den mitgebrachten Gegenständen wohnlich ausgestattet.

Dies vor allem scheint uns das Ausschlaggebende an dieser politischen Theorie zu sein: daß die mosaische Gesetzgebung der feste und unveräußerliche Besitz Israels bei seiner Einwanderung in Kanaan ist; daß sie keinen äußerlichen, keinen zufälligen Bestandteil seines Daseins bildet — eine Hülle, die mechanisch abgestreift werden könnte, ohne daß dadurch die geistige Gestalt Israels eine Veränderung erlitt. Nein! Diese Gesetzgebung ist die Seele und der Geist Israels; in ihr ist seine weltgeschichtliche Bestimmung enthalten — sie ist die Idee dieses Volkes. Gleichzeitig aber ist darin auch das Land Kanaan als notwendiger und integrierender Bestandteil miteinbegriffen. Es wird in ihr eine ursprüngliche und innerliche, eine — dieses Attribut kann nicht umgangen werden, wofern man das Wesen der Sache treffen will — metaphysische Beziehung zwischen dem Volk und seinem Land hergestellt, derart, das dieses Land in Wahrheit das Eigentum des Volkes geworden ist in dem Augenblick, da es selbst durch die Gesetzgebung am Sinai zum Volke wurde. Von Urfang seiner nationalen Existenz also gehört es ihm; richtiger: es gehört zu ihm, bevor es von ihm Besitz ergriff. Das Gesetz enthält die Anweisung auf das Land. Und das Land ist die Erfüllung des Gesetzes. „Ihr selbst“, ruft Josua in einer feierlichen Mahnrede am Schluß des Buches dem Volke zu, „habt all das gesehen, was der Herr euer Gott allen diesen Völkern widerfahren ließ, da er sie vor euch niederwarf; denn der Herr euer Gott hat selbst für euch gekämpft . . . damit ihr ihr Land in Besitz nehmt, wie euch der Herr euer Gott verheißt hat. So erweist euch nun fest und sicher in der Beachtung und Befolgung alles dessen, was im Gesetzbuch Moses geschrieben steht, und weicht nicht davon ab, weder zur Rechten noch zur Linken . . . darum vertrieb der Herr große und starke Völker vor euch . . . ein einziger von euch trieb tausend vor sich her, denn der Herr euer Gott hat selbst für euch gekämpft. So achtet denn — fürwahr, es gilt euer Leben! — gewissenhaft darauf, den Herrn euren Gott zu lieben. Doch solltet ihr etwa abtrünnig werden, so wisset, daß alsdann der Herr euer Gott diese Völker nicht weiter vor euch vertreiben wird. Sondern zur Schlinge und zum Fallstrick sollen sie für euch werden, zur Geißel für eure Seiten und zu Stacheln in euren Augen, bis daß ihr aus diesem schönen Lande verschwindet, das euch der Herr, euer Gott verliehen hat.“

In diesem Zusammenhang müssen wir uns nun darauf besinnen, daß die politische Theorie des Verfassers des Josuabuches nach der ganzen Anlage seiner geschichtsphilosophischen Konzeption gleichzeitig eine religiöse Theorie ist. Gerade dies ist das kennzeichnende Merkmal dieser Geschichtsphilosophie,

daß die Politik Religion und die Religion Politik ist. Wir waren bereits im Beginn unserer Ausführungen bedacht hervorzuheben, daß dieser Historiker nicht die geschichtlichen Erscheinungen an sich, sondern eine ihnen überlegene, dauernde Bedeutung, einen in ihnen waltenden Sinn darstellt. Dieser Sinn aber ist die religiöse Idee.

Die Gottheit ist es, die in der Wüsteneinsamkeit des Sinaiberges jene fundamentale Gesetzgebung an ihr Volk erlassen hat, in welcher Kanaan als dessen zukünftige Heimat vorausgesehen ist. Sie hat dem Volk dasjenige, was ihm nach der Gesetzgebung allein noch zur vollen Entfaltung seiner nationalen Existenz fehlt, das Land „verheißt, zugeschworen“. Göttliche Verheißungen aber sind keine menschlichen Versprechungen. Diese sind aus Laune und Zufall geboren und sterben mit ihnen. Jene hingegen sind das strenge und eiserne Gesetz, welches den Gang des Schicksals bestimmt.

Die Beziehung zwischen Palästina und dem einwandernden Volk ist providentiell, d. h. von der göttlichen Vorsehung verfügt und festgesetzt. Durch göttliche Fügung sind Volk und Land von Ursprung an miteinander verwachsen, und das ist nichts anderes als ein geheimnisvoller und übernatürlicher Akt, in welchem der göttliche Geist seine Wirksamkeit bekundet. Diese Wirksamkeit entwickelt sich in den Fluch- und Segensprüchen, in denen die mosaische Gesetzgebung ausklingt wie in einem erhabenen und zum feierlichsten Ausdruck gesteigerten Finale. „Wenn du die Stimme des Herrn deines Gottes wohl beachtest und alle seine Gebote beobachtest, die ich dir heute gebiete, und ihnen folgst, alsdann erhebt der Herr dein Gott dich hoch über alle Völker der Erde. Dann kommen über dich und gelten dir diese Segnungen alle:

„Gefegnet bist du in der Stadt,
Gefegnet bist du auf dem Felde!
Gefegnet ist die Frucht deines Leibes
Und die Frucht deines Acker!

Gefegnet bist du, wenn du heimkommst,
Gefegnet bist du, wenn du ausgehst!
Der Herr gibt deine Feinde,
Die gegen dich aufstehen,
Geschlagen in deine Hand.

Auf einer Straße ziehen sie gegen dich heran,
Auf sieben Straßen fliehen sie vor dir!

Du steigst in die Höhe,
Nie sinkst du zur Tiefe,
Wenn du auf die Gebote des Herrn deines Gottes achtest!“

Durch eine göttliche Prädestination sind Volk und Land aufeinander bezogen, und diese Prädestination entfaltet sich in der Gesetzgebung.

Dementsprechend müssen auch die geschichtlich-politischen Konsequenzen, die aus der von der Gottheit gesügten Beziehung zwischen Volk und Land entspringen, das Gepräge göttlichen Willens tragen. Der Kanaanäer hat kein wahres Anrecht, keinen in dem ewigen Ratsschluß beglaubigten Rechtstitel auf das Land, das er bewohnt; keinen Anspruch auf die von ihm geschaffenen Kulturwerke. Er muß den Platz räumen. Er fällt. Aber er fällt nicht wie irgendein beliebiger Feind in einem gewöhnlichen Kriege fällt. Solche Art des Untergangs würde in den ganzen, metaphysisch gesehenen Zusammenhang nicht hineinpassen, da für die geschichtsphilosophische Betrachtung unseres Einwanderungsberichtes alle geschichtlichen Erscheinungen in diesem höheren Lichte stehen. Der Krieg, den Israel mit den Kanaanäern

bei seiner Einwanderung in die providentielle Heimat führt, ist ein heiliger Krieg. Die Gottheit gebietet in dem Kriegslager. Der besiegte Feind fällt, wie das Tier am Altar, als religiöses Opfer für den Gott.

So ist die Einwanderung Israels und sein Krieg die Realisation der religiös-metaphysischen Beziehung zwischen dem Volk der Gesetzgebung und dem Land der Verheißung.

* * *

Wir sind nunmehr in der Lage, einen umfassenden Blick auf den historischen Aufbau, den der Verfasser der Einwanderungsgeschichte im Buche Josua errichtet hat, zu werfen und nach den einzelnen Betrachtungen zum Abschluß uns noch einmal den Stil und den Geist dieses Werkes zu gegenwärtigen.

Die alltäglichen Beziehungen, welche die gesunde oder die wissenschaftliche Vernunft zwischen den Erscheinungen der Natur oder der Geschichte herzustellen pflegt, haben hier keine Geltung. Religiöse und metaphysische Motive bestimmen den geschichtlichen Standpunkt. Der Standpunkt ist hoch, und der Horizont ist weit; aber es ist nicht der Schauplatz des alltäglichen Lebens, auf den der Blick gerichtet wird.

Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß wir hier vor einer der tiefsten und umfassendsten Gedankenkompositionen des biblischen Schrifttums stehen. Der Denker, der sie geschaffen, ist groß, und seine Erkenntnis ist Philosophie. „Höhere Geister“, sagt Schiller in seiner Vorrede zur Verschönerung des Fiesco zu Genua, „sehen die zarten Spinnweben einer Tat durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht.“ Von dieser Erkenntnis „höherer Geister“ scheint der Verfasser des Josuabuches ergriffen gewesen zu sein, indem er das Wesen der Gottheit darin erkannte und dadurch zum Ausdruck brachte, daß sie in solchen Verbindungen der geschichtlichen Entwicklung, die „durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen“, die Aktivität ihres Wesens äußert.

Wir begegnen innerhalb der geschichtlichen Teile des biblischen Schrifttums auch solchen Partien — ich habe besonders die Samuelisbücher im Auge —, in denen vornehmlich „das in freien Lüften schwebende Faktum“ zur Darstellung gekommen ist, mit großer Kraft und künstlerischer Schönheit. Keinem anderen Volk des antiken Orients ist es auch nur annähernd gelungen, in dieser Weise seine Geschichte zu erzählen, die politische Vergangenheit als Handlung — als Funktion menschlichen Willens — zu erfassen, den Schauplatz dieser Handlung aufzurollen, den Charakter der Persönlichkeiten zu bestimmen und den Ablauf der einzelnen Begebenheiten szenisch zu gestalten und in seiner dramatischen Spannung zu entwickeln. Bewegt und lebhaft ist der Stil dieser Geschichtsschreibung, von reichem und wechselndem Ausdruck, ganz erfüllt von der hohen Temperatur der Wirklichkeit, die er formt; gelenkig und angepannt. Demgegenüber erscheint der Stil des Josuabuches starr und monoton wie ein liturgischer Text, breit, predigend, Gleichförmigkeit und Wiederholungen stehender Ausdrücke bevorzugend. Gerade die feierliche Monotonie dieses Stiles ist besonders dazu geschaffen, die Unterwerfung der Mannigfaltigkeit des äußeren Geschehens unter den geschichtsphilosophischen Leitgedanken ins Licht treten zu lassen — gleichwie durch die monoton-erhabene Parallelität der Pfeiler einer gotischen Kathedrale alle dissonierenden Stimmen der realen Einzelheiten zum Schweigen gebracht werden, Unverwandten Blickes, von der Kraft des religiösen

Hingabe beseelt, ist das Auge dieses Historikers und Philosophen auf das eine gerichtet: auf die geschichtliche Wirklichkeit des göttlichen Geistes. In den geschichtlichen Erscheinungen erkennt er die Spuren des Weges, den die unsichtbare Gestalt der Gottheit wandelt.

Diesem Gepräge des sprachlichen Ausdrucks entspricht die Grundstimmung der Weltansicht des Verfassers. Nicht auf eine leichte Freude am Dasein und auf einen flachen und bequemen Genuß des Lebens und seiner vermeintlichen Güter ist sein Geist gerichtet. Als eine schwere und furchtbare Pflicht, fast als eine Drohung erscheint ihm die geschichtliche Aufgabe seines Volkes. Deswegen zeigt die Form seines Einwanderungsberichtes weniger den Stil einer Erzählung, als vielmehr denjenigen einer Predigt, die von unerbittlichem Ernst und von pathetischer Strenge getragen ist. Er hat ein volles Gefühl für die Wucht des Schicksals und einen tief bewegten Sinn für die zornige Sprache seiner harten Gerechtigkeit. Und so dringt er auf den Leser mit seinen Worten mahnend und beschwörend ein, mit einem heiligen Eifer und einem flammenden Fanatismus, der eine hinreißende Kraft ausströmt. Er macht es dem Leser mit höchster Eindringlichkeit klar, daß das geschichtliche Leben keine leichte Sache ist, sondern ein heiliger Krieg, dessen Durchführung sich mit dem Gewicht eines Verhängnisses wie eine schwere Last und eine fast unerträgliche Verantwortung auf das Volk wälzt. Alles Spiel und alle Heiterkeit sind aus dieser ernststen Welt ausgeschlossen.

Die Geschichtsschreibung des Josuabuches zeichnet sich durch ihren außerordentlich erhöhten Standpunkt aus. Der Verfasser überschaut und faßt zusammen in einem einzigen Blick die Stufenfolge fernster Vergangenheiten. Von nichts Kleinlichem und Nebensächlichem wird dieser weite Blick gestört und verwirrt, der gleichsam auf die tragenden Säulen der Weltgeschichte seines Volkes geheftet ist und diese Weltgeschichte als den heiligen Tempel der Gottheit begreift. Seine geschichtsphilosophische Konstruktion sucht den allgemeinen, durchgängigen und dialektischen Zusammenhang der Erscheinungen bloßzulegen. Wir haben erkannt, daß ein solcher dialektischer Zusammenhang zwischen dem Volke Israel, der mosaïschen Gesetzgebung und dem Kampf um das verheißene Land besteht. Es ist aber dieser dialektische Zusammenhang der Erscheinungen nichts anderes als der ihnen innewohnende Sinn, der ihnen die Kraft des Daseins verleiht. Dieser Sinn aber ist — Gott. Unmöglich ist es, daß irgend etwas sich als ein Zufälliges ereignen könnte, daß etwas nicht im Plane der ewigen Vorsehung begründet wäre und außerhalb jedes dialektischen Zusammenhanges stände. Alles Geschehen, das aller kleinste ebenso wie das allergrößte, reiht sich in diesen höheren Zusammenhang ein, jeder Gedanke und jede Handlung des Menschen strahlt auf dieses Zentrum der Welt zu — dies ist die fundamentale Erkenntnis aller Religion: alles Geschehen ist in dem übergeordneten Zusammenhang und Sinn des Seins fixiert. Außerhalb dieses Planes ist nichts; denn der Plan ist die Ordnung der Welt und umfaßt die Unendlichkeit.

Es ist die große und unvergleichliche Tat des religiösen Genius des antiken Judentums, das Wesen der Gottheit als Geist erkannt zu haben. Daher hat alles Geschehen geistigen Ursprung und seine höchste Einheit und Ordnung in dem Geist der Gottheit. So ist der dialektische Zusammenhang der Erscheinungen gar nichts anderes als diese göttliche Vernunft des Weltgeschehens.

Durch seine Strenge und herbe, fast schroffe Auffassung der Geschichte, die sich von dem Reiz und der Fülle der Wirk-

sichkeit abwendet zu der konzentriertesten Anschauung der ewigen Vorsehung, bekundet der Verfasser des Josuabuches, daß er einer der konsequentesten und bedeutendsten Repräsentanten dieses antiken Judentums und seiner religiösen Idee von dem geistigen Wesen der Gottheit gewesen ist und sicherlich der erste dieser Repräsentanten, als welcher er aus dieser religiösen Idee eine Philosophie der Geschichte seines Volkes erdacht hat.

Albrecht Schaeffer / Frühjahr 1916

Nun dauert der Krieg schon so lang:
Ring, den im Frühjahr die säende Bäuerin verlor
Von der hager gewordenen Hand,
Unter der Pflugschar blinkt er hervor,
Die ihr Vater mit steiferem Gang
Lenkt durch das männerverlassene Land.
Und aus dem Feld schreibt der Sohn:
Unser Graben gesprengt, der so alt und bequem!
Wir mußten rückwärts einen neuen bauen.
Da blühte ein goldener Ring aus dem Lehm;
Aus altem Grab kam eine Hand ganz braun;
Wir hausen in Gräbern. So lang ist Krieg nun schon.

Falten des Alters haben wir im Gesicht.
Die machte der Krieg; er aber altert nicht.
Uner schöpft mit Schwingen und Silbergewändern
Steigen die Frühjahrswolken auf über den Ländern.
Langsamer altert die Erde als ihr Gefinde:
Uralte Gräber, spurlos, stehn in ihrer Rinde.
Um unsre Häupter — groß und morgenfrisch —
Der Zeugung Wolke dampft gebieterisch.
Goldbeladen kommt schon, kaum entschlafen,
Das Volk der Gräber zurück, unsre mächtigen Sklaven.
Wir, kaum empfangend, sinken schon hinab;
Sie teilen brüderlich mit uns ihr Grab.
(Nur die ewigen Liebenden stehn unbekümmert dazwischen,
Glänzen mit Augen umher und erfreuen und erfrischen!)
Enkel und Urenkel kommen bald zu uns gestiegen.
Wir wissen nicht, an wessen Brust wir liegen
Friedevoll sanft und erwärmt, derweil durch die oberen
Schon rast der Lärm der neuen Doppelhänder. [Länder
Schlaftrunken lösen wir den Ring von unserer Hand zur
rechten Zeit
Und reichen ihn hinauf im Traum, versunken in Ber-
sonnenheit.

Irene Viebau / Das ist die Zeit

Wenn Frühlingshoffen lebt in allen Dingen
so zwischen Wintergrau und junger Helle,
das ist die Zeit, wo Traum und Wachsen ringen
um ihre Herrschaft an der Lebensquelle.
Die Tage werden seltsam weich und sind
wie liebe Hände, die uns streicheln, locken;
von fernen Türmen bringt der Frühlingswind
das süße Spiel hellblauer Osterglocken.
Und alle Wege werden weit, so weit, — —
es rufen ferne grüne Einsamkeiten.
Schwer wagt das Blut. Das ist die schwüle Zeit,
wo Traum und Wachen miteinander streiten.

Gottfried Traub / Begeisterung

Die Begeisterung siegt immer und notwendig
über den, der nicht begeistert ist. Fichte.

Bei manchen Leuten ist die Begeisterung schlecht an-
geschrieben. Sie gilt ihnen schlechthin als Phrase. „Pfarrer,
Schriftsteller, Philosophen und Redner können sie gebrauchen;
sie leben ja davon.“ Aber sie selbst erscheinen sich viel zu
überlegen, als daß sie so eine altertümliche Sache mitmachen.
Aufgeregtsein ist in ihren Augen einfach das Zeichen eines
unbrauchbaren Kopfes. Nur Kühle, Unberührte, Räßig-
keit erscheinen empfehlenswert. Was Wunder, wenn man sich
da manchmal fragt, ob solche Menschen noch ein Herz haben
und Sinn besitzen für die Fasern, mit denen Kraft und
Würde einer Volksgemeinschaft verwurzelt ist. Wer nicht in
Zorn geraten kann, ist kein Mann. Große Stunden sah
Deutschland, als ein Bismarck zürnte und die Welt erschraf.

Begeisterte Worte freilich tun's nicht; sie mögen billig
sein. Aber jeder hört es dem Ton an, ob er aus der Seele
quillt oder einem Bücherschaf entnommen ist. Es ist ebenso
bequem, die Pflicht mannhafter Begeisterung sich dadurch vom
Hals zu laden, daß man jedes begeisterte Wort achselzuckend
überhört. Zwar redet eine große Zeit für sich selbst und
schreibt ihre Buchstaben in Taten ins Buch der Geschichte.
Aber man muß auch Worte hören dürfen, in welchen die
tiefe Erregung eines Volkes zittert wie die Luft vor dem ein-
schlagenden Blitz. Hört man sie nicht, vermutet man leicht,
daß der innere Zusammenhang mit der Volksseele nicht so ge-
wertet wird, wie er es verdient. Mensch und Volk leben auf
die Dauer nicht von Ziffern und Statistik. Zahlen haben
mehr in der Geschichte betrogen, als das Vertrauen, das
man in den Willen einer bewußten Nation setzt. Ich weiß,
daß auch die scheinbar kühlste Uebersetzung ein Ausfluß leiden-
schaftlicher Begeisterung sein kann. Das gezäumte Roß
leistet mehr als der Renner der Steppe. Ueberschäumende
Grenzenlosigkeit des Begehrens erschläft. Ein verantwort-
liches Volk begehrt Ziel und Weg. Aber auch dann muß
mitten aus der ruhigen sicheren Erwägung aller Mißstände
heraus ein stolzer Unterton klingen, der das Herz erschüttern
macht in freudiger Begeisterung für das große Geschick, das
ihm auferlegt ist.

Wir Deutsche haben Zeiten der Begeisterung erlebt, darob
unsere Väter und Großväter uns beneiden würden, und wir
haben heute noch Millionen von Tapferen, in denen ungebrochen
dieser schlichte Wille lebt, der sich nicht vor der Vernunft rech-
fertigt, sondern von dem Glauben an die Zukunft unseres
Volkes lebt. Wir denken auch in allen Lagern und an
tausend Orten im Heer und zu Hause, daß ihr die so heilige
Flamme stiller, leuchtender Begeisterung nicht verlöschen
lasst! Wer sich nicht begeistern lassen kann, zieht zuletzt
immer den kürzeren. Seine Kritik ist oft nichts als das
Eingeständnis, daß er nicht so ganz sich vertiefen, so ganz sich
erfassen lassen kann, wie er vielleicht im Herzen selbst die
Sehnsucht trägt. Desto dankbarer sind wir für die leuchtende
Helle der Begeisterung, ohne die es unser Volk gar nicht mehr
aushalten könnte. Wo so viele Opfer gebracht werden, glüht
sie. Das ist Wirklichkeit. Sie muß immer als erster Posten
in die Rechnung des Alltags eingestellt werden. Bis an
unseres Lebens Ende sind wir der Führung dankbar, die uns
diese Zeit unserer Volksbegeisterung erleben läßt.

Du siehst sie nicht so klar? Ich sehe sie deutlich und
freue mich an ihr jeden Tag.

Soziale Bewegung

Die Frau im öffentlichen Dienst. Eine Berliner Zeitung, die „Vossische“, hat in einer Osterumfrage über die Bewährung der Frau im öffentlichen Dienst folgende Auskunft erhalten: Bei der Post: Im Bezirk der Oberpostdirektion Berlin sind gegen 1000 Frauen als Briefträgerinnen und mehrere hundert als Postillon-tätig. In beiden Stellungen haben sich die Frauen durchaus bewährt. Sie sind fleißig, pünktlich und gewissenhaft. Sie haben ungefähr zwei Drittel der Stundenzahl der Männer Dienst zu tun. Im übrigen sind naturgemäß die Anforderungen, die während des Krieges an das Personal der Post gestellt werden, nicht so groß wie in Friedenszeit. Es stehen heute in Berlin mehr Personen im Postdienst als im Frieden. — Bei der Eisenbahn: Die königliche Eisenbahndirektion beschäftigt seit längerer Zeit Frauen als Bahnsteigkassierinnen und Türschließerinnen. Es waren schon vor Ausbruch des Krieges 334 Eisenbahn-Gehilfinnen und 132 Kassekassierinnen tätig. Seit Kriegsbeginn wurden etwa 250 Frauen und Mädchen als Bahnsteigkassierinnen, mehr als 100 als Türschließerinnen angestellt. Selbst für die körperlich schweren Güterboden- und Bahnunterhaltungs-Arbeiten stellt das schwache Geschlecht tüchtige Vertreter. Das weibliche Element hat sich auf allen diesen Gebieten bewährt; die Beschäftigten zeichnen sich durch Willigkeit, Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit aus. Im Verkehr mit dem Publikum hat sich während des Krieges zweifellos ein besseres Verhältnis herausgebildet als in Friedenszeiten.

Ueber Frauenarbeit im Kaufmannsberuf bringt das „Reichs-arbeitsblatt“ eine lehrreiche Statistik. Danach wurden bei dem kaufmännischen Arbeitsnachweis für weibliche Angestellte im Februar d. J. gemeldet 7064 Bewerberinnen, offene Stellen waren vorhanden 4327, vermittelt wurden nur 1463. Für Handlungsgehilfinnen ergibt sich danach folgendes: Es fallen auf je 100 Bewerbungen 47 offene Stellen und 24 Vermittlungen. Auf je 100 offene Stellen entfielen 211 Stellengesuche. Daß die Zahl der Bewerbungserfolge so außerordentlich gering ist im Verhältnis der offenen Stellen, hat seinen Grund darin, daß die Bewerberinnen keine gründliche und wirklich ausreichende Ausbildung aufzuweisen haben, um den Anforderungen genügen zu können, die heute in den meisten Fällen gestellt werden. Aus-sichten, im kaufmännischen Beruf wirklich vorwärtszukommen, sind nur für solche Mädchen und Frauen vorhanden, die mit einer gründlichen Ausbildung persönliche Tüchtigkeit verbinden. In Anerkennung dieser Tatsache hat denn auch kürzlich der preussische Handelsminister einen Erlaß gegen den Zu-strom weiblicher Kräfte in dem Handelsberufe gerichtet. In dem Erlaß wird anerkannt, daß die Frauen mit Erfolg dazu beigetragen haben, das wirtschaftliche Leben während der Kriegszeit aufrechtzuerhalten, es dürfe jedoch nicht vergessen werden, daß diese Beschäftigungen teilweise eben nur Kriegsvorteilungen sind. Besonders bedenklich erscheint es, daß eine große und das dauernde Bedürfnis offenbar weit übersteigende Zahl von Frauen und Mädchen den kaufmännischen Unterrichtsanstalten zufließt, um sich dort, zum Teil unter erheblichen finanziellen Opfern, eine kaufmännische Fachbildung zu verschaffen. Diese Bedenken treten besonders hervor, wenn es sich um den Besuch privater Handelsschulen handelt, die — namentlich in den sogenannten Schnellkursen — ihren Schülerinnen günstigstenfalls nur eine gewisse äußere Gewandtheit im kaufmännischen Bureaudienst vermitteln. In dem Erlaß wird daher angeregt, die Regierungspräsidenten möchten für die ihnen unterstellten Bezirke erwägen, ob nicht den privaten Handelsschulen die Beschränkung aufzuerlegen wäre, daß sie nicht mehr Schülerinnen aufnehmen dürfen, als sie nachweislich im April 1914 gehabt haben. Auch die Aufsicht über die Art der Ausbildung in den privaten Handelsschulen soll verschärft werden. — Bei den öffentlichen Schulen kann zwar eine genügende Ausbildung der Schülerinnen erwartet werden, doch soll auch von den öffentlichen Schulen alles vermieden werden, was dazu dienen kann, den Zustrom der weiblichen Jugend zum kaufmännischen Fachunterricht zu verstärken.

Arbeiterbeschäftigung im Kriege. Der Verband der Deutschen Gewerkschaften (Hirsch-Duncker) hat an den hohen Bundesrat das dringende Ersuchen gerichtet, der heute in der Industrie in über-mäßiger und wohl auch unnötigerweise stattfindenden Aus-nutzung der Arbeitskraft von Arbeiterinnen und jugend-lichen Arbeitern Einhalt zu gebieten und die tägliche Arbeits-zeit dieser Personen durch Anordnung einer Begrenzung auf acht, höchstens zehn Stunden, festzulegen.

Beamtenfragen. Aus den Kreisen der unteren und mittleren Beamten sind dem Reichstag zahlreiche Petitionen um Kriegs-Teuerungszulagen zugegangen. Der Reichstag hat sich der Be-rechtigung der Klagen angesichts der allgemeinen Preislage nicht entziehen können, und wenigstens für die Geringbesoldeten haben Vertreter aller Parteien gemeinsam folgende Anträge gestellt: „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen: die für die Bewilligung von Kriegsbeihilfen festgesetzte Einkommensgrenze von 2100 M.

für Beamte auf 3000 M. und von 2400 M. für im Vertragsver-hältnis stehende Angestellte auf 3300 M. zu erhöhen; den Ruhegehalts-empfangern und den Hinterbliebenen von Reichsbeamten im Falle der Bedürftigkeit entsprechende Unterstützungen zu gewähren; durch einen Nachtragset die Mittel zur Gewährung von Kriegs-teuerungszulagen an untere und mittlere Reichsbeamte, einschließlich der nicht etatsmäßig Angestellten, und an im Ver-tragsverhältnis stehende Angestellte und Arbeiter, soweit sie jähr-lich nicht mehr als 2400 M. Gehalt oder 2700 M. Vergütung Lohn beziehen, anzufordern. Auszuschließen von den Teuerungszulagen sind die Beamten, Angestellten und Arbeiter, die bei dem Heere oder der Flotte Dienst tun, die Beamten usw., die bei der Militär- oder Marineverwaltung oder bei den Verwaltungen in den be-festigten gehaltenen feindlichen Gebietsteilen beschäftigt werden und über ihre Friedensbezüge hinaus bereits Zulagen erhalten, und die im Sanitätsdienste tätigen Beamten usw.“ Außerdem wird in einem zweiten Antrag der Herr Reichskanzler ersucht, den Ent-wurf einer dritten Ergänzung des Besoldungsgesetzes in der vom Reichstag am 18. Mai 1914 beschlossenen Fassung mög-lichst bald wieder einzubringen. Es handelt sich hier um den bekanntlich mit nur drei Stimmen gescheiterten Entwurf einer Ge-haltsreform vom Frühjahr 1914.

Staatsarbeiterwünsche. Die deutschen Staatsarbeiterverbände hatten Anfang Mai in Berlin eine außerordentliche Tagung, in der Gewährung des vollen Vereinsrechtes in der neuen Vereins-gesetz-Novelle gefordert und vor allem auch die wirtschaftliche Not-lage besprochen wurde. Die Vertreter der Handwerker, Hilfs-beamten und Arbeiter in den Betrieben der staatlichen Eisenbahn-verwaltung, der Wasser- und Strombauverwaltung und der Reichs-post- und Telegraphenverwaltung haben die bisher gewährten außerordentlichen Teuerungszulagen dankbar begrüßt. Die Ent-wicklung der Lebensmittelpreise und -verteilung ist aber inzwischen eine derartige geworden, daß die bisherigen Teuerungszulagen nicht im entferntesten ausreichen, um das Mindestmaß an Er-nährung sicherzustellen, dessen sie selbst bei der augenblicklichen Kräfteanspannung, dessen auch ihre Familienangehörigen bedürfen. Die Vertreter der Verbände erachten daher einmütig eine Erhöhung der Teuerungszulagen für ein bringendes Bedürfnis.

Auf dem Gebiet der sozialen Versicherung betonten die Staats-arbeiterverbände in Anerkennung der gewaltigen Verdienste unserer deutschen Sozialversicherung um den siegreichen Ausgang des Weltkrieges die Notwendigkeit, die Erhaltung und den weiteren Ausbau der sozialen Versicherung im Interesse des Vaterlandes zu sichern und zu fördern. Man hat, zu diesem Zwecke Maßnahmen rechtzeitig vorzubereiten, welche die deutsche Sozialversicherung von den direkten und indirekten Kriegslasten zu befreien geeignet sind, mögen nun diese Maßnahmen die Versicherungszweige und Einrichtungen allein berühren oder sich darüber hinaus auf Woh-nungsfürsorge, Ernährungswesen und ähnliche Fragen der Sozial-politik erstrecken.“

Wohnungsfürsorge im Reichstage. Dem Wohnungsausschuß des Reichstages lag ein gemeinsam von Vertretern der konser-vativen, fortschrittlichen, sozialdemokratischen und Zentrumspartei eingebrachter Antrag vor, die Kündigung von Hypotheken bis zwei Jahre nach Friedensschluß zu verbieten; diesem Schutz der Haus-beherrscher aber sollte ein Schutz der Mieter insoweit gegenüberstehen, daß bei Wohnungen unter 1200 M. und Geschäftsräumen unter 2000 M. Jahresmiete für denselben Zeitraum Steigerungen aus-geschlossen sein sollten. Der Antrag wurde jedoch nur in der ab-geschwächten Form angenommen, der Reichstag möge die Re-gierung ersuchen, die Bundesratsverordnungen betreffend die Be-willigung von Zahlungsfristen bei Hypotheken-schulden über die Kriegszeit hinaus, wie es durch die besonderen Verhältnisse der Beteiligten geboten erscheint, weiter gelten zu lassen; ferner wurde eine entsprechende Bundesratsverordnung zum Schutze der Mieter gegen willkürliche, der Billigkeit wider-sprechende Kündigung und Steigerung des Mietzinses angeregt. Der Wohnungsausschuß nahm ferner einen Antrag an auf Re-ichsunterstützung für jene Gemeinden und Kommunal-verbände, die den Kriegsteilnehmern bzw. den betreffenden Hausbesitzern Mietbeiträge gewährt haben und weiter ge-währen, und auf Reichshilfe für die Abbürdung der während des Krieges gestundeten Mieten bzw. Hypothekenzinsen der heimkehrenden bedürftigen oder schwach bemittelten Krieger unter Mitwirkung der Gemeinde. Der Ausschuß sprach sich für die Förderung der Tilgungshypotheken aus und einigte sich auf eine Entschliebung: Der Reichskanzler möge die Regierungen der Bundesstaaten, die bisher auf diesem Gebiete noch nicht vor-gegangen sind, veranlassen, öffentliche Schatzkassen zu schaffen, sowie für größere Landesteile Pfandbriefanstalten (Stadtschaften) für zweite Hypotheken zu errichten. Die Förderung des Klei-nwohnungswesens wird erstrebt durch eine Reihe von Ent-schließungen, welche Geldbeihilfen des Reichs für diese Zwecke for-dern: So soll im Haushaltsplan des Reichsamts des Innern der Posten zur Förderung der Herstellung geeigneter Kleinwohnungen für Arbeiter und gering besoldete Beamte des Reichs auf 10 Mil-lionen Mark erhöht werden. Ein anderer Antrag erstrebt

einen Zusatz zum Gesetz über Bürgschaften des Reiches zur Förderung des Baues von Kleinwohnungen für Reichs- und Militärbedienstete, wodurch die Wirkungen des Gesetzes vor allem auch den Kriegsteilnehmern und deren Hinterbliebenen zugute kommen sollten. Der Reichskanzler soll die Ermächtigung erhalten, zur Förderung der Herstellung von geeigneten Kleinwohnungen für Darlehen an Gemeinden, Kommunalverbände und gemeinnützige Unternehmungen Bürgschaften bis zum Gesamtbetrage von 250 Mill. M. zu übernehmen. Ein Regierungsvertreter äußerte Bedenken, ob das Reich nach dem Kriege so große Verpflichtungen werde übernehmen können.

Gute Erfahrungen. Die sozialen „Kriegsausgänge“, wie sie für die Berliner Metallindustrie seit 1/4 Jahren und für Dresden seit Januar 1916 bestehen, sollen jetzt auch auf andere Korpsbezirke ausgedehnt werden. Die Erfahrungen mit diesen ins Kriegswirtschaftliche übersehten „paritätischen Schlichtungskommissionen“, die unter heeresbehördlicher Mitwirkung die mancherlei Alltagsstreitigkeiten in den für das Heer arbeitenden Metall- und Maschinenbaubetrieben durch friedliche Aussprache im Keime zu ersticken trachten und insbesondere auch den Stellenwechsel und die Abkehrschneidpraxis gerecht abwägend überwachen, sind so günstig, daß auch die übrigen Generalkommandos sich entschlossen haben, unter Beiziehung von Sachkundigen und Gewerberichtern derartige Kriegs-Friedensausgänge für die Metallindustrie in ihren Bezirken einzurichten.

Büchertisch

Unzeitgemäße Gedanken über Europas Zukunft von W. Schallmayer bringt das jüngst erschienene Heft 4, Jahrgang 1915/16, 11. Band des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie mit einem Vermerk der Redaktion, daß sie es für Pflicht hält, den Vorschlägen des hochverdienten Verfassers Raum zu geben, trotzdem sie sich den selben nicht anschließen kann. Auch die unterzeichnete Ref. vermag letzteres nicht zu tun. Sie glaubt aber, daß die Schallmayerischen Gedanken, so utopisch sie in der Gegenwart erscheinen — was übrigens ihr Urheber selbst hervorhebt —, doch einmal in ferner Zukunft vielleicht von Bedeutung werden könnten, und daß man sie deshalb den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten sollte. Schallmayer schreibt: „Es ist der Weg zum europäischen Dauerfrieden, der hier Gegenstand unserer Betrachtung sein soll. Nicht ein Weg, sondern der Weg. Man entschuldige den bestimmten Artikel. Der Verfasser ist ernsthaft der Meinung, daß es keinen anderen wirklich vertrauenswürdigen Weg gibt. Jeder Optimismus in bezug auf „Friedensgarantien“ ist ja heute gründlich widerlegt...“

„Diese Friedensgarantie eskünde durch die Schaffung eines großen, die Mehrzahl der europäischen Staaten umfassenden Bundesstaates mit nur einer, den verbundenen Staaten gemeinsamen Wehrmacht.“

Schallmayer ist Pessimist. Ebensowenig wie Schiedsgerichte und Verträge sowie das Bismarck-Kriegs-Rüsten den Frieden hat erhalten können, ebensowenig werden etwaige Änderungen der staatlichen Grenzen, die dieser Krieg bringen kann, Schutz gegen neue Kriege gewähren. Noch ehe die Verheerungen dieses Krieges einigermaßen ausgeglichen sein werden, wird durch neue Kriege die Volkskraft und der Wohlstand Europas herabgesetzt werden. Die europäische Vorkriegsordnung gegenüber der Bevölkerung der übrigen Erdteile wird verschwinden. Eine gewaltige Machtentwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika (das ja schon jetzt deutlich genug die Rolle des lachenden Dritten spielt.) steht bevor; China wird, falls es die gegenwärtige Krise überlebt, die bei uns irtümlich herrschende Geringschätzung chinesischer Entwicklungsfähigkeit zügel strafen und sich im Laufe der Zeit zu einer Großmacht entwickeln, „der gegenüber auch die europäischen Mächte nur zweiten Ranges sein werden“. Da erscheint es Verfasser als der einzig mögliche Ausweg, der Selbstzerfleischung Europas dadurch Einhalt zu tun, daß die gegeneinander gerichteten Kräfte gebunden werden. Damit die Heere der vertriebenen europäischen Staaten sich nicht gegenseitig vernichten können, sollen sie verschmolzen werden und Europa gegen die Machtgelüste der außereuropäischen Staaten schützen.

„In allen sonstigen Einzelstaaten dieser europäischen Union würden die heute bestehenden Regierungsformen ganz unverändert fortbestehen können. Sie würden nur für Kriege nicht mehr über Sonderheere verfügen. Das gemeinsame Heer und die gemeinsame Flotte, die auch der neue Weltstaat zur Sicherung nach außen nötig hätte, würde der Bundesregierung unterstellt sein, die Oberbefehlshaber würden folglich von ihr ernannt werden. Die Bundesregierung selbst würde aus je einem Vertreter der Einzelregierungen, also des Deutschen Reichs, Österreich-Ungarns, Frankreichs usw. zusammengesetzt sein. Diese Mitglieder der Bundesregierung wären natürlich im Verhältnis zu den Bevölkerungszahlen der von ihnen vertretenen Länder mit verschiedenen Stimmzahlen ausgestattet. Nach außen hätte die Bundesregierung immer als eine Einheit aufzutreten usw.“

Schallmayer erinnert an die Wiederherstellung der Mikadoherrschaft in Japan im Jahre 1868 durch Besiegung des Shoguns und an den hochmütigen Verzicht auf Fürstenmacht und -einkommen von seiten der siegreichen Daimyo, ein Opfer, ohne welches heute kein solches japanisches Reich existierte, und er fragt zum Schluß im Hinblick auf den von seinem Vorschlag erhofften Schutz Europas: „Sind die Opfer, welche die Machthaber Europas sich dafür auferlegen würden, zu groß?“

Die Opfer der Machthaber erscheinen uns als die geringste Schwierigkeit bei der Durchführung jenes Vorschlages; auch der gegenwärtige, nur zu gut begriffliche Völlerhaß wird sicherlich schon im Laufe des kommenden Jahrzehntes an Blut verlieren. Die trotz überreichlicher Nahrung vorhandenen tiefgreifenden Masse-Verunsicherheiten der Völker Europas werden sich aber in absehbarer Zeit nicht überbrücken lassen. Alles drängt nach Macht; wer soll Führer sein? Ein Hinweis auf die U. S. A. ist verfehlt, weil dort die Bevölkerungsverhältnisse vollkommen anders liegen. Die Fessel der gemeinsamen Wehrmacht würde voraussichtlich in Bälde gesprengt werden. Nur auf dem Wege eines nicht aus Augenblicks, sondern aus Dauernot herauswachsenden und sich ganz allmählich Glieb um Glieb, vergrößerten wirtschaftlichen Bündnisses europäischer Staaten kann sich dereinst der Bundesstaat Europa entwickeln, den wir, darin ist Schallmayer vollkommen recht zu geben, zum Schutze unserer alten europäischen Kultur sicherlich einmal nötig haben werden. Agnes Blumh.

Christentum und Krieg. Von Karl König. Berlin SW 11, Guttentag-Verlag. 88 S. 1 M.

Der energische Denker und begeisterte Redner, als der R. vielen bekannt ist, verleugnet sich auch hier nicht. Daß es im Christentum rein auf die Gesinnung ankommt, nicht auf buchstäbliche Befolgung von Vorschriften, und nur darauf, was wir aus der Welt machen, daß aber nichts Äußeres an sich gut oder böse sei, wird hier mit solcher Entschiedenheit verkündet, daß die Schrift eine der wirksamsten Apologien rechter Kriegsentschlossenheit ist; Einzelheiten werden dem Ethiker Anlaß zu Auseinandersetzung geben. M.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: Gefr. A. im Felde, je 2 M.: Toni S. in M., Unteroff. Dr. A. im Felde, je 3 M.: Jählmstr. B. im Felde, Dr. B. in M., St. in F., 3,50 M.: St. d. R. A. im Felde, je 5 M.: Militärpf. B. in S., Frau F. B. in Frlst., 6 M.: Th. R. in S., je 10 M.: Feldiv. R. im Felde, Sammlung aus Melanchthon in Bochum, 50 M.: St. R. im Felde.

Kriegs- und Heimatfront: S. Sp. vom Bremer Lehrerverein 10 M., Fr. R. in R. 10 M.

Bücher für Heer und Marine: St. R. im Osten 50 M.

Bücher für Armee und Marine: Kriegsfreiw. Sch. in Schwabern: 80 Neclambhefte und anderes, Frau Prof. B. in Gittau: 19 Hilfe-Frm.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Vom 28. Mai bis 3. Juni 1916 wird mit Genehmigung der Zentralbehörden durch den dem Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz angegliederten Gesamtschuh zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten eine

Reichsbuchwoche

veranstaltet.

Diese Reichsbuchwoche soll dem Deutschen Volke die Pflicht ans Herz legen, unseren tapferen deutschen Soldaten an der Front guten Lesestoff zu übermitteln, sie soll unsere lieben Feldgrauen die Mühen und Gefahren der schweren Kämpfe in den Erholungsstunden vergehen lassen, beitragen zum Durchhalten, die Nerven stärken und kräftigen. Es ist eine Kriegspflicht der Daheimgebliebenen, ihrer Volksgenossen im Felde durch Versorgung mit guter geistiger Kost zu gedenken, die ebenso wichtig ist wie die Sorge um das leibliche Wohl der Soldaten.

Die Buchhändler in ganz Deutschland hatten in diesen Tagen geeignete Büchergaben in großer Auswahl bereit und stellten sich dem Publikum mit ihrem bewährten Rat gern zur Verfügung; die gekauften Bücher werden von ihnen unentgeltlich den amtlichen Sammelstellen zugeführt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Einsendungen, Einlagen u.
Pers. des Rückporto beizufügen.
Vertriebspreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Besteller u. am Zeitungsstalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Verantwortl. Red.: Amt Lützow 5506,
Verlagskonto: Amt Berlin 5583.
Verleger: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenchrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Helmezeile 1,50 M.,
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.,
Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatchronik. — Friedrich Naumann: An Staatssekretär
Dr. Delbrück. — Friedrich Weinhausen, M. d. R.: Das
Kapitalabfindungsgezet. — Dr. Paul Rohrbach: Rußlands
unbebaute Felder. — Univ.-Prof. Dr. Justus Hasbagen:
Marokkoliste und Vorgeschichte des Krieges. — Miles: Deutsch-
französischer Briefwechsel. — Berta Duenfing: Wir zu Hause.
— St. D. Gottfried Traub: Tulpen. — Soziale Bewegung
— Wirtschaft.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 7. Mai.

Die Zeitungen aller Nationen sind gefüllt mit Vermutungen über die Aufnahme der deutschen Antwort in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Es hat aber wenig Wert, diese Pressstimmen aufzuzeichnen, da sie für die wirkliche Entscheidung der Sache kaum eine Wichtigkeit haben und außerdem sehr willkürlich ausgesucht werden. Es zeigt sich dabei, wie unsicher nicht nur deutsche sondern auch ausländische Beurteiler in der Abschätzung der politischen Kräfte in den Vereinigten Staaten sind. Von einigen Seiten wird Wilsons Stellung bewertet, als sei sie dem Krieg gegenüber beinahe die eines absoluten Monarchen, während andere Stimmen der Meinung sind, daß der Kongreß sein formales Recht, über Krieg und Frieden abzustimmen, auch unter Umständen im Gegensatz zum Prääsidenten ausüben könne.

Da Griechenland sich dem Willen des Vierverbandes noch immer nicht rückhaltlos fügt, so wird ihm die Brotzufuhr noch mehr als bisher erschwert. Vier oder fünf Schiffe mit Getreide, die sich auf dem Wege nach Griechenland befanden, wurden abermals von den Engländern angehalten und nach Malta geschafft. In der Provinz Epirus häufen sich die Fälle von Hunger-tod. In Mazedonien kam es in manchen Ortschaften zu Ausschreitungen. Jetzt wird, wie verlautet, der Vierverband der griechischen Regierung anbieten, er wolle die Brotversorgung von ganz Ostgriechenland selbst in die Hand nehmen. Natürlich würde das nur ein Schritt zur noch vollständigeren Besetzung des Landes sein.

Der frühere russische Kriegsminister Suchomlinow ist unter der Anklage von verbrecherischer Fahrlässigkeit und Hochverrat in die Peter-Pauls-Festung gebracht worden. Er und seine Gattin sollen an militärischen Bestellungen ungeheure Summen verdient haben. Er wird angeklagt, die Geschloßversorgung der russischen Artillerie vernachlässigt und dadurch den Rückzug von den Karpaten verschuldet zu haben.

Russische Absichten und Versuche, die Insel Åland, die nahe an der schwedischen Küste, nordöstlich von Stockholm liegt, zu besetzen, erregen in Schweden sehr ernsthafte Beunruhigungen, so daß die schwedische Regierung 60 Millionen Kronen für schwere Artillerie und Luftschiffahrt bei der Volksvertretung beantragt. Der frühere schwedische Kriegsminister und Generalstabschef

Rappe fordert, daß Schweden jetzt die Neutralisierung der betreffenden Inseln verlangt und durchsetzt. Das schwedische Land stehe vor einer Entscheidung für alle Zukunft.

Montag, 8. Mai.

Nachdem schon gestern der französische Kriegsbericht mitgeteilt hat, daß die Franzosen einen Teil ihrer Gräben auf den Nordabhängen der vielumstrittenen Höhe 304 südlich von Haucourt und Bethincourt geräumt haben, da sie durch das Feuer der deutschen Artillerie zerstört und unhaltbar geworden sind, bringt nun heute der Bericht des deutschen Hauptquartiers die erfreuliche Mitteilung, daß trotz hartnäckigster Gegenwehr und wütender Gegenstöße des Feindes das ganze Grabensystem am Nordhang der Höhe 304 genommen wurde. An unverwundeten Gefangenen fielen 40 Offiziere und 1280 Mann in die Hände der Unserigen. Die Hauptleistung wurde von den Pommern vollbracht. Vorläufig scheint zwar die Höhe von den Franzosen geräumt, aber noch nicht für deutsche Artillerie besetzbar zu sein. Wenn dieser letztere Fall eintritt, wird sich erst der ganze Erfolg der langen und erbitterten Kämpfe auf der linken Seite der Maas zeigen. Rechts von der Maas waren heftige Gefechte beiderseits des Gehöftes Thlaumont, bei denen 300 Gefangene gemacht wurden. Soweit die Kenntnis der deutschen Heeresleitung reicht, haben die Franzosen für das Gesamtgebiet der Kämpfe um Verdun 51 Divisionen aufgewendet, d. h. reichlich das Doppelte der auf unserer Seite bisher dort in den Kampf geführten Truppen.

Die Reise der bulgarischen Abgeordneten zum Besuch der Bundesgenossen hat sich über Dresden bis nach Berlin fortgesetzt. Wie wir einem Aufsatz von Rotheit in der „Vossischen Zeitung“ entnehmen, sind unter den fünfzehn Abgeordneten, die wir heute bei uns begrüßen, alle drei Gruppen der jetzigen Regierungsmehrheit vertreten: Radoslawisten, treugebliebene Stambulowisten und Tontschewisten. An den glänzenden Ergebnissen der Politik eines so überragenden Mannes, wie Radoslawow es ist, haben seine Mitarbeiter im Parlament redlichen Anteil. Die Führung der Abordnung liegt in den Händen des Vizepräsidenten der Sobranje, Dr. Momtschilow, Arzt von Beruf und Stambulowist nach Parteizugehörigkeit, der schon immer ein offener und überzeugter Deutschenfreund gewesen ist. Die bulgarischen Gäste werden nachmittags vom Reichskanzler mit einer geschichtlichen Begrüßungsrede in den Räumen der Bismarckschen Reichskanzlei empfangen und abends vom Präsidenten des Reichstags inmitten zahlreicher deutscher Abgeordneten auf das herzlichste begrüßt.

Dienstag, 9. Mai.

Im englischen Unterhause fragte der bisherige Führer der irischen Nationalisten, Redmond, den Ministerpräsidenten Asquith, ob er nicht wolle, daß die fortwährenden militärischen Hinrichtungen in Irland eine rasch zunehmende Erbitterung in dem Teil der Bevölkerung hervorriefen, der nicht die geringste Sympathie mit dem Aufstand selbst gehabt habe. Asquith antwortete, es sei schon bisher mit der Todesstrafe so sparsam wie möglich umgegangen worden. Er weigerte sich aber zu versprechen, daß vor erneuter Behandlung im Unterhaus keine Hinrichtungen mehr vorkommen sollten.

Der zwar alte, aber große Dampfer „Cymric“ von der White-Star-Linie ist nach Mitteilung des englischen „Neuerischen

Bureaus" von einem deutschen Unterseeboot im Atlantischen Ozean torpediert worden. Diese Nachricht, deren sachlichen Untergrund man hier noch nicht kennt, ist sicher zur Störung der deutsch-amerikanischen Verhandlungen in die Welt gesetzt worden. Eine andere Meldung besagt, daß die „Cymric“ keine Fahrgäste an Bord gehabt habe, also wohl auch keine amerikanischen Staatsbürger.

Aus dem russischen Kriegsbericht ist zu entnehmen, daß bei Jiluzi und Dünaburg erneut ernstlich gekämpft wird und daß im Schwarzen Meer der deutsche Kreuzer „Breslau“ den nicht besetzten Hafen Eupatoria nördlich von Sewastopol beschossen habe. Wir freuen uns, wieder einmal etwas von der „Breslau“ zu erfahren.

Mittwoch, 10. Mai.

Der amerikanische Präsident Wilson hat eine Note an die deutsche Regierung abgehen lassen, deren Inhalt vorläufig durch das „Reuter'sche Bureau“ bekannt gemacht wird: Die amerikanische Regierung hat zur Kenntnis genommen, daß die deutsche Regierung beschlossen hat, allen ihren Kommandanten zur See die Beschränkungen aufzuerlegen, die die Regeln des Völkerrechtes anerkennen und auf die die Regierung der Vereinigten Staaten in allen den vergangenen Monaten bestanden hat, seitdem der deutsche Unterseebootkrieg am 4. Februar 1915 angekündigt wurde. Die Regierung der Vereinigten Staaten verläßt sich darauf, daß die deutsche Erklärung hinfür gewissenhaft ausgeführt wird. Die jetzige Änderung ist geeignet, die hauptsächlichste Gefahr einer Unterbrechung der guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu beseitigen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hält es aber für notwendig zu erklären, daß das Ergebnis der diplomatischen Verhandlungen mit Deutschland in keiner Weise davon abhängig gemacht werden könne und dürfe, welche Vereinbarungen zwischen Amerika und England zustande kommen oder nicht. Die Achtung vor den Rechten amerikanischer Bürger auf hoher See, wie überhaupt die Rechte der Neutralen und Nichtkämpfer, seien etwas Absolutes und nicht etwas Relatives. — Die Tatsache, daß der amerikanische Präsident eine derartige Antwort sendet, beweist, daß die unmittelbare Kriegsgefahr als beseitigt gelten kann. Man kann nicht behaupten, daß die Tonart der neuen amerikanischen Note bei uns besondere Befriedigung wecke; aber auch die Amerikaner hatten ihrerseits am Ton unserer letzten Note Verschiedenes auszuweisen. Das Wesentliche ist schließlich doch das, was beiderseits getan wird.

Als Ergänzung zum deutsch-amerikanischen Notenwechsel macht die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bekannt, es werde nicht mehr bezweifelt, daß das von einem deutschen Unterseeboot am 24. März torpedierte vermeintliche Kriegsschiff in der Tat der vielmustrittene Dampfer „Suffe“ gewesen ist. Es folgt daraus, daß unsererseits die notwendigen Erklärungen und Entschuldigungen an Amerikaner und andere Neutrale angeboten werden müssen.

Die bulgarischen Abgeordneten nehmen heute von Berlin Abschied. Der Sekretär der Sobranje, Georgiew, Schwiagerjohn des Ministerpräsidenten Radoslawow, spricht sich in den wärmsten Ausdrücken über den deutschen Aufenthalt der Bulgaren in Dresden und Berlin aus: „Wir bringen aus unseren Rücksprachen mit den führenden Männern in Deutschland die feste Ueberzeugung mit, daß man unseren politischen und volkswirtschaftlichen Interessen in Berlin volles Verständnis entgegenbringt. Unsere Waffenbrüderschaft wird den Krieg überdauern. Wir haben einander in Not und Tod nicht bloß achten, sondern lieben gelernt“. Die Bulgaren gehen von hier aus noch nach Kiel, Hamburg und Düsseldorf.

Donnerstag, 11. Mai.

Nachdem die italienischen Vertreter von der Pariser Wirtschaftskonferenz des Vierverbandes zurückgekehrt sind, wird die gegenwärtige und künftige Wirtschaftslage Italiens von verschiedenen Gesichtspunkten aus besprochen. Trotz aller großen Worte über den Wirtschaftsband gegenüber Deutschland zeigt sich bei jeder ernsthaften Ueberlegung, daß gerade Italien ohne den

deutschen Markt gar nicht existieren kann. Die Haupterzeugnisse Italiens für den Welthandel sind: Seide, Wein und Früchte. Auf allen diesen Gebieten ist Frankreich mehr ein Konkurrent als ein Abnehmer, und England bezieht gerade diese Waren reichlicher aus überseeischen Ländern oder Frankreich als von den Italienern. Selbst ein so uerverbandseifriges Blatt, wie die „Gazette de Lausanne“, sagt, in jedem Falle sei es verkehrt gehandelt, wenn Italien sich den deutschen Markt verschließe, bevor es des englischen Marktes sicher ist. Die Sicherheit nun, daß die Herren Engländer für die Italiener in Zukunft wirtschaftliche Opfer zu bringen bereit sind, ist außerordentlich gering geworden, nachdem die Italiener die Erfahrung gemacht haben, daß der englische Handel im Krieg den Bundesgenossen mit Rücksichtslosigkeit ausbeutet. Sogar der Abgeordnete Luzzatti ist offenbar mit etwas gedämpfter Freudigkeit von Paris heimgekehrt.

Freitag, 12. Mai.

Schon öfter ist in letzter Zeit von einer militärischen Regsamkeit an der englischen Front in Flandern die Rede gewesen. Heute bringt der deutsche Bericht einen Sturm pfälzischer Bataillone südöstlich des Hohenzollernwerkes bei Hüllach, durch den mehrere Linien englischer Stellung und 127 unverwundete Gefangene gewonnen wurden. Auch in der Champagne hat eine stärkere Kampfesneigung eingesetzt, und die Franzosen haben nach ihrem Bericht einen deutschen Schützengraben von ungefähr 100 Meter Länge zerstört. Um Verdun herum wird noch immer von beiden Seiten heftig geschossen. Es besteht die Vermutung, daß die Franzosen einen anderen, mehr westlich gelegenen Hauptangriffspunkt suchen. Einzelne Militärberichterstatter Pariser Blätter warnen davor, Verdun vorzeitig von Truppen zu entblößen, da der deutsche Angriff noch längst nicht an seinem Ende angekommen sei, und daß die Franzosen endlich aufhören müßten, an die Ausgehungertheit der deutschen Truppen zu glauben.

Etwa 900 Deutsche aus Kamerun, die sich unter Führung von Gouverneur Ebermeyer auf spanisches Gebiet gerettet hatten, wurden von den Spaniern nach Madrid gebracht, während 5000 Eingeborene und eine Anzahl Europäer aus dem deutschen Kolonialgebiet in Spanisch-Guinea bleiben. Die spanische Neutralität macht offenbar den Engländern viel Kopfzerbrechen, weil sie gern die Meerenge von Gibraltar vollständig für jeden neutralen Schiffsverkehr schließen und auch die Durchfahrt deutscher Unterseeboote unmöglich machen wollen. Es soll ein englisches Anerbieten an die spanische Regierung ergangen sein, England werde den Spaniern den von ihnen gewünschten Anteil von Marokko sichern und sie gegen Deutschland verteidigen, falls sie die deutschen Schiffe in ihren Häfen in ihren Gebrauch nehmen wollten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die spanische Regierung an ihrer Neutralität festhalten wird. — Die Budapest Zeitung „Az Est“ will durch Funkenspruch erfahren haben, daß in Lissabon eine Revolution ausgebrochen ist, die den König wieder einsetzen will.

Sonnabend, 13. Mai.

Der Rücktritt des Staatssekretärs Dr. Delebrück von seinen Ämtern auf Grund langdauernder Erkrankung ist in erster Linie ein Ereignis für die Heimatchronik, da Staatssekretär Delebrück die tatsächliche Zentralfstelle für Kriegswirtschaft, Kriegshandel und Kriegsernährung gewesen ist. Es darf aber auch an dieser Stelle gesagt werden, daß die geschickte und erfolgreiche Führung der inneren Verwaltung ebenjogut eine Leistung der Vaterlandsverteidigung ist, wie Ausrüstung und Führung der Truppen. Wir wünschen dem bisherigen Staatssekretär des Innern, daß er nach wiedergefundener Gesundheit noch einmal seine Kräfte in den Dienst der Öffentlichkeit stellen kann.

Im Reichstag beantwortet der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. Zimmermann, eine Anfrage über unsere Bündnisverträge mit der Türkei. Es kommt dabei eine Mehrheit von Verträgen in Betracht, und zwar zunächst ein auf der Grundlage voller Gleichberechtigung aufgebautes Verteidigungsbündnis, das deutscherseits bei Beginn des Weltkrieges der Türkei angeboten und von ihr angenommen wurde. Die einzelnen

Bestimmungen dieses Bündnisses können nicht mitgeteilt werden. Sodann aber wird zwischen Deutschland und der Türkei seit vier Monaten über einen Konsularvertrag, einen Vertrag über Rechtsschutz und Rechtshilfe in bürgerlichen Angelegenheiten und einen Auslieferungs- und Niederlassungsvertrag verhandelt. Diese Verträge sind ihrer Fertigstellung nahe, und es versteht sich von selbst, daß sie nicht ohne Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften zur Geltung kommen können.

Gertrud Bäumer/Heimathronik

Montag, 8. Mai.

In den gegenwärtigen schwierigsten Monaten der Ernährungswirtschaft verschärft sich allenthalben der Ton der Kritik an den Behörden. Und sicher mit Recht, sofern man die Mißstände zum Maßstab nimmt, die jetzt in der Versorgung der Großstädte zutage treten. Andererseits steht immer die Riesenhaftigkeit der Aufgabe an sich vor einem: mit dem 24 köpfigen bundesstaatlichen Apparat eine Verbrauchsregelung aus freier Hand durchzuführen, die auch unter einheitlicher Leitung jeder Nationalökonom vorher für schlechthin unmöglich erklärt hätte. Welche ungeheuren Hemmungen liegen in der Reichsverfassung, in der politischen Verteilung der Ueberschußgebiete, die den politischen Partikularismus jetzt zum wirtschaftlichen schlimmsten Art werden läßt, in all den unsicheren Faktoren, auf denen im übrigen die Regelung aufbauen mußte! Ueberstieg nicht die Montierung all dieser widerstrebenden und unberechenbaren Faktoren zu einer einzigen tadellos arbeitenden Maschine überhaupt alles menschliche Vermögen? Der vollständige Umbau eines höchst komplizierten Uhrwerks im Gehen?

Alle Kritik — und gewiß ist die schärfste gewissen Mißständen gegenüber notwendig und berechtigt! — sollte sich selbst immer erst im Spiegel dieser Tatsachen kontrollieren, damit sie nicht unberechtigte Verbitterung fät.

Im Reichstag wird über die Arbeit von Frauen und Jugendlichen in der Schwerindustrie und im Bergbau gesprochen. Man sieht deutlich, wie stark die Tendenz ist, die Frauen auch in der Schwerindustrie über den Krieg hinaus zu behalten.

Das Polizeipräsidium in Berlin hat eine eingehende Durchsuchung aller Betriebsräume der Fleischer angeordnet, um volle Sicherheit zu haben, daß keine Zurückhaltung stattfindet. Eine Vereinfachung der Gasthausbeköstigung durch Bundesratsverfügung steht in Aussicht.

Beratungen der Regierung mit Fachkreisen über Höchstmaße für Kleidungsstücke.

— Die Rückkehr an den Kurort, an dem man im vorigen Jahr etwa um die gleiche Zeit war, gibt ein seltsames Gefühl von der Kriegsbauer. Es sieht ebenso aus wie im letzten Jahr, nur noch mehr Soldaten sind auf den Parkwegen und sehen aus den Fenstern. Und die Zeiten fließen ineinander. Damals war nichts als Krieg und das ganze Jahr dazwischen füllte der Krieg. Damals belam ich hierher die Nachricht vom Tod eines jungen Verwandten vor Verdun, und heute sucht man wieder allnachmittags die Berichte von Verdun unter den Anschlägen. Das Jahr mit keinem einen gleichen verzehrenden Inhalt ist wie gar nicht gewesen.

Dienstag, 9. Mai.

Wir sehen einem eisgrauen Bauern zu, der mit einem ungleichen und nicht sehr verträglichen Gespann von einem Pferd und einer Kuh pflügt. „Das habt er wohl noch nit g'sehen?“ sagt er beim Wenden zu uns herüber. Und ganz gelassen und zufrieden fügt er hinzu: „Es geht alles.“ Man merkt ihm zugleich die Genugtuung des alten Mannes an, der noch einmal wieder unentbehrlich geworden ist.

Berlin steht im Zeichen des bulgarischen Besuchs, den die ganze Bevölkerung mit Begeisterung miterlebt. Hübsche Worte des Abgeordneten Dr. Georgiew: „Wir wollen zu Ihrem Genie

unseren Wissensdurst, zu Ihrer Kultur unsere Strebbarkeit, zu Ihrem reifen Sinn unseren jugendlichen Drang, zu Ihrer Gewaltigen Macht unser tapferes Heer stellen, um uns unter der Gottesonne das ungetrübte Aufwärtsschreiten in Kultur und sozialem Wesen zu sichern, freie Entfaltungsmöglichkeit unserer seelischen und nationalen Kräfte zu erzwingen.“

Mittwoch, 10. Mai.

Wilsons Erwiderung steht heute in den Zeitungen und ärgert uns durch den professoralen Ton. Die deutschen Wählblätter bringen ihn schon lange als *praeceptor mundi*. Daß an sich die Beilegung des Konflikts der Volksstimmung bei uns entspricht, kann man allen Gesprächen auf den Parkbänken und im Kaffeeaal entnehmen.

Veränderungen in den Reichsbehörden, die mit einer tatsächlichen — nicht politischen Ertrankung Desbrücks zusammenhängen. Zugleich Gerüchte über eine neue, überbundesstaatliche Zentralisation der Lebensmittelversorgung. Das kann man sich nicht recht vorstellen, so sehr eine solche Zusammenfassung der Reichs-Versorgungswirtschaft sachlich zweckdienlich wäre.

Der Geschäftsordnungsausschuß des Reichstags hat sich gegen die Haftentlassung Liebknechts ausgesprochen (gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Polen). Damit wird man — da der Reichstag natürlich ebenso entscheiden wird — vorläufig die Zwischenaktsensationen im Reichstag los. Das ist angenehm, wenngleich das nicht der Grund für die Entscheidung des Reichstags ist.

Die „sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ ist um ein Mitglied — Rüssel-Borna — gewachsen.

Die Berliner Fleischer wehren sich gegen unsachgemäße Beurteilung bei den polizeilichen Revisionen und gegen übertriebene Berichte. Und die Berliner Butterversorgung stockt einmal wieder vollständig.

Ein Aufsatz Maeterlinds im „Figaro“ wird von den deutschen Zeitungen mit Befriedigung, aber nicht ohne einen Beigeschmack ironischer Genugtuung, wiedergegeben: eine Mahnung gegen den Haß und zur gerechten Anerkennung des Feindes. Man kann den Spott darüber nicht recht vertragen; ist nicht jeder Versuch, aus dieser entsehtlich vergifteten geistigen Atmosphäre über Europa sich heraus zu arbeiten, eine sehr ernste Sache?

Donnerstag, 11. Mai.

Das Flugblatt „Die Gewerkschaften und die Politik des 4. August“, das die Gewerkschaften an ihre Mitglieder verteilen lassen, ist eine der geschichtlich bedeutungsvollsten Kundgebungen des Krieges. Zugleich eine Tat inneren Aufbaues, von der in dieser Zeit der bedrückenden Futternapf-Erbitterung Ströme von Kraft ausgehen können. Man sollte das Flugblatt in höheren Schulen und Fortbildungsschulen mit allen heranwachsenden jungen Leuten lesen. Das könnte ihnen mehr sagen als manche „Rede in ernster Zeit“. „Mit dem deutschen Lande, seiner Unverletzlichkeit durch fremde Eroberung verteidigen wir die materielle Grundlage seines Volkes, die deutsche Volkswirtschaft und deren geistigen Ueberbau, die deutsche Kultur, in der wir leben und unsere Kinder erziehen, in der deutschen Wirtschaft, die Gewerkschaften und alles, was diese für die deutsche Arbeiterschaft errungen haben. Mit ihrer ganzen Existenz, mit ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind unsere Gewerkschaften in der deutschen Volkswirtschaft verankert. Es hieße sie von diesem Boden trennen, sie von den Wurzeln ihrer Kraft losreißen, wollten wir das Vaterland in dieser Stunde der Gefahr im Stiche lassen. . . . So ist die Politik des 4. August 1914, die Politik deutscher Selbsterhaltung, auch heute noch die einzig richtige für unser Volk. Sie ist zugleich die Politik der Selbsterhaltung der gesamten deutschen Arbeiterbewegung, der politischen wie auch der gewerkschaftlichen, denn in jeder anderen Politik wäre sie rettungslos verloren gewesen. Nur in der Rettung des ganzen Volkes kann sie ihre Daseinsberechtigung behaupten. Die Politik des 4. August 1914 ist der Gesamt Ausdruck des jahrzehntelangen Wirkens der deutschen Gewerkschaften, deren ganze Vergangenheit ein einziger Kampf für den

Aufstieg der Arbeiterklasse zur Teilnahme an den Errungenschaften einer höheren Kultur war. In ihr verteidigt die deutsche Gewerkschaftsbewegung sich selbst, ihre Existenz, ihre Gegenwart."

Die Ergebnisse der Einkommensteuer in Preußen im Kriegsjahr 1915 veröffentlicht die amtliche statistische Korrespondenz. Danach ist die Zensitenzahl um 383 000 oder 5 v. H. zurückgegangen (wenig, wenn man die ungeheure Zahl der einberufenen Männer in Betracht zieht, deren Zivileinkommen von da ab aufhörte!); das steuerpflichtige Einkommen ist um etwa 1 Milliarde zurückgegangen (5,8 v. H.), und das Erhebungsoll um 24 Millionen (6,5 v. H.). Daß der Rückgang in Anbetracht der Verhältnisse nicht groß ist, zeigt die Tatsache, daß das versteuerte Einkommen von 1915 immer noch um 288 Millionen höher ist als das von 1913. Daß das Land an dem Rückgang stärker beteiligt ist als die Stadt, wird z. T. auf die Zerstörungen in Ostpreußen zurückzuführen sein. Es wird interessant sein, mit der Wirkung des Krieges auf die Einkommen der physischen Personen später den Einfluß auf die Aktiengesellschaften zu vergleichen, von denen noch keine Ziffern vorliegen.

Die „Reichsbekleidungsstelle“ wird zur Durchführung ihrer Aufgaben eine G. m. b. H. begründen, die mit einem Millionenkapital imstande ist, selbst Ein- und Verkauf von zur Bekleidungs-fürsorge notwendigen Waren zu übernehmen.

Wieder einmal ist in Berlin die „Fleischkarte in Sicht“, diesmal nicht als Fata Morgana, sondern als kommende Wirklichkeit. ¼ Pfund pro Kopf und Woche führen einige Vororte jetzt ein!

Freitag, 12. Mai.

Im Reichstag kommt die Vereinsgesetznovelle zur Verhandlung — ein Stückchen Neuorientierung, das trotz konservativen Widerstandes nun doch glücklich unter Dach kommen wird.

Ueber die geplante Organisation der Lebensmittelversorgung wird offiziös berichtend mitgeteilt, daß an eine „Diktatur“ im Sinne der Ausschaltung bundesstaatlicher Rechte nicht gedacht werden könne, wohl aber an eine nähere Verbindung von Verwaltungs- und Exekutivinstanz — allerdings schwer vorstellbar ohne Aenderung der bisherigen Verteilung der Verordnung an das Reich und der Exekutive an die Bundesstaaten.

Muster guter Fleischversorgung in Straßburg. Einkommensfeststellung, Vorbehalt des Rechtes auf billigen Bezug für die Minderbemittelten, Uebernahme der Funktion des Großschlächters durch die Stadt selbst, Zuteilung der Bevölkerung an bestimmte Schlachterschlächter, die über ihren Kundenkreis ein Kontrollbuch zu führen haben, dem ein Ausweisbuch der einzelnen Haushalte entspricht.

Der Reichstag hat sich dem Beschluß des Geschäftsordnungsausschusses im Fall Liebknecht mit 229 gegen 111 Stimmen bei zwei Enthaltungen angeschlossen.

Die Zentralisation der Lebensmittelversorgung gewinnt etwas deutlichere Gestalt durch die Mitteilung, daß es sich um eine Zusammenfassung der Kriegsgesellschaften durch eine Zentrale handelt. Bei den Verhandlungen im Berliner Stadtparlament über die Fleischknappheit wurde der Ruf nach Zentralisation sehr energisch.

Die Konfektionshöchstmaße sind nunmehr festgestellt. Höchstmaß für garnierte Frauenkleider bei 110 Ztm. Stoffbreite 5,75 Mtr. Damit ist das Schicksal der weiten Röcke besiegelt.

Sonnabend, 13. Mai.

Der Rücktritt Delbrücks steht in den Morgenzeitungen. Es ist beinahe tragisch, daß Krankheit den Leiter des Reichsamts des Innern in einem Augenblick zum Rücktritt zwingt, der für die gerechte Würdigung seiner Leistungen sicher die ungünstigsten Bedingungen bietet. Von lauter angebahnten Regierungen im Augenblick zurückzutreten, da sie sich gegen alle bestehenden Hemmungen noch nicht durchsetzen konnten, das ist ein harter Abschluß eines Lebenswertes.

Ueber das Ergebnis der Viehzählung vom 15. April hat der preußische Landwirtschaftsminister persönliche Mitteilungen gemacht: Zunahme der Schafe, Abnahme der schlachtreifen Rinder und Schweine. Aber Aussicht auf günstigere Verhältnisse in der

Fleischversorgung. Die Ernte 1915 sei die geringste gewesen, die Deutschland seit lange gehabt habe, und in diesem Jahr sind die Aussichten so gut, daß das auch auf Erhöhung der Fleischbestände Einfluß haben muß. Um so mehr, als die Zahl der bei der Viehaufnahme festgestellten Ferkel dazu Aussicht gibt. Also heißt es, in Erwartung besserer Zeiten durchhalten.

Sonntag, 14. Mai.

Den kühlen, regnerischen Mai — nimmt alles hier mit Geduld in Kauf, weil man sich davon Gutes für die Ernte verspricht. Noch mehr als im letzten Jahr leben wir alle im Gedanken an die Felder draußen.

Als Mindestmaß für die kommende Berliner Fleischkarte wird 1 Pfd. für Person und Woche genannt. Ob sich nach dem Kriege die Menschen noch eine Vorstellung werden machen können von dem organisierten Fasten dieses Kriegsjahres! Wenn nur die Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit der Verteilung über allen Zweifel hinaus sichergestellt wird, dann wird alles ertragen werden. In Dresden ist eine Regelung der Fleischversorgung nach dem dort bewährten Butterkartensystem erfolgt. In Berlin klagt man über das völlige Versagen der Viehhandels-syndikate. Der Landwirtschaftsminister stellt zwar Nachhilfe durch requirierende Landräte in Aussicht, aber warum haben sie nicht schon durchgegriffen?

Die Nachfolge Delbrücks wird erst entschieden werden, wenn über die künftige Gestaltung der Aufgaben des Reichsamts endgültige Beschlüsse gefaßt sind — also wohl Abtrennung einer Versorgungszentrale und Entlastung des politischen Warenhauses, das das Reichsamt war und im Kriege noch in ungeheuerlich verstärktem Maße werden mußte.

Friedrich Naumann / An Staatssekretär Dr. Delbrück

Ew. Erzellenz

müssen aus Gründen der Gesundheit inmitten eines arbeitsvollen Lebens eine Pause eintreten lassen und aus der Reihe der Schaffenden und Ordnenenden in die Menge der Abwartenden und Zuschauenden zurücktreten. Auch wenn dabei die Hoffnung bleibt, daß die gute Naturgrundlage Ihres Daseins sich nach einer Erholungszeit wieder als tragkräftig erweisen wird, so ist doch für jetzt der Schritt aus der Staatsleitung heraus vollzogen, und alle Anerkennungen und Ehren, die Ew. Erzellenz reichlich mit sich aus der Wilhelmstraße heimwärts nehmen, gleicht das Leid nicht aus, das den Mann umwölkt, wenn er vor der Zeit seine Werkzeuge weglegen und halbvollendete Entwürfe liegen lassen muß. Da aber dieses persönliche Leid in eine Zeit fällt, in der von allen Volkskreisen vieles und oft noch Schwereres erduldet wird, so darf ich annehmen, daß es Ihrem Sinne entspricht, davon nicht allzuviel weiter zu reden. Wir alle haben in diesen Jahren die Pflicht, auch den Mühsalen des eigenen Lebens gegenüber noch tapferer zu sein als sonst.

Es muß aber verstatet sein, im gegenwärtigen Zeitpunkt ein Wort des Dankes für das auszusprechen, was Ew. Erzellenz uns allen geworden und gewesen sind, und wie von Ihnen die innere Politik, Gesetzgebung und Verwaltung während des Krieges seither geführt wurden. Ich las in verschiedenen Zeitungen Abschiedsartikel, in denen Ihre Arbeit und Laufbahn gewürdigt wurde, fand aber dabei oft den Gesichtspunkt vorherrschend, ob und wie weit Sie gerade dieser oder jener Partei oder Interessengruppe nahegestanden hätten. Wollte ich nun als liberaler Politiker das politische

Gesamtwert Ihres bisherigen öffentlichen Daseins auf unsere Parteifarbe hin prüfen, so müßte ich wohl damit anfangen, die unverlierbaren konservativen Wesenszüge und Neigungen hervorzuheben, die Ew. Erzellenz selbst dann an sich trugen, wenn Sie, wie in Ihrer Danziger Zeit, in liberaler Umgebung wirkten, oder wenn Sie, wie es häufig in den letzten Jahren geschah, gerade von rechts her als Mann der kommenden Neuorientierung befehdet wurden. Aber es scheint mir jetzt im großen Krieg überhaupt nicht am Plage, daß sich die Menschen gegenseitig danach beurteilen, wie sie in den Schematismus der alten Gruppierungen hineinpassen, da wir alle durch den Kriegsverlauf so anders gearteten neuen Fragestellungen und damit auch Interessengegensätzen uns nähern, daß keiner sagen kann, welches die parteipolitischen Maßstäbe des kommenden Jahrzehntes sein werden. Sie selbst haben, wie ich weiß, diese allgemeine Umwandlung unseres Zeitalters so lebhaft und vielseitig empfunden wie wenige andere unserer Zeitgenossen, und gerade Ihnen gegenüber sollte man darum parteifreier und menschlicher in der Beurteilung sein, als es vielfach geschieht. Es war zudem oft gar nicht Ihr persönlicher Wille, sondern lag in der Logik Ihres Amtes, wenn Sie bald diese oder bald jene Partei oder Gruppe gegensätzlich anfassend mußten.

Wenn wir in Deutschland ein parlamentarisches Mehrheitsregiment besäßen, wie es in England und Frankreich und anderen Staaten vor dem Kriege in Übung war, so würde natürlich auch die Wirksamkeit eines Reichsministers des Innern mehr an dem Programme bemessen werden müssen, das er und seine Partei vor ihrer Regierungsperiode zu verkündigen pflegten, aber dieser Zustand, der ebensoviel starke Vorteile wie Nachteile hat, ist durchaus nicht der Heimatboden Ihrer politischen Entwicklung gewesen. Ew. Erzellenz waren von Haus aus preußischer Beamter, der zum Reichsbeamten emporwuchs, und haben von da aus die Welt angesehen und bearbeitet. Wer ein Verständnis Ihrer Tätigkeit sucht, muß diesen Ausgangspunkt im Auge behalten. Wie gern gedenken Sie Ihrer fröhlichen und erfolgreichen Landratszeit im deutschen Osten! Und in der Tat ist es ein Vorzug des deutschen Regierungssystems, daß die leitenden Minister unserer inneren Verwaltung den Dienst als Verwaltungsbeamte in Kreisen und Provinzen und, wie es bei Ihnen der Fall ist, die vielseitige und bewegliche Tätigkeit eines großstädtischen Oberbürgermeisters selbst in ihrem eigenen Leben durchmachen können. Auf diese Weise gelangt oft weniger ein Programm auf den Sitz der ausübenden Gewalt als ein erworbenes Können, eine Technik des inneren staatlichen Betriebes an sich. Diese Technik hat die Gefahr, zur bloßen gut funktionierenden Bürokratie zu werden, wenn die Seele, die im Techniker lebt, nicht stark und aufnahmefähig genug ist, um auch einen erweiterten und verwickelteren Pflichtkreis wirklich zu durchdringen, aber gerade das ist es, was wir an Ew. Erzellenz geschätzt und mit steigender Bewunderung gesehen haben, wie die Anteilnahme und das Miterleben von hundert und aber hundert verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens bei Ihnen mit der Ausweitung Ihres zuletzt fast unübersehbaren Pflichtkreises gewachsen ist. Ich persönlich habe, wenn ich das jetzt in dieser Stunde sagen darf, rein psychologisch seit Jahren ein Vergnügen daran gehabt, die Erweiterungsfähigkeit des seelischen Apparates am offenkundigen Beispiel Ew. Erzellenz zu studieren. Auch wenn man dabei einrechnet, daß Ihnen durch Ihre amtliche Stellung ganz andere Mittel zur Einholung von Kenntnissen und Gesichts-

punkten zu Gebote standen, als uns anderen, so wurde es doch immer wieder handgreiflich deutlich, wie häufig der dienstlich zusammengetragene umfassende Stoff erst durch Ihre eigenste persönliche Beschäftigung mit ihm eine brauchbare Form fand. Es war nicht zufällig, daß Ew. Erzellenz über die buntesten Materien mit gewohnter Sicherheit zu reden und zu antworten verstanden, da irgendwann alles das Mannigfaltige als persönliches Problem in Ihrem Bewußtsein auf- und niedergetaucht war. Es gibt und gab nach meiner Ueberzeugung nur sehr wenige Menschen mit so ausgedehnter innerer Instrumentation. Gerade diese geistige Anlage aber gehört zum deutschen Reichsamt des Innern, wenn aus diesem überbeladenen Amte überhaupt etwas einigermaßen Einheitliches gemacht werden soll.

Alle Reichsämtler wachsen beständig in ihrem Arbeitsumfang, am meisten aber das Reichsamt des Innern, denn es steigt der Stoff der Wirtschaftspolitik, Handelspolitik, Sozialpolitik und vieler Nebengebiete mit der Entwicklung des deutschen Volkes im ganzen. Es steigen auch auf allen Seiten die Ansprüche an die ordnende Kraft des Staates. Wenn Ew. Erzellenz jetzt von ruhiger Erholungsstelle aus Ihrem Gedächtnis nicht verwehren können, frühere Mühen nochmals an die Oberfläche zu bringen, so quillt es geradezu von Landwirtschaft, Bergbau, Industrie, Zollfragen, Arbeiterorganisationen, Syndikaten, Qualitätsregelungen, Verkehrsmaßnahmen, Gesetzen, Verordnungen, Interpellationen und Resolutionen. Das Leben selbst in seiner Tausendfältigkeit hat Tag und Nacht mit Ihnen gesprochen, bis es auch für Sie zu viel geworden ist, weil der Krieg den Verwaltungsstoff zu einer gespenstigen Masse zusammenhäufte. Dabei brachte fast jede neue Einzelfrage einen Zuwachs an Reibungen, die teils sachlicher, teils aber formaler Natur waren. Da nämlich das Reichsamt des Innern auf Grund unserer sehr verwickelten Reichsverfassung sozusagen einen Kopf, aber keine eigenen Hände hat, und da es nur als Arbeitsstelle des Bundesrates in das Gesamtsystem eingefügt ist, so fehlt ihm von vornherein diejenige Selbstfischerheit, die im durchgeführten Einheitsstaat ein Ministerium des Innern besitzt. Es besteht bei uns zwischen Gesetzgebung und Verwaltung eine Zwischenstelle, die zwar anordnet, aber nicht selbst durchführt. Die Zahl der Kollegien und Ministerien, mit denen dieses Oberministerium des Innern zu arbeiten und auf die es Rücksicht zu nehmen hat, ist Legion. So sehr man im Inlande und Auslande unsere deutsche Organisationsfähigkeit jetzt rühmt, so muß man doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, zugestehen, daß im Reichsamt des Innern noch nicht die letzte Form einer obersten deutschen Verwaltungsbehörde erreicht ist. Dieser beschwerliche Verfassungszustand des Reichsamtes des Innern kann von einer vielseitigen, biegsamen Kraft überwunden werden, und Ew. Erzellenz haben von 1909 bis jetzt den Beweis geliefert, daß Geschick und guter Wille sehr viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen verstehen, aber ein beträchtlicher Teil des Aufbrauchens der Kräfte liegt in Organisationsverhältnissen, die zwar wohl geschichtlich begreiflich, sachlich aber nicht an sich nötig sind. Indem ich dieses hier ausspreche, sage ich das sicherlich nicht als etwas Neues für Ew. Erzellenz, sondern schreibe es für die vielen, die den Grund zahlreicher Verzögerungen und Hinausschiebungen nicht begreifen konnten, wie es besonders während der Kriegszeit oft vorgekommen ist. Es leidet dieses Amt sozusagen an der ganzen vielverschlungenen deutschen Geschichte, was sich in Zukunft vielleicht wird mildern, kaum aber je ganz beseitigen lassen.

Dieser Untergrund hat die Kriegsarbeit des Reichsamtes des Innern mehr beschwert, als Fernerstehende vermuten können. Während sonst der Krieg die einheitlichen, diktatorischen Entscheidungen vermehrte und auch in der Bevölkerung schnelle Einheitlichkeit gefordert wurde, war zwischen den diktatorischen militärischen Kommandogewalten der innere Verwaltungs- und Versorgungsbetrieb auf keine zentrale Mobilmachung eingerichtet. Ew. Erzellenz haben das Menschenmögliche in Richtung auf Vereinheitlichung getan, und wenn jetzt bei Ihrem notwendig gewordenen Ausscheiden wenigstens die Ernährungsfragen in eine besondere, einheitliche Hand gelegt werden sollen, so ist das, wenn ich die Dinge recht verstehe, ein Erfordernis, das als Erbe Ihres Wirkens anzusehen ist. Auch nach Absonderung dieses Gebietes von der direkten Einflusssphäre des Reichsamtes des Innern bleiben aber hier Aufgaben der Zukunftsgestaltung für die kommende Friedenszeit, von denen wir hoffen, daß Sie nach wiedergewonnener Gesundheit in irgendeiner Form ihnen Ihre Erfahrung widmen können.

Während des Krieges habe sicherlich nicht nur ich, sondern die große Mehrzahl unserer Mitbürger angenommen, daß Ew. Erzellenz das Werk der Kriegswirtschaft bis zu Ende fortführen werden. Auch diejenigen, die in einzelnen wirtschaftlichen Fragen andere Wege gehen wollten, waren doch zufrieden, daß ein Mann in der Mitte aller dieser Dinge stand, der sie wirklich überschaute und abwog. Es würde die Höhe Ihres Lebens bedeutet haben, die schwersten Umgestaltungen bis dahin weiter durchzuführen, wo das Kriegsmäßige und Problematische sich wieder einfügt in einen neuen geordneten Gang der Entwicklung. Da dieses aber leider nicht vom Schicksal so gewollt wurde, so bleibt in Ihre und unsere Erinnerung eingeschrieben, wie Sie vom Kriegsbeginn bis jetzt dem Staat und Volk mit Einsetzen Ihres vollen, reif gewordenen Könnens bis an die Grenze des körperlich Möglichen gedient haben. Es ist mir und anderen unvergeßlich, wie Ew. Erzellenz den 4. August 1914 vorbereiteten. Als der Kaiser sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“, war das der monarchische Ausdruck für den Willen, mit dem der Herr Reichskanzler und Ew. Erzellenz die Führung der Geschäfte während des Krieges übernahmen. Dieser Grundton darf jetzt um keinen Preis verloren gehen, wenn wir den Krieg gewinnen wollen. Wer auch Ihr Nachfolger sein mag, so erwarten wir von ihm diesen vaterländischen überparteilichen Klang von seinem ersten Tage an. Gerade weil Ew. Erzellenz um des nötigen Burgfriedens willen die neue Orientierung mehr für die Zukunft versprochen als in der Gegenwart herbeiführen konnten, so übergeben Sie Ihrem Nachfolger, indem Sie ihm die Hand reichen, eine große, vor allem Volke übernommene Verpflichtung. Wollte er das, was Sie uns in den verschiedenen Sitzungen der Reichstagskommission in Übereinstimmung mit dem Herrn Reichskanzler in Aussicht gestellt haben, nicht als ernstlichste Verpflichtung des Reichsamtes des Innern selbst übernehmen, dann würde viel Unglück aus solcher Aenderung der Haltung folgen. Die Menge des Volkes hat Ihnen geglaubt, und wir hoffen bestimmt, daß sie darin recht gehandelt hat.

Unmöglich kann der Außenstehende im einzelnen Falle wissen, welches Stück der Kriegswirtschaftsgesetzgebung von Ew. Erzellenz persönlich geschaffen wurde. Das aber ist bei allen großen Kriegshandlungen ebenso. Auch an den großen Taten Hindenburgs und Mackensens haben diese Männer nicht allein gearbeitet. Eine vielfältige Harmonie von Schaffenskraft gipfelt schließlich in einem verantwortlichen

Kopfe. Dieser Kopf für die Verwaltungsbewegungen des Krieges sind für 1½ Jahre Ew. Erzellenz gewesen. Während England uns aushungern wollte, standen Sie in der zu ernährenden gewaltigen Festung als Obermagazinverwalter eines um sein Leben kämpfenden tapferen Volkes. So wird Ihr Bild im Gedächtnis der Geschichte und Nachwelt bleiben. Das Einzelne vergeht und verschwindet, aber dieser Gesamteindruck überdauert die Zeit, denn er gehört zur großen Geschichte des unvergänglichen Ringens. Nie war ein Krieg so wirtschaftlich wie dieser, und erst nach dem Kriege wird aus Akten und Aufzeichnungen hervorgehen, welche unglaubliche gefegnete Mühe es war, unter vielem Widerspruch ein inneres Verteidigungssystem durchzuführen. Möge das, was gut begonnen wurde, gut weitergeführt werden!

Ihnen aber persönlich wünschen ich und viele andere ein Ausruhen zur Genesung.

In treuer Verehrung

F r. R a u m a n n.

Friedrich Weinhausen / Das Kapitalabfindungsgesetz

Die Abänderungen, die das Kapitalabfindungsgesetz in den beiden Lesungen des Haushaltsausschusses im Reichstage erfahren hat, geben wenig Anlaß zur Befriedigung. Und da die Beschlüsse der Kommission höchstwahrscheinlich alle im Gesamtreichstag angenommen werden, erscheint es geboten, beizeiten vor allzu hoch geschraubten Erwartungen unserer Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen frühzeitig zu warnen. Die Zahl der Nutznießer dieses Gesetzes wird aller Voraussicht nach weit geringer sein, als man anfänglich gemeinhin annahm.

Die Grundtendenz des Gesetzes, die im ersten Paragraphen ausgesprochen wird, ist unverändert geblieben: „Personen, die aus Anlaß des gegenwärtigen Krieges auf Grund des Manufakturversorgungs- oder des Militärhinterbliebenengesetzes Anspruch auf Kriegerversorgung haben, können auf ihren Antrag zum Erwerb oder zur wirtschaftlichen Wirkung eigenen Grundbesitzes durch Zahlung eines Kapitals abgefunden werden.“ Uns fortschrittlichen Kommissionsmitgliedern erschien diese Zweckbestimmung zu eng. Wir beantragten den Zusatz hinter „Grundbesitzes“: „oder zur Gründung oder Erhaltung einer beruflichen Tätigkeit“. Wir gingen davon aus, daß alle Kriegsversehrten und Kriegerwitwen ohne Unterschied, wenn sie nur in ihrer Person und in ihren sonstigen Verhältnissen die Gewähr für einen zweckentsprechenden Gebrauch der Kapitalabfindung böten, gleichmäßig an den Vorteilen des Gesetzes beteiligt werden müßten. Wir wiesen auf städtische kriegsbeschädigte Mieter hin, denen mit Entschuldung ihres im Kriege verfallenen Geschäftsbetriebes oder mit der Möglichkeit einer Berufsänderung, mit der Auszahlung eines kleinen Betriebskapitals wesentlich besser geholfen sei als mit der erzwungenen An siedlung. Wir machten auf viele Kriegerwitwen aufmerksam, die ohne Grundbesitz gern einen kleinen Laden aufmachen würden, wenn sie nur einige hundert Mark für den Anfang bar in die Hand bekämen. Allein wir drangen mit unserem Antrage nicht durch. Immer wieder und von allen Seiten wurde uns entgegengehalten, daß nur der eigene Grundbesitz die Gewähr zweckentsprechender Verwendung der Kapitalauszahlung biete. Als wir die Ge-

fahren späterer Verschuldung des Eigenbesitzes oder gar schnellen spekulativen Verkaufs hervorhoben, suchte man uns dadurch zu beruhigen, daß man neue Sicherheitsvorschriften für diese Fälle in das Gesetz hineinschrieb; man fügte auch dem § 1 ausdrücklich hinzu, daß schon der Beitritt zu einem gemeinnützigen Bau- oder Siedlungsunternehmen zum Erwerbe eigenen Grundbesitzes dem Gesetzeszweck gerecht werde. Aber man ging grundsätzlich nicht von der „eigenen Scholle“ als notwendiger Voraussetzung der Abfindung ab. Wir haben gewiß volles Verständnis für das Bestreben, im Interesse der Versorgungsberechtigten wie im Interesse des Reichs die Möglichkeit auszuschließen, daß das ausgezahlte Kapital schnell verlorengeht und die Abgefundenen ärmer als vordem werden. Allein wir sind nicht überzeugt worden, daß dieses Ziel bei „Gründung oder Erhaltung einer beruflichen Tätigkeit“ unter Beobachtung der notwendigen Vorsicht auf keinen Fall erreicht werden könnte.

Die grundsätzliche Aussprache hierüber hat dann zu Beschlüssen geführt, die eine weitere Sicherstellung des Reichs und der Abgefundenen vor späteren Verlusten bezwecken. Ein neuer Paragraph 5a bestimmt nämlich: Die Wiederveräußerung und Belastung eines auf Grund der Kapitalabfindung erworbenen Grundstücks ist innerhalb einer von der obersten Militärverwaltungsbehörde bestimmten Frist nur mit deren Genehmigung zulässig; auch ist auf ihr Ersuchen das Veräußerungsverbot in das Grundbuch einzutragen. Außerdem besagt ein neuer Paragraph 7a: Wird der Zweck der Kapitalabfindung vereitelt, so ist auf Ersuchen der obersten Militärverwaltungsbehörde die Abfindungssumme zurückzuzahlen; zur Sicherung dieser Rückzahlungsforderung kann die Eintragung einer Sicherungshypothek verlangt werden. Mit diesen Bestimmungen ist in der Tat eine weitgehende Sicherstellung des Reichs erzielt, aber auch eine so kräftige Bindung des Versorgungsberechtigten, daß der Anreiz zur Kapitalabfindung dadurch entschieden geschwächt wird. Um diese Gefahr einigermaßen auszuschalten, ist eine neue Vorschrift (§ 7b) aufgenommen, wonach dem Abgefundenen „im Fall der Weiterveräußerung des Grundstücks zwecks Beschaffung einer anderen Erwerbsmöglichkeit oder aus anderen wichtigen Gründen“ auf Antrag die durch die Abfindung erloschenen Gebühren gegen Rückzahlung der Abfindungssumme wieder bewilligt werden können. Durch diese Möglichkeit des Wiederauflebenlassens der Zusatzrenten soll also der Abgenommene vor schweren Enttäuschungen und dauernden wirtschaftlichen Schädigungen bewahrt werden. Alle Rückzahlungen sollen übrigens so berechnet werden, daß der Abgenommene nicht mehr zurückzugeben braucht, als er empfangen würde, wenn er im Zeitpunkt der Rückforderung den Antrag auf Kapitalabfindung gestellt hätte.

Ein besonders schwieriges Kapitel der an technischen Schwierigkeiten überaus reichen Gesetzesvorlage war das von der Behandlung abgenommener Kriegerwitwen, die sich wieder verheiraten. Den Kriegerwitwen die Wiederverheiratung zu erleichtern, war selbstverständlich allgemeine Absicht. Die erste Lesung endete deshalb mit dem Beschluß, sämtlichen versorgungsberechtigten Kriegerwitwen bei Wiederverheiratung eine dreifache Jahresrente als Heiratsausstattung zu geben. Die Analogie der Abfindung von Witwen unfallverletzter Arbeiter im Unfallversicherungsgesetz sprach für diese Lösung. Allein die Rücksicht auf entgegenstehende Bestimmungen des Militärhinterbliebenengesetzes verbot eine so tief einschneidende Gelegenheitsvorschrift, und so fiel diese Regelung in der

zweiten Lesung zugunsten einer Resolution, die „demnächst“ einen eigenen Gesetzentwurf zur Einführung der Kapitalabfindung für alle Kriegerwitwen, die sich wiederverheiraten, fordert. Aber für die bereits abgefundenen Kriegerwitwen mußte im Falle einer neuen Eheschließung natürlich sofort eine Regelung gefunden werden. Sie ist nach vielfachen Versuchen folgendermaßen formuliert worden: Schließt eine abgenommene Witwe eine weitere Ehe, so ist die Abfindungssumme binnen drei Monaten nach der Eheschließung insoweit zurückzuzahlen, als sie den Gesamtbetrag der bei ihrer Festsetzung berücksichtigten und bis zu ihrer Wiederverheiratung fällig gewordenen Versorgungsgebühren übersteigt; von dem hiernach zurückzuzahlenden Betrage ist der Witwe der dreifache Betrag desjenigen Versorgungsteils zu belassen, welcher der Kapitalabfindung zugrunde gelegt ist. Danach ist also einstweilen die abgenommene Kriegerwitwe bei der Wiederverheiratung günstiger gestellt als die nicht abgenommene.

Soviel über die wichtigsten grundsätzlichen Abänderungen der Gesetzesvorlage. Praktisch ist außerdem noch eine höhere Abfindungssumme beschlossen worden, indem der Stala der bekanntlich nach Lebensalter abgestuften Kapitalauszahlungen nicht eine 5prozentige Verzinsung, wie die Vorlage wollte, sondern eine 4prozentige zugrunde gelegt wurde. Demnach erhält beispielsweise der mit Kapitalisierung der Kriegszulage und einfachen Verstümmelungszulage abgenommene Kriegsverletzte, wenn er 21 Jahre alt ist 3330 + 5994 Mark, wenn er 30 Jahre alt ist 2925 + 5265 Mark, wenn er 40 Jahre alt ist 2475 + 4455 Mark und wenn er 55 Jahre alt ist 1485 + 2673 Mark ausbezahlt. Die eigentliche Kriegsrente, die ja gar nicht kapitalisiert werden soll, läuft daneben natürlich lebenslang weiter.

Dem verhältnismäßig kleinen Kreis von versorgungsberechtigten Kriegsverletzten und Kriegerwitwen, denen mit eigener Scholle oder eigenem Heim wirklich gebient ist, kann also reichlicher Segen aus dem Gesetz erblühen. Die Masse der anderen aber hat leider keinen Vorteil von der neuen Fürsorge für unsere Krieger.

Paul Rohrbach / Rußlands unbebaute Felder

Der vom russischen Landwirtschaftsminister in der Duma angekündigte Rückgang der Anbaufläche bestätigt sich in vollem Maße. Die neuesten Daten stellen fest, daß gerade in den fruchtbarsten Gebieten Rußlands nur zwei Drittel, oft aber nur die Hälfte des Ackerareals besät ist, und daß bei den Frühjahrsarbeiten die Fläche der unbebauten Felder immer größere Dimensionen anzunehmen droht. So wird der „Nietich“ vom 3. Mai aus Jarizyn berichtet, daß die Abnahme des Anbaugebiets als „Lösung der Arbeiterfristen“ sehr weite Anwendung findet und einen „bedrohlichen Umfang“ annimmt. Die Maßnahmen, die seinerzeit vom Ministerium und den örtlichen Organisationen angeordnet wurden, haben, wie zu erwarten war, nur sehr dürftige Resultate gezeitigt.

Die fehlenden Arbeitskräfte sollten durch eine „Mobilisation“ der Flüchtlinge, der Kriegsgefangenen und der verjagten deutschen Kolonisten, sowie durch „Verbrecherkolonnen“ ersetzt werden. Alles, was also in Rußland dem Schicksal eines erbarmungslosen Elends ausgeliefert ist, soll bis auf den letzten Blutstropfen ausgenutzt und in den Dienst der dringenden Feldarbeit gestellt werden. Am

größten ist die Nachfrage nach Kriegsgefangenen, da ihre Arbeit natürlich die billigste ist: sie erhalten 9 Rubel im Monat, während der gewöhnliche Arbeiter jetzt 2—3 Rubel am Tage verdient. Nebenbei sei erwähnt, daß den Kriegsgefangenen, laut Instruktion des Ministerpräsidenten an die Gouverneure, „die Hälfte ihres Lohnes zur Bestreitung der von den Semstwo-Organisationen für den Unterhalt und die Bewachung der Kriegsgefangenen ausgelegten Unkosten“ abgezogen wird! So berichtete der „Denj“ vom 30. April. Die Kriegsgefangenen werden für gewöhnlich den schwächsten und ärmsten bäuerlichen Familien zur Verfügung gestellt, obwohl diese, wie es im Bericht aus Jarizyn wörtlich lautet, „nicht in der Lage sind, den Kriegsgefangenen das Minimum der Verpflegung zuteil werden zu lassen, welches vom Gesetz gefordert wird!“ („Rjetsch“ vom 3. Mai.)

Infolge der allgemeinen Organisationslosigkeit und der Transportschwierigkeit auf den Eisenbahnen, konnten aber bisher Kriegsgefangene nur in geringer Anzahl für die Feldarbeit verwandt werden. Ebenso ging es mit den Flüchtlingen. Da die Hauptmasse der Flüchtlinge „aus Weibern, Greisen, Kindern und zu jeder Arbeit gänzlich unfähigen Leuten besteht, deren letzte Kräfte noch durch Krankheit und Elend aufgezehrt sind, so ist von den Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte, nicht einmal ein Zehntel in Erfüllung gegangen!“ Wie weit die vertriebenen deutschen Kolonisten und Verbrecherabteilungen der russischen Landwirtschaft dienstbar gemacht werden konnten, bleibt dahingestellt. In letzter Zeit ist man im Astrachanschen Gouvernement sogar darauf verfallen, Kirgisen zur Bestellung der Felder heranzuziehen. Die Resultate sind aber noch trauriger gewesen, als bei den Flüchtlingen, denn die sesshaften Kirgisen ziehen es natürlich vor, zu Hause zu arbeiten, die Nomaden dagegen können sich durchaus nicht mit der „Weisheit einer sesshaften Landwirtschaft“ befreunden; auch sind ihre Ansprüche im Vergleich zu ihrer Arbeitsfähigkeit, 35—45 Rubel im Monat, zu hoch.

Fast ebenso empfindlich wie die Arbeiternot macht sich der große Mangel an landwirtschaftlichen Maschinen geltend. Vor dem Kriege brauchte Rußland jährlich für mehr als 127 Millionen Rubel landwirtschaftliche Maschinen, von denen die Hälfte (für 64 Millionen) aus dem Ausland, hauptsächlich Deutschland, Oesterreich und Amerika, importiert wurde. Die Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen betrug im ersten Halbjahr 1914 über 30 Millionen Rubel, im ersten Halbjahr 1915 dagegen nicht einmal 0,4 Millionen Rubel, ist also während des Krieges um das Achtzigfache zurückgegangen! Die einheimische Maschinenfabrikation ist infolge des Arbeitermangels und der Inanspruchnahme vieler Fabriken durch die Kriegslieferungen nach den Angaben des offiziellen Organes des Handelsministeriums ebenfalls um 75 v. H. zurückgegangen! „Es wird also — wie es in einer speziellen landwirtschaftlichen Zeitschrift heißt — in diesem Jahre nicht mehr mit einem Mangel, sondern mit einem völligen Nichtvorhandensein landwirtschaftlicher Maschinen zu rechnen sein!“ Die Bauern in Süd-Rußland stehen ratlos vor ihren Feldern und sagen: „Besäen würden wir die Felder schon, aber wie sollen wir die Ernte einbringen?“ („Rußtija Wjedomosti“ vom 15. April.)

Schließlich ist es die Furcht vor der Requisition, die sich lähmend auf die gesamte landwirtschaftliche Produktion Rußlands legt und durch den enormen Rückgang des Viehbestandes unmittelbar die Landwirtschaft trifft. Gleichzeitig mit der vom Landwirtschaftsminister angeordneten Viehzählung sind die Gerüchte von bevorstehenden Requisitionen bis in die entferntesten Winkel Rußlands gedrungen, und die Folge ist: der Bauer verkauft in Massen sein Vieh. „Man wird uns das Vieh doch fortnehmen, dann kannst du sehen, wo du das Geld findest: sicherer ist es, du verkaufst es rechtzeitig!“ sagt sich der Bauer und treibt sein Vieh auf den Markt. („Rußtija Wjedomosti“ vom 2. April.)

Die Landwirtschaft, das Rückgrat des russischen Organismus, das Fundament der russischen Finanzen, ist durch den Krieg in ihren Grundfesten erschüttert worden und treibt unaufhaltsam der Katastrophe entgegen. „Es lohnt sich nicht, die Felder zu bebauen, da es sich nicht lohnt mit Verlust zu arbeiten“, in diesem lapidaren Bekenntnis eines russischen Bauern drückt sich die ganze Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht der russischen Landwirtschaft aus. Die Folgen werden für die nächste Ernte von entscheidender Bedeutung sein.

Diese Zeugnisse sind aus maßgebenden russischen Blättern der letzten Wochen, gerechnet nach der Zeit ihres Einganges in Deutschland, gesammelt. Sie sind darum bedeutend, weil sie die immer angstvoller werdende Steigerung von Besorgnissen enthalten, die sich schon seit dem vorigen Herbst in Rußland zu bilden angingen. Schon gleich nach der Ernte wurde es deutlich, daß kein Gedanke an eine ausreichende Bestellung der Winteraackfläche war. Man tröstete sich aber halbwegs mit der Sommeraack. Die Pessimisten sagten dazu, für das Sommerkorn werde die Bestellung noch schlechter ausfallen, als für das Winterkorn. Sie haben recht behalten. Die allgemeine Desorganisation macht jetzt in Rußland reißende Fortschritte, und das drückt sich auch in der Unfähigkeit aus, die Selbstbestellung zu sichern.

Machen wir uns klar, was diese Tatsache für Rußland bedeutet! Sie bedeutet, daß in bestimmt absehbarer Zeit, spätestens gegen Ende des kommenden Winters oder im Frühjahr, die Hungersnot unmittelbar vor der Tür stehen wird. In manchen Teilen des Reiches kommt es sicher auch schon früher dazu. Es wäre aber falsch, das Ende der russischen Widerstandskraft erst für den Zeitpunkt zu erwarten, wo der Hunger tatsächlich das ganze 170-Millionen-Volk ergreift. Es wird schon genügen, wenn die Katastrophe ihren Schatten erst deutlich vorauswirft.

Ich hatte neulich Gelegenheit, von einer Persönlichkeit, deren Sympathien ausgesprochen auf Seiten der Entente sind und die von einer längeren Reise durch Rußland nach einem neutralen Lande zurückgekehrt ist, etwas berichten zu hören. Es lautete: „An der russischen Front sieht es scheinbar noch ganz gut aus. Die Leute sind ausreichend verpflegt und versorgt, aber sie haben keine Lust mehr, und sie sagen: siegen können wir doch nicht gegen die Deutschen! Wer sich drücken kann, drückt sich, und die Befreiungszeugnisse werden gehandelt wie Lieferungsscheine. Die Korruption ist grenzenlos, und sie gibt sich kaum noch Mühe, sich zu verstecken. Hinter der Front geht alles drunter und drüber. Die Eisenbahnen funktionieren nur noch zur Versorgung der Front. Was quer dazu laufen soll, ist hoffnungslos verfahren. Es ist nicht mehr möglich, Ordnung hineinzubekommen, sondern es wird nur noch immer schlimmer. Jetzt

auf die Seite Rußlands treten, wäre soviel, wie sich mit einem Körper verbinden, der sich auflösen beginnt."

Ich brauche diesen Worten nichts hinzuzufügen. Sie haben das ihrige dazu beigetragen, um an einer gewissen Stelle die Partei des Anschlusses an die Entente entscheidend zu dämpfen und indirekt die entsprechende Wirkung nach der Gegenseite hervorzubringen. Der Sieg über Rußland, der wirkliche und entscheidende Sieg, an dessen Möglichkeit so viele gezweifelt haben, er ist auf dem Marsche, und Rußland selber hilft unseren Feldgrauen dadurch, daß, um mit jenem Entente Freunde zu reden, der innere Zerfetzungsprozeß in dem Riesentkörper beginnt.

Justus Hachagen / Marokkokrise und Vorgeschichte des Krieges

Der Weltkrieg hat zwei deutlich erkennbare diplomatische Vorspiele gehabt: den diplomatischen Kampf um die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn 1908/1909 und den diplomatischen Kampf um die Aufrichtung des französischen Protektorats über Marokko 1900/1911. Beide Male, besonders das zweitemal, haben diese diplomatischen Kämpfe bereits hart an die Grenze des kriegerischen Ausbruchs herangeführt.

Der Ausgang der beiden Krisen ist verschieden. In der ersten, der sogenannten bosnischen Annexionskrise, erleidet die Dreiverbandspolitik, welche aber damals mehr nur eine englisch-russische Politik ist, eine schwere Niederlage. Sie scheitert u. a. an dem einmütigen und entschlossenen Widerstande der Mittelmächte. Was aber während der bosnischen Krise noch mißlungen ist, glückt während der Marokkokrise: was Eduard VII. und Sir Henry Lansdowne nicht mehr erreicht haben, erlebt jetzt ihr gelehriger Schüler Sir Edward Grey: die diplomatische Zurückdrängung Deutschlands.

Nicht eine geschlagene, sondern eine siegreiche französische Diplomatie tritt in den Krieg ein. Durch den Marokkoerfolg von 1911 wird das Selbstgefühl der Franzosen und damit ihr Rachebedürfnis und ihr Deutshenß über alles Bisherige hinaus gesteigert. Seit Tunis wieder ein Erfolg der französischen Politik: das belebt nicht nur die besonderen Rachehoffnungen, sondern auch das allgemeine weltpolitische Siegesbewußtsein. Diese neue Stimmung, dieser Esprit Nouveau, hat mit der des zweiten Kaiserreichs im Sommer 1870 bereits verzweifelte Ähnlichkeit. Sie schmeckt nach Krieg und ist auf französischer Seite zusammen mit dem Gefühle des Geborgenseins in der englisch-russischen Liebesumarmung eine der wichtigsten Voraussetzungen für Frankreichs Eintritt in den Krieg.

Besonders das Jahr 1912 steht im Zeichen des marokkanischen Siegesrausches. Frankreich und sein neuer Ministerpräsident Raymond Poincaré zögern jetzt nicht länger, für den kommenden Krieg gegen Deutschland die entscheidenden Vorbereitungen zu treffen. Am 17. Juli wird in Paris eine neue, von England begünstigte Militärkonvention mit Rußland abgeschlossen. Mitte August legt Poincaré in Petersburg dem Zaren die Trois Ans zu Füßen. Und endlich, am 22. und 23. November erfolgt der Roten-austausch zwischen Grey und dem Londoner Botschafter Paul Cambon über ein künftiges militärisches Zusammenwirken zwischen Frankreich und England. Damals ist der erste Balkankrieg schon ausgebrochen. Die russischen Verträge aber sind, was besonders zu denken gibt, noch vor dem Beginn der Balkankrise von Frankreich getätigt worden. Sie stehen in innerem Zusammenhang mit der Aufrichtung des französischen Protektorats über Marokko am 1. April und mit diesem ganzen französischen Marokkoerfolge. Die in der Geschichte der Dritten Republik beispiellose, auf das Schärfste gegen Deutschland gerichtete damalige Auslands- und Kriegspolitik hat den großen Kolonialerfolg vom Jahre vorher zur Voraussetzung. Auch das selbstgefällige Auftreten des

nach Jahresfrist schon zum Präsidenten emporgestiegenen Poincaré als eines Schiedsrichters Europas während der beiden Balkankriege wird von dem „neuen Geiste“ genährt. Endlich wird das Selbstbewußtsein des ganzen Dreiverbandes und seine Angriffsstimmung durch den für Deutschland ungünstigen Ausgang des Marokkokampfes unheilvoll gefestigt. Diese Wirkung bringt den Marokkokrieg auch sachlich bereits in viel größere Nähe des Krieges von 1914, als es bei der Annexionskrise der Fall gewesen war. Die Marokkokrise hat in der Vorgeschichte des Krieges eine entscheidende Rolle gespielt.

Diese Behauptungen und diese Zusammenhänge wären freilich hinfällig, wenn sich Frankreichs marokkanischer Erfolg bestreiten ließe. Merkwürdigerweise ist das auch von deutscher Seite geschehen: man hat den Marokko-Kamerun-Vertrag vom 4. November 1911 sogar als einen Sieg der deutschen Diplomatie gefeiert und zur Rechtfertigung dessen wohl gar auf eine Anzahl unzufriedener französischer Stimmen hingewiesen, an denen es natürlich nicht gefehlt hat.

Wenn nun dabei der Streit über Sieg oder Niederlage schließlich zusammengekrumpft ist auf den Streit um den Wert der Kamerunkompensation, so wird durch diese Genügsamkeit die Entscheidung nicht gerade erleichtert. Denn nicht um den Wert der Kongosümpfe kann es sich bei dieser Entscheidung über Erfolg oder Mißerfolg Deutschlands handeln, sondern um die viel weiter greifende Frage, ob die kaiserliche Regierung die Grundabsichten ihrer Marokkopolitik in den langjährigen Verhandlungen mit Frankreich erreicht hat.

Ueber Algieras bedarf es dabei nicht vieler Worte. Die Algierasakte ist weiter nichts als ein geschickter Verbandsbluff. Die Voraussetzungen nämlich, auf denen die Akte beruht, besonders die Anerkennung der Selbständigkeit und Unversehrtheit eines marokkanischen Staates, war durch die Geheimverträge, die Frankreich im Jahre vorher mit England und Spanien abgeschlossen hatte, bereits längst hinfällig geworden. Die drei Mächte hatten sich schon vorher zum Bruche der Akte feierlich verpflichtet.

Deutschland ist von seinen Feinden in Algieras hintergangen und also diplomatisch überwunden worden. Das wiederholt sich dann im Laufe der Marokkokrise noch mehrfach, z. B. auch gelegentlich des Abschlusses des zweiseitigen deutsch-französischen Marokkovertrages vom 9. Februar 1909, in dem sich Frankreich abermals auf Souveränität und Integrität Marokkos festlegt. Am lehrreichsten gestalten sich aber die Verhandlungen von 1911.

Diese Verhandlungen können hier natürlich nicht im einzelnen dargestellt werden. Für unsere Zwecke genügt jedoch vielleicht schon der Nachweis, daß die kaiserliche Regierung während dieser Verhandlungen mehrfach den Rückzug angetreten hat.

Die ursprüngliche Absicht, das ursprüngliche Ziel der kaiserlichen Regierung ist ersichtlich aus der Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 30. April. Mit dieser Erklärung sprach Deutschland sich und den anderen Signatarmächten der Algierasakte angesichts ihres drohenden Bruchs durch den am 26. April amtlich mitgeteilten französischen Vormarsch nach Fez die völlige Aktionsfreiheit zu. Dieser Standpunkt wurde jedoch, nachdem die Franzosen im Laufe des Mai in Marokko eine von den vielen vollendeten Tatsachen geschaffen hatten, am 22. Juni aufgegeben, indem Riberlen-Wächter in Rissingen sich dem französischen Botschafter Jules Cambon gegenüber mit der Zertrümmerung der Akte einverstanden erklärte, falls Deutschland eine Entschädigung dafür erhalte. Angesichts dessen, was Deutschland nach beinahe zehnjährigem diplomatischen und wirtschaftlichen Kampfe in Marokko aufgab, wenn es jetzt den Boden der Algierasakte verließ und damit das Scherfische Reich den Franzosen auslieferte, mußte diese Entschädigung natürlich reich bemessen werden. Da Deutschland schon einmal den Rückzug angetreten hatte, so mußte eine breite Ausgestaltung der Kompensation die deutsche Mindestforderung sein. Das war auch Riberlens Meinung; denn er forderte zunächst den ganzen nördlichen Teil der französischen Kongokolonie, also eine Kompensation an der Küste, eine wesentliche Verlängerung der französischen Kamerunküste. Da diese Kompensation aus der französischen Kongokolonie herausgeschnitten

werden soll, so bezeichnet man schon sie am besten als die Kongo-Kompensation, im Gegensatz zu den späteren wirklichen deutschen Erwerbungen an der Ost- und Südostgrenze Kameruns, die man die Kamerunkompensation nennen könnte.

Es ist bekannt, daß der deutsche Unterhändler dies deutsche Mindestprogramm nicht durchgesetzt hat. Vor dem hartnäckigen Widerstande der Franzosen ist er am 1. August mit seiner Entschädigungsforderung vom Küstenlande im wesentlichen nach dem Hinterlande zurückgewichen.

Inzwischen hielten es die Franzosen für ersprießlich, die bis zur grundsätzlichen Anerkennung der hinterländischen, also der Kamerunkompensation durch Riberlen gediehenen Verhandlungen vorsichtshalber vorerst zu der Frage der näheren Umgrenzung des französischen Protektorates über Marokko zurückzuführen. Auch hierin fehlten sie ihren Willen durch: am 4. September gab Riberlen dieser von Frankreich beliebten, für Deutschland natürlich ungünstigen Reihenfolge der Verhandlungen seine Zustimmung. Bei den dann folgenden Protektoratsverhandlungen machte die Kaiserliche Regierung nun allerdings Versuche, das französische Protektorat einzuschränken. Aber sie gab diese Versuche am 11. Oktober endgültig auf, als es sich zeigte, daß die Franzosen sich mit aller Macht dagegen stemmten.

Nach dieser Unterbrechung begannen die Verhandlungen über die Kompensation im Hinterlande von Kamerun von neuem. Wer aber etwa erwarten möchte, daß Jules Cambon im Hinblick auf die eben in Sachen des Protektorats errungenen Erfolge und im Hinblick auf die anderen Erfolge steht, während dieses letzten Stadiums der Verhandlungen, mehr Entgegenkommen gezeigt habe, täuscht sich natürlich. Das Gegenteil ist der Fall. Riberlens ursprüngliche Absicht war, die von allen großen Wasserstraßen weitab liegende Südgrenze Kameruns in breiter Front an den Kongo und an seine beiden großen nördlichen Nebenflüsse, den Sanga und den Ubangi, heranzubringen. Dann wäre allerdings die französische Kolonie in Mittelafrika zerschnitten worden. Dagegen sträubte sich aber wieder der französische Unterhändler. Diese Zerschneidung, diese Coupure, mußte verhindert werden. Er bemühte sich, die deutsche Forderung räumlich möglichst einzuschränken, sie von allen Seiten einzubrühen, bis schließlich aus der einen großen Coupure zwei kleine „Piquures“ wurden, an der Mündung des Sanga in den Kongo und dann Hunderte von Kilometern nördlich am Ubangi. Es war keine Brestche mehr, sondern es waren nur noch zwei schmale Stiche, die von den Franzosen zugelassen wurden.

Erst nach all den Rückzügen wurde der Marokko-Kamerun-Vertrag am 4. November 1911 unterzeichnet.

Wenn man sich die lange Reihe der deutschen Konzessionen gegenwärtigt, dann muß man sich zum Schluß doch fragen: was waren das eigentlich für Mächte, die da miteinander verhandelten? Eine starke und eine schwache Macht. Die starke war Frankreich, die schwache Deutschland. Frankreich brauchte nur zu fordern, und Deutschland gab nach, zwar nicht sofort. Aber schließlich gab es doch fast immer nach. Wenn aber Deutschland forderte, so lehnte Frankreich öfters schon am selben Tage ab. Man kennt heute die Lösung des Rätsels noch besser als damals: Frankreich verhandelte nicht allein mit Deutschland, sondern Sir Edward Grey stand unsichtbar hinter Jules Cambon und war seine Stütze.

Nicht um der damaligen deutschen Diplomatie und der tragischen Gestalt des deutschen Staatssekretärs einen billigen Vorwurf zu machen, ist dies alles hier ausgeführt worden. Deutschland wollte den Frieden. Wenn es dafür eines klassischen Beweises bedürfte, so liegt er in den deutsch-französischen Marokkoverhandlungen, besonders denen von 1911. Riberlen kam zu der Erkenntnis, daß er die Verhandlungen nicht als der starke Mann, mit dem Hinweis auf deutsche Bajonette und Zepetkine, führen dürfe. Er wollte den Frieden. Der Reichskanzler und der Kaiser wollten den Frieden. Für die Friedens-Diplomatie Bethmann Hollwegs sind diese Verhandlungen ein ebenso unumstößlicher Beweis wie die deutsch-englischen Neutralitätsverhandlungen vom Februar und

März 1912 und wie die gleichzeitigen, schon 1910 beginnenden Ausgleichsverhandlungen mit Rußland.

Warum wurde der Krieg vermieden? Weil Deutschland der fordernde Teil war und seine Forderungen ständig herabstimmte. Es liegt nahe, auf die Verhandlungen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn von 1914/15 als auf ein Gegenbeispiel hinzuweisen. Hier war Italien der fordernde Teil, und also gab es Krieg. Will man den Unterschied zwischen friedlicher und kriegerischer Diplomatie erkennen, so vergleiche man die deutsche Taktik von 1911 mit der italienischen von 1914/15.

Deutschland hat 1911 dem höheren Interesse des Friedens seine wahrhaftig nicht geringen Kongo- und Kameruninteressen und besonders seine Marokkointeressen untergeordnet. Wie die italienische 1915, so wurde die französische Begehrlichkeit 1911 dadurch ins Maßlose gesteigert. Seit dem für Frankreich günstigen Ausgang der Marokkoverhandlungen nimmt die Gefahr des Eintritts Frankreichs in eine gegen Deutschland gerichtete kriegerische, von England befehligte Koalition greifbare Gestalt an. Darin liegt der Zusammenhang zwischen der Marokkokrise und dem Ausbruch des Krieges.

Die bisherige deutsche Marokkoliteratur hat die internationale diplomatische Geschichte der Marokkokrise durchaus stiefmütterlich behandelt. Selbst eine so inhaltreiche und für die innere Seite der Marokkofrage so äußerst belehrende Arbeit wie die von G. Kampffmeyer, die in der Zeitschrift für Politik 8 (1915), S. 297 bis 380 erschienen ist, geht den Zusammenhängen der diplomatischen Verhandlungen nicht näher nach. H. Oden aber konnte in „Deutschland und der Weltkrieg“ (1915), S. 486 ff., 511 ff., nur eine freilich besonders lezenswerte Skizze bieten. (H. Herre, Spanien und der Weltkrieg (1915), S. 40 ff. beschäftigt sich nur mit dem Anteil Spaniens). Auch die sonstige Kolonial- und Weltpolitik Frankreichs hat weder vor dem Kriege noch bisher auch während des Krieges bei uns die nötige Beachtung gefunden. Gegenstände des gegenwärtigen deutsch-französischen Krieges sind aber nicht nur Elßaß und Lothringen und die Wacht am Rhein. So war es zur Zeit Bismarcks. Heute ist es nicht mehr so. Frankreich kämpft nicht nur um seine verlorenen Provinzen, sondern auch um seine Kolonial- und Weltmacht, um seine Stellung am Mittelmeer.

Miles / Deutsch-französischer Briefwechsel

Als Obersekundaner hatte ich das Glück, durch eine Stelle, die sich die Anbahnung guter Beziehung zwischen der deutschen und französischen Jugend zur Aufgabe gemacht hatte, mit der Adresse eines französischen Gymnasiasten versehen zu werden. Gaston du Pasquier, du lycée supérieur à Rennes, hatte das vielleicht nicht ganz so große Glück, meine Adresse zu bekommen, und so konnte denn die deutsch-französische Vermittlungspolitik zwischen Leipzig und Rennes in Szene gehen.

Das waren die Märchenzeiten, in denen selbst sonst ganz vernünftige Leute daran glaubten, die Revanchegebanten Frankreichs seien blasser Schemen geworden, und in beiden Ländern bestiehe allenthalben der lautere Wunsch nach ewigem Frieden und Harmonie. Und damit diese zarte Pflanze des politischen und feilschen Friedens auch für die kommende Zeit gut gehegt werde, ließ man an ihrer Pflege auch die Jugend beider Länder teilnehmen; denn der Jugend gehörte ja die Zukunft, welch schönes Wort bei jedem Kinderfest und jeder Abiturientenfeier den aufmerksam Lauschenden immer wieder als größte Neuigkeit vorgelesen wird.

Gaston und ich fanden sich sehr gut in unsere politische und kulturelle Rolle. Wir haben 1½ Jahre in Vermittlung gemacht. Und wenn Deutschland und Frankreich aus lauter so edlen Freundespaaren bestanden hätte wie Gaston und mir, es gäbe

heute nur Frieden, Frieden und wieder Frieden statt dieses entsetzlichen Krieges.

Gymnastiken, vollgefüllt mit aller Weisheit und Bildung, waren wir uns unserer weltgeschichtlichen Bedeutung in vollem Maße bewußt. Gaston schrieb seine Briefe deutsch, ich die meinen französisch. In jedem nächsten Briefe schickten wir einander die Verbesserung des vorhergehenden. Einmal ermahnte ich Gaston, auf dieses und jenes, was er immer noch verfehle, etwas mehr Obacht zu geben. Er entschuldigte sich in seinem nächsten Briefe und machte mir zugleich ein Kompliment, wie gut ich die französische Sprache beherrsche. Gaston erzählte mir von seinen Eltern, sein Vater sei Steuereinnahmer, sein Bruder bereits Arzt, seine Schwester Germaine sei 19 Jahre alt und verlobt. Na, da gratuliere ich, schrieb ich sofort zurück. In höflichster Weise bat Gaston mich am Schlusse jedes Briefes, meinen Eltern seine Hochachtung zu Füßen zu legen. Da diese Bitte sich stereotyp wiederholte, äußerte ich einmal meinem Vater mein Bedenken: ob Gaston wohl nicht schlafen könne, wenn ich einmal vergäße, seine Hochachtung meinen Eltern zu Füßen zu legen. Doch mein Vater meinte, das sei mehr als eine Phrase, das sei vielmehr echte Lebensart, und er würde sich recht freuen, wenn ein gewisser Obersekundaner sich so etwas lieber auch zueigen machen möchte statt darüber zu spotten. Ich weiß nicht, warum —, aber damals hatte ich das Gefühl einer gewissen Bitterkeit gegen dich, mein Freund Gaston.

Den breitesten Raum in unserem Briefwechsel nahmen ästhetische Fragen ein. Gott, was waren wir damals gescheit! Ich pries heuchlerisch den Vergil, dessen bildende Lektüre mich ein Kilo Nervensubstanz kostete. Gaston aber kannte nur Corneille und Racine. Ich war entzückt über Thukydides; Gaston war eine einfachere Natur, er hielt sich an Laïne. Unsere Vergleiche waren eben kühn wie wir selber.

Einmal schrieb mir Gaston eine höchst merkwürdige Geschichte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich nun Tanzstunde „habe“ und mich dabei königlich vergnüge. Er antwortete, er mache sich nichts aus den Mädchen, er sei auch noch „schuldlos“. Ranu, dachte ich, schuldlos, schuldlos. . . . ? Ich konnte mir die Sache nicht erklären und zeigte Gastons Brief meinen Schulkollegen. Da gab es ein großes Hinundherfragen und schließlich allgemeines Gelächter. Daß er noch nicht Widerstand gegen die Staatsgewalt geleistet habe, des rühmte Gaston sich als „noch schuldlos“. Oder war es etwas anderes? Zufällig hatte uns unser guter Religionslehrer, den wir „die Kuh“ nannten, die Stunde vorher von einem alten Heiligen erzählt, der auf Befragen geantwortet habe, er habe nur einmal gesündigt: er habe einmal getanzt. War mein Freund Gaston ein redivivus dieses seltsamen Gewächses? Hielt er Tanzen für Schuld und sonnte sich in dem Gefühl seiner „Schuldlosigkeit“? Ein schöner Muder, dieser „noch schuldlose“ Gaston! Ich war dir damals böse, mein Freund in Frankreich, denn meine Kameraden zwickten mich weidlich mit dir auf. Es kam ein kleiner Knacks in die deutsch-französischen Beziehungen. Und das alles nur, weil Gaston „noch schuldlos“ war. . . .

Ach Gaston, du hattest nicht nur nicht gegen die Staatsgewalt gesündigt, noch warst du gar ein Muder. Im Gegenteil. Später, als das Leben mir den ersten Staub auf die Füße gefegt hatte, erkannte ich dein „noch schuldlos“. Aber wer von uns beiden war damals schuldlos gewesen? Ich, der ich an solche Dinge noch gar nicht dachte, oder du, der sich mit 16 Jahren seiner Schuldlosigkeit brüstete? Das galt bei euch also als etwas Besonderes, mit 16 Jahren „noch schuldlos“ zu sein? Ja ja, man lernt aus zufälligen Äußerungen eines Sechzehnjährigen oft mehr, als wenn man dicke Bände über Völkerpsychologie durchwälzt. . . .

Die liebe Examennot trat an uns heran. Wir sprachen in unseren Briefen oft davon, wie unnütz doch alle Prüfungen eigentlich seien. Da waren sich Deutschland und Frankreich einig, ganz einig. Aber wir mußten eben beide büffeln, fürs Examen. Zum Briefschreiben war keine Zeit mehr, ich bin damals nicht einmal mehr auf die Eisbahn gegangen. Dadurch verlor ich Biddy. Und auch unser Briefwechsel schloß in jener trüben Zeit ein. Es wurde

nicht mehr in internationaler Verständigung gemacht. Kein Wunder, daß der Krieg kam.

Wir lagen September 1914 nördlich Chalons. Die Stellung war so liebreizend, daß wir sie den Hengestessel nannten. Schmutz, Kreide, Lehm, Eisen und Blut waren die Hauptgegenstände unserer Einrichtung. Viermal waren die Franzosen auf uns zugekommen, um ebensooft zurückgewiesen zu werden. Da — eines schönen Morgens —, flatterte ein weißer Zettel vor unserem Graben. Auf ein spitzes Holz war ein billet doux gesteckt. Es enthielt die freundliche Aufforderung, „wir möchten diesen für uns unnützen Kampf doch endlich aufgeben. Sie (die Franzosen!) wüßten, daß wir nicht einmal mehr Pferdefleisch zu essen haben und am Verschmachten seien. Bei ihnen aber gebe es Fleisch, Brot, Gemüse, Wein, Konfitüren und dergleichen lederliche Sachen in großen Mengen; also sollen wir die Waffen niederlegen und hinüberkommen. Wir würden nicht wie Feinde aufgenommen werden, sondern mit der uns doch sicher zur Genüge bekannten Großmütigkeit der großen Nation.“ Das alles war in einem wahren Kauderwelsch von Deutsch, gemischt mit französischen Idioten, geschrieben. Ich dachte an meinen Freund Gaston. Nein, du hattest diesen Brief nicht verbrochen, sicher nicht. Wäre dem doch so, ich hätte mich ja schämen müssen, dein Lehrfreund je gewesen zu sein. Aber trotzdem versagten wir es uns nicht, den Franzosen ein Antwortbriefchen hinüberzutragen. In der Nacht ging ein Unteroffizier mit drei Mann vor den französischen Graben und klärte den Feind brieflich darüber auf, daß es uns an Nahrungsmitteln nicht nur nicht gebrähe, vielmehr hätten wir in den von uns eroberten Städten und Dörfern so große Vorräte von allen möglichen guten Dingen gefunden, daß wir uns kaum erinnern könnten, jemals so geschwelgt zu haben.

Damit war der Briefwechsel eröffnet. Zwei Liebende können einander nicht so eifrig und mit so zarter Zudringlichkeit schreiben, wie wir uns mit den Franzosen. Auch die bei Liebenden so häufig vorkommenden Schmolztöne fehlten nicht. „Wenn Ihr nun nicht bald macht, daß Ihr euch ergebt, dann werdet Ihr sehen, wie schrecklich der sonst so ritterliche französische Soldat sein kann.“ Der Drohung folgte die Tat: der Feind machte einen Sturmangriff und erkannte, daß unsere Kugeln kein Gummi waren. Er wurde ganz klein, häßlich und übertrieben und trollte betrübt von dannen. Die nächsten Wochen verhielt er sich still, um so eifriger beglückten uns dagegen seine Briefe. Ich glaube wirklich nicht, mein lieber Gaston, daß du mir damals schriebst; denn so dumm warst du ja nie und nimmer, daß du das selbst je geglaubt hättest, was du uns hier an Nachrichten vorsetzt. Wie oft war in Deutschland Revolution ausgebrochen, was für niedliche Geschichten passierten fast täglich in der kaiserlichen Familie. . . . Hindenburg hatte sich erschossen, der König von Bayern den Kaiser abgesetzt, deutsche Regimenter hatten gemeutert, der Zar hatte in Wien den Frieden diktirt. . . . es war, wie wenn man immerzu nur in den verwegenen Fashinszeutungen läse.

Aber auch wir waren nicht faul. Nicht nur, daß wir so viel wie möglich persönliche Nachrichten hinüberbeförderten, wobei wir uns als Briefumschlag zumeist einer Konservenbüchse zu bedienen pflegten. . . ., bald gewann die Sache schon einen nobleren Anstrich. Auf unserer Etappe wurde die „Gazette des Ardennes“ in französischer Sprache gedruckt, mitunter sogar mit Illustrationen versehen, und wir versorgten eifrigst unser Gegenüber mit Gratisexemplaren. Man muß es den Franzosen lassen, daß sie höflich sind. Eines schönen Tages hing in unserem Drahtverhau „Die Feldpost“, in deutscher Sprache, mit deutschen Lettern gedruckt, den Reichsadler und eine schwarz-weiß-rote Fahne als Kopfverzierung. Nach einem zu Herzen gehenden Leitartikel, der in den weichsten Tönen auf das bevorstehende Weihnachtsfest hinweist, wirkten alle möglichen Schauer geschichten über die teuren Butterpreise in unserer Heimat in geradezu niederdrückender Weise auf das deutsche Soldatenherz. Auch daß wir eine herrschfüchtige Junkerklasse und Lebensmittelwucherer dabei haben, kündet uns „Die Feldpost“. Eine erfreuliche Deutung erhält unser Feldzug in Serbien: „Die deutschen Truppen sollen ihr „Waterland“ jetzt auf einmal an der Save verteidigen“. Wie weit sind wir doch zurückgetrieben!

Auch Illustriertes bringt uns der Briefwechsel. Von unserer Stellung zieht sich noch der feindlichen ein Fehlbeweg. An diesem stehen, wie zum Hohn, fünf Telegraphenstangen. An der dritten Stange flatterte eines Morgens ein weißes Blatt lustig im Winde. Ein Unteroffizier holte es abends herein. Es zeigte drei Bilder, die uns die Reize der französischen Gefangenschaft plausibel machen sollten. Ein lustiges Trio deutscher Soldaten spielte den anderen Kameraden auf, eine Gruppe schälte Kartoffeln; alle schmunzelten so zuversichtlich, als ob es nichts Herrlicheres auf der Welt gebe, als gefangen zu sein. In geradezu herzlichen und liebevollen Worten forderte man uns auf, doch endlich diesen unnützen Widerstand aufzugeben. „Kommt herüber, ohne Waffen; eßt, trinkt und seid lustig mit uns. Ergebt euch, und die Welt hat Frieden!“

„Und Ihr habt eines mit dem Topplappen vor den Kopf gekriegt“, antwortete unser nächster Brief. Gewiß, wir Landwehrlente halten oft nicht gerade auf den feinsten Ton. Einmal ermahnten uns die Franzosen, wir sollen uns gefangengeben; dann kämen wir nach Paris, wo Frauenhuld uns lächeln würde.

Antwort: „Ihr könnt uns mit Eueren Pariser Eusen — nicht weich stimmen.“ Ich gebe zu, mein Freund Gaston, durch den Krieg habe ich den mühsam in unserem damaligen Briefwechsel gelernten guten Ton ein wenig wieder verlernt.

Berta Duenfing / Wir zu Hause

1. „Weine nicht, Gott lebet noch“ ...

„Wer kann den Gedanken wehren“ ... „und die tägliche Arbeit, die macht man so hin ... ohne Gedanken ...“ las ich kürzlich. Das mag für viele Geltung haben können ... nur nicht für den armen Schulmeister, von dem jeder neue Tag Zusammenfassung seiner selbst, Konzentration aller Gedanken fordert ... Ob noch so viel Sturm und Streit in der Welt im großen Chaos der Weltgeschehens sich abspielt — von ihm verlangt man, daß er aufrecht stehe, standhaft vor seiner Schar junger Menschentinder, denen er so viel Freund und Lehrer, Vater und — oft — Schutzmann in einer Person zu sein hat. Es klassen so viele Menschenlücken, die er auszufüllen hat ...! Ja! Jeden sieben Herrgottsmorgen heißt das sich einen Stoß geben: frisch, fromm, fröhlich draußlos. Ob die Nachrichten im Blatte gut oder weniger gut lauten, die Lebensmittel im Preise sinken oder steigen: das Petroleum zu haben ist oder nicht: die Stimmung dementsprechend *tr o s i g* — oder anders ...

Der frühe Morgen ist es jedenfalls nicht ... heute ... Grau, naß, kalt — schmutzig. Und so trabt es sich die lange Heerstraße herunter, dieselbe Straße, die vor nun bald zwei Jahren in ungemessenen Zügen unsere Landleute hereingezogen kamen mit Pferden und Wagen, eine lange, endlos lange Opferstraße. Immer wieder muß man daran denken. Und heute?

Hinter mir kommt's mit ohrenbetäubendem Geräusch herangestoben, schütternd in allen Gelenken und doch mit martialischer Festigkeit und flottem Boran. Ein langes Militärauto vor zwei Wagen gespannt, mit Munitionsmaterial beladen. Sie haben längst den ohrenbesänftigenden Gummireifen verloren ... *e i s e r n* ist auch der Räderbeschlag, alles Eisen! Und eisern müssen unsere Nerven sein und werden, um das höllische Gefahre anzuhören, nüchtern, in der Morgenfrühe. Es ist, als ob der geharnischte Würger Krieg in Person einherdommere, alles umher auf die Anie zwingend.

Aber kaum vorüber, sehe ich auf dem hintersten Wagen, mir zugewandt, drei Landstürmer sitzen, oder sind's Rano-

niere? in den besten Jahren. Die sehen mit diebisch vernünftigen Mienen in den griffeligen Morgen. Aus den unvermeidlichen kurzen Tabakpfeifen steigt der Rauch flott in die Luft, macht kleine blaue Kringel in die misanthropische Atmosphäre und entweicht mit elegantem, federleichtem Schwung in die höheren Regionen, die nur der Flieger kennt ... Neben an der Straße steht ein kleines Haus mit einem Bäckerladen; aus dem niederen Schornstein steigt eine feine bläuliche Rauchsäule ebenso flott in die Lüfte wie der Schmoor der fröhlich passenden Fahrer; o b e n verschmelzen sich beide zum heiteren, leichtsinnigen Hochzeitsfluge.

Und mir kommt ganz plötzlich ein alter Spruch in den trüben Sinn aus alter — Kinderzeit. Der hieß: Weine nicht, Gott lebet noch! 'is noch was im Backeltrog.

... 'Is noch was im Backeltrog! 80 Jahre ist sie alt geworden und 30 Jahre tot, die gute Alte, sie hatte ihn, glaub' ich, auch noch aus ihrer Kinderzeit, die die französische war. Denn sie erzählte: eine Franzose habe damals gefragt: *parlez-vous Backeltrog?* was i s Backeltrog? — Ich weiß nicht, was sie ihm damals geantwortet haben, aber der „Backeltrog“ ... er ist noch heute da. Und wie er jene Zeiten fremdherrlicher Ausfugung und Plünderung überlebt hat, so heute, nach hundert Jahren, unsere Jetztzeit. Er wird uns nicht verlassen, der gute, alte, ehrliche, deutsche Backeltrog! — Dies zeigen die gelben und braunen Laiberchen in dem Lädchen, aus dem, eins ums andere, ein flinkes, scheues Mägdlein, um die Ecke huscht, um noch, vor der Schule, schnell das Haus zu versorgen mit — *B r o t*!

Weine nicht — — Gott lebet noch ...

Und nun bin ich auch gleich in fröhlicherer, besserer Stimmung und fang's getrost ... mit Freuden an.

Fortsetzung folgt.

Erich Franz / Friede

Nach wie lang!

Ist die lange Nacht noch nicht vorbei?

Nicht genug an Qual und Schmerzensschrei,

Nicht genug an Haß und Schwerterhämmern?

Wilt der Stern des Friedens noch nicht dämmern?

Nirgends Rat!

Überall ist wilder Wasser Toben,

Undurchbringlich Dunkel lastet oben,

Und vergebens suchen wir den Geist,

Der die Welten aus dem Chaos reißt.

Sei getroffen!

Auf dem dunklen, unverstand'nen Pfad:

Leitet unsichtbar die Hand der Gnade;

In vergrämter Seelen tiefer Nacht

Hat sie heilige Funken angefaßt,

Halte aus!

Siegestronen kann nur der erringen,

Dem die Wasser an die Seele gingen.

Und nach aller Not und allem Weinen

Wird uns bald die Friedenssonne scheinen.

Wenn die ersten Strahlen uns umglücken,

Wollen wir zusammen niederknien.

Gottfried Traub / Tulpen

Nur die Natur ist ehrlich! Sie allein liegt an dem ew'gen Untergrunde fest, wenn alles andere auf den sturmbelegten Wellen des Lebens umstet treibt. Schiller.

Rosarote Tulpen stehen auf meinem Tisch. Ich sah sie leuchten in herrlichen Blumenbeeten und einzeln blühen in Bergstammnischfeldern. Ihre Farben umarmen mich. Das ganze Zimmer leuchtet; es ist anders geworden. Wieviel Freude kann man einem Menschen mit so ein paar Blumen machen! Sie grüßen aus der Erde und von einer Seele. In ihnen schwingt ein Reigen schlanker Kraft. „Wer sie malen könnte!“ — Rein, ich bin froh, daß ich sie sehen kann und daß es mir jedesmal wärmer im Blut wird und meine Gedanken rascher kommen und die Seele tiefer atmet. Das vermögen ein paar Blumen, die gestern und morgen blühen und übermorgen verwelken.

Dieses helle Rot erinnert fast an junges rinnendes Blut. Wenn die Sonne sie durchlichtet, werden sie so blaß, wie das Angesicht eines jungen Knaben, zu dem der Tod kommt. Die Stengel neigen sich herüber und erzählen. Ihre Sprache ist nicht leicht; aber daß sie etwas mitteilen wollen, ist köstlich. Dichter reden von Blumenseen. Die Natur ist ehrlich; sie besitzt eine Seele, aber voll Schweigen. Darin liegen Jahrtausende wilder Freude, üppiger Pracht, steter Vergänglichkeit. Starke Erzieher sind meine Tulpen hier am Tisch: ihr Befehl befehlt ihnen, zu leuchten in jubelnder Freude, und wenn ihre Leuchtkraft ihren Dienst getan hat, lautlos zu vergehen, damit sie nächstes Jahr wiederkommen. Ein Tor denkt beim Leben gleich ans Sterben und hat darum für beides keine volle Kraft. Die Natur ist ehrlich. Sie klagt nicht, weil sie vergehen muß, und sie verweilt in ihr Leben den Tod nicht, um einen Schatten darauf zu werfen. Sie vergeudet jedes Jahr in gleichem Maß. Diese unbeschreibliche Fülle stehender, tosender, funkelnder, schattender Farben schöpft sie stets aufs neue, ohne zu fragen, wozu? wie lang? Der Lebenstrieb der ewigen Schöpfung wirft sie aufs Land und sagt nichts weiter als: „Da bin ich. Jetzt ist die Zeit des Blühens, anderen Tags die Zeit des Welkens: jede Zeit werde ihrem eigenen Befehl gerecht!“ Das nenne ich das Erziehungsamt solcher Blumen am Menschengeschlecht, daß es sich füge in die Pflicht der Stunde und ihr Maß voll erfülle zur Zeit des Aufstiegs und des Niederganges.

Laßt uns einander Freude machen in dieser Zeit des Blühens! Das Sterben geht durch die Welt, und viel junge Kraft wird dahingemäht. Desto mehr blühe du, erfreue, stärke, kräftige! Wenn wir's nicht mehr können, dann wird es auch nicht mehr verlangt. Solange wir's aber vermögen, ist es unser Recht. Tausende warten darauf, daß du ihnen Licht vorangehst, und sie erschrecken, wenn auch du versagst. Und wenn es nur Tage und Wochen sind, ja wenn es nur ein Augenblick wäre, in welchem du den anderen so ersiehst wie der Tulpenstrauch auf meinem Tisch mir bei meiner Arbeit, dann hast du etwas Gutes getan und die Gesetze der Natur verstanden. Herbst und Winter kommt. Da gilt es zehren von Frühlingskraft. Sammle Blut in Herz und Leib, um durchzuhalten und jedem Mut zu machen. Die Natur lebt vom Lebendigmachen; darum ist sie ehrlich und hält zusammen mit dem Weltengrund, aus dem das Leben quillt. Mache du lebendig! Das predigen die Tulpen in ihrer Herrlichkeit.

Soziale Bewegung

Kriegsteuerung und Lebenshaltung. Der allmonatlich erscheinende Bericht über den Stand der Lebensmittelpreise in Berlin, der vom städtischen statistischen Amte veröffentlicht wird, gibt für Mitte April d. J. im Vergleiche zur gleichen Zeit der beiden vorhergehenden Jahre folgendes Bild. Um Mitte April kostete das Pfund (wo nicht anders angegeben) in Pfennigen:

	1914	1915	1916
Speisefertkartoffeln (10 Pfund)	25	75	65
Büchsenfleisch	112	120	280
Thüringer Fleischwurst	120	160	200
Feine Leberwurst	120	140	250
Landleberwurst	110	140	240
Berliner Mettwurst	120	140	240
Beste Thüringer Salamiwurst	180	240	400
Geflügel Schinken	160	240	360
Roher Schinken	180	240	360
Berliner Sülzwurst	90	100	190
Heringe (1 Stück)	7½	9	23
Lafelbutter	148	180	280
Margarine	85	105	200
Brieftäse	100	120	130
Graupen	22	50	49
Risberzähne (dicke Graupen)	18	36	43
Haserflocken	28	36	55
Hasermehl	45	49	80
Roggenmehl	14	24	22
Weizenmehl 00	18	26	24
Weizengrieß	25	40	45
Kaffee	120	240	500
Schokoladenpulver	100	140	280
Kaffee	148	175	288
Malzkafee	25	40	55
Gebrannte Gerste	20	35	45
Zucker (Melis)	21	24	30
Salz	11	12	12

Diese Zusammenstellung ergibt für Mitte April 1914 einen Einheitspreis von 21,72 M., für die gleiche Zeit und Warenmenge 1915 von 29,41 M. und für Mitte April d. J. einen solchen von 47,16 M. Die Steigerung von 1914 auf 1915 beträgt 35,1 Proz., von 1915 auf 1916 jedoch 64,1 Proz. und von 1914 auf 1916 sogar 117,1 Proz. — Die „Soziale Praxis“ bringt zu dieser Frage eine interessante Aufstellung darüber, wie diese Lebensmittelpreissteigerung auf den Haushalt jener Leute wirkt, die auf ein festes Gehalt angewiesen sind. „Berechnet man die Mengen an Lebensmitteln aller Art, die in dem Haushalt eines jüngeren Angestellten oder mittleren Beamten in Berlin mit einem Einkommen von etwa 2400 M. in einem Jahre verbraucht werden und setzt dafür die mittleren errechneten Preise an, so ergeben sich rund 1150 M. jährliche Ausgaben vor dem Kriege. Nimmt man nun an, daß im Jahre 1915 hinsichtlich der Menge und Güte dieselben Nahrungsmittel verbraucht wurden, so würde sich durch die Preissteigerung die Ernährung in Berlin um rund 670 M. oder 58 Proz. verteuert haben. Besitzt der Haushaltungsvorstand kein Vermögen, so bleibt nichts anderes übrig, als sich einzuschränken sowohl in bezug auf Menge wie auf Art der Nahrungsmittel. Es tritt mithin eine Bedarfsverschiebung von teureren, knappen Waren zugunsten der billigeren Lebensmittel ein, die allerdings da ihre Grenzen hat, wo Gefährdung der Gesundheit und Verminderung der Arbeitskraft droht. Berücksichtigt man die Bedarfsverschiebung qualitativer und quantitativer Art, so sind die Ausgaben für die Ernährung um mindestens 250 M. oder 22 Proz. gestiegen. Die Ausgaben für die einzelnen Bedürfnisse des Lebens verteilen sich etwa so: Für Nahrung 45 Proz. oder 1080 M., Wohnung 18 Proz. oder 432 M., Kleidung, Wäsche usw. 13 Proz. oder 312 M., und für Heizung, Beleuchtung, Steuern, Abgaben, Erholung 576 M. oder 24 Proz. eines Jahreseinkommens von 2400 M. Dies waren die Aufwendungen vor dem Kriege. Um diese Bedürfnisse jetzt selbst bei Berücksichtigung weitmöglichster Einschränkung befriedigen zu können, müßten die Ausgaben bei der Nahrung um 22 Proz., bei den übrigen Dingen um 10 Proz. (mit Ausnahme der Wohnung) erhöht werden, so daß die Gesamtlebenshaltung in der Praxis sich um 13,6 Proz. (statt 2400 M. sind 2726,50 M. nötig) verteuert hat. Theoretisch hat sich die Lebenshaltung, da ja die errechnete Preissteigerung der Lebensmittel 58 Proz. betrug, um rund 30 Proz. verteuert. Wir müssen aber auch noch bedenken, daß das dieser Untersuchung als Maßstab dienende Einkommen von 2400 M. nur von einem geringen Teile der Berliner Steuerzahler erreicht wird. Nicht weniger als 82,49 Proz. aller physischen Jeniten müssen mit 1800 M. und weniger jährlich ihren Lebensunterhalt bestreiten. Da ist selbst eine Teuerungsziffer von nur 13,6 Proz. ein recht ungetreuer Gaß. Berücksichtigt man ferner daß der Anteil der Nahrung an der Lebenshaltung um so größer ist, je geringer die soziale Stellung und das Einkommen des Verbrauchers wird, so dürfte der Teuerungskoeffizient für den größten Teil der Bevölkerung ein weit höherer sein. Es drängt sich daher von selbst

die logische Folgerung auf: Ebenso wie der Staat bemüht ist, durch richtige Verteilung der Lebensmittelvorräte Mängel zu beseitigen, so müßte auch eine Ausgleichsweise gefunden werden, um das Geldbedürfnis der ärmeren Bevölkerung zu befriedigen!"

Ein schnell beendeter Streik. Das Generalkommando für den 10. Armeebezirk (Hannover, Oldenburg und Braunschweig) hatte Ende April eine Bekanntmachung erlassen, die den Berliner Sparzwang für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen auch dort einführt. Danach sollten den Jugendlichen nicht mehr als 16 M. von dem verdienten Wochenlohn und den Jugendlichen über 18 bis 21 Jahren außerdem nicht mehr als ein Drittel des Mehrverdienstes ausgezahlt werden. Der überschüssende Lohn sollte vom Arbeitgeber für den Jugendlichen bei der Sparkasse eingezahlt werden. Zur Abhebung dieser Spargelder bedurften die Jugendlichen oder deren Eltern der Genehmigung der Gemeindebehörde. Mit diesem Sparzwang wurde gleichzeitig die Freizügigkeit der Jugendlichen dadurch eingeschränkt, daß ihnen bei Strafe verboten war, sich für die Dauer des Krieges aus dem Bereich des 10. Armeebezirks zu entfernen, wenn nicht etwa ein Wegzug der Eltern erfolgte oder die jugendlichen Arbeiter zu Montagearbeiten nach auswärts verschickt wurden. Die ersparten Gelder sollten erst nach Beendigung des Krieges oder nach vollendetem 21. Lebensjahr des Zwangsparers zurückgezahlt werden können. In Hannover und Braunschweig hat der Erlaß starke Erregung unter den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen hervorgerufen. Am 1. Mai legten in beiden Städten eine Anzahl Jugendliche, man schätzt sie auf 400 bis 600, die Arbeit nieder. Das hannoversche Gewerkschaftssekretariat verhandelte mit dem Generalkommando und erreichte die Heraussetzung des wöchentlichen auszuhaltenden Lohnsatzes auf 24 M. Danach wurde die Arbeit am 2. Mai wiederaufgenommen. Unter den Braunschweiger Arbeitern herrschte eine größere Empörung über die Bevormundung der Jugendlichen und ihrer Eltern als über die Lohnsätze, und vor allem wandte man sich auch gegen die Beseitigung der gesetzlich gewährleisteten Freizügigkeit. Die Zahl der Streikenden wuchs auf mehr als 1000 an. Dazu kam die Erregung der Bevölkerung über gleichzeitige Nahrungsmittelschwierigkeiten. Eine Abordnung der Braunschweiger Arbeiter begab sich nach Hannover zum Generalkommando und wünschte unter Darlegung der Sachlage Aufhebung der Sparzwangsverordnung, da die Streikenden sich weigerten, die Arbeit wiederaufzunehmen, bevor nicht die Sparzwangsverordnung aufgehoben sei. Das Braunschweiger Gewerkschaftsstatut und die Gewerkschaftsvorstände sahten außerdem Entschlüsse gegen den Sparzwangserlaß und forderten gleichzeitige Maßnahmen gegen die Lebensmittelnot. Angesichts dieser Verhältnisse hob der kommandierende General v. Limde-Suben am 8. Mai den Sparerlaß wieder auf, und die Streikenden kehrten am 9. Mai zur Arbeit zurück. Gegen den rigorosen Sparzwang haben übrigens auch in Berlin die Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften protestiert, und die Sozialdemokraten haben im Reichstag dagegen opponiert. Als ein weiterer Beitrag zu der Frage des Sparzwanges für die Jugendlichen erscheint eine Zuschrift des Leiters einer großen preußischen Maschinenfabrik an die „Berl. Volksztg.“ beachtenswert, in der es heißt: „Wir gingen zuerst mit einem gewissen Zagen an die Einstellung von Jugendlichen heran — ich möchte sagen: der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Aber wir wurden enttäuscht — angenehm enttäuscht. Mit der Größe der Aufgabe und natürlich auch mit der Höhe des Verdienstes wuchs der Eifer unserer jugendlichen Arbeiter, und ich muß sagen, daß ich die Unermüdlichkeit dieser jungen Leute, ihre Willigkeit, ihren Arbeitseifer, gleichviel aus welchen Motiven er hervorgegangen sein mag, manchem Erwachsenen wünsche. Ich habe auch, wenigstens soweit ich das kontrollieren kann, nicht gefunden, daß im allgemeinen ein schlechter Gebrauch von dem Verdienst gemacht worden ist. Natürlich ist es hier und da vorgekommen, daß Geld unnützlich ausgegeben und vergeudet worden ist. Nach meinen Beobachtungen aber handelt es sich hier um Ausnahmen — die Mehrheit verwendet ihr Geld nützlich und unterstützt die Mutter und die Geschwister. Ich habe gefunden, daß es nicht wenige sind, die mit großem Stolz sich in der Rolle des Ernährers der Familie gefaßt. Dabei möchte ich auch betonen, daß die Zahl derer, die 40 bis 45 M. und noch mehr verdienen, nicht so sehr groß ist, als man allgemein glaubt; die Mehrzahl verdient weniger. Mit einem Wort, daß unsere Jugend unter den Einwirkungen der Kriegszeit verwildert sei, kann ich nicht behaupten. Allerdings sehe ich auch nicht ein Zeichen von Verwilderung darin, daß ein 16- oder 17-jähriger Junge mal eine Zigarette raucht oder ins Kino geht.“

Büchertisch

Raumanns „Mitteleuropa“ in magyarischer Sprache. Gleichzeitig mit der Ankündigung der ohne Erlaubnis von Verfasser und Verlag erfolgten Uebersetzung von „Mitteleuropa“ ins Englische erscheint bereits auf dem Büchermarkt die erlaubte und anerkannte

Uebersetzung ins Magyarische: Raumann Frigyes „Középeuropa“, Jörditotta Dr. Kircz Andorné. Polijer Jigmond és Fia Kiadása, Budapest IV, Keckemeti-Utca 4.

Raumanns „Mitteleuropa“ in englischer Uebersetzung! In englischen Zeitungen lesen wir die folgende Ankündigung, die wir in wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben.

„Wichtige Anzeige.“

Fertig im Juni.

Mitteleuropa

von

Dr. Friedrich Raumann,

Mitglied des Reichstags.

Mit einem Vorwort von W. J. Ashley, M. A., Hon. F. D. (Berlin).

Ins Englische überfetzt von Fr. C. M. Meredith. Ungefähr 380 Seiten Großoktav. 7 sh. 6 d. netto.

P. S. King u. Sohn. Archard Haus. Westminster.

Dieses im letzten Jahre in Berlin erschienene Werk repräsentiert einen überaus großen Teil der öffentlichen Meinung in Deutschland, wo es eine riesige Verbreitung gefunden hat. Das Buch enthält wirtschaftspolitische Untersuchungen für die Mittelmächte von höchst bemerkenswerter Gründlichkeit und steht jetzt im Mittelpunkt aller Erörterungen der kaufmännischen und wirtschaftspolitischen Kreise in Europa.

Es ist von besonderem Interesse im Hinblick auf die Ankündigung Deutschlands, daß es hinter dem Kriege versuchen wolle, eine Zollvereinigung der germanischen Mächte mit aggressiver Tendenz zu errichten. Es stellt mit Klarheit dar den deutschen Plan der Organisation und Kontrolle des Handels von Mitteleuropa zu seinem eigenen Nutzen.

Der Verfasser hat eine Reihe von Werken sozialpolitischen Inhalts geschrieben, und seine Richten innerhalb und außerhalb des Reichstags sind viel beachtet. Das Werk hat zwar nicht offiziellen Charakter, verdient aber doch, sehr ernst genommen zu werden, schon in Anbetracht der Stellung des Verfassers und seiner großen Anhängererschaft in Deutschland.

Dazu finden wir in der Deutschen Tageszeitung vom 11. d. M.: „Raumanns „Mitteleuropa“ in englischer Bewertung. In den „Alldeutschen Blättern“ lesen wir: Um einen durchaus verlässlichen Maßstab für die Beurteilung der Frage zu gewinnen, ob während des Krieges ein politisches Druckwerk den deutschen Belangen nützlich oder abträglich ist, empfiehlt es sich in jedem Falle, die Behandlung in Betracht zu ziehen, welche eine derartige Schrift im feindlichen Auslande erfährt. Wird sie dort bekämpft oder gar verboten, dürfte in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ihre Nützlichkeit ohne weiteres ebenso sehr erwiesen sein, wie ihre Verbreitung durch unsere Gegner dafür Zeugnis legt, daß man dort den Inhalt als den eigenen Zwecken förderlich, d. h. uns selbst schädlich, erachtet. Unter diesen Gesichtspunkten ist es nun für Raumanns Buch „Mitteleuropa“ im höchsten Maße kennzeichnend, daß die englischen Behörden der Verbreitung des Werkes in England keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen; denn wie uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, hat die Schrift unbeanstandet in die dortigen deutschen Gefangenenlager Eingang gefunden. Zieht man in Betracht, wie sorgfältig die englische Zensur zu arbeiten pflegt, so ist für den Wert, der dem Raumannschen Buche vom deutschen Standpunkte aus beizumessen ist, durch den englischen Zensor das treffendste Urteil gesprochen.“

Evangelium, Krieg und Weltfrieden. Von Prof. Feine. Leipzig. Bei Deichert. 64 S. 1 M.

Alle Versuche, das Evangelium und den Krieg zu rufen in Einklang zu bringen, lehnt F. ab, ebenso aber den Pazifismus, und F. M. Foersters Streben, die Härte der Machtpolitik durch Gedanken des Neuen Testaments zu mildern. Die Lösung des Problems findet auch er im weitestlichen darin, daß wir den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, Reich Gottes und unserer Welt nicht verkennen dürfen.

Die Insel-Bücherei hat in einem Zeitraum von etwas über drei Jahren einen Abjaß von zwei Millionen Bänden erzielt und ist in unzähligen Exemplaren auch im Felde verbreitet. Die Sammlung umfaßt bisher 187 Bände, die alle Gebiete der Literatur, die besten Erzählungen, Gedichte, Briefe, geschichtliche und philosophische Abhandlungen, berücksichtigt. Das einzelne Bändchen, vorzüglich gedruckt und gut in farbigem Poppe gebunden, kostet nur 50 Pf. Gleichzeitig machen wir auf die parallele Sammlung der Insel-Bücherei aufmerksam: die Österreichische Bibliothek. Besonders empfehlen wir: Nr. 3. Heinrich Friedjung: Custozza und Lissa. Nr. 4. Bismarck und Österreich. Nr. 7. Fürst Friedrich zu Schwarzenberg: Silber aus Alt-Österreich. Nr. 8. Abraham a Santa Clara: Auswahl aus seinen Schriften. Nr. 9. Vert-hoven im Gespräch. Nr. 10. Rabekly: Autobiographische Schriften. Nr. 11. Robert Michel: Auf der Südostrastion unseres Reiches. Nr. 12. Anton Wildgans: Österreich. Nr. 13. Comenius und die böhm. Brüder.

Josef Rueberer: Das Erwachen. Ein Münchener Roman bis zum Jahre 1848. München 1916, Süddeutsche Monatshefte. 430 S. M. 6 geb.

So etwas hat man schon lange nicht mehr erlebt, man muß auf G. Keller's Leute von Selbwyla und Fontanes Bücher über Berlin und die Mark Brandenburg zurückgreifen, um für Art und Bedeutung des vorliegenden Buches einen Vergleich zu finden. Die reize Lust, die der Roman auslöst, wird nur verflümmert durch die Trauer um den Tod des Dichters, der uns dies große Werk als Torso zurückgelassen hat. Gleichwohl ist schon dieser erste Band durch die Beschränkung des Erlebnisses „München“ auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, zumal auf die Zeit König Ludwigs I. abgegeschlossen.

Wir haben es nicht mit einem historischen Roman zu tun, wenigstens nicht im strengen Sinne. Der Dichter will keine Vergangenheit beleben, die ihn aus irgendwelchen Gründen reizt, sei es durch die Romantik des Stofflichen, die Ewiggültigkeit menschlicher Probleme, oder die Analogie vergangener und gegenwärtiger Lebensverhältnisse; dies nämlich sind die gewöhnlichen Motive des historischen Romans. Sondern Rueberer ist ähnlich wie Charles de Coster oder Keller und Fontane, die genannt sind, von einer lebendigen, auf den Lou des eignen Wesens gestimmten Wirklichkeit ergriffen. Zudem der Künstler dies Erlebnis bewußt gestaltet, analysiert er freilich nicht wie der Gelehrte das Werden der Gegenwart, aber die Oberfläche des Geschehens vertieft sich zum Ablauf des Geschehens, in dem das Charakteristische von Menschen, Verhältnissen, Leben und Landschaft als ein Eingeborenes ewig wiederkehrt, sich verstärkt, zu einer tragischen Notwendigkeit wird, wie sie der Künstler in der Mischung des Ewigmenschlichen mit dem Zufälligen der Erscheinung versteht und glückselig belächelt. Dennoch steht auch der Born in dem Lebenden, der an dem eigenen Volkstum schwerer trägt als der Fremde. Dieser Typus des Schweizer, Bayern oder Märler, des Blauen, den sein Künstlerstern zum Sänger seines Volkes macht, hat mit der sentimentalen Art von Heimatkunst, etwa eines Grensien, nichts mehr zu tun.

Man lese: die Familiengeschichten zugewandelter Bauern, Bäcker und Brauer, alleingesehener Münchner Beamter, Handwerker Künstler, die Satire des Aufsteigens einer Generation von Strebern, die sich mit dem Namen des Baumeisters unserer lieben Frauen schmücken; wie dies alles vor dem Hintergrund Münchner Straßenlebens, „Machlera“, politischen Bierbankgesprächs zu buntem Leben sich verdichtet, aus dem markant die Figur Ludwigs I. hervortragt, jenes hartköpfigen Kunst- und Lebensbilletanten, dessen schlechtes Gewissen und besserer Mensch die Erinnerung an den Hofnarren seines Vaters, den „Frangler“ ist, und der durch die groteske, weil wieder verhehlte Liebchaft zu der Lola Montez sein quimütiges Volk, das die abgelegten Pfaffen irreleitete, zu der Majestätsrevolution von 1848 reizt; Lolita muß fliehen, aber den wütenden König führen wider Willen ein Halbste, ein Wilderer und ein harmloser Spieler unter Vorhertragung von Lolas schreiendem Papagei aus ihrem Palais durch die heilrühende Menge nach dem Schloß zurück.

Nach diesem Werk wächst für uns die Veranlassung, auf den im vergangenen Jahr zu früh gestorbenen, nur innere Vollendung und äußere Anerkennung schwer ringenden Dichter zurückzukommen, auf den scharfsichtige Kritiker wie Hofmiller und Ulrich Nauckher leider ohne nachhaltigen Erfolg hingewiesen haben. **Schotte.**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heise, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Baumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Angehörige der „Hilfe“ steht heute ganz im Zeichen der Reichsbuchwoche. Wir freuen uns, unsern Lesern eine so große Auswahl guter Bücher an dieser Stelle nennen zu können und bitten, die nachfolgenden Seiten und den Umschlag heute mit besonderem Interesse durchzugehen. Gewöhnlich wollen wir zunächst den achtseitigen Probest des Verlages Felix Meiner, Leipzig, über das große Verlagswerk „Der europäische Krieg in atemnaher Darstellung“. Ferner sind mit größeren Auflagen vertreten: Georg Meiner in Berlin, Der Insel-Verlag in Leipzig, Müller & Co. in Berlin, Schmiedele & Sohn in Berlin, Felix Meiner in Leipzig, Hatten Verlag in Berlin, J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart, Verlag Lebenslust - Geistlust in Berlin und J. Seyder in Jeshendorf.

Deutsche Volksgenossen!

Die im Juni v. J. veranstaltete Kriegsbuchwoche hat einen reichen Ertrag gebracht. Das deutsche Volk hat freudig die Gelegenheit benützt, seine Opferwilligkeit zu zeigen. Etwa 1 Million Bücher ist damals für die Krieger im Felde und in den Lazaretten zusammengekommen. Die allermeisten dieser Bücher waren verwendbar, und nur ein geringer Teil erwies sich als ungeeignet. Allen, die bei dem wichtigen Werke mitgewirkt haben, sagen wir unseren wärmsten und aufrichtigsten Dank.

Jetzt sind die damals geschenkten Bücher längst verteilt, ebenso viele andere Bücher. Mit Stolz können wir sagen, daß seit Beginn des Krieges im ganzen fast sechs Millionen Bücher und Hefte an Lazarette und Truppenteile verschickt worden sind. Die Lazarette innerhalb der Grenzen des Reiches sind jetzt im allgemeinen als befriedigt anzusehen. Auch die Schiffe der Kaiserlichen Marine, die Besatzungen der Forts, die Landstürmer, welche Gefangene bewachen oder Eisenbahnen und Brücken schützen, wurden nicht vergessen, und die planmäßige Versorgung der deutschen Kriegsgefangenen in Feindesland mit deutschen Büchern, die ihnen hochwillkommen sind, ist in Angriff genommen. Immer dringender ist es aber geworden, den Truppen an den Fronten und in den Etappengebieten geeigneten Lesestoff zu verschaffen. Auch in dieser Richtung ist schon viel geschehen. Manche Truppenteile besitzen bereits eigne kleine Büchereien. Zahlreiche Soldatenheime sind eingerichtet worden, die einen Lesesaal und zum Teil auch eine Ausleihbücherei haben.

Trotzdem hat das Verlangen nach Lesestoff nicht nachgelassen, sondern wird sogar immer stärker. Für die Truppen ist guter

Lesestoff fast ebenso notwendig wie die tägliche Nahrung. Die Größe des Bedarfs ist nicht verwunderlich; denn für die Millionenheere sind auch Millionen von Büchern nötig. Große Mengen von Büchern und Zeitschriften sind übrigens im Laufe der Zeit aufgebraucht worden oder sonst während des Krieges zugrunde gegangen.

Da die Büchervorräte jetzt überall auf die Reize gehen, so wenden wir uns vertrauensvoll an das deutsche Volk mit der Bitte, uns nochmals mit einer Büchersammlung zu Hilfe zu kommen. Die Sammlung ist so gedacht, daß in der Woche vom 28. Mai bis 3. Juni d. J. Bücher für unsere Truppen in den durch ausgehängte Verbeblätter kenntlich gemachten Annahmestellen abgeliefert werden. Zahlreiche Buchhandlungen haben sich für diesen gemeinnützigen Zweck zur Verfügung gestellt. Von den Orts-sammelstellen aus gelangen die gespendeten Bücher zu den Landes- und Provinzial-Sammelstellen und werden von dort aus den aus dem gleichen Landesteile stammenden Truppenteilen an der Front als Liebesgaben übersandt. — Wer seine Gabe nicht aus dem häuslichen Büchervorrat entnehmen kann, kaufe ein Buch beim Buchhändler, der die Auswahl mit seinem Räte gern erleichtern wird. Wer nur wenig Geld ausgeben kann, bedenke, daß schon für den geringen Preis von 20 Pf. etwas Geeignetes zu haben ist. Die Hauptsache ist aber nicht, daß einer viel gibt, sondern daß er es gerne und in der rechten Gesinnung tut. Wir sind überzeugt, daß auch diesmal das deutsche Volk unserer Ruf mit befreudigtem Herzen folgen wird.

Zentral-Komitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz. Abt. 19:

Gesamtauschuß zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten.

Geschäftsstelle: Berlin, Reichstagsgebäude.

Der Arbeitsauschuß:

General von Pfuel, Vorsitzender. Dr. v. Erdberg. Prof. Dr. Frick. Pastor Gerhard. Prof. Conser. Verlagsbuchhändler Ulrich Meyer. Prof. Dr. Paatzow, Direktor a. d. Kgl. Bibliothek. Geheimrat Hofrat Egidiusmund. J. Cows. Pastor Wagnad. Wirtschaftlicher Geheimrat. Oberregierungsrat Dr. Würmeling. Verlagsbuchhändler Kurt Strien, Geschäftsführer.

Deutsche Reichsbücherwoche!

Georg Reimer, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 10

Mittleuropa

Von Friedrich Naumann

Preis geheftet M. 3.—, in Pappband gebunden M. 3.50

In diesem Buche stellt Dr. Fr. Naumann den Staaten Mitteleuropas die jetzt durch heftigsten Kampf verbunden sind, eine gemeinsame Zukunft vor Augen. Er redet von der Menschheitsgruppe „Mitteleuropa“ und vergleicht sie mit den größten Reichen der Gegenwart. Er will die Willensträfte der Nationen und Staaten zwischen Ostsee und Adriatischem Meer auf das gemeinsame Ziel der Herstellung eines größeren dauernden Verbandes hinlenken: „Diese zur politischen Wirkung zusammenzufassen, zu einem Heer und einer Kraft und einem geschichtlichen, staatlichen Organismus —, es ist etwas fast Übermenschliches und dabei Herrliches, eine Arbeit für große Staatsgestalten, die Völkerteile in sich tragen, und denen der Geist der Geschichte die Gedanken leitet. Wer sich an dieses Werk herannähern will, darf nicht kleinlich sein, muß groß sein in Wille, Herrschaft, Güte und in Geduld. Für dieses Werk aber wollen wir aus allen Teilen Mitteleuropas unsere besten Männer und Frauen rufen oder besser gesagt, wir wollen ihnen den Ruf in Worte fassen, den die Vorhebung selbst in diesem Kriege an uns alle richtet: *Werdet einig! Bleibt einig nach so viel Blut!*“ Ein Buch von äußerster Wichtigkeit für jeden Deutschen, jeden Österreicher und jeden Ungarn, wie auch für die Nachbarn dieser Länder!

Im Lande der Gotik Nordfranzösische Wanderungen

Von Friedrich Naumann

Preis geheftet 60 Pf.

Ort, wo jetzt die deutschen und französischen Geschosse sich kreuzen und Verderben bringen für Menschenleben und Menschenwert, hat Friedrich Naumann mit deutschem Künstlerauge und -herzen im vorigen Jahr vor den Dornen gestanden; was er da gesehen und gedacht, erscheint jetzt in einem kleinen Bändchen, wohl geeignet auch für unsere Brüder im Felde, die an anderen Orten Ähnliches sehen. Naumann sieht und sinniert in ganz eigener Weise, wenn er vor jenen Kleinwerken vergangener Kämpfe und Feindschaft steht. Es belebt sich die Umwelt, wie leben Bischof und Baumeister im Gespräch, die Zeugnissen an der Arbeit, die Pfeiler und Bögen verkörpern sich als lebendige Gebilde, das Volk füllt die Hallen und staunt die Silber und Figuren an.

Freiheitskämpfe Politische Aufsätze

Von Friedrich Naumann

Preis kartoniert M. 3.—, gebunden M. 4.—

Als ein Mahn- und Weckruf an die Gegenwart will Naumann sein Buch betrachtet wissen; er schildert den Liberalismus als Partei, spricht über Monarchie, Aristokratie und Demokratie mit scharfem Freimut und wendet sich im dritten Abschnitt „zur politischen Seelenlehre“ an die Gebildeten und die große Partei der Nichtwähler mit außerordentlicher Eindringlichkeit.

Die Volkswirtschaft Oesterreich = Ungarns und die Verständigung mit Deutschland

Von Dr. Erich Pistor

Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Wien

Preis geheftet M. 3.—

In Pappband M. 3.50

In diesem Buche gibt ein Österreicher, ein mitten im wirtschaftlichen Leben stehender und wirkender Fachmann, eine Darstellung des Standes und der Beziehungen von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr in Oesterreich-Ungarn und kommt zu dem Ergebnis — zu dem Friedrich Naumann in seinem Buche: „Mitteleuropa“ von deutscher Seite aus gelangt ist —: „daß eine volle Ausnutzung der durch den Krieg günstig gestellten Prämissen nur dann zu erwarten ist, wenn die Völker Oesterreich-Ungarns und ihre Nachbarländer die Kraft für die unendlich ausgedehnte entscheidende Wandlung der Volkswirtschaft aufbringen, d. i. für die weitestgehende wirtschaftliche Verständigung mit Deutschland.“

Form und Farbe Ein Hausbuch der Kunst

Von Friedrich Naumann

Preis kartoniert M. 3.—

gebunden M. 4.—

Überall weiß Naumann aus der warmen Fülle bedeutsamen Lebens in den Künsten der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Technik neuen Sinn zu schöpfen und fruchtbare Anregungen zum Nachdenken über den verschwenderisch gewordenen Reichtum in Natur und Bildhauerei zu geben.

Ein Führer zur Kunst wie wenige Bücher! Auf alle Gebiete der Kunst führt uns der gebildetste Meister des Stils. Überall hat er uns Eigenes zu sagen.

Im Reiche der Arbeit

Neue unveränderte Auflage der „Ausstellungsbriege“

Von Friedrich Naumann

Preis kartoniert M. 3.—

gebunden M. 4.—

Anregende Betrachtungen über Werden und Sein von Industrie, Technik, Handel und Verkehr und in jedem Falle eine sehr interessante Lektüre. Allen, die sich für die Zusammenhänge des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens interessieren, bringt dieses Buch nach Inhalt und Form gemüßliche Belehrung.

Geist und Glaube

Religiöse Beiträge

Von Friedrich Naumann

Preis kartoniert M. 3.—

gebunden M. 4.—

Der Titel des Buches deutet die rücksichtslose Ehrlichkeit dieses Wahrheitsforschers, die zarte Innigkeit dieses dichterischen Gemütes und die Kampfbereitschaft dieses mutigen Bekenners an. Wie alles, was von Naumann kommt, ist auch dieses Buch vortrefflich geschrieben, voll quellenden Gefühls, anschaulicher Bildkraft und starker Gedankenenergie.

Asia

Eine Orientreise

Von Friedrich Naumann

Mit Federzeichnungen

Preis geheftet M. 3.—

gebunden M. 4.—

Das ist Geographie in einer ganz neuen Gestalt. Eine großartige Weltanschauung spricht uns aus dieser Reisebeschreibung entgegen. Ein Meister der Schilderung, ein feinführender Meister, ein scharfer Denker, dabei von seltener Tiefe des Gemüts: so ist Naumann, der Reisegeograph, der besten Führer einer.

Die Kunst der Rede

Von Friedrich Naumann

Preis geheftet 75 Pf.

Wie alles, was dieser geniale Mann sagt oder schreibt, ist auch diese Schrift über das Reden und Hören etwas Neues.

Was hier Naumann in dieser Schrift an Erfahrungen und Erlebtem zusammentrug, ist Leben. Ohne jede Belastung durch schwere Gedankenmatten. Dabei ist diese feine Studie auch literarisch bedeutungsvoll. Man liest sie wie eine Biographie der menschlichen Rede.

Der Sinn der deutschen Geschichte

Von Dr. Mathieu Schwann

Preis geheftet M. 4.—, in Pappband gebunden M. 4.50

Aus der Geschichte der Vergangenheit zur Politik der Gegenwart, aus der Politik der Gegenwart zum schauenden Schaffen der Zukunft — das könnte man als Motto über dieses Buch schreiben. Das Wachstum des deutschen Willens im vergangenen Jahrhundert zu schildern, sowie die mit diesem natürlichen Wachstum eng verknüpfte Entwicklung in ihrer folgerichtigen Notwendigkeit aufzuzeichnen, — das war die Absicht des Verfassers. Das kampfsvolle Werden der deutschen Einheit zu verfolgen, war seine Aufgabe. Aber wie mit dem Blick auf die Vergangenheit das Urteil über die Gegenwart klarer wird, so sollte diese Erfahrung und die Einsicht in den unendlichen Zusammenhang aller Dinge dem Leser die Pflicht ins Bewußtsein rufen, auch sich selbst mit der deutschen Zukunft verbunden zu fühlen. Denn nicht gleichgültig ist es, wie der einzelne sich dazu stellt und welches Bild er sich von dieser Zukunft macht, sondern wie immer seine subjektive Meinung beschaffen sei, so wird es einmal darauf ankommen, seine eigene Werdelinie in harmonische Verbindung mit der durch Vergangenheit und Gegenwart fest bestimmten Werdelinie unseres Volkes und der Menschheit zu bringen — oder aber sie als eine unfruchtbare auszuweisen.

Der wissenschaftlich erkannten und geschichtlich begründeten Wahrheit gilt die Arbeit des Verfassers. Der Wahrheit — und durch sie der Stärkung des deutschen Gewissens! — so läßt sich in kurzen Worten der tiefere Sinn dieses Bekenntnisses eines ersten Forschers und Denkers zum deutschen Genius in der Stunde zusammenfassen, wo dieser sich zum Ausbau seiner weltgeschichtlichen Sendung bereitet.

Deutsche Reichsbücherwoche!

Georg Reimer, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 10

Die letzten Etappen zum Weltkrieg

Deutschland und die große Politik 1914

Von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Der Band bringt dem Leser die Etappen, durch welche die große, von England geführte Verjüngung der Welt den Krieg aufzwang, unter dem jetzt alle Kriegsführende wie Neutrals zu leiden haben, und dessen Ziel es sein sollte, vor allem die zentrale Machtstellung Deutschlands zu brechen und nebenher die orientalische Frage in einem Sinne zu lösen, der den Untergang Österreich-Ungarns und die Teilung des türkischen Reiches nach sich zu ziehen bestimmt war.

Im Kriegszustand

Die Umformung des öffentlichen Lebens in der ersten Kriegswoche

Von Dr. J. Jastrow

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet M. 3.60, gebunden M. 4.60

Niemals vorher ist die Tätigkeit eines Volkes im Kriegszustand historisch aufgezeichnet worden; dies Buch, das eine Darstellung der Leistungen unseres Volkes im Kriegszustand gibt, ist das erste seiner Art. Die gewaltig die Größe dieser Leistungen ist, wird dem Leser am leichtesten klar, wenn er erwägt, daß das, was hier beschrieben ist, nur den kurzen Zeitraum einer Woche umfaßt.

Der Weltkrieg 1914—15

und der „Zusammenbruch des Völkerrechts“
Eine Abwehr- und Anklageschrift gegen die Kriegführung
des Dreiverbandes

Von Dr. E. Müller-Meiningen

Oberlandesgerichtsrat, Mitglied des Reichstags

3. Auflage

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Dieses Buch ist nicht nur eine völkerrechtliche Anklage gegen die barbarische Kriegführung des Dreiverbandes, sondern auch eine Ehrenrettung der deutschen Kriegführung gegen die Verleumdungen unserer Gegner; es wendet sich an die weitesten Kreise des deutschen Volkes, an jeden auch im neutralen Auslande, dem an einer objektiven Berichterstattung und an dem Siege der Wahrheit über die Lüge und Heuchelei gelegen ist; möge es eine Waffe der Aufklärung für deutsche Sittlichkeit und deutsche Rechtsliebe sein!

Kriegs- und Heimat-Chronik

von Dr. Friedrich Naumann

und Dr. Gertrud Bäumer

Erster Band

August 1914 bis Juli 1915

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Im Vorwort sagen die Verfasser:

Als im Anfang des August 1914 der Krieg begann, dessen Größe und Länge wir nicht ahnen konnten, haben wir uns vorgenommen, den Gang der Ereignisse in der „Hilfe“ von Tag zu Tag aufzuzeichnen, so gut wir während des übermächtigen Getriebes die Dinge zu durchschauen vermochten. Dabei dachten wir beide von vornherein daran, ein Buch zu schaffen, das nach dem Kriege der Erinnerung und auch der geschichtlichen Darstellung dienen könnte. Wenn später Nachkommen dieser Zeit sich fragen werden, wie es uns im Kriege zuzute gehen sein muß, so werden sie wohl in unseren Chroniken einiges in und zwischen den Zeilen lesen, was in keinem Generalstabesbericht und in keiner Kriegswirtschaftsgeschichte vorkommt. Es ist uns heiden dieser Krieg von Anfang an nicht nur ein militärischer oder wirtschaftlich-technischer Vorgang gewesen, sondern ebenso eine Seelenbewegung ohne Gleichen, deren Fikern und Wogen nicht weniger zur Weltgeschichte gehört als das Aufsteigen und Absteigen der Heere und Geschwader, als das Wachsen und Sinken der Materialvorräte und Preise.

Wir lassen also zunächst den ersten Jahrgang erscheinen. Wie vieles dann noch folgen muß, weiß kein Mensch. Es ist erlaubt zu hoffen, daß es nicht mehrere Bände sein werden. Im Schlußband soll ein Kalenderverzeichnis der Ereignisse, der Schlachten, Gefechte und Verrückungen für das ganze Welt geboten werden.

Diesen ersten Jahrgang widmen wir dem Gedächtnis derer, die für uns alle gestorben sind.

Der Text der beiden Chroniken läuft nebeneinander her, so daß der Leser die Ereignisse draußen und drinnen stets auf einer Linie vor Augen hat.

Deutschland

Einführung in die Heimatkunde

Von Friedrich Ratzel

Mit 4 Bildern und 2 Karten. — In Seinen M. 3.60

Diese beste aller Einführungen in die Heimatkunde — dieser Begriff im weiteren Sinne genommen — liegt in dritter Auflage vor. Die Heimat, in der die starken Wurzeln unserer Kraft gründen, soll jeder Deutsche vor allem genau kennen, und wissen muß er in erster Linie, was ihm das Vaterland als solches bedeutet. Wie aber das deutsche Volk auf seinem angestammten Boden ur- undig ist, wie die Eigenart seiner kulturellen Verhältnisse aus dieser seiner Umwelt herausgewachsen oder auch von ihm herausgearbeitet worden ist, das zeigt uns der verstorbene Meister Ratzel in diesem Werkchen wie kein zweiter.

Der Werdegang des deutschen Volkes

Von Otto Raemmel

Historische Richtlinien für gebildete Leser

Band I: Urzeit und Mittelalter. Dritte Auflage. Gebunden M. 3

Band II: Die Neuzeit. Dritte Auflage. Gebunden M. 4

Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, das Wesentliche der politischen und kulturellen Geschichte zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Das Werden und die Wandlungen der deutschen Nation werden in knapper Fassung und in einer jedem Gebildeten verständlichen Weise dargestellt und die großen Richtlinien dabei möglichst scharf herausgehoben.

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politischen Wissenswerten
für jedermann

Von G. Hoffmann und E. Groth

7. Auflage.

Gebunden M. 2.50

Diese Deutsche Bürgerkunde für jedermann ist vor allen Dingen auch für die Jugend, damit sie das politische Wissen ins Leben mündig, das ihr später ein gebildetes, tatkräftiges Mitwirken an den Aufgaben unseres Vaterlandes ermöglicht. Das Studium der Vergangenheit ist wertvoll, aber noch wertvoller ist es, wenn der deutsche Staatsbürger die Formen des öffentlichen Lebens seiner eigenen Zeit gründlich kennt.

Zehn Jahre deutscher Kämpfe

Schriften zur Tagespolitik. Auswahl

Von Heinrich von Treitschke

Gebunden M. 3.—

Was Treitschke selber im ersten Vorwort des Buches als den „leitenden Gedanken“ seiner dort zusammengestellten publizistischen Arbeit andeutet: den deutschen Einheitsstaat unter Preussens Führung erst begründen, dann festigen zu helfen, und das neue Reich als die werdende deutsche Monarchie zu begreifen, wie das heilige Reich die zerfallende war — das sollte natürlich vor allem auch in der hier vorliegenden Auswahl sichtbar werden. Im übrigen wurden, in möglicher Mannigfaltigkeit, solche Stücke bevorzugt, in denen auch heutigen Tages noch unter uns, zum Teil sehr lebhaft, erörterte politische Fragen von Treitschke behandelt sind.

Geschichte der deutschen Seeschifffahrt

Von Dr. Walther Vogel

Privatdozent an der Universität Berlin

Gedruckte Preisschrift

I. Band: Von der Urzeit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts

Mit Textabbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte

Preis geheftet M. 14.—, gebunden M. 15.50

Dieser erste Band behandelt die älteren Zeiten und das Seewesen der deutschen Hanse bis zum Ausgang des Mittelalters auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in einer Form, die auch weiteren Kreisen Belehrung und Genuss verschafft. Der nächste Band wird die Schilderung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, der dritte bis zur Gegenwart fortführen. Gerade heute, wo wir um die Seegestaltung Deutschlands und die Freiheit der Meere kämpfen, wie vielen dieser Kämpfe auf die ruhmvollen Zeiten der deutschen Hanse, der mit mancher landläufigen falschen Vorstellung aufräumt, willkommen sein.



Hutten-Verlag G. m. b. H.,
Berlin SW. 11.

Für die Reichsbuchwoche

Für unsere Soldaten im
Feld u. in den Lazaretten.

Major E. Morath „Tage des Krieges“

Militärische und politische Betrachtungen 1914—1916.

Zwei starke Bände, Großoktav, mit 7 farbigen Karten
von sämtlichen Kriegsschauplätzen und 72 Kartenskizzen
im Text.

Preis: Jeder Band brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Kein Militärschriftsteller wird so oft genannt und als
maßgebende Autorität angeführt wie Major Morath.
Seine militärischen Betrachtungen beginnen mit Anfang
des Krieges, behandeln alle militärischen Ereignisse auf
sämtlichen Fronten und sind wohl das Beste und Maß-
gebendste, was bis jetzt über den Krieg geschrieben ist.

Aus den Urteilen der Presse über Band 1.

„Das Morath'sche Buch ist ein historisches Dokument,
ein Panorama mit weitgestrecktem Horizont, unter dem der
beachtende alle Phasen des Weltkrieges entstehen und sich ent-
wickeln sieht.“ (Allgemeine Nachrichten)

„Das Werk ist ein ebenso gutes Unterhaltungsbuch
wie ein Spiegel der Gegenwart. Der Preis darf als niedrig
bezeichnet werden und wird gewiß dazu beitragen, daß das Buch
auch seinen Weg recht häufig zu unseren Soldaten in der Front
findet, die es sicher mit der besten Befriedigung aus der Hand
legen werden, wie jeder Leser in der Heimat.“ (Neuer Züricher Anzeiger)

Beim Landsturm. Feldbriefe vom westlichen Kriegsschauplatz von
Pfarrer Joh. Albel, zurzeit als Leutnant der Landwehr im
Feld. 3. Tausend. Preis geb. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Aus Unglücks schweren Tagen im Weltkrieg 1914. Tagebuch
von Dr. Rich. Wilhelm. 16. Tausend. Preis geb. 80 Pf.

Andachten für schlichte Leute. Von Pfarrer Alfred Fischer.
Preis geb. 1.60, broschiert M. 2.—.

Krieg und Christentum. Von Pfarrer Karl König. Preis geb.
M. 1.—, geb. M. 1.50.

Seld männlich und seld stark. Kriegspredigten von Pfarrer
H. Paul Altmann. Preis geb. M. 1.50.

Mit Liebesgaben nach Osten und Westen. Kriegseindrücke
von Pfarrer A. Just. Preis geb. M. 1.—.

Die Wunderwelt des Ostens. Reisebriefe aus China und Japan
von Missionsdirektor H. Dr. J. Witte. 2. Auflage. Preis
geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bismarck. Sein Wesen und sein Werk von Dr. Karl Auer.
Preis 50 Pf.

Siehe nach den Sternen. Trostgedanken für Kriegesleidtragende
von Pfarrer W. Hädel. Stark broschiert M. 1.—.

Religion und Kultur des Islam von H. Dr. Bruno Violet. Preis
geb. 60 Pf.

Die Klassiker der Religion.

Band 1. Jesus von Prof. Dr. Dr. Heinrich Weinel.

Band 2. Johann Arndt von H. Dr. phil. Wilhelm Rapp.

Band 3. Der katholische Modernismus von Professor Dr. Jos.
Schäfer.

Band 4/5. Die Propheten von Prof. Dr. phil. Gustav Pfannmüller.

Band 6. Ignatius von Loyola von Dr. phil. Philipp Funt.

Band 7. Paul de Lagarde von H. Dr. Hermann Wulert.

Band 8/9. Merkegaard von Prof. Dr. Edward Lehmann.

Die Religion der Klassiker.

Band 1. Giordano Bruno von Prof. Dr. A. Aufhäuser.

Band 2. Nikolaus von Kues von H. Dr. phil. Paul Hase.

Band 3. Francesco Petrarca von Dr. phil. Hermann Hefele.

Band 4. Ralf Waldo Emerson von Stadtpfarrer Johannes Herzog.

Band 5. Friedrich der Große von Pfarrer Dr. Heinrich Dietrich.

Band 6. Johann Gottlieb Fichte von Prof. Dr. Dr. Heinrich Weinel.

Band 7. Friedrich Schiller von H. Dr. Otto Lempp.

Preis des Einzelbandes geb. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Preis des Doppelbandes geb. M. 3.—, geb. M. 3.50.

Vorstehende Bücher sind vorrätig oder erhältlich in
jeder Buchhandlung oder zu beziehen direkt vom
Hutten-Verlag, Berlin SW. 11, Schöneberger Str. 8.

Lebenskunst — Heilkunst

Herzll. Ratgeber für Gesunde u. Kranke

von Dr. med. Schöninger und M. Siegert. 12 farbige
Tafeln, 223 Abbildungen, 1300 Seiten. 2 Bände, geb. 14 M.
... Auf Wunsch gegen monatliche Teilzahlung. ...
Ein solches Buch zu besprechen u. zu empfehlen ist eine Freude.
Nicht, weil die Verfasser alte Hilffreunde und tätige Anhänger
der Bodenreform sind, sondern weil aus diesem hygienischen
Werte soziale Energie spricht. Den Verfassern merkt man
tiefes pädagogisches Verständnis an. Die Hilfe, Berlin.

Was junge Leute wissen sollten und Ehelernte wissen müssen.

31. bis 40. Tau-
send. — 3 M.
„Schöninger und Siegert setzen ihrem Buche das Motto
voraus: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst,
ist heiliges Land.“ Es ist ihnen Ernst mit diesem Motto, das
Buch ist durchweht von einer tiefen religiösen, sittlichen Lebens-
auffassung. Die Eltern werden in dem Buch einen Ratgeber
u. Führer finden, der sie selbst anleitet, wie sie andere zu leiten
haben.“ Anna Poppritz, Centralblatt d. Bundes Deutscher Frauenvereine.

Was unsere Söhne wissen müssen.

Ein Mahnwort an Jünglinge. 90 Pf.

Wie erhalte ich meine Herzkraft

von Dr. med.
Rettberg.
Wie d. frange Herz geschoit, das gesunde dau. rnd leistungsfäh. er-
halten, wie Herzkrankheit vorgebeugt wird, zeigt d. Verfaß. 50 Pf.

Rheumatismus und Gicht

von Dr. med.
A. Spohr.
Lehrt den Kranken, sein Leiden zu bessern, zu heilen, neue
Erkrankungen zu verhüten. 30 Pf.

Verlag Lebenskunst — Heilkunst, Berlin SW. 11

Engelhorn's Roman-Bibliothek

In dieser bereits über 800 Bände zählenden Sammlung sind die
besten Autoren aller Völker vertreten.

Von deutschen Namen nennen wir nur: Kurt Uram, Helene
Böhlan, Ida Boy-Ed, Carl Busse, Marie Diers, Ernst Cassin,
Otto Ernst, A. v. Gersdorff, Paul Heyse, B. O. Höder, Hans
v. Hopfen, B. v. Kohnenegg, Marg. v. Oerzen, W. H. Poed,
A. v. Roberts, Gustav Schröder, Ossip Schubin, Rich. Stowronnet,
H. Stegemann, Rud. Straß, Hermine Wilmiger, Richard Boh,
E. v. Wolzogen, Fedor v. Zobeltitz, Hanns v. Zobeltitz.

Vermöge der großen Mannigfaltigkeit und des billigen Preises
eignet sich Engelhorn's Roman-Bibliothek ganz besonders für Man-
schaftsbibliotheken, Lazarettbüchereien und vor
allem zur Versendung ins Feld. Eine große Zahl Briefe
von unseren Feldgrauen draußen und daheim bezeugt, wie sehr
unsere Bände überall geschätzt und hochwillkommen sind.

Aus Briefen:

Engelhorn's Roman-Bibliothek ist im Felde mit am meisten bevorzugt, und
zwar hauptsächlich deshalb, weil es die Bibliothek ist, die in der preiswürdigen
Ausgabe gute Romane liefert. Hier im Felde wollen wir einmal gute Bücher
haben und andererseits solche, die man nicht wie ein rohes Ei zu legen braucht,
sondern die man von Hand zu Hand weitergibt.

(Hauptmann H., Feldartillerie-Regt. Nr.)
Ihre Bücher werden geradezu verschlungen; der Lesehunger in den
Schützengräben ist groß. (Erm. S., bei Ares.)

Große Freude haben die uns gesandten Bücher bereitet. Es ist
einfach tödlich, wie schön wir uns durch diese gebiegenen Romane über manche
trostlose Stunde hinweghelfen. Bücher sind bei uns sehr begehrte Artikel; alles
reicht sich darum. (Obermatrose P., Kaiserl. Marine-Korps.)

Bitte um Übersendung einiger Bände Ihrer schönen Roman-Bibliothek,
um die unendlich langen Mußestunden am Geleitz zu füllen.
(Obermatrose M., Matr. Nr. 1151.)

Für die Reichsbuchwoche

50 Pf. der Band. | Jeder Band kann für 10 Pf. gebunden 75 Pf.
ins Feld geschickt werden. | der Band 75 Pf.

Zu haben in jeder Buchhandlung und auf Bahnhöfen. Wo eine Buchhandlung nicht
erreichbar, wende man sich an den Verlag von J. Engelhorn's Buchh. in Stuttgart.

❖ Schulen und Lehranstalten ❖

Odenwaldschule

Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben u. Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartig. Zusammenleben i. Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel n. gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fachkurse u. sorgfält. fördernd. Einzelunterricht. Sich. Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Seminar der Musikgruppe Berlin G. B.

Berlin W. 57, Ballasstraße 12.

Beginn: 1. Oktober. Prospekt kostenfrei.

Ausbildung von Lehrerinnen für
Schulgesang, Klavier und Violine.

Vorbereit. auf die staatl. Prüfung. — Abschlußprüfung d. Verbandes.

Berthold Otto Schule

Berlin-Lichterfelde, Holbeinstraße 21. Telefon 303

besteht seit 10 Jahren und ist weltbekannt als Ausgangsstelle neuer Grundlegungen des Unterrichts und der Gemeinschaftserziehung (Gesamtunterricht, freies Schülergericht). Knaben und Mädchen vom Beginn des schulpflichtigen Alters. Nur Vormittagsunterricht. Erklärungsschrift „Eine Zukunftsschule im Gegenwartsstaat“ wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Wiesbaden,
Dambachtal.

Töchterheim Deberthain. Staatl. konzess. Zeitgemäße Ausb. f. Haus u. Leben. Warm empf. Vollst. Ersatz fürs Ausl. Prosp. d. Vorsteherinnen.

Internat des staatl.-staatl.

Mädchengymnasiums Karlsruhe

Schulgeld 84 M. jährl. Pensionspreis für Internat 1350 M. jährl.

Auskunft: Fräulein **Cl. Fernow**, Redtenbacherstr. 16

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

Abiturienten-Examen
Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im Darmstädter Pädagogium.

Nordsee - Pädagogium Südstrand - Föhr

Für Schwächliche u. Erholungsbedürftige besonders geeignet. Einj. Berechtigung. — Ärztliche Fürsorge

Vorbereitungsanstalt

für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu

Bückeburg

(Unter staatlicher Aufsicht.) — Kleine Klassen. Familieninternat. Prospekt.

Sanatorien & Bäder



Dr. Lahmann's Sanatorium in Weißer Hirsch bei Dresden.

Leitender Arzt: **Professor Dr. Kraft.**

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren einschließl. Höhen- u. Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklisation, Neuzeitl. Inhalatorium, Luft- u. Sonnenbäder. Stoffwechselkuren.

Physiologisch-chemisches Laboratorium (Vorstand: **Ragnar Berg**). Prospekte kostenfrei.

Finkenmühle
Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach

Spez.: Diät- und Erneuerungskuren.
Beste Erfolge b. chron. Krankheiten

Schloß Rheinburg Frühjahrskuren

b. Gallingen (Baden) an der Schweizer Grenze.

mit Milch, Sauer-Buttermilch, Butter, Äpfel, Mollen, Eiern, jungen Gemüsen etc. aus eig. Gutsbetrieb für nervös Erschöpfte u. Erholungsbedürftige. Landwirtschaftl. Berufsausbild. für Damen durch diplom. Lehrerinnen. Prospekte. Dr. med. **H. J. Oberdorffer**, Leiter und Beiführer.



Frankenhausen

-Bad (Kylhäuser), Radioaktiv. Solbad u. Inhalatorium. Saison 1. 5. bis 1. 10. Prospekte durch Badedirektion.



Heim für wahre naturgemäße Lebensweise
Herrl. Höhenlage - Groß angelegte Luftparks - Sonnen-, Erd-, Sand- u. Wasserbäder - Viele Anerkennung. Gerühmte Diät - Kochbuch v. Paula Ebert - Pension pro Tag 6 M. - Reich illust. Prospekt frei d. Otto Ebert

Sanatorium Stolzenberg in Soden-Salmünster bei Frankfurt-Main.

Schön eingerichtete Naturheilanstalt. Bekannt sorgfältige, individuelle Behandlung und Verpflegung. Beschränkte Patientenzahl. Mäßige Preise. — Prospekte frei!

Ärztl. Leiter: Dr. med. **K. Strünckmann** (früh. Sanatorium Ernseberg)

Regenerations-

und **Schroth-Kuren** bei Saalfeld in Thüringen

Äußerst wirksam! bei innerem u. äußerem Leiden. Blutreinigung. Jungborn. Aufklär. Schrift F. 20 frei.
Wald-Sanatorium Sommerstein



Bahnstation i. Holst. Vom Kriege unberührt. Personal- u. sanit. Beschreibg. umsonst. Badeverwaltung.

Vermischtes

Für das Mütter- und Säuglingsheim in Mannheim wird eine

Oberin

zum baldigen Eintritt gesucht. Nur solche Bewerberinnen, die schon in ähnlichen Anstalten selbständig gearbeitet haben, durchaus erfahren sind in Krankenpflege und in der modernen Säuglingspflege und Mischküche und vollständig die Buchführ. übernehmen können, wollen sich melden Zeugnisse u. Lebenslauf nebst Photographie an den Verein für Mutter- u. Säuglingsheim B. 1, 7b, erbellen.

Nur Reichsbuchwoche zur Anschaff. zu empf. ist die für den Gebühret bestimmten sachm. Kriegsgeschichte:

Der erste Weltkrieg

von Oberstlt. Herman Grobstein, illust. von Prof. D. Hannel. Band I. In Originalleinenband M. 2,25. (Das Wert wird fortgeführt.)
Vorrätig in jeder Buchhandlung.
M. & G. Schaper, Verlagsbuchh., Hannover.

Illustrierte Preisliste kostenlos!

Kein Rauch!
Keine Asche!

Spiritus-Bügeleisen

für Haus und Reise.

Spiritus-Zentrale G. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstraße 64, zwischen Mohren- und Kronenstraße
früher Friedrichstraße 98.

2151a)

Schutzmarke.



Butternot? esset Edener Fruchtnahrung!

Fruchtmus - Fruchtsaft - Dunstobst - Dicksaft
Hochedie Werterzeugnisse - Vollständig naturrein

Preislisten umsonst

Obstabausiedlung Eden, Oranienburg (Mark)

Für die Strecker dabeim und draußen!

Du mein Deutschland

Seinabilder deutscher Künstler
Deutsche Gedichte



Mit Geleitwort von Hans Thoma

60 W. 5 x 50 W. 50 x 40 W.

Verlag Fritz Hendler Berlin-Zehlendorf

Deutsche Bastseiden

Unsere farbige leinenartige Bastseide fein oder grobfädig gewebt, vornehm wirkend und von wunderbarem Faltenwurf, leicht und angenehm im Tragen, ist unter den heutigen Baststoffen der preiswerteste Kleider-, Blusen- und Mäntelstoff. Meterpreis M. 2.—, 3.60, 4.50, 4.80. Breite 80 cm. Berl. Sie Preislist. u. Werbescriften über Trachten u. Schmuck.

Haus Eklöb, Lüdenscheid.

Für Kranke und Verwundete. Verstellbare Kopfteilkissen

Gestalten beliebige Änderung der Kopflage. Konkurrenzlos. Kräftig vielfach empfohlen. Versand per Post franko Nachnahme M. 8.55. Ausführl. Prospekt gratis u. franco. Ernst Mittelberger Möbelfabrik Stuttgart 15

Beste Musik-

Instrumente (Viollinen, Zithern, Mandolinen, Gitarren, Lauten, Flöten, Trommeln, Trompeten etc.) direkt vom Fabrikationsorte.

Wilhelm Herwig, Musikhaus in Markneukirchen i. Sa. Welches Instrum. verlangt wird, bitte anzugeben. Garant. L. Güte. Illustr. Preisl. frei.

● Aufwärts ●

durch Geflügel-, Kleintierzucht und Gartenbau! Näheres gern durch G. v. Thaden, Gartenstein 87, Sa.

Platens Tuchstoffe

Wäsche, Decken

vorz., preisgekrönt, trotz Beschlagnahme weiterhin lieferbar zu Friedenspreisen v. d. Fabrik direkt an Verbraucher. Muster und Katalog frei.

Fred. Hammer, Tuchfabrik (Aussch.) 6

Engl.-Franz.-Ital.

leichtf. Selbststudium. Erfolg. Berl. Neue Fremdsprachl. Anschauungsmethode, Winkeln, Sendelstraße 75. — Probent. grat.

Nährsalz-Kaffee

Ersatz, erprobt, Gesundheitsgetränk von arom. Wohlgeschmack! Ein Versuch führt stets zu großen Nachbestellungen u. Empfehlungen. 9 Pf. 25 Pf. ab Hamburg geg. Nachn. Großhandlung H. Richter, Hamburg H. 1. 23, Fichtestr. 30.

Für die Reichsbuchwoche die deutschen Klassiker

Schillers Werke 4 Bände geb.	M. 8.—
Goethes	M. 6.—
Lessings	M. 5.—
Haus's	M. 3.50
Eichendorffs	M. 4.—
Grillparzer's	M. 6.—
Heines	M. 6.—
Körners	M. 1.50
Senars	M. 1.75
Kleist's	M. 1.75
Uhlands	M. 1.75
Camillo's	M. 1.75

Bei größ. Bestellung Zeitgahungen.

Verlag Otto & Co.,
Berlin - Lichterfelde, Gärdenplatz 4.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsbestand Ende 1915 1 Milliarde 164 Millionen M.

Bankvermögen 474 " "

Darunter Extra- und Dividendenreserven 74 " "

Ueberschuss im Jahre 1915 17 " "

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Anverlangten Einblendungen ist
für das Rückporto beizufügen.

Beitragssatzpreis bei Buchhand-
lungen u. Agenturen 2,50 M.; beim
Briefträger u. am Zeitungshalter
der Postämter 2,62 M.; beim Verlag
in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach
dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M.
Vernachlässigt: Amt Lügen 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegsschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Die Volksvertretung
im Kriege. — **Dr. Paul Rohrbach:** Orient, Uebersee, Mittel-
europa. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die englischen
Kriegssteuern. — **S. D. Gallwiz:** Max Reger. — **Berta**
Duensing: Wir zu Hause. — **Albrecht Schaeffer:** Totentanz-
gemälde 1916. (Gebicht). — **H. D. Gottfried Traub:**
Weten. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegsschronik

Sonntag, 14. Mai.

Der österreichisch-italienische Kampf tobt wieder einmal am Monte San Michele. Von italienischer Seite wird behauptet, daß an dieser Stelle im Laufe der Zeit gewisse Fortschritte gemacht seien, aber die italienischen Berichte erfreuen sich von allen gegnerischen Berichten der geringsten Glaubwürdigkeit, weil dem Volke, das nun fast ein Jahr lang die Kriegslasten trägt, wenigstens etwas geboten werden soll, mag es wahr sein oder nicht. Die österreichisch-ungarische Berichterstattung spricht von mehreren abgewiesenen italienischen Angriffen und schweren Verlusten des Feindes. Der Monte San Michele liegt am Einfluß der Wippach in den Ssonzo am österreichischen Ufer und bildet den nördlichen Abschluß der Steinebene von Doberdo.

In England wird fleißig überlegt, was man nach dem Sturm des Dubliner Aufstandes mit Irland machen soll. Liberale Blätter heben hervor, daß gerade durch die überraschende Revolte bewiesen sei, wie wenig gut Irland von Engländern regiert werden könne, und fordern den Übergang zu Homerule. Ein Nationalrat aus englandtreuen Männern wie Redmond, Carson, Dillon, könne zunächst die irischen Sachen führen. Es ginge wohl, wenn diese Männer einig wären! Die Zahl der beim Aufstand getöteten Zivilpersonen wird mit 216 angegeben und der verursachte Sachschaden auf 1,4 Mill. Pf. St. geschätzt. Wahrscheinlich sind beträchtlich mehr Menschen umgekommen.

Die Erörterungen des Deutschen Reichstages über ostpreussische Entschädigungen führen zu allerlei schweren Erwägungen über Kriegsschadigungen des Seehandels, der Kolonialbewohner, der Auslandsdeutschen, der Industrien mit ausländischen Filialen. Der frühere österreichische Justizminister Franz Klein spricht in der juristischen Gesellschaft in Berlin über vermögensrechtliche Kriegsmaßregeln der feindlichen Staaten.

Montag, 15. Mai.

Der belgische Kolonialminister teilt mit, daß eine belgische Brigade Rigall, den Hauptplatz unseres ostafrikanischen Bezirkes Ruanda, besetzt hat. Es mag das für die Belgier eine gewisse Tröstung sein. Im übrigen müssen sie sich daran halten, daß die englischen und französischen Minister in freundschaftlicher Abwechselung die Wiederherstellung des belgischen Staates versprechen.

Der englische Minister des Auswärtigen, Grey, hat noch neuerdings versichert, daß Serbien, Belgien und Montenegro auf

Wiedereinführung in alle früheren Rechte zu rechnen haben. Gleichzeitig beschwert er sich über die Äußerung des deutschen Reichskanzlers, daß es Großbritanniens Ziel sei, das freie und einige Deutschland zu zerstören. An einen solchen Wahnsinn habe kein Engländer gedacht. Grey sagt: „Wir wünschen dem deutschen Volke die Freiheit, wie wir sie selbst genießen und wie sie die anderen Nationen Europas wünschen.“ Das klingt, als sollte das Wort von der „Zertrümmerung des preussischen Militarismus“ etwas in den Hintergrund gedrängt werden. Im übrigen danken wir bestens für die Freiheit, wie sie die Iren, Ägypter und Indier unter der großbritannischen Macht zuerteilt bekommen.

Der französische Präsident Poincaré hat in Nancy vor lothringischen Flüchtlingen eine Ansprache gehalten, die sich ebenfalls mit der Rede des deutschen Reichskanzlers beschäftigte. So reden die Staatsköpfe wie homerische Helden über alle Schützengräben hinweg. Vom Frieden kann nach dem Gedröhn Poincarés erst dann die Rede sein, wenn die Mittelmächte darum bitten. Wir wollen, so ruft er, uns ihren Bedingungen nicht unterwerfen, sondern wollen ihnen die unfriegen diktieren. Wir wollen keinen Frieden, der dem kaiserlichen Deutschland die Bestimmung darüber beläßt, einen neuen Krieg zu beginnen. Poincaré schwört vor allem Volk, daß er die geflohenen Lothringer wieder in ihre Heimat bringen werde. Wann er das tun will, wird vorsichtigerweise nicht angegeben.

Dienstag, 16. Mai.

Graf Tisza macht eine Reise nach den nördlichen Teilen von Serbien, um sie sich vorläufig einmal näher zu betrachten. Er war in Schabaz und Baljewe. Verschiedene Ungarn sind der Meinung, daß Ungarn nur dann eine Vergrößerung seines staatlichen Umfangs beanspruchen wird, wenn Oesterreich sich vergrößert. Sollten gewisse nordserbische Gebiete zu Ungarn hinzugenommen werden müssen, so ist anzunehmen, daß sie unter die kroatische Verfassung gestellt werden.

Asquith bemüht sich, in Dublin und Belfast den irischen Frieden herzustellen, eine alte und keineswegs leichte Aufgabe. Es wird der Vorschlag der Entwaffnung sowohl der katholischen wie der protestantischen Gebiete erörtert, vorläufig aber sind die Ulsterleute für Waffenlosigkeit noch nicht zu haben. In Amerika hat die Hinrichtung der Revolutionsführer einen unangenehmen Eindruck gemacht, weil diese Art der politischen Behandlung offenbar wenig zu dem humanen Honigseim paßt, von dem sonst die englische Presse gegenüber allen kleinen Nationen überfließt.

Mittwoch, 17. Mai.

Es wird mit viel Befriedigung bei uns aufgenommen, daß Oesterreich-Ungarn in einer Note an den Präsidenten Wilson eine Anzahl von Fällen zusammenstellt, in denen innerhalb des Mittelmeergebietes Handelschiffe von den U-Booten der Gegner warnungslos versenkt wurden. Leider hat sich auf diesen österreichischen Schiffen kein Amerikaner befunden. Immerhin ergibt sich die Tatsache, daß die feindlichen U-Boote ruhig die rückfischloseste Art der warnungslosen Versenkung von friedlichen Handelsschiffen fortsetzen, während Deutschland selbst in der Kriegszone zum Kreuzerkrieg übergegangen ist. Will also Herr Wilson überall für die wahre Menschlichkeit eintreten, so findet er hier einen geeigneten Anlaß. Aber er wird wohl nichts tun, weil es — die andern sind,

In Südtirol hat ein großer österreichisch-ungarischer Angriff auf die italienische Front begonnen. Gleichzeitig ist die ganze übrige Linie in erhöhter Kampftätigkeit, und Flugzeuge schweben über den Bahnhöfen des Stappengebietes. Der italienische Bericht sagt vom Kampfe im Trentino südöstlich von Rovereto: nach anfänglichem Widerstande, währenddessen dem Feinde sehr schwere Verluste beigebracht wurden, zogen unsere Truppen sich aus den am meisten vorgeschobenen Stellungen auf die Hauptverteidigungslinien zurück. Das ist eine gute Einleitung für den Jahrestag des italienischen Treubruches. Es wird erzählt, daß gerade mehrere französische Abgeordnete zur Besichtigung der italienischen Front anwesend waren, als der österreichische Vorstoß begann. Die Gäste wurden schleunigst nach Hause befördert.

Bei Verdun machen die Franzosen täglich Versuche, die verlorenene Höhe 304 wiederzugewinnen.

Donnerstag, 18. Mai.

Der österreichisch-ungarische Heeresbericht meldet weiteren guten Erfolg: In Südtirol breiteten sich unsere Truppen auf dem Armenterra-Rücken aus, nahmen auf der Hochfläche von Bielgereuth (Folgara) die feindliche Stellung Soglio—d'Alpio—Costa—Costa d'Ugra, Maronia, vertrieben die Italiener aus Moschiori und erstürmten nachts die Zugna Lorta (südlich von Rovereto). In diesen Kämpfen ist die Zahl der feindlichen Gefangenen auf 141 Offiziere und 6200 Mann gestiegen. Im Gebiet von Loppio (an der Bahn Mori—Riva) ist lebhaftes Geschützfeuer. Wer die Gebirge dieser Gegenden kennt, wird sich eine Vorstellung davon machen können, was es hier bedeutet, bei Tag oder Nacht Befestigungen zu stürmen! Die Kämpfe an der Südtiroler Grenze können den Italienern gegenüber eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie die Kämpfe bei Verdun gegenüber den Franzosen. So viel darf schon jetzt als sicher angenommen werden, daß die Italiener künftig noch weniger als bisher Neigung haben werden, Soldaten nach Frankreich oder Saloniki abzugeben.

Es wird in und außerhalb Schwedens auffällig viel über die schwedische Weltgeschichtslage geschrieben, ohne daß man darin eine unmittelbare Kriegsbereitschaft suchen darf. Alle Parteien, Konservative, Liberale und Sozialdemokraten, stimmen mit dem Minister des Äußern Wallenberg darin überein, daß die erste Aufgabe der schwedischen Politik die Erhaltung einer strengen Neutralität sei, aber man müsse zugeben, daß die Frage der Befestigung der Ålands-Inseln für Schweden eine Lebensfrage sei. Aus diesem Grunde werde es die Regierung auch nicht unterlassen, auf diesem Gebiete die Rechte und Interessen Schwedens wahrzunehmen. Es sind aber keineswegs die Ålands-Inseln allein, die die Gemüter bewegen, sondern wohl ebensosehr, obwohl mehr im stillen, wird über die Zukunft Finnlands geredet. Es ist offenbar, daß Finnland sich nicht mit eigenen Kräften befreien kann, weil es völlig entmilitarisiert ist, aber ebenso offenbar, daß, wenn überhaupt jemals, so jetzt der Zeitpunkt da ist, an dem eine schwedische Hilfsunternehmung einen Zweck haben könnte. Bei der überlegenen Ruhe des schwedischen Volkes wird dieses alles verständlich erwogen. Es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß eine allgemeine Feindschaft gegen Rußland keineswegs vorhanden ist. Auch verdienen viele Schweden am gegenwärtigen Neutralitätszustande so viel, daß sie um keinen Preis ihre günstige Vermittlerrolle aufgeben möchten. Auch findet sich bei gewissen führenden Männern der liberalen und sozialdemokratischen Partei leider ein eingewurzelter Widerwille gegen Deutschland.

Freitag, 19. Mai.

Die Österreicher kommen in Tirol weiter vorwärts. Mori ist von den Italienern verlassen, liegt wahrscheinlich menschenleer zwischen zwei Artillerien. Ein Zuwachs an Gefangenen von 900. — Im „Corriere de la Sera“ entspinnt sich eine Debatte, weshalb auch bei den Bundesgenossen und Neutralen die italienische Kriegsführung nicht so geschätzt und hochgeachtet werde, wie sie es verdiene. Die Antwort lautet, daß der offizielle Pressedienst zu wenig tue, um die italienischen Leistungen im Auslande zu popularisieren. Wir unsererseits glauben, daß mit Verschickung schöner Berichte

in diesem Falle gar nichts getan ist. Wenn die Italiener siegen, so wird es die Welt schon merken. Und an großen Worten hat es gerade von Rom aus schon bisher wahrhaftig nicht gefehlt.

Die Untersuchungskommission in Irland hat ihre Arbeit begonnen. Ein Bericht des früheren Unterstaatssekretärs für Irland besagt, daß die Zahl der militärisch bewaffneten Aufständischen etwa 15 000 betrug, wovon 3000 in Dublin waren. Sie standen in enger Verbindung mit der irischen Organisation in den Vereinigten Staaten, von der sie Geld bekommen, obwohl es noch nicht möglich war festzustellen, wie das Geld nach Irland gelangt ist. Revolver wurden in den Gepäckstücken einzelner Reisender eingeschmuggelt. Der Unterstaatssekretär habe die Revolutionäre bewachen lassen, aber nicht an einer bevorstehenden Gefahr geglaubt, weil er annahm, daß Waffen und Munition fehlen. Die Mehrzahl des irischen Volkes sei den englischen Behörden nicht feindlich gesinnt. Man werde in Zukunft ständig eine große Truppenmacht in Dublin garnisonieren müssen.

Sonnabend, 20. Mai.

Auf einem langen Wanderwege im schönen Monat Mai erfreut uns die Nachricht von dem österreichisch-ungarischen Siege an der Südtiroler Grenze. An zwei Stellen ist der Kampf bereits auf italienisches Gebiet hinübergetragen worden. Ich kann die Orte heute nicht auf der Karte suchen, da ich nicht zu Hause bin, sehe aber auch aus den Zeitungen, daß bei dem Durcheinander deutscher und italienischer Bezeichnungen nicht alles ganz deutlich ist. Die Tatsache selbst aber steht fest, daß der Vorstoß unserer tapferen Freunde zu den besten Hoffnungen berechtigt. Es sind nun schon über 12 000 Gefangene, dazu viel Geschütz! Das ist im vereinzeltenden Gebirgskrieg etwas ganz Ungeheures, Optimisten reden schon von Aia und Veroneser Klause.

Bei Verdun wurde der zehnte französische Versuch, die Höhe 304 wiederzugewinnen, blutig abgewiesen. Als Angriffstruppe wurde dabei meist eine Mischung von farbigen mit weißen Franzosen gewählt. Die Unserigen haben nicht nur den schweren Neuerwerb festgehalten, sondern auch ein Stück weiter westlich mit dem Camard-Wäldchen hinzuerobert, so daß die deutsche Front westlich der Maas jetzt eine gerade zusammenhängende Linie bildet. Das Ringen um Verdun dauert nun drei Monate! Täglich werden Fortschritte gemacht, aber täglich stellen sich auch noch immer lebendige französische Mauern um die große Festung herum.

Gertrud Bäumer/Heimatkronik

Montag, 15. Mai.

Die „Freie vaterländische Vereinigung“, die begründet ist, um die Einheit der nationalen Gesinnung als Grundlage künftiger Friedensgestaltung zu pflegen, hat eine Versammlung zur Lebensmittellieferung gehalten. Aus der Einsicht heraus, daß nichts diese Einheit so unaufhaltsam zerstört wie das Emporwuchern des Eigennutzes in der Ernährungsfrage. Freilich werden keine Kundgebungen der Worte mehr imstande sein, die Skepsis zu überwinden, die auf diesem Gebiet den Glauben an den Patriotismus erschüttert hat. Es ist sogar die Frage, ob die wirksamen Taten künftiger Organisation, auf die wir jetzt warten, noch imstande sein werden, in dieser Hinsicht einen moralischen Eindruck zu machen. Und das ist in dieser bedrückenden Versorgungsfrage mit das Bedrückendste, daß so viele Vertrauensverluste mit zu verbuchen sind. So gewiß man des äußeren „Durchhaltens“ ist, mit so viel Sorge denkt man an die schließlichen seelischen Ergebnisse dieser stärksten Belastungsprobe.

In den Zeitungen gibt es nur die beiden großen Abschnitte: Krieg und Lebensmittel. „Die neue Ernte“ — „Die Vereinfachung der Speisefarte“ — „10 Pfund Kartoffeln 70 Pfennig“ — „Richtpreise für Fische“ — „Verteuerung durch Zwischenhandel“ —

„Wucherverordnung und Reichsgericht“ — — — usw. in immer den gleichen Themen. Und dabei bleibt es doch wahr, daß der Mensch „nicht vom Brot allein lebt“ und die seelischen Fasten bei dieser unentrinnbaren Vormacht der Nahrungsfragen fast noch größer sind als die leiblichen.

Dienstag, 16. Mai.

Eine Statistik der Arbeitskämpfe aus dem Kriegsjahr 1915. Die Zahl der Streiks betrug 163, die der Aussperrungen 4. Beteiligt waren an Streiks 11 600 Personen gegen 58 700 im Jahre 1914 und 226 200 im Jahre 1913. An den Aussperrungen nur 1227 Personen gegen 36 400 und 101 400 in den beiden Vorjahren.

Der Reichstag beschwert sich über seine Ausschaltung bei der sich eben vollziehenden Umgestaltung der Lebensmittelversorgung. Der parlamentarische Ernährungsbeirat ist weder benachrichtigt noch gefragt. Da im Augenblick keine verantwortliche Regierungsstelle für die Ernährungsfragen da ist, vertagt sich der Haushaltsausschuß, der gerade bei diesem Kapitel angelangt ist, auf einige Tage.

Die bayerischen Liberalen beider Richtungen haben auf einem Delegiertentag einen Antrag des Abgeordneten Hübisch angenommen, kraft dessen die bayerische liberale Arbeitsgemeinschaft die Initiative ergreifen wird zur Verschmelzung aller liberalen Parteien im Interesse der Ziele des Gesamtliberalismus im ganzen Reich.

Man wird diesen Beschluß als einen der bisher nicht sehr zahlreichen tatsächlichen Anfänge innerer Neugestaltungen aus dem Geist von 1914 verzeichnen.

Ministerpräsidenten und Finanzminister der Bundesstaaten hatten gestern eine Konferenz über Steuern und Lebensmittel in Berlin.

Alles redet über Grenzs Friedensziele. Das Schweigen über Rußland und die wesentliche Herabstimmung der gewohnten großen Worte überrascht alle sehr. Uebrigens kann man hier immer wieder beobachten, daß die Soldaten die wenigsten politischen Gespräche führen und am seltensten mit einer Zeitung in der Hand anzutreffen sind. Sie haben als die Handelnden, scheint's, für das Papierne weniger übrig als wir, die wir uns unseren ganzen Gesprächsanteil aus der Zeitung holen müssen. — Wie geschickt übrigens der Engländer in der Prägung moralischer Phrasen ist. „Wir wollen einen Frieden, der die Achtung vor den Weltgesetzen wiederherstellt!“ Man merkt dem Echo der englischen Presse das Glück über diese Formulierung an.

Mittwoch, 17. Mai.

Aussätze der „Kreuzzeitung“ vom „Umlernen“ bestätigen die schon oft gemachte Beobachtung, daß jeder das Umlernen vom anderen erwartet und den ganzen Krieg als eine Bestätigung der eigenen Meinung ansieht.

Dagegen zeigen die Anträge der Parteien zur Volksernährung eine sehr weitgehende Übereinstimmung. Der Zwang der sachlichen Notwendigkeit ist hier so groß, daß er von den verschiedensten Standpunkten aus auf das sachlich Zweckmäßige führt. Sozialdemokraten und Konservative verlangen sozialistische Bewirtschaftung der zum Existenzminimum gehörenden Lebensmittel.

Der Beschluß der liberalen Arbeitsgemeinschaft in Bayern betreffend die Einigung des Liberalismus wird im Wortlaut veröffentlicht. Er lautet:

„Die Liberale Arbeitsgemeinschaft in Bayern ist der festen Überzeugung, daß der deutsche Liberalismus aus dem Weltkriege als eine große, geschlossene liberale Partei hervorgehen muß, wenn er den Einfluß auf die politische Umgestaltung des neuen Deutschen Reiches nicht verlieren will.

Die Arbeitsgemeinschaft ist sich aber klar darüber, daß eine solche Einigung nur dann möglich ist, wenn alle Schwierigkeiten und Hindernisse organisatorischer und programmatistischer Art durch gütliche Vereinbarung zwischen den bestehenden liberalen Parteienorganisationen aus dem Wege geräumt werden.

Sie richtet daher an alle liberalen Organisationen im Reiche, in den Bundesstaaten und in den einzelnen Gemeinden das dringende Ersuchen, überall Einrichtungen (Arbeitsgemeinschaften) zu schaffen, die es den verschiedenen liberalen Organisationen jetzt schon ermöglichen, zu allen dem Liberalismus gemeinsamen Fragen

auch gemeinsam Stellung in den öffentlichen Körperschaften zu nehmen.

Nur dadurch wird es möglich sein, überflüssige Reibungsflächen im politischen Leben zu beseitigen und dem Sehnen weiter liberaler Kreise gerecht zu werden, die in einer Verschmelzung des gesamten Liberalismus nach dem Kriege das unabwiesbare Gebot der Stunde erblicken.“

In Berlin wird nun vorläufig die Brotkarte als Sperrkarte für Fleischverbrauch in der Weise benutzt, daß auf eine wöchentliche Brotkarte 1 Pfund Fleisch gegeben werden darf.

Donnerstag, 18. Mai.

Das Versorgungsproblem von Groß-Berlin ist in einer Sitzung unter dem Vorsitz des Ministeriums des Innern besprochen. Insbesondere Milch-, Butter- und Fleischversorgung. Der Minister hat „mit Nachdruck“ auf eine „unverzüglich durchgreifende Regelung nach einheitlichen Grundsätzen“ für ganz Groß-Berlin gedrungen. Dabei soll das Dresdener System (das aber in verschiedener Ausführung auch andere Städte haben) angewendet werden, d. h. Zuweisung der Kunden an bestimmte Geschäfte, die dann die zur Verfügung stehenden Quanten gleichmäßig verteilen — also die „gleitende Ration“. In der Milchversorgung wurde auf begonnene Regelungen in den verschiedenen Gemeinden hingewiesen.

Ein Reichsteuerverkompromiß ist zustande gekommen. Gegenüber der alten Vorlage sind die direkten Steuern im Verhältnis zu den indirekten verstärkt. Von den indirekten ist gefallen der Quittungsstempel; geblieben in veränderter Form: Erhöhung der Postgebühren, Frachtturkundenstempel und Tabak- und Zigarrensteuer. Neu hinzugekommen (als Ersatz für die gefallene Quittungssteuer) die im Reichshaushaltsausschuß beschlossene Umsatzsteuer. Die im Kompromiß zugestandenen direkten Steuern bestehen 1. in der Kriegsgewinnsteuer, die von jedem Vermögenszuwachs von 3000 M. aufwärts erhoben wird, und 2. eine einmalige Abgabe vom Vermögen. Bei dieser letzteren wird von der Annahme ausgegangen, daß 10 v. H. aller Vermögen von 20 000 M. aufwärts dem Kriegsgewinn gleich zu achten sind. Von diesen 10 v. H. soll eine einmalige Abgabe von 10 v. H. erhoben werden (also 1 v. H. vom Gesamtvermögen). Aus der Kriegsgewinnsteuer ist die Besteuerung des Einkommenszuwachses auf Widerspruch des Bundesrats gestrichen. Die dadurch aufgebraachte Summe soll statt der ursprünglich geschätzten halben Milliarde dreiviertel Milliarde bringen.

Merkwürdig ist übrigens, wie wenig Leidenschaften im Publikum heute die Steuerfragen entfesseln. Die Menschen sind bemerkenswert gleichgültig dagegen geworden, nach welchem System sie zahlen müssen, da sie ja wissen, daß es so oder so nun einmal doch aufgebracht werden muß. Man ist „auf alles gefaßt“.

Im Bundesrat sind starke Widerstände Preußens und Sachsens gegen die direkten Reichsteuern zu überwinden gewesen.

Freitag, 19. Mai.

Begründung einer Reichsstelle für Gemüse und Obst!

Anordnung einer Ernteflächenstatistik, die zwischen 1. und 20. Juni im ganzen Reich stattfinden soll.

Ueber die kommende Zentralisation der Ernährungswirtschaft schweben die Verhandlungen immer noch. Daß die Kompetenzfrage einer solchen Zentrale sehr schwer zu regeln sein wird, dafür sind allerlei Anzeichen da. Z. B. lehnte der bayerische Landwirtschaftsrat einstimmig ein „Reichswirtschaftsamt“ ab und wünscht nur regelmäßige gemeinsame Beratungen.

Die österreichischen Erfolge in Tirol werden mit freudigster Begeisterung hier aufgenommen und sind eine ebenso lebhafte Stärkung und Hebung des seelischen Widerstandswillens wie eigene Erfolge.

Sonabend, 20. Mai.

Für Montag wird die Bundesratsitzung angekündigt, in der die neue Lebensmittelorganisation festgelegt werden soll.

Delbrück — so heißt es — geht nach Jena und denkt dort später eine staatswissenschaftliche Lehrtätigkeit zu beginnen. Das

wäre für deutsche Studenten ein seltenes und noch nie dagewesenes Glück: einen Mann, der in allen Sätteln der Verwaltung fest ist, als Lehrer!!

Ein Eindruck von einer nächtlichen Bahnfahrt: Durch die Station fährt ein Militärzug — so zwischen 2 und 3 Uhr nachts. Fast alle Fenster dunkel. Im Licht, das von draußen hereinfällt, dämmern die schlafenden Köpfe auf, Hunderte und Hunderte; Seitengewehre und Feldflaschen schaukeln vor den Scheiben; Mailblumensträuße des deutschen Frühlingswaldes sind daran gebunden; an einer gegen das Fenster gestützten Hand blüht hell der Trauring auf. Eine alte Bauernfrau schiebt den unter den umgehängten Pappschachteln ganz begrabenen Sohn in den Zug, voll Sorge, daß er auch pünktlich und richtig hineinkommt, und in Eile alles noch einmal zählend und befühlend, was er mitgekriegt hat. Indem der Zug hinausgleitet, werden die Bogenlampen wieder dunkel, und sie steht ganz mutterseelenallein auf dem verlassenem nächtlichen Bahnhof. Und da wird einem der Sinn dieses Wortes deutlich: mutterseelenallein.

Sonntag, 21. Mai.

Ich will den Brief einer Frau aus dem bayerischen Gebirge hier abdrucken, weil er in seiner Einfachheit ein wundervolles Zeugnis unserer Volkskraft ist:

Liebes gutes Fräulein! Endlich komme ich dazu Dir zu schreiben, wirst mir nicht übel nehmen, man hat so viel Arbeit, dann ist man abends wirklich zu müde um zu schreiben. Was war das für eine Freude als das schöne Geschenk von Dir kam, das Reisei war ganz glücklich und natürlich ich damit, wir sagen nun tausendmal Vergelt's Gott. Es war wirklich ein schöner Tag für das Reisei der weiße Sonntag aber für mich ein trauriger, denn ich hatte wieder so viel Kopfschmerzen, fast 8 Tage konnte gar nicht mal zur hl. Feier gehen, dann kam es mich wieder schwer an weil der gute Vater auch nicht da war. Aber wir wollen hoffen, daß der liebe Gott alle unsre guten Krieger beschütze. Liebes Fräulein! Unser lieber Vater war vom 8. bis 19. April auf Urlaub daheim, das waren für uns Freudentage, hatte noch nie Urlaub, waren schon 16 Monate das wir ihn nicht mehr gesehen hatten, er ist ganz unverhofft gekommen, da waren wir überrascht, er kam direkt vom Schützengraben, er sieht gut aus. Gott sei Dank ist er wieder ganz zufrieden fort, er war ganz glücklich, daß er seine Heimat wieder gesehen hat, ich hatte immer so Angst wenn er einmal auf Urlaub kommt, zum Abschied, aber er sagte immer, es muß sein, schön wäre es daheim aber jetzt bin ich wieder zufrieden weil ich euch wieder gesehen habe; hoffentlich kehre ich wieder gesund heim, das Beten darf man halt nie vergessen. Ich hab ihn bis nach B... begleitet aber geweint hab ich nicht so lange er mich sah aber nachher konnte ich mich nicht mehr halten wie ich so allein mit dem Schiff heimfahren mußte, ja es fällt einem schon schwer wenn man seinen guten Mann so fortziehen ließ, aber ich durfte es mir nicht merken lassen wie mir war, weil ich ihn das Herz nicht schwer machen wollte. Die Großmutter ist auch wieder zufrieden weils den Schorshl gesehen hat. Das Reisei hat den Vater zum ersten kommen sehen hat ihn gleich erkannt trotz der Ausrüstung kannst Dir denken wie die gehüpft ist voller Freude... Wir haben auch Brod- Fleisch und Zuckerkarten was wird das noch werden? Bin nur grad froh daß wir eine Ruh haben und dazu Milch und Butter. Ich bin wieder im Klostersgarten arbeiten angestellt aber bis jetzt hab ich noch nichts verdient bald bin ich krank dann mußte ich in der Rott Kartoffel sehen daß man im Winter was zum Essen hat es ist ja alles zu beschwerlich bei uns. Nun sag ich nochmals Vergelt's Gott....

Friedrich Naumann / Die Volksvertretung im Kriege

Als der Krieg anging, wurden auf einmal alle politischen Parteien einig. Das war ein großes, unvergeßliches Erlebnis für den Deutschen Reichstag und für das ganze Volk; war mehr, als was die Sorgenvollen je erwartet hatten. Es gab vorher fast in allen bürgerlichen Lagern irgendwelche Bedenkliche, die sich vor dem Tage des Kriegsbegins deshalb fürchteten, weil sie aus Unkenntnis der Dinge redlich an die Legende von der vaterlandsfeindlichen

Sozialdemokratie glaubten. Denen gegenüber erstand nun ein einheitlich zusammengeschlossener Reichstag wie ein sonnenbestrahlter Alpenberg, von dem alle nächtlichen Wolken in die Tiefe abgesunken sind. Mit diesem Reichstag wurden in wenigen Stunden die weittragendsten Kriegsgesetze und Vollmachterteilungen erledigt. Alles, um das man sich seit Jahrzehnten fast zerbissen hatte, war an diesem Tage wie Wachs in den Händen; Zollpolitik und Sozialpolitik wurden für biegsam erklärt, die Regierung wurde mit ungewohntem und unerhörtem Vertrauen umgossen. Ein Vortrag vom Direktor der Reichsbank Havenstein und einige Ausführungen von Staatssekretär Delbrück genügten in einer fast willkürlich zusammengetretenen Kommissions-sitzung am 3. August, um die in Volk und Welt hinausstrahlende Plenarsitzung vom 4. August 1914 vorzubereiten. So wirkte die Kriegserklärung auf den Parlamentarismus!

Auch jetzt noch, mitten im zweiten Kriegsjahre, leuchtet uns der Glanz dieses Tages, und keiner, der ihn miterlebt hat, wird sich von der inneren Freude, die er damals empfand, etwas nehmen lassen, aber immerhin sind wir nun schon weit genug entfernt von jenem Anfang, um ihn geschichtlich verstehen zu können und seine Vorbedingungen und Folgen zu ermessen. Wir beginnen dabei mit einem Blick auf die gleichzeitige Entwicklung der Parlamente der gegnerischen und der befreundeten Staaten.

Überall trat bei Kriegsbeginn dieselbe Geschlossenheit zutage, wenngleich in Rußland und England widersprechende Minderheiten sich zeitig regten. Die Volksvertretungen als Ganzes stellten sich in allen Staaten hinter ihre Regierungen und bestätigten deren Entschluß, in den Krieg einzutreten. Nur die Regierung in Oesterreich wagte leider nicht, ihr vielsprachiges Abgeordnetenhaus zusammenzurufen und sich dadurch eine Einheitsurkunde zu schaffen, die nur in jenen Tagen zu haben war. In Ungarn und Frankreich verlief alles wie bei uns, und es machte in der Praxis kaum einen Unterschied, ob die Volksvertretung verfassungsmäßig das Recht besitzt, über Krieg und Frieden zu beschließen oder nicht. Auch bei uns, wo dieses Recht nicht besteht, wirkten die Erteilungen der notwendigen Anfangsvollmachten genau so, wie wenn sie Abstimmungen über den Krieg gewesen wären. Ohne derartige Zustimmungssakte ist nur Oesterreich in den Krieg hineingegangen, und auch dort gibt es keinen Zweifel, daß eine übergewaltige Mehrheit für das Ja bereit war. Die alte theoretische Streitfrage zwischen Monarchie und Demokratie über das Recht der Kriegserklärung löste sich demnach im Fluß der Ereignisse fast von selbst, und zwar in dem Sinne, daß in dem Zeitpunkt, wo Parlamente befragt werden können, in Wirklichkeit kaum noch etwas zu beschließen ist. Die Strömung geht einfach über die Abstimmungsmaschinerie hinweg. Der Parlamentarismus ist seiner Natur nach ein Apparat für ruhige Friedensentwicklung, ist aber nicht schnell genug, um von sich aus die Umschaltung eines großen Volkes in den Krieg oder die Abweisung einer kriegsbereiten Regierung zu vollziehen. Das hat man bei uns gesehen, aber ebenso auch in der französischen Republik. Auch die späteren griechischen Vorkommnisse zeigen, daß selbst bei genügender Zeit die Kammer gegenüber dem Krieg schwächer ist als Armee und König.

An sich würde es zwar möglich gewesen sein, die ersten parlamentarischen Kriegsbeschlüsse im Frieden genauer vorzubereiten, als es geschehen ist. Man muß dabei unterscheiden zwischen denjenigen vorbereitenden Handlungen, die wegen Gefahr der Spionage nicht der Parlaments-

besprechung, und sei es auch in geschlossenen Kommissionen, ausgeübt werden können, und denjenigen Vorbereitungen, die bei uns dieses Mal gefehlt haben, weil kein verantwortliches Amt für wirtschaftliche Mobilmachung existierte. Die rein militärtechnischen Maßnahmen unterliegen keiner verfassungsmäßigen Parlamentsbesprechung. Während wir am 3. und 4. August im Reichshause saßen, rollten schon überall die Artilleriezüge. Anders aber ist die Sache bei den finanziellen, handelspolitischen, kommunalpolitischen und sozialpolitischen Aktionen. Diese unterliegen ihrer Natur nach der parlamentarischen Behandlung und konnten amtlich und parlamentarisch viel besser und genauer vorgearbeitet sein, als es (mit Ausnahme der Finanzen) der Fall war. Wir konnten schon im Frieden bis zur Brotkarte hin einen Mobilmachungsplan der Wirtschaft haben, der sicherlich nicht buchstabenmäßig hätte durchgeführt werden können, der aber einen festeren Anhalt für schnell zu fassende Entschlüsse gegeben hätte. Der Mangel derartiger Denkarbeit führte zur allgemeinen Vollmachterteilung an Bundesrat und Reichsämler und damit zur zeitweiligen Selbstauschaltung der Volksvertretung. Man wird diesen Mangel innerhalb der beteiligten Reichsämler heute mindestens ebenso bedauern wie im Reichstag und sich vornehmen, für die Zukunft die wirtschaftliche Mobilmachung ganz anders als dienstliche Pflicht anzusehen als bisher. Es beweist unsere Friedfertigkeit, daß wir trotz unserer vielgerühmten Organisationskraft so unvorbereitet waren.

Nimmt man also beides zusammen, die Entstehung des Kriegsbeginnes außerhalb der Volksvertretungen und die Unfertigkeit der Parlamente für einen sofort zu eröffnenden Kriegswirtschaftsbetrieb, so sieht man, daß in der Tat die Volksvertretung am 4. August kaum etwas anderes tun konnte als das, was sie tat: Zustimmung und Vollmachterteilung. Das Wesentliche aber war der Geist, in dem dieses Notwendige geschah, die Höhe der staatlichen, vaterländischen Empfindung, die Stärke des gemeinsamen Gefühles für ein übermächtig waltendes Schicksal. In diesem Geiste des 4. August näherten sich Demokratie und Kaisertum, denn auch der Kaiser fühlte sich als Diener desselben übermenschlichen Geschickes und streckte seine Hände aus: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“ Mit diesen Worten schloß er eine lange schwere Periode innerdeutscher politischer Geschichte. Alles, was an staatlicher Sozialistenbekämpfung zwischen 1878 bis 1914 lag, wurde zu den Akten gelegt. Ob es richtig war, ob unrichtig, wurde nicht mehr gefragt; ob die Schuld am bitteren Gegensatz mehr oben zu suchen sei oder mehr unten, wurde dem Urteil einer späteren Nachwelt überlassen, der Kaiser fand den rechten Klang: Ich kenne keine Parteien mehr! Wäre er am 4. August nachmittags im Reichstage erschienen, so hätte er inmitten einer einheitlich zur Lebenserhaltung entschlossenen festgefühten Volksvertretung als Verkörperung der Reichsidee gestanden: ich kenne nur Deutsche! Dieser sichtbare Vorgang hat sich früh im königlichen Schloß deshalb nicht ganz vollkommen vollzogen, weil dort infolge altgewurzelter Tradition die Sozialdemokraten nicht leicht auftreten konnten; aber was dabei gefehlt hat, ist mehr das Augenfällige als die zugrunde liegende Wirklichkeit. Nicht das war das Neue dieser Stunde, daß der Kaiser denjenigen Parteien die Hand reichte, die schon immer gesagt hatten, daß sie im Kriegsfall auf seiner Seite zu finden sein würden, sondern das war das Neue, daß selbst die linksstehende Sozialdemokratie sich in dieser Weltlage mit dem Kaiser zusammensand: fürs Vaterland!

Es lag in den Vorgängen des 4. August 1914 eine Art ungeschriebenes, unformuliertes Regierungsprogramm für den Krieg, das man als das Programm des formlosen Vertrauens bezeichnen kann. Die kriegsführende Regierung versprach ohne viele Worte durch den Reichskanzler und den ihn vertretenden Staatssekretär Delbrück, daß der Krieg nicht zur Verkürzung der Volksrechte verwendet werden sollte, selbst wenn der gewöhnliche parlamentarische Instanzenzug nicht in jedem Falle innegehalten werden könnte, sondern daß nach dem Kriege die neugewonnene staatsbürgerliche Einheit sich in weiteren Ausgleichungen der innerpolitischen Rechte ausdrücken werde. Die Regierung stellte eine allgemeine Neuorientierung in Aussicht, ohne doch formuliert auszusprechen, welches Inhalt und Grenzen dieser neuen Umgliederung der innerpolitischen Kräfte sein sollten. Für diese allgemein gehaltene Zusage verlangte und erhielt sie Vertrauen. Es wurde als feststehend angenommen, daß es nach diesem größten und gefährlichsten Kriege nicht wieder gehen dürfe wie nach den Freiheitskriegen vor 100 Jahren, wo es erst hieß: das Volk steht auf, der Sturm bricht los, dann aber vom Wiener Kongresse her ganz anders klang. Dieses Regierungsprogramm ist bis heute formlos geblieben; nur beim Reichsvereinsrecht ist bereits der erste Schritt getan. Es soll sich ferner auf preußisches Wahlrecht, Arbeitsordnungen der Staatsbetriebe, Jesuitengesetz und Polenfrage beziehen. Es wurde als allgemeines Versprechen vom Reichskanzler im Dezember 1914 und vom Kaiser als Preußenkönig im Januar 1916 bestärkt und erneuert; aber noch schwebt die Neuorientierung gestaltlos über den Köpfen wie eine helle hohe Wolke am fernen Horizont des einstmaligen kommenden Friedens.

Ob es politisch klug war, eine derartige Zusage während eines langen Krieges in diesem schwebenden Zustande zu belassen, kann fraglich erscheinen. Es gibt Gründe für und gegen dieses hinauschiebende Verfahren. Wäre es möglich gewesen, sofort bei Kriegsbeginn einen gemeinsamen Neugestaltungsakt in größten Zügen vorzunehmen, bei dem Regierungen und Volksvertretungen im Reich und in Preußen sich für die Grundformen der zukünftigen inneren Politik unter dem hohen unmittelbaren Kriegseindruck gegenseitig und einmütig verpflichtet hätten, so würde das für alle Teile schon heute eine sehr große Erleichterung des weiteren Vorgehens sein. Wir sind der Meinung, daß das möglich und richtig gewesen wäre. Da es nun aber nicht geschehen ist, so tragen die verbündeten Regierungen durch den Krieg hindurch eine Pflicht und fürchten, daß nach der Menge der Opfer es schwerer sein wird, das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr“ in politische Greifbarkeit umzusetzen. Vielleicht würde die weitere Entwicklung der sozialdemokratischen Partei während des Krieges schon bis jetzt eine andere und leichtere geworden sein, wenn die Regierungszusage von Anfang an fester geformt erschien. Man muß natürlich der Regierung darin recht geben, daß während des Krieges von einem Appell an die Wähler keine Rede sein kann, aber auch ohne diesen würde man den Soldaten, die täglich fürs Vaterland sterben, die versprochene Aufhebung ihrer Rechtsungleichheiten schwerlich versagt haben, wenn die Regierung sie verlangte.

Unter der Voraussetzung also, die wir als das Programm des formlosen Vertrauens bezeichnet haben, entwickelte sich nun die noch jetzt wirksame Regierungsmethode während des Krieges. Sie ist, vom politisch-technischen Gesichtspunkte aus betrachtet, außerordentlich interessant, und wird von der Menge des Volkes erst nach dem Kriege

ganz verstanden werden, wenn es möglich sein wird, auch über die Kommissionsitzungen und Geheimvorgänge öffentlich freier zu reden. Draußen in der Bevölkerung entsteht einseitig vielfach der Eindruck, als sei während des Krieges der Parlamentarismus fast völlig ausgeschaltet, weil die Menge der Wähler in Heimat und Schützengraben nichts erfährt als die knappen Berichte über die wenigen Sitzungen des Plenums und die noch mehr abgekürzten offiziellen oder zensurierten Berichte über die Kommissionsitzungen. Es fehlte der Bevölkerung besonders im ersten Kriegsjahr die Erleichterung, ihre Klagen und Wünsche in gewohnter Ausführlichkeit vorgetragen zu hören. Manche Leute halten das für einen Vorteil, aber es hat sicherlich sehr seine zwei Seiten. Während nun aber nach außen hin der Anschein der Unwirksamkeit der Volksvertretung entstehen mußte, ist im engeren Kreise der nächstbeteiligten mehr als einmal gesagt worden, daß wir in Deutschland noch niemals so viel wirklichen Parlamentarismus erlebt haben, wie jetzt während des Krieges. Ich halte diese letztere Ansicht für im ganzen zutreffend. Wenn man nämlich die Wirkung des Parlamentarismus nicht in der Fülle der Deklamationen sucht, sondern in der tatsächlichen Beeinflussung der Gesetzgebung und Verwaltung, so muß zugegeben werden, daß die Reichsämter und Ministerien sich jetzt aus sachlichen Gründen und zur Vermeidung späterer Ungelegenheiten fast mehr um die berechtigten Wünsche und Interessen aller Parteien kümmern als sonst. Die Macht des parlamentarischen Systems ist in Deutschland und Preußen immer nur eine begrenzte gewesen, wir haben aber zweifellos im Frieden eine größere Zahl vergeblicher Mehrheitsresolutionen an die ausführenden Gewalten gesendet als jetzt während des Krieges. Allen Parteien steht der Zugang zu den Staatsämtern in großen und kleinen Angelegenheiten offen und wird von ihnen tatsächlich benutzt.

Was aber im Kriege fehlt, ist der Kampf um die Parteimehrheiten. Nur ganz selten wird etwas durch Mehrheitsbeschluß entschieden, und dann ist es meist auch noch Zufall. Die Volksvertretung betrachtet sich während des Krieges sozusagen als eine einzige vaterländische Partei. Das ist der Sinn des Wortes „Burgfrieden“. Ueber ihn müssen wir etwas genauere Ausführungen machen.

Der Burgfriede ist in der Wirklichkeit keineswegs das, was gutherzige, aber politisch unerzogene Zeitgenossen sich unter ihm vorzustellen pflegen. Sie denken sich bei ihrer Abneigung gegen allen Parteistreit die Sache etwa so, als ob die bösen Kampfbühnen der Parteipolitik nun endlich reumütig Buße getan und anerkannt hätten, daß ihr seitheriges streitendes Dasein sozusagen nur eine einzige große Sünde gewesen sei, und daß von nun an alles nach dem Worte des Psalmisten gehen solle: siehe, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! Mit heimlichem Schaudern denken diese Gemütsmenschen an die Zukunft nach dem Krieg und fürchten, daß dann der seelische Aufschwung wieder verlorengehen möchte. Es versteht sich aber von selbst, daß wir alle, die wir seit Jahren mit allen unseren Kräften und mit Hingabe alles unseres Lebens dem Vaterlande in seinen Parteien dienen, diese ästhetisch-moralische Auffassungsweise als etwas zu kurzfristig betrachten müssen. Wir waren von der sachlichen Notwendigkeit des Parteilebens und damit des Parteistreites vor dem Kriege überzeugt, sind es noch heute und werden es nach dem Kriege sein. Wenn es anders wäre, so würden wir unsere eigene bisherige Arbeit verwerfen müssen, von der wir als ausgewachsene politische Männer doch wohl noch einiges

mehr verstehen als die gutwilligen Zuschauer. Jeder von uns wird ohne weiteres zugeben, und wir haben es nie im Abrede gestellt, daß es im Parteileben häßliche und widerwärtige Begleiterscheinungen gibt, und daß die Wahl- und Parteikämpfe nicht gerade ästhetische Vergnügungen sind, aber das wissen die politischen Führer längst von selber und sind in ihrer Mehrzahl eifriger bestrebt, es zu bessern, als jene, die von ihrem Sommergarten aus über uns räsonnieren. Wir alle, die wir im Parteigetriebe tätig sind, empfinden es wahrhaftig als Wohltat, daß jetzt im Kriege alle Reibungstöne ausgeschaltet sind oder wenigstens nach Möglichkeit vermieden werden sollen, und dieses gegenwärtige Geschlecht politischer Kämpfer wird bis an seinen Tod nicht vergessen, was es gemeinsam in den Kommissionsitzungen des Krieges erlebt! Ich spreche dabei von den Vertretern aller Parteien und weiß, daß sie ebenso darüber empfinden und denken. Keiner aber von uns hat sich im Sinne einer endlichen Harmonie so verwandelt, daß wir uns von nun an grundsätzlich eine Volksvertretung ohne Absicht der Mehrheitsbildung vorstellen könnten. Für uns ist also der Burgfriede seinem Wesen nach nicht ein vorübergehender moralischer Besserungsakt, sondern ein notwendiger heilsamer taktischer Entschluß, wie er sich in fast allen Parlamenten kriegsführender Staaten mit der gleichen Notwendigkeit einstellte. Auch wenn die Zensur den Burgfrieden der Zeitungen nicht erzwingen würde, würde er fast ebenso von den verantwortlichen Parteileitungen herbeigeführt und aufrechterhalten werden, denn sobald Krieg ist, gibt es für alle nur das eine Ziel: Sieg! Diesem Ziele muß alles andere angepaßt werden. Wir haben jetzt keine Zeit und keine Kraft übrig für die Probleme der reinen Prinzipien, können beim Sterben von Hunderttausenden unserer Soldaten nicht Paragraphenreiterei treiben, müssen Kompetenzfragen aus dem Spiele lassen, müssen den übergroßen Aufgaben so groß und geschlossen gegenübertreten wie möglich. Sonst in Friedenszeiten war es richtig, über jede halbe Million Mark zu rechnen und zu rechten; es sah peinlich und kleinlich aus, aber es war unsere Pflicht. Jetzt bewilligen wir Milliarden, aber indem wir es tun, wissen wir, daß wir am Tage nach dem Kriege erst recht wieder mit den halben Millionen werden rechnen müssen und, falls es unvermeidlich ist, miteinander über die Verteilung der finanziellen Lasten rechten und ringen. Vor dem Kriege verbrauchten wir Monate, um festzusetzen, wie viele Stunden eine Frau oder ein Jugendlicher im Gewerbe arbeiten dürfe oder nicht. Jetzt im Kriege lassen wir mit Bewußtsein alle sozialpolitischen Zügel schleifen, weil eben Krieg ist. Glaubte man nun, daß wir die Zügel nicht wieder in die Hände nehmen werden und daß es dabei ohne Meinungsverschiedenheiten abgehen wird? Vor dem Kriege redeten wir laut über jeden einzelnen Fall von verbotener Versammlung, jetzt aber sind wir ruhig einverstanden, wenn viel mehr verboten wird; denkt ihr aber, die Bürgerrechte würden dann nicht wieder von beiden Seiten umstritten werden? Wir sehen den Krieg als eine Unterbrechung unserer regelmäßigen Pflichten an, nicht als ihre Beendigung. Von da aus wehren wir uns um des Vaterlandes willen gegen die, welche aus dem Kriegserlebnis herauslesen wollen, daß der Parlamentarismus in ihm seine Nichtigkeit gezeigt habe. Es gibt in der Tat Bestrebungen, den Burgfrieden sozusagen als nationale Dauereinrichtung zu erklären; das aber ist Verkennung der Notwendigkeit des politischen Parteimechanismus, Verkennung der harten nötigen Arbeit, die im Streite der organisierten politischen Meinungen enthalten ist,

und die nur von denen nicht gesehen wird, die an den Außenerscheinungen hängenbleiben.

Die Volksvertretung ist dazu da, dem Volkswillen Ausdruck zu geben. Dieser Volkswille aber ist nichts, was irgendwo und irgendwie fertig vorhanden ist. Er entsteht beständig, so wie das Volk ohne Unterlaß gleichzeitig wächst und abnimmt und sowohl materiell wie seelisch sich verändert. Der Volkswille wird millionenfach in einzelnen Köpfen geboren, so wie des Morgens der Tau an den Gräsern der Wiese sich bildet. Ihn zu sammeln, ihn bis zur Möglichkeit der Wirkung zusammenzubringen, ist die unausgesetzte mühsame Kleinarbeit der Parteien. In den Parteien erhebt sich die Masse zur formulierbaren Meinung. Daß dabei die Parteiführer oft mehr sind als bloß Sammler, daß sie ihre Ziele der Menge einzuprägen versuchen, wird dabei keineswegs in Abrede gestellt. Es kann aber kein Ideengang an hunderttausend Menschen verteilt werden, für den sie nicht von sich aus bereit sind. Mag im Einzelfalle das unbewußte Drängen der vielen falsch geleitet werden, so geschieht auch dies nur unter der Voraussetzung, daß die vielen zu einem bestimmten Eigennutz oder zu einer bestimmten Illusion von sich aus neigen. Im Volksvertreterssystem erheben sich die Stimmungen zur parlamentarisch-politischen Technik. Solange es nun in der Bevölkerung entgegengesetzte Wünsche, Ziele und Weltanschauungen gibt, ist die Partei eine Naturgestaltung, ohne die ein mündiges Volk nicht existieren kann. Parteien, die sich nicht streiten, sind kein Spiegel der lebhaft arbeitenden, in sich ringenden Volksseele. Wer also ein Burgfriedensideal für alle Zeitlagen hat, der verkennet den Aufbau des politisch täglich neu werdenden Volkes. Erst im Krieg ist aller kleine Zwiespalt tatsächlich auch in der Menge überwunden, Verschlungen von dem einen großen Willen zur sieghaften Lebenserhaltung des Ganzen. Im Krieg darum ist die Vertretungsaufgabe eine andere als im Friedensverlaufe. Jetzt will das Volk, daß wir alle nur eine Partei sind, die Partei des Staates an sich. Solange wir ums weltpolitische Dasein kämpfen, werden wir in dieser Lage bleiben. In dem Maße aber, als der Alltag wiederkehrt, werden wir später auch das politische Alltagskleid wieder anziehen müssen. Wenn es inzwischen etwas geläutert sein sollte, so schadet das sicherlich nichts, zunächst aber ist hier die Klarstellung darüber nötig, daß der Burgfriede kein Normalzustand ist, sondern ein Mobilmachungszustand.

Es tauchen nun auf Grund der Burgfriedensperiode schon jetzt während des Kriegs allerlei wunderliche Ideen auf, als könnte man beim Heimkehren der Truppen ganz neue Parteigruppierungen schaffen. Unmöglich ist es natürlich nicht, daß mit der neuen Stimmung, die aus den Schützengräben heimkehrt, auch neue innerpolitische Gestaltungen versucht werden. Es können alte Parteien sich spalten, neue Gemeinschaften sich aufrichten, alte Führer beiseite geschoben und neue Männer auf den Schild gehoben werden. Keiner von uns kann die seelischen Folgen des jahrelangen Kriegs genau ermessen. Dabei aber darf nicht vergessen werden, daß bei allem vielseitigen Drängen zu Neuerungen nach dem Kriege die bisherigen Parteiorganisationen einfach durch ihre langdauernde Organisation und Praxis einen Vorsprung besitzen. Es ist leichter, die bestehenden Parteien von innen heraus zu wandeln als sie zu töten und durch neue Gebilde zu ersetzen. Und selbst wenn man ganz neu von vorn anfangen wollte, so würden die alten Grundformen doch wieder erscheinen. So weit wir

zu blicken vermögen, wird sich die vierfältige Grundgestalt in der deutschen Volksvertretung erhalten:

Konservativ	Zentrum
Liberal	Sozialdemokratie

Aus dieser vierfachen Grundform ergeben sich die möglichen Mehrheitsbildungen. Diese sind innerpolitischer Dauerbestand. In ihren Verschiebungen pulsiert der Volkswille. Jetzt aber wird im Krieg absichtlich und mit allem Bewußtsein die Mehrheitsgestaltung ausgeschaltet. Jetzt kennen wir in diesem Sinne, ebenso wie der Kaiser, keine Parteien, wir kennen nur Deutsche.

Wie lange aber wird solcher Burgfrieden bleiben müssen? Wird er im Krieg unverändert bleiben und wird er sogleich bei Friedensschluß aufhören dürfen? Hiermit berühren wir eine der wichtigsten Fragen unserer inneren Entwicklung während des Kriegs, und zwar eine sehr verwickelte Frage. Es gibt nämlich Interessengebiete, auf denen sehr langer Burgfriede unentbehrlich ist, und andere, auf denen er sachlich geradezu bedenklich werden kann. Um diese Meinung zu begründen, ist es nötig, auf die politischen Hauptfragen der Gegenwart einzugehen.

Volle und unbedingte Einigkeit muß und soll auf dem militärischen Gebiet bestehen, solange der Krieg dauert. Die kämpfende Truppe darf nie das Gefühl bekommen, daß hinter ihr nicht die ganze geschlossene Nation steht. Alles, was zum Siege dienen kann, ist allen recht, auch wenn es starke Opfer erfordert. Wer sich in diesen Sachen aus der Einigkeit herauslöst, der schädigt das Vaterland. Das wird allgemein verstanden, und selbst die ablehnenden Teile der Sozialdemokratie bemühen sich in ihren Erklärungen, den Schein von sich abzuschütteln, als ob sie eine Schwächung des kämpfenden Heeres beabsichtigten. Ob ihnen das ganz gelingen wird, ist eine andere Sache. Man kann theoretisch gegen den Krieg an sich protestieren, wenn man etwas tun will, was praktisch heute weniger Zweck hat als jemals, aber man kann und darf nicht im brausenden Kriege Waffen versagen.

Einigkeit muß ferner darüber sein, daß im Kriege die Lebenserhaltung des ganzen Volkes erstes Gebot ist. Es soll niemand Hungers sterben, nur weil er keine Mittel hat, Brot zu bezahlen. Um dieses Erhaltungszweckes willen müssen der Staatsverwaltung im Notfalle alle Güter zu Gebote stehen. Wer das leugnet, der zerschneidet den Zusammenhang des kämpfenden Volkes.

Einigkeit muß darüber sein, daß wir mit sehenden Augen unsere Zukunft finanziell auf Generationen hinaus belasten, weil ohne den Sieg diese Generationen noch schlechter daran sein werden. Das ist eine gewaltige große Verantwortung der Volksvertretung. Die ersten Schritte in die Zukunftsbelastung hinein sind von allen Parteien mit Einfluß aller anwesenden Sozialdemokraten getan worden. Wenn die Nachkommen fragen werden, wer ihnen so ungeheure Zahlungspflichten überliefert hat, so stellt sich die ganze Regierung fest neben den ganzen Reichstag: das haben wir zusammen, wir alle für nötig gehalten!

Gegenüber diesen alles andere überragenden Einheits-handlungen ist es von geringerer Bedeutung, ob und wie weit sich die Parteien über alle Ausführungsfragen reiflich verständigen. Einstimmigkeit ist auch dabei erwünscht, aber nicht Lebensbedingung, und man sollte nicht allzu ängstlich sein, berechnete Meinungsverschiedenheiten hinwegzutäuschen. Das Beispiel des englischen Parlaments zeigt,

daß eine gesunde Volksvertretung sich auch im Kriege einen ziemlichen Spielraum des Widerspruches gestatten kann.

Außerst schwierig ist die Behandlung aller jener Dinge, die jetzt als Kriegsziele bezeichnet werden. Hier ist kein einheitlicher fertiger Volkswille vorhanden und kann es nicht sein, denn die Ziele des Krieges entstehen und verschieben sich mit dem Kriege. Überall wird über die verlorenen und wiederzugewinnenden Kolonien, über Belgien, Polen, Russland geredet, nur in den Zeitungen und in der Volksvertretung gelten diese Probleme als noch nicht zur Besprechung reif. Daß sie nicht reif sind, ist dabei völlig wahr, aber daß eines Tages die Entscheidungen sehr schnell kommen können, ist ebenso richtig. Wichtige Vaterlandsveränderungen aber kann man der Mitwirkung derer kaum entziehen, deren Brüder oder Söhne für diese Veränderungen gestorben sind. Nun wird jedoch anderseits in der Debatte über die Kriegsziele unglaublich viel unverdauliches Zeug geredet. Schon wenn alle uns privatim bekannten „Dentschriften“ öffentlich wären, so würde das ein Unglück sein, wie man an der Veröffentlichung einiger von ihnen leider sehr deutlich sehen kann. Was also tun? Mit Vorsicht langsam die Tür öffnen! Als Bruch des Burgfriedens darf es nicht gelten, wenn einige gar keine Vergrößerungen haben wollen, andere nur Grenzverbesserungen, noch andere Zukunftsländer, solange nur alle am Siege arbeiten. Die Volksvertretung konnte beim Kriegsbeginn, wie wir gesehen haben, nichts tun als Zustimmung geben und Vollmachten erteilen, sie hat aber ihren Auftraggebern gegenüber die Pflicht, sich bei der langsam heranrückenden Friedensschließung nicht von vornherein ausschalten zu lassen. Das hat auch der Reichstanzler grundsätzlich anerkannt, nur ist es für ihn ebenso schwierig, das zweckdienliche Verfahren zu finden wie für die Parteien. Das Ideal ist ein Frieden, der von Regierungen und Parteien ebenso einmütig angenommen werden kann, wie es mit den Beschlüssen des 4. August 1914 geschehen ist. Ein von der Regierung einseitig fertiggemachter Friede ist zwar staatsrechtlich möglich, aber praktisch kaum durchführbar, da jede Vertragsposition ohne weiteres auch wirtschaftliche und finanzielle Verpflichtungen und Folgen in sich schließt, die dann von der Volksvertretung bejaht werden müssen. Man kann weder Mitteleuropa herstellen, noch Gebietsverschiebungen vornehmen, ohne daß in alle absehbare Zukunft hinein jede Haushaltsberatung auf diese grundlegenden Staatsakte zurückgreift.

Direkt bedenklich aber kann der Burgfriede wirken, wenn er die parlamentarische Erörterung der Kriegswirtschaft hindert. So peinlich es sein mag, wenn während der Schlachten über Mein und Dein gestritten wird, so wenig ist es doch zu vermeiden, und wir halten es für richtig, daß im Januar 1916 auch im Plenum über diese Dinge viel mehr gesprochen wurde als vorher. Der Grund dieser etwas veränderten gegenwärtigen Praxis liegt einfach darin, daß es keine Kriegswirtschaft gibt, die nur während des Krieges wirksam wäre. Der Krieg ist eine unglaublich große Vermögensverschiebung. Indem wir jeden Monat 2 Milliarden bewilligen, ermöglichen wir in erster Linie den Krieg, schaffen aber, ohne es zu wollen, ein neues System von Staatskapitalismus, dessen Folgen man nie wieder ganz wird auslöschen können. In Zukunft wird vom Wirtschaftsertrag der Nation eine jährliche Milliardenrente an die Inhaber der Anleiherente zu zahlen sein. Dabei ist es nur ein geringer Trost, daß es in den anderen europäischen Großstaaten ebenso gehen wird. Wir haben vorhin gesagt, daß die Verantwortung für dieses Verfahren unter Burgfrieden

von Regierungen und Parteien gemeinsam getragen werden muß; das kann aber nicht bedeuten, daß nun auch alle Ausführungsmethoden dieses zukunftsbelastenden Aktes sich ohne Spruch und Widerspruch vollziehen, weil hier tatsächlich Klassenverschiebungen vorliegen, von deren weitwirkender Mächtigkeit wir heute alle nur erst eine dämmernde Ahnung haben. Es entstehen kapitalistische Staatspensionäre, denen der Steuer- und Verwaltungsapparat dienen muß, ehe er an weitere neue Aufgaben herantreten kann. Dazu kommen dann die vielen kleinen Staatspensionäre der Invaliden und Hinterbliebenen, die auch unter allen Umständen hinreichend versorgt werden müssen. Wenn der Krieg zu Ende geht, dann hat sich durch diese inzwischen übernommenen gewaltigen Staatspflichten die gesamte innere Politik bereits so sehr geändert, daß die Volksvertretung fertige Tatsachen vorfindet. Ebenso aber erwachsen aus der Kriegsmaterialverwaltung und aus der Kriegsernährung Organisationen, die gar nicht einfach wieder weggeblasen werden können. Der Übergang zum kapitalistischen Staatssozialismus, wenn es erlaubt ist, einen erst werdenden anderen Gesellschaftszustand so zu bezeichnen, ist das stärkste innerpolitische Ereignis unseres Lebens und unserer Zeitperiode. Ein solcher Vorgang kann nicht ohne Meinungsverschiedenheiten und Reibungen vor sich gehen. Es versteht sich von selber, daß man im Ernste des Krieges von jeder agitatorischen Behandlungsweise absehen muß, die Sachen selbst aber sind in ihrer beängstigenden Fülle so schwer, daß hier kein offenes Wort, soweit es sachlich ernst ist, zurückgedrängt werden darf.

Wie aber wird sich das alles gestalten, wenn einmal der Frieden erscheint? Wenn der Frieden möglich ist, so ist er keinesfalls eine einfache Wiederherstellung dessen, was vorher war, und er entsteht nicht an einem Tage. Um wieder geordnete internationale Beziehungen zu erreichen, müssen viele hundert Schritte getan werden. Das trifft fast alle Gebiete des staatlichen Lebens. Wohl kaum je haben Regierungen und parlamentarische Körperschaften vor so unübersehbaren Aufgaben gestanden wie die gegenwärtigen. Dabei ist es eine Vorbedingung des Gelingens, daß der Burgfriedensgeist in seinem Kern bis zur Abwicklung der Friedensgeschäfte erhalten bleibt, ohne daß dadurch die notwendige freie Erörterung der neuen Wirtschafts-, Handels- und Rechtsbeziehungen unterbunden wird. Das erfordert allseitigen großen Takt und guten Willen. Man könnte wünschen, daß derselbe Reichstag, der zusammen die Schule des Krieges durchgemacht hat, ohne dazwischenliegende Neuwahl diese Pflichten übernehme, weil jede Neuwahl zur Lockerung der im Krieg erworbenen Einheitsgesinnung führt, aber es ist heute noch nicht vorherzusagen, ob dieses sachlich empfehlenswerte Verfahren auch staatsrechtlich möglich ist. Sicherlich wird man die Legislaturperiode durch Gesetz verlängern müssen, bis die Truppen heimgekehrt sind, weil eine Reichstagswahl in den Schützengräben undurchführbar ist, aber sobald dann die Soldaten wieder Heimatbürger geworden sind, haben sie das Recht, an die Wahlurne zu treten. Ob bis dahin die Hauptprobleme des Friedensbeginnes gelöst sein können, ist noch ganz im Nebel.

Für eine Aufgabe vor allem ist es dringend erwünscht, die Kriegseinheitlichkeit noch zu bewahren, nämlich für die riesenhafte Finanzarbeit des ersten Haushaltsplanes nach dem Krieg. Die Milliarden sind gemeinsam bewilligt worden, alle Parteien haben sich dadurch moralisch verpflichtet, an der Deckung mitzuwirken. Daraus aber folgt leider noch nicht, daß sie über die Deckungsvorschläge eines Sinnes sein wer-

den, da jede Gruppe des Deckungsplanes eine Klasse oder Schicht anders trifft als die anderen. Man muß unzählige Interessen verlegen, man muß in alle Lebensverhältnisse eingreifen, man muß sich auf erregten Widerspruch gefaßt machen. Wenn dieser Zustand parteipolitisch im Sinne der gegenseitigen Agitation ausgenutzt wird, so wiederholen sich die Vorgänge von 1902 und 1909 im allergrößten Maßstabe, dann klingt der einheitlich geführte Krieg in eine schrille und verbitternde Dissonanz aus. Kein Sachverständiger wird leugnen, daß diese Gefahr vorhanden ist. Es würde ein Sieg der Kriegserziehung sein, wenn das vermieden werden könnte. Es sollte vermieden werden! Dazu aber gehört auf Seiten der Regierungen wie der Parteien die tadellose Erhaltung des Geistes vom 4. August 1914.

Im allgemeinen pflegt der Krieg dem Parlamentarismus nicht besonders günstig zu sein. Die Vorzüge des diktatorischen Verfahrens drängen sich überall auf. Selbst in den kleineren aber wichtigen Ernährungsvorschriften wird die schnelle Entscheidung der Militärkommandos oft den umständlicheren Beratungen städtischer oder staatlicher Körperschaften vorgezogen. Man kann im radikalen Berlin den General v. Kessel höher preisen hören als es je dem Magistrat und den Stadtverordneten zuteil geworden ist. Nur übersehe man nicht, daß alle Kriegsdiktaturen auf Grund eines Verwaltungsmechanismus arbeiten, den die Selbstverwaltungskörper vorher in langen Jahren hergestellt haben. Auf die Dauer können wir nicht nach russischem Vorbilde regiert werden, und keine Regierung wird das wollen. Wer im politischen Leben Erfahrung hat, der weiß, daß wir jetzt und allezeit gesunde Volksvertretungen brauchen.

*

Dieser Aufsatz erscheint in den nächsten Wochen in einem Sammelwerk „Von inneren Frieden des deutschen Volkes“, das als Fortsetzung des von Thimme und Legien herausgegebenen Buches „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland“ im Verlage von C. Hirzel in Leipzig gedacht ist.

Der Herausgeber dieser Sammlung fragt, ob es mir nicht möglich sei, an diese Darlegungen noch einige Ausführungen über das Parteileben nach dem Kriege hinzuzufügen. Er sagt, ein Mann wie ich müsse sich doch darüber seine Gedanken machen! Das ist nur teilweise richtig, denn ich bin gewohnt, aufquellende Gedanken dort abzuschneiden, wo sie allzuviel Unbekanntes enthalten. In Friedenszeiten habe ich gelegentlich versucht, aus vorhandenen Entwicklungsansätzen heraus die zukünftige Gestaltung abzulesen und habe damit häufig recht gehabt, insbesondere auch bei Beurteilung der Sozialdemokratie. Dabei habe ich aber immer eingefügt: falls nicht ein Krieg ganz andere Verhältnisse schafft und alle Rechnungen über den Haufen wirft! Da nun dieser besondere gewaltige Ausnahmefall jetzt vorliegt, so kann ich gerade mit der historisch-statistischen Beobachtungsmethode, die ich sonst anzuwenden pflegte, jetzt nicht arbeiten. Es hilft mir nichts, die alten Wählerziffern mit den Gewerbezahlungen zu vergleichen. Denn was weiß ich von der ersten Wahl nach dem Kriege und was weiß ich von dem Ergebnis der ersten Berufs- und Gewerbezahlung nach Herstellen geordneter Verhältnisse? Ebenso unsicher aber sind auch alle künftigen Produktions- und Handelsverhältnisse. Ob die Frage Zoll oder Freihandel nach dem Krieg noch ihr altes Gesicht haben wird, ist mehr, als heute ein Mensch beantworten kann. Ob der alte Gegensatz von direkten und indirekten Steuern nicht ganz neue Formen annehmen wird, für die in den seitherigen Parteiaufstellun-

gen nichts vorzufinden ist, wer will es sagen? Wir wissen nicht, ob wir zunächst eine aufsteigende oder eine sinkende Wirtschaftsperiode haben werden; beides ist möglich, und für beides lassen sich achtbare Gründe vortragen. Die wirtschafts-psychologische Methode der Erkenntnis kommender Entwicklungen ist wegen Mangels an bekanntem Material nicht anwendbar. Dazu aber kommt, daß überhaupt die Wirksamkeit materialistischer Beweggründe nach dem Krieg viel weniger als feststehend angenommen werden darf. Schon jetzt war es ein Irrtum, die Parteien nur materiell erklären zu wollen, aber immerhin spielten die materiellen Gesichtspunkte eine große Rolle. Nach dem Kriege und durch ihn können ganz andere Seelenregungen viel mehr in den Vordergrund treten: rein politische, nationalistische, über-nationale, idealistische Strömungen. Schon allein ein Streit um die Ausgestaltung Mitteleuropas kann uns mit Problemen beschäftigen, die bisher bei uns als politische Nebendinge galten. Wir nehmen ohne weiteres eine allgemeine Stärkung des Staatsgefühls und der Staatspflicht an, aber zu beschreiben, wie sie aussehen und wie sie sich parteipolitisch äußern wird, dazu reicht unsere ahnende Vorstellung nicht aus.

Es hängt bei allen diesen zukünftigen Entwicklungen auch sehr viel davon ab, mit welchen Eindrücken der Krieg selber schließen wird. Er wird rückwärts vom Volke verschieden beurteilt werden, je nachdem er mehr oder weniger greifbaren Sieg gebracht hat. Nicht zu unterschätzen ist aber vor allem, unter was für Umständen sich die Heimkehr der Truppen vollzieht. Die Seele der Heimkehrenden ist die Wiege der künftigen deutschen Politik. Wenn es möglich ist, diese Seele vor Enttäuschungsgefühlen zu bewahren, so fließt alles unvergleichlich viel leichter als im umgekehrten Falle. Erst in der Heimkehr vollzieht sich die Aufnahme der vaterländischen Sozialdemokratie in das übrige politische Volk. Wenn am Tage der Heimkehr der Kaiser sagen kann: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“, dann ist alles gut, dann finden wir uns prächtig zurecht. Ob aber dieses Wort dann unter dem Brandenburger Tore vom König von Preußen wirklich staatsrechtlich gesprochen werden kann, — Gott gebe es! Hier liegt ein Etwas, über das hinaus unsere Augen noch nicht reichen. Ehe wir das gesehen haben, ist unsere Hand unsicher, etwas über die Parteien nach dem Kriege zu schreiben.

Aber, so wird uns geantwortet, wenn es auch wahr ist, daß man im gegenwärtigen Zeitpunkt eine methodische Voraussage über den innerpolitischen Zustand nach dem Kriege nicht wagen kann, so sei es doch möglich, Wünsche und Hoffnungen zu äußern. Das ist sicherlich wahr, nur sind Wünsche und Hoffnungen nichts für sich Existierendes, das man getrennt von den werdenden Wirklichkeiten betrachten könnte. Den Wunsch, daß es eine Einheitlichkeit des deutschen Staatsgefühls vom ersten bis zum letzten Mann geben möge, wird man als solches Ideal in sich tragen dürfen, aber schon ob man ihn als Hoffnung äußern darf, ist zweifelhaft, denn sobald man sich die lebendigen Menschen vergegenwärtigt mit ihrer eingeborenen aristokratischen Herrschsucht, mit ihrem ebenso eingeborenen demokratischen Mißtrauen, die Menschen, die im Kriege zwar vaterländischer, aber auch im einzelnen troziger und ungefügiger geworden sind und die in allen Parteien zunächst einmal nach langer Pause sich ziemlich naturhaft betragen werden, wenn die Politik sich wieder öffnet, . . . kurz, ich sehe ein Volk hervorquellen, ein großes, liebes, wunderbares Volk, das aber, als politischer Stoff be-

trachtet, nicht leicht zu führen sein wird, gärend, drängend, sich stoßend und schiebend. Dieses im Geiste zu sehen, macht froh, denn es ist etwas Großes, ein Volk so zu erleben, aber das Ausprechen von bestimmten Entwicklungserwartungen ist schwerer als je.

Und ist es denn nötig, daß wir jetzt schon sagen können, was übermorgen sein wird? Im Kriege gilt das Wort der Bibel: Der morgende Tag wird für das seinige sorgen! Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe! Zuerst muß der Krieg gut und tapfer zu Ende gebracht werden.

Paul Rohrbach/Mitteleuropa, Orient, Uebersee

Es ist eine stets sich wiederholende Erfahrung, daß, wenn neue politische Gedanken austauschen, stets Leute sich finden, die das Neue einseitig auffassen, es übertreiben, seine Zusammenhänge und seine Begrenzung durch die bestehenden Dinge übersehen. So geht es auch jetzt mit der Idee der Staaten- und Völkergenossenschaft zwischen Mitteleuropa, dem Balkan und dem Orient. Kein Zweifel: diese Idee ist dazu geschaffen, um unsere weltpolitische Zukunft, um die es sonst fraglich genug stände, zu sichern. Nun aber kommen manche übereifrige Orientfreunde und vergessen über ihrer Begeisterung die Tatsache, daß Deutschland bis zum Kriege auch sehr starke überseeische Interessen gehabt hat, eigene koloniale Gebiete und große Handelsunternehmungen jenseits des Meeres, so sehr, daß sie meinen, diese große deutsche Ueberseepolitik könne in Zukunft zurücktreten; der Orient werde ein und alles für uns sein — zumal, da England uns doch zur See überlegen bleiben werde. Dagegen erheben sich wiederum besorgt die Freunde des überseeischen Deutschlands in seiner kolonialen und allgemein volkswirtschaftlichen Gestalt und gelangen zu einem gewissen Mißtrauen gegen die Orientidee als solche, weil sie der politischen und nationalökonomischen Weite und Tiefe des deutschen Weltgedankens zu schaden drohe.

Wir können diese ganze Frage nicht näher erfassen, ohne daß wir uns darüber klar sind, worum der Weltkrieg im Grunde von uns geführt wird. Läßt man alle unser Urteil nur zu leicht irreleitenden Einzelheiten beiseite, so lautet die Antwort: darum, ob wir ein Weltvolk werden sollen oder nicht! Bisher waren wir es noch nicht, aber wir waren auf dem Wege, es zu werden. Daraus, daß die anderen uns daran hindern wollten, ist der Weltkrieg gekommen, und er kam vom Orient. Davon, ob und wie es uns samt unseren Verbündeten gelingen wird, die Verhältnisse des Orients im Friedensschluß zu regeln, wird es zunächst abhängen, ob uns der Aufstieg zum Weltvolk glückt, oder ob die Gegner uns zurückwerfen. Ich glaube, man kann die Frage: woher kam der Krieg? jetzt erschöpfend und kurz dahin beantworten, daß England die große Einkreisung hergerichtet hat, durch deren Druck wir an der Weltvolkspolitik gehindert werden sollten, daß aber Rußland im entscheidenden Augenblick sich des Hebels bemächtigt hat, um den „Mechanismus der Entente“ auf „Krieg!“ zu stellen. Das geschah, weil Rußland fürchtete, England würde sich doch noch am Ende mit Deutschland verständigen, und dann würde keine Hoffnung mehr sein, Konstantinopel und die türkischen Meerengen unter russische Herrschaft zu bringen. Diese Sätze habe ich versucht, in einer kurzen, jetzt eben erschienenen Flugchrift zu begründen und sie gleichzeitig durch eine Antwort auf die weitere Frage, wohin uns der Krieg

führt, zu vervollständigen. (Woher kam der Krieg? Wohin führt er?, Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar. 30 Seiten, 1.—60. Tausend.)

Wer sich über die Einzelheiten genauer unterrichten will, der mag die kleine Broschüre selber zur Hand nehmen. Was den Zusammenhang zwischen Orient und deutschem Weltvolkstum angeht, so ist ihr Grundgedanke dieser: Russen, Engländer und die Amerikaner in den Vereinigten Staaten haben zusammen an 330 Millionen Menschen, eine durchschnittliche jährliche Vermehrung von 5—6 Millionen und noch auf lange hinaus Raum zum Wachsen auf ihrem eigenen Grund und Boden. Alle 10—15 Jahre nehmen sie um so viele Menschen zu, wie Deutschland überhaupt Einwohner hat, alle 20—25 Jahre um so viele, wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben. Wir dagegen zählen noch nicht 70 Millionen, wachsen jährlich nur um 0,8 Millionen, und zwar mit fallender Zuwachsrate, und wir haben keine nennenswerte Ausdehnungsmöglichkeit mehr innerhalb unserer Grenzen. Wir sind die größte Kraft in den kleinsten Raum gepreßt, aber es geht nicht an, daß diese Kraft sich weltvolksmäßig entfaltet, wenn sie nicht auch freieren Raum zum Wirken erhält. Was sollen wir da tun? Weltoberer wie die Römer oder Assyrier können wir nicht werden. Große leere Räume gibt es auf der Welt nicht mehr zu gewinnen, und wenn es welche für uns gäbe, so würde uns das nicht viel helfen, denn die Entscheidung über Weltvolkstum oder Hinterlassenvolkstum würde von unseren Feinden sicher nicht so lange vertagt werden, bis wir diesseits oder jenseits des Ozeans ein neues Deutschland mit Menschen gefüllt haben. Also müssen wir auf einen dritten Weg sinnen, um eine politische Großform von solcher Stärke zu schaffen, daß sie sich unter den Weltvölkern und Weltstaaten behaupten kann.

Diese Form haben wir im Kriege bereits gefunden. Sie heißt: Genossenschaft — staatliche, nationale, militärische, wirtschaftliche Genossenschaft! Der ursprüngliche Kern der Genossenschaft ist Mitteleuropa, Deutschland und Oesterreich-Ungarn; auch Polen gehört von Natur mit dazu. Mitteleuropa ist aber, wenn auch militärisch eine gewaltige Macht, so doch wirtschaftlich nicht sich selbst genügend. Es braucht eine Menge von Rohstoffen, die es nicht selber erzeugt, und es muß auch von Jahr zu Jahr mehr Nahrungs- und Futtermittel einführen, außer denen, die in ihm selber wachsen. Der Krieg hat gezeigt, wie gefährlich es ist, vom Ueberseeverkehr abgeschnitten zu sein, so gefährlich, daß wir uns dem ein zweites Mal mit vermehrter Bevölkerung nicht aussetzen können. Der Orient gewährt uns beides: Sicherheit des Lebensmittel- und Sicherheit des Rohstoffbezuges auf einem unangreifbaren Landwege. Es müssen nur vorher die Hindernisse beseitigt werden, die sich seiner Produktivität an Metallen, Erdöl, Getreide, Baumwolle und noch an vielerlei anderen für Mitteleuropa nützlichen und notwendigen Dingen entgegenstellen. Moderne Verkehrsmittel, geregelte Verwaltung, Kapital, Technik, Bewässerung usw. werden das ihre tun. Außerdem ist noch eine Verbindungsbrücke zwischen Mitteleuropa und dem Orient nötig. Sie ist auch schon da; sie heißt Bulgarien.

Die innere Stärke dieser Gesamtgenossenschaft besteht darin, daß das Verhältnis zwischen ihren Gliedern auf von Natur gefunden Voraussetzungen beruht. Die einzelnen Genossen sind verschieden stark, aber sie sind aufeinander angewiesen, und jedes Glied ist für das Ganze gleich notwendig. Alle miteinander zählen sie jetzt zwischen 140 und 150 Millionen

Menschen, deren jährliche Zuwachsrates sich leicht, wenn die wirtschaftlichen Vorarbeiten im Orient getan sind, auf zwei Millionen und mehr heben kann. Das ist an Menschen- und an Wachstumsziffer immer noch weniger als die Hälfte von dem, was die drei Weltvölker zusammen aufzuweisen haben, aber unsere Genossenschaft verfügt über zwei besonders wirk-same Kräfte: erstens dehnt sie sich geschlossen durch das un-vergleichlich günstig gelegene Ländergebiet zwischen der Nordseebuchst des Atlantischen und dem Persischen Golf des Indischen Ozeans, und zweitens ist sie imstande, durch einen überlegenen Druck auf zwei außerordentlich wichtige Wasserstraßen, den Bosphorus samt den Dardanellen und den Suezkanal, ihre beiden stärksten und gefährlichsten Gegner, Rußland und England, einigermaßen in Schranken zu halten.

Soweit hat die Sache bei flüchtigem Zusehen in der Tat fast den Anschein, als ob nun nichts weiter mehr nötig wäre, um unseren Aufstieg zum Weltvolkstum innerhalb und ge-meinsam mit der Genossenschaft zu sichern. Da es aber in der Politik keine vollkommenen Sicherheiten gibt, so besteht die wahre politische Kunst darin, die Sicherheiten zu vermehren. Eine Einzelsicherung, und wenn sie noch so stark schiene, ist stets gefährlich. Diejenige Macht, gegen deren Feindschaft wir ganz besonders einer Vermehrung der Sicherheiten bedürfen, ist England. England liegt vor der Nordsee und ist imstande, solange seine Seemacht der unse-rigen überlegen bleibt, uns die Nordsee zu versiegeln und die Ozeane zu versperren. Anders als durch die Nordsee können wir nicht in den Ozean gelangen. Zwar ist es eine gute Rechnung, auf den Suezkanal zu drücken, um die Nordsee entsiegelt zu halten, aber an den Kanal grenzen immerhin nicht wir selbst, sondern unsere Bundesgenossen. Wir vertrauen auf das Verhältnis zu ihnen, aber wir müssen auch über ein Druckmittel verfügen, das sich unabhängig von aller Bundesgenossenschaft anwenden läßt. Dazu sind die U-Boote gut, und vermutlich werden sie dazu in Zukunft noch besser sein als heut.

Die U-Boote und die Eisenbahn Berlin—Wien—Buda-pest—Konstantinopel—Aleppo—Suez gehören zueinander und ergänzen sich aufs beste. Auch die U-Boote sind für sich allein keine genügende Stütze, weil die Technik auch Dinge erfinden kann, die die U-Boote unwirksam machen. Beides zusammen gibt aber schon einen ganz guten Sicherheitskoeffizienten, neben dem Grundstock unserer Sicherheit, der Kraft, die Deutschland unmittelbar an seinen Grenzen zu entfallen vermag.

Mit Absicht haben wir gesagt, daß die Orient-Eisenbahn und die U-Boote beide dem Zweck dienen sollen, die Nordsee offenzuhalten. Die freie Nordsee ist für Deutschland und damit für ganz Mitteleuropa, ja für die ganze Genossenschaft, nur ein anderer Ausdruck für die Freiheit der Meere über-haupt. Ohne Meeresfreiheit kann es kein deutsches Weltvolkstum geben. Meeresfreiheit gehört vor allen Dingen dazu, um uns geistig die Weite des Horizonts zu geben, den wir zum Weltvolkstum brauchen. Reichsgewalt ist und bleibt Seegewalt. Ebenfowenig wie wir moralisch und materiell ein Weltvolk werden können, ohne kräftig zur See zu fahren, können wir darauf verzichten, die überseeische Welt, Afrika, Ostasien und wo immer die europäische Kultur ihr Werk an der Umwandlung der Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse fremder Völker tut, ausschließlich dem Einfluß der Angelsachsen zu überlassen. Es gibt schon fast 200 Millionen Menschen, die Englisch sprechen, und mehr als 400 weitere Millionen stehen unter dem Einfluß angelsächsi-scher Herrschaft und Kultur. Entwickeln wir uns nicht auch

als starkes Ueberseevolk, so wird die Welt zuletzt doch angel-sächlich. Wir brauchen Gebiete, um überseeische Ableger unseres Volkstums zu pflanzen und um überseeische Rohstoffe auf deutschem Boden zu gewinnen. In diesem Sinne ist auch die Orientpolitik nur die Vorstufe der deutschen Ueberseepolitik im weltpolitischen Sinne, und nichts ist ver-kehrter, als den Orient zum Konkurrenten des Ueberseeziels zu machen — oder umgekehrt!

Ludwig Herz / Die englischen Kriegsteuern

Die dreimaligen Steuererhöhungen Englands beanspruchen bei uns besonderes Interesse, weil auch wir jetzt gezwungen sind, die Steuern zu erhöhen, um die Budgets des Reichs und der Einzelstaaten in Gleichgewicht zu bringen. Bei einem Vergleich dürfen aber folgende Punkte nicht außer acht gelassen werden. Deutsch-land hat nach der Zählung vom Jahre 1910 65 Millionen, Eng-land nur 45 Millionen Einwohner; dagegen ist die Zahl der Ein-kommen über 200 000 M. in England mindestens doppelt so hoch als in Deutschland (in England 4133, in Preußen 1443). In England fließen $\frac{1}{10}$, in Deutschland nur $\frac{1}{10}$ des Einkommens aus Kapitalvermögen. England belegte vor dem Kriege nur wenige Verbrauchsgegenstände mit sehr hohen Steuern, in Deutschland waren die Steuern auf den sogenannten Massenluxus erheblich geringer als in England, dafür wurden bei uns die notwendigsten Lebensbedürfnisse durch Steuern betroffen oder durch hohe Zölle belastet.

Durch die neuen Steuern sollen in England erzielt werden:
für das Etatsjahr 1914/15 320 Mill. M.

" " " 1915/16 1920 " "

" " " 1916/17 5800 " "

Von diesen 5800 Mill. M. sollen aufgebracht werden:

durch die Einkommensteuer rund , 2820 Mill. M.

" eine Kriegsgewinnsteuer . . 1720 " "

" Verbrauchs- u. Verkehrssteuern 1260 " "

Die Verbrauchs- und Verkehrssteuern verteilen sich wie folgt:

Bier 168 Mill. M.

Tabak 102 " "

Tee 166 " "

Kaffee, Kakao usw. 70 " "

Zucker 374 " "

Mineralwässer 40 " "

Streichhölzer 40 " "

Luguszölle 40 " "

Automobilsteuer 1,6 " "

Luftverkehrssteuer 100 " "

Fahrkartensteuer 60 " "

Postgebühren 100 " "

Dem englischen Steuergrundsatz, die Steuern auf den Besitz und auf die Masse im Verhältnis von 2 : 1 zu verteilen (in Deutsch-land war das Verhältnis vor dem Kriege etwa 1 : 1), ist auch bei den neuen Steuern reichlich Rechnung getragen, ohne daß die Kriegsgewinnsteuer dabei berücksichtigt worden wäre.

Diese Kriegsgewinnsteuer, die ziemlich roh die Gewinne, mit Ausnahme der landwirtschaftlichen, ohne Staffelung erfaßt, war ursprünglich auf 50 v. H. festgesetzt und sollte für 1915/16 600 Mill. M. bringen. Der Satz ist jetzt auf 60 v. H. erhöht worden und soll nunmehr fast das Dreifache erzielen. Diese ganz unverhältnismäßige Steigerung ist wohl zum größten Teil auf die phantastischen Gewinne der Schiffsahrtsgesellschaften zurückzu-führen.

Zu den Verbrauchssteuern ist folgendes zu bemerken. Tabak und Alkohol, die vor dem Kriege mit 1,2 Milliarden Mark (in Deutschland mit 717 Mill. M.) belastet waren und fast ein Viertel des Gesamtsteuerertrages ausmachten, sind verhältnismäßig wenig betroffen worden, den Branntwein hat man sogar ganz verschont,

sei es, daß man mit dem Steuerfuß von 576,25 M. für den Hektoliter reinen Alkohols (121,50 M. bis 143 M. in Deutschland) die Grenze der Steuermöglichkeit erreicht hat, sei es, daß man auf das namentlich im Oberhaus sehr mächtige Branntweinkapital Rücksicht nehmen mußte.

Hart für die Massen ist die Erhöhung der Abgaben auf Tee und Zucker. Der Teezoll beträgt jetzt etwa 221 M. für den Doppelzentner, der Zuckerzoll etwa 27,45 M. (Zuckersteuer in Deutschland 14 M.) Ebenso werden die Massen durch die in England bisher unbekannten Abgaben auf Streichhölzer und Mineralwasser schwer betroffen.

Die Erhöhung der Automobilsteuer (Verdoppelung bis Verdreifachung, je nach der Pferdestärke) wird für die Industrie durch den 33 1/2 prozentigen Wertzoll einigermaßen ausgeglichen, der allerdings, wie alle anderen Zugusätze, die einen schützöllnerischen Einschlag erkennen lassen, nur gegen den Widerspruch der überzeugten Freihändler durchgesetzt worden ist.

Von den Verkehrssteuern hat die Lustbarkeitssteuer (8,33 Pf. bis 1 M., je nach dem Preise des Billets) und die Fahrkartensteuer in Höhe von 8 1/4 v. H. des Fahrpreises kaum Einwendungen gefunden. Dagegen mußte die geplante Erhöhung der Postgebühren in einigen Punkten zurückgeschraubt werden.

Die englischen Kriegssteuern zeigen also, daß diejenigen, die verlangen, daß die Milliarden, die Deutschland nach dem Kriege wird aufbringen müssen, ohne Belastung der Massen gefunden werden sollen, entweder sich selbst täuschen oder andere täuschen wollen.

Für die Besteuerung des Besitzes hat man nicht allerlei Surrogate, wie Umsatzsteuer, Vermögenszuwachssteuer und dergleichen eingeschoben, man hat einfach die Einkommensteuer, die vor dem Kriege etwa 1 Milliarde Mark brachte, fast verdreifacht. Dazu hat man allerdings das steuerfreie Existenzminimum trotz der auch in England sehr drückenden Leuerung von 3200 M. auf 2600 M. herabsenken müssen. Die jetzigen Steuerfüße steigen bei Arbeitseinkommen von 2 Schill. 3 Pence auf das Pfd. St., bei Kapitaleinkommen von 3 Schill. auf das Pfd. St. bis auf 5 Schill. auf das Pfd. St., d. h. von 11 1/4 v. H. bzw. 15 v. H. bis auf 25 v. H. Dieser Höchstfuß wird bei einem Arbeitseinkommen von 50 000 M., bei einem Kapitaleinkommen von 40 000 M. erreicht. Vor dem Kriege war der Normalfuß 1 Schill. 2 Pence bzw. 1 Schill. 4 Pence auf das Pfd. St., d. h. 5,8 v. H. bzw. 6,4 v. H.)

Verstärkt wurden ferner die Steuerzuschläge für die ganz Reichen, die jetzt bereits bei den Einkommen über 50 000 M. beginnen. (Vor dem Kriege 100 000 M.) Und sich von 4,2 bis 17 1/2 v. H. staffeln. (Vor dem Kriege 3 v. H. ohne Staffelung.)

Die Erhöhung der zu zahlenden Steuerbeträge für Arbeitseinkommen (A) und Kapitaleinkommen (K) zeigen folgende Beispiele (in Mark):

	Einkommen:	Steuerfuß A	Steuerfuß K
1913/14	8 000	180	280
	12 000	360	560
	20 000	740	1166
1915/16	8 000	504	784
	12 000	900	1500
	20 000	1800	3000
1916/17	2 620	24,75	33
	6 000	405	540
	10 000	900	1400
	20 000	2500	4000
	40 000	7320	9000

Von 50 000 M. Einkommen wird ein Unterschied zwischen Arbeits- und Kapitaleinkommen nicht mehr gemacht.

50 020	12 505
60 000	15 425
1 000 000	405 583
2 000 000	830 583

Kommunale Steuerzuschläge treten in England nicht hinzu, Gewerbesteuern sind unbekannt, Beiträge für kirchliche Zwecke sind Privatsache, dagegen werden in England ebenso wie in Deutschland

Grund- und Gebäudesteuern erhoben. Ihr Gesamtaufkommen betrug einschließlich der Gemeindemietsteuer von 1/2 des Mietzinses vor dem Kriege 1,3 Milliarden Mark (gegen 600 Millionen in Deutschland).

Diese Zahlen sollten unsere Steuerpolitiker recht aufmerksam lesen, die sich jetzt im Parlament und Preußen gegen Besitzsteuern und namentlich Besitzsteuern im Reiche auslehnen und es so darstellen, als ob die Steuererhöhungen in den Bundesstaaten und Gemeinden die Besitzenden bereits auspowerten. Und wenn der Schreiber des offiziellen Artikels in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ Furcht und Mitleid durch den Nachweis erregen will, daß bei Zusammenrechnung aller direkten Abgaben von einem Einkommen von 100 000 M. bereits 20—25 v. H. Steuern entrichtet würden, seine Zahlenreihen mit der obigen Tabelle vergleichen will, wird er finden, daß dieser Prozentsatz in England bereits viel, viel früher erreicht wird. Hört der Opferwille der Besitzenden wirklich in dem Augenblick auf, in dem er nicht mehr mit 5 v. H. verzinst werden soll? Und darf in einer Zeit, wo das Reich fest zusammenhalten muß, die sogenannte Finanzhoheit der Bundesstaaten als unantastbar bezeichnet werden? Unsere Feinde haben den Krieg begonnen, weil sie nicht zum wenigsten wegen der Finanzmisere des Reichs unsere Wirtschaftskraft unterschätzten und partikularistische Regungen so überschätzten, daß sie auf einen Abfall einzelner Bundesstaaten rechneten. Die wenig erquicklichen Steuerdebatten sind nur allzu geeignet, diese Hoffnungen neu zu beleben.

E. D. Gallwitz / Max Reger

Max Reger ist gestorben; ein Herzschlag hat, während er in Leipzig weilte, seinem Leben das Ende gesetzt.

Es war nur wieder Max Reger, der sich vor zwei Jahren in Jena den Wohnsitz wählte, der geistig regen, aber äußerlich so ruhig einkehrenden Stadt, deren Universität ihm, ebenso wie Heidelberg und Berlin, den Ehrendoktor verliehen hatte. Alle Titel, Ämter und Würden blieben hinter ihm: der Professor und Hofrat, der Hofkapellmeister und Generalmusikdirektor, das Lehramt und das Ziehen durch die Welt an der Spitze eines großen Orchesters; der da in Jena einzog, der wollte allein sein mit seiner Kunst und mit seinem Schaffen. Wir hörten davon und wir sagten bei uns: jetzt wird es kommen, jetzt wird er uns das Höchste geben. Aber was kam, war der Tod.

Wir fühlen uns wie betrogen um diesen Künstler; diese Empfindung überwiegt bis dahin noch die andere, die auf dem Wege ist, jene abzulösen: die Dankbarkeit, daß er uns, seinem Volke, gegeben war. Wir nennen seine Jahre: nur vierundvierzig; kaum zur Mittagshöhe sind sie emporgestiegen; und Leben und Werk nimmt für uns das Bild eines Baumes an, der geknickt wurde, als er am vollsten in Saft stand. Was wir von Reger in Händen halten, ist ein Fragment. ... Ob aber der Tod erst es war, das Fortgehen müssen vor der Zeit des vollen Austragens aller Anfänge, der seinem Werk den Stempel des Fragmentarischen verleiht?

Unter den Größten in der Tonkunst der Vergangenheit sind Gestalten, denen eine Reihe von Lebensjahren weniger beschieden war, als Reger. Mozart, der mit fünfunddreißig, Schubert, der mit dreiunddreißig, Weber, der mit vierzig Jahren starb. Es sind müßige Fragen, bei diesen Meistern sprechen zu wollen: Wer weiß, zu welchen Höhepunkten ihr Schaffen sich noch erhoben haben würde, wenn sie nicht jung gestorben wären! Es ist etwas überaus Geheimnisvolles im Sein und in der Entwicklung der Genies,

die ein früher Tod abrief. Es ist, als ob ihr ganzes Leben darauf zugeschnitten wäre, daß es in einer kurzen Spanne Zeit mit allen seinen Möglichkeiten voll zum Austrag kommen muß. Reime, Blüten, Früchte entwickeln sich und reifen in fast überstürzender Eile und Fülle; ein Fieber des Schaffens scheint den Geist von einer Entwicklung, von einem Ziel zum andern zu reißen. Und doch in alle dem die ruhig fortschreitende Linie und alles zu seiner Zeit; die Tempobezeichnung *Allegro con moto* war ihrem Schaffen vorgelegt, und dieses Tempo war das ihrem Leben eignende: keine Uebersteigung. Meister, die alt geworden sind, ein Richard Wagner, ein Verdi, (man könnte leicht eine Reihe von Namen hernennen), hatten ein Arbeitstempo, das mit langen Pausen durchsetzt war; wäre ihr Leben mit vierzig Jahren abgeschlossen gewesen, so wäre der Welt ihr Größtes vorenthalten geblieben. Aber diese jungen hinterließen der Welt ihre volle, reife Ernte.

Ueberieht man die Werke Mozarts in einer Anordnung nach ihrer zeitlichen Entstehung, so ist man wie vor einem Wunder: daß ein solches Maß von schaffendem Genius in einem Menschen gebunden sein konnte! Und Franz Schuberts wienerisch behagliches Naturell ist gar nicht in Einklang zu bringen mit seinem sich Verschwenden in Musik und seiner Arbeitsenergie, und in Weber, dem franken Mann, nimmt der Schaffenstrieb die Gestalt des gesteigerten Lebenstriebes selbst an, der in jungen, vorzeitig dem Tode geweihten Menschen wirkt und ausbricht. In aller Lebensgang der Eindruck: ein Werk in ihnen mußte bis zu einem bestimmten nahen Zeitpunkt zu einem vollkommenen Ende gebracht werden.

Auch Reger lebte im Trieb eines nie atemholenden Schaffens; hundertundvierzig, meistens größere Tonwerke, hat der Vierundvierzigjährige hinterlassen; aber ihre Gesamtheit ist nicht das Bild einer voll ausgereiften Frucht. Wenn wir das Werk, das wir von ihm empfangen, als Stückwerk empfinden, so liegt das nicht daran, daß hier vor der Zeit etwas abgebrochen wurde, sondern in der Art dieser künstlerischen Erscheinung überhaupt. Reger war eine problematische Natur als Mensch wie als Tondichter, und die Welt um ihn her hat alles getan, um sich das Problematische seiner Kunst noch schwerer zugänglich zu machen. Vom ersten Anfang an wurde dem jungen Komponisten, als er, um die Zeit der Jahrhundertwende, in München mit der Fülle seiner eigenartigen Begabung das Aufsehen aller Musikkreise erregte, eine Führerrolle und ein Programm (das Programm gegen alle Programme in der Musik) zugesprochen. Der werdende war so mit einem Schläge vor der Welt ein Fertiger, von dem man immer nur Fertiges erwartete; mancher seiner spröden oder auch haltlosen Eigentümlichkeiten mag dadurch der Weg zur Läuterung und Einordnung in das Ganze seiner künstlerischen Begabung erschwert oder unmöglich gemacht worden sein . . .

Was uns zunächst den jungen Reger so ganz nahe brachte, war, daß seine Musik in den Formen so einfach umrissen und ausdrucksvoll wie die alten deutschen Meisterholzschnitte dastand. Etwas in besonderem Sinne Deutsches war bei ihm. In einer kleinen bayerischen Stadt, in einem Lehrer- und Organistenhause — seinem Vaterhause —, wächst dieses Leben in die Höhe; das Harmonium der elterlichen Stube und die Orgel der Kirche sind des Knaben Instrumente, an deren Hand der Vater ihn in die Tonkunst einführt, und der Name Bach leuchtet als hellster Stern über seinen Studien. So wird denn auch die Orgel Regers

erste Liebe und die eigentliche Erwählte seines Herzens in der Kunst; alles andere, Kammer- und Klaviermusik, Vokalcompositionen und Orchesterwerke, sind daneben wie Schöpfungen zweiter Hand. Die Orgel, das Instrument eines königlichen Beharrens, das einem leidenschaftlichen Vorwärtswollen und einem wild gesteigerten Individualismus stolz sich verschließt, nimmt die stürmische Eigenart der Seele Regers auf. Der Komponist zwingt ihr in meisterhaftem Satz den letzten Ausdruck für seine schweifende Phantasie auf, mit einer Feinfühligkeit für ihr Wesen, einer instinktiven Unterordnung unter ihre Gesetze, die seine Schöpfungen zum höchsten Rang der Orgelmusik erheben: sie sind wert, neben Bach genannt zu werden . . . Man hat die beiden, Bach und Reger, sehr viel zusammen genannt; es wirkte wie eine Suggestion und hat das einseitige oder mangelhafte Verständnis für Regers Tonkunst, ihre Unterschätzung sowohl wie ihre Ueberschätzung, in die Wege geleitet. Höchste Reife und Klarheit hört man heraus, wo der Name Bach genannt wird; aber Reger war ein ewig Unfertiger, ewig Suchender, der nie am Ziel war, und der neben den tiefsten auch die krausesten musikalischen Gedanken wob, oder doch seine Fäden mit ihnen spann. Wäre er ein offener, radikaler Fortschrittlicher gewesen, so hätte die Voraussetzungslosigkeit, die damit verbunden ist, ihm beim Hörer die Unbefangenheit für ein eindringliches Verständnis verschafft. So aber kam er mit den längst vertrauten, klassisch gewordenen Formen, die seine Satzkunst neu lebendig machte; kam und füllte sie bis zum Rande mit gärenden Kräften der modernen Musik, ihrer Lust am Dissonierenden, ihren harmonischen Ueberladungen und blieb so immer das Rätselvolle.

Unsere Zeit hatte ihr Höchstes in der Tonkunst von Reger erwartet, und sie ließ sich nicht leicht entmutigen; ein neues Opus von ihm war bis zuletzt noch die stärkste Spannung der absolut Musikalischen im Lande. Nun liegt das Werk abgeschlossen da, das Denkmal eines der Größten, den wir hatten. Die Stützen dieses Denkmals stehen tief in der Vergangenheit, weit zurück, und weit vor uns in der Zukunft, und heute schon wissen wir, seine Dimensionen sind so groß, daß erst ein zeitliches Entferntsein von ihm uns die klare übersichtliche Ansicht geben kann.

Berta Duenfing / Wir zu Hause

Fortsetzung

2. Kriegsbettstunde.

Jeden Morgen, wenn ich — denselben Weg — zwischen den langgestreckten, jetzt tot daliegenden Ziegeleien und Feldern, den plötzlich jäh an der Straßensucht aufschließenden Großstadthäusern entlang wandle, zieht sich vor mir her eine schwarze Schlange quer über die Straße nach rechts weg durch den Nebel. Links liegt die katholische Kirche, ein zierlicher, rein romanischer, kleiner Bau, wie er für die Vorstadt ausreicht. Wie ein Augenaufschlag aus dem Antlitz eines schönen Südländers — sonderbar und fremd mutet sie in dieser Gegend an. Immer zur selben Zeit — auf die Minute — leert sie sich. Zuerst kommen zwei, drei alte Weiblein, die es besonders eilig haben, im stumpfen Winkel von 75 Grad gebeugt, herausgeschossen, dann andere, einzeln gemächlich heraustretend.

Und zuletzt kommt die Schlange! Das sind — Buben und Mädel streng gesondert — die Kinder der beiden katholischen

Schulen. Sie kommen „aus der Mess“. Einen Tag wie alle Tage. Ob's regn' oder schneit, stürmt oder säufelt — ob's gut steh' oder schlecht; im Frieden wie jetzt ... im Krieg: sie kommen und gehen.

„Sie beten da alle Morgen für die Soldaten“, sagt das Kind, das häufig mein Begleiter wird. Das hat mein protestantisches Gewissen geweckt, und das hat mich veranlaßt, das, was sonst der Gelegenheit überlassen blieb, zu einer regelrechten Tagesaufgabe zusammenzufassen. Eine kurze Messe oder besser Kriegsbetstunde, die den Anfang macht. Und dieser Gewohnheit danken wir viel.

Wie jeder Tag ein anderer ist, so ist auch unsere Kriegsbetstunde immer eine andere nach Länge, Kürze, Inhalt — manchmal ist sie auch nur ein kurzer Ausblick nach oben, im Hinblick auf die hier unten, die in der Näh' in den Häusern, die in der Ferne draußen — beide im Kampfe stehend — und die Mitbeter, meine Kinder, sorgen dafür, daß es nie langweilig wird. Vor dieser Todsünde hüten wir uns ehrlich.

Heute folgt auf die Betstunde nun die richtige Religionsstunde, und da erfuhr ich bei der Wiederholung als für mich etwas ganz Neues, daß es Moses ist, der die Ägypter in die Masurischen Seen schmiß — und bei einem Berichtigungsversuch, daß es nicht Mose ist, sondern ein gewisser Marschall Hindenburg war, der die Russen ins „Rote Meer“ jagte. Wer will sagen, wer recht hat? und ob es nicht wirklich David war, der den „Burlamerit“ verdiente, als er 10 000 schlug und Saul nur 1000. Mich machen diese kühnen und so selbstverständlichen „Anachronismen“ aus Kindermund häufig nachdenklich: Es spricht daraus der Instinkt für die Einheit aller Geschehnisse, die da entfließen dem gleichen Urquell, vor dem „1000 Jahre sind wie ein Tag“, was keinen großen Unterschied macht. Von dieser Großzügigkeit können wir kleinen Spezialisten immer lernen, und nur an sie kann man anknüpfen — an die elementarsten Instinkte, wenn man mit Kindern zu tun hat und in ein frisches, fröhliches Fahrwasser gelangen will, in dem es sich getrostens Herzens weiter schwimmt, getragen vom dunklen Urstrom, dem Vater aller irdischen Beweglichkeit ...

3. Fliegerbesuche.

Manchmal kommt es vor, daß ausgefucht auf dem blauen Fleck Himmel, den man vom Schulzimmer aus sehen kann, in der Betstunde ein Flieger, seinen Luftvogel tummelnd, uns seine Aufwartung und den bunten Tauben Konkurrenz macht, die hier zutraulich genug, sich auf die geöffneten Luftklappen setzen, und mit ihren rotgeränderten Augen halb scheu, halb dreist uns zuschauen. Er sitzt auf dem wunderlichen Luftgestell, das seine Bezeichnung aus dem Reich der geborenen Flieger gleichen Namens bekam ... auf einer Taube. — Mitunter ist es auch ein Doppeldecker. Da der ein zweifaches Eisernes Kreuz auf seiner Unterseite durch die Lüfte führt, wird er mit besonderer Begeisterung begrüßt. Es ist nicht leicht, in die sogenannte Betstunde dann wieder Ordnung zu bekommen. Wenn sich das Schiff der Kirche plötzlich, einer unwiderstehlichen Wellenbewegung folgend, amphitheatralisch aufgruppiert ... „eine Bank voll“ auf der anderen hoßt, um besser sehen zu können, und mit den Extremitäten krampfhaft nach dem Gleichgewicht strebend, mit plötzlichem Ruck in die Tiefe sauft ... alles im Sturze mit sich ziehend. Indes — der Flieger sichren Fluges den kleinen Himmelsausschnitt längst bestrich, gefolgt von unseren Phantasien.

„Wohin fliegt er?“ ... Was will er?

„Was er will? Neben! wie brave Kinder ihr Abc. Genau dasselbe! Marsch, ans Buch. Diese Betstunde ist aus.“ Aber nein! mit flehenden Augen, halberstickter Stimme und angstvoll vibrierendem Fingerwippen würgt eine etwas hervor, was erst noch heraus muß. „Heute ... heute ... diese Nacht! Nun? ... „war Er da!“ „Wer?“

Ganz erschöpft, befriedigt, ihr Ziel erreicht zu haben, sinkt sie in die Bank ... nur die Augen sprechen Bände. Bei den anderen dämmert's auf: „Ja ... o ja! Zeppelin ... kam — bei Nacht!“

„Er kam — wie eine große — silberne Flasche ... kam er.“

So hast du ihn gesehen? Horchende Gesichter, Augen, dunkel vor Erwartung, denn die meisten haben's verschlafen ... Das kleine, dünne Ding, das sonst so wenig spricht, ist jetzt Hauptperson. Heute nacht 12 Uhr, als Mutter wegging — sie hatte Nachtschicht. Auf dem Weg zum Pulverschuppen kam er ... Er schwamm wie ein Fisch im Dunkeln. Er war groß ... wie ein Walfisch, nur spitzer. Es war, als hätt' er ein Maul ... furchtbar! Aber er tut uns nichts. Er beschützt den Schuppen ... sie machen da Handgranaten ... die ganze Nacht schwamm er oben, sagt Mutter, aber ich hab' es nicht mehr gesehen, ich war bange und kroch ins Bett.“ „Und da betetest du?“ „Ja — zum Zeppelin!“ „Nun, das Gebet wollen wir in der nächsten Kriegsbetstunde hören.“ — Aber sie möchten das Thema, unerschöpflich für Kinder, seitdem der erste Flieger in die Lüfte stieg, noch ausdehnen: Geflüster, Gewisper! Endlich ... eine Stimme aus dem Hintergrunde energisch: „Aber bei den Feinden, da schmeißt er alles kaput, und das ist gut!“ — Mit dem christlichen Wunsche schließt die Stunde. — Was soll man darauf erwidern, da es doch ohne Zweifel gut ist für den Augenblick — für uns.

4. Samariter.

Wir machen einen Ausflug, und da wird ungewollt, unbeabsichtigt unsere Kriegsbetstunde mit ins Freie verlegt.

Ueber den Bahndamm ziehen, von der schnaufenden Maschine gezogen, in langer Reihe sonderbare Waggons, schmal und nieder — einer gleicht dem anderen. — Das sind Lazarettwagen — wissen die meisten ... und richtig, jeder trägt an der Seite das rote Kreuz. „Seht sie euch genau an, wir sprechen später davon.“

Und wäre es mitten im tollsten Spiel, so hätten diese Wagen mehr Interesse, mehr Neugier entfacht als alles Spiel. — Wie ist das Kind auf die Gegenwart eingestellt, wenn sie so leben- und todsprühend ist — wie heute.

Es bedarf keiner Aufforderung für diese Dinge.

Von einer Anhöhe sieht man, wie die Waggons auch oberhalb mit einem wagerecht liegenden, blutigen roten, großen Kreuz bemalt sind.

So zieht Wagen auf Wagen kurz hinter der Station langsam vorüber und — hinaus!

Zu gleicher Zeit heben sich, wie auf ein gegebenes, unbekanntes Zeichen, eine große Schar Krähen von den benachbarten Feldern. Sie schwingen ihre grauschwarzen Flügel, und im langsamen, schweren Fluge schweben sie — in der Luft eine Reihe dunkler, starrer Kreuze bildend — hinter, über, neben den Waggons einher, begleiten sie so ... ein wunderliches, ahnungsreiches Ehrengelächte, eine weite, weite Strecke hin, bis beides, Waggon und Vogel, im Morgennebel schwinden.

Wohin ziehen diese Wagen? Diese Vögel?

„Nach Frankreich — mein Vater ist auch Samariter.“

Samariter! Das gibt die Veranlassung für unsere „Stunde“.

Unten am Buschwert gelagert — ist es merkwürdig still. Es ist, als ob die Gedanken auch dieser kleinen, jungen Gehirne, noch benommen von dem Eindruck, mit den Vögeln, mit den Wagen wandern. Samariter. „Wißt ihr, was das ist?“

Und bald hebt einer an: „O ja! Es war einmal ein Mensch — der zog von Jerusalem nach —“

„Das weißt du vom Vorjahre —.“

Verlegenes Nicken, denn sie ist sitzengeblieben, und daher die Weisheit. Den anderen ist die Sache noch fremd.

Es ist eine Gewohnheit, beim Lagern zu singen oder eine Geschichte zu erzählen.

Sie wählen eine Geschichte. Aber sie muß beginnen: „Es war einmal . . .“

Und wir wählen die Geschichte des größten Meisters der Erzählungskunst. Und fangen an — oder fahren fort:

„Es war einmal ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs — — fiel er — unter die Mörder.“

Es ist ein großer Busch in der Nähe, denn wir liegen am Ausgang eines Wäldchens . . . Blicke streifen unwillkürlich den großen Busch — und kleine Glieder rücken ängstlich aneinander. — — —

Aber der arme Mensch — er lag dort ganz allein . . . niemand, der ihm half, Mensch dem Menschen!

Doch da kam der Samariter! — — Das war Hilfe in der Not!

Wie — womit — in welcher Weise er half —? Wer könnte es anschaulicher sagen, als unsere Geschichte. — — — Und wir erleben sie hier in der frühen Morgenstunde, wie sie viele, viele Male vorher miterlebt wurde und noch uns miterlebt werden wird — solange des Menschen Sinn und Gemüt für solche Darstellungsgröße und Echtheit empfänglich bleiben. . . . Und die Augen sind groß vor Andacht, die Gesichter plötzlich alt und ernst — und es möchte sich eine oder die andere eine vorwizige Träne wischen — und dann — fängt auch die Nachbarin heimlich an zu wischen. Das ist immer die Zeit zum Schluß.

Ja, leicht ist es, „andächtig schwärmen“ und wie schwer, „gut handeln“. — Doch da hebt die „Tochter des Samariters“, die die ganze Zeit schon, rot vor Ehre und Begeisterung, unruhig dasaß, an — gründlich, praktisch:

„Vater sieht aber ganz anders aus als der Samariter auf dem Bild in unserer Schule. So könnte der nicht ins Feld gehen und tut's auch nicht, nein!“

Und nun beschreibt sie Stück für Stück die Ausrüstung der Sanitätsoldaten; halb befragt, halb aus dem Gedächtnis; denn mit Leib und Seele war sie dabei, als er auszog — als Urlauber heimkam. Und es erweist sich mir wieder einmal, daß man da unten im Volke viel mehr erfährt vom Tage, als auf dem Katheder, wo keine Samaritertöchter sitzen.

Aber merkwürdig, ganz merkwürdig ist es ihnen doch, daß es damals schon in jenen Zeiten, zu der unsere Geschichte spielt, solche Samariter gab — und ohne Krieg!??

Ja, einer ist, der kannte alles: Gegenwärtiges und Zukünftiges: alles, was dem Menschen frommt. Der ließ den Samariter kommen, grad als es Not war, wie auch jetzt noch. — Erst er hat den Samariter geschaffen.

„Und wenn dein Vater, kleine Schülerin, jetzt solch ehrenvolle Stellung hat und sie recht ausfüllt, tut er's in seinem Geiste.“

Dieser Samariter war der erste seines Namens und er sollte nicht der letzte sein — — —.

„Nein, o nein! — jetzt sind viele! viele!“ Die meisten sahen sie schon, auf der Straße, in den Lazaretten, wo ihre eigenen Verwundeten gepflegt wurden. Und so erzählen sie ihre selbsterlebten Samaritergeschichten, von denen sie, die Kinder der Gegenwart, mehr wissen als ich.

„Die Lazarette haben auch alle ein rotes Kreuz, hebt eine nachdenklich an, auf plattem Dache wie die Wagen. Das ist für die Flieger. Auf solch ein Lazarett darf nie geschossen werden. . . . aber in Frankreich taten sie es doch! sagt Vater.“

Und dann nach einer kleinen Stille: „Und nun wißt Ihr auch, w a r u m der Samariter an seiner Feldbinde, und die Wagen, die da vorbeizogen, und jene Lazarette gerade ein K r e u z tragen, und was es bedeutet?“

„Ja. Es heißt: nicht schießen! Hier ist — Jesus!“

Albrecht Schaeffer / Totentanzgemälde 1916

Schrift:

Wenn du reiten siehst den schwarzen Riesen,
Rosseshuf zerschlägt kristallne Fliesen,
Brechen Seelen auf zu Paradiesen.

Gemälde:

Horch, es donnert! Schwere Schlegel fallen.
Säulen dröhnen in den Abendhallen,
Horch, des Todes Kesselpauken schallen!

Reiten sich den düster Uebersonnten,
Pauken streichend, zwischen beiden Fronten.
Auf die Donnerbrücke der Geschütze
Sprengt er, seine rote Tambourmütze
Reißt er ab und wirft sie in den reinen
Aether, und sie fängt den weißen einen
Abendstern und hängt, die ihn verschlungen,
Satter Drache auf die Niederungen,
Wo die Alten sechten und die Jungen,
Wo die bleichen Pulvernebel brauen,
Brodelnd innerlich von Blut und Grauen.
Schwarz da bäumt der Hengst und haut mit beiden
Bordereifen, blanken Sichelschneiden,
Aufwärts, zähneblekend aus dem Maule.
Und der Pauker auf dem Paukergaule,
Rings umschwankt von schwarzen Sargschabracken,
Tanzend, wölwend schwarzen Mähnennacken,
Wo ins Haar die Knochenfinger packen,
Rings umbrüllt vom Loben der Geschosse,
Streitbar auf dem stampfenden Kolosse,
Immer riesiger auf dem Riesenrosse,
Streckt sich jetzt und schleudert zum Alarme
In den Himmel seine Knochenarme.
Trommeln und Posaunen auf das Zeichen
Eilen brausend ein in untern Reichen,
Radgleich kreisen da die Schlegelspeichen,
Flammen knatternd in der Spätrothelle,
Fallen prasselnd auf die Paukenfelle —

Totliger Rosseshuf scharrt in Qualm und Sternen,
Seelen brechen aus kristallinen Kernen,
Schwingen blühend sich in alle Fernen.

Gottfried Traub / Beten

Ich beneide jeden, der das Glück hat, in irgendeinem Sinn eine politische Person zu sein. Leider kann ich nichts tun für die Erneuerung des Vaterlands, als predigen.

Schleiermacher.

Jüngst redete man vom Beten. Meinungen wurden ausgetauscht, ob dieser Krieg den Sinn für das wirkliche Beten gestärkt hätte oder nicht. Beispiele wurden genug erzählt, in denen man aus reiner Gewohnheit zum Gebet griff oder es in abergläubischem Sinn wie einen Fetisch als persönliches Schutzmittel benutzte. Die Mehrzahl war einig, daß trotz lebhafter Bekämpfung solcher zauberhaften Anschauung auch hier Echtes und Unechtes im Empfinden des Menschen zusammenfließen, oft so untrennbar, daß es sich kaum voneinander scheiden lasse. Mit Schrecken gedachte man der Entwürdigung des Gebets, wenn es als Ersatz für die fehlende Stärke die innere Haltlosigkeit zudecken soll. Geschichtsschreiber erzählen aus der Zeit von 1848, daß auf dem Höhepunkt der damaligen Wirren der Hofprediger dem König geraten hätte, je mehr er sich demütige, um so mehr werde ihn Gott erhöhen. Mit einem Gefühl innerer Scham dachten nachher stolze Preußen solchen Rats. Wer in die Ewigkeit flüchtet in dem Augenblick, wo ihn die Zeit anfordert, der ist für beides unbrauchbar, für Zeit und Ewigkeit.

Ueber all diese Fragen kommt man am wenigsten in Klarheit, solange man sie nur beredet. Grund und Gegen Grund lassen sich leicht gegeneinander auspielen. Das Echte liegt in der Gesinnung. Diese besitzt gar kein anderes Äußerungsmittel als die Tat. Und dieses Tun wird von den äußeren Umständen erfordert, bestimmt und geformt. Nur an der tapferen Tat mißt man die innere Gesinnung, ob nun dieses Tun ein Rat, ein Kampf, ein Stürmen oder ein Leiden ist. Wo Beten den Menschen nicht tapferer macht, da hat er gar nicht gebetet. Er hat dann an alles andere gedacht, nur nicht an die Pflicht, an das Ganze, an die Aufgabe, die von heiliger Höhe zu ihm kommt. Will gar jemand beten, statt einen festen Entschluß zu fassen, oder beten, um die Verantwortung von sich auf den Himmel abzuschieben, da steht er noch weniger mit den ewigen Mächten in Berührung, zu denen er doch im Gebet zu kommen vorgibt. Denn ihre Art heißt: in jedem Augenblick das tun, was er verlangt. Gott läßt keinen Raum leer. Die Welt und die Geschichte kennen keine Pausen. Alles in ihnen ist ein in sich zusammenhängendes unbeschreibliches Wirken und Weben. Nur wer sich für dieses Wirken zu größerer Stoßkraft und zu herzhafterem Entschluß einen Augenblick zurückziehen will, hat ein Recht, einen Augenblick stillzustehen, Atem zu holen, zum Himmel zu schauen. Der Glaube an übernatürliche Wirkungen macht nicht glücklich, solange der Mensch nicht fähig wird, Uebernatürliches schaffen zu wollen. Unschöpfungsgerechte Gebete sind Schall und Rauch. Nur wo Kraft von ihnen ausgeht, die sich an der Lösung der wirklichen Aufgaben des täglichen Lebens bewährt, hat man das Recht, von einem wirklichen Beten zu sprechen. Gebet ist — wenn es Wert hat — gesammelte Kraft, die sich eins weiß mit der Gesamtkraft der Schöpfung und darum unüberwindlich ist und Unfassbares leistet.

Das Gebet lebt nicht von den Kirchen allein und stirbt nicht außerhalb ihrer Mauern: es geht mit denen, die nichts versäumen, treulich schaffen, Leben und Sterben aus einem Gesichtspunkt wägen und einig gehen mit der Urkraft und Sonne alles dessen, was geschieht.

Sprechsaal

Zu dem Aufsatz über das neue Jugendwehrgesetz

Mit Interesse habe ich den Artikel in Nummer 18 Ihrer Zeitschrift gelesen. Selbst seit meiner frühesten Jugend eifriger Sportsfreund und während des Krieges sowohl in der Front wie bei der Ersatztruppe als Kompagnieführer tätig gewesen, darf ich mir vielleicht auch wohl ein gewisses Urteil in der Angelegenheit zutrauen, welches mich zu folgenden Bemerkungen veranlaßt: Ich hatte vor einiger Zeit bei der Ersatztruppe Gelegenheit, einen Kameraden zu treffen, der im Zivilleben Pädagoge, sich seit längeren Jahren mit Begeisterung und Erfolg der Jugendwehr-Ausbildung gewidmet hat. Wir kamen nun, beide von unseren verschiedenen Erfahrungen und Standpunkten ausgehend, zu einer merkwürdigen Übereinstimmung mit den in dem vorgenannten Artikel entwickelten Grundsätzen. Dabei verwarf mein Freund, der, wie ich nochmals hervorhebe, im Vorstande eines der größten sportlichen Landesverbände sitzt, daneben aber auch an der offiziellen Jugendwehr-Ausbildung den tätigsten Anteil nimmt, ebenso wie Ihre Abhandlung, soweit irgend angängig, jede Neuorganisation und betonte auf das eindringlichste die Notwendigkeit der Anlehnung an bestehende Organisationen. Nach meiner Ansicht ist die Gefahr der Bildung von Neuorganisationen nicht zu unterschätzen und von solcher Wichtigkeit, daß ich nicht unterlassen möchte, noch einmal besonders hierauf hinzuweisen, da der mehrfach genannte Herr, der inzwischen wieder ins Feld gekommen ist, kaum Gelegenheit haben dürfte, sich zur Sache zu äußern. Die Gefahr der Neuorganisationen ist deshalb so groß, weil eine große Anzahl von Personen in offiziellen und nichtoffiziellen Stellungen — ich denke z. B. an die inaktiven Herren Offiziere, Bezirkskommandeure und Herren in ähnlichen Stellungen — teils aus eigener Initiative, teils einer gewissen Notwendigkeit folgend, manchmal auch vielleicht veranlaßt durch die Aussicht, nach oben hin angenehm aufzufallen, jedenfalls aber immer in bester Absicht häufig nur zu geneigt sein werden, in ihrem Betätigungsdrange zu dem Mittel der Neuorganisation zu greifen. Auch das Bedürfnis, zu den bestehenden, aus dem breitesten Volke hervorgegangenen Sportvereinen eine gewisse Distanz zu wahren, wird manchmal eine Rolle spielen. Dieselben offiziellen oder halboffiziellen Persönlichkeiten sind es dann aber wieder, deren Stimmen bei etwaigen Umfragen das größte Gewicht beigemessen wird. Hiergegen ein Gegengewicht zu schaffen, ist meines Erachtens die Pflicht aller beteiligten Kreise. Die Gefahren der Neuorganisation unter mehr oder minder offiziellen Fittichen bestehen meines Erachtens in folgendem: Eine wirklich lebensfähige Verbindung mit den breiten Massen, auf die es ankommt, wird dadurch nicht hergestellt, im Gegenteil, man verstopft sich die vielen Kanäle des Zuzuges, die sich die bestehenden Organisationen bereits geschaffen haben, und nach anfänglichen Scheinerfolgen hat man nach einiger Zeit nur Angehörige solcher Klassen um sich, die schon von der Schule oder von Haus aus Berührung mit den Kreisen der Veranstalter haben, wie Schüler höherer Lehranstalten usw. Sodann fehlen aber auch den oben geschilderten Personen trotz aller Begeisterung und Erfahrungen nach gewissen Seiten meist doch die Eigenschaften und Erfahrungen, die nötig sind, um einen bunten Kreis von jungen Leuten dauernd um ihre Fahne zu scharen. So etwas muß sich eben von innen heraus entwickeln, und vor allem muß jedes Gefühl fehlen, welches einem Zwange auch nur entfernt ähnlich sehen könnte. Auch die Gefahr zu großer Betonung der militärischen Seite wird dabei immer wieder auftauchen. Diese darf, auch darin stimmen unsere Ansichten vollkommen überein, erst in zweiter Linie kommen und darf nur eine willkommene Abwechslung des turnerischen oder sportlichen Betriebes sein. So sehr man als Soldat auch manchmal das Gegenteil wünschen möchte, so sicher scheitert dieser Wunsch daran, daß sich auf die Dauer das Interesse der Jugend in den breiten Schichten durch solche Dinge nicht fesseln läßt. Doch auch hiermit wird sich der Soldat gerne abfinden, wenn nur sportliche und turnerische Betätigung in immer breitere Kreise eindringen und dazu beitragen, unsere Jugend gewandter und rüstiger und damit ohne weiteres für den soldatischen Beruf geeigneter zu machen.

Oberwinter, Hauptmann d. Landw.

Soziale Bewegung

Bernünftige Gewerkschaftsgrundsätze. Die sozialdemokratische „Bergarbeiter-Zeitung“ äußerte sich zur Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion kürzlich folgendermaßen: „Gegenüber dem Versplitterungstreiben der Fraktionsminderheiten haben die Gewerkschaften mit größter Entschiedenheit auf ihre Geschlossenheit zu achten! Schon heißt es: Die Parteispaltung wird sich auch auf die Gewerkschaften ausdehnen.“ Warum? Aus welchem Grunde?

Der Bergarbeiterverband hat den bekannten Satz: „Partei und Gewerkschaft sind eins“, nicht anerkannt! Unser Verband verfährt streng nach seinem Statut und seinen Generalversammlungsbeschlüssen, infolgedessen verpflichtet er keines seiner Mitglieder für irgendeine parteipolitische oder religiöse Gemeinschaft, verbietet vielmehr ausdrücklich statutarisch die parteipolitische und religiöse Disziplin innerhalb der Mitgliedschaft! Wie auch die einzelnen Mitglieder, seien es auch die Verbandsleiter, parteipolitisch oder religiös stehen mögen, das ist nicht maßgebend für die Mitgliedschaft. Maßgebend sind für den Verband das Statut und die Generalversammlungsbeschlüsse, und diese wahren den Charakter des Verbandes als eine freie, von allen politischen und religiösen Parteien unabhängige Gewerkschaft! Wer als Verbandsmitglied gegen diesen Grundsatz verstößt, etwa die anarcho-syndikalistischen Zerrüttungstreibereien auf den Bergarbeiterverband übertragen möchte, der stellt sich selbst außerhalb des Verbandes! . . . Es ist für die Gesundung der deutschen Arbeiterbewegung gut, wenn diese Anschauung sich in allen Gewerkschaften klar durchsetzen möchte. In den Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften hat sie immer Geltung gehabt. Aber dort ist das politische Interesse dann allmählich zu stark hinter das gewerkschaftliche zurückgetreten. Das wäre heute, wo die Gewerkschaften gar nicht mehr ohne eifrige Sozial- und Wirtschaftspolitik auskommen können, noch verhängnisvoller als früher.

Erfolgreiche Einigungsverhandlungen über die baugewerblichen Tarifverträge haben am 3. Mai im Reichsamt des Innern unter Vorsitz des Ministerialdirektors Dr. Caspar stattgefunden, nachdem die Februarverhandlungen über die Verlängerung des Reichstarifvertrages leider zu keiner Verständigung geführt hatten und seit dem 31. März eine kurze vertraglose Zeit eingetreten war. Wenn dieser Zustand nach der „Soz. Praxis“ auch fast nirgends eine bedrohliche Unordnung der Arbeitsverhältnisse im Gewerbe gezeitigt hatte, da beide Lager im allgemeinen an den hergebrachten Arbeitsregeln in gewohnter Organisationsucht festhielten, so hätte der Bruch der alten Vertragsgemeinschaft von gewaltiger, grundsätzlicher Bedeutung werden können; nur die dringliche Hoffnung in beiden Lagern auf rasche Wiederverknüpfung der abgerissenen Fäden baute einer Vertiefung des sich auftuenden Abgrundes vor. Dieser dringende Wunsch hat nunmehr auch die neu aufgenommenen Verhandlungen wirksam zugunsten einer Verständigung beeinflusst und es wesentlich ermöglicht, daß die bei der Lohnerrhöhung weit auseinandergehenden Interessengegenstände schließlich nach langwierigen und schwierigen Beratungen unter den Vorstandsmitgliedern beider Lager glücklich überbrückt wurden. Nach eingehenden, von beiden Parteien mit der größten Sachlichkeit in veröhnlichem Sinne geführten Erörterungen ist nämlich zwischen den Verhandlungsausschüssen des Deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe und der drei großen Arbeitnehmerverbände, des Deutschen Bauarbeiterverbandes, des Zentralverbandes der Zimmerer und verwandter Berufsgenossen Deutschlands und des Zentralverbandes christlicher Bauarbeiter Deutschlands, eine Einigung dahin zustande gekommen, daß diese Ausschüsse den Vorständen und Generalversammlungen ihrer Verbände Vereinbarungen zur Genehmigung empfehlen werden, deren Hauptpunkte folgendermaßen geregelt worden sind: 1. Der Reichstarifvertrag vom 27. Mai 1913 sowie die genehmigten und noch nicht genehmigten Bezirks- und Ortsverträge, letztere mit Ausnahme der noch strittig gebliebenen Bestimmungen, gelten vom Tage des Ablaufs an als erneuert. Sie laufen unverändert bis zum 31. März 1917, und wenn bis zum 31. Dezember 1916 der Krieg auch nur mit einer europäischen Großmacht beendet ist, bis zum 31. März 1918 weiter. 2. An Kriegszulagen sind für die nach Ziffer 1 sich ergebende Dauer der Tarifverträge zu den bisherigen tariflichen Stundenlöhnen zu zahlen: in Tariforten bis zu 5000 Einwohnern: bis zum 30. Juni 1916 4 Pf., vom 1. Juli 1916 an 6 Pf., vom 1. September 1916 an 7 Pf., in allen übrigen Tariforten 5 und 6 resp. 8 und 9 Pf. Die Annahme dieser Bedingungen erscheint gesichert.

Einigungsbefrebungen im Kleinhandel. Zu einer gemeinsamen Besprechung über die Frage eines Zusammenchlusses des deutschen Kleinhandels hatte ein aus dem Vorstände der Detailhandels-Berufsgenossenschaft Ende 1915 gewählter Arbeitsausschuß am 6. April nach Berlin in die Handelskammer eingeladen. Neben dem Vorsitzenden der Interessengemeinschaft großer Detaillistenverbände waren erschienen Vertreter des Deutschen Zentralverbandes für Handel und Gewerbe, v. B. in Leipzig, der Zentralvereinigung deutscher Vereine für Handel und Gewerbe, Berlin, und des Verbandes Deutscher Waren- und Kaufhäuser. Sämtliche Beteiligten stimmten darin vollständig überein, daß die Gründung einer den gesamten Kleinhandel umfassenden festen Organisation heute die wichtigste Standesfrage sei. Beseelt und getragen von diesem Gedanken, gaben sämtliche Teilnehmer ihre freudige Zustimmung zur Gründung eines „Bundes Deutscher Kleinhandelsverbände“. Trotz allen Schwierigkeiten war man sich bewußt, damit einen großen Schritt vorwärts zur Gesamtinteressenvertretung des deut-

schen Kleinhandels gegenüber Regierung und Parlamenten getan zu haben. Der Weiterausbau dieser größten deutschen Standesvertretung des deutschen Kleinhandels wurde einem Arbeitsausschuß übertragen, der sofort an die Aufstellung eines Arbeits- und Organisationsplanes herangehen wird. Einer alsdann folgenden weiteren Versammlung soll es vorbehalten bleiben, die Richtlinien zu beraten, vermöge deren die neue Organisation ihr festes Gefüge erhält.

Inzwischen jammern die rechtsstehenden Kleinhandelsorganisationen über das „widernatürliche Bündnis“ zwischen Detailhandel und Warenhausleitern. Sie haben so viele Jahre gegen die Warenhäuser — vergeblich — gewettert, daß sie sich jetzt nicht schnell zu rechtfinden können.

Kinderreichtum und Besoldungspolitik. Die Vorschläge zur Hemmung des Geburtenrückganges in der Beamtenschaft und zur Steuerung der Kostlage kinderreicher Beamtenfamilien haben die mehr als 50 000 Mitglieder umfassende Arbeitsgemeinschaft der Verbände der mittleren Post- und Telegraphenbeamten beschäftigt und zu folgender kritischer Rundgebung veranlaßt: Die Arbeitsgemeinschaft tritt dem im Parlament und Presse hervorgetretenen Bestreben auf Bevorzugung kinderreicher Beamten in bezug auf Anstellung, Beförderung, Urlaub usw. entschieden entgegen, sie steht auch einer etwaigen grundsätzlichen Änderung des bisherigen staatlichen Besoldungssystems durch Berücksichtigung des Familienstandes durchaus ablehnend gegenüber. In Würdigung der schweren wirtschaftlichen Bedrängnis indessen, in die kinderreiche Beamte angesichts der nicht auf den Unterhalt starker Familien berechneten festen Besoldung zu geraten pflegen, sowie in der Erwägung, daß aus bevölkerungspolitischen Gründen dem Geburtenrückgang nachdrücklich entgegenzuarbeiten ist, der sich nach dem Ergebnisse statistischer Ermittlungen im Beamtenstand am stärksten fühlbar macht und im wesentlichen in der Sorge um den Unterhalt und die Erziehung einer zahlreichen Nachkommenschaft seinen Ursprung hat, erklärt sich die Arbeitsgemeinschaft mit der Bewilligung von Kinderzulagen an Beamte einverstanden, sofern die Art ihrer Gewährung deutlich erkennen läßt, daß es sich nicht um eine Maßnahme staatlicher Besoldungspolitik, sondern staatlicher Bevölkerungspolitik handelt und die Gewähr gegeben ist, daß die Kinderzulagen auf die Besserung der ruhegehaltsberechtigten Besoldung keinen ungünstigen Einfluß ausüben.

Kriegslöhne. Ueber die Höhe der im Kriege üblich gewordenen Arbeiter- und Angelegenheitslöhne herrschen in weiten Volkskreisen übertriebene Vorstellungen. Wichtig scheint nur zu sein, daß einzelne Gruppen und einzelne besonders Tüchtige gegenwärtig außergewöhnlich hohe Verdienste haben. Im „Türmer“ verglich kürzlich Dr. Bovenstien kritisch die Höhe der Gehälter der Festbesoldeten und der Arbeiterlöhne. Aehnlich, wie schon viele Betrachter vor ihm, meint er, das Dienstseinkommen der Beamten liege nicht mehr im Einklang mit den Kosten einer angemessenen Lebenshaltung. Das gewaltige Heer der Unterbeamten habe überhaupt nur ein Jahreseinkommen zwischen 800 und 1500 M. „Dagegen ist der Lohn unserer gewerblichen gelernten Arbeiter erheblich höher; ein geschickter Monteur, Schlosser, Maurer verdient am Tage leicht seine 8 bis 9 M. In den Kriegsindustrien werden jetzt sogar Löhne von 12 M. und mehr gezahlt. Diese Löhne übersteigen die Lagedeider unserer Gerichts- und Regierungsbeamten und kommen ungefähr den Anfangsgehältern unserer Landrichter gleich.“ Dazu bemerkt der gelbe „Wertverein“: „Weshalb ein geschickter gelernter Arbeiter nicht so viel verdienen soll wie ein Gerichtsassessor, will uns nicht einleuchten. Aber gänzlich verschieden geartete Berufsgruppen miteinander in solche Beziehungen zu bringen, gibt immer schiefe Bilder und hintende Vergleiche. So geht es auch, sozialdemokratisch gedacht, der Bielefelder „Volksmacht“, die Löhne von 8 M. und mehr nur als Ausnahme gelten lassen will, sich aber im übrigen so äußert: „Es wäre nur zu wünschen, daß die geschickten Arbeiter, die Beschäftigten in ihren Beschäftigungsarten voran, und daß nach und nach alle tüchtigen Arbeiter zu anderen Lebensbedingungen gelangen als bisher.“ Daß gegenwärtig in der Kriegswirtschaft in zahlreichen Gewerben, keineswegs in allen, die Arbeiter mit ihrem Einkommen die Angehörigen des sogenannten neuen Mittelstandes vielfach überflügelt haben, scheint genügend bestätigt. Selbst in Groß-Berliner Kriegsunternehmungen ist sogar mitunter ein gewisses Mißverhältnis zu beobachten. So belaufen sich nach Angaben eines Führers des Deutschen Technikerverbandes in einer Berliner Angestelltenversammlung am 29. März die Gehälter der kaufmännischen und technischen Angestellten der A. E. G. meistens auf 150 bis 250 M. monatlich, während die gelernten Arbeiter jetzt mehr verdienen, insbesondere die geschulten Schlosser und Maschinenbauer auf 300 bis 500 M. im Monat kommen. Die Angestellten mißgönnen diese hohen Löhne den Arbeitern nicht, da sie nach ihrer Meinung nur den hohen Kriegsgewinnen der Industrieunternehmer entsprechen, sie möchten nur von dem „Kriegslegen“ auch so viel für sich beanspruchen, als zum Ausgleich der Teuerung und der verschärften Anspannung ihrer Arbeitskraft und Zeit gehört.

Büchertisch

Dr. Eugen v. Rómer, Geographisch-statistischer Atlas von Polen. Herausgegeben von den Polnischen Spar- und Vorschufsvereinen unter dem Patronate des galizischen Landesauschusses. Drei Hefte. Warschau und Krakau 1916. Hauptlager bei Gebethner u. Wolff. Preis 15 Kr. Bei Bezug des ersten bisher erschienenen Heftes (Blatt V—XVI) ist der Preis im ganzen zu entrichten, worauf gegen Einschein die folgenden Hefte nachgeliefert werden.

Inhalt des ersten Heftes: Blatt V: W. Semkowicz, Geschichte (enthält alle Grenzen des polnischen Reiches von 999 bis 1815, bzw. 1831, bei farbiger Darstellung der polnischen Teilung). Blatt VI: Rómer, Verwaltung, zwei Karten. (Dieses Blatt umgrenzt, wie alle anderen Blätter, außer den russischen und österreichischen Anteilen auch die preussischen unter Einschluß Ostpreußens und Schlesiens. Das „Königreich“ ist besonders hervorgehoben. Bezirke, Bezirksstädte, Gouvernementsstädte, Gouvernements- oder Regierungsbezirke, die galizischen Oberlandesgerichtsbezirke kommen zur Darstellung. Wichtig für das Studium der Städteverteilung.) Blatt VII: Rómer, Bevölkerungsdichte. (In dem für das Blatt VI angegebenen Umfang kommen nach bekanntem farbigen Verfahren die Flächen verschiedener Bevölkerungsdichte von unter 25 Einwohnern für den Quadratkilometer bis über 200 zur Wirkung. Grundlage die Volkszählungen von 1910 und 1911. Bei der Berechnung der Bevölkerungsdichte wurde die Bevölkerung der Städte mit über 10 000 Einwohnern, die übrigens auch kenntlich gemacht sind, ausgeschlossen. So ist das Gesamtbild richtiger. Es wird beherrscht durch die Abnahme der Bevölkerung gegen Osten und Nordosten und andererseits Linien und Gebiete, auf welchen große Unterschiede sich bemerkbar machen. Eine besonders breite Zone dichter Bevölkerung tritt längs des Traktes hervor, welcher von Schlesien nach Osten gegen den Unterlauf des Dniepr führt.) Blatt VIII: Rómer, Jährlicher Zuwachs der Bevölkerung (entspricht in den Prinzipien der Anlage Blatt VII. Charakteristisch ist die geringe Zunahme in der näheren und weiteren Umgebung großer Städte als Folge der Bevölkerungsaufsaugung durch diese; 2. höchstens 8 % in Ostpreußen, Schlesien, durch die Wirkung von Königsberg und Breslau, weiter in der Umgebung von Warschau und Lemberg. Für das Königreich Polen im allgemeinen Bevölkerungszunahme bis zu 25 % und darüber, starke Zunahme erstaunderweise im fernsten Osten in Weißrußland, geringste — kolonialpolitisch für uns wichtig — in Kurland und Litauen.) Blatt IX: E. Rómer und K. Nitsch, Sprachen und Polen. (Die Sprachkarte schildert das Ueberwiegen der einzelnen Sprachen in dem sprachgemischten polnischen Gebiet, die Hauptkarte den Anteil der polnischen Bevölkerung an dem Völkergemisch.) Blatt X: E. Rómer, Römisch-Katholische. (Die Farbenstala gibt den Prozentsatz der Römisch-Katholischen in der Gesamtbevölkerung an. Die Grenze des Bekenntnisses läuft gegen Osten ziemlich mit der heutigen Schützengrabenlinie zusammen.) Blatt XI: E. Rómer, Die Juden — Veränderungen des nationalen Besitzstandes. Vier Karten. (Das erste bringt die Verteilung der Juden in fünf Farben von unter 5 % der Gesamtbevölkerung bis über 20 %, die drei folgenden Karten stellen in Farben das Sinken und Wachsen der jüdischen und polnischen Gesamtbevölkerungsanteile dar.) Blatt XII: Rómer, Polen in den Grenzländern. Vier Karten. (1. Polnische Kinder in der preussischen Volksschule, sechs Farben für die Verhältnisse von unter 1 % bis über 75 %; 2. Ländereien der Ansiedlungskommission, Verhältnis der polnischen Bevölkerung zur angesiedelten; 3. und 4. Römisch-Katholische im Gouvernement Chelm 1905 gegen 1909.) Blatt XIII: Rómer, Die Polen in Litauen und Ruthenien. (1. Grundbesitz; 2. Polnische Wähler zu den Sejmicos.) Blatt XV: Rómer, Bildung A. (1. Schulen, betr. Verhältnis der Schüler und der Analphabeten; 2. Mittelschüler und Volksschüler; 3. Schulen mit polnischer Unterrichtsprache im Verhältnis ihrer Zahl zur polnischen Bevölkerung; 4. Diagramm über polnische Drude.) Blatt XVI: Rómer und B. Zubryniewicz, Bildung B. (1. bis 3. polnische Drude. Drei Kartogramme veranschaulichen den Aufschwung und den Niedergang, das Entstehen und die Verschiebung des polnischen Bücherwesens, das ist des polnischen geistigen Lebens während der drei Perioden, die den Teilungen folgten: 1794—1830, 1831—1869, 1870—1913; 4. Periodische Presse.)

Aus dem Vorwort (fast wörtlich): Nur offizielles Material; privat gesammelte Quellen oder synthetische Bearbeitungen sind prinzipiell nicht benutzt worden. Der erläuternde Text beschränkt sich auf Quellenangabe und Beschreibung der Methode. Eine allgemeine Synthese zu liefern, die durch ihre suggestiven Wirkung die selbstständige Urteilsbildung beim Leser verhindern könnte, ist prinzipiell vermieden worden. Das ist der Wahrheit entsprechend.

Die Ausdehnung des Atlases auch auf die preussischen Gebiete, selbst Schlesien, erklärt sich aus der Auffassung, daß das Problem „Polen“ mehrere Fragen umfaßt, nicht nur die nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der „polnischen Frage“ in der Gegenwart, sondern auch die des politischen und kulturellen Nachlasses der ehemals einigen Nation.

Die folgenden Hefte behandeln die physiographischen Wirtschaft- und Verkehrsverhältnisse.

Das Ganze ist ein hervorragendes Denkmal polnischer Wissenschaft, eine besonders wichtige Vorarbeit für das Studium der polnischen Frage für Berufs- wie Privatpolitiker. Schotte.

Bismarck. Von Martin Spahn. 2. vermehrte Aufl. 1915. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 367 S. 2,50 M. geb., 3,50 M. geb.

Diese Bismarckbiographie ist naturgemäß in erster Linie für katholische Kreise bestimmt. Wieviel Weisfall sie hier gefunden hat, zeigt die Tatsache, daß nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erscheinen konnte. Dem liberalen Leser wird sie freilich nicht überall zusagen können, aber auch auf sein Interesse hat sie zum größten Teil Anspruch. Das gilt m. E. namentlich von den Kapiteln über die auswärtige Politik der fünfziger und sechziger Jahre, die in einer eigenartigen Beleuchtung erscheint; die Ziele und Ansprüche Österreichs finden bei Spahn mehr Berücksichtigung, als sonst bei reichsdeutschen Historikern. Einseitig ist die Würdigung der inneren Politik. In höherem Maße, als man von dem Verfasser erwartet, tritt er hier auf die Seite Bismarcks. Es ist doch verwunderlich, vom Fall des Sozialistengesetzes zu lesen: „Die Sozialdemokratie erhielt vom Staate freie Bahn zu seiner Unterwühlung“. Die parlamentarischen Mißerfolge Bismarcks im letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit schildernd, behauptet Spahn, der den Namen Eugen Richters nicht einmal erwähnt, der Vertretung des deutschen Volkes mangle völlig „das Organ für die Schätzung der starken und reichen Persönlichkeit“. Wenn die Bismarckpresse das in der Hitze des Kampfes behauptete, nimmt das weiter nicht wunder; der Historiker sollte nach 30 Jahren anders urteilen. Zwar hebt Spahn mit Nachdruck Bismarcks Abneigung gegen die Parteien und das Parlament hervor, aber er verkennt, daß die Verfechter der geringen Rechte der deutschen Volksvertretungen eine dringend notwendige Aufgabe vollzogen, und daß das deutsche Volk noch heute unter ihrem Mißerfolg zu leiden hat. Ey d.

Was muß unsere Kirche im gegenwärtigen Arge lernen? Von Pfr. Dietr. Graue, M. d. N. Leipzig, Heimius. 13 S. 40 Pf.

Verfassungsänderungen dürfe man von nächster Zeit nicht erwarten, aber zur weitherzigen Volkskirche solle die evangelische Kirche werden, zur Kirche unseres Volkes, die, neben das altkirchliche Bekenntnis die Bekenntnisse und Erkenntnisse der Reformatoren stellt und so für Staat und Berufarbeit rechtes Verständnis bekundet, aber auch ernster als bisher die Wahrheit des Glaubens und die einzelnen sittlichen Forderungen des Christentums verkündet. M.

Vom Deutschtum. Kriegspredigten von Jul. Bode. 5. Heft Bremen, Dreves. 59 S. 1 M.

Aus dem vorigen Sommer. Gedankenreich, mehr nur für Gebildete. Beachtenswert ist der Vorschlag, den 4. August (in Erinnerung an 1914) zum Nationalfeiertag zu machen. M.

Grundriß der evangelischen Dogmatik. Von Prof. Kirn. 5. Aufl. Von Prof. Hans Preuß. Leipzig, Deichert. 140 S. 2,70 M.

Der 1911 verstorbene Leipziger Theologe gab den Leitfaden seiner Vorlesungen zunächst für seine Studenten zum Druck; daß der Herausgeber der neueren Auflagen den Text nicht geändert, nur die Literaturangaben ergänzt hat, ist recht. Das Buch, namentlich für Studenten in höheren Semestern geeignet, zeigt die Eigenart des Vf. sowohl in der Behutsamkeit, womit er in Rücksicht auf neuere historische Erkenntnisse manche überlieferte dogmatische Formulierung preisgibt, als auch in der Klarheit und Umsicht, mit der er in verwinkelte Fragestellungen einführt. M.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: Gefr. C. im Felde, je 2 M.: Frl. D. in H., Witzfeldw. d. R. Dr. L. im Felde, 2,50 M.: Mj.-Arzt Dr. W. im Felde, 2,60 M.: Ober-Masch.-M. d. R. G. zur See, 3 M.: Rbmt. H. in O., 4 M.: Lt. C. im Felde, je 5 M.: Witzfeldw. G. im Felde, Lt. G. im Felde, Lt. und Komp.-F. Sch. im Felde, Lt. R. im Felde, Optm. J. im Felde, je 10 M.: Frl. Dr. G. in St., Lt. d. R. C. im Felde, Lehrverein Wangerin, 15 M.: Frl. R. in Hamm.-M., 20 M.: Lt. d. R. R. im Felde, 25 M.: Lt. d. R. M. im Felde.

Kriegs- und Heimatchronik: Pfr. M. in St. 2 M., F. L. Sch. in B. 1,30 M., Pfr. T. in B. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Kellly J. in Mainz: 18 Bücher, 2 Zeitschriftenhefte, Dr. W. in Heppenheim: 16 Bücher, Werbeanwalt W. in Berlin: 12 Bücher und zahlreiche Zeitschriftenhefte, Frau Elisabeth K. in Dresden: 16 Bücher, 1 Zeitschriftenheft.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Neue Deutsche Bücherei = Verlags-Gesellschaft m. b. H., München, legt diesem Heft einen Prospekt über die „Europäische Staats- und Wirtschafts-Zeitung“ bei. Diese neue Zeitschrift sammelt die Tatsachen und Ideen zu den kommenden Friedensverhandlungen, und jede der sehr reichhaltigen Wochennummern enthält noch ein umfangreiches Wirtschafts-Archiv. Wir bitten unsere Leser um besondere Beachtung der Zeitschrift.

Der Prospekt des Verlages Felix Meiner, Leipzig, „Der europäische Krieg in allem-mäßiger Darstellung“, den unsere Leser in der Heimat schon mit der letzten Hilfe erhalten haben, wird der Zeitschrift beigelegt. Wir bitten um eingehende Durchsicht.

Zur

Reichsbuchwoche

sien die Bücher aus dem

Verlage Erich Matthes, Leipzig, Seeburg-
str. 14—20

empfohlen. Sie stehen im Dienste der jungdeutschen Lebensauffassung und Weltanschauung. Zum Versand ins Feld empfehlen wir: Kurt Gerlach: **Germanistik, das rechte Leben.** (2 M.) Martin Otto Johannes: **Weg-sucherin Liebe.** (1,50 M.) Graj Gobineau: **Königskinder.** (3 M.) Auf-wurm: **Das germanische Grundgesetz.** (1,80 M.) W. Hentschel: **Mittgart.** (0,75 M.) Vom aufsteigenden Leben. (1,80 M.) Kurt Gerlach: **Der Pump-hut, Hütchengeschichten.** (1,80 M.) Eißner: **Der Fahrten Spiegel.** (0,90 M.) Berghäuser: **Pachantenmären.** (0,90 M.) Paul Schulze-Berghof: **Neuland der Kunst und Kultur.** (5 M.) — Man verlange vom Verlage kostenfrei die Zeitschrift „Der Zweifäusler“ u. kleine Werbeinschrift für gute Bücher u. Bilder.

Sein Buch!

Ich habe vor einigen Jahren einmal an eine Anzahl Leute geschrieben, sie möchten mir diejenigen Bücher angeben, die nach ihrer eigenen Erfahrung das Einfachste mit dem Tiefsten vereinigten, also die idealen Volksbücher. Jeder nur eines, gewissermaßen sein Buch, eines, das ihm selbst am meisten geboten, und von dem er wünschen müßte, daß es im Volke weit verbreitet werde. Ich habe aus den Briefen und Ein-sendungen manchem Buche tiefer in die Seele sehen gelernt. Ich möchte jeden Leser dieser Zeilen bitten, den Sammel-stellen der Reichsbuchwoche auch sein Buch zu schicken. Ist das nicht ein köstlicher Dank, wenn Hunderttausende, wenn Millionen ihre Bücher unseren Soldaten geben, die besten, die sie kennen, die ihnen selbst Stunden reinsten Genußes bereitet, vielleicht Unverlierbares ge-boten haben? Aber diesmal wollen wir dieses Buch nicht einem lieben Angehörigen ins Feld schicken, sondern gewissermaßen jedem, der für uns kämpft, dem ganzen Heere so einen Gruß aus Millionen von deutschen Häusern.

(Aus „Das Ausgebot der Bücher“ von J. Tews im Berliner Tageblatt.)

Zur Reichs-
Buchwoche
vom 28. Mai bis 3. Juni

Mark-Päckungen zum
Versand an persönliche
Adressen

Zur Ein-
führung für
Komp.
100
Mk



Preis:
20
Mk.

Gewicht: 6 Kilo. Größe: 46,5: 11: 16 cm



Mark-Päckungen zum
Versand an persönliche
Adressen

sendet ins Feld die beliebtesten

Reclam-Bücher

„Der deutsche Soldat im Felde braucht dreierlei: gute Waffen, gute Nahrung und gute Bücher, oder kürzer: Krupp, die Landwirtschaft und Reclam! Dieser Dreibund garantiert den Sieg über alle inneren und äußeren Feinde.“

In jeder Buchhandlung vorrätig.
Vollständige Kataloge umsonst!

Für die Reichsbuchwoche

vom 28. Mai bis 3. Juni.

Zur Versendung an die im Heeresdienst stehende akademische deutsche Jugend empfehlen wir die vom Ausschuss zur Versendung von Liebesgaben an Dozenten u. Studenten zu diesem Zweck herausgegebenen und in unserem Verlage erschienenen

Liebesgaben deutscher Hochschüler

Moritz v. Schwind u. Karl Spitzweg
Bilder der Heimat.

Je 6 farbige Blätter nach M. v. Schwind und K. Spitzweg und 4 einfarbige Blätter nach M. v. Schwind. Diese neue Kunstgabe ist eine Schöpfung der Universität München. Ihre Widmung verdankt sie Seiner Magnifizenz dem Rektor der Universität München, Geheimrat Prof. Dr. H. v. Grauert. Zusammengestellt und mit einem beschreibenden Verzeichnis der Bilder von Geheimrat Univ.-Prof. Dr. H. Wölfflin, München. Die äußere Ausstattung übernahmen Prof. R. Berndt und Prof. F. H. Ehmcke von der Königlichen Kunstgewerbeschule München. Preis 2,50 M. Preis 2,50 M.

Deutscher März

Enthält die Grüße der Rektoren aller deutschen Hochschulen an die im Felde stehenden Bürger in handschriftlicher Wiedergabe und ferner Beiträge hervorragender Universitätslehrer und bekannter Schriftsteller und eine Kunstbeilage von Professor Wilh. Steinhausen. 175 Seiten Preis 1,25 M.

Unter deutschen Eichen

Eine prächtige Sammlung v. Beiträgen bedeutender Männer und Frauen der Wissenschaft und der Arbeit. 270 Seiten Preis 1,50 M.

Vom deutschen Michel

Unter dem gleichen Gesichtspunkt wie die beiden vorangehenden Bände zusammengestellt. 21 Beiträge aus der Feder sehr bekannter Autoren. Mit 12 Abb. 215 Seiten Preis 1,50 M.

Herr, unser Truh!

40 altdeutsche Kirchengelänge für Männerchor, herausgegeben vom Königl. Musikdirektor Bruno Köhlig in Leipzig. Mit 9 Rembrandtschen Bildern. 100 Seiten Preis 1,80 M.

Aus der Heimat der Seele

Zwei Kriegsvorträge von Prof. Dr. D. Heim für alle diejenigen, die inmitten der Weltumwälzung, in der wir stehen, nach einem ewigen Ruhepunkt für ihr Denken und Leben verlangen. 104 Seiten Preis 1,— M.

Diese Bücher sind in jeder gutgeleiteten Buchhandlung vorrätig oder können doch von ihr schnellstens geliefert werden. — Im Notfall wende man sich an den Furchverlag in Berlin C. 2, Kleine Museumsstraße 5b, der auch gern ausführliche Bücherverzeichnisse kostenlos zur Verfügung stellt.

Eine Auswahl guter Bücher für die Reichsbuchwoche

Rußland und wir. Von Dr. Paul Rohrbach. 38.—40. Tausend. Geh. M. 1.—

... Dieses Buch soll man kaufen, lesen und dann ins Feld schicken. Die Hilfe, 30. 9. 15.

Zum Weltvolf hindurch! Von Dr. Paul Rohrbach. 32. Tausend. Geh. M. 1.50

... Eine der allerbesten, klarsten und tiefsten Schriften über den derzeitigen Süddeutsche Stellung. Krieg.

Von England festgehalten! Von Professor Dr. Albrecht Wendt. 11.—15. Tausend. Geheftet M. 1.20

Der feine Humor des Gelehrten und seine anerkannte Beobachtungsgabe machen das Büchlein zur genauen Keltüre, die bis in die vordersten Schattengraben kommen sollte. Reichspost, Wien.

Wie wir im Kriege leben. Von Professor Dr. Albrecht Wendt. 10. Tausend. Geheftet 40 Pf.

Das Heft ist ganz vorzüglich als eine vornehme, in feiner Weise aufdringliche Aufklärung fürs Ausland geeignet. Reichspost.

Cap Trafalgar. Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende. Von Fedor v. Jobeltitz. 9. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. Fein geheftet M. 2.—

Ein Buch zur Zeitgeschichte, prachtvoll in seinen rein unterhaltenden Partien, zugleich ein Kulturdokument, ein Denkmal für unsere Handelsseefahrt, ein ehrendes Zeugnis für unsere Marine!

Zu haben in jeder Buchhandlung und auf Bahnhöfen. Wo eine Buchhandlung nicht erreichbar, wende man sich an den Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

Lebenskunst — Heilkunst

Herztl. Ratgeber für Gesunde u. Kranke

von Dr. med. Schönenberger und B. Siegert. 12 farbige Tafeln, 223 Abbildungen, 1300 Seiten. 2 Bände, geb. 14 M. :: Auf Wunsch gegen monatliche Teilzahlung. :: Ein solches Buch zu besprechen u. zu empfehlen, ist eine Freude. Nicht, weil die Verfasser alte Hilfsfreunde und tätige Anhänger der Bodenreform sind, sondern weil aus diesem hygienischen Werke soziale Energie spricht. Den Verfassern merkt man tiefes pädagogisches Verständnis an. Die Hilfe, Berlin.

Was junge Leute wissen sollten und Cheleute wissen müßten.

31. bis 40. Tausend. — 3 M. „Schönenberger und Siegert setzen ihrem Buche das Motto voraus: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist heiliges Land.“ Es ist ihnen Ernst mit diesem Motto, das Buch ist durchweht von einer tiefenstischen, sittlichen Lebensauffassung. Die Eltern werden in dem Buch einen Ratgeber u. Führer finden, der sie selbst anleitet, wie sie andere zu leiten haben.“ Anna Pappritz, Centralblatt d. Bundes Deutscher Frauenvereine.

Was unsere Söhne wissen müssen.

Ein Mahnwort an Jünglinge. 90 Pf.

Wie erhalte ich meine Herzkraft

von Dr. med. R. Rettberg. Wie d. kranke Herz geschoht, das gesunde dauernd leistungsfäh. erhalten, wie Herzkrantheit vorgebeugt wird, zeigt d. Verfass. 50 Pf.

Rheumatismus und Gicht

von Dr. med. R. Spohr. Lehrt den Kranken, sein Leiden zu bessern, zu heilen, neue Erkrankungen zu verhüten. 30 Pf.

Verlag Lebenskunst — Heilkunst, Berlin SW. 11

Die „Hilfe“ erscheint Donnerstag
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Reits das Rückporto beizufügen.

vierteljährlicher Preis ab 1. Juli im
Buchhandel 3 M., beim Briefträger
und am Zeitungskalter der
Böckmer 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Herausgeber: Amt Lüchow 5506.
Postsekretär: Amt Berlin 8683.
Berausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kastenzeile 1,50 M.
Einfache Beträge: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatchronik. — Wilhelm Helle: Die Organisation des
Sieges. — Stadtrat Dr. Ludwig Haas, M. d. R.: Das
Steuerkompromiß. — Dr. v. Sangermann: Aus der Par-
lamentsgeschichte der irischen Frage. — Dr. Hans Vater:
1789 und 1914. — Paul Jech: Wie Georg Sehm diesen
Krieg sah. — Berta Duensting: Wir zu Hause. — Gottfried
Dunkel: Kinder. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An die Leser

Als der Krieg ausbrach, ging es uns, wie es wohl allen Zeit-
schriften ging: Wir fragten uns, ob es bei längerer Dauer des
Krieges möglich sein würde, die „Hilfe“ im alten Umfange fortzu-
führen. Nun währt der Krieg schon viel länger, als damals irgend-
wer hätte ahnen können. Die „Hilfe“ hat in all der schweren Zeit
durchgehalten und nicht bloß durchgehalten, sondern an Auflage
und Verbreitung noch ganz erheblich gewonnen.

Trotzdem ist der Krieg nicht spurlos an uns vorübergegangen.
Wir denken dabei nicht an den Inhalt. Daß der sich den veränderten
Verhältnissen angepaßt hat, versteht sich von selber. Wir meinen
vielmehr die wirtschaftliche Seite der Dinge. Alles ist im Kriege
im Preise gekiegen; und auch uns ist ganz erheblich verteuert
worden, was zur Herstellung der „Hilfe“ nötig ist. Wie schon längst
fast alle Zeitschriften und Zeitungen, so sehen deshalb nun auch wir
uns genötigt, diesen durch den Krieg geschaffenen Tatsachen Rech-
nung zu tragen und vom 1. Juli an den Bezugspreis um viertel-
jährlich 50 Pf. von 2,50 M. auf 3 M. zu erhöhen.

Verlag der „Hilfe“.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 21. Mai.

Niemand weiß bei uns genau, wie wir uns die wirklichen
Absichten der nordamerikanischen Regierung vor-
zustellen haben. Das, was uns mitgeteilt wird, redet von einer
außerordentlichen Milderung der Temperatur gegenüber Deutsch-
land und einer verstärkten Stimmung gegenüber der englischen
Blockade; insbesondere wird das rücksichtslose Durchsuchen der
Postsendungen zwischen neutralen europäischen Staaten und
Amerika den Engländern zum Vorwurf gemacht. Englands Vor-
gehen gegen Irland wird als Durchbrechung der bisher von Eng-
land laut gepriesenen Menschlichkeit hingestellt. Senator Kern
brachte eine Resolution ein, in der der Staatssekretär aufgefodert
wird, eine Untersuchung über Sicherheit und Wohlbefinden der
amerikanischen Bürger in Irland vorzunehmen. Diese Resolution
wurde dem Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten überwiesen.
Der frühere Präsident Taft hielt eine Rede über die Frage eines

internationalen Schiedsgerichts, in der er sagte, ein zufrieden-
stellender Friede könne nur durch Schaffung einer internationalen
Polizei, durch Abrüstungen und durch Herstellung einer Ueberein-
stimmung hinsichtlich des Völkerrechts erreicht werden. Diese Rede
bekommt erst dadurch ihre politische Bedeutung, daß Präsident
Wilson beabsichtigt, in der kommenden Woche vor dem Friedens-
bund zu sprechen, dessen Leiter Taft ist. Auch wenn bei dieser
Gelegenheit Wilson nichts anderes als allgemeine Friedenswünsche
ausprechen wird, so liegt doch schon darin eine gewisse Ver-
schiebung seiner bisherigen drohenden Haltung. Noch aber ist
dieses alles viel zu unsicher, um weitergehende Schlüsse daraus
ziehen zu können.

Noch unklarer ist das, was über Vermittlungsbestre-
bungen des Papstes und des spanischen Königs
der Öffentlichkeit mitgeteilt wird. Der spanische König Alfons sei
der Ueberzeugung, daß, wenn nur erst ein Waffenstillstand erreicht
werden könne, der Friede dadurch sicher eintreten werde, weil es
allen kriegführenden Parteien unmöglich wäre, die Streitigkeiten
von neuem aufzunehmen. Dabei ist nicht berücksichtigt, wie ver-
schieden ein Waffenstillstand auf die Nahrungsversorgung der ein-
zelnen Länder wirken würde, je nachdem er eine zeitweilige Auf-
hebung der Blockade in sich schließt oder nicht. Nach den Erfah-
rungen früherer Kriege haben Waffenstillstände erst dann einen
Zweck, wenn die Hauptlinien des beabsichtigten Friedens schon vor-
her festgelegt sind.

Die Griechen weihen am heutigen Tage die Eisenbahn
zwischen Larissa und Saloniki ein, die als erste Landverbindung
mit dem europäischen Verkehrsnetz gedacht war. Zunächst wird
ihre Benutzung voraussichtlich ein neuer Gegenstand des Streites
zwischen ihnen und den Vierverbandsmächten werden.

Montag, 22. Mai.

An der Westfront wird beständig auch außer der Riesen-
schlacht um Verdun an verschiedenen Punkten gefochten. Englische
Angriffe erfolgten bei Nieuport und, wie schon öfter, in der Ge-
gend von Ghendyn. Ein französischer ergebnisloser Angriff wird
aus der Gegend von Berry-au-Bac gemeldet. Mit unermüdlicher
Kraft erweitern unsere Truppen ihren Besitzstand am linken Maas-
ufer. Jeder Tag bringt neue Angriffe und Gegenangriffe, deren
Mittelpunkt noch immer die viel besprochene Höhe 304 ist, von
der aus die Straße Avocourt—Esnes kontrolliert werden kann.
Von dort werden wieder über 500 Gefangene im deutschen Bericht
angegeben. Auch der französische Bericht enthält gelegentlich Be-
merkungen über gefangene Deutsche, vermeidet es aber gewöhn-
lich, mit bestimmten Ziffern aufzutreten. Rechts der Maas konnten
die Franzosen bei einem dritten Ansturm in einem ihnen früher
genommenen Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont wieder
Fuß fassen. Südlich von Avocourt schoß der Fliegeroberleutnant
Boelcke den 17. und 18. Luftgegner ab.

Unter Führung des Thronfolgers Karl Franz Josef er-
weitern die Oesterreicher und Ungarn ihre Erfolge in Süd-
tirol. Besonders kräftig wirken dabei Tiroler Kaiserjäger und
Pinzer Infanterie. Es wurden vorgestern über 3000 Italiener,
darunter 84 Offiziere, gefangengenommen, 25 Geschütze und
8 Maschinengewehre erbeutet. Das Kampfgebiet erstreckt sich vom
Etschtal bei Mori über die Grenzgebirge bis zum Val Sugana.
Der Col Santo ist in österreichischen Händen, und um den Pasubio-
Paß, der den Abstieg nach Venedig öffnet, wird gestritten.

Der frühere Vizekönig von Indien, Lord Hardinge, emittiert vor einem Londoner Vertreter der „New York Times“ ein schon gefärbtes Bild der Lage Indiens. Obwohl in dem ersten Kriegsmonaten Indien von britischen Truppen fast völlig entblößt und kaum nennenswerte Artillerie im ganzen Lande vorhanden war, ist es zu keinerlei ernstlichen Unruhen gekommen. Indien sandte 300 000 Mann nach Frankreich, Ägypten, China (?), Mesopotamien, Ostafrika, Gallipoli und selbst nach Kamerun. Einige Wochen lang waren nur 10 000—15 000 Mann englischer Truppen in Indien bei einer Bevölkerung von 315 Millionen. Wenn Indien wirklich loyal gewesen wäre, dann würde diese Politik einem Aufgeben Indiens gleichgekommen sein. Lord Hardinge gab zu, daß Unzufriedenheit in verhältnismäßig geringem Grade vorhanden sei, doch sei sie eher anarchischer als revolutionärer Art. Alle Verschwörungen seien fehlerge schlagen infolge der tief gewurzelten Ergebenheit des indischen Volkes. Auch der Emir von Afghanistan habe das Versprechen seiner Neutralität erneuert, und selbst die Tibetaner in Chassa hätten nach den Erfolgen Bothes in Südafrika Staggenschmuck angewendet. — Soweit man hin und wieder zwischen den Zeilen englischer Blätter lesen kann, sind im vorigen Jahre doch wohl die Dinge etwas schwieriger gewesen, als es hier zugegeben wird; immerhin hat man auch bei uns einige allzu lebhaft Hoffnungen auf indische Bewegungen bisher nicht in Erfüllung gehen sehen. Noch aber ist nicht aller Tage Abend, und auch Irland erschien kurz vor der Revolution als ein sehr befriedigter Bestandteil des englischen Weltreiches.

Dienstag, 23. Mai.

Heute vor einem Jahre erlebte die österreichisch-ungarische Monarchie von italienischer Seite eine Kriegserklärung, die vom ehrwürdigen Kaiser Franz Joseph als ein Treubruch bezeichnet wurde, dergleichen die Geschichte nicht kennt. Zum Gedächtnis dieses Vorkommnisses feiern die Italiener mit schönen Ansprachen in Rom und anderswo wortreiche Feste, sind aber dabei in häßlicher Weise gestört durch die Berichte, die wie kalter Nordwind von den Tiroler Alpen her wehen. Das italienische Volk hat sich im Laufe dieses Jahres langsam damit abgefunden, daß es über einen Schützengrabenkrieg vom Isonzo bis zur Adamello-Gruppe schwerlich hinauskommen werde, nun aber bricht sogar an einer überaus wichtigen Stelle der italienische Graben zusammen, und der Weg nach Vicenza, dem Eisenbahnknotenpunkt zwischen Verona und Venedig, könnte sich den Österreichern öffnen. Eine volle Klarheit über die Sachlage besitzt offenbar die italienische Bevölkerung bis heute noch nicht, weil ihr nur diejenigen Kriegsnachrichten zugänglich gemacht werden, die der Generalissimus Cadorna für unvermeidlich ansieht; aber selbst die auf Volksschönung eingerichteten Telegramme dieses noch immer nicht weltberühmten Heerführers lassen doch deutlich erkennen, daß der Feind italienischen Boden betreten hat. Der heutige österreichisch-ungarische Kriegsbericht meldet am Vorabend des Jahrestages in schöner Deutlichkeit: Die Niederlage der Italiener an der Südtiroler Front wird immer größer. Der Angriff des Grazer Korps auf der Hochfläche von Lastraun hatte vollen Erfolg. Der Feind wurde aus seiner ganzen Stellung geworfen. Unsere Truppen sind im Besitz der Cima Mandriola und der Höhen unmittelbar westlich der Grenze von diesem Gipfel bis zum Albstal. Die Kampfgruppe des Erzherzogs Karl Franz Josef hat die Linie Monte Lornano—Monte Rajo gewonnen. Seit Beginn des Angriffs wurden 23 883 Gefangene, darunter 482 Offiziere, gezählt. Unsere Beute ist auf 172 Geschütze gestiegen. — Der Deutsche Reichskanzler begrüßt den Baron Burian mit freudigen Glückwünschen: Gott schenke den braven Truppen, die im unwegsamen Gebirge schier Uebermenschliches leisten, immer weitere Erfolge und Siege.

Gleichzeitig spricht sich der Reichskanzler gegenüber dem amerikanischen Zeitungsvertreter v. Wiegand über Friedensmöglichkeiten aus und sagt: „Ich habe zweimal öffentlich festgestellt, daß Deutschland bereit war und ist, die Beendigung des Krieges auf einer Grundlage zu erörtern, die eine Gewähr gegen

künftige Angriffe durch eine Koalition seiner Feinde bietet und Europa den Frieden sichert. Nur wenn sich die Staatsmänner der kriegsführenden Länder auf dem Boden der wirklichen Tatsachen stellen, wenn sie die Kriegslage so nehmen, wie sie jede Kriegsstärke zeigt, nur dann werden wir uns dem Frieden nähern. Wer dazu nicht bereit ist, der trägt die Schuld, wenn sich Europa noch fernerhin zerstückelt und verblutet. Ich weise diese Schuld weit von mir.“ — Was damit Herr v. Bethmann Hollweg sagen will, wird hoffentlich wenigstens in London verstanden werden. In Paris scheint man für die Tatsachen der deutschen Siege und Landbesetzungen noch kein Verständnis zu haben, weil der Traum einer baldigen zauberhaften Ueberwindung der Deutschen noch immer nicht ausgeträumt ist. Gerade aus London kommen Mitteilungen darüber, daß die Ansprüche französischer Politiker und Heerführer an das, was durch den Krieg für Frankreich zu erreichen ist, alles nüchterne Maß übersteigen. Mit einem Frankreich, das heute noch das linksrheinische Land als sein Eigentum beansprucht, ist eine wirkliche Friedensverhandlung nicht denkbar.

Mittwoch, 24. Mai.

Die österreichisch-ungarischen Truppen sind bei Burgen (Borgo) im Sogana tal angelangt. Die Italiener haben die alte Bergfeste fluchtartig verlassen. Das Grazer Korps überschritt die Grenze und verfolgt den geschlagenen Gegner. Südlich von Borgo ist auf italienischem Gebiet der Monte Berena in österreichischen Besitz. Im Brandtal (Balarfa) ist ein Angriff auf die italienischen Stellungen bei Chiesla im Gange. Der Vormarsch bewegt sich also bis jetzt nicht im Etschtale auf Ala und Verona, sondern sucht auf zwei oder drei Wegen Vicenza zu gewinnen. Aus Verona und Venedig sollen sehr viele Flüchtlinge in Mailand eingetroffen sein und dort einen Schrecken hervorgerufen haben, der durch die Berichte Cadornas bisher erfolgreich vermieden wurde. Wir haben hier offenbar im ganzen denselben Fall wie bei Verdun, daß nämlich der gleiche Vorgang in den zwei nächstbeteiligten Ländern ziemlich verschieden aufgefaßt wird.

Die Schlachten bei Verdun erscheinen in der französischen Darstellung, je länger, desto mehr, als eine glänzende Reihe von französischen Siegen, wobei nur merkwürdig ist, daß die französische Linie sich langsam rückwärts biegt. In den letzten vier oder fünf Tagen scheint allerdings auf dem rechten Ufer der Maas ein sehr großer und teilweise erfolgreicher französischer Ansturm gewesen zu sein. Nachträglich hören wir im deutschen Bericht vom „vorübergehend verlorenem Boden“. Auch private Nachrichten aus dem Feld reden von den gewaltigen Anstrengungen, die in der Gegend von Douaumont nötig gewesen sind; aber auch dort ist glücklicherweise die günstige Wendung wieder eingetreten. Auf dem linken Ufer der Maas haben Thüringer Truppen das hart am Flusse liegende Dorf Cumières im Sturm genommen. Der heutige Bericht zählt an beiden Stellen zusammen 850 Gefangene auf.

Türkische Abgeordnete machen bei uns in Berlin einen Gegenbesuch und werden vom Reichstagspräsidenten und Reichskanzler freundlichst empfangen. Gleichzeitig werden russische Abgeordnete in Paris gefeiert. Der schon öfter von uns genannte Parlamentarier Miljutow sagt bei dieser Gelegenheit: Was Polen betrifft, so wird es gemäß den Versprechungen, die die kaiserlich russische Regierung gemacht hat, eine eigene Verfassung erhalten im Sinne einer Autonomie mit Aufrechterhaltung eines Bundes zwischen Polen und Rußland. — Die Polen haben durch den Krieg auf beiden Seiten das Versprechen der Autonomie gewonnen. Sie werden sich selbst darüber keiner Täuschung hingeben, daß man in Berlin und Wien die polnische Selbständigkeit sich etwas anders vorstellt, als in Petersburg. Immerhin kann es der Frieden auf diesem Gebiete erleichtern, daß beide kriegsführenden Parteien sich wiederholt auf das Wort „Autonomie Polens“ festgelegt haben. Die nähere Bezeichnung des politischen Inhaltes, den dieses Wort haben soll, ist voraussichtlich eine der mühsamen und stittigen Arbeiten eines künftigen Friedenskongresses.

Donnerstag, 25. Mai.

Der deutsche Sieg in dem unheimlichen, gewaltigen Ringen bei Douaumont wird heute noch offener. Unsere Regimenter eroberten feindliche Gräben südwestlich und südlich der Feste Douaumont, auch der hart umstrittene Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont ist wieder in unserm Besitz. Die deutsche Stellung im Cailletewald wird trotz mächtiger Angriffe gehalten. Nach allen Berichten, die von den beteiligten Mächten gegeben werden, muß das Artilleriefeld an der Nordostseite des Verduner Festungsgebietes alle früheren Artillerieschlachten an Massenhaftigkeit und Schrecklichkeit übertreffen. Die beiderseitigen Artillerien sind ja erst im Laufe des Krieges zu dem geworden, was sie heute in der Tat sind, die eigentlichen Kämpfer, um die herum die Infanterie nur die letzte Ausführung und Befestigung übernimmt. Französische Darstellungen, die wir über die Schweiz erhalten, sprechen davon, daß noch sehr viel mehr Munition geschaffen werden müsse als bisher. Auf der westlichen Seite mußte das Dorf Cumières von den Unsrigen gegen drei Wiedererobrerangriffe gehalten werden.

Das Reden über den Frieden nimmt in diesen Tagen sehr zu, so daß schon die besten Bekannten sich mit der Frage begrüßen: Glauben Sie, daß wirklich Frieden werden wird? Ich antworte: Wir hoffen, aber wir glauben noch nicht! Die „Westminster Gazette“, das Organ der englischen Regierung, bringt eine lange Auseinandersetzung mit den letzten Äußerungen des deutschen Reichskanzlers. Dabei kommt es weniger auf das eingetragene, was gesagt wird, als auf die Fortsetzung des Friedensgeredes an sich. Irgendwelche bestimmten Vorschläge und Anträge liegen von keiner Seite vor.

Freitag, 26. Mai.

Zwischen den größeren Städten an der Donau wird der Plan einer besonderen Donau-Konferenz erwogen, deren Aufgabe es sein soll, die künftigen staatsrechtlichen, handelspolitischen und verkehrstechnischen Zustände auf dem Donaustrom zu klären. Nachdem Serbien von der Donau abgedrängt wurde und Rumänien sich entschlossen hat, in einen umfangreichen Getreideverkehr mit den Mittelmächten einzutreten, scheint der Zeitpunkt vorhanden, um die Beschlüsse früherer Donau-Konferenzen und insbesondere auch den Pariser Vertrag von 1856 von neuem zu prüfen. Bisher hatten die verschiedenen Staaten folgende Anteile am Donauufer: Deutschland 724, Oesterreich 682, Ungarn 1639, Serbien 327, Bulgarien 470, Rumänien 1243 und Rußland 53 Kilometer. Es wird vor allem für die Rumänen wichtig sein, ob Rußland seine Hand auch künftig auf die Donaumündung legen können. Sicher ist es richtig und notwendig, den gesamten Donauverkehr als eine einheitliche Zukunftsaufgabe zu betrachten.

Der österreichische Kriegsbericht meldet als besetzt: Striegen (Strigno) bei Borgo, weiter südlich Corno di Campo und Chiesla im Brandtal. Italienische Zeitungsberichte fangen an, von der ungeheuren Gewalt der im Laufe von Monaten gesammelten österreichisch-ungarischen Artillerie zu reden. Im „Corriere della Sera“ entwirft der Kriegsberichterstatter Fraccaroli ein höchst lebendiges Bild von den Kämpfen zwischen dem Etschtale und dem Tale der Brenta (Suganatal). Es heißt dort: Mehr als 2000 Geschütze versuchten auf einer Front von 41 Kilometern die eiserne Mauer unsres Heeres zu erschüttern, ein ungeheures und unerbittliches Gewitter. Unsere vorgeschobenen Gräben konnten einem derartig fortgesetzten Feuer nicht allzulange Widerstand leisten. Kein Graben bot mehr Schutz. Alles war eingeebnet, zersplittert, in die Luft gesprengt. Nur die Menschen hielten stand; aber das Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie an diesen denkwürdigen Tagen war so überwältigend, daß selbst Linien, die noch stärker als die unseren besetzt sind, zu Staub zermalmt worden wären. Die Bergespitzen und Felsenmauern veränderten unter den österreichischen Schüssen ihr Aussehen. Erst nach ausgiebigster Vorbereitung durch die Artillerie wurde die österreichische Infanterie zum Sturm angeführt; aber in ihren dichten Massen richteten die italienischen Geschütze und Maschinengewehre furchtbare Verheerungen an. — Der ita-

lienische Kriegsminister soll erklärt haben, die Lage sei ernst, doch gebe sie noch nicht zur Beunruhigung Anlaß. Das wird vorläufig in Rom noch geglaubt, aber kaum mehr in Oberitalien.

Sonnabend, 27. Mai.

Je mehr wir von den Kämpfen um Douaumont erfahren, desto mehr vergrößert sich das, was in den Tagen zwischen dem 21. und 25. Mai dort geschehen ist. Unsere Truppen haben Unglaubliches aushalten müssen, konnten aber den großen Angriffsversuch der Franzosen sieghaft zurückweisen. Heute wird im deutschen Bericht von neu eroberten Stellungen südlich der Feste Douaumont geredet. Allein in den Kämpfen südwestlich und südlich der Feste sind seit dem 22. Mai 48 Offiziere und über 1900 Mann als Gefangene eingebracht. Offenbar aber ist das Riesengewitter an dieser Stelle noch nicht zu Ende. Die französischen Berichte geben indirekt zu, daß das Fort Douaumont und das Gehöft Thiaumont gegenwärtig in deutschen Händen sind, was zeitweise von ihnen bestritten wurde. Die französische Zeitung „Temps“ gesteht ein, daß die Abteilungen des Generals Alvelles besonders beim Rückzug vor Douaumont und Cumières eine ungewöhnlich hohe Zahl von Offizieren und Mannschaften auf dem Schlachtfelde ließen. Das Blatt wirft schließlich die Frage auf, ob die französische Heeresleitung nicht einen Ausweg finden könne, um der so schwer heimgesuchten Armee die Erneuerung solcher Opfer zu ersparen.

General Gallieni, der Kommandant von Paris und zeitweilige französische Kriegsminister, ist gestorben. Er war nächst Joffre vielleicht die volkstümlichste Person des französischen Heeres.

Das tapferere Grazer Korps errang im Raume nördlich von Asiago einen großen Erfolg. Der ganze Höhenrücken von Corno di Campo Verde bis Meata ist in österreichischem Besitz. Der Feind erlitt auf der Flucht große blutige Verluste und ließ über 2500 Gefangene in den Händen der Sieger. Auch der Monte Cimone ist besetzt. Im oberen Posinatal ist Bettalo genommen. Die „Neue Zürcher Zeitung“ meldet, daß der Sitz des italienischen Generalstabes von Verona nach Brescia zurückverlegt ist.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik**Montag, 22. Mai.**

Unter den Soldaten, die hier zur Kur sind und viele Hotels und Fremdenheime ganz füllen, fällt im Vergleich zum vorigen Jahr der große Prozentsatz der älteren Leute auf. Man merkt auch, daß seit vorigem Jahr der Besuch der Angehörigen erleichtert ist, man sieht viel öfter die Familien beieinander, während es im vorigen Jahr bedrückend war, die Damen der Offiziere auf der Terrasse und den einsamen gemeinen Mann unten zu sehen. Im übrigen langweilen sie sich erheblich trotz der Genüsse von Kurtheater und Konzerten, die ihnen zugänglich sind. Stohfseuffer eines Berliners beim Herauskommen aus der „Seligen Eggelsen“: „Womit kann man sich hier nach zehne überhaupt noch 'n Schwips antooßen?“ und trodene Antwort des Kameraden: „Mit Karlsbrunnen“. — In Berlin fahren jetzt die Gulaschkanonnen zur Erleichterung der Massenspeisung durch die Straßen. Das hat freilich nur Sinn bei Ausgabe und zweckmäßiger Verteilung der Anweisungen auf diese Speisungen. Daß ½ Pfund Fleisch pro Person und Woche besser ausgenützt werden kann durch die Massenspeisung, liegt ja auf der Hand. Man fragt sich überhaupt, ob es nicht richtiger wäre, im Hochsommer ganz auf Fleisch zu verzichten, um nachher mehr zu haben, als es in diesen winzigen und wirtschaftlich schwer ausnubbaren Mengen zu verzetteln.

Dienstag, 23. Mai.

Die Morgenblätter nennen die „neuen Männer“: Helfferich als Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Graf Rödern, den bisherigen Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, als Staatssekretär im Reichsschatzamt, und den Oberpräsidenten von Ostpreußen, Ba-

toti, als Leiter des neubegründeten Kriegsernährungsamtes. Man sieht, wenn man die üblichen Lebensläufe in den Zeitungen durchliest, daß ihre Ernennung unter dem Auslesegesetz der eiserne Zeit steht — nicht die Schablone der Beamtenaufbahnen, sondern ein Herausgreifen der Persönlichkeit.

Zugleich die Begründung des Kriegsernährungsamtes. Ein Kriegsversorgungsapparat, der die bundesstaatlichen Wirtschaftsgrenzen so weit ausmerzt, wie es zur wirtschaftlichen Verteidigung unerlässlich ist, das politisch und sozial radikalste, was an Kriegsorganisation bisher geschaffen ist. Man ermüht rückblickend noch einmal die unangenehmen Hemmungen, die jeder einheitlichen Versorgungsregelung durch die „bewährten“ bundesstaatlichen Grundtagen des Reiches entgegenstanden, wenn man die Begründung der neuen Organisation liest: „Beim Erlass der die Versorgung grundsätzlich regelnden Verordnungen, bei der Errichtung der mit Teilen der Ernährungsverwaltung betrauten besonderen Organisationen, noch mehr aber bei der Überwachung der Durchführung allgemeiner Vorschriften war bisher eine größere Zahl von amtlichen Stellen beteiligt, die keiner zentralen Oberleitung unterstanden und deren Zusammenwirken deshalb von gegenseitigen Verhandlungen, Auseinandersetzungen und Zugeständnissen bedingt war. Dies tat der notwendigen Einheitlichkeit und Schnelligkeit Abbruch.“ —

Die Durchführung der Versorgung in dem neuen Rahmen stellt dem Reichsgedanken eine starke Belastungsprobe: die Frage, ob das „Deutschland, Deutschland über alles“ auch zum Tischgebet im engsten und wörtlichsten Sinne des Wortes zu werden vermag und ob es siegt über die bisher befolgte Parole: „Selber essen macht fett“.

Der Präsident des Reichsernährungsamtes „erhält das Verfügungsrecht über alle im Deutschen Reich vorhandenen Lebensmittel, Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung notwendig sind, ferner über die Futtermittel und die zur Viehversorgung notwendigen Rohstoffe und Gegenstände. Das Verfügungsrecht schließt die gesamte Verkehrs- und Verbrauchsregelung (damit erforderlichenfalls natürlich auch die Enteignung), die Regelung der Ein-, Aus- und Durchfuhr sowie der Preise ein“. Der Präsident kann in dringenden Fällen die Landesbehörden unmittelbar mit Anweisungen versehen. Er kann in dringenden Fällen sogar Bestimmungen treffen, die von den Verordnungen des Bundesrats abweichen, muß sie nur dem Bundesrat unverzüglich vorlegen.

Mitarbeiter sind Vertreter der Interessentengruppen Landwirtschaft, Handel, Seeresverwaltung und Verbraucher.

Mittwoch, 24. Mai.

In Berlin werden zwei große Kunstausstellungen eröffnet. Interesse und Kaufkraft zeigte volle „Friedensstärke“. Spätere Geschlechter werden gewiß einmal staunen, daß man in Deutschland während dieses Krieges etwas anderes gedacht, gewünscht, getan hat, als was mit dem Krieg zusammenhängt. Sie haben aber auch nicht praktisch erlebt, was es heißt: zwei Jahre Krieg — Weltentscheidungen, hingehängt über Hunderte und Hunderte von Tagen!

Man hört an allen Tischen über die Friedensreden sprechen. Dabei spürt man das gesteigerte Vertrauen zum Reichskanzler. Seltsam ist in Wilsons Rede wieder das geschichtslos dogmatische in der Beurteilung der europäischen Verhältnisse. Als ob die „Vereinigten Staaten von Europa“ sich auf dem uraltten Geschichtsboden so leicht bilden ließen, wie die Union ihre Immigranten „verschmolzen“ hat. Man fühlt wieder einmal die unüberbrückbaren Schranken eines geistigen Verständnisses.

Die „Nordd. Allg. Zeitung“ veröffentlicht jetzt die Ernährungsstatistik von 1915. Wir haben — Roggen und Weizen zusammen — 13 Millionen Tonnen gehabt gegen fast 17 Millionen im Jahre 1913 und 16 Millionen 1912. Also fehlten, abgesehen noch von der Einfuhr, über 3 Millionen am gewohnten Ertrag. Die Ernte von 1914 war noch um $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen höher als die von 1915. Noch viel größer war der Futtermittelausfall: 6 Millionen Tonnen Hafer gegen 9–10 Millionen Tonnen 1912 und 1913,

2½ Millionen Tonnen Sommergerste gegen 3,7 Millionen 1913. Die Kleernte die zweitschlechteste, die Heuernte die drittschlechteste des letzten Jahrzehnts, die letztere um 5 Millionen Tonnen geringer als 1913. Daß wir trotzdem durchgehalten haben, ist fast ein Spektakelmoment. Es wird einem hinterher noch ganz heiß bei dem Gedanken, wie dicht wir an der Hungergrenze waren. Eines aber ist durch dies mühsame Jahr gewonnen: der denkbar stärkste Beweis, daß wir nicht ausgehungert werden können, auch nicht durch die Koalition Absperrung und Mißernte. Und insofern werden unsere Feinde die Ernteziffern wohl auch in ihre Kriegsberechnung einbeziehen müssen.

Bestandsaufnahme für Fleischwaren zwischen 25. Mai und 5. Juni. Die in den Haushalten befindlichen nicht eingerechnet.

Die Viehbestände sind nach der Zählung vom 15. April merklich verringert. Schweine 13,3 Millionen gegen 16,6 Millionen zur selben Zeit im Vorjahr, 19,2 Millionen am 1. Oktober und 17,3 Millionen am 1. Dezember 1913. Besonders knapp ist die Zahl der Tiere, die in den nächsten Monaten schlachtreif werden würden, günstiger die der Ferkel.

Donnerstag, 25. Mai.

Wir feiern die Gedenktage der italienischen Kriegserklärung — etwas anders als die Italiener, die auch über diesen peinlichen Widerspruch zwischen Hoffnung und Erfüllung noch mit ihren Phrasen wegkommen. Das Maß der Selbsttäuschbarkeit, wenn die Wünsche Male stehen, ist immer wieder unheimlich. Man faßt sich an die eigene Stirn und fragt sich: wie weit ist überhaupt ein Volk dagegen geschützt?

Helfferich hat im Reichstag zum erstenmal in Vertretung des Reichsamts des Innern gesprochen. Die nachdrückliche und herzliche Anerkennung Delbrücks allen denen gegenüber, „denen der richtige Maßstab fehlt, weil sie nicht nahe genug dabei gestanden haben“, läßt man mit einem Gefühl der Befreiung nach all den kurzschäftigen Ungerechtigkeiten der Partei-„Würdigungen“.

Es wurde mitgeteilt, daß die Reserven an Brotgetreide ausreichen, um jetzt der schwer arbeitenden Bevölkerung Zufuhrationen zu gewähren.

Die Ueberschrift „Baldis Programmrede“ in den Zeitungen stimmt eigentlich nicht, denn ihr Inhalt bestand in der Erklärung, daß er kein Programm geben könne. Die Mitarbeit der „Ueberschüßigen“ wird das schwierigste Kapitel seiner Aufgabe sein. Die „Drohbriefe“ aus Württemberg, „man werde sich von Preußen nicht ausfangen lassen“, von denen er sprach, werden ja nicht das letzte Wort sein.

Berlin freut freudig bewegt die türkischen Gäste. Im Reichstag Zensurdebatten. Es scheint nach diesen ewig wiederholten Beschwerden aus allen Lagern, als ob eine weisse Zensur eine *contradictio in adjecto* wäre und einfach nicht zu verwirklichen. Zwei schmeißende Herren im Kurpark waren freilich anderer Meinung. Sie meinten, der einzige Fehler sei die unangenehme Schwachheit der Zensur, man sollte doch einfach alle Zeitungen außer der Deutschen Tageszeitung und Kreuzzeitung verbieten, damit endlich mal gesunde Ansichten ins Volk kämen!

Freitag, 26. Mai.

Der Reichstagsausschuß zum Vereinsgesetz hat die Regierungsvorlage mit 19 gegen 8 Stimmen angenommen, außerdem eine Resolution हेम्ने auf Aufhebung der in § 24, 3. bezeichneten landesrechtlichen Bestimmungen und Beschränkung der für politische Vereine geltenden Maßnahmen auf solche Vereine, welche die Erörterung politischer Angelegenheiten in Versammlungen bezwecken. Ferner wurde angenommen ein Antrag Müller-Meinings auf Maßnahmen gegen die Durchbrechung des Reichs-Vereinsrechtes der Beamten durch überflüssige vertragliche oder disziplinäre Einschränkungen und ein Antrag auf baldige Vorlage eines einheitlichen Arbeitsrechts für Dienstboten und ländliche Arbeiter.

„Rein Butterficken mehr“ steht als Stichwort über einem Bericht zur Neuregelung des Berliner Butterverkaufs nach dem Dresdener System, wenn das wahr würde, wäre vielen ein Stein vom Herzen,

Beständig kann man noch so viel Monaten unerträglicher Zustände nur sagen: „Ex libit“

Bei Besprechung der Ernährungsfragen im Reichstag wird das Verbot der Handelskämpfung ziemlich allgemein als verfehlt bezeichnet, weil es den Export zur Aufzucht entnützt. Eine Ueberwindung aber wurde auch von konservativer Seite gemünzt.

Die Kiszagiffern des Rheinischen Kohlenpazibits sind gegen das ganze Jahr 1915 wieder erheblich gestiegen. Sie bewegten sich 1915 zwischen 183 000 und 206 000 Tonnen und betrugen dagegen in den ersten vier Monaten 1916 zwischen 233 000 und 250 000 Tonnen täglichen Durchschnitts.

Die Handelskammer von Manchester hat mit 932 gegen 234 Stimmen eine Resolution für einen ewigen Handelskrieg mit Englands Feinden, d. h. für Ausnahmebedingungen gegen sie, angenommen.

Sonntabend, 27. Mai.

Der Vorstand des Kriegsernährungsamts wird nunmehr mitgeteilt. Außer Batodi der bisherige Chef des Feldbeisenbahnwesens, ein württembergischer Generalmajor Gräner, ferner der Staatssekretär aus dem preussischen Landwirtschaftsministerium, ein Vertreter des bayerischen Ministeriums des Innern, ein Oberbürgermeister aus dem Königreich Sachsen, zwei Vertreter von Gewerbe und Handel und zwei der Verbraucher.

Eine neue Zeitschrift „Sozialdemokratische Feldpost“ will die Genossen im Felde über die heimischen Parteivorgänge aufklären. Sie bespricht die Spaltung und die ihr zugrunde liegenden Meinungsverschiedenheiten im Sinne der Parteimehrheit.

Ein vorbildliches Beispiel von berufsgenossenschaftlicher Fürsorge ist die Errichtung des Lehrer-Kriegerbantes. Es soll durch die Zweigverbände des deutschen Lehrervereins jedem im Krieg amtsuntanglich gewordenen verheirateten Lehrer ein Einkommen von 3000 M., den unverheirateten von 2000 M. gesichert werden, außerdem sollen für Witwen 400 M., Waisenkassen 300 M., Halbwaisen 150 M. Jahresrente aufgebracht werden.

Wilhelm Heile / Die Organisation des Sieges

Betrachtungen zur Begründung des Kriegsernährungsamtes.

Niemand in Deutschland zweifelt daran, daß unsere Wehrmacht zu Wasser und zu Lande die Kraft hat, im Verein mit unseren Bundesgenossen allen Anstürmen der Feinde zu trotzen und darüber hinaus zu der langen Reihe glänzender Waffentaten und Erfolge auch noch die letzten entscheidenden Schlüge zu tun, die am endgültigen und vollen Siege noch fehlen. Der grimme Soldatenhunger, der in den ersten Monaten des großen Ringens in ungelebter Kreidehandschrift an allen Eisenbahnhängen Ausbrach suchte und fand: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen“, er ist im Grunde auch heute noch vorhanden bei den Kämpfern draußen und bei den Zurückgebliebenen daheim. Nicht bloß, wenn, wie jetzt alltäglich, von den Bergen Weißkirch und dem Massengrab der französischen Armee von Verdun neue Kunde voll froher Hoffnung kommt, sondern selbst auch in den schwersten Tagen, als die Russen Ostpreußen verwüsteten und vom Raum der Karpaten in die weite Ebene der Donau vorzustoßen drohten, immer blieb doch das Vertrauen auf die gerechte Sache und die gute Kraft unserer Armee so groß, so völlig sicher, daß man nichts anderes denken konnte und mochte, als das prachtvoll trostige Luther-Wort: Und wenn die Welt voll Teufel

wär, und wollt uns gar verschlingen, wir fürchten uns drum nicht so sehr; es muß uns doch gelingen!

So war es und so ist es geblieben. Es gibt niemanden, der sich jemals wirkliche Sorgen machte, daß unsere Truppen auch von zahlenmäßig noch so überlegenen Gegnern ernstlich gefährdet werden könnten. Das fürchtet niemand bei uns, und das glaubt auch schon längst im Ernste niemand mehr bei unseren Feinden. Sie haben nur die eine Hoffnung, und bei uns gibt es nur die eine Sorge, daß Mangel an Lebensmitteln oder ihre schlechte Verteilung bewirken könnte, was mit der Schärfe des Schwertes kein Gegner und keine Häufung von Gegnern jemals erreichen würde. An zwei Jahre haben die Feinde vergeblich gehofft. Sie können es kaum fassen, daß wir noch immer nicht am Verhungern sind. Die Welt hallt darum wider vom Lob der deutschen Organisation. In Deutschland selbst aber wuchs die Ueberzeugung, daß wir just auf diesem Gebiete solch Lob noch erst verdienen mußten. Straff und einheitlich ist die Zusammenfassung und Leitung unserer militärischen Kräfte, über alles Lob erhoben und reich an Erfolg. Sicher und stark war von Anfang an die Organisation der Kriegsfinazen, uns eine große Beruhigung, den Gegnern und auch den Neutralen eine ständig erneute Ueberraschung. Die Verteilung der Lebensmittel aber, so Treffliches, bei den Gegnern nicht Erreichtes, im einzelnen auch geleistet worden ist, hat nicht auf gleicher Höhe deutscher Organisationskraft gestanden.

In weiten Kreisen, namentlich da, wo man dem bisherigen Staatssekretär Delbrück wegen seines Bekenntnisses zur Notwendigkeit einer Reorientierung der inneren Politik nicht gerade mit Wohlwollen gegenüberstand, war es lange Zeit üblich, diesen Mann trotz seiner unerhörten Arbeitskraft und Arbeitsleistung für das Versagen des behördlichen Eingreifens bei der Nahrungsmittelversorgung verantwortlich zu machen. Nichts aber ist ungerechtfertigter als das. Wenn es Delbrück nicht gelungen ist, gute Ordnung in das Durcheinander der Ernährungsmaßnahmen der Staaten und Städte und der Generalkommandos zu bringen, so hat das seinen Grund der Hauptsache nach in den alten Streitfragen der Zuständigkeit und der Machtverteilung zwischen den Einzelstaaten und dem Reich. Es ist nicht Delbrücks Schuld, daß der staatsrechtliche Organismus des Deutschen Reiches, wie er sich vor etwa Jahresfrist heutzutage äußerte, mehr als kompliziert ist. Und wenn wir jetzt endlich ein Kriegsernährungsamt des Reichs bekommen haben mit Befugnissen, die der Reichsleitung zum ersten Male das Recht und die Möglichkeit geben, die einzelstaatlichen Behörden unmittelbar mit Anweisungen zu versehen, so ist das nicht zuletzt das Ergebnis der Erfahrungen und der dringlichen Anregungen Delbrücks.

Der tatsächliche Zustand, aus dem alle früheren Schwierigkeiten und Reibungen hervorgingen, ist doch der: Wir haben zwar ein einiges Reich, aber streng genommen keine Reichsregierung, sondern nur verbündete Regierungen. Wie schwer war es schon oft genug im Frieden: hier der Reichstag, die Vertretung der deutschen Volkseinheit, und dort neben ihm der Bundesrat als Vertretung und zugleich Einhalt der Vielfalt von sonderstaatlichen Rechten und Interessen! Das war nicht etwa lebendig ein Gegensatz, der ungemein reizvolle Gelegenheiten für die Betätigung politischen und staatsrechtlichen Scharffinns bot, sondern das war und das ist leider viel mehr als ein bloßer Gegensatz, oft genug ein schroffes Gegenspiel der Kräfte, die miteinander wirken sollten. Es ist in diesem Zu-

zusammenhänge nicht die Gelegenheit, näher zu untersuchen, wohl aber darauf hinzuweisen, wie bei dem verwickelten Aufbau des deutschen Staatswesens derselbe Mann als Bürger Preußens nur ein Bürger dritter Klasse, als Glied des doch eigentlich übergeordneten Reichs aber ein niemandem nachstehender Vollbürger sein kann. Daran muß man sich erinnern, wenn man beweisen will, warum der Staatssekretär des Innern oder selbst der Reichskanzler nicht die Möglichkeit haben, sich über bundesstaatliche Sonderwünsche hinwegzusetzen, wenn das Reichsinteresse es verlangt. Nicht einmal in Preußen, wo er doch Ministerpräsident ist, kann der Kanzler einfach verfügen; denn er befindet sich dort in einem Staate mit ganz anderer Rechts- und Machtverteilung als im Reiche und ist zudem als Ministerpräsident keineswegs der Vorgesetzte der anderen Minister, sondern nur primus inter pares, der erste unter Gleichberechtigten, die ihren Amtsbereich selbständig nach ihrem eigenen Willen verwalten. Was so schon für Preußen gilt, wieviel mehr oft für die anderen Staaten! Es konnte deshalb für die Nahrungsmittelversorgung noch nicht genügen, wenn wirklich für das Reich einheitliche Verordnungen und selbst Gesetze geschaffen wurden. Solange die gesetzgebende und verordnende Behörde nicht die Macht hatte, auch die Ausführung zu übernehmen oder mindestens zu überwachen, konnte es nicht ausbleiben, daß die Maßnahmen der Lebensmittelverteilung fast regelmäßig zu spät kamen und oft auch dann noch ihren Zweck nicht erreichten. Jeder Vorschlag, der im Reichsamt des Innern beschlossen war, mußte ja erst von den bundesstaatlichen Regierungen durchberaten werden, und wenn diese ihre Zustimmung gegeben hatten, so war das oft mit so vielen Zusätzen und Abänderungen verbunden, daß am Ende der Dinge hinter der Schlußberatung im Bundesrat fast immer eine Umgestaltung und oft eben deshalb eine Mißgestalt entstand. Was so fertig wurde, das wurde nun noch umrahmt von einem Bielerlei einzelstaatlicher Ausführungsbestimmungen, in dem sich zuletzt kaum noch ein Verwaltungsmann oder Jurist von Beruf, gar nicht oder doch nur sehr widerwillig das Volk selbst zurechtzufinden vermag, ob es nun in der Herstellung, in der Vermittlung oder im Verbrauch von den Maßnahmen betroffen wird. Und zu alledem kam dann als Schlußstein des Gebäudes die Auslegung der Vorschriften durch alle jene viel besprochenen Erlasse der innerstaatlichen Verwaltungsbehörden in Provinzen, Bezirken, Kreisen bis oft hinab zum letzten Dorf. So haben wir Preisregelungen, Verteilungsbefehle und gar Ausfuhrverbote nicht bloß von Bundesstaaten, sondern selbst von einzelnen Kreisen erlebt, die den Gedanken und die verfassungsmäßigen Grundlagen des einheitlichen Wirtschaftsgebietes bis zur Karikatur zu verzeichnen leider nur zu erfolgreich verstanden haben.

Hier soll nun das neue Kriegsernährungsamt einsetzen, und wenn auch sein Präsident aus begreiflichen Gründen sich gegen die Bezeichnung Diktator wehrt, so harret seiner doch gleichwohl eine große, fast übergroße Aufgabe, die den Vergleich mit der Bedeutung einer altrömischen Diktatur nicht zu scheuen braucht. In seine Hand ist eine Machtfülle gegeben, wie sie bislang in Deutschland noch kein Beamter besessen hat. Er kann in dringenden Fällen den Verwaltungsstellen der Einzelstaaten über den Kopf der Regierungen hinweg unmittelbar Anweisungen erteilen, die sie befolgen müssen wie Befehle ihrer eigenen Behörde. Er hat das Verfügungsrecht über die im Reiche vorhandenen Lebensmittel und Nahrungserbstoffe, und eingeschlossen in dieses Recht ist die

gesamte Regelung des Verbrauchs von Lebensmitteln und ihrer Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr, eingeschlossen auch das Recht der Enteignung und der Regelung der Preise.

Bei Kriegsausbruch, in der denkwürdigen Sitzung vom 4. August 1914, hatte der Reichstag auf einen wichtigen Teil seiner gesetzgeberischen Rechte verzichtet und dem Bundesrat die Ermächtigung gegeben, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen“. Im Rahmen dieser Ermächtigung hat seither nicht eigentlich der Bundesrat, sondern das Reichsamt des Innern für die Regelung der Volksernährung zu sorgen sich bemüht, wobei aber Delbrück immer an die Zustimmung des Bundesrats gebunden war. Hätte der Bundesrat das Beispiel des Reichstags befolgt, sich nur die Kontrolle der Maßnahmen vorbehalten, im übrigen aber die Fürsorge für Beschaffung und Verteilung der Lebensmittel dem Reichskanzler überlassen, so wäre sicher manche Anordnung nicht zu spät getroffen, und das Vertrauen des Volkes wäre jedenfalls nicht auf eine so hohe und gefährliche Belastungsprobe gestellt worden. Vielleicht hätte auch der Reichstag seinerzeit besser getan, nicht zugunsten des Bundesrats, sondern zugunsten des Reichskanzlers auf seine Rechte zu verzichten. Dagegen aber sprachen noch größere, verfassungsrechtliche Bedenken, über die man sich nicht leichtens Herzens hinwegsetzen konnte. Denn wer konnte damals ahnen, welche gewaltigen Aufgaben infolge der langen Dauer des Krieges an die Reichsleitung herantreten würden! Eines aber geht aus alledem klar hervor, daß nämlich der Reichstag von vornherein einen weiteren Blick bewiesen hat als der Bundesrat. Und auch jetzt wieder scheint die Mehrheit im Bundesrat es nicht über sich gewonnen zu haben, auch nur für die Dauer des Krieges gleich dem Reichstag einen Teil seiner Rechte auf den Reichskanzler und das ihm unmittelbar unterstellte Kriegsernährungsamt zu übertragen. Der Präsident des neuen Amtes kann zwar in dringenden Fällen Anordnungen treffen, ohne erst die Zustimmung des Bundesrats abzuwarten. Er muß aber seine Maßnahmen unverzüglich zur nachträglichen Genehmigung dem Bundesrat vorlegen, der sie abändern und auch ganz verwerfen und wieder aufheben kann.

Trotz dieser Einschränkungen sind es doch gewaltige Vollmachten, die dem Präsidenten des Reichsernährungsamtes anvertraut sind. Um so mehr hängt jetzt alles von der Person ab, auf die die Wahl gefallen ist. Herrn v. Batocki geht auf Grund seiner Tätigkeit als Oberpräsident von Ostpreußen und seines frisch zupackenden Wirkens für den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer und Städte seiner Heimat ein guter Ruf voraus. Wenn die Auswahl seiner Mitarbeiter schon sein Wert ist, so darf man sagen, daß dieser Anfang eine glückliche Hand verrät und eine gerade in diesem Amte so notwendige Weitherzigkeit, die Vertrauen in allen Lagern zu wecken geeignet ist. Und wenn die Hinzuziehung des Generals Gröner, des hoch verdienten Chefs des Feldpostbahnwesens, die Bedeutung hat, daß die Anordnungen des Amtes mit Befehlsgewalt auch an die Generalkommandos zur Erledigung gegeben werden können, so sind in der Tat alle Vorbedingungen dafür vorhanden, daß nun endlich auch die Ordnung und Sicherung der Ernährung des Volkes so durchgeführt wird, wie es die Größe der Aufgabe verlangt und unserer in der ganzen Welt sprichwörtlich gewordenen Organisationskraft entspricht. Wir freuen uns, daß es gelungen ist, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die in dem bundesstaatlichen Aufbau des Reiches ihre letzte Ursache hatten. Wir freuen uns, daß so wenigstens für die Dauer

des Krieges ein großer Schritt vorwärts getan ist in der Festigung und dem Ausbau der Reichseinheit. Wir hoffen, daß diese Errungenschaft von Dauer bleibt und daß im Frieden nicht wieder rückwärts revidiert wird, was die Not der Stunde Großes geschaffen hat. Den Leiter des neuen Reichsammtes als solchen aber geht diese grundsätzliche Seite der Dinge zunächst nichts an. Seines Amtes ist lediglich die Lösung der Frage: wie schaffen wir es am schnellsten und sichersten, die Erzeugung zu stärken, die Zufuhr — soweit möglich — zu vermehren und die vorhandenen Lebensmittel gut und gerecht zu verteilen? Diese Aufgabe ist so groß, wie die Erwartung, die das Volk an die Wirksamkeit des „Nahrungsbittators“ knüpft. Gelingt das Werk, so soll der Name dessen, der das neue Instrument zu meistern versteht, neben denen Hindenburgs und Madensens gepriesen sein. Das Instrument scheint gut zu sein. So warten wir denn und vertrauen.

Ludwig Haas, M. d. R. / Das Steuerkompromiß

In der Presse und noch mehr in Privatgesprächen wird das Steuerkompromiß einer lebhaften und wenig günstigen Kritik unterzogen. Es wird allerdings auch unter den Parteien, die das Kompromiß geschlossen haben, keine geben, die jedes der neuen Steuergeetze mit reiner Freude begrüßen wird. Sicher ist, daß gegen die Erhöhung der Post- und Telegraphengebühren, gegen den Frachtfurkundenstempel, gegen den Warenumsatzstempel und gegen die Erhöhung der Tabakbesteuerung vom Standpunkt liberaler Steuerpolitik aus Bedenken bestehen; sicher ist auch, daß in Zeiten normaler Finanzlage, also vor dem Kriege, einzelne dieser Steuerprojekte kaum diskutabel gewesen wären. Trotzdem wird, wer die vom Reichstag zu lösende steuerliche Aufgabe vom Standpunkt der politischen und finanziellen Notwendigkeiten aus prüft, das Kompromiß als ein brauchbares und, wie die Machtverhältnisse im Reiche zwischen Bundesrat und Reichstag und im Reichstag zwischen den Parteien gelegt sind, als ein in anderer Weise nicht zu schaffendes Gesetzgebungswerk betrachten.

Wer Kritik übt, soll sich zunächst die Frage vorlegen, ob er persönlich die Verantwortung dafür hätte übernehmen wollen, daß in dieser Zeit, mitten im Krieg, die von der Regierung geforderten Summen nicht beschafft werden. Jedem Einsichtigen müßte es klar sein, daß ein völliges Scheitern der Vorlage ein politisches Unglück und in der Wirkung auf das feindliche und neutrale Ausland und in der Mißdeutung durch unsere Gegner mehr als unheilvoll gewesen wäre. Man mag Betrachtungen darüber anstellen, ob man nicht besser ohne Gefährdung der Finanzlage mit allen neuen steuerlichen Anforderungen bis zum Ende des Krieges gewartet hätte. Nachdem aber die Regierung die Steuerforderungen eingebracht hatte, aus Gründen, die später viel für sich haben und die in England zu viel weitergehenden Gesetzen geführt haben, war es nicht mehr möglich, neue Steuern zu vermeiden, wenn man nicht das Reich dem Verdachte finanzieller Unfähigkeit aussetzen wollte.

Gewiß wird jeder, der sich mit steuerlichen und finanzpolitischen Dingen beschäftigt, von seinem Standpunkt aus sagen können, wie man die notwendigen Beträge in besserer Weise hätte aufbringen können. Nützlich wäre aber, wenn er sich überlegen würde, ob er für seine

Gedanken die Zustimmung des Bundesrats und einer Mehrheit im Reichstag gefunden hätte. Auch darüber sollte man sich klar sein, daß, wenn Summen aufgebracht werden sollen, wie sie jetzt und erst recht nach dem Kriege aufgebracht werden müssen, eine Steuererhebung, die in allen Einzelheiten jeder Kritik standhält, nicht möglich ist.

Es wird vielfach behauptet, daß das Kompromiß zu viel indirekte und zu wenig direkte Steuern bringe. Diese Behauptung ist unbegreiflich und wird überhaupt erst annähernd verständlich, wenn man bei der Berechnung das Ergebnis der Kriegsgewinnsteuer einfach außer Betracht läßt. Man schätzt das Ergebnis aus der Besteuerung des reinen Vermögenszuwachses auf etwa 2 Milliarden. Dazu kommt dann noch der Ertrag aus dem Teil der Kriegsabgabe, der nicht vom Vermögenszuwachs, sondern vom Vermögen selbst genommen wird; selbst wenn man also das Ergebnis der indirekten Steuern noch so hoch veranschlagt — die neuen Steuern sollen, abgesehen von der Steuer auf Kriegsgewinne, 750 Millionen Mark erbringen —, so ist doch außer Frage, daß unendlich viel mehr auf direktem Wege aufgebracht wird.

In sehr erheblicher Weise wird der während des Krieges entstandene Vermögenszuwachs steuerlich erfasst. Wenn man weiß, daß sich hierdurch allein weit höhere Summen ergeben, als durch alle anderen Steuern zusammen, so entspricht schon dadurch das Gesetzgebungswerk den Wünschen weiter Kreise unserer Bevölkerung, und wie ich glaube, den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Moral. Die Besteuerung des Kriegsgewinns und des Vermögenszuwachses überhaupt war unerlässlich. Das Volk brachte während des Krieges ungeheure Opfer an Blut und Gut. Die Eltern haben ihre Söhne, die Frauen ihre Männer gegeben. Die wirtschaftliche Existenz von vielen, die unter den Fahnen stehen, wurde geschädigt oder ganz zerstört. Da ist es wahrlich gerecht, daß der, der während des Krieges sein Vermögen vermehren konnte, dem Vaterlande von dem Vermögenszuwachs Steuer bezahlt. In diesem Vermögenszuwachs ist oft der Gewinn nur anständiger und wertvoller Arbeit enthalten. Trotzdem hat das Vaterland einen besonderen Anspruch auf diesen Gewinn; die Opfer der anderen begründen diesen Anspruch. Oft ist aber auch in diesem Vermögenszuwachs unsauberer und verächtlicher Gewinn enthalten, und wenn die Leute jetzt bezahlen müssen, die aus der Not des Landes und des Volkes Kapital schlagen wollten, dann ist das gut und recht. Die neuen Millionäre bedürfen keiner zarten Rücksichtnahme. Man muß schon tüble Kriegslieferantenmoral besitzen, um die Auffassung zu vertreten, daß diese Besteuerung gegen Treu und Glauben verstoße, weil man die Verträge mit dem Fiskus ohne Rücksicht auf die Steuer kalkulierte habe. Das Volk hätte es nicht begriffen, wenn man diese Gewinne steuerlich nicht erfasst hätte. Nicht nur aus Gründen der Finanzpolitik, sondern vor allem als Ausfluß der Staatsmoral war diese Steuer notwendig.

Daß es den Bemühungen der Fortschrittlichen Volkspartei gelang, über die Kriegsgewinnsteuer hinaus eine Besteuerung des Vermögens selbst in das Gesetz einzufügen, sollte man mit Genugtuung begrüßen. Man darf zwar nur ganz im Geheimen sagen, daß eine Vermögenssteuer geschaffen wurde. Denn die bundesstaatlichen Finanzminister haben sich auf eine Vermögenssteuer nicht eingelassen. Aber jedes Vermögen über 20 000 M., das sich nicht am 1. 1. 19 vermindert hat, wird besteuert. Die Finanzminister sagen nämlich, daß normalerweise ein Vermögen sich während des Krieges um 10 p. h. vermindern mußte. Hat es

sich nicht vermindert, so seien diese 10 v. H. eigentlich ein Vermögenszuwachs, und von diesen 10 v. H. dürfe das Reich Steuer nehmen. Man kann auch so konstruieren und damit sein Gewissen beruhigen. Dem schlichten Verstande stellt sich die Sache aber so dar, daß jedes Vermögen besteuert wird; steuerfrei bleiben nur die Vermögen, die sich während des Krieges um 10 v. H. gemindert haben.

Es spricht manches dafür, Vermögen, die sich um mehr als 10 v. H. gemindert haben, nicht zur Steuer heranzuziehen. Wer Anstoß daran nimmt, daß dadurch sehr erhebliche Vermögen steuerfrei bleiben, der vergesse nicht, daß die Bundesstaaten und die Gemeinden auch Steuern erheben.

Es darf überhaupt nicht verkannt werden, daß die Bedenken der Bundesstaaten und einzelner Parteien gegen eine reine Vermögenssteuer des Reiches nicht bloß einer theoretischen Rechthaberei, sondern zum Teil auch guten und ernstesten Gründen entspringen.

Auch die Bundesstaaten und die Gemeinden müssen mit gewaltigen Steuerforderungen, die der Krieg notwendig machte, hervortreten. Die Finanzminister, die Bürgermeister und Stadträte sind in schweren finanziellen Sorgen, und es ist begreiflich, daß sie die Steuerquellen, die bis jetzt ihnen überlassen waren, nicht dem Reich überlassen wollen.

Man sei sich auch darüber klar: Es gibt eine Grenze der Besteuerung der Vermögen und der Einnahmen und der Einkommen; und selbst eine sozialdemokratische Mehrheit hätte den volkswirtschaftlichen Nut nicht, alle die Summen, die wir jetzt und nach dem Kriege brauchen, nur auf dem Wege direkter Steuern aufzubringen. Den Nut — es sei das ohne Vorwurf gesagt, weil ich das Schwergewicht des Programms und die inneren Schwierigkeiten der Sozialdemokratie kenne — hat nur eine Minderheit, wenn die Mehrheit die Arbeit leistet, die notwendig ist. Es wird nach dem Kriege allerdings unerlässlich sein, daß die Bundesstaaten es zulassen, daß das Reich auch auf Vermögen und Einkommen greift. Der Anfang ist mit der jetzigen Vermögenssteuer gemacht; mit ihr ist eine Brèche in ein altes Prinzip geschlagen, das wir nie anerkannt haben und das bei der jetzigen Finanzlage auch von seinen zähen Verteidigern nicht mehr erhalten werden kann. Eine grundlegende Umgestaltung des Verhältnisses zwischen der Besteuerung durch das Reich und die Bundesstaaten läßt sich nicht vermeiden. Die Aufgabe ist schwer; aber sie muß gelöst werden. Die Reform muß jedoch in einer Weise erfolgen, daß die Bundesstaaten steuerlich leistungsfähig bleiben und nicht einfach Kostgänger des Reiches werden. Man klage nicht in demagogischer Weise die an, die die Bundesstaaten auf steuerlichem Gebiete gegen das Reich verteidigen. Es handelt sich um ein Stück wertvoller deutscher Kultur. Wir sind ein einiges Reich; aber wir haben Gott sei Dank bis jetzt unser selbständiges bundesstaatliches Leben und unsere einzelstaatliche Eigenart erhalten können. Darin liegt viel Kraft; sie kam zum Ausdruck in der Arbeit des Friedens; sie hat sich auch tausendfach im Kriege bewährt. Der Preuße soll Preuße, der Bayer Bayer und der Badener Badener sein und bleiben. Wir wollen nicht von Berlin aus uniformiert werden; die Bundesstaaten sollen das Maß von eigener Kraft behalten, ohne das eine selbständige Kulturentwicklung nicht möglich ist.

Nun wird gelegentlich gesagt, daß man die große Auseinandersetzung, die große Reform schon jetzt hätte schaffen müssen. Es wurden meist nur Liebenswürdigkeiten über Helfferisch gesagt; man vermisse die großen Gedanken — Geheimratsarbeiten! Das sind ungerechtfertigte Behauptun-

gen, die klug klingen und doch dumm sind. Eine grundlegende Reform wird erst möglich sein, wenn der Krieg beendet ist und wenn sich der künftige Geldbedarf überblicken läßt. Vor allem aber muß die Schätzung der wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten möglich, die Wirtschaftspolitik und Stellung des Reiches in der Welt in seinen Richtlinien übersehbar sein, bevor die grundlegende Reform in Angriff genommen werden kann. Daß auch mitten im Kriege einer völligen Umgestaltung der Steuergesetzgebung politische Schwierigkeiten unüberwindlicher Art entgegenstehen, wird oft übersehen.

Daß die Parteien, die man vor dem Kriege — wir hörten es nie gerne — die bürgerlichen nannte, die neuen Steuern gemeinsam bewilligen, darf nicht der Anfang einer gegen die Sozialdemokratie gerichteten gemeinsamen Politik sein. Das war nicht die Tendenz des Kompromisses. Die „bürgerlichen“ Parteien hätten es begrüßt, wenn die Sozialdemokratie sich zur Mitarbeit entschlossen hätte. Die Sozialdemokratie hat sich im Kriege stark auf den Boden realer Tatsachen gestellt; ihre Mehrheit hat bewiesen, daß, was wir schon vor dem Kriege immer wieder betonten, auch ihre Arbeit dem Vaterland gilt; es müßte einer schon ein recht kleiner, engherziger und engköpfiger Politiker sein, wenn er den Frieden mit dem Kampf gegen die Sozialdemokratie in den alten Formen und Methoden und mit den alten Argumenten beginnen wollte. Da nun aber die Sozialdemokratie sich nicht entschließen konnte, ihren grundsätzlichen Standpunkt in der Steuerfrage aufzugeben, war eine Verständigung unter allen übrigen Parteien notwendig. Eine Behandlung der Steuern unter parteitaktischen Gesichtspunkten wäre ein Unrecht am Vaterlande gewesen. Bei dem ungeheuren Geldbedarf des Reiches jetzt und nach dem Kriege sind, wenn überhaupt etwas geschaffen werden soll, Kompromisse unerlässlich; jede Partei ist zu Zugeständnissen gezwungen. Der Versuch, sich abseits zu halten und die anderen Parteien nachträglich als die Sünder im Lande zu verschreien, wäre eine nicht gerade anständige Politik; es würden auch die anderen Parteien wohl kaum sich darauf einlassen, sich als Sündenbock herzugeben. Unübersehbar aber wären auch für die parlamentarische Entwicklung die Folgen, wenn die Volksvertretung, weil ihr der Mut der Verantwortung fehlt, sich auf steuerlichem Gebiete bankrott erklären würde. Die Verständigung über die Steuern war aus Gründen der auswärtigen und der inneren Politik notwendig; ihr Ergebnis befriedigt den, der die Politik als die Kunst des Möglichen betrachtet. Der Krieg kostet Milliarden über Milliarden; ein politisches Kind mag sich dem Glauben hingeben, daß für die steuerlichen Folgen des Krieges ein Weg gefunden werden könnte, der schmerzlos und in allen Einzelheiten volkswirtschaftlich unbedenklich wäre. Das deutsche Volk ist politisch und ökonomisch gebildet genug, um die Notwendigkeit dieser Lasten zu begreifen; unbegreiflich wäre ihm aber gewesen, wenn man Deutschland, das seit August 1914 Unendliches geleistet hat, durch ein Versagen seines Parlaments zum Gespötte der Welt gemacht hätte. Aus solchen Erwägungen ist unter Zugeständnissen von rechts und links das Steuerkompromiß geworden. Es hat, das läßt sich nicht leugnen, die Schönheitsfehler aller Kompromisse. Doch sind wir voll Vertrauen, daß es sich als ein Wert erweisen wird, dessen Grundlagen gesund sind und von guter Tragfähigkeit.

v. Rangemann / Aus der Parlamentsgeschichte der irischen Frage

Angeichts der Unruhen in Irland und den Hinweisen der Presse des feindlichen Auslandes über deutsche Machenschaften dürfte es sich verlohnen, einen besonderen Punkt aus Irlands Geschichte herauszugreifen und die damalige Haltung des heute mit England so befreundeten Frankreichs darzulegen.

Im Jahre 1798 hatte sich das systematisch ausgehungerte und vergewaltigte Irland gegen seinen Blutsauger England erhoben. Da war es sein lieber Vetter Frankreich, der Irland beisprang. Frankreich versprach den Irländern 50 000 Mann. Seine Flotte wurde aber dann in der Seeschlacht bei Camperdown von den Engländern unter Lord Duncan geschlagen.

Dah es nun Frankreich nicht nur auf eine Befreiung Irlands vom unmenschlichen Joche Englands abgesehen hatte, darüber belehren uns unzweideutig die Reden des großen englischen Staatsmannes George Canning im Unterhause, den England noch heute verehrt, dem es Denkmäler gebaut und den es in der Westminsterabtei beigesetzt hat. Also ein Mann, dessen Wort den Engländern auch jetzt noch gilt, ein Mann aus der verschwundenen parlamentarischen Großzeit Englands.

In einer seiner berühmt gewordenen Reden im Jahre 1799 führt er „die fortwährenden Anstrengungen der Franzosen, Irland zu unterjochen“, aus und forderte gerade deshalb die Union Irlands mit Großbritannien.

„Es ist noch immer die eingestandene Absicht Frankreichs, einen Einfall in Irland und eine vollständige Trennung desselben von Großbritannien zu bewirken, und gewiß ist mein achtbarer Freund (gemeint ist das Parlamentsmitglied Sheridan) nicht geneigt, irgendein Hindernis aus dem Wege zu räumen, das Frankreich von seinem beabsichtigten Raube trennt?“

Weiterhin geißelt er dann mit beißendem Hohn die „Verwegenheit und Tollkühnheit“ Frankreichs, eine Flotte gegen England auszurüsten und eine Armee nach Irland einzuschiffen.

Canning weist dann in der gleichen Rede darauf hin, daß die Franzosen bei ihren Landerwerbungen niemals „die Urheber von Beförderungsmitteln des Reichtums und Glückes der einverleibten Nationen gewesen seien, wohl aber von Kontributionen und Konfiskationen“.

Canning belegt dies mit dem Beispiele des „Piemontesischen Volkes“, des jetzt so innig mit Frankreich (und England) befreundeten Italiens:

„War aber wohl unter allen Nationen, welche die Franzosen in den Strudel ihres Despotismus hineinschlängen, eine einzige, die ihre Verfassung wünschten? . . .“

„Nein, das piemontesische Volk hat nichts der Art gesagt. Möge das Haus sich nur erinnern, was in Piemont in dem letzten Akte des furchtbaren Trauerspiels, das die Franzosen dort aufführten, vorging; ein geliebter Monarch wurde schimpflich aus seinem Reiche vertrieben, nicht wegen irgendeines Verbrechens gegen sein Volk, nicht wegen eines Treubruchs gegen seinen neuen Alliierten, sondern aus keiner anderen Ursache, als weil die Franzosen Piemonts bedurften, um, im Falle sie aus Italien gedrängt werden sollten, ihre Armee dahin zurückziehen zu können.“

Canning sprach dann von der „beispiellosen Tyrannei Frankreichs“ gegen schwächere Völker und forderte endlich nochmals gerade aus „der gerechten und begründeten Furcht vor den Absichten Frankreichs auf Irland“ die Union mit Großbritannien. Die französische Revolution mußte ja in dem armen Irland tiefe Wurzeln schlagen. „Ich fürchte, es wird nicht das Geschäft eines Tages oder eines Jahres sein, um seinen giftigen Einfluß wieder zu zerstören. Die französische Regierung weiß, daß, wo ihre Grundsätze sich einmal ausgebreitet haben, es schwer ist, sie wieder auszurotten; sie weiß, daß sie in Irland Wurzeln geschlagen haben. Ist es nun nicht auch wahrscheinlich, daß sie dieselbe zu pflegen und zu erhalten suchen werde? . . .“ „Um dieser Hoffnung unserer Feinde ein Ende zu machen, ist diese Maßregel (die Union mit England) vorgeschlagen.“

Es ist vielleicht nicht unangebracht, an diese Vorgänge und Worte Cannings in diesem Augenblicke zu erinnern. Gerade letztere zeigen am unmittelbarsten die antienglische Rolle Frankreichs bezüglich der irischen Frage. Sie sollten aber weiterhin den Iren in der Heimat und in aller Welt in das Gedächtnis zurückerufen, daß sie ihre Freiheit und parlamentarische Verfassung gerade Frankreichs wegen verloren haben, Frankreichs, für welches jetzt irische Scharen kämpfen müssen!

Seitdem ist die irische Frage für England nicht zur Ruhe gekommen, weil dieses ihr keine auf Natur und Vernunft gegründete Lösung geben wollte. Sehen wir jetzt die Haltung der englandsfreundlichen irischen Abgeordneten im britischen Parlament, Redmond an der Spitze, an, so fallen uns ferner die Worte des bedeutenden englischen Staatsmannes William Pitts des Älteren über die Vernunft in der Politik ein, welche er in seiner berühmten gewordenen Rede über die Verletzung der englischen Verfassung im Oberhause aussprach:

„Sie (die Vernunft) sagt uns, daß das Volk, wenn es seine Repräsentanten wählt, nie den Willen haben kann, ihnen die Macht zu geben, seine eigenen Rechte zu verletzen und die Freiheit derer, von welchen sie zu Repräsentanten gewählt wurden, unter die Füße zu treten.“

Die Vergewaltigung Irlands durch England findet eine treffende Kritik in den Schlussworten dieser Rede Pitts: „Unbeschränkte Gewalt verdirbt gar zu leicht die Gemüter derer, die sie besitzen. Dies weiß ich, Mylords: wo das Gesetz ein Ende hat, da nimmt die Tyrannei ihren Anfang.“

Diese Tyrannei — nur in parlamentarischer Beziehung — kennzeichnete dann O'Connell, der große irische Agitator, in seiner Verteidigungsrede zu Dublin am 5. Februar 1844 kurz in ihrem Wesen mit folgenden Worten: „1799 beschrieb Lord Plunkett Irland „als eine kleine Insel mit einer Bevölkerung von 4 bis 5 Millionen Menschen, die an Glück und Wohlstand jedes andere Land der Erde übertrifft“; und in diesem Zustande mußte es sein Parlament dem Volke einer anderen kleinen Insel (England) übergeben, die neben ihr liegt.“

Und sein Verteidiger, das Parlamentsmitglied Shiel, sagte dazu in seiner Verteidigungsrede am 27. Januar 1844:

„Dieses Eiland, das eines der glücklichsten sein sollte in allen Meeren, verwandeln wir in einen Aufenthalt der Schmach.“

Ueberblickt man das ganze schmachvolle Bild der Politik Englands gegenüber Irland, so ist sie seit jeher von sogenannter englischer „Zweckmäßigkeit“ diktiert gewesen. Die Erklärung dieser setzte das Parlamentsmitglied Grattan bereits 1780 auf die kürzeste Formel. Er sagte am 17. April im Unterhause:

„Dieses Wort „zweckmäßig“ deutet auf einen beunruhigenden Hinterhalt und klingt im Munde Großbritanniens verhängnisvoll. Es war dasselbe traurige Wort, welches ihm Amerika gekostet hat, wodurch es in Ströme Bluts, in den Abgrund von Elend und Schrecken, gestürzt ist. Sagt ihm endlich mit Nachdruck, daß dieses Wort „zweckmäßig“ auf Unredlichkeit hindeutet.“

In der gleichen Rede fielen die prophetischen Worte Grattans:

„Großbritannien weiß gerade jetzt sehr gut, daß die Lehre von einer zu errichtenden Universalherrschaft eine Chimäre, eine Dummheit ist; Scharen von Feinden umringen es, drängen es, stürzen sich über es von allen Seiten; seine Oberherrschaft neigt sich überall, das Meer ist nicht mehr in seiner Gewalt; die Ehre seiner Klugheit wie die seiner Waffen ist befleckt; es hat weder Truppen noch Flotten, weder Generale noch Admirale mehr; die Erstarrung der Indolenz bezeichnet alle seine Maßregeln.“

England wird in die Lage kommen, sich dieser Worte zu erinnern.

Hans Maier / 1789 und 1914

Große geschichtliche Ereignisse sind regelmäßig zugleich Ergebnisse und Quellen politischen Denkens. Die staatliche Um- und Neuformungen auf geistige Umwälzungen zurückführen, so wirken die Auslösungen politischer Spannungen richtungsgebend auf die Staatsauffassung und den politischen Willen künftiger Jahrzehnte. Man kann von einem psychophysischen Parallelismus des staatlichen Denkens und Wollens neben den geschichtlichen Ereignissen sprechen. Den beobachtenden Historiker und Soziologen wird es daher stets reizen, aus den politischen Vorgängen auch der Gegenwart einen geistigen Inhalt herauszuschälen. Es liegt nun nahe, der jehigen Katastrophe die letzte Umwälzung weltgeschichtlichen Wandens gegenüberzustellen. Dies führt auf die Jahrzehnte der französischen Revolution und des napoleonischen Imperialismus zurück. So wichtig auch die Ereignisse der Zwischenzeit für die Entwicklung der einzelnen Beteiligten gewesen sind, die deutsche und die italienische nationale Einigung, der amerikanische Sezessionskrieg, in ihrer unmittelbaren Wirkung bleiben sie auf die Betroffenen beschränkt, und Zusammenstöße, die wie der ostasiatische mit europäischen Staaten Ausblicke auf weltumwälzende Entwicklungen eröffnen, erscheinen in ihrer Vereinzelnung noch zu unbestimmt, um als Beginn neuer weltgeschichtlicher Epochen gewürdigt zu werden. Seit dem Revolutionszeitalter ist der jehige Krieg das erste Ereignis, das den zur „Weltgeschichte“ gerechneten Erdkreis in seinen Bann zieht. Die historische Folge führt zu einer Vergleichung des geistesgeschichtlichen Gehalts und verlockt leicht zu einer Gegenüberstellung, die in dem Satze Kjelléns gipfelt: „Der Weltkrieg ist ein Kampf zwischen 1789 und 1914.“ Die in der gesamten Kriegsliteratur mehr oder weniger latente Gegenüberstellung (Sombart: Händler und Heldenideale!) wird in zwei Schriften (Kjellén: Die Ideen von 1914, bei Hirzel-Leipzig und Plenge: 1789 und 1914, Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes bei Springer, Berlin) als Charakteristikum der geistigen Geschichtsparallele dargestellt. Die ältere Kjellénsche Schrift insbesondere hat einen lebhaften Widerhall gefunden. Wir werden uns mit dem Ibeengehalt beider Schriften auseinanderlegen müssen, zumal deren Grundanschauung, wie die heutige Kriegsliteratur bereits beweist, Einfluß auf die politische Zielsetzung ausüben wird.

Kjellén stellt der Lösung von 1789: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ einen neuen Dreiklang: „Ordnung, Gerechtigkeit und Rindschaft im Vaterhause“ gegenüber. Dieser fürcht der Volkswirtschaftler Plenge. Für ihn sind die Ideen von 1914 weniger die Antithesen der Forderungen von 1789 als deren Umbiegung zu neuer Richtung. Aus der Freiheit wird ein „Schaffe mit!“ als Freiheit der Tat, aus der Gleichheit ein „Gleibere dich ein!“ als Gleichheit des Dienstes, und aus der Brüderlichkeit ein „Lebe im Ganzen!“ als die Brüderlichkeit des echten Sozialismus. Diese Gegenüberstellung gibt natürlich noch keine genügende Einsicht, sie gewährt aber einen ersten Ausblick auf die ausgegebene Parole des politischen Wollens.

Die nähere Prüfung läßt zunächst für die Gegenüberstellung als solche ein gewichtiges historisches Bedenken aufkommen. Die Ideen von 1789, mag man sie auf englisch-puritanische Anschauungen oder auf die niederländisch-deutsche Naturrechtslehre zurückführen, legt man ihren Postulaten wirtschaftliche oder ethische Beweggründe unter, verdanken ihre geschichtliche Bedeutung ihrer motorischen

Natur. Sie weckten das politische Streben, bewegten die Völker zu politischem Handeln und wurden als Triebfeder zu ihrer Verwirklichung Ursache weltgeschichtlichen Geschehens. In schroffem Gegensatz hierzu sind die Ideen von 1914 wissenschaftlich gewonnene Erkenntnisse, herausgeschält als Entwicklungstendenzen großer politischer Vorgänge. Wer immer im gegenwärtigen Weltkrieg über eine politische Katastrophe hinaus die Auseinandersetzung verschiedener Kulturen erblickt, er wird zugeben müssen, daß die Ideen von 1914 der deutschen Pflicht- und Arbeitskultur immanent gewesen sein können, nicht aber als bewußte Richtungsziele voranleuchteten. So sind die Ideen von 1789 als voluntaristische den erkenntnistheoretischen von 1914 bei deren noch un-abgeschlossenem Wirken geschichtsphilosophisch nicht gleichzusetzen, zumal die den Ideen von 1914 zugrunde liegenden innerstaatlichen, politischen und wirtschaftlichen Geschehnisse mindestens zu einem großen Teile äußerem Zwang und nicht freier Entschliebung ihren Ursprung verdanken.

Plenge stellt die deutsche Revolution von 1914 als „die Revolution des Aufbaues und des Zusammenschlusses aller staatlichen Kräfte“ der Bewegung von 1789 als der „Revolution der zerstörenden Befreiung“ gegenüber. Die Ideen von 1789 seien auf schrankenlose Freiheit gerichtet, die Ideen von 1914 dienten der gesunden Zusammenfassung aller Kräfte. 1789 bedeute den Anfang des kapitalistischen Zeitalters, die Katastrophe von 1914 gilt ihm als „Endergebnis der kapitalistischen Kulturperiode“. „Der eigentliche Kapitalismus beginnt mit der Befreiung und endet mit der Organisation.“ Freiheit war das Lösungswort von 1789, Abkehr vom Staate die politische Tendenz, Verschmelzung von Staat und Wirtschaft „zu dem starken und freiesten, sittlichsten und geistigsten politischen Lebensganzen“ bedeuten die Ideen von 1914. „Ein starker Nationalstaat, in dem dieselbe Kraft eines zu jedem Opfer bereiten Vaterlandsgefühls alle Teile durchbringt, und in dem alle Einzelglieder durch ihre in freiem Zusammenschluß geschaffenen Organisationen bei der Durchführung der nationalen Angelegenheiten mitwirken.“ Der Geist von 1914 ist von Plenge richtig geschildert. Stellt aber dieser tatsächlich eine bewußt eingeschlagene neue Richtlinie dar? Bedeutet nicht vielmehr das gewaltige Ausflodern eines stets vorhandenen, nur in gemeinsamer Not nach außen sichtbaren Zusammengehörigkeitsgefühls eines aufstrebenden Volkes und das zielbewußte Sammeln aller Kräfte, äußerem Zwang zum Trotz seinen Aufstieg fortzusetzen, eine neue staatliche Entwicklungstendenz? Ist es nicht in anderer den wirtschaftlichen und technischen Verhältnissen angepaßter Form ein Wiederaufleben auch in früheren Zeiten wirksamer Kräfte gleichen Wollens wie 1848, 1813 und — 1789?!

Plenge selbst bezeichnet die von ihm dargestellten Ideen weniger als „Willensziele“, denn als „erlebten Bewußtseinsinhalt“. Sie sind nach ihm mehr „gelehrt und wissenschaftlich“ als die voluntaristischen von 1789. Den geschichtsphilosophischen Wahrheitsgehalt wird die noch im Werden befindliche Entwicklung weisen. Schon heute müssen wir uns aber mit den aus den „Ideen von 1914“ gewonnenen politischen Postulaten auseinanderlegen, weil diese Wegweiser der einzuschlagenden Richtung sein sollen. Im Gegensatz zu Plenge bezeichnet der schwedische Konservative Kjellén die Ideen von 1914 ausdrücklich als Lösungswort, geeignet, die veraltete Parole von 1789 wie „drei qualmende Döchte und drei flackernde Flammen“ auszulöschen. Bildet aber der programmatische Inhalt der neuen Parole tatsächlich einen Gegensatz zu diesen und gar einen erwünschten? Freiheit und Gleichheit sind ebenso wie die entgegengesetzten Begriffe

Ordnung und formale Gerechtigkeit keine inhaltlichen, sondern relative Begriffe. Erst ihre Anwendung auf den geschichtlich gegebenen Staat verleiht ihnen politischen Wert. Im Verlangen nach Freiheit kann die Forderung nach freier Entfaltung aller geistigen und wirtschaftlichen Kräfte liegen, aber auch Zuchtlosigkeit und wirtschaftliches Manchestertum darunter verstanden sein. Ordnung bedeutet für den einen das freiwillige Einfügen des einzelnen unter einen höheren Gesamtzweck, der andere faßt sie auf als den Zwangsgehorsam willenlos gegebenen Autoritäten unterworfenen Untertanen im Sinne der uns feindlichen Deutung des „deutschen Militarismus“. Gleichheit kann das Verlangen gleicher Entwicklungsmöglichkeit ebenso gut darstellen, wie die ihr von Kjellén unterlegte „Konzentration der Menschheit um einen Durchschnitt“. Das ihr entgegengesetzte Schlagwort der formalen Gerechtigkeit „Jedem das Seine“ gewinnt erst Bedeutung durch eine nähere Erklärung dessen, was man als „das Seine“ für die unterschiedlichen „jeden“ erachtet. Nicht auf den Namen der gegenübergestellten Schlagworte kommt es an. Bei der Beurteilung des den Ideen gegebenen Inhalts müssen wir zur Grundauffassung durchdringen, aus der Kjellén, Plenge und die große Zahl ihrer Gefolgschaft zu ihren Thesen gelangten. Sie beruht in dem Gegensatz staatlichen Denkens zwischen Kant und Hegel, der, ob man auch fichte als den Philosophen des deutschen Krieges bezeichnet, jedenfalls als der Philosoph der deutschen Kriegsliteratur anzusehen ist. Es ist natürlich, daß in einer Zeit, in der alle Kräfte auf das eine Ziel, das der Erhaltung des Staates gerichtet sind, eine Auffassung, die dem Staate die Würde des absoluten Wertes verleiht, stärker der allgemeinen Stimmung entspricht als eine Weltanschauung, die auch im Staate nur ein Mittel eines höheren Menschheitszweckes erblickt. In den Tagen, in denen der Gedanke der Menschheit im Kampf und Haß miteinander ringender menschlicher Organisationen untergegangen zu sein scheint, wird auch der kantische in der Würde des Menschen wurzelnde Imperativ von dem Hegelschen allumfassenden Staate als „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ in den Hintergrund gedrängt. Nicht zum wenigsten ist hier eine seit Jahrzehnten mitgeschleppte, neuerdings insbesondere von den Marburgern und Wilbrandt bekämpfte falsche Auslegung kantischen Staatsdenkens mit schuld. Man hat in Kant den unbedingten Verneiner jeglichen staatlichen Eingriffs in das Einzelleben des Bürgers erblickt und ihn zum geistigen Vater wirtschaftlichen Manchestertums und des von Vassalle verspotteten „Staates als Nachtwächters“ gestempelt. Es ist ein Fehler, in der Frühschrift Wilhelm v. Humboldts über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates eine Darlegung des kantischen Systems zu suchen. Erkennt man die Rechtsgrundsätze Kants von Freiheit, Gleichheit und Selbstverwaltung in ihrer rein formalen Bedeutung, deren Gehalt von dem jeweiligen Tatbestand bedingt ist, so wird Kant nicht nur zum deutschen Heros der Idee von 1789, als den ihn Plenge bezeichnet, sondern auch zum Ränder einer höheren Einheit von 1789 und 1914. Die Praxis Hegels wird stets, wie es schon bei dem Meister selbst geschah, zu einer Ueberwertung des gegenwärtigen Staatszustandes und zu konservativem Festlegen auf die gegebenen sozialen Verhältnisse führen. Klingt nicht bereits in der Kjellénschen Fassung von der „Kindschaft im Vaterhause“ gegenüber der „Brüderlichkeit“ der konservative Patriarchalismus gegenüber der Selbsthilfe der Gemeinschaft (Gewertschaft!) durch? Mit Plenge kann man einverstanden sein, daß die Durchführung des Organisationsgedankens naturgemäß zu Organi-

flerten und Organisatoren führen muß. Ist es nicht aber gerade das hohe Ziel der Demokratie, um der Höherentwicklung willen mit Hilfe von Freiheit und Gleichheit durch Erfassung der weitesten Masse allen Geeigneten den Aufstieg zu ermöglichen und niemand von vornherein auszuschließen?

Sollten aber die Gedanken von 1789 nicht selbst Nährboden des Geistes von 1914 gewesen sein? Wohl verstand man 1789 unter Freiheit auch die Freiheit vom Staate, eine Befreiung von den Fesseln eines despotischen oder auch wohlwollenden Absolutismus. Der Ausgleich der Freiheit mit dem zweiten Postulate von 1789, der Gleichheit, weist nicht bloß auf die Sicherung einer vor staatlichen Eingriffen bewahrten Freiheitsphäre, der freie Staatsbürger muß auch vor der Herabwürdigung zum Mittel eines sozial und wirtschaftlich mächtigen Mitbürgers geschützt werden. Man gelangt damit zur Forderung staatlichen Schutzes der Schwachen und erforderlichenfalls staatlichen Eingreifens auf allen Gebieten des sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Darüber hinaus führen aber die Ideen von 1789 zur freien Selbsthilfeorganisation, wie sie sich am reinsten und höchsten im Genossenschaftsgedanken äußert. Auf den Ideen von 1789 bauten daher die großen Genossenschaftler, ein Schutze-Deißsch, wie der große Planer und Grundleger eines genossenschaftlichen deutschen Staates, der Freiherr vom Stein, auf. Zweck der Genossenschaft ist es, die selbständige und freie Entwicklung des einzelnen Genossen zu fördern, allen Genossen in gleicher Weise Entwicklungsmöglichkeiten zu gewähren und die gemeinschaftliche Arbeitsorganisation mit brüderlichem Geiste zu erfüllen. Genossenschaftlicher Geist verlangt aber zugleich von dem einzelnen Genossen Einordnung in die Gemeinschaft und, ohne der Genossenschaft einen selbständigen oder einen anderen als den aus dem Zusammenschluß der Genossen erwachsenen Gemeinschaftszweck beizulegen, Unterordnung des Einzelinteresses unter das genossenschaftliche Gesamtziel. Fußend auf den Idealen von 1789 bedeutet der Genossenschaftsgedanke zugleich die Verwirklichung des besten Willens von 1914. 1789 und 1914 sind daher als solche nur dann Zielgegensätze, wenn man, wie heute noch vielfach unsere westlichen Feinde, nicht die richtige Synthese der einzelnen Postulate von 1789 findet oder in 1789 und 1914 die Gegenüberstellung von Individualismus und Staatsomnipotenz sieht. Staatsomnipotenz bedeutet allerdings Vernichtung der Genossenschaftsgedanken, aber Bollendung des Individualismus. Stellt man 1914 als Zusammenbruch des Individualismus dar, so ist es die Katastrophe des Individualismus nebeneinander lebender und gegeneinander wirkender Staatsindividuen. Wie der Individualismus von 1789 in schweren sozialen und wirtschaftlichen Zusammenbrüchen aus sich heraus den sozialen Gedanken erzeugte, der gerade zum Schutze des Individuums die freiwillige Bindung in Genossenschaft und Gewertschaft bejahte und staatliche Eingriffe in der Form des Schutzes der Schwachen forderte, so bedeutet vielleicht 1914 eine Katastrophe des Staatsindividualismus auf dem Wege zur Staatengenossenschaft. Staatentrust und Staatenkartell (Mitteleuropa!) können auch hier die erste Stufe sein. Geben wir den Ideen von 1789 und 1914 die Grundlage, die dem Humanitätsideal entspricht, wie es sich von Plato über Humanismus und Aufklärung zu Kant herausgebildet hat, so sind 1789 und 1914 nicht Gegensätze, sondern wichtige Etappen auf dem Wege, der von erzwungenem Untereinander über das anarchische Nebeneinander zum freiwilligen Miteinander der Individuen und Staaten führt.

Paul Jech / Wie Georg Heym diesen Krieg sah

Das Gesicht eines, 4 Jahre vor dieser blutopfergeschwollenen Zeit, von jähem Tode überreifen Dichters heraufzubeschwören, könnte leicht aufreizend wirken. Aufreizend gegenüber der Reihe hingeraffter Talente, deren plötzliches Verbunkeltwerden wir noch nicht fassen, uns noch krümmen unter der unmittelbaren Wucht des Geschehens. Menschen, die wir schmerzlich aus uns herausgeschüttelt fühlen — die Ernst Stadler, Boh, Hans Ehrenbaum, Georg Trakl usw. Denn sie waren Glieder einer Kette, die uns, die wir noch leben, zinte zu einer gemeinsamen Durchdringung jener Welt, die, wenn auch nicht in jeder Fläche neu und mit allen Sinnen ineinander paßte, doch als eine neue, beladene, angefeindete und heftig vorwärtsschreitende Erscheinung am Firmament der Kunst aufstrahlte. Dieser, mit explosiven Spannungen geladenen, von schöpferischen Ausbrüchen maßlos durchschüttelten Welt war aber Georg Heym, der am 18. Januar 1912 zu vierundzwanzig Jahren in der Havel ertrank, ein dreimal glühender Pionier und Wächter. Er war! Über sein Schatten ist noch glühender Kern, lebendigste Bewegung. Ja, in diesen von allen Höhlen und Himmeln durchbohrten Tagen —: Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Denn er hat den Krieg gesehen. So, wie wir ihn zu sehen erst lernen. Wir, die wir uns erst abzumenden mühen von der immerwährenden Eindringlichkeit des Stofflichen, von persönlichen und räumlichen Hemmungen.

Georg Heym hat den Krieg, den heutigen, alle vorausgegangenen Kriege an schrecklicher Vitalität, himmordender Zerrüttung und großartigen Farben, Mut und Ruhm überragenden Schlachttag genau so durchlebt, wie er die furchtbarsten Lode vorausstarb, ehe er den einen Kleinen des einzelnen wirklich starb.

Wir wissen, daß er Wieder auf der gelben Knochenfüße blies zum hämmern den Long verrückter Skelette. Wissen, daß er an den verpesteten Kanälen der Stadt kannte, daß der schauerlich kannte und in die leeren weißen Augen Ophelias starrte, die von Irlichtern umhüllte Brautfahrt, den blutenden Jag des Todes bis in das Meer verfunstener Dame begleitete, wo Bloden gingen, deren mossgrünes Herz die springenden Hüfe der Seepferdchen rührten. Wissen, daß er mit Posaunen des Mitgefühls verschüttete Gräber aufdonnerte, über das grinsende Inferno die weißen Tauben der Unsterblichkeit hinschlatter ließ. Er bezwang den Tod fürwahr in dem Augenblick, da die abgebrochene Sekunde seines eigenen Ichs mit dem Tode aller Kreatur über ihn zusammenzuschlug. Der Reichenstein, der sich über dieses Geheimnis wölkte, trägt die von dem entrückten Dichter selber stimmungsbefüllte Aufschrift:

„Die Lider überst, das Ohr verstopft
vom Staub der Jahre, ruht ihr enge Zett.
Nur manchmal ruft euch noch ein Traum, der Klopft
von fern an eure tote Ewigkeit,
in einem Himmel, der wie Schnee so kalt
und aus dem Zug der Jahre schon versteinert.
Auf eurem eingefallenen Latenmal
wird eine Lilie stehen, die auch bemerkt.“

Georg Heym aber hat den Krieg (und das ist der Grund, sein entrücktes Gesicht heraufzubeschwören; daß es hineinragt in die Reihe der vom Kriege schrecklich Umstürzten) den heutigen genau so durchlebt, wie er die furchtbarsten Lode vorausstarb.

Schon in den dichterischen Anfängen Heyms finden wir Tafeln, drin die färbenden Farben der Schlacht, kranke Untergänge und strahlendes Heidentum eingegriffen sind. Wenn auch der zügellose Rausch der Stofflichkeit, die den Dichter zuwiderstand, packte, sich in grandioser Pathos auslebte (hart an der Grenze des Rhetorischen), das blutige Grausige, heiliger Schwingung der Gehirne und die bloße Erscheinung landschaftliche Staffage bildeten —: der glühende Kern war schon da. Vielleicht aus dem Unterbewußtsein herausgeschleudert, selber nicht gefühlt, aber irgendwo fern gelebt, dieses Marathon:

„Der Weiße Wolken fliegen mit dem Winde,
die runden Schilde von den Pfeilen starren.

Die Steine sausen, alle Schleiern taumeln
und der Dämonen ängstliche Gemüde.

Die beiden Heere aufeinander prallen.
Sie beißen sich wie Hunde in sich ein.
Der Tod hält Schlachtfest in den weiten Feldern,
die blutbefrucht sich ineinander trauen.

Die Sichelwagen mähen durch die Furchen
der Reiter hin, sie wirbeln wieder auf.
Gassen voll Later reißt der Wagen Spur.

Wenn sie der Lenker mit dem Stachel stach,
die Elefanten brüllten allzuhauf,
und stampfen wilden Wütens alles brach.“

Danach aber in dem „Ewigen Tag“, diesem riesigen Feuer-mal der Stadt mit seinen Landschaften des Aufstiehs, sozialen Erschütterungen, Höllen des Wahnsinns, furchtbarer Verbrechen, Spielarten und Reichenkammern — in diesem „Ewigen Tag“, das weit über Eisenconcrete Gestaltungen des Krieges hinausreichende „Nach der Schlacht“, das vielleicht nur in kinematographischer Über-sicht letzter Ausdrucksmittel feinesgleichen findet:

„In Mauerkränzen liegen eng die Reichen,
im grünen Rain, auf Blumen, ihren Betten.
Berühmte Waffen, Räder ohne Speichen,
und umgestürzt die eisernen Lafetten.

Das vielen Pfügen dampft des Blutes Rauch,
die schwarz und rot den braunen Feldweg decken.
Und wehlich quillt der toten Pferde Band,
die ihre Beine in die Frühe strecken.

Im Fühlen Winde friert noch das Gewimmer
von Sterbenden, da in des Ofen Lure
ein blasser Glanz erscheint, ein grüner Schimmer,
das dünne Band der flüchtigen Auren.“

Kriegsgeist: eine billige Scheidemünze dieser Lage, jedem Mißgefallen geläufig fast und von aller Haltung verlassen — nur wenigstens läßt sich aus den Hunderten von Psychologien blättern, das diesem an absoluter Gelöstheit gleichkommt, das mit dieser simplen, einmaligen Plastik sich messen kann.

Ach, es ist kein Zufall, dieses Gedicht und „Marengo“ in dem „Ewigen Tag“. Es bricht ihn nicht entzwei, es ist der Endakt der heinernen Flüde, der über die Dämonie der großen Stadt wie eine schwarzsigrote Fahne flattert. Es ist die letzte Station auf dem zermahnenden Wege, den die Zyklopen der Fabriken, die Drachen-Lausendfüße der Maschinen, Donner-Bahnen und Luft-korpusen schreiten. In seinem nachgelassenen Buch „Umbra vitae“ sieht Georg Heym den Krieg, den wir heute fühlen, durchleben und den zerfahren, voraus — ja, wie er aus Überdram, in was erschrickt und da ist, wo er kommen mußte.

Der von uns, die wir plötzlich geblendet waren von der Erscheinung, geblendet, weil die Erscheinung verwunderter Kampf-schmerz war, nicht mehr den Namen früherer Kriege trägt, an die Person des einzelnen mit Stahlkräften gebunden ist, Schicksal zum Gesicht spitzte — wer hat ihn so nahen gesehen:

„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
aufgestanden unten aus Gemäßen tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
und den Rand zerbrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärmen der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit.
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still. Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

In den Gassen saßt es ihre Schulter leicht.
Eine Frage. Keine Antwort. Ein Gesicht erschleift,
In der Ferne zittert ein Geräusch dünn,
und die Wäute zittern um ihr spitzes Sinn.

Auf den Bergen hebt er schon zu langen an.
Und er schreit: Ihr Krieger alle, auf und an!

Und es schallt, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
draus von tausend Schädels laute Kette hängt.

Einen Lärm gleich tritt er aus die letzte Grotte,
wo der Tag nicht, sind die Ströme schon voll Blut.
Jahlos sind die Leichen schon im Schiff gestreckt,
von des Todes harter Bogen weiß besetzt.

In der Nacht er jagt das Feuer querfeldein,
einen roten Mund mit wilder Mäuler Schrein.
Aus dem Dunkel springt er in der Nacht die schwarze Welt,
von Tullonen fürchterlich ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend hohen Gipfelmützen weit
stieß die flüchten Ebnen flackernd überflutet,
und was unten auf den Straßen winnend steht,
stößt er in die Feuertwälder, wo die Flammen
brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald.
Gefle Fledermäuse, jähig in das Laub gestraßt,
seine Stange haut er wie ein Köhlernecht
in die Bäume, daß das Feuer drauß rechts.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Über riesig über glüh'nden Trümmern steht,
der im weißen Himmel dreimal seine Fackel dreht.

Über Baumzerfetzter Wolken Widerstreich,
in des toten Dunkels kalten Wüstenreich,
daß er mit dem Brande weit die Nacht verbort,
Feu- und Schwefel tränkelt unten auf Geworh.

Man müßte die Bindungen von vier Jahren zurückschrauben,
man beschwöre das entricke Gesicht des Dichters zurück. Denn
die glühende Prophetin des Kerns seines Schattens ist mitten unter
uns und lebt den Krieg, den wir, die wir noch leben, erleben; ander
schmer Dämonie uns krännen, seine Opfer beweinend, durch den
großen Schlachtling schreitend seine Segnungen ersehend wie
wollend Jakob unter der himmlischen Leiter.

Berta Duenfing / Wir zu Hause

Fortsetzung

5. Landsturm der Kinder.

„... die sind bei den kämpfenden Hieren.“

Den Hauptstoff für unsere „Stunde“ geben natürlich
unsere Soldaten, denen sie ja gewidmet ist. Die Verbindung
stellte, wie bei den meisten Beziehungen zwischen denen da-
heim und draußen das diesjährige große Liebesfest — Weih-
nachten her. Immer schon hatten wir gute Freunde draußen:
junge und lustige hinter den Kanonen, die der Zufall uns
schenkte — aber das genügte nicht mehr in 1915/16! Redliche
Leistung mußte sein. Und so kam es, daß wir eines Tages
wie bei einer Auktion versammelt saßen und jeder gestiftete
Gegenstand öffentlich ausgerufen wurde: „Wer will nach der
eiserne Mauer im Westen? Finger hoch!“ „Ja!“ — Das
war unser lustiges Element, das von da oft Wiederhol ge-
funden, beistellt trotz oder besser wegen ihrer Jugend süße,
keine Panza — oder auch werbes Fräulein, die geschmeicheltste
Korrespondentin. — „Wer nach Hindenburg O.“ — Ein
Sturm von Fingern hoch. — „Wer an Zigarette.., Kates
Kreuz?“ — Pause und schüchtern, kleine Finger, wenige,
aber herzlich, denn von da kommt nicht immer Antwort an
süße, kleine Lauren zurück. „Wer an Heimgasse und Ge-
fangener?“ —

Am nächsten von allen aber stehen uns sie, die unsere
toten Kameraden vom Vorjahre, als eine reifere, erste

Grundlage, abgelöst haben: unsere braven, alten Land-
sturmlente im Waldhüttenlager.

Was ist das?

Das ist tief im Innern Russlands. Es ist eine Kom-
pagnie, die seit drei Monaten eingegraben liegt in Lehm,
Schnee und Eis und — wenn es laut — in Schlamm und
tropfendes Kinnisak; denn gegen Russenwagen hilft weder
Fackel noch Dack. Es hat es uns einer unserer Landstürmer be-
schrieben, der schreibgewandteste unter ihnen, der ausfingst
für die anderen die Feder führte, „von Blei“, denn am Ende
ist natürlich kein Gedanke in den Waldhütten.

Wie wir zu den Waldhüttenklienten
kommen?

Gleich zu Wintersonfang schrieb einer der Landstürmer
Waldmenschen in einem Briefe die Worte: „Vor acht Tagen
sind wir mit genauer Not der Russengefangenschaft ent-
gangen. Wir sind durchgekommen und warfen alles drauß,
Tornister, Waffen, unsere Mäntel und anderes Zeug — und
so kamen wir hier im I-Walde an. Nichts gerettet als unser
wertes Leben und die Telephondrähte hinter uns herge-
schleift.“ — Das Wort „nach“, das hatte es uns angetan,
und ein Nachsatz: wir haben oft 20 Grad Kälte.

Ein Ausruf des Entsetzens und erschrockenes Still-
schweigen. Und dann, ohne daß es jemand erst auszu-
sprechen brauchte bzw. dazu aufzufordern, Vorschläge zur
Hilfe, Warmes mußte hin, Warmes von innen und außen —
für den inneren und äußeren Menschen. Und so kam es, daß
wir mit den Waldhüttenbewohnern in dem I-Walde be-
kannt wurden.

Seitdem stehen wir in freundschaftlichem Brief- und
Palettschiff. Wechsel! Denn es kommt auch was von dort
mit Zeit und Weile an uns zurück. Briefe — nachdem man
erst Zutreten zu uns gesagt hatte, und die Einsicht, daß
unser Briefverständnis über den Rechtschreibstandpunkt
hinausgeht. Liebesgaben, so rührender Art, daß sie von uns
unter Glas bewahrt werden, zum Andenken für spätere Ge-
schlechter an unsere Waldhüttenleute.

Unsere Briefe an sie — sind zumeist die ersten
unseres Lebens. Ohne sie wären wir kaum so früh zum
Briefschreiben gekommen, mit unseren acht Jährchen und
darüber, da wir mit der Rechtschreibung noch ebenso sehr
auf dem Kriegsfuß stehen wie sie und noch ebenso viele
Kiedle machen, als man aus den Waldhütten Regen- und
Rehantropfen und Fingerabdrücke, von der schmutzigen Ar-
beit dort, mitbekommt. Die haben uns aber immer den
größten Spaß gemacht, weil sie so echt sind. Viel haben
wir in unserer Kriegesbetunde noch erfahren von dem Leben
in den Waldhütten. Man hat auch in den Zeitungen davon
geschrieben. Aber es ist ein anderes, ob man es mit Drucker-
schwärze auf Zeitungspapier liest, unter einem Sammel-
bündel anderer Dinge, oder ob man's so frisch aus dem Lehm
oder Schnee mit den Tropfen dran hat. Mit dem Erdgeruch,
Manchmal stehen auf den Bogen, auf der unbeschriebenen
Seite, putzige Hieroglyphen — das macht den Kindern be-
sonders Spaß. Daß es so krause Buchstaben gibt in der Welt
und daß die Russenkinder sie lernen müssen: Sie sind, wer
weiß woher, in die Waldhütten geflogen; aus Kanzeien, die
gestürzt wurden, Läden, Schulen und alten Kirchen-
büchereien. Keins der Blätter in Russisch oder in Polnisch
hat sich träumen lassen, noch einmal in eine niederländische
Volkschule an der Wasserante, unsern der Nordsee zu
wandern.

Gottfried Traub / Kinder

Die großen freuden dicker meist sein von der kindheit abn bis man die welt kndt, aber hernach finden sich wenig rechte vergnügen mehr.

Fürzogin Elisabeth Charlotte von Orleans.

Wer in dieser Kriegszeit Kinder hat, danke dafür von Herzensgrund! Denken wir uns diese Zeit ohne Kinder — dann wäre sie nicht nur trostlos, sondern einfach unerträglich. Sie sind unsere sichtbare Zukunft, für welche diese großen Entscheidungen fallen. Ihre Reihe soll's besser haben. Ihnen wollen wir neue Schätze anvertrauen, auch große Verantwortung überliefern. Die Hauptsache ist, daß sie da sind, leibhaftig vor uns stehen: Jungens und Mädchen, um die es sich lohnt, zu kämpfen und durchzuhalten. Ich weiß, daß einige langsam aber unwillig mir ins Wort fallen und in Erinnerung an die letzten Monate in der Schule oder an Erlebnisse auf der Straße zweifelnd fragen: „Lohnt es sich wirklich?“ Ich sage euch: ja. Wißt ihr genau, welche Entwicklung dies Kind nehmen wird, über das du heute zürnst und dem du morgen nichts zutraust? Nichts ist geheimnisvoller, als das Werden eines Menschen. Am Lebensende kann man die Fäden bequem zusammenbinden, die die Schicksalsstunden eines Menschen folgerichtig aneinanderreichten. Propheten aber haben sich gerade in Kindern tausendmal getäuscht. Solltest du wirklichen Grund zur Klage haben, dann hast du doppelt Pflicht, zu erziehen, zu lieben, zu pflegen und nicht zu verzweifeln, aufzugeben und als der Gerechte auf die Seite zu treten.

Vor allem aber danke ich den Kindern einfach, daß sie da sind. Ihre harmlose Natürlichkeit führt manchen zu Lob und Verwundeten wieder ins Leben zurück. Sie nehmen Freud und Leid vielleicht noch ernster als wir. Aber sie stehen dem Springquell der Natur noch zu nahe, um sich draus bringen zu lassen. Kostbar sind sie in ihrer Art, die Dinge zu nehmen, und wir sind dessen glücklich, weil sie immer wieder geben. Deine Kinder geben dir mehr, als du ihnen. Besonders jetzt in diesen Tagen! Sie zwingen uns oft mit aller Gewalt zu sich, sie fragen verwundert wie aus einer ganz anderen Welt, sie lachen und springen wie früher, sie leben voll, weil sie leise merken, wie schwer die Lebensrüstung zu tragen ist. Der Sonnenschein für hundert Witwen liegt in der Sorge für ihre Kinder. Da strömt Bewußtsein unmittelbar ineinander; da braucht man sich gegenseitig. Eine Kleinigkeit wächst ihnen zum Wunder, und unüberstürzliche Bedenken sind für sie gar nicht da. Die Welt des Kindes ist nie kindisch; sie ist ernst. Wer Kinder nicht ernst nimmt, wird nie ihr Herz gewinnen. Wie tief auf den Grund des Lebens vermögen sie zu sehen und erhalten es mit einem einzigen Wort. Ob unbewußt? ich weiß es nicht. Ich meine, es liegt mehr Bewußtsein drin, als man ahnt. Aber sei dem, wie ihm wolle: wir sollen diesen jungen Gestalten unserer Zukunft von Herzen dankbar sein, daß sie uns umgeben und die Kette des warmen Lebens in ihren Händchen halten. Unsere Kinder bleiben unsere Schätze und die Kleinodien des Volks. Auch in Kriegszeiten, ja darin doppelt hat man das Recht, sich ihrer zu freuen. Erdrücke sie nicht, die Kleinen, und mit den Großen gehe zu den Großen.

Soziale Bewegung

Vom neuen Geist. Eine Nachricht aus Sachsen, die vor dem Kriege das größte Aufsehen erregt und zweifellos zu heftigen parteipolitischen Erörterungen geführt hätte, wird heute wie eine

Selbstverständlichkeit nur nebenbei erwähnt: Das sächsische Ministerium des Innern hat dem sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Fräßdorf, der nach 21jähriger erfolgreicher Wirksamkeit von seinem Amte als Vorsitzender der Ortskrankenkasse Dresden schied, eine künstlerische Anerkennungsurkunde überreichen lassen. In ihr heißt es: „Der Vorsitzende der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Dresden, Herr Karl Julius Fräßdorf, hat bei den vom Ministerium des Innern während des Krieges zur Verhütung eines Notstandes und zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt getroffenen Maßnahmen, insbesondere bei den Arbeiten des Landesausschusses für Kriegshilfe, mit großem Eifer und bewährter Sachkenntnis dem öffentlichen Wohle wertvolle Dienste geleistet und dadurch beigetragen, der Bevölkerung ihre opferwillige und zuverlässige Stimmung zu bewahren. Nicht minder würdigt das Ministerium des Innern die segensreiche Tätigkeit, welche die bisher von ihm geleitete Dresdner Allgemeine Ortskrankenkasse sowie die übrigen dem Verbands sächsischer Ortskrankenkassen angehörenden Kassen während des Krieges entfaltet haben, und es nimmt deshalb gern Veranlassung, Herrn Fräßdorf für seine gemeinnützige Wirksamkeit seine dankbare Anerkennung auszusprechen.“ Auch das Versicherungsamt der Stadt Dresden hat Herrn Fräßdorf den herzlichsten Dank für die von ihm der Kasse geleisteten wertvollen Dienste ausgesprochen und dabei gleichzeitig dem Wunsche Ausdruck verliehen, daß es ihm noch lange vergönnt sein möge, seine Arbeitskraft und seine Erfahrung auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung zu betätigen. — Man muß wissen, daß der sozialdemokratische Hauptführer des Krankenkassenwesens Deutschlands bis in die letzten Jahre hinein sehr häufig Gegenstand erbitterter Angriffe wegen angeblich zu rücksichtsloser Vertretung von Arbeiterinteressen im Kassenleben gewesen ist, um die staatliche Anerkennung seiner Verdienste richtig würdigen zu können. Es hat eben doch eine andere, richtigere Wertung der Arbeiterorganisationen überall, auch bei den Behörden, während des Krieges Platz gegriffen.

Das Jubiläum des Buchdruckerverbandes, der am 20. Mai auf ein 50 jähriges Bestehen zurückblicken konnte, hat sich zu einem von der gesamten Gewerkschaftspresse herzlich mitgefeierten Gedentag gestaltet. Mit Recht! Diese älteste deutsche Arbeiterorganisation ist durch ihre innere Kraft und ihre äußeren Erfolge längst zu einem allgemein beachteten Vorbild, zu einer hochgeschätzten Führerin der deutschen Gewerkschaftsorganisationen geworden. Die Bestrebungen auf einen festen Zusammenschluß der im Buchdruckgewerbe beschäftigten Arbeiter reichen bis in das Ende der 40 er Jahre zurück. Zur endgültigen Gründung des Verbandes aber kam es erst im Jahre 1866, nachdem der damalige Fortbildungsverein für Buchdrucker und Schriftgießer in Leipzig die einleitenden Schritte getan hatte. Die neugeschaffene Organisation war in erster Linie darauf bedacht, Unterstützungseinrichtungen einzuführen, um dadurch ein Anziehungsmittel für die Arbeiter zu haben. Daß er daneben auch die Hebung der Lohn- und sonstigen Arbeitsverhältnisse nicht außer acht ließ, hat die Geschichte des Buchdruckerverbandes gezeigt. Der erste Tarif wurde durch ihn im Jahre 1873 abgeschlossen. Die spätere Zeit war dem Ausbau dieser sozialen Einrichtung gewidmet, und es darf gesagt werden, daß trotz heftiger Kämpfe nicht nur gegen das Unternehmertum, sondern auch gegen die Behörden und Widerstrebende in den eigenen Reihen, namentlich auch gegen die sozialdemokratische Parteipresse, der Buchdruckerarif zur immer größeren Vollkommenheit ausgestaltet worden ist. Der Verband deutscher Buchdrucker hat, wie das Organ der bürgerlichen Sozialreformer, die „Soziale Praxis“ in ausgezeichnete Zusammenfassung hervorhebt, der Arbeiterschaft gezeigt, daß die richtige Einschätzung der eigenen Kräfte und der Kräfte des Gegners, die Fernhaltung parteipolitischer Gesichtspunkte und überschwänglicher Redensarten, Festigkeit in Zielsetzung und Forderungen, aber auch klare Erkenntnis des jeweils Erreichbaren die Grundlagen einer aufrechten und verantwortungsbewußten Arbeiterpolitik sind. Er hat zugleich den Blick für Wert und Bedeutung gewissenhafter Führer, aber auch gesunden Vertrauens zu ihnen geschärft. Darüber hinaus hat der Buchdruckerverband den Gegnern des Arbeiteraufstiegs und der Sozialreform gezeigt, daß die Politik der gewerkschaftlichen Wachsamkeit und Kampfbereitschaft nicht nur für die Arbeiter, sondern, wenn die Arbeitgeber die Zeichen der Zeit verstehen und sich dem Mitbestimmungsverlangen nicht entgegenstellen, für ein ganzes Gewerbe von günstigstem Einfluß auf die Gestaltung der Arbeits- und Konkurrenzverhältnisse sein kann; nicht in einer innerlich unwahnsinnigen Verfechtung grundsätzlicher Harmonie zwischen Arbeitgeber und -nehmer und im Verzicht auf allen selbständigen Arbeiterwillen liegt die gesunde gewerbliche Entwicklung begründet, sondern in der freien vertraglichen Verständigung der sich als gleichberechtigte Mächte würdigenden Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitern. Für dieses Vorbild hat die deutsche Arbeiterschaft alle Ursache dem Buchdruckerverbande dankbar zu sein. In seinem zielstreuen Geiste werden alle Arbeiterverbände am Aufbau des neuen Deutschlands mitarbeiten müssen. Mögen es dann auch die Unternehmer nicht fehlen lassen!

Gewerkschaftspolitik nach dem Kriege. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter wird, so meint das Organ der Hirsch-Dunderschen Maschinenbauer, nach dem Kriege infolgedessen daselbe sein, wie es vorher war, als es beiden gemeinsame Interessen gibt, z. B. das gemeinsame Interesse am Wohlergehen des Vaterlandes und an einem guten Geschäftsgang der Industrie. Die Gegensätze kommen bei der Verteilung des Produktionsgewinnes (Gehalt, Lohn, Afford), bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen und bei der Frage des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter über die Aufstellung und Kontrolle der Arbeitsbedingungen im Betrieb. Diese Gegensätze bestehen auch nach dem Kriege in unverminderter Form. Die Grundlage aber, von der aus die Arbeiterorganisationen, bei der Austragung dieser Gegensätze, für die Interessen der Arbeiter eintreten, kann eine ganz andere sein. Sie wird eine viel bessere sein, wenn die Arbeiterorganisationen aus den Kriegserlebnissen die richtige Lehre ziehen. Gegen den zähesten Widerstand einflussreichster Kreise nimmt die Reichsregierung jetzt in der Kriegszeit eine Erweiterung der Rechte der Arbeiterorganisationen vor. Diese Absicht beweist, daß in Regierungskreisen eine bessere Ansicht über die Arbeiterorganisationen vorhanden ist. Dasselbe kann von einigen der politischen Parteien gesagt werden, auch weitere Volkskreise stehen heute den Arbeiterorganisationen nicht mehr so ablehnend gegenüber wie vor dem Kriege. Wenn demnach die freien (sozialdem.) Gewerkschaften auf ihrem heutigen Standpunkt auch nach dem Kriege verbleiben: Anerkennung der Staatsnotwendigkeit, klare Trennung zwischen ihrer Arbeit und den parteipolitischen Aufgaben, dann ist die Grundlage, von der aus die Arbeiterorganisationen für die Arbeiterinteressen eintreten, nach dem Kriege eine weit bessere, als sie vorher war. Dazu kommt dann allerdings auch das Verhältnis der Arbeiter-Organisationsrichtungen unter sich. Handeln die freien Gewerkschaften so wie angegeben, dann würde das gegenseitige Verhältnis mit der Zeit ganz von selbst besser werden. Was das für die Arbeiterinteressen bedeuten würde, brauchen wir nicht besonders hervorzuheben.

Büchertisch

Bernhard Guttman. Huber und Cog. Ein zeitgenössisches Gespräch. Eugen Diederichs, Jena. 1916. 64. S. Geb. 1,85 M.

Eine sehr ernste Sache in unterhaltender, z. T. sehr geistreicher Form. Aus seiner langjährigen Erfahrung als Londoner Auslandsredakteur der „Frankfurter Zeitung“ sucht Guttman uns das Verständnis des englischen Volkscharakters sowie des englischen Weltreiches in seinen menschlichen und ethischen Werten näher zu bringen. Seine Ergebnisse decken sich im allgemeinen mit dem, was Raumann in Mitteleuropa über den Unterschied des englischen individualistischen Kapitalismus vom deutschen Kapitalismus zweiter Stufe, der mit dem organisierten Volke rechnet, sagt und den Unternehmungen, die Troelsch über westliche und deutsche Freiheit gefunden hat. Guttman führt uns diese Fragen nicht systematisch, sondern dialogisch vor, im Gespräch zweier vollständiger Vertreter der beiden sich betriegenden Völker, das sich auf neutralem Boden, in Holland, auf der Bank eines Parkes durch den glücklichen Zufall eines widerwehten Taschentuches zwischen den Widerstrebenden entwickelt. Dem ernsthaften Gespräch geht das Satyrspiel voraus. In einem sehr geistreichen Einfall zeigt nämlich Guttman, daß bei einem Gespräch zwischen zwei Menschen im Grunde immer sechs beteiligt sind, nicht nur A und B, sondern auch A 1, das ist das Bild, das sich A von sich selbst macht und entsprechend B 1, der lieberdeutsche Herr Edelhuber und der Ueberengländer Sir Ralph Supercog, weiter A 2 und B 2, die dummen häßlichen Bilder, die man voneinander macht, der Deutsche: Duckmanst, der benötigende, unfreie Spießer und der englische Automat, in den man 10 Pf. hineinsteckt, um ihn Fußball, Roastbeef, Britannia rule the waves, nieder mit den Deutschen usw. schnarren zu lassen, den groben Klotz mit den wasserblauen Augen in dem roten Gesicht, die Peise zwischen den gelben Hauern. Nun, diese Leute beweisen sich in einem imaginären Gespräch erst gegenseitig ihre Minderwertigkeit, und zwar auf Grund von 1 M.-Büchern, aus denen sie sich über den Gegner belehren, bis sich bei den Vorwürfen von Mord und Niedertracht als Nationalalastern, die der deutsche Professor der Germanistik für die Türkei, immer im Wagnerstil sprechend, durch den Hinweis auf Heinrich VIII. bekräftigt, der englische Gent gar durch Heranziehung Albwins, des Longobardenkönigs, die Gemüter derartig erhizen, daß eine Explosion erfolgt, die unwirklichen Gestalten verfliegen, die Luft ist rein, und nun beginnt noch etwas großend und widerstrebend die ernsthafteste Auseinandersetzung. Dieses Buch wünschen wir in recht viele Hände. Die 1 M.-Bücher, von denen wir übrigens — zu unserem Ruhme sei es gesagt — einige recht gute, von falscher „patriotischer Wissenschaft“ freie besitzen, helfen uns nicht den Krieg gewinnen. Einmal aber wird Friede sein, und ob Krieg oder Friede, immer ist es besser, verstehen zu wollen, als nur die Augen zuzumachen und zu hoffen.

Scottie.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: je 1 M.: Fr. v. G. in W., Musl. W. im Felde, Ers.-Ref. W. im Felde, 1,50 M.: Fr. W. in W., je 2 M.: Frau Oberlehrer J. in O., W. W. in S., Unteroff. F. im Felde, Unteroff. S. im Felde, Gestr. Sch. im Felde, 2,50 M.: G. E. in E., je 3 M.: Fr. M. in D., Unteroff. S. im Felde, Unteroff. J. in A., Flieger W. in T., Schwester W. W. im Felde, je 5 M.: Lt. S. im Felde, Unteroff. W. im Felde, R. S. in J., Lt. E. im Felde, Unteroff. G. im Felde, 6 M.: Feldmag.-Jusp. Sch. im Felde, je 6,50 M.: Fr. M. R. in W., Lt. M. im Felde, je 10 M.: Lt. b. R. S. im Felde, Oberlt. St. im Felde, Fr. E. in S., Lt. R. zur See, Feldprediger R. im Felde, 15 M.: Stabsarzt Prof. Dr. P. im Felde.

Kriegs- und Heimatchronik: Oberlehrer G. in Schm.-S. 3 M.

Für erblindete Krieger: Lin. Wald im Felde 50 M.

Bücher für Armee und Marine: R.-A. A. in Blotho: 1 Kiste Bücher, z. T. für kriegsgefangene Kademiter bestimmt, W. S. in Schöneberg: 23 Bücher, Heinrich Lang, Mannheim: je 25 Kurza, Germania Pest 1—3, Karl Blacht, Neuport im Auftrag verschiedener Geber: 22 Hefte, Nieder deutscher Dichter, von einer Expeditionsfirma aus Coblenz (Name des Absenders unleserlich) 6 Broschüren und eine Anzahl Hilfe- und Kosmoshefte, Reg.-Baumstr. W. in Kiel: 1 Buch und mehrere Hefte Hilfe und Das größere Deutschland, Agnes Th. in Hannover: 10 Bücher, 1 Hschr.-Heft, Prof. M.-A. in Berlin: 13 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Für Leser im Felde oder in Lazaretten werden uns von einer Freundin der „Hilfe“ nachstehende Werke zur kostenlosen Weitergabe angeboten:

E. Mach: Die Analyse der Empfindungen.

Hertwig, Ostar: Lehrbuch der Entwicklungsgeographie.

Bonnet, Robert: Lehrbuch der Entwicklungsgeographie.

Bernorn, Max: Allgemeine Physiologie (je 1 Exemplar der 3. und 4. Aufl.)

Schulparzer: Werke.

Entsprechende Wünsche werden von uns weiterbefördert.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Häumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Heftausgabe der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Verlagsanstalt Augustin & Co., Berlin-Charlottenburg über die neue Monatschrift „Neu-Deutschlands Frauen“ bei. Der Verlag verbindet auf Wunsch gern kostenlos und portofrei Probenummern, die am besten Gelegenheit geben, sich über Ziele und Inhalt des neuen Blattes zu orientieren. Den Prospekt, der ein Mitarbeiterverzeichnis enthält, empfehlen wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser.

In der Heftausgabe finden unsere Leser heute den Prospekt der *Neuen Deutschen Bücherrevue*, über die Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung, auf den wir unsere Leser in der Heimat schon in letzter Nummer mit einigen ausführlichen Zeilen aufmerksam gemacht haben.

„Einige Armeekorps mehr im Felde“

Wenn am 4. Juni nach Abschluß der Sammlung für jeden deutschen Soldaten ein Buch bereitliegt, so haben wir einige Armeekorps mehr im Felde, gute, stille, treue, reiche Kameraden für unsere Krieger, die immer da sind, wenn man sie braucht, und die mehr geben, als mancher Mensch geben kann — eine ganze Seele.

(X. Lews im Berliner Tageblatt.)

Vergeßt die Reichsbuchwoche nicht!

• 20. Mai bis 3. Juni 1916 •

Die Fünfzig Bücher

Eine neue
Bücherreihe

Berliner Novellen

von E. A. Hoffmann

Die Meister-Novellen E. A. Hoffmanns aus dem Berlin der Romantikerzeit: „Des Betters Kassensturz“, „Die Trautwahl“ und „Das alte Haus“. Eingeleitet von Franz Seppmann.

Paris 1870-71

Zeitgenössische Tagebuchblätter und Berichte aus der belagerten Stadt von Victor Hugo, Sarah Bernhardt, Edmond de Goncourt, Théophile Gautier, Laboulaye und anderen mit einer Einleitung von Karl Scheffler.

Herodot

Orientalische Königsgeschichten

Die bekanntesten Geschichten aus Herodot, wie die Sagen von Ogyes und Randaules, von Cyrus und der Königin Kombris, von den Kriegszügen des Kambyses und Xerxes gegen Ägypten und Hellas. Eingeleitet von Paul Ernst.

Der junge Fritz in Rheinsberg

Berichte von Zeitgenossen Friedrichs des Großen und Briefe aus seiner Rheinsberger Zeit an Voltaire, an die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, an den General von Grumbow, an Jordan usw. Eingeleitet von Walter von Molo.

Oesterreichische Novellen

Vier Meisterwerke: „Der arme Spielmann“ von Grillparzer, „Die Rarigpan-Rise“ von Friedrich Salin, „Bergmilch“ von Adalbert Stifter, „Die Braut des Gelehrten“ von Ferdinand Kürnberger. Mit einer Einleitung von Felix Salten.

Maria Theresia: Familienbriefe

Briefe Maria Theresias an ihre Kinder, insbesondere an Maria Antoinette und Kaiser Joseph, sowie an Vertraute ihres Hofes, mit einem Anhang „Maria Theresia im Kreise der Ihren“ und einer Einleitung von Stefan Großmann.

Jeder Band gebunden 50 Pfennig

VERLAG ULLSTEIN & CO / BERLIN

Eine Auswahl guter Bücher für die Reichsbuchwoche

Heimatsieg. Von Gottfried Traub. Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Zähes Geduld und unerschütterliche Siegesgewissheit — dazu ruft G. Traub Deutschland hinter der Front auf.

Aus der Waffenschmiede. Von Gottfried Traub. 6.—10. Tausend. Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Eine überaus erfreuliche Gabe, für die Unzählige dem Verfasser dankbar sein werden.

Schwert und Brot. Von Gottfried Traub. 6.—10. Tausend. Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Seine Worte haben Gestalt und Kraft, und es geht eine erhebende und stählende Wirkung von ihnen aus.

Geld oder Leben? Ein Buch für Deutsche. Von Heinrich Lohm.

Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Das Buch ist ebenso für das Geld wie für die Heimat und konnte nur von einem geschrieben werden, der ein Leben lang die deutsche Sorge im Inlande und Auslande auf dem Herzen getragen.

Der Glaube des Tapferen. Von Heinrich Lohm. 16. Tausend. Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Auch für die, die draußen im Felde Kampf und Entbehrung tragen, ist dieses Buch ein vortreffliches seelisches Stärkungsmittel.

Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt! Von Johs. Höfner. 4. Tausend. Schön geb. M. 2.—. Feldpostausgabe M. 1.60.

... Es sind wirklich herbebringende Worte und Mahnrufe an unser Volk. Sie tragen die Kraft in sich, den Geist der Jünger und Zuschauer unter uns zu heben.

In haben in jeder Buchhandlung und auf Bahnhöfen. Wo eine Buchhandlung nicht erreichbar, wende man sich an den

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

Das BADNER LAND

mit seinen

reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee)

bietet auch während des Krieges Heilbedürftigen, Erholungssuchenden und Wanderern angenehmen und ruhigen Aufenthalt

Führer und Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den

Fremdenverkehrsverband i. Karlsruhe.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reisinger, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

8. Juni 1916

Die Hülfe erscheint Donnerstag
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Reis das Rückporto beizufügen.

Wiederjahrspreis ab 1. Juli im
Buchhandel 3 M., beim Briefträger
und am Zeitungsstall der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Fernsprecher: Amt Köpenick 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 23

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Melamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Gr.
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschmerz. — **Friedrich Naumann:** Der Vorwurf der
Schwäche. — **Gertrud Bäumer:** Die Frauenfrage im künf-
tigen Deutschland. — **Dr. Leon Suleiman:** Die Stellung der
Araber zur Türkei. — **Dr. Walther Schotte:** Halb- und
höheren Schulwesen. — **Berta Duenning:** Wir zu Hause. —
Gottfried Traub: Geist. — *** * *:** „Du.“ — Soziale
Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 28. Mai.

Da in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Be-
nennung der Kandidaten für die künftige Präsidentenwahl auf
Mitte Juni anberaumt ist, so darf man wohl annehmen, daß alle
politischen Schritte der Wilsonschen Regierung in den nächsten
Wochen noch stärker als sonst durch Wahlrückichten bestimmt wer-
den. Unter diesem Gesichtspunkt betrachten wir die amerika-
nische Protestnote an England über die Behandlung
der neutralen Post. Es wird unseres Erachtens diesem Schriftstück
in einigen deutschen Zeitungen eine zu große sachliche Bedeutung
beigemessen. Die betreffende Note besagt, daß England sowie auch
andere Staaten in früheren Kriegen die Unverletzlichkeit der neu-
tralen Postsendungen geachtet hätten und daß Deutschland auch im
gegenwärtigen Kriege es unterlasse, die neutrale Post selbst an Bord
feindlicher Handelsdampfer mit Beschlag zu legen; England aber
habe eine ungesetzmäßige und willkürliche Methode angenommen,
neutrale Schiffe zum Anlaufen von Häfen zu zwingen, um dort
die Postsendungen zu beschlagnahmen. Wichtige und unersehbare
Dokumente seien dadurch verlorengegangen und häufige Verzöge-
rungen vorgekommen. Die Note schließt klangvoll: Nur eine
radikale Aenderung in der englisch-französischen Politik dadurch,
daß die vollen Rechte der Vereinigten Staaten als einer neutralen
Macht wiederhergestellt werden, wird die amerikanische Regierung
befriedigen! — Schon die begleitenden Erörterungen aber zeigen,
daß dieser auf den amerikanischen Wähler berechnete Schluß nicht
gar zu ernsthaft aufzufassen sei; denn es wird zugestanden, daß in
Briefen enthaltene oder durch die Post versendete Wertpapiere,
Aktien, Zinsscheine, Schecks, Wechsel und dergleichen als Ware an-
zusehen seien. Das will ja wohl bedeuten, daß sie einer Prüfung
unterworfen werden können. Nur die Handelskorrespondenz und
derartige Papiere müßten als private Korrespondenz behandelt wer-
den. Die „Daily Mail“ erfährt dazu aus New York, nur die Worte
der Note seien scharf, die allgemeine Stimmung sei ganz freundlich.
Dem entspricht nun auch auf der englischen und französischen Seite,
daß man zwar gegen Wilson harte Töne anschlägt, aber durchaus
nicht gegen die Amerikaner im allgemeinen. Es wird von London
und Paris aus für die Wahl Roosevelts Stimmung gemacht, wobei
vorausgesetzt wird, daß Roosevelt kriegslustiger sei als Wilson.

Auf dem österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz sammelt sich
das Interesse immer mehr um die zwei besetzten Plätze Arfiero

und Asiago. Beide sind durch Eisenbahn mit Vicenza ver-
bunden. Von der Befestigungsgruppe bei Arfiero gelangte das
Panzerwerk Casa Ratti in die Hände des österreichischen Leutnants
Mlatzer, der mit seinen Leuten vom Sappeur-Bataillon 14, unge-
achtet heftigen beiderseitigen Feuers, in das Werk eindrang und
feindliche Sappeure, die es sprengen wollten, im letzten Augenblick
noch gefangen nahm, so daß drei unverkehrte schwere Panzer-
haubizen in die Hände der Österreicher fielen. In der Umgebung
von Asiago aber bemächtigten sich die Österreicher und Ungarn des
Berggründens, der zwischen Suganatal und Asiago sich erstreckt. Die
Gesamtzahl der in den dortigen Kämpfen erbeuteten Geschütze hat
sich auf 284 erhöht.

Montag, 29. Mai.

Der türkische Kriegsminister Enver Pascha setzt seine Reise
im Innern der Asiatischen Türkei fort und ist vor einigen Tagen in
Bagdad mit großen Ehren empfangen worden. Er besuchte die
heiligen Grabstätten und verteilte den Koran. Es liegt ihm offen-
bar sehr viel daran, das Vertrauen der arabischen Bevölkerung in
Mesopotamien ebenso zu gewinnen, wie es ihm vor einiger Zeit in
Syrien gelungen zu sein scheint. Man darf nicht vergessen, daß die
Zahl der Osmanen in diesen Gebieten viel zu gering ist, um den
Krieg allein führen zu können. Da nun aber die jungtürkische Be-
wegung von Haus aus eine osmanische nationale Bewegung gewesen
ist, so bedarf es der besonderen Anfeuerung der Araber und anderer
nicht-osmanischer Nationalitäten. Enver Pascha ist der Mann, der
am ehesten über die Grenze seiner Nationalität hinaus ein kriege-
risches Reichsbewußtsein auf islamitischer Grundlage wecken kann.
Die Phantasie der Orientalen vergleicht ihn mit Alexander dem
Großen und Napoleon. Die Kämpfe gegen Russen und Engländer
werden im Norden, Osten und Süden von Bagdad fortgesetzt.

Die „Times“ erfahren aus Peking, daß der Diktator
Puan-shik'ai schwer erkrankt ist. Es wird behauptet, daß er
vergiftet worden sei. — In Japan hat der Ministerpräsident
Graf Okuma seine Entlassung eingereicht. Als sein Nachfolger
wird Baron Kato genannt. Dieser Baron Kato ist derselbe,
der im Jahre 1914 als damaliger Minister des Äußeren den
mitteleuropäischen Mächten den Krieg erklärte. Als er nachher
durch eine innerpolitische Wendung zeitweise aus der Regierung
herausgeschoben wurde, äußerte er, der Krieg in Europa gehe die
Japaner absolut nichts an. Zwischen ihnen und Deutschland exis-
tiere, offenbar nach der Einnahme von Kiautschou, kein Kriegs-
grund. Welche Haltung von ihm in Zukunft zu erwarten ist,
können wir durchaus nicht wissen. Es verlautet, daß schon seit
längerer Zeit zwischen Rußland und Japan handelspolitische Ab-
machungen im Gange sind, durch die für die Zeit nach dem
Kriege den Japanern weitgehende Vorzugsrechte im russischen
Handel zugestanden werden. Es ist wohl möglich, daß die japa-
nischen Industriellen ein doppeltes Geschäft machen wollen, indem
sie jetzt als Waffenlieferanten der Russen ihre Fabriken ver-
größern und später den Absatz von Maschinen nach Rußland in
ihrer Hand behalten möchten.

Dienstag, 30. Mai.

Der deutsche Kriegsbericht enthält seit längerer Zeit wieder
einmal eine bedeutsamere Nachricht vom Kriegsschauplatz nörd-

lich von Saloniki. Es heißt dort: „Deutsche und bulgarische Streitkräfte besetzten, um sich gegen augenscheinlich beabsichtigte Ueberraschungen durch die Truppen der Entente zu sichern, die in diesem Zusammenhang wichtige Kupelenge an der Struma. Unsere Ueberlegenheit zwang die schwachen griechischen Posten, auszuweichen. Im übrigen sind die griechischen Hoheitsrechte gewahrt worden.“ Man sieht es dieser Meldung an, daß sie mit großer Vorsicht abgefaßt ist. Aus verschiedenen französischen und anderen Mitteilungen machen wir uns das Bild, daß die bulgarischen und deutschen Truppen eine weitere Ausdehnung der französisch-englisch-serbischen Saloniki-Armee nach Osten über die Struma hinaus unter keinen Umständen dulden wollten, daß sie aber mit ihrem Eingriff solange wie möglich gezögert haben, um griechische Neutralitätsrechte nicht zu verletzen. Schließlich aber ist es unvermeidlich gewesen, die griechische Grenzfestung Rupel und den Sirich bis nach Seres hin zu besetzen. Das geschah auf Grund desselben Verfahrens, nach dem die Vierverbandsmächte schon längst an zahlreichen anderen Stellen sich auf griechischem Boden militärisch eingerichtet haben. Der Abmarsch der Griechen ist nach telegraphischer Anfrage in Athen auf friedliche Weise unter formellem Protest vor sich gegangen. Damit sind diejenigen griechischen Truppen, welche weiter östlich zwischen Seres und Kawalla stehen, vom Zusammenhang mit der übrigen griechischen Armee abgeschnitten. Aus Athen wird gemeldet, es handle sich bis jetzt um 30 000 Mann bulgarischer Truppen und um mehrere deutsche Eskadronen, die rasch in der Richtung auf Kawalla vorrückten. Bulgaren und Deutsche seien bereits in Seres eingerückt. Die Hauptstellungen der Franzosen, Engländer und Serben befinden sich westlich von Saloniki am Vardar-Flusse.

Während Franzosen und Italiener immer lauter nach dem Eingreifen der russischen Armee rufen, damit ein Teil unserer mitteleuropäischen Kräfte nach dem Osten abgelenkt werde, und mit der russischen Zurückhaltung sehr wenig zufrieden sind, tauschen englische und russische Minister und Abgeordnete weiterhin schöne Verbrüderungsreden untereinander aus. Der russische Minister Sazonow sagte in diesem Zusammenhang: Nachdem nun auch vollständige Uebereinstimmung zwischen der russischen und der englischen Regierung über die östlichen Probleme herbeigeführt ist, sei damit die Morgenröte eines neuen Tages der Weltpolitik angebrochen. Das Bündnis gegen den gemeinschaftlichen Feind sei ein Bündnis für alle Zeiten geworden. In dieser wachsenden Freundschaft zwischen England und Rußland liege der Frieden der Welt für Kinder und Kindeskinde. — Das klingt sehr wunderbar für alle diejenigen, die sich der großen und wohl unauslöschlichen Gegensätze erinnern, die in China, Tibet und Persien zwischen England und Rußland vorhanden sind. Es ist wohl glaublich, daß man vorübergehend diese Gegensätze verschleiern, aber kaum möglich, daß man sie für alle Zeiten beseitigen kann; denn sowohl die Beherrschung Pekings wie die Besetzung der Straße zum Persischen Golf sind und bleiben weltgeschichtliche Probleme. England versteht es aber, die bedrückte Lage der Russen unter der Form größter Freundschaft für sich auszunutzen und gleichzeitig den Kriegseifer der Russen immer von neuem anzufachen. Die Russen verstärken ihre Wachen an der rumänischen Grenze und verhindern Post- und Geschäftsverkehr fast völlig, teils um den Rumänen ihre Macht zu zeigen und teils um unmöglich zu machen, daß auf dem Wege über Rumänien russische Rohstoffe nach Mitteleuropa gelangen. Der rumänische Gesandte in Petersburg soll abberufen werden, weil er, wie es heißt, der russischen Regierung Versprechungen gemacht habe, zu denen er nicht berechtigt war.

Sowohl um Asiago herum wie bei Arfiero machen die Oesterreicher neue Fortschritte.

Mittwoch, 31. Mai.

Die Tatsache, daß in Serbien viele Menschen durch Hunger zugrunde gehen oder wenigstens ihre Lebens- und Arbeitskraft einbüßen, wird von niemand bezweifelt, obgleich der englische Unter-

staatssekretär im Auswärtigen Amt, Lord Robert Cecil, davon noch keine amtliche Kenntnis hat. Auf eine Anfrage des englischen liberalen Abgeordneten Bryce wird geantwortet, daß die Regierungen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn für die Zivilbevölkerung in Serbien, Montenegro und Albanien sorgen sollen als Entgelt für die Unterstützung der Bevölkerung in Belgien und Polen. Das heißt mit anderen Worten: Die Engländer wollen ihre verunglückten balkanischen Bundesgenossen hungrig sitzen lassen und verlangen von uns, deren Nahrungsbestand durch englische Blockade verkürzt wird, daß wir noch für die Serben und Genossen abgeben sollen. Gewiß sind die mitteleuropäischen Mächte zu jedem Werk der Menschlichkeit bereit, soweit es ihnen möglich ist; hier aber liegt die moralische Pflicht des Vierverbandes doch offen zutage.

Im Deutschen Reichstag gibt es bei Gelegenheit einer Aussprache über Zensur sehr unangenehme Äußerungen vom konservativen Abgeordneten von Graefe und vom nationalliberalen Abgeordneten Hirsch-Essen über die Kriegsführung zur See und über die parlamentarische Vertretung des Auswärtigen Amtes. Es wird aus diesem Anlaß in privaten Kreisen viel darüber gesprochen, welcher Art die Rolle und Aufgabe der Volksvertretung im Kriege sein kann. Daß in Fragen der Ernährung und der inneren Verwaltung die Volksvertretung ihren vollen Einfluß, wie im Frieden, geltend zu machen hat, wird trotz der allgemeinen Vollmachten, die dem Bundesrat und dem Reichskanzler gegeben worden sind, im Grunde von niemand ernstlich bestritten, wie denn auch alle Finanzfragen, soweit die Aufbringung der Mittel in Betracht kommt, selbstverständlich nicht ohne den Reichstag behandelt werden können. Was die Heeresleitung zu Wasser und zu Lande und die Führung des diplomatischen Dienstes anlangt, so stehen theoretisch das Oberkommando des Kaisers und die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers durchaus fest; praktisch aber wird von einer höchst energischen Gruppe mit immer neuen Mitteln der Versuch gemacht, einen Wechsel der leitenden Personen zu erzwingen. Wir unsererseits halten diese Versuche für unberechtigt und verderblich; denn wir haben nach 22 Kriegsmonaten zu unserer obersten Leitung ein durch die Erfahrungen dieser langen und schweren Zeit festgestelltes Vertrauen, während wir durchaus nicht wissen, ob ein Personen- und Anschauungswechsel an leitender Stelle der Kraft und Einheitlichkeit der Nation und dem Zusammenhalt mit unseren Verbündeten irgendwie nützlich sein könnte. Es ist bedauerlich, daß die verantwortlichen Männer inmitten ihrer aufreibenden Arbeit sich mit derartigen Gegenbewegungen beschäftigen müssen. Der Krieg sollte für alle Teile ein Erzieher zur nationalen Disziplin sein. So wenig erfreulich die Abirrungen des linken Flügels der Sozialdemokratie sind, so stören sie die einheitliche Gesinnung des ganzen kämpfenden Volkes fast weniger als eine unausgesetzte Kritik von der entgegengesetzten Seite. Wir Deutschen haben bisher im Kriege stolz darauf sein können, daß der staatliche Wille mit Macht und Geschlossenheit einer Welt von Feinden gegenüber den Sieg behalten hat. Daran wollen und dürfen wir nicht rütteln lassen.

Auch im französischen Parlament entstehen, wie in allen Volksvertretungen kriegsführender Staaten, durch die Länge der Zeit immer erneute Spannungen. Neuerdings hat die französische Zensur in einem offiziellen Protokoll den Satz gestrichen: „Die Kammer und der Ministerpräsident sind sich über die Grundlagen einer ständigen Armeekontrolle einig“. Darunter ist zu verstehen, daß das Parlament einen beständigen Kontrolldienst bei den französischen Armeen erlangt hat, um der Vorbereitung, dem Funktionieren und der Verwendung der Armeen folgen zu können. Diese Parlamentskontrolle ist nicht eigentlich ein Eingriff in die Heeresleitung, grenzt aber doch nahe daran. Wer im Heer unzufrieden ist, wendet sich an diese Kontrolle. Daß die französische Heeresleitung sich etwas Derartiges gefallen läßt, ist ein sehr deutliches Anzeichen großer innerer Schwierigkeiten, und daß die Zensur den Versuch macht, diese Vereinbarung zwischen Ministerpräsident und Kammerkommission der Öffentlichkeit vorzuenthalten, beweist, wie die in der Zensur sitzenden militärischen Kräfte über den ganzen Vorgang denken.

Donnerstag, 1. Juni.

Der neue Kriegsmonat beginnt mit einem schönen und sonnigen Himmelfahrtstage. Die Natur bleibt sich treu in der drängenden Fülle der Veränderungen. Aller schöne Zauber des heimatischen Waldgeländes läßt die Menschen zu Hause nicht vergessen, daß draußen, an den verschiedensten Stellen gleichzeitig unter höchster Anspannung gekämpft wird. Mit ganz besonderer Freude wird das österreichische Kriegstelegramm aufgenommen, nach welchem die vom Erzherzog Eugen geführten Streitkräfte die beiden befestigten Orte Asiago und Arsiero erobert haben. Das ist ein überraschend schneller Fortschritt. Jetzt stehen die österreichisch-ungarischen Truppen an diesen zwei Stellen schon in alten, vor dem Kriege errichteten italienischen Festungsanlagen. Beide Bergfesten sind mit einem Kranz von Forts umgeben, die weit hinauf in das Gebirge reichen. Ob schon alle Forts genommen worden sind, läßt sich heute noch nicht erkennen, aber sicher ist die große Hauptleistung geschehen. Die Gesamtzahl der gefangenen Italiener an der Südtiroler Grenze beträgt nun über 30 000, darunter fast 700 Offiziere und zu ihnen 300 Geschütze. Man hört von allen Seiten freudiges Besprechen des Siegeszuges unserer Waffengenossen. Das hohe Gebirge liegt nun hinter der kämpfenden Truppe. Es wird aber wohl nötig sein, daß schwere Artillerie und genügend Munition auf den Bergstraßen nachgeschafft werden können, ehe die sicher und vorsichtig geleiteten Oesterreicher in die Ebene hinabsteigen werden. Aus englischen Zeitungen sieht man, wie überraschend es den Engländern kommt, daß die von ihnen unterschätzte österreichische Militärmacht einen so vorzüglichen Beweis ihrer Stärke und technischen Vervollkommenung ablegt.

Damit neben der Freude die Trauer nicht ganz fehlt, erfahren wir gleichfalls an diesem Himmelfahrtstage, daß die südlichste Bezirks- und Militärstation von Deutsch-Ostafrika, Neu-Langenburg, in die Hände der Feinde gefallen ist. Der englische Bericht darüber besagt, daß die britischen Streitkräfte dort Mengen von Munition und Lebensmittel aller Art vorgefunden hätten. Wenn dieser Satz einigermaßen wahr ist, so beweist er, daß es den Unsrigen noch nicht ganz schlecht geht, daß sie aber auch im Süden die entfernter liegenden Grenzgebiete leider nicht mehr haben halten können.

Oberst Karl Müller, der Schriftleiter des Berner „Bund“, ist gestorben. Er war einer der hervorragendsten unter den neutralen Kriegsberichterstattern, die die deutsche Front besuchen durften. Seine Kenntnis militärischer Verhältnisse und die Sachlichkeit seiner Darstellungen wurden in der Schweiz und bei uns sehr geschätzt.

Freitag, 2. Juni.

Heute ist ein großer Tag in der deutschen Geschichte, denn was seit 1½ Jahrhunderten nicht geschehen ist, hat sich gestern begeben: Die englische Flotte ist in einer Seeschlacht geschlagen worden. Die Schlacht begann Mittwoch nachmittag zwischen St. Jager und Horns Riff bei Esbjerg und bestand aus einer Reihe schwerer, für uns erfolgreicher Kämpfe, die auch während der ganzen Nacht andauerten. In diesen Kämpfen büßten die Engländer ein: Drei moderne Großkampfschiffe, nämlich „Queen Mary“, „Indefatigable“ und „Warspite“, sodann zwei Panzerkreuzer, einen kleinen Kreuzer, drei neue Zerstörerschiffe sowie eine größere Zahl von Torpedobootszerstörern und ein Unterseeboot. Demgegenüber belief sich der Verlust der Deutschen nur auf ein älteres Linien Schiff, zwei kleine geschützte Kreuzer und einige Torpedoboote. Der englische Verlust an den großen Kampfeinheiten wird mit 103 000 Tonnen berechnet, während der deutsche Verlust mit 13 200 Tonnen angegeben wird. Die Führung auf deutscher Seite lag in den Händen des Vizeadmirals Scheer. Verloren sind bei uns das Linienschiff „Pommern“ vom Jahre 1905, der neue kleine Kreuzer „Wiesbaden“ und der ältere kleine Kreuzer „Frauenlob“. Die „Frauenlob“ wird zur Stunde als vermißt gemeldet, ihr Untergang wurde nicht beobachtet.

Der Kaiser hat den Generalfeldmarschall von Hindenburg besucht und ihm warmen Dank ausgesprochen für die großen Taten des vorigen Jahres, für das stille und brave Ausharren im letzten

Winter und für die heißen Kämpfe bei den diesjährigen Märzangriffen des Gegners. Er sagte: „Ich, als Ihr Kriegsherr und Ihr König, danke Ihnen von Herzen für diese Taten, die Ihnen für immer unvergessen bleiben sollen. Sie sind zu einem Nationalhelden des deutschen Volkes geworden. Der Name Hindenburg hat schon heute einen sagenhaften Klang. Wo er genannt wird, da blitzen die Augen, und da leuchten die Gesichter von jung und alt.“ Es tut wohl, den Kaiser so sprechen zu hören.

Guter Erfolg nördlich von Verdun im Caillotte-Walde. 2000 Gefangene.

Sonnabend, 3. Juni.

Es gibt kaum einen anderen Gedanken als die Seeschlacht bei Horns Riff, von der nun heute auch der Bericht der englischen Admiralität erscheint. In den großen Hauptsachen stimmt der englische mit dem deutschen Bericht überein, nur behauptet er, die deutsche Schlachtschiffslotte hätte ein langdauerndes Gefecht mit der englischen Hauptmacht vermieden, wogegen von deutscher Seite sofort Einspruch erhoben wird. Die Namen der untergegangenen englischen Schlachtschiffe werden etwas anders und jedenfalls richtiger aufgeführt, als es im gestrigen deutschen Bericht möglich war, nur ist anzunehmen, daß die englische Liste noch nicht fertig ist. Zugegeben wird der Untergang der Schlachtkreuzer „Queen Mary“, „Indefatigable“, „Invincible“, dazu die Kreuzer „Defence“ und „Black Prince“. Das Kriegsschiff „Warrior“ wurde außer Gefecht gesetzt, von der Bemannung verlassen und ans Schlepptau genommen. Fünf Torpedojäger sind sicher verloren, von sechs anderen ist noch kein Bericht eingegangen. Die Berechnung des Tonnengehalts stellt sich um einiges anders, als gestern gemeldet wurde; aber alle diese Dinge werden wohl noch einige Tage in der Schwebe bleiben. Das dänische Blatt „Politiken“ redet von der größten Seeschlacht der Weltgeschichte. Das kann mit Rücksicht auf den beiderseits vertretenen Tonnengehalt richtig sein, während in alten bedeutenden Seeschlachten natürlich eine viel größere Zahl von Schiffen gekämpft hat. Daß diese Seeschlacht weltgeschichtliche Folgen, wie die Seeschlachten von Lepanto, Abukir oder Trafalgar, haben wird, ist nicht ohne weiteres anzunehmen, weil es sich ja bei weitem nicht um die Vernichtung der englischen Flotte im ganzen handelt, sondern nur um den großen und wichtigen Tatbeweis, daß auch eine kleinere Flotte der englischen Macht gegenüber Siege erringen kann. Das Ansehen Englands zur See hat gelitten. Die Stimmung und Freude unserer Marinetruppen ist ausgezeichnet. Es sind schon einige Teilnehmer der großen Schlacht im Inlande eingetroffen. Die Schulen haben heute frei bekommen, um das deutsche Salamis zu feiern.

Im Bericht vom westlichen Kriegsschauplatz ist am wichtigsten, daß württembergische Regimenter im Sturm einen Höhenrücken bei Zillebeke, südöstlich von Ypern, und die dahinter liegenden englischen Stellungen erobert haben. Dabei wurden etwa 500 Gefangene gemacht. Es ist nicht unmöglich, daß an dieser Stelle noch weitere scharfe Kämpfe folgen, um den Engländern zu zeigen, daß wir auch trotz des großen Menschenbedarfs bei Verdun ihnen gegenüber kampfbereit bleiben. Nordöstlich von Verdun wurden die neuen Stellungen am Caillotte-Wald verteidigt und eine heftige Gefechtsstätigkeit südöstlich von Vauz beginnt. Dazu kommt von der Woëvre-Ebene aus ein Sturm auf das Dorf Damloup, von dem der französische Bericht gestern noch behauptete, daß es nur teilweise von den Deutschen besetzt sei. 520 Gefangene.

Unter den starken Eindrücken dieser See- und Landkämpfe erscheint der Wortlaut der Wilsonschen Friedensrede etwas sehr matt und unwahrscheinlich. Er beabsichtigt eine allgemeine Verbindung der Nationen zu dem Zweck, die Sicherheit der Hochstraßen der See für den gemeinsamen und unbehinderten Gebrauch aller Nationen der Welt aufrechtzuerhalten. Er verlangt, daß die Gründe künftiger Kriege vorher der Welt zur Beurteilung vorgelegt werden. Wen er in diesem Zusammenhang als die Welt versteht, wird nicht genau ausgesprochen; sicher aber werden er und seine Amtsnachfolger gern den Vorstoß dieser Welt übernehmen. Besonders interessant in Wilsons Munde ist der Satz,

daß jedes Volk das Recht habe, die Herrschaft zu wählen, unter der es leben will. Das würde sich auf die Reste der Indianer und auf die Mexikaner mit Erfolg anwenden lassen, auch auf die sehr vielen Bestandteile der großbritannischen Monarchie. Wenn die angelsächsischen Nationen mit gutem Beispiel vorangehen, können wir auf diesem Gebiet vielleicht nachfolgen. Wir warten also auf die Abstimmung in Indien und Ägypten. Es sollen sicherlich die internationalen Friedensbestrebungen trotz aller schweren Erfahrungen auch in Zukunft nicht unterlassen werden; aber wogegen wir uns wehren müssen, ist, daß man uns unter dem Scheine einer friedfertigen Internationalität eine dauernde englisch-amerikanische Vormundschaft setzt. Das aber scheint bisher der Sinn der Wilsonschen Ausführungen zu sein.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Sonntag, 28. Mai.

Die Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft enthalten einen sehr interessanten Aufsatz des Dezernenten für Volkswirtschaft bei der Reichsstelle: „Die Reichsstelle für Produktionserhöhung.“ Ausgangspunkt: alle wirtschaftliche Rüstung muß bei der Produktionssteigerung einsehen. Daran anschließend die Forderung planmäßiger und zentral geleiteter Produktionssteigerung. — Es ist bezeichnend für alle wirtschaftlichen Erörterungen des zweiten Kriegsjahres, daß hinter dem Preis- und Verteilungsproblem mehr und mehr das Produktionsproblem auftaucht als das eigentlich entscheidende. Die Verwandlung der Landwirtschaft in ein wirtschaftliches Heer mit bestimmten Aufträgen, deren Durchführbarkeit der Staat soweit notwendig durch Beschaffung der Produktionsmittel sichert . . . so ähnlich sieht das Programm aus, das sich aus den Erfahrungen dieser schwierigen Zeiten entwickelt. Eine ganz bedeutungsvolle Entwicklung von riesiger Tragweite!

Uebrigens wird aus diesem Aufsatz die fabelhafte Hemmung der Ernährungsorganisation durch den bundesstaatlichen Partikularismus deutlich! Beispiel für Hindernisse, die der genügenden Befehung der Weiden durch die Ausfuhrverbote entgegenstanden: „Ich habe beobachtet, wie zu beiden Seiten der Grenze zwischen zwei Bundesstaaten hüben das Vieh auf der ungenügenden Weide hungerte, während drüben die Weide wegen unzulänglicher Befehung verdarb. Man hätte nur eine Stange fortzunehmen brauchen, um abzuheben. Welcher Apparat hätte aber in Bewegung gesetzt werden müssen, um die privat- und öffentlichrechtliche Erkaubnis zu diesem Handgriffe zu erhalten.“

Wenn die Sache nicht so ernst wäre, könnte man sich kein besseres Bildblatt denken als die fette Weide mit den wenigen Kühen und die magere mit den vielen und die durch den ganzen Versaßungsapparat des Deutschen Reiches zwischen ihnen besetzte Stange!

Uebrigens scheint es, als ob wenigstens die Ausfuhrverbote aus den Kreisen rechtlich nicht mehr anerkannt werden sollen, Kraft deren kein Gramm Butter und kein Ei über die „Bundesgrenze“ von Neustettin nach Pabitz oder von Belgrad nach Bärwalde getragen werden darf.

Ernteberichte sehr günstig. Zu üppige Wachstumsentwicklung hintangehalten durch die Maifühle des zweiten Drittels und jetzt Wärme mit Niedererschlägen. „Man darf also unsere Ernteaussichten wohl durchweg als gut, wenn nicht vorzüglich anprechen.“

Montag, 29. Mai.

Es ist sehr merkwürdig, einen Aufruf der Britischen Zentrale für Jugendfürsorge zu lesen, der sich gegen die Verwahrlosung der Jugend durch den Krieg wendet und wörtlich etwa dieselben Erscheinungen feststellt, wie sie uns beunruhigen.

„Feststellungen, die in den verschiedenen Distrikten des vereinigten Königreichs gemacht worden sind, zeigen ein beunruhigendes Anwachsen der jugendlichen Straffälligkeit. Als Straftaten der

Jugendlichen kommen gewöhnlich in Betracht: Hausfriedensbruch, Einbruch in Läden und Warenlager, Werfen mit Steinen, Gebrauch von Luftgewehren und Spielpistolen und vorfällige Beschädigung und Zerstörung von Gegenständen. Es ist vielleicht nicht unwichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß nicht die Jugendlichen allein der Tadel trifft. Sind sie doch das Material, das für Eindrücke am stärksten empfänglich und zur Nachahmung am schnellsten bereit ist. Darum geben sie reflexmäßig in ihrem Verhalten und Spiel jede Phase der nationalen Erregung oder der Gefühle ihrer Umgebung wieder.

Welches sind nun die Eindrücke gewesen, die während der letzten 18 Monate auf die Kinder wirkten? Der stärkste war fraglos der Kriegseifer, der in ihnen ein Verlangen nach Abenteuer weckte. Dieses Verlangen kann in manchen Fällen nur durch Taten der Ungefehltheit befriedigt werden. In Tausenden von Familien ist der Vater abwesend, in vielen ist die Mutter außer dem Hause beschäftigt; die Schulfreizeiten sind abgekürzt worden, und es herrscht ein ernstlicher Mangel an männlichen Lehrkräften in den Knaben-Anstalten. Die dunklen Straßen, die herabgefehlte Zahl der Polizeibeamten, das Fernsein sozial interessierter Mitarbeiter von weltlichen und kirchlichen Knabenklubs und den Pfadfinder-Organisationen — alles dies ist von weitgehender Wirkung. Dazu kommt, wenn auch nicht als bloße Folge des Krieges, der aufreizende Einfluß der sensationellen Kinoveranstaltungen, die phantasiereiche Jungen zur Nachahmung anstacheln.“

Das vielbesprochene Anwachsen der Kriminalität der deutschen Jugend ist also nicht Einfluß des „preussischen Militarismus“. Die britischen Jugendfreunde hätten aber aufrichtigerweise noch eine andere — die stärkste — Ursache der Aufstachelung der Jugend erwähnen müssen, denn das sind doch zweifellos die struppigen Werbemethoden.

Der Berliner Magistrat verteidigt sich gegen die *Zeits*, die ihn für die Butterverhältnisse verantwortlich machten. Er schiebt alles auf die mangelnde zentrale Regelung, durch welche erst die für Berlin zur Verfügung stehende Zufuhr übersehbar geworden wäre.

Im Reichstag spricht man über das Kriegsernährungsamt, und Herr von Batocki sprach sich über die Kompetenzen — oder richtiger: die Grenzen seiner Befugnisse aus. Sie liegen bei den Militärbehörden und bei den Bundesstaaten, denen nach wie vor die Durchführung der Anordnungen obliegt, und auf deren guten Willen man angewiesen ist. Er bestätigt die Fleischversorgungsschwierigkeit der nächsten Monate und die dann zu erwartende Besserung. Vorratserhebung in den Haushaltungen wird in Aussicht gestellt.

Dienstag, 30. Mai.

Berlin richtet sich auf Massentüchen ein, und zwar in ganz großem Stil. Der Magistrat begründet einen Wirtschaftsausschuß für Volksspeisung, Berlin wird in 25—30 große Kochbezirke geteilt, innerhalb deren durch mehrere Küchen etwa eine halbe Million Menschen mit warmem Mittag- und Abendessen versorgt werden können. Wer an dieser Versorgung teilnehmen will, soll später zur Anmeldung aufgefordert werden. Noch nicht entschieden ist über die Entwertung der Lebensmittelfarten durch die Teilnahme an dieser spartanischen Einrichtung.

Merkwürdig, daß ein solches Riesenunternehmen überall mit Gelassenheit und Seelenruhe besprochen wird, man ist allmählich merkwürdig kugelfest gegen die großen Umwälzungen geworden. Die Hauptfrage scheint nach unseren Kriegsfürsorge-Erfahrungen, ob die Leute die Einrichtung benutzen werden. Wenn man ihnen die Lebensmittelfarten entwertet, ist nach unserem Eindruck zu befürchten, daß sie lieber knapp, aber aus eigener Küche und nach eigener Wahl, als bei der Massenspeisung essen, und wenn man die Speisung über die Karten hinaus gibt, so sündigt man gegen die erforderliche Sparsamkeit.

Mit Spannung verfolgt man die Verhandlungen des Reichsausschusses über das Kriegsernährungsamt. Wie wird der Diktator sich mit den Interessen auseinandersetzen? Man paßt ihm natürlich von allen Seiten auf, und als er sagte: „in den nächsten zehn Wochen müsse das Interesse der Erzeuger hinter das der Verbraucher zurücktreten“, folgte die konservative Warnung auf dem Fuße.

Die Denkschrift über die Kriegsschäden in Ostpreußen ist dem Landtage zugegangen zugleich mit einem Dank des Kaisers für alle, die an ihrer Einberufung gearbeitet haben. Die zahlen- und tatsachenmäßig zu erfassende Seite der Kriegseiden unserer Grenzprovinz ist damit ausgedehnt. Was steckt darin von Angst und Verzweiflung, Schmerz und ohnmächtiger Erbitterung! Ueber die Verwundungen ist früher schon ziffernmäßig berichtet. 1620 Personen sind getötet, 433 körperlich beschädigt, 366 Frauen als geschändet gemeldet, 10 725 (!) Personen verschleppt. Viele von den als verschleppt angesehenen werden sicher noch als tot anzunehmen sein, viele andere sind in der Gefangenschaft gestorben. 400 000 Personen haben die Heimat während des Krieges verlassen, 300 000 aus unmittelbar gefährdeten Kreisen, 100 000 aus anderen. Etwa 23 Millionen Mark mußten für die Versorgung der Flüchtlinge durch den Staat aufgebracht werden. Der Bericht über die Kriegsmassnahmen und den Wiederaufbau bildet den trostreichen Schluß des gewaltigen, blutigen Epos. Es wird eine Mehrernte von 8 Millionen Zentner Brotgetreide gegen 1915 erwartet. Die Zahl der viehhaltenden Haushaltungen ist vom 1. Dezember 1914 bis zum 15. April 1916 von 161 400 auf 239 777 angewachsen. Diese Steigerung ist durch Regierungsunterstützung von 24½ Millionen Mark an zinsfreien Vorschüssen und fast 6 Millionen an verginsten Darlehen erreicht.

Die Berliner Fleischkarte ist da — sie ist in der Zeitung abgebildet, also kann man an sie glauben. Sie beruht auf gleichender Ration; die jeweils zur Verfügung stehende Wochenmenge macht der Magistrat bekannt.

Zur künftigen Parteipolitik hat Geh. Rat Friedberg sich bei einer Feier in der nationalliberalen Landtagsfraktion geäußert: Die nationalliberale Partei müsse bei allen Koalitionen, die zeitweise nötig seien, eine selbständige Partei bleiben. Wenn sie augenblicklich in manchen Fragen Anschluß nach rechts genommen habe, so könnten doch die innerpolitischen Zukunftsaufgaben nur von den linken Parteien gelöst werden, hier sei also ein Anschluß nach links notwendig.

Mittwoch, 31. Mai.

Die Entgleisung der Zensurdebatte im Reichstag auf äußere Politik und Kriegsziele und den Ton, in dem sie geführt wurde, empfindet man als einen gefährlichen Raubbau an den stärksten moralischen Mächten, die wir besitzen: an dem Vertrauen zueinander und zur Führung, und an dem Eindruck dieser Geschlossenheit nach außen. Wer, wie unsereins, viele Eindrücke von den seelischen Kräften hat, mit denen eigentlich von den einfachen Durchschnittsmenschen „durchgehalten“ und der innere Widerstand geleistet wird, fragt sich: wie kann man nur — gerade die, die für die äußersten Kraftproben eintreten! — mit diesem moralischen Kapital so rücksichtslos wirtschaften, wie das in diesen Temperamentsausbrüchen geschah! Von der Schädlichkeit nach außen wird das Echo der feindlichen Presse wohl einen Beweis liefern, was durch diese schrankenlose Propaganda des Mißtrauens im Innern zerstört wird, läßt sich nicht so leicht aufzeigen, es wiegt aber sicher ebenso schwer.

Donnerstag, 1. Juni.

Himmelfahrt mit ganz sommerlichem Sonnenwetter. Der Eingang in die beiden schwersten Monate des Durchhaltens steht mit Scharen von Ausflüglern und Urlaubern heiter genug aus.

Ein eigentümliches Symptom ist übrigens, daß unsere sämtlichen 23 Berliner Kriegsfürsorgekommissionen einen geringeren Besuch von Hilfsbedürftigen haben, als seit lange. Sehr schwer zu erklären. Es wird auch schnell genug wieder steigen.

Eine Erlösung ist es, an die vielen Kinder zu denken, die jetzt durch die Ferienkolonien herausgebracht werden!

Die Wahl der Sommerfrische bestimmt in diesem Jahr der Magen. Mecklenburg wird von Berlin aus, wie es heißt, geradezu überschwemmt werden.

Das Reichsernährungsamt wird sich einen Beirat von Frauen angliedern, die in den Ernährungsfragen gearbeitet haben. Das freut uns natürlich. Bis jetzt war die Beziehung zwischen den

offiziellen Stellen und unserer Aufklärungsarbeit so zufällig und gelegentlich, daß daraus manche Hemmung entstand.

Im Reichstag die allgemeine Debatte über die Steuervorlagen. Nachdem das Kompromiß gesichert ist, hat sie nur noch theoretische Bedeutung und ist um so weniger aufregend, als die gegenwärtige Aufgabe ganz von selbst die größere herausbeschwört, die dann kommt: die Verzinsung und Abtragung der Milliardenanleihen.

Raumann / Der Vorwurf der Schwäche

„Die größte Schwäche wäre es, wenn wir uns durch den Vorwurf der Schwäche, einerlei, woher er kommt, schrecken lassen wollten. Das tun wir nicht.“

Staatssekretär Helfferich.

Wie zeigt sich Stärke in den Kämpfen der Völker?

Zunächst ist stark die ruhige, wortarme, selbstverständliche Einsetzung des Lebens gegenüber dem Feind, das einfache Ertragen von Frost, Hitze, Mangel und Geschossen. Das wird auch nicht dadurch stärker, daß in großen Worten davon geredet wird. Diese ruhige soldatische Stärke hat körperliche und seelische Vorbedingungen zugleich: Gesundheit und Pflichtbewußtsein. Sie ist bei uns in reichem Maße vorhanden und hört nicht auf. Wenn einzelne schwach werden und fallen, so rücken andere nach, und der Geist der Gemeinschaft trägt den, der vielleicht den Mut verlieren will, über die schwersten Stunden hinweg. Wir bewundern es, wie viele überwältigende Heldenhaftigkeit in diesem Sinne vorhanden ist. Wirkliche Stärke renommiert nicht, sondern arbeitet, fügt sich ein und kennt in Befehl und Gehorsam ihre Pflicht und ihre Grenzen.

Neben der wirklichen Stärke findet sich aber gelegentlich ihr Zerrbild, die Großspurigkeit, die vor der Schlacht mit dem Munde ganze Herden von Gegnern verzehrt, dann aber, wenn die Gefahr anbricht, im besten Falle gar nichts anderes leisten kann, als was jeder bescheldene treue Mensch auch fertigbringt. Solche Großspurigkeit findet sich, wie uns die Kämpfenden erzählen, mehr hinter der Front und wächst mit der Entfernung vom Kriegsschauplatz. Oft wird sie in der Heimat und bei Kriegsuntauglichen am ausgebildetesten angetroffen. Dann nennt man sie, um ihr einen schönen Namen zu geben, eine „starke Stimmung“, aber sie ist doch ihrem Wesen nach noch etwas anderes als eben nur die hohe vaterländische Bewegung der Seelen, ohne die Truppe und Heimat in schweren Opfer- und Heldenzeiten nicht leben können, denn in ihr klingt ein falscher Ton mit, der darin besteht, sich absichtlich seiner Stärke nach allen Seiten hin rühmen zu wollen, wie einst in fernen Zeiten Goliath der Philister.

Nun ist die innere Grenze zwischen festem, sieghaftem Selbstvertrauen und solcher absichtlichen Hochspannung der klirrenden Rede natürlich nicht für alle Menschen dieselbe. Es gibt auch im Frieden schon Leute, die immer etwas laute Herolde ihrer Taten sind, und zwar der vergangenen und der zukünftigen, ohne daß sie deshalb der Lichtigkeit zu entbehren brauchen. Solange das auf eine natürliche Weise geschieht, ohne daraus eine absichtliche Methode zu machen, hat es sein menschliches Recht. Auch ist es nicht zu verwerten, wenn in Witz und auch in dichterischer Rede der Gegner klein, trumm und schief, der Mitkämpfer hoch und mächtig schreitend dargestellt wird. Das gehört zum Salz

und Pfeffer aller Kämpfe, und es würde gerade so philisterhaft sein, diesem naturwüchsigen Ueberschwange ein Millimetermaß anzulegen, wie es philisterhaft ist, den homerischen Helden gesang bei Tag und Nacht auf die Grammophonwalze zu legen. Es gilt im Kriege noch mehr als sonst das Bibelwort: den Geist dämpft nicht! Wo Begeisterung ist, muß sie auch spritzen und schäumen dürfen. Und Begeisterung ist im Kriege Seelennotwendigkeit. In allen den Fällen also, wo die Zensur aus kleiner Sorgsamkeit der geistigen vaterländischen Welle Halt gebieten will, stehen wir auf Seite der Wellenbewegung. Das aber, was in der vergangenen Woche im Reichstage beim Beraten der Zensurfragen unter uns strittig gewesen ist, sind gar nicht die Einzelfälle, in denen die Zensur, weil sie einmal da ist, mehr zensurierte, als nötig war, sondern man stritt um etwas ganz anderes, nämlich um das Recht, unter dem Vorgeben der freien Kampfstimmung Raum zu schaffen, eine Aenderung in der politischen Leitung zu erzwingen.

So wahr es nämlich einerseits ist, daß die Kraft in der vollen, reiflosen Einsetzung des Lebens und in den dazu gehörigen Seelenregungen besteht, so wahr ist es andererseits auch, daß die Kraft der Leitung nicht ohne eine äußerst klare und nüchterne Erkenntnis des Möglichen und Wirklichen gedacht werden kann. Dafür haben unsere Soldaten auf ihren Kampfgebieten ein sehr sicheres Gefühl. Sie wollen sich gern opfern, wenn es nötig ist und nicht anders sein kann, aber sie wollen nicht geopfert werden, wenn keine ganz klar durchdachte Vorbereitung ihnen die möglichsten Garantien des Erfolges bietet. Unsere Infanterie fragt sehr genau, welche Artillerie hinter ihr steht, und das ist ihr gutes Recht. Das Vertrauen zur deutschen Führung hat seinen tiefsten Grund in der Zuverlässigkeit ihrer Ueberlegungen. Ein bloßes Draufgängertum hat in der modernen Schlacht viel weniger seinen Platz als in früheren einfacheren Kriegen. Wir bewundern Hindenburg, Mackensen und die Oberleitung im deutschen Hauptquartier gerade wegen ihrer methodischen Sachlichkeit, und zwar ist diese Anerkennung im ganzen Volke so allgemein, daß man darüber kaum viel sagen braucht. Ähnlich aber liegen die Dinge auch bei der politischen Führung, hier aber erleben wir, daß dieselben Leute, denen die sachliche Erkenntnis kraft der militärischen Oberstellen Bewunderung abnötigt, mit einem anderen Maße zu messen anfangen. Sobald die diplomatische Behandlung der Staatsverhältnisse im Krieg zur Beratung steht, wollen sie Draufgängertum.

Die Verantwortung der auswärtigen Politik im Krieg ist ungeheuer, denn auch die allerbeste Kraft und Disziplin der Truppen nebst aller helfenden Treue der Heimat kann vergeblich werden, wenn während oder nach dem Krieg hier Fehler vorkommen. Es darf politisch das nicht geschehen, was militärisch die Engländer auf Gallipoli und bei Kut el Amara getan haben, das Unternehmen undurchführbarer Aufgaben. In beiden Fällen sprach die Tapferkeit für den Plan und der Verstand dagegen. Das schwere politische Schiff darf nicht überladen werden, wenn es nicht schließlich sinken soll! Der Privatbürger zwar darf in Stimmungsaufwallung wohl einmal sagen, daß ein Feind mehr nichts schadet, und der Soldatenwitz darf an den Eisenbahnwagen schreiben: „Hier werden weitere Kriegserklärungen angenommen!“, aber der führende Staatsmann darf nicht so denken, er darf nicht über das hinausgehen, was er nach Beratung mit den mitverantwortlichen Stellen für das Mögliche und Zulässige erachtet. Diese Grenzen zu

kennen und nicht zu überschreiten, das ist seine Stärke. Daß dabei die Gefahr vorliegen kann, das Erreichbare und Mögliche zu unterschätzen, soll nicht geleugnet werden. Es kann vorkommen, daß zurzeit richtige Entscheidungen aus Vorsicht vermieden werden. Darin besteht ja die persönliche Kunst der Leitung, daß sie das Gefühl dafür in sich trägt, welche Dampfspeisung der Kessel, welches Tempo das Schiff noch verträgt, wie lange die Muskeln aushalten und wann alle Streikraft aus Vergeblichkeit in ihr Gegenteil umschlägt. Erst wenn eine vollkommene Volkskraft der Masse mit einer ebenso vollkommenen Verstandes- und Leitungskraft der Führung zusammentreffen, ist das Ideal eines kämpfenden Staates ganz erreicht. Ob das jetzt bei uns der Fall ist, das steht zur Frage. Es wird gefragt, ob die politische Leitung auf der Höhe sei, und zwar, ob sie nicht zu vorsichtig, überlegsam, entschlußlos sei, was mit dem Ausdruck „flau“ bezeichnet wird.

Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir sagen, daß es eine weitgehende Strömung bei uns gibt, die durch Denkschriften oder auf andere Weise etwa das ausdrückt, was im Reichstage von den Abgeordneten v. Gräfe und Hirsch-Essen gesagt oder angedeutet wurde. Diese Herren verlangten mehr Pressefreiheit für volkstümliche Stimmungen, sind aber zugleich willens, diese Freiheit sofort gegen die gegenwärtige Führung zu verwenden. Das ist an sich kein Unrecht, denn auf diese Weise werden ja auch sonst politische Kämpfe ausgefochten. Unrecht aber wird das Verfahren, wenn es oder vielmehr da es die Kriegsfähigkeit des deutschen Volkes schädigt, ohne ihm wesentlich neue Kräfte oder Gesichtspunkte zuführen zu können. Die Schädigung liegt in der Beunruhigung, die mit jeder von unten her betriebenen Ministerstürzerei zusammenhängt, mag sie von Konservativen oder radikalen Elementen herbeigeführt werden. Sicherlich kann man sich Verhältnisse denken, in denen auch im Krieg für das Vaterland und unter eigener Lebensgefahr gewisse Patrioten etwas Derartiges um des Gewissens willen versuchen müssen, weil sie schlechterdings keine andere Rettung mehr für ihre arme, verratene Nation sehen. Dann bricht eben Rot Eisen, und das Unerlaubte wird zur Pflicht. Aber jetzt von der deutschen Staatsleitung etwas Derartiges zu sagen, ist doch einfach ein blindes Verkennen aller Wirklichkeiten. Zugegeben, daß der gegenwärtige Reichskanzler nicht allen Leuten in allen Dingen gefallen und nicht aller Richtungen gleichzeitiger Träger sein kann, so ist doch die Entwicklung der Politik unter ihm im Kriege sicherlich nicht so, daß der vorhin theoretisch angenommene Fall vorliegen könnte. Man hat bei Kriegsbeginn unsere Diplomaten beschuldigt, daß sie keine festeren Verträge mit Italien und Rumänien in der Tasche hatten und daß sie keine stärkere Vorhersicht der kommenden Ereignisse aufwiesen, aber selbst dieses Urteil haben wir etwas abgemildert, seit wir hörten, daß in allen übrigen Staaten den diplomatischen Vertretern ähnliche Vorwürfe gemacht wurden. Von Kriegsbeginn an aber hat die Wirkung unserer militärischen Erfolge der Diplomatie ermöglicht, die Gruppierung im Südosten Europas sichtbar für uns günstiger zu gestalten. Der Vierverband ist am Ende seiner Verbindungen! Wenn nach solcher Entwicklung nun das Verhandeln mit Amerika auf etwas anderen Wegen geht, als mancher wünscht, so ist noch keineswegs gesagt, daß die Staatsleitung diese Dinge schlechter verstehe als irgendein Landschaftsdirektor oder wer es sonst sein möge. Es ist

mensächlich eine Undankbarkeit und politisch ein Vergehen, bei einer so unglaublich schweren Geschäftsführung, wie wir sie jetzt in der deutschen Politik haben, der Leitung unter der Form eines erhöhten Patriotismus in den Arm zu fallen.

Aus politischen Gründen ist es bisher mit Recht unter-
sagt, von den Einzelheiten der Kriegsziele zu schreiben, allge-
meiner bemerke ich noch: das Aufstellen großer und
weitgehender Kriegsziele ist gar kein be-
sonderes Zeichen von Stärke, denn dazu gehört
im Grunde nur eine Landkarte und ein Prophetenmantel.
Einen wirklichen Erfolg erreichen zu helfen, ist mehr wert
als alle Phantasiererei über Dinge, die beim unfertigen
Kriegszustande heute überhaupt noch nicht auf der Tages-
ordnung stehen können. Wenn nun der Reichskanzler des-
halb angefochten wird, weil er keine weitgehenden Ziele hat,
so wird er sich damit trösten können, daß vor reichlich
40 Jahren selbst Bismarck dieser Vorwurf nicht erspart
wurde. Wer wie er von der Geschichte durch sein Amt dazu
berufen ist, den Frieden nach diesem Kriege zu machen, der
kann als ehrlicher Mann nicht mit locherer Zunge über nebel-
hafte Möglichkeiten reden. Das gilt dann als flau, ent-
scheidungslos und nüchtern, aber — mir ist an dieser Stelle
diese Nüchternheit lieber als eine wildwachsende Gabe, vielen
vieles zu versprechen.

Mag es nüchtern sein, zu denken, die englischen Vorräte
würden sich einem Aushungerungsversuche längere Zeit
widersetzen, als es von zahlreichen Befürwortern des rück-
sichtslosen Unterseebootkrieges angenommen wird, oder auch
der Meinung zu sein, Nordamerika könnte kriegerischer auf-
treten, als ihm heute gewisse nationaldeutsche Optimisten zu-
trauen, so ist diese Art von verantwortungsvoller Nüchtern-
heit an entscheidender Stelle der geringere Schade gegenüber
einer leichtfüßigen Sicherheit, die ihre Erfahrungen erst dann
macht, wenn es zu spät ist. Unbillig und ungehörig aber ist
es, solche Vorsicht als Charaktermangel hinzustellen, als
Schwäche zu brandmarken.

Wenn das geschieht, dann schlägt die Stunde, wo sich
im übrigen Volke der Wille erheben muß, sich für eine Re-
gierung zu erheben, die ihre Pflicht tut. Nicht für jeden kostet
das Mut, aber in manchen Gesellschaftskreisen ist es heute
keine leichte Sache, denn die politischen Gegner der Regierung
verstehen es so gut, mit allen Arten von Stimmungen zu
arbeiten, daß der, der sie vertritt und verteidigt, auch seiner-
seits der Gefahr unterliegt, als schwächlich, feig, kurzfristig
und flau hingestellt zu werden, was in Kriegszeiten kein
rechter Mann gern auf sich sitzen läßt. Aber was hilft es?
Jetzt müssen die ruhigen Menschen, denen in diesen Zeiten
nichts an Parteisachen liegt und nichts an Rechthabereien,
sie müssen ein Zeugnis dafür ablegen, daß nicht Mißtrauen
gefät wird, wo Vertrauen am Plage ist. Helfferrisch aber hat
ganz recht, wenn er sagt: „Die größte Schwäche wäre es,
wenn wir uns durch den Vorwurf der Schwäche schrecken
lassen wollten.“

Rachwort: Dieser Aufsatz war geschrieben, ehe der Reichs-
kanzler in starker persönlicher Kraft und Leidenschaft seine Ver-
teidigung zum Angriff umwandelte. Während unsere diesmalige
Nummer gedruckt wird, geht die Anklagerede gegen die Verleum-
dungen durch Denkschriften und Geheimverdächtigungen anderer
Art ihren Weg hinaus ins Land und Ausland. Der Reichs-
kanzler hat sehr stark zugegriffen, aber er hat dabei recht. Er
stellt sich selbst unter den Schutz des gesamten deutschen Volkes,
und Volk und Kaiser werden ihn schützen. Erfreulich sind vor allem
seine Worte über das Kaiserwort: ich kenne nur Deutsch! Das

ist Nationalstolz, das ist der notwendige Geist des Krieges!
Was ihm die am meisten Betroffenen antworten werden,
ob sie ihm überhaupt antworten, das kann erst in den nächsten
Tagen sich zeigen. Wir bedauern, daß dieser ganze Vorgang nötig
wurde, aber da die Zustände einmal unerträglich geworden waren,
so wirkt es lusttreibend und erfrischend, daß der aufwühlende
Agitationsbetrieb entlarvt ist.

Gertrud Bäumer / Die Frauenfrage im künftigen Deutschland

Dieser Aufsatz erscheint, wie der Aufsatz Rau-
manns über „Die Volksvertretung im Kriege“ aus
Nr. 21 der „Hilfe“, in der Thimmeschen Sammlung
„Von inneren Frieden des deutschen Volkes“. Verlag
E. Girzel, Leipzig.) Näheres siehe Büchertisch.

So wenig heute schon ein deutliches Bild der deutschen Zukunft
gewonnen werden kann, so klar ist eines: daß sie auf dem deutschen
Menschen beruht. Ein Land, das den Weltmarkt braucht und dem
keine Bodenschätze ein ausschlaggebendes Vorrecht, irgendeine ent-
scheidende Unentbehrlichkeit für andere Länder sichern, ist an-
gewiesen auf den Sieg seiner Leistungen. Ein Land, das dem mili-
täischen Daseinskampf dieses Krieges einen wirtschaftlichen folgen
lassen muß, in dem es auf kein Entgegenkommen rechnen darf, muß
die Seltenheitswerte seiner Menschen entwickeln und einsehen. Ein
Land, das außerdem durch seine Lage gezwungen ist, auf Selbst-
versorgung, soweit irgend möglich, bedacht zu sein, braucht Men-
schen zur intensiven Ausnutzung seiner eingeschränkten Bodenträfte.

Der Wert des Menschen — nicht nur in allgemeinem ethischen
Sinn, sondern in dem konkreten besonderen, daß das kulturell-
wirtschaftliche Machtmittel Deutschlands seine kultivierten Menschen-
kräfte sind —, das wird der Mittelpunkt für die Orientierung aller
künftigen Politik.

Auf die Grundlage dieser Tatsachen muß sich auch die künftige
Betrachtung der Frauenfrage stellen.

Dabei wird sofort eines klar: die Frauenfrage hat sich durch
den Krieg und die Verschärfung des Problems der Menschenaus-
nutzung nicht vereinfacht, sondern sie ist schwieriger geworden. Denn
der Widerstreit zwischen der Einbeziehung der Frauen in die volks-
wirtschaftliche Produktion und ihrer Mutterchaftsleistung — jener
eigentliche Inbegriff der Frauenfrage — muß sich verschärfen in
dem Maße, als die Tendenzen zur Heranziehung der weiblichen
Arbeitskraft sich verstärken und gleichzeitig der nationale Wert ihrer
Familienaufgaben steigt.

Beides aber wird nach dem Kriege unzweifelhaft der Fall sein.

Zur Verstärkung der weiblichen Erwerbstätigkeit werden fol-
gende Ursachen beitragen: Vor allem das Bedürfnis der Volkswirt-
schaft, die sich erweiterten und gesteigerten Aufgaben gegenübersteht
mit verminderten und geschwächten Arbeitskräften. Zu der Todes-
ernie des Krieges und der Herabsetzung ungezählter Arbeitskräfte
durch Verwundung und Krankheit kommt der mit Sicherheit zu er-
wartende Wegfall der ausländischen Arbeiter in Landwirtschaft und
Industrie. Schon also, um das alte Leistungsquantum der deutschen
Volkswirtschaft zu erreichen, muß an Ersatz gedacht werden: wer soll
ihn stellen, wenn nicht die Frauen? Und wie erst, wenn ein
„größeres Deutschland“ gesteigerte Ansprüche stellt?

Das Einrücken dieser weiblichen Ersatzheere wird sich um so
glatter vollziehen, als die Kriegsververtretung auf vielen Gebieten in
Industrie, Handel, Verkehr, Unterricht, Verwaltung Frauen auf
männliche Posten berief und eine Unzahl von praktischen Exper-
imenten zustande kommen ließ, von denen nach Sachurteilen viele
als geglückt betrachtet werden dürfen. Daß im nationalen Interesse
diese Kriegsververtretung aufhören müßte, sobald und soweit die
Männer an ihre Posten zurückkehren, braucht kaum ausdrücklich
gesagt zu werden. Daß sie aber Friedensdauer gewinnen wird in
dem Maße, als keine männlichen Anwärter erscheinen, ist ganz un-
vermeidlich. Ja, es wird der größten Aufmerksamkeit der Öffent-
lichkeit bedürfen, um zu verhindern, daß man Frauen aus Er-

sparsamgründen auch dort weiter behält, wo arbeitssuchende Männer da sind. In der Arbeitgeberzeitung erschien kürzlich ein Aufsatz, in dem darauf hingewiesen wurde, daß mit Rücksicht auf die verschärfte Konkurrenz auf dem Weltmarkt Verbilligung der Produktionskosten dringend erwünscht sei, und daß die Beibehaltung der Frauenarbeit diesem Ziel sehr dienen würde. Solche Äußerungen zeigen, wie stark die bloße Tatsache der weitgehenden Beschäftigung von Frauen im Kriege die Versuchung zur dauernden Steigerung der Frauenarbeit in sich schließt.

Zu dem volkswirtschaftlichen kommt ein privatwirtschaftliches Bedürfnis. Die Kriegserwitwen, die größeren Scharen der jungen Mädchen, deren Aussicht auf ein normales Frauenschicksal draußen auf den Schlachtfeldern begraben ist, die Frauen der Kriegsinvaliden, die zum Familienunterhalt beitragen müssen — sie verstärken zweifellos das Angebot weiblicher Arbeitskräfte, und wenn auch anzunehmen ist, daß von den 1½ Millionen Junggesellen über 30 Jahren, die Deutschland nach der letzten Berufszählung aufwies, künftig einige mehr heiraten werden, so wird doch ein stärkeres Angebot unversorgter Frauen auf dem Arbeitsmarkt bleiben.

Das sind Tatsachen, an denen „weder Hoffnung weder Furcht“ etwas ändert. Sie wollen objektiv anerkannt werden, wie man sie auch immer bewerten möge. Ja, sie dürften um so weniger mit frommen Wünschen verschleiert werden, je bedenklicher man ihren Wirkungen gegenübersteht.

Ein Wort aus dem Wilhelm Meister sagt: „Das Saat Korn darf nicht vernachlässigt werden.“ Ein solches Vernachlässigen des Saatkorns nun droht die Verwendung der Frauenkraft in der Güterproduktion zu werden angesichts der Bestimmung der Frau zur Mutterschaft.

Wir brauchen in Deutschland Menschen, viele Menschen und gepflegte gebildete Menschen. Von dem militärischen Standpunkt aus, unter dem die Bevölkerungsfrage uns heute erscheint, legt man das Gewicht auf die Zahl. Vom wirtschaftlichen, der den Ausblick auf Deutschlands künftige Friedensgüter eröffnet, fällt ein größeres Gewicht noch auf die Qualität. In jedem Fall sind die Mütter Trägerinnen bedeutsamster nationaler Aufgaben. Dem Geburtenrückgang gegenüber erscheint die Stärkung aller generativen Kräfte und Leistungen Zukunftsbedingung, die Konzentration der Frauen auf die Mutterschaft ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, alles was diese Einschränkung fördert, zu erstreben, was sie stört und ablenkt, zu bekämpfen. Schroffer als jemals stehen sich die beiden Seiten des Frauenlebens, Beruf und Mutterschaft, gegenüber. Schwerer als jemals erscheinen die nationalen Folgen dieses Konflikts.

Eben darum aber müßten sich alle Kräfte vereinigen, um Lösungen zu suchen, und mit der gesteigerten Tragweite dieser Frage müßte der Wille zur Objektivität ihr gegenüber wachsen.

Erstes Erfordernis wäre die Überwindung jener naiven moralisierenden Betrachtung, die in der wachsenden weiblichen Erwerbstätigkeit einen Erfolg der „Frauenbewegung“ sieht und meint, durch ein Aufgebot sittlicher Entrüstung gegen sie die wirtschaftliche Frauenfrage aus der Welt schaffen zu können. Davon ist nicht einmal so viel richtig, daß die Frauenbewegung die Steigerung der weiblichen Erwerbstätigkeit gewollt oder begrüßt habe — geschweige denn, daß sie die Macht hätte haben können, jene gewaltige, wirtschaftlich-soziale Veränderung willkürlich herbeizuführen, von der die Frauenfrage nur Symptom ist.

Die Frauenbewegung konnte angesichts dieser vor ihren Augen sich vollziehenden, von ganz anderen Mächten getriebenen wirtschaftlichen Frauenfrage nur die Aufgabe haben, die entstehenden Tatsachen allgemein ins Bewußtsein zu heben und dafür zu sorgen — soweit es möglich war —, daß die Gefahren und Schädigungen, die diese Veränderung ihres sozialen Lebensuntergrundes den Frauen brachte oder zu bringen drohte, überwunden würden. Die Frauenbewegung ist — um diesen ganz allgemein gefaßten Satz durch ein konkretes Beispiel zu belegen — gerade so für Erschließung höherer Frauenberufe eingetreten (damit die Frauen auf allen untersten Stufen des Erwerbslebens nicht unter dem Niveau ihrer Fähigkeiten vernutzt würden) wie für Wöchnerinnenschutz und Arbeitszeitbeschränkung.

Ein grundsätzlicher, unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frauenbewegung und einem wie umfassend auch immer gedachten Ideal nationaler Blüte ist nicht vorhanden und nicht denkbar.

Denn die Frauenbewegung kann ja — das mache man sich nur einmal ganz klar — nicht Interessenbewegung in jenem engen Sinn einer Partei oder einer Klasse sein. Schon die Größe des Menschentums, den sie umfaßt, und mehr noch seine Tiefgefäßigkeit, und wiederum noch mehr das Eingewurzeltsein des Frauenlebens in alle gesunden oder verderblichen Verhältnisse des Volkslebens überhaupt machen jede einseitige Enge unmöglich. Die Frauenbewegung muß der Mutter gedenken und der berufstätigen Frau, der geistig strebenden und der praktisch arbeitenden, aller, deren Leben durch die modernen Veränderungen berührt wird, weil sie alle in ihr ihre Vertretung gesucht haben und suchen.

Es muß also eine Verständigung geben zwischen Frauenbewegung und allen auf Größe, Blüte und Gesundheit des nationalen Lebens gerichteten Wünschen und Bestrebungen, denn nur auf dem Untergrunde dieses blühenden nationalen Lebens kann auch die Frau zur Höhe ihrer Leistung und ihrer Befriedigung kommen.

Dabei wird zunächst eine Einigung über die weibliche Erwerbstätigkeit vom Gesichtspunkt der nationalen Wohlfahrt erreicht werden müssen.

Die Tatsache des volkswirtschaftlichen und privatwirtschaftlichen Bedürfnisses, das der Frauenarbeit zugrunde liegt, wird jeder anerkennen. Der Kampf geht aber gar nicht so sehr um das „Ob“ als um das „Wo“ und „Wie“ der weiblichen Erwerbsarbeit. Und dabei ist es charakteristisch, daß im ganzen viel weniger Einwände erhoben werden gegen alle untergeordneten, ungelerten, körperlich anstrengenden oder in Eintönigkeit ermüdenden Frauentätigkeiten, als gegen die höheren Formen der weiblichen Berufsarbeit. Wir haben z. B. einen wohlorganisierten Kampf gegen die Frauenarbeit im Handelsgewerbe, von dem die Öffentlichkeit Notiz und an dem sie so oder so teilnimmt. Aber wir erleben nicht annähernd ein ähnliches Aufgebot gegen die Frauen im Bergwerksbetrieb, wo auch die Arbeit über der Erde, das Verladen von Kohlen u. dgl., immer noch eine nicht gerade Mutterchaft fördernde und familien-erhaltende Beschäftigung ist, oder gegen die schon vor dem Kriege sich ausbreitende Mitarbeit der Frauen an der Maschinenindustrie — es gäbe noch viele Beispiele.

Von einem jenseits der männlichen oder weiblichen Geschlechtsinteressen liegenden sachlichen Standpunkt aus werden dagegen folgende Grundsätze für die Bewertung der weiblichen Erwerbstätigkeit aufzustellen sein (wobei natürlich eine andere Frage ist, ob und wie weit es möglich ist, sie praktisch zur Geltung zu bringen): Muß die Frau als Arbeitskraft miteingestellt werden, so liegt ihre bestmögliche Verwertung im allgemeinen Interesse. Deshalb muß durch Berufsrekrutierung und Ausbildung sowohl die individuelle Fähigkeit der einzelnen wie die körperliche und geistige Sonderanlage des Geschlechts der Gütererzeugung dienstbar gemacht werden. Mit dieser Förderung steht die grundsätzliche Einschränkung der Frauen auf untere Stufen des Erwerbslebens im Widerspruch. Vielmehr muß versucht werden, die Frauen überall da einzustellen, wo sie durch individuell menschliche oder allgemein weibliche Sonderanlagen Wertvolles leisten können. Es ist eine Verschwendung von geistiger Volkskraft, eine begabte Frau an eine untergeordnete Arbeit zu schmieden. Und es gibt Berufe, die in besonderem Maße der weiblichen Natur entsprechen und denen man deshalb Frauen in erster Linie zuführen sollte: zum Beispiel jede Art von pflegerischer, erzieherischer, heilender Fürsorge für den Menschen. Diese Berufe liegen aber keineswegs innerhalb der unteren Stufen des Erwerbslebens. Im Gegenteil: die Möglichkeiten der Differenzierung nach weiblicher Sonderanlage steigen in dem Maße des Qualitätscharakters eines Berufs.

Wenn diese Grundsätze rein vom Standpunkt der Qualitätsauslese für die Volkswirtschaft keinem Widerspruch begegnen können, so werden sie doch gekreuzt durch eine andere Gruppe von Rücksichten, die bei der Gestaltung des Erwerbslebens mitsprechen: die Bedeutung des Berufs als Grundlage für die Familienerhaltung. Unter diesem Gesichtspunkt wird die weibliche Erwerbstätigkeit

zwei einschränkenden Bedingungen unterstellt: die familienlose unverheiratete Frau darf als Konkurrentin des Mannes die wirtschaftlichen Bedingungen der Familienerhaltung nicht schädigen, und die Erwerbstätigkeit darf die Mutterschaftsleistung der Frau nicht beeinträchtigen.

Wiederum wird über diese beiden Forderungen an sich volles Einverständnis herrschen. Auch die Frauenbewegung erkennt sie in ganzem Umfange an. Meinungsverschiedenheiten dürften nur in der Beurteilung der Frage entstehen, in welchem Grade diese Schädigung wirklich stattfindet und auf welcher Linie bei einer tatsächlichen Unvereinbarkeit von qualitäts- und bevölkerungspolitischen Rücksichten der Mittelweg gesucht werden soll. Diese Frage birgt um so mehr Konflikte, je geringer die Zahl der Arbeitsplätze in der Volkswirtschaft und je größer die der Bewerber ist. Die deutsche Volkswirtschaft ist nicht in dieser Lage. So hat denn auch eine sehr wertvolle Studie über die „Verdrängung der Männerarbeit durch Frauenarbeit“ von Silbermann, die während des Krieges erschienen, aber nach amtlichem Material vor dem Kriege gearbeitet ist, gezeigt, in wie geringem Maße von einer tatsächlichen „Verdrängung“ der Männer durch Frauen die Rede ist und daß in der Tat die Frauen in weit überwiegendem Maße leere, neu-geschaffene Gebiete besetzt haben. Nach dem Kriege ist noch mehr Platz in der deutschen Volkswirtschaft.

Aber es ist — wie schon gesagt — auch nicht so sehr die Einstellung der Frauen an sich, als ihr Ausrücken in die höheren und besser bezahlten Posten, dem die Sorge gilt. Nicht dem Einstromen an sich, sondern der Verteilung der weiblichen Arbeitskräfte. Von diesem Standpunkt aus heißt es einfach: die weibliche Berufsbildung niedrig halten, damit die Frauenkräfte unten bleiben. Nicht allein vom Boden weiblicher „Menschenrechte“ aus, sondern von dem allgemeinen, objektiv nationalen, auf dem die Verständigung über diese Fragen gesucht werden muß, ist diese Lösung des Problems zu beanstanden. Es ist im Interesse der Nation nicht schlimmer, daß einem Lehrer, als daß einem Metallarbeiter ein Arbeitsplatz weggenommen wird. Eine die Männer gefährdende weibliche Konkurrenz in der Sphäre der ungelerten Arbeit wäre grundsätzlich mindestens ebenso verhängnisvoll wie in einem anderen Gebiet. Ja, in gewisser Hinsicht schlimmer, weil hier der Lohndruck auf einen an der Grenze des Existenzminimums sich bewegenden Arbeitsertrag ausgeübt wird und weil das Gegengewicht der Qualitätsleistung fehlt. Die Forderung, die weibliche Berufsbildung hintanzuhalten, ist eine Interessensforderung bestimmter Berufsgruppen, die sich selbst den Wettbewerb der Frauen fernhalten möchten. Die richtige Lösung aller Konkurrenzfragen ist auch unter bevölkerungspolitischen Rücksichten die Ausbildung der Frauen für solche Arbeiten, die ihrer Natur entsprechen — ohne Rücksicht darauf, innerhalb welcher sozialen Rangstufe diese Arbeiten liegen.

Um so mehr, als auch die andere an die Frauenarbeit zu stellende Forderung: daß sie die Mutterschaft nicht schädige, in der Sphäre ganz ungelerner Arbeit weit schwerer zu erfüllen ist. Die ungelernete und halbgelernete Frau, die auf den Arbeitsmarkt nichts als ihre ungeschulte körperliche Kraft mitbringt, ist in viel größerer Gefahr, in eine die Mutterschaft schädigende Arbeitsfront hineinzugeraten, als die für angemessene Berufe geschulte. Keine Frage, daß die Möglichkeiten, in der jungen Arbeiterin die künftige Mutter zu schädigen, viel zahlreicher sind auf den ungelerten untersten als auf den höher qualifizierten Berufsstufen, und daß die zur Arbeit gezwungene verheiratete Frau schädlicher Ueberbürdung viel stärker ausgesetzt ist, wenn sie nur ihre Hände, aber keine Schulungswerte anzubieten hat. Vereinigung von Beruf und Mutterschaft ist leichter in vielen qualifizierten als in den meisten unqualifizierten Berufen.

Der Schutz der Mutter gegen die Gefahren der Berufsarbeit vor und in der Ehe — das wird eine zentrale sozialpolitische Aufgabe des künftigen Deutschlands sein, eine Aufgabe, die ganz anders grundsätzlich, ganz anders durchgreifend in die Hand genommen werden muß als bisher. Darum ist nicht nur aus allgemeinen Gründen der inneren Einheit, sondern um der gemeinsamen praktischen Lösung entscheidender nationaler Fragen willen die vorurteilslose, auf-

richtige gemeinsame Arbeit dringend notwendig, die Ueberwindung des Geschlechts egoismus, die Stärkung des Wirklichkeitssinns und die Befreiung des Frauenproblems aus den Schranken einer so oder so orientierten Interessenpolitik.

Das ist nicht denkbar ohne eine andere Voraussetzung: die Anerkennung der Notwendigkeit, daß die Frauen selbst an der Lösung dieser Fragen verantwortlich mitarbeiten. Das bedeutet, wenn man so will, eine „Politisierung“ der Frau, d. h. das Zugeständnis, daß es nicht genügt, wenn die einzelne Frau die Frauenfrage als individuelles Lebensproblem so gut sie kann löst, sondern daß die große gemeinsame nationale Frauenfrage den Frauen der Nation als Gemeinschaft zum Bewußtsein kommen und von ihnen als eine soziale und nationale Angelegenheit verstanden und bearbeitet werden muß. Solange die Frau nur Objekt irgendwelcher von anderen erdachten Regelungen ihres Lebens ist, entbindet man in ihr selbst nicht das letzte Verantwortungsgefühl der Gesamtheit gegenüber, das sie dem eigenen Schicksal in Beziehung setzen lehrt zum Staat, verzichtet man überdies auf die Mitarbeit des Lebens selbst an seiner Verwaltung und der gesellschaftlichen Ordnung. In dem Maße, als aus der Summe von Millionen Frauenschicksalen eine soziale Frage von größter Tragweite wird, muß die Frau, als Geschlecht und Gemeinschaft, mitgestaltend in die Gesellschaft eintreten.

Um so mehr, je mehr die aus dieser Frage erwachsenden Aufgaben nicht nur gefehgeberische, sondern sozialpflegerische sind. Man denke an alles, was heute Staat und Gesellschaft zum Schutz der Familie tun: an Säuglingspflege, Jugendchutz, Gesundheitspflege usw. Dies alles bedarf der von Staat und Gemeinde ehrenamtlich und beruflich beauftragten ausübenden Kräfte, dies alles sind nicht Regelungen, sondern Leistungen, die nach ihren Trägern verlangen. Neue Leistungen nach neuen Menschen, die sie gestalten und befehlen. Neben der Frauenaufgabe in der Familie tut sich mit der riesigen Ausbreitung des ganzen Gebietes der gesellschaftlich organisierten Fürsorge eine Frauensphäre im sozialen Leben auf: ein ganz Neues, geschichtlich nie Dagewesenes, eine ganz neue Synthese von Mutterschaft und Bürgerpflicht.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß der Eintritt der Frau in die Welt kommunaler und staatlicher Verwaltung verstanden werden. In diesem Zusammenhang hat er sich vollzogen, und zwar in steigender Progression. Dafür ein Beispiel: in 45 Großstädten betrug die Zahl der in kommunalen Ehrenämtern arbeitenden Frauen im Jahre 1910 = 6520, 1913 = 9216, 1915 = 10 560. (Jenny Apolant, Die Mitwirkung der Frau in der kommunalen Wohlfahrtspflege. „Die Frau“, März 1916, S. 330 ff.)

Der Krieg wird einen starken Anstoß zur Erweiterung der kommunalen Frauentätigkeit geben. Hat er doch in allen Gebieten der Kriegsfürsorge — die in die eben genannten Zahlen nicht aufgenommen sind — Tausende von Frauen mit einem Schlage in die Verwaltungssphäre der Kommunen hineingestellt und in der praktischen gemeinsamen Beratung und Arbeit den grundsätzlichen Streit um die gefährdete Weiblichkeit und die bedrohten männlichen Vorrechte gegenstandslos gemacht. Das einfache Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung und die Forderungen der Sache, der jeder dient, haben alles kleinliche Rechnen um die Macht selbstverständlich in den Hintergrund geschoben.

Und im Zeichen dieses gemeinsamen Dienstes wird auch die künftige Entwicklung stehen. Der Zwang großer sozialer Aufgaben, die nach dem Kriege allen Verwaltungskörpern obliegen, wird ganz von selbst an den geeigneten Stellen die Entlastung durch die weibliche Hilfe fordern. Hier wird sich allmählich immer deutlicher eine Sphäre weiblichen Bürgertums herausstellen, dessen Betätigung späteren Geschlechtern genau so selbstverständlich erscheinen wird, wie das alte „domum servavit, lanam fecit“. Selbstverständlich nicht in dem Sinne, als ob jede Frau Armenpflegerin oder Vor-mund werden muß, aber doch in dem, daß grundsätzlich diese und viele andere soziale Pflichten mit dem ganzen Kreis der damit gegebenen sozialen und politischen Fragen in die weibliche „Bestimmung“ hineingerechnet werden.

Dieser grundsätzlichen Erweiterung der weiblichen Aufgaben im Horizont des Staatslebens gibt der Gedanke der „weiblichen Dienstpflicht“ Ausdruck — jener in seiner kurzen Lebenszeit schon so viel mißhandelte Gedanke, der, wie er auch auftritt, immer eins sagen will: daß dem Frauenleben der Untergrund eines staatlichen Verantwortungsbewußtseins gegeben werden soll. Ob es sich um die einfache Ausfüllung der Familienpflicht, um Ernährung und Kinderpflege handelt, oder um die Schaffung einer höheren Form häuslicher Kultur, oder um die unmittelbare Mitarbeit im Sinne einer sozialen Mütterlichkeit, alles soll herausgehoben werden aus der Sphäre rein privaten Tuns in die der nationalen Pflicht. Und dieses Element soll jeder Frauenbildung durch ein „Dienstjahr“ — ein staatsbürgerlich-praktisches Ausbildungsjahr — zugefugt werden.

Damit sind wir von einem Besonderen wieder zum Allgemeinen zurückgekehrt: von der äußeren Erweiterung des weiblichen Pflichtenkreises zu einem Vorgang der inneren Entwicklung, der alle Frauen — das Geschlecht als Ganzes — der äußeren Veränderung ihrer Verwertung im nationalen Leben gewachsen macht. Diese Veränderung ist ein Auseinanderrücken eines ursprünglich einheitlichen Lebensinhaltes in drei getrennte Pflichtenkreise: Familie, Beruf, bürgerliche Pflicht. Durch Jahrhunderte hindurch hat das alles im Frauenleben ungeschieden ineinander gelegen; ihre Familienleistung war Beruf und bürgerliche Pflicht. Dem sich gleichbleibenden Lebensinhalt genügte die einfache Ueberlieferung als Richtschnur und Norm. Jetzt heißt auch für die Frau die sittliche Aufgabe: „unterscheidet, wählet und richtet“. Sie hat die drei selbständig gewordenen Seiten ihrer Frauenaufgabe nun erst wieder gegeneinander abzumägen, im Einzelschicksal eine weise Verbindung der Pflichten zu suchen und an einer Gestaltung des sozialen Gesamtchicksals der Frau zu arbeiten, die jedes der drei Gebiete zu dem ihm gebührenden Recht oder zu der im Interesse des Ganzen notwendigen Begrenzung führt.

Man muß sich die fundamentale Bedeutung dieses Vorganges deutlich machen — diese Vertreibung aus dem Paradiese der einfachen Selbstverständlichkeit, dieses Zerbrechen einer uralten gegebenen Einheit zu einem höchst schwierigen Entweder—Oder und einem noch schwierigeren Sowohl—alsauch. Es fehlt in der Betrachtung der Frauenfrage bisher vielfach an der Weite dieser soziologischen Erfassung, sonst könnte nicht so viel Kleinliches moralisieren, so viel enge Zäuneret und oberflächliches Aburteilen die Erörterung eines allerschwierigsten und allerbedeutsamsten Problems der Volkskraft entstellen. Sonst müßte auch verstanden werden, daß so veränderte Lebensbedingungen nur gemeistert werden könnten von der zu innerer Selbständigkeit gereiften Frau, ja, daß sie an sich schon einen anderen Frauentypus erzwingen: eine Frau, die nicht die Form ihres Lebens kritisch und wahllos vom Schicksal empfängt, sondern die um die verschiedenen Möglichkeiten weiß, die im Strom der wirtschaftlich-technischen Entwicklung sich nicht einfach treiben läßt, wohin sie nicht will, sondern die zu eigener Verteidigung ihres Menschentums, ihres Frauentums gegen diese mechanischen Gewalten fähig ist.

Ohne eine Entwicklung der Frauen selbst zu dieser inneren, verantwortungsvollen Freiheit — im Horizont des für sie so entscheidend veränderten Staates — wird man die Fragen nicht lösen, die das zukünftige Schicksal unseres Volkes gerade im Hinblick auf die innere Kräftsteigerung stellen wird. Darum ist die Einbeziehung der Frau zu den bewußt mitgestaltenden Kräften der Zukunft so unerläßlich: nicht damit sie alten wichtigsten Aufgaben untreu wird, sondern damit sie ihre neuen Formen selbst findet.

Leon Suleiman (Jaffa) / Die Stellung der Araber zur Türkei

Mit einer bewunderungswürdigen Langsamkeit entwickeln sich stets die Dinge im Orient und besonders da, wo es gilt, seelische Einwirkungen zu erlangen oder zu entfernen. Mit einer unbeschreiblichen Zähigkeit hängt alles an Altem, und kann ein nach

längerer Zeit tief gewurzelter Zustand insbesondere da, wo das Gefühlsleben stark berührt wird, nur allmählich nach anderer Richtung hin verschoben werden. Der Orientale ist eben in all seinem Tun und Lassen, Sinnen und Trachten langsam und zäh. Zwei Eigenschaften, von denen man nicht recht klar sagen kann, ob sie als Vorzug oder Nachteil bei der gesamten Entwicklung des Orients sich behaupten werden. Denn einerseits ist der Orient vor leichtfertiger Beeinflussung geschützt. Andererseits aber ist er dem, der die Ausdauer hatte, ihn Tag für Tag zu belauschen, für lange Zeit hingegeben auch in die Gefahr eines gedankenlosen Vertrauens. Mit diesem Moment der Langsamkeit und Zähigkeit muß jede Arbeit im Orient rechnen, ein Moment, das andere Nationen geschickt zu ihrem Vorteil auszunutzen verstanden haben. Am meisten hat sich zweifelsohne Frankreich diesem Geist des Orients anzupassen gewußt und sich stets einer dementsprechenden Methode bedient, eine Methode, die wohlgerne gerade dem französischen Wesen am entferntesten liegt. Die praktische Notwendigkeit hat Frankreich außerhalb seines Mutterlandes stets am meisten geleitet und bei der Abwicklung der Ereignisse in den fremden Gebieten das letzte Wort geredet. Langsam und ausdauernd erfolgte der französische Einfluß unter den Arabern Syriens und Palästinas Hand in Hand mit dem gesäten Mißtrauen gegen die türkische Herrschaft, die in der Hamidischen Zeit leider nur allzuoft hierzu Anlaß gab. Kein Mittel war zu schwer und kein Weg zu lang, um dieses Ziel zu erreichen. Stein für Stein wurde von der gesamten französischen Nation zielbewußt aufgetragen und jener Bau errichtet, der im Osten des Suezkanals ein französisches Ägypten schaffen sollte. Hatte doch auch England die Rechte Frankreichs auf die andere Seite des Kanals feierlich anerkannt. Der Krieg war die Feuerprobe. Es war von großem Interesse, die Wandlungen während dieser kurzen Zeit auf diesem beachtenswerten Gebiete zu verfolgen. Frankreich, gestützt auf die mühevollen „Erziehungsarbeit“ eines Jahrhunderts, brachte alle Hebel in Bewegung, um in den Arabern einen Bundesgenossen gegen die Türkei zu gewinnen. Wie anders als in friedlichen, ruhigen Zeiten, fehlte die Macht der Ereignisse hier ein. Nur eine Zeit, die wir jetzt durchleben, hat es vermocht, die ruhige Seele des Orientalen in fühlbare Bewegung zu bringen und die aufgehäuften Vorgänge friedlicher Jahrzehnte zur baldigen Entladung zu zwingen. Kurze Zeit schien es, als wankte der Stein am Gipfel des Libanon und rolle dem Abgrund zu. Die Macht des französischen Einflusses in Syrien war tatsächlich sehr stark, dick und engmaschig waren die Gewebe, die von Beirut über Kairo nach Paris führten, um so größer aber die Enttäuschung. Noch ist dem Volke jenseits der Wogen, das stets mit beachtenswerter und mustergültiger Liebe alles hergab, um seine Sprache, seine Kultur im Orient zu verbreiten, noch unbekannt, welche ungeheuren Werte seines nationalen Kapitals hier zu Grunde getragen wurden. Mit dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg mußten die französischen Schulen ihre Tore schließen, mußten die französischen Gesellschaften aller Art liquidieren, um türkischen Schulen, türkischen Beamten den ihnen gehörenden Platz zu lassen. Nirgends ist die Türkei so eifrig zu Werke gegangen als gerade hier, um das Veräumte nachzuholen. Die „teuflische Eile“ potenzierte ihre Schritte.

Man beobachtet zwar nicht in der breiten Öffentlichkeit die Bewegung, die vor sich geht und für die Zukunft des osmanischen Reiches von grundlegender Bedeutung sein wird. Die Burg des Islam ist und bleibt ein starkes, innerlich festgefügtes Osmanenreich, wo neben den Türken als die vorherrschende Nation die Araber ein Agglomerationspunkt aller unterjochten islamischen Staaten bleiben werden. Die Rolle, die gerade nach dieser Richtung hin die Araber durch ihre Stamm-, Kultur- und Sprachverwandtschaft mit den nord- und mittelafrikanischen Völkern zu führen prädestiniert sind, ist erst in letzter Zeit von den leitenden Männern in der Türkei klar erkannt worden. Unter der türkischen Herrschaft kann wiederum ein auf nationaler und religiöser Grundlage aufstrebendes Arabervolk sich frei entwickeln.

Syrien und Mesopotamien werden somit, geschützt durch die Wehr- und Heermacht des Türkentums, das Zentrum der alten arabischen Kultur werden, die von Bagdad, Damaskus und Beirut

ihren Lauf nehmend sich über ganz Nordafrika hin erstrecken wird. Das Wiedererwachen des arabischen Volkes unter der Herrschaft des angestammten Kalifen bildet keine zu unterschätzende Gefahr für die Fremdherrschaft in Ägypten, Tripolis, Tunis, Algier und Marokko. Ein aufblühendes Damaskus wird seine kulturellen Strahlen nach Ost und West werfen, die den panarabischen und panislamischen Gedanken stets unter Feuer halten wird. Je günstiger die Lage der Araber in der Türkei sich entwickelt, desto unhaltbarer wird die Lage der Engländer und Franzosen in Nordafrika werden, desto mehr wird der Gedanke der nationalen und politischen Zusammengehörigkeit mit dem freien, selbständigen islamischen Staate überall zur Tat heranreifen. Nichts lag mehr im Interesse Frankreichs, das aus diesem Grunde die tatkräftigste Unterstützung der Eroberer Ägyptens fand, als diesen letzten Keim freien arabischen Volkslebens zu ersticken. Nur dann wäre das Werk, die islamischen Völker ganz zu unterjochen, auch vervollständigt. Nichts liegt aber mehr im Interesse des türkischen Reiches, als diesen Anziehungspunkt aller arabischen Völkerrassen erstarken zu lassen, um das Zusammengehörigkeitsgefühl des Arabertums untereinander und dieses mit der Türkei im weitesten Umfange gedeihen zu lassen. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das das Prestige der Türkei als Vormacht von dreihundert Millionen Mohammedanern ungeheuer wachsen lassen wird.

Daß dieser Umstand von den Türken klar erkannt worden ist, beweisen die Vorgänge in Syrien, die in aller Stille, aber auch in aller Eile aufeinander folgen. Die Annäherungsbestrebungen der Jungtürken an die Araber und umgekehrt nehmen jetzt Formen an, wie sie vor einem Jahre noch in den Bereich der unerreichbaren panarabischen Träume gehörten. Es ist bekannt, daß eine große Abordnung von Notabeln aus Syrien und Palästina nach Konstantinopel zog, um im Namen der syrischen Einwohner die Verteidiger der Dardanellen zu beglückwünschen und der Regierung die Versicherung treuester Anhänglichkeit der arabischen Bevölkerung zu überbringen. Nichts ist weiter von den Verhandlungen, die bei dieser Gelegenheit unter den führenden Häuptern gepflogen worden sind, in die breite Öffentlichkeit gedrungen. Aus den Vorgängen, die dem Besuche in Konstantinopel in Syrien folgten und aus dem Verhalten der syrischen Regierungsbehörden erkennt man jedoch, daß nicht unwesentliche Fragen gelöst worden sind. Von dem Gegenbesuche Enver Paschas in Syrien und Palästina abgesehen, ist dies nirgends deutlicher bemerkbar als in der Art und Weise, wie die türkischen Verwaltungsorgane den kulturellen und sprachlichen Bestrebungen der Araber entgegenkommen. Die Regierung weiß, was die Förderung der arabischen Kultur — das beste und wirksamste Mittel, den französischen Einfluß zu entwurzeln — für die Zukunft des Osmanenreichs bedeutet. In Beirut und Damaskus sind in letzter Zeit eine bedeutende Anzahl neuer arabischer Bildungsanstalten ins Leben gerufen worden. Neben den Volksschulen sorgt auch die Unterrichtsbehörde für den Fortbildungsunterricht und sogar für höhere Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend — eine Erscheinung, die bisher im Orient ganz unbekannt war. Von der Gründung der arabischen Universität Al-Fakchijeh habe ich seinerzeit berichtet. Nach der Rückkehr der Dardanellenexpedition hielt der mitdagewesene Scheich Ali-al-Ramawi mehrere Vorträge in Jerusalem, aus denen man die Bedeutung der türkisch-arabischen noch fester gefügten Einheit ersieht. Nachdem der Scheich von der Bereitwilligkeit der Türken, die arabische Sprache — die Sprache des Koran und der heiligen Schriften — zu erlernen sprach, meinte er, daß die regierenden Türken auf diese Weise den Gefühlen der Araber und der gesamten islamitischen Welt entgegenkommen, genau so wie die Araber das Türkische als die Regierungssprache zu erlernen stets bereit sein werden. Hier steht man das Phantom einer politischen Anatomie, das von Frankreich in Syrien großgezogen wurde, aufgegeben, um so mehr aber der Gedanke an einer nationalen und kulturellen Konsolidation auf islamischer Basis unter türkischer Herrschaft hervorgehoben. Der Weg, den das beiderseitige Interesse zu beschreiten zwingt, ist scheinbar gefunden worden, und man ging auch schon daran, denselben nach allen Richtungen hin auszubauen und festzufügen.

Hier ist im Feuer des Kampfes selbst die orientalische Kälte geschmolzen und eine Bewegung in Fluß gekommen, deren gewaltige Tragweite erst die Zukunft ganz zu würdigen wissen wird. Wir sehen Formen geschmiedet werden, die im gewohnten Gang nur nach Jahrzehntearbeit zur Abrundung gelangt wären; ein Endresultat entstehen, dessen Folgen, wie auseinandergelegt, weit über den Rahmen des engen Orients hinausgreifen. Man sieht einen islamischen Kulturkreis sich bilden, der, in Konstantinopel seinen Anfang nehmend, halbmondförmig über Nordafrika bis Gibraltar sich erstreckt; ein Kreis, in dem die Araber Syriens durch Betätigung ihres regen Geistes die Aufgabe zu erfüllen haben werden, als Bindeglied zwischen den Türken als den unermüdlichen Trägern des Staatsgedankens einerseits und den ihres Staatswesens verlustig gewordenen islamischen Völkern jenseits des Nils andererseits zu dienen. Hier liegt der tiefere Sinn der festgefüigten Einheit der türkisch-arabischen Nation.

Walter Schotte / Halbbildung und Nützlichkeitwahn im höheren Schulwesen

Nicht von der Frage der Zusammenerziehung der Geschlechter, von dem Kampfsruf: Gemeinschaftserziehung gegen Familien-erziehung, von dem Streit um das humanistische Gymnasium, wie ihn die Gegenwart wieder heftiger aufgegriffen hat und leider nicht im Sinne der Beseitigung des realgymnasialen Schulprinzips zu Ende führen will, nicht von Einzelheiten der Verteilung des Lehrstoffes und des Unterrichts soll hier die Rede sein, sondern von einer Grundfrage unseres Bildungswesens, von dem Verhältnis zu Vergangenheit und Gegenwart der geistigen Mächte, in das der junge Mensch gestellt wird.

Das humanistische Bildungsideal, dem Wilhelm v. Humboldt und seine Mitarbeiter das Gymnasium bestimmten, rechnete mit einer allgemein gültigen Einheit der Weltanschauung, in der die Beziehungen des ästhetischen und ethischen Lebens ebensosehr für die politische Forderung der Persönlichkeitsbildung zusammenklangen, wie für die wissenschaftliche Ergreifung des Weltbildes. Die Allgemeingültigkeit dieses Ideals, das gleichwohl seine Größe nicht nur als geschichtliche Tatsache, sondern als lebendige Forderung bewahrt hat, ist heute zerstört. Von allen Beziehungen abgesehen, durch die die Erweiterung der Horizonte des lebendigen Lebens das Weltbild verwirrt, ist die Vergangenheit heute nicht mehr die große Einheit, als welche die ideale Anschauung des Altertums im Mittelpunkt alles Gewesenen dieses band, sondern sie liegt in zahllosen, teils gegenfälligen Gestaltungen vor dem erstaunten Auge, dessen Einheit suchendem Blick die Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs alles Geschehens nicht genügt, während doch nur wenigen und begnadeten Menschen der Sinn der Geschichte gleichsam als inneres Gesicht aufsteigt. Die Individuation, das ist die Herausbildung oder -hebung von Lebenseinheiten besonderen eigenen Gesetzes und Wertes, das keinen Vergleich zuläßt, aus der Masse des Lebens, seien es nun Kulturen, Völker oder Persönlichkeiten, diese „Individuation“, in der Wirklichkeit erkannt und zur moralischen Forderung erhoben, verwirrt in unserer Zeit, die der Persönlichkeit den Hintergrund eines gemeinsamen Bildungsideals, wie es die Tage Humboldts sahen, genommen hat und sie vor die Flut des ungeschiedenen Lebens gestellt hat, die Grundzüge aller Erziehung, die vergeblich versuchen wird, aus dem nationalen Ueberfall, den die Not der Stunde unseres Volkes gegen die Persönlichkeit geführt hat, neue Richtlinien zu finden.

Ich beuge mich in die Anschauung: Nachdem einmal die Besonderheit und Unvergleichlichkeit der vergangenen Kultureinheiten erkannt worden ist, nachdem die überragende Stellung der Antike als solcher gebrochen ist, der Wert der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kulturen ständig wächst, geschieht folgendes: die alte Schule widmete die Jugend eines Menschen dem Studium einer Lebenseinheit, der Antike. Hier ward die Vorbedingung gewähr-
leistet, durch gründliche Erlernung der Sprache, in der man sich

bewegte, wie in der Muttersprache. Sie wurde das Werkzeug, der Bohrer, der Hammer für den Bau der Antike; schlackenlos sprang aus mühseliger Arbeit das Gold des Homers, der Tragiker, des Aristophanes, der großen Lyriker, Pindars, der Philosophen. Der goldene Tempel von Hellas blühte auf vor den blauen, griechischen Meeren, und die Tragik des griechischen Menschen, als sei es die Tragik alles Irdischen, klang auf, schwellte an und starb in einem Weltuntergange, ein großes Lied der Menschheit. Dem antworteten in tieferen Durtönen die Erschütterung vor römischem Aufstieg, römischem Willen, Gesetz und Menschen. Es war eine ungeheure Einheit der Welt, in der Gesetze des Werdens und Vergehens erlebt wurden, nachdem ihre Kenntnis in harter Arbeit erworben worden war. Das Material stieß während langer Jahre der Schulbildung in einer Totalität zusammen, die jedes Abgrenzen ausschloß, die pedantischen Annahmen einer dem Alter noch unzugänglichen Wissenschaftlichkeit dennoch fernhielt, weil in der Tiefe dieser Arbeit, aus diesem heißen Bemühen um eine große und wie alles Große tragische Kultur als kostbarste Frucht davon die Ergriffenheit wuchs von menschlichem Leiden, von Schönheitswillen und den Kämpfen um die sittliche, die autonome Persönlichkeit. So bildete sich das Gesetz des eigenen Werdens; das Ergreifen der Welt unter dem Bilde der Antike gab vielleicht Richtlinien, die irgendwie fremd das eigene Leben wiesen, dennoch menschlichster Natur waren und ihm gerecht wurden. Aus dieser Herrschaft über die Lage unserer Jugend ist die Antike gestochen, man hat sie nicht ersetzt, denn man kann sie nicht ersetzen, es wird nicht möglich sein, etwa das deutsche Mittelalter als die Sonne aufleuchten zu lassen, in deren Glanze sich die Bildung einer Jugend fängt. Warum nicht, das späterhin. Was geschehen ist, ist dies: an die Stelle der einen Antike ist die Vielheit getreten, an die Stelle des Erstes, der Zeit braucht, die Oberflächlichkeit, die Zeit verwirrt. Das Resultat der Schulerziehung ist statt Bildung Halbbildung.

Wie geschieht das? Dem Quartaner einen kleinen Einblick in Geschichte des Altertums, dem Tertianer in Mittelalter und Reformation, dem Sekundaner in Neuzeit bis auf die Stunde des Weltkrieges. Und dann werden wir in den drei Oberklassen diese drei „kleinen“ Einblicke erweitern, „vertiefen“. Schon beherrscht man die kleine Weltgeschichte, „unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte“; darum gruppiert sich allerlei: Religionen, Philosophie, Dichtung, Kunst, natürlich nur die bildende und auch immer nur ihre Geschichte. Nur Musikgeschichte läßt man aus, sie scheint eine Art Geheimwissenschaft, die allerlei Kenntnisse voraussetzt: Notensprache, Instrumentenkunde und wohl auch die „Kunst“ selbst, sie irgendwie zu „können“, eine gewisse Begabung, die Fähigkeit, selber „Musik zu machen“, was alles ja entsprechend für die anderen Künste nicht „nötig“ ist. Literatur hat ihre „Gedanken“, Malerei Gefühle oder Gesichten und im übrigen einige verstandesmäßig leicht zu beherrschende Begriffe wie Form, Farbe oder Licht. In diesen wunderbaren Kunstgeschichtsunterrichtsstunden, die zumal in den Oberklassen der Mädchenschulen, aber auch für Knaben an modernen gesinneten Gymnasien eingerichtet werden, wird eine Jagd veranstaltet durch die Kunst aller Völker und Zeiten, selbstverständlich unter strengster Berücksichtigung des Nacheinander. Denn im Besitz von Daten des historischen Einmaleins besteht ja historische Bildung, diese überaus notwendige Voraussetzung für den Bildungsbübel, wenn er sich über die kulturfremde Einreihung des Individuums in die Berufs- und Geschäftsorganisation des ganz unhistorischen modernen Lebens frühlich oder pathetisch hinwegtäuschen will. Rührend ist es anzusehen, wie Knaben und Mädchen vor der willigen Leinwand des Lichtbildes sitzen, aus der hellen Sinnlichkeit des Altertums mit dem fliehenden Sekundenschlag der Kurztunde segeln in die Anstalt der Gotik, wobei sie übrigens nie den Unterschied vom 13. und 14. Jahrhundert begreifen lernen; ein neues Bild: Renaissance; so geht es durch alle Stilepochen bis in den Impressionismus, der schon überwunden ist, in den Strom der „Ismen“-Entwicklung unserer Tage. Es ist ja gleichgültig, ob in einer Kurztunde, in einem oder drei Jahren; ohne Skrupeln wird der durch die Schulbildung unserer Tage entseelte Geist, der alles inventarisieren kann, dieser wandelnde Baedeker, als welcher

ein Musterprimaner sich darstellt, aus dem Museum von italienischen Altarbildern des Sessento her in die Ausstellung jüngster Expressionisten taumeln und wird ihnen beiden gerecht werden. Welche namenlose Farce des Lebens!

Aber er ist nicht nur allgemein gebildet, dieser erlöste Pennäler, der mutig zur Universität schreitet, um durch ein Fachstudium, d. h. durch Anhören von Vorlesungen, die die künftigen Examinatoren in regelmäßigem Turnus halten und durch die Vertiefung in Kontroversen, von denen die Kathederpapste leben, sich vorzubereiten für die vielfältige Berufsgliederung, das ist die Einseitigkeit, der Lebensabschnitt im Gegensatz zu der falschen allgemeinen Bildung, die von der Schule als Verbrämung des Daseins mitgebracht wird. Er ist nicht nur allgemein gebildet, dieser Pennäler und kennt die französische Kultur so gut wie die englische, wobei er übrigens deren Sprachen kümmerlich radebrecht, er hat nicht nur nebenbei oder in der Hauptsache, je nachdem er auf einem humanistischen oder Realgymnasium war, mathematische oder naturwissenschaftliche Kenntnisse, er ist nicht nur zur Entlastung der Seele in der vorgeschriebenen Form religiös und politisch orientiert worden, er ist sogar — welche Errungenschaft der großen Zeit, die in diesem Kriege gipfelt — bereits für das praktische Leben vorgebildet. Vor dem Kriege war's das „Englische“, zu dessen Gunsten man das Griechische und Lateinische, diese „toten“ Sprachen, beschneiden wollte; der Krieg hat heute in einer schönen Emotion des Herzens diese Werte ein wenig verrückt. Man gebe dem jungen Mann Gelegenheit, schon auf der Schule die Sprachen unserer Bundesgenossen, das Türkische, Bulgarische, Ungarische und Polnische zu lernen, da die Beherrschung dieser Sprachen dem Kaufmann, dem „Pionier unserer Kultur“, den Weg in die neu aufblühenden Regionen unseres Handels ebnen wird. „Nicht vertrocknete“ Schuldirektoren, sogar Schulbehörden, parlamentarische Körperschaften, neuerdings führende Gelehrte interessieren sich für die zeitgemäßen Anregungen. Auch der Schrei nach „Staatsbürgerkunde“ findet ein neues Echo, denn es ist ja wahr, was weiß dieser durchschnittliche Primaner etwa von der Verwaltung unserer großen Kommunalverbände. In Verbindung mit „gesunden“ und nationalen Richtlinien wird das ein schöner Gegenstand für die moderne Schule werden, und ihr heißes Bemühen, ihren Schülern nichts Menschliches fernzuhalten, sie einst zu entlassen, nach allen Richtungen bereits sicher vor den Gefahren des Lebens, wohl vorbereitet, das gute Geschäft zu machen, das zu versehen eben bereits Verfehlen des Lebens bedeutet, im frühlichen Besitz aller irgend zugänglichen Kenntnisse, dieser immer nur erhebenden, und wenn sachgemäß in allen Fächern inventarisiert, nie verwirrenden, „allgemeinen“ Bildung, die man nach einem Menschenalter, um die Leistung dieser Generation ausgebaut, seine Kinder auf noch sichere und bequemere Weise sich „aneignen“ sehen wird.

Früher schimpfte ich, daß in der Prima zwei Jahre lang je zwei Stunden wöchentlich Horaz gelesen wurde. In der Tat, eine etwas vorweltliche Einrichtung in dieser modernen Schule und, da der Dichter die geweihte Größe Homers, die selbst eine Oberschulbehörde nicht anzutasten wagt, nicht besitzt, wohl nur dadurch erklärbar, daß dieser allerwärtsbequeme Mann wieder zeitgemäß ist, indem ihn von der Gegenwart, die arbeitet, um zu verdienen, nur die frühliche Faulheit des Genießers scheidet. Ueber den Gegenstand dieses wie in alter Zeit unbekümmerten langjährigen Unterrichts wird man diskutieren können. Aber diese zwei Jahre Horaz in den Primajahren erscheinen mir heute wie eine Oase in der Wüste des abgetöteten Lebens, das da in öder Vollständigkeit Stück um Stück im Unterricht unserer Schule „erledigt“ wird.

Alle Einzelheiten der pädagogischen Reform bleiben mir so lange gleichgültig, als das Grundübel unserer Zeit, der Fluß der allgemeinen Bildung, der träumerhafte Sinn, durch abkürzende, berufsmäßige Vorbereitung an allen Ecken Zeit zu sparen, die Feigheit, dem Erlebnis aus dem Wege zu gehen, das Leben bequem zu machen, so lange als diese Sünden der modernen Lebensorganisation die Schule weiterhin belasten.

Wir haben kein allgemein gültiges Lebensideal, ob wir ein nationales Lebensideal erringen werden, ist immerhin problematisch. Das Gesetz fortschreitender Individuation soll sich mit sozialen und nationalen Forderungen erst auseinanderlegen. Der Krieg hat diese Aufgaben als das schwere Los der Zukunft enthüllt, aber nicht gelöst. Hierzu brauchen wir eine Jugend.

Diese Jugend ist heute fertigen Menschen ausgeliefert, Menschen, die das Zeichen jahrzehntelanger Verbildung an der Stirn tragen. In einem nicht sehr heiteren Wörterbuch, das Kurt Hübner und Friedrich Mart herausgaben — leider ist der erste seiner Eitelkeit wegen nicht ernst zu nehmen — wird das Wort „Oberlehrer“ aufgelöst: „Schimpfwort, etwa pedantischer Flachkopf, empfehlenswert aus erzieherischen Gründen. Der Stand ist ja nicht unwichtig für unsere Zukunft, und solch ein Stigma muß doch begeisternd und bessernd auf ihn wirken.“ Ich finde das nicht mal witzig. Aber man riecht den Haß, der Generationen gegen ihre Erzieher aufgefüllt hat, der eine Literatur von Schulromanen hat anschwellen lassen! Eine Frage, ist einer von den Hassenden wieder Oberlehrer geworden, und wenn, hat dies Gefühl in ihm gewirkt? Oder — dies nebenbei — hat die relative Billigkeit des philosophischen Studiums weiterhin Parvenüs dem Stande zugeführt? Rekrutiert er sich — dies die Hauptsache — aus den bequemen Anhängern unserer Berufsorganisation, aus Menschen, die zur leeren Allgemeinbildung ihrer eigenen Schulzeit ein Examenswissen in Spezialfächern erworben haben? Soll weiterhin die Dankbarkeit von Schülern gegen ihre Lehrer in diesen nur den Menschen umfassen, der ein reines Herz aus der Haltlosigkeit seines Daseins zufällig gerettet hat, oder wird sie dem berufenen Erzieher, dem Lebensspender gelten mit der Kraft, die die notwendigen Gegensätze der Charakterbildung überwindet? Werden jene tapferen Männer, die nach diesen Jahren täglicher Gefahr, täglich neu gewollter und ertrogener Pflichtleistung, ungeheurer Leiden zum Schutze ihres Volkes, wenn sie nun nach endlichem Frieden in ihren Beruf zurückkehren, ihn von Grund auf revolutionieren, ihm die Größe und die Weihe wiedergeben, die allerhöchste Kulturen den Erziehern ihrer Jugend zugestanden haben. Persönliche Bitterkeit spricht nicht aus mir. Meine eigenen Schülerfahrungen waren nicht trüb. Wenigstens habe ich hinter im Sinne dieser Ausführungen mangelhaften Lehrern oft den Menschen lieben gelernt, in einigen Fällen aber gerade den Lehrer als den immer mit Dank zu bedenkenden Bildner meiner Jugend gefunden. Meine Anklage, gerade auf breitere, allgemeinere Beobachtung gestützt, trifft das System, und hierfür fordere ich Revolution.

Die Zerissenheit unserer Kultur: die Fragwürdigkeit der öffentlichen Lebensbehandlung und das oft betonte Fehlen eines allgemein gültigen Bildungsideals erschwert diese Arbeit. Durch die Umgestaltung des Unterrichtsplanes im nationalen Sinne ein solches zu schaffen, ist bedenklich; die Entwicklung der deutschen Kultur: Geschichte, Sprache und Kunst, die von nun an an Stelle der Antike in den Vordergrund treten soll, ermangelt der Abgeschlossenheit in zeitlicher und räumlicher Geltung, die den unvergleichlichen pädagogischen Wert des Altertums bedingt. Auch halte ich es für berechtigt, vor die Besinnung über das eigene Dasein, vor das Erlebnis der völkischen Kultur und Vergangenheit, das persönliche Arbeit sein muß und mit den Schuljahren nicht abgeschlossen werden kann, das Schülerlebnis der ganz gelösten und großen Vergangenheit zu setzen.

Wie diese Arbeit fruchtbringend gestaltet werden kann, ohne den Hintergrund des Ideals, das Wilhelm v. Humboldt und seine Zeit bewegte, das sind die eigentlichen Aufgaben der pädagogischen Reform, sie wird sich hierbei nur an die unverrückbaren Grundsätze aller Erziehung zu halten haben, und die sind: den Charakter zu bilden, den Menschen arbeiten zu lehren, ihn ehrfürchtig zu machen vor geistigen Werten, Lust zu geben nach dem Leben, nach allem Leben, Sinne und Verstand zu schärfen. Fort mit jeder utilitaristischen Vorbereitung, es wäre unseren Jungen besser, auf der Schule das Schachspiel zu lernen oder einen botanischen Dialekt, als Türkisch, um fürs Leben Zeit gespart zu haben, oder Französisch, um über französische Kultur fassen zu können, oder

Staatsbürgerkunde, um der Mühe enthoben zu sein, Politik zu studieren und zu erleben. Man lasse Leute aus den Toren der Schule, die ihrer Jugend nicht fluchen, aber voll Hunger nach dem Leben, voll Mut und dem Bewußtsein der Kraft, es aufzunehmen in dieser rauschenden Stunde, nur flüchtig der Kindheit als eines schönen Traums gedenken, der einst in schweren Nächten wiederkommen wird, Jünglinge, die innerlich bereit sind, statt äußerlich vorbereitet, Menschen, denen nichts Großes und Schweres erspart wird.

Berta Duenfing / Wir zu Hause

Schluß.

Unsere Waldhüttenleute aber buddeln sich inzwischen immer tiefer in die fremde Erde, als ob sie dort ewig Fuß fassen wollen im Stellungskrieg. Vorher haben sie eine der Festungen mit dem unaussprechlichen Namen mitgestürmt, und sie hatten schwere Tage, wie sie schrieben. Nun ist die Langeweile der gefürchtete Feind. — Wir schicken Spiele — Kinderspiele und Bücher. Aber „welche“, heißt es, schlafen 2 × 12 Stunden den Tag, damit die Zeit vergeht in ihrem Loch, wenn es nichts sonst zu schaffen gibt. Die alten Landstürmer haben einen ganz jungen Leutnant als Kompagnieführer, nachdem der Hauptmann gefallen. — Er besorgt sie väterlich — aber oft steht er auf den endlosen Schneehügeln in der Nähe und lugt aus, ob denn kein Feind kommen will. Der hat Sehnsucht nach der Front und dem bunten Kriegslauf. „Wir Alten,“ schreibt der Brieffsteller, „denken aber an Weib und Kind und sind gemüthlicher in unserem Loch.“ Ihre Wärfel haben sie wachsen lassen und ihre Nägel auch. Und als einer von ihnen Urlaub bekommen hat und nach langer Fahrt in Berlin ausgestiegen ist, blieben alle Leute auf der Straße stehen, sich den Naturmenschen anzusehen. So hat er's beschrieben. —

Aber der junge Leutnant, der hält auf sich auch da draußen: er könnte jeden Tag auf den Hofball gehen: so schmutz und patent hält sich der. Er ist ja auch die Respekts-person: das Väterchen, wie sie ihn auf Russisch nennen, und sie sorgen alle mit, daß er sich das leisten kann, was seine hübsche junge Persönlichkeit fein und frisch erhält, auch im Schlamm. Die Waldhütten- und Kompagniemutter zu dem jungen schönen Papa ist ein älterer Feldwebel, der kocht und verteilt das Essen an die großen Kinder —, daß Männer kochen und Strümpfe stopfen, will den kleinen Mädchen spaßig erscheinen.

„Die können aber der Mutter fein helfen, wenn sie wiederkommen!“ O, ja! Sie werden! Der Krieg schließt ungeahnte Bildungselemente in sich. Inzwischen werden dann die Mütter Schornsteinfeger und Bäckergehilfen. — Wie wird sich alles in seine eigene Haut noch wieder zurückfinden! Wenn's soweit ist.

Brief eines Waldhüttenbewohners der 1. Kompagnie des X. Bataillons vom X. Regiment Landsturm-Reserve an die Schülerin Anne-Mie X.

(Nur Notwendiges verbessert zur Erleichterung des Lesers. Inhalt authentisch.)

... 10. Februar 1916.
Waldhüttenlager.

Mein liebes Kind!

Da sitze ich alter Landstürmer nun unter dem Holzbach unserer Waldhütte und schreibe mit dem Bleistift, der bei uns Reihe rund geht, damit jeder an euch liebe Kleine schreiben kann, und vor mir liegt Dein Brief von Kinderhand. Wir haben uns alle recht ge-

freut über die guten Sachen, und haben sie uns am meisten Spaß gemacht, weil es die ersten waren — die kamen. Die andern wußten noch nicht, daß wir hier sitzen mit nichts um und an. Ihr aber habt euch das gedacht und schön überlegt, und nun ist uns warm um die Füße und auch besonders ums Herz, daß Ihr an uns gedacht habt. Wir haben alles dankbar angenommen — denn wir sind manche 40 und auch 47 Jahre alt, und, liebe Kinder, so könnt Ihr Euch denken, was das heißen will. Ich habe auch sechs im Hause, davon schreibe ich Euch ein anderes Mal. Wie sie alle heißen, und wie alt sie sind; es sind zu viele. Eure Pakete waren so schön, auch die zum Weihnachten — nur sie kamen nicht an. Aber von meiner Frau ein Brief, der kam gerade an am Weihnachtsabend. Da war uns ganz weich ums Herz, während die Kanonen donnerten über unserm Waldbüttenweg: das waren die Weihnachtsglocken. Ja, liebes Kind, daß wir auch tapfer drauf gingen, könnt Ihr sehen, wenn Ihr die Verlustliste der Durchbruchlinie lest. Denn wir sind mit 47 noch an die Front gekommen. Aber wir sind ja so anspruchslos . . . und wollen gerne auch ohne Ruhmestaten jezt für unser Vaterland in dem Unterstande sitzen, so lange es not tut.

Und nun will ich schließen mit dem schönen Lied, das eine von Euch für uns abgeschrieben hat aus dem Gesangbuch: Was helfen uns die schweren Sorgen, was hilft uns unser Weh und Ach, wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit.

Dein alter Landstürmer A. W.

Schreib bald mal wieder!

Das Baumstück ist die Rinde einer alten Kussenbirke, die uns das Holz gibt. Das Holzfeuer ist unsere einzige Erleuchtung in der langen Finsternis, und wenn wir schreiben an Euch, schreiben wir bei dem Schein von dem Holzfeuer. Das muß alles gehn!

Es grüßen alle aus unseren Waldbütten. Ob der Brief wohl hinkommt?

Nochmals Dein dankbarer Krieger W.

Er kam hin! Und nach ihm kam ein anderer und endlich ein Briefwechsel in Freud und Leid. Drei Monate hindurch: 32 Briefe im ganzen hin und zurück, bis zum Vierteljahrende.

Aber heute kurz vor Schluß ist unsere Betstunde zu einer Trauerstunde geworden, wie denn eben Glück mit Unglück wechselt — so im Leben, wie im Kriege auch.

Vor vierzehn Tagen schon hieß es: die Waldbüttenleute kommen wieder vor die Front!

Dann kam aus einem Briefe die Nachricht: der junge Leutnant ist — fort; ein anderer an seine Stelle getreten.

Und dann kam einer mit einem Briefe, der zurückgeschickt war und auf dem Umschlag stand der kurze Vermerk „Im Lazarett“.

Und dann ein anderes mit seinem Briefe, drauf stand in Blei: „Auf dem Felde der Ehre gefallen“.

Da gab es Tränen zu trocknen aus unschuldigen Kinder- augen, und ersten Schmerz zu beschwichtigen in Kinder- herzen über unsere Waldbüttenleute, in denen sich uns der große Krieg verkörpert hatte, drei Monde lang.

Die uns so ein Stück harter, unverdrossener Kriegsarbeit ganz in der Nähe gezeigt haben. Sodasß ihr Angehörigen in den jungen Seelen weiterleben wird, Ehrfurcht gebietend für alle Zeit vor dem Volke, dessen Kinder wir alle sind.

Gottfried Traub / Geist

Aus allem Leiden der Menschheit muß stets
der selbständige Geist durchscheinen.
Schiller.

Der Geist bleibt das Lebendigmachende. Auch in der Natur! Sicherlich lebt dort die einzelne Rose, der einzelne Eichbaum und singt die Lerche und die Nachtigall; so wird Natur anschaulich in ihrer Schöpferkraft durch all die Millionen von Wesen, die sie seit Jahrtausenden in gleicher Pracht und Herrlichkeit erzeugt. Aber was da lebt, sind zulezt nicht diese stetig wechselnden Erzeugnisse, sondern das Gesetz ihrer Form, der Trieb ihrer Gestaltung, der Wille der Ewigkeit. Das drückt sich aus in dem uner schöpflichen einen Wort: Geist. In der weiten Natur begegnet uns nichts Geistloses. Alles ist verwurzelt in dem Himmelreich des Geistes, der durch die Welten der Sterne ebenso hinschreitet wie durch die winzigen Gebilde der Batterien. Geistlos sein zu können, ist nur das zweifelhafte Vorrecht des Menschen, weil er die freilich begrenzte Fähigkeit hat, sich in Widerspruch mit dem ewigen Sinn alles Geschehens zu setzen und sich von der Quelle zu lösen, aus der alles strömt, was wirkliche Lebensform und wirklicher Lebensinhalt heißt. Wenigstens in Gedanken vermag er das; mit seinem Spott und Zweifel, mit seinem Kleinglauben und Hochmut kann er sich von dem tragenden Urgrund entfernen, aus dem er zulezt selber stammt. Dem Geist nimmt er damit nichts von seiner Majestät; denn auch der Schatten lebt nur vom Licht.

Das Leiden der weiten Natur besteht darin, daß sie nicht ruht, bis sie diesen selbständigen Geist möglichst durchscheinen läßt in all ihren Geschöpfen und dem ganzen geordneten Reich, das sie zusammenhält. Sie treibt die Pflanzen, Tiere und Menschen durch die Jahrhunderte des Kampfes hindurch, damit sie in ihrer Form dem letzten selbständigen Geist möglichst entsprechen. Darum ist das Werden so schön, so notwendig. Der ewige Geist ist. Alles Wachsen und Vergehen der Erden, Menschen und Planeten wäre sinnlos, wenn sich in ihm nicht diese letzte Kraft immer zu neuer Offenbarung hindurchringen würde. Dies Erlebnis schuf uns der Krieg. Er hat uns bis aufs Hemd ausgezogen: den Tapferen ebenso wie den Feigen, den Wahrhaftigen ebenso wie den Lügner. Den Schein der Dinge, auch den schönen Schein hat er zerschlagen. Die Not, die alle umgibt, zwingt uns, von allen Hilfsmitteln und Krücken, auf denen wir humpelten oder mit denen wir fuhren, abzulassen. Ob wir selbst mehr können, als was der Alltag verlangt, ob wir zu einer höchsten Probe fähig sind, ob wir den Geist hinter der verwirrenden Welt der Dinge spüren können — darum handelt es sich heute. Darum wirkt die Not; sie stellt den Menschen einmal ganz auf sich. Sie nimmt ihm all die gewohnten Reizmittel weg und fragt ihn, ob er selbst etwas ist, ob er selbständigen Geist besitzt. Wir hatten hundert Formen, in denen wir uns selbst spiegelten, und redeten in tausend Formeln, mit denen wir uns und andere oft täuschten; heute fragt es sich: hast du selbst deine Form, bist du wirklich wesensverwandt mit dem höchsten Geist, der sich in dir selbst ausdrücken will? Auch er hat tausend Widerstände; auch er kämpft seinen Kampf mit der Welt; aber er zwingt sie. In diesem Zwingenden liegen die großen Notwendigkeiten, die geschehen müssen, die da sein müssen und deren Muß nicht unerträglich, sondern segensreich ist, sobald wir's verstanden haben.

Wochen der Probe liegen vor unserem Volk, Wochen voll Ernst und Entscheidung. Es gilt. Ob wir unsere ganze

Zukunft durchretten wollen durch einige Wochen der Entbehrung, der Last, und dadurch beweisen, daß wir den Sinn für die größere Zukunft besitzen; oder ob wir für eine behaglichere Gegenwart eintauschen wollen eine schlechte, erniedrigende Zukunft. Pfingstfest soll entscheiden. Der Geist wird uns lebendig machen, der Geist der Kraft, der Zucht, des Sieges. Das ist deutsches Pfingsten!

* * / Du

Dämmern rings die Blütenwände
Lichtem Morgen zu — —
Laß mir nur die lieben Hände,
Trautes, fremdes Du.

Könnte deine Schleier heben,
Doch die Hand erschrickt;
Defter hat als lautes Leben
Stiller Traum beglückt.

Gehst die weite Nacht zur Reige,
Schlägt das Herz allein.
Doch durch taubetränkte Zweige
Schimmert Sonnenschein.

Soziale Bewegung

Sozialpolitik im Reichstag. Auch in der eben beendigten feststen Kriegstagung des Reichstags erfreute sich die Sozialpolitik bester Aufmerksamkeit der Parteien. Die Beratung der sozialpolitischen Fragen litt nur etwas unter dem gerade damals akut gewordenen Ministerwechsel. Staatssekretär Delbrück mußte krankheitshalber den Besuch der Kommissionsberatungen absagen, und sein Nachfolger, Dr. Helfferich, war noch im Reichsschatzamt. Trotzdem können die Sozialpolitiker mit den sozialpolitischen Erörterungen auch diesmal wohl zufrieden sein. Wie während des ganzen Krieges sparten die Abgeordneten aller Parteien nicht mit Worten der Anerkennung für die deutsche Arbeiterschaft. Unser Freund Gothein wies darauf hin, daß das englische Bestreben, uns nach dem Kriege wirtschaftlich zu boykottieren, schon am Mangel an geschulten Arbeitern in der Eisenindustrie scheitern werde; solche Arbeiter könne man wahrhaftig nicht aus der Luft greifen. Fast alle Redner wünschten Fortsetzung der Sozialpolitik. Bei der Abstimmung wurden die Entschließungen des Ausschusses angenommen, die sozialdemokratischen Anträge auf sofortige Beseitigung aller auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes jetzt gestatteten Ausnahmen sowie auf Aufhebung der Sparzwangserlasse abgelehnt. Die angenommenen Anträge betreffen die ausreichende Familienunterstützung, die Wiederherstellung des Arbeiterschutzes und Einschränkung der Frauenarbeit baldmöglichst nach dem Kriege und die Bindung der Erlaubnis zur Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen in der Schwerindustrie an ausreichenden Schutz von Gesundheit und Sittlichkeit im Betriebe und Herstellung geeigneter Schutzmaßnahmen gegen Unfallgefahren, die aus der Eigenart der Frauenarbeit hervorgehen. Eine andere Entschließung fordert Errichtung von Schiedsausschüssen zur Beilegung von Lohn- und Arbeitsstreitigkeiten nach dem Beispiele Sachsens und Berlins.

Zusammenschluß der kaufmännischen Stellenvermittlungen. Auf Einladung des Reichsanzlers haben am 26. April Vertreter der Behörden und Abgesandte einer Anzahl kaufmännischer Verbände und Vereine unter Vorsitz von Ministerialdirektor Dr. Caspar eine Besprechung über kaufmännische Stellenvermittlung im Reichsamt des Innern abgehalten. Es wurde eingehend über die von den einzelnen Organisationen gemachten Vorschläge beraten und folgendes beschlossen: „1. Die Verbände und Vereine bilden unter dem Namen **Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung der Verbände**, Sitz Berlin, eine Stellenvermittlungsgemeinschaft. 2. Grundlage der Gemeinschaftsarbeit ist der Stellenaustausch. Sämtliche Verbände verpflichten sich, die offenen Stellen zweimal wöchentlich an die Zentralstelle in Berlin zu melden, die sie in einer jeden Dienstag und Freitag erscheinenden Stellenliste zu veröffentlichen hat. 3. Für Mitglieder der angeschlossenen Verbände — und während des

Krieges bis sechs Monate nach Friedensschluß auch für Nichtmitglieder — erfolgt die Vermittlung kostenfrei. Nach dieser Zeit zahlen Nichtmitglieder eine einmalige Gebühr von 3 M. und nach Vermittlung einer Stelle eine weitere Gebühr von 3 M. bei einem Jahresgehalt von über 1080 bis 1500 M., 4 M. bei einem Jahresgehalt von über 1500 bis 2100 M. und 5 M. bei einem Jahresgehalt von über 2100 M. Gehälter bis einschließlich 1080 M. bleiben von dieser weiteren Gebühr frei.“ In Verfolg dieser Vereinbarung wurde am 20. Mai eine Vertretertagung aller namhaften Reichs- und Bezirksverbände der Handlungsgehilfenschaft in Eisenach abgehalten. Die Verbände billigten die Berliner Vereinbarungen und traten dem Abkommen bei. Die Satzungen der Stellenvermittlungsgemeinschaft wurden beraten und genehmigt, die Zentralstelle soll am 1. Juli in Berlin, Beuthstraße 20, eröffnet werden. Mit diesem Zusammenschluß ist die Stellenvermittlung der kaufmännischen Verbände über ganz Deutschland einheitlich organisiert und damit die Arbeitsvorsorge für die aus dem Kriege heimkehrenden kaufmännischen Angestellten erfolgreich versprechend in die Wege geleitet.

Kriegs- und Volksversicherung. Die Deutsche Volksversicherung A.-G. in Berlin hat sich trotz der Schwierigkeiten infolge des Krieges sehr günstig entwickelt. Der Neuzugang belief sich 1915 in runden Zahlen auf 32 000 Versicherungen mit 11,6 Mill. M. Versicherungssumme, der Abgang auf 3700 Versicherungen mit 1,5 Mill. M. Versicherungssumme; der Versicherungsbestand hat sich hiernach im Jahre 1915 um 28 300 Versicherungen mit 10 Mill. M. Versicherungssumme erhöht. Die Prämieinnahme ist 1915 mit Einschluß der Kriegsversicherung auf 1 331 000 M. (gegen 834 000 M. 1914), also um 63 v. H. und ohne Einschluß der Kriegsversicherung auf rund 920 000 M. (gegen 592 000 M. 1914), also um 55 v. H. gestiegen. Gefunken sind dagegen im Vergleich zum Vorjahre die Ausgaben für Provisionen um 55 v. H. und die sonstigen Ausgaben für Verwaltung, Einrichtung und Organisation um 49 v. H. Die Ausgaben für Sterbefälle haben sich trotz des Krieges innerhalb der Grenzen der hierfür verfügbaren Mittel gehalten. — Die Volksfürsorge (Gewerkschaftlich-Genossenschaftliche Versicherungs-A.-G. in Hamburg) zeigt eine ähnlich günstige Entwicklung. Sie hat im Jahre 1915 10 569 neue Versicherungsanträge erhalten und in den ersten vier Monaten von 1916 schon weitere 6894.

Die fortschrittlichen Arbeiter und Angestellten in Rheinland und Westfalen hielten am Himmelfahrtstage in Duisburg eine gutbesuchte Vertretertagung ab, auf der als Vertreter des Hauptvorstandes des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellten Herr Elbel-Berlin einen Vortrag über die zeitige Lage und die künftigen Arbeiten der fortschrittlichen Arbeiter und Angestellten hielt. Nach einer sehr lebhaften Aussprache wurden Entschließungen zur Ernährungs- und Steuerfrage und zum Ausbau der Volksrechte in Reich, Staat und Gemeinde einstimmig angenommen. Zur Ernährungsfrage wurde gefordert, daß die Gerichte nicht allein gegen die kleinen, sondern auch rücksichtslos gegen die großen Lebensmittelwucherer in Landwirtschaft und Handel vorgehen sollten und daß vor der nächsten Ernte nicht allein die Kornfrüchte, sondern auch die notwendigsten Kartoffeln beschlagnahmt würden. Zur Steuerfrage wurde Einspruch gegen das Steuerkompromiß erhoben und gefordert, daß direkte Reichsteuern auf Einkommen und Vermögen eingeführt werden, wofür das Reich sämtliche Kriegsausgaben der Bundesstaaten und Gemeinden übernehmen solle. Als selbstverständlich wurde die Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts zu den gesetzgebenden Körperschaften bezeichnet, da in einem Staate, dessen Angehörige im Kriege gleichmäßig am Kampfe für sein Weiterbestehen teilgenommen haben, die Aufrechterhaltung eines ungleichen Wahlrechts unmöglich sei. Schließlich wurden gesetzgeberische Maßnahmen gefordert, die den Kriegsbeschädigten dauernd ihre politischen Rechte sicherten, da es niemand verstehen würde, daß ein Kriegsteilnehmer infolge Gesundheitschädigungen im Felde um seine politischen Rechte komme, während ein Lebensmittelwucherer in Preußen gar Wähler erster Klasse werden könne.

Büchertisch

Vom inneren Frieden des Deutschen Volkes, ein Buch gegenfeitigen Vernehmens und Vertrauens, herausgegeben von Friedrich Thimme. Geheftet (in zwei als Feldpostbrief versendbaren Teilen) 5 M., geb. 7 M. Verlag von S. Hirzel, Leipzig.

Unter Mitwirkung von: Justizrat Dr. Julius Bachem, Köln, Dr. Gertrud Bäumer, Berlin, Univ.-Prof. Dr. Otto Baumgarten, Kiel, Univ.-Prof. a. D. Geh. Reg.-Rat Dr. Hermann Cohen, Berlin, Staatssekretär a. D. Wirtl. Geh.-Rat Dr. Bernhard Dernburg, Berlin, Landrat a. D. Otto v. Demitz M. d. H., Berlin, Fürst Laver Druck-Lubetz M. d. H., Schloß Dönitz, Univ.-Prof. Dr. Karl Dunkmann, Greifswald, Univ.-Prof. Geh.-Rat Dr. D. Rudolf Eucken, Jena, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Fabianer M. d. H.

u. d. H., Berlin, Anton Fendrich, Freiburg, Stadtrat Dr. Ludwig Haas M. d. R., Karlsruhe, Rechtsanwalt Wolfgang Heine M. d. R., Berlin, Rechtsanwalt Dr. Hugo Heinemann, Berlin, Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. D. Wilhelm Kahl, Berlin, Wilhelm Kolb M. d. bad. Landt., Karlsruhe, Pfarrer Georg Liebster, Thelma bei Leipzig, Vater Peter Lippert, S. J., München, Univ.-Prof. Geh. Konf.-Rat D. Friedrich Mähling, Berlin, Univ.-Prof. Prälat D. Joseph Mausbach, Münster, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Paul Ratorp, Marburg, D. Friedrich Raumann M. d. R., Berlin, Dietrich v. Derken, Doberan, Unterstaatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. Emil Petri, Straßburg, Heinrich Peus M. d. R., Dessau, Prälat Dr. August Pieper, München-Gladbach, Univ.-Prof. D. Martin Rade, Marburg, Univ.-Prof. D. Arnold Rademacher, Bonn, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Rein, Jena, Stadtrat Dr. Fritz Roehrer, Frankfurt a. M., Dr. Paul Rohrbach, Berlin, Mag. Schippel, Archivar der Generalkommission der Gewerkschaften, Berlin, Pastor Joh. Schmidt, Wobden, Heinrich Brinz zu Schönaich-Carolath M. d. R. u. erbl. M. d. H., Berlin, Adam Stegerwald, Generalsekretär des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, Köln, Ministerialdirektor a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. Hugo Thiel, Berlin, Dr. Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, Berlin, Pastor Eiz. Wilhelm Thimme, Jburg, D. Gottfried Traub M. d. Abg. H., Dortmund, Justizrat Dr. Walter Waldschmidt, Berlin.

Diese wichtige Veröffentlichung, von deren Zielen unsere Leser einen Eindruck haben aus den in der „Hilfe“ zuerst veröffentlichten Aufsätzen Gertrud Bäumer und Friedrich Raumanns, ist gedacht als Fortsetzung eines vor Jahresfrist erschienenen Wertes, ebenso durch Friedrich Thimme herausgegeben: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland“, das politisch sehr beachtet wurde.

Im Buchhandel ist kürzlich eine im Selbstverlage des Deutsch-Oesterreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes in Berlin W., Am Karlsbad 16, herausgegebene Veröffentlichung: „Zusammenstellung aller Rundgebungen und Beschlüsse der Regierungen und wirtschaftlichen Körperschaften in Deutschland, Oesterreich und Ungarn über die Neugestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn“ erschienen (M. 2,—), die den Interessenten eine willkommene Uebersicht über die bisher zu der Frage der Neugestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zur Nachbarmonarchie gefaßten Rundgebungen und Beschlüsse der Regierungen und wirtschaftlichen Körperschaften bietet. In dieser Zusammenstellung, die die einzige ihrer Art ist, sind in chronologischer Reihenfolge die bezüglichen Rundgebungen wiedergegeben. Doch sind auch alle übrigen Beschlüsse, die eine wirtschaftliche Körperschaft über den gleichen Gegenstand zu einem späteren Zeitpunkt gefaßt hat, den erstmalig gefaßten Beschlüssen beigelegt. In einem Anhang ist auch eine Literaturübersicht über die selbständigen Schriften gegeben, die in den verbündeten Ländern bisher über die Frage der wirtschaftlichen Annäherung erschienen sind. Bemerkenswert ist, daß, wie die Zusammenstellung nachweist, die

Bewegung, die die Neugestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zur Nachbarmonarchie zum Gegenstand hat, bereits im Jahre 1913, also schon vor dem Kriege, einsetzte. Hoffentlich findet das Heft, das nur bis Januar 1916 reicht, recht bald eine Fortsetzung.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: 1 M.: H. in B., je 2 M.: Unteroff. R. im Felde, Ltstn. S. im Felde, Frau M. in Ch., Unteroff. Sch. im Felde, 2,50 M.: Musk. S. im Felde, je 3 M.: Lt. E. im Felde, Feldw. S. in B., Feldw. P. in B., Unteroff. Sch. in D., Zählmstr. B. im Felde, Gefr. D. im Felde, je 5 M.: Lt. S. im Felde, Feldw. B. im Felde, Lt. D. im Felde, Feldpostsekr. Et. im Felde, Stabsarzt Dr. R. in B., 6 M.: Gefr. R. in A., je 10 M.: Kasernenverwaltg. 2. Abt. Landw.-Feldartill.-Regt. 8, B. Sch. in B., 25 M.: Päd. Verein, Chemnitz.

Bücher für Armen- und Marine: R. B. in Eßlingen: 28 Bücher, Verbeantw. B. in Berlin: 13 Bücher und versch. Zeitschriften, Dr. B. R. in G. 15 M., E. M. in B. 14,05 M., Freundeskreis in Verthesgaden 8,50 M., Hauptm. Sp. i. F. 2 M.

Anläßlich der Reichsbuchwoche für „Hilfe“ ins Feld: Fr. G. J. in B. 6,— M., Fr. R. B. in B. 3 M., Fr. E. A. in B. 3 M., Fr. L. R. in B. 1 M., Fr. J. S. in B. 25 Pf., Fr. E. H. in B. 25 Pf., Frau A. R. in B. 50 Pf.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Berichtigung: Zu dem Aufsatz vom Abg. Dr. Ludwig Haas über das Steuerkompromiß in der vorigen Nummer der „Hilfe“ ist auf Seite 360, 1. Spalte, dritte Zeile von unten, ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. Es muß dort heißen: „Es wurden nicht nur Liebenswürdigkeiten über Helferrich gesagt.“

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Felbaufrage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Hermann A. Wichmann, München, bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen. Er enthält eine sehr glückliche Auswahl von Postkarten, die von der Schönheit der Heimat und von Menschen und Tieren erzählen.

Am 1. Mai beginnt das **Vorlese-Wäggelgymn** auf Fähr sein 8. Schuljahr. Herbergegangen aus dem Reiterbau, der heranwachsenden erholungsbedürftigen Jugend einen längeren Aufenthalt in der erholungsreichen, als wie es die kurze Zeit der Sommerferien zuläßt, hat es seit seinem Bestehen Hunderte von Anaben und Mädchen aus allen Ecken Deutschlands in seinen Räumen beherbergt. In der fröhlichen Seelst unter sorgfältiger ärztlicher Aufsicht haben sie ihren Körper gestärkt und neue Lebenskraft gewonnen zu tüchtigen Schaffern. Dem nicht zu niedrig dürfen die Anforderungen der Schule gestellt werden. Galt es doch der Anstalt, die Einjährigenberechtigung zu erwerben, ein Ziel, das vor 2 Jahren erreicht wurde. Da kam der Krieg und drohte, auch dieses Ziel zu gefährden. Wohl schied so mancher Lehrer und Schüler von der Anstalt. Aber die Lücken füllten sich bald, so daß seit einem Jahre wieder 10 Lehrkräfte unterrichten und die Schülerzahl von Zertial zu Zertial zunimmt; der gewöhnliche Friedensbestand ist bereits wieder erreicht. Manche Mütter, deren Gatte im Felde steht, schickt ihre Kinder oder verbringt hier mit ihnen einen Teil des Jahres, und gerade die Väter, die dranhin den schweren körperlichen Anstrengungen ausgesetzt sind, legen das größte Gewicht auf Erleichterung der Jugend.

Über die Lebensmittelversorgung des Kurorts **Herrenald** hielt der Kurverein eine eingehende Mitgliederberatung mit der Feststellung, daß die kurgemäße Versorgung der Sommergäste gesichert sei. Die Kurgäste bedürfen jedoch eines Abwechslungsreiches ihrer Heimatsküche, damit die Auszubildenden der Brot-, Butter- und Fleischarten nicht verzögert wird. Im vorigen Jahre wurde der Kurort von über 7000 Fremden besucht, die zusammen 94 192 Tage verpflegt wurden. Nach den einlaufenden Wohnungsaufträgen darf angenommen werden, daß diese Zahlen neuerdings übertraffen werden. Die Auslieferung der Nahrungsmittel wurde wie im Vorjahre einem Teil der Mitglieder der Agl. Posttheaterkapelle Eulgart übertragen.

Daß auch von zahlreichen Offizieren besuchte Waldsanatorium **Stutenmühle** bei **Schwabburg** im Thüringer Wald soll ganz wundervoll inmitten ausgedehnter Laubwaldungen liegen. Sein ärztlicher Leiter achtet auf gewissenhafte Befolgung der zu einer erfolgreichen Kur nötigen Vorschriften. Neben einer erstklassigen diätetischen Versorgung finden sämtliche Heilfaktoren der physikalisch-diätetischen Heilmittel Anwendung. Ein ungezwungen freundschaftlicher Ton verbindet die Kurgäste untereinander und mit der Familie des Arztes, so daß sich jeder dort bald heimisch fühlt.

In Pfingsten:

Elbsächsische Volksstimme!

Bilder aus dem Weltkrieg als Heimatgruß für unser Volk in Waffen, 4. Aufl., 48 S., 40 Pf. als **Feldausgabe**. Direkt vom **eLP-Verlag, Colmar (Els.)**, Bartholdistraße 20.

Lotte Neubert Georg Bahner

канд. phil. Diss. d. R.
tun mit großer Freude ihre
Verlobung kund.
Gautsch b. Cpg. Dorstenboef.
Himmelfahrt 1916.

Sieben erschienen:

Richard-Wagner-Studien.

Neue Untersuchungen über die Persönlichkeit u. d. Kulturwert des Bayreuther Meisters
Von **Theodor Abbtmeyer**.

gr. 8°. IV, 276 Seiten. Preis eleg. geb. 7.50 M.

Das erste objektiv urteilende Werk über W. vom philosophischen und musikalischen Standpunkt aus. Jedes seiner Werke ist ausführlich besprochen und wird dadurch das Verständnis für W. ungemein gefördert. Die Schreibweise ist fesselnd und anregend. Für Anhänger und Gegner wertvolles Buch.

Kleine Blätter

3 zweite vermehrte Auflage.

Von Dr. med. **Georg Fischer** - Hannover.

gr. 8°. 287 Seiten mit 10 Abbildungen. Preis eleg. geb. 6.50 M.

Reizende kleine Skizzen aus der Musik- und Theaterwelt, Steffani, Mendelssohn, Paganini, Wagner, Meyerbeer, Brahms, Joachim, Marxner, alle 13 Mitglieder der Familien Devrient und Stagemann behandelnd, auch teilweise noch unveröffentlichte Briefe bringend. Der Stil ist, wie bei dem bekannten Herausgeber der berühmten Billroth-Briefe nicht anders zu erwarten war, lebendig, amüßant und geistvoll. Die erste Auflage ist nur im Freundeskreis des Verfassers verbreitet worden.

Verlag der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover.

Die Hülfe erscheint Donnerstag
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Retz das Rückporto beizufügen.

Quartalsjahrespreis ab 1. Juli im
Buchhandel 3 M., beim Briefträger
und am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Fernsprecher: Amt Lübow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellameile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis: Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Dr. Walther Schotte:** Das ungarische
Selbstbild. — **Wilhelm Heile:** Friedensgloden? — **Dr. Erich
Schäfer:** Die Europäisierung orientalischer Wirtschaft. —
Dr. Theodor Henß: Ein englischer Werkbund. — **Johanna
Baescher:** Die Notlage in der Berufswahl der Mädchen. —
Richard Kieß: Die deutschen Volksbücher. — **Sprechsaal.** —
Gottfried Traub: Rechthaberei. — **Soziale Bewegung.** —
Wärfertich.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 4. Juni.

Die Engländer selbst geben im allgemeinen ihre schweren Verluste in der Seeschlacht am Skager Rak offener zu, als es, soweit wir erfahren, in den Zeitungen der Franzosen und Italiener geschieht. Die letzteren sind ängstlich bemüht, sorgenvolle Stimmungungen nicht auskommen zu lassen. Deshalb wird von ihnen vielfach der Hauptnachdruck darauf gelegt, daß die deutschen Schiffe in die Häfen zurückgekehrt sind, die englischen aber den Platz besetzt gehalten haben. Auf diese Weise wird ein Gedankengang, der aus dem Landkrieg ohne weiteres jedermann einleuchtet, auf den Seekrieg übertragen. Welchen Wert hat es, wenn die englische Flotte tatsächlich einige Zeit länger auf dem Wasser nördlich von Horns Riff herumschwamm, da ja auch sie binnen kurzem diese Stelle verlassen mußte? Wichtiger aber zur Beurteilung dieses Gedankenganges ist noch die Tatsache, daß die ganze Schlacht selbst eine beständige Bewegung aller Schiffe ist, und daß beide Teile sich gegenseitig fliehen und verfolgen, je nachdem die Gruppierung es wünschenswert macht. Man kann darum dieselbe Angelegenheit auch so ausdrücken: Die englische Flotte fühlte sich nicht sicher genug, um trotz ihrer überlegenen Kräfte die deutschen Schiffe weiterhin zu verfolgen! Das wirklich Entscheidende bei der Seeschlacht bleiben nicht die sofort wieder verschwindenden Wasserbewegungen, sondern die tatsächlichen Verluste und Beschädigungen. Noch ist eine endgültige beiderseitige Aufstellung nicht vorhanden; aber es ergibt sich, daß die erste Nachricht der deutschen Admiralität im ganzen die Sache richtig dargestellt hat. Die englische Marineverwaltung bestätigt in ihrer neuesten Mitteilung, daß acht englische Zerstörer verloren sind, und versucht zu behaupten, daß außer den schon genannten deutschen Verlusten noch ein großes Schlachtschiff der Kaiserklasse in die Luft geflogen sei. Dies wird vom deutschen Admiralstab als unwahr bezeichnet. Der Untergang des kleinen deutschen Kreuzers „Elbing“ erklärt sich dadurch, daß er in der Nacht der Schlacht mit einem anderen deutschen Kriegsschiff zusammenrannte und dadurch so beschädigt wurde, daß Sprengung nötig war. Ein Teil der deutschen Schiffsbrüchigen ist von holländischen Fahrzeugen aufgenommen und gut behandelt worden.

Das laute Rufen der Franzosen und Italiener nach russischer Entlastung scheint einen gewissen Erfolg zu haben, denn der österreichische Generalstabsbericht spricht von sich steigern-

den Geschützkämpfen und Angriffsvorbereitungen der Russen an der bessarabischen und wolhynischen Front.

Auf dem Wege über London erfährt man, daß in der italienischen Heeresleitung zwei verschiedene Pläne miteinander gerungen haben, und zwar der Plan Cadornas, nach dem die italienischen Streitkräfte, die sich jetzt um Balona herum in Albanien befinden, schleunigst zurückgeholt und nach Oberitalien geschafft werden sollen, und der Plan der Kabinettsmehrheit, nach dem gerade die albanischen Truppen durch einen Angriff bei Balona die Oesterreicher und Ungarn zwingen sollen, sich in Oberitalien zu schwächen. Cadorna habe für seinen Plan geltend gemacht, daß die italienischen Verteidigungslinien hinter der bisherigen Front in keinem guten, befestigten Zustande seien. Man sieht aus dieser Nachricht mindestens so viel, daß innerhalb der Bierverbandsmächte die italienische militärische Lage nicht als so sicher beurteilt wird, wie es nach den öffentlichen Erklärungen der italienischen Regierung den Anschein hat.

Montag, 5. Juni.

Aus einem längeren deutschen Bericht über den Verlauf der Seeschlacht heben wir heraus, daß die Schlacht am 31. Mai, 4,30 Uhr nachmittags, etwa 70 Seemeilen vor dem Skager Rak als ein Kampf beiderseits vorausfahrender kleiner Kreuzer begann. Um 5,20 Uhr setzte dann der Kampf der Schlachtkreuzer ein, die sich auf 13 Kilometer näherten. In diesem Kampfabschnitt wurden zwei englische Schlachtkreuzer und ein Zerstörer zum Sinken gebracht. Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen auf englischer Seite fünf Schiffe der Queen Elizabeth-Klasse. Daraufhin griff die deutsche Hauptmacht in den Kampf ein. Der Feind drehte sofort nach Norden ab und versuchte östliche Umgehungen. Auf beiden Seiten höchste Fahrtgeschwindigkeit. Nun erst erschienen von Norden her mehr als 20 feindliche Linien-schiffe. Da die Spitze unserer Linie zeitweilig in Feuer von beiden Seiten geriet, wurde die Linie auf Westkurs herumgeworfen; gleichzeitig aber wurden die Torpedobootsflottillen zum Angriff gegen den Feind angeseht. Das ist offenbar die Richtungsveränderung, die von den Engländern als Verlassen des Kampfplatzes dargestellt wird. In diesem Teil des Gefechtes wurde ein englisches Großkampfschiff vernichtet, während andere schwere Beschädigungen erlitten. Die Tagesschlacht gegen die englische Uebermacht dauerte bis zur Dunkelheit. Ob das noch der Kampf aller vorhandenen Einheiten war, läßt sich aus dem Bericht nicht ersehen. Auf englischer Seite wurden gezählt: 25 Großkampfschiffe, 6 Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer; auf deutscher Seite: 16 Großkampfschiffe, 5 Schlachtkreuzer, 6 ältere Linien-schiffe. Während der Nacht fanden Kreuzerkämpfe und zahlreiche Torpedobootsangriffe statt. Dabei gingen mehrere englische Kreuzer und wenigstens 10 feindliche Zerstörer zugrunde. Ein Geschwader älterer englischer Linien-schiffe erschien am Morgen des 1. Juni zu spät, um noch in die Schlacht eingreifen zu können. — Es wird in in- und ausländischen Blättern viel von der Rolle gesprochen, die in der Seeschlacht den deutschen Zeppelinen zugefallen sei. Den Engländern fehlt ein Aufklärungsbetrieb von gleicher Weitsicht und Sicherheit. — Am 31. Mai, also am Tage der beginnenden Schlacht, wurde in der Nähe der englischen Küste vor dem Humber ein großer englischer Torpedobootszerstörer versenkt. Wie viele Schiffe auf

beiden Seiten reparaturbedürftig geworden sind, dürfte bis auf weiteres ein Geheimnis der Marineverwaltungen bleiben.

Der lange Prozeß gegen den früheren tschechischen Abgeordneten und Parteiführer Dr. Kramarcz und seine Mitangeklagten ist dadurch beendet, daß alle vier Angeklagten zum Tode verurteilt wurden, teils wegen Hochverrats und teils wegen Spionage. Damit ist das offizielle staatliche Urteil über die Tätigkeit des einflussreichen Hauptes der tschechischen Staatsunterwühlung ausgesprochen. Da sich der tschechische Parteiführer Kofatsch noch in Untersuchungshaft befindet, Professor Masaryk aber nach London geflüchtet ist, so fehlt der deutschfeindlichen tschechischen Agitation von nun an die Führung. Kramarcz ist derjenige, der das deutsch-österreichische Bündnis ein überspieltes Lugustlawier nannte. Seinen Panlawismus verdeckte er unter dem Ausdruck Neoslawismus. Ob die Todesurteile vollstreckt oder in Landesverweisungsurteile verwandelt werden, liegt in den Händen des Kaisers Franz Joseph, für den gerade diese Verurteilung eine neue schwere Erfahrung seines viel geprüften ehrwürdigen Daseins ist. Man muß sich aber im Deutschen Reiche sehr hüten, die Gesamtheit der Tschechen für die Vergehungen dieser Panlawisten verantwortlich zu machen. Bedeutende Teile des tschechischen Volkes erfüllen ihre Kriegspflicht in tadelloser Weise.

Dienstag, 6. Juni.

In der gestrigen Sitzung des Deutschen Reichstages hielt der Reichskanzler von Bethmann Hollweg eine kräftige leidenschaftliche Abrechnung mit seinen innerpolitischen Gegnern, die ihn der Schwachheit beschuldigen. Dabei verteidigte er in wirkungsvoller Weise seine früheren Bemühungen, eine Verständigung mit England zu suchen. Auch wenn diese Anstrengungen vergeblich gewesen seien, so fühle er sich durch sie befreit von der Blutschuld derer, die diesen Krieg herbeigeführt haben. Er habe wiederholt den Gegnern den Vorschlag gemacht, auf Friedensverhandlungen einzugehen, wobei natürlich die Kriegskarte als Grundlage des Handelns genommen werden müsse. Inzwischen sei die Karte weiter zu unseren Gunsten verändert, und es habe gegenwärtig keinen Zweck, mit erneuten Friedensangeboten an die Feinde heranzutreten. Er als Kanzler brauche bei dem riesenhaften Kampf die Mithilfe aller Parteien und frage nicht danach, ob jemand Sozialdemokrat sei oder etwas anderes, wenn er nur dem Vaterlande diene. Der Unterschied zwischen nationalen und nichtnationalen Parteien müsse als etwas Vergangenes betrachtet werden. In allen diesen Ausführungen war eine mächtige persönliche Ueberzeugungskraft.

Der Kaiser ist nach Wilhelmshaven gefahren, um die von der Seeschlacht heimkehrenden Marinetruppen zu begrüßen. Von dort aus hat er auch ein Telegramm an den außer Amt befindlichen Großadmiral v. Tirpitz geschickt, was in weiten Kreisen mit besonderer Befriedigung aufgenommen wird.

Der Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband behandelt in zahlreich besuchter Versammlung in München unter Gegenwart des bayerischen Königs und mehrerer Minister den Ausbau des mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes (Rhein—Donau—Oder-Kanal). Die Gemeinschaft der Wasserstraßen sei auch im Interesse der Wehrfähigkeit Mitteleuropas notwendig.

Der russische Angriff in Galizien erstreckt sich 350 Kilometer lang von der rumänisch-bessarabischen Grenze bis an das Knie des Styr in der Gegend von Brody. Als Kampfplätze werden angegeben: die Gegenden am Dnjester, nördlich von Otna (Czernowit); Jaslowiec, an der unteren Strypa; zwischen Strypa und Sereth, westlich von Trembowla; ebenso westlich und nordwestlich von Larnopol; Sapanow und in dem Raume westlich von Olyta. An der erstgenannten Stelle sind die Österreicher um fünf Kilometer zurückgegangen. Auch an anderen Punkten hat es Schwankungen gegeben; im ganzen aber wurde der gewaltige massenhafte Vorstoß gut ausgehalten. Die Schlacht ist noch überall im Gange.

Mittwoch, 7. Juni.

Der große englische General und zeitweilige Kriegsminister Lord Kitchener ist auf dem Wege nach Rußland mit dem Kriegsschiff „Hampshire“ westlich der Orkney-Inseln untergegangen. Ob die Versenkung durch eine Mine oder ein Torpedogeschah, ist der englischen Admiralität unbekannt. Es scheint in dieser Nachricht nicht alles ganz klar; denn wie sollte ein Kriegsschiff den Lord Kitchener in Norwegen absetzen dürfen? Die Tatsache selbst aber bedeutet für die Engländer, daß sie ihren angesehensten und schwärmerisch verehrten Kriegsmann verloren haben. Selbst wenn England einen gleich erfahrenen oder gar fähigeren Mann als Nachfolger besäße, so wäre das kein vollwertiger Ersatz; denn Lord Kitchener war für die Engländer die Kriegsautorität an sich. Er verkörperte die harte Fähigkeit des Engländerturns. Spuren seiner Unerbittlichkeit finden sich am oberen Nil, in Indien und in Südafrika.

Der Deutsche Kaiser hält in Wilhelmshaven eine Rede über die Seeschlacht, in der er der Tapferkeit der englischen Flotte alle Ehre widerfahren läßt, zugleich aber seine helle Freude darüber ausdrückt, daß der Nimbus der Unüberwindlichkeit und Unbesiegbarkeit für sie verloren wurde.

Im fernen China starb der Diktator Juanschkai im Alter von 57 Jahren. Sein Tod wird von unserer Seite aus als Verlust betrachtet, weil China nur dann eine Gegenkraft gegen Japan ist, wenn es von einem starken Mann geführt wird. —

Da ich in den nächsten Tagen nach Ungarn fahre und von dort aus die Kriegschronik kaum rechtzeitig an die „Hilfe“ gelangen lassen kann, bitte ich die Leser um Erlaubnis, mich von meinem Freund und Mitarbeiter Heile vertreten zu lassen. —

Von Verdun kommt heute gute Kunde. Die Kämpfe am Ostufer der Maas, die am 2. Juni mit der Erstürmung des Catlet-Waldes und 2000 Gefangenen begonnen haben, sind zu einem guten Abschluß gebracht worden. Die Panzerfeste Baug ist seit heute in allen ihren Teilen fest in unseren Händen. Tapfere Westfalen haben sie gestürmt und dabei große Beute an Geschützen, Minenwerfern und Maschinengewehren und 700 unverwundete Gefangene eingebracht. Da auch die Hänge beiderseits des Wertes und um den Höhenrücken südwestlich des Dorfes Damloup trotz erbitterter Verteidigung und immer erneuter Gegenangriffe von unseren Truppen besetzt und festgehalten worden sind, darf man den erlangenen Sieg als dauernden Gewinn betrachten. Schon einmal, am 9. März, waren deutsche Truppen in kühnem Sturmangriff bis in das Innere des Forts Baug gedrungen, hatten sich aber dort nicht halten können, weil es nicht gelungen war, zugleich nach beiden Seiten die Anschlüsse zu sichern. Heute ist das Fort ein Teil unserer neuen, ein gut Stück weiter vorgerückten, geschlossenen Linie. Es könnte so scheinen, als ob der Erfolg gering wäre in Anbetracht der Tatsache, daß wir erst jetzt im Juni fest dort stehen, wo wir schon im Anfang des März gestanden haben. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß inzwischen die große Gegenoffensive der Franzosen, von der man in Paris das Allergrößte, mindestens aber die völlige Befreiung Verduns erwartete, mit ungeheurem Kräfteinsatz gerade in diesem Nordostwinkel aus Verdun gegen die deutsche Einschließung gebrandet ist. Die fürchterlichsten Opfer haben den Franzosen nichts genutzt, unseren Truppen aber ist es gelungen, die siegreiche Abwehr zu krönen mit einer Reihe glänzender Waffentaten und großem Gewinn an Gelände und äußerst wichtigen Punkten, wie vor allem dem Fort Baug.

Der gleiche Bericht meldet die Erstürmung des Dorfes Hooge und der anschließenden englischen Gräben südöstlich von Ypern durch obereschlesische und württembergische Truppen. Statt daß also die Engländer ihren Bundesgenossen durch Entlastungsangriffe helfen, sind sie nicht einmal imstande, ihre Stellungen gegen deutsche Vorstöße zu behaupten.

Die Russen dagegen haben dem Notschrei der Franzosen und Italiener ernstlich Gehör geschenkt. Der österreichische Bericht teilt mit, daß die Linien in Wolhynien wegen der gewaltigen Massenhaftigkeit der russischen Angriffe in den Raum von Luck zurückverlegt seien, während an allen anderen Stellen — nordwestlich

von Rafalowka am unteren Styr, bei Bereftiany am Korminbach, bei Sapanow an der oberen Strypa, bei Jaslowice, am Dnjestr und an der bekarabischen Grenze — die Russen blutig abgewiesen sind. Die Russen haben stellenweise, so bei Tarnopol, siebenmal hintereinander angegriffen; vielfach ist es bei den Kämpfen zu erbittertem Handgemenge gekommen, dem die Russen aber trotz ihrer Waffen sich nicht gewachsen gezeigt haben. Immerhin sind die russischen Angriffe offenbar von großer Wucht und jedenfalls durchaus ernst zu nehmen.

Südwestlich von Asiago haben die Oesterreicher den Busibolko genommen. Den Italienern scheint also die russische Hilfe keinen Nutzen zu bringen.

Donnerstag, 8. Juni.

Die russischen Angriffe werden mit gleicher Wut und Massenhaftigkeit fortgesetzt. Die Oesterreicher berichten, daß ihre Truppen in Wolhynien unter Nachhützkämpfen die neuen Stellungen am Styr erreicht haben. An der unteren Strypa, wo die Russen mit besonders starken Kräften angreifen, seien die Kämpfe noch nicht abgeschlossen, während die Russen an der bukowinischen und bekarabischen Front nach anfänglichen kleinen Erfolgen infolge ungeheurer blutiger Verluste ihre Angriffe eingestellt hätten. Die Russen berichten, daß sie seit Beginn ihrer Offensive unter Führung des Generals Brussilow mehr als 40 000 Gefangene, darunter 900 Offiziere, ferner 77 Geschütze, 49 Minenwerfer und eine Menge anderen Kriegsgerätes erbeutet hätten. Wenn die Russen die Wahrheit berichten, so hat ihnen das Riesenopfer an Menschen diesmal sicher den Triumph großer Verluste der Oesterreicher eingetragen. Ob sich aber ihr Opfer auch positiv verlohnt, so daß sich die kleinen Frontveränderungen zu wirklichem Vorstoß und strategischem Sieg auswachsen, das steht doch noch dahin. Die Oesterreicher werden schon recht haben, wenn sie die ungeheuren blutigen Verluste der Russen hervorheben. Ohne triftigen Grund ist es doch nicht, wenn es im amtlichen russischen Bericht heißt: „Die Vorsicht gebietet gegenwärtig, die Namen der tapferen Regimenter zu nennen, die zum Teil mit dem Verlust sämtlicher Offiziere gekämpft haben. Ebenso ist es unmöglich, die Namen unserer heldenmütigen Generale und Offiziere zu veröffentlichen, welche den Heldentod starben oder verwundet wurden, ebenso wie die Gegend anzugeben, wo sich die Kämpfe abspielten.“

Der Angriff gegen die Italiener schreitet erfolgreich vorwärts. Auf der Hochfläche von Asiago ist die ganze Front in südöstlicher Richtung erheblich weiter vorgeschoben worden, der Monte Cemerle südöstlich von Cesuna und der Monte Meletta wurden erstürmt. Seit Beginn des Juni sind 12 400 Italiener, darunter 215 Offiziere, gefangen genommen.

In der französischen Deputiertenkammer hat der Abg. Favre eine Interpellation eingebracht wegen „der ungenügenden Vorbereitung der Verteidigung Verduns“. Der Ministerpräsident gab sich große Mühe, die Vertagung dieser Interpellation und ihrer Besprechung zu erreichen. Favre aber ließ nicht locker und erklärte unter großen Beifallskundgebungen der Linken: es handle sich darum, aus gewissen Feststellungen gewisse Schlüsse zu ziehen, denen gewisse Entscheidungen folgen müßten. „Gerüchte laufen um, Herr Ministerpräsident, stärker als alle Ihre Zensurmaßregeln; denn die Stimme der Nation verbreitet sie über die begangenen Nachlässigkeiten und Unvorsichtigkeiten, die für unsere Armeen mangelhafte Widerstandsbedingungen und deshalb unendlich blutige Verluste zur Folge hatten.“ Die Interpellation soll nun am 16. Juni in geheimer Sitzung verhandelt werden. Sie zu unterdrücken, gelang Herrn Briand nicht trotz seiner Beredsamkeit. Ein Zeichen, wie groß der Eindruck der deutschen Erfolge vor Verdun ist. Man braucht einen Sündenbock, weil die Ehre der großen Nation es nicht verträgt, daß man einem an Menschenwert, Kriegsmaterial und Führung überlegenen Gegner gegenübersteht.

Freitag, 9. Juni.

Die Franzosen gestehen jetzt den Verlust des Forts Baug und der Anschlußstellungen mit einigen Ausflüchten zu, können sich aber

doch in die Tatsache noch nicht finden. Sie haben am Gehölz von Thiaumont und zwischen Chapitre-Wald und der Feste Baug starke Truppenmassen zum Angriff vorgehen lassen, aber vergeblich und unter überaus schweren Verlusten. Ihre vordersten Linien stützen sich jetzt auf die Forts de Tavannes und Souville, dahinter liegen dann noch die ganz starken Forts St. Michel und Belleville. Die französische Heeresleitung rühmt die neuen Stellungen, die man so kräftig ausgebaut habe, daß Wochen, vielleicht Monate, zu ihrer Bewältigung erforderlich seien. Für unüberwindlich hält man sie also nicht. Das wäre angesichts der Ruhmredigkeit, mit der man eben noch über das Fort Baug gesprochen hat, auch wohl zu gewagt.

Die Russen berichten heute, daß sie die Stadt Luck besetzt und ihren Angriff stellenweise über den Ikwa- und Styrabschnitt hinausgetragen hätten. Bei Jaslowice seien sie bis zur Strypa vorgestoßen. Sie melden weitere 11 000 Gefangene, darunter 58 Offiziere, und nennen das Ergebnis der Kämpfe vom 4. bis zum 7. Juni in Galizien einen bedeutenden Sieg, der es ihnen ermöglicht habe, ein tiefes Loch in die starke feindliche Front zu schlagen. Nach all den ewigen Schlappen haben die Russen gewiß Grund, sich ihrer Erfolge zu freuen. Es hat aber doch den Anschein, auch nach der amtlichen russischen Darstellung, als ob die Hauptwucht ihrer Angriffskraft sich bereits erschöpft habe. Und wenn man den österreichischen Bericht liest, der ja die Rückwärtsverlegung der Front in Wolhynien sofort gemeldet hatte, so scheint sich dieser Eindruck zu bestätigen. Nordwestlich von Tarnopol und am Dnjestr haben danach die Russen noch einmal mit großen Massen angegriffen; sie sind aber unter schweren Verlusten abgeschlagen worden. „Die Kämpfe im Nordosten waren gestern weniger heftig. An der bekarabischen Grenze herrschte Ruhe.“ Jergendein Anlaß zu ernstlicher Sorge besteht also nicht.

Das zeigt sich am besten am unbehinderten Fortschreiten der Offensive in Südtirol. Auf der Hochfläche von Asiago haben die Oesterreicher den Monte Sifemol genommen und nördlich des Monte Meletta den von Alpinis stark besetzten Monte Castelgomberto. Die Zahl der gefangenen Italiener hat sich um 28 Offiziere und 550 Mann erhöht. Wenn man erwägt, welche Geländeschwierigkeiten nicht bloß die kämpfenden Truppen mit samt der Artillerie zu überwinden haben, sondern auch aller Nachschub an Munition und Proviant, so muß man immer aufs neue die militärische Tatkraft und die offenbar glänzende Führung und Vorbereitung der Oesterreicher bewundern.

Zur Seeschlacht beim Stager-Rad stellt der Chef des Admiralstabes der deutschen Marine fest, daß die englische Behauptung von der Räumung des Schlachtfeldes durch die deutsche und seine Behauptung durch die englische Marine nicht wahr ist. Am Abend des 31. Mai sei das englische Gros zum Abbrechen gezwungen worden und seitdem den deutschen Hochseestreitkräften nicht wieder in Sicht gekommen. Die Behauptung, daß man vergeblich versucht habe, die fliehende deutsche Flotte einzuholen, stehe im Widerspruch mit der amtlichen Erklärung, daß Admiral Jellicoe mit seiner großen Flotte bereits am 1. Juni in den über 300 Meilen vom Kampfsplatz entfernten Stützpunkt Scapa Flow (Orkney-Inseln) eingelaufen sei. In der Nacht nach der Schlacht seien zahlreiche deutsche Torpedobootsflottillen weiter nordwärts zum Nachtangriff gefahren, hätten aber trotz eifrigen Nachsuchens vom englischen Gros nichts mehr angefunken, vielmehr Gelegenheit gehabt, eine große Zahl Engländer von gesunkenen Schiffen zu retten. — In der Schlacht sind weder Minen noch Unterseeboote von unserer Hochseeflotte verwendet worden, und die Luftschiffe haben nur Aufklärungsdienste geleistet. Der deutsche Sieg ist also nur durch geschickte Führung und durch die Wirkung unserer Artillerie und der Torpedowaffe errungen worden. — Der Gesamtverlust der deutschen Hochseeflotte während der Kämpfe vom 31. Mai und 1. Juni und in der darauf folgenden Zeit beträgt: 1 Schlachtkreuzer, 1 älteres Linien Schiff, 4 kleine Kreuzer, 5 Torpedoboote. Die Verluste sind also gegenüber der ersten Meldung angewachsen. Es handelt sich um die Schiffe „Lühow“ und „Rostock“, die auf dem Wege zu den Reparaturhäfen verlorengegangen sind, nachdem die Versuche, sie schwimmend zu halten, fehlgeschlagen waren. Die Besatzungen einschließlich der Schwerverletzten konnten geborgen werden. Wenn man

die somit endgültig abgeschlossene deutsche Verlustliste vergleicht mit dem, was von amtlicher englischer Seite an englischen Verlusten bis jetzt zugestanden ist, so stehen dem Gesamtverlust von 60 720 deutschen Kriegsschiffstonnen 117 750 auf englischer Seite gegenüber. Alles in allem: der Chef des Admiralsstabes hat zweifellos recht, wenn er behauptet: die Hochseeschlacht vor dem Slagerratt ist und bleibt ein deutscher Sieg.

Sonntag, 10. Juni.

Die Wirkung der Einnahme des Forts Baug zeigt sich immer deutlicher. Heute kann der Heeresbericht melden, daß die Franzosen in harten Kämpfen auf dem Höhentamme südwestlich des Forts Douaumont, im Chapitre-Walde und auf dem Fumin-Rücken aus ihren Stellungen geworfen sind, und daß — im unmittelbaren Anschluß daran — westlich der Feste Baug bayerische Jäger und ostpreussische Infanterie ein starkes feindliches Feldwert erstürmt haben, wobei mehr als 500 unverwundete Gefangene und 22 Maschinengewehre in unsere Hand gefallen sind. Die Gesamtzahl der seit dem 8. Juni in der Gegend von Baug gemachten Gefangenen beträgt mehr als 1500 Mann und 28 Offiziere.

An der russischen Front sind die Kämpfe zwischen Pruth und Styr wieder zu größter Heftigkeit entbrannt. In der Butowina, wo schon fast Ruhe eingetreten zu sein schien, haben die Russen, unterstützt durch stärkstes Artillerief Feuer, neue Truppenmassen herangeholt und sie trotz furchtbarer Verluste immer wieder, an einigen Stellen achtmal hintereinander, zum Sturm vorgetrieben. Die Stürme sind hier am zähen Widerstand schlesischer Jäger gescheitert. Dagegen können die Russen an der unteren Strypa, wo sie mit noch gewaltigerer Ueberlegenheit an Menschenmassen angriffen, den Erfolg verzeichnen, daß es ihnen hier gelungen ist, die Oesterreicher auf das andere Ufer hinüberzudrängen. Im Raume von Luck, das die Russen vor einigen Tagen besetzt haben, wird zwar an einer Stelle schon westlich des Styr gekämpft. Anscheinend aber haben die Russen nur die Stadt, die östlich des Flusses liegt, in ihrem Besitz, nicht aber die Forts, die am Westufer der Stadt im Halbkreis vorgelagert sind. Die blutigen Verluste der Angreifer müssen ungeheuer sein, doch auch die Verteidiger werden schmerzliche Verluste zu beklagen haben. Die Russen melden, daß sie bei ihrer Offensive insgesamt 1143 Offiziere und „mehr als 64 714 Soldaten“ gefangen haben. „Mehr als“ und dann die genaue Ziffer: das versteht, wer kann. — Der Gesamteindruck eines Vergleichs aller österreichischen und russischen Darstellungen der Schlage bleibt auch heute der, daß der russische Angriff zwar von außerordentlicher Gewalt und stellenweise auch von Erfolg gekrönt ist, daß im ganzen aber der Widerstand unserer Verbündeten der Wucht des Angriffes gut gewachsen ist.

Gertrud Bäumer/Heimathronik

Freitag, 2. Juni.

Nachtfahrt nach Wien. Das Fegefeuer der Grenzrevisionen wird immer ausdauernder.

Herrlich ist bei strahlendem Tagesanbruch das mährische Land unter hellblauem Himmel mit den grünen Streifen selbiger Aehren und dem Hellrosa üppigster Eparfettfelder.

Bei der Ankunft die Nachricht von der Seeschlacht im Slagerratt. Man empfindet sie doppelt tief in fremder Umgebung. In Wien hat sie mächtig gezündet. Man spricht von nichts anderem in den Straßenbahnen und auf den Bänken der Parks. Eine Frau aus dem Volk, die mir eine Auskunft gibt und mich ein Stück Weges begleitet, gibt sofort ihrer Befriedigung Ausdruck, daß die Engländer — „die schlechten Menschen“ (mit großem Nachdruck auf „schlecht“) etwas abbekommen haben. Mit der Ernährung ginge es noch so, erzählte sie, nur daß es leider in Wien so „inhumane“ Leute gäbe, die nur Geschäfte machen wollten. Das würden wir wohl in Deutschland nicht so haben, meinte sie in leider gänzlich unbegründeter Vertrauensfestigkeit.

Ich bin zur Kriegstagung des Bundes der österreichischen Frauenvereine, die heute abend mit öffentlichen Vorträgen der Vorsitzenden des ungarischen Bundes, einer Vertreterin des deutschen und der Vorsitzenden des österreichischen Bundes begonnen hat. Heute sieht man zum ersten Male die Vertreterinnen der österreichischen Provinz — freilich nur solche von deutschen Vereinen, trotzdem der Bund grundsätzlich auch andere aufnimmt. Immerhin ist die Präponderanz von Wien viel größer als bei uns die von Berlin.

Sonntag, 3. Juni.

Die Lebensmittelschwierigkeiten sind in Wien viel weniger fühlbar als bei uns. Natürlich ist tatsächlich mehr da in dem mehr agrarischen Land. Aber darüber hinaus läßt das Fehlen der Rationierung die Knappheit nach außen auch viel weniger stark hervortreten. Fleischpreise sind im ganzen höher als bei uns, aber die Läden sehen viel besser gefüllt aus, und man hat den Eindruck, als ob die wohlhabenden Leute sich viel besser versorgen können und die Armen es schlechter haben, weil der Maßstab der Verteilung für viele Dinge nur das Geld ist.

Auf freien Bauplätzen überall in der Stadt herum sieht man den Landsturm exerzieren. Wie viele grauhaarige Männer dabei, nachdem die Fünfzigjährigen eingezogen sind.

Ich sehe mir die staatliche Mädchengewerbeschule mit der Lehrerinnenbildungsanstalt an und habe wieder einen starken Eindruck von den künstlerischen Talenten des Volkes und der feinen Sorgfalt, mit denen sie gepflegt werden. Es fehlt nur — wie einem Sachverständigen immer wieder zeigen — der nötige „Amerikanismus“ der geschäftlichen Ausnutzung dieses schönen Volksbesitzes an Fähigkeiten und Verständnis. Was menschlich so anziehend ist wie alles bei diesem so kulturreichen Volk, aber wirtschaftlich in mancher Hinsicht zu bedauern ist.

In den Verhandlungen berührt einen die natürliche unverbildete Beredsamkeit auch der älteren, durch Versammlungsleben noch keineswegs geschulten Frauen. Die Probleme, die Gegenstände der Auffassung, die Schwierigkeiten — das ist alles ganz das gleiche wie bei uns. Die Tagung wäre bei uns in dieser Hinsicht kaum anders verlaufen. Aber die Rede ist bei uns steifer, theoretischer und weniger unbefangen treffend, und eine gewisse sprudelnde Frische des Widerklangs empfinden wir als ein neues Element, das bei uns nicht so stark zum Ausdruck kommt.

Sonntag, 4. Juni.

Die Straßenbahnen sind voller Sonntagsausflügler, die fast immer ihre Vermutungen über den Seesieg austauschen und sehr drastisch über die englischen Beschönigungsversuche spotten. Man merkt, wie das, was da oben in der fernen grauen Nordsee geschehen ist, so besonders den Schein des Heldischen trägt, und um so lebhafter miterlebt wird, je stolzeren Gefühls jetzt die Oesterreicher den Vorstoß in Italien verfolgen und je banger die Mütter an die Nordostfront denken.

Unsere Tagung geht heute zu Ende. Die Fülle ihrer Themen: Erziehungsbeiräte, Haushaltsunterricht, Mode, Jugendpflege usw. usw. zeigen die Lebendigkeit des Willens zur neugefaltenden, aufbauenden Arbeit nach dem Kriege, nach der wir uns alle sehnen. Und die gemeinsame Besprechung dieser Fragen mit allen Ausblicken auf kommende Friedensarbeit tut mehr als alles andere zur Festigung der inneren Zusammengehörigkeit.

Montag, 5. Juni.

Heute fahren wir nach Ungarn. Zuerst in die Nähe von Preßburg auf den Landweg eines der großen politischen Führer. Unbeschreibliche Ueppigkeit der Felder, der Roggen schon im Gelbwerden, die Gerste wie smaragdgrüne weiche Seidentepplche, der Weizen mit den Abermillionen seiner dicken festen Aehren wie ein prangendes Bild der Fruchtbarkeit. Darüber das leuchtende Gelbgrün der Alaglen. Starke Herden, zu braunen Flecken zusammengedrängt, an den Wiesen des Donauufers. Auf jedem Wassertümpel unzählbare Vögel von Enten und Gänsen, alten und kleinen. Die Dörfer breit angelegt, die Giebelseiten der Häuser

und hell getünchten Häuser nach der Straße, die Front mit dem von hübschen leichten Säulen getragenen, überragenden ersten Stockwerk in den Hof gewandt, über dessen Mauer die hohe Hebestange des Ziehbrunnens ragt. Und so prangend und üppig wie die Felder ist der Park des Schlosses. Rosenstadi, so groß und voll wie sonst nur in Italien über den weiten Rasenflächen, auf denen hübsche Kinder beim Heuwenden sind.

Im Schloß haben sich die Besitzer auf einen Flügel zurückgezogen und den anderen, bequemeren, zu einem Lazarett eingerichtet. Ueberall in dem weiten Park trifft man die Soldaten, beim Regelspiel und an den schönsten Plätzen. Das Fremdenbuch zeigt auch dankbare Eintragungen von deutschen Gästen. Auffallend ist an diesen einfachen Ungarn die gute Form, die äußere Kultur. Wir besuchen das Kinderheim, das die Gutsherrin neu eingerichtet hat, und in dem ihre Töchter den ganzen Tag arbeiten. Die Kinder sehen im ganzen nicht so aus, als ob in den Bauernfamilien die Kinderpflege auf sehr hoher Stufe stünde. Tatsächlich ist ja auch die ländliche Säuglingssterblichkeit in Ungarn sehr hoch. Der Staat organisiert jetzt eine systematische Säuglingsfürsorge nach Art unserer deutschen Bestrebungen.

Dienstag, 6. Juni.

Heute haben wir auf einem zweiten, noch sehr viel größeren Landhof die bewundernswürdig organisierte Kriegsfürsorge einer anderen ungarischen Gutsherrin gesehen. Sie hat aus kleinen Anfängen — der Beratung der Dorfbewohner im Verkehr mit Kriegsgefangenen Angehörigen — eine umfassende, organisatorisch mustergültige Beratungsstelle für das ganze Komitat Budapest vollkommen autodidaktisch aufgebaut. Aus 91 Dörfern kommen die Bauern und vor allem die Frauen mit allen Anliegen: Krankheit, Kinderfürsorge, Unterstützungsfragen, Rentenangelegenheiten usw. zu ihr und werden beraten oder an die Hilfsanstalten überwiesen, genau die gleiche Arbeit, die wir im Nationalen Frauendienst tun. Und in Buchführung, Kartothek, Statistik ist dieses Hilfswort mit geradezu vollkommener Uebersichtlichkeit und Zweckmäßigkeit eingerichtet; ganz aus der Logik der Sache selbst heraus hat ein Verwaltungstalent ersten Ranges hier die Formen selbst gefunden, die wir alle gelernt haben, und zugleich hat in Schmutz und Ausstattung der Büros, die in einem kleinen Wirtschaftsgelände des Parks untergebracht sind, Frauengeschmack etwas Freudiges, Liebevolltes und Heiteres geschaffen. Die statistischen Tabellen, an deren Säulen z. B. die drei Höhepunkte des Kinderheims durch das erklärende Bildchen einer Aehre, eines Paradiesapfels und einer Weintraube (Brotgetreide, Tomaten- und Weinruhe) bezeichnet sind, die Ehrentafel mit dem Nachweis der von den Bauerntöchtern geleisteten Liebesarbeit, die blühenden Jasminsträucher auf allen Tischen, die hübsche Ausstattung des Warteraums, alles zeigt so viel Phantasie, vollserzielierte Weisheit und Schönheitsfreude, daß man sich wünscht, es möchten recht viele Menschen sehen können, wie so etwas gemacht werden kann und sollte.

Im Warteraum unserer Bahnstation bekam man die deutschen Zeitungen mit der Rede des Reichskanzlers. Wie konnte man hier draußen die Bewegung nachfühlen, die sie hervorgerufen hat! Und wie empfindet man gerade hier die männliche Kraft, den moralischen Mut, mit dem er die verschiedenen Stiere bei den Hörnern faßt. Empfindet, was in Zeiten wie diese der überzeugende Eindruck absoluter, unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit in der Führung bedeutet, die Tatsache, daß sich das Recht Deutschlands in der Persönlichkeit des Kanzlers so klar und einfach verkörpert. Gerade hier, wo einen jeder Mensch voll höchster Zustimmung und Bewunderung auf diese Rede anspricht, kann man es mit Händen greifen, was dieses Vertrauen in die tapfere Treue des verantwortlichen Mannes draußen bedeutet.

Abstimmung über Reichsvereinsgesetz und Steuervorlagen. Gegen Reichsvereinsgesetz stimmen Konservative und sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft. Gegen das Kriegssteuergesetz stimmen sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft und die konservativen Führer Heydebrand, Westarp und von Böhlenborff. Die sozialdemokratische Fraktion lehnt die Verbrauchssteuer und die Verkehrs-

steuern ab. Eine sehr seltsam zusammengelegte Fronde gegen die Regierung!

Mittwoch, 7. Juni.

Gestern nacht ist in Budapest die Nachricht vom Untergang Ritzeners bekanntgeworden. Die Redaktionen waren hell erleuchtet, und die Menschen scharten sich um die Telegramme. Allgemein ist der Eindruck der Erschütterung über diese Schicksalsfügung. Man liest in den ungarischen Zeitungen die Aufschrift: „Die Tragödie Ritzeners“ — und das drückt aus, daß ein anderes Gefühl wie die Genugtuung über einen Erfolg die Menschen bewegt.

Fast tritt der Eindruck des stolzen, üppigen, eleganten Budapest, das ich zum ersten Male sehe, hinter dem zurück, was einen ganz erfüllt. Dazu dann noch die Erfolge in Bau und Opern und die Sorgen um die österreichisch-ungarische Nordostfront. Wie steigert sich der Krieg in diesen Wochen!!

Und trotz allem vermag es die Schönheit der alten Gemädegalerie, einen ganz gefangenzunehmen! Die herrlich ist in Besitz, Anordnung, Zusammenstellung. Man steht vor dem männlichen Bildnis des Giorgione und ist erschüttert von der Gewalt des Lebens, das die geheimnisvoll lebendige Seele dieses Bildes schaffen konnte und zugleich alles Ungeheure da draußen.

Bei einem geselligen Zusammensein, das unserem Vortrag vorausging, lernt man nun den Kreis der ungarischen Frauen kennen, begreift zugleich, wie anders in einem so ganz landwirtschaftlichen und sozial vollkommen anders aufgebauten Land die Probleme liegen und lernt — auch politisch! — ein wenig verstehen.

Donnerstag, 8. Juni.

Rückfahrt in unbeschreiblich überfülltem Zuge bis Wien. Von einem Bahnhof zum anderen zu kommen, ist dort beinahe nicht mehr möglich aus Wagenknappheit.

Mit uns fährt ein blumenüberhangener freudiger Zug von österreichischen Gefangenen, die aus russischer Kriegsgefangenschaft zum Austausch gelangen und zu Pfingsten in die lachende Heimat zurückkommen, auf den Stationen von aller Liebe des Vaterlandes empfangen. Man hat so ein Vorgefühl des Heilens aller Wunden, der endlichen Ueberwindung aller ausgekosteten Schmerzen, wenn man diesen festlichen Zug — ein Geschenk eines Erzherzogs — sieht!

Und nun kommen auch die deutschen inneren Wichtigkeiten wieder an die Oberfläche. In Berlin wird nun die Massenspeisung organisiert. Hausstücken zur Umwandlung auf eine Wohlzeit, die ein Eintopfgesicht von 1 Liter zu 30 Pf. und eine kleinere Portion zu 20 Pf. gegen Abzug von zwei Drittel der Fleisch- und Fettkarte gewährt.

Freitag, 9. Juni.

Die Vorbereitungen zur Massenspeisung gehen in allen Berliner Gemeinden rasch vorwärts. In Schöneberg werden Vorrichtungen getroffen, um nach dem Hamburger Vorbild 40 000 Personen zu speisen.

Am 25. Juni soll die „Einheitsfleischkarte“ für Groß-Berlin eingeführt werden, die Freizügigkeit für Gastwirtschaften gewährt, und allen Gemeinden die gleichen Mengen sichert. Bis jetzt sind wir hier in unserem Willensvorort viel schlechter daran, als Berlin selbst und andere Vorortgemeinden. Worüber wir uns nicht beklagen, was aber für die schwer arbeitenden Leute, die es auch hier gibt, schon lange bedauerlich ist.

Gestern ging der Reichstag zu Ende mit Ernährungsberatungen. Man muß sagen, daß die gleichzeitigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses ergiebiger und inhaltreicher sind als die Parteipolemik im Reichstag. Ein sehr guter klarer Kommissionsbericht des Abg. Lippmann. Wir kennen unser Programm für die nächsten Monate: äußerste Einschränkung des Fleischgenusses, Erhöhung der Brot- und Zuckerration, sachgemäße Fettverteilung, Beschlagnahme aller noch vorhandenen Kartoffeln, Erleichterung der Geflügelhaltung durch Futtermittelverteilung; und

im übrigen wissen wir, daß die beiden kommenden Monate die kritischsten sein werden. Die Zentral-Einkaufsgesellschaft erfährt in vieler Hinsicht scharfe Kritik — insbesondere ihr Bürokratismus. In der Organisation wird beklagt, daß nicht das Kriegsernährungsamt letzte Instanz für Ein- und Ausfuhr ist statt der Zentral-Einkaufsgesellschaft.

Sonabend, 10. Juni.

Die Anklage gegen Liebknecht wegen versuchten Kriegsverrats auf Grund von § 89 des Strafgesetzbuches ist erhoben.

Herr von Batódi ist in München und hat eine Sitzung mit den beteiligten Militär- und Zivilbehörden, Erzeuger- und Verbrauchervertretungen unter dem Vorsitz des Ministers des Innern. Die Schwierigkeiten, die der Vereinheitlichung der Versorgung entgegenstehen, leuchten durch die Zeilen des halbamtlichen Berichts:

„Vor allem wird nicht daran gedacht, die Ausfuhrbeschränkungen, die durch Sonderregelung bezüglich einzelner Lebensmittel in Bayern geboten sind und die von dem Präsidenten v. Batódi im ganzen als richtig anerkannt wurden, zu beseitigen. Vorerst gelte es nur, die aus ihrer Einhaltung in den Grenzbezirken entstandenen Härten zu mildern. Jedenfalls wäre es durchaus unzweckmäßig, die bestehenden Ausfuhrbeschränkungen aufzuheben, bevor nicht eine entsprechende allgemeine Preisregulierung durchgeführt sei. Eine zwingende Notwendigkeit sei es, daß die Kontingente der Schlachtungen für die einzelnen Bundesstaaten für die nächsten Monate möglichst verringert werden. Der Wirtschaftsplan für das kommende Erntejahr sei die erste Aufgabe, und die Preisregulierung, besonders der Futtermittel, spiele dabei die wichtigste Rolle. Staatsminister Freiherr von Soden gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß nach den Ausführungen des Präsidenten v. Batódi die Zeitungsnachricht unrichtig ist, daß sein Besuch der Aufhebung der Ausfuhrbeschränkungen gelte. Der Staatsminister benutzte diese Gelegenheit, um dem Präsidenten v. Batódi ans Herz zu legen, die bayerischen Sondereinrichtungen für die Volksernährung, soweit immer möglich, zu erhalten. Bayern sei dagegen bereit, die entbehrlichen Lebensmittel den notleidenden Gebieten zuzuwenden. Insbesondere werde es versuchen, für baldige Bereitstellung von Kartoffeln zu sorgen.

Präsident v. Batódi brachte die Ansicht zum Ausdruck, daß ein Hineinregieren in die Aufgaben der bundesstaatlichen Behörden, soweit irgend möglich, mit Rücksicht auf die bundesstaatliche Selbstständigkeit vermieden werden müsse. Zur gedeihlichen Tätigkeit des Kriegsernährungsamtes sei dieses auf die freiwillige Mitarbeit aller Bundesregierungen angewiesen.“

Man kann wirklich nicht sagen, daß das Wort „Diktatur“ die Befugnisse des Kriegsernährungsamtes zutreffend bezeichnet!

Walther Schotte / Das ungarische Weltbild

Der ungarische Reichstag ist am 7. Juni zu seiner 4. Kriegssitzung zusammengetreten. Wichtige Aufgaben harren seiner; wie die Parlamente der verbündeten Staaten wird das ungarische über den Kriegszustand hinaus seine Arbeiten dem kommenden Frieden widmen müssen: der ungarische Finanzminister Telezky wird dem Haus nicht nur sein Projekt einer Kriegsgewinnsteuer, sondern die Grundzüge der Steuerreform mitteilen, die bestimmt sind, das durch den Krieg erschütterte finanzielle Gleichgewicht wiederherzustellen.

In Verbindung mit diesen Steuerplänen wird durch die Opposition zur Erörterung gestellt werden der Stand der Verhandlungen über den wirtschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich und die mitteleuropäische Wirtschaftsannäherung, als Fragen, die entschieden der Entwicklung und Verteilung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes berühren. Die Verhandlungen über den Ausgleich sind seit Ende März in Fluß gekommen: Die ungarischen Minister Telezky (Finanzen), Ghillany (Ackerbau), Hadany (Handel) sind unter Führung Tiszas wiederholt in Wien gewesen, die Oesterreicher v. Beth (Finanzen), Jenker (Ackerbau), v. Spitzmüller (Handel), Frhr. v. Forster (Eisenbahnen) haben unter Führung Stürghs die Besuche in Budapest erwidert. Auch die ersten Besprechungen deutscher und österreichisch-ungarischer Regierungsvertreter haben in Wien Mitte Mai d. J. stattgefunden. Während aber über deren Inhalt strenges Stillschweigen bewahrt wird, hat Tisza das Geheimnis des Ausgleichs um etwas gelüftet. In seiner munteren Art schrieb er am 11. Mai an das Blatt „Az Est“:

„Ich lese in der gestrigen Nummer des „Az Est“, „daß zwei mal zwei nicht so sicher 4 sei, als es sicher ist, daß das gesunde und natürliche wirtschaftliche Gedeihen Ungarns nur durch das selbständige Zollgebiet möglich ist. Das wisse ein jeder — die Industriellen, Kaufleute, Politiker“. Gestatten Sie, daß ich gegenüber dieser Behauptung bemerke, daß wir sehr viele sind, die wir anderer Ansicht sind und die die ernste Beschäftigung mit der Frage auf theoretischer und praktischer Grundlage überzeugt hat, daß der sicherste Weg für das gesunde und natürliche wirtschaftliche Gedeihen Ungarns die Aufrechterhaltung des gemeinsamen Zollgebiets auf der Grundlage eines die berechtigten Interessen unseres Vaterlandes berücksichtigenden Ausgleichs ist.

Ich will mich um alle Welt nicht diesmal in eine Polemik einlassen; ich konstatiere bloß die Tatsache, daß es die ernste Ueberzeugung sehr vieler von uns ist, daß vom Gesichtspunkt der ständigen und sicheren Entwicklung des Landes wohl das getrennte Zollgebiet besser ist als ein schlechter Ausgleich, aber besser als das getrennte Zollgebiet ist ein guter Ausgleich.“

Diese Rundgebung ist um so wichtiger, als Tisza auf Interpellation des Grafen Johann Hadik am 5. Januar d. J. im Magnatenhaus erklärt hatte, daß die Ausgleichsverhandlungen zu einer grundsätzlichen Einigung geziehen sein müßten, ehe die Verhandlungen mit Deutschland über eine Annäherung aufgenommen werden könnten, da ohne solche Klarheit Ungarn gegenüber Deutschland eine machtlose und lächerliche Partie spielen würde. Eine Lösung des Ausgleichs, die seiner Aufhebung gleichkommen würde: im Sinn eines selbständigen ungarischen Zollgebiets, der schon Graf Albert Apponyi durch den Satz entgegentrat, daß es keinen isolierten ungarischen Globus gäbe, eine solche Lösung würde das Grab des Annäherungsgedankens sein. Für diesen besteht aber nach den Worten Tiszas Hoffnung, und so ist für die mitteleuropäische Annäherung der österreichisch-ungarische Ausgleich z. B. die wichtigste Frage.

Daß die Zollgemeinschaft mit Oesterreich auch auf Deutschland ausgedehnt werden könnte, dafür zeigt sich freilich in Ungarn wenig Neigung. Szterenyi und Wederle kämpfen gegen die reine Zollunion, und selbst die an zollfreier Kornausfuhr interessierten Großgrundbesitzer scheuen sich, durch eine Zollgemeinschaft vor eine vollendete Tatsache der wirtschaftlichen Entwicklung gestellt zu werden, wie es der Präsident des Bundes ungarischer Landwirte v. Daranyi ausbrückt. Wie dem auch sei, der Annäherungsgedanke tritt überhaupt in Ungarn zurück vor eigenen Wirtschaftsjorgen. Wenn der ungarische Sozialist Dinár-Denes, der Mitteleuropa im allgemeinen ablehnt, die Behauptung aufstellt, daß diese Frage endgültig abgetan sei, so ist diese Wendung kaum zu verstehen angesichts der eifrigen mitteleuropäischen Bekannnisse der drei entscheidenden Gruppen unter Ungarns Politikern: der Regierung unter Tisza, der Opposition unter Andrássy und der Unabhängigkeits- und 48er Leute unter Apponyi. Immerhin muß man zugeben, daß die Annäherung vielfach im wesentlichen nur als eine Durchwahrung und Verflechtung der ungarischen mit österreichischen und besonders deutschen Interessen aufgefaßt wird, als Förderung des nationalen ungarischen Wirtschaftslebens durch die hilfsfähige Kapitalkraft Deutschlands, wenn auch zum Wohle des mitteleuropäischen Ganzen.

In der von Tisza zurückgewiesenen Forderung nach einem selbständigen ungarischen Zollgebiet kam vor allen Dingen die ungarische Industrie zum Wort. Ungarn aber ist kein Industriestaat, will erst einer werden. Wenigstens in gewissen Grenzen. Es meldet sich hier eine Wiederholung des Gedankens von der Selbstversorgung durch den inneren Markt, der als vornehmstes politisches Motiv für das größere Mitteleuropa gedacht worden ist. Heute gehören noch 64,5 v. H. der Bevölkerung der Landwirtschaft an; dem Bergbau und Gewerbe aber nur 17,1 v. H. gegen etwa 25 v. H. in Oesterreich und 45 v. H. in Deutschland. Dabei zählen die kleinen gewerblichen Unternehmungen, die 0 bis 5 Hilfspersonen beschäftigen, noch 96,7 v. H., Großbetriebe mit mehr als 20 Personen nur 0,8 v. H. der industriellen Bevölkerung. Der Gesamtwert der ausgeführten Fertigerzeugnisse betrug 1911 nur 171 Mill. Kronen. Die Ausfuhr wird aber gerade von un-

garischer Seite mit Rücksicht auf Entwicklung des Balkanhandels für die Zukunft hoch angeschlagen.

Niemand wird bestreiten können, daß Ungarn in schwieriger Lage ist. Man versteht sie vielleicht, wenn man sich Preußens im 18. Jahrhundert erinnert. Auch das alte Preußen kannte den aufreibenden Kampf zwischen den Interessen einer überwiegenden Landwirtschaft und den Bedürfnissen einer jungen Industrie, deren der Staat zur Stärkung seiner Finanzen nicht entzagen durfte. Für Ungarn ist es ein wesentlich finanzielles Problem, daß nicht durch mangelnde Industrie Geld ins Ausland gehe, ja das umgekehrt die Industrie Steuerquellen erschließe für die gewaltige Verschuldung des Staates, die wie überall der Krieg bedingt; die Schultern der Landwirtschaft sind trotz der ungeheuren Entwicklungsmöglichkeiten nicht so stark, diese Last allein zu tragen. Verschiedene Umstände wirken da zusammen: soziale Verhältnisse der landarbeitenden Bevölkerung, Wirtschaftsformen, Kapitalarmut. Man wird auch ohne weiteres zugeben können, daß die ungarische Industrie eine auf den natürlichen Verhältnissen des Landes beruhende Zukunft hat. Große Bodenschätze warten auf industrielle Verwertung. Der Ausbau der Erdgasquellen ist eben durch Vermittlung der Deutschen Bank in Angriff genommen worden. Die gewaltigen Wasserkräfte liegen noch ungenützt da. Die Verkehrsverhältnisse können durch Ausbau des natürlichen Systems von Wasserwegen für eine Industrie denkbar glücklich gestaltet werden.

Die geltenden wirtschaftspolitischen Verträge waren überwiegend durch Rücksichten auf den großen Grundbesitz bestimmt. Daher hat sich besonders die ungarische Landwirtschaft angelegen sein lassen, die Verlängerung der Verträge zu fordern. Die Industrien sowohl Oesterreichs wie Ungarns haben aber die Verträge mit Deutschland als schlecht, die Zustände des Verkehrs mit dem Balkan, die z. T. in Handelskrieg ausarteten, als unerträglich bezeichnet. Für die Ausfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen nach Deutschland habe man Schutzforderungen zugunsten der Industrie zurückgestellt, durch die Sperrren der landwirtschaftlichen Einfuhr gegen den Balkan die industriellen Verteidigungsbündnisse Griechenlands, Bulgariens, Rumäniens, den Handelskrieg Serbiens herausgefordert. Dabei sei trotzdem die Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen zurückgegangen, die industriellen Verhältnisse aber durch den deutschen Wettbewerb überschwemmt worden. Zumal die landwirtschaftliche Maschinenindustrie Ungarns schreit nach Schutz gegen Oesterreich und besonders Deutschland, einen Schutz, den die Landwirtschaft zugunsten ihres Bedarfs völlig geopfert habe.

Dieser Widerstreit der Interessen wird nun völlig verwirrt durch die Kriegsprobleme. Zu den kriegsäulteren Gedanken der Vorratswirtschaft, der Ergänzung, iraten mit der Hoffnung auf den Frieden die Sorgen in Erscheinung, die wiederum allen Verbündeten, selbst den heute verfeindeten Mächten, gemeinsam sind: die Beschaffung der Rohstoffe, das gewaltige Ausfuhrbedürfnis, die weltpolitischen Fragen; Sorgen, die das ganze mitteleuropäische Problem zu erweitern und zu vertiefen beginnen.

Gott sei Dank aber fanden sich Aufgaben, die die Gegensätze überbrücken, an deren Lösung die Industrie so viel Vorteil hat wie die Landwirtschaft. Man entdeckt die alte, ewig neue Wahrheit, daß die Donau die Lebensader Ungarns ist. Die ungarische Regierung hat für die Entwicklung des Donaustraßensystems manches getan. Die bisherigen Aufwendungen erreichen 300 Millionen Kronen. Indem man neuerdings 200 Millionen Kronen in den Staatshaushalt einstellt, hofft man das Netz von 3100 Kilometer auf 4500 Kilometer zu steigern. Die Projekte werden dennoch von Fachleuten wie Mik. Kósa als ungenügend verworfen. An diesen Fragen hat sich offenbar die ungarische Phantasie und der Nationalismus entzündet. Graf Serey brachte im Ragnatenhaus einen ungeheuren Plan vor: Verbindung der Bucht von Saloniki durch das Bardatal mit dem Morawatal und mit der Donau, um so eine von Rußland nicht bedrohte Wasserstraße zum Mittelmeer zu gewinnen. Damit nicht genug. Graf Serey denkt an einen von den Deutschen zu bauenden Wasserweg von der Bucht von Bassora — bei Regulierung des Euphrat — über Aleppo nach der Bucht von Alexandrette. Er sieht den von Mittel-

europa beherrschten großen diagonalen Wasserweg von Hamburg bis zu dem Indischen Ozean.

„Auch der Apfel wächst vom Kern und nicht von der roten Schale aus nach innen.“ Diese bei anderer Gelegenheit gebrauchten Worte Emerich Bálints, Sektionsrats im Handelsministerium, der als echter Ungar mit Tisza und Apponyi die glückliche Gabe glänzender Formulierungen teilt, erlaube ich mir als bescheidene Kritik zu wiederholen. Dringend ist zunächst eine Regulierung der Drau, die nur bis Barcs schiffbar ist. Eine erste Etappe bis Eszék, eine zweite bis Zafang würde eine direkte Verbindung der Donau einerseits mit der Budapester Flumer Linie, anderseits mit Tirol, Krain, Kärnten, Borsberg herstellen (Idee Géza Józsefs). Nächste wichtig ist ein Kanal am Eisernen Tor. Bisher konnten nur Schiffe bis 500 To. Tragkraft die Donau durch das Eisener Tor aufwärts fahren, infolge der starken Strömung sehr, sehr langsam. Bei $\frac{1}{4}$ Stunden Fahrt durch die Sperre passierten am Tage 6, höchstens 8 Schleppzüge. Militärischerseits ist während des Krieges durch Eisenbahner eine mechanische Treidelei eingerichtet worden, die die Fahrzeit auf 21 Minuten verkürzt. Dadurch können heute bereits statt 400 1400 Wagonladungen transportiert werden. Aber die allgemeine, besonders von Bederle und Lanczy unterstützte Forderung, über die Julius Serey aus Budapest in einem Münchener Vortrag berichtet hat, geht dahin, daß Schiffe von 3000 To. die untere, bis zu 1000 To. die mittlere Donau durch die geplanten Kanal- und Regulierungsarbeiten befahren sollen. Innerungarische Projekte beziehen sich weiter auf die Donau-Theiß, Donau-Save Wege. Mit Oesterreichern und Deutschen treffen sich die Ungarn bezüglich der Wünsche auf Ausbau des Donau-Rain-Rheinweges über Regensburg und Kanalverbindungen mit den Wasserwegen von Weichsel und Oder zur Ostsee. Die Ideen und Verhandlungen sind im Fluß. Die ausgezeichnete ungarische Zeitschrift „Der Weltmarkt“, herausgegeben von Dr. Mik. Czóka, die auch in Berlin in deutscher Sprache erscheint, hat eine ganze Folge von Artikeln über die Donaufrage gebracht; dabei auch sehr verständlich die Entwicklung der Hafenplätze in technischer Hinsicht ins Auge gefaßt. Die bayerische Öffentlichkeit und Regierung arbeiten mit. Für den September ist eine Konferenz der Donaustädte in Budapest geplant, die ungarische Regierung wird eine Donau-Ausstellung veranstalten. Befürchtungen, daß der deutschen Ausfuhr die Entwicklung der Wasserwege vor allem zugute kommen werde, sind wohl aufgetaucht, aber als kleinlich fallen gelassen.

Im Gegenteil: Man fordert „die freie Donau“, gleiche Rechte und gleiche Lasten für alle, man will die Möglichkeit ausschließen, durch Tarife und Spesen Begünstigungen und wirtschaftliche Ungleichheiten im Verkehr der verschiedenen nationalen Schiffsahrtsgesellschaften zu schaffen. Damit aber gewinnt die Donaufrage noch ein hochpolitisches Ansehen. Die Grundlage der internationalen Rechte an der Donau bildet die Donauschiffsahrtssakte von 1857. Dies Erzeugnis des Pariser Friedens schuf die europäische Donaukommission, die nachfolgend vom Berliner Kongreß reformiert wurde und zuletzt 1883 in London die Verhältnisse der Donauschiffsahrt bestimmte, oder besser, verstimmte, unfruchtbar machte. Es war England, das sich sein wirtschaftliches Interesse an der Donaumündung wahren wollte und damit großzügige Entwicklungsforderungen Oesterreich-Ungarns lahmlegte. Man fordert nun selbstverständlich, daß im Frieden die internationalen Rechte an der Donauschiffsahrt den Donaustaaten allein gesichert werden, daß die alten Signatarmächte England, Frankreich, Italien sich derselben begeben. Ungarn aber tritt noch mit einem besonderen Verlangen auf: nach dem ungestörten Besitz der mittleren Donau (Lab. Lucacz). Hier soll und muß ein feindlicher Staat als Ufernachbar ausgeschlossen werden.

Dies Postulat hat aber tieferen Sinn.

„Die südliche Fortsetzung der Südgrenze Ungarns, des großen ungarischen Beckens, muß uns angeschlossen werden, das fordert unsere zukünftige Wirtschaftsarbeit und die Ungefahrlichkeit unserer Entwicklung. . . . An beiden Saveufern und an der unteren Donau dürfen sich zwei politische Herrschaften und zwei wirtschaftliche Interessen nicht feindlich gegenüberstehen.“

Der Balkan

Wenn man von den zweifellosen Vorteilen absteht, die Industrie und Landwirtschaft zu gleichen Teilen von dem Ausbau des Wasserstraßensystems haben, so spielt daneben hierfür eine bewegende Rolle der Gedanke, daß Ungarn, das Land im Herzen von Mitteleuropa, das Durchfuhrland, das Zentrum des mitteleuropäischen Verkehrs sein werde, ein Ziel, das die nationale Hoffnung der Ungarn aufgegriffen hat. Aber der Balkan, das ist geradezu die weltpolitische Domäne des ungarischen Nationalismus, so schwierig gleich hier wieder sich die Probleme für den inneren wirtschaftlichen Zwiespalt des Landes stellen.

Charakteristisch ist schon die Fragestellung: Brauchen wir Kolonien? Nein! Wir „brauchen Ungarn“ und — den Balkan. Er ist für Ungarn das noch ganz jungfräuliche Neuland wirtschaftlicher Eroberung. In das Verkehrssystem wird er durch Donau und den Plan des Kanals nach Saloniki auf das engste einbezogen.

Dabei kann und wird nicht übersehen, daß erstens die benachbarten Balkanländer wesentlich agrarische, z. T. noch primitivere, zukunftsreichere Gebiete sind als Ungarn, also Ausfuhrbedürfnis haben für landwirtschaftliche Erzeugnisse und damit für die ungarische Landwirtschaft einen lästig empfundenen Wettbewerb darstellen, andererseits schwache Verbraucher sind, schlechte Abnehmer von Fertigfabrikaten; daß drittens auf diesem Felde Ungarn die ganze Konkurrenz der deutschen Industrie spüren würde, die den Seeweg frei hätte. Die inneren wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns und der Balkanländer gegenüber Österreich — zumal Deutschland — sind in der Tat so gleichartig, daß eine gemeinsame Stellungnahme dieser beiden gegen uns denkbar wäre, und es ist diesem Gedanken, wenigstens von bulgarischer Seite, auch schon Raum gegeben worden. Damit sind wir aber wieder bei Erörterung von mitteleuropäischen und Ausgleichsschwierigkeiten, Gegensätzen ungarischer Landwirtschaft und Industrie angelangt. Die Zauberformel, die alle Wirrnisse lösen soll und heute in Ungarn als Schlagwort von Mund zu Mund geht, heißt „Mehrproduktion“, agrarische und industrielle Mehrerzeugung. Hierüber und über den Ausgleich das nächste Mal.

Wilhelm Heile / Friedensglocken?

Es gibt — auch in dieser ernsten Zeit — Leute, die über ein Ahnen und Wissen zu verfügen glauben, von dem sich unsere Schulweisheit und nüchterne Wirklichkeitsvernunft nichts träumen läßt. Sie wissen es gewiß und rechnen auf Tag und Stunde aus, wann die Friedensglocken läuten werden. In diesem Herbst soll es so weit sein, ganz bestimmt. Und sie finden Gläubige. Kein Wunder. Denn wer wünschte das nicht aus so vollem Herzen, daß es begreiflich erscheint, wenn die Grenze zwischen Wünschen und Glauben sich vermischt.

Es gibt auch andere — und die sind weniger harmlos, aber eben so zahlreich —, die haben schon vor dem Kriege bei jedem Gedanken an die Möglichkeit eines Völkerstreites in sicheren Siegesträumen geschwelgt; die sind so glücklich, jeden deutschen Erfolg als großen entscheidenden Sieg zu sehen, jeden Rückschlag und Erfolg der Gegner als Bagatelle. Die sehen jetzt die wirklich großen Ereignisse; und was uns allen Gegenstand des Jubels ist und froher Hoffnung, ihnen ist es bereits das Zeichen des vollen Sieges, der Anfang vom Ende der Gegner: Der deutsche Seesieg samt dem balladenhaften Ende des englischen Oberfeldherrn, die Zermürbung der französischen Armee vor Verdun, die Vertreibung der Italiener aus den Bergen Tirols, das Vordringen der Türken gegen den Kanal von Suez und seit dem Siege von Kut el Amara auch wieder gegen Erzerum. In der Tat! Wohin wir blicken, an allen Fronten mit alleiniger Ausnahme der Kolonien — und auch da haben wir reichen Grund zum Stolz — allüberall eine Kriegslage, die uns berechtigt, uns

als Sieger zu fühlen. Es ist wirklich durchaus begreiflich, wenn jene Leichtbeschwingten des Glaubens und der Hoffnung im Geiste schon die Glocken hören, die den Frieden einläuten, und den dröhnenden Takt des Massenschritts der heimkehrenden Sieger.

In den lauten, hoffentlich nicht vorlauten Jubel der Siegesfrohen hinein aber klingt der ernste Ton der Mühseligen und Beladenen. Die Mütter und Frauen, die Schwestern und Bräute und die Väter, sie alle, die sich sorgen um die, die da draußen in Kampf und Gefahr sind, oder die ihr Liebstes bereits hingegeben haben fürs Vaterland, sie lauschen mit stiller Sehnsucht auf jede Nachricht, die den Frieden näher zu rücken scheint. Und alle, die daheim in bitteren Sorgen leben und oft kaum imstande sind, auch nur die nackte Not von sich fernzuhalten, sie hören und hoffen und glauben es drum gern: es muß doch nun endlich Friede werden.

Das ist nicht bloß bei uns so. Nach allem, was wir von den Stimmungen in den feindlichen Ländern wissen, ist es dort ebenso, und fast mehr noch bei den Neutralen. Durch die ganze Welt geht ein Rauschen und Raunen, und wo zwei Menschen beieinander stehen, schwebt heimlich oder ausgesprochen über ihnen die Frage: wie lange noch soll es dauern, wann wird der Krieg ein Ende haben?

Wenn alle Welt nur noch diesen einen Gedanken zu haben scheint, wenn selbst die Leiter der Staaten davon sprechen dürfen und müssen, daß sie es nicht sind, an deren Widerstand Friedensverhandlungen scheitern sollen, noch ehe sie begonnen haben, dann wird auch der freie Staatsbürger sich seine Gedanken darüber machen dürfen, ob denn wirklich die Dinge schon reif sind für den Frieden, den schließlich doch alle ersehnen.

Unsere Gegner haben sich untereinander verschworen, daß keiner für sich Frieden schließen dürfe. Doch was sind Verträge für Staatsmänner, wie etwa die Italiens? Wenn nicht die Angst wäre, durch das Gibraltar beherrschende England gleich den Mittelmächten ins Wirtschaftsgefängnis gesperrt zu werden, ohne daß es auch nur annähernd die gleiche Möglichkeit hätte, sich selbst zu ernähren, so würde kein Treueid Italien abhalten, sich durch einen Sonderfrieden vor weiteren österreichischen Schlägen zu retten, sobald ihm nur die Gelegenheit geboten würde. So aber wird notgedrungen gute Miene zum bösen Spiel gemacht, und das Wortgeklingel der Salandra und Sonnino unterscheidet sich in nichts von der Sprache der Poincaré und Grey! Auch Frankreich, das freilich nicht bloß nach seiner Kraftentfaltung, sondern auch moralisch ganz anders einzuschätzen ist als Italien, fühlt den Fuß des englischen Zwingherrn im Nacken. Die britischen Truppen, die ihm helfen sollen, sind doch zugleich auch so etwas wie ein Besatzungsheer, das die jetzt von ihm gegen den deutschen Druck verteidigten Provinzen als ein Faustpfand von gewaltigem Werte festhalten kann, wenn man in Paris einmal Gelüste verspüren sollte, andere Wege zu wandeln, als Albion es beliebt. Und dieses Faustpfand wächst, die englische Linie wird länger und länger, je mehr sich Frankreich, das arme, ehrgeizige, sterbende Frankreich vor Verdun verbluten muß.

Wir dürfen uns aber durch solche Betrachtungen nicht täuschen lassen. Auch wenn es weniger fest in Englands Hand wäre, würde Frankreich kaum zum Frieden mit Deutschland bereit sein, solange es überhaupt noch imstande ist, irgendeinen nennenswerten Widerstand zu leisten. Das stolze Wort der alten Garde Napoleons steckt tief im Herzen der Nation, die einst die große war: Frankreich stirbt, doch

es ergibt sich nicht. Sie sehen wohl, die regierenden Herren in Paris, wie es um Frankreich steht. Sie selbst täuschen sich nicht mehr, daß die Lage Verduns gezählt sind, daß die Menschenopfer der Verteidiger Verduns unerhört sind nicht bloß an Zahl, auch an Zwecklosigkeit. Die Sturmszenen im Parlament sprechen eine nur zu beredte Sprache, und selbst die zensurverstümmelte Presse läßt deutlich erkennen, wie weit die Erkenntnis der bitteren Tatsachen bereits gedrungen ist. Fürs Volk aber und nach außen hin findet man die alten Töne weiter, anscheinend unbelehrbar, ruhmredig wie am ersten Tag. „Weder direkt noch indirekt,“ sagt Herr Poincaré, „haben uns unsere Feinde Frieden angeboten. Wir wollen aber nicht, daß sie ihn uns anbieten, sie sollen uns darum bitten; wir wollen nicht ihre Bedingungen, wir wollen ihnen unsere Bedingungen aufzwingen; wir wollen keinen Frieden, der dem kaiserlichen Deutschland die Möglichkeit ließe, den Krieg wieder aufzunehmen und ihn als ewige Drohung über Europa hängen zu lassen; wir wollen einen Frieden, der von dem wiederhergestellten Recht ernste Bürgschaften für Gleichgewicht und Dauer erhält. Solange dieser Friede uns nicht gesichert sein wird, solange unsere Feinde nicht anerkennen, daß sie besiegt sind, werden wir nicht aufhören zu kämpfen.“

Herr Poincaré wird es schon erleben — ob noch als Präsident, das ist freilich weniger sicher —, daß die Truppen Frankreichs aufhören müssen zu kämpfen, weil ihnen der Lebensatem ausgeht und Frankreich am Ende seiner Kraft ist. Bis dahin aber hat alles Friedensgerede nur sehr wenig wirklichen Wert, weder hüben noch drüben. Der eiserne Mund der Geschütze wird weiter sprechen, und unsere prachtvolle Infanterie wird weiter stürmen, wie eben erst bei der Panzerfeste Baug, so bald auch vor den letzten Schanzen, hinter denen die französischen Truppen noch Schutz finden. Und wenn dann Verdun gefallen ist und die Franzosen noch immer nicht den Mut finden können, sich in die bitteren Tatsachen zu fügen, so werden sie eben noch die weitere Lehre einstecken müssen, daß die Kraft, die Verdun nicht halten konnte, den Hammer schlägen, die dann an Frankreichs Loh pochen, erst recht nicht mehr gewachsen ist.

Wie aber, so hört man oft in diesem Zusammenhange fragen, steht es mit Rußland? Sollte Rußland nicht zu einem Sonderfrieden geneigt sein? Kein Ding ist in Rußland unmöglich. Eines aber ist doch klar, daß die Sicherheiten, die Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich gegen erneute russische Kriegsgelüste schaffen müssen, so leicht von Rußland nicht zugestanden werden, wenn es nicht vor dem völligen Zusammenbruch steht. Das kann man jedoch noch nicht sagen, daß es schon so weit ist. Die Angriffe an der wolhynischen Front zeigen doch immerhin, daß nicht bloß die russischen Großen noch immer die Kraft haben, ihre Menschenmassen kaskadartig in den sicheren Tod zu schicken, sondern daß auch Rußland noch über Menschen genug verfügt, die zu sterben verstehen. Wir aber werden unsere treuen türkischen Bundesgenossen nicht im Stich lassen und niemals zugeben, daß die Russen sich Konstantinopel und damit die Durchfahrt ins Mittelmeer rauben; wir können und werden auch nicht zugeben, daß die Russen die Schweden und Norweger unter ihr Joch zwingen und um der schwedischen Eisenerze willen und wegen des eisfreien Weges zum Weltmeer sich in den Besitz von Narvik setzen. Mögen sie sich mit den Japanern verständigen oder mit ihren englischen Bundesgenossen über den Weg zum Persischen Golf: wir sind jedenfalls nicht in der Lage, Rußlands Hoffnungen zu verwirklichen, es sei denn

im Gegensatz zu seinen jetzigen Freunden, unserem Hauptfeinde England. Will Rußland solche Wege gehen, so wird es um den Preis der Sicherheiten, die der Kanzler deutlich genug umschrieben hat, den Frieden von uns haben können. Einstweilen aber wird es wohl noch fühlen müssen, weil es zu hören noch nicht entschlossen zu sein scheint.

Und England? Niemand in Deutschland gibt sich darüber einem Zweifel hin, daß das stolze Albion nicht eher nachgeben wird, als bis es unbedingt nachgeben muß. Uns immer schroffer von aller Welt abzusperren, die Neutralen in steigendem Maße zur Beteiligung an der Sperre zu zwingen, das ist und bleibt sein Ziel und seine Siegeshoffnung. Darum bedrückt es das unglückliche Griechenland und peinigt die Staaten der Nordseeküsten, darum versucht es, was es kann, um auch Amerika mit Deutschland zu entzweien. Daß das bisher nicht gelungen ist und daß dafür nach den parlamentarischen Siegen des Reichskanzlers auch keine Aussicht auf Gelingen mehr vorhanden ist, das ist ein böser Strich durch die Rechnung der Asquith und Grey. Die Engländer sehen im übrigen die Eroberung der deutschen Kolonien als eine Kette von großen Siegen an und trösten sich damit über ihre Niederlagen auf Gallipoli und in Mesopotamien. Die Niederlage ihrer Flotte ist ihnen unendlich peinlich, bedeutet aber noch keine entscheidende Verschiebung der Kräfte auf dem Meere.

Betrachtet man also die Dinge ganz nüchtern, so wie sie sind, und nicht so, wie man wünschte, daß sie sein möchten, so kann man sich nicht verhehlen, daß die Stunde des Handelns noch nicht gekommen ist, und daß die Waffen noch sehr eindrucksvoll werden reden müssen, ehe ihre raue Sprache auch für die Begriffsstutzigsten und Ueberheblichsten unter unseren Gegnern hinreichend verständlich geworden ist.

Wenn Herr Wilson es ernst meint mit seinem Wunsche, vor der Geschichte einmal als der Friedensvermittler im großen Weltbrande dazustehen, so wird ihm von deutscher Seite dabei kein Stein in den Weg gelegt werden. Einen Friedensrichter aber brauchen wir nicht und können wir nicht anerkennen, nun nicht und nimmermehr. Das hat auch — und wir danken es ihm — der Reichskanzler in aller Deutlichkeit betont, als er, der seine grundsätzliche Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen wiederholt kundgegeben hat, in seiner letzten Reichstagsrede erklärte: „Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß Präsident Wilson zu vermitteln beabsichtige. Ich habe auch in der Zeitung gelesen, daß die englische Presse sich mit großer Entschiedenheit gegen eine Friedensvermittlung Wilsons erklärt. Offiziell ist an mich auch nicht ein Wort herangetreten, daß Präsident Wilson vermitteln wolle. Insofern ist diese ganze Frage absolut nicht aktuell. Daß wir bei einer Friedensvermittlung nicht einen Druck auf uns ausüben lassen werden, der uns um die Früchte unserer Siege bringen wird, — ich glaube, Sie verlangen wohl von mir nicht, daß ich noch die ausdrückliche Erklärung abgebe, daß ich für solche Friedensverhandlungen nicht zu haben wäre.“

So bleibt es denn zunächst bei dem, was wir nun schon zwei Jahre lang erleben, leiden und leisten müssen. Im Ertragen und im Handeln hat das deutsche Volk bisher Großes vollbracht. Und wir sind dessen gewiß: es mag kommen, wie es wolle, und wenn der Krieg noch Jahr und Tag dauern sollte, so wird doch der feste Wille zum Durchhalten und zum Siegen nicht erlahmen. Wir Deutschen haben den Krieg nicht gewollt, und unsere Regierung hat bis zum letzten Augenblick getan, was sie konnte, um ihn zu verhindern.

Wir Deutschen sind auch jetzt zum Frieden bereit, auf der selbstverständlichen Grundlage der Tatsachen, die der Krieg geschaffen hat. Will man aber jenseits der deutschen Schützengräben und jenseits des Wassers solchen gerechten Frieden nicht, nun denn, so wird das deutsche Volk, das in Waffen und das daheim, in Ausdauer, Tatkraft und Tapferkeit weiter kämpfen, bis die anderen um einen Frieden bitten, der dann freilich ganz anders aussehen muß. Wer unsere Gleichberechtigung nicht will, wird unsere Vorherrschaft ertragen müssen.

Erich Schairer / Die Europäisierung orientalischer Wirtschaft

In vergangenen Zeiten ist der Orient ein hochentwickeltes Wirtschaftsland gewesen. Kleinasien war unter römischem Joch ein agrarisches Ausfuhrland, eine der „Kornkammern“ des Reichs; das Gebiet zwischen Schwarzem Meer, Persischem Golf und Rotes Meer war einst eine Hochstraße des Güterverkehrs, ein Durchgangsland ersten Ranges mit verhältnismäßig umfangreicher eigener Warenproduktion, und die orientalische Wirtschaft war eine ausgesprochene Geldwirtschaft, als Mittel- und Westeuropa noch tief in der Naturalwirtschaft begriffen waren.

Die Schuld an dem wirtschaftlichen Rückgang des vorderasiatischen Orients bis auf den Tiefstand, der heute noch vorhanden ist, liegt nicht etwa, wie ein gedankenloses Schlagwort immer noch anführt, an der grundsätzlichen Wirtschaftsfeindlichkeit des islamischen „Fatalismus“. Während und nach der Ueberflutung durch die ehemalige Vormacht des Islam, die Araber, blieb z. B. die alte Höhe der Wirtschaft durchaus bestehen, ja wurde vielleicht hier und da noch gesteigert. Äußere Verhältnisse und Entwicklungen — und nicht eine ebenfalls vielfach behauptete grundsätzliche wirtschaftliche Unfähigkeit der nachher einströmenden Türken — sind es vielmehr gewesen, die den Ruin der ehemaligen Blüte des Orients herbeiführten. Die Entdeckung des Seeweges nach Indien entriß ihm seine Stellung als Handelsdurchgangsland; die Mongolenstürme und die türkische Eroberung rafften die Menschen dahin, und die sich festsetzenden türkischen Herren mit ihrer damals noch sehr geringen wirtschaftlichen Erziehung als Nomadenvolk zeigten für die Erhaltung, geschweige denn umsichtige Förderung der bestehenden höheren Wirtschaft sehr wenig Verständnis. Statt sich — wie seinerzeit die Araber — bewußt zu sein, daß wirtschaftlicher Wohlstand der zu besteuernenden Bevölkerung auf die Dauer auch für den Steuererheber das Beste sei, sahen sie in rücksichtsloser, nur dem Augenblick dienender Ausbeutung und Auszugaugung ihren Vorteil. Dazu kam die Unsicherheit von Vermögen und Leben im Gefolge eines despotischen Günstlingswesens und beständiger innerer Kriege — man vergleiche etwa in Deutschland die Wirkung des Dreißigjährigen Krieges —, um dem einzelnen jede Freudigkeit zur Arbeit und jeden Anreiz zum Erwerb vollends zu rauben. Es bildete sich eine höchst eigentümliche und fast für den ganzen heutigen Orient charakteristische Erscheinung heraus, die Junge (vgl. das „Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient“, Kiepenheuer, Weimar, Heft 1 und Junges Werk „Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft“, Band I, Kiepenheuer, Weimar) ein „Normalmaß der Arbeit“ nennt: „eine Norm, geboren aus dem Kompromiß zwischen dem Gewalthaber, der so viel als möglich erpressen, und dem Wirtschaftler, der nur das denkbar mindeste produzieren wollte, da er an einer Mehrproduktion, die nur der Machthaber einzog, keinerlei Interesse besaß“. Unter diesen Umständen mußten alle Zweige der Wirtschaft, Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr tief herabsinken; die alten Fabriken, die Straßen gingen zugrunde, der Bauer kehrte zur reinen Eigenproduktion zurück, die Geldwirtschaft machte der wiederkehrenden Naturalwirtschaft Platz; nur in den Städten konnte sich Handel

und Geldwirtschaft einigermaßen halten. Die Kapitalbildung, die Voraussetzung aller organischen Wirtschaftsentwicklung, blieb dauernd unterbunden; an ihrer Stelle stand das sicherere „Spekulieren“, das Ansammeln unfruchtbarer, dem Wirtschaftsleben entzogener Schätze und Reichtümer an einzelnen Stellen.

Dieser rückgebildete Zustand blieb durch die Jahrhunderte unverändert erhalten und bezeichnet heute noch die Wirtschaftsform des Orients. Von tiefster und wesentlicher Bedeutung an ihr ist jenes bereits angedeutete weitverbreitete Fehlen des reinen Erwerbstriebs und des im europäisch-amerikanischen Wirtschaftsleben teilweise so stark hervortretenden Arbeitstriebs. Ein Wort etwa wie „Zeit ist Geld“ muß dem echten Orientalen schlechthin unverständlich erscheinen. Sogar der Handel, in dem für ein Auswirken des reinen Erwerbstriebs noch weitaus am ehesten Anreiz und Platz gegeben scheint, ist so für den Orientalen vielfach zum „Handelspiel“ geworden, bei dem nicht der Gewinn an sich die ausschlaggebende Rolle spielt, sondern die Freude, den anderen durch Schlaueit zu überwinden. Auf diese Weise konnte sich im Orient auch bei geringer Zivilisation eine überraschende Höhe und Einheitlichkeit innerer Persönlichkeitsentwicklung herausbilden; die Wirtschaft ließ, wie Junge sich einmal ausbrückt, „dem Menschen Zeit und Ruhe für die Befriedigung anderer, in einem jeden von Natur liegender Bedürfnisse des Verstandes wie des Gefühles“. Aber gerade in der für den Orientalen charakteristischen, gleichmäßigen inneren Zufriedenheit auch widrigen äußeren Umständen gegenüber lag wieder und liegt eine der schwersten Hemmungen für die Höherentwicklung der Wirtschaft.

Die Aufgabe der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, wie sie heutzutage in der Türkei in Erscheinung tritt und von deutscher und türkischer Seite aus gemeinsamem Interesse und mit gleichem Eifer in Angriff genommen wird, besteht also zu einem beherrschenden Teil aus der Aufgabe einer Umwandlung des wirtschaftlichen Denkens im Orient. Alles wirtschaftliche Arbeiten im Orient wird diese Seite des Problems immer und immer wieder in erster Linie in Rechnung ziehen müssen, wenn auf die Dauer Ersprießliches geschaffen werden soll, und gerade diese Aufgabe wird eine Fülle von Vorsicht, Geduld und Erfahrung zur unerläßlichen Vorbedingung ihrer Lösung haben; äußere Wirtschaftsbedingungen lassen sich vielleicht verhältnismäßig rasch ändern oder beseitigen, nicht aber eine im Lauf vieler Generationen eingewurzelte innere Stellungnahme der Wirtschaft gegenüber, die doch von einschneidender und folgenreichster Bedeutung ist. Es ist von vornherein klar, daß die orientalische Wirtschaft niemals gefunden und auf eine höhere Stufe gehoben werden kann, solange die im Innern des Menschen liegenden Voraussetzungen der Wirtschaft vernachlässigt werden. Eine einfache Aufspaltung europäischer Wirtschaftsart wird im Orient so lange unmöglich sein, als die geschilderten Bedingungen fortbestehen. Nicht die Aufspaltung, die Umwandlung des Orients zu einem Teile Europas ist also die Forderung, die an den europäischen Berater in der Türkei herantritt, sondern die schöpferische Weiterbildung des Bestehenden, die Schaffung eines neuen Orients. Das wirtschaftliche Denken und die ganze Wirtschaft des Orients wird sich dabei in vieler Hinsicht wandlungsfähig zeigen. Um noch einmal mit Junge zu reden: „Unter einer Hebung der Erziehungshöhe, der Menschenzahl, Steuerreformen, unter der Reizung bestimmter, allgemein menschlicher Bedürfnisse im Orientalen, welche ihn von der altgewohnten Wirtschaftsart abwendig machen, unter langamer, anpassender Einführung europäischer Technik von außen, der auf die Dauer, wie die Erfahrung lehrt, noch niemals islamische Feindlichkeit gegen wissenschaftliche Technik im Wege gestanden hat, wird das wirtschaftliche Denken und die Wirtschaft im Orient sich im Sinne höchster Sachgüterbeschaffung wandeln. Auch hier wird vor allem das reinere Hervortreten des Erwerbstriebs und die gesteigerte Intensität des reinen Arbeitsbedürfnisses sich wenigstens in gewissem Umfange geltend machen. Kein Klima, kein Islam, kein Fatalismus werden hieran etwas ändern. Ja, Fatalismus und

Islam werden sich unter den neuen Einflüssen ganz von selbst schon für sich wandeln.“ Solches zu erreichen, dazu bedarf es aber von Seiten Europas, von Seiten der deutschen Lehrmeister einer Fülle von Verständnis und Anpassungsfähigkeit an das Alte, ja nicht minder, um die fremde Seele zu gewinnen, Vertrauen säender Liebe zum Orientalen.

Zwei Möglichkeiten für die „Europäisierung“ orientalischer Wirtschaft stehen heutzutage offen. Nach dem Gesagten ist einleuchtend, daß die eine davon unter allen Umständen, auch wenn augenblickliche Vorteile damit verbunden wären, zurückzutreten hat: die rein händlerische Beeinflussung. Diese würde mit Notwendigkeit zur händlerischen Ausbeutung des schwächeren Teils werden — nach dem Beispiel des genugsam bekannten englischen Systems — nicht aber zur Stärkung und Neubelebung führen. Das letztere ist nur denkbar auf dem anderen Wege: der Beeinflussung sämtlicher Wirtschaftszweige im Sinne einer vom Interesse orientalischer Weiterentwicklung getragenen Wirtschaftspolitik; also indem Europa bzw. Deutschland dem Orient die Summe wirtschaftlicher Unterstützung zukommen läßt, die es für seine eigene Wirtschaft aufzuwenden gewohnt ist. Damit dient es im Grunde seinem eigenen Interesse auch am besten, denn eine möglichste wirtschaftliche Stärkung des Orients unter Vermeidung händlerischer Ausbeutung auf die Dauer einzig und allein wünschenswert sein kann.

Theodor Heuß / Ein englischer Werkbund

Kurz nach Kriegausbruch hat das britische Handelsamt begonnen, in London Ausstellungen deutscher Fabrikate zu veranstalten. Der Gedanke war: die englische Industrie möge sehen und lernen, mit welcher Ware Deutschland seine raschen Fortschritte auf dem Weltmarkte erkämpft hat. Die Verhinderung der deutschen Uebersee-Ausfuhr, so dachten etwa dilettantische Enthusiasten, wird es der englischen Fabrikation ermöglichen, ihr eigenes Erzeugnis dorthin zu schaffen, wo bisher das deutsche geherrscht hat. So einfach erwies sich das nun nicht. Denn ganz abgesehen davon, daß sich gewerbliche Qualitäten nicht aus dem Handgelenk nachmachen lassen, erfuhr die englische Industrie selber eine derartige Umformung auf den unmittelbaren Kriegsbedarf, daß der Staat, der die Fabriken zuerst zur Produktion für den bisherigen deutschen Weltmarkt ermuntert hatte, nun durch das Munitionsgesetz die Werkstätten aller möglichen Gewerbe zwangsweise für Kriegslieferung einspannte.

Der Wettstreit auf dem Weltmarkt wird also nicht in, sondern nach dem Kriege ausgekämpft werden. Immerhin ist das Beginnen des Board of Trade nicht ohne beachtenswerte Wirtungen geblieben. Als im vergangenen Jahr in der „Halle der Goldschmiede“ die Proben des neuen deutschen Kunstgewerbes zusammengebracht wurden, die man drüben während des Krieges zur Verfügung hatte, haben wir, wie es scheint, mitten im Feindesland einen nicht unbedeutenden Sieg errungen. Mit dem Tatsachensinn und der Offenheit, die — trotz alledem — den gebildeten Engländer auszeichnen, wurde mit starkem Nachdruck anerkannt, daß die deutsche Kunstindustrie die englische in den beiden letzten Jahrzehnten geschlagen hat. Zwar weiß man drüben, in kleinerem Kreis, etwas von Rustin und Morris, und tut sich auch jetzt noch ein wenig darauf zugute, daß der Geist dieser beiden Männer Deutschland mitbetrachtet hat; doch spürt man, daß das, was drüben über das ästhetische Sektenwesen nie weit hinaus gedieh, in Deutschland eine breite wirtschaftliche und pädagogische Angelegenheit wurde. Und am Ende des Nachdenkens steht die Erkenntnis, daß die Deutschen vor

allem auch deshalb weitergekommen sind, weil sie nicht in Morris und Rustin steckenblieben, sondern diese beiden starken Anreger in der Sachkenntnis und in der Leistung überwunden haben.

Künstler, Literaten und Volkswirtschaftler, die diesen Dingen nahestehen, haben sich darüber besonnen, wo die Unterlagen für den deutschen Erfolg liegen. Eine gewisse natürliche Ueberlegenheit des deutschen Genius in der bildnerischen Formung anzuerkennen erlaubt ihnen nicht der Stolz auf die eigene Vergangenheit, die ja im Kunsthandwerk an großer Schönheit reich ist. Also muß es die deutsche „Methode“ sein, die „Organisation“ — jene zwei Schlagworte, die im Munde unserer Gegner zugleich etwas Furchtbares und (kaum hörbar) Verächtliches besitzen. Die Engländer beginnen also auch ihr Kunstgewerbe zu organisieren, und da einige von ihnen im Sommer 1914 noch in Köln gewesen sind, machen sie den „Deutschen Werkbund“ nach.

Die „Design and Industries Association“, die sie jetzt drüben gegründet haben, ist die achtungsvollste Verbeugung, die sich der „Deutsche Werkbund“ denken mag. Denn man nennt ihn nicht nur als das Vorbild, man schreibt einfach seine Statuten ab, fast bis in alle technischen Einzelheiten der Vereinsfassung. Diese freiwillige Abhängigkeit von einem deutschen Verband hat fast etwas Rührendes, sicher etwas sehr Kindliches und leise Humoristisches. Denn mit Paragraphen macht man weder Kunst noch Markteroberung, und Statuten haben noch nie eine Bewegung erzeugt, sondern sich erst aus dieser als notwendige Bindung ergeben. Auch der „Deutsche Werkbund“ ist erst entstanden, als durch die Ausstellungen in Dresden (1906) und München (1908) die deutsche Leistungskraft sich sichtbar gesammelt hatte. Wer in den letzten Jahren vor dem Krieg neue englische Baukunst und das durchschnittliche Kunstgewerbe gesehen hat (das freilich in Textilien und Keramik eine stolze Höhe zeigt), ist nicht recht des Glaubens, daß die schönen Auffäge der neuen Propheten einen neuen wertvollen Wirtschaftstyp schaffen können.

Diese schönen Auffäge sind freilich für uns in höchstem Maße lesenswert, und darum freut man sich, daß sie unter dem Titel „Englands Kunstindustrie und der Deutsche Werkbund“ herausgegeben wurden (F. Brudmann A.-G., München). Auch ein Stück Kriegsliteratur, und zwar von der geschäfteren Art, die nicht laut und lehrhaft ist, sondern lehrreich in der sachlichen Spiegelung der Wirtschafts- und Kulturprobleme zwischen den Nationen.

Johanna Waeßler / Die Notlage in der Berufswahl der Mädchen

In Nr. 243 der „Hilfe“ führt Breiholz näher aus, wie schwierig eine geeignete Berufswahl für die männliche Jugend ist, wenn es nicht möglich ist, daß die Eltern ihren Sohn noch während der Lehrzeit unterhalten können und sie im Gegenteil auf eine Unterstützung von ihm angewiesen sind. Im großen und ganzen liegt die Sache bei den Mädchen ungefähr ebenso, wie die Erfahrungen zeigen, die in den neuerdings geschaffenen Berufsberatungsstellen gemacht werden, die den Hauptzweck haben, die jungen Menschenfinder auf die Arbeitsgebiete hinzuweisen, die ihrer Begabung entsprechen und gleichzeitig Ausflchten auf ein gutes Vorwärtkommen bieten. Dieses wird in jedem Falle mitbedingt von der Möglichkeit, auf den entsprechenden Arbeitsgebieten eine gute Ausbildung genießen zu können. Während der Ausbildungszeit kann natürlich von einem Verdienst nicht die Rede sein, denn die

wenigen Mark Entschädigung, die man neuerdings Lehrlingen gibt, fällt nicht in die Wagchale. Die Tatsache liegt einfach so, daß die Eltern sich verpflichten müssen, ihr Kind während einer zweibis dreijährigen Lehrzeit vollständig zu unterhalten. Das ist vielen unmöglich, und daran scheitert oft die Ausbildungsfrage. Es kommt weniger Gleichgültigkeit oder Verantwortungslosigkeit der Eltern ihren Kindern gegenüber allein in Betracht, wie es früher bei den Töchtern häufig der Fall war. Wunsch und Wille seitens der Eltern und Kinder ist häufig vorhanden, sie scheitern aber an verschiedenen Klippen, und die hauptsächlichste ist die wirtschaftliche Unmöglichkeit. Diese könnte bei einer vernünftigen Kulturpolitik vielleicht am leichtesten überwunden werden. Die Jugendpflege steht an erster Stelle bei den Fürsorgeeinrichtungen des Staates. Die beste Jugendpflege, die man sich denken kann, ist die berufliche Erziehung der Jugend beider Geschlechter. Die Lehrzeit mit ihrer Schwere, aber auch mit den erzieherischen und sittlichen Kräften, die in ihr entwickelt werden, muß für unsere Jugend wieder zur Regel werden, das heißt, eine Lehrzeit, die keine Ausbeutezeit sein darf, sondern die ergänzt werden muß durch den Besuch der Fortbildungsschule, die dem jungen Menschen Kenntnisse für seinen zukünftigen Beruf vermittelt und ihm so ein sicheres Fundament schafft, auf dem er das Gebäude seines Lebens errichten kann. Wenn diese Erkenntnis erst zu einem allgemeinen Gut wird — und das sollte sie recht bald werden bei all den bösen Erfahrungen, die wir bei der Mehrzahl derer machen, die keine Lehrzeit durchgemacht haben —, dann müßten auch Mittel und Wege gefunden werden, um diese wirtschaftliche Sorge der Eltern zu mindern bzw. zu beseitigen. Wir schaffen Darlehnskassen und Unterstützungskassen aller Art. Schaffen wir doch einmal eine Kasse, die zinslose Darlehen zur Berufsausbildung an tüchtige, strebsame Menschen ausleiht, damit einer größeren Anzahl der Jugendlichen eine gute Berufsausbildung zuteil werden kann. Wir werden uns nach dem Kriege die Erweckung aller in unserem Volke schlummernden Kräfte angelegen sein lassen, um die Lücken auszufüllen, die der Heldentod so vieler tüchtiger Männer gerissen hat. Die Berufsausbildung muß der Hauptbestandteil unserer Jugendpflege werden, dann erst werden wir auf einen wirklich erfreulichen Erfolg hoffen dürfen. Außerdem sollte in unserem deutschen Volk der Gedanke viel mehr Verbreitung finden, für jedes Kind einen Versicherungsvertrag abzuschließen, wonach die Eltern für dieses Kind beim Austritt aus der Schule eine Geldsumme erhalten, die es ihnen ermöglicht, das Kind noch während der Lehrzeit erhalten zu können, bzw. die Mittel zu haben, um ihm eine weitere Ausbildung geben zu können. Die Militärdienstversicherung der Knaben und die Aussteuerversicherung der Mädchen sind ja ähnliche Einrichtungen, die bereits bestehen. Auf diese Weise könnten auch die begüterten Kreise unseres Volkes die beste Wohltat ausüben, die es gibt, indem sie ein oder mehrere Kinder in solch eine Versicherung einkaufen und damit dafür eintreten, daß diese Kinder nicht aus Mangel an Mitteln in die Masse der ungelerten Arbeiter hinabzusinken brauchen. Möglicherweise könnte sich auch aus derartigen Ansätzen elterlicher Fürsorge bzw. freiwilliger Fürsorgetätigkeit eine allgemeine Pflichtversicherung für die Kinder herausbilden, damit alle umfaßt werden. Für die weibliche Jugend kommen aber noch andere Punkte außer der Geldsorge in Betracht, die eine Lehrzeit für sie erschweren. Nehmen wir z. B. den häuslichen Beruf an. Dank der Wertföhrung, deren sich die hauswirtschaftliche Tätigkeit neuerdings wieder zu erfreuen hat, und angesichts der Tatsache, daß man endlich eingesehen hat, daß zur Führung eines Haushaltes, oder auch nur zur Tätigkeit in einem solchen, Wissen und Können notwendig sind, ist bei einem großen Teil der weiblichen Jugend die Freude an der hauswirtschaftlichen Arbeit erwacht und der Wunsch rege geworden, sich auf diesem Gebiet auszubilden. Leider begegnen wir hier gleich einem großen Mangel, der diesen Wunsch nicht zur Erfüllung gelangen läßt. Geeignete Lehrstellen für junge Mädchen in häuslichen Betrieben finden sich leider viel weniger als Bewerberinnen für solche Lehrstellen. Die Wünsche der Hausfrauen gehen hier mit den Forderungen auseinander, die gestellt werden müssen seitens der Berufsberatung und der Lehrstellen-

vermittlung, wenn sie eine Lehrstelle besetzen. Die Hausfrauen wollen entweder eine bereits ausgebildete Kraft haben, oder sie wollen jemanden haben, der die grobe Arbeit im Haushalt übernimmt, dem sie möglichst wenig zu zahlen haben, weshalb sie in diesem Falle gern ein schulentlassenes Mädchen nehmen. Oder sie wollen eine billige Hilfe im Haushalt zur eigenen Entlastung, die dann vielfach überbürdet wird. Wenn man diesen Anforderungen der Hausfrauen die jungen, zum Teil recht schwächlichen oder gar kränklichen jungen Mädchen gegenüberstellt, so weiß man ohne weiteres, daß daraus kein ersprießliches Zusammenarbeiten entstehen kann. Gewiß, es gibt auch eine Reihe von Hausfrauen, die im Interesse der jungen Mädchen das schwere Amt des Anlernens auf sich nehmen. Aber diesen wird es oft als Annahme ausgelegt, wenn sie ernste Forderungen an die Mädchen stellen, seitens der Kinder selbst und noch mehr seitens ihrer Eltern, die wenig geneigt sind, das zu schätzen, was ein solches Kind dadurch lernt, wenn es ernst zur Pflicht angehalten wird. Sie sind besangen in der zu hohen Einschätzung ihrer Kinder und oft recht vorurteilsvoll gegen die Lehrherrin. Angesichts dieser unerfreulichen Tatsachen, die sich jedes Jahr zu Ostern wiederholen, und von denen die Lehrstellenvermittlungen ein Lied zu singen wissen, erscheint es als eine Pflicht des Staates und der Gemeinde, hier eingzugreifen und die Ausbildung der Töchter auf wirtschaftlichem Gebiet nicht vom Zufall abhängig zu machen, sondern einen Pflichtbesuch einer Haushaltungs-Fortbildungsschule zu verlangen. Es genügt nicht, wenn im Anschluß an die Berufsförderungsschule einige Stunden hauswirtschaftlicher Unterricht gegeben wird. Dann erst, wenn ein solches Ausbildungsjahr hinter den Mädchen liegt, werden sie in die Lage versetzt, sich in jedem Haushalt zurechtzufinden und werden dann leichter sich in ein fremdes Haus einleben. Dann können sie auch auf Grund ihrer Leistungen auf ein Vorwärtskommen in diesem Beruf rechnen.

In anderen Berufen finden sich ähnliche Verhältnisse. Wenn wir an den kaufmännischen Beruf denken, so ist hier dem Fehlen der Lehrstellen, besonders für das Kontor, das Ueberfluten der sogenannten Handelspressen seitens des weiblichen Geschlechts zuzuschreiben. Diese Anstalten, die eine sehr minderwertige Ausbildung bieten, machen den jungen Mädchen Hoffnung auf gute Stellen. Diese Hoffnungen werden aber bitter enttäuscht, und das Los dieser armen Mädchen, die durch falsche Lockungen der Handelspressen in den kaufmännischen Beruf gedrängt worden sind, besteht meist in Hungerlöhnen oder Stellenlosigkeit. Diese Erfahrung macht die Stellenvermittlung der kaufmännischen Berufe eine täglich. Auch für den Kaufmannsberuf würde eine mehrjährige Lehrzeit, verbunden mit dem Besuch der Pflichtfortbildungsschule, am Platze sein. Manches Mädchen würde dadurch vor dem sicheren Untergang bewahrt werden, und andererseits gewönne auch der Handelsstand gründlicher geschulte Kräfte, die er stets gebrauchen kann. Die Ueberflutung des kaufmännischen Berufes durch diejenigen Mädchen, welche für ihn nicht die nötige Befähigung oder Vorbereitung haben, müßte eingebremst werden zugunsten des Handwerks, das mehr Gewicht auf Handfertigkeit legt, die vielen Frauen besser liegt als Rechnen und Briefstil. Viele, die es im kaufmännischen Beruf nie zu etwas bringen werden, könnten an anderer Stelle zu einem nützlichen Glied des deutschen Volkes werden und auch für sich selbst weiterkommen, wenn sie ihre natürliche Begabung für diese oder jene praktische Tätigkeit richtig ausbildeten. Gerade im gelernten Handwerk hat sich der Krieg am bemerkbarsten gemacht. Der Mangel an geeigneten Ersatzkräften war hier am größten, weil das Handwerk eine gediegene Ausbildung erfordert, die bisher nur wenigen Frauen zuteil wurde. Der Krieg sollte auch hier eine Aenderung schaffen, und überall da, wo sich weibliche Kräfte für dieses oder jenes Handwerk eignen, sollte man für eine den Männern gleiche Lehrzeit der Mädchen eintreten und ihnen dabei auch den Besuch der Fortbildungsschule für die männlichen Lehrlinge gestatten. Nach dem Krieg wird sich von selbst eine andere Teilung der Berufe ergeben. Viele Männer, die sich der Kraft ihrer Musteln im Kriege bewußt geworden sind, werden solche Arbeiten bevorzugen, in denen besonders die Körperkraft zur Geltung kommt, um so mehr, weil

alle diese Arbeiten, die Kraft und Intelligenz beanspruchen, auch gut entlohnt werden. So wird der Notstand, der in vielen Handwerken durch das Fehlen männlicher Kräfte nach dem Krieg hervorgerufen wird, wenn alle Geschäfte wieder einen Aufschwung nehmen, von selbst dazu führen, daß man auf die weiblichen Kräfte zurückgreift, und daß man an diese die Forderung der gleichen Ausbildung stellen wird, zum Glück dieser Mädchen selbst und zum Vorteil unseres ganzen Volkes. Wir müssen uns klar darüber sein, daß wir während des Krieges von aufgespeicherten Gütern gelebt haben, und daß bei Friedensschluß, wenn der Bedarf im Inland und der Verkehr nach dem Ausland wieder Anspruch an die Leistungsfähigkeit des Handwerks erheben werden, um diese befriedigen zu können, jetzt schon vorzuarbeiten haben und für gut geschulten weiblichen Nachwuchs sorgen müssen, da der männliche zum größten Teil unter den Fahnen steht. Wo es möglich war, auch während des Krieges die Handwerkerbetriebe durch die Tüchtigkeit der Frauen oder das Vorhandensein eines Altgefelles aufrecht zu erhalten, da sollten, wenn Töchter vorhanden sind, diese das väterliche Handwerk erlernen, um dem heimkehrenden Vater später eine Stütze zu sein, bzw. heranzuwachsen zu eigener Tüchtigkeit, um das Geschäft selbstständig weiterführen zu können. Wir haben zu allen Zeiten und auf den verschiedensten Gebieten des Handwerks hervorragend tüchtige Frauenleistungen zu verzeichnen. Wir müssen dahin kommen, diesen Ausnahmefall zu einer Selbstverständlichkeit werden zu lassen, daß überall da, wo der Sohn fehlt oder eine besondere Neigung zu einer anderen Berufsart hat, die Töchter unter denselben Bedingungen an die Stelle der Söhne treten, um das Geschäft in Blüte zu erhalten. Es ist doch etwas weitaus Befriedigenderes, das von den Vätern und Vordvätern Geschaffene zu erhalten, als der Tagesmode zu folgen und z. B. im kaufmännischen Beruf eine untergeordnete Stellung in einem Kontor anzunehmen. Zusammenfassend können wir uns auch für die weibliche Berufswahl mit den 3 Punkten einverstanden erklären, die für die männliche gefordert werden: Gewährung der Familienunterstützung in voller Höhe über das 15. Lebensjahr hinaus, damit die Mädchen eine Lehrzeit durchmachen können. Staatliche Mittel zur Beihilfe der Ausbildungsmöglichkeit und Ausdehnung der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung auch auf die Klein- und Mittelstädte, in denen nach dieser Richtung bisher noch wenig geschehen ist. Es ist aber gerade hier besonders wichtig, da bei den meisten Eltern, die auf dem Lande wohnen, eine völlige Unkenntnis über die tatsächlichen Verhältnisse in den Berufen für das weibliche Geschlecht herrscht. Sie wissen wenig über die einzelnen Berufe, denen sie ihre Töchter zuführen könnten. Die Berufswahl dieser Mädchen ist rein dem Zufall überlassen, und daraus entstehen die schwerwiegendsten Folgen. Man unterschätzt die Anforderungen, die in den einzelnen Berufen gemacht werden, bevorzugt eine kurze, wenn auch teure Ausbildung und wird so das Opfer einer falschen Wahl. Aufklärungen nach dieser Richtung hin zu verbreiten, sollte eine der wichtigsten Aufgaben der Gemeinde sein, denn sie haben das größte Interesse daran, daß ihre Mitglieder zu selbständigen Persönlichkeiten heranreifen, die der Gemeinde zum Segen gereichen, statt daß die Masse derer vermehrt wird, die sich nicht selbständig ernähren können und dadurch eine wachsende Last und Sorge für Stadt und Gemeinde werden. Mittel, die für die Berufsausbildung gewährt werden, würden Wucherzinsen bringen und manche Gemeindeausgabe stark vermindern, wie z. B. die Armenverwaltung, die Fürsorge für Gefangene, Bewahrsleute, Stiche usw.

Richard Rieh / Die deutschen Volksbücher

Die Aufgabe, Denkmäler der Literatur zu werten und der Nachwelt zu bewahren, lag und liegt im wesentlichen in den Händen der Literaturhistoriker. Diese — vielfach recht verdienstvollen — Männer sind aber, wie ja ihr Name besagt, Historiker. Und nicht immer verbinden sie mit ihrer Forschartigkeit auch die Gaben und den Geschmack des Ästheten. Unsere Zeit, die ja die

Form wieder ganz besonders liebevoll kultiviert, hat zwar augenblicklich keinen Mangel an Gelehrten, die sich bei ihrer Kritik und der Sichtung des Materials nicht nur vom richtenden Verstande, sondern auch vom genießenden Gefühle leiten lassen, in früheren Zeitaltern war Deutschland jedenfalls schlimmer daran. Besonders in den Zeiten vor Friedrich dem Großen, in der sich jene Berufs- und Menschenklasse ausbildete, die wir heute mit dem Worte „Schulmeister“ verächtlich kennzeichnen. Die Schulmeister sind es auch, denen der Vorwurf gemacht werden muß, an der geringen Beachtung (sagt möchte ich sagen: Mißachtung) schuld zu sein, die den deutschen Volksbüchern in früheren Jahrhunderten zuteil wurde. Galt doch die Prosa, als die demokratischste unter den dichterischen Ausdrucksformen, dem Schuttsuch nicht als vollwertiger Teil der früh-deutschen Poesie, ja, man verwies sie überhaupt aus dem Garten, in dem man die Fruchtbäume der alten Versdichtung zur Schau stellte, nachdem man ihre Wurzeln satfam geprüft hatte.

Erst Herder — und auf seine Anregung auch der junge Goethe waren es, die wieder mit größerem Nachdruck auf den Schatz hinwiesen, den wir mit den „Deutschen Volksbüchern“ besitzen. Freilich ohne daß der Versuch gemacht worden wäre, die alten Drude, die man fast ausschließlich in den reblogierten und oft schauerhaft entstellten Jahrmaktsbudenausgaben kannte, zu erneuern oder in ihrer ursprünglichen, trefflichen Gestalt herauszugeben. Erst die Romantiker gingen weiter und machten einige Versuche in dieser Richtung. Suchten sie doch in ihrer Vorliebe für Mystik mit heißer Sehnsucht das deutsche Mittelalter und die Sagenwelt, die in ihr lebendig war. In des „Knaben Wunderhorn“ wurden die deutschen Volkslieder gesammelt; die germanistische Wissenschaft, die zweifellos auch unter dem Einflusse der romantischen Strömungen am Anfang des 19. Jahrhunderts entstand, griff die Anregungen der literarhistorischen „Schweizer“ wieder auf und wandte ihre Aufmerksamkeit dem alten Epos zu, und Männer fanden sich auch, die eine Erneuerung der deutschen „Volksbücher“ erstrebten. In jener Zeit ließ Görres eine Abhandlung „Die deutschen Volksbücher“ (1807) erscheinen, und die Herren Hagen und Büchling, Simrod und (später) Gustav Schwab machten sich daran, die Volksbücher erneuernd zu bearbeiten. Aber alle diese Bearbeitungen leiden an einem Fehler: Sie beschränken sich auf eine Wiedergabe des rein Stofflichen. Und damit nehmen sie den Volksbüchern das meiste von ihrem Reize. Sie haben nichts als Inhaltsangaben. Und damit sündigen die Bearbeiter schwerer, als es im ersten Augenblick scheinen dürfte. Sie nehmen den Volksbüchern nämlich nicht nur jede Eigenart, sondern überhaupt alles Eigen-Deutsche. Das tritt noch klarer zutage, wenn man sich die Entwicklungsgeschichte der Volksbücher vor Augen hält. Nur die wenigsten sind rein-deutschen Ursprungs, sind eigentliche Originale. Die meisten Volksbücher, die unter der Flagge „deutsche“ Volksbücher segeln, präsentieren sich als mehr oder minder freie Nachbildungen lateinischer, französischer, italienischer und (in einigen Fällen) niederländischer und dänischer Vorlagen. Oft gehen sie auch auf antike Stoffe zurück, die in der Frührenaissance lateinische Bearbeiter gefunden hatten. Vielfach handelt es sich um lateinisch erzählte Heiligenbiographien oder Legenden, die in den Zeiten der Mystik und religiösen Ekstasen auch in Deutschland ihr willig interessiertes Publikum fanden. Eigentlich deutschen Ursprungs sind nur wenige, und zwar die jüngsten Volksbücher. Das ist zunächst die Sammlung jener Hiftörchen, die der Aberglaube (auch eine Zeitererscheinung eines von religiösen und mystischen Gedanken durchlohten Jahrhunderts!) um Zaubertünfte und Magie gesponnen hat, und die man um die Person des D. Faustus vereinigte. Das sind des weiteren die Laten närrischen Kleinbürgertums, die man den „Schübbürgern“ zuschrieb, das sind ferner die Schwänke Till Eulenspiegels, den man für all die Poffen verantwortlich machte, die, als Laten eines von reiner Freude an der Bosheit geleiteten Individuums, im Umlauf waren. Eulenspiegel ist, wie ich meine, neben „Faust“ das bedeutendste Volksbuch deutschen Ursprungs. Denn wie der Schwarzkünstler ist auch der bäuerliche Unheilstifter ein echtes Kind seiner Zeit, das sich für die Geringschätzung rächen wollte, mit der ihre Literatur zumeist den „tölpischen“ Bauern im Gegensatz zum Städter behandelt. So schuf sie denn

einen listigen Bauern, der, unter der Maske einer alles entschuldigenden Tölpelhaftigkeit, dem Städter aller Stände bis zu den regierenden Herren hinauf Pöffen spielt und alle weidlich übers Ohr haut. Neben Faust, Schildebürger und Eulenspiegel sind als Volksbücher rein deutschen Ursprungs nur noch „Der ewige Jude“, „Heinrich der Löwe“ und die „Finkenritter“ zu erwähnen.

Man sieht, wie wenige Volksbücher auch ihrer Idee nach deutscher Herkunft sind. Den meisten hat das ausgehende deutsche Mittelalter nur die Form gegeben. Und nur die Form bestimmt vielfach ihren Wert als deutsche Literaturdenkmäler. Wenn nun die Bearbeiter früherer Zeiten den Volksbüchern die Form nahmen, dann nahmen sie ihnen auch das Recht, sich „deutsche Volksbücher“ zu nennen.

Erst vor kurzer Zeit ist hier Abhilfe geschaffen worden. Eugen Diederichs, der allen kulturellen Bestrebungen offene Jenseits-Verleger und der Heidelberger Literaturhistoriker Richard Benz haben es unternommen, einen großen Teil der deutschen Volksbücher (und zwar die, deren Wirkung auch unsere Zeit gefangen nehmen kann) neu herauszugeben und dabei all die Fehler zu vermeiden, durch die die früheren Bearbeiter gegen diese deutschen Literaturdenkmäler verstießen. Bis jetzt sind fünf Bände erschienen. Und zwar „Fortunatus“, „Die sieben weisen Meister“, „Historia von D. Johannes Fausten“, „Eulenspiegel“ und „Tristan und Isolde“. Man hat also schon einen Ueberblick über das Unternehmen und seine Bedeutung. Und man kann mit Genugtuung sagen: diese deutschen Volksbücher des Diederichs'schen Verlags sind so trefflich angelegt, daß man in Zukunft von ihnen als von der Ausgabe der „Deutschen Volksbücher“ sprechen wird. Rein äußerlich präsentieren sie sich bei sehr billigem Preise (durchschnittlich 3 M. für den Band) in recht geschmackvollem Gewande. Ein körniges, gelbgetöntes Papier und große schideutsche, kräftig geschnittene Frakturlettern der Leipziger Offizin von Drugulin entsprechen vorzüglich dem Charakter der Bände. — Die Hauptabweichung, durch die sich die Benz'sche Erneuerung von den früheren Ausgaben unterscheidet, liegt in der sprachlichen Gestaltung des Textes. Es galt dem Herausgeber, zweierlei zu beobachten: den Volksbüchern ihre Ursprünglichkeit, des besondern ihre sprachliche Ursprünglichkeit zu erhalten und dabei doch eine Ausgabe für den genießenden Leser zu schaffen. So mußte zunächst der Urtext einige Streichungen erdulden. Und zwar fielen die Teile der Werke dem Rotstift zum Opfer, denen nicht eigener, zeitloser Kunstwert zukommt, die vielmehr lekten Grundes nur ihrer Zeit verständlich und interessant waren. Diese Partien der Volksbücher mögen für den Literar- und Kulturhistoriker hochinteressant sein; ja, sie mögen ihm vielleicht sogar bedeutsamer erscheinen als das, was bei Benz blieb — für den modernen Laienleser sind sie langweilig. Also fort damit (Forscher können ja auf die Urtexte zurückgehen). So wurde der Text nicht umgestaltet, nicht durch Vorschlebung der Motive verschlimpft, sondern nur gekürzt. — Die bedeutendste Tat der Benz'schen Ausgabe ist aber darin zu sehen, daß er die sprachlichen Schönheiten der Volksbücher erkannte und nach Möglichkeit bewahrte. Er bewahrte den schweren, gedrunenen Rhythmus des alten Stils, die altertümlich-ehrwürdige Satzstellung. So bleibt neben dem reinen Genuße der sprachlichen Köstlichkeit stets das Gefühl, hier einer alten Dichtung gegenüberzustehen. Und der Unterschied in der Wirkung dieser Erneuerung gegenüber der früheren von Simrod oder Schwab ist nicht geringer als etwa der eines homerischen Urtextes von einer Lesebuch-Macherzählung des Trojanischen Krieges. Der Weg, den Benz eingeschlagen hat, ist der einzig mögliche. Wir können wohl sagen, daß er uns die deutschen Volksbücher neu geschenkt hat. Wenn er in einigen Wortformen die Entwicklung der deutschen Sprache berücksichtigt hat und einzelne (fast unverständliche) Wortformen durch moderne Wendungen ersetzte, so hat er dem naiven Leser damit nur eine Brücke zu hurtigem Verständnis geschlagen. — Die Wirkung des Ganzen wird dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt. Die geht ja lekten Grundes nicht so unmittelbar von den Wortformen aus als vielmehr von dem Rhythmus, der die Sprache schwingen macht.

Wenn deutsche Leser trotz der Benz'schen Ausgabe immer noch auf die alten Inhaltsangaben eines Schwab zurückgehen (und das werden sie vielfach tun, zweifelsohne), so zeigen sie sich halt als Menschen, denen es nur um die Sensation des Stofflichen zu tun ist. Sie werden heute Till Eulenspiegels und morgen Nick Carters Taten und Abenteuer lesen. Für die ist die Muse Richard Benzens fruchtlos. — Wir anderen wollen uns ihrer aber dankbar freuen.

Sprechsaal

Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung und die deutschen Oberlehrer.

Die in Berlin gegründete „Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung“ (Geschäftsstelle Potsdamer Straße 24) bezweckt, „im gesamten deutschen Volke das Bewußtsein von der hohen Bedeutung der Waffenbündnisse des Reiches lebendig zu erhalten und zu vertiefen, die Kenntnis der staatlichen und völkischen sowie der Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse unserer Bundesgenossen zu mehren und den Zusammenschluß der verbündeten Völker immer enger zu gestalten“.

Sie will an dem Völkerbunde mitwirken, der in Zukunft zum starken Bollwerk des europäischen Friedens werden soll. In Oesterreich und in Ungarn haben sich ähnliche Organisationen gebildet, die für dasselbe Ziel arbeiten. Zur Erreichung desselben wird mit Recht die Verbreitung der Kenntnis von der Uebereinstimmung der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen als Vorbedingung bezeichnet. Hierzu soll auch die Annäherung und der Zusammenschluß der gleichen Bildungs- und Bevölkerungsschichten in den verbündeten Staaten dienen: der Industriellen, der Kaufleute, Landwirte, der Gelehrten, Künstler, Ingenieure, der Juristen, Aerzte, Geistlichen, Lehrer. So haben sich kürzlich in der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung die Juristen zusammengeschlossen, um das Recht der verbündeten Staaten anzunähern. Am 18. Mai hat nun in dem Berliner Philologenverein Oberlehrer Professor Dr. Amstel (Berlin-Lichterfelde), der Schriftführer der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung“, angeregt, an den „Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands“ mit dem Vorschlag heranzutreten, die Frage einer Verbindung mit dem Philologen Oesterreich-Ungarns zu erörtern.

Die Ziele, die dadurch erreicht werden können, wären erstens und vor allen Dingen die angeführten politischen. Zweitens würden aber die Mitglieder der Vereinigung aus dieser auch manche Anregung schöpfen. Die Kenntnis des österreichischen und des ungarischen Schulwesens könnte sehr fruchtbringend für die deutschen Oberlehrer, die des unfrigen für die österreichischen und die ungarischen Kollegen sein. Denn auch in dem Unterricht und in der Erziehung kann es ebenso wenig wie auf einem anderen Gebiete eine Abschließung durch eine chinesische Mauer geben.

Die Ziele könnten auf verschiedene Weise erreicht werden, z. B. durch einen jährlich abwechselnd in dem einen oder in dem anderen Lande stattfindenden Kongreß, durch die Veranstaltung von gemeinschaftlichen Fahrten durch Teile der Länder, durch persönliche Beziehungen zwischen einzelnen Kollegen. Auf diese Weise könnte sich bald eine gewisse Solidarität herausbilden.

Wie fruchtbringend könnte man aber in der Schule wirken, wenn es möglich wäre, das Schulwesen der Verbündeten aus eigener Erfahrung kennenzulernen, den Schülern und Schülerinnen über die Länder unserer Bundesgenossen und über diese selbst noch mehr aus eigener Anschauung mitteilen zu können! „Schon in der Jugend soll das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der waffenbrüderlich vereinigten Völker gepflegt werden“, heißt es mit Recht in dem Aufrufe der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung“. Deshalb haben Lehrer noch mehr als andere Stände und Berufskreise Veranlassung zur Gründung eines solchen Verbandes. Welche bedeutsamen Zukunftsaufgaben dem höheren Unterricht in beiden Ländern erwachsen werden, wenn es gilt, das heranwachsende Geschlecht mit dem Gedanken der untrennbaren Einheit der Mittelmächte zu durchdringen, kann sich jeder vorstellen.

In dem Berliner Philologenderein wird in der nächsten Sitzung ein ausführlicherer Vortrag über diese Frage und über das österreichische und das ungarische Schulwesen gehalten werden.

Oberlehrer Dr. Erich Witte.

Gottfried Traub / Rechthaberei

Recht haben ist nur euer Ziel,
Recht haben euer Weisheitsspiel,
Das Vaterland nur Nebenfrage.
Gottmann v. Fallerleben 1870.

Unsere Zeit schafft neues Recht. Sie schiebt die beiseite, die nur ihr Recht behalten wollen. Das Betrübendste, was man heute erlebt, ist das Pochen auf die alten Vorurteile. Was kümmert sich ein Weltkrieg um frühere Programme? Er bringt sie neu zu Dugenden; wer das nicht merkt und nur seine alten her sagt, wird bei Lebzeiten ein Altertum. Männer haben und erziehen, das ist das eine große Programm. Sich an Männern freuen, mögen sie kommen, woher sie wollen, sie an den rechten Platz stellen und sich auswirken lassen, das verlangt das Leben eines Millionenvolks, wenn es seiner Sicherheit für die Zukunft gewiß sein will. Einige eitle Menschen meinen, daß der Krieg immer noch die heilige Pflicht habe, ihrer Parteimeinung recht zu geben. Sie werden ärgerlich, wenn sie merken, daß das nicht so einfach geschieht. Ihnen soll der Krieg recht geben, dann ist alles gut, ob sie ihn nun parteimäßig bekämpfen — dann wird alles Schlechte herausgesucht —, oder ob sie in ihm parteimäßig das höchste Glück erblicken —, dann wird alles nur auf diesen Ton gestimmt. Der Krieg soll sprechen wie sie reden. Einstweilen spricht er seine eigene Sprache. Wir sind heute alle Abo-Schüler. Wir sitzen wieder auf kleinen Bänken und lernen langsam die Buchstaben, mit denen heute die Geschichte schreibt. Das geht langsam. Glücklicherweise sind die Weisen, die lernen können. Wer alles schon vorher weiß, ist der unerträglichste Gesell; er wird im Grund von niemand ernst genommen. Er redete ja vor zwei Jahren genau so, und er hat vor drei Jahren ebenso geheßt, und er hat noch nie etwas anderes getan, als von der Unzufriedenheit der Menschen gelebt — warum soll er das denn heute ändern. Es lebe das Programm!

Trotzdem kommt das Neue. Es fordert gute Augen, daß man's erkennen könne. Der Bauer sieht mehr auf dem Feld als der Städter, und der Gärtner besser als der Gartenbesitzer, und der Gläubige mehr als der Mißtrauische. Klein sind die Ansätze, zart die Triebe. Aber sie sind da. Pflégliche Hand kann Großes erreichen. Am meisten schaden die Rechthaber. Sie wollen's nicht Wort haben, daß es anders gehen könnte, als nach der behaglich ausgedachten Regel. So nehmen sie den Mut und stören die Freudigkeit. Kimmert euch nichts darum! Die geheimen Bünde derer wachsen, die nur auf das Lichtige sehen, nur das Sachliche wünschen und fürs Ganze leben wollen. Daß das Rechte geschehe ist wichtiger, als von welcher Seite es kommt. Alle sind willkommen; ausgeschlossen ist nur der, der nur vom Mörgeln, Schelten, Herunterreißen lebt. Unser Volk soll gesund werden. Darum muß es sich von diesen Quälgeistern grundsätzlich befreien.

Die Natur ist voller Wunder, voller Kunst trotz Männer, Fliegen, Ratten und Schlangen. Die Menschenwelt umschließt des Bewundernswerten noch mehr in sich, trotz all der Schädlinge bei jung und alt. Ist's nun ein Unrecht, jenes Tapfere, Geduldige, Lichtige zu sehen und sich daran zu erholen? Wir gingen zu Pfingsten nicht an den Sumpf, sondern in den Wald. Hier sammelten wir Kraft. Wir leugneten den Sumpf nicht; wir sahen ihn so gut, wie wir viele unerschrockenen Menschenkinder sehen. Aber wir gingen vorbei. Und wenn ein Narr den ganzen Weg uns nur beweisen wollte, daß er recht gehabt hat und wir wirklich einen Sumpf gesehen hätten, dann laßt ihn recht behalten. Jeder Widerspruch ist wertlos. Gehen wir unseren Weg und vertiefen

uns in den Reichtum dessen, was geschieht, in die Fülle der großen Ereignisse und erschütternden Erlebnisse und lernen. Rein Naturliebhaber behauptet, die Natur ganz zu kennen. Nur mit der Menschheit und ihrer Geschichte meint man rasch fertig zu sein. Und ihre Tiefe, Höhe und Breite ist unvergleichlich.

Laßt uns nicht recht behalten wollen, aber ja dabei sein, wenn die Geschichte ihr neues Recht prägt!

Soziale Bewegung

Gewerkschaften und Ausländerplage. Wie über so manche andere Frage, so haben auch über die der Zuwanderung ausländischer Arbeiter die Ereignisse des Krieges bemerkenswerte Wandlungen in den Anschauungen der Gewerkschaftsführer gezeigt. Der Stuttgarter internationale Arbeiterkongreß im Jahre 1907 hatte sich eingehend mit diesem Thema beschäftigt und ausdrücklich erklärt, daß er ein Mittel zur Abhilfe der von der Aus- und Einwanderung für die Arbeiterschaft etwa drohenden Folgen nicht in irgendwelchen ökonomischen oder politischen Ausnahmemaßregeln erblicken könne, da diese fruchtlos und ihrem Wesen nach reaktionär seien, also insbesondere nicht in einer Beschränkung der Freizügigkeit oder in einem Ausschluß fremder Nationalitäten oder Rassen. Im Widerspruch hiermit stehen die Auslassungen, die in den letzten Wochen im „Grundstein“, dem Organ des deutschen Bauarbeiterverbandes, veröffentlicht sind und zu weiteren Auseinandersetzungen in der Gewerkschaftspresse geführt haben. Angeregt wurde die Frage von dem Nürnberger Magistratsrat Merkel, einem Führer des Bauarbeiterverbandes, der an der Hand seiner eigenen Erfahrungen schilderte, wie insbesondere die italienischen Bauarbeiter vor dem Kriege zwar gern in Deutschland gearbeitet, und die hohen Löhne im Empfang genommen, wie sie aber stets und ständig die Pflichten der Solidarität verlegt hätten und den deutschen Arbeitern in den Rücken gefallen wären. Merkel regt an, daß die Gewerkschaften sich noch vor Beendigung des Krieges mit der Ausländerfrage — „oder besser gesagt -plage“ — beschäftigen möchten. In der Diskussion, die sich an diesen Artikel knüpfte, forderte ein ganz besonders guter Kenner des Ausländerumfugs in Deutschland, daß die Gewerkschaften endlich wieder zu dem Problem der Zuwanderung eine klare Stellung nehmen. Die Erfahrung habe gelehrt, daß die ausländischen Arbeiter in Deutschland die Pflicht der Solidarität nicht erfüllt hätten. Nachte Selbstsucht, nicht etwa Rückständigkeit im allgemeinen, hätte die Italiener, die Polen und die Angehörigen anderer Völker, unter denen der Massenhaß besonders stark grassiert, von dem Beitritt zu den deutschen Organisationen abgehalten. Der Verfasser fordert, daß die deutschen Gewerkschaften ihre seitherige Haltung in der Ausländerfrage von Grund aus ändern sollen; sie müßten einmal ihren Einfluß bei der Regierung geltend machen zur Erreichung von gesetzgeberischen Maßnahmen, die die Einfuhr ausländischer Arbeitskräfte so regeln, daß den Einheimischen kein Schaden erwächst, und sodann müßten die Tarifverträge zur Lösung der schwierigen Frage herangezogen werden, indem in ihnen das selbstverständliche Recht der deutschen Arbeiterschaft auf Bevorzugung bei Besetzung der Arbeitsplätze festgelegt wird. Endlich müßten die deutschen Gewerkschaften dazu übergehen, der Ausländerfrage ohne die herkömmliche Sentimentalität gegenüberzutreten. Die unorganisierte Masse der Ausländer müßte als das betrachtet werden, was sie in Wirklichkeit ist, als Gegner, „denen wir überall und bei jeder Gelegenheit rücksichtslos entgegentreten wollen. Wir werden damit nur das tun, was in anderen Ländern, in England, Frankreich und Amerika schon lange von den Gewerkschaften geübt worden ist“. Die Erfahrungen während des Krieges hätten übrigens wieder bestätigt, was wirkliche Kenner des Auslandes schon lange vorher behauptet haben, daß man nämlich die romanischen Herrschaften und auch die anderen nicht durch Vernunftgründe zu einer gerechten Stellungnahme bewegen kann, und auch nicht durch anständiges Verhalten. „Biel mehr Erfolge erziele man durch einen gutgezielten Fußtritt.“ Das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften“ erklärt hierzu, daß es sich zwar nicht mit jedem Wort des Artikels einverstanden erklären könne, daß aber die Grundtendenz der Ausführungen jedenfalls der Beachtung wert sei.

Einigkeit macht Kraft. Was durch die Macht der Organisation selbst mit geringem Jahreseinkommen geleistet werden kann, beweist der soeben erschienene Jahresbericht des Verbandes der unteren Post- und Telegraphenbeamten. Gesamteinnahmen und Ausgaben schließen ab mit der erstaunlichen Summe von 2 530 622,84 M. Der Hauptanteil von dieser Summe entfällt auf die Beerdigungsbeihilfskasse mit 1 162 525 M. An Hinterbliebenenbeihilfen wurden mehr als 260 000 M. ausgezahlt.

Die Witwenkasse zahlte 218 148 M. laufende Unterstüttungen an 5391 Witwen ehemaliger Verbandsmitglieder, als laufende Leistung gewiß eine höchst segensreiche Einrichtung. Die allgemeinen Unkosten für den Verband haben 18 000 M., für das Generalsekretariat 17 000 M. und für den Rechtschutz mehr als 9000 M. betragen. Die Einnahmen und Ausgaben der in 104 000 Exemplaren erscheinenden Verbandszeitschrift „Deutsche Post“ begifferten sich fast auf eine Viertelmillion Mark, wovon allein 80 000 M. Ueberweisungsgebühren an das Postzeitungsamt zu zahlen waren für Zustellung der Zeitung an die Mitglieder. Bei Jahreschluß hatte der Verband 103 254 Mitglieder und konnte selbst während des letzten Kriegsjahres 1335 Neuaufnahmen verzeichnen. Das sind wirklich imponierende Zahlen, die beweisen, zu welcher Machtentfaltung es ein guter Gedanke bringen kann, wenn ihn begabte Kräfte zu gestalten vermögen. Viele Berufsstände von größerem Einkommen — es handelt sich bei dem Verbands durchschnittlich um Einkommen von etwa 1500 M. — könnten sich, meint die „Berl. Beamten-Korresp.“, diese großartigen Leistungen zum Beispiel nehmen.

Büchertisch

Curt Freigige, Deutschlands zukünftige Zoll- und Handelspolitik. (Heft 7 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Herausgeber Dr. Franz v. Rammen.) Dresden, Verlag Globus. 1916. 120 M., 91 S.

Die Schrift trägt den Ergebnissen des Weltkrieges Rechnung, der den alten Gegensatz von Schutzzoll und Freihandel für die neuen Verhältnisse als nicht mehr vorhanden erwiesen hat. Das Programm des Verfassers fordert, daß die staatliche Zoll- und Handelspolitik vor allem die Erzeugung aller Bedürfnisse im Lande selbst steigere, um die Gefahr wirtschaftlicher Abschließungen zu mindern und zugleich im sozialen Interesse, daß dadurch die Erwerbstätigkeit des Volkes wachse.

Trennung und Wäse, Das neue Bodenrecht von Bodenbesitz, Bodenreform, Bodenrente, die Grundlage germanischer Wiedergeburt. Eis-Verlag, Zeitz 1916. 1.— M. 44 S.

„Jeder Blutdeutsche soll wenigstens so viel Anspruch auf ein Stück deutschen Bodens haben, daß er darauf ein Haus errichten und sich wohl fühlen kann. Mit der Kinderzahl wächst die Höhe

des kostenlos zu fordernden Bodens. Je nachdem von 2000 bis 2500 qm. Mit Landgewinn im Kriege wächst der Anspruch ebenfalls; . . . käuflich ist kein Boden mehr, sondern heilig allgemeines Rechtsland, unveräußerlich.“ Ein alldeutscher Traum! Dr. Albrecht Bend, Professor der Erdkunde an der Universität. Wie wir im Kriege leben. Verlag von J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart. 1916. 40 Pf. 32 S.

Ein Brief an Professor Smith in Princeton zur Aufklärung über die amerikanischen Vorstellungen von der Wirkung der englischen Blockade, der das deutsche Volk durch eine umfassende Organisation begegnet ist. Sehr frisch, anschaulich und vollständig.

Dr. A. Däumer, Kriegsinvaliden-Gesellschaften. Die wirtschaftliche Versorgung des Kriegsinvaliden auf gewerblichem und industriellem Gebiete. Ein neues Genossenschaftsprogramm. München und Leipzig 1915, Duncker u. Humblot. 60 Pf. 49 S.

Briefkasten

An die Leser! Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Doderer ist wegen starken Andranges aktuellen Stoffes in letzter Stunde zurückgestellt worden. Die Schriftleitung.

Die **Neubestellung** der „Hilfe“ zum Vierteljahrswechsel bitten wir zur Vermeidung von Verzögerungen möglichst bald beim Postboten oder Buchhändler zu veranlassen. Feld- und Kreuzbandbezieher erhalten in dieser Nummer Rechnung für die neue Bezugszeit.

Geldsendungen aus dem Felde erbitten wir zur Vermeidung von Verlusten stets durch Postanweisung, nicht in Briefmarken.

Frau D. in A. Die Juni-Hefte der „Hilfe“ sind noch zum alten Preise von je 25 Pf. zu haben. Ab 1. Juli kostet das Einzelheft 30 Pf., der Vierteljahrsbezug beim Buchhandel 3 M., bei der Post 3,12 M. (frei ins Haus), von uns durch Feldpostbrief 3 M., durch Kreuzband im Inlande 3,50 M.

Lehrer F. in Gr.-M. Unsere Bücher sendungen an Armee und Marine werden auch nach der Reichsbuchwoche fortgesetzt. Wir sehen dem angekündigten Paket dankbar entgegen. Besonders erwünscht sind zurzeit nicht zu umfangreiche, gute Unterhaltungsschriften. **Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Feldauftrag der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Verlagsanstalt **Augustin & Co., Berlin Charlottenburg** über die neue Monatschrift „Neu-Deutschlands Frauen“ bei. Der Verlag verheißt auf Wunsch gern kostenlos und portofrei Probeummern, die am besten Gelegenheit geben, sich über Ziele und Inhalt des neuen Blattes zu orientieren. Den Prospekt, der ein Mitarbeiterverzeichnis enthält, empfehlen wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser.

Paul Rohrbach

Woher kam der Krieg? Wohin führt er?

Wer über Ursache und Ziel des Weltkrieges ein klares, den gewohnten Anschauungen widersprechendes Bild gewinnen will, kann diese Schrift nicht entbehren.

Preis 30 Pfg.
1.-60. Tausend
Gustav Kiepenheuer-Verlag-Weimar

LECIN

**Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend**

In Apotheken u. Drogeriehandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Die Geburt eines gesunden Jungen zeigen an

Chemnitz, a. 30. Mai 1916
Rozartstr. 17, III.

Mag. Zahn, Lehrer,
u. Frau Elisabeth, geb. Ahnert

Heute abend 9 Uhr ist meine liebe Frau, unsere Mutter, Schwester und Schwägerin

Bertha Dörries

geb. Rehmann

nach langem, schwerem Leiden im 48. Lebensjahre heimgegangen.
Hannover-Kleefeld, den 6. Juni 1916.

Im Namen der Hinterbliebenen
Bernhard Dörries, Pastor.

Dame

Spracheramen, im Ausland gewesen, selbständig im Haushalt, sucht passenden Wirkungskreis.

Angebote unter D. S. an die Expedition der „Hilfe“.

Die Hülfe erscheint Donnerstag
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einblendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.

Quartalsjahrespreis ab 1. Juli im
Buchhandel 3 M., beim Briefträger
und am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Fernsprecher: Amt Lüchow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen lozen: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kettzeile 1,50 M.,
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-
ermäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
genommen. Ausnahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wir und die Ungarn. —
Dr. Fritz Wertheimer: Nülan Schib-Kai und Li Nülan-hung. —
Julius Ruebeck: Der Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirt-
schaftsverband in München. — **Elise Trott-Selge:** Die ländliche
Siedelung, eine Versorgung für unsere Kriegervitwen. —
Dr. Walter Bombe: Deutsche Sprachinseln im welschen Kampf-
gebiet. — **Otto Doderer:** Tauffpruch (Gedicht). — **Gottfried
Kraus:** Die richtige Uhr. — **Otto Doderer:** Das Soldaten-
lied. — **Major a. D. Corfey:** Das neue Jugendwehrgesetz. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 11. Juni.

Die Offensive der Oesterreicher in Italien hat durch den russischen Massenangriff nichts an Kraft verloren. Cadorna meldet zwar etwas von Gegenangriffen; da er aber trotz vieler Worte nichts von Erfolgen dieser Gegenangriffe zu berichten weiß, so muß man schon annehmen, daß die Oesterreicher bisher noch keine Veranlassung genommen haben, Truppen von Welschtirol nach Galizien zu verlegen. Dafür spricht auch die Tatsache, daß der österreichische Bericht von gestern Abend eine weitere Vermehrung der italienischen Gefangenen um mehr als 1600 Mann feststellt.

Der Angriff der Russen tobt an der ganzen langen Front mit unverminderter Wucht und immer neuem Massenschub fort. Selbst wenn die Riesenzahlen an Gefangenen, die sie gemacht haben wollen, ums Doppelte übertrieben sein sollten, so sind doch tatsächliche Fortschritte der Russen festzustellen, die zwar nirgends zur Bedeutung eines Durchbruchs zu gelangen vermochten, immerhin aber als schmerzliche Verluste von uns zugestanden werden müssen. In der Gegend von Kolkli, am großen Strypa-Knick nordöstlich von Luck, war es den Russen bereits gelungen, mit 3 Regimentern den Fluß zu überschreiten. Hier sind sie aber wieder aufs andere Ufer zurückgeworfen worden, und zwar so heftig, daß sie dabei 8 Offiziere, über 1500 Mann und 13 Maschinengewehre in den Händen der Oesterreicher lassen mußten. Sie melden dann aus der Gegend von Luck, daß sie hier nördlich und südlich der Stadt den Fluß überschritten hätten. Es scheint also, daß sie den der Stadt Luck gegenüberliegenden Festungsbezirk noch nicht besitzen. Sehr heftig sind nach wie vor die Kämpfe in der Nähe von Tarnopol, einige besonders umstrittene Höhen scheinen hier bereits wiederholt den Besitzer gewechselt haben. Fortschritte hat in dieser Gegend das russische Heer jedenfalls nicht mehr gemacht. Anders, schlimmer sieht es dagegen an der Mündung der Strypa in den Dnjestr aus. Hier haben die Russen auf breiter Front sich jetzt am westlichen Ufer festgesetzt und haben obendrein am südlichsten Ende, längs des nördlichen Dnjestr-Ufers ihre Spitze ziemlich weit vorzuschieben vermocht. Nach ihren eigenen Angaben sind sie bis Scianta vorgedrungen, das sind etwa 10 Km. westlich der Strypa. Vom Verlaufe der Kämpfe an der besarabischen Grenze und in der

Bukowina melden die Russen heute nichts; der österreichische Bericht spricht von erbitterten Kämpfen, sowie davon, daß der Druck überlegener gegnerischer Kräfte es nötig gemacht habe, die Truppen hier vom Gegner loszulösen und zurückzunehmen.

Montag, 12. Juni.

Das Bild an der österreichisch-ungarischen Russenfront hat sich auch heute nicht geändert. Die Russen greifen noch immer an, sind aber an keiner Stelle weiter vorgedrungen. An der Strypa, wo die Russen von Bucacz aus nach Nordwesten einen heftigen Vorstoß gemacht hatten, sind sie durch einen Gegenangriff deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen unter Zurücklassung von 1300 Gefangenen wieder geworfen worden.

Dienstag, 13. Juni.

Allmählich kommt etwas mehr Klarheit in unsere Erkenntnis des großen Russenangriffs und seiner Abwehr. Konnte es anfangs, namentlich angesichts der riesigen Gefangenenziffern in den russischen Meldungen, so aussehen, als ob es vielleicht den Angreifern doch gelungen sei, an der einen oder anderen Stelle die österreichische Front zu durchbrechen, so steht jetzt einwandfrei fest, daß bislang wenigstens ein Durchbruch nirgends geglückt ist. Im Raume von Luck und an der besarabisch-bukowinischen Front ist die österreichische Linie zum Teil recht erheblich eingedrückt worden, ebenso oder noch etwas mehr am Unterlauf der Strypa; das aber ist auch alles! Noch haben jedoch die Russen ihre Hoffnungen nicht aufgegeben, namentlich nicht in der Gegend von Czernowiz, wo sie im Gegensatz zur Neujahrs-offensive, die von Osten nach Westen erfolgte, diesmal in der Hauptsache von Norden nach Süden angreifen in der offenkundigen Absicht, Czernowiz von der Hauptfront abzutrennen. Vielleicht rechnen die Russen auch damit, durch einen größeren Erfolg gerade in dieser Gegend auf die Rumänen entscheidend einwirken zu können. Und es ist möglich, daß auch die wiederholten Grenzverletzungen durch Kavallerie, gegen die freilich Rumänien sofort protestiert hat, nicht so ganz unabsichtlich gewesen sind, sondern den Zweck gehabt haben, den Eindruck der russischen Erfolge zu unterstreichen.

Aus Rom kommt heute eine Kunde, die besser als alles Studium der Generalstabkarten des Welschtiroler Kampfgebietes zeigt, wie schwer die Schläge sein müssen, die Italien von Oesterreich empfangen hat. Das Kabinett Salandra, das vor Jahresfrist am Pfingstsonntag 1915 in Wien die Kriegserklärung überreichen ließ, ist jetzt, Pfingsten 1916, von der Kammer gestürzt worden. Der Sturz ist die unmittelbare innerpolitische Folge der österreichisch-ungarischen Angriffe. Mit allen Mitteln lateinischer Beredsamkeit hat Salandra in der Kammer die Schuld an dem Unglück von sich abzuwaschen gesucht und allein den Militärs zugeschoben. Die Regierung habe ihre Pflicht getan, so schloß er seine Rede unter furchtbarem Lärmen der Linken, sie bitte um das Vertrauen der Kammer, damit sie ihre schwere Aufgabe mit gestärktem Mute lösen könne. Die Kammer antwortete, indem sie mit überwältigender Mehrheit der Regierung infolge der Kriegslage einfach das Vertrauen kündigte. Ueber 130 Abgeordnete haben bei der Abstimmung gefehlt, 58 von diesen haben erst vor der Abstimmung den Saal verlassen. Die Mehrheit setzt sich aus Kriegsgegnern und Kriegsgeheimern zusammen, so daß nur eins klar ist: die Mehrheit gegen Salandra, aber nicht, wofür denn eigentlich eine Mehr-

heit jetzt vorhanden ist. — Irgendwelche Folgen für den weiteren Verlauf des Krieges daraus ableiten zu wollen, wäre sicher verfrüht. Nur so viel steht fest, daß man in Italien deutlich spürt, wie sehr der Karren verfahren ist.

Gleichzeitig mit der Nachricht vom Sturze Salandras kommt aus Amerika die Kunde, daß der republikanische Parteikonvent den Richter am obersten Bundesgericht, Hughes, nach allmählicher Ausscheidung der Nebenkandidaturen in mehreren Wahlgängen schließlich einstimmig als Kandidaten für die Präsidentenwahl aufgestellt hat. Richter Hughes hat den Ruf eines ungewöhnlich aufrechten Charakters. Als Gouverneur des Staates Newyork hat er sich einst große Volkstümlichkeit erworben durch eine für amerikanische Verhältnisse wirklich nicht alltägliche Rücksichtslosigkeit und Unerfrockenheit im Kampfe gegen die Korruption. Wie Hughes vom Standpunkt der deutschen Interessen beurteilt werden muß, steht sehr dahin. Wenn er jetzt die Wilsonsche Unterscheidung zwischen geborenen und naturalisierten (Windestrich-) Amerikanern ablehnt, so kann das ernst gemeint, aber auch Wahltaktik sein. Da er einstimmig aufgestellt ist, wird er Herrn Wilson schwer zu schaffen machen, zumal da die Niederlage Roosevelts so groß war, daß die Fortschrittspartei sich endgültig entschlossen hat, diesmal nicht wieder ihre eigenen Wege zu gehen, sondern den vollstümlichen Richter Hughes als ihren eigenen Kandidaten anzuerkennen. Die deutschfeindliche Agitation hat also Herrn Roosevelt nichts genützt. Fast will es sogar scheinen, als ob er sich durch seine wilde Kriegsbegehung zugunsten Englands und seiner Verbündeten den Rückweg zur großen Politik ein für allemal verbaut hat.

Mittwoch, 14. Juni.

Das Wichtigste, was heute von der deutschen Westfront gemeldet wird, ist ein weiterer Ausbau unserer Erfolge vor Verdun. Auf dem rechten Maasufer haben unsere Truppen beiderseits des von der Feste Douaumont nach Südwesten streichenden Rückens schon gestern ihre Linien weiter vorgeschoben. Nach der heutigen Meldung ist es dort nun auch noch gelungen, die westlich und südlich der Thiaumont-Ferne gelegenen feindlichen Stellungen zu stürmen. Die Franzosen haben dabei 793 Gefangene verloren.

In Flandern beginnen sich jetzt die Engländer zu rühren. Es ist ihnen geglückt, einen Teil der Stellungen auf den Höhen bei Billebete, die sie vor einigen Tagen verloren haben, wiederzuerobern. Ob das der Anfang der von den Franzosen so sehnlichst erwarteten Entlastungsoffensive ist? Wir können es in Ruhe abwarten.

Die Russen haben gestern ihre Angriffsfront noch weiter verlängert. Nach Vorbereitung durch stärksten Trommelfeuer haben sie nördlich von Baranowitschi wütende Angriffe unternommen, sind aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden.

Donnerstag, 15. Juni.

Die russischen Meldungen über die Gefangennahme österreichisch-ungarischer und vereinzelt auch deutscher Soldaten wachsen immer mehr ins Phantastische. Die Gesamtzahl soll jetzt über 1700 Offiziere und 120 000 Mann betragen. Solche Zahlen können aber nur erreicht werden, wenn irgendwo ein Durchbruch auf breiter Front in Verbindung mit Ueberflügelung und Abschneidung größerer Verbände gelingt. Davon ist jedoch an keiner Stelle die Rede. Auch steht die Gesamtzahl der angeblich erbeuteten Geschütze — 130 Geschütze, 260 Maschinengewehre und 58 Bombenwerfer — in gar keinem Verhältnis zu den Riesenziffern von Gefangenen. Die amtliche österreichische Erklärung, die sich heute mit Nachdruck gegen die übertriebenen russischen Meldungen wendet, hat deshalb einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Es ist klar, daß die Oesterreicher in diesem Stabium des Kampfes ihre tatsächlichen Verluste nicht mit genauen Angaben bekanntgeben können. Aber wenn es heißt, daß die Gesamtverluste — die blutigen und die an Gefangenen — auch nicht entfernt an jene Zahlen heranreichen, die die Russen allein als Summe der Gefangenen anführen, so ver-

dient diese Erklärung volles Vertrauen. Und ebenso auch wohl die Behauptung der österreichischen Heeresleitung: „Sicher ist es, daß die blutigen Verluste des Feindes, der sein Menschenmaterial diesmal noch rücksichtsloser opfert als je früher und bei dem 40 Glieder tiefe Angriffe nicht zu den Seltenheiten gehören, unsere Gesamtverluste um das Doppelte und Dreifache übertreffen.“

Freitag, 16. Juni.

Von Ungarn heimgekehrt, übernehme ich wieder die Kriegschronik, nachdem inzwischen Freund Heile zum Darsteller des gewaltigen russischen Angriffs geworden ist. Diesen Angriff habe ich also an der Donau durchlebt unter Männern, deren Söhne zu einem großen Teile in der blutig bewegten Gegend stehen. Inmitten schöner, wohlthuender Begrüßungsfeiern verließ uns der Gedanke an den Ostkampf nicht. Graf Tisza richtete die Geister mit kräftiger Rede auf. Es wird allgemein zugestanden, daß der russische Sieg eine völlige Ueberraschung war. Ein Personenwechsel in der Armeeführung hat bereits stattgefunden.

Der Zweck unserer Besuchsfahrt nach Budapest war die gegenseitige Annäherung; Veranstalter dabei war die „Waffenbrüderliche Vereinigung“, deren Urheber Sanitätsrat Dr. Braß ist und zu der hervorragende Mitglieder aus allen Parteien gehören. Von deutscher Seite aus waren unter anderen mit nach Budapest gefahren der Berliner Oberbürgermeister Bernuth, Freiherr v. Rechenberg, Dernburg, Schiffer, Friedländer-Fulda. Auf österreichischer Seite trafen wir den Reichspräsidenten Eglseffer, Egner, Baernreither, Groß, Medingen, Braß, Graf Kielmannsegg. Auf ungarischer Seite müssen fast alle politischen Größen des Landes genannt werden, besonders aber Graf Andrássy, Apponyi, Brzewizi, Szterényi. Der Wille, sich offen kennenzulernen, war reiflos vorhanden, die Gastfreundschaft der Ungarn bewundernswert, und auch der geistige Gehalt der Tagungen ist nicht gering zu bewerten. Es ist öffentlich und in engeren Kreisen viel Ernsthaftes besprochen worden.

Das italienische Ministerium ist unter Vorsitz von Boselli neu gebildet worden, nachdem der bisherige Minister des Äußeren Sonnino sein Verbleiben zugesagt hat.

Der deutsche Reichskanzler hat in einer Antwort an den Reichsoberband der deutschen Presse eine größere Freiheit in der Erörterung der Kriegsziele versprochen, es sei aber noch nicht möglich, eine unbeschränkte Freigabe derartiger Erörterungen zuzulassen. Eine Hauptschwierigkeit liegt darin, daß oft schon die Aussprache eines besonderen Kriegszieles nicht ohne militärische Hinweise möglich ist, noch schwieriger aber bleibt die richtige Behandlung der Neutralen. Schon jetzt lassen sich die schädlichen Nachwirkungen unbedachter deutscher Privatäußerungen in neutralen Ländern deutlich bemerken. Das Ausland ist dabei oft gar nicht instande, die Bedeutung der verschiedenen Phantasiepolitiker richtig abzuschätzen.

Sonnabend, 17. Juni.

Wie zu erwarten war, wirkt der russische Vorstoß in Galizien und Bukowina belebend auf alle unsere Gegner. Man gratuliert sich gegenseitig über unsere Köpfe hinweg und träumt wieder einmal vom großen gemeinschaftlichen Kriegsplan. Der arme kleine italienische König telegraphiert an den Zaren: „Ich bin im Geiste mit dem Gefühl tiefer Bewunderung bei der mächtigen Offensive deiner Heere.“ Dabei aber merken unsere Gegner doch schon heute, daß der russische Sieg zwar eine große langausgedehnte Schlacht war, daß er aber nur geringe praktische Folgen hat, wenn nicht neue Siege sich an ihn ansetzen. Das aber ist zweifelhaft, denn außer den Oesterreichern und Ungarn treten nun auch die deutschen Truppen den Russen entgegen. Die Heeresgruppe Linzinger kämpft zwischen Strz und Stachod bei Kolki nördlich von Luzk, und die Truppenteile Bothmer bei Przemyśl unweit Buczac. Die Oesterreicher-Ungarn wehren Angriffe bei Wisnowcz ab und halten sich nordöstlich noch bei Czernowik. Ein Aufrollen der mitteleuropäischen Armee etwa so, wie es umgekehrt im vorigen Jahre bei Gorlice geschah,

liegt nicht vor. Ueber die Schrecklichkeit der Verluste wird von beiden Seiten berichtet.

Einige russische Truppenteile sind im Eifer auf rumänisches Gebiet hinübergegangen, haben sich aber auf rumänische Vorstellungen hin zurückgezogen. Rumänien läßt sich nicht wie Griechenland als fremder Kriegsschauplatz behandeln. Natürlich sind die rumänischen Geister wieder einmal sehr aufgeregt.

In Paris tagt nun endlich die schon öfter verschobene Wirtschaftskonferenz. Als Zweck wird angegeben, den Handel mit Mitteleuropa möglichst vollständig zu verhindern, sich gegenseitig mit Rohstoffen und Kriegsmaterialien auszuhelfen, neue Handelsverträge für die Zeit nach dem Kriege vorzubereiten und Übergangsbestimmungen für die Zeit zwischen Krieg und Frieden zu beraten. Die Konferenz hat ihrer Natur nach nur beratende Bedeutung. In England lassen sich in volkswirtschaftlichen Zeitschriften mahnende Stimmen vernehmen, man solle nicht denken, Deutschland schädigen zu können, ohne selbst dadurch Nachteile zu erleiden.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Samstag, den 11. Juni, und Montag, den 12. Juni (Pfingsten).

Regen und ungewisses Wetter erzwingen ein stilles Pfingsten. Im Stadion bei Berlin sollte eine große Aufführung der Meistersinger und des Wallenstein sein, die nun wohl nicht stattfinden kann. Mir scheint, daß als Plan und Unternehmen diese künstlerische Pfingstfeier wohl in die „Heimatchronik“ gehört, da sie charakteristisch für die Art ist, wie man sich zu Hause das seelische Durchhalten erleichtert.

Wie ganz anders die Felder aussehen, als im letzten Jahr um diese Zeit, als schon unsere Angst um die Ernte begann! Nie hat sich einem wie in diesem Jahre das jeweilige Bild des Saatensandes eingedrückt. Noch weiß man so genau: Die blassen Halme, zwischen denen der arme märkische Boden durchschimmerte, und welcher Trost jedes ein wenig üppiger aussehende Stück Feld war! Werden kommende Geschlechter überhaupt nachempfinden können, daß wir im 20. Jahrhundert ganz primitive Angst um Mißwachs ausgestanden haben, wie nur in ferner Vergangenheit irgendein Ackerbauervolk auf beschränktem Boden?

In diese stillen Pfingsttage hinein schreibt mir jemand Bilder von Verdun: in einfachen Worten Eindrücke riesenhafter, übermenschlicher Anspannungen, Leiden und Leistungen. Und dabei wird einem wieder so bewußt, wie sehr die Kriegsberichterstattung sich stumpfgeschrieen und die Phantasie sich stumpfgelesen hat an zwei Jahren voll der ungeheuersten Dinge, und wie tragisch es eigentlich ist, daß durch seelische Geseze, deren wir nicht Meister sind, die Fähigkeit des Miterlebens dessen, was für uns geschieht, hinter unseren heißesten Wünschen zurückbleibt. —

Die Reichsbekleidungsstelle hat nun durch Bundesratsverordnung die Richtlinien ihrer Arbeit bekommen. Zunächst Inventur in allen Detailgeschäften, Beschränkung der Abgabe an die Verbraucher auf 20 Proz. des Bestandes, die bis zum 1. August verkauft werden dürfen. Von dann ab dürfen Bekleidungsgegenstände nur gegen Bezugsscheine abgegeben werden, die von den Gemeindebehörden ausgestellt werden müssen. — Das wird eine schwierige Aufgabe werden! Eine Freiliste solcher Waren wird herausgegeben, die weiter freihändig verkauft werden dürfen.

Ein neues Wort lernen wir Laien im Kriege — wir lernen es aus dem Nahrungsmittelvertrieb und jetzt wieder: es heißt Kettenhandel. Um den Kettenhandel zu verhindern, dürfen jetzt Fabrikanten und Großhändler nur an solche Firmen liefern, mit denen sie schon vor dem 1. Mai 1916 in Verbindung gestanden haben. Damit nicht jeder gewesene Bodenspekulant plötzlich in Strümpfen „macht“ wie vordem in Fleischkonserven,

Dienstag, 13. Juni.

Eine Kriegstagung der Gewerksvereine beschäftigt sich mit der „Frauenarbeit in und nach dem Kriege“. Die Ausdehnung, besonders in der Schwerindustrie, ist tatsächlich enorm; sowohl qualitativ wie quantitativ. Erfreulich war die auch hier zutage tretende sachliche und gerechte Anerkennung der Frauenleistungen. Gefordert wurde: Wiedereinführung und Ausbau der Sozialpolitik und die Durchsetzung des Grundsatzes: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“.

Shadwell, der einige Jahre vor dem Kriege eine sehr gezeigte Studie über die Grundlagen der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit von England, den Vereinigten Staaten und Deutschland geschrieben hat, spricht sich im „Nineteenth Century“ sehr pessimistisch über den auf den Krieg folgenden Wirtschaftskampf mit Deutschland aus. England hat nach seiner Meinung nur dann Ausichten, der industriellen und Handelschwierigkeiten nach dem Kriege Herr zu werden, wenn es den Krieg so lange fortsetzt, bis eine volle Demütigung Deutschlands erreicht und Deutschland durch eigene innere Schwierigkeiten (als Kriegsfolgen) lahmgelegt ist. So deutlich die tendenziöse Absicht des Aufsatzes (Besiegung der Kriegsmüdigkeit) ist, so interessant ist es, ihm zu entnehmen, wie gegenüber dem üblichen renommierten Geschwätz ernsthafte Leute drüben über die „wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands“ denken.

Es wird eines der schwersten sozialen Probleme nach dem Kriege sein, wie die von allen Seiten als notwendig betonte Steigerung der industriellen Produktion sich vollziehen soll ohne Heranziehung weiblicher Arbeitskräfte in einem Umfang und Grade, daß die mütterliche Leistung unvermeidlich darunter leiden muß. Seht nicht gleich nach dem Kriege, und so bald es irgend möglich ist, ein strengerer Arbeiterinnenschutz ein, so bestehen die größten Gefahren für die Frauen. Man muß sich einmal erzählen lassen von den Arbeiten, die jetzt zu größter Zufriedenheit der Fabrikanten in der Schwerindustrie von Frauen gemacht werden: Bedienung der Kräne, Arbeiten in unmittelbarer Nähe der Ofen und ähnliches.

Mittwoch, 14. Juni.

Der deutsche Lehrerverein hat eine Vertreterversammlung (unter Beteiligung von Lehrern aus Oesterreich-Ungarn) abgehalten, in der über „Die Aufgaben des Lehrervereins nach dem Kriege“ gesprochen wurde. Die „nationale Einheitschule“ ist die eine anerkannte, keiner Erörterung mehr unterstehende Grundforderung. Andere Fragen: der Reichsschule, der Jugendwehr, der Bevölkerungspolitik, der inneren Kolonisation, wurden als Themen künftiger Stellungnahme genannt.

Ein Erlaß des preussischen Kultusministers, der den Uebergang aus der Volksschule in die Sekta der höheren Lehranstalten regelt und dadurch die Vorschule überflüssig macht, bedeutet übrigens schon den ersten notwendigsten Schritt zur Verwirklichung. Auch die Volksschullehrerinnen beschäftigen sich bei ihrer gleichzeitigen Tagung mit der Ausgestaltung der Einheitschule nach dem Prinzip der Auslese der Tüchtigen. In Bamberg ist die Tagung des Werkbundes. Kennzeichnet durch mitteleuropäische Ausblicke und die Weiterführung begonnener sorgfamer Arbeit: Fortgang der Arbeiten Ostwalds über den Farbatlas u. a. Auch die Tagung des deutschen Gewerkschulvereins in Hamburg steht im Zeichen der kommenden wirtschaftlich-technischen Aufgaben.

Der Gedanke an die russische Offensive steht wie ein lastender Gewitterhimmel über diesen Wochen. Nicht nur wegen des schweren Standes unserer Verteidigung, sondern wegen der unübersehbaren Opfer, die diese neue gewaltige Welle wieder mit sich fortreißt!

Donnerstag, 15. Juni.

Eine Bundesratsverordnung gibt den Landesbehörden die Möglichkeit, den Ausbau des öffentlichen Arbeitsnachweises in

allen Gemeinden zwangsweise zur Durchführung zu bringen. Es wird eine der wichtigsten Bedingungen für die Ueberleitung in den kommenden Friedenszustand sein, daß dieser Ausbau vervollständigt wird.

Streckung der Arbeit im Schuhmachergewerbe durch Bundesratsverordnung.

Heute findet im Reichsamt des Innern ein bedeutender wirtschaftlicher Kriegsrat statt. Die Beratung des Wirtschaftsplanes für das Erntejahr 1916. Etwa 100 Teilnehmer. Viele Minister der Bundesstaaten. Die Ergebnisse sollen sobald wie möglich durch Bundesratsverordnung bekanntgemacht werden.

Gleichzeitig tagt in Paris die Wirtschaftskonferenz. Dabei wird es sich um einigermaßen heikle Fragen handeln. Drum wie kann England gleichzeitig seine Kolonien und seine Alliierten wirtschaftspolitisch befriedigen? Jeder Protektionismus mit Vorzugstarifen für die Kolonien muß Frankreich sehr unangenehm treffen.

Freitag, 16. Juni.

Auf einer Fahrt nach Hamburg freue ich mich über den herrlichen Stand von Feldern und Wiesen. Alles auf der Höhe seiner Kraft, Farbe und Leppigkeit.

Jede Stadt hat wenigstens eine gute Nahrungsquelle. Hamburg hat sehr reichliche Milchversorgung. Dafür Kartoffelknappheit, wie zeitweise jetzt vielerorts. Hier scheint aber das Kriegsernährungsamt gut durchzugreifen, soweit es im Bereich der Möglichkeit liegt.

Daß in den Jügen jetzt alle Mitfahrenden sitzen können, ist eine Seltenheit, so sehr füllt sich alles mit Urlaubern.

Der Reichsanzler hat dem Reichsverband der deutschen Presse auf eine Eingabe Änderungen in der Handhabung der politischen Zensur in Aussicht gestellt.

Sonntag, 17. Juni.

Das Kapitalabfindungsgezet ist angenommen. Es können also künftig „zur Ansiedlung und Seßhaftmachung durch Erwerb eines Grundstücks“ die Kriegszulage, die Verköstigungszulage, die Tropenzulage und die Witwenrente kapitalisiert werden. Gewährt wird entsprechend dem Lebensalter des Empfängers (vom 21. bis 55. Jahre) das 18½ fache bis 8¼ fache der Rente. Auf diese Weise kann z. B. der Einundzwanzigjährige 9324 M., der Fünzigjährige 4158 M. erhalten. Das Grundstück kann sowohl zu landwirtschaftlichen als auch zu gewerblichen Zwecken oder als Arbeiterstelle, aber auch als städtische Heimstätte erworben werden, und zwar sowohl durch Kauf wie durch Erbpacht oder Beltritt zu einer gemeinnützigen Baugenossenschaft.

Leider ist der Paragraph stehen geblieben, daß die Witwe bei Wiederverheiratung die Abfindung zurückzahlen muß (abzüglich des Betrages, der ihr bis dahin als Rente zugestanden hätte und eines dreifachen Jahresbetrages). Zu hoffen ist, daß praktisch von der Möglichkeit des vollen Nachlasses, die das Gesetz vorsieht, reichlich Gebrauch gemacht wird. Sonst wirkt die Kapitalabfindung eher verhindernd.

Die Wirkungen des Gesetzes werden eine sehr wertvolle Probe auf die Frage sein, wieweit die Sehnsucht nach der eigenen Scholle, Kleinbetrieblicher Unternehmungssinn und Vertrauen in die eigene Kraft bei den Kriegsbeschädigten die Rentenlucht überwindet!

Sonntag, 18. Juni.

Ich blättere in dem Buch „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes“, das mir eben heute als Belegexemplar zugeht. „Ein Buch gegenseitigen Verstehens und Vertrauens“ — möge es nur in dem Geist gelesen werden, in dem sicher jeder daran mitgearbeitet hat! Denn gerade beim Durchblättern der verschiedenen Aufsätze wird man sich klar: wieviel bewußte Arbeit, wieviel guter Wille aller geistig führenden Menschen dazu gehört, um nach dem Kriege den aufbauenden, schaffenden Kräften die Uebermacht zu erhalten! Noch einmal wieder ein ganz großer Aufschwung, ein entschlossener Wille, der über alle Enttäuschungen

und Ermattungen hinwegträgt, und die Einheit angesichts der Feinde zu einer Einheit der tatsächlichen inneren Gestaltung reifen läßt. Um so mehr möchte man wünschen, daß viele das Buch — sagen wir einmal: reinen Herzens lesen.

Friedrich Naumann / Wir und die Ungarn

Unter Führung der „Waffenbrüderlichen Vereinigung“ vollzog sich im stolzen, schönen Budapest in den Pfingsttagen eine mehrtägige Begrüßung reichsdeutscher, österreichischer und ungarischer Politiker. Man wollte sich „kennenlernen“. Mit Absichtlichkeit wurde hervorgehoben, daß wir nichts zu beraten oder gar zu beschließen haben, denn beschließen können immer nur in jedem einzelnen Staate die Regierungen und Parlamente. Ehe aber die gesetzgebenden Körperschaften bis zu gemeinschaftlichen Beschlüssen reif werden, muß Bevölkerungstimmung vorhanden sein, diese aber setzt voraus, daß man sich nicht fremd und fern gegenüberüberbleibt.

Was heißt nun in diesem Falle das Kennenlernen? Es ist meist für den Reichsdeutschen etwas anderes als für den Ungarn oder auch Österreicher, denn der Ungar und Österreicher weiß im Durchschnitt, wenn er zur gebildeten Klasse gehört, viel mehr von uns, als wir von ihm, sehr viel mehr! Er weiß von uns mindestens so viel, wie wir von Frankreich oder England wissen; hat meist eine persönliche Anschauung unserer Hauptstädte, kennt unsere Literatur in ihren Haupterscheinungen, besitzt ein Bild unserer Besonderheit innerhalb der Menschheit. Die gebildete Oberschicht auch der nichtdeutschen Nationen in der Doppelmonarchie enthält überall in führenden Stellen Männer, die in Heidelberg, Göttingen oder sonst an einer deutschen Universität als Studenten waren. Wir haben jetzt in Budapest immer Deutsch gesprochen und erlebt, wie glänzend sicher die ungarischen Redner unsere Sprache handhaben. Das Gefühl, in der Fremde zu sein, kommt uns erst, wenn man aus den Bildungstreifen heraustritt und sich mit einfachem ungarischen Volke verständigen will. Das ist dann weit schwerer, als mit einem Franzosen oder Italiener zu reden, weil Klang und Form der Sprache von allem abweichen, was wir in unseren Schulen gelernt haben. Wer also als Reichsdeutscher zum „Kennenlernen“ nach Budapest fährt, findet dort zunächst sehr angenehmes und gastliches Entgegenkommen und freut sich der Leichtigkeit des Verständnisses, übersieht aber bei einem ersten Besuche doch vielleicht, daß er nur das deutsch sprechende Ungartum berührt und daß ihm bei aller Liebenswürdigkeit ein tieferes Eindringen in die ungarische Seele selber versagt bleibt, weil er nur ihre nach Deutschland gewendete Fassade wirklich betrachten kann. Das soll nicht heißen, als ob etwa die Ungarn vor uns etwas zu verstecken suchen! Im Gegenteil haben sie nach meiner Erfahrung in den verschiedensten Lebenskreisen die redliche Absicht, offen und klar ihre Zustände und Gedanken vor uns auszubreiten. Es ist auch jetzt in Budapest vieles mit absichtlicher Deutlichkeit geredet worden, nur damit nichts verschleiert bleibe; auch kann bei so vielfältigen gegenseitigen Begegnungen, wie sie zwischen Ungarn und Reichsdeutschen stattfinden, von etwa beabsichtigter Verdeckung irgendwelcher Tatbestände oder geistigen Strömungen kaum die Rede sein. Was der eine nicht sagt, das sagt der andere. Trotzdem aber hat es der Ungar unergleichlich viel leichter, uns kennenzulernen, als wir ihn, denn wir liegen schon

längst offen vor seinem Auge. Soll also eine gegenseitige Annäherung herbeigeführt werden, so besteht sie mehr in einer Einführung der Deutschen in den ungarischen Interessentkreis als umgekehrt. Das fühlte Graf Apponyi richtig, als er uns seine große Rede über die ungarische Volksseele hielt. Mochte sie, ungarisch betrachtet, im einzelnen auch zweifelhafte Sätze enthalten, so stellte sie doch das Problem selber in starker Wucht vor uns hin: wißt ihr Deutschen denn eigentlich, wie es in eurem Waffenbruder aussieht?

Im allgemeinen wird von den Ungarn, die eines Urteils darüber fähig sind, gern zugestanden, daß für uns Reichsdeutsche nicht derselbe Antrieb vorliegt, Ungarisch zu lernen als für die Ungarn Deutsch zu lernen. Insbesondere aber jetzt, wo im Kriege die Beziehungen zu Polen, Ungarn, Bulgaren, Türken gleichzeitig nähere geworden sind, ist es eine Unmöglichkeit, alle Mängel ostwärts gewendeter Bildung mit einem Male auszugleichen. Wir erwarten, daß ein Teil unserer Kinder den Ostsprachen und Ostkulturen von vornherein anders gegenübersteht als wir, aber zunächst muß man die Dinge nehmen, wie sie sind, das heißt: wir müssen aus dem deutschsprechenden Ungarn die madjarische Seele herauszuhören versuchen, um mit ihr arbeiten zu können.

Indem ich dieses schreibe, weiß ich vorher, daß mir von **etlichen** deutschen Seiten wieder der Vorwurf gemacht werden wird, ich litte an dem alten deutschen Fehler der zu weichen Hingabe an fremde Einwirkungen, und es würde besser sein, wenn wir uns nicht so viel um die Seelenbewegungen (Mentalität) der Waffenbrüder kümmern, sondern es mehr darauf ankommen lassen, daß sie sich unserer Denkweise anpassen. Dieser Vorwurf und die in ihm enthaltene Denkart ist sehr falsch, denn sie führt zu einer Isolierung des Deutschtums, die dann schwere politische Rückschläge und Enttäuschungen zur Folge hat. Es ist zwar wahr, daß wir Deutschen einen Zug zum Kennenlernen der ganzen Menschheit haben und daß damit auch gewisse Gefahren eines internationalen Weichwerdens verbunden sind, aber es ist sicherlich nicht wahr, daß wir diese Begabung bisher in übertriebener Weise gerade auf unsere östlichen Nachbarn und Bundesbrüder angewendet hätten. Hier liegen in der Tat Versäumnisse vor, die ausgeglichen werden müssen!

Der Ungar ist sicherlich nicht unzugänglich, wenn sich die Deutschen fleißiger um ihn bekümmern als bisher. Er will nur in seiner Eigenart geachtet werden und legt Gewicht darauf, etwas grundsätzlich anderes zu sein als seine slawischen, rumänischen, italienischen Nachbarn. Was ihn verlegt, ist ein unterschiedsloses Untereinanderwerfen der Nationalitäten, als seien sie nur verschiedene Färbungen desselben Gewebes. Ob er dabei nicht gelegentlich ungerecht wird in seinem Urteil über Nachbarnationen, mag hier dahingestellt bleiben; uns beschäftigt an dieser Stelle, daß er durchaus nicht zufrieden ist, wenn er von uns nur quantitativ (statistisch) gewertet wird, denn er fühlt in sich Qualitätsvorteile, die seine Ummohner nicht haben. Er ist der Träger einer staatsbildenden Kraft und vermag es, fremde Elemente in sich zu verarbeiten. Gerade auf dieses letztere wird ein auffällig starkes Gewicht gelegt. Die Tatsache, daß in dem heutigen Ungarn sehr viele Deutsche, Juden, Slawen und Rumänen enthalten sind, wird als Beweis seiner politischen Lebenskraft betrachtet. Sein Nationalismus ist keineswegs rein rassenmäßig begründet, sondern die Nation erscheint ihm als geschichtlicher Angliederungsprozeß, als Wachstumsvorgang. Er ist empfindlich gegen

unsere Germanisationsideen, nicht, weil er sie an sich als Unrecht empfindet, sondern weil sie ihn in seinen eigenen Zielen stören. Obwohl er als Untergrund nur ein Volk von zehn Millionen Menschen besitzt, unter denen schon viele frühere Nichtmadjaren einbezogen sind, so ist es sein Stolz, diese zehn Millionen verdoppeln zu wollen, damit sein geschichtlicher Einfluß weiter reicht. Das bestimmt sein Verhalten zu den Nationen und gibt ihm einen vorwärtsdrängenden, selbstgewissen politischen Charakter. Von da aus achtet er den politischen Machttrieb des Deutschen Reiches, wahrt sich aber mit scharfer Entschiedenheit seine eigene Interessensphäre. Er will, wie Graf Andrássy sagt, nicht einer madjarischen Uebersetzung eines deutschen Werkes gleichen, sondern Originalarbeit sein. Daß er dazu von anderen Nationen und besonders auch von den Deutschen lernen kann und muß, ist ihm völlig bewußt, aber er tut es in keinem anderen Sinne, als wenn wir im Laufe unserer Geschichte von Franzosen und Engländern gelernt haben, um das Fremde in unsere Denkform umzugießen. Auch wenn die besondere ungarische Kultur zur gegenwärtigen Stunde noch vielerlei geistigen und materiellen Import braucht, so glaubt Ungarn an seine eigene Lebensform. In gewissem Sinne tun das natürlich alle anderen Kleinvölker auch, aber seine Selbstsicherheit und sein Optimismus sind größer, denn er hat schon viele fremde Angliederungs- und Unterdrückungsversuche überwunden.

Die Vergangenheit der Ungarn ist übervoll von der Auseinandersetzung mit dem österreichischen Deutschtum. Nach dieser Richtung hin sind auf den Begrüßungsverfammlungen in Budapest Worte gefallen, die bis nahe an die Grenze der Bundesbrüderlichkeit gingen. Die Ungarn debattieren eben unaufhörlich mit Wien, so daß ihr politisches Weltbild immer durch diesen Gesichtspunkt mitbestimmt wird. Es hieß in einer der Ansprachen etwa so: Fast alles, was wir Ungarn in der Vergangenheit Drückendes erlebt haben, ist in deutscher Sprache an uns herangetreten, und zwar oft in dem schlechten Deutsch der tschechisch-österreichischen Beamten! Mag darum der literarisch gebildete Ungar einen Unterschied machen zwischen deutscher Kultur und altösterreichischer Staatsverwaltung, so wird doch beides im Volksempfinden oft zusammengeworfen. Darunter leiden auch besonders die Deutschen in Ungarn, denn sie gelten in gewissem Sinne als mitverantwortlich für das Wiener System. Selbstverständlich können wir hier nicht nebenbei über Wert und Absichten der Regierungsmethode Josephs II. oder der Zeit zwischen 1849 und 1866 reden, sondern führen nur aus, worin in den Augen der Ungarn eine Hauptschwierigkeit der inneren Annäherung Mitteleuropas liegt: es gibt noch ungeheilte alte Wunden!

Und da nun der Gedanke an Oesterreich alles politische Leben der Ungarn durchdringt, so besteht vielfach die Sorge, als könnte eine formulierte mitteleuropäische Staatengemeinschaft ihnen nur ein Oesterreichersystem größeren Umfanges bringen. Sie erblicken in der kommenden vertragsmäßigen Vereinigung mehr eine Bindung als eine Förderung, obwohl vielleicht kein Teil Mitteleuropas bei der Gemeinschaft der Zentralmächte so sicher vieles gewinnen wird, als gerade Ungarn. Deshalb ist auch in Ungarn das von mir gebrauchte Wort „Oberstaat“ sofort in einem drückenden Sinne ausgelegt und verstanden worden, obwohl sich aus meinem Buche „Mitteleuropa“ klar ergibt, daß ich dabei nur von „Verträgen gleichberechtigter souveräner Staaten“ geredet habe. Ich habe mit Absicht in einer Ansprache in Budapest diesen Punkt berührt und den

Verdacht abgewehrt, als sei eine Souveränitätsschädigung beabsichtigt. So viel ich sehe, ist die Sachlage so, daß selbst bei weitgehender mitteleuropäischer Einigung von den staatsrechtlichen Besonderheiten Ungarns nichts in Frage gestellt wird und daß nur solche Angelegenheiten von mitteleuropäischen Vertragsausschüssen zu regeln sein würden, die schon heute als gemeinsame Angelegenheiten in Oesterreich-Ungarn gelten (Ausgleichsgesetz von 1867). Armeeorganisation, Aufbringung der gemeinsamen Untkosten und Schuldzinsen, Regelung der Zölle und Zollbündnisse, Gesetzgebung über industrielle Produktion, Eisenbahngrenzfragen, Konsulatswesen, Patentwesen gehören schon jetzt zu den Angelegenheiten, die bundesstaatlich teils durch Delegationen, teils durch Verträge geordnet werden. Man kann also den künftigen mitteleuropäischen Zustand vielleicht ganz allgemein dahin beschreiben, daß nicht die Einzelstaaten etwas verlieren, weder in Oesterreich-Ungarn noch im Deutschen Reiche, sondern daß nur eine gegenseitige Beteiligung an den schon jetzt in beiden Reichen gemeinsamen Angelegenheiten eintritt. Diese Gemeinsamkeit ist einfach die Voraussetzung des Verteidigungsbundes, ohne den nach diesem Kriege kein mitteleuropäischer Staat existieren kann; sie kommt irgendwie durch den Zwang der Ereignisse. Wird sie heute abgelehnt, so meldet sie sich übermorgen von selbst wieder. Die Weltlage macht allen kleinen Partikularismus unmöglich, wie ein Blick auf die russische Grenze beweist. Das fühlen meines Erachtens auch alle geschichtlich und politisch gebildeten Ungarn, nur ist es ihnen schwer, von sich aus dazu ja zu sagen, denn bisher war ihre Politik nicht die Herstellung eines größeren Reiches, sondern die Erlangung stärkerer ungarischer Eigenrechte im österreichisch-ungarischen Verbande.

Und doch würde es für Ungarn sehr vorteilhaft sein, wenn es sich selber durch seine führenden Staatsmänner an der Herstellung des notwendigen neuen Zustandes beteiligen würde, denn in dem Maße, in dem Ungarn mitarbeitet, wird es seinen besonderen Geist und Charakter auch in diese Arbeiten hineinbringen. Ungarn ist in Mitteleuropa das erste und politisch stärkste nichtdeutsche Element. In ungarischen Händen liegt es, ob die Verschmelzung deutscher und nichtdeutscher Interessen in Mitteleuropa gelingt. Wo ist auf diesem Gebiete so viel Erfahrung wie in den beiden Hauptstädten an der Donau? Wir Reichsdeutschen bringen eine stärkere militärische, finanzielle und technische Kraft als unsere Gabe in den Bund, Oesterreich und Ungarn bringen Nationalitätenerfahrungen auf Grund von zwei verschiedenen Systemen. Soll nun der Bund wirklich gut werden, so muß nördliches und südliches, deutsches und nichtdeutsches sich von vornherein an dem geschichtlichen Werke beteiligen.

Wir versuchen, uns die Weltlage eines isolierten ungarischen Staates vorzustellen. Er kann sich nicht erhalten! Wir versuchen, uns einen Zustand vorzustellen, bei dem die Reichsdeutschen, Oesterreicher und Ungarn getrennt, aber befreundet marschieren. Das ist besser als vereint, aber befeindet, doch genügt es nicht, um die tatsächlich gemeinsamen Aufgaben zu lösen. Was wird in diesem Falle aus Polen? Was wird aus dem Balkan? Das Ideal muß sein vereint und befreundet! Das ist kein kleines Kunstwerk, aber es ist etwas Mögliches, wenn alle Teile wirklich wollen.

Fritz Wertheimer / Yuan Schih-Kai und Li Yuan-hung

I. Yuan Schih-Kai

Es war in den Sommermonaten des Jahres 1912, als ich durch die breite, der Sonnenhitze schutzlos preisgegebene Hatamönstraße herausfuhr, um den Präsidenten der chinesischen Republik zu besuchen. Wer nur irgend konnte, war dem glutigen Peking entflohen und erhob sich an den japanischen Tempelstätten oder am Strande von Peiteiho. Die Mandschu-Kaiser pflegten in solcher Jahreszeit draußen im Sommerpalast zu wohnen, wo der kühle Wind aus den Bergen über die leichtgeträufelten Wellen des schönen blauen Sees streicht. Yuan gönnte sich keine Zeit, sich zu erholen, obwohl der 55 jährige, wie mir seine Freunde schon voraus sagten, stark gealtert war. Die Spuren der Revolutionszeit lagen in tiefen Furchen in seinem Gesichte. Seine robuste und zähe Natur hielt durch. Auch als in seiner Hauptstadt Peking schon nach dem eigentlichen Ende der Revolution die Empörung aufwirbelte und blutig niedergeschlagen werden mußte, als Brand, Mord, Hinrichtungen sich überstürzend folgten und zu den innerpolitischen Wirren die bange Frage des Schutzes der Ausländer Yüans Sorge war, blieb er äußerlich ruhig und überwand die Ereignisse. Aber es war ein Greis, der da in den bescheidenen, halb europäisch, halb chinesisch ausgestatteten Räumen des großen Steinpalastes in einer schmalen Nebengasse der Hatamönstraße vor mir saß. Er hatte eigentlich ein gewöhnliches Gesicht, breit, etwas aufgedunsen, mit einem stoppeligen weißen Bart. Die blaugraue dicke Sammetjacke nach chinesischer Art ließ seinen Körper noch ungeschlachtet erscheinen, als er schon war. Nur die Augen belebten alles. Sie konnten einmal listig schlau, und dann wieder ganz hart und energisch, mitteilungslos, fast grausam blicken. „Es wird Ruhe bleiben im Reiche“, übersetzte mir der Dolmetscher seine Worte, und auch in der singenden Sprechweise des Chinesen klang das Wort ungewöhnlich sicher und fest. Yuan sprach nicht viel. Er erkundigte sich nach einigen ihm bekannten deutschen Persönlichkeiten und betonte mit einem Anflug von leiser Ironie, daß er ja eigentlich von den Mächten noch nicht anerkannt sei in seiner neuen Würde, daß es ihn aber freue, wenn ein Vertreter der Presse rascher den Tatsachen Rechnung trage, als die Diplomatie. Ich fragte ihn nach seinem Urteil über die Lage Chinas und erhielt eine ausweichende Antwort, die mir mehr sagte: „Mein Ziel ist die Einheit Chinas.“

Sein Ziel war die Einheit Chinas, und man kann, wenn man seine Lebensarbeit überblickt, wohl sagen, daß er einer der größten Staatsmänner nicht nur Chinas und zugleich ein Patriot von seltener Reinheit war. Es gibt viele dunkle Punkte in seinem Leben, über die man nur einigermaßen Klarheit gewinnt und die sich restlos erhellten, wenn man diesen Urgrund seines Wesens betrachtet. Als er noch ein kleiner Resident und Vertreter seines Reiches am Hofe von Seoul war, bot sich dem kaum 26jährigen die beste Gelegenheit, die Schwäche seines eigenen Landes und Volkes gegenüber dem schon damals aufstrebenden und ehrgeizigen Japan zu erkennen. Vielleicht ist dort der Grund zu seiner mißtrauischen Vorsicht gegenüber allem Japanischen gelegt worden. Der einfache, nach chinesischen Gelehrsamkeitsbegriffen gar nicht sehr gebildete Beamte, dessen beste Gabe die des praktischen Blickes und die einer außerordentlichen Kunst in der Anpassung an vor-handene Zustände und der vollen Ausnutzung jeder sich ihm bietenden Möglichkeit war, stieg rasch zu hohen Ämtern. Der General Yuan schuf sich in Tschili die erste Grundlage zu einem modernen chinesischen Heere, treue, ihm bis zum letzten Blutstropfen ergebene Truppen, auf die er sich nicht nur damals, sondern auch später als Präsident immer noch stützen konnte. Er hatte keine Auslandsreisen und Kenntnisse von fremden Völkern nötig, um die Notwendigkeit eines solchen schlagfertigen Heeres für China einzusehen, er fühlte sie ganz instinktiv. Er verschloß sich nicht den Ideen modernen Fortschritts, aber er kannte den Grundcharakter seines Volkes zu gut, als daß er für übereilte Maßlosigkeiten zu haben gewesen wäre. Dafür ist der beste Beweis der Vorgang des Jahres 1898. Die alte Kaiserinwitwe hatte die Re-

gierung an ihren Sohn Kwang Hsi abgetreten, der sich schwärmerisch den modern-reformatorischen Ideen hingab und der Yüan ins Vertrauen zog. Die Kaiserinwitwe sollte von Yüans ergebenden Truppen gefangen gesetzt werden, damit dieser Widerstand aller reformatorischen Arbeit endgültig ausgeschaltet wurde. Yüan ging scheinbar auf den Gedanken ein und verriet dann seinen Kaiser an den der Kaiserin blindergebenen Tung Lu. Es kam sofort die Gefangensetzung des jungen Kaisers, der von nun an die kaiserliche Rolle spielte, die wir namentlich aus den Berichten der Hofdame der Kaiserin, der Prinzessin Der Ling in ihrem Buche „Zwei Jahre in der verbotenen Stadt“ kennen. Yüan stieg zu hohen Ehren auf. Der junge Kaiser hat ihm den Verrat nie vergessen. Sein Testament enthielt den knappen Satz, man solle bei der ersten besten Gelegenheit dem Verräter Yüan den Kopf abschlagen. Als die Kaiserin starb, wurde das Testament zwar nicht wörtlich erfüllt, aber Yüan wurde seiner Ämter enthoben und ging in die Verbannung.

Während der Revolution holten die Mandschus diesen ihren einstigen Bizekönig, von dem man allgemein annahm, daß er seinem Herrscherhause große. Es liegt noch nicht klar zutage, wie er im einzelnen die Dinge gestaltet hat. Der Helfer der Dynastie, der im Grunde zweifellos aus politischen und religiösen Vorstellungen heraus monarchisch gesinnt war, brachte den Sturz des Thrones und führte sein Land in republikanische Zustände. Es wird darüber gestritten, ob er schon damals mit dem unter dem Einfluß amerikanisch-englischer Ideen handelnden, von Japan sicherlich mit Geld versorgten Präzidentenstandkandidaten der Südstaaten, Sun Yat-sen zusammenarbeitete. Mir scheint es nicht sehr wahrscheinlich. Wenn man seine ganze zähe politische Arbeit jener Monate überleht, wird man zu dem Schlusse kommen, daß er ein Patriot war und daß er streng nach dem Grundsatz verfuhr: „Mein Ziel ist die Einheit Chinas“. Er gab nach und blieb zähe, er übernahm moderne Formen und goß sie mit dem alten Geiste aus. Er wurde Präsident und hielt die Provinzen Chinas zusammen, indem er den Willen von Süden und Norden zu vereinen suchte. Nie war die Gelegenheit für die äußeren Feinde Chinas günstiger als damals: Frankreich, England, Rußland und Japan — Deutschlands Feinde und Chinas Feinde — strebten nach chinesischem Gebiete. Die Südmandschurei, die Mongolei, Yünnan und Fokien, alles war bedroht. Der kleinste Fehler konnte das Auseinanderfallen der Provinzen bringen, damit das Eingreifen der äußeren Feinde unter der Devise des Schutzes ihrer Interessen und ihrer Landesangehörigen. Yüan hat das alles verhindert. Er gab nach, auch wo es gegen seine Überzeugung ging, um Zeit zu gewinnen. Langsam festigte er seine Macht, Schritt um Schritt mehrte er die Macht der Zentralverwaltung gegenüber den auseinanderstrebenden Tendenzen der Provinzen. Die Einheit Chinas, das war ihm nicht nur der lose Zusammenhang aller Provinzen, sondern die tiefe innere Verbindung der Interessen und Wirtschaftsformen, der Ausgleich der materiellen und völkergesetzlichen, nicht der lose Staatenbund, sondern, um es in Formen unserer Anschauungen zu kleiden, etwa der deutsche Bundesstaat. Schon damals wurde die Parallele so gestellt, ob er ein Washington oder ein Napoleon werden wolle, ob er ehrlicher oder ehrgeiziger Präsident sein werde. Man darf wohl sagen, daß er ein ehrlicher Präsident gewesen ist. Die Republik war ihm nichts, weil er wußte, daß nur er als Präsident die widerstrebenden Elemente zusammenhalten konnte. War er nicht mehr Präsident, fehlte seine kraftvolle Faust, so drohte der Zusammenfall. Jeder Präsident einer solchen Republik, so dachte er, mußte Zentralist und Diktator sein wollen (jeder Präsident nach ihm wird es über kurz oder lang auch werden!). Daß er zum Schlusse den zweifellos starken monarchistischen Tendenzen in China nachgab und die Kaiserwürde erstrebte — worin übrigens für chinesische Verhältnisse gar nichts so Usurpatorisches liegt, denn der Vorgang ist in der chinesischen Geschichte mehr als einmal dagewesen —, entsprang sicher dem Wunsch nach einer dauernden Einheit Chinas, nach einer Rückkehr zur Staatsform, die ihm dieses Ziel am besten zu gewährleisten schien. Ob er dabei persönlich ehrgeizig war, mag dahingestellt bleiben, es ist leicht möglich, daß ihm das Bewußtsein seiner Kraft solche Neigungen schaffen konnte. Aber es darf auch

darauf verwiesen werden, daß er sein Ziel hätte erreichen können. Hätte er etwa die Mandschurei vollkommen abgetreten oder Japan den gewünschten Stützpunkt in Amoy überlassen, so wären die zufriedengestellten Japaner sicherlich auch mit der neuen Staatsform einverstanden gewesen, ebenso wie sie zu deren unverföhnlichen Gegnern wurden, solange Yüan auf der Einheit und Unverletzlichkeit Chinas bestand. Hätte er territoriale Zugeständnisse in Yünnan und der Mongolei, im Yangtse und in Szechuan gemacht, so hätten Engländer, Franzosen und Russen ihm zur Erreichung der Kaiserwürde geholfen und hätten auch das Zugeständnis Japans erzwingen können, zu jener Zeit, als der Krieg noch nicht so schlecht für die Entente stand, daß Japan selber Forderungen stellen konnte und nicht nur Forderungen zu erfüllen hatte. Japan hat, als es den deutschen Zug gegen Tsingtau antrat, nicht nur im Kampfe gegen Deutschland gestanden, es nahm bewußt den Kampf gegen Yüan Schih-tai auf. Die Umklammerung der Jange von Port Arthur und von Tsingtau her mußte der Macht Yüans, deren Grundlage immer noch im Norden Chinas wurzelte, gefährlich werden. Es mehrten sich die von Japan genährten Umtriebe gegen ihn. Sun Yat-sen, den er einst durch seine Staatskunst nach Peking gezwungen und dort mit großen Ehren behandelt, aber kaltgestellt hatte, wühlte wieder mit japanischem Gelde gegen ihn. Yüan verfolgte unbeirrt sein Ziel der Einheit und Geschlossenheit Chinas. Nur entzog ihm der Weltkrieg die bis dahin starke Stütze Deutschlands und Amerikas, die die einzigen waren, welche ihm gegenüber den äußeren Feinden die Stange hielten. Amerika glitt geschäftsmäßig auf die Seite der Entente, und die gestopften Mäuler der geldhungrigen Geschäftsleute schrien für den Augenblick nicht nach der offenen Tür in China. Deutschland war voll beschäftigt und zur aktiven diplomatischen Hilfe unfähig. Japan triumphtierte, und England war sein Vasall. Yüan erkannte, vielleicht diesmal etwas zu spät die Lage und zog seine Hand von der Kaiserkrone zurück, die er schon sicher zu haben glaubte. Nun ist er gestorben, nachdem in den letzten Wochen schon allerhand Meldungen über Vergiftung und Attentat nach Europa über dunkle Quellen gelangt waren. Ob ihn die Enttäuschung getötet hat, ob die übergroße Arbeit der letzten Jahre, die als Kriegsjahre für ihn mehr als doppelt zählten, ob der Giftbecher oder der Mordstahl — der beste Patriot Chinas, ein wahrhaft großer Staatsmann, ist mit ihm ins Grab gesunken. China brauchte solche Männer, und es hat keine große Auswahl darin. Yüans vorläufiger Nachfolger ist eine Größe zweiten Ranges.

Julius Ruebed / Der Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband in München

Auf der Tagung des deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes am 5. und 6. Juni in München wurden drei volkswirtschaftliche Probleme behandelt: 1. Deutschlands und Österreich-Ungarns wirtschaftliche Aufgaben nach dem Kriege. 2. Die Aufgaben der mitteleuropäischen Agrarpolitik nach dem Kriege. 3. Der Ausbau des mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes. Es soll hier im folgenden kein ausführlicher Bericht des Verlaufs der Tagung wiedergegeben werden; dies ist ja bereits in der Tagespresse geschehen, und die „Wirtschaftszeitung der Zentralmächte“ wird wohl noch eingehender darüber berichten. Vielmehr sollen hier nur rückblickend einige Bemerkungen gemacht werden zu dem, was an den ebenso interessanten wie wichtigen Problemen der Tagesordnung charakteristisch war.

Zu dem Thema „Deutschlands und Österreich-Ungarns wirtschaftliche Aufgaben nach dem Kriege“ waren vier Referenten, Dr. Gustav Stolper, Wien, Reichstagsabgeordneter Dr. Gustav Graf-Budaapest, Direktor des Bundes ungarischer Fabrikindustrieller, Geheimrat Regierungsrat Prof. Dr. Karl Hertner, Berlin und Justizrat Dr. Julius Raab, Syndikus der Handelskammer München, aufgestellt. Gustav Stolper untersuchte vor allem, welche wirtschaftlichen Aufgaben der Krieg unter der Voraussetzung

der dauernden politischen Zusammengehörigkeit von Deutschland und Oesterreich-Ungarn hinterläßt. An der Spitze steht da das Problem der Kriegskostenbedeckung und das Problem der Ergänzung der Rohstoffe. Die Kriegskostenbedeckungszinsen, der Aufwand für die Tilgung der Armeekosten, der Invaliden-, Witwen- und Waisenversorgung dürften für Deutschland mit 6 bis 6½ Milliarden Mark, für Oesterreich-Ungarn mit 4½ bis 5 Milliarden Kronen nicht überschätzt sein. Da der Krieg uns die Tendenz zur Teuerung gebracht hat, muß das Ziel der Wirtschaftspolitik sein: Herabdrückung der Gesehungskosten. Der Weg dahin führt über die Verbreiterung des Wirtschaftsrückens. Von hier aus ist es absolut nötig, die gesamte Handelspolitik auf die Förderung der Ausfuhr einzustellen, von hier aus die Notwendigkeit des großen inneren Marktes, der die Produktion zu niedrigen Selbstkosten ermöglicht: für Deutschland, weil Oesterreich-Ungarn der deutschen Wirtschaft Möglichkeiten bieten kann, die etwas ganz anderes sind, als das, was man aus den alten Außenhandelsziffern abliest, und für Oesterreich-Ungarn, das aus seiner Enge heraus muß, weil der kleine Wirtschaftsrücken die kommenden Lasten nicht zu tragen vermag. Schon daraus ergibt sich, daß Mitteleuropa nie aggressive Tendenz haben kann, nie aggressive Handelspolitik treiben darf. Gerade die Wiederherstellung der Weltwirtschaftsbeziehungen muß ja nach dem Kriege die Aufgabe sein. Wer sich jetzt vom Weltmarkt ausschließt, der gewinnt nie Anschluß an die Weltwirtschaft. Und ein System der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit ist, wie man es auch dreht und wendet, und bleibt unmöglich. Allerdings wir sollen und müssen, ganz anders wie bis zum Völkerrkriege, vornehmlich die Beziehungen zum Orient, den wir nicht ausbeuten, sondern befruchten wollen, gemeinsam in verstärktem Maße pflegen. Das hob vor allem Justizrat Dr. Rahn sehr treffend und mit besonderem Nachdruck hervor. Aber er betonte weiter mit vollem Recht ebenso stark und entschieden: „Wir dürfen über der Pflege der östlichen Beziehungen auch den Blick nach dem Westen nicht vergessen! Zum Ausgleich als Wirtschaftskrieg muß uns der Friedensvertrag Ersatz für die Verletzung der Auslandsinteressen und die Wiedereingehung in die alten Rechte bringen.“ „England ist schon jetzt bemüht, sich Bodenschätze in den verschiedensten Teilen der Welt zu sichern und mit Beschlagnahme zu belegen, es ist eine Art Welthamster, der uns nötigen wird, nicht nur die Freiheit der Meere, sondern auch die Freiheit des Weltbedarfs künftig zu sichern.“

Ebenso wie Justizrat Dr. Rahn zeigte Geheimrat Herkner, daß die Bestrebungen auf Herstellung der Wirtschaftsgemeinschaft mit unseren Verbündeten nicht etwa einen schmählischen Rückzug aus der Weltpolitik, der Weltwirtschaft und der Kolonialpolitik bedeuten sollen und dürfen. Selbst ein Anwachsen des Verkehrs mit unseren Bundesgenossen um 1½ Milliarden Mark würde uns noch nicht von der Notwendigkeit befreien, einen Weltmarktabsatz von 8½ Milliarden Mark zurückzugewinnen, und dabei wird die einfache Wiedergewinnung unseres bisherigen Weltmarktabsatzes noch gar nicht genügen, um uns die Lasten des Krieges tragen zu lassen, insbesondere auch nicht, um die ungeheuer wichtige Valutafrage nach dem Kriege zu lösen. Deutschland wird nach dem Kriege für mehrere Milliarden Rohstoffe und anderes einführen müssen. Zur Bezahlung werden uns Forderungen im Ausland, ausländische Wertpapiere und vielleicht gewisse Exportwarenvorräte und anderes dienen können. Sollten wir dann vorübergehend dem Weltmarkt mehr entnehmen müssen, als wir ihm liefern können, so müssen wir besonders darauf bedacht sein, unseren Kredit im Ausland zu stärken, und darauf hinarbeiten, daß unsere Zahlungsbilanz nicht passiv bleibe, wir nicht aus dem Gläubigerstaat zum Schuldnerstaat werden. Zur Stärkung unseres Kredits im Auslande bedarf es in erster Linie einer großzügigen, schöpferischen, unser Erwerbsleben in keiner Weise schädigenden Finanzpolitik. Und zweifellos ist, daß wir noch weit mehr als früher von den Früchten unseres Gewerblleißes auf den Weltmarkt bringen müssen. Daran haben unsere Bundesgenossen genau das gleiche Interesse wie wir. Dazu ist eine vermehrte Konzentration der Kräfte, eine noch mehr als bisher gesteigerte Rationalisierung der gewerb-

lichen Tätigkeit, insbesondere des stehenden Kapitals, der Werkanlagen, Maschinen erforderlich. Auch der Achtstundentag ist ein Mittel zur Intensivierung der Wirtschaft. Wenn statt der üblichen 9—10stündigen Arbeitszeit die 8—8½stündige eingeführt wird, kann täglich in zwei Achtstundenschichten bei intensiverer Arbeitsleistung gearbeitet werden.

Indes bedeutet dieser Krieg nicht geradezu eine wirtschaftliche Revolution? Dieser Krieg hat zum erstenmal die Kontinuität der Wirtschaftsentwicklung unterbrochen, als der erste große Krieg seit der Entstehung einer Weltwirtschaft. Ihre Entwicklung hat trotz aller Schutzöllnerei in den letzten Jahrzehnten die einzelnen Volkswirtschaften in immer stärkere Abhängigkeit voneinander gebracht. Die immer schroffere gegenseitige Abschließung der großen Wirtschaftstaaten Europas sollte durch die Caprivi-Verträge im Jahre 1892 verhindert werden. Damals, im Jahre 1892, gelang das erste mitteleuropäische Vertragssystem. Damals zum ersten und einzigen Mal gelang es, den weiteren Ausbau der Zollmauern in Europa auf ein Jahrzehnt zu verhindern. Nach Ablauf dieses mitteleuropäischen Vertragssystems ist seine Erneuerung im alten Geiste nicht mehr gelungen, die Absperrendenbindungen haben wieder die Oberhand gewonnen, und die Handelsverträge von 1904 bis 1906 bedeuten ihren vollständigen Sieg. Die „Schraube ohne Ende“, als welche die ständigen Zollerhöhungen vom Rohstoff über das Halbfabrikat zum Fertigprodukt und zurück erschienen, neben den Industriezöllen die gesteigerten Agrarzölle verschärften in Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Teuerung im Innern, beeinträchtigten die Lebenshaltung der Bevölkerung und verminderten die Exportfähigkeit. Da kam der Krieg. Er hat auf die Volkswirtschaften so revolutionierend gewirkt, daß es künftig weniger als vor dem Kriege in unserer Macht liegt, daß es wieder so wird wie früher. Friedenswirtschaft werden wir den Zustand nennen, wenn wir vergessen haben werden, wie es vor dem Kriege war. Der Krieg hat uns vor eine Fülle von Problemen gestellt, die wir alle nicht für möglich gehalten haben: Vorratsergänzung und Kriegskostenbedeckung, Regulierung des Kapitalmarktes und Steuerpolitik, Invaliden- und Hinterbliebenenversorgung, Rohstoffverteilung und Devisenorganisation und anderes mehr. Aber es geht, wenn das eiserne Muß befiehlt. Und dennoch! Es geht um so erfolgreicher — bei gemeinsamem Vorgehen in der ganzen Handels-, Wirtschafts- und Zollpolitik, bei Zusammenwirken in der Valutafrage, der Rohstofffrage, der Frachtraumfrage und vielen sonst, gestärkt durch das Gefühl des prachtvollen Solidarismus, das der gemeinsame Krieg erzeugt hat. Den Weg zu erkennen, wie das eiserne Muß am besten gelinge, ist das Geheimnis aller Entwicklung.

Mit diesen Bemerkungen wurden zum Teil auch bereits die Ausführungen berücksichtigt, die auf der Tagung des Wirtschaftsverbandes zu den Aufgaben der mitteleuropäischen Agrarpolitik nach dem Kriege und dem Ausbau des mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes gemacht wurden. Zu dem Thema „Die Aufgaben der mitteleuropäischen Agrarpolitik nach dem Kriege“ waren drei Referenten, Prof. Dr. Carl Hoffmeister-Wien, Exzellenz Dr. Freiherr v. Cetto-München, Vorsitzender des Bayer. Landwirtschaftsrats, und Dr. Anton Eber-Budapest, Generaldirektor der ungar. Kolonisations- und Parzellierungsbank, aufgestellt. Prof. Hoffmeister warnte vor einer Ueberschätzung der österreichisch-ungarischen Landwirtschaft, die weder jetzt eine agrarische Gefahr für Deutschland sei, noch in irgendwelcher absehbaren Zeit den deutschen Zuschußbedarf auch nur annähernd zu decken vermöge. Denn seit dem Jahre 1900 ist auch Oesterreich-Ungarn Getreideimportstaat und daher eine Ueberschwemmung Deutschlands mit Agrarprodukten unmöglich. Aber die wirtschaftliche Annäherung werde doch die Produktion in Oesterreich-Ungarn rascher zur Entfaltung bringen, und zwar in demselben Verhältnis, in dem die Annäherung selbst mehr oder weniger weit die deutschen Tore öffne, und im übrigen müsse man den Südoften hinzunehmen, aus Versorgungs- wie aus politischen Gründen. Schon vor Prof. Hoffmeister hatte Reichstagsabgeordneter Gustav Graß-Budapest als Referent des ersten Themas hervorgehoben, daß die Produktivität der ungarischen

Landwirtschaft durch die hohen deutschen Agrarzölle schwer geschädigt worden ist. Sie wird sehr gesteigert werden können, wenn man unter Aufrechterhaltung des vollen landwirtschaftlichen Zollschutzes nach außen der ungarischen Landwirtschaft auf dem deutschen Markt wieder große, neue Möglichkeiten schafft.

Allerdings versicherte Freiherr von Cetto entgegen diesen Anschauungen und Wünschen, daß „die bewährte Schutzzollpolitik, der wir die beispiellose Steigerung unserer landwirtschaftlichen Produktion verdanken, nun und nimmer aufgegeben werden darf“; nach seiner Ansicht darf der Schutzzoll nicht als preisverteuernder Faktor für den Lebensmittelinverbrauch angesehen werden. Dementsprechend — und vielleicht auch, weil sich der „Segen“ der „bewährten Schutzzollpolitik“ leichter behaupten als einwandfrei beweisen läßt — begann der dritte Referent mit einer Mahnung zu einem größeren Verzicht auf zollpolitische Engherzigkeit, und Frau Helene Granitsch-Wien erklärte als Delegierte der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs, daß die Konsumenten den Grundsatz der Unantastbarkeit der herrschenden agrarischen Hochschutzzollpolitik nicht anerkennen können. Diese Hochschutzzollpolitik habe in Ungarn durchaus nicht die Intensivierung der Produktion zur Folge gehabt, wohl aber in ganz gleichmäßiger und wirklich beängstigender Weise eine Verteuerung der gesamten Lebenshaltung aller Bevölkerungskreise bewirkt.

Zu dem dritten Gegenstand der Verhandlungen, dem „Ausbau des mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes“, hatte sich auch der König eingefunden, der als Vorkämpfer einer großzügigen Wasserstraßenpolitik durch seine Teilnahme an den Verhandlungen selbst sein lebhaftes Interesse bewies. Der erste Referent, Hofrat Prof. Dr. Delwein-Wien, erörterte die Wichtigkeit eines gut ausgebauten Wasserstraßennetzes für die Konkurrenzfähigkeit der ganzen Wirtschaft. Dr. Gustav Graf-Budapest betonte als zweiter Referent: Die Donau ist das natürliche Band, das Deutschland, Österreich und Ungarn verbindet. Die Donaufrage bildet die erste deutsch-österreichisch-ungarische gemeinsame Angelegenheit. Hier sind alle Vorbedingungen für ein Zusammengehen gegeben. Ob dieses Zusammengehen gelingen wird oder nicht, ist somit ein Prüfstein für die wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn. Landtagsabgeordneter Held-Regensburg behandelte die Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein, während Dr. Freymark, Syndikus der Handelskammer Breslau, die große Bedeutung des Donau-Oder-Weges schilderte. Endlich stellte der letzte Referent, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Flamm-Charlottenburg, zwei Forderungen an ein wirtschaftlich arbeitendes mitteleuropäisches Wasserstraßennetz auf: auf der einen Seite Durchführung möglichst großer Schiffe von dem einen Stromgebiet über die Kanäle nach dem anderen Stromgebiet, Beschränkungen der Umladungen auf ein Minimum, auf der anderen Seite tunlichste Vereinheitlichung der strompolizeilichen Vorschriften und dergleichen, erforderlichenfalls durch Schaffung je eines Schiffahrtsamtes für Deutschland und Österreich-Ungarn.

Der Verlauf der Verhandlungen war derart, daß die weittragende volkswirtschaftliche und politische Bedeutung der behandelten Probleme von den Teilnehmern der Tagung erkannt und gewürdigt wurde, wenn auch der Wirtschaftsverband für die volkswirtschaftliche Praxis noch nicht in allem die lösende Form zu finden vermochte.

Else Trott-Helge / Die ländliche Siedlung, eine Versorgung für unsere Kriegerwitwen

Die Beratungen über das Kapitalabfindungsgesetz haben zu selten einmütiger Annahme des Gesetzes im Reichstag geführt. Das Gesetz, das bezweckt, Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen Gefallener statt der staatlichen Jahresrente eine einmalige Kapitalabfindung zu gewähren, um damit

Grundbesitz erwerben oder schon vorhandenen erweitern und verbessern zu können, stellt einen gewaltigen Schritt vorwärts auf dem vielerörterten Wege zur Ansässigmachung unserer Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen dar.

Daß unseren Kriegerwitwen diese Versorgungsmöglichkeit mit in erster Linie gewährt wird, ruft allgemeine Befriedigung hervor, denn genau so wie diejenigen, die auf dem Felde der Ehre geblieben sind, haben die deutschen Frauen, die Hinterbliebenen der Gefallenen, ihr Bestes auf dem Altare des Vaterlandes geopfert; jene gaben Blut und Leben, diese ihr Lebensglück, ihr Liebste. Und genau so, wie das deutsche Volk nicht dulden wird, daß wieder einer der Tapferen, die der furchtbare Krieg körperlich beschädigte, einst als Bittender von Tür zu Tür geht, genau so, wie man jenen eine ausreichende Rente und die Möglichkeit zur Betätigung geben wird, genau so muß das deutsche Volk für die Witwen und Waisen der Gefallenen die gleiche Fürsorge verlangen.

Aus diesem Gedankengange heraus wurde das Kapitalabfindungsgesetz eingebracht. Die Abfindungssumme beträgt in der endgültigen Fassung das 18½fache der Jahresrente, sofern der Versorgungsberechtigte 21 Jahre alt ist, und ermäßigt sich stufenförmig bis auf das 8½fache bei 55jährigen Versorgungsberechtigten. Die 21jährige Witwe eines einfachen Soldaten würde bei kapitalistischer Abfindung 3900 Mark ausbezahlt erhalten, mit der Bedingung, diese Summe zum Ankauf einer Heimstätte zu verwenden. (Nur bis 200 M. der Rente dürfen kapitalisiert werden.)

Für die verwitwete Kriegerfrau, die sich dem Berufsleben wieder zugewandt hat, wird die Ansiedlung seltener in Betracht kommen, aber nicht alle Kriegerwitwen werden einen Beruf ergreifen. Viele werden sich in auskömmlichen Verhältnissen befinden und in der Erziehung ihrer Kinder ihre Lebensaufgabe sehen. Von ihnen soll nicht gesprochen werden, nur von den anderen, die zahlreiche Kinder, aber keine Existenzmittel haben. Sie können keinem außerhäuslichen Berufe nachgehen, ohne die Kleinen der Verwahrlosung und Gefahren auszusetzen. Oder von denen, die nicht mehr jugendfrisch, nicht gesund und nicht stark genug sind, um den Kampf ums tägliche Brot auf sich zu nehmen. Viele auch sind unter ihnen, die vollständig versagen würden, wollte man von ihnen verlangen, sich den Anforderungen des Berufslebens anzupassen oder einem selbständigen Berufe vorzuziehen. Ihnen allen wird die Erwerbung eines Eigenheimes viel mehr helfen. Besonders jenen unter ihnen, denen ländliche Verhältnisse nicht unbekannt sind.

Die fast zweijährige Kriegsdauer hat neben dem Entwurfe des Kapitalabfindungsgesetzes zahlreiche Maßnahmen zur Förderung der Ansiedlung ergeben. Bezeichnet man doch diese Bestrebung als einen der glücklichsten Gedanken unserer sozialen Fürsorge. Zu erwähnen ist zunächst die Bewilligung der 100-Millionen-Anleihe zu Zwecken der Ansiedlung und zur Schaffung von kleinen Rentengütern im Februar des Jahres durch den preußischen Landtag. Außerdem haben sich unter staatlicher oder kommunaler Anregung oder Beteiligung im Laufe der Zeit zahlreiche gemeinnützige Siedlungsgenossenschaften, Gartenstadtsiedlungen und dergleichen gegründet. Sie werden vom Staate befürwortet, sie erhalten billige Arbeitskräfte in Gestalt der Kriegsgefangenen, ja, man stellte sogar einen nicht unbeträchtlichen Posten für die Meliorierung hanoverscher Moore in den Etat des Reichshaushalts 1915 ein, um dadurch Grund und Boden für Ansiedlung zu gewinnen.

Auch unsere landwirtschaftlichen Kreise, die der Frage anfänglich nicht immer sympathisch gegenübergestanden hatten, wenden ihr jetzt lebhaftes Interesse zu, zumal die Ministerien immer mehr dazu übergehen, staatliche Dedländer und Forsten, soweit sie bebauungsfähig sind, zur Verfügung zu stellen. Gerade diese Dedländer bedeuten ein Land der Zukunft; sie müßten, wie das heute teilweise geschieht, durchweg in Kultur genommen werden; sie müssen der Bebauung und Besiedlung erschlossen werden, soll das Kapitalabfindungsgesetz in weitem Maße praktisch zur Durchführung kommen.

Für das Eigenheim der Kriegerwitwe würden etwa folgende Wünsche und Vorschläge zu äußern sein, soweit es sich um die Neuanlage von Siedlungskolonien handelt.

Auf dem meliorierten Boden würden kleine Anwesen errichtet werden müssen, Häuschen mit wenig Landbesitz, die den Kriegerwitwen steuer- und abgabenfrei zur Verfügung ständen. Zwei Wege für die Erwerbung sind maßgeblich: der Ankauf mit der vom Staate gewährten Abfindungssumme, die stets einige tausend Mark betragen wird, wie obiges Beispiel zeigt. Oder aber die Erwerbung des Grundstückes als Rentengut. Die Abzahlung der Rentengüter erfolgt bekanntlich innerhalb einer Reihe von Jahren in jährlichen Raten, so daß sie schließlich als schuldenfreier Besitz an den Inhaber übergehen. Ähnliche Wirkungen erzielt ein anderer Vorschlag, der die Heimstätte, soweit eine Kapitalabfindung nicht stattfinden soll, gegen eine unkündbare Rente zum Eigentum überträgt. Er unterbindet gleichzeitig den Mißbrauch durch Spekulationsverkauf, besonders dann, wenn die Siedelungsgenossenschaft oder wer die Errichter der Heimstätte sonst sein mögen, sich das Vorkaufsrecht sichern. Dieses Vorkaufsrecht beantwortet auch die Frage, was werden soll, wenn die Kriegerwitwe wieder heiratet oder stirbt. Eine Wiederverheiratung der meist jungen Kriegerfrauen hat übrigens das Kapitalsabfindungsgeß auch berücksichtigt, indem es innerhalb dreier Monate die Rückzahlung desjenigen Kapitals verlangt, das bei Fortzahlung der Rente noch nicht aufgebraucht worden wäre. Denn mit Eingehung einer neuen Ehe erlischt die Witwenrente. Beispielsweise würde also eine Witwe, die als 21jährige mit dem 18½fachen Betrage ihrer Rente abgefunden war und sich drei Jahre nach Regelung ihres Versorgungsanspruches wieder verheiratet, dreizehn Rentenbeträge zurückzahlen müssen. Das Gesetz bestimmt indessen, daß hier eine mildere Auffassung Platz greifen soll und die Witwe bei Wiederverheiratung eine sogenannte Witwenabfindung erhält, die das Dreifache der Jahresrente beträgt. Dem obigen Beispiele folgend, würden im vorliegenden Falle also nur zehn Jahresrenten statt dreizehn zurückzuzahlen sein. Wo die Unmöglichkeit der Rückzahlung besteht, kann die rückzuzahlende Summe auf das Grundstück als Sicherungshypothek eingetragen werden, so lange, bis Rückzahlung erfolgt ist. Ebenso können andere Sicherheiten gewährt werden. Aber der Gesetzgeber sieht sogar Fälle vor, in denen die Rückzahlung ganz oder teilweise erlassen werden kann. Man will dadurch vermeiden, daß die Heimstätte der Kriegerwitwe bei Wiederverheiratung veräußert werden muß. Denn der Besitz eines Eigenheims stellt besonders nach den Begriffen des Volkes eine beachtenswerte Mitgift dar. Mit dem Verluste des Grundstückes aber würde manche Eheschließung vielleicht unterbleiben, was im Interesse einer ehelichen Volksvermehrung zu beklagen wäre.

Ist die Erwerbsmöglichkeit einer Heimstätte für die Kriegerwitwe durch Kapitalabfindungsgeß und Rentengutssystem somit ausreichend vorhanden, so würden für deren Errichtung etwa folgende Vorschläge an die gemeinnützigen Siedelungsgenossenschaften zu machen sein:

Das kleine Eigentum der Kriegerwitwe sollte aus einem Hause mit zwei bis drei Zimmern, Küche, Keller und Nebengelass, Stallgebäude, Gartenland und Hofraum bestehen und höchstens 1½ bis 2 Morgen umfassen, Wert 5000 bis 6000 Mark. Auch Zweifamilienhäuser könnten errichtet werden, mit Gartenland rechts und links vom Hause. Diese kleinen Besitztümer würden so anzulegen sein, daß sie sich um eine große Landstelle gruppieren, gewissermaßen deren äußeren Rand bilden. Das Innengelände wäre das Wirtschaftsgebiet der Genossenschaft, denn sie soll nicht allein Siedelung, sondern Erwerbsgenossenschaft sein, und zwar in erster Linie ländliche Produktionsgenossenschaft. Inmitten der Kleinsiedelungen wären also großzügige Unternehmen ländlicher Art ins Leben zu rufen, entweder landwirtschaftliche Betriebe (Feldfrucht-, Gemüse-, Obst- und Weinbau), Gemüsegärten im großen nach Holländer Art, Meiereien mit Viehzuchten und Koppeln, Gärtnereien, Baumschulen, Obst- und Rosenkulturen, Geflügelzuchten, daran angeschlossen Konserverfabriken, Käseereien, Brennereien, Safflocherereien, Zuckerfabriken, Ziegeleien und dergleichen, je nach der Beschaffenheit des Bodens.

Aus der Anlage dieser Genossenschaften würde sich für die anwohnenden Kleinbesitzer eine Menge von Arbeitsgelegenheiten ergeben. Die zentrale Lage ermöglicht ihnen zudem eine leichte Er-

reichbarkeit der Arbeitsstelle. Absichtlich ist als Eigenbesitz der Kriegerwitwen kein übermäßig großes Areal vorgeschlagen, es reicht aus, um den Familien das zu geben, was sie brauchen, ohne ihre Arbeitskraft allzusehr zu belasten. Es bliebe ihnen also reichlich Zeit, in den genossenschaftlichen Betrieben Arbeit zu nehmen, besonders wenn größere Kinder vorhanden sind, die bei der Bestellung des eigenen Gartens und Feldes helfen können. Ein bestimmter Arbeitsplan, der nicht vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittage die Mitarbeit der Frauen erfordert, sondern eine stundenweise Abwechslung der Arbeitskräfte in Betracht zieht, würde grundlegend sein, ebenso ein für die schwereren oder leichteren Verrichtungen festgelegter Lohn tariff. Die Frauen könnten also neben der Bewirtschaftung ihrer eigenen kleinen Anwesen genügend Geld verdienen, um die Auslagen für Kleidung, für den Arzt, für das nicht Zuwachsende und für kleine Luxusbedürfnisse zu erübrigen. Es bliebe ihnen außerdem genügend Zeit, das Familienleben zu pflegen. Auch wären bei der Errichtung der Siedelungen von vornherein bestimmte Bequemlichkeiten zu berücksichtigen, die geeignet sind, die häusliche Arbeit zu vermindern, die hygienische Verbesserungen bedeuten und zugleich gemeinnützig sind. Gerade solche Einrichtungen würden dazu angetan sein, den Siedelungsgedanken unter den Frauen populär zu machen, vor allem auch unter den in den Städten wohnenden. Zu erwähnen wären: Wasserleitung, Kanalisation (nur für Siedelungen vor den Toren der Städte, für rein ländliche nicht), Elektrizität (Heberlandzentrale), Bahnanschluß, Schule und Kinderhort, Beaufsichtigung des Viehes auf Gemeindewiesen, Anleitung für den rationellen Landbau und zur Arbeiterparnis, Abgabe von Saatgut und Kulturpflanzen, von Vieh, vor allem Schweinen, zu Vorzugsbedingungen, etwa aus gemeinschaftlichem Ankaufe heraus. Besonders empfehlenswert wäre auch die gemeinschaftliche Verwertung des Zuwachsenden, soweit es im eigenen Haushalte nicht auch gebraucht wird. Anschlußnahme an die Hausfrauenvereine auf dem Lande, die sich als Reichsverband organisiert haben, oder an den Verband Deutscher Hausfrauenvereine würde große Vorteile bringen. Es sollte den Angestellten auch überlassen bleiben, sich mit kleinen Beträgen an den Genossenschaften zu beteiligen. Dadurch wird das Interesse für die Sache geweckt, ein Gesichtspunkt, der dem Unternehmen nur Nutzen bringen kann.

Außer den Kriegerwitwen, Kriegern und Kriegsbeschädigten wäre es natürlich auch anderen Landbewohnern oder Städtern gestattet, in den Siedelungen Wohnung und Arbeit zu nehmen. Das wird sogar erwünscht sein, besonders dort, wo die Arbeitskraft der angestellten Kriegsinvaliden nicht ausreicht, die in der Landwirtschaft erforderlichen schweren Verrichtungen auszuführen. Vor allem ist an ländliche Arbeiter und deren Familien gedacht.

Es ist auch erwünscht, daß sich nicht allein die einfache Landfrau oder die kleine Frau aus dem Dorfe ansiedelt, sondern daß die besseren Kreise sich beteiligen, schließlich gibt es in den Siedelungen für die Berufsfrauen eine Menge Arbeitsgelegenheiten, beispielsweise als Wirtschaftlerin (Ramsell), als ländliche Buchhalterin und Kontorangestellte, als Gärtnerin, Meierin, Lehrerin, Landwirtschaftslehrerin, Gemeindefchwester und Landpflegerin, ferner als häusliche und gewerbliche Angestellte in den landwirtschaftlichen Großbetrieben.

Die ländlichen Siedelungen würden von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sein, und zwar nach zwei wesentlichen Punkten hin. Durch die Schaffung neuer großer landwirtschaftlicher Anlagen auf bisher brachliegenden Geländen würde die Abhängigkeit des deutschen Volkes von der ausländischen Versorgung mit Lebensmitteln vermindert werden. In welch hohem Maße das geschehen kann, geht schon daraus hervor, daß die in Deutschland vorhandenen Debländereien bei Kriegsausbruch etwa 200 000 Hektar betragen haben.

Der zweite Gesichtspunkt ist der hygienische und sittliche. Die Unterbringung einer größeren Anzahl Frauen und Kinder in gesundheitlich einwandfreien Wohnstätten, die Betätigung in frischer Luft bei gesunder, ausreichender Ernährung würde für die deutschen Frauen und ihre Familien und damit für die Zukunft des Deutschen Reiches von ungeheurem Segen werden.

Walter Bombe / Deutsche Sprachinseln im welschen Kampfgebiet

Unter den deutschen Enklaven auf italienischem Boden ist heute die bedeutendste Gruppe die der „Sette Comuni“, der sieben auf einer rauhen Hochebene unweit Vicenza nordwestlich von Bassano gelegenen Ortschaften Sleghe (Asiago), Lufarn (Lufiana), Genebe (Enego), Büsche (Foza), Ghel (Gallio), Rog (Rozzo) und Robaan (Roana) mit einem Gesamtgebiet von 440 Quadratkilometern. Auf diesem Gebiet spielen sich seit dem 15. Mai die Kämpfe ab, in denen die Oesterreicher schon so herrliche Siege und Erfolge errungen haben. Die vollreichste dieser Gemeinden ist der in den letzten Wochen oft genannte Ort Sleghe, der seinen Namen von den Holzschlägen trägt, in die man die ersten Häuser hineinsetzte, und der vor dem Kriege fast 7000 Einwohner zählte. Hier wie in dem benachbarten Robaan spricht die ältere Generation noch deutsch, die jüngere aber meist italienisch. Von den insgesamt mehr als 20 000 Bewohnern der „Sieben Gemeinden“ sprachen nach Angabe Czörnigs vor 25 Jahren immerhin noch 8000 deutsch. Ihre Vorfahren sind aus Oberitalien in die einst sehr waldbreiche Hochebene hinaufgestiegen, jedoch ist auch eine teilweise Zuwanderung aus dem deutschen Gebiete bei Pergine (1166) historisch verbürgt. Bis zum Jahre 1797 haben sie eine kleine Republik unter Venedigs Schutz gebildet, und das Wappen dieser Republik, sieben Köpfe, gab noch im 19. Jahrhundert einem Wirtshaus in Sleghe den Namen „alle sette teste“. Jetzt hat der Krieg die Orte heimgesucht, in denen deutsche Art sich seit dem frühen Mittelalter regte. Die Bewohner der sieben Gemeinden aber haben in die Verbannung gehen müssen, und in der glutheißen Ebene des Po verzehrt sie das Heimweh nach ihren kühlen und schattigen Waldstätten, nach ihren Hütten, die inzwischen der Zerstörung anheimgefallen sind, aber hoffentlich nach siegreichem Frieden unter dem Schutze des Habsburger Doppeladlers eine fröhliche Auferstehung erleben werden.

Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie weit die deutsche Sprache einst in Oberitalien verbreitet war. Die Bewohner dieser deutschen Sprachinseln im Süden der Alpen sind ja nur die letzten Reste der früher allenthalben ansässigen germanischen Bevölkerung Oberitaliens. Im Jahre 1307 mußte der Trientiner Bischof Bartolomeo Quirini, der nicht deutsch verstand, mit den Abgesandten der heute ganz verwelkenden Walsuganer — urkundlich Theutonici — mittels eines Dolmetschers verkehren. Und als im Jahre 1311 die Paduaner und Vicentiner gemeinsam einen Krieg unternahmen, hielt ein gewisser Singofredus, der nur von den letzteren verstanden sein wollte, eine deutsche Ansprache. Damals also verstand wohl jeder Vicentiner Deutsch. Auch in einigen südlich von Vicenza gelegenen Ortschaften war die deutsche Sprache so weit verbreitet, daß aus Deutschland dorthin berufene Priester bis in das 16. Jahrhundert hinein deutschen Gottesdienst hielten. Schon im 16. Jahrhundert haben gelehrte Forscher sich mit der Herkunft der auf italienischen Boden verstreuten Deutschen beschäftigt. Der Name „Zimberer“, den die Ureinwohner der sieben Gemeinden trugen, weil sie meist Zimmerleute und Holzarbeiter waren, führte zu der inzwischen aufgegebenen Annahme, sie seien die letzten Nachkommen der von Marius 101 geschlagenen Zimbern. Nach anderer Meinung sollen sie Longobarden, Goten, Alemannen sein, die nach der Schlacht von Zülpich (496) zu dem ostgotischen König Theoderich flüchteten.

Fast gänzlich ausgestorben ist die deutsche Sprache in den sogenannten „Tredici Comuni“, den dreizehn Gemeinden nördlich von Verona, deren Einwohner von den Humanisten des 16. Jahrhunderts gleichfalls als Nachkommen der Zimbern bezeichnet wurden, während sie in Wirklichkeit von Kolonisten aus den sieben Vicentiner Gemeinden abstammen, die seit 1287 hierher ausgewandert waren. Ihre Selbstverwaltung, unter dem Schutze Venedigs, wurde 1797 durch die Franzosen aufgehoben. Nur in dem höchstgelegenen Orte, in Gliesen (italienisch Ghiazza) hat sich die schwer verständliche Hausprache, ein Zweig des Mittelhochdeutschen, noch erhalten. In Campo Fontana wird sie vereinzelt von den ältesten des Ortes gebraucht. Die übrigen der dreizehn Gemeinden heißen: Azzarino, Badia Calavena, Bosco Frizzolana, Campo Silvano, Cerro, Erbezzo, Forcara, Saline, Pelvo di Progno, Val di Porro und Velo.

In der Sprache der sieben Gemeinden lautet das „Vater unser“ nach Czörnig folgendermaßen: „ünzar Vater vön me Hümmele, sai geaert eür halgar nams; kemme dar eür Hümmele; sai gatäant allez baz ar belt iart, bia in Hümmele, asd af d'earba; ghetüz heüte ünzar proat von altögh; un läcetüz naach ünzare schulle, bia bar läcense naach biar den da saint schullit üz; haltetüz gehütet von tentaciün; un hëvetüz de übel. Asd saiz.“ In Bergmanns Zimbrischem Wörterbuch, zimbrisch genannt, weil sein Verfasser noch an die Abstammung von den alten Zimbern glaubte, finden sich Sprichwörter aus dem Sprachschatz der sieben Gemeinden, z. B. Hund dar pillet, paiffet minsche (Hund, der belst, beißt wenig). — Bear lüt de barhöt, ischt hörta amart (amato) — (Wer die Wahrheit sagt, ist selten geliebt). — Bear ghët lelse, ghët bait, jede Dint bil de sain zait. (Wer leise geht, geht weit, jedes Ding will seine Zeit).

Aus den dreizehn Gemeinden bei Verona teilt J. Post folgende Sprachprobe mit:

Unter dem schatem main hoame holze
Rastet mai Buler,
Er hat sich gamachet oan schtigala,
Gamachet es z'forze, l'ignorantel
Es galanget niat 'a fenchtar.

Unter dem Schatten meines heimatischen Holzes (Waldes)
Rastet mein Buhle,
Er hat sich ein Steglein (Leiter) gemacht,
Es zu kurz gemacht, der Dummkopf!
Es gelanget nicht ans Fenster.

In seinem sprachlichen Bestande noch fast unberührt ist das vielleicht den ältesten Schichten der germanischen Bevölkerung entstammende Völkchen von Sauris, auf deutsch „Die Zahre“, eine Gruppe von Dörfern und Weilern, die insgesamt 800 Einwohner zählen. Die hierzu gehörigen Ortschaften heißen Ober- und Unterzahre, Latteis, Modt und Meina und liegen in Venetien in der Nähe des Wiedbaches Lumici, einem Zuflusse des Taglimento. Hier hat sich die deutsche Sprache, eifrig gefördert durch deutsche Pfarrer, die sie in Predigt und Beichtstuhl bis zum Beginn des Krieges anwenden durften, sehr rein erhalten. Nördlich von der Zahre liegt in wilder Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Antelao das vielumkämpfte deutsche Dorf Bladen, italienisch Sappada, mit 1200 Bewohnern, deren Vorfahren im 13. Jahrhundert aus Willgraten in Tirol der Tyrannei der Grafen von Görz entflohen. Das südlich des Plöckenpasses gelegene Tischiwang oder Timan verdankt nach Czörnig seine Befestigung deutschen Bergknappen aus der Nachbarschaft, die von den venezianischen Grafen Savorgnan dorthin verpflanzt wurden, und zählt etwa 1400 Einwohner.

Wie diese Ortschaften, ist mitten im eigentlichen Kriegsgebiet, unweit Tolmein, noch das Dorf Deutschruth mit 300 Einwohnern zu nennen, das im Jahre 1218 durch den Patriarchen von Aquileja, Berthold v. Andechs, mit Deutschen aus Innichen im Pustertal besiedelt wurde. Von dort stammen auch die Bewohner der nur drei Stunden östlich von Deutschruth, aber schon in Krain gelegenen Gruppe von Jarz, deutsch: die Zahre. Ihre Vorfahren wurden zur Besiedelung urkundlich 1283 durch Bischof Emicho von Freising dorthin verpflanzt. Die Gruppe besteht aus acht Weilern mit insgesamt etwa 1000 deutschen Einwohnern, die eifrig darüber wachen, daß ihre Kinder Deutsch lernen. Die Namen der acht Weiler lauten: Ober- und Unter-Hueben, Poresen, Hinterm Ed, Eben, Torka, Dörfle und Zahre. Sehr viel größer als diese Enklave im Sprachgebiete der Südslawen ist der Gerichtsbezirk Gottschee im südöstlichen Krain, die bedeutendste der deutschen Sprachinseln im Süden der Alpen.

Noch vor hundert Jahren waren alle Täler des südöstlichen Tirols überwiegend deutsch, und selbst jetzt sind dort zwischen dem Ferser- und Suganertal die Dörfer Lufern und St. Sebastian und ein großer Teil des Fersentales von Deutschen bewohnt. Dazu kommt noch die neue deutsche Willenskolonie am St. Christophertsee, über welche die gleichfalls wieder deutsch gewordene Burg Ferser mächtig emporragt. Man darf noch weiter gehen und behaupten, daß Südtirol, wenn man völkertkundliche Gründe in Betracht zieht, überhaupt kein italienisches Land ist. Das ganze obere Etsch- und Eisackgebiet ist deutsches Gebiet, und was dann folgt, ist auch nicht italienischer, sondern rhätoromanischer Abstammung. Selbst der große italienische Sprachforscher Ascoli hält nur die österröische Gardaseegegend und einen Teil des Etschtals für wirklich italienisch. Alles andere, namentlich auch die Umgebung von Trient, ist nach seiner Ansicht mehr oder weniger rhätoromanisch. Die von den Italienern als angeblich „natürliche“ reklamierten Landesgrenzen liegen, wie Geheimrat Bend (Berlin) kürzlich nachwies, nicht in den Alpen, sondern an deren Enden, da, wo die meisten Flüsse in langen, engen, den Verkehr hemmenden Klammern zur Ebene durchbrechen. Tatsächlich ist Italien über seine natürlichen Grenzen vielfach hinausgeschritten, und wenn man bei der Grenzregulierung nach dem Kriege von 1866 die geographischen, ethnographischen und strategischen Verhältnisse genügend berücksichtigt hätte, so wären damals die furlanischen und deutschen Gebiete Venetiens bei Oesterreich geblieben, doch diese Grenzverbesserung kann und wird, wie der bisherige Verlauf des Krieges gezeigt hat, nunmehr nachgeholt werden.

Otto Doberer / Taufspruch

Der du, ein Ewigkeitsatom,
In unsre Irdischkeit gedrungen:
Bald taumelst du im Lebensstrom,
Bald bist du unsrer Liebeshut entrungen
Und stürmst mit ausgereckten Händen
Nach himmelfernen Firmamenten.
Besinne dich! Die Flamme loht in dir,
Du trägst noch Himmlichkeit im Blut!
Halt ein! Dein Name sei nicht: Oier,
Dein Name heiße: Blut!

Gottfried Traub / Die richtige Uhr

Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falsche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir nun mal besitzen, und für die wir noch keine bessere selbst erfunden haben. Ludwig Richter.

Wir saßen auf einem alten großen Gut. Es regnete, es regnete, es regnete. Wir dachten an das Heu, an die Rühle, an die Milch, an die Kinder in Stadt und Land, die sie trinken sollten, und wurden traurig. Der Hausherr aber bewahrte seinen Gleichmut, tat seine Pflicht in Scheune und Stall, Wiese und Wald und kümmerte sich scheinbar wenig um das Wetter. Machen konnte er's doch nicht; also galt es, aus ihm zu machen, was man konnte. Und wir lernten allgemach, daß ein tiefer Sinn in dieser Ruhe lag: es war die Ruhe der Arbeit, die man doch nicht in der Hand haben konnte; aber sie erfüllte alles, um möglichst vielen Schaden abzuwehren. Unser Klagen half nichts. Seine überlegame Stille war tätig. Man lernte, daß der Mensch besser daran tut, sich nach dem zu richten, was unabänderlich ist, als durch Aufgeregtheit auch das noch zu versäumen, was man besser machen könnte. Endlich kam die Sonne. Heiß schien sie über dem Feld. Bonnesam und wunderbar war der Anblick weiter Flächen voller Gerste und Roggen. Der Boden atmete; die Blüten stäubten, und die Lerchen sangen. Also war sie doch gekommen, die alles erquickende Sonne; nur kam sie nach ihrer Uhr und nicht nach der unseren. Aber sie segnete.

Die Weisheit, sich in das Gesetz der Natur und Geschichte zu fügen, ist schwer. Wir haben unsere Maßstäbe von Freud und Leid im Kopf. Die Last des Ertragbaren, meinen wir, müßten wir allein bestimmen und vergessen dabei, daß wir von der Weltweisheit schon längst gewogen und unser Teil von Arbeit und Freude zuerkannt bekommen haben. Sich darein zu finden, ist keine lässige Sache. Die Wahrheit will, daß wir uns mit ihr in Einklang setzen. Und dann werden wir tausendmal glücklicher sein, als durch den inneren Widerstand und die stete Reibung mit dem, was nicht zu ändern ist. Wie die Erkenntnis von den Wirkungen der Weltgesetze erst begann, als man die Sonne nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne sich drehen ließ, so beginnt die Erkenntnis des eigenen Lebenssinns erst da, wo man entschlossen sich selbst ändert, statt die Wagen des Schicksals anzuklagen, daß sie andere Geleise führen, als wir wollten. In launiger Weise redet der alte Maler Richter davon. Er merkte, daß seine alte Zwiebeluhr falscher lief, als die Sonne. Kurz entschlossen legt er sie beiseite und richtet sich nach der unverrückbaren Zeit, die im Sonnenstrahl zu uns kommt. Er verzichtet darauf, die Welt zu erklären aus sich; so versucht er es, sich in die Welt und ihren Lauf hineinzuverklären, einzufügen, einzubetten. So kommt die Ruhe zu ihm. Er wird glücklich. Nun kann er an dem arbeiten, was um ihn liegt; er greift zum Nächsten und gestaltet es mit seiner Kraft und seinem Willen. Der Himmel gehorcht ihm nicht; so gehorcht er dem Himmel und arbeitet an der Erde. Langsam merkt er dabei, daß der Himmel nicht so schlecht war, wie er gemeint hatte, und daß die Wege seines Lebens schließlich doch zu einem brauchbaren Ziel führten.

Die richtige Uhr haben ist ein Kunststück. Unsere eigenen „Uhren“ sollen laufen; wir brauchen sie. Aber wie wir jetzt die Zeit draußen herrisch änderten, da merkten wir, daß „unsere“ Zeit zuletzt nur eine Vorstellung und ein Maß

dieser Zeit ist, das wir in Händen haben, daß aber die Zeit sich nicht verrücken läßt, sondern nach alten Regeln spendet Sonne und Regen, Frost und Hitze, Tag und Nacht, Leid und Freud. Mit dieser Sonnenuhr läßt uns schreiten. Sie ist immer noch die beste, und wir haben noch keine bessere erfunden.

Otto Doderer / Das Soldatenlied

Der Dichter Klabund hat etwa dreihundert Soldatenlieder, wie sie heute gesungen werden, mit künstlerischem Takt in einem Buch gesammelt, mit Anmerkungen versehen und ein geistreiches Nachwort dazu geschrieben. („Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird.“ Auswahl von Klabund. Georg Müller, München.) Die krausen Naturdichtungen sind hinter dem Buchstabengitter des Papiers eingefangen, und man kann die Abtönnelinge der uralten Bardengesänge, frühmittelalterlicher Kyrieleis und der zwölfsplätigen, lästerlich wilden und frommen Landsknechtslieder auf bequeme Weise aus der Kasse betrachten.

Das Lied der Soldaten, das in seiner Masse durch gleichmäßiges Alter und gleichmäßige Verhältnisse des Singenden fest warissen ist, enthält daher alle jene Eigenschaften, die man für die männliche Jugend als typisch nennt: Romantik, Melancholie und Sentimentalität, Ironie und Brutalität. Es ist unerfahren gläubig und sieghaft frisch — unberechenbar. Jedoch die Oberhand hat der Humor. Er bricht immer wieder durch in Zwischenrufen, Juchzern, Nachern („Siehste wohl“) und als Wiß, als Spott und vor allem in der Erotik. „Bei der Nacht“, „und schlaf bei dir“, „o du liebe lange Nacht“ sind Harmlosigkeiten im Vergleich z. B. mit dem Lied von der Brombeere. Dabei ist auch das Soldatenlied lämmchenunschuldig und naiv, z. B. im Pathos („Ein wunderschönes Weib“) und in der Logik („und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot“). Der ewige Simplicius Simplicissimus!

Wie das Volkslied überhaupt ist das Soldatenlied nackte Natur und in der Form noch unausgebildet. Es benutzt gewisse immer wieder übliche Fassungen (Zwiegespräch, das Präsens im Erzählen), deutet unbefürchtet nur knapp das Nötigste an, läßt sich in Varianten zerfingern, übernimmt alte Dicht- und Singweisen für neue Stoffe, hat fast durchweg nur ein bestimmtes Abc von Metaphern, von Symbolik (Schwimmerfische, Todesfische, abfallende Röslein, Morgenrot), hat ein bestimmtes Schema der Einbeziehung von Naturerscheinungen ins Erleben (vgl. auch Zuckermanns Kettenlied), fügt willkürlich Abgesänge und Jodler ein, ist nur notdürftig gereimt und häufig grammatikalisch falsch. Es ist ursprünglich einfach, nur halb verarbeitete Dichtung, rohe Dichtung. Die Elemente der Metrik liegen darin noch brach, aber weil es stets geföhlt und echt ist, sind sie, und unverhüllter als irgendsonst, vorhanden. Es ist beinahe zu sachlich, aber in seiner Gegenständlichkeit so sehr mit Stimmung durchsetzt, daß es fast nicht anders als in zärtlichen Vermenschlichungen oder Verkleinerungen redet. Die wirren Gedankenverbindungen, die das dichterische Hirn durchkreuzen und die ohne Vorbehalt wesentlicher Kernteile mühselig in logisch klare Verse zu pressen sind, werden nur oberflächlich und ungeschickt in Zusammenhang gebracht. Ergebnisse aus Erlebtem und Gefühligem werden dabei beliebig vermengt. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das trotz aller philologischen Anfechtungen unverwundliche „Ich hatt' einen Kameraden“, das aus den paar Uhlanschen Zeilen durch den Refrain „Gloria Victoria“ und „Die Vöglein im Walde“ zu einem erschöpfenden Ausschnitt der Gefühle zwischen Heimatsehnsucht und Schlachtentod symphonisch erweitert ist.

Aber das Lied wird ganz beherrscht durch die Musik. Die erregten Sinne strömen dann in Melodien, und die Sprache ist nur Instrument. Nur dem Klang zuliebe werden z. B. Silbenverlängerungen und Gefühlsausrufe gebildet („Schwiegermamma“, „winkwint“, „reizendreizend“, „gloria Victoria“), wie die in der Sprache noch ungeübten Kinder und ersten Menschen Lautnachahmungen und Lautmusik bilden („hopp-hopp“, „ringelringelreife“, „Klingklanggloria“, „hadebade Ruhe“).

Das Soldatenlied ist vorwiegend Marschlied und darum vorwiegend Rhythmus. Nur Rhythmus ist z. B. der Abgesang von „Drei Lilien“:

Einundzwanzig, zweiundzwanzig,
Donnerwetter, Jakob Meier,
Tritt ge—saß.
Ruhig . . ru—hig . .
Schön ist mein Mädels, aber Gelder hat sie nicht,
Und sie läßt mir nicht,
Und sie läßt mir nicht,
Und sie läßt mir keine Ruh.

Hinter der Melodie tritt der Text zurück. Selbst Unverständenes und Sinnloses wird gesungen; man weiß nicht, was man singt, man singt nur. Oder Melodie und Inhalt widersprechen sich sogar, wie die trauervolle Ballade von den „Drei Lilien“ und ihre übermütige Vertonung: Tapferkeit in der Trilogie mit zugeführten Augen und gepreßten Lippen.

Klabund hat selbst Volksliederweisen nachgeahmt und eine Reihe von Gedichten, wie man so sagt, im Volkston verfaßt, denen aber schlechterdings die natürliche Ursprünglichkeit fehlt und die darum unnötig sind. („Dragoner und Husaren.“ Die Soldatenlieder von Klabund. Ebenda.)

Es ist eigentlich merkwürdig, wie sehr sich die modernen Erscheinungen der Kunstlyrik, die doch immer weniger volkstümlich wird, dem Volkslied in ihren Ausdrucksmitteln nähern. Oder eigentlich auch nicht merkwürdig. Denn es sind äußerste Gegensätze, die beide eben nur das nackte Innerste verdeutlichen.

Sprechsaal

Das neue Jugendwehrgesetz

Eine Stellungnahme zu dem gleichnamigen Aufsatz in Nr. 18.

Der Herr Verfasser fordert für Jünglinge, die regelmäßige und eifrige Teilnahme an der Wehroorbereitung nachweisen, gewisse Vergünstigungen beim Militärdienst; welche Vergünstigungen gemeint sind, ist leider nicht näher angegeben.

Sie würden doch wohl nur bestehen können in freier Wahl des Truppenteils, in der Verleihung eines höheren Dienstgrades (Gefreiten-Charge) in Verbindung mit höherem Sold und Vorgeordnetenbefugnissen oder in Erleichterungen und Befreiungen in gewissen Dienstzweigen schon bei bzw. bald nach Eintritt. Eine Kürzung der Dienstzeit hat der Herr Verfasser wohl nicht im Auge gehabt. Diese kann ja auch nicht in Betracht kommen.

Die freie Wahl des Truppenteils besteht zurzeit bereits für Freiwillige. Die Beförderung eines Infanteristen zum Gefreiten geschieht im Frieden bzw. bei den jetzigen Ersatzbataillonen nach längerer Beobachtung und Kenntnis seiner Person und sorgfältiger Prüfung seiner militärischen Gesamtleistungen als Exerzierer, Schiesser, Fechter, Turner, als Geländesoldat, Patrouillenführer, seiner allgemeinen militärischen Intelligenz, seiner moralischen Eigenschaften, vor allem aber seiner Zuverlässigkeit und seiner Fähigkeit, sich Autorität zu verschaffen.

Bei der Artillerie, den technischen Truppen, der Marine wie der Kavallerie werden die Ansprüche sinngemäß gestellt.

Im Kriege fallen seine Leistungen vor dem Feinde naturgemäß vorwiegend ins Gewicht.

Niemals aber wird ein seine Aufgabe in vollem Umfange erfassender Kompagnieführer auf den Gedanken verfallen, eine solche Beförderung lediglich auf Grund, durch Zeugnisbuch bestätigter oder durch Aufnahmeprüfung beim Dienstesintritt nachgewiesener gymnastischer Fähigkeiten erfolgen zu lassen.

Eine Kompagnie oder Batterie sind doch kein Turnverein! Die körperliche Vorschulung, in ihr die Förderung der hohen moralischen Werte, die die Gymnastik zeitigt, wie sie in so mustergültiger Weise durch den Betrieb der deutschen Turnerschaft — ich kann wohl sagen — gewährleistet wird, ist eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Heeresdiensttauglichkeit wie die Kriegstüchtigkeit unseres Volkes, aber sie bildet, gerade heute im Gegensatz zu früher, doch nur einen Teil derselben. Die anderen „Faktoren“ der Jugendberziehung und Jugendpflege müssen auch ihren Platz an der Sonne haben.

Bei aller Würdigung der historischen Verdienste und älteren Rechte der Turnerei könnten Jugendgymnastikvereine, Wandervereine, Pfadfindervereine (Patrouillendienst), Schneeschuhläufer (Gebirgskrieg) dieselben Vergünstigungen beim Militärdienst beanspruchen, wie der Herr Verfasser sie für die Vereine fordert, deren Ziel die

rein körperliche Ertüchtigung ist. So wäre z. B. der Einwand eines Jugendschießvereins, der in der Frage liegt: was ist für den jungen Kriegsfreiwilligen im Schützengraben wichtiger, ein korrekter Knieauflschwung oder die Fähigkeit, auf 50 Meter eine Schartenöffnung von der Größe einer Briefmarke zu treffen, schwer zu entkräften.

Der Herr Verfasser darf jedoch versichert sein, daß ein guter Turner beim Militär sehr bald schon auf seine Kosten kommen wird. Nicht acht Tage werden ins Land gehen, und er wird als Borturner, als Hilfslehrer für Privatissima mit schwächeren Kameraden, also als eine Art Vorgelegter Verwendung finden und sich schon allein dadurch u. a. gewisse Voraussetzungen zu einer späteren besonderen Verwendung, einer Beförderung schaffen. Zeugnisbuch wie Aufnahmeprüfung, die übrigens wohl überall jetzt schon in der Praxis besteht, werden seine Beurteilung zur Geeignetheit wesentlich erleichtern. Ersteres ist ein Empfehlungsbrief, von dem der Kompagniechef mit Dank und Nutzen Kenntnis nehmen wird.

Der Herr Verfasser schreibt sodann: „Wir wünschen, daß das neue Jugendwehrgesetz eine allgemeine tüchtige Leibesausbildung und keine militärische vorschreibt.“

Ich möchte, wie schon des öfteren in der Fachpresse, die Herren von der „Turn-Fraktion“ bitten, uns, die wir vorn am Feinde liegen und nun seit 21 Monaten in der kämpfenden Truppe wie auch in den Ersatzbataillonen die Segnungen der Turnerei an unseren Soldaten schätzen gelernt haben, aber auch täglich und stündlich spüren, wo sie der Schuh drückt und wo es bei ihnen im Elternhaus, in der Schulerziehung wie bei dem bisherigen freiwilligen Betriebe der Jugendpflege sehr gefehlt hat und wo hier arge Unterlassungen festzustellen sind, nun endlich doch zu glauben, daß der junge Mann allerdings heute schon militärische Fachvorkenntnisse sowie spezifisch soldatische Charaktereigenschaften und Fähigkeiten zur Truppe mitbringen muß, wenn wir bezüglich unserer Landesverteidigung auf der Höhe bleiben wollen.

Es wäre auch für die Truppe weit bequemer, wenn die Gefechtsausbildung sich lediglich auf körperlichem Gebiete abspielen könnte, wie das früher vorwiegend der Fall war; diese Zeiten sind aber vorbei, und wir müssen mit den Forderungen des jetzigen wie der sich daran anschließenden zukünftigen Kriege mitgehen. Welcher Art diese Kenntnisse und Eigenschaften sind, habe ich in meinem, gerade in Lehrkreisen vielverbreiteten Heftchen „Die Erziehung unseres Armeenachwuchses nebst Übungsplan für 25 Tage“ niedergelegt. Meine Methode beruht auf Elternhaus und Schule. Mit „Kommis“ hat sie nichts zu tun, auch nichts mit Exerzieren, Parademärschen, Kriegsspielerien und anderen Paradien militärischer Einrichtungen.

Wohl aber fordere ich eine Anzahl gerade für die Jungen leicht erlernbarer Fähigkeiten, die ebenso an der militärischen Börse Kurswert haben wie im bürgerlichen, im beruflichen Leben geschätzt, und dort bisher oft, mangelnder planmäßiger Vorbildung wegen, auf Schritt und Tritt schmerzlich vermißt wurden.

Es handelt sich hier um Übungen und Einwirkungen zur Erweckung folgender Eigenschaften und Fähigkeiten: Ordnungs- und Pünktlichkeitsinn und Sinn für Sauberkeit, Bescheidenheit, gute Manieren, korrekte Ausdrucksweise, klare Auslasterteilung, um Gedächtnisübungen, um die Fähigkeit, Bestellungen auszurichten, Aufträge sowie Mitteilungen ungestört weiterzugeben, Beobachtungen und Feststellungen vorzunehmen und diese schriftlich niedergulegen, sowie kleine Berichte aufzulegen, verständlich zu telefonieren und zu telegraphieren. Hieran schließen sich die bekannten Geländeübungen, Augen- und Fernglasgebrauch, Geländebearbeitungen, Kartenlesen und Entfernungsschätzen. Diese letzteren sind zwar spezifisch militärischer Natur, ihr Betrieb wird aber jedermann, auch wenn er nicht Soldat wird, nur zum Nutzen gereichen.

Es sind dies im übrigen etwa dieselben Forderungen, die neben anderen, einige Jahre später, in den Richtlinien des Kriegsministeriums aufgestellt wurden.

Welch schwere Störungen, um nur eins herauszugreifen, ja welches unter Umständen entsetzliche Unheil vorn bei den kämpfenden Truppen infolge verstümmelter oder falscher Befehlsübermittlung durch einen in Elternhaus, Schule und Jugendpflege intellektuell ungenügend und unsachgemäß „gedrillten“ Soldaten entstehen kann, das wissen nur wir, die wir vorn in der Kampfstellung, das fühlen nur wir, die wir an eigenen Leibe — täglich, stündlich!

Also man höre und glaube.

Die ungeheuren Ansprüche an Verantwortlichkeitsgefühl, Urteilsfähigkeit und Selbsttätigkeit, die bei dem naturgemäß starken Abgang an unteren Führern und der Notwendigkeit, dauernd Stellvertretungen eintreten zu lassen, unter Umständen schon an einen ganz jungen Soldaten herantreten können, zwingen, angesichts der bis in absehbarer Zeit voraussichtlich bestehenden nur kurzen Ausbildungsperiode, dazu, schon im Nachwuchs diese vorerwähnten spezifisch militärischen Fachkenntnisse und soldatischen Eigenschaften intellektueller Art planmäßig, schulmäßig zu entwickeln.

Durch den ausschließlichen Betrieb der Gymnastik, wie er vom Herrn Verfasser und vielen anderen Vertretern der Turnerschaft als zur Heeresvorbereitung ausreichend immer wieder hingestellt wird, sind diese Eigenschaften und Fähigkeiten nun und nimmer zu erreichen.

Der Herr Verfasser verlangt sodann, daß turnerische Leistungen auf den Schulen Einfluß auf Verleihung haben sollen.

Rants, Schillers und Niebichs turnerische Qualifikationsberichte haben mir nicht vorgelegen, aber ich glaube fast, daß manche unserer führenden Geister, denen unser Volk in nationaler Hinsicht viel verdankt, nach dieser Theorie aus der Quinta niemals herausgekommen wären.

Es ist dies ein Vorschlag, auf den hoffentlich ein Schulsachmann antworten wird.

Bezüglich der Gewährung des Berechtigungszeugnisses zum einjährigen Dienst wollen wir doch nicht aus dem Auge verlieren, daß hierbei auch der Gedanke der Schaffung von militärischen Führernstellen obgewaltet hat. Hierbei fallen allerdings doch in erster Linie geistige Eigenschaften ins Gewicht. Die rein körperliche Geeignetheit zum Einjährigendienst ist ja ohnedies, wie bei jedem Wehrpflichtigen, durch die dreimalige militärärztliche Untersuchung sichergestellt. Der Herr Verfasser erwähnt, daß in manchen anderen Ländern, so auch in Frankreich, die „körperlichen“ Leistungen beim Berechtigungschein zum einjährigen Dienst bewertet werden. Als Zeichen, wie hoch gerade in Frankreich der Bestand an militärischen Fachvorkenntnissen, also rein intellektueller Eigenschaften, des Heeresnachwuchses nach dem Gesetz der préparation pour le service militaire eingeschätzt wird, möge gelten, daß die Gewährung von Vergünstigungen beim Dienst Eintritt abhängig gemacht wird von den Ergebnissen einer Prüfung auch auf rein geistigem Gebiete, deren Bedingungen alles weit hinter sich lassen, was z. B. in den „Richtlinien“ als oberste Grenze des Wünschenswerten vorgeschlagen wird.

Argonner Wald, Juni 1916.

Corsep, Major a. D.

Soziale Bewegung

Die deutschen Gewerksvereine (Hirsch-Dunder), die alle drei Jahre einen allgemeinen Verbandstag abzuhalten pflegen, waren in der Pfingstwoche zu einer Kriegstagung im eigenen Heim in Berlin zusammengetreten. Mit der bei ihnen bekannten Gründlichkeit und Besonnenheit behandelten die zahlreich erschienenen Delegierten aus allen Teilen des Reiches die durch den Kriegszustand brennend gewordenen sozialpolitischen Fragen der Frauenarbeit, der Heimarbeit, der Kriegsbeschädigtenfürsorge, der Wohnungsreform, der Lebensmittelversorgung, der Einigungseinrichtungen, der Reichswochenhilfe, des Arbeitsrechts, der Kriegssteuern usw. Den Verhandlungen wohnten als Gäste je ein Vertreter des Reichsversicherungsamtes, des Kriegsernährungsamtes und zahlreiche Abgeordnete der fortschrittlichen Volkspartei sowie sozialer Organisationen bei; Beweis für die Wertschätzung, deren sich die deutschen Gewerksvereine erfreuen. Jedes Thema wurde durch einen kurzen Ueberblick eines bestellten Berichterstatters eingeleitet und dann eingehend durchgesprochen, wobei der Geist der Brüderlichkeit und Sachlichkeit, der Rücksicht auf die schwierige Gesamtlage und der Opferwilligkeit für Kaiser und Reich alle beherrschte. Im Rahmen der sozialpolitischen Arbeiterpolitik beschloß man auch eine einmütige Kundgebung der Dankbarkeit und Unterstützung an den Reichskanzler aus Anlaß seiner bekannten Rede am 5. Juni. In der angenommenen Resolution einigte man sich über alle wichtigen Lebensfragen der Arbeiterorganisationen im Kriege und nach demselben. Daneben gab es in geschlossenen Sitzungen noch eingehende Aussprachen über die inneren Organisationsaufgaben, wobei auch eine grundsätzliche Erörterung über die Lehren des Krieges für die Haltung und Zukunft der deutschen Gewerksvereine erfolgte. Mit vielfachen neuen Anregungen und dem neugeschafften Willen zu entschlossener Organisationsarbeit im Interesse der Mitglieder der deutschen Arbeiterschaft und des deutschen Volkes und Vaterlandes fuhren dann die Delegierten aus den mehrtägigen Beratungen ihrer Heimat zu, um in Taten umzusetzen, was sie in Berlin großzügig und einheitlich beschlossen hatten.

Der Ausbau der Arbeitsnachweise im Deutschen Reich ist nach längeren Vorbesprechungen im Reichsamt des Innern und im Deutschen Reichstag jetzt von den Reichsbehörden in die Wege geleitet worden. Die Forderung der Arbeiterverbände nach Herstellen eines lückenlosen Netzes von Arbeitsnachweisen im Interesse der nach Friedensschluß massenhaft zurückkehrenden Kriegerarbeiter und der schnellen Umschaltung des Kriegszustandes auf den Friedenszustand soll jetzt im Verwaltungswege erfüllt werden, nachdem eine reichsgesetzliche Regelung in der Zeit des Bürgerkriegs für unmöglich erklärt worden ist. Zunächst hat das Kaiserl. Statist. Amt ein Verzeichnis aller bestehenden, nicht gewerbsmäßigen Arbeitsnachweise aufgestellt. Das Verzeichnis

soll, wie die dem Reichstag vor kurzem vom Reichsausschuss des Innern vorgelegte Denkschrift über Maßnahmen auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises ankündigt, den zur Entlassung kommenden Kriegsteilnehmern bei der Demobilisierung ausgehändigt werden, damit sie sich über geeignete Arbeitsvermittlungstellen unterrichten können.

Außerdem hat der Bundesrat vorige Woche auf Grund des Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914 eine Verordnung erlassen, wonach die einzelstaatlichen Zentralbehörden das Recht erhalten, einzelne Gemeinden oder Gemeindeverbände zur Errichtung und Inbetriebnahme unparteilicher, öffentlicher Arbeitsnachweise zu zwingen. Es sollen dadurch säumige Gemeinden im industriereichen Gegenden an ihre Pflicht gegenüber den aus dem Kriege zurückkehrenden, Arbeit suchenden Kriegern erinnert werden. Wenn auf diese Weise der Unterbau des Arbeitsnachweises gut ausgebaut ist, wird es auch möglich sein, demnächst durch Errichtung von zentralen Auskunfts- und Nachweistellen, durch Landesämter und ein Reichsamt für Arbeitsnachweis den notwendigen Ausgleich zwischen Angebot und Bedarf, zwischen Ueberschuß und Mangel zu schaffen. Dann erst wird die neugeordnete Einrichtung den großen und wichtigen Aufgaben entsprechen können, die nach Friedensschluß ihrer warten.

Zusammenschluß technischer Vereine. Auf allen Gebieten wirkt der Krieg konzentrierend, organisierend. Nicht nur, daß er das Volk im ganzen enger zusammengeschlossen hat, er läßt auch innerhalb desselben neue Zusammengliederungen und Anschlüsse entstehen. In Kriegszeiten fühlt eben der einzelne mehr denn sonst, daß er für sich allein weniger fest steht. Damit gewinnt jeder wirtschaftliche Verein schon an und für sich Bedeutung und Anziehungskraft. Es entsteht aber auch bei den Vereinen wieder das Bestreben nach stärkerem Rückhalt. Und so erleben wir jetzt den Zusammenschluß von 6 großen Vereinen auf dem Gebiete der Technik. — Da ist zunächst der Verein deutscher Ingenieure, der 1856 gegründet wurde und zurzeit über 24 000 Mitglieder zählt. Dazu kommt der Verband deutscher Architekten, der 1871 gegründet wurde. Er will seine Mitglieder nicht nur auf sozialem, sondern auch auf künstlerischem Gebiete fördern. Der Verein deutscher Eisenhüttenleute ist zurzeit 36 Jahre alt und zählt etwa 6000 Mitglieder. Er arbeitet für die Förderung des Verbrauchs von Eisen und Stahl. Die deutschen Chemiker schlossen sich 1887 zusammen, sie zählen gleichfalls etwa 6000 Mitglieder. 1893 wurde ein Verband deutscher Elektrotechniker geschaffen mit ebenfalls 6000 Mitgliedern. In einer Reihe von Kommissionen läßt er Einzelfragen des Elektrotechnischen Betriebes besonders bearbeiten und wird deshalb vielfach bei der Einrichtung von neuen Betrieben oder bei der Aufstellung von Betriebsvorschriften als maßgebend anerkannt. Die Schiffsbau technische Gesellschaft mit etwa 2000 Mitgliedern stellt sich die gleichen Aufgaben wie der vorhergenannte Verband. — So ist also durch den Zusammenschluß dieser sechs bedeutenden Vereine ein großer technisch-wirtschaftlicher Verband entstanden, der nahezu 50 000 Mitglieder zu gemeinschaftlicher Arbeit verbindet. Das wird eine beachtenswerte Kraft in der kommenden Entwicklung der deutschen Technik und Wirtschaft werden, die wir nach dem Kriege gut brauchen können.

Der Wert des Genossenschaftswesens ist durch die Begleiterscheinungen des Krieges vielen Volksgenossen mit aller Deutlichkeit zu Gemüte geführt worden. Der „Korrespondent“ der Buchdrucker weist mit gutem Recht darauf hin, daß sich der Zusammenschluß und das einheitliche Zusammenwirken als ein brauchbares und vorzügliches Mittel erweisen haben, um über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Krieges hinwegzukommen. Der Erfolg der Organisation liegt in dem planmäßigen und zielbewußten Hand-in-Hand-Arbeiten vieler Kräfte. Der die Organisation leitende Geist lebt in allen. Er macht auch den schwächsten einzelnen zu einem wertvollen Glied und schafft dadurch eine Gesamtleistung und Massenkraft, die allein große Aufgaben zu lösen imstande ist und große Ziele zu erreichen vermag. Ebenso wie der Geist der Organisation die Höhe der Erzeugung beherrscht, beherrscht er auch die Verteilung der Erzeugungsmengen. Durch sie wird jeder einzelne dem anderen gleichgestellt. Kein Rang- oder Machtunterschied besteht, das Bedürfnis allein entscheidet, und die gleichmäßig organisierte Befriedigung aller Bedürfnisse bietet allein die Möglichkeit durchzuhalten. Auf diesem Wege haben sich die ländlichen und die Konsumgenossenschaften als wertvolle Hilfsmittel erwiesen, um die organisierte Verwaltung zur Durchführung zu bringen. Immer mehr hat sich auch dieses System als richtig und imstande erwiesen, die Versorgungsnot und Versorgungsschwierigkeiten zu beseitigen. Deshalb findet es auch in immer größerem Umfange Anwendung. Die in der Kriegswirtschaft gemachten Erfahrungen werden daher für alle Zukunft als wertvolle Lehren dienen, auf denen sich eine gesunde Friedenswirtschaft aufbauen kann. Das Genossenschaftswesen wird in dieser Entwicklung eine führende Rolle spielen und das Rückgrat sein, an das sich auch künftig wichtige Entwicklungslinien der Volkswirtschaft anzulehnen haben.

Das Koalitionsrecht der Landarbeiter. Nachdem sich anlässlich der Reichsvereinsnovelle jüngst der deutsche Landwirtschaftsrat

sehr ablehnend gegenüber dem Koalitionsrecht der Landarbeiter ausgesprochen hat, ist es mit Freude zu begrüßen, daß von anderer gleichfalls agrarischer Seite eine wesentlich günstigere Beurteilung der wichtigen Frage erfolgt ist. Die christlichen Bauernvereine Bayerns haben zum Reichsvereinsgesetz in dem Sinne Stellung genommen, daß sie das Koalitionsrecht für ländliche Arbeiter und Dienstboten anerkennen. Sie haben unter Dr. Helms Führung sogar dagegen Verwahrung eingelegt, daß der bayerische Landwirtschaftsrat sich dem deutschen angeschlossen hat, ohne in seiner Äußerung davon Notiz zu nehmen, daß die christlichen Bauernvereine und damit doch ein sehr stattlicher Teil der bayerischen Landwirtschaft abweichender Ansicht ist. Man muß mit Befriedigung vermerken, daß die Politik des grundsätzlichen Mißtrauens gegen die Landarbeiter auf diese Weise ein Gegengewicht erhält. Es ist ja gewiß zuzugeben, daß für die ländlichen Arbeiter nicht einfach die gleiche Schablone der Vereinigung angewandt werden kann, wie für die Industriearbeiter. Die Lebensverhältnisse sind ganz andere, zum Lohn kommt bei ihnen die Verpflegung, die Arbeitszeit läßt sich unmöglich auf täglich bestimmte Stundenzahl beschränken, Witterung und Jahreszeit spielen dabei eine große Rolle, ein Streikrecht zur Ernte könnte verhängnisvolle Folgen haben. Aber daraus zu folgern, daß jede Vereinigung von Landarbeitern auch nach wie vor verboten bleiben sollte, wie es in Preußen geschieht, das wäre sicherlich auch verfehlt. Aus Mißtrauen und Verneinung allein sind noch niemals legensreiche Früchte hervorgegangen. Die christlichen Bauernvereine Bayerns nehmen tatsächlich einen weitblickenderen Standpunkt ein. Ihre Auffassung ist, das Zugeständnis des Versammlungsrechtes zur Grundlage zu machen und diese Grundlage höchstens da einzuschränken, wo es die besonderen Lebensbedingungen der Landwirtschaft erfordern. Es bleibt noch genug übrig, um eine fruchtbare, wirtschaftlich fördernde und erzielende Arbeit auf dem Vereinigungswege für die Landarbeiter leisten zu können.

Büchertisch

Paul Rohrbach: Weltpolitisches Handbuch 1897–1915 (Deutschland, Rußland, Orient, China, Afrika, Amerika, vom Weltkrieg 1915). Verlag von Carl Robert Langewiesche. Königstein im Taunus u. Leipzig 1916. 305 S. Kart. 1,80 M., geb. 3 M.

Ueber Rohrbachs neues Buch kann ich mich sehr kurz fassen, da ein Buch von Rohrbach keinem Leser der Hilfe erst besonders empfohlen zu werden braucht. Erkannlich ist nur dieses und soll darum nochmals hervorgehoben werden, wie eminent der politische Sinn von Natur ist, der Rohrbach schon in jungen Jahren als Reisenden die Welt mit anderen Augen sehen läßt, als die meisten anderen. Historische Anschauung, Romantik, Abenteuerlust, alles bekommt seinen politischen Einschlag, ob es nun der Rimes Romanus ist oder das Reich der Inlas in Südamerika. Gerade diese Fahrt ins Reich der Inlas ist besonders charakteristisch. Sie war der Traum seiner Jugendjahre. Dieses Land des Sonnenkultus, einer höchst gelagerten ästhetisch-mechanischen Kultur, und der Schauplatz romantischer Kämpfe mit den spanischen Eroberern, alles das lebt in dem Reisenden Rohrbach wieder auf, bereichert sich wissenschaftlich durch Anschauungen, aber das Wesentliche bleibt dann doch die politische Abschätzung des Landes, seiner Zukunftsmöglichkeiten und seiner Bedeutung für die expansiven Bestrebungen deutscher Wirtschaft, deutscher Kultur, indem er selbst die reinwissenschaftliche Arbeit der Aufstellung dieser dunklen romantischen Vergangenheit allein durch deutsche Wissenschaft geleistet zu sehen wünscht. Für uns am wichtigsten sind heute natürlich die Reisen nach Rußland, und besonders der Ukraine, auf deren Bedeutung Rohrbach wenn nicht zuerst, sicher am nachhaltigsten aufmerksam gemacht hat. Schotte.

Die Bräute zum Jenseits. Der Tod kein Ende. Trostbriefe von Prälat Dr. Hüffel, Ministerial- und Kirchenrat. 110 S. 60 Pf. Götz: Weltkrise. Die Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Von Fr. Böllner, Prof. der Astrophysik. Wiesbaden. Bei Abigt.

Böllner ist der aus der Geschichte des Spiritismus bekannte Leipziger Professor; daß er schon „vor längerer Zeit“ gestorben ist, sagt der Herausgeber. Dagegen deutet er mit keinem Wort an, daß Hüffel (so schrieb er sich) schon Mitte vorigen Jahrhunderts starb, und die Schrift, die hier geboten wird, 1832 erschien (Briefe über die Unsterblichkeit)! Und nicht nur der Titel ist verändert, sondern es sind willkürlich Beziehungen auf den Kriegstod in die Schrift hineingebracht worden, die das Original nicht enthält; sie ist auch sonst verändert. Daß der Anschein erweckt wird, als handle es sich um ein Buch aus unseren Tagen, ist ein Versuch der Täuschung, der scharf gekennzeichnet zu werden verdient und schlimmer ist, als der geschmacklose Untertitel „Manna für Gläubige“, an dem H. unschuldig ist, und die wisse Phantastik, die sich in dem Gesamtwerk mit ganz ersten Erwägungen verbindet.

Beramtstitel für den politischen Teil: Wilhelm Heise, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Briefkasten

Nach Sillian. Wir danken für Ihre Angaben und haben den Betrag zugunsten Ihres Bezugskontos verbucht.

Die in Nr. 22 der „Hilfe“ für Feldbleier angebotenen Bücher sind sämtlich vergeben. **Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.**

Quittung über „Freiwillige Gaben“ erscheint in nächster Nummer.

S. 3. i. B. Auf Ihre Anfrage nach geeigneten Sommerfrischen teilen wir Ihnen mit, daß wir mehrfacher Anregung gern nachgeben und mit Rücksicht auf die schwierige Auswahl in gegenwärtiger Zeit im Anzeigenteil einer der nächsten Nummern eine Adressenmerktafel (Gasthäuser, Sanatorien, Bäder) veröffentlichen werden. Wer zumal während des Krieges gute Erfahrungen gemacht hat, wird gebeten, diese der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen.

Geschäftsstelle der „Hilfe“.

Geschäftliche Mitteilungen

Das **Waldsanatorium Tannenholz, Friedrichsrode i. Th.** steht auch während des Krieges dauernd unter der persönlichen Leitung seines Besitzers, des Herrn Dr. med. Kurt Bietling, Spezialarzt für Nerven- und innere Leiden.

Die Anstalt ist dauernd gut besucht gewesen und hat während des Krieges eine große Reihe von Kranken, die ihr Leiden im Heile sich zugezogen hatten, oder die in der Heimat teils an den gewöhnlichen Krankheitsursachen, teils unter dem Einflusse der vermehrten Arbeiten und dauernden Gemütsbewegungen erkrankt waren, wiederherstellen und berufsfähig machen können.

Die gute Einrichtung und schöne Lage des Hauses sowie die trotz des Krieges sorgfältige und reichliche Ernährung sind bekannt. Da der Besuch der Anstalt stets ein zahlreicher ist, empfiehlt es sich, wegen der Aufnahme im Laufe des Sommers sich möglichst bald an die Anstaltsleitung zu wenden.

Am Himmelfahrtstage fiel in schweren Kämpfen im . . . mein geliebter Mann, der Oberlehrer am Gymnasium zu Rostock

Georg Beermann

rent. d. N. im Grenadier-Regt. Nr. 1 (Stromberg), Inhaber des Eisernen Kreuzes im Alter von 35 Jahren.
Rostock i. M.

Clementine Beermann, geb. Dehnde.

Schulen und Lehranstalten

Geistig zurückgebliebene Kinder finden sorgfältige Pflege u. Erziehung sowie individuellen Unterricht in **Schröters Institut, geg. 1873, Dresden-N., Oppellstrasse 44/46.** Näheres Prospekt.

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die **Realschule** und in das **Jugendheim** vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragesnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 17 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heißbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechnen zugleich zum **einjährig-freiwilligen Dienst**. Pfl.- und Schulgeld 840 bis 990 M. im Jahr. Näheres im Jahresbericht und in der Aufnahme-schrift durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.

Odenwaldschule
Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben u. Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartig. Zusammenleben i. Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel n. gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fach-kurse u. sorgfält. fördernd. Einzelunterricht. Sich. Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Dürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen.

Erziehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

Bevorzugt u. empfohlen von Eltern, die sich ihren Kindern nicht genügend widmen können. Freunden besonnener Unterrichts- und Erziehungsreform. Einjähr. Examen, Reifeprüfung.



Literatur: Programm-schrift und Sonder-drucke durch die Geschäftsstelle der Anstalt. 1. und 2. Bericht der D. S. H. 1912-13, Verlag B.G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

Wiesbaden, Gumbachthal.

Töchterheim Debbertin. Staatl. konzess. Zeit-gemäße Ausb. f. Haus u. Leben. Warm empf. Vollst. Ersatz fürs Ausl. Prosp. d. Vorsteherinnen.

Seminar für klassische Gymnasien Zambach, Thüringer Wald
ferienturse: Juli bis August. Studier- und Lehrerinnen Preisermäßigung.

Lehrinstitut für Gärtnerinnen
Traisa b. Darmstadt. Prosp. frei.
Einj. Lehrgang f. Freilandkulturen.

Hannover Töchterheim Fr. Schmar. Gründliche individuelle Ausbildung in Haushalt und Wirtschaften. (Erziehung f. Haus und Leben.) Ia. Referenzen. Näh. Prosp.

Jugendheim Charlottenburg
Goethestraße 22

Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (mit staatlicher Abschlussprüfung), Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen u. Jugendpflegerinnen.

Fortbildungskursus für Hortleiterinnen

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten

Pension im Hause. — Anmeldungen und Prospekte bei

Anna von Gierke, Charlottenburg, Goethestr. 22

Soziale Berufsausbildung f. Befohlene u. ehrenamtl. Stellen bietet das

♦ ♦ **Christlich-soziale Frauenseminar** ♦ ♦

des Deutsch-Evangel. Frauenbundes, Hannover, Bedeslinstr. 26, I. Gute Gelegen., geeign. Anst. zu erlangen durch d. mit d. Seminar in Verbind. steh. Stellenvermittlung. **Ausbildungszeit:** 14 Jahre. Auf. Jan. bis Mitte Juni d. folg. Jahres. **Theoret. u. prakt. Ausbild. Aufnahmebeding.:** Schulzeugnisse eines Abzuges vom 20. Lebensj. **Wissensch. u. Oberbau:** 1. Jahr bis 30. Juni d. folg. Jahres. **Aufnahmebeding. dazu:** 30. Vorbild. od. wissenschaftl. Examen eines Oberzeugnisses od. Abiturientenexamen. **Stip.** sind vorh. in 1. Linie f. Mtlg. d. D. Ggl. f. 300 M. Schriftl. u. mündl. Ausl. f. Fr. L. Göttinger, Hannover, Bedeslinstr. 26, I.

Vorbereitungsanstalt

für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu

Bückeburg

(Unter staatlicher Aufsicht.) — Kleine Klassen. Familieninternat. Prospekt.

Darmstädter Pädagogium

Erfolgreichste

Vorbereitungs-Anstalt

für Einjährige, Primaner, Fächerliche u. Abiturienten.

Schule und Gegenwarts-Kunst

von Ludwig Gurlitt
Preis gebunden 60 Pf.

Fortschritt

(Buchverl. d. Hilfe)

G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unerlangten Einfindungen ist stets das Rückporto beizufügen.
 Vierteljahrspreis im Buchhandel 8 M., beim Briefträger und am Zeitungskahler der Postämter 3,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M., Feldpostausgabe (nur direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
 Fernsprecher: Amt Lüchow 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
 Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kettenzeile 1,50 M., einfache Beilagen: Tausend 12 M.
 Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugefandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.
 Schluß der Anzeigen: Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer: Heimatkronik. — Friedrich Naumann: Deutsche Kolonialpolitik. — Gutsbehalter Dr. Hugo Wendou Toth, M. d. R.: Das Kriegsernährungsamt. — Dr. Fritz Fischer: Püan Schik-Kai und Li Püan-hung. — Albrecht Schöth Weethoven im Gespräch. — Dr. Erwin Adertnecht: Haeffedare Feldhüchereien? — Gedichte. — Gottfried Traub: Päpste. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 18. Juni.

Vom Südrande des Pripiet (Rokitno-Sümpfe) bis zur rumänischen Grenze besteht eine lange Kampfeslinie, deren einzelne Teile ihre eigenen, besonderen Schlachten haben. Als Gesamturteil schreibt der vielgelesene Kriegskritiker des Berner „Bund“, Stegemann: Der Angriff des russischen Generals Brußilow, der sich auf 350 Km. entwickelte und mit großem Geschick die Hauptdruckpunkte zwischen die sehr befestigten Expositionen und das feststehende österreichische Armeezentrum verlegte, hat an den entscheidenden Stellen bis zu 50 Km. Tiefe Raum gewonnen. Trotzdem aber ist bis heute weder ein vollständiger Durchbruch noch eine innere Umfassung zustande gekommen. Der Uebergang zum Bewegungskrieg ist noch nicht erfolgt. Das Zentrum zwischen Dubno und Budzanow mit dem Mittelpunkt Larnopol ist in der Hauptsache unverändert geblieben. — Nördlich und südlich dieses Mittelstückes wird erbittert weitergekämpft. Auf der Südseite hat sich die Armee des Generalobersten von Pflanzer-Ballin in der Linie Sniatyn—Horodenka aufgestellt und erwartet den Gegner. Czernowiz konnte leider nicht gehalten werden. Im nördlichen Einbruchgebiet bei Luck und Rokitni hat der Generaloberst von Linzinger in den Kampf eingegriffen, und es hat eine neue große Schlacht begonnen. Der Vorgang im ganzen erinnert lebhaft an die schweren Kämpfe, die die österreichisch-ungarische Armee in den ersten Kriegsmonaten zu bestehen hatte. So wenig aber damals der Sieg der russischen Masse von Dauer war, ebenso wenig wird er es hoffentlich jetzt sein können.

Die Italiener sind an ihrer ganzen Kriegsfront lebendig und kämpfen sowohl am Isonzo wie in den Dolomiten und bei Asiago. Bedeutendere Veränderungen sind nicht eingetreten.

Der holländische Handelsminister Versteeg hat sich über das Verbot der Ausfuhr von geschlachtetem Vieh und Milchvieh ausgesprochen und hinzugefügt: Heute abend wird ein Ausfuhrverbot für alle Gemüse bekanntgegeben. Die Kartoffelausfuhr ist bereits verboten. Die Regierung ist fest entschlossen, die Grenzen so lange für die Ausfuhr von allen Lebensmitteln zu sperren, bis in Holland angemessene Preise für die Ernährung wiederhergestellt sind. Auch jetzt sind noch genug Lebensmittel da, aber sie werden aus Habgier zurückgehalten. Die Regierung ist bereits dazu übergegangen, in großem Maßstabe Beschagnahmungen vorzunehmen. Lebensmittelparten und Höchstpreise nach deutschem Muster sind bis jetzt nicht beabsichtigt. — Holland erzwingt sich also durch Ausfuhrverbot von seinen Händlern billige

Inlandspreise. Das ist von seinem Standpunkt aus ganz geschickt und berechtigt, erschwert aber natürlich für uns die Sachlage, weil wir bis auf weiteres noch einen Verkäufer verlieren.

Am Abend wird in befreundetem Kreise darüber gesprochen, welchen Anteil am europäischen Kriege in allen Ländern die nationalistischen Gruppen haben. Die Schriftsteller von Leuten, die kein Gefühl für die Fernwirkung ihrer Worte besitzen, zeigt sich immer mehr als ein Element der Schädigung. Wenn wir zum ungehinderten Gebrauch des öffentlichen politischen Wortes zurückkehren, müssen wir erwarten, daß gleichzeitig eine gewisse Erziehung zur Verantwortlichkeit eingetreten ist.

Montag, 19. Juni.

Gestern ist bei Gelegenheit einer Erinnerungsfeier für den Generalfeldmarschall von der Goltz unerwartet in der Versammlung Generaloberst von Moltke, Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee, an einem Herzschlage gestorben. Er war der Nefte des großen Feldherrn von 1870, sein und Schließens Nachfolger. Die deutsche Armee dankt ihm die Vorbereitung des Krieges. Ueber seine Tätigkeit in den ersten zwei Kriegsmonaten wird später die Kriegsgeschichte zu berichten haben. Jetzt gedenken wir einmütig des treuen und edlen Mannes, der an der Spitze der schwersten militärischen Geistesarbeit ein Vermittler organisatorischer und strategischer Pläne und Gedanken gewesen ist, ein Führer des nachwachsenden Geschlechts deutscher Stabsoffiziere.

Bei der Heeresgruppe des Generals von Linzinger werden 3500 russische Gefangene gemeldet. Damit beginnt die Gegenbewegung gegen den russischen Vormarsch erfolgreich zu werden. Der österreichische Bericht meldet ebenfalls 900 russische Gefangene. Natürlich ist das wenig im Vergleich zu den für uns unkontrollierbaren Ziffern der russischen Berichte.

Für die Bergung der Leiche. Ritcheners sind 10 000 Pfund Sterling ausgelegt worden. Die Engländer sollen an der Nordküste Schottlands und an den Orkney-Inseln neue Lagerungen von Minen ausgestreut haben; auch in der Irischen See sind einige Häfen für den neutralen Schiffsahrtverkehr geschlossen.

Dienstag, 20. Juni.

Zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko hat sich die beiderseitige Spannung neuerdings wieder vermehrt. Eine amerikanische Gruppe soll in Mexiko angegriffen worden sein. Der „New York Herald“ meldet, daß Wilson entschlossen sei, sehr entschieden gegen Mexiko vorzugehen. Wenn Carranza, einer der streitenden Präsidenten, Widerstand leistet, so werde das notwendigerweise ein kriegerisches Eingreifen Amerikas nach sich ziehen. Staatssekretär Lansing erklärte, daß in diesem Falle die Vereinigten Staaten von England unterstützt würden. — Der letzte Satz läßt, wenn er wahr ist, tief blicken. Es ist nicht ganz unmöglich, daß sich England den Amerikanern als Helfer anbietet, um größere Gegenleistungen zu empfangen.

Die griechische Regierung hat sich unter dem Druck des Bierverbandes entschließen müssen, mit der Heimführung ihrer Truppen einen wirklichen Anfang zu machen. Aus Athen werden lebhafteste Kundgebungen der Bevölkerung für den König Konstantin gemeldet. Die Ernährung ist durch die englische Blockade sehr erschwert. Um Saloniki herum gibt es täglich an

einigen Punkten Patrouillengeplänkel, und die beiderseitigen Flugzeuge erkundten die feindlichen Stellungen. Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß sich die Franzosen und Engländer nach Monastir hin bewegen, um diese Stadt den Resten der serbischen Armee anzuvertrauen, damit irgendwo die Existenz des serbischen Staates behauptet werden könne. Die bulgarischen und deutschen Truppen erwarten in guter Zuversicht den Angriff, gehen aber den Feinden nicht entgegen, um sie von ihrer Versorgungsgrundlage in Saloniki abzuziehen.

Aus Konstantinopel wird erzählt, daß die Schwierigkeiten der Volksernährung, die bei Anfang des Krieges bedeutend waren, jetzt durch das reichliche Wachstum von Gemüse sehr gemildert seien. Die Durchschnittsernährung sei wohl noch etwas geringer als bei uns, aber bei der Bedürfnislosigkeit der Orientalen tatsächlich genügend. Neuerdings kommen Ernährungszüge aus Konstantinopel bis vor Konstantinopel.

Bei der Neubildung des italienischen Ministeriums ist zum ersten Male ein klerikaler Abgeordneter, Meda, in das Kabinett eingetreten. Der „*Osservatore Romano*“, das Blatt der päpstlichen Richtung, schreibt: Meda vertritt nicht etwa die organisierten italienischen Katholiken, sondern lediglich sich selbst und seine Freunde. Die vollkommene Unparteilichkeit des Vatikans im Weltkriege könne durch den Eintritt eines einzelnen katholischen Abgeordneten in das Ministerium nicht beeinträchtigt werden. — Das letztere ist zweifellos richtig; immerhin aber ist es ein Vorgang von dauernder Bedeutung, daß ein anerkannter Klerikaler auf einer italienischen Ministerbank sitzt. Das ist von 1870 bis jetzt nicht geschehen.

Vom großen südöstlichen Kampfe hören wir keine besonderen Tatsachen, lesen aber mit Befriedigung, daß die Stellungen der Unsrigen überall festgehalten werden konnten und daß im nördlichen Kampfgebiet die Heeresgruppe von Einsingen an einer Stelle kämpfend weiter vorgeedrungen ist. Es wird mit viel Erwartung nach der Gegend von Luck hingeblickt.

Mittwoch, 21. Juni.

Graf Tisza antwortet dem Obmann des Polenklubs, Professor Bilinski, auf ein Begrüßungstelegramm: Ich hoffe zuversichtlich, daß es den erprobten Führern des Polenvolkes gelingen wird, dessen Wünsche mit den gegebenen politischen Möglichkeiten in Einklang zu bringen, und daß wir mit vereinter Kraft ein dauerndes Werk zum gemeinsamen Wohle schaffen werden. — Irgendeine Andeutung darüber, in welcher Weise Graf Tisza sich die Lösung der polnischen Lebensfrage denkt, ist in diesen Worten nicht enthalten.

Leider ist der erfolgreiche, schnell berühmt gewordene deutsche Flieger Immelman tödlich abgestürzt. Er hat 15 englische Flieger in der Luft abgeschossen, nachdem er seine Fliegerprüfungen erst im Februar und März 1915 abgelegt hatte.

In der Sitzung der württembergischen Zweiten Kammer ist Ministerpräsident v. Weizsäcker mit bemerkenswerter Entschiedenheit für den Reichsanwalt v. Bethmann Hollweg eingetreten. Er fragt, wie man es verantworten könne, bei einer Fahrt durch sturmgepeitschte See das Vertrauen zum Steuermann des Reichsschiffes zu untergraben. Das vollste Vertrauen der Bundesregierungen sei dem Reichsanwalt sicher. Unsere Sturmkolonnen siegen in West und Ost mit fester Geschlossenheit. Diese Geschlossenheit muß uns auch in der Heimat über alle verschiedenen Auffassungen und Einzelfragen hinweg beseelen.

In Paris findet die fünfte oder sechste Geheim Sitzung der Kammer statt. Berichte werden nicht ausgegeben, und die Zensur unterdrückt fast alle Andeutungen. An sich ist es nicht auffällig, daß in schweren Kriegszeiten Geheim Sitzungen anberaumt werden, wie ja auch wir unsere Kommissionsverhandlungen, sobald es notwendig ist, als vertraulich bezeichnen. In Frankreich aber scheint wieder einmal die gegenseitige Reibung der Parteien untereinander und der parlamentarischen Mehrheit mit der Heeresleitung ziemlich groß geworden zu sein. Ministerpräsident Briand hat alle Hände voll zu tun, um ausgleichend zu wirken. — Die Wirtschaftskonferenz der Bierverbandsmächte veröffentlicht

langsam und stückweise ihre Beschlüsse, die darauf hinausgehen, daß während der Friedensverhandlungen und nach dem Frieden ein scharfer Kampf um Rohstoffe und Absatzmärkte gegen Mitteleuropa geführt werden soll. Dabei wird in einigen ausländischen Darstellungen auf mein Buch „Mitteleuropa“ hingewiesen, als sei dort der Wirtschaftskampf gegen die übrigen europäischen Staaten verkündigt worden. Eine Nachprüfung der betreffenden Stellen wird aber zeigen, wie wenig sich gerade mein Buch zur Begründung von Boykottbeschlüssen eignet. Die großen Wirtschaftsgebiete der Engländer, Russen und Amerikaner sind von mir in ihrer dauernden Wirtschaftsbedeutung anerkannt worden. Dabei wurde der Gedanke ausdrücklich abgelehnt, als könnte Mitteleuropa aus eigenen Kräften seinen Bedarf an Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln bestreiten. Die Vorteile des mitteleuropäischen Verbandes liegen darin, daß zwei verbündete Wirtschaftsgebiete besser mit der übrigen Welt verhandeln können als jedes für sich allein. Wenn also die gegnerischen Staaten nach demselben Muster untereinander wirtschaftspolitische Gruppen zu bilden versuchen, so werden wir das nicht hindern können und haben schon jetzt als wahrscheinlich angenommen, daß solche Versuche ausfallen werden. Die Übertragung der Einkreisungsidee aber auf die Wirtschaftspolitik der Zukunft müßte vor allem die Lage der neutralen Staaten unerträglich machen, wie denn auch bereits in der Schweiz und in Holland lebhafte Proteste laut werden. Vorläufig aber ist es noch nicht nötig, die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz für gesetzgeberische Akte der dort beteiligten Staaten zu halten.

Donnerstag, 22. Juni.

Es wird an allen Fronten weitergekämpft, jedoch ist nicht zu bestreiten, daß in den letzten Tagen die Lebendigkeit der österreichischen Angriffe bei Asiago und Arriero geringer geworden ist. Der Druck der russischen Offensive wirkt zunächst einigermaßen dämpfend nach allen Seiten hin; mit Befriedigung aber kann ebenso festgestellt werden, daß der russische Vorstoß an seinem Ende tatsächlich angelangt zu sein scheint. Gewisse Fortschritte haben die Russen noch um Czernowiz herum an der rumänischen Grenze gemacht, dafür aber werden sie in weitem Bogen um Luck von der Armee Einsingen und österreichisch-ungarischen Truppenteilen bedrängt. Die beiderseitigen Berichte reden von zurückgeschlagenen Angriffen und Gefangenen.

Eine Änderung der Kriegslage bei Saloniki würde es sein, wenn der Befehl zur Demobilisierung der griechischen Armee tatsächlich durchgeführt wird. Der Bierverband hat ein Ultimatum an Griechenland gerichtet, in dem folgende Forderungen aufgestellt werden: Demobilisierung der Armee; Bildung eines Ministertabinetts, das eine dem Bierverband wohlwollende Neutralität verbürgt und bereit ist, sich den Wünschen einer gesetzmäßig erwählten Kammer zu fügen; Auflösung der Kammer und allgemeine Neuwahlen; Ersetzung der unter fremdem Einfluß handelnden Polizeibeamten durch Beamte, die im Einvernehmen mit den Bierverbandsmächten ernannt werden. — Wenn man dieses Ultimatum liest, dann fragt man sich, wie es möglich war, daß im Juli 1914 das österreichische Ultimatum an Serbien eine so große, folgenschwere internationale Aufregung hervorrief; denn wenn jemals ein Eingriff in die selbständigen Rechte eines neutralen Staates vorgelegen hat, so ist es hier der Fall. König Konstantin, der sich tapfer und ehrenhaft bisher für die Neutralität seines Landes eingesetzt hat, berief den ehemaligen Ministerpräsidenten Zaimis zur Beratung.

Ueber die Pariser Wirtschaftskonferenz werden weitere Mitteilungen verbreitet. Die Konferenz beschloß, sämtliche mit den Mittelmächten abgeschlossenen Verträge als einheitlich aufgelöst zu erklären. Alle bisher noch selbständig verwirklichten Handelsunternehmungen feindlicher Staatsangehöriger werden unter Staatskontrolle gestellt oder aufgelöst. In allen neutralen Ländern sollen die Kontrolleinrichtungen zur Verhinderung einer Durchfuhr nach Deutschland oder Österreich-Ungarn verschärft werden. Durch Schutzzölle, Zollvergünstigungen und verkehrspolitische Einrichtungen soll die Unabhängigkeit der Verbandsländer von deutschen

Waren durchgeführt werden. — Diese Beschlüsse würden für England eine vollständige Umänderung seiner bisherigen freihändlerischen Wirtschaftspolitik bedeuten, worüber die konservativen Londoner Blätter erfreut, die liberalen aber sehr besorgt sind. Die „Neuen Zürcher Nachrichten“ bezeichnen die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz als ein Attentat auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Neutralen und als einen Versuch, sie in ein dauerndes wirtschaftliches Vasallentum zum Bierverband zu bringen. Es heißt weiterhin: „Hatten wir in der Schweiz schon bisher allen Grund, den Himmel zu bitten, daß er den Zentralmächten den entscheidenden Sieg verleihe, so jetzt doppelt und dreifach; denn nun geht es auch an unseren Hals. Die Schweiz darf und soll sich nicht auf die Knie zwingen lassen. Der Teufel hole den, der ihr das zumutet.“

Auch ohne die Pariser Wirtschaftskonferenz sind die Schweizer Wirtschaftsangelegenheiten zurzeit außerordentlich schwierig; denn Deutschland hat verlangt, daß es für die dauernde Lieferung von Kohle, Eisen und anderen Waren als Gegenleistung die Freigabe der von deutscher Seite gekauften, in der Schweiz lagernden Vorräte erhält. Da die Einfuhr in die Schweiz aus dem Gebiet der Mittelmächte täglich 15 300 T., die aus den Ländern der Bierverbandsmächte aber nur 4600 T. beträgt, so kann die Berechtigung der deutschen Forderung auch vom Schweizer Bundesrat aus nicht grundsätzlich bestritten werden. Es besteht aber die Sorge, daß jedes Entgegenkommen gegen deutsche Wünsche von der anderen Seite mit teilweiser Nahrungsmittelsperre beantwortet wird. Das schon oft bewährte Geschick des Schweizer Bundesrates ist auf eine neue und harte Probe gestellt.

Freitag, 23. Juni.

Raumann beteiligt sich an dem Gegenbesuch der deutschen Reichstagsabgeordneten in Sofia. Da es unmöglich ist, während der Reise und gar aus Bulgarien die Chronik rechtzeitig hierher gelangen zu lassen, wird Raumann bis zur Heimkehr wieder durch Heile vertreten.

Es zeigt sich immer deutlicher, daß die große Russenoffensive auf die Westfront bisher wenigstens keinerlei Einfluß auszuüben vermocht hat. Möglich, daß die Engländer sich mit dem Gedanken tragen, die den Franzosen längst geschuldete Entlastungs-offensive nun endlich zu wagen. Geschrieben wird in englischen und französischen Blättern viel davon. Kein Wunder, da man drüben hofft, daß die deutschen Linien im Westen jetzt zwar nicht von Fronttruppen, aber doch von Reservekräften zugunsten der Ostfront entblößt worden seien. Einstweilen aber beweisen die deutschen Truppen ihre ungeschwächte Kraft, indem sie — wie der heutige Bericht meldet — einen englischen Angriffsversuch bei Ypern erfolgreich abwehren, an dem altbekannten Brennpunkt in der Champagne die Franzosen durch kleine Vorstöße unter Mitnahme von einigen Duzend Gefangenen und Maschinengewehren beunruhigen und auch bei Verdun westlich der Feste Baug die Front durch Eroberung einiger Gräben verbessern. Drei französische Gegenangriffe haben nicht vermocht, diesen Gewinn streitig zu machen. Weit über 400 unverwundete Gefangene sind in den Händen der Sieger geblieben.

Die Franzosen haben wieder einmal einen Lustangriff auf friedliche Städte unternommen. Ihre Flieger haben auf Karlsruhe, Müllheim i. B. und Trier Bomben geworfen; sie haben uns dadurch zwar keinerlei militärischen Schaden beigebracht, aber die bürgerliche Bevölkerung hat leider doch eine Reihe von Opfern dieses Ueberfalles zu beklagen. Die Franzosen haben dabei vier Flugzeuge verloren, außerdem in den Vogesen und an anderen Teilen der Front im Luftkampf am gleichen Tage fünf weitere Flugzeuge eingebüßt.

An der Russenfront fahren die Truppen Vinsingens fort, im zähen Ringen in der Gegend von Luck die Russen wieder zurückzudrängen. Im übrigen scheint die Front von Baranowitschi bis hier zur rumänischen Grenze jetzt wieder festzustehen. Irgendwelche Erfolge haben die Russen nicht mehr errungen; ihre heftigsten Angriffe, die sich in der Richtung auf Brody bewegten, d. h. Lemberg zum Ziel haben, sind glatt abgeschlagen worden.

In Griechenland hat nun wirklich Zaimis, der schon einmal, im Oktober 1915, als Nachfolger von Venizelos, an der Spitze der Regierung stand, die Kabinettsbildung übernommen und durchgeführt. Ob die Engländer und Franzosen mit diesem Ministerwechsel ihrem Ziel nähergekommen sind, kann noch mit Fug bezweifelt werden. Zaimis, der in Berlin, Leipzig und Heidelberg studiert hat, hat schon vor dem Kriege stets im schroffen Gegensatz zu Venizelos gestanden. Es ist also nicht anzunehmen, daß er sich jetzt dazu drängen lassen wird, venizelistische Politik zu machen. Wenn im übrigen Griechenland die Forderungen des englisch-französischen Ultimatums angenommen hat, so heißt auch das noch nicht: Völlige Unterwerfung unter den Willen der Entente. Es ist ein äußerster Versuch, sich der unmittelbaren Beteiligung am Krieg fernzuhalten und zugleich das Volk vor der Gefahr der Aus-hungerung zu schützen.

Sonnabend, 24. Juni.

Noch immer lenkt die Ostfront den größten Teil der allgemeinen Aufmerksamkeit auf sich, obgleich eine wesentliche Veränderung der Sachlage seit dem Beginn des Stillstandes der Russen nicht mehr zu erkennen ist. So viel ist jetzt sicher: ein vollständiger Durchbruch ist den Russen nirgends gelungen, und auch bis zu einer inneren Umfassung haben sie es an keiner Stelle gebracht. Der wolhynische und der bukowinische Einbruchsraum sind aber doch so erheblich, daß man nicht von einer Erfolglosigkeit des russischen Angriffs sprechen kann. Aus dem Raume von Czernowiz melden die Russen noch etwas von kleinen neugewonnenen Vorteilen, wie die Eroberung von Radau. In Wolhynien dagegen hat das Eingreifen Vinsingens die russische Offensive anscheinend endgültig in eine Defensive umgewandelt.

Bei Verdun haben die Unseren wieder einen sehr wichtigen und wohl auch folgenschweren Schritt vorwärts getan. Die Regimenter der bayerischen Hauptstadt München, die berühmten „Leiber“ und das nicht minder ruhmvolle 1. Regiment „König“, haben das Panzerwerk Thiaumont und den Höhenrücken „Kalte Erde“ im Sturm genommen. Die Straße von Bras nach Fleury, deren strategische Bedeutung die französischen Militärkritiker immer sehr stark unterstrichen haben — solange sie noch von ihnen beherrscht wurde —, ist nun fest in unserer Hand, zumal da unsere Truppen auch den größten Teil des Dorfes Fleury zu besetzen vermocht haben. Gleichzeitig ist es gelungen, südlich der Feste Baug unsere Front weiter vorzuschieben. Im ganzen sind unsere Linien also auf einer Front von fünf Kilometer Länge kräftig vorwärts gerückt, und das im kritischen, schwer besetzten, unglaublich zäh verteidigten Nordostwinkel von Verdun. Die Zahl von mehr als 2700 Gefangenen deutet auf die Größe des Erfolges hin, der unsere Truppen bis hart an die Forts Souville und Tavannes herangebracht hat. Mögen die Franzosen sich damit trösten, daß diese letzten Forts, die uns an dieser Stelle noch von Verdun trennen, sehr stark sind, so beweist die heutige Siegesnachricht doch eins: daß nämlich unsere Kraft vor Verdun ganz gewiß nicht geschwächt ist. Und wenn wirklich Truppen vom Westen zur Ostfront verlegt sein sollten, so hat man sie sicher nicht von Verdun geholt.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Montag, 19. Juni.

Der Vorsitzende der Reichsfleischstelle hat die Ansicht geäußert, daß zur Schonung heimischer Viehbestände und mit Rücksicht auf die Verminderung der auswärtigen auch nach dem Frieden noch eine Zeitlang die Fleischkarte beibehalten werden sollte. Daß wir mit Friedensschluß nicht aus der Kontingentierung herauskommen würden, hat man sich schon klargemacht.

Der sozialdemokratische Wahlverein des großen Kreises Teltow—Beestow—Charlottenburg hat in seiner Generalversammlung den alten Kreisvorstand seines Amtes entbunden, einen neuen gebildet und mit einer Sympathie Kundgebung für Liebknecht geschlossen.

Kriegstagung des Deutschen Flottenbundes. Daß dabei die U-Boot-Debatte wieder aufflammen würde, war vorauszusehen. Und doch ist es schade, daß die im ganzen Volk gleichmäßig lebendige stolze Bewunderung für die Flotte so in das Bett einer ganz bestimmten politischen Propaganda geleitet wird. Es kommt so eine innere Zerspaltung in die einheitliche, unbedingte Begeisterung für unsere junge Marine.

In Berlin arbeitet man an der Vorbereitung der Massenspeisung: Beschaffung von Räumen, Einrichtungen, Lebensmitteln, Menschen. Man staunt, zu welchen neuen Riesenunternehmungen noch immer wieder die Energie gefunden werden kann. Die Schwierigkeiten sind selbstverständlich riesengroß, und die Hauptfrage, ob die Bevölkerung den Vorteil der geschaffenen Einrichtungen voll einsehen und den richtigen Gebrauch von ihnen machen wird, bleibt noch offen. In Hamburg wirkt die Massenspeisung vorzüglich. Das ist sehr ermutigend.

Dienstag, 20. Juni.

Von der Vorlegung der Bezugsscheine frei ist alle fertige Herren- und Damenkleidung, die über einen gewissen Preishöhe liegt, z. B. 75 M. für einen Rockanzug. Der Sinn dieser Freilassung ist einem nicht ganz klar. Im Gegenteil: man fragt sich, ob das nicht wirklich eine Maßnahme ist, die das Interesse der Industrie zu stark über eine wahrhaft soziale Verbraucherversorgung stellt? Besteht nicht die Gefahr, daß zu viel Stoff zu bezugscheinfreier Luxusware verarbeitet wird?

In Berlin haben die Ärzte sich zur Schaffung einer besonderen Krankenküche zusammengeschlossen, die für die Möglichkeit diätgemäßer Ernährung der Kranken sorgen soll. So etwas müßte allgemein obligatorisch gemacht werden, selbst wenn die Durchführung einige Schwierigkeiten machen sollte. Es muß sich eine Möglichkeit der Durchführung finden.

Das Oberkommando in den Marken hat die Einrichtung getroffen, daß in den Schulen kriegsbeschädigte Offiziere über ihre Erlebnisse im Feld Vorträge halten können. Man kann sich denken, wie sehr dadurch das Bedürfnis nach Mitleben in der Jugend befriedigt werden kann, aber auch, wie gut denen, die zu trägen Herzens sind, um dies noch zu fühlen, ein solcher von Mitkämpfern gegebene lebendige Eindruck sein wird. Auch um sie im Mitkämpfen hinter der Front zu stützen.

Eine sehr interessante Kriegstatfache ist es, daß zu der Tagung des Zentralverbandes der Konsumvereine, der eben in Hannover stattfindet, der Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Raiffeisenverband Vertreter entsendet haben. Diese erste offizielle Berührung der genossenschaftlich organisierten Erzeuger mit den Verbrauchern eröffnet den Ausblick auf weite Möglichkeiten der Machtentfaltung genossenschaftlicher Versorgungsformen.

Der Leiter des Kriegsernährungsamtes ist gegenwärtig im rheinisch-westfälischen Industriegebiet und stellt eine besondere Berücksichtigung der schwer arbeitenden Bevölkerung bei der Lebensmittelverteilung in Aussicht. Sicher ist es eine unerlässliche Aufgabe der Verteilung, für diese durch Ueberstunden und äußerste Anspannung der Kräfte belasteten Kreise die Ernährung so zu gestalten, daß sie ihrer Arbeit gewachsen bleiben können.

Mittwoch, 21. Juni.

Es zeigt sich einmal wieder, daß die Gerüchte über das Hamstern und die Vorräte in den Privathaushaltungen übertrieben sind. Nirgend haben die Erhebungen übermäßige Vorratshäufungen der Haushaltungen festgestellt. 5052 Kg. Zucker und 2118 Kg. Fleisch und Wurst in 1685 Haushaltungen — eine Angabe aus Köln — sind gewiß keine „Hamsterwirtschaft“. Die Prüfungen haben nirgends sehr andere Ergebnisse gehabt.

Daß Leutnant Immelmann seinen Fliegertod gestorben ist, bewegt alle Herzen: der erschütternde und doch so große und stolze Abschluß eines kurzen Heldenlaufs. Das Schicksal trifft heute Tausende, es ist gar nichts Einzelnes und Hervorragendes mehr. Aber dieser eine erscheint uns so besonders als Vertreter der

Scharen von Jünglingen, deren Leistung und Tod dieser Hauch von reinstem, jugendlichstem Heldentum umgibt.

Der Präsident des württembergischen Landtages hat gegenüber Angriffen eines konservativen Abgeordneten gegen die Politik des Reichskanzlers mit großer Entschiedenheit das Vertrauen bekundet, das Bundesregierungen und Bevölkerung der Politik des Reichskanzlers entgegenbringen. Mit besonderem Nachdruck betont er die Notwendigkeit eines festen und klaren Vertrauensverhältnisses, damit Volk und Führer mit unzersplitterter Kraft durch diese Zeit hindurchgehen.

Donnerstag, 22. Juni.

Die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz werden jetzt veröffentlicht: ein regelrechter systematischer wirtschaftlicher Boykott der Zentralmächte in allen drei Phasen des Krieges, der Uebergangszeit und der Zukunft. Es liegt aber sehr klar, daß die Vorteile oder Lasten dieses Boykotts die Alliierten in sehr verschiedener Weise treffen, und diese Tatsache wird wohl den Maßstab für die Festigkeit des damit geschlossenen Wirtschaftsbündnisses abgeben, wenn erst das Temperament etwas verraucht ist.

Einen neuen großen Anstoß für die Vermehrung der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge soll eine Organisation „Deutschlands Spende für Säuglings- und Kleinkinderschutz“ sein. Ein Kuriosum aller solcher Veranstaltungen bei uns ist, daß man außer fürstlichen Protektorinnen sorgfältig vermeidet, Frauen an irgendwie mitberatende Stelle heranzuziehen. Diese Dinge machen bei uns die Herren unter sich ab.

Die Klagen über die Leistungen der Viehhandelsverbände wollen in Berlin nicht verstummen. Was an dem Zurückbleiben der Qualität und Quantität hinter den Erwartungen schuld, was Schicksal ist, wird man schwer beurteilen können.

Freitag, 23. Juni.

Den Eintritt von hellem, warmem Heuertewetter begrüßt alles mit Aufatmen. Wann hat man je diesen Sommerhimmel und diese Junisonne so empfunden wie jetzt, da man mit der ganzen deutschen Erde, die unser Schicksal ist, die Sonne ersieht! Ueber die Tätigkeit des Kriegsernährungsamtes erscheint die erste offizielle Mitteilung. Man hört, daß die erste dringende Maßnahme darin bestand, noch so viel wie irgend möglich Kartoffelzufuhren in die Städte zu schaffen. Die zweite Aufgabe ist die Fettversorgung durch eine neugebildete Reichsfettstelle, die mit einheitlicher Rationierung pro Kopf für das ganze Reich die Fette verteilen soll; eine dritte die Sicherung einer gewissen Vorzugsernährung für die Schwerarbeiter der Industriebezirke, vor allem auch durch Fleisch und Fett.

Auf innerpolitischem Gebiet sieht man mit Spannung der bevorstehenden Generalversammlung der Groß-Berliner Parteiorganisation der Sozialdemokratie entgegen, die zugleich, bei der Bindung der preußischen Führung an Berlin, eine gewisse Entscheidung über Preußen bringen wird. Die Chemnitzer „Volksstimme“ sagt die volle Spaltung mit Bestimmtheit voraus.

Sonntagabend, 24. Juni.

Berlin hat 2 Millionen Mark für die Einführung der Massenspeisung zur Verfügung gestellt. Das ist ein Kennzeichen für die Riesenhaftigkeit der ganzen Einrichtungen. Die Frage der Rohstoffversorgung nach dem Kriege wird allenthalben schon lebhaft erörtert. Der Handel macht schon jetzt seine Wünsche auf volle Wiedereinführung in seine Funktionen geltend. Der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde ein Antrag vorgelegt, der Berücksichtigung der Bundesstaaten bei der Schaffung von Neuanlagen für die Herstellung von Rohstoffen im Inland verlangt, wobei insbesondere auch an die bayerischen Wasserkraften gedacht ist.

Friedrich Naumann / Deutsche Kolonialpolitik

Die Deutsche Kolonialgesellschaft veranstaltete kürzlich in Berlin eine große Versammlung, in der nacheinander die Abgeordneten Schwarz-Eppstadt (Zentrum), Lensch (Sozialdem.), Naumann, Stresemann (Natlib.) und Graf Westarp (Konf.) von ihrem besonderen Standpunkt aus die Notwendigkeit der Fortführung und des Ausbaues deutscher Kolonialpolitik betonten. Der nachstehende Aufsatz gibt den Gedankengang der Naumannschen Rede wieder.

Als man im Anfang des Jahres 1871 beim Schlusse des Deutsch-Französischen Krieges sich in Deutschland mit Kriegsziele beschäftigte, waren es nur wenige Menschen aus den Kreisen der Heidenmission und aus geographischen Gesellschaften, die den Wunsch nach Angliederung eines bis dahin französischen überseeischen Gebietes aussprachen. Insbesondere wurde in diesem Zusammenhang von Pondicherry an der östlichen Küste Vorderindiens gesprochen. Die deutsche Bevölkerung im allgemeinen, auch in den gebildeten und politisch interessierten Kreisen, war in ihrer Gedankenrichtung noch durchaus innereuropäisch. Erst in der Periode nach 1871 erweiterte sich der Blick, und auch Bismarck gab sein anfängliches Sträuben auf. Zu den Missionsfreunden und Geographen trat eine Strömung der unter dem Krieg heranwachsenden Jugend, als deren Verkörperung Karl Peters erschien. Dem Zusammenwirken von Bismarck mit dieser Jugendströmung verdanken wir um das Jahr 1884 den Anfang des überseeischen deutschen Besitzes. Als wir ihn in unsere deutschen Hände nahmen, wurde im Inland und Ausland von warnenden Ratgebern gesagt, es sollten doch die Deutschen um ihrer selbst willen die Hand von einem Experimente lassen, zu dem sie nicht geeignet seien. Besonders die Engländer waren eifrig, uns die kolonialisatorische Unfähigkeit von vornherein zu bestätigen. Das taten sie sogar teilweise in einer Art von redlicher Ueberzeugung; denn sie hatten sich ein Bild vom Deutschtum zurechtgemacht, nach dem wir gute Landsoldaten und im übrigen ein braves innereuropäisches Bildungsvolk zu sein haben. Daß wir diese Grenze nicht innehalten konnten, ist die große, bis in den Krieg hinein fortwirkende Enttäuschung der Engländer über uns. Was nun die freundlichen oder unfreundlichen Warner vorhergesagt hatten, schien sich in den ersten Zeiten der deutschen Kolonialpolitik einigermaßen zu bewahrheiten, indem wir Kinderkrankheiten auf fast allen unseren Kolonialgebieten zu bestehen hatten. Es konnte auch gar nicht anders sein; denn kein europäisches Inlandsvolk gewinnt ohne Mühe und ohne gewisse schmerzliche Erfahrungen den Blick und die richtige Praxis für die Verwaltung transoceanischer Kolonien.

Solange diese Unfertigkeiten unserer Kolonialtätigkeit sich stark in den Vordergrund drängten, war es für uns auch hier in der Heimat nicht immer ganz leicht und einfach, den Kolonialgedanken in der Öffentlichkeit zu vertreten. Das alles aber hat sich schon im Laufe der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, noch viel mehr aber in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege geändert, so daß wir heute ohne Widerspruch feststellen können, daß der Kolonialbesitz vom ganzen Volke und von allen Parteien als etwas Vorhandenes und Notwendiges anerkannt wird, und auch die heutige Versammlung ist in der Zusammensetzung ihrer Redner ein erfreulicher Beweis für die geschehene Umwandlung der Meinungen. Das hängt sachlich damit zusammen, daß die Erfolge der deutschen Kolonialbetätigung offen zutage traten. Ich will Ihnen nicht sehr viele Ziffern vorbringen. Wer mehr von ihnen sucht, findet sie im Statistischen Jahrbuch. Es liegt

mir nur daran, einige Angaben zu machen, die auch dem größeren Publikum zeigen können, welchen Aufschwung wir erlebt haben.

Die Ausfuhr betrug von:

Ostafrika	1903 = 7,1 Mill. M.	1913 = 35,6 Mill. M.
Kamerun	" = 7,6 " "	" = 34,6 " "
Südwestafrika	" = 3,4 " "	" = 70,3 " "

(Diamanten eingeschlossen).

Die Zahl der Kinder hob sich in Südwestafrika von 1903 bis 1913 von 90 000 auf 206 000; die Zahl der Schafe von 187 000 auf 556 000.

Die Betriebslänge der Eisenbahnen in Ostafrika, Kamerun, Togo und Südwestafrika betrug 1903 = 466 km, 1913 = 4176 km.

Die eigenen Einnahmen der deutschen Schutzgebiete haben sich im letzten Jahrzehnt von 14 Millionen auf 68 Millionen Mark gehoben.

Der Gesamtandel unserer afrikanischen Kolonien stieg von 56 Millionen auf 286 Millionen Mark.

Diese Ziffern reden eine sehr bedeutsame Sprache, denn sie zeigen augenscheinlich, daß die deutsche Kolonialwirtschaft über die Anfangszeit hinauswuchs, und daß die Periode, in der Betriebskapital hineingesteckt werden muß, in die nächste Periode überzugehen suchte, in der die Kolonien sich wirtschaftlich auf eigene Füße stellen. Der Befähigungsnachweis für Kolonialpolitik ist vom deutschen Volke geliefert worden, und wir alle wollen nicht wieder rückwärts in die Zeit eines bloß innereuropäischen Daseins. Wir wissen zwar, daß im Vergleich mit dem Gesamtbedarf und Gesamtandel des deutschen Mutterlandes der Wirtschaftsertrag unserer bisherigen Kolonien immer noch eine verhältnismäßig kleine Menge gewesen ist; aber diese Menge war im schnellen Steigen begriffen, und man darf die Mitarbeit an der Kolonialpolitik keineswegs nur nach den Grundsätzen einer rein kaufmännischen Bilanz beurteilen.

Selbstverständlich können Kolonien nur dann auf die Dauer gehalten werden, wenn sie eines Tages anfangen, sich zu rentieren. Aber schon in der Arbeit selbst liegt hier ein außerordentlicher Gewinn für Geist und Charakter des Volkes. Jene frommen Heidenmissionsgesellschaften beider Konfessionen, von denen ich schon im Anfang meiner Ausführungen kurz geredet habe, hatten in ihrer Art einen weiten Blick für die Notwendigkeit einer Fürsorge für weniger entwickelte Völker. Die alte Christenheit in Europa wird seelisch gar nicht gesund sein und den Missionscharakter des Neuen Testaments gar nicht wirklich begreifen können, wenn sie sich nicht nach dem Worte richtet: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker. Gerade jetzt aber besteht die Sorge, daß die deutschen Heidenmissionsgesellschaften nach dem Kriege nur sehr schwer ihre verdienstvollen Arbeiten im englischen und französischen Kolonialgebiet werden fortsetzen können. Sollten etwa die Deutschen durch den Krieg ihren eigenen Kolonialbesitz verlieren, so würde das zugleich ein schwerer Schlag für die übriggebliebenen deutschen Missionshoffnungen sein. Es handelt sich aber nicht nur um die Bewegungskraft der Religion, sondern es handelt sich um ein Bewegen und Ausleben drängender Kräfte überhaupt. Wir besitzen in unserem sehr stark gesetzlich geregelten Heimatlande immer eine Anzahl tüchtiger Menschen, denen es nur nicht gegeben ist, in gar zu engen Korridoren zu wandern, ohne anzustoßen. Wir haben junge Leute voll Phantasie und Tatkraft, die irgendwo in der Welt einen eigenen Anfang machen wollen und gern dorthin gehen, wo man nur eben

am Horizont den Rauch des Nachbarn sehen kann. Die Kolonien mit ihrer menschenarmen Steppe, mit starker Sonne, mit fremdartigen Naturkräften erhalten in unserem Volke Kraft und Lust, den menschlichen Kampf gegen die Stärke der Natur immer von neuem erfolgreich zu kämpfen.

Aus wirtschaftlichen und seelischen Gründen müssen wir daher ohne Unterschied der Parteiungen darauf bedacht sein, daß wir nicht ohne geeigneten und genügenden Kolonialbesitz aus dem Weltkrieg herauskommen. Es ist mir wertvoll, dieses heute vor einer so ansehnlichen Versammlung hier aussprechen zu können, weil ich in den letzten Zeiten öfter habe lesen müssen, daß die von mir vertretene engere Vereinigung und Gemeinschaft der mitteleuropäischen Staaten und Wirtschaftsgebiete ein Hindernis für erneutes Beginnen deutscher Kolonialwirtschaft sei. Als ich zuerst ähnliche Behauptungen in einigen Zeitungen auftauchen sah, konnte ich mir kaum eine Vorstellung machen, welcher Gedankengang diesen Behauptungen zugrunde lag. Soviel ich jetzt sehe, fürchten einige Kolonialfreunde, daß durch ein Wachsen der mitteleuropäischen Interessen die Phantasie und Teilnahme des Volkes von den wiederaufzubauenden überseeischen Gebieten abgelenkt werden könnte. Wenn ich nun auch bereit bin, zuzugeben, daß ein neues Interesse immer einem älteren berechtigten Interesse vorübergehend gefährlich werden kann, so liegt doch zwischen einer mitteleuropäischen und einer kolonialen Politik die Sache so, daß jedes genauere Vertiefen in die Bedürfnisse und Entwicklungsmöglichkeiten Mitteleuropas mit aller Gewalt zur Forderung einer kolonialen Ergänzung hindrängt. Wird durch eine glückliche Handelsgemeinschaft der mitteleuropäischen Reiche der Handelsverkehr der gemeinsamen Häfen Hamburg, Bremen, Mülheim a. d. Ruhr, Mannheim, Triest und Fiume über das hinaus gesteigert, was wir vor dem Krieg erlebt haben, so wird dadurch Wunsch und Notwendigkeit eigener, gemeinsamer Produktionsländer in tropischen und subtropischen Gegenden nur noch eindringlicher. Die Kolonien sind so sehr ein Zubehör der kommenden mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik, daß man sich keinen wirtschaftlich geschulten Vertreter Mitteleuropas wird denken können, der nicht gleichzeitig ein Freund kolonialer Ausdehnung sei. Wir Mitteleuropäer brauchen vor unseren Toren einen eigenen Garten für tropisches Gemüse; wir brauchen eine größere Quantität von Baumwolle und Gummi in unseren Händen.

Darüber, welche Wünsche wir für den Neuerwerb der Kolonien haben können, kann zur Stunde noch nicht gut ge-redet werden, da auch dieses zu den Kriegszielen gehört. Vielleicht aber ist es erlaubt anzudeuten, daß es nach den Erfahrungen des Krieges ein Vorteil ist, wenn die Kolonien nicht verstreut und vereinzelt, sondern zusammengelegt erscheinen. Auch darf beim Nachdenken über die künftigen Kolonialbestände nicht außer Augen gelassen werden, von welcher Wichtigkeit es für die Selbstverwaltung der Kolonien ist, Hochöfen zu besitzen. Ich will nicht gerade von Katanga reden, denn das wäre bereits eine Ueberschreitung der jetzt gezogenen Grenzen.

Mit ganz besonderer Freude begrüße auch ich die Ausführungen meines geehrten Herrn Vorredners von der sozialdemokratischen Partei. Das, was der Herr Reichskanzler in diesen Tagen im Deutschen Reichstag ausgeführt hat, daß der Unterschied zwischen nationalen und nicht-nationalen Parteien in Zukunft aufhören müsse, wird sich hoffentlich auch auf kolonialem Gebiet in Leben und Wirklichkeit umsetzen. Dabei brauchen die einzelnen Parteien und Gruppen keineswegs ihre Besonderheit zu verlieren, sondern

jede von ihnen bringt ihre Eigenart auch mit in die Kolonialtätigkeit hinein, und aus einer Mischung von härteren und weicheren Elementen und Lebensauffassungen entsteht eine Erfahrungsweisheit, wie man Land und Leute schützt und pflegt, der Heimat nützt und der Gesamtentwicklung der Menschheit dient.

Hugo Wendorff-Toig, M. d. R. / Das Kriegs- ernährungsamt

Aus der Not der Zeit — schon seinem Namen nach ein echtes Kriegskind — ist das junge Kriegsernährungsamt am 22. Mai dieses Jahres geboren. Mehr und mehr hatte sich in den langen Monaten des Weltkrieges die Unmöglichkeit gezeigt, den Schwierigkeiten der Ernährung des deutschen Volkes erfolgreich zu wehren, das gegebene, eingeschränkte Maß menschlicher Nahrungs- und landwirtschaftlicher Produktionsmittel gleichmäßig, gerecht, rechtzeitig und zu erschwinglichen Preisen zu beschaffen und zu verteilen. Das Reichsamt des Innern, schon in Friedenszeiten mit einem Uebermaß von Arbeiten und Pflichten belastet, konnte dieser großen schweren Aufgabe nicht vollauf gerecht werden, so sehr auf der einen Seite das von ihm und seinem bisherigen hochverdienten Leiter, dem Staatssekretär Dr. Delbrück, Geleistete anerkannt und zu den Großtaten deutscher Kriegseleistungen gerechnet werden muß. Auch die Abzweigung eines besonderen Unterstaatssekretariats für die Volksernährung im Januar 1916 genügte den gewaltigen Anforderungen nicht; behindert durch staatsrechtliche Fesseln des bundesstaatlichen Aufbaues des Deutschen Reiches und eingengt durch Widerstände einzelner Ressorts, blieben die Maßnahmen vielfach unzusammenhängend, verspätet und ohne den gewollten, guten Erfolg. Immer dringlicher wurde der Ruf nach einer verantwortlichen Zentralstelle, der vom Reichstag bereits in seiner Augusttagung 1915 ausgesprochen, im Januar 1916 wiederholt und jetzt wieder erhoben war und der sich einen vollständigen Ausdruck in dem Verlangen nach einer „Lebensmitteldiktatur“ schuf, die mit den Unzulänglichkeiten der Nahrungsversorgung und nicht minder mit den immer üppiger emporstiehenden, innerdeutschen, wirtschaftlichen Schranken und Schlagbäumen aufräumen und dem geschlossen kämpfenden Deutschland ein auch im Verbrauchen und — wenn es sein muß — Entbehren einheitliches Vaterland an die Seite stellen sollte.

Das „Kriegsernährungsamt“, das diesem Wunsche Erfüllung zu bringen bestimmt ist, erscheint gewiß — und man darf sagen „Gott sei Dank“ — nicht als eine solche Diktatur, sondern als ein organisches Glied der Reichsregierung mit aller Verantwortlichkeit innerhalb der durch den Krieg und das sogenannte Ermächtigungsgesetz enger gesteckten verfassungsmäßigen Grenzen. Uebertrug der Reichstag durch den § 3 dieses Gesetzes auf den Bundesrat die Ermächtigung zu wirtschaftlichen Normen, so ermächtigt durch die „Bekanntmachung über Kriegsmaßnahmen zur Sicherung der Volksernährung“ vom 22. Mai 1916 wiederum der Bundesrat seinerseits den Reichskanzler im § 1,

„die im Deutschen Reiche vorhandenen Lebensmittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung erforderlich sind, für die Ernährung des Volks in Anspruch zu nehmen. Er kann die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr solcher Gegenstände regeln.

Er kann in gleicher Weise über Futtermittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Viehverfärgung erforderlich sind, zur Ernährung von Ruktieren verfügen;

und im § 2 dahin:

Der Reichskanzler kann die zur Durchführung des § 1 erforderlichen Bestimmungen treffen; er kann den Verkehr mit den daselbst bezeichneten Gegenständen und ihren Verbrauch regeln, auch Bestimmungen über die Preise treffen . . . Er kann in dringenden Fällen die Landesbehörden unmittelbar mit Anweisungen versehen.

Daneben erhält er die Befugnis der Strafverhängung und das Recht,

„die Befugnisse, die ihm nach dieser Verordnung oder anderen zur Sicherung der Volksernährung erlassenen Verordnungen zustehen, ganz oder teilweise durch eine seiner Aufsicht unterstehende Behörde auszuüben. Er bestimmt das Nähere über Einrichtung, Geschäftskreis und Geschäftsgang dieser Behörde“.

Von dieser letzteren Ermächtigung machte der Reichskanzler durch die am gleichen Tage veröffentlichte „Bekanntmachung über die Errichtung eines Kriegsernährungsamts“ Gebrauch und übertrug diesem damit ins Leben gerufenen Kriegsernährungsamt die Wahrnehmung der Befugnisse, die ihm selbst nach der Verordnung über Kriegsmassnahmen zur Sicherung der Volksernährung oder anderen zu diesem Zwecke erlassenen Verordnungen zustehen. Zugleich bestimmte er den Aufbau dieses Amtes dahin, daß es aus einem Vorstande von 7—9 Mitgliedern bestehen soll, dessen Vorsitzender die Amtsbezeichnung „Präsident des Kriegsernährungsamts“ führt, die Geschäfte verantwortlich leitet und nach Beratung mit dem Vorstand in wichtigen Fragen präsidial entscheidet. Dem Vorstande werden die erforderlichen Arbeitskräfte zugeteilt und ein Beirat beigegeben, dessen Vorsitzender der Präsident des R. E. A. ist, dessen Mitglieder vom Reichskanzler berufen werden und der „zu regelmäßigen Beratungen über die Lage der Volksernährung zu versammeln“ und „in grundsätzlichen Fragen zu hören“ ist.

Staatsrechtlich bleibt somit der Reichskanzler für die unter seiner Aufsicht und in seiner Stellvertretung geleübte Tätigkeit des Präsidenten des R. E. A. verantwortlich, ist also das Amt ein eigenes Staatssekretariat und als solches — wie auch im Haushaltsausschuß des Reichstages ausgesprochen und anerkannt worden ist — dem Reichsamt des Inneren nicht unter-, sondern nebengeordnet. Ihm wird von diesem Zug um Zug das gesamte Gebiet der Ernährungs- und Versorgungsfragen übergeben, und es bleibt wegen der sonstigen wirtschaftlichen Angelegenheiten mit diesem in enger Fühlung. Auch dem Kriegsministerium gegenüber besteht keine Unter- oder Ueberordnung; das Kriegsministerium ist vielmehr durch einen General im Vorstand des Kriegsernährungsamts vertreten und im übrigen durch Allerhöchste Kabinettsorder angewiesen, wegen der Heeresversorgung mit dem R. E. A. in dauernder Fühlung und Uebereinstimmung zu bleiben, um die bisherigen Widersprüche und Schwierigkeiten zu vermeiden, die aus der gesonderten Deckung des Heeresbedarfs durch die Militärverwaltung — vielfach ohne Berücksichtigung und im Widerspruch der Versorgung der bürgerlichen Bevölkerung — sich ergeben können und tatsächlich ergeben haben.

Was endlich die Stellung des Präsidenten des R. E. A. zu den einzelnen Bundesstaaten und zum Bundesrat be-

trifft, so ist er ermächtigt, „in dringenden Fällen die Landesbehörden unmittelbar mit Anweisungen zu versehen“ — er kann also auch gegenüber den unteren Behörden der Einzelstaaten selber Anordnungen erlassen und ist somit — wenigstens in dringenden Fällen — den Landeszentralbehörden neben-, wenn nicht übergeordnet. Mit Recht hat sich die Reichsregierung gegen den Versuch gewendet, der im Haushaltsausschuß des Reichstags gegen diese Bestimmung gemacht wurde, mit dem Ziele, die Landeszentralbehörden an die Stelle der Landesbehörden zu setzen, dem R. E. A. also die unmittelbare Anweisungsbefugnis an die Landesbehörden vorzuenthalten und damit die örtlichen Beschränkungen, Ausführverbote u. a. seinem Eingriff zu entziehen.

Weniger klar ist die Stellung zum Bundesrat, über welche § 3 der Bekanntmachung über Kriegsmassnahmen usw. bestimmt:

Die vom Bundesrate zur Sicherung der Volksernährung erlassenen Verordnungen bleiben unberührt. Der Reichskanzler kann in dringenden Fällen abweichende Bestimmungen treffen; diese sind dem Bundesrat unverzüglich vorzulegen.

Das heißt also mit anderen Worten, daß der Präsident des R. E. A. die Erbschaft mit der vollen Belastung durch die vielen hunderte bisher erlassenen Verordnungen antreten muß, es erben sich für ihn Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort — es liegt auf der Hand, daß diese Bestimmung eine Kette am Fuß bedeuten kann, wenn nicht muß; wenigstens ließ der offiziöse Bericht über den Besuch Herrn v. Batodis in München zwischen den Zeilen die Befürchtung als nicht unbegründet durchschimmern, daß der zweitgrößte Bundesstaat nicht gewillt scheine, sich seine wirtschaftlichen Kreise vom Kriegsernährungsamt stören zu lassen, und andere können nur zu leicht diesem Beispiel folgen. Damit wäre aber eine wesentliche Erwartung des Volkes getäuscht, die Hoffnung nämlich, daß in der Bemessung der wirtschaftlichen Rechte und Lasten, des Verzehrens und Entbehrens keine Mauer oder sonstige Trennungslinie mehr durch das deutsche Vaterland gehen dürfe. Zwar kann der Reichskanzler oder der Präsident des Ernährungsamts „in dringenden Fällen abweichende Bestimmungen treffen“, aber — diese sind dem Bundesrat unverzüglich vorzulegen, d. h. also nicht nur zur Kenntnisnahme mitzuteilen, sondern zur Stellungnahme und Beschlußfassung vorzulegen; es besteht die rechtliche Möglichkeit, daß die abweichenden Bestimmungen des Reichskanzlers vom Bundesrat wieder aufgehoben werden können — ein Zugeständnis an die einzelstaatlichen Kompetenzen und den bundesstaatlichen Charakter des Reichs, das in Friedenszeiten begreiflich und berechtigt wäre, das aber in schwerer Kriegszeit dem ernststen Anblick der Notwendigkeit hätte weichen müssen, der Notwendigkeit einheitlicher Kriegswirtschaftsführung, die ebenso wichtig für den Erfolg des Krieges erscheint, wie die einheitliche Kriegführung im Felde.

Auf der anderen Seite ist zuzugeben, daß der Rahmen der sachlichen Befugnisse des Präsidenten außerordentlich weit gespannt ist, umfaßt er doch tatsächlich das gesamte Gebiet der Volksernährung in ihrer Beschaffung, Verteilung und Preisfestsetzung; das geht unmittelbar aus dem Wortlaute der Bekanntmachungen hervor, und es wird Aufgabe des Präsidenten sein, diesem Rahmen auch den vollen Inhalt zu geben. Den Willen dazu scheint der beim Wiederaufbau Ostpreußens organisatorisch und leitend bewährte Oberpräsident v. Batodis in sein neues, schweres Amt

mitzubringen, möge es ihm am Können und Vollbringen nicht fehlen!

Auch auf dem wichtigen Gebiete der Landwirtschaftlichen Erzeugung stehen dem R. E. A. wichtige Aufgaben und weitgehende Rechte zu, die ihm allerdings von den einzelstaatlichen Landwirtschaftsministerien mehr oder weniger bestritten werden. Sehr zu Unrecht! Schon die formale Berechtigung ergibt sich aus der Ermächtigung, „Lebensmittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung erforderlich sind, für die Ernährung des Volkes in Anspruch zu nehmen“ und „in gleicher Weise über Futtermittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Viehverföhrung erforderlich sind, zur Ernährung von Nutztieren zu verfügen“ und endlich „den Verkehr mit diesen Gegenständen und ihren Verbrauch zu regeln“. Es bewendet also nicht nur bei „der Inanspruchnahme“ und der „Verkehrs- und Verbrauchsregelung“ der menschlichen Nahrungsmittel, sondern Futtermittel, Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Viehverföhrung erforderlich sind, unterliegen „zur Ernährung von Nutztieren“ in gleicher Weise dem Zugriff und dem Verfügungsrecht des Präsidenten, ihm steht also eine weitgehende Regelung mindestens der Erzeugung tierischer Nahrungsmittel zu. Das ist um so mehr zu begrüßen, als eine Verteilung und Verbrauchsregelung inhaltlos zu werden droht, wenn und soweit nicht die Landwirtschaft die notwendigen Stoffe erzeugt oder erzeugen kann. Die Zuweisung von Futtermitteln an die Landwirte nach dem Umfange und der Nützlichkeit ihrer Viehbestände ist eine der wichtigsten Maßnahmen zur Sicherung der Viehhaltung und ihrer Leistungsfähigkeit. Dabei sind zweckmäßigerweise die selbstgeworbenen Futtermittel zu berücksichtigen und die Futtermittel zu mäßigen Höchstpreisen abzugeben, und es wird damit der von der Landwirtschaft mit Recht beklagte und verurteilte Mißstand beseitigt, daß das selbstgebaute Getreide enteignet wird, der Futterbedarf aber zu höheren Preisen wieder eingekauft werden muß. Allerdings muß dieser Leistung auch eine Gegenleistung der Landwirtschaft gegenüberstehen; die Landwirte sollen am Futtermittelbezüge nur insoweit teilnehmen, als sie sich verpflichten, die entsprechende Viehzahl zu füttern und das Vieh und seine Erzeugnisse zu einem Preise abzuliefern, der zu demjenigen der erhaltenen Futtermittel in einem angemessenen Verhältnis steht. Erfreulicherweise hat sich der Präsident des R. E. A. schon grundsätzlich zu dieser Regelung bekannt und mit der Zuweisung von Futtermitteln für die Haltung von Zuchthäuten und die Aufzucht von Ferkeln bereits einen greifbaren Anfang gemacht. Auf den Zusammenhang der Beschlagnahmeregulierung der Gerste nach dem Umfange der Viehhaltung, auf die Frage der viehlosen und viehschwachen Wirtschaften mit der Futtermittelfrage überhaupt sei nur kurz hingewiesen.

Zu den „Gegenständen, die zur Viehverföhrung erforderlich sind“ und die somit dem Verfügungsrecht des R. E. A. unterstehen, gehören aber auch das Körnerfutter und die Heu- und Strohernten, gehört also auch die Produktion der Aecker und Wiesen. Es heißt der Bekanntmachung keine Gewalt antun, wenn auch die Regelung dieses Zweiges landwirtschaftlicher Erzeugung für die Einwirkung des R. E. A. in Anspruch genommen wird. Dabei ist vor allem an die rechtzeitige Zuweisung von Düngemitteln an die Landwirte nach der Fläche und Art ihrer Aussaat, wiederum zu mäßigen Höchstpreisen, gedacht. Damit wird sowohl die Erzeugung von Futtergetreide wie auch vor allem von Brotgetreide und der für die menschliche Ernährung so wichtigen

Kartoffel- und Zuckermengen sichergestellt. Die einzelstaatlichen Landwirtschaftsminister können und sollen bei der Durchführung dieser Maßregeln ein reiches Feld der Tätigkeit behalten.

Die Verföhrung der Landwirtschaft mit Futter- und Düngemitteln zu erträglichen Preisen gibt aber endlich der Befugnis des R. E. A. erst Möglichkeit und Inhalt, „auch Bestimmungen über die Preise zu treffen“. Niemand kann und wird verlangen, daß die Landwirtschaft ihre Erzeugnisse zu einem Preise abgeben soll, der nicht ihre Herstellungskosten deckt und einen angemessenen Nutzen — allerdings keinen Kriegskonjunkturgewinn — gewährt. Ist es aber möglich, so wichtige Erzeugungs-Rohstoffe wie Futter- und Düngemittel der Landwirtschaft so autömmlich wie möglich und zu mäßigen Höchstpreisen zur Verföhrung zu stellen, so ist damit auch die Berechtigung gegeben, Verbraucherpreise festzusetzen, welche einerseits den Erwerb und Genuß der zuge teilten Nahrungsmengen ermöglichen und andererseits nicht zu einer Auspowerung der breiten Volksschichten bis hoch in den Mittelstand hinein führen müssen. Die Festsetzung und Kontrolle der Preise wird weiterhin die Handhabe zur kraftvollen Bekämpfung und Unterdrückung des Lebensmittelwuchers in jeder Form bieten.

Eine gerechte Zuföhrung und Verteilung erscheint dann als eine Aufgabe, deren Lösung bei den weitgehenden Befugnissen und dem von ihm bekundeten Entschluß des Präsidenten des R. E. A., nicht vom grünen Tisch aus seine Anordnungen zu treffen, innerhalb der Grenzen des Erreichbaren liegt. So möge denn das Kriegsernährungsamt den Wahlspruch führen und beherzigen: „Im Anfang war die Tat.“

Frik Wertheimer / Yuan Schih-Kai und Li Yuan-hung

II. Li Yuan-hung

Unser schmales Boot fuhr über den gelben Jangtse von Hankau nach Wutschang zum Vizepräsidenten der Republik China, der merkwürdigerweise nicht in Peking, sondern in der Zentrale am Jangtse residierte. Durch schmale dumpfe Gassen führten uns die zwei Polizisten des Generals langsam bergan in den großen Palast, in dessen Vorhof Melbereiter und Wachen sich tummelten. Dann führte der Adjutant durch verschiedene Höfe und Gebäude in einen wunderschönen großen Garten, der längs des Bergabhanges angelegt war. Zierliche Beete voll feltamer Pflanzen gab es da, mächtige schattenspendende Bäume, lustig plätschernde Bäche und Springbrunnen, und oben auf dem Gipfel des kleinen Hügels, ein lustiges Sommerhäuschen, dessen Glasfenster zurückgeschoben waren, so daß der Wind freien Zutritt hatte. In diesem Sommerhäuschen empfing mich Li-Yuan-hung, dem das Schicksal eine so bedeutende Rolle in der Geschichte Chinas zufallen ließ. Er selbst hat kaum danach gestrebt. Man erzählt glaubhaft, daß ihn seine Soldaten, die ihn durchweg liebten und verehrten, mit vorgehaltenem Revolver zwangen, entweder zu sterben oder sich an die Spitze der Bewegung des Jangtse-Tales gegen die Mandschus zu setzen. Er tat das letztere, und seine Persönlichkeit fand im Oktober 1911 zahlreiche Anhänger. Gleichwohl wurden, das ist kein Zweifel, rein militärisch genommen, seine Truppen von denen der Mandschus und Yuans empfindlich geschlagen. In Wutschang wurde das ziemlich neue Parlamentsgebäude für die Provinz Hupeh zerschossen, und unsere Verhandlungen zwischen den Parteien, bei denen England eine gewisse Rolle spielte, verhinderten damals den völligen militärischen Sieg, den allerdings auch vielleicht Yuan Schih-kai nicht wünschte.

weil der Süden dadurch völlig unverföhnlich geworden wäre. Die Verhandlungen von Nanking führten zum Erfolg, Yüan wurde Präsident, und Li; der zuerst Tutu von Hupeh gewesen war, wurde in gleicher Eigenschaft zugleich Chef des Generalstabes und erster Vizepräsident. Li blieb allem Zureden Yüans gegenüber zunächst in Hupeh und hielt von Wutschang aus mit strenger Hand Ruhe und Ordnung. Das rasche Aufblühen des Jangtsehandels nach der Revolution ist mit sein Verdienst.

Ein dicker, gutmütig aussehender freundlicher Mann mit schwarzem Schnauzbart und sichtlich militärisch strammer Schulung. Ein Mann, dessen einzige Auslandskenntnisse lediglich in mehrmonatigen Militärstudien in Japan bestehen und der aus jener Zeit her eine starke Vorliebe für Japan sich bewahrt hat. „Politische Dinge liegen mir fern“, erklärte er mir damals, „Ruhe und Ordnung in unserem Lande sind die Hauptsache“. Nach diesem Befehl handelte er. Vielleicht wurde er gegen seinen eigenen Willen gleich in der ersten Zeit der jungen Republik ein gewisser Gegenpol des Südens gegen den monarchistischen Umtriebe schon damals stark verdächtigen Yüan. Es war dem Süden wohl bekannt, daß die gerade ehrliche Natur des Generals Li ihn fest an der Sache hängen ließ, der er sich nun einmal angeschlossen hatte. Er war zum Republikaner belehrt und blieb es auch, obgleich er wohl Sun Yat-sens grobspurige Ideen weder verstand, noch gebilligt hätte und ihm im Grunde die feste, auch militärisch stramme und zuverlässige Persönlichkeit Yüans sicherlich zusagte. Yüans politische Geschicklichkeit zog später den Vizepräsidenten doch nach Peking, denn der Präsident sah ungern die Hofhaltung in Wutschang, die trotz aller Ehrlichkeit und Wiederkeit des Vizepräsidenten doch anfangs, eine kleine zweite Hofhaltung und Träger mancher Hoffnung der Südstaaten zu werden. Li gab dem Drängen nach und war seitdem eigentlich in Peking ein toter Mann. Er soll sich eifrig militärischen Dingen gewidmet haben, und selten wurde sein Name auch mit politischen Repräsentationsdingen in Zusammenhang gebracht. Wahrscheinlich mit Yüans Einverständnis trat er an die Spitze der Fortschrittspartei, die Yüan durch seinen Vizepräsidenten auf diese Weise zu beherrschen hoffte. Die Sympathien der Südstaaten besitzte Li jedenfalls in hohem Maße, und so kann man erwarten, daß zunächst keine Schwierigkeiten entstehen, wenn er versassungsgemäß das Amt eines Nachfolgers des verstorbenen Präsidenten antritt. Wie lange er es wird behalten können, das ist eine zweite Frage. Man sagt von ihm, daß er nicht der Mann energischer Tat und rascher Entschlüsse sei. Beides könnte er in den jetzigen schweren Zeiten sehr nötig gebrauchen. Er ist als Freund und Förderer der Japaner bekannt, gegen die die Stimmung der Südstaaten durchaus nicht glänzend ist. Denn so wenig zentralistisch die Südstaaten gesonnen sind, allen Ansprüchen feindlicher Länder auf Gebietsabtretungen von China müssen sie sich aus politischen Klugheitsgründen widersetzen, und das haben sie auch stets getan. Yüan war ihnen in dieser Beziehung schon eher zu weich, als zu energisch. Wenn Li, was man vor der Hand noch nicht weiß, ein guter Diplomat sein wird, so kann er vielleicht seine bekannte Sympathie für die Japaner und der Japaner Sympathie für ihn zum Hinhalten ausnützen, bis der Weltkrieg zu Ende und damit Chinas Lage den Japanern gegenüber wieder erleichtert sein wird. Auf der anderen Seite könnte die Begehrlichkeit der Japaner und Vis etwaiges Nachgeben seine Herrlichkeit rascher beenden, als man glaubt. Yüan war durchweg von Ratgebern umgeben, die Amerikaner oder Engländer waren. Li bevorzugt in dieser Beziehung Japaner, und beides hat für beide Männer schwere Gefahren.

Die schwersten Sorgen werden dem neuen Präsidenten aber sicherlich die Zustände im Innern machen. Ob er die Kraft hat, Süden und Norden so zusammenhalten zu können, wie sein Vorgänger, ist fraglich; ob die unter Yüan zutage getretenen Gegensätze nicht jetzt ohne dessen starke Faust erst recht zur Explosion treiben, noch ungewiß. Jeder kluge Präsident in China, der Yüans Vaterlandsliebe besitzt, wird mit seiner Regierungsparole sympathisieren: „Mein Ziel ist die Einheit Chinas.“ Diese Parole wird jeden Präsidenten zum zentralistischen System und zu einer Schwächung der Macht der Provinzialregierung drängen und damit monarchisch-zentralistische Gedanken fördern. Stärke und Ge-

schicklichkeit sind nicht Eigenschaften, die man Li nachsagt. Nur wenn er sie allen Urteilen zum Troste doch besitzt oder wenn ihn der Kampf stählt und ihm neue Energien einflößt, wird er ein glücklicher und erfolgreicher Präsident der Republik werden. Ob er sich vielleicht einmal Kaiser von China nennen darf, ist gleichgültig. Er kann ja von seinem Vorgänger gelernt haben, daß es viel weniger auf die Form, als auf den Geist ankommt.

Albrecht Schaeffer / Beethoven im Gespräch

Er ich: Was für ein nettes kleines Buch im gelben Umschlag, laß sehn! Was steht drin?

Mag: Hör' zu! (Er liest):

„Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie; sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht; wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, das sie mit aufs Trockne bringen. — Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein leben, ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist als den anderen in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein böses Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen.“

Er ich: Oh, das ist einzig! Wer ist dieser Einsame?

Mag: Ahnst Du's nicht? Höre ein anderes! (Er blättert, liest an einer anderen Stelle):

„Sobald ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, ging ich zu ihm und legte meinen Arm in den seinigen, da ich wußte, daß es seiner Taubheit wegen vergeblich sein würde, mit ihm zu sprechen, er wendete sich natürlich mir entgegen, sah mich, einen Fremden, an, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Demut und einer halben Verbeugung sagte er nur: „Beethoven.“

„Sobald ich ihn im Zimmer hatte, stand ich einen Augenblick da mit gefalteten Händen, und von einem unbeschreiblichen Gefühl von Liebe und Ehrfurcht durchdrungen rief ich aus: „Oh, wie freut es mich!“ Ich warf meine Arme um seinen Hals und zog ihn an mein Herz. Er war augenscheinlich erfreut über meinen Enthusiasmus, dankte mir durch sein ausdrucksvolles Lächeln und eine leichte Verbeugung für meine Sympathie, und schließlich erwiderte er meine Umarmung, indem er gleichfalls seinen Arm um meinen Hals schlang ... Ich legte meinen Mund an sein Ohr und fragte mit lauter Stimme: „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Beethoven: „Ich habe einen Nessen —“

„Ich weiß es.“

„Da wollte ich sehen, wie es mit ihm steht.“

Ohne ein Wort zu sagen, hatte er in meinem Gesicht die Wahrheit gelesen, und sein Gesicht, vorher so freudenvoll, nahm in einem Augenblick nur den Ausdruck tiefsten Kammers an. Er ließ mich nicht weiter reden und sagte: „Ach Gott, ach Gott! Die jungen Leute — ich armer, alter, schwacher Mann!“ So fuhr er fort, eine Zeitlang Schmerzensworte auszurufen ... Allein den Ausdruck des Schmerzes in seinem Gesicht werde ich nie vergessen. Zuletzt nahm er mich bei beiden Händen, und in Tönen der tiefsten Wehmuth dankte er mir und empfahl sich. Ich nahm ihn unter den Arm und begleitete ihn die Stiegen hinunter. Auf einmal blieb er auf der Treppe stehen und sagte mit einer Art von Vorwurf: „Mein Gott, mit wem habe ich denn die Ehre, zu sprechen?“ Ich antwortete: „Mit niemandem als Ihrem Anbeter und Verehrer.“ Das tat ihm wohl, es tröstete ihn ein wenig, sein Gesicht erheiterte sich ein bißchen wieder; nun nahm er mich wieder bei den Händen und drückte sie an seine Brust. Wir sprachen dann nichts mehr. Ich begleitete ihn bis ans Tor, und wir nahmen, ohne ein Wort zu sprechen, unter den herzlichsten Händedrüken Abschied von-

einander. Jetzt erst setzte er den Hut auf und ging über das Glacis weg."

Erich: Warum ist es zu Ende! Es ist wunderbar! Welch ein guter Mensch! Aber was ist's für ein Buch?

Mag: Warte, da ist noch eine Stelle. . . Ja, das Buch heißt „Beethoven im Gespräch“, eine Sammlung, die Felix Braun in der kleinen österreichischen Fünzigpfennigbibliothek der Insel herausgegeben hat. Da hab' ich die Stelle. Der Graf Poggi, der Schattenspiel-Pocci vermutlich, hat sich in einem Hotel, ohne Beethoven zu kennen, in einem Zimmer mit ihm einquartieren müssen, und da erzählt er nun: „Langsam und gedankenvoll legte er seine Kleider ab, zog ein Täfelchen aus der Rocktasche und notierte sich einiges emsig und mit rasch bewegter Hand unter leisem Brummen, löschte endlich das Licht und warf sich aufs Bett. Dieses originelle Benehmen hatte mich kaum aus meiner Schlaftrunkenheit erweckt, als mein Erstaunen um so mehr gesteigert wurde, da der Unbekannte plötzlich aus dem Bett sprang, sich allmählich in der Dämmerung des anbrechenden Morgens wieder ankleidete, seinen Hut nahm und im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen. — „Was tun Sie denn, mein Herr,“ rief ich erstaunt. „Lassen Sie sich nicht stören, schon graut der Morgen, sehen Sie nicht den rötlichen Streifen am Horizonte?“ „Allerdings, aber wir wollten ja beide ruhen.“ „Was Ruhe, wenn die Sonne aufgehen will!“ „Lassen wir sie aufgehen und schlafen wir.“ „Hören Sie die Akkorde im Ofen? Ich muß Ideen schöpfen!“ Mit diesen Worten war mein Freund zur Türe hinaus usw."

Erich: „Hören Sie die Akkorde im Ofen?“ Oh, bles ist wunderbar! Der taube Mann! Aber damals war er's wohl noch nicht. Und die sichtbare Welt war ihm immer eine Orgel von Wohlklang.

Mag: Du mußt das Büchlein lesen. Du mußt seine Gestalt heranwachsen sehn wie einen Berg, auf den man zureist. Oder wie einen Sonnenaufgang, von Kindlichkeit durch Gewöl zu wilder Majestät. Dies hat der Verfasser einzig gemacht, gleichsam immer einfarbige, andersfarbige Bilder des Menschen übereinander zu decken, wie beim Farbendruck, bis sich alle ergänzen und das transparente Gemälde glüht und sprüht von Farben und Lebendigkeit. Da sieht man ihn denn herantommen mit solch einem wankenden, zentaurenhaften Ungestüm, daß man meint, den Erdboden unter seinen Hufen klirren und dröhnen zu hören und das Entsetzen der Geister unter der Oberfläche zu sehn in den Erdentiefen, über die er hinweg, seinen Himmel auf der Schulter wie eine kolossale Beute. Er war mit gefesselten Adlern beladen, und ließ sie los, und sie schleiften ihn durch Gewöl und Gewitter ungezügelt. Dieser Dämon! Er hatte einen vollen, bevölkerten Himmel in der Brust, da mußte er wohl nach außen hin sich satanisch gebärden, um das Ganze ertragen zu können. Welch ein Gleichgewicht!

Erich: Er hatte keinen Freund. Mancher verehrte, niemand liebte ihn mit ausschließlicher Liebe. Er war taub. Taubheit ist das Schlimmere, wie mir scheint. Wie sanft sind nicht alle Blindgewordenen, von denen wir hören. Die Nacht der Blindheit, die sternenlose, ist um so viel ungeheurer als die Erdräusche, daß auch Schluchzen und Stammeln vermag; die sehenden Hände des in ihr Herumgehenden tasten leise nach verstreuten Strahlen von Sternen an den Rändern der geduldigen Dinge und lernen von ihnen die Sanftmut. Taubheit ist die Verzweiflung. Da sind alle Brücken abgeschlagen, und keine Ruder da für die rüstigen Arme. Nicht verstehen können, was man selber sagt, oh, das ist zum Tollwerden! Es muß sein, als ob man brennte und eine Schleppe von Qualm und Feuer hinter sich herziehen hätte, die sich nicht abschlagen läßt. Ich glaube, man möchte verzweifelt dreinschlagen. Steht nichts darüber im Buche?

Mag: Wenn du die Art meinst, wie er es ertrug? Wart ein wenig! Ein gewisser Rochlig, Musikschriftsteller, schrieb an Härtel: „Es war eigentlich nicht ein Gespräch, das er führte, sondern er sprach allein und meistens ziemlich anhaltend, wie auf gut Glück ins Blaue hinaus. Die ihn Umgebenden setzten wenig hinzu, lachten bloß und nickten ihm Beifall zu. . . All das trug er vor in größter Sorglosigkeit. . .“

Erich: Wie hieß es: „auf gut Glück ins Blaue hinein?“ Das will ich glauben. Da kümmerte er sich denn um nichts mehr, und vielleicht manchmal mit gutem — oder auch grimmigem — Spott über den Lärm, den er machte und nicht zu hören brauchte, schwahte er, was ihm einfiel. Du wolltest etwas sagen? Uebrigens fällt mir plötzlich Goethe ein.

Mag: Ich wollte noch weiter lesen, aber wir kommen schon noch darauf. Du scheinst ihn aber für gröber und teuflischer zu halten als er war. Auch der Verfasser dieser Sammlung sagt in seinem Nachwort: „Er war nicht gewalttätig (titanisch, wie man zu sagen pflegt), sondern nur unbeholfen, ratlos und fogleich verzweifelt.“

Erich: Nun einerlei, was heißt das? Meinst du, ich halte ihn für böse? „Unbeholfen, ratlos und gleich verzweifelt!“ All das hatte doch gewalttätige Wirkungen nach innen und außen. Wie wenn einer die Türen schmettert aus lauter Wut, daß er selber es nicht hören kann. Einen Engel vom Himmel müßte Taubheit rasend machen. Aber wenn er komponierte, so lehrte er aus der Erdentaubheit in seinen Himmel zurück und war ganz ein Engel.

Mag: Er schnob, tobte und stampfte, wenn er komponierte, das weißt du.

Erich: Sein Leib, ja, sein verzweifelter Leib, der doch nichts hören konnte, der die ungehörten Noten bejammerte und verfluchte, die der Engel um sich läuten und brausen fühlte! Welch ein Elend! Sieh Goethe, diesen Gletscher!

Mag: Goethe schrieb sehr schön über ihn, in seiner Antwort auf den Brief der Bettina, aus dem ich dir zuerst eine Stelle las. Goethe, — ach, er war ganz Auge und Ohr und Offenheit. Sein Ohr war diese erhabene Muschel, in der das Weltmeer in Gefirniswogen und sphärischen Uebergängen brodelte, und durch den einfachen und sicheren Filter gelangte in die Bucht seiner Brust lauter Harmonie und die riesige Einsicht, die Säulentrauer, die wieder sein Wesen und Gebaren majestätisch, kühl, fremd, weltmännisch machte. Goethe sonderte sein ganzes Wesen und Dasein in schönen Kristallen ab. Freilich, Beethoven wurde nicht alt genug, um sich mit Wandlungen abgeben, um sich mäßigen zu können, aber Goethe hat sich vermutlich von Anfang an auf achtzig Jahre eingerichtet und darauf, Jüngling, Mann und Greis zu sein.

Erich: Ich komme nicht los von seiner Taubheit. Sein Inneres stellt sich mir vor wie eine gewaltige Kupfertugel, nietenlos, angefüllt mit einem unaufhörlichen, ungeheuren und unverständlichen Loben von jedem Atom Weltgeräusch, jedem Staubkorn, das auf sie fiel. Oder er füllte die eiserne Kapsel seiner Brust mit Welt jahrelang, mit Gestirnen, Sonnenuntergängen, Ländern, Wolkensucht, Orkanen, Wäldern, Mondnächten und Amselfiedern; bis zu dem Augenblick, wo Taubheit sie schloß, und da schüttelte ihm sein Dämon die gesammelte Welt zum fürchterlichen Chaos zusammen und herrschte ihn an: Schöpfel Schlag Licht! Schaff Harmonie! — Es konnte nicht zwei solche geben wie ihn, und da Goethe die Gemessenheit bekam, so bekam der größte Komponist den Besessenen in die Brust, oder wie man sich das vorstellen will.

Mag: Der größte Komponist? War er's?

Erich: Weißt du einen größeren?

Mag: Er selber hielt Händel für den einzigen. Händel selbst fernerweise und nicht Bach, obwohl es nach einem Wort über diese beiden von ihm scheint, als ob er Bach gar nicht mitzähle, ihn für ein Ding für sich halte, wie Mathematik, wenn man von Künsten redet, oder wie einer den Himmel nicht mitzählt, wenn er die Herrlichkeiten seines Gartens aufrechnet und vergleicht. . .

Erich: Bach und Beethoven — lassen die sich vergleichen? Eben suchte ich in Gedanken nach Gleichnissen für diesen und für jenen, aber wenn ich für den einen eins hatte und sah zum anderen hinüber, sieh, so paßte es für den nicht minder, nur ein wenig anders.

Mag: Mir fällt ein Gespräch mit unserer musikalischen Freundin ein. Ihr, der Klavierspielerin, ist Bach, der Klavierskomponist, ohne weiteres der Größere, trotz Beethovens Polypophonie,

den sie meist „den Nabob“ nennt. Ich erinnere mich, wie sie damals dies Wort erklärte; wie Beethoven eine solche Ueppigkeit sei, gewaltige Weinberge, Weindolomiten, beladen mit ungeheuren und süßen Dingen wie mit riesigen Trauben, ein Verschwender, ein unerschöpflich Herz- und Welt-Ausschüttender, der Gärten hinwirft mit einer Handbewegung, der über den Himmel fährt mit dem Finger und unsichtbare Abendröten, Mondausgänge und Finsternisse darüber hinführt, der in Abgründe schleudert, der den eignen Leichnam unter schallender Musik und mit tiefenden Rossen um Städte schleift wie Achilleus den erschlagenen Hector, der über Meere dahinfährt im tönenden Muschelwagen und auf Klippen liegt in der Wasserwüste und herzerschütternd klagt. Bach, sagte sie dann und strahlte über und über, Bach ist die Notwendigkeit. Bach ist die ewige Säule, die unvergleichliche, sagte sie. Sie schlug einen Fugentakt an mit harten Fingern und schrie beinah: Spüren Sie das? Spüren Sie die Klammer, die Ihnen schon das Herz umschließt, und Sie können sich nicht mehr rütteln, nicht atmen und nur wollen, daß sie niemals weiche, daß Sie immer so umklammert bleiben, und dann merken Sie hinterdrein vielleicht, wenn der ungeheure Metallstrom über Sie dahingerauscht ist, daß alles, alles auf der Erde zufällig sein mag, dies aber ist das Notwendige. Oft, unterbrich mich nicht, oft, sagte sie dann ganz leise, ist es mir beim Spielen, als müßte ich mit geradem Arm eine schwere Stange von dunklem Erz wagrecht vor mich hinhalten, und doch wäre der Schmerz im ermüdenden Arm nicht Schmerz, sondern immer höhere Kraft und höhere Lust, als sei ich an einen Magnet angeschlossen, aus dem unendliche Flüsse von Kraft und Herrlichkeit durch meinen Arm meinen ganzen Körper auflösten . . .

Er ich: Du hast es gut behalten, wenn all das wirklich sie gesagt hat und nicht du. Das Notwendige . . . Ja, er gab wohl die Befehle, und alle nach ihm behielten nur die Möglichkeiten, die unzählbaren, nach ihnen zu leben und zu wirken. Er eroberte das Land, in dem sie bauten und ernteten.

Mag: Etwas anderes. Unsere Freundin damals war etwas ungehalten, daß man immer Beethoven meint, wenn man Musik sagt, und ich suchte ihr's zu begründen, indem ich nebeneinander stellte: Rembrandt und Michelangelo, Shakespeare und Goethe, Bach und Beethoven. Rembrandt malte nur, wie Shakespeare dichtete — das eigentliche „Dichten“: Weltgestalten — wie Bach komponierte. Wie aber Michelangelo alle Arten der bildenden und auch die Dichtkunst, wie Goethe, außer dieser, Lebenswissenschaft in hundert Zweigen betrieb, so — warte, hier muß ich dir die Stelle lesen aus dem Brief von Rochlitz, in der ich vorhin innehielt. Da hab' ich's: „Er kam mir dabei vor wie ein Mann von reichem, vordringendem Geist, unbeschränkter, nimmer rastender Phantasie, der als heranreisender, höchst fähiger Knabe mit dem, was er bis dahin erlebt oder erlernt hatte, auf eine wüste Insel wäre ausgesetzt worden und dort über jenen Stoff gesonnen und gebrütet hätte, bis ihm seine Fragmente zu Ganzen, seine Einbildungen zu Ueberzeugungen (es ist vortrefflich gesagt!) geworden, welche er nun getroßt und zutraulich in die Welt hinaus rufte.“ Und rechnest du hierzu ein Wort Beethovens, in dem er die Dichter beneidet, weil sie ein größeres, ein reicheres Gebiet hätten, so möchte ich sagen, es scheint, als habe auch er Goethische Umfanglichkeit besessen, als habe nur kein wütender Dämon, auf ein Uebermaß von Leiden, Kraft und Drangsalen erpicht, ihn in diese mit Orgeln gefüllte Kammer der Musik eingekerkert und die Schlüssel zu den anderen fortgeworfen, so daß er nur in dem einen Strom alles der Welt haben mußte, haben und gestalten: Bildnis, Gedanke und Gefühl. Seine nach allen Himmelsrichtungen durch die Welt strahlende Phantasie hatte, wie das Feuer im Leuchtturm, nur das eine Fenster, auf die See hinausgerichtet, den Schiffen zur Liebe.

Er ich: Was aus deinen Bemerkungen jedenfalls mir klar zu sein scheint, ist, daß der Künstler — wie unsere Freundin — der Künstler im Musiker, Maler und Poeten eine tiefere Verehrung hegen müsse für Bach, für Rembrandt, für Shakespeare, und dies, obwohl vielleicht dennoch der Mensch, das Herz in ihnen, den anderen sich zuwendet, weil — also, weil sie menschlicher sind. Denke an eine Fuge, eine Messe, ein Präludium. Oh, diese Werke treten vor

dich hin wie bronzene Erzengel, packen dich beidhändig an den Gelenken und, glühend durchtrunken von den elektrischen Strömen ihres Engeltums, vermagst du nichts als in ihnen die unbeschreiblichen Sternenaugen des himmlischen Gesandten zu blicken, zwei Sterne, um die das Firmament in Kreisen schwingt, und lange, lange noch zitterst du nach und weißt nur: Musik! Musik!

Mag: Wie du dich da für Bach erhigest! Das hätte ich eigentlich sagen müssen. Mit einem Wort: Er setzt uns mitten in den Himmel hinein. Die Erde schwindet, du atmest in himmlischer Fremde, ja, du befindest dich in jener seligen Ergänzungs-, die Hölderlin verkündete:

Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen.

Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Oh, wie irdisch ist da Beethoven! Ausbruch von Landschaften ist er, Geheimnis, Dämmernisse, Memnons Säule in der Wüste, Schreie in der Mondnacht, ein Erdbeben, Sonnenaufgang der Sehnsucht, Klage eines Vogels, eines Gottes, den ein irdischer Speer verwundete. Er ist Qual und Läuterung, er ist der sich selbst erlösende Geprüfte, ein Tantalos, der fänge, einer der Drei im Feuerofen überließ ihm seine Erfahrung und seine Stimme. Engelsblut in irdische Adern gepreßt, Himmelsjaft in Erdbäumen, der Adler am Throne des Olympiers, immer Erde und Himmel, immer Engel und Mensch, immer Geist und Leib, immer Qual und Erlösung, immer Kampf, innere Feindschaft und Waffenstillstand, all das ist er. Himmelstrost in irdischen Bildern, und immer wieder schlägt welkenfern hinter Dämmernissen Elysium das goldene Auge auf. Siehe da, Bach! Er trug eine kunstvoll geordnete Bodenperücke. Soviel Geseh war in ihm: wie auch Leidenschaft seiner Orgeln und Orchester in ihm brausen mochte: auf seinem Haupte bewegte sich kein Haar von diesem Winde, und außen kam alles zur Ruhe. In Beethovens gesträubtem und zerrüttetem Haar mußte die letzte Spitze mitzittern und beben vom inneren Sturm. Mir fällt Jean Pauls von Gedanken wie von Kugeln zerhobene Stirn ein, ich weiß nicht, wor dies Gleichnis machte.

Er ich: Jean Paul? Er versteifte sich freilich auf diese einzige männliche Bahn des Fabulierens, um in dieser engsten aller Felsenschluchten den ganzen Strom von Wonnen und Wogen, von reisenden Wäldern, von Schollen, von Gnomengesellschaften auf Flößen, von Frühlingen, seligen Zeichnamen, Räthen Beschaulicher, von Geröll und unerhörten Ausbrüchen gespigelter Himmelsbläuen, diesen endlosen Katarakt dahinzuwälzen, — aber das Ganze —, wie leicht scheint es bei ihm, ein kindliches Spielwerk, — ein kleiner Federdruck, und die Schleuse öffnet und schließt sich spaßeshalber mit den Bewegungen eines gehorsamen Mammut, — während dieser Titan — wie den Sisyphus sieht man ihn rasend mit fliegenden Haaren dem talwärts stürmenden Felsblock seines Daseins nachjagen.

Mag: Wohin sind wir gelangt? Das gelbe Büchlein hier war die unscheinbare Schleuse, die diesen Strom unserer Reden in Gang setzte. Du solltest ihn aufschreiben und drucken lassen, zum Lobe des Büchleins.

Er ich: Gut! Und wie wollen wir's nennen?

Mag: Wie das Buch selber — da hast du's! — „Beethoven im Gespräch.“

Erwin Alderfnecht / Jahrbare Feldbüchereien?

Im Laufe des vergangenen Halbjahres ist viel Aufhebens in Zeitschriften und Zeitungen gemacht worden von der sogenannten Erfindung fahrbarer Feldbüchereien. Die breite Öffentlichkeit wurde nicht weniger dringend als der Deutsche Städtetag, die Provinzialregierungen usw. in Wort und Bild zur Unterstützung dieses, wie es schien, so vernünftigen und großzügigen Planes eingeladen. In letzter Zeit ist es, nachdem allerdings schon große Summen zusammengekommen und in das Unternehmen hineingesteckt worden sind, etwas ruhiger geworden; wahrscheinlich doch nicht bloß, weil die Werbetätigkeit ihre Schuldigkeit getan hatte, oder weil die in Betracht kommenden Zeitungen und Zeitschriften

das Thema nun genügend erörtert glaubten, sondern vielleicht auch, weil die Erfahrungen, die man mit der neuen Einrichtung machte, nicht ganz mit dem übereinstimmten, was sich ihre Urheber am Schreibtische so zuversichtlich ausgerechnet hatten. Es ist darum zu hoffen, daß man einer kritischen Stimme nunmehr Gehör schenken wird.

Ich möchte im folgenden versuchen, auf Grund der Nachrichten aus der Frontpraxis und auf Grund eigener fachmännischer Erwägungen und Erfahrungen darzutun, daß es grundsätzlich verfehlt ist, Divisionsbüchereien als fahrbare Feldbüchereien anzulegen, ja, daß solche fahrbaren Büchereien wenigstens an der Front auch für kleinere Truppenverbände nicht praktisch sind, und keinesfalls auch nur den Kern der Besestoffversorgung unserer Truppen bilden können. Ehe ich aber zu dieser grundsätzlichen Frage übergehe, sei es mir gestattet, noch einige Worte über die Handhabung der gegenwärtig vorliegenden Form der fahrbaren Divisionsbücherei zu sagen. Schon als beim ersten Austausch des Planes in Gestalt von Werbedrucksachen — wozu ich in gewissem Sinne auch die Kriegserinnerungen des Divisionspfarrers Hoppe rechne —, der Geist dieser neuen Einrichtung sich zum erstenmal offenbarte, schien es, als ob hier ein wohlwollend-forscher, dabei reichlich selbstgefälliger Beglückungsbrang einerseits und eine gar nicht frontmäßige Verwaltungspedanterie andererseits am Werke seien. Diese tritt besonders hervor in der Benutzungsordnung, die in den Werbedrucksachen mitgeteilt wird. Bestimmungen wie die, daß die entliehenen Bücher bei Alarm von ihren Entleihern beim Feldwebel bezw. Wachtmeister abzugeben seien, und daß die Hinterlegungsgebühr von 30 Pf. dann später zurückgezahlt werde — es fehlt nur noch die tröstliche Versicherung, daß sie „gegebenenfalls an die Hinterbliebenen ausbezahlt wird“ —, verurteilen von vornherein eine solche Benutzungsordnung zur Lächerlichkeit und haben zur Folge, daß sie überhaupt nicht eingehalten wird. Nehmlich steht es mit den vielspaltigen Statistiken, die über die Benutzung der Bücherei geführt werden sollen. Auch über die Zugänglichkeit des vorhandenen Druckkataloges, der für alle Divisionsbüchereien derselbe ist, ob sie nun Rheinländer oder Pommern versorgen sollen, wäre in diesem Zusammenhang manches zu sagen. Als besonders eindrucksvolle Stichprobe aus der Praxis teile ich noch folgenden, beliebig herausgegriffenen Fall mit, den ich einem an der Front stehenden Divisionspfarrer verdanke: „Der landsturmpflichtige Doktor der Philosophie A. hat am 1. des Monats das Verzeichnis von seinem Zugführer erbeten und bestellt sich „Hartmann, Philosophie des Unbewußten“. Mit 30 Pf. Pfandgebühr geht der Forderzettel am 2. des Monats an die Kompanie, von dieser am 3. des Monats an das Bataillon, am 4. von der Schreibstube des Bataillons an den Verpflegungsoffizier; am 5. nehmen die Lebensmittelempfänger die Liste sowie die Pfandgebühr mit zur Divisionsbücherei; am 7. steht auf der Liste, daß das Buch nicht mehr vorhanden ist, da es vor acht Tagen in einem Unterstand gelegentlich eines Vortreffers vernichtet worden ist. Diese Mitteilung geht an den betreffenden Landsturmmann frühestens nach drei Tagen, also am 10. des Monats.“ Mit diesem Beispiel, das übrigens, auf ein vielbegehrtes Buch der Unterhaltungsliteratur angewandt, noch viel gravierender wäre, rühren wir bereits an die grundsätzliche Frage, ob das scheinbare Ei des Kolumbus, die fahrbare Divisionsbücherei, zweckmäßig, ja strenggenommen überhaupt möglich sei.

Eigentlich ist von vornherein klar, daß eine Bücherei von ungefähr 1000 Bänden — so groß ist die Hoppe'sche fahrbare Divisionsbücherei — zur Versorgung einer Division viel zu klein ist. Aber selbst eine Bücherei von diesem Umfang ist nur unter den günstigsten Wegeverhältnissen fahrbar. Sind die Wege sandig oder durch Regen aufgeweicht, was ja im Osten sehr häufig der Fall ist, so werden 4–6 Pferde nötig sein, um den Wagen, der übrigens auch selbst schon schwer ist, rasch genug von der Stelle zu bringen. Ursprünglich war nun dieser Wagen als wirklicher Bücherraum gedacht, in dem die Bücher, wie in einem Büchermagazin, zur freihändigen Herausnahme bereitstehen sollten. Da die Wagen jedoch — im Unterschied von den in Amerika gebräuchlichen Bücherwagen — für eine derartige Hand-

habung des Bücherbestandes meist zu dunkel sind, und es sich auch sonst als nötig erwies, die Bücher in Kisten zu verpacken, ist der Wagen nunmehr nur noch Beförderungsmittel, und dies, wie schon gesagt, nur in sehr bedingtem Sinne. Damit ist schon ein wesentlicher Teil dessen, was an dem Hoppe'schen Plan den Uneinge-weigten bestach, preisgegeben. Hat es denn aber überhaupt noch einen Sinn, selbst bei idealster Handhabung, das Büchereiwesen einer Division in dieser Form zu zentralisieren? Auch die Anhänger der fahrbaren Divisionsbüchereien scheinen sich durch die Praxis zu dem Geständnis genötigt zu sehen, daß dezentralisiert werden müsse und daß dabei die Dezentralisation der Bücherbestände selbst das Wesentliche sei. (Eine zentrale Büchereiverwaltungsstelle beim Divisionsstab bleibt unentbehrlich.) Es sind neuerdings Nachtragsverzeichnisse herausgegeben worden, die einer Aufstellung der ganzen Bücherei in acht Einzelbibliotheken von je 130 Bänden entsprechen. Ich will zunächst ganz von der Frage absehen, ob bei der Teilung der als Einheit gedachten Divisionsbücherei Einzelbüchereien entstehen können, die durch ihre Zusammensetzung einigermaßen der Vielfältigkeit der vorhandenen Besestoffe, namentlich auch nach der Seite der literarisch einfachen Bedürfnisse hin, auch nur einigermaßen Rechnung tragen (daß sich bei einer Teilung von Bücherbestand und Leserschaft die Möglichkeit solchen Rechnungstragens sozusagen in geometrischer Progression vermindert, wird auch dem Nichtfachmann ohne weiteres einleuchten). Ich stelle vielmehr nur die Frage: Wie sollen acht Einzelbüchereien auf die Truppenteile und Einrichtungen einer Division verteilt werden? Nehmen wir beispielsweise an, die Division besitze zwei größere Soldatenheime, drei Feldlazarette, eine Sanitätskompanie, die im Stellungskampf als viertes Lazarett sich auftritt, und einen vorgehobenen Operationsplatz, der bis zu 100 Betten belegt werden kann. Werden diese Einrichtungen bezw. Formationen mit je einer der 8 Bücherkisten versehen, so bliebe also noch eine Kiste mit 130 Büchern übrig, für den übrigen Divisionsbestand von 10 000–30 000 Mann. Hier heißt es wirklich, wie bei der Speisung der Fünftausend: „Was soll das unter so viele?“, nur daß leider kein Wunder zu Hilfe kommt. Nun könnte man, wie es scheint, zwar den Plan einer fahrbaren, ja überhaupt einer in ihrem Bücherbestand zentralisierten Divisionsbücherei preisgeben, aber den Gedanken der fahrbaren Bücherei trotzdem zu retten versuchen, indem man wenigstens fahrbare Regimentsbüchereien an ihre Stelle setzt. Dies würde vor allem einen so ungeheuren Mehraufwand an Mitteln bedeuten — man denke nur an die Anzahl von Wagen und Pferden, die dann nötig wären —, daß sich wahrscheinlich schon deshalb dieser Ausweg als praktisch ungangbar erweisen würde. Aber er ist auch grundsätzlich verfehlt. Denn erstens bliebe dann die Versorgung der Feldlazarette und verwandter Einrichtungen eine ungelöste Aufgabe, und zweitens wäre auch so die Dezentralisation der Bestände und ihrer Verteilung noch nicht weit genug gediehen. Es gibt keine andere Lösung der Besestoffversorgung unserer Feldtruppen in Gestalt von Büchereien als die, daß man für jede Kompanie einen kleinen Bücherbestand zusammenstellt, der — mit dem anderen Gepäc — beim Abziehen auf dem Kompagniewagen mitgeführt wird, den die Kompagnien eines Bataillons oder eines Regiments unter sich austauschen, und der von einer zentralen Büchereiverwaltungsstelle beim Divisionsstab aus häufig, rasch und reichlich wieder aufgefüllt wird. Es ist bezeichnend, daß man auf eine solche Lösung auch bereits in der Praxis da und dort herausgelassen ist. Ein Fall, in dem ein pommerscher Divisionspfarrer mustergültig in dieser Richtung gewirkt hat, ist mir genau bekannt.

Schließlich ist aber noch auf einen Gesichtspunkt in diesem Zusammenhang nachdrücklich hinzuweisen, der durch die Reklame für die fahrbare Feldbücherei ganz verdrängt zu werden schien, nämlich auf die Notwendigkeit, neben der Versorgung unserer Truppen mit eigentlichen Feldbüchereien, die freihändige Verteilung von gutem Lesestoff, namentlich volkstümlicher Unterhaltungsschriften, unabhängig zu betreiben. In einer Feldbücherei wird schon aus rein äußeren Gründen dieser unscheinbarere, vergänglichere Lesestoff

nicht dem Bedürfnis der Mannschaften entsprechend berücksichtigt werden können. Die Feldbuchhandlungen, soweit solche unseren Fronttruppen überhaupt erreichbar sind, tun offenbar auch nach dieser Richtung nicht viel. So ist es doppelt nötig, daß nicht alle Mittel, die für die Besetzungsvorsorgung unserer Truppen freigemacht werden können, zur Schaffung von Feldbüchereien benutzt werden, sondern daß mindestens die Hälfte dieser Mittel zur Beschaffung und Versendung der durch die Rührigkeit unseres deutschen Verlagsbuchhandels reichlich vorhandenen billigen Serien und Einzelausgaben guter Volkschriften bereitgestellt werden (Auswahllisten findet man in meiner Flugschrift über „Billigen Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen“. München, Callweg, 50 Pf.). An die fahrbare Feldbücherei aber sollte, auch wenn sie einen neuen Kesselfeldzug unternehmen würde, kein Geld mehr gerückt werden. Denn sie ist — ich zitiere das Urteil eines Divisionsgeistlichen von der Ostfront — „klipp und klar unnötig, in der Praxis unbrauchbar und eine nur durch Sachkenntnis hervorgerufene Verirrung.“

Robert Walter / Anmahnung

Wirk hin, was du gewesen.
Das Kleid hat dich entstellt.
Kannst du an dir genesen,
Geneht an dir die Welt.

Du selbst bist deine Bahre,
Gestirn, das um dich kreist.
Es fordern hundert Jahre
Von dir Gestalt und Geist.

Der alten Sonne Flammen
Wird deine Blut befrei'n.
Willst du Gott nicht verdammen,
Mensch, mußt du Schöpfer sein.

Fritz Alfred Zimmer / Der Don Quixote

Aus eines ärmsten Menschen Hirn entsprungen,
Ist doch in diesem Welt die ganze weite Welt
Mit ihrem Sein und Schein in Sinn und Herz gestellt
Und ihr mit herber Heiterkeit ein buntes Lied gesungen.
Historie weltwiderweiser Torheit! Derbschrei schreit
Der lustigste Krakehl — lacht träumt Besinnlichkeit,
Bis alle Daseinstuden wieder und Schitanen
Zu einem komisch-ernsten Dufelsade
Als Harlekine schwenken laut die Hufsch-Fahnen,
Wenn jäh im Ueberdrehung Hidalgo galoppiert Attacke.
Dies Buch: am Lebenstisch, ein Trösttrunk aus altwürdigem
Gerät —
Ein Menschheitsbuch. Groß-Unikum und -Rarität.

Und Weissagung! Ein Neulandsang, wie keinem andern Volk
er eigen.

Inmitten Spaniens Renaissance- und Weltmachtglück
Blies diese Scherzansare ihm ein ander' Stück
Und ließ die Sonn' und Ritter untergeh'n in seinen Reichen.
Mit einer Lachgrimasse, doch mit Leidenschaft
Und Ernst hat jenen herrlich-hohen Eid erschlaßt
Ein Ritter trauriger Gestalt — Cervantes, spitzer Spötter,
Warf auch ein Seher, der in weitblickenden Visionen
Hohnreißend seine Zeit begrub und alle starren Götter
Zerschlug in einer Welt, wo Trug und Menschenohnmacht wohnen!
Durch Völker- wie durch Einzelleben reitet Don Quixote,
Und plumpe Mühlen mahlen drohend-groß im Abendrot!

Gottfried Traub / Pöppel

Eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher
als kalte überdachte Unfehlbarkeit.
Lessing.

„Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen“, meint der zähe und geschickte Fechter Lessing in seinem Zweikampf mit dem Herrn Hauptpastor Goeze. Denn solche Menschen können wenigstens noch springen, ohne daß ihnen der Atem gleich ausgeht. Sie schwimmen einmal mit dem Strom mit und gehen wieder dagegen an, sie versuchen vielleicht sogar einen Abweg und holen sich darauf neue Erfahrungen. Nur waren sie nicht so eingebildet, daß sie überragend wie ein Wegweiser am Weg stehen und jedem unfehlbar die Richtung weisen könnten. Am unerträglichsten wirkt die unbelehrbare Unfehlbarkeit; sie lebt geradezu von der Gewohnheit, nichts zuzulernen. Auch bei jedem Angriff steht ihr das Ziel, das zu verteidigen ist, von vornherein fest. Sie nimmt sich darum keine Zeit, den Angriff zu verstehen, sie wehrt ihn nur ab durch das Ausweichen oder Totschlagen. Daher die geistige Armut eines solchen Standpunktes. Er dreht sich um sich selbst, statt daß er an der großen Bewegung der Geschichte teilnimmt. Alle Fälle des Geschehens aufzunehmen, ist kein Kopf und kein Herz weit genug; wohl aber muß es so viel Spannkraft besitzen, daß es einmal die Dinge draußen ruhig mit all ihrer Kraft auf sich wirken läßt, ohne gleich in Angst zu geraten, daß dadurch innerlich etwas von dem eigenen Recht „verrückt“ würde. Wir sollen nicht recht behalten; die Geschichte behält recht.

Sehen wir einmal zwei ernsthafte Gegner einander gegenüber. Wohl gemerkt: ernsthafte, von denen jeder etwas Wesentliches zu sagen hat. Sie streiten miteinander. Würde der eine wirklich rasch dem anderen zugestehen, ja, „du hast recht“, so wäre das unwürdig. Aber auch dann, wenn sich das wirkliche Recht immer deutlicher in eine Waagschale legt und die andere in die Höhe schnellen läßt: ich weiß aus eigener Erfahrung, daß das Gefühl, recht behalten zu haben, gar nicht zu den glücklichsten gehört. Sicher schmeichelt es, daß man richtiger sah; sicher ist es ein Vorzug, deutlicher beurteilen zu hören. Aber in einem solchen Streit ernsthafte Menschen kann der Sieg nie restlos auf einer Seite sein. Ahnungen, Empfindungen, Gesamtzustände lassen sich oft gar nicht auf einen so greifbaren Ausdruck bringen, daß der, der in ihnen lebt, nicht von vornherein im Nachteil steht gegenüber dem anderen, der nichts gelten läßt, was man nicht auf Zahl und landläufigen Begriff bringen kann. Wir lernen auch in unseren Tagen wieder, daß die Hintergründe der Streitigkeiten das ausschlaggebende sind: Gründe, Bedenken, Einwürfe, Behauptungen sind zuletzt nur Masken, die jeder anlegt, wie auf dem Fechtboden das Gesicht zum Teil bedeckt wird. Charakter aber entscheidet, Gesamtrichtungen trennen; die Willen sind die eigentlichen Führer der Menschen, ihrer Parteien, Gruppen, Geschlechter. Wer das unheimliche Geheimnis dieser Willen zerfasern könnte! Wir sind froh, daß man das nicht kann, die höchste Kunst bleibt, einen ganzen Menschen langsam richtig einzuschätzen, eine ganze Zeit allmählich zu verstehen, eine ganze Richtung nachzuempfinden. Das bedeutet mehr, als nur mit allem möglichst rasch fertig werden wollen, indem man es zerrt und quält, bis es gerade auf das antwortet, was wir fragen, statt zu warten, was es uns fragt.
Laßt uns nur nicht unfehlbar sein!

Soziale Bewegung

Dr. Max Hirsch's Nachfolger. Der Verband der deutschen Gewerkschaften hat auf seiner Pfingsttagung auch die wichtige Organisationsaufgabe gelöst, an Stelle des unheilbar erkrankten Nachfolgers von Dr. Max Hirsch, des früheren Abgeordneten Goldschmidt, einen neuen Vorsitzenden und Führer des Gesamtverbandes zu wählen. Nach ausgiebiger Beratung fiel die Wahl auf den bisherigen Vorsitzenden des Zentralrates, Herrn Hartmann, der bereits die Verbandstagsverhandlungen mustergültig geleitet hatte. Er wird am 1. Oktober das neue Amt, für das er die günstigsten Vorbedingungen mitbringt, übernehmen. Der weitere Antrag, ihm einen Parlamentarier als Syndikus zur Seite zu stellen, wurde dem Zentralrat zur Erledigung überwiesen, nachdem sich der Verbandstag grundsätzlich dafür ausgesprochen hatte. Herr Hartmann wurde außerdem als Vertreter der deutschen Gewerkschaften in den Beirat der deutschen Gewerkschaften delegiert. In der Aussprache über Organisationsaufgaben der Zukunft kam auch sehr ausgiebig der Wunsch nach parlamentarischer Vertretung der Gewerkschaften zum Ausdruck. Um einzelnen Gewerkschaften die Möglichkeit zur Erlangung eines Mandats zu erleichtern, stellte der Verbandstag zur Bestreitung persönlicher Unkosten eine bestimmte Summe zur Verfügung. Ueber ihre Verwendung soll von Fall zu Fall der Zentralrat entscheiden.

Kriegstagung der Verbraucher. Eine der schwierigsten Organisationsaufgaben, die Zusammenfassung der Konsumenten, hat in der Not des Krieges überraschende Fortschritte erzielt. Das zeigte sich deutlich, als Pfingsten in Leipzig unter starker Beteiligung der Mitglieder des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen eine Tagung der neuen Organisation abgehalten wurde. Professor Dr. Rubner (Berlin) behandelte in einem großzügigen Vortrage die Ernährungsaussichten im dritten Kriegsjahr und kam dabei zu dem Schlusse, daß wir nach Ueberwindung des vergangenen ungünstigen Wirtschaftsjahres und der noch folgenden schweren Wochen nach Einbringung der neuen Ernte bei sparsamem Verbrauch sehr wohl auskommen können. Hauptgeschäftsführer Wilhelm (Berlin) erstattete den Tätigkeitsbericht. Danach kann der Kriegsausschuß mit seinen Erfolgen trotz aller Langsamkeit der Behörden und trotz aller Widerstände der Interessenten zufrieden sein. Besonders die letzten Regierungsmaßnahmen (Schaffung des Kriegsernährungsamts, Rationierung der wichtigsten Lebensmittel usw.) decken sich mit dem vor einem Jahr aufgestellten Verbraucherprogramm. Der Vorsitzende des Kriegsausschusses, Reichstagsabgeordneter Robert Schmidt (Berlin), behandelte in wirkungsvollen Worten die Wünsche und Beschwerden der Konsumenten hinsichtlich der Preisprüfungen. Nach einer sehr interessanten Aussprache, an der sich Vertreter von Behörden und Ausschüssen aus allen Reichsgegenden beteiligten, wurde neben einigen anderen Anträgen eine Entschließung angenommen, in der der feste Wille der Verbraucher zum Durchhalten bis zum siegreichen Ende des Krieges bekundet wird.

Kriegs-Sozialpolitik. Wie in der Web- und Wirkwarenindustrie, soll nun auch in der Schuhindustrie zur Verhütung weitreichender Arbeitslosigkeit Betriebseinschränkung mit entsprechenden Entschädigungen der Arbeiter eingeführt werden. Die Vorschriften sind so kennzeichnend für den guten Willen aller Beteiligten und für die Aushilfswege der Sozialpolitik im Kriege, daß es sich lohnt, die wichtigsten Bestimmungen der Bundesratsverordnung vom 14. Juni hier festzuhalten. Nach ihnen darf, entsprechend den übereinstimmenden Wünschen der beteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer, für gewerbliche Betriebe, in denen Schuhwaren mit lederen Unterböden irgendwelcher Art hergestellt werden — sofern die Zahl der gewerblichen Arbeiter einschließlich der Hausarbeiter (Hausgewerbetreibenden, Heimarbeiter und dergleichen) mindestens vier beträgt — die Arbeitszeit in den Werkstätten oder Fabriken für den einzelnen Arbeiter und den Betrieb in der Woche 40 Stunden, einschließlich der Pausen, nicht überschreiten. Den Hausarbeitern darf ebenfalls nur eine entsprechend verringerte Arbeitsmenge zugeteilt werden. Um Umgehungen zu verhindern, ist weiter bestimmt, daß Personen, die in Werkstätten oder Fabriken beschäftigt werden, Arbeit zur Verrichtung außerhalb des Betriebes nicht übertragen werden darf, und ferner, daß die Stücklöhne und Stundenlöhne nicht herabgesetzt, die Tages- und Wochenlöhne nur im Verhältnis der tatsächlichen Beschränkung der Arbeitszeit gekürzt und Arbeiter nicht entlassen werden dürfen. Die Regelung der dabei in Betracht kommenden Fragen, zum Beispiel die Höhe der Entschädigung, die den Arbeitern für den unverschuldeten Lohnausfall zu gewähren ist, ferner die Beiträge, welche die Unternehmer zu diesen Entschädigungen zu leisten haben, die Bestimmungen darüber, unter welchen Ausnahmefällen eine Verminderung der Zahl der Arbeiter stattfinden darf, wird durch die Kontrollstelle für freigegebenes Leder in der Weise erfolgen, daß nur solche Betriebe, welche versprechen, sich den Anweisungen zu fügen, Leder erhalten. Die Fabrikanten haben sich bereiterklärt, ein Drittel der festgesetzten Entschädigungen zu zahlen, während zwei Drittel vom Reich und den Einzelstaaten zu tragen sind.

Büchertisch

Literatur zur Wehrerziehung

Es ist kein Zufall, daß Offiziere, die lange in unseren Kolonien gelebt und gekämpft haben, eine Jugendschulung im Gelände mit planvoller Uebung aller Sinne lebhaft befürworten. So ist der Schöpfer und Vorsitzende des deutschen Pfadfinderbundes, Major Maximilian Bager, einer der ersten gewesen, die im Rahmen des Pfadfinderlebens die Geländeausbildung im kleinen, die Selbstständigkeit und Findigkeit des einzelnen gegenüber den natürlichen Erscheinungen der Umgebung forderte. Ein anderer, durch sein Buch „Südwest, wie's lacht und weint“ sehr bekannter Südwestafrikaner, Major Philipp Kuhn, hat einen speziell auch für Offiziere und Unteroffiziere bestimmten Ratgeber für die militärische Jugenderziehung herausgegeben. (180 M. Selbstverlag durch Druckerei Neumeister, Bayreuth.) Daß in diesem Buche kein Drill verlangt wird, geht aus dem Lesetage hervor: Stähle den Körper, mache und erhalte ihn gelenkig! Alle Uebungen, die darauf hingen, sollen bei der militärischen Jugenderziehung an erste Stelle treten. Im Gegensatz zu den kriegsministeriellen Richtlinien tritt Major Kuhn für die Aufnahme der Feuerleitung in den Uebungsstoff ein, verlangt den Gebrauch eines Gewehrmodells, mit dem in der Schützenlinie alles außer Laden und Schießen geübt werden könnte. Der ganze Stoff ist in 24 Wochenprogramme eingeteilt, durch vorzügliche Handzeichnungen erläutert, geschickt und ausführlich entwickelt, so daß aus diesem Werkchen die Art, wie man in der Praxis Abwechslung mit gründlicher Einzelausbildung vereinigen kann, unmittelbar zu entnehmen ist. Nicht nur Stoffdarstellung, sondern Stoffeinteilung und die Lehrmethode machen die Schrift wertvoll, besonders im Geländedienst, wo dem Lehrer in vorbildlicher Klarheit direkt anzuwendende Lehrstunden erteilt werden. In ähnlicher Weise hat der österreichische Generalmajor Englert schon drei Jahre vor dem Kriege eine Anleitung zu Turn- und Geländespielen geschrieben (Seidel, Wien). Es muß hier ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß in dieser Arbeit mit Weitblick der Grundgedanke einer praktischen Wehrerziehung unter Betonung allgemeiner Körperkräftigung schon so gefaßt wurde, wie es heute die vom deutschen Kriegsministerium herausgegebenen Vorschriften „Erläuterungen und Ergänzungen“ und „Anleitung für das Stabfechten“ verlangen, also eine eingehende Pflege des reinen und des angewandten Turnens, ein Wecken des jugendlichen Ehrgeizes im Geländespiel oder im turnerischen Wettkampf und die Erziehung des selbständigen Gebrauchs aller Sinne in Wald und Flur. Die Broschüre gibt dem Jugendführer Anweisungen zur Durchführung belehrender Wanderungen unter steter Beachtung selbstmäßiger Forderungen. Sie enthält ausführliche Darlegungen über Stabfechten, Wurfübungen und gibt unter militärischem Einschlag, aber in freier, dem jugendlichen Geschmack glücklich angepaßter Form Geländespiele in mehr persönlicher Erziehungsrichtung. Noch viel zu wenig bekannt sind die Schriften des Major Corpe: „Die Erziehung unseres Armeenachwuchses“ (60 Pf.) mit dem Uebungsplan für 25 Tage (30 Pf., D. Kühne, Erfurt). Die Leitworte des Vorschlags: Müßen! Können! Wollen! legen die Ueberzeugung des Verfassers nahe, daß der Heereserfahrer nicht nur körperlich, sondern auch geistig und moralisch vorbereitet werden muß. Die Ausführungen Corpes fassen das Problem tiefer auf, als es in Aeußerungen mit gleicher Zweckrichtung sonst üblich ist; sie bringen den kleinen Teil des vorbereitenden Militärdienstes in den natürlichen Zusammenhang mit den erheblichen Bestrebungen anderer aufbauender Faktoren, wie Familie, Schule und Jugendpflege. Hier wird wieder einmal klar ausgesprochen, wie nahe verwandt die Tätigkeit des Lehrers, vor allen Dingen des Volksschullehrers und die des seine Pflichten richtig auffassenden, gebildeten Ausbildungsoffiziers ist. In diesem Sinne muß in der Heranbildung des jungen Offiziers auf den Kadettenanstalten, Kriegsschulen und in den Offiziersversammlungen noch eine große Aufklärungsarbeit geleistet werden, wenn der Corpesche Geist weitere Kreise erfüllen soll. Diejenigen Gegner der militärischen Vorbereitung, die ein Zurückdrängen des moralischen Einflusses durch eine Pflichtjugendwehr befürchten, sollen einmal recht genau das Corpesche Werkchen studieren, dann werden sie sehen, daß nicht im „Kommis“, sondern in einer harmonischen Persönlichkeitserziehung der Richtungsstern dieser Fahrt zu sehen ist. Der allgemeine Bildungswert dieser anerkannten Corpeschen Lehrmethode zeigt sich in dem Hinweis des Verfassers, daß die meisten angeführten Uebungen von jedem Manne, der überhaupt etwas von einem „Erzieher“ in sich spürt, geleitet werden können, ganz gleich, ob er selbst Soldat war oder nicht.

Neben diesen Erscheinungen aus den Händen von Berufs-offizieren sollen auch Arbeiten Erwähnung finden, die aus dem langen, mühevollen Tun goldener Praxis auf dem Gebiete der Jugendpflege herausgewachsen sind. Bei Mittler u. Sohn, Berlin, hat Leutnant a. D. M. Fischer eine Sammlung von „Jugendübungen im Gelände“ drucken lassen (150 M.), die 26 durch Skizzen erläuterte Gefechtsaufgaben umfaßt. Die Anforderungen sind klein und die Ausführung überall möglich, wo es Wald und

höhen gibt. Begrüßenswert sind solche Hilfsmittel, denn die Ausbildung der Jungmänner muß sich an vielen Orten von dem rein exerziermäßigen Moment befreien, um den Geländedienst und das angewandte Turnen im freien Felde eingehender zu pflegen. In demselben Spielraum bewegt sich das Werk von Albert Huth „Vom Kriegsspiel der Jugend“ (Leipzig, Wunderlich), das eine Anweisung auf pädagogisch-psychologischer Grundlage darstellt. Huth denkt sich die Ausbildung des Schülers im Kriegsspiel mit vielseitig wechselnder Unterlage durch den Lehrer selbst, der allerdings auf diesem Wege Herz, Gemüt und Körperverfassung seiner Schützlinge vortrefflich kennen lernen wird. Ueberraschend ist die Mannigfaltigkeit des Buches, die dem von der Jugend gezeigten Hang nach froher Abwechslung sinnreich entgegenkommt. Der pädagogische Kern ist in das „erziehlige Kriegsspiel“ gelegt, das im Rahmen der Schulkasse, wir möchten sagen, einen Teil eines freien und weiter aufgefachten Lehrplanes bedeuten soll.

Wenn auf der einen Seite die grundsätzlichen Neußerungen erfahrungsreicher Offiziere den Jugendführern manche Anregung geben können, findet er zum anderen ein teilweises Urteil über den Umfang seiner eigenen Arbeit bei einem Vergleich mit dem veröffentlichten Bildmaterial aus diesem Bereich. Allerdings haben alle Abbildungen von Massenaufgeboten und Paraden der Jungmänner das Entstehen einer tieferen Sympathie für die militärische Jugendvorbereitung in weiteren Volksschichten sehr gehemmt und ganz falsche Begriffe von den Zielen unserer Bewegung hervorgerufen. Es gibt aber auch schon eine Reihe von Abbildungen aus der herben Kleinarbeit, die dem Beschauer mehr als jeder formvollendete Aufsatz klar machen, was gemacht und was erreicht werden soll. In diesem Zusammenhang sei auf die Schrift des Oberstadtschreibers Gebhardt in Düsseldorf: „Ein Jahr militärischer Vorbereitung zum Heeresdienst“ empfehlend hingewiesen, da sie neben einigen Bildern alter Richtung eine Menge von guten Darstellungen über den Brückenbau und den Schützengrabendienst enthält. Von vielem Interesse sind die Aufnahmen von dem im Februar 1915 in Düsseldorf durchgeführten Hindenburg-Armee-Gepäckmarsch und des durch das Düsseldorfer Freiwilligen-Regiment in Schleswig organisierten Kriegserntedienstes, weil sie gleichsam in zwei Aufzügen die körperliche Zucht und kameradschaftliche Hilfsbereitschaft als Grundpfeiler einer Persönlichkeits-erziehung zeigen. Als weiteres Hilfsbuch für den praktischen Dienst hat Gebhardt ein Heftchen für Behelfsarbeiten zusammengestellt, das durch 71 Zeichnungen in einem ausführlichen Text vielseitige Möglichkeiten technischer Beschäftigungszweige vor Augen führt. Das Bild als Lehrmittel hat wohl seine vollendetste Form in dem Leitfaden des Sportlehrers Dörr erhalten, der den gegebenen Stoff aus dem praktischen Lehrbetrieb einer deutschen Armeeabteilung entnommen hat. Der „Kriegs-Nachkampf“, Lehrtafel nach sportlichen Grundrissen (Grethlein, Leipzig, 1,20 M.) und Handgranatenwerfen, Bildertafeln zur Hebung der Wurftechnik (30 Pf.), kann man am besten kennzeichnen durch die Worte: Aus der Praxis, für die Praxis. Wenn Führer von Jugendkompagnien Dörrsche Übungen mit den jungen Leuten ausführen, werden sie ganz im Sinne kriegsministerieller Wünsche handeln und zugleich neue Freude und frisches Leben in die gemeinsame Arbeit hineinbringen. Eine andere „Anleitung zu Wurfübungen mit Handgranaten“ stammt von Major d. L. Moroff. Sie berücksichtigt Anweisungen für die Wurfübungen mit Stiel-, Kugel- und Diskusgranaten und weist überall auf erprobte Bezugsquellen des Materials hin. Das Schriftchen selbst ist in jeder benötigten Menge vom Nordbayerischen Landesverband für Leichtathletik, Nürnberg, Spittlerstr. 1, kostenlos erhältlich.

An der Seite deutscher Offiziere und Jugendpädagogen hat der Turner ein verbrieftes Recht, über die großen Ausbildungsfragen der heranwachsenden Geschlechter sich auszusprechen. Im Verlag Teubner, Leipzig, ist schon 1909 eine heute sehr zeitgemäße Abhandlung herausgekommen: „Übungen, Spiele, Wettkämpfe“. Die Verfasser, H. Schroer, der Herausgeber der Monatschrift für das Turnwesen, und Hauptmann a. D. R. v. Ziegler, erstreben neben einer Erhöhung der Nähr- und Wehrkraft eine Steigerung des Schermögens. (Preis 1 M.) Welcher Geist durch die Zeiten weht, geht aus der Zueignung an den unvergeßlichen Wohltäter des deutschen Volkes, Emil v. Schenkendorff, hervor. Das Buch ist für die Jugend der werktätigen Bevölkerung bestimmt, eingedenk des großen und erfolgreichsten Förderers des Volks- und Jugendturns und deutscher Leibeserziehung überhaupt. Es soll der gesellschaftlichen Abschließung und Zerküftung im Volke steuern und edlen Volksgeist, echte Kameradschaftlichkeit in der Jugend fördern. Ein wahres Wort für das Jahr 1909! Möge dieser Schaden durch den Krieg überwunden sein! Beide Männer haben die Genußnahme, die Worte und den Kern ihrer Einleitung heute zu feststehenden, amtlich geforderten Normen erhoben zu sehen.

So liegt, von den Besten der Nation verarbeitet, das Material und der Pfad zur Stählung deutscher Jugend und zur Erziehung deutscher Manneskraft vor. Nun fehlt noch die geschlossene Jugendmasse, auf die, jedwede andere Rücksicht beiseite lassend, an erster Stelle die Wehrerziehung auf ethischem und leiblichem Gebiete angewendet werden kann. Das soll die neue Erkenntnis

unserer ersten Zeit bringen, daß in Zukunft zuerst die Bedürfnisse des Vaterlandes erfüllt werden müssen. Ganz gleichgültig, ob Arbeiter oder Akademiker, katholisch oder evangelisch, Volksmann oder Beamter, zuerst und über alles: Deutsch!

Prof. Broßmer, Lt. der Res., Inf.-Regt. 169.

Sprechsaal

Anlässlich des Uebergangs der „Weißen Blätter“ in den Verlag von Rascher & Co. in Zürich brachte die „Tägl. Rundschau“, in deren Literaturteil Herr Sternaug schon leithin eine sehr oberflächliche Kritik über die „Weißen Blätter“ geschrieben hatte, am 14. April d. J. folgende Notiz:

„Die Weißen Blätter“, das Organ des allerjüngsten Deutschland, das seinerzeit von Herrn Ernst-Erik Schwabach gleichzeitig mit dem „Verlag der Weißen Bücher“ in Leipzig begründet wurde, und dessen Leitung vor etwa einem Jahre aus den Händen Franz Bleis in die des Elässers René Schickels überging, erscheint jetzt nach einer Mitteilung des „Buchhändler-Börsenblattes“ im Verlage von Rascher & Co. in Zürich. Diese Mitteilung ist nicht so nebensächlich, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die „Weißen Blätter“ waren zwar anfangs eine ausschließlich der sogenannten schönen Literatur gewidmete Monatschrift, die in den Spuren von „Insul“ und „Hyperion“ zu wandeln suchte, ohne diese Vorbilder auch nur je annähernd zu erreichen. Sie waren unter Franz Bleis Leitung zu ertragen. Unerträglich aber wurden sie, als René Schickel diese übernahm, und zwar besonders deshalb, weil sie nunmehr über ihr ursprüngliches rein literarisches Programm hinaus in einzelnen Aufsätzen und Stoffen mehr oder weniger verdeckt politische Ansichten vertraten, die nicht nur der gegenwärtigen Zeitstimmung geradezu hohn sprachen, sondern auch im Frieden, selbst bei größter Weithergigkeit, jedes nationale Empfinden aufs tiefste hätten abstoßen müssen. Herr Schickel verlegte vor einiger Zeit seinen Wohnsitz von Berlin nach Zürich, wo jetzt die allerjüngste Literatur „gemacht“ zu werden scheint. Jetzt ist anscheinend auch den „Weißen Blättern“ der deutsche Boden Leipzigs zu heiß geworden, und sie sind ihrem Herrn und Meister dahin gefolgt, wo ihr verwaschen-internationales Fühlen sich in neutraler Umgebung ungefährdeter Luft machen kann. Das neue Aprilheft bringt Beiträge von René Schickel, Karl Sternheim (natürlich ein neues Drama!), Theodor Däubler, Oskar Baum, Valery Brjusoff, Eduard Bernstein, Paul Bolst und Ludwig Rubiner . . . Namen, die ein zumindest eigenartiges Programm umschreiben. Wir beglückwünschen Leipzig und Zürich zu gleichen Teilen!

Daß die „Tägliche Rundschau“ kein Verständnis aufbringen kann für das „allerjüngste Deutschland“, ist natürlich nicht verwunderlich. Die literarischen Vorbehalte unserer Tageszeitungen sind allzu bekannt. Unzulässig aber ist, daß das Blatt als Vertreter des Bürgertums den Kampf gegen die jüngste Literatur mit leichtsinnigen falschen Angaben führt. Denn positiv unrichtig sind folgende Behauptungen der Notiz:

1. René Schickel habe seinen Wohnsitz nach Zürich verlegt. Schickel befindet sich nur zeitweilig in der Schweiz, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Trotz wahrscheinlich längerer Dauer seines Schweizer Aufenthalts behielt er seine Berliner Wohnung.

2. Schickel hätte die Weißen Blätter aus dem Leipziger Verlag aus politischen Gründen gelöst. Es bestehen weder politische noch geschäftliche Differenzen. Dagegen verlangten technischer Redaktioneller Rücksichten, daß der Verlag nicht auf längere Zeit fern vom Sitz der Schriftleitung blieb. Der Verlag der Weißen Bücher hat übrigens seine kulturpolitische Stellung zum jüngsten Deutschland nicht verschoben. Endlich werden die Weißen Blätter auch weiterhin in Leipzig ausgegeben, durch Raschers Kommissionär.

3. Die Unterstellung eines antinationalen Elässertums und internationaler „Verwaschenheit“ bei dem Herausgeber. Ueber das Problem des Internationalismus wird noch zu sprechen sein. Für die Unzuverlässigkeit Schickels sind durch Richtigstellung von I und II Unterlagen entzogen. Im übrigen vergleiche man das Werk dieses Dichters, seine Bücher: Der Fremde, Die Schreie auf dem Boulevard (Einleitung), sein die elässische Tragödie im Sinne eines Bekenntnisses zum Deutschtum schließendes Drama: Hans im Schnakenloch (Januarheft d. W. Bl. 1916), die Gedichte „Mein Herz, mein Land“, deren Ertrag er dem Wiederaufbau seiner Heimat bestimmte, (daraus das Schlussgedicht als Bekenntnis und Hoffnung für das Deutschtum, das schönste aller „Kriegsgedichte“).

Von Gefinnungsschnüffelei ist allerdings Schickel weit entfernt. Ich glaube — weiß es nicht —, daß auch er politisch manche Leistungen seiner Mitarbeiter nicht mit unbedingter Zustimmung wertet. Es sind allerdings in den Weißen Blättern wenige Auf-

sätze und Dichtungen gestanden, die in Widerspruch sich setzten mit nationalen Wünschen, Empfindungen oder Idealen. Für die Briefe der Annette Kolb gilt diese Feststellung ebenso wie etwa für die dichterische Studie über Kriegsspinnhölle in der Sigaz: der Mann mit der gelben Brille von A. Lemm. An sich haben Arbeiten wie die von Annette Kolb ihren positiven Wert, ethisch und politisch, doch entscheidet wieder dieses gerade mir leichte und bereitwillig gegebene Zugeständnis nichts gegen die positiven Werte eines der Anschauungen Annette Kolbs entgegengesetzten, ja feindlichen, weil blinden, nationalen Willens an sich. Diese Gegenätze bilden ein Problem unserer seelischen Zukunft. Die Dichtung Lemms finde ich ethisch und politisch bedenklicher. Aber man erkenne doch nicht Schideles Stellung als Schriftleiter der Weißen Blätter. Es wäre freilich falsch, diese als eine literarische Zeitschrift zu bezeichnen, wie es etwa noch die „Neue Rundschau“ ist. „Literatur“ im alten Sinne gibt es für das junge Deutschland nicht. Sein Kampf ist kein formalistischer, ist ein Weltanschauungskampf. Nur daß diese Weltanschauung nicht programmatisch, nicht objektiv festgelegt sein kann, weder in politischer noch ethischer Richtung, noch gar inhaltlich als national oder international. Hinter den verschiedenen und ungleichen Äußerungen der neuen Weltanschauung stehen Menschen, die nur auf eins sich gebunden, auf die Fahne der Freiheit geschworen haben, der Freiheit des Denkens und der Freiheit des Willens, Menschen, denen der Wille heißer im Blut schlägt, Menschen, fern von einer „literarischen“ Anschauung der Welt. Schideles als Schriftleiter achtet auf diese Gemeinschaft des Blutes und wertet nur die Kraft, mit der das Blut spricht. Das Inhaltliche der einzelnen Äußerung mag fremd, gegensätzlich, selbst gefährlich oder auch von ihm oder anderen, die er hören würden, zu bekämpfen sein. Der Lebenswille einer neuen Generation ist immer da, ihn kann ihr Führer nicht übersehen.

Die Weißen Blätter haben sich nie als das Organ des Expressionismus bezeichnet. In gewisser Weise sind sie es doch. Im Expressionismus hat sich der alte Individualismus unserer Kultur gewandelt. Statt auf Differenzierungen kommt es nun auf Kraft, Tempo, auf die schöpferischen, gestaltenden Qualitäten des Lebenswillens an. In dieser Verdrängung wird der Individualismus erst in der Lage sein, sich mit dem organisatorischen Prinzip unserer seelischen sozialen Entwicklung auseinanderzusetzen. Der alte Individualismus ist von den sozialistischen Gewalten der Stunde und Zukunft in den Tod getreten.

Nicht alles — natürlicherweise — nicht alles in dieser bedeutendsten literarischen Zeitschrift Deutschlands ist klar, vollkommen und fest im Bereich des neuen Lebenswillens. Noch ist die Zeit der destruktiven Arbeiten nicht geschlossen; Sternheims Werk seh ich in diesem Lichte. Die Höhe eines künftigen Künstlertums hat erst Schidele erreicht; nicht übrigens in der wundervoll reinen, ganz gelösten Tragödie seiner Heimat, in dem „Hans vom Schnakenloch“, sondern in dem großen „Trompetenstoß des Lebens“, seiner leidenschaftlichen Verdrängung, im Roman: „Bental, der Frauen-tröster“.

Doch soll hier keine Kritik, keine Analyse des Dichters geschrieben werden. Zurück zu den Weißen Blättern und zu dem, was sie uns Großes gebracht haben. Weiß der Herr Sternaug von der „Täglichen Rundschau“ nicht, daß außer Schideles Drama und seiner Novelle „Missa“ in den Weißen Blättern erschienen sind: Gustav Meyrink's „Golem“, Leonhard Frands — für die Leser der „Tgl. Rundschau“ nenne ich ihn, den für seinen Roman: „Räuberbande“ mit dem Fontanepreis gekrönten Dichter — Frands „Ursache“, Max Brods „Tcho Brahes Weg zu Gott“,

Sternheims wieder mit dem Fontanepreis gekrönten „Drei Erzählungen“, darunter der kostbare „Napoleon“, seine glänzende Komödie „1913“, Werfels „Troerinnen des Euripides“ und endlich Heinrich Manns wunderbares Essay über Zola, das Tiefste, was zum Verständnis nicht nur dieses Mannes, französischen Wesens, der Menschen der dritten Republik überhaupt gedacht und gesagt worden ist, alles Dichtungen, die weit über unsere Zeit hinaus „gelten“ werden? Was verschlagen gegenüber diesen Geschenken in dem Wert der Zeitschrift verstreute Zweifelschattigkeiten oder selbst Minderwertigkeiten, zu denen ich z. B. die intellektuell zugefügten, unwahr überfüllten Arbeiten Wolfenstein's rechne, der Anpasser, aber kein Künstler ist. Immer waren doch unter den Trabanten großer Bewegte diese Anpasser und solche, die sich überschlugen und zerbrachen, Künstler, die die Disziplin und Form nicht hatten, ihr Herz zu halten.

Dr. Walther Schotte.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ Geldabonnements (vierteljährlich 1 M., Freie-exemplare dürfen nicht mehr versandt werden): je 1 M.: Lt. d. H. O. im Felde, E. Fr. Rugs. P. im Felde, Rdtm. Sch. II. im Felde, Rdtm. W. im Felde, 1,15 M.: Lt. d. H. O. im Felde, 2 M.: Gefr. W. im Felde, je 3 M.: Lt. A. im Felde, Lt. G. im Felde, Oberlehrer M. in P., Gefr. R. im Felde, Lt. R. im Felde, Garbist F. im Felde, F. B. in D., Bizef. B. im Felde, 4,15 M.: Dr. H. in S., je 5 M.: Unteroff. R. im Felde, Ed. L. in D., Lt. W. im Felde, Fahrer W. im Felde, 6 M.: Felblaz.-Insp. Sch. im Felde, je 10 M.: Lt. d. H. O. im Felde, Lt. d. R. G. im Felde, Unterarzt W. im Felde, Oberapotheker M. im Felde, 20 M.: Optm. R. in R.

Kriegs- und Heimatchronik: Oberl. G. in S. 3 M., Oberstudienrat Dr. R. in T. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: E. S. in Blankenese: 5 Bücher und Zeitschriften, Frau G. W. in S. 5 M., Frau A. W. in Hohen-N. 2 M.

Anlässlich der Reichsbuchwoche für „Hilfe“ ins Feld: Frau J.-L. in Et. 3 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Wer den Bezug der „Hilfe“ für das nächste Vierteljahr (Juli bis September) noch nicht erneuert hat, wird gebeten, es sofort zu tun, weil sonst die erste Nummer nicht pünktlich eingeht. Der Bezugspreis beträgt 3 M., Porto oder Bestellgeld wird besonders berechnet.

Freiexemplare der „Hilfe“ und der „Kriegs- und Heimatchronik“ können nach der Verordnung des Bundesrats von jetzt an nicht mehr abgegeben werden.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg, Königsberg 6a.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Sommersteiner Regenerationsturen sollen sich bei den verschiedensten Krankheiten gut bewährt haben. Auch Erholungs- und Ausspannungsbedürftige, wie alle Freunde einer natürlichen Lebensweise und einer schönen Natur finden in Sommerstein ein gemächliches Heim.

Sommerstein liegt gegen rauhe Winde geschützt, auf sonniger Bergterrasse am Abhang des Breitenbergs. Nach drei Seiten herrliche Ausblicke in das sagenumwobene Thüringer Land, in das Saaletal, auf Saalefeld und die umgebenden Höhen. Das Schöne aber ist der Blick auf Saalefeld, das wie ein großes Panorama sich vor den Augen des Besuchers ausbreitet. Die außerordentlich belebende erfrischende Wald- und Bergluft wirkt kräftigend.

Die Badekommission von Bismarck bittet um die Veröffentlichung der nachfolgenden Zeilen: Es darf ruhig betont werden, daß die Lebensmittelversorgung hier als gesichert gelten kann. Fleisch und Butter werden vom Kreise überwiegend, und durch die rege Straßenfleischerei ist für frische hinreichend gesorgt.

Anglern und sonstigen Sportliebenden ist überdies Gelegenheit gegeben, sich selber Mahlzeiten zu beschaffen. Andere Lebensmittel sind genügend vorhanden.

Zu Gemüte ist hier die Hauptanbahnung. Alle Betriebe sind geöffnet. Als Vorfrist gilt für dieses Jahr ein Personalausweis mit Photographie; außerdem ist Protokoll mitzubringen.

Beetlerkrankungen für Bade-, Strand- und Battenleben existieren nicht.

Die Schule der Zukunft

Preis 1 Mark

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G.m.b.H., Berlin-Schöneberg

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsbestand Ende 1915 1 Milliarde 164 Millionen M.

Bankvermögen 474 „ „

Darunter Extra- und Dividendenreserven . 74 „ „

Überschuss im Jahre 1915 17 „ „

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einfindungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Vierteljahrspreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungsstall der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lübow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
Schluß der Anzeigen-Aufnahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatschronik. — **Wilhelm Helle:** Vaterlandsliebe. — **Dr.**
Heinz Potthoff: Neues Völkerrecht. — **Runo Waltemath:**
Die Grenzen der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirt-
schaft. — **Dr. L. Freiherr v. Madag:** Die mexikanische Tragi-
komödie. — *** * *** Ziele der Verbundetenfürsorge. — **Wolff**
Himmels: Etappenstücken. — **Gottfried Traub:** Heimgekehrt.
— Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 25. Juni.

Die Russen geben in ihrem amtlichen Bericht zu, daß die Kämpfe in dem Einbruchraum um Lutz für sie außerordentlich schwer und verlustreich sind. Daß sie an diesem Teile der Front ganz in die Defensive gedrängt worden sind, lassen sie nur sehr zwischen den Zeilen erkennen. Sie sprechen, um das Stöcken ihres so erfolgreich begonnenen großen Angriffs zu begründen, von Verstärkungen, die Deutsche und Oesterreicher von der französischen und italienischen Front in wachsendem Maße herbeiholt. Sie werden recht haben im Hinblick auf die italienische Front. Daß die deutsche Westfront nicht geschwächt worden ist, wird täglich aufs neue — auch durch die heutigen Nachrichten wieder — bewiesen durch den günstigen Fortgang der Ereignisse vor Verdun — hier östlich der Maas 200 Gefangene! — und an der ganzen englischen Front. In der Bukowina drängen die Russen noch immer den zurückgegangenen Oesterreichern nach. Sie melden, daß sie schon 31 km. südlich und 26 km. westlich von Radau stehen. Dieses Vordringen ist aber nur die Auswirkung ihrer ersten großen Angriffserfolge, keineswegs ein neuer Sieg. Indem die Russen in den Raum an der rumänischen Grenze, den die Armee Pfanzger-Baltin in ihrem geordneten Rückzug geräumt hat, eindringen, ohne daß es ihnen gelungen ist, auch die Bothmerische Front zurückzudrücken, schaffen sie sich eine Lage, die unter Umständen für sie höchst gefährlich werden kann. Dieser Abschnitt des großen Kampfraums wird deshalb in der nächsten Zeit die größte Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Montag, 26. Juni.

Im Bericht des deutschen Hauptquartiers steht heute ein Satz, dessen Inhalt die Möglichkeit des Bevorstehens großer Ereignisse anzudeuten scheint. Es heißt da: „Die Kampftätigkeit an unserer nach Westen gerichteten Front gegenüber der englischen und dem Nordflügel der französischen Armee war, wie an den beiden letzten Tagen, bedeutend.“ Bereitet sich wirklich die englische Entlastungsoffensive vor, die von den Franzosen immer lebhafter gefordert wird? Die Ruhe, mit der im deutschen Bericht von der neuentbrannten „bedeutenden Kampftätigkeit“ gesprochen wird, läßt darauf schließen, daß unsere Heeresleitung auf alle Möglichkeiten längst vorbereitet ist. — Vor Verdun haben die Franzosen noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Stellungen am Rücken „Rote Erde“ und in und bei Fleury, die sie am Freitag an die Münchener Regimenter verloren haben, wieder zurückzuerobert. Ein Beweis mehr für die große Bedeutung dieses deutschen Erfolges. Immer aufs neue greifen die Franzosen an.

Gestern war es einem mit sehr starken Kräften unternommenen Angriff stellenweise sogar gelungen, bis in unsere neuen Linien vorzudringen; sie wurden aber im Handgemenge unter großen Verlusten wieder zurückgeworfen. Auch am Toten Mann sind französische Vorstöße gescheitert.

Die Heeresgruppe Linsingen bringt im Raume von Lutz zwar langsam, aber stetig, vor. Sie hat seit ihrem Eingreifen am 16. Juni bis jetzt 11 158 Gefangene gemacht.

Aus dem österreichischen Bericht ergibt sich heute als Gewissheit, was wir schon längst angenommen haben, daß von der italienischen Front erhebliche Truppenmengen fortgenommen worden sind. Im Angriffsraum zwischen Brenta und Etsch ist die österreichische Front „zur Wahrung unserer vollen Freiheit des Handelns stellenweise verkürzt“ worden. Der Rückzug ist überall so glücklich bewerkstelligt worden, daß die Italiener es überhaupt nicht gemerkt haben. Nun werden die Italiener wohl bald als ihren großen Sieg preisen, was in Wahrheit die Russen unter Brusilow als ihren Erfolg verbuchen dürfen.

Dienstag, 27. Juni.

Es regt sich an der englischen und dem Nordflügel der französischen Front allmählich etwas mehr. Gestern haben die Engländer an vielen Stellen Gasangriffe versucht, doch ohne jeden Erfolg. — Am rechten Maasufer setzen die Franzosen ihre Gegenangriffe zur Rückeroberung des kürzlich verlorenen Geländes noch immer fort, nach wie vor ergebnislos, unter erheblichen Verlusten, zum Teil auch an Gefangenen.

Im Osten hört man auch einmal wieder etwas von der Hindenburg-Armee. Südlich von Kettau und nördlich vom Miadziolsee haben unsere Truppen kleine Vorstöße mit gutem Erfolg unternommen. Ueber 200 Gefangene und reiche Beute an Maschinengewehren und Minenwerfern sind das äußerlich greifbare Ergebnis. — Linsingen arbeitet sich mit seinen Truppen in der gleichen sicheren Ruhe weiter vor, die seine Bewegungen seit dem Anfang seines Eingreifens im Raume von Lutz kennzeichnen. Bei Erstürmung der russischen Linien südwestlich Sokul sind dabei wieder mehrere hundert Gefangene gemacht worden. Russische Gegenangriffe haben nirgends Erfolg gehabt.

Wie zu erwarten war, gestaltet Cadorna die planmäßige Verkürzung der österreichischen Front zu einem überschwänglichen Heldensieg auf die Tapferkeit der italienischen Truppen, derselben, die eben noch, als die Oesterreicher noch nicht so viele Kämpfer in die Bukowina oder nach Galizien versetzt hatten, so ungewöhnlich leicht die festesten Stellungen im schwierigsten Angriffsgelände preisgegeben haben. Es ist wahr: Die Italiener stehen wieder in Asago, aber nicht nach schweren Kämpfen, sondern lebigh nach Beschießung längst vorher unbemerkt geräumter Stellungen. Kein Geschütz, kein Maschinengewehr, kein gefangener Oesterreicher kann als Zierstück eines römischen Triumphzuges aufgezeigt werden. Nachdem sich die Italiener vorsichtig bis zur neuen Linie der Oesterreicher vorgelastet haben, sind sie überall, wo auch immer sie zum Angriff vorgegangen sind, mit schweren Verlusten abgewiesen worden. Also wie immer: stark im Wort, schwach in der Tat.

Mittwoch, 28. Juni.

Auch heute erweckt das Gesamtbild von der Russenfront den Eindruck verhältnismäßiger Ruhe. An einzelnen Stellen geht es

freilich noch immer heiß genug her. Die Heeresgruppe Linsingen hat westlich von Sotul das Dorf Liniewka und die südlich davon liegenden russischen Stellungen im Sturm genommen, und die Oesterreicher haben nördlich von Kutj schwere russische Angriffe blutig zurückgewiesen. Wesentliche Frontveränderungen aber sind nicht mehr eingetreten, auch nicht in der Bukowina, wo die Russen trotz der Gefahr des Eingekesseltwerdens den Raum zwischen der auf die Höhen rückwärts verlegten neuen österreichischen Front und der rumänischen Grenze immer vollständiger ausfüllen, so daß sie noch für eine Weile täglich von neu besetzten Ortschaften berichten können.

Die Italiener haben gestern den Anfang zu einer Gegenoffensive zwischen Etich und Benta gemacht; sie haben gleichzeitig auch an anderen Stellen der Front angegriffen, aber nirgends ihr Ziel erreicht. Am Monte Rasta wurden sie so heftig abgewiesen, daß sie dabei 530 Gefangene in den Händen der Oesterreicher lassen mußten.

Die Franzosen strengen sich weiter unermüdlich an, sich durch Gegenangriffe mit sehr starken Kräften — gestern nach zwölfstündiger heftigster Feuertvorbereitung — nordöstlich von Verdun bei Fleury und dem Rücken „Kalte Erde“ wieder Luft zu machen. Alles vergebens. Die Opfer, die Frankreich bei seiner heroischen Verteidigung von Verdun bringt, wachsen durch solche zusammengebrochenen Verzweiflungstürme mehr und mehr ins Ungeheure. Man weiß das natürlich in Paris, und der Ruf nach englischer Entlastung wird nachgerade zu einem Notschrei nach Hilfe. Es scheint auch wirklich so, als ob die Engländer jetzt endlich Ernst machen wollen. Vom Kanal von La Bassée bis südlich der Somme haben sie gestern nach starker Artilleriesvorbereitung unter dem Schutze von Rauch- und Gaswolken Angriffe versucht, die aber, wie unser Heeresbericht meldet, mühelos abgewiesen worden sind. Ebenso ist es französischen Unternehmungen in der Champagne nordöstlich von Reims ergangen.

Aus Ostafrika berichtet der englische Burengeneral Smuts, daß er am 24. Juni unseren tapferen Kolonialtruppen am Lufura-Fluß, d. i. also etwa auf dem Schnittpunkt der Linien südlich vom Kilimandscharo und westlich von Sansibar, eine Niederlage beigebracht habe. Wir haben leider keine Verbindung mit unserer letzten Kolonie, können also nicht nachprüfen, wie weit diese englische Nachricht stimmt. Immerhin aber beweist selbst solche Kunde, daß die Engländer mit den Unseren noch längst nicht fertig geworden sind. Und das ist bei der Abgeschnittenheit von aller Welt eine Leistung der Verteidiger Deutsch-Ostafrikas, die geradezu ans Wunderbare grenzt. — Gleichzeitig wird durch eine Meldung der „Köln. Volksztg.“ bekannt, daß unsere Schutztruppe in den Tagen vom 9. bis 11. Mai die Burenbrigade des Generals Banderenter bei Condoo Trangi ganz empfindlich aufs Haupt geschlagen habe. Die Engländer sollen dabei 1200 Mann, darunter die Hälfte tot, verloren und außerdem mehrere leichte Geschütze und Maschinengewehre in den Händen der Deutschen gelassen haben. Condoo Trangi liegt nicht allzuweit nordwestlich von dem Kampfplatz, auf dem Smuts gesiegt haben will. Auch die Meldung der „Köln. Volksztg.“ können wir nicht nachprüfen. Aber als ein höchst erfreuliches Lebenszeichen der Unseren darf sie doch auf alle Fälle verbucht werden. Ehre unserer Schutztruppe und auch den mackeren farbigen Soldaten, die uns so tapfer die Treue bewahren!

Donnerstag, 29. Juni.

Der heutige österreichische Bericht ergibt in Zusammenhang mit dem deutschen und im wesentlichen auch in Übereinstimmung mit dem russischen, daß außer kleinen, für uns erfolgreichen Borstößen bei Smorgon auf der ganzen Front bis zur Bukowina hin sich keine großen Ereignisse abgespielt haben. Westlich von Kolomea aber, hart an der bukowinischen Nordwestgrenze, haben die Russen auf einer Frontbreite von 40 km neue Massenangriffe unternommen, und ebenso nördlich davon in der Dnjestr-Schlinge. Am Dnjestr sind alle Angriffe gescheitert, bei Kolomea dagegen hat der erbitterte Kampf nach wechselvollem Hin- und Herbogen den Russen

an einigen Stellen schließlich doch Erfolg gebracht, so daß die Oesterreicher hier einen Teil ihrer Front weiter westlich und südlich in der Richtung auf Kolomea zurückverlegen mußten.

Die Italiener suchen sich die Günst der Lage, die ihnen die Russenerfolge bereitet haben, jetzt mit großem Aufwand zunutze zu machen. Sie greifen fast an der gesamten Front an; auf der Hochfläche von Doberdo, am Monte San Michele und im Raum von San Martino und östlich von Vermigliano sind heftige Kämpfe ausgefochten worden, die fast überall mit dem Mißerfolg der Italiener endeten, an einigen Stellen aber noch im Gange sind. Auch am Görzer Brückenkopf sind die Italiener zurückgeschlagen worden und ebenso bei ihren fortgesetzten Angriffen auf die neue Front zwischen Etich und Brenta. Hier haben sie sogar beim Angriff 200 Gefangene zurücklassen müssen.

An der Westfront das gleiche Bild wie gestern. Die Engländer und der Nordflügel der Franzosen wollen damit offenbar die angekündigte große Entlastungs-Offensive einleiten, — in der Sprache unserer Gegner heißt es schon vielfach: die Generaloffensive aller Fronten und aller Verbündeten. Die Infanterievorstöße und Gasangriffe sind noch zahlreicher geworden als tags zuvor, das Artilleriefeuer ist zu großer Heftigkeit angeschwollen, aber an keiner Stelle ist auch nur der geringste Erfolg erzielt worden. Das gleiche Schicksal haben unsere Truppen französischen Angriffen in der Champagne bereitet. Von einer Entlastung merken die Verteidiger Verduns inselgedessen nichts.

Die Russen scheinen einen Teil der gewaltigen Truppenmassen, die sie gegen die deutsch-österreichische Front geworfen haben, von ihrer türkischen Front fortgenommen zu haben, so daß unsere Bundesgenossen die russische Offensive ebenso als Entlastung spüren, wie auf der Gegenseite die Italiener. Die Türken verstehen offenbar auch, die Günst der Stunde zu nutzen. Es ergibt sich aus den türkischen und auch den russischen Meldungen, daß die Türken wieder kräftig auf dem Vormarsch gegen Erzerum sind; und wenn der Durchbruch in dieser Richtung auch noch nicht erzwungen ist, so liegt er doch schon im Bereich der Möglichkeiten, mit denen man ernstlich rechnen darf. Noch günstiger scheinen die Dinge bei Trapezunt zu stehen, das mit einiger Wahrscheinlichkeit bald wieder türkisch sein wird; und ebenso haben die Türken bei Bagdad mit ihrer Gegenoffensive gegen die Engländer weiter guten Erfolg gehabt. Vom Stand der Dinge am Suez-Kanal ist jetzt aus den amtlichen Meldungen der Türken und der Engländer nichts Näheres zu erfahren. Eines aber ist aus allen amtlichen und privaten Nachrichten deutlich erkennbar, daß der Druck, den die Türken hier auf die Engländer ausüben, für diese immer bedrohlicher wird.

Im englischen Unterhause hat der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Sir Robert Cecil, mitgeteilt, daß die englische und französische Regierung sich dahin geeinigt hätten, die Londoner Deklaration künftig nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die Hauptbestimmungen dieser Deklaration besagen u. a., daß eine Blockade nur gültig sei, wenn sie wirklich „effektiv“ ist, daß ferner nur das feindliche Gewässer, keineswegs aber die Zugänge zu neutralen Häfen gesperrt werden dürfen, sowie, daß es verboten ist, innerhalb neutraler Gewässer Schiffe zu durchsuchen und wegzunehmen. Die Engländer haben schon bisher die Londoner Deklaration in vielen Fällen gebrochen; jetzt beabsichtigen sie offenbar, durch Einbeziehung der neutralen Häfen in ihre Blockade und durch Ausdehnung des Handelskrieges auf die neutralen Gewässer die Blockade noch schroffer auszugestalten, die Neutralen in ihren Dienst zu zwingen. Ein prachtvolles Thema für Herrn Wilson, den unfehlbaren Papst des Völkerrechts. Hier aber wird wohl seine englische Seele keinen weltrichterlichen Verstand in Blindheit hüllen.

Freitag, 30. Juni.

In Berlin ist der sozialistische Ehrgeizling Liebknecht zur gefänglichen Mindeststrafe von 2 Jahren, 6 Monaten und 3 Tagen Justizhaus unter Ausstoßung aus dem Heere, aber Belassung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden, weil er sich als Soldat des versuchten Kriegsverrats, erkrankten Angehörigen und Wider-

stands gegen die Staatsgewalt schuldig gemacht hat. Das Gericht ist bei der Strafzumessung von der Ansicht ausgegangen, daß Liebknecht nicht aus ehrloser Gefinnung, sondern aus politischem Fanatismus gehandelt habe. So urteilt ein preußisches Militärgericht. Und in England, wo man den preußischen Militarismus haßt? Dort ist zur gleichen Zeit der Prozeß Casement beendet worden. Die rotberockten Richter mit den großen Perücken haben Sir Roger Casement des Hochverrats schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Ob Asquith und die Seinen es wagen werden, das Urteil vollstrecken zu lassen, das kann man heute noch nicht sagen. Die englische Regierungsweisheit hat zweifellos keine große Neigung, dem auffässig gewordenen Irenvolke einen Märtyrer von solchem Klang des Namens, von so unbestreitbar reinem Idealismus zu schaffen, zumal, da sie nicht bloß ein Anschwellen der irischen Verbitterung, sondern vielleicht noch mehr den Einfluß der amerikanischen Iren auf die Politik der Vereinigten Staaten fürchtet. Es gehört zu den vielen grellen Schlaglichtern, die auf das heuchlerische Getue vom englischen Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen und Nationalitäten, für die Befreiung der Unterdrückten, für das Recht der Entrechteten im Verlauf dieses Krieges gefallen sind, wenn inmitten solchen Phrasengeklirrs gegen den so lange schon geheßten und von Regierungspikeln und nachweislich selbst gebungenen Mordtuben verfolgten Sir Casement das Todesurteil gesprochen wird — vom englischen Standpunkt sicher nicht ganz unberechtigt, aber doch kennzeichnend. So sehr hat England das Recht, die Freiheit, die Selbstbestimmung, die wirtschaftliche Lebenslust den Iren beschränkt, daß selbst ein so sanfter verträumter Schwärmer von so vornehmem, im Grunde auch durchaus loyalen Charakter gezwungen war, einen Weg zu gehen, der nun zum Tode führen soll.

An der russischen Front hat sich gegen gestern nichts Wesentliches geändert. Die Russen geben in ihrem heutigen Bericht die Zahl der seit dem 4. Juni gemachten Gefangenen auf 205 000 Mann an. Wenn die Zahl auch übertrieben ist, so gibt sie doch zu denken. Ein Glück, daß durch deutsche Unterstützung und durch Herbeiholung wesentlich deutschösterreichischer Truppen von der italienischen Front der russische Angriff mit Ausnahme des bulowinischen Raumes noch rechtzeitig zum Stehen gebracht, in Wolhynien sogar in eine arg bedrängte Defensive verwandelt werden konnte.

An der italienischen Front dauern die gestern gemeldeten Kämpfe auf der Fläche von Doberdo, beim Görzer Brückentopf, an der Kärntner Front, im Pustertal und zwischen Brenta und Etsch noch fort. Fast überall sind die italienischen Angriffe — mit einem Verlust von mehr als 300 Gefangenen — zurückgeschlagen worden, an vereinzelten Stellen wird dagegen noch weiter hin und her gekämpft. Die italienische Presse feiert inzwischen mit großen Worten den billig erworbenen Sieg und schwelgt in dem Gefühl, beim Beginn der großen Generaloffensive den Engländern mit gutem Beispiel vorangegangen zu sein.

An der englischen und nordfranzösischen Front sind Trommelfeuer, Gasangriffe und Infanterievorstöße weiter an der Tagesordnung, und zwar wieder ausnahmslos ohne Erfolg. Ebenso ist es einem französischen Angriffsversuch in der Champagne südöstlich von Tahure ergangen. Von Verdun werden deutsche Fortschritte bei Höhe 304 gemeldet, während rechts der Maas keine erhebliche Infanterietätigkeit stattgefunden hat. Bei dem großen Erfolg vom 23. Juni und bei der Abwehr der wütenden Gegenangriffe haben die Unseren nordöstlich von Verdun rund 3300 Gefangene gemacht.

Sonntag, 1. Juli.

Die Anzeichen mehren sich, daß die täglichen Erkundungsvorstöße und Gasangriffe der englischen und französischen Truppen, sowie das anhaltende Trommelfeuer namentlich zu beiden Seiten der Somme die Einleitung zu der großen Entlastungs- und Entscheidungskampfe. Der Hauptangriff scheint nördlich der Somme gemacht werden zu sollen. Wohl um das zu verschleiern, greifen die Franzosen täglich auch an anderen Stellen an, so gestern

wieder nordwestlich von Reims und in der Champagne nördlich von Le Mesnil, wiederum ohne Erfolg. Und ebenso ist wieder ein verzweifelter Vorstoß aus Verdun gegen „Katte Erde“ und das Panzerwerk Thiaumont mit außerordentlich starken Kräften unternommen worden und mit schwersten Verlusten für die Franzosen gescheitert. Stellenweise waren Angreifer bis in unsere Linien vorgedrungen; aber alle Zähigkeit und Tapferkeit und furchtbaren Opfer haben den Franzosen den gehofften Erfolg nicht gebracht. Nach Abschluß der Kämpfe waren sie an allen Stellen restlos abgeschlagen. Das Werk von Thiaumont, das sie schon wieder in ihrem Besitze wähnten, haben nur Gefangene betreten.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz dringt die Armee Einsingen in zähem, schwerem Ringen weiter vor. Seit dem 26. Juni hat sie 3200 Gefangene gemacht. Die Armee Bothmer bewährt sich weiter als Wellenbrecher der Russenflut. Die Russen verschwenden hier in ihrem hartnäckigen Ansturm die Menschenmassen in unsinniger Weise; selbst mit Kavallerieattaden versuchen sie den Widerstand der Bothmerschen wartend zu machen, sie bezahlen diesen Wahnsinn mit furchtbaren Verlusten. In der Bukowina scheint jetzt — wohl mit Rücksicht auf den Bothmerschen Widerstand — die Vorwärtsbewegung der Russen zu stocken. Ob ihnen allmählich der Atem ausgeht? Petersburger Blätter schreiben, indem sie die Tapferkeit der russischen Offiziere rühmen, daß bei der Offensive 70 Regimenter 50 bis 75 v. H. ihrer Offiziere, 8 Regimenter sogar sämtliche Offiziere verloren haben! Die Zahl der russischen Gefangenen vom Juni wird im österreichischen Heeresbericht mit 23 075 Mann und 158 Offizieren angegeben.

Sonntag, 2. Juli.

Nun ist die englisch-französische Offensive in der Tat im Gange, und zwar in einer Breite von etwa 40 Kilometern auf beiden Ufern der Somme und des Ancre-Baches. Nach siebenstägiger stärkster Artillerie- und Gaswirkung ist es den Engländern zwischen Gommecourt und La Boisselle gestern gelungen, sich beim Angriff, wie unser Bericht sagt, „keine nennenswerten Vorteile, aber sehr schwere Verluste“ zu holen. Dagegen gelang es ihnen — wir folgen hier dem amtlichen Bericht —, „in die vordersten Linien der beiden an die Somme stoßenden Divisionsabschnitte an einzelnen Stellen einzudringen, so daß vorgezogen wurde, diese Divisionen aus den völlig zerstörten vordersten Gräben in die zwischen erster und zweiter Stellung liegende Riegelstellung zurückzunehmen. Das in der vordersten Linie fest eingebaute, übrigens unbrauchbar gemachte Material ging hierbei, wie stets in solchen Fällen, verloren. In Verbindung mit dieser großen Kampfhandlung standen vielfache Artilleriefeuerverbände, sowie mehrfache kleine Angriffsunternehmungen auf den Anschlußfronten und auch westlich und südöstlich von Tahure in der Champagne; sie scheiterten überall“. Das gleiche Schicksal haben neue wütende Angriffe auf „Katte Erde“ und Fort Thiaumont erlebt. Schwere französische Verluste beim vergeblichen Angriff, und Zurückfluten der abgeschlagenen Angreifer im Sperrfeuer der Artillerie! Und auf dem linken Maasufer, auf Höhe 304, haben unsere Truppen den Franzosen wieder einige Grabenstücke abgenommen. Unsere Kraft vor Verdun ist also ungebrochen. Der längst erwartete Massenangriff der Engländer und Franzosen hat von Verdun keine deutschen Truppen fortzuholen vermocht, während die Franzosen nach wie vor dort einen Hauptteil ihrer Kräfte festgelegt haben. Gleichzeitig meldet Einsingen aus Wolhynien ein Fortschreiten seines Angriffs und weitere 1417 Gefangene. Und Bothmer hat ebenfalls einmal zu einem Gegenstoß ausgeholt und dabei den Russen 900 Gefangene abgenommen. Also auch im Osten keine Schwächung unserer Front! Unter diesen Umständen kann man die Erfolge, die dem ersten, erfahrungsgemäß kräftigsten und schon infolge der Ueberraschung meist wirkungsvollsten Massenangriff der Engländer zuteil geworden sind, nicht allzu tragisch nehmen. Bislang ist kaum ein merkliches Eindringen der Front wahrzunehmen, aber nichts, was auch nur im entferntesten nach der Wahrscheinlichkeit eines Durchbruchs ausläßt. Und selbst, wenn es an der Stelle

wo bisher der größte Angriffserfolg ist, zu einem Durchbruch käme, so wäre damit wenig erreicht, weil ein Aufrollen der deutschen Front just von dieser Stelle aus nicht zu befürchten ist. Es ist von Interesse, hierüber zu hören, was der bekannte schweizerische Militärkritiker Stegemann im Berner „Bund“ unmittelbar vor dem Losbrechen der Offensive geschrieben hat: „Gelingt ein Durchbruch der deutschen Front im Westen, so kann er nur dann zu einer Aufrollung der deutschen Front führen, wenn er konzentrisch wirkt, also etwa wieder auf den Schenkeln des Winkels Ypern, Ronoy, Verdun angeordnet wird, oder an einer anderen Stelle eine so breite Lücke reißt, daß diese durch rückwärtige Stellungen nicht mehr geschlossen und der vorquellende Gegner durch flankierende Angriffe nicht mehr gestellt werden kann. Da die Front aber in der Tiefe so ausgestaltet ist, daß das ganze System unmittelbar auf der Grundstellung am Rhein aufsteht, so ist nicht abzusehen, wie ein solches Schichtengebilde mit Erfolg durchstoßen werden kann.“

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 25. Juni.

Auf der Fahrt zur Kriegstagung unseres Bundes deutscher Frauenvereine nach Weimar geht es durch lauter Heuernte. Nach vielen kühlen und nassen Tagen kommt gerade noch rechtzeitig schöne Hochsommerzeit, und alles drängt sich in ein paar Tagen zusammen. Die weiten Wiesen an der Elbe, mit Heuwagen bis an den Horizont besät, sehen aus wie eine Rubenssche Landschaft, so üppig und geruchsam.

Die Sommerzeit ist festkam in einer Stadt, die früh schlafen geht. Wenn noch in der Dämmerung unter lichtem Abendhimmel der Markt und die Straßen schon still geworden, die Vorhänge heruntergelassen und die Haustüren geschlossen sind, ist alles wie aus der Wirklichkeit herausgenommen.

Unsere Kriegstagung — die erste Zusammentunft des Bundes deutscher Frauenvereine während des Krieges — ist von etwa 650 Delegierten und Gästen besucht, stärker als je eine andere. Die Vorsitzende des Bundes der österreichischen und des Bundes der ungarischen Frauenvereine, auch noch andere österreichische Gäste, sind dabei. Man spürt, wie sehr allen der Austausch über die Kriegsaufgaben und die Zukunftsarbeit Bedürfnis ist und wie überhaupt alle die verschiedenen Bestrebungen gesteigert, jedes Ziel wichtiger geworden ist und jede Verantwortung doppelt gefühlt wird.

Die freien Gewerkschaften sind durch zwei Delegierte vertreten. Das ist das erste Mal.

Im Berlin ist die Fleisch- und Fettkarte nun wirklich in ihrer endgültigen Gestalt eingeführt.

Montag, 26. Juni.

Der Leiter des Kriegsernährungsamts veröffentlicht selbst einen Aufsatz über die Kartoffelfrage. Bis zur neuen Ernte ist volles Fütterungsverbot, und „Patrouillen“ von einem Sachverständigen und einem Offizier requirieren alle noch vorhandenen Vorräte für die Städte. Wo trotzdem Mangel eintritt, wird die Mehration erhöht. Durch das kühle Wetter bei uns und das holländische Ausfuhrverbot ist die Frühkartoffelversorgung sehr zurückgehalten. So kommen noch ein paar schwere Wochen.

Unsere Verhandlungen beginnen mit den Problemen der Frauenberufsarbeit in und nach dem Kriege. Durch eine unserer Mitarbeiterinnen sind einmal mit Fragebogen und unter Mithilfe der großen Unternehmerverbände genaue Feststellungen über die Mitarbeit der Frauen in der Schwereisenindustrie gemacht. Sie sind nicht nur an sich, sondern vor allem auch dadurch sehr bedeutsam, daß sie zeigen, wie oft an die Stelle hochqualifizierter Arbeiter — zuweilen gelernter Elektrotechniker — angelernte Frauen treten konnten, so daß die Kriegsvorteilung (selbst wenn die Frauen nicht beibehalten werden) wahrscheinlich die Tendenz zur Verwertung der ungelerten Arbeit im Verhältnis zur gelernten sehr

steigern wird. Daß die Frauen in der Schwereisenindustrie möglichst nicht bleiben sollten, trotz ihrer „Bewährung“ — darüber sind wir uns ziemlich einig.

Die Generalversammlung des Verbandes der sozialdemokratischen Wahlvereine von Berlin hat beschlossen, daß auch der neu gewählte Berliner Vorstand die Geschäfte der preussischen Landeskommission verwalten solle. Die preussische Landeskommission erklärt aber, ihren alten Vorstand bis zum nächsten Parteitag behalten zu wollen.

Dienstag, 27. Juni.

Der Wirtschaftsplan für die Kartoffelernte 1916 ist vom Bundesrat bereits verabschiedet. Auf den Grundlagen der bisherigen Kartoffelversorgung wird der Lieferzwang — die Erklärung der Kartoffelerzeugung zu einer Art Rüstungsindustrie — noch schärfer durchgeführt. Der Reichsanwalt wird Richtlinien für die Berechnung des Bedarfs aufstellen, danach werden die Kommunalverbände anfordern, die angeforderten Mengen werden nach Beginn der Ernte schleunigst den Bedarfsstellen zugeführt. Alles andere bleibt auf dem Lande. Der freihändige Handel ist ganz ausgeschlossen. Natürlich kann heute noch nicht festgestellt werden, welche Mengen pro Kopf des Verbrauchers zur Verfügung stehen werden. Das hängt nicht nur vom Ausfall der Kartoffelernte, sondern auch von der Menge der anderen Nahrungsmittel ab. Man hat den Eindruck, als ob das Fegfeuer der äußersten Knappheit aus den Wirtschaftsplänen den letzten Rest von Halbheit tilgt und sie so konsequent werden läßt, wie sie von Anfang an hätten sein sollen. Wenn es uns in ein paar Wochen wieder reichlicher gehen wird, werden wir das vervollständigte Versorgungssystem als Kriegsgewinn dieser drangvollen Wochen mitnehmen.

Wir sprechen über Berufsberatung und Arbeitsvermittlung mit Rücksicht auf die Frauenberufsfrage und ihre Ueberleitung in den Frieden. Sehr eindrucksvoll ist der temperamentvolle Protest einer Gewerkschaftlerin gegen das Taylorsystem der wissenschaftlichen Betriebsleitung. Ein ganz unmateriellistischer Protest des Menschentums gegen die Erniedrigung zur Maschine.

Mittwoch, 28. Juni.

Die Gründung einer Zentralstelle zur Bekämpfung des Lebensmittelwuchers steht im preussischen Ministerium des Innern unmittelbar bevor. Außerdem soll die Verwendung der Rüchenauffälle zu Futter für das ganze Reich planmäßiger als bisher in Angriff genommen werden. Bis jetzt hatte man den Eindruck, als ob selbst in den Städten, die eine Organisation dafür haben, nicht sehr straff in der Durchführung verfahren wurde.

Unsere Verhandlungen gehen in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Theater weiter. Jetzt über bevölkerungspolitische Fragen. Ein Vortrag über Zusammenhang der Frauensfabrikarbeit und Geburtenrückgang, der einmal wirklich von den Tatsachen und nicht den bloßen Vermutungen ausging. Dann zeigt sich, daß beinahe alle sozialen Faktoren des Geburtenrückganges wirksamer sind als gerade die Frauenfabrikarbeit.

Eine seltsame Stimmung, in der wir unsere Verhandlungen führen. Der überwältigende Eindruck von Weimar, wenn in Goethes Garten die Rosen blühen und über der Wiese im Park die Glühwürmchen schweben! Und draußen die anhaltende Steigerung der Gesehnisse, der so viele Mütter in unserem Kreise mit bangem Herzklopfen und wir alle mit Grauen und Spannung folgen. Dazwischen Stellungen finden und Beschlüsse fassen in lauter praktischen Einzelfragen!

Die Krankenkassenverbände haben ihre Kriegstagung. Man empfängt von den Verhandlungen den Eindruck von einer immer wachsenden Konzentration der sozialhygienischen Aufgaben in ihren Händen.

Donnerstag, 29. Juni.

Im Preussischen Herrenhaus zum Sitzungschluß eine Rede des Präsidenten, die nicht gerade „Neuorientierung“ bedeutet, aber doch den Satz enthält: „Wollen wir die teuer erkaufte, in kaum wiederkehrender großer Stunde errungene Einigkeit des deutschen Volkes nicht hinüberretten in friedliche Zeiten, sie nutzen als das

Wichtigste für unsere Entwicklung und unsere zukünftige Kraft.“ Das ist jedenfalls mehr als das Wort des Grafen Westarp, daß der 4. August uns nur „eine liebe und teure Erinnerung“ sein könne.

Wir bekommen im September, laut Beschluß des Kriegsernährungsamtes, die Fleischkarte für das ganze Reich.

Die Massenpeisung in Berlin beginnt am 10. Juli. — In den großen Markthallen werden Zentralküchen eingerichtet, in denen bis zu 40 000 Portionen hergestellt werden können. Die Abgabe erfolgt in vielen über die ganze Stadt verteilten Stellen — Turnhallen usw. — Die Brotkommissionen geben gegen Abgabe der Fleisch- und Kartoffelkarten ($\frac{1}{10}$ Fleisch, $\frac{2}{3}$ Kartoffelkarte) Wochenkarten für die Benutzung der Speisung aus. Auf diese Wochenkarte hin kann das Essen gegen Bezahlung abgeholt werden. Die Selbstkosten der Stadt sollen dabei gedeckt werden. Die Einrichtung soll bis zur Leistungsfähigkeit von 250 000 Portionen gesteigert werden.

Freitag, 30. Juni.

Liebsteht ist zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt.

Das Problem der Milchversorgung hat jetzt in Berlin die Milchpächter dazu geführt, eine Zwangsorganisation zu beschließen, der jeder angehören muß. Das ist ein sehr großer Fortschritt. Denn bisher scheiterte vieles an der Unerfahrenheit der Unorganisierten.

Es wird aufgerufen zur Vermehrung des bargelosen Zahlungsverkehrs. Wir hatten übrigens schon vorher beschlossen, unter den Frauen, denen der Scheck immer noch ein unheimliches Verkehrsmittel ist, ein Erziehungswert nach der Richtung in die Wege zu leiten.

Sonntag, 1. Juli.

Die Ueberfüllung der Bahnen auf den großen Strecken ist jetzt chronisch. Es verkehren stets Doppelzüge, und man betrachtet es schon als ein Glück, überhaupt einen Platz zu haben. Soldaten in allen Korridoren. Urlauber mit den großen Pappschachteln und den weiten Sträßen und eine Kriegsmutter mit drei kleinen Jungen unter sechs Jahren teilen unser enges Wagenabteil. Jeder von den dreien, auch der kleinste, gibt beim Aussteigen den Soldaten nacheinander die Hand und sagt ernsthaft und treuherzig: „Leben Sie wohl, lassen Sie es sich gut gehen.“ Und man freut sich, daß die geduldrigen Landwehrmänner, die — zum wiederholten Mal — wieder nach Frankreich fahren, die Dankbarkeit dieser kleinen Kerle mitinausnehmen, für die es sich eher lohnt zu kämpfen als für so viel anderes, was sie in der Heimat zu sehen bekommen.

Man sollte übrigens in den Bahnen ein Schild anbringen, das die Gespräche über das Essen verbietet. Es ist unglaublich, was in der Hinsicht von Wichtigtuern geleistet wird. Ich hörte heute ungefähr im gleichen Ton aufgebauchter Entrüstung auf der einen Bank von dem unerhörten Mangel und auf der anderen von dem empörenden Wohlleben in Berlin die phantastischsten Dinge schwagen.

Wilhelm Heile / Vaterlandsliebe

Was ist Vaterlandsliebe? Muß man das wirklich noch auseinanderlegen? Mitten im Kriege? Während so oft die letzte Probe aufs Exempel gemacht wird?

Daß ich mein Vaterland lieb habe, das Land meiner Väter, das Land, dessen Schönheit, dessen Reichtum an Erinnerung, dessen Fülle und Kraft seiner Hoffnungen der Inhalt meiner Jugend war: ist das ein Verdienst, ist es auch nur eine Pflicht, die eine Leistung erfordert, oder ist es nicht viel mehr eine ganz einfache Selbstverständlichkeit, zu der gar kein Willensentschluß gehört, die mich umfängt, die mich beherrscht, der ich mich nicht entziehen kann — es sei denn, daß ich mich selber aufgebe und aufhöre zu bejahen, was ist?

Nicht, daß ich mein Vaterland liebe, nein, daß ich es mehr liebe als mich selbst, das ist es, was aus der Tatsache eine Tugend macht. Und was vom Lande gilt, das gilt vom Volk. Nicht wer seine Nation lieb hat und sich zu ihr bekennt mit freudigem Stolz, nicht wer diese seine Nation mehr liebt als fremde Völker, sondern wer sein eigenes Glück dem seiner Nation unterordnet, der ist berechtigt, von sich zu sagen: er sei national, er sei ein Patriot, er liebe sein Vaterland.

Alles Selbstverständlichkeiten, die auszusprechen man sich scheut, die aber wunderlicherweise jetzt auszusprechen eine Notwendigkeit wird, weil wieder, wie vorm Kriege, die Sucht umgeht, Vaterlandsliebe als etwas auszugeben, das beim Patentamt anzumelden ist, weil es Musterrecht beanspruchen kann, das auch des Musterrechtes bedarf, weil Vorteil oder Machtanspruch einzelner Gruppen oder Schichten gesichert werden wollen gegen die Ansprüche der anderen Teile oder gar der Gesamtheit des Volkes. Gegen solchen Geist muß sich wenden, auch jetzt im Burgfrieden und gerade in ihm, wer nicht bloß den Wunsch hat, sondern den Willen zum Siege; denn wenn dieser Geist überhandnimmt, so können wir nicht siegen, und die großen Opfer unseres Volkes wären also umsonst gebracht. Wie kann man nur — vergeblich suchen wir es zu begreifen — an alte und künftige Wahlreden denken, in denen es nötig war und wieder nötig sein wird, das Trennende herauszuarbeiten, jetzt, wo wir wirklich nur einen Gedanken brauchen können und keinen anderen neben ihm, den Gedanken an den kürzesten Weg zum Siege, den niemand und nichts uns verbürgen kann als einiger Wille, geeinte Kraft und einheitliche Führung. Kein Wort des Kanzlers kann deshalb in höherem Maße gewertet werden als glückliche Ausprägung dessen, was uns nützt, und zugleich dessen, was mit verschwindenden Ausnahmen das deutsche Volk auch wirklich will, als seine Ausdeutung des Kaiserwortes „Ich kenne nur noch Deutsche“ in seiner großen Rede vom 5. August. Wenn irgend etwas geeignet ist, daheim den Willen zum gemeinschaftlichen Ausharren zu erhalten und draußen die siegesgewisse Wucht der in Einheit gesammelten Volkskraft zu stärken und zu beleben, so ist das der Geist, der aus dieser Rede spricht. Woran viele schon zu zweifeln begannen, weil die, die vorm Kriege fast allmächtig waren, den Weg nicht mitgehen mögen, den der Kaiser als „die vertrauensvoll zu beschreitenden neuen Bahnen der Politik“ bezeichnet hat, — jetzt ist es wieder zur Gewißheit geworden: an der Spitze unseres Reiches und an der allein verantwortlichen Stelle unterscheidet man nicht zwischen zweierlei Volk; dort ist der Wille vorhanden, mit dem einigen Volk von Brüdern, mit dem man in den Krieg gezogen ist, auch hineinzugehen in den Frieden und damit an die schöpferische Zukunftsarbeit des Deutschtums im Innern und nach außen. Wem schlägt das Herz nicht höher, wem wird es nicht weit und warm bei solcher Hoffnung? Der Kanzler hat schon recht, wenn er sagt: „Nur ein vollkommen vertrocknetes Herz kann sich dem erschütternden Eindruck von der Größe und von der Urkraft dieses Volkes entziehen, kann sich der heißesten Liebe zu diesem Volke entziehen.“ Und da soll ich trennen? Da soll ich nicht einigen? Da soll Sorge und Angst um die Kämpfe der Zukunft die Kraft lähmen, die wir brauchen für den Kampf der Gegenwart?

Wenn es Kaiser und Kanzler auch nicht aus dem Herzen käme, so müßten sie doch schon um ihrer Verantwortung willen aus politischer Klugheit so sprechen, wie sie es getan haben. Es ist jetzt wirklich nicht die Zeit dazu, die Kräfte,

die mitarbeiten wollen, aus Voreingenommenheit oder aus Sorge um die Machtverteilung bei künftigen Aufgaben der inneren Politik zurückzustößen. Man würde sie dadurch nicht nur zur Untätigkeit verdammen in den Dingen, in denen man ihre Mitarbeit und den damit gegebenen Einfluß fürchtet, sondern man würde durch solches Verhalten ihre Kraft auch da lahmlegen, wo man sie nie und nimmer entbehren kann. Oft aber will es so scheinen, als ob die, die von jeher die vaterländische Opferfreudigkeit und selbst Zuverlässigkeit der Arbeitermassen angezweifelt haben, jetzt von einem schier unbegrenzten Vertrauen zu ihnen erfüllt wären. Dieselben Leute, die etwa bei den Fragen der zweckmäßigen und gerechten Lebensmittelverteilung davor warnen, den Patriotismus der Landwirte auf eine härtere Belastungsprobe zu stellen, sie denken gar nicht daran, daß man für die industrielle Arbeiterschaft, jetzt, wo sie vom Strom des nationalen Wollens mitfortgerissen ist, um so mehr eine Behandlung pfleglicher und gewinnender Liebe anstreben muß, je mehr man das früher ihr gegenüber vom Staate geübte Mißtrauen für gerechtfertigt gehalten hat. Wer die Massen gewinnen und sie festigen will im Vertrauen zum Staat und seiner Leitung, der darf nicht bloß Vertrauen verlangen, er muß es selbst beweisen. Und wer von denen, die sich in der Vergangenheit — ob mit Recht oder Unrecht — als Enterbte des Staatslebens gefühlt haben, jetzt Verständnis fordert für die geschichtlich gewordene Eigenart unserer politischen Zustände, der muß zunächst einmal sich selber bemühen um das Verständnis dessen, was ist, was zur Entwicklung drängt und was da werden will. Man darf nicht bloß mit geltendem „Recht“ und mit abgeschlossenen Tatsachen rechnen, man muß auch die lebendigen Kräfte nutzbar machen, die schlummernden zu wecken suchen.

Wenn doch nur alle die, deren Mund zu Hause von Patriotismus und auch von Lobeshymnen auf das Volk in Waffen überfließt, selbst Gelegenheit hätten nicht bloß zu flüchtigem Frontbesuch, sondern zur Erhärtung ihrer eigenen Lehre, zur Probe aufs Exempel! Und nicht bloß da, wo die Stäbe sitzen, sondern da, wo es hart auf hart geht, bei der Infanterie, im monatelangen Schanzen und Wachen, im Trommelfeuer und beim Sturm! Und immer mitten unter den schlichten Soldaten, als Gleicher unter Gleichen! Gewiß, auch dann würden viele von ihnen unbelehrbar sein. Ich habe solche gekannt; sie leben nur äußerlich mit den anderen zusammen, ihre Seele aber sondert sich ab, und eine Brücke, die wirklich hinüberführt zur Seele der anderen, gibt es nicht. Die aber, die Ohren haben zu hören, die würden oft erschrocken sein über die Bitterkeit, die gerade aus dem Munde der Feinsten, Treuesten, Tapfersten zu ihnen spricht. Es fällt nicht das Wort — so scharf formt der einfache Mann seine Gedanken nicht —, aber es ist der Sinn dessen, was viele, viele empfinden: Für was kämpfen wir eigentlich, wenn nicht für die Freiheit des Vaterlandes, für die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht und die Würde des deutschen Volkes und zuletzt auch für sein äußeres Wohlergehen? Sollen denn wir, die wir den äußeren Feind zurückweisen, dieser Freiheit, dieses Rechts, dieser Würde nicht ebenso gut teilhaftig sein, wie jeder andere, der doch auch nur gleich uns seine Pflicht tut, und oft nicht einmal das?

Wie manchesmal bin ich von Kameraden gefragt worden, ob ich glaube, daß das preußische Wahlrecht mit seiner beleidigenden Geringschätzung des unbemittelten Mannes nun endlich verschwinden würde, oder ob wirklich der reiche und unabkömmliche Heereslieferant oder Nahrungsmittelspekulant das Bielsache des Rechts behalten

würde, das der arme Vaterlandsverteidiger hat, der womöglich — durch Wunden und Krankheit in seiner Arbeitsfähigkeit geschwächt — nun noch ärmer an äußeren Glücksgütern sein würde als zuvor! Ich habe weder als einfacher Soldat, noch später als Offizier im Schützengraben oder im Ruhequartier Propaganda für meine innerpolitische Ueberzeugung gemacht. Aber wenn solche Fragen an mich gerichtet wurden, was sollte ich da antworten, wenn nicht: ich hoffe, daß das anders wird; und wird es nicht noch im Kriege, so müssen die heimgekehrten Krieger bei den nächsten Wahlen selbst dafür sorgen, daß sie zu ihrem Rechte kommen und nicht etwa genötigt werden, sich ihres Heimatstaates, für den sie gekämpft und gelitten haben, um seiner Undankbarkeit und Ungerechtigkeit willen schämen zu müssen. Und es gibt noch so viele andere Dinge, die ähnlich liegen. Es ist ja nicht bloß Preußen, das ein Wahlrecht hat, das in gar keinem Einklang steht mit dem Opfer Sinn und den Opfern seines Volkes. Auch andere Staaten, auch die Gemeinden haben ein Wahlrecht, das das gleiche Mißtrauen gegen die Volksmassen bekundet. Und schließlich ist es auch nicht bloß das Wahlrecht, durch das man die Bürger nach Klassen geschieden hat.

Es sollen hier nicht die Streitfragen der inneren Politik aufgerollt werden. Wir haben in der „Hilfe“ genug bewiesen, daß es uns Ernst ist mit der Wahrung des Bürgerfriedens. Aber um des Zieles willen, dem der Bürgerfriede dient, muß es jetzt doch gesagt werden, daß es nachgerade an der Zeit ist, von den Worten zu den Taten überzugehen. Es ist freilich nicht so, daß unsere Soldaten aufhören würden, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn man jetzt nach zwei Jahren der Opfer, Mühen und Kämpfe noch immer keinen ernsthaften Anfang macht mit der Neuorientierung der inneren Politik. Dazu hat der deutsche Soldat zu viel wirkliche Disziplin, innere Zucht und echte Vaterlandsliebe. Aber darüber müssen sich die verantwortlichen Männer doch im klaren sein, daß durch nichts die Begeisterung der Augusttage von 1914 so sehr wieder belebt werden könnte, als dadurch, daß die Gesinnung der erwähnten Kanzlerworte nicht bloß Gesinnung bleibt, sondern in der Begräumung alter Schranken üblen Mißtrauens und der entschlossenen Beschreitung der neuen Bahnen ihren klar erkennbaren und weithin sichtbaren Ausdruck findet.

Was wir vor dem Kriege so oft gesagt haben, im Kriege hat es sich mit wachsender Deutlichkeit als wahr erwiesen: Die äußersten Radikalen rechts und links ebnen sich wechselseitig die Wege. Die Machtträger Preußens, die dem Volke auch heute noch kein Vertrauen zeigen, bereiten den Boden für den Samen, den die um Haase, Ledebour und Liebknecht austreuen. Und umgekehrt. Es ist kein Zufall, wenn jetzt im Reichstage die um Westarp und die um Haase sich wiederholt zusammengefunden haben in der Ablehnung dessen, worauf die Regierung und der ganze übrige Reichstag sich unter gegenseitigen Zugeständnissen um der Geschlossenheit der Aktion willen geeinigt hatten. Kann man sich wundern, solch Bild zu sehen? Wer es nicht über sich gewinnen kann, von seinem Reichtum an Vorrechten dem Vaterland zu geben, was des Vaterlandes ist, der ist wirklich kein besserer Patriot als der, der erst sein Recht will oder was er dafür hält, ehe er seiner Pflicht, dem Vaterlande zu dienen, auch ohne Zwang mit innerer Freude nachkommt. Das Kriegsgericht hat Herrn Liebknecht nicht die persönliche Ehrenhaftigkeit der Beweggründe seines Handelns abgestritten; und es hat recht daran getan. Wir wollen unsererseits nicht in den Fehler verfallen, den freiwillig-

unfreiwilligen Mitspielern des für seinen Fanatismus schwer Bestraften abzustreiten, daß sie guten Glaubens sind, wenn sie noch immer zwischen nationalen und anderen Parteien mit agitatorischer Schärfe unterscheiden. Aber wir wollen auch nicht stillschweigend darüber hinwegsehen, wenn die beste Errungenschaft, die uns der Krieg gebracht hat, der Einigkeitwille und das Bewußtsein der Einheit des Gesamtvolkes über alle trennenden Schranken der Klasse, der Partei, der Religion hinweg, jetzt, noch inmitten der folgenschwersten Kämpfe, einem ebenso zähen wie kurzfristigen und engherzigen Parteifanatismus geopfert werden soll. Und das um so weniger, weil Gefahr vorhanden ist, daß diese Reichsbremsen Einfluß genug haben könnten, das Rad der deutschen Entwicklung gerade in dem Zeitpunkt in seinem Laufe zu hemmen, in dem es allen Schwung braucht, um den Weg nach oben zu nehmen.

Heinz Potthoff / Neues Völkerrecht

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Vernunft wird Unsinn.“ Die Allgemeingültigkeit dieser herben Kritik des Goetheschen Mephisto zeigt sich deutlich darin, daß sie sogar in Anwendung auf das Völkerrecht richtig ist, auf diesen jüngsten Rechtszweig, dem viele noch den „Rechts“charakter bestreiten möchten. Aber gerade eine Betrachtung des Völkerrechts unter der Wirkung des Weltkrieges beweist, daß die bedauerliche „Rückständigkeit“ nicht so sehr in der Natur des Rechtes liegt als in der Schwerfälligkeit der Gesetzgebung und in Fehlern der Rechtswissenschaft, die zu sehr nur das „gelebte Recht“ studiert und zu wenig auf das neue Recht achtet, das sich neben dem Gelehrten, oft im Widerspruche zu ihm, entwickelt. Dieses ungeschriebene Recht bildet sich entweder langsam, durch Gewohnheit, oder aber auch plötzlich durch Revolution. In beiden Fällen tritt das neue Recht zunächst oft als Unrecht auf, bis es durch seine innere Berechtigung sich durchsetzt.

Der Weltkrieg von 1914 begann mit lauten Klagen aller Beteiligten über Verletzungen des Völkerrechts durch den Gegner. Klagen, die auf allen Seiten nicht unberechtigt waren, wenn man die bisherigen Abmachungen als rechtsverbindlich ansah. Allmählich hat die Öffentlichkeit sich in den Gedanken eingelebt, daß die internationalen Verträge jede Bedeutung verloren und das Völkerrecht gründlich Schiffbruch gelitten habe. Dabei wird aber übersehen, daß der Krieg nicht nur früheres Recht umgeworfen, sondern auch neues geschaffen hat, und daß die Umwälzung des Völkerrechts nötig war, weil die bestehenden Rechtsvorschriften überlebt waren. Sie bauten sich auf sozialen Zuständen auf, die nicht mehr vorhanden sind; deswegen mußten sie bei der großen Belastungsprobe zusammenbrechen.

Schon vor mehr als Jahresfrist habe ich in dem Schriftchen „Volk oder Staat“ (Heft 10 der Deutschen Kriegsschriften, Bonn 1915) darauf hingewiesen, daß ein großer Teil der Haager Abkommen von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt war, weil er dem heutigen Kriege gar nicht Rechnung trägt. Jetzt wird dieser Gedanke ausführlicher erörtert von dem bekannten Rektor der Berliner Handelshochschule, Prof. Elsbacher, in einer Flugschrift „Lebes und lebendes Völkerrecht“ (München und Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916, 74 Seiten).

Völkerrecht im allgemeinen und Kriegsrecht im besonderen sind natürlich sehr alte Erscheinungen. Was wir aber heute zunächst im Auge haben, wenn wir von Völkerrecht im Kriege sprechen, ist eine Summe von Vorschriften, die sich darum dreht, eine Scheidung zwischen kämpfendem Heere und friedlicher Bevölkerung, zwischen staatlichem und privatem Eigentum durchzuführen, die Kriegshandlungen auf Heer und Staat zu beschränken, Leben und Besitz der Bürger zu schonen. Diese Bestrebungen, die hauptsächlich nach dem Dreißigjährigen Kriege einsetzten, wurzelten nicht nur in

wachsender Humanität und hatten nicht nur sittliche oder christliche Grundlagen, sondern sie waren Folge und Ausdruck einer politischen Umwälzung, die den Krieg in seinem Charakter veränderte. Die Selbständigkeit der kleinen Gemeinschaften (Städte, Ritterbünde usw.) ging unter im Fürstentume. Nicht mehr die Bevölkerung führte den Krieg und entschied, ob Krieg geführt werden sollte, sondern der Landesherr. Und er führte seinen Krieg mit seinem gewordenen Heere, das nur zum allerkleinsten Teile aus seinen eigenen Untertanen bestand. Die Bevölkerung war grundsätzlich unbeteiligt, so unbeteiligt, daß Friedrich der Große die Forderung aufstellen konnte, ein Fürst müsse seine Kriege so führen, daß die Untertanen es gar nicht merkten. Dem entsprach die scharfe Scheidung zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern im Völkerrechte, die Bemühung, die friedlichen Bürger möglichst vor Unbilden zu schützen. Das Völkerrecht war ein richtiger Ausdruck des Kabinettskrieges der absoluten Fürsten.

Unrichtig ward dieses Völkerrecht dadurch, daß es unverändert weiterbestehen wollte, als die Verhältnisse sich — und damit auch den Krieg — gewandelt hatten. An Stelle des Absolutismus trat der Verfassungsstaat, an Stelle des Söldnerheeres die allgemeine Wehrpflicht. In dem Maße, wie beides sich durchsetzte, mußte der Krieg sich wandeln, denn die Kräfte der Gegner beruhten nunmehr auf der Bevölkerung, ihrer Wehrfähigkeit, ihrer Wirtschaftskraft, ihrem Siegeswillen. Zur Bewingung des Feindes, der jetzt nicht mehr ein Kabinett, sondern ein politisch organisiertes Volk war, waren andere Einwirkungen als früher möglich, notwendig und erfolgreich. Die Technik gab neue Mittel dazu. Das Fortbestehen der alten Völkerrechtssätze, das Bestreben bis in die allerneueste Zeit, auf dem bisherigen Wege weiterzugehen, bedeutete einen Anachronismus, eine Rückständigkeit. Sie kam uns bisher nicht zum Bewußtsein, weil die Kriege der letzten zwei Menschenalter kurze Waffengänge waren, in denen auf den Schlachtfeldern allein ein schneller Sieg und Friede erfochten wurde. In dem Augenblicke, da Europa zu einem Entscheidungskampfe um die Zukunft seiner Staaten sich entzündete, mußte das Gebäude zusammenfallen.

In dem Elsbacherschen Buche wird gut dargestellt, wie seit der französischen Revolution der Krieg wieder zu einer Sache der Völker wurde, wie durch England und durch Napoleon (Kontinentalseege) der Kampf gegen die wirtschaftliche Grundlage des Gegners geführt und damit auch die „friedliche Bevölkerung“ in den Krieg hineingezogen wurde, wie die Technik neue Kampfmittel schuf, deren Wirkung sich nicht auf das feindliche Heer beschränken konnte und sollte. Das Völkerrecht hat bei dieser allmählichen Verschärfung des Krieges „helfe gestanden“. Es hat keines der neuen Mittel verhindert, sondern „der Kriegführung aus Gründen der Menschlichkeit immer nur solche Einschränkungen auferlegt, die ohne erhebliche Gefährdung des Kriegszieles möglich waren“.

Das Kriegsziel samt den Mitteln ist in dem jetzigen Völkerringen aufs denkbar höchste gespannt. Es ist töricht, zu versuchen, durch Berufung auf veraltete Abmachungen und Gewohnheiten die Ausnutzung jedes Mittels zu verhindern, das zur Erreichung des Zieles nötig oder wichtig erscheint. Um den feindlichen Widerstand zu besiegen, muß die Volkskraft gebrochen werden. Das kann geschehen durch Entziehung der Menschenkräfte, durch Erschlüchterung der wirtschaftlichen Kraft und durch Bähmung der feindlichen Kräfte. Die Kriegsmittel, die das erreichen wollen, können sich nicht nur gegen das feindliche Heer richten, sondern sie ziehen die gesamte Bevölkerung in den Angriff und seine Leiden ein (z. B. Festnahme wehrfähiger Bürger, Handelsperre, Beschießung offener Städte). Wandte eine Partei ein neues Mittel an, so folgte die andere mit der „Vergeltung“. Und heute führen alle beteiligten Staaten den Krieg so, daß die gesamte feindliche Bevölkerung in den genannten drei Beziehungen angegriffen wird.

Von dieser Erweiterung und Verschärfung des Krieges werden wir nicht zurückfinden zu älteren Beschränkungen. Im Gegenteil müssen wir auf weitere Verschlimmerungen gefaßt sein, wenn es nicht gelingt, einem neuen Völkermorden vorzubeugen. Dem muß das Völkerrecht sich fügen; es kann nicht die neuen Formen hindern, sondern sie nur in bestimmtem Maße einschränken — namentlich soweit es sich um ein Vorgehen handelt,

das zur Erreichung des kriegerischen Zweckes nicht notwendig oder nicht zweckdienlich ist. Elsbacher glaubt bereits drei Grundsätze des neuen Völkerkrieges feststellen zu können, nämlich drei Unterschiede zwischen der zulässigen Bekämpfung der Waffenmacht und der bürgerlichen Bevölkerung. Doch möchte ich an alle drei Sätze ein Fragezeichen machen:

„Die Waffenmacht ist aktiv am Kampfe beteiligt, sie darf Gewalt brauchen. Dagegen ist die bürgerliche Bevölkerung nur passiv beteiligt, ihr ist jede Anwendung von Gewalt untersagt.“ Der Satz ist wohl heute noch anerkannt, aber hauptsächlich auf Grund der Ueberlieferung. Zweimal ist er durchbrochen. Im Anfange durch die belgische Bevölkerung; sie wurde durch drakonische Strenge des deutschen Heeres zur Aufgabe der aktiven Teilnahme gezwungen. Später durch die Bewaffnung der englischen Handelschiffe gegen die Unterseeboote. Hier hat Amerika eingegriffen; aber welches Recht sich aus den Maßnahmen bilden wird, scheint mir noch nicht unzweifelhaft.

2. „Die feindliche Waffenmacht darf auch in ihren kleinsten Teilen, dagegen darf die Bevölkerung des feindlichen Staates nur als Ganzes bekämpft werden.“ Elsbacher gibt zu, daß dieser Satz zur See nicht gilt, wo jedes Privateigentum weggenommen wird. Aber er scheint mir auch sonst unrichtig, zum mindesten praktisch bedeutungslos. Denn auch der einzelne Soldat wird nur getötet, gefangen oder sonstwie bekämpft zum Zwecke einer Besiegung der feindlichen Gesamtheit. Die Grenze für die Bekämpfung beider Teile liegt grundsätzlich gleichmäßig in dem dritten Satze, der nichts Neues bringt.

3. „Wie der feindlichen Waffenmacht, so dürfen auch der bürgerlichen Bevölkerung Leiden nur zur Erreichung des Kriegszweckes zugefügt werden.“ Das war auch schon bisher ein Satz des Völkerrechts und ein Gegenstand internationaler Abmachungen. Ebenso der weitere Satz: „Von mehreren zur Erreichung des Kriegszweckes geeigneten Mitteln muß das mildeste gewählt werden.“ Soweit dieser Satz nicht nur als sittliche Forderung, sondern als Rechtsvorschrift anerkannt wird, gilt er nicht nur, wie E. meint, für die bürgerliche Bevölkerung, sondern auch für die bewaffnete Macht — nur daß dort seltener die Wahl freisteht.

Hier liegt auch das große Feld für den Auf- und Neubau des Völkerrechts nach Beendigung dieses Krieges. Unter Anerkennung des neuen Charakters der Völkertämpfe und der Freigabe aller wirklichen Kriegsmittel kann unendlich viel gemildert werden durch Vereinbarungen zur Beseitigung unnötiger Leiden, zweckloser Schädigungen. Allerdings haben wir gesehen, wie oft solche Vereinbarungen übertreten werden. Die Übertretung setzt das Recht nicht außer Kraft, solange sie nicht den „unwiderruflichen Uebergang zu einer neuen Rechtsüberzeugung“ im Gefolge hat. Aber mit jeder Übertretung mindert sich doch der Wert der Vereinbarung. Und es bleibt die Frage offen, wieweit diese Konvention als „Recht“ zu bezeichnen ist. Theoretisch läßt sich darüber streiten, ob die Erzwingbarkeit zum Begriffe des Rechts gehört, seine praktische Bedeutung aber liegt doch zum größten Teile darin begründet. Man sollte sich dieser Schwäche des „Völkerrechtes“ stets bewußt sein und nicht mit „Moral“ Forderungen an Staaten stellen, die deren Nutzen entgegenstehen. Die wichtigste Grenze für Kriegshandlungen ist doch stets die Macht des Gegners zur Abwehr oder Vergeltung — sowie Macht und Wille der Neutralen. Und die Frage, welche von den Schädigungen der bürgerlichen Bevölkerung im Kriege als berechtigt gelten und gar neues Recht begründen sollen, hängt doch sehr davon ab, ob und wie die friedlichen Beziehungen künftig wiederhergestellt werden sollen. Folgt auf den Weltkrieg ein Wirtschaftskrieg, so bleibt das ein Krieg. Deswegen muß Deutschland mit seinen Verbündeten jenen so führen, daß ein voller Friede erreicht wird. Und dieser Friedensvertrag wird dann das wichtigste Dokument und Instrument des neuen Völkerrechts sein.

Runo Waltemath / Die Grenzen der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft

Während der letzten Ernährungsdebatten im Reichstage nannte es Dr. Roesicke eine Beleidigung der deutschen Landwirtschaft zu sagen, sie habe nicht die Erwartungen erfüllt, die man in sie gesetzt. Nun ist es aber doch zweifellos, daß das Stadt- und Landvolk sehr unangenehm überrascht war, als um Ostern herum die Periode der fünf oder sechs fleischlosen Tage anhub oder auch der sieben Tage, wenn einer besonderes Pech beim Fleischeinkauf hatte. Das Volk hat die Grenzen der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft viel weiter gezogen, als sie tatsächlich sind, d. h. also sich einer Ueberschätzung der Ernährungsmöglichkeiten aus einheimischen Quellen hingegeben. Daß dies geschehen konnte, daran sind unsere Agrarier ganz allein schuld. Gewiß, als der Krieg anfang, gab sich das Volk sehr häufig keinerlei Täuschung der Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft hin. Es beunruhigte sich sehr und sah düster in die Zukunft. Und die Bauern begannen ihr Vieh abzustossen, auch das Zuchtmaterial. Sie kannten in ihrer Weltklugheit und ihrer kühl überlegenden Urteilsfähigkeit die Abhängigkeit ihrer Landwirtschaft von den fremden Futter- und Düngemitteln. Da ließ Graf Schwerin-Löwitz seinen berühmten Artikel erscheinen, in dem von den 95 v. H. die Rede war, bis zu denen unsere Landwirtschaft das Volk mit Fleisch versorgen könne. Nur ein klein wenig müsse man sich im Fleischgenuß einschränken, aber gar nicht im Brots-, Zucker-, Gemüse-, Fettgenuß. Von den ausländischen Futtermitteln redete Graf Schwerin nicht. Vielleicht wußte er gar nicht, in welchen ungeheuren Mengen sie alljährlich zu uns gelangen. Alles ließ sich einfließen, von den Wissenden abgesehen, die aber meinten stillschweigen zu müssen, um des hellhörigen Auslandes willen.

Zu diesen gehörte auch ich, der ich schon vor dem Kriege in „Fühlings Landw. Ztg.“ auf die Unbefriedigtheit unserer Lebensmittelversorgung im Falle eines Weltkrieges hingewiesen hatte, nicht nur wegen der drohenden Stockung der Einfuhr von Futtermitteln, sondern auch der Einfuhr der stickstoff- und phosphorsäurehaltigen Düngemittel aus Südamerika, Florida, Afrika und der Südsee. Ich schrieb schon damals, daß „unsere Ernten eine gewaltige Minderung erfahren müßten, wenn ein Seekrieg uns von der Zufuhr fremder Düngemittel abschließen würde. Alle die Berechnungen über die Brotversorgung, die auf Grund der letzten Ernteerträge gemacht worden sind und die uns in einen gefährlichen Optimismus wiegen können, entbehren von diesem Gesichtspunkte aus der richtigen Grundlage“. Daher forderte ich die Errichtung von Luftsalpeterfabriken von Reich wegen und regte den Gedanken an, ein Verkaufsmonopol des Reichs für die künstlichen Düngemittel zu begründen, sowie Vorräte von Stickstoffdüngern anzusammeln. Was die fremden Futtermittel anbelangt, so meinte ich, daß die Viehzucht nur dann auf ihrer Höhe bleiben könne, wenn die Zufuhr der fremden Futtermittel gesichert bleibe.

Unsere Agrarier haben schon vor dem Kriege alles getan, um die wahre Sachlage unserer Ernährung zu verdunkeln. Sie haben die Ueberschätzung der Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft förmlich großgezüchtet. Haben sie doch den letzten Wahlkampf ganz auf sie eingestellt. Wie hallten ihre Reden wider von der Entbehrlichkeit der ausländischen Futtermittel und wie man einen hohen Zoll auf die Futtergerste legen solle, um diese überflüssigen fremden Futtermittel von den heimischen Märkten fernzuhalten. Die-

Agrarier werden jetzt nicht müde, bei jeder Gelegenheit, die sich in den Parlamenten bietet, diesen Standpunkt als Zeichen einer hellseherischen Politik hinzustellen; natürlich mit Unrecht. Sicherlich ist es zweifellos, daß hohe Futtermittelzölle dazu geführt hätten, den Gerstenanbau und den Haferanbau zu fördern. Das könnte aber nur auf Kosten des Brottornbaues oder des Kartoffelbaues oder der Wiesen oder der Zuckerproduktion geschehen. Dann müßte aber notwendig Mangel an Brottorn, an Kartoffeln, an Heu, an Gras, an Zucker eintreten. Das können wir aber auf keinen Fall ertragen. Wir haben jetzt keinen Ueberfluß an diesen Waren, wir kommen eben damit aus. Hätte die deutsche Landwirtschaft nicht so intensiv den Brottornbau pflegen können, hätte sie, unterstützt durch entsprechende Zölle, sich mehr auf den Gerstenbau geworfen, wir hätten bald empfindliche Verlegenheiten wegen der ausreichenden Ernährung gehabt. Oder wir hätten, wie Oesterreich es getan hat, auch die Gerste zur Broterzeugung heranziehen müssen. Dann wäre die Landwirtschaft aus dem Regen in die Traufe gekommen. Man mag zur bisherigen Wirtschaftspolitik stehen, wie man will (Der Verfasser ist nationalliberal, seine Auffassung in dem Hauptpunkte seines Themas deckt sich aber mit der unsrigen. Ueber die Meinungsverschiedenheit in der Frage des Brottornzolls können wir in diesem Zusammenhang hinwegsehen. Es genügt, wenn wir feststellen, daß sie vorhanden ist.), eins ist unbestreitbar: die hohen Zölle auf Brottorn und Vieh und die niedrigen auf Futtermittel haben zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Einmal ist der Kornbau rentabel geworden, das andere Mal ein gewaltiges Wachstum der Viehzucht befördert worden, und zwar glücklicherweise im Nordwesten und längs den Südküsten in den Gegenden des leichten Bodens, der so sehr des humusgebenden Stallmistes bedarf, ohne den auch der Kunstdünger keine Wirkung auszuüben vermag. Das hat auch die Brottorn-erzeugung in diesen Distrikten gemehrt und die Landwirtschaft in den Stand versetzt, auch hier aus der Mutter Erde ebensolche Ernten herauszuholen, wie die Landwirte auf schwerem Boden. Die enorme Steigerung der Kornernnten in Deutschland in den letzten Jahren vor dem Kriege ist größtenteils dadurch zuwege gebracht worden.

Die deutsche Landwirtschaft kann nun einmal nicht unser Land zu Kriegszeiten aus eigenen Mitteln ernähren, sie kann nur verhindern, daß wir durch Hunger zu einem schimpflichen Frieden gezwungen werden. Selbst unsere letzte ungünstige Ernte ist in hohem Maße eine Folge des Krieges, indem ein Rückgang der Bodenkultur erfolgte. Wie viele Bauern stehen nicht im Felde! Die Frauen, nur unterstützt von widerwilligen oder unwissenden Kriegsgefangenen, sollen allein des Ackers warten. Natürlich fehlt es ihnen nur zu häufig an der Kenntnis der modernen Bodenkultur, besonders der modernen Düngung. Die Kunstdüngung ist sehr häufig ganz unterblieben. Und das hat schwer gewogen, denn gerade unsere Bauern, vornehmlich die in Niederachsen, die sich auf ihre Frauen verlassen müssen, wenn sie zu den Fahnen berufen werden, stehen an der Spitze in der Anwendung der mineralischen Dünger. Teilweise konnten diese Dünger überhaupt in den ersten Kriegsmonaten nicht herangeschafft werden, es fehlten die Transportmöglichkeiten, es fehlten die Säcke. Deshalb sind sie auch dort, wo der Mann auf dem Felde verbleiben konnte, bei weitem nicht so viel gebraucht worden wie sonst. Der Stickstoff hat fast ganz gefehlt. Die schlechten Erträge des Sommerkorns sind zum großen Teile auf Rechnung der unzureichenden Düngung zu setzen. Die Wirkungen der Dürre sind auf den hohen Bodenlagen

zweifellos durch die Nichtanwendung des die Feuchtigkeit festhaltenden Kali gemehrt worden. Der Sommerernte konnte auch nicht die genügende Stallmistdüngung mehr erreicht werden. Der Viehbestand war zu sehr im Laufe des Winters 1914/15 geschmälert worden. Es war ein Segen, daß unsere Bauern, diese Hauptträger der deutschen Viehzucht, bei Kriegsausbruch so große Viehstapel und deshalb so große Quantitäten Stallmist besaßen. Das ist der Winterernte außerordentlich zustatten gekommen.

Unsere Landwirte mögen sich übrigens trösten: die deutsche Landwirtschaft hat bereits 1870 Deutschland nicht ganz ernähren können, obwohl unser Land damals nur $\frac{3}{5}$ der jetzigen Einwohnerzahl besaß. Aus dem großen Generalstabswert über den Krieg von 1870 ergibt sich, daß die deutsche Heeresleitung damals Hafer in beträchtlichen Mengen über England und Holland aus Amerika bezog, ferner Heu aus England und Holland. Große Mengen Delsaaten, Futterartikel aller Art, Delsuchen, Reis, auch ziemlich viel Rohrzucker — damals gab es noch Rohrzuckerrefinerien in Hamburg —, dänisches Magervieh, holländische Butter, holländischer und schweizerischer Käse kamen in unser Land. Die einheimische Fleischproduktion genügte zwar den einheimischen Bedürfnissen, konnte sogar noch Speck und Rindvieh nach England abgeben, der Fleischbedarf war aber nur ein Viertel des gegenwärtigen Bedarfs, war also leichter zu befriedigen. Allerdings war dafür der Konsum von Buchweizen, Graupen, Rüben, Hülsenfrüchten ungleich größer als heute und ebenso die Bodenfläche, die der Kultur dieser Früchte gewidmet war.

Der gewaltige technische und soziale Aufschwung der deutschen Landwirtschaft hat bewirkt, daß diese Abhängigkeit nicht in demselben Umfang gewachsen ist, wie die Bevölkerung sich vermehrt hat. Darin besteht die Großtat der deutschen Landwirtschaft. Auf dem Gebiete der Zuckerproduktion ist die Abhängigkeit sogar nicht nur ganz gebrochen worden, sondern Deutschland ist in Friedenszeiten zu einem der ersten Zuckerexportländer geworden. Infolgedessen hatten wir bei Kriegsausbruch eine gewaltige Zuckermenge zur Verfügung, was unserem Viehstapel sehr zugute kam. Er hätte sich sonst noch viel rascher gemindert, als es geschehen ist. Man darf nicht vergessen, und das setzt erst die Größe des Aufblühens der deutschen Landwirtschaft und vornehmlich des deutschen Bauernstandes in das rechte Licht, daß gewaltige Mengen Acker- und Wiesenland von der Industrie und den Städten sowie vom Verkehr verschlungen sind. Die gewaltige Vergrößerung der Industriewerke seit 1870, das mammutartige Wachstum der Städte und der Eisenbahnen mit ihren riesigen Bahnhöfen und das Entstehen der gigantischen Hafenbauten und Schiffswerften in Hamburg, Bremen, Kiel, Emden, Ruhrort, Frankfurt a. M. usw., alles geschah auf Kosten unzähliger fruchtbarer Acker und Weiden.

Dieser Prozeß wird in Zukunft noch schneller vor sich gehen. Alles, was wir durch Urbarmachung der Deutländereien gewinnen können, muß dadurch wettgemacht werden. Gewiß kann eine verschärfte Kunstdüngung erfolgen, aber das geht auch nicht von heute auf morgen. Und zudem, woher die Phosphorsäure nehmen, die Bildnerin der Körnerfrüchte? Stickstoff vermögen wir in ungezählten Mengen aus der Luft zu holen, Kali haben wir, so viel wir wollen, aus der Erde, aber das Problem, in ebensolchen Quantitäten Phosphorsäure zu erzeugen, ist noch nicht gelöst, vielleicht auch nie zu lösen. Also auch hier bestimmte Grenzen der Leistungsfähigkeit, die nicht überschreitbar sind. Est modus

in rebusi! Möge diese Gewißheit sich im Volke einhämmern, mögen sich von ihr die entscheidenden Stellen erfüllen lassen, wenn es gilt, neue Handelsverträge beim Kriegsende abzuschließen. Wehe uns, wenn es anders wäre, wenn die Meinung obliegen würde, daß wir jene Grenzen durch hohe Zölle auf Futtermittel überrennen können. Ein unabsehbares Unglück für die kleinen und mittleren Bauern sowie für die breiten Volksmassen in der Stadt würde die Folge sein.

Freiherr v. Madan / Die mexikanische Tragikomödie

In ihrer heutigen Entwicklung steht die mexikanische Streitsache unter Fallgefahren, ähnlich denjenigen einer Wäpche, die auf hohem Alpenfirn sich aufgetürmt hat und unter der Sonnenwirkung stündlich in die Tiefe abzustürzen droht. Aber nicht aus jedem solchen Stoß wird eine Lawine, die, ungeheure Schneemassen mit sich reißend, Wälder, Triften, Höfe und Gehege vernichtend, zu Tal sich wälzt. Oft fällt der Abbruch, wie ein Ball ins Wasser, in weiches Schneebett und bringt nur eine dünne, breite Firndecke zur Abfahrt, die sich durch die eigene Anhängerkraft selbst staut und schließlich an den Widerständen von Felswällen, Gräben, Mulden und Gezirm sich völlig bricht, zerplittert und zerstäubt. So unklar es ist, auf welchen Einien Wilsons Politik des watchful waiting durch die gegenwärtigen Wirren jenseits des Rio Grande letzten Endes vorangestoßen werden wird, so erscheint doch so viel sicher, daß die Krise nicht in Lawinenform, sondern in jenem sanfteren Gang des Schneebretts sich entwickeln wird: das stellt ein Rückblick auf ihre Geschichte so gut wie außer Zweifel.

Es genügt, auf die bekannten Verhandlungen mit den ABC-Staaten über die mexikanische Streitsache in Niagara Falls zurückzugreifen. Damals brachte Washington eine Reihe von Anträgen zur Beschlußfassung, die auf eine vollkommene Kubanisierung des Nachbarreichs hingen, und die fast sämtlich von den Vertretern Lateinamerikas abgelehnt wurden. Das Ergebnis der Beratungen lief schließlich fast einzig auf ein fadenförmiges und unwirksames Protokoll hinaus, in dem die Einsetzung einer vorläufigen Regierung nach Abdankung Huertas beschlossen wurde. Darin und in der Tatsache, daß am Niagara ein Verhandlungs- und Einspruchsrecht der südamerikanischen Republiken auf gleichem Fuß mit der Union und gegen deren Einmischungsgelüste anerkannt wurde, um so die Monroelehre mit ihrem Anspruch auf selbstherrliche Führer- und Schutzherrschaft Washingtons zu durchlöchern, sah man fast allgemein eine diplomatische Niederlage Wilsons. In Wirklichkeit war es zugleich ein Erfolg. Denn einerseits hatten die Vertragsmächte des Südens sich jetzt selbst mit- verpflichtet, für Ruhe und Ordnung in Mexiko zu sorgen, und könnten daher kaum mehr etwas dagegen einwenden, wenn die Union zu einer „bewaffneten Vermittlung“ schritt, sofern der Friede auf andere Weise nicht mehr herzustellen wäre; andererseits hatten die Vereinigten Staaten sich so zugleich eine Rückendeckung gegen die europäischen Mächte und deren in dem einstigen Reich der Intas so starken Einflüsse und Interessen geschaffen.

Die Dinge nahmen nunmehr den bekannten Verlauf. Wilsons Schützling war zunächst der ehrenwerte Villa, seines Zeichens gelernter Bandit und entsprungener Zuchthäuser, der diesem seinem Charakter gemäß regierte. Nach einem seit Diaz' Tode Brauch gewordenen System teilten die „Generale“, d. h. Banditenführer, wie Carranza, Zapata, Obregon, Diegez, Aguilar, sich Jagdgehege ab, in denen ihre Soldateskenhorden nach Belieben schalten und walten konnten: die Felder wurden verwüstet, den Bauern Hab und Gut gestohlen, die Kirchen und Klöster ausgeplündert. In der Hauptstadt wütete infolge des Mangels an Zufuhr furchtbare Lebensmittelnot, Typhus und Pest rafften

weitere Menschenmassen dahin, die nötigen Kredite für das Wohleben der räubernden „Patrioten“ wurden durch Zwangsanleihen und Konfiskationen beschafft, der mexikanische Peso sank auf 4 Cents, also $\frac{1}{4}$ seines früheren Kurswertes und — Villa hatte in kurzer Zeit so viele Millionen zusammengekratzt, daß es sich für ihn nicht mehr lohnte, das aufreibende und schließlich doch aussichtslose Geschäft des Kampfes um die Präsidentschaftswürde fortzusetzen.

Er zog sich nach der Sierra von Chihuahua zurück, und nun fielen die Strahlen von Washingtons Gnadensonne auf den früheren Wintladovotat und berüchtigten Mordbrenner Carranza, dessen Macht zwar nicht einmal hinreichte, um sich in der Hauptstadt gegen General Gonzales zu behaupten, der aber immerhin in Quaratero einen ansehnlichen Hofstaat hielt und der ein allbekanntes, schon früher gewettetes Pferd im Wilsonschen Ring war. Ihn hatte man einst, als Wallstreet Huertas Sturz verfügt hatte, als tatkräftigen Desperado für die Ausführung des Beschlusses sich gemietet und ihn erst wieder abgeschüttelt, als er, in seiner Vertrauensmannwürde allzu übermütig geworden, bei der amerikanischen Besetzung von Veracruz mit einem herausfordernd prohigen Einspruch die Dienste seiner Patrone quittierte. Jetzt, in Ermangelung eines besseren Werkzeugs, vergaß man im Weißen Haus großmütig diesen falschen Zungenschlag, und so konnte das alte Spiel seinen Gang fortgehen. Die Brüderschaft von etwa einem Duzend Präsidentschaftsanwärtern betriepte sich gegenseitig, und die Union lieferte zu den Megeleien Waffen und Munition. Washington triefte von Redensarten über friedlichen Wettbewerb, völkische Selbstbestimmungsrechte, Nichteinmischungsprinzipien über und ließ sich dabei von den Condottieri Mexikos die schlimmsten Verhöhnungen gefallen. Die Abgesandten aus der Pennsylvania Avenue an Villa oder Carranza wurden entweder mit leeren Redensarten abgepeißt oder offen verlacht und verspottet, in jedem Fall aber alle ihre Vorschläge zum Ausgleich der Gegensätze wie Luft behandelt. Zapata hielt sogar die amerikanischen Kuriere an, raubte ihre Post, durchschnüffelte die amtlichen Schriftstücke, verbrannte sie und gab den Herren den wohlmeinenden Rat, sich nicht wieder sehen zu lassen, sofern sie nicht mit den Ohren die daranhängenden Köpfe verlieren wollten.

Was ist Sinn und Ziel der seltsamen Taktik Washingtons, die Wilson wohlklingend als Politik des wachsam Wartens zu bezeichnen beliebt? Sie scheint voller Widersprüche zu stecken. Man konnte sich wohl denken, daß es Onkel Sam darauf ankam, das Land in sich verbluten zu lassen, bis es ihm als reife Frucht in den Schoß fiel. Aber dann wiederum war nicht einzusehen, warum ruhig die nordamerikanische Waffenlieferung zugelassen wurde, deren Verbot sofort den Hezelnessel der mexikanischen Anarchie dampflos gemacht hätte, deren Duldung dagegen den Kampf der Carranzisten, Zapatisten, Villisten und der übrigen Räuberhauptlinge ins Unendliche verlängerte, den Haß gegen den Yankee in allen friedliebenden und schaffenden Volkschichten ebenso wie unter den Indianern zur Siebeshitze brachte und jenen Condottieri selbst die Mittel zu immer bedrohlicheren Herausforderungen des stolzen Sternenbannerreichs an die Hand gab.

Der Schlüssel zur Lösung des Rätsels liegt nahe genug, wenn man die Wahrheit im Auge behält, daß drüben letzten Endes das Schwingen der diplomatischen Violinfäden stets von der Stimmgabel der Hochfinanz abhängig ist. Sehr deutlich wurde das schon in der Episode „Wilson gegen Wilson“. Als der Präsident ins Weiße Haus einzog, war sein Namensvetter Henry Bancroft Wilson Botschafter in Mexiko und riet ihm die Bestätigung Huertas als des einzigen Mannes an, der Porfirio Diaz halbwegs das Wasser reichen und imstande sei, das Land vor dem völligen Zusammenbruch zu retten. Sofort aber erhob Wallstreet scharfen Einspruch: Huerta sei nicht vertrauenswürdig und, wie Diaz, dem New Yorker Kapital feindlich gesinnt, von Carranza dagegen Förderung der amerikanischen Interessen zu erwarten. Die Spekulation der Finanzgewaltigen erwies sich als durchaus richtig. Vor Ausbruch des Weltkriegs war der land-, industrie- und kapitalwirtschaftliche Einfluß der Nordamerikaner in Mexiko weit geringer, als es gemeinhin angenommen wird. Spanier, Franzosen,

zosen, Engländer hatten den größten Teil des Großgrundbesitzes, des damit zusammenhängenden Gewerbes, der Banken und des Handels in Händen, und selbst auf dem Gebiet des Streits um die so wichtigen Erdölquellen bedeutete die Macht des Rockefeller-trusts nichts gegen die Diktatur der englischen Firma S. Pearson u. Co., die zugleich Besitzerin der Tehuantepecbahn, der gefährlichsten Wettbewerberin des Panamatkanals, ist. Heute schwingt der Pendel immer schärfer zugunsten Wallstreets um. In dem Maß, wie die Revolution andauerte und ihre Verheerung sich weiter ausbreitete, haben immer mehr Eingeborene und europäische Haciendados, Bergwerk- und Fabrikbesitzer und Kapitalisten sich nach Südamerika und der Alten Welt geflüchtet, und wenn auch viele Nordamerikaner damit zugleich verdrängt worden sind, so ist es doch Tatsache, daß unter der Hand Newyork den herrenlos gewordenen oder gewaltsam enteigneten Besitz zu den Schleuderpreisen, die sich aus der Entwertung der mexikanischen Pesos ergeben, in Massen aufkauft. In Niagara Falls hatte Washington den Ausschluß der Europäer bei allen Geldgeschäften der Regierung und das Anleiheprivileg der Vereinigten Staaten gefordert. Weit über dieses Ziel hinaus ist Bruder Jonathan jetzt auf dem Weg zur vollkommenen kapitalistischen Eindeckung Mexikos auch England gegenüber vorgeschritten, das auszukaufen dank des von Lombard- nach Wallstreet fließenden Goldstroms ihm reichste Mittel und günstigste Gelegenheiten sich bieten.

Kurz, die sorgfältig bestellte mexikanische Ernte steht hoch in Halmen und wartet des Schnitters. Aber sie ist schneller gereift, als der Sämann erwartet und wünschte. Ihm lag daran, in Mexiko erst dann einzugreifen und reinen Tisch nach seinen Wünschen zu machen, wenn die erschöpften europäischen Mächte den Krieg eingestellt hätten, er beim Friedensschluß ein maßgebliches Wort sprechen, seine Marktergebühren in Monroepapieren einziehen könnte und so über freie Hand zur Erledigung der Mexikofrage verfügte. Indessen — diesen Fehler bedingte die sonst klug angelegte Rechnung — Carranza und Genossen, die Geschöpfe der Wilsonschen Politik, kennen, nachdem ihnen einmal der Rücken gesteuert wurde, keine Grenzen ihres Hochmuts mehr und treiben ihre Herausforderungen so weit, daß Washington wohl oder übel, um sich nicht vor aller Welt lächerlich zu machen, die drohende, aber — ach! so schwach gepanzerte Faust zeigen muß. Daß man jedoch einstweilen nicht weiter eingreifen und sich militärisch binden wird, als unbedingt nötig, ist nach allem klar. Ein Strafzug in die wüsten Planos des Nordens würde nur unermeßliche Opfer an Gut und Blut kosten, ohne irgendwelchen durchschlagenden Erfolg zu verbürgen; eine dauernde Befriedigung des Landes wäre nur durch einen rücksichtslosen und tatkräftigen Vorstoß mit vereinter Heeres- und Flottenmacht vom Golf aus gegen die Hauptstadt möglich. Davor aber schrickt man aus mannigfachen Gründen zurück: im Gefühl der bekannten und von den amerikanischen Fachmännern selbst unverblümt zugegebenen militärischen Schwäche, die leider mit Preparedness for war-Reden nicht ohne weiteres zu beheben ist, im drückenden Bewußtsein, daß Washington nicht zugleich im Süden und nach Europa hin sein Machtwort einsetzen und mit dem dicken Stod drohen kann, in Rücksicht auf Japan, dessen mexikanischer Weizen im gegenwärtigen Chaos aufs trefflichste blüht, und endlich im Blick nach den ABC-Staaten, die trotz allem beschwichtigenden Zureden bei dem Vorurteil beharren, daß „die Verwandlung Mexikos in ein unionistisches Aegypten mit Carranza als Rhediven“ eine Gefahr für die selbst sei. Der große Bruder im Norden wird also wohl bemüht sein, dichtere Sperrlinien an der Rio Grande-Grenze zur Sicherung gegen Vorgänge wie bei Carrizal zu ziehen, nötigenfalls im Westen vom Golf her die wichtigsten Oelfelder, Pflanzungs- und Industriegebiete zu schützen, den Günstlingen das Reservat für Sengen, Brennen und Morden nach Möglichkeit zu beengen; aber große Hoffnungen von unmittelbarer Rückwirkung der Handel auf die europäische Kriegslage zu hegen, ist jedenfalls verfehlt. Gleichwohl — ein türkisches Sprichwort mahnt: Beeile dich nicht, das Schicksal in dein Haus zu bitten; es wird schon selbst kommen und dich holen! Dies Geseß und diese Wahrheit wird auch den Auslauf der wachsam wartenden Politik Bil-

sons bestimmen. Mexiko entwickelt sich zusehends zu einer Art Irland für die Union; das bedeutet immerhin ein nicht zu unterschätzendes politisches Gewicht auf den Weltkriegswagchalen gegen die Drohungen der vertragslosen entente cordiale zwischen Washington und London.

* * / Ziele der Verwundetenfürsorge

Ein Beitrag zur Psychologie der Arbeit.

Auf der Kriegsschule in Potsdam war kürzlich eine Ausstellung von Arbeiten, die Angehörige des dort befindlichen Genesungs-Bataillons gefertigt haben. Die frühere Reitbahn der Fährliche gibt — außerordentlich geschmackvoll hergerichtet — den Ausstellungsraum her. Die Mitte des Raumes, der in seiner festlichen Aufmachung seine eigentliche Bestimmung kaum mehr ahnen läßt, ist von einer großen Rasenfläche eingenommen, die durch ein Modell des Schlachtfeldes von Verdun sowie zwei Springbrunnenanlagen in drei Abschnitte gegliedert ist. Ringsherum an den Wänden sind — zum Teil in kleinen Pavillons vereinigt — die Ausstellungsgegenstände in einem sehr geschmackvollen Rahmen von Blumen und Fahnen zur Schau gestellt. Man sieht da eine bunte Menge beieinander — Haushaltsgegenstände, Werkzeuge, technische Apparate, Luxusgegenstände, Modelle, von der blechernen Gießkanne bis zum funktionierenden Modell einer drahtlosen Telegraphenstation, von der Denkmünze bis zur vollständigen modernen Dieleneinrichtung, Schreibstischgarnituren, Rissen, Zeichnungen, künstlerische Dreharbeiten, Seidenknüpfereien, Einlegearbeiten usw.

Nicht aber über die Ausstellung als solche soll hier berichtet werden, sondern den Geist, der sie geschaffen hat, wollen wir zitieren — die tieferen Beweggründe, die diese Arbeiten erstehen ließen, die seelischen Voraussetzungen, die ihnen zugrunde liegen. Denn die Beziehung zwischen dem (verwundeten) Krieger und dieser — im besten Sinn — Friedensarbeit ist keine so einfache, wie man vielleicht bei flüchtiger Beurteilung denken möchte.

Darüber müssen vor allem diejenigen im klaren sein, deren Aufgabe es ist, die vielen Tausende Verwundeter und Kranker und in nicht mehr allzu ferner Zeit auch die gesunden Krieger ihrem bürgerlichen Berufe wieder zuzuführen. Und wir wollen besonders betonen, das Problem liegt in der Regel — insbesondere bei den großen Massen — nicht minder schwierig bei denen, die in den alten Beruf zurückkehren, als bei denen, die aus vielerlei Gründen einen neuen Beruf, eine neue Arbeit sich suchen müssen. Wer selbst lange Monate im Felde war, der ahnt — nach Erfahrungen am eigenen Leibe — die Schwierigkeiten, die entstehen, wenn der Mann, der monatelang im Schützengraben gelegen hat, der lediglich „auf Befehl“ handelnd, nur der engen und begrenzten „Forderung des Tages“ zu leben gewohnt und dabei nur seine allerpersönlichsten, elementarsten, körperlichen — gegebenenfalls auch geistigen — Bedürfnisse zu befriedigen pflegte, — wenn dieser Mann heimkehrt und sich der Allgemeinheit, der freiwilligen Arbeit, einordnen soll und muß und für andere, für Künftiges wirken, schaffen, rechnen soll!

In noch höherem Grade (und darauf sollen diese Zeilen hinweisen) gilt dieses für unsere Verwundeten, die nach oft monatelangem Kranken- und Pfliegelager sich nun allmählich von ihren Krücken wieder auf die eigenen Füße stellen sollen und schaffen und arbeiten müssen unter erschwerten Be-

dingungen. Dabei mußte dieses Problem im Laufe dieses ungeahnt langen Krieges vielerlei Umstellungen erfahren.

Als die ersten Verwundeten von der Marne und von Tannenberg in die Lazarette kamen, da hatte man gewiß schon von Anfang an den Gedanken, daß die Arbeit das beste Heil- und Pflegemittel sei. Aber diese Arbeit, die damals aus den Händen unserer Verwundeten hervorging, war doch zumeist — den therapeutischen Zweck betonend — Geduldarbeit. Es war Arbeit, die ihren Zweck in sich trug, Arbeit, um lange, quälende Stunden und Tage zu vertreiben. Typische Patientenarbeit, Stich-, Knüpf- und Flechtarbeit, von der wir auch so manchen Vertreter in unserer Ausstellung finden. Diese Arbeit — ich möchte sie Arbeit der Müßigen nennen —, so sehr ihr Anblick menschliche Empfindungen in uns wachzurufen versteht — (man denke nur an Blindenarbeit), so sehr sie vom Standpunkt der Pflege unentbehrlich ist — darf nicht länger als unumgänglich nötig getrieben werden. Denn es ist eine Arbeit, die matt und schlapp macht, eine Arbeit des Ländelns, Krankentoß! Sie bleibe, was sie ist, Notbehelf — Medizin! Der Kranke, besonders aber der Verwundete mit dem Ehrenmal an seinem Leibe, ist Gefühlseindrücken leichter zugänglich als der Gesunde. Er ist weicher, bildsamer als in seiner gesunden Zeit. Jeder, der in der ersten Zeit, in der noch jeder Verwundete als Held gefeiert wurde, Verwundete gepflegt, bewirtet und beschenkt hat, der weiß, wieviel Dank er gefunden hat. Die ersten Eindrücke nach der Verwundung, zur Zeit der schwersten Erkrankung, bleiben dauernder als alle späteren; man könnte fast sagen, sie beeinflussen den Charakter des Kranken. Nun zeigen aber alle Arbeiten des Krankenbettes — und das hängt sicherlich mit der Art der gewöhnlich ihr Bestes gebenden Pflegerinnen zusammen — und auch viele Zerstreuungen, die den Verwundeten geboten wurden, einen spezifisch weiblichen Einschlag. Es war häufig etwas Zärtelndes, Spielerisches, Unmännliches in diesen Vergnügungen. Auch die Arbeiten dieser Art sind in erster Linie weibliche Handarbeiten. Wie schon betont, diese Arbeiten sind gut, an ihrem Plage, dem Leidenslager. Man hüte sich aber, diesen Arbeiten mit ihrem reinen Pflege- und Heilcharakter einen weiteren Wirkungsbereich zu geben. Die Gewöhnung an sie ist leicht. Ein strickender „Douaumont-Stürmer“ soll nur im Bett liegen. Monatelange Knüpferei und Flechterei führt zu Sinnieren, zu nachhängender Bedenklichkeit, zu weichlichem Empfinden, besonders bei empfänglichem Nervensystem, und das haben doch einmal viele der Verwundeten. Und wir brauchen harte, ernste, denkende und schaffende Männer der Arbeit!

Wenden wir uns nun von der Betrachtung dieses Arbeitsmotivs und dieser Arbeitsgattung, die ich die Arbeit der Müßigen nannte, zu einer anderen Abart, die auch in unserer Ausstellung reichlich — vielleicht am stärksten in die Augen fallend — vertreten ist. Die psychologische Grundlage für diese Art Arbeit ist eine spezifisch deutsche Wesensart. Ich nenne diese Arbeit die Arbeit der Muße. Wer Gelegenheit hatte, das große Kriegslazarett in Rethel mit seinen geradezu staunenswerten architektonischen, gärtnerischen, technischen und wirtschaftlichen Anlagen, die sämtlich von Rekonvaleszenten des Lazarets gefertigt sind, zu sehen, der weiß, was ich meine. Der deutsche Arbeiter und Landwirt versteht sich gewöhnlich neben seiner eigentlich gewerblichen Tätigkeit noch auf eine besondere Kunst — diejenige, wo es auch immer sei, oft mit den einfachsten Mitteln mit einer gewissen häuslichen Behaglichkeit sich zu umgeben. Wo deutsche Soldaten im Feindesland stehen, da haben sie gepflanzt und gehegt,

gerichtet und gemalt, um sich eine freundliche Wohnstätte zu schaffen. Es gibt so eine Heimkunft des Schützengrabens. Bei dieser Art Arbeit paaren sich Liebe zur Natur, Ordnungssinn und ein gewisses naives Kunstverlangen, das keine kahlen Wände und rohen Kanten duldet. Diese Arbeit wird nicht angelernt, künstlich anezogen. Sie ist dem Menschen eingepägt. Sie zeigt sich schon beim Knaben, „dem Bastelfrisen“, — sie trägt ausgesprochen männliche und, wie gesagt, deutsche Züge. Jedes Lazarett im Felde hat seine Werkmeister und Künstler. Es sind häufig Schnitz- und Sagarbeiten, in denen sich eine volkstümliche Kunstart in Linien und Schnörkeln offenbart. Hierher gehören auch Arbeiten konstruktiver Art, — aus der Phantasie geschaffen, aus dem neben der beruflichen Tätigkeit gepflegten Talente herausgeboren. Es ist die Arbeit der schöpferisch Tätigen, der Entdecker und Erfinder, deren Methode im Gegensatz zur wissenschaftlichen Forschung keine bewußt zielstrebige sein kann und darf, sondern aus dem Augenblick geschöpft wird. Es ist eine Arbeit der langen Winterabende, der Ruhestunden im besten Sinne, wie deren so viele jetzt gerade unsere Verwundeten verbringen. Die moralische Kraft einer solchen Arbeit ist nicht hoch genug zu bewerten. Für die Verwundetenfürsorge ist sie als eine Arbeit nach den Fähigkeiten besonders schätzbar, weil sie unter Umständen, wo wirklich ein Berufswechsel erforderlich wird, der Rückhalt der Existenz zu werden vermag. Wir schreiben „unter Umständen“, weil wir die Ansicht vertreten, daß — die Notfälle ausgenommen — in erster Linie unbedingt die Wiederaufnahme der eigentlichen Berufstätigkeit anzustreben ist, auch wenn Kompromisse nötig sein sollten.

Damit kommen wir zur eigentlichen Mannesarbeit, zur Berufsarbeit — wie sie von jedem Bürger im höheren Interesse gefordert werden muß (Muß-Arbeit). Es ist dies oft nicht die Arbeit der Fähigkeiten, aber durch sie wirkt der einzelne in der Gesamtheit. Zu dieser Arbeit müssen — wie wir eingangs erwähnten — unsere heimkehrenden Krieger, jetzt schon die Untauglichen für den Heeresdienst, zurückgebracht werden. Hier hat in erster Linie die Fürsorge einzusetzen, muß der Arzt den Verwundeten die ihm geliebten Kräfte muhen lehren, muß der Berufsberater den Arbeitgeber zu Rücksichten bewegen. Es kommt aber noch etwas hinzu. Viele gereifte Männer, die jahrelang ihren Beruf ausübten, pflegen ihn zu beklagen. Mancher haßt die Arbeit, die ihm sein Brot gibt.

Nun sind Tausende seit langen Monaten aus ihren Berufen herausgebrängt. Da besteht nun die Gefahr, daß einerseits überhaupt der Weg zur rechten Arbeit nicht mehr gefunden werden könnte (die Gefahr erscheint indes gering), oder, daß insbesondere bei den Verwundeten auf dem Wege über die Arbeit, des Müßiggangs und der Muße, die Lust an der oft längst drückend empfundenen Berufsarbeit — auch wenn die Leistungsfähigkeit in ihr nur wenig vermindert ist — verleidet ist. Hier gilt es zu lenken und zu leiten! Und hier setzt auch tatsächlich die staatliche Aufsicht in erster Linie ein. So z. B., wenn bestimmt wird, daß Kriegsbeschädigte, deren Wiederherstellung für den Kriegsdienst in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, sobald als möglich zu entlassen und eventl. durch Vermittlung der Berufsberatungsstellen möglichst schnell einem bürgerlichen Berufe wieder zuzuführen sind. Jeder Arzt weiß heute, daß die Schädigungen körperlicher und geistiger Art von einem gewissen Stadium an — die Tätigkeit der medito-mechanischen Anstalten in allen Ehren! — sich am schnellsten wieder ausgleichen durch die Berufstätigkeit. Besser als Pendelmaschine, als Heißluft-

apparat, elektrischer Strom und kalte Bäder wirkt häufig der Amboss, der Pflug, die Drehbank und der Kontortuhl! Das zeigt auch unsere Ausstellung in der Fülle gewerblicher Arbeit, die sich in den mit staatlicher Begünstigung unterhaltenen Werkstätten entfalten konnte. Der Tischler, der Schlosser, Gärtner und Schreiner haben sich dort gesund gearbeitet und zeigen, daß sie ihre Kräfte wiedergewonnen haben.

Wollte man unter diesen psychologischen Gesichtspunkten eine Preisverteilung vornehmen, so gebührt der beruflichen Facharbeit, der „Ruß-Arbeit“, der sozialen Arbeit, unbedingt der Vorzug gegenüber der individuellen, schöne Fähigkeiten verratenden „Muße-Arbeit“ und jener unser Mitgefühl fordernden „Rüßiggangs-Arbeit“.

Hierin liegt aber auch der bleibende Wert einer solchen Ausstellung!

Es wäre der großen Zeit unwürdiges Nachspiel, wenn an ihrem Ende ihre eigentlichen Blutzeugen — wie dies nach früheren Kriegen wohl der Fall war — mit ihren Krüden und Stöcken und anderen Begleitumständen Gegenstand der allgemeinen Wohltätigkeit und des allgemeinen Mitleids würden. Schon versucht die Medizin, die Chirurgie und die Psychiatrie soviel wie möglich krüden- und stocklose Krüppel zu bilden. Natürlich gibt es hier in den einzelnen Fällen viel anfängliche Scheu und Mangel an Vertrauen auf die eigenen Gliedmaßen zu überwinden und unbewußte „Trägheitsmomente“ und schlechte Gewohnheiten zu bekämpfen. Daneben aber muß Berufsberatung treten, die gewiß in vielen Fällen den Wechsel des Berufes anstreben wird — wobei dann jene Arbeit der Fertigkeit und der Muße häufig für die bisherige Berufstätigkeit eingetauscht werden kann. Aber in sehr vielen Fällen, und es sind mehr, als man gemeinhin annimmt, kann unter gegenseitiger Rücksichtnahme die alte Tätigkeit auch bei den schwerer Kriegsgeschädigten wieder aufgenommen werden, was vom Standpunkt des Allgemeinwohls in jedem Falle das erstrebenswerteste Ziel ist. Es geht aber hierbei — und das ist das Erfreuliche — das persönliche und das allgemeine Wohl Hand in Hand. Durch das Mittel der Arbeit in seiner therapeutischen Bedeutung wird die Arbeitsfähigkeit für die Gesamtheit wiederhergestellt nach der alten Weisheit des Hippokrates: „Man wisse, daß der Gebrauch die Glieder kräftigt, die Untätigkeit aber sie atrophisch macht.“

Adolf Himmele / Etappenstizzen

Ein herrlicher Junimorgen in der Etappe! Träumerisch liegt du da, du Kirche von L., und im Traum versunken lehnen sich die niederen Häuser meines kleinen Dorfes an die langgestreckte Bodenwelle. Siehe, junge Füllen springen in tollstem Spiele ihren Müttern zu, jagen mit hohen Sätzen über die lachenden Butterblumen, und die roten Kleeblüten lassen sich's gefallen, wenn sie von den jugendlichen Hufen zertreten werden.

Ein feiner Morgendunst schwebt über den Matten, das Land badet sich noch in abertausend silberhellen Lautropfen, und zwischen dem wild wuchernden, noch französischen Getreide fließt versteckt ein kleines Rinnsal, in das der blinde Fuß treten muß, wenn er zu dem leuchtenden roten Mohn gelangen will, der flackernde Flammen in den Farbenteppich malt. Wo eine nachlässig zerfallene Gartenmauer den Hang herabkriecht, wachsen dichte Brombeerhecken, und wilder Meerrettich labt sich schmunzelnd am Wasser, das die Blätter mit ihrer wohlburchdrachten Form für ihn aufspeichern müssen. Winzige Fliegen und Käfer schwimmen in diesem kleinen Wasserbehälter — wir sehen, der Kerl lacht uns aus,

wenn wir glauben, wir Menschen hätten Bouillon zuerst getrunken!

Das ist das fruchtbare französische Wiesenland, die prairie mit den schwarz-weißen Rinderherden, den sich sförmig dahinschlängelnden Wiesenbächen, die in der Regenzeit ganze Landstrecken in einen Sumpf verwandeln.

So sieht sich alles von meinem lustigen Standort aus, einem noch erhaltengebliebenen Giebel des sonst schwer beschossenen Dorfes. Man hat hier eine kleine Zentrale für irgendeine militärische Einrichtung errichtet. Unten zieht die einzige Dorfstraße, ziehen die Kolonnen, ziehen die Truppen, zieht der Krieg. Da herrscht ein ständiges Poltern und Saufen, Rufen und Rasteln. Zwischen schwerfälligen Kolonnen schlängeln sich brüllende Automobile, über die Plandächer einer Feldbäckerei hinweg legt eine Fernsprekabteilung das Dorf entlang im Laussschritt eine Kabelleitung, Feldambulanzwagen fahren zur Front, um Verwundete zu holen, und von der unweit liegenden Station steigt mit seinem Gefurr in majestätischem Bogen ein Kampfflugzeug auf — das braufende Lieb der Etappe!

Die Kirche im Basilikastil. Wo das Zifferblatt war, gähnt jetzt ein großes Loch, eine französische Granate ist hindurchgefahren, durchschlug das innere Turmgebälde und explodierte im Schiff der Kirche, deren Vorderfassade wie vom Erdboden weggesetzt wurde. Der Krieg ist ein großer Umformer, Umwerfer. Wo sonst französische Bauern und alte Mütterchen im Sonntagsstaate die Kirche betraten, fahren nun zum Strohholen gefangene Russen mit einem hohen Leiterwagen hinein. Aus der Kirche wurde ein Trümmerhaufen, aus diesem ein Strohlager, während in des Nachbarorts Kirche allsonntäglich die Soldaten zum Gottesdienste gehen . . .

Überall findet man an verschiedenen Häusern Unterstände angebaut, teils auch eingebaut. Schwere Eisenstämmen liegen übereinandergebohrt, darüber Steine, Sandsäcke und schließlich noch eine Eisenbetondecke. Die Wucht und Wirkung der Geschosse und Fliegerbomben hat man allmählich anders einschätzen gelernt! . . .

Wiederum hatten die Geschütze von Tagesgrauen an den ganzen Tag hindurch bis in die späte Nacht gebrüllt, auf unsere Batterien legte der Franzmann mit einer verschwenderischen Munitionsvergeudung das heftigste Feuer. Aber unsere Antwort war bereit, unsere Kanoniere waren auf ihrem Plage.

Und es ward wieder Morgen, noch immer donnern die Geschütze, zuckt der Horizont, zittern die Fenster Scheiben, wird Mittag und wieder Abend — vor Verduns Schlund türmt sich eine neue gewaltige Schlacht, man spricht von über zweitausend Gefangenen . . . Und abends kommen sie zurück, die Kanoniere, mit ihren gebräunten Gesichtern, stumm und stolz auf ihren Proben, auf schweren Pferden.

Eine Stunde später gehen wir in ihr Lager hinüber, wo sie in lustigen Gruppen beim Kartenspiel beieinander sitzen. In dem Gebälk des Raumes hängt Wäsche und sind Zelte gespannt, weil es dem früheren Besitzer nie eingefallen ist, sein Dach neu schindeln zu lassen. Im nächsten Krieg müssen unsere Soldaten eben doch Regenschirme mitnehmen! Der Erdboden ist wie bei einer Tenne festgetreten. Plötzlich tönt aus einer Ecke seine Geigenmusik, die zu lustigen Weisen anschwilt, bald leiser wehmutsvoller wird. Erstaunt sehen wir uns in der düsteren Scheune um und sehen um einen Holztisch aus rohen Ristenbrettern Soldaten in Hemdärmeln sitzen, ein jeder ein flüchtig geschriebenes Notenblatt vor sich. Zwei Geigen, eine Flöte, eine Gitarre und zwei Zithern. Stumm bleibt man vor dieser Ecke stehen, alles sechs herbe Krieger, die ihren Kameraden Heimatlieder spielen — welches Volkstum! Und wir fragen uns, sind das die trübsigen Männer, die eben erst Tod und Entsetzen aus ihren Gesichtern gejagt haben? Ein wahrhaft rührendes Gefühl überkommt uns bei diesen schlichten Weisen, das ist das Bewußtsein, daß wir wahrhaft deutschem Charakter, dem deutschen Herzen hier begnet waren . . .

Noch weiter ist die Front jetzt vorgeschoben, die weittragenden französischen Geschütze reichen schon lange nicht mehr in unser Dorf. Und immer wieder gebiert der Krieg neue Bilder. Nun fährt die Eisenbahn diese Straße, selbst eine Kirchenguhr hört man schlagen, geräumige Kantinen bieten den Soldaten für einen Spottpreis, was sie wollen, es gibt ein Bad mit lichten weißen Wannen, einen sehr besuchten Zeitungskiosk, einen Lagerfriseur, Uhrmacher usw.

Durch einen freundlichen Garten, in dem Feldgrauhe ihre Gartenkunst anwendeten, führt ein schmaler Pfad, mit Kieselstein ausgelegt, gerade zu einem gedeckten Tische. Madame, ein geschäftiges Fraulein mit einer Hornbrille, über die sie stets hinwegsehen muß, eingefallenen Wangen und vielen Sorgenfalten im zierlichen Gesicht, stellt eben gebratene Kartoffeln auf, die ihr Soldaten zum Anrichten gebracht. Ob man sich da noch lange einladen läßt? Und Madame Bouvert wird geschäftig, wie ein Wiesel schießt sie dabei geschäftig hin und her. Und sie erzählt vom Kriege, was sie schon alles mitgemacht, wieviel Soldaten sie schon gehabt, was man ihr schon alles geholfen — und zuletzt erzählt sie von ihrer Familie.

Sechs Kinder! Vier Mädchen, darunter zwei erwachsene, und zwei Ruben im Alter von elf und dreizehn Jahren. Gerade kommen die beiden Burschen, Kinder von gesundem Aussehen, denen man keinen Mangel ansieht. Die beiden erwachsenen Töchter scheinen sich weniger um ihre Mutter und den Haushalt zu kümmern, als den grauen Rock ebenso anziehend wie ein Käppi und schillernde rote Hosen zu finden. . . les extrêmes se touchent! Als wir die Kinder nach ihrem Vater fragen, antworten sie nichts, erst ihre Mutter beginnt zu erzählen. . .

„Es war am ersten Mobilmachungstage, ich arbeitete gerade im Garten. Da kam mein Mann auf mich zu, er pflegte sonst nie den Garten zu betreten oder darin zu arbeiten, und verlangte ungestüm Geld. Ich sehe ihn an, weil ich weiß, daß er wieder trinken will! Und ich frage ihn, wohin er gehen wolle. Die schroffe Antwort: „Je m'en vais! il me faut de l'argent!“ Fort! Ich brauch' Geld! Ich hatte in meiner Schürze zufällig mein Geld stecken und wollte ihm schließlich einige Centimes geben. Er entriß mir aber mit rauhem Griff den Inhalt von einigen Franken — und ging — — — und kam bis heute nicht mehr zurück! Ich weiß nicht, wo er sich aufhält, was er macht, was mit ihm geschehen ist, mit den sechs Kindern bin ich jetzt allein, und es ist sehr schwer für eine Frau, wie ein Mann für eine Familie zu sorgen, oh c'est triste!“ Dabei rinnen ihr Tränen in den Augen zusammen. Entschlossen spricht sie weiter. „Ich wasche für die deutschen Soldaten, sie geben mir Geld dafür. Und sie sind gut, schon viele waren in unserm Hause, pas un seul, qui n'était pas correct! Wenn mein Mann aber nach dem Kriege zurück zu seiner Familie kommen wird, je ne le connais plus, je ne veux plus rien savoir de lui, ce voyou!, dann kenne ich ihn nicht mehr, nichts will ich dann mehr von ihm wissen, dem Spießbuben! — —“

Sie eilt an den Herd und wirft unter den Waschkessel frische Kohlen und kleine Holzstücke auf die Glut.

Und ich sehe, wie einst die deutschen Soldaten in die Heimat abziehen werden. . . Das arme Weib bleibt mit ihren sechs Kindern zurück. Wer wird wohl stärker sein, wenn der Mann des Weibes dennoch zurückkehren sollte — der Krieg, der all die Not und Sorge über sie gebracht, oder die stille Träne, die im Auge zusammenfließen wollte?

Des Menschen Seele ist größer, tiefer als er selbst glaubt. . .

Hurra! Militärmusik! Seit langem einmal wieder lebendigen Musik, wie da alles zusammenströmt, das macht freudige Gesichter! Ein Geburtstag muß bei den Stabsoffizieren gefeiert werden, wie vertiefte sich sonst die Musica in das stäubige Nest, das doch nur für die großen Trommeltöne gestimmt ist von drüben. — — —

Ich gehe. Unten an der Höhe steht der graubärtige französische Hirte bei seinen schwarz-weißen Kühen. Gerade spielen sie die „Wacht am Rhein!“ Ich glaube zu sehen, wie der Alte mit dem Kopfe leise vor sich hinhinkt.

Ob er sich wohl auch Gedanken macht — — ?

Gottfried Traub / Heimgekehrt

Man geht nicht in die Schlacht als Held,
Man kommt als Held heraus. Heibel.

Da saß ich nun mit ihm zusammen, nachdem er heimgekehrt war. Er trug wieder seinen gewöhnlichen Rock. Auch das schwarzweiße Band hatte er nicht angelegt. Es war alles wie sonst. Und doch so ganz, ganz anders. Er hatte ein Augenlicht verloren und ich keins. Das übertam mich ganz jäh mitten in der sachlichsten Unterhaltung. Das Gespräch stockte einen Augenblick. Ich wollte etwas sagen. Es wäre auch ganz wahr gewesen, wenn ich ihm meinen heißen Dank ausgesprochen hätte. Aber ich konnte es nicht. Und ich fand diese Last ehrlicher, als einen noch so ehrlichen Dank, der mich doch scheinbar etwas erleichtert hätte. Es war besser so. Ich finde keine Formel, die meinen Anteil und den seinen irgendwie ausgeglichen hätte. Falsche Bescheidenheit hat damit gar nichts zu tun. Ich tat meine Pflicht; er die seine. Aber daß das Ergebnis ein so persönliches Mißverhältnis des Opfern erzielte, das bleibt das Harte. Oder liegt der Fehler darin, daß ich solche menschlichen Schicksale mit- und gegeneinander aufrechnen wollte, was man gar nicht kann. Das ist möglich. Aber es besagt mir wenig. Ich bleibe verschuldet, und ich danke dem Augenblick, daß er mir das mit plötzlicher Ueberraschung deutlich machte.

Es mag viele geben, denen Jugendkraft und frische Lebensfreude rascher über einen solchen Berg hinüberhilft, als ich ahne. Sie haben sich mit ihrem Los abgefunden und greifen das Leben von vorne an. Sie sind also vielleicht gar nicht so sehr zu bedauern. Aber mit Bedauern hat meine Empfindung wieder nichts zu tun. Wenn man jetzt unsere Braven wieder mehr auf der Straße, in den Werkstätten, auf der Eisenbahn findet und an dem einen dies, an einem anderen ein anderes Gebrechen entdeckt, so wollen sie sich gar nicht bedauern lassen. Pflege begehren sie, menschliche Hilfe, kameradschaftlichen Beistand, aber mit Bedauern hat das nichts zu schaffen. Ich rede überhaupt nicht von den anderen, sondern von mir. Und ich sehe mich einer Menge von Volksbrüdern gegenüber, die für mich ihr Lebenlang an Herz oder Hand, Bein oder Arm, Nerven oder Hirn eine Verwundung tragen, die sie auch mir zugut erlitten haben. Diesem Tatbestand ruhig ins Gesicht sehen und sich nun danach verhalten, das ist die einzige Lösung, nein, da gibt es keine Lösung; da öffnet sich nur der stille bescheidene Weg, daß man doppelt und dreifach in der Gemeinschaft lebt und sich dieser Gemeinschaft durch Arbeit und guten Willen von Herzen freut.

Es war schon früher so, daß wir füreinander litten. Man sah es nur nicht so augenfällig. Jetzt tritt dieses Erlebnis auf jedem Gang uns nahe. — Das einzig Gefährliche ist, daß wir uns zu rasch daran gewöhnen. Die Volksgemeinschaft ist unser Tempel; hier liegt die große Andacht tapferer Seelen. Wo ein Glied leidet, da leiden alle; aber ebenso glücklich ist die andere Wahrheit: wo eine Seele gestärkt wird, da strömt ins Ganze neue Kraft. Wenn ich kräftig bleibe in meiner Art, dann habe ich ein stilles Recht, neben jenem Kameraden zu sitzen. Ein leiser Hauch unvergleichbarer Würde umgibt für immer das Haupt des anderen.

Soziale Bewegung

Vorbildliche Kriegsfürsorge wollen die deutschen Handelsherren erfreulicherweise leisten. Die Handelskammern verschiedener Bezirke (Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg) erlassen Aufrufe gleichen

Inhalts, in denen es heißt: „In erheblicher Anzahl kehren kaufmännische Angestellte fortlaufend aus dem Felde zurück, die nicht mehr dienstfähig sind und in dem gewerblichen Leben wieder Aufnahme suchen. Wir richten daher an die Geschäftsinhaber unseres Bezirkes die Aufforderung, in weitestem Umfange diejenigen früheren Angestellten in ihrem Betrieb wieder aufzunehmen, die vor Kriegsausbruch bei ihnen tätig gewesen sind. Die Geschäftsherren erfüllen damit eine Ehrenpflicht gegenüber den Männern, die ihr Leben für die Verteidigung des Vaterlandes eingesetzt haben. Es ist zu hoffen, daß sie auch dann entsprechend verfahren, wenn die Angestellten infolge Kriegsbeschädigung mit einer gewissen Einschränkung ihrer Leistungsfähigkeit rechnen müssen. Ferner bitten wir, überall da, wo die Verhältnisse es gestatten, sofern es noch nicht geschehen ist, den im Felde stehenden Angestellten usw. schon jetzt die Wiedereinstellung zuzusichern und sie so von drückender Sorge zu befreien.“

Bravo, Herr Oberbürgermeister! Kürzlich hat der Oberbürgermeister von Kiel auf Einladung in einer Versammlung des Metallarbeiterverbandes im Kieler „Gewerkschaftshaus“ einen Vortrag über die Lebensmittelförderung Kiels gehalten. In seinem einstündigen Vortrag gab er genaue Auskunft über das, was bisher in Kiel geschehen ist. An den Vortrag schloß sich eine lebhafteste, aber sachliche Debatte, in der verschiedene Wünsche, besonders der nach einer reichlichen und preiswerten Versorgung der Bevölkerung mit Fischen, laut wurden. Der Oberbürgermeister versprach, daß die Stadtverwaltung die gegebenen Anregungen in Berücksichtigung ziehen werde und stellte auch in Aussicht, daß die Stadt Kiel, ebenso wie andere Städte, auf das nachdrücklichste sich bemühen wolle, an höherer Stelle auf Beseitigung der vielen beklagten Mängel hinzuwirken. Das Organ der Buchdrucker, der „Correspondent“, bemerkt zu diesem Bericht mit Recht: Der Kernpunkt der Sache scheint uns weniger in dem zu liegen, was der Oberbürgermeister gesagt hat und sagen konnte, sondern darin, daß zum erstenmal der Oberbürgermeister einer deutschen Großstadt so viel Vernunft an den Tag legte, in einer Versammlung der freien Gewerkschaften in wichtigen Fragen seinen Standpunkt selbst zu vertreten. Jedenfalls zeigt sich in einem solchen Verhalten weit mehr ernster Wille zur Ab schwächung der Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Volksernährung in den Großstädten als durch wortreiche Aufrufe an Anschlagläulen, wie dies in anderen deutschen Großstädten neuerdings üblich wurde. Der Wert persönlicher Aussprache ist immer größer als jener der Verfügungen und Stillübungen vom grünen Tische. Wir sind überzeugt, daß der Kieler Oberbürgermeister nach dieser Versammlung das schöne Bewußtsein hatte, eine ernste Pflicht in fruchtbarer Weise erfüllt zu haben. Manche Risse in unserer sozialen Gliederung würden weit weniger sichtbar werden, wenn man solche Handlungen öffentlicher Würdenträger nicht mehr als Ausnahmen betrachten müßte.

Streits und Aussperrungen im Kriege. Das Kaiserliche Statistische Amt hat auch in diesem Jahre den gewohnten Ueberblick über die Streits und Aussperrungen des Jahres 1915 herausgegeben. Aber das Heft ist diesmal erfreulicherweise sehr dünn. Schon das vorige Berichtsjahr 1914 zeigte die Einwirkungen des Krieges auf die Ergebnisse der Streitstatistik. Noch mehr ist dies im Jahre 1915 der Fall, das ganz in den Krieg hineinfällt. Seit dem Beginn der amtlichen Statistik bietet das Jahr 1915 die niedrigsten Beteiligungsziffern bei den Arbeitskämpfen. Die Zahl der Streikenden betrug nämlich nur 11 639, die der Ausgesperrten 1227 Personen. Noch bemerkenswerter als diese kleinen Zahlen ist die kurze Dauer der einzelnen Arbeitskämpfe. Es wird darüber gesagt: Die 167 Arbeitskämpfe der 17 Kriegsmonate mit 14 950 beteiligten Arbeitern umfassen eine Gesamtdauer von 930¹/₂ Tagen; es entfielen also durchschnittlich auf die einzelnen Arbeitskämpfe nur 5,57 Tage. Berechnet man die Dauer der Arbeitsstreitigkeit auf die einzelnen streikenden beziehungsweise ausgesperrten Personen, so kommen auf jede Person nur 3,45 Streik- bzw. Aussperrungstage, während im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege auf die einzelnen an Arbeitskämpfen beteiligten Personen 34,16 Tage entfielen. Dementsprechend ist auch die Rechnungsziffer, welche entsteht, indem man bei jeder Arbeitsstreitigkeit die Zahl der beteiligten Personen mit der Dauer der Arbeitsstreitigkeit vervielfacht, sehr gering; im ganzen sind es nur 51 601 verlorene Arbeitstage, die für die 17 Kriegsmonate auf diese Weise berechnet werden, während seit Beginn der Streitstatistik die niedrigste Rechnungsziffer der in einem Jahre verlorenen Arbeitstage 1 950 847 (im Jahre 1902) betrug. Hier liegt eine der erfreulichsten Begleiterscheinungen des Krieges. Auch wenn nach der Wiederherstellung normaler Verhältnisse die Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich wieder verschärfen dürften, sollte man doch meinen, daß beide Teile aus den Erfahrungen der Kriegszeit lernen könnten.

Konsumvereinsbewegung im Kriege. Die beiden größten Verbände deutscher Konsumvereine, der Zentralverband und der Reichsverband, haben kürzlich ihren Jahresbericht für 1915 veröffentlicht. Diese Berichte legen bereites Zeugnis von der Wurzeltiefe und Gesundheit des deutschen Konsumvereinswesens ab, das sich im Kriege nicht nur stark erhält, sondern darüber hinaus sogar eine

mächtige Hilfskraft beim Durchhalten geworden ist. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine (Sitz Hamburg) hat im verflochtenen Jahr eine Anzahl kleinerer Vereine zusammengelegt, wodurch sich die Ziffer der ihm angeschlossenen Vereine von 1109 auf 1079 verminderte. Nach dem Berichte des Geschäftsführers, H. Kaufmann haben die sich an der Statistik beteiligenden Genossenschaften aber einen Zuwachs von 1 717 519 auf 1 849 434 Mitglieder verzeichnen dürfen. Der Umsatz im eigenen Geschäft ist um 589 414 M. gestiegen und betrug 493 569 933 M. Die Eigenproduktion der Konsumgenossenschaften stieg um 13 680 M. auf 120 070 000 M.; neben den Bäckereien bestehen einige wenige Schlächtereien, Mülereien und andere Erzeugungszweige, besonders auch die Mineralwasserherstellung. Nimmt man alle Gruppen der Konsumgenossenschaftlichen Zentrale zusammen — Zentralverband, Großeinkaufsgesellschaft und Verlagsgesellschaft —, so ergeben sich folgende gewaltige Zahlen: Geschäftsumsatz 45 491 670 M. (+ 2 449 663 M.), Reserven 41 444 984 M. (+ 6 675 957 M.) Anleihen und Spareinlagen 112 323 052 M. (+ 5 882 588 M.). Das gesamte eigene und von den Mitgliedern anvertraute Kapital erfuhr 1915 eine Zunahme von 8,1 v. H. auf 199 259 706 M. — Der Reichsverband deutscher Konsumvereine (Sitz Köln-Mülheim) klagt, daß die Kriegszeit einer Ausdehnung der Organisation nicht günstig war. Dennoch stieg die Zahl der angeschlossenen Vereine im Berichtsjahr von 185 auf 191. Die Mitgliederzahl der angeschlossenen Vereine betrug Ende 1914 171 249, Ende 1915 189 686; das ist eine Zunahme um 10,8 v. H. gegen 1913 v. H. im Jahre 1914. Im letzten Jahre haben die Konsumvereine absichtlich im Hinblick auf die Schwierigkeit der Warenbeschaffung jede Werbung unterlassen, zum Teil sogar die Aufnahme neuer Mitglieder abgelehnt, sonst würde die Zunahme viel größer sein. Die Hemmnisse in der Warenversorgung und die Uebernahme vieler Waren in gemeindliche Verteilung haben naturgemäß auch den Umsatz stark beeinflusst. Der Gesamtumsatz der angeschlossenen Verbandsvereine betrug: im eigenen Geschäft 48 455 780 M.; im Lieferfirmengeschäft 2 771 323 M. Im eigenen Geschäft ergab sich ein Mehrumsatz von 1 215 416 M., während der Umsatz im Lieferfirmengeschäft um 4 327 044 M. zurückging. Der Mehrumsatz im eigenen Geschäft betrifft allerdings nur den Wert der Waren, die Menge ist bei den wesentlich erhöhten Preisen ebenfalls zurückgegangen. Die vom Reichsverband deutscher Konsumvereine errichtete Großeinkaufs-Zentrale hatte im Berichtsjahr einen Umsatz von 10 412 674 M., gegenüber dem Vorjahre weniger 1 074 680 M.

Der württembergische Landesverband Evangelischer Arbeitervereine beging zu Pfingsten in Stuttgart die Feier seines fünf- undzwanzigjährigen Bestehens. Sie hielt sich in dem durch die Zeitverhältnisse bedingten, bescheidenen äußeren Rahmen. Der Verband hob von Anfang an unter der tatkräftigen Führung seines Begründers, Th. Traub, die soziale Seite seiner Aufgabe besonders hervor. Die sozial-ethische Grundrichtung wurde auch unter den folgenden Verbandsvorsitzenden Weibrecht, Schöll, Mager und Lamparter eingehalten. Für die innere Entwicklung des Verbandes waren von besonderer Bedeutung seine Beziehungen zum Evangelisch-sozialen Kongreß, die im Jahre 1902 erfolgte Loslösung vom Gesamtverband der Ev. Arbeitervereine Deutschlands, die im Jahre 1905 erfolgte Erklärung der Neutralität gegenüber den verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen, die sich namentlich gegen Versuche richtete, den Verband einseitig auf die Befreiungen der christlichen Gewerkschaften festzulegen, endlich der nachhaltige Einfluß, den der erste Verbandssekretär, der jetzige Landtagsabgeordnete Jhs. Fischer-Heilbronn ausübte. Die Tatsache, daß wiederholt führende Verbandsmitglieder mit Erfolg als Kandidaten politischer Parteien bei Wahlen aufgestellt wurden, beweist, daß es dem Verband möglich war, auch hier Einfluß zu gewinnen, ohne sich doch als solcher auf eine einzelne Partei festlegen zu müssen. Zurzeit zählt der Verband in 82 Vereinen rund 6288 Mitglieder, von denen etwa ein Viertel unter den Fahnen steht. Auch der gegenwärtige Verbandsvorsitzende, Stadtpfarrer Lamparter-Stuttgart, weiste zur Zeit der Tagung als stellvertretender Feldprediger an der Westfront. Der jetzige Sekretär A. Springer, der in den Kämpfen im Westen mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, ist schwer verwundet. Im Mittelpunkt der Tagung stand ein ausgezeichnete Vortrag des verdienten Schriftleiters des Verbandsblattes, der „Süddeutschen Arbeiterzeitung“ über „Vergangenheit und Zukunft unserer Bewegung“. Nachdem er einen interessanten Rückblick auf die Entwicklung des Verbandes gegeben, bezeichnete er als Zukunftsaufgaben, deren Notwendigkeit der gegenwärtige Krieg erwiesen, u. a. Eintreten für einen starken Staatssozialismus, gerechte Verteilung der durch den Krieg entstandenen Lasten, dauernde Sicherung und Regelung der Volksernährung, Verbesserung des Wohnungswesens und des Bodenrechts, Bekämpfung der Volkschäden wie Alkoholmißbrauch usw. Auf nationalem Gebiet gelte es, der schablonenhaften Scheidung zwischen nationalen und antinationalen Parteien entgegenzuwirken im Sinne der jüngsten Reichstanzlerrede. In religiöser Hinsicht wisse die Bewegung den Wert der kirchlichen Gemeinschaft zu würdigen. Sie erwarte aber auch von der Kirche künftig noch mehr Verständnis für die Bedürfnisse der arbeitenden Stände und die sozialen Aufgaben.

Büchertisch

Wilhelm Schmidbom: Menschen und Städte im Krieg. (Fährten aus dem Großen Hauptquartier an die Ätze, an die Küste, in die belgischen Städte.) Egon Fleischel, Berlin 1915. 152 S. Geh. 2 M.

Schmidboms Büchlein ist eine ziemlich Wohltat. Er hat nicht die Eitelkeit von Literaten. Bei ihm „küssen“ nicht Granaten die Erde. Er betont nicht, daß auch er sich häufiger in Lebensgefahr begibt, und nirgends ist die Tendenz, die Schrecken des Krieges auch noch sensationell aufzuführen, Erscheinungen bei seinen Kollegen, wodurch der Rückgang des „Geschäftes“ in Kriegsliteratur eigentlich genügend erklärt wird. Schmidbom mischt sich auch nicht in Dinge, die er nicht versteht, er ist ja kein militärischer Fachmann. Sondern er hat, wie er es selbst sagt, „überall das Menschliche im Kriege gesucht“ und es als Dichter gefunden. An Szenen, wie: „Das Mädchen und der Laden“, diese rührende Gestalt der kleinen Yvonne, die noch ein Kind ist, und fröhlich wie ein solches, und doch alle Arbeit der Großen tut, unsere Soldaten in dem kleinen französischen Städtchen bewirtet, oder auch an diese eigen schmerzliche Schilderung des fast leeren Hafens von Amsterdam wird man sich immer gern erinnern.

Dr. Hans Vorst: Im Krieg durch Frankreich und England. C. Fischer, Berlin 1916. Aus der Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. 156 Seiten, kart. 1 M.

Es trifft sich glücklich, daß Deutsche leben, die Angehörige neutraler Staaten sind. Nach Alfons Raquet und Norbert Jacques ist nun auch Hans Vorst während des Krieges durch England und Frankreich gereist, und es ist gut, daß er zwar mit deutschen Augen gesehen hat, aber in seinen Berichten an das Berliner Tageblatt und den Berliner Total-Anzeiger nicht nur berichtet hat, was die deutschen Augen hier daheim lesen wollen. Mit einigen frommen Legenden hat er gründlich aufgeräumt. Dazu rechne ich die von dem steigenden Haß der Franzosen gegen die Engländer. Vorst erwidert auf Grund zahlreicher Gespräche, daß die Franzosen natürlich keine Sympathie haben für die ihrem Charakter so fremde englische Nation, daß aber allgemein anerkannt wird, was die Engländer tatsächlich geleistet haben, und daß die Gegenüberstellung des französischen Blutopfers gegen das englische Geldopfer von keinem ernsthaft politischen Franzosen mitgemacht wird. Aus England ist das Interessanteste, was er von den Bedingungen und der Wirkung der Rekruten-Anwerbung erzählt, der steigenden Teilnahme des Volkes am Kriege, der wachsenden Fähigkeit, die Dinge sehen zu wollen, wie sie wirklich sind. Kritik ist reichlich vorhanden; sogar die „heilige“ Flotte wird getadelt, aber die Möglichkeit einer Niederlage wird nirgends auch nur geahnt. Niemand glaubt, daß die englische Seeherrschaft angefaßt werden könnte. Uebrigens auch heute nicht — trotz der Schlacht bei Horns Reef. Jeder ist überzeugt, daß man auf dieser Grundlage den Krieg weiterführen könne, selbst wenn die verbündeten Kontinentalmächte ausscheiden müßten. Von der Notwendigkeit des Krieges ist man heute mehr denn je überzeugt, nachdem klar geworden ist, daß ohne England der Krieg schon zugunsten Deutschlands beendet wäre. Niemand tadelt darum Grey. C h o t t e.

Robert Gaupp: Wahn und Irrtum im Leben der Völker. Rede des Direktors der Universität Tübingen am Geburtstag des Königs 1916. J. C. B. Mohr. Tübingen 1916. 31 S. geh. 1 M.

Eine sorgfältige Scheidung der in den Worten Welterwahn, nationaler Wahnsinn (psychopathia gallica; deutscher Verfolgungs- und Größenwahnsinn.) Kriegsschizophrenie laienhaft vermischter Begriffe von Wahnsinn und Suggestion. Die abenteuerlichen wahnhaften Ideen, die die kriegführenden Völker voneinander machen, werden als Suggestion der kriegserregten Masse durch politische Fanatiker mit Hilfe der Presse aufgelöst, der Zusammenbruch als notwendig vorausgesehen, sobald mit dem endlichen Frieden Ruhe für die Nerven wiederkehrt und die Fanatiker von der Bildfläche verschwinden.

Reinhard Frank, Professor der Rechte in München: Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Vorträgen. (Das Seekriegsrecht als Teil des Völkerrechts, die Seestreitkräfte, der Kriegsschauplay, die Kriegsmittel im allgemeinen, die militärischen Kriegsmittel, die wirtschaftlichen Kriegsmittel, das formelle Preisrecht, die Stellung der neutralen Staaten.) Wichtige nützliche Publikation, mit ausführlichen, auch internationalen Literaturangaben. Verlag J. C. B. Mohr. Tübingen 1916. 100 S. brosch. 1,80 M., geb. 2,60 M.

J. Lauterbach: Der Große Krieg. 1914—1916. Von Lüttich bis Semembria. Mit 22 Bildnissen nach Zeichnungen von H. D. Stolz und 22 Kartenskizzen. Otto Spamer. Leipzig 1916. 151 S., geh. 1,75 M., geb. 2 M. Populäre, aber gewissenhaft gesch. Geschichte.

Ich weiß Bescheid. Kleiner Soldatenführer durch Wilna. Zusammengefaßt von der Armezeitung A. D. R. 10. Wilna 1916. Verlag Armezeitung A. D. R. 10. 20 Pf.

Dr. J. G. Cordes, Pastor in Wilhelmsburg-Neiherstieg: Briefe an die Front. 2. Reihe. Feldpostausgabe. Paul Eger. Leipzig 1916. 64 S. Partiepreise 25 Exemplare à 23 Pf., 1000 Exemplare à 18 Pf. Kluge und sympathische Briefe.

Otto Ernst Müller: Der Krieg und das Herz. Skizzen. D. u. R. Becker. Dresden 1916. 52 S.

Freiwillige Gaben:

Die Versendung von Freirexemplaren der „Hilfe“ und der „Kriegs- und Heimatchronik“ ins Feld hat infolge der Bundesratsverordnung vom 20. Juni eingestellt werden müssen. Unter den bisherigen Empfängern sind viele Soldaten, denen ihre Einkünfte zurzeit nicht gestatten, Geld für Zeitschriften auszugeben. Für diese vertreten wir die von jetzt an eingehenden freiwilligen Gaben, deren Absender für je 1 M. ein Vierteljahrsabonnement der „Hilfe“ in der Feldpostausgabe (Ausgabe B) bezahlen. Die Versendung erfolgt an uns aufgebundene oder uns bekannte Feldadressen.

Je 1 M.: Gefr. B. im Felde, B. i. Felde, Kriegsloft-Buch. D. im Felde, 1,20 M.: F. L. Sch. in P., 1,50 M.: Lt. S. im Felde, je 2 M.: M. in Südböhmen, Unteroff. B. im Felde, Unteroff. B. im Felde, Wizefeldw. S. im Felde, Feldw. R. im Felde, je 2,50 M.: Feldprediger G. im Felde, Frau Dr. S. in T., je 3 M.: stud. phil. M. R. in F., Steuer-Einn. B. in R., L. B. in T., S. E. in S.-E., Kan. Sch. im Felde, Oberlehrer Ch. in S., Ulan R. im Felde, Wizefeldw. B. in B., 3,50 M.: Kan. D. im Felde, je 5 M.: Frau-Oberlehrer B. in D., stud. phil. J. in M., Wizewachtm. B. im Felde, Frl. R. in M., Lt. d. R. Sch. im Felde, Lt. J. im Felde, Oblt. R. im Felde, Prof. B. in S., Lt. d. R. P. im Felde, Lt. d. R. R. im Felde, Dr. D. in M., Feldw.-Lt. Sch. im Felde, Unteroff. L. im Felde, Lt. Ch. im Felde, Lt. B. im Felde, Obergeneralarzt Sch. im Felde, Lt. G. im Felde, Feldgeistl. B. im Felde, je 6 M.: Lt. D. im Felde, Dr. v. D. im Felde, Feldgeistl. J. im Felde, Dr. B. in Fr., Dr. S. in S., je 10 M.: Lt. d. R. J. im Felde, Lt. d. R. G. im Felde, Lt. P. im Felde, R. A. M. in M., je 20 M.: Lt. M. im Felde, Major de T. im Felde (aus Anlaß der Reichsbuchwoche) je 50 M.: Dr. L. in B., Dr. E. in F.

Kriegs- und Heimatchronik: Pfr. T. in B. 1 M.
Bücher für Armee und Marine: Pfr. P. in Rondern: 44 Bücher und Zeitschriften (anläßlich der Reichsbuchwoche); Reg.-Baumeister B. in Kiel: 4 Bücher und verschiedene Zeitschriften, R. R. in Königsberg i. Pr.: 24 Bücher, C. B. Nachf. in Heilbronn: 6 Bücher, Frau B. in Dresden-L: 1 Kiste Bücher und Zeitschriften (als Vermächtnis ihres verstorbenen Sohnes), Werbeanwalt B. in Berlin: 15 Bücher und viele Zeitschriften, Pfr. C. in Jena: 1 Kiste Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Frl. M. in G. Wir können leider an die von Ihnen angegebene Adresse keinen Probemonat der „Hilfe“ mehr senden. Es kann nur noch ein Probeheft geliefert werden. Schließlich zeigt ja aber auch eine Einzelnummer der „Hilfe“ jedem wirklich Interessierten das volle charakteristische Bild unserer Zeitschrift.

Dr. F. in A. Nein, die kostenlose Sendung der „Hilfe“ an Heeresangehörige darf auch nicht fortgesetzt werden. Alle seitherigen Freiempfänger sind um feste Bestellung gebeten worden. Bei den von Ihnen angegebenen Adressen haben wir vermerkt, daß Sie den Betrag einzahlen wollen.

Lt. d. R. Schröder (jetzt 2. Garde-Reg.-Div.), der die „Hilfe“ noch an seine frühere Adresse erhält, wird um genaue Angabe der neuen gebeten, da eine an ihn gerichtete Karte als unbestellbar zurückgekommen ist.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

In der Genesungszeit nach Blutverlusten oder Operationen, auch in Zeiten besonderer Anstrengungen und Aufregungen ist Sanatogen ein gutes Mittel, den Kräfteverbrauch rasch wettzumachen.

In wissenschaftlichen Abhandlungen und brieflichen Gutachten von 21 000 Kerzen wird anerkannt, daß Sanatogen dem erschöpften Organismus die zur Neubildung zur Hebung seiner Kräfte und Leistungen notwendigen Stoffe zuführt. Daher ist es auch ebenso für unsere in den Lazaretten liegenden Verwundeten und Kranken, wie für die Krieger draußen im Felde zur Kräftigung und Erhaltung ihrer Gesundheit und Widerstandskraft von gleich großer Bedeutung. Feldpostbriefschaften sind in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogenwerke **Bauer & Cie., Berlin SW. 48**, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Die Verlobung unserer
Tochter Elisabeth mit Herrn
Oberlehrer **Loackmann** beehren
wir uns anzuzeigen.

Pastor J. Sultmann.

Kirchhammelwarden,

Juni 1916.

Meine Verlobung mit
Fräulein Elisabeth **Sultmann**
beehre ich mich anzuzeigen.

Heinrich Loackmann,
Oberlehrer an Oberrhealschule
in Altona, zurzeit im Felde.

Juni 1916.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Warteljahrespreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungsschalter der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B. nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lügow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8693.
Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....
Bei Wiederholungen: Preis: Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Gertrud Bäumer:** Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Deutschlands Volksvermögen im Kriege. — **Dr. Walther Schötte:** Krieg nach dem Kriege. — **Dr. Richard Pohle:** Innerrussische Kämpfe. — **E. Wedmann:** Gustav Freihag, Herzog Ernst von Coburg und der Reichsgebirge. — **Alfred Aneher:** Erlebnis. **Gottfried Traub:** Trozig. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Raumann / Kriegschronik

Montag, 3. Juli.

Gestern ging die Nachricht durch alle Welt: die große englisch-französische Offensive hat begonnen. Heute können wir das Ergebnis des zweiten Tages der Offensive übersehen und sind versucht zu sagen: die Offensive ist schon zu Ende, gescheitert, zerschellt. Am ersten Tag haben die Engländer ihre 30 Km. lange Angriffsfront nur teilweise und auch dann nur sehr unwesentlich vorchieben können, nirgends weiter als bis in die vordersten deutschen Stellungen; die Franzosen dagegen haben an einigen Stellen ihrer 10 Km. langen Front um mehrere Kilometer vorzudringen vermocht. Das ist nichts von Bedeutung, aber es ist doch wenigstens etwas. Der zweite Tag nun hat den Engländern wieder nichts, den Franzosen mit Ausnahme der Besetzung des Dorfes Curlu auch nichts gebracht. Und schon beginnt in der englisch-französischen Presse der Aufklärungsfeldzug, daß man schnelle, augenfällige Erfolge nicht erwarten dürfe, daß vielmehr eine allmähliche Ermüderung des ganzen deutschen Heeres das Ziel der großen Offensive sei. Wir wollen aber doch lieber nicht zu früh jubeln, sondern zunächst nur dankerfüllt unsere unergleichlichen Truppen grüßen, die in diesem Wolkenbruch von Stahl und Eisen unerschütterlich ausgehalten, und zwar ohne Hilfe von irgendwoher, allein mit der Frontbesatzung nicht bloß ausgehalten, sondern sogar schon wirkungsvolle Gegenstöße ausgeführt haben. Trotz der ungeheuren Reklame, die im gegnerischen Lager vorher gemacht worden ist, und obwohl jedermann wußte, daß die gewaltigsten Munitionsvorräte von den Engländern seit langem aufgehäuft wurden, daß sie ihre ganze frische Kraft an neu ausgebildeten Truppen zur Verstärkung der alten Fronttruppen herangeholt hatten, hat niemand in Deutschland wegen dieser Offensive in Sorgen gelebt. Mochten gleichzeitig der Russenansturm und die italienischen Angriffe in noch so großem Umfange fortgesetzt werden oder gar anschwellen, mochte vor Verdun ein starker Gegenstoß der Franzosen drohen, es konnte kein Gefühl des Bangens um den Ausgang aufkommen, weil das Vertrauen auf die Kraft und die guten Nerven und den ungebrochenen Siegeswillen der deutschen Soldaten keine Grenzen hat. Und heute schon kann man im Hinblick auf den Stand der Dinge an der Somme sagen, daß dieses Vertrauen wieder einmal glänzend gerechtfertigt worden ist. Was aber ist der Eindruck, den wir bei dieser als Entscheidungsschlacht angekündigten und vorbereiteten Offensive von unseren Gegnern haben? Die Franzosen, die auch sonst sich schier verbluten, haben ihren alten Schneid bewährt; die Engländer

aber, die sich sonst gut zu schlagen verstehen, scheinen doch nicht imstande gewesen zu sein, ihre neuen Heere und vor allem die Unterführer so auszubilden und mit militärischem Geiste zu erfüllen, wie es nötig ist, wenn man gegen Deutsche fight.

Vor Verdun gehen inzwischen die Kämpfe ihren alten Gang weiter. Auch gestern wieder haben die Franzosen links der Maas auf die Höhe 304 und rechts der Maas beim Panzerwerk Thiaumont und dem Rücken „Kalte Erbe“ die verlorenen Stellungen zurückzuerobert gesucht. Sie sind geworfen worden. Unsere Truppen dagegen haben mit einem Vorstoß südwestlich der Feste Baug Erfolg gehabt; es ist ihnen gelungen, die „Hohe Batterie von Dambloup“ in ihren Besitz zu bringen und dabei 100 Gefangene und einige Maschinengewehre zu erbeuten. Wegen der ausgezeichneten Beobachtungsmöglichkeit ist diese Batteriestellung von großem Wert.

Die Russen steigern weiter ihre Angriffe an Zahl und Wucht, soweit es möglich ist. Sie tun jedenfalls das ihrige, um das Wort von der Generaloffensive aller Fronten wahr zu machen. Im Abschnitt Hindenburgs haben sie an verschiedenen Stellen vorgefüßt und bei Minki nördlich von Smorgon vorübergehend auch Erfolg gehabt, indem sie bis in unsere Linien vordrangen. Sie sind aber unter Einbuße von 243 Gefangenen und starken blutigen Verlusten sofort wieder zurückgetrieben worden. Im Abschnitt Leopolds von Bayern sind es die Stellungen bei Baranowitschi und Gorodischje, die erneut Russenstürme auszuhalten hatten. Bei Gorodischje wird noch im fortschreitenden deutschen Gegenstoß gekämpft; im übrigen sind die Angriffe der Russen glatt abgewiesen worden. Weiter südlich im Abschnitt von Luck haben starke russische Gegenangriffe das Vordringen Linfingens nicht aufzuhalten vermocht. Hier haben die Russen wieder einmal den Versuch gemacht, durch große Kavallerieattacken das Glück zu wenden; diese wahnsinnigen Attacken sind, wie zu erwarten war, unter fürchterlichen Verlusten kläglich zusammengebrochen. Linfingen meldet weitere 1800 Gefangene. Auch Bothmer berichtet, daß seine Truppen in günstig verlaufendem Kampfe stehen. In seinem Abschnitt südöstlich von Tlumacz ist ebenfalls russische Kavallerie zur Attacke geritten, in anderthalb Kilometer Frontbreite; auch hier sind die Reitermassen völlig nutzlos geopfert worden, ihr Angriff mußte zerschellen wie Meeresbrandung am Fels.

Das gleiche Bild an der italienischen Front. Auch Cadorna schickt die Seinen überall zum Angriff vor; aber die österreichische Front steht fest. In den letzten beiden Tagen haben die Italiener bei ihren vergeblichen Angriffen über 1000 Gefangene in den Händen der Oesterreicher lassen müssen. Eine bezeichnende Episode, die der österreichische Heeresbericht mitteilt, soll nicht übergangen werden: Im Raume des Monte Interrotto hat der Leutnant Kaiser mit sechs Mann bei einem Handstreich gegen feindliche Maschinengewehre 266 Italiener, darunter 4 Offiziere, als Gefangene heimgebracht. Elitetruppen sind diese „Kaglmacher“ offenbar nicht.

Dienstag, 4. Juli.

Jetzt liegt schon der dritte Tag der großen Offensive hinter uns. Nördlich des Ancre-Baches, also im Hauptabschnitt der Engländer, haben die Gegner gestern ihre Angriffe überhaupt eingestellt. Um so stärkere Kräfte haben sie zwischen Ancre und Somme angelegt, aber ohne jeden Erfolg und unter schweren Verlusten. Auch die Franzosen haben in ihrem Abschnitt nördlich der Somme nichts erreichen können. Sie waren zwar mit ihrem linken Flügel

schon in den Ort Hardecourt eingedrungen, sind aber in erbittertem Ringen wieder hinausgeworfen worden. Südlich der Somme bis etwa zum Orte Estree kämpfen sie mit mehr Erfolg. In einer Frontbreite von 5 Km. sind sie hier nach ihrem eigenen Bericht bis in die zweiten deutschen Linien vorgedrungen, bei Buscourt und Flaucourt sogar darüber hinaus. An dieser Stelle erreicht das nach ihren Angaben von ihnen eroberte Gelände eine Tiefe von fast fünf Kilometern. Insgesamt wollen sie bis jetzt reichlich 8000 unverwundete Gefangene gemacht haben; die Engländer beziffern ihre Gefangenen auf 4000. Angenommen, daß diese Angaben richtig sind, so sind sie doch im Vergleich zur Höhe des Einsatzes und erst recht gar im Vergleich zu den Gefangenenziffern bei unserer Offensive vom vorigen Jahre bei Gorlice oder jenen vom ersten Ansturm bei Verdun wirklich recht bescheiden.

An den übrigen Teilen der Westfront ist wegen der gewaltigen Kraftanstrengungen an der Somme keineswegs etwa Stillstand eingetreten. Bei Ypern, La Bassée und Lens haben unsere Truppen feindliche Anstürme abgewiesen und dadurch den Beweis erbracht, daß unsere Front um der großen Offensive willen nirgends geschwächt worden ist. Bei Verdun haben sich die Rückeroberungsversuche abermals wiederholt; aber weder bei Thiaumont noch bei der „Hohen Batterie von Damloup“ ist den Franzosen ihr Vorhaben gelungen. Bei Erbrücke westlich von Mülhausen haben deutsche Patrouillen von einem kühnen Vorstoß in die französischen Stellungen 61 Gefangene mitgebracht. Auch ein Zeichen, daß unsere Stoßkraft überall auf der alten Höhe ist.

Im Osten stürmen die Russen weiter; man muß ihnen lassen, daß sie es ernst nehmen mit der Gemeinsamkeit der Operationen an allen Fronten. Die Armee Hindenburgs hat alle Angriffe glatt abgewiesen. Die Armee Leopolds von Bayern ist jetzt zum Gegenstoß übergegangen und hat dabei rund 1900 Gefangene gemacht. Einsingens Truppen, die sehr schweren Massenangriffen ausgesetzt waren, haben diese nicht bloß abgeschlagen, sondern sich auch in ihrem weiteren Vordringen dadurch nicht aufhalten lassen. Und Bothmer ist es sogar gelungen, südwestlich von Tlumacz die Russen auf einer Frontbreite von mehr als 20 Km. über 10 Km. tief zurückzudrängen.

Auch die Italiener bemühen sich weiter, zu ihrem Teil die Generaloffensive sehr ernsthaft durchzuführen. Zwischen dem Meere und dem Monte dei Sei Busi hat die österreichische Front gestern die ganze Nacht hindurch unter schwerstem Geschützfeuer gestanden, und ein Angriff folgte dem anderen. An den übrigen Teilen der Front sah es ähnlich aus. Aber die Italiener strengen sich vergeblich an; die Opfer sind überall umsonst gebracht worden. Der amtliche Bericht erwähnt noch, daß 177 Italiener gefangen sind.

Mittwoch, 5. Juli.

Der vierte Tag der englisch-französischen Offensive ist vorübergegangen, ohne daß irgend etwas sich ereignet hätte, was die großen Erwartungen unserer Gegner rechtfertigen könnte. Von der Küste bis zum Ancre-Bach nur lebhafteste Artillerietätigkeit. Die englische Infanterie, die über 900 Gefangene in den Händen unserer Truppen gelassen hat, ist gestern aus ihren Gräben nicht herausgekommen. Zu beiden Seiten der Somme dagegen, wo die Franzosen unsere Gegner sind, hat es schwere Kämpfe gegeben, die noch immer nicht abgeschlossen sind. Bei Verdun wieder das — man kann schon sagen: übliche — vergebliche Rennen gegen unsere Stellungen im Panzerwerk Thiaumont.

Bei Hindenburg und Leopold von Bayern hat es weitere russische Angriffe gegeben — namentlich bei Smorgon und bei Baranowitschi —, die den Russen nach ihren Angaben zusammen fast 3000 Gefangene eingebracht haben. Bei Zirin, südöstlich von Baranowitschi, ist es ihnen vorübergehend gelungen, in die deutschen Linien einzudringen; sie sind aber nach hartnäckigem Nahkampf aus diesen Stellungen unter schwersten Verlusten wieder hinausgeworfen worden. Westlich von Kolli, im Bereich Einsingens, sind die Russen über den Styr vorgestoßen; ein Gegenangriff der Unserigen ist noch nicht zum Abschluß gelangt. Im Raum von Luck sind alle russischen Versuche, das verlorene Gelände der letzten Tage wiederzuerobern, völlig gescheitert; abgesehen von schweren

blutigen Verlusten haben die Russen hier 1150 Mann an Gefangenen eingebracht. Im südlich anschließenden Gefechtsraum haben die Österreicher 839 Gefangene gemacht. Die Armee Bothmer steht weiter in schwerem Kampfe und vervollständigt in der Gegend von Tlumacz ihre Erfolge. In der Bukowina und bei Kolomea hat es stellenweise wieder Kämpfe mit russischer Reiterei gegeben; diese, wie andere russische Angriffe haben hier die Lage nicht zu ändern vermocht.

An der österreichischen Südwestfront wieder vergebliche Angriffe der Italiener.

Unsere türkischen Bundesgenossen können heute wieder einen schönen Erfolg melden. Ihre Truppen haben die Russen, die auf dem Wege zur Vereinigung mit den vom Persischen Golf her kommenden Engländern sich westlich von Kermanschah in Südpersien — 200 Km. östlich der türkischen Grenze — feste Stellungen geschaffen hatten, aus diesen Stellungen geworfen und auf der Verfolgung in einem siegreichen Anlauf auch die Stadt Kermanschah besetzt. Eine andere türkische Armee hat einen glücklichen Angriff auf das Zentrum der russischen Tschoruststellung — südlich von Trapezunt — ausgeführt.

Donnerstag, 6. Juli.

Auch der fünfte Tag der Somme-Schlacht hat die Gegner ihrem Ziel nicht näher gebracht. Die Kämpfe sind nach wie vor erbittert, aber unsere Truppen zeigen sich der gewaltigen aufgespeicherten und angesammelten Angriffskraft der vereinten Engländer und Franzosen überall gewachsen. Die englische Presse ist bereits so objektiv geworden, daß sie vielfach Einzelschilderungen von unerhörter Tapferkeit der Deutschen bringt, um dadurch die Geringsfügigkeit der englischen Erfolge zu erklären. Vielleicht haben die Gegner nachgerade auch begriffen, daß sie durch Verhöhnung der deutschen Soldaten und Herabsetzung ihrer Kampftüchtigkeit den Ruhm der eigenen Truppen, die so minderwertiges Volk trotz der ungeheuren Artillerievorbereitung nicht zu werfen vermögen, ganz gewiß nicht erhöhen. Nördlich der Somme hatten die Engländer bei Thiepval einigen Erfolg gehabt. Der ist aber durch deutschen Gegenstoß so gründlich wieder ausgeglichen worden, daß die Engländer hier bis in die Ausgangsstellungen der Offensive zurückgeworfen sind. Die Franzosen haben südlich der Somme ihre neuen Linien an einigen Stellen ausbessern können; im ganzen aber steht auch hier jetzt der Kampf.

Inzwischen nehmen die Kämpfe bei Verdun ihren Fortgang. Links der Maas sind die Deutschen bei kleinen Infanterieunternehmungen Sieger geblieben. Rechts der Maas hat es neue Angriffe auf die „Hohe Batterie“, auf die Stellungen südwestlich der Feste Baug und in der Gegend des Werts Thiaumont gegeben, wieder vergeblich und opfervoll für die Franzosen, die bei Thiaumont 274 Gefangene verloren haben.

Die russischen Angriffe in den Abschnitten Hindenburgs und Leopolds von Bayern haben angehalten, sind aber überall zu unsern Gunsten entschieden worden. Der schwere Kampf der Truppen Einsingens bei Kolli ist dagegen noch immer nicht zum Abschluß gelangt. Die Russen sprechen hier von mehr als 5000 Gefangenen. Auch Bothmer hat noch andauernd gegenüber den immer erneuten russischen Massenangriffen einen harten Stand; bislang aber hat er sich ihrer überall so erfolgreich, stellenweise ja sogar mit großem Geländegewinn in Verteidigung und Gegenstoß erwehrt, daß darüber die russischen Operationen in der Bukowina zum Stillstand gekommen sind.

Freitag, 7. Juli.

Noch immer erwartet jeder mit größter Spannung den amtlichen Bericht des Hauptquartiers über den Fortgang der englisch-französischen Offensive. Nach der monatelangen Vorbereitung der Engländer kann man sich ja kaum denken, daß sie so schnell von ihrem Vorhaben ablassen. Aber auch heute wieder ist der Eindruck vorhanden: die große Durchbruchschlacht der Engländer verläuft allmählich im Sande. Im französischen Abschnitt, namentlich südlich der Somme, gibt es zwar noch Tag

und Nacht lebhafte Kämpfe, in denen Angriff und Gegenangriff mit wechselndem Glück einander folgen. Im englischen Abschnitt wird es dagegen immer ruhiger. Eigentlich aber sollte die Offensive doch durch die englische Hilfe die Entlastung der französischen Armee bringen, die sich vor Verdun zu verbluten droht. Und nun stellt sich mit jedem Tag deutlicher heraus, daß der Hauptteil des Entlastungsversuchs von den Franzosen selbst bestritten worden ist. Die Engländer schonen ihre berühmte Millionenarmee ganz offenbar, besonders seit der erste Ansturm so wenig glücklich für sie verlaufen ist. Die 40-Km.-Front der großen Offensive ist jetzt allmählich auf etwas mehr als 30 Km. zusammengeschrumpft, und während anfangs die Engländer 30, die Franzosen 10 Km. übernommen hatten, ist jetzt das Verhältnis so geändert, daß die Franzosen 20 und die Engländer knapp 12 Km. der Angriffsfront besetzen. Wenn die Engländer wirklich ein Millionenheer zum großen Angriff zusammengestellt hätten, wie sie es den Franzosen so oft in Aussicht gestellt haben, so hätten sie mit dieser Million die ganze 40-Km.-Front so dicht besetzen können, daß 25 Mann für das laufende Meter zur Verfügung ständen. Wahrhaftig, eine glänzende Besetzung! Nun aber übernehmen sie kaum mehr als den vierten Teil dieser Front. Was also machen sie mit ihren Truppen? Armes, verratenes Frankreich! Und andererseits: tapfere deutsche Soldaten, die ihr solcher Uebermacht so schnell die Angriffslust ausgetrieben habt!

Wie wenig Entlastung die Franzosen vor Verdun durch die ~~Somme-Offensive~~ bekommen haben, zeigt jeder Tag der Kämpfe links und rechts der Maas in steigendem Maße. Auch gestern wieder haben die Franzosen von „Kalte Erde“ bis Baug in der ganzen breiten Front mit verzweifelmtem Mute angegriffen. Sie mußten zurück, die lebendige Mauer der Deutschen hat sich als ungeschwächt erwiesen.

Das deutsche Hauptquartier stellt heute das Ergebnis der Luftkämpfe vom Juni zusammen. Es stehen dem deutschen Verluste von insgesamt 7 Flugzeugen französische und englische Verluste von 37 Flugzeugen gegenüber. Namentlich die Tatsache, daß die Franzosen und Engländer allein im Luftkampfe 23, wir nur 2 Flugzeuge verloren haben, beweist die Ueberlegenheit der deutschen Flieger und der deutschen Technik.

Im Osten lassen die Russen nicht locker. Im Abschnitt Hindenburg haben sie an vielen Stellen, besonders heftig südlich des Narocz-Sees und nördlich Smorgon angegriffen. Erfolg ist ihnen nirgends beschieden gewesen. Im Abschnitt Leopolds von Bayern hat verhältnismäßig Ruhe geherrscht. Dagegen hat die Armee Einsingen wieder sehr schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Der nach Czartorogj vor springende Winkel hat infolge des überlegenen Druckes auf seine Schenkel bei Rostiuchnowka und westlich von Kolti aufgegeben werden müssen. Unsere Truppen haben jetzt eine kürzere Verteidigungslinie gewählt. Die Russen berichten, daß sie bei diesen Kämpfen, bei denen sie deutsche und österreichische Truppen gegen sich hatten, insgesamt annähernd 3000 Gefangene gemacht hätten. Beiderseits von Sokul sind nach dem Bericht Einsingens russische Angriffe unter großen Verlusten zusammengebrochen. Der russische Bericht ist hier ehrlich genug, zu melden, daß an dieser Stelle die Deutschen „einige erfolgreiche Gegenangriffe“ gemacht hätten. Sehr wenig miteinander im Einklang stehen dagegen die deutschen und österreichisch-ungarischen und die russischen Darstellungen über den weiteren Verlauf der Kämpfe in Galizien und der Bukowina. Bei Bothmer heißt es: Keine besonderen Ereignisse, auch nicht bei den deutschen Truppen südlich des Dnestr. Die Oesterreicher berichten, daß alpenländische Regimenter in Südwestgalizien zahlreiche russische Anstürme in heldenhaftem Widerstande zum Scheitern gebracht haben. Die Russen aber behaupten, daß sie westlich der unteren Strypa und auf dem rechten Dnestr-Ufer 5000 Gefangene gemacht hätten. Ueber die Bukowina schweigen die Russen sich jetzt aus, offenbar nicht ohne Grund. Hier sind sie nicht bloß nicht mehr vorwärts gekommen, sondern sie haben hier auch eine Reihe empfindlicher Schläppen erlitten, u. a. haben sie an einer Stelle 500 Gefangene verloren.

Die Italiener haben ihre Angriffe fortgesetzt, sind aber überall — besonders blutig südlich des Suganats — abgewiesen worden.

Sonnabend, 8. Juli.

In einem schweizerischen Blatt ist das Wort gefallen, die Angriffe der Engländer an der Somme seien eigentlich nur eine Anstands-offensive. Es mag etwas dran sein an diesem herben Urteil. Sicherlich haben die Franzosen Grund, mit der Art, wie sich die Engländer ihrer „Anstandspflicht“ entledigen, wenig zufrieden zu sein. Der Kraftaufwand der Engländer steht in gar keinem Verhältnis zu der Ungeheuerlichkeit der Opfer ihrer französischen Bundesgenossen. Aber billig kommt ihnen die Erfüllung der Anstandspflicht darum doch nicht. Der heutige Bericht des deutschen Hauptquartiers spricht von zahlreichen, immer wieder neu einsetzenden Angriffen, die blutig abgewiesen worden seien. „Die Ungahl der gefallenen Engländer vor dem Abschnitt Ouilers, Contalmaison, Bazentin le Grand und der Franzosen vor der Front Biaches, Soncourt geben, so heißt es in dem Bericht, Zeugnis von der Masse der zum Angriff eingeleiteten feindlichen Kräfte, sowie von der verheerenden Wirkung unseres Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuers.“ Man liest das, vergleicht damit die feindlichen Meldungen, studiert die Karte und überzeugt sich dankerfüllt, daß trotz dieses Masseneinsatzes seit den verhältnismäßig geringen Erfolgen der Gegner bei ihrem ersten Ansturm keine beträchtlichen Frontveränderungen zu unseren Ungunsten mehr bewirkt worden sind. Es ist kein Zweifel, daß wir diese erfreuliche Tatsache nicht etwa der Mutlosigkeit der Gegner und der Unzulänglichkeit ihrer Zahl zu danken haben, sondern der unvergleichlichen Ausdauer unserer Truppen, die eben doch den gegnerischen Soldaten in jeder Hinsicht, nur leider nicht an Zahl, überlegen sind. Aus dem englischen Bericht geht hervor, daß die Unseren trotz der Uebermacht der Gegner an verschiedenen Stellen wiederholt aus der Verteidigung zum erfolgreichen Gegenangriff übergegangen sind. Und mittelbar und unmittelbar bestätigen die Berichte der Engländer sowohl wie der Franzosen auch das, was unser Heeresbericht mit schlichter Würde in die Worte faßt: Beiderseits der Somme hat der Heldennut und die Ausdauer unserer Truppen den Gegnern einen Tag voller Enttäuschungen bereitet.

Enttäuschungen haben die Franzosen auch wieder bei Verdun erlebt. Es ist ihnen nicht gelungen, auch nur einen Fußbreit Boden zurückzugewinnen, obwohl sie ihre Infanterie fortgesetzt Sturm auf Sturm gegen die Höhe „Kalte Erde“ laufen ließen. Sie verloren hier außer ungezählten Toten und Verwundeten mehrere hundert Gefangene und scheiterten auch mit mehreren Vorstößen gegen die „Hohe Batterie von Damloup“.

Den Russen ist es mit ihrer großen Offensive gestern nicht besser ergangen, als ihren westlichen Bundesgenossen. Ihre wütenden Angriffe sind in den Abschnitten Hindenburg und Leopolds von Bayern restlos abgeschlagen worden. Bei Hindenburg einige hundert Gefangene, bei Leopold von Bayern heißt es, daß die russischen Toten vor den deutschen Stellungen zu Tausenden liegen. Gleichwohl lassen die Russen nicht nach, die Kämpfe dauern fort. Die Armee Einsingen bringt südwestlich von Luck wieder langsam vor. Die Armee Bothmer bewährt sich weiter als Wellenbrecher, und noch weiter südlich in der Bukowina haben die Oesterreicher den Feind im Tal der oberen Moldawa geworfen. Der Gesamteindruck von der Russenfront ist also der gleiche, den die Westfront gewährt: die Generaloffensive der Feinde ist ernst gemeint. Sie schonen nicht Menschen und nicht Munition, um uns, wie Pariser Blätter ruhmredig sagten, den „Gnadenstoß“ zu geben. Aber sie stoßen dabei überall auf unüberwindlichen Widerstand. Es ist eben nicht so, daß die Zahl allein entscheidet. Der Amerikaner Washburn trifft vielmehr den Kern der Sache, wenn er aus General Brussilows Hauptquartier den „Times“ drahtet: „Im höchsten Grade bewundernswert ist die Moral der deutschen Truppen auch unter diesen schwierigsten Bedingungen. Gefangene werden so gut wie gar nicht von den hier kämpfenden deutschen Truppen gemacht; denn sie kämpfen als Helden bis zum äußersten.“

Auch die Italiener haben ihre Angriffe mit anerkennenswertem Schneid und Opfermut fortgesetzt, besonders nachdrücklich an der Isonzofront und südlich des Suganats. Sie sind aber auch gestern wieder überall mit schweren Verlusten abgeschlagen worden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 2. Juli.

In Baden, über dessen rosengefränzten Gärten Tannen- und Wiesenduft sich mischen. Hier in der Südwestecke fühlt man die Nähe des Krieges lebhaft, und die Lehrerinnen, die zu ihrer Landesversammlung aus den Grenzstrichen kommen, z. B. aus Lörrach und dem Wiesenthal, wissen noch mehr davon zu sagen. Alles steht noch unter dem Eindruck des Fliegerangriffs auf Karlsruhe. Man erzählt, wie die alte Großherzogin Luise in der Kirche dem Ausbruch einer Panik vorgebeugt habe, indem sie nach den ersten Signalen aufstand, anstimmen ließ: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und dann „Befiehl du deine Wege“, und, während mehr als einer Stunde aufrechtstehend, so daß alle sie sehen konnten, ein Vorbild der Gelassenheit und Furchtlosigkeit gab.

Während einer Gedächtnisfeier für zwei Führerinnen der Frauenbildungsbewegung — der Einweihung eines Gedenksteines für Marie Loeper-Houffelle und Minna Lanz in Baden-Lichtental. — betrachte ich das kluge, vielerfahrene und seelisch bewegte Gesicht der Fürstin, die, straff und ungebeugt und ganz Hohenzollern, doch in ihrer Haltung so viel von dem wachen Bewußtsein unendlichen Leids, das getragen werden muß, zum Ausdruck bringt. „Landesmutter“ in einem ganz innerlichen Sinn. — — —

Der Gouverneur von Kiel hat vor längerer Zeit die Erhöhung der Mieten in Kiel verboten. Jetzt gestattet er eine Steigerung um 5 v. H. vom 1. Oktober ab, wegen der Preissteigerung aller Bedarfsartikel, Erhöhung der städtischen Abgaben, Verteuerung der Reparaturen usw. Die Steigerung darf aber nur bei solchen Wohnungen vorgenommen werden, die seit 1. Januar 1916 nicht verteuert worden sind.

Der Generaldirektor der Hapag hat einem dänischen Berichtserstatte von der Arbeit der deutschen Handelschiffahrt während des Krieges erzählt. Die Hapag baut gegenwärtig das größte Schiff der Welt, den „Bismarck“, mit 56 000 To., ein Turbinenschiff „Tirpitz“ mit 32 000 To. und drei andere 22 000-To.-Schiffe. Bei Bremen werden neun Dampfer gebaut, von den 4 mit je 18 000 To. die größten Frachtschiffe der Welt werden sollen. Der Norddeutsche Lloyd baut 16 Schiffe zwischen 35 000 und 12 000 To. In gleichem Umfange sind die anderen Linien an der Arbeit. Dem Handelskrieg, der gegen verbündete Feinde später zu führen sein wird, sieht man gelassen entgegen. Wir sind allerhand gewöhnt, da es uns schon bisher nicht sehr leicht gemacht war.

Montag, 3. Juli.

In Berlin findet eine von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt einberufene Verhandlung über Massenpeisungen statt, an der Vertreter aus etwa 200 Städten teilnehmen. Die sehr großen Schwierigkeiten, wenn die Massenpeisung wirklich das Oekonomischere im Sinne der Nahrungsmittelverwertung sein soll, werden von allen Seiten beleuchtet. Am besten geht es, wenn in allmählicher Erweiterung die Bevölkerung an die Benutzung der Massenpeisung gewöhnt und die Lieferung der erforderlichen Nahrungsmittelmengen ins Gleis gebracht wird. Müssen Rieseneinrichtungen aus der Erde gestampft werden, so vermehren sich natürlich die Schwierigkeiten und Unüberschaubarkeiten.

Man spricht von einer Reform des Bürgerrechtswahlrechts in Hamburg, durch welche die Verschlechterung des Jahres 1906 wieder gutgemacht werden soll.

In der Schuhwarenindustrie ist nun eine Arbeitsstreckung eingeführt. In Berlin wird in Fabriken nur noch täglich acht Stunden und Sonnabends gar nicht gearbeitet, in Werkstätten ebenso mit Mittagschluß am Sonnabend. Nun müßte man nur jedem Schuster ein Stück Laubenland bereitstellen, damit er nach 4 oder 5 Uhr eine hübsche und nützliche Verwendung für seine Freizeit hat!

Uebrigens sind die Laubenkolonien im Kriege ein Bild frühlichtigen Gedeihens, zumal dieser feuchte Sommer unsere ärmliche Großstadterde nicht ganz so schnell ausdörret wie sonst, wenn schon Anfang Juli welke Blätter zu sehen waren.

Immer steht man innerlich auf dieser ängstlichen Schwelle zwischen Schwinden der Vorräte und Wachsen der neuen Ernte,

und wartet auf den Tag, an dem der Zuwachs den Schwund endgültig besiegt haben wird.

Die Kartoffelration ist bei uns auf 3 Pfund pro Person und Woche heruntergesetzt und wird durch Mehl aufgefüllt.

Dienstag, 4. Juli.

In den „Sozialistischen Monatsheften“ stellt Hugo Heinemann mit Entschiedenheit in Aussicht, daß die Gewerkschaften sich von der sozialdemokratischen Partei trennen müßten, falls diese der intrasigenten Minderheit Zugeständnisse mache und nicht entschlossen an der Politik vom 4. August festhalte.

Die Maiübersicht der Arbeitsnachweise von Berlin zeigt in der männlichen Abteilung auf 100 offene Stellen 122 Stellenjuchende (gegen 95 im Mai des Vorjahres), in der weiblichen auf 100 offene Stellen 127 (gegen 120 des Vorjahres). Bemerkenswert die Höhe der Ziffer bei den Männern!

Vom 1. August ab ist der Handel mit Lebens- und Futtermitteln konzeptionspflichtig. Die Konzeption muß auch von denen erworben werden, die schon vorher solchen Handel betrieben haben, aber nicht von Selbsterzeugern. Es darf sich auch ohne diese Erlaubnis niemand zum Erwerb von Nahrungsmitteln zwecks Weitergabe in der Zeitung anbieten.

Die Reichsstelle für Gemüse und Obst wird eigene Märkte in den großen Verkehrszentren einrichten, überhaupt die Gemüse- und Obstversorgung in eigene Regie nehmen: Abnahmestellen überall im Reich schaffen, Preise feststellen, Marktberichte veröffentlichen, und Plätze, die ohne Versorgung bleiben, selbst bescheiden. Ein schwieriges Unternehmen!!

Immer mehr melden sich in allen Lagern die Stimmen, die in einer Produktionsregelung unter einem Reichsproduktionsamt mit Zwangsbefugnissen die einzige Lösung der Ernährungs- bzw. Rohstofffrage erkennen.

Mittwoch, 5. Juli.

Mit einer gewissen Erleichterung sieht man die Berliner in ihre Sommerfrischen, die Kinder in die Ferienkolonien abziehen. Die große Entvölkerung kommt erst Ende der Woche. Aus den Sommerfrischen wird allgemein gesicherte Versorgung angekündigt.

Ein Erlaß des preußischen Eisenbahnministers ordnet schnellste Beförderung der Frühkartoffeln an, die jetzt auf dem Markt erscheinen.

Der linke Flügel der Sozialdemokratie setzt die Unterminierung der Organisation in der Jugendbewegung fort. Es soll ein Gegenblatt gegen die „Arbeiterjugend“ gegründet werden.

In den Vorstand des Kriegsernährungsamts werden neben den zwei Landwirten, die man berufen hat, auch noch zwei Ärzte ernannt werden.

Es ist gut, daß die schwerste Zeit des ganzen Krieges in den Sommer fällt, wo jedem, bewußt und unbewußt, Sonne, Wärme, Bäume und Blumen helfen. Der Gedanke kommt einem bei den Nachmittagsausflügeln, oder wenn man auf dem Markt auch aus den Taschen dürftiger Frauen den Sommerblumenstrauß leuchten sieht. Das bißchen tägliche Freude und Ausspannung durch das Draußensein macht sicher mehr aus, als wir selbst wissen.

Donnerstag, 6. Juli.

Ueber Berlin liegt — immer noch — Lindenduft. Baumbepflanzte Straßen sind so üppig und frisch wie sonst niemals mehr um die staubige dürre Hochsommerzeit. Die Ansammlungen vor den Läden sind weniger geworden, nachdem die meisten Nahrungsmittel endlich nach richtigen Methoden verteilt werden. Schlimm ist die Kartoffelknappheit durch die Verspätung der Ernte, aber ihr Ende ist ja nun abzusehen, und das wissen die Leute auch.

Auf der Vorstadtstraße probieren die Jungen mit Geschrei die Vorzüge der Holzpantoffeln aus, mit denen die Mutter über die Leberknappheit wegzukommen versucht, und an die ein Berliner Kind nicht gewöhnt ist. Sie empfehlen sich durch den unvergleichlichen Radau, den man mit ihnen verursachen kann. Man tragt in Reich und Glied den Asphaltbamm herunter und versucht mit Erfolg, ihnen ihre äußersten Schallwirkungen abzugewinnen. Außerdem

kann man sie im Bedarfsfall ausziehen und sich gegenseitig damit die Hufe ausklopfen. Die nehmen den Ledermangel nicht tragisch und haben an ihrer Lebensenergie noch keine Einbuße erlitten! Ein interessantes Ergebnis hatten Untersuchungen eines Chemnitzer Schularztes an 1066 Knaben, die Ostern die Schule verlassen haben. Von diesen Knaben hatten die 68,3 v. H., die als gesund bezeichnet werden konnten, eine im Vergleich zu früheren Jahren um $2\frac{1}{4}$ Ztm. größere Körperlänge und ein um 2,3 Kg. schwereres Gewicht. Nur die 160 blutarmen Knaben standen an Gewicht und Größe ungünstiger als früher.

Freitag, 7. Juli.

Heute ist in Berlin die 2-Millionen-Vorlage für die Massenspeisung angenommen. Der Oberbürgermeister, der sie in einer längeren Rede über die ganze Versorgung von Berlin begründete, weist — sicher berechtigt — darauf hin, daß ohne gute zentrale Regelung im Reich die Versorgung einer Großstadt eine fast unlösbare Aufgabe stelle. Es wird insbesondere die Anrechnung eines Teils der Kartoffel- und Fleischkarte begründet, die eigentlich selbstverständlich ist, wenn die Maßnahme ökonomisch sein und nicht zugunsten derer, die die Speisung benutzen, anderen die Nahrungsmittel verkürzen soll.

Abends ein Vortrag von Dr. Sonnenschein (Volksverein für das katholische Deutschland) über „Autorität und Sozialfinn“ als Problem des künftigen Deutschland, vor einem Kreise von Studenten und Studentinnen. Das Problem der seelischen Überleitung rein militärischer unbedingter Autoritätsvertretung in eine sozial verwaltete Führung wurde klug und mit feiner psychologischer Beobachtung besprochen. Nach meiner Empfindung im ganzen Aufriß zu stark auf „Autorität“ und zu wenig auf Freiheit und Selbstverwaltung gestellt.

Sonnabend, 8. Juli.

Schöne und trohige Nagelsprüche aus einer holfsteinischen Gemeinde, die ein Kriegswahrzeichen errichtete mit dem Motto: „Mit Bloog und Iesen mült wi de Welt wat wisen“.

De isern Bloog, dat isern Schwert,
De schüet uns Heimat un uns Herd.

Iru un faß
As en eten Knaf.

Wenn wie man faß to hopen stahn,
Denn hett uns noch fein Winsch wat dahn.

Wenn jüm of sülwern Rugeln brukt
Un legen künnt, as wär dat drückt:
Wi Dütschen, wi gahd anners vör,
Wie nagelt to uns Kriegers Ehr.

Wenn't Vaterland schall gut ergahn,
Wätt Stadt und Land tohopen stahn.

Up ewig ungedeelt.

Wahr bi, Gorb, de Bur, de kummt.

Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind: „England“.

Gertrud Bäumer / Vom inneren Frieden des deutschen Volkes

Wer in diesem Augenblick versucht, den durch den Krieg geweckten Willen zum inneren Frieden zum Bekenntnis bestimmter Ziele zu veranlassen, hat ohne Zweifel etwas Notwendiges und Fruchtbare geleistet. Denn erst wenn dieser Wille, aufgefangen im Spiegel greifbarer Pläne, noch ein klares und deutliches Bild zeigt, erweist er sich als mehr denn bloße Aufregung und schöne Stimmung. Und noch ist nicht für alle, die der Parole „ich kenne keine Parteien mehr“ zu-

jubelten, bewiesen, daß ihre Begeisterung kommenden Proben standhalten wird.

Friedrich Thimme hat dem Sammelwerk über den Arbeiter im neuen Deutschland ein neues (im Verlag von Hirzel in Leipzig) folgen lassen, das den Titel trägt „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes“, das ein Buch „gegenseitigen Verstehens und Vertrauens“ sein will und durch die Widmung an unsere gefallenen Brüder auf den tiefsten und heiligsten Antrieb unserer Verpflichtung vor der Zukunft hindeutet. Fast vierzig Mitarbeiter haben in diesem Werk über den Frieden unter den Weltanschauungen, den Konfessionen und kirchlichen Parteien, den Klassen und Berufsständen, den politischen Parteien und Nationalitäten geschrieben, Persönlichkeiten aller Lager und Typen, in denen schwächer oder stärker der Gedanke lebendig ist, daß sich durch den Krieg, die Bedeutung der inneren geistigen, sozialen oder politischen Gegensätze irgendwie abgeschwächt oder verschoben hat.

Und so ergibt das Buch ein ausdrucksvolles und viel-sagendes Zeugnis der Zeit, an dem niemand vorübergehen kann, der die Stärke und Bestimmtheit des Willens zu innerer Einheit kennen will.

Ausdrucksvoll auch durch das und die, von denen das Buch nicht s enthält. Nicht sind vertreten die eigentlichen Parteiführer von rechts und links. Nicht Heydebrand oder Westarp, sondern der redliche und ritterliche konservative Ethiker Dietrich v. Derhagen, nicht Scheidemann, sondern Heine, Peus, Fendrich, Schippel, Heinemann, Kolb. Man kann vielleicht sagen, daß von allen Führern diejenigen beteiligt sind, die entweder durch die Weite und aufbauende, sammelnde Kraft ihres Geistes den Parteirahmen (den geistigen oder den politischen) schon lange gesprengt haben, oder die ihrer ganzen Art nach weniger politisch als philosophisch, weniger auf die Tat als auf den abwägenden Ausgleich und die harmonische Stimmung gerichtet sind. Um zu verwirklichen, was das Buch will, bedeuten die ersten alles, die anderen sehr wenig.

Die Äußerungen dieser vierzig sind — das ist der erste und stärkste Eindruck — eine Erziehung zur Ehrlichkeit und zum Tatsachensinn. Sie zwingen den Leser, sich einmal selber klarzumachen, worauf eigentlich dieser Einigungswille beruht und wo er seine Grenzen hat. Fast immer wird angeknüpft an den 4. August, als an ein Erlebnis, das die inneren Gegensätze in die zweite Linie schob, gegenüber dem Größeren, das plötzlich wesenhaft und lebendig da war, bedrohter als eine Parteistellung, fordernder als eine Glaubensgemeinschaft, reicher und sinnlicher als ein „ismus“, geliebter als irgendein Gut der Welt: Deutschland. Das Wort von dem Vaterland, das mehr ist als die Partei, hat es schon vorher gegeben; es war oft nur eine verständige Ueberlegung, durch die man sich hinter dem Nahen, dem alle Leidenschaft gehörte, das Fernere, Weitere herbeiholt, in bewußter Selbsterziehung. Jetzt wurde man überwältigt und erfüllt durch die alles verdunkelnde Wirklichkeit dieser Tatsache „Deutschland“. Und alle, die das erlebten, sagten sich: wir sind im Frieden nicht deutsch genug gewesen, wir haben unsere Ziele und Kämpfe nicht genug beherrschen lassen durch die Vorstellung von dem Ringen unseres ganzen Staates um seinen Lebenspielraum in der Welt, einen Kampf, in dem innere Zersplitterung Schwächung bedeutet. Die Kraft zum umfassendsten und höchsten Zweck sammeln, muß künftig unser erster Gedanke sein. Und aus diesem Bewußtsein einer die gesamten Volksleistungen einenden gemeinsamen Bestimmung, der alle gleichmäßig dienen, kam

dann der Geist der Brüderlichkeit all denen gegenüber, die demselben Ziel auf anderen Wegen und in anderer Gesinnung treu sind.

Damit ist etwa gesagt, was dieses Buch innerlich möglich machte: Die Gesinnung, die grundsätzlich bereit ist, das Vaterland über die Partei zu stellen. Aber wenn schon in der Äußerung dieser Gesinnung sehr starke Abstufungen fühlbar sind — bis hinunter zu dem Beitrag des freikonservativen Herrn v. Dewig, dessen ironische Behandlung des demokratischen Staatsideals von dem Wunsch „gegenseitigen Verstehens“ nicht sehr viel mehr spüren läßt — so scheiden sich die Geister noch sehr viel deutlicher angesichts neuer oder alter wirklicher konkreter Ziele der Kultur oder der Politik.

Das darf nicht befremden oder gar enttäuschen. Und auch wer sich enttäuscht fühlen sollte, hat die Pflicht zur Klarheit.

Die Frage, wie weit der Krieg unser Volk nicht nur in dem rein menschlichen Verhältnis seiner Glieder zueinander, sondern in ihren Anschauungen und praktischen Zielen einig gemacht hat, liegt ganz anders für die geistigen als für die politischen und sozialen Parteien. In politischer und sozialer Hinsicht hat der Krieg bestimmte Erfahrungen gebracht, deren Verarbeitung in die Programme häufig eine Umgestaltung bedeuten muß, er hat tatsächliche Veränderungen, besonders wirtschaftspolitischer Natur, bewirkt, denen die alten Richtlinien nicht mehr entsprechen können. Und vor allem: die Zukunft stellt Aufgaben, die so neuartig sind, daß sie auch neu begriffen werden wollen und in den alten parteidogmatischen Schläuchen nicht Platz haben.

Darum kann man hier noch am ersten von einem „Umlernen“ sprechen. Freilich — es ist nicht gesagt, daß in diesem Buch schon das letzte Wort, das endgültige Ergebnis dieses Umdenkens enthalten ist. Es ist doch mehr Zufall, ob etwas, und was, über konkrete Einzelziele gesagt wird. Und doch sind Andeutungen tatsächlicher Umwandlungen da.

Man kann sagen, daß die Vertreter der Sozialdemokratie am unbefangenen, freiesten und entschiedensten sich zu den Erfahrungen des Krieges bekennen. Sie dokumentieren damit die Jugend und Freiheit ihres Geistes. Ihre große Erfahrung ist die Entdeckung der Weltpolitik und der Abhängigkeit des deutschen Arbeiters von der deutschen Wirtschaft, ist die Korrektur der Klassenkampftheorie durch die erwiesene Ueberlegenheit des nationalen Machtwillens über den Willen der Klasse. Diese Erfahrung wandelt wohl die Stellung zu Heer, Flotte und Kolonien, vielleicht die zur Zollpolitik, aber keineswegs die innerpolitischen und sozialen Ziele. Sie werden auch künftig ideell die gleichen bleiben, wenn auch die Meinungen über ihre wirtschaftliche Verwirklichung so gut an den Tatsachen korrigiert werden müssen, wie die anderer Parteien. Was schließlich bei dieser neuen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit aus den marxistischen Grundbestandteilen des Programms werden wird, ist heute noch nicht abzusehen. Aber bleiben wird selbstverständlich das sozialistische Staatsbild als Zukunftsideal und Willensziel.

Von der rechten Seite sind den Kräften, die dieses Ziel suchen, erkennbare Zugeständnisse gemacht worden. Man kann sagen: haben gemacht werden müssen aus dem moralischen Zwang des Kriegserlebnisses, das die staatsbürgerliche Mündigkeit der Arbeiterschaft über allen Zweifel hinaus bewiesen hat. Dietrich v. Dörken läßt die alte Tradition des christlich-konservativen Sozialismus in der zeitgemäßen Forderung eines Arbeiterrechtes wiederaufleben, das auch dem Landarbeiter seine Standesvertretung gewähr-

leistet und dem Staatsarbeiter die Koalitionsfreiheit sichert. Er fordert ebenso wie der Sozialreformer des Zentrums, Pieper, die Anerkennung der Gewerkschaft durch den Unternehmer als Bevollmächtigte der Arbeiterschaft — eine Forderung, die von den Unternehmervertretern Stadtrat Roßler-Frankfurt a. M. bekennt, zu der aber Walter Waldschmidt sich in seinem Aufsatz „Unternehmertum und Arbeiterschaft“ nicht äußert. Sicher aber hat Pieper recht, wenn er für alle von Waldschmidt hervorgehobenen Unternehmerleistungen für die Arbeiter — insbesondere die Erleichterung der Wohnfrage — erst dann moralische Eroberungen erwartet, wenn durch die unbedingte Anerkennung der Parität das Vertrauen gewonnen ist. Der Vorschlag, die Wohnfrage durch Unternehmer, Gewerkschaft und Gemeinde gemeinsam in die Hand zu nehmen, den Waldschmidt andeutet, beruht ja im Grunde auch schon auf dieser Anerkennung.

Mit auffallender Übereinstimmung rücken die Mitarbeiter der verschiedensten Lager die Wohnfrage in den Mittelpunkt ihrer sozialen Forderungen. Das ist begreiflich. Im Idealbild einer deutschen Zukunft ist das steinerne Meer der Mietkasernen der schwärzeste Schatten, und die Phantasie, die sich die Lebensbedingungen eines blühenden Volkes ausmalt, setzt von selbst ein bei der „Entstadtlung“. Und überdies: Wenn ein Gebiet unseres Wirtschaftslebens sich im Krieg als nicht widerstandsfähig gezeigt hat, so ist es der Hausbesitz in seiner bisherigen Form.

Ist hier ein Feld praktischer Einigung, so zeigt sich auch in anderen Fragen eine bemerkenswerte Annäherung durch die Kriegserfahrungen. Der ehemalige Ministerialdirektor im preußischen Landwirtschaftsministerium Thiel redet in seinem Aufsatz „Ausgleich zwischen Stadt und Land“ den Konsumgenossenschaften lebhaft das Wort. Man erinnert sich dabei der Tatsache, daß auf der letzten Tagung der Konsumgenossenschaften die Raiffeisenvereine vertreten waren — über den Interessengegensatz von Erzeuger und Verbraucher hinweg also treffen sich hier die Träger einer neuen Wirtschaftsform, um der Belastung von Erzeugung und Verbrauch durch volkswirtschaftlich überflüssige und unzumutbare händlerische Zwischenstufen entgegenzuwirken. Die Kriegswirtschaft mit allen Aufgaben, die sie stellte, und den Lösungsversuchen, die sie finden mußte, beförderte die genossenschaftlichen Erzeugungs- und Vertriebsformen ebenso wie sie neue Beziehungen zwischen Verbraucherververtretungen (hauptsächlich der Städte) und Erzeugersyndikaten in ausgedehntestem Maße schuf. Hier ist — bei allen Vorbehalten für die Wiedereinführung des Handels! — sicher Bleibendes in größtem Umfange angebahnt. Eine Bergesellschaftung der Volkswirtschaft aus wirtschaftstechnischen Gründen, die eben deshalb von nahezu allen Seiten gewollt werden kann.

Auf rein politischem Gebiet läßt das Buch eine Annäherung der Parteien nicht erkennen. Daß die konservativen Führer in ihrer Stellung zu allen Demokratisierungszielen durch den Krieg nicht erschüttert sind, wußten wir ohnedies. Das Koalitionsrecht ist das einzige, wozu sich Herr v. Dewig bekennt.

Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Aussichten der „Neuorientierung“, sofern sie sich auf den Volkswillen stützen, in zwei Tatsachen beruhen: der lebendigeren Energie der an sich schon liberal gerichteten, nicht parteidogmatisch gebundenen, und dem vielleicht allgemein vorhandenen Willen, über die Parteien hinweg „achtungenvoll miteinander

zu verkehren". (Dieser rein formale gute Voratz reicht ja in seiner seelischen Bedeutung tiefer.) Sofern die „Neuorientierung“ auf sachlichen Möglichkeiten beruht, ist ihr günstig die Fülle ganz neuer, parteidogmatisch überhaupt noch nicht eingezwängter Aufgaben der Wirtschafts-, Finanz-, Steuer-, Sozialpolitik. Es ist anzunehmen, daß diese Aufgaben ohne die voraussetzlichen Vorurteile im neuen Geist eines durch die Feindschaft der Welt zusammengeschmiedeten Staates angefaßt werden.

Die Frage: „Friede unter den Weltanschauungen“ liegt ganz anders als die der Einigung über praktische äußere Ziele. Denn einmal verschiebt der Krieg die letzten geistigen überstaatlichen Normen unseres Lebens nicht in dem Sinne, wie er äußere politische oder soziale Ziele verschieben und ganz neue aufstellen kann. Wir können, erschüttert durch unerhörte Erlebnisse, uns zu dieser oder jener Idee „belehren“, die wir vorher verkannten. Aber der ewige Bau der Werte steht über den Leidenschaften des Tages und dem Ringen der Völker. Der Krieg schafft keine neuen Weltanschauungen in der Weise, wie er mit seinen Folgen neue politische und soziale Ziele setzt. Er kann den einzelnen aus vermeintlich sicherem geistigen Besitz herauserschleudern, er kann ihn diesen Besitz neu erleben und erwerben lassen, aber er verschiebt die gedanklichen Systeme als solche nicht in dem Sinne, wie er die politischen erschüttert.

Darum enthalten die Aufsätze über die geistigen Parteien keine Bekenntnisse des Umgelernthabens. Sie könnten genau so auch vor dem Kriege geschrieben sein. Könnten (als Ausdruck logischer Möglichkeit) — wenn der sittliche Wille zur Gerechtigkeit den anderen gegenüber vorher so lebendig gewesen wäre. Man kann vielleicht, zusammenfassend, sagen, daß die Vertreter der geistigen Parteien in diesen Aufsätzen hinsichtlich der Würdigung des Gegners und der Friedensliebe größere, hinsichtlich einer wirklichen Annäherung kleinere Zugeständnisse machen als die Politiker oder Interessenvertreter. Darin offenbart sich eine gegebene Grenze dessen, was ein Sammelwerk zur geistigen Vereinheitlichung zu leisten vermag. Eine Anzahl von Leuten, die — jeder auf seinem Standpunkt — gut miteinander auszukommen wünschen, können darum noch nicht neue Einheit schaffen. Dazu gehört der eine zusammenschauende, schöpferische, bauende Geist. Und durch nichts wird die Sehnsucht nach einem solchen Führer so lebendig wie durch Aufsätze, die alle — oder fast alle — das Verwandte in anderen Weltanschauungen aufzeigen und ihr lebendiges Gefühl für vorhandene Gemeinsamkeiten kundtun. Es müßte jemand kommen, der aus dem Gemeinsamen — sein innerstes Wesen entdeckend — ein höheres Ganzes zu bauen wüßte. Der Aufsatz von Eucken „Die Einheit der deutschen Weltanschauung“ hebt die kulturpsychologischen Züge des deutschen Geistes in seiner Arbeit an der Ideenbildung hervor, Züge, die sich in deutscher Philosophie, Gesinnung und Arbeit gleichmäßig zeigen; diese Verwandtschaft vermag uns auch in den Äußerungen unserer geistigen Gegner heimatisch zu berühren, aber sie ist noch nicht Einheit der inneren Richtung, Verbundenheit in einer die Gegensätze in höherer Ganzheit auflösenden Weltanschauung.

Man hat manchmal das Gefühl, als ob eine Erwartung in den Seelen wäre, daß einmal einer das verborgene Organische des gegenwärtigen Geisteslebens zur Klarheit eines verständlichen Systems erheben möchte. —

Bis dahin kann ein Friede, der durch Erweichung und Erübung der Konturen in sich geschlossener Weltanschauungen

zustande käme, uns nicht frommen. Im Gegenteil. Unerbittlichkeit in den großen Grundsätzen, und damit Klarheit der Grenzen, sichert im ganzen den Frieden besser, als eine Wesentliches preisgebende Duldung.

Nur: indem man den selbsterkämpften Standpunkt wahr, wird man nicht vergessen, daß alle Geistigkeit Leben, nicht starre Form ist, daß in uns allen dieses Lebendige wirkt und treibt, dem kein Dogma Grenzen zu setzen vermag. Wir alle — nach dem Goetheschen Wort — „sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen“. Hier liegt der letzte Quell der Liebe zu unseren geistigen Feinden, und nur den geistig Lebendigen gegenüber ist diese Liebe geweiht, ihnen gegenüber aber in allen Weltanschauungen und allen Lagern.

Das andere: daß geistige Kämpfe ein Volk nicht als Volk spalten, persönlich vergiften dürfen, ist eigentlich eine bloße Anstandspflicht und gehört zu der Art moralischer Haltung, die sich immer von selbst versteht. Wenn in dieser Hinsicht der Krieg die Luft nicht von hämischer Gesinnung und — dem Widerlichsten auf geistigem Gebiet — engbrüstigen Machtgelüsten gereinigt hat, so könnte man verzweifeln. Und in der Tat zeigen die meisten der Beiträge, daß man angesichts zweier Jahre gewaltigster Schicksale zu etwas großartigerer, weitherzigerer Anwendung des Wortes von den vielen Wohnungen in des Vaters Hause bereit ist. Wenn man nach zwei Jahren noch danach handelt, dann ist wirklich etwas für den inneren Frieden geschehen.

Der Wert dieses Buches ist, daß es dem ganzen Volk eine Gruppe von Menschen zeigt, die willens sind, sich der Verwahrlosung des Verkehrs unter Gegnern entgegenzustemmen, ihr geistiges Kapital weniger in der Kritik der andern Gerichtet, als im positiven Aufbau anzulegen und die Erinnerung gemeinsamer ungeheurer Leistung festzuhalten im grundsätzlichen Vertrauen zur Sachlichkeit, zum sittlichen Ernst und zur geistigen Ehrlichkeit derer, die auf anderen Wegen gehen müssen.

Das scheint — realpolitisch betrachtet — nicht sehr viel. Aber es sind auch nicht allein die realen Gegensätze, die den Frieden hindern, sondern ihre Vergiftung durch gegenseitige Richtachtung, persönliche Ungerechtigkeit und zügellose Hingabe an die Genugtuungen des Hasses.

Der Wille, diese vor der Friedenstür lauende Sünde nicht hineinzulassen, hat hier sein Versprechen geleistet.

Ludwig Herz Deutschlands Volksvermögen im Kriege

Bis zur Jahrhundertwende ist das deutsche Volksvermögen nach den Arbeiten von Schmoller, Dig und Legis sicher zu niedrig auf etwa 200 Milliarden geschätzt worden. In neuester Zeit haben Balloß und Helfferich, damals noch Direktor der Deutschen Bank, sich mit dieser Frage beschäftigt. Balloß hat das Vermögen für 1911 auf 331 Milliarden berechnet, Helfferich auf das arithmetische Mittel zwischen 285 und 335 Milliarden. Das größte Aufsehen machten die Arbeiten Steinmann-Buchers. Er veröffentlichte im Jahre 1908 eine Schrift „Zur Reichsfinanzreform“, in der er auf ein Volksvermögen von 320 Milliarden Mark kommt. Im Jahre 1909 erschien seine Schrift „350 Milliarden deutsches Volksvermögen“ und kurz vor Ausbruch des Krieges schätzte er dieses Volksvermögen auf rund 400 Milliarden.

Alle Berechnungen des Volksvermögens haben nur bedingten Wert. Zunächst ist das statistische Material, das zugrunde gelegt werden kann, lückenhaft und unzuverlässig. Sodann bedeutet die Steigerung des Verkehrswertes der Reinenobjekte noch keine Erhöhung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der ganzen Volkswirtschaft und Bevölkerung, sondern häufig nur eine Verschiebung. Darauf hat besonders Adolf Wagner in dem Denkschriftenbande zur Finanzreform von 1909 hingewiesen. Drittens kommt es bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Kraft des Volksvermögens nicht nur auf dessen Höhe, sondern auch auf dessen Verteilung und Schichtung an, wie es auch Steinmann-Bucher selbst ausspricht. Diese Zusammensetzung kann aber in einer Summierung der einzelnen Vermögenswerte nicht dargestellt werden. Endlich werden bei den Schätzungen des Volksvermögens die Posten nicht in Ansatz gebracht, die sich weder zählen noch wägen lassen und die doch bei einer richtigen volkswirtschaftlichen Bilanz von überwiegender Bedeutung sind: Arbeitskraft, Arbeitswille und Arbeitsmethode eines Volkes. In seiner neuesten Schrift „Deutsches Volksvermögen im Kriege“ (Heft 24 der von Schanz u. Wolf herausgegebenen finanz-wirtschaftlichen Zeitfragen, 3 M.) sucht Steinmann-Bucher diese wichtigsten Posten einzustellen. An Stelle der üblichen Definition: „Volksvermögen ist die Summe der im Eigentum eines Volkes befindlichen wirtschaftlichen Güter, ausgedrückt durch den gemeinsamen Nenner Geld“, setzt er die Bestimmung: „Das Volksvermögen schließt in sich alles, was das Volk vermag“, und zwar mit solchem Nachdruck, daß er sie als Leitspruch dem Buche voranschickt.

Eine Vermögensaufstellung, die auch das Genie eines Volkes in die Bilanz einstellt, kann sich natürlich nicht auf rein verstandesmäßige Beweise beschränken. Das ist kein Vorwurf. Politische Oekonomie ist wie alle Politik mehr Kunst als Wissenschaft, sie kann daher der Intuition nicht entbehren, um den Sinn für den Wert der Einzelercheinungen im Gesamtbilde — Steinmann-Bucher entnimmt dafür der Ateliersprache den Ausdruck *valeurs* — zu finden. Allerdings wird solche Wertung nie voraussetzungslos sein können, mit der Veränderung des politischen Standpunktes des Betrachters wird sich die Perspektive verschieben. Steinmann-Bucher schildert mit warmer Anteilnahme das gesamte geistige und körperliche Schaffen des deutschen Volkes; diese Leistungen, die auch die Hoffnungsfrohesten unter uns überrascht und unsere Feinde so grimmig enttäuscht haben. Eine enzyklopädische Vollständigkeit wird dabei niemand verlangen können; trotzdem vermischen wir schmerzlich, daß der Tätigkeit der Arbeitnehmer-Organisation nicht gedacht wird. Auch durch das, was Steinmann-Bucher über die Leistungen der Arbeiter schreibt, weht eine fröstelnde Kühle, und das, was er über die Leistungen der Frauen zu sagen hat, wird selbst den sogenannten männlichen Männern, denen er sich zuzählt, unzulänglich erscheinen. Nicht einmal angedeutet wird, daß sie die soziale Hilfsarbeit im wesentlichen eingerichtet haben. Die Energie der Frauen, die auf dem Rittergut, auf dem Bauernhofe, im Gewerbe die zu den Fahnen einberufenen Betriebsleiter ersetzt haben, nicht minder der Frauen, die in harter Arbeit Beruf und Familienleben zu vereinigen mußten und dabei tapfer die seelischen und körperlichen Leiden des Getrenntseins vom Manne tragen, muß noch andere Empfindungen auslösen, als nur die Besorgnis vor zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten.

Noch eins. Steinmann-Bucher schreibt: „Es dürfen nicht Ansprüche aus den Schützengräben in die gewerbliche

Arbeit abgeleitet werden, welche die deutsche Arbeit in ihrer organischen Zuverlässigkeit stören. Jeder der Zurückkehrenden trete ein in den gemeinschaftlichen Arbeitsplan, mit dem Bewußtsein, daß auch die anderen daheim, jeder an seiner Stelle, die Pflicht getan hat.“ Das ist sicher richtig, nach meinen Erfahrungen sind es auch nicht die Besten, die mit Gefahren, die sie draußen überstanden, Vorteile der Heimat erkaufen wollen. Steinmann-Bucher fügt aber hinzu, „daß die Zuhausegebliebenen vielfach mehr gelitten haben, als die Mehrzahl der Feldgrauen.“ Ein Beweis ist für diese überraschende Behauptung nicht versucht, und da ich selbst zu Hause geblieben bin, fehlt mir jeder Maßstab dafür, ob richtig gewogen ist. Aber nicht wahr, den Vergleich sollten doch nur diejenigen ziehen dürfen, die in den Schneemassen der Karpathen oder den flandrischen Moränen gesteckt oder unter dem Trümmelfeuer in der Champagne oder vor Verdun gelegen haben und deren Ausdauer in Todesgefahr und Entbehrungen den Verfasser ermöglicht hat, sein Buch zu schreiben, und dem Kritiker, es zu besprechen? Die aus den Schützengräben pflegen allerdings nur mit schüchterner Scham von ihren Erlebnissen zu reden.

In den Feldpostbriefen des Fahnenjunkers *Klumsch* steht zu lesen — und andere haben dasselbe empfunden und gesagt — „der Krieg läßt ein Geschlecht unberührt, das zweite, uns, reißt er mit sich und verbraucht es, das dritte erst, die jetzt auf der Schule sitzen, wird aufrichten.“ Diese Generationen, die ihre Jugendfroheit hingegeben haben und nach ihrer Rückkehr die schwere Lebensaufgabe finden, den Schutt eines Weltenbrandes wegzuräumen, können verlangen, daß im Frieden alle gleich gemertet werden, die am Wiederaufbau mitarbeiten wollen, und daß nur noch persönliche Tüchtigkeit, nicht mehr Herkunft oder politische Gesinnung, das Maß der Schätzung abgeben. Von der Notwendigkeit einer solchen Neuorientierung — ein schlechtes Wort für eine gute und für die Erhaltung und Mehrung des Volksvermögens notwendige Sache — steht nicht in dem Buche. Noch ist es den Fanatikern von rechts und von links nicht geglückt, die Ideen von 1914 zu verfälschen, aber das bei Kriegsbeginn aufgestammte Gefühl gleichberechtigter nationaler Zusammengehörigkeit muß auch nach Friedensschluß gehegt werden. Wir brauchen es für die unvermeidlichen politischen Auseinandersetzungen und für die Wirtschaftskämpfe, die schwer sein werden, da sie nicht nur Teuerungsausgleichs-, sondern auch Steuerüberwälzungskämpfe sein müssen. In einem Falle ist ja die Einigkeit leider schon schwer gestört. Im Gegensatz zu der optimistischen Darstellung von Steinmann-Bucher muß leider gerade an dieser Stelle, an der stets für ein Verständnis zwischen Land und Stadt gearbeitet worden ist, festgestellt werden, daß die Ernährungsorgen die Kluft zwischen diesen Volksteilen vertieft haben.

Nicht ohne Schuld von Agitatoren mit allzurobustem Gewissen, die die Verbitterung für ihre politischen Ziele und zum Schutz gefährdeter Parlamentsitze ausgenutzt haben, und der Regierung, deren schwankende, nicht immer glückliche, fast stets verspätete und nur selten durchgreifende Verordnungen auf dem Lande Beunruhigung, in den Städten jedoch die Meinung geschaffen haben, daß Interessententreife, die in Friedenszeiten als besonders wichtig gehegt worden sind, auch während des Krieges allzu pfleglich behandelt werden.

Steinmann-Bucher stellt die These auf, daß das deutsche Volksvermögen während des Krieges nicht nur an innerem, sondern auch an zahlenmäßig darstellbarem Wert zugenommen

hat. Mit ihm bin ich der Meinung, daß wir durchhalten müssen, durchhalten wollen, durchhalten können, und habe in meiner Schrift: „Kriegskosten und Deckung“ (Jäch'sche Sammlung „Der deutsche Krieg.“ Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin. 50 Pf.) ausgeführt, daß wir den Anforderungen des Staates nach dem Kriege nicht spielend, nicht leicht, aber ohne daß unser Leben dürrig und freudlos würde, genügen können, allerdings nicht, wenn man, wie Steinmann-Bucher es will, das Reich von den direkten Steuerquellen abschließt. Aber gerade weil Deutschland so stark ist, dürfen wir auch über die Schäden nicht schweigen, die unsere Wirtschaft erlitten hat. Und so muß ich doch hinter diese These ein großes Fragezeichen setzen. Die Verwüstungen in den vom Kriege getroffenen Landesteilen, der Verlust an Schiffen, an Auslandskapital berühren den Lebensnerv der Wirtschaft nicht. Aber Werte können nur durch Arbeit geschaffen werden. Die Arbeitsumme des Volkes hat sich jedoch trotz Heranziehung aller Reserven erheblich vermindert, und die Truppen, die von dieser verringerten Produktion mitleben müssen, haben mehr und schneller verbraucht, als in Friedenszeiten. Dieser Ausfall ist durch die von der Blockade erzwungene Sparsamkeit und durch die Leistung unserer Technik, die Ersatzstoffe erfunden, Rückstände verwertet und sonst brachliegende Güter nutzbar gemacht hat, vielleicht ausgeglichen, mehr aber sicher nicht. Ein Verlust aber bleibt, der erst in Jahrzehnten zu ersetzen ist: Der Rückgang der Geburtenzahl und die Verminderung der Arbeitskraft durch die Opfer, die der Krieg gerade in den Reihen der leistungsfähigsten Geistes- und Muskelarbeiter gefordert hat. Die Gelder, die in den Sparkassen und Depositentassen liegen oder in Kriegsanleihen umgewandelt sind, sind das Äquivalent für die aufgebrauchten und nicht wieder ersetzbaren Vorräte an Einfuhrwaren, für nicht bezahlte Düngemittel, für verminderten Viehstapel. Der hohe Preisstand der künstlichen Kriegshochkonjunktur hat allerdings Kapitalien zusammengeballt, das sind aber nur scheinbar Neubildungen, in Wirklichkeit aber Verschiebungen.

Ich bin mit Steinmann-Bucher der Ansicht, daß der hohe Preisstand uns hilft, die kritische Zeit der Kriegswirren zu überwinden, und uns helfen wird, die vielleicht noch kritischere Zeit der Ueberführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft zu überstehen. Auch diese Zeit, in der die Kriegsschäden beseitigt und die Verfallnisse der Kriegsjahre gutgemacht werden müssen, wird noch eine künstliche Hochkonjunktur bringen.

Erst wenn ganz normale Verhältnisse wieder eingetreten sind, wird sich der Umfang und die Wirkung der Vermögensverschiebungen und der Einfluß der Umwandlung von Arbeitskapital in Rentenskapital abschätzen lassen. Dann wird es sich auch zeigen, ob der städtische Grundbesitz, dessen Leiden, wie Steinmann-Bucher richtig hervorhebt, der Krieg nicht erzeugt, sondern nur verschärft hat, bei unserem, im Kriege vollständig zusammengebrochenen Grundrechte gesunden können. Steinmann-Bucher hofft, daß auch der städtische Grundbesitz seinen Teil an der Erhöhung Deutschlands haben wird. Eine Steigerung der Bodenwerte, das heißt, der der Mieten, würde keine Zunahme des Volksvermögens bedeuten, als Passivum ständen ihr die gesundheitlichen und sittlichen Schäden der Wohnungsnot gegenüber.

Diese Einwendungen müssen gegen das anregende und sehr inhaltsreiche Buch gemacht werden, da Ueberschätzung nicht minder zu einer falschen Anlage des nationalen Wirtschaftsplans nach dem Kriege führen kann als unberechtigte ~~Flaumacheret~~ und weil an den Trennungspunkten vor-

ausgustliche Gedankengänge oder vielleicht nur Empfindungsreihen durchbrechen, denen entgegengetreten werden muß.

Zum Schluß noch eins. Steinmann-Bucher teilt mit, daß bei den Zeichnungen auf die vierte Kriegsanleihe wegen der Steuervorlage im Reichstag und der U-Boot-Frage Zurückhaltung geübt worden sei, sonst hätte sie einige Milliarden mehr gebracht. Das ist schon zu Zeiten, als die Zeichnungsfrist noch lief, erzählt worden, man hielt es aber für Klatsch. Wenn es aber der Schriftleiter der Mitteilungen des Kriegsausschusses der deutschen Industrie, der nach seinen eigenen Erklärungen auf einem Beobachtungsposten steht, von wo aus er die wirtschaftlichen Vorgänge vor und hinter der Front bis ins einzelne täglich verfolgen kann, in einer wissenschaftlichen Arbeit wiedergibt, so bekommt die Sache ein schweres Gewicht. Wo sitzen die Leute, deren Opferwilligkeit in dem Augenblick aufhört, in dem sie nicht mehr mit fünf Prozent verzinst werden soll und die gleich denen um Haase und Ledebour die Kriegskredite verweigern, weil ihnen die Richtung der Politik nicht paßt?

Walther Schotte / Krieg nach dem Kriege

Es ist ein beliebtes Verfahren der Verbündeten, jede gescheiterte Offensive nachträglich als nützlichen, vorbereitenden Schritt zu entschuldigen und zu erklären, die Welt immer wieder auf den eigentlichen großen Schlag, der noch kommen soll, zu verfrachten. Wir haben dies soeben wieder erlebt, als der englische Ansturm, der die feindliche Generaloffensive auf allen Fronten vollständig machen sollte, so überraschend schnell zum Stehen gebracht wurde. Wie auf militärischem Gebiet, ist auch auf dem des Wirtschaftskrieges Erfolg und Wirkung unseren Feinden im ganzen versagt geblieben. Die Pariser Konferenzen von Ende März und April haben praktische Folgen kaum ausgelöst, dagegen haben sie die Unsicherheit und den Streit im eigenen Lager, zumal in England, erheblich vermehrt. Und auch die letzte große Konferenz vom 14. bis 17. Juni d. J. hat bisher in wesentlichen Fragen Ergebnisse nur auf dem Papier gezeitigt. Die Beschlüsse dieser Konferenz sind an sich nicht bindend, sondern stellen nur Vorschläge dar, die die Vertreter ihren Staaten zur Annahme empfehlen sollen. Bisher aber hat, nach einer Meldung der „Agence Havas“, nur der französische Ministerrat den Beitritt der Regierung zu allen Entschlüssen der Konferenz ausgesprochen.

Die Vorschläge der Konferenz gliedern sich nach ihrer amtlichen Bekanntgabe in drei Gruppen:

1. Maßnahmen für die Kriegsbauer,
2. Uebergangsmaßnahmen für die Zeit des Wiederaufbaues der kriegszerstörten Gebiete,
3. dauernde Maßnahmen für Wirtschaftsschutz.

Die Maßnahmen für die Dauer des Krieges enthalten nach ihrer Formulierung im allgemeinen nichts Neues. Sie betreffen das Verbot jeglichen Handels mit dem Feinde, Sequestrierung geschäftlicher Unternehmungen feindlicher Untertanen in den Ländern der Alliierten, Maßregeln zur Blockadeverschärfung. Zu dieser letzten Aufgabe sollen die Listen der Kontrabande vereinheitlicht werden, endlich die „Gewährung von Lizenzen für Ausfuhr nach neutralen Ländern, aus denen Ausfuhr nach feindlichen Gebieten möglich wäre, von Kontrollorganisationen . . . abhängig gemacht werden; falls derartige Organisationen nicht vorhanden sein sollten, wäre besondere Garantie, wie Beschränkung der ausgeführten Mengen, Aufsicht durch Konsulatsbeamte der Alliierten usw. erforderlich“.

Im ganzen sind alle diese Forderungen schon längere Zeit in Uebung. Man konnte daher annehmen, daß hinter den Worten der Konferenzbeschlüsse unausgesprochene Pläne lagen, den völkerrechtlichen Schutz der Neutralen zugunsten des Wirtschaftskrieges gegen die Zentralmächte in größerem Umfange zu vernichten,

Eine Meldung von der russischen Grenze (27. Juni) berichtete über einen Artikel des „Nowoje Wremja“, der die Verschärfung der Blockade als das bemerkenswerteste Ergebnis der Verhandlungen bezeichnete. „Obgleich die diesbezüglichen Verhandlungen geheim geführt wurden, begehe man keine Indiskretion, wenn man sage, daß die Blockadeverschärfung hauptsächlich durch bessere und wirksamere Kontrolle der neutralen Länder herbeigeführt werden solle. Das Wichtigste ist, daß eine große „schwarze Liste“ aufgestellt werden wird von Firmen, die direkt und indirekt den deutschen Import begünstigen. Hierbei würden holländische, skandinavische, rumänische und sogar — selbstamerweise — japanische Firmen in Betracht kommen. . . .“

Zur Verwirklichung dieser Pläne erfolgte nun die Aufhebung der Londoner Seerechtsdeklaration von 1909, die übrigens von keinem der Staaten, die über sie beraten und beschlossen hatten, ratifiziert worden war. Gleichwohl hatte England im Verlaufe des Krieges wieder und wieder erklärt, die Deklaration beobachten zu wollen. In der Praxis aber hatte es sich mit wesentlichen Punkten längst in Widerspruch gesetzt. Unter anderen besagte die Deklaration, daß nur eine „effektive Blockade“, d. h., die Sperrung der Häfen und Küsten des Feindes, zulässig sein solle. In Wirklichkeit hatte England durch Kontrolle der Einfuhr in neutrale Länder die Blockade bereits auf diese ausgedehnt. Die Seerechtsdeklaration hatte ferner die Begriffe absolute und relative Kontrabande genau festgelegt. Nach diesen Unterscheidungen waren zum Beispiel Baumwolle, Lebensmittel aller Art, Medikamente, Verbandstoffe, Instrumente zur Krankenpflege, sogar Papier, Holz, Maschinen für nicht kriegsmäßige Betriebe freigegeben. Wir wissen aber, daß England seit langem alle diese Gegenstände in den Begriff der relativen Kontrabande einbezogen hat. Ja, er verhindert sogar die Zufuhr für Bedürfnisse des amerikanischen Roten Kreuzes in Deutschland, von Milch für kranke deutsche Kinder. Wesentlich dürfte also die Wirkung kaum sein, wenn England und Frankreich sich jetzt auch offiziell von der Beachtung der Deklaration lossagen. Vielleicht, daß das Verbot, neutrale Schiffe auch in neutralen Gewässern auf Kontrabande hin zu untersuchen, bisher England noch eine gewisse Reserve auferlegt hat, die nun blockadeverschärfend fortfällt.

Alle Beschlüsse der Konferenz über Maßnahmen für den Übergang vom Krieg zum Frieden und über solche, die auf einen dauernden Wirtschaftskrieg zielen, sind so gefaßt, als ob die Gegner uns den Frieden und seine Bedingungen einfach diktieren könnten. Denn daß die künftige Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses unter den heute gegeneinander kämpfenden Nationen in den Friedensbedingungen festgelegt werden wird, ist in unserem Zeitalter der Weltwirtschaft, war ja schon 1871 eine Selbstverständlichkeit. So können uns solche Beschlüsse über den „Krieg nach dem Kriege“ nicht schrecken, solange wir berechnete Siegeshoffnungen haben. Wäre übrigens die Entente noch in ihrem alten Siegesglauben, dann müßten ihre Beschlüsse erst recht als unverständlich zu bezeichnen sein. Ein militärisch zerschmettertes, politisch zersplittertes Mitteleuropa stellt keinen wirtschaftlichen Gegner dar, gegen den Abperrungsmaßnahmen notwendig wären. Man rechnet aber, scheint es, längst damit, daß die Mittelmächte nicht so besiegt werden können und die starken weltwirtschaftlichen Wettbewerber aus der Zeit vor dem Kriege bleiben werden. Daher denken auch die Vorschläge der Konferenz nicht nur an Wirtschaftsschutz für die Alliierten, vielmehr an Vernichtung des feindlichen Wirtschaftslebens, an die „Fortsetzung des Krieges mit anderen Waffen“. Gegen solche Rechnung aber haben sich bei ihnen wieder und wieder warnende Stimmen erhoben. Als sich die englische öffentliche Meinung noch über Sinn und Bedeutung der ersten dieser Wirtschaftskonferenzen aufregte, war es Lloyd George selbst, der ausrief: „Unser Hauptziel muß sein, den Krieg so bald wie möglich zu beenden, alles andere kommt erst in zweiter Linie. Man darf Vergeltung nicht mit Geschäft verwechseln.“ Diesmal war es sogar — ein hohes Wunder — der „Temps“, der an dieses Wort von Lloyd George erinnerte: „Wir denken, wie Herr Lloyd George, daß es sich zunächst darum handelt, den Krieg zu gewinnen. Wollte man für die Zeit nach dem Friedensschluß eine

Zollunion schaffen, um der deutsch-österreichisch-ungarischen Zollaktion einen Damm entgegenzusetzen, so würde man den schlimmsten Fehler begehen. Wir müssen vielmehr mit allen Mitteln die Verwirklichung des deutsch-österreichisch-ungarischen Plans verhindern, nämlich die Schaffung dieses Mitteleuropas. Geben wir uns keinen Täuschungen hin. Diese Frage ist eine Lebensfrage, die Schaffung von Mitteleuropa unter der Hegemonie von Berlin ist eines der Kriegsziele Deutschlands, vielleicht das wichtigste. Erreicht es dieses Ziel, würde Deutschland der Sieger sein, alle Schußgölle der Welt würden daran nichts ändern. Der Feldzug von 1870 hat die Einheit des kleineren Deutschlands gebracht. Man wünscht glühend, daß der von 1914 die des größeren Deutschlands schaffe. Für uns handelt es sich also nicht darum, uns für einen Kampf nach dem Kriege gegen den Wirtschaftsblock von Mitteleuropa zu rüsten, unser Ziel muß vielmehr sein, durch den Krieg selbst uns der Begründung Mitteleuropas zu widersetzen.“

Solche Bedenken aus dem eigenen Lager könnten den Eindruck erwecken, als ob die Konferenzen überhaupt nur den Zweck der Stimmungsmache im eigenen Land und bei den Neutralen haben. Sehen wir uns darauf die Vorschläge genauer an. Die Übergangsmaßnahmen enthalten außer natürlichen und verständigen Vorschlägen für den Wiederaufbau der kriegszerstörten Länder den wichtigen Satz: „Da durch den Krieg alle Handelsverträge zwischen den alliierten und feindlichen Mächten aufgehoben sind und es von hoher Bedeutung ist, daß während der Zeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaues, der der Beendigung der Feindseligkeiten folgen wird, die Freiheit keines der Alliierten durch irgendwelche Ansprüche der feindlichen Mächte auf Meistbegünstigung behindert wird, gehen die Alliierten dahin einig, daß die Vorteile dieser Begünstigung jenen Mächten für eine gemeinschaftlich festzusetzende Anzahl von Jahren nicht zustehen sollen. Während dieses Zeitraumes werden die Alliierten sich bemühen, einander die weitgehendsten Absatzkombinationen zu sichern. . .“ Der Friedensvertrag darf also nicht zwischen irgendeinem Staate der Entente und Deutschland den Zustand der Meistbegünstigung festsetzen, wie es der Artikel 11 des Frankfurter Friedens für das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland getan hat und wie er auch mit den anderen Mächten, zumal Rußland, bestanden hat. Es ist klar, daß von der Verwirklichung dieser Forderungen England allein den Vorteil haben wird. England will den deutschen Wettbewerb in den russischen, französischen, italienischen Absatzgebieten ausschalten. Diese Wirkung verträgt sich vortrefflich mit jedem Wirtschaftssystem, das England selbst bei sich einführen würde; ein vorzügliches Geschäft aber machte England, wenn es selbst bei dem Freihandel bliebe. Fragt sich nur, ob die Alliierten sich wirklich auf die Dauer düpierten lassen werden. England stellt kein Absatzgebiet dar, keinen Markt, der für die Massenproduktion Rußlands, die spezialisierte Italiens, für die besonderen Manufakturen Frankreichs genügen könnte. Umgekehrt kann Rußland auf die deutsche Einfuhr nicht verzichten, Deutschlands Wettbewerb mit England wirtschaftspolitisch nicht ausschalten. Die Hoffnung, daß auch England durch Schußgölle gegen Deutschland dessen Wettbewerb wieder für die alliierten Länder hintanhaltend werde, wird aber nur ungenügend befriedigt.

Das aber wäre die Voraussetzung, um überall in den alliierten Ländern die Entwicklung von Industrien so zu begünstigen, daß sie nicht mehr, wie bisher, von den Mittelmächten abhängig sind. Es heißt darüber: „Zwecks Verteidigung ihrer Handels-, Landwirtschafts- und Schifffahrtsinteressen gegen wirtschaftliche Angriffe durch Ueberschwemmung mit Waren oder irgend sonstige unfaire Konkurrenz werden die Alliierten gemeinschaftlich einen Zeitraum festsetzen, währenddem der Handel der feindlichen Mächte besonderer Behandlung unterliegen und die dorthier stammenden Waren entweder einem Verbot oder besonderen Methoden wirksamer Natur unterworfen sein sollen. Die Alliierten werden sich auf diplomatischem Wege über die Spezialbedingungen entscheiden, die während erwähneter Zeit auf Schiffe der Feindesmächte Anwendung finden sollen.“ Weiter als Maßnahmen für die Dauer: „Die Alliierten werden unverzüglich die

nötigen Schritte tun, um sich von den feindlichen Ländern unabhängig zu machen, soweit Rohstoffe und Fabrikate in Betracht kommen, die für normale Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Betätigung von Wichtigkeit sind. Diese Maßnahmen sollen dahin zielen, die Unabhängigkeit der Alliierten nicht nur in bezug auf ihre Versorgungsquellen, sondern auch für ihre finanzielle, geschäftliche und maritime Organisation zu sichern. Die Alliierten werden solche Maßnahmen treffen, die ihnen zur Ausführung dieses Entschlusses, je nach Natur der Waren, am geeignetsten erscheinen unter Berücksichtigung der Richtlinien, die ihre Wirtschaftspolitik verfolgt. Sie können sich hierfür zum Beispiel subsidiierter Unternehmungen, die unter Leitung oder Kontrolle des Staates selbst stehen, bedienen, oder finanzielle Beihilfe zur Belebung wissenschaftlicher und technischer Untersuchungen und Entwicklung nationaler Industrie- und Hilfsquellen gewähren, Zollabgaben oder Verbote zeitweiligen oder dauernden Charakters einführen, oder Kombinationen dieser verschiedenen Methoden schaffen. Welcher Art auch die anzuwendenden Methoden sein mögen, das von den Alliierten erstrebte Ziel ist, die Produktion innerhalb ihrer Länder als einem Ganzen genügend zu vergrößern, um es ihnen zu ermöglichen, die wirtschaftliche Stellung und Unabhängigkeit gegenüber feindlichen Ländern zu erhalten und zu entwickeln."

Alles, was positiv gesagt wird, die Unterstützungen wissenschaftlicher und technischer Untersuchungen usw. ist innere Angelegenheit unserer Feinde. Solch ein Entschluß zur positiven Entwicklung ihrer Wirtschaft kann wohl unsere Arbeit erschweren, den Wettstreit aber nur veredeln, nicht in Wirtschaftskrieg verwandeln. Im Hintergrunde dieser gewundenen Gedanken lauert aber das Drohgespenst des Zollkrieges. An die Zollunion unserer Feinde, an ein zollpolitisch geeinigtes „Randeuropa“ glaubt außer unklaren Köpfen in Frankreich niemand sonst in der Welt. Weder bei uns, noch bei ihnen. Aber eine merkantilistische Wirtschaftspolitik in Verbindung mit der politischen Umgestaltung der Welt im Sinne von Weltstaaten, wie es die Verwirklichung der imperialistischen Träume Chamberlains, Bonar Laws und des australischen Ministerpräsidenten Hughes, welche beiden letzteren Vertreter Englands in Paris waren, bedeutet, würde in der Tat zum wirklichen Zollkrieg führen. Doch man beachte, wie England es verstanden hat, durch die Beschlüsse der Konferenz sich die Hände frei zu halten. Die Idee der Zollabgaben oder Verbote erscheint als letzte und gleichgeordnet den selbstverständlichen positiven Maßnahmen der Organisation, und über alle diese „Methoden wirksamer Natur“ wird man sich „unter Berücksichtigung der Richtlinien, die die Wirtschaftspolitik jedes Staates verfolgt“ — also auch des englischen Freihandels? —, erst auf diplomatischem Wege verständigen; sie sind damit künftigen Wirtschaftskonferenzen als Gegenstände bindender Beschlussfassungen entrückt. Es kann ja auch nicht anders sein.

Seitdem mit den ersten Konferenzen diese Probleme der politischen Behandlung näher gerückt sind, geht der Streit um Freihandel und Schutz Zoll, der in Verbindung mit imperialistischen Zielen die englische Öffentlichkeit und die Parteibildung seit 30 Jahren befruchtet, in ein neues hitzigeres Stadium steigender Temperatur. Gewiß, die Idee des Schutzzolls ist im Wachsen. Nachdem ein Memorandum des Direktoriums der Handelskammer von Manchester zugunsten des Freihandels nach dem Kriege in der Jahresversammlung nur eine schwache Mehrheit gefunden hat, dagegen Anträge auf einen Schutzzoll gegen deutsche, österreichische und ungarische Waren, auf Ausschluß deutscher Schiffe und Produkte aus den Häfen Großbritanniens und seiner Verbündeten eingebracht wurden, legte das Direktorium seine Klemme nieder, und bei der Neuwahl Mitte März des Jahres wurden von insgesamt 22 Direktoren 18 gewählt, die gegen den Freihandel mit Deutschland nach dem Kriege sind. Damit ist die Hochburg des Freihandels den Anhängern des Schutzzolls ausgeliefert, nachdem schon vorher, Anfang März, eine Konferenz von Vertretern fast aller Handelskammern des vereinigten Königreichs in London eine Entschließung angenommen hatte, nach der die Regierung dafür sorgen sollte, daß der Handel mit dem feindlichen Ausland nach

dem Krieg durch Einführung hoher Schutzzölle soweit wie möglich eingeschränkt werde, um Preisunterbietungen zu verhindern und die heimische Industrie zu fördern. Auf der anderen Seite hat die liberale Regierung bisher noch nicht vor den Schutzzöllnern kapituliert. Gerade der Handelsminister Runciman, der Blockademinister Lord Cecil und Mac Kenna werden von jener Seite mit Mißtrauen angesehen. Auch Lloyd George, der fähigste Kopf im heutigen England und der Mann größter Zukunft, beharrt bei seinem Grundsatz, „Geschäft und Vergeltung nicht zu verwechseln“; Asquith selbst hat im Unterhause nach einer Meldung vom 14. März sich auch für die Zukunft als Anhänger des Freihandels bekannt, aber er ist der Mann des doppelten Spiels. Mit Bezug auf die Konferenzen beruhigte er — im Namen seines Kollegen — das Parlament: die Regierungsvertreter in Paris würden nichts tun und nichts sagen, was auch nur im geringsten die Bewegungsfreiheit der Regierung einschränken würde; im Hinblick auf die Verhältnisse, die später eintreten könnten, sei es sicher vorsichtig und klug, daß England im Gedankenaustausch das Terrain sondiere. „Was auch geschieht — fuhr er fort — und was Ihr auch ausdenkt, laßt Euch niemals durch die Leidenschaft oder durch Kurzsichtigkeit oder durch sehr natürliche Gefühlserregungen, ich will nicht sagen durch Rache, leiten. Bleiben muß nur der Wunsch, den Sieg zu sichern; sonst kommen wir zu einer Politik, die viel größere Nachteile als Vorteile anrichtet, und ihr schadet Euch selbst bei weitem mehr als dem Feinde. Ich kann jedoch dem Hause im Namen der Regierung die Versicherung geben, daß man nirgends zu befürchten braucht, wir könnten uns jetzt schon auf Maßregeln festlegen, die die allersorgfältigste Untersuchung nötig haben und bezüglich welcher wir nicht allein nur mit unseren Verbündeten, sondern auch mit unseren überseeischen Kolonien zuvor die eingehendsten Beratungen pflegen müssen.“

Das war im März. Seitdem schweigt Asquith, und das Mißtrauen der freihändlerischen Kreise ist gewachsen. Der „Economist“ hat ihm deutlich gewinkt, daß die liberale Mehrheit mit dem Gedanken des Freihandels ihren Wahlsieg errungen habe, und daß Asquith und mit ihm sein Ministerium verschwinden müsse, wenn die Verhältnisse zur Beseitigung dieses Grundsatzes zwingen sollten. Die Beschlüsse der Konferenz, zu der England 3. T. leidenschaftliche Vertreter des Schutzzollgedankens gesandt hat, sind von den liberalen Blättern mit größtem Unbehagen aufgenommen worden. Der „Economist“, der „Manchester Guardian“, die „Daily News“ und die „Nation“ bekämpfen auf das heftigste den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege. Sie bezweifeln verständigerweise den aggressiven Charakter Mitteleuropas, an den ja in Deutschland niemand gedacht hat, zumal da noch niemand sagen kann, ob und wie die mitteleuropäische Hoffnung Wirklichkeit werden wird. Die „Westminster Gazette“, das Organ der Regierung, aber spielt mit dem Gedanken eines gegen Mitteleuropa zollpolitisch geschützten Randeuropa, innerhalb dessen es im englischen Interesse natürlich den Freihandel fordert. Selbst wenn die freihändlerischen Stimmen heute gegenüber dem Gewicht der durch „Times“, „Daily Mail“ und „Morning Post“ vertretenen Masse der Schutzzöllner in der Minderheit wären, so wird bei den endgültigen Entscheidungen ihre Lage sich bessern durch das natürliche Interesse Englands, das uns an den Freihandel gebunden zu sein scheint, und den Druck der neutralen Mächte, die sich übereinstimmend gegen den Gedanken des Wirtschaftskrieges ausgesprochen haben. Endlich herrscht auch im Lager der Schutzzöllner keine Einigkeit. Es sind dort mehrere Gruppen: die der englischen Industriellen, die nur den deutschen Wettbewerb ausschalten wollen, geht nicht zusammen mit den Imperialisten, die durch Schutzzölle das größere Britannien, das fest geschlossene englische Weltreich begründen wollen. Diese letzte Gruppe hat allerdings eine von hier aus und heute noch schwer zu beurteilende weltpolitische Zukunft.

Wenn also die letzte Konferenz noch immer vermieden hat, über den Wirtschaftskrieg Bindendes zu beschließen oder auch nur Klarheit zu schaffen, und sich begnügt, mit dem Gespenst der Zollsperrre zwischen den Zeilen ihrer Vorschläge und durch das Gewicht der Namen schutzzöllnerisch gesinnter Vertreter Englands zu drohen, so können wir in Deutschland und überhaupt in Mitteleuropa dem

gegenüber ruhiges Blut bewahren. Hier hat bislang niemand an einen Wirtschaftskrieg gedacht; wenn er uns aber aufgenötigt werden sollte, so werden wir die englischen Schläge mit guten Waffen parieren können. Professor Julius Wolff weist in einem Artikel des „Tag“ vom 29. Juni darauf hin, daß die englische Ausfuhr aus Mutterland und Kolonien nach Deutschland, die direkte und die indirekte auf dem Wege über Holland und Belgien, etwa zwei Drittel bis drei Viertel aller englischen Ausfuhr überhaupt ausmache. Nach der englischen Statistik werden ferner auf dem Wege über England auch fremde Kolonialwaren nach Deutschland in größerem Umfange eingeführt als nach irgendeinem anderen Lande der Welt. Gut 17 Millionen Pfund Sterling gegen 7 für Rußland, 9 für Frankreich, 5 für Belgien, 1 für Italien. Als Händler und Zwischenhändler ist England im gleichen Maße daran interessiert, daß Deutschland seine Einfuhr nicht in Erwiderung auf wirtschaftskriegerische Maßnahmen durch Kampfszölle ausschließt. Wie endlich die Stellung der Neutralen sein würde, ob nicht die kontinentalen Neutralen durch den Wirtschaftskrieg an die Seite Deutschlands getrieben würden, Amerika aber sich den Wirtschaftstreit für seine Ausfuhr nach Deutschland gegen den englischen Wettbewerb zu Nutzen machen würde, alles das sind Fragen, die die englischen Staatsmänner nur auf Grund der neutralen Presseäußerungen studieren mögen. Wir können in Ruhe abwarten.

Richard Bohle / Innerrussische Kämpfe

Seit dem Beginn des russischen Verfassungslebens 1905 ist nicht mehr Moskau die geistige Hauptstadt Rußlands, sondern Petersburg, das bis dahin für „unrussisch“, für eine Art Fremdkörper galt. Mit Spannung horchte man dorthin auf die Herzschläge der neuen russischen Duma, von deren Wirken die einen volle bürgerliche Freiheit und manche andere vollkommene Zügellosigkeit erwarteten. Wohl hatten die Erwählten der Landschaftsinstitutionen (Gemeinden) und Städte, als sie die Regierung zur Verfassung drängten, in der Provinz getagt, aber die Provinz konnte auf die Dauer doch nichts bedeuten, und das alte Moskau wurde der größte Revolutionsherd, in dem sich die stärksten Kämpfe und ganze Schichten abspielten. So kam es, daß Petersburg zum Zentrum alles politischen Lebens wurde. Dort tagte die erste Duma, die man zum richtigen Volksparlament auszubauen gedachte. Aber es kam die Reaktion. Die Freiheitsbewegung schloß ein. Jetzt hat sie der Weltkrieg wieder wachgerüttelt. Es ist jetzt eine Zeit, da wiederum aller Augen im russischen Volk gespannt auf Petersburg, auf Duma und Reichsrat hinblicken, wenn sie auch zeitweilig durch die Vorgänge an der Front abgelenkt werden mögen. Denn es gehen zurzeit im innerpolitischen Leben des russischen Volkes die größten Dinge vor sich. Daran dürfen auch wir nicht achtlos vorübergehen. Das wäre unverantwortliche Nachlässigkeit. Sie sind auch für uns von größter Wichtigkeit. Noch während der für Rußland so unheilvollen Ereignisse des vorigen Sommers trat die „Jul-Duma“ des Jahres 1915 zusammen. Bereits schien es, als wolle Rußland zusammenbrechen, als sei alles zu Ende. Die Vorgänge hatten nun auch jenen die Augen geöffnet, die bis dahin nur mit Schlagworten um sich warfen, um das Kriegsfeuer durch die Deutschenbege zu schüren. In der Duma aber erhob sich nur ein Schrei, eine Stimme, denn es galt nicht allein mit der Regierung, sondern auch mit dem System der Regierung zu brechen, die Minister vom Parlament abhängig zu machen. Die Regierung jedoch blieb hartnäckig; sie ließ sich eine Zeitlang von den Abgeordneten schmähnen; dann vertagte sie die Duma (sagte sie auseinander, wie es damals in Rußland allgemein hieß). Die Julitagung verlief indes nicht völlig resultatlos, denn es kam zur Bildung einer fortschrittlichen Mehrheit — des progressiven Blocks. Nach dieser Episode verging längere Zeit. Die Duma blieb vertagt, aber die allgemeine Unzufriedenheit im Lande wuchs unausgesetzt. Das neue Jahr brach an; es brachte Rußland Erfolge auf dem türkischen Kriegsschauplatz. Nun durfte

die Duma nicht länger vertagt bleiben, denn die Stimmung des Landes hätte das nicht mehr vertragen. Jetzt konnte man die Abgeordneten auch wiederum versammeln, denn man hatte mit dem Fall von Erzerum einen Trumpf in der Hand. Dieser Umstand sollte das Volk beruhigen, während der Besuch des Zaren am Eröffnungstage in der Duma dem Ausland die Einmütigkeit von Volk und Regierung vor Augen führen mußte. An der Hand des Wortes Erzerum verhielt der Präsident Rodjanko in langer schwülstiger Rede den endgültigen Sieg. Da wirkte wie ein kalter Wasserstrahl, was der gemäßigte Oppositionsmann Schidloffski aussprach: Das Benehmen der Regierung hätte tiefgehende Veränderungen im Denken des Volkes hervorgerufen; wenn dieses trotzdem ruhig geblieben sei, so wäre das „auf Geheiß von dessen Vertretern“ geschehen. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Es war tatsächlich so, wie Schidloffski sagte. Im Februar dieses Jahres beginnt die Arbeit des progressiven Blocks. Im März ist das erste positive Resultat erreicht: die Einkommensteuer. Trotz Widerstandes der unter der Führung ehemaliger Minister, wie Maklaff, Makaroff und Schischeglowitoff stehenden Rechten durchläuft das Gesetz den Reichsrat und tritt damit in Kraft. So schreibt die „Ruskoje Slowo“ am 24. März: „Nachdem es 10 Jahre auf einer Untiefe gefessen hat, ist das Einkommensteuergesetz flott gemacht von der Flutwelle unserer durch die Kriegsnot erzeugten Einmütigkeit.“ In der Tat, endlich, nach 10 Jahren war eines der Ideale der ersten russischen Duma verwirklicht worden. Und man kommt das übrige. Betrachten wir die vom progressiven Block eingebrachten Entwürfe, Vorlagen und Zusätze, so haben wir nichts mehr und nichts weniger, als das Programm der ersten Duma vom Jahre 1906. Beginnen wir mit den kleineren Sachen, indem wir die wichtigsten derselben herausgreifen. Da ist zuerst der von Wolshin, dem Oberprokureur des heiligen Synods eingebrachte Entwurf einer Reform der orthodoxen Kirchengemeinden. Hierzu hat der Abgeordnete Lwow gleich in der ersten Kommissionsberatung den Antrag gestellt, auch diejenigen Punkte in den Entwurf aufzunehmen, die schon im Jahre 1906 von der Volksvertretung ausgearbeitet waren; diese zielen natürlich darauf hin, die Gemeinde vom „Synod“ unabhängig zu machen, weshalb sie auch von Wolshin nicht beachtet worden waren. Die Kommission nahm den Antrag an. Dann kommt eine Reform des Genossenschaftswesens, geplant zur Sicherung der Existenz unzähliger Kooperationsgesellschaften, die im letzten Jahrzehnt wie Pilze aus der Erde gewachsen sind. Dabei handelt es sich um zwei hauptsächlich Dinge: die Genossenschaften sollen nicht nur die materiellen, sondern auch die „geistigen“ Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigen dürfen. Es wird der technische Ausdruck „kulturell-aufklärende Tätigkeit“ benutzt, ein Schlagwort, das von den Wirren der Revolutionszeit her genügend bekannt ist. Zweitens: die Schließung der Genossenschaft kann nur durch richterlichen Spruch erfolgen. Also auch hier ist der Zweck kein anderer, als Ausschaltung jeglicher Bevormundung von Seiten der Bürokratie. Weiterhin folgen: eine Vorlage zur „Abänderung der Standesbeschränkungen“, indem die bisherige Bauerngemeinde aufzuheben hat, als solche zu existieren, und allen Landbewohnern gleiche Rechte und Pflichten zuerteilt werden sollen, und ferner, Hand in Hand damit, die Reform der „Gemeinden“. Bisher gab es Gouvernements- und Kreislandschaftsorgane, nun soll eine Gemeindefandtschaftsverwaltung, im russischen Ausdruck „Bolschegemestwo“, geschaffen werden, und zwar als Ersatz für die Bestimmungen des Ukas vom 5./18. Oktober 1906. Auf dem Wege einer Umbildung der Gemeindegereichte soll, nach Durchsicht der bisher bestehenden bäuerlichen Rechte, zur Gleichberechtigung aller Staatsbürger fortgeschritten werden, und mit der Gemeindefandtschaft als grundlegender Einheit entsteht dann der wirkliche Rechtsstaat. Diese Reformen bezwecken eine völlig unabhängige Selbstverwaltung; sogar die Landpolizei soll von der Gemeinde gewählt werden. Als letztes Glied dieser Kette folgt der „Verband der Landschaften und Städte“. Diese mächtige Vereinigung hat im August 1914 die Bestätigung des Zaren erhalten. Das genügt indessen keineswegs. Auch sie, die nach Möglichkeit für den Krieg

gearbeitet, kam zum Schluß, daß sie nur auf dem Wege der Befreiung vom Druck der Regierungsorgane ihre Tätigkeit voll entfalten könne, mitzuhelfen, Rußland vor dem Zusammenbruch zu retten und zum endlichen Siege zu führen. Auf Initiative der „Rabatten“ Maklakoff, Retrakoff, Schingarioff und Miljukoff ward der Duma ein Entwurf vorgelegt, in dem vor allem das Recht der juristischen Person gefordert wird. Die Vereinigung will der administrativen Gewalt entgehen und unter dem Schutz der Gerichte stehen. Sie will ferner das Recht haben, Verpflichtungen einzugehen, Verträge und Käufe abzuschließen, Land auf ihren Namen zu erwerben (sogar auf dem Wege der Zwangsenteignung), Darlehen und Hypotheken auf Mobilien und Immobilien aufzunehmen. Die Mittel des gewaltigen Apparates fließen aus regelrechten Beträgen der einzelnen „Semstwo“ und Städte, aus freiwilligen Gaben einzelner und veranfaßten Sammlungen, aus Beiträgen der Reichsstelle und Einkünften des mobilen und immobilien Besizes. Die Leitung endlich liegt in den Händen je eines Rats von Bevollmächtigten mit einem Vorsitzenden an der Spitze, sowohl für den Verband der Städte wie den der Landschaften. Denn es sind getrennte Körperschaften, die nur ein Gedanke vereinigt: der Bevormundung durch die administrative Gewalt zu entgehen. Indes, der Verband geht noch weiter. Er fordert das Recht, seine Vertreter als Beiräte in die einzelnen Regierungsinstitutionen senden zu dürfen.

Damit haben wir, selbst auf die Gefahr hin, durch Ausführungen von Einzelheiten zu ermüden, das Wichtigste der Aufgaben herausgegriffen, die sich die russische Duma gestellt hat. Aber es war notwendig, um zeigen zu können, welche Bedeutung den Vorgängen zukommt, die sich eben auf innerpolitischem Gebiet in Rußland, und zwar in Petersburg, abspielen. Was sagen wir nun dazu? Einer Kritik darüber, auf welcher Seite das Recht steht, wollen wir uns gern enthalten. Denn wir sind Zuschauer. Nach furchtbaren Niederlagen und Einbußen an Land, nach ungeheuren Verlusten auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens, bringt die Duma Vorlagen ein, die bereits auf dem Programm der ersten, zweiten und dritten Duma standen. Das sind Ereignisse von ungeheurer Tragweite. Im schwersten aller Kriege begriffen, von Nöten rings umgeben, treibt der progressive Block das Land in Kämpfe mit der Regierung, die nichts anderes als schwerste Verfassungskämpfe sind. Was heißt das? Wie wird das enden? Wer wird der Stärkere sein? Hören wir, was die „Retsch“ in einem ihrer Leitartikel dazu sagt. Die Zeitung beginnt mit den Worten Esasonows, der kürzlich einem Korrespondenten der „Times“ gegenüber geäußert habe: erst müsse der Krieg die Ziele und Aufgaben Rußlands im Orient vollenden, dann würde dasselbe in Ruhe an die Lösung seiner im Innern vorliegenden Probleme herantreten können, deren Grundlage eine gerechte Behandlung der Interessen all der verschiedenen Völkerschaften des Russischen Reiches sei; dabei müsse mit der Möglichkeit einer langen Dauer des Krieges gerechnet werden. Sodann wird das Verhalten Stürmers, des Ministerpräsidenten, angegriffen. Dieser habe schon am nächstfolgenden Tage seine verneinende Haltung durch eine offizielle Mitteilung des Ministeriums des Innern kundgetan: in Anbetracht der ganz besonderen Verhältnisse des gegenwärtigen Momentes müsse man bezweifeln, daß Reformen zeitgemäß seien. In Gegensatz dazu betont das führende Organ des progressiven Blockes, gerade die zurzeit herrschenden, ganz besonderen Umstände zwingen dazu, sich unter Anspannung aller Kräfte mit den Reformen zu beeilen, damit diese noch vor Beendigung des Krieges unter Dach und Fach kämen. Wenn, wie die Regierung selbst meine, die selbständige Betätigung von Männern der Landschaften und Städte während des Krieges unbedingt notwendig sei, so werde sich diese nach dem Kriege noch weit mannigfaltiger gestalten müssen; dann würde nämlich der Uebergang zu neuen Lebensbedingungen neue Arbeitsgebiete eröffnen, die äußerste Kraftentfaltung erfordern würden. Es handle sich darum, das Vergangene zu vergessen und mit sorgfamen Blicken in die Zukunft zu schauen, für die man den Boden vorbereiten und die Fundamente bauen müsse.

Liegen in diesem Kampf der Volksvertreter gegen die administrative Gewalt der Gouverneure, gegen das Ministerium des Innern, kurz gegen alles, worin sich das ganze System der Regierung verkörpert, liegen darin die Keime zum offenen Bürgerkrieg oder zur Schreckensherrschaft einer Diktatur? Diese Frage zu beantworten, ist unmöglich. Wir dürfen daher auch gar nicht an sie herantreten, denn wir würden doch nur im Finstern umhertappen. Gewiß sind diese inneren Kämpfe maßgebend gewesen für Rußlands vergebliche Offensiven. Siegreiches Vorgehen könnte die Regierung ungemein stärken. Wie stark fühlt sich die Regierung überhaupt? Gibt es einen Gradmesser dafür? Bezeichnend ist eins. Rußland ist während des Krieges das Land der Tagungen, der Kongresse geworden; sie sollten ersetzen, was in Jahrhunderten an Arbeit im Innern versäumt worden war. Und gerade in neuester Zeit klagen die Zeitungen wiederum ganz besonders vernehmlich über Verbote von Tagungen und Beratungen einzelner Organisationen und Körperschaften. Wurde doch sogar ein Archäologen-Kongreß verhindert, dessen Patron noch dazu Unterstaatssekretär eines Ministeriums war. Derartige Umstände sprechen nicht für Stärke der Regierung. Einen Schluß dagegen können wir mit Sicherheit aus den gegenwärtigen Kämpfen im Innern ziehen: der progressive Block, hinter dem der größte Teil des russischen Volkes steht, die Kriegspartei, die den Krieg gegen uns fortsetzen will bis aufs Messer und den letzten Blutstropfen, diese Leute fühlen sich der Regierung zum mindesten gewachsen, wenn nicht schon überlegen; denn sonst würden sie kaum in so schwere innere Kämpfe eingetreten sein, jetzt, inmitten des Weltkrieges.

Während dieser Aufsatz im Druck begriffen ist, erhalten wir die Nachricht von einer neuen Vertagung der Duma bis zum November dieses Jahres. Es ist klar, daß ein derartiges, scheinbar so einfaches und bequemes Verfahren der Regierung die allgemeine Unzufriedenheit im Lande nur steigern kann.

E. Bedmann / Gustav Freytag, Herzog Ernst von Coburg und der Reichsgedanke

Als Gustav Freytag seine Biographie des liberalen Staatsmannes Rathy vollendet hatte, schrieb er an den Herzog Ernst von Coburg, daß er dies Werk benutzte, um den Deutschen eine Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen, die sie über 1866 vergessen zu haben schienen: „daß nämlich nicht ein Mann und ein Waffengang allein die Grundlagen eines neuen Staates geschaffen, sondern daß viele in aufreibendem geistigen Kampf seit zwei Jahrzehnten daran gearbeitet haben“. Zu diesen geistigen Wegbereitern gehören in hohem Maße Gustav Freytag selbst und sein Freund, der Herzog. Mit heißem Enthusiasmus und nimmermüdem Mut haben diese beiden, der Fürst und der Dichter, die schweren Zeiten der Reaktion in sich und nach außen zu überwinden gesucht; immer wieder finden wir sie als echte Idealisten mit schöner, stolzer Hoffnung an der Verwirklichung der großen Ideen arbeiten, die als leuchtende Ziele vor den Besten der Nation standen. Der Briefwechsel der beiden, der sich über die Jahre 1853—1893 erstreckt, also über unendlich bewegte Zeiten, die Memoiren des Herzogs „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ 1888, „Freytags Briefwechsel mit Treitschke“ 1900 und seine „Politischen Aufsätze“ 1887 geben uns Gelegenheit, zu beobachten, wie die Ereignisse der Zeit sich spiegeln in diesen Männern, die Führende ihres Volkes waren.

Aus ihrer verschiedenen sozialen Stellung ergibt sich für ihre politische Auffassungsweise ein weitgreifender Unterschied. Freytag treibt Politik als Journalist und als Historiker. Mit großem Ernst faßt er seinen journalistischen Beruf auf, seine Artikel sind von großer Lebhaftigkeit, von oft dramatischer Kraft. Er hat ein scharfes Auge für die realen Verhältnisse, ist immer gut orientiert, sein Stil ist völlig frei von Phrase. Dabei hilft dem Beobachter der Gegenwart die genaue Kenntnis der Vergangenheit und der Rantische Blick für die großen Ideen, die sich wie lebendige Nerven

fäden durch das bunte Gewebe der Tagesereignisse ziehen. Daher frappiert sein gleichzeitiges Urteil oft durch seine Schärfe und Präzision, besonders wo er über Menschen urteilt. So ein Meisterwerk der psychologischen Darstellung ist z. B. seine Charakteristik Napoleons, dessen Politik er schon 1859 in ihren Bedingungen analysiert und so scharf begründet, daß selbst ein nachlebender Historiker kaum etwas hinzuzufügen hätte. Immer findet er am Schluß eine glückliche Formel für das Ausgeführte: so summiert er den Artikel über Napoleon in einem Vergleich mit Cromwell: Dieser beseelt und auf die Höhe getragen von dem lebhaften Empfinden seines Volkes, er selbst nur ein Stück von ihm — Napoleon dagegen Herr geworden durch seinen eigenen Willen; hätte er nicht den Einfall gehabt, Kaiser von Frankreich zu werden, so hätte Frankreich keinen Kaiser erhalten: es ist seine Willkür, daß er Frankreich regiert. „Und diese Selbstherrlichkeit, diese Freiheit von den gewöhnlichen sittlichen Voraussetzungen irdischer Tätigkeit, sie ist die größte Unfreiheit, welche die Handlungen des Kaisers beschränkt.“ So sieht Frentag zeitgenössische Geschichte immer schon mit dem Blick des Historikers, und wenn, nach Bismarcks Urteil, dies eine unerläßliche Bedingung für jeden aktiven Staatsmann ist, so doch sicher auch für einen, der öffentliche Meinung machen oder bilden will. Dies ermöglicht ihm auch, aus der Kenntnis von Vergangenheit und Gegenwart den sicheren Schluß auf die Zukunft zu ziehen, so daß seine Betrachtungen häufig in Weissagungen ausklingen, und wir Nachlebenden haben oft Gelegenheit, über das Zutreffende solcher Prophezeiung zu erstaunen.

So hat er als Journalist mit politischem Scharfblick die Ereignisse der Zeit beobachtet und beurteilt und die öffentliche Meinung klug zu beeinflussen gewußt; die Bühne politischer Tat hat er nach kurzem Auftreten im Reichstag von 1867 wieder verlassen, um seinen eigentlichen Beruf als Dichter seines Volkes nicht aufzugeben.

Sein fürstlicher Freund aber fühlte sich zum Volsen berufen: am liebsten hätte er wohl als Kapitän das große deutsche Schiff geleitet. Dadurch erklärt sich die ganz andere Art, Politik zu machen, die ihn von Frentag unterscheidet. Der Tadel allerdings, den er dem Freunde ausspricht, scheint unberechtigt: „anstatt Weltgeschichte zu machen, lauft ihr mit der Kritik hinten nach“. Auch Frentag trug sein Teil zum Machen der Weltgeschichte hinzu, wenn anders diese von den großen Ideen getragen wird, die in der Nation lebendig sind. Aber das ist richtig: wer selbst am Steuer steht, muß häufig — um hier eine Klippe zu umgehen, dort einer Sandbank auszuweichen — den Kurs des Schiffes ändern, muß je nach der augenblicklichen Windrichtung die Segel einstellen und kreuzen, um endlich doch den Hafen zu erreichen. So finden wir beim Herzog häufiger ein Schwanken auf dem Wege zum ersehnten Ziel deutscher Einheit: er legt sich nicht auf eine Methode fest, und er hat gewiß recht, wenn er dem Freunde entgegenhält: „Wenn man reformieren will, darf man die Spezialia nicht im Auge haben, dadurch sind wir stets gescheitert. Wer weiß, wie die Geschichte fallen werden, wie Europa sich krümmen wird! Im allgemeinen muß der Plan feststehen von dem, was man will. In einer jeden Konstellation, jeder großen, will ich sagen, liegt etwas Gutes für uns; wir dürfen uns nicht auf einen bestimmten Plan endoktrinieren und die Hände ruhen lassen, bis die Konstellation ihm günstig wird.“

So ergreift er immer rasch die Initiative, reißt an die verschiedenen Höfe, gibt erwünschten oder unerwünschten Rat, schreibt Broschüren und Druckschriften, die immer offen und kühn seinen Standpunkt offenbaren, und ist in all diesen Jahren so etwas wie der unverantwortliche Minister Europas.

Diese Verschiedenheit der Auffassung der beiden Freunde tritt uns immer wieder entgegen in ihrer Stellungnahme zu den politischen Ereignissen ihrer Zeit.

Aus den Jahren 1848/49 hatten sie eine tiefe Enttäuschung mitgenommen, einen großen Zorn über das um seine Revolution betrogene Deutschland, und eine mitleidige Verachtung der Hilflosigkeit des Bundestages. Sie sehen nun die Pflicht jedes gebildeten Deutschen darin, im stillen weiter zu arbeiten, die öffentliche Meinung vorzubereiten auf den endlichen Befreiungsakt, an

den sie beide mit trozigem Idealismus festhalten. In diesem Sinne arbeitet Frentag seit dem Juli 1848 mit seinem Freunde Julian Schmidt zusammen als Redakteur der „Grenzboten“. Mit prophetischem Blick verkündet er eine Neugestaltung Deutschlands zu einem parlamentarisch regierten einheitlichen Bundesstaat, in der Preußen die Führung übernehmen, aus der Oesterreich mit allen seinen Ländern auscheiden muß. In derselben nationalen Gesinnung, mit dem Gefühl der Verpflichtung gegen die Zukunft Deutschlands tritt er dann im Frühjahr 1853 in den literarisch-politischen Verein ein, den der Herzog Ernst von Coburg-Gotha ins Leben rief. Dieser Verein, aus der eigensten Initiative des Herzogs hervorgegangen und gegründet gemäß einer von ihm selbst entworfenen Denkschrift, sollte kämpfen gegen die Revolution sowohl wie gegen die Reaktion. Jedes Mitglied soll durch literarische Tätigkeit oder durch Geldbeiträge den Weg bereiten helfen. Frentag stellt sich bald mit ganzem Interesse in den Dienst der Sache, er wird mit Dunder Vetter des Pressebüros, das die Zeitungen mit politischen Nachrichten versorgt, schreibt Artikel, gewinnt neue tüchtige Mitarbeiter überall in Deutschland, übernimmt zum Teil auch die mühsame technische Leitung. Es gilt der Kreuzzeitungspartei entgegenzuarbeiten, liberale Führer zu finden, um die das Volk sich scharen kann, den Glauben an eine liberale Zukunft wachzuhalten, den nationalen Willen zu stärken, die Presse zu stützen. In diesem Sinne verbreitet der Verein auch Broschüren und Flugblätter.

Es ist hier nicht die Aufgabe, der Tätigkeit des Vereins im einzelnen nachzugehen, es handelt sich für uns nur darum, zu zeigen, in welchem Sinne und mit welchen Absichten er gegründet wurde.

Die größte politische Meinungsverschiedenheit zwischen den Freunden, die sie bis 1866 hin immer wieder erörtern, ist ihre Stellung zu Preußen resp. Oesterreich. Frentag sieht in Preußen das einzige noch eigentlich gesunde Staatswesen: 1848 erwartet er von Preußen allein die Rettung Deutschlands. Er hält an diesem Glauben fest trotz 1849, trotz 1850, trotz der langen und bogen Reaktionsjahre bis 1859 hin. Dieser Glaube ruht auf einem sicheren historischen Verständnis des preußischen Staatslebens; er glaubt nicht an eine öffentliche Meinung in Deutschland, nicht an die Beschlüsse des Bundes. Nur in Preußen gibt es noch ein auf Dankbarkeit und eine große Vergangenheit gestütztes Verhältnis zwischen Regierung und Volk: nur hier Stolz, Opferfähigkeit, ein Staatsleben. Und so kommt er zu dem Schluß, der der vornehmste Satz seines politischen Kredo bleibt: nur durch den preußischen Idealismus kann Preußen selbst und auch Deutschland gerettet werden. „Überall wo anders sind tüchtige Männer; dort allein ist eine Nation im Werden.“ — Auch er zieht in den 50er Jahren mit Schrecken und zornigem Händeballen auf das preußische Regiment der Manteuffel und Gerlach: er rät sogar zur offenen Empörung unter dem Prinzen von Preußen, — aber daß Preußen der erwartete Erlöser Deutschlands sein wird, ist ihm dennoch keinen Augenblick zweifelhaft.

(Schluß folgt.)

Alfred Rneher / Erlebnis

Drei Stunden war er in der Heimat. Er trug noch den Staub der Front auf den Stiefeln, als er langsamen Ganges die Bahnhofshalle betrat. Er sah nach der Uhr und zwang sich, länger als nötig auf das kalte Zifferblatt zu blicken, drehte ruhig den Kopf zurück und verglich seine Taschenuhr. Niemand brauchte um seine Erregung zu wissen. Niemand!

Der Zug, der sie bringen sollte, mußte jede Sekunde einlaufen. Ein halbes Jahr hatte er im voraus dieses Augenblicks Fülle ausgekostet, sich nach ihm gestreckt, hatte ihn tausendmal in seinem Hirn herumgewälzt. Er hatte daran gehangen in den verzweifeltsten Lagen, bei Sieg und Lust. Jetzt war er da. Nein, noch nicht — er dachte nicht weiter, kniet gewaltsam diesen Gedankengang ab und ging weiter, nicht rascher als zuvor.

Seine Hand bebte verhalten, als er mit erzwungener Gelassenheit den Beutel öffnete, einsteckte und das Geldstück in den Automaten warf. Es dünkte ihm eine große Zeitspanne, bis die Bahnsteigtarte herausfiel. Mechanisch reichte er sie dem Beamten, an dem er vorbeisah, und fühlte im Weitergehen nur flüchtig dessen fragenden Blick. Er starrte unverwandt in die helle, weitgespannte Bogenöffnung, die mit Sonne überschüttet war, und ging, als sei er allein, ohne Gedanken den Bahnsteig hinab, der ihm lang schien, so lang wie noch nie. Borne flimmerte Hitze über gleißenden Schienen, schoben Rauchschwaden und schwerfällige Maschinen trug durcheinander. Er sah es gleichsam an sich vorübergleiten, schwach, fern, verschwimmend, ohne Anteil daran zu haben. Müde langte er bei den Wartenden an. Der Zug! Der Gedanke durchzuckte ihn wie ein kalter Strahl, stieß ihn hart aus seiner Mattigkeit. Er wachte auf. Und da war es wieder: alles fiel von ihm ab, die ganze maßlose Spannung und Freude und Glückseligkeit — alles löste sich, stürzte, schmolz, fror in ihm zusammen, und leer und kahl stand er da, fremd. Ein fröstelnder Schwindel überlief ihn.

Da richtete er sich scharf und steil auf und spannte seine Muskeln und ging mit fester Ruhe dem Zug entgegen, der anraste. Kaum stand dieser, sprang sie leichtfüßig aus dem Wagen, trat ihm mit vollem, feuchtem Blick entgegen, der ihn leis schmerzte. Fast gleichgültigen Gesichts, in alltäglichem Ton fragte er, wie es ihr ginge, nahm das Gepäck und schob sie mit zarter, zitternder Berührung aus dem lauten Gedränge. Sie schritt voran, und er verschlang ihr Bild, den Fluß der Glieder, den Zauber jeder kleinsten Bewegung, trank viele Schritte lang den duftigen, schwebenden Rhythmus, in dem der weiche Saum des weißen Kleides gleich einer Welle um die feinen Knöchel schwang. Sie wandte sich um, und er lächelte wortlos, während es von neuem heiß in ihm emporzuschlug. Doch er kannte sich, zwang mit gewaltsamem Druck alles in sich hinab und fühlte seine Sicherheit wiederkehren, indessen sie ihm wenige gütige, freundliche Worte zusprach. In der Straßenbahn gab er kein Trinkgeld. Er war wieder Herr seiner selbst. Nur als sie zu Hause im Halbdunkel leicht und spielend die Stufen vor ihm hinaufflieg, als er die ganze unsagbar reine Anmut ihres Wesens schauen mußte, da packte es ihn nochmals mit furchtbarer Macht, die Schweigende an sich zu reißen. Er aber stemmte sich verhaltenen Atems dagegen, preßte mit unerhörter Anstrengung das Geländer, daß es laut stöhnte, und so überwand er auch dieses.

Denn er fühlte zuinnerst, daß er für sein Glück nicht reif sei, daß seinen Weg eine mächtige, dunkle Hemmung sperre, die er nicht ergründete, jetzt aber noch nicht zu überwinden vermochte. —

Zwei Minuten später saßen sie frei und ruhig plaudernd im Zimmer, als wäre nichts geschehen.

Anja v. Mendelssohn / Der Einsamen

Begreif es tief: Nicht ist dein Teil, in Wettern
Und Gotteskämpfen Schwert an Schwert zu schmettern,
Und nicht dein Teil, in übermächt'gen Stößen
Des letzten Mutes nackte Kraft entblößen, —
Gebot ward dir, auf Höhen einsam ragend,
Der Wolken Flug, der Berge Schwung befragend,
Nicht zitternd, doch bereit, das Neueste zu leben,
Die Seele deiner Seele hinzugeben.

Gottfried Traub / Trozig

Wer weiß, wie weit die Wellen einer guten
Tat schlagen.

Gastler an der Gruft von D. Wolff.

Sie war müde geworden. Bei allem Gutes tun kam ja doch nichts heraus. Und etwas möchte man doch auch sehen, eine Wirkung, eine Äußerung; das ist ein verständlicher Wunsch. Trotz aller Ueberzeugung, daß das Gute seinen Wert in sich selbst trägt, es muß doch äußerlich gestalten und Neues formen. Sonst möchte man verzweifeln. Weil sie so wenig Erfolg sah, wurde sie matt und zweifelte allmählich, ob es nicht klüger wäre, wie die große Masse hinzuleben. Da erinnerte ich mich der eigentümlichen Hörerscheinung, wonach Kanonendonner hinter der Front in gewissen meßbaren Zonen zu hören ist, in anderen verschwindet. Es kann sein, daß eine rückwärts stehende Abteilung das Feuer hört, das die näher liegende gar nicht vernommen hat. Solche schweigenden Zonen sind für den Kenner der Natur eine bekannte Erscheinung. Solcher schweigenden Zonen gibt es ebenso im geistigen Verkehr. Man ärgert sich, daß man oft gerade da, wo man's am ehesten erwartete, keinen Erfolg erzielt, und einstweilen hat die Welle anderswo sich sichtbarlich bewegt. Niemand kann abschätzen, wie und auf wen er wirkt. Wohl aber muß er überzeugt sein, daß er wirkt. Nichts geschieht umsonst. Wir bergen in uns selbst die Einflüsse hunderter Ereignisse und Duzender Menschen, von denen wir kein scharf umrissenes Bild haben. Ein sogenannter Zufall löste oft die erstaunlichsten Wirkungen aus. Daneben gehen die stillen Wirkungen von Geschlecht, Blut, Erziehung unbewußt, aber übermächtig einher. Wer will abmessen, ob man gewirkt oder nicht, ob ein gutes Samenkorn verwehte oder Frucht trug?

Nein. So kommen wir nicht weiter. Am allerwenigsten in diesen Wochen. Heute ist die Empfänglichkeit und Aufgeschlossenheit unter den Volksangehörigen größer als je. Die Wirkung jedes lahmen, mißmutigen Wortes ist ebenso ungeheuerlich wie die einer frischen Aufmunterung. Am meisten wirkt die unaufgeregte lebendige Sicherheit, die sich im Weltengrund geborgen weiß und darum durch nichts in ihrer Zuversicht auf den Sieg der guten Sache draus bringen läßt. Wir werben heute um solche Bundesgenossen unübertriebener, aber innerlicher Kraft. Sie sind uns nötig. Das Kleinliche ist immer geschwächiger als das Große. Das Sein redet wenig; der Schein lebt vom Sichdarstellen. So verfällt man leicht in die Befürchtung, daß das Große, Echte verschwunden sei. Es ist trotzdem da. Es wirkt. Wir sehen es heute noch, und wieder doppelt, an allen Ecken und Enden, und freuen uns dieser Männer und Frauen. Unerfaßbar sind die Wirkungen einer tapferen Seele; unheimlich die Verwüstungen der Nichtsnutzigkeit. Wäre es besser, wenn die Wellen nur in einer Richtung fließen und die Wirkungskraft nur für das Gute zurückbehalten würde? Dann fehlte ihm die Probe, die alles Echte stählt, der Kampf. Im Ringen allein soll's sich bewähren und bewährt es sich. So hadere man nicht mit den Gesetzen des geistigen und geschichtlichen Lebens! Wir ändern sie nicht. Nützen wir sie aus nach der Richtung, die wir wünschen, und stellen sie in den Dienst der guten Kraft!

Die nächsten Wochen bedeuten für uns Deutsche auf allen Gebieten die höchste Kraftanstrengung. Wer will da erlahmen? Nichts Unerwartetes liegt in dem gemeinsamen Ansturm aller Mächte. Je toller es wird, desto trotziger reißt sich unser Stolz. Die Rechnung auf unsere Ermattung

ist falsch. Jeder muß davon zeugen in Wort und Tat. Gestrenge Herren regieren nicht lange — so wird dem wahnfinnigen Ansturm ihr doppeltes Ermatten folgen. Dann sind wir die Herren. Dazu verpflichtet uns die Geschichte der Väter, das Blut unserer Besten, der Wille zu höheren Aufgaben für die Zukunft. Drum hilf, Sorge, freue dich deines deutschen Volkes! Wer weiß, wie weit die Wellen einer einzigen guten Tat schlagen?

Soziale Bewegung

Arbeitergedanken im Weltkriege. In einem führenden christlich-katholischen Arbeiterblatt, der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“, finden wir folgende nachdenkliche Ausführungen eines Landwehrmannes aus dem Arbeiterstande: „Hat nur der Krieg nach außen das Anrecht auf den inneren Frieden? Ein gewisses Unbehagen beschleicht uns in der Arbeiterbewegung, wenn wir an manchen Vorgang der Vergangenheit zurückdenken. Wir haben es ehrlich gemeint, suchten lediglich die Vermittlung berechtigter Forderungen mit duldbarer Rücksichtnahme auf die andern Stände. Welche Hindernisse wurden uns dabei oftmals bereitet? Nicht einmal die allgemeine Anerkennung des Koalitionsrechts war zu erreichen.“ „Man schelte nicht zu sehr auf die widerrechtlichen Zielpunkte unsrer Gegner im Weltkriege, wir haben in unserm innerpolitischen sozialen Leben ähnliche Vorgänge erlebt. Die schwarzen Listen Englands, mit denen unser deutsches Wirtschaftsleben zur Schädigung vorgemerkt ist, waren bei uns in der Anwendung gegen die Arbeiter längst bekannt. Wie mancher Arbeiter, der um die Gesamtheit ein besseres Los verdient hätte, irrte von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte, überall gedrückt und geschoben, nirgends lange geduldet, nur weil er sich eine offene, aber berechnete Kritik erlaubte. Die Intelligenz der Arbeiterschaft wurde als „gefährlich“ empfunden!“ „Man fragt und fragte, welchen Zweck die Arbeiterbewegung verfolge? Die Anerkennung und die Gleichberechtigung in der Gesellschaft, Anteilnahme an den Gütern des Lebens und der Kulturerwartungen der Nation — das sind nur wenig Worte, doch von ungeheurer Tragweite. Das Vaterland, für dessen Erhaltung wir heute gemeinsame und gleiche Opfer bringen, ist Eigentum der Gesamtheit. Wir alle haben Anteil an dessen Schutz und Hilfe, an den Schönheiten und andern Gütern, die es bietet. . . . In diesem Augenblicke, wo uns alle ein heiliger Zorn erfasst hat gegen die niederträchtige Ausbeutungspolitik unsrer Gegner, die das deutsche Volk auf die Knie zwingen soll, darf einmal darüber nachgedacht werden, was den gedrücktesten Stand der Gesellschaft durchdringt, wenn er im Kampfe ums Dasein seine wenig beneidenswerte Lage zu verbessern sucht, einen körperlich und geistig erträglichen Zustand erstrebt und allseitig darin Hemmung und Widerstand findet. . . . Ebenjowenig wie das deutsche Volk von Englands Gunst und Gnade abhängig sein soll, darf die deutsche Arbeiterschaft die Broden sammelstelle der Gesellschaft sein.“

Zwei freisinnige Führer in Baden †.

Aus Baden wird uns geschrieben:

Einer der eifrigsten und angesehensten Vorkämpfer der Anschauungen der Fortschrittlichen Volkspartei im Großherzogtum Baden, Rechtsanwalt Paul Frühauf in Karlsruhe, erlag jüngster Tage einem Hirnschlag im 54. Jahre. Sohn eines Koblenzer Postdirektors, wirkte er seit 1890 als Rechtsanwalt zu Karlsruhe, ein gesuchter Verteidiger, auch Vorstandsmitglied der badischen Anwaltskammer. Der Schwerpunkt seines Wirkens lag auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens, wo er eine äußerst rege Tätigkeit entfaltete. 1890 stand er in Baden bei der Begründung der Freisinnigen Partei und kandidierte 1893, 1898 und 1903 daselbst in ausichtslosen Kreisen lediglich aus Pflichtgefühl. 1901 bis 1908 vertrat er den Wahlkreis Karlsruhe im badischen Landtag und trat da vor allem, wie schon früher, für die Reform des badischen Eisenbahnwesens und für eine gerechte Reform des badischen Steuerwesens ein; er war einer der frühesten Verfechter des badischen Kilometerheftes. Eine rege Tätigkeit entfaltete Frühauf ferner als Stadtverordneter seit 1893, auch in vielen Kommissionen nach oben und unten unerschrocken seinen Standpunkt vertretend. Den aufrechten Mann, untadligen Charakter und guten Menschen betrauern heute auch politische Gegner. — Im 78. Lebensjahr entschloß zu Freiburg i. Br. Rechtsanwalt Gustav Frommherz, der als Mitglied des Bürgerausschusses seiner Vaterstadt Freiburg in verschiedenen Ehrenämtern mit Erfolg und Anerkennung jahrelang diente. Ein ausgesprochener Befürworter politischen Freisinn, leitete er längere Zeit die örtliche Organisation der Partei in Freiburg und hat durch seine Vorarbeit ein wesentliches Verdienst daran, daß der vielumstrittene Reichstagswahlkreis 1912 erobert wurde. Wir betonen, daß beide Männer

namentlich auch auf kommunal- und sozialpolitischem Gebiete unermüdet tätig waren und für ihre gemeinnützigen Leistungen große Anerkennung gefunden haben.

Büchertisch

Fürst von Bülow: **Deutsche Politik.** 1916. Berlin, Reimar Hobbing. XVI u. 359 S. geb.

In Nr. 16 der Hilfe erinnerten wir in einem Aufsatz Kontinentalpolitik und Weltpolitik an die Arbeit des Fürsten Bülow über deutsche Politik, die Anfang 1914 in dem Sammelwerk: Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. erschienen war. Wir bedauerten, daß das Studium der Gedanken des hervorragenden Staatsmannes durch den Krieg unterbrochen worden war und entnahmen der Schrift Urteile über die Kernfrage der Politik Deutschlands, die ihre Wahrheit dauernd behalten. Inzwischen ist die erwünschte Neubearbeitung der Bülow'schen Schrift erschienen. Der Verlag verdient Dank, sie als besonderes Buch zu guter Stunde herausgegeben zu haben. Bülow spricht übrigens keineswegs nur von äußerer Politik; innere Politik, Parteipolitik, Ostmarkenfrage, Wirtschaftspolitik werden ausführlich behandelt. Dem 4. August wird durch Revision aller Urteile voll Rechnung getragen. Im Vor- und Schlußwort wird die Entwicklung bis zur Gegenwart durch den Krieg fortgeführt. Ein Kapitel: Wehrkraft und Militarismus beschäftigt sich mit den Urteilen des feindlichen Auslands über diese Wesenheit unseres Volkes und Staates. Schotte.

In aller Kürze erscheint im Xenien-Verlag zu Leipzig eine Monographie über **Hugo Salus** von Dr. Helmut Wode. Der Künstler, der durch seine feinsinnige Lyrik in weiteren Kreisen bekannt ist, feiert im Sommer seinen 50. Geburtstag. Das Buch enthält eine autobiographische Skizze des Dichters, ist mit einem Bildnis und einem Facsimile geschmückt und gibt Auskunft über Leben und Schaffen des Künstlers.

Freiwillige Gaben:

Für **Feldabonnements** der „Hilfe“ an bisherige Freilempfänger: je 1 M.: Frau L. in St., Lt. d. R. F. im Felde, Unteroff. St. im Felde, Lehrerin R. C. (für Stabsarzt Dr. A.), je 2 M.: Fr. A. in Sch., Off.-Stellb. M. im Felde, Freiw. Str.-Pfl. L. im Felde, 2,50 M.: Rektor S. in R., je 3 M.: Fr. D. in Sch., Zahlmst. B. im Felde, Wachtmst. B. im Felde, Lt. M. im Felde, 4 M.: Wige-wachtmst. R. im Felde, je 5 M.: Wfr. M. in St., Feldpred. M. im Felde, Fr. B. in W., 12 M.: Unterzahlmst. L. im Felde, 13 M.: J. H. C. in F.

Kriegs- und Heimatronik: Major G. im Felde 10 M.

Bücher für Armee und Marine: G. L. in Berlin: 7 Bücher, Reg.-Baumst. B. in Kiel: 4 Bücher und verschiedene Zeitschriften, R. in W. 1 M., Fr. Dr. A. in Sch. 5 M., Leuth. B. im Felde 5 M.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Aus **Strasbourg i. El.** ist eine Postschekzahlung von 3,50 M. vom 30. 6. ohne Angabe des Abenders eingegangen. Der betr. Leser wird inzwischen unsere Nachnahme für das 3. Vierteljahr erhalten haben, weshalb wir hier darauf hinweisen, daß der Betrag nicht gutgebracht werden konnte.

Soldatenheime und Lazarette erhalten die „Hilfe“ in einem Exemplare kostenlos weiter, weil die Bundesratsverordnung dies ausdrücklich gestattet. Sonstige Geld-Sendungen der „Hilfe“ können aber nur gegen Verechnung ausgeführt werden.

Empfangsbestätigungen für die aus dem Felde eingehenden Beträge von 1 M. für das Feldabonnement können wir nicht einzeln versenden. Der Eingang der Nummern muß als Bestätigung dienen.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Das Baltenbuch

Die baltischen Provinzen und ihre deutsche Kultur. Mit Beiträgen hervorragender Balten, wie Adolf von Arnack, Theodor Schiemann, Georg Dehlo u. a. herausgegeben von Paul Rohrbach. Mit über 100 Bildern. — Preis 2,20 M., gebunden 3,50 M. Es erschienen ferner: „Die deutsche Kriegskolonie“ v. Konteradmiral Goltzhauser und „Der Seekrieg“ von Kapitän J. S. Perleus, mit zusammen über 300 Bildern. — Preis je 2,20 M., geb. 3,50 M.

Der Gelbe Verlag in Dachau bei München.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Nets das Rückporto beizufügen.
oooooooooooooooooooooooooooo
Vierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsschalter der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lügow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
oooooooooooooooooooooooooooo
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Mellemzeile 1,50 M.,
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
oooooooooooooooooooooooooooo

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
familiäre Annoncen-Expeditionen
oooooooooooooooooooooooooooo

Schluß der Anzeigen-Akademie:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Bulgarien und Mittel-
europa. — **Professor Dr. Franz v. Liszt, M. d. R.:** Meeres-
freiheit und Seefriegsrecht. — **Gertrud Bäumer:** Kulturkritik
und volkswirtschaftliche Tatsachen. — **E. Bedmann:** Gustav
Freitag, Herzog Ernst von Coburg und der Reichsgedanke. —
Paula Hind: Dicht hinter der Front. — **M. H. Kunze:**
Reisendes Kornfeld 1916. — **Johann Warten:** Dem Göt-
tlichen ein Lied. (Gedichte.) — **Gottfried Traub:** Altertümer.
— Soziale Bewegung. — Sprechsaal. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 9. Juli.

Eine volle Woche lang tobt nun schon die Sommer-
schlacht an der Somme, und zwei lange Wochen bereits
sind es her, seit der eiserne Wolkenbruch des Trommelfeuers sich
dort über unsere Gräben ergießt. Den Erfolgen der ersten Tage
haben die Engländer nichts, die Franzosen nur wenig hinzuzu-
fügen vermocht. Unsere Infanterie hält aus und holt trotz der
viel geringeren Zahl hier und da schon jetzt wieder, was die Massen-
stut im ersten Anprall hatte wegschwemmen können.

Die gestrigen Angriffe der Engländer zwischen Ovillers und
dem Walde von Mametz sind trotz ihrer Massenhaftigkeit gescheitert.
Ein gemeinsamer Angriff der Engländer und Franzosen auf das
Wäldchen von Trônes und das Dorf Hardecourt hat dagegen nach
sechsmaligem vergeblichen Sturm schließlich den Erfolg gehabt, daß
die Gegner in das Dorf eingedrungen sind. Eine bedeutsame Ver-
schiebung der Front, die den Kräfteeinsatz und -verlust auch nur
einigermaßen wettmachen könnte, ist damit nicht erreicht. — An
der ganzen übrigen Westfront stellenweise artilleristische Feuer-
überfälle, Gasangriffe und Patrouillengefächte.

Im Osten Ruhe an der Hindenburgfront, Fortsetzung der
starken, aber vergeblichen Russenangriffe im Bereich der Armeen
Leopolds von Bayern und Linsingens, und in der Bukowina Vor-
dringen der Oesterreicher über die Moldawa. An der italieni-
schen Front vergebliche Angriffe gegen den Götzer Brücken-
kopf, im übrigen nur Geschützfeuer, aber keine nennenswerte In-
fanterieleistigkeit. Die Kraft der Italiener, die sich in der letzten
Woche ganz unverhältnismäßig stark ins Zeug gelegt hatten, scheint
am Erlahmen zu sein.

Montag, 10. Juli.

Die Engländer wollen offenbar die Vorwürfe der Franzosen,
nicht annähernd gleichen Schritt mit ihnen gehalten zu haben, nicht
auf sich sitzen lassen, schieben von Tag zu Tag größere Massen
vor und bringen dabei ganz außerordentlich schwere Blutopfer.
Bis jetzt ohne jeden Erfolg. Auch gestern wieder sind alle ihre
dicht aufeinander folgenden Sturmwellen am deutschen Widerstand
völlig zerbrochen; einem deutschen Gegenstoß ist es sogar gelungen,
sie aus dem Walde von Trônes ganz wieder hinauszumerfen. Die
Franzosen haben in dem Anschlußstück ebenfalls ohne Erfolg ge-
kämpft; La Maisonette und Barleug sind ihnen im Sturm wieder

entrisen worden, und auch aus einem Teil des Dorfes Hardecourt
haben sie zurückweichen müssen. Südlich der Somme dagegen
haben sie den Keil, den sie in der Richtung auf Péronne vorge-
trieben haben, noch weiter vorwärts zu schieben vermocht; das
Dorf Biaches, hart an der Somme, gegenüber Péronne, ist jetzt
in ihrem Besitz. Der Keil kann für sie aber zu einem mit Ab-
schneiden bedrohten Zwickel werden, da es ihnen trotz heftigster
Anstürme bei Barleug und Belloz nicht gelungen ist, die Eindruck-
stelle zu verbreitern.

An der russischen Front haben sich gestern keine größeren
Ereignisse zugetragen. Es scheint so, als ob jetzt Linsingen den
schwersten Druck abzuwehren hätte, schwerer selbst als Bothmer,
gegen den die Russen schon um die Sicherung ihrer bukowinischen
Erfolge willen bisher am heftigsten anranneten. Die Angriffe
gegen Linsingens Truppen sind auch gestern wieder ergebnislos
gewesen.

Die Italiener haben sich noch einmal zu einem kräftigen Vor-
stoß aufgerafft. Namentlich zwischen Brenta und Etsch hat es
erbitterte Kämpfe gegeben. Vergebliche Stürme südöstlich der
Cima Dieci haben den Alpini ungeheure Verluste eingetragen; an
einer Stelle liegen über 800 tote Italiener vor den österreichischen
Gräben. Bei einem Angriff auf den Monte Corno haben Alpini
anfangs Glück gehabt, sind aber durch einen Gegenstoß von Tiroler
Landeschützen sofort wieder zurückgeschlagen worden und haben
dabei 455 Gefangene verloren. — Der österreichische Kreuzer
„Novara“ hat in der Straße von Otranto fünf englische armierte
Ueberwachungsdampfer versenkt.

Dienstag, 11. Juli.

Den heutigen Tag wird man sich einprägen müssen; er hat uns
eine Nachricht gebracht, die in der Geschichte mitten im Getöse
der Kriegereignisse ihren besonderen Klang behalten wird. Ein
deutsches Unterseeboot, das nicht für Kriegszwecke, son-
dern nur als Fracht- und Handelschiff eingerichtet ist, hat die
englische Blockade gebrochen, den Atlantischen Ozean durchquert
und ist — vergebens verfolgt und gesucht von 20 französischen
und englischen Kreuzern — im Hafen von Baltimore eingetroffen.
Das Schiff gehört einer eigens gegründeten Gesellschaft, der Deut-
schen Ozeanreederei in Bremen, die sich unter Führung des be-
kannten Baumwoll-Großkaufmanns Lohmann und des General-
direktors Heinemann vom Norddeutschen Lloyd den Untersee-Uebersee-
handel zur Aufgabe gemacht hat. Das Schiff, das den Namen
„Deutschland“ trägt, hat den Amerikanern schmerzhaft vermifste
deutsche Chemikalien gebracht und wird uns als Rückladung Nadel
und Kautschuk holen. Es heißt, daß das Schiff auf einer Fahrt
so viel Kautschuk bringen kann, daß damit mehr als der gesamte
Monatsbedarf des deutschen Heeres gedeckt ist. Ein zweites Schiff
gleicher Bauart „Bremen“ soll bereits unterwegs sein. Es ist
also die Möglichkeit gegeben, daß diese neue Wunderleistung der
deutschen Schiffbaukunst und Motorentchnik uns von den größten
Sorgen befreit, die uns die englische Blockade gebracht hat. Kann
man sich wundern, wenn nun von den Engländern der Versuch ge-
macht werden wird, dies Unterseeschiff als Kriegsschiff zu ver-
dächtigen?

An der Somme das gleiche Bild wie an den Tagen
zuvor. Wütende Massenangriffe der Engländer und Franzosen,
unbeschreiblich tapferer Widerstand der Deutschen, und außer un-
erhörten Menschenopfern ist alles beim alten geblieben. Regere

massen, von den Franzosen gegen die Höhe von La Maisonnette vorgetrieben, sind vor dem Feuer der deutschen Infanterie und zum Teil vor ihren Bajonetten zerstoßen wie Spreu vor dem Winde. Angriffe auf Bellow und Soyescourt sind durch die deutsche Artillerie schon im Keime erstickt worden. Es ist also den Franzosen wieder nicht geglückt, die auf Péronne zu vorgeschobene Ausbuchtung ihrer Front durch Abrundung zu sichern. Der gestrige Tag hat über 300 Engländer und Franzosen als Gefangene in die Hände der Deutschen gebracht.

Im Osten hält der schon gestern vermerkte Zustand verhältnismäßiger Ruhe an. Die Russen haben die fehlenden Erfolge sich einmal wieder durch dichterische Phantasie zu beschaffen gewußt, indem sie die Räumung der Stadt Pinsk meldeten. Gewiß ist Pinsk einmal geräumt worden; aber das ist schon lange her, und die es räumten, waren die Russen. Seitdem ist Pinsk unbestritten in deutschem Besitz. Auch jetzt! In den immer noch schweren Kämpfen an der Stochodlinie und namentlich in dem Abschnitt beiderseits der Bahn Rowel—Rowno haben die abgeschlagenen Angriffe der Russen große blutige Verluste und bei Hulowicz etwas Raumverlust eingetragen. Die Russen freilich berichten ihrerseits von hohen Gefangenenziffern. Sie wollen in dieser Gegend seit dem 4. Juli über 12 000 Gefangene gemacht haben; und neben solchen Zahlen heißt es triumphierend von einem Gefecht am Stochod: „Wir machten hier Deutsche zu Gefangenen.“ Das scheint also ein besonders geschätztes, seltenes Glück zu sein.

Mittwoch, 12. Juli.

Engländer und Franzosen setzen ihre Angriffe an der Somme mit gleich bleibender Hefigkeit fort. Der Kampf der Engländer gipfelt wieder in Angriffen auf Contalmaison, den Wald von Ramez und das Wäldchen von Trônes. Ein Vergleich der beiderseitigen Berichterstattung scheint zu ergeben, daß hier Stoß und Gegenstoß aufeinanderfolgen, wobei mit wechselndem Glück gefochten wird. Im ganzen ist die Linie hier nicht verändert worden. Südlich der Somme haben die Franzosen durch einen groß angelegten Angriff den Versuch gemacht, ihren auf Péronne vorgeschobenen allzu spitzen Keil zu verbreitern; dieser Angriff ist auf der ganzen Front von Bellow bis Soyescourt vollkommen zusammengebrochen. Ebenso ist ein Angriff auf La Maisonnette und Barleux gescheitert. Das gleiche Schicksal haben andere Angriffe in der Champagne östlich von Reims, im alten Gefechtskrater bei Massiges und nordwestlich von Flirey. — Während sich so die deutsche Verteidigung an der Somme und zugleich an der ganzen übrigen Front allen Anstürmen gewachsen zeigt, hat sich zugleich vor Verdun die deutsche Angriffskraft wieder einmal glänzend bewährt. Rechts der Maas haben sich deutsche Truppen aus der Richtung „Kalte Erde“—Thiaumont—Fleury und Feste Baug—hohe Batterie von Damloup in kräftigem Vorstoß näher an die Panzerfesten Souville und La Cauffée herangearbeitet, dabei 2145 Gefangene gemacht und starke Gegenangriffe glatt abgewiesen. Ein sehr beachtlicher Erfolg, da nun die Feste Souville zum Teil von uns flankiert wird!

Die Russen haben sich einmal wieder im Hindenburg-Abchnitt an der Düna westlich von Friedrichstadt und südlich des Narocz-Sees kräftiger gerührt. Ihre Angriffe sind aber ohne Erfolg geblieben. Die Kämpfe am Stochod sind nach wie vor sehr schwer. Ein Versuch der Russen, sich bei Janowka auf dem linken Ufer des Stochod festzusetzen, ist so gescheitert, daß unser Bericht sagt: „Kein Mann von ihnen ist auf das Südufer entkommen.“ Hier und an der Bahn Rowel—Rowno sind in den beiden letzten Tagen rund 2000 Russen gefangen. Die Russen, die gestern noch sehr siegesgewiß schrieben, behaupten heute in ihrem Bericht, daß die Deutschen hier große Verstärkungen bekommen hätten. „Der Gegner“, so heißt es weiter, „legt hier große Erbitterung an den Tag.“

Die Italiener haben südöstlich des Suganertales einen heftigen Angriff auf den Monte Rasta versucht, sind dabei aber mit einem Verlust von mehr als 1000 Toten abgeschlagen worden.

Donnerstag, 13. Juli.

Den Engländern ist es jetzt nach langen vergeblichen Kämpfen gelungen, sich in Contalmaison festzusetzen. Die Franzosen haben durch Angriffe beiderseits von Barleux und bei Estrées wieder erfolglos und unter schwersten Verlusten versucht, ihren Keil südlich der Somme zu verbreitern und abzurunden.

Die Russen haben westlich und nordwestlich von Buczacj mit starken Kräften die Armee Bothmer angegriffen. An einer Stelle haben sie anfangs infolge ihrer Uebermacht in die deutschen Gräben einzudringen vermocht; sie sind aber durch sofort einsetzenden Gegenstoß wieder zurückgeworfen worden, so daß also der ganze Angriff gescheitert ist. — Der österreichische Heeresbericht wendet sich heute noch einmal gegen die phantastischen Gefangenenziffern der russischen Heeresleitung. General Brussilow will seit Beginn der russischen Offensive 266 000 Gefangene gemacht haben! Demgegenüber verweist der österreichische Generalstab ironisch darauf, daß diese Zahl nahezu die Gesamtstärke der Truppen ausmache, die an der österreichisch-ungarischen Nordostfront in den vergangenen fünf Wochen mit den Russen im ernstesten Kampfe gestanden haben. Der kräftige Widerstand, den die Österreicher gemeinsam mit den deutschen Verstärkungen seit den ersten Russenerfolgen leisten, ist sicher ein Beweis dafür, daß doch wohl noch einige Österreicher übriggeblieben sein müssen.

Freitag, 14. Juli.

— Von Bulgarien heimgekehrt, übernehme ich wieder die Kriegschronik, noch übertollt von dem wogenden Eindruck der Freundschaft, die wir deutschen Abgeordneten dort gefunden haben. Ungefähr vor einem Jahre waren wir noch voll Sorge, ob überhaupt der Anschluß Bulgariens zustande kommen würde, und jetzt ist dieses Land mit König und Volk durch Krieg und Sieg in Mitteleuropa hineingewachsen. Man versteht sich fast ohne Worte, sobald nur die Namen Radenski und Jelow genannt werden. Auch in den bisher russenfreundlichsten Bezirken und Städten sind wir mit Blumen und Güte überschüttet worden. Wir kamen nicht als Vertreter unserer Parteien, sondern als Vertreter des deutschen Volkes zum ganzen bulgarischen Volke. Unser Wunsch ist die Kraft und das Gedeihen Bulgariens. Der Zusammenhang von Mesopotamien bis Nordsee wird immer handgreiflicher.

Inzwischen hat es also in Ost und West die allerstärksten und schwersten Kämpfe gegeben, Proben der Standhaftigkeit am Schluß des zweiten Kriegsjahres. Auch ist das wunderbare deutsche Handelsunterseeboot in Amerika angekommen, was in aller Welt besprochen wird. Wann kommt der Luftschifftransport an die Reihe?

Sonnabend, 15. Juli.

In einem Aufsatz der Londoner Zeitschrift „Nation“ wird gegen die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz Stellung genommen, weil Englands Welthandel selber am meisten darunter leiden würde, wenn man die Mitteleuropäer vom Weltaustausch abdrängen wollte. Dabei findet sich eine Ausführung darüber, daß man das arme unglückliche Belgien gar nicht wieder in die Höhe bringen kann, wenn man ihm den Handel mit dem deutschen Hinterlande beschneidet — jede Verhinderung oder Einschränkung des Handels mit Deutschland würde Antwerpen ruinieren!

Die Amerikaner haben das Unterseeboot „Deutschland“ für ein Handelschiff erklärt. Nun bewachen natürlich englische Kriegsschiffe seine Abfahrt, müssen sich aber in drei Meilen Entfernung von der Küste halten. Vielleicht benutzte der eine oder andere amerikanische Staatsbürger dieses anerkannte Handelschiff zu einer Europareise.

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ wird im Namen der zehn deutschen Reichstagsabgeordneten für die herzliche Aufnahme in Bulgarien gedankt — es handelt sich dabei nicht etwa nur um Beziehungen zwischen den offiziellen Repräsentanten des bulgarischen Staates und unseren Abgeordneten, nein, jeder

hatte das Gefühl, hier nimmt ein ganzes Volk mit seinem ganzen Herzen teil! Das ist richtig.

Das Sommerloß des griechischen Königs, Iatoli, steht in Brand, die Königsfamilie ist gerettet; die benachbarte Waldfläche trägt den Brand weiter. Ob ein Attentat vorliegt, ist noch unbekannt.

An allen Fronten, außer bei Saloniki, wird mit Einsetzung starker Kräfte weiter gekämpft. Nördlich der Somme sind gewisse französische Fortschritte, östlich der Maas gewisse deutsche Erfolge zu melden. In Ostgalizien scheint der Ruhezustand der Linie zunächst erreicht zu sein, was aber keineswegs heißt, daß nicht um Einzelstellungen mit großen beiderseitigen Opfern weiter gerungen wird. Der ganze Erdteil ist voll von einer Spannung, die sich schwer in Worte fassen läßt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 9. Juli.

Die Besucherzahlen unserer Berliner Kriegsfürsorgekommissionen bleiben auf ihrem normalen Stand von etwa 12 000 in der Woche, auf 23 Kommissionen verteilt. Augenblicklich spürt man auch bei ihnen die Entlastung durch Sommerferien — allerdings keine subjektive Entlastung, da auch viele Helferinnen fort sind. Die Aufrechterhaltung der vollen auf ehrenamtliche Kräfte gestellten Kriegsarbeit durch den dritten Kriegssommer ist natürlich nicht leicht. Vielen Kriegerfrauen hat man Erholungsaufenthalte auf dem Lande verschaffen können. Eine einzige unserer Kommissionen hat allein 300 Frauen draußen untergebracht.

Kartoffeln gibt es in dieser Woche nur 2 Pfund. Dafür mehr Mehl.

Berlin im Juli hat immer etwas Bedrückendes, Blutleeres und Zweckloses. In dieser Sommerlähmung fühlt man den Bann des Wartens und Bangens um die furchtbaren Kämpfe an beiden Fronten doppelt schwer. Es war eigentlich sehr voreilig, schon im ersten Kriegswinter das Wort „Durchhalten“ zu gebrauchen — im dritten Kriegssommer weiß man erst, was es bedeutet.

Montag, 10. Juli.

Heute Beginn der Berliner Massen Speisung. Nach großen Sorgen um die ersten Schwierigkeiten fängt nun die Sache doch ganz gut an. In der Zentralküche sind heute erst 6000 Portionen hergestellt, die in 50-Liter-Eimern nach 10 Ausgabestellen abgefahren werden. So kommt die Speisung allmählich in Gang. Ich war im Norden in der bis jetzt größten Ausgabestelle, die in zwei Stunden etwa 1200 Menschen zu versorgen hatte. Von der Möglichkeit, an Ort und Stelle zu essen, machen nur ein paar alte einsichtige Männer und Frauen Gebrauch, alle anderen holen sich das Essen — eine Vterportion zu 40 Pf. oder eine halbe zu 20 Pf. — nach Hause. Die Ruhe, Verständigkeit und Höflichkeit der Leute bei dem an sich nicht einfachen Verfahren, das durch Abtrennung der Kartoffelmarken heute noch verumständlicht wurde, war geradezu imponierend. Und die Besonnenheit und Umsicht der kleinen barfüßigen Kinder, die auf Geld, Speiseanweisung, Kartoffelkarte acht geben, den schwappenden Topf in der Markttasche richtig unterbringen und im Gedränge der Großen vorsichtig expedieren müssen, hat etwas Rührendes. So ein kleines, kaum schulpflichtiges, ernsthaftes Mädchlein mit zwei ungleich schweren Töpfen in einer Tasche, die es bei den beiderseitigen Größenverhältnissen mit aller Anstrengung nur so gerade dicht über der Erde hinaufsteuern vermag, hat keinen leichteren Kriegsdienst. In der nächsten Woche wird die Einrichtung erweitert.

Der König von Württemberg hat gebeten, von allen festlichen Veranstaltungen zu seinem am 8. Oktober stattfindenden Regierungsjubiläum abzusehen und nur einen Landesgottesdienst abzuhalten.

Dienstag, 11. Juli.

Das Auftauchen eines deutschen Handelsdampfers in Newport unterbricht die Zeit des Lauschens auf die schweren Abwehr-

kämpfe in West und Ost wie ein lecker, fröhlicher Streich, der seelisch noch weitere Kreise zieht als vielleicht tatsächlich. Ein kleiner Junge meiner Bekanntschaft erklärte gleich, jetzt müsse man jeden Abend für die „Deutschland“ beten, bis sie heil wieder hier sei.

Überall auf dem Lande haben vaterländische Frauenvereine und „Frauenhilfe“ die Unterbringung von Ferientindern organisiert. Berlin hat z. B. 300 Ferientinder allein in den Kreis Jüterburg geschickt. Ostpreußen will sich damit zugleich für die Flüchtlingshilfe erkenntlich zeigen.

Die Technische Hochschule Berlin hat Vorschläge über die Zulassung von Ausländern ausgearbeitet. Danach sollen die deutschen Hochschulen den Angehörigen solcher Staaten geöffnet sein, die ihrerseits den Deutschen im eigenen Lande den Gebrauch ihrer Sprache und die Errichtung deutscher Schulen erlauben.

Ueber die Ernte geben sowohl das Kriegsernährungsamt wie die Handelsteile der Zeitungen Schätzungen, das erste vorsichtig, aber immerhin eine „gute Mittelernte“ versprechend. Die Mitteilungen aus den Handelskreisen sprechen von einer für Brotgetreide guten, für Sommergetreide vorzüglichen Ernte und vermuten, daß bei Hafer und Gerste die Mengen dieses Jahres die des vorigen um mehr als 100 v. H. übertreffen werden. Der reiche Regen hat die Mängel an Düngemitteln z. T. ausgeglichen. Die Vorschätzungen der Ernte, die zwischen 1. und 20. Juli stattfinden sollten, werden sich wegen der Verspätung der Reife durch das kühle Wetter wohl noch etwas hinausziehen.

Mittwoch, 12. Juli.

Der Beirat des Kriegsernährungsamtes hat seine ersten Sitzungen gehabt. Es soll eine Reichsbutter- und Fettkarte eingeführt werden, die 90 Gramm Butter oder Fett pro Person und Woche gewährleistet und vom September ab Geltung erhalten wird. Die Erzeugerpreise für Kartoffeln sollen auf 4 M. heraufgesetzt werden (um den Anreiz zum Verfüttern zu vermindern? Jedenfalls dürften dann die Schweinepreise nicht auch heraufgesetzt werden). Ebenso sollen Eierkarten, pro Kopf und Woche zwei Eier, ausgegeben werden.

Vom 12. August ab werden alle im Privatbesitz befindlichen Fahrradschlösser und -reifen beschlagnahmt. Das Recht zur Benutzung von Fahrrädern wird nur Schulkindern, Arbeitern und Arbeiterinnen mit mindestens 3 Km. Weges zur Schule oder Arbeitsstelle gestattet. Ärzten, Hebammen usw. zur Ausübung ihres Berufes, Jägern und Fischern, wenn sie ihre Beute dem Lebensmittelmarkt zuführen, und Geschäften je eins für die Beförderung von Waren. Das ist ein sehr einschneidender Eingriff, vor allem für die auf dem Lande wohnenden Arbeiter von Industriezentren, die schon kleinere Entfernungen mit dem Rad zurücklegten.

Bei jedem Weg aus den Straßen heraus staunt man wieder über den Stand der kleinen Gemüsebeete auf dem großstädtischen Brachland. Fabelhaft, was da täglicher Feierstundenfleiß der mageren Erde abringt. Es wäre sehr interessant, wenn eine „Ernteschätzung“ einmal den Ertrag auch dieser Miniaturvorbilder intensiver Wirtschaft feststellte.

Donnerstag, 13. Juli.

Das Wiederaufleben der U-Boot-Debatte und der Erörterungen über die Friedensziele mit den Erklärungen des sächsischen nationalliberalen Führers Prof. Brandenburg, der „Kreuz-Zeitung“, den Antworten der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, den Zustimmungskundgebungen zur einen und anderen Partei, der Begründung des „Deutschen Nationalausschusses“ —, all das ist nicht gerade eine Seelenstärkung für diese schwierigsten Wochen. Aber man kann nicht verlangen, daß über die Frage der Weltgestaltung nach dieser Erschütterung die Meinungen ohne weiteres überall die gleichen sind, und mit der ungeheuren Tragweite dieser Entscheidungen erhöht sich das Verantwortungsgefühl, das jeder der eigenen Ueberzeugung gegenüber bewahrt. So muß auch dieses Ringen der Meinungen wohl als eine geschichtliche Pflicht verstanden und durchgemacht werden.

Der Zentrumsführer Bachem spricht über die innere Neuorientierung und sagt voraus, daß sie nach links gehen müsse:

„Vom Standpunkt des Zentrums, welches gewiß keine gesättigte Existenz, aber auch nicht gerade notleidend ist, wird man anerkennen müssen, daß nach dem Kriege den Linksrichtungen in unserem öffentlichen Leben ein Mehr an Einfluß kaum versagt werden kann. In Preußen ist das ungerechte Wahlrecht nicht länger zu halten, und im Reich haben die Liberalen der verschiedenen Gruppen eine Mehrheit erlangt, welche sich voraussichtlich in nächster Zukunft noch verstärken wird. Die Neuorientierung wird daher auch meines Erachtens mehr oder minder nach links gehen, so unlieb das der Rechten und den der Rechten am nächsten stehenden kleineren Gruppen des Zentrums sein mag.“

Nur werde die Neuorientierung nicht einseitig und ausschließlich nach links gehen.

In Berlin wird die Kinoreklame nach Rauminhalt, Qualität und Anbringungsort unter Kontrolle genommen. Sehr erfreulich. Wir besaßen in den Vorkriegszeiten die überlebensgroßen Schaulustbilder — die in englischen und amerikanischen Großstädten jede Platte und jede leere Wand verunzieren — eigentlich nur noch an Jahrmartsbuden. Erst durch das Kino sind diese Scheußlichkeiten in die anständigen Straßen eingedrungen.

Freitag, 14. Juli.

Der Ferienreiseverkehr von Berliner Fernbahnhöfen hat gegen das Vorjahr etwa um 10 v. H. zugenommen. Es sind 434 000 Fahrkarten (gegen 392 000 im Vorjahr) ausgegeben, und 102 000 (gegen 94 000) Gepäckstücke befördert. Der Gedanke, daß doch zwischen einer viertel und einer halben Million Menschen jetzt aus Berlin heraus sind, hat etwas sehr Erleichterndes. Es sind in diesem Jahr, dank der Hilfsbereitschaft des Landes, besonders viele Kinder hinausgeschickt.

Große wirtschaftliche Verbände erlassen Aufrufe an ihre Mitglieder, um sie für die gegenwärtigen schwierigen Wochen zu gelassenem Durchhalten aufzufordern. So schreibt das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften“: „Es wäre nie wieder gutzumachen, wenn wir kurz vor dem Ziel versagen wollten. Unsere Gegner bauen darauf als auf ihre Rettung. Sie sollen diesmal auf Sand gebaut haben.“ Die Vertrauensleute werden ermahnt, Aufklärung in die Masse hineinzutragen. „Wer durch Wort und Schrift auf weitere Kreise Einfluß üben kann, sollte die gleiche vaterländische Pflicht erfüllen. Nicht, damit wir durchkommen — daran ist von vornherein nicht der geringste Zweifel zulässig —, sondern damit wir alle unsere Opfer leicht und gern tragen —, im vollen Bewußtsein des großen Ziels, das sie fordert.“

Das Verbot der Kartoffelverfütterung hat natürlich die Schweinehalter in Verlegenheit gebracht und z. T. die Schlachtung unreifer Schweine notwendig gemacht. Das Kriegsernährungsamt ist sich dieser Wirkung bewußt gewesen, hatte aber keine andere Wahl, um die Kartoffelnot der Städte zu beseitigen. Es sollen aber demnächst Verteilungen von Kraftfuttermitteln an die Schweinehalter vorgenommen werden.

Sehr bezeichnend ist die wachsende Zahl städtischer Unternehmungen zur Förderung der Landwirtschaft in den Bezirken, die der Stadt die Lebensmittel liefern. So haben Frankfurt a. M. und Darmstadt an ihrer Peripherie „Allestrohnungsanlagen“ geschaffen, die den Landwirten ermöglichen, Futtermittel durch Trocknung vor dem Verderben zu schützen, Klee zu Pflanzenmehl zu verarbeiten usw. Der Ausbau der wirtschaftlichen Lebensgemeinschaften durch systematisch ineinandergreifende Leistungen von der einen und der anderen Seite wird durch den Krieg zu ganz neuen Formen gedrängt, zu einer Art intensiver Austauschwirtschaft, die sicher auch für die Zeit nach dem Krieg ihre Wirkung ausüben wird.

„Die Zeit nach dem Krieg“ — indem man das Wort hinschreibt, wird einem bewußt, wie fern die Friedenszustände gerückt sind, wie entscheidend sich das Bild unseres Lebens in jedem Zug verändert hat, so daß es uns fast unmöglich ist, uns die alten Verhältnisse noch ganz vorzustellen!

Sonntag, 15. Juli.

Die Frage der Einberufung eines Kriegsparteitages wird in der Sozialdemokratie lebhaft erwogen. Die „Leipziger Volkszeitung“ wendet sich mit Heftigkeit gegen den Plan.

Legien hat in einer Hamburger Rede über ein Gespräch mit dem Reichstänzer berichtet, der ihn gefragt hat, ob nicht eine volle Vereinheitlichung der Arbeiterorganisation denkbar sei. Legien lehnt diesen Gedanken ab, solange die christlichen Gewerkschaften in zoll- und steuerpolitischen Fragen sich nicht dem Einfluß rechtsstehender Parteien entzögen. Die Gewerkschaften könnten nicht auf den politischen Einschlag verzichten, der ihrem Geist und ihrer Wirksamkeit die Größe und Weite gegeben habe.

Die süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg und das Elsaß haben eine Vereinbarung getroffen, Kriegsteilnehmer aus der Oberprima der höheren Lehranstalten nachträglich ohne Reiseprüfung zur Hochschule zuzulassen. Preußen hält an Sammelkursen und dem Bestehen einer ermäßigten Reiseprüfung fest. Es scheint also eine einheitliche Regelung ausgeschlossen.

Sonntag, 16. Juli.

Die Anmeldungen für die Berliner Massenpeisungen für die zweite Woche sind erheblich gestiegen. Morgen wird eine zweite Küche eröffnet. Unterdessen ist eine gute Einrichtung für Krankenkost geschaffen, durch welche Essen verschiedener Diätformen (Zuckertrank, Fiebertrank) auf ärztliche Anweisung ausgegeben werden kann — ein von den Ärzten geschaffenes, sehr verdienstliches Werk.

Morgen soll vielerorts der Roggenschnitt beginnen. Wir Städter erwachen heut mit Unbehagen zu einem kühlen, trüben Sonntag und trösten uns mit dem Steigen des Barometers.

Naumann / Bulgarien und Mitteleuropa

Als ich vor etwa einem Jahre mein Buch „Mitteleuropa“ schrieb, konnte ich noch nicht von Bulgarien reden, denn damals war für die europäische Öffentlichkeit die Haltung dieses Staates noch völlig zweifelhaft. Mochten der Zar Ferdinand und sein Ministerpräsident Radostawow auch damals schon genau wissen, was sie tun wollten, und mochten die Leiter der deutschen auswärtigen Politik mit wachsendem Vertrauen nach Sofia blicken, so verbot sich doch eine Besprechung dieser werdenden Annäherung von selbst. Jetzt nun liegt alles Geheime offen zutage, der Bund ist vorhanden, und der militärische Erfolg des Krieges gegen Serbien hat in eindringlichster Weise denen recht gegeben, die für die mitteleuropäisch-bulgarische Gemeinsamkeit gearbeitet hatten. Unsere Heere sind unter Mackensen und Jelow bis an die Schützengräben von Saloniki vorgedrungen und halten nun die Mitteleuropawacht am Ägäischen Meere, nachdem es den Türken gelungen ist, Gallipoli vom französisch-englischen Heerlager wieder frei zu machen. Noch sind zwar diese Erfolge nicht durch einen Frieden gesichert, das größere Bulgarien ist noch nicht umgrenzt, noch droht neuer Angriff der Außenmächte, aber der erste wichtigste Schritt ist doch geschehen: Bulgarien ist zu uns in das umlagerte Mitteleuropa hereingekommen als erster weltgeschichtlicher Zuwachs unserer zukünftigen Gruppe.

Während ich nun die dadurch geschaffene Erweiterung des mitteleuropäischen Gedankens hier zu erörtern unternehme, sehe ich am Schreibtisch des glänzenden Dampfers „Herzogin Sophie“ von der Königlich ungarischen Fluß- und Seeschiffahrtsgesellschaft und fahre von Belgrad aus nordwärts bis Budapest, voll von den überquellend reichen Eindrücken des Begrüßungsbefuches, den zehn deutsche Reichstagsabgeordnete in fast allen wichtigeren Plätzen des neuen Bruderlandes gemacht haben. Unser Besuch war die Antwort auf einen Besuch bulgarischer Abgeordneter in den drei bisherigen Hauptstädten Mittel-

europas, in Budapest, Wien und Berlin. Wir erwarten, daß bald auch von Ungarn und Oesterreich aus ähnliche parlamentarische Gesandtschaften nach Sofia reisen werden, damit es nicht scheint, als habe Bulgarien über den Kopf der Donaumonarchie hinweg mit dem Deutschen Reiche die Freundschaft gesucht — das ist nicht der Fall, vielmehr liegt die Sache so, daß der Anschluß an alle mitteleuropäischen Staaten und besonders auch an das benachbarte Ungarn für Bulgarien eine selbsterwählte Notwendigkeit ist, nachdem es den russischen Zusammenhang endgültig aufgegeben hat.

Die Erzählung vom täglichen Verlauf unserer unvergeßlichen Begrüßungsreise, die vom früheren Vertreter Bulgariens in Belgrad, Minister Tschapraschikow, auf das umsichtigste geleitet wurde, gehört nicht hierher und kann auch kaum in Worten gegeben werden, weil man die Steigerung der treuen und einfachen Volksbegeisterung zwar erleben, aber nicht ohne Weitschweifigkeit von Ort zu Ort berichten kann. Es genügt zu sagen, daß wir deutschen Abgeordneten, die ausnahmslos auf dem Gebiete von Volksversammlungen und Volksbewegungen einige kritische Erfahrungen besaßen, täglich von neuem hingenommen waren von dem uns umrauschenden Gewoge eines den Siegeshelfer froh und fest begrüßenden Volkes. Die Bulgaren sind in ihrer Art nicht theatralisch, denn sie haben gar nichts Lateinisches und wenig Hellenisches an sich, spielen keine Heldendramen, sondern sind tapfer und bauerlich, sachlich, fast etwas verschlossen und scheu. Wenn dieses Volk von Bauern aus seinen Dörfern zu den Eisenbahnstationen zusammenlief, um uns als die deutschen Abgeordneten zu sehen, so galt das nicht unseren Einzelpersonen, die ihnen meist unbekannt sind, sondern dem deutschen Heere, dem deutschen Staate und der mitteleuropäischen Politik ihres eigenen Königs und Landes. Wir erlebten ein Volksbekenntnis von ganz eigenartiger Bedeutung und innerer Schönheit. Indem das bulgarische Volk durch seine Vertreter und Bürgermeister zu uns redete, redete es eigentlich noch viel mehr mit sich selber und schloß eine erste Periode seiner nationalen Existenz ab, die Zeit von der russischen Befreiung bis zum zweiten baltischen Kriege, von 1876 bis 1914.

Last mich versuchen, in wenigen Worten vom Inhalte dieser ersten Periode des neuen bulgarischen Staates zu sprechen, so gut das von jemandem gesehen kann, der diese Dinge nur von außen her und darum historisch, aber nicht unmittelbar menschlich miterlebt hat. Als die Männer der heutigen bulgarischen Staats- und Stadtverwaltungen, mit denen wir unsere Hände geschüttelt haben, jung waren, da waren sie das erste Geschlecht der Freigewordenen und trugen hohe Wünsche bei geringen Mitteln in ihren Händen. Hinter ihnen lag endlos lang und eintönig die Türkenzeit, in der die vortürkische bulgarische Königslegende fast nur noch wie letztes Abendrot am dunkel gewordenen Himmel leise leuchtete. Die Bulgaren sind viel länger und viel fester türkisch gewesen als alle anderen befreiten Nationen, insbesondere als Ungarn, Rumänen, Serben und Griechen. Die Türkenherrschaft war sicherlich im ganzen lange nicht so drückend, wie sie nach den einstmalen berühmten Reden Gladstones über Mazedonien erscheinen konnte, denn der Türke ist kein Unmensch, wenn man ihn in Ruhe läßt. Er will oder vielmehr er wollte seine Steuern und seine Bezahlbarkeit. Deshalb ist es auch falsch, wenn die Last der finanziellen Leistungen überschätzt wird, die an die Türken

geliefert wurde. Ich habe mir von Sachkennern vortragen lassen, daß Bulgarien heute etwa fünfmal so viel an öffentlichen Finanzen ausbringen muß als in der Türkenzeit. Es war also die Befreiung keine Ersparnis, sondern eine Verwiesfältigung der Pflichten. Der Türkendruck war mehr etwas Passives als etwas Aktives. Durch ihn wurden die geistigen Talente, die Tüchtigkeiten, die Willenskräfte gelähmt; das Volk vegetierte. Es hatte ein traumhaftes Leben, wie es wohl die organischen Wesen haben, denen die Selbstbestimmung und Eigenbewegung fehlt. Bei einem solchen Leben kann ein Volk körperlich gesund bleiben, aber diese Gesundheit hat sozusagen keinen Zweck, weil niemand etwas Wichtiges mit seinem Leben anfangen kann. Hier mag man studieren, welches der wirkliche Inhalt des Wortes Freiheit ist: das Erwachen zur nationalen Eigenbewegung, das spät, aber noch nicht zu spät, über die Bulgaren gekommen ist. Durch Jahrhunderte waren sie gleichsam in Schukhaft der Türken, verdarben nicht, lebten nicht eigentlich, blieben aber bewahrt für ihre geschichtliche Stunde.

Will man jedoch die Besonderheit der bulgarischen Befreiung begreifen, so wird es nötig sein, sein Auge darauf zu richten, daß am Ende der Türkenzeit in diesem Volke keine nationale Adelschicht vorhanden war. Es war nicht wie in Ungarn und in den Fürstentümern Walachei und Moldau, wo einheimischer und eingewanderter Adel unter den türkischen Paschas eine Unterherrschaft fortsetzten. Bulgarien hatte in sich selbst nur sehr wenig soziale Gliederung. Was als sozialer Unterschied erscheint, ist meist schon national bedingt, wie beispielsweise die besondere Lage der hellenischen Küstenfahrer und Kaufleute. Das bulgarische Volk ist kleinbäuerlich und handwerklich aus der türkischen Bewahrungszeit herausgekommen; demokratisch weniger in der Theorie als in der unmittelbaren Praxis seines Daseins. Es hatte sich zwar immer etwas bulgarische Bildungsschicht erhalten, und ein Nationalkirchentum lebte trotz griechischer Metropolen, aber der Betätigungskreis dieser Mönche, Popen und Gebildeten war klein, und die Stimme der eigenen Sprache klang literarisch fast wie ein Seufzen. Da erschien mit einem Male für eine Generation von Menschen die Aufgabe, auf solcher Grundlage einen Staat zu bauen! Das aber ist die Generation, deren älter gewordene Glieder heute mit uns von dem Wunder der letzten vierzig Jahre reden, als wäre es etwas Selbstverständliches. Ich habe mir die Männer angesehen, die noch unter den Türken junge Revolutionäre waren, und hundertmal haben wir das Lied von der blutgetränkten Mariga singen hören. Es ist das Entstehungslied des neugeborenen Staates, der nun nach so kurzer Zeit schon ein weltgeschichtliches Mannesalter erreicht.

Begreiflicherweise kann sich ein Volk, das durch Jahrhunderte hindurch beherrscht wurde, nicht durch sich allein befreien. Wie einst in alten Zeiten die Israeliten durch Cyrus den Perser freigemacht wurden und ihn deshalb einen Gesalbten Gottes nannten, so fanden die Bulgaren ihren Befreier im russischen Zaren Alexander II., der nach langer Belagerung die Türken bei Plewna überwand und im Friedenstraktat von St. Stefano im März 1878 den Bulgaren ihren nationalen Gesamtbesitz einschließlich Ostrumelien und Mazedonien zusprach. Dieser Vorgang sieht natürlich weltgeschichtlich etwas anders aus als bulgarisch. Weltgeschichtlich ist er ein Stück des alten russischen Marsches nach Konstantinopel, eine Neußerung des moskowitzischen Ausdehnungswillens an sich. Daß dabei gerade die Bulgaren aus der türkischen Vertaltung

herausgeschält wurden, war ihr Glück, aber nicht eigentlich der Kriegszweck der Russen. Wie aber soll ein vom müden Verderben erlöstes braves, bäuerliches Volk nicht dem die Hände und den Saum seines Gewandes küssen wollen, der ihm Leben gab? Die höhere russische Politik war für die geographielosen, ungeschichtlichen bulgarischen Landbewohner kaum verständlich, die Praxis der russischen Gewalthaber und Agenten war ihnen oft unheimlich, aber wie ein Heiligenbild auf Goldgrund mußte ihnen der Zar erscheinen, von dessen Hand der Balsam der Entwicklungsmöglichkeit herabrannte. Alexander II. steht als Anfang einer neuen Daseinsweise in Erz gegossen auf dem Platze vor der Volksvertretung in Sofia. Sein Gedächtnis ist stärker als die Erinnerung an den Berliner Kongreß, auf dem der Landesumfang nach dem Räte der Großmächte verkleinert wurde. Wenn darum bei uns gesagt wurde, der Berliner Kongreß habe Bulgarien geschaffen, so klingt das etwas ungewohnt für bulgarische Ohren.

Es liegt mir viel daran, daß die Rolle Rußlands gegenüber Bulgarien bei uns in Deutschland richtig verstanden werde, denn wir sind in Gefahr, durch eine schiefe Behandlung gerade dieser Beziehungen unseren neuen und notwendigen geschichtlichen Bund mit dem bulgarischen Volke zu stören. Das wird zwar nicht jetzt im Kriege geschehen, aber es darf auch nachher nicht vorkommen. Wer aus den alten preußischen Provinzen stammt, wird sich dieses Verhältnis leichter klarmachen können, als die Bewohner der früheren Rheinbundslande, denn Altpreußen wurde vor reichlich 100 Jahren von Alexander I. gerettet und ist ihm dafür dankbar geblieben bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. Hätte Alexander I. im Winter 1812/13 an seinen russischen Landesgrenzen haltgemacht, so wäre Preußen wahrscheinlich verloren geblieben. Alexanderplatz, Alexanderkaserne in Berlin, russische Kolonie in Potsdam und vieles andere erinnern an die Russenperiode des hohenzollernschen Staates. Nikolaus I. wurde Mitregent in der Mark Brandenburg, und die preußische Neutralität im Krim-Kriege war der Dank für die russische Hilfe in der Völkerschlacht von Leipzig. Wenn wir diesen Teil der eigenen Vorgeschichte besser wüßten, als es gewöhnlich geschieht, würden wir noch leichter die geistigen Voraussetzungen für das innerliche Begreifen unserer neuen Freunde besitzen.

Eben jetzt habe ich auf der Donaufahrt in der Gegend der alten Feste Peterwardein Gelegenheit, von einem bulgarischen Juristen zu hören, wie er in seiner Jugend im Jahre 1874 von seinem Vater auf Kosten eines in Rußland sitzenden Slawenkomitees in ein russisches Gymnasium geschickt wurde, weil es bulgarische höhere Schulen nicht gab und die Schulung in Konstantinopel wenig taugte. Was damals an Intellektuellen vorhanden war, ging durch die sprachlich nahe verwandte russische Erziehung. Auch Männer, die heute das Tischtuch zwischen sich und Rußland längst zerschnitten haben, saßen als Knaben an russischer Tafel oder lebten als bulgarische Emigranten in Odessa oder auch Moskau. Aus Leuten solcher Art war vielfach im Jahre 1879 die große Sobranje im zauberhaften Tirnowo zusammengesetzt, die den Prinzen Alexander von Battenberg als Fürsten wählte. Mag dieser tapfere Reiter auch innerhalb der bulgarischen Geschichte mehr nur als ein Zwischenpiel gelten, so müssen wir hier von ihm sprechen, weil mit ihm das deutsche Volksinteresse für Bul-

garien begann und weil an ihm die Schwere der neuen Staatsaufgaben klar zutage tritt.

Was sollte dieser Fürst? Er war als Fürst zunächst nur deshalb nötig, weil es eine eigene volkstümliche Dynastie nicht gab. Von allen Nationen, die früher einmal türkisch waren, haben nur die Serben eigene Herrscher gefunden, und gerade sie haben mit ihnen recht bedenkliche Erfahrungen gemacht. Die Ungarn schlossen sich zeitig an die Habsburger Dynastie an, Rumänen und Griechen aber suchten sich Prinzen alter westeuropäischer Geschlechter. Es herrschte dabei das bestimmte und richtige Gefühl vor, daß eine Bevölkerung, die aus der Abhängigkeit kam, nicht für sich allein zur Souveränität gelangen konnte. Die Bulgaren wollten einen eigenen militärischen, finanziellen, politischen Körper bilden und suchten sich dazu einen monarchischen Instruktor, der einerseits dem Zerbefreier genügte und andererseits doch ein leiser und feiner Befreier vom Zaren werden konnte. Ein Nichtbulgare sollte die Nationalisierung der Bulgaren übernehmen! Es ist bekannt, wie kritisch Bismarck diese Aufgabe ansah und wie wenig er bereit war, die Familie der Hohenzollern an ihr teilnehmen zu lassen. Jedenfalls zeigte es sich, daß die Regierungszeit Alexanders kaum etwas anderes war, als ein Stimmen der Instrumente. Immerhin aber sind diese sieben Jahre nicht ohne Wert gewesen, denn in ihnen wurden unvermeidliche Grenzämpfe zwischen Krone und Parlament erledigt oder vielmehr in ihrer Unformulierbarkeit erkannt, und es begann fassend, rüstisch und munter das, was man die Befreiung von Westeuropa an den Balkan nennen kann.

*

Versuchen wir aber zunächst einmal, uns von den inneren Staats- und Kulturbestrebungen Bulgariens ein gewisses Bild zu machen, ehe wir zu seiner äußeren Politik zurückkehren!

Das vom Türkentum freigewordene Volk hatte bei seiner Erlösung die sichere Empfindung, daß es noch vieles lernen müsse, um als modernes Kulturvolk gelten zu können, auch traute es sich diese Leistung zu, weil ja ohne solchen Glauben die Volksbefreiung selber ihren Wert verliert. Der Glaube allein aber ist zunächst nur gleichsam ein Lied ohne Worte. Er verwandelt sich nur langsam in Wollen, je nachdem zum geglaubten Ziele der Weg oder die Methode hinziert wird, und verwandelt sich noch später vom Wollen in die Tat, wenn die Organisation der öffentlichen und privaten Arbeiten für die Verwirklichung heranreift. Das ist ein allgemeines Schema, das wohl für alle nachgeborenen Völker gilt. Sie machen ihre Augen auf und besehen sich den geistigen und materiellen Haushalt ihrer älteren Geschwister und wählen aus, was sie davon gern haben möchten. Das besondere Nationale zeigt sich dabei in der Auswahl der Ideale. Kurz, auch der Bulgare ging auf Reisen, um sich seiner eigenen künftigen Kulturanfchauung gewiß zu werden. Wir haben manchen tüchtigen jungen Mann mit suchenden Augen bei uns angetroffen, aber wir wußten auch, daß andere seiner Altersgenossen gleichzeitig bei Franzosen, Russen oder auch Engländern zu Gäste waren. Dabei ergab sich nun, soviel ich sehen kann, daß die junge bulgarische Generation trotz aller slawisch-nationalistischen Freundschaft für Rußland sich von dort die erforderliche neue weltliche Kultur nicht holen konnte, weil Rußland selber noch geistig und materiell borgt. Die Geistlichkeit zwar konnte mit ihren Idealen am ehesten russisch

bleiben, aber schon der Jurist, Staatsrechtler und Volkswirtschaftler mußten sich anderswohin wenden, mehr noch der Techniker, Verkehrs- und Finanzpolitiker. Bulgarien verehrte den Zarbefreier, nahm jedoch sofort nach der Befreiung eine sehr westliche demokratische Verfassung an und baute seine neuen Stadtteile abendländisch und nicht russisch. Was nun aber die Auswahl unter den verschiedenen abendländischen Kulturen anlangt, so besteht auf dem Balkan ein schon kurz erwähnter merkbarer Unterschied zwischen den zur französischen Gruppe hinneigenden Rumänen und Griechen und den im Kern ihrer Seele unfranzösischen Bulgaren. Sie haben sich redlich Mühe gegeben, französische Sprache und Lebensform zu gewinnen, aber — es geht ihnen dabei wohl wie uns Deutschen auch —, wir begreifen zwar das Französische, aber wir bleiben ihm im Innern fern, weil wir dafür zu plump, schwer, ernsthaft und brav sind, nicht abgeschliffen genug, zu sehr noch immer gute große Kinder. So war es keineswegs nur der mehr zufällige Umstand, daß der Fürst Alexander ein Deutscher war, der die Bulgaren trotz politischer Abneigung dem Deutschtum nahe brachte.

Um aber das, was ich hier in ziemlich allgemeinen Worten ausgesprochen habe, noch anschaulicher zu machen, spreche ich von dem Eindruck der Kinderschulen, die in zahlreichen Orten uns umgrüßten. Ich habe öfters in Frankreich Kinderfestzüge gesehen und weiß, wie reizend, allerliebste, theatralisch und kokett die Franzosen so etwas zustande bringen. Das läßt sich aus diesen Bulgarenkindern meines Erachtens nie herausholen, selbst wenn die Lehrkräfte dazu entdeckt würden, aber was wir vor uns sahen, war jenes uns Deutschen so unendlich vertraute Gemisch von Scheu, Rederei und durchbrechender Natur. Diese Knaben und Mädchen machen einen durchweg gesunden und sachlichen Eindruck, sind keine Puppen, sondern Menschenkinder, die erst noch viel lernen wollen. Es wird von ihnen tüchtig gelernt. An wie vielen Orten haben uns Schulklassen in gutem, verständlichem Deutsch angesungen! Ein geradezu entzückendes Kinderfingpiel bot uns am Abend der Stadtgarten in Barna. Diese Kinder sind in meinen Augen das bulgarische Volk, mit dem wir Deutschen heute Freundschaft schließen. Wenn es manchem Alten schwer wird, sich aus einer verworrenen Mischung vieler Kulturbruchstücke bis zu einer Art Eigencharakter hindurchzuarbeiten, so wird es diesen Kindern um vieles leichter sein, und je mehr sie nichts als eben nur gut gebildete Bulgaren sein wollen, desto einfacher können gerade wir Deutschen ihnen die Hand reichen.

Während ich aber nun die Kinder in langem Zuge uns entgegenmarschieren sehe und ihnen meinen herzlichen Gruß zuwinkte, muß ich doch immer wieder an ihre Väter denken, die heute auf deutsch oder französisch mit uns reden, als hätten wir uns schon lange gekannt. Es sind das keineswegs lauter einfache und durchsichtige Seelen, können es nach ihrer selbstsam bewegten Lebensgeschichte gar nicht sein. Welchen Aufstieg enthält ein Lebensalter! An ihnen hängt noch viel Türkenzeit, Bandenkampf, Parteiwitz, Egoismus, Mißtrauen und lauernes Abwarten. Alles Menschliche und Allzumenschliche ist vorhanden, wie bei uns auch, aber es scheint hier im ganzen noch unvermittelter und unausgeglichener da zu sein, so wie wohl Träume von Deuten sind, die noch im Gefängnis geboren wurden und denen gelegentlich mitten im elektrischen Lichte Gespenster sehr anderer Tage erscheinen. Das steigende Volk

mußte im Fluge ganze Perioden durchleben, es mußte sich empordrängen, stoßen und schieben. Die neue bulgarische Durchschnittsmoral ist noch nicht fertig. Fast jeder Mann, auch wenn er viele Auszeichnungen trägt, hat noch verborgen etwas vom kleinen Balkanbauern an sich, ein Herz, das zwischen Treuherzigkeit und Verschlagenheit schnell hin und her schwankt. Es sollen mir die bulgarischen Freunde nicht übelnehmen, daß ich das als meine Meinung mit der freundschaftlichen Offenheit sage, die ich mir überhaupt in der ganzen mitteleuropäischen Arbeit zur unbedingten Regel gemacht habe. In unserer gegenseitigen Lage hilft nur beiderseitige rückhaltlose Deutlichkeit. Wir ahnen die ungeheuren seelischen Schwierigkeiten gerade der bulgarischen Generation, die jetzt mit uns zu tun hat, wir achten sie und wollen gern verstehen, warum es so schwer ist, ein neues nachgeborenes balkanisches Volk zu sein.

Fortsetzung folgt.

Franz v. Vitz, M. d. R. / Meeresfreiheit und Seekriegsrecht

In seinem bekannten Briefe an die „Times“, in dem Lord Cromer zu der von dem Deutschen Reichskanzler angeregten Friedensfrage Stellung genommen hat, bezeichnete der englische Staatsmann das Wort von der Freiheit der Meere als eine in Berlin erfundene „sinnlose und irreführende Phrase“. Derselben Auffassung begegnen wir vielfach in unseren überdeutschen Kreisen, die ja, merkwürdig genug, während dieses Krieges in so vielen Fragen sich als die Vorkämpfer des Engländergeistes auf deutschem Boden erwiesen haben. In Wahrheit ist durch jenes Wort der Kern unseres Gegensatzes zu Großbritannien und eines unserer wichtigsten Kriegsziele klar und scharf bestimmt. Gegen die englische Seeherrschaft kämpfen wir, für uns und für alle anderen seefahrenden Nationen, um die Freiheit der Meere. Seit den Zeiten des Hugo Grotius steht der Begriff des „freien Meeres“ fest. Er bedeutet negativ, daß auf der offenen See — im Gegensatz zu den Küstengewässern — die Ausübung staatlicher Herrschaftsrechte ausgeschlossen ist; positiv, daß die Schiffe aller Flaggen unbehindert die Meere befahren und die Reichtümer, die die Wasser an Tieren und Pflanzen bergen, für sich gewinnen können. Wie jede Freiheit, läßt auch die Freiheit des Meeres Einschränkungen zu. In Friedenszeiten sind diese ohne erhebliche Wichtigkeit und beruhen auf besonderen Vereinbarungen der beteiligten Staaten; als Beispiel mögen die Staatenverträge zur Bekämpfung des Sklavenhandels dienen, die den Kriegsschiffen der Vertragsstaaten das Recht verleihen, des Sklavenhandels verdächtige Schiffe, auch wenn sie die Flagge eines anderen Vertragsstaates führen, auf offener See anzuhalten. Tiefgreifende Bedeutung gewinnen die Einschränkungen im Falle eines Seekrieges: der kriegführende Staat nimmt dem Gegner die Handelsschiffe weg, er verbietet den Neutralen den Verkehr mit den blockierten Gebieten, er beschlagnahmt die Kriegskonterbande auch unter neutraler Flagge usw.

Es ist nach dem Gesagten wohl klar, daß dem Begriff der Meeresfreiheit nicht ein rein tatsächlicher Zustand, sondern ein rechtlich geregelter Zustand entspricht. Es ist nicht anders, als wenn wir von Gewissens- oder Gewerbefreiheit, von der Freiheit der Presse oder der Wissenschaft und ihrer Lehre sprechen. Nicht das tatsächliche Können, sondern das rechtliche Dürfen steht in Frage.

Meeresfreiheit ist ein Rechtsbegriff, und zwar, da die Rechtsregeln, die die Beziehungen der Staaten zueinander bestimmen, Völkerrecht heißen, ein völkerrechtlicher Begriff. Es wird gut sein, das im Auge zu behalten; denn nun wissen wir sofort, in welchem Lager wir die Gegner und wo die Zweifler zu suchen haben.

Die völkerrechtlichen Normen, durch die die Freiheit des Meeres und ihre Einschränkungen im Falle des Krieges geregelt werden, bilden das Seekriegsrecht. Wie alles Völkerrecht, ist es teils (ungeschriebenes) Gewohnheitsrecht, teils durch Staatenverträge festgelegtes (geschriebenes) Recht. Bis zum Ausbruch des Krieges kamen als geschriebene Quellen des Seekriegsrechts in Betracht: 1. die Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 mit ihren vier lapidaren Sätzen; 2. verschiedene Vereinbarungen der zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907, die hier beiseite gelassen werden können; 3. die in diesen Tagen vielerörterte Londoner Seerechtsklärung vom 26. Februar 1909. Bezüglich dieser letzteren ist zweierlei zu beachten. Einmal, daß sie infolge des vom englischen Oberhause geleisteten Widerstandes (Ablehnung am 12. Dezember 1912) von keiner der Signatarmächte ratifiziert worden ist, daher als geschriebenes Recht niemals in Geltung getreten ist. Dann aber, daß, nach der ausdrücklichen Feststellung in der Einleitung zu der Erklärung, die in ihr enthaltenen Regeln „im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen“, daß also die Erklärung als Niederschlag des ungeschriebenen Rechts verbindliche Kraft besitzt.

Im Kriege ist nun dieses ganze Seekriegsrecht rettungslos zusammengebrochen. Großbritannien hat zwar zu Beginn des Krieges (Order in Council vom 20. August 1914) erklärt, daß es, so weit als möglich, nach den Vorschriften der Erklärung handeln werde; es hat aber Schritt für Schritt sich von diesen Vorschriften entfernt, bis es Anfang Juli d. J., im Einverständnis mit Frankreich, erklärte, die Londoner Erklärung außer Kraft zu setzen. Ob von der Pariser Deklaration von 1856 noch etwas übriggeblieben ist, muß zum mindesten als zweifelhaft bezeichnet werden. An die Stelle eines völkerrechtlich geregelten Zustandes ist also die englische Willkür getreten. Die Freiheit des Meeres hat aufgehört zu bestehen; England hat ihr den Todesstoß versetzt.

Wenn also der leitende deutsche Staatsmann erklärt, das Deutsche Reich kämpfe für die Freiheit des Meeres, so hat er damit nicht, wie Hoehsch in der „Kreuzzeitung“ vom 7. Juni meint, „den Kern des deutsch-englischen Gegensatzes in maritimer Beziehung verhüllt“, sondern, wie ich bereits oben hervorhob, ihn klar und scharf bestimmt. Freilich nicht im Sinne der sonderbaren Schwärmer, die an Stelle der englischen Seeherrschaft einfach die deutsche setzen wollen; denn der Begriff der Meeresfreiheit schließt jede Seeherrschaft aus. Wohl aber im Sinne des Realpolitikers, der englische Willkür in Zukunft unter den Gesamtwillen der Völker und das von diesem gesetzte Recht beugen will und überzeugt ist, daß dieses Ziel mit den zur Verfügung stehenden Machtmitteln erreicht werden kann.

Der Kampf für die Meeresfreiheit ist also der Kampf um ein See-Völkerrecht; ein Kampf gegen die Willkürherrschaft Englands und für die Herrschaft des Rechts. Es ist selbstverständlich, daß es sich dabei nicht um die einfache Wiederherstellung des durch England vernichteten Seekriegsrechts, sondern nur um einen völligen Neubau auf breiterer und festerer Grundlage handeln kann.

Neues Völkerrecht kann aber nur durch freie Vereinbarungen der Staaten geschaffen werden. Ich kann mich ganz gut in die Seele derer versetzen, die von solchen neuen Vereinbarungen nichts wissen wollen. Jetzt, nach den Erfahrungen dieses Krieges, der uns die völlige Wertlosigkeit aller papiernen Verträge tagtäglich vor die Augen gestellt hat, sollen wir uns mit unseren Gegnern wieder an den grünen Tisch setzen, wie 1899, 1907 und 1908, und über neue Verträge langwierige Verhandlungen beginnen, mit der festen Ueberzeugung in der Brust, daß die neuen Verträge im Ernstfall nicht besser halten werden, als die alten gehalten haben?

Ich stehe keinen Augenblick an, die Frage mit aller Entschiedenheit zu bejahen. Politik darf man nicht mit dem Gefühl, sondern nur mit dem kühnrechnenden Verstande machen. Ganz besonders gilt das von der Politik der nächsten Zukunft, die vor völlig neue Probleme gestellt sein wird. Mit unseren Gegnern werden wir unter allen Umständen früher oder später uns an den grünen Tisch setzen müssen, um über den Friedensvertrag und alles, was drum und dran hängt, Verhandlungen zu führen, gegen deren Schwierigkeit alle bisher von der Weltgeschichte verzeichnete Diplomatenarbeit nur ein Kinderspiel gewesen ist. Und der Friedensvertrag selbst — er steht ja auch nur auf dem Papier und würde dieses Papier nicht wert sein, wenn wir nicht überzeugt wären, daß er uns für Jahre wenigstens den Friedenszustand verbürgt. Und dann vergesse man nicht: die Stimmung der Völker wird nach dem Kriege eine ganz andere sein als etwa im August 1914. Die Staaten alle haben erlebt, was ein moderner Krieg bedeutet; die großen wie die kleinen, die kriegführenden wie die neutral gebliebenen. Die Friedenssehnsucht wird stärker sein, als sie jemals im Laufe der Geschichte gewesen ist. In diesem Friedenswillen aber wurzelt die Kraft des Völkerrechts. Dabei spreche ich gar nicht von der Verschiebung der Machtverhältnisse, die wir und unsere Bundesgenossen von diesem Kriege erwarten und die auch das Verhältnis der deutschen zur englischen Seegeltung nicht unberührt lassen wird. Die Zeitlage würde der Vereinbarung eines neuen Seekriegsrechts im allgemeinen nicht ungünstig sein.

Freilich muß trotzdem mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Verhandlungen nicht zum Ziele führen, daß die durch Englands Verhalten herbeigeführte Anarchie einseitigen weiterbestehen bleibt. Ich würde darin ein besondere Gefahr nicht erblicken. Ein solcher Zustand der Rechtlosigkeit im Falle eines Seekrieges kann nur von vorübergehender Dauer sein. Ueber kurz oder lang werden die seefahrenden Nationen durch die Macht der Verhältnisse doch zu einer Verständigung getrieben werden. Für das Ansehen wie für die Machtstellung, vor allem aber für die Seegeltung des Deutschen Reiches kann es nur förderlich sein, wenn es seine ganze Kraft für den Wiederaufbau des Völkerrechts im Seekrieg einsetzt, und erst recht in dem Fall, daß seine Bemühungen an dem Widerstande Englands zunächst scheitern sollten. Denn dann wird der auf die Dauer doch nicht aufzuhaltende Fortschritt als deutscher Sieg über englische Rückständigkeit erscheinen.

Die Gegner werden mir einwenden: auch die erschöpfendste völkerrechtliche Vereinbarung über den Seekrieg, etwa mit der Beseitigung des Seebeuterechts und der weitestgehenden Sicherung des neutralen Handels, sei ohne praktischen Wert; denn bei Beginn eines neuen Krieges würden die Kriegführenden auch diese neue Vereinbarung nur soweit befolgen, als das in ihrem Interesse läge. Ich habe

mich mit diesem Einwand schon wiederholt auseinander-gesetzt und darf mich daher an dieser Stelle kurz fassen.

Der Einwand ist berechtigt, das habe ich immer zugegeben, wenn und soweit man an einen Weltkrieg denkt, d. h. an einen Krieg, der nur eine geringe Zahl von kleineren Staaten zu machtlosen neutralen Zuschauern hat. In einem solchen Krieg aller gegen alle wird und muß jedes Völkerrecht versagen. Aber ein Weltkrieg ist ein seltener Ausnahmefall. Die Regel, wie wir sie in dem am 1. August 1914 abgelaufenen Jahrhundert so und so oft erlebt haben, ist der mehr oder weniger lokalisierte Krieg. In diesem aber haben die neutralen Staaten es in ihrer Hand, die Kriegführenden zur Befolgung abgeschlossener Verträge zu zwingen. Die „bewaffnete Neutralität“ von 1780 bietet ein berühmtes Beispiel. Selbst in dem jetzigen Kriege wäre die Anarchie zur See nicht eingetreten, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten die Forderung der Zeit verstanden und die neutralen Mächte unter ihrer Führung zur bewaffneten Abwehr aller völkerrechtswidrigen Uebergreife zusammengeschlossen hätte. Alles Recht wurzelt am letzten Ende in dem lebendig-kräftvollen Willen der Rechtsgenossen. Wo dieser Wille fehlt, hat es keine Kraft. Das ist keine Eigenart des Völkerrechts.

* * *

Wir kämpfen für die Freiheit der Meere. Mit unseren Schlachtkreuzern und unseren Tauchbooten und mit allen Kampfmitteln des modernen Seekrieges suchen wir die englische Seeherrschaft zu erschüttern, und wir freuen uns der großen Erfolge, die wir errungen haben und die ihre volle Wirkung erst nach Monaten offenbaren werden. Aber der Kampf um die Meeresfreiheit wird mit der Einstellung der Feindseligkeiten sein Ende noch nicht erreicht haben. Denn er ist ein Kampf um einen rechtlich gesicherten Zustand. Dieser Teil des Kampfes wird mit den Friedensverhandlungen erst seinen Anfang nehmen und fortbauern, nachdem längst der Friede geschlossen ist. Diesen Kampf ums Recht, der zu den stolzeften Ueberlieferungen alt-preußischer Politik gehört, wollen wir auch im Frieden fortführen bis zum siegreichen Ende, bis zur völkerrechtlichen Sicherstellung der Meeresfreiheit.

Gertrud Bäumer / Kulturkritik und volkswirtschaftliche Tatsachen

Der Anlaß zu diesem Aufsatz liegt etwas weit zurück. Es ist eine Anmerkung des „Kunstwart“ vom 1. April über „Modejammer und politische Reife“. An diese Notiz knüpfte sich eine Bemerkung der „Heimatchronik“, und an diese ein Briefwechsel mit dem Kunstwart, dessen Fazit ich in diesem Aufsatz ziehen möchte, — in einem Aufsatz, weil der Sache, nicht unserer Meinungsverschiedenheit, eine gewisse allgemeinere Bedeutung zukommt.

Die „Anmerkung“ des Kunstwart enthält in ihren 2^{2/3} Spalten zwei Angriffe: einen auf die Modeindustrie, einen auf die Frauenorganisationen.

Ueber die Mode im allgemeinen wird folgendes gesagt: „Das Scheusal Mode wird geistigeren Ansprüchen allezeit unzugänglich bleiben. Es kann wohl edle und vernünftige Kleidung, nie aber edle und vernünftige Mode geben. Jene wird stets Sache selbständiger und vorurteilsfreier Frauen bleiben, die Mode aber wird stets das Herdenglied der Hunderttausende bilden.“ Und weiter über die gegenwärtige Mode: „Man muß denen, die für die Mode verantwortlich sind, den Vorwurf machen, daß sie sich

keinen Deut um die Gesamtlage und das Gesamtwohl gekümmert, sondern daß sie nur an ihre Geschäfte gedacht haben. Aus der Frage dieser Mode bleibt uns der freche, kalte Rammonismus an, dem alles gleichgültig ist außer der Unternehmertasse.“

Von der Frauenbewegung heißt es dann, daß man von Aufklärung und Protest aus ihren Reihen nichts gehört habe. (Durch einen seltsamen Zufall findet sich in derselben Nummer des „Kunstwart“ drei Seiten vorher eine Anmerkung über eine von „einem ernsthaften Frauenverein“ veranstaltete Versammlung, in der über die Mode gesprochen wird — hier wird aber nun wieder den Frauen aus der Ueberfüllung dieser Versammlung ein Strich gedreht.)

Zu dieser Behandlung des Modeproblems, die übrigens auch im Leserkreis des „Kunstwart“ einigen Sturm erregt zu haben scheint, habe ich in der Heimatchronik (13. April) richtiggestellt, daß tatsächlich Aufklärung und Proteste von der Frauenbewegung ausgegangen seien und hinzugefügt: „Allerdings hat man die Frage nicht nur als eine Angelegenheit der sittlichen Entrüstung, sondern als ein sehr schwieriges volkswirtschaftliches Problem angesehen, demgegenüber mit Worten wie „Rammonismus“ u. dgl. sehr wenig ausgerichtet ist.“

In meinem Schreibeisatz liegt noch der Anfang eines Aufsatzes, den ich damals schreiben wollte und der denselben Titel tragen sollte wie jetzt dieser. Mir schien es so über die Maßen bedauerlich, daß eine Zeitschrift wie der „Kunstwart“ derartig oberflächlich über eine deutsche Industrie schreibt, die 700 000 Arbeiter beschäftigt, und derartig romantische Werturteile über die Mode — d. h. die notwendige Gleichförmigkeit des Massenverbrauchs in der Kleidung — abgibt. Ich habe diesen Aufsatz seinerzeit liegen lassen, weil ich dachte, man darf einen Aphorismus nicht in dieser Weise auf die Waagschale der volkswirtschaftlichen Gewissenhaftigkeit legen, er ist Temperamentsbetätigung, und man muß ihm einseitige Zuspitzungen zugute halten. So ließ ich es bei der sehr duldbamen Randglosse in der Heimatchronik bewenden.

Darauf kam nun vom „Kunstwart“ die folgende Berichtigung: „Wir stellen fest, daß der „Kunstwart“, seit er überhaupt das Problem der Mode behandelt, und das ist seit vielen Jahren, neben der ästhetischen und hygienischen stets die volkswirtschaftliche Seite dieser Erscheinung betont hat. Gerade der angegriffene Beitrag forderte, man sollte jetzt einmal absehen von dem Streit um Hygiene, Geschmack und Sittlichkeit in der Mode und sich ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung bewußt werden. Der angegriffene Beitrag verlangte praktische Arbeit der politischen Frauenbewegung in dieser volkswirtschaftlichen Angelegenheit.“

Der „Kunstwart“ wünscht also, daß man diese 2^{2/3} Spalten umfassende Anmerkung als eine ernsthafte Erwägung der volkswirtschaftlichen Seite der Mode gelten läßt. Gut, dann muß sie diesem Anspruch entsprechend gewertet werden.

Vorausgeschickt sei, daß die stoffverschwenderischen Auswüchse der gegenwärtigen Mode selbstverständlich schärfste Ablehnung verdienen. Sie ist nicht nur an dieser Stelle, sondern viel stärker noch in den Frauenzeitschriften und durch Frauen in der Tagespresse, Versammlungen und Eingaben ausgesprochen, und zwar seit man im Herbst 1915 die kommende Richtung erkennen konnte. Es ist z. B. in einer Zuschrift an die Modezeitschriften die Bitte ausgesprochen, Modelle zu bringen, die der Stoffersparnis Rechnung trugen. Diese Eingabe hat ernsthafte Beachtung gefunden, ihr haben sich Konferenzen mit den Redaktionen angeschlossen, in denen die technischen und wirtschaftlichen Fragen sehr eingehend besprochen wurden. Aber gerade diese ganz praktische Arbeit hat uns gezeigt, daß das Problem sehr viel schwieriger liegt — weil sich die volkswirtschaftliche Bedeutung der Modefrage durchaus nicht in ihrer Beziehung zum Rohstoffmangel erschöpft und die Modefragen nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Rohstoffmangels behandelt werden können.

Wenn man an diese weiteren volkswirtschaftlichen Zusammenhänge denkt, muß man sich zunächst klar sein, was man unter „Mode“ versteht. Der „Kunstwart“ sagt: „ein Scheusal, aus dessen Frage uns der freche, kalte Rammonismus andiebt.“

Das ist ein Standpunkt, den verteidigen mag, wer sich das zutraut. Nur soll man das nicht eine „volkswirtschaftliche“ Betrachtung nennen. Die Mode ist die jeweilige Einheitsform der Kleidung. Ihre Einheitlichkeit ist zunächst ästhetisch begründet. Und zwar subjektiv darin, daß nicht alle, die Kleider tragen oder herstellen, selbst imstande sind, ihre Form zu erfinden, sondern das an wenigen Stellen Erfundene nachahmen. Objektiv darin, daß Millionen von bunten willkürlichen „Eigenkleidern“ nicht schön wären, so wenig wie eine Straßenflut von 50 schrankenlos individuellen Häusern schön wäre. Da die menschliche Gesellschaft nicht eine Summe unzusammenhängender Insulaner, sondern eine Gemeinschaft ist, gibt sie dieser ihrer Zusammengehörigkeit auch den ästhetischen Ausdruck. Aber die Mode hat auch ihre wirtschaftliche Notwendigkeit in den großindustriellen Herstellungsformen. Romantische Ästhetiker mögen bedauern, daß dieselbe Jade tausendmal hergestellt wird, sie werden es aber mit diesem Bedauern nicht möglich machen, daß jedem von einem 70-Millionenvolk seine individuelle Jade werde. Um Massen zu bekleden, brauchen wir die Massenherstellung, und für diese die einheitlichen Muster.

Diese Muster bestimmte bisher Frankreich. Wenn man in dem Grade wie der Kunstwart die Mode für vollkommen hoffnungslos hält, so ist im Grunde gleichgültig, ob der Tempel dieses Scheufals auch ferner in Paris steht. Im Gegenteil: halten wir doch unseren Boden rein davon. Lassen wir bei uns die „selbständigen und vorurteilsfreien“ Frauen sich ihre „edle und vernünftige Kleidung“ schaffen, und die anderen „herdenglücklich“ weiter Paris huldigen.

Wiederum: dieser launige Pessimismus hat vielleicht seine Reize, volkswirtschaftlich ist er jedenfalls unbrauchbar. Denn volkswirtschaftlich ist es ziemlich gleichgültig, ob ein paar einzelne Vorurteilsfreie durch edle und vernünftige Kleider erfreuen, volkswirtschaftlich kommt es auf die Masse an, das heißt: auf die Hebung der deutschen Modeindustrie. Das deutsche Bekleidungs-gewerbe (ohne Textilindustrie) beschäftigt etwa 700 000 Arbeiter und Arbeiterinnen, darunter einen höheren Prozentsatz gelernter als irgendeine andere der großen Berufsgruppen. Es ist das aussichtsvollste Qualitätsgewerbe. Das deutsche Bekleidungs-gewerbe exportiert für 1½ Milliarden Mark. Seine Blüte beruht zu einem großen Teil auf der Versorgung des Weltmarkts, und jede qualitative oder quantitative (vor allem natürlich das erste) Eröberung draußen ermöglicht Hunderten oder Tausenden von deutschen Männern und Frauen den Aufstieg von geringerer zu besserer Arbeit. Wir müssen wünschen, daß diese Industrie steigt, daß ihr Ansehen draußen wächst, ihre Erzeugnisse Raum gewinnen.

Diese Tatsachen werden in bedauerlicher, ja in unverantwortlicher Weise verwischt durch eine Betrachtungsweise, die, im Hinblick auf den Unternehmergewinn, den Kampf um den wirtschaftlichen Erfolg als „freschen, kalten Mammonismus“ brandmarkt. Wenn man so urteilt, dann ist die deutsche Ueberflügelung der englischen Robeisen- und Stahlerzeugung oder der Kampf gegen die amerikanischen Maschinen auch Mammonismus. Man soll vorsichtig mit solchen Brandmarkungen sein, um so mehr, als das volkswirtschaftlich unermöglichte Publikum schon an sich dazu neigt, kleinbürgerlichen Reizgefühlen einen zu starken Einfluß auf sein Urteil über solche Dinge zu gestatten.

In der Frage „Mode und Rohstoffmangel“ liegt nun die Sache so, daß die volle Unterwerfung der Mode unter die Rücksicht auf den Rohstoffmangel es der deutschen Modeindustrie unmöglich machen würde, die gegenwärtige Lage für ihre Weltmarktstellung auszunutzen. Der Krieg, der für manche Länder die Verbindung mit Paris erschwert, bietet der Konkurrenz deutscher Modelle gute Aussichten. Aus dieser Lage der Dinge sind mitten im Krieg neue Anstrengungen des deutschen Modegewerbes hervorgegangen. Der Dürerbund selbst hat eine Kriegsfughschrift von Bosselt über „Krieg und deutsche Mode“ erscheinen lassen. Nun, die von der Bosselt'schen Lehranstalt veranstaltete Modeausstellung stand keineswegs unter dem Gesichtspunkt der Stoffersparnis. Im Gegenteil. Und ganz mit Recht. Denn mit einer ausschließlich durch unsere augenblick-

lichen Schwierigkeiten diktierten Mode kann man keine Eroberungen machen, während Paris gleichzeitig in Stoffentfaltung schwelgt. Unsere Lage fordert die Lösung der Aufgabe, mit möglichst geringem Stoffverbrauch doch dem Stil der Weltmode nahe zu kommen. Das ist verwerflicher Opportunismus? Ich finde nicht, denn erstens: daß die Röcke weiter werden als 1914, kann ästhetisch und hygienisch nur begrüßt werden; zweitens: der deutsche Einfluß auf die Mode kann nicht im Durchsetzen des absolut Abweichenden gesucht werden, sondern in maß- und geschmackvoller Arbeit in der Richtung der gegebenen Entwicklung; drittens: die enge, sparsam aussehende Kleidung verbrauchte tatsächlich nicht weniger Stoff als eine mit Massen gewettete.

Und nun noch einmal zurück zu den Frauen. Als zu Anfang April der Kunstwart sich über den „Modedammer“ verbreitete, konnte er noch gar nicht wissen, ob die Frauen im ganzen die Sommermode in ihren Uebertreibungen annehmen oder ablehnen würden, denn es waren noch gar keine Sommerkleider auf der Straße erschienen. Jetzt wird man gerechterweise sagen müssen, daß Uebertreibungen (trotzdem die Anschaffungen zum großen Teil vor dem Einsetzen behördlicher Beschränkungen geschahen) durchaus die Ausnahme geblieben sind. Ich habe im Frühjahr eine ganze Reihe von Städten der „führenden Eleganz“ gesehen und muß sagen, daß außer einem kleinen Teil von Frauen, die sich niemals beeinflussen lassen, das Bild ein durchaus angemessenes war.

Also auch nach dieser Richtung scheint es mir nicht berechtigt, Feuer und Schwefel regnen zu lassen.

Es würde sich nicht lohnen, über diese ganze Meinungsverschiedenheit so ausführlich zu werden, wenn nicht dabei Licht auf die Gefahren einer gewissen Art von Kulturkritik fiele. Es ist so sehr leicht, in solcher Kritik radikal zu sein. Man braucht starke oder launige Worte, und jeder liest es gern. Im Grunde ist das aber eine Förderung der Gedankenlosigkeit. Ich habe in der von der Frauenbewegung eingeleiteten Aufklärungsarbeit persönlich in nicht ganz wenigen Versammlungen über das Modethema gesprochen, mir aber doch jedesmal die Frage vorgelegt, ob es richtig ist, die Massen der Frauen jetzt zum Boykott von Erzeugnissen zu fanatisieren, die nun einmal hergestellt sind. Rohstoffersparnis bedeutet es natürlich nicht, wenn die fertigen Dinge liegenbleiben und umgearbeitet werden müssen. Für die Lehre, die durch eine solche Ablehnung den „Modemachern“ erteilt wird, wäre ich in Friedenszeiten durchaus zu haben. Jetzt käme sie uns wohl etwas teuer zu stehen. Der einzige Weg war, die Entstehung der Modelle zu beeinflussen; dazu war bisher die Möglichkeit für die Frauen sehr gering. Das kann besser werden, aber nicht von heute auf morgen, sondern durch die Organisationen, die in Berlin, Frankfurt oder Wien — vom Kunstwart ironisch behandelt — sich um deutsche Weltmode bemühen.

Für den deutschen Wirtschaftskampf nach dem Kriege können wir die Befinnung nicht brauchen, die das Ringen um den wirtschaftlichen Erfolg als „Mammonismus“ brandmarkt, und auch den anspruchsvollen Pessimismus nicht, der die ästhetische Hebung der Massenware für unmöglich und hoffnungslos erklärt und die Hunderttausende geringschätzig ihrem „Herdenglück“ überlassen will. Der Kunstwart hat auch sonst diese Haltung nicht eingenommen. Es wundert mich deshalb, daß er uns zwingen will, eine Notiz volkswirtschaftlich ernst zu nehmen, die — abgesehen von ihrer Ungerechtigkeit gegen Modeindustrie und Frauenorganisation — geeignet ist, Verwirrung über seine eigenen Bestrebungen zu stiften.

E. Bedmann / Gustav Freitag, Herzog Ernst von Coburg und der Reichsgedanke

Schluß

Der Herzog ist ebenso national gesinnt wie er; auch er hat zuerst Friedrich Wilhelm, den geistreichsten Prinzen Europas, freudig begrüßt: auch sein Glaube war Preußen gewesen. Dann verschob sich ihm langsam der Weg zum Ziel. Wie kann von dem Staat

von Osmüg noch Gutes kommen? Von dem Staat, wo ein Mantuffel und die Ramarilla regieren? Im Mai 1854 schreibt er das harte Urteil: „In Berlin macht ein Haufe Schurken die einzige deutsche Macht zur Ohnmacht.“ Preußen tut nichts, als der Krimkrieg droht; als endlich der alte Feind der Freiheit, Rußland, einmal geschlagen werden kann: „Außerste Gefahren drohen, und wir schweigen, die Nation schläft und ergibt sich dem Zufall.“ Der Augenblick scheint ihm für Deutschland wichtiger als die Paulskirche — und Preußen läßt ihn ungenützt vorübergehen, schwankt hin und her, schließt sich nicht an die Westmächte an. Langsam wendet er sich dann von Preußen ab, um einen anderen Heiland zu suchen. „Europa wartet nicht, und wir dürften wie die Juden stets auf unseren Messias harren“, wenn wir jetzt noch an Preußen festhielten.

Noch erklärlicher wird uns diese Abwendung des Herzogs von Preußen aus seinen Memoiren, wenn wir sehen, wie der Fürst sich bis zum Krimkrieg immer wieder bemüht, Friedrich Wilhelm zu einer klaren, energischen Politik zu bewegen, und immer wieder nur auf Intrige und schwache Haltlosigkeit stößt. Es ist sicher ehrlich, wenn er 1854 dem König von den verhängnisvollen Augenblicken des Jahres 1850 schreibt, von jener Zeit, wo er für Se. Majestät mit Freuden seine Existenz, seine Souveränitätsrechte, seine Person zum Opfer zu bringen bereit war. Der König hat damals den Krieg nicht gewollt — er ist nach Osmüg gegangen und hat seither in der Politik von Osmüg beharrt.

Später, 1859, schreibt Herzog Ernst über diese Jahre an den Prinz-Regenten: „Es gehörte wahrlich ein felsenfestes Vertrauen und eine genaue Kenntnis der Persönlichkeit, die einst in Preußen regieren werde, dazu, um in den letzten schweren Jahren Mut und Hoffnung nicht sinken zu lassen.“

Zeitweilig hat auch er, wie wir sahen, das Vertrauen verloren: er suchte die Rettung von anderer Seite. Wird Oesterreich sie bringen können? Frentag rebete 1860 von dem „Marasmus senilis“, an dem Oesterreich frante: seine Auflösung schreite mit Riesenschritten fort. Der Herzog aber glaubt an seine Reorganisation. Selbst wenn Ungarn und Venetien abfielen, es bliebe immer noch ein Staat größer als Preußen und konzentrierter. Würde nun dieser Staat liberale Regierungsform annehmen, wohin käme Preußens Hegemonie? Bis jetzt ist die preußische Sache nicht, wie Frentag gesagt hatte, die heilige Sache, es ist nicht: hie lebendig, hie tot; hie Gott — da der Teufel!

Im Gegenteil: es herrscht in Oesterreich seit 1860 frischeres Leben als in Preußen. Der Herzog hat daraus gleich auch neue Hoffnungen für die deutsche Sache geschöpft. Wenn denn Preußen allein Deutschland nicht schaffen will oder kann — so sollten beide Großmächte vereint die Reorganisation des Bundes versuchen! Er wendet sich in ausführlichen Denkschriften, die ein ganzes Verfassungsprogramm enthalten, nach Wien: er tritt in Briefwechsel mit Wiener Diplomaten, er reist selbst dahin, um das nationale Interesse wach zu halten. Das ganze Germanentum will er zusammenfassen in einem straff organisierten Bunde mit starker Zentralgewalt. Er wollte damals die Unmöglichkeit eines Nebeneinander von Oesterreich und Preußen in einem Staate nicht anerkennen. So nimmt er am Frankfurter Fürstentag 1863 teil und stimmt mit Oesterreich!

Ob der Herzog daneben noch einen dritten Weg offen sah? Ob er hoffte, doch selbst einmal Kapitän des Schiffes zu werden? Frentag scheint in einem Briefe aus dem Jahre 1858 darauf hinzuweisen, wenn er schreibt: „Oder Ihr Ehrgeiz kann sehr hoch gehen. Bei der Erbärmlichkeit der deutschen Politik ist dazu ein rücksichtsloses, gewagtes Spiel nötig. Denn das Ziel ist nur zu erreichen durch vollständiges Aufgeben der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse. Aber es ist das höchste Ziel, des größten Ehrgeizes wert.“ Der Fürst geht in seiner Antwort nicht näher darauf ein; er spricht sich nur energisch frei von jedem egoistischen Ehrgeiz. Auch in seinen Memoiren weist er jeden Verdacht solchen Ehrgeizes, der von vielen Seiten auf ihn geworfen wurde, weit von sich. Entgegen den Warnungen seiner Freunde stellte er sich allerdings gern an die Spitze der populären Bewegung von 1860 an: gründete den allgemeinen Schützenbund, nahm dann am ersten großen Verbands-

festen in Frankfurt das Ehrenpräsidium an. Aber wir haben keinen Grund anzunehmen, daß er sich in diese für einen Fürsten nicht ungefährliche Lage nur aus ehrgeizigem Interesse begeben habe. Er erkannte vielmehr die Bedeutung dieser viel gelästerten, viel verspotteten, aber immer auch gefürchteten Volksbewegung: er folgte der nationalen Idee vom stillen Schreibtisch auf die Straße, um sich ihrer hier zu bemächtigen, sie in eine gesetzmäßige Bahn zu leiten, vorbei an der gefährlichen Klippe der Revolution. Jedenfalls stand ihm die deutsche Sache allezeit über der eigenen. Jede Konstellation war gut, die Deutschland einig und frei machte.

Mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen erschien zeitweilig die preußische Lösung der deutschen Frage wieder wahrscheinlicher. „Preußen steht noch einmal am Scheidewege“, schreibt Herzog Ernst an den Prinzregenten in der schon erwähnten Denkschrift von 1859.

Da war es eine schwere Enttäuschung für ihn, daß Preußen im italienischen Kriege so schwankend und halb handelte, daß es trotz all seiner Bemühungen nicht energisch in den Krieg eingriff. Die Zerrissenheit der Deutschen nach dem Kriege, die sich in einem politischen Broschürensturm äußert, hält er für die beschämendste Tatsache, deren er sich in seiner politischen Laufbahn erinnern kann. Die preußische Politik stößt ihm je länger, je mehr schwere Beforgnisse ein: „Wir können täglich ein neues Osmüg erleben“, schreibt er 1860 an seinen Bruder. „Dennoch darf all diesem Jammer gegenüber die Partie Preußens nicht verloren gegeben werden. Es muß gehandelt werden.“ Er selbst verfaßt mehrere Broschüren von großer Kraft, um das deutsche Nationalgefühl neu zu entflammen. Diese Arbeit weist er auch vor allem dem neuen Nationalverein zu, den er tätig unterstützt.

Es geht ein Zug von Spannung, von erregter Erwartung durch die Briefe dieser Jahre: „die Zeit naht, wo die Ereignisse größer werden als alle menschlichen Pläne.“ Auch Frentag hat die feste Ueberzeugung, daß „wir im Anfang einer großen Kraftentwicklung stehen, welche durch 10 Jahre der Reaktion zurückgehalten, jetzt immer stärker sich expandieren wird“. Wenn nur das schwache Ministerium in Preußen nicht wäre!

Da kommt 1862 das neue Ministerium Bismarck und mit ihm „der mit aller Gewalt heranbrausende Reaktionssturm“, wie der Herzog im Dezember an den Freund schreibt. Die Folge für Deutschland ist, daß sich die Hoffnungen der Patrioten nun vollends von Preußen abwenden, und der Herzog schließt die Erzählung über das Jahr 1862 in seinen Erinnerungen mit den traurigen Worten: „Mehr und mehr sonderte sich im ganzen übrigen Deutschland die nationale Strömung von dem isolierten Preußen und kehrte sich in immer weiteren Regionen dem alten Kaiserstaate an der Donau zu, wo man auf die veränderte Lage neue Pläne baute. In den Mittelstaaten schien die Politik von Würzburg den höchsten Triumph zu feiern, und die Träume von der deutschen Einheit mit der vielberufenen preußischen Spitze waren in dieser großen Krisis selbst in ernstesten Schriftstücken nicht selten mehr ein Gegenstand scherzhafter Behandlung geworden.“

Beide Freunde sind jetzt wieder einig in dem stärksten Gefühl der Entrüstung über diesen Reaktionssturm, der 1863, wie Frentag sich ausdrückt: „aus dem Bannkreis der Zivilisation in den Urwald riesiger Missetaten eintritt“, durch sein Pressegesetz. Es ist bei ihnen dieselbe Stimmung, die den bis dahin treu an Preußen festhaltenden Nationalverein zu folgender Ansprache an seine Mitglieder veranlaßte: „Wenn aber diejenigen, die jetzt an der Spitze des preußischen Staates, vom eigenen Volk verurteilt, am Ruine der preußischen Staatsmacht arbeiten, vollends nach der Leitung Deutschlands greifen wollten, so würden sie in der ersten Reihe der Kämpfer gegen eine solche Vermessenheit dem Nationalverein begegnen.“ Nur daß auch jetzt noch Frentag den Glauben an den preußischen Staat, das preußische Volk festhält, allerdings: einen Wechsel des Regiments hält er für unerlässlich. Er ist dabei der Erregtere, er rät zu seltsamen Maßregeln: der Kronprinz müsse sich vor dem Volk gegen das Konfliktministerium erklären, damit das Volk der Dynastie nicht völlig entfremdet werde. „Schon ruhige Leute drohen mit Abweichung von der legitimen Sukzession.“ Der Fürst denkt praktischer und nüchterner: „Es ist noch lange

nicht Zeit à tout zu spielen, solange Phrasenhelden und planlose Politiker die Sache des Fortschritts in der Hand halten."

Diese Haltung Bismarck gegenüber bleibt dieselbe bis 1866: sein Sturz muß bald kommen, sein Regiment schlägt allen Idealen der Nation ins Gesicht; es ist mehr Glück als Verdienst, daß Napoleon nicht die schwache Regierung Bismarcks benutzte, um die Schluppe von Mexiko vergessen zu machen. Im Jahre 1864 meinen sie an der Augustenburger Sache, für die der Herzog sich mit all seiner Energie und seinem ganzen Feuer eingesetzt hat, verzweifeln zu müssen „wegen der Feigheit in Berlin und der Verschiebung Österreichs“, es wird zu halben Resultaten und zu einem schlechten Frieden kommen, denn „wenn man nicht Alter Fröh ist, kann man nicht große Politik mit kleinen Deuten machen“, wie Freytag einmal an Treitschke schreibt. Er ahnte nicht, daß gerade eben der verhasste Bismarck ein Meisterstück großer Politik vollbracht hatte, das wohl auch dem großen Fröh ein anerkennendes Lächeln um den bitteren Mund gezaubert hätte. Weder Bismarck noch Wilhelm werden, ihrer Meinung nach, einen Krieg mit Österreich wagen; auch ist das preußische Heer kaum dazu imstande, es fehlt vor allem an guten Führern. Da brach das große Schicksal, von Bismarck geheimnisvoll vorbereitet, auch schon über Deutschland herein. „Wir stehen unter Trümmern und zwischen Schlachtfeldern, ehe uns die fliegenden Gedanken die Möglichkeit solcher Zukunft nahelegten.“

Beide erkennen deutlich, daß jetzt der große Augenblick für Deutschland gekommen war: das nationale Interesse tritt ganz in den Vordergrund. Der Herzog hat sich mit raschem Entschluß auf Preußens Seite gestellt: Freytag sieht ihn mit Jubel auf der rechten Seite und ist voll Dank darüber, wie gesund, kräftig und schnell sein „lieber, treuer, tapferer Herr“ das Rechte zu finden wußte. Ausgelöscht ist alles Mißtrauen in des Herzogs deutsche Politik: er hat sich bewährt in dem großen Prüfungsjahr für Fürstenwert! Selbst wenn der Krieg nicht glücklich ist, „in der inneren Natur der deutschen Verhältnisse liegt, daß der letzte Erfolg auf unserer Seite bleiben muß“.

Nach dem Kriege aber gewinnt die Kritik an dem reaktionären Minister wieder die Oberhand. Ueber die Proklamation des allgemeinen Wahlrechts sind diese Liberalen wenig erfreut: ein Bericht Freytags über seine Wahlkampagne in Erfurt hat recht aristokratischen Klang, er fühlt sich hoch erhoben über das souveräne Volk, das über ihn entscheiden soll, und ruft am Schluß der höchst dramatischen Schilderung aus: „Pui, Bismarck, das war kein Meisterstück.“ Auch mit dieser höchst liberalen Maßregel also gewann der reaktionäre Minister die Gunst der Liberalen nicht. Noch immer sind sie auch in der deutschen Frage klüger als Bismarck: man hätte 1866 bis zu Ende gehen sollen, jetzt wird die Mainlinie Deutschland noch teuer zu stehen kommen: der Ausbruch Süddeutschlands erscheint Freytag als die fehlerhafteste Maßregel Bismarcks: Zweiteiligkeit in sempiternum wird die Folge sein. Freytag glaubt, daß Bismarck das Einigungswort nie vollbringen wird, er nennt ihn „einen unglaublichen Rindstopf in der Behandlung der öffentlichen Meinung“. Kläglich erscheint noch immer die innere Politik: die kalten Schatten, die von Bismarcks Vergangenheit in die Gegenwart herüberfallen, sind recht empfindlich fühlbar. „Wir werden noch lange und schwer daran zu leiden haben, daß Preußen von 1848 bis 1866 so schlecht, gefeßlos und junkerhaft regiert wurde.“

Dennoch steigt allmählich die frohe Hoffnung, die große Freude über das junge Werden. Für das neue Deutschland haben sie das beste Vertrauen: bis es dann 1870/71 vor ihnen, seinen treuen Helden, entsteht. Bismarck bleibt auch in den folgenden Jahren noch so etwas der tolle Junke für Freytag; wenigstens seine Schöpfung, das Reich, erscheint ihm im Juni 1871 „ein so seltsam durchlöcherter Bau, daß selbst Fürst Bismarck auf die Länge nicht darin hausen kann“. Zuerst im Jahre 1874 finden wir eine volle Anerkennung der Bismarckschen Arbeit, wenn er bei dessen drohendem Rücktritt schreibt: „Welche Folgen ein Rücktritt haben würde, wird mein gnädigster Herr selbst ermessen.“

Wir wollen der Politik nicht über diese Jahre hinaus folgen. 1873 zog Freytag sich von der Journalistik zurück; beide Freunde

haben noch die Geschichte des neuen Reiches mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt: aber im ganzen doch mit dem Gefühl, daß sie ihre Arbeit getan, und daß ihr Tag vorüber war, und nun eine neue Generation an neuen Werten schaffte, die sie nicht mehr ganz verstanden. Sie finden in den 80er Jahren Zeit zur Rückschau: der Herzog schreibt seine Memoiren, Freytag gibt unter seinen gesammelten Werken auch seine politischen Aufsätze heraus. Da sah er freilich, wie oft er in der Hitze des Tages Berühmtes gewünscht und unnütz gefürchtet hatte. Er schreibt darüber an den Herzog: „Solche Durchsicht macht recht demütig; so man das Beste befürchtet hat, und so man recht heiß begehrt hat, ist man durch den Erfolg widerlegt worden. Und doch hat man seinerzeit so ehrlich und klug, als man vermochte, um das Künftige gesorgt.“

Sollten wir sie dieser Mißgriffe wegen schelten? Wir Nachlebenden können wohl nichts Besseres tun, als uns mit Freytag durch solche Erkenntnis zur Bescheidenheit den Ereignissen gegenüber erziehen zu lassen. Und wenn wir nun nach einem Wort suchen, das den Gehalt der beiden zusammenfaßt, so lassen wir wieder am besten Freytag selbst reden:

„Wir gehören aber zu denen, welche ein wenig für sich leben und ein wenig für ihre Freunde, in der Hauptsache für ihr Volk!“

Paula Rind / Nicht hinter der Front

Hat man im Operationsgebiet nach mancherlei Mühe den nötigen Reiseerlaubnischein erhalten und kommt zum Urlaub in die Heimat zurück, so ist der erste Eindruck in den großen Städten Innerdeutschlands der eines geradezu überwältigenden Börsens. Erstaunt horcht man auf.

Dem Gedränge der Bahnhöfe, dem Gewühl der Straßen und vor allem dem Geschrei der Märkte, das von engen Häuserküllissen verhallend scheint, ist die Seele nicht mehr gewachsen. Man ist an allzu andere Geräusche gewöhnt, die jedes Einzelleben verstummen lassen. An der Grenze ist ein Lauschen Tag und Nacht auf die ungeheuren Dinge des Krieges. Dazu ist jeder Verkehr dort so gründlich unterbunden, daß die kleinen Städte ihre heißen Kriegssommer verträumen und durchhören wie bestkommene Wartezeit: Abgeschlossenheit inmitten von Reben, Fruchtbarkeit und Sonnenglut, ewig überflungen vom Rollen der Geschütze.

Der Unterschied zwischen solch dumpfem Warten des nahen Kampfes und dem Dauerlärm des Friedens jenseits des Rheins ist groß. Ich möchte endlich einmal die eigentümliche Farbe unserer Stimmung nicht hinter der Front, die halb Friede, halb Krieg, voller Zwielicht und Wertwürdigkeiten ist, festhalten, ehe sie entweicht. Die Stadt, die ich herausgreife, ist Rastatt i. Eß. Wie aber soll ich sie einem Fremden nahebringen?

Keuherlich ist dort alles noch wie sonst. Sie ist das friedliche Landstädtchen geblieben, voll mittelalterlichen Gerümpels und der intimen Schönheit vieler Jahrhunderte, überwachsen von alten Bäumen, durchzogen von Gärten; an sich das Friedlichste, was man sich denken könnte, ein Stückchen Schwabenland mit französischen Erinnerungen, nicht stärker, als wie sie reichlich genug auch auf reindeutschem Boden zu finden sind. Der Krieg hat das alles gelassen wie es war.

In den schlimmsten Tagen, August 1914, als französische Patrouillen den Ort umwitterten und sich bis auf den mittelalterlichen Markt getrauten, als man Stunde um Stunde das Bombardement erwartete, blieben wir verschont. Statt unserer spürten die Dörfer Granaten und Brand.

Dann trotz der Krieg in die Berge zurück, aus denen er kam. Nun hoßt er schon 18 Monate wie unser Schicksal im Wasgenwald, der steil, zerklüftet, selbst ein vorweltliches Stück Schicksal, aus der Ebene sich aufreckt, — dieser stehengebliebene Horst aus Urzeit.

Wir aber, die heißeste, trockenste Stadt Deutschlands, liegen in der flimmernden Glut der Ebene dicht vor dem Gebirg und horchen auf die Kämpfe, — bald sind sie näher, bald ferner,

genau weiß man die Stellungen nie. Aber es klingt von Süden, dem Hartmannsweilerkopf, von Südwesten, von Westen — aus den dort mündenden, wichtigen Tälern, und von Nordwesten, ununterbrochen zu uns her. Ist Ruhe an der einen Stelle, so fängt es an der anderen sicher wieder an.

Doch das, was unserer Stimmung Luft und Farbe gibt, ist vor allem der beklemmende Gegensatz von nächster Nähe und völliger Ungewißheit. Der einzelne bei uns weiß nicht mehr von den Vögesenkämpfen als Innerdeutschland. Auch wir erleben häufig genug nach einem Tag bangen Wartens und heftigen Feuers erst aus dem deutschen Tagesbericht, was wirklich gewesen war.

Desto mehr hören und ahnen wir, desto schattenhafter jagen die Gerüchte. Wir fühlen alle Dinge, die sich vorbereiten, tagelang voraus, wir sehen sie herankommen, sie vergrößern sich für uns in der unheimlichen Deutung der Möglichkeiten — und wenn hartes im Gange ist, wenn die Kraftwagen mit den Verwundeten Stunde um Stunde hereinfahren, dann übermannt uns das ohnmächtige, passive Wartenmüssen, dies Fragen der Augen: Was ist? Des Horchen aller Gesichter: Wird der Krieg noch einmal über uns weggehen, oder wird er im letzten Augenblick abbiegen?

Immer wieder sind solche Tage der Spannung aus Wochen der Scheintrübe und Gleichgültigkeit heraufgewachsen, Stunden unerhörten Mittelbens des Brandes, der alle Grenzen umloht. Immer wieder hat sich das gleiche wiederholt: Sonnenglut, Hitze, die ohne Schwüle ist, die nicht schlapp, sondern nur so brennend durstig macht, der Wind voll von Düften: der Blüten, des Heues, des reifenden Obstes — und dazu die Luft gesättigt von den Tönen der Gefechte, näher und näherkommend, oder verhallend wie Meeresbrandung, hundert Geräusche, an die wir uns gewöhnt hatten, die wir in langen Monaten unterscheiden und deuten lernten, und die uns dann plötzlich wieder ängsten können. Denn neben dem Hören steht für uns das Sehen. Wir sehen die französischen Granaten auf den vordersten Berghängen platzen und den Sand aufwühlen, ja abends bilden wir uns ein, den Gefechten folgen zu können. Da ist das Aufblitzen der plagenden Geschosse hinter den Schattenriffen der Vorberge — es ist das ein rotgelbes, außerordentlich kurzes Aufladern von Feuer, das, obgleich 14 km entfernt, eine deutliche Vorstellung weckt von gewaltig zerrissenen eisernen Brocken —, da ist das Lohen der Rauchkugeln und das Wetterleuchten der Raketen — oft flammt das ganze Gebirge wie von fernen Gewittern. Und zugleich unterscheidet das Ohr dann genauer noch wie am Tage die Verstärke der Geschütze: hier eine Batterie und dort hinter jenem Gipfel, sie belken sich an, sie murren hinein in die Dunkelheit.

Kein Wunder, daß wir laufen.

Vielleicht aber sind schon die nächsten Wochen wieder ruhig wie der Friede selbst.

Oh, diese homerische Stille der heißen Zeit, die dann über uns kommt. Sie dünkte uns unendlich groß in den verfloßenen Sommern, als wir nicht heraus und nicht herein durften aus unserm kleinen Ort, sie ist noch größer geworden, seit jetzt nicht nur wir Menschen, sondern auch die Güter an ihren Kreis gebunden sind. Alles Leben scheint still zu stehen. Man sitzt inmitten der Früchte, die man selbst baut — man horcht und wartet.

Oben aber, in der heißen Bläue des Himmels, über allem Glast der Erde, streifen die Vögel des Krieges. — Auch sie sagenhaft, homerisch. Man fühlt, wie sehr dieser letzte Traum des Menschen keine Vergewaltigung der Natur mehr ist. Er ist anders als die Technik der letzten Jahrzehnte, anders als Schlote, Krähnen und Maschinen. Diese grauen Wunder der Luft schmiegen sich ganz ein in ihr Element. In mehr als einem Sinn mußten sie leicht und vollkommen sein, ehe sie zur Höhe stiegen. So sind sie schönheitsgemäß wie nur je die Antike es war, und doch Leben und doch wir selbst.

Doch das sind nur die Tage, an denen wir ihnen nachschauen, nachts wacht eine andere Welt um uns auf, oder richtiger: wir versinken in sie hinein: die Dämmernisse des Mittelalters.

Immer wieder ist es ein Neues, dies atmende Warten einer verdunkelten Stadt. Die Häuserblöcke wachsen dann in die

Düsterheit hinauf, die Menschen huschen mit kleinen betrunkenen Lichtern, das schwankt und zittert und erlischt. Alle Giebel und Schatten schwanken und erlöschen mit und versinken zuletzt in menschenlosem Schweigen.

Dann glitzern die Sterne wie nie vorher, und die Kathedrale hockt wie ein steinerner Uhu im Gewinkel ihrer Gassen.

So stehen die Gegensätze der Stimmungen seit Kriegsbeginn um uns herum, und nur die Regentage sind genau so grau wie überall sonst auch. Oft genug aber wissen wir nicht recht aus all dem Merkwürdigen uns herauszufinden, das uns umbaut und von der Welt abschließt. Ja es gibt Stunden, wo man sich selbst unwirklich wird, wo man das Gefühl hat, nicht viel mehr zu sein, als das schemenhafte Spielzeug des Unfaßbaren: märchenhaft durch die Jahrhunderte geworfen mitten im Brand der Gegenwart. Ja es kann sein, daß uns an solchen Tagen sogar der nahe Krieg zum Märchen wird.

Ist es denn nicht so: Die Berge, in die wir selbst nicht mehr hineindürfen, die Kuppen, die nun so blau und fremd aus der Ebene aufsteigen, sie sind wieder von den Riesen uns Menschen versperrt. Von Gipfel zu Gipfel schieben sie dumpf ihre Regel, das widerhallt und donnert aus den Klüften, das lacht uns armseelige Tröpfe aus. Wir aber hören die Kugeln rollen und wissen: Der Riese Schicksal ist es, der dort die schweren Bälle wirft. Der Einsatz seines Spiels aber — sind wir selbst.

M. H. Runge / Reisendes Kornfeld 1916

Die Aehren ragen, tragen wie im Traum,
Reusch und schwer, anschwellend neues Leben,
Schlanken Madonnen gleichbar, die noch kaum
Die Engelsbotschaft faßten und erbeben.

In Demut, und doch banger Ahnung voll,
Bewegen sie sie tief in ihrem Wesen:
„Gegrüßet sei! Durch deinen Segen soll
Dein Volk aus aller Not genesen.“

Und wie der Saftstrom durch die Aehren dringt,
Fühlt jede, leis erschauernd, im geheimen
Sich als Erlöserin, die Frieden bringt,
Sich selbst vergehn und Leben sich entkeimen.

Johann Warkten (im Felde) / Dem Göttlichen ein Lied

Herrlich-Großes, Bielbesungnes,
Du, als Höchstes auserlesen,
Mache uns, du Undurchdrungnes
Ganz vertraut mit deinem Wesen.

Laß uns in die tiefsten Bronnen
Deiner Kraft und Schönheit steigen,
Möge uns dein Licht durchsonnen,
Wenn wir hin zur Schwermut neigen.

Wollst uns die Erkenntnis geben,
Will die Selbstsucht sich verschanzen,
Daß wir alle hier im Leben
Glieder eines größern Ganzen.

Wenn wir dann der Lebensäfte
Schöpferstärke nicht vergessen,
Werden unser aller Kräfte
Froh sich mit dem Dasein messen.

Gottfried Traub / Altertümer

Welch ein Segen ist es für ein Volk, recht viel zu haben in seinen Wohnplätzen und Umgebungen, seinen Sitten und Gebräuchen, was noch herkommt aus der alten Zeit. Schleiermacher.

Kürzlich hatte ich die Freude, im Schatten des alten Dortmunder Rathauses zu stehen und zu unserem heutigen Geschlecht zu reden. Die Steine des Baues redeten mit. Die Erinnerungen an schwere Kämpfe und durchgerungene Hungersnot in Zeiten der Belagerungen waren lebendig. Die stolze Kraft der alten Hanse rührte sich wieder. Ich blätterte in einem neuen Werk über die Entwicklung der deutschen Seeschifffahrt. Eine Karte redet dort von den Armen, die von deutschen Städten sich ausstreckten nach Ost- und Nordsee, nach Engelland und Island, nach Spanien und an die Spitze von Afrika. Deutschland war im 14. Jahrhundert der mächtige Held der See. Tausende von Worten unserer Sprache, hundert Sinnbilder, Duzende Bräuche halten das Gedächtnis jener großen Zeiten wach. Der Mut des Volkes hatte das alles geschaffen. Man schreckte nicht zurück vor seiner eigenen Größe. Man freute sich ihrer, baute sie aus und segnete damit die Geschlechter. Das steht alles nicht nur in den Büchern der Geschichte. In unserem Blut liegt jene Geschichte drin. Sie wacht wieder auf und zeigt, was wir können. Das „Unmögliche“ wurde damals nicht nur möglich; wirkliche Kraft sprach aus diesen Zügen über See und Land.

Wie gut tut es dem heutigen Geschlecht, das Alte zu sich reden zu lassen. Man wird nicht nur gelassener. Die Kraft steigt aus vergilbten Blättern. Die Geschichte der Väter verpflichtet. Sie schaut auf uns ebenso herab in tausendjähriger Entwicklung, wie einst Napoleon vor seinen Truppen die großen ägyptischen Königsgräber zu Wort kommen ließ. Man fühlt wieder, was in unserem Blut liegt. Drum treiben wir alt und jung stets an den Quell der Geschichte. Als der Maler Richter im Krieg 1870 die Taten und Leiden seines Volkes miterlebte, fand er sich manchmal auch kaum zurecht. Da schreibt er an einen Freund, daß er manchmal zu Homer und zur Geschichte vom Siebenjährigen Krieg greife und, in diese Zeugnisse sich vertiefend, neuen Mut gewinne. Er flüchtet nicht aus der Gegenwart, um sie im Altertum zu verlieren; er gewinnt aus dem Altertum Sinn und Instinkt für die Gegenwart. Damals haben sie's gekonnt; damals wuchsen Helden. So werden wir's auch heute können. Auch heute wächst das Heldenhafte. Es ringt nur um Geltung gegenüber dem Bedenklichen, dem Zögernden, dem Halben. Die Altertümer sind eine Quelle lebendigen Volksbewußtseins. Jede große Zeit lehrt zu ihnen zurück. Sie vergöttert nicht, aber sie dankt. Sie richtet keine Wallfahrten ein, aber sie gestaltet manchen Gang der Gegenwart zur heiligen Wallfahrt. Die Alten reden uns zu und sprechen von gleichen Nöten, ähnlichen Sorgen und heben sie aus ihrer drückenden Schwere in das Licht des Ueberwindlichen, ja des Erhebenden. Das alte Gesetz erneuert sich, daß die höchsten Proben gerade an die Besten herantreten. So wird das Altertum zum Jungbrunnen. Es ist tot, solange man selber nicht schöpferisch wirkt. Wo man vor dem Wagnis zögert, bleibt sein Glanz verborgen und der Zugang zu seinen Kleinodien verschlossen. Nur der Wagende gewinnt und reißt die Menge mit. Mit tausend einzelnen Erlebnissen der Kriegstage und mit dem einen großen Erlebnis des August 1914 haben wir diese Tatsache neu bestätigt.

So seien sie uns lieb und wert, jene Erinnerungen der Geschichte! Machen wir wieder Geschichte, damit die Ge-

schichte von uns erzähle. Nicht aus Ruhmbegierde sagen wir's, sondern damit das Blatt, das uns die Geschichte in ihrem Buch eingeräumt hat, nicht leer bleibe oder mit einem Fehlbetrag abschließe. Auch unsere Enkel sollen sagen lernen: Welch ein Segen liegt in dem Besitz alter Erinnerungen an große Zeiten. Dort stand Hindenburg, hier wurde der Friede geschlossen, der ein größeres Deutschland schuf, dort ... hier ... Und sie werden uns dankbar sein!

Soziale Bewegung

Einheitsbestrebungen in den deutschen Gewerkschaften. Wie der Reichstagsabgeordnete Legien mitteilt, habe er sich mit dem Reichskanzler über das Verhältnis der Gewerkschaften nach dem Kriege unterhalten. Der Reichskanzler habe gemeint, ob es nicht möglich sei, eine einheitliche Arbeiterorganisation zu schaffen. Das habe er, Legien, verneint. Die Gewerkschaften seien unter dem Einfluß politischer Parteien entstanden, und dieser lebendige politische Einschlag müßte erhalten bleiben. Ein Kartellverhältnis, das der Reichskanzler angeregt habe, könnte möglich sein, doch damit wäre es vorbei, wenn die christlichen Gewerkschaften unter dem Einfluß des Zentrums für Zölle und indirekte Steuern eintreten würden. Durch den sozialistischen Geist seien unsere Organisationen über die Gewerkschaften anderer Länder weit hinausgewachsen. Nach dieser Mitteilung hat also der Führer der sogenannten sozialdemokratischen Gewerkschaften den wirtschaftspolitischen Standpunkt seiner Verbände scharf hervorgehoben, eine Fusion mit den anderen Richtungen für unmöglich erklärt — was auch aus geschichtlichen und persönlichen Rücksichten nicht durchführbar erscheint — aber ein Kartellverhältnis zwischen allen Richtungen bedingt als durchführbar bezeichnet. Man erinnert sich, daß ähnliche Gedanken auch in den Hirsch-Dunderschen Gewerkschaftsblättern während des Krieges wiederholt und mit Wärme vorgetragen sind, und die christlichen Führer haben sich gleichfalls mit der gebotenen Vorsicht zustimmend geäußert. Wenn der Herr Reichskanzler seine Bemühungen fort- und seine Absichten durchsetzt, würde mit einer vorläufigen Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen Richtungen schon viel erreicht sein, sowohl für die Arbeiterschaft wie für die ruhige Umschaltung unseres Wirtschaftslebens vom Kriegs- auf den Friedenszustand. Vielleicht könnte sich bei der Zusammenarbeit in den ersten Friedensmonaten auch die Erfahrung herausstellen, daß man in der Praxis besser miteinander auskommt, als es zunächst in der Theorie erscheint. Der Versuch wäre auf jeden Fall sehr erwünscht.

Daß übrigens nicht nur bei den Führern, sondern auch bei den Massen der gewerkschaftlichen Arbeiter der Einheitsgedanke an Boden gewonnen hat, dafür liegen vielerlei Anzeichen vor. Mehr als sonst fühlt der einzelne in dieser schweren Zeit die Wirkung des Zusammenschlusses, die Kraft der Organisation. Damit gewinnen nicht nur die leistungsfähigeren gewerkschaftlichen Verbände an Bedeutung und Anziehungskraft, sondern die in der Kriegszeit gewonnenen Erfahrungen drängen auch dahin, die Neigung zur Sonderbündelei fallen zu lassen und der Einheitsorganisation die Bahn freizumachen. Auf dieses Bestreben ist wohl der engere Zusammenschluß der deutschen Beamtenverbände zurückzuführen als auch der Zusammenschluß von sechs großen Vereinen der Techniker und schließlich die lebhafte erfolgte Gründung des Deutschen Eisenbahnerverbandes. Diese ist noch aus einem anderen Grunde besonders beachtenswert. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften hatten seither nur eine „Reichssektion der Eisenbahner“ innerhalb des Deutschen Transportarbeiterverbandes, die von den Behörden nicht anerkannt wurde und ein etwas verborgenes Dasein zu führen gezwungen war, um Maßregelungen vorzubeugen. Mit dem Kriege wurde die Einstellung zahlreicher Hilfsarbeiter in den Eisenbahndienst erforderlich, die größtenteils in anderen freigewerkschaftlichen Verbänden, so vor allem bei den Metallarbeitern, Maschinisten und Malern organisiert waren. Die Verwaltungen wandten während des Krieges gegen die Zugehörigkeit dieser Arbeiter zu allgemeinen Arbeiterverbänden nichts ein, erklärten aber grundsätzlich nicht, ihren Widerspruch gegen die Mitgliedschaft der Eisenbahnarbeiter in Gewerkschaften, die den Streik als ein auch in den Verkehrsanstalten zulässiges Mittel der Standesarbeit anerkennen, fallen lassen zu wollen. Dieser Lage mußten die Gewerkschaften Rechnung tragen, wenn sie nicht die Entlassung ihrer Mitglieder nach dem Kriege gewärtigen oder von diesen verlangen sollten, sie müßten immer auf die Vorteile der ständigen Arbeiter verzichten. Darum wurde der neue Eisenbahnerverband gegründet, der die bei den Eisenbahnen beschäftigten Mitglieder der Zentralverbände der Kupferhämmer, Maler, Maschinisten, Metallarbeiter, Sattler und Transportarbeiter in sich aufnimmt und seinerseits den beson-

deren Pflichten der staatlichen Verkehrsanstalten Rechnung trägt. Die in Frage kommenden Zentralverbände haben freiwillig auf die betreffenden Mitglieder verzichtet. Durch diese auch von der halbamtlichen „Nordd. Allg. Ztg.“ besonders gewürdigte gewerkschaftliche Umgruppierung ist die Möglichkeit geschaffen, daß die freigewerkschaftlichen Arbeiter der Staatsbahnen gleichzeitig den Ansprüchen, die die Behörden im Interesse der Allgemeinheit stellen müssen, und den Grundfragen ihrer Organisation gerecht werden können. Die hier betätigte taktische Klugheit und Nachgiebigkeit läßt auch für weitere kommende schwerwiegende Gewerkschaftsarbeiten besonderes Vorgehen und Handeln erwarten.

Eingetragener Zusammenschluß der deutschen Beamtenverbände. Ueberall befruchtet der Krieg die Bestrebungen auf bessere organisatorische Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte. Auf dem kürzlich abgehaltenen Verbandstage der unteren Post- und Telegraphenbeamten wurde einstimmig ein Antrag des Verbandsvorstandes angenommen, der sich für den Anschluß an die neu zu gründende Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände ausspricht. Alle großen gemeinsamen Fragen der deutschen Beamenschaft, erklärte man, könnten nur von einer gemeinsamen Organisation aller Beamtenvereine gelöst werden. Der Verbandstag der Lokomotivführer habe bereits mit 55 000 Mitgliedern seinen Anschluß erklärt, andere große Beamtenverbände werden folgen.

Organisationswünsche im Kleinhandel. Die Not der Kriegszeit stärkt auch in weiten Kreisen des Kleinhandels den Willen zu machtvollerem Zusammenschluß. Ihn feuert in der „Deutschen Handelskorrespondenz“ Verbandsdirektor Th. Wieseler mit folgenden beherzigenswerten Darlegungen an: Vereine, die dem kleinen Geschäftsmann aus der wirtschaftlichen Not, der moralischen Niederdrückung und aus der Kriegsnot, die so rauh an sein Fenster pocht, helfen wollen, gibt es eine stattliche Reihe. Wie viele, oder besser gesagt: wie wenige von ihnen Machtverbände sind, die zu großen Leistungen ausholen können, auf deren Wort man hört und deren Meinung größte Verbreitung findet — das möchten wir der Vorsicht halber nicht mit Genauigkeit zum Ausdruck bringen. Diese nun einmal nicht wegzuleugnende teilweise bestehende Ohnmacht läßt es mit Freuden begrüßen, wenn der Versuch nach Gründung eines Reichsbundes aller Detailhandels-Verbände weitere Fortschritte macht, da ja in dieser Einheitlichkeit alle Verbände eine Kraftsteigerung finden müssen. Die gemeinsame Not ruft: Der Durs muß gelingen! Aber schon türmen sich Hindernisse auf und man sieht sich an, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Hier stehen der Reichsdeutsche Mittelstandsverband, der Verband Deutscher Rabatt-Sparvereine, Hannover, der Verband kaufmännischer Genossenschaften u. a. m. und auf dem anderen Flügel arbeiten die Interessengemeinschaft großer Detailhändlerverbände, der Leipziger und der Berliner Zentralverband mit zahlreichen Fachvereinigungen, und jede dieser Verbändegruppierungen setzt sich wader für einen Reichsausgleich ein. Es ist — man kann es nicht verbergen — einfach ein Jammer, daß die erhoffte Einheit vorläufig in eine Zweifaltigkeit ausmünden soll. Weshalb? Zwei Augen sind zuviel auf der Welt: Das Warenhaus und sein Verband, so sagt man. Die Warenhausfrage, diese noch immer junge Zeit- und Streitfrage, wird zweifellos den Gegenstand jeder kaufmännischen Mittelstandspolitik bilden, aber es bleibt doch die Frage offen, ob denn „die Warenhausfrage“ ausgerechnet auf dem Boden ausgetragen werden soll, auf dem die Einheit aller Verbände der höchste Wunsch ist. Man mag sich dem Warenhaus gegenüber stellen wie man will, mag es bekämpfen bis zur Vernichtung oder aber mit der fatalistischen Gebärde des Achselzuckens betrachten, die Meinung wird wohl Gültigkeit besitzen: Ueber die Warenhausfrage werden die Detailhändlervereine keine völlige Übereinstimmung erzielen. Die Meinungen darüber gehen selbst in Fachkreisen zu weit auseinander. Eines aber kann man erhoffen und herbeisehnen, daß die Warenhausfrage selbst von beiden Verbändegruppierungen keine Auslegung findet, die zur Selbstzerfleischung reizen müßte. Wir geben noch immer die Hoffnung nicht auf, daß die beiden Verbändereinigungen doch noch die Gelegenheit finden werden, auf der sie sich die Hände zu gemeinsamer Arbeit reichen werden. Wenn der Detailhandel diese Energie aufbringt, daß er alle Verbände trotz der verschiedensten Strömungen und des Auswirkens dieser Strömungen für das eine Ziel der Pflege einer kraftvollen Standespolitik zusammenbringt, dann wird dieser zu Unrecht viel geschmähte Stand in eine neue und schönere Zeit hineingefügt, einer Zukunft entgegen, in der der Detailhändlerstand nicht mehr *Amorph*, sondern auch *Hammer* sein kann.

Zwei vielgenannte Gegner der Gewerkschaftsbewegung sind fast gleichzeitig in den ersten Julitagen gestorben: der frühere Generalsekretär und langjährige Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Bued, und der frühere Leiter des Buchdruckerorgans, Gsch. Von ganz entgegengesetzten Ausgangspunkten aus kamen sie zur schärfsten Gegnerschaft gegen die friedliche Entfaltung der wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen. Bued, der verkörperte Vertreter der Forderung nach einem starken Mann gegen alle Sozialpolitik, suchte durch rücksichtslose politische Be-

einflussung und durch scharfen Druck auf entscheidende Regierungen, stellen die Gewerkschaften niederzuhalten. Gsch wühlte Mitte der neunziger Jahre gegen die Tarifgemeinschaft und gegen den Bestand der vorbildlichen Buchdruckerorganisation. Beide einst viel genannte Männer haben ihre Ziele nicht erreicht. Aber ihr Geist ist noch keineswegs ausgestorben. Der Zentralverband vertritt noch immer antisoziale Bestrebungen und die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft wendet sich neuerdings wieder gegen die Versumpfung der Gewerkschaften. Gegen diesen Geist wird auch in Zukunft mit allem Nachdruck gekämpft werden müssen.

Sprechsaal

Die ländliche Siedlung.

Den Ausführungen von Else Trott-Helge in Nr. 25 der „Hilfe“ über die Versorgung der Kriegerwitwen muß man zustimmen, insoweit diese den Ruhen und die Vorzüge der Kapitalabfindung und damit der Ausstattung mit Grundbesitz im allgemeinen betreffen. Man muß aber bedenken, insofern die Verwendung dieser Kapitalien zu Ansiedlungen auf dem Lande und ganz besonders auf Oedländerereien ins Auge gefaßt ist. In dieser Beziehung kann nicht dringend genug die Warnung wiederholt werden, stadtgeborene und stadtgezogene oder stadtgewohnte Menschen — nicht bloß die Witwen, sondern auch kriegsbeschädigte Männer — nicht auf das Land zu verpflanzen. Die Bestellung von Feld und Garten verlangt mehr Sachkenntnis, besonders aber auch mehr körperliche Leistungen, als die meisten Städte annehmen. Land- und Gartenbau — auch Viehzucht — zu treiben, dazu halten sich die meisten Städte für unfähig. Und doch gibt es nicht allzu viele, die Ausdauer genug haben, um auf die Dauer mit Erfolg und deshalb auch mit Lust und Liebe ländliche Arbeiten zu leisten. Man prüfe deshalb städtische Witwen erst gründlich auf ihre Befähigung, ehe man sie aufs Land verpflanzt. Es gibt schon jetzt genug Städte, die auf dem Lande nicht das gefunden haben, was sie hofften, und die deshalb, wenn sie nicht ganz zugrunde gegangen sind, mißvergnügt und mit Sorgen kämpfend sich abmühen. Und zwar dies auch in Lagen, wo Landfinder mit mehr Sach- und Arbeitskenntnis sich ganz wohl befinden würden.

Dann die Ansiedlung in besonderen Kolonien. Wenn solche in Anlehnung an gewerbliche, industrielle Unternehmungen, an Fabriken, die einen Arbeitsverdienst ermöglichen, geschieht, so wird eine klumpenweise Ansiedlung die richtige sein. Aber Kleinsiedlungen auf dem platten Lande zum Betriebe von Acker- und Gartenbau in besonderen Kolonien zu schaffen, hat mehrfache Bedenken. In dem von Else Trott-Helge aufgestellten Plane ist schon die Verbindung und Mischung von Kleinbesitz mit größeren landwirtschaftlichen Betrieben in Aussicht genommen. Dies mit Recht. Es werden manche Familien freie Zeit in genügendem Maße haben, um außerhalb der eigenen kleinen Wirtschaft noch Geld zu verdienen. Eigentliche Kolonien in genügender Menge zu bilden wird aber schon deshalb kaum möglich sein, weil das vorhandene Oedland dazu nicht reicht und weil sich größere Flächen nur bei den großen Gütern Osteliens finden. Oedländerereien, die aus so schlechtem Boden bestehen, daß sie sich nur für Lannen und Birten eignen, sollte nicht in Kultur zu nehmen versucht werden. Man darf keine Hungerleider-Kolonien schaffen. Und Großgüter, die aufgeteilt werden können, lassen sich in genügendem Maße nur finden, wenn den Behörden das Enteignungsrecht zusteht, was bisher nicht der Fall ist. Der Mangel an Neuland und an aufzuteilenden Großgütern wird allein schon genügen, um die Unterbringung der Kriegerwitwen und der kriegsbeschädigten in besonderen Kolonien zu hindern. Der Gründe, welche es empfehlen, nicht reine Amazonas-Kolonien zu bilden, gibt es viele. Es wird nicht nötig sein, sie aufzuzählen.

Gegen die Unterbringung der Kriegerwitwen und auch der kriegsbeschädigten in besonderen Kolonien sprechen aber auch andere noch wichtigere Gründe. Erstlich wird der Heimatfönn, die Anhänglichkeit an die Gegend und an den Ort, wo sie wohnen, viele Witwen abhalten, sich in fremden Gegenden ansiedeln zu lassen. Sie werden sich von Verwandten, Bekannten und guten Freunden ungern trennen. Sie werden auch am Heimatsorte eher Hilfe und Unterstützung mit Rat und Tat, sie werden auch eher Arbeitsverdienst finden, als in unbekannten Gegenden unter unbekannten Leuten. In der Heimat, unter Bekannten und Verwandten werden auch die ausgestandenen Leiden leichter vergessen, als unter Fremden.

Wenn sich so viele unternehmungslustige Kriegerwitwen und — kriegsbeschädigte finden, so mag man sie in Klumpenkolonien ansiedeln. Auch in der Nähe von Fabriken und größeren Städten mögen sie am Plage sein. Die Regel für die Ausstattung der Witwen, die Sanftbarkeit kennen, wird aber deren Ansiedlung in der Heimat sein und bleiben. Man reiße doch die Menschen — besonders die Familien — nicht aus dem heimatischen

Boden, in dem sie wurzeln, um sie in Gegenden zu verpflanzen, wo ihnen alles — Land und Leute — unbekannt ist. Anstatt den germanischen Wandertrieb, der sich bei manchen regen mag, zu begünstigen, sollte man den Heimatsinn zu heben suchen.

In den größeren Städten gibt es viele Familien, die vom Lande weg in die Stadt gezogen sind. Vielleicht ebenso viele, wo die Frau vom Lande stammt und früher Landarbeit getan hat. Manche Witwen solcher Art werden geneigt und auch geeignet sein — gewiegt durch Enttäuschungen, die sie erlitten haben — aufs Land zurückzukehren. Aber sogar hier sollte man mit der Förderung der Rückfiedelung sehr vorsichtig sein. Nur zu viele haben sich an das städtische Leben so gewöhnt, daß sie schlecht aufs Land passen.

Also: Kolonien von Witwen und Kriegsbeschädigten — beider Versorgung ist zugleich zu regeln — sind nur zu schaffen bei größeren Städten oder in Industriegegenden, wo harter Arbeitsverdienst sich mit Gartenbau vereinigen läßt. Bei Fähigkeit und bei Lust und Liebe für landwirtschaftlichen Betrieb sowie bei Wanderlust kann die Klumpenansiedlung auch auf Neuland oder bei aufzuteilenden Großgütern versucht werden. Die Regel wird aber, wenn zufriedenstellende Zustände geschaffen werden sollen, die Einzelansiedlung in heimatlichen Gegenden sein müssen.

Damerow b. Rostock i. M.

Hemil Ritter.

Büchertisch

Deutsche Form im Kriegsjahr. Die Ausstellung Köln 1914. Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1915, mit 168 Bilderseiten, verlegt bei F. Bruckmann A.-G., München 1915. Geb. 3 M.

Die Kölner Wertbund-Ausstellung hat eine verschiedenartige Beurteilung erfahren. Das Ausland hat vor dem Kriege den Leistungen des Deutschen Werkbundes auf dieser Ausstellung uneingeschränkt zugestimmt, und nach Ausbruch des Krieges hat wenigstens England durch die Begründung eines englischen Werkbundes die Überlegenheit des deutschen Vorbildes weiter anerkannt. Nicht ganz so übereinstimmend war die Kritik bei uns daheim. Es ist wohl die von ihren beiden im Felde gefallenen Führern, dem Karlsruher Ostendorf und dem Hannoveraner Weber, geweckte Bewegung, von der aus ein gewisser Widerstand gegen die in Männern wie Ruthesius und Behrens vertretene Richtung ausgeht. Man wird im ganzen diese Zweifelpolitik zu bedauern keinen Grund haben. Wir, die wir uns hier weder für die klassistische, theoretische und im gewissen Sinne radikale Art der Berliner noch für die unter stärkeren historischen und deutschen Ideen stehende jüngere Richtung zu entscheiden brauchen, glauben an die Früchte des Kampfes, der nach dem Kriege trotz des Verlustes von Ostendorf und Weber jedenfalls leidenschaftlicher entbrennen wird. Auf dieser Kölner Ausstellung waren bereits beide Tendenzen, die jüngere allerdings schwächer, vertreten. Die Veröffentlichung des Werkbundes hat durch ihren diesjährigen Band sich ein neues, unbestreitbar großes Verdienst um die neueste Kunstgeschichte sowohl als um die Kunstpolitik erworben. Daß Technik der Reproduktionen, Druck und Ausstattung wie immer tadellos sind, bedarf keiner Erwähnung. Die Antiqua übrigens wird von mancher Seite gerade dem Werkbund vorgeworfen. Jessen hat dem Band eine Einleitung gegeben in seiner bekannten, vorzüglich propagandistischen Art.

Einzelheiten: Die Oesterreicher, die schon damals Aufsehen erregten, das Haus von Josef Hoffmann, vor allem die kunstgewerblichen Arbeiten aus den Werkstätten Emil Zweibrück, Heinrich Tesseow sind im Bilde festgehalten. Wir haben uns besonders gefreut an den Innenräumen von Paul Ludwig Troost, Bremen-München, Max Heinrich, Paderborn und kunstgewerblichen Arbeiten von Gertraud v. Schmellenbühl, Weimar, Josef Waderle, Berlin.

Schotte.

Dr. Waldemar Zimmermann, Der Krieg und die deutsche Arbeiterschaft. Bekenntnisse und Betrachtungen aus der organisierten Arbeiterwelt. Jena, Gustav Fischer 1915. Heft 54/55 der Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Brosch. 2.— M., 230 S.

Inhalt: Wortwort des Herausgebers (Zimmermann) — Die deutschen sozialistischen Arbeiter im Weltkrieg von Dr. Ludwig Henke — Die sozialistische Arbeiterschaft im zweiten Kriegshalbjahr, Die deutschen Gewerkschaften (Hirsch-Dunder) und der Krieg, Der Krieg und die christlichen Gewerkschaften, vom Herausgeber — Stimmen aus christlichen Gewerkschaftsblättern und Selbstbriefen von Adolf Schaar — Nachlese zur Kriegschronik der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, vom Herausgeber.

Einige Züge aus dem großen Einigungs- und Läuterungsprozeß des ersten Kriegsjahres für die Neueinstellung des politischen Urteils gegenwärtig zu halten, ist nach den Worten des Herausgebers der sehr interessanten Schrift diese bestimmt. Sie beschränkt sich auf die Kriegspychologie der Arbeiterschaft. Das Aufwallen der vaterländischen Gefühle in ihren sämtlichen Lagern

hat unbestritten von allen kriegspychologischen Erlebnissen den tiefsten Eindruck im Inlande und Auslande gemacht.

Dr. George von Graevenitz, Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. 67. Heft der von Dr. Ernst Jäch herausgegebenen Flugchriften-Sammlung „Der Deutsche Krieg“. Preis 50 Pf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1915. 54 S.

Eine in ihren Forderungen nicht radikale und darum sympathische Schrift über diese keineswegs gelöste Frage einer militärischen Vorbereitung der Jugend. Der besondere Wert der Arbeit besteht in einer Uebersicht der Forderungen und Ziele, wie die verschiedenen, heute neben teilweise auch gegeneinander wirkenden Richtungen in der Wehrbarmachung der Jugend sie aufgestellt haben. Graevenitz selbst fordert eine Organisation für das Durcheinander der gegenwärtigen Bestrebungen.

B. Bud, Regierungsrat, Düsseldorf, Verein für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik E. B. Bereinsschriften, herausgegeben von Generalsekretär Erwin Stein, Heft 6: Direkte Reichsteuern oder direkte Kriegsteuern? Deutscher Kommunal-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Friedenau 1916, geh. 1.50 M., gebd. 2.25 M., 23 S.

Verfasser fordert reinliche Scheidung der Reichs- und Staatssteuerpolitik. Er bezeichnet es als eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, daß auch das Reich in Friedenszeiten direkte Steuern erhebe. Nur der Kriegszustand gestatte um der Erhaltung des Ganzen willen ein solches Verfahren. Für den Frieden fordert er, daß das Reich sowohl auf Vermögens- wie auf Einkommensteuern zugunsten der Staaten, Provinzial- und Kommunalverbände verzichtet, wogegen ihm allerdings die Erbschaftsteuer, die weiter ausgebaut werden müsse, zu überlassen sei.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der „Hilfe“ an frühere Freieempfänger: je 1 M.: Pf. M. in H.-R., Witzfeldw. J. in B., Gefr. Sch. im Felde, San.-Hundführer M. im Felde, Musk. A. im Felde, Witzfeldw. J. im Felde, Frl. St. in A., Beamtenstell. J. in St., je 2 M.: Postinst. S. im Felde, Gefr. P. im Felde, M. G. in E., Lt. J. S. im Felde, je 3 M.: Zahlmitt.-Stell. B. im Felde, Frl. P. in F., je 4 M.: Lt. d. R. Ph. in B., Lustig. G. im Felde, Witzfeldw. M. im Felde, Lt. u. Adj. W. im Felde, Oberlt. W. im Felde, Lt. d. L. Sch. im Felde, 6 M.: Lt. R. im Felde, 8 M.: Lt. Sch. im Felde, 8,05 M.: Feldw.-Lt. G. in Ch., 9 M.: Lt. R. im Felde, 10 M.: Corp.-Aug. Sch. im Felde, 50 M.: Oberlt. d. R. L. im Felde.

Bücher für Arme und Marine: M. R. in Steglitz: 11 Bücher, Pastor R. in Essen: 15 Kriegszeit und Jenseitsglaube.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Lehrer M. S., Dresden. Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, die Anzeige Nr. 25 in Nr. 27 der Hilfe sei von der Schriftleitung der Hilfe ausgegeben. Der Auftraggeber der Anzeige ist ein vollständig fernstehender Verlag, für den wir natürlich keinerlei Gewähr übernehmen können.

Demokratie und Kaiserthum. Einer unserer Leser würde das vollständig vergriffene Buch gern besitzen. Sollte es jemand doppelt haben und deshalb abgeben können, so wären wir für freundliche Mitteilung dankbar.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heise, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Postausgabe der „Hilfe“ liegt ein sehr reichhaltiger Prospekt der Verlagsbuchhandlung Ernst Reinhardt in München bei. Wir bitten unsere Leser um eingehende Durchsicht.

Kristliches Bad Meinberg i. Lippe. In Bad Meinberg ist der Kurbetrieb in vollem Umfange aufgenommen. In steigendem Maße wendet sich die Gunst des Publikums diesem idyllisch gelegenen Badeort zu in Erkenntnis der Vorzüge, über die Bad Meinberg verfügt. Es ist dies auch ganz natürlich, denn die Schlammäder als auch die natürlichen Kohlensäurebäder tun gute Wirkung bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Herz-, Nieren- und Leberkrankheiten.

Die Kurbäder und Fremdenheime bieten auch während der Kriegszeit gute — auch diätetische Versorgung zu angemessenen Preisen. Regelmäßige Konzerte sowie zeitgemäße Veranstaltungen sorgen für Abwechslung. Divulsi ausgestattete Prospekte stehen den Interessenten zur Verfügung.

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen. Werteljahrespreis im Buchhandel 8 M., am Zeitungskalter der Postämter 3,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M., Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M. Fernsprecher: Amt Lügnow 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8653. Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Bulgarien und Mitteleuropa. — **Dr. Theodor Heuß:** Nikolaiburg. — **Dr. Erich Schairer:** Kettenhandel. — **Dr. Erich Hollat:** Professor Dr. Carl Haug. — **Dr. Walther Schotte:** Noch einmal: Halb- und Vervielfachung im höheren Schulwesen. — **Margarete Zandorff:** Fahrt mit Feldgrauen. — **Gottfried Traub:** Gebet beim Beginn des dritten Kriegsjahrs. — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 16. Juli.

Der Brand des Königsschlusses in Griechenland hat sich zu einem ungeheuren Waldbrand erweitert. Nach französischen Mitteilungen ist eine Oberfläche von 230 Quadratkilometern nur noch ein einziges Feuermeer. Die Garnisonen von Athen und Chalkis sind zur Löscharbeit aufgeboten. Der Palast des Kronprinzen und die Villa der Königin liegen in Asche. Die männlichen Mitglieder der Königsfamilie beteiligen sich an der Lösungsarbeit. Die Brandfläche liegt westlich von Marathon und nördlich von Athen.

Gestern Abend hatte ich Gelegenheit, von einem deutschen Offizier eine Darstellung der militärischen Lage der Türken südlich vom Kaukasus zu erhalten. Wir haben allen Anlaß, die in neuerer Zeit optimistisch lautenden türkischen Berichte als sachentsprechend anzusehen. Man soll sich durch die russischen Mitteilungen nicht irre machen lassen in seiner Zuersticht. Nachdem die türkische Armee auf Gallipoli freigeworden ist, hat eine Wiederherstellung der Kräfte und neue Verteilung der Truppen stattgefunden. Auch die Leistungen der Türken in Persien sind wirkliche Erfolge gegenüber dem drohenden russischen Vorstoß. Die Versorgung Konstantinopels mit Nahrung ist neuerdings gut geregelt und erfolgt aus dem Innern Kleasiens mit Hilfe von Gattieren. Die Arbeiten an den Eisenbahnen und nördlich der Sinai-Halbinsel werden trotz der sommerlichen Zeit regelmäßig fortgesetzt.

Nicht ohne Sorge betrachten wir die Ausdehnung der russischen Angriffe bis auf die Höhe des karpathischen Waldgebirges. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß Ortschaften, die längst vom Feinde frei waren, wiederum umkämpft werden. Das gilt beispielsweise von Delatyn, Zabie, Jablonica und auch Moldawa. Alle diese Orte liegen sehr nahe an der ungarischen Grenze und waren bei der ersten Russenüberflutung Einfallstore für die östliche Armee. Weiter nördlich von Bucjacz ist der Durchbruchversuch der russischen Armee. Schischerbatschew vorläufig zur Ruhe gekommen.

Montag, 17. Juli.

Die Kämpfe nördlich und südlich der Somme haben noch nichts an Heftigkeit verloren. Der englische amtliche Bericht vom 15. Juli redet davon, daß die Deutschen an einer Stelle bis in ihr letztes Verteidigungswort zurückgegriffen seien. Es heißt mit anderen Worten: Die Deutschen haben sich nicht ergeben. Die Engländer haben sich nicht ergeben. Die Deutschen haben sich nicht ergeben. Die Engländer haben sich nicht ergeben.

hin: „Während der letzten 24 Stunden machten wir mehr als 2000 Gefangene, worunter sich ein Regimentskommandeur der 3. Garde-Division befand. Die Zahl der seit Beginn der Schlacht gemachten Gefangenen ist jetzt auf über 10 000 gestiegen. Große Mengen Kriegsmaterial sind in unsere Hände gefallen.“ Aus dem deutschen Bericht ergibt sich, daß in dem Abschnitt Ovillers—Bazentin-le-Petit vier starke englische Angriffe zusammengebrochen sind, daß aber doch die Engländer in Ovillers weiter einbrangen. Südlich der Somme bei Biaches gegenüber Péronne sind starke Artilleriekämpfe und im Anschluß daran ein lebhaftes Gefecht zu melden, bei dem ein Teil des Dorfes wieder von den Unfrigen besetzt werden konnte. Trotz der Stärke dieser Kämpfe bleibt aber bestehen, daß zwar eine Einbiegung in unserer bisherigen Frontlinie stattgefunden hat, der große französisch-englische Angriff jedoch den gewünschten Erfolg in keiner Weise zu erreichen vermochte.

Auch von der östlichen Front muß leider südwestlich von Luck ein gewisses absichtliches Zurückziehen der Heeresgruppe des Generals von Einsingen hinter die Lipa gemeldet werden. Im Norden beginnt ein russischer Angriff bei Katarinenhof an der Dünafont. Ueberall wird von den vereinigten Gegnern mit allergrößter Anspannung gearbeitet, so daß wir im gegenwärtigen Zeitpunkt mehr als sonst auf Verteidigung des Erworbenen angewiesen sind. Sobald der Munitionsüberschuß der Gegner verbraucht sein wird, stellen sich voraussichtlich die früheren Kräfteverhältnisse genau wieder ein.

In Italien macht das Ministerium Boselli Stimmung für eine Kriegserklärung gegen Deutschland. Es wird als unerhörte Beleidigung Italiens hingestellt, daß die in Deutschland befindlichen kriegspflichtigen Italiener an der Heimkehr verhindert werden. Dabei vergißt man, wie die Deutschen in Italien längst behandelt worden sind. Die Kündigung des Handelsvertrages zwischen Deutschland und Italien wird als Befreiung der italienischen Volkswirtschaft von drückenden Ketten bezeichnet. Für uns wird es ertragbar sein, wenn die Herren Italiener nichts mehr verkaufen und kaufen wollen, da der Handel schon jetzt auf sehr schwache Durchfuhr zurückgefallen ist.

Dienstag, 18. Juli.

Die erhöhte Gereiztheit der Italiener gegen Deutschland hat ihren Anlaß in der Unterbrechung der Zahlungen der Unfalls- und Invaliditätsrenten an italienische Arbeiter, die in Deutschland tätig gewesen sind. Das sei eine Verfehlung gegen das Abkommen vom 21. Mai 1915, nach welchem die privatrechtlichen Ansprüche von beiden Seiten als weiterbestehend anerkannt wurden. Von deutscher Seite aus würden auch die Arbeiterrenten ruhig weitergezahlt worden sein, wenn nicht inzwischen die italienischen Misshandlungen des Vermögens deutscher Grundbesitzer, Kaufleute und Redner zugenommen hätten. Dazu kommt, daß Italien ausdrücklich die englischen Blockademaßnahmen gegen Deutschland gebilligt hat, wozu keine Veranlassung vorlag. An eine italienische Kriegserklärung gegen Deutschland wird heute bei uns nicht geglaubt.

In Ungarn hat sich unter Führung des Grafen Michael Karolyi eine Abspaltung von der Unabhängigkeitspartei vollzogen, der bis jetzt 25 Abgeordnete sich angeschlossen haben. Damit zerfällt die Partei der alten Achtundvierziger in eine Gruppe Apponyi und eine Partei Karolyi. Die letztere steht den mitteleuropäischen Mächten feindlich gegenüber. Die Grafen Karolyi und Michaeli...

langen vom Ministerpräsidenten Graf Tisza, daß er ihnen Möglichkeit der Information über Heer und Staatspolitik öffnet und sich einer Audienz beim Kaiser nicht widersetzen will.

Südlich und südöstlich von Riga sind starke russische Angriffe zurückgeworfen worden.

Mittwoch, 19. Juli.

Der russische Heeresbericht vom wohnynischen Kriegsschauplatz meldet vom 16. Juli einen Sieg mit 13 000 Gefangenen, 30 erbeuteten Geschützen und Verdrängung der Feinde vom linken Ufer der unteren Lipa. Wieviel derartige Zahlen zuverlässig sind, ist immer unsicher. Gerade gestern berichtete ein Offizier aus der Türkei, daß der Russenbericht bei der Einnahme von Erzerum 60 000 Gefangene meldete, während nur 14 000 Gewehre vorhanden waren! Mag aber auch die Gefangenenziffer von der Lipa übertrieben sein, so ist leider auch nach unseren Berichten die Tatsache eines erneuten russischen Vordringens unbestreitbar.

In englischen Zeitungen finden sich ernsthafteste Betrachtungen über den mangelnden Erfolg der gewaltigen englischen Angriffe in Frankreich. Man fragt sich, wie lange es dauern würde, auf die bisherige Art die Deutschen aus dem Lande zu werfen. Im „Daily Express“ heißt es: „Der Kampf wird schwer, lang und verlustreich sein, aber England, das sein ganzes Kapital in diesen Krieg gesteckt hat, muß gewaltige Opfer zu bringen gewillt sein, wenn es nicht sein ganzes politisches und militärisches Ansehen und seine wirtschaftliche Blüte aufs Spiel setzen will.“ An diesem Satz ist das Wort über das Kapital im Kriege charakteristisch. Dem Engländer bleibt auch der blutige Weltkrieg eine Art großes Finanzunternehmen.

Im Gebiet der Somme wurde den Engländern das Dorf Longueval im Sturm wieder genommen, wobei sich Magdeburger und Altenburger auszeichneten. — Fortsetzung der Kämpfe bei Riga.

Donnerstag, 20. Juli.

Ein ausführlicher Bericht des englischen Admirals Jellicoe über die Seeschlacht vor dem Skager Rak am 31. Mai und 1. Juni 1916 wird von der deutschen Marineverwaltung kritisch bearbeitet. Dabei wird festgestellt, daß die deutsche Kriegsflotte die Angreiferin war, daß es nicht deutsche Schuld ist, wenn die Engländer am zweiten Schlachttag die Führung mit dem Feinde verloren, zumal sie heimwärts abbogen, und daß die englischen Verlustberechnungen falsch sind. Die beiderseitigen Verluste werden auf Grund der deutschen Kenntnis so angegeben, daß auf englischer Seite 169 000 Tonnen untergingen, auf deutscher aber nur 61 000. Die Gesamtzahl der englischen Toten wird auf beinahe 9000 Mann geschätzt.

Der ehemalige französische Kolonialminister Lebrun machte auf einer kolonialen Versammlung in Toulouse interessante Mitteilungen über die Heranziehung der Farbigen zum Heeresdienst. In Algerien wurden während des Krieges 33 000 Eingeborene angeworben, in Marokko 10 000, in Westafrika über 120 000, in Madagaskar und französisch Somaliland 25 000 usw., so daß im ganzen 270 000 farbige Soldaten eingestellt wurden, wobei farbige Militärarbeiter nicht gerechnet sind. Einen Teil dieser farbigen Franzosen kennen wir aus unseren Gefangenentagern.

Beiderseits der Somme sind neue schwere Kämpfe im Gange. Das von den Unserigen wiedereroberte Dorf Longueval und der dazugehörige Wald von Delleville sind nochmals strittig geworden. Bei Estrées-Courcourt sind französische Angriffe zurückgewiesen. Die Artillerien entfalten größte Kraft. Péronne liegt zerschossen zwischen den Artillerien.

Südwestlich von Luc deutsche Rückeroberungen.

Freitag, 21. Juli.

Im englischen Unterhause werden die täglichen Kriegskosten mit über 6 Millionen Pfund angegeben (120 Millionen Mark). Für das laufende Jahr wird die Regierung trotz erhöhter Steuern 1600 Millionen Pfund borgen müssen (32 Milliarden).

Der englische Schatzkanzler sagt: „Die Nation muß sparen lernen und ihr Geld dem Staate leihen.“ Alle kriegsführenden Staaten unterliegen dem gleichen Zwange des Schuldenmachens, wobei jede Vorstellung fehlt, wie die Schulden auf die künftige Volkswirtschaft wirken werden. Es entstehen Herden von Staatsrentnern im Inlande und noch mehr im Auslande. Auch wir Deutschen werden einen großen Teil unserer Kriegausleihe ans Ausland verkaufen müssen, um Rohstoffe zu gewinnen. Dann arbeiten wir für den Staat, der Staat aber zahlt milliardenweise an Bezugsberechtigte Zinsen und vielleicht einmal später auch Kapital.

In Amerika und England macht man Wetten, ob das Unterseehandelschiff „Deutschland“ ohne Unfall nach Bremen heimkehren kann. Das amerikanische Staatsdepartement beschäftigt sich mit der Frage, ob das Abfahren und Untertauchen an die vor Baltimore liegenden englischen Kreuzer mitgeteilt werden darf oder nicht, bezüglich, wie es verhindert werden kann, daß in irgendeiner Form sofort Nachricht gegeben wird. Eine Barkasse voll amerikanischer Journalisten fährt neugierig beständig um das Schiff herum.

An der Westfront wird nördlich und südlich der Somme nochmals mit vollster Anspannung und Einsetzung vieler englischer Kräfte gekämpft. Es sollen jetzt 200 000 Engländer im dortigen Kampfe sein. Alle Kriegstechnik ist durch einen zweijährigen Krieg unglaublich gesteigert. Englische Berichte sprechen mit Achtung von der Standhaftigkeit der Deutschen und von der verheerenden Wirkung unserer Maschinengewehre. Es fallen auf beiden Seiten zahllose Menschen, so daß sich die heimatischen Lazarette wieder bis Berlin hin füllen.

Die Armee Einsingen hat nun doch südwestlich von Luc etwas zurückgehen müssen, weil durch den Rückgang an anderen Stellen die Linie zu uneben geworden ist. Der Rückzug vollzog sich geordnet. Das Gesamtbild der galizisch-wohynischen Front bleibt unerfreulich, zumal, da sich die Kämpfe an den Karpathenpässen fortsetzen und da verlautet, daß die russischen Truppen bei Czernowiz neue Vermehrungen erfahren haben.

Sonnabend, 22. Juli.

Ueber den neuen großen Angriff im Westen wird mitgeteilt, daß an beiden Ufern der Somme die französischen und besonders englischen Angriffe auf einer Front von 40 Km. erfolgte. Mehr als 17 Divisionen mit über 200 000 Mann nahmen daran teil. An zwei Stellen, deren bedeutendere 3 Km. Länge besitzt, konnte der feindliche Vorstoß bis zur zweiten Linie gelangen, auf der ganzen übrigen Front aber zerschellten die wütenden Anläufe an der todesmutigen Pflichttreue unserer Truppen. Auch der im Grabenkrieg überraschende Einsatz englischer Reiterei zu Pferde konnte gegenüber den deutschen Maschinengewehren nichts erreichen. Gefangen wurden 17 Offiziere und 1200 Mann. — Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ schreibt: Wenn man die militärische Lage im Westen heute mit derjenigen vor einer Woche vergleicht, so sieht man, daß die Offensive für die Alliierten bei weitem nicht so günstig steht wie damals; der neue große Vorstoß entsprach den Erwartungen nicht.

Aus dem „Daily Telegraph“ erfährt man einige interessante Angaben über den englischen Heeresbedarf. Es wurden während 20 Kriegsmonaten bestellt: 9 Millionen Paar wollene Handschuhe, über 13 Millionen wollene Mützen und 19,8 Millionen wollene Decken. Wieviel diese Bestellungen für nichtenglische (z. B. russische) Truppenteile gemacht wurden, ist nicht beigefügt, es wird aber dargelegt, in wie hohem Grade die englische Wollindustrie durch diese massenhaften Aufträge aus ihrem gewohnteren Geschäftsgange herausgeworfen wird. So ist beispielsweise die normale Jahresproduktion an Wolldecken überhaupt 6,2 Millionen. Bei derartigem Verbrauch muß Wollknappheit auf der ganzen Erdoberfläche entstehen und keineswegs bloß bei uns.

Alles, was aus Griechenland zu uns bringt, ist nach wie vor mit Vorsicht zu glauben. Die neueste Nachricht lautet, daß die Parlamentswahlen bis zum Oktober verlagert seien. Ein Rundschreiben ermahnt die Beamten zu strenger Unparteilichkeit. Es will also irgend wer Zeit gewinnen, wer das aber ist, wissen wir nicht. Im Bereich von Saloniki verbietet der französische

General Sarraïl die griechische Regierungspresse und gestattet nur venizelistische Blätter. — Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow sagt, daß er nicht glaube, daß Griechenland in den Krieg hineingerissen würde. Er fährt dann fort und spricht über die Zustände in Rumänien: Take Jonesku ist heftig an der Arbeit, in Bukarest ist wieder Balgerei in den Straßen, und der Rubel mag wieder rollen, aber ... das ruhige Blut wird in Rumänien die Oberhand bekommen. Rumänien hat ja, so schließt Radoslawow, schon so viele Vorteile aus diesem Krieg gezogen, daß es ein Eingreifen mit zweifelhaftem Ausgang nicht nötig hat.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 17. Juli.

Das bayerische Gemeindebeamtengezet ist nicht ganz in der liberalen Form angenommen, die man ihm zu geben wünschte. Die Unwiderruflichkeit der Anstellung ist am Widerstand des Reichsrats gescheitert. Doch ist dem Beamten gegen die Kündigung Berufung an das Verwaltungsgericht gestattet. Der Gemeindebeamte darf der sozialdemokratischen Partei oder den freien Gewerkschaften angehören, sofern er sich in der Betätigung seiner Ueberzeugung in den Grenzen des dienstlichen Anstandes hält.

Eine interessante Tatsache der Bevölkerungsbewegung während des Krieges: die Gesamtbevölkerung Berlins betrug Anfang Juni dieses Jahres 1 799 000 Personen gegen 1 877 000 zur selben Zeit des Jahres 1915, und 1 805 000 im Mai dieses Jahres. Am Rückgang zwischen Mai und Juni sind die Frauen erheblich — um etwa 1000 — stärker beteiligt als die Männer. Vermutet wird, daß eine größere Rückwanderung der Frauen auf das Land eingetreten sei. Sofern man dabei etwa an Kriegerwitwen denken sollte, entspricht übrigens diese Vermutung unseren bisherigen Beobachtungen in der Kriegsfürsorge nicht. Bei Besprechungen mit den Frauen über das Kapitalabfindungsgesetz zeigt sich die Neigung, auf das Land zurückzugehen, nur in verschwindend wenigen Fällen. Die entscheidende Zugkraft sind dann immer die Verwandten, nicht das Land als solches. Auffallend stark sprechen die Bedenken wegen der Schulbildung der Kinder mit — ein beachtenswerter Fingerzeig für alle Landflucht- und Siedelungsfragen.

Das Oberkommando bedroht mit einem Erlaß ungerechtfertigte Preissteigerungen für Waren. Der Händlergewinn soll nicht prozentual den Herstellungskosten steigen, sondern sich auf 25 % des Friedensstandes der Produktionskosten halten.

Beinahe jede Zeitung berichtet von neuen genossenschaftlichen Gründungen von Produzenten oder Händlern: die „Feinkost“-Kaufleute (neuer Name für Delikatesswaren), die Uniformlieferanten, die Milchhändler usw. Die „Vergesellschaftung“ geht mit fabelhafter Geschwindigkeit — teils durch, teils als Abwehr gegen die Verstaatlichung.

Dienstag, 18. Juli.

Von den kirchlichen Behörden werden Richtlinien für Gedenkgottesdienste zum 1. August ausgegeben. Welch eine schöpferische Kraft müssen heute die Menschen haben, deren Beruf es ist, immer von neuem das Wasser aus dem Felsen zu schlagen.

Eine charakteristische Beleuchtung erfahren die Kriegsverhältnisse in der Heimat durch die Statistik der Justizverwaltung, die im preußischen „Justiz-Ministerialblatt“ erscheint. Im ganzen ist die Zahl der in den zwei Jahren anhängig gemachten Prozesse um 1¼ Million zurückgegangen, die der verurteilten Personen betrug im Jahre 1915 90 000 weniger als 1914. In der Verteilung von Zunahme und Abnahme der Fälle auf die verschiedenen Gebiete spiegeln sich die Zustände. Konkurse und Zwangsversteigerungen starker Rückgang, Eintragungen in das Handelsregister ebenso (trotz der neu auftauchenden Kriegsliebhaber), die Löschungen übertreffen an Zahl in diesem Jahr die Eintragungen; Handelsstreitsachen vor den Zivilkammern der Landgerichte aber erhöhten sich, ebenso die erstinstanzlichen Strafkammerverfahren bei den Landgerichten. Die

Zunahme der landgerichtlichen Vergehenssachen erklärt sich aus den Versuchungen der Höchstpreisverordnungen. Die Prozesse in Ehesachen sind um 34,5 v. H. gestiegen. Dagegen sind Vormundschafts- und familienrechtliche Angelegenheiten im Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit erheblich gestiegen, die letzteren um 41 v. H. In unerfreulichem Sinne bedeutsam ist die große Zunahme der Fürsorgeerziehungssachen (um 17 v. H.).

Der gesamte Wollertrag der deutschen Schaffschur ist beschlagnahmt, gleichgültig, ob sich die Wolle noch auf den Schafen oder sonstwo befindet. Die Herde, die den Bahndamm abweidet, trägt also schon Staatseigentum auf dem Rücken.

Mittwoch, 19. Juli.

Der Aufruf des „Deutschen Nationalausschusses“ erscheint. Unterzeichnet u. a. von Fürst Wedel, Harnack, einer Reihe hervorragender Großindustrieller bekennt sich der Aufruf zu einem Frieden, der sich „gleich entschieden entfernt hält von den Kampfsosigkeiten der Friedensmänner um jeden Preis, wie von den Unersättlichkeiten, die in den Kundmachungen des Alldeutschen Verbandes zutage getreten sind“ — d. h. der Parole des Reichslanzlers vom 5. April entspricht. Die Freigabe der Diskussion über die Friedensziele, soweit es irgend angängig ist, wird auch von dieser Seite gefordert. „Angesichts der offenen und geheimen Hehereien muß jeder Urteilsfähige den Zusammenschluß der Uneigennütigen und Unvoreingenommenen mit allen Kräften betreiben, weil die letzten Wochen einen Vorgesmack von dem gegeben haben, welche verheerenden Folgen die Agitation der Extremen auf beiden Flügeln während und nach dem Frieden anrichten würde.“ Den letzten Satz kann wohl am vollsten bestätigen, wer die Wirkung dieser gereizten Kämpfe um die Friedensziele in den breiten Kreisen der vielen einfachen und pflichtvollen Menschen beobachten kann, deren Kraft für die Alltagslast auf ihrem Glauben an eine letzte Einheit des Geistes in unserer deutschen Kriegspolitik beruht. Die Zerstückelung des Vertrauens in diese große Willenseinheit (die Meinungsverschiedenheiten im einzelnen nicht auszuschließen braucht) ist ein so großer moralischer Verlust, daß er gar nicht hoch genug gebucht werden kann.

Jemand schreibt mir von der Front: „Vor Verdun war ein Stück Hölle, aber ich habe doch bei einem kurzen Besuch Berlins das Gefühl, daß es mir dort besser und würdiger erschien zu leben als hier.“ Solch ein Wort hat etwas so Erschütterndes. Fast um so mehr, als man weiß: dieser Eindruck von Trivialität und unbekümmertem Dahinleben, den der von draußen Kommende empfängt, ist kein ganz treuer Ausdruck dessen, was die Menschen hier doch innerlich durchmachen. Etwas daran ist Schein und Außenseite. Aber wenn auch: wir sollten alle darum kämpfen, daß nicht eine innere Entfernung zwischen denen draußen und uns sich ausbreitet.

Donnerstag, 20. Juli.

Der schicksalsreiche Kriegslebensweg von zwei Säcken Mehl: „Eine Walzenmühle in R. hat das angeblich vor dem 12. September 1915 aus dem Auslande eingeführte Mehl an eine Firma in W. zu 120 M. für 100 Kg. verkauft. Die Firma in W. verkaufte das Mehl an eine zweite Firma in W. zu 130 M. für 100 Kg. Diese Firma verkaufte das Mehl wiederum an eine dritte Firma in W. für 140 M. auf 100 Kg. Diese dritte Firma verkaufte die zwei Sack Mehl an eine Firma in D. für 147 M. auf 100 Kg. Die Firma in D. verkaufte die zwei Sack weiter an einen Händler in B. für 152,50 M. Der Händler in B. verkaufte einen Sack zu 100 Kg. an einen Kaufmann in L. für 162 M., erklärte sich dann aber zur Zurücknahme des Mehles bereit, weil er inzwischen 14 M. mehr dafür erhalten könnte, und hat den Sack Mehl auch tatsächlich zurückgenommen.“ Dann scheint sich eine Preisprüfungsstelle erbarmt und die lange Pilgerfahrt der beiden Säcke durch endliche Zuführung an ihre natürliche Bestimmung gekrönt zu haben.

Heute beginnt die Sitzung des sozialdemokratischen Parteiausschusses, in der die Frage des Parteitagess entschieden werden soll. Die Leidenschaft, mit der das Für und Wider erörtert wird,

zeigt, wie viel davon abhängt.

Ein Gespräch über „Enttäuschungen“. Es ist so begreiflich, daß gerade ernste Menschen sich bedrücken lassen durch die sittliche Flucht der vielen, die vor dem strengen Angesicht der Zeit in die Betäubung oder die Stumpfheit oder die Verneinung oder irgendeine andere Region derfertieren. Und doch wird ihre Zahl um so größer, je mehr die anderen an ihnen verzweifeln. Und schließlich, was gibt uns denn Anspruch auf das pharisäische Recht, über andere „enttäuscht“ zu sein?

Freitag, 21. Juli.

Das Verbot der Pralinéherstellung bedeutet in Berlin 1200—1300 Arbeitslose, und wie behauptet wird, in Deutschland 18 000—20 000.

Ein Aufsatz über „Neuorientierung“ in der „Kreuzzeitung“ beschränkt sich darauf, für Kleinsiedlungen und Kriegerheimstätten einzutreten, die wichtiger seien als Wahlrechtsfragen. Im übrigen solle die Neuorientierung in der Rückkehr zu den „ewigen Wahrheiten“ bestehen. Wir müßten wieder, „wie in den Tagen der Befreiungskriege, ein gottfürchtiges, frommes Volk werden“ — — — Es fragt sich nur, ob die ewigen Wahrheiten Kants und Fichtes oder die der „heiligen Allianz“ gemeint sind — ob die Frömmigkeit E. M. Arndts oder die der Frau v. Krüdener?

Der preußische Unterrichtsminister empfiehlt eine stärkere Durchsetzung des Lehrkörpers der Volksschule mit Lehrerinnen.

Eine sehr wichtige neue „Reichsstelle für Speisefette“ ist geschaffen, auf die nun die Befugnisse des schon bestehenden Kriegsaussschusses für pflanzliche und tierische Fette und Öle, sofern sie die Verteilung betrafen, übergehen. Das Grundschema der Organisation, Verwaltungs- und Geschäftsabteilung, Beschlagnahme für den Kommunalverband, Rationierung, Ablieferung der Ueberschüsse, ist durch die Reichsgetreidestelle gegeben, deren Vorbild maßgebend gewesen ist. Wichtig ist der Lieferungszwang für Milch, der auf die Kuhhalter ausgeübt werden kann.

Sonntag, 22. Juli.

Die Kartoffelhöchstpreise für das neue Wirtschaftsjahr sind nun festgesetzt und betragen (für den Erzeuger)

vom 1.—10. August	180 M.
„ 11.—20. „	160 „
„ 21.—31. „	140 „

Im September sinken sie weiter in drei Staffeln von 120 auf 90 M., bleiben dann vom 1. Oktober bis 15. Februar auf 80 und steigen dann wieder auf 100 M. Das ist wenigstens Anreiz für raschen Verkauf, und wenn man Herrn v. Batocki zutraut, daß er sich im Frühjahr zu Preissteigerungen nicht erweichen läßt, wird diese Staffelung wohl wirken.

Es wird gewarnt, zu früh sich auf die gute Ernte zu verlassen, dabei aber zugegeben, daß der Stand des Wintergetreides, auch des Hafers durchgehend gut sei, und der Körneransatz gelobt werde, außer in den Seemarschen. Es ist so begreiflich, daß — weil wir doch alle jeden Tag mit dem Gedanken an die Ernte aufwachen! — die Menschen von dem Stand der Ernte etwas wissen wollen, und warum soll man ihnen nicht alles sagen, was zur Zuversicht berechtigt?

Das Oberkommando in Westpreußen hat einen Arbeitszwang für die Erntearbeit verfügt, dem alle Frauen und Kinder nach Maßgabe ihres Standes, ihrer Kräfte und Fähigkeiten unterworfen sind. Sie müssen gegen den ortsüblichen Tageslohn bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten im Bezirk ihres Wohnsitzes helfen. Ein nicht ganz unbedenklicher, jedenfalls grundsätzlich sehr einschneidender Anfang einer weiblichen und kindlichen Dienstpflicht.

Gründung einer Reiffelsäferverwertungsstelle — gemischte Unternehmung, die ihre Ueberschüsse an das Reich abliefern.

Sonntag, 23. Juli.

Der sozialdemokratische Parteiaussschuß soll eine Reichskonferenz, nicht einen Parteitag beschloffen haben.

Wir bekommen in dieser Woche in Berlin 250 Gramm Fleisch und 9 Pfd. Kartoffeln. Es wird also nun allmählich besser,

wenigstens wird nun die Kartoffelkrise überwunden sein, damit auch die Ansammlungen vor den Mehlläden, wo man dem Ansturm auf die zugestandenen Erfraktionen an Mehl nicht gewachsen war. Dafür wird uns eine R.-M.-Seife besichert, die nach den Anweisungen des Kriegsaussschusses für Fette und Öle hergestellt ist, von der wir 50 Gramm im Monat (und 250 Gramm R.-M.-Seifenpulver) verwenden dürfen, und die wahrscheinlich nicht gerade auf vermehrte Hautpflegebedürfnisse zugeschnitten sein wird. Dafür kostet sie auch nur 20 Pf. Grubenarbeiter, Schornsteinfeger und — Kinder unter 18 Monaten bekommen je eine Zusatzkarte.

Naumann / Bulgarien und Mitteleuropa

Fortsetzung

Als im Juli 1887 Ferdinand von Sachsen-Koburg und Gotha zunächst als Fürst, dann aber als König und Zar, die Regierung übernahm, wartete eine Fülle von politisch technischen Arbeiten auf ihn. Streng konstitutionell mußte er auftreten und dabei doch ein Monarch im Sinne der Wohlfahrtsfürsten des 18. Jahrhunderts sein, denn noch war der Parlamentarismus keine sicher wirkende Maschinerie. Hier paßte das Wort nicht, das vom französischen König Louis Philippe, seinem mütterlichen Ahnherrn, gesagt wurde, daß er zwar herrsche, aber nicht regiere. Wenn irgend an einer Stelle der Welt, so konnte hier ein junger Fürst zeigen, daß es Erbweisheiten gibt, die man vom Abendlande her in den Halborient mitzunehmen vermag, Klugheiten in der Menschenverwendung, Handwerkskünste einer alten vielgewandten Diplomatie in neuer Benützung auf höchst diffizilem Boden. Der neue Fürst übernahm ein in seinem Nationalumfange noch nicht gesättigtes Volk, ein altes, noch nicht völlig erloschenes Unterordnungsverhältnis zur Türkei, ein höchst reales Abhängigkeits- und Dankbarkeitsverhältnis zu Rußland, ein Feindschaftsverhältnis von serbischer Seite, er übernahm ein Heer, das erst werden sollte, ein Staatsfinanzwesen, das der täglichen Sanierung bedurfte, und vor allem, er übernahm die Tradition eines Vorgängers, die nur allzu deutlich an die Veränderlichkeit aller irdischen Dinge erinnerte. Wenn er trotzdem Schritt für Schritt alle Schwierigkeiten überwunden hat und heute als Mehrer des Staates und Erfüller der nationalen Volkshoffnungen von seinem köstlichen Hochgebirgsfise aus auf ein siegreiches, wachsendes Volk blickt, dann muß Freund und Feind bekennen, daß hier eine ganz seltene historische Leistung vorliegt. Daß er in solcher Arbeit nicht jeden Moment für jedermann durchsichtig sein konnte, versteht sich von selbst. Auch daß es bald diese und bald jene Partei peinlich empfand, wenn Wetterumschläge im Gebirge stattfanden, ist menschlich begreiflich. Schließlich aber werden die Leistungen der großen Aufrichter menschlicher Gemeinschaften nicht danach bemessen, wie viele oder wenige der Zeitgenossen heute oder morgen beglückt wurden, sondern danach, ob der Neubau als Ganzes Standhaftigkeit hat oder nicht. Ich überlege mir noch einmal ruhig alle Vorbedingungen des Erfolges, und dabei steigt mein Verwundern, denn, wie mir scheint, ist hier in kürzerer Frist mehr geleistet, als was mancher berühmte Fürst des absolutistischen Zeitalters bei weniger Hemmungen auf angestammtem Boden in sein Lebensbuch einschreiben konnte.

Daß aber dem Architekten der kühne Bau gelang, wurde ermöglicht durch seine Mitarbeiter und sein Baumaterial. Leider bin ich nicht imstande, über die bulgarischen Parte

und Regierungsführer der vergangenen 30 Jahre etwas Uebersichtliches zu bieten, kann weder Stambuloff, den vielumstrittenen bulgarischen Richelieu, mit seiner harten verschlagenen Gewalt und mit seinen kräftigen historischen Lichtblenden in ferne Zukunftslagen, noch auch die Reihe der vor und nach ihm abwechselnden Ministerpräsidenten darstellen. Das letzte, was ich mir am Ende der Donaufahrt in Budapest erzählen lasse, ist die bulgarische Ministerreihe, von Zankoff und Grefoff über Stoiloff, Ratchowitsch und Petroff bis hin zum jetzigen staatsklugen, hochgebildeten Ministerpräsidenten Radosslawow und seinen Mitarbeitern, die wir kennengelernt haben. Wer das alles nicht selber durcherlebt hat, für den verschwimmen die Einzelveränderungen, denn offenbar sind die Parteien noch in einem gewissen flüssigen Zustande, und Persönliches ist stark mit Sachlichem gemischt. Auch brauchen wir Deutschen die innere bulgarische Geschichte nicht ebenso zu erfassen wie die Welt- und Wirtschaftsstellung unseres neuen Verbündeten, denn was wir suchen, ist das Volk im Ganzen, das höher steht und größer ist als alle seine Parteien. Ihm machten wir unsern Besuch und ihm reichten wir die Hand. Die einzelnen Minister und politischen Führer sind trotz ihrer Verschiedenheiten für uns Ausstrahlungen einer in sich zusammenhängenden vollstümlichen Lebenskraft, Mitthöpfer und Miterhalter des neuen bulgarischen Daseins. So ungefähr betrachtet nach meinem Gefühl auch der Bulgare die deutschen Minister und sonstigen Staatsvertreter als wechselnde Gesichter eines sich im Grunde gleichbleibenden Wesens.

*

Ein Volk sieht mit der Kinderbegabung des Volkes die Nationen im ganzen. Dabei wird vieles übersehen, aber die Hauptsache meist richtig erkannt. Auch schon ehe wir in ein näheres politisches Verhältnis zu den Bulgaren getreten sind, hat es eine deutsche Vorstellung vom Bulgarentum gegeben, die sich mit dem wachsenden Aufstieg der bulgarischen Kraft und Kultur sichtlich verbesserte. Der entscheidende Zeitpunkt aber für das deutsche Erkennen des Bulgarentums war doch der erste Balkankrieg. Als Militärvolk begriffen wir die große Epoche Bulgariens, die Schlachten von Rirf-Rilisse, Lülle-Burgas, den Sturm an der Tschataldjalinie, die Belagerung Adrianopels. Obwohl unsere Diplomatie aus verschiedenen Gründen damals nicht ganz auf Seiten der bulgarischen Diplomaten stand, so fühlte unser Volk etwas vom Geist von Marslatour und Gravelotte in diesem Aufmarsch und Sieg. Die vorher teilweise vorhandenen Zweifel an der inneren Reellität der sprunghaften neuen Entwicklung der Bulgaren sind von jenen heroischen Tagen an wie weggeblasen, denn so viel weiß jeder bei uns, daß militärische Leistungen von solcher Größe und Sicherheit nicht Zufallsergebnisse sein können, sondern nur in langer vorhergehender militärischer, technischer und pädagogischer Arbeit erlangt werden. Der große Befähigungsnachweis ist seitdem erbracht. Wir fingen an, es mit einer freundschaftlichen Befriedigung zu hören, wenn man die Bulgaren als die Preußen des Balkans bezeichnete, und begannen uns um die Lebensverhältnisse dieser jungen tapferen Nation mehr als bisher zu kümmern.

Was fanden wir da? Und was haben wir jetzt bei der Reise in Bulgarien gesehen?

Es gibt überkluge gute Freunde, die uns ins Ohr sagen, daß eine hochoffizielle Abgeordnetenfahrt zur Volks- und Landestkenntnis überhaupt nichts beitragen könne, da wir ja doch nur auf gebahnten Wegen von einem zum anderen

Höhepunkt geschafft und von ausgewählten Personen umgeben werden. Zugegeben, daß daran etwas Wahres ist, so gibt es Dinge genug, die man auch auf einer Festfahrt beobachten kann. Wenn beispielsweise eine Dorfgemeinde ihre Kinder an der Straße aufstellt, und jeder Knabe hat ein Fähnlein in der Hand und jedes Mädchen eine Blume, so werden wir sicherlich nicht davon träumen, daß diese Jugend nun Sommer und Winter mit Sonntagskleidern und sorgfältigst gewaschen auf Besichtigung wartet, aber wir sehen, bis zu welchem Grade der Ordnung und Verschönerung ein Dorfbestand unter heutigen Verhältnissen gesteigert werden kann. Auch das ist ein Befähigungsnachweis. Oder wenn wir in einem städtischen Hotel zum Empfangessen in der Mitte der Lokalbehörden sitzen, so haben wir sicherlich das beste Tischzeug, die vortrefflichste Mahlzeit und die tüchtigste Bedienung, die es dort gibt, aber gerade weil wir das wissen, bleibt uns der Vergleich übrig, wie ein ähnlicher Empfang in einer deutschen Kreisstadt gleicher Größe verlaufen würde. Die Bulgaren haben dabei nicht schlecht abgeschnitten. Und wer kann die Augen hindern, in die Fenster zu blicken, die Gärten zu beachten, den Zustand der Dächer zu beurteilen, Mängel der Hygiene und Kanalisation zu entdecken? Ein ganzes Volk kann sich nicht verstellen, weil es aus zu vielen besteht. Während ich dieses schreibe, steigen die Zehntausende, ja Hunderttausende nochmals vor mir auf, die wir vor uns hatten: sonnenverbrannte alte Bauern, gute weißhaarige Greise mit runenhaften Gesichtern in schlichter und oft auch ärmlicher Kleidung; Frauen, die viele Kinder getragen haben und doch noch straff auf den Aedern arbeiten, weit entfernt, Kulturdamen zu sein, aber handfest vom Kopf bis zu den braunen Füßen; Soldaten wie aus Bronze gegossen; junge Mädchen mit festgeknöteten sittamen Zöpfen in bunten heimischen Trachten — diese alle und sehr viele mit ihnen sind die Urelemente der bulgarischen Geschichte in diesen wunderbaren, merkwürdigen dreißig Jahren.

*

Um meine Gedanken und Erinnerungen über Bulgarien ruhig zu sammeln, bleibe ich einige Tage fast genau in der Mitte von Mitteleuropa an der Grenze des Deutschtums und Ungarstaates in Preßburg. Hier vergleiche ich Wald und Land mit dem, was wir dort unten sahen, und komme etwa zu dem Ergebnis, daß hier an der mittleren Donau der Entwicklungszustand höher ist, daß aber dort zwischen der unteren Donau und dem Ägäischen Meere die Möglichkeiten noch größer sind, wenn einmal die Menschen so weit sein werden, den Reichtum ihrer Natur ganz zu benützen, denn an sich ist das bulgarische Land zur Blüte geschaffen, nur hatte es mehr als zweitausendjähriges Unglück in seiner Geschichte. Es war Hinterland und Durchgangsland, nicht beschienen von der Sonne Alexanders des Großen, zertreten von den Rössen der Völkerwanderung, ausgebeutet von den Byzantinern, laßl liegen gelassen von den Türken, auf den Bergen vielfach verkarstet, in den Ebenen von vernehteten Menschen mit geringem, altertümlichem Vieh bewirtschaftet. Jetzt erst wird das Land zur Hochzeit gerufen, jetzt zeigt es leise, was es kann.

Es wächst! Dort, wo die Waldverwüstung nicht hingekommen oder bald wieder überwunden ist, wie in dem prächtigen Hochtal beim Rilastloster, gibt es Laubwälder wie bei uns an der Ostseeküste, nur noch naturhafter und älter. Und wenn man von Samokow aufwärts bis zur Königsvilla Sfitniakowo fährt, findet man echt thüringischen Wald,

als ob man Friedrichroda besuchte, dann darüber Schwarzwald oder Oberbayern, und schließlich im Angesicht des Musalla eine Hochgebirgslandschaft mit stammhaften Zirkelflecken und einer Pflanzenwelt, die den fürstlichen Botaniker stets von neuem lockt, das kletterkundige Gebirgsauto halten zu lassen. Drunten aber im Ueberschwemmungsgebiet bei Philippopol gedeiht der Reis, entfalten sich die Tabakblätter. Die Ebene quillt von Segen, und Rosenfelder liegen wie Geschmeide am Südrande der Balkanberge. Der Balkan ist ein Mittelgebirge, voll gesunden Wachstums, sobald er gepflegt wird, und die Getreidefläche zwischen Balkan und Donau ist schon heute eine Kornkammer und kann es noch viel, viel mehr werden.

Es wächst! Wer Ziffern über den landwirtschaftlichen Fortschritt lesen will, der findet sie in der Doktorarbeit von Panajot Konstantinoff über den „Außenhandel Bulgariens“, die in deutscher Sprache als Heft der Züricher volkswirtschaftlichen Studien 1914 erschienen ist. In kleinerem Umfange hat man die Hauptangaben in den Conradtschen Jahrbüchern in einer Arbeit von Arthur Dix über „Das bulgarische Wirtschaftsleben und seine Aussichten“. Hier sollen nur einige wenige Angaben abgedruckt werden:

Es betrug die Bodenbenutzung in 1000 Hektar

	1897	1908
Ackerland	2975	3628
Wiesen	352	399
Obstgärten	5	9
Rosengärten	5	8
Weingärten	115	95

Nur im Wein ist Rückgang infolge der Phylloxerafrankheit, sonst überall Fortschritt der Fläche. Mehr aber gilt der Fortschritt des Ertrages und der Bewertung. Die amtliche Statistik beziffert den Bodenwert

1895:	1570 Millionen Frank (Lewa)
1900:	2017 „ „
1908:	4838 „ „
1912:	6629 „ „

Das Dekar (10 Ar) Rosenader stieg im Kreise Stara Zagora in 32 Jahren von 80 auf 600 Frank. Die Jahreseinfuhr landwirtschaftlicher Maschinen bewertete sich 1890 auf 200 000 Frank, 1900 auf 600 000, 1912 aber auf 6 800 000! Der landwirtschaftliche Kredit, der besonders von der Banque agricole vermittelt wird, betrug 1886 etwa 14 Millionen, 1912 aber über 52 Millionen. Auch der Viehbestand steigt, wenngleich nicht so stark, wie der Ackerbau:

	1892	1905
Pferde	344 000	538 000
Esel	82 000	124 000
Rinder	1 426 000	1 695 000
Büffel	342 000	477 000
Schafe	6 868 000	8 131 000
Ziegen	1 264 000	1 384 000
Schweine	462 000	465 000

Hier ist Platz genug für Schafherden. Die Viehqualität läßt im allgemeinen noch zu wünschen übrig, wie denn überhaupt die systematische Erziehung erst anfängt. Wir besuchten mit Interesse die Modellfarm bei Ruftschuk.

Es wächst! Als Zar Ferdinand zur Regierung kam, fand er nach Zusammenschluß von Nordbulgarien und Ost-rumelien 3,15 Millionen Einwohner vor. Obwohl nun nicht wenige Türken abgewandert sind, betrug die Ziffer im Jahre 1910 schon 4,33 Millionen und hat sich trotz der Kriegsver-

luste weiter. Dazu kommen nun die neu erworbenen Gebiete, mit deren Hilfe der Bulgarenbestand über 7 Millionen steigen wird. Die Volksvermehrung ist so gut, daß die Dörfer wachsen und dabei die meisten Städte zunehmen. Sofia zählte 1884 nur 20 850 Einwohner, hatte im Jahre 1910: 102 870 und wird heute auf 140 000 geschätzt! Amerikanisch!

*

Zum Aufbau einer Volkswirtschaft gehören Schulen, Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Steuern, Gefängnisse und Kasernen. Auch die letzteren sind nicht nur um ihres militärischen Zweckes, sondern auch als Erziehungsanstalten notwendig, denn sie überwinden am meisten die Tradition der untechnischen alten Dörfer. Wie vieles an Schulen geleistet ist, mag in den Statistiken nachgelesen werden: es ist etwa der volle Aufbau eines abendländischen Schulsystems, das natürlich mit den Erziehungsmängeln des vorhergehenden Geschlechtes noch zu kämpfen hat. Viele weibliche Erziehungskräfte, überhaupt starke weibliche Schulung! Man redet schon von Gefahr eines gebildeten Proletariats, aber einerseits vernichteten die Kriege gerade viele Bildungsjugend, und dann kann niemand wissen, wie groß der Bedarf an geschulten Kräften in diesem fast gewaltsam sich hebenden Volke schon in 20 Jahren sein mag. Es wird im Volkgefühl des Werdens wohl etwas reichlich auf Vorrat an Intelligenzen produziert, aber eine erst steigende Volkswirtschaft hat keine festen Grenzen in sich selbst. Sie ist ihrem Wesen nach Experiment.

Um eine Zukunftsernte in jeder Art zu gewinnen, muß in der Gegenwart mit vollen Händen ausgestreut werden. Das aber bedeutet finanziell, daß zuerst geborgt wird, um später nicht nur zu verzinsen, sondern auch zurückzahlen. Ein neuer Staat kann nichts anderes sein als ein Schuldnerstaat. Im Jahre 1913 werden die Passiva der Staatsvermögensübersicht mit 588 Mill. M. angegeben, die Jahreszinsen mit 32 Millionen. Man ersieht daraus ungefähr die Gründungskosten des Staates und die Höhenlage seines Kredites. Diese Schulden werden durch den neuen Krieg und durch Anlagen in den neu erworbenen Landesteilen weiter wachsen, aber gegenüber der Riesenebelastung anderer kriegsführender Staaten wird Bulgarien relativ gesund aus der allgemeinen Finanzkatastrophe hervorgehen, wie denn schon jetzt der Krieg viel Geld ins Land gebracht hat. Die bisherigen Hauptgläubiger waren Belgier und Franzosen, es wird aber stark damit gerechnet, daß sich deutsches und österreichisches Kapital von jetzt an viel reichlicher als bisher um Bulgarien bekümmern, und zwar sowohl um die Staatsfinanzen, wie um private oder vergesellschaftete Industrieegründungen, wie denn überhaupt die Unterbringung der neuesten größeren Staatsanleihe in Deutschland einer der rechten Schritte der Annäherung war und beiderseits in diesem Sinne aufgefaßt wurde.

Für die Industrie bringen die Bulgaren, besonders die Stadtbewohner, eine wichtige Voraussetzung mit, nämlich die, daß sie in der Türkenzeit schon immer sehr gute Handwerker gewesen sind und mit hausindustrieller Betriebsweise viel nach Konstantinopel und weiterhin geliefert haben. Das gilt von feiner Metallarbeit, Keramik, Leder, Wolfsinnerei, Holzschneiderei. Diese alten Handwerke sind hier wie überall in eine bedrängte Lage gekommen, aber falls nun die neuen maschinellen Unternehmungen rechtzeitig und mit sozialpolitischer Vorsicht angefaßt werden, so kann wenigstens ein ganzer Teil der traditionellen Handfertigkeiten bewahrt werden, wie

wir ja auch bei uns beobachten, daß die alten bäuerlichen Hausindustrien guten Untergrund für verbesserte Qualitäten in der Industrie und damit auch sozialen Aufstieg der Arbeiterchaften abgegeben haben. Um eine derartige Umschaltung zu fördern und um überhaupt Arbeitsgelegenheit zu vermehren, ist das Gesetz zur Förderung der heimischen Industrie von 1894 gegeben und später verbessert worden. Von den Vorteilen dieses Gesetzes haben im Jahre 1911 etwa 350 Unternehmungen mit 83 Millionen Frank Anlagekapital und etwas über 15 000 Arbeitern Gebrauch gemacht. Als ausländisches Industrielkapital, das in Bulgarien arbeitet, werden etwa 15 Millionen Frank angegeben, wovon zwei Drittel belgischen Ursprungs. Oesterreichisch-schlesischer Ursprungs ist die große, technisch vollkommene Zuckerrübenfabrik in Gorna Orachowiza, durch die wir geführt wurden und in deren Garten uns der verehrte zweite Kammerpräsident Momtshiloff unter dem elektrisch durchleuchteten Nußbaum glänzend bewirtete und herzlichst willkommen hieß. Weitere große Industrien haben wir nicht besichtigt, denn es war genug zu sehen an Kasernen, Spitälern, Bädern, Museen, Schulen und vielem anderen.

Dieses alles hat keineswegs den Zweck, eine volle Landesbeschreibung zu liefern, wozu ich gar nicht im entferntesten imstande bin, sondern soll nur Hinweise geben auf Natur und Entwicklungsstufe unserer Bundesgenossen. Eine gute Landeskunde hat in deutscher Sprache Professor Kassner in der Bibliothek des Ostens bei Klinkhardt in Leipzig erscheinen lassen (1916).

Schluss folgt.

Theodor Heuß / Nikolsburg

Sam 27. Juli.

Das Wesentliche des Friedens von 1866 ist vielleicht nicht so sehr dies, daß er die rasche Folge raschen Sieges war, als daß der Sieg unterwegs stehen blieb. Daß die militärische Lage nicht bis zum Letzten ausgenutzt wurde, daß die Armee, die nach Clausewitz-Moltke in der Vernichtung des Gegners das Ziel der Strategie erkannte, von einem mächtigen Willen in der Auswirkung ihrer eingeborenen Gesehmäßigkeit gehemmt wurde, hier liegt der Kern der zeitgeschichtlichen und der allgemeinen Bedeutung des Vorgangs. Die Militärs mochten in jenen Tagen auch das unwirkliche Wort des alten Blücher hervorholen (das heute im Kleinmünzverkehr der eifrigen Resolutionäre ist): die Feder verderbe, was das Schwert geschaffen. Später verslog es dann freilich, als die Umrisse der Leistung von dem Dunst der Stimmungen und Verstimmungen befreit dastanden.

Man spürt den „zeitgemäßen“ Reiz der Erinnerung; die Geschichte ist immer „aktuell“ und aufschlußreich für das geduldig prüfende Auge, doch ihr Antlitz erstarrt vor den mühsigen Parallelenjägern, die Notwendigkeiten der Gegenwart aus den Buchstaben der Vergangenheit herzwigen wollen. Wer sich in diesen Monaten mit den Zielen und Methoden der Bismarckschen Politik auseinandersetzt, der soll nicht hinter der Formel herlaufen: was würde der Reichsgründer heute tun, heute anders tun, und einen volkstümlich vereinfachten „eisernen Kanzler“ als Eideshelfer gegen die Politik Bethmanns und Wilhelms II. ins Feld führen, sondern die Unbefangenheit und innere Freiheit erkennen, mit der Bismarck zwischen höfischen, militärischen, ministeriellen und parlamentarischen Strömungen seinen an Wechsel und Ueberraschung reichen Weg ging.

König Wilhelm I., der drei siegreiche Kriege geführt hat, erscheint in der gegnerischen wie neutralen Publizistik und Karikatur seiner Zeit als fast ebenso blutiger Wüterich wie heute, in der weiteren Leidenschaft der Verstrickung verstärkt, sein Entfel.

Wir wissen aus den Urkunden bei Sybel, weniger beschönigt aus Bismarcks eigenen Aufzeichnungen, wie außerordentlich schwer es für den Monarchen war, den Krieg gegen die Habsburger zu beginnen, im Verein mit der revolutionären Dynastie Piemont-Sardinien, im schaukelnden diplomatischen Einverständnis mit dem Pariser Parvenu. Er wurzelte in den legitimistischen Ueberlieferungen von Vater und Bruder, die im Verband mit Wien die preußische Größe gesichert sahen. Der Ministerpräsident mußte, während er Italien an seine Entschlüsse für drei Monate band, ohne sich selber für die Entscheidungen von Florenz zu verpflichten, immer noch das andere Eisen im Feuer halten: Verständigung mit Wien, Trennung der Einflußkreise, der deutsche Süden unter Habsburgs, der Norden unter Hohenzollerns Führung. Es bedurfte erst der Unsicherheiten und schwankenden Ungeschicklichkeiten der Wiener Regierung, bei der Furcht, militärisches Ehrgefühl und Gereiztheit über die preußisch-italienische Beziehung miteinander rangen, bis der Punkt erreicht war, daß des Königs dynastisches und soldatisches Ehrgefühl richtunggebend ausgenutzt werden konnte. Und auch dann noch, als die militärischen Erwägungen in den Vordergrund traten, denen Wilhelm I. am unmittelbarsten zugänglich war, bremst der König, zu Moltkes und Roonns nicht geringer Besorgnis, in der Entscheidung. Er war es, der „Mobilmachungstage“ verlorengehen ließ.

Die ganze Stimmung ändert sich später. Bismarck erzählt, wie er seinem Herrn in einem eindringlichen Geschichtsvortrag den Katalog der preußischen Gebietserweiterungen darlegt: alle seine Vorgänger auf dem Throne seit dem Großen Kurfürsten, auch die friedfertigsten, haben dem Erben das Land vergrößert übergeben; will er der geschichtlichen Gelegenheit, allezeit ein Mehrer des Reiches zu sein, ausweichen? Damals handelte es sich um Schleswig-Holstein, für dessen Einverleibung der König keinen genügenden Rechtstitel zu besitzen glaubt. Im Jahre 66, unter dem Eindruck des Krieges und des Sieges, verschob sich das Verhältnis zwischen Fürst und Minister — der König brachte die großen Ansprüche, der Kanzler mäßigte, milderte, gab den Wünschen eine andere Richtung. Wilhelm I. war unter militärischem Einfluß annexionslustig geworden; das Ziel richtete sich zunächst nicht so sehr auf Hannover und Kurhessen, die zwar beschnitten werden, aber unter der Herrschaft der Thronfolger selbständig bleiben sollten. Im Hauptquartier sprach man von Oesterreichisch-Schlesien, dem deutschen Nordböhmen (das hauptsächlich durch den Prinzen Friedrich Karl gefordert wurde), von Westsachsen mit Leipzig, und der König selber hingab sich mit ziemlicher Zähigkeit an den Gedanken, die ehemals hohenzollerischen Lande Ansbach-Bayreuth für sein Haus zurückzugewinnen. Bismarck, auf der Höhe des militärischen Erfolges nur von dem Gedanken an den Frieden beschäftigt, stand, als einziger Verantwortlicher gegen die allgemeine Stimmung der Generale, die weiter siegen und in Wien einziehen wollten. Der König hörte die Darlegungen des Ministers an; aber da sich der Krieg für ihn als die von Wien erzwungene Verteidigung seiner verletzten Ehre darstellte, meint er, „der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen“. Er will österreichischen Boden. Darauf Bismarck: „Wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unsrige gegen Oesterreich.“ (Nebenbei nützlich zu überdenken für alle, die in das Kriegsziel unseres Krieges die moralischen Forderungen für einige Sonder-„Strafen“ an andere hereintragen.) Bismarcks preußisches Kriegsziel erschöpft sich nicht in Quadratkilometern, es ist rein politischer Natur: „Herstellung oder Anbahnung deutschnationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen.“

Die nervöse Spannung im böhmischen Hauptquartier nach dem Sieg von Königgrätz muß furchtbar gewesen sein: die Reibungen zwischen politisch-diplomatischer Leitung und der Kriegführung zu Lande (oder zur See!) gehören ja nicht unserer Zeit allein, sie gab es immer, sie waren je und je besonders stark in der Umgebung Bismarcks, in Nikolsburg so gut wie in Versailles. Schon am 9. Juli hatte Bismarck an seine Gattin geschrieben: „Uns geht es gut: wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen

sind und nicht glauben, die Welt erobern zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn.“ Mit dem Fortgang der Verhandlungen wächst die Erregung; Bismarck erzählt von einem Weintrampf, von dem befreienden Gedanken, ein rascher Tod möge die ganze Last wegnehmen, von der PreSSION des Rücktrittsgefühls, dem Vermitteln des Kronprinzen, der schließlich Unterwerfung des königlichen Willens unter die politische Forderung des Ministers: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu sehen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“ Dies Wort bleibt für uns so seltsam und bestürzend wie jenes andere aus dem Januar 1871, da der preußische König den deutschen Kaisertitel mit dem „Charaktermajor“ verglich. Wie dem sei: Bismarck erscheint im Rahmen jener Zeilage gegenüber dem Monarchen und seinen siegreichen Generalen als der entschlossenste Widersacher einer primitiven Annegionspolitik um ihrer selbst willen; er hat unmittelbar sachliche Gründe, denn er will nicht bei der Neuordnung der deutschen Verhältnisse Besitze sehen, „in denen bei Dynastie und Bevölkerung der Wunsch nach Wiederherstellung des früheren Besitzes mit fremder Hilfe nach menschlicher Schwäche leicht lebendig werden könnte“. Der Frieden darf keine Quellen künftiger Konflikte schaffen. Dazu treten noch die Gedanken über die künftige Kräfteverteilung in Europa und die Rücksicht auf die Neutralen.

Ja, auch das; denn die vorsichtige Beurteilung und Behandlung von neutralen Entscheidungsmöglichkeiten ist nicht erst die Erfindung einer „schlappen“ deutschen Regierung. Der staatsmännisch entscheidende Bismarck war keineswegs die vollstümlich vereinfachte Rolandsfigur, der ein Feind mehr oder weniger gleichgültig war, solange man der Hilfe Gottes sicher sein konnte; der später in „bösen Träumen“ unter dem „cauchemar des coalitions“ litt, verfolgte auch damals mit sorgfältiger Prüfung die Strömung bei den neutralen Kabinetten und Höfen. Und Petersburg wie Paris machten ihm nach Königgrätz Sorgen, die sein Bedürfnis nach einem raschen und billigen Frieden steigerten. Beide waren ja bei der Entwicklung des Konflikts eigene Steine auf dem Schachbrett: den russischen Zaren hatte die preußische Haltung während des Polen-aufstandes von 1863 verpflichtet, mit Napoleon hatte Bismarck ein verwegenes und unvergleichliches Diplomatenspiel getrieben, indem er ihn für die Vorbereitung des italienischen Bündnisses gebrauchte und durch dilatorische Besprechungen hinhielt, als ob Preußens Machszuwachs per se den gültigen Anspruch Frankreichs auf eigene Gebietserweiterung in sich schloße. Der Kaiser dachte an Teile der bayerischen Pfalz, der Rheinprovinz, sprach aber ebenso durch die Blume wie Bismarck, der ihm Appetit auf Belgien machen ließ. Für den östlichen wie den westlichen Nachbarn hatten die Preußen jedoch zu sehr gesiegt. Petersburg ließ eine europäische Staatenkonferenz vorschlagen, auf die es aber Berlin nach den Erfahrungen von 1815 nicht ankommen lassen konnte; es mußte beruhigt und der Separatabschluß mit Wien beschleunigt werden. Von Napoleon, dem der österreichische Botschafter in den Ohren lag und den die Vorstellung seines europäischen Schiedsrichterberufes erfüllte, mußte man eine präzisere, bedingte Formulierung seiner eigenen Wünsche erwarten: „Dank dem Ungeschied unserer militärischen Polizei“ war Benedetti in der Nacht vom 11. zum 12. Juli in das preußische Hauptquartier gelangt, um „plötzlich vor meinem Bette zu erscheinen“ (Bismarck). Was er brachte, war zunächst das Einverständnis des Kaisers mit dem preußischen Gebietserwerb im Norden, während die Frage des Südbunds offen blieb; im Kriegerat vom 12. Juli war aber Bismarcks Votum, daß eine abwartende Pause „das Arbitrium des französischen Schwergewichts gefährlich verstärken“ müsse. Die Frage war da-

durch verwickelt, daß die militärische Haltung bei einem kriegerischen Eingreifen Frankreichs von Ministerpräsident und Generalstabschef verschieden beantwortet wurde: Moltke wollte im Osten während des Krieges am Rhein defensiv bleiben, Bismarck entweder rasch mit Oesterreich sich verständigen oder, wenn das nicht gelänge, zunächst im Westen verteidigen, im Osten siegen, ein Rezept freilich, das gar nicht in der Linie der beabsichtigten Heilmethode lag. Napoleon, der zum Aerger auch der von ihm groß gemachten, aber selbständig sein wollenden Italiener mit Wien in engere Fühlung gekommen war, wurde in Bismarcks Händen das Werkzeug, einen Oesterreich schonenden Frieden zu erzwingen; der schwankende Charakter seiner Politik, das Schielen nach der Rheinpfalz, haben dann auch den Abschluß der Schutz- und Trugbündnisse mit den Südstaaten erleichtert. Auch hier hatte Bismarcks weise Mäßigung die rechten Früchte getragen: das besiegte Bayern war von ihm nicht nur vor den Gebietsabtretungen an Preußen beschützt worden, es erhielt jetzt die notwendige Anlehnung zur Garantie seines linksrheinischen Besitzes. Nichts lag so wenig im Sinn der Bismarckschen Kriegsziele, als jenes unvorsichtige *Vae victis!*, mit dem der württembergische Staatsminister v. Barmüller im Sommer 1866 seinen Feldzug gegen Preußen eröffnet hatte. Daß Hannover und Kurhessen die Kriegsoffer wurden, lag nicht im ersten Plan des Krieges, der vor allem Oesterreichs führende Stellung im Deutschen Bund beseitigen mußte; die Haltung der betreffenden Dynastien beim Kriegsbeginn war von politischer Unklarheit nicht frei. In Kurhessen war man den alten Herrscher gerne los; daß Oberhessen mit Gießen bei Darmstadt blieb, war, nach einer Anmerkung Friedjungs, Rücksicht auf Wünsche des Zaren Alexanders II., der mit dem hessischen Hause verschwägert war. Bismarck bevorzugt politische Entscheidungen vor geographischen Vereinfachungen.

Das Schwergewicht der Nikolsburger Präliminarien lag nun offenbar in der Entscheidung der deutschen Frage zwischen den beiden rivalisierenden Staaten; das braucht kaum näher ausgeführt zu werden. Schmerling hatte noch einmal den Versuch gemacht, für Habsburg deutsche Politik zu treiben; aber was hatte er den Deutschen zu bringen? Bismarck bot ihnen ein gegen Westen gerichtetes System der großen nationalen Politik, wenn es auch zunächst nur in Bündnisparagrafen lebte; im Innern wagte er den großen Schritt, sich mit der Entfesselung der nationalen Volkskräfte, mit dem demokratischen Gedanken des einheitlichen Bundesparlaments aus allgemeinen Wahlen zu verbünden. Mit der seltenen Unbefangenheit seines Geistes und dem zielsicheren Instinkt seines Willens vollzog er, gegen den Widerstand seiner Klasse und das Widerstreben des Hofes, zu Beginn und nach Ende des Feldzuges das, was man heute „Neuorientierung der inneren Politik“ nennt: dem neuen Parlament gab er das neue Recht, mit dem preußischen Landtag schloß er den formellen Frieden, indem er für die vorangegangenen rauen Jahre der budgetlosen Staatswirtschaft sich „Indemnität“ erbat und damit die Rechtsverbindlichkeit des konstitutionellen Grundgedankens anerkannte.

Das größte Ziel aber mußte bleiben, die Früchte seiner anti- und proösterreichischen Politik zu sichern. Man kann nicht sagen und konnte nicht erwarten, daß Wien sofort den inneren Sinn der Bismarckschen Politik begriff und seine Nachgiebigkeit würdigte — denn schließlich hatte der Mann doch eine Jahrhunderte alte Stellung Habsburgs in der deutschen Geschichte erlitten. Die österreichische Regierung hatte in ritterlicher Anerkennung der militärischen Hilfe die territoriale Unversehrtheit des sächsischen Königreichs als Friedensbedingung sine qua non aufgestellt und damit Erfolg erzielt; aber den geforderten Zwangsbeitritt Sachsens zum Norddeutschen Bund konnte es nicht verhindern, zumal König Johann die Macht des Schicksals anerkannte. Doch die Verstimmung war tief, und mit Notwendigkeit am stärksten bei den Deutschen der Donaumonarchie, die sich auch in ihren innerstaatlichen nationalen Schwierigkeiten preisgegeben fühlten. Friedjungs erzählt in seiner klassischen Darstellung der diplomatischen und militärischen Konflikte: „Beim Einmarsche in Böhmen wurde von den Preußen eine Proklamation an die „Bewohner des glorreichen Königreiches Böhmen“ erlassen. Sie gab sich den Anschein, als ob es in diesem

Bande nur Slaven gebe, und nur an diese waren ihre Versprechungen gerichtet; sie begann mit den Worten: „Infolge des gegen unsere Wünsche vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges betreten wir nicht als Feinde und Eroberer, sondern mit voller Achtung für eure historischen und nationalen Rechte euren heimatlichen Boden“. Zum Schlusse heißt es: „Sollte unsere gerechte Sache obliegen, dann dürfte sich vielleicht auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen können. Möge denn ein günstiger Stern ihr Glück für immerdar begründen“. Unsere Alldeutschen, die dieses Kriegsstimmungsprogramm von Bismard und Moltke besonders interessieren wird, mögen seine Wirkung bei Friedjung selber nachlesen. Was aber die Ungarn betrifft, so hatte Bismard der Bildung einer ungarischen Region unter Rakpa zugestimmt, die, von verbannten Revolutionären des Jahres 1849 betrieben, unter den ungarischen Kriegsgefangenen werben durfte. Sie ist allerdings kaum in Aktion getreten, und dem Führer der ungarischen Politik, Franz Deal, waren diese revolutionären Strömungen völlig unerwünscht, da er auf andere Weise die Stellung Ungarns im Gesamtstaat erneuern wollte, freilich auch unter Ausnutzung der Kriegslage (man sieht einen Augenblick die Namen Irland, Redmond, Casement vorbeiziehen).

Kein günstiges Zeichen mußte sein, daß Franz Josef den bisherigen Leiter der sächsischen Politik, Beust, in die Führung der österreichischen Geschäfte berief; das konnte nur als das vertagte Bedürfnis nach Vergeltung gewertet werden. War in Bismards Schonungspolitik ein Rechenfehler? Der Krieg von 1870/71 sollte bald genug die Probe bringen; sie wurde bestanden, weil Bismard drüben schon in diesem kritischen Augenblick einen Sekundanten besaß, den Grafen Andrassy, mit dem er dann fernerhin zu dem Bündnisvertrag kam, in dessen Paragraphen, mehr noch in dessen weltgeschichtlichen Sinn ein Teil der Entstehung und Entwicklung des gegenwärtigen Krieges gebettet ist.

Davon nichts weiter.

Ehe der Krieg da war, konnte man nicht ohne Sorge sein, wie die fünfzigjährige Wiederkehr des Tages von Langensalza, Königgrätz, Aschaffenburg „gefeiert“ würde — die Deutschen sind in derlei Fragen nicht immer taktfest. Nun hat das Trommelfeu der gemeinsamen Feinde diesen Erinnerungen den Salut geschossen, und die Abwehr des furchtbaren Andrängens hat den Zugus der geschichtlichen Betrachtung über das Wenn und Ob und Aber verdrängt. Das Jahr 1866 wird in Deutschland bald so einheitlich bejaht werden wie 1870, 1879. Man streitet nicht über Dinge, die zur Geschichte geworden sind. Aber vielleicht ist es doch nicht ohne Wert, eine Stunde lang in die Nähe der Geschichte jenes Jahres zu rücken und aus Bruchstücken Teile der Erkenntnis zu formen; nicht um Lehrmeinungen abzulauschen, sondern um eben das zu erkennen, daß Geschichte nicht mit Lehrmeinungen gestaltet wird. Und daß sich unser eigenes Urteilen an die Sachlichkeit der eigenen Meinung halte, aber nicht vom Rißsche der geschichtlichen Legende angezogen werde. Die Geschichte und auch eine Erscheinung wie Bismard sind nur dann und nur soweit Lehrmeister, als sie in ihren zeitlichen Notwendigkeiten begriffen werden. Gerade die Geschichte befreit, indem sie ihre eigene Bedingtheit entschleierte, von dem Glauben an die immanente Autorität des Geschichtlichen, und das Werk eines Führenden verwandelt sich vom Lehrsatz zum Paradigma. So mag die Erinnerung an die Tage von Nikolsburg nicht nur für eine „niederdeutsche Bismardrunde“ nutzbringend sein.

Erich Schairer / Kettenhandel

Gegen die Lebensmittelsteuerung an sich, wie sie als Folge des Krieges in Deutschland und ebenso in sämtlichen anderen kriegsführenden und neutralen Staaten Europas besteht, läßt sich natürlich weder mit staatlichen Erlassen noch mit der Zauberformel Organisation, die jetzt so viele im Munde führen, irgend etwas ausrichten. Wohl aber scheint es möglich, die unnötige Verteuerung des täglichen Bedarfs durch menschlichen Eigen-

nuz und Profitgeist auszuschalten, indem die Güterverteilung dem privaten Handel entzogen wird oder indem die unsoziale Bereicherung auf Kosten der wehrlosen Verbraucher gesetzlich unterbunden wird.

Beide Wege sind beschritten worden, allerdings nicht von Anfang an und keineswegs mit der wünschenswerten Sicherheit und Festigkeit; wobei übrigens eine gerechte Kritik nie vergessen sollte, daß sich hinterher leicht klug reden läßt und daß es sich um schwierige und bisher kaum vom Staat betretene Gebiete handelt. Ausgezeichnet gelungen ist — Gott sei Dank — die Regelung der Brotversorgung durch die schon am 25. November 1914 gegründete und seit 25. Januar 1915 mit der Monopolstellung ausgestattete Kriegsgetreidegesellschaft, später Reichsgetreidestelle genannt. Auch andere staatliche Handelsorganisationen und die städtische Selbstverwaltung haben trotz aller Mängel vieles für die Lebensmittelversorgung geleistet, was sich in seinem vollen Umfang erst später einmal übersehen lassen wird. Wenig Erfolge dagegen bei stärkster Inanspruchnahme hat die Maschinerie der Gesetzgebung erzielen können; man denke nur an den ganzen Wirrwarr der Höchstpreispolitik und ihrer Folgen, von dem hier nicht gesprochen werden soll.

Am 23. Juli 1915 erging eine Verordnung des Bundesrats „gegen übertriebene Preissteigerung beim Handel mit Gegenständen des täglichen Bedarfs“, die in fünf Paragraphen die Zurechtweisung von solchen mit Enteignung bedrohte und diese sowie die übermäßige Gewinnforderung, Vernichtung, Produktionseinschränkung und „andere unlautere Machenschaften“ mit Gefängnis bis zu einem Jahr und Geldstrafe bis zu 10 000 M. oder einem von beidem belegte.

Ob diese Verordnung drakonisch angewendet worden ist oder nicht, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls spricht es nicht für ihre Wirksamkeit, daß schon am 23. September 1915 eine neue Bundesratsverordnung, diesmal mit neun Paragraphen, erschien, und zwar „zur Fernhaltung unzuverlässiger Personen vom Handel“. Sie bestimmte, daß der Handel mit Gegenständen des täglichen Bedarfs bei nachgewiesener Unzuverlässigkeit untersagt werden könne und legte auf Zuwiderhandeln gegen das etwaige Verbot ebenfalls Gefängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bis zu 10 000 M. Außerdem wurde in das Höchstpreisgesetz und in die oben angeführte Verordnung vom 23. Juli je ein Absatz eingefügt, wonach neben Gefängnisstrafe auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sollte erkannt werden dürfen.

Am 15. Februar 1916, kurz ehe die „Berliner Viehkommissions- und Wechselbank“ ihre Dividende auf den seit Bestehen nie erreichten Satz von 8 v. H. festlegte, trat eine Bundesratsverordnung in Kraft, die eine zwangsweise Syndizierung des Viehhandels vorschrieb, um diesen von unlauteren Elementen zu säubern und der unerhörten Preissteigerung ein Ende zu machen. Und am 24. Juni hat nunmehr das neugegründete Kriegsernährungsamt eine den gesamten Lebensmittelhandel umfassende Verordnung „betreffend den Verkehr mit Lebens- und Futtermitteln und zur Bekämpfung des Kettenhandels“ herausgegeben, nach der der Handel mit Lebensmitteln überhaupt (abgesehen vom Kleinhandel, der unmittelbar an die Verbraucher liefert) nur mit ausdrücklicher Genehmigung zulässig sein soll.

Den Anlaß zu dieser neuesten Maßregel hat das Emporwuchern einer bestimmten Art von Zwischenhandel geliefert, der sich besonders im Inseratenteil großstädtischer Zeitungen mehr und mehr ausgebreitet hatte, und für den man den Begriff des Kettenhandels geprägt hat. Der Kettenhandel kauft nicht vom Produzenten und liefert nicht an den Konsumenten, sondern stapelt (oft nur scheinbar!) Waren auf, um sie mit einem Aufschlag an einen dritten, vierten, fünften Händler weiterzugeben, so daß der Preis meist eine ziemlich hohe Höhe erreicht hat, wenn sie schließlich an den Verbraucher gelangen. Ein Beispiel, das einer Tageszeitung entnommen ist: Der Schlächter J. in Berlin verkauft 500 Ztr. Rindfleisch für 92 500 M. bar an den Händler F.; dieser gibt das Fleisch um 115 000 M. an die Aktiengesellschaft M. & Co. in Berlin weiter; die Aktiengesellschaft verkauft die Masse für 160 000 M. nach Köln. Das Geschäft hat sich vom 2. bis 19. Mai abgespielt,

und die Ware ist in dieser Zeit um 67 500 M. oder 73 v. H. im Preise gestiegen. Oder: Frau B. hat einen Pfosten Margarine zu 2,08 M. das Pfund eingekauft und für 2,75 M. an Frau C. weitergegeben; Frau C. verkauft sie für 2,85 M. an Frau W., und diese vertreibt die Margarine im Kleinverkauf um 3,40 M. Also eine Steigerung um 1,32 M. oder 63,5 v. H. infolge Kettenhandels.

Der eben erwähnte Fall ist vielleicht deshalb noch interessant, weil gegen Frau B. und Frau W. Anklage wegen Wuchers erhoben wurde, die mit Freisprechung endete, da ein übermäßiger Gewinn bei den einzelnen Handlungen nicht erzielt worden sei. Dem Kettenhandel ist mit dem Strafgesetz nicht beizukommen, weil der Wucherpreis ja erst durch die Anhäufung der einzelnen Aufschläge entsteht, die an sich durchaus in erlaubten Grenzen liegen können. Hätte Frau B. die Margarine um 3,12 M. unmittelbar an Verbraucher abgegeben, so hätte sie ohne Zweifel wegen Wuchers bestraft werden können, obwohl der Verbraucher unter diesen Umständen weit besser gefahren wäre. Der Kettenhandel ist also ein verhältnismäßig einfacher Umweg, auf dem der ganzen Wuchergesetzgebung von findigen Köpfen ein Schnippchen geschlagen werden kann.

So natürlich nun aber die moralische Entrüstung erscheint, mit der die Deffentlichkeit den Wucherer und Kettenhändler brandmarken möchte, ob er juristisch strafbar ist oder nicht — auch diese erweist sich bei näherem Zusehen eigentlich als eine Gedankenlosigkeit. Es läßt sich nämlich durchaus keine feste Grenze ziehen zwischen dem „erlaubten“ und dem „verwerflichen“ Gewinn, zwischen dem unanständigen, wucherischen Handel und dem normalen Handel, wie er vor dem Kriege und immer bestanden hat und bestehen wird. Das Wesen des Handels ist es ja eben, vom Standpunkt des Händlers aus gesehen, möglichst wohlfeil einzukaufen und möglichst vorteilhaft zu verkaufen (Legis). Ein Kaufmann, der nicht nach diesem Grundsatz verfährt, wäre vor dem Kriege als schlechter Geschäftsmann betrachtet worden; warum sollte er nun während des Krieges plötzlich vollständig umbenten? „Wenn das Streben nach dem größtmöglichen Ertrag in Friedenszeiten als vollkommen berechtigt, ja sogar als notwendig anerkannt worden ist“, schrieb der jetzt dem Vorstand des Kriegsernährungsamts angehörende Dr. August Müller im Jahresbericht des Zentralverbands deutscher Konsumvereine für 1915, „wie kann man da diejenigen so scharf verurteilen, die sich auch im Kriege von diesem Grundsatz leiten lassen? Im Grunde genommen haben doch alle diejenigen Wirtschaftsobjekte, die auch während des Krieges ihre Konjunkturgewinne erstrebt haben, nur die Grundsätze befolgt, die in normalen Zeiten unser Wirtschaftsleben uneingeschränkt beherrschen.“ Auch die „Frankfurter Zeitung“ hat seinerzeit (10. Sept. 1915, Abendblatt) in einem viel zu wenig beachteten Leitartikel auf diese Zusammenhänge hingewiesen und betont, daß der Kern des vorhandenen Übels viel tiefer liege als bei der nun einmal besonders auffallenden Erscheinung des „Wuchers“, nämlich „in der Psychologie unseres Erwerbslebens, die darauf hinausläuft, daß man die Konjunktur benutzen müsse, und die das auch im Kriege für das Richtige, für das Legitime, für das Nützliche hält“. Bei einigem Nachdenken wird also die moralische Entrüstung über den Wucher und Kettenhandel folgerichtigerweise dazu führen müssen, daß man sich mit dem Handelsgesist überhaupt auseinandersetzt und sich über diesen Grundzug unseres gesamten Wirtschaftslebens in seiner gegenwärtigen Form Rechenschaft ablegt, statt ihn wie seither einfach als gegeben hinzunehmen. Nur so wird eine derartige Stellungnahme wirklich fruchtbar sein können.

Wir verstehen jetzt auch, daß die gesetzliche Bekämpfung solcher Erscheinungen dauernd unwirksam bleiben muß, weil sie nicht anders als oberflächlich sein kann. Unter Verhältnissen, wie wir sie im Kriege haben, ist Wucher und Kettenhandel eine natürliche Begleiterscheinung der privatkapitalistischen Organisation des Handels. Daher sind bisher nur diejenigen Einrichtungen und Maßnahmen von Erfolg begleitet gewesen, die diesen Handel grundsätzlich

ausschalten, indem sie entweder Produzenten und Konsumenten in unmittelbare Verbindung setzen oder die volkswirtschaftliche Aufgabe des Handels — Vermittlung zwischen Produktion und Konsum — anders ordnen, indem sie zwar nicht den Handel überhaupt, aber den privaten Händler beiseite schieben. Professor Schär von der Berliner Handelshochschule hat in seiner Festrede am 27. Januar 1916 über diesen „sozialen Handel“ gesprochen und sich dahin geäußert, daß er voraussichtlich auch in Zukunft in großem Umfange an die Stelle des freien Privathandels treten werde.

Es sind Anzeichen vorhanden, die einer solchen Vermutung recht zu geben scheinen. In Berlin, Hamburg und Bremen haben sich in letzter Zeit die Großhandelsfirmen der Nahrungs- und Genussmittelzweige zu Einfuhrhandelsverbänden zusammengeschlossen; ferner haben die Getreidehändler Deutschlands am 17. Juni einen Zentralverband gegründet, in dem alle größeren Firmen vertreten sind. Diese Verbände haben den ausgesprochenen Zweck der „Wiederherstellung der Handelsfreiheit“ und des Kampfes gegen monopolistische Bestrebungen der Regierung nach dem Kriege; sie werden andererseits kommende staatliche Maßnahmen wesentlich erleichtern, wenn es der Regierung gelingt, sie für ihre späteren Zwecke heranzuziehen und einzugliedern. Es mag erwähnt sein, daß nicht nur Volkswirte wie Schär das Bedürfnis einer „mit staatlicher Macht und Geldmitteln ausgerüsteten Importgesellschaft“ für die Zeit nach dem Kriege bejahen, sondern daß auch große liberale Blätter ausdrücklich dafür eingetreten sind.

Von ganz besonderem Interesse aber sind Bewegungen, die auf eine unmittelbare Berührung der großen Produzenten- und Konsumentenverbände hingen. Ende Juni hat der Zentralverband deutscher Konsumvereine, der während des Krieges weitere erhebliche Fortschritte gemacht hat, in Hannover seine jährliche Versammlung abgehalten, zu der diesmal auch der Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Raiffeisenverband Vertreter entsandt haben. Die „Hilfe“ hat mit Recht auf die große grundsätzliche Bedeutung dieses Vorgangs hingewiesen, die vielleicht über den rein wirtschaftlichen Rahmen noch hinausreicht. Sobald und überall, wo Erzeuger auf der einen, Verbraucher auf der anderen Seite sich organisiert gegenüberstellen, sind die Schwierigkeiten der Vermittlung auf ein Mindestmaß zurückgeführt, denen sich der private Handel im Kriege gar nicht und auch im Frieden nicht ohne weiteres gewachsen gezeigt hat. Ein Beispiel, das der „Kunstwart“ berichtet und das aus der reinen Praxis herausgewachsen ist, mag zeigen, wie sich ein Bezirk sogar durch Improvisieren einer derartigen Organisation ohne jeden Vorgang oder festen Anhaltspunkt aus Versorgungsschwierigkeiten herausgeholfen hat: Im Kreis Paderborn bildete sich kürzlich unter Mitwirkung des landwirtschaftlichen Kreisvereins und unter dem Vorsitz des Landrats ein Ausschuß von fünf Personen, um die Abgabe von Speck und Schinken an die Stadt Paderborn aus dem Kreise heraus herbeizuführen. Es wurde eine Sitzung abgehalten, zu der die Gemeindevorsteher und die Pfarrer der ländlichen Gemeinden herangezogen wurden. Nach vierzehn Tagen hatten die Landgemeinden des Kreises und die Alderbürger der Stadt Paderborn rund 37 000 Pfund Speck und Schinken geliefert, die an etwa 20 000 Einwohner der Stadt verteilt wurden.

Was hier ohne eigentliche Organisation und zur Beseitigung einer augenblicklichen Notlage erreicht worden ist, könnte einen Fingerzeig liefern, wie unter Anlehnung an bestehende Organisationen von Erzeugern und Verbrauchern, die auszubauen wären, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln dauernd auch nach dem Kriege geordnet werden könnte. Eine gesetzliche Bekämpfung des Kettenhandels mag dann überflüssig erscheinen.

Noch einmal: Halbbildung und Nützlichkeitswahn

Zwei Entgegnungen und ein Schlußwort.

L

Erich Hollad.

Wer ist Walther Schotte, der in der „Hilfe“ Nr. 23 über Halbbildung und Nützlichkeitswahn im höheren Schulwesen schreibt? Ich weiß es nicht, und es ist wohl auch völlig nebensächlich, es zu wissen. Eine andere, sehr wichtige Frage aber ist es, ob dieser Aufsatz wirklich eine Förderung des Kapitels „Höheres Schulwesen“ bedeutet. Der „Hilfe“-Leser ist daran gewöhnt, in den Aufsätzen, die ihm vorgelegt werden, das beruhigende Gefühl zu haben: Hier spricht ein Fachmann, ein Kenner, ein Wahrheitssucher. Der Aufsatz von Schotte gibt mir dieses Gefühl nicht. Der Verfasser sagt: „Früher schimpfte ich, daß in der Prima zwei Jahre lang je zwei Stunden wöchentlich Horaz gelesen wurde.“ Er mag zu dieser Art Äußerung seines Unwillens berechtigt gewesen sein. Wenn er aber auch heute noch, wo er sich auf „breitere, allgemeinere Beobachtung stützt“, in ähnlicher Gemütsaufwallung spricht — und er tut es —, so wird der Leser stuhig. Schotte schreibt: „Die Jugend ist heute fertigen Menschen ausgeliefert, Menschen, die das Zeichen jahrzehntelanger Verbildung an der Stirn tragen.“ Und zur Bekräftigung dieser Ansicht führt er ein Wörterbuch von Kurt Hiller und Friedrich Mark an — der erste sei leider seiner Eitelkeit wegen nicht ernst zu nehmen —, wo das Wort „Oberlehrer“ aufgelöst wird: „Schimpfwort, etwa pedantischer Flachkopf, empfehlenswert aus erzieherischen Gründen. Der Stand ist ja nicht unwichtig für unsere Zukunft, und solch ein Stigma muß doch begeistern und bessernd auf ihn wirken.“ Obwohl Schotte betont, daß persönliche Bitterkeit nicht aus ihm spreche, seine Schulerfahrungen seien nicht trüb gewesen, so kann ich doch nicht umhin, ihn, der eine solche Auslassung über das Wort „Oberlehrer“ anzuführen für gut hält, mit zu der beklagenswerten Generation zu rechnen, bei der man, wie er sagt, den Haß gegen ihre Erzieher riecht.

Schotte fordert „Revolution“ im höheren Schulsystem, und alle charakteristischen Merkmale, die einem solchen Mittel, einen Wandel der Dinge herbeizuführen, anhängen, fehlen in seinem Programm wieder. Er weiß die unverrückbaren Grundsätze aller Erziehung in prächtige Worte zu kleiden; da hören wir von Charakter bilden, den Menschen arbeiten lehren, ihn ehrfürchtig machen vor geistigen Welten, Lust geben nach dem Leben, nach allem Leben, Sinne und Verstand schärfen. Allgemeiner Beifall!

Welche Revolution hätte er je unterlassen, das Erhabenste und Größte in den Bereich des Zuerstrebenden, des sicher Zuerreichenden zu stellen? Aber ebenso gewiß hat noch jeder Revolution die Sachlichkeit, der Wille zum besonnenen, kraftvollen Aufbauen, das Vermögen, zwischen Wahn und Wirklichkeit zu scheiden, gefehlt. Schotte verlangt den Umsturz des Bestehenden. „Fort mit jeder utilitaristischen Vorbereitung, es wäre unseren Jungen besser, auf der Schule das Schachspiel zu lernen oder einen botokudischen Dialekt.“ Wer so redet, und wäre es auch nur im Scherz, spielt mit der eigenen Ueberzeugung, und vor solchen Besserwissern möge die Schule bewahrt bleiben. Wir Schulmänner der Praxis müssen solche Leute ablehnen, die in ihrem Urteil über die höhere Schule nur verurteilen und nichts anderes als einen Scherz zu bieten wissen. Mit billigen Schlagwörtern, wie Halbbildung, Nützlichkeitswahn, die im gleichen Atemzug mit

den Idealen Wilhelm v. Humboldts ausgesprochen werden, ist der heutigen Schule nicht gedient. Gewiß ist das höhere Schulwesen besserungsfähig, aber nicht auf dem Wege des Umsturzes, sondern auf dem der natürlichen, den Zeitverhältnissen vernünftig angepassten Weiterentwicklung. Ich gebe gern zu, daß die Rücksicht auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens bisweilen zu stark die Arbeit der höheren Schule beeinflussen will und daß darin eine Gefahr liegt, gegen die alle wahren Freunde unseres Schulwesens auf der Wacht sein müssen. Doch ich frage: Finden nicht gerade Mißgriffe dieser Art ihre natürliche Erklärung? Sicherlich sind sie aus dem ehrlichen Streben entsprungen, jenen Vorwurf zu entkräften, der dem alten Gymnasium in der Zeit des nationalen und wirtschaftlichen Aufschwungs des neuen Deutschen Reiches gemacht wurde, daß nämlich sein Erziehungsideal, das nur im Griechentum das erlösende Heil sehe, den veränderten Lebensbedingungen gegenüber unzureichend sei. Doch die Mißgriffe sind, wie gesagt, vorhanden, und es muß an ihrer Beseitigung gearbeitet werden. Es wäre aber nicht nur undankbar, sondern auch den Tatsachen nicht entsprechend, wenn man leugnen wollte, daß wir im höheren Schulwesen während der letzten 20 Jahre vorangekommen sind. Seitdem durch den kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 die Gleichwertigkeit der realistischen mit der humanistischen Bildung ausdrücklich anerkannt wurde, hat die Arbeit an und in den höheren Schulen, einerlei, welcher Gattung sie angehören, einen neuen, kräftigen, glücksverheißenden Auftrieb empfangen. Und wie die höhere Schule in Deutschlands großer Gegenwart bewiesen hat, daß sie auf ihrem Plage ist, so wird sie auch die Folgerung, die wir auf allen Zweigen unseres Lebens ziehen müssen, voll befriedigen, nämlich daß auch sie in mancher Hinsicht umlernen und noch dazulernen muß. Wer aber wie Schotte zum Beispiel den Streit um das humanistische Gymnasium im Sinne der Beseitigung des realgymnasialen Schulprinzips zu Ende führen möchte oder von der „Unvergleichlichkeit der vergangenen antiken Kultureinheiten“ schwärmt, der steht zu unserer lebensvollen Gegenwart in einem so eigenen Verhältnis, daß die Gegenwart wahrscheinlich über ihn wegschreiten wird. Ich möchte es als einen Widerspruch deuten, wenn derselbe Mann, der Leute aus den Toren der Schule kommen sehen möchte, „die ihrer Jugend nicht fluchen, aber voll Hunger nach dem Leben, voll Mut und dem Bewußtsein der Kraft, es aufzunehmen in dieser rauschenden Stunde“, das Ideal der Antike, die dortige Lebenseinheit verherrlicht zu einer Zeit, wo alle Welt, die Alten und die Jungen, die Unterwerfung und Dienstbarmachung der Naturkräfte, die Eroberung von Erde, Wasser und Luft staunend und fragend schaut.

II.

Professor Dr. Carl Haug.

Nummer 23 enthält eine so erschütternde Klage über dieses Thema, daß man einem der davon Ergriffenen ein Wort gestatten möge. Die Vertreibung aus dem Paradies der Antike, das Irren in der Wüste der Nützlichkeit, das trodene Brot der Halbbildung, das wir auf den Lebensweg mitnehmen, die innere Haltlosigkeit des seelisch Ausgehungereten, das sind Wahrheiten. Nur das Woher und das Wohin der tatsächlichen Irrfahrt, in der wir stehen, scheint wie von Sehnsucht und Schmerz, dort überhöht, hier erniedrigt. Wie lange stand denn der goldene Tempel von Hellas um uns in all seinem Glanz? Er bestrahlte weder Goethes noch Schillers Jugend, und Wagners Werk weiß nichts mehr da-

von; die lebensvolle Einheit des klassischen Unterrichts in Humboldts Tagen kaum erwachsen, ist nach zwei bis drei Menschenaltern dahin. Das klassische Schulideal, so herrlich es sein mochte, kann den historischen Anspruch auf die Gestaltung unserer Größten nicht erheben; es kann daher auch nicht der alles überragende Menschengestalter an sich sein. Das ist ein Trost, wenn man weiß, daß eine Rückkehr unmöglich ist. Und ist denn eine neue Einheit so ganz unausdenkbar? Denn das ist die entscheidende Frage. Ein Tempel muß das Bildungsziel sein, in dessen harmonischen Bau sich alle Unterrichtszweige einordnen, wie in ein organisches Ganzes. Es ist der Tempel, den Herder gesehen hat, und kann kein anderer mehr sein. Unnahbar steil und unwirklich steht er noch in der Ferne, der Menschheitstempel, in dessen Cella das Bild des Vaterlandes steht. Die Kulturgeschichte als Menschheitsaufstieg gesehen; Auslese des besten, bei dem ganz von selbst die Antike zur breiten Basis wird; Beleuchtung, Vertiefung des Bilds der Geister und Zeiten durch die Kunst; Erinnerung durch die Denker; das ist möglich, ist angebahnt und wird mit heißem Verlangen nach Vollenbung betrieben von vielen. Diese ordnen die Nützlichkeitssziele den geistigen unter, das Fremde dem Eigenen; sie machen die Zugeständnisse an die raue Wirklichkeit, ohne die heute keine Schule irgendwelcher Art bestehen kann; und sie suchen die drückende Gedächtnislast zu erleichtern, die sich der Mannigfaltigkeit anhaften möchte, wo flache Menschen sie um ihrer selbst willen pflegen. Aber ein großer Schmerz ist dabei, ein bitterer Verzicht; eben aus letzteren Gründen: die alten Sprachen verstummen. Psalmen, Homer und Aeschylus kommen deutsch zu uns. Und ich kann heilig versichern, sie tun es gern; ja sie ziehen es sogar vor, als frohe Freunde herzlich und ausgiebig empfangen zu werden, denn als verschlossene Fremdlinge, denen man ihre Geheimnisse unter Mühen abringt. Sie sind auch keine Feinde eines hellen Himmels und klaren Tageslichts, die Auschau nach den Gesetzen der sichtbaren Welt verträgt sich aufs beste mit ihnen. Und so wächst der Menschheitstempel mit dem deutschen Herzen, thronend inmitten der reichen Schöpfung vor dem Auge der Jugend, in die Höhe, und sie kann dahin gelangen, wo Kant stand, zur höchsten Ehrfurcht vor zwei Dingen: dem bestirnten Himmel über ihr und dem Sittengesetz in ihr.

III.

Walthor Schotte.

Schl u ß w o r t.

Ich werde angeklagt, das Rad der Welt zurückdrehen zu wollen, nicht nur für das humanistische, sondern gegen das Realgymnasium zu streiten. Mein galliger Satz von der Beseitigung des realgymnasialen Schulprinzips konnte zu solcher Klage berechtigen; er war in der Tat mißverständlich. Ich wollte mit ihm nur sagen, daß die utilitaristische Richtung der Erziehung, die sich leichter und schlimmer mit den stofflichen Grundlagen des realgymnasialen Unterrichts verbinden kann, heute die Grundsätze wirklich beherrscht, auf denen das realgymnasiale Schulwesen aufgebaut ist; sie soll daraus verschwinden. Auch für das Realgymnasium wünsche ich dem humanistischen Erziehungsideal, das ja an griechischen und lateinischen Sprachunterricht nicht gekettet ist, den Sieg.

Die Vielheit und Verschiedenheit der Schulsysteme ist notwendig und segensreich. Ihr Sinn sollte sein: den verschiedenen Veranlagungen der Jugend gerecht zu werden und das Erziehungswesen nach den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen abzusufen. Sowohl das Gymnasium,

auf das die überwiegend geisteswissenschaftlich gerichteten Naturen gehören, wie das Realgymnasium bzw. die Oberrealschule, die naturwissenschaftlich stärker bewegte Geister aufnehmen mögen, können gleichwertige Erziehungsstätten höchsten Ranges sein. Will man aber das Realgymnasium zu einer Vorbereitungsanstalt ausbauen für künftige Kaufleute, Ingenieure, Chemiker, dann sinkt es und darf sich nicht messen mit einer Schule, die den Menschen allein ansieht.

Mein Vorwurf, dem Nützlichkeitswahn verfallen zu sein und Halbbildung zu pflegen, richtete sich übrigens gegen das Schulwesen beider Richtungen, wie es heute ist. Um nicht einen neuen Aufsatz zu schreiben, kann ich Herrn Dr. Hollack nicht im einzelnen vorführen, wieso ich gerade die Entwicklung der letzten 20 Jahre verurteile; es ist z. B. nicht Undank, sondern Wahrheit, wenn ich behaupte, daß auf den Gymnasien von heute nicht mehr wie in der Zeit unserer Väter die alten Sprachen bis zu innerer Beherrschung, zum „Lesen“ können statt des mühseligen Uebersetzens gelernt werden. Die enzyklopädische Vielwisserei scheint heute das höhere Ziel der Schulbildung zu sein!

Die so sympathischen Ausführungen von Herrn Professor Dr. Haug greifen den Gedanken auf, dem ich auch schon leise Raum gegeben hatte, ob die Intensivierung der Schulstudien zur Vermeidung der Halbheiten und Bewältigung notwendigster Anforderungen des modernen Lebens nicht auch gerade durch den Verzicht auf die alten Sprachen gefördert werden könnte. Nach längerem Ueberlegen glaube ich diese Frage heute bejahen zu können. Und zwar sehe ich in der deutschen Geschichte von Friedrich dem Großen bis zur deutschen Revolution von 1848, von Leibniz bis Hegel die kulturelle Einheit, die die Grundlage für Menschen- und Schulbildung geben könnte, das Zentrum, von dem der Blick in Vergangenheit und Zukunft in europäische Weise gerichtet werden kann. Eine Renaissance der deutschen Kultur, wie sie Professor Burdach fordert („Deutsche Renaissance“, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1916, 102 S.), dürfte auf diesem Grund bauen können. Die wissenschaftliche Begründung für Wahl und Begrenzung der Zeit muß ich mir hier versagen. In ihr Studium kann aber in der Tat das Altertum — und auch in deutscher Sprache — in seinen höchsten Leistungen einbezogen werden; gerade auch mit den Wertungen, die das deutsche Geistesleben für die Antike gefunden hat, zu seiner tiefsten inneren Bereicherung. Denn den Kampf von Dr. Benz in den „Blättern für deutsche Kunst und Art“ gegen die Antike in ihrem Einfluß auf deutsche Kultur werde ich nie begreifen können.

Ein großer Vorteil wäre es schon, wenn der sprachliche und geschichtliche Unterricht des Realgymnasiums durch solche Beziehung zu einer Lebenseinheit gebracht werden könnte. Denn heute zerflattern alle Studien in diesen Anstalten in Einzelheiten toten oder nützlichen Wissens.

Noch gestehe ich, daß ich das humanistische Gymnasium auch heute noch für besonders geeignet halte, eine Schule für geistige Aristokratie zu sein. Freilich nicht, weil ich, wie Herr Hollack behauptet, an eine „Unvergleichlichkeit der antiken Kultur“ glaube und nur im Griechentum das erlösende Heil sehe. Im Gegenteil habe ich darauf hingewiesen, wie die Antike von dem Primat aus den Tagen Humboldts gestürzt sei durch die wissenschaftliche Ergreifung der nachchristlichen Kulturen und die Relativierung der Werte als Ertrag der Arbeit eines Jahrhunderts. Ich sprach nur von einem unvergleichlichen pädagogischen Wert, den die Antike durch ihre Abgeschlossenheit, zeitlich und räumlich, gewähre.

Man muß nie Sätze aus ihrem Zusammenhang reißen, ihre logische Beziehung stören und dadurch Sinn in Unsinn wandeln, nur um ihn betämpfen zu können!

Ich kann mir schon Wege denken, auf denen das humanistische Gymnasium die alte Pflege der Antike wiederherstellt, ohne zu verküppeln und die Beziehungen zur Gegenwart zu verlieren. Geschichte, Kunst, Philosophie der Antike gehören in den Unterricht der alten Sprachen. Dadurch wird nicht nur Zeit geschaffen für Ausbreitung und Vertiefung des Unterrichts im Deutschen, den neuen Sprachen und den geschichtlichen Wissenschaften, für die Wesenheiten der nachchristlichen europäischen Kultur, die — um es noch mal zu sagen — noch nicht türkisch, ungarisch oder polnisch ist, sondern die alten Sprachen selbst werden lebendiger und bedeutender. Man darf ihnen keine Zeit mehr stehlen. Denn nunmehr kann man auf ihrer Grundlage, ebenso wie der des deutschen oder geschichtlichen Unterrichts den Schritt tun ins Zeitlose und Ewige. Von der Lektüre Platons aus z. B. können politische und philosophische Fragen in ihrer Verwirklichung durch die Geschichte tief und leidenschaftslos ohne jede verdächtige Orientierung behandelt werden.

Natürlich soll auch der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht in seinen Anforderungen gesteigert werden. Eine Erhöhung der Arbeitsforderungen ist überhaupt notwendig, um nicht begabte Schüler, wie es jetzt häufig der Fall ist, durch Nichtbeschäftigung in die Gefahr des Verbummelns zu stürzen; wie viele haben auf den Schulen von heute die Fähigkeit zur Arbeit überhaupt verlernt! Die Unterrichtszeit genügt, wie ich an meiner Bildungsstätte erfahren habe, völlig, um Kenntnisse zu vermitteln, die nicht nur eine ausreichende Vorbereitung für das Studium an technischen Hochschulen sind. Das Gymnasium aber wird den Hauptwert auf das Verstehen der Naturkräfte und -gesetze legen, nicht auf die Möglichkeiten der Ausnützung dieser Gewalten. Wenn dadurch in Verbindung mit geisteswissenschaftlichen Studien ein Gegengewicht geschaffen würde gegen die selbstgefällige Bewunderung unserer Zeit, wie wir es doch in Verkehrsmitteln und Maschinen aller Art so herrlich weit gebracht haben, so halte ich das sehr im Gegensatz zu Hollad für einen Gewinn! Unser Sieg in diesem Kriege ruht nicht in dem Zauberwesen der Maschinen, sondern in den denkenden und beharrenden Kräften, der sittlichen Energie des Volkes, die ebenso an Vervollkommenung der Maschinen arbeitet, wie sie jetzt im Ansturm gegen alle Fronten heldenhaft widersteht.

Daß man heute überhaupt die Frage nach der Berechtigung des humanistischen Gymnasiums stellt, daß neue Erziehungsideale auftauchen, die Gegensätze von idealistischer und utilitaristischer Anschauung über Wesen und Ziel der Schulbildung hart aufeinanderstoßen, tausend neue und ungelöste alte Forderungen sich melden, wie z. B. die grundlegenden nach Entwicklung des Körpers zu Schönheit und Leistungsfähigkeit, Erziehung des Menschen nicht nur in intellektueller Richtung, sondern als eines sinne- und gliederbegabten Geschöpfes, das auch vor keiner praktischen Arbeit in Garten und Haus und in den Organisationen des tätigen Lebens versagt — das alles beweist doch zur Genüge die Unzulänglichkeit des höheren Schulwesens. Der Blinde sieht, daß ohne Ein-, Um- und Abkehr, nur mit „einer natürlichen, den Zeitverhältnissen vernünftig angepassten Entwicklung“ nichts geschafft wird. Die bisherigen Resultate sind beschämend. Daß die Bewährung unserer Jugend im Feld bewiesen habe, die höhere Schule „sei auf ihrem Plage“, ist ein lächerliches Argument für den guten Stand der Dinge

und überzeugt niemand außer den „bewährten Schulmännern“, die als „Fachleute“ diese Fragen für sich allein erledigen und den unberufenen Laien ausschließen wollen. Mit diesem Argument kann man für die angebliche Güte, von ich weiß nicht was allem, streiten. Ebenso gut kann man sagen, daß trotz der Schule die Jugend ihr Bestes geleistet habe. Aber hier liegen gar keine Zusammenhänge. Die sittliche Haltung eines großen und starken Volkes wird nicht unmittelbar durch relative Mängel irgendwelcher Lebensverhältnisse berührt, höchstens dann, wenn statt Unruhe und Kritik satte Zufriedenheit mit dem Bestehenden sich breit macht.

Die Zeit verlangt eine Revolution der Gesinnung. Mein Ruf gegen den Nüchternheitswahn ist nicht vereinzelt; ich verweise auf die treffliche Schrift von Dr. Max Hilbert Boehm: Der Sinn der humanistischen Bildung (Berlin 1916, Georg Reimer, 72 S.). Es ist klar, daß dieser Kampf immer neue Kraft zieht aus dem Leben und Idealen einer Persönlichkeit wie Wilhelm v. Humboldt. Daher lasse ich mir gern den Vorwurf von Hollad gefallen, daß der Haß gegen den Utilitarismus „in einem Atem“ ausbricht mit der Berufung auf Humboldts Ideale. Wer sich über diesen Großen nicht nur aus dem Beglückten orientiert, sondern Jahre mit ihm gelebt hat, versteht das.

Der Schauer vor meinem revolutionären Haß ist mir ein Beweis für die „Verbildung“, die ich der heutigen Generation nicht nur der Oberlehrer vorwerfe, wenn auch gerade die berufliche Rückkehr in die Bedingungen, aus denen die Verbildung stammt, diese für Oberlehrer besonders verhängnisvoll macht. Verbildung ist übrigens wohl nicht ein ehrenrühriger, sondern bedauernswerter Mangel.

Auch habe ich diese Anklage nicht durch das böse Zitat von Hiller und Mark zu bekräftigen gesucht. Das Zitat, das ich nicht wichtig fand und mir nicht zu eigen machte, illustrierte nur den Haß, den viele gegen die Lehrer ihrer Jugend aufgespeichert haben. Der Haß fließt aus vielen Quellen, von denen das Erziehungssystem der nackten Nüchternheit und Oberflächlichkeit, als Ursache auch der Verbildung der Oberlehrer, nur eine ist; ich habe viele angedeutet und brauche mich nicht zu wiederholen. Wenn ich aber selbst in die allgemeine Verurteilung, die Haß atmet, einstimme, bei der Bedeutung der Sache gewiß nicht leidenschaftslos, so verlange ich, daß meiner Versicherung geglaubt wird, daß meine eigenen Schulerfahrungen nicht trüb, sogar ausnahmsweise günstig waren. Es sind, ich wiederhole es, die breiteren Erfahrungen des Lebens, der akademischen Zeit, als man die künftigen Bildner der Jugend beobachten konnte, und die späteren Jahre des beruflichen und gesellschaftlichen Lebens, die mein Urteil bestimmten. Ich bedauere aufrichtig, es auch nach dieser Auseinandersetzung nicht ändern zu können.

Margarete Zündorff / Fahrt mit Feldgrauen

Stolpernd in ihren großen Stiefeln, die der Schmutz unendlicher Wege beschwert, entsteigen sie einem Zuge, der von der Westgrenze herkommt. Feldmarschmäßig hepakt, Bündel und Päckchen an Hand und Arm, schwanen sie, ein wenig vornübergebeugt, in gleichmäßigem, schier behäbigem Trab von Bahnsteig zu Bahnsteig. Und ihre Augen blicken erstaunt, als könnte die Seele dies unbekümmerte Leben, das sie umgibt, so geräuschvoll bunt sie umflattert, gar nicht mehr in sich aufnehmen. Immer größer blicken die Augen, weiten sich wie bei Kindern im Wachtraum. Sehen die Frauen, diese vielen Frauen, gepukte und einsame, wie die eigenen

Frauen in der Heimat, zu denen sie fahren werden, denen die Phantasie während langer, einsamer Nächte im Schützengraben einen leuchtenden Heiligenschein gewoben hat, der nun im grauen Winterlichte der Heimat schon ein wenig zu verblasen beginnt. Und Kinder sind da, wie sie zu Hause auf den Vater warten, der ein Held ist.

Ach, man möchte so gerne wissen, was diese grauen Männer denken, wie ihre Herzen und Augen die Heimat sehen! Aber vielleicht sehen sie mit Bewußtsein gar nichts. Herz und Augen, die noch so erfüllt sind von den Bildern da draußen, nehmen nur auf und verstaunen widerwillig diese aufdringlichen, fremd gewordenen Dinge, um sie erst später wieder an die Oberfläche zu bringen und lebendige Erinnerung werden zu lassen.

Das Umsteigen muß nicht ganz einfach gewesen sein. Man sieht es den meisten an, wie froh sie sind, in einem Zuge zu sitzen, den sie in den ersten zwölf Stunden nicht wieder zu verlassen brauchen. Und es ist ein D-Zug, der Gipfel aller Begehrtheit für einen müden Mann, der aus dem Felde kommt. Die vorderen Wagen sind schon überfüllt, und noch stehen alle Gänge voll von gepackten Urlaubern. Wer fest ist, setzt sich ins nächste Abteil, und wird dafür von leichtsinnigen Zivilisten, denen ein Samtpolster keine tabula sacra ist, belobigt. Die weniger Festen stehen, auf ihr Gewehr gestützt, im Gang. Sie sagen, sie seien zwanzig Stunden unterwegs. Viele mußten bis zu vierzig Kilometer laufen, um zur Bahnstation zu kommen. Manch einer sinkt, kaum daß der Zug angezogen hat, der Kopf schwer auf die Brust.

Den Zivilisten schlägt das Gewissen! Wenn doch die vorderen Wagen überfüllt sind! Man rückt zusammen, bietet Platz an, bietet Zigaretten und Schokolade an. Nur ein elegantes Fräulein, das von Frankfurt nach Berlin reist und, voll Inbrunst, in einem sentimentalen Kriegsbuch liest, ist seine Schokolade allein.

Mir fällt auf, daß man, von solchen kleinen personifizierten Entgleisungen abgesehen, den Feldgrauen gegenüber manierlicher geworden ist als man lange Zeit nach Kriegsbeginn war. Man fragt sie nicht mehr so viel, bemüht sich nur, es den müden Männern bequem zu machen. In die Ecken gelehnt, die beschuhten Füße zur Tür hinausgestreckt, auf daß sie weder Damenkleidern noch fgl. Eisenbahnmatten Schaden tun können, schlummern sie sanft und von liebevollen Blicken gehütet.

Aber da naht plötzlich die „Inschtruckschön“, als welche sie sich nachher vorstellt, verkörpert in einem kleinen Mann mit Schaffner-tasche und blauer Mütze. Gleich über das erste Paar feldgrauer Füße stolpert sie, aber sie kommt nicht zu Falle. O nein. Sie donnert die erwachenden Feldgrauen an, donnert die Zivilisten an, das ganze Abteil zittert. Dann bricht eine Revolution der Herzen und Kehlen aus, die ihren Höhepunkt in dem kanonartig vorgetragenen: „Aber wenn doch alle vorderen Wagen besetzt sind!“ erreicht. Den kleinen Mann rührt das nicht. Er hat die Inschtruckschön für sich und weiß sie geschickt zu gebrauchen. Menschlichen Erwägungen unzugänglich, pariert er auf königlich sächsisch den Kanon, daß er abbricht mit schriller Dissonanz: „Wer eine höhere Klasse fährt, als in seinem Urlaubsschein steht, der zahlt in Berlin die Differenz nach. Der muß nachzahlen!“ trumpft er auf, als er unsere noch lächelnden Blicke sieht. Nun müssen wir die Waffen strecken. Mindestens zwanzig Feldgrau haben wir instruktionswidrig verfaßt. Das können wir nicht nachzahlen, so viel Geld besitzen wir alle zusammen nicht. Aber vielleicht das Fräulein in der Ecke . . .

Ohne zu murren erheben die Feldgrauen sich, hücken ihr Gepäck und lassen uns geschlagen zurück. Uns fehlt die Einsicht in die ökonomische Notwendigkeit der Priorität eines braunen oder roten Samtpolsters über einen müden Mann, uns Spaghennirnen und Marzipanherzen, wenigleich wir die heilige Unverletzlichkeit und Bedeutsamkeit auch dieser Instruktion dunkel erahnen. Das Fräulein in der Ecke packt neue Redereien aus.

Der Schaffner kommt wieder und versucht in gedämpftem Sächsisch uns zu gewinnen. Die Soldaten seien alle gut untergekommen, sagt er. Das hilft ihm nichts; die Folgen der angewandten Instruktion stehen zwischen uns. Ungläubig gehen wir in die vorderen Wagen, um uns zu überzeugen, daß der pflicht-

getreue Mann einen vielleicht beklagenswerten Tatbestand nicht etwa abgeschwächt oder verdunkelt hat.

Ja, alle haben Platz gefunden. In die Ecken geduckt, übermäßig eng aneinandergerückt, so etwa, als seien sie plötzlich durcheinandergesunken, schlummern sie. Manchmal hebt einer den Blick, schaut vertaddert um sich und senkt ihn tiefberuhigt wieder in das ewige Nichts. Manche schauen zum Fenster hinaus, sagen ihrem Nachbarn ein Wort, der dazu leise nickt. In einem Abteil versucht ein ganz Junger immer wieder zu singen, aber immer nach ein paar Takten unterbricht er sich, schaut mit strahlendem Lächeln um sich und sagt: „Tsch, da sind mer nu, da sind mer nu!“ Die anderen lachen dazu, und aus ihren Redereien geht hervor, daß der Kleine nach vierzehn Monaten Schützengraben seine Urlaubssehnsucht kaum noch zu zügeln vermochte, es sah schon mehr nach Desertionslust aus. Er singt wieder und unterbricht sich, um von den Ersparnissen in seinem Brustbeutel zu erzählen. Es ist nicht genau zu hören, wem er sie zugedacht hat, aber jemand sehr Liebes muß es sein, denn der große Junge kostet schon jetzt herrliche Vorfreude beim Gedanken an die Freude, die der Empfänger haben wird. Und schwägend und singend wiegt er den blonden Kopf, in dem über hohen Backenknochen tiefstehende blaue Augen strahlen. Nachher höre ich, daß er aus dem Reibensburger Kreise stammt. Seine Eltern konnten sich rechtzeitig vor den Russen in Sicherheit bringen, doch Hab und Gut sind verloren.

In Eisenach, wo ich aussteige, steht der ganze Bahnsteig voller Soldaten. Aus der einheitlich grauen Tönung hebt sich hier und da der farbige Fleck eines Frauen- oder Kinderkleides. Matt leuchten die Bogenlampen im Regennebel. Einige der Frauen tragen Tracht und sind wohl weit aus dem Thüringischen gekommen als Geleit eines lieben Urlaubers, oder um einen besonderen Abschied von städtischen Verwandten zu nehmen. Und alle, Soldaten, Frauen und Kinder, sind mit Paketen beladen, deren Inhalt den Scheidenden noch auf eine Weile an die Heimat erinnern soll. Es dauert lange, bis alle eingestiegen sind und der Zug abfahren kann. Eine Riesenschlange, mit tausend Köpfen, mit hundert feurigen Augen windet sich langsam in das Dunkel. Rufen, Singen, Lächelschwenken. Aus jedem Fenster schauen dicht gedrängt ein halbes Duzend Köpfe. Und immer Rufen und Singen. Eine Frau, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, ist bis vor die Bahnhofshalle mitgelaufen; an der Kurore verschwindet das ausgestreckte Händepaar, dem sie ihr Kind entgegengehalten hat, und langsam kommt sie zurück zu den anderen, die wie ein Häuflein verängstigter Vögel unter der Bogenlampe stehen. Sie trocknen die Augen, reden miteinander, sagen, und es klingt so demütig: „Wenn er nur wiederkommt!“ Und dann gehen sie, die Kinder an den Händen führend, hinab in die Halle.

Wenn er nur wiederkommt! Tausende, Hunderttausende sind gefallen in Ost und West und Süd. Täglich fallen viele. Und dennoch: täglich wieder ziehen Tausende hinaus, hinweg von Frau und Kindern, Alte und Junge, Urlauber, die alles Grauen des Krieges und alle seine Leiden erfahren haben und junge Rekruten, denen kaum das Wärtlein sproßt, und schauen nicht hinter sich.

Tränen treten mir in die Augen. Und dennoch: mich rührt die Tapferkeit der Frauen mehr fast, als die der Männer. Wie viele mögen in dieser Nacht harren auf einen Heimkehrenden. Auf Stadt- und Dorfstraßen sehe ich sie stehen, alle diese Mütter, Frauen und Kinder, wie sie mit sehnächtigen Blicken das Dunkel durchforschen, sehe sie am einsamen Feuer sitzen, lauschend auf jeden Schritt, der klingt und enttäuschend verklingt. Sehe sie die Eisenbahnstränge entlangspähen, nach dem Lichte, das den Erwarteten bringt, auf daß es einige Tage sei, wie im Frieden,

Gottfried Traub / Gebet beim Beginn des dritten Kriegsjahres

Genug, der Herr regieret und lebt.
Gellert.

Warum sollen wir nicht auch einmal beten? Wer kann jetzt die Orte zählen, an denen das heute geschieht! Auf Gebärden, Worte, „Glaubigkeit“ kommt es nicht an. Jeder hat sein natürliches Recht, auf freiem Feld vor Gott zu treten. Keine Kirche hat das Recht, hier Schranken zu ziehen. Seit die Germanen vor mehr als 5000 Jahren am Stager Rast hin nach Nordland fuhren bis zur jüngsten Seeschlacht daselbst fragt der Herrgott nicht nach Glaubensbekenntnis, sondern nach Menschenseelen. Und beten braucht kein Zeichen von Schwäche zu sein. Schwächliche Seufzer der Eigenliebe bleiben in den Dunstwolken zwischen Himmel und Erde hängen; sie machen den Menschen nicht frei. Das Gebet des Starken gleicht dem Licht, in welchem das Leben der Blume von dem Leben der Sonne trinkt. So sammeln wir zu Beginn des dritten Kriegsjahres unsere Kraft und unseren Sinn und sagen:

Tausende sind erschlagen; Millionen bluten. Der Schrecken ist unser Brot und der Tod unser Kamerad. Starke werden müde. Ein Ende ist noch nicht abzusehen. Was bedeutet da meine Not gegen solche Weltnot! Nie in meinem ganzen Leben habe ich so unmittelbar empfunden, wie du, Gott, den einzelnen zusammenbindest mit seinem Volk, wie die Aehre in der Garbe. Ich redete von meinem Schmerz und meinem Recht, von meinem Verdienst und meiner Freude und vergaß, daß mein Los in des Volkes Los hängt und auch meine Mutter nur eine Tochter verzweigtesten Stammes ist. Drum danke ich, daß ich mein Volk wiedergesunden habe und mich im Volk. Aber wozu brauchst du diese grausame Schule: Krieg? Du antwortest nicht. Aber du bist, du lebst. Auch die Sonne antwortet nicht, sondern reißt das Korn und verdorrt es, segnet das Leben und verdirbt's, wärmt die Flügel der Fleder, die sich behaglich streckt, und gleichermaßen die der Schwalbe, die sie aufspritzt. Beides soll man zusammen sehen — das willst du von uns haben! Laß mich nicht zu denen gehören, die nur da an dich glauben, wo sie „Gutes“ sehen, und verzweifeln, wenn „Böses“ anstürmt. Du bist aller Dinge Gesetz. Der einzelne ahnt dich nur. Keine noch so große Welle ist das Meer und kein Blatt der Forst. Eins nur weiß ich: ich soll das ganz sein, was ich sein muß; das ist meines Lebens Sinn, und von da aus ahne ich dich wie der einzelne Nerv das Gehirn und das Blutkörperchen das Herz. Du bist der Tapfere, denn die Jahrmillionen mit ihrem Gewirr machten dich nicht ängstlich. So liebst du die tapferen Seelen. Du bist der Held; denn den Schmerz der Welten trägt du Ewig-Gekreuzigter und Ewig-Lebendiger. So segnest du die Helden. Du bist die Güte; denn Gerechtigkeit und Leben sind deine Urmächte, um welche du kämpfst im Bund mit den Besten der Menschentinder. Frieden und Krieg, Leben und Tod, Gutes und Böses sind deine Handlanger. Du allein bleibst und ruhst in dem wirbelnden Geschehen. Wer um gleiche Ruhe kämpft und sich am Bleibenden hält, ist dir nah.

Unsaßbar Gewaltiges hast du uns sehen lassen: Gipfel der Güte und der Kraft und Abgründe der Schrecken und der Gemeinheit. Du hast unseren Augen mehr zugemutet als denen vergangener Geschlechter. Deine Probe ist hart. Aber du sprichst: „Ich meine, ihr habt nicht umsonst eure Väter und Mütter in eurer Geschichte gehabt. Wachset! Auch Wachsen bringt Schmerzen, und Reifen schafft Not. Nur wer nicht müde wird, kommt zum Gipfel.“ Du hast recht.

So gehen wir. Wortlos, wie du selbst, aber voll stiegender Kraft der unerschütterlichen Gewißheit, die alles Zweifels Meister ist. Kommt ihr Wochen, ihr Monate! Laßt uns miteinander fertig werden. Andere haben noch Größeres vermocht. Heute ist unser Tag. Wir haben zu danken! Genug! Der Herr regieret und lebt.

Soziale Bewegung

Kein Generalfreist im Kriege. Von unbekannter Seite, die wohl mit dem feindlichen Auslande zu tun haben wird, wird in der Munitionsindustrie, auf Werften und im Transportgewerbe mit verdächtig großen Mitteln eine unsinnige Propaganda für überpannte Lohnforderungen oder für Demonstrationstreiks gemacht, die am vaterländischen Sinn unserer Arbeitermassen zuschanden werden wird. Aus einem Aufsatze, der die sozialdemokratische Presse durchläuft, zitiert dazu die „Soziale Praxis“ folgende Ausführungen: „Es gehen Leute im Lande herum, die den Generalfreist predigen. . . Die Gegner. . . suchen Bundesgenossen hinter der Front! . . . Jetzt ein tüchtiger Generalfreist, — dann schaffen sie'st. . . Ohne Munition draußen im Feld — man muß sich das einmal vorstellen! Jeder Soldat kennt das Gefühl der Erlösung, das alle erfährt, wenn dumpe Schläge vom Rücken her das Eingreifen der eigenen Artillerie ankündigen. Stundenlang hat man vielleicht schon in den Gräben gekauert. Steine und Dreck spritzen um die Ohren. Kameraden fallen rechts und links. Immer näher kommt's und näher. Da, auf einmal — der wohlbekannte Schall der eigenen Batterien, ihre Geschosse suchen das feindliche Gelände ab, sie wollen den scheußlichen Schlund verstopfen, der von drüben Tod und Verderben speit. Wie Befreiung kommt's über alle: man hat uns nicht im Stich gelassen! Und nun denke man sich den Tag, an dem die Männer im Graben warten und warten. Von drüben her rast das Trommelfeuer — hüben schweigt alles. Warum? Ist es dem Feind gelungen, unsere rückwärtigen Verbindungen zu stören? Hat ein feindliches Flugzeug unsere Lager in die Luft gesprengt? Nichts von alledem, aber es ist keine Munition da, weil die Munitionsarbeiter streiken! . . . Das alles ist natürlich gellender Wahnsinn. Der Generalfreist im Krieg, im entscheidenden Augenblick des Krieges, ist etwas vollkommen Unmögliches, denn die deutschen Arbeiter sind politisch reif genug, um den Zusammenhang der Dinge zu überblicken. Sie machen keinen Generalfreist, um den Untergang ihrer Kameraden draußen herbeizuführen. Sie machen keinen Generalfreist für den Jaren! Ließen sich vereinzelte und undisziplinierte und verständnislose Elemente dazu verleiten, kleine Experimente in dieser Richtung zu unternehmen, so wäre das noch kein Grund, nervös zu werden. Die Generalfreistapostel können vielleicht Unglück, sehr viel Unglück im kleinen stiften, aber nicht im großen. Die Masse der deutschen Arbeiterkraft, die durch die Schule der sozialdemokratischen Partei gegangen ist und die eben darum nicht auf jedes tönende Schlagwort blindlings hineinfällt, hat für die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes ein tiefes Verständnis, sie wird sich nicht mit der geschichtlichen Schmach beladen, ihren kämpfenden Brüdern in den Rücken gefallen zu sein. Den wenigen aber, die den Lockungen verdächtigter Agenten nicht ganz taub sind, sei gesagt: laßt euch nicht einreden, daß ihr durch die Propaganda des Generalfreists den Frieden herbeiführen könnt. . . Ihr könnt nichts erreichen als euer eigenes Unglück und das Unglück derer, die sich von euch verleiten lassen! Bringt es nicht so weit, daß das Volk, das um seine Verteidigung kämpft, sich auch gegen euch wehren muß! Hütet euch!“ — Nach diesen Ausführungen ist zu erwarten, daß die Sozialdemokratie weiß, was für sie auf dem Spiele steht, wenn ein Teil der zu den Widerheiten der Partei zählenden Arbeiter auf die plumpe Generalfreistmacherei hereinfallen würde. Die Gewerkschaftsführer sind längst bemüht, die Gefahr, falls sie überhaupt besteht, abzuwenden. Dank ihnen wird auch die Hoffnung unserer Feinde auf innere Unruhen erneut in Nichts zerrinnen.

Die Alten und das Kriegswirtschaftsleben. Zu dem Thema von der vorzeitigen Raststellung oder gar Abschließung der „zu alt“ gewordenen Arbeiter und Angestellten hat die Erfahrung des Krieges ein neues lehrreiches Kapitel geliefert. Im Organ der deutschen Gewerksvereine finden sich darüber beachtenswerte Ausführungen. Wir haben, heißt es da, früher zahlreiche tüchtige Kräfte vor der Zeit mattgesetzt. In unserem gesamten Wirtschaftsleben galten Arbeiter und Beamte, die 40 bis 45 Jahre alt waren, als nicht mehr vollwertig. Man stellte sie ungern ein. Es ist mittlerweile, daß diese Frage schon vor dem Kriege vielfach erörtert wurde. Bei allem Wohlwollen, das man ihr entgegenbrachte, wurde doch nicht viel erreicht. Man hielt nun einmal an der Ueberlieferung fest, daß mit den genannten Jahren die Höhe der menschlichen Leistungsfähigkeit überschritten sei. Aber diese Ueberlieferung ist falsch. Schon vor dem Kriege sprachen Erfahrung und Wissenschaft gegen sie, und der Krieg

selbst beweist, wie recht sie haben. Unsere Landsturmtruppen bestehen zum großen Teil aus Männern, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben. Sie ertrugen die schwersten Anforderungen namentlich des Feldzuges in Rußland mit der gleichen Widerstandskraft wie die Jungen. Auch auf dem Gebiet der geistigen Leistungsfähigkeit hat der Krieg halb vergessene Erfahrungen wieder aufgefrischt. Moltke und Haefeler sind die besten Beweise. Ein sehr großer Teil unserer Heerführer hat längst das im Wirtschaftsleben bisher kritische Alter hinter sich. Bis zu seinem Tode hat v. der Goltz die Türken siegreich geführt, und er ward etwa 73 Jahre alt; Hindenburg wird 70, Madensen 66, Klud 68, Woyrsch 69 und Falkenhayn, der jüngste in dieser Reihe, 59. Ihre Taten zeugen nicht von verbrauchter Kraft. Man soll Großes mit Kleinem nicht vergleichen, aber im Wirtschaftsleben eines großen Volkes gewinnen auch massenhaft brachliegende oder halb angespannte kleine Kräfte die Bedeutung ständiger großer Verluste am Volksvermögen. Seit die Männer bis zum 45. Jahre meistens im Heere stehen, hat man aus allen Sorgenfalten die älteren wieder herangeholt. Es gibt heute kaum einen verantwortlichen und aufreißenden Posten, der nicht mit geistigen und körperlichen Arbeitern besetzt ist, die weit über das kritische Alter hinaus sind. Und es geht. Es geht selbst unter den schwierigen Verhältnissen der heutigen Tage. Gewaltiges wird heute geleistet von Männern, die als verbraucht gälten. Und nun schon seit bald zwei Jahren. Das ist also nicht ein Aufblühen der letzten Energie, schnelles Feuer, das bald zusammenbricht. Für diese Annahme ist die Zeit zu lang und die Anspannung zu groß. Es ist vielmehr ein glänzender abermaliger Beweis dafür, daß der gesunde Mensch auch noch lange nach dem 45. Lebensjahre auf der Höhe seiner Schaffenskraft steht, daß er mit diesem Jahre keineswegs „halb verbraucht“ oder „minderwertig“ ist. Auch bei dem einfachsten Arbeitsvorgang wird die Kraft der Älteren gehoben durch reifere Erfahrung und größere Geschicklichkeit. Das hatten wir fast vergessen. Daher wurde in unserem Wirtschaftsleben das kritische Alter für Beamte und Arbeiter vielfach zu einer Lebensfrage. Kamen sie aus Stellung und Brot, so war es schwer, Ersatz zu finden. Oft wurde ihnen der jüngste Bewerber vorgezogen. Sie hatten häufig die Empfindung, als sei das Alter für den auf Erwerb angewiesenen Mann ein Mangel, und da sie meistens Familie hatten, teilte sich dieses bittere Gefühl auch ihr mit. Natürlich hat das auch die allgemeine soziale Stimmung dieser Kreise beeinflusst. Es ist ein niederdrückendes Bewußtsein, plötzlich vor einer unübersteigbar scheinenden kalten Mauer zu stehen, wenn das Leben verlangt, daß wir vorwärts schreiten. Diese kalte Mauer müssen wir wegräumen. Sie besteht aus Vorurteilen, die immer schädlich sind.

Büchertisch

Rudolf Kjellén: **Die politischen Probleme des Weltkrieges.** Übersetzt von Rudolf Stiebe, Berlin. W. G. Teubner. Leipzig 1916. 142 S. Geh. 2.40 M., geb. 3.40 M.

Der große schwedische Gelehrte, der seit mehr als zehn Jahren die Fragen der großen Politik auf Grund einer neuen geographisch-politischen Wissenschaft vom Weltstaatsystem erörtert und in seinem Werke „Die Großmächte der Gegenwart“ (Teubner 1914) die zum Weltkrieg drängenden feindlichen Tendenzen und Zukunftshoffnungen prophetisch dargestellt hat, schenkt mit seinem neuesten Werke uns die eigenartigste und bedeutendste Untersuchung über Ursachen und Probleme des Weltkrieges. Eigenartig durch den neutralen Standpunkt, der das Kräfteverhältnis der Kriegführenden unvoreingenommen und objektiv wertet, bedeutend durch die fabelhafte Belesenheit in der Kriegsliteratur aller Kriegführenden Staaten und die große historisch-politische Synthese. In den geographisch-politischen Kapiteln wird der Orient: Balkan, Dardanellen, Mesopotamien, Arabien und die Straße von Suez als der eine große Kriegsherb der Welt erwiesen, auf dem Deutschland mit seinem südostwärts gerichteten, weltpolitischen Drang nach einem auch das zentrale Afrika räumlich bindenden Machtbereich zusammenstößt mit den gleichen Zusammenhalt suchenden Bestrebungen Englands, das die große arabisch-mesopotamische Wüste braucht, um den Zusammenhang des Mutterlandes und Ägyptens mit Indien einerseits, den seiner Länder am Indischen Ozean andererseits zu betätigen. Weiter aber stößt hier Deutschland mit Rußland zusammen, dem England für den Verzicht auf die persische Kiste den Balkan und die Dardanellen, den unmittelbaren Zutritt also zum Mittelmeer für das Exportbedürfnis seines wirtschaftlich wichtigsten Bezirkes, der Ukraine, preisgegeben hat. Die Entscheidung gegen Rußland ist gefallen. Wegen England ist der deutsche Sieg auf dem Marische, aber, ob dieser Krieg ihn vollständig bringen wird, bleibt zweifelhaft.

Der zweite große Kriegsherb war Oesterreich-Ungarn, ein Staat, der fast völlig aus irredentistischen Gebieten zusammengesetzt ist. Fast alle Nachbarn hatten Hypotheken auf ihn, die in dem erwarteten Konkurse zur Auszahlung kommen sollten. Auch hier hat der Gang des Krieges bereits anders entschieden, und für den nationalpolitischen Verzicht mehrerer Grenzstaaten sowohl, wie für den Bestand des staatlichen Zusammenhalts der habsburgischen Völker die mittel-

europäisch-orientalische Zukunft eröffnet. Ungelöst bleibt die Ukrainefrage. Die Ukraine ist das wirtschaftliche Herz des westwärts gerichteten Rußlands. Verliert sie diesen Staat, so wird es um Jahrzehnte zurückgeworfen und in die asiatische Richtung gedrängt — andererseits ist die Ukraine, eine eben erwachende Nation, als solche in Rußland verloren und gehört zu dem römischen, d. h. europäischen Kulturkreise, den Deutschland gegen den Osten verteidigt. Diese kulturelle Zusammengehörigkeit der gegen Rußland kämpfenden, von Rußland fortstrebenden Nationen ist auch der Grund, warum die Rassenidee über die uns verbündeten slawischen Nationen ihre Macht verloren hat.

Weniger eindrucksvoll als die Untersuchung der geopolitischen und ethnopolitischen Probleme ist die der soziopolitischen, bei denen der Gedanke der Autarkie als Kraftquelle und Förderung der weltpolitischen Entwicklung im Vordergrund steht, so wie die der Verfassungs- und kulturpolitischen Frage. Es werden hierbei die Unterschiede der staatlichen Organisation und der geistigen Verfassung des politischen Lebens und der Menschen in den kriegführenden Staaten erörtert als mitwirkende Ursachen der feindlichen Auseinandersetzung, als Bedingung der weltpolitischen Neubildung, unter die die mitteleuropäische Aufgabe Deutschlands fällt. Der Verfasser macht aus seiner Sympathie für Deutschland kein Geheimnis. Wir schulden ihm Dank, daß er als Vorkämpfer der uns nächstverwandten geistigen Welt uns ohne Argwohn und wohl Vertrauen betrachtet. Seine Analyse des deutschen Wesens, die sich in den Urteilen über den Organisations- und Freiheitsgedanken mit unseren besten Geistes, wie Troeltsch und Meineke, trifft, muß sich an dem Experiment der mitteleuropäischen Aufgabe erweisen. Schotte.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der „Hilfe“ an frühere Freilempfänger: je 1 M.: Oberst. u. Batt. E. im Felde, Kriegsfreiw. S. B. im Felde, San.-Gefr. J. R. im Felde, Unteroff. S. in Essen, Unteroff. S. R. im Felde, A. F. in S., B. L. im Felde, Lt. d. R. E. W. im Felde, F. St. in R., E. S. in Ffm., 1.50 M.: Lehrer R. in D., je 2 M.: Lt. B. R. im Felde, Grenadier W. im Felde, Gefr. W. im Felde, Lt. J. im Felde, Adm. A. in Brüssel, Wizefeldw. R. in S., Lt. J. B. im Felde, 2.05 M.: Stabsarzt Dr. Th. A. im Felde, 2.50 M.: E. S. im Felde, je 3 M.: Hauptm. S. im Felde, Unteroff. S. im Felde, Ass.-Arzt B. im Felde, Stabsarzt d. L. Dr. W. R. in G., 3.50 M.: Papa i. Königsberg, 4 M.: Lt. S. S. im Felde, je 5 M.: Lehrer M. in W., Lt. d. R. O. B. im Felde, Frau C. W. in R., Wizefeldw. W. im Felde, Freifrau v. S. in D., je 7 M.: Lt. Fr. R. im Felde, Hauptm. M. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, 8 M.: Lt. u. Adj. G. M. im Felde, je 9 M.: Kanonier W. S. im Felde, S. M. in Falkenhof, 10 M.: Oberst. d. L. R. B. im Felde, 12 M.: F. W. in W., je 20 M.: Ass.-Arzt S. im Felde, „Ingenieur“ im Felde.

Für Bücher ins Feld: W. in Lützen 2 M.
Bücher für Armees und Marine: S. W. in Berlin - Rantow
11 Bücher und verschiedene Zeitschriften, R. R. in Leipzig 4 Bücher.
Für das Rote Kreuz: Unteroff. M., Rußland, 2 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Helle, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.



Gestern früh 5 Uhr starb im 21. Lebensjahre in einem Feldlazarett in Rußland infolge eines vor Riga erhaltenen Kopfschusses unser einziges Kind, unser herzensguter, lieber Sohn, Onkel und Neffe, der

Kriegsfreiwillige

Hanns Promies

Unteroffizier u. Off.-Aspirant in einem Inf.-Feld-Art.-Regt.

Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse,

den Heldentod für das Vaterland.

Halberstadt, 22. Juli 1916.

Im Namen der Hinterbliebenen

Die tiefbetrübten Eltern

G. Promies und Frau,

geb. Bockmann.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
vierteljährlicher Preis im Buchhandel
3 M., am Zeitungsständer der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lübow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugestellt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
Schluß der Anzeigen: Annahme
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zwei Kriegsjahre. —
Gertrud Bäumer: Zwei Kriegsjahre in der Heimat. —
* * Deutschland und Rußland. — **Friedrich Naumann:**
Bulgarien und Mitteleuropa. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig**
Hertz: Wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit. — **Schulrat Dr.**
Karl Rütshaus: Der Lebenslag eines Menschenfreundes. —
Gottfried Traub: Die Kurzsichtige. — **C. B. Lamen (im**
Felde): Nach zweimal Jahr und Tag (Gedicht). — **Soziale**
Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 23. Juli.

Es beginnt die Woche, in der vor zwei Jahren das Ultimatum Oesterreich-Ungarns an Serbien abgegeben wurde. Man denkt alle Vorgänge von damals noch einmal durch. Auf den Mord des Thronfolgers Franz Ferdinand ist ein unglaubliches Vernichten von Menschen gefolgt. An Serbien ist dieser Mord geföhnt, denn Serbien liegt heute zerbrochen zwischen Ungarn und Bulgarien; aber wo in aller Welt ist jener Mord geföhlt worden! Bei uns, in ganz Europa, bei den Indiern und Singhalesen, überall! Was machte gerade diesen einen Mord so ungeheuerlich in seinen Folgen? Zugegeben, daß es ein politischer Mord war und nicht wie die Tötung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn nur ein anarchistischer Privatwahnsinn. Es war ein vorbereiteter, im Konat von Belgrad überlegter Mord, eine der unwürdigsten Taten einer von vornherein würdelosen Dynastie; aber trotzdem: warum stirbt der Sohn einer schleswig-holsteinischen Mutter, wenn der Kronprinz in Belgrad ein Lump ist? Warum wirkt der örtliche Vorgang so international? Hier beginnt das schwere Geheimnis der Internationalität. Oft haben wir sie für friedefördernd gehalten, sie ist es auch bis zu einem gewissen Grade, aber einmal gestört, ist sie das fürchterlichste aller Systeme. Der Schuß in Serajewo war ein Schuß in die beginnende internationale Menschheit. Er wirkte in kürzester Frist auf der ganzen Erde. Ein beschränkter, mißbrauchter Knabe als Beunruhiger der Menschheit! Konnten das die Diplomaten nicht verhindern? Und wenn sie es konnten, so fragt es sich, ob nicht bei gleich unheiligem Anlaß doch das Geföhe der Völkerverbände losgebrochen wäre. Wer kann es wissen? Die Zukunft mag darüber nachdenken, wir sind aber noch unter dem Zwange des Schicksals.

Schon vor einem Jahre habe ich meines Erinnerns geschrieben, daß der gemordete Thronfolger im Kriege fast vergessen ist. Er ist vergessen, wie alle Pläne, die es damals gab, weil die Welt so sehr anders geworden ist. Wenn er heute noch lebte, würde auch er heute ein anderer sein. Er würde an der italienischen Front stehen und die innere Politik warten lassen bis hinter den Krieg.

Es ist gut, daß es inmitten vieler Gräuel auch Kriegserweiterungen gibt. Notwendig! Wir hören Erzählungen vom Neujahrschießen der Württemberger im Felde, und was der Herr

Oberleutnant anordnet, wenn er spät in den Unterstand heimkehrt — dazwischen sagt der Erzähler: unsere Soldaten sind Engell

Montag, 24. Juli.

Der heutige Tag bringt die Nachricht vom schnellen Tode des konservativen Abgeordneten Dr. Dertel. Ich bin nicht sein parteipolitischer Freund gewesen, aber ein guter deutscher Mann war er doch, dabei auch ein Freund der Annäherung an Oesterreich-Ungarn.

In Rußland hat der Nachfolger Swolstys, der Minister des Äußeren Sazonow sein Amt niedergelegt. Als Grund gibt die in Berlin erscheinende „Continental Times“ an, daß er die Seh- und Hörkraft verloren habe und geistig erschüttet sei, während die meisten deutschen Blätter seinen Rücktritt als Nachwirkung des russisch-japanischen Vertrages darstellen, der vom Zaren als ein Opfer russischer Rechte angesehen werde. Sicher ist wohl, daß dieser Vertrag noch viel zu denken geben wird. So fragt beispielsweise der Senator Lewis im amerikanischen Oberhause, ob der Vertrag nicht den Ausschluß Amerikas vom ostasiatischen Handel bedeute? Es beginnt Japans Ernte.

Die Nachfolge Sazonows hat der feitherrige Ministerpräsident und Minister des Innern Stürmer übernommen, der in innerer Politik als sehr konservativ gilt, in äußerer aber als unbeschränktes Blatt bezeichnet wird. Ihn deshalb als eine Art Friedensfreund zu begrüßen, wie es die „Königliche Zeitung“ tut, geht wohl zu weit.

Die Russen erlauben den Transport von 26 Waggons Bierverbandsmunition an Rumänien, was auf deutscher Seite als schlechtes Zeichen gilt. Aber gerade wir sollen nicht vergessen, wieviel Munition Rumänien von uns genommen hat, ohne daß es sich politisch gebunden hat. Noch wird gehandelt.

Dienstag, 25. Juli.

Die Gegend bei Béronne und Albert nördlich und südlich der Somme und am Ancre wird täglich mehr eines der ganz großen Schlachtfelder der Weltgeschichte, besonders im nördlichen Teile, weil hier ein direkter deutsch-englischer Zweikampf ausgefochten wird. Jetzt handelt es sich nicht mehr um die sehr gebrüllte, aber geringe Söldnerarmee, mit der England den Landkrieg begann, sondern um ein erst während des Krieges entstandenes Volksheer. Der neue englische Landmilitarismus stellt sich dem deutschen Militär gegenüber und, soweit wir aus Zeitungen sehen, sind die Engländer mit der ersten Generalprobe zufrieden, weil ihr Heer überhaupt wirkliche Heereigenschaften aufweist und standhält, wir aber sind befriedigt, weil auch diese neue große Zahl gegen die Beharrlichkeit der Unfrigen nichts ausgerichtet. Auch gestern wurde heftig und ergebnislos zwischen den Dörfern Pozieres und Maurepas gefochten. Gleichzeitig griffen die Franzosen bei Estrées und Conécourt an.

Von dem englisch-indischen Staatsmann George Allen wird ein Brief veröffentlicht, in dem er die Abgeordneten bittet, bei Gelegenheit der Besprechung des mesopotamischen Kriegszuges keine Bemerkungen zu machen, die als Kritik der englischen Beamten in Indien erscheinen könnten, denn „diese hatten sich im Laufe der beiden letzten Jahre mit Angelegenheiten des Reiches zu beschäftigen, die unendlich wichtiger waren als Mesopotamien, und der auf ihnen lastende Druck ist schwer“.

Infolge eines neu erschienenen Buches wird Fürst Bülow von französischen Zeitschriften als „glühender Verteidiger der rohen Gewalt und des Militarismus“, als „Annexionist, Militarist, ja sogar Bangermanist“ angegriffen. Da man nun weiß, wie vorsichtig und gewandt Fürst Bülow in der Auswahl seiner Worte ist, wird man ermessen können, wie empfindlich die französische Seele gegen jede Äußerung deutschen Selbstbewußtseins geworden ist.

An der galizischen Front werden auf österreichisch-deutscher Seite türkische Truppen eingestellt, die als Beweis der mitteleuropäischen Einheitslichkeit dorthin gesendet wurden.

Mittwoch, 26. Juli.

Professor Bregzig veröffentlicht in der „Täglichen Rundschau“ einen Aufsatz, in dem er den springenden Punkt des Gegensatzes zwischen den zwei in Deutschland vorhandenen Kriegsauffassungen sucht. Er stellt die Frage so: Anspannung des Kriegswillens oder Ermäßigung der Kriegswünsche? Das letztere hält er für kriegsverlängernd, weil es den Feinden zeige, daß wir schwächer würden. — Auf diese Weise gelangt man zwar zu einer sehr einfachen Fragestellung, aber nicht zur Erkenntnis der viel verwickelteren Wirklichkeit. Im allgemeinen muß Tapferkeit und Kriegswille auf beiden Seiten gleich angekehrt werden; der Gegensatz liegt in der Beurteilung der tatsächlichen Streitmittel bei uns und den Gegnern. Dabei wird viel technisches Wissen vorausgesetzt, welches in weiteren Kreisen gar nicht vorhanden sein kann. Beispielsweise ist die Frage der Unterseebootmöglichkeiten eine technische und nicht eine moralische. Auch die Abschätzung der nordamerikanischen Leistungen im Falle einer Kriegserklärung gehört in dieses Gebiet.

Ueber den bisherigen Verlauf des englisch-französischen Angriffs wird mitgeteilt, daß nach blutigen Kämpfen von 21 Tagen von den Gegnern nur so viel gewonnen ist, daß sie einen Keil in unsere Westfront getrieben haben, dessen Basis etwa 50 Kilometer und dessen größte Höhe etwa $8\frac{1}{2}$ Kilometer beträgt. An der Spitze gegenüber Péronne hat der Keil noch eine Breite von 3 Kilometer. Unser gesamter Landverlust beträgt 90 Geviertkilometer. Um dieses Stück Land zu erreichen, haben die Gegner fast 4000 Kanonen arbeiten lassen! Von deutscher Seite aus werden die englischen Verluste auf 150 000 bis 170 000 geschätzt, die französischen auf 60 000. Man weiß, daß solche Schätzungen unsicher sind.

Der russische Zar soll eine Denkschrift der rechtsstehenden Abgeordneten der Duma erhalten haben, in der ein baldiger Friede angeraten wird, weil sonst die nach dem Kriege einsetzende Revolution die günstigen Kriegsergebnisse zunichte machen werde. Dabei werden die Stadtvertretungen und Gewerksverbände als revolutionsverdächtig und der Ministerpräsident Stürmer als zu schwach und nachgiebig bezeichnet.

Donnerstag, 27. Juli.

An der galizischen Grenze werden in den beiderseitigen Kampfberichten Ortschaften angegeben, die um Brody herumliegen, wohl aber noch nördlich und östlich davon sind. Von dort aus geht die Frontlinie unter allerlei für uns nicht kontrollierbaren Biegungen bis in die Gegend von Delatyn und Kolomea, um von da aus auf der halben Höhe in der Nähe der ungarischen Grenze weiter zu laufen. Vorläufig sind die Russen durch starke Wasserläufe gehindert, sobald aber die Flutung aufhört, wollen sie offenbar auf Lemberg zu einen großen Vorstoß machen. Graf Tisza ist nach der Grenze gereist.

In Rumänien ist viel politische Bewegung. Der König und die Gesandten der Mächte sind von ihren Sommerfröhen nach Bukarest zurückgekehrt.

Auf Grund türkischer Quellen stellt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ englische Mitteilungen richtig, als sei in Mekka, Medina und Dscheddah ein arabischer Aufstand gegen die Türken ausgebrochen. Es hat sich nur um einen mehr persönlichen Vorgang gehandelt, bei dem ein Scherif des heiligen Weges die Erb-

lichkeit seiner Stellung erzwingen wollte, was ihm nicht gelang. Eisenbahn und Telegraph sind in den Händen der osmanischen Regierung.

Die Italiener beklagen sich, daß neuerdings die deutschen Telefunkenwellen so stark geworden sind, daß andere Luftgespräche von ihnen verdrängt werden. Eines Tages konnten aus diesem Grunde von allen ausländischen Kriegsberichten nur die deutschen wiedergegeben werden. Erfreulich.

Freitag, 28. Juli.

Die Russen melden, daß sie nördlich von Baranowitsch (nordwärts von Pinsk) 4000 Gefangene gemacht haben. Baranowitsch ist wichtiger Eisenbahnpunkt. Dasselbe gilt südlich der Pripietsumpfe von Komel, das unseres Wissens in deutschem Besitz ist. Ein englischer Bericht über die Verhältnisse an der galizischen Front besagt, daß die Standhaftigkeit der Armee Bothmer den weiteren russischen Einfall verhindere. Sie befindet sich in der Gegend von Buczac.

Täglich wird nach der notwendig gewordenen Rückwärtsbewegung der Österreicher an den Südwänden des Suganatalen gekämpft. Dort halten unsere Bundesgenossen bei Paneveggio starke Angriffe aus. Die Italiener tragen ihre Köpfe hoch, weil sie wieder etwas mehr Luft haben.

Seit einigen Wochen wird zwischen England und Holland über die Heringsfische gestritten, nachdem es den Engländern gefallen hat, Heringe als Kriegskonterbande zu erklären und Fischerkähne in englische Häfen zu schleppen. Der holländische Minister des Äußeren sagt: Unsere Heringsfischerei ist ein altes, bewährtes Gewerbe und nicht etwa eine Kriegsindustrie. Wollen die Engländer den Verkauf von Fischen nach Deutschland hindern, so mögen sie auf unseren Märkten mehr für die Fische zahlen, als es die Deutschen tun. — Auch die Schweiz beschwert sich lebhaft über die Bedrängung der Neutralen.

Sonntag, 29. Juli.

Die Berichte aus dem Osten sind wieder nicht sehr erfreulich. Der österreichisch-ungarische Bericht besagt, daß es den Russen gelang, auf der Straße von Leszniew nach Brody die Stellungen unserer Freunde zu durchbrechen. Auch bei Swinichy ist ein russischer Einbruch. Dazu fügt nun der deutsche Bericht von der Gruppe des Generals v. Linzinger hinzu, daß es dem Feinde nordwestlich von Luck gelungen ist, in unsere Linien in der Gegend von Trystan einzudringen, uns zu veranlassen, die hier bis jetzt noch vorwärts des Stochod gehaltenen Stellungen aufzugeben. Westlich von Luck ist der russische Angriff zum Stehen gebracht. Weiter nördlich, im Bereiche des Generalfeldmarschalls Leopold von Bagern, sind die Kämpfe an der Front Skrobowa—Wngoba zu unseren Gunsten entschieden.

Zum Abschluß des zweiten Kriegsjahres veröffentlicht die deutsche Heeresleitung wichtige Ziffern. Die mitteleuropäischen Mächte haben besetzt:

Belgien	29 000 Geviertkm.
Frankreich	21 000 „
Rußland	280 000 „
Serbien	87 000 „
Montenegro	14 000 „
	431 000 Geviertkm.

Der Feind hat in Europa besetzt:

Elfaß	1 000 Geviertkm.
Galizien, Bukowina	21 000 „
	22 000 Geviertkm.

Also ist der Gewinn auf der europäischen Karte 409 000 Geviertkm. Das ist die Kriegskarte, von der der deutsche Reichkanzler gesprochen hat. Dazu aber kommt als überseeischer Verlust die Mehrzahl der deutschen Kolonien und die von Russen und Engländern okkupierten Gebiete der asiatischen Türkei. Ferner gehört einigermassen in dieses Gebiet die Abschneidung von den Weltmeeren,

Die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen in mitteleuropäischen Händen:

In Deutschland	1 664 000
„ Oesterreich-Ungarn	942 000
„ Bulgarien	38 000
„ Türkei	14 000
	2 658 000

Davon sind fast 2 Millionen gefangene Russen. Die russischen Gefangenen verteilen sich folgendermaßen

	Offiziere	Mannschaften
in Deutschland	9 020	1 203 000
„ Oesterreich-Ungarn	4 240	777 000
„ Bulgarien und Türkei	30	1 000
	13 290	1 981 000

Von anderen Nationen sind in deutscher Gefangenschaft:

	Offiziere	Mannschaften
Franzosen	5950	349 000
Belgier	660	42 000
Engländer	950	30 000
Serben	—	24 000

Leider wissen wir nicht, wie viele deutsche, österreichische, ungarische, türkische und bulgarische Gefangene es in den Händen der Gegner gibt. In unseren Verlustlisten sind die Gefangenen mit unter „Vermisste“ enthalten. Eine österreichisch-ungarische Vermisstenliste ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Nach Deutschland wurden gebracht: 11 000 erbeutete Geschütze, 9000 Munitionsfahrzeuge, 3400 Maschinengewehre und über 1½ Millionen Gewehre!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 24. Juli.

Der sozialdemokratische Parteiausschuß hat eine Resolution angenommen, in der die baldige Einberufung eines Parteitages zur Wiederherstellung eines geordneten Parteilebens als dringend erforderlich erklärt wird. Da aber eine Gewähr für ungehinderte Vorbereitung und Aussprache nicht gegeben sei, wird die Einberufung einer Konferenz der Parteiorganisationen empfohlen, um der fortschreitenden Zerrüttung der Partei vorzubeugen.

Zur Frage des Friedens ist gegen acht Stimmen nochmals die „prinzipielle Verwerfung aller Annexionen und jeder politischen und wirtschaftlichen Vergewaltigung“ betont. Andererseits „die Verteidigung unseres Landes, die Sicherung seiner politischen Unversehrtheit und wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit“ als einziges Kriegsziel bezeichnet. Fabelhaft unbestimmte Begriffe: die „wirtschaftliche Vergewaltigung“ und andererseits die „wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit“.

Außerdem wurde verlangt, daß die Arbeiterschaft „mit voller Wucht ihren Willen, endlich eine geordnete Verteilung der Lebensmittel und eine erträgliche Preisgestaltung zu verlangen, zum Ausdruck bringe.“

Dienstag, 25. Juli.

Die englische Kriegsindustrie beschäftigt jetzt unter 3¼ Millionen Arbeitern 660 000 Frauen. Bei uns ist der Prozentsatz der Frauen erheblich höher. — Die Schuhwarenhändler haben in Leipzig getagt. Sie haben beschlossen, das Reichsamt um die Einführung von Bezugstarten für Schuhe zu ersuchen und den Kettenhandel in der Form zu verbieten, daß der Hersteller nur an den Großlisten, der Großist nur an den Kleinändler und dieser nur an den Verbraucher verkaufen darf. Es wurde eine sehr große Ausstellung von Kriegsschuhen jeder Art, mit Holzsohlen, Schonmaterial, neuen Imprägnierungsverfahren, gezeigt.

Die Bezugstarten für Schuhe haben ihre große Berechtigung. Die Mode der kurzen Kleider, die elegante Schuhe voraussetzt, ver-

führt natürlich zu einem Luxus des Schuhverbrauchs, bei dem an eine eigentliche Ausnutzung des Schuhwerks nicht gedacht wird.

Der deutsche Zentralverband für Handel und Gewerbe spricht sich — sicher mit einem gewissen Recht — über die Lage des Kleinhandels unter dem Einfluß der Versorgungsregelungen, besonders die Preisfestsetzungen mit zu geringer Spannung zwischen Erzeuger- und Kleinhandelshöchstpreis den Kleinhandel sehr schwer getroffen haben. Andererseits deuten die Geschäftsschließungen aus Mangel an Waren auf die Tatsache hin, daß es, vom Standpunkt volkswirtschaftlicher Notwendigkeit betrachtet, viel zu viel Kleinhandel gibt.

Mittwoch, 26. Juli.

Das Straßenbild der Berliner Arbeiterviertel kennzeichnen am Tage eine gewisse Leere und des Abends die Straßenbahnzüge, in denen die Berliner Kinder von dem Tagesaufenthalt auf den Ferienspielflächen nach Hause gefahren werden. Etwa 25 000 Kinder werden durch die Turn- und Bades deputationen der Stadt täglich morgens hinausgeschafft, draußen den ganzen Tag beaufsichtigt und gepflegt und abends — leider! Das Schönste wäre, wenn man sie draußen lassen könnte — zurückgefahren. Die Kinder sehen vorzüglich aus, nachdem sie jetzt ein paar Wochen diese Pflege erfahren haben.

Das immer noch schwankende Wetter hält uns in Atem. Man wacht auf, wenn nachts die Regentropfen auf das Fensterblech schlagen.

Die Frühkartoffeln sind so reichlich, daß scheinbar bei den hohen Preisen die Bevölkerung jetzt nicht genug aufnehmen kann. Da man den Landwirten das gegebene Versprechen halten muß, kann man nun die Preise nicht senken (übrigens würde ja niemand die Landwirte hindern, den Städten billiger zu liefern!). Deshalb bietet das Reich den Kommunen an, ihnen ein Drittel des Mehraufwandes zu ersetzen, wenn sie jetzt zu 9 Pfennig das Pfund abgeben wollen. Es scheint dazu aber nicht so sehr viel Lust zu bestehen. Dagegen wird auf die Massenspeisung jetzt nur noch ein Drittel der Kartoffelkarte angerechnet.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat in Verbindung mit der Generalkommission der Gewerkschaften eine sehr energische Warnung gegen die Tätigkeit anonym wirkender Generallist- apostel ergehen lassen und jede Verantwortung für Streits und Massenaktionen, die etwa aus solchen gewissenlosen Treibereien hervorgehen könnten, abgelehnt. „Gerade jetzt, wo an allen Fronten unsere Brüder im Waffenrock unter unsäglichen Opfern dem gewaltigen Ansturm der gegnerischen Massenheere standhalten müssen, wo kurz vor der Ernte die Lebensmittelversorgung die größten Schwierigkeiten bereitet, mühte jede unbesonnene Aktion verhängnisvoll wirken und vor allem die Arbeiterklasse selbst am schwersten treffen.“

Donnerstag, 27. Juli.

Das Ereignis des Morgens ist das wundervolle, Beständigkeit atmende Hochsommerwetter. Nach den Berichten im Handelsteil der Zeitungen wird es immer deutlicher, daß eine überreiche Brotgetreideernte im Halm steht; nun wird die Hoffnung auf gute Bergung gewisser. Man geht seinen Weg zur täglichen Arbeit durch den Duft der letzten verweltenden Bindenblüten, freut sich des trockenen Windes, der den goldenen Schnee ihrer Reihblätter über die staubige weiße Straße bläst und hat ein Gefühl von Sommer, wie noch gar nicht in diesem heißen Jahr.

Der Bundesrat ruft eine Zentralstelle für die Ueberleitung des Wirtschaftslebens aus dem Kriegszustand in den Friedenszustand ins Leben. Aufgabe ist die Beschaffung der Rohstoffe, die Frage des Schiffsraums und der Valuta. Zum Reichskommissar ist ein Hamburger Senator gewählt — eine Anerkennung der Notwendigkeit, daß hier der freie Handel mit der staatlichen Einflußnahme zusammengehen soll.

Eine Reihe von Berliner Universitätsprofessoren veröffentlichten einen Aufruf zum „Durchhalten“. Man weiß nicht recht, wer damit ergriffen werden soll. An die Soldaten kann man doch von hinter

der Front keine Mahnungen richten wollen, auf die Bevölkerung, die wirklich Not leidet, wirken diese Art Appelle nicht, sie hält eben einfach durch, weil ihr nichts anderes übrig bleibt, mag sich aber nicht dazu von Menschen ermahnen lassen, die naturgemäß die ganze Schwere der Versorgungsnot nicht erfahren. Und wenn man sich an die Oberschichten wendet, so dürfte man von den uns auferlegten Entbehrungen überhaupt nicht reden. Man müßte ihnen ganz etwas anderes sagen, zum Beispiel: Wißt Ihr, daß in Berlin ein sehr, sehr großes Quantum der ausgegebenen Fleischkarten nicht eingelöst wird, weil die Leute das Geld dafür nicht haben? Daß Ihr für Euch persönlich „durchhaltet“, ist gar nichts, das verdient den Namen kaum. Aber helfen, daß das ganze Volk durchhalten kann, darauf kommt es an.

In der sozialdemokratischen Presse ist man mit der „Reichskonferenz“ statt des Parteitages rechts und links nicht sehr zufrieden.

Das Oberkommando hat ein ganz großes Kaufhaus für Stoffe in Berlin wegen übermäßiger Preisteigerung vorübergehend geschlossen. Das Kaufhaus, das immer den Ruf großer Solidität gehabt hat, erklärt, daß es, um die neuerdings hergestellten Stoffe noch zu relativ billigen Preisen abgeben zu können, sich einen Ausgleich durch die Preisteigerung älterer, billiger hergestellter Lagerbestände schaffen müsse — eine Praxis, gegen die an sich nichts zu sagen wäre, bei der aber natürlich die Befolgung der klaren Bestimmung, daß der Händlergewinn 25 v. H. nicht übersteigen darf, für die Kontrolle unübersehbar wird.

Freitag, 28. Juli.

In einer Festschrift der Freiburger Bergakademie wird die Frage der Zulassung von Ausländern an deutschen Universitäten angeschnitten und im Sinne der Ablehnung aller Ausschlussgedanken behandelt. Der freie internationale wissenschaftliche Verkehr ist eine Kulturbedingung, die nicht aufgegeben werden darf.

Die Handelserlaubnisstelle für Berlin ist am Berliner Polizeipräsidium mit Unterausschüssen für die verschiedenen Zweige des Lebensmittelhandels gebildet. Wieder ein großer Apparat. Am 1. August tritt auch der geregelte Kleiderbezug in Kraft. Es ist aber so gut wie ausgeschlossen, daß bis dahin wirklich schon diese ganze schwierige Organisation so weit fertig ist, daß sie in Betrieb gesetzt werden kann. Wir mühen uns mal wieder entsetzlich um die Hunderte von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, die man herbeischaffen muß.

Sonntag, 29. Juli.

Der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation hat seinen Geschäftsbericht für 1915/16 herausgegeben. Er zeigt folgende Aufstellung:

	1915/16	1914/15	1913/14
	M.	M.	M.
Rohgewinn	22 600 000	15 203 717	13 613 511
Abschreibungen	5 250 000	3 436 215	2 943 816
Besondere Rücklage	2 000 000	—	—
Außerordentliche Abschreibungen	—	1 000 000	2 500 000
Reingewinn	15 333 000	7 413 269	4 360 143
Dividende	9 000 000	5 040 000	3 600 000
In Prozenten	25	14	10

Die Dividende ist die höchste, die der Verein während 60 jährigen Bestehens zur Verteilung gebracht hat.

Der Deutsche Nationalausschuß hat in einer aus allen Teilen des Reichs besuchten Sitzung die folgende grundlegende Erklärung über seine Ziele abgegeben:

„Der Deutsche Nationalausschuß sieht seine Aufgabe darin, den Geist der Zuversicht im Volk daheim zu pflegen und damit den Rückhalt für unsere Kämpfer im Felde zu stärken. Er hält es deshalb für seine vaterländische Pflicht, allen Bestrebungen entgegenzutreten, welche unter Verkennung des Ernstes der Stunde die siegesverheißende Einnahme gefährden. Sein Leitspruch heißt: Geschlossenheit nach innen, Entschlossenheit nach außen!

In diesem Geiste wird er auch, wenn die Zeit gekommen ist, im Vertrauen auf unsere militärische und politische Leitung seine Kräfte für einen Frieden einsetzen, der unseren Opfern entspricht und die Gewähr der Dauer in sich schließt.“

Unser Ernährungsschicksal für die nächste Woche sieht so aus:

Vom 31. Juli bis 6. August:

Fleisch: 250 Gr.

Fett: 90 Gr. Butter. (Ohne Papier!)

Brot und Mehl: wie gewöhnlich. (76. Woche.)

Zucker: wie gewöhnlich.

Kartoffeln: 9 Pfund.

Eier: 3 Stück auf 2 Brotkarten.

Seife wird nicht mehr auf Brotkarte, sondern gegen besondere Seifenkarten abgegeben.

Sonntag, 30. Juli.

Wir waren gestern — junge Mitarbeiterinnen in der sozialen Kriegshilfe — draußen am Havelsee. Die Arbeit zersprengt uns heute so an verschiedene Posten, daß wohl nicht drei von denen, die dabei waren, am gleichen Platz stehen. Man geht, ohne einander zu sehen, durch die bis zum Rand gefüllten Tage und ist innerlich von denselben Dingen bewegt, ohne voneinander zu wissen. Aber eben das macht wohl ein paar Stunden des Austauschs so reich, wie es dieser Sommerabend war, an dem wir auf der über das weite Schiff im Halbkreis hinausgebogenen langen Steinbank saßen, während es still und dunkel wurde. ~~Man~~ bewegt das Suchen nach einem seelischen Gegengewicht — oder richtiger nach einer immer neu sich öffnenden Quelle der Durchgeistigung ihrer praktischen Alltagsarbeit. Und weil diese Arbeit heute alle bis an die Grenze der Kräfte fordert, so bleibt nicht die Möglichkeit, die Fülle ihrer geistigen Beziehungen immer wieder neu zu erschaffen und lebendig zu halten. Als letzter Hintergrund aber steht hinter diesen Fragen noch eine andere: daß die soziale Arbeit die ganze Fülle ihrer Beseelung eigentlich nur da haben könnte, wo auch irgendeine Form geistiger Gemeinschaft helfende und Hilfesuchende verbindet. Diese Gemeinschaft, innerhalb derer man sich auch über Seelisches verständigt, würden wir erst gewinnen durch eine vereinernde Weltanschauung. Das ist die eigentliche Leere.

Raumann / Zwei Kriegsjahre!

Nach zwei Kriegsjahren gönnen wir uns etwas Zeit zum Ueberlegen, damit nicht von der Fülle der Ereignisse das miterlebende Nachdenken ganz beiseite gedrängt wird. Zwar arbeitet der Krieg draußen weiter, und täglich wird mit Opfern an allen Fronten gestritten, aber das ist ja nun schon längst unser tägliches Brot geworden. Selbst der Krieg, die Auflösung aller internationalen Ordnung, wird bei längerer Dauer eine Art Ordnung; auch das Sterben der Bekannten wird zwar nie seines schmerzlichen Charakters entbehren, aber es erscheint fast ebenso natürlich wie das alte gute Sterben auf dem heimischen Bette; das ungedeckte Schuldenmachen, vor dem man sich scheute wie vor einer Staatsünde, ist so geläufig geworden, daß man neue Milliardenverpflichtungen hinnimmt wie ganz leichte Steigerungen der Fieberturve bei einem Erkrankten; der Gebrauch schrecklicher Vernichtungsinstrumente auf, über und unter Erde und Wasser ist nicht mehr ein Gegenstand sträubenden Diskutierens; die Teilung der Völker in Freunde, Feinde und Neutrale ist eine gangbare Art der Menschheitsbetrachtung geworden, kurz, diese zwei Jahre haben uns eine vorher fremde Existenz aufgezwungen, und wir haben uns an sie anbequemen müssen, wir sind mit dem Kriege ein Kriegsvolk geworden. Wenn wir also jetzt den Zwei-jahrs-

tag benutzen, um uns über das Durchlebte Rechenschaft zu geben, so beginnen wir mit der Verwunderung über die unglaubliche Anpassungsfähigkeit der menschlichen Gattung überhaupt.

Wir sahen Hunderttausende ihre Arbeit und Familie verlassen und alle ihre gewohnten Pflichten abwerfen, um nur noch die eine Pflicht zu haben, die Riesenmaschine des kämpfenden Staates und Staatenverbandes zu vermehren oder wiederherzustellen. Zahllose Menschen, die vorher nur ganz nebenbei politisch waren, sind Vaterlandsverteidiger; Leute, die keine Militärneigungen besaßen, sind stramme Soldaten; Dienstuntaugliche müssen versuchen und versuchen wirklich, ob nicht doch noch ungeahnte Tauglichkeit in ihnen verborgen liegt. Es ist seit der Völkerwanderung der erste Volks- und Völkerkrieg im vollen Sinne des Wortes. Einen solchen Grad von Militarisierung hätte jedermann für unmöglich gehalten, wenn er nicht in zwei Jahren wirklich geworden wäre. Heute aber wissen wir, daß diese Umformung des nationalen Daseins nötig ist, lebensnotwendig! Wir erleben das, was seit Kant als kategorischer Imperativ bezeichnet wird, die rückhaltlose Einfügung aller Einzelpersonen in das Schicksal des Gesamtkörpers. Ob einer dabei hadert und murt oder nicht, ändert nichts an der Notwendigkeit, und meist grollt er nicht einmal den großen übermenschlichen Schicksalsmächten, sondern nur einzelnen Zwischenvertretern der überpersönlichen Gewalten. Im einzelnen wird viel gescholten an der Front, auf der Etappe, in der Kaserne und zu Hause, es knirschen die Räder, und es reiben sich die Riemen, aber im ganzen ist die Leistung in Geduld und Arbeit, Hingabe und Leiden wunderbar wie nichts vorher in unserer Welt gewesen ist. Wenn ich gelegentlich höre, daß gutmeinende Zeitgenossen das Mattwerden der Stimmung vom 4. August 1914 bedauern, dann pflege ich sie darauf aufmerksam zu machen, daß das, was wir jetzt nach zwei Jahren täglich erleben, größer ist als das, was damals der erste Tag brachte, denn heute gibt jeder ohne Kauf und mit voller Kenntnis des Krieges das, was er hat. Aus der Stimmung ist Festigkeit geworden. Dabei soll gar nicht geleugnet werden, daß fast jeder einmal seine schwachen Stunden hat, und daß in vielen Kammern geweint und in manchen politischen Stuben gezankt wird, aber eingerechnet alle Menschlichkeiten, Schwachheiten und Kleinlichkeiten, eingerechnet allen sich zeigenden Egoismus, Drückerbergerei, Bucher und Verwaltungsfehler, so ist doch das Gesamtbild des kämpfenden Volkes am Schlusse des zweiten Jahres von überwältigender Wirkung. So wie wir hat noch nie jemand vorher unser Volk geschaut. Auch unsere Dichter, Denker und Propheten haben das Volk dieser zwei Jahre nicht im Geiste gesehen: es ist Erfüllungszeit der Erziehung von über hundert Jahren. Mehr als dieses Volk konnten sie nicht wollen, alle unsere Großen, von Klopstock und Schiller, von Kant und Fichte, von Arndt und Stein bis Bismarck, Moltke, Bennigsen und auch Lassalle. Der Vater Träume wandeln als nüchterne Wirklichkeit. Das stimmt unsere Seele froh auch an den Gräbern unserer Gefallenen. Sie gingen ein in die ewige Heimat auf einem Höhepunkt ihres Volkes. Werdet still in euch selber, laßt uns in Andacht aufschauen zur Weltleitung, die unserem Volke ein solches Aufsteigen auf einen hohen Berg menschlicher Vollkommenheit verlieh! Das bleibt uns, mag das äußere Schicksal sich von nun an schwerer oder leichter gestalten. Ein Volk solcher zwei Jahre vergeht nicht. Die allgemeine Anpassungsfähigkeit wurde zur Pflichtgewohnung im höchsten Sinne des Wortes: sei getreu bis an den Tod!

Und was ist der Erfolg aller Mühen nach zwei Jahren? Der Haupterfolg ist die ungeschmälerte nationale Existenz trotz einer Feindesmenge, die uns nach menschlicher Zahlenbewertung zerdrücken mußte. Selbst wenn wir aus diesen zwei Jahren gar nichts anderes herausgebracht haben als den Nachweis, daß wir nicht totzumachen sind und daß Mitteleuropa den Doppeldruck von Ost und West aushält, so ist das ein Geschichtsergebnis, das über alle berechtigten Erwartungen hinausgeht. Wenn Bismarck in langen Nächten vom Alpdruck der feindlichen Koalitionen geängstet wurde, so sah er dabei wohl kaum je eine, die so viele Arme hatte als die gegenwärtige. Als wir vor zwei Jahren Rußland, Frankreich, England, Japan, Indien, Afrika, Kanada und nachher auch Italien gegen uns und unsere treuen Bundesgenossen heranrollen sahen, da waren wir alle ohne Ausnahme entschlossen, mit unseren Kindern und Kräften für die Vaterlandserhaltung bis aufs äußerste zu kämpfen, aber daß der Himmel sehr dunkel war, konnte uns nicht verborgen sein. Und auch im Laufe dieser zwei Jahre hat es nicht an Prüfungstagen gefehlt: Marne Schlacht, Dirmuiden, Ostpreußen, polnischer Rückmarsch, Lemberg, Przemyśl, Karpathenkrieg, Gallipoli, Champagneschlacht, bis jetzt zum großen Angriff auf allen Seiten. Es war kein militärischer Spaziergang, sondern Krieg im allerhärtesten und schwersten Sinne des Wortes, ein Aushalten von Nöten, ein Zittern der Leiber und Seelen, ein Leben des innersten Volkstums. Wenn wir trotzdem nach zwei Jahren ein freies, fast unberührtes Vaterland besitzen, dann ist dieses allein so viel, daß wir schon dafür dankbar zu sein haben. Es konnte viel schlechter abgehen.

Erst auf der Grundlage des wunderbaren Verteidigungserfolges sollen und dürfen wir weitere Kriegswünsche oder Kriegsziele aussprechen. Dem einzelnen nicht verantwortlichen Volksgenossen ist darin begreiflicherweise ein weiterer Spielraum gewährt als den Staatsmännern, die später einmal die Ergebnisse formulieren sollen, allen aber ist eine Pflicht der Zurückhaltung in der Aussprache auferlegt, die sich aus der noch schwebenden Kriegslage von selbst ergibt. Nicht nur das Heerwesen bedarf der Disziplin, sondern auch die Diplomatie. Selbst wenn das Vertrauen zur diplomatischen Leistung bei uns und anderen Völkern nicht so stark ist wie das Zutrauen zur Heeresführung, so kann doch sicherlich durch Entfesselung ungeordneter Erörterungen die Leistung nicht verbessert werden, zumal solche Erörterungen meist von einer Verkennung der Aktiva und Passiva der Kriegslage ausgehen. Auf der Kriegskarte befindet sich neben unserem Völkerwerb auch der Verlust der meisten Kolonien und der freien Bewegung auf den Ozeanen. Wir konnten nichts Stärkeres zur Erhaltung von Kolonien und Handelschiffahrt tun, als was bis in allerletzte Zeit geschehen ist, aber daß im Frieden ein teilweises Ausgleichsverfahren nötig sein wird, muß den Staatsleitenden stets gegenwärtig sein. Darüber aber vorher viel zu reden, stört mehr als es nützt. Darum ist es wünschenswert, daß wir mit vollem Bewußtsein den zweiten Jahrestag des Kriegsbeginns benutzen, um den Geist gemeinsamen Siegeswillens zu erhalten, ohne den ein günstiger Ausgleich nie erreicht wird. Wir müssen einig und pflichtbewußt ins dritte Jahr hinübergehen, damit nicht die Ungeduld verdirbt, was das Schwert gewonnen hat.

Ein drittes Jahr ist schwerer als ein zweites Jahr. Was aber hilft es? Unser Deutscher Reichskanzler und ebenso Graf Tisza haben ihren Friedenswillen in aller Deutlichkeit öffentlich ausgesprochen. Die übrige Welt

kann wissen, daß wir mitten im Blutvergießen im Grunde ein friedfertiges Volk sind, wie wir es immer gewesen sind. Greift man uns an, dann wehren wir uns, wie ein starkes Tier sich wehrt, wenn ihm zu nahe getreten wird, sich aber ruhig wieder hinlegt, wenn die Beunruhigung sich verzieht. Wir wollen den Frieden. Das sagen die Soldaten, und das sagt die Heimatbevölkerung. Solange aber die Gegner noch immer glauben, uns zerdrücken zu können, so lange besteht der feste Wille, die Pflicht weiter zu erfüllen, die Opfer weiter zu bringen, das Notwendige freiwillig zu tun, dem Willen unseres Volkstums dienstbar zu sein. In diesem Geiste reichen wir den Oesterreichern, Ungarn, Bulgaren und Türken die Hand und bilden mit ihnen zusammen lebendige Mauern, das Schwache stärkend, das Brechende aufrichtend, eine Insel der Freiheit erhaltend zwischen Rußland und der englischen Weltmacht.

Und wenn dann einst einmal wirklich der Friede kommt, dann soll er begrüßt werden von einem Volke, das nicht mehr Klassenunterschiede in seinem Staate duldet, weil alle für die gleiche Freiheit ihre Toten dargebracht haben. Die „Neuorientierung“ ist versprochen und wird als ernstliches Gelöbnis ins dritte Kriegsjahr mithinübergenommen. Je länger der Krieg dauert, desto wichtiger ist es, die Zusagen der ersten Monate nicht zu vergessen, denn wir brauchen zum Siege alle Schichten der Bevölkerung. Ehre allen, die da kämpfen, doppelte Ehre und dankbares treues Gedächtnis denen, die für uns gefallen sind!

Gertrud Bäumer / Zwei Kriegsjahre in der Heimat

Seelisches. Wir Zeitgenossen des Weltkrieges haben zwei ungeheure und unvergeßliche Erlebnisse gehabt: das eine, wie dieser Krieg Ereignis, und das andere, wie er Zustand, Alltag und Gewohnheit wurde. Wenn das erste uns ohne unser eigenes Zutun zu einer Höhe des Volksbewußtseins emportrug, die einen feierlichen Gipfel unseres Lebens bedeutet, so stellte das zweite Forderungen an unsere sittliche Kraft, wie sie noch niemals in gleicher Schwere zu uns kamen. Wenn wir heute auf die zwei Kriegsjahre zurückschauen, die hinter uns liegen, so scheinen sie gekennzeichnet durch die seelische Farbe dieser beiden Reiche, in denen wir gelebt haben.

Und dabei ist es eigentümlich, daß immer das Gegenwärtige uns das verdeckt, was dahinter gelegen hat. Wie uns der 1. August 1914 von unserem Friedensleben vorher so losriß, daß wir es uns in der Erinnerung kaum mehr aufbauen, daß wir uns gar nicht mehr dahin zurückfühlen können, so überdeckte auch weiter Monat für Monat seine Vorgänger. Wir lebten so rasch und angepannt, daß Veränderungen waren so viele und einschneidende, die Forderungen des Augenblicks so groß, daß fortbauend die Vergangenheit von der Gegenwart getilgt wurde und wir uns nicht mehr so erfassen können, wie wir vor einem Jahre oder vor zwei Jahren waren.

Manche finden das enttäuschend. Sie sind bedrückt, daß wir den Geist des August 1914 verloren haben und nicht wiederfinden und daß alles anders ist: die Art unserer Anteilnahme an den Ereignissen, die Seele unserer Arbeit, das Wesen unserer Erhebungen und Schmerzen, der Sinn unseres ganzen Miterlebens, daß Worte, die einmal ihren vollen Klang hatten, heute einen falschen Ton bekommen. Sie finden, daß diese Verwandlung irgendwie das Erlebnis des August seiner Größe beraubt, so als wäre es nur ein vergänglicher Rausch, ein flüchtiger Aufschwung gewesen.

Diese Enttäuschten haben unrecht. Sie verlangen Unerfüllbares: daß etwas Dauer behalte, das einfach, weil wir Menschen sind und leben, nicht unverwandelt beharren kann. Wir können nicht zwei Jahre hindurch von den Schwingen einer großen Stimmung getragen werden. Es ist feige, sich das nicht eingestehen zu wollen und den alten Ton weiter zu gebrauchen, als wenn er noch wahr wäre. Es ist feige, nicht zuzugeben: was jetzt von uns verlangt wird, die Kraft, die wir jetzt in uns selbst beschwören müssen, ist etwas anderes, als was uns in der ersten Zeit, fast von selbst und ohne unser Zutun, mitgenommen und durch Tage und Monate voll Schmerzen und Angst getragen hat. Es heißt von der Pflicht leben, von der Einsicht in die Notwendigkeit, von dem Verantwortungsgefühl, das sich bewußt allen auflösenden, ermüdenden Einflüssen entgegen wendet. Das gibt eine andere seelische Luft als die des ersten Jahres. Breitere moralische Niederlagen überall, aber um so höhere Siege. Und später — im Licht der Geschichte — wird der zähe, unpathetische, geduldige Widerstand dieser Zeit, auch wenn er von äußeren Zeichen menschlicher Schwäche stärker durchsetzt ist als die stolze Schwungkraft der ersten Monate, die größere Leistung sein, die ehrfürchtiger angeschaut wird als die flammenden Tage des Ausmarsches.

Darum aber behält der August 1914 seine innere Wahrheit; so wie ein wolkenloser Sommertag uns die ganze Nacht der Sonne offenbart, ließ er uns die Größe des Volkseins erleben, wie wir sie nie gefannt haben. Und wie die Sonne ihre ~~Wärme~~ ^{Wärme} behält durch Winter und Schnee, so bleibt diese ~~Tatsache~~ ^{Tatsache} ~~Kette~~ ^{Kette} Lebenszusammengehörigkeit auch dann bestehen, wenn unsere müden Tage uns nicht bis zu ihrer ganzen Fülle und Größe tragen.

Die innere Geschichte. Noch weniger wie zu dem letzten Sinn unserer seelischen Erlebnisse haben wir heute schon Entfernung genug zu den inneren Ereignissen des Krieges, um ihre Bedeutung richtig ermessen, um sie geschichtlich werten zu können.

Wir stehen unter dem Eindruck mancher mißglückter Versuche, mancher Fehlschläge und Mißgriffe der Wirtschaftsregelung, und die meisten Menschen sind voll von irgendeinem ärgerlichen Bessermüssen. Es spricht für die Friedensleistungen unserer Verwaltungsmaschine, daß so viele Leute in Deutschland wie etwas Selbstverständliches verlangt haben, auch über den Knüppeldamm des Kriegszustandes wie auf Gummirädern getragen zu werden. Das war unmöglich. Und so notwendig alle Kritik ist, weil sie das Richtige herausheben hilft, heute — wo wir diese zwei Kriegsjahre als Ganzes sehen wollen — erscheint doch wieder vor uns die Größe dessen, was in der Selbstversorgung Deutschlands erreicht ist. Ich lasse in unserem Chronikbande des ersten Kriegsjahres die einzelnen Daten der Kriegswirtschaftsgeschichte noch einmal an mir vorbeiziehen: von der ersten Höchstpreisregelung für Getreide Ende Oktober 1914 zur Brotkarte vom Februar 1915 und zum großen Erntewirtschaftsplan für 1916, die Kartoffelnot des Herbstes 1914 und des Frühjahr 1916, die Entstehung der langen Reihe der Kriegsgesellschaften, in deren Verlauf das richtige Schema staatlich-privatwirtschaftlichen Zusammenwirkens sich immer bestimmter herausgestaltet, die parallel verlaufende Syndizierung in Handel und Gewerbe, alle die Wege, die von der Höchstpreisfestsetzung rückwärts zur Produktionsregelung und vorwärts zum Verteilungsproblem gesucht wurden — dies und vieles andere, das Schlag auf Schlag diese Jahre erfüllte, und bekomme wieder ein Gefühl für die geschichtliche Bedeutung einer Entwicklung, die über alle ungeheuren Hemmungen der vorhandenen wirtschaftlichen und geographischen Interessengegenätze hinweg mit einem um Laufende von Kräften geschwächten Staatsapparat diesen Verlauf nehmen konnte. Die Geschichte wird das einmal, trotz allem, als etwas ganz Gewaltiges ansehen, und wir werden, wenn die tausend kleinen Plagen und Aergernisse dieser Tage in der Vergangenheit untergetaucht sind, auch dies Augenmaß zurückgewinnen.

Bis dahin wissen wir, daß wir nicht als Zuschauer, sondern als verantwortliche Mitarbeiter an unserem Platz im Ganzen stehen und die Pflicht zur Kritik im Kleinen nicht hinter einer vorweg genommenen geschichtlichen Würdigung im großen zurücktreten lassen dürfen. Wir wissen, daß denen, die den geschichtlichen Sinn dieser Zeit miterleben können, damit eine Kraftquelle ohne gleichen erschlossen ist, daß aber die Last ganz anders und bis an die Grenzen des Ertragens drückt auf alle, die, ohne dies geistige Gegengewicht, härter mit der Not jedes Tages zu ringen haben. Darum dürfen wir nicht zufrieden sein, bis die Versorgungswirtschaft diese Last so leicht gemacht hat, wie es nur überhaupt in den Grenzen staatlicher Möglichkeit liegt. Nicht nur, daß wir irgendwie durchhalten, sondern daß unsere Kriegswirtschaft das Zusammenhalten zum Ausdruck bringt, das die Starken mit den Schwachen verbindet, sollte ihr Ideal sein.

Das ist heute schon nicht mehr durchaus erreichbar. Wir verstehen, daß eine auf persönlichen Gewinn gestellte Volkswirtschaft nicht auf einen Schlag in eine reine Gemeinwirtschaft verwandelt werden konnte; daß es die Möglichkeiten jeder Regierung überstiegen hätte, alle durch die wirtschaftlichen Schwankungen entfalteten gewinnstüchtigen Kräfte sofort sozialistisch zu binden. Trotzdem ist zuzugeben, daß die radikale Umgestaltung der Wirtschaftsbedingungen durch die Absperrung nicht früh genug zu ebenso grundsätzlichen und von vornherein umfassenden Regelungen geführt hat. Teils aus zögernder Bedenkllichkeit gegenüber der nie dagewesenen Aufgabe, teils durch die Reibung der Interessengegenstände, teils weil manche Wirkungen der ersten Maßnahmen — z. B. die warenvertreibende Wirkung der Höchstpreise — in dem Umfang nicht vorausgesehen werden konnten, teils weil der unheimliche Erfindungsgeist des Privilegoismus immer neue Auswege fand. Jetzt haben wir uns mit den unabänderlichen Wirkungen früherer Verschümnisse abzufinden, um so entschiedener aber dafür einzutreten, daß jede noch vorhandene Möglichkeit, das wirtschaftliche Kriegsgeschehen der breiten Massen zu erleichtern, auf das gewissenhafteste ausgenutzt wird.

Mir ist es immer nicht sehr glücklich erschienen, daß man unsere allgemeine Kriegspflicht in das Wort „Durchhalten“ gefaßt hat. „Durchhalten“ ist viel zu wenig. Es liegt so etwas Passives in dem Wort, als wenn es sich nur um Ertragen handelte. Für alle aber, die mit ihrer geistigen oder wirtschaftlichen Kraft über der Schicht stehen, für die es nur das Ertragen gibt, heißt die Forderung: arbeiten, damit die anderen durchhalten können. Noch einmal, am Eingang des dritten Kriegsjahres, einen Aufschwung nehmen wollen, anders als der erste, der uns geschenkt wurde; aus eigenster innerer Kraft die Schulter noch einmal gegen das Rad stemmen zu einem letzten siegreichen Anlauf.

* * / Deutschland und Rußland

(Erfahrungen eines Deutschen, der mehr als drei Jahrzehnte in Rußland gelebt hat.)

Als ich im Jahre 1881 nach Rußland kam, traf man fast überall, besonders aber in jeder Bauernhütte auf dem Lande, das Del-druckbild des alten Kaisers Wilhelm neben dem Bilde Alexanders II. Fragte man die Leute: „Wißt ihr denn, wer das ist?“, so war die Antwort: „Wie sollen wir das nicht wissen, das ist doch unser Freund, der deutsche Kaiser Wilhelm.“ Das blieb ziemlich so in den nächsten Jahren, trotz der deutschunfreundlichen Haltung des Kaisers Alexander III. und der direkt deutschfeindlichen Haltung seiner Gemahlin, die ihre dänische Abstammung ja stets über die Interessen ihres eigentlichen Berufes als russische Kaiserin gestellt hat, und trotz der von dem senil-eitlen Gortschakow verbreiteten Legende, daß Bismarck auf dem Berliner Kongreß Rußland verraten und um die Früchte seiner türkischen Siege gebracht hätte. Als aber im Jahre 1887 Bismarck seinen Finanzkrieg gegen Rußland eröffnete und dieser Kampf zum größten Nachteil Deutschlands auslag, weil man die Stärke und Kraft

des finanziellen Rußland vollständig unterschätzt hatte, da empfand man diesen Angriff dort als eine sehr böswillige Veranstaltung. Man muß diese Zeit dort miterlebt haben, um sich einen Begriff davon zu machen, was es heißt, von Tag zu Tag ungefähr 30 bis 40 v. H. seines Gesamtvermögens hin- und hertanzen und jedes anständige Geschäft zum Lotteriespiel sich auszuwählen zu sehen. Welch Wunder, daß man nach dieser Zeit das dargebotene französische Geld mit Freuden aufzunehmen begann, besonders da es zu einem Preise angeboten wurde, der die deutschen Anforderungen weit unterbot. Der Direktor eines der größten französischen Finanzinstitute sagte mir damals bei einer Besprechung, die wir gemeinsam mit einem russischen Bankier hatten: „Nur in Frankreich gibt es Dumme, die sich mit 2 v. H. begnügen“, und der Russe setzte lachend hinzu: „Und mit solchen guten Freunden wollen Sie, daß wir uns erzürnen“.

Solche Stimmungen wurden noch verstärkt durch den bald darauf einsetzenden Zollkrieg. Infolge des um etwa 40 v. H. gefallen russischen Kurses fielen auch die Getreidepreise in Deutschland, weil mit deutschem Gelde in Rußland das Getreide billig zu kaufen war und den deutschen Markt überschwemmte. Zur Erschwerung der russischen Masseneinfuhr wurden nun nach und nach immer höhere Getreidezölle in Deutschland erhoben, worauf Rußland als Gegenleistung die unglaublichsten Industrieschutzzölle anordnete.

Dann kam der japanische Krieg, in welchem wir Rußland gegenüber entschieden freundschaftlich, aber vielleicht auch recht naiv, gehandelt haben. Der russisch-japanische Krieg war den Engländern nicht unwillkommen. Er war geeignet, zu einer gegenseitigen Schwächung der beiden kämpfenden Mächte in Ostasien zu führen — ein Vorteil für England, das gerne die Hegemonie in den ostasiatischen Gewässern behalten wollte. Der brüste Abschluß des Krieges war dem Druck Englands auf Japan zu verdanken. England dachte, es sei jetzt an der Zeit, denn wahrscheinlich hätte bei einer Fortsetzung des Krieges Rußland doch am Ende gesiegt und Japan zerschmettert, denn dieses war am Ende aller seiner finanziellen wie militärischen Hilfsmittel angelangt, während Rußland damals erst ein wirklich starkes Heer von etwa 1 Million Soldaten, fertig im Osten stehen hatte. — Nur der, durch englisches Geld in Petersburg geschürten Revolution ist es zu danken, daß damals der Krieg für Rußland unzeitig beendet wurde. — Ohne die Panik, die diese Revolutionsversuche zu verbreiten verstanden, die den Zaren und die Hofpartei um ihre Existenz zittern machten (die deutschen Torpedoboote lagen damals vor Peterhof, und es hat nicht viel daran gefehlt, daß der Zar geflohen wäre), wäre der Friede mit Japan niemals in dieser Weise geschlossen worden. Der Zugang zum freien Meer, den dieses große Land braucht, um nicht zu ersticken, wurde nach der Seite des Stillen Ozeans wieder verschlossen, und der englischen Diplomatie gelang es, im Verein mit den französischen Milliarden Deutschland als das Hindernis, als den Feind hinzustellen, der allein der natürlichen Entwicklung im Wege stünde. Es klingt beinahe wie ein Wunder, daß England, welches bis dahin stets in Rußland seinen größten Feind gesehen und auch in Rußland stets als solcher anerkannt und bitter gehaßt war, diesen Umschwung in so kurzer Zeit erreichte.

Die Mittel, die es anwandte, sollen im nachstehenden nach eigenen russischen Berichten aus den „Russkija Sapißy“ vom Februar 1916 etwas näher geschildert werden. Durch den Sieg der Japaner über Rußland war dieses zeitweilig geschwächt, und England konnte jetzt seine Sorge der Vernichtung seines neuen Konkurrenten auf dem Weltmarkt — Deutschland — freier zuwenden. Als günstiger Anlaß dazu diente der Bau der Bagdad-Bahn. Diese Bahn, der größte Dorn im Auge Englands, wurde als Zankapfel Rußland hingeworfen und in sehr geschickter Weise dort gegen Deutschland ausgespielt.

Man argumentierte folgendermaßen: Die Absichten Deutschlands bei seiner Annäherung an die Türkei bestehen zunächst in ökonomisch-kapitalistischen Gründen, denen vielleicht die politischen später von selbst folgen sollen. Deutschland wünscht seine Stellung

dort zu befestigen, um seinen Handel auszudehnen, hat daher zunächst kein Interesse an einer Aufteilung des türkischen Reiches, jedenfalls nicht eher, als bis es selbst in der Lage ist, dort eine ausschlaggebende Rolle zu spielen und vielleicht Konstantinopel und Kleinasien selbst zu behalten. So erklärt sich die deutsche Politik als jetzige Beschützerin der Türkei, und diese fühlt auch, daß Deutschland ihre einzige Stütze und Beschützerin ist. Die diplomatischen Erfolge Deutschlands in der Türkei sind staunenerregend. Ihnen folgte die Gründung der Bagdadbahn, die jetzt bereits 1750 Km. vorgeschritten ist. Fast gleichzeitig ist auch die Bahn nach Syrien—Arabien in Bau genommen worden; sie sollte zum Suezkanal geführt werden, jedoch scheiterte dieses an dem entschiedenen Widerspruch Englands. Ein guter Teil der Bahn nach der Richtung Medina und Mekka ist bereits gebaut und wird später den Zugang zum Indischen Ozean eröffnen. So will Deutschland Kleinasien, Anatolien, Mesopotamien usw. kulturell beherrschen und von dort besonders Korn und Baumwolle für sich beschaffen, beides Produkte, die dort ausgezeichnet gedeihen können, sobald das Land wieder richtig bewässert wird.

England ist nun auf dem Festlande nur in einem Punkte verwundbar — am Suezkanal und Ägypten —. Dort kann es alles verlieren. So ist die Freundschaft der Türkei mit Deutschland für England ein furchtbarer Schlag. Die Türkei sollte immer ein Pufferstaat bleiben zwischen Indien und den europäischen Staaten; für dieses Prinzip hat die englische Diplomatie hundert Jahre gearbeitet, und jetzt schaut aus dem Fetz des Sultans der Helm des Kaisers heraus. Vor dieser nahen Gefahr verschwindet der frühere russische Gegensatz, und so näherten sich diese beiden historischen Feinde und verbanden sich gegen den dritten gemeinsamen Feind „Deutschland“.

Im Jahre 1903 hatte der englische Ingenieur Willkots in Ägypten schon auf die Notwendigkeit hingewiesen, einen englischen Landweg von Ägypten nach Indien direkt zu schaffen. Von Kairo bis Kalkutta müsse eine durchlaufende Eisenbahn gebaut werden. Deutschland wurde gezwungen, vom Bau der Linie Bagdad—Persischer Meerbusen abzustehen, aber von da an standen sich die Interessen dieser beiden großen Mächte im Orient gerade entgegen. Die freie Durchfahrt durch die Dardanellen hat für Rußland nur wenig praktischen Wert, solange Ägypten und der Suezkanal und dazu auch Gibraltar fest in englischen Händen liegen. Dies ist dem Engländer vollständig klar, wird aber als schwerwiegendes Argument gegen uns in Rußland ausgespielt, und dieses Hirngespinnst mußte von deutscher Seite zunächst einmal beseitigt werden. Warum sollen wir dem Lande keinen Ausgang ans Meer geben? Nichts hindert uns, Rußland dabei zu unterstützen, daß es an den Stillen Ozean oder den Indischen Ozean gelangen kann. Das darf man auch jetzt schon aussprechen, ohne Schaden für die Festigkeit des Willens, den Krieg auch und gerade gegen Rußland bis zum durchaus siegreichen Ende durchzuführen; denn jedes zu frühe Einlenken würde nur als Schwäche aufgefaßt werden, nur die härtesten Schläge können dort zum Erfolg führen und für die Zukunft die Ueberzeugung einhämmern, daß wir aus der Geographie nicht zu verdrängen sind, und es keine andere Lösung für Rußland gibt, als mit Deutschland Frieden und Freundschaft zu halten oder auf die Rolle einer europäischen Kulturnation zu verzichten.

Hier möchte ich eine prophetische Aeußerung Leo Tolstois über Rußland einflechten. Im Jahre 1894 schrieb er folgendes:

„Lüge ist diese plötzlich erwachte, ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge ist unser dadurch nebenbei ausgebrühter Widerwille gegen die Deutschen und das Mißtrauen gegen sie. Und die größte Lüge ist, daß das Ziel aller dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des europäischen Friedens sei. Ebenso wissen wir auch, daß wir durchaus keine Feindseligkeit gegen die Deutschen empfinden, noch jetzt empfinden. Die verlogenen Zeitungen werden ihre Lügen drucken, eine müßige Menge von reichen Leuten, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit vergeuden sollen, werden patriotischen Unsinn schwagen und die Feindseligkeit gegen Deutschland schüren, und so friedensliebend auch der Zar sein mag, die Um-

stände werden sich so gestalten, daß er sich des Krieges nicht wird weigern können, den seine ganze Umgebung und, wie es immer auch den Anschein hat, die öffentliche Meinung des ganzen Volkes verlangen wird, und ehe wir uns dessen versehen, wird in den Spalten der Zeitungen die gewöhnliche, Unheil verkündende, abgeschmackte Proklamation erscheinen: „Wir, von Gottes Gnaden Selbstherrscher aller Rußen, König von Polen, Großfürst von Finnland usw., verkünden allen unseren treuen Untertanen, daß Wir zum Wohle dieser Uns von Gott anvertrauten geliebten Untertanen Uns verpflichtet fühlen, sie zum Mord auszufenden...“

Wer führt denn heute den Krieg in Rußland, welches sind die Elemente, von denen man eine Entscheidung erwarten kann? Wir haben dort erstens den Kaiser und die Hofpartei, d. h. diejenigen, welche die Dynastie und das absolutistische Regiment möglichst aufrechterhalten wollen. Die sogenannten Sphären — das schwarze Hundert —.

Diese Partei möchte, wenn sie frei bestimmen könnte, wahrscheinlich lieber heute als morgen den Frieden haben. Unterstützt wird sie von der Kirche, der griechisch-katholischen Geistlichkeit, die in jeder Aenderung des bestehenden Zustandes, in jeder freieren Geistesentwicklung ihren Todfeind sieht.

Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch? Ihn hat man in den Kaukasus abgeschoben, weil er zu gefährlich wurde.

Die Duma? Von ihr ist ein maßgebender, umwälzender Einfluß besonders in der Frage von Krieg und Frieden nicht zu erwarten. Erst später wird die Duma sich bemerkbar machen, und dann wird wohl mit elementarer Gewalt die in ihr bereits vorhandene Spannung losbrechen. Das fürchtet die Hofpartei, und so bildet die Duma heute eher ein Hindernis für die Friedensbestrebungen. Aus dem Grunde werden auch die Legenden von der Ermüdung und dem baldigen Zusammenbruch Deutschlands immer wieder aufgetischt, um die ermatteten Hoffnungen neu zu beleben.

Dann der alte Goremykin und sein Nachfolger Stürmer von derselben alten Pöbelwischen Schule? Der ist nur ein Aushängeschild, als Reiter der Dynastie gedacht, hinter dessen Rücken aber frei und munter gestohlen werden kann! Und gestohlen wird jetzt in Rußland von oben bis unten — es ist die goldene Zeit der Ernte, die sobald nicht wieder kommt. Der Kurs ist schlecht, da muß man doppelt stehlen, um auf die richtige Summe zu kommen. Der Strom der Staatsgelder fließt in tausend Kanälen; dumm, wer nicht daraus schöpft. Selbst das 100jährige „Bogoschke Wort“: „Er nimmt nicht seinem Range gemäß“ hat heute seine „Scham“ verloren, heute nimmt jeder, was er kriegen kann, sei er nun Minister, Unteroffizier oder Zeitungsschreiber. Für diese Herren kann der Krieg, so wie er heute ist, noch recht lange dauern. Nur die härtesten Schläge, welche diese Leute um ihren Raub und ihre persönliche Sicherheit erzittern machen, können zum Frieden führen, und dann vielleicht sogar sehr schnell. Ob diese Schläge von außen oder von innen kommen, ist dabei vollkommen gleichgültig. Ich bin persönlich der Ueberzeugung, daß sie von innen kommen werden, wenn wir nur durch weitere Waffenerfolge von außen etwas nachhelfen können.

Der erste „Elan“ ist jetzt verpufft, und man sieht sich der traurigen, dem russischen Charakter durchaus unangenehmen Notwendigkeit gegenüber, ohne Aussicht auf Erfolg in treuer Pflichterfüllung durchzuhalten. Das kann der Russe nicht, und wenn dann noch der Zufluß des englischen und französischen Geldes versiegt und es außerdem persönlich gefährlich wird, so hat es keinen Zweck mehr, die Sache fortzusetzen, und die Leute des „Nowoje Wremja“ werden diesen Zeitpunkt mit erstaunlicher Sicherheit herauswittern und danach ihre Abrüstungs- und Friedensschalmeien beginnen.

Wer sind also heute noch die Leute, welche in Rußland auf eine Fortsetzung des Krieges drängen? Das sind einmal die Kreise, welche den Friedensschluß mehr fürchten als den Krieg, weil der Friede für sie den Tag der peinlichen Abrechnung bedeuten und den Nebel der Lüge zerreißen würde, unter dessen Schutz sie bis jetzt ihre egoistischen Pläne verfolgt und das Volk in den Abgrund geführt haben. Und als Hauptpersonen dieser Kreise er-

scheinen ohne Zweifel der eitle Swostky, der diesen Krieg als den seinigen bezeichnet; die alte Kaiserin-Mutter, die schon immer der böse Geist ihres schwachen Sohnes war, und ihr Schwiegersohn, der Großfürst Alexander Michailowitsch, hinter dessen Rücken sich von jeher die größten Schurken und Lumpen Rußlands zu verbergen mußten.

Dann aber ist es heute auch die sog. russische Intelligenz, die in Deutschland und dem „preussischen Militarismus“ den größten Feind und Bedrücker der individuellen Freiheit, den Hört der finsternen Reaktion sieht. Als Beweis hierfür sei die folgende, sehr beachtliche russische Stimme angeführt. Bei einer Besprechung der Reden von „Billamowitsch“ sagt die bekannte russische Zeitung „Nietisch“ vom 19. Februar 1916 in einem von den gewöhnlichen Schimpfereien wohlthuend freien Artikel über das Verhältnis Rußlands und Deutschlands:

„Es ist unbegreiflich, wie wenig man in intelligenten deutschen Kreisen die wirklichen Gefühle Rußlands versteht. Man glaubt, daß wir Deutschland um seine Kultur und Freiheit (?) beneiden. Nur das schwarze Hundert, d. h. die Hofpartei und die äußerste Reaktion sind vielleicht Freunde Deutschlands, weil sie von dort die Rettung der Dynastie und Erfüllung ihrer Hoffnung erwarten. Die gebildeten Klassen Rußlands hassen die deutsche Freiheit (?) und den deutschen Militarismus, und zwar verstehen wir unter Militarismus nicht gerade das spezifisch Militärische, sondern dasjenige, was in den letzten Jahren sehr viele unserer besten Deutschenfreunde von Deutschland abgewandt und zu erbitterten Gegnern gemacht hat. Die Deutschen brüsten sich mit ihrer Disziplin, Arbeitskraft und Wissenschaft. Disziplin, Arbeitskraft und Wissenschaft sind schöne Sachen, und auch wir achten sie hoch. Wenn sie aber nur dazu gebraucht werden, andere zu unterdrücken, den Schwächeren zu knechten, so sind sie Verbrechen an der Menschheit. Diesen Begriff der deutschen Freiheit kennen wir nicht in Rußland; wir nennen ihn gewissenlose Brutalität, und die ist es, die wir hassen und bekämpfen.“

Hier spiegelt sich die wahre Gesinnung der gebildeten Russen, und man muß längere Zeit in Rußland gelebt haben, um diese Äußerungen in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen und zu begreifen. — In ihr liegt die Gefahr für die Verlängerung des Krieges.

Und das Volk? Das unwissende, faule, gutmütige russische Volk? Das nicht schreiben und lesen kann, keine Ahnung von Geographie, von Deutschland, England oder Frankreich hat? Das geht in den Krieg, weil es „so befohlen“ ist. Das ist auch die einzige Antwort, die ich von allen russischen Gefangenen, die ich befragt habe, erhielt: „Es war so befohlen“, und damit ist die Sache für diese Leute vollkommen erledigt.

Wird morgen Frieden befohlen, so lehrt dieses Volk genau mit derselben Gemütsruhe zum Frieden zurück — ohne Gedanken der Rache, des Hasses oder des Nachtragens, und so ist auch die Wiederanknüpfung freundschaftlicher Beziehungen für den Kenner der russischen Volksseele durchaus nicht allzu schwer. Man muß sich nur hüten, dahin eine gewisse Art preussischer Beamten als Vermittler zu senden. Die wirken wie Vogelscheuchen, die kann man dort nicht verdauen, und dann würde alles vorbeigelingen.

Es ist eigentümlich, wie gewisse Menschen (wer hätte das nicht auch schon selbst empfunden) auf den Ausländer direkt aggressiv — auf schwächere Naturen beängstigend — einwirken. Dem Deutschen, der nur Deutschland kennt, muß die innere Stärke dieses Gegenfases notwendig verborgen bleiben, er fühlt gar nicht, wie fremd er gerade den besten Menschen in den Westvölkern und in Rußland schon geworden ist, nicht durch etwas Einzelnes, das er tut, sondern einfach durch das, was er ist. (Vgl. Raumanns „Mitteleuropa“). Das Auftreten, Sprechen, der erste Eindruck ist so auffallend, so entgegengesetzt allem dem, was der gebildete Ausländer als gefällig und gesellschaftlich angenehm empfindet, daß sofort ein Gefühl der Abneigung sich verbreitet, welches jedes freundschaftliche, herzliche Eindringen unmöglich macht. Diese Leute tragen eine Atmosphäre der instinktiven, unerklärlichen Antipathie überall mit sich herum, gegen die es vergeblich ist, anzukämpfen; es scheint fast eine Art Rassenfeindschaft zu sein, und

man darf solche Menschen nicht als Vermittler ins Ausland senden, mögen sie auch sonst so tüchtig und pflichttreu wie nur möglich sein. Sie schaden dem deutschen Ansehen ungeheuer, und vieles, was man dort unter dem unverständenen Worte „Militarismus“ zusammenfaßt, kommt auf das Konto dieser Leute. Eine taktlose Verlegenheit, die sich manchmal hinter einer Art Raubbeinigkeit zu verstecken sucht. Die Grazien sind eben ferngeblieben. Man will die disziplinierte deutsche Seele nicht im Auslande. Man will sie nicht, weil das der Tod und die Preisgabe der eigenen Seele sein würde. (Fried. Raumann.)

Ja, befinden wir uns denn auch in Deutschland mit dieser disziplinierten Seele auf dem allein selig machenden Wege?

Liegt darin nicht auch eine große Gefahr — der Tod alles Genialen, alles Künstlerischen? Zwei Höhen gibt es der Menschheit, die eine ist die der Allgemeinheit, der „Staat“, die andere die des Einzelindividuum, des „Genius“, der einsam sein muß, um alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens in sich aufzunehmen, und beide müssen der Menschheit erhalten bleiben, wenn nicht neben der Pflicht alle Schönheit und Mannigfaltigkeit aus der Welt verschwinden soll.

Wir verstehen nicht, mit Grazie zu geben, das ist fast immer der Grund menschlicher Vereinfachung.

Der Staatsmann, welcher zwischen Nationen vermitteln will, muß zunächst die Seele des eigenen Volkes genau kennen; sie muß für ihn gewissermaßen ein fein abgestimmtes Instrument sein, auf dem er als Künstler zu spielen vermag. Aber nicht minder muß er auch die Fähigkeit besitzen, sich in die Seele des fremden Volkes zu versetzen und diese nach ihrer Eigenart zu behandeln. Darum muß er viele Länder, Städte und Menschen gesehen und nicht nur die Klubs und Gesellschaften der oberen Zehntausend kennengelernt haben, die durch den internationalen Verkehr und weltbürgerlichen Schlick das Eigenartige des Nationalen verloren; er muß besonders auch die mittleren und die unteren Klassen der Bevölkerung, deren Sitten, Charakter, Anschauung, Ab- und Zuneigung genau kennen und zu beurteilen verstehen. Und dazu gehört in erster Linie die Beherrschung der Landessprache, ohne die ein tieferes Eindringen in die Volksseele unmöglich ist.

Alle die Konferenzen unserer Feinde am grünen Tisch mit der Absicht, uns nach dem Kriege vom Weltmarke abzuschneiden, alle ihre freundlichen Bemühungen, uns zu konsolidieren, sind nichts weiter als leere Phantasiegebilde weltfremder Schwäher, Seifenblasen, die vor der einfachen Tatsache zerfallen, daß keine Nation der Welt uns an Arbeitskraft, Arbeitslust und Pflichtgefühl gleichkommt, daß die Güte unserer Erzeugnisse sich so vervollkommenet, daß sie keiner List und keines Druckes zu ihrer dauernden Einführung auf dem Weltmarke bedürfen. — Sie alle, unsere heutigen Feinde, brauchen Deutschland — besonders aber Rußland; dieses letztere kann ohne deutsche Arbeitshilfe überhaupt nicht existieren. Das ist bei mir das Ergebnis einer 33jährigen geschäftlichen Erfahrung und darauf gegründeter genauesten Kenntnis russischer Verhältnisse. Und daß diese Ansicht wohlbegründet ist, beweisen verschiedene russische Zeitungsartikel, darunter sogar des wütenden Deutschenfressers Mentischow in dem „Romoje Wremja“, die einen im Sinne Englands nach dem Kriege zu führenden Handelskrieg mit Deutschland als einen vollkommenen Unsinn hinstellen, ja sogar in letzter Zeit darauf hindeuten, daß dieser ganze Krieg mit Deutschland ein Irrtum sei und die eigentliche Aufgabe Rußlands in Asien läge. Europäische Erfolge hängen zu hoch für Rußland. Die Erkenntnis, daß das Feld russischen Latendranges nur ostwärts zu suchen ist, können wir in Deutschland mit freudiger Genugtuung begrüßen.

Naumann / Bulgarien und Mitteleuropa

Schluss

Indem die bulgarische Wirtschaft wächst, wird das Netz der Internationalität immer enger geflochten. Anfangs war und blieb auch das losgelöste Bulgarien wirtschaftlich betrachtet ein Stück Türkei. Es lieferte nach Konstantinopel und von dort weiter bis nach Ägypten und Syrien, noch im letzten normalen Jahre vor der Kriegszeit 1911 im ganzen für fast 30 Millionen Frank, darunter an lebendem Vieh für 6,7 Millionen, Fleischwaren 3,7, Getreide und Mehl 14,0. Erst in weitem Abstände folgten vor 30 Jahren Frankreich und England und noch entfernter Oesterreich-Ungarn. Je höher nun aber der Ertrag des Landes stieg, desto mehr verschob sich das Bild der Käufer. Die Reihenfolge der Abnehmer bulgarischer Erzeugnisse war 1911 folgende: Belgien mit 53,8 Mill., Türkei 29,2, England 24,2, Deutschland 22,9, Griechenland 12,6, Frankreich 11,1, Oesterreich-Ungarn 10,6. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß gerade das betreffende Jahr eine Erntemenge brachte, wie sie noch nie vorhanden gewesen war. Auf dem großen Ernteüberschuß beruht der fabelhafte Getreideverkauf nach Antwerpen und auch nach englischen Häfen. Alle bulgarischen Verkäufe schwanken im Wellengange der Weltermten und der eigenen Mengen. Sicher nur ist so viel, daß vom Standpunkt des Verkaufs aus Bulgarien gar keine russischen Interessen haben kann, denn der Verkäufer braucht Bedarfsländer. Am nächsten liegen die Bedarfsländer am Mittelländischen Meere, wenn sie gut bei Kasse sind, was veränderlichen Bedingungen unterliegt.

Was aber den Einkauf anlangt, so ist die Reihenfolge diese: Oesterreich-Ungarn 48,2 Millionen, Deutschland 39,8, England 30,0, Frankreich 24,9, Türkei 16,0. Am interessantesten ist es hier für uns, den Wettbewerb Oesterreich-Ungarns und Deutschlands auf bulgarischem Boden etwas zu verfolgen.

	Oesterr.-Ung.	Deutschland
1901	17,2	9,8
1906	27,8	16,2
1911	48,2	39,8
1912	51,4	43,5

Das meiste, was man in den bulgarischen Städten an industriellen Waren in den Schaufenstern sieht, ist mitteleuropäischen Ursprunges. Dabei überwiegt Oesterreich-Ungarn in Textilwaren und Deutschland in Metallverarbeitungen. Wir kommen auf diesen Wettbewerb der mitteleuropäischen Großmächte an anderer Stelle noch zurück. Hier liegt uns daran, zunächst nur als Ergebnis unserer Wirtschaftsbetrachtungen auszusprechen, daß Bulgarien von seiner Wirtschaft aus keine klaren politischen Richtlinien erhält. Diese Wirtschaft ist unrussisch, schwankt aber sonst zwischen allen mittel- und westeuropäischen Möglichkeiten. Es kann also eine auswärtige Politik gemacht werden, die man deshalb idealistisch nennt, weil materielle Beweggründe nicht nachgewiesen werden können.

Sicherlich fordern alle vorhin kurz dargestellten Wachstumsvorgänge eine ruhige Friedenszeit, und alle, denen der so glückliche Wirtschaftsaufschwung Bulgariens am Herzen liegt, müssen in der Theorie Friedensfreunde sein. Ob sie es in der Praxis immer waren, hängt von anderen Erwägungen ab, die man mit dem dunklen Wort Balkanfrage zusammenfaßt.

Die Balkanfrage!? Was ist das? Sind es hundert Fragen oder fünf oder eine? Sind es lösbarer Fragen oder

ewige Gespenster? Wer beschreibt die Wolken über dem Lande zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere? Wer will Weissagen über Saloniki und die Inseln der ägäischen Flut?

Die alte große Türkei, die von Persien bis nach Marokko reichte und von den Südgestaden Arabiens bis vor die Tore von Wien, war ein Eroberungsreich, aber kein Einheitsstaat. Sie zerbröckelte stückweise und trug ihre Verluste mit Würde und Geduld. Sie gleicht einem alten weitgelagerten Rittergute, das an seinen Rändern parzelliert wird, weil es im überkommenen Bestande nicht rationell bewirtschaftet werden kann. Jedesmal, wenn ein neues Borwerk abgetrennt wird, sagt man dem Gutsherrn: Sie werden sehr erleichtert sein, denn dieser lästige Außenschlag hat Ihnen ja doch nur Sorge gemacht! Wie lange der Borgang aber noch so weiterschreiten darf, das ist die Frage, denn schließlich kann man doch nicht jeden Verlust als Gewinn umschreiben, und es gibt im Kern des großen zerbröckelnden Weltreiches zwei Nationalitäten, die immer noch übrigbleiben, wenn alle Unterworfenen befreit, das heißt abgeschnitten sein werden, die Osmanen und die Araber. Ihr gegenseitiges Verhältnis ist die Urfrage der vorderasiatischen Welt, eine alte, vom Wüstenlande arg verstaubte Angelegenheit, bei der sich alle Welt einmischt, um am Prozesse zu verdienen. Gelingt es, den osmanisch-arabischen Gesamtsaat zu erhalten und zu beleben, so ist das das Größte, was Enver Pascha und die Jungtürken erlangen können. Wir wollen ihnen gern dabei nach Kräften helfen, denn die Türken haben uns geholfen, aber so wie wir hinter den Osmanen stehen, so versucht sich der Engländer hinter den Araber zu stellen. England ist längst der Zahl nach die größte mohammedanische Macht und will am arabischen Mohammedanismus etwa das tun, was das Türkentum vor langer Zeit am Reiche von Byzanz getan hat: es erbte mit der Waffe.

Im Zusammenhange dieser allgemeinen Zergliederung des alten Türkenreiches ist die europäische Balkanfrage nur ein Teil und die bulgarische Staatsfrage wieder ein Unterteil. Die abgetrennten Stücke des Türkenbestandes vervollständigen sich zu politischen Lebewesen und geraten dabei naturgemäß in blutige Streitigkeiten, weil jedes Stück möglichst viel Lebensmaterie an sich ziehen will. Da nämlich weder der Türkenstaat noch die vorübergehende römisch-byzantinische Herrschaft ihrerseits das Bedürfnis hatten, künftige Neubelebungen durch regionale Gliederungen vorzubereiten, so beginnt der freie Balkan ohne gefestigte nationale Traditionen. Die Nationalitäten sind mehr Konfessionen als Landeseigenschaften, wollen aber und müssen Träger von Landesherrschaften werden, denn gerade im Namen der Nationalitäten wurde der Bann der alten übernationalen Kriegsherrschaft gebrochen. Also gilt es, um jeden Preis „nationale Grenzen“ zu schaffen, selbst wenn man dabei ganze Gemeinden ausrotten oder ihnen mit Gewalt eine neue Nationalität aufzwingen müßte. Alles, was ich in „Mitteleuropa“ über Nationalitäten ausgeführt habe, gilt hier in verstärktem Maße. Was die Nationalität dabei in Wirklichkeit ist, vermag kein Mensch genau zu sagen, denn alle Werkzeuge wechseln. Der Bulgare will nach seiner eigenen Angabe ein Turanier sein, ein Bruder der Finnen, Magyaren und Osmanen, aber er spricht dabei das älteste, ehrwürdigste Slawisch! Auch wird nicht bezweifelt, daß auf diesem Völkerwanderungsboden kaum in einzelnen Land-

strichen und Bergtälern reines Blut im Sinne der Rassen-geschichte vorhanden ist. Es soll darum zur Ergänzung des Blutes die Historie den Nationalcharakter bestimmen. Die Historie aber hat den Mangel, daß sie in den verschiedenen Jahrhunderten verschieden aussieht, daß also beispielsweise der Serbe, Grieche und Bulgare dieselbe Bergwand beanspruchen können, weil sie im Wechsel der Zeiten ihnen allen schon einmal gehört hat. Kurz, die Grundlagen der neuen Lebensgestaltungen sind an sich strittig. Das hindert aber nicht, daß vier baltische Zentren entstanden sind: Serben, Griechen, Rumänen, Bulgaren, von denen jeder Teil gern mehr sein will als die übrigen. Da wir Deutschen selber früher unter Gespaltenheit und Kleinstaaterie jämmerlich gelitten haben, so besitzen wir ein gewisses angeborenes Mitgefühl für derartige chaotische Zustände, haben einen Sinn für das partikularistische Ringen, können aber dabei auf Grund unserer eigenen geschichtlichen Erfahrungen nicht verschweigen, daß das Verharrenwollen auf der Entwicklungsstufe des unverföhnlichen Nationalitätentkampfes ebenso lähmend auf allen Fortschritt wirkt, wie es bei uns der nichtige Partikularismus getan hat. Die Folge des fortgesetzten Nationalpartikularismus ist nämlich stets ein Spiel des einen gegen den andern und damit die Hereinziehung fremder Elemente und die Erhaltung eines mürrischen Spannungszustandes. Man bekommt bei diesem Streit der relativ kleinen nationalen Einheiten nie das Gefühl, auf einem großen, sicheren Schiffe zu fahren, und die Charaktere leiden unter den Intrigen, Unterschiebungen, Uebertreibungen. Man soll nicht fragen, ob der Nationalitätsfimmel an sich gut oder schlecht ist, denn er kann beides sein, sondern ob er politisch und geschichtlich wichtig ist. Wir Deutschen haben das von Bismarck gelernt, der als Verwirklicher unserer nationalen Ideale zugleich der Warner vor Ueberspannungen war und den Deutschen in Oesterreich mit vollem Bewußtsein den Rat gab, gute Oesterreicher zu sein. Wenn von dieser staatsklugen Bismarckgesinnung nichts auf die Balkanhalbinsel rinnt, so bleibt sie wohl auch noch in Zukunft ein Blutgefäß.

Man sehe sich die drei südlichen Halbinseln des europäischen Erdteiles an: Spanien und Italien sind geeint, obwohl ihre völkischen Mischungselemente am Schlusse der Völkerwanderung kaum weniger bunt waren als die des Balkanlandes. Und waren nicht auch Frankreich und England äußerst zusammengewürfelte Bestandteile? Dort aber hat die alte Zeit mit ihrer größeren Naivität das Vereinheitlichungswerk vollziehen können, hier jedoch hat das lange Türkengefängnis die mitgebrachten Charaktere verhärtet und den zu Schutzwecken erworbenen Eigensinn verewigt. Das lastet als Schicksal auf den vier Nationen. — Ueber diese Nationalitätentkämpfe und die Stellung der mitteleuropäischen Mächte zu ihnen werde ich in der bevorstehenden neuen Ausgabe von Mitteleuropa weiterreden.

Ludwig Herz / Wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit

Die Blockade hat uns fühlbar gelehrt, daß wir uns wirtschaftlich zurzeit nicht selbst genügen können. Es ist eingetreten, was die Gegner des Schutzzolls vorausgesagt haben und deswegen als Feinde der Landwirtschaft verschrien worden sind: Deutschland kann reichlich Kartoffeln und Zucker, bei einer nicht merkbaren Verschiebung der Ernährungsweise gerade noch ausreichend Brotge-

treide liefern; alle tierischen Erzeugnisse wurden sehr knapp, an Fetten trat ein sehr fühlbarer Mangel ein, nicht minder an Spinnstoffen, Fellen und Häuten; Ersatz für Kolonialwaren konnte im Inland nicht geschaffen werden. Um Legendenbildungen vorzubeugen — und das ist nach den Auseinandersetzungen im Reichstage nötig —, liegt in der Feststellung dieses Unvermögens kein Vorwurf gegen die Landwirtschaft. Sie hat geleistet, was nach menschlicher Kraft geleistet werden kann, und dank ihrer Arbeit ist, auf natürlich gleichbleibender Bodenfläche in den letzten 20 Jahren, die übrigens die ganze Zeit der Caprivischen Handelsverträge 1894—1906 umfassen, die Erzeugung stärker gestiegen als die Bevölkerung sich vermehrt hat.

Der bekannte Landtagsabgeordnete Oekonomierat Dr. Hoefsch gibt in seinem Buche „Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit“ darüber folgende Zahlen:

Bevölkerungszunahme	1890—1910 = 31,4 v. H.
Ertragssteigerung des Brotgetreides	1893—1913 = 34,5 „ „
„ der Gerste	1893—1913 = 55,6 „ „
„ des Kartoffelbaues	1893—1913 = 32,8 „ „
„ des Haferbaues	1893—1913 = 132,2 „ „
„ der Fleischerzeugung	1890—1910 = 77,3 „ „
„ der Molkeerzeugnisse	1900—1912 = 113,4 „ „

Die Frage, die die Not des Krieges an uns stellt, ist die: Kann Deutschland seine eigne Erzeugung noch weiter und so weit steigern, daß es seinen Bedürfnissen wenigstens notdürftig selbst genügen kann? Bei der Beantwortung legen wir die Berechnungen zugrunde, die Dr. Schulte im Hofe in seinem Buche: „Die Welt-erzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen“ aufgestellt hat.

Die in Deutschland zur Deckung unseres Bedarfs an pflanzlichen Nahrungs- und Genußmitteln angebaute Fläche betrug 1913 14,4 Mill. ha oder nicht ganz 100 000 ha mehr als 1893. Zur Deckung dieses Teiles unserer Volksernährung brauchten wir dagegen im Jahre 1913 folgende Bodenflächen im Ausland:

für Weizen	729 000 ha
„ Buchweizen	34 000 „
„ Kartoffeln	6 000 „
„ Hülsenfrüchte	200 000 „
„ Gemüse	19 000 „
„ Obst	150 000 „
„ Pflanzensett	531 000 „
„ Wein	55 000 „
„ Tabak	83 000 „
„ Reis	267 000 „
„ Südfrüchte	115 000 „
„ Gewürze	23 000 „
„ Kakao, Kaffee, Tee	428 000 „

Zusammen 2 640 000 ha

Abzüglich Ausfuhr	
von Roggen	461 000 ha
„ Zucker	224 000 „
„ Hopfen	7 000 „

Zusammen 692 000 ha

Zusammen Einfuhrüberschuß 1 948 000 ha

Zur Deckung unseres Bedarfs an Fleisch fehlten uns im Jahre 1912:

an Rindvieh	879 000 Stück = 4,3 v. H.
„ Schweinen	396 000 „ = 1,8 „
„ Schafen	82 000 „ = 1,4 „
„ Federvieh	2 800 000 „ = 3,1 „

Um unseren Bedarf an Eiern zu decken, hätte unser Hühnerbestand um 13 Millionen Stück, d. h. um etwa 50 v. H., größer sein müssen als er war. Um die im Jahre 1913 eingeführten Mengen Milch, Rahm und Butter im Lande zu erzeugen, hätten wir 837 000 Kühe, d. h. etwa 16 v. H., mehr haben müssen.

Der sich so ergebende Fehlbetrag an tierischen Erzeugnissen ist nur scheinbar niedrig, da die Viehzucht wesentlich auf fremden Futtermitteln aufgebaut war.

Die in Deutschland für die Viehhaltung angebaute Fläche betrug 1913 20,4 Mill. ha oder 400 000 ha weniger als 1893. Zur Deckung unseres Bedarfs an Futtermitteln brauchten wir dagegen folgende Bodenflächen im Ausland:

für Klee- und Luzernheu	15 000 ha
„ Klee- und Grasfamen	72 000 „
„ Gerste	1 586 000 „
„ Mais	666 000 „
„ Kleie, Reismehl und getr. Schlempe	665 000 „
„ Raps und Rübsen	101 000 „
„ Leinsamen	868 000 „
„ Delsuchen und -mehl	551 000 „
„ Sesam	116 000 „
„ Erbsen	125 000 „
„ Sojabohnen	125 000 „
„ Bohnen	236 000 „
„ Krapf	199 000 „

Zusammen 5 325 000 ha

Abzüglich Ausfuhr

von Hafer	712 000 ha
für das aus den Delsamen und Früchten ausgepreßte Del	1 239 000 „

Verbleibt Einfuhrüberschuß 3 374 000 ha

Das sind 16,5 v. H. der in Deutschland für die Viehverföhrung in Anspruch genommenen Fläche. Ohne diese Einfuhr können wir nach den Berechnungen des Oekonomierats Rabbelthege statt 21 Millionen Stück Rindvieh nur 16½ Millionen oder statt 25,7 Millionen Schweinen nur 10½ Millionen halten.

Diese Aufstellung ist für die deutsche Selbsterzeugung noch besonders günstig, da im Jahre 1913 sehr viel Hafer ausgeführt worden ist, während wir in normalen Jahren nicht unbeträchtliche Mengen einführen müssen.

Zu bemerken ist auch, daß wir 1913 eine Mehreinfuhr an Düngemitteln im Werte von ¼ Milliarde Mark brauchten. Endlich muß auch darauf hingewiesen werden, daß wir zur Bewältigung der Landarbeiten im Jahre 1910 etwa 370 000 ausländische Banderarbeiter heranziehen mußten; diese konnten im Kriege fast ganz durch Gefangene ersetzt werden. Wie es in der Landwirtschaft ohne die 330 000 Kriegsgefangenen ausgesehen hätte, die im März 1916 in dem der preußischen Heeresverwaltung unterstehenden Gebiet auf das Land geschickt werden konnten, ist nicht abzusehen.

Nun die Rohstoffe. Wir lassen diejenigen außer acht, die wie Steine, Erden, Metalle und Kohlen in ihren einmal vorhandenen Beständen nicht durch menschliche Arbeit vermehrt werden können, oder die wie Kautschuk nur in heißen Erdteilen gedeihen und durch heimische gleichwertige Naturprodukte nicht ersetzt oder nur durch die Chemie künstlich hergestellt werden können.

Der Bedarf an Oelen für technische Zwecke beansprucht eine um etwa ein Drittel größere Fläche im Ausland als die wir dort für menschliche oder tierische Ernährung in Anspruch nahmen.

Um unseren Bedarf an Wolle im Inlande zu erzeugen, müßten wir zu den 5,8 Millionen Schafen im Inlande eine Herde von weiteren 68 Millionen unterhalten.

Der deutsche Einfuhrüberschuß an Baumwolle wuchs auf einer Fläche von 2,5 Millionen ha; für Mohair, Jute, Seide, Hanf, Krapf und andere Pflanzenstoffe nahmen wir weitere 390 000 ha im Ausland in Anspruch.

Um unseren Bedarf an Fellen und Häuten zu decken, müßten wir eine Rindviehherde von 56 Millionen unterhalten. Den Bestand an Schafen müßten wir um 10,8 Millionen vermehren, d. h. noch weit über denjenigen von 1893 hinaus, ferner müßten wir 25 Millionen Ziegen mehr haben. Man darf natürlich die obigen Ziffern nicht einfach zusammenziehen. Wenn wir z. B. mehr Schafe für die Wolle hatten, haben wir auch mehr Häute und mehr Fleisch usw. Unsere Erzeugung namentlich an Federvieh, Obst, Gemüse kann beträchtlich gesteigert werden, ebenso ist es vielleicht möglich, unsere Ernte an Brotgetreide und Hülsenfrüchten mit dem Be-

völkerungszuwachs in Einklang zu halten. Aber auch die Intensivierung des Betriebes hat seine Grenzen, und je intensiver der Betrieb wird, desto mehr verbietet sich das Halten großer Schaf- und Gänseherden oder die Erweiterung des Anbaus von Flachs, Hanf, Krapf. Eine Vermehrung des Viehstandes, besonders der Schweine, ist zu erwarten. Namentlich bei energischer innerer Kolonisation und Kultivierung der Heiden und Moore in der nordwestdeutschen Tiefebene und den deutschen Mittelgebirgen. Nach der Denkschrift des Vereins zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reich können auf diesen Flächen über 72 000 Familien kleiner und größerer Wirtschaften ihren Lebensunterhalt finden, die dem Marke über 8 Millionen Doppelzentner Lebendgewicht an Rindvieh zuführen könnten. Aber jede Steigerung der Schweinehaltung vermehrt unsere Abhängigkeit von fremden Kraftfuttermitteln, deren Selbsterzeugung nur auf Kosten des Brotgetreides erhöht werden kann. Daran kann auch die neuerdings im Reichstag wieder geforderte Heraufschraubung des Gerstenpreises nichts ändern. Eine Vermehrung des Viehstandes würde unseren Bedarf an ausländischen Delfrüchten nicht merklich herabdrücken, wir würden trotzdem mehr und mehr auf Pflanzenfasern angewiesen sein, zumal es sich — wenigstens nach den Erfahrungen in Hannover — als einträglich herausgestellt hat, die Schweine nur bis auf etwa 200 Pfund zu mästen.

bleiben die Kolonien, um Deutschland vom Auslande unabhängig zu machen. Das ist Zukunftsmusik aus weitester Ferne. Einer Mehreinfuhr von Lebensmitteln und Industrierohstoffen im Werte von etwa 4 Milliarden Mark nach Deutschland stand eine Ausfuhr unserer Kolonien von 70 Millionen Mark gegenüber. Für den Kriegsfall müssen wir dabei im Auge behalten, daß, selbst wenn wir aus dem sogenannten nassen Dreieck herausträmen, England die Seestraßen bei Malta, Gibraltar, Aden, Kapstadt bewacht.

Es ist also nur ein Traum, daß Deutschland sich wirtschaftlich jemals selbst genügen könnte, ein Traum, dessen Erfüllung trotz aller Kriegsnöte, die die Blockade uns gebracht hat, nicht einmal zu wünschen ist. Man mag die Wichtigkeit unseres Außenhandels im Verhältnis zum Binnenverbrauch so niedrig einschätzen wie man will, Deutschland muß Waren oder Menschen ausführen, wer aber verkaufen will, muß kaufen.

Die Ausnahmezustände, die der Krieg geschaffen hat, beweisen nichts für die Notwendigkeit oder Richtigkeit eines möglichst geschlossenen Handelsstaates. Der Gefahr, daß die Kunst unserer Staatsmänner eine neue Eintreisungslokalisation nicht sprengen könnte, kann anders, z. B. durch Vorratsansammlungen, begegnet werden. Eine solche Erhöhung der Rüstungskosten würden die Speisen des Staatsbetriebes erhöhen, volkswirtschaftlich aber immer noch vorteilhafter sein, als eine künstliche unwirtschaftliche Vermehrung der Binnenerzeugung.

Karl Muthesius / Der Lebenstag eines Menschenfreundes

„Der Schulunterricht kam mir vor wie ein großes Haus, dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher, vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittleren wohnen dann schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinauffsteigen könnten, und wenn sie Gelüste zeigen, etwas tierisch in dasselbe hinaufzuklettern, so schlägt man ihnen einen Arm oder ein Bein, das sie dazu brauchen konnten, provisorisch entzwei; im dritten wohnt dann eine zahllose Menschenherde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oberen das gleiche Recht haben; aber sie wird nicht nur in elsthaftem Dunkel fensterloser Böden sich selbst überlassen, sondern man bohrt in denselben noch denen, die auch nur den Kopf aufzuheben wagen, um zu dem Glanze

des obersten Stodwerkes hinaufzugucken, gewaltfam die Augen aus."

So schrieb Heinrich Pestalozzi im Jahre 1801. Und die sein Leben bewegende Aufgabe wurde es, daß er „in dieses Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung baute“.

Von diesem Leben erzählt Wilhelm Schäfer in seinem neuesten Buche (Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. München 1916, bei Georg Müller). Er nennt es einen Roman und will damit sagen, daß es etwas anderes ist als eine Lebensbeschreibung. Es ist die Darstellung eines Menschenlebens, mit dem Auge des Dichters gesehen. Nicht in dem Sinne, als ob das Tatsächliche in dichterischer Freiheit versetzt und mit dem Rankenwerk poetisch-romanhafter Ausschmückung umgeben würde. Nein, das Geschehen im Zeitenlaufe ist nicht verschoben und nicht verbogen, es wird in all seiner vielgestaltigen festsamen Verschlingung mit geschichtlicher Treue geboten. Aber es ist dem Dichter nichts anderes als Rahmen, in den er das Bild eines Menschenlebens einspannt, das in all seinen Wechselfällen, in seinen Höhen und Tiefen getragen und durchdrungen ist von dem einen Gedanken, das durch die dornigten Festschritte seines Schicksals immer wieder zurückkehrt zu seiner Sendung der Menschenliebe: Befreiung und Erneuerung des Volkes als einer sittlichen Gemeinschaft durch Erziehung nach dem sicheren Naturgange der menschlichen Entwicklung.

Wer kennt in der gebildeten Schicht unseres Volkes Heinrich Pestalozzi? Wer weiß etwas Genaueres von seinem Lebensgang und seinem Lebenswerk? Wohl führen die Personenregister unserer Literaturgeschichten seinen Namen in Fettdruck auf und rühmen ihn in einigen Sätzen als Verfasser eines Erziehungsromanes, den wohl einige als die erste deutsche Dorfgeschichte bezeichnen. Aber wer liest heute noch ein Buch aus dem Jahre 1790? Vielleicht weiß der eine oder der andre, daß ihm die Nationalversammlung der französischen Revolution neben Klopstock und Schiller den Ehrenbürgerbrief ins Haus sandte und daß Fichte ihm in den Reden an die deutsche Nation ein unvergängliches Denkmal setzte, vielleicht auch, daß er dem Konful Napoleon Bonaparte in Paris seine Erziehungspläne auseinandergesetzt und daß der Kaiser Alexander von Rußland ihn umarmt hat. Aber daß Napoleon sich ungeduldig mit den Worten von ihm abwandte, er habe keine Zeit, sich um sein ABC zu bekümmern, erregt schon ihren Verdacht. Wer mag sich mit elementar-schulmeisterlichen Lüsteleien abgeben!

Nur die deutschen Volksschullehrer haben seinen Namen auf ihr Panier geschrieben. Aber nur für diese zu schaffen, war nicht die Absicht Wilhelm Schäfers, er wollte auf weitere Kreise wirken.

Und, um es gleich zu sagen: sein Buch wird Pestalozzi-geist ausströmen, es wird dem Pestalozzigeanken Jünger werben. Denn hier liegt ein Werk vor, das durch die künstlerische Bemühen des Stoffes jeden Leser in seinen Bann zieht, das durch die plastische Gedrungenheit seiner Sprache, durch die verhaltene, aber eben deshalb um so tiefer wirkende Wärme der Gesinnung lebendigste Anteilnahme erweckt, daß die Idee, welche das Leben jenes Sonderlings durchglühte, ins hellste Licht rückt und schließlich bis in die lebendige Gegenwart hinein leuchten läßt.

Diese Idee besagt aber, daß die Seele des Menschen ruhelos sei, wenn sie nicht aufgehen könne in dem Dienst der Liebe für die Nächsten, für die Armen im Volk, und daß

diesen nur Hilfe gebracht werden könne, wenn das Himmelslicht des geistigen Lebens in ihnen entzündet werde.

Mit sicherer Hand führt Wilhelm Schäfer den Lebenstag des Menschenfreundes vom Lebensmorgen über den Mittag und Abend bis zur stillen Grabesnacht, in sich steigender Verdichtung jener Idee. Wie die furchtsame Seele des in der Lebensluft verschämter Armut aufwachsenden Kindes aus der verlorenen Traurigkeit einer behüteten Stubenwelt sich herausfinden will in den Lebenskreis der Dinge und gleich dabei zusammenprallt mit der harten Wirklichkeit: dem Schulleben und der Schulmeistergrausamkeit, mit der Not der Volksarmut, gegen die die gestrengen Herren von Zürich kein anderes Mittel kennen als die allmonatliche Betteljagd der Landreiter, bei der eine verlumpte Schar, Alte und Kinder, in einen langen Strid wie eine Schafferde eingehürdet werden; wie so schon am frühen Lebensmorgen der Widerstreit zu dem in stiller Ahnung aufdämmernden Ziel und den Lebenswirklichkeiten sich in die Kinderseele legt: mit seinem psychologischen Takt ist das alles dargestellt. Der Jüngling brüht mehr als ein Duzend Jahre die Schulbänke, bis das Gefühl unabweisbarer Entscheidungen mächtig wird, die mit all den flatternden Sehnsüchten und Lebensspielereien seiner verzeitelten Jugend aufräumen sollen. Er tut den Schritt von der Schulweisheit zum Bauerndasein und baut auf dem steinichten Birrfeld im Aargau sein Haus. Aber all seine Volksbeglückungspläne scheitern an dem Traumsinn seines Wesens und seiner Lebensunklugheit. Wie die Kinder in der Schule zu Zürich ihn mit dem Spottnamen Heiri Wunderli belegten, so verhöhnen ihn die Bauern des Birrfeldes als schwarze Pestilenz, und für die Welt ist er nur der Armennarr auf dem Reuhof. Der wirtschaftliche Bankrott schlägt über seinem Haupte zusammen, und mit allerlei tastenden Versuchen der Wiederaufrichtung seiner zernickten Existenz reibt er die Kräfte der besten Mannesjahre auf, „ein im Winde der Gefühle schwankendes und von dem Rankenwerk wirrer Einfälle behangenes Gewächs“. Da formt sich in ihm aus der in Armut und Unbildung verkommenen Umwelt heraus das Volksbuch, das seinen Ruhm in die Welt trägt. Jetzt kann die Zeit nicht mehr fern sein, „wo aus Reichen und Armen, Klugen und Törichtigen, Herrschaften und Beherrschten die Volksgemeinschaft wird, darin die Menschenbrüderschaft des Evangeliums aus der Sonntagspredigt in die wirklichen Wohnungen und Geschäfte der Menschen kommt“. Aber seine Stunde schlägt noch nicht. Die Wogen der Revolution durchbrechen die Grenzen seines Heimatlandes und ziehen ihn in ihren Strudel, auf ihren Rängen schweben von neuem seine Pläne. Im Alter von mehr als fünfzig Jahren ist er endlich mit den verwahrlosten Kindern im Waisenhaus zu Stans auf der Wanderung nach einer neuen Menschlichkeit; in christusgleicher Hingebung und Liebe opfert er sich für sie auf bis zum körperlichen Zusammenbruch. Da verschlägt ihn sein Geschick wieder auf einen Nebenweg. Mit grüblerischem Bemühen stürzt er sich in Untersuchungen über die naturgemäße Methode des Elementarunterrichts. Schüler und Lehrer aus allen Weltgegenden strömen ihm jetzt zu, Burgdorf und dann Iserten werden zum pädagogischen Wallfahrtsort, Preußen schließt ihn ein in seine Pläne der inneren Wiederaufrichtung und schickt ihm „Eleven“, damit sie sich mit seinem Geist erfüllen: er ist zur europäischen Berühmtheit geworden. Aber in allem äußeren Erfolg nagt der Bormwurf an seinem Herzen, daß er seiner Sendung untreu geworden; Armenerziehung war das Ziel seines Lebens, und eine Er-

ziehungsanstalt für reiche Bankierssöhne leitete er. Brennend fühlt er die Geißel seines Daseins, die eigene Unbrauchbarkeit; er wendet sich ab von seinem Werk und kehrt zu der Stätte zurück, von wo er ausging: zum Neuhof, wo die Grabchriften in den Gärten seiner Hoffnungen stehen. Hier schreibt er mit achtzig Jahren im „Schwanengesang“ die erschütternde Schicksalsgeschichte seiner Fehler und Schwächen. In einer letzten Aufwallung der Sehnsucht seiner Seele beginnt er den Bau eines Armenkinderhauses — aber ehe er die halbfertigen Mauern sieht, ist sein ruheloses Leben ausgelöscht. An der Wand des Schulhauses zu Birr findet sein müder Leib die letzte Ruhe.

Aber nicht damit schließt Wilhelm Schäfer sein Buch. Er läßt den Geist Pestalozzis die Jahrzehnte der neuen Zeit durchschreiten, läßt ihn die neue Volksschule sehen, läßt ihn blicken in die neue Ordnung der Dinge und in die neuen Schichtungen der menschlichen Gemeinschaft, in der die Güter der Erde und das Wissen von den Welt dingen zwar anders verteilt sind, aber die Sehnsucht in der Menschenbrust noch immer nicht stillen. Da erkennt er, daß er nur ein Zeiger war an der großen Weltenuhr, die dem Gang der menschlichen Entwicklung ihre Stunden abmisst. „Ich dachte“, so redet der Geist Heinrich Pestalozzis mit sich selbst, „es wäre der Menscheng Geist von mir, der immer noch auf Abenteuer reitet, indessen sie meinen Körper unter die Dachtraufe und den Rosenstock legten. Nun muß ich sehen, daß er nur der Diener unserer Bruderschaft und nicht das Leben selbst ist, daß er die Worte setzt, damit eine Botschaft von meiner Seele in deine, Bruder und Genosse, käme; da beide sonst einsam im gemeinsamen Schicksal bleiben. Denn allein die Seelenkraft ist das Leben, darin wir alle eins und von Gott und also unverlethlich sind. Botschaft der Weltseele in unser irdisches Dasein zu bringen, ist das Abenteuer des Menscheng Geistes, dessen Tapferkeit sonst nur Ehrgeiz und Rauf lust und vor der Ewigkeit ein windiger Spaß wäre, ein grausames Puppenspiel der Menschen für ihre Götter, wie es die Hoffnungslosigkeit der Alten dachte.“

Das sind die letzten Akkorde, in denen das starke und tiefe Buch Wilhelm Schäfers ausklingt.

Sie verbreiten ihren Nachhall bis in unsere Tage. Aus den Strömen von Menschenblut, die heute fließen, wir ahnen es, wird eine neue Welt erstehen; in ihr muß Pestalozzi-Gefinnung walten, wenn sie die „Botschaft der Weltseele“ ihrer Erfüllung näher bringen will. Durch Bildung frei: das deutsche Volk hat seit Pestalozzis Tagen mit steigendem Erfolg diesem Ziele nachgestrebt, und in der machtvollen inneren und äußeren Kraftentfaltung, die sich jetzt in ihm offenbart, darf es die Probe auf das Ergebnis dieses Strebens erblicken. Aber Tausenden und aber Tausenden, denen Gott den Geistesfunken in die Seele gelegt hat, ist es noch immer nicht vergönnt, ihn zu entzünden, und so erheben sich aus Opfern und Siegen von neuem Fragen und Aufgaben, wie die „Treppe in dem Haus des Unrechts“ noch weiter auszubauen, wie dem Drange des Menscheng Geistes nach der Höhe der Weg weiter zu öffnen sei. Die „vergrabenen Kräfte in den unteren Ständen“ hat Pestalozzi ans Licht führen, dem allgemeinen „Wegverrammeln“ hat er sich entgegenstemmen wollen. Wenn heute mehr denn je in allen Kreisen unseres Volkes das Bemühen rege wird, dem Tüchtigen die Bahn zum Aufstieg frei zu machen, so fühlen wir darin das Wehen des Pestalozzi-Geistes. Verstehen wir ihn recht, damit daraus nicht neue Quellen der Selbstlicht fließen, sondern die „Seelenkraft“ gestärkt werde, „die allein das Leben ist“.

Gottfried Traub / Die Kurzsichtige

In jedem Menschen sind die Ruinen eines großen, heiligen Lebens. Claudius.

Sie war des Sonntags in die Wiesen gegangen und von da am Waldrand entlang. Nun saß sie in dem Eisenbahnabteil mir gegenüber, plump in geschmackloser Kleidung. Sie mußte rasch gegangen sein, denn ihr Gesicht glühte. Auf ihrem Schoß lag ein Strauß von Waldblumen, schlecht und ohne Ordnung zusammengepflückt. Scharfe Falten gruben sich in die niedere Stirn des runden, rotbackigen Gesichts. Als sie aber mit ihrer Nachbarin sprach, merkte ich erst, daß diese bösen dreinschauenden Augen nur auf Kurzsichtigkeit zurückzuführen waren. Sie konnte fröhlich lachen und mit einem Male war dasselbe Gesicht die strahlende Gutmütigkeit selbst. Aber sie litt vielleicht unter ihrem Alleinsein. Sie gehörte zu denen, die offenbar genug zu leben hatten, an denen aber irgendein großes Glück vorbeigegangen war. Aber es war keine eigentliche Unfreundlichkeit, die sich da offenbarte: weit mehr war es die Unbeholfenheit des Weibes, das irgendwo im Leben zu kurz gekommen war. Sie war mit langen Uhrenketten behängt, und sie freute sich daran. Eine breite Nadel mit lauter unechten Brillanten hielt diese Uhrenketten auf der Brust zusammen. Vom Standpunkt des Geschmacks aus entsetzlich anzusehen. Aber vom menschlichen Empfindungsvermögen aus betrachtet, rührend. Sie hatte es nicht anders gekannt, und sie war doch etwas „Besseres“ und mußte auf manche Freude der andern verzichten; so wollte sie genießen, wo und wie sie es verstand. Sie hielt lange den Waldblumenstrauß vor ihre Augen und drehte ihn hin und her. Endlich fand sie, was sie wollte: einen kleinen Bund Vogelbeeren. Langsam nimmt sie die Brillantnadel heraus, schiebt den Stiel der Vogelbeeren zwischen die Uhrenketten und befestigt dann umständlich diesen Blumenschmuck so, daß wahrhaftig nichts mehr auf der Bluse Platz hatte. Verdorrttes Blattwerk deckt selbst hier das Schöne zu: die Farbe kommt gar nicht zur Geltung. Sie selbst kann sich ja nicht sehen. Ihr genügt, daß sie sich noch mit einer Blume schmücken kann. Sie hat dazu das Recht, wie jeder Mensch. Warum soll sie's nicht tun? Und ich meine, daß sich mir in meinem Gegenüber langsam ein Menschenleben öffnet, das zu wenig Sonne im Leben gehabt hat und das doch durch Arbeit nicht gezwungen wurde, straffe Eigenart sich zu erwerben. Sie schlich so am Boden hin ohne viele Lasten, aber auch ohne Lust. Und die baumelnden Vogelbeeren zwischen den falschen Brillanten erzählten von einem seltsamen Gemisch einer im Leben zu kurz gekommenen, aber doch sehr bewußten und in ihrer Art anspruchsvollen Frau.

Wie reich ist die Menschenwelt. Unausdenkbar vielerlei Sinn, Art, Haltung und Schicksal. Was nur in so einem Eisenbahnabteil drin sitzt! Ich möchte gerne den Lebensweg dieses Menschenkindes erfahren. Wenn sie ihn mir selbst erzählte, bin ich sicher, daß sie ihn ebenso gewunden und aufgepußt erscheinen ließe, wie ihre ganze Kleidung. Da stieg sie aus und trug ihre zufriedene Unzufriedenheit über den Bahnsteig. Unterwegs fielen die Vogelbeeren zu Boden. Sie merkte es nicht. Auch sie hatten ja ihren Dienst erfüllt. Sie hatten an diesem Sonntag einer eigenbrödlischen Seele auf einen Augenblick eine Freude gemacht, ja zu einem kleinen Hochgefühl geholfen. Mein jetziges „Gegenüber“ war eine junge, frische Mutter, ihr Mädel auf dem Arm. Das schließ, und ein Raffael hätte nichts Goldigeres in den Rahmen fassen können. Aber meine Gedanken waren noch bei der Kurzsichtigen.

C. B. Tamen (im Felde) / Nach zweimal Jahr und Tag

Wir sind gezogen in den Streit,
ernst, aber mit frohem Danken.
Vorbei und hinweg die Zauderzeit,
das Zerren, Züngeln und Zanken — —
Bis zum Letzten bereit!
Da war kein Wanken.

Wir haben gestritten Jahr und Tag:
Sturm, Rückzug, Sturm und lange Nacht.
Wir haben gejubelt zu Siegesglockenschlag
und haben getrauert manche bange Nacht.
Komme, was mag —
Es wird vollbracht!

Nur eins schwellt unsre Herzen weit und weich:
Die Sehnsuchtsvögel heimwärts stoßen
und rütteln über dem ruhenden Reich
und schaun den Blust geliebter Rosen,
einsam und reich —
Wer wird euch erlösen?

Aber hart erhalte sich Herz und Hand!
Noch drohen Gewalten.
Hat Gott sich auch herrlich uns zugewandt,
rauschte Sieg in Fahnenfalten —
noch streiten sie uns des Friedens Pfand.
Aushalten! Durchhalten!

Soziale Bewegung

Die Bautätigkeit im Kriege. Es ist ganz selbstverständlich, daß in der Kriegszeit weniger gebaut wird als sonst, auch weniger als in den letzten Friedensjahren, in denen die Bautätigkeit sehr stark daniederlag. Man will jetzt lieber abwarten. Nach einer amtlichen Feststellung für das Jahr 1915 ist denn auch die Zahl der geforderten und erteilten Baugenehmigungen ganz erheblich zurückgegangen. In Berlin waren es z. B. 189 gegen 489 im Jahre 1914. In Bremen waren es 92 gegen 832, in Charlottenburg 12 gegen 71, in Chemnitz 33 gegen 144, in Dresden 42 gegen 200, in Hannover 31 gegen 156, in Kiel 4 gegen 52, in München 35 gegen 172, in Nürnberg 24 gegen 167, in Stettin 4 gegen 57. Dabei muß beachtet werden, daß vom Jahre 1914 nur die sieben Hauptmonate noch in der Friedenszeit lagen. Die verringerte Bautätigkeit im Kriege steigert naturgemäß die Sorgen derer, die für die ersten Friedensjahre eine große Wohnungsnot und entsprechende Mietssteigerungen voraussehen.

Verbandsbildung im Handel. Am 17. Juni 1916 ist in Berlin ein „Verband der Getreide- und Futtermittelvereinigungen Deutschlands“ gegründet worden, dem sich sofort 39 Vereine mit etwa 12 000 Mitgliedern angeschlossen haben; Mitte Juli haben sich zahlreiche ostdeutsche Getreidehändlervereine zu einem „Verband der Getreide- und Futtermittelvereinigungen Ostdeutschlands“ zusammengefunden. In Danzig hat sich der gesamte Großhandel zu einem „Wirtschaftsverband Danziger Handelsfirmen“ zusammengeschlossen. Schon Ende Mai ist der „Verband des Einfuhrhandels“ ins Leben getreten, der binnen kurzem 2000 Firmen vereinigt hat; dazu kommt ein „Bremer Einfuhrhandelsverband“ und seit dem 24. Juni 1916 ein „Verband des Einfuhrhandels in Berlin“, der seine Wirksamkeit über das ganze Reich mit Ausnahme der beiden Hansestädte Bremen und Hamburg erstrecken will. Daneben hat man noch von einem „Verband Berlin für die Einfuhr von Nahrungs- und Genussmitteln“ gehört, und der „Zentralverband des deutschen Großhandels“ versendet ein Rundschreiben, in dem er die Notwendigkeit seiner Bestrebungen darlegt. Alle diese Verbände stellen die Mobilmachung des privaten Handels zur Verhinderung völliger Ausschaltung durch die Kriegswirtschaftsgesellschaften während der Dauer des Krieges und für die Zeit der Ueberleitung zum Friedenszustand dar, und sie wollen ihn gleichzeitig für die wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen nach dem Kriege stark machen, die sich um die Frage der

Monopole entspinnen werden. Sie wollen die Leistungsfähigkeit des freien Handels auch in schwierigsten Zeitleisten durch ihre Kräftezusammenfassung beweisen und dadurch verhindern, daß die Kriegswirtschaftsgesellschaften nach dem Friedensschluß weiterbestehen und zu Monopolen ausgebaut werden.

Paritätische, nicht unparteiliche Arbeitsnachweise. Bei Besprechung der von uns schon mitgeteilten Bundesratsverordnung über den Zwang der Gemeinden zur Einrichtung von Arbeitsnachweisen macht die „Soz. Prag.“ auf den Unterschied zwischen paritätischen und unparteilichen Arbeitsnachweisen aufmerksam. Es wird immer nur von „unparteilichen“ Arbeitsnachweisen gesprochen. Die sogenannte „Neutralität“ der Nachweise genügt aber nicht. Die paritätische Verwaltung darf nicht zu kurz kommen. Man lese den Verhandlungsbericht des Münchener Gewerkschaftskongresses oder die um jene Zeit in den Zeitschriften der Arbeiterkassen erschienenen Aufsätze darüber nach: gegen den nur „unparteilichen“ Nachweis bestehen schwere Bedenken, er hat nicht das unumgänglich notwendige Vertrauen der Massen. Wenn die Bundesratsverordnung von „unparteilichen“ Nachweisen spricht, so will sie offenbar der rein bürokratisch organisierten Arbeitsvermittlung die Lebensfähigkeit nicht absprechen. Ein Blick in die preussischen Zusammenstellungen über die Leistung der einzelnen öffentlichen Nachweise zeigt, daß die bürokratisch verwalteten Nachweise größtenteils ihre Aufgaben mangelhaft erfüllen. Nur schüchtern erwähnt die halbamtliche Erklärung zur Bundesratsverordnung die „Zuziehung von Arbeitgeber- und -nehmern dort, wo sich hierfür ein Bedürfnis ergibt“. Hier tritt jener Mangel, Imponderabilien berücksichtigen zu können, hervor, der so viele gut gemeinte Maßnahmen der Regierung durchzieht; das Vertrauen zum Nachweis ist überall ein Bedürfnis, ja eine Lebensfrage der öffentlichen Arbeitsvermittlung, und ist es nicht endlich an der Zeit, daß sich die Behörden die Kräfte der Arbeitgeber- und -nehmerverbände für beratende Aufgaben nutzbar machen, statt diese immer wieder ohne sie, an ihnen vorbei, lösen zu wollen? Jetzt und nach dem Kriege kommt es mehr als je darauf an, alle erfahrenden und zur Mitarbeit bereiten Kräfte aus dem Volke zur gemeinnützigen Mitwirkung im öffentlichen Dienste zu gewinnen. Wir brauchen alle tüchtigen freien Kräfte, denn mit Beamtenkräften läßt sich nicht alles von oben machen und im lebendigen Wachstum erhalten. Wir dürfen die Einrichtungen, die der Arbeiterschaft unmittelbar dienen sollen, nicht über ihren Köpfen aufbauen, sondern durch die Heranziehung der Vertrauensmänner der Arbeiterschaft in ständige innere Fühlung mit dieser bringen: „Für das Volk durch das Volk.“ Wir müssen vor allem die sozialen Selbstverwaltungskörper, die in den freien Berufsorganisationen sich am kräftigsten entwickelt haben, systematisch in das staatliche Gefüge eingliedern und nutzbar machen, statt sie sozusagen bloß zu dulden oder sie gar in eine kritische Gegnerschaft zu den öffentlich-bürokratischen Verwaltungsgebilden hineinzubringen. Diese grundsätzlichen allgemeinen Fragen sozialer Verwaltungspsychologie klingen bei der Betrachtung der neuen Arbeitsnachweisverordnung wieder ernsthaft an.

Genossenschaftliche Bedenken für Handwerker. In den „Monatsheften der Handelskammer in Düsseldorf“ empfiehlt der Syndikus Dr. Peters die größte Vorsicht bei der Gründung von Lieferungs-genossenschaften im Handwerk. Er begrüßt den Organisationsgedanken im Handwerk und führt aus, daß für die Gründung von Lieferungs-genossenschaften ein großes Bedürfnis vorhanden sei, was aus der erheblichen Anzahl der Neugründungen hervorgehe. Aber er verhehlt sich auch nicht die Schwierigkeiten, die sich dem Genossenschaftswesen im Handwerk entgegenstellen. Diese Schwierigkeiten seien nicht nur wirtschaftlicher Art, sondern auch politischer und seelischer Art, denn nicht nur seien materielle Gegensätze vorhanden, sondern auch solche geistiger Natur. Hierdurch werde die Lebensfähigkeit der Handwerker-genossenschaften unstreitig sehr erschwert, und es bestehe die Befürchtung, daß sie nach dem Kriege bald wieder zusammenkrumpfen werden. Angesichts dieser Erwägungen darf wohl der dringende Wunsch ausgesprochen werden, zunächst, daß bei der Gründung auch von Lieferungs-genossenschaften von vornherein das Augenmerk darauf gerichtet werde, daß Gebilde zustandekommen, die eine dauernde Lebensfähigkeit verheißten. Um das zu erreichen, müssen aufs ernsthafteste die allgemeinen Vorbedingungen für das Gedeihen genossenschaftlicher Unternehmungen überhaupt geprüft werden. Es ist zu prüfen, ob die für gemeinsame Unternehmungen erforderliche Einmütigkeit unter den Beteiligten vorhanden ist, oder ob etwa scharfe politische oder sonstige Gegensätze ein Zusammenarbeiten erschweren. Es ist weiter zu prüfen, ob eine ausreichende Finanzierung des Unternehmens nicht allzugroßen Schwierigkeiten begegnet, ob die Zahl der Teilnehmer nicht gering ist, ob geeignete Personen vorhanden sind, die die nötigen kaufmännischen Kenntnisse und vor allem die erforderliche Objektivität in der Beurteilung der Leistungen der Mitglieder besitzen. Schließlich ist, und zwar besonders da, wo zu kleine Gebilde herauskommen, zu prüfen, ob nicht der Anschluß an Nachbarorganisationen vorzuziehen ist.

Büchertisch

Mag Nordau: **Französische Staatsmänner.** Aus der Sammlung „Männer und Völker“. Illstein & Co. Berlin 1916. 249 S. 1 M.

Aus fast dreißigjährigem Leben dieses deutschen Zeitungs-Korrespondenten in Paris stammt Kenntnis und Anschauung dieser Skizzen. Die historische Einleitung über die zwei Frankreichs, das revolutionär-demokratische, das monarchisch-absolutes, als über die Tendenzen, die im Steit und Widersteit die französische Geschichte seit anderthalb Jahrhunderten ausmachen, ist nicht sehr tief und eigentlich überflüssig. Dagegen bieten die Charakterstizzen hervorragender Franzosen anekdotisch Interessantes und sind von gutem psychologischen Verständnis für französisches Wesen. Das gilt vor allem von der Biographie Adolfs Thiers, Balzard Rousseau und Clemenceau. Auch hat der Verfasser ganz geschickt in die Folge dieser biographischen Skizzen die wichtigsten Ereignisse der französischen Geschichte seit 1870 verwoben. Schotte.

Dr. Hans Vorst: **Die russische Krisis.** Dietrich & Reimer. Berlin 1916. 36 S. 50 Pf.

Nach der Sammlung seiner Reiseberichte aus England und Frankreich folgt diese nicht minder wertvolle über Rußland. Der unbestechliche Beurteiler sieht die Lage dieses Gegners düster, und die immer deutlicher werdende Entwicklung der russischen Verhältnisse gibt ihm Recht, daß sie kaum durch Revolution, zu der übrigens wenig Aussicht ist, nur durch Friedensschluß zu sanieren sind, und daß man sich hierzu bedingungslos wird verstehen müssen. In zwei Momenten gipfelt die wirtschaftliche Krise, in dem relativen Menschenmangel des ungeheuren Reiches und der Unentwickeltheit der Verkehrsverhältnisse. Hierdurch liegen nicht nur die Industrie, Handel und Gewerbe völlig danieder, Rußland wird mit seiner Geldwirtschaft und dem natürlichen Reichtum seines Bodens ein Objekt der englisch-amerikanischen Ausbeutung, sondern schlimmer ist noch die Not der Landwirtschaft, indem durch den Menschenmangel, das Ausbleiben der Maschinen und Geräte, die Transportschwierigkeiten nicht nur durchschnittlich kaum die Hälfte der gewöhnlichen Anbaufläche bestellt worden ist, sondern sogar nicht einmal Hoffnung ist, diese geringen Ernteerträge in den Verkehr bringen zu können. Das Gelpfen der Hungersnot wächst ins Grauenhafte. Man lese weiter die sehr interessanten politischen Ausführungen über die politischen

Enttäuschungen und über das Verhältnis Rußlands zu den Verbündeten. Danach ist ein Separatfrieden unwahrscheinlich. Aber Vorst meint, daß die große wirtschaftliche Krisis Rußland dazu zwingen werde, im Sinne einer Beschleunigung des Friedens auf seine Bundesgenossen zu drücken. Schotte.

China-Archiv. Herausgegeben vom Deutsch-Chinesischen Verbande E. B. Durch Geh. Admiralitätsrat Dr. W. Schrameier. Verlag von R. Curtius. Berlin. Jährlich 15 M., einzelne Heft 1,50 M. Bisher erschienen Heft I-V. Erscheint monatlich.

Die Organisation dieses für unsere weltpolitischen Interessen in China bestimmten wertvollen Unternehmens gliedert sich in fünf Abteilungen. Erstens: Aufsätze und Berichte. Wir notieren an Namen von Mitarbeitern Freiherr von Mumm, Lizentiat W. Schüller, Staatssekretär a. D. Dr. Fischer. Ihre und des Herausgebers Arbeiten behandeln die deutschen Niederlassungen, Schulen, Handelsunternehmungen, kulturelle Gesellschaften in China usw., das Problem der gegenwärtigen monarchischen Bewegung. Abteilung 2, unseres Erachtens die wichtigste: „Aus der Presse“, und zwar Auszüge aus der internationalen Presse in großer Vollständigkeit zu allen ostasiatischen Problemen. Abteilung 3: „Urkunden“, 4: Bücherbesprechungen, 5: Mitteilungen der Geschäftsstelle. Gleichzeitig machen wir auf die Schriften des Deutsch-Chinesischen Verbandes aufmerksam, von denen Heft 1 und 2 „Kiautschou, seine Entwicklung und Bedeutung“, von Dr. U. Schrameier, und „Deutschland und China nach dem Kriege“ von Paul Rohrbach und Wolf von Döwall erschienen sind. Schotte.

Freiwillige Gaben:

Zur Verendung der „Hilfe“ an kühnere Krieger: je 1 M.: Feldbl. d. L. R. B. im Felde, Ran. A. F. im Felde, Feldbl. Jnspr. E. D. im Felde, Unteroff. E. C. im Felde, Bizefeldw. G. R. im Felde, Dr. D. in B., Pfarrer L. in B., je 2 M.: Off.-Arzt A. G. im Felde, Unteroff. B. L. im Felde, Oblt. D. v. B. in B., Unteroff. A. C. im Felde, B. C. in B., Feldgeistl. H. im Felde, Lt. d. R. M. B. im Felde, Bizefeldw. d. R. L. G. im Felde, 2,10 M.: Gefr. St. im Felde, je 3 M.: Assistenzarzt d. R. Dr. B. in B., Oberlt. Prof. Dr. F. L. a. St. Sch., Unteroff. P. Sch. im Felde, Unteroff. L. im Felde, je 4 M.: Feldw. F. G. im Felde, Soldat M. G. im Felde, Unteroff. M. im Felde, 4,05 M.: Lt. d. R. G. R. im Felde, je 5 M.: Unteroff. B. B. im Felde, Frau J. J. in G., Unteroff. E. M. im Felde, 8 M.: Unteroff. L. im Felde, je 9 M.: Lt. L. im Felde, Stabsarzt d. R. Dr. W. R. im Felde.

Für Wäcker für Heer und Marine: A. D. im Felde 4 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Glin. Das Vorlesungs-Verzeichnis der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung für das Wintersemester 1916/17 ist erschienen. Auch in dem 6. Kriegsemester werden die wichtigsten Vorlesungen in vollem Umfang gehalten, Übungen und Seminare finden wie sonst statt. Nur die Vorlesungen einiger nebenamtlicher Dozenten fallen fort.

Der Lehrplan umfaßt auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre 14 Vorlesungen und Übungen in 25 Wochenstunden; auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre und Kulturpflege 20 Vorlesungen in 30 Wochenstunden; auf dem Gebiete der Statistik 2 Vorlesungen in 4 Wochenstunden; auf dem Gebiete der Versicherungslehre 4 Vorlesungen in 5 Stunden.

Neu hinzukommt eine Vorlesung über Allgemeine Staatslehre mit 2 Wochenstunden und eine weitere Vorlesung über die neuen Reichsteuergesetze des Jahres 1916 und über zukünftige Finanzfragen. Außerdem können die unmatriculierten Studierenden der Verwaltungs-Hochschule die Vorlesungen an der Handels-Hochschule unentgeltlich belegen.

Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 24. Oktober.



Den Freunden und Mitstreitern meines Mannes zur Nachricht, daß unser lieber

Dr. Wilhelm Ohr

Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M.,

Oberleutnant und Kompagnieführer

am 23. Juli 1916 fürs Vaterland gefallen ist.

Julie Ohr, geb. Bindschedler.

Frankfurt a. M., Mauerweg 30.

Bulgarien-Land u. Leute

von Professor Karl Kassner.

(Bibliothek des Orens, Band 2)

Seit dem vergriffenen Wert von Jirec (1891) besaßen wir keine Landeskunde mehr von Bulgarien. Und doch brauchen wir sie heute nötiger denn je, denn der Weltkrieg und vor allem unser Bündnis mit Bulgarien wird unserem Handel und Verkehr, unserer Wissenschaft und Technik, kurz unserer gesamten Kultur neue Wege erschließen. Uns hier ein Führer zu sein, war niemand berufener als Prof. Kassner, der das Land zwölfmal kreuz und quer bereist und durchforscht hat. — Die Presse urteilt über sein Buch:

„Kassner darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, über alle Seiten des bulgarischen Landes und seiner Bewohner in außerordentlich klarer und sachlicher Form genügend ausführlich und ohne Bevorzugung bestimmter Kapitel berichtet zu haben. Die Ruhe seines Urteils und seine Freude an der Aufklärung über die tausenderlei wichtigen, teils statistisch belegbaren, teils der Erfahrung entspringenden Dinge, die namentlich für den völligen der Kenntnisse über Bulgarien baren deutschen Leser von hohem Werte sind, berühren außerordentlich sympathisch.“

Das Buch ist durch jede Buchhandlung zu beziehen zum Preise von 1,50 M.

Verlag von Dr. Werner Klinckschardt, Leipzig

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.
Bierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lühm 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis- & Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Richard Charnay-Wien:** Die Organisier-
barkeit Oesterreichs. — **Univ.-Prof. Dr. J. Hasehagen:** Belgien
unter französischer Herrschaft 1794—1814. — **Dr. Heinz Potthoff:**
Bücherische Marktreise. — **Dr. Erich Schairer:** Die Stadt
der Gegenläge. — **Margarete Jändorff:** Die preussische
Ueberrnahmestelle für Flüchtlinge. — **Das „große Ostern“.**
— **Weghner:** Jugendwehrexerzungen. — **Gottfried Traub:**
Verdächtigung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 30. Juli.

Glänzendes Erntewetter, sehr heiß. Nach den regne-
rischen Zeiten, die uns besorgt machten, ist nun der Jahresertrag
der deutschen Felder gesichert. Das wird allseitig in seiner Be-
deutung für den Krieg verstanden.

In dem gestern bereits erwähnten Berichte der deutschen
Kriegsleitung steht der wertvolle Satz: „Von den in den Laga-
retten des gesamten deutschen Heimatgebietes behandelten An-
gehörigen des deutschen Feldheeres werden nach der letzten vor-
liegenden Statistik 90,2 v. H. wieder dienstfähig, 1,4 v. H. sterben,
8,4 v. H. bleiben dienstunbrauchbar oder werden beurlaubt.“ Das
ist eine runde tatsächliche Anerkennung für das Sanitätswesen,
eine Leistung von Ärzten, Pflegepersonal und Heilmethode.
Dahin gehört auch der weitere Satz: „niemals sind die militärischen
Maßnahmen durch Seuchen gestört worden!“

Oesterreichische Ärzte und Sanitätspersonen, die nach langer
Gefangenschaft in Rußland ausgetauscht wurden, be-
richten Schreckliches von den Gesundheitszuständen der Gefangenen-
lager diesseits und noch mehr jenseits des Uralgebirges. Es gehe
aber dabei den österreichischen oder deutschen Kranken kaum
schlechter als den russischen auch.

Montag, 31. Juli.

Es kommt die Anzeige vom Kriegstod von Prof. Wilhelm
Ohr. Auch er hat seine treue deutsche Gesinnung mit dem Tode
besiegelt, wie so viele andere. Er war der Gründer des National-
vereins für das liberale Deutschland, weit bekannt in den Kreisen
akademischer Jugend.

Der Präsident der Handelskammer in Nancy, Herr Bilgrain
redet über die Entvölkerung Frankreichs und sagt:
„Die Gesamtbevölkerung Frankreichs wird nach dem Kriege, den
wir auf 30 Monate rechnen, um etwa 2 500 000 Seelen ver-
mindert sein, also nur noch 37 Millionen betragen.“ Diese Ver-
lustberechnung ist stärker als alles, was wir für möglich gehalten
haben, kann aber trotzdem richtig sein.

Zwischen den Russen und der Armee Einsingen ist der
Uebergang über den Stochod strittig. Die betreffende
Stelle liegt etwa in der Mitte zwischen Luzk und Kowel. Der
Uebergangspunkt Swidnichi ist in deutschem Besiz. Zwischen
Stochod und Wipa sind keine Verluste. Als Ersatz für den Erz-
herzog Josef Ferdinand bringt der österreichische Heeresbericht

den Generalobersten v. Tersitzansky. Die Armeen Puhallu,
Böhm-Ermolli und Graf Bothmer halten ihre Linien aufrecht.

In Lemberg wird gegenüber auftretenden Beunruhigungen
erklärt, daß nach maßgebender militärischer Ansicht eine Ge-
fährdung von Lemberg nicht wahrscheinlich ist.

Die englisch-deutschen Kämpfe bei Pozieres nördlich der
Somme gehen täglich weiter.

In holländisch Indien wurden eines Tages die Tele-
gramme der deutschen Hauptstation Rauen aufgefangen. Daraus
hat sich entwickelt, daß die Holländer einen englandfreien Tele-
funkenverkehr mit ihren Kolonien in der Südsee einrichten konnten.

Dienstag, 1. August.

Am Erinnerungstage des Kriegsbeginns erscheinen Erlasse
des Deutschen Kaisers an das deutsche Volk und an die
deutsche Wehrmacht zu Lande und zur See. Der Kaiser sagt:
„Die Hoffnung der Feinde, uns in der Herstellung von Kriegs-
mitteln zu überflügeln, wird ebenso zuschanden werden wie ihr
Plan, durch Hunger zu erzwingen, was ihr Schwert nicht erreichen
kann.... Noch liegt Schweres vor uns. Zwar regt sich nach
den furchtbaren Stürmen zweier Kriegsjahre die Sehnsucht nach
dem Sonnenschein des Friedens in jedem menschlichen Herzen;
aber der Krieg dauert fort, weil die Lösung der feindlichen Macht-
haber auch heute noch Deutschlands Vernichtung ist. Niemals hat
mich die feste Zuversicht verlassen, daß Deutschland trotz der Ueber-
zahl seiner Gegner unbezwingbar ist, und jeder Tag befestigt sie
aufs neue. Das deutsche Volk weiß, daß es um sein Dasein geht.
Es kennt seine Kraft und vertraut auf Gottes Hilfe.... Noch
sind die Macht und der Wille des Feindes nicht gebrochen. In
schwerem Streite müssen wir weiterringen um die Sicherheit
unserer Lieben, um des Vaterlandes Ehre und für die Größe des
Reiches. Wir werden in diesem Entscheidungsschlamm, gleichviel
ob der Feind ihn mit Waffengewalt oder mit kalt berechnender
Tücke führt, auch im dritten Kriegsjahr die alten bleiben.“

In der vergangenen Nacht haben mehrere deutsche Luft-
schiffgeschwader sowohl über London wie über den östlichen
Grafschaften Englands Küstenwerke, Abwehrbatterien und militä-
rische Anlagen mit sichtbarem Erfolge mit Bomben belegt. Alle
Luftschiffe sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Zwischen den Engländern in Ägypten und den Italienern
wurde ein Vertrag abgeschlossen, um gemeinsam die Senussi
im Hinterlande von Tripolis zu bekämpfen. Aus verschiednen
Nachrichten ist zu entnehmen, daß die Senussi noch immer und
vielleicht sogar in steigendem Maße den Italienern Schwierigkeiten
bereiten.

Die sozialdemokratische Partei veranstaltete in München eine
Gedächtnisfeier für den ermordeten französischen Abgeordneten
Jaurès. Dabei sagte Dr. David: „Wäre Jaurès ein Ab-
trünniger von seiner eigenen Nation gewesen, dann würden wir
ihn heute nicht feiern. Das Ziel seiner Politik war eine Ver-
ständigung zwischen Frankreich und Deutschland, die ehrliche Ver-
söhnung zwischen den beiden großen Kulturvölkern.“ Der Redner
stellte die Frage, warum der Mörder von Jaurès noch immer nicht
zur Verurteilung gekommen ist. Fürchte man etwa, der Prozeß
könnte Material aus der Vorgeschichte der furchtbaren Tat bringen,
das der Legende vom deutschen Ueberfall auf Frankreich ein Ende

machen würde? — Der Tod dieses starken und ehrlichen Franzosen ist in der Tat ein Verlust für beide Völker.

Diittwoch, 2. August.

In England wird eine große Entrüstung zur Schau getragen über die von deutscher Seite erfolgte Erschießung eines Kapitäns Fryatt. Dieser Kapitän eines Handelsschiffes hatte sich einem verschriftsmäßig gegen ihn verfahrenen U-Boot widersetzt und muß darum kriegsgerichtlich genau so behandelt werden, wie jeder Zivilist, der sich in militärische Kämpfe einmischt. Es ist ihm bei dem Prozeß ein Rechtsanwalt zur Seite gegeben worden, und die formale Korrektheit des Verfahrens kann nicht angezweifelt werden. Wenn Minister Asquith wegen dieser richterlichen Handlung die Deutschen aus der Gemeinschaft der Nationen ausschließen will, so gehört das zu der kühnen Verwendung der Entrüstung, wie sie in England heimisch ist.

Das Handelsunterseeboot „Deutschland“ hat gestern von Baltimore aus seine Rückreise angetreten.

In etwa 40 deutschen Städten veranstaltete gestern der neugegründete Nationalausschuß öffentliche Versammlungen: An der Schwelle des dritten Kriegsjahres. Der Zweck dieser Versammlungen war Aufforderung an die Bevölkerung, auch im dritten Kriegsjahr im Vertrauen zur militärischen und bürgerlichen Oberleitung wie bisher die Opfer des Krieges in Tapferkeit und Zuversicht zu bringen. Ueber Kriegsziele im engeren Sinne des Wortes sollte nicht gesprochen werden, jedoch haben einzelne Redner ihren persönlichen Meinungen einen Ausdruck gegeben. Professor Harnack sagte: „Nach einem ungewöhnlichen Krieg kann nur ein ungewöhnlicher Friede kommen. Der Friede soll den Feind im Osten endgültig auf seine natürlichen Grenzen zurückdrängen. Mit fester Hand müssen wir, zum Nutzen der ganzen abendländischen Kultur, Rußland auf seine asiatischen Entwicklungsmöglichkeiten verweisen. Im Westen darf Belgien nicht eine Satrapie Englands bleiben.“

Während an den bisherigen Kampfesstellen im Osten und Westen weitergefochten wird, ist es bei Verdun rechts von der Maas geglückt, einen bestimmten Fortschritt zu machen, indem die Bergnase nordöstlich der Feste Souville in der Nähe des Laufée-Wäldchens genommen wurde. 940 Gefangene und 14 Maschinengewehre.

Donnerstag, 3. August.

Dem aufmerksamen Leser ist seit einigen Tagen aufgefallen, daß im deutschen Bericht die Armeen des Prinzen Leopold von Bayern und des Generals v. Linington nicht mehr besonders aufgeführt, sondern unter „Front des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg“ mitgenannt wurden. Heute wird nun gleichzeitig in Berlin und Wien veröffentlicht, daß beide Kaiser den Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit dem Oberkommando eines größeren Heereskörpers betraut haben. Wie weit sich dieses Oberkommando südwärts erstreckt, ist noch nicht gesagt. Es scheint aber, daß die Armeen Bothmer und Pfanzger-Baltin eine eigene (jedenfalls österreichisch geleitete) Formation ausmachen. Bei Hindenburg bleibt sein Generalstabschef Ludendorff. Die mitteleuropäische Truppengemeinschaft wird durch das Kriegsbedürfnis immer enger.

Ein Gespräch darüber, daß bisweilen harte Kämpfe an irgendeiner Stelle der langen Fronten von den Berichterstattungen nicht erwähnt werden. Das sieht wie Undankbarkeit aus, aber wie soll alles beschrieben werden, was jetzt an Heldentaten geschieht? Um uns herum wird so viel gekämpft wie in ganzen Kriegen vergangener Zeiten.

An der Somme wird von Franzosen und Engländern stark gestürmt, aber die große Offensive scheint doch ihren Höhepunkt überwunden zu haben. Dasselbe gilt hoffentlich auch bald in Galizien.

Die Rumänen haben noch keine Kriegsentscheidung gesagt.

Der Irländer Casement ist trotz vieler Fürbitten heute früh in London erschossen worden, was auf die nordamerikanischen Irländer nicht ohne Wirkung bleiben wird.

Freitag, 4. August.

Auf der Ostseite der Maas haben bei Verdun sehr schwere Kämpfe stattgefunden. Es gelang den Franzosen, das Dorf Fleury und südliche Werke bei Thiaumont wegzunehmen und dabei in wenigen Tagen 1750 Gefangene zu machen. Nachdem aber die Armee des deutschen Kronprinzen den Gegenstoß vorbereitet hatte, gelang es ihr, alles verlorene Gebiet wiederzubefestigen. Die Lage ist jetzt wieder so, wie sie vor dem mit außerordentlich starken französischen Kräften geführten Angriffen war. — An der Somme werden täglich Angriffe abgewiesen.

Die deutschen Luftangriffe über England werden von den englischen Zeitungen fast ganz verschwiegen oder in Abrede gestellt. Im Meere des Skagerrak wurde eine Flasche mit Abschiedsgrüßen der Mannschaft des deutschen Luftschiffes „L. 19“ aufgegriffen. Es hatte Motorenstörungen und konnte den Heimweg nicht erreichen.

Die englischen Verlustlisten im Juli enthalten als gestorben, vermißt und verwundet 7100 Offiziere und 52 000 Mann. Aus dem Verhältnis von Offizieren und Mannschaftsziffer ist zu schließen, daß die englischen Hilfsvölker nicht mitgezählt sind. Der Offizierersatz ist für die Engländer schwer zu beschaffen.

Sonnabend, 5. August.

Der gestrige österreichisch-ungarische Bericht vervollständigt die bisherigen Meldungen über die Verteilung des Oberbefehls an der Ostgrenze, indem von der Armee des Thronfolgers Karl Franz Josef gesprochen wird, zu der auch die Armee des Grafen Bothmer gehört. Diese Thronfolgerarmee hatte an der oberen Moldawa und am Czarny Czermok in den Karpathen günstig verlaufende Kämpfe. Weniger gut klingt der Bericht von Raschowa am oberen Stochod, westlich von Kolli. Dort ist der Feind in unsere Linien eingedrungen. Deutsche, Oesterreicher und Ungarn und polnische Legion sind beschäftigt, ihn zurückzuwerfen. Es wird hier beachtet, daß die polnische Legion wiederholt öffentlich gelobt wird.

In der „Berliner Volkszeitung“, die während eines zeitweiligen Verbotes des „Berliner Tageblattes“ an Bedeutung gewinnt, findet sich ein fast protokolllarisch genauer Bericht der Kronratsitzung, die der verstorbene König Karol von Rumänien am 3. August 1914 abgehalten hat. Der König beantragte sofortigen Anschluß an die Mittelmächte, wurde aber von der Mehrheit der Minister und Parteiführer davor gewarnt, daß man den Krieg als Krieg des Königs oder der Dynastie hinstellen könne. Da nun auch die Nachricht von der italienischen Neutralität eintraf, so wurde vorläufige Neutralität beschlossen mit der Absicht, die Bevölkerung auf späteren Anschluß an die mitteleuropäischen Reiche vorzubereiten. Der Anschluß an Rußland wurde auch vom Ministerpräsidenten Bratianu als moralisch unmöglich bezeichnet. Der damalige Thronfolger Ferdinand war bei diesen Besprechungen anwesend. Die Unentschiedenheit des rumänischen Kronrates war sicherlich eine der wichtigsten Ursachen der Verlängerung des Krieges. — Bezeichnend für die heutige Lage ist es, daß die russischen Munitionslieferungen nach Rumänien wieder abgebrochen sind.

Allelei Gerüchte besagen, daß in Rußland ein Bormarsch durch Rumänien beschlossen sei, gleichgültig, ob die Rumänen sich dem widersetzen wollen oder nicht. Rußland wolle Konstantinopel erobern, damit es einen greifbaren Kriegsgewinn in die Hände bekomme. Das kann für die Russen eine neue Erfahrung werden, denn Bulgaren und Türken sind jetzt nicht mehr dasselbe wie vor 40 Jahren. Die Schilderungen der allgemeinen Stimmung in Rußland sind so widerspruchsvoll, daß man gar nichts Bestimmtes wissen kann. Das Verkehrswesen soll an Regelmäßigkeit gewonnen haben; die Zufuhr über Schweden nimmt beständig zu und wird in der nördlichen Ostsee nicht mehr von den Deutschen gestört. Ernährungs-schwierigkeiten scheinen stellenweise vorhanden zu sein. Menschen gibt es immer noch genug!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 31. Juli.

Sonnenschein und Hochsommerstimmung wie vor zwei Jahren. Wie man zu seiner Arbeit in die Stadt fährt, kommt jede Stunde der 31. Juli 1914 zurück, und die Zeit, die dazwischen liegt, läuft zusammen zu einer kurzen, ganz von dem einzigen großen Erlebnis erfüllten Spanne. Die Stunden, die sich sonst mit ihren vielen kleinen Inhalten ausbreiten, scheinen wie in eine kurze Stromschnelle zusammengebrängt dahingestürzt zu sein. Wie nahe noch dieser strahlende Sommertag vor zwei Jahren ist mit seinem Herzklopfen, seinen jagenden Gedanken, seiner beklemmenden Größe! So flimmerte auch damals der Sonnendunst über den Dächern und vor den langen hellen Häuserwänden, so goldengrün standen auch damals die Akazien des Bahndammes vor dem wolkenlosen Himmel. Und indem man vom Fenster zurück in das Innere seines Wagens sieht, ist man ganz erstaunt, daß die Leute da sitzen und sehr gleichmütig ihre Zeitung lesen oder — den Rucksack auf dem Schoß — davon sprechen, ob sie zur Zeit am Fernbahnhof sein werden zum großen Zug nach München. Dies Wiedereinfügen des Gewohnheitslebens, während alles Außerordentliche doch immer noch dauert und seine Ansprüche stellt, ist etwas zu Seltsames.

In steigendem Maße wird erwogen und auch schon praktisch erprobt, ob sich nicht eine bessere Anpassung der Preise an die Einkommensverhältnisse der Bevölkerung erreichen läßt. In Straßburg z. B. sind für drei verschiedene Einkommensklassen die Frühstückspreise auf 6, 8 und 12 M. für den Zentner festgesetzt. Das leuchtet einem doppelt ein, wenn man sieht, wie z. B. der Preis für die Volksspeisung in Berlin von 40 Pf. für die Portion von einer untersten Schicht der Unbemittelten nicht bezahlt werden kann.

Arbeitsmarkt in Berlin verhältnismäßig günstig. Bei den 130 Arbeitsnachweisen kommen nach dem Junibericht auf 100 offene Stellen 107 männliche und 120 weibliche Arbeitsuchende. Also macht sich der Rohstoffmangel in der ganzen Wirkwarenindustrie noch nicht so bemerkbar, wie befürchtet werden konnte.

Eine interessante Zusammenstellung der Löhne. Von 100 Arbeitern (Bausparischen eingerechnet) bekommen 50 über 31 M. Wochenlohn.

Zu denken gibt es, daß auf 100 offene Stellen 193 Kriegsbeschädigte kommen, von denen nur etwa die Hälfte durch den Arbeitsnachweis untergebracht wurden.

Die Nachricht, daß der Vorsitzende des Nationalvereins, Wilhelm Ohr, im Felde gefallen ist, läßt ein ganzes Stück liberale Jugendbewegung auferstehen, die Vorstellung eines tätigen, bis in die Wurzeln hinein lebendigen Liberalismus, der sich nicht von ein paar Parteiphrasen, sondern aus dem Boden der geistigen Kräfte unseres Volkes bildete und darum die Jugend gewann. Ich habe mir sein Buch „Vom Kampf der Jugend“ hervorgeholt, das nun ein Vermächtnis geworden ist und in seiner Frische, Energie und Wärme, seiner politischen Herzhaftigkeit wieder einmal ermessen läßt, welche geistigen Kapitalien der Krieg verschlingt.

Dienstag, 1. August.

Die Morgenzeitungen bringen den Dank des Kaisers an das deutsche Volk, an die Kämpfer, an die Kriegsarbeiter.

„Noch liegt Schweres vor uns. Zwar regt sich nach den furchtbaren Stürmen zweier Kriegsjahre die Sehnsucht nach dem Sonnenschein des Friedens in jedem menschlichen Herzen. Aber der Krieg dauert fort, weil die Lösung der feindlichen Machthaber noch heute Deutschlands Vernichtung ist. Auf unsere Feinde allein fällt die Schuld des weiteren Blutoergießens.“

„Wir werden diesen Kampf zu einem Ende führen, das unser Reich vor neuem Ueberfall schützt und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutscher Hände für alle Zukunft ein freies Feld sichert.“

Aus dem Erlaß an die Kriegsarbeiter sieht einen das Kriegsbild der deutschen Volkswirtschaft — atemlose Arbeit in schmetternden Schwerkraften — besonders eindringlich an.

„Meinen und des Vaterlandes besonderen Dank allen denen, die in nimmer ruhender Geistesarbeit oder an der Wertbank, am Schmelzfeuer oder im tiefen Schacht ihr Bestes hergaben, um unsere Rüstung stahlhart und undurchdringlich zu erhalten. Gleicher Dank gebührt auch den tapferen Frauen, die dem Gebote der Stunde gehorchend, zu ihren in dieser Zeit wahrlich nicht leichten Frauenpflichten gern auch die harte Männerarbeit auf sich genommen haben. Sie alle dürfen mit Recht das stolze Bewußtsein in sich tragen, an ihrem Teile mitgewirkt zu haben, wenn die Anschläge der Feinde vereitelt wurden, der Sieg auf unserer Seite war.“

Daß diese Männer und Frauen fortfahren werden, in der Zeit schwersten Ringens mit dem bisher bezigten Opfermut und mit treuester Hingabe dem Vaterlande bis zum siegreichen Ende zu dienen, dessen bin ich gewiß.“

Heute abend in vielen deutschen Großstädten die Versammlungen, die der Nationalausschuß veranstaltet hat. In Berlin spricht Harnack.

In der Gesamtstimmung der Versammlung wird ganz deutlich: einmal die Entschlossenheit zum Durchhalten, dann aber die Verzweigung der Meinungen mit Bezug auf die Kriegsziele, die keinen gesammelten Enthusiasmus für eine Parole mehr entstehen läßt. Man denkt auch: um die Menschen wirklich aus ihrer stimmungslosen inneren Unsicherheit herauszuholen — was Tausenden eine Erlösung sein würde — müßte mehr Tatsächliches gesagt werden dürfen. Solange das nicht geschehen kann, genügen die Aufklärungen nicht, um wirklich zu überzeugen, die Zurückhaltenden, sich unsicher Fühlenden sicherer und die Draufgängerischen nüchterner zu machen.

Uebrigens ist die Einigkeit, wie man immer wieder erkennt, am größten im Hinblick auf künftige sozialpolitische Aufgaben: Ausbau des Staats- und Kommunalsozialismus, den auch Harnack in den Mittelpunkt der Neuorientierung rückte.

Mittwoch, 2. August.

Die Zeitungsberichte über die großen Versammlungen in anderen Städten bestätigen etwa den Eindruck, den man von Berlin hatte.

Das Kriegsernährungsamt hat gemeinsam mit sämtlichen großen Wirtschaftsverbänden, landwirtschaftlichen, industriellen und Arbeiterverbänden aller Richtungen eine Rundgebung erlassen, durch welche der Widerstandswille der Bevölkerung in der Ernährungsfrage gestärkt werden soll. Es wird auf die Tatsache hingewiesen, daß der Höhepunkt der Anforderungen, die infolge der schweren Mißernte des vorigen Jahres an die Entsagungsfähigkeit des deutschen Volkes gestellt werden mußten, zusammenfiel mit den gewaltigsten militärischen Anstrengungen, die je ein Volk bei der Abwehr einer Ueberzahl von Feinden zu machen hatte. Und im Hinblick auf die reichere Ernte dieses Jahres wird versprochen, daß das Kriegsernährungsamt alles daransetzen werde, um eine gerechte Verteilung der Nahrungsmittel zu möglichst niedrigen Preisen zu ermöglichen.

Die Kartoffelüberschwemmung, weil der Preisanreiz zu stark gewirkt hat, ist freilich kein sehr glücklicher Auftakt in der Verteilungswirtschaft des neuen Erntejahres.

Ueber den Sparzwang der Jugendlichen liegt der erste amtliche Bericht vor. In Berlin, das rund 90 000 jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen zählt, sind 18 700 Sparkonten eingerichtet. 3200 Anträge auf Freigabe einer höheren Lohnsumme vom Sparzwang wurden gestellt, davon wurde aber nur ein Teil bewilligt. 4000 Auszahlungen sind auf Antrag der Sparer nach sorgfältigen Ermittlungen vollzogen, deren Gesamtbetrag etwa ein Zwanzigstel der Einzahlungen ausmacht. Nach der rein finanziellen Seite sieht also das Bild des Sparzwangs besser aus, als sich erst erwarten ließ. Dem jungen Herrn aus der Bekanntheit der Jugendfürsorge, der bei Ablieferung seines ersten Wochenverdienstes von der entrüsteten Mutter die Anschaffung eines „Schaffotlad“ und eines „Schmoting“ verlangte, um seinen vornehmen Beziehungen entsprechend aufzutreten, der Sparzwang sicher sehr beförmlich. Aber so sind nicht alle, und die Ermittlungen in den Familien ver-

ständiger, absolut keiner Bevormundung bedürftiger Familien bleiben nach wie vor eine sehr peinliche Aufgabe.

Donnerstag, 3. August.

Beobachtungen über den Gesundheitszustand der Bevölkerung im Kriege stellt die „Soziale Praxis“ zusammen. Danach haben Untersuchungen an Schulkindern in Mannheim, Köln, Hamburg, Chemnitz (hier schon einmal erwähnt) übereinstimmend keine Schädigung der Gesundheit der Kinder festgestellt. Die Säuglingssterblichkeit ist — allerdings im Jahr 1915 mit noch relativ günstigeren Milchverhältnissen — zurückgegangen.

Die „Soziale Praxis“ macht aber auf eine Tatsache aufmerksam, die sich uns in der Kriegsfürsorge in steigendem Maße aufdrängt: daß der relativ gute Ernährungszustand der Kinder erkauft wird durch die Entbehrungen der Mütter. Abgesehen von der entsetzlichen Mühe, die sie haben, den täglichen Bedarf zusammenzuholen, sparen sie sich natürlich für Mann und Kinder noch bis über die Grenzen der Möglichkeit die Bissen vom Munde. Eine an einer bestimmten Gruppe von Frauen angestellte Untersuchung zeigte, daß die Kriegerfrauen durchweg in besserem Ernährungszustand waren als die, deren Männer zu Hause sind — eine sehr bezeichnende Tatsache.

Freitag, 4. August.

Ein Kriegswucheramt wird im Anschluß an das Berliner Polizeipräsidium, aber mit Zuständigkeit für ganz Preußen, durch das Ministerium des Innern errichtet. Ein eigenartiges Denkmals zweijähriger Kriegsdauer. Wer hätte damals sich solche Notwendigkeiten vorstellen können! Das Kriegswucheramt soll in geordnetem Zusammenwirken mit der Staatsanwaltschaft jede Art von Schwindel bei Gegenständen des täglichen Bedarfs verfolgen.

Der Reichsbankausweis vom 31. Juli zeigt 2468 Millionen Golddeckung gegen 1235 Millionen vor 2 Jahren. Der Goldbestand hat sich also trotz der starken Abflüsse an das Ausland verdoppelt. Der Notenumlauf betrug vor zwei Jahren 2909 Millionen, beträgt heute aber 7025 Millionen Mark. Das Konto der „sonstigen täglich fälligen Verbindlichkeiten“, d. h. der fremden Gelder, ist von 1258 Millionen im Juli 1914 auf 2396 Millionen gestiegen, ein Beweis für die immer noch tragfähige Kreditunterlage unseres Wirtschaftslebens.

Die Höhe des Notenumlaufs — auch wenn sie noch mit 4116 Millionen hinter der Steigerung der Bank von Frankreich zurückbleibt — sollte allen eine Mahnung zu bargeldlosem Zahlungsverkehr sein!

Uebrigens hat die Bank von England die bisher täglich veröffentlichten Angaben über die Goldbewegung eingestellt, hat also Gründe, ihre Kenntnis der Öffentlichkeit zu entziehen.

Sonntag, 5. August.

Eine Menschenansammlung vor dem Kriegsministerium. Erst im Biera der geöffneten Ausfahrt die Silhouetten von Helmspitzen, militärischen Grußbewegungen, ein Hin und Her, das sich ordnet. Dann rollen die stahlgrauen Feldautos in die Straße, graue Uniformen, graue Helme, ein paar rote Streifen. Im ersten sieht der Kaiser allein, und während das Auto aus dem Portal in seine Fahrtrichtung biegt, können alle ihn gut und nahe sehen. Ein vielstimmiges, bewegtes und herzliches Hurra, ein freundlich-ernster Gruß aus dem Wagen — das kleine Mädchen vor mir klammert sich beseligt wieder an ihren Vater und weiß ganz gewiß, daß niemand auf der ganzen Straße ihn so deutlich und lange betrachten konnte wie sie. „Weißt du, erst habe ich ihn doch ganz vorn gesehen, und dann von der Seite, und als er dann grüßte, nochmals von vorn, und dann noch von hinten.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ stellt eine Reihe von Symptomen der deutschen Wirtschaftskraft zusammen. Die Ernte wird mindestens eine gute Mittelernte sein, die Futterernte war glänzend, allein an Gerste wird mindestens eine Million Tonnen mehr da sein als im vorigen Jahr. Kraftfuttermittel sollen in mehreren 100 000 Tonnen aus bisher unverwendeten Stoffen erzeugt

werden. Die Krankenziffern der Kassen sind niedriger als im Frieden. Die Beschäftigungsziffer ist am 1. Juli 2,1 v. H. höher als am 1. Januar, trotz Rohstoffmangel. Die Roheisenproduktion ist im ersten Halbjahr 1916 um 17,5 v. H., die Flußstahlerzeugung um 25 v. H. größer als im Vorjahr. Die Sparkasseneinlagen sind um 50 Millionen höher als im gleichen Zeitabschnitt des Jahres 1915. Die Einnahmen der preussisch-hessischen Staatseisenbahnen aus dem Güterverkehr sind seit Dezember 1915 im Durchschnitt etwa 10 v. H. höher als im Frieden (trotz der großen Tarifiermäßigungen). Unsere Warenausfuhr beträgt immer noch mehrere Milliarden und stand vom Januar bis Juni 1916 um über 25 v. H. über der des Vorjahres. Unsere Golddeckung beträgt immer noch 35 v. H., die französische nur 26—27, während sie vor dem Kriege 62 war.

Sonntag, 6. August.

In den „Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft“ findet sich folgender Vorschlag:

„Wenn auch eine große Zahl von Familienangehörigen der Krieger, ältere Männer, Frauen und Kinder, im Laufe des Krieges zu Angehörigen aufs Land hinausgezogen sind, so bleiben doch in der Stadt noch eine große Zahl sehr arbeitsfähiger und an ländliche Arbeit gewohnter Hände in den Dienstmädchen zurück, die, soweit sie nicht in die Munitionsfabriken eingetreten sind, nur das beschäftigungslose Proletariat in den Großstädten vermehren und vor allem ernährt werden müssen. Schließlich sollte es möglich sein, Mittel und Wege zu finden, auch die Arbeit dieser vielen Tausende junger Mädchen, die auf dem Lande groß geworden sind, ländliche Arbeit verstehen und die gegenwärtig volkswirtschaftlich in der Stadt brach liegen, für die kommenden Bestellungen nutzbar zu machen. Man darf dabei allerdings nicht an die Organisationen der Arbeitsnachweise denken, mit derartigen weit ausholenden Einrichtungen ließe sich hier wenig oder nichts machen; es bliebe nur der Appell an den Zwang übrig, der uns ja jetzt auch über so vieles andere hinweghelfen muß.“

Hinter diesen Vorschlag der Zwangsüberführung städtischer Dienstmädchen auf das Land wird allerdings ein sehr ernstes Fragezeichen zu machen sein, vor allem so lange nicht umgekehrt ein viel weiter gehender Lieferzwang für Nahrungsmittel besteht. Aber auch dann! zumal niemand weiß, wo die vielen Tausende von beschäftigungslosen, an Landarbeit gewohnten Dienstmädchen eigentlich sein sollen! In Berlin gibt es die nicht.

Jetzt müssen die Großstadtkinder wieder zur Schule zurück. In allen unseren Hilfskommissionen wird der Kummer dieses Abschieds mitgeführt. Ein Junge schrieb begeistert von seinem Landaufenthalt: „Hier geht es mit dem Essen nicht nach den Marken, sondern nach dem Magen.“ Nun wird es wieder nach den Marken gehen.

Richard Charmah-Wien / Die Organisierbarkeit Oesterreichs

Napoleon sagte einmal, daß er Corneille zu seinem ersten Minister machen würde, wenn er in seiner Zeit lebte. Er bewunderte zwar nicht die Kunst des Dichters, wohl aber die Tiefe seines Verständnisses und seine außergewöhnliche Menschenkenntnis. An diese Worte muß man sich unwillkürlich beim Nachdenken über das österreichische Problem erinnern. Es gehörte in den Friedensjahren zu den Erbübeln, daß die Blide der Politiker an der Oberfläche haften und nicht bis an den Grund drangen. Alte Vorstellungen, Ueberlieferungen ohne Nachprüfung bestimmten das Handeln. Zu wenig Aufmerksamkeit wurde der Psyche der Einzelpersonen und der Völker geschenkt; man gab sich nicht die Mühe, in das Seelenleben einzudringen und aus dessen Regungen heraus die Wünsche und das Gebahren in den innersten Beweggründen zu deuten. Alles drehte sich um die Menschen, und dennoch, wer verstand sie, wer wußte, was mit ihnen angefangen, gewagt, erreicht werden könne? Es ging den Staatsmännern in gewissem Sinne wie dem Baumeister, der in Wien eine der herrlichsten Kirchen schuf, sich aber bei der Auswahl des Steinmaterials so sehr vergriß, daß die Erhaltung des edlen Werkes Sorgen bereitet. Doch Ferstel beherrschte wenigstens die Form in vollendeter Weise,

während die Staatsbaumeister auch darin gar vieles zu wünschen übrigließen. Sie werden in der Zukunft mehr Psychologie betreiben müssen, denn wenn irgendwo die reinste, erschöpfendste Erkenntnis der Bürger als Individuen und Gruppen die Voraussetzung für ihre richtige Leitung und Förderung bildet, so in Oesterreich.

Zu den wichtigsten Lehren, die der furchtbare Weltkrieg dem österreichischen Hinterland gibt, gehört die Wahrnehmung von der erfolgreichen Organisationsarbeit. In dieser Richtung ist wohl überall Bedeutendes geschehen. Was die Bevölkerung des Deutschen Reiches in diesen schweren Jahren an Willenskraft und Einrichtungsdisziplin leistet, kann nicht hoch genug gerühmt werden. Aber Deutschland war ja schon früher das Musterland der Organisation, die hohe Schule hierfür. Auch im feindlichen Auslande wurde vieles vollbracht. Man erinnere sich nur, wie Marcel Sembat in seinem vor dem Kriege erschienenen Buche die Verhältnisse schilderte. Oder wie er anders ist das Rußland, das stets neue Armeen ins Feld schickt und das, was Weressajew beschrieb! Wieviel die Gegner jedoch an Organisationsarbeit zustande brachten, es steht weit hinter dem zurück, was in Oesterreich geleistet wurde. Die Auszehrungsbestrebungen Englands haben die Staatsgewalten in der Habsburgermonarchie zu ungewöhnlichen Anstrengungen gezwungen und rasche Eingriffe zur Pflicht gemacht, wo sonst die milde Bedenklichkeit niemals ans Ziel gekommen wäre. Zu sehr drängt die Zeit, um Zweifel Raum zu lassen. Die eiserne Notwendigkeit trieb dazu, an die Organisationsfähigkeit oben und an die Organisierbarkeit unten zu glauben. Und man hat sich nicht getäuscht! Im Laufe der Monate wurde Verordnung an Verordnung gereicht, und heute ist alles an wohlüberdachte, einem höheren Zwecke dienende Regeln gebunden. Äußerlich änderte sich zwar weniger als innerlich. Aber es gibt einen zentralen Willen, der sich alles unterwirft, der zuzieht und zuzügt, der nimmt und gibt, erlaubt und verbietet. Sucht man eine Formel dafür, so kann man sagen: der Staat muß leben, und leben heißt nun organisieren. Die Maßnahmen der Gegenwart unterscheiden sich wesentlich von den Akten der Vielregiererei in der Vergangenheit. Das eine verhält sich zum anderen wie das Unerläßliche zum Ueberflüssigen.

Die Anpassungsfähigkeit, der Sinn der Bevölkerung für das Erforderliche, die Einschränkung zum Besten der Gesamtheit feiert geradezu einen Triumph. Ungeahntes wird wahr, ist bereits Wirklichkeit geworden, drückt sich im Pulsschlag jeder Stunde aus. Man könnte freilich einwenden, daß die durchgreifende, umfassende Organisation nur möglich geworden sei, weil die Zeit die Widerstände beseitigt hat, und weil die Staatsgewalt über Machtmittel verfügt, die im Frieden nicht zu Gebote stehen. Aber dieser Vorbehalt fällt in sich selbst zusammen, wenn man die Dinge nüchtern überprüft. Steine lassen sich nicht kneten, und Flugsand bildet kein Fundament. Eine Bevölkerung, die in so umfangreichem Maße einem Zwecke, einer Idee dienstbar gemacht werden kann — und sei es auch unter dem wichtigsten Antrieb von außen — muß Eignungen dazu besitzen. Es ist deshalb notwendig, daß man einen Irrtum erkennt. Der Materialwert der österreichischen Völker für eine Politik des Zielbewußtseins, für eine Verwaltung nach den Geboten der wahrhaften Nützlichkeit wurde in den Friedensjahrzehnten unterschätzt. Man sprach von Trieben zur Desorganisation, wo es viel mißverstandene Eignung zur Organisation gab.

Geht man in der Geschichte nicht zu weit zurück, dann findet man kaum ein Beispiel, das sich auch nur entfernt mit dem vergleichen läßt, was der Weltkrieg in Oesterreich notwendig gemacht hat. Wann gab es einen einheitlichen, alles durchdringenden, alles überblickenden Schöpfungswillen? Als Wallenstein das Herzogtum Friedland einrichtete und neben seinen vielen Fähigkeiten auch die des Verwaltungsmannes zeigte, da wurde geregelt und geboten, im weitesten Maße reglementiert, um ein Staatswesen zu schaffen, das die Züge einer Persönlichkeit widerspiegeln sollte. Kaiser Josef II. hatte später den Ehrgeiz, Oesterreich innerlich zu erneuern, ganz auf die Höhe seiner Geistigkeit zu bringen und, wenn man das so ausdrücken will, zum Vorteile aller zu nivellieren. Dazu war es notwendig, die einen zu heben, die anderen in ihren Vorrechten zu beengen, da zu erweitern, dort

einzufrachten. Wallensteins und Josefs Werk zerfiel bald; rasche Vergänglichkeit war der Fluch der großen Gedanken.

Am Beginne des 19. Jahrhunderts setzte in Oesterreich ein Regierungssystem ein, das von dem Verlangen nach möglichster Bequemlichkeit und Mühselosigkeit des Geschäftes zu herrschen beeinflusst wurde. Ein trasses Mißverhältnis erwuchs. Es gab Männer von Bedeutung und Verstand wie selten in einer Epoche; dabei entbehrte die Leitung des Staates jeglicher Verständigkeit. Das Jahr 1848 zertrümmerte vieles, ohne daß im erforderlichen Maße aufgebaut worden wäre. Erst nach mehr als einem Jahrzehnt setzte das Verfassungsleben ein. Die Ministerien wechselten, die verschiedensten Parteien lösten einander ab, die widerspruchsvollsten Gesichtspunkte kamen zur Geltung. Sucht man aber die Methode des Regierens in ihrer geheimsten Wesenheit zu erfassen, dann gelangt man zur Erkenntnis, daß sie sich von parlamentstechnischen Nützlichkeiten leiten ließ. Damit meinen wir: der Augenblick entschied! Abstimmungen, Parteien, Zufälle, Tagesfragen gaben den Ausschlag. Nicht um gegen irgend jemand Vorwürfe zu erheben sei das festgestellt. Deshalb unterlassen wir es, die Männer hervorzuheben, die, anders geartet, großzügigere Wirksamkeit zu entfalten suchten. Anklagen sind jetzt zwecklos; es gilt vielmehr Mut zu fassen, das so lange Unterlassene zu tun, zu handeln!

Man versuche einmal, sich darüber klar zu werden, was das hervorsteckendste Gefühl war, das sich dem politischen Beobachter Oesterreichs in den letzten Friedensjahren aufdrängte: die Staatlosigkeit! Der Staat war da: geographisch, machtpolitisch nach außen, in hundert Belangen, und dennoch er fehlte, man fand ihn nicht dort, wo man ihn suchen durfte und zu finden vermeinte. Oesterreich hatte im Jahre 1913 — sofern man die Staatseisenbahnbetriebe heranzieht — 403 351 Staatsbeamte, Bedienstete und ständige Arbeiter. Eine hohe Ziffer! Denkt man sie sich belebt, dann bemüht man sich vergebens — wohl gemerkt, wir verstehen uns in die Zeit vor dem Weltkriege — in ihr eine Einheit zu entdecken. Alles zerbröckelte, es mangelte an Uebereinstimmung, an zusammenschließender Denkgemeinschaft. Nicht daran lag es, daß es sich um Beamte und Bedienstete handelte, die acht Nationen angehörten. Das Schlimme enthüllte sich vielmehr in der Tatsache, daß der ganze Körper willensmäßig nationalisiert war. Der Staat hatte sich eben schon zurückgezogen, er fürchtete sich, sich bemerkbar zu machen, er wollte nicht stören. Welch falsche Auffassung! Wohlverstanden in seinen Aufgaben, in seinen Verhältnissen, richtig gefaßt und zur Geltung gebracht, muß er vielmehr ein Hort sein, der stolze Sicherheit und Befriedigung gewährt.

Wenden wir uns von den Verwaltungsfunktionären der Verwaltungsgestaltung zu. Einige Zitate! „Daß der jetzige Zustand nicht befriedigend ist, darf als überwiegende Meinung bezeichnet werden . . . Die sachgemäße, unparteiische Beobachtung unserer inneren Verwaltung nötigt . . . zur Ueberzeugung, daß diese gegenüber billigen Anforderungen zurückgeblieben ist . . . Es sei konstatiert, daß viele für die öffentliche Wohlfahrt wichtige Verwaltungsaufgaben nicht in jenem Maße, das dem Kulturzustande, der Leistungsfähigkeit entsprechen würde, erfüllt werden . . . Ein schweres Gebrechen bildet der Umstand, daß eine große Menge von Vorschriften vorhanden ist, die in der Praxis entweder überhaupt nicht oder in einer Weise gehandhabt werden, die mit den Zwecken der Vorschriften nicht mehr in Einklang steht . . . Unsere politischen Behörden erster Instanz (sind) lediglich große Anstalten zur Verarbeitung von Akten geworden.“ Diese Sätze sind aufs Geratewohl aus einer Denkschrift herausgegriffen, die der scharfblickende und von ehrlichem Reformwillen beseelte Dr. von Körber als Ministerpräsident ausarbeiten ließ. Sie fallen als amtliche Feststellungen ins Gewicht. Im ganzen und großen darf behauptet werden, daß die österreichische Verwaltung an Haupt und Gliedern umgestaltungsbedürftig ist. Sie wird ebensowenig — wir legen wieder den Friedensmaßstab an — dem Staate wie den einzelnen Bürgern gerecht. Sie berücksichtigt geschichtlich Gewordenes allzusehr, ohne die soziologischen, kulturellen, technischen und wirtschaftlichen Veränderungen in Betracht zu ziehen.

Was lehrt ein Blick auf das Schulwesen? In den Anstalten, die für die Erziehung der Massen in Betracht kommen, magt sich der Staat kaum hervor. Die Länder und Gemeinden entscheiden. Nach der Statistik vom Jahre 1911 gab es in Oesterreich an den Volks- und Bürgerschulen 68 752 männliche und 35 920 weibliche Lehrkräfte. Sie waren, genau genommen, dem Einflusse des Staates entrückt. Wessen Brot man ißt, dessen Lied singt man! Bei den Jugenderziehern kommt es sehr darauf an, in welchem Geiste sie wirken, mit welchen Idealen sie ihre Schüler erfüllen, wofür sie Liebe erwecken und was sie gleichgültig beiseite lassen . . .

Das sind nur einige Stichproben, um zu zeigen, wie wenig Oesterreich sich in Oesterreich selbst in den langen Friedensjahren durchzusetzen bemüht hat. Man schreckte eben davor zurück, eine gewaltige Organisationsarbeit zu leisten, denn ohne gründlich durchdachte Pläne und ohne beharrliches, zielstrebendes Walten ließ sich der wohlgegliederte Aufbau: Bürger, Volk, Staat, Reich nicht durchführen. So entstand ein Flickwerk; so entäußerte sich die Gesamtheit unausgesetzt bedeutender Hoheitsrechte zugunsten der einzelnen Gruppen, meistens der Länder und damit bestimmter Nationen. Dieser Nationalisierungsprozeß stellte aber das Gegenteil dessen dar, was man als Entwicklung zur nationalen Autonomie bezeichnen kann. Zweierlei Erwägungen mögen in Betracht gekommen sein: einmal wurde daran gezweifelt, daß sich die in Oesterreich ungemein erschwerte einheitliche und zugleich mannigfaltige Durchbildung überhaupt systematisch vollziehen lasse, dann wollte man unter dem Einflusse der nationalen Bewegungen nicht das Staatliche allzusehr betonen. Beides war falsch, war ein grober Fehler! Würde sich das Interesse der Nationen mit dem des Staates nicht decken und unlösbar verbinden, dann gäbe es eben kein Oesterreich, dann hätte die Entwicklung gesprengt, was nicht zusammenzuhalten wäre. Gerade im Weltkriege wurde jedoch auch für die, die jenseits der Habsburgermonarchie Oesterreich negierten, der Irrtum ihrer Ansichten deutlich offenbar. Aus den Schützengräben ertönt eine klare Sprache, das heißt die verschiedensten Sprachen verschmelzen in einem Geiste. Und in den letzten zwei Jahren ist gleichfalls klar geworden, daß dem Willen zur Organisation der reichste Erfolg erblihen kann.

Lehren, die nicht beherzigt und verwertet werden, sind nutzlos gegeben. Das volle Gelingen der Kriegsorganisation muß einen kräftigen, unwiderstehlichen Ansporn zur Vorbereitung einer neuen innerpolitischen Friedensorganisation bilden, die sich im Bleibenden ebenso bewährt wie im Vorübergehenden. Man ist in Oesterreich und in Ungarn nicht bescheiden, und der Wunsch nach dem Besten, dem Vollkommensten bildete eine der Ursachen des berühmten „Raunzens“ in der Vergangenheit. Darin verausgabte sich die Energie. Nun hat der opferreiche Krieg unvergleichliche Kräfte wachgerufen und tatensfreudig gemacht. Man kann deshalb nicht früh genug ausrufen: bereitet im Hinterlande die politische Organisation für den Frieden vor, so wie die Tapferen an den Fronten unentwegt für die Erringung eines glücklichen Friedens kämpfen!

J. Heshagen / Belgien unter französischer Herrschaft 1794—1814

Wie das linke Rheinufer, so hat auch das heutige Belgien 20 Jahre unter direkter französischer Herrschaft gestanden, zuerst unter republikanischer, dann unter kaiserlicher Herrschaft. Und wie das Rheinland, so hat auch Belgien dieser Fremdherrschaft zweifellos eine ganze Reihe wertvoller und bleibender, noch heute spürbarer Errungenschaften zu verdanken, besonders auf dem Gebiet der Verwaltungspolitik und der Rechtspflege, obschon die an der Spitze der Departements stehenden Oberbeamten, die Präfekten, in Belgien fast ebenso ausnahmslos wie am Rhein nur Nationalfranzosen

gewesen sind. Ähnlich wie am Rhein, so hat sich auch in Belgien Handel und Wandel, besonders die junge belgische Großindustrie, einer großen Blüte erfreut. Schon aus militärischen Gründen haben die Franzosen auch in Belgien für die Verbesserung der Verkehrsmittel viel geleistet. Bis in die letzten Jahre des Kaiserreichs hinein ist der Wohlstand der belgischen Bevölkerung in Stadt und Land im Zunehmen begriffen. Sichtbare Wohltaten der französischen Herrschaft sind jedenfalls vorhanden, hinter denen wenigstens zeitweise die tiefen Schattenseiten besonders auf dem Gebiete der Kulturpolitik verschwinden oder wenigstens verschwinden müssen, wenn nämlich die Regierung einen sanften Druck ausübt. Man braucht nur die Geschichte der belgischen Wahlen und Volksabstimmungen jener Zeit zu studieren.

Die Republik und das Kaiserreich haben es vortrefflich verstanden, die öffentliche Meinung nicht nur zu beeinflussen, sondern öfters überhaupt erst neu zu schaffen, natürlich zu ihren Gunsten. Aber davon abgesehen gibt es doch auch in Belgien wie am Rhein genug Anzeichen, aus denen man auf eine wirkliche Anhänglichkeit an die Franzosen und auf eine tiefere Dankbarkeit für empfangene Wohltaten schließen darf, zumal, da der Gegensatz gegen England, schon weil die Republikaner die Schelde geöffnet haben, von Anfang an als ein ernst zu nehmender Bestandteil der öffentlichen Meinung kräftig entwickelt ist. Gerade in den besonders kritischen Zeiten am Anfang und am Schlusse der französischen Herrschaft machen sich die französischen Sympathien in Belgien, und zwar genau wie heute keineswegs nur bei den Wallonen, deutlich bemerkbar. Schon früh sind eine starke und weitverzweigte republikanische Irredenta auf belgischem Boden sowie eine radikale belgische Emigration in Paris eifrig bemüht, den Heimfall Belgiens an die große Mutterrepublik vorzubereiten. Die der französischen an die Seite tretende selbständige belgische Revolution erweist sich trotz ihres Sondercharakters praktisch doch vielfach als Schrittmacher in der künftigen französischen Herrschaft, besonders in dem damals formell noch zum Deutschen Reiche gehörigen Fürstbistum Lüttich. Belgische Legionen spielen in den ersten Koalitionskriegen eine ehrenvolle Rolle. Andererseits scheint sich gerade am Schlusse der französischen Periode die Anhänglichkeit der Belgier an Napoleon, der auch von ihnen vergöttert wird, und nach seinem Sturze an Frankreich gerade in der Zeit der Not noch einmal besonders zu bewähren. Die Franzosen können Belgiens Haltung in dem Unglücksjahre 1814 als musterhaft bezeichnen. Carnots heldenhafte Verteidigung Antwerpens gegen die Verbündeten macht tiefen Eindruck. Wie viele belgische Bittschriften sind dann auch an den neuen bourbonischen König Ludwig XVIII. nach Paris gewandert, um die Vereinigung Belgiens mit den verhassten nördlichen Niederlanden zu verhindern! Zwanzig Jahre französischer Herrschaft im Lande haben die franko-belgische Freundschaft auch innerlich vertiefen müssen. Die in Deutschland meist beiseite geschobene Tatsache, daß die Flamen bereits seit dem Mittelalter teilweise wenn nicht französisiert, so doch zweisprachig waren, hat die Fortschritte des Franzosentums weit über die wallonische Sprachgrenze hinaus damals wie später ebenso erleichtert wie die altererbte und weit verbreitete demokratische Gesinnung der Belgier.

Trotz all dieser und anderer Tatsachen darf aber die andere Seite der Sache nicht übersehen werden. Trotz aller wirklichen und angeblichen Wohltaten, trotz alles wirklichen und angeblichen Franzosentums haben sich die Belgier, besonders die Flamen, der Fremdherrschaft keineswegs wortlos ge-

beugt. Man ist vielmehr überrascht zu erfahren, daß der Widerstand gegen die französische Herrschaft in Belgien zuzeiten viel größer gewesen, viel allgemeiner und heftiger zum Ausbruche gekommen ist, als selbst in den eroberten deutschen Gebieten am Mittel- und Niederrhein. Was am Rheine niemals gewagt worden ist, haben die Flamen gewagt: einen blutigen Aufstand gegen die von der späteren Republik verschärfte französische Aushebung und gegen das ganze üble Gemisch von Brutalität und Korruption, als welches sich die Herrschaft des Direktoriums darstellt, ehe es dem eisernen Besen Bonapartes zum Opfer fällt. Fast das ganze flämische ländliche Belgien erhebt 1798/99 die Fahne des Aufbruchs gegen die fremden Unterdrücker. Als sogenannter Köpplkrieg hat diese Bewegung auch auf die deutschen Teile Luxemburgs hinübergegriffen. Consciences berühmter historischer Roman „De Boerentrug“ hat diesem wilden und doch gänzlich aussichtslosen Kampfe der Flamen gegen die in jeder Beziehung weit überlegenen Besatzungstruppen der Pariser Machthaber ein eindrucksvolles Denkmal gesetzt. Wie die Löwen haben die flämischen Bauern von der See bis an die deutsche Grenze gekämpft. Und mit einem Fluche gegen die französischen Barbaren auf den Lippen sind sie steifnackig in den Tod gegangen.

Eine andere Quelle des Widerstandes ist die Kirchenverfolgung der Republik und selbst noch die so viel mildere Napoleons. Im Herbst 1798 haben etwa 8000 belgische Priester den von Paris vorgeschriebenen Eid des Hasses gegen das Königtum unter mutiger Führung des Erzbischofs von Mecheln, des Kardinals Johann Heinrich v. Frandenberg, hartnäckig verweigert. Ein großer Teil dieser Priester ist mit Deportation bestraft worden. Und wer nicht entflohen, wurde wirklich deportiert. An etwa 1000 belgischen Geistlichen ist die der Todesstrafe nahe kommende Deportation tatsächlich vollzogen worden. Selbst noch unter der Herrschaft des napoleonischen Konkordats macht sich der geistliche Widerstand, herausgefordert durch den Byzantinismus des napoleonischen Katchismus, vielfach bemerkbar.

An diesen und anderen Widerstandsbewegungen sind nun zwar in erster Linie und zuzeiten auch wohl ausschließlich nur die Flamen beteiligt. Aus naheliegenden Gründen halten sich die Wallonen weit mehr zurück. Es verdient aber doch alle Beachtung, daß der Bauernaufstand wenigstens zuletzt auch auf wallonische Gemeinden hinübergegriffen hat. Noch stärker hat der geistliche Widerstand auch in den wallonischen Gebieten seinen Sitz. Jene achtausend eidweigernden Priester sind doch zu etwa einem Viertel auch in den wallonischen Landesteilen ansässig. Die Lütticher Gegend ist dabei zwar bei weitem am schwächsten vertreten. Aber vollständig ruhig ist es nicht einmal in dieser alten Hochburg des Franzosentums gewesen.

Die jetzt unter deutscher provisorischer Herrschaft stehenden Belgier hätten alle Ursache, Vergleiche zu ziehen zwischen der damaligen französischen und der heutigen deutschen Verwaltung. Die Deutschen brauchen diesen Vergleich nicht zu scheuen. Den Belgiern aber könnte er ein Anlaß werden zu ernster Gewissenserforschung. Sie müßten dann erkennen, wie verwüstend das Vasallitätsverhältnis gegenüber der Entente in ihrer heutigen öffentlichen Meinung gewirkt hat. Der Löwe von Flandern ist zu einem gefügigen Haustiere der Ententebrüder geworden. An ihm wird es sein, sich aus dieser unwürdigen Geistesnechtschaft zu befreien. Nur dann kann er eine glücklichere Zukunft Belgiens heraufführen helfen.

Heinz Potthoff / Bucherische Marktpreise

Als die Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915 gegen übermäßige Preissteigerung von Gegenständen des täglichen Bedarfs, insbesondere Nahrungsmitteln, erlassen wurde, habe ich sofort darauf hingewiesen, daß die Wirksamkeit des neuen Gesetzes ganz ausschließlich von der Auslegung einiger unbestimmter, dehnungsfähiger Begriffe abhängen. Bestraft soll nach der Verordnung werden, wer einen „übermäßigen Gewinn“ zu erzielen sucht, und das Uebermaß soll ermittelt werden „unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse, insbesondere der Marktlage“. Die entscheidende Bedeutung hatte das Wort „Marktlage“, denn an ihm klärte sich der Sinn der ganzen Verordnung. Nach einer sozialen, wucherfeindlichen Auffassung mußte sie neben die Höchstpreisgesetze treten. Wollten diese für die wichtigsten Bedürfnisse objektive Preisgrenzen festlegen, die von niemand überschritten werden dürfen, ganz gleich, ob ihm ein angemessener oder überhaupt ein Verdienst dabei bleibt, so sollte das neue Wuchergesetz von subjektiven Grundlagen aus verhindern, daß der einzelne sich unangemessen bereicherte. Das heißt: der allgemein übliche Preis ist nicht der Preis, der von allen Verkäufern gefordert werden darf, sondern nur der angemessene Preis bei üblichen Erzeugungs- oder Beschaffungskosten. Wer seine Vorräte zu einem besonders günstigen Preise beschafft hat, der ist genötigt, unter dem Marktpreise zu verkaufen, wenn er nicht der Strafe gegen unberechtigte Preissteigerung verfallen will.

Gegen diese Auffassung haben die Geschäftsleute sofort lebhaften Einspruch erhoben und bedauerlicherweise bei Verwaltung und Gericht zunächst einen Erfolg erzielt, der die Wucherverordnung um einen großen Teil ihrer Bedeutung gebracht hat. Eine Strafverfolgung trat im wesentlichen nur ein, wenn jemand mehr als den allgemein üblichen Marktpreis forderte; sie ließ also den verhältnismäßig bescheidenen Wucher, der allgemeine Verkehrssitte geworden war und sich in den über Gebühr gesteigerten Marktpreisen ausdrückte, ganz unbeelligt. Das kam besonders deutlich zum Ausdruck, als der Bundesrat diese Auffassung durch eine authentische Interpretation bestätigte: der klarste und festeste Marktpreis ist der amtlich festgesetzte Höchstpreis. Denn es ist nur in Ausnahmefällen vorgekommen, daß eine Ware unter einem Höchstpreise verkauft wurde. Nun sind alle Höchstpreise verhältnismäßig hoch angesetzt worden, weil sie die Erzeugung anregen und auch dem unter ungünstigen Verhältnissen arbeitenden Verkäufer noch einen guten Gewinn lassen sollten. Infolgedessen mußte der unter günstigen Bedingungen produzierte Teil mit einem Gewinne verkauft werden, der das Maß des Angemessenen überstieg. Und nach einer sozialen Auffassung des Wuchergesetzes konnte kein Zweifel sein, daß auch die Forderung eines gesetzlichen Höchstpreises gegen die Verordnung vom 23. Juli 1915 verstoßen und strafbar machen konnte. Diese von der Geschäftswelt bekämpfte Auffassung ist leider vom Bundesrate ausdrücklich abgelehnt worden, indem er unter dem 22. August in den Schlußparagraphen die Bestimmung einfügte: die Verordnung findet keine Anwendung auf Gegenstände, für die Höchstpreise festgesetzt sind.“

Nach dieser neuen Fassung sollte also jeder einen Höchstpreis verlangen dürfen, auch wenn er 50 oder 100 v. H. dabei verdiente (und solche Fälle waren gar nicht selten). Allerdings konnte dann auch Strafbarkeit eintreten nach dem Wucherschutz des allgemeinen Strafgesetzbuches und nach den

militärischen Bucherverboten. Doch ist meines Wissens kein einziger solcher Fall eingetreten. Das muß zu sehr argen Mißständen geführt haben. Denn vom 1. April 1916 ab gilt eine dritte Fassung der Verordnung, wonach ihre Strafbestimmungen ausdrücklich auch für Gegenstände mit Höchstpreisen für anwendbar erklärt sind. Endlich! Die Einsicht kommt spät, und viel Schlimmes ist inzwischen geschehen. Aber besser jetzt als gar nicht. Es ist Sache der Behörden und der Konsumenten, nunmehr mit aller Energie die neue Rechtslage auszunutzen.

Inzwischen hat nämlich auch die Rechtsprechung eine Wandlung durchgemacht. Während die österreichischen Gerichte eine ähnliche Verfügung vom August 1914 von vornherein rein subjektiv ausgelegt und den berechtigten Preis stets nach den Gestehungskosten des angeklagten einzelnen bemessen, wollte man bei uns aus der ausdrücklichen Bezugnahme auf die „Marktlage“ durchaus folgern, daß der allgemein übliche Preis von jedem gefordert werden dürfte.

Dieser falschen Auffassung hat das Reichsgericht in einer Entscheidung vom 10. März 1916 einen kräftigen Riegel vorgeschoben. Darin heißt es, daß die Frage nach einem übermäßigen Gewinn „unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse entschieden werden soll. Nur beispielsweise wird darunter auch die Marktlage angeführt. Diese ist für sich allein nicht ausschlaggebend. Zu den sonstigen Umständen, die neben ihr zu berücksichtigen sind, gehören namentlich auch die Umstände, wodurch die Marktlage erzeugt und bestimmt wird“. Ist der Marktpreis durch „unlautere Machenschaften“ wie absichtliche Mindererzeugung, Zurückhaltung, Preistreiberei entstanden, so „verdient dieser Marktpreis keine Beachtung. In solchen Fällen muß also ein Heruntergehen unter den Marktpreis gefordert werden“. (Näheres in *Szczesny, Neumann, Potthoff: Die Bekämpfung des Wuchers mit Lebensmitteln usw.*, 2. Aufl., Stuttgart 1916.)

Wenn auch das Reichsgerichtsurteil auf einen Sonderfall zielt, so enthält es doch ganz klar den richtigen Grundsatz: daß der Marktpreis absolut nicht der richtige oder „natürliche“ Preis zu sein braucht, sondern daß er das Ergebnis eines Kampfes zwischen verschiedenen Interessen ist. Die Gesetzgebung des Staates will in diesen Kampf eingreifen, sie muß es, um das siegreiche Durchhalten zu erleichtern, und sie muß jeden einzelnen Erzeuger oder Händler hindern, mehr als einen angemessenen Satz an der allgemeinen Kriegsnot zu verdienen.

Man kann die Bedeutung dieser Frage nicht überschätzen. Nicht nur im Lande, sondern auch an der Front wirkt nichts so verbitternd, so entweichend, wie der Gedanke an die vielen Halunken, die ihr Süppchen am Weltenbrände kochen und sich behaglich bereichern, während ihre Volksgenossen auch für sie bluten.

Wenn wir nach dem Kriege gesunde Zustände haben und einem bitteren sozialen Kampfe vorbeugen wollen, dann müssen alle Beteiligten rücksichtslos zusammenwirken zur Herabdrückung der überhöhen Preise und zur Beschneidung überhöher Gewinne. Die Schwierigkeiten, welche in der Gesetzgebung und Rechtsprechung lagen, sind endlich beseitigt. Die Verordnung vom 23. Juli 1915 ist jetzt eine scharfe Waffe. Sie soll nach allen Seiten geschwungen werden.

Erich Schairer / Die Stadt der Gegensätze

Konstantinopel, die Hauptstadt des türkischen Reichs und der Sitz des Kalifen, ist zugleich die Schwelle zwischen Abend- und Morgenland. Auf verhältnismäßig engem Raum drängen sich hier Europa und Asien aneinander und stoßen alle die Gegensätze der Lebensauffassung und des äußeren Lebensausdrucks aufeinander, die den Orient vom Okzident unterscheiden. Die Mischung dieser Gegensätze ist es, die der „glückseligen Stadt“ am Goldenen Horn ihre einzigartige und höchst merkwürdige Besonderheit verleiht, die zusammen mit den Spuren einer tausendjährigen Vergangenheit ihrer Erscheinung den Stempel eines spitzhaften Rätselwesens aufträgt, das den fremden Beschauer beim ersten Eindruck verwirrt und gleichzeitig anzieht und abstoßt, so daß er zunächst für den genannten türkischen Beinamen recht wenig Verständnis empfinden mag.

Denn wohlgemerkt: jene Gegensätze mischen sich, aber sie scheinen sich nicht vermischen zu können infolge des tiefen, vielleicht wesentlichen Widerspruchs, auf dem sie beruhen — eben des Widerspruchs zwischen Morgen- und Abendland; sie wirken darum als Mißklang, als Zwißpältigkeit, als Zwitterhaftigkeit. Ein Sinnbild, von der Straße genommen, mag das Gesagte veranschaulichen: die verummte türkische Hanym neben der nach der letzten oder vorletzten Mode gekleideten Europäerin, wie man sie auf der Galatabrücke jeden Augenblick aneinander vorbeigehen sehen kann; oder ein baulicher Anblick: das hochstöckige und schmale europäische Geschäftshaus mit seiner äußersten Ausnutzung des Grund und Bodens, wenige Schritte entfernt vom nächsten besten der großen Stambuler Brandfelder, deren Schutthalben und Mauerreste jahraus, jahrein wie offene Wunden daliegen. Beim ersten absichtslosen Spaziergang in Konstantinopel fühlt man aus derartigen Beobachtungen und ihrem Vergleich sofort die ganze Luft heraus, die sich zwischen zwei Welten aufstaut. Und da sich dieser Abstand kaum auf einem Gebiete deutlicher darstellt, als auf dem wirtschaftlichen — in der grundverschiedenen Stimmung und Haltung abend- und morgenländischen Geistes innerhalb der wirtschaftlichen Betätigung —, so ergibt sich bei Gelegenheit der zahlreichen kleinen Wirtschaftsereignisse des täglichen Lebens, deren Zeuge oder Teilnehmer man wird, eine reiche Fülle sich steigender Kontrastempfindungen. Ein Besuch etwa im „Bedestan“, dem alten Basar, und nachher ein Gang ins Kaufhaus „Au bon-marché de Salonique“: ist es nicht, als betäme man im lebensunwahrscheinlichen Nebeneinander eines nationalökonomischen Schulbeispiels die europäische kapitalistische und die orientalistisch-naive Handelsauffassung vorgeführt? Dort ist der Handel nichts als das Mittel zum Zweck der Kapitalbildung — selber wieder auf einer wohlüberlegten Organisation von Mitteln aufgebaut — Schaufenster, Ladenangestellter, fester Preis, Kontrollzettel, „bitte, an der Kasse zu bezahlen“ —; hier ist er gewissermaßen reiner Selbstzweck, ein Gesellschaftsspiel zwischen ernsten Leuten, ein unterhaltendes Kriegsspiel, bei dem es sich um Gewinnen oder Verlieren handelt, bei dem aber doch das Spiel, das „Handeln“ selber die Hauptsache scheint; dessen Entscheidung daher nur der ungeduldige fränkische Neuling zu seinem eigenen Schaden frühzeitig herbeizuführen trachtet, der gewiegte eingeborene Sportsmann aber unter Zigaretten- und Kaffeegenuß, behaglich-listig von dem und jenem dazwischenplaudernd, hinausögert und hinausögern läßt.

Es gibt natürlich in Konstantinopel wie überall im Orient (und auch im südlichen Europa) eine Fülle von Kontrastwirkungen, die dem einheimischen Leben in sich eigen sind und deshalb keineswegs als unangenehm oder befremdend empfunden werden, wenn sie dem mitteleuropäischen Zuschauer auffallen; hierher gehört alles „Malerische“, alles was auf den Unterschied zwischen arm und reich zurückgeht, der dort bei der Bedürfnislosigkeit auf der einen und der Freude an Farben- und Prachtentfaltung auf der anderen Seite äußerlich größer ist als anderswo. Und es gibt in jeder Stadt mit alter Vergangenheit, wenn auch vielleicht kaum irgendwo in so reicher und starker Ausprägung wie am Goldenen Horn, den Gegensatz der Zusammenstellung von Altem und Neuem, der

meist als Schrofheit und Härte erscheint: ein modernes Lastautomobil neben dem Büffelkarren mit seinem dentbar primitiven hölzernen Halsjoch; zur Seite einer kleinen verträumten Moschee ein Kinematographentheater mit den bekannten grellen Plakaten, die auf der ganzen „zivilisierten“ Erde gleich sind; der langgezogene schwermütige Feierabendruf des Mueffin, unterbrochen vom schrillen Pfiff einer Fabrik sirene. Mißklänge solcher Art finden sich, wie gesagt, auch im Abendland. Sie sind es also nicht, die dem Bilde von Konstantinopel jenen besonderen seltsamen Doppelcharakter einflößen, sondern es ist das Schauspiel zweier offenbar ganz verschieden gerichteter Lebensauffassungen, wie es sich im Aussehen der Stadt und im Leben und Treiben ihrer verschiedenen Bewohner dem fremden Besucher auf Schritt und Tritt immer wieder darstellt. Zweier Kulturen, um das Wort doch zu gebrauchen, die sich voneinander abkehren, zwischen denen keinerlei Uebergang und Verständigung möglich scheint; die nebeneinander leben wie Mann und Frau in einer verfehlten Ehe, wo zwar Gemeinschaft von Tisch und Bett vorhanden ist, aber keine Gemeinschaft der Seele.

Dieses Gleichnis muß sich jedem unwillkürlich aufdrängen, der einmal durch die beiden Stadtteile — fast möchte man sagen Städte — Stambul und Pera gewandert ist. Stambul, das alte Byzanz, ist der türkische Kern von Konstantinopel, ist das eigentliche Konstantinopel, von dem aus die „Hohe Pforte“ ihre Macht über ein immer noch gewaltiges Reich ausstrahlt und zu dem als dem Sitz des Sultans und Kalifen die Mohammedaner dreier Erdteile mit patriotischen und religiösen Gefühlen aufblicken. Merkwürdig aber ist es, daß die Konsulate und Gesandtschaften sämtlicher abendländischen Mächte nicht in Stambul liegen, sondern weit drüben über dem Goldenen Horn — in der Europäer- und Levantinerstadt Pera. Mag sein, daß hierfür historische Ursachen verantwortlich sind, die heutzutage als solche nicht mehr in Betracht kommen, oder mögen Zufälle mitgespielt, die uns nicht bekannt sind — der eigenartige Zustand, daß der Sitz der türkischen Regierung nicht auch der Ort ist, wo die bei ihr beglaubigten Vertreter der europäischen Mächte arbeiten, ist wie das Symbol eines Verhältnisses und Verhaltens, dem diese Mächte eben im wahren Sinne des Wortes „fremde“ sind. Pera ist für den alteingesessenen Stambuler Türken tatsächlich eine fremde Welt, von der ihn mehr trennt als der leicht überbrückte Graben des Goldenen Horns, und umgekehrt ist Stambul für die Mehrzahl der in Pera lebenden echten und halbechten Abendländer erheblich weiter abgelegen als es die kurze Strecke der Galatabrücke ahnen läßt. Wenn mit Sonnenuntergang Stambul zur Ruhe geht, die Läden der Händler geräuschvoll geschlossen, die Straßen fast mit einem Schlag still und einsam werden, dann scheint drüben in den krummen und holprigen Straßen von Pera die Bevölkerung erst recht zu erwachen, dann füllen sich die Adern des Verkehrs, die Kaffeehäuser, Gärten und Hotelräume, und in der Grande Rue de Pera — die man sich aber keineswegs als grande Rue vorstellen darf — staut sich die Menge vor den Kinematographentheatern. Eine Menge, die so recht zu dem kitschigen Inhalt der Pariser Ehebruchs- und Apachenfilme zu passen scheint, nach deren Genuß sie drängt, und unter der sich trotz der zahlreichen Fezträger selten einmal ein Türke vorfinden dürfte. Wer will es dem Türken vom alten Schläge verdenken, wenn ihm vor der abendländischen „Kultur“ graut, die sich ihm im Gewande von Pera darbietet, wenn er sich davor zurückzieht als vor etwas Häßlichem und Schmutzigem? Und wer will ihm das Mißverständnis übelnehmen, mit dem er Pera und Europa einander gleichsetzt, solange auch der Europäer, der von draußen kommt, fast ausschließlich in Pera lebt, wohnt und verkehrt? Wer wundert sich über die immer wiederkehrende gründliche, falsche Beurteilung des türkischen Charakters bei „Orientreisenden“, die kaum über Pera hinausgekommen sind und die dort ansässigen Levantiner als Türken betrachtet haben? Pera ist ein Haupthindernis der Annäherung zwischen Morgen- und Abendland, und wenn eine solche erstrebenswert dünkt, der möchte wünschen, daß wie im Alten Testament Feuer vom Himmel fiele und diese Stadt verzehre, oder wie Major Endres in seinem trefflichen Buche über

die Türkei alle Levantiner auf dem Bajasidplatz in Stambul hängen lassen.

Es sind Extreme der Lebensauffassung, die dort unten am Goldenen Horn auseinanderstoßen, und leider offenbart sich die europäische in der Mehrzahl ihrer ansässigen und leider auch der nur vorübergehend anwesenden Vertreter nicht von ihrer besten Seite, sondern als verzerrte und widerliche Frage. Außen hin, innen psui — steht darüber geschrieben, wie über einem der „europäischen“ Häuser mit studüberladener, schnörkelverzierter Vorderwand, prozigem Eingang und Ausgang und übelstem Inhalt, gegen die das einfache und schmucklose türkische Wohnhaus mit der ruhigen und soliden Behaglichkeit seiner Innengemächer so vorteilhaft absteht. Das Baugeschäft liefert oft treffliche Gleichnisse; es kennzeichnet übrigens die Gegensätzlichkeit des Orients auch zur guten abendländischen Baukunst, daß eine gegenseitige Befruchtung im Orient kaum in größerem Umfange stattgefunden hat. Wo türkische Baumeister z. B. Stilformen des 17. und 18. Jahrhunderts aufgenommen haben, da ist im Vergleich mit der alten türkischen Baukunst wenig Erfreuliches herausgekommen.

Kreuzen läßt sich Orient und Okzident nicht; oder was dabei entsteht, sind unfruchtbare Bastarderscheinungen. Damit ist nicht gesagt, daß die beiden Weltanschauungen und Kulturkreise nicht voneinander annehmen und lernen könnten. Aber zweierlei ist dazu notwendige Voraussetzung: tiefes und verständnisvolles gegenseitiges Erfassen, nicht oberflächliches Anschauen, und gefestigtes eigenes Selbstbewußtsein, das sich nicht wegwirft oder verliert an scheinbar glänzende Außenseiten der fremden Kultur. In diesem Sinne darf die gegenwärtige weltgeschichtliche Begegnung gerade zwischen Deutschland und Türentum, die Abkehr des Orients vom französischen Wesen und das Erwachen eines starken nationalen Empfindens bei den Türken als glückliche Fügung für diese betrachtet werden.

Margarete Zündorff / Die preußische Uebernahmestelle für Flüchtlinge

Zu der großen Schar der Flüchtlinge und Ausgesiedelten aus den Kriegsgebieten, für deren Unterbringung die, vom Kriege nicht direkt berührten, Landesteile zu sorgen haben, gesellen sich seit Herbst 1914 in steigender Zahl die Opfer der feindländischen Konzentrationen, die amtlich ebenfalls als Flüchtlinge bezeichnet werden. Um ihnen Hilfe zu bringen, wurde schon zu Ende Oktober 1914, als das Abkommen mit Frankreich über den Austausch von Frauen, Kindern, Knaben bis zu siebzehn und Männern über sechzig Jahren getroffen worden war, vom preußischen Staatskommissar für dieses Flüchtlingswesen in Gemeinschaft mit zuständigen Behörden und Frankfurter privaten Kreisen, in Frankfurt die Preußische Uebernahmestelle für Flüchtlinge errichtet, der die Aufgabe zufällt, den ausgelieferten deutschen Staatsangehörigen bei der Gründung einer neuen Heimat im alten Vaterlande nach bestem Ermessen Rat und Hilfe zu leisten. Zu Anfang wurden die Ankommen, oft 50 bis 100 an einem Tage, zunächst auf dem Hauptbahnhof verpflegt, dann erfolgte die Aufnahme der Personalien und es wurde festgestellt, welche der Flüchtlinge bei ihren Angehörigen Unterkunft finden könnten. Wer keine Angehörigen besaß oder von ihnen nicht aufgenommen werden konnte, galt als ziellos und wurde bereits am nächsten Tage in bestimmte Bezirke der Rheinprovinz weitergeleitet. Die Landräte dieser Kreise des Regierungsbezirks Koblenz waren von der Regierung angewiesen, die Leute gegen Bezahlung eines bestimmten Tageslohnes in Privathäusern unterzubringen. Die Wahl des Kreises durch die Uebernahmestelle wurde von der Rücksicht auf die soziale Stellung und die sonstigen Verhältnisse des Flüchtlings bestimmt. Daneben mußte freilich auf eine möglichst gleichmäßige Belegung der einzelnen Kreise Rücksicht genommen werden. Die Uebernahmestelle hatte in dieser Tätigkeit staatliche Funktion, war sich aber trotzdem immer bewußt, daß die Eigenart ihrer Gründung

sie verpflichtete, ihre Tätigkeit nie schematisch auszuüben, sondern durch möglichstes Eingehen auf die Sonderart jedes einzelnen Falles, praktische soziale Arbeit zu leisten.

Dies war jedoch, solange die Flüchtlinge in ein bis zwei Tagen untergebracht sein sollten, nur in beschränktem Maße möglich. Die Uebernahmestelle begrüßte es daher freudig, als nach mehr denn einjähriger Tätigkeit, durch die insgesamt nahezu 5000 Flüchtlinge beraten, gepflegt und für einen oder mehrere Tage gastweise in Frankfurter Privathäusern untergebracht worden waren, durch ein besonderes Uebereinkommen mit dem Zentralkomitee vom Roten Kreuz in Berlin es ihr ermöglicht wurde, in anderer Weise für ihre Schutlinge zu sorgen. Nunmehr — das Abkommen datiert vom Februar dieses Jahres und ist durch ein neues deutsch-französisches über den Austausch nicht wehrfähiger und der Männer über fünf- und fünfzig Jahren (früher sechzig) veranlaßt worden — bleiben die Ziellofen zunächst in Frankfurt. Die Uebernahmestelle ist zu einer sogenannten „bundesstaatlichen Sammelstelle für Preußen“ erweitert worden, durch die in eingehendster Beratung das Zwekdienstliche für jeden einzelnen Flüchtling erörtert wird. Da gilt es denn zunächst durch den, wie alle Mitarbeiter, ehrenamtlich tätigen Flüchtlingsarzt, durch einen Spezialarzt oder die Universitätskliniken den Gesundheitszustand und den Grad der Arbeitsfähigkeit der Flüchtlinge festzustellen. Leider war es bisher notwendig, einen hohen Prozentsatz der Untersuchten zur Ausheilung von Krankheiten, die unzweifelhaft als Folge der langen Gefangenschaft, unter unwürdigen, im höchsten Grade gesundheitschädlichen Verhältnissen, zu betrachten sind, einer oft lange währenden Krankenhausbehandlung zu überweisen. Fast alle aber bedürfen dringend der Kleidung und Wäsche, denn auch diejenigen, die als Bemittelte in die Konzentrationslager eingeliefert wurden, sind längst arm wie Bettler, und eine Beschaffung neuer Mittel aus ihren, in Frankreich festgelegten Vermögenswerten ist ausgeschlossen. Dann gilt es zu unterscheiden zwischen Arbeitsfähigen und solchen, die, infolge Krankheit, Alter oder aus anderen Gründen nicht mehr für bezahlte Stellungen in Frage kommen oder Berufen angehören, in denen gegenwärtig auf eine Beschäftigung kaum zu rechnen ist. Den Arbeitsfähigen versucht man durch Vermittlung der verschiedenen Arbeitsämter, Innungen und Berufsverbände, wenn dies möglich ist, auch durch direkte Verhandlungen mit Firmen oder bestimmten Anstalten, eine angemessene Erwerbsmöglichkeit zu verschaffen, die anderen werden, auf Kosten des Berliner Zentralkomitees vom Roten Kreuz, in verschiedene Kreise Kurheffens oder in dem nassauischen Kreis Höchst in Privathäusern untergebracht. Die hierfür von der Berliner Stelle aufgewandten Mittel werden ihr vom Staate zurückvergütet, da die deutschen Bundesstaaten, im Gegensatz zu Frankreich, auf dem Standpunkt stehen, daß die Heimkehrenden, bis zur Wiedererlangung wirtschaftlicher Selbstständigkeit, vom Staate in einer, den Umständen entsprechenden Weise zu versorgen sind, und zwar nicht auf Grund des Armengesetzes. Daß Arbeitscheue nicht dauernd versorgt werden können, ist selbstverständlich. Im allgemeinen wird ein Magimalaufenthalt von drei Wochen in der, durch die Uebernahmestelle vermittelten, Unterkunft als für ausreichend erachtet; in der Tat ist es innerhalb dieser Frist, in den meisten Fällen jedoch in erheblich kürzerer Zeit, gelungen, dank der individuellen Behandlung jedes einzelnen Falles die Arbeitsfähigen in geeigneten Stellungen unterzubringen. Bei gelernten Arbeitern ist dies ja auch verhältnismäßig leicht, schwieriger jedoch bei Kaufleuten, Ingenieuren, Patentanwälten, Chemikern und Angehörigen der freien Berufe, die sich ebenfalls in großer Anzahl unter den Ziellofen befinden. Doch ist es auch in diesen, zunächst oft verzweifelt scheinenden Fällen, zumeist sehr bald möglich gewesen, Stellungen zu vermitteln und eine Bezahlung zu erreichen, die den Flüchtling von fremder Hilfe unabhängig macht. Da es im Anfang an allem zu fehlen pflegte, so an passender Kleidung, an Wäsche, geeigneter Unterkunft und Gelegenheit zu regelmäßiger Ernährung, so waren auch nach erfolgter Anstellung die Verhältnisse für den einzelnen oft noch recht schwierig. Für mehrköpfige Familien ergab sich von selbst die Notwendigkeit, eine Wohnung zu mieten und notdürftig auszustatten, was zumeist unter Mit-

hilfe wohlthätiger Vereinigungen geschah, deren einige auch ihre öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen, wie Hospize und Heime, für die erste Unterbringung zur Verfügung stellten. Kinder und junge Mädchen bis zu 24 Jahren fanden Aufnahme in Kinderheimen, Alumnaten, Erziehungsanstalten und Haushaltungsschulen, alte Leute und chronisch Kranke in Alters- und Genesungsheimen; für Erholungsbedürftige des besseren Mittelstandes wurde eine Flüchtlingskolonie, in dem Luftkurort Krummhübel im Riesengebirge, errichtet.

Das wesentliche der jetzigen Neuordnung ist also, daß die Flüchtlinge nicht mehr wahl- und planlos abgehoben werden, sondern die Möglichkeit erhalten, sich eine neue Existenz zu gründen. Die durch dieses Verfahren bedingten, weit höheren Kosten sind überwiegend auf privatem Wege aufzubringen, doch macht sich diese Handhabung der Flüchtlingsfürsorge vielfach bezahlt, da sie dem Staate unnütze Kostgänger erspart und die wirklich arbeitsfähigen, besonders die weiblichen, Flüchtlinge vor den Gefahren des Müßigganges behütet.

Hingewiesen sei hier noch auf verschiedene, mehr behördliche Aufgaben, welche die Uebernahmestelle im Verein mit verschiedenen hierfür zuständigen Behörden und Kriegsfürsorgeeinrichtungen zu lösen hat, wie Feststellungen über Lagerverhältnisse und völkerrechtswidrige Behandlung in den Konzentrationslagern, Ermittlung der Staatsangehörigkeit der Flüchtlinge und anderes. Besonders die Frage der Staatsangehörigkeit ist oft nicht leicht zu beantworten, da Frankreich manche Leute herüberschickt, die längst dort eingebürgert waren, deren Vater jedoch angeblich Deutscher war. So handelte es sich nach dem geltenden Recht in mehreren Fällen unzweifelhaft um Franzosen, in einem Falle auch um eine Russin, die nur wegen ihrer Abstammung von deutschen Eltern ausgewiesen worden war. Auch in solchen Fällen bemüht sich die Uebernahmestelle, soweit dies mit dem Staatsinteresse vereinbar ist, die allgemein-menschlichen Gesichtspunkte über das formale Recht zu stellen oder einen Ausgleich zwischen beiden zu schaffen.

So ist es der Uebernahmestelle bisher gelungen, alle ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen. Doch mit jedem neuankommenden Transport wächst der Prozentsatz der Ziellofen, der sich noch bedeutend steigern wird, wenn nach dem Friedensschluß die vielen Zehntausende der jetzt noch in allen Teilen der Welt zurückgehaltenen jüngeren Leute heimkehren werden. Tausende werden unter ihnen sein, darunter zahlreiche wertvolle Pioniere des Deutschtums, die über keinerlei Mittel mehr verfügen, und die im alten Vaterlande weder Freunde noch Angehörige mehr haben, bei denen sie Aufnahme finden könnten. Um ihnen allen helfen zu können, wird es sehr großer Mittel bedürfen, zu deren Beschaffung schon jetzt umfangreiche Vorsorge getroffen wird. Möge es gelingen, auch diesen Kriegsoptionen, deren in hartem Kampf gewonnene Erfahrungen unserem Wirtschaftsleben vielfach werden zugute kommen können, im alten Vaterlande eine neue, schönere Heimat zu schaffen.

* * / Das „große Östern“

Um ein kleines Städtchen der Provinz Kurland, das so friedlich zu Füßen einer in Trümmern ragenden Ordensburg hingebettet lag, als ob es im Schatten seiner düsterstarrenden Vergangenheit zu seligen Träumen entschlummert wär, tobte nun — wie in schreckensvoller Wiedergeburt jener blutigen Vorzeit — der immer näher drängende Kampf der Geschüge.

Machtvoll stürmte germanisches Eigenrecht hier gegen die Mauern slawischer Gewaltherrschaft, die mit Tod bezweckendem Druck umschlossen hielt, was deutsches Rittertum Jahrhunderte zuvor in diesen Boden senkte, und das sich in zähem Befensbestand behauptend, nun mit allen Kräften seiner Blutszugehörigkeit dem befreienden Arm des Mutterlandes aufstrebte.

Wie Stöße eines aus dem Erdinnern hervorbrechenden Orkanes wälzten sich die ungeheuren Schallwellen der Schüsse über die niedrigen Häuser fort.

Leise in ihren Mauern eritternd, der eigenen Hilfslosigkeit mit langer erdennaher Fensterreihe wie in wehmütiger Ergebung lächelnd, standen die Traumentrissenen — durch herbstlich gefärbte Hecken und Rasenstreifen wie durch vergilbte Bänder zu stiller Runde verknüpft — im Angesicht des großen Geschehens.

Hestiger rollte der Donner, anhaltender, beschleunigter folgten sich die Stöße: der Boden unter den bedrohten Häusern bebte — dieser gebuldige, in Leiden erhärtete Boden, an dessen Brust gebettet sie in stiller Beschaulichkeit den ewig gleichen Wechsel von Sonne, Mond und Sternen hatten über sich hingehen lassen. Nun überglühte ferner Feuerchein die verbläuten Wände, als triebe heimliche Innengewalt das pulsende Blut des Erdreichs bis an den schattenden Dachfirst empor. — —

In diesen Tagen schaffender und vernichtender Gewalten fand Hieronymus, der wunderbar in sich zurückgezogene Baron von Borte, den man in der Umgegend scherzend den stummen Propheten zu nennen pflegte, den Weg zu jener kleinen Häuferrunde, in der Traumverlorenheit und Geschäftigkeit so eng beieinander wohnten.

Ehe er sich noch über das Vorhandensein einer bestimmten Absicht klarzuwerden vermochte, stand er schon mitten in dem Häuflein sich kreuzender und sich verbindender, sich widerstreitender und sich ergänzender Wesensbetriebsamkeiten, den er für gewöhnlich mit eben derselben Vorsicht zu umgehen pflegte, wie die Ameisenhaufen in seinem Walde. Er war sich selbst nicht recht klar: tat er es aus Scheu, die Kreise der untereinander so eng Verbundenen zu stören, oder aus Besorgnis, sich in der Folge mit Rähen zu belasten, deren Abwehr seiner empfindsamen und peinlich höflichen Natur eine unliebsame Anstrengung bedeutet hätte.

Menschen, die ihr ganzes Dasein mit einer Hoffnung sättigen, deren Erfüllung in unabsehbarer, ja unwahrscheinlicher Ferne liegt, müssen notgedrungen den eng-vertraulichen Zusammenhang mit den dem Augenblick Lebenden verlieren.

In sich gefehrt und wortkarg sitzen sie, die wunderlichen Gäste noch ungeborener Welten, an der Tafel des Lebens; ihre Lippen lächeln fremd in das bunte Spiel der Stunde, während ihre Augen unentwegt nach Fernen unterwegs sind, deren dunkle Ungemessenheit die in der Gegenwart Glühenden mit dem eisigen Hauch des eigenen Vergehenmüssens überweht.

Je enger die Gebundenheit der Umstehenden an die kleinen Wirklichkeiten des Tages, je drohender die Wolkenswand unabwendbar nahender Verhängnisse — um so riesenhafter, um so gespenstischer in seiner starren Reglosigkeit muß der Schatten solcher in das Reich der Wunder hinüberraagenden Hoffnung auf die Gegenwart zurückfallen.

Etwas von dem geheimen Zugeständnis solch überragender Größe lag in dem freundlich spottenden Gehabe, mit dem man der stillen Absonderlichkeit des Barons den Mantel prophetischer Askese umgehängt hatte.

Daß man mit dem spielerischen Wort der Wahrheit nahe genug gekommen war, bewies das von besonderem Anlaß herausgeforderte, in seinem Wortklang ebenso stolze wie in seiner Empfindung bescheidene Bekenntnis des Barons: es genüge dem Ehrgeiz seines Daseins, den Leuchter für das „große Licht“ seiner Väter darzustellen.

Das große Licht jener Verbliebenen aber war eine glühende Hingabe an Art und Wesen ihres Stammes, ein tief innerliches Zugehörigkeitsgefühl zu dem deutschen Mutterlande, aus dem sich — ebenso glutverhalten und dunstbelastet wie die nördliche Sonne aus ungemessenen dunklen Wäldern — die nie erlöschende Hoffnung auf eine endliche Heimkehr erhob.

Sie alle, auf die die Erinnerung des nunmehr sachte ergrauenden Hieronymus zurückzugreifen vermochte, waren — je nach Art und Beschaffenheit ihres Wesens — Streiter oder Propheten dieses Heimkehrgedankens gewesen.

Von der dunklen Unerfindlichkeit, in der geistige Erbschaft sich im allgemeinen zu vollziehen pflegt, wohl überzeugt, vermeinte Hieronymus für seine Person doch, die sich so stumm und gewaltsam bietende Gabe der Natur in bewußter Empfängnis ergriffen zu haben. In der Sterbestunde seines Großvaters — so meinte er — hatte sich eine erlöschende Flamme zu ihm geneigt und seinem Wesen eine Triebkraft entzündet, die in ihrem ersten zuckenden Aufglimmen dem kindlichen Gemüt noch unkenntlich, erst in langsam reisender Helle zu ihrem Ausgangspunkt: dem unvergessenen Lächeln des Verstorbenen, zurückgeführt hatte.

Wie Abendröte über sturmgejagtem Tage, hatte dieses Lächeln des streitbaren Mannes über seinem tatenangehäuften Leben gestanden.

In Herz und Arm die wilde Lust seiner Vorfahren, hatte der willensgewaltige Ahn des feinen Hieronymus mit — wenn auch unblutiger, so doch schneidend scharfer Klinge der großen Hoffnung seines Herzens die Wege gebahnt.

Geschlechter hatten sich vor ihm in der Entfugung üben müssen, das schwarzweißrote Banner zu wehmutschwerer Reliquie entwirrt — in sehndem Herzen zu tragen. Er aber, der in seiner ungebändigten Lebenskraft alle Leidenschaften der Vergangenheit ausschöpfte, erlebte diese Entfugung in voller Neukraft des Geschehens an sich.

Von den Türmen seines altersgrauen Schlosses sollte das geliebte Banner nicht wehen — gut, so sollte jede seiner Taten als ein schwarzweißrotes Banner über dem getnehteten Boden flattern und alle weg- und zielverlorene Sehnsucht zu einem Kampf der Geister aufrufen, der mit dem Flügelschlage der Verheißung durch die seufzende Beklommenheit der Zeit rauschen sollte.

So ging Hieronymus der Ältere in unermüdlicher Tatkraft durch das Land und rüttelte alles, was ihm für solchen Kampf nicht fest, nicht klar, nicht opferbereit genug erschien, aus seiner Dumpfheit auf. Er tat es nicht ohne Härten, mit dem oft erbarmungslosen Spott des in keiner Falle seines Gemütes von Schwäche Angefochtenen.

Wie ein wegscheidendes Hindernis spannte die inbrünstige Entschlossenheit seiner Gesinnung sich über alle schiefe Ebene bewußter oder unbewußter Wesensgeteiltheit.

In dem scharfen Anprall an dieses Hindernis mußte jeder noch im Dunklen tastende Wille zur Entscheidung kommen: entweder hieben oder drüben — entweder sich an das sich mit allen Mitteln der Gewalt aufzwingende slawische Fremdelement verlieren, oder sich als wurzelechter, wenn auch raumgeschiedener Sprößling deutscher Geisteskultur behaupten! — — —

Schwere Wolken standen über dem bedrängten Lande, als der alte Baron sich darein finden mußte, Haus und Hof und Tat den Händen seiner Erben zu überlassen. Zürnend bäumte sich die noch unerschöpfte Kraft seines Geistes gegen den armseligen Verfall des Körpers auf.

Warum auch entschied hier nicht die unzerstörbare Spann- und Tragkraft eines um Zukunftswerte ringenden Geistes über die kleinliche Rechnung der geizig zuzählenden Natur!

Widerstrebend wandte der vom Tode Gemahnte den Blick jener Rechnung zu. Die Zahlen, über die sein kühner Blick bisher als über etwas Wesenloses hinweggeglitten war, gewannen nun Bedeutung für ihn — die drohende Bedeutung einer Forderung! Als könnte er seinen gegen die Gewalt des Todes streitenden Geist nicht anders als durch dieses unwiderlegliche Zeugnis der Natur zur Nachgiebigkeit überreden, hielt er sich nun in stummbewegter Betrachtung unablässig jene belastende Summe vor Augen — sie in unruhiger Gedankenarbeit bald zu kleinen Zahlengruppen auseinandertragend, bald wieder zu der ihn richtenden Einheit zusammenfügend.

Indem er so der Rechnung der Natur nachging, erwachte ihm — demütigend und tröstend zugleich — zum erstenmal ein tieferes Verstehen für die so sanfte und so strenge, in ihrer Unterschiedslosigkeit so große Unbestechlichkeit der Natur, die an allem, was da ist — ob Mensch, ob Tier, ob Baum — das gleiche stille Amt der Ablösung übt.

Er dachte daran, wie er durch seine Wälder wandernd, die Bäume auf ihre Jahresringe hin abgeschätzt hatte, wie er mit kundigem Blick den Wert seiner Tiere nach den äußeren Merkmalen der Zeit bemessen hatte — nun war er bei sich selbst angelangt und prüfte tastend die Ringe an dem noch so wurzelzähnen Stamm, an den die Art gelegt war.

Sich zögernd aller Gegenwehr begebend, lag der Greise und noch so Jugendliche — von den stillen Geistern des Todes umschwebt — auf seinem Lager.

Man hatte ihn in einen Erker gebettet, dessen Fenster — sich mit der Mauerrundung nach beiden Seiten hin auswölbind — das zweite Landschaftsbild wie mit zu Halbtreis geweitetem Rahmen umschloß.

Zagend unterbrach der junge Prediger, der herbeigeeilt war, den Gewaltigen in seinem letzten Kampf zu unterstützen, die feierliche Stille.

Alein der noch immer entschlossene Wille des Sterbenden winkte ihm Schweigen.

„Keine Reden, junger Freund — keine Worte! — Nur Stille!“ . . .

Er atmete tief auf und beschattete die Augen mit der Hand, wie um zu jener Dämmerung des Schweigens zurückzufinden, in der sein Gemüt sich zur Ruhe begeben hatte.

Treu besorgt und ratlos verharrte der junge Seelsorger zu Häupten des Leidenden.

Doch als ob die bloße Nähe solch hilfsbereiter Mittheilenschaft den Bekämpfer jeder Schwäche gestört hätte, öffnete er wieder die Augen. Dem erschrocknen Blick des Jüngeren mit der lächelnden Großmut überlegener Kraft begegnend, schob er ihn in nicht unfreundlichem, aber unbeirrbarem Willensbeschuß bei Seite.

„Lassen Sie es gut sein, Lieber! Dahin —“ und er wies mit der Hand auf die von ferne her durch das erste lerge Grün schimmernde weiße Wand des Erbbegräbnisses — „dahin bin ich immer am liebsten allein gegangen . . . Führung braucht es auch heute nicht — und wenn“ — er deutete mit einer schönen, ritterlich zarten Bewegung auf den kleinen Kreis der Frauen, der ihn liebend umgab — „dort ist die beste. . .“

Hiermit verstummte er, während die streng geschlossenen Brauen sich wie unter der Einwirkung eines innen ge-

borgenen Lichtstrahls zu einer Lücke öffneten, die die blasser Härte der Züge mit warmem Schimmer belebte.

Dann aber, da er die bekümmerte Miene des in seinem Amte Verschmähnten und eine leise Wolke der Besorgnis auf der Stirn seiner Gattin gewahrte, berührte er die Hand des Hilfsbereiten noch einmal mit leichtem Druck.

„Lassen Sie es gut sein“, wiederholte er wie in Beantwortung einer unausgesprochenen Frage. „Hier“ — er griff mit fester Hand an das mühsam arbeitende Herz — „hier ist alles in Ordnung — aber dort —“, er wandte sich mit Anstrengung dem Fenster zu — „aber dort . . . unser Land —“

Und als übermannte ihn mit der aufsteigenden Sorge noch einmal die schon überwunden geglaubte heiße Lust des Kampfes und Gewinnes, griff er nach der nahen Fensterbrüstung, richtete sich auf und blickte lange und schwer bedrückt in das sinkende Licht des noch winterherben Frühlingstages. Zögernd, wie in sehnächtiger Klage unerfüllter Lieblichkeit, starb der kühle Schein über kahlen Bäumen und bräunlichem Rasen dahin. . .

Eine Wolke zog herauf und vertiefte die Dämmerung des Raumes zu einem sich in seltsam scharfer Gegenwirkung scheidendem Hell-Dunkel: wie Schatten zerfloßen die Gestalten der dem Leben Belassenen — klar und scharf stand der von weißen Hüllen umkleidete Körper des Todgeweihten in hartem Licht. . . Langsam wanderte die Wolke — das Haus der Bortes hinter sich lassend — in das weite Land hinaus.

Das tief schattende Dunkel bleichte, sich der Helle untermischend, zu fahlem Grau hinüber.

Nun lag der Kranke müd gestreckt; nur die rastlosen Hände irrten in leerem Raum, als suchten sie etwas, das ihnen in der Dämmerung entglitten war; sie öffneten sich und schlossen sich wie in angstvoll umklammerndem Griff um einen unsichtbaren Besitz. Nach wenigen Augenblicken aber, als würden sie ihrer Täuschung gewahr, lösten sie sich abermals und blieben nun in vorwurfsvoll mahnender, wortlos drängender Bitte geöffnet.

Mit banger Frage suchten die Frauen das Begehren der Hand zu ergründen, aber der in Worten allzeit Rarge gab keine Antwort.

Langsam, als trachtete sie des unruhigen Verlangens Herr zu werden, bettete sich die Rechte auf das Herz, während die Linke in heimlichem Beharren gesenkt blieb und mit seltsam sehnender, suchender, sammelnder Bewegung immer über dem Boden hin- und herstrich.

Umsonst bemühten sich die Frauen, die darbende Hand mit dem Trost ihrer Liebe zu füllen — der Kranke schien ihrer Worte kaum zu achten.

Hinter den in zärtlicher Hingabe Bemühten stand regungslos — erstarrt in den Schauern des großen Geheimnisvollen, das sich vor seinen Augen vollzog — Hieronymus, der Jüngste der Bortes.

Mit bebender Aufmerksamkeit verfolgte er das angstvolle Mühen der ihm aller Wunder mächtig dünkenden Hand, und — war es, weil das Kindesgemüt dem Ursprung und Ende aller Dinge so traumwandelnd nahe ist, war es, weil er sich die stets wiederkehrende Bewegung nur unter dem vertrauten Gesichtspunkt des Gegenständlichen zu deuten wußte —, er glitt rasch hinaus, suchte auf weiter Rasenfläche den dunklen Erdenfleck, auf dem er an diesem Morgen die ersten Spitzen des Frühlings wahrgenommen hatte, und bückte sich, den blassen Schimmer zu greifen. Da er der kaum entsprossenen Blüten so haschend jedoch nicht habhaft zu werden vermochte, ließ er sich auf ein Knie nieder, grub

bebend vor Hast die Hände in das feuchte Erdbreich und hob die uneröffneten Blüten mit samt der sie umhüllenden Erde empor.

So belastet, trat er unvermerkt wieder in das Gemach. In stiller Entschlossenheit näherte er sich dem Lager. Die Bewegung seines Gemütes nur durch den seltsam geweiteten Blick der Augen und die zu zärtlichster Hingabe gelöste Haltung des Körpers bekundend — senkte er die Erde sachte in die Hand des vor sich Hindämmernden.

Ein leiser Schauer durchzitterte die fiebernde Hand, als sie die feuchte Kühle empfing. Dann aber umschloß sie, wie in ihrem Verlangen erraten, die wunderliche Gabe des Kindes mit hastigem Druck. Der alte Streiter öffnete noch einmal die Augen und heftete den erlöschenden Blick auf die schwächliche Gestalt des Enkels, den er in seiner spottenden Kraft einst das letzte, blaß verrinnende Tröpfchen seines Blutes genannt hatte.

In der zunehmenden Unsicherheit des Blickes verschwammen ihm die Umrisse des zarten Körpers wie in fernem Dunst — nur das blaue Licht der Augen sprach mit naher Flamme zu ihm.

Da überfloß Erdentrübsicht das in der Sorge um die Heimat noch immer wache Gemüt.

Er, dessen Körper die nahende Erstarrung bereits wie geheime Fesselung zu spüren begann — er meinte gleichzeitig zu spüren, wie sein Geist sich mit zager Hand dem gefesselten Leibe entwand, sich mit seltsam kühlem, schweren Druck von ihm schied, um ihn nun in stillbeglückter Entbundenheit mit jenem nahen Leuchten blauer Helle zu grüßen.

Während er mit befreitem Lächeln die beschenkte Hand der schon am Herzen ruhenden vereinte, flüsterten seine Lippen Worte, die — aus ihrem Zusammenhang gelöst — an dem Ohr des Kindes wie ein Seufzer vorüberstrichen, in den Herzen der Vereinten jedoch einen zitternden und fragenden Nachhall weckten:

..... „Heimat Ostern“

Zu dem Kinde aber sprach allein das Lächeln, das seinem Tun mit stiller Billigung dankend, sich in eine Weite verlor, die mit der Ahnung aller zeitlichen und ewigen Erfüllung segnet schien.

Wie von den Atemzügen des Sterbenden befeelt, hob und senkte sich der Broden Heimatserde mit der mühsam arbeitenden Brust — hob und senkte sich — bis er endlich auf gestilltem Herzen unbewegt liegen blieb.

Schluß folgt.

Brohmer / Jugendwehrexerfahrungen

Der Kampf nach mehreren Fronten zu gleicher Zeit hat uns gezwungen, alle Wege der weitblickenden Vorsicht zu begehen, um auch noch weiteren Ereignissen entgegengehen zu können. Mit einem Schläge traten allerwärts Jugendkompagnien zusammen, deren Zweck in einer planvollen, vorbereitenden Ausbildung innerhalb der wichtigsten soldatischen Dienstwege zu sehen ist. Die bisherige Jugendpflegetätigkeit mußte nach der militärischen Seite hin erweitert werden. Die Bildung der neuen Jugendwehr war überall leicht durchzuführen, da die schon bestehende staatliche und private Jugendpflege eine willkommene und sichere Grundlage abgeben konnten. Zu einer Zeit, wo alle sozialen und Bildungsunterschiede durch die gemeinsamen hohen und heiligen Pflichten wegfielen, stehen auch die Jugendlichen Schulter an Schulter ohne Unterschied der Herkunft und der Beschäftigung in den Reihen der Jugendwehrlompagnien.

Start war zunächst die Beteiligung an allen Orten. Trotzdem wird es heute auf Grund der praktischen Erfahrungen vielfach bedauert, daß nicht ein gesetzlicher Zwang allen von ärztlicher Seite als tauglich befundenen Jungmannschaften die Teilnahme vorschreibt. Die Gegenwart lehrt, daß sich gerade die jungen Leute zwischen 18 und 20, die werdenden Herren, nicht aus böswilliger Absicht, aber auf Grund falscher Vorstellungen und einer gewissen Scham zurückhalten. Für jene aber, die an der Schwelle der ausübenden Wehrpflicht stehen, ist diese militärische Vorschule in erster Linie bestimmt. Die männliche Jugend bis zum 17. und 18. Lebensjahr wird ohnehin schon von den vorbildlich arbeitenden nationalen Jugendorganisationen (Pfadfinder, Wandervogel, Jungdeutschlandgruppen usw.) erfasst.

Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß manchem der Ausgestellten bei bestem persönlichen Willen die Teilnahme an den Übungen und Unterrichtsstunden der Jugendwehr durch strenge Berufspflichten unmöglich gemacht wird. Zahlreiche Klagen zeigen uns, daß manche Handwerksmeister oder Geschäftsinhaber das Opfer nicht bringen wollen, ihre Zöglinge für einige Stunden in der Woche zu entbehren. Wir übersehen keineswegs, daß der Krieg den Handel und Wandel des Handwerkers und Kaufmanns sehr tief trifft, aber schließlich hätte eine feindliche Besetzung unseres Vaterlandes das Aussehen mancher Dinge noch mehr verändert.

Sehr starke Unterschiede bestehen in der praktischen Ausführung der Übungen in Stadt und Land. Während die Versammlung der Jugendlichen in größeren Orten durch eine gewisse Auswahl an Unterkunftsmöglichkeiten auch bei schlechter Witterung leicht möglich ist, bietet schon dieser Umstand in den Landgemeinden und kleineren Städten durch den glatten Mangel an Turnhallen und Spielplätzen besonders in der Zeit des beginnenden Landbaues ganz erhebliche Schwierigkeiten. Störend für den erwünschten regelmäßigen Ausbildungsgang wirkt der große Mangel an geeigneten Spielplätzen, die eben für kleinere Exerzierübungen nötig sind. Wir wollen wünschen, daß der treffliche Gedanke eines Professors der Universität Kiel, die billigen Arbeitskräfte und die reichliche Mühe unserer zahlreichen Kriegsgefangenen für die Anlage von Spielplätzen nutzbar zu machen, weithin Anklang findet. Die meisten Gemeinden geben den gewünschten Boden gern ab; es werden fast immer nur die ziemlich erheblichen Kosten der Einebnung und Herrichtung gefordert.

Wenn die gesetzliche Regelung der Teilnahme und die Platzfragen mehr äußere Dinge sind, die hemmend wirken, so ist auch der innere Ausbildungsgang da und dort zu mechanisch, zu äußerlich und zu exerziermäßig ausgefaßt worden. Die Wehrzahl der Führer stehen schon in späteren Lebensjahren und haben die moderne militärische Schule, deren Wesen in der Erweckung der Selbsttätigkeit des einzelnen besteht, in ihrer aktiven Dienstzeit noch nicht kennen gelernt. Aus diesem Grunde wurde an manchen Stellen die exerziermäßige Genauigkeit zu stark betont und auf diese Weise den Übungen jede warme und persönliche Farbe genommen. Die Folge war ein Abflauen der Jugendlichen oft in ganz erschreckender Weise. Die Jugend will und braucht Abwechslung. Der Ausbildungsgang darf sich darum nicht auf eine völlige Erschöpfung des einen Gebietes beschränken, um dann erst den nächsten Schritt zu tun. Die Vertiefung des Alten muß am Neuen geschehen und in stets frischen Formen auftreten. Das Geländespiel muß unter Verwendung der militärischen Gesetze der geordneten Ordnung mehr im Sinne des Pfadfindertums erfolgen.

Kartenlesen, Orientierungen, Behelfsarbeiten, Selbstbesetzungsanlagen sind Dinge, an denen die Jugend stets Freude hat. Sie fallen auch, neben dem Entwicklungsgang der vaterländischen Geschichte in den Rahmen des theoretischen Unterrichts. In neuester Zeit haben die deutschen Schützenvereine durchgesetzt, daß die Mitglieder der Jugendwehren sich an Schießübungen beteiligen dürfen. Das Kriegsministerium hat eine Ausbildung mit der Waffe nicht verlangt.

Gottfried Traub / Verdächtigung

Die Menschen haben alle einen Takt und eine Meinung in sich, wenn sie rein sind.
Claudius.

In diesen Zeiten treffen sich Menschen der verschiedensten Parteien, Gruppen und Bekenntnisse. Das ist ein Erlebnis. Man merkt, daß die letzten großen Fragen vaterländischer Zukunft über den Rahmen einzelner Parteigrundsätze oder Glaubensmeinungen weit hinausgreifen. Am wohlsten fühlt man sich im Kreis derer, die nichts als die Sache selbst, den letzten höchsten Erfolg, im Auge haben. Manche vermögen es zwar nie anders, als zuerst zu fragen: *warum* sagt er das? und dann zu suchen und zu raten, welche Beweggründe persönlicher Art im Hintergrund liegen mögen. Ist dann endlich solcher „Grund“ gefunden, so ist man beglückt und nicht mehr beunruhigt. Man hat nun alles auf die gleichen Kräfte zurückgeführt, die man selbst so gut kennt. „Also“ — „ja“ — „ja dann!“ Diese Behandlung ist unerträglich. Warum in aller Welt fragt man sich nicht zuerst: „Ist dieses oder jenes Urteil sachlich richtig?“ um dann dazu Stellung zu nehmen. Gibt es denn nur „Persönliches“ in der Welt, und zwar nur Persönliches geringer oder gewöhnlicher Sorte? Kann man wirklich nicht um der Sache willen etwas für richtig halten, einerlei, wer es sagt, einerlei, woher es kommt? Der Hunger nach Sachlichkeit ist das Gesündeste, was es gibt. Er fällt nicht herein auf aufregenden Klatsch, nicht auf verdächtigende Verleumdung, nicht auf ehrgeizige und habfüchtige Vermutungen. Er will wissen, was dahinter steckt. Wir sind keine solchen Toren, die die Welt nur wie eine harmlose Kinderstube betrachten. Leidenschaften niedriger Art treiben ihr tolles Spiel, genau so wie die höchsten Leidenschaften; das wissen wir. Aber warum rät man so gern zuerst auf die niederen? Warum bestreitet man nicht einmal, sondern lächelt nur, wenn man auch die höchsten Leidenschaften mit derselben Kraft als eine wirkliche Tatsache behauptet. Jede sachliche Erörterung erfrischt; jedes Geschwätz um die Sache herum, wobei man in lauter unklare Dämmerungen hineinsieht, lähmt. So lieben wir die sachlichen Leute, die nicht von vornherein des andern Meinung bekriegen, weil er der andere ist; sondern die sich Mühe geben, die wirklichen Bewegungen und Entwicklung möglichst fehlerfrei zu erkennen.

Verdächtigungen sind heute ein stehendes Kapitel. Es ist kein Wunder, wenn Menschen, die es trifft, empfindlich werden. Aber diese persönliche Empfindlichkeit vergiftet eins, daß die allgemeine Erregtheit der Geister und die Regsamkeit der scharfen Beobachter heute ins Maßlose gesteigert sind und auch hier ganz „natürliche“ Gründe vorliegen. Der Vorwurf auf persönliche Bössartigkeit ist ebenso unzutreffend und hebt den ganzen Streit ebensowenig aus dem Gebiet der Niederungen, wie die dadurch getroffene persönliche Empfindlichkeit. Solange die Erziehung und besonders die politische Erziehung nicht grundsätzlich auf das Sachliche eingestellt sind, solange wird kein Wandel geschaffen. Wenn die Menschen rein sind, d. h. wenn sie wirklich erkennen wollen, haben Menschen aus allen Lagern und allen Schichten einen Takt und eine Meinung. Man versteht sich, weil man im Notwendigen lebt. Die zufälligen Wirkungen werden auf die Seite gedrängt. Es handelt sich nur um das Ausschlaggebende. Welche Farbe das Schiff trägt, ist nebensächlich; aber daß die Maschinen regelmäßig arbeiten und der Kapitän besonnen und entschlossen leitet,

das ist die Sache. Auf die kommt es an. In diesem Räderwerk an der rechten Stelle stehen und hier seine Pflicht tun, das heißt „rein“ sein. Solche sachlichen Menschen sind das Brot des Volkes und das Salz seiner Zukunft.

Soziale Bewegung

Der Kaiser an die deutsche Arbeiterschaft. Anlässlich der Beendigung des zweiten Kriegsjahres hat der Kaiser an das deutsche Volk, an die deutsche Wehrmacht und an die deutsche Arbeiterschaft heiße Dankes Kundgebungen im Namen des Vaterlandes gerichtet. Wir wollen an dieser Stelle die kaiserliche Kundgebung an die Arbeiterschaft im Wortlaut festhalten: „Ueber der unauslöschlichen Dankeschuld gegen unsere todesmütigen Kämpfer draußen, werde ich und wird ganz Deutschland niemals derer vergessen, die in der Heimat in treuer Pflichterfüllung rastlos tätig waren und tätig sind, alle Streitmittel in vorbildlicher Vollkommenheit zu schaffen, die Heer und Marine zur Erfüllung ihrer gewaltigen Aufgaben Tag für Tag gebrauchen. Ich beauftrage Sie, meinen und des Vaterlandes besonderen Dank allen denen auszusprechen, die in nimmer ruhender Geistesarbeit oder an der Wertbank, am Schmiedeseuer oder im tiefen Schacht ihr Bestes hergaben, um unsere Rüstung stahlhart und undurchdringlich zu erhalten. Gleicher Dank gebührt auch den tapferen Frauen, die dem Gebote der Stunde gehorchend zu ihren in dieser Zeit wahrlich nicht leichten Frauenspflichten gern auch die harte Männerarbeit auf sich genommen haben. Sie alle dürfen mit Recht das stolze Bewußtsein in sich tragen, an ihrem Teile mitgewirkt zu haben, wenn die Anschläge der Feinde vereitelt wurden, der Sieg auf unserer Seite war. Daß diese Männer und Frauen fortfahren werden, in der Zeit schwersten Ringens mit dem bisher bezigten Opfermut und mit treuester Hingabe dem Vaterlande bis zum siegreichen Ende zu dienen, dessen bin ich gewiß.“
Großes Hauptquartier, 1. August 1916.

Wilhelm.

Arbeiterschaft und Krieg. Ein beachtenswertes zeitgeschichtliches Dokument ist der gemeinsame Aufruf des sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsvorstandes gegen aufkeimerische freiwillige oder bezahlte Agenten unserer Feinde. Es heißt in dem Aufruf: „In anonymen Flugblättern, die im Laufe der letzten Monate in Partei- und Gewerkschaftskreisen verbreitet wurden, wird versucht, Haß und Mißtrauen gegen die von den Arbeitern selbst gewählten Vertrauensleute zu jagen. Gegen Männer, die seit vielen Jahren an der Spitze der Organisation der deutschen Arbeiterklasse stehen, wird der Vorwurf erhoben, daß sie die sozialistischen Grundsätze preisgeben, die Beschlüsse deutscher Parteitage und internationaler Kongresse mißachten, Parteiverrat betreiben und anderes mehr. Diese Verdächtigungen und wüsten Schimpfereien könnte man unbeachtet lassen, wenn nicht zugleich die Arbeiterschaft zu unbesonnenen Handlungen aufgefordert und gewissenlos die Propaganda für Streiks und Massenaktionen betrieben würde, für die die Gewerkschaften und die sozialdemokratische Partei jede Verantwortung ablehnen müssen. Durch die Beschlüsse des Mannheimer Parteitages vom Jahre 1906 ist ausdrücklich die Vereinbarung mit den Gewerkschaften getroffen, daß bei politischen Massenaktionen vorher eine Verständigung und Beratung mit dem Vorstand der sozialdemokratischen Partei und der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands erfolgen muß. Wir konstatieren ausdrücklich, daß die sozialdemokratische Partei und die Leitung der Gewerkschaftsbewegung mit dieser Propaganda nichts gemein hat; sie ist das Werk einzelner. Wohin soll es führen, wenn die Arbeiterschaft Aktionen unternehmen würde, die von Unberufenen auf eigene Faust und zwecklos eingeleitet sind? Die Folgen solch unbesonnener Handlungsweise müßte jeder einzelne tragen; denn weder die Partei noch die Gewerkschaften könnten hier mit Unterstützungen eingreifen. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, die Arbeiterschaft vor dem Treiben der im Dunkel der Anonymität wirkenden Protest- und Generalkreiskapitel nachdrücklich zu warnen. Gerade jetzt, wo an allen Fronten unsere Brüder im Waffenrock unter unfähigen Opfern dem gewaltigen Ansturm der gegnerischen Massenheere standhalten müssen, wo kurz vor der Ernte die Lebensmittelversorgung die größten Schwierigkeiten bereitet, müßte jede unbesonnene Aktion verhängnisvoll wirken und vor allem die Arbeiterklasse selbst am schwersten treffen. Wie bisher, so muß auch im Kriege die einheitliche Aktion der Arbeiterklasse aufrechterhalten werden. Das war die Stärke der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften, und diese wollen wir uns auch für die Arbeit nach dem Kriege erhalten. Wem es Ernst ist mit der deutschen Arbeiterbewegung, der weise diejenigen, die die Arbeiter zu törichtem Handeln verleiten wollen, mit aller Entschiedenheit zurück. Wer das putschistische Treiben einzelner, jedes Verantwortlichkeitsgefühls

barer Personen mitmacht oder andere dafür zu gewinnen sucht, der dient weder der Arbeiterbewegung noch der Sache des Friedens, sondern trägt eher zur Verlängerung des Krieges bei." Auch die Organe der nicht-sozialistischen Arbeiterbewegung weisen das gewissenlose und gefährliche Treiben der anonymen Heher mit größter Entschiedenheit zurück.

Schiffsinnen der Gewerbeaufsicht in Preußen. In letzter Zeit ist eine größere Anzahl von Assistentinnen der Gewerbeaufsicht — etwa 15 Damen — neu eingestellt worden. Bestimmte Vorschriften über die Vorbildung der Anwärterinnen für den Gewerbeaufsichtsdienst bestehen nicht. Die Hauptbedingung für die Annahme ist, daß die Anwärterinnen sich durch eine längere Beschäftigung in einer Fabrik einen unmittelbaren Einblick in die Verhältnisse des gewerblichen Lebens verschafft und so aus eigener Anschauung die Bedingungen kennengelernt haben, unter denen die Arbeiterinnen sich ihren Lebensunterhalt erwerben, und daß ihnen aus dem Umgang mit diesen die Richtung des Denkens, Fühlens und Wollens der Arbeiterinnen und ihre Art und Weise, sich zu äußern, bekanntgeworden sind. Wenn die Bewerberinnen an einem Kursus zur Ausbildung von Fabrikchwestern und -pflegerinnen, wie er an verschiedenen Orten regelmäßig veranstaltet wird, teilgenommen haben, so dient das zur Empfehlung. Aber auch wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, kann keine Sicherheit auf Einstellung in den Gewerbeaufsichtsdienst eröffnet werden. Denn, wie die „Soz. Praxis“ mitteilt, sind zurzeit alle Stellen dieser Art besetzt und außerdem schon so viele Bewerberinnen vorgemerkt, daß der Bedarf für längere Zeit gedeckt ist.

Genossenschaften und Internationale. Wie in der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, so wollen unsere Feinde auch in der genossenschaftlichen alle bisherigen Bande internationaler Beziehungen durchschneiden. Anschließend an den Jahrestag des Verbandes französischer Konsumgenossenschaften soll eine Konferenz der Konsumgenossenschaftsvertreter der Vierverbandsmächte im September in Paris stattfinden. Das Programm enthält nach dem „Avanti“ drei Punkte: 1. Organisation der Solidarität mit den durch den Krieg geschädigten Genossenschaften der verbündeten Länder. 2. Die Wirtschaftspolitik der Verbandsmächte während und nach dem Kriege. 3. Antinüpfung von Beziehungen zwischen den Zentrallagern der Genossenschaften vom Standpunkte des Produktions- und Handelsinteresses aus. Nur die dem internationalen Genossenschaftsverbande bisher angeschlossenen Genossenschaften der Verbandsmächte sind zu der Konferenz geküen. Die deutsche Arbeiterschaft, auch die genossenschaftlich organisierte, ist in jeder Hinsicht der feindlichen so stark überlegen, daß sie allen solchen unnünftigen Versuchen und Beschlüssen wirtschaftlicher Konföderation mit vollendeter Ruhe entgegensehen kann.

„Angemessener Gewinn“. Am 30. März 1916 hat der Bundesrat eine Verordnung über Preisbeschränkungen im Textilgeschäft erlassen; danach dürfen Web-, Wirt- und Strickwaren zu keinem höheren Preise verkauft werden als dem, der vor dem 1. Februar 1916 dafür erzielt wurde. Fehlt ein solcher Vorgang oder sind Gesehungskosten zuzüglich Unkosten und angemessenem Gewinn nachweislich höher als dieser Preis, so sind die Gesehungskosten zuzüglich Unkosten und angemessenen Gewinns maßgebend. Was unter „angemessenem Gewinn“ zu verstehen ist, läßt die Verordnung offen; es darf deshalb nicht wundernehmen, daß trotz ihrem Erlass „vielfach eine Preisgestaltung Platz gegriffen hat, die zu übermäßigen Gewinnen für die Fabrikanten und Händler führt“. In der Bekanntmachung des Oberkommandos der Marken vom 17. Juli 1916, der die eben angeführte Feststellung entnommen ist, wird nun versucht, den Begriff des „angemessenen Gewinns“ etwas näher zu umschreiben. Es heißt darin folgendermaßen: „Wenn im § 1 der Verordnung vom 30. März 1916 von „angemessenem Gewinn“ gesprochen wird, so ist damit nicht etwa ein prozentualer Zuschlag zu den Selbstkosten (Herstellungskosten oder Einkaufspreis zuzüglich der Generalunkosten und etwaiger besonderer Kosten) zu demselben Prozentsatz wie im Frieden gemeint. Diese in den Kreisen der Hersteller und Händler vielfach verbreitete Ansicht ist irrig. Sie würde zu einem mit den erhöhten Selbstkosten selbsttätig wachsenden Gewinne führen und eine ungerechtfertigte Ausbeutung der durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse zugunsten einzelner, zum Schaden der Allgemeinheit bedeuten. Als angemessener Gewinn ist vielmehr grundsätzlich nur derjenige anzusehen, der auch in Friedenszeiten für gleiche Waren und unter sonst gleichen Verhältnissen erzielt worden ist. Dieser Friedensgewinn ist zahlenmäßig festzustellen. Nur dieser zahlenmäßig festgestellte Betrag darf, ohne Rücksicht auf die Höhe der Gesehungskosten und der Unkosten, als angemessener Gewinn zugelassen werden. Wenn z. B. die Herstellungskosten einer Ware zuzüglich allgemeiner Unkosten im Frieden 4 M. betragen und der Hersteller 1 M. = 25 Proz. als seinen Gewinn aufschlag, so darf er, wenn die Herstellungskosten der gleichen Ware zuzüglich allgemeiner Unkosten jetzt 8 M. betragen, nicht etwa 25 Proz. = 2 M. als seinen Gewinn aufschlagen, sondern er darf nur 1 M. als angemessenen Gewinn be-

trachten, d. h. er darf die Ware nicht für 10 M., sondern muß sie für 9 M. verkaufen.“

Hier wird also für den besonderen Fall versucht, die viel umstrittene Frage des gerechten Preises radikal zugunsten des Käufers zu lösen. Ohne Zweifel wird die Durchführung dieser Auffassung in gewissen Fällen dem Käufer wirklich Vorteile bringen, ohne den Verkäufer allzusehr zu benachteiligen. Aber die einfache Gleichsetzung des im Frieden an einer Ware erzielten Gewinnes mit dem angemessenen Gewinn in der Kriegszeit hat doch ihre starken Bedenken. War jener Friedensgewinn nämlich wirklich „angemessen“, so wird der Verkäufer unter den erschwerten Bedingungen des Krieges damit nicht mehr auf seine Rechnung kommen; war er aber unangemessen hoch, so wird der Käufer jetzt unter Umständen immer noch zu teuer kaufen, also überverteilt werden. Jedenfalls wird der Erzeuger und Kaufmann, der im Frieden seinen Gewinn niedrig angelegt hat, nunmehr schlechter fahren als der andere, der ihn möglichst hoch angelegt hat; es gilt von einer derartigen Festsetzung dasselbe, was Schär einmal über den Höchstpreis gesagt hat, nämlich daß sie dem einen Käufergewinne bringen kann, während für den anderen ein Verlustpreis herauskommt („Der soziale Handel“, S. 14). Soll der Gewinn wirklich angemessen sein, so darf er eben nicht unbedingt festgesetzt werden, sondern muß in einem bestimmten, gleichbleibenden Verhältnis zu den Selbstkosten stehen. Vorausgesetzt, daß ein Aufschlag von 25 v. H. im Frieden gerechtfertigt war, so muß er es auch im Kriege bleiben; war aber im bestimmten Fall dieser Aufschlag viel zu hoch und etwa ein solcher von 10 v. H. richtig, so ist der nach der angeführten Auffassung sich nunmehr ergebende Gewinn von 12½ v. H. immer noch zu hoch — um bei dem oben benützten praktischen Beispiel zu bleiben.

Es erschiene also besser — wenn auch schwieriger —, den „angemessenen“ Gewinn nicht einfach dem ehemaligen Gewinn gleichzusetzen, sondern unter Berücksichtigung der Umschlagdauer für jede einzelne Warengattung prozentual festzulegen. Es ist vielleicht bemerkenswert, daß eine Berliner Weinfirma dies schon seinerzeit im Frieden mit der Formel „Selbstkostenpreis + 10 Prozent“ eingeführt hat und nun im Kriege mit vollem Recht weiterführen kann. Prof. Schär hat dieses System seinerzeit („Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis“, Juli-August-Heft 1913) als bedeutenden volkswirtschaftlichen Fortschritt in der Warenvermittlung behandelt. Es mag gerade gegenwärtig von Interesse sein, darauf hinzuweisen.

Erich Schairer.

Büchertisch

Zwischen Arras und Péronne. Herausgegeben von einem deutschen Reservekorps. Mit 311 Bildern. Preis kartoniert 3 Mark. Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume. Vertrieb durch den Verlag R. Piper, München.

Dies Buch ist von einem „zwischen Arras und Péronne“ kämpfenden Reservekorps zum Besten seines Hinterbliebenenfonds herausgegeben. Kurz nach seiner Fertigstellung begann die große englisch-französische Offensive, und all die Orte, welche in den Tagesberichten als Schauplatz besonders heftiger Kämpfe genannt wurden, wie Fricourt, Ramez, Contalmaison, Comécourt, Ovillers, Thiepval, Pozieres, La Boisselle, auch die Stützpunkte Bapaume und Péronne selbst, sind in dem Buche abgebildet. Es führt uns ferner die typische nordfranzösische Landschaft mit ihren anmutigen Wäldern, weiten Wiesen, geraden Staatsstraßen und die ländliche und städtische, übrigens an den Schlössern der Pilardie zweifelhafte Architektur in zahlreichen Bildern vor Augen. Das Buch, das für uns alle das größte persönliche und allgemeine Interesse hat, können wir auch um seiner selbst willen als eine der gelungensten und billigsten Veröffentlichungen zur Kriegsgeschichte warm empfehlen. An den guten Zweck erinnern wir nochmals!

Peter Moserger: Gesammelte Werke. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

In dieser von unserem feinsinnigen Dichter neu bearbeiteten und neueingeteilten Ausgabe sind zuletzt Band 17, 18 und 19 erschienen. Band 17 enthält unter dem Sammelnamen „Der Schelm aus den Alpen“ lustige kurze Geschichten. Was Moserger's Humor vermag, wissen wir ja alle. Er läßt lachen und belehrt, ohne sich uns aufzudrängen. Stärker im Belachenden und um einen Ton ernster gehalten sind die Erzählungen „Dorfsinder“ (Band 18). Wohl sind's zunächst Bauern, die uns hier in ihren Verfehlungen vorgeführt werden, aber sind wir denn wirklich von all den Sünden, die da in den Bergen begangen werden, frei? Man könnte mit vielem Rechte sagen, daß der feinsinnige Dichter und Reife den Bauer darselle, aber eigentlich den Menschen überhaupt meine. Auch in diesen Erzählungen bricht oft der Humor durch und das Lehrhafte wird vom Leser genießend entgegengenommen, und es wirkt wohl so kräftig. Band 19 bringt die gewaltige historische Geschichte „Peter Wayer, der Wirt an der

Mahr". Ein groß angelegtes Bild aus den Tagen, da die Tiroler Andra Hofers um ihre Freiheit rangten. Karl Wilhelm Fritsch.

Paul Alfred Werbach: **Literaturgeschichtliche Entwicklung der Provinz Brandenburg**. Separatdruck aus „Brandenburgische Landeskunde“, Bd. IV. 1915.

Der vorliegende Beitrag zu der von E. Friedel und R. Mielke seit 1909 bei Dietrich Reimer herausgegebenen „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ versucht sich zum ersten Male an dem Problem einer mährlichen Literaturgeschichte, will also einmal einen bestimmten landschaftlich begrenzten Ausschnitt der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Stammeigenschaften und der in diesem Falle noch hinein spielenden Einflüsse einer großen Stadt wie Berlin darbieten — ein Beginnen, das zweifellos auf dem Zukunftswege der literaturhistorischen Forschung liegt.

Verfasser hat gewiß der „mährlichen Sandpoesie“ manche verschüttete Quelle abgegraben, deren Vorhandensein der Leser kaum ahnt und von deren Freie und Ursprünglichkeit er angenehm berührt wird, er hat sich dabei mit seinem Stoffe vertraut gemacht und ihn vielfach mit eigener Anschauung zu durchdringen versucht; im allgemeinen muß aber hier, ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, festgestellt werden, daß das Ergebnis noch zu sehr einer Arbeit auf unbeackter Scholle gleicht, wo der Spaten hier tief, dort flacher angelegt wurde, und manche Stellen überhaupt nicht getroffen hat.

Es ist ja sehr schön, wenn wir über Franz Alexander von Kleist Genaueres erfahren, denn die Allgemeine Deutsche Biographie nur ein Blatt wendet; aber, wird ihm in diesem Rahmen eine genaue Analyse von nahezu zehn Seiten zuteil, so dürfte ein Gleim nicht mit 1½ Zeilen ex professo und gelegentlicher Erwähnung in anderem Zusammenhang abgetan und eines echten „Brandenburgers“ wie Fouqué wenigstens mit einem Worte Erwähnung getan werden.

Auch im formalen Sinne scheint der Arbeit die letzte Sand gefehlt zu haben, wenigstens häufen sich stilistische Unmöglichkeiten und drucktechnische Versehen, namentlich im zweiten Teile, nahezu auf jeder Seite.

Streift der Verfasser rein historische Probleme, so bekommt man wiederholt reine Phrasen zu hören, mitunter zu offenkundigen Widersprüchen und Unverständlichkeiten gesteigert, wie in dem Satze „Preußens Könige hatten als eine kulturelle Aufgabe dem Großen Kurfürsten überliefert erhalten, kräftige Staats- und Volksstände zu gründen.“ S. D. Meisner, Charlottenburg.

J. W. Rißling, **Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche**. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Dritter Band: Der Kampf gegen den passiven Widerstand, die Friedensverhandlungen. Freiburg i. B., Herder, 1916. VI, 474 Seiten. Preis geb. 7,80 M.

Dieser inhaltreiche Band, mit dem Rißlings dankenswerte Veröffentlichung abgeschlossen ist, schildert vornehmlich die preussisch-deutsche Kirchenpolitik von dem Höhepunkt des Kulturkampfes im Jahre 1875 bis zum Abbau der Maigesetze zwölf Jahre später. Der Band wird noch mehr Aufmerksamkeit finden als der zweite, dem eigentlichen Kampfe gewidmete, weil der Verfasser, hier vielfach auf Neuland vorkommend, zum ersten Male eine wirkliche Darstellung versucht und auch den allgemeinen innerpolitischen Rahmen der Kirchenpolitik nicht außer acht läßt. Die Tendenz ist ebenso klar als in den ersten beiden Bänden. Wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, so wird er durch das geschichtsphilosophische Schlusskapitel geliefert. Man sollte sich aber dadurch von dem Studium des trotz aller Mängel durchaus wertvollen ganzen Werkes nicht abschrecken lassen. Es gibt wenige so inhaltreiche Bücher zur Geschichte der deutschen inneren Politik der jüngsten Vergangenheit. Und tendenzfreie Werke über dies schwierige Thema werden von Vertretern nicht-kerikaler Parteien befallig auch nicht geliefert.

Bonn.

J. Hachagen.

Wohin gehört Elsaß-Lothringen? Von einigen Elsaßern. Verlag von Rasche & Comp. 1915. 96 S. 50 Pf.

Diese von Friedrich Rienhardt herausgegebene Schrift, die ein freudiges Bekenntnis des Elsaßes zum Deutschum enthält, ist leider recht ungleich. Die geschichtliche Einleitung ist oberflächlich, besonders bleibt undeutlich, wie aus der revolutionären napoleonischen Begeisterung, die Elsaß um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert packt, sich in der Gesellschaft eine französische Stimmung entwickelt, die mit dem Schicksal von 1870 zu einem Lebenselement und zur politischen Forderung wird. Mächtig ist dann die Zusammenstellung der statistischen Ergebnisse über die Sprachverhältnisse des Landes, wonach das französische Sprachgebiet nicht einmal den neunten Teil ausmacht, und weiter die Erörterung der Zahlen der Geburtenstatistik und Zuwanderung, die alle für die lebendige Eingliederung des Landes in das Reich sprechen. Es folgt das größte und wichtigste Kapitel über die Volkswirtschaft und ihre Verschmelzung mit der gesamtdeutschen Wirtschaft. Wenn man selbst für die Textilindustrie eine Zukunft in dem französischen Wirtschaftsverbände ausgeben könnte, obgleich der nach 1870 entstandene industrielle Erfolg an der deutschen Grenze in Frankreich die neue Kon-

kurrenz schwer niederhalten würde, so wären doch die Aussichten für den Weinbau niederschmetternd, und für die lothringische Schwerindustrie würde die Preisgabe ihrer Verflechtung mit dem rheinisch-westfälischen Kohlen- und Eisengebiet und besonders mit dem deutschen Kapitalismus, in welchem Zusammenhang sie zu größter Blüte gekommen ist, eine schwere Krise herbeiführen. Wie die neue Kaliindustrie des Siedbaches, gelöst aus dem deutschen Wirtschaftsverband, durch das Monopol der großen deutschen Kaliindustrie im Staßfurterischen ihres Milliardenwertes beraubt werden würde, das hat noch jüngst Victor Cambon und lehnbare französischen Chauvinisten deutlich gezeigt. Elsaß-Lothringen hat seinen wirtschaftlichen Vorteil nur bei Deutschland. Daß es nach Abstammung und Sprache zu uns gehört, kann nicht bestritten werden. Daß es in seinen besten Männern auch geistig und seelisch deutsch sein will, dafür hätte Rienhardt, der übrigens selbst ein lebendiges Beispiel ist, besser als auf kleine Provinzialdichter auf eine Größe hinweisen können, wie René Schickele.

Schotte.

Prof. Dr. Ed. Hahn: **Von der Hade zum Pfingst**. Nr. 127 der Sammlung: Wissenschaft und Bildung. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1914. Geb. 1,25 M.

Eine interessante, selbständige und originale kulturgeschichtliche und kulturpolitische Untersuchung.

Antimilitarismus und Evangelium. Von Prof. Werner. Basel. Bei Salbing & Lichtenhahn. 88 S. 1,25 M.

Bekanntlich ist in der neutralen Schweiz bei kirchenfremden Sozialisten und bei den Religions-Sozialen (Prof. Ragaz u. a.) der Gegensatz gegen Krieg und Heer ungleich stärker, als bei Angehörigen eines der kriegführenden Länder. W. würdigt zuerst den Antimilitarismus, der aus Mangel an Gemeininn entstanden ist: es handelt sich da nicht nur um bequeme Selbst- und Genußsucht, sondern bisweilen um einen edleren Individualismus; aber heute hat solche Stimmung kein Recht. Gegen den proletarischen Antimilitarismus bemerkt W. jedoch, daß tatsächlich in den meisten Ländern jetzt bei den Arbeitern nationaler Sinn über den Internationalismus gesiegt hat. Am eingehendsten erörtert er drittens den religiösen Antimilitarismus derer, die entweder um der christlichen Gedanken vom Gott der Liebe oder um einzelner Worte der Bergpredigt, oder um des gesamten Charakterbildes Jesu willen Heer und Krieg schlechthin verwerfen. W. wird ihnen so gerecht wie möglich; von Kriegsbegeisterung ist bei ihm keine Spur, den Gegensatz zwischen Jesu Sinn und allem Krieg betont er scharf. Um so überzeugender wirkt seine Rechtfertigung des Kriegsdienstes der Christen, sein Nachweis, daß wir nicht um fernere Ideale willen die nächsten Pflichten vernachlässigen dürfen, daß, wer Krieg und Kampf nicht will, sich überhaupt aus dieser Welt zurückziehen müßte, daß Jesus nicht Rechtsordnungen aufstellt, sondern Gesinnungen fordert. Treffend wird der Antimilitarist mit dem Streibrecht zusammengestellt. Wenn W. trotz allem vom Krieg als Sünde redet, so scheint mir Luther konsequenter zu sein, und einiges wird der Deutsche anders beurteilen, als W., aber im ganzen ist seine Schrift die einbringlichste und beste zu dem Thema: Jesus und der Krieg, die ich kenne.

Mulert.

Das neue Gartenbuch für Kriegs- und Friedenszeiten. Von Eilly Petersen. Dachau bei München. Der Gelbe Verlag. Ein Buch vom ertragreichen Gartenbau für Anfänger. Mit vielen Abbildungen. 413 S., kart. 1,90 M., geb. 3 M.

Kochbuch 1916. Für 3 Personen; auch für fleisch- und fettlose Tage. Von Eilly Petersen ebenda. 281 S., kart. 1,90 M., geb. 3 M.

Freiwillige Gaben:

Zur Verendung der „Hilfe“ an frühere Freieempfänger: je 1 M.: Unteroff. R. R. im Felde, fr. Kranenpfl. W. im Felde, Unteroff. F. im Felde, Ltstrm. D. R. im Felde, Off.-Wrtz d. R. S. B. im Felde, Lt. A. W. im Felde, Unteroff. R. R. im Felde, je 2 M.: Witzfeldt. G. im Felde, Kass. Staatsanwalt Dr. M. L. in D., Lt. C. im Felde, Unteroff. A. Sch. im Felde, Gefr. S. G. im Felde, Off.-Wrtz F. R. im Felde, 2,50 M.: Lt. d. Ref. S. G. im Felde, je 3 M.: Unteroff. M. R. im Felde, Pionier S. G. im Felde, Unteroff. S. in U., je 4 M.: Fräulein B. Th. in D., Lt. J. im Felde, Unteroff. St. im Felde, 5 M.: Feldunterarzt S. G. im Felde, je 10 M.: Rechtsanw. W. Th. in Fr., Lt. d. Ref. E. St. im Felde, 15 M.: Pfr. R. R. in M.

Bücher für Armee und Marine: Major C. in W. 4 Bücher, Werbeanwalt B. in W. 15 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.
.....
Vierteljahrspreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungsstalter der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Rügen 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reflammezeile 1,50 M.,
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis: Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Warum wir noch
kämpfen? — **Prof. Dr. Walter Goetz:** Friedensvermittlung,
Waffenstillstand und Friedenslongrev. — **Orestes Bastiauf:**
Die innere Wandlung des Panславismus. — **Otto Rasch:**
Sozialpolitik während des Weltkrieges in England und bei
uns. — **„*“** Das „große Ostern“. — **C. Th. Raempf:** Massen-
vorstellungen. — **Rudolf Michael:** Im Ausfad (Gedicht). —
Gottfried Traub: Flieger. — Soziale Bewegung. — Wächertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 6. August.

Wir sind ins dritte Kriegsjahr hineingeglitten, und jeder Tag bringt Angriff, Verteidigung, Sturm, Tod und Brand auf allen Seiten. Noch werden neue Menschen für den Riesenkampf ausgehoben. Daß wir auch weitere Prüfungen gut aushalten, ist uns nicht zweifelhaft, aber ein Greuel ist es doch, daß von wenigen neidischen friedlosen oder ehrgeizigen Stellen aus ein solcher unglaublicher Zwang auf die Menschheit ausgeübt werden kann! Deutschland, Oesterreich und Ungarn haben durch ihre führenden Männer deutlich genug ausgesprochen, daß wir bereit sind, auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse in Friedensbesprechungen einzutreten. Sicherlich ist auch die Volksmenge in den anderen Kriegsländern zur Aussprache bereit. Aber wie soll es gemacht werden? Wer soll beginnen? Wir schauen in die sonnige Sonntagslandschaft hinaus, hören die Glocken läuten wie in den friedlichsten Tagen und grübeln dabei über dem Problem der Friedenstechnik. Auch bei allergrößtem Zutrauen zu unseren Truppen und bei aller Zuversicht auf weitere günstige Entwicklung ist irgendwann ein Uebergang zu regelmäßigen Verhältnissen nötig. Die Einsetzung eines Amtes für den Uebergang zur Friedenswirtschaft zeigt, wohin die Gedanken gehen. Aber was hilft es? Solange man uns angreift, müssen wir uns verteidigen. Wir müssen es und werden es!

Mit Befriedigung hört man, daß am Suezkanal, östlich von Port Said eine wirkliche Schlacht in Gang gekommen ist. Nach englischem Bericht sind 14 000 Türken beteiligt, von denen die Engländer 400 bis 500 gefangen haben. Schiffskanonen haben von der Linabucht aus geholfen. Wir erwarten die türkische Meldung.

Nordwestlich von Zolotze sind die Russen an einer Stelle über den Sereth gegangen. In den Karpathen hat die Armee des österreichischen Thronfolgers kleinere Erfolge gehabt.

Unaufhörlich wird das ungeheure Ringen an der Somme und bei Verdun fortgesetzt. Alle Beschreibungen suchen nach Worten, um die Massenhaftigkeit der Menschen- und Munitionsverschwendung unserer Feinde auszudrücken. Die Engländer und auch die Franzosen holen immer neue Farbige aus Afrika und Asien herbei. Diesen Haufen von Halbzivilisierten gegenüber haben wir nichts anderes als unsere gute deutsche Mannschaft, in die so viel mehr Pflege und Erziehung veranlagt ist! Mit der Heranschleppung dieser Völker verdirbt sich die englische Macht ihren eigenen Untergrund, zunächst aber schon sie heimisches Blut.

Auch die Italiener verstärken ihre Angriffe und beschießen und bestürmen wieder die Hochfläche von Doberdo und den Görzer Brückenkopf.

Montag, 7. August.

In der Berliner großen Kunstausstellung finden sich Bildnisse der Generale und Staatsmänner unserer Waffenbrüder. Wir machen aufmerksam auf die Bildnisse: Kaiser Franz Joseph von Badaß, eine sehr ehrliche lebenswahre Darstellung des greisen Herrschers; Ferdinand von Bulgarien von Besin, kräftig und lebendig; Böhm-Ermolli von Adams; Borowicz von Schattenstein; Conrad v. Höhendorf von Torggler; Radoslawow ebenfalls von Badaß; Inkom von demselben. Dazu viele interessante Kriegsstützen aller Art. Von deutschen Generalen sind zu nennen: Hindenburg von Vogel; v. Bülow von Burger; der Kronprinz von Erler.

Wer über rumänische Verhältnisse etwas Genaueres erfahren will, nehme die Schriften von Marcello Rogge in die Hand: Quo vadis Romania? und „Rumäniens einziger Weg“. Der Verfasser bezeichnet sich als aufrichtigen Freund Rumäniens und wahren Verehrer des großen Königs Carol. In einem Anhang beschreibt er Rumäniens Führer und Verführer.

Die englischen Berichte über die Schlacht am Suezkanal vergrößern sich. Bis 5. August abends waren 2500 unverwundete Gefangene gemacht, darunter einige Deutsche; 4 Gebirgsgeschütze und eine Anzahl von Maschinengewehren eingebracht. Neuseeländer und Australier werden wegen besonderer Tapferkeit belobt. — Ein türkischer Bericht ist noch nicht eingegangen.

Ebenfalls aus englischen Berichten erfahren wir, daß die Deutschen in Ostafrika weiter zurückgedrängt wurden. Ein letzter deutscher Dampfer auf dem Tanganikasee wurde versenkt.

Dienstag, 8. August.

Die italienischen Meldungen über die neuen Angriffe am Isonzo klingen für uns unerfreulich, aber man darf noch auf Richtigstellung warten, da die Berichte Cadornas oft schon Wahrheit und Dichtung gewesen sind. Die Italiener sagen, daß sie mehrere aufeinanderfolgende Linien und Verschanzungen eingenommen und 3600 Gefangene gemacht haben.

In Südbessarabien sind Verschiebungen im russischen Heerwesen im Gange. Die Russen haben auf der unteren Donau viel Militär angehäuft. Deserteure behaupten, daß in Südbessarabien 300 000 Mann stehen. Wollen diese Truppen nun warten, bis Rumänien ihnen den Durchzug freiwillig erlaubt oder wollen sie es zwingen? Was uns wundert, ist das Auftauchen einer so bedeutenden Südararmee während der täglichen Kämpfe in Galizien und Wolhynien. — Der Angriff bei Zolotze ist zum Stehen gebracht worden.

Nach einer amtlichen russischen Mitteilung sind am 6. August zwischen den englischen und russischen Gesandten in Teheran und der persischen Regierung Noten ausgetauscht worden, die die volle Unterwerfung Persiens bedeuten. Die Fragen der finanziellen und militärischen Organisation sind „für alle Teile günstig“ gelöst, und das persische Militär wird im Norden russische und im Süden englische Lehrmeister erhalten. Von diesen Lehrmeistern werden dann die Perser lernen, gegen die Türken vorzugehen. So wird der Mohammedanismus von den Engländern

gerissen! Alle etwaigen Hoffnungen auf perfischen Widerstand müssen wohl nun aufgegeben werden.

Der Kampf im Westen wird zwischen Thiepval und der Somme und südlich von Maurepas mit unerhörter Erbitterung fortgesetzt. Ebenso rechts und links der Maas bei Verdun. Artilleriekampf zwischen La Bassée und Loos. Ueberall ist kaum noch etwas zu erschießen!

Mittwoch, 9. August.

Die Isonzofront steht tatsächlich unter einem großen italienischen Druck. Was feststeht, ist die Preisgabe des Görzer Brückenkopfes auf der rechten Seite des Flusses. Nicht ebenso klar sind bis jetzt für uns die Verhältnisse am linken Ufer. Der italienische Bericht sagt: „Der Monte Sabotino und der Monte San Michele, Hauptpunkte des feindlichen Widerstandes, wurden von uns ganz erobert.“ Demgegenüber steht im österreichisch-ungarischen Bericht: „Am Monte San Michele und bei San Martino wiesen unsere Truppen wiederholte Angriffe der Italiener ab.“ Die Österreicher berichten am 6. und 7. August von 2900, die Italiener an denselben Tagen von 8000 Gefangenen. Wir hoffen, daß es sich um einen ersten Anprall handelt, wie er bei allen neueren Offensiven vorhanden war, und daß unsere Bundesgenossen die vielumkämpfte Isonzostellung nach wie vor tapfer halten.

Ueber die Kämpfe bei Suez am 4. und 5. August liegt ein türkischer Bericht noch nicht vor, dagegen wird von einem etwas älteren Vorkommnis Mitteilung gemacht, daß nämlich eine türkische Erkundungsabteilung bis an die befestigte englische Linie gelangte, wodurch die Engländer veranlaßt wurden, einen Angriff auf Katia zu machen, der mit schweren Verlusten zurückgeworfen wurde. — Die türkischen Berichte aus Nordkleinasien und Persien klingen gut.

Deutsche Luftschiffe haben eine größere gemeinsame Fahrt nach der Ostküste von England und Südschottland ausgeführt und viele Bomben auf Militär- und Verkehrsanlagen abgeworfen, sind der Meinung, daß sie gute Treffer gehabt haben. Es werden folgende Orte genannt: Middlesborough, Hull, Hartlepool, Whitby, Harwich. Die Engländer bestreiten, daß militärischer Sachschaden angerichtet sei, das tun sie aber immer.

In allen neutralen Ländern, besonders auch aus den skandinavischen Staaten mehrten sich die Klagen über das englische System der schwarzen Listen. Banken, Reedereien, Exportfirmen werden für den englischen Verkehr verboten, weil sie mit Deutschland gehandelt haben sollen. Als ob das ein Unrecht wäre! Der neutrale Handel hat immer sein Recht nach zwei Seiten hin gehabt. Aber: England und Völkerrecht!

Donnerstag, 10. August.

Alle Kriegsberichtersteller sind voll von Bewunderung der Infanterieleistung des deutschen Heeres an der Somme. Wie es die Tapferen gemacht haben, den tagelangen ununterbrochenen tödlichen Hagelschlag des Trommelfeuers auszuhalten und dann doch sofort rechtzeitig auf Schutt und Eisen zu liegen und zielficher zu schießen, wer wird das genau beschreiben können? Jede große oder kleine Schlacht trägt natürlich zum Endergebnis bei, aber der nun fast sechs Wochen dauernde, mit allen Mitteln geführte Kampf zwischen Engländern und Deutschen ist ein Wendepunkt der Weltgeschichte. Nach zwei Jahren Vorbereitung häufte England seine Landmacht, organisierte unsere Umlagerung an allen Fronten, warf seine Hauptmasse in Richtung auf Bapaume und Combles, ließ die Franzosen gegen Péronne anrennen, weckte Siegeszuversicht in London und allen seinen Kolonien und Hilfsstädten, und das Ergebnis ist nichts als ein geringer Kilometergewinn, kein Sieg! Vom deutschen Standpunkt aus erleben wir jetzt den Verteidigungskrieg an sich. Während nun im vorigen Monat von unseren Gegnern an der Somme gekämpft wurde, um Verdun zu entlasten, sind heute schon die Rollen verteilt, denn bei Verdun werden Angriffe mit aller Kunst vorbereitet, um Nachschub nach Bapaume und seiner Front zu verhindern. An beiden Stellen aber steht fest und treu die Wacht am Rhein, die Wacht

an der Maas, an der Somme. Der französische Heeresbericht von heute gibt zu, daß die Deutschen wieder in Thiaumont Fuß gefaßt haben. Man kämpft noch im Dorfe Fleury, im Walde von Baug und Chapitre.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus hat sich Graf Tisza, mit Anknüpfung an eine Rede des Grafen Karolgi, der sich zwar im allgemeinen pazifistisch aussprach, aber die ungarischen Grenzen ungeschmälert erhalten wollte, dahin geäußert, daß gegenüber der feindlichen Absicht, die Monarchie zu zerstückeln, jetzt nicht von Frieden, sondern von Sieg geredet werden müsse. Wenn gegnerische Blätter in Rumänien glauben, an der neuen Partei des Grafen Karolgi eine Hilfe gefunden zu haben, so irren sie. Ganz Ungarn ist einig, für Siebenbürgen zu kämpfen, wenn es nötig wird.

Freitag, 11. August.

Die „Zürcher Post“ bringt einen bemerkenswerten Aufsatz über den freien Rhein. Es sei für die Schweiz nach dem Kriege notwendig, das Eisenbahnsystem zu elektrifizieren, um es von der Kohleneinfuhr unabhängig zu machen, und die Stromschifffahrt, besonders auf dem Rheinstrom, zu internationalisieren, damit kein Abschneiden der Schweiz vom Welthandel möglich sei. Eine Basel—Rotterdam Schifffahrtsgesellschaft sei ein notwendiges Werk der Zukunft. — An diesen Ausführungen ist soviel richtig, daß nach Kriegsschluß alle alten Rheinstromverträge erneuert und mit Schweiz und Holland nach deren und unseren Bedürfnissen eingerichtet werden müssen. Die Idee des Stromverbandes muß nochmals durchgearbeitet werden.

Französische Zeitungen sind begreiflicherweise sehr erfreut über die Einnahme von Görz durch die Italiener und berichten von Siegestaumel in italienischen Städten. Ueber den militärischen Wert der neuen Eroberungen könne erst dann ein Urteil abgegeben werden, wenn man wisse, wo die Österreicher und Ungarn nun ihre vorderste Linie haben werden. Mit Befriedigung wird festgestellt, daß der gleichzeitige Angriff in Galizien und am Isonzo die österreichisch-ungarische Armee in schwere Bedrängnis bringt. Wir verstehen, daß die Gegner so denken, hoffen aber, daß die Tapferkeit, die gerade oberhalb Görz in wunderbarer Weise von unseren Bundesgenossen bewiesen wurde, auch in Zukunft den Italienern noch viel zu schaffen macht. Die stark ausgebaute, vielumkämpfte, blutumsflossene erste festungsartige Position wird leider nicht mehr sein, aber dafür ist zweifellos gesorgt, daß hinter ihr eine neue Mauer sich erhebt.

Sonntag, 12. August.

Der Deutsche Reichskanzler und Staatssekretär v. Jagow sind in Wien, um mit der dortigen gemeinsamen Vertretung über polnische Angelegenheiten zu verhandeln. Je länger der Krieg dauert, desto nötiger wird es, daß eine bestimmtere Meinung über die Zukunft des russischen Teiles von Polen Platz greift, weil sonst jede ernsthafte Maßregel durch den Zweifel gehemmt wird, für wen man arbeitet. Die Stimme des Kaisers Franz Joseph muß in dieser wie in allen mitteleuropäischen Fragen von größter Bedeutung sein. Es wird versichert, daß bestes Einvernehmen herrsche.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hört der tägliche erbitterte Kampf nicht auf. Wir treffen im Kriegsbericht fast alle alten Namen nördlich der Somme: Thiepval, Foureaugwald, Guilleumont, Oivillers, Bazentin le Petit, Maurepas, Hem. Südlich der Somme mißlang ein französischer Vorstoß bei Barleug. Das unheimlich gewaltige Völkergewitter steht noch über genau derselben Gegend. Ähnlich ist es bei Verdun. Es war wieder ein starker französischer Infanterieangriff gegen das Werk Thiaumont, der unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgeschlagen wurde.

Im Osten sind besonders zu erwähnen die starken feindlichen Angriffe beiderseits von Troscianiec westlich von Zalocz. Die fast abenteuerlichen Kämpfe in den Karpathen werden von der Armee des österreichischen Thronfolgers mit gutem Glück geführt.

In den ersten Tagen des August wurde das große italienische Kriegsschiff „Dandolo“ vernichtet.

Der italienische Kriegsbericht ist für uns leider wieder unerfreulich. Die ganze Hochfläche von Doberdo ist von den Italienern besetzt. Dagegen halten sich die Österreicher und Ungarn nordöstlich von Görz am Monte San Gabriele.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 7. August.

Es wird viel über die Erfahrungen mit den Volksspeisungen gesprochen, deren Anspruchnahme in Berlin zurück geht, seit es reichlich Kartoffeln gibt. Zweifellos bedeutet dieses „post“ zugleich ein „propter“ und bestätigt damit die Erfahrungen, die wir seit Beginn des Krieges machen: Die Anschaffung fertigen Essens ist das Letzte, wozu sich die Frau erst entschließt, wenn sie keinen anderen Weg mehr sieht. Andererseits ist der Konservatismus bezüglich des „Was?“ des Essens immer wieder verblüffend. Nur nichts Neues, Fremdartiges. Auch der Großstädter, der sich sonst über nichts wundert, hat einen vollkommen reaktionären Magen — richtiger Gaumen — und nimmt es darin mit jedem Bauer auf, der getreu nach dem bekannten Sprichwort handelt. In Berlin wirkt erschwerend für die Benutzung, daß gleich Bezugskarten für die ganze Woche ausgegeben — wenn auch nicht bezahlt — werden. Leute mit wechselnden Arbeitsstellen können die Speisung nicht jeden Tag benutzen, andererseits wird ihnen aber ein Teil der Fleischkarte und Kartoffelkarte entwertet. Sehr froh sind wir, daß die Kinderpeisung jetzt an die Volksspeisung ganz angeschlossen werden soll, zumal alle bisherigen Erfahrungen darauf hindeuten, daß das Gedeihen der Kinder durch eine gut organisierte Volksspeisung ausgezeichnet beeinflusst wird.

Immer wieder aber fehlt es an Helferinnen für die stets wachsenden Kriegswohlfahrtsaufgaben. Das wird geradezu eine Sorge.

Dienstag, 8. August.

Die Hausbesitzer haben auf ihrer Würzburger Tagung die Gründung eines großen, den Bedürfnissen des gesamten deutschen Hausbesitzes dienenden Wirtschaftsbundes beschlossen, der die unmittelbar praktischen Aufgaben der Beschaffung von Personal- und Realkredit und der Konsumversorgung der Hausbesitzer haben soll, außerdem aber die Rüstung des Hausbesitzes für den „kommenden großen inneren Wirtschaftskampf“ bedeutet. Das Gründungskapital von 300 000 M. ist allerdings solchen Aufgaben gegenüber nicht gerade großartig. Die Leitung des neuen Syndikats, das gemeinsam mit dem Schutzverband für deutschen Grundbesitz geschaffen wird, übernimmt Herr van de Borght. Um den „inneren Frieden“ nach dem Kriege kann einem bange werden, wenn man diese Vorbereitungen an allen Ecken und Enden des wirtschaftlichen Lebens anfieht. Ueberhaupt: wenn man an alle die in der Tiefe aufgerührten Erwartungen, die hochgespannten Ansprüche denkt, die zum Gleichmaß einer harten und schwierigen Wirklichkeit zurückgeführt werden sollen! An alle die Menschen, die in den Frieden gehen mit dem Gefühl, daß sie Großes von Staat und Gesellschaft zu verlangen haben, und die dann vor den Stacheln der verschiedenen „Interessen“ stehen werden! Es wird allen sozialen Arbeitern so gehen, daß sie zuweilen diese Schatten fühlen, die von den unvermeidlich heranrückenden Problemen des Wiederbeginns schon heute auf unseren Weg fallen.

Mittwoch, 9. August.

Ich bin den Vormittag in der weiblichen Abteilung des Zentralarbeitsnachweises. Es ist bewunderswert, was hier gerade im Kriege an rascher, zeitgemäßer Entwicklung und Anpassung an besondere vorhandene Aufgaben geleistet ist. Ein Beispiel, wie der Arbeitsnachweis über seine engste Bestimmung hinaus eine soziale Einrichtung mannigfacher Wirkungsmöglichkeiten werden kann. In großen Notstandsverpfichtungen, die für Heresbedarf arbeiten, werden die Frauen für Nährarbeiten, an die sie nicht gewöhnt waren, angelernt. Die weibliche Verwaltung des ganzen Betriebs

zeigt ihre beste Seite in der allgemein zutage tretenden frischen und guten Stimmung, die sogar über die staubige und unangenehme Arbeit, zerrissene Säcke zu flicken, einen freundlichen Schimmer breitet. Sehr deutlich — stärker als in der männlichen Abteilung — prägen sich die verschiedenen Typen der Arbeiterinnen, ihre Rangklassen aus. Der Abschnitt des großen Warteraums, in dem die ungelerten Fabrikarbeiterinnen sitzen, ist durch bloße Köpfe, Tücher und — Kinder gekennzeichnet, die Metallarbeiterinnen sind heute nett angezogene Fräuleins in hellen Blusen und modernen Hüten, bei denen es einen immer wieder seltsam berührt, wenn sie auf das Stichwort „Granaten“ antworten. Bezeichnend ist auch die Beweglichkeit dieser weiblichen Scharen. Es macht keine Schwierigkeiten, Arbeiterinnen für eine auswärtige Munitionsfabrik zu finden. Dann macht eine Beamtin des Arbeitsnachweises vorher Wohngelegenheiten für die Arbeiterinnen an Ort und Stelle aus und begleitet sie hin. Wieder ein ganz anderer Typus, die Reinmache- und Aushilfsfrauen, ländlicher, altmodischer und mütterlicher, viele während des Wartens mit Strickarbeit beschäftigt. Die Jugendlichen sitzen neugieriger, gespannter und respektvoller in ihren Reihen, für sie ist die Sache zum Teil ein erstes Abenteuer. Und gegenüber all dieser jungen Lebenserwartung ein Angebot wie dieses: Von 7 bis 7 Uhr Etikettenkleben in einer Konservenfabrik für 12 Mark in der Woche. Der junge Mann, der diese Bestellung bringt, benötigt, wie er sich ausdrückt „vier Stück“ — eine Bezeichnung, die ihm von der Leiterin mit mildem Nachdruck, aber anscheinend ohne erziehlischen Erfolg, durch „vier Arbeiterinnen“ übersetzt wird. „Gleich zum Mitnehmen.“ Uebrigens bekommt er sie sofort, denn die Unterbringungsmöglichkeiten für die jungen fortbildungsschulpflichtigen Arbeiterinnen sind augenblicklich sehr ungünstig.

Donnerstag, 10. August.

Von überall Berichte über gutes Erntewetter. Roggen zum großen Teil gesichert, Gerste geschnitten und zum Teil eingefahren, Hafer- und Weizenernte im Beginn. Die Verpätung durch das kühle Frühsummerwetter drängt jetzt die Arbeiten ganz eng zusammen und schafft gewisse Bedrängnisse wegen der Arbeitskräfte. Darunter leidet an manchen Orten die städtische Kartoffelzufuhr.

Die Zeitungen veröffentlichen aus einem Bericht der dänischen „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges“ die Verlustziffern unserer Gegner, die nach dieser mit vielen Schätzungen arbeitenden und sehr vorsichtig aufzunehmenden Arbeit nahezu 10 Millionen an Toten und Verwundeten betragen. Eine Zahl, vor deren Grauen alle Vorstellungskraft versagt, und die wieder gerade dadurch so schauerlich ist, daß sie das Tote und Leere der nicht mehr vorstellbaren Masse bekommen hat. Viele, viele Jahre werden angefüllt sein damit, daß die kriegführenden Völker Schritt für Schritt die ganze Bedeutung dieser Verluste erfahren und den Schmerz dieser millionenfachen Wunden an ihrem Leibe inne werden. — — —

Die Abstufung der Preise nach Einkommensschichten wird, scheint's, immer energischer ins Auge gefaßt. Ein Mitglied des Kriegsernährungsamtes hat sich in einer Versammlung in Hamburg für die Erwägung dieses Vorschlags ausgesprochen. Man sollte um so eher daran denken, als ein anscheinend aufblühender Handel mit Lebensmittelmarken — der also darauf beruht, daß die Unbemittelten ihre Fleischkarten oder Zuckerkarten den wohlhabenderen verkaufen — die ausreichende Ernährung der ärmsten Schichten in Frage zu stellen droht. Diese Gefahr müßte vermieden werden dadurch, daß man die kostspieligeren Lebensmittel den Unbemittelten erschwinglicher macht.

Freitag, 11. August.

Der sozialdemokratische Parteiausschuß hat einen Aufruf zum Beginn des dritten Kriegsjahres erlassen, in dem der Standpunkt des 4. August bestätigt, aber auch an den Satz der damaligen Erklärung erinnert wird, daß die Partei ein Ende des Krieges in dem Augenblick wünsche, in dem das Ziel der Sicherung erreicht sei. Der Parteiausschuß fordert Freigabe der Erörterung von Kriegszielen; da wie im Auslande so bei uns chauvinistische Er-

oberungspolitiker unter der Hand Kriegsziele aufstellen, die jenseits der Grenzen zum äußersten Widerstand auffacheln müssen, so sei die Stellungnahme des ganzen Volkes zu diesen Plänen freizugeben. Tatsächlich hätten die Versammlungen des Nationalausschusses mit ihren Erörterungen diese Freigabe unabweisbar gemacht.

Sonnabend, 12. August.

Vier Mitglieder des Deutschen Nationalausschusses haben ihren Austritt erklärt mit Rücksicht auf die Äußerungen, die Adolf Harnack über die Privatindustrie nach dem Kriege getan hat. Es sind August Thöffen, Roehling, Knechtner und v. Bodenhausen-Degener. Nicht so sehr wegen der Bedeutung dieses Schrittes für den Nationalausschuß, als wegen der durch die Begründung des Austritts dokumentierten wirtschaftspolitischen Stellungnahme ist die Tatsache sehr beachtenswert. Harnack hatte wörtlich folgendes gesagt:

„Was haben wir vor dem Kriege besessen? Eine internationale Privatwirtschaft und neben ihr auf einigen Gebieten eine gut arbeitende fiskalische und militärische Staatswirtschaft. Was haben wir im Kriege erlebt? Die fiskalische und militärische Staatswirtschaft erweiterte sich und arbeitete in umfassender Weise, geleitet von genialen Männern, bald ausgezeichnet. Aber dagegen: die internationale Privatwirtschaft brach zusammen, die ausländische Konkurrenz fiel fort und eine unbefümmerte, lediglich auf Profit gestimmte, heimische Privatwirtschaft trat in weiten Kreisen an ihre Stelle. Wucherei und Hamsterei wuchsen auf und vom Geiste des August 1914 war hier wenig mehr zu spüren. Ich klagte nicht einzelne an, obwohl einzelne es verdienen. Ich klagte das ganze System an, dem sie unterlagen, das System, welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen hier nicht gekannt hat und kennt. Wenn es nun gewiß ist, daß wir das in einem Kriege nicht wieder erleben dürfen, so muß man schon im Frieden eine große Vlenderung ins Auge fassen. Diese kann sich nur auf der Linie bewegen, auf der einige bedeutende Betriebe unserer nationalen Wirtschaft schon stehen. Ich denke an die Bergwerke, die Kohlen, den Forstbetrieb. Gemischte Unternehmungen brauchen wir in großer Zahl, an denen der Staat oder die Kommunen beteiligt sind. Nirgendwo soll der frische Unternehmersinn und die private Verantwortlichkeit ausgeschaltet werden; aber an den Bedürfnissen und dem Wohle des Ganzen soll sie ihre Grenzen finden. Diese kann nur die Gemeinschaft, repräsentiert durch den Staat, bestimmen.“

Daß diese Anschauungen von den Führern der Industrie nicht geteilt werden, wußte man natürlich. Daß die programmatische Stellungnahme gegen sie sich heute so scharf zur Geltung bringen muß wie in der Kündigung der Arbeitsgemeinschaft mit einem ihrer Vertreter, ist sehr lehrreich.

Sonntag, 13. August.

Ein interessanter Aufsatz im Handelsteil der „Vossischen Ztg.“ weist auf die Bedeutung der guten Ernte für die Zeichnung der Kriegsanleihe hin. Wenn die Ernte nur etwa der von 1914 entspricht, so repräsentiert sie, nach heutigen Höchstpreisen berechnet, etwa folgende Werte:

	in Millionen Mark
Kartoffeln	5 468
Roggen	2 293
Weizen	1 129
Gerste	863
Hafer	2 621
Wiesenheu	3 498

15 872 Millionen

Nie hat man wolkenlose Augusttage so von ganzer Seele genossen, wie in diesem Jahre.

Friedrich Naumann / Warum wir noch kämpfen?

Als der Krieg anfang, war jedermann überzeugt, daß jetzt getämpft werden müßte, denn wie sollten wir es uns gefallen lassen, daß die anderen Völker uns zerreißen! Da begriff jeder, daß hier eine Not vorlag, wie wenn eine Ueberschwemmung oder ein Brand uns bedroht. Heute aber gibt es genug Leute, die nicht mehr richtig wissen, warum wir noch kämpfen. Es gibt sie tatsächlich!

Es war kürzlich ein Soldat bei mir, der erst nachträglich in den Landsturm hineingenommen wurde und der nun als erwachsener Mann die Ausbildungszeit in der Kaserne durchgemacht hat. Ich kenne ihn gut und weiß, daß er schon durch seinen Beruf Verständnis für die Denkart des einfachen Volkes hat. Er sagte zu mir: „Es muß den Leuten ganz einfach und verständlich vorgetragen werden, warum wir noch kämpfen, weil sie es nicht wissen!“ Ich antwortete, daß zwei Jahre doch wahrhaftig genügen, um es dem schlichtesten Gehirne klarzumachen. Er aber erwiderte: „Vor zwei Jahren haben es alle diese Leute gewußt, aber da sie nur unregelmäßige Zeitungsleser sind, wenige geographische Kenntnisse besitzen und überhaupt nicht auf geschichtliches Denken eingestellt sind, so haben sie auch damals schon mehr den Gesamteindruck als die einzelnen Vorkommnisse erfaßt. Inzwischen ist ihnen das alles wieder flüchtig geworden, undeutlich und sie stehen den Opfern des langen Krieges innerlich hilflos gegenüber. Dadurch auch wird bis in die Armee hinein die Agitation im Sinne Liebtnechts ermöglicht.“

Ich frug weiter bei Männern und Frauen, die durch beständige Berührung etwas vom Denken der kleineren Leute kennen, und hörte etwa folgendes: Zwei Jahre sind für das Gedächtnis eine lange Zeit, besonders wenn in ihnen so vielerlei durchgemacht und erfahren wird! Damals wußte man noch gar nicht, was eigentlich der Krieg sei, man war aber bereit, ihn zu führen. Inzwischen ist im Felde der Tod und in der Heimat das Entbehren größer geworden, als es sich die Einbildungskraft vorher vorgestellt hat. Dadurch entsteht leicht der Eindruck, man sei in etwas hineingezogen worden, was man eigentlich nicht gewollt habe. Die Notwendigkeit des Geschehens wird in Frage gestellt, und die Sehnsucht nach Aufhören der ungewohnten Zustände macht die Augen trübe gegenüber ihrer Unvermeidlichkeit. Dazu tritt dann das alte und ewige Mißtrauen der Kleinen gegen die Großen, und es heißt: Die da oben brauchen den Krieg, darum müssen wir ihn aushalten!

Wie wunderbar stellt sich bisweilen schon der Krieg anfang in den Köpfen dar! Aus der einfachen Tatsache, daß das Ultimatum an Serbien von Oesterreich aus abge-sendet wurde und daß die formellen Kriegserklärungen von uns aus an Rußland und Frankreich abgegangen sind, wird geschlossen, daß wir den Krieg herbeigeführt hätten. Was Anfang August 1914 jedermann wußte, daß die Kriegserklärungen nur eine Folge der auf uns eindringenden Bedrohungen und Mobilmachungen waren, das versinkt, und nur der formale Vorgang bleibt übrig. Daran knüpft dann eine gewissenlose Agitiererei an und verleumdet das eigene Volk, als ob wir die Friedensstörer gewesen seien. Man hat Flugblätter gesehen, in denen so gesprochen wird, als ob es von unserer Regierung abhinge, ob sie morgen Frieden haben wolle oder nicht. Ihr wird die Last der Kriegsnöte zugeschoben. Sicherlich wird diese häßliche Entstellung nur von wenigen wirklich geglaubt, aber es bleibt doch etwas

hängen, als ob die deutsche Regierung im Grunde gerade soviel Schuld hätte wie die englische oder russische, und ein dumpfes Gefühl verbreitet sich, daß alle Völker unter den Fehlern und Sünden ihrer Regierenden zu vielen Leiden verurteilt seien.

Dazu kommt noch ein weiteres Stüd. Dadurch, daß unsere Siege von uns etwas stark begrüßt und gefeiert worden sind, verloren viele Menschen, deren Ziffernkenntnisse schwach sind, das Gefühl dafür, daß es trotzdem noch große russische, englische, französische, italienische Armeebestände gibt. Wenn nun jetzt nach zwei Jahren noch immer die allerschwersten Anstrengungen gemacht werden müssen, so ist das wie gegen die Abrede. Man glaubt nicht mehr recht, daß die jetzigen Kämpfe unvermeidliche **Verteidigungskämpfe** sind, sondern hat die trübe Vermutung, daß über das Notwendige hinaus Eroberungspolitik getrieben werden soll. Dabei geht eine geradezu verhängnisvolle Wirkung von gewissen, eroberebegierigen Schriftstücken großer Verbände und privater Personen aus, von deren Inhalt in die breite Menge des Volkes zwar nur allgemeine Angaben gelangen, deren Vorhandensein aber, soviel ich erfahre, überall in jeder Kaserne, Werkstatt und Dorfwirtschaft bekannt ist. Die Folge dieser Eroberungsliteratur ist das Schwinden des einfachen Glaubens an den Verteidigungskrieg.

Worin zwar die Verteidigung besteht, ist dem weniger geschichtlich und geographisch gebildeten Durchschnittsbürger immer etwas schwer zu verdeutlichen gewesen. Er nimmt die einmal vorhandenen Landesgrenzen wie ein ewiges Gesetz und versteift sich, auch wenn er sehr radikal sein will, auf konservativste Erhaltung dieser Zufallsgrenzen. Daß es irgendwo diesseits oder jenseits dieser geschichtlichen Grenzen etwas gibt, was man als natürliche Grenze bezeichnen kann oder als militärische Grenze, dafür fehlt die Anschauung. Man muß darum über diesen Punkt besondere Aufklärungen geben und soll nicht wegen der schädlichen Uebertreibungen das Wahre an den Grenzbesprechungen verkümmern lassen. Von Eroberungskrieg kann erst dann gesprochen werden, wenn fremde und für den Grenzschutz nicht nötige Landesteile verlangt werden.

Daß wir den Krieg durch die Tapferkeit unserer Truppen im Feindeslande führen, ist ein großes Glück. Jeder Krieg wird entweder auf eigenem oder auf fremdem Boden geführt, und die Erzählungen der beurlaubten oder heimgekehrten Krieger pflegen besonders bei der Ruinierung der Kampfgebiete zu verweilen. Darauf muß hingewiesen werden: die Verlegung des Krieges ins feindliche Land ist ein gewaltiger Schutz für unsere Volksgenossen. Auch ist die Besetzung von Landesteilen in feindlichen Staaten unbedingt nötig, weil auch die Feinde vieles Land von uns und unseren Bundesgenossen besetzt haben: Kolonien, asiatische Türkei, Ostgalizien und auch ein Stüd in den Bogenen.

Das alles aber sind nur Vorfragen zur Hauptfrage selbst: Warum wird noch gekämpft? Nicht, weil wir oder unsere Regierung oder eine Kriegspartei oder einige Verbände es wollen, sondern weil unsere Gegner noch immer, genau so wie vor zwei Jahren, uns angreifen und zerdrücken wollen. Dieser Satz ist die einfache Wahrheit und ist heute ebenso richtig, wie er jemals gewesen ist. Die Gegner haben den Krieg gemacht und machen ihn noch heute. Das ist es, was dem Volksverständnis nicht recht einleuchtet, denn in der Volksmasse fehlt naturgemäß eine genauere Vorstellung vom inneren Wesen fremder Völker. Man läßt sich von den Soldaten erzählen, daß

die Bewohner der besetzten Landgebiete zwar arm und schmutzig, aber sehr friedebedürftig sind, man sieht die russischen oder französischen Gefangenen und glaubt nicht, daß sie den Weltkrieg wollen, man hat auch ein dunkles, aber richtiges Gefühl dafür, daß in allen feindlichen Ländern, besonders in Frankreich und Rußland, viele, sehr viele Menschen nichts anderes wünschen als ein Aufhören der Plagen; was man aber nicht ebenso fühlt und weiß, das ist der Kriegswille, den auch gerade in diesen Ländern keineswegs bloß die Regierungen und Obersten haben, sondern starke, breite Volksschichten, parlamentarische Parteien, selbst sozialistische Gruppen. Der Kriegswille, den einst König Eduard VII. von England den feindlichen Nationen eingeimpft hat, ist bisher durch unsere zweijährige siegreiche Verteidigung nicht überwunden worden. Sobald wir schwach werden oder unsere Bundesgenossen an Widerstandskraft verlieren, wächst der Kriegswille auf der gegnerischen Seite zur Hochflut. Man höre nur, welchen Lärm jetzt die Italiener machen! Aber diesen Lärm hört ja eben unser Volk nicht; es erfährt kaum, wie in Mailand gewühlt wird, wie in Bukarest geheht wird, wie die ganze Welt gegen uns aufgebracht wird. Das steht zwar in den großen Zeitungen, aber es verliert nach unten hin seine Anschaulichkeit und Eindringlichkeit und wird darum nur halb geglaubt.

Wer also in Stadt und Land Gelegenheit und Fähigkeit hat, zur Belehrung der einfachen und wenig lesenden Volksgenossen beizutragen, der wird gut tun, über die allereinfachsten Dinge nicht hinwegzugleiten, als wären sie selbstverständlich. Sie sind es nicht! Was nützt uns alles erhabene Gerede über Kriegsziele, wenn inzwischen der Untergrund der **Volksgesinnung** nicht absolut fest bleibt? Er ist noch fest, aber es muß ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden als bisher. Die gebildeten Schichten sollten hier ihre Kriegsaufgabe finden, statt sich im Streit um das Bärenfell zu ereifern, ehe der Bär am Boden liegt.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch vom lebendigen Wort, das ihm Aufklärung gibt. Wie man das lebendige Wort überall an die Unsicheren heranbringen kann, ist örtliche Frage. Wir aber bitten unsere Freunde, den einfachen Dienst der Volksbelehrung im Krieg nicht für etwas Kleines zu halten.

Walter Goetz / Friedensvermittlung, Waffenstillstand und Friedenslongreeß

So zuversichtlich wir auf den Sieg in diesem Kriege vertrauen, so dunkel steht doch noch alles vor uns, was sein Ende herbeiführen könnte. Wie oft haben wir uns getäuscht, wenn wir von der voraussichtlich letzten Offensive der Feinde sprachen, auf Rußlands und Frankreichs Erschöpfung rechneten oder gar auf die Einnahme im feindlichen Lager, daß man uns nicht werde besiegen können! Man staunt, wenn man immer noch hoffnungsfrohe Propheten findet oder auch solche, die meinen, der Krieg könne „rascher als man denkt“ einmal zu Ende gehen. Die schweren Kämpfe der Gegenwart im Osten und im Westen haben ja manchen belehrt, daß es noch etwas zu früh ist, von bestimmten Kriegszielen zu sprechen.

Das beste ist, zunächst der fortdauernden Wirklichkeit des Kampfes ungebrochenen Mutes ins Auge zu schauen. Darüber hinaus darf man vielleicht schon jetzt den Blick auf dasjenige

hinlenken, was an äußeren Vorbedingungen des Friedensschlusses für das deutsche Volk nicht in Frage kommen darf, wenn künftige Friedensmöglichkeiten sich bieten sollten. Friedensvermittlung, Waffenstillstand und Friedenskongreß sind Dinge, die das deutsche Volk so lange ablehnen muß, bis die wirklichen Friedensbedingungen vollkommen gesichert sind.

Man wird sich zwar bei dem Haß, der zwischen uns und unseren Feinden obwaltet, keinerlei direkte Anknüpfung zu denken vermögen. Wie schon bisher, soviel man hört, mancherlei private Vermittlungsversuche gemacht worden sind, so wird auch künftig irgendein gutwilliger Mittler sich einsetzen müssen, um die ersten Fäden anzuknüpfen. Aber der wichtige Unterschied ist, ob es sich um Hilfsdienste handelt, oder ob sich jemand zum entscheidenden Vermittler des Friedens aufwerfen möchte. Die Aufgabe ist gewiß reizvoll für so manchen Fürsten oder Präsidenten, der nach Einfluß und Unsterblichkeit dürstet, so wenig lohnend sich nach allen Erfahrungen die Aufgabe des ehrlichen Maklers auch zu gestalten pflegt. Es gab im ersten Kriegsjahr auch in Deutschland Kreise, die dem Papste ums Leben gern die Rolle des internationalen Vermittlers (und Schiedsrichters) zugeschoben hätten — die moralische Machtsteigerung des Papsttums erschien ebenso verlockend wie die zwanglose Möglichkeit, eine neue Lösung der römischen Frage zu versuchen. Man wird inzwischen wohl selbst in gewissen Münchener Kreisen, die damals in großen Hoffnungen schwelgten, bemerkt haben, daß man wieder einmal politisch sehr kurzfristig war. Die kriegsführenden Staaten haben keinerlei Grund, sich mit neuen Streitfragen wie dem römischen Problem zu belasten und allzuviel Rücksicht auf gewisse Beeinträchtigungen der Kurie zu nehmen, die — gemessen an unserem Daseinskampfe — doch wahrlich nur Belanglosigkeiten sind. Den Präsidenten der Vereinigten Staaten, heiße er Wilson oder sonstwie, wird niemand von uns als unparteiischen Vermittler anerkennen, wenn seine Dienste über erste freiwillige Anknüpfungsversuche hinausgehen wollten. Das dürfen gegebenenfalls unsere Diplomaten sicherlich als die Meinung unseres ganzen Volkes aussprechen: wir sind dankbar, wenn irgendeine geeignete Persönlichkeit den Weg zu Verhandlungen ebnet, die Verhandlungen selber aber darf uns niemand aus der Hand nehmen. Solange wir nicht geschlagen am Boden liegen, wollen wir Herren über unser Schicksal bleiben und jeden Zwischenhandel ausschließen, der anderen Leuten zu Vorbeeren verhelfen und uns den Kampfspreis verteuern soll.

Das Interesse unserer Gegner erfordert einen Gesamtfrieden — sie werden deshalb einem Vermittler weit eher geneigt sein. Unser Interesse erfordert, wenn es irgend möglich ist, Abschluß mit den einzelnen Gegnern. Unsere Feinde werden bei Beginn allgemeiner Verhandlungen eine Waffenruhe und dann einen Friedenskongreß fordern, denn damit eröffnen sich ihnen hundert glückliche Möglichkeiten: vor allem Zeitgewinn für eventuelle neue Rüstungen durch endlose Verhandlungen und Bedrängung der Zentralmächte durch Mehrheitsbeschlüsse und vor allem durch Intrigen, deren Paradies zu jeder Zeit ein lang hingezogener Friedenskongreß gewesen ist. Wie hat man auf dem Wiener Kongreß versucht, Preußen und Rußland zu entzweien und Preußen damit ohnmächtig zu machen! Und wie sehr hat der Wiener Kongreß in neun Monaten jedes großzügige Handeln in der Fülle der kleinen Schwierigkeiten und im Treiben der geriebensten Persönlichkeit zu ersticken vermocht!

Aber zunächst der Waffenstillstand. Es ist klar, daß an einem bestimmten Zeitpunkt eine Waffenruhe eintreten muß. Daß an sich jeder Waffenstillstand für unsere schwer atmenden Gegner gewinnbringender ist als für uns, liegt auf der Hand — man müßte sich denn eine gleichzeitige Aufhebung der gegen uns versuchten Blockade vorstellen. Nur wenn auch wir in einer Waffenruhe alle unsere Vorräte ergänzen und Vorbereitungen auf weiteren Krieg treffen könnten, wäre die Gleichheit gegeben. Jede andere Art von Waffenruhe wäre der erwünschteste Vorteil unserer Gegner, ein Mittel, uns eine Weile mit Friedensverhandlungen hinzuziehen, um dann neugestärkt den Krieg wiederaufzunehmen. Die Zentralmächte können nur auf einen Waffenstillstand eingehen, der den Frieden zur unabänderlichen Folge hat. Bismarck hat sich mit Recht niemals früher auf Einstellung der Feindseligkeiten eingelassen, als bis der ihm genehme Frieden völlig gesichert war. Es wird sich also auch diesmal darum handeln, die Bedingungen des Friedens vorher mit dem einzelnen oder mit allen festzulegen, ehe die Waffenruhe beginnt. Man könnte einwenden, das sei doch heute die übliche Form, im sogenannten Präliminarfrieden die hauptsächlichsten Bedingungen eines Friedens festzustellen und dann bis zur Vorbereitung des Ganzen bereits Waffenruhe eintreten zu lassen. Da alles Völkerrecht ins Schwanken gekommen ist, wird man aber von seiten unserer Gegner auch hier versuchen, dem Friedenskongreß die maßgebenden Entscheidungen vorzubehalten, vorher aber schon Waffenruhe zu erreichen. Möge diese auch noch so erwünscht sein — wir wären Toren, wollten wir sie annehmen, ehe alles im reinen ist.

Der Friedenskongreß aber, soweit er mehr sein sollte als Stätte der Paragraphierung und Einzelberatung, wäre für uns das Schlimmste von allem. Denn wir ständen nicht nur zu viert gegen acht, sondern auch gegen eine Diplomatie, die mit allen Ränken und Lügen gegen uns geladen ist und die sich nichts Schöneres träumen läßt, als ihre Künste noch einmal gegenüber schwerfälliger Ehrlichkeit zu messen. Bismarck konnte bei seinem diplomatischen Uebergewicht Kongresse veranstalten, aber selbst er tat es doch nur, wenn er seine ausschlaggebende Stellung im voraus gesichert wußte. Ein Kongreß ohne führende Macht oder Persönlichkeit wird zumeist wie das Hornberger Schießen ausgehen — unseren Gegnern wäre ein solcher Verlauf vielleicht eine große Genugtuung. Wir wissen nicht, ob die Diplomatie der Zentralmächte Talleyrandschen Intrigen gewachsen sein würde — die preußische Diplomatie war es auf dem Wiener Kongresse jedenfalls nicht, und vielleicht könnten auf einem künftigen Kongreß gerade die ehrlichsten Unterhändler gegen Mauern reden, wenn sie sich für die wahren Richter der großen und der kleinen Völker einsetzen würden. Daß die Feder verdirbt, was das Schwert gewonnen, ist im Hinblick auf Friedenskongresse die zutreffende Formel, denn sie setzen von Anfang an eine Art von Gleichberechtigung aller Beteiligten an Stelle der durch das Schwert geschaffenen Ungleichheit. Wir würden in die Rolle der Besiegten gedrängt, wenn wir uns auch mit Serbien, Montenegro, Portugal und Japan über den europäischen Frieden verständigen müßten. So hat auf dem Wiener Kongreß das besiegte Frankreich durch Talleyrand das große Wort geführt und so haben diejenigen deutschen Staaten, die für die Errettung Deutschlands nichts getan hatten, Preußen um die Früchte seiner Siege zu betrügen gewußt. Der Wiener Kongreß war der unwürdigste Abschluß einer an Opfern und Leiden und Siegen überreichen Zeit; Deutschland hat

an dieser einen schmerzlichen Erfahrung für alle Zeit genug. Soviel müssen wir erreichen, daß uns kein Kongreß verdirbt, was das Blut unserer Volksgenossen gewonnen hat.

Es sind Mahnungen, die man wohl kaum an unsere Reichsregierung zu richten braucht; die volle Einheit von Regierung und oberster Heeresleitung ist eine beruhigende Tatsache in dieser wie in anderen Fragen. Aber die Nation kann sich hier mit völlig einheitlichem Willen hinter die Regierung stellen und sie den Feinden gegenüber weit stärker stützen, als es mit einer zerfahrenen Erörterung der Kriegsziele je geschehen könnte.

Dreites Dastaljut / Die innere Wandlung des Panlawismus

Aus dem Chaos der verschiedensten Strömungen und Entwicklungen klären sich in Rußland nunmehr in immer deutlicherer Umrißzeichnung die bleibenden ideellen Ergebnisse des Krieges. Die große „Umwertung der Begriffe und Anschauungen“, die allenthalben die sonntägliche Beschaulichkeit des vorkriegszeitlichen Daseins zerriß, hat von vornherein in Rußland ganz besondere Ausmaße annehmen müssen, in jenem Lande, das nach Merschikowski die Diskontinuität innerer Entfaltung zu seinem Geseh erhoben hatte. Es ist bezeichnend, daß in Rußland fast alle politischen, sozialen und gesellschaftlichen Wandlungen als Folgeerscheinungen kriegerischer Ereignisse auftraten, die das nationale Leben aus jeweiliger Stagnation in plötzliche fieberhafte Aktivität peitschten. So hat auch der gegenwärtige Krieg das Material gehäuft, das bedeutende Zukunftsumwälzungen auslösen muß und geeignet ist, die Ideologie Rußlands von Grund aus neuzugestalten.

Von den Systemen, die das Denken der russischen Gesellschaft durch fast ein halbes Jahrhundert formten, hat bisher keines stärkere Umwertung erfahren, als der Panlawismus. Man hat die Rolle, die der Panlawismus bei der Entstehung dieses Krieges gespielt hat, bei uns in einer Unzahl von mehr oder weniger beachtenswerten Abhandlungen dargelegt. Gewiß ist, daß keine Idee so tief im russischen Volksbewußtsein verankert war, wie die, daß Rußland kraft seiner traditionellen Rechte und seiner Stellung als slawische Vormacht dazu berufen sei, alle slawischen Völker und Staaten unter seiner mächtigen Führung zu vereinigen. Die russische Nation empfand es demgemäß als selbstverständlich, daß im Streit mit stärkeren Nachbarn die slawischen Balkanstaaten an Rußland tatkräftigste Unterstützung finden müßten, die selbst äußerste Konsequenzen auf sich zu nehmen bereit wäre. Der Panlawismus hat die Popularisierung des Krieges in Rußland bewirkt und ihm jene breite Grundlage im Volksempfinden gegeben, wie sie kaum ein zweiter Feldzug aus der letzten Geschichte Rußlands aufzuweisen hatte. Und wenn ihm auch nicht jene ausschlaggebende Bedeutung zukommt, die ihm gemeiniglich zugeschrieben wird, so hat er jedenfalls außerhalb Rußlands die politischen Erwägungen der Balkanstaaten richtungsgebend beeinflusst und in ihren Entschlüssen festgelegt. In der Politik spielen Imponderabilien eine große Rolle; aber die letzten Entscheidungen der Staaten werden von ganz anderen Gesichtspunkten bestimmt und zu politischen Handlungen formuliert.

Es bestand für die russische Gesellschaft kein Zweifel, daß nunmehr die praktische Durchführung des panlawistischen Programms zu erfolgen hätte, indem sich alle slawischen Völker und Staaten ohne Besinnen für Rußland erklären würden. Die panlawistischen Kreise hatten zu dieser Annahme um so mehr Grund, als die langjährige propagandistische Tätigkeit auf dem Balkan beendet schien und auch die wachsende Unlust der österreichischen Slawen eine Parteinahme zugunsten der allslawischen Sache erhoffen ließ. Dennoch blieben die erwarteten prorussischen Manifestationen aus, wie andererseits die unbeteiligten slawischen

Elemente sich in einer kühlen Reserviertheit gefielen, die unverkennbar den Charakter verhaltener Feindseligkeit trug. Den Lustakt bildeten Betrachtungen in der slawischen Presse, die den Werdegang und die Unstimmigkeit zwischen Wort und Tat im Panlawismus kritisch erörterten. Gleich zu Anfang des Krieges hatten die russischen Nationalisten die Haltung der österreichischen Slawen enttäuscht, die, verschwindende Ausnahmen — gewisse tschechische, allpolnische und mostalophile galizische Kreise — abgerechnet, feierlich das Tisch Tuch zwischen sich und Rußland durchschnitten. Doch war damit im Grunde kein neuer Zustand geschaffen, da diese Abgabe nur die Konsequenz der vorangegangenen, westwärts orientierten Entwicklung der österreichischen Slawen bedeutete. Der panlawistische Ring war an sich niemals ganz geschlossen, zumal sich von der allslawischen Verbrüderung zwei der volkreichsten slawischen Stämme, die Ukrainer und ein überwiegender Teil der Polen, ausschlossen. Alle diese Erfahrungen konnten jedoch die Zuversicht der russischen Gesellschaft hinsichtlich der Balkanlawen nicht erschüttern und waren eher dazu angetan, die Gemüter mit übertriebenen Erwartungen an die Adresse der „treu gebliebenen der jüngeren Brüder“ zu erfüllen.

Man kann sich daher nur schwer die Vorstellung von der tiefgehenden Empörung und Enttäuschung ausmalen, als Bulgarien zu schwanken begann und sich schließlich auf die Seite des „Erbsfeindes“ schlug. Dem balkanischen „Verrat“ folgte alsbald die Zertrümmerung Serbiens, um dessentwillen Rußland den Krieg unternommen hatte, und wenig später die Kapitulation des letzten slawischen Staates, Montenegros. Mit unheimlicher Präzision lösten einander die folgenschweren Ereignisse ab und weckten in der russischen Presse lauten Widerhall. Die führenden Blätter aller Richtungen verzeichneten zähneknirschend den Zusammenbruch des allslawischen Einheitsgedankens, der schwerer als die Tatsache der übrigen russischen Mißerfolge auf der Gesellschaft lastete. Zum Ueberflusse eigener militärischer und wirtschaftlicher Niederlagen kam nunmehr die Erkenntnis von der Phantomhaftigkeit der gepriesenen slawischen Solidarität und der Unerreichbarkeit des Zieles, das allein dem Kriege Rechtfertigung ließ. In den Auflösungsprozeß des russischen Prestiges wurde auch der Panlawismus jährlings mitgerissen. Es zeigte sich sein nacktes Gerippe in all der Gebrechlichkeit, die hinter dem glanzvollen Aeußeren der allslawischen Ideologie brütete.

Auch die Ideen sind den gleichen Gesetzen innerer Wandlung unterworfen wie ihre Schöpfer. Betrachtet man den Entwicklungsgang des Panlawismus von den religiös ethischen Programmen der ersten Slawophilen bis zu den nationalistisch-politischen Vertiefungen der Mjenschkows und Struws, so fällt einem die Fülle und Mannigfaltigkeit der durchlaufenen Zwischenstadien auf, aber auch die zwingende Logik der Entwicklung, die elementarhaft die Geister der verschiedensten slawischen Völkerschaften mit dem allrussischen Motiv zu erfüllen und sie den politischen Zwecken Rußlands untertan zu machen verstanden hat. In der Geschichte seiner begrifflichen Ausweitung gibt der Panlawismus zugleich eine Chronik der inneren Entwicklung des russischen Volkes und das Geseh seines geistigen Wachstums. Von der religiösen, volksverklärenden, rassenethischen, nationalpolitischen bis zur chauvinistischen Periode russischer Nationalgeschichte führt eine einzige aufsteigende Linie, die sich über eine Phase schrankenloser Selbstverherrlichung in kräftigsten Nützlichkeitsformen fortsetzt und im Maßlosen eines mystisch erfüllten Weltbeherrschungsdranges verliert. Wie dem gigantischen Willen der russischen Nation ward auch dem Panlawismus in der Zügellosigkeit der Wünsche der Räder geboren. Tatsächlich schien der Panlawismus mit seiner vorletzten politischen Tat, der Schaffung des Balkanbundes, eine gewisse Grenze erreicht zu haben, jenseits deren seine immer unverhülltere nationalrussische utilitaristische Machtpolitik bei den Slawen Widerstand zu begegnen begann. Der Zerfall des Balkanbundes war der Anfang vom Niedergang des Panlawismus. Stärker als das Raffenerlebnis erwiesen sich die staatlichen Interessen, das Verlangen der Balkanlawen nach freier eigener Staatlichkeit, dem selbst die Gönnerschaft des mächtigen Rußlands geopfert wurde. Und wenn der zu Tage getretene Abgrund im

Panslawismus auch notdürftig überbrückt wurde und zu Anfang dieses Krieges sogar ein erneutes Aufflammen allslawischer Tendenzen zu verzeichnen war, so war dies nicht so sehr eine Folge der Verbetracht ihrer Ideale, als vielmehr jener allgemeinen Willens- und Stimmungspotenzierung, wie sie ähnlich auch andere Völkereinheiten ergriffen hatte. Die Unzulänglichkeit einer reinpanslawistischen Begründung des Krieges zeigte sich jedoch bald in der Annahme einer aktiveren Lösung durch die russische Gesellschaft, die insgeheim und mehr triebhaft als bewußt längst die nationalistische Intelligenz befeelt hatte. Diese Lösung aber lautete: Kampf gegen den alten, unverfönlischen und gefährlichsten Feind des Slawentums, den Germanismus.

Man kann die Germanophobie das letzte Stadium des Panslawismus nennen. Unfähig, aus sich selbst erlösend und belebend zu wirken, hat der Panslawismus den ganzen ohnmächtigen Grimm gegen seinen sittlichen Ueberwinder gelehrt. Indem er an die niedrigsten Instinkte der Volkspsyche appellierte, hat er sein ideelles Unvermögen eingestanden und die spekulative, unfruchtbare und immoralische Grundlegung seines Systems bloßgelegt. Und indem er der russischen Gesellschaft statt positiver Lösungen die Parole des Hasses und der Zerstörung gab, wurde er aus einem aufbauenden ein retardierendes und destruktives Prinzip, das den Keim der Zerklebung in sich trägt.

Wie der Panslawismus der große Erwecker des aggressiven russischen Nationalismus war, so ist er nun zum Schildträger des Vernichtungskampfes gegen alles Deutsche geworden. Es ist fast unbegreiflich, was in dieser Richtung von seiten der panslawistischen Heher an Demoralisation und Vergiftung des Volksempfindens geleistet wurde. Der Nationalhaß gegen das Deutschtum wurde systematisch großgezogen durch die Presse, Theatervorstellungen und öffentliche Vorträge hervorragender Gelehrter und Politiker. So fanden beispielsweise in Petersburger Kinos jede Woche Pogromvorträge statt, in denen die unfönnigsten Schmähungen auf Deutschland und die Deutschen vorgebracht wurden. Aus den Städten pflanzte sich die Welle des Deutschenhasses auf das flache Land weiter und fiel wie ein Sturmfläuten in die dumpfe Gereiztheit des Bauern, zu blindwütigem Zerstören anfeuernd. Ueberall wurde die neue Lösung widerstandslos und gläubig hingenommen. Hatte doch die Gesellschaft und der Mob gleichermaßen ein Ausflußventil, dessen Betätigung von der Regierung nicht nur nicht gehindert, sondern mit voller Absichtlichkeit gefördert wurde. Ehemalige Gegner des Panslawismus schlossen sich mit geringen Ausnahmen dem Kesseltreiben an, Minister, Parlamentarier, Konservative, Liberale und Sozialisten fanden sich in plöghlicher Einsinntheit auf dem Boden üppigsten Deutschenhasses. Insofern hat wohl der gemeinsame Haß ein gemeinsames Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugt, aber die innere Kraft, die die Bindung der Geister vollzog, war nicht das siegende Bewußtsein, höchste Güter des Slawentums zu verteidigen, sondern die unverhohlene Angst, die mühsam errungene Stellung Rußlands als slawische Weltmacht, als Beschöherin und Hüterin der slawischen Traditionen, als geistige und politische Führerin der slawischen Völkern einzubüßen.

Der Panslawismus hat im gegenwärtigen Kriege die stärksten Erschütterungen erfahren. Unschöpfungsfähig und innerlich durch Skepsis und Widersprüche angenagt, flüchtete er in die Arme des Deutschenhasses, um dem drohenden Verfall durch eine kräftigere Ideologie zu steuern. Es ist müßig, Prophezeihungen darüber anzustellen, wieweit sich der Panslawismus nach dem Kriege erholen, oder ob er endgültig als politischer Faktor ausscheiden wird. Der Panslawismus hat sich als eines der suggestivsten Gedankensysteme erwiesen, die je die Entwicklungsgeschichte einer Rasse richtunggebend beeinflussten. Er hat die tiefsten Erlebnisse der russischen Nation gestaltet, weil er organisch aus dem inneren Geseh eines mächtigen Volkes, seiner Geschichte und geographischen Lage emporgewachsen war. Die großen, charakterbestimmenden Ideen eines Volkes können wohl durch die Einwirkung äußerer Momente eine Zeitlang aufgegeben oder in ihrer Fassung umgebaut werden. Aber sie verlieren nichts an innerer Geltung, weil sie vom Zufall des Milieus unabhängig sind und aus den natürlichen Begebenheiten

nationaler Entfaltung stete Erneuerung schöpfen. Bleibend ist der Inhalt; die Form ist variabel und unwesentlich. Das russische Volk wird früher oder später seine Ziele, die es bisher mit dem Panslawismus verband, wieder aufnehmen. Und wenn es in Verfolg seiner geschichtlichen Aufgaben wieder an die Lebensinteressen nachbarlicher Staatswesen anrennen wird, wird es automatisch alle Ideale, die gegenwärtig vom Bogen der allslawischen Doktrinen umspannt werden, in dieser oder jener Form hervorholen.

Wieweit freilich der Panslawismus außerhalb der Grenzen Rußlands als treibende Kraft bestehen bleiben wird, ist eine andere Frage. Wir können den Panslawismus der russischen Nation nicht aus der Welt schaffen. Wohl aber können wir seine außerrussische Ausstrahlung unterbinden, wenn wir den nichtrussischen slawischen Völkern die westliche Orientierung erleichtern und ihnen die Segnungen deutscher Kultur und Zivilisation zugänglich machen. Dann werden sie auch innerlich die völlige Loslösung von der Ideologie einer Lehre vollziehen, die unter dem Scheine gleichgerichteter kultureller und rassenethischer Ziele für Rußland die Slawenerlösmmission mit allen Rechten und Folgen praktischer Machtpolitik in Anspruch nimmt.

Otto Karstädt / Sozialpolitik während des Weltkrieges in England und bei uns

England ist das Urland des Kapitalismus, ist das Spiegelbild der Industrialisierung und schließlich die Wiege der sozialpolitischen Gesetzgebung. Vor einem Jahrhundert etwa entstanden unter Owens Einfluß die ersten Kinderschutzgesetze in England: das langsam erwachte soziale Gewissen wirkte zum ersten Male dem Kindermord durch die Wirtschaftsauffassung des freien Wettbewerbs der Einzelbetriebe entgegen. Wir in Deutschland haben seitdem lange Zeit bei Schutzgesetzen auf englische Vorbilder geblickt, auch dann noch, als wir sie schon vielfach überholt hatten. Jetzt, nach einem Jahrhundert mühsamen Einfindens in das Verantwortungsgefühl des Einzelunternehmers gegen die Gesamtheit bricht der ganze englische sozialpolitische Gesetzesaufbau im Weltkriege jäh zusammen. Denn er stand auf den tönernen Füßen bloßer Nützlichkeitserwägungen: man schützte Frauen, Kinder, Arbeiter und Arme, um ihre Kräfte noch besser und dauernder im Dienste der Einzelunternehmung ausnützen zu können. Der Weltkrieg pochte an die tönernen Füße, und sie gaben den kläglichen Klang hohlen Tones zurück: Jetzt nützt die Schonung der wirtschaftlich und körperlich Schwächsten dem Einzelunternehmer nicht, jetzt braucht er plötzlich und schnell auch diese Kräfte über das Maß des Zuträglichen hinaus, also beute er sie aus! Die englischen Schutzgesetze waren keine sozialen Maßnahmen, sondern individualistische Klugeheitsregeln. Darum paßten sie sich im Kriege neuen Nützlichkeitserwägungen an und werden sich künftig weiter im Dienste der Einzelunternehmerklugheit wandeln. Der Weltkrieg zeigt den grundlegenden Unterschied: Deutschland schreitet langsam die Richtung zur Gesellschaftsverantwortung für die Schwachen weiter, England folgt den wechselnden Wegweisern zum Wohlfaße des Einzelbessigen. Diese Wegweiser zeigten jetzt auf Kinderausbeutung, also bescherte der Weltkrieg den englischen Kindern einen Rückfall in die Zeit, die einst Robert Owen überwand.

Kinderschulung und Mehrarbeit der Kinder sind die weithin sichtbaren Wegesteine der englischen Kriegswirtschaftsrichtung.

Die englische Kinderschulung im Weltkriege spottet jeder deutschen Vorstellung. Kriegserparnisse werden hauptsächlich auf dem Gebiete der öffentlichen Volksschule und allgemeinen Volksbildung gemacht. Aus englischen Tages- und Schulzeitungen ersieht man, wie Bildungs- und Gewerksvereine in brandmarkenden Einspruchsversammlungen ihr eigenes Vaterland anklagen und vor dem ganzen Ausland richten.

„Mögen uns unsere Feinde ihre Schulhaushaltspläne zeigen!“ konnte der Preussische Landtag und konnte jeder deutsche einzelstaatliche Landtag herausfordernd den Gegnern zurufen. Gerade das reichste und verhältnismäßig bildungsfreundliche England hat allen Grund, seinen Jugendbildungs-Haushaltsplan im Kriege sorgsam zu verbergen wie Großkampfschiffe vor deutschen Tauchbooten. Die amtlich veröffentlichten Zahlen gelten im eigenen Lande als unzuverlässig. Auf der Ostertagung des großen nationalen Lehrervereins zu Buxton wurde die englische Regierung in aller Form öffentlich der Fälschung bezichtigt. Da Schulerparniffe in größerem Umfange nur durch Verkleinerung der Schülerzahl möglich sind, so schritt England ungefehllich auf dem bekannten Verwaltungswege zur Herabsetzung der Schulpflicht. Verschiedene Grafschaften haben die Schulpflicht während des Krieges kurzerhand mit dem 12. Lebensjahre aufgehoben, Worcesterhire und Somerset sogar mit dem ersten. Vor dem siebenten Jahre gehen in weiten Gegenden des Königreichs die Kleinen im Kriege nicht mehr zur Schule. Am 31. Januar 1913 waren 645 520 Kinder von 11 bis 12 Jahren als schulpflichtig eingeschrieben. Normalerweise müßten sie alle am 31. Januar 1914 als 12- bis 13jährige Schüler wieder in den Listen erscheinen; in Wirklichkeit aber sind unterwegs davon 22 182 verlorengegangen, also nicht mehr 11- bis 12jährig und noch nicht 12- bis 13jährig. Diese amtliche statistische Fälschung muß sich die englische Regierung in öffentlichen Versammlungen vorhalten lassen. Vom Jahrgang der 12- bis 13jährigen sind sogar 176 901 Schüler stillschweigend in den Listen ungelassen. Ueber 300 000 unterrichtlich nicht versorgte Kinder sind bereits durch die Gewerkschaften und die Lehrer nachgewiesen worden; wahrscheinlich läßt England bereits mehr als eine halbe Million Kinder ohne Schule. Die im Felde stehenden Lehrer werden „billigt“ vertreten, meist durch beschäftigungslose junge Mädchen. Sie werden Lehrerinnen durch die bloße Tatsache, daß sie eine Guinee Stempelsteuer für die Ernennungsurkunde bezahlen, und heißen danach im Volksmunde bereits Guinee-Mädchen.

Das übelste Vorbild bietet London dem Lande. Seine Schulerparniffe verhalten sich zu den Gesamt-Kriegserparnissen wie $2\frac{1}{2} : 3$; d. h. man spart im Kriege nur an den Ärmsten des Volkes, an den Volksschülern. London hat wie alle Grafschaften einen besonderen Ausschuß für Schulerparniffe im Kriege eingesetzt. (Man denke sich deutsche Landesauschüsse zur Verkürzung der Schulausgaben, um das zu verstehen!) Die vaterländische Vereinigung christlicher Arbeiter erhebt heftigen Widerspruch dagegen und stellt fest, daß der Londoner Schulhaushaltsplan im Frieden mit 1 Mill. Pfund, jetzt aber mit einer halben vorgelegt wurde. England und Wales geben zusammen 12 Mill. Pfund für etwa 6 Mill. Schulkinder aus. Das sind die Kosten für $2\frac{1}{2}$ Kriegstage. Und ausgerechnet von diesen $2\frac{1}{2}$ Kriegstagen, die Englands Volksschulen kosten, muß noch ein Tag zur Verlängerung des Krieges zugunsten Serbiens, Montenegros und Rußlands herausgewirtschaftet werden!

Die schulärztlichen Untersuchungen und die Schulpfeisungen der Allerärmsten sind gestrichen worden. Die Verhandlungen der christlichen Gewerkschaften beweisen außerdem, daß die Zahlen über Schulpfeisungen im Frieden zum Teil nur auf geduldigem Papier standen, und daß wir ihnen irrtümlich den Wert deutscher Zahlen beigelegt haben. Nach deutschen Darstellungen schien die Schulpfeisung gefeßlich allgemein eingeführt zu sein in England. Heute lesen wir (Schoolmaster vom 6. Mai 1916), daß für 2 Mill. Kinder in den Landgebieten außerhalb der Großstädte im ganzen jährlich genau 1120 M. ausgegeben wurden.

Die Abend-, Sonntags- und Fortbildungsschulen sind der Unkosten wegen geschlossen worden.

Noch dunkler wird das Bild durch den geheimen Zweck der Schul-Kriegserparnisse: die Kinderarbeit. Letzten Endes will man nämlich nicht bloß sparen, sondern billige Kinderhände, lohnbrückende Arbeitskräfte gewinnen. „Langer Krieg und kurzer Lohn!“ war schon der Großpächter Wahlspruch zu Napoleons Zeiten. Im Weltkriege hat man ihnen belgische Flüchtlinge, Gefangene und Frauen als Arbeitskräfte angeboten.

Alle waren merkwürdig ungeeignet zur Landarbeit; nur Kinder konnten ihr gerecht werden. Die Rechnung hieß: Wegen Mangels an Arbeitskräften werden die Frauen zu hohe Löhne durchsetzen und diese dann im Frieden weiter fordern. Kinder aber sind nicht so anspruchsvoll. Sie erhalten im Kriege höchstens 6–7 Mark die Woche, teilweise auch nur 1 Schilling, in Wales freie Kost und jährlich einen Anzug. Der Hauptlehrer hat nach amtlicher Anordnung diese Kinderarbeit sogar zu vermitteln — die Schule ist zum Kinderarbeitsmarkt geworden. All die Befreiungen von der Schulpflicht sind mit der Bedingung ausgesprochen, daß die Befreiten „zur Unterstützung ihrer Eltern“ Lohnarbeit verrichten. In Worcesterhire dürfen alle über 11 Jahre alten Kinder wöchentlich durchschnittlich — 6 Tage den Unterricht zwecks Lohnarbeit veräußern.

Es ist festgestellt worden, daß über 213 000 Kinder unter 13 Jahren ganztätig als Lohnbrücker verwendet werden und im Kriege keinen Unterricht mehr genießen. 40 000 Kinder aber sind in Grafschaften, die die Schulpflicht strenger handhaben, auf halbe Unterrichtszeit gesetzt, um dann den ganzen übrigen Tag in Lohnarbeit zu fronen. Diese Unglücklichen hat man in England selbst als weiße Sklaven bezeichnet. Sie leiden doppelt. Einerseits hält sie die staatliche Maschinerie aus der Friedenszeit 2 bis 3 Stunden täglich auf der Schulbank fest, andererseits müssen sie die Zeit, die den häuslichen Schularbeiten, dem Spiel und der Erholung gehören sollen, schenken und schaffen, um das Einkommen der Eltern zu schmälern.

Die Kinderarbeit bleibt aber keineswegs auf die Landwirtschaft beschränkt; längst ist sie wieder in die gewerblichen Betriebe, in Hütten und Mühlen eingezogen. Spinnen und Weben ist wieder wie vor hundert Jahren Kinderarbeit geworden. Vom 11. Lebensjahre ab erscheinen die Kinder englischen Unternehmern durchaus geeignet zur Lohnbrückerei. Auch die sittliche Entrüstung gegen die Freunde der Kindheit ist dieselbe wie gegen Owen. Man dürfe den Eltern das Recht nicht nehmen, über ihre Kinder zu verfügen; die Arbeit sei gesund, stärke die Glieder, fördere das Wachstum, gewöhne zu Fleiß und Ordnung. Arbeitende Kinder seien gleichaltrigen nichtarbeitenden Schulkindern an Größe und Gewicht überlegen. Und was dergleichen hundertjährige Beschönigungen mehr sind. Im Kriege aber müsse sich jede Hand, auch die des Kindes, im Dienste des Vaterlandes regen.

Die Gewerkschaften aber fragen mit Recht dagegen, warum man dann nicht mit Schul-Kriegserparnissen bei den Schulen der Auserwählten anfangen, wo jeder Schüler jährlich dem Staate, wie im Harrow-Kolleg, 200 Pfund oder auf den Provinzgymnasien 42 Pfund aus öffentlichen Mitteln koste.

Amerika hat so viel von Grundfäglichem im Kriege gesprochen, Grundfäglichem, das sich den Kriegsnotwendigkeiten nicht beugen könne. Uns Deutschen ist das die Jugendfürsorge, die Volksbildung, die Volksschule und der Kinderschutz. Die deutschen Entwürfe der Bildungshaushalte mit ihren ungeschmälerten Zahlen auch im Weltkriege werden später in der Geschichtsschreibung den feindlichen gegenüber treten und dann noch gegen sie kämpfen und für Deutschland zeugen; sie werden ein Rätsel und ein Gegenstand der Bewunderung späterer Geschlechter sein. Sie werden lehren, daß englische Sozialpolitik im Kinderschutz nur seine Arbeitskräfte schonte und also den Herstellungskostenanteil vermindern wollte, daß Deutschland aber grundfächtige Sozialpolitik aus Gesellschaftsverantwortung trieb und sich auch durch Kriegsnot nicht davon abbringen ließ.

* * / Das „große Östern“

Schluß.

Der Sohn, dem Recht und Pflicht das Erbe des Verbliebenen in die Hand legten, war ein im Umriß peinlich getreuer, in Farbe und Ausdrucksgehalt aber nur schwach andeutender Abdruck seines überragenden Vaters.

Würdig, ernst und treu, bemühte er sich, den Spuren des Vorangegangenen zu folgen; diese Spuren aber waren so tief und so weit, daß sein Wesen sich in der Anstrengung, sie auszufüllen, erschöpfte, ohne ihnen auch nur etwas Eigenes hinzuzufügen.

Lebendiger in der Farbe, wenn auch in der Linienführung merklich verschoben, spiegelte sich die Art des Vaters in dem zweiten Sohn wieder.

In diesem Zweitgeborenen lebte die gleiche allbeherrschende Liebe zur Heimat, der gleiche starke Drang, sie in Tat umzusetzen.

Was sein Gefühl von dem des Vaters unterschied, war, daß ihm der waffenklirrende Schritt des zur Eroberung Anstürmenden fehlte. Seiner sanfteren Natur war es Bedürfnis, in der Stille Saaten zu senken, in friedlicher Arbeit aufstrebende Keime zu fördern, emsig und beharrlich Früchte zu sammeln für die große Ernte der Zukunft.

So ergab es sich in seltsamem Widerspiel der Natur, daß der Sohn des alten streitbaren Barons sich den im Zwiespalt dieser Zeit doppelt verantwortungsvollen und dornenreichen Beruf eines Geistlichen erwählte.

Still und tief durchglüht von dem Glauben an jenes endliche „Östern“, nach dem die Sehnsucht des Sterbenden sich mit letzter gewaltiger Spannkraft gestreckt hatte, predigte er seiner Heimat das Evangelium der Treue.

Aber gerade, weil sein Glaube nicht mit Feuer und Schwert zur Unterwerfung zwingen, sondern nur durch die Kraft eigener Innengeistigkeit überzeugen wollte, forderte er ungemessene Kräfte des Körpers und der Seele von ihm.

Rastlos bemüht, seinen Tiefen Tieferes, seinen Blüten Glühenderes abzugewinnen, teilte er sich gleichsam in dem Entzünden anderer Gemüter auf. Er starb wie ein Licht, das von dem Luftzug gewaltsamer Zeiter Ereignisse allzu scharf angefaßt, sich mit übergroßer Flamme verzehrt, bis es mit kurzem schnellen Zucken erlischt.

Und nun war es an dem schwächtigen Hieronymus, dem blassesten Blutstropfen des kraftvollen Geschlechtes, die klare und feste Spur der Vorfahren weiter durch das Land zu führen — durch dieses Land, das von einem zu gänzlicher Wesenseuteignung drängenden Regierungswillen mit immer engerem Netz umspannt wurde.

Still und versonnen, als ein von den unerfüllten Hoffnungen und geheimen Leiden der Vorangegangenen Belasteter, trat Hieronymus in den Kampf.

Hatten die anderen ihre Liebe zur Heimat wie eine Leuchte in hoch erhobener Hand durch die Wirnis der Zeit getragen, so trug Hieronymus sie, von der träumenden Verschlossenheit seiner Natur umhüllt, sich mit der sanft beharrlichen Abwehr des Schmeigens jedem äußeren Anprall deckend — so als trüge er eine Blüte, deren allzu reich aufgesogene Blüten unvermerkt schon in stilles Blüten übergingen.

Hatten seine Väter — der eine mit gewaltsamer Forderung, der andere mit inbrünstiger Bitte — für ihre Sache geworben, so war sein Dienst der stillere persönlicher Opfer.

Vielleicht war es dieses Bewußtsein geheimer Opfer, das seiner Liebe zum Heimatboden in der Folge jene leise, fast eigensinnige Wortenthaltbarkeit verlieh.

Als seltene und reiche Anlagen dem Heranreisenden in beglückender Offenbarung eine Besonderheit des Werdens zu versprechen schienen, trat die Versuchung an ihn heran, sich dem Druck der Heimat zu entziehen und sein Wesen in einer Ferne ausreifen zu lassen, die ihm all die Segnungen, um die seine Vorfahren gerungen hatten, als etwas Selbstverständliches darzubieten vermochte. Freunde lockten, eigene Wünsche drängten . . . In langsamer Vorarbeit begann er die Fäden, die ihn an die Heimat fesselten, zu lösen — dann aber, als er die Hand zu endgültig trennendem Schnitt erhob, sah ihn das Land mit dem machtvoll zwingenden Blick seines sterbenden Großvaters an.

Erhoben und belastet zugleich erkannte er, daß er aus diesem Kampf, in den ihn die Treukraft seiner Vorfahren gestellt hatte, nicht ausscheiden konnte: ging er — gingen sie alle, die mit dem Herzblut jahrhundertelanger Opfer Genährten, so sanken diese Opfer — zu leeren Träumen entwertet — in das trostlose Dunkel einer um jede Frucht betrogenen Vergangenheit.

Still räumte Hieronymus alle Pläne beiseite: die neu angeknüpften Fäden wurden gelöst, die niedergelegten wieder aufgenommen.

Die enttäuschten Freunde in der Ferne meinten, es müßte etwas in ihm eingeschlafen sein, dem sie irrträumlich stärkere Triebkraft zugesprochen hatten. Er aber, Hieronymus, war nie so wach, nie so gegenwart- und zukunftsdrungen, nie zu so einheitlicher Kraft des Wesens geschlossen gewesen, wie in dieser Zeit scheinbaren Rückganges.

In diesen Tagen war es, daß das Wort vom „Leuchter“ den Weg über seine Lippen fand; gleichzeitig aber begann ein eigentümlich nachdenkliches Lächeln, das in all seiner Offenheit mehr zu verschleiern als zu enthüllen schien, die Züge des Reisenden mit einer feinen Spur der Entsagung zu zeichnen.

Doch als wollte das Schicksal — einem verschmigten Bettler gleich — die einmal bekundete Freigiebigkeit bis auf die Reize nützen, erprobte es das Gemüt des Hieronymus mit zweiter, härterer Forderung.

Ein kurzer Traum von Glück durchzog sein besinnliches Gemüt. Er umstrickte ihn mit allen Reizen frühlingzarter Innigkeit in einem Alter, in dem das späte Geschenk des Himmels sich wie Tau in durstig gelodertes Erdreich senkt.

. . . Ja, die kleine Jassa, — die kleine blonde Fürstentochter der Steppen . . . Wie sie da vom blinden Zufall auf den Grund und Boden der Vorfahren verweht, mit den so schnell beweglichen Lippen und den so langsam wandernden Augen auf der alten Steinbank unter den Blutbuchen saß: vor sich die in silbrigen Dunst gehüllte Ferne, über sich das lachende Blau des Himmels, hinter sich die hoch aufragende, im grellen Sonnenlicht fast schmerzhaft weiße Wand des Erbbegräbnisses.

. . . Konnte sie es ahnen, daß sie in all ihrer hellen Lieblichkeit an dieser starren, weißen Wand als ein dunkler Fleck schattete! Hätte sie es ahnen können, sie wäre weinend in ihre Steppen zurückgeflohen, entsetzt über das grausame Spiel der Natur, das Vergangenheit und Zukunft, Einzelwesen und Allgemeinheit zu so unauf löslichem Zusammenhang verkettet, daß unschuldig Erblühendes sich zu dunklem Verhängnis wandeln kann.

Aber sie ahnte es nicht: sie ahnte es nicht, daß ihr leichter Schritt den Schlummer der Toten kränkte, daß ihre Stimme, die in ein und demselben Laut zu weinen und zu lachen schien, in dem nachdenklichen Baron den gleichen, in seiner unauf löslichen Verschmelzung so schmerzhaften Widerhall erweckte.

Und wieder prüfte und erwog der schwer Versuchte.

Aber dieses Mal war seine Hand unsicher und sein Blick umschleiert: zu durstig hatten seine Augen die Strahlen der Sonne getrunken — nun, da er im plötzlichen Erschrecken den Blick wandte — lag alles Land öde, kalt und lichtlos vor seinem schmerzenden Auge. Er fühlte, daß er nahe daran war, dieses Land zu verraten, indem er — von seinem Herzen bezwungen — die gerade feste Spur der Borkes zu jenem stammesfeindlichen Element hinüberbog, gegen dessen zerstörende Eingriffe seine Väter sich in verzweifelnem Kampf gewehrt hatten

Und wieder räumte er still und voll ängstlicher Vorsicht, das ahnungslose Kind nicht zu erschrecken, Wunsch und Versuchung aus dem Wege. Der zarte Traum verzitterte wie ein Sonnenstrahl, der zu tausend Stäubchen aufgelöst, als eine helle feine Säule auf dunklem Herzensgrunde stehen blieb. . .

Aufrecht und in hartem Widerstreit mit seinem darbenenden Gemüt führte Hieronymus die gerade Spur der Väter fort.

Als die Umstände ihn zum Erben des ausgedehnten Familienbesitzes machten, legte er seine Ämter nieder und zog sich in die Einsamkeit seiner Wälder zurück. Hier lebte er in angespanntem Lauschen auf die Zeichen der Zeit seiner sammelnden und sichtenden, dann und wann dichterisch gestaltenden Gedankenarbeit.

Lieh er so seinem Lande nicht die Werte einer schaffenden Tatkraft, so lieb er ihm die spiegelnde Tiefe einer leidensfähigen Seele, die alle Schmerzen der Zeit, wie in einem Brennpunkt sammelnd, sie in einzelnen zuckenden Strahlen wieder in die Weite entfaltete. Zwar entäußerte er sich auch im dichterischen Ausdruck nicht jener spröden Scham der Empfindung: immer war es, als wollte seine Heimatliebe nur mit einem leisen Ton die Erinnerung an eine allvertraute Weise wecken, deren Gewalt er voller Ehrfurcht das Recht der Eigenbelebung zuerkannte.

Erst als die großen, welterschütternden Ereignisse ihre Schatten zu werfen begannen, als das, wonach jahrhundertelange Sehnsucht die Arme geredet hatte, in greifbare Nähe rückte — erst dann fiel diese Scheu von ihm ab: er kam und gesellte sich den angstvoll Harrenden zu — er harrete, bangte, hoffte mit ihnen vereint.

— — — Und fort und fort dröhnten die Geschütze; der Boden schütterte und stöhnte wie ein sich aus der Fesselung emporringendes Tier.

In zitternder Ohnmacht sank hier und da die Mauer eines frei liegenden Hauses; wie trauentkleidete Vergangenheit starrete brüchiges Gefüge von Stein und Gebälk zum geröteten Himmel empor . . . Als wollte dieser Himmel selbst sich in dumpfem Rollen auf die Erde herabsinken, erschütterte Beben den ganzen Luftraum . . .

Das Warten des kleinen Menschenhäufleins wurde ein zu Schweigen erstarrter Schrei der Not.

In Hieronymus aber stand alle gesammelte Kraft seiner Vorfahren, alle kriegerische Lust des Großvaters, alle priesterliche Weihe des Vaters auf. Er, der die Leiden seiner Mitgenossen auf heimlich blutendem Herzen getragen hatte, er riß sie nun mit der Kraft eines durch Geschlechter hindurch gereiften Glaubens empor.

Es war, als ob hier eine geheim gepflegte Festesbereitschaft allem, was wirr und bang aus Träumen emporfuhr, Festgewand und Del in dunkle Lampen lieh.

..... Und die Erlösung kam! Mild ergoß sich ihr erster Strahl über das gequälte Land. Sich wie im Laumel der Botschaft überstürzend, stammelten — dröhnten eherne

Stimmen das große Ostern über die aus dem Morgennebel tauchenden Dächer der Stadt.

Von dem erwärmenden Strahl der Sonne getroffen, dampfte der herbstliche Boden brauende, flutende Nebel aus: geisternd, wie mit unzähligen, tastenden, suchenden, aufwärts strebenden Armen wuchs es aus der Tiefe des Erdreichs empor, dichtete sich zu schattenhaften Gebilden, die sich in seliger Lichtestrunkenheit entgegenwandelten, sich untereinander mischten, sich in liebender Verzüdung umschlangen und wieder auseinanderreilten —, schwankende, betende Hände zum Himmel emporreckend; dann unter die inbrünstige Segnung des Lichtes gebeugt, gaben sie sich — dem anbrechenden Morgen mit der Spur ungezählter Tränen lächelnd — dem Schoße der Erde wieder.

In andächtiger Klarheit lag das Land unter entwölkttem Himmel da. In diesem Dröhnen der Gloden und dem ihm begegnenden Widerhall der befreiten Gemüter entwich Hieronymus, um die Ergriffenheit seines Herzens zu jenen Quellen zu tragen, die sein Sein und Werden gespeist hatten.

Wie gebannt in das Wunder des Geschehens, stand er an der breiten Mündung der baumbestandenen Straße, die von der geringen Bodenerhöhung des Herrenhauses in endlos langer, gerader, heller Linie in das Land hinauslief.

Und auf dieser Straße kam es, was Hieronymus der Ältere auf seinem Sterbebett in ahnender Entrückttheit zu sehen vermeint hatte: das große Ostern des Landes.

Hoch stand die Sonne über den entlaubten Bäumen, die Risse und Brüche der Altersgebeugten restlos entschleiernd — da kam es: ein funkelndes Spiel in Punkte und Striche gelöst, zu fester Reihe verbundener Blicke; es sprang aus dunklem Lannengrund hervor, schob sich an blassem Wiesenfaum entlang und traf — mit jäher Biegung in die lange gerade Straße der Borkes einmündend — mit scharfem Lichtwurf in die Fenster des Herrenhauses.

Sonnenübergossen, im zwiesachen Gürtel angehäufert Blattmengen sich mehr und mehr verengend, so als ließe sie mit dem schmalen Strich heller Mitte sich selbst gleichsam voraus, senkte die Straße sich den Ankommenden entgegen.

Schwärzlich grau, wie in die Schleier hundertjähriger stiller Trauer gehüllt, stand das Herrenhaus — das erste Widerspiel des neu zuströmenden Lebens im Auge.

Schon schied sich Helm von Helm, Achsel von Achsel — da trat Hieronymus an das Tor des Erbbegräbnisses und schloß es mit leise bebender Hand auf.

Mit breitem Strahl ergoß sich die Sonne in das düstere Gewölbe. Und hier im Zwielicht der in das Dunkel führenden Tür und der sich vor ihm öffnenden besonnenen Weite erwartete er — wie auf der Schwelle von Zeit und Ewigkeit stehend — die Erfüllung.

Und wieder fühlte er den Boden unter seinen Füßen erzittern: ein leises, verheißungsvolles Zittern neu erwachenden Lebens

Näher und näher zuckten die in bewegliche Gliederung gebannten Blicke, bis sie — sich zu massigem Zusammenschluß dichtend — die Augen des Wartenden mit goldener Fülle blendeten.

Da zwang tiefe Ergriffenheit Hieronymus in den Schatten des Gewölbes. Als könnte er den Segen dieser Erfüllung nur verhüllten Hauptes über sich ergehen lassen, barg er sich in dem Dunkel, bis die kleine Schar der Sieger vorübergezogen war.

Dann aber trat er tief aufatmend in die Sonne hinaus. Und langsam, in still gesammeltem Ernst — nicht als folgte er einer augenblicklichen Eingebung seines Gemütes,

sondern als erfüllte er eine in langem Brauch ehrwürdig und selbstverständlich gewordene Sitte, bückte er sich auf den Boden nieder, ergriff eine Handvoll der von den Tritten der Sieger gelockerten Erde und warf sie in die Gruft der Väter hinab.

Wie in träumender Erwartung blieb er so über die Gruft geneigt stehen, als vermeinte er, daß die toten Augen, die einst sein kindliches Gemüt entzündet hatten, sich nun öffnen und in segnender Gegengabe den neu entschärfenden Strahl der lebenden auffangen müßten. . .

Der Lärm der Waffen und Stimmen schreckte ihn aus seiner Traumverlorenheit empor.

Da wandte er sich und ging den Befreierten entgegen. . .

Und wie er so in der herbftlichen Sonne seinem Hause zuschritt, das graue Haupt entblößt, das leuchtende Auge dem neuen Morgen des Landes geweitet, lag auch über diesem stillsten Ritter eines im Verborgenen blutenden Landes etwas von der stolzen Glorie hart errungenen Sieges — zugleich aber die unendliche Demut des in den Wunden der Väter Geseigneten.

C. Th. Raempf / Massenvorstellungen

Dem deutschen Volke ist von jeher eine Vorliebe für Massenszenen im Schauspiel eigen gewesen. Jeder Theaterleiter wird bestätigen, daß gewöhnlich die Massen auch wieder Massen herbeilocken. Diesem im Volke vorhandenen Drang wurde auch immer Geltung gegeben. Bedeutung gewann er aber erst, wo er in den Dienst besonderer Zwecke gestellt wurde. Meistens geschah das im Rahmen der Volksspiele, deren Grundabsicht weniger auf eine rein künstlerische Leistung allein, als mehr darauf gerichtet war, aus einem vorhandenen, zeitig sich gipfelnden Empfinden heraus mit dem hinzugezogenen Aufgebot der Masse diese Allgemeinstimmung im einzelnen zu vertiefen und in ihrer wirkenden Kraft zu steigern. Derartige Schaustellungen sahen sich daher schon von vornherein an bestimmte Zeiten, Themen und Ausführungsweisen gebunden.

Sie waren gewissermaßen aus dem Volke entstanden, also organisch mit ihm verbunden und besaßen somit die Geltung eines Brauches, der kulturell gewachsen und bedingt gewesen. Er kann also nicht ohne weiteres auf unsere Zeit angewandt und als bequeme Praxis übernommen werden. Sei der äußerliche Zweck auch noch so löblich. Müssen wir doch für die Veranstaltung schon Dichtungen gewaltsam in Anspruch nehmen, die für derartige Schaustellungen nicht ausgesprochen geschaffen sind, und zudem die Verwendung einer bedeutenden Statistenzahl nicht aus dem Sinn der Gesamtanlage des Werkes heischen, sie also als willkürlich erscheinen lassen. Diese beiden entscheidenden Mängel allein genügen, um den Charakter der betreffenden Werke verhängnisvoll zu verwischen, die künstlerische Herausarbeitung des die Dichtung bestimmenden Geistes geradezu unmöglich zu machen. Damit ist aber weiterhin der vom Dichter beabsichtigte künstlerische Eindruck, seine besondere Idee verleugnet und vernichtet. Es ist zu einer Verballhornung gekommen, die noch zudem unter der Marke eines anerkannten Wertes und unter der Ausnutzung einer außergewöhnlichen Aufmerksamkeit, d. h. unter der Ausbeute eines „Effektes“ ins Volk getragen wird.

Diese bedenkliche Entwicklung haben nun aber die vielfach getätigten „vaterländischen“ Massenaufführungen genommen. Es mag sein, daß sie einem löblichen Zweck dienen wollen. Aber wäre das nicht auch mit künstlerisch und kulturell einwandfreien Leistungen möglich?

Oder wollen wir den Begriff „vaterländisch“ vereint mit einer Kulturwidrigkeit sehen? Es heißt, wir sind sachlicher geworden, unser Sinn für Gediegenheit hätte sich geschärft. Beweisen wir es!

Allerdings hat der Kummel mit den Rasselungsbentmätern

uns doch wiederum einen Blick auf die noch rings vorhandene Unsicherheit des Verständnisses für kulturelle Verpflichtungen gestattet. Die Massenvorstellungen scheinen nun eine ähnliche unerfreuliche Erscheinung bieten zu sollen.

Unsere vorhandene, verhältnismäßig kleine Guckkastenbühne ist für das Auftreten von einigen hundert Darstellern nicht bestimmt. Sie kann nur immer ein Teilbild der „Masse“, nicht aber diese selbst in die Handlung treten lassen. Daraufhin haben unsere Dichter auch ihre Massenszenen, soweit sie ihnen im Dichterwerk Raum gaben, zugeschnitten. Muß doch die Statistenmenge immer entschieden hinter die führende Vorherrschaft des gesprochenen Wortes zurücktreten. Je mehr nun aber die Masse an Umfang und Gewicht zunimmt, um so mehr wird das Dichtwerk als solches zurückgedrängt. Bis endlich die künstlerische und die das Wort tragende Sprache in dem lauten, wirren Getöse sich gänzlich verliert. Zudem aber lenkt ein großer Darstellerapparat naturgemäß die Aufmerksamkeit von den Hauptpersonen ab, zerreißt also den inneren Zusammenhang und den gewollten charakteristischen Eindruck der Dichtung vollkommen. Damit aber ist das Kunstwerk erledigt.

Es bliebe mithin nur noch die äußere Wirkung der Inszenierung. Aber auch sie kann sich nicht organisch in solchen Massendarbietungen entfalten. Die enge Kulissenöffnung unserer Schaubühne setzt der Verwendung der Statistenmasse Grenzen. Werden diese überschritten, so ist das notwendige Gleichgewicht zwischen Ausstattung und Schaustellung aufgehoben. Die äußere Wirkung einer fein abwägenden Regie kann nicht in Tätigkeit treten. Alles schlägt in Disharmonien um, die bis zum Lächerlichen auseinanderklaffen können. Man denke sich beispielsweise das Gewoge und vielleicht rhythmisch gemeisterte Auftreten einer mehrhundertköpfigen Schar innerhalb von Leinwand und Pappel. Wie ein solches Mißverhältnis der Eindrucksfaktoren uns die gigantische Größe eines modernen „Flußüberganges“ glaubhaft vorstellten soll, ist ein Rätsel, dessen Lösung keinem ernsthaften Kulturgewissen gelingen wird. Es bleibt eben ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt.

Ganz abgesehen davon, daß die Kraft unserer Zeit wahrhaftig nicht in dem äußerlichen Schein der Masse, sondern in dem ihr gemeinsamen Geist gebunden liegt. Dieser Begriff aber will ganz anders verinnlicht werden als durch das Zurschauhalten von eiflichen hundert uniformierter Statisten. Das sollten Festleiter, Theaterdirektoren und vor allem — Dichter wissen!

Es mag sein, daß diese Erkenntnis mittlerweile auch schon gewürdigt wurde. Aber der Wunsch, durch Massenvorstellungen zu wirken, blieb doch bestehen. So nahm man nun Massenszenen aus klassischen Werken heraus und verließ den einseitig offenen Bühnenraum, um sie sich im Freien auswirken zu lassen. Das war eigentlich schon ein Fortschritt.

Aber das Uebel zeigte sich nun von der anderen Seite. Die Masse verlangt nach Masse. Während letztere im Bühnenhaus in den aufsteigenden Reihen untergebracht werden kann, ist das im Freien nur möglich, wenn man sie rings um das Spiel Platz nehmen läßt. Bekanntlich war dieses System des Arenaspiels in gewissem Sinne auch bei den Volksaufführungen des Mittelalters üblich.

Inzwischen war aber doch eine Wandlung eingetreten. Wir spielten durch Jahrhunderte im Bühnenhaus, und unsere Dichtwerke sind auf die Wirkung von der Reliefbühne aus hin geschaffen. Zudem, und das ist noch verhängnisvoller, sind unsere Schauspieler nur für das Spiel auf ihr eingestellt. Weshalb auch unsere moderne Freilichtbühne eigentlich nichts anderes ist, als die in die Natur verlegte Guckkastenbühne mit einer Schaufront. Obgleich doch eigentlich der Begriff des Spiels im Freien naturgemäß ein Betrachten von allen Seiten zulassen müßte.

So ergab sich nun beim Spiel in der Arena die Sinnwidrigkeit, daß die Hälfte der Zuschauer die handelnden Personen andauernd nur in der Rückenansicht sehen, also ein Zerrbild der Darstellung erhalten! Ganz besonders, wenn kein Versuch gemacht wird, die Schauseite abzubiegen, das Spiel nach rechts und links und rückwärts zu verteilen. Was allerdings wieder den Charakter des Werkes vollkommen zerrissen hätte.

Diese Trennung der Massenszene in Gruppenszenen läßt sich bekanntlich am ehesten noch in „Wallensteins Lager“ durchführen. Aber gerade eine solche Bearbeitung muß die Zahl der Spieler beschränken. Es ist sonst unmöglich, die Kette der fortlaufenden Szenen dauernd geschlossen zu halten. So kam es denn auch, daß die Verwendung von etlichen „tausend“ Mitschülern diese Teilung wieder undurchführbar machte. Vielmehr umlagerte sie lediglich ein Spielzentrum, das allein die Handlung trug. Dieses aber bot auch wieder nur eine Schauffront.

Die mitwirkende vielköpfige bunte Menge war ferner hierbei nur eine Ausschmückung, die mit dem Spiel nichts anderes als das mehr oder weniger historische Kostüm gemein und natürlich auch den Drang hat, sich einzig nach einer Schauffront hin zu bewegen — wenn sie überhaupt in Bewegung war.

Man hat eben dies Wesentliche vergessen: das Dichtwort, das für die Rundbetrachtung geeignet ist, muß erst noch geschaffen werden. Vorhandene Werke aber hierfür in Anspruch nehmen, heißt sie in eine Umgebung setzen, die ihnen nicht zukommt, die Kunst also zum Kitsch entwürdigen. Sollten wir aber nicht den Ehrgeiz aufbringen, gerade für vaterländische Zwecke die Kunst ihrem Wesen entsprechend zu behandeln und allen falschen Schein zu meiden? Sind wir solche künstlerische Gewissenhaftigkeit nicht gerade der Masse, die zu diesen Aufführungen in der Meinung, Bestes zu erhalten, zusammenströmt, und dem rings werdenden kulturellen Zeitwille in denkbar höchstem Maße schuldig? Finden sich keine maßgebenden Stellen, die, wie beim Taglunionsunfug, auch hier — aber rechtzeitig abwinken?

Rudolf Michael/Im Rudtsack

In hartem Tritt mit tausend andern
 Marschier' ich mit, die Faust geballt.
 „Kolonne marsch!“ „Kolonne halt!“
 In Polen heiß und heiß in Flandern.
 Ich trat den Schnee, die Knospen und die Blume,
 Das reife Korn, die satte Ackertrume.

Den Rudtsack fühl' ich bleiern lasten
 Im Frühlingsmarsch, im Herbstgefecht;
 Die rauen Riemen wurden schlecht,
 Ich schleppt' ihn mit trotz Durst und Fasten.
 Ich trug darin die göttlichsten Befehle,
 Den süßen Ballast meiner müden Seele.

All lieb Erinnern war darin
 Und jeden Glüdes gold'ne Türme,
 Des Abschieds letzte Jubeltürme,
 Der Herzen reinsten Gottesfenn.
 Doch in die Erde hatt' ich fest verpackt
 Mein junges Lebensziel, verstaubt und nadt.

Nun lieg ich wund im Lazarett,
 Bin bis ins tiefste still geworden.
 Am weißen Hemd den Eisenorden.
 Den Rudtsack hab ich unterm Bett.
 Und manchmal gleiten mir die lieben Dinger
 Durch meine rissigen Soldatenfinger.

Ich schmüd' mich mit dem lieben Land,
 Häng' mir das Herz voll süßer Stunden;
 Die Hoffnung auf ein froh Gefunden
 Trag ich als Ring an rauher Hand.
 Und nur das Ziel, dem einst ich nachgegangen,
 Will nicht mehr Feuer in der Seele fangen.

Gottfried Traub / Flieger

Leitet vor allem das große Buch der
 Geschichte. Richard Wagner.

Im goldenroten Abendsonnenschein kreisen Flieger in der Luft. Wir zählen drei, vier, fünf bis zu sieben, die zu gleicher Zeit da oben in verschiedenen Weiten mit- und gegeneinander daherkommen, eine Windsbraut des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie rasen wie die Renner, sie kreischen wie Raubvögel, sie schweben in Tausenden von Metern Höhe wie siegesfähige Adler und gleiten herab wie Möwen. Wahrhaftig, hier sieht man die neue Zeit. Die Sehnsucht der Jahrtausende ist erfüllt, der Krieg hat sie genährt, der Frieden sie gepflegt. Nun schneiden sie durch die letzten Sonnenstrahlen und lassen sich mit flüssiger Farbenglut übergießen wie der Badende von der Meereswelle. Großen Heuschrecken gleich hüpfen sie über Wasser und Land. Seelenlose Maschinen und doch erfunden von Geistern und gelenkt von Seelen! Der Geist fordert hier seine Achtung: besflügelter Geist brüllt in dem Surren der Windflügel. Ich lese gleichzeitig in den Erinnerungen des „Ingenieurs“ Max Engh und begleite ihn auf seinen Reisen nach Ägypten und Amerika. Wenn der die Flieger noch erlebt hätte! Wie kurz ist die Spanne Zeit, die ihn von uns trennt, wie rasch sind wir marschier! Wenige Jahre sind es her, daß ich den ersten Flieger sich vom Boden heben sah, und selten habe ich so klar den Einschnitt eines neuen Denkens und Empfindens auch in mir verspürt wie damals auf jener Wiese am Abend, als sich die Räder der Maschine von der Erde trennten. Heute kann es einem begegnen, daß man sich kaum mehr umsieht, wenn ein Flieger erscheint. Nichts wird rascher zur Alltäglichkeit als die großen Wunder. Aber die Weltgeschichte blätterte ein Blatt in ihrem dicken Buch um, als der Mensch sich seine Ikarusflügel vor der Sonne nicht mehr verbrannte; das Rascheln dieses Umblätterns möchte ich nicht überhören. Da geschah etwas. Eine alte Zeit ist vorbei. Man muß in die neue, ob man mag oder nicht. Das Erdenhaus wird eng. Man mag sich's nicht ausdenken, wo das alles hinführt. Doch — man soll trotzig sich freuen, wie weite Entwicklungslinien der menschliche Geist sich zieht und nicht meinen, die Dichtung und die Wahrheit hätten nur in früheren behaglichen Zeiten ihre Zelte gebaut, und ihr Gesicht wende sich nach rückwärts. Das dichterische Denken ist heute im technischen Schaffen so überwältigend groß, daß der Dichter der Menschenseele nur Mühe hat, die Würde und Größe dieses tapferen kleinen Dings, das sich Menschenherz nennt, nicht aus dem Auge zu verlieren und ihren Wert heute erst recht zu preisen.

Die Maschinen fliegen ja nicht, sondern die Menschen. Diese tragen in die Luft hinauf ihre Größe und ihre Eitelkeit, ihre Tüchtigkeit und ihre Schwächen. Es bleiben Erdenmenschen, auch die Flieger. Aber was wird ihnen geschenkt? Eine ungeahnte Welt tritt an sie heran. Sie schauen, was anderen verborgen bleibt, sie leben mit Wind und Luft, wie hunderttausend andere nie. Sie genießen Sonne und Wolken und gewinnen neue, unerhörte Maße. Kleines wird groß, Größtes erscheint klein. Das alles stürmt auf die Seele des Fliegers ein; das ist das neue Geschenk. Auch die großen Gefahren, die unglaublichen Anforderungen an Nerven und Gesicht, die Anspannung des Willens und die Steigerung der Entschlußfähigkeit zum höchsten: sie sind zuletzt für den Mann, für den Menschen ein Geschenk, weil sie eine höchste Probe darstellen. Wenn

viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern! Auch die Seele will sich weiten; auch sie braucht Flügel. Das Kleinlichste ist ein Flieger ohne Geistesflug; das Größte — ein Ertrag jeder neuen Zeit für beides, für Hand und Herz, für Gehirn und Seele. Ihm gilt unser Kampf. Ohne ihn sinkt der Mensch. Nur wo der Mensch steigt, steigt mit ihm die Zeit. Der Gewinn der Seele ist der fruchtbarste Keim für neue Zukunft.

Soziale Bewegung

Zusammenbruch des Handwerks. Kürzlich hat der bekannte Vorsitzende der Berliner Handwertstammer, Herr Rahardt, sehr zeitgemäße und beachtenswerte Ausführungen über den notwendigen Zusammenbruch des Handwerks gemacht. Die Ratgeber, so schreibt er, die wohl vom grünen Tisch aus urteilen, scheinen gänzlich zu übersehen, daß sich unser gelantes Wirtschaftsleben im Galopp tempo auf dem Wege zur Vertrufung befindet und das Handwerk noch mehr als bisher unter die Räder geraten wird, wenn es sich nicht der gleichen Mittel bedient wie der Handel, die Landwirtschaft, die Industrie und die Arbeiterschaft. Mögen die Vorbedingungen für Trusts, Kartelle und Syndikate in diesen Ständen günstiger sein als im Handwerk, so hebt uns diese Tatsache doch nicht der Pflicht, alle noch lebensfähigen Existenzen des gewerblichen Mittelstandes derartig zusammenzuschließen, daß sie den unerbittlichen Kampf ums Dasein unter günstigeren Bedingungen zu führen vermögen, als wenn jeder einzelne auf eigne Faust operiert und damit ein Spielball in den Händen der stärkeren Konkurrenz bleibt. Die Entwicklung in den früher so blühenden Schneider-, Schuhmacher-, Uhrmacher-, Tischler-, Böttcher-, Buchdrucker-, Büchsenmacher-, Feilenhauer-, Gerber-, Handschuhmacher-, Korbmacher-, Mechaniker-, Photographen-, Nagelschmiede- und Posamentiergewerben sollte doch jedem aufrichtigen Freunde des Handwerks gezeigt haben, wo die Reife hingehet. Klein genug ist das Feld der nuzbringenden Betätigung dieser Handwerkszweige leider geworden; und da will man uns in den Arm fallen, um die Reste dieser Gewerbe zu organisieren? Lange genug hat sich das deutsche Handwerk mit schönen Redensarten und wohlwollenden Versprechungen hinhalten lassen, bis es endlich erkennen mußte, daß nur Selbsthilfe vor weiterem Niedergange schützen kann. Der große Lehrmeister „Krieg“ hat allerdings auch hier das seine dazu beigetragen, daß auch den letzten noch gutgläubigen Handwerfern die Binde von den Augen genommen wurde und allgemein die Erkenntnis Platz gegriffen hat, daß eine Besserung der Verhältnisse des Handwerks nur durch einen auf fester geheimer Grundlage basierenden wirtschaftlichen Zusammenbruch der einzelnen Berufe mit einer Spitzenorganisation zu erwarten ist. Kein einsichtiger Führer gibt sich heute mehr einer Täuschung darüber hin, daß die nächsten Jahrzehnte im Zeichen wirtschaftlicher Kämpfe stehen werden, von deren Schärfe sich nur Eingeweihte eine richtige Vorstellung machen können. Und wehe dem, der dieser Entwicklung mit Vertrauensseligkeit auf die Hilfe des Staates entgegenfiehet! Die Enttäuschung dürfte fürchterlich sein.

Klagen der Beamtenorganisationen. Nach Verabschiedung der Novelle zum Reichsvereinsgesetz haben die Beamtenorganisationen gemäß den Verheißungen von maßgebender Stelle gehofft, daß eine andere Auffassung über die Stellung und Behandlung der Beamtenorganisationen bei den Verwaltungen Platz greifen werde. Allein das Aufgeben einer lange Jahre geübten Verwaltungspraxis begegnet doch den allergrößten Schwierigkeiten und es gehört viel Hoffnungsfreudigkeit und starker Mut dazu, um nach den ersten gegenteiligen Erfahrungen nicht an der Verheißung zu verzweifeln. Wie die „Berliner Beamten-Korrespondenz“ berichtet, sind nicht nur in Berlin die Vorsitzenden von Eisenbahnerverbänden ermahnt worden, für eine gemäßigte Schreibweise der Verbandszeitungen zu sorgen, sondern auch in den übrigen Direktionsbezirken sind entsprechende Mahnungen an die Vereinsvorsitzenden ergangen. Genau wie in Berlin wurde auch in Frankfurt (Main) eine Zusammenkunft der Vereinsvorsitzenden bei der Eisenbahndirektion einberufen und der Wunsch ausgesprochen, daß das Versammlungsweisen eingeschränkt werden möge und Erörterungen wirtschaftlicher Angelegenheiten ganz unterbleiben mögen. Nehlich ging auch die Eisenbahndirektion Posen vor; die Eisenbahndirektion in Magdeburg verbot gar durch Amtsblattverfügung jede Erörterung von Ernährungsfragen. Das mag ein sehr einfaches Verfahren sein — ob es klug ist, wird die Zukunft lehren. Derselbe Geist macht sich auch bei der Postverwaltung bemerkbar, denn die „Berliner Beamten-Korrespondenz“

teilt mit, daß der Vorsitzende des Verbandes der unteren Post- und Telegraphenbeamten verantwortlich darüber vernommen worden ist, weshalb die auf dem kürzlich abgehaltenen Verbandstage beschlossenen Satzungsänderungen entsprechend einer alten Verfügung des Reichspostamts vom Jahre 1908 nicht vor der endgültigen Festsetzung dem Reichspostamt zur Prüfung vorgelegt worden sind. Kann man sich wundern, wenn angelichts solcher Vorkommnisse Mißmut und Erbitterung in den Kreisen der Beamtenorganisationen wachsen? Tatsache ist, daß bis sehr weit in das mittlere Beamtenium hinein trotz der immer noch unzulänglich gebliebenen Kriegsteilnahme die wirtschaftliche Lage der Beamten als außerordentlich drückend empfunden wird. Diesen sehr erklärlichen Empfindungen in ernsten, aber dringlichen Worten öffentlich Ausdruck zu geben, wird den verantwortlichen Vorstandsmitgliedern verboten! Ein Verband aber, der eine beträchtliche Beitragserhöhung beschließt, um seine Verpflichtungen den Hinterbliebenen im Kriege gefallener Verbandsmitglieder gegenüber erfüllen zu können, wird gemahnt, weil er dazu nicht vorher die Genehmigung der vorgelegten Behörde eingeholt hat. Wird in dieser Beitragserhöhung eine Gefahr für den Staat gesehen? Ist das die Anerkennung für die Kriegssammlungen und für die Kriegsteilnahmen der Beamten? Kann denn ein Verbandsvorstand vor den Beschlüssen des Verbandstages, von denen er doch gar nicht weiß, wie sie ausfallen werden, dazu die Genehmigung der vorgelegten Behörde einholen? Und ist denn dieses genaue Beobachten aller kleinsten Vorgänge im Verbandsleben wirklich notwendig oder nicht vielmehr ein Erbteil aus der Vergangenheit vor dem Kriege, das ohne Schaden preisgegeben werden könnte? Das ganze Verbandsleben spielt sich in breiter Öffentlichkeit ab, die Anträge werden wochen- und monatelang vor den Tagungen in den Zeitungen bekanntgemacht. Jede Behörde hat also reichlich Zeit und Gelegenheit, sich zu erkundigen oder gar einzuschreiten, wenn ihr das notwendig erscheinen sollte. Aber es ist ganz gewiß nicht notwendig. Der große Geist der Hingebung und Opferfreudigkeit für das Vaterland, wie ihn der Reichskanzler wiederholt so trefflich gekennzeichnet hat, erfüllt auch das gesamte Beamtenium und es hat ihn bewiesen, so daß niemand auch nur einen Augenblick daran zweifeln darf.

Die Vereinheitlichung der kaufmännischen Hilfsverbände macht sichtbare Fortschritte. Ein Hauptvorsitzender der Zusammenarbeit, Dr. Köhler vom 58er Verband, stellt die wichtigsten Marksteine auf dem Wege zum Ziel übersichtlich zusammen. Die rein-gewerkschaftlichen Verbände widersetzen sich noch, aber die großen Verbände tun sich praktisch zusammen. Sie haben sich bereits zur „Gemeinnützigen Stellenvermittlung“ mit dem Sitz in Berlin zusammengeschlossen. Ein Teil, und zwar der praktischste Teil der Arbeit ist damit vereinheitlicht. Gewisse Bindungen sind geschaffen, die ohne weiteres nicht gelöst werden können. Ja, manche Verbände sind dieser gemeinnützigen Stellenvermittlung nur deshalb beigetreten, weil darin der Anfang zu weiterer gemeinsamer Arbeit erblickt wurde. Von den großen kaufmännischen Verbänden sind drei, nämlich die 58er, der Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig und der Deutsche Verband Kaufmännischer Vereine in Frankfurt a. M., außerdem schon in der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände“ vereint. Außerhalb dieses Kreises stehen demnach noch die Bankebeamten, die reisenden Kaufleute, der Katholische Kaufmännische Verband und der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband. Der letztere Verband hat ja vor dem Kriege stets mit Abzicht seine besondere Stellung vertreten. Der Krieg brachte dann den Friedensvertrag zwischen dem 58er Verband und dem D. H. V. In der Zwischenzeit haben sich der Leipziger Verband und der Deutsche Verband Kaufmännischer Vereine diesem Friedensvertrage angeschlossen, so daß, was die Form und den Inhalt etwa noch kommender Kämpfe angeht, diese nicht mehr die früheren häßlichen Erscheinungen mit sich bringen können. Der Deutschnationale Verband hat sich aber auch der Gemeinnützigen Stellenvermittlung angeschlossen und damit zu erkennen gegeben, daß er geneigt ist, aus der Isolierung herauszutreten und gemeinsame sozialpolitische Arbeit zu leisten. Der Wille zur Zusammenarbeit ist also allseitig vorhanden. Die dauernde Form, der Weg, muß noch gefunden werden. Aber sie werden sicher gefunden werden, weil allein durch gemeinsames Handeln Verluste wieder eingebracht, neuzeitliche Hilfsanforderungen durchgesetzt werden können.

Dringliche Wohnungsmaßnahmen forderte der Vorstand des Deutschen Vereins für Wohnungsreform in seiner Zustimmung. Um auch auf dem Gebiete des Wohnungswesens den Krieg glücklich durchzuhalten, ist eine schnelle Durchführung der Beschlüsse des Reichstags vom 24. Mai 1916 notwendig, wonach a) Reichsunterstützung für jene Gemeinden und Kommunalverbände, welche den Kriegsteilnehmern bzw. den betreffenden Hausbesitzern Mietbeiträge gewährt haben und weitergewähren, zu leisten ist und b) Reichshilfe für die Abbürdung der während des Krieges gestundeten Mieten, bzw. Hypothekenzinsen der heimkehrenden bedürftigen Krieger, unter Mitwirkung der Gemeinden zu gewähren ist. Ferner sind ebenfalls ungefäuln vorzubereiten und zur An-

nahme zu bringen die vom Reichstag in seinem Beschluß vom gleichen Tage vorgeschlagenen Gesetzentwürfe zur Sicherung der Hausbesitzer und Mieter gegen die Folgen des Krieges durch

a) Ausdehnung der Wirksamkeit der Bundesratsverordnungen vom 7. August 1914, 22. Dezember 1914 und 20. Mai 1915, betreffend die Bewilligung von Zahlungsfristen bei Hypothekenschulden, auch über die Kriegszeit hinaus, wie es durch die besonderen Verhältnisse der Beteiligten geboten erscheint; b) eine im Sinne der unter a) genannten Bundesratsverordnungen zu treffende Regelung zum Schutze der Mieter gegen willkürliche, der Billigkeit widersprechende Kündigung und Steigerung des Mietzinses. Die weitere Befassung bestehender und fällig gewordener Hypotheken hat, soweit Realreditinstitute, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen und ähnliche Institute in Betracht kommen, zu den bisherigen Bedingungen in der Regel dann zu geschehen, wenn der Schuldner die Umwandlung in eine tilgungspflichtige und untündbare Hypothek beantragt, es sei denn, daß der Gläubiger nachweist, daß ihm Gefahren aus der Verlängerung bzw. Umwandlung des Darlehens erwachsen. Die Reichsbeihilfen an Hausbesitzer sind stets davon abhängig zu machen, daß eine unnötige, lediglich den Konjunkturverhältnissen entsprechende Mieterhöhung unterbleibt. Erforderlich sind ferner besondere gesetzliche Maßregeln zum Schutze der nachstelligen Hypotheken in der Kriegszeit. Zur wirksamen Durchführung der vorstehenden Maßnahmen ist ein Ausbau der Miet- und Hypothekeneinigungsämter unerlässlich. Sie sind in allen Gemeinden mit mehr als 25 000 Einwohnern und für kleinere Gemeinden nach Anordnung der Landeszentralbehörde einzurichten. Die Miet- und Hypothekeneinigungsämter entscheiden endgültig: a) über die Gewährung von Zins- und Mietbeihilfen (Ziffer Ia und b), b) über die zu treffenden Maßnahmen zur Sicherung der Hausbesitzer und Mieter gegen die Folgen des Krieges (Ziffer IIa und b); c) über die unter III erwähnte Verlängerung bestehender und fällig gewordener Hypotheken. Die Miet- und Hypothekeneinigungsämter sind Einrichtungen der Gemeinden. Dem Amte müssen Vertreter der beteiligten Kreise angehören. Den Vorsitz hat ein unparteiischer Gemeindebeamter zu führen. An zweiter Stelle sollen „zur Verhinderung von Wohnungsnot, Wohnungsverschlechterung und Mietsteigerung nach dem Kriege“ bereits jezt Vorbereitungen getroffen werden, damit die künftige Bautätigkeit im Bedarfsfalle sogleich in Angriff genommen werden kann. Zu diesem Zwecke namentlich: Leerwohnungszählungen, getrennt nach Größenklassen der Wohnungen; Prüfung der Bedürfnisfrage in den einzelnen Orten und praktische Vorkehrungen, insbesondere durch die Gemeinden und gemeinnützige Bautätigkeit, zur Inangriffnahme der Bautätigkeit im gegebenen Augenblicke; zeitige Einreichung der Baugesuche; beschleunigte Entlassung der Angehörigen des Bauhandwerks aus dem Militärdienste im Falle des Friedens; Schaffung kommunaler Wohnungsnachweise. Bereitstellung von Reichs-, Staats- und sonstigen öffentlichen Mitteln, insbesondere durch Entwicklung des Reichswohnungsfürsorgefonds und des Reichsbürgerschaftsfonds, bereits jezt und alsbald nach Waffenstillstand zur Förderung der Bautätigkeit.

Eine gewerkschaftliche Feldzeitung. Für seine im Felde stehenden Mitglieder gibt der Deutsche Holzarbeiterverband eine Feldpostzeitung heraus. Ihre erste Nummer entbietet den Empfängern zunächst einen Heimatgruß, in dem über den Zweck des neuen Blattes folgendes gesagt wird: „Da wir bei den vielen Tausenden leider nicht auch jedem einzelnen schreiben können, haben wir schon einmal einen gedruckten Brief an alle zugleich hinausgeschickt, um ihnen zu berichten, wie es im deutschen Holzarbeiterverband aussieht und wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, seit die Kollegen ihre Mitarbeit im Verband in so unerwünschter Weise unterbrechen mußten.“ Dann schildert die Feldpostzeitung den im Felde stehenden den Stand des Verbandes, bringt Mitteilung über die im Heere befindlichen Mitglieder, über die Verhältnisse in der Heimat, über die Tätigkeit der Daheimgebliebenen, über die Fürsorge für Kriegsbeschädigte und anderes mehr. Die Aufrechterhaltung enger Beziehungen mit den im Felde stehenden Mitgliedern hat sich in allen Gewerkschaften bei der langen Dauer des Krieges als notwendig herausgestellt. Die meisten verstehen bereits seit längerer Zeit ihre Verbandszeitungen an die im Felde stehenden Mitglieder. Die großen Organisationen gehen nunmehr zu eigenen Feldzeitungen über.

Gemeinnützige Rechtsauskunft im Felde. Aus allen Geschäftsberichten der gemeinnützigen Rechtsauskunftsstellen geht hervor, daß die Rechtsberatung der Angehörigen der Einberufenen in der praktischen Rechtsauskunftsstellen-Arbeit während des Krieges einen breiten Raum einnimmt. Sicherlich ist gerade dieser Zweig der Rechtshilfe-Arbeit für die wirtschaftliche Durchhaltung von wesentlicher Bedeutung. Gleichwohl ist aber auch im Felde das Bedürfnis nach Rechtsberatung gegeben. Zahlreiche aus dem Felde an die heimischen Rechtsauskunftsstellen gelangende schriftliche Anfragen legen hiervon Zeugnis ab. Diese schriftlichen Gesuche um Auskunfterteilung lassen aber zumeist den Sachverhalt nicht genügend erkennen, um einen zuverlässigen Rechtsrat geben zu können. Daher war es, zumal bei der langen Dauer des Krieges,

notwendig, den Soldaten auch im Felde Gelegenheit zur Erlangung sachdienlichen Rates und zuverlässiger Rechtshilfe zu geben. Diese Notwendigkeit hat auch die Heeresverwaltung erkannt und Vorsorge getroffen, daß allgemein den Soldaten an der Front gemeinnützige Rechtshilfe zu Gebote steht. Rechtsauskunftsstellen sind in großer Zahl ins Leben gerufen, die den Soldaten an der Front und in den besetzten Gebieten bei der Erledigung ihrer Rechtsangelegenheiten hilfreich zur Hand gehen sollen. In den Armeezeitungen befinden sich Abhandlungen, in denen auf die Bedeutung dieser Stellen hingewiesen wird. Der Verband der Rechtsauskunftsstellen hat den Rechtsauskunftsstellen im Felde das Zusammenarbeiten mit den heimischen Rechtsauskunftsstellen angeboten und deren Bereitwilligkeit zur Aufklärung von Streitfällen, die sich im Felde nicht ohne weiteres klären lassen, zum Ausdruck gebracht. Diese Bereitwilligkeit ist von den zuständigen Stellen dankbar begrüßt. So ist zu erwarten, daß auch die gemeinnützige Rechtsauskunft im Felde sich als bedeutsamer Zweig unserer Kriegswohlfahrtspflege erweisen, und daß sie die Kriegshilfearbeit hinter der Front in wertvoller Weise ergänzen wird.

Die Annäherung der Gewerkschaftsrichtungen, die der Reichskanzler in einer Besprechung mit dem Abg. Legien befürwortet hat, macht weitere Fortschritte. Die gesamte Arbeiterpresse hat die Anregung mit Freuden begrüßt. Die bisherigen Erfahrungen des zielbewußten Zusammenarbeitens der großen Verbände während der verflochtenen zwei Kriegsjahre haben der Annäherung den Boden bereitet. Die gesamte Arbeiterkraft rechnet mit schweren Kämpfen um Gleichberechtigung und Lohnhöhe nach dem Kriege, der die Gewerkschaften geschwächt, die Arbeitgeberverbände unerhöht gelassen und die Machtmittel des Unternehmertums gewaltig gestärkt hat. Die Aussicht, uneinig in die neue Zeit zu gehen, ist den besten und weitestbildenden Arbeiterführern in allen Lagern der unabhängigen Arbeiterbewegung unerträglich. So kommt es, daß Herr v. Bethmann Hollwegs Anregung eine sehr gute Presse gefunden und bei den weitesten Arbeitermassen zündend gewirkt hat. Die sozialdemokratische Presse ist freudig überrascht, daß der Kanzler nicht auf dem Unternehmerstandpunkt stehe, die Spaltung müsse möglichst gepflegt werden, sondern daß er die Arbeitermacht gestärkt aus dem Kriege hervorgehen sehen möchte. Sie ist überzeugt, daß sich der Reichskanzler mit diesem Vorschlage neue gefällige Gegner zuziehen werde. Die Arbeiterkraft aber müsse sein Vorschlag angenehm berühren. Die freigewerkschaftliche Presse, soweit sie bisher gesprochen hat, stellt sich auf den gleichen Standpunkt. Wie die „Soziale Praxis“ feststellt, hat der Katalisierungsgedanke bei der Leitung der freien Gewerkschaften manchen sehr warmen Anhänger. Das gleiche gilt aber auch von den christlichen Gewerkschaften. „Lange genug“, schreibt z. B. der von Bieber redigierte „Deutsche Metallarbeiter“, „leider schon zu lange, war ein großer Teil der gewerkschaftlichen Tätigkeit der gegenseitigen Bekämpfung gewidmet. . . . Schöne Ansätze zu einer besseren Verständigung der einzelnen Richtungen in der deutschen Arbeiterbewegung, unbeschadet ihrer grundsätzlichen Stellung, hat uns der Krieg gebracht. Viel muß allerdings auch auf diesem Gebiete noch geschehen. Möge auch hier der Krieg der große Lehrmeister sein.“ Auch der bayerische Reichstagsabgeordnete Schürmer hat sich in einer Bergarbeiterversammlung dringlich für die Einigkeit der Arbeiterorganisationen gegen die Feinde des innerpolitischen Fortschritts ausgesprochen. Ueber die Stellung der Gewerksvereine (H.-D.) kann ein Zweifel überhaupt nicht bestehen. So ist die Stimmung also für die Anregung des Reichskanzlers günstig. Möge sie bald zu Taten genützt werden!

Büchertisch

Professor Dr. A. Philippson: **Das Türkische Reich. Eine geographische Übersicht.** 102 S. Deutsche Orient-Bücherei, Bd. 12. Gustav Kiepenheuer, Weimar.

Nach der allgemeinen Wendung unserer Aufmerksamkeit zum nahen Orient wird das Fehlen eines zuverlässigen, auch dem Laien verständlichen Führers durch Land und Leute Vorderasiens um so schmerzlicher empfunden, als dort die natürlichen und bökischen, sozialen und religiösen Verhältnisse so ganz anders sind als bei uns. Konnte man den militärischen Ereignissen schon nicht ohne Kenntnis der Landesnatur und seiner Bewohner gerecht werden, noch ohne klare Vorstellung der geographischen Lage, der Verkehrswege u. a. die politischen Richtlinien verfolgen, so war es vollends unmöglich, bei der Neuorientierung des Wirtschaftslebens ohne breite geographische Unterlagen sich ein zutreffendes Bild von den Wirtschaftsgrundlagen und ihren Entwicklungsmöglichkeiten in der nächsten Zukunft zu machen.

Um diesen Bedürfnissen zu genügen, bedarf es eines Zweifachen: tiefgegründeten Wissens und liebevollen Verständnisses. Der Vermittlung beider Erfordernisse dient in hervorragendem Maße das angezeigte Werkchen des Bonner Geographen. Er ist der beste

Kenner der Türkei, der in seinem fünfbandigen Reisewerk „Reisen und Forschungen im westlichen Kleinasien“ (1910—15, Göttingen) der Wissenschaft die einzige und grundlegende Studie jener Gebiete darbot, aber auch in weiteren Kreisen durch sein „Mittelmeergebiet“ (3. Aufl. 1914, Leipzig) beliebt geworden ist. Auch diese neueste Arbeit ist wieder ein kleines Meisterwerk. Es ist kaum möglich, die verschiedenartige Landeskunde der einzelnen Teile des türkischen Reiches so knapp und trefflich zu charakterisieren, aus Lage und Aufbau des Landes die Wandlungen des Handels, die Bedingungen und Schwierigkeiten für den Verkehr abzuleiten. Ganz vorzüglich ist die Analyse des Klimas mit seinen starken Gegensätzen und seinen Folgen für die Landwirtschaft und das Wirtschaftsleben. Wegen dieser Verschiedenheiten müßte eine gleichmäßige Behandlung des ganzen Reiches in wirtschaftlichen und kulturellen Fragen zu Mißerfolgen führen! Während z. B. das Trodenklima in Arabien, Syrien, Mesopotamien und Inneranatolien durch weite Temperaturschwankungen und geringe Niederschläge nur dürftige, baumlose Steppenvegetation ermöglicht und eine Landwirtschaft in strengen, scharfen Formen ausprägt mit kahlen Höhen und fledenweißer Verteilung des Kulturbodens in Tälern und Mulden, gestalten die Regen- und Wärmeverhältnisse in den Meeresrandzonen immergrünen Baumwuchs in Wäldern, Obst- und Nebengärten, wechselreichen Anbau von Baumwolle, Tabak, Sesam, Erdnüssen, Getreide, Reis, Mais, Seidenzucht u. a. Die eigenartigen Trockengebiete bringen uns so fremde Erscheinungen wie Krustenebenen und Bodenversalzung mit sich, im Nomadentum eine ganz neue Wirtschaftsform, besondere Ackerbautechniken, hochentwickelte Bewässerungsanlagen. Und wie stark wirkten diese Besonderheiten auf den orientalischen Menschen! „Immer ist ein größeres System künstlicher Bewässerung mit einer hochentwickelten sozialen Ordnung und Unterordnung, eigenartigen Genossenschafts- und Besitzverhältnissen notwendig verbunden. Das ist die Grundlage der so früh entstandenen Straßen, absolutistischen staatlichen und sozialen Ordnung in den großen Reichen des Orients. Sie gibt der ganzen alten Kultur der Oasenländer Ägypten, Mesopotamien, Iran usw. einen kollektivistischen, ein für allemal Zug. Es sind Länder der Staatsallmacht. Daher hier jede Periode staatlichen Verfalls einen ungeheuren Rückschlag im Anbau und in der ganzen Kultur zur Folge hat.“ Solche orientalischen Eigentümlichkeiten sollten wir nie vergessen und, immer bedenken, daß man sich hier nicht in einem Neuland, sondern in einem Lande uralter Kultur, Tradition und Ausgeglichenheit befindet. Ein Stein, aus diesem alten Wirtschaftsbau entfernt, kann oft ganze große Teile des Baues zum Einsturz bringen.“ In solchen Stellen gibt Philippson sein Wertvollstes: Aus Liebe geborenes Verstehen. Zu oft haben wir es der orientalischen Welt versagt! Zu oft an den äußeren Erscheinungsformen uns gestoßen und ihr inneres Wesen so verkannt! Indem Philippson induktiv-synthetisch aus den Grundelementen die in innerer Harmonie fest und geschlossen ruhenden Zustände in ihrer Naturnotwendigkeit nachschöpfend erstehen läßt, vermittelt er auch uns von jenem kostbaren Verstehen, führt er uns glücklich in die neue Welt ein, deren Gefüge wir durchschauen, weil wir im Geiste gleichsam mit ihr gewachsen sind. Daher auch ist das Verstehen wie kein anderes uns zu führen berufen; niemand darf in irgendeiner Weise mit dem Nahen Orient in Beziehung treten, ohne mit seinem Inhalt vertraut zu sein! Hugo Tilmann.

Rudolf Borchardt: **Der Krieg und die deutsche Verantwortung.** S. Fischer. Berlin 1918. 51 S. 1 M.

Borchardts erste Rede, die er in Heidelberg, kurz vor einer Abreise zur Front bei Beginn des Krieges, gehalten hat, machte, in Verbindung mit der Veröffentlichung der Tatsache, daß eben dieser Redner der Verfasser der Aufsätze des *Spectator Germanicus* in den Süddeutschen Monatsheften sei, Borchardts Namen mit einem Schläge in der Öffentlichkeit bekannt, zumal auch in jenen Kreisen, die seinen literarischen Arbeiten bisher ohne jedes Verständnis oder zum Teil sogar ablehnend gegenüberstanden. In den *Spectator*-Aufsätzen hatte Borchardt, der in langen Jahren unter dem italienischen Volke lebend, dieses im Guten und Schlimmen genau kennengelernt hatte, gegen die Politik der Erneuerung des Bundesvertrags mit Italien gesprochen, dessen Abfall vom Bunde er mit politischem und psychologischem Scharfblick vorausgesagt hat. Ob die deutsche Politik auch in voller Würdigung der von Borchardt gekennzeichneten Art und Lage Italiens damals andere Wege hätte gehen und eine nur als Schein bewertete Erneuerung des Bundes hätte vermeiden können, ist eine ungelöste Frage. In der Heidelberger Rede nun setzte Borchardt einen kulturpolitischen Weg fort, den er Jahre hindurch ziemlich einjam gegangen ist. Die Wirkung der Rede beruht in den suggestiven Formulierungen des Unterschiedes deutscher und westlicher Kultur. Formulierungen, die für das deutsche Wesen tiefer gedacht sind, als die analogen Sätze Thomas Manns über den Unterschied deutscher Kultur von französischer Zivilisation. Borchardt konnte sich darauf berufen, daß ihn nicht die nationalistische Welle der Kriegsbegeisterung zu seinem Bekenntnis gegen den Westen getragen, sondern, daß er lange vergeblich im gleichen Sinne gegen die deutsche Nachfolge oder auch nur Sympathie mit Verhaeren, Maeterlinck und ihren französischen Vorbildern usw. um die authentische deutsche Kunst, ihre große mittel-

alterliche Ueberlieferung kritisch und schöpferisch gerungen habe. Ob Borchardt übrigens dem Westen gerecht geworden ist und nicht durch die Stunde doch unfrei blieb, halte ich wenigstens für unentschieden. Genug, das Pathos, die Wortkraft, die sittliche Macht seiner Ideen und die Tiefe einer Lebensarbeit, die einer überindividuellen Vollendung entgegenging, hob den Heidelberger Redner weit über den Durchschnitt der zahlreichen Bekenntnisse und Äußerungen über Deutschland und Krieg. Es ist diese Wirkung die Ursache, daß die „Deutsche Gesellschaft“, jene im Kriege neu gebildete Vereinigung der deutschen Politiker und Intellektuellen in Berlin, Borchardt aufforderte, vor ihr zu sprechen. Er tat es, indem er rücksichtslos die gewonnene große Gunst aufs Spiel setzte, und, zwar mit einiger Selbstgefälligkeit, als der Dichter, den, wie in Platos Zeiten das Volk auch über seine politische Zukunft hören wollte, vor einer mit positiven politischen Kriegsziele aufzufüllen und politisch arbeitenden Schicht fast verächtlich für das äußere Ziel des Krieges als strenger Idealist nur von inneren Kriegsziele sprach. Ein Protest gegen den unendlichen Irrtum, „der heillose Zustand Europas, den wir einrichten sollen, verlange die rücksichtsloseste Hand“, ein Protest gegen den Mythos Bismarck, gegen die absolute Gültigkeit dieses staatsmännischen Typus, als des allein denkbaren, ein Protest gegen die Bismarckschnur der Deutschen, die in der Welt herabgerufen habe jenes „Mißtrauen gegen alle deutsche Diplomatie, gegen ihre Methoden, gegen das, was man ihre Doppelszüngigkeit und ihre Brutalität nennt“. Der Zustand Europas verlange die milde und die weiseste Hand, den Staatsmann, „ausgestattet mit der vollen Unendlichkeit der deutschen Idee“, mit schöpferischer Phantasie und der tiefsten menschlichen Verantwortung vor dieser deutschen Idee, daß ist Jugend, Leben und Zukunft.

Eine solche Kritik an dem deutschen Nationalheros, die sich in Parentese sogar auf Einzelheiten seiner politischen Lebensarbeit bezieht, die Betrachtung des politischen Kalküls und Geschäfts war lange nicht gehört worden und hat heftigen Widerspruch gefunden, ohne daß wenigstens die Lauterkeit und Konsequenz des sittlichen Gedankens den Beifall aller Herzen gehabt hätte. Es ist das eine mutige Tat; rechnerisch freilich ist manches weniger gelungen. Auch in der Anschauung, in der Beziehung zum sittlichen Weltbild mit dem Leben der Gegenwart sind Schiefeiten. In einem vielleicht nicht, in der sich vornehm zurückhaltenden Andeutung, daß die politische Zukunft unseres Volkes in ihrer moralischen Verpflichtung, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu bauen, die zarte und doch starke Hand eines Staatsmannes, voll des Glaubens an die deutsche Idee, nach einem tieferen Sinn des Schicksals bereits besitzt.

Schotte.

Freiwillige Gaben:

Zur **Verendung der „Hilfe“** an frühere **Freiempfänger:** je 1 M.: Musl. L. im Felde, Wj. Sch. im Felde, Wj. M. im Felde, je 2 M.: St. d. R. R. im Felde, Wj. S. im Felde, St. S. im Felde, je 3 M.: Zahlstr. D. im Felde, St. W. im Felde, Dir. W. in L.-M., St. W. im Felde, je 5 M.: St. d. R. P. in R., L. d. R. Sch. im Felde, 10 M.: St. d. R. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Reg.-Baumstr. W. in Kiel: Verschiedene Zeitschriften und 2 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Sprachkenntnis sind in jedem Beruf und in jeder Stellung vom größten Vorteil für das Fortwärtkommen. Wer einen guten Rat befolgen will, lerne fremde Sprachen nach der weitbekannten **Methode Langenscheidt**, der Tausende draußen und daheim ihre Kenntnisse verdanken. Die Leser seien auf der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt über diese von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30 herausgegebene Methode aufmerksam gemacht.

R. RITTER & Co., Weingutsbesitzer

Ober-Ingelheim a. Rhein

versenden als besonders preiswert

Rheinweine von M. 1.20, 1.40, 1.50,

Ober-Ingelheimer Rotweine von

M. 1.60 und 1.80 per Ltr. oder Flasche an

Sortimentsliste 1. 12 Fl. M. 18.—

II. 12 „ M. 24.—

Preisliste gerne zu Diensten! — Erste Auszeichnungen!

Direkter Verkehr

Keine Reisen

Digitized by

Die Hilfe erscheint Donnerstag, Schluß der Redaktion Montag. Anverlangten Einwendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
 Vierteljahrspreis im Buchhandel 8 M., am Zeitungsschalter der Postämter 3,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M., Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
 Fernsprecher: Amt Lüchow 5506, Postsekretats: Amt Berlin 8683.
 Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Mellemzeile 1,50 M., Einfache Zeilen: Taufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer: Heimatschronik.** — **Friedrich Naumann: Die Frau im Kriege.** — **Dr. Freiherr v. Maday: Zwischen England und Rußland.** — **H. O. Ritter von Terzi: Zum 50. Gedenktage des Prager Friedens.** — **Dr. Erich Schärer: Zur Entwicklung des Arbeitsnachweises.** — **Prof. Dr. Paul Schubring: Der Dom von Jerichow.** — **E. D. Gallwitz: Die Konkunft in der Kirche.** — **Gottfried Traub: Weltengang.** — **Soziale Bewegung.** — **Wirtschafts.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 13. August.

Die englischen Verlustlisten bringen vom 1. Juli bis 10. August eine Verlustziffer von 179 355! An der Hand einer solchen Zahl begreift man erst den ungeheuren Umfang der Kämpfe an der Somme. Es wird das erstemal in der ganzen englischen Geschichte sein, daß sich das englische Volk so stark persönlich an einem großen Kriege beteiligt hat. Wieviel freilich von diesen fast 180 000 europäischen Engländer sind, vermögen wir nicht zu sagen. Bei Anfang des Krieges gab es in Deutschland gewisse Kreise, welche glaubten das englische Heerwesen mit ziemlich leichtem Spott abtun zu können. Inzwischen hat sich der englische Staat in einer fast unglaublichen Weise verändert.

Neben den englischen Verlusten gibt den Engländern und uns die erneute Debatte des Unterhauses über die Kriegsfinanzen Stoff zum Nachdenken. Die englischen Banken sind besorgt, weil etwa 17 Milliarden Mark in kurzfristigen Schahenweisungen ausgegeben worden sind, die die Neigung haben, immer wieder in die Banken zurückzukehren. Eine erneute große Auslandsanleihe dürfte schwer sein, nachdem der Versuch, gemeinsam mit den anderen Mächten des Bierverbandes eine internationale Anleihe von 20 Milliarden aufzunehmen, als gescheitert angesehen werden muß. Was England bisher von neutralen Geldquellen, besonders von Nordamerikanern, geborgt hat, wird auf 15 Milliarden (Mark oder Frank?) geschätzt. Auf Grund dieser Schwierigkeiten soll der großbritannische Handelsminister Runciman in Italien erklärt haben, daß größere Gelddaufwendungen als bisher für Italien nicht mehr gemacht werden können. — Das alles heißt nicht, daß England am Ende seiner finanziellen Kraft sei, aber daß es nach seiner finanziellen Verfassung nur schwer weiteres Geld für staatliche Zwecke aufbringen kann. Es wird von einigen Seiten schon von der Notwendigkeit einer Zwangsanleihe gesprochen.

Von der Ostfront wird Rückgang am unteren Laufe der Flota-Tipa gemeldet, dafür kleinere Fortschritte in den Karpathen.

Die Türken berichten vom 9. August einen Sieg bei dem schon öfter erwähnten Orte Rattia. In 13stündiger Schlacht haben die Feinde große Verluste gehabt.

Montag, 14. August.

Dem deutschen Reichstag geht ein Weißbuch der Regierung über den „Baralong“-Fall zu. Es enthält eine Denkschrift über

die Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseebootes durch den Kommandanten des britischen Handelskreuzers „Baralong“ und den durch amerikanische Vermittelung geführten Schriftwechsel über diese Sache. Die Engländer bezweifeln in oberflächlicher Weise die von den Deutschen angeführten eidlischen Zeugenaussagen und verweigern die Behandlung des barbarischen Vorgehens vor einem ordentlichen englischen Gericht. Es bleibt der deutschen Regierung nichts anderes übrig, als die Beschädigung englischer Zivilbevölkerung durch Zeppelinbomben in Gegenrechnung anzusetzen.

Der italienische Bericht bringt erneute Fortschritte auf italienischer Seite, die vom österreichisch-ungarischen Bericht nicht in Abrede gestellt werden. Die Italiener haben im Hintergrund der Hochfläche von Doberdo Debelli genommen und berechnen vom 6. August an 15 400 Gefangene. In der Gesamtwirkung ist der jetzige italienische Fortschritt den Fortschritten vergleichbar, die die Oesterreicher vor mehreren Monaten in der Richtung auf Arfiero und Asiago machen konnten.

Wir erfahren aus englischer und belgischer Quelle, daß die deutschen Streitkräfte in Ostafrika immer weiter nach der Mitte der großen Bahnlinie zusammengedrängt werden. Am 29. Juli ist Udsidji am Tanganjika-See, der Endpunkt der Eisenbahn, verloren gegangen, und die Deutschen ziehen sich von dort aus in Richtung auf Tabora zurück. Vom Westen her sind Kämpfe am Rutigurafuß gewesen. Es ist zu bewundern, mit welcher Ausdauer die deutsche Herrschaft in Ostafrika verteidigt wird.

Dienstag, 15. August.

Gestern abend hörten wir in der „Deutschen Gesellschaft 1914“ einen sehr interessanten Vortrag vom Direktor des Reichs-ernährungsamtes Batocki. Dabei kam unter anderem zur Sprache, wie schwankend in Kriegszeiten alle vereinbarten Auslandslieferungen sind, so daß Ueberfluß oder Mangel nie ganz ausgeschlossen werden können. Jede militärisch notwendige Eisenbahnverwendung kann volkswirtschaftliche Folgen haben. Was verlangt wird, ist staatliche zentralisierte Versorgung bei Unmöglichkeit, alle Teile des Apparates in der Hand zu haben! Das ist mehr, als was restlos geleistet werden kann. Die Unabhängigkeit vom befreundeten oder neutralen Auslande ist aber im bevorstehenden Jahre größer als im vorhergehenden. Der Krieg scheitert nicht an Ernährungsfragen, auch nicht an Geldfragen.

Die dänische Regierung will einige für sie ziemlich nutzlose westindische Inseln an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkaufen. Dabei scheint von der mehr konservativen Opposition eine Festigkeitsprobe gegenüber dem gegenwärtigen liberal-sozialistischen Ministerium versucht zu werden oder auch eine Umgestaltung des Ministeriums im Sinne der Parteilosigkeit. Auf die dänische Neutralität werden diese Dinge voraussichtlich keinen Einfluß haben.

Aus Rußland erfährt man, daß die Japaner sich in Sibirien schon sehr heimisch zu fühlen beginnen, nachdem sie das Recht freier Ansiedlung und freien Handels erhalten haben. — Der russische Finanzbericht ist optimistisch gehalten. Das erste Halbjahr 1916 hat an Sparkasseneinlagen 600 Millionen Rubel gebracht, das Steuerergebnis des ersten Quartals ist 780 Millionen Rubel. Beide Summen stehen hoch über den vorjährigen. Die Warenausfuhr der

fünf ersten Monate wird mit 132, die Einfuhr mit 641 Millionen Rubel angegeben. Das ist verhältnismäßig wenig, besagt aber doch, daß von wirklicher Abgeschlossenheit nicht mehr die Rede sein kann. Schweden und Ostasien versorgen den Riesenkörper. Der Goldbestand im Inland und Ausland (London) soll sich etwas gehoben haben.

Abends Gespräch darüber, welche Personen in Europa überhaupt etwas für den Frieden tun können, wenn sie ihn wollen. Zurzeit will weder England noch sonst ein gegnerischer Staat, weil die russischen Erfolge in Ostgalizien und der italienische Vorstoß bei Görz alle Siegeshoffnungen bei ihnen neu belebt haben. Insbesondere scheint der Sieg am Sponzo in Italien fast so zu wirken wie die Marneschlacht 1914 in Frankreich. Es ist nicht der gewonnene Landstrich an sich, der die Bedeutung einer Schlacht bestimmt, sondern der Eindruck auf die Soldaten und Heimatbevölkerung. Italien war unglaublich durstig nach Sieg, und nun vergrößert es seinen Erfolg, um lange von ihm trinken zu können.

Mittwoch, 16. August.

1½ Monate sind nun verflossen, seit unter Führung von General Haig die Engländer ihren gewaltigen Angriff begannen. Noch wird gerungen, aber man glaubt nicht mehr an Durchbruch. Die englischen Zeitungen beschäftigen sich mit der Frage, warum die Ergebnisse so großer Anstrengungen nicht größer sind. An soldatischer und menschlicher Leistung hat es nicht gefehlt, aber das Wesen des Schützengrabenkrieges ist überall, wo eine zuverlässige Verteidigung steht, dem Angreifer ungünstig. Noch in den letzten Tagen wurde in Richtung der Straße von Albert nach Bapaume ein sehr starker wohlgeordneter englischer Angriff gemacht, der Erfolg aber blieb aus. Auch die Franzosen, die gern bis zur Straße Péronne—Bapaume vordringen möchten, haben dieses Ziel nicht erreicht. Auf deutscher Seite ist trotz großer Anspannung eine ruhige Zuversichtlichkeit, daß die Linien gehalten werden.

Die Armee des russischen Generals Brussilow im Osten leistet ebenfalls alles, was sie kann, gewinnt auch noch stückweise an Boden, kann aber nicht zu einem Vormarsch gelangen, wie ihn unter Madsen vor einem Jahr die Unsrigen ausführten. Trotz vielfachen Wechsels der Angriffsstellen und rücksichtsloser Menschenopferung verschiebt sich in letzter Zeit die Kriegskarte nur wenig. Insbesondere werden von den Unsrigen festgehalten Dginstkanal, Stochodsluß, Rowel. Zurückgedrängt sind die Unsrigen auf der Straße von Brody nach Lemberg und südlich davon bei Zborow, an der Eisenbahn Kuczynce nach der Plota-Gipa, westlich von Stanislaw und Radworna und südlich von Delatyn. Die ungarischen Pässe sind noch russenfrei. Was Ortsangaben anlangt, so sind die russischen Heeresberichte nicht schlecht und werden meist früher oder später durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Berichte bestätigt, was aber Ziffern betrifft, so übertreiben sie phantastisch. Vom 1. bis 11. August wollen sie wieder 82 000 Mann gefangen haben! Rechnet man ihre Zahlen zusammen, so würde schon längst kein mittel-europäischer Soldat mehr an der galizischen Front stehen.

Donnerstag, 17. August.

Mittags wird mir ins Fenster hineingerufen, daß das Untersee-Handelschiff „Deutschland“ wohlbehalten und mit reicher Fracht heimgekehrt ist. Wir freuen uns: das ist also gut gelungen! Aber die Nachmittagszeitung enthält nichts davon. Also zunächst noch abwarten! Man würde jetzt gern zur Aufmunterung für Sorgenvolle etwas recht Gutes zu melden haben. Auch wenn es militärpolitisch nicht von allergrößtem Gewicht ist, denn der Doppeldruck im Westen und Osten wird als solcher empfunden. Zugleich aber steigen Bewunderung und Dankbarkeit gegen unsere Soldaten täglich höher, weil sie so starkem Andrängen gewachsen sind. Welche weltgeschichtliche Bedeutung dieses Aushalten hat, wird wohl im neutralen Ausland fast noch mehr gefühlt als bei uns im Inlande, weil man dort die weitgreifenden Siegespropheteiungen der Gegner noch lauter gehört hat.

Privatbriefe aus einem Feldlazarett im Westen und einem Schützengraben westlich von Jolocz in Galizien vervollständigen die Beschreibungen der großen mörderischen Schlachten. So hängt jede Familie an einzelnen Punkten der langen Fronten. Vom Trommelfeuer gegenüber Péronne heißt es: dagegen war der Tag von Souchez ein Kinderspiel!

Aus einem Reisebericht des „Journal de Genève“ aus dem mittleren Frankreich soll folgende Stelle notiert werden: An der Eisenbahn arbeiteten deutsche Gefangene; die Mitreisenden machten große Augen, sahen aber nichts als einen Arbeitsbetrieb wie im Frieden; nichts erweckte eine Idee von Zwangs- oder Strafarbeit, es war gutwillig ausgeführte Arbeit von Leuten, denen es gut ging und denen man keine Veraubung ansah. In . . . winkten die Gärtnergefangenen ihren Guten Tag gegen den Zug und zeigten lachende Kindergesichter. Ich erfuhr, daß sie die Arbeit unter der Bedingung sehr guter Ernährung übernommen hätten. — So sieht es umgekehrt vielfach auch auf unseren Dörfern aus.

Freitag, 18. August.

Um Saloniki herum scheinen ernsthaftere Kämpfe zu beginnen. In den Bierverbandsländern wird längst gefragt, weshalb der große allgemeine Angriff dorthin noch nicht gelangt ist. General Sarrail soll mit Zahl und Gesundheit seiner Truppen nicht zufrieden sein — Hitze und Seuchen. Seit einigen Tagen wird nun der Doiransee umkämpft. Serben und französische Kolonialtruppen haben den Infanteriesturm ausgeführt.

In England und von da aus in der weiten Welt regt man sich über die kriegsgerichtliche Erschießung des Kapitäns Fryatt auf. Ministerpräsident Asquith sagt im Parlament, daß die englische Regierung nicht an die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zu Deutschland denken werde, solange nicht durch Bestrafung der Schuldigen Genugtuung gegeben sei. Die „Norddeutsche Allgemeine“ antwortet, Asquith irre, wenn er glaube, daß man in Deutschland mit Ungebuld der Wiedertekehr eines englischen Vertreters entgegensähe. Diese Antwort wird hier allseitig mit Befriedigung aufgenommen, weil man die hochmütige Sittenrichterei Englands satt hat. Unser Kriegsgericht weiß selber, was es zu tun hat. Im übrigen haben alle derartigen Wortwechsel inmitten der militärischen Taten einen geringen Wert.

Jeder rumänische Vorgang wird noch immer spannungsvoll registriert. Nachdem die Russen ihre Munitionslieferungen eingestellt hatten, fuhr in den letzten Tagen wieder ein russischer Munitionszug nach Jassy. Er kam von Madimostok. Die „Neue freie Presse“ meldet, daß aller südrussischer Handel durch Militärverschiebungen zwischen Odessa und der rumänischen Donaugrenze unterbrochen sei. Zwei serbische Brigaden, die nach Rußland geschafft wurden (wie?), befinden sich bei Reni. Es sollen aber von General Brussilow Wünsche vorliegen, ihm diese Truppen nach Galizien zu senden. Das offiziöse „Echo de Bulgarie“ sagt, daß man in Sofia sich einer ruhigen Auffassung der rumänischen Entwicklung zuwende. Rumänien werde weiterhin strenge Neutralität üben.

Samstag, 19. August.

Es geht schwer, aber es geht! Der heutige Heeresbericht von der Westfront fängt mit den Worten an: „Einer gewaltigen Kraftanstrengung unserer verbündeten Gegner haben unsere tapferen Truppen gestern in opferfreudiger Ausdauer siegreich getrogt.“ Es wurde sowohl an der Somme wie bei Verdun während gekämpft. Nördlich der Somme drang der englische Gegner an mehreren Stellen in die vordersten Gräben ein. Beiderseits des fest in unserer Hand gebliebenen Guillemont hält er gewonnene Grabenteile besetzt. Zwischen Guillemont und Maurepas haben die Unsrigen „nachts unsere vorgebogene Linie durch Befehl planmäßig etwas verkürzt.“

Rechts der Maas ist wiederholter französischer Ansturm nach teilweise erbittertem Ringen unter schweren Verlusten für den Angreifer gebrochen. „Am Dorfe Fleury wird der Kampf

noch fortgesetzt." Der französische Bericht lautet: Die Franzosen vertrieben nach heftigem Kampfe die Deutschen aus dem Teile von Fleury, den sie noch besetzt hielten; einige deutsche Abteilungen halten sich noch in einem kleinen Trümmerhaufen am Ostende. Weiterhin sagt der deutsche Bericht, daß im Ostteil des Chapitrewaldes im Gegenstoß über 100 Gefangene gemacht wurden und daß im Bergwalde völlig zerflossene vorgeschobene Grabenstücke dem Gegner überlassen wurden. — Aus jedem Worte vernimmt man die drohende Gewalttätigkeit dieser Kämpfe.

Einem Gespräche über persische Verhältnisse entnehme ich, daß die vor einigen Tagen berichtete englisch-russische Abmachung im Grunde ein russisches Zurückweichen vor englischen Ansprüchen auf ganz Südpersien sei. Rußland gibt in Asien ein Stück nach dem anderen preis, um nach Westen weiter kämpfen zu können. Auch die Stoßkraft der russischen Kaukasusarmee ist geringer geworden, wie die Wiedergewinnung des Bittlis-Passes durch die Türken beweist.

Ich fragte einen guten Kenner Rußlands: Habt ihr uns nicht im September vorigen Jahres gesagt, daß Rußland zerbrochen sei? Er antwortete: Es war in der Tat zerbrochen und erwartete einen letzten Stoß, aber die deutschen Kräfte mußten nach Serbien gehen, und Rußland konnte sich mit Hilfe vieler Tausende von japanischen Offizieren und englischem Material noch einmal mächtig auf die Beine stellen! Jetzt ist es schwer, zu weisagen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 14. August.

Die „Pädagogischen Blätter“ (Herausg. Karl Muthesius) veröffentlichen eine sehr interessante statistische Darstellung von der Sammelstätigkeit der Schulen für die 4. Kriegsanleihe. Leider sind die Volksschulen durch diese Statistik nicht erfasst, sondern nur höhere Knabenschulen, höhere Mädchenschulen, Mittelschulen und Lehrerseminare.

In der Zeichnung haben sich beteiligt in Preußen:

832 höhere Knabenschulen mit 21 Mill., auf den Zeichner 176 M.	
564 höhere Mädchenschulen mit 12,6 „ „ „ „ 155 „	
181 Lehrerbildungsanstalten mit 2,3 „ „ „ „ 159 „	
377 Mittelschulen mit 4,4 „ „ „ „ 77 „	

Die Schüler, die gezeichnet haben, betragen bei den höheren Knabenschulen 45 v. H. der Gesamtzahl, bei den höheren Mädchenschulen 51 v. H., bei den Lehrerseminaren 53 v. H. und bei den Mittelschulen 36 v. H.

In Bayern

132 höhere Knabenschulen mit 2,3 Mill., auf den Zeichner 116 M.	
36 höhere Mädchenschulen „ 0,4 „ „ „ 110 „	
35 Lehrerbildungsanstalten „ 0,3 „ „ „ 97 „	

In den Knabenschulen zeichneten 50 v. H. der Schüler, in den höheren Mädchenschulen 52 v. H., in den Lehrerbildungsanstalten 70 v. H.

In Sachsen

73 höhere Knabenschulen mit 1,4 Mill., auf den Zeichner 157 M.	
20 höhere Mädchenschulen „ 0,3 „ „ „ 52 „	
18 Lehrerbildungsanstalten „ 0,2 „ „ „ 134 „	
83 Mittelschulen „ 0,7 „ „ „ 44 „	

In den Knabenschulen zeichneten 39 v. H. der Schüler, in den höheren Mädchenschulen 52 v. H., in den Lehrerbildungsanstalten 41 v. H. und in den Mittelschulen 33 v. H.

Die Ziffern sind auch psychologisch sehr charakteristisch. Die Höhe der Zeichnungen ist natürlich eine Sache der Eltern, nicht der Schüler. Durchweg hat man den Mädchen nur kleinere Summen zu zeichnen gegeben, aber durchweg hat ein größerer Prozentsatz von den Mädchen einer Schule sich beteiligt als von den Knaben. Bei den Mädchen hat der Appell also größeren Erfolg gehabt, trotzdem bei den höheren Mädchenschulen ja die älteren Jahrgänge der

Schüler viel weniger stark besetzt sind als bei den bis zur Reifeprüfung gehenden höheren Knabenschulen.

Die Volksschulen sind, wie gesagt, in die Statistik nicht einbezogen. Es sind aber durch gelegentliche Veröffentlichungen folgende Zahlen bekanntgeworden: Baden 3,76 Millionen, Hessen 1,05 Millionen, Berlin 1,04, Regierungsbezirk Wiesbaden 3,23, Osnabrück 1,66, Magdeburg 2,14 Millionen.

Dienstag, 15. August.

Jetzt werden Frauen von der Eisenbahnverwaltung auch als Schaffner beschäftigt. Sie tragen als Dienstkleidung Beinkleider.

Die größte Zentralküche Berlins ist in der Zentralmarkthalle mit 86 Kesseln, die 40 000 Liter Essen kochen können, eröffnet. Natürlich noch nicht gleich mit vollem Betrieb.

Die Stellung der konservativen Partei zur Sozialdemokratie wird durch einen Brief vom Grafen Westarp gekennzeichnet, der in der „Zeitschrift für europäische Wirtschaftsgeschichte“ abgedruckt ist:

„Wenn ein ganzer Gedankenzirkel, wie der frühere Gegensatz der Sozialdemokratie zu den bürgerlichen Parteien, in ein einheitliches Schlagwort zusammengefaßt wird, so gibt das natürlich zu Beanstandungen sehr leicht Anlaß, weil ein solches Wort das, was es alles umfassen soll, unmöglich vollständig decken kann. Die Bezeichnung der deutschen Sozialdemokratie als einer „nicht nationalen“ Partei ist durch die Betätigung ihrer Anhänger im gegenwärtigen Weltkriege hinfällig geworden. Aber die Leute sind nach wie vor Republikaner, mehr noch, sie sind Sozialisten. Und da sie als solche die Monarchie und die bürgerliche — auf dem freien Privateigentum beruhende — Gesellschaftsordnung beseitigen wollen, welche die Grundlagen des heutigen Deutschen Reiches sind, so sind sie wohl nicht eigentlich „national“. Immerhin das Wort „antinationale“ möge fallen. Aber ihre Bestrebungen sind republikanisch, antimonarchisch, auf die Herbeiführung einer Herrschaft der Masse gerichtet. Also muß der Gegensatz der konservativen Partei zur Sozialdemokratie unüberbrückbar und unverwischbar bleiben.“

Eigentlich merkwürdig, daß heute — wo wir so weit im Sozialismus drin stehen — der Sozialist sogar noch als die üble Steigerung des Republikaners erscheint!

Das Kriegswucherbezernat ist einem großen Getreideschwindel auf die Spur gekommen, der seine Fäden zwischen hier und Westpreußen gesponnen hat und dessen schon an 100 Mitbeteiligte scheinbar alle Durchgangsstufen des Geschäfts von der Krugwirtin im Dorf über den Bahnhofsvorsteher bis zu 7 oder 8 Berliner Futtermittelhändlern repräsentieren.

Mittwoch, 16. August.

Es erscheint im Inselverlag zu Leipzig „Der Belfried“, eine Monatschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande. Die erste Nummer („Die Schelde, Belgiens Schicksalsstrom“ — „Die Zukunftspläne des Herrn Billiard“ — „Die Flamen und der Weltkrieg“ — „Flämische Lyrik“ — „Der Belfried“ und eine Reihe politischer oder kulturbezogener Glossen) zeigt den Zweck: unter dem Gesichtspunkt der gegenwärtigen Lage für die geschichtliche Entwicklung, die innerpolitischen, vor allem die Nationalitätenfragen, und die Kultur Belgiens, vor allem in ihren flämischen Grundlagen in Deutschland Verständnis zu erwecken.

— Es fällt einem immer wieder auf, wie hilfsbereit und umsichtig bei allen kleinen Straßenanlässen die Soldaten sind. Es kommt in die zur Sitte gewordene großstädtische Gleichgültigkeit gegeneinander ordentlich ein anderer Zug durch das gewohnheitsmäßige Zugreifen der Feldgrauen, wenn etwas an der Straßenbahn entzweigehet, oder einer Frau der Henkel von der Markttasche abreißt oder einer einen Brief verliert. Ob von dieser Kameradschaftserziehung draußen eine Erwärmung der einfachen natürlichen Hilfsbereitschaft von Mensch zu Mensch zurückbleiben wird?

In den kleinbürgerlichen und Arbeiterstraßen Berlins sieht man mehr als zu Anfang die kleinen Ladengeschäfte aussterben. Massenpeisungen, städtische Verkäufe und Knappheit müssen den Umsatz dieser Miniaturbetriebe natürlich unter Ertragsfähigkeit herabdrücken. Das ist für die einzelnen sehr schmerzhaft, volkswirtschaftlich wird diese Ausmerzungen nichtlebensfähiger Kleinhandelsunternehmungen nur heilsam sein — wenn eines damit Hand in

Hand geht: eine nachdrückliche planmäßige Unterstützung und Förderung des Kleinhandels, soweit er gesund und notwendig ist.

Donnerstag, 17. August.

Wir haben in Berlin eine neue Milchverordnung, durch welche der Vollmilchgenuß auf Kinder, schwangere Frauen und Kranke beschränkt wird, für die Milcharten ausgegeben werden. Für andere Leute gibt's keine Vollmilch mehr. Darüber heute erregte Gespräche in der Straßenbahn. Eine elegante frische Dame in Stöckelschuhen beteuert, daß sie ohne Milch nicht leben könne. Sie hat keine Kinder, nein, aber sie brauche nun einmal selber 1½ Liter Milch täglich, die „beruhige sie so“. Daß ganz und gar kein nationales Interesse an der Erzielung dieser wertvollen Wirkung vorläge, wollte ihr nicht einleuchten.

Ueberhaupt diese Kurfürstendamm-Ernährungsgespräche! Widerwärtig!

Freitag, 18. August.

In einer Frankfurter Rede, deren genauer Wortlaut allerdings nicht mitgeteilt wird, hat Herr v. Heydebrand über die politischen Parteiziele gesprochen. Zum preußischen Wahlrecht: wenn auch Wahlgesehe sich veränderten Verhältnissen anpassen müßten, so müsse dabei doch der preußischen Volksvertretung ihre geschichtlich begründete Eigenart erhalten bleiben. Zur Sozialdemokratie: Sie bleibe, trotz der Stellungnahme vom 4. August, international. Und solange sie nicht grundsätzlich einsehe, daß die Arbeit für den eigenen Staat erspriechlicher sei als die Verbrüderung mit der ganzen Welt, könne man die Begriffe national und antinational in ihrer Kritik nicht durchaus aufgeben. Man müsse abwarten.

In der „Post“ bemerkt dazu Herr v. Zedlitz (indem er zugleich verlangt, daß die Erörterung der Kriegsziele in einer weniger gereizten Tonart verlaufe):

„Was die innere Politik anlangt, werden die Konservativen sich damit abfinden müssen, daß eine Verringerung des preußischen Wahlsystems in der Richtung wirksamer Erweiterung des Wahlrechts der minder wohlhabenden Mehrheit nach der politischen Gesamtlage unausbleiblich und daher unabwendbar ist. Davon, ob die Konservativen an einer solchen mitarbeiten oder ob sie gegen sie gemacht werden muß, dürfte das Maß der Demokratisierung unseres Wahlrechts sehr wesentlich abhängen. Daß das für die praktische Politik von erheblicher Bedeutung sein muß, leuchtet ohne weiteres ein.“

Was die Sozialdemokratie anlangt, so wird die Stellungnahme wohl davon abhängig zu machen sein, welche praktischen Schlussfolgerungen sie aus dem grundsätzlichen Bekenntnis zur Republik und zum Sozialismus ziehen wird. Sollte sie darauf hinarbeiten, die Monarchie durch die Republik zu ersetzen und unsere Wirtschaftsordnung von Grund aus im sozialistischen Sinne umzuwälzen, so wäre auch die Richtung vom 4. August 1914 vom Standpunkte staatsbehaltender Politik auf das schärfste zu bekämpfen. Sollte sie aber, wie wenigstens von den Gewerkschaften zu hoffen ist, es bei dem grundsätzlichen Bekenntnis zur Republik und zum Sozialismus bewenden und sich zu positiver Mitarbeit auf dem Boden der bestehenden Staats- und Wirtschaftsordnung bereit finden lassen, so würde man sich zu ihr ähnlich wie zu der bürgerlichen Demokratie zu stellen haben. Daß die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft durch den Abfall und Rückfall von der Stellung vom 4. August 1914 jeden Anspruch auf Gleichberechtigung im Staatsleben verwirrt hat, ist selbstverständlich.“

Der Generalsuperintendent Dr. Zöllner (Münster) hat in dem Hauptvortrag der Augustkonferenz der Positiven die Ansicht vertreten, daß der Bekenntnischarakter der Kirche als absolut geltender Grundsatze aufgegeben und der liberalen Richtung grundsätzlich die Freiheit der Entfaltung gewährt werden müsse. „Wir kommen nicht mehr vorwärts, wenn wir uns nicht dazu entschließen.“ Sein Standpunkt erinnert sehr an die Besprechung desselben Themas in dem Buch zum „Inneren Frieden“, insbesondere an die Forderungen Baumgartens. Er wurde von der Konferenz durch eine Entschliebung abgelehnt, in der es heißt: „Soll die Kirche ihre Aufgaben lösen, so muß Sorge getragen werden, daß die volle Kraft des Evangeliums in Wortverkündung und Sakramentsverwaltung zur Entfaltung komme. Darum muß die Landeskirche Bekenntnis-Kirche bleiben.“ Es ist immer wieder überraschend, wie wenig der

eiserne Pflug dieser zwei Jahre das seelische Erdreich zu lockern vermochte. Daß auch heute noch der religiöse Geist, der Tausende von kirchlich Liberalen durch Abgründe von Schmerz und Grauen getragen hat, nicht über den Buchstaben hinweg zu überzeugen vermag, daß er „von Gott“ sei, ist beinahe unheimlich.

Sonnabend, 19. August.

Wir stehen wieder unter einer Hochflut von programmatischen Erklärungen. Der Ausschluß des Deutschen Arbeiterkongresses und der Christlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenbewegung (übrigens könnte das „national“ gut aufgegeben werden, da es zur Kennzeichnung eines Gegensatzes nicht mehr notwendig und im übrigen selbstverständlich ist) hat seine Stellung zu äußeren und inneren Kriegszielen mit folgender Entschliebung ausgesprochen.

1. Zur Wiederaufrichtung und zum Weiterbau seiner Friedensarbeit bedarf das deutsche Volk der fest gegründeten Sicherheit gegen äußere Feinde. Erste Voraussetzung hierfür ist eine starke, schwer angreifbare Stellung des Reiches auf dem europäischen Festland. Desgleichen ist die Entfaltung des deutschen Einflusses und des deutschen Wirtschaftslebens auf den Hochstraßen der See eine Notwendigkeit. Wir haben die Zuvorsicht, daß aus dem, was unsere Kämpfer im Felde errungen haben, dem Reich die notwendige Zukunftssicherung gestaltet und eine neue Freiheit der Entwicklung geschaffen wird.

2. Im inneren Leben der deutschen Zukunft ist die tatsächliche Anerkennung und praktische Durchführung der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft in Staat und Wirtschaft eine Grundbedingung innerer Gesundung und des Wiederaufbaues unseres Wirtschaftslebens. Eine volkstümliche Gestaltung des preußischen Wahlrechts ist hierfür eine Notwendigkeit. Nur so kann auch das Interesse aufrechterhalten werden, das breite Massen durch den Krieg am Staatsleben genommen haben.

3. Beim Wiederaufbau unserer Handelspolitik nach dem Kriege, sowie bei den Maßnahmen der Übergangswirtschaft ist neben der berechtigten Weiterführung des Schutzes der innerdeutschen Arbeit die Konsumkraft der Verbraucherbevölkerung besonders zu schonen und zu pflegen.

4. In der Kriegswirtschaft bedauern wir, daß es nun noch nicht gelungen ist, der vorhandenen Widerstände Herr zu werden. Wir erwarten, daß die obwaltenden Schwierigkeiten mit fester Hand überwunden werden, und daß eine regelmäßige und ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln gesichert und die Preisgestaltung auf eine erschwingbare Höhe abgebaut wird. Auch ist eine bessere Verteilung der Lebensmittel zwischen Stadt und Land, sowie eine Abstufung der Preise nach dem Einkommen und nach der Zahlungskraft der Verbraucher geboten.

5. Solange der Feind gegen das Reich und gegen die Kraft unserer Arbeit anstürmt, ist unerschütterliches Aushalten und Durchkämpfen unser eiserner Wille. In der Ueberzeugung, daß Einigkeit und Geschlossenheit eine der Bedingungen für raschere Beendigung des Krieges ist, stehen wir mit einhelliger Entschlossenheit zur politischen und militärischen Führung des Reiches.

Sonntag, 20. August.

Sehr charakteristisch sind in den landwirtschaftlichen Zeitschriften die Erörterungen über Mittel und Wege der systematischen und gesicherten Produktionssteigerung. Unter den gangbarsten Vorschlägen einer Art von Produktionszwang unter Leitung eines Reichsproduktionsamtes tauchen andere Vorschläge auf, die eine höchstwertige Ausnutzung der deutschen Erde sichern sollen, z. B. Befähigungsnachweis. Es ist fabelhaft, wie das staatssozialistische Denken fortschreitet, ohne daß die Menschen sich dessen so recht bewußt werden.

Die Reichs-Eier-Verteilung ist nun auch endgültig geregelt. Alle Einkäufer müssen Einkaufs- und Handelserlaubnis haben. Landesverteilungsstellen liefern ihre Ueberschüsse einer Reichsverteilungsstelle ab, die auch eingeführte Eier verteilt. Wir bekommen in Berlin vorläufig drei Eier auf zwei Brotarten.

Raumann / Die Frau im Kriege

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Bedeutung und Entwicklung der deutschen Frauen im Kriege zu betrachten, je nachdem man dabei das Hauptgewicht auf die Arbeitsleistungen an sich oder auf die seelischen Beweggründe legt. Im ersteren Falle würde man die Frau als landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeitskraft, Hausfrau, Pflegerin, Erzieherin, als Erhalterin der Heimatwirtschaft und der im Kriege verletzten Männer auffuchen und von der Menge ihrer vielen guten und nützlichen Tätigkeiten reden. Dieser Weg zum Verständnis der Frau im Kriege liegt besonders den Männern nahe, die vom Tatsächlichen etwas hören wollen und denen oft der Hintergrund feinerer und weicherer Gedanken und Gefühle als etwas weniger ernst zu Nehmenendes erscheint. Der Mann bringt sicherlich im ganzen aus dem Kriege eine gesteigerte Achtung vor den Frauen heraus, denn sie haben mehr fertiggebracht, als er ihnen vorher zugetraut hat, sie sind nötiger gewesen, als er vorher glaubte, und sie werden beim Neuaufbau nach dem Kriege noch vieles tun und lernen müssen, damit wir möglichst schnell wieder zur gesunden Betriebsamkeit gelangen. Er verlangt von ihnen schnelle Volksvermehrung zum Ersatz der Kriegsverluste, dauernde Sparsamkeit zur Verminderung der Abhängigkeit vom Auslande und Verbesserung der Finanzen, Weiterführung der Arbeiten, in denen männliche Arbeitskräfte fehlen, und hilfreiche Aufrichtung der vielfältig ringenden Männerseelen. Das alles ist aber meist einseitig vom Männerstandpunkt aus gedacht und berücksichtigt wenig, ob und was denn die Frauen selbst dabei empfinden und wollen. Nicht als ob es ein Unrecht sei, daß der Mann diese Dinge zuerst nach seiner Lebensmethode anschaut, aber er wird sich den zweiten Teil der Frage, die weibliche Auffassung, auch ernstlich vortragen lassen müssen, wenn er nicht aus Blindheit falsch greifen soll. Dazu hilft in ganz hervorragendem Maße die Sammlung von Aufsätzen, die Fr. Dr. Bäumer jetzt bei Diederichs in Jena unter dem Titel „Weit hinter den Schlingengräben, Aufsätze aus dem Weltkrieg“ herausgegeben hat. Hier ist sehr viel und sehr klar erkannte Seelengeschichte der deutschen Frau im Kriege vorhanden.

Die einzelnen Aufsätze dieser Sammlung sind unseren Lesern teilweise schon bekannt, aber es macht einen großen Unterschied aus, ob man sie vereinzelt oder gesammelt in sich aufnimmt. Einzeln entstanden, bieten sie nun in ihrer Vereinigung etwas, was wie ein Frauenbekenntnis an sich wirkt: die gebildete Weiblichkeit kommt hier zum Bewußtsein und zur Sprache. Gerade weil die verschiedenen Aufsätze ihre verschiedene Entstehungsgeschichte haben, steht man das Ringen der Gedanken, das Suchen nach vorsichtigen aber dabei deutlichen Formulierungen von inneren Vorgängen, die noch gar nicht fertig sein können. Es entsteht vor unseren Augen eine künftige Seelenlehre der Frau, sehr anders, als wenn man gütig und blumig von weiblicher Innenwelt reden hört; es beginnt in diesen Aufsätzen ein Stück noch unbekannter praktischer Philosophie: die Durchleuchtung der Entwicklung der Weiblichkeit mit den Lichtern der Männerentwicklung von vor hundert Jahren. Als Kant und Fichte lebten und schrieben, war der Mensch noch der Mann, denn nur er hatte ein Vaterland, ein Weltbürgertum, ein Bürgerrecht, ein soziales Dasein. Inzwischen ist die Frau, den Männerpfaden nachsteigend, an derselben Stelle angekommen; sie tritt heraus aus ihrer Aufklärungszeit und hinein in ihre idealistische

Willenszeit. Vorbereitet war das schon lange, der Krieg aber hat es offenbar gemacht, so wie der Napoleonkrieg es einst den Männern offenbarte, was ihres Lebens Zweck und Ziel sei. Im Krieg verwandelt sich die vorbereitende Frauenrechtlerei in Bürgertum und Bürgerfinn. Das ist es, was in den Aufsätzen von Fr. Dr. Bäumer festgehalten und herausgearbeitet wird. Sie kann es festhalten, weil sie in der Mitte der Bewegungen steht und weil sie sich „vor dem weiblichen Gehirnmenschen nicht fürchtet“.

Das Tatsächliche, von dem die Männer zu reden pflegen, ist überall in diesem Buche als vorhanden und bekannt vorausgesetzt. Es wird fast keine Statistik geboten, aber man weiß ohne weiteres, daß die Verfasserin mit ihr vertraut ist. Sie hat im Geiste die vielen Millionen weiblicher Kräfte vor sich, die sich nützlich oder vergeblich mit den über sie gekommenen Kriegsaufgaben bemühen, fühlt ihre Schwierigkeiten mit, begreift die Hemmnisse der Staats- und Wirtschaftsverwaltung. In dieser Hinsicht ist sie keineswegs den politischen Philosophen von vor hundert Jahren verwandt, denn diese waren in jener an Tatsachenkunde ärmeren Zeit von vornherein mehr auf das Konstruieren von Gedanken eingeübt. Fräulein Bäumer arbeitet entsprechend unserer Gegenwartslage statistisch-historisch, aber ihre Fragestellungen sind doch im Grunde prinzipiell. Sie sieht die Scheidewege der Weltanschauungen. So ist vor allem für sie der Uebergang von einer individualistischen in eine staatssozialistische Periode ein fühlbarer Druck. Der Krieg macht staatliche und soziale Menschen auch aus den Frauen, mit ihm erst stirbt die Zeit der Persönlichkeit und ihrer Einzelpflege. Vielleicht stirbt sie nicht für immer, aber zunächst muß man sich bescheiden und zugestehen, daß Staatsrecht vor Privatrecht geht. An Stelle von Selbstverklebung tritt Organisation: „Unser Leben gehört dem Ganzen.“ Das wird zunächst als Verlust gefühlt, aber „nicht aus der Vertiefung in die Schätze der eigenen Seele allein wachsen die Kräfte der Erhebung, sondern auch aus der Zugehörigkeit zur Gesamtheit . . . Eingedenk des großen Erlebnisses, das uns Frauen zum ersten Male in ganz vollem Sinne die innere Kraft des Wortes Vaterland gezeigt hat, können wir mit voller Ruhe und Tapferkeit in die Zukunft hineingehen, die den Frauen größere Pflichten, schwerere Aufgaben, stärkere Verantwortung nach außen und nach innen bringen wird.“

Vielen Frauen wird im Krieg der bisherige persönliche Inhalt ihres Lebens weggenommen: jeden Tag scheiden neue Mütter und Gattinnen aus den Reihen der Hoffenden, Miterlebenden und vermehren die stummen Scharen derer, die kein persönlicher Jubel oder Schmerz mehr mit den Geschwehnten draußen verbindet. „Aus tausend Seelen steigt die Frage: wozu bin ich noch da? Ein Dasein für sächliche Pflichten scheint so armselig leer gegen die Wärme des Füreinander, das bisher jeder Stunde den Sinn gab.“ Die sächliche Pflicht als weiblicher Kriegsgewinn ist ein Hauptgedanke des Buches. Überall fast wird nach der sächlichen überpersönlichen Auffassung des Krieges, der Volkswirtschaft, der Weltpolitik, der Daseinserklärung gerungen, und zwar nicht deshalb, weil das schon seither mehr die Auffassungsweise der besser geschulten Männer ist, sondern aus weiblicher Not heraus, weil die Frau den Krieg und seine Folgen nicht aushalten kann, solange sie keine auch über den Einzelkod hinausgehende Pflichtenlehre besitzt.

Als sächliche Pflicht wird das Vaterland im Kriege erlebt. Dabei wendet sich der Blick rückwärts zu den seinen

Frauen der deutschen Bildung von vor hundert Jahren. Karoline v. Humboldt erscheint als Weissagung auf die jetzt anhebende Periode, denn sie war „in der politischen Grundstimmung stark und wirklichkeitsficher“, aber auch sie „fand nicht den ihr gemäßen Staat, um darin noch mehr zu wachsen und mit dem Eigenen das Gemeinliche zu retten“. Im ganzen sind auch die geistig hochstehenden Frauen der Vergangenheit mehr international als national, wenn sie überhaupt politische Ideale verfolgen. Das kommt teils von der Religion, teils aus der aktiven Rechtlosigkeit und damit erzwungenen Untätigkeit im eigenen Heimatlande. Aus denselben Gründen, aus denen die Anfänge der Arbeiterbewegung international sind (sie haben noch kein Vaterland!), sind auch die ersten Jahrzehnte bewußter Frauenbewegung viel internationaler durchsetzt, als es etwa die an einen bestimmten Boden gebundenen führenden Männerparteien sein können. Das gab den Frauentagungen oft ihren eigenartigen, über Männerparteitage hinausgehenden Bildungs- und Kulturwert. Die Frauen waren Weltbürger wie Fichte vor 1807. Nun trifft auch sie der Schlag der Tatsächlichkeit und wirkt als Erziehung zum Nationalgeist. Damit verfliehet mancher schöne Schein. Jetzt heißt es: „Soweit die Frauenbewegung sich in leibhaftiger Gestalt, in weiblichen Typen neuer Art und Kraft ausdrücken will (und das ist ja doch ihr eigentliches Ziel), ist sie notwendig national, baut sie sich auf vom Blut und Leben des eigenen Volkes . . . ihren theoretischen Ideen nach ist die Frauenbewegung international, ihr Leben, ihre Form persönlicher Kultur empfängt sie aber nur in innigster Fühlung mit nationaler Art und Geistigkeit.“ Die deutsche Frauenbewegung war schon immer viel deutscher, als sie selber es wußte, nun aber weiß sie es.

Die neudeutsche Frau wird für sich und für ihre Kinder durch den Krieg ein Bildungsideal gewinnen, das viel praktischer, organisatorischer und nationalpolitischer ist als das bisherige. „Es kommt darauf an, daß die Frau ihre Mutterschaft als eine ihr selbständig anvertraute menschlich-nationale Sendung erfährt.“ Das ist noch viel wichtiger als Kochschule und Unterricht in Säuglingspflege. Die Frau muß wissen, wozu denn eigentlich der junge Mensch gebildet werden soll. Auch die Tausende von jungen Mädchen, denen durch den Krieg die Ehe verschlossen ist, müssen wissen, was sie in der wirklichen Welt noch wollen können. Es muß also gerade in den Köpfen der Frauen eine Idee von deutscher Nationalerziehung erwachsen, so etwa wie für Lessing in der hamburgischen Dramaturgie eine Idee kommender deutscher Kunst entstand. Die neue Gedankenwelt ist keine Rückkehr zum Gewesenen: „wir sind so stark aus der Welt, in der wir lebten, herausgerissen, daß wir nach dem Kriege nicht brav und philisterhaft da wieder anfangen können, wo wir gestanden haben“.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge, auch eines neuen geistigen und praktischen Daseins der deutschen Frauen. Er muß ertragen werden, und um ihn zu ertragen, ist es heilsam, sich zeigen zu lassen, wie er uns alle verpflichtet und vorwärts drängt. Das tut das Buch „Weit hinter den Schützengräben“.

Dr. Freiherr v. Madan / Zwischen England und Rußland

Fürst Bülow erzählt in seinem Buch „Deutsche Politik“, der britische Botschafter beim Quirinal habe ihm einmal in den achtziger Jahren harmlos gestanden: „Wieviel gemüthlicher und bequemer war es doch in der Politik, als England, Frankreich und Rußland den europäischen Aeopag bildeten und höchstens Oesterreich gelegentlich herangezogen zu werden brauchte.“ Der Ausdruck zeigt in Bloß und Pflod, klar und scharf das Wesen der Triebkräfte und Zwecksetzungen, die für die Londoner Einkreisungspolitik maßgeblich waren, und frisch so, folgegefehlich, zugleich eine andere Erinnerung auf. Drei Lustren später, um die Jahrhundertwende, an deren Horizont mit dem Abschluß des Burenkrieges zugleich die ersten Morgenstrahlen der heute im Zenith stehenden politischen Weltwende ausleuchteten, erschienen in angesehensten Londoner Monatschriften wie der „National“, „Fortnightly und Contemporary Review“, aufsehenerregende Beiträge, deren gemeinsame Zweck- und Zielsetzung eine vollkommene Neuausrichtung der britischen Staatskunst war. Die Artikel stammten zum Teil aus der Feder von Bolshowski, Malcolm Mac Coll, Ellis Barker alias Elzberger aus Köln, Dillon, dem Halbrussen, zum Teil trugen sie Decknamen wie Calchas, Ignotus, Diplomaticus, Bates, Spectator, Argus, Zeta; über die eigentlichen Verfasser dieser anonymen Arbeiten glaubte man in der Londoner Gesellschaft genauen Bescheid zu wissen. Ignotus sollte der spätere Botschafter in Wien, Nowikoff, Spectator und Argus der Schriftleiter der „Pall Mall Gazette“ und Herausgeber des „Observer Garvin“, Calchas der Londoner Vertreter der „Nowoje Wremja“, Wesselski-Bolschiborowski, sein! Im übrigen wechselten die Masken mit der offensichtlichen Absicht, über die einheitliche Leitung des Pressefeldzuges mit dem folgenden Programm zu täuschen. Zunächst britisch-französische Verbrüderung und auf Grund dessen „Inversion“ der Petersburger Politik. An einen zarischen Alexanderzug über den Himalaya glaubten nur noch einige russische Phantasten; zwischen London und Petersburg beständen keine unausgleichbaren Spannungen. Die große Lehre Prätorias, in die Gesichtsaehse des weitesten politischen Weltraums gerückt, sei, daß die Zeit in Reife stände für eine Teilung der Erde zwischen Briten- und Slawentum. Beide hätten ihre großen geschichtlichen Kulturideale, die sich wie Licht und Schatten verhielten, aber doch eben in dieser Gegensätzlichkeit die Auswirkung einer Lichtquelle seien. Und des einen nasser, des anderen trockener Imperialismus könnten ungestört auf ihren Bahnen voranmarschieren, wenn der gemeinsame Feind erkannt und gegen ihn die Front gerichtet würde: Deutschland und die Türkei. Der deutsche Machtehrgeiz suche ein europäisches Reich der Mitte zu begründen, das von Berlin bis Bagdad reiche und ebenso sehr Englands Seegewalt wie Rußlands Hoheit als slawische Vormacht bedrohe. Durch gemeinsamen Widerstand gegen den Bagdadbahnbau sei der Gelfstein des Freundschaftstempels der zwei Weltmächte zu legen, mittels Teilung Persiens in Einflußsphären sei er auszubauen, in Nordchina der Dachstuhl darauf zu fügen, auf dem Balkan aber der Widder anzusetzen, um jenen in der Bildung begriffenen Bloß Berlin-Bagdad mitten durchzustößen: so werde ein in Europa das Gleichgewicht und im Orient den Frieden verbürgendes Bundesgefüge aere perennius entstehen.

Das war der großangelegte Plan, jenen Areopag wiederherzustellen, und zwar so, daß er unter britischer Führung nicht nur Europa, sondern, den neu auftauchenden Welt Herrschaftsideen gemäß, den ganzen Erdball unter seinen Richterstuhl beugte. Und es muß zugegeben werden: niemals ist eine politische Krisenbildung schärfer und richtiger angekündigt worden, wie es seitens dieser imperialistischen Scharfmacher geschah, niemals hat sich aber auch so deutlich gezeigt als hier, wie entscheidend unverantwortliche politische Bundeshuhbrüder in das Schicksal von Völkern und Staaten eingreifen können, wenn sie beharrlich und mit allen Mitteln, welche in den Schreibstuben der siebenten Großmachtspresse und in den verdeckten Minengängen der Parlaments- und Kabinettspolitik zu finden sind, ohne allzu zärtliches Gewissen ihre Ziele verfolgen. Welcher Art diese Taktik war, das beleuchten in charakteristischer Form Briefe, die, wiederum ein Jahr später, Olga Rowitoff von Wien aus an die Gemahlin des englischen Ministerpräsidenten Campbell-Bannerman schrieb, mit der sie von London her befreundet war. Die Frau des russischen Botschafters, der gute Beziehungen zu Andrassy unterhielt und beim Abschluß des bosnischen Vertrags Verständnis für die österreichischen Balkaninteressen gezeigt hatte, war in der Jugend Vertraute der Großfürstin Helene gewesen, durch deren Kreise sie in die Geheimnisse des alexawitschen Heerpates eingeweiht und dann, nach russischer Gewohnheit, schöne und geistreiche Frauen als diplomatische Unterhändlerinnen zu benutzen, eben nach London zu den aus jener literarischen Propaganda und aus der lebhaften Unterstützung ihres Auftretens durch Männer wie W. J. Stead ersichtlichen Zwecken geschickt worden. Sie also wies mit Seherstimme, teils offen, teils deutlich zwischen den Zeilen lesbar, darauf hin, wie seit Iswolsti und Ricolson's Zusammenarbeiten sich an der Rewa sonderbare Rebel zusammenbrauten. Der Zar wolle die in der Wandelschrei schartig gehauenen Waffen in Pflugshare verwandeln; aber Haag bedeutete nichts anderes als Eintreisungspolitik mit Waffenbindung bis zu dem Zeitpunkt, da der Ring fest geschlossen sei. Iswolsti lebe nur vom Haß gegen Oesterreich und sei ein Typ der russischen Diplomaten, die, undiscipliniert, eifrig und geschäftstüchtig nur in der Verfolgung ihrer vorgefaßten Meinungen, eine Politik auf eigene Faust betrieben. Hardinge anderseits erscheine als das lebendige Zeugnis dessen, wie in London unter dem schwachen Greg die Macht der permanent officials ausschlaggebender denn je geworden sei, und wie ein großer Teil derselben unter bekannten Einflüssen immer russischer atme und aushufte. Beide arbeiteten mit einer Technik, die gleich verblüffend und gefährlich sei in fettlicher Mischung von rücksichtslos und gerieben angewandten demokratischen und alexawitsch-demagogischen Mitteln; aber wie immer man über die Moral denke, der Erfolg werde schließlich auf ihrer Seite sein.

Freilich blieb der Widerstand gegen dieses System trotz allem jahrelang groß; immer wieder war es, als ob ein warnendes Völkergewissen sich rege und gegen die Eduard'sche Ränkepolitik zur Erdrosselung der Mittelmächte sich aufhäume. In Frankreich bekämpfte sie mit aller Leidenschaft ein Caillaux, in Rußland der einzige große Staatsmann, über den das zarische Reich in seiner Umsturz-Krisenzeit verfügte, Witte, der der Meinung war: „Unser Hauptfeind ist England, wie es stets der Feind einer jeden frei atmenden Großmacht gewesen ist. Schon im Jahre 1905 befürchtete

ich, daß unsere politischen Abenteurer uns in die kalten Arme Englands und somit in einen dann unausbleiblichen Weltbrand stoßen könnten. Nur deshalb habe ich im September 1905 die mir angebotene Fahrt nach Windsor und, solange ich im Amte war, jede politische Verbindung abgelehnt, die von englischer Seite kam. Erst im Jahre 1907 hat Rußland, dank den Herren Iswolsti, Esasonoff und Bentendorff, seine politische Selbständigkeit verloren und ist zum Handlanger seines englischen Prinzipals geworden.“ Als jedoch Iswolsti nach der bosnischen Einverleibungskrise, die ein persönlicher Mißerfolg für ihn gewesen war, die Treppe hinauf von der Sängerbrücke zur Botschaft in Paris fiel und an seine Stelle Esasonoff trat, der Portefeuillepolitiker und Neurastheniker mit der lispelnden, hüstelnden Stimme, den Graf Wassili in seinem Buch „Behind the veil of the Russian Court“ so sehr zu Unrecht als staatsmännisches Genie ersten Ranges verhimmelt hat, da war es den geistig überlegenen britischen Diplomaten, einem Hardinge, Ricolson, Buchanan, leicht, in Petersburg sich eine ebenso maßgebliche Stellung zu erobern, wie sie in Paris längst gewonnen war.

Erst im Licht solcher geschichtlichen Erinnerungen wird der Charakter und die Bedeutung des heutigen russischen Ministerstubs vollkommen deutlich. Nach innen gesehen stellt er eine Rückkehr zu den Zeiten Durnowos dar, als ein Dubrowin, Martoff und Puritschkewitsch, ihre Köpfe aus der Versenkung der Reaktion emporhebend, das Schwarze Hundert bildeten, auf ihren Versammlungen offen die Abschaffung des Oktobermanifestes forderten und für dieses Ziel zusammen mit dem „Optrittschnikum“, der Camorra der politischen Desperados, des Hooliganen-Landstreichertums und anderen gesellschaftlichen Abhubs, arbeiteten. Im weltpolitischen Raum aber gewürdigt, läuft die Krise unverkennbar auf eine mächtig, aber unauffällig sich vollziehende Revision der Petersburger Außenpolitik im Sinne Wittes hinaus. Dessen Urteil über das Verhältnis zwischen Rußland und England ist und bleibt in der Tat eine unumstößliche weltpolitische Grundwahrheit; das ganze Fädenweben russischer und britischer Politiker seit dem Jahrhundertbeginn erscheint als eine einzige Kette von Verfündigungen gegen sie, an solchem Frevel gegen den unbeugsamen Geist geschichtlicher Gesetze sind schließlich auch Iswolsti und Esasonoff gescheitert. Als sie ihre Mohrenschuldbildigkeit in britischen Diensten getan hatten, konnten sie gehen: heute fängt man bereits in Petersburg selbst an, sie als „Westler“ zu verspotten, welche die maßgeblichen Bedingungen zarischer Machtpolitik und das Wesen der russischen Staatsidee verkannt hätten. Tatsächlich beginnt die Umsetzung der politischen Segel in mannigfacher Weise. Der Bundesvertrag mit Tokio erscheint als ein erster Schritt zur Nietenlösung des Ententeringes derart, daß er in zwei Hälften, eine asiatische und eine westeuropäische Gruppe zerfällt. Wie die ganze militärische Spekulation auf das Zusammenwirken von russischer Land- und britischer Flottenmacht sich als ein Fehlschlag erwiesen hat, so verlagert das Vertrauen auf die finanzielle Allmacht Englands: vergebens müht sich Bart, die letzte wankende Säule der Liberalen im Ministerium, um Deckung des Petersburger Geldbedarfs in Lombardstreet zu billigen Bedingungen. Die Linke selbst erlebt im Vertrauen auf die britische Freundschaft, die sie gepriesen, die schlimmsten Enttäuschungen; die russischen Flüchtlinge, die in London eine Freistadt suchten, werden gleich Regersklaven, angeblich 25 000 an der Zahl, von der englischen Regierung nach

Archangelst und Alexandrowst ausgeliefert, um die Schützengräben als Kanonenfutter zu füllen oder in Sibirien umzu kommen. Mehr noch! Gerade die „Agrarier“ und Industriellen Südrusslands, also diejenigen einflussreichen Kreise, welche in engster Berührung mit der Atmosphäre des Liberalismus leben — die Oktobristen finanziert die Diskontobank, die Rabetten die Asow-Don-Bank — sind es heute, welche am meisten die Folgen der allslawischen Hege und des Krieges fürchten, die daher am nachdrücklichsten im Reichsrat für ihre gefährdeten Interessen in Angst vor neuem Umsturz eintreten, und von denen das doppeldeutige Wort stammt: „Es muß bis zum Siege gekämpft, aber auch verstanden werden, rechtzeitig aufzuhören, wenn nicht alle Früchte des Sieges durch innere Unruhen vernichtet werden sollen.“ Von Stürmer selbst und seinem Regiment mag, wie von so vielen seiner Vorgänger, das Bibelwort gelten: „Siehe, die Füße derer, die dich hinaustragen werden, stehen vor der Tür.“ Aber man weiß, wer diese vor der Pforte harrenden Träger sind. Res venit ad triarios: nämlich zur Hofpartei und zu deren Herrn, dem Zaren. Der ist nicht eine Null auf dem Zarenthron, wie oftmals behauptet worden ist, allerdings auch kein entschlossener Reiter, sondern geht, den Trenselzügel in der Hand, neben dem Gaul seiner Herrschermacht her, vorab bedacht, nicht unter dessen Hufe zu geraten. Er fühlt sich als Werkzeug Gottes und hat doch kein sittengesetzlich und klar ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl weder gegen sein Volk, noch weniger gegen die gesamte Menschheit; er kennt nur die Treue zu seinem Zaren-Ich, das ihm die Welt ist; eben deshalb aber wird er, so wenig er seiner Nation und seinen Vertrauten auf Ministerstühlen oder Herrscherthronen das Wort gehalten, so leicht über die Zusicherung gemeinschaftlichen Friedensschlusses sich hinwegsetzen, wenn er glaubt, dadurch günstiger abschließen und das Schreckgespenst des Umsturzes, dessen Wetterschlag vor zwölf Jahren ihm noch in den Gliedern sitzt, von seinem Hause fernhalten zu können. . . . Stephan Graham, der bekannte englische Schriftsteller, hat vor dem Kriege ein Buch „Changing Russia“ geschrieben, um dessen ungünstige Urteile über die russische Gesellschaft heute, als Militärberichterstatter der „Times“, in Bausch und Bogen zu verleugnen und zu widerrufen. Unzweifelhaft befindet sich gegenwärtig das zarische Reich mehr denn je in einem solchen Wechselzustand, und wenn auch an dessen Entwicklungstrebigkeiten in einem Land, wo gerade auf politischem Gebiet oft das nicht zu erwartende Ungewöhnliche das Gewöhnlichste ist, keine übertriebenen Erwartungen und Hoffnungen geknüpft werden sollen, so erscheint doch so viel gewiß, daß der neue Kurs in einer Richtung sich bewegt, die nicht in Paris willkommen ist, noch weniger aber in London: das bezeugt sich deutlich in dessen Pressestimmen, die unverhohlen die durch Sjasonoffs Abschied geschaffene Lage als „peinlich“ bezeichnen.

A. D. Nitter von Terzi / Zum 50. Gedenktage des Prager Friedens

Ein österreichischer Rückblick.

Als die Herrschaft Napoleons durch einheitlichen Willen gebrochen worden war, entstand auf dem mitteleuropäischen Gebiete der deutsche Bund, zu dem auch Oesterreich ohne Galizien, Dalmatien und Venetien gehörte, geradezu ein

Zerrbild deutscher Einheit, ein Partikularstaatenbündel mit 36 Souveränitäten und Herrschaftsmittelpunkten, deren Interessen wirr durcheinander liefen, zur Freude Rußlands, Englands und Frankreichs, die nie Freunde deutscher Einheit waren und bekanntlich in ihren Kriegszielen von 1914 die Wiederherstellung jenes alten kraftlosen Bundes, in dem sie herrschen könnten, bisher erfolglos anstreben. Man glaubt gar nicht, wie dieser Partikularismus, der stolz war auf Zugehörigkeit zu einem Lande, dessen Titel oft länger war als sein Gebiet auf der Landkarte, noch bis in die 30er Jahre, selbst in gebildeten Schichten nachwirkte; da mochte der Urbayer den Altpreußen nicht leiden, der Westfale blickte wieder auf den Sachsen herunter.

Die Vielheit erzeugte aber die Einheitsidee, den Gedanken, daß alle Deutsche, gleichviel welcher Landeszugehörigkeit, ungeachtet aller Staatschranken doch zu einer kulturellgeistigen Einheit zusammen gehörten, die in ihrer Endentwicklung, Wirtschafts- und Staatseinheit heiße. War ja doch die wirtschaftliche Entwicklung, an der das emporstrebende Bürgertum das größtmögliche Interesse hatte, durch die unzähligen Mauten und Zollschranken unterbunden, die den Handel nicht nur erschwerten, sondern auch verteuerten und dadurch den Verbrauch einschränkten. Die Sicherheit gegen das feindliche Ausland — auch Allianzen können entgegenstehende Lebensbedingungen nie ausgleichen! — erforderte aber möglichst straffe staatliche Zusammenziehung des deutschen Volkstums mit einer einheitlichen Spitze und Unschädlichmachung von Spaltungsneigungen.

Das Frankfurter Parlament, sehr zu Unrecht geschmäht, hat von unten auf Groß-Deutschland schaffen wollen, aber umsonst, denn noch sträubte sich die stärkere Gewalt, das Oben. Man hat diesem Parlament Bielschwägeri nachgesagt, vergißt aber, daß kein Meister vom Himmel fällt; das deutsche Volk war Jahrhunderte lang in politischer Ohnmacht erhalten worden und nun sollte es plötzlich in der Politik etwas leisten, noch dazu soviel ausweichen, was die Berufspolitiker seit langem systematisch verpöcht hatten.

Genug, daß man sich über die Notwendigkeit der Einheit klar wurde, auch darüber sich einigte, daß eine Vorherrschaft, eine Zentralgewalt, bestehen müsse. So bildete sich die Kleindeutsche und Großdeutsche Partei, letztere die ganz Oesterreich in ein Großdeutschland eingeschlossen wissen wollte. Der Mittelweg: Sonderstellung Galiziens und Personalunion mit Ungarn, aber habsburgische Vorherrschaft in Großdeutschland, ein Kompromiß, das man im Frankfurter Parlamente viel diskutierte, war fehlgeschlagen. Nun blieb nur mehr die Frage offen: Großdeutscher Staatenbund oder kleindeutscher Bundesstaat?

Eine solche Frage ließ sich natürlich durch ein Schiedsgericht nicht lösen, denn hätten Frankreich, England oder Rußland nach dem wirklichen Interesse Mitteleuropas entschieden? Sicherlich nicht! So blieb nur der eine Weg, den Bismarck schon 1862 angedeutet: Blut und Eisen.

Es ist ein Fehler, wenn verzopfte Historiker in ihrem toten Datenballast immer schreiben, die Herrschaftsgemeinschaft in Schleswig-Holstein hätte den Krieg entzündet; es hat natürlich den Funken zum Kampfe des Gegensatzes angefaßt, den einerseits Partikularismus, andererseits Zentralismus (Einheitsidee) hervorriefen.

Die partikularistischen Mächte — die Namen tun ja geschichtsphilosophisch nichts zur Sache — unterlagen den Mächten, die Einheit auf ihr Banner geschrieben hatten. Nicht mehr durch Trennung sollte die eine Vormacht, sondern durch Einigung die siegreiche Vormacht herrschen.

Wer im heutigen Kriege wirklich aus der lebendigen Geschichtsentwicklung lernt, weiß wie relativ geringen Einfluß auf die Geschichte an sich im ersten Augenblicke noch so große Ereignisse ausüben; freilich aus Einzelleistungen resultiert die Summe der Gesamtleistung, aber für einen historischen Ueberblick ist nichts störender als das Schlachtenmosaik; es lenkt das Auge auf das furchtbare Einzelne, aber die großen Entwicklungslinien gehen darüber verloren. Katastrophen wie Kriege sind der donnernde Aneinanderprall gegensätzlicher Ideen über unabweisbare Lebensbedingungen, sind eine Kräfteumstellung, mitunter auch Kräfteausgleichungen. Die Königgräzer Schlacht, der Prager Friedensschluß eine klare Lage, er gab Oesterreich sich selbst wieder, und zwar ganz selbst. Die historische Entwicklung hatte gezeigt, daß Oesterreichs Kompaßnadel nicht nach Westen noch nach Süden, sondern einzig gegen Osten, dem Donaulaufe folgend, wies. Das war der furchtbare Ertrag des Duells zwischen Oesterreich und Preußen. Gewiß fiel dem großdeutschen Fühlen der Oesterreicher dieses Ausscheiden aus dem deutschen Bunde, dessen vergilbte Pergamente und Akten bisher Deutschland nur auf dem Papiere geeinigt, äußerst schmerzlich, denn man muß auch bedenken, wie sehr der deutsche Einheitsgedanke den Oesterreichern seit den 40er Jahren in Fleisch und Blut übergegangen war; sang doch Hermann von Gilm 1846 in seinen „Liedern von der italienischen Grenze“, über „Jungfrau Germania“:

„Ich ahn' es, ich fühl' es, ich weiß es,
Du liebst eine andre Frau,
Du trägst ihre heiligen Farben
Im geistigen Leben zur Schau.
Dein Arm, dein Lied, deine Seele
Gehören ihr ganz allein,
Sie hat von dir das Wesen,
Ich habe von dir den Schein.
Und hättest du tausend Mädchen,
Und jede so schön wie der Mai,
Du wirfst sie alle verlassen,
Wenn diese Jungfrau frei!
Du liebst — des Männerstolzes
Gedenk' und sage ja. —
Du liebst die Kettenbeladene
Jungfrau Germania.
Drum geh', ihr gehören die Besten
Der Besten mit Fug und Recht,
Und andern genügt noch immer
Der Rehrich vom Männergeschlecht“.

Das Nationalgefühl war in Deutschösterreich schon viel früher erwacht, als man gemeinhin annimmt. Schrieb doch einer der Größten aus dem deutschösterreichischen Geistesreiche: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! — Doch da würde vielleicht das so schön aufblühende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfangen, deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden und gar — deutsch zu singen!! —“ (Aus dem Briefwechsel Mozarts.)

Auch das bis heute unbekannte Lied Gilm's zeigt die tiefe völkischen Empfindens Deutschösterreichs; mußte da nicht Trauer jede Hütte von der Alpe bis zu der Elbe schönem Gau erfüllen, wenn man von einer tausendjährigen Vergangenheit scheiden mußte? Ideal und Wirklichkeit reimen sich nie; nur Notwendigkeit beherrscht die Geschichtsbühne; Personen, Zustände, Begebenheiten sind nicht geschichtlicher

Selbstzweck, sondern Instrumente, bescheidene Mittel zum Zweck. Notwendigkeit war das Sichwiederfinden Oesterreichs, eine Notwendigkeit, die der strammste Deutsche wie Oesterreicher unterschreiben muß; ein um Deutschösterreich vermehrtes Deutsches Reich hätte die national nicht zugehörigen Teile kaum verdauen können, sondern freigeben müssen. Das wäre eine Stärkung österreichisch- und deutschfeindlicher Mächte gewesen; so blieb nur der Weg, den 1848 schon der berühmte österreichische Abgeordnete Dr. Eugen M e g e r l e von Mühlfeld gegangen wissen wollte, gleich seinem reichischen Gesinnungsgenossen Heinrich Frhr. von G a g e r n: staatliche Konsolidierung sowohl Großösterreichs wie Kleindeutschlands und völkerrechtliches Schutz- und Trutzbündnis beider statt staatsrechtlicher Eingliederung. Kaiser Franz Joseph I., unser erlauchter, durch kein noch so hartes Schicksal gebeugter Monarch, hat 1866 als eine Lösung betrachtet, die kommen mußte; sie hinterließ in ihm keinen Groll, kein Revanchegefühl wie vier Jahre später der Krieg bei den Franzosen; er blieb sich selbst treu und bahnte selbst das alte Verhältnis mit dem Zollernreiche an, eine Freundschaft, die, durch keine Interessengegensätze getrübt, sich heute herrlicher denn je bewährte, denn ohne 1866 kein 1879, ohne 1879 kein 1916. So wurde sein Motiv: „Viribus unitis!“ auch das Motiv des Bündnisses Oesterreich-Ungarns und Preußen-Deutschlands, und es bezeugt eine Seelengröße, die doch in der Politik wirklich so selten ist, wenn Kaiser Franz Joseph I. am 26. Dezember 1870 an Wilhelm I. depeeschieren ließ: „Daß das neue Deutsche Reich ein Unterpand bleibender Eintracht, eine Bürgschaft des Friedens sein möge und er (der Monarch, Anm. d. Verf.) die erhebenden Erinnerungen, die seine Dynastie in der glanzvollen Geschichte von Jahrhunderten mit den Geschicken des deutschen Volkes verband, nicht anders auffasse, als mit den wärmsten Sympathien für die fernere Entwicklung dieses Volkes und mit dem rückhaltlosen Wunsche, daß es in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Tradition, Sprache, Sitte und Recht so vielfach verwandten Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge! Und der berühmte Sieger von Lissa, Freiherr v. Tegetthoff schrieb: „Ich fühle bis zu einem gewissen Punkte eine Befriedigung darüber, daß das blaguerende Franzosentum eine derbe Lektion erhalten, daß es Deutsche waren, die sie gegeben, daß Deutsche es sind, die fortan eine große Rolle in Europa spielen werden“ (in einem Brief über den Krieg 1870/71), während die österreichische Freiheitslerche An. Grün aufjubelte nach dem Frankfurter Frieden:

„Glauben an das Vaterland,
An das große, deutsche, eine,
Ob auf ein zerrissen Band
Jetzt auch manches Auge weine.“

Unsere Erbfeinde haben auf den Partikularismus der Länder, Stämme und Klassen gehofft, aber die Wirklichkeit zeigte ihnen die Stärke des Kaiserpruches: Viribus unitis! Versunken und vergessen sind die partikularistischen Zwietrachten auf Nimmerwiederkehr und Einheit vom Belt bis zur Adria besteht nun die Feuerprobe der Geschichte.

„Das Schwert durchschneidet das Tischtuch leicht,
Ein schmollend Brüderpaar zu scheiden;

Den Marmortisch kann's nicht durchschneiden,
Drüber sich's die Hand gereicht.“

Anastafius Grün (1870—71).

Wir Österreicher haben das schmerzreiche Jahr 1866 erlebt, wir haben die Reichsgründung freudigen Herzens mit-erlebt und kämpfen nun mit den Stammesgenossen drüber dem Inn den schweren, entbehrungsreichen Kampf, der uns einem Ziele näherbringen wird, das schon Julius Tröbel, Konstantin Franz und unser Vater Radeky der lichtereren Zukunft vorgezeichnet haben: ein einiges Mitteleuropa! Es ist bezeichnend, daß gerade jetzt von Raumann dieser Plan wieder aufgegriffen wurde, freilich in einer viel treffenderen Form, als ihn diese Vorläufer verkündeten. 1866 schuf zwei Reiche, 1870 konsolidierte das Deutsche, 1879 verband beide völkerrechtlich, und wenn 1914/16 irgendeinen Zweck hatte, dann kann es nur einer sein: wirtschaftliche Einigung. Der Prager Frieden hat uns politisch-dynastisch getrennt, die Wirtschaftsfäden konnte und wollte er nicht zerreißen, im Gegenteil wurden sie im Laufe der Jahre nur dichter. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Einheit ganz erstehen wird, und dann wird auch Deutschösterreich gern in den Jubel einstimmen, den der Prager Friede bei Preußen-Deutschland schon 1866 gefunden. Bis dahin heißt es aber werben und wirken für das hehre Ziel der einzigen Zukunftsmöglichkeit aller Festlanddeutschen: ein einig Mitteleuropa!

Erich Schairer / Zur Entwicklung des Arbeitsnachweises

„Die gegenwärtige Organisation des Arbeitsnachweises in seiner Zersplitterung ist weder geeignet noch imstande, den enorm gesteigerten Ansprüchen an die Arbeitsvermittlung zu genügen, zumal mit dem Aufhören der Kriegsaufträge auch für die während des Krieges beschäftigten Arbeitskräfte ein Rückfluten auf den Arbeitsmarkt und ein Andrang zu den früher ausgeübten Berufen zu erwarten ist. Nur eine umfassende, von möglichst einheitlichen Gesichtspunkten geleitete, gesetzliche Organisation des Arbeitsnachweises, die auf breiter Grundlage unter Mitwirkung der an der Arbeitsvermittlung unmittelbar interessierten Erwerbskreise der Arbeitgeber und der Arbeiter und Angestellten aufgebaut ist, vermag diese Riesenaufgabe einigermaßen zu lösen.“ Mit diesen Sätzen unterbreitete im März 1915 eine Petition sämtlicher Gewerkschaftsrichtungen und der Gesellschaft für soziale Reform dem Bundesrat und Reichstag eine Anzahl von gemeinsam aufgestellten Vorschlägen zur einheitlichen gesetzlichen Regelung der Arbeitsvermittlung im Deutschen Reich. Darin war für die größeren Gemeinden und die Bezirke von kleineren Gemeinden die Errichtung von Arbeitsämtern gefordert. Den Arbeitsämtern sollten sämtliche Nachweise des Bezirks unterstellt und alle An- und Abmeldungen über Eintritt und Austritt aus dem Arbeitsverhältnis gemeldet werden. Sie sollten unter der Leitung eines unparteiischen Vorsitzenden aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gleichen Teilen zusammengefaßt sein und unter der Oberleitung eines Reichsarbeitsamts zu Landes- bzw. Bezirksverbänden vereinigt werden. Im Bezirk des Arbeitsamts aber, so wurde ferner verlangt, sollten öffentliche Arbeitsnachweise möglichst mit beruflicher Gliederung eingerichtet und von den Gemeinden unterhalten werden.

Trotzdem die Budgetkommission des Reichstags diesen Antrag unverändert angenommen und in der Plenarsitzung vom 19. März 1915 sämtliche Parteien ihre Zustimmung dazu gegeben hatten (vgl. den Aufsatz von Weinhausen in der „Hilfe“ vom 1. April 1915), verhielt sich die Regierung ablehnend; sie begnügte sich damit, ihren Entschluß der Durchführung einer strengen Anzeigepflicht aller nichtgewerbmäßigen Arbeitsnachweise anzukündigen. Auf Grund von § 15 des Stellenvermittlungsgesetzes vom 2. Juni 1910 sind in der Folge auf bundesrätliche Anordnung vom 12. Mai 1915 von den Landeszentralbehörden Bestimmungen über die An-

zeige- und Meldepflicht der Arbeitsnachweise an das Kaiserliche statistische Amt, bzw. den am Ort bestehenden öffentlichen Nachweis oder eine andere Sammelstelle erlassen worden; auf behördliche Anregung hin sind auch an zahlreichen Orten im Anschluß an die öffentlichen Nachweise Zentralauskunftsstellen sämtlicher nicht gewerbmäßigen Nachweise gegründet worden. Die öffentlichen Nachweise sind bekanntlich schon zu Provinzial- und Landesverbänden zusammengeschlossen und in jedem Falle — ob eine gesetzliche Regelung des Nachweiswesens vorgenommen wird oder nicht — das gegebene Gerüst für jede einheitliche Organisationsform. Der Bundesrat hat nun im vergangenen Juni eine weitere Verordnung erlassen, wonach Gemeinden oder Gemeindeverbände zur Errichtung und zum Ausbau von öffentlichen „unparteiischen“ Nachweisen verpflichtet werden können. Diese Maßregel, die wenige Wochen nach dem Rücktritt des Staatssekretärs Delbrück erfolgte, ist sehr bezeichnend, denn noch im November 1915 hatte die von ihm an den Reichstag gegebene „Denkschrift über Maßnahmen auf dem Gebiete des Arbeitsnachweises“ auf S. 32 geschrieben: dem Vorschlag, Gemeinden von einer gewissen Größe zur Errichtung eines öffentlichen Arbeitsnachweises zu verpflichten, werde nicht gefolgt werden können, „da eine derartige rein schematische Lösung vielfach zu unzumutbaren und unnötigen Einrichtungen führen würde“. Die überragende Bedeutung der öffentlichen Nachweise hatte schon jene Denkschrift rückhaltlos anerkannt, indem sie (S. 5) darauf hinwies, „daß die gemeindlichen und öffentlich unterstützten Arbeitsnachweise ihre Leistungen seit 1912 nicht nur beträchtlich gesteigert haben, sondern daß diese Art von Arbeitsnachweisen auch die gewaltige Aufgabe, die mit der Umschaltung des Wirtschaftslebens bei Kriegsausbruch an die Arbeitsvermittlung herantrat, in überraschend günstiger Weise zu lösen wußte“. Von den paritätischen Facharbeitsnachweisen wird ebendort gesagt, daß sich ihre Vermittlungsleistung unter der Einwirkung des Kriegs nicht wesentlich verändert habe, „während die Tätigkeit der Arbeitgeber-, Innungs- und Arbeitnehmerarbeitsnachweise seit Kriegsausbruch beträchtlich abgenommen hat“.

Nach dem Gesagten besteht kaum mehr ein Zweifel, daß der öffentliche Arbeitsnachweis auf dem Marsche ist (in Preußen erschienen schon die Ausführungsbestimmungen) und sich den anderen Vermittlungsformen gegenüber auch ohne einheitliche „schematische“ Regelung mehr und mehr durchsetzen wird; der bundesrätliche Erlass vom Juni 1916 eröffnet ja, wenigstens für einzelne Fälle, bereits die Möglichkeit einer amtlichen Geburtshilfe, wo er nicht freiwillig ins Leben gerufen wird. Immerhin muß im Hinblick auf die gewaltigen Aufgaben, die der Arbeitsvermittlung mit der einstigen Demobilisierung erwachsen werden, eine möglichste Beschleunigung der Vereinheitlichung des Nachweiswesens und daher, wenn nötig, ein gesetzliches Einschreiten dringend gewünscht werden.

Solange kein Zwang zur Benützung eines Arbeitsnachweises irgendwelcher Art ausgeübt werden kann, ist es für den Erfolg seiner Vermittlungstätigkeit von ausschlaggebender Bedeutung, daß er in den beteiligten Kreisen Vertrauen genießt. Wo dieses nicht oder nicht genügend vorhanden ist, da wird es ihm notwendigerweise an der „Kundschaft“ bzw. an der „Bare“ fehlen, so gut wie irgendeinem Kaufmann ohne moralischen oder wirtschaftlichen Kredit. Aus diesem Grunde konnte sich seinerzeit der gemeinnützige Nachweis nicht entfalten, solange er noch irgendwo mit der Armenpflege zusammenhing; aus demselben Grunde wird mit Recht (vgl. „Hilfe“ Nr. 81 vom 8. August 1916) auf die paritätische Verwaltung unter gleichmäßiger Anteilnahme der Arbeitgeber und Arbeitnehmer so starkes Gewicht gelegt. Es ist bedauerlich, daß die Kreise der Arbeitgeber sich zum Teil mit dem Gedanken der Parität immer noch nicht befreunden können und in seiner Verwirklichung die Einräumung eines allzu großen Einflusses an die Arbeitnehmer finden wollen. Auf diesem Standpunkt steht auch ein kürzlich in den Eifertischen „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ (1916, Bd. 106) erschienener Aufsatz von Dr. v. Stojentin „Zur künftigen Ent-

wicklung des Arbeitsnachweises in Deutschland". Er spricht davon, daß die paritätische Grundlage als Gewähr für die Unparteilichkeit des Arbeitsnachweises von den gemeindlichen Nachweisen und vom Verband Deutscher Arbeitsnachweise zu einem „Dogma“ erhoben worden sei, und zwar lediglich mit Rücksicht auf die freien Gewerkschaften, die sich auf diesem Wege einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Verwaltung der städtischen Nachweise und die Anstellung ihrer Beamten hätten sichern wollen. Die von den Arbeitervertretern auf ihre Weise ausgelegte Parität habe die Handhabe gebildet, mit der die Gewerkschaften stellenweise die regelrechte Beherrschung großstädtischer Arbeitsnachweise erlangt hätten; freilich könne dies im einzelnen an der Hand von Tatsachen nicht nachgewiesen werden. Im Laufe des Zusammenarbeitens mit den Nachweisen der Landwirtschaftskammern sei der Verband Deutscher Arbeitsnachweise nun aber mit der Zeit so weit bekehrt worden, daß er sein Dogma habe fallen lassen und sich den anfangs bekämpften Arbeitgeber-nachweisen genähert habe, was auf der anderen Seite zu einer Entfremdung zwischen öffentlichen Nachweisen und Gewerkschaften geführt habe. Dieser Wandlung der Dinge, meint Stojentin, verdanke der von den Gewerkschaften dem Reichstag vorgelegte Entwurf seine Entstehung; nicht ein sachliches, sondern wesentlich ein politisches Moment sei dabei maßgebend gewesen: die Ausöhnung der Gegensätze und das Zusammenarbeiten der verschiedenen Arbeitsnachweisgattungen, wie es durch die Entwicklung nach Kriegsausbruch gefördert worden sei, entspreche keineswegs den Wünschen der Arbeiterorganisationen. Schließlich führt Stojentin noch aus, daß es falsch sei, von einer zersplitterten und ungenügenden Organisation der Nachweise zu reden; die bestehenden Organisationen hätten sich vielmehr in vollem Maße bewährt und werden dies auch in Zukunft, lediglich auf dem Wege gemeinschaftlicher Betätigung, ohne Verschmelzung. In der Durchführung der vom Reichstag im März 1915 angenommenen Vorschläge würde Stojentin die Ersetzung der „organisch erwachsenen Arbeitsnachweisorganisationen durch ein neues, einseitig politisches Zwecken dienendes Zwangsgebilde“ sehen.

Wir verzichten darauf, hier zu untersuchen, wie es möglich werden kann, daß in einem paritätisch verwalteten Nachweis allerdings die Arbeitnehmervertreter einen stärkeren Einfluß haben können als diejenigen der Arbeitgeber: nämlich wo die letzteren es am Interesse und an der tatkräftigen Mitarbeit fehlen lassen. Angesichts der Darstellung Stojentins möge hier nur auf die Erfahrungen bei der Gründung und Entwicklung des paritätisch verwalteten „Zentralarbeitsnachweises für den Bezirk der Amtshauptmannschaft Dresden“ verwiesen werden, die dessen Geschäftsführer Dr. Erdmann Graad in einer ausgezeichneten Schrift („Ein deutscher Arbeitsnachweis in seiner geschichtlichen Entwicklung“, Verlag C. Heinrich, Dresden, 2,50 M.) niedergelegt hat. Der Dresdener Zentralarbeitsnachweis wurde im Oktober 1909 ins Leben gerufen, und zwar nach fast zweijährigen Gründungsverhandlungen, die von der Kreishauptmannschaft auf Grund einer ministeriellen Anregung betrieben worden waren; der Beitritt der Stadtgemeinde Dresden erfolgte erst nach mehrjährigen ergebnislosen Kämpfen im Juni 1912. Der Nachweis schloß sich an die Vermittlungsstelle des Vereins gegen Armennot und Bettelerei an und beruht auf gemeinnütziger Vereinsgrundlage; ist also weder eine rein städtische noch eine rein staatliche Einrichtung. An seiner Spitze steht im Verwaltungsrat, bestehend aus je einem Vertreter des Dresdener Rats und des Stadtverordnetenkollegiums, einem Vertreter der übrigen dem Verein angehörenden Bezirksverbände, Städte und Landgemeinden, einem Vertreter des Vereins gegen Armennot und Bettelerei und je sieben Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer; er gehört also zu den öffentlichen paritätischen Arbeitsnachweisen. Gerade die paritätische Verwaltungsform hatte den Hauptanlaß zu dem jahrelangen Kampf der Arbeitgeberkorporationen, namentlich der Innungen, gegen seine Errichtung geliefert; auch der Beitritt der Stadt Dresden war schließlich gegen die Stimmen der im Stadtverordnetenkollegium sitzenden Handwerker und Innungsmeister erfolgt. Nach ihrer Ansicht mußte er, ganz wie wir uns oben

von Stojentin haben sagen lassen, „über kurz oder lang in die Gewalt der Gewerkschaften, also, was das gleiche bedeutet, in die Gewalt der Sozialdemokratie“ übergehen. Die Arbeitnehmervertreter, befürchtete man, würden in einem gemeinsam verwalteten Nachweis leicht die Oberhand gewinnen, zumal da „diejenigen Arbeitgeber, welche an öffentlichen Angelegenheiten Anteil nehmen, bereits sehr stark durch Ehrenämter in Anspruch genommen seien und deshalb wahrscheinlich wenig Wert darauf legen würden, zu Beisitzern des Arbeitsnachweises gewählt zu werden“. Durch eine solche Beteiligung, wurde wiederholt auch behauptet, würde „ihre Stellung als Arbeitgeber herabgedrückt“. Demgegenüber kann Graad nachweisen, daß das paritätische System der Verwaltung sich nicht nur bewährt, sondern im Laufe der Jahre zu einer erheblichen Milderung der Gegensätze zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern geführt habe; er bezeichnet dies als eine der wichtigsten Erfahrungen der bisherigen Tätigkeit des Nachweises. „Der von Arbeitgeberseite anfangs befürchtete überwiegende Einfluß der Arbeitnehmer bei der Ausgestaltung und Betätigung der Anstalt ist nicht zutage getreten.“ Dagegen ist das Vertrauen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreise gerade infolge der Beteiligung der beiderseitigen Vertreter mehr und mehr gewachsen und hat — wie die Statistik zeigt — der Anstalt Jahr um Jahr neue Auftraggeber und Arbeitsuchende zugeführt. Die Dresdener Handelskammer, ebenso der Verband sächsischer Industrieller bezeugten dem Arbeitsnachweis mehrfach ihre Anerkennung über seine „segenreiche Wirksamkeit“; dazu kommen zahlreiche Zustimmungsschreiben aus den Kreisen der einzelnen Arbeitgeber in Dresden und der Provinz, die von ihm „schnell und sachgemäß“ bedient wurden. Den starken Zuspruch der Arbeitnehmer und die ausgezeichneten Vermittlungsleistungen mögen einige Zahlen dartun. Der Dresdener Zentralarbeitsnachweis verzeichnete:

	Arbeitsuchende	Offene Stellen	Besetzte Stellen	
1910 . . .	41 693	38 206	33 622	(88 %)
1911 . . .	47 391	45 926	38 248	(83 %)
1912 . . .	53 624	50 857	44 029	(87 %)
1913 . . .	43 633	37 315	33 380	(89 %)
1914 . . .	70 189	52 748	48 266	(92 %)
1915 . . .	53 687	42 600	38 229	(90 %)

Es ist hochinteressant, die Beteiligung der verschiedenen Berufe und den Anteil der Geschlechter an diesen Ergebnissen zu vergleichen, wie Graads Schrift es in einer Reihe von Einzel-tabellen darstellt. Wir möchten ihre Lektüre jedem ernsthaft empfehlen als eines lehrreichen und überzeugenden Beweisstücks für die in der ersten Hälfte dieses Artikels besprochene Notwendigkeit eines einheitlichen Nachweisystems auf paritätischer Grundlage.

Paul Schubring Der Dom von Jerichow

Berlin hat wenig alte Bauten, alte Klöster, alte Kirchen. Die allzu rasche Entwicklung der Stadt hat immer wieder das Bestehende verdrängt; auf Kosten der Vergangenheit drängte sich eine gebieterischere Gegenwart verhängnisvoll vor. Was noch vorhanden war aus den Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts, ist seit 1870 bis auf bescheidene Reste zerstört worden. — Dinge, wie die Wasserseite des königlichen Schlosses, lassen uns den Verlust dieser Herrlichkeiten aus Mittelalter und Renaissance nur noch schmerzlicher empfinden. Zum Glück besitzt aber der Märker eine ganze Reihe alter Baudenkmäler, die über die Zeit der Hohenzollern nach rückwärts führen in Jahrhunderte, wo Berlin höchstens ein ärmliches Fischerdorf war und Magdeburg die Führung hatte. Die Bauten sind nicht so zahlreich wie am Rhein oder im Harz und in Thüringen, sie sind auch nicht so kostbar wie etwa St. Genon in Köln oder Paulinzella's edle Wallstufenterrasse; aber sie sind auch stark, bedeutend und wichtig. Ihrer sich jetzt in der Kriegszeit zu erinnern, hat nicht nur den Zweck, die Schritte gedankenloser Wanderer etwas zu hemmen; die Baugeschichte dieser Dome und Klöster ist Kriegsgeschichte, und die Tapferkeit derer, die damals im unwirklichen Döbland die Steine zusammen-

trugen, war nicht geringer als die der Schützengräben von 1916. Ich greife heute den Dom von Jerichow heraus, den man von Tangermünde oder Schönhausen zu Fuß oder mit der Bahn leicht erreichen kann. Heute ist eine königliche Domäne auf dem alten Klostergrund errichtet; aber der Dom steht noch in alter Schönheit, und es sieht schön aus, wenn die riesigen Schaf- und Kuhherden an seinen roten Steinen vorbeiziehen. Wenn die alten Glocken über die Ställe läuten, wo das Fleisch für unsere Soldaten in kluger Zucht gemehrt wird, dann fühlt man den alten Klostersegen.

Die Kolonisierung des Landes östlich der Elbe ist schon von Heinrich dem Vogelfänger versucht worden; er eroberte 928 Brennabor, und unter Otto dem Großen wurde eine Ostmark dem deutschen Kaiserreich angegliedert, die zwar noch nicht völlig gefriedetes und erobertes Land enthielt, aber doch die Richtung des deutschen Kampfes gegen das Slawentum wies. Aber all das in diesen Jahrzehnten, namentlich durch Markgraf Gero, Gewonnene ging mit einem Schlag wieder verloren, als im Jahre 982 Kaiser Otto II. in der Schlacht von Squillace in Kalabrien dem gemeinsamen Ansturm der Byzantiner und Sarazenen erlag. „Cecidit nos Germaniae“ („Es fiel die Blüte Deutschlands“) klagte ein Chronist jener Tage. Unheimlich schnell verbreitete sich die Kunde von der Niederlage im Norden; in wenigen Monaten war der ganze Osten abgefallen und blieb anderhalb Jahrhunderte dem Deutschen Reich entfremdet und feindlich. Als Albrecht der Bär 1142 die Nordmark gründete, hatte er jungfräuliches Neuland zu kolonisieren, und ebenso sind die Taten Heinrichs des Löwen ein scharfer Kampf der Waffen gegen das gefährlich nach Westen drängende Slawentum.

Den Soldaten folgten die Mönche, um das Werk der Durchdringung zu einem dauernden zu machen. Wie im 11. Jahrhundert die Klunienser die Pioniere an der Elbe und Saale wurden, die aus ihrem deutschen Mutterkloster Hirnau im Magdeburger Tal bis nach Thüringen (Paulinzella) vorstießen, so ist es im 12. Jahrhundert der Prämonstratenserorden, der die Kolonisierung der Elbegegend in die Hand nimmt. Sein Stifter ist Norbert, die Liebfrauentirche in Magdeburg war die erste Niederlassung. Von hier aus führte Bischof Anselm, ein Schüler Norberts, im Jahre 1144 die Mönche nach Jerichow, die sofort mit dem Klosterbau begannen. Der Dom ist am Ende des Jahrhunderts entstanden, seine Westfassade wohl erst um 1250.

Welch ein Mut, welch eine Glaubenszuversicht muß diese Mönche besetzt haben, mitten in einem öden, kaum beruhigten Lande Bauten aufzuführen, deren monumentale Größe und Breite uns noch heute in Erstaunen setzt! Nicht einmal das Notwendigste lieferte ihnen der Boden, nämlich den Haustein. Die paar schwedischen Findlingsblöcke reichten nicht aus, um mehr als den Sockel der Kirche zu liefern. Aber die Mönche wußten Rat; der gebackene Stein, der Ziegel, wurde dem gut bindenden Lehm Boden entnommen, und dem spröden Material genug Biege und Schönheit abgewonnen, vor allem durch Weiträumigkeit und Mauerernst dem Äußeren wie dem Innern der Charakter der Wucht, der Rhythmus und der Farbigeit gegeben.

Der Bau ist eine echte Säulenbasilika, die nur am westlichen Ende statt der Säule einen Pfeiler hat, der aus Sicherheitsgründen gewählt wurde. Der sumpfige Boden gestattete nicht, die Krypta in die Erde hineinzubauen; infolgedessen liegt diese in derselben Höhe wie die Kirche. Der infolgedessen erhöhte Chor liegt sehr reizvoll gegliedert wie eine erhöhte Bühne vor uns, auf der sich das ausdrucksreiche Spiel und Gebaren der liturgischen Feiern sehr sichtbar und hörbar abgespielt haben wird. Nicht sehr hohe, aber massige gemauerte Säulen tragen die Oberwand. Statt des sonst in der romanischen Kunst so häufigen Würfelpolitells ist hier ein Kegelpolitell, nach unten abgeschwächt, aufgemauert, das den Übergang zwischen Säule und Bogen sehr reizvoll vermittelt. Sparsam sind einige Deckplatten und Hausteine eingefügt, und eine einzige Steinsäule steht am Ausgang des Schiffes nach Westen zu. Leider fehlen die alten Glasfenster, und das Dach, in dessen Sparrengebälk man einst bis zur Höhe des Firstles hereinsah, hat eine üble Bretterdecke bekommen. Der Reiz der steigenden

Balken verdeckt. Sehr hoch und stolz steigt die doppelsturmige Westfassade hoch, ihre rote Brust dem vollen Sonnenschein bietend und in breiter Fläche das Spiel der in vollen Rast satt eingestekten Binder entfaltend. Die Dekoration ist bescheiden. Außer den Ecklisenen kommt immer wieder der einfache oder doppelte Rundbogenfries vor oder auch das aus über Eck gestellten Ziegeln gebildete Band, dessen solide Struktur sich in der glänzenden Erhaltung bewährt. Hier und da auch eine farbige Glasur, meist dunkelbraun, selten grün (wie in Brandenburg); diese Technik ist damals noch in der ersten Entwicklung. Der Chor zeigt von außen das eindrucksvolle System an drei Absseiten, über deren schmerzfälligem Bauch dann die Dächer des Querschiffs und Hauptschiffs mit rassisger Richtigkeit hochsteigen, ewig neue Linien bildend und in frischer Kühnheit die tieferen Regionen überbietend. Der Name des Architekten ist nicht erhalten; bescheiden verbirgt er sich in den Listen der Klosterannalen. Aber sein Werk bezeugt seine Klarheit, seine Gabe zur Steigerung und Entfaltung, seine Freude am Gegenspiel und an der Bewegung, vor allem aber seine Ehrfurcht für Größe und Wucht. Ich kam mit Freuden durch Sturm und Regen von der Elbe herüber, und wir waren froh, als wir endlich den Schutz der Mauern um uns hatten. Als dann einer den alten Choral von der festen Burg, der guten Wehr und Waffen machtvoll durch den hohen Raum draußen ließ, da dachten wir an die erste Feier der Prämonstratenser, die hier im fremden Land zäh und kühn sich das Gotteshaus gerichtet hatten, das noch heute nach 600 Jahren wie ein Bollwerk gegen slawische Feinde wirkt, ein Truhbau der Kühnen, die sich vor der Zahl der Gegner nicht fürchten, ein Brückenkopf an der Elbe, von dem aus der erste dauernde Vorstoß gegen den Osten gelungen ist.

E. D. Gallwig / Die Tonkunst in der Kirche

Die evangelische Kirche hat in den letzten Jahrzehnten an der Popularisierung ihrer selbst gearbeitet; sie fühlte sich in ihrem Auftreten neben der katholischen Schwester wie eine in ernster Nüchternheit verschlossene Seele neben einem lebensfülligen Temperament sich fühlen mag. Sie suchte das Leben, sie suchte die Menschentinder, aber nicht wie jene es tut, die Gott mit allen seinen Heiligen hineingetragen hat in den Alltag, mit Altären, Bildern und Prozessionen, mit denen sie im Lärm der Straßen ihr eigenes Mysterium erweckt, und mit den allezeit offenen Gotteshäusern, wo alle Unrast und Mühsal auf Atemzugelänge seine Zuflucht und Entspannung findet. Unsere evangelische Kirche holte nicht dieser Art den Himmel auf die Erde hernieder, sondern sie ging daran mit neuen Kräften und getreu ihrer Tradition ein größeres Stück Welt in ihre eigenen Kreise zu zwingen. Sie ergriff die Dinge zur Rechten und zur Linken, holte sich die Gedanken und die Arbeit der stärksten Erscheinung unserer Zeit, des Sozialismus, heran, und zog in vermehrter Weise die Kunst in ihren Dienst. Die Art aber, wie sie dieses letztere tat, wie sie in ihren Mauern Musik und Malerei und auf der Kanzel die Poesie lebendig sein ließ, gleich dem Aufhängen von Kränzen in bunten Farben im Tempel ihres Kultus: viel Dekoratives ist dabei, das nicht aus der Sache herauswuchs und mit ihr zusammenwuchs. Es ist eine rein künstlerische Stimmung, die man in der Kirche heimisch machte. Ein Bestreben kommt darin zum Ausdruck, den Kirchenbesuchern etwas zu bieten, daß sie gleichsam sich mehr zu Hause fühlen läßt in den gewohnten grauen und als nüchtern verlegerten Gottesdiensten des Protestantismus. Aus diesem Geist ist die Neigung erwachsen, in der Musik mehr und mehr an der kirchlichen Tonkunst vorüberzugehen und dafür Werte aus dem Konzertsaal in den kirchlichen Kultus zu verpflanzen.

Man geht sehr weit darin; es ist wohl nur im Rahmen der Kirche gerade unserer Tage möglich, daß es von weiten Kreisen als in hohem Maße stimmungsvoll empfunden wird, wenn Predigt und Gebet durch ein Musikstück wie die „Träumerei“ von Schumann getrennt werden, oder wenn als Begleitmusik zur Feier des Abendmahls in einer Kirchengemeinde Chopins Trauermarsch erklingt. Gewiß, man „fühlt“ beim Anhören von Tonstücken solcher Art; aber kann diese Tatsache damit allein schon beanspruchen, das Heilmittel rechter Art für den Zustand von Fühllosigkeit zu sein. In der die evangelische Kirche für ihre Gottesdienste die größte aller Gefahren sieht? ...

Eben weil in der Musik sehr viel früher als in den anderen, ihr Gegenständliches an der Oberfläche zeigenden Künsten die zarte Grenze erreicht wird, wo Begriff und Sache versinken und nur das eine Wort gilt: Gefühl ist alles, — eben deshalb ist es nicht leicht, in der Tonkunst die reinliche Scheidung zu treffen zwischen religiös und unreligiös, zwischen kirchlich und unkirchlich. Nicht nur diese Gefühlsgrundlage an sich ist schwankend und veränderlich, auch die Grenzen, die Religion und Kirche einschließen, waren noch zu keiner Zeit so beweglich und versetzbar wie in der unserigen.

Diese Dinge lagen einfach, als die junge christliche Kirche ihre volle Jugendkraft zu eherner Festigkeit gesammelt und ausgebaut hatte. In den unwandelbaren dramatischen Bau der gottesdienstlichen Liturgie setzte der große Papst Gregor seine Kirchentöne hinein; ihre in Pergament aufgezeichneten Systeme und die in ihnen entstandenen kirchlichen Wechselgesänge wurden mit Ketten an den heiligen Altar der Peterskirche angeschlossen, zum Zeichen dafür, daß ihre Gültigkeit ewig sein sollte wie die Festigkeit der Sakramente selbst. Es war das eine peremptorische Erklärung, daß es in der Musik Tongattungen und Tongeschlechter, Tonschritte und Tonmaße gäbe, die ihrem Urwesen nach untauglich seien, das Reingeistige, Heilige in sich aufzufassen und zum Ausdruck zu bringen. Viele Jahrhunderte hindurch blieb das gregorianische System die Basis, auf welcher alle Tonkunst sich aufbaute. Ebern und unverrückbar, wie ihre Grenzlinien gesetzt waren, gab es auch für die freieste Genialität kein Darüberhinauswachsen (ebensowenig wie über die Schranken der katholischen Kirche selbst), und die Musik erschöpfte ihr unbeschreiblich reiches Leben in den Meisterwerken der klassischen Polyphonie, dem Ausdruck einer höchsten Bewegtheit in der Begrenzung. Die Renaissance bei den Romanen, die Reformation bei uns haben diese Grenzen nicht nur erweitert, sondern gesprengt. Luther war der Befreier der Kirchenmusik für die Gemeinde; er holte das Volkslied in die Kirche hinein; aber die Weihe zum Choral, die er ihm gab, wurde doch wiederum nur erreicht durch die Vereinigung der Freigewachsenheit dieses Liedes mit den festgefügtten kontrapunktischen Gesetzen. Auch Bachs, im Gegensatz zum mittelalterlich katholischen Geist typisch evangelisch individualistische Tonkunst hält es mit den ehernen Gesetzen; anders aber steht Bach zu ihnen; nicht unter ihnen, sondern als ihr Meister, dem sie nicht mehr Grenze und Fessel sind, sondern Weg und Aufstieg zu Höherem. Bach ist der freieste aller: nichts Menschliches (sofern überhaupt es wert ist, in Musik gesetzt zu werden) und nichts Göttliches gibt es, das er mit seiner Kontrapunktik (unsere Zeit sagt: trotz ihrer) nicht zum tiefsten und leidenschaftlich persönlichen Ausdruck gebracht hat.

Das leidenschaftlich Persönliche ist es, das Bachs Tonkunst, solange es eine Kunst geben wird, die unsere Begriffe

zu messen vermögen, davor bewahren wird, je Museums-musik, d. h. reinhistorisch zu werden. Sie ist klassisch religiös — und Kirchenmusik, nicht weil sie in den Oratorien und Kantaten auf biblisch fromme Texte geht und die traditionellen kirchlichen Formen heibehalten hat (nichts innerlich Unmusikalischeres gibt es, als die „Frommheit“ eines Tonstückes nach seiner mehr oder weniger frommen textlichen Unterlage zu werten), — sie ist das unmittelbare Bild des ewig lebenden religiösen Lebens selbst: die freie, zu Gott geschaffene Seele, die ihren Ursprung sucht und die Grenzen ihres Menschentums überwindet, indem sie schöpferisch sich in sie einordnet.

Bach ist der letzte Große, der mit seiner Tonkunst so eng an die Kirche gebunden ist — Kirche im Sinn des religiösen Lebens in fester, dogmatischer Form —, daß er nur im Zusammenhang mit dieser Kirche vollkommen verstanden werden kann. Seine Chorsätze sind der Musik gewordene evangelische Glaube selbst. Deshalb auch wirken Bachs Kirchenwerke im Gegensatz zu anderen Kirchenwerken im Konzertsaal immer beeinträchtigt und wie an einer ihnen nicht voll eignenden Stelle; es fehlt die Gemeinde der Gläubigen, von der der kirchliche Raum, auch da noch, wo er zum geistlichen Konzertsaal wird, eine letzte, wenn auch rein äußerliche Anschauung gibt. Nicht für musikalisch Hörende und Genießende sind die Passionen, die Kantaten, die Präludien geschaffen, sondern aus Bachs kindlich gläubigem Herzen heraus für Andächtige, Wittuende, die in den dramatisch angelegten Werken an bestimmten Stellen, in den Choralsätzen, eingreifen.

Beethoven brachte dieser Art von Kirchlichkeit der Musik die Revolutionierung: in seiner „Missa solemnis“, die dem Bau der bis dahin allein gültigen musikalischen Messe zertrümmerte. Beethoven riß den Gott, welchem er diente, zuvor heraus aus den Mauern des Konfessionellen, er machte ihn weltlich, indem er in allen Welten ihm nachging und mit ihm rang. Seine „Missa“ war nicht mehr ein für irgendwelchen Gottesdienst gedachtes Werk und nicht herausgeboren aus dogmatisch gebundenen Anschauungen, auch nicht einmal mehr gedacht für den Kirchenraum, sondern für den Konzertsaal. Aber diesen Konzertsaal hatte Beethoven zuvor geweiht durch sein symphonisches Werk, das in seinen mächtigsten Teilen dem Geist Gottes verwandt ist, der in „Tempeln, nicht von Menschen Hand gemacht“ wohnt.

Was dieser Meister mit der Wucht seines Genius mit einem Schlage zerbrochen hatte, das lösten die Schaffenden in der Musik des verflochtenen Jahrhunderts in vielen kleinen Einzelsätzen und Richtungen auf, und die Macht der Kirche büßte dabei, wie im Leben, so auch in der Kunst, mehr und mehr ein. Den Tonsetzern wurden die heiligen biblischen Stoffe zu vornehmlich interessanten Stoffen, deren Besonderheiten man, wie alle anderen auch, stofflich und lokal-koloristisch behandelte und sie damit recht eigentlich zu „unfrommen“ Stoffen machte. Es gab Ausnahmen dabei: fromm, d. h. im tiefsten Einklang mit einer innerlichen Wesensrichtung, ist Brahms mit seinem Requiem, seinen ernstesten Gesängen. Wie ein Sondermonument steht er damit fest in den Strömen einer ihn umflutenden Romantik, die mit ihrem Kursichselbstsuchen nie den Ausdruck jenes Zuruhegekommenseins erreicht, das die Stabilität der kirchlichen Formen in der Musik versinnbildlicht.

An die Stelle kirchlicher Musik in der Tonkunst ist die geistliche Musik getreten, die für alle Schattierungen vom Erbaulichen bis zum Brünstigen, zugänglich ist. 3. - Entz

wicklung nach der Seite des Brünstigen hin hat Richard Wagner in seinen Bühnenwerken ein Bedeutendes beigetragen; auch noch seine Gebete sind da einer effektivsten romantischen Weltlichkeit voll. Es ist nicht die Theaterstimmung, die ihnen diesen Charakter verleiht: Richard Wagners Musik versinnlicht und entgeistigt alles, worauf sie die Hand legt; das gibt ihr einerseits ihre große plastische Kraft, gibt anderseits ihr auch ihre unmittelbare Unfrommheit und Irreligiosität. Wenn Rienzi, wenn Elisabeth im „Tannhäuser“ und wenn der König im „Lohengrin“ betet, so sind das effektvolle Theaterdinge; die Worte, die wir hören, sind Gebetsworte unserer Gebetsworte, nicht Anrufungen irgendeiner beliebigen Gottheit naiver Opernzeiten, denen auch ein Mozart anhing und trotzdem uns in den Chören der Sispriester in der „Zauberflöte“ durch die Zeiten hindurch unverändert „fromm“ wirkende Stücke gab. Aber die Wagnerschen Gebete halten uns in der Welt der Kulissen fest, und das tun sie auch noch, wenn man sie in den Konzertsaal oder in den Kirchenraum verpflanzt. Noch gilt es in deutschen Landen als eine arge Keßerei, wenn man das Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ als ein Werk, das Religiöses opernhafte behandelt, charakterisiert; am liebsten möchte man es ganz und gar in die Kirche hineinholen, wie man ganze Stücke davon schon hineingeholt hat.

Es ergibt sich: wir sind eine Zeitgenossenschaft, der das Empfinden für Begriffe wie kirchlich oder auch nur religiös in der Musik verloren ging. Die oben angeführten Beispiele, Schumann und Chopin in Gottesdiensten, ließen sich nach allen Richtungen hin vermehren; man kann heute in kirchlich liturgischen Andachten sehr weltliche Arien aus dem galanten italienischen Rokoko antreffen, die man naiverweise „geistlich“ gemacht zu haben glaubt, indem man ihnen den Text nahm, sie vom Vokalen in das Instrumentale umsetzte, und man begegnet modernen Kompositionen auf irgendwelches Bibelwort, die in der Kirche wie ein auf die Kanzel verplanter Text von Peter Altenberg oder Hugo v. Hofmannthal wirken; Verpflanzungen, die auch ein Gelegenheitsphänomen der Gegenwart sind. Diese Erscheinungen in der Kirche sind sehr unerfreulich und nur als Lebensäußerung an sich, indem man sie als haltlose Reaktion gegen die Reste einer mittelalterlich kirchlichen Gebundenheit erkennt, verlieren sie etwas von ihrer Hoffnungslosigkeit allem gegenüber, was Wahrheit und Würde des Gefühls in der Tonkunst ist.

Daß an den Nordwestgrenzen unseres deutschen Vaterlandes diese Stilverwirrung der Begriffe im Kirchlichen und Geistlichen der Kunst so augenfällig hervortritt, beruht in besonderem Maße auf geschichtlicher Entwicklung. Es ist das Land, das den Bilderstürmern zugänglich war; die streng reformierte gottesdienstliche Ordnung warf alles aus der Kirche heraus, was sie Sinnenwert nannte, und auch die Kunst mußte aus ihren Mauern ziehen. Die Liturgie im Gottesdienst starb; keine Vorstellung von ihr blieb mehr zurück, und kein Maßstab war vorhanden, welchen Geist eine Musik habe, die Ausdruck der Religion sei. Aber die Musikliebe läßt sich beim Deutschen nicht totmachen, auch in der Kirche nicht; durch allerlei Seitentüren kam sie wieder hinein, wahllos, voraussetzungslos. Die Kultur in der kirchlichen Tonkunst, die imstande ist, zu den Erscheinungen nicht nur „ja“ zu sagen, sondern auch „nein“ zu sagen und sie mit aller Entschiedenheit abzulehnen, diese auf innerlicher Wahrheit beruhende Kultur ist einem bilderstürmerischen Geist der Vergangenheit zum Opfer gefallen.

Gottfried Traub / Weltengang

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Lessing.

Das Rätselhafteste in der Welt ist und bleibt, daß die Menschheit vorwärts geht, trotzdem die einzelnen Menschen in ihren Eigenheiten und Sonderlichkeiten einen so kleinlichen Eindruck machen. Wenn man heute in die Tagesereignisse hineinsieht und hineinhorcht, möchte man verzweifeln, daß so große Zeiten oft so kleine Menschen finden, daß heute noch Leute einen Genuß darin finden, ihrem Vordermann ein Bein zu stellen, ihren Kameraden zu quälen, ihren Vorgesetzten zu verdächtigen — warum? Nur weil sie von ihrer Art nicht lassen können. Haben wir den Mut, auch in die Kriegsjahre und ihre Entwicklung mancherlei Dummheit, Eitelkeit, Neid, Gier einzurechnen, dann wird es uns leichter, auch das Große in seiner überragenden Gewalt zu sehen und sich daran von Herzen zu freuen. Unglückliche Menschen werden irre, wenn das Bild der Geschichte kein „reines“ ist und wenn ihre Vorstellungen von Tüchtigkeit, Vaterlandssinn, Opferwilligkeit durch trübe Leidenschaften durchkreuzt werden. Wird das Bild des sonnbeschienenen Stroms dadurch häßlicher, daß man des Schlammes und Gerölls sich erinnert, den er in seinem Bett mit sich schleppt? Schwache Augen können nur einen Lichtgrad sehen; starke Augen ertragen die Sonne und finden sich im Nachtdunkel zurecht. Wir haben den unerschöpflichen Vorzug dabei zu sein, wie eine neue Gestaltung der Welt sich losringt. Bezahlen wir willig die Kosten, die gerade hierfür vom Schicksal bestimmt sind. Andere Zeiten haben keine geringeren Kosten.

Unmerklich geht die Vorsehung ihren Schritt. Und wenn sie lachen und sprechen: „Wir sehen nichts davon“, dann bist du der Glücklichere und Reichere, der in diesem Glauben vorwärtsschreitet. Wir gehen durch Dome und Ruinen alter Zeiten und hören von dort aus den Hall der Schritte, den die Jahrhunderte machen. Bei uns steht sie nicht still, die ewig ordnende und schaffende Weisheit. Sie ist uns näher als sonst. Die Schmerzen, die wir erdulden, sind ein Zeichen ihrer Schaffenskraft: sie zwingt uns, durch Leiden groß zu werden. Wir stehen näher bei der Sonne als frühere Geschlechter: darum brennt es uns so heftig in unseren Augen. Eine Ewigkeit voll Kraft liegt in einem einzigen Blick auf die Hand, die die Weltenuhr stellt. Kleinste Erfahrungen des täglichen Lebens bezeugen, daß keine Angst und keine Sorge jemals recht behalten haben, sondern Wellenhöhen sich ebnen und Wellentiefen sich nicht im Abgrund verlieren. Man wird innerlich sicher, wenn man an der Hand ewiger Kraft geht und weiß, daß die Vorsehung größer ist als die Menschenaugen, die meist nur nach sehen. Sie ist keine Einbildung noch Erfindung wohlmeinender Menschen, die sie als Trost benützen wollen. Sie ist da. Tausendmal wirklicher als alle Zweifel und Einwände lebt sie und formt alles Geschehen. Sie will Leben und Tod, weil sie die Bewegung will und ohne diese keine Entwicklung möglich ist. Sollten wir darum den Tod ausschalten wollen? Das hieße das Leben selbst verneinen. Sie will Leidenschaft und Liebe, Haß und Güte, Neid und Reinheit nicht aus Spielsucht oder um einen Theatererfolg zu erzielen, sondern weil sie mit den Stoffen arbeitet, die ihr gegeben sind, und in dieser mühseligen Arbeit nicht müde wird. Von ihr strömt das Vertrauen in unser Gemüt. Ihr Stern ist unser Lichtschein; wir wandeln im Licht, weil dieses Licht unvergänglich ist. Wir sehen zum Himmel, ohne als Wolkengüter über die Steine am Weg zu

stolzern. In der Vorsehung Gewalt binden wir unsere Kraft und sammeln unsere Gedanken. Wir flüchten nicht aus der Zeit; wir werden ganz heimisch in ihr, auch wo es häßlich und schmerzlich drin aussieht. Denn die Vorsehung geht ihren Schritt, und wir gehen mit.

Soziale Bewegung

Arbeiterstimmung im Kriege. Die Mahnung der sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsleitung zur Besonnenheit und zur Bekämpfung von vaterlandsfeindlichen Generalfreiverheerungen hat auch in der gesamten nichtsozialdemokratischen Arbeitererschaft ein lebhaftes Echo gefunden. Die christlichen und Hirsch-Dunderschen Gewerkschaftsblätter stoßen hierbei durchaus in das selbe Horn wie die sozialdemokratischen. Das Organ der deutschen Maschinenaubauer (S.-D.) beendet beispielsweise einen vaterländisch warmen Leitartikel mit folgenden Sätzen: „Der unserem Volk aufgezwungene Krieg muß durchgekämpft werden, es gibt für uns kein Zurück, solange, bis nicht die heutigen Feinde Deutschlands einsehen gelernt haben, daß das deutsche Volk gewillt ist, für seine Existenz und seine Kultur die erforderlichen Opfer zu bringen. Was soll denn werden, wenn unsere Truppen im Felde keine Nahrungsmittel, keine Munition, keine Waffen mehr erhalten sollten? Das Ende wäre, daß sie hingerichtet würden von den Feinden, daß der Feind mit leichter Mühe in unser deutsches Vaterland eindringen könnte, und die Folge würde sein, daß die deutsche Arbeiterschaft am härtesten unter den Folgen einer Niederlage Deutschlands zu leiden hätte. Gewiß, auch wir haben manches auszuhalten in unserem deutschen Vaterlande. Aber wir wissen auch, daß unsere Sozialpolitik, wie sie seit Jahren in Deutschland betrieben wurde, und unsere Versicherungsgeetze vorbildlich in der Welt dastehen. Alle diese Errungenschaften jahrzehntelanger Arbeiten und Mühen müßten verlorengehen, wenn Deutschland nicht imstande wäre, sich so zu verteidigen, wie es im Interesse seiner Kultur und der weiteren Aufwärtsbewegung seines Volkes notwendig ist. Unsere Weltwirtschaft wäre vernichtet und dann gleichzeitig auch die Existenz der deutschen Arbeiterschaft überhaupt. Wir sind mit unserer hochentwickelten Industrie auf den Weltmarkt angewiesen, und die Arbeiterschaft Deutschlands kann ihren Unterhalt nur finden, wenn auch in der Zukunft der Weltmarkt für deutsche Waren und deutsche Erzeugnisse offen bleibt. Den Weltmarkt will man uns verschließen und absperrern; die Folge davon würde sein, daß die deutsche Arbeiterschaft in ihrer ganzen Lebenshaltung auf Jahrzehnte hinaus zurückgesetzt und ein Wiederemporarbeiten nur unter den schwierigsten Verhältnissen möglich wäre. Es muß also mit aller Entschiedenheit diesen Wahngewürden überspannter Köpfe, die in der heutigen Zeit Streikideen vertreten, entgegengegewirkt werden. Unsere Kollegen im ganzen Reich müssen überall dort, wo sich unter einer gewissen Gruppe ihrer Mitarbeiter solche Gedanken breit machen, diesen Wahngewürden entgegenreten und mannhaft für die Interessen des gesamten Volkes und des Deutschen Reiches einzutreten bereit sein. Das sind wir unserer Sache und unserem Vaterland gegenüber schuldig. Wir wiederholen, daß wir es für selbstverständlich erachten, daß unsere Kollegen sich an solchen Putzsch nicht beteiligen; wir verlangen aber auch, daß sie restlos solchen Dingen gegenüberstehen und mit ganzer Kraft die Würde der deutschen Arbeiterschaft zu bewahren sich bestreuen.“

Büchertisch

Bulgariens Bündnis als Arbeitsgemeinschaft des Friedens. Wie die Reise der bulgarischen Abgeordneten durch die verbündeten Länder als Demonstration für den Gedanken einer dauernden Arbeitsgemeinschaft des Friedens galt, so klingt nun dieser Gedanke in den Erinnerungen nach, die das Sobranjemitglied Rechtsanwalt Dimo Körttschew in Form einer Schrift „Sad front. (Wöw Austro-Ungrija i Germanija.“) „Hinter der Front. In Oesterreich-Ungarn und Deutschland“ in diesen Tagen in Sofia veröffentlichte.

Dieses Buch hat die damalige bulgarische Abgeordnetenreise zum Gegenstand. Dem Verfasser liegt es dabei aber fern, sich zu sehr in die Schilderungen all des Gesehenen und Gehörten zu vertiefen. Vielmehr legt er das Hauptgewicht auf den Gedankengang der Reise. Sie bezeichnet er als den „Anfang einer näheren Bekanntheit zwischen Bulgarien und seinen Verbündeten. Für Bulgarien“, heißt es wörtlich, „ist diese Reise von historischer Bedeutung“. Der Inhalt aller offiziellen Begrüßungsreden war stets eine Betonung des dauernden Bestandes des

Bündnisses, seiner Fortwirkung als Arbeitsgemeinschaft des Friedens. Deswegen räumt der Autor diesen programmatischen Darlegungen einen breiteren Raum in seiner Abhandlung ein und legt größte Sorgfalt auf möglichst ausführliche und genaue Widergabe des Wortlautes. Als das Ziel der Reise wie auch seiner Schrift bekennt der bulgarische Parlamentarier den „Willen gemeinsamer solidarischer Arbeit nach diesem Kriege, welche, wie er fortfährt, „unserem jetzigen Bunde den wirklichen Wert und Sinn geben wird“. „Mit den mitteleuropäischen Verbündeten wollen wir jenen Platz einnehmen, welchen die Geschichte und die Aufgaben unserer Zukunft bestimmen.“

Mit den Worten Dr. Friedrich Naumanns beendet er die Vorrede „Berlin, Wien, Budapest, Sofia und Konstantinopel müssen fünf Freunde sein, welche zusammen der unbestimmten Welt der Zukunft entgegengehen.“ Dazu schreibt der bulgarische Abgeordnete Körttschew: „Ich wiederhole hier diese Worte, weil alles, was jetzt und in Zukunft uns nähert und verbindet, diesem Ziele dienen muß.“

Wenn nun diese programmatische Schrift in Bulgarien eine ausnahmsweis lebhafteste Anteilnahme fand, so freut uns dieses ganz besonders. Denn als eine Demonstration für die deutsch-bulgarische Freundschaft können wir es bezeichnen, wenn, wie mir der Verfasser mitteilt, seine Schrift in nur zwei Tagen völlig vergriffen war. Das ist eine Erscheinung, die ebenbürtig neben der gewaltigen Begeisterung steht, mit der Deutschlands Abgeordnete in Bulgarien gefeiert wurden.

Zweifellos wird die Schrift auch von Deutschen mit Interesse gelesen werden, zumal sie in ihrer genauen Darstellung auch einen Wert als Dokument zur Zeitgeschichte besitzt. Mit besonderer Freude wird darum der Schreiber dieser Zeilen dem Wunsche des Verfassers nachkommen und eine deutsche Uebersetzung seiner Abhandlung liefern, so daß es hier, wie in Bulgarien, die Freundschaft der Völker festigen hilft.

Dr. Gg. Kunzer, München.

Dr. Leo Schulman: Zur Türkischen Agrarfrage. Palästina und die Fellachenwirtschaft. (Nr. 2 der außerordentl. Veröffentlich. d. „Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient“) 1916, Weimar, Neuenhauer.

Der Verfasser dieser wertvollen, wirtschaftswissenschaftlichen Arbeit ist dem „Hilfskreis unter seinem heimischen Namen Leon Schulman durch einige kulturpolitische Aufsätze über den Nahen Orient bekanntgeworden. Kulturpolitisch faßt er auch im Grunde die türkische Agrarfrage auf. „Die kulturelle Erziehung der Fellachen ist die Bedingung für das Wiedererwachen der alten orientalischen Kultur wie der Vorbereitung Vorderasiens für die Anteilnahme an den Errungenschaften der modernen Geisteswissenschaften Westeuropas.“ Der erste Teil bietet die Darstellung der wirtschaftlichen Notlage, die trotz günstiger natürlicher Produktionsbedingungen, trotz Fleiß und Anpruchslosigkeit der ärmlichen Bauern, eher Rückschritt als Aufwärtsentwicklung bedeutet. Die Gründe sind: Bodenpekulation der Landeigentümer, Wucherzins, Auszugaung durch gewissenlose Steuerpächter und Fehlen ausreichenden Zollschutzes. Die daraus folgenden Reformnotwendigkeiten erweist Schulman eingehend im zweiten Teil, der sich mit Arten und Wirkungen der Steuern sowie der Erörterung der Zollfragen befaßt. Es ist in hohem Maße befriedigend, die Richtigkeit der letzten Ausführungen durch den neuen türkischen Zolltarif bestätigt zu sehen! Der kulturpolitische Ausklang des dritten Teiles weist überzeugend die alten Irrtümer von der Wirtschaftsfreundlichkeit des Islam und der Indolenz der Einheimischen zurück und erhofft von der Hebung ihrer Bildung und ihrer Erziehungshöhe im Verein mit Steuer- Zoll- Kreditreformen und anderen Verbesserungen das allgemeine Aufblühen neuen Lebens in der jungen Türkei.

Gugo Tillmann.

Arthur Vermeerch S. J., Die Toleranz. Deutsche Ausgabe von A. Steumer. Freiburg i. B., Herder, 1914. XXVI, 334 Seiten. Preis geb. 4,50 M.

Dies aus dem Französischen übersehte inhaltreiche Buch des gelehrten slawischen Jesuiten verdient wegen seines friedlichen Tones Anerkennung. Auch sachlich gehört der Verfasser nicht zu den Heißspornen. Man sieht das z. B. daraus, daß er der Kirche das Recht über Leben und Tod abspricht. Auch was er sonst an Grundfäglichem vorbringt, wird auch bei Anhängern anderer Weltanschauungen Beachtung finden dürfen. Dagegen verdienen die geschichtlichen Teile des Werkes lebhaftes Mißtrauen, schon weil sie hauptsächlich dazu bestimmt sind, die kirchliche zugunsten der Bekehrten der am ausführlichsten behandelten bürgerlichen Unbuddsamkeit zu entlasten. Auch ist der Verfasser bei aller Belesenheit zu einer wirklichen Beherzigung des großen Problems einer Entwicklungsgeschichte der Toleranz nicht durchgedrungen.

Bonn.

J. Saschagen.

Anton Rezhach, Dr. der Staatswissenschaften, Domkufus in Freiburg i. Br. Der Bontott. Eine sozial-ethische Untersuchung. Freiburg 1916. Herdersche Verlagshandlung. 2 M. XII u. 144 S.

Nach einer begrifflichen Untersuchung über das Wesen des Bontotts, nach der Darstellung seiner Geschichte, sowohl in den einzelnen Ländern des alten und neuen Kontinents wie des internationalen Bontotts wird die volkswirtschaftliche und soziale Bedeutung untersucht und dann im Hauptteil das Problem des Verhältnisses von Bontott und Ethik angeknüpft. Diese von einer bestimmten politischen und Weltanschauung getragene Forschung gipfelt in den Fragen nach dem gerechten Preis und dem gerechten Lohn. Eine derartige ethische Untersuchung volkswirtschaftlicher und sozialer Probleme behält ihren Wert auch, wenn der Standpunkt ein begrenzterer ist, wie hier, der der katholischen Kirche. Im übrigen wird gerade die soziale Arbeit der katholischen Kirche von allen Seiten anerkannt werden müssen. Trotz der populären Form arbeitet die Schrift mit der Fülle sogar des internationalen Materials, das eine übersichtliche Literaturangabe vorführt.

Dr. Scholl, Praktische Kriegsinvaliden-Fürsorge. Sonderabdruck aus der Münchener medizinischen Wochenschrift Nr. 2. und 3. München 1916. E. Mülthalers Buch- und Kunstdruckerei. 36 S. und 2 Bildertafeln.

Berichtet sehr interessant über die Erfolge des Reservelazaretts B. in München, betreffend die Sammlung der Kriegsinvaliden zu besonderer ärztlicher und beruflicher Fürsorge. Das Lazarett zerfällt in verschiedene Abteilungen: die ärztliche Abteilung, die Invalidenschule, die Arbeitsvermittlung. An diesen Abteilungen wirken städtische und staatliche Einrichtungen mit. Die Invalidenschule (Gewerbeschule in der Brandhofstraße) hat Kriegsinvaliden für eine Anzahl von Berufen neu ausgebildet, Bandagisten, Elektrotechniker der verschiedensten Art, graphische Gewerbetler, Holzarbeiter, Installateure, Kunstgewerbetler, Metallarbeiter, Optiker, Sattler, Schneider, Schuhmacher. Alle diese Berufe wurden in den eigenen Werkstätten dieser Schule gelehrt, bei voller Berücksichtigung und Ueberwindung der Kriegsschädigungsnachteile. Ein vorbildliches Unternehmen.

Die neuen Gedichte. Von Max Geißler. Verlag L. Staadmann.

Geißler ist in seinem Erfolge als wahrer Dichter nicht unter jene gegangen, die ihre Werke nach der Klappe messen. So fruchtbar seine schöpferische Tätigkeit auch ist, er ist in jedem Werke einer, der aus vollem Herzen gibt. Als heute vielgelesener Schriftsteller ist er Dichter geblieben, der gut und schlecht nach dem Rufe seiner inneren Stimme abwägt, nicht dem Tagesgeschmack nachlaufend und Zugeständnisse machend schafft. Und so sind seine Arbeiten fast immer etwas Volles und Ganzes. Mutig war er mit seinem „Führer“ durch die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts vor die Öffentlichkeit getreten, das machte seine Persönlichkeit sympathisch, freilich fand er bei den Anfeindungen genug, aber auf die vorliegenden Gedichte werden sich diese wohl nicht übertragen. Es wäre traurig, wenn dies geschähe. Nichts Gefuchtes steckt in diesen Versen, Innigkeit und echtes dichterisches Fühlen durchwärmt uns beim Lesen der neuen Gedichte. Einfach, ungekünstelt sind sie, oft wie Volkslieder. Ich verweise z. B. auf die acht Verse „Sommerglück“. Nur acht Verse, und sie sagen so viel. Oder das in seiner Schlichtheit padende Gedicht „Weißt du es noch?“ Wer solches schreiben kann, muß ehrlich und zart fühlen. Etwas derber, aber gesund sprechen die Worte aus „Bücher und Menschen“. Lebensweisheit kennt eine schärfere Sprache. Feurig und von Sicherheit sind einige kurze Balladen, während der Dichter in seinen landschaftlichen Gedichten ohne prunkvollen Farbenverbrauch Stimmung erweckt. Das einfache, künstlerisch ausgestattete Büchlein zieht nach den Herzen des deutschen Volkes und wird seinen Weg dahin wohl finden.

Karl Wilhelm Frisch.

Waldemar von Grumbkow: Zweierlei Kampf. Zenien-Verlag 1916.

Es sind „Kriegsgedichte“, die Waldemar v. Grumbkow veröffentlicht, aber nicht erst der Krieg hat ihn zum Dichter gemacht. Hätte es der lyrische Dichter nicht so viel schwerer als der dramatische, den Weg zum Publikum zu finden, man würde wohl Grumbkows „Seidelieder“ in weiteren Kreisen kennen. Freilich war der Dichter, als er sie herausgab, erst fünfundsiebenzigjährig, und in vielen Gedichten dieses seines ersten Bandes kann man die Einwirkungen früherer Lyriker, namentlich Eichendorfs, verfolgen. Aber dennoch gelang es ihm überraschend gut, die Stimmung der Heide in Worten wiederzugeben. Wie man in der weiten Ebene Luft hat, die Augen zu schließen und sich ganz dem Weben der Kräfte hinzugeben, die die Natur durchwalten, so spürt man auch in Grumbkows Seideliedern das Weben der hinterjünglichen Mächte, genießt man diese Gedichte am besten im Zwielicht, und ist doch auch, wie in der Heide, plötzlich überrascht von einer neuen Stimmung etwa besonderer Kraft oder neuer Lebenslust, die so merkwürdig kontrastiert gegen die Elegie der meisten Gedichte. Ja, wenn man bei dem Namen Grumbkow doch sofort an Friedrich Wilhelm I. denkt und den da-

maligen Ahnen des Geschlechts, dann ist man erstaunt über das Leben, das in derselben Familie so grundverschiedene Menschen schafft. Und so sind auch die „Kriegsgedichte“ alles andere als Säbelrasseln, und man wird sie sicherlich nie bei einer Schulfeier zur Erinnerung an unseren Krieg deklamieren hören. Wie einstmals die Natur der Heide ganz intime Zwiegespräche hielt mit dem Dichter, so spricht jetzt auch der Krieg zu ihm, und alle Ereignisse dieser Zeit mit ihren Wechseln fallen gestalten sich ihm zu Gedichten, in denen seine Seele sich von ihren Empfindungen, ihrem Weben und ihrer Freude befreit. Themata wie: Einberufung, Kasernenabend, Nachtmarsch, Abschied, Im Unterstand, Schützenloß, Sturmlied, Im Lazarett, geben den äußeren Gang der Ereignisse an, die des Dichters persönlichstes Leben betreffen, tiefeinschneidend in seine Friedensarbeit und seine Zweisamkeit mit seiner Frau; der „Schützenpruch“ mag unmittelbar als meine Worte des Dichters Art wiedergeben:

O heilige, stille, duftende Erde,
Mit Sohnes Gebärde
Umfange ich dich;
Du schirmst mich
Mit Muttertreu
Immer neu
Vor Feindesbild, vor Feindesblei.
Und trägt mich zurück,
Willst das Geschick,
Zu dem, was mein.
Kann das nicht sein,
Hüllst du mich ein;
Wirfst, Graben, du ein heimlich Grab,
Darin ich gute Ruhe hab. Ernst Moering.

Freiwillige Gaben:

Zur Verendung der „Hilfe“ an frühere Freieempfänger: 1 M.: Unteroff. R. im Felde, R. R. im Felde, 2 M.: St. S. im Felde, St. u. Kompf. D. im Felde, 4 M.: St. d. R. W. im Felde, 5 M.: San.-Unteroff. S. im Felde, St. u. Kompf. S. im Felde.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld an bisherige Freieempfänger: Pf. L. in B. 1 M.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Pf. R. in P. Nur Ihr Postamt ist daran schuld, daß Sie während des ganzen Juli die Nummern der „Hilfe“ reklamieren mußten. Von uns werden jede Woche pünktlich die Hefte für die Postabonnenten an das Postzeitungsamt gegeben, das die Weiterverteilung an die einzelnen Postämter besorgt. Wir wissen nicht einmal die Orte, nach denen die „Hilfe“ auf diese Weise kommt und haben gar keinen Einfluß auf die Zustellung. Alles ist Postbetrieb, und Sie und wir können bei Störungen nur die Poststellen verantwortlich machen, was auch von uns jetzt geschehen ist.

Postfachzahlungen können seit dem 1. August auch aus dem Felde und besetzten Orten erfolgen. Unsere Postfach-Nummer ist Berlin 8683.

Unteroff. d. R. P. im Felde. Auf Ihren Wunsch teilen wir hier mit, daß Sendungen aus unserer Bücherammlung für Armee und Marine kostenlos gemacht werden, weil die Bücher sämtlich Geschenke der „Hilfe“-Leser für diesen Zweck sind. Augenblicklich ist der Vorrat aber knapp, und es liegen viele Wünsche aus allen Teilen des Heeres und der Marine noch unerledigt da.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Firma **Frdr. Hammer, Post (Lautz)** kann, wie sie uns mitteilt, die in eigener Fabrik hergestellten besten Zuck- und Wäschstoffe sowie Decken auch fernhin ohne Beaugabe in abgeben, weil die Waren dieser Firma höchstwertige Eigenschaften sind, die von der Bekleidungsbeschränkung nicht betroffen werden. Da dies als große Erleichterung durchaus begrüßenswert ist, bittet die Firma unsere Leser, vorhandenen Bedarf reichlich anzudeuten und ihre Angelegenheiten in der Hilfe besonders zu beachten.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einblendungen ist
Reis des Rückporto beizufügen.
Bieteljahrspreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungskalter der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lübow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8693.
Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Raumann:** Was wird aus der
Sozialdemokratie? — **Wilhelm Heile:** Neue Feinde. —
Dr. Wilhelm Böhmert, Direktor des Statist. Amtes Bremen:
Eine Million Tonnen Hafer für die Volksernährung. —
Peter Rahr: Das große Maß. — **Otto Schulz-Rehrin:**
Ein Verurteil für unsere Kriegsbefähigten. — **Prof. Dr.**
Paul Schubring: Tangermünde. — **Gottfried Traub:**
Hochfeuer. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Raumann / Kriegschronik

Sonntag, 20. August.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine schreibt im „Berliner Tageblatt“ über die innere Politik in der Kriegszeit und sagt, er habe aus dem Felde eine ganze Reihe von Zuschriften erhalten, daß die Kämpfer von einer Wiederholung der alten innerpolitischen Zustände nichts wissen wollen. Sie wollen die Neuorientierung nicht erst machen, sondern vorfinden, wenn sie heimkehren. Ich kann daselbe aus meinem Briefverkehr bestätigen; nichts liegt den Soldaten ferner als nach Rückkehr erst noch einmal von vorn mit dem preußischen Wahlrechtskampf anzufangen zu sollen. Jetzt würde es an der Zeit sein, diese Sache zu erledigen, was nach einer Rede, die Herr v. Heydebrand in Frankfurt a. M. gehalten hat, vielleicht nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Westlich von Moldawa in der Bukowina erstürmten Honved-Infanterie und deutsche Bataillone die heiß umstrittene Höhe Magura. 600 Gefangene. Westlich von Zabic muhten Truppen zurückgenommen werden. Daselbe gilt auch weiter nördlich bei Monasterczyska. Es ist ein harter Dienst in diesen unwohnlichen Gräben unter dem russischen Drängen, aber im allgemeinen ist die Panik überwunden, und die Linie festigt sich.

An der Sonzostrecke nordöstlich von Plava säuberten die österreichisch-ungarischen Truppen das linke Flußufer, woraus sich ergibt, daß auch dort die italienische Front nach vorn gerückt ist. Südlich des Wippachtales wurde ein italienischer Nachtangriff abgeschlagen. Die österreichische Kriegskritik ist zuversichtlich und versichert, daß die neuen Stellungen östlich der Fläche von Doberdo den Feind sicher abhalten würden. Die alten Stellungen seien durch die Beschießungen eines Jahres geradezu unmöglich geworden.

Die bulgarische Heeresleitung veröffentlicht eine Erklärung über das notwendig gewordene Eindringen in Griechenland, wobei deutsche Truppen neben den bulgarischen kämpfen: es ist nicht unsere Schuld, wenn griechisches Gebiet zum Schauplatz ernster Kämpfe wird; wir dürfen erwarten, daß wir dieselbe Handlungsfreiheit genießen, deren sich die Truppen der Entente schon so lange zum Schaden Griechenlands erfreuen. Unsere Soldaten betreten keineswegs als Feinde den griechischen Boden.

Montag, 21. August.

Fortsetzung der wohnisch-galizischen Kämpfe am Nobelfsee und zwischen Rudta und Ezerwiszge am Stochod — wo

Russen auf das Westufer übergegangen sind. Die Russen wollen offenbar Komel noch vor Eintreten der herbstlichen Ueberschwemmungen nehmen. Im Waldgebirge südlich von Zabic setzten deutsche Truppen sich in den Besitz des Berges Kreta und wiesen starke feindliche Angriffe gegen die Magurahöhe ab.

An der englischen Ostküste haben deutsche Unterseeboote einen kleinen englischen Kreuzer und einen Zerstörer vernichtet und einen weiteren Kreuzer und ein Linienschiff beschädigt.

Am 18. August begann bei Saloniki der allgemeine bulgarische Angriff. Der linke Flügel besetzte Demirhissar und warf Engländer und Franzosen seitwärts von Serres zurück. Die Mitte setzte die Kämpfe bei Doiran fort. Der rechte Flügel besiegte die Serben bei Lerine (Florina) und ging an der Bahnlinie von dort nach Saloniki zu vorwärts. Die Verbindung mit Monastir ist hergestellt. Der Pariser Temps nennt das eine unerwartete Offensive.

Die griechischen Neuwahlen sollen am 8. Oktober stattfinden. Ihr Verlauf dürfte einigermaßen von den Kämpfen bei Saloniki abhängen.

Der englische „New Statesman“ macht sich ernsthafte Gedanken über die deutsche Stickstoffindustrie, die eine Ueberwindung der englischen Blockade sei. Durch die Herstellung von jährlich 300 000 oder 500 000 To. Ammoniumsulfat ist die Versorgung mit Sprengstoffen gesichert und alles hauptsächlich für künftige Ernten vorbereitet. Da die Stickstoffherstellung von Naturbedingungen unabhängig ist, so wird die Frage aufgeworfen, warum die Engländer nicht derartige Einrichtungen getroffen haben.

Dienstag, 22. August.

Durch den bulgarischen Angriff auf Saloniki stehen Balkanfragen wieder im Vordergrund. Der „Temps“ in Paris veröffentlicht den Wortlaut des griechisch-serbischen Vertrages vom Mai 1913, der unseres Wissens übrigens schon bekannt war. In diesem Vertrage versprach Griechenland unter ganz anderen Verhältnissen den Serben Hilfe, wenn sie von einer dritten Macht oder besonders, wenn sie von bulgarischen aktiven Kräften angegriffen würden. Dieser Fall soll nun vor Saloniki wieder eingetreten sein, und wieder wird Griechenland, das arme mißhandelte Griechenland, von seinen Peinigern gemahnt, für sie nun auch noch gegen die Bulgaren ins Feld zu ziehen. Erst zur Demobilisation seiner Armee gezwungen, soll es nun die übriggebliebenen Reste den Engländern und Franzosen zur Verfügung stellen. Wirtschaftlich ist es übrigens nicht ohne Bedeutung, daß sofort durch den ersten bulgarischen Angriff der bisher unterbrochene Eisenbahnverkehr zwischen Griechenland und Mitteleuropa wieder möglich geworden ist. Wenn wir auch vermutlich nicht die ganze griechische Ernährung übernehmen können, so erhöht sich doch im Notfalle die Widerstandskraft der Griechen. — In Rumänien soll es Eindruck machen, daß die Bulgaren den Angriff auf Saloniki wagen, ohne ihre Truppen an der rumänischen Donaugrenze zu vermindern.

Während sich die englische und deutsche Admiralität über Verlauf und Erfolg des letzten Seegefehtes an der englischen Ostküste noch streiten, gibt der englische Bericht doch zu, daß die zwei leichten Kreuzer „Nottingham“ und „Falmouth“ gesunken sind. Beides waren neue, gut eingerichtete Schiffe von über 5000 To.

Nachdem die französische Regierung bereit sein soll, die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz amtlich gutzuheißen, regt sich in Belgien die Sorge, daß die Wirtschaftseindföchtung gegen Deutschland ihm schlecht bekommen dürfte. Im „Manchester Guardian“ steht ein Belgier auseinander, wie sehr Belgien von der deutschen Ausfuhr und Durchfuhr abhängig ist. Man müsse im Friedensvertrag die Deutschen zwingen, einen bestimmten Teil ihres Außenhandels über Antwerpen gehen zu lassen. Diese Darlegungen sind sehr interessant dafür, wie wenig bei den Belgiern die wirtschaftliche und die politische Ansicht zusammenstimmen. Im übrigen scheint uns, daß die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz auch dadurch nicht fester werden, daß die französische Regierung ihnen zustimmt, denn gerade Frankreich wird seine durch den Krieg herabgewirtschafteten Eisenbahnen und Kraftanlagen kaum ohne Benützung deutscher Industrien wiederherstellen können. Es muß nach dem Krieg die Beschlüsse umstoßen oder — warten, bis sich die übrige Welt wieder versorgt hat.

Mittwoch, 23. August.

In Dänemark besteht eine Ministerkrisis wegen des bereits erwähnten Verkaufes der westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten. Dabei stellt sich heraus, daß die dänische Haltung im Weltkrieg von allen Parteien gebilligt wird. Es sind nur Zeitungen, die sich etwas zu auffällig für unsere Gegner begeistern. Der bisherige Leiter des Auswärtigen Amtes Scavenius wird beim Versuche, ein gemeinsames neues Ministerium zu bilden, nicht beauftragt.

Wenn schon bei uns in einigen Gebieten der viele Regen die Getreideernte schädigt, so ist das nach den uns zukommenden Berichten in Rußland in sehr viel höherem Maße der Fall, da wir bei Eintritt der Regenzeit schon in der Hauptsache fertig waren, die Russen aber in allen mittleren und nördlichen Strichen an spätere Ernte gewöhnt sind. In Moskau sind Bittgottesdienste für Aufhören des Regens angeordnet. Auch die südrussische Ernte soll gering sein. — Ueberhaupt sieht es aus, als ob die Welternte in Weizen gering werden will, so daß im allgemeinen Hochtreibung der Preise möglich ist. Dazu kommt die Knappheit des Schiffsaderraums.

Das Unterseehandelschiff „Deutschland“ ist nun wirklich glücklich angekommen. Die Fahnen werden erst etwas scheu herausgesteckt, weil sie neulich zu zeitig geflattert haben. Es bestätigt sich aber, daß alles gut gegangen ist. Ein kühnliches Werk ist fertig gelungen. In Bremen rüstet man sich zu einem großen, jubelnden Empfang.

Donnerstag, 24. August.

Im ungarischen Reichstag haben wichtige Auseinandersetzungen zwischen den Oppositionsführern und Graf Tisza stattgefunden, über deren weitere Wirkung heute noch nichts gesagt werden kann. Der vom Grafen Andrássy eingeleitete Versuch, eine Beteiligung der Oppositionsführer an der äußeren Politik zu verlangen, ist trotz des Empfanges der oppositionellen Grafen als gescheitert zu betrachten. Es erfolgte eine Abgabe von Apponyi, Andrássy und Rakowsky an den Ministerpräsidenten Graf Tisza. Das bedeutet wahrscheinlich Bruch des Burgfriedens mitten im Kriege. Während der Rede des Grafen Apponyi erfolgten Hochrufe auf Hindenburg. Am folgenden Tage hielt Tisza eine politische Rede, in der er zur Versöhnung ermahnte. Er werde, wenn die Zeit gekommen sei, die gesamte Lage aufdecken, dann werde man ihm zugestehen, daß er die Nationalinteressen der Ungarn gut vertreten habe. Aus den Zeitungsberichten läßt sich nicht ganz erkennen, um was eigentlich gestritten wird. Auch Graf Tisza hebt das Bündnis mit dem Deutschen Reiche absichtlich hervor. Vom Verhältnis zu Oesterreich wird nicht gesprochen, nur von den Verhandlungen, einen neuen oder verlängerten ungarisch-österreichischen Handelsvertrag herzustellen. Graf Apponyi sprach (gegen links hin?) das kluge Wort: „Auch die nationalen Aspirationen halten nicht stand, wenn man unterliegt“. Der Abschluß eines neuen Zolltarifes nur zwischen Oesterreich und Ungarn sei in dieser Zeitlage eine Sünde. Ob aber diese Sünde schon vorliegt oder nicht, ist aus seiner Rede nicht zu ersehen.

Generalgouverneur v. Bessler begrüßt die Warschauer Universität zu ihrer ersten Jahresfeier und verspricht, daß sie den westeuropäischen Universitäten ebenbürtig werden soll.

An der Westfront gehen die Kämpfe täglich weiter in unendlicher Anspannung. Hauptstellen sind noch immer zwischen Thiepval und Pozieres und bei Guilleumont an der Somme und Thiaumont und Fleury bei Verdun. Es scheint, als habe der Feind bei Verdun etwas mehr freie Luft bekommen. Dort wird nun seit Februar gerungen.

Freitag, 25. August.

Die Bulgaren haben die Stadt Rastoria besetzt und damit eine Verbindung zwischen Saloniki und Balona erschwert. An eine derartige Verbindung denkt man in Italien, weil die Italiener in den letzten Wochen etwa 20 000 Soldaten nach Saloniki geschickt haben und nun glauben, einen Weg zum künftigen italienisch-adriatischen Reiche zu finden. Vorläufig aber haben nicht Italiener die westlichen Straßen von Saloniki verteidigt, sondern Serben mit französischer Ausrüstung. Die Bulgaren haben sich endgültig auf der Höhe Dzemat Jerie nördlich des Ostrovooses eingerichtet; serbische Angriffe gegen diese Stellung waren vergeblich. In der Mitte (Bardatal) und im Osten (Strumatal) verliefen diese Tage verhältnismäßig ruhig. Ob die Stadt Seres von den Bulgaren besetzt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen.

Der sogenannte „Unabhängige Ausschuß“, der vom Geschichtsprofessor Dietrich Schäfer geleitet wird, veröffentlicht einen Aufruf über deutsche Kriegsziele, in dem es heißt: „Belgien kann nur deutsches oder englisches Bollwerk sein. Daher fordern wir auch hier mit dem Reichstanzler reale Garantien für die deutsche Zukunft. Als Wortführer der großen Mehrheit des Deutschen Reichstages hat der Abgeordnete Spahn diese dahin umrissen, daß Belgien militärisch, wirtschaftlich und politisch in deutsche Hand zu liegen kommen müsse. Nur so erringen wir uns Gleichberechtigung in der Welt. Nur so gewinnen wir die Freiheit der Meere. Nur so sichern wir uns koloniale Macht.“ Das Wort Annexion ist nicht angewendet. Welches staatsrechtliche Verhältnis Professor Schäfer im Auge hat, ist nicht angedeutet. Der letztere Punkt aber ist nächst der allgemeinen militärischen Lage der wichtigste. Ist es möglich, Staaten herzustellen, die in deutscher Hand liegen und doch Selbstverwaltung haben? Ein Land wie Belgien kann man nicht wie eine Kronkolonie verwalten. Und auch darüber ist nichts gesagt, ob nach Meinung von Professor Schäfer die Flamen wieder unter die Wallonen gestellt werden sollen. Wie ist das gedacht, daß durch die Oberherrschaft in Belgien die koloniale Macht gesichert werden soll? Es ist sicherlich nichts dagegen einzuwenden, daß die Debatte über diese Fragen neuerdings erlaubt wird, aber man soll nicht glauben, mit Aufstellung einiger allgemeiner Sätze viel getan zu haben.

Leider haben die Gegner an der Somme Maurepas nehmen und ihre Front um etwa 200 m vorchieben können. Französische Blätter jubeln, daß die dritte deutsche Grabenlinie erreicht ist, vergessen aber hinzuzufügen, daß längst weitere Gräben hinter den alten gezogen sind.

Sonnabend, 26. August.

Das Unterseehandelschiff „Deutschland“ ist in Bremen von der Bevölkerung mit ungeheurem Jubel begrüßt worden. Graf Zeppelin brachte dem Unterseeboot seine Glückwünsche, indem er den Kapitän König umarmte. Die medizinische Fakultät der Universität Halle hat Kapitän König zum Ehren doktor erklärt, weil er den medizinisch-chemischen Fächern durch Beförderung der Ozeanfahrt einen großen Dienst getan habe.

Das „Reutersche Büro“ meldet aus Athen, daß dort die deutsche Regierung versichert habe, die deutschen und bulgarischen Truppen würden nicht in die Städte Drama, Kavalla und Seres einrücken. Auf diese Weise wird von uns und unseren Waffenbrüdern die griechische Neutralität geehrt. In Griechenland ist man über das Auftreten von Italienern in Saloniki wenig erfreut, weil die Italiener sowohl an der albanischen Grenze wie in den ägäischen Inseln die Konkurrenten der Griechen sind. Die grie-

hischen Parlamentswahlen werden unter jetzigen Verhältnissen voraussichtlich verschoben werden.

Der frühere französische Ministerpräsident Caillaux ist in Bad Bichy von vielen Leuten beschimpft worden. Das gilt als eine Störung des Burgfriedens. In allen kriegführenden Ländern ist es schwierig, die inneren Gegensätze niederzuhalten. Da und dort brechen sie hervor. Caillaux steht im Verdacht, mit Deutschland Frieden machen zu wollen, weil er im Jahre 1911 versucht hat, den europäischen Konflikt zu verhindern.

Gertrud Bäumer / Heimatkronik

Montag, 21. August.

Bei einer Tagung der Papier- und Schreibwarenhändler werden grundsätzliche Kleinhandelsfragen besprochen. Die Tagung bestätigt den Eindruck, den man aus der täglichen Beobachtung hat: eine untere Schicht von Kleinhandelsbetrieben geht im Kriege zugrunde, nicht so sehr, weil die Männer im Felde sind, sondern durch Beschlagnahme, Verteilung durch die Gemeinde und Warenknappheit. Im übrigen charakteristische Forderung: ein Reichshandelsamt mit einer Abteilung für Kleinhandel. Daß selbst der Kleinhandel den wirtschaftlichen Reichsgedanken vertritt, ist einer der unbewußten Einflüsse der Kriegswirtschaftsregelung.

Heute beginnt in Köln ein großer Kongreß für Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Ein Bericht über die Lebensmittelversorgung von Bremen von August 1914 bis Frühjahr 1916 zeigt mustergültige Einrichtungen für die systematische Verteilung billiger Lebensmittel an die minderbemittelte Bevölkerung. Es sind von Dezember bis Mai an alle Haushaltungen unterster Einkommensstufen (unter 18 Mark wöchentlich bei 1 Person, 21 bei zwei, 24 bei drei) als ganz regelmäßig Kartoffeln, Reis bzw. Grieß, Graupen und Hülsenfrüchte, Fett und Gemüse abgegeben. Der Erfolg war ein besonders guter Ernährungsstand von Kindern und Säuglingen. Auch sonst, z. B. in der Futtermittelabteilung — bezüglich der Bremen mit seinem Großhandel in Futtermitteln allerdings gut daran war — zeigt der Bericht, wie viel geschehen kann, wenn Stadt und Staat eins sind und die Versorgung einheitlich regeln können.

Dienstag, 22. August.

Die Massenfeisungen führen sich in Berlin allmählich gut ein. Nachdem das allgemeine Mißtrauen in den großen Kessel, von dem man nicht weiß, was „da alles drin ist“, überwunden wurde, scheint sich eine Volksmeinung zugunsten der Sache zu verbreiten. Und sie ist tatsächlich sehr gut. Nicht eine entfernte Möglichkeit, mit gleichen Mitteln ähnlich Nahrhaftes im Einzelhaushalt herzustellen. Die jungen Arbeiterinnen im Tagesheim, mit denen in den hygienischen Besprechungen die Volkspeisung erörtert wird, finden freilich, daß es „bei Mutter“ doch besser schmeckt. Was gibt es denn „bei Mutter?“ Kartoffeln und Heringe. Jeden Abend? Ja, jeden Abend. Aber es ist eben zu Hause gekocht.

Bei den Vorberatungen zur Reichsfleischkarte wird festgestellt, daß Wild und Geflügel in die Kartenpflicht einbezogen werden sollen, außer Hasen, Wildgeflügel, Enten und Gänse.

Eine Syndizierung des Schuhgewerbes von der Rohhaut bis zum Verlaufe des Fertigfabrikats ist im Werden. Wieder ein Versuch, durch freien Zusammenschluß dem Staat zuvorzukommen. Uebrigens fängt das Bucheramt in Berlin an, sich um den Schuhhandel zu kümmern, was leider nötig ist.

Mittwoch, 23. August.

Heute erscheint die Abbildung der Reichsfleischkarte in den Zeitungen. Sie gewährt für die Person und Woche 250 Gramm, die als Höchstmenge gelten, für Kinder unter 6 Jahren die Hälfte. Die Selbstverfoger sind in die Bezugsregelung eingeschlossen, doch wird ihnen das Fleisch der hausgeflachteten Tiere nur zu

%, bei Schweinen nur zur Hälfte angerechnet. Man versteht, daß ein Anreiz zur Schweine- und Viehhaltung gegeben werden muß. Andererseits bedarf ohne Zweifel der Schwerarbeiter in der Stadt im Winter mehr Fleisch als die ländliche Bevölkerung!

Und doch ist man froh, daß die Reichsfleischkarte da ist, die immer jedermann für unmöglich hielt.

Ueber die Lage des deutschen Arbeitsmarkts im Juli 1916 berichtet das „Reichs-Arbeitsblatt“:

Im 24. Kriegsmonat zeigt die Wirtschaftslage im Deutschen Reich im ganzen dasselbe Gepräge wie in den vorhergehenden Monaten. Die lebhafteste Beschäftigung, die insbesondere die für die Kriegswirtschaft arbeitenden Gewerbe aufweisen, hat dem Vormonat gegenüber in einzelnen Gewerbebezügen noch eine Steigerung erfahren. Auch im Vergleich zum Juli des Vorjahres ist verschiedentlich eine Verbesserung festzustellen. Für den Bergbau wie für die Eisen-, Metall- und Maschinenindustrie wird über ebenso angespannte Tätigkeit wie in den Vormonaten berichtet. Teilweise ist dem Vorjahr gegenüber noch eine Steigerung zu verzeichnen. Eine Verbesserung auch dem Vormonat gegenüber machte sich verschiedentlich in der elektrischen Industrie und ebenso in der chemischen Industrie geltend. Ähnlich ist auch die Gestaltung in der Holzindustrie und insbesondere im Bekleidungs-gewerbe eine teilweise bessere als im Juni. Bei der Nahrungs- und Genussmittelindustrie stehen Abschwächungen in einzelnen Zweigen Verbesserungen des Geschäftsganges in einigen anderen Geschäftszweigen gegenüber. Im Baugewerbe ist zwar kein allgemeiner erheblicher Fortschritt hervorgetreten, doch macht sich in einzelnen Gebieten wiederum eine Verbesserung geltend.

Während ich dies schreibe, telefoniert man aus der Stadt, daß die „Deutschland“ in der Wesermündung angekommen ist. Wie viele Telefonrufe hin und her werden in diesem Augenblick die Stadt mit dem goldenen Neß dieser Freudenbotschaft überflutet!

Donnerstag, 24. August.

Alles stürzt sich heute früh auf die Zeitungen, um mehr von der Fahrt der „Deutschland“ zu hören. Heute möchte man in Bremen sein oder in Bremerhaven. Man sieht die weite, windige Wesermündung mit kurzen gelben Schaumwellen und nahenden Regenwolken in Gedanken vor sich und den dunklen Körper der tapferen Blockadebrecher!

Das neue Urteil gegen Liebknecht:

„In der Strafsache gegen den Armierungssoldaten Karl Liebknecht hat das Oberkriegsgericht Mittwoch nachmittag dahin erkannt, daß Liebknecht wegen versuchten Kriegsverrats, erschwerten Ungehorsams und Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu vier Jahren und einem Monat Zuchthaus, worauf ein Monat Untersuchungshaft anzurechnen, zur Entfernung aus dem Heere und zur Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von sechs Jahren zu verurteilen sei.

Die Verhängung einer schwereren Strafe als in erster Instanz erscheint trotz voller Würdigung der zugunsten des Angeklagten sprechenden Umstände gerechtfertigt, wenn man berücksichtigt, daß Liebknecht seine Pflichten als Soldat und Staatsbürger zur Kriegszeit zum Schaden des bedrohten Vaterlandes in schwerster Weise verletzt hat. Er hat auch selbst eingestanden, daß er durch die Flugblattverteilung und durch die Veranstaltung der öffentlichen Demonstration eine Schwächung der deutschen Kriegsmacht bezweckte. Uebrigens war Liebknecht bereits früher wegen eines ähnlichen Vergehens mit einem Jahre sechs Monaten Festungshaft bestraft.“

Den beiden Warschauer Hochschulen ist durch einen Erlaß des Generalgouverneurs ein höheres Maß von Selbstverwaltung gewährt und eine weitere Ausgestaltung ihrer Fakultäten, auch eine Festlegung der Prüfungen sowie eine Habilitationsordnung in Aussicht gestellt.

Freitag, 25. August.

Die Zeitungen sind spaltenweise gefüllt von der Einfahrt der „Deutschland“ in Bremen.

Im übrigen spricht man über den Aufruf des „Unabhängigen Ausschusses“ des Professors Dietrich Schäfer und seine Kriegsziele. Allgemeiner Eindruck, daß man sich die Ziele extravaganter und die Verständigung schwerer gedacht hat, und daß dieser Aufruf eher dafür spricht, die Erörterung frei zu geben, weil deutliche Formulierungen die Einigung mehr fördern als unbestimmte Wendungen, bei denen man sich viel oder wenig denken kann.

Herr v. Batocki hat eine hübsche väterliche Mahnung an die

Landfrauen ergehen lassen, in denen versucht wird, ihren guten Willen für die Versorgung der Städte zu gewinnen.

„Es werden auf meine Veranlassung Einrichtungen getroffen werden, um alles auf dem Lande Entbehrliche an Butter, Fett, Eiern, Gemüse, Obst usw. aufzukaufen und der Verpflegung des Heeres oder den großstädtischen ärmeren Familien zuzuführen. Mit Zwang läßt sich, wie gesagt, dabei nicht viel erreichen, auch mit immer weiterer Steigerung der Preise nicht, die jetzt schon für viele ärmere Familien unerschwinglich geworden sind. Nur durch vernünftige freiwillige, von vaterländischer Gesinnung getragene Mitarbeit der Landleute kann das Ziel erreicht werden.“

Denkt nicht: „Auf mein halbes Pfund Butter, auf meine Mandel Eier kommt es nicht an; was ist das unter so viele?“ In Millionen von Landfamilien befindet sich zu einem oder zu wenigen Stücken die große Mehrzahl unserer Milchkuhe, unseres Federviehs, unserer Obstbäume. Aus Millionen von Rinnjalen muß der Strom an Ware zusammenfließen, den das Heer und die städtische Arbeiterschaft zum Leben braucht.“

Es ist sicher gut, daß man versucht, den Leuten die Notwendigkeit der Rationierung der Selbsterzeuger zu erklären und Verständnis für die Notwendigkeit der Eingriffe zu erwecken, die dem Individualismus der Bäuerin sehr schwer eingehen müssen.

Sonnabend, den 26. August.

Es ist interessant, daß in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft der Meinungsaustausch über die Frage der staatlichen Beeinflussung der landwirtschaftlichen Gütererzeugung durch folgende Erklärung des Vorstandes abgeschlossen wird:

„Der Vorstand der Gesellschaft wünscht nach Abschluß dieses Meinungsaustausches seinerseits ausdrücklich hervorzuheben, daß er getreu den bewährten Grundsätzen der D. L. G. für den zu erstrebenden Fortschritt auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Gütererzeugung die aus dem Gefühl eigener Verantwortung entspringende Selbsthilfe und solche Maßnahmen, welche diese anregen, in den Vordergrund stellt. Der dauerhafte Fortschritt gründet sich nach seiner Ansicht in erster Linie auf die stetige und planmäßige Arbeit des einzelnen Betriebsleiters und der landwirtschaftlichen Körperschaften, welche nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte durchaus feste und gesunde Grundlagen für den landwirtschaftlichen Fortschritt geschaffen haben und für die Zukunft die sichere Gewähr weiterer Erfolge geben. Zwangsmaßnahmen, welche die Eigenart der einzelnen Landwirtschaftsbetriebe nicht berücksichtigen, zerreißen, wie die Erfahrung lehrt, wichtige wirtschaftliche Zusammenhänge, beunruhigen und hemmen auf die Dauer die Gütererzeugung zum Schaden der Allgemeinheit.“

Sonntag, 27. August.

Herr v. Batocki berichtet selbst in einem Aufsatz „Drei Monate Kriegsernährungsamt“ über die bisherige Tätigkeit seines Amtes. Die Haupttatsachen: Linderung der Kartoffelnot im Juni und Juli, Reichs fettkarte, Reichs fleischkarte, Vorbereitung für einen Zudernährungsplan, Verfolgung von Wucher und Kettenhandel, enthalten nichts Neues — es sei denn, daß man den Grad der Kartoffelforgen im Frühsommer noch besser erkennt. Auf die seelische Seite der Verwaltungserfahrungen mit der „Diktatur“ deutet der Schlußabschnitt.

„Auf drei Monate sorgenvoller Arbeit, deren Erfolg notwendigerweise hinter den Absichten zurückbleiben mußte, blidt das Kriegsernährungsamt heute zurück. An Ratschlägen hat es uns bei unserer Arbeit wahrlich nicht gefehlt. Und wenn die Kritik auch einmal über das Ziel schoß, wenn der Kritiker ohne genügende Kenntnis der Dinge vorschnell verurteilte, oder wenn er gar einmal dem persönlichen Merg, daß er selbst nicht genügend mitzureden hat und daß nicht alles nach seinem Kopf geht, etwas zu sehr Raum gibt, „darum keine Feindschaft nicht“. Das deutsche Volk hat in all dem Schweren, das es durchgemacht, bewundernswerte Nervenskräfte bewiesen. Ein Ventil muß in solcher Zeit wenigstens da sein, um dem erklärlichen Bedürfnis nach Kritik und Äußerung von Merg und Unwillen Raum zu geben. Mit Recht ist die Ernährungsfrage hierzu bestimmt, als eine jeden einzelnen besonders nahe berührende und dabei verhältnismäßig unpolitische. Schaden kann selbst die lebhafteste Kritik nur, wenn sie die verantwortliche Stelle dazu bringt, selbst die Nerven oder gar den Kopf zu verlieren. Ich glaube versprechen zu können, daß wenigstens dies unter keinen Umständen geschehen wird, und daß wir weiter unseren Weg gehen werden, gewiß nicht frei von Irrtümern und Fehlern bei unserem Bestreben, die bestehenden Mängel immer mehr zu beseitigen, aber frei von bürokratischer Besserwisserei, von ängstlicher Uebereilung und von

unberechtigter Rücksichtnahme nach irgendeiner Seite; daß wir diesen Weg gehen werden in unbegrenztem Vertrauen auf unser deutsches Volk, das alles Ungemach des Hungerkrieges zwei Jahre standhaft getragen hat, und dessen Vertretungen aus allen Ständen und Parteien durch ihren Beitritt zu unserem Aufruf vom 2. August den festen Entschluß bekundet haben, mutig weiter auszuharren, bis zum siegreichen Frieden.“

Naumann Was wird aus der Sozialdemokratie?

Da wir überzeugte und entschlossene Vertreter des Gedankens vom Burgfrieden während des Krieges sind, haben wir es absichtlich vermieden, auf die inneren Auseinandersetzungen in der Sozialdemokratie mehr als unbedingt nötig einzugehen, und glauben auch, daß es für das Endergebnis der sozialdemokratischen Entwicklung das beste ist, wenn die Genossen ihre schweren Prinzipienkämpfe wesentlich unter sich ausfechten. Immerhin aber sind diese Debatten für die gesamte deutsche Volksgeschichte von so ungeheurer Bedeutung, daß kein verständiger Mensch achtlos an ihnen vorbeigehen kann. In diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Reichstagsabgeordneten Dr. Paul Lensch, nicht um es besonders zu loben oder zu tadeln, sondern um unseren Lesern zu sagen, welche weitgehenden Fragestellungen in ihm enthalten sind. Der Titel heißt „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück“ (bei Hirzel in Leipzig, 218 Seiten).

Dr. Lensch hat in der Fraktionsitzung am 3. August 1914 den Standpunkt vertreten, daß die Partei in Fortsetzung ihrer bisherigen Haltung und in der Voraussetzung, daß die Sozialisten der anderen kriegführenden Länder auf Grund wiederholter internationaler Beschlüsse daselbe tun müßten, die Kriegskredite ablehnen, aber den persönlichen Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands unbedingt als Pflicht aller Genossen anerkennen solle. Auf diese Weise wäre ein für die Parteieinheit verderblicher Traditionsbruch vermieden worden. Erst später, etwa am 2. Dezember 1914, würde dann nach Dr. Lenschs Ansicht der richtige Zeitpunkt dagewesen sein, um aus der nicht programmgemäßen Handlungsweise der französischen, englischen und belgischen Genossen den Schluß zu ziehen, daß nun die sozialistische Internationalität doch gebrochen sei und daß darum eine Kreditbewilligung jetzt auch prinzipiell einwandfrei dasthe. Es sei falsch, die Sache verschleiern so darzustellen, als ob am 4. August von der Sozialdemokratie das geschehen sei, was man nach früheren Erklärungen hätte erwarten müssen; im Gegenteil ergebe sich aus jeder Nachprüfung der Parteitageprotokolle, daß der 4. August einen unvermittelten Sprung in eine vorher nicht verkündete Gedanken- und Willensrichtung bedeutete und darum zur Parteizerrüttung führen mußte.

Diese persönliche, von der Mehrheit nicht angenommene Meinung von Lensch ist theoretisch klar. Wenn man mit logisch-juristischem Verstande vorgehen wollte, konnte man auf diese Weise die Schuld am Bruch der Internationalen den ausländischen Sozialdemokraten zuschieben. Ob aber für eine so korrekte Logik Volksstimmung und Zeitpunkt geeignet waren, ist eine ganz andere Frage. Die Abstimmung über die Kriegskredite war tatsächlich die Abstimmung der Partei über den Krieg, denn die mitleidende Heeresfolge ist einerseits eine Zwangslage

und andererseits ein innerer persönlicher Willensakt, aber keine Parteihandlung. Auch bei der von Lensch vorgeschlagenen Art des Vorgehens würden ferner innere Zwistigkeiten nicht zu vermeiden gewesen sein, da es sich, wie er selbst sehr bestimmt darlegt, in Wirklichkeit um ein scharfes Entweder-Oder drehte, nämlich um den stets schon in der Partei vorhandenen Gegensatz einer mehr internationalen oder einer mehr nationalstaatlichen Orientierung aller Parteibestrebungen an sich. Durch Mehrheitsbeschluß wurde am 3. und 4. August die nationalstaatliche Richtung zur Parteimeinung erklärt. Auch Lensch ist trotz seiner formell-taktischen Einwendungen sachlich mit dieser Entscheidung einverstanden. Darin erst liegt der eigentliche Kern seiner Ausführungen.

Die sozialdemokratische Internationalität enthielt vor dem Kriege zwei getrennte Elemente, nämlich erstens ein allgemeines praktisches Bekenntnis zur wachsenden Weltwirtschaftlichkeit, wie es von anderen Interessenvertretungen auch abgelegt wird, und zweitens ein besonderes proletarisches Parteibekenntnis zur Überwindung der Nationalitätsschranken und Herbeiführung eines überstaatlichen oder übernationalen Menschheitszustandes. Ueber die erste Betrachtungsweise ist kein Zwiespalt, denn auch nach dem Kriege werden Löhne, Preise und Arbeitsbedingungen von internationalen Konkurrenzbewegungen abhängig sein und alle Gewerkschaften werden gemeinsame Interessen haben und behalten ebenso wie es agrarische oder kapitalistische Verbindungen gibt. Die Unsicherheiten beginnen erst beim zweiten Gedankengang, der in seiner rohesten Urform die Formel hervorbrachte: der Proletarier hat kein Vaterland! Hier besteht geradezu ein Nest verworrener Irrtümer, und Lensch erwirbt sich ein Verdienst, indem er diese Dunkelheiten zu klären versucht. Er führt insbesondere zweierlei aus:

a) Die Einheitlichkeit des internationalen Proletariats ist nicht etwa eine bereits vorhandene Tatsache, sondern im besten Falle das Endziel einer langen weltwirtschaftlichen Entwicklung. Sie setzt voraus, daß die Unterschiede der Lebensbedingungen der verschiedenen Länder bereits ausgeglichen sind. „Der Krieg öffnete der deutschen Sozialdemokratie die Augen darüber, daß es, historisch gesehen, noch zu früh sei, von einer internationalen Solidarität der Arbeiterklassen aller Länder zu sprechen. In dieser geschichtlichen Situation liegt vom internationalen Standpunkt aus die objektive Rechtfertigung für die Haltung der deutschen Sozialdemokratie am 4. August.“ Solange noch die Arbeits- und Verdienstgelegenheiten eines Landes von der Politik seiner Staatsleitung abhängen, kann die Arbeiterschaft diese Politik nicht als bloße Angelegenheit der bürgerlichen Klassen des Staates betrachten und behandeln. Es tritt an dieser Stelle bei den sozialdemokratischen Massen der große Mangel weltpolitischer Schulung zutage.

b) In Wirklichkeit war die von Marx, Engels und Liebknecht verkündigte Internationalität der englische Welthandels- und Freihandelsgedanke des 19. Jahrhunderts. Die Sozialdemokratie hat nicht gewußt und gefühlt, wie stark sie (nach dem Vorbilde des früheren Liberalismus) englisch beeinflusst war. Sie ließ die gewaltige koloniale Vergrößerung des englischen Machtbereiches geschehen, ohne dabei auch nur zu merken, wie sehr die Zukunft deutscher Arbeiter durch sie eingeengt wurde. Erst der Krieg hat bewiesen, wie sehr fast alle sozialdemokratischen Landesorganisationen außerhalb von Mitteleuropa im Fahrwasser der englischen Legende schwimmen und wie tief die englische Weltansicht, daß von London aus die Freiheit der

Menschheit marschiere, auch in deutsche Gemüter eingebrungen ist. Der 4. August war für die deutsche (und österreichische) Sozialdemokratie die Loslösung vom ideellen Engländerturn.

Es steht nun glücklicherweise nicht so, als ob die Annäherung an das englische Weltherrschaftsideal der einzige oder beste Weg zur Erreichung proletarisch-sozialistischer Ziele sei. Im Gegenteil: das Proletariat führt seinen Freiheitskrieg gegen das internationale Ausbeutungssystem, das in London seinen Sitz hat: „Die Sache der Demokratie und des Sozialismus ist unlösbar mit dem Geschick Deutschlands verbunden“. Um Deutschland zum Träger des geschichtlichen Fortschritts in der Menschheit zu machen, kann die Sozialdemokratie ohne Untreue gegen ihre bisherigen Lebensziele sich mit allen Kräften der Verteidigung Deutschlands widmen. Das ist die „historisch-politische Neuorientierung“, die allein aus den Wirren der Gegenwart herausführt.

Ehe die deutsche Sozialdemokratie die Zusammengehörigkeit von Sozialismus und deutschem Staat begreift, wird es nötig sein, ihr preußisch-deutsche Staatsgeschichte in einem anderen Sinne vorzutragen, als es bisher in der sozialdemokratischen Literatur üblich war. Das ist offenbar der Zweck der historischen Partien in Lenschs Buche. Sie sind klug, aber für den Kenner preußisch-deutscher Geschichtsschreibung weniger neu als manches andere, was Lensch uns bringt. Neu aber sind sie durchaus als sozialdemokratische Geschichtsdarstellung. Der Obrigkeitstaat Preußen wird als solcher in seinem organisierenden Werte begriffen, wie er als Schutzwehr gegen den kapitalistischen Individualismus und als Vorbereitung auf die sozialistische Periode wirkt. England und Frankreich sind rückständig geblieben, teils in Wehrpflicht, teils in Schulzwang, teils in Wahlrecht. Nur in unserem Staat konnte unsere Sozialdemokratie gedeihen, denn trotz aller Polizeischikanen sind Staat und Sozialdemokratie nur zwei verschiedene Ausdrucksformen desselben Volkstums. In Deutschland allein ist Staat und Arbeiterbewegung so weit aneinander herangerückt, daß ihre zwei Beamtenchaften ohne allzu große Umformungen zusammen arbeiten können. Das wird man sich nicht ohne Reibungen und Widerstände denken dürfen, aber daß es an sich möglich ist, beweist der Kriegssozialismus. Wir würden den Krieg schon verloren haben, wenn die Sozialdemokraten ihn nicht gewinnen wollten. Der sozialdemokratische Offizier als neue Einzelerrscheinung ist Vorzeichen einer Zeit, die weit vom Sozialistengesetz entfernt ist. Der Landsturm gehört ins sozialdemokratische Programm: „Wehrhaftmachung des ganzen Volkes“. Und das System der Brotkarte und aller anderen Bedarfskarten ist zwar vielleicht nicht schulgerechter und tadelfreier Margismus, aber lebendige Hinwendung und sozialistische Auffassung von Privateigentum und Staatspflicht. Wie uns 1813 den Anfang der allgemeinen Wehrpflicht gab und 1866 den Anfang des allgemeinen Wahlrechts, so bringt der Weltkrieg ein Vorspiel der sozialistischen Ausnutzung aller Volkskräfte für Staat und Volk. Wenn die Sozialdemokratie selber sich ihr Spiel nicht verdirbt, so reift für sie eine große Ernte, und selbst wenn sie sich zerfleischt, kommt in der Hauptsache doch, was von den großen sozialistischen Führern früher gewissagt wurde. —

Es ist uns eine besondere Genugtuung, den früheren Schriftleiter der „Leipziger Volkszeitung“ so rund und gewiß vom deutschen Staate sprechen zu hören. Ueberhaupt muß man sich hüten, die alten Begriffe von Radikalen und Revi-

tionisten ohne erneute Prüfung weiterzubrauchen. Wie Lensch staatspolitisch wird, weil er stets prinzipiell war, so wurde Bernstein, der einstige Führer der Revisionisten, zum Mitglied der Parteiopposition, weil er englisch gestimmt blieb in dem vorhin angedeuteten Sinne. Der Krieg schüttelt in allen Parteien die Menschen durcheinander, nirgends aber mehr als in der Sozialdemokratie. Man kann diese Wirkung mit dem Einflusse vergleichen, den vor gerade 50 Jahren der preußisch-österreichische Krieg auf den bürgerlichen Liberalismus hatte. Es schieden sich damals Nationalliberale und Fortschrittspartei. Was Lensch will, ist das sozialistische vergrößerte Nachbild der damaligen Reichsgründungspartei. Etwas dem Gang der Dinge vorgehend, schreibt er: Am 4. August 1914 wurde die deutsche Sozialdemokratie zur deutschen Zentralpartei!

Daß der „Vorwärts“ noch nicht auf diesem Standpunkt steht, ist bekannt, das weiß auch Lensch sehr genau, aber er tritt als Rufer im Streit auf und zeigt Wege, die die Menge gehen soll. Darin hat er zweifellos recht, daß die Sozialdemokratie nach diesem Kriege entweder staatspolitische Partei werden oder in langwieriger, vergeblicher Zankerei verkommen muß, denn für eine internationale revolutionäre Partei im alten Sinne dieser Worte ist kein Platz mehr.

Wilhelm Heile / Neue Feinde

Nun gilt es erst recht, sich rüsten mit trohiger Kraft. Rumänien im Ringe der Gegner! Soll man schwertklingend sagen: was macht es uns aus? Soll man stolz sich stützen auf die alte Spruchweisheit des Volkes: viel Feind' — viel Ehr'!? Der großen Mehrheit des Volkes ist das jedenfalls mehr aus dem Herzen gesprochen, als wenn man die Stirn in Sorgenfalten legen wollte und bänglich fragen: wie wird das enden?

Es ist billig zu sagen, man hätte es kommen sehen. Niemand hat das klar vorausgesehen. Die Rumänen selbst, ihre verantwortlichen Männer, ihr König aus deutschem Hause — sie haben bis in die letzten Stunden vor ihrer Entscheidung nicht gewußt, ob sie den Schritt tun sollten. Nun haben sie ihn getan, und nach all ihrem Schwanken hin und her haben sie sich durch ihre grundlose Kriegserklärung an Oesterreich nun vor aller Welt und vor der Geschichte mit dem traurigen Ruhm der Doppelzüngigkeit und des Treubruchs beladen. Für unsere Regierung gab es auf den „schmählischen Bruch der mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgeschlossenen Verträge“ keine andere Antwort als die sofortige Unterstützung unserer Bundesgenossen durch die deutsche Kriegserklärung. Es ist kein Zufall, daß der rumänische Verrat in dieselben Stunden fällt, wie die endgültige und förmliche Erklärung des Krieges von Italien an das Deutsche Reich. Die Rumänen legen — auf ihren Namen und ihre Sprache gestützt — großen Wert auf ihre Zugehörigkeit zur lateinischen Rasse. Auch an Treulosigkeit und dem berühmten „heiligen Egoismus“ sind sie den Römern ebenbürtig. Bei uns aber wird in diesem Zusammenhange wieder lebendig, was unsere Altvordern stets von den Romanen aller Art gesagt und gedacht haben: was welsch ist, ist falsch.

Reichlich ein Jahr ist es her, seit die Italiener sich zum Verrat entschlossen. Welch ein Jubel damals — wir lagen in den Vogesen — in den französischen Gräben uns gegen-

über! „Vive l'Italie“ und „L'Allemagne kaputt“ schrien sie drüben immerfort. Wir lachten und schrien zurück, daß Przemyśl gefallen sei und bald auch Lemberg. Sie pflanzten nachts in ihren Drähten italienische Fahnen auf und Plakate mit höhnischen Aufschriften. Wir schlichen in der folgenden Nacht zu ihnen hinüber, ersetzten die italienischen Fahnen durch schwarzweißrote und die Plakate durch riesengroß gezeichnete Kartenskizzen mit Einzeldarstellung des gewaltigen Vordringens der Unseren in Galizien und Russisch-Polen. Die Antwort saß.

Wird es heute anders sein? Gewiß nicht. Ueber die Kriegserklärung der Italiener mit ihrer heuchlerischen Begründung wird niemand da draußen ein Wort verlieren, es sei denn ein Wort des Spottes. Und der Uebertritt der Rumänen ins Lager unserer erklärten Gegner wird von unseren Truppen eher wie eine Erlösung aus dem ungemütlichen Zustande des Zweifels, als wie eine schwere Sorge aufgenommen werden.

Man fragt sich, was eigentlich Rumänien durch sein Eingreifen zu erreichen hofft. Eines war den Rumänen um Take Jonescu und auch ihren deutschfreundlichen Begnern um Peter Carp schon längst klar: ein billiger Erfolg ohne Schwertstreich, wie nach dem letzten Balkankriege, war für sie unter allen Umständen ausgeschlossen. Die Beforgnis wegen der mächtigen Erstarkung Bulgariens ist für die Haupttriebfeder der Entscheidung im Sinne der entente-begeisterten Nationalisten, deren Blick schon von jeher auf die „unerlösten“ Stammesgenossen in Siebenbürgen und nicht auf die im russischen Bessarabien gerichtet war. Es leben im Staate Rumänien selbst etwa 5½ Millionen Rumänen, in Ungarn fast 3 Millionen, in Galizien und der Bukowina annähernd 300 000, in Bulgarien noch nicht 100 000, in Rußland rund etwa 1 200 000; wie viele im ehemaligen Königreich Serbien, ist schwer zu schätzen. Wenn also die nicht zum Staate gehörenden Rumänen wirklich von fremdem „Joch erlöst“ werden sollten, so gibt es in der Tat bei unseren Bundesgenossen mehr zu erlösen als bei unseren Gegnern. Es stimmt in dieser Rechnung nur eines nicht, daß nämlich die ungarischen Rumänen trotz mancher Fehler der Madjaren in ihrer Behandlung gar keine Sehnsucht nach Befreiung durch ihre Stammesgenossen empfinden. Siebenbürgen hat seit Jahrhunderten das Schicksal Ungarns geteilt, und seither sind die Geschicke der dortigen Rumänen wie die der Madjaren auf Gedeihen und Verderben mit denen des Hauses Habsburg verbunden gewesen.

Ganz anders liegt es in Bessarabien. Diese reiche Provinz war dem Staate Rumänien im Pariser Vertrage von 1856 zugesprochen worden. Als aber 1877 das rumänische Heer die Russen bei Plewna vor einer Niederlage durch die Türken bewahrt hatte, erntete der rumänische Staat dafür dann im Frieden von San Stefano den Dank, daß er Bessarabien an Rußland abtreten mußte, während die slawischen Balkanstaaten auf Kosten der zertrümmerten europäischen Türkei wohl abgerundet wurden. Ohne das deutsche Eingreifen hätte Rumänien im Berliner Vertrage von 1878 nicht einmal die viel kleinere und weniger wertvolle Dobrudscha als Entschädigung für Bessarabien bekommen. Trotz dieser Erinnerungen an russischen Verrat und deutsche Hilfe ist es der Agitation der Franzosenfreunde schon seit langem gelungen, der offiziellen deutschfreundlichen Politik der rumänischen Regierung das Leben schwer zu machen. Man erinnert sich, wie es schon einmal so weit war, daß der

verstorbenen König Karol die Heher nur noch durch so etwas wie ein festes Ultimatum in die Schranken zurückweisen konnte: er würde seine Zustimmung zu ihrer Abenteuerpolitik nie geben und eher die äußersten Konsequenzen dieses Entschlusses ziehen, als zugeben, daß das Land dem Verderben preisgegeben werde. Auch jetzt sieht es so aus, als ob der König, den Spuren seines Vaters folgend, sich bis zur letzten Stunde gegen die Abenteuerpolitik Take Jonescus gewehrt hätte. Wahrscheinlich sind es die mit scheelen Augen gesehenen bulgarischen Erfolge vor Saloniki gewesen, die dem nun aufs heftigste, bis zum harten Entwerden — Oder einsehkenden Druck der Entente zur letzten entscheidenden Wirkung verholten haben. Die Bulgaren aber kennen den Reiz der Rumänen und erwidern ihn mit ehrlichem Haß. Ihre dritte Armee steht längst schlagbereit an der Grenze, und in dem Augenblick, wo die ungarisch-rumänische Grenze vom Waffenlärm widerzuhalten beginnt, werden auch die Bulgaren ihren Sturm beginnen. Vielleicht sind, wenn diese Zeilen, die am Montag geschrieben werden, in die Hände der Leser kommen, schon wichtige Schlachten geschlagen.

Was wird man von den Leistungen der Rumänen zu erwarten haben? Ungarn und Bulgaren sprachen gern von der Operettenarmee. Es wird sich bald genug zeigen, ob dieser Spott berechtigt war. Doch einstweilen tut man gut, den Gegner lieber zu hoch als zu niedrig einzuschätzen. Die Entente rechnet mit einer Unterstützung durch rund 500 000 Mann. Das ist eine Zahl, mit der man rechnen muß, auch wenn man jeden einzelnen Mann noch so gering bewertet. Es ist aber eine Zahl, derentwegen bei uns niemand in Ohnmacht fällt. Wir brauchen nur einen Jahrgang der bislang nicht eingezogenen Ausgebildeten mehr einzuberufen, und die Zahlen sind ausgeglichen. Noch denkt man bei uns nicht an solche Maßnahmen. Unsere Heeresleitung hält sie offenbar nicht für nötig, obwohl wir nach unten und nach oben nicht annähernd so weit gegangen sind wie unsere Gegner, die längst die Fünfzigjährigen und die Siebzehnjährigen unter Waffen haben. Wenn aber Not am Mann sein sollte, wird niemand bei uns zögern; sie werden zu den Fahnen gehen, noch ehe sie gerufen werden.

Einstweilen sieht es nicht danach aus, als ob der rumänische Treubruch solche Folgen nötig machen könnte. Erst wenn die Hoffnung der Entente in Erfüllung ginge, daß nun auch Griechenland sich ihrem harten Drucke fügt, wird man allen Ernstes daran denken dürfen, die Wehrpflicht auch bei uns zu erweitern, wie es unsere Feinde und auch unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen uns schon vorgemacht haben.

Vor mir liegt ein ganzer Stoß von Zuschriften, die Raumanns Aufsatz „Warum wir noch kämpfen“ uns eingetragen hat. Sie enthalten mit einer einzigen Ausnahme den Ausdruck lebhafter Zustimmung und zumeist den Wunsch, daß der Aufsatz daheim und an der Front als Massenflugblatt seinen Weg in jedes Haus und jeden Unterstand finden möchte. Fast könnte man betroffen aus solchen Kundgebungen den Eindruck gewinnen, es sei ganz allgemein das Gefühl verbreitet, daß ein großer Teil unseres Volkes nicht mehr recht wisse, warum noch immer gekämpft wird. Ist es wirklich so? Ist es möglich, daß jemand zweifeln kann an der Notwendigkeit, im Kampfe auszuharren bis zur klaren und endgültigen Entscheidung? Ist es jetzt noch möglich, auch nach den wiederholten Erklärungen des Reichstanzlers über die deutsche Bereitschaft zu Friedensverhand-

lungen und nach dem Echo, das von den Palästen der feindlichen Staatsleiter zurückhallte, daß auch nur ein einziger vernünftiger Mensch glauben kann, es läge im Belieben und in der Macht unserer Regierung, den Krieg unter erträglichen Bedingungen, ohne völlige Preisgabe unserer Lebensinteressen zu beenden, sobald sie nur wolle?

Nein, es ist nicht so. Die Zahl der Menschen, die zu verzagen beginnen und aus Verzagtsein denken: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende — sie ist doch glücklicherweise verschwindend klein. Wohl läßt sich unter denen, die nun schon zwei Jahre lang draußen sind, hier oder da einmal eine Stimme vernehmen: wär' es doch endlich aus und vorbei! Auch kann nicht bestritten werden, daß Knappheit und Teuerung des nötigsten Lebensbedarfs und Sorge um den oder die Liebsten da draußen manchem und mancher den gleichen Wunsch auf die Lippen drängt. Aber ist das ein Wunder? Es wäre unnatürlich, wenn es nicht so wäre. Ein anderes jedoch ist es, mit Sehnsucht und Hoffnung an den Frieden zu denken, und ein anderes, ihn herbeizusehnen, ihn zu fordern um jeden Preis. Wo aber sind die, die so sprechen und denken? Sie würden, wenn man sie kannte, ohne Mühe zu zählen sein.

Indem ich diese durch Beobachtung draußen und daheim gut gestützte Ueberzeugung ausspreche, will ich nicht etwa behaupten, daß die Sorge um Aufrichtung und Festigung der Verzagten und Aufklärung der Unverständigen und Widerstrebenden unnötig sei. Im Gegenteil. Nur warnen möchte ich davor, daß man durch Ueberschätzung von Umfang und Verbreitung der Kleingläubigkeit sich selbst in eine Stimmung der Schwäche und seelischen Schwunglosigkeit hineinziehen läßt. Wir haben wirklich allen Anlaß, auf unser Volk stolz zu sein und seine Seelengröße nicht nur in Dankbarkeit zu preisen, sondern ihr zu vertrauen ohne Bangen und Schwanken. Und wenn dennoch irgendwo das Gefühl sich festgesetzt haben sollte, auch außerhalb der unbelehrbaren kleinen Gefolgschaft der Liebtnecht und Genossen, daß wir Deutschen jetzt imstande und verpflichtet wären, durch Nachgeben, Verzicht und Zugeständnisse den Frieden herbeizuführen, so wird jetzt die Kriegserklärung der Rumänen wohl auch solchen Träumern die Augen geöffnet haben. Es geht jetzt endgültig ums Ganze. Vielleicht reifen nun die Dinge schnell zur letzten großen Entscheidung. Um so mehr also heißt es für alle, draußen und drinnen: Alle Mann an Deck.

Wilhelm Böhmert / Eine Million Tonnen Hafer für die Volksernährung

Es gibt Optimisten, die mit dem Ende des Krieges zu Weihnachten rechnen. Ich zähle nicht dazu. Es steht für alle Beteiligten zu viel auf dem Spiele, für die Entente ganz besonders, weil ihr Einsatz an Menschen und Kapital und ihr Verlust an beiden, gering gerechnet, das Doppelte beträgt wie der unsrige. Wer die Zeitungen unserer Gegner liest, wird darin nichts von Friedensneigung bemerken. Mag sich auch hinter dem zur Schau getragenen Siegeslächeln die Grimasse der Angst verstecken: am Ende der Mittel ist noch niemand. Und daher werden die gegenwärtigen Machthaber, die eine furchtbare Abrechnung nach einem erfolglosen Kampfe erwarten müssen, das grausame Spiel noch eine Zeitlang weiter fortsetzen. Solange die eiserne Rute der Militärdiktatur

herrscht, haben sie nichts zu befürchten. Wer opponiert, ist am nächsten Tage im Gefängnis oder in der Kaserne. Wie die französischen Sozialdemokraten oder wenigstens ihre augenblicklichen Führer denken, haben wir ja kürzlich aus den Zeitungen gesehen. Man muß sich nur darüber wundern, daß sich jemand über diese Komödie gewundert hat. Diese Führer, Viviani und Briand an der Spitze, stehen ja unter den Urhebern des Krieges an erster Stelle. Niemals hätte Frankreich den Waffengang gewagt, wenn es nicht der Zustimmung der Sozialdemokratie oder ihrer damaligen Führer sicher gewesen wäre. Also rechnen wir nicht mit einem baldigen Frieden. Wir könnten uns dabei gründlich verrechnen, und ein solcher Rechenfehler wäre für uns das Ende.

Selbst wenn sich aber die Hoffnungen jener Optimisten erfüllen sollten, würde das nichts an der Tatsache ändern, daß wir mit unserer Ernte unter allen Umständen bis zur nächsten durchhalten müssen. Auch wenn die Häfen wieder geöffnet würden, haben wir mit keinen großen Zufuhren in den wichtigsten Nahrungsmitteln zu rechnen. Die amerikanische Ernte scheint nur gering zu sein. Jedenfalls reicht sie nur knapp für den gesteigerten Bedarf der Westmächte aus. Rußland aber, unser Hauptfriedenslieferant, kommt nicht in Betracht. Man wird dort im nächsten Jahre kaum um eine Hungersnot herumkommen, die ja allerdings in diesem gesegneten Lande nichts Ungewohntes ist. Eine Erleichterung unserer Fett- und Fleischezufuhr, etwas mehr Fische und Gemüse, das ist alles, auf das wir im günstigsten Falle zu rechnen haben. Und das zu Preisen, die unsere Valuta in sehr ernsthafte Bedrängnis bringen würden. Wir müssen also auch für den Friedensschluß annehmen, daß die Zwangsorganisation unserer Lebensmittelversorgung zum mindesten bis zur nächsten Ernte, wahrscheinlich bis zur übernächsten dauern wird und daß wir, wenn irgend möglich, mit dem auskommen müssen, was wir selbst erzeugen.

Die Frage der Bewirtschaftung unserer Ernte ist also eine Lebensfrage für uns, mag der Krieg enden, wann und wie er will. Für unsere Gegner ist sie das noch ganz besonders. Die bevorstehende Aushungerung Deutschlands ist ja das Hauptargument, mit dem sie ihre widerstrebenden Völker und Heere zusammengehalten haben. Es gab in den Sommermonaten einige Wochen, wo das Ziel nahe zu sein schien. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die großen und zum Teil nur auf mangelhafte Vorzüge zurückzuführenden Beschränkungen in der gewohnten Lebensführung eine weitverbreitete Mißstimmung hervorgerufen haben. Das muß aber auf die Dauer auch die Schlagkraft der Armee beeinträchtigen. Gewiß ist in Deutschland kein einziger Mensch Hungers gestorben. Auch gab es keinerlei Anzeichen für eine verbreitete Unterernährung. Der Gesundheitszustand des Volkes, soweit man ihn an Krankheiten und Sterbefällen ablesen kann, war eher besser als in den beiden letzten Friedensjahren. Auch Geisteskrankheiten und Sterbefälle haben eher als zugenommen. Gegenwärtig ist ja vollends jede Versorgung einer akuten Nahrungsmittelnot geschwunden und viele Folgen vorübergehender Entbehrung durch reichlichere Ernährung ausgeglichen. Es handelt sich jetzt nur darum, die Wiederkehr von Zuständen, wie wir sie in Mitteldeutschland in den ersten Sommermonaten erlebt haben, unter allen Umständen zu verhindern.

Wie stehen die Dinge? Wir haben eine gute Mittelernte in den Hauptbrotfürchten, die zudem in vortrefflicher Verfassung geborgen wurden. Sie wird etwas reichlicher sein als im Vorjahre. Ob sie aber zu einer dauernden Steigerung der Brottration führen wird, ist noch keineswegs sicher. Die

Gerstenernte wird nach den bisherigen Berichten mindestens $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen mehr erbringen. Das sichert uns etwas mehr Graupen und Grieß. Wir dürfen ferner erwarten, daß das Kartoffelquantum von $1\frac{1}{2}$ Pfund täglich im nächsten Jahre unter allen Umständen gesichert werden wird. Aber auf Kartoffeln und Gerste, sowie auf einen Teil des Brotgetreides ist auch das Vieh angewiesen. Von der Raufutterernte allein, so vorzüglich sie auch war — eine Rekord-ernte im eigentlichen Sinne — haben wir noch keine Milch, und noch weniger können wir damit Schweine mästen. Damit kommen wir auf den schwierigsten Punkt: Der Vorrat an tierischer Nahrung, der uns im nächsten Jahre zur Verfügung stehen wird, ist wesentlich geringer als im vorigen. Dazu wird sich die Absperrung von den neutralen Ländern noch stärker bemerkbar machen. Das Fischquantum wird geringer sein (man denke an die englische Bergewaltung der holländischen Heringsflotte), und Rumänien gehört jetzt zu unseren Feinden. Genügt unter diesen Umständen eine Erhöhung des Brotquantums um etwa 50 Gr., eine erhöhte Menge Gerstengraupe, etwas mehr Zucker und ein halbes Pfund Kartoffeln zur Aufrechterhaltung unserer Volksernährung, zur Erhöhung der Kraft, Leistungsfähigkeit und Zuversicht unseres Volkes? Ich glaube es nicht.

Wir müssen deshalb auf eine Frucht zurückgreifen, die an Nahrungswert vielleicht alle anderen überragt und die jahrhundertlang bei uns und in anderen Ländern (Schottland) eines der Hauptnahrungsmittel gewesen ist: auf den Hafer. In Hafer haben wir zweifellos die beste Ernte von allen Feldfrüchten zu erwarten. Wir dürfen den Mehretrag auf mindestens 2 Millionen Tonnen veranschlagen, und selbst schlechtes Wetter wird die Ernte nicht mehr beeinträchtigen können. Hafer ist von allen Kornarten die am meisten blut- und fettbildende. Er kann, in der Form von Hafergrütze oder in gequellter Art nur mit Wasser zubereitet ein ausgezeichnetes Frühstück und Abendessen abgeben, vor allem für die Kinder. Damit wird er der beste Ersatz für den fehlenden Kaffee und die fehlende Milch. Mit einem Vorrat von 1 Million Tonnen Hafer können wir jeder Möglichkeit ruhig in die Augen sehen. Was an Ueberschuß in Getreide vorhanden ist, möge zur Aufrechterhaltung des Rindviehbestandes, insbesondere zur Milch- und Eierproduktion, verwendet werden. Es darf unter keinen Umständen mehr vorkommen, daß Milchkuhe in Massen abgeschlachtet werden. Wo waren die berühmten Landräte, als bei uns in Mitteldeutschland Dugende von Molkereien den Betrieb einstellen mußten. Eher wollen wir auf das Fleisch ganz verzichten. Zum Leben ist es nicht notwendig, es ist ein entbehrliches, im Uebermaß genossen sogar sehr schädliches Genußmittel. Was wir daran übrig haben, mag zur Armee gehen. Ein schmachtendes Massenessen ist schwer ohne Fleisch herzustellen, und unseren Feldgrauen wollen wir auch den Genuß gern gönnen.

Wie aber sichern wir uns die erforderliche Menge Hafer und wie verwerten wir sie? Was zunächst die Sicherung anlangt, so kann hier nicht früh genug eingeschritten werden. Sonst wird uns die Heeresverwaltung und die Landwirtschaft wegnehmen, was wir für die Ernährung unserer Bevölkerung brauchen. Mögen sich also alle Stadtverwaltungen beizeiten rühren, ehe ein Verteilungsplan aufgestellt wird, der den Lebensinteressen ihrer Einwohner widerspricht. Was wir aus früheren Jahren und Zufuhren aus dem Auslande an Reis und mancherlei Hülsenfrüchten hatten, wird im nächsten Jahre voraussichtlich nicht zur Ver-

fügung stehen. Damit soll dann die Ernährung der großstädtischen Massen sichergestellt werden! Der Hafer kann uns hier retten. Was aber die Verwertung anlangt, so muß schon während des Winters eine intensive Propaganda für dieses ausgezeichnete Nahrungsmittel begonnen werden. Ärzte und Hygieniker müssen seinen Wert ins richtige Licht setzen, Hausfrauenvereine müssen die so schwer an andere Nahrungsmittel zu gewöhnenden Frauen der minderbemittelten Stände aufklären und ihnen durch den Augenschein zeigen, wie sie es bereiten und verwerten müssen.

Jagen wir also nicht dem Phantom nach, mit der besseren Ernte unseren gewohnten Fleischgenuß wieder erreichen zu können. Darauf werden wir auf Jahre, auch nach dem Frieden, verzichten müssen. Ein Schwein braucht in der Mastperiode an Brotgetreide vielleicht das fünffache Gewicht dessen, was es uns an Fleisch oder Fett dafür liefert. Damit ist das Fleisch zu teuer bezahlt. Verzichteten wir aber auf den größten Teil des Fleischgenußes, so haben wir an Nahrungsmitteln für die Menschen genug und übergenuß. Und vor allem im Hafer haben wir ein Nahrungsmittel, das uns Fleisch und Fett reichlich ersetzen kann. Mit Recht hat der Präsident des Kriegsernährungsamts den Leitsatz aufgestellt, daß zunächst für die Menschen, dann erst für das Vieh gesorgt werden müsse. Möge nach diesem Leitsatz nun auch entschlossen gehandelt werden. Dazu gehört die Sicherung des Hafers zur Volksernährung.

Peter Nahr / Das große Maß

Von allen Seiten Sturm, das ist das Zeichen dieser Tage. Ungeheuer ist der Druck, den dieser Sturm auf allen Fronten auf das verbündete Zentraleuropa übt. Wenn er sich an der Mauer unserer Heere bricht, dann ist der Friede uns beträchtlich näher.

Es geht um die Entscheidung.

Auch zu Hause ist der Druck des Krieges jezt am stärksten. Je länger, desto schwerer fassen wir, daß so viel Blut, daß immer neues Blut vergossen werden muß. Die Menschlichkeit und alles Gute in uns lehnt sich gegen dieses Morde auf. Und manchen droht das Leiden über ihre Kraft zu gehen.

Wir stehen in den Wochen größter Knappheit. Was Tod und Trauer nicht vermocht, das brachte vielen dieser Mangel wieder, den kleinen Geist — den alten kleinen Geist von vor dem Krieg.

Es geht auch in der Heimat jezt um die Entscheidung.

Mit großen Massen nur läßt sich ein solcher Krieg gewinnen. Das ungeheure Geschehen erfordert eine Riesenkraft der Seele. —

In diesem Krieg hat alles Maße angenommen, die wir nie vorausgesehen haben.

Die Zahl der Kämpfer und Kriegsmittel, die Riesenfronten und der ganze urgewaltige Körper, den die Heere und die Kraftreserven bilden, die sie brauchen. Der Krieg in seinen letzten Konsequenzen, die die Vernichtung sucht mit allen Mitteln und sich aufs ganze Volk erstreckt. Was Waffen nicht vermögen, soll der Hunger schaffen. So spannt der Krieg all unser Wissen, Können, die ganze Kraft der Nerven und die Seelen ein. Das Heer nicht, die Nation führt Krieg.

Wir werden einstens schaudern vor den Zahlen der Opfer, die der Krieg gefordert hat. Wer alles Leiden dieses Krieges ergründen wollte, den müßte Wahnsinn fassen. Was haben die im Feld erlebt, was Frauen, Mütter trauernd, bangend um vermählte Liebel! Das überschreitet alle Grenzen und darin liegt das Große dieses Krieges. Wir sind stärker gewesen als die Hölle der Schlachten und das unsagbare Leiden. Wir haben Gott noch größer, als sie find, erlebt.

Wir haben auch zu Anfang die Seele unseres Volkes als etwas Urgewaltiges erlebt, geradezu als wunderbar, als unaussprechlich

Großes. Wir haben uns vergessen und im Dienst fürs Vaterland das tiefste Glück gefunden, die Erfüllung. Aus einzelnen, Familien, Kasten, aus Konfessionen und Parteien wurden wir „ein Volk“.

Unfassbar groß und über alle Massen, wie das Erleben damals war, so groß war auch das Ziel, das vor die deutsche Seele trat. Unsere Zukunft sollte deutsch sein durch und durch. Wir wollten uns ein neues Haus aus sittlichen Siegen erbauen, in dem Brüder wohnten, ein neues Deutschland schaffen, das jedem gibt, was zu menschenwürdigem und lebenswertem Dasein nötig ist, das er lieben kann und muß. Das sittlich geläuterte Deutschland sollte uns, die Welt vorwärts führen auf Gottes Weg zum „Menschen“. Religion und Leben sollten uns eins werden. Die Beziehungen der Völker hofften wir, gesichert gegen neue Ueberfälle, auf einen neuen Grund zu stellen.

Ziele müssen groß sein und die Kräfte, die sie schaffen und erstreben, urwüchsig und tief, zukunftsicher und ungestüm, ja über das Mögliche hinauschießend. Wo ungeheure Widerstände drohen, muß man oftmals stürmen können. Deshalb zählen wir so stark auf unsere Jugend und ihren Zukunftsdrang.

Die Entwicklung will uns aber noch über die Nation hinausführen.

Die Nationen sind zu klein geworden, um in dem Wirtschaftskampf zu bestehen, um dem Volk sein Brot zu schaffen. Alles strebt nach Vereinfachung durch Zusammenschluß, Organisation. Der Großbetrieb wächst zur durchdachten Wirtschaft in riesigen Weltverbänden. Der Krieg zeigt, daß man vom Gegner unabhängig sein muß; man muß selbst Nahrung, Kleidung, Waffen haben, souverän leben können. Wenn etwas davon fehlt, der wird zum Knecht. Auch die Riesenmenge der Verbraucher im industriellen Staat zwingt, neue Wege für ihren billigen Unterhalt zu suchen. Im Größten wird gekauft, im Größten ebenso verkauft.

Ein jeder braucht den anderen. Die Arbeitsteilung der Gemeinschaft nimmt immer klarere Formen an. Wir schaffen jeder für alle, um uns gegenseitig Dasein, Gesundheit, Kultur und Schutz zu verbürgen. Der einzelne hat nur in diesem Sinne Wert, als Glied an dem gewaltigen Körper. Die Selbstsucht ist der Feind des allgemeinen Wohls. Wie wir dem Vaterland gehören, so gehört in höherem Sinne auch unser Gut dem Vaterland. Wir haben es nicht allein, damit wir leben können, sondern auch, um damit zu wirken. Unsere Auffassungen vom Besitz beginnen sich zu ändern, wir sehen ihn als Gotteslehen an, als Pfund von Gott. Der Besitz und das Erwerben müssen sich dem allgemeinen Wohle unterordnen. Das Denken als Volk, die Verantwortung dem Gesamtkörper gegenüber soll auch im Erwerbsleben bestimmend werden.

„Ein“ Volk, eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft, ein enger Bund zum Schutze unseres Daseins vom deutschen Meere bis zum Persischen Golf steht uns vor Augen. Neben diesen Zielen hegen und pflegen wir Deutschen aller Feindschaft zum Trotz den Gedanken an die Menschheit. Aber wir sind vorsichtiger geworden und wissen, daß vorher andere Prozesse im Schoß der Völker, andere Entwicklungen reifen müssen. Der deutsche Michel wird die Lehren des Krieges beachten und sich den Blick für das Mögliche erhalten. Er wird auch beachten, daß er vor allem selber stark und ferndeutlich sein muß, wenn er dem neuen Bunde Rückhalt geben soll, denn jede neue politische Bildung steht und fällt mit unserer Kraft.

Zurück zum Krieg. Im langen Stellungskriege und dem stillen Harren in der Heimat konnte die Begeisterung nicht dauern. An ihre Stelle trat der harte Wille und die Pflicht. Willen zur Not, zum Leiden, zum Sieg, so schwer es auch werde, zum Sieg draußen und drin, sittliche Kräfte, die an Wert nicht hinter losender Begeisterung stehen, ja sie noch übertagen. Denn sie müssen groß sein, wie die ungeheure Schwere des Kampfes, der Leiden, des Ziels, des Geschehens, hinter dem wir Gott verspüren.

Dieses Geschehen können wir nicht messen. Es erfüllt uns mit der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Es ist ein Weltbeben. Die Welt der Zukunft blickt auf uns und nicht die Toten nur sind unsere Richter. Durch uns schafft Gott den Boden einer neuen Welt. Den Hauch der Ewigkeit verspürend müssen wir ihm folgen, nicht uns, nur die Jahrhunderte nach uns im Aug, die lange Kette

unserer Kinder. Gehorsam gegen das Gebot der Stunde wird die erste Pflicht. Wir müssen kämpfen, bis uns Gott den Frieden sendet, der, ungereift herbeigeführt, zum düsteren Verhängnis für die Zukunft würde.

Unfassbar Großes, eine neue Zeit kann nur aus ungeheurem Leiden werden. Nur mit dem Blicke auf das Weiterleben nach dem Tod vermögen wir die gewaltigen Pflichten des lebenden Geschlechtes für die künftigen zu fassen. Ein wahrhaft „großes“ Maß ist nötig, um alles Schwere dieser Zeit zu tragen.

Oft scheint es, als ob die großen Opfer geduldiger getragen werden als die kleineren. Die Enge der Vergangenheit sitzt uns zu tief. Und dennoch muß „das große Maß“ die Oberhand gewinnen über jene Enge, die über eigener Last das Vaterland vergift. Wir sollen in Weltteilen denken lernen und denken, wenn es um Milch, Fleisch, Butter geht, als Familien, Städte, Dörfer und Bezirke, Bundesstaaten („Frankfurter Zeitung“ — dem Sinne nach angegeben). Wie rasch das Umlernen, die Erziehung durch die Umstände geht, das fühlt man jetzt schon, wenige Wochen nachdem dieses geschrieben wurde. Alte Vorurteile steigen auf und Ammenmärchen, die unglaublich sind. Es ist, als ob der Geist der Enge, dem der Lauf des Krieges, der uns zu engster Einheit und Gemeinschaft zieht, den Boden nehmen will, noch einmal Feste feiern sollte, bevor er stirbt.

Wir dürfen nicht dusden, daß solcher Rebel sich um die starke Seele unseres Volkes lagert. Wir müssen um die Seele des Volkes ringen, ihm das Geschehen deuten und es zum großen Maß erziehen. Wir müssen viel mehr ins Volk gehen.

Es wird uns aber nicht glauben, wenn es nicht in uns die Wahrheit dessen findet, was wir sagen. Es will es auf Schritt und Tritt erleben, daß wir uns als seine Brüder fühlen. Wenn ich sagte, das neue Deutschland werde aus sittlichen Siegen gezimmert, so gilt das vor allem von den Siegen, der Selbsterziehung und Selbstverleugnung zugunsten der neuen Volksgemeinschaft. Jeder kennt die Gleichnisse vom wiedergefundenen Sohn und dem wiedergefundenen Schafe, über das mehr Freude war, als über die neunundneunzig anderen. Muß es nicht jedem, der innerlich nicht ganz verdorrt ist (Rede des Reichskanzlers), mit dem wiedergefundenen Sohn des Volkes, dem Arbeiterstande, ebenso ergehen?

Das Leben vorher hatte uns nicht dazu erzogen, Gefühle zur Herrschaft kommen zu lassen. Man stand zu tief im engen Bann der vorgefaßten Meinung der Partei und der Vergangenheit und dessen, was zum Brauch geworden, man hatte sich zu festgefahren, als daß selbst die wunderbaren Erlebnisse zu Kriegsbeginn allen die Krusten und Schalen um ihr Wesen hätten zerbrechen können. Viele wurden frei, manche aber haben es auch da nicht gelernt, ganz Mensch zu sein, ein freier Mensch. Statt zu erheben unter dem sich Finden, statt ganz und ohne Vorbehalt sich hinzugeben — der Edele mißt nicht ängstlich, was er gibt, er tut es ganz — bewahrte man im stillen einen Teil der liebgewordenen Reserve, man wollte sehen, ob es dauern werde und nicht zu früh schon fest vertrauen. Und das war kleiner Leute Art und kleines Maß. Vertrauen wäre bindende und verpflichtende Kraft gewesen; dieses Mißtrauen war die erste Sünde gegen die Zurückgekehrten.

Ein großes Maß im Lieben ist aller Dinge Lösung. Es ist die Schöpfungskraft des Großen. Unsere Zeit schreit nach Neuschöpfung auf allen Gebieten, vor allem auf dem der Gemeinschaft, nach Neuschöpfung des Menschen in seinem sittlichen Sein. Das kann nicht aus Zögern und Zurückhalten werden, sondern aus „Leben“ sich geben. Der Krieg kann nur dadurch für die Zukunft fruchtbar werden, daß er mehr Lebensdrang und Liebe schafft, als Tod und Haß.

An unseren sittlichen Siegen und Niederlagen auch hier zu Hause hängt der Sieg des Vaterlandes. Lernen wir doch über uns hinauszuwachsen, zu lieben. Es ist nicht nötig, daß ich etwas gelte, Ehren ernte, angesehen bin, es ist nur nötig, daß ich diene. Wie kann sich ein Mensch organisch in die Volksgemeinschaft einfügen, dessen Wesen in tausend Fremdstoffe eingewickelt ist. Nur nackt, als Mensch sind wir zu diesem völkisch-chemischen Prozesse

brauchbar. (Es geht sonst, wie wenn Fremdkörper in einen Körper gelangt sind. Es gibt Krankheiten und es ist nicht hart, wenn es nur eitrige Wunden sind, da kommt es sogleich heraus.) Es zeugt von kleinem Maß, wenn man in dieser Zeit nicht über unserm Vaterland und Volk die eigene Person vergessen und nicht aufhören kann, sich um sich selbst zu drehen. Wozu denn diese trennenden Ueberbleibsel einer früheren Zeit von Herrtum und Abgrenzung, mit denen wir uns die anderen vom Leibe halten. Der wahre Adel schüßt sich ungewollt. Lassen Sie es uns doch wegwerfen und uns frei als Brüder begegnen.

Liebe rechnet nicht. Sie gibt mit vollen Händen. Sie ist eine königliche Eigenschaft, die auf dem Unkrautacker der Politik nicht gedeiht; sie würde die Parteien sprengen, und Parteien wollen blühen. Liebe ist verbende, bindende Kraft.

Lernen wir doch ein großes Maß bezüglich unserer einstigen politischen Gegner. Denken wir an das Volk und nicht an die Parteien; der Schützengraben kennt sie nicht. Glauben wir an das Volk, so wird es uns nicht enttäuschen. Wer an die anderen glaubt, kann Berge von Mißtrauen und Vorurteilen versetzen; er erobert Menschen. Heben wir doch, was uns der Kriegsbeginn als Seele unseres Volkes gezeigt hat, schaffen wir es immer neu und neu zu Tag mit allen Kräften unserer Seele, dann muß die deutsche Zukunft werden.

Ringten um eigenen sittlichen Aufstieg, Ringen um das Volk, das sind die Aufgaben der Führenden zu Hause. Und ein jeder soll sich fragen, ob er sich schon bedingungslos in den Körper seines Volkes eingefügt hat. Die Religion von Pflicht und Beispiel schmiede uns zusammen.

Wie schwinden alle Engen mit dem großen Maß. Was ist mir Name, Stand, Partei, was Stadt und Land und Bundesstaat gegen Deutschland. Davor versinkt alles. Wenn das große Geschehen durchbraust, wem es zumute ist, wie wenn wir in sternenheller Nacht einsam vor unserem Gott stehen, dem weitet sich der Blick. Er fühlt die Wehen des gewaltigen Neuen. Er kann den kleinen Streit nicht sehen. Er übersteht die Art der anderen; wo sie der Schuß drückt, setzt er an und wird ein leidendes Glied des Volkes, das Früchte bringt.

Wir brauchen ein großes Maß für das gewaltige Geschehen und für die Laten, wie die Leiden, das Große und Gemeine dieser Zeit. Wir brauchen ein großes Maß in unserem Wesen, mehr inneren Reichtum und Beweglichkeit, mehr Fähigkeit für andere Art. Wir brauchen ein großes Maß an Liebe und an Gehorsam gegenüber dem Geschehen, an Glauben an Gott und an die tief im Menschen ruhenden zukunftsreichen, guten Kräfte, die uns der Kriegsbeginn gezeigt hat, die uns auch jetzt noch jeder Tag in reichem Maß enthüllt. Das Gute verbirgt sich oft. Wir brauchen ein großes Maß an Glauben an das deutsche Volk. Man darf sich nicht durch jene Dünste täuschen lassen, die uns das Glänzen seiner Art verbunkeln und nicht durch schlechte, liebgewordene Gewohnheit, wie es bei vielen ihr Gejammer ist. Es ist auch heute stark und tief; man muß ihm nur die neuen Maße lehren, die der Krieg uns bringt. Wir müssen das Volk menschlich stützen. Es muß den Preis des Krieges in unserem Wesen finden — „ein“ deutsches Volk!

Ein großes Maß an Liebe und an Glauben gibt auch ein großes Maß an Willen zum Durchhalten in Not und Leid, ein großes Maß an Willen zum Sieg. Was sind selbst die unerhörten Leiden dieses Krieges, wenn sie den Grund für eine neue Welt geschaffen haben. Wir müssen gehorchen, durch, ohne Klagen und Befinnen, Gott will es so. Wenn das gewaltige Maß der Zeit mit den tiefen Kräften des Geschehens erfüllt, den hebt es über sich hinaus.

Er kann deutsche Zukunft säen.

Otto Schulz-Mehrin / Ein Beruf für unsere Kriegsbeschädigten

Als der beste Weg zur Versorgung unserer Kriegsbeschädigten wird allgemein ihre Wiederherstellung und Ausbildung für irgendeinen Beruf angesehen. Hier soll auf einen Beruf aufmerksam gemacht werden, der unseres Wissens sonst noch nicht genannt worden ist, der aber für eine bestimmte Gattung von Kriegsbeschädigten, nämlich für die gelernten Arbeiter aller Industrie- und Gewerbezweige, — also für eine große Zahl — sehr geeignet erscheint.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wenige Jahre vor dem Krieg viel die Rede war von dem sogenannten Taylorsystem, einer Art industrieller Betriebsführung, die aus Amerika zu uns herübergekommen war. Es ist damals viel Mißverständliches, ja geradezu Falsches, über dieses System geschrieben und gesprochen worden von solchen, die sich nicht die Mühe genommen haben, es genauer zu studieren. Es mag darum hier zunächst noch einmal kurz beschrieben werden nach dem grundlegenden Buch darüber, nämlich dem von dem Urheber des Systems, Fred. Winsl. Taylor, selbst verfaßten Buch „The Principles of Scientific Management“, deutsch unter dem Titel „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung“ von Dr. jur. Roesler, Dipl.-Ing., Verlag von R. Oldenbourg, München, wobei wir uns möglichst an den Wortlaut des Taylor'schen Buches bzw. seine deutsche Ausgabe halten wollen.

Eine kurze Darstellung des Taylorsystems und vielleicht eine nochmalige Aussprache darüber erscheint jetzt auch deswegen angebracht, weil das System, wie sich zeigen wird, auch in anderer Hinsicht ein sehr geeignetes Mittel ist, um unerwünschte Kriegsfolgen zu beseitigen oder doch in ihrer nachteiligen Wirkung zu mildern.

Taylor will, daß ein Teil der Arbeit, die bisher dem Arbeiter zugewiesen wurde, nämlich herauszufinden, wie er am besten arbeiten soll, von der Betriebsleitung übernommen werde. Der Betriebsleiter fällt zu, all die überlieferten Kenntnisse zusammenzutragen, die bisher Alleinbesitz der einzelnen Arbeiter waren, sie zu klassifizieren und in Tabellen zu bringen, aus diesen Kenntnissen Regeln, Befehle und Formeln zu bilden, zur Hilfe und zum Besten des Arbeiters bei seiner täglichen Arbeit. Dann sollen die Betriebsleiter den Arbeiter anleiten und ihm helfen, in wissenschaftlicher Weise, d. h. nach den gefundenen wissenschaftlichen Grundsätzen, zu arbeiten.

Die hiernach der Betriebsleitung zufallenden Aufgaben bei wissenschaftlicher Betriebsführung sollen in jedem Betriebe von einem besonderen Büro, dem Arbeitsbüro, übernommen werden. In diesem Büro sind mehrere Personen, von denen jede ihre bestimmte Spezialität oder Funktion hat. So beschäftigt sich der eine von ihnen nur mit der Feststellung der „richtigen“ Geschwindigkeiten und der Art der zu verwendenden Schneidwerkzeuge. Als Hilfsmittel benutzt er besonders konstruierte Rechenschieber. Ein anderer ermittelt, mit welchen Bewegungen der Arbeiter das Arbeitsstück am besten und schnellstens auf die Maschine spannen und wieder abnehmen kann. Ein dritter stellt auf Grund der Aufzeichnungen über die angestellten Zeitstudien eine Tabelle zusammen, welche die für jedes Arbeitselement erlaubte Zeit angibt. Die Vorschriften all dieser Leute werden dann auf einem einzigen Instruktionszettel vereinigt, den der Arbeiter erhält.

Diese äußerst wichtigen Personen verbringen die meiste Zeit in dem Arbeitsverteilungsbüro, weil sie immer die Statistiken und Aufzeichnungen zur Hand haben müssen, die sie fortwährend für ihre Arbeit brauchen. Aber, wie die menschliche Natur einmal ist: viele Arbeiter würden, sich selbst überlassen, den geschriebenen Anweisungen nur wenig Aufmerksamkeit schenken. Deshalb sind Lehrer nötig (Spezial- oder Funktionsmeister), die darauf zu achten haben, daß die Arbeiter die Instruktionszettel verstehen und befolgen.

Bei einer solchen „funktionalen“ Leistung treten an Stelle des alten Meisters acht verschiedene Meister, von denen jeder seine speziellen Aufgaben hat. Diese Leute, die als Vertreter des Arbeitsbüros handeln, sind alle erfahrene Lehrer,

die ihre ganze Zeit in der Werkstatt zubringen und den Arbeitern jederzeit helfen und sie in jeder Weise anleiten. Da jeder von ihnen auf Grund seines Wissens und seiner persönlichen Geschicklichkeit in seinem Fach auserwählt wurde, kann er nicht nur dem Arbeiter sagen, was er zu tun hat, sondern im Notfall ihnen die Arbeit auch selbst zeigen.

Einer von diesen Lehrern (Inspektor genannt) hat darauf zu sehen, daß der Arbeiter die Zeichnungen und den Inhalt der Instruktionsarten versteht. Er zeigt ihm, wie er die gewünschte Beschaffenheit erzielen kann, wie ein Stück glatt und genau passend zu machen sei, wo diese Eigenschaften verlangt werden und wie die Werkzeuge gehandhabt werden müssen. Der zweite Lehrer („Gangboß“, Rottenführer) zeigt ihm, wie das Arbeitsstück auf der Maschine zu befestigen ist, und lehrt ihn, wie er alle seine Bewegungen am schnellsten und besten ausführt. Aufgabe des dritten („Speedboß“, Geschwindigkeitsmeisters) ist es, dafür zu sorgen, daß die Maschine das Produkt in möglichst kurzer Zeit fertigstellen kann. Abgesehen von der Hilfeleistung durch diese Lehrer erhält der Arbeiter Anweisungen und Unterstützung von dem Reparaturmeister bezüglich der Einstellung, Reinhaltung und allgemeinen Wartung seiner Maschine, des Riementriebes usw.; von dem Zeitbeamten (Timeclerk) bezüglich seiner Löhnung und der richtigen Ausfüllung der Zeittarten; dem Arbeitsverteiler (Routeclerk) bezüglich der Aufeinanderfolge der Arbeiten und des Transportes der Arbeitsstücke aus einer Abteilung der Fabrik in eine andere; und wenn ein Arbeiter mit einem seiner verschiedenen Meister in Widerspruch gerät, so läßt ihn der Aufsichtsbeamte („Disciplinarian“) zu einer Unterredung kommen.

Ohne daß wir Taylors Ausführungen, die natürlich ohne jede Rücksicht auf unser Thema geschrieben worden sind, hierfür irgendwie zurechtgemacht haben, wird jeder Leser leicht erkennen, daß es sich hier um neue Berufe oder Betätigungsmöglichkeiten handelt, die wie geschaffen erscheinen für unsere Kriegsbeschädigten gelernten Arbeiter. Denn bei keiner der geschilderten Arbeiten, weder im Arbeitsbüro, wo es sich um reine Büroarbeit handelt, noch im Betrieb, wo eine Art Lehr- und Aufsichtstätigkeit gefordert wird, ist schwere körperliche Arbeit zu leisten. Die meisten dieser Arbeiten erfordern nicht den Besitz aller Glieder, Arme und Beine. Mancher Kriegsbeschädigte, der nicht mehr als Schlosser, Mechaniker, Dreher, Schmied oder dergleichen tätig sein kann, sei es, weil er Gliedmaßen verloren hat, sei es, weil er zu schwerer Arbeit nicht mehr kräftig genug ist, wird durchaus imstande sein, die geschilderte Büro-, Hilfs- oder Aufsichtstätigkeit zu leisten.

Weiter würden diese gelernten Arbeiter sich recht gut eignen als Hilfskräfte bei der Ermittlung der Grundlagen für die Vereinfachung und zweckmäßige Gestaltung der Arbeit, bei der genauen Beobachtung und experimentellen Erforschung der Arbeitsvorgänge, wie sie beim Taylorsystem notwendig ist. Taylor schildert z. B. folgende Untersuchungen.

(Nachstehendes Beispiel möchten wir auch deswegen anführen, weil es gut geeignet ist, gewisse Vorurteile gegen das Taylorsystem zu widerlegen.)

Für einen Arbeiter, der irgendein Material, z. B. Kohlen auf einen Wagen schaufelt, gibt es eine bestimmte Gewichtslast, die er jedesmal mit der Schaufel heben muß, um die größte Tagesleistung zu vollbringen. Welches ist nun diese Schaufellast? Wird ein Arbeiter pro Tag mehr leisten können, wenn er jedesmal 2, 3, 5, 10, 15 oder 20 kg auf seine Schaufel nimmt? Das ist eine Frage, die sich nur durch sorgfältig angestellte Versuche beantworten läßt. Deshalb suchten wir erst zwei oder drei erstklassige Schaufler aus, denen wir einen Extralohn zahlten, damit sie zuverlässig und ehrlich arbeiteten. Nach und nach wurden die Schaufellasten verändert und alle Nebenumstände, die mit der Arbeit irgendwie zusammenhingen, sorgfältig mehrere Wochen lang von Leuten, die ans Experimentieren gewöhnt waren, beobachtet. So fanden wir, daß ein erstklassiger Arbeiter seine größte Tagesleistung mit einer Schaufellast von ungefähr $9\frac{1}{2}$ kg vollbrachte, d. h. er leistete mit einer Schaufellast von $9\frac{1}{2}$ kg mehr als mit einer solchen von 11 kg oder $8\frac{1}{2}$ kg. Selbstverständlich kann kein Schaufler jedesmal genau $9\frac{1}{2}$ kg auf seine Schaufel nehmen;

aber 1—2 kg darunter oder drüber machen keinen Unterschied, wenn nur der Durchschnitt $9\frac{1}{2}$ kg beträgt.

In Ansehung des oben gefundenen Gesetzes durften nun die Schaufeln nicht mehr ihre eigenen Schaufeln ausleihen oder selbst Schaufeln besitzen, sondern man mußte etwa acht bis zehn verschiedene Schaufeln für die verschiedenen Materialien besorgen. Es wurde nun ein großes Schaufellager gebaut, in dem nicht nur Schaufeln, sondern auch sorgfältigst entworfene und normalisierte Arbeitsgeräte aller Art, Picken, Brecheisen, Hebebäume usw. Aufbewahrung fanden. So war es möglich, jedem Arbeiter eine Schaufel auszuhändigen, die von dem Material, das er gerade zu schaufeln hatte, $9\frac{1}{2}$ kg saßte, z. B. eine kleine Schaufel für Erze und eine große für Erbsen.

Um kurz einige von den anderen Elementen zu illustrieren, die alle zusammen die Wissenschaft des Schaufelns ausmachen, so sei erwähnt, daß Tausende genauer Messungen mit einer Stoppuhr vorgenommen wurden, wie schnell der Arbeiter, der mit der methodisch „richtigen“ Schaufel ausgestattet ist, diese in den Materialhaufen hineinstoßen und sie dann „richtig“ gefüllt herausziehen kann. Zuerst mußte er die Schaufel mitten in den Haufen hineinstoßen, dann auf dem Erdboden am Rand des Haufens schaufeln, dann auf Holzboden und schließlich auf Blechboden. Ueber all das wurden genaue Beobachtungen angestellt. Auf gleiche Weise stellte man die Zeit fest, die erforderlich ist, um die Schaufel zurückzuschwingen und die Last so und so weit oder hoch zu werfen. Diese Messungen wurden für die verschiedensten Kombinationen von Entfernung und Höhe vorgenommen. Mit einer solchen Statistik vor sich und unter Berücksichtigung der Ausdauer ist die leitende Person imstande, den Schaufelern erstens einmal die genaue Methode beizubringen, durch welche sie ihre Kraft am besten ausnützen, und zweitens ihnen ein tägliches Pensum anzuweisen, welches sich so einwandfrei und gerecht bestimmen läßt, daß der Arbeiter es unschwer leisten und somit die darauf gesetzte erhebliche Prämie verdienen kann.

Auch hier ist ohne weiteres ersichtlich, daß viele der geschilderten, mehr zeitraubenden als schwierigen Beobachtungen, Feststellungen, Messungen, Aufzeichnungen usw. sehr gut von invaliden Arbeitern vorgenommen werden könnten, wie diese auch als Verwalter und Verteiler der erwähnten zahlreichen Werkzeuge und Hilfsmittel tätig sein könnten.

Notwendig wäre allerdings, daß die kriegsbeschädigten Arbeiter für die genannten Tätigkeiten vorbereitet würden, daß sie in den erforderlichen allgemeinen, elementar-theoretischen Kenntnissen und, soweit wie möglich, auch in den besonderen Lehren sowie in der Handhabung des Taylorsystems unterwiesen würden.

Zu diesem Zweck könnten die an den technischen und gewerblichen Schulen bereits vielfach für die Um- und Weiterbildung der Kriegsbeschädigten eingerichteten Kurse auch auf das Taylorsystem ausgedehnt oder im Anschluß daran besondere Kurse hierfür eingerichtet werden. Große Werte könnten die Ausbildung ihrer früheren, durch den Krieg invalide gewordenen Arbeiter selbst in die Hand nehmen, könnten entsprechende Kurse vielleicht an ihren Lehrlingschulen einrichten.

Die hier gezeigte Möglichkeit, unsere kriegsbeschädigten gewerblichen und industriellen Arbeiter nutzbringend zu beschäftigen, hat übrigens nicht bloß für diese selbst und die Allgemeinheit, sondern ganz besonders auch für unsere Industrie Interesse. Dieser muß viel daran liegen, sich die wertvollen praktischen Erfahrungen ihrer kriegsbeschädigten Arbeiter auch weiterhin zu erhalten. Denn nach den großen Verlusten in diesem langen und mörderischen Kriege einerseits und der Erschöpfung aller Warenlager andererseits wird bald nach dem Friedensschluß Mangel an Arbeitskräften eintreten, und die früheren gelernten Arbeiter werden, wie jetzt im Krieg, noch eine Zeitlang, vielleicht mehrere Jahre, durch ungelernete Arbeiter und Frauen ersetzt werden müssen. Es bedarf keines besonderen Beweises — die Erfahrung hat es schon jetzt zur Genüge gezeigt —, daß dadurch die Güte der deutschen industriellen Erzeugnisse gegen früher leiden wird, wenn nicht die ungenügende Schulung und Erfahrung der Ersatzkräfte durch geeignete Maß-

nahmen ausgeglichen wird. Dazu aber erscheint das Taylorsystem sehr gut geeignet.

Wie wir gezeigt haben, ist es das Wesen des Taylorsystems, daß die Einzelerfahrung und zum Teil auch die Einzelgeschicklichkeit durch eine allgemeine Wissenschaft, eine Art Wissenschaft von der Arbeit, ersetzt wird. Die Art und Weise der Ausführung einer Arbeit wird nicht länger der mehr oder weniger großen Kunst des Arbeiters überlassen, sondern die beste Art und Weise, eine Arbeit auszuführen, wird von Betriebsbeamten wissenschaftlich ermittelt, in Aufzeichnungen festgelegt und jedem Arbeiter in allen, auch den kleinsten Einzelheiten, vorgeschrieben und von besonderen Lehrbeamten gelehrt. Ferner werden die Werkzeuge und Hilfsmittel für jede Arbeit ebenfalls von der Betriebsleitung ausprobiert und vollkommen fertig den Arbeitern zur Verfügung gestellt. Der Arbeiter hat nicht viel mehr zu tun, als genau festgelegte, vorgeschriebene und vorgemachte Handgriffe und Bewegungen auszuführen und die vollkommen arbeitsfertigen, z. B. geschliffenen Werkzeuge und Hilfsmittel anzuwenden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei einem solchen System eher mit ungelerten Arbeitern auszukommen ist als bei dem früheren und bisherigen Arbeitssystem.

Weiter gehört es zum Wesen des Taylorsystems, jede Arbeit möglichst in ihre Einzeltätigkeiten aufzulösen, diese Einzeltätigkeiten möglichst zu vereinfachen und dann, wo immer es geht, von Maschinen ausführen zu lassen, also die menschliche Arbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Auch das bedeutet ein Gegengewicht gegen den Mangel an menschlicher Arbeitskraft und gleichzeitig eine Verbesserung der Arbeit. Denn soweit mechanische Arbeit überhaupt durch Maschinen ausgeführt werden kann, wird sie in der Regel von ihnen nicht bloß billiger, sondern auch besser, genauer und gleichmäßiger ausgeführt. Andererseits erfordern diese Maschinen wieder intelligentes Bedienungs- und Aufsichtspersonal, und dafür wieder eignen sich im allgemeinen kriegsbeschädigte gelernte Arbeiter recht gut. Jedenfalls kann ein kriegsbeschädigter eher die Maschine für eine bestimmte mechanische Arbeit bedienen oder mindestens beaufsichtigen, als diese Arbeit selbst ausführen. Wenn die Ausführung einer bestimmten Arbeit vollkommen gesunde und kräftige Menschen erfordert, so kann die Bedienung einer Maschine für diese Arbeit oft auch von Menschen mit einem verstümmelten oder schwachen Körper geschehen, besonders wenn daneben einige ungelernete Arbeiter für die schweren körperlichen Tätigkeiten vorhanden sind, wie es ja in Fabriken auch bisher schon meist der Fall war.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen. Das Taylorsystem ermöglicht, indem es die Arbeit genau erforscht, zerlegt, vereinfacht, in leicht erlernbare Regeln bringt, zum Teil auch mechanisiert, die Beschäftigung ungelerner Arbeiter und die vermehrte Anwendung von Maschinen und ermöglicht bezw. bedingt andererseits die vermehrte Beschäftigung von technischen Hilfskräften, Aufsichtsbeamten, Maschinenwärttern, wozu diejenigen kriegsbeschädigten, die gelernte Arbeiter sind, bestens geeignet erscheinen. Infolge dieses Umstandes ermöglicht das Taylorsystem ferner, mit verhältnismäßig viel ungelerten Arbeitern und Frauen gleich gute Arbeit zu leisten wie vor dem Krieg mit verhältnismäßig mehr gelernten Arbeitern. Das Taylorsystem bietet demnach unter den gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen bedeutende Vorteile.

Wir haben im vorstehenden der Kürze halber den gebräuchlichen Ausdruck „Taylorsystem“ ebenfalls angewendet. Man wird aber bemerkt haben, daß es sich eigentlich gar nicht um das, was man, wenigstens in Deutschland, unter einem System versteht, handelt, ja nicht einmal um etwas völlig Neues. Denn was dieses „System“ will, das wurde, wenigstens in etwas, von jeder tüchtigen Betriebsleitung, die es mit ihrer Aufgabe ernst nimmt, auch bisher schon in deutschen Betrieben ausgeführt. Auch bisher schon suchte man hier Arbeitsvorgänge möglichst zu vereinfachen, durch Hilfsmittel und Vorrichtungen schneller und besser ausführbar zu machen, die Arbeiter, auch nachdem sie ausgelernt hatten, zu unterweisen usw. Das allerdings muß man Taylor lassen, er ist in der wissenschaftlichen Erforschung der Arbeitsvorgänge und in der

praktischen Anwendung der Ergebnisse mit Hilfe einer erheblich vermehrten Zahl von Betriebsbeamten weiter gegangen als irgend-
 einer anderen, unserer Ansicht nach sogar vielfach zu weit, über das
 praktisch Mögliche und sozial Zulässige hinaus. Die amerikanische
 Gepflogenheit, jede kleine Neuerung als neues System zu be-
 zeichnen und eine etwas andere Auffassung von dem, was wir
 Wissenschaft nennen, sowie etwas Reklame, ohne die es „drüben“
 nun einmal nicht geht, und nicht zuletzt die bereits eingangs ge-
 rügte Oberflächlichkeit und Unkenntnis haben es bewirkt, daß man
 Taylors fortschrittliche Anregungen vielfach für etwas unerhört
 Neues, Umwälzendes gehalten hat. In Wahrheit handelt es sich
 für uns nur darum, die in Deutschland auch bisher schon geübten
 Betriebsmethoden konsequent weiter zu entwickeln, die wissenschaft-
 liche Erforschung der Arbeitsvorgänge noch gründlicher zu be-
 treiben und die Ergebnisse der Forschung durch eine erheblich
 vermehrte Zahl von Betriebshilfsbeamten nutz-
 bar zu machen. Das liegt, wie wir gezeigt haben, sowohl im
 Interesse unserer Industrie als auch unserer kriegsbeschädigten
 gelerntten Arbeiter und schließlich unserer gesamten Volkswirt-
 schaft.

Paul Schüring / Tangermünde

Führte uns der Dom von Jerichow in die Frühzeit der
 Kolonisierung des Ostens durch den Prämonstratenserorden, so
 macht das an der Mündung der Langer in die Elbe gelegene
 Städtchen Tangermünde uns die Kaiserzeit des 14. Jahr-
 hunderts lebendig. Kaiser Karl IV. ist's, der diesen Platz mit
 einer Pfalz besetzt hat, um von hier aus nach Osten ein Ausfalltor
 zu gewinnen. Wer mit der Geschichte der deutschen Kaiser des
 Mittelalters vertraut ist, weiß, welche besondere Stellung dieser
 Herrscher einnimmt. Unter ihm kam das Wandern der Kaiser,
 die jahrhundertlang von Pfalz zu Pfalz alljährlich reisen und die
 hier vom Land eingelieferten Vorräte aufessen mußten, endlich
 zur Ruhe. Die Geldwirtschaft, welche seit dem 13. Jahrhundert
 die Naturalwirtschaft verdrängte, gab die Möglichkeit, die Steuern
 des Landes zu mobilisieren. In Prag erbaute Kaiser Karl, der
 1346 den Thron bestiegen hatte, das erste deutsche Kaiserpfalz und
 daneben auf dem Hradschin den herrlichen Dom St. Veit mit Hilfe
 der Architekten Peter von Gemünd und Heinrich Arler aus Köln.
 Aber der Baueifer des Kaisers griff dann viel weiter aus. Nicht
 nur entstand die Neustadt Prag, die Burgen Karlstein und Karls-
 bad; er baute den Nürnbergern ihre Liebfrauenkirche, Fürstenberg
 und Jittau wurden vergrößert, und nun kam als letzter Bau, schon
 in den siebziger Jahren des Jahrhunderts, die Pfalz in Tanger-
 münde als nördlichster Punkt hinzu. Von hier aus ist dann unter
 dem Burggrafen Friedrich I., dem ersten Zoller, Berlin zur Residenz
 erhoben worden.

Die alte Pfalz steht gar nicht mehr; wohl aber sind die alten
 Burgmauern, die mächtigen an den „Älten Zoll“ in Born ge-
 mahnenden Substruktionen über der Elbe noch zu sehen. Der
 Hauptbau des Zugangs von der Stadtseite steht auch noch fest und
 trotzig da, und mehrere Nebengebäude aus der Frühzeit sind noch
 vorhanden. Ungemein weit geht der Blick von der hohen Brust-
 wehr über das flache Land der Elbniederung; in der Ferne grüßen
 die Türme des Doms von Jerichow, das Bismarcksche Schloßhau-
 sen wird sichtbar, und wir umfassen den äußersten Winkel der alten
 Nordmark Albrechts des Bären. Zum Schutz der Pfalz hat sich
 dann eine Stadt entwickelt, deren Dächer, Türme, Kirchen, Rat-
 haus und Stadtmauern sich dem von der Pfalz Zurückblühenden
 malerisch und festlich bieten. Die Blüte dieser Stadt liegt im
 15. Jahrhundert. Ihre Hauptbauten, St. Stephan und das Rat-
 haus, sind um 1450 entstanden, ebenso das Neustädter Tor und
 der Mauerring.

An Monumentalität steht der Stephans-Dom voran.
 Wieder erhebt sich, wie in Jerichow, eine kolossale, zweitürmige
 Westfront, kaum gegliedert, mit bescheidenem Portal. Das sehr
 bedeutende Dach schimmert in hellgrünlicher Patina. Sehr reich

ist die Nordpforte in glasiertem Ziegelmuster verziert. Das Innere
 ist als Hallenkirche ausgebaut, wobei die Seitenschiffe im großen
 Bogen den Chor umziehen. Grabstein an Grabstein erzählt von
 den Generationen, die hier wuchsen, lebten und versanken, Mann
 und Weib, „in 27jähriger vergnügter Ehe“ verbunden, unermeß-
 licher Kindersegen, daneben viel achtbare Stiftdamen und Präpste.
 Eine Barockangel trägt drei feine Marmorfiguren, und eine
 Riesenorgel, ein Geschenk Hamburgs, leuchtet mit ihren blanken
 Zinken über das ganze Schiff hinweg. An den Emporen sind die
 Schilder der alten Innungen und Zünfte angebracht. So spricht
 alles eine sehr persönliche berebete Sprache vom Bürgerschauspiel und
 Familienleben, das im Schatten der großen Mutterkirche sich in
 Freud und Leid immer neugestaltet hat. Auch die Riesenlinde
 am Pfarrhof fehlt nicht. Eben wurde, als wir dort waren, wieder
 der Deckel vom Taufstein gehoben, um ein junges Menschenkind
 zum Christen zu weihen, und der nette alte Küster trug wieder eine
 neue, Gott weiß, die wievielte, Zahl in sein Büchlein ein. — Eins
 soll nicht verschwiegen werden: all diesen für den katholischen
 Kultus gebauten Kirchen steht die Zustimmung zur protestantischen
 Predigtkirche nicht gut an. Große Teile der Riesenhalle funk-
 tionieren nicht. Die Orgel braust, das Wort des Predigers bringt
 eindringlich überall hin; aber die Liturgie der Messe, der Pro-
 zessionen, der Ketten und Romen fehlt, und das Auge sucht sich ver-
 gebens zu sättigen. Spricht sich hier die Armut der Mark oder
 das Luthertum aus? Ist es wirklich im Sinn des großen Refor-
 mators, das Gotteshaus all seiner Symbolik zu berauben? Er
 und Melancthon waren zu gute Humanisten, um der antik-mittel-
 alterlichen Fabelwelt der heiligen Symbole und Geräte nicht ihren
 ewigen, natürlichen und gefunden Ursinn zu entnehmen. Hat die
 fromme Sage nicht ebensogut ihr Recht, an der Kirchenwand zu
 glänzen wie die Brezel der Bäcker?

Biel kleiner, aber zierlicher und eleganter ist der schöne Profan-
 bau Tangermündes, sein Rathaus aus dem Jahre 1460. Die
 Räume sind bescheiden, wenn auch der Sitzungsaal festlich gewölbt
 ist. Aber das Schaustück ist die in drei durchbrochenen Giebeln hoch
 aufsteigende Schaufassade, an der Backsteine und Glasur ein
 vornehmes Spiel aufführen. Die Wand steigt hoch über das Dach
 herauf und gestattet dadurch den Rosetten in der Höhe den
 Durchfall des Lichtes und der Sonne. Das ist eine Eigentümlich-
 keit des Ziegelbaues, die in Neubrandenburg, Chorin usw. wieder-
 kehrt; in Berlin hat das Märkische Museum diesen Zauber nachge-
 bildet.

Noch lustiger wirkt das Neustädter Tor, das aus der
 westlichen Stadtmauer farbig, lebhaft und rhythmisch im reichsten
 Zimmerschmuck hochsteigt. Von hier aus bietet sich der zweite
 Rundblick auf die langgestreckte Stadt, die, in der Grundanlage
 ein Fiedendorf, an einer doppelten Längsreihe die Bürgerhäuser
 ordnet. Auch unter diesen einfachen Bauten ist noch viel Sehens-
 wertes. Das Behagen, mit dem süddeutsche Gast- und Bierhäuser
 sich an die Straße legen, fehlt freilich; auch sind Straßenbiegungen
 selten. Aber alle diese meist einförmigen Bauten mit starker Dach-
 entwicklung zeigen besonnene Schlichtheit und eine ruhige Würde,
 hier und da einen kleinen Stolz im Sichrecken über den Nachbar.
 Bei der Pfalz stehen noch zwei Häuser aus dem 16. Jahrhundert
 mit breiten Toren, an deren Ecken die Sitzsteine noch erhalten
 sind. Als wir unser Quartier suchten, kamen gerade Urlauber heim;
 ein Matrose, der an der Skagerrakflucht teilgenommen, schob
 eben seinen Schliefkorb in einen kleinen Korridor, und Mutter-
 arme öffneten sich. Ein Franzose, der freundlich grüßte, karrte
 die Milch in eben diese Straße, und ein Belgier half der einsamen
 Wirtin — „was sollte ich ohne diesen Mann machen, es ist ein
 Prachtker!“, sagte sie. Auf den Feldern stand die goldene Saat
 in schweren Reihen, und die Bauern klagten nicht über die Rasse.
 Unten am Elbflrom aber sangen helle Frauenstimmen über die
 Fluten das alte Lied:

„Weh, daß wir scheiden müssen!

Laß dich noch einmal küssen.

Ich muß an Kaisers Seiten

Ins falsche Weichland reiten.

Leb wohl, leb wohl, mein süßes Lieb.“

Gottfried Traub / Blinkfeuer

Strenge Wege geht mit uns die Gnade,
die am Blinkfeuer sitzt.

Reschylas.

Vom Fenster aus beobachte ich über der See da drüben fünf wechselnde Feuerzeichen. Zuerst als die Sonne mit ihrem Abendrot noch in den Himmel hereinstrich, bemerkte ich sie gar nicht. Nun steigt die Dämmerung. Die Bäume verschwinden in schwarzen Massen; die Mulden am Boden erheben sich, und alles Land wird eine Fläche. Der Wald wächst riesenhaft in das Himmelsgewölbe hinein. In den Hallen am Ufer werden eben die Lichter verlöscht. Noch brennen einige in dem Haus daneben. Sie scheinen heller als die Leuchtzeichen über dem Wasser, aber sie sind mir nur näher. Je dunkler und einheitlicher die Nacht die Erde umhüllt, desto stärker wird das Licht jener kleinen Blitze, die über die See hinhuschen. Ich bin erstaunt, daß die vorher kaum beachteten Lichtlein nun so hell leuchten. Ihr Strahl nimmt zu. Sie werden wirkliche Führer. Menschen schlafen, Wälder ruhen; nun tun sie ihren Dienst den Schiffen, die in Not sind und ihren Weg in die Heimatbucht suchen.

Solchen Lichtern gleichen die treuen Ratgeber eines Volks. Im Tageslärm und in der Geschäftigkeit der rollenden Wagen überhört man ihr Wort. Da steht so vieles neben ihnen. Sie erscheinen nicht größer als die anderen, ja man versteht ihren Rat kaum, da er so überflüssig erscheint. Man hat ihre Warnungen genug gehört. Die Welt ist ja noch licht; so hat man es nicht nötig, sich daran zu kehren. Erst wenn die Zeit der ernststen Sorge kommt, wenn die Menschen müde geworden sind, wenn solche schlafen, die wach sein müßten, dann ist ihre Stunde gekommen. Dann stehen sie da unbekümmert und unerschrocken, wie vorher. Man wundert sich, daß man sie vorher so wenig schätzte. Sie sind die wirklichen Wächter gegen den Feind und bewahren die Burg. Ihre Weisheit ist alt. Sie schöpft aus den gleichen Brunnen wie die Ahnen, und kümmert sich nichts darum, ob sie schön ausgedrückt sei, wenn sie nur wahr und echt ist. Sie vergleicht sich nicht mit dem, was um sie herum ist: sie faßt nur die Not ins Auge und das Herz des Menschen, der sie bestehen will. Beide bindet er zusammen. Sie sollen sich nicht fliehen. Die Not ist dazu da, daß sie überwunden wird, und das Herz ist dazu da, daß es fest werde. Ich liebe diese einfachen Gestalten, die in den Völkern aufstehen, wenn die Zeit sie fordert. Bald nannte man sie Propheten oder Seher, oder Rinder, oder Führer — einerlei, wie ihr Name lautet: sie sind die Leuchtfeuer der Sturmtage und das Gewissen ihres Geschlechts. Sie fordern nur das Notwendige, dies aber mit voller Inbrunst und unnachgiebigem Willen. Dank und Ehre liegt ihnen fern, sie liegen am Meer der Zeit wie die Bojen, und die stolzen Schiffe fahren an ihnen vorbei. Das ist ihr wetterharter Dienst, aber ihre selige Aufgabe. So retten sie, helfen sie, bringen Glück. Am lichten Tag schaut man sich nach ihnen um und mag fragen, wozu sind sie da? Aber sie sind fest verankert für die Zeit des Sturms und halten aus. Dann werfen sie ihr Licht und grüßen die Schicksale der Menschen und Völker, die mit den Wogen kämpfen und siegreich den Weg nach Hause gewinnen.

Soziale Bewegung

Laßt euch nicht verführen! Die vier Bergarbeiterorganisationen Deutschlands haben folgenden Aufruf an die gesamte Bergarbeiterschaft erlassen: „Seit einiger Zeit wird von Elementen, die unseren Organisationen fernstehen, vielfach versucht, euch zu Unbesonnenheiten aufzureizen. Vorhandene Mißstände und die durch den Krieg herbeigeführten Erschwerungen der Lebenshaltung werden benützt, um euch zum Streiken zu verleiten. Kameraden! Laßt euch nicht verführen! Ein allgemeiner Bergarbeiterstreik würde dem deutschen Volke das Durchhalten in dem ihm aufgedrungenen Kriege, bei dem alles auf dem Spiele steht, erschweren, den Feinden unseres Vaterlandes nützen, sie zur Weiterführung des mörderischen Streites aufstacheln und natürlich auch unseren Stand schädigen. Das darf nicht sein! Folgt deshalb nicht Unorganisierten! Liebt keinen Verrat an den Interessen des Vaterlandes und unseres Standes! Folgt den Organisationen! Sie vertreten eure Interessen, kennen ihre Verantwortung und tun ihr möglichstes. Wendet euch bei Beschwerden an sie, wartet ihre Schritte, Anweisungen und Erfolge ab! Vergesst nicht, daß die große Masse der Unorganisierten den Hemmschuh auf dem Wege des Fortschritts bilden. Sie sind schuld, daß bisher nicht mehr erreicht wurde! Sorgt deshalb, daß auch sie sich der Organisation anschließen und ihre Kräfte nicht mehr gegen uns, sondern mit uns wirken!“ — Es ist gewiß nicht erfreulich, daß ein solcher Aufruf überhaupt notwendig erscheint. Allein mit der Wirklichkeit muß doch gerechnet werden. Da aber darf man es mit Dank anerkennen, daß die verschiedenen Organisationen der Bergleute rechtzeitig ihre Pflicht erkannt und gemeinsam ihre warnende Stimme erhoben haben. Auch in gemeinsamen Eingaben an das Kriegsministerium und an das Kriegsernährungsamt über Ernährungsfragen und an den Reichsverband und den preußischen Handelsminister wegen Lohn-erhöhung haben die vier ehemals so feindlichen Brüder neuerdings offenes Verständnis für den Ernst der Zeit bewiesen.

Die deutschen Gewerkschaften (Hirsch-Duncker) hielten anlässlich der großen Tagung des Reichsausschusses für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Köln (22. bis 27. August) eine Sonderberatung ab, an der etwa 500 Delegierte aus Rheinland-Westfalen teilnahmen. Auch Oberbürgermeister Ballraaf (Köln) war erschienen. Czieslik, Sekretär der H.-D.-Gewerkschaften aus Duisburg, legte in einem zirka einstündigen Referate die ideellen und materiellen Verpflichtungen dar, die seitens der Gesamtheit dem kriegsbeschädigten Arbeitnehmer gegenüber erwachsen. Der Redner verlangte insbesondere die Mitwirkung der Arbeiter in der Berufsberatung, da der Arbeiter nur zu seinem Berufskollegen Vertrauen habe und infolgedessen die Arbeiterorganisation die gegebene Auskunftsstelle in allen Fragen der Berufsberatung sei. An zweiter Stelle besprach Verbandsvorsitzender Hartmann im einzelnen die Schwierigkeiten, die die Eingliederung der zurückkehrenden Kriegsbeschädigten in die soziale Versicherung machen werde; er lehnte die private Fürsorge als unsicher und nicht rechtsverbindlich ab und verlangte Reichszuschuß für solche Fälle, wo die Krankenkassen versagen. Bezüglich der Unfallversicherung forderte der Redner, daß bei der Festlegung von Unfallrenten keine Rücksicht auf eine etwa bereits bestehende Kriegsrente genommen werden dürfe. Er stellte alsdann ausdrücklich den Anspruch des Kriegsinvaliden auf die Invalidenrente fest.

Den Ausführungen beider Redner wurde durch einstimmige Annahme einer entsprechenden Resolution zugestimmt.

Die Gewerkschaften und die Kriegsbeschädigtenfürsorge. Aus Anlaß des Kölner Kongresses fand eine Versammlung der drei großen Gewerkschaftsrichtungen sowie verschiedener Angestelltenverbände statt, die nach Referaten von Rob. Weiz und Gewerkschaftsbeamten Streicher-Berlin die untenstehende Erklärung annahmen, die der Abg. Giesberts dem Kongreß übergab und begründete. In der Aussprache wurde von sehr vielen Landrats- und auch einigen Regierungsbezirken bitter geklagt, daß man noch immer die Mitarbeit der Gewerkschaften in der Berufsberatung usw. zurückweise. Demgegenüber war die Bemerkung von Giesberts sehr geschickt: „Ob Sie uns leiden mögen oder nicht, das ist gleichgültig, aber wenn Sie Erfolg haben wollen, können Sie uns nicht entbehren.“ Hoffentlich hört man das an den Stellen, die es angeht.

Die Entschliebung lautet:

Die Arbeiter und Angestellten Deutschlands sind an der Fürsorge für die kriegsverletzten und kriegserkrankten Kriegsteilnehmer aufs lebhafteste interessiert und haben sich seither an den Einrichtungen der Kriegsbeschädigtenfürsorge, vor allem an den Arbeiten des Reichsausschusses, intensiv beteiligt. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge, die besonders nach Schluß des Krieges von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung sein wird, bedarf zur erfolgreichen Wirksamkeit in allererster Linie des Vertrauens der von der Fürsorge selbst betroffenen Personen. Dieses Vertrauen kann nur erworben werden, wenn ihnen die Leistungen der Fürsorge durch eine reichsgefehllich geregelte Organisation gewährleistet werden. Da die Kriegsbeschädigtenfürsorge dieser Grundlage bisher entbehrt, fordern die in Köln anlässlich der Tagung

für Kriegsbeschädigtenfürsorge (23. bis 25. August 1916) versammelten Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands deren reichsgesetzliche Regelung.

Die Voraussetzung einer solchen wirksamen Organisation ist, daß neben den Vertretern anderer Berufsstände auch die Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen überall als vollberechtigt hinzuzuziehen sind zur Mitwirkung nicht nur bei allgemeinen Aufgaben der Kriegsbeschädigtenfürsorge, sondern vor allem in den wichtigen Sondergebieten der Berufsberatung und Arbeitsbeschaffung in den Bezirks- und örtlichen Fürsorgestellen der Kriegsbeschädigten-Fürsorgeorganisationen.

Von ihren im Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge mitarbeitenden Vertretern erwarten die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands, daß sie auch weiterhin unablässig bemüht sind, eine gesetzliche Neuordnung der Rentenversorgung der Kriegsbeschädigten und der Versorgung der Hinterbliebenen nach sozialen Gesichtspunkten herbeizuführen.

Die Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands erachten es ferner als dringend notwendig, daß die Kriegsbeschädigtenfürsorge ihre Tätigkeit auch auf die ohne Versorgung entlassenen Kriegsbeschädigten und im Kriege Erkrankten ausdehnt.

Bezüglich der Arbeitsbeschaffung für die Kriegsbeschädigten fordern die Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands, daß die örtlichen Fürsorgestellen der Kriegsbeschädigtenfürsorge in enger Verbindung mit den nichtgewerbmäßigen Arbeitsnachweisen stehen, die die Unterbringung von Kriegsbeschädigten mit als ihre Aufgabe übernommen haben. In den Orten, in denen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Fürsorge für die Kriegsbeschädigten besonders gebildete paritätische Arbeitsgemeinschaften oder Tarifinstanzen (Schlichtungskommisionen) bestehen, die vornehmlich in der Arbeitsvermittlung und Lohnfestlegung mitwirken, aber auch dann eingreifen, wenn Arbeitgeber bestimmte, dem Kriegsbeschädigten gegebene Versprechen nicht halten, ist die Arbeitsbeschaffung zunächst diesen Einrichtungen zu übertragen.

Die weitere Schaffung von Arbeitsgemeinschaften als wirksamste Unterstützung der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist überall und für alle Berufe zu erstreben.

Die Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands betrachten es als eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit, daß alle organisierten Arbeiter und Angestellten den Kriegsbeschädigten im Arbeitsverhältnis die weitestgehende Unterstützung gewähren und ihnen in treuer Kameradschaft jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Das Arbeiterinteresse an Deutschlands Endsieg. Immer schärfer tritt im Verlauf des Weltkrieges das Sonderinteresse der Arbeiterschaft an einem erfolgreichen Ausgang hervor; immer deutlicher und williger wird es auch in der gewerkschaftlichen Arbeiterpresse erkannt und gewürdigt. Im Korrespondenzblatt der General-Kommission der freien Gewerkschaften Deutschlands konnte man (Nr. 18) lesen: „Unter der Ausschaltung irgendeiner deutschen Industrie vom Weltmarkt leiden erfahrungsgemäß am allermeisten deren Arbeiter; das haben uns die Handelskriege und Kriege genügend gelehrt.“ Der „Regulator“ (Hirsch-Dunker) schreibt: „... Und gerade die deutsche Arbeiterschaft hat das allergrößte Interesse daran, daß dieser Kampf siegreich für Deutschland ausgeht. Alles, was die deutschen Arbeiter in 50jähriger mühsamer Arbeit erreicht und befestigt haben, an Organisation, an Ansehen der Arbeiterschaft und was ihnen an Fortschritt bei einem siegreichen Ausgang in greifbarer Nähe liegt, wäre verloren, zertrümmert auf unabsehbare Zeit. Die deutsche Arbeiterschaft bedarf zu ihrer weiteren Entwicklung des Großhandels und der Großindustrie, diese wiederum müssen freie Betätigung auf dem Weltmarkt finden können. Das alles will uns England rauben. Gerade um der großen Trauer in den vielen Familien willen kann es keinen besseren Dank für die vielen gefallenen Kämpfer geben, als ihr Werk zu vollenden, den Sieg zu erkämpfen, um so dem ganzen deutschen Volk die große Zukunft zu sichern, an der alle Deutschen das gleiche Interesse haben.“ Ganz ähnliche Ansichten werden in der Presse und in den Versammlungen der christlichen Gewerkschaften laut. Auch in Staatsarbeiterkreisen wird das besondere Interesse der Arbeiterschaft an Deutschlands Endsieg klar erkannt, schreibt doch der „Militärarbeiter“: „Wie sollte es der Industrie und den Arbeitern gehen, wenn der unbedingt nötige Bezug der ausländischen Rohstoffe uns in Zukunft unterbunden oder auch nur erschwert würde? Was sollte beispielsweise aus unserer zahlreichen Textilarbeiterschaft werden, wenn uns die Baumwolle künftig vorenthalten würde? Wo sollten unsere zahlreichen in der Exportindustrie beschäftigten Arbeiter hin, wenn die Auslandsmärkte für unsere Ausfuhrindustrie in Zukunft verriegelt würden? ... Man kann geradezu sagen, daß die Arbeiterinteressen hier mehr noch auf dem Spiele stehen und die Arbeiter viel mehr zu verlieren haben als die Unternehmer. Die Unternehmer können sich zur Not schon eher behelfen und anpassen ... Man kann es nach alledem nur als trauriges und unvernünftiges Geschwätz bezeichnen, wenn Personen, ohne ge-

nügende Sachkenntnis, ihre Meinung dahin äußern, daß der Krieg „nur für die Reichen“ geführt würde, und daß die kleinen Leute gar kein Interesse daran hätten. Gerade das Umgekehrte ist richtig, und aus führenden Arbeiterkreisen und selbst von sozialdemokratischer Seite wird immer wieder hervorgehoben, daß es sich beim Weltkrieg in allererster Linie um die Interessen unserer Arbeiterschaft dreht, wie dies auch der Reichstagsabgeordnete und Generalsekretär der Gewerkschaften Legien auf einer großen sozialdemokratischen Versammlung zu Frankfurt (17. Juli 1915) mit den Worten ausdrückte: „Verliert Deutschland, so verliert die Arbeiterschaft am meisten!“

Die Kriegswünsche der christlichen Arbeiter. Der Ausschuß des Deutschen Arbeiterkongresses, der letzten Vereini-gung aller christlichen Organisationen, hat außer einer Kriegszielresolution im Sinne des Reichstagslers („Schaffung einer starken, schwer angreifbaren Stellung auf dem europäischen Festland“) noch eine Reihe beachtenswerter Wünsche geäußert: „Im inneren Leben der deutschen Zukunft ist die tatsächliche Anerkennung und praktische Durchführung der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft in Staat und Wirtschaft eine Grundbedingung unserer Gesundung und des Wiederaufbaues unseres Wirtschaftslebens. Eine vollstümliche Gestaltung des preussischen Wahlrechts ist hierfür eine Notwendigkeit. Nur so kann auch das Interesse aufrechterhalten werden, das breite Massen durch den Krieg am Staatsleben genommen haben. — Beim Neuaufbau unserer Handelspolitik nach dem Kriege sowie bei den Maßnahmen der Ubergangswirtschaft ist neben der berechtigten Weiterführung des Schutzes der innerdeutschen Arbeit die Konsumkraft der Verbraucherbevölkerung besonders zu schonen und zu pflegen. — In der Kriegswirtschaft bedauern wir, daß es noch nicht gelungen ist, der vorhandenen Widerstände Herr zu werden. Wir erwarten, daß die obwaltenden Schwierigkeiten mit fester Hand überwunden werden und daß eine regelmäßige und ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln gesichert und die Preisgestaltung auf eine erschwingbare Höhe abgebaut wird. Auch ist eine bessere Verteilung der Lebensmittel zwischen Stadt und Land sowie eine Abstufung der Preise nach dem Einkommen und nach der Zahlungskraft der Verbraucher geboten.“ — Die Kundgebung des Deutschen Arbeiterkongresses schließt mit dem Bekenntnis unerschütterlichen Aushaltens und Durchkämpfens sowie einhelligem Vertrauen zur politischen und militärischen Führung des Reiches.

Ausdehnung der Schiedshöfe für die Kriegsindustrie. Nach dem Vorgang in Preußen, Sachsen und Thüringen hat nun auf Veranlassung des Kriegsministeriums auch die bayerische Feldzeugmeisterei für den Bereich der drei Armeekorps die Errichtung von Schiedshöfen für die in der Kriegsindustrie beschäftigten Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Verbände in Vorschlag gebracht. Zweck dieser Einrichtung ist, den Arbeiterwechsel in den für den Heeresbedarf arbeitenden Industrien auf das möglichste zu beschränken. Wenn sich die Arbeiter dieser Beschränkung ihrer Freizügigkeit unterwerfen, so erscheint es andererseits billig, ihnen die Möglichkeit zu geben, etwaige Beschwerden vor einem unparteiischen Ausschuß zum Austrag zu bringen. Die vom Heeresdienst für bestimmte Zwecke zurückgestellten oder entlassenen Arbeiter haben nicht die Möglichkeit, ihre Arbeitsstelle nach Belieben zu verlassen; sie stehen, falls sie dies tun, wieder zur Verfügung der Ersatzbehörden, es sei denn, daß sie mit deren Wissen an einer anderen Stelle der Kriegsindustrie Verwendung finden. Für diese Arbeiter hat sich daher ein unparteiischer Schiedshof als notwendig erwiesen. Die Feldzeugmeisterei hat nun den beteiligten Organisationen einen Entwurf vorgelegt, der in gemeinsamen Verhandlungen zu einem Abkommen umgestaltet wurde. Dieses Abkommen ist am 15. Juli in Kraft getreten.

Büchertisch

Pöfer, Dr. der Staatswissenschaften und Hauptmann a. D. Das Problem der Wehrsteuer in der Praxis. (Heft 138 der „Münchener volkswirtschaftlichen Studien.“) Cotta. 3 M.

Der Verfasser beleuchtet die Frage der einmal sehr populär gewordenen Wehrsteuer von allen Seiten. Er kommt zu dem Schluß, daß nach dem Wehrgesetz von 1913 und nach den Erfahrungen des Krieges eine Wehrsteuer jetzt nur eine Krüppelsteuer sein könne.

Dr. Friedrich Bendigen, Direktor der Hypothekbank in Hamburg, Währungspolitik und Geldtheorie im Lichte des Weltkrieges. Duncker & Humblot, 3 M. Eine Sammlung polemischer Aufsätze. Der Verfasser setzt namentlich vom Standpunkt der Knappheit Geldtheorie aus seine bereits im Frieden begonnenen Angriffe gegen die Reichsbank fort. Ihre unbefriedigbaren Erfolge im Kriege führt er darauf zurück, daß

die Politik der Bank sich seinen Ansichten genähert habe. Die Ausführungen sind nicht immer folgerichtig. Wenn z. B. eine Golddeckung der Noten überhaupt nicht erforderlich ist, so ist der Zorn des Verfassers darüber unverständlich, daß die Reichsbank sich das Recht zugelegt hat, zur Deckung der Noten Darlehnsaffenscheine heranzuziehen, was übrigens bekanntlich bisher noch nicht geschehen ist. Ob die Veröffentlichung der Kritik gerade jetzt angebracht ist, kann füglich bezweifelt werden. Interessant sind die Ausführungen des Verfassers, daß die Golddeckungstheorie nur im Interesse der Gold erzeugenden Länder liegt. Solange aber Gold in der Welt als beste Währung gilt, würde die „Entgoldung“ eines Landes dieses in die Abhängigkeit Englands bringen. Schon vor dem Kriege ist gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß England und die internationalen Bankleute darauf hingearbeitet haben, China und Indien auf diesem Wege auszubeuten. L. Herz.

Dr. Bruno Moll, Privatdozent an der Universität Kiel. **Logik des Geldes.** Dunter & Humblot. 3 M. Eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Geldtheorien. Nach Moll ist das Geld nicht, es ist nur gedacht. Er geht vom Ende des Geldes aus, d. h. von dem, was der letzte Besitzer des Geldes als Gegenwert erwartet. Der Bruch in den geistvollen Ausführungen liegt wohl darin, daß der Verfasser von der Vorstellung des Geldes als Einrichtung eines Staates nicht vollkommen loskommt. Geld an sich — Austausch von Arbeitsleistung gegen Arbeitsleistung kann kein Ende haben, solange Arbeit gegen Arbeit getauscht werden muß. D. h., solange die menschliche Gemeinschaft existiert, muß es gedacht werden; ein Ende kann nur gedacht werden für das Geld als Erscheinung einzelstaatlichen Lebens. L. Herz.

Wichart v. Moellendorf: **Deutsche Gemeinwirtschaft.** 1916. Karl Siegmund, Berlin. 48 Seiten. Geh. 1 M.

Bruno Lanzmann, als Landwehrmann mit der Brigade Graf v. Pfeil: **2. Teil Kriegsgespräch.** 1916. Alex. Köhler, Dresden. 2,50 M. Die vollstümlichen Soldatenlieder sind dem wackeren Kämpfer, der ein echter Dichter ist, besonders gelungen!

J. P. Buch: **Italien und die Zentralmächte.** 1916. Dieffen vor München, Jos. C. Huber. 76 Seiten. 1,20 M. Historische Darstellung des österreichisch-ungarisch — italienischen Gegensatzes.

Rob. Walter: **Tingtau unterm Feuer,** mit milit. Karte, Bildern und Zeichnungen von Arped Schmidhammer. Weimar, Gustav Riepenhauer. 1915. 141 Seiten. 2 M., geb. 3 M.

Wir empfehlen diese hervorragende Publikation, die mit warmem Herzen, sehr lebhaft und auf Grund reicher Materialkenntnis geschrieben ist.

Wenn der Grieche kommt. Sozialpolitische und wirtschaftliche Forderungen der deutschen Handlungsgehilfen für die Überleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft. Eine Denkschrift an die deutschen Gesetzgeber vom Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband. Hamburg 1916. Deutsch-nationale Buchhandlung. 64 S. 50 Pf.

1. **Das Bild als Verleumder.** Bemerkung zur Technik der Völkerverhöhnung von Ferdinand Avenarius, mit 72 Abbildungen. (151. Flugchrift des Dürerbundes.)

2. **Falsche Propheten.** Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart 1916.

3. **Deutschland im Urteil des Auslandes früher und — jetzt.** Herausgegeben von Heinrich Fränkel. München 1916. Georg Müller.

4. **Der Völkerrass.** Ein Kultur- und Sittenpiegel der Völker im Kriege. Von Ludwig Wagner. Eßlingen 1916. Langguth.

Wir alle wissen, daß wir nicht nur gegen die Peere mächtiger Staaten in ehrlichem Kampfe stehen, sondern auch gegen heimtückische Lüge und schlechende Verleumdung in Wort und Bild. Hier hilft nur ein sorgfältiges Eingehen auf die Methode dieser dunklen Machenschaften, ein Nachgehen bis in die geheimen Schlupfwinkel ihrer Wertpapiere und dann ein rücksichtsloses An-den-Pranger-Stellen. Gegen die angeblich mit wissenschaftlicher Sorgfalt gearbeitete Schmähchrift eines Bedier hat die Broschüre Mag. Kuttners: *Deutsche Verbrechen?* die gebührende Antwort erteilt; die vorliegende Flugchrift des Dürerbundes richtet sich gegen Angriffe, die mit niederen, für die breiteste Öffentlichkeit bestimmten Mitteln arbeiten, ist aber darum von nicht geringerem Wert. Was sich hier französische, englische und russische Zeitungen, Zeitschriften, Bilderbogen und spekulierende Photographen an Entstellungen und Fälschungen leisten, ist oft von so bahnbüchener Naivität, daß man das Publikum bedauern möchte, dem solche Dinge als Wahrheit aufgetischt werden. Wenn nur nicht die Kritiklosigkeit und der für alles den Feind herabsetzende heillosige Haß dieses Publikum auch den kindlichsten Betrug für bare Münze nehmen lassen würde! Und wenn nur nicht, was hier als Konjunkturerzeugnis einer skrupellosen Geschäftsprelle auf den Markt geworfen wird, auch von den offiziellen Stellen — militärischen und zivilen — benutzt und zur Entflammung des äußersten Widerstandes gegen dieses Schandtal von Feind mißbraucht würde — oft unter Zutatzen aus eigener Phantasie! — Nun hat aber dieser Feind unlenkbar militärische Erfolge errungen. Sie gilt es also, auf alle mögliche Weise zu verkleinern, die eigenen Leistungen herauszubrechen und die Zukunft im rosigsten

Lichte zu malen. Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart-Berlin) hat in einer kleinen Broschüre unter dem Titel „Falsche Propheten“ die Erinnerung an die feindselige Stimmungsmache der ersten Kriegsmomente in dankenswerter Weise festgehalten. Es ist dies ja auch eine Art von Verleumdung, nur nicht so giftig wie die obige, die uns moralisch vernichten sollte. Diese Lotredung unserer militärischen und wirtschaftlichen Machtmittel dient doch mehr als argumentum e contrario. Die eigenen Akten zeigen im umgekehrten Verhältnis. Zu ihrer Zeit sollten diese Lügenmeldungen begeistern und haben es wohl auch getan, jetzt können sie ihr Publikum von damals nur ernüchtern. — Daß man vor der allgemeinen Kriegspsychose anders über uns gedacht hat, ist bekannt. Es war ein glücklicher Gedanke, die Zeugnisse hierfür zu sammeln und einfach für sich selbst sprechen zu lassen nach dem Dichtervorte: „Jetzt rede du, ich will lauschen“. Der Herausgeber Heinrich Fränkel hat unter Mitwirkung bekannter Universitätslehrer einen stattlichen Band zusammengebracht, dem Schmoller, Mosseger und Waldeyer das Geleitwort geben. Wir finden da in bunter Reihe die Stimmen Europas nicht nur, sondern auch die Amerikas und Asiens. Alle Freunde unseres Volkes sind darunter, die auch im Getümmel des Weltkrieges Liebe und Treue bewahrt haben, aber ebenso jene Renegaten, die einst unserer Kultur zugeschworen haben und sie jetzt verlästern in dem naiven Glauben, das, was in Jahrhunderten eine Nation sich unter der Führung ihrer Besten errungen, könne von heute auf morgen verlorengehen, abgestreift werden wie ein altes Kleid. Was hier das Ausland von uns zu sagen weiß, das deckt oft die innersten Seiten unseres Wesens auf. Ob in freudiger Bejahung oder unwillig-zögernd, ob mehr oder weniger berebt — eins ist sicher: sie haben uns einmal verstanden, und manche verstehen uns noch. Von dem Baneghriton „An Deutschland“, das Victor Hugo in ehrlicher Bewunderung dem Feinde singen mußte, bis zu jenem schlichten, aber vielleicht noch tiefer padenden Bekenntnis des Japaners Kogi Ueda an seinen deutschen Freund, der Harakiri verübt, weil er „die Schmach, die seine Regierung gegen Deutschland begeht, nicht überleben kann“. Dürfen wir hoffen, daß sich auch hier die Entwicklung in Kurven vollzieht? Das Verhalten eines der besten französischen Geister, Ernest Renans, möchte es glauben machen. Ein leidenschaftlicher Verehrer Deutschlands vor dem Kriege von 1870, wurde in ihm sein fanatischer Gegner, um doch schon neun Jahre darauf zu der Überzeugung seiner Jugend zurückzukehren: Wir brauchen einander, wir ergänzen uns. In diesem Sinne mache der Hinweis auf das Wagnerische Buch den Beschluß, das nach Kennzeichnung des „Völkerrasses“ „Mittel und Wege“ sucht, die „aus seinem Sumpfe heraus, zu einem schoneren, reineren menschlichen Zeitalter hinaufführen“. „Daß der Krieg nur möglich geworden sei infolge der Unwissenheit, die über den Völkern als verhängnisvoller Dämon lastet“, möchte man allerdings nicht so „ruhig behaupten“ wie der Verfasser.

Charlottenburg.

H. C. Meisner.

Otto Bauer, Oberlehrer an der Kaiserin-Auguste-Victoria-Schule (Anzeum mit Studienanstalt) in Bielefeld, **Ziele und Aufgaben des Geschichtsunterrichts als Gegenwartskunde.** Bielefeld und Leipzig 1916. Velhagen & Klasing. 152 S. brosch. 2,80 M.

Der Verfasser stellt keine Dogmen auf, sondern bietet Vorschläge; natürlich aber betreffen sie keine Einzelheiten, sondern gehen auf das Ganze des Lehrgegenstandes. Eine genaue Kritik dieser hervorragenden Arbeit ist im Rahmen unserer Zeitschrift nicht möglich. Feststellen will ich nur, daß der Verfasser mit der ganzen historisch-politischen Literatur unserer Zeit sehr gut vertraut ist, ein sicheres Urteil besitzt in der Wertung und Auswahl der Schriften, auf die der Geschichtslehrer nicht verzichten darf. Das Wichtigste ist aber, daß Bauer offenbar auch ein synthetischer Kopf von großem pädagogischen Ordnungssinn ist, dem es vorzüglich gelungen ist, die Hauptprobleme des politisch-historischen Unterrichts zu entwickeln und zu gruppieren. Schotte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. — für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der „Hilfe“ an frühere Freilempfänger: 1 M.: Jäger D. in M., 3 M.: Dr. G. in B., 12 M.: St. G. in B., 20 M.: R.-A. M. in M., 25 M.: Dr. B. in L.-M. (nicht 3 M., wie in Nr. 33 angegeben).

Für Werbewecke der „Hilfe“: Dr. G. in B. 7 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanstalt B. in Berlin: 16 Bücher und verschiedene Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 78.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Bierteljahrspreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungskäufler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lügow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Getausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kettzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der zweite Anfang.
— **Georg Gothein, M. d. R.:** Die Freiheit der Meere. —
Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz: Hausbesitzer und Mieter.
— **Prof. Aßhops:** Wortwort zur englischen Ausgabe von
„Mitteleuropa“. — **Prof. Dr. Oskar Rende:** Siebenbürgen. —
Gottfried Traub: Ohne Banklunt. — Gedichte. — Soziale
Bewegung. — Büchertisch. — Sprechsaal.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 27. August.

Noch immer macht es Schwierigkeiten, die Tatsachen des Seegefechtes vom 19. August einwandfrei festzustellen. Der Chef des Admiralstabs der Marine teilt mit, daß alle an der Unternehmung vom 19. August beteiligten U-Boote zurückgekehrt sind und daß demnach die Angabe der britischen Admiralität über die Zerstörung eines deutschen U-Bootes unzutreffend sei. Die Zweifelpflichtigkeit der deutschen und der englischen Berichte sowohl über die Staggerratschlacht wie über das Seegefecht vom 19. August hindert in manchen Kreisen eine reine Zuversichtlichkeit gegenüber der deutschen Darstellung. Wir glauben, daß abwartende Zweifel nicht berechtigt sind, und sind noch heute der Meinung, daß uns sämtliche Verluste, die mit der Staggerratschlacht in Zusammenhang gestanden haben, restlos mitgeteilt worden sind. Auffällig ist dabei, daß die Berichte der englischen Landarmee offenbar um vieles zuverlässiger sind als die der englischen Admiralität. Man würde in Deutschland dem Seegefecht vom 19. August eine noch viel größere Aufmerksamkeit und Würdigung haben zuteil werden lassen, wenn nicht derartige jedenfalls ungerechtfertigte Nebengedanken übriggeblieben wären. Aus Marinekreisen erhalte ich eine Darstellung, die es als wünschenswert bezeichnet, daß die deutsche Bevölkerung von der Größe der technischen Kampfleistung am 19. August einen vollkommeneren Eindruck erhält. Es sei in der Tat hier in Ueberwindung von Schwierigkeiten das fast Unmögliche geschehen. Gleichzeitig werden gewisse Bedenken laut, ob es billig und gerecht sei, die Leistung der Mannschaft des Handels-Unterseebootes „Deutschland“ so besonders hoch zu preisen, während von den Mannschaften der kriegerischen Unterseeboote fast beständig mindestens dasselbe verlangt und geleistet wird. Wir glauben, daß die letztere Bemerkung unbedingt richtig ist, halten aber dafür, daß das, was man in Bremen gefeiert hat, weniger das Heldentum dieser einen Mannschaft gewesen ist, als das Gelingen eines folgenschweren und wichtigen technischen Unternehmens.

Ein österreichischer Brief wendet sich gegen den von uns am 14. August geschriebenen Satz: „In der Gesamtwirkung ist der jetzige italienische Fortschritt den Fortschritten vergleichbar, die die Oesterreicher vor mehreren Monaten in der Richtung auf Triest und Asiago machen konnten.“ In dieser Formulierung liege eine Unterschätzung dessen, was die Oesterreicher und Ungarn bei ihrem letzten siegreichen Angriffe geleistet

hätten; denn es sei die Zahl der Gefangenen, die die Oesterreicher und Ungarn machten, wesentlich größer als die Zahl der von den Italienern am Sonzo Gefangenen, ebenso sei der österreichische Landwerb bedeutender gewesen. Wir wollen gern anerkennen, daß in dieser Betrachtungsweise ein gewisses Recht liegt. Leider bleibt trotzdem bestehen, daß die günstigen Folgen des Vordringens von Triest und Asiago zu einem großen Teil wieder zunichte gemacht worden sind. Wir alle haben uns am damaligen österreichischen Erfolg sehr gefreut, können aber nicht verhehlen, daß nachträgliche Zweifel aufgetaucht sind, ob jenes Vorgehen dem Maße der vorhandenen Kräfte entsprochen hat.

Montag, 28. August.

Der heutige Tag bringt zwei neue Kriegserklärungen, nämlich die Kriegserklärung Italiens an Deutschland und Rumäniens an Oesterreich-Ungarn. Während die italienische Kriegserklärung voraussichtlich am Gang der Dinge wenig ändern wird, da ja schon jetzt die Italiener sowohl an der Tiroler Front wie in Saloniki mit deutschen Truppen zusammentreffen konnten, so ist die rumänische Kriegserklärung eine außerordentlich große Veränderung der gesamten Lage.

Die italienische Kriegserklärung ist durch Vermittlung der Schweizer Regierung an das deutsche Auswärtige Amt gelangt, weil eine italienische diplomatische Vertretung in Berlin schon seit mehr als einem Jahre nicht existiert. Die Italiener geben als Gründe an: Die ununterbrochene Teilnahme deutscher Offiziere, Soldaten und Matrosen an den gegen Italien gerichteten militärischen Operationen; die Unterstützung Oesterreich-Ungarns an sich; die Rücklieferung entlassener italienischer Gefangener an das österreichisch-ungarische Konzentrationslager; die Unterbrechung deutscher Zahlungen an italienische Geschäftsleute und Arbeiter. Von seiten der deutschen Regierung wird durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ geantwortet, daß bereits im vorigen Jahre, bevor Fürst Bülow mit der deutschen Botschaft Rom verließ, die italienische Regierung darauf hingewiesen worden sei, daß überall die österreichisch-ungarischen Heeresverbände mit deutschen Truppen gemischt auftreten, ein Angriff gegen österreichisch-ungarische Truppen sich also zugleich gegen deutsche Truppen richten würde. In dieser Hinsicht ist eine Neuerung nicht eingetreten, und es ist nicht ersichtlich, warum die Italiener erst jetzt daraus einen Kriegsgrund machen. Die Rücksendung von sechs italienischen Kriegsgefangenen an das österreichische Gefangenenlager wird als einzelner Fall und Irrtum untergeordneter Organe bezeichnet. Die Änderungen in den Auszahlungen sind nichts als Folgen italienischer wirtschaftlicher Handlungen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schließt: „Es wäre würdiger gewesen, wenn die italienische Regierung darauf verzichtet hätte, ihre Kriegserklärung an Deutschland mit sophistischen Argumenten zu begründen. Sie wird dadurch niemand darüber hinwegtäuschen, daß ihre Entschließung lediglich eine weitere Konsequenz des früher verübten Treubruches und das Ergebnis der von England und seinen Bundesgenossen seit Monaten auf sie ausgeübten Druckes ist.“

Was die Kriegserklärung Rumäniens anlangt, so liegt bis jetzt noch nichts anderes vor als die Meldung, daß gestern nacht der rumänische Gesandte auf dem Ministerium des Aeußern in Wien eine Note übergeben hat, der zufolge sich Rumänien vom

27. August 9 Uhr abends an als im Kriegszustand mit Oesterreich-Ungarn befindlich betrachtet. Von deutscher Seite wird diese Nachricht mit der Hinzufügung verbreitet, daß der Bundesrat zu einer sofortigen Sitzung zusammenberufen wird. Das letztere hat offenbar den Sinn, die Bevölkerung darauf vorzubereiten, daß eine deutsche Kriegserklärung an Rumänien bevorsteht. Nachdem wir es eben bei Italien erlebt haben, zu welchen Unklarheiten ein Doppelzustand führt, bei dem Oesterreich-Ungarn sich zwar im Kriege befindet, Deutschland aber nicht, wird es bei uns allseitig als richtig und durch die Verhältnisse erzwungen angesehen, daß auch wir unsererseits einen neuen Feind zu übernehmen haben. Damit ist die zweijährige Wartezeit der Rumänen zu Ende gegangen. Die letzte Entscheidung ist schneller erfolgt, als wir sie nach unseren Kenntnissen erwarteten. Man wird auch erst im Laufe der nächsten Wochen erfahren, was sich gestern im Kronrat in Bukarest begeben hat. Mit der Möglichkeit einer Erweiterung des Krieges nach der rumänischen Seite hin haben unsere Heeresverwaltungen und Auswärtigen Ämter immer rechnen müssen.

Sowohl von der Westfront wie vom östlichen Kriegsschauplatz werden täglich weitere Kämpfe berichtet. Engländer und Franzosen haben auf der ganzen Linie Thiepval—Moquet—Delville-Wald—Ginchy—Maurepas—Cléry mehrmals gestürmt. Die Angriffe sind im ganzen gescheitert, nur wird in Grabenstücken bei Moquet und im Delville-Wald noch weitergekämpft. — Nordöstlich von Swiniuchy (im Bogen von Luck) wiesen österreichisch-ungarische Truppen Angriffe russischer Abteilungen ab. Schwere Kämpfe waren im Gebiet der Armee Bothmer in der Nähe der Orte Delesjow, Loustobaby und Zawalow. Auch in den Karpathen werden die Rammhöhen weiter umkämpft. — Bei Saloniki sind lebhafteste Gefechte im Westen an der Moglena-Front.

Dienstag, 29. August.

Deutschland beauftragt den Kaiserlichen Gesandten in Bukarest, seine Pässe zu verlangen, und betrachtet sich als im Kriegszustand mit Rumänien befindlich. Viele deutsche und österreichisch-ungarische Staatsangehörige fliehen aus Rumänien. Bei der Größe der deutschen Gemeinde in Bukarest ist zu wünschen, daß die Flucht vielen gelingen möge. Der bulgarische Gesandte in Berlin erklärt es als selbstverständlich, daß Bulgarien auch gegen den neuen Feind gemeinsam mit seinen Verbündeten vorgehen werde. Die Armee des Erzherzogs Karl meldet bereits erste Zusammenstöße an der rumänischen Grenze. Die Bukarester Zeitung „Steagul“ erklärt, daß der Entschluß zur Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn durch Rußland erpreßt worden sei. Bratianu habe noch immer den Entschluß hinauschieben wollen. Von anderer Seite aber wird mitgeteilt, daß Bratianu bereits seit dem 15. August sich durch Unterschrift den Russen verpflichtet haben soll. Das Wiener „Fremdenblatt“ schreibt: „Die Note, die der rumänische Gesandte gestern überreichte, ist ein Dokument unerhörter Schamlosigkeit, und es ist Rumänien der traurige Ruhm erblüht, selbst Italien an Niedrigkeit übertroffen zu haben. Man kann es ja ruhig sagen, daß Rumänien bis gestern 9 Uhr abends noch unser Verbündeter war. Italien hatte wenigstens einige Wochen vor der Kriegserklärung den Bündnisvertrag mit Oesterreich-Ungarn einseitig außer Kraft gesetzt und dies der österreichisch-ungarischen Regierung zur Kenntnis gebracht. Das rumänische Kabinett ist in der traurigen Kunst des Treubruchs noch weiter gegangen. Es hob den Bündnisvertrag einfach durch die Kriegserklärung auf.“

Der österreichische Minister des Innern, Pring zu Hohenlohe, hat aus gesundheitlichen Gründen seine Amtstätigkeit bis auf weiteres unterbrechen müssen. Er wird vertreten vom Statthalter von Oberösterreich, Freiherrn v. Handel.

Am 24. August hat eines unserer U-Boote in der nördlichen Nordsee den englischen Hilfskreuzer „Duke of Albania“ versenkt.

Mittwoch, 30. August.

Die Statistik Rumäniens bietet folgende Angaben: Rumänien besaß bis 1913 ein Gebiet von 130 000 Quadratkilo-

metern mit 7 250 000 Einwohnern. Dazu kamen durch den Frieden von Bukarest bisherige bulgarische Besitzungen von reichlich 8000 Quadratkilometern mit etwas über 350 000 Einwohnern. Rumänische Städte sind nach letzter Zählung: Bukarest 340 000, Jassi 76 000, Galatz 72 000, Braila 65 000, Ploesci 57 000, Craiova 52 000. Die Armee wird auf ungefähr 500 000 angegeben. Länge der Eisenbahnen 3800 Kilometer. Kriegsflotte: 45 Fahrzeuge; Handelsflotte: 28 Seeschiffe, 89 Flußschiffe. Ausfuhrartikel: Weizen, Mais, Petroleum, Gerste, Holz. Der größte Teil der Bevölkerung steht auf einer niedrigen Kulturstufe. Der Zusammenhang mit der einstigen römischen Kolonisation im unteren Panonien ist weit mehr sprachlich als rassenmäßig vorhanden. Eine Nationalität im Sinne der Blutgemeinschaft ist auf diesem Gebiet weniger zu finden als auf der übrigen Balkanhalbinsel. Viele der politisch führenden Großgrundbesitzerfamilien sind griechischen Ursprungs.

In allen Bierverbandsländern ist Freudentaumel über den Anschluß der Rumänen. In Frankreich begrüßt man Briand, und in Italien feiert man Sonnino als die Herbeiführer der wichtigen Entscheidung. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bringt eine Uebersicht über die bisherige Haltung Rumäniens im Krieg und sagt dabei über den verstorbenen König: „König Karol wünschte zwar als echter Hohenzollernsproß das Wort einzulösen, das er verpfändet hatte, aber er vermochte es nicht, seinen Willen gegenüber den verfassungsmäßigen Faktoren des Landes durchzusetzen. Die seelischen Erregungen dieses Konflikts führten den Tod des greisen Herrschers herbei.“ An anderer Stelle heißt es: „Der kaiserlichen Regierung sind die Verhandlungen, die Herr Bratianu mit den Vertretern der Ententemächte führte, nicht unbekannt geblieben. Sie hat nicht unterlassen, Seine Majestät den König und die nicht vollständig in den Bannkreis der Entente geratenen rumänischen Politiker immer wieder auf das gefährliche und unaufrichtige Treiben des rumänischen Ministerpräsidenten hinzuweisen. Bergebens.“

Als deutsche Antwort auf den uns umdröhnenden Jubelruf aller Gegner wird bei uns die Ernennung Hindenburgs zum Chef des Generalstabes veröffentlicht. Der bisherige Chef des deutschen Generalstabes, General der Infanterie v. Falkenhayn, ist unter voller Anerkennung seiner hervorragenden bisherigen Leistungen zum Zwecke einer anderweitigen Verwendung dieser Stelle entbunden worden. Es ergibt sich aus dem herzlich und persönlichen Ton des kaiserlichen Briefes an Falkenhayn, daß es sich nicht um einen militärischen Abschied handelt, sondern daß in der Tat die Wucht der Aufgaben eine unbedingte Vereinseitigung der Führung in der stärksten Hand fordert. Bisher hat, wie kürzlich ein General der Westfront es ausdrückte, in diesem Weltkriege nur Hindenburg Gelegenheit gehabt zu zeigen, daß er ein Feldherr nach dem Maße der berühmten Heerführer der Vergangenheit ist. Vom Kaiser bis zum letzten Soldaten sind alle darin einig, daß ihm das Vertrauen des ganzen Heeres gehört, wie in der Vergangenheit hat ein so großes Heer auf einem so weiten Kriegsschauplatz unter der Führung eines einzelnen Menschen gestanden.

Die Kämpfe beginnen an der rumänischen Grenze. Die österreichisch-ungarische Donauflotte beschoß die Petroleumraffinerie bei Giurgiu gegenüber von Rufschiuf. An der ungarisch-rumänischen Grenze, die im ganzen 600 Km. lang ist, gab es anfangs Gefechte bei Orsova, Petroseny, Börös-Lorony und südlich von Kronstadt und im Oergyno-Gebirge.

Donnerstag, 31. August.

Die Kriegserklärung der Rumänen hat sich bis jetzt gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet, aber noch nicht gegen Bulgarien. Das bedeutet keineswegs, daß Bulgarien an diesem Kampfe unbeteiligt sein wird. Im Gegenteil wird es ein Hauptinhalt der jetzt beginnenden Donaukämpfe sein, ob Bulgarien seine neu gewonnene Größe und Vollständigkeit aufrechterhalten kann. Für die rumänischen Staatsmänner bedeutet die Rivalität mit den Bulgaren mindestens soviel wie die Angliederung der ungarländischen Rumänen in

Siebenbürgen. Bulgarien hat in seiner schwierigen Kriegslage zwischen Saloniki und der Donaugrenze keine Veranlassung, den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten um einige Tage zu beschleunigen.

Das russische Heer, dem die Aufgabe zufallen soll, durch Bulgarien hindurch nach Konstantinopel zu marschieren, wird seit Sonnabend bei Reni und vielleicht auch an anderen Stellen über die Donau nach der Dobrudscha gebracht, so daß anzunehmen ist, daß die ersten russisch-rumänisch-bulgarischen Kämpfe sich etwa zwischen Silistria, Rustschuk und Varna vollziehen werden.

Auf der siebenbürgischen Seite zieht sich die österreichisch-ungarische Armee von vornherein auf eine seit langem vorbereitete Abwehrstellung zurück. Die Orte Petroseny auf der einen und Kronstadt und Kezdi Vasarhely auf der anderen Seite sind preisgegeben und von Bevölkerung entleert worden. Hermannstadt wird militärisch gehalten. Die Rumänen sind aber sehr nahe von Hermannstadt über den Roten-Turm-Paß eingerückt. Es wirkt betrübend, daß eine so alte, tüchtige deutsche Siedlung wie Kronstadt wegen ihrer geographischen Lage nicht hat gehalten werden können.

Die Türkei hat den Krieg an Rumänien erklärt.

In Dänemark ist die innerpolitische Krisis noch nicht erledigt, und von englisch-französischer Seite wird offenbar versucht, der inneren Auseinandersetzung auch eine außerpolitische Bedeutung zu geben, bisher glücklicherweise ohne Erfolg.

Freitag, 1. September.

Es beginnen die Zeichnungen der fünften deutschen Kriegsanleihe. Dabei heißt es in der Aufforderung: Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Noch müssen alle Kräfte angespannt, bis aufs äußerste eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen auch im Toben des nahenden Endkampfes. Wir müssen Sieger bleiben schlechthin auf jedem Gebiet, mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation und nicht zuletzt auch mit dem Gelde.

Die Kriegserklärung Bulgariens an Rumänien ist immer noch nicht erfolgt, wird aber mit Sicherheit erwartet. Im offiziellen bulgarischen Blatt „Echo de Bulgarie“ wird darauf aufmerksam gemacht, daß Oesterreich-Ungarn im vorigen Jahre nach dem Durchbruch von Gorlice oder nach dem Serbenfeldzuge inistande gewesen wäre, die Rumänen zum Anschluß zu zwingen, was aber aus Wohlwollen der Mittelmächte ihrem ehemaligen Verbündeten gegenüber nicht geschehen sei. Nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer Hinsicht sei der rumänische Kriegsbefehl verhängnisvoll; denn ein Sieg der Entente bedeute, daß Konstantinopel russisch und das Schwarze Meer ein russischer See sein würde. — Leider stirbt gerade jetzt der bisherige bulgarische Generalstabschef Schofow, der vom deutschen Kaiser bei seinem Besuch in Nisch sehr ausgezeichnet wurde.

Alle türkischen Blätter verkünden den festen Entschluß, im Kampfe gegen Rumänien das Äußerste zu tun, weil von einer rumänischen Oberherrschaft über den Balkan keine Rede sein dürfe. Gleichzeitig wird in Konstantinopel ein amtlicher Heeresbericht ausgegeben, nach dem es den Türken gelungen ist, auf dem linken Flügel der Kaukasus-Front zweieinhalb feindliche Divisionen vollkommen zu zersprengen und 5000 Gefangene zu machen. Das hilft, den Eifer der Türken weiterhin anzufeuern.

Die Armee Brussilow macht nach kurzer Ruhepause an der ganzen Linie zwischen Luck und den Karpaten neue verstärkte Anstrengungen. Bei Stanislaw ist ein russischer Ansturm durch heftige Regimenter gebrochen worden.

An der Westfront Fortdauer der Kämpfe, besonders im Abschnitt Etrées—Soyécourt.

Sonnabend, 2. September.

Die Erinnerung des Sedantages verschwindet fast vor der Gewalt der gegenwärtigen Kämpfe.

Gestern wurde in Sofia dem rumänischen Gesandten die bulgarische Kriegserklärung übergeben. Sie war

notwendig geworden, nachdem an einzelnen Stellen der Grenze der Kampf schon von selbst losgegangen war. Der Berliner bulgarische Gesandte Dr. Rizow sagt: „Bulgarien ist keiner Untreue fähig und wird, was auch komme, bis zum Ende mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn eng verbunden bleiben. Jedermann in Bulgarien ist überzeugt, daß der Sieg Rußlands das Ende der bulgarischen Unabhängigkeit sein müßte; denn wenn Rußland in Konstantinopel sitzt, braucht es den Verbindungsweg zu Lande, und dieser Weg würde durch Bulgarien gehen.“ Er fährt fort: „Unsere Beziehungen zu Griechenland sind erfreulicherweise gut. Die griechische Regierung hat sich uns gegenüber durchaus korrekt verhalten.“ — Was tatsächlich aus Griechenland wird, kann kein Mensch sagen. Es bleibt aber zu beachten, daß die Zahl der griechischen Truppen durch die vom Biververband erzwungene Demobilisierung sehr klein geworden ist.

Zu unserem lebhaften Bedauern muß in Siebenbürgen noch viel mehr aufgegeben und geräumt werden, als vorher angenommen wurde. Auch Hermannstadt, die Hauptstadt der siebenbürgischen Sachsen, ist vom Militär und von den meisten Deutschen verlassen worden und gehört also zunächst den Rumänen; daselbe trifft Eßik-Szereba. Der Rote-Turm-Paß konnte oder sollte nicht gehalten werden. Die abwandernden Madjaren und Sachsen werden damit getrübt, daß ihnen eine Heimkehr beschieden sein werde wie den Ostpreußen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, den 28. August.

Rumänien! Die große Ueberschrift in den Morgenzeitungen ist wie ein Fanfarenstoß, der alle Kräfte noch einmal wieder zusammenruft. Der Krieg füllt alle Seelen von neuem mit seinem ganzen geschichtlichen Sinn, mit allem, was auf dem Spiel steht. Wir wissen wieder, daß es um Sein oder Nichtsein geht und haben daselbe stumme und düstere Gefühl wie unter dem Niederprasseln der Kriegserklärungen vor zwei Jahren: daß unser Schicksal eine weltgeschichtliche Kraftprobe ohnegleichen sein soll. Nun sind einmal wieder alle Zweifel und Fragen, „warum wir noch kämpfen“, zum Schweigen gebracht — allen, wie sie auch zu den Kriegszielen stehen mögen, sagt diese Stunde daselbe, daß wir vorläufig gar nicht gefragt werden, was wir wollen, sondern zu tun haben, was wir müssen. —

Ueber den Ernährungszustand unserer Kinder ein Gespräch mit Lehrerinnen verschiedener Schulen. In der ersten Mädchenklasse der Volksschule (bis zu der erfahrungsgemäß hauptsächlich die Kinder der bessergestellten Arbeiter und Kleinbürger gelangen) ist der Gesundheitszustand ausgezeichnet. Es stellt sich auch heraus, daß die allermeisten außer der „Ration“ noch irgendwelche Hilfsmittel haben, eine Tante auf dem Land, oder ähnliche hilfreiche Kräfte. Solche inoffiziellen Hilfsquellen macht natürlich die scharfe allgemeine und gleiche Durchführung der Rationierung versiegen, und da sie wahrscheinlich viel zahlreicher sind, als irgendeine Statistik feststellen kann oder eine Behörde ahnt, so entsteht immer die Frage, ob die behördliche Ordnung so vollkommen sein kann, daß sie diese Ausgleichsmöglichkeiten, die sie beseitigt, wirklich entbehrlich macht. Die Lehrerinnen der höheren Schulen meinen, daß die Kinder des unbemittelten Mittelstandes, kleiner Beamten usw., tatsächlich unter Ernährungsnot leiden — richtiger: Teuerung — leiden. Das wäre ganz begreiflich. Arbeitslöhne sind gestiegen, staatliche Gehälter nur wenig, um kleine Teuerungszulagen.

Dienstag, 29. August.

Das Ausfuhrverbot der norwegischen Regierung für sämtliche norwegische Fischprodukte außer Fischkonserven ist wieder ein Glied in der Kette des englischen Aushungerungsplans.

Ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur“ ist in Hildesheim gegründet mit einem mehr weiten als klaren Pro-

gramm, das die wirtschaftliche, künstlerische und sittliche Hebung des Theaters durch einen Zusammenschluß der „Konsumenten“ erreichen will. Ein klappenreiches Unterfangen!

Die Brotzulage, die zum Ausgleich für den Karioffelmangel den Arbeitern während der letzten beiden Monate gewährt wurde, kann in diesem Erntejahr beibehalten werden. Außerdem kann allen Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren eine Zulage von 50 Gramm pro Tag gegeben werden. Der Kleinhandelspreis für Weizengrieß ist auf 28 Pf. heruntergesetzt — eine große Erleichterung! — Die Herstellung und Verbilligung von Haferflocken, Graupen, Grütze soll gefördert werden; das wäre für die Kinderernährung ein Glück. Man mußte überhaupt nicht mehr, was man den Frauen für ihre Kinder raten sollte.

In einer großen Versammlung der Anhänger der sozialdemokratischen Fraktionsmehrheit — wie sie jetzt in verschiedenen Städten häufiger stattgefunden haben — sprach David über die politische Lage. Die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie sei, eine der drei Hoffnungen der Gegner zu vereiteln: die auf eine deutsche Revolution, und durch das Scheitern dieser Hoffnung dazu beizutragen, daß drüben die Friedensstimmung wächst.

Eine Reichspreisstelle für metallische Produkte ist geschaffen, bei der die Käufer von Metallwaren innerhalb 14 Tagen nach Abschluß des Kaufvertrages die Feststellung des Preises der Ware verlangen können. Die Stelle ist zusammengesetzt aus Vertretern des Kriegsministeriums und des Reichsmarineamts sowie der Interessenten — Erzeuger, Händler, Verarbeiter.

Mittwoch, 30. August.

Hindenburg und Ludendorff als Chef des Generalstabs und Generalquartiermeister hatte das Volk sich längst erwählt, ehe es der Kaiser tat. Jeder fühlt, wie diese Führerschaft zu dem gehört, was jetzt an äußerster Verwertung aller Kräfte verlangt wird.

Die fürchterlichen Martern der deutschen Gefangenen in Rußland, über die in der „Nordb. Allg. Ztg.“ Berichte veröffentlicht werden, lassen allen Müttern und Frauen der im Osten kämpfenden Truppen das Herz stillstehen! Und wenn man dem das behagliche Bild der russischen Erntearbeiter gegenüberstellt, wie man sie jetzt allenthalben, gesund und vergnügt, auf den deutschen Feldern sieht! Und trotzdem gelingt es uns nicht, den Entrüstungsturm der Welt auch einmal zu unseren Gunsten „mobil zu machen“.

Daß gerade jetzt der bayerische Ministerpräsident Graf Hertling einem amerikanischen Journalisten gegenüber die absolute innere Einigkeit über die Forderungen des Augenblicks bestätigt hat, wird überall freudig empfunden.

Mittlerweile wird von dem glänzenden Verlauf der Leipziger Messe berichtet, die besonders nach der Qualitätsseite der ausgestellten Waren einen besonders guten Eindruck machen soll. Sie steht im übrigen im Zeichen der Ersatzmittel und zeigt einen besonderen Erfindungsreichtum in Seifenersatz.

Donnerstag, 31. August.

Auf einer Glode aus dem Voralberg, die zur Kanonenerstellung hergegeben, mit Blumen geschmückt, auf dem Innsbrucker Bahnhof anlangte, stand mit Kreide der Vers:

Draußen hear i schiäßen,
's Läuten tuat mi verbriäßen,
Meine Buaben von der Gmoan
Laß i nit alloan.
I geah jetzt a davon
Und werd a Kanon!

Wer hat es hinausgeschrieben? Der Pfarrer, der Küster, ein alter Bauer? Und die Mütter und Bräute und Schulkinder haben sie mit Blumen bekränzt, deren erst Geläute Friede war, und die nun Haß und Tod senden muß!

Freitag, 1. September.

Die 5. Kriegsanleihe wird angeboten. Im ganzen zu den gleichen Bedingungen wie die vierte. Ausgabekurs ist 98 v. H.,

½ v. H. weniger als die letzte (weil die 5 v. H. Verzinsung auf ein halbes Jahr weniger garantiert wird). Gleichzeitig beginnen auch schon die Millionenziehungen der großen Gesellschaften. Aber gerade diesmal, gerade jetzt müßten wieder die kleinen Zeichner, das ganze Volk, alles anbieten für den fünften Finanzsieg. Alle müßten wissen, daß jetzt mehr als je darauf ankommt, die wirtschaftliche Kraft und den Willen zum Sieg vor aller Welt unbezweifelbar zu bezeugen!

Berlin hat für Kriegsunterstützungen bis jetzt 170 Mill. Mark ausbezahlt.

Im übrigen gibt es außer den Schlachtfeldern und der Diplomatie eigentlich dauernd nur das Ernährungsinteresse, ganze Spalten herunter: Milchkzufuhr, Eierverordnung, Fettschwindel, Kettenhandel, Sauerkrautbereitung usw. usw.

Neben dem „Deutschen Nationalausschuß“ und dem „Unabhängigen Ausschuß für einen deutschen Frieden“ hat sich nun eine Zentralstelle „Völkerrecht“ gebildet, die „einen dauernden Frieden auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker und einer neu einzuleitenden Verständigungspolitik“ erstrebt. Unterzeichnet sind die bekannten Führer des deutschen Pazifismus, Quibde, Förster, Schüding u. a. Wenn Freiheit für die Erörterung der Kriegsziele gegeben ist, wird man mit Kundgebungen an die Öffentlichkeit treten.

Sonnabend, 2. September.

Der Sedantag ist ein wunderschöner, warmer Septembertag. Auf der Fahrt nach Hamburg lauter abgeerntete Felder; nur der Hafer steht, zwar geschnitten, aber noch in Garben. Hier sieht alles gut und trocken aus, auf dem leichten Boden der Priegnitz. Es wird nicht überall so gut sein.

Bei der Anmeldung im Meldebureau kann ich Erfahrungen mit dem Bezugsscheinbetrieb machen. Um 10 Uhr. Rattun, den eine Frau kaufen will, um ein Kinderkleidchen auszubessern, müssen Formulare geschrieben, Kartothekarten ausgefüllt, Fragen beantwortet, Zeit verloren werden. Der männliche Beamte steht manchmal ratlos vor den Zetteln, weil er sich in den darauf verzeichneten weiblichen Kleidungsstücken nicht auskennt, und muß für die intimen Dinge die Schreibfräulein zu Rate ziehen.

Auffehen macht eine Zuschrift des Herrn von Oldenburg-Januschau an den Deutschen Landwirtschaftsrat, in der er begründet, warum er sich an Beratungen der landwirtschaftlichen Körperschaften nicht mehr beteilige. Er wendet sich höchst temperamentvoll gegen die ganze Höchstpreispolitik und die staatliche Bewirtschaftung. Er schlägt Abbau der Organisation vor, Aufhebung der Beschlagnahme und der Höchstpreise für Gerste, Aufhebung der Hauschlachtungsverbote, der Höchstpreise für Schweine und der Höchstpreise für Wild, Schaffung von Kunstdünger (aber woher?). Bedauerlich sind die Uebertreibungen der folgenden Sätze: „Viele Tausende von Tonnen Getreide sind verkauft, Millionen Zentner Kartoffeln sind erfroren und verkauft, große Mengen Fleisch sind verdorben“ — von all dem hat das Publikum sowieso schon ganz phantastische Vorstellungen, die noch mehr zu bestärken rein überflüssig ist.

Sonntag, 3. September.

Ein U-Boot verläßt — der Sitte gemäß den Turm dicht mit Herbstblumen geschmückt — seelbar den Kieler Hafen. Aus der Menge der tücherwinkenden Zuschauer erhebt sich die helle Kinderstimme eines barfüßigen Jungen: „Oha, was viele Blumen! Dar kannst an rüken, Engelsmann!“ („Da kannst du dran riechen“) —

Der Hauptausschuß der deutschen Turnerschaft hat zur militärischen Vorbildung der Jugend Stellung genommen. Er verlangte, daß das Verhältnis der militärischen Jugendpflege zu allen Vereinigungen für freie Leibesübungen bald gründlich und völlig klargestellt werde, damit die von den verschiedenen Seiten geleistete Arbeit an der Jugend auch für die militärische Vorbildung voll zur Geltung käme.

Eine interessante Wohnungsstatistik, die die Wirkung des Krieges auf den Wohnungsmarkt erkennen läßt, ist in Hamburg aufgestellt. Leerstehende Wohnungen 18 500 gegen 15 000 im Vor-

jahr, leerstehende Geschäftsräume 7000 gegen 4700 im Vorjahr, von den bewohnten Wohnungen betragen die mit einer Miete bis 200 M. jetzt 4,2 v. H. (gegen nur 2,9 v. H. im Jahre 1913). Abgenommen hat dagegen ziemlich stark die Mietergruppe 300 bis 375 M. und die Gruppe der Mieten über 600 M. (23,7 v. H. gegen 26,4 v. H. im Jahre 1914). Zugunommen hat die Mietergruppe zwischen 400 und 600 M., die 76,3 v. H. aller Wohnungen beträgt.

Sehr erheblich ist die Zahl der eingetretenen Mietermäßigungen: von im ganzen 220 000 Wohnungen ist bei 54 500 die Miete ermäßigt, 143 000 blieben unverändert und 15 000 sind erhöht. Auf den gesamten Jahresmietenwert von 225 Mill. Mark betrugen die Mietermäßigungen fast 7 Mill. Mark oder 4,8 v. H.

Raumann / Der zweite Anfang

Jetzt erst kommt alles das, was wir schon im August 1914 kommen sahen; jetzt beginnt die wirkliche große Gefahr. Darum müssen wir uns in allen unseren Gedanken wieder an den Anfang versetzen, nochmals von neuem versprechend und gelobend, daß wir dem Vaterlande treu sein wollen in allen Dingen und mit allen Kräften.

Als der Krieg anfang, wurde viel gute Ermahnung und Aufrichtung unter das Volk gegossen, nach unserer Ansicht damals zu viel, denn es wurden die allerhöchsten und allerletzten Kräfte schon wachgerufen, ehe es nötig war. Wir wurden schon ermahnt, alles zu opfern, in einer Zeit, als die Opfer noch klein waren, und wir wurden aufgerichtet, ehe wir noch niedergefallen waren. Jetzt aber sieht es schon anders aus: die Opfer sind im Wachsen und die Zahl der Toten und Verletzten wird groß! Jetzt hat der Krieg jede Familie erreicht und der schwere Ernst der gesamten Lage umgibt uns von allen Seiten. Das ist der Zeitpunkt, an dem die sittlichen Kräfte zum zweiten Male geweckt werden müssen, jetzt mit aller Eindringlichkeit.

Ihr wißt, was vorgegangen ist. Nach zweijährigem Schwanken hat die rumänische Regierung sich zu der Meinung bekannt, daß die mitteleuropäische Sache verloren sei und daß die Verteilung österreichisch-ungarischer Länder nun beginne. Nur unter dieser Voraussetzung hat der rumänische Einbruch nach Siebenbürgen einen Sinn. Jene rechnenden Gauner halten uns für Schlachtreis; das ist kein kleines Vorkommnis, denn dieses Urteil der neutralen Begehrlichkeit wird fast in aller Welt als ein gewisser Abschluß einer ersten Kriegsperiode angesehen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß vielleicht noch weitere Abwendungen erfolgen. Das haben wir nicht verhindern können trotz der ungeheuren Anstrengungen dieser zwei Jahre! So also sieht trotz unserer Befehung weiter belgischer, französischer und russischer Landgebiete das Urteil der Grenzgebarn aus!

Daß die Rumänen nicht wert sind, als unsere Richter und Beurteiler aufzutreten, ist wahr, denn sie sind in ihren führenden Schichten ein innerlich hohles Volk, aber gerade ihre Charakterlosigkeit macht sie zum Spiegelbilde, wie ein äußerliches und rein weltliches Auge die Dinge ansieht. Die Außenseite erscheint so, wie sie in Bukarest betrachtet wird. Wer nur das sieht, was man verstandesmäßig feststellen kann, der kommt zu dem Schlusse, daß trotz unserer glänzenden Siege von 1914 und 1915 jetzt im Jahre 1916 unsere Gegner so herangewachsen sind, daß auch die stärksten An-

strebungen kaum noch ausreichen, sie von allen Fronten abzuhalten. Solche Erkenntnis ist für uns nicht angenehm, und es wird uns schwer, sie auszusprechen, aber die rumänische Kriegserklärung überhebt uns der Mühe: der Blindeste sieht, was sie bedeuten soll. Sie bedeutet, daß das oberflächliche Welturteil uns als aufgebraucht ansieht.

Und was machen wir?

Was wir machen, hängt von dem ab, was wir denken. Wenn wir ebenso äußerlich denken wie die Rumänen, so ist unsere Zuversicht schwach, denn dann können wir zwar immer noch sagen, daß die rumänische Regierung sich verrecknet habe und daß von ihr viele für uns günstige Umstände nicht eingelegt worden sind, aber wir gründen uns dann in den schweren Zeiten, die wohl kommen werden, auf gar nichts anderes als auf eine äußere Wahrscheinlichkeitsrechnung, bei der der Fehler ebenfogut auf unserer Seite sein kann wie auf der feindlichen. Diese Betrachtungsweise reicht jetzt nicht aus. Der Tag ist da, wo wir an die innerlichen Kräfte glauben müssen.

Es genügt nicht, sich auf Ziffern von Menschen und Munition zu verlassen, weil wir in beidem überboten werden können. Schon bisher war die alte Rechnung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ für uns zu wenig, weil es drüben mehr Augen, Zähne, Gewehre und Kanonen gab. Mitteleuropa hat schon bis heute noch etwas anderes in seinem Krieg mitgebracht als Ziffern und Material; wir haben aus wenigem viel gemacht! Das aber muß in Zukunft noch stärker geschehen als bisher! Der Wille als Kraft, die Entschlossenheit als sichtbar werdende Gewalt, das muß nun Volksglaube sein. Das Geheimnisvolle, daß es nichts Höheres in der Welt gibt als den guten Willen, das müssen wir erfahren und zeigen. Gelingt uns das nicht, so bricht die unheimliche Gewalt der Gegenkräfte und Bosheiten über uns herein.

Das ganze deutsche Volk muß sich in dieser Lage nochmals auf den August 1914 besinnen. Durch die lange Dauer des Krieges ist inzwischen mancherlei in Vergessenheit geraten, was wir wieder hervorholen müssen. Das sind folgende Stücke:

1. Es ist und bleibt ein Verteidigungskrieg. Wer das heute immer noch nicht begreift, der begreift überhaupt nichts. Damit fallen alle vorzeitigen und unnützen Großsprechereien von selber in sich zusammen. Wir kämpfen um unser Leben und um das Leben unserer Bundesgenossen. Unsere Bundesgenossen müssen von uns nach Kräften unterstützt und bewahrt werden, weil wir ohne sie dem Ansturm des Ostens nicht standhalten können. Wir verlangen von ihnen, daß sie alles tun, wozu sie nur irgendwie fähig sind, wir verlangen es dringend und offen, aber wir stehen auch mit Aufgebot aller unserer Tapferkeit und Treue neben ihnen und hinter ihnen: auf Tod und Leben!

2. Es bleibt Burgfriede. Die Forderungen des Burgfriedens, wie sie von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Anlässen vorgekommen sind, müssen nochmals als nicht vorhanden betrachtet werden. Ganz Deutschland muß ein einiger Körper und eine einige, lebendige Seele bleiben. Das ist jetzt mehr als zuvor sittliche Pflicht, ernsthafte und unverbrüchliche Pflicht. Unsere Waffenmacht und auch unsere Diplomatie muß von der Gesamtheit getragen werden. Das letztere erscheint manchen Kreisen schwer, aber die Tatsachen erzwingen diese Haltung. Es kann nicht jeder in diesen Zeiten eine Privatpolitik machen wollen.

3. Die allseitig versprochene Neuorientierung

darf nicht in Schattenhaftigkeit hinabsinken, weil sie zur Kriegszuversicht und zum Burgfrieden gehört. Man soll sich überlegen, ob man nicht schon jetzt stärkere Garantien der künftigen Bürgerrechte wird geben können. Wenn ein ganzes Volk zur allergrößten weltgeschichtlichen Anspannung aller Kräfte aufgerufen werden muß, so müssen Vertrauensverhältnisse hergestellt werden, soweit es menschenmöglich ist. Vertrauen für Vertrauen!

Die Freiheitskriege sind in vergrößertem Maßstabe wiedergekehrt. Es handelt sich um unsere deutsche Lebensfreiheit und um Ruhe und Ordnung des Ernteils. Wenn die rumänische Selbstsucht tatsächlich die letzte Entscheidung der künftigen Verhältnisse Europas herbeiführen sollte, wenn der vereinigte Plan der vereinigten Einbrecher uns niederringen sollte, so würden nicht wir und unsere Kinder allein den Verlust haben, sondern die Weltgeschichte selbst würde in einen traurigen Sieg schnöder Einzelinteressen auslaufen. Das läßt sich nicht mit der Ansicht vereinigen, die wir Deutschen trotz aller konfessionellen und sonstigen Verschiedenheiten gemeinsam von der Weltregierung haben. Wir sind gewöhnt, an ein Warten der ewigen Vernunft inmitten verworrener und blutiger menschlicher Kämpfe zu glauben. Das ist uns nicht immer leicht geworden, aber es ist das ein Erbe unserer frommen Vorfäter und unserer großen Denker. Unsere frommen Vorfäter haben in den unbefreiblichen Nöten des dreißigjährigen Krieges den Glauben an Gottes Hilfe nicht verloren, und ihr Glaube hat sie nicht betrogen. Das damals zertretene Volk hat sich wunderbar wieder aufgerichtet. Aus dem Schutte und den Ruinen entstand in langer mühsamer, treuer Arbeit ein Volk und Reich, wie keiner damals es sich denken konnte. Das aber, was nun von vielen treuen Geschlechtern unserer Vorfäter erlangt und errungen wurde, wird jetzt wieder in Frage gestellt. Da gilt es den alten zähen Glauben an die Notwendigkeit der Deutschen innerhalb der Menschheit wieder zu gewinnen. Dieses Volk muß seine freie Bewegung in der Welt erhalten, unser Volk muß bleiben!

So gehen wir dahin, einer der allergrößten und allerletzten Entscheidungen entgegen. Wir geben unseren Bundesgenossen noch einmal die Hand, wir geben sie uns untereinander, und dann stellen wir im Einverständnis mit dem Kaiser vertrauensvoll das beste Heer, das es bisher je gab, unter Hindenburgs erfahrene Führung. Die Monate, welche vor uns stehen, sind die Probe, was am Deutschtum ist und was es kann.

Georg Gothein, M. d. R. / Die Freiheit der Meere

I.

Der Reichszankler hat als wichtigstes Kriegsziel die Erhaltung der Freiheit der Meere hingestellt, eine Forderung, die eigentlich eine Selbstverständlichkeit enthält und die doch in diesem Kriege von unseren Feinden und darüber notgedrungen auch von uns fortdauernd illusorisch gemacht wird. Es ist die große Forderung, die seit 150 Jahren von fast allen seefahrenden Nationen gestellt wird und deren Verwirklichung allein am Widerstand Englands gescheitert

ist. Was heißt Freiheit der Meere? Das Meer gehört mit Ausnahme einer schmalen Zone an der Küste und gewisser im Besitz einzelner Staaten befindlichen Meerbusen und Meeresstraßen niemandem; es ist *res nullius*, kann von allen frei benutzt werden. Und da es niemandes Eigentum ist, so ist es auch im Krieg zwischen zwei oder mehreren Staaten nicht angängig, im Allgemeinbesitz befindliche Meeresteile zu erobern oder den Neutralen den Verkehr darauf zu verbieten. Die Erklärung eines feinem Staat gehörenden Meeresteiles als Kriegsgebiet — die überhaupt erstmals in diesem Krieg erfolgt ist — dürfte daher rechtlich für die Neutralen nichts anderes bedeuten als eine Warnung: Ihr seht in diesem Gebiet euch der Gefahr aus, unter den kriegerischen Aktionen Schaden zu leiden, also meidet es! Das Seekriegsrecht gestattet auch keinem der Kriegführenden in den der Allgemeinheit gehörenden Meeresteilen Minen zu legen, denn dadurch schädigt er die Rechte der Neutralen. Wo er es dennoch tut, hat er mindestens die Pflicht, den in die Gegend kommenden Schiffen Lotsen zu geben, welche sie ungefährdet durch das Minenfeld leiten.

Da das Meer allen gehört, muß auch im Krieg seine ungehinderte Benutzung allen Nichtkriegführenden freistehen. Das ist das gute Recht der Neutralen; es findet keine Schranken nur darin, daß kein Kriegführender es zu bulden braucht, daß seinem Feinde Konterbande — Bannware — zugeführt wird. Leider ist der Begriff der Bannware kein fester. Man unterscheidet absolute und relative Bannware. Die absolute beschränkt sich auf Waffen, Munition und Heeres- bzw. Flottenausrüstungsgegenstände und auf Seekriegsfahrzeuge. Während die letzteren überhaupt nicht aus einem neutralen Staat heraus einem kriegführenden Lande geliefert werden dürfen, können die anderen vorgenannten Kriegsbedürfnisse von Privatpersonen neutraler Länder an die Regierungen oder an Privatpersonen kriegführender Staaten geliefert werden, nicht aber von neutralen Regierungen. Tun es Privatpersonen, so handeln sie auf eigene Rechnung und Gefahr, d. h. die andere kriegführende Partei kann das Schiff mit der absoluten Konterbande wegnehmen und beides ohne Entschädigung für sich verwenden, oder es vernichten, wenn sie nicht die Möglichkeit hat, Schiff und Ladung in einen ihrer Häfen oder in einen neutralen Hafen zu bringen, wo sie die gute Preise verwerten — internieren oder verkaufen — kann.

Die Lieferung von absoluter Bannware aus neutralen an kriegführende Staaten kann natürlich auch auf dem Landweg erfolgen und ist dann für Versender und Empfänger fast immer gefahrlos. Aber zweifellos ist sie ihrem Wesen nach eine schwere Verletzung der Neutralität. Faktisch nimmt der Staat, der die Ausfuhr von Kriegsmaterial an eine der kriegführenden Parteien zuläßt, für diese Partei; er ermöglicht ihr, den Krieg erfolgreicher zu führen, Mannschaften, die sie sonst zur Herstellung von Kriegsmaterial verwenden müßte, in den Kampf zu schicken. Damit wird der Krieg verlängert, die Kriegsschäden werden vergrößert. Es ist unbegreiflich, wie der frühere amerikanische Staatssekretär Bryan, dem man sonst doch ein gewisses Gefühl für Recht nicht abstreiten kann, erklären konnte, die Verhinderung der Ausfuhr von Kriegsmaterial

würde eine Verletzung der Neutralität von Seiten der Vereinigten Staaten zuungunsten der kriegführenden Besteller sein. Genau das Gegenteil ist richtig und um so mehr, als nach Lage der Verhältnisse von den amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen usw. nur unsere Feinde Nutzen ziehen konnten und können.

Ein neutrales Staatswesen, das auch nach Friedensschluß die Freundschaft und Sympathie der kriegführenden Staaten genießen will, muß Wert darauf legen, diese während des Krieges nicht durch einseitige Begünstigung der einen Partei zu verschmerzen. Es wird Jahrzehnte dauern, ehe Deutschland die bitteren Empfindungen über die Unterstützung unserer Feinde durch Amerika überwunden haben wird. Tatsächlich haben von dem Recht der Lieferung absoluter Bannware nur die Waffen- und Munitionsfabrikanten einen Vorteil, nicht der Staat, der sie zuläßt. Und dieser private Vorteil wurde in diesem Fall erzielt auf Kosten anderer amerikanischer Produzenten, vor allem der Baumwollfarmer und Schweinemäster, und zahlloser anderer, denen die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn unmöglich gemacht wurde.

Aber ebenso zweifellos ist es, daß die Vereinigten Staaten bei der Zulassung der Ausfuhr absoluter Bannware das formale Recht für sich in Anspruch nehmen konnten. Es wird eines der wichtigsten Friedensziele sein müssen — das sich allerdings nur in einem internationalen Kongreß verwirklichen läßt — die Ausfuhr von absoluter Bannware aus neutralen Ländern an Kriegsführende — sei es zu Wasser, sei es zu Lande — überhaupt zu verbieten. Die Interessen der Waffen- und Munitionsfabrikanten müssen hinter die allgemeinen Interessen zurücktreten. Und die Vereinigten Staaten, die diese Forderung früher wiederholt selbst vertreten haben, würden damit nur zu ihren bewährten Traditionen zurückkehren. Es ist auch gar kein vernünftiger Grund einzusehen, warum das, was bezüglich der Lieferung von Seekriegsfahrzeugen gilt, nicht auch für Kanonen, Gewehre und Munition gelten sollte.

Wenn die Kontrolle darüber in die Hände einer internationalen Kommission gelegt würde, so würde an der gewissenhaften Durchführung auch kaum zu zweifeln sein. Praktisch würde aber der Freiheit der Meere damit aufs wirksamste vorgearbeitet werden.

Relative Bannware ist solche Ware, die sowohl für die Zivilbevölkerung wie auch für Heer und Flotte Verwendung finden kann, sofern diese Waren nicht auf der Freiliste stehen, also auch nicht den Charakter relativer Bannware erhalten können. Hierher gehören u. a. Lebensmittel, Luche, Leder usw. Sie sollen aber nur dann als Bannware gelten, wenn sie nicht für die Zivilbevölkerung bestimmt sind, sondern an die Adresse der kriegführenden Regierung oder eines notorischen Heereslieferanten derselben gehen. Der Nachweis, daß letzteres der Fall ist, liegt dem Rehmestaat ob.

Bei einer gewissenhaften Auslegung des Begriffs der relativen Bannware ergibt sich seine völlige Ueberflüssigkeit; denn es ist für einen jeden Kriegführenden leicht, sich so einzurichten, daß diese Sendungen stets für die Zivilbevölkerung bestimmt sind und an Empfänger gehen, die keine Heeres- und Flottenlieferanten, geschweige die Regierung oder ihr nachgeordnete Stellen sind. Wenn Deutschland mit der Vereinheitlichung der Einfuhr durch den Zentraleinkauf — der

übrigens eine private Gesellschaft ist — für manche Waren darin anders verfahren ist, so nur deshalb, weil ihm durch die rechtswidrige Ausdehnung des Begriffs der relativen Bannware die Einfuhr an Private sowieso aufs höchste erschwert war.

England hat in diesem Krieg nicht nur die Liste der absoluten Bannware willkürlich auf alle Waren ausgedehnt, die allenfalls relative Bannware sein könnten, sondern hat sogar eine ganze Anzahl von Waren der Freiliste als Bannware erklärt und schließlich jeden Unterschied zwischen relativer und absoluter Bannware beseitigt. Wir sahen uns dadurch genötigt, das gleiche zu tun.

Im Landkrieg ist das Privateigentum unverletzlich; es darf vom Feinde wohl für Zwecke seiner Kriegführung requiriert werden, aber nur gegen Entschädigung, die spätestens bei Friedensschluß zu regulieren ist. Freilich haben sich unsere Feinde durch dieses einwandfreie, von allen Kriegführenden ratifizierte internationale Recht nicht abhalten lassen, deutsches Privateigentum — besonders in unseren Schutzgebieten — zu konfiszieren, es — ohne durch die Kriegsvorgänge dazu gezwungen zu sein — zerstört, die Zivilbewohner zu Gefangenen gemacht, sie zu erniedrigenden Arbeiten gezwungen usw. All das geschah gegen das geltende Recht.

Im Seekrieg dagegen ist geltendes Recht, daß das feindliche Schiff und die feindliche Ladung, auch wenn es sich bei beiden um Privateigentum handelt, ohne jede Entschädigung weggenommen werden können, selbst dann, wenn es sich um Waren der Freiliste handelt. Seit langen Jahrzehnten geht nun das Bestreben — man kann sagen, fast der ganzen zivilisierten Welt — dahin, das Privateigentum zur See vor dem feindlichen Zugriff zu schützen, es ebenso rechtlich zu behandeln wie das zu Lande; selbst die englischen Handelskammern sind dafür eingetreten, selbst das englische Unterhaus, aber das Oberhaus verweigerte die Zustimmung zu der das erstrebende Londoner Seerechtsakte von 1909.

Auch ohne daß letztere Geltung erlangt hätte, wäre uns die Ein- und Ausfuhr möglich gewesen, wenn sich unsere Feinde an die zweifellos rechtsgültigen Bestimmungen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 über Blockade gehalten hätten.

Dadurch wurde festgestellt: „Blockaden müssen, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam (effektiv) sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrechterhalten werden, welche hinreicht, den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu verhindern.“ Gelingt es auch nur einem Schiff, die Blockade zu brechen, so ist sie für neutrale Schiffe nicht mehr rechtswirksam.

Nun ist die Behauptung Englands, die gesamte deutsche Küste blockiert zu haben, schon durch die Tatsache widerlegt, daß sämtliche deutsche Ostseehäfen einen regen Schiffsverkehr mit den skandinavischen Ländern unterhalten, in der Ostsee überhaupt keine englische oder russische Blockade stattfindet und die sie mit der Nordsee verbindenden Meeresstraßen teils als internationale, teils als die Zugangsstraßen für neutrale Staaten gar nicht blockiert werden können.

Aber auch hinsichtlich der deutschen Nordseehäfen ist die Blockade keineswegs effektiv. Deutsche Kriegsschiffe — und zwar nicht nur Unterseeboote — sind wiederholt an der englischen Küste erschienen und haben diese bombardiert, der deutsche Hilfskreuzer „Röwe“ ist von

seiner äußerst erfolgreichen Fahrt ungehindert aus dem Atlantischen Ozean nach Hamburg zurückgekehrt; die deutsche Flotte hat der englischen im Skager Rat eine siegreiche Seeschlacht geliefert. Alles Beweise, daß eine wirksame (effektive) Blockade der Nordsee nicht besteht. Abgesehen davon sind aber auch einzelne Handelsschiffe ein- und ausgefahren.

Der am Dollart gelegene Hafen Emden kann rechtlich überhaupt nicht blockiert werden, da die Emsmündung gleichzeitig Zugangsstraße zur holländischen Küste ist.

Wie erwähnt, steht den Neutralen der Warenverkehr mit den Kriegführenden frei, und zu Land kann er bei Nachbarstaaten eigentlich gar nicht gehindert werden, sofern nicht gerade der Feind die Grenze besetzt hat. Die Niederlande müßten uns also von Rechts wegen alle überseeischen Waren vermitteln können. Nun kennt aber das Seerecht den dehnbaren Begriff der fortgesetzten Reise, wonach die Ware auch dann als Bannware beschlagnahmt werden kann, wenn sie zwar nach einem neutralen Hafen konsigniert, zweifellos aber für den Feind bestimmt ist. Ursprünglich ist dieser Begriff nur dann angewendet worden, wenn das Schiff einen neutralen Zwischenhafen anlief und von diesem weiter nach dem feindlichen Hafen ging; später ist der Begriff erweitert worden, namentlich auch gerade von den Vereinigten Staaten. Aber er fand stets nur Anwendung auf absolute Bannware, nie auf relative. Mit dieser dem internationalen Seerecht widersprechenden Ausdehnung des Begriffs der fortgesetzten Reise haben es unsere Feinde fertiggebracht, allen Neutralen, von denen Waren — sei es über die Ostsee, sei es zu Lande — zu uns eingeführt werden könnten, den Bezug überseeischer Waren auf das für den inneren Verbrauch unerläßliche Quantum zu beschränken. Sie haben schließlich schwarze Listen aufgestellt, wonach allen den Firmen, die Geschäftsbeziehungen mit Deutschen oder unseren Verbündeten unterhalten, überseeische Waren nicht geliefert werden dürfen.

Das Seerecht hat den Nachteil, größtenteils nicht kodifiziertes Recht zu sein. Die Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 stellte eine derartige Kodifikation dar, die aber — da von England nicht ratifiziert — für keinen der Kriegführenden rechtsverbindlich ist. Aber die Delegierten zur Londoner Konferenz hatten einstimmig, also einschließlich des englischen, den Satz angenommen:

„Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundfäden des internationalen Rechts entsprechen.“

Damit hatte auch England anerkannt, daß es sich bei der Londoner Seekriegsakte nicht um neu zu schaffendes, sondern um bestehendes Recht handelte, an das es selbst auch gebunden war.

Schluß folgt.

Ludwig Herz / Hausbesitzer und Mieter

Das Gefüge unserer Volkswirtschaft hat die ungeheure Belastungsprobe eines langen Krieges bisher gut bestanden. Mit einer Ausnahme; der städtische Grundbesitz ist in arge Bedrängnis geraten. Er war bereits vor dem Kriege zum Teil schwer krank, seine Leiden sind aber unerträglich verschärft worden; nicht nur Boden Spekulation und Baulöwentum der wachsenden Industriestädte, auch der solide Hausbesitzerstand sind von ihnen befallen worden. Mit berechtigter Besorgnis blicken auch diese Kreise in die Zukunft. Die Lösung der Schwierigkeiten interessiert nicht nur die Nießnutzer des Bodenmonopols, sie ist in weit größerem Maße für die Millionen von Belang, die keinen Quadratmeter ihres Vaterlandes ihr Eigen nennen dürfen. Es ist selbstverständlich, daß die Hausbesitzer eine Heilung ihrer Nöte durch Erhöhung des bereits jetzt drückenden Mietpreises suchen, eine Erhöhung, die nach ihrer Ansicht sehr erheblich sein muß, wenn ihre wirtschaftliche Lage im Gleichgewicht gehalten werden soll. Eine Zuschrift, die dem Hansabund von einem Kenner des städtischen Grundbesitzes zugegangen ist, verdient Beachtung, da sie in der August-Nummer seiner Zeitschrift ohne Widerspruch abgedruckt wird, und die Zahlen den normalen Verhältnissen eines anlagensuchenden Kapitalisten, nicht aber denen des spekulierenden Bodenhändlers entsprechen. Die Betrachtungen gehen davon aus, „daß ein Rentner, z. B. ein früherer Handwerker, Kaufmann oder Beamter“ 20 000 M. in einem Wohngrundstück angelegt hat. Das gibt für ihn nach der Zuschrift folgende Jahresbilanz:

Das erstandene Wohngrundstück, in guter Straße und guter Verfassung mit normalen Mieten wird gekostet haben	100 000 M.
Dazu die Hälfte der Kosten (2000 M. Stadt, 1000 M. Staat, 666 M. Reich, rund 300 M. Notar und Gericht) 4000 M., durch 2 = rund	2 000 „
Das Haus steht ihm also zu Buch mit	102 000 M.
Es brachte 6900 M. Mieten. Die Zinsen der Hypotheken betrugen dann vor dem Kriege:	
1. Stelle . 60 000 M. zu 4 1/2 v. H. = 2550 M.	
2. „ . 20 000 „ „ 5 „ „ = 1000 „	
Eig. Geld . 20 000 „ „ 5 „ „ = 1000 „	4 550 M.
Dazu Unkosten (Abgaben und Lasten, einschließlich baulicher Instandhaltung) zum Durchschnittssatz von 20 v. H. der Mieten	1 380 „
Ferner: Abnutzung mit 1/2 v. H. des Gebäudewertes	300 „
Gesamtausgabe	6 230 M.
Dem Eigentümer verbleibt also von der Miete von	6 900 „
ein Nutzen (Reinertrag) von	670 M.

Nach dieser Berechnung verzinst also der Hausbesitzer vor dem Kriege sein Kapital von 20 000 M. mit 1000 M. und 670 M. gleich 1670 M., d. h. mit 8,35 v. H., ein Satz, der höher ist als die Dividende vieler gut gehender Aktiengesellschaften und beträchtlich höher als die Verzinsung von Aktienbesitz im Verhältnis zum Kurse der Papiere.

Für die Zeit nach dem Kriege stellt die Zuschrift folgende Rechnung auf:

„Die 1. Hypothek kostet jetzt 5 v. H. gleich	3 000 M.
Die 2. Hypothek erfordert nun 6 v. H. gleich	1 200 „
Das eigene Geld, zum gleichen Satz angenommen	1 200 „
	5 400 M.

Die Realabgaben werden wohl nur wenig erhöht sein, ganz erheblich aber die Kosten der Reparaturen, insbesondere auch infolge der Steigerung der Löhne. Man wird nach dem Kriege mindestens einen Durchschnittssatz von 35 v. H. der alten Mieten für Abgaben und Lasten ansetzen müssen	2 415 „
Dazu Abnutzung des Gebäudes	300 „
Gesamtjahreslast	8 115 M.

Ausfall also 1215 M. jährlich!

Will der Eigentümer den früheren Nutzen (für Arbeit und Risiko) wieder erreichen mit	670 „
so müssen die Mieten von 6900 M. auf	8 785 M.
erhöht werden, d. h. um 27,3 v. H.	

D. h. der Hausbesitzer erhält jetzt 1200 M. und 670 M. gleich 1870 M. oder 9,35 v. H. Verzinsung seines Kapitals von 20 000 M., d. h. 1 v. H. mehr als vor dem Kriege.

Daß eine solche ungeheure Erhöhung der Mieten ein soziales Elend ohnegleichen bedeuten würde, ist selbstverständlich. Die Zu-

ſchrift ſucht die Erhöhung dadurch ſchmachhaft zu machen, daß ſie darauf hinweist, „daß die prozentuale Beſtandung des Einkommens durch Mietzahlung bei allen den vielen Steuerzahlern, die inſolge Steigerung der Löhne uſw. ein weſentlich größeres Einkommen haben, als früher, ſich vermindert hat. Wer früher bei 1200 M. Jahresarbeitsverdienst 300 M. Miete gleich 25 v. H. des Einkommens zahlte, wird bei Verbeſſerung des Verdienſtes auf 1800 M. und Erhöhung der Miete auf etwa 380 M., d. ſ. rund 27 v. H., wie vorhin nachgewieſen, im Verhältnis weniger an Miete zahlen, nämlich nur 21,1 v. H. des Einkommens“.

Auch wenn man ſehr optimiſtiſch in die Zukunft blickt, wird die Annahme, daß ein nennenswerter Teil des Volkes ſein Einkommen nach dem Kriege um 50 Prozent ſteigern wird, als phantaſtiſch anſehen müſſen. Man wird zufrieden ſein, wenn die Einkommen den Stand vor dem Kriege betragen.

Die — rechneriſch richtige — Aufſtellung geht aber fehl. Zunächst iſt nicht der allergeringſte Grund zu finden, der den Hausbeſitzer berechtigen könnte, nach dem Kriege eine Erhöhung ſeiner Kapitalverzinsung zu verlangen. Dann iſt aber auch die Steigerung der Unkoſten von 1380 auf 2145 M. vorigen Jahres um 75 Prozent viel zu hoch veranſchlagt. Die Unkoſten ſetzen ſich zuſammen einerſeits aus Abgaben und Laſten, d. h. aus Gemeindegroßsteuer, Kanalgebühr, Müllabfuhr, Straßenreinigung, Verſicherungen gegen Feuer, Haftpflicht, Waſſerſchaden ſowie Glasverſicherung, Flurbeleuchtung, Waſſergebühr, Schornſteinfeger, andererseits aus Ausgaben für bauliche Reparaturen. Nehmen wir an, daß von den 1380 M. Unkoſten, die die Zuſchrift für die Zeit vor dem Kriege anſetzt, 700 M. auf die oben erwähnten Laſten und Abgaben, 680 M. auf Reparaturen fallen, daß die Laſten und Abgaben um 10 Prozent, die Reparaturkoſten entſprechend der von der Zuſchrift angenommenen Einkommenſteigerung um 50 Prozent ſteigen werden, ein Satz, der ſehr hoch iſt, wenn einmal normale Zeiten zurückgekehrt ſein werden. Der Poſten Unkoſten würde dann von 1380 M. auf 770 M. + 1020 M. = 1790 M. ſteigen. Damit würde ſich folgende Bilanz ergeben.

Ausgaben:

Hypothekenzinſen	4200 M.
Unkoſten	1790 „
Abnutzung	300 „
	6290 M.
Mieteinnahmen	6900 M.
Ueberſchuß	610 M.

Das wäre eine Verzinsung des Anlagekapitals von 20 000 M. von nur etwas über 3 Prozent, bei der niemand mehr Hausbeſitzer wird ſpielen wollen. Es iſt aber zu fordern und zu erwarten, daß ein Geſetz für eine Reihe von Jahren verbieten wird, Hypotheken zu kündigen oder deren Zinſatz zu erhöhen, ſolange der Schuldner ſeinen Verpflichtungen nachkommt. Ein Geſetz, das zu ſeiner Ergänzung allerdings, um die Bautätigkeit zu ermöglichen, Maßnahmen zur Beſchaffung billigen Realcredits bedarf. Wird ein ſolches Geſetz erlaſſen, ſo ſtellt ſich die Rechnung wie folgt:

Hypothekenzinſen	3550 M.
Unkoſten	1790 „
Abnutzung	300 „
	5640 M.
Mieteinnahmen	6900 M.
Ueberſchuß	1260 M.

Das iſt eine Verzinsung des Anlagekapitals von 20 000 M., von 6,3 v. H., d. h. 2,3 v. H. mehr als der Satz der Rentenpapiere vor dem Kriege und ein Mehrbetrag, durch den die geringe Arbeitsleistung des Hausbeſizers und die Riſikoprämie vollſtandig gedeckt ſind, eine Verzinsung weiter, mit der nach dem Kriege viele kaufmänniſche Betriebe, von landwirtſchaftlichen Betrieben gar nicht zu reden, ſehr zufrieden ſein werden. Es kann und muß daher zu dem Schutz des Vermieters gegen den Hypothekengläubiger als Schutz des Mieters gegen den Vermieter ein Verbot von Mietererhöhungen treten.

Dieſe Verhältnisse — abgesehen von der Aufgabe der Beſchaffung von Realcredit — ſind für die Uebergangszeit vom Kriegszuſtand zu dem normalen Friedenszuſtand verhältnismäßig

einfach zu regeln, wenn man ſich nur durch die Agitation der Anhänger des wirtſchaftlichen Gehens und Geſchehenlaſſens nicht beirren läßt, die merkwürdigerweiſe ſeit Einführung des Höchstpreises hauptſächlich in den Reihen derjenigen zu finden ſind, die früher dem wirtſchaftlichen Liberalismus oder Mancheſtertum vorzuwerfen liebten; außergewöhnliche Zeiten fordern außergewöhnliche Maßnahmen.

Ein Geſenft taucht aber vor Mietern und Vermietern auf, für deſſen Beſchwörung der Spruch noch gefunden werden muß: die Zahlung der während der Kriegsjahre aufgeſammelten Miet- und Hypothekenzinsrückſtände. Welche Summen dabei in Frage kommen, läßt ſich auch nicht annähernd ſchätzen.

Erfolgt eine Regelung nicht und können nach Friedensſchluß die Zinsrückſtände eingefordert werden, ſo kommt ein Krach auf dem Immobilienmarkt, den jeder zu verhindern beſtrebt ſein muß, er mag zur Bodenfrage ſtehen, wie er will. Auf der anderen Seite ſehen ſich unſere aus dem Felde zurückkehrenden Krieger einer Mietschuldenlaſt gegenüber, zu deren Abtragung ſie jahrelang, vielleicht bis an ihr Lebensende, arbeiten müßten. Einen gangbaren Weg zeigt vielleicht die Art, wie ſchon jetzt die Mietzinsfrage in einer Reihe von Gemeinden gelöſt wird. Will man dieſen Weg beſchreiten, ſo wird ein Drittel der Rückſtände von den Schuldner geſchätzt, ein Drittel von der Allgemeinheit — Reich oder Einzelſtaaten — übernommen, auf ein Drittel verzichtet der Gläubiger. Gehen auf dieſe Art zwei Drittel der Mieten ein, ſo können die zu zahlenden zwei Drittel der Schuldreſte der Hypothekenzinſen gedeckt werden. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß die allermeiſten Mieter auch ein Drittel ihrer Mietrückſtände aus ihren Einnahmen nicht werden abzahlen können, ohne ihre Lebenshaltung unerträglich einzukürzen. Es widerſpricht aber jedem Billigkeitsgefühl und würde die Arbeitsluſt und damit die wirtſchaftliche Entwicklung lähmen, wenn diejenigen, die das Land gegen den Feind verteidigt haben, ihre Arbeitskraft zum größten Teil zur Deckung von Schulden aufwenden müßten, die ohne ihr Verſchulden ſich in der Zeit aufgehäuft haben, in der ſie ihren Erwerb aufgegeben haben, um das Land und damit auch ihre Gläubiger zu ſchützen. Kann aber das Drittel von den Mietern nicht aufgebracht werden, ſo fehlt auch ein Drittel zur Befriedigung der Hypothekenschuldner.

Improvifiert läßt ſich die Löſung dieſer Aufgabe nicht, ſie muß daher jetzt ſchon zur Diſkuſſion geſtellt werden, eine Diſkuſſion, die wichtiger und fruchtbarer ſein wird, als diejenige über manche Dinge, über die ſich jetzt ſo viele ihre Köpfe zerbrechen und die Köpfe anders Denkender einſchlagen möchten.

Profeſſor Aſhlens Vorwort zur engliſchen Ausgabe von „Mitteleuropa“

Wir haben ſchon vor einiger Zeit in der „Hilfe“ mitgeteilt, daß der Verlag von King und Sohn in London in engliſchen Zeitungen eine Ausgabe von Naumanns „Mitteleuropa“ in engliſcher Sprache angekündigt habe. Jetzt liegt der gut ausgeſtattete Band vor uns, und nicht ohne Spannung machen wir uns daran zu leſen, was Profeſſor W. J. Aſhlen, der auch in Deutſchland, inſondere im Kreiſe der Brentano-Schüler wohl-knownnte Lehrer der Volkswirtſchaft an der Uni-verſität Birmingham, in ſeinem Vorwort zu Naumanns Buch zu ſagen hat. Man merkt, daß er mit deutſchen Verhältniſſen nicht erſt von geſtern vertraut iſt, und lieſt mit einem gewiſſen Behagen, wie namentlich in den Bemerkungen über Naumanns Werdegang und Perſönlichkeit manch alter Lebenhüter hervorgeholt wird, der in Deutſchland ſo lange den eiſernen Beſtand für den gegneriſchen Kleinagitor ausgemacht hat. Da iſt viel Dichtung mit Wahrheit gemiſcht. Troß des beſonderen — zum Teil humoristiſchen — Interesses, das die alten „Hilfe“-Leſer dafür haben würden, ver-

nichten wir auf die Wiedergabe dieses Teils der Darlegungen, da es nur die Ausführungen über den mitteleuropäischen Gedanken sind, die uns als Urteil eines Feindes inmitten des Weltkrieges, und noch dazu eines englischen Gelehrten von so altem und gefestigtem Rufe, der allgemeinen Beachtung wert erscheinen. Wenn irgend etwas die Notwendigkeit des großen Staatenbundes Mitteleuropa für Deutschland sowohl wie seine Verbündeten auch dem Zweifelsden zu beweisen vermag, so ist es das Urteil dieses zwar naturgemäß voreingenommenen, aber doch klug beobachtenden und abwägenden Feindes, dem als Engländer natürlich bedrohlich erscheint, was uns mit Zukunftsglauben erfüllt.

Wilhelm Heise.

Die erste Frage, die englische Leser über das vorliegende politische Zukunftsbild Raumanns stellen werden, ist die nach seinen Ausichten auf Verwirklichung. Jenes Zukunftsbild könnte man beschreiben als einen locker gefügten Staatenbund, ein militärisches und wirtschaftliches Schutz- und Trugbündnis, das in erster Linie aus dem Deutschen Reich und der Doppelmonarchie besteht, aber auch die Balkanstaaten und die Türkei in sich schließt und all die neutralen Staaten, die — wie Rumänien, Griechenland, die skandinavischen Königreiche und Holland — in seinen Bereich hineinbezogen werden können, mitumfassen soll. Er fühlt dabei ganz richtig, daß es von seinem Standpunkt aus die große Hauptsache ist, zunächst die dauernde Verbindung von Oesterreich-Ungarn und Deutschland zustandezubringen, und für dieses Ziel verwendet er deshalb seine ganze überzeugende Beredsamkeit. Es ist selten, daß er sich soweit gehen läßt, davon zu reden, daß das Mitteleuropa seiner Vision zu seiner Selbstbehauptung notgedrungen auf eine Ausdehnung seiner nördlichen und möglichst auch südlichen Meeresküsten angewiesen ist, oder, an einer anderen Stelle, für die künftige Bevölkerung der mitteleuropäischen Macht die Uebersee-Besitzungen der Nachbarstaaten — gemeint ist Holland — zu fordern, „die noch nicht mit uns vereint sind“. In der Regel aber besorgt er seine eigene, offen ausgesprochene Warnung: beim gegenwärtigen Stande der Dinge nicht viel von den neutralen Ländern zu reden. Man wundert sich nur — beiläufig be-erkt —, wie deutsche Schriftsteller, in diesem Falle Raumann, gelegentlich vergessen, daß es außerhalb Deutschlands genug Leute gibt, die Deutsch lesen können.

Im Hinblick auf sein Hauptproblem der Vereinigung mit Oesterreich-Ungarn erschöpft Raumann alle Hilfsquellen eines überaus großen und mit Geschick verwandten Wortschlages, der reich ist an eigenartigen, ins Englische unmöglich zu übersetzenden Bräunungen, um die Empfindlichkeiten des schwächeren Teilhabers zu schonen. Souveränitätsrechte, erklärt er, müssen gewissenhaft bewahrt werden; die neue Verwaltungsmaschine, die geschaffen werden muß, soll einfach zusammengesetzt werden aus gemischten Ausschüssen, denen die volle Vorbereitung des Aufgabekreises und die Ausarbeitung der Vorschriften für die verschiedenen Behörden zufällt. Trotz all seiner gewohnten Vorsicht verwendet er dabei beständig Ausdrücke wie „Oberstaat“ und „Wirtschaftsstaat“, und oft verfällt er in einen Vergleich mit dem „Zollverein“ in einer Weise, die deutlich zeigt, daß es in Wahrheit so etwas wie ein Bundesstaat ist, was er im Sinne hat. Und dieser Staat ist so gedacht, daß er in der Tat unter deutscher Führung stehen soll, durchdrungen von deutschem Einfluß — natürlich zu seinem eigenen Vorteil. In einem früheren Stadium seiner Entwicklung war Raumann — wie es trifft — dem Gedanken eines Wirtschafts-bündnisses mit Oesterreich-Ungarn ganz und gar nicht zugetan gewesen, da er darin nur eine Hemmung des deutschen Fortschritts durch die Verbindung mit einem rückständigen Teilhaber zu erblicken vermochte. Solches Bündnis, dachte er, würde die agrarischen Elemente, die er damals fürchtete und auch jetzt nicht liebt, in einer Weise stärken, daß das einen Rückschritt der deutschen Wirtschaftsentwicklung um zwei Jahrzehnte bedeuten müßte. Heute vertritt er im Gegensatz hierzu die Meinung, daß deutsche Arbeitsmethoden auf die österreichische Verwaltung übertragen werden müssen und daß das deutsche Kapital und die deutschen Kartelle der österreichischen Industrie und Landwirtschaft zu neuem Leben

verhelfen sollen. Die Sprachen der Nationalitäten sollen sorgfältig gepflegt werden als schöne und dem Gemüt wertvolle Erbstücke der Vergangenheit; aber natürlich — so ganz nebenher wird das gesagt — die Amtssprache der gemeinsamen Ausschüsse ist Deutsch.

Die klügeren Köpfe unter den deutschen Politikern wissen wohl, daß solch ein Zukunftsbild, so verlockend es für deutsche Augen sein mag, kaum eben so angenehm für Nicht-Deutsche sein kann. Demgemäß stimmen die politischen Kreise augenscheinlich ziemlich allgemein darin überein, daß der Raumannsche Plan zwar erstrebenswert sei, daß man aber — wenigstens in der Gegenwart — die Aufmerksamkeit auf die eine Frage der Zollvereinigung konzentrieren müsse. Und hier muß man ein in England nicht ungewöhnliches Mißverständnis beseitigen. Der Plan vom „Mitteleuropa“ wird hier bei uns oft so aufgefaßt, als sei sein Zweck die Einführung des Freihandels unter den Beteiligten. Zweifellos ist das das letzte Ziel vieler seiner Vorkämpfer. Aber sobald sie dabei in Konflikt mit bestehenden Handelsverträgen kommen, denen sie alle — und insbesondere Raumann — zugestimmt haben, wird es klar, daß irgendein größeres Maß von internationalem Freihandel für die Gegenwart und auf absehbare Zeit ganz außerhalb praktisch-politischer Möglichkeit liegt: das Ganze, was möglich ist, ist ein System gegenseitiger Bevorzugung, besonders angelegt zum Schutz der Interessen der industriell schwächeren Länder, möglicherweise mit einer Freiliste für gewisse unerfängliche Produkte, hauptsächlich aus der Gruppe der Rohmaterialien. Aber man hält es für möglich, daß die Bevorzugung so beträchtlich und von solcher Dauer ist und mit einem so vollständigen und festen Bündnis für kaufmännische Verhandlungen mit anderen Ländern verbunden werden kann, um Mitteleuropa zu einem in hohem Maße sich selbst genügenden und in der Tat wirtschaftlich vereinigten Bereich zu machen.

Es ist in unserem Lande gelegentlich gesagt worden, daß wir nicht nötig hätten, uns mit unseren möglichen Beziehungen zu „Mitteleuropa“ zu befassen, da man darauf vertrauen könne, daß sein Zustandekommen am Widerstand Ungarns scheitern würde. Die mächtige magyarische Partei im ungarischen Staate ist erfüllt von einem stolzen Geist nationaler Unabhängigkeit; sie hat schon immer der gegenwärtigen Vereinigung mit Oesterreich Schwierigkeiten gemacht und wird natürlich nicht geneigt sein, der Doppelmonarchie den Abschluß eines solchen Bündnisses mit Deutschland zu erlauben, das unvermeidlich die ungarische Handelsfreiheit noch weiter einschränken müßte. Die industriellen Interessenten Ungarns, die vor dem Kriege schon Schutz gegen österreichische Erzeugnisse forderten, werden sicher kräftigen Widerstand leisten gegen eine Politik, die die Wirkung hat, sie dem weit gefährlicheren Wettbewerb der deutschen Waren auszusetzen. Das alles ist natürlich den deutschen Volkswirtschaftlern und Politikern, insbesondere Raumann, wohlbekannt. Sie erwidern darauf, daß alles in allem Ungarn noch ein im wesentlichen landwirtschaftliches Land ist, und daß Deutschland es in seiner Hand hat, die landwirtschaftlichen Interessen Ungarns durch Tarife so zu fördern oder auch so zu schädigen, daß der Widerstand der ungarischen Industrie dagegen nicht ins Gewicht fällt. Raumann weist also, wie man sieht, im Rahmen des Möglichen Ungarn die große Aufgabe zu, jenes Mitteleuropa, das er als das notwendige Ergebnis des Krieges betrachtet, mit Getreide zu versorgen. Andere schlagen vor, wenn nötig — ohne Zweifel — unter Ausnutzung des deutschen Kredits, jene Politik der Unterstützung der ungarischen Industrie durch Anleihen oder Steuerprivilegien fortzusetzen, die bereits an Stelle eines Schutzzolls gegen Oesterreich erfolgreich gewesen ist. Aber worauf sie in Wirklichkeit vertrauen, das ist der Druck der politischen Lage. Die Magyaren lieben den deutschen Einfluß nicht, aber noch weniger ertragen sie den Gedanken, daß sie ihr derzeitiges politisches Übergewicht an die slawischen Stämme in ihren Grenzen verlieren könnten, und ehe sie sich in die Gefahr begeben, ihre Vorherrschaft zu verlieren, kann man damit rechnen, daß sie, wenn auch mit schiefem Gesicht, die Bedingungen annehmen, die ihnen von Deutschland geboten werden.

In irgendeiner Form wird der Abschluß einer Tarifvereinigung bereits von deutscher Seite ernsthaft versucht. Auch in wirklich einflussreichen Kreisen. Das geht unzweifelhaft hervor aus einer

Reihe von Artikeln, die Professor v. Schmoller kürzlich in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht hat. Schmoller, dessen Meinung an den offiziellen Stellen Deutschlands mehr gilt als die irgendeines anderen akademischen Lehrers, hat das feurige Ungeftüm seiner Jugend längst verloren. Er hat den Ruf jener staatsmännischen Vorsicht, die eine Bewegung niemals eher greift, ehe sie glücklich auf dem Marsche ist. Er hat sich gewiß, bis in die letzte Zeit hinein, keineswegs tätig an der Propaganda für Mitteleuropa beteiligt. Um so mehr fällt es ins Gewicht, was der kluge alte Veteran jetzt sagt: „Ich habe einen großen Teil meines wissenschaftlichen Lebens der Geschichte des Zollvereins gewidmet, und ich habe jetzt alle neue Literatur gelesen und durchdacht. Nach meinem Urteil ist jetzt der Augenblick gekommen für einen energischen Versuch zur Herstellung eines festen Tarifvertrages mit Oesterreich-Ungarn; nach aller menschlichen und geschichtlichen Wahrscheinlichkeit muß dieser Versuch jetzt einen großen und segensreichen Erfolg haben. Die leitenden Männer fast aller Klassen und Parteien finden sich unter dieser Flagge mehr und mehr zusammen.“ Soweit die arbeitenden Klassen Deutschlands wirtschaftlich und politisch organisiert sind, scheinen auch sie vollständig für den Plan gewonnen zu sein. Vor etwa sechs Monaten ist die mitteleuropäische Politik in aller Form gebilligt worden von einem Kongreß, auf dem die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, die Vorstände der deutschen und österreichischen sozialdemokratischen Parteien und die Zentralausschüsse der deutschen und österreichischen Gewerkschaften vertreten waren. Auch die Diplomaten des Handels brauchen von ihrer Art, Geschäfte in Gang zu bringen, nicht abzuweichen. Die Handelsverträge zwischen Oesterreich und Ungarn und ebenso jene zwischen der Doppelmonarchie und Deutschland laufen mit dem Ende nächsten Jahres ab. Alle wirtschaftlichen Probleme, die auf das Verhältnis zwischen den beiden Mittelmächten Bezug haben, werden in jedem Falle, dessen können wir ganz sicher sein, mit deutscher Gründlichkeit durchdacht und geprüft sein.

Da taucht natürlich von selbst diese Frage auf: welche Wirkung wird die gegenseitige Bevorzugung zwischen den Staaten Mitteleuropas auf den auswärtigen Handel der vereinigten Gruppe haben und insbesondere auf den Handel Deutschlands hinter dem Kriege mit den Ländern, die ihm jetzt feindlich sind. Jener Handel war in hohem Maße aufgebaut auf der Meistbegünstigungsklausel des Handelsvertrages, der von Frankreich beim Friedensschlusse des letzten Krieges erpreßt wurde, und auf ähnliche Klauseln in den Verträgen mit dem Vereinigten Königreich und anderen Ländern. Hoffte Deutschland, die Vorteile jener Klausel für seine eigene Ausfuhr nach fremden Ländern wiederzuerlangen, während es zugleich durch die Herstellung der mitteleuropäischen Bevorzugung einen großen Teil der gegenseitigen Begünstigung der Ausfuhr anderer Länder einsteckt? Die Antwort, so überraschend sie scheinen mag, ist die, daß es das gerade ist, was Deutschland jetzt im Sinne hat zu tun. Diese Pläne sind kein tiefes Geheimnis. Schon vor mehr als Jahresfrist, lange bevor man an eine Wirtschaftskonferenz in Paris dachte, waren einige der besten Hirne unter Deutschlands Volkswirtschaftlern damit beschäftigt, die Formel zu finden, welche die Meistbegünstigungsklausel am Leben erhält, wo sie Deutschland von Nutzen ist, und sie beseitigt, wo immer sie einem vereinigten Mitteleuropa hindernd im Wege steht. Und die Sache bleibt nicht mehr frei von Humor, wenn wir sehen, wie Professor Jastrow einen lebhaften Appell an die Freihändler in Deutschland richtet, sich nicht der mitteleuropäischen Bevorzugungspolitik zu widersetzen, sondern sich zufriedenzugeben mit der Anerkennung ihrer Grundfäße durch die Beibehaltung dessen, was er beschönigend ein „modifiziertes Meistbegünstigungssystem“ nennt.

Aber während Monat auf Monat verrinnt, ist die Aussicht Deutschlands auf einen Erfolg, der ihm die Macht gibt, Mitteleuropa zu gründen und zugleich die Entente-Mächte zur Annahme einseitiger Handelsverträge zu zwingen, offenbar nicht mehr so rosig, wie sie ihm einst erschien. Und die großen Schifffahrt- und Ausfuhrinteressen, jene ganze Seite des deutschen Lebens, die durch Hamburg repräsentiert wird, beginnen zu fragen, was wohl

aus ihnen wird, wenn zwar Mitteleuropa verwirklicht, aber der Vorteil der Meistbegünstigungsverträge verlorengegangen ist. Das ist der Standpunkt, den Professor Harms in seinem kürzlich erschienenen Buche über „Deutschlands Anteil am Welthandel“ vertritt. Professor Harms hat einen Lehrstuhl für Volkswirtschaft in Kiel und ist der Leiter eines Instituts für Weltwirtschaft, das von den großen Handelsinteressenten finanziert wird. Es ist der Hauptzweck seines Buches, auf die Bedeutung der Wiedereroberung und Ausdehnung des deutschen Außenhandels mit Nachdruck hinzuweisen. Seine Beweisführung läuft wirkungsvoll darauf hinaus, daß kein Gewinn, der für Deutschlands Handel aus dem mitteleuropäischen Bevorzugungssystem entsteht, die Verluste in anderen europäischen Ländern wettmachen könnte. Aber so charakteristisch diese Ausführungen sind, bemerkenswert sind auch die Darlegungen, mit denen er sein Buch schließt, indem er wiederholt und in nachdrücklichster Weise erklärt, daß „das ganze Problem in erster Linie politisch ist und wirtschaftliche Erwägungen nur in zweiter Linie in Betracht kommen“, und daß das notwendig „für lange Zeit“ der Fall sein wird.

Ich liebe es nicht, zu prophezeien: aber eines ist gewiß, daß es gegenwärtig so aussieht, als wolle Deutschland beides versuchen — sowohl seinen früheren Außenmarkt wiederzugewinnen, wie ein Mitteleuropa mit innerer Bevorzugung zu schaffen. Sollte es aber zwischen beiden wählen müssen, so würde es Mitteleuropa wählen und hoffen, seinen Außenhandel bei einer späteren, glücklicheren Gelegenheit wiederzuerobern.

Was auch immer aus Naumanns Eintreten für Mitteleuropa praktisch herauspringen mag, jedenfalls steckt in dem Buche ein solches Maß von Belehrung und fortreizender Kraft, daß es sich wirklich verlohnt, es zu lesen. Man beachte beispielsweise nur sein Lob der deutschen Begabung für Organisation. Das Lob der Organisation als höchsten Verdienstes ihrer Nation hat man den Deutschen so oft in die Ohren geschrien, daß — namentlich hinter all diesen Monaten der Nahrungsmittelkontrolle — selbst sie dessen ein wenig überdrüssig geworden sein müßten. Und dabei hat Naumann das Mißgeschick, außergewöhnlich unglücklich in der Auswahl der Beispiele zu sein, mit denen er den Unterschied zwischen dem alten englischen und dem neuen deutschen Stil des Kapitalismus verdeutlichen will. Er erzählt von einem Besuch in London, bei dem er zu seiner Ueberraschung entdeckt, daß die Londoner Docks lauter getrennte Unternehmungen, ohne eine Art von organischer Verbindung seien. Die ihn informierten, haben ihm offenbar nichts erzählt von der großen Verschmelzung von 1888, und wir müssen zu seinen Gunsten annehmen, daß sein Besuch vor der Errichtung der „London Port Authority“ im Jahre 1904 stattgefunden hat. Bei all seiner Klugheit ist er ein Opfer der gewöhnlichen Gefahr geworden, sein eigenes Land auf der Höhe zu finden und anzunehmen, daß andere Länder stillgestanden sind, seit man sie zuletzt gesehen hat. Die Geschichte der Londoner Docks, wenn man sie nur wirklich kennt, lehrt natürlich das genaue Gegenteil von dem, was Naumann sagt. Sie zeigt, daß gerade in England, wo, wie überall, die alten Unternehmungen unter dem Befehl veralteter Anlagen leiden und der Bedarf nach neuen Anlagen sich fühlbar macht, nach einiger Zeit auch Reorganisationen großen Umfangs durchgeführt worden sind. Wo England die Organisation zuletzt in die Hand genommen hat, kann es ebenso auf fremde Beispiele verweisen. Zum Beispiel: als England das deutsche System der Zwangsversicherung nachahmte, hatte es den Mut, es auf ein weites neues Gebiet auszudehnen, das der Arbeitslosigkeit, das die deutsche Bureaucratie mit all ihrer Organisationskunst nicht zu betreten gewagt hatte. Ein rein objektives Studium würde vielleicht ergeben, daß der Deutsche, obwohl er in der Tat methodischer veranlagt ist, das Uebergewicht an Organisation im Sinne von Zusammenschluß der Berufs- und Interessengruppen sicherlich ebensosehr den besonderen geschichtlichen und geographischen Bedingungen verdankt, wie einer besonderen natürlichen Begabung. Doch bei alledem bleibt die Tatsache bestehen, daß Deutschland zurzeit besser als England organisiert ist für den Wettbewerb auf dem Weltmarkt, und daß eine wirkliche Politik der Förderung der britischen Industrie von der Regierung einen

Grad tätiger Mitarbeit mit den verschiedenen Zweigen des Handels verlangt, der bisher in vielen Fällen notorisch gefehlt hat. Indessen bewirkt der Krieg eine Schwächung des Geistes eines eifrigen Individualismus in der Industrie und auch sonst, sowie eine Beschleunigung der Konsolidation der kaufmännischen Kräfte in manchen Beziehungen. Und ich bin überzeugt, daß unser Volk in der Organisationsarbeit, die uns aufgezwungen ist, trotz aller Arbeitererschwerigkeiten einen gewaltigen Vorteil vor Deutschland gewinnen wird: die Abwesenheit jener Entfremdung zwischen den sozialen Klassen, die Deutschlands großer und in die Augen fallender Fehler ist.

Oskar Kende / Siebenbürgen

Siebenbürgen, mit 57 800 Quadratkilometern etwas kleiner als Ost- und Westpreußen zusammen, scheint von Natur aus zu einer gewissen Selbstständigkeit bestimmt. Ein Hochland, rings von Gebirgen umschlossen, deutet es nur durch die größere Höhe der Umwallung im Osten und Süden, die Abflußrichtung der am tiefsten ins Land eingreifenden Maros und den zur Theiß gewendeten Lauf der meisten übrigen Gewässer den besseren Zusammenhang mit der niederungarischen Tiefebene an. Frühzeitig kann daher hier am Außenrande römischen Machteinflusses das Nationalgebilde des über die wohl den Thrakern verwandten Daker gebietenden Königs Decebalus wurzeln. Wir finden dieses „Land jenseits des Waldes“ (Transilvania, magyarisch Erdély, rumänisch Ardealu) auch in den Tagen König Stephans I. (997 bis 1038) und Ladislaus I. (1077 bis 1095) gegenüber der benachbarten ungarischen Staatschöpfung in einer politischen Sonderstellung als eigenes Fürstentum, beziehungsweise eine unter einem Wojwoden-Kronbeamten stehende Provinz. Es ist das völkische Quellgebiet, das die in den Stürmen der Völkerwanderung verödeten karpathischen Vorländer Mosbau und Walachei mit neuen Siedlern speist, die im 14. Jahrhundert die ersten rumänischen Staatsgründungen wagen, es bildet schließlich seit Johann Zápolya im 16. und 17. Jahrhundert das Rückgrat des den Habsburgern widerstrebenden, trotz türkischer Oberhoheit fast selbständigen Drittels Ungarns. Zu den seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert romanisierten Dakern, die in den Zufluchtsstätten der Wälder als nomadische Gebirgshirten die unruhigen Zeiten der Völkerzüge überdauerten, und denen sich damals wohl auch germanische Goten und Slawen vermischten, traten, besonders im Westen des Landes Fuß fassend, die neuen magyarischen Herren, im Osten die als Grenzmilliz gegen die Mosbau organisierten, den Magyaren sprach- und kulturverwandten Székler, und endlich seit der Mitte des 12. Jahrh. (Geisa II.) — als Kulturträger herbeigerufen — deutsche Bauern, Sachsen genannt, in Wirklichkeit Franken aus dem Mosellande und der angrenzenden Rheinprovinz. Um Bistriß (Rösen) an dem gleichnamigen Szamos-Nebenflusse entsteht im Norden das „Rösnerland“, zwischen dem Al. Köfel und dem Alt mit der Hauptmasse der deutschen Kolonisten der „Königshoden“; Hermannstadt (Cibinium, Sibin, Zeben, magyarisch Nagy-Szeben) wird Mittelpunkt, die Sibin-Burg soll dem Lande den heutigen deutschen Namen gegeben haben. Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts übernimmt nach auf Einladung des Ungarukönigs Andreas II. der deutsche Orden in der Kronstädter Ede, dem „Burzenlande“, die Grenzverteidigung gegen die Walachei. Indem sich zwischen diese deutschen Siedlungsflächen, Sprachinseln schaffend, später noch Rumänen schieben, erwächst die heutige nationale Verteilung, die bloß durch die Maggarifizierungsbestrebungen des modernen ungarischen Nationalstaates einige Abweichungen erfährt (worüber, soweit es die Rumänen betrifft, v. Michniewicz in der „Zeitschrift für Politik“ VII (1914) S. 671/98 gut unterrichtet). 1910 ergab sich folgende nationale und religiöse Zusammensetzung: es bekannten von den 2 678 400 Bewohnern Siebenbürgens Rumänisch als Muttersprache 55,0 v. H., Ungarisch 34,3, Deutsch 8,7, Slowakisch, Ruthenisch oder eine andere Muttersprache 2,0 v. H.; dem griechisch-orthodoxen Glauben waren 29,6 v. H. zuzuzählen, dem

griechisch-katholischen 28,0, dem römisch-katholischen 14,0, evangelisch waren 23,5 v. H., Unitarier 2,5 und Juden 2,4 v. H.

Siebenbürgens östliche und südliche, den Schenkeln eines rechtwinkligen Dreiecks vergleichbare Umrahmung, deren Wasserscheide den rund 60 Km. breiten Gebirgsgürtel in eine schärfere Innen- und eine breitere Außenseite zerlegt und, im Süden genauer als im Osten, die politische Grenze gegen Rumänien trägt, stellt keine lückenlose Mauer dar: in großen Stufen bachen sich die überwiegend Mittelgebirgs- und nur in einzelnen Gipfeln und Kämmen Hochgebirgscharakter tragenden Ost- und Südkarpathen zu etwa 580 Km. gegen Rumänien, zu etwa 60 Km. gegen die österreichische (augenblicklich zu etwa zwei Dritteln von den Russen besetzte) Bukowina ab; und auch im Siebenbürgischen ändert sich der Ausdruck des sanft absteigenden Geländes nur dort, wo am Rande der Hauptketten Beckenlandschaften eingesunken sind. An eben diesen Stellen, die größeren Operationsraum bieten und von denen einzelne zu den fruchtbarsten Teilen Siebenbürgens gehören, gewinnen auch die Uebergänge über das Gebirge erhöhte Bedeutung. Wir suchen sie auf, von Norden über den Süden nach Westen wandernd. Der Tölgnespaß bringt in 645 Meter Höhe aus dem Tal der Goldenen Bistriß in das etwa 700 Meter hohe, rauhe und wenig ergiebige Becken von Gyergyó; die oberste Maros durchströmt es, Gyergyószentmiklós ist mit 8900 Einwohnern sein Hauptort. Etwa 55 Km. südlich des Tölgnespases verbindet der Gyimespaß mit nur wenig größerem Anstieg (720 Meter) das Sereiß- und Trotus-tal mit dem von der Gyergyó durch einen Querriegel getrennten, ähnlich gearteten Becken von Csík, das der oberste Alt durchfließt und dessen örtlicher Mittelpunkt Csíkzereda am Alt mit 3700 Bewohnern ist. Verkehrsentslegen und schwach besiedelt (23,8 auf den Quadratkilometer) ist das Gyergyó und Csík zusammenfassende Komitat Csík. Den Gyimespaß überquert eine Eisenbahn, welche die beiden Schienenstränge aus dem Maros- und dem Alttale vereinigt. Gegen das gut angebaute Becken von Háromszék öffnet sich der Djotzpaß (850 Meter), zu dem auf der ungarischen Seite von Kronstadt her ein Schienenweg hinanzieht; in die Hochebene des Burzenlandes führen außer der zwischen dem Zadenigipfel des Königsteins (2240 Meter) und dem Regel des Bucsecs (2510 Meter) gelegenen malerischen Einsattelung des von der Straße Campulung-Kronstadt begleiteten Törzburger Pases (1250 Meter) und dem unweit des Csúfás (1960 Meter) durch den Buzedurchbruch gebildeten weniger begangenen Bodzopasse (1345 Meter) der Predeal- (1040 Meter) und Tömöser Paß (1030 Meter), beide in der gleichen verkehrswichtigen Furche hintereinander gelegen und von der Schnellzuglinie Budapest-Kronstadt-Bukarest überschient. Háromszék und das ihm durch eine breite Talöffnung angeschlossene Burzenland, dessen landwirtschaftliche Kultur vielleicht die beste in Siebenbürgen ist, bilden zusammen eine rund 550 Meter hoch gelegene Fläche von 2000 Quadratkilometer. Vorort des Komitates Háromszék (Bevölkerungsdichte 38,1) ist das am rechten Altufer gelegene Sepfiszentgyörgy mit 8700 Einwohnern, ihm strebt das gegen Nordosten näher an die Grenze geschobene Réadvásárhely mit 6100 Einwohnern rüstig nach. Nur 30 Bahnkilometer sind es von der rumänischen Grenzstation Predeal bis zum Hauptort des Burzenlandes und des mit 67,8 auf den Quadratkilometer in Siebenbürgen am dichtesten besiedelten — Komitates Brassó, der einstmals stark besetzten königlichen Freistadt Kronstadt (magy. Brassó), die sich in herrlicher Lage an das hier etwa 400 Meter steil abfallende Gebirge anschmiegt; mit 41 000, heute noch zu einem Drittel deutschen Einwohnern ist es die bedeutendste, den Verkehr mit Rumänien pflegende Handelsstadt Siebenbürgens, der sich nicht unwichtiger Schaf- und Baumwollindustrie. Besser mit dem natürlichen Grenzschuß als in diesen Teilen steht es in dem etwa 65 Km. langen, aus dem im Norden vom Alt umflossenen, rund 500 Meter hohen Fogaraser Becken sich jäh über 2000 Meter erhebenden Fogaraser Gebirge, das mit wildem Hochgebirgscharakter im Hegoi zu 2540 Meter ansteigt. Hauptort des nur längs des Alt gut angebauten Fogaraser Komitates (Dichte 38,9) ist Fogaras mit 6600 Einwohnern. Am Ostrand des Fogaraser Gebirges haben die schäumenden

Fluten des Alt eine etwa 50 Km. lange, enge Felspalte ausgegabt, deren Sohle an die 2000 Meter unter den benachbarten Gipfeln liegt: es ist, in 360 Meter Meereshöhe, der nach einem roten Befestigungsturm benannte Rötenturm- (Rotenturm-)Paß, die Trajanspforte des Mittelalters, an der 1442 die Ungarn unter Hunyadi die Osmanen schlugen. Er leitet ostwärts in das Fogaras-Becken, nordwestwärts in die etwa 410 Meter hohe Cibinebene, an deren Nordende am Cibinsfluß die auch industrielle königliche Freistadt Hermannstadt mit 33 500, zu über die Hälfte deutschen Einwohnern liegt, die uneinnehmbare Festung der Türkenkämpfe, einst gegründet, den Paßeingang nach Siebenbürgen zu bewachen. Den Rotenturm-Paß durchzieht neben der alten Verkehrsstraße heute die Bahnlinie Bukarest—Hermannstadt, die sich hier ins Marostal, zum Gr. Kolfel und über Fogaras nach Kronstadt nach Westen, Norden und Osten vierfach gabelt. Die nächste wichtige Tiefenlinie, westlich einer Reihe paralleler Gebirge eingefenkt, die im Norden niedriger sind (1000 Meter), im Süden Hochgebirgsformen besitzen (2245 Meter auf ungarischem, 2510 Meter auf rumänischem Boden), reicht vom ungangbaren Engtal des nach Süden durchbrechenden Schyl, an dessen Statt der 1625 Meter hohe Nulkenpaß dem Verkehr dient, über das braunkohlenreiche Becken von Petrosény (mit dem gleichnamigen Orte) ins überaus fruchtbare, von Dörfern übersäte Becken von Hätzeg, dem Flußgebiet des zur Maros entwässernden Streß; sein Hauptort ist Hätzeg mit 3100 Einwohnern. Von dieser an die Maros führenden Verkehrsfurche, der von oberhalb Petrosény an auch eine Bahnlinie folgt, zweigt etwa halbwegs und nördlich des schroffen zeigenden Rethyatz-Gebirges (2510 Meter) eine andere bedeutame, gleichfalls schienenbegleitete Straße gegen Westen ab, die über den 700 Meter hohen Eisernen-Tor-Paß durch das Bißtratal die Temes gewinnt und hier mit dem letzten Querwege durch das Gebirge sich vereinigt. Dieser ist seit früher Zeit ein sehr wichtiger Durchgang, da er die Möglichkeit gewährt, den zwischen Bazias und Orsova gelegenen größten Teil des Donaudurchbruchtales (des sogenannten Eisernen Tors) zu umgehen; er beginnt bei Orsova und läuft durch das zur Donau gerichtete Cernatal über Mehedia (Herkulesbad) mit seinen berühmten Schwefelkochsalzthermen, den niedrigen Sattel der Porta orientalis (540 Meter) und das größere, durch die Marmorwerke seiner Umgebung bekannte Karansebes (mit 8000 Einwohnern) nach dem bereits im Alßöld gelegenen Temesvár. Die von Paris und Ostende ausgehende, über Budapest nach Konstanza ziehende Weltverkehrslinie benutzt diese Strecke; von Temesvár nach Orsova sind 189 Kilometer.

Wir haben beim Ost- und Südwall der natürlichen Bergfeste Siebenbürgen etwas länger verweilt, da sie durch den Kriegszustand des Bierbundes mit Rumänien in nächster Zeit erhöhte Aufmerksamkeit erlangen dürften. Fast an allen Toren haben die Rumänen schon in den ersten Kriegstagen zu rütteln begonnen; strategische Erwägungen lassen es der österreichisch-ungarischen Herresverwaltung zweckmäßig erscheinen, nach mitunter sehr scharfen Grenzgefechten sich auf weiter rückwärts gelegene, vorbereitete Stellungen zurückzuziehen. Die österreichisch-ungarischen Meldungen berichten von abgewiesenen Einbruchversuchen ins Becken von Gyergyó und hegreichen Kämpfen am Rotenturm-Paß, Kézdivásárhely, Kronstadt und Petrosény wurden freiwillig geräumt, Stellungen westlich von Gijfjereda bezogen und dem im Cerna-Tale vordringenden Feinde überall blutiger Widerstand geleistet. Daß sich auch diese neue Front sehr bald in eine eiserne verwandeln wird, ist bei der bewährten Tapferkeit der braven Truppen unser aller sichere Hoffnung.

Hinsichtlich der übrigen Daten zu unserer landeskundlichen Uebersicht können wir uns nunmehr kurz fassen. An der Temesenden die Südkarpathen (Transilvanische Alpen), beginnt das von der Donau durchschnittene, Nord-Süd streichende Banater Gebirge. Bis zu 1450 Meter ansteigend, ist es reich an Eisenerzen, in den Rassen zwischen Dravicza und Resicza findet sich Steinkohle: dieses Doppelvorkommen hat die Eisen- und Hüttenwerke bei Steierdorf-Anna (12 000 Einw., magy. Stajerlakánina), hier und bei Resicza

(13 000 Einw.) auch Eisenindustrie begründet; an vulkanisches Gestein ist das Auftreten von etwas Silber bei Dravicza geknüpft.

Das ganze Gebirge im Westen Siebenbürgens kann man unter dem Namen Westsiebenbürgische Masse zusammenfassen. Ihre Mitte nimmt das breite, bewaldete in der Kufurbeta gipfelnde Bihargebirge ein, dessen Innenrand die Quellflüsse der Körös (Berettyó, Schnelle, Schwarze und Weiße Körös) entströmen. Der schnellen Körös folgt eine wichtige, auch von der oben erwähnten Hauptlinie Budapest—Kronstadt—Bukarest benutzten Zugangsstraße Siebenbürgens von Großwardein nach Klausenburg an der Kl. Szamos. Dieses, mit 60 800, zu 85 v. H. magyarischen Einwohnern ist der Hauptsitz dieses Volkstums in Siebenbürgen (magyarische Universität). Ueber der schön gelegenen Schäßburg am Gr. Kolfel (11 600 Einwohner, magy. Segesvár), dessen regsame Bevölkerung Landwirtschaft (Obst- und Hopfenbau) und Industrie betreibt, erreicht diese Hauptlinie Kronstadt (Großwardein—Klausenburg 153, Klausenburg—Schäßburg 204, Schäßburg—Kronstadt 128 Bahnkilometer). Der Ostabhang des Bihargebirges entsendet den Arangos zur Maros und die Kl. Szamos, die sich bei Deß mit der Gr. Szamos zur Szamos vereinigt; diese durchbricht den nördlichen Teil der Westsiebenbürgischen Masse, ein bis 1000 Meter hohes Hügelland, das die Verbindung mit den Karpathen herstellt. Südlich der Längstalfurche Weiße Körös—Arangos erhebt sich der südliche Teil der Masse, das Siebenbürgische Erzgebirge, dessen vulkanische Gesteine ebenfalls edelmetallhaltig sind. Die Hauptstätten der schon zur Römerzeit betriebenen Goldförderung sind Offenbanya am Aranyos und die südlicher gelegenen Orte Abrudbanya, Verespata, Zalatna und Nagyb; auch etwas Silber wird an diesen Stellen gewonnen. Bogenförmig umfließt die Maros, nachdem sie den Hauptort der Szekler, das handelstätige Maros-Báráhely (25 500 Einwohner) verlassen hat, die Westsiebenbürgische Masse im Südosten und Süden, in einer breiten Pforte tritt sie in die Ebene hinaus; ihr folgt eine Hauptlinie von Budapest über Arad und das einst mauerumgürtete Karlsburg (11 600 Einwohner, magy. Gyulafehérvár) zum Anschluß an die ebengenannte Strecke Budapest—Kronstadt.

Das Innere Siebenbürgens, das sogenannte Siebenbürgische Becken, ist ein welliges Hügelland von 500—600 Meter Höhe. Die jugendlichen Ablagerungen, die es erfüllen, enthalten an verschiedenen Stellen das als Beleuchtungs- und Heizmaterial wertvolle Erdgas und zwischen Deés, Torenburg (Torda) und Maros-Ujvár ergiebige Salzlagern. Auch sonst liegt begreiflicherweise das wirtschaftliche Schwergewicht Siebenbürgens durchaus im Innern des Landes: einer Waldbedeckung der karpathischen Komitate von durchschnittlich 45 v. H. ihrer Fläche stehen 30 v. H. in den Komitaten des Siebenbürgischen Beckens gegenüber, dem bebauten Ackerland von 18—19 v. H. dort über 30 v. H. hier. Außer Obst und Weizen läßt die hohe Sommerwärme in diesen Teilen auch Wein, Mais und Tabak gedeihen. Neben dem Ackerbau bildet die Viehzucht (Pferde, Schweine) eine wichtige Beschäftigung der Bewohner. Die Industrie (besonders in Eisen- und Textilwarenbetrieben) befindet sich freilich, im ganzen genommen, erst in den Anfängen und ist auf die größeren Orte beschränkt.

Die deutschen Kolonisten Siebenbürgens schufen sich im 15. und 16. Jahrhundert im Süden des Landes auch in kleineren Siedlungen gegen die Türkeneinfälle Kirchen, deren starke Mauern bei plötzlichen Ueberfällen den Dorfbewohnern Zuflucht boten und nicht selten auch längerer Belagerung standhielten. Möchten diese Kirchentastelle, ein Wahrzeichen deutscher, vaterländisch-gefinnter Wehrhaftigkeit, heute zum Sinnbild der Widerstandskraft und -begeisterung des ganzen Siebenbürgens werden, da es sich nach mehr als zwei Jahrhunderten gegen einen neuen Feind zu schützen hat,

Gottfried Traub / Ohne Wankelmuth

Gott ist den Sündern nicht feind, sondern
den Ungläubigen. Luther.

Als ich kürzlich aus dem Hause trat, sah ich im Sonnenschein einen Kinderwagen stehen, drin ein kleiner Junge schlief. Krampfhaft hielten die Händchen den Bären umfaßt, mit dem er kurz vor dem Einschlafen gespielt hatte. Nun begehrte die Natur ihr Recht: sorglos und unbekümmert um die weite Welt schläft dies Kind in die Zukunft Deutschlands hinein. Solcherart waren ja die Gedanken, die mich an dem Wägelchen festhielten. Das Kind kannte ich nicht; ich ging an manchem schlafenden Blondkopf vorbei. Diesmal stand ich still. Das Kind wurde mir zum Zeichen. Ich las in diesem Bild voll unsagbarer Ruhe einen Wink für unser eigenes Innerstes. Der Zufall wollte noch, daß ich über das Wetter dieses Tages den Kopf schon vorher geschüttelt hatte: das Barometer zeigte auf Sturm, und droben am Firmament stand lachend die Sonne. In diesem Widerspruch begegnete mir das glücklich schlafende Kind. Mit Freuden nahm ich's hin als neue Mahnung zu der alten Gewißheit, daß der stärkste Feind des Menschen das Mißtrauen ist, was Luther seinerzeit den „Unglauben“ nannte, nämlich das Mißtrauen in die letzte oberste Leitung aller Weltgeschäfte und Lebensgeschichte. Mit solchem Verzagen kann man nicht leben und nicht kämpfen. Gerade wenn es tollt und stürmt, wie jetzt um unsere liebe deutsche Zukunft, wenn wir das Vertrauen auch auf Menschen manchmal verlieren, — ohne die Gewißheit, daß die Welt nicht aus den Fugen geht und daß aus dem gesamten Wirrwarr von Leidenschaften, von Häßlichem und Eblem, von Gemeinem und Erquickendem, von Niedertracht und Wahrheitsliebe doch eine einheitliche Linie der sicheren Entwicklung innerer Gerechtigkeit zurechtgebogen wird, könnte ich wenigstens nicht leben.

Das schließt die eigene Arbeit, den eigenen leidenschaftlichen Kampf nicht aus, es schließt ihn ein. Wir bekommen durch die Gewißheit einer letzten Macht geradezu das innere Recht und den äußeren Antrieb, unsere Gedanken, unsere Kräfte, unseren Willen so stark zu entfalten, wie nur irgend denkbar. Gelähmt wird man nur, wenn man eine Verantwortung für etwas übernehmen soll, was man nicht mehr verantworten kann. Wenn unser Kreis von Sorgen und Lasten auch schwer und weit ist, — hat man die innere Freiheit, daß man in diesem Kreis sich so gut und so schlecht erproben darf, wie man es eben fertig bringt, so wachen alle guten Geister auf, man wird sicher, und wächst. Da kann ein Fehler vorkommen, da kann eine „Sünde“ mitunterlaufen und das Böse uns einmal überwinden; gut; aber die „Richtung“ bleibt die richtige; denn wir wissen, daß dann solche schweren Enttäuschungen nur zu unserer Prüfung und zu unserer Läuterung ausschlagen mußten. Im „Vertrauen“ zwingen wir auch das „Böse“ unser Diener zu sein; im „Mißtrauen“ liefern wir uns dem „Bösen und Unglück“ von vornherein aus. Darum ist jene Macht so gewaltig. Vertrauen verdient freilich nur die Kraft und nicht die Schwäche, nur der Wille und nicht die Willenlosigkeit, nur der Führer und nicht der, der sich nur führen und durch alles überraschen läßt. Wir fordern Vertrauen als jene innerliche Sicherheit des Herzens, die ihren Anker weit hinaus in die Meere der Ewigkeit wirft. Dann mag uns manches „Unheil“ drohen, es wird zum letzten Guten ausschlagen. Wir wollen nicht schlafen, wie jenes schlafende Kind. Dazu sind wir Männer und Frauen mit eigenen Augen und eigenen Ohren und eigener Verantwortung. Und doch wollen wir immer ruhen,

wie jenes ruhende Kind, in der letzten Gewißheit eines Geborgenseins im Schoß der unaussprechlichen Weisheit, die wie Urvater oder Urmutter ihren Menschent Kindern am nächsten ist, wo sie in Not geraten. Gott ist den Sündern nicht feind, sondern den Ungläubigen.

Robert Walter / Die Glode von Riga

Auf einer Glode, die die Russen aus Riga wegführten, stand eingegraben: „Gott schütze uns vor der Pest und vor den Russen.“

Schicksal ward dir, Turmsingerin, genug.
Der Zauberspruch, der an die Wolken schlug,
den Wind durchheulte, mit dem Sturme rang,
die Erde peitschte, die Verfluchten zwang,
der Schreckensspruch, toten Geschlechtern kund,
riß dir die Lasterzunge aus dem Mund,
stürzte und stieß dich aus dem Himmelstoben,
darin du nie erbebst, Gott zu loben.
Die Monde rollen durch dein leeres Haus,
und Sonne brütet drin und fliegt hinaus.
Und stehst, Zornern — das hundert Jahr gerechnet —
geglüht, gestählt, zu andrer Form geknetet
im Feuerstand, beherrscht von Russenhänden
und mußt den Tod gen deine Freunde senden.
Was weißt du noch vom Flugschrei durch die Lüfte?
Lauschest schweigend du ihm nach in hohle Grüfte?
Und ist der Gottspruch aus den trostigen Jahren
nicht mit in deinen neuen Leib gefahren?

E. B. Tamen / Gesang der Männer im Schützengraben

Wir liegen in der Erde
mit Spaten und Gewehr;
in Frohn und Kampf und Gebete
das ganze Heer:
bis daß der Sieg uns werdel
O Erde, du Mutter und Urgrund,
wir lernten dich wieder umfahn,
in deinen Schoß uns schmiegen,
im Schutz deiner Knie stahn —
So neure uns, Mutter Erde, den Schwur und Brud:

Wir halten, verwühlt und vergraben,
weitum die Heimat in Hut.
Mag uns die Fremde begraben —
Auch hier deckt die Scholle gut
und birgt die Saat von Schweiß und Blut.

Du aber, heimischer Boden,
du wirfst uns Ernte tragen,
wenn reif einst die Zeit
und freien Schritts unsre Enkel schlagen
das goldne Korn deutscher Herrlichkeit!

Wir liegen in der Erde
des Krieges Knechte, verstrickt
in Frohn und Kampf und Gebete,
bis daß der Sieg uns werde,
Gott uns den Frieden schickt.

Soziale Bewegung

Vermögensverwertung der Alters- und Invalidenversicherung. Nach einer Zusammenstellung, die in den „Amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamts“ veröffentlicht wird, beliefen sich die Darlehen der Alters- und Invalidenversicherung für gemeinnützige Zwecke bis zum Ende des Jahres 1915 auf insgesamt 1323,5 Millionen, also fast 1½ Milliarden M. Seit 1907 bewegten sich die jährlichen Aufwendungen in der durchschnittlichen Höhe von 100 Millionen, sie gingen in einzelnen Jahren auf 81 Millionen zurück und stiegen in anderen Jahren bis zum Maximum von 114,8 Millionen. Von den Darlehen dienten am Schlusse des Jahres 1915: 558 927 857 M. zum Bau von Arbeiterfamilienwohnungen, Ledigenheimen (Hospizen, Herbergen, Gesellenhäusern usw.); 134 040 112 M. zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses (für Bodenverbesserung, Ent- und Bewässerung, Moorkultur, Aufforstung, Wegebau, Kleinbahnbau, Hebung der Viehzucht, Linderung der Futternot usw.); 630 546 430 M. für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volkshilfsstätten, Invaliden- und Erholungsheimen, Siechenhäusern und für Kranken- und Invalidenpflege überhaupt, zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, insbesondere zum Bau von Volksbädern, Schlachthäusern, Wasserleitungen, Kanalisationen, Friedhöfen, für Erziehung und Unterricht, Hebung der Volksbildung und für sonstige Wohlfahrtszwecke. Von den Darlehen der ersten Gruppe wurden gegeben: a) Zum Bau von Arbeiterfamilienwohnungen 316 301 147 M. an Genossenschaften, Gesellschaften, Aktienbauvereine, sonstige gemeinnützige Vereine und Stiftungen; 71 732 606 M. an weitere Gemeindeverbände (Provinzen, Kreise), Gemeinden, Sparkassen und sonstige Anstalten oder Verbände des öffentlichen Rechts; 100 582 705 M. an Arbeiter (Versicherte); 42 545 579 M. an Arbeitgeber. b) Zum Bau von Ledigenheimen: 23 432 470 M. an Genossenschaften usw.; 3 482 900 M. an weitere Gemeindeverbände usw.; 850 450 M. an Arbeitgeber. Der Zinsfuß dieser Darlehen betrug unter 3 Proz. bei 363 847 M., 3 Proz. bei 155 619 057 M., über 3, aber unter 3½ Proz. bei 17 972 946 M., 3½ Proz. bei 235 029 254 M., über 3½, aber unter 4 Proz. bei 21 885 700 M., 4 Proz. bei 21 779 885 M. und mehr als 4 Proz. bei 29 475 702 M.

Das deutsche Genossenschaftswesen. Am 1. Januar 1916 bestanden nach der amtlichen „Statistischen Korrespondenz“ im Deutschen Reich 35 751 eingetragene Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften gegen 35 481 zu Anfang 1915 und 34 579 zu Anfang 1914. Trotz des Kriegs hat also die Zahl der Genossenschaften im letzten Jahre noch um 270 zugenommen, nachdem das Jahr 1914 einen Zuwachs von 902 und das Jahr 1913 einen solchen von 1276 gehabt hatte. Neu eingetragen sind im Jahre 1915 595 Genossenschaften, dagegen aufgelöst 325. Unter der Gesamtzahl der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften befanden sich 21 664 mit unbeschränkter Haftpflicht, 162 mit unbeschränkter Nachschußpflicht und 13 925 mit beschränkter Haftpflicht. Nach dem Gegenstande des Unternehmens sind am zahlreichsten die Kreditgenossenschaften mit 19 619; darunter befinden sich 17 546 Darlehnskassenvereine, 58 mehr als im Jahre 1915. An zweiter Stelle stehen die landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften, deren Zahl 4066 beträgt gegen 4063 im Jahre 1915. Unter ihnen sind die Meiereigenossenschaften mit 3446 am stärksten vertreten. Die dritte Stelle nehmen die landwirtschaftlichen Rohstoffgenossenschaften mit 2619 und einer Zunahme im letzten Jahre von 54 ein. Dann folgen die Konsumvereine mit 2289, d. i. 31 weniger als im Vorjahre. Ferner die landwirtschaftlichen Wertgenossenschaften mit 2071 (im Jahre 1914 2073), darunter 1110 (1099) Elektrizitätsgenossenschaften. Wohnungs- und Baugenossenschaften sind 1529 vorhanden gegen 1542 im Jahre 1914. Alle übrigen Arten von Genossenschaften erreichen für sich nicht die Zahl von 600. Durch eine starke Zunahme im letzten Jahre tun sich unter ihnen hervor die gewerblichen Rohstoffgenossenschaften, deren Zahl von 462 auf 546 gestiegen ist, und die gewerblichen Produktivgenossenschaften mit 540 gegen 430 im Vorjahre. Zentral-(Haupt-)Genossenschaften bestanden am 1. Juni 1916 115, gegen 116 im Jahre 1915. Dazu treten im ersten Halbjahre noch 3 neu eingetragene.

Die Lebenshaltung in Krieg und Frieden hat der „Reichsanzeiger“ kürzlich mit folgenden beachtenswerten Darlegungen beleuchtet: Die Statistische Abteilung des Kriegsaussschusses für Konsuminteressen hat im April d. J. eine Erhebung über die Lebenshaltung (Lebensmittelpreise und -verbrauch usw.) unter Beteiligung von 70 Bezirks- und Ortsausschüssen und rund 4000 Haushaltungen aller Bevölkerungstriebe veranstaltet und im Juli diese Erhebung wiederholt. Das hierbei gewonnene Material ist mit Unterstützung städtischer Statistiker weiter gesichtet und das Ergebnis für die einzelnen Städte teilweise schon veröffentlicht worden. Jetzt liegt eine vergleichende vorläufige Veröffentlichung vor, in der die Ergebnisse der Erhebung für 10 deutsche Städte (Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Hannover, Karlsruhe, Münster i. W., M.-Glabach, Neuf, Offenbach, Konstanz), denen der Friedens-erhebung des Kaiserlichen Statistischen Amtes vom Jahre 1908 gegenübergestellt sind. Aus dieser Veröffentlichung ergibt sich im

Durchschnitt für eine viertöpfige Familie die folgende Steigerung der monatlichen Ausgaben für einige wichtige Lebensmittel und Verminderung des monatlichen Verbrauchs dieser Lebensmittel gegen 1908:

Gruppierung der Lebensmittel	Mehr- (+) bzw. Winder- (-) Aus- gaben im Monat		Winder- (-) bzw. Mehr- (+) Verbrauch im Monat	
	abs. in M.	in Proz.	absolut in Gramm	in Proz.
Brot- und Backwaren	+ 5.60	+ 46.90	- 19234	- 35.49
Kartoffeln	+ 5.69	+ 236.14	+ 17873	+ 50.02
Butter, Margarine, Fette	+ 6.45	+ 68.39	- 2565	- 46.78
Fleisch, Fleischwaren	+ 5.92	+ 28.79	- 7373	- 56.14
Fische, auch geräucherte	+ 5.07	+ 390.—	im Frieden nicht ermittelt	—
Eier	+ 6.57	+ 248.86	- 7 Stück	- 14.—
Milch	+ 2.08	+ 24.64	- 16.22tr.	- 29.83
Käse	+ 2.97	+ 226.71	im Frieden nicht ermittelt	—
Kaffee und Kaffeeersatz	+ 3.76	+ 188.94	- 441 g	- 36.23

Im ganzen waren für die genannten Lebensmittel trotz sehr erheblicher Verminderung des Verbrauchs monatlich 44,11 Mark, das sind 73,47 Prozent, mehr ausgegeben als im Friedensjahre 1908.

Soldatenabstimmung. Der Zentralverband der Bäcker, Konditoren und verwandten Berufsgenossen Deutschlands beabsichtigt zur Ermittlung der Meinung der Berufsangehörigen im Felde über die Abschaffung der Nacharbeit im Bäcker-gewerbe eine Abstimmung durchzuführen. Die Abstimmung soll sich auf alle Berufsangehörigen erstrecken, die sich in den Feld-, Etappen- und Garnisonbäckereien befinden. Das Kriegsministerium hat seine Erlaubnis zu diesem Vorhaben erteilt, und zwar unter der Voraussetzung, daß die Anfragen jeweils an bestimmte Personen und nicht an Truppenteile gerichtet werden.

Der Kampf gegen die Gelben wird von den selbständigen Gewerkschaftsrichtungen aller Art auch während des Krieges und nach ihm mit Nachdruck weitergeführt werden. Die selbständigen Arbeiterorganisationen haben neuerdings eine gemeinsame Kundgebung in dieser Richtung erlassen. Auf der Tagung der Kriegsbeschädigtenfürsorge in Köln gaben sie folgende Erklärung ab: „Angesichts der stets erneuten Bestrebungen, die sogenannten Gelben Organisationen (Wertvereine, Betriebsvereine, vaterländische Arbeitervereine usw.), die von selten der Unternehmer gegründet, unterhalten oder unterstützt werden, den gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen in der Vertretung von Arbeiterinteressen während des Krieges gleichzustellen und zur Geltung zu bringen, erklärt die am 23. August in Köln gemeinsam tagende Konferenz von Vertretern der gewerkschaftlichen Zentralverbände, der Generalkommission der Gewerkschaften, des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften, des Verbandes der Deutschen Gewerksvereine (H.-D.) und der Polnischen Berufsvereinigung sowie des Wertmeisterverbandes, daß sie die gelben Organisationen als unabhängige Vertretungen von Arbeiterinteressen nicht anerkennt und das Zusammenwirken mit ihnen bei gemeinsamen Kundgebungen von Arbeiterorganisationen ablehnt.“

Büchertisch

Die Strafe Amerikas. Von ***. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Leipzig 1916. 32 S. 60 Pf. Gelesen in der Perspektive des großen amerikanischen Krieges, den Kanada und Mexiko im Bunde mit den südamerikanischen Staaten unter Führung der A.-V.-C. Staaten, mit Japan und England gegen die Gewalt des amerikanischen Kapitalismus führen werden.

Karte der Länder und Völker Europas, „Völkstum und Staatenbildung“, mit einem Begleitwort von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. In über 40 Farbentönen und Signaturen, Maßstab 1:4 000 000. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Bohlen), Berlin. Preis im Umschlag 2 M., aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 7 M.

Das Verhältnis von Staat und Nationalität, das die Weltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert bewegt, auch in den Ursachen des Weltkrieges und den politischen Diskussionen der Stunde seine Rolle spielt, findet in den künftigen Friedensverhandlungen drängen wird, findet in der ausgezeichneten, von Prof. D. Schäfer bearbeiteten und erläuterten Karte der Länder und Völker Europas, die in 2. Auflage vorliegt, eine außerordentlich eindrucksvolle Illustration. Wegen der Überspannung des Nationalitätsgedankens wirkt unwillkürlich dieses Bild, in dem sich kaum irgendwo nationale und staatliche Grenzen beden, weisensfremde Völker in einem Staatsverbande zusammengehalten werden. Besonders wichtig ist die Karte für die Ausbreitung des Deutschtums und die mitteleuropäischen Fragen einschließlich der nationalen Probleme des Balkans.

Sprechsaal

Aus Elßaß-Lothringen.

In Nummer 32 der „Hilfe“ findet sich eine Anzeige der von mir herausgegebenen Schrift „Wo hin gehört Elßaß-Lothringen?“ Zu dieser Anzeige muß ich, als Herausgeber jener Schrift, Stellung nehmen. Denn die Bemerkung klingt in folgenden Satz aus: „Daß es (das Elßaß) in seinen besten Männern auch geistig und seelisch deutsch sein will, dafür hätte Lienhard, der übrigens selbst ein lebendiges Beispiel ist, besser als auf kleine Provinzialdichter auf eine Größe hinweisen können wie René Schidele.“

Mit Verlaub: nein, das hätte ich nicht gekonnt. Zunächst weist unsere Schrift nicht auf „kleine Provinzialdichter“ hin, sondern nennt einige mit dem deutsch-elsässischen Wortkampf typisch verbundene Männer und deren deutsche Bekenntnisse, hat also mit ästhetischer Wertung nichts zu tun.

Sodann: den anspruchsvollen Ausdruck „Größe“ gegenüber dem ringenden und nicht durchgerungenen Schidele müssen wir vorerst ablehnen — wir, die wir von seinen Anfängen bis zum heutigen Tage sein Schaffen beobachtet haben. Die Bezeichnung „geistig und seelisch deutsch“ in diesem Zusammenhange gerade auf Schidele angewandt, lehnen wir desgleichen ab. Wir empfinden einstweilen diesen aus dem Elßaß stammenden Literaten als Zwischenfigur; sein Schicksal fleht ihn jetzt in der Schweiz landen; durch seine nervöse Stilkunst ist er mehr mit Paris verwandt als mit der Eigenart deutschen Denkens.

Die Lobrede auf den Expressionismus in einem der letzten Hefte der „Hilfe“ ist mir nicht entgangen. Aber mehr als ein Lächeln hat mir dieses Programm der Programlosigkeit nicht abgenötigt; ich habe in den letzten dreißig Jahren Programme genug austauschen und wieder verschwinden gesehen. Wenn auch die Ablehnung durch die „Tägliche Rundschau“ reichlich scharf ist, so kommt doch auf der anderen Seite das Münchener „Hochland“ zu einer nicht minder bestimmt geprägten Verneinung. Ich bedaure, daß ich durch den obigen Satz genötigt bin, mich diesen Urteilen anzuschließen.

Es ist Geschmacksache, den knappen historischen Teil unserer Schrift „oberflächlich“ zu nennen. Der Wirkung nach hat solch ein hingeworfenes Urteil nur den Wert der Herabsetzung und gibt keinen Begriff von dem sachlichen Gehalt einer von Fachmännern für das neutrale Ausland zusammengestellten Arbeit, die nun noch ins Französische überlegt ist. Jedenfalls empfinden wir schwer und ernst ringenden Deutsch-Elßässer diesen Ton rauch hinfließender Kritik nicht eben als Unterstützung unserer Sache.

Prof. Dr. Friedrich Lienhard.

* * *

Ich will mit Lienhard nicht rechten über die literarische Bedeutung Schideles; eine Einigung scheint mir heute hoffnungslos.

Stellen wir uns auf den berechtigten Standpunkt Lienhards, daß die ästhetische Würdigung für die Auswahl der Persönlichkeiten und Stimmen, auf die er vom Standpunkt seiner Schrift eingehen mußte, belanglos ist. Gerade für diesen Standpunkt wäre die Berücksichtigung Schideles besonders wertvoll gewesen. Denn Herr Prof. L. wird nicht bestreiten können, daß der Herausgeber der „Weißen Blätter“ als Führer des literarischen jungen Deutschland innerhalb und außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes weit bekannt ist. Ferner hat dieser Dichter Inhalt, Form und Charakter seiner Werke aus der engeren, elsässischen Heimat gewonnen; der Zauber des elsässischen Landes zwischen Rhein und den Vogesenbergen ist nirgends sonst zu so bezeichnendem Ausdruck gekommen wie in dem Roman „Der Fremde“ oder im Schauspiel: „Der Hans im Schnadenloch“. Endlich, und das ist das Wichtigste, die menschliche Entwicklung des Dichters wandte sich, von starken französischen Sympathien herkommend, immer entschiedener zum Bekenntnis und zum Kampf für Deutschland. Dieser politische Kampf für Deutschland, dem er bis zur Stunde treu geblieben ist und der einen Hauptinhalt seines Lebenswerkes ausmacht, ist gerade gegen jene Kreise gerichtet, mit denen der Dichter durch Geburt und Lebensgemeinschaft zusammenhing. Hier war der politische Zwiespalt, die Unklarheit und die Verwirrtheit des politischen Denkens durch die heimliche Liebe zu Frankreich. Das Ziel war, die Geister zu Deutschland zurückzuführen. In dem Roman „Der Fremde“ ist das Leben des „französischen“ Elßäßer unter deutscher Herrschaft geschildert. Dies Werk bedeutet die Überwindung jener Leidenschaften und Sehnsüchte. Die Essays „Schreie auf dem Boulevard“ rufen in einer Widmung jene jungen Elßässer von der französischen Fahne, vom französischen Ruhm zurück in die deutsche Zukunft, „die unsere Väter vielleicht nicht gewollt haben, die aber ganz die unsere werden muß“. . . . „Wendet eure kostbare Energie, euren Mut, eure Klugheit unserer eigenen Angelegenheit zu, wendet das elsässische Abenteuer nach Deutschland, es ist sein natürlicher Weg. . . . Es lebe Deutschland!“

Über die deutsche Haltung Schideles während des Weltkrieges kann jeder, der will, Sicherheit finden durch das elsässische Drama

„Der Hans im Schnadenloch“ und die Gedichte „Mein Herz, mein Land“. Ist sonst irgendwo die Gewalt der sommerhaften deutschen Mobilmachung so stark gefaßt worden wie in dem Bericht jenes Elßässers, der als deutscher Reserveoffizier den Wohnsitz seiner Väter von den Franzosen zurückerobert. Daß Schidele „geistig und seelisch deutsch“ ist, wird jeder, der noch nicht verlernt hat rein und willig zu empfinden, gegenüber einem „Kriegslied“ zugestehen, von dem ich vier Strophen zum Zeugnis deutschen Geistes hierher setze:

Bete, daß die tot Versunkenen
in dir und allen auferstehn,
daß wir stets bei unsern Toten
ihr ernstes Lächeln vor uns sehn.

Bete, daß die Kraft der Opfer,
So dargebracht, wie nie zuvor
Sich ein Volk noch hingeben,
Ein ewig Licht sei an dem Tor

Deines Hauses und des Reiches,
Durch das Geschlechter Deutsche gehn.
Gleich wie Gottes mög ihr Atem
Auf unsern hellen Straßen wehn.

Bete, daß wir alle werden
Durch ihren Tod so stark, wie frei,
Und am Ende, daß der Deutsche
Ein milder Herr der Erde sei.

Meine Beanstandung des historischen Teils kann ich leider nicht zurücknehmen; sie war auch nicht rasch „hingeworfen“, sondern genau bezeichnet und eingeschränkt. Noch größere Spezialisierung verbietet der Raum für unsere Besprechungen. Da Lienhard in seiner Schrift „sachliche Aufklärung“ geben, nicht „überreden, sondern überzeugen“, nicht „mit Phrasen berauschen, sondern mit Tatsachen arbeiten“ will, wie er selbst in seiner Einleitung sagt, glaube ich durch meinen Hinweis einer 2. Auflage der sonst vortrefflichen, von mir auch entsprechend gewürdigten Schrift dienen zu können und damit zugleich der elsässischen Sache, die uns allen so sehr am Herzen liegt.

Dr. Walter Schotte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Generalsekretär gesucht!

Organisatorische Begabung und Erfahrung, akademische Bildung, gute Kenntnisse in der französischen Sprache, möglichst auch in Türkisch. Angebote an die Deutsch-türkische Vereinigung, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36a.

Lauterberger Weltanschauungswoche

vom 2.—7. Oktober in Lauterberg im Harz

Vorläufige Ankündigung

6stündige Vorlesungen von

Geheimrat Ratorp-Marburg: Deutsche Erziehungsziele

Prof. Beyer-Erlangen: Fichte und wir

Prof. Hunzinger-Hamburg: Die Weltanschauungen unserer Klassiker

In Aussicht:

Einzelvortrag von Dr. Ferd. Avenarius-Dresden

Im Anschluß an die Vorlesungen freie Aussprache

Die Nachmittage sind gemeinsamen Wanderungen, die Abende edler Geselligkeit in freideutschen Formen gewidmet

Teilnehmerkarte M. 10.—

Anmeldungen und Auskunft über Unterkunft u. a. bei der Buchhandlung Herrn. Simbarth, Lauterberg im Harz

Die Leitung: Prof. Hunzinger, Hamburg 3

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg
Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin, Druck
Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin-SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unerlangten Einsendungen ist Retts das Rückporto beizufügen.
 Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., am Zeitungsschalter der Postämter 3,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M., Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
 Fernsprecher: Amt Lügow 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
 Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugelassen. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegsschronik. — **Gertrud Bäumer: Heimatchronik.** — **Friedrich Naumann: Die Tschechen.** — **Prof. Dr. Ernst Jäch: Der rumänische Streich.** — **Georg Gothein, M. d. R.: Die Freiheit der Meere.** — **Axel Schmidt: Rußland und die Polenfrage.** — **Hochschulprof. Dr. Paul Schubring: Der Adersmann und der Tod.** — **O. E. Sutter: Kleingartenbauliche Muster- und Versuchsanlagen.** — **H. de Nora: Max Jungnidel.** — **Gottfried Traub: Die Rache.** — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegsschronik

Sonntag, 3. September.

In den Hamburger Nachrichten veröffentlicht Henry P. Newman sehr interessante Ausführungen über die Welt-Getreideernte. Wenn er dabei in einer etwas einseitigen Weise für den Unterseebootkrieg eintritt, so werden dadurch seine übrigen sehr sachkundigen Ausführungen in ihrem Werte nicht vermindert. Die neue Ernte der Vereinigten Staaten und Kanadas ist so ungünstig, daß sie gegen die vorjährige einen Minderertrag von etwa 15 Millionen Tonnen aufweist. Da nun diese beiden Länder im vergangenen Jahre 12 Millionen Tonnen nach England und an das übrige Europa lieferten, so entsteht hier eine ungeheure Lücke. Dieser Weizenausfall ist auch durch andere Getreidesorten wie Roggen, Gerste, Hafer und Mais nicht zu ersetzen, da auch in diesen Stoffen eine vollständige Missernte vorliegt. Es stiegen schon bisher in London die Getreidepreise, und zwar Weizen vom 23. Juni bis 24. August von 220 auf 329 Mark pro Tonne. Es ist nicht unmöglich, daß der scharfe Zwang, den die Bierverbandsmächte auf Rumänien ausgeübt haben, mit der Absicht zusammenhängt, die Dardanellen für Getreidezufuhr zu öffnen.

In Schweden wird die englische Hemmung des Postverkehrs, das Ausfuhrverbot und die englische Warenkontrolle immer peinlicher empfunden. Man hat das Vorgefühl, als könnte Schweden ebenso behandelt werden sollen wie Griechenland und Rumänien. Dazu schreibt „Stockholms Tidningen“, ein häufig von der Regierung benutztes Blatt, „daß jede PreSSION auf Schweden zu einer aktiven Teilnahme am Weltkrieg, falls diese PreSSION überhaupt gelänge, Schweden zu einer Parteinahme für die Zentralmächte zwingen würde. England und Rußland entsagen mit ihrer ununterbrochen scharfen Blockadepolitik und ihren anderen Rechtskränkungen in Schweden Stimmungen, die dahin gehen, in den Krieg direkt an Deutschlands Seite zu treten.“ Daß im ruhigen Schweden ein derartiger Ausspruch überhaupt möglich ist, verdient Beachtung.

Montag, 4. September.

Nor Athen liegen 42 Kriegsschiffe, und fremde Truppen werden gelandet. In Saloniki sind Unruhen unter griechischen Soldaten. Der König soll wieder ernsthaft krank sein. Die politischen Verhältnisse sind völlig unübersehbar. Pariser Zeitungen sprechen von der Abdankung des Königs.

Der Zar Ferdinand von Bulgarien veröffentlicht

eine Kundgebung an die bulgarische Nation, in der er an das verräterische Eingreifen der Rumänen in den zweiten Balkankrieg erinnert und die tapfere bulgarische Armee auffordert, den Feind aus den Grenzen des Königreichs zu jagen, den treubruchigen Nachbar zu vernichten und die mit so vielen Opfern verwirklichte Einheit des bulgarischen Volkes zu sichern. — Die Grenze der Dobrudscha ist zwischen Donau und Schwarzem Meere von deutschen und bulgarischen Truppen überschritten. Leider machen auf siebenbürgischer Seite die Rumänen Fortschritte und beschließen Hermannstadt.

In Warschau nahm eine große polnische Versammlung eine Resolution an, daß ein Sieg Rußlands die Vernichtung der nationalen Existenz Polens sein würde. Die Wünsche der Polen sind auf eine baldige Proklamation eines polnischen Staates gerichtet, damit sie sich tätig am Krieg gegen Rußland beteiligen können. Durch ein Telegramm an Graf Tisza wird der polnischen Sympathie mit dem durch die rumänische Kriegserklärung zunächst bedrohten Ungarn Ausdruck gegeben.

Alle anderen Vorkommnisse aber werden überboten durch den Eindruck der riesenhaft gesteigerten Schlacht im Somme-Gebiet. Alle Berichte sind einig darüber, daß es eine Schlacht mit derartig gehäuften Kriegsmitteln und Schrecken noch niemals gegeben hat. Engländer und Franzosen haben an den schon bisher umkämpften Stellen sich mit unseren Truppen um jeden Fußbreit Bodens gestritten. Dabei sind die Dörfer Guillemont und le Forest in der Hand des Gegners geblieben. Der ungeheure Ansturm aber ist im ganzen blutig abgeschlagen worden. Die Schlacht ist noch nicht zu Ende. Rechts der Maas sind erneute Angriffsversuche der Franzosen gegen das Werk Thiaumont und südöstlich von Fleury gescheitert. Eine Ede in der Souville-Schlucht wurde von den Unseren besetzt.

Dienstag, 5. September.

In der großen Schlacht an der Somme ist am Südrande das Dorf Chilly verlorengegangen. Noch wogt der mächtige Kampf. Die erste Reihe deutscher Schützengraben ist in Staub und Schmutz verwandelt. Gleich dahinter aber halten unsere Soldaten in bewundernswerter Unerfrockenheit aus und werfen den Ansturm der Feinde zurück. Was die Feinde gewinnen, ist ein schmaler Streifen völlig unbrauchbar gemachten Gebietes. Die Zuversicht, daß unsere Linie nicht durchbrochen werden kann, besteht ebenso bei der Heeresleitung wie bei den Truppen. Der französische Bericht redet von 2700 Gefangenen. Am rechten Maasufer sind von beiden Seiten je ungefähr 500 Gefangene gemacht worden.

In London wird amtlich bekanntgemacht, daß Darassalam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, von den Engländern besetzt wurde. Wir erfahren dadurch, daß es sich bis jetzt hat verteidigen können. Die deutschen Streitkräfte stehen südlich von Mrogoro und werden dort noch immer von den Engländern verfolgt.

Mittwoch, 6. September.

Während die Engländer nördlich der Somme sich im allgemeinen mit starken Artillerieangriffen begnügten, haben die Franzosen an jedem Tage ihre Infanterie bis an die deutschen Stellungen herangebracht. Außer Chilly fiel auch Sonécourt in

französische Hand. Durch französisches Feuer waren alle Drahthindernisse und Unterstände vernichtet. Die deutschen Mannschaften hielten trotzdem in einzelnen Granatlöchern aus, bis sich schließlich die letzten Reste der Uebermacht gefangengeben mußten. Wenn im Anfang des Krieges von englischer und französischer Seite behauptet wurde, daß die Deutschen den Krieg mit mechanischen Mitteln führen, so ist inzwischen das Uebergewicht an artilleristischen Instrumenten und an Munition auf ihrer Seite. Was die Standhaftigkeit der deutschen Truppen ermöglicht, ist Geist und Charakter, den sie in sich tragen, und der ihre Ueberlegenheit sichert, obgleich wir nicht imstande sind, einen ungeheuren Geschützpark aus den Fabriken aller Erdteile zusammenzutragen.

An der Ostfront ist an vielen Stellen in kleineren Kämpfen gestritten worden. Nördlich und südlich Horozanka mußten deutsche Stellungen zurückgenommen werden. In den Karpathen wurden bei Jabie und Schipoth kleine Vorteile errungen.

Der bulgarische Angriff auf die Brückenwerke von Tutra kan hat kräftig begonnen.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus gab es gestern außerordentlich erregte Auseinandersetzungen zwischen der Opposition und dem Grafen Tisza. Anlaß dazu bietet neben älteren Streitpunkten die Räumung großer Teile von Siebenbürgen. Graf Apponyi sagte: Sollten Teile Siebenbürgens geräumt werden, so hätte man die Bevölkerung vorher wegschaffen müssen. Graf Andrássy spricht davon, daß Minister Burian und der Gesandte in Bukarest Czernin sich hätten täuschen lassen, was zwar auch dem deutschen Vertreter passiert sei, für Deutschland aber nicht dieselben unmittelbaren Folgen habe wie für das ungarländische Siebenbürgen. Sein Schluß ist: Ich vertraue auf den Erfolg, doch nur unter neuer politischer Führung. Mit harter Unverantwortlichkeit, die wenig zur Kriegslage paßt, ruft Graf Karolhi: Für Siebenbürgen ist Tisza verantwortlich. Ein geschlagener Feldherr gehört vor ein Kriegsgericht. Graf Tisza ist ein geschlagener Feldherr. Der Führer der kleinen klerikalen Partei Rakowsky spricht: Durch Tiszas Schuld sind 600 000 Ungarn obdachlos. Wenn er selbst ein guter Ungar wäre, müßte er sich endlich opfern. Seine Sorglosigkeit ist sträflich. Nun soll er gehen. — Alles dieses hat zunächst mehr eine rednerische als eine politische Wirkung, da Graf Tisza eine absolute Mehrheit im Reichstag besitz. Aber immerhin ist es für uns als Freunde und Bundesgenossen der Ungarn sehr bedauerlich, daß ein derartiger Ausdruck nicht vermieden werden konnte. In allen Ländern sind die Spitzen der Staatsleitung naturgemäß infolge des langen und schweren Krieges einer harten Kritik ausgesetzt. Graf Tisza hält dem Angriff der Opposition gegenüber stand und versichert, daß eine Zukunft, in der man offen über alles reden könne, ihm recht geben werde.

Donnerstag, 7. September.

Aus Rotterdam wird der „Kölnischen Zeitung“ gemeldet: Nachdem die Luftschiffangriffe auf die englischen und schottischen Küstenorte sich in letzter Zeit gemehrt haben, hat die englische Regierung auf Drängen der Arbeiterpartei bestimmt, daß die Munitionsfabriken von Chatham, Hull, Dundee und Brighthelm geschlossen und die Betriebe nach der Westküste Schottlands verlegt werden. — Wenn diese Nachricht wahr ist, so ist in ihr ein unerwarteter großer Erfolg der Luftschiffangriffe enthalten und eine tatsächliche Widerlegung der Behauptung, daß die Zeppeline zwar Zivilisten töten, aber keine militärische Wirkung ausüben könnten.

Die Auseinandersetzungen im ungarischen Reichstag berühren die Frage, ob der gemeinsame Minister des Äußeren, Baron Burian genötigt werden kann, vor dem ungarischen Reichstag als verantwortlicher Vertreter der auswärtigen Politik zu erscheinen, da es im Krieg keine gemeinsamen Delegationen für Oesterreich und Ungarn gibt. Die Frage ist wahrscheinlich im gegenwärtigen Augenblick praktisch bedeutungslos, aber für ein künftiges staatsrechtliches Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn von weitgehender Wichtigkeit.

Mit großer Freude wird hier die Nachricht entgegengenommen, daß es vereinigten deutschen und bulgarischen Kräften ge-

lungen ist, den stark befestigten Platz Tutra kan an der Donau im Sturm zu nehmen. Tutra kan, das bis zum zweiten Balkankrieg den Bulgaren gehörte, ist der Kopf einer Zugangsstraße nach Bukarest. Die Erstürmung dieses Platzes bedeutet voraussichtlich den bevorstehenden Angriff auf die Hauptstadt. 20 000 Rumänen gefangen, darunter 2 Generale und mehr als 400 Offiziere, über 100 Geschütze. Ein russischer Angriff gegen den kürzlich von den Bulgaren besetzten Eisenbahnnotenpunkt Dobric wurde abgewiesen.

Freitag, 8. September.

Im bulgarischen Bericht wird die Zahl der in Tutra kan gefangenen Rumänen auf 21 000 angegeben. Viele rumänische Soldaten ertranken auf ihrer Flucht in der Donau. Es ist bisher, abgesehen von Silistria, ungefähr das Gebiet wiedererobert, welches durch den Frieden von Bukarest den Bulgaren weggenommen worden ist. In Bulgarien werden Siegesgottesdienste abgehalten.

Weniger günstig sieht es noch immer auf der siebenbürgischen Seite aus; zwar hat sich das Vorgehen der Rumänen verlangsamt. Gefechte werden gemeldet bei Gisz, Kronstadt, Hermannstadt am Jurdach-Paß und nördlich Orsova, ebenso östlich der Czerna. Der Ort Orsova ist von den Rumänen besetzt. Nördlich von Siebenbürgen, dort, wo Rumänien, Galizien und Ungarn aneinander grenzen, ist Olah—Toplicza geräumt worden. Auch in Galizien mußte in dem Dreieck zwischen Dnjestr und Jkuta Lipa von neuem zurückgegangen werden. Die Front scheint westlich von Stanislaw und westlich von Halicz sich nach der Gegend von Brzezany hinzuziehen.

Bei Verdun haben wir einen Teil der Souville-Schlucht wieder an die Franzosen verloren. Die Kämpfe an der Somme gehen unverändert weiter.

In der „Kölnischen Volkszeitung“ berichtet eine aus Ägypten kommende neutrale Persönlichkeit über die Schwierigkeiten der dortigen englischen Armee. Unter australischen und neuseeländischen Truppen sei es dort zu einem förmlichen Aufruhr gekommen. Die Kämpfe mit Arabern und Senussen sind mit schrecklicher Wildheit geführt worden. Der Verlust der Engländer im ersten Halbjahr 1916 in Ägypten wird auf 30 000 bis 35 000 Mann beziffert.

Sonnabend, 9. September.

Der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ hatte in Budapest eine Unterredung mit Graf Andrássy. Andrássy sagt: Unser Kampf geht jetzt nicht direkt und in erster Linie gegen den Grafen Tisza, sondern nur gegen den gemeinsamen Minister des Auswärtigen, Graf Burian, dem wir seine diplomatischen Fehler nicht verzeihen. Das zeitweise Aufgeben von Teilen Siebenbürgens durch die Ueberraschung hat das Vertrauen erschüttert, denn Siebenbürgen brauchen wir ideell wie materiell. Es bedeutet für uns viel mehr als Elßaß für Deutschland. Niemand zweifelt, daß wir es bald wiedergewinnen.

Als Nachfolger von Juanschitai ist Li Juan Hung Präsident geworden und hat den Eid auf die Verfassung abgelegt. Er ist charakteristischweise in Gehrock und Zylinder. Nach einem Amsterdamer Bericht hat sich Li Juan Hung in unglaublich kurzer Zeit vom Schiffsmaschinenisten bis zum Präsidenten des reichsten Staates emporgearbeitet.

In Paris finden militärische Konferenzen statt, die sich mit Schicksal und Aufgabe der Armee in Saloniki befassen. Es verlautet, daß General Sarrail die Absicht habe, zurückzutreten. Soviel hier bekannt ist, wurde General Sarrail, der als politischer Offizier gilt, absichtlich an diesen entfernten Posten gestellt, damit er von Paris fern sei. Wenn er jetzt ohne Lorbeeren heimkehrt, wird er dann vielleicht zu Hause bleiben dürfen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 4. September.

Die Siedlungslust der Kriegsinvaliden scheint nach allen Mitteilungen sehr groß zu sein. Viele sind enttäuscht, wenn sie erfahren, daß ein gewisses Maß beruflicher Eignung verlangt wird. Besser, sie sind jetzt enttäuscht, als sie scheitern nach ein paar Jahren. In Preußen ist durch das „Hundertmillionengefetz“ auf der Grundlage der alten Rentengesetzgebung die Kleinsiedlung bedeutend erleichtert: durch die Zulassung der Kommunalverbände sowie freier gemeinnütziger Siedlungsvereine als Siedlungsunternehmer, durch Möglichkeit der Ausdehnung der Stundungsfrist von einem auf drei Jahre, durch eine Beleihungsmöglichkeit bis zu 90 v. H. des Tagwertes, wenn das Gut ausschließlich durch Familienglieder bewirtschaftet wird, und die Aufhebung der bisherigen Bedingung, daß die Beleihung durch die Rentenbank an erster Stelle stehen muß. Bayern, das keine Rentengutsatzgesetzgebung im preußischen Sinne besaß, hat ein besonderes Gesetz über die „Ansiedlung von Kriegsbeschädigten in der Landwirtschaft“ (am 15. Juli 1916) geschaffen. Das Gesetz sieht die Gewährung von Stellen bis zu 5 Hektar an Kriegsbeschädigte vor. Zur Beleihung sind staatlicherseits 4 Millionen zur Verfügung gestellt, mit denen sich, da die Beleihung 75 v. H. betragen darf, die ersten 50 v. H. aber durch Bankkredite aufgebracht werden sollen, Rentengüter im Wert von 16 Millionen schaffen lassen. Bayern gibt also die ~~staatl.~~ Unterstützung nur für landwirtschaftliche Stellen im engeren Sinn und unterscheidet sich dadurch von Sachsen, das, der Zusammenfassung seiner Bevölkerung entsprechend, in seinem Gesetz für Kriegersiedlung (5. Mai 1916) auch Handwerker-Arbeitsstellen und städt. Heimstätten vorsieht. Es verfolgt damit zugleich die „Entstädtlichung“ des Wohnens überhaupt.

Natürlich darf man sich nicht verhehlen, daß bei der Verwirklichung dieser groß angelegten Pläne Hemmungen genug zu überwinden sein werden. Die riesige Bautostenverteuerung, der Zudrang ungeeigneter Bewerber, überhaupt die Schwierigkeit, die Eignung des Kriegsinvaliden richtig einzuschätzen. Aber es bleibt tröstlich, daß man über die ungeheure Vernichtung hinweg auf das Zukunftsbild gesunder Wohn- und Arbeitsverhältnisse für einen kleinen Teil der deutschen Familien sehen kann.

Dienstag, 5. September.

In einer neuen Stadt wird einem die Kriegsstimmung wieder deutlicher als im Kreise der gewohnten Arbeitsgemeinschaft, in der man über die selbstverständlichen Dinge nicht mehr spricht. Es bestätigt sich aber der Eindruck, den man mitbringt: daß angesichts der neuen Schwierigkeiten weniger ein neuer Aufschwung als vielmehr die in zwei Jahren erprobte Kraft des Aushaltens auch in den weiteren Kreisen des Volks weiterhilft. Man wundert sich immer wieder über die Gelassenheit, mit der alle die kleinen Händler und ihre Kunden die Verordnungsverhältnisse als etwas Gegebenes hinnehmen, mit dem man sich abfinden muß. Ich las die folgenden Sätze aus dem englischen „Economist“:

„Dabei wächst die Unzufriedenheit in den arbeitenden Klassen, die schließlich stark genug werden könnte, um die Regierung zu zwingen, den besten Frieden so schnell wie möglich anzunehmen. Die Leiden des Lebensmittelmangels haben fast allein die Arbeiter getroffen und sind gesteigert worden durch einen Fall nach dem anderen von amtlichen Fehlgriffen und ebenso durch offenbare agrarische Erpressungen. Proteste gegen diese Mißstände, verbunden mit verkleideten Protesten gegen den Krieg selbst, werden in der Sozialistenpresse täglich vernehmlicher. Aber nicht von dieser Partei selbst oder der Liebtnechtgruppe kommen die Hauptschwierigkeiten. Nahrungsmittelaufbruch in fast allen Großstädten scheint von Zeit zu Zeit ganz unorganisiert und von selbst entstanden zu sein. Die Verbreitung namenloser Flugchriften zugunsten eines allgemeinen Streiks, die anscheinend die Behörden zurzeit etwas besorgt macht, wird von den Gewerkschaften und sozialistischen Parteiorganen scharf verurteilt. Solange diese Mißstimmung unorganisiert und führerlos ist, kann die Regierung es sich leisten, sie außer acht zu lassen. Sollten eine schlechte Ernte oder weitere Mißgriffe die Lebensmittelfrage noch brennender werden lassen, sollte eine Reihe von Niederlagen endlich den Glauben der Menge an die Möglichkeit eines militärischen Endsieges zerstören, so ist es doch möglich,

daß die Arbeiterorganisationen sich dann offen gegen die Regierung wenden.“

Wer bei uns überhaupt „organisiert“, d. h. politischer Betrachtung seiner Lebenslage zugänglich ist, wird nicht einmal erst dieser englischen Selbsttröstungen bedürfen, um sich zu sagen, daß bei der von unseren Feinden erhofften „Wendung“ der Volksmasse gegen die Regierung für die Lebensmittelversorgung gewiß nichts zu gewinnen, im übrigen aber alles zu verlieren ist.

Mittwoch, 6. September.

Die „Norddeutsche Allgem. Ztg.“ äußerte sich über den Einfluß der rumänischen Kriegserklärung auf unsere Getreideversorgung. Rumänien lieferte uns aus dem Ertrag zweier Ernten insgesamt knapp 1½ Millionen Tonnen Getreide und Futtermittel. Unsere diesjährige Ernte wird die vorige um etwa 5 Millionen Tonnen, mäßig gerechnet, übertreffen. Abgesehen davon, daß Rumänien in diesem Jahr aus einer ungünstigen Ernte nur wenig hätte abgeben können, wird also die Lücke durch die eigenen Erträge mehrfach gedeckt.

Zeichnungen für die Kriegsanleihe: Krupp 40 Millionen, der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation 10 Millionen — viele der bisher bekanntgewordenen Zeichnungen übersteigen die letzten.

„Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes“ — immer wieder wird zum Sched- und Ueberweisungsverkehr gemahnt. Für die Frauen ist übrigens die Betätigung dieser vaterländischen Pflicht an die Erlaubnis des Ehemannes gebunden — und deshalb — wie überhaupt die Abwicklung von Geldangelegenheiten, während der Mann im Felde ist — zuweilen recht umständlich.

Donnerstag, 7. September.

Der Reichszankler hat der Generalkommission der Gewerkschaften auf eine Eingabe zur Volksernährung eingehend geantwortet.

„In dem Wunsche, die vorhandenen Lebensmittel möglichst gleichmäßig und gerecht zu verteilen und die Lebensmittelpreise noch während des Krieges auf ein erträgliches Maß herabzudrücken, bin ich mit Ihnen einig. Daß dieses Ziel noch nicht vollkommen erreicht ist, daß noch Mängel bestehen, deren Beseitigung dringend erwünscht ist, erkenne ich an. Die Preise einiger wichtiger Lebensmittel sollen in absehbarer Zeit allmählichen Abbau erfahren. Für Futtermittel und für einzelne aus Getreide hergestellte Nahrungsmittel, insbesondere Grieß und Graupen, kann dieses Ergebnis schon jetzt in Aussicht gestellt, für Fleisch wenigstens erhofft werden. Mein Bestreben ist auch im Hinblick auf den Uebergang der Kriegs- in die Friedenswirtschaft darauf gerichtet, die Preise für möglichst viele Lebensmittel allmählich zu senken. Es bestehen hier aber sehr große, in der Sache liegende Schwierigkeiten, die es unmöglich machen, die Preise aller Lebensmittel durch behördliche Anordnungen zu beeinflussen. Insbesondere wird bei den bedeutsamsten Massenernährungsmitteln, bei Brot und Kartoffeln, an eine Herabsetzung der Preise zurzeit nicht gedacht werden können. Die Preise können aber auch nicht als unangemessen bezeichnet werden.“

Er fährt dann fort: „Die auch von mir bedauerten Preistreibern und Spekulationen auf dem Lebensmittelmarkt sind nicht vollständig zu unterbinden. Zu ihrer Unterdrückung sind im Wege der Gesetzgebung wie der Behördenrichtung Maßnahmen getroffen. Soweit sie sich nicht als ausreichend erweisen, sollten sie ergänzt und erweitert werden. Der Kanzler weist dann darauf hin, daß in der Betrachtung der Frage zu wenig mehr des eigentlichen Urhebers: England gedacht und die Stimmung der Bevölkerung in eine falsche Richtung gelenkt würde. Womit er recht hat, besonders auch insofern, als die Erregung der Unzufriedenheit ein Hauptpunkt des Aushungerungsplans ist.

An einem kleinen Fischladen, dessen Schaufenster vier Kisten mit Räucherfischen gerade füllten, las ich heut nachmittag vom Fall Lutrakans. Die Leute, die drum herumstanden und sich freuten, wußten freilich noch nicht ganz genau, wo es eigentlich war.

Freitag, 8. September.

Ein Reichsverband der Obst- und Gemüsehändler ist begründet — wieder mit dem typischen Programm: Verbilligung der Lebenshaltung der Bevölkerung durch Anschluß an die Gemeindebehörden.

den, an Großhandel und Erzeuger, Bekämpfung des Zwischen- und Kettenhandels und seiner Preistreibereien.

Sehr gut, daß in diese Kleinhandelskreise der Organisationsgedanke kommt. Sie gehören sicher zu den kaufmännisch besonders dilettantischen. In einer sehr großen Stadt stellte sich bei der ersten Regelung der Gemüseversorgung heraus, daß einer der führenden Großhändler noch keine sachmäßige Buchführung hatte!

Sonnabend, 9. September.

In den Parteien wird mehr und mehr die grundsätzliche Frage besprochen, ob die Stellung zu den Kriegszielen eigentlich eine Parteiangelegenheit sein solle. Dadurch, daß der nationalliberale Parteitag von Thüringen sich „rückhaltlos auf den Boden des unabhängigen Ausschusses“ gestellt hat, während gleichzeitig die „Kölnische Zeitung“ scharf gegen die Festlegung der Partei oder ihrer Organe auf „alldeutsche Ziele“ Stellung nimmt, wird auch hier sehr deutlich, wie weit innerhalb der Partei die Meinungen auseinandergehen. Andererseits haben die Parteien ja schon mit ihren programmatischen Erklärungen zu den Kriegszielen den Weg beschritten, der zur Herausarbeitung einer bestimmten Stellung zur auswärtigen Politik führt!

Die sozialdemokratische Reichskonferenz soll am 21. September in Berlin stattfinden.

Sonntag, 10. September.

Der neue „Zentralverband für den deutschen Großhandel“ gründet jetzt in allen großen Zentren, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Köln Bezirksgruppen. Als sein Ziel gibt er an: eine handelspolitische Zentrale für die Interessen des Deutschen Großhandels zu schaffen, damit dem vor dem Kriege mächtigen deutschen Großhandel wieder die Stellung in der Welt und in der Heimat errungen wird, die man ihm zwar neidete, auf die er aber mit vollem Rechte stolz sein durfte. Durch Schaffung einer kraftvollen wirtschaftspolitischen Zentralorganisation für die Interessen des deutschen Großhandels soll der deutsche Großhandel sich die erkämpfte Großmachtsstellung nicht nur wahren, sondern auch mehren und sie gegen verderbliche Einflüsse schützen. Schon der Uebergang der Kriegs- und Friedenswirtschaft schafft neue Wirtschaftskämpfe. Der Verband gestattet die Vertretung des Handels aus eigenem Recht, unter Wahrung der Selbstständigkeit aller Mitglieder durch die Schaffung der Bezirksgruppen. Jede deutsche Großhandelsfirma, jeder kaufmännische Fachverband kann seine Vertretung in diesem Zentralverbande finden.

Raumann / Die Tschechen

Der englische Schriftsteller Seton Watson (Scotus Viator), dessen Arbeiten über die österreichisch-ungarischen Nationalitäten eine Menge wahrer und auch irriger Erkenntnisse über alle westslawischen Völkerschaften enthalten, hat in letzter Zeit unter dem Titel: „German, Slav and Magyar“ eine Sammlung von Vorträgen erscheinen lassen (London 1916), die wir bisher nur aus den Zeitungsberichten kennen. Darin bezeichnet er zunächst die Herstellung eines mächtigen südslawischen Staates (Groß-Serbien) als notwendig, weil nur dadurch ein Wall gegen deutsche und magyarische Ausdehnungsbestrebungen gewonnen werden könne, dann aber spricht er von Böhmen als dem eigentlichen Hindernisse der mitteleuropäischen Pläne. „Die tschechische Nation ist stets der deutschen Ausdehnung entgegengesetzt. Prag war der Hauptmittelpunkt der slawischen Organisation. Durch seine Ausdauer und Organisation verdient die tschechische Nation ihr eigenes Leben zu leben“ (La nation tchéque, Paris). Er sagt: nach dem Sieg wird es nötig sein, Polen und Böhmen

wiederherzustellen. Serbien durch alle Südslawen zu vermehren, Ungarn auf seine magyarischen Bezirke zu beschränken, an Rumänien alle Rumänen zu übergeben und den Russen die Kontrolle von Konstantinopel und den Dardanellen zu überlassen. Also: Zergliederung von Oesterreich-Ungarn!

Gegenüber derartigen Gedankengängen unserer Gegner hilft es nichts, den Kopf in den Sand zu stecken und so zu tun, als merkten wir sie nicht. Sie setzen sich fort bis in die Schützengräben; die Verlockung sucht ihre Opfer. Ihr muß durch klare Erörterung der österreichisch-ungarischen Nationalitätenprobleme begegnet werden. Das ist aber zunächst eine österreichische und eine ungarische Angelegenheit, bei der wir mit gewisser Zurückhaltung denen die Führung zu überlassen haben, die an Erfahrungen reicher sind als wir. Die zwei mit uns verbündeten Staaten der Doppelmonarchie müssen sich ihre Gedanken über ihre Nationalitätenbehandlung nach dem Kriege machen. Immerhin aber liegt es in der Natur der Sache, daß wir Reichsdeutschen mit Spannung auf die völkischen Entwicklungen in Oesterreich und Ungarn blicken, denn bei der engen militärischen Gemeinschaft tragen wir Lasten und Gefahren gemeinsam. Wir sind gemeinsam interessiert, daß der von Seton Watson gewünschte Zustand niemals eintritt und daß er überhaupt nicht für diskutierbar gehalten wird. Oesterreich und Ungarn müssen in ihrem Gesamtumfange bleiben wie sie sind; ihre Grenzen sind auch unsere Grenzen. Dafür kämpfen die vereinigten Heere Mitteleuropas. Das aber hat zur Folge, daß innerhalb der mitteleuropäischen Grenzen ein befriedigender Zustand der Nationalitäten erreicht werden muß. Staatseinheit und Wirtschaftseinheit muß sich mit Achtung und Berechtigung der völkischen Besonderheiten verbinden. Hier darf nicht einfach der alte streitvolle Zustand wiederkehren, weder der deutsch-tschechische, noch der deutsch-polnische Zustand.

Beim Herangehen an diese dunkelste aller mitteleuropäischen Fragen ist es von allerhöchstem Werte, wenn aus den Reihen der nichtdeutschen Völker heraus ein klarer mitarbeitender Wille zutage tritt, wie es jetzt in dem von Dr. v. Tobolka herausgegebenen schönen und inhaltreichen Werke „Das böhmische Volk“ geschieht (Prag 1916, 250 Seiten, viele Bilder, gute Ausstattung. Quartformat, Preis 50 Kronen.) Man kann beklagen, daß der hohe Preis vielen sachlich interessierten Deutschen die Anschaffung unmöglich macht, aber er ist sicherlich in dieser Kriegswirtschaftszeit sachlich berechtigt. Es wird desto nötiger sein, daß Bibliotheken und Lesehallen das Buch zum Gebrauch auslegen.

Von vornherein muß zur Vermeidung allen Irrtums gesagt werden, daß hier nicht das ganze tschechische Volk spricht, sondern nur eine Anzahl seiner hochgebildeten Vertreter von Wissenschaft, Wirtschaft und Kunst. Ueber 20 Herren, von denen jeder für sich etwas bedeutet, haben sich vereinigt, um den deutschen Lesern zu sagen, was die Tschechen sind und was sie wollen. Wenn dabei die politischen Tagesstreite nicht berührt werden, so ist das mehr ein Vorteil als ein Verlust. Sicherlich gehören auch die Einzelvorkommnisse des Sprachen- und Herrschaftsstreites zur Gesamtcharakteristik, und unsere mit den Tschechen kämpfenden deutschböhmischen Freunde haben auf diesem Gebiete sehr vieles vorzubringen, was in dem feinen Prachtwerke nicht enthalten ist, aber da jedes Eingehen auf die seitherigen staatsrechtlichen und agitatorischen Einzelkämpfe notwendig

zu weiteren Auseinandersetzungen führt, die während des Krieges aus Gründen des Burgfriedens und der Zensur ausgeschlossen sind, so taten die Verfasser das Richtige, wenn sie einen historischen und statistischen Stoff darboten, der an sich seinen Wert hat, auch wenn sich verschiedene Beurteilungen daran anknüpfen. Das Buch beantwortet die Frage: Wie sieht das tschechische Volk aus, wenn es von seinen eigenen Bildungsvertretern dargestellt wird? Die Vorrede sagt: „Eines wird sicherlich aus diesem Sammelwerke hervorgehen, daß das böhmische Volk, wenn auch gering an Zahl, jenen körperlich hochentwickelten westeuropäischen Völkern zuzuzählen ist, die an den Fortschritten der Weltkultur einen beträchtlichen Anteil haben, auf den sie vor anderen Völkern hinweisen, auf den sie stolz sein können und den zu übersehen oder gar leugnen zu wollen ein Akt der größten Ungerechtigkeit wäre.“

Es wird also von der tschechischen Kultur geredet, aber nicht so, als ob sie etwas aus sich selbst heraus in freier Luft Entstandenes wäre. Im Gegenteil ist es Absicht der Mitarbeiter, gerade die Zusammenhänge und Abhängigkeiten hervorzuheben, besonders den Zusammenhang der tschechischen Geistesentwicklung mit dem deutschen Geistesleben. In dieser Hinsicht sind die Darlegungen aus der tschechischen Literaturgeschichte hochinteressant und wichtig sowohl für die Tschechen selbst wie für uns. Um nur von dem stärksten Kopfe der tschechischen Wiederaufrichtung zu reden, so wird das Leben von Franz Palacky (1798—1876) mit beständiger Verweisung auf seine deutschen Geistesverbindungen erzählt. Dieser „Vater des böhmischen Volkes“ sagte, daß er Zeit seines Lebens deutsche Kultur, Kunst und Wissenschaft hoch gehalten und das Beste, was er vermöge, deutschem Geist und Studium zu verdanken habe. Er ist ein Schüler Herders, der Herders wundervolle Rationalitäts- und Humanitätsgedanken auf seine böhmische Heimat anwandte. Das deutsche Volks-erwachen wirkte durch ihn auf das tschechische Erwachen. Zum österreichischen Staat hat er in verschiedenen Zeiten seines Lebens verschieden gestanden, aber der Verfasser dieses bedeutsamen Teiles der Denkschrift, der Herausgeber Dr. Tobolska, zeigt, wie er Oesterreicher war und blieb. Palacky war niemals ein Anhänger des russischen Panславismus. Er wollte „als Böhme und Slawe in dem national gerechten und dezentralisierten Staatsorganismus Oesterreichs leben“. Ob und wie weit der österreichische Staat seine Dezentralisationspläne verwirklichen konnte und kann, ohne dabei staatlich schwach zu werden, ist eine andere Frage, aber zunächst wird mit erfreulicher Deutlichkeit festgestellt, daß „unser größter Mann des 19. Jahrhunderts“ im Zweifelsfalle mitteleuropäisch war und nicht russisch.

Es wird vieles in diesem Buche besprochen, was ich nicht nachprüfen kann, weil man dazu aller Künste und Tätigkeiten kundig sein müßte: die böhmische Kunst, die Böhmen in der Weltmusik, das böhmische Schulwesen, der böhmische Anteil an Mathematik und Naturwissenschaften, die böhmische Rechtswissenschaft, die böhmische Chemie usw. So viel aber geht auch bei kritischem Lesen ohne weiteres aus den vielartigen Aufsätzen hervor, daß wir ein Volk ernsthaften Strebens vor uns haben, das sich nicht scheut, die Aufgaben des Geistes mit Gründlichkeit und Methode zu behandeln. Der Bildungseifer, von dem seit Jahrzehnten alle Westslawen erfüllt sind, ist ganz besonders auch bei den Tschechen zu Hause. Sie haben fast alle Wellenbewegungen unserer Geisteskultur miterlebt und haben, wie wir es vielfach auch taten, Paris als

Meisterin formalen Könnens angesehen. Ihre Aufnahme-fähigkeit ist ohne allen Zweifel stark, und in ihrer schöpferischen Kraft zeigt sich neben der Nachahmung auf allen Gebieten auch Eigenes, Selbstgewachsenes. Man liest das Werk wie ein Stück Kulturgeschichte aus einem bisher zu wenig gekannten Nachbargebiet.

Die Art, in der nach deutschem Muster selbständig gearbeitet wird, ist recht anschaulich dargestellt in dem wertvollen Aufsatz über die Landwirtschaft in Böhmen. Da wimmelt es von Namen, die wir im Deutschen Reiche gar nicht kennen können, aber tschechische und deutsche Namen wechseln sich ab, da man ja überhaupt die landwirtschaftliche Produktion nicht nach Sprachgebieten auseinanderhalten kann. Interessant ist auch die Nebeneinanderstellung der tschechischen und deutsch-böhmischen Industrie und Finanz. Es heißt dort: „Unsere Kapitalkraft ist relativ recht bedeutend und, von der Geldorganisation des Wiener Marktes abgesehen, verhältnismäßig gewiß größer als in den anderen Ländern Cisleithaniens und der anderen Reichshälfte“. —

Die Herausgeber dieses in gutem Deutsch geschriebenen Werkes haben der notwendigen mitteleuropäischen Verständigung einen Dienst getan. Sie werden Vorwürfe und Korrekturen teils von tschechischer, teils von deutschböhmischer Seite erfahren, aber schon das ist ein wichtiges Werk, den Streit aus den Niederungen der Nebenfragen herauszuheben. Hier steht die tschechische Kultur vor uns, so wie sie selber gesehen werden will. Zunächst aber sind wir im Krieg, und da handelt es sich darum, daß jeder seine Schuldigkeit tut. Noch wichtiger als dieses tschechische Kulturbuch ist die tschechische Pflichterfüllung vor dem Feind. Will der Tscheche mitteleuropäisch sein, so muß er mit treuer Hingebung und Tapferkeit an unserer Seite kämpfen.

Ernst Jäch / Der rumänische Streich

Im Frühjahr dieses Jahres hat in London im Kolonialinstitut der englische Politiker Garvin einen vertraulichen Vortrag gehalten, von dem das Stenogramm zu uns nach Berlin gelangt ist. Im Herbst ist jetzt in Bukarest Wirklichkeit geworden, was damals in London Wunsch gewesen ist, ja als die einzige Möglichkeit und als die letzte Notwendigkeit dargestellt und vorgeschlagen worden ist, um den Weltkrieg zugunsten Englands und der Entente noch zu wenden. Jener Garvin, ein einflußreicher Politiker und Publizist, sagte seiner auserlesenen und besorgten Zuhörerschaft nicht mehr und nicht weniger als:

„Der Krieg ist für Deutschland und für das größere Mitteleuropa (den Vierbund) bereits gewonnen und für England und Rußland wie für Frankreich und Italien bereits verloren — durch die Tatsache des Gewinns jenes Mitteleuropa als eines politischen Zusammenhangs, der — ausgebaut und organisiert — eines Tages Deutschland Instand setzt, die britische Welt Herrschaft in Ägypten und auch einmal in Indien zu stürzen, also zu vollziehen, was Treitschke „die zweite Abrechnung“ genannt hat; und der Deutschland durch die so gewonnene Festlandgrundlage auch eine Seemachtstellung im Mittelmeer vermittelt, wie er umgekehrt den Mittelmeerländern (Bulgarien und Türkei, aber auch Griechenland und Rumänien) Festlandhintergrund bei den Mittelmächten verschafft. Ein Zusammenhang, der, wenn er in diesem Kriege nicht noch gebrochen wird, selbst — wie gesagt — Griechenland

und Rumänien dorthin (zum Vierbund) zwingen muß und wird, ja sogar selbst Serbien! Gegen diese größte Gefahr eines solchen Kriegsausgangs, der den Sieg Deutschlands und des Vierbunds und die Niederlage Englands der Entente bedeute, gebe es schließlich nur ein einziges und letztes Mittel: von Saloniki her und von Bukarest her durch- und zusammenzustößen. Der nahe Osten ist zum Drehpunkt der gesamten Weltpolitik und der ausschlaggebenden Kriegsentscheidung geworden. Darum:

Es ist klargestellt worden, wie dieses Programm im gegenwärtigen Kriege zu einer Tatsache von kolossalem Umfang und unberechenbarer Tragweite geworden ist, da sein Einfluß sich von dem Strande von Ostende bis zu den Wassern Babylons erstreckt. Es ist zu erhoffen, daß es klargestellt worden ist, daß von der Beseitigung dieser Tatsache alle Ententeaussichten für einen dauernden Frieden und eine erträgliche Zukunft abhängen: die gemeinsame Sache der Verbandsmächte, das Schicksal des englischen Landes und der englischen Rasse, die englische Seemacht und die britische imperialistische Welt Herrschaft. Die Verbandsmächte verfügen über die sicheren Mittel, diese Tatsache zu beseitigen, wenn sie nur die wahre Einsicht und den starken Entschluß besitzen und nicht den Geist des tatkräftigen Handelns verloren haben. Die Verbandsmächte haben die Macht, Rumänien in Bewegung zu setzen und so den gesamten Ausblick auf die entferntere Seite Europas umzuwandern. Eine Landblockade, die so gezogen ist, daß sie die Verbindung zwischen Berlin und Konstantinopel unterbindet, würde nicht nur die Blockade zur See vervollständigen, indem sie den wirtschaftlichen Druck bis zum Äußersten verengen und anspannen würde, sondern sie würde auch ein sicheres Mittel sein, die Unterwerfung dieses „Reiches der Mitte“ und den Frieden herbeizuführen... Dies sind die Ziele, und es kann sein, daß sie nur dort entschieden werden können, wo die Region des nahen Ostens so am Mittelpunkt der alten Welt liegt, daß sie die Kreuzwege zwischen drei Kontinenten beherrscht. Wenn in dem nächsten Stadium des Ringens die Ergebnisse für die Verbandsmächte auf den Hauptfronten nicht die angestrebten Wünsche erreichen sollten, so bleibt ihnen nichts übrig, als mit voller Macht dieses andere, sichere Mittel zur Lösung zu ergreifen.“

Man sieht: Formel und Folgerung sind in London verstanden und in Bukarest über Petersburg zur Wirkung gebracht worden. Die englische Strategie und die englische Politik haben einheitlich und gleichmäßig gearbeitet, seitdem die Zusammenhänge und Ziele dieses Krieges klar erkannt worden sind. Wohl hat es auch in London eine kurze Zeit zwei Auffassungen gegeben über die Bedeutung der Kriegsschauplätze im „Westen“ und im „Osten“; aber gar bald hat die Strategie sich der Politik gefügt, sie hat eingesehen und danach gehandelt, daß die Kriegsführung nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, und nicht etwa eine Episode außerhalb der Politik, noch ein plötzlicher Ersatz der Politik. So ist in London die östliche und südöstliche Entscheidungskraft nicht nur politisch, sondern auch militärisch eingestellt und geleitet worden. Saloniki war die erste Entscheidung: es sollte Griechenland aktionsunfähig und Rumänien aktionsfähig machen. Nur eine Sorge hatte London noch: vor einer zeitigen deutsch-bulgarischen Offensive, die den Plan von „Saloniki-Bukarest“ stören könnte; desgleichen vor jeder deutschen Orientierung gleichfalls „östlich und südöstlich“, auf etwa Kiew zu.

Jene englische Forderung ist jetzt erfüllt: Bukarest hat sich gefügt und will gemeinsam mit Saloniki operieren. Aber auch diese englische Furcht ist jetzt erfüllt: die politische und militärische Einheitlichkeit „Bethmann-Hollweg-Hindenburg“ zum entschiedenen und entscheidenden Gegenschlag südostwärts. Der rumänische Streich hat überall geklärt und es veranschaulicht, was ich in der „Hilfe“ vor zwei Jahren so formuliert habe: Der Krieg kommt aus dem Orient, geht um

den Orient und endigt in dem Orient. Oder, wie der englische Politiker Garvin vor einem halben Jahr es ähnlich sagte: Der nahe Osten ist zum Drehpunkt der gesamten Weltpolitik geworden.

Der rumänische Streich schiebt nochmals auf dem Balkan die äußerste Kraftanstrengung gegeneinander. Rumänien hatte die Wahl: Bindestrich oder Querstrich zu sein — Bindestrich im Sinne der Zusammenfügung und Fortsetzung von Mitteleuropa bis zur Donaumündung, oder Querstrich im Sinne der Trennung und Gefährdung von Mitteleuropa. Was König Karol in fast einem halben Jahrhundert zusammengefügt hat, hat sein Neffe König Ferdinand in weniger als zwei Jahren getrennt. Der rumänische Streich hat die rumänische Bindestrichpolitik des klugen und klaren Königs Karol jetzt durch die russische Querstrichpolitik des schwachen und abenteuernden Königs Ferdinand ersetzt. Rumänien ist nicht rumänisch geblieben, sondern russisch geworden — wenigstens in den paar augenblicklichen Machthabern und wenigstens für den jetzigen Kriegsaugenblick . . .

Es lohnt sich, das geopolitische Denken König Karls aus der Vergangenheit lebendig zu erhalten — vielleicht auch für eine spätere Zukunft. König Karol hat schon in seinem ersten Regierungsjahr es ausgesprochen: „Ich habe es angenommen, Fürst von Rumänien zu werden, weil ich weiß, daß der kürzeste Weg aus Deutschland nach dem Orient bis nach Indien über Rumänien geht; weil eine aus London nach Bombay gezogene gerade Linie Bukarest schneidet.“ Und ein anderes Mal: „Ich habe den Thron in Bukarest bestiegen, weil ich weiß, daß es die Bestimmung Deutschlands ist, südostwärts sich zu wenden, und weil alle Völker, die an diesem Wege liegen, von diesem deutschen Geschick gewinnen werden.“ So denken heute noch in Rumänien die konservativen Politiker Carp und Marghiloman. Noch einen Tag vor der rumänischen Kriegserklärung haben rumänische Abgeordnete in Berlin Besuche gemacht, um die deutsche Politik dazu zu drängen, im rumänischen Interesse Rumänien zur Einhaltung des deutsch-rumänischen Vertrages zu zwingen . . .

Der hinterhältige Neffe König Ferdinand hat die geopolitischen Gesetze der rumänischen Entwicklung nicht erkannt: er selbst kann und muß verantwortlich gemacht werden, nicht nur der Ministerpräsident Bratianu. Beide Persönlichkeiten waren im gleichen Komplott; das kann man heute aussprechen. Beide teilen sie das Geschick „betrogener Betrüger“. Wohl wollten sie erst vom „Fall von Lemberg und von Rowel“ ihr Mitgehen abhängig machen; aber der russische Druck zwang die einmal eingegangene Verpflichtung auch auf einen früheren Tag. Die Überraschungen von Lutskan und von Silistria sind die logischen Folgen der unlogischen Politik des Doppelspiels von Bratianu-Ferdinand.

Der rumänische Streich sollte den Zusammenhang des Vierbundes von Mitteleuropa bedrohen und schwächen; er hat ihn bisher gefestigt und gestärkt. Ängstliche Gemüter sahen schon Unsicherheit, wo taktische Erwägungen für alle Sicherheiten sorgten. Die Tatsache eines rumänisch-griechischen Vertrags aus dem Balkankrieg, der Griechenland zur Hilfeleistung für ein von Bulgarien angegriffenes Rumänien verpflichtete, empfahl eine solche bulgarische Vorbereitung, die Griechenland jeden Anlaß zu Feindseligkeiten nehmen mußte. Die Türkei hatte solche Rücksichten nicht nötig. Die türkische Waffenbrüderschaft an der Seite und zugunsten der Bulgaren wird die bulgarisch-türkische Interessengemeinschaft besiegeln und noch fester kitten. Diese Gemeinschaft hat sogar das

vollpsychologische Bedenken beseitigt, als könnten Bulgaren und Türken, die erst ein Jahr Bündnisfreundschaft vereinigt, nicht gemeinsam kämpfen gegen Russen, die durch Generationen hin die Bulgaren von den Türken „befreit“ haben. Und endlich hat die neue Anstrengung der Türkei eine neue Gelegenheit gegeben, ihre nationale Kraft zu betätigen: sie, die bisher bereits auf sechs Kriegsschauplätzen in Vorderasien zu kämpfen hat (Kaukasus, Persien, Mesopotamien, Arabien, Aegypten, Dardanellen), die zudem die langen und weiten Küsten zweier Meere zu schützen hat, ist fähig, noch auf zwei europäischen Kriegsschauplätzen mit guten Truppen bundesgenössischen Vorbeer sich zu holen.

Schon einmal — vor fünfzig Jahren — ist der russische Ansturm gegen den Orient in Silistria gebrochen: damals (im Krimkrieg) ist die türkische Donaufestung Silistria von deutschen Pionieren ausgebaut und von deutschen Artilleristen verteidigt worden — mit Erfolg für die Türkei gegen Rußland. Auch heute haben deutsche Truppen bei Silistria siegreich gekämpft — in der gleichen Armee mit Bulgaren und Türken, gegen den gleichen und gemeinsamen Feind Rußland-Rumänien. Was damals eine Episode war, ist heute Entscheidung für die deutsche Zukunft: für einen festen und sicheren Zusammenhang des Bierbunds von Mitteleuropa gegen den russisch-rumänischen Durchbruch aus Bularest und gegen den englisch-französischen Einbruch aus Saloniki. Die bisherigen Streiche des einigen Mitteleuropa gegen den rumänischen Querstrich sind gut und günstig.

Georg Gothein, M. d. R. / Die Freiheit der Meere

(Schluß)

II.

Auch wenn es zu einer internationalen Regelung des Seerechts einschließlich des Schutzes des Privateigentums zur See kommt, ist damit noch keineswegs die Gewähr gegeben, daß dieses Recht im Kriege auch gehalten wird. England vertritt eben den Standpunkt, den es von jeher eingenommen hat: „Erlaubt ist alles, was zur Beendigung des Krieges notwendig ist.“ Wie ist nun die Garantie zu schaffen, daß das Seerecht im Kriege auch gehalten wird? Wenn Recht im gewöhnlichen Sinne die von einer höheren Macht gegebene Ordnung ist, die für die dieser Macht Unterworfenen verbindlich ist, so ist das Völkerrecht entweder das unter souveränen Staaten bestehende Herkommen oder das durch deren Vereinbarung geschaffene Recht. Im einen wie im anderen Falle fehlt aber die höhere Macht, die die Innehaltung dieses Herkommens oder dieser Vereinbarung erzwingen kann.

In einem Krieg zwischen zweien kann die öffentliche Meinung stark genug sein, um das zu tun; es kann auch die Macht der Neutralen, die durch die Nichtachtung ihres Rechts unter den Uebergriffen des einen Kriegführenden schwer leiden, stark genug sein, um diesen zur Wahrung des geltenden Rechts zu zwingen. Am Recht der Neutralen hat sich das Seerecht entwickelt. Als im Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten die englische Kaperei für die neutralen seefahrenden Nationen unerträglich wurde, schlossen sich Frankreich, Spanien, die Niederlande, Dänemark,

Schweden, Preußen, Portugal, das Königreich beider Sizilien und Rußland zu dem Traktat der ersten bewaffneten Neutralität zusammen. Der 10. März 1780, an dem Katharina II. ihn unterzeichnete, womit er erst in Kraft trat, ist der Geburtstag des Seerechts. In diesem Traktat wurden die Grundrechte für den neutralen Seehandel dahin festgelegt:

„1. Die neutralen Schiffe dürfen ungehindert von Hafen zu Hafen und entlang der Küsten der kriegführenden Staaten fahren.

2. Die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörigen Güter sollen mit Ausnahme der Konterbandwaren auf den neutralen Schiffen frei sein.

3. Konterbande sollen entsprechend den Art. X und XI des russisch-englischen Handelsvertrages von 1766 nur sein: Waffen, Munition einschließlich Salpeter und Schwefel und Ausrüstungsgegenstände für Soldaten.

4. Ein Hafen gilt nur dann als blockiert, wenn infolge der Vorkehrungen der Macht, welche den Hafen mit nahe genug herangeführten und dort stationierten Schiffen angreift, das Einfahren in ihn mit augenscheinlicher Gefahr verbunden ist.“ Katharina II. dachte realpolitisch genug, um zu wissen, daß die Engländer diese Regeln nur dann respektieren würden, wenn dahinter die genügende Seemacht stand. Gleichzeitig mit ihrer Unterschrift ordnete sie daher den Bau einer großen Flotte an, die sich damals rascher herstellen ließ, als heute.

Unter dem Druck dieser gewaltigen Koalition bequeme sich dann England dazu, die Grundsätze des Traktats zu beachten.

Aber freilich schon in den Revolutionskriegen kümmerte es sich nicht mehr viel darum. Frankreich und Spanien fielen als Kriegführende aus, die Niederlande und das Königreich beider Sizilien waren unter französische, Portugal unter englische Botmäßigkeit gekommen. 1800 erneuerten nur noch Rußland, Schweden, Dänemark und Preußen den Traktat, der als der der II. bewaffneten Neutralität bekannt ist; der übrigens wertvolle Ergänzungen über den Blockadebruch und das Recht der von den neutralen Kriegsschiffen geleiteten (konvojierten) Handelsschiffe enthielt.

Aber bereits ein Jahr darauf gelang es England, Rußland zum Rücktritt vom Traktat der II. bewaffneten Neutralität zu bewegen, und ersteres nahm seine Rache an Dänemark, das die treibende Kraft bei allen Bestrebungen im Interesse des Handels der Neutralen gewesen war, indem es Kopenhagen mitten im Frieden überfiel und durch Bombardement einäscherte...

Aus diesen historischen Vorgängen erhellt, daß die Neutralen in der Lage sind, ihr Recht zu schützen, wenn bei einem Seekrieg zwischen zweien ihre Macht groß genug ist, daß aber bei einem Weltkrieg diese Macht versagt. Im Burenkrieg haben die Vereinigten Staaten von Amerika noch sehr erfolgreich gegen englische Uebergriffe protestiert. Im jetzigen Krieg hat sich England um keinen Protest von neutraler Seite gekümmert.

Es mag dahingestellt bleiben, ob ein Zusammenschluß der seefahrenden Neutralen Schweden, Norwegen, Dänemark, Niederlande, Spanien — vielleicht wäre im Anfang des Krieges sogar Italien dazu bereit gewesen — und der südamerikanischen A-B-C-Staaten unter Führung der Vereinigten Staaten von Amerika zu einer bewaffneten Neutralität Erfolg gehabt haben würde. Man muß bedenken, daß England noch so beachtliche Seemächte wie Frankreich und Japan, daneben das minder beachtliche Rußland und später auch Italien auf seiner Seite hatte. Immerhin wäre die Macht der Neutralen zur Wahrung ihrer Rechte so groß gewesen, daß die Ententemächte — England voran — doch wohl Bedenken getragen hätten, sich brutal über deren Rechte hinwegzusetzen. Denn England kann Kanadas wegen sich nicht auf einen Krieg mit Nordamerika einlassen.

Die Vereinigten Staaten, denen ein solches Vorgehen von den europäischen Neutralen wiederholt nahegelegt worden sein dürfte, haben versagt. Herr Wilson hat sich mit papiernen Protesten begnügt, die von England in den Papierkorb geworfen wurden. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit diese seine Haltung auf persönliche Sympathien für England, auf Mangel an Entschlußkraft oder auf der Sorge vor der künftigen Auseinandersetzung mit Japan beruht haben mag, für die Amerika wünschen muß, die englische Unterstützung zu erhalten.

Was würde aber unter ähnlichen Konstellationen eines Weltkrieges das schönste, von allen Staaten ratifizierte Seerecht, das auf dem Papier die Freiheit der Meere verbürgte, nützen, wenn die Neutralen nicht einmal den Mut hätten, ihr eigenes Recht zu wahren, geschweige sich für den Schutz des Privateigentums der Kriegführenden zur See stark zu machen?

Der Weg der bewaffneten Neutralität ist zudem überaus kostspielig; alle beteiligten seefahrenden Staaten wären, um ihn wirksam beschreiten zu können, gezwungen, ihre Seemacht auf einer beträchtlichen Höhe zu halten. Und da England mit seinen Verbündeten, gegen die sich doch tatsächlich die bewaffnete Neutralität richten müßte, dann das gleiche tun würde, so würde man wieder zum allgemeinen Wettrüsten kommen, das aber für alle Kriegführenden — mit alleiniger Ausnahme Japans — nach den fürchterlichen Lasten dieses Krieges nach Kräften vermieden werden muß, soll nicht Europa völlig dem wirtschaftlichen Ruin entgegengeführt werden.

III.

Es fragt sich nun, ob es nicht einen einfacheren, weniger kostspieligen und sichereren Weg gibt, das gleiche Ziel zu erreichen? Bereits vor 1½ Jahren habe ich in einem Vortrag über das Seekriegsrecht den Vorschlag gemacht, die Freiheit der Meere im Kriege dadurch zu gewährleisten, daß sich alle Mächte verpflichten, derjenigen Macht, die im Krieg die Grundsätze des gemeinsam vereinbarten Seerechts verlegt, keine Waren irgendwelcher Art — weder auf dem See- noch auf dem Landwege zu liefern.

Das würde meines Erachtens ein weit stärkerer Zwang zur Innehaltung des Seerechts sein, als irgendeine bewaffnete Neutralität. Denn tatsächlich kann im Krieg kein Land die Zufuhr entbehren — selbst Deutschland nicht, das in der Selbstver-

sorgung und Einschränkung gewiß Außerordentliches geleistet hat. Am wenigsten kann die Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen aber England entbehren; in wenigen Monaten würde es ausgehungert sein. Und auch die Zufuhr aus seinen Kolonien vermöchte es nicht mit den nötigen Nahrungsmitteln, geschweige Rohstoffen, zu versorgen. Ein ungünstiger Ernteausfall in Kanada schränkt dessen Ausfuhrfähigkeit enorm ein, und Indien wie Australien sind nur gelegentlich einmal in der Lage, größere Mengen Getreides auszuführen. England ist mit seiner größten Industrie — der Baumwollspinnerei — fast ganz auf die Vereinigten Staaten angewiesen; die indische Baumwolle eignet sich für die in England hergestellten Garne nicht. Ganz ähnlich liegt es mit seinem Bedarf an Kupfer, und ebenso wenig kann es die spanischen und schwedischen Eisenerze entbehren. Ganz besonders aber würde ihm die Tonnage der Neutralen dann fehlen, denn die eigene würde bei der enormen Inanspruchnahme für Kriegszwecke nicht entfernt ausreichen. So paradox es heut klingen mag, so ist es doch richtig, daß in Zukunft kein Land ein solches Interesse an der Freiheit der Meere hat, wie gerade England. Denn keines ist so auf die Seezufuhr angewiesen. Keines ist daher so der Gefahr ausgesetzt, von dieser abgeschnitten zu werden. Bei den Entwicklungsmöglichkeiten der doch erst in ihren Anfängen stehenden Unterseebootwaffe, bei deren relativer Billigkeit im Verhältnis zu Dreadnoughts, Linien Schiffen und Kreuzern ist es auch kleineren Staaten möglich, größere Flotten davon zu beschaffen und der Handelsflotte des Gegners unsagbaren Schaden zuzufügen. Das ist auch dann möglich, wenn der Unterseebootkrieg nach den Regeln des Kreuzerriegs geführt wird, falls nur immer zwei oder drei U-Boote gemeinsam operieren.

Die große Frage ist, würden die Vereinigten Staaten von Amerika bei einer solchen Regelung des Seerechts mitwirken und würden sie im aktuellen Fall die daraus übernommenen Pflichten erfüllen?

Die erstere Frage kann wohl mit einiger Bestimmtheit bejaht werden. Die Forderung des Schutzes des Privateigentums zur See ist dort nahezu so alt wie die Vereinigten Staaten selber. Bereits im Handelsvertrag zwischen ihnen und Preußen von 1785 ist dieser Grundsatz festgelegt. Die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 haben sie sich zu ratifizieren geweigert, weil ihre Forderung des Schutzes des Privateigentums zur See auf den Widerspruch Englands hin keine Aufnahme gefunden hatte. Ebenso haben sie in früheren Zeiten den Grundsatz vertreten, den Kriegführenden keine Waffen zu liefern. Diesmal haben sie es freilich in ihrem Interesse gefunden, das in ausreißendstem Maße zu tun. Bei den Haager Friedenskonferenzen wie bei der Londoner Konferenz von 1909 sind sie erneut aufs eifrigste für den Schutz des Privateigentums zur See eingetreten. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß sie sich dafür aufs energischste ins Zeug legen würden.

Es kann aber auch angenommen werden, daß sie nach den Erfahrungen dieses Krieges sich überzeugen werden, daß mit der bloßen internationalen Regelung des Seerechts allein im Kriegsfall nichts geholfen ist; daß es vielmehr gilt, dessen Vorschriften durch ein geeignetes Druckmittel Geltung zu verschaffen. Und ein friedliches wird ihnen jedenfalls lieber

sein, als ein blutiges, um so mehr, als sie sich dann mit Stolz sagen können, daß sie es eigentlich sind, die die vornehmsten Wächter des internationalen Rechtes sind.

Die Amerikaner haben nur sehr unvollkommene Kenntnis von den politischen Verhältnissen des Auslandes sowie von dem Wesen auswärtiger Politik und internationaler Beziehungen. Die große Masse ersetzt diesen Mangel durch die Phrase: international law — internationales Recht. Dafür schwärmt der Amerikaner. Und wenn seine Stimmung diesmal so deutschfeindlich war, so deshalb, weil ihm plausibel gemacht werden konnte, Deutschland habe mit seinem Einmarsch in Belgien zuerst das international law gebrochen. Die Entscheidung darüber, wer das Seerecht nichtachtet, würde, wenn daran die Folge der Verfassung der Warenzufuhr geknüpft werden müßte, nicht Presse- und Volksstimmungen, sondern einem internationalen Gerichtshof unterliegen, in dem die Kriegführenden nur als Parteien, nicht als Richter fungieren könnten. Sein Spruch würde für die Neutralen verbindlich sein, und er würde voraussichtlich die rasche Beendigung eines Krieges zur Folge haben.

Heut hängt das Seerecht einzig und allein von der Willkür Englands ab, das die Macht hat, Feinden und Neutralen seinen brutalen Willen aufzuzwingen, ein Zustand, der für alle mit Ausnahme Englands — und allenfalls seiner jeweiligen Verbündeten — unerträglich ist. An Stelle der Willkür eines einzigen zur See Uebermächtigen muß das Völkerrecht treten und seine — wenn möglich, unblutige — Vollstreckung.

Erweist sich dieser Weg als nicht gangbar, so bleibt nur der der Schaffung so starker Unterseebootflotten übrig, daß die Zufuhr Englands durch sie lahmgelegt wird. Auch das kann eine Reform des Seerechts, kann die Freiheit der Meere gegen England erzwingen, aber wohl erst nach der Erprobung in einem neuen blutigen Völkerringen. Nach diesem fürchterlichen finanziellen und physischen Weißbluten der kriegführenden Völker braucht die Welt aber den Frieden, nicht neue Kriege.

Nigel Schmidt / Rußland und die Polenfrage

In den letzten Wochen hat sich die russische Presse fast ausschließlich mit der polnischen Frage beschäftigt. Die Meldung, daß die Mittelmächte den Plan verfolgen, ihrerseits die Regelung des polnischen Problems in die Hand zu nehmen, hat in der russischen Öffentlichkeit die Befürchtung ausgelöst, daß die vielfach noch schwankenden Polen deutsche Taten russischen Versprechungen vorziehen werden. Diese Befürchtung ist um so berechtigter, als die bisherige Haltung der russischen Regierung nur zu geeignet ist, das polnische Mißtrauen immer mehr anwachsen zu lassen. Das Manifest des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch war seitens der russischen Regierung zwei Jahre so gut wie unbeachtet gelassen worden. Die Erklärung des Ministerpräsidenten Goremykin über eine notwendige Lösung der polnischen Frage in seiner Rede vom November 1915 hatte längst alle Zugkraft eingebüßt, seitdem die von ihm ernannte russisch-polnische Verständigungskommission inzwischen im Sande verlaufen war. Erst als die zu den Ententegegnossen gesandte Dumadeputation einstimmig die Ansicht nach Hause brachte, daß ohne Abwicklung der polnischen Angelegen-

heit eine eintrachtige Zusammenarbeit der Bierverbandsmächte nicht möglich sei, rückte sie in den Mittelpunkt des Regierungsinteresses. Es bildete sich sogar im Kabinett eine polenfreundliche Gruppe. Der Minister des Äußeren Sasonow, der für eine breite Autonomie Polens eintrat, wurde vom Finanzminister Barl unterstützt. Dieser hoffte dadurch von England und Amerika neues Geld hineinbringen zu können. In einem Ministerrat im Hauptquartier des Kaisers siegte sogar Sasonow über Stürmer, welcher nur eine polnische Provinzial-Selbstverwaltung zugestehen wollte. Stürmer aber nahm diese Niederlage nicht ruhig auf. Er mobilisierte seine einflußreichen Gönner bei Hofe, und es gelang ihm, den Zaren bei einem neuen Besuch im Hauptquartiere völlig umzustimmen, so daß der Plan, Polen eine ziemlich weitgehende politische Autonomie mit eigenem Parlament zu versprechen, fallen gelassen wurde. Sasonow, der sich nach Finnland begeben hatte, um das vom Ministerrat beschlossene Manifest an die Polen auszuarbeiten, erhielt dorthin seinen Abschied nachgesandt. Um den Umschwung in der Haltung der Regierung zur Polenfrage der Öffentlichkeit bekanntzugeben, ließ Stürmer sein Schreiben an die Provinzgouverneure in die Presse gelangen. Er stellte darin die Behauptung auf, daß diese Materie nur sehr behutsam angefaßt werden könne, weil die österreichische Orientierung in Rußisch-Polen während des Krieges stark zugenommen habe. Diese Behauptung rief nicht allein bei den nach Rußland geflüchteten Polen und der polnischen Fraktion der Duma starke Empörung hervor, auch die russische Presse protestierte lebhaft gegen sie. Selbst ein Blatt wie das „Now. Wr.“, das noch eben über den Sturz Sasonows jubelt hatte, fand nur scharfe Worte der Ablehnung über Stürmers Polenpolitik. Diese kritische Stellungnahme der Presse zum neuen Polenursprung wurde durch die Angst verstärkt, daß die Mittelmächte Rußland zuvorkommen könnten, indem sie die polnische Frage noch vor Beendigung des Krieges einer Lösung entgegenbrächten. Das „Now. Wr.“ nennt zwar den deutschen Plan „grob, wie alle deutschen Pläne“, muß aber hinzufügen, daß „den allgemeinen großmütigen Versprechungen Rußlands, die aber keine fühlbaren Resultate gezeitigt haben, die Deutschen reale Vorschläge entgegenstellen“. Und der frühere Revolutionär Burzew muß in einer Zuschrift an die „Njetsch“ eingestehen, daß es sehr schwer wäre, den polnischen Emigranten in Paris die russische Orientierung schmachtend zu machen, seitdem polnische Patrioten, wie Pilsudski (Begründer der polnischen Regionen im österreichischen Heer) und andere die antirussische Parole ausgegeben hatten. Ja, Fürst Trubezkoi, einer der eifrigsten Befämpfer der Russifizierungspolitik in Polen, erklärt sogar offen: „Wir dürfen uns von Deutschland nicht die Fahne der Befreiung entreißen lassen“, und das „Ruß. Slowo“, das nach wie vor Sasonows Polenpolitik vertritt, schrieb: „Die russischen Heere bereiten sich darauf vor, Polen vom Feinde zu säubern. Wir werden dort aber ein von Grund aus verändertes Leben vorfinden. In den polnischen Städten ist die Selbstverwaltung eingeführt, die polnische Sprache ist im weitgehendsten Umfang zugelassen, die polnischen Kinder werden in national-polnischen Schulen unterrichtet, an deren Spitze die Warschauer Universität steht, die von den Russen geschlossenen polnische Kultur fördernden Einrichtungen sind neuerstanden, mit allen Mitteln haben die Deutschen sich bemüht und haben den richtigen Weg zum Erfolge eingeschlagen; wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, den alten polnisch-deutschen Gegensatz aus der Welt zu schaffen, so dürfen wir trotzdem vor allen diesen Tatsachen nicht die Augen verschließen.“

Derartige Zitate aus der russischen Presse ließen sich noch zu Dutzenden anführen. Die vorstehenden dürften jedoch genügen, um zu beweisen, wie sehr aus allen die Angst spricht, daß das Schwanken der russischen Regierung die noch unentschiedenen Polen immer mehr zu den Mittelmächten hindrängen werde. Dieser Zickzackkurs im russischen Kabinett erklärt sich nur aus dem Gegensatz, der zwischen den Staatsmännern besteht, deren politische Ansichten noch aus der Regierungszeit Alexanders III. stammen, und denen, die erst unter Nikolai II. ihr politisches Glaubensbe-

kenntnis erworben haben. Letztere haben sich, einerlei, ob sie konservativen oder liberalen Tendenzen huldigen, mit der Einführung der Konstitution innerlich abgefunden, erstere dagegen wollen im Grunde ihres Herzens nach wie vor nichts von einem Dreinreden einer Volksvertretung in die Regierung wissen. Sie sehen daher den Kampf gegen die „Revolution“, womit sie alle nicht reaktionären Elemente bezeichnen, als oberste Aufgabe an, hinter der sogar der Krieg zurückstehen müsse. Solange sich Sasonow nicht in die innerpolitischen Fragen einmischte, konnte er ruhig seine Kriegspolitik fortführen, sobald er aber aus Kriegsgrüdsichten auf die innere Politik Einfluß zu gewinnen versuchte, wurde er von Stürmer beseitigt. Gänzlich falsch ist es, aus dem Stürmer-Sasonowschen Konflikt den Schluß zu ziehen, als ob Stürmer deutschfreundlich und friedensbereit wäre. Vielmehr hebt es die russische Presse einstimmig als das besondere Verdienst Stürmers hervor, daß dank seinem energischen Drängen Rumänien endlich in den Krieg eingegriffen habe.

Wie der fortschrittliche Dumablock eine innerpolitische Forderung nach der anderen zurückstellen oder aufgeben mußte, weil er nicht zur Opposition abzuweichen kann, da er zu Anfang des Krieges die Parole „Alles für den Krieg!“ ausgegeben hatte, so wird auch in der polnischen Frage ohne Zweifel die Reaktion die Oberhand behalten. Ueber Versprechungen, denen keine Taten folgen, wird letztere aber nicht hinausgehen. Stürmer fühlt sich nämlich, den letzten Nachrichten zufolge, bereits so stark, daß er weder Neuwahlen während des Krieges vornehmen will, noch eine Mandatsverlängerung für nötig hält, weil er glaubt, mit dem § 87 (Notgesetzgebung während der Dumaferien) gut auskommen zu können.

Die Angst der russischen Presse vor einem Schritt der Mittelmächte in der polnischen Frage und der Umschwung in der Stellungnahme der russischen Regierung wird nur verständlich, wenn man sich sagt, daß in der Tat die antirussische Strömung in Russisch-Polen während des Krieges zugenommen hat. Auch hierfür bin ich in der Lage, eine russische Pressstimme anzuführen. In den „Birsch. Wied.“ schreibt nämlich Professor Jastrebow: „Ohne eine gewisse Schwächung der russophilen Orientierung wären Geschehnisse, wie die austrophile, antirussische Tätigkeit, sogar einiger polnischer Dumaabgeordneter, wie Paczewski und Lempicki unmöglich gewesen. Und wenn man an Galizien denkt, so wird ein jeder, dessen Herz für die russisch-polnische Sache schlägt, eine tiefe Beunruhigung empfinden, und die allzu rosig und irreführenden Farben, mit denen die polnischen Autoren der Erwiderungen auf Stürmers Denkschrift ihr Bild gemalt haben, mit Mißbehagen wahrnehmen. Denn sie geben selbst zu, daß in den breiten Massen (nur in den breiten Massen?) der frühere Geist nicht mehr zu finden sei, und daß moralische Verwüstungen unter ihnen Platz gegriffen hätten. Nicht umsonst bestehen beide Erwiderungen (d. h. der Polen auf Stürmers Denkschrift) auf der Notwendigkeit einer starken Gegenagitation gegen derartige Stimmungen und gegen die Versuche der Deutschen und Oesterreicher, diese Stimmungen zu ihren Gunsten in der polnischen öffentlichen Meinung auszunutzen.“

Das Bestehen einer russenfreundlichen Orientierung unter den Polen gehörte für das größere deutsche Publikum zu den Ueberraschungen des Weltkrieges, daher sei hier kurz auf die Gründe dieser Erscheinung eingegangen. Der durch die ganze polnische Geschichte gehende Gegensatz zu Moskau hat zwar innerlich nichts von seiner Schärfe verloren. Aber die Ausichtslosigkeit der früheren Revolutionen, bei denen sich 1833 besonders der Adel und 1863 das Kleinbürgertum verblutete, hatte bei vielen Polen eine politische Resignation hervorgerufen, die unter Aufgabe des Ideals, der nationalen Selbständigkeit, wenigstens die kulturelle Vereinigung der drei auseinanderstrebenden polnischen Gebiete, wenn auch unter russischer Herrschaft, erhoffte. Diese unpolitisch orientierten Polen drückte es z. B., daß mit der Zeit in Krakau und Warschau selbständige geistige Zentren entstanden waren, die nicht mehr in so innigem geistigen Kontakt standen; während in Warschau dank der

Verbindung zu den im Exil lebenden Polen in Paris sich namentlich seit dem Bündnisse der französischen Republik mit dem Zarenreich geistige Verkehrsmöglichkeiten mit Petersburg anzuknüpfen begannen, erstarkte die antirussische Strömung in Oesterreichisch-Polen immer mehr. Nur der polnische Großgrundbesitz in Ostgalizien machte vor dem Kriege eine umgekehrte Entwicklung durch. Die Furcht vor der aufstrebenden ukrainischen Unterschicht trieb sie zu Rußland, weil sie sahen, daß die dortigen Ukrainer unter furchtbarem Drucke gehalten, an keine nationale Wiedergeburt denken konnten. Bei einzelnen Verbienbeten entstand sogar der Wunsch, daß Rußland in einem Kriege Ostgalizien annectieren möge, weil sie dadurch, wenn auch unter russischem Szepter, die Sorge um die ukrainische Bewegung los würden.

Die große Menge in Russisch-Polen blieb aber nach wie vor antirussisch — freilich nicht österreichisch — orientiert. Das zeigte nicht nur das Ergebnis der beiden ersten Dumawahlen, wo fast lauter Oppositionelle gewählt wurden, sondern auch die Bildung der polnischen Legionen. Ihr Gründer Pilsudski stammt aus Russisch-Polen, und ebenso ein gutes Drittel der Teilnehmer.

Es wäre gänzlich verkehrt, die polnische Abneigung gegen Deutschland leugnen zu wollen: persönlich habe ich den schlimmen Eindruck der preussischen Polenpolitik in Warschau nur zu sehr kennengelernt. Trohdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die Animosität der Polen letzten Endes nur dadurch hervorgerufen wurde, daß das deutsch-polnische Problem fälschlicherweise als innerpreussische Angelegenheit behandelt wurde. Der polnisch-russische Gegensatz dagegen ist kirchlich und kulturell fundiert. Polen gehört kirchlich zu Rom und kulturell zu Westeuropa. Und diese beiden Grundzüge seines Wesens weisen ihm eine Kampfstellung gegen Moskau zu, das mit Feuer und Schwert den polnischen Staat bekämpfte, bis es ihn vernichtet hatte. Sobald jetzt die Morgenröte einer politischen Selbständigkeit für Polen aufgeht, muß die russische Orientierung zurückgehen, weil sie nicht natürlich erwachsen ist, sondern nur ein Produkt des Kleinmuts und der Resignation darstellt.

Daß bei der Errichtung eines polnischen Pufferstaates nicht alles glatt gehen wird, ist selbstverständlich. Wer in die Politik aber nicht eine gewisse Dosis Optimismus mitbringt, wird niemals etwas erreichen. Mit der Politik des Fortwurfstels muß gebrochen werden. Dazu gehört vor allem, daß Deutschland seine große Kulturmission, nach Osten Bildung zu tragen, wiederaufnimmt. Deutschland muß im Osten den Kern abgeben für alle Völker, die bisher unter Rußlands Expansionsdrang litten, um mit ihnen eine Mauer zu bilden, über die der moskowitzische Wogenprall nicht hinüberbranden kann. Türken und Bulgaren haben, im Gegensatz zu den Rumänen, diese ihre Aufgabe erkannt. Polen aber muß wieder seine alte Mission aufnehmen, Kulturvorposten gegen die Moskowiter zu sein.

Paul Schubring / Der Adersmann und der Tod

Ein Gespräch aus dem Jahre 1400.

In der Inselbücherei (Nr. 198) ist jetzt für 50 Pf. das Streit- und Trostgespräch des Johannes von Saaz (in Böhmen) aus dem Jahre 1400 zu haben, das von allen Kennern des deutschen Volksgedankes längst als das früheste und sehr edle Produkt des deutschen Humanismus an der Schwelle des 15. Jahrhunderts gewürdigt worden ist. Namentlich Konrad Burdach hat in seinem ausgezeichneten Vortrag über „Deutsche Renaissance“ im Berliner Zentralinstitut für Unterricht und Erziehung 1915 die Bedeutung dieser kostbaren Erstlingsgabe des deutschen Frühlings im Zeitalter der Renaissance mit leidenschaftlicher Liebe umschrieben. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr dieses Gespräch mit dem Tod in unsere Zeit paßt. Wir staunen, wie unmittelbar diese vor

500 Jahren niedergeschriebenen Worte unsere persönlichsten Gedanken von heute ausdrücken; der Wucht der Sprache, der Wildheit des Schmerzes, der Energie des Sichwehrens strömt eine Kraft aus, die in der Gegenwart selten geworden ist.

Man kennt die Situation aus manchen „Totentanzbildern“. Ein Adersmann, dem sein junges, über alles geliebtes Weib im Kindbett starb, steht vor dem Tod und hadert mit ihm ob seines sinnlosen, grausamen, hartherzigen, herzbrechenden Waltens. Wilde Worte eines Tiefempörten, Schwergeschlagenen dringen auf den Knochenmann ein. Der Tod hört's gelassen; er sah schon manchen Witwer, dem der Abschied sauer wurde, und Tränen sind die Spuren seiner Fahrt von je gewesen. Aber der Adersmann läßt sich nicht mit Allgemeinheiten abbeißen: „Gehässig, feindselig und widerwärtig will ich Euch immer bleiben, denn Ihr habt mir den zwölften Buchstaben, meiner Freuden Inbegriff, aus dem Alphabet mit schrecklicher Hand gerissen (M, der 12. Buchstabe; die Frau hieß Margarethe); Ihr habt mit meiner Wonne lichte Sommerblumen aus meines Herzens Anger jämmerlich ausgejätet; Ihr habt mir meines Glückes Zelt, meine auserwählte Turteltaube, mit arger List gestohlen; Ihr habt unerfährlichen Raub an mir begangen. Nun wird mir zugerufen: Scher dich weg! Bei trübem Tranke, auf dürrer Aste, verkümmert, verfinstert und verdorrend lebe und weine ohn' Unterlaß! Darum will ich ohne Aufhören schreien: Ihr Tod, Euch sei geslucht.“ Und nun gibt es ein Hadern, Schelten und Rechten von grandioser Wucht. Es gibt alle deutschen Bilder, die ganz vollgestopft sind mit Menschen, Rüstungen, Helmbarden, Speißen und Keulen, in denen jedes Fleckchen vom wilden Ungeßüm kraftvoller Leiber zeugt; da ist kein Luftspalt, der in die Ferne sehen ließe, da ist kein Himmel über den Köpfen, und von der Tanne ist nur die knorrige Wurzel sichtbar — so ist auch der Streit der zwei in unserm Gespräch —. Der Adersmann ist kein ungebildeter Bauer, er hat viel gelesen und holt aus Aristoteles, Plato und Seneca die Weisheit hervor, er kennt die Jahre der Wiedergeburt aus dem Phaëdon und weiß selbst im Trivium und Quadrivium Bescheid. So bedrängt er den klappernden Tod mit immer neuen Einwürfen; Schritt für Schritt weicht dieser vor dem wilden Haß, dem tiefen Schmerz, der trostlosen Melancholie dieses starken Menschen zurück, und erst Gottes Endspruch, daß es der Menschen Schicksal sei zu sterben, heißt den Johannes schweigen.

Dieser Johannes stammt aus der böhmischen Welt Kaiser Karls IV., von der hier neulich gelegentlich Tangermündes die Rede war. Von Prag aus ist die erste humanistische Welle in die deutschen Lande gedrungen. Und in der Tat unterscheidet sich der Adersmann sehr stark von den Bitt- und Klagegefangenen des Mittelalters. Sind diese fast immer auf den Ton der Ergebung und Resignation gestimmt, da ja der Mensch zum Leiden geboren sei, und die Kunst darin besteht, sich gegen den Schmerz zu wehren, so spricht sich in unserem Gespräch ein ergreifender Jünger nach Glück, Licht, Freude, Lebensjubel aus, mit dem es nun ein für allemal vorbei sein soll. Nicht für sich spricht Johannes, sondern für die Menschheit. Er will sich erlöshen, als Gottes Kind vom Tod das Recht des Lebens zu fordern. Was hilft's ihm, daß rechts und links immer wieder Menschen fallen? Sein Weib ist schände geraubt, sein Glück gestört, sein Licht erloschen. Der deutsche Lebenswille erhebt sich hier nach schlimmen Jahrhunderten der Seuchen, der Pest, des Ausfuges, des schwarzen Todes und verlangt das kühne Recht zu Gesundheit, Leben, Glück und Lieblichkeit.

Durch all das Hadern und Tosen und Schelten geht lichtumflössen und verklärt die Gestalt der verbliebenen Frau mit zartester Schöne. Ein Bild hat Johannes von seinem Weibe geschaffen, wie es kein Kölner Maler hätte schöner malen können. „Große Ehre genoss ich, als noch die Gute, die Reine, die Hehre kosete mit ihren Kindern, in reinem Nest zur Welt gekommen. Tot ist die Henne, die solche Küchlein aufzog. O Gott, mächtiger Herr, welch lieblichen Anblick hatte ich, wenn sie so züchtigen Schrittes in allen Ehren einher kam, so daß die Leute sie mit Liebe anblickten und sprachen: Dank, Lob und Ehre hat die liebe Frau, ihr und ihren Nestlingen gebe Gott alles Gute. O allgewaltigster Himmelsgraf, wie wohl ist dem geworden, den du mit einem reinen, unbefleckten Gatten haßt verbunden. Freue dich, ehrfamer Mann, eines reinen Weibes,

freue dich, reines Weib, eines ehrfamen Mannes: Gott gebe euch Freuden beiden! Was weiß davon der Tod, der aus diesem Jungbrunnen nie getrunken hat? Und wenn mir auch schwere Gewalt und Herzeleid geschehen ist, dennoch danke ich Gott aus innigem Herzen, daß ich die untadelige Frau besessen habe. Euch aber, böser Tod, aller Menschen Widersacher, sei Gott Feind in Ewigkeit.“

Die Souveränität des Königs Tod ist nicht ohne Teilnahme. Wohl schlägt er mit seinen Worten von ewigen Gesetzen die Angriffe immer wieder ab; wohl überzeugt er auch Johannes, daß, wenn alle Menschen leben blieben, sie sich gegenseitig auffressen müßten; aber das Menschliche regt sich auch hier, und er folgt dem Kläger in all die Zärte und Wildheit seiner Verzweiflung. So war es ja auch auf den Totentanzbildern der alten Zeit (in Berlin ist eines in der Marienkirche, wenig später als dies Gespräch), so hat den Tod namentlich Holbein in seinen 1522 entstandenen „Bildern vom Tod“ dargestellt. Wie hier, so bei Johannes von Saaz: Der Tod läßt die Menschen an ihrem Beruf sterben. Denn das ist der Sinn, daß Frau Margarethe gerade im Kindbett stirbt. Dante hat diesen Gedanken aufgenommen und ihn dahin vertieft, daß jeder Sünder in der Hölle das in Fülle haben soll, was er auf Erden so gierig ersehnte: die Schlemmer kommen in den Schlamm, die Liebesbrünstigen ins Feuer, die Neidischen ins Eis. Tod und Strafe faulen also nicht willkürlich über Ahnungslose herab. Friedrich Wilhelm I. hat das später in dem harten Wort formuliert: „Jeder Soldat ist seinem König einen Tod schuldig.“ Wie vielen muß es heut bei uns ein Trost sein, sich zu sagen, daß der Vaterlandsverteidiger in seinem Beruf fällt.

Im Gegensatz zu aller Minnepoesie ist unser Gespräch ein Prosawerk ohne allen artistischen Ehrgeiz. Die Gedanken steilen sich in kurzen festen Sätzen zueinander, sie marschieren hart auf, und nur in der Häufung der Adjektiva und Verba spürt man die dichterische Fülle, nicht nur des Wortschatzes, sondern auch der Empfindung. Wer das als Kunstlosigkeit empfindet, der hat keinen Sinn für die spätgotische Kunst. Auch bei der Bildnerei und Malerei dieser Zeit ruht die Schönheit und der Ausdruck in der Dichtigkeit, Verstricktheit und Bucherungslust aller Bildungen, in der Vielverstretheit des Gerüsts, in der Engmaschigkeit des Gewebes. Es gibt eine Schönheit des Nebeneinander und eine Schönheit des Durcheinander. Hier handelt es sich um die letztere. Sie ist ein Vorrecht unseres deutschen Volkes und bleibt den an südlicher Ordnung Messenden ewig unfassbar. Wer sich aber einmal voll Ehrfurcht in das vielfältige Getümmel spätgotischen Schnitzwerkes und Bronzegusses, in die Brandungen der Steingewebe Adam Krafft's und in die Verschlingungen Matthias Grünewald's versenkt hat, der weiß, daß hier eine Schönheit eigenster Art zum Ausdruck kommt, in der deutsche Zähigkeit, Versonnenheit, Mystik und Wildheit ihre besondere Sprache bekommen hat. Der Adersmann aus Böhmen zeigt denselben Stil, freilich noch in den Anfängen, aber darum auch in erster Originalität, ohne jede Artistik, ohne den Schein, zu prangen mit dem Reichtum. Er steht deshalb höher als etwa die Predigtliteratur des 15. Jahrhunderts, den großen Geiler von Kaisersberg eingerechnet. Wie man auch das Gespräch betrachtet, es enthüllt immer neue Schönheiten. Es ist der erste Gruß aus dem deutschen Völkerfrühling, auf dem auch der Lebenswille der Gegenwart noch ruht. Denn mit der von Prag ausgehenden Bewegung ist die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache aufs engste verbunden. Johannes von Saaz hat ein erstes Meisterstück dieser Sprache geschrieben, deren Gewalt und Ausdrucksfähigkeit sich an Luthers Predigten bis zu Raumanns Mitteleuropa bewährt hat.

D. E. Sutter / Kleingartenbauliche Muster- und Versuchsanlagen

Auch im Rahmen der Vermittlung gärtnerischer Kenntnisse hat der Anschauungsunterricht seine sichere, nicht zu unterschätzende Bedeutung. Ganz abgesehen davon, daß sich das Umgraben des Bodens, das Abteilen, Einbannen und Besäen der Beete usw. rein theoretisch nicht erlernen lassen, gibt es im Gartenbau eine stattliche Reihe von botanischen, chemisch-technischen und anderen Fragen nicht unmittelbar praktischer Natur, die nur durch die Vorführung von vergleichenden Versuchen erschöpfend klar beantwortet werden können. So gewinnt nur der brauchbare Vorstellungen vom Wert des Düngens und der „Güte“ der einzelnen Düngemittel, der Gelegenheit hat, die Ergebnisse kennenzulernen, die mit der künstlichen Bearbeitung irgendeines Stückes Gartenbodens erzielt wurden. Die Vorzüge neu eingeführter, wenig bekannter Gemüse- und Obstsorten erweisen sich am deutlichsten und offenkundigsten an Pflanzungen solcher neuer Arten. Nützliche Vorschläge, erprobte Methode für den Anbau der und jener Gewächse werden am überzeugendsten ad oculos demonstriert. Die rationelle Ausnützung von Geländeparzellen bestimmter Größe wird am wirkungsvollsten in entsprechenden Musteranlagen dargelegt. Kurz, in mannigfachster Hinsicht kann durch Versuchsbeete und -gärten dazu beigetragen werden, gärtnerisches Wissen — das von Fachleuten, wie das der erfreulicherweise stetig wachsenden Schar der nicht berufsmäßigen Kleingärtner — zu erweitern und zu klären. Insbesondere was die Kleingartenbaubeflissenen angeht, so wird ihrer volkswirtschaftlich so wichtigen und nicht minder aus idealen Gründen begrüßenswerten Arbeit nur dann ein möglichst hoher Gewinn beschieden sein, wenn es ihnen nicht an einer leicht zu erhaltenden zweckmäßigen Anweisung für den Anbau von Gemüse, für die Pflege ihrer Gärten fehlt. Mit Recht hat der preussische Landwirtschaftsminister vor kurzem durch einen auch in der Tagespresse zum Abdruck gekommenen Erlaß auf die Notwendigkeit einer systematisch betriebenen weitgehenden Aufklärung der Öffentlichkeit über gartenbauliche Fragen hingewiesen. Wenn in dem ministeriellen Rundschreiben gesagt war, daß sich vor allem die größeren gärtnerischen Institute — städtische Parks, botanische Gärten usw. — ein bedeutendes Verdienst erwerben könnten, wenn sie ihre Anlagen soweit wie möglich durch die Schaffung von Muster- und Vergleichskulturen der Förderung des Kleingartenbaues erschließen, so wird man dem nur beipflichten können. Der Erlaß, von dem hier die Rede ist, machte dann noch im besonderen auf die vorbildlichen Unternehmungen des Frankfurter Palmengartens aufmerksam, mit denen die Absicht verfolgt wird, dem Ruhgartenbau im kleinen wie im großen neue Freunde zu werben und seiner Sache dadurch zu dienen, daß die verschiedensten Versuchspflanzungen gezeigt werden. Wer in diesen Wochen der Mainstadt einen Besuch abstattet, versäume nicht, die umfangreiche kriegswirtschaftliche Abteilung des Palmengartens in Augenschein zu nehmen. Bei der regen Teilnahme, die gegenwärtig — und hoffentlich auch nach dem Kriege — kleingartenbauliche Bestrebungen allenthalben finden, darf wohl eine Schilderung der wichtigsten von den in Betracht kommenden Arbeiten des genannten gärtnerischen Instituts auf einiges Interesse rechnen.

Auf seinen Versuchsbeeten macht der Palmengarten mit besonders guten und ertragreichen Gemüsearten bekannt. Doch werden auch bis jetzt wenig bekannte Sorten angebaut, um zu zeigen, was von ihnen zu erwarten ist. Besondere Beachtung finden die Rabatten, auf denen Kartoffeln zu sehen sind, die aus Stedtlings gezogen wurden. Die Bedeutung dieses noch zu selten verwendeten Anpflanzungsverfahrens liegt vor allem in der großen Ersparnis an Saatgut. Daneben bietet es auch aussichtsreiche Möglichkeiten für Züchtungszwecke. In einer Veröffentlichung der Leitung des Palmengartens über die Erfolge der Stedtlings-Methode bei Kartoffelkulturen wurde mitgeteilt, daß es mit dieser gelungen sei, Früchte zu ziehen, unter denen solche von 500 bis 600 Gramm keine Seltenheit waren. Günstige Resultate erzielte der Garten auch mit dem Anbau der Sumpfkartoffel, die sich besonders zur Bewirtschaftung meliorierter Mooregebiete eignet. Die Erträge

dieser Art werden als recht befriedigend bezeichnet. In knapp gefaßten Artikeln, die sie den Tagesblättern zur Verfügung stellt und die jeweiligen auch wiedergegeben werden, gibt die Palmengartendirektion der Öffentlichkeit Aufschluß über Sinn und Wert ihrer Versuche, damit zugleich auf diese hinweisend. Auf diesem Weg macht sie Angaben über die Ergebnisse ihrer Probepflanzungen mit verschiedenen Sorten Bohnen, Erbsen, Tomaten, Salaten, Sellerie usw. Dabei werden dann die Sorten namhaft gemacht, deren Anbau besonders lohnend ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch, daß eine Reihe von Ruzpflanzungen auf den Musterbeeten des Palmengartens gezogen werden, die im allgemeinen nur sehr wenig bekannt sind, so der amerikanische Tafel- oder Zuckermais, die Freilandmelone usw. Dem Buchweizen, der allmählich — wenigstens in der Frankfurter Gegend — immer mehr in Vergessenheit geraten ist, hat der Palmengarten desgleichen zu neuen, vielleicht bleibenden Ehren verholfen. Den Samen einer der von ihm angebauten Buchweizenart hat der Garten von einem selbstgrauen Freund aus Wolhynien geschickt erhalten. Hier ist der Platz, davon zu berichten, daß der Palmengarten sehr häufig mit Gaben aus dem Feld bedacht wird: Saatgut von den mannigfachen Gewächsen wird ihm zugestellt. Und auf den Rabatten, die den Buchweizen tragen, ist eine ganze Kolonie von vor allem in Polen und den anderen okkupierten Teilen Rußlands heimischen Pflanzen angesiedelt. Daß diese mit dem Krieg in so enger Verbindung stehende Abteilung mit besonderer Hingabe betreut wird, braucht kaum gesagt zu werden; daß die Besucher ihr gern und immer wieder ihre Aufmerksamkeit zuwenden, versteht sich von selbst. Höchst beachtenswerte Ergebnisse hat der Palmengarten mit seinen in einigen Glashäusern untergebrachten Gurkenkulturen zu verzeichnen.

Sehr anschaulich wird in der kriegswirtschaftlichen Abteilung des Palmengartens — es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie zur ständigen Einrichtung wird — der Wert des Düngens gezeigt. Auf Beeten, die zur Hälfte gedüngt, zur anderen Hälfte ungedüngt sind, wird ein und dieselbe Gemüseart angepflanzt. Durch Stäbe wird die Grenze des gedüngten Teils bezeichnet. Angaben über die verwendeten Düngemittel usw. werden auf kleinen Tafeln mitgeteilt. Auf diese Weise läßt sich außerordentlich aufklärend wirken. Nicht sehr reich ausgestaltet ist auch die hübsche reizvolle Anlage eines kleinen vorbildlichen Hausgartens, die auf die einfachste Art die Möglichkeit bietet, darzutun, welche Fülle brauchbarer Gewächse, Gemüse und Blumen auf einem verhältnismäßig sehr kleinen Stück Land gezogen werden kann, wenn es praktisch und rationell eingeteilt und bepflanzt wird. Dieses köstliche Muster-gärtchen birgt auch eine reiche Sammlung von heute zum Teil nur vereinzelt eingeführten Würz-, Küchen- und officinellen Kräutern, die ehemals im deutschen Hausgarten Heimatrecht hatten. Da gibt es Majoran, Thymian, Portulak, Anis, Beifuß, Bohnenkraut, Basilikum, Boratsch, Cardobenedikten, Dill, Estragon, Trippmadam, Ysop, Kerbel, Kümmel, Krauseminze, Pfefferminze, Lavendel, Liebstöck, Melisse, Pimpinelle, Rosmarin, Salbei, Wermut usw. In dem kleinen Hausgarten fehlen natürlich auch die bekannten Gartenblumen nicht. Einer schattigen, überspannten Laube ermangelt er desgleichen nicht.

Ueber den erzieherischen Wert aller dieser Musteranlagen und Vergleichsbeete brauchen kaum viele Worte gemacht zu werden. Es liegt auf der Hand, daß sie dazu berufen sind, den Kleingärtnern — wie übrigens auch den Fachleuten — Gelegenheit zu geben, ihr Wissen zu erweitern, Erfahrungen aller Art zu sammeln, die sie für die Arbeit auf dem eigenen Land nützlich machen können. So ist die Anerkennung, die der Palmengarten für sein vorbildliches Beginnen auf diesem Gebiet allenthalben gefunden hat, in der Tat wohlverdient. Die Leitung der sorgfältig durchgeführten, wohl überdachten „Kriegsgartenpolitik“ des Frankfurter Palmengartens liegt in den Händen eines ausgezeichneten Fachmannes, des Direktors des Gartens, Oekonomierates H. Siebert, der unermüdlich bemüht ist, in gärtnerischer Hinsicht Aufklärung zu verbreiten und dem Ruhgemüsebau im kleinen wie im großen neue Anhänger zu gewinnen. Auf seine Anregung hin wurde im vergangenen Jahr vom Palmengarten

eine Kartoffelausstellung veranstaltet, die über hundertfünfzig Sorten aufwies und an der sich u. a. auch das agrilkulturchemische Institut der Universität Gießen beteiligte.

Eben jetzt, vom 9. bis zum 18. des Monats, findet eine Kriegsgemüseschau im Palmengarten statt. Auf ihr ist indessen nicht nur der Garten selbst vertreten, vielmehr zeigen auch die Kleingartenbau-Vereine der Stadt und ihrer Umgebung, die berufsmäßige Gärtnerschaft, ferner vor allem die Kriegsschülergarten-Bewegung usw., was sie anstreben und zu leisten vermögen. Ueber den Nutzen, den eine solche Veranstaltung zu stiften geeignet ist, kann es kaum einen Zweifel geben. Wenn das schon vor dem Krieg gut entwickelt gewesene Kleingartenbauwesen Frankfurts a. M. in den letzten Monaten noch weiter ausgedehnt und wohl auch vervollkommenet wurde, so ist diese erfreuliche Erscheinung sicherlich zurückzuführen auf das planmäßige, verdienstliche Wirken des Palmengartens, von dem in diesen Zeilen die Rede war.

A. de Nora / Mag Jungnickel

Die sinnlose Grausamkeit des Krieges ist mir selten so hart zum Bewußtsein gekommen wie in der Stunde, da ich las, Mag Jungnickel sei gefallen. Ein so feiner Künstler, eine Seele, in der alle Stimmen der Natur wie ein Wald voll lauter Vögel sangen, ein Kinderherz, das keiner Blume, keiner Fliege ein Leid getan hätte! Und hinter all dieser zartesten Menschlichkeit nun nichts mehr als ein schwarzes kleines Kreuz! . . . Wem nützt solch ein Tod? Welche Werte stehen so einer Vernichtung gegenüber? Ich konnte mir denken, daß irgendein Kalmück oder Kirgise ihn niedergeschossen, geschlachtet habe, einer von denen, die trachtigen Mutterhasen die Frucht aus dem Leibe treten, weil das Fell ungeborener Lämmer teuer bezahlt wird . . .

Denn das ist das schrecklich Ungleich und Ungerechte in diesem Kampfe, daß wir — eine Nation gebildeter und gesitteter Menschen, eine Summe von Geist, Kunst, Wissen, Arbeit und Erfüllung — in der Wage des Krieges genau so viel gelten wie die Wilden der östlichen Steppen, des afrikanischen Urwaldes und der Südfsee, als all die Ganz- und Halbasiaten, die man gegen uns heßt, als das degenerierte Gefindel romanischer Groß- und Hafenstädte, als der ganze Schutt, den eine Menschenhandelsfirma heranzführt, um den blühenden Garten eines großen Kulturvolkes zu ersticken. Für solche Kiesel einer Dichterzukunft Gold! Einen Märchenträumer von Andersen's Stamme, einen Romantiker, wie wir seit Lied und Eichendorff keinen mehr hatten! — Das hat mich zu jener Stunde unsagbar traurig gemacht.

Aber in diesem, an Neuem, Ueberraschendem und Unerhörtem reichsten Kriege geschehen immerzu Wunder. Während mein Auge noch über den Tod des Verlorenen weinte, erreichte mein Ohr schon die Botschaft, daß der Totgesagte lebe . . .

Ja, Mag Jungnickel lebt. Lag verwundet — aber lebt und wird seine Märchenfeder wieder tanzen lassen.

Das ist gütig vom Schicksal. Der blinde Hödur hätte diesmal wieder einen Balder getötet, ein Sonnen- und Sonntagkind.

Denn in seiner Seele wurde die ganze Welt zu einem lichtschimmernden Zauberland. Wie ein junger, blonder Frühlingsgott schuf er sie sich um. Und wie nur ein ganz deutscher Welterkschaffer sie im Traume sieht . . .

Dabei ist dieses Maikind, dieser „Frühlingsoldat“ wirklich noch ein blühjunger Bursch mit den blauesten Augen, ein werdender, ein Lenzstrauch, dessen reife Früchte wohl erst zeigen müssen, was seine grünen Triebe schon verheißen. Allein, man kann an diesem Strauch nicht mehr vorübergehen. Er lockt mit so reichem Geknospe mit so viel wunderlichen Formen und Farben, daß jeder stehenbleibt und sich von seinen Blättern überregnen läßt.

Ich meine denn auch, daß es sinnlos wäre, über den jungen Dichter jetzt schon zu urteilen und seine paar Bücher („Himmels-schneider“, „Frühlingsoldat“ und „Trotz Tod und Tränen“) literar-

kritisch zu bewerten. Es genügt, vorläufig auf sie hinzuweisen. Wie selten einer, kam er mit einem ganz fertigen und sehr persönlichen Stil in den Ballsaal der Musen gesprungen, und in diesem Sinne würde es nicht schwerfallen, über ihn zu reden. Das Neue und Originelle an ihm ist jedoch weit weniger seine Weise als seine Welt. Für ihn existiert eine weit andere als für uns, für ihn klingt die Musik der stummen und unbedeutenden Dinge, für ihn wird alles Fernste nah und das Nächste sternensfern, das Wesenloseste drollig konkret und das Konkreteste zum stüchtigsten Hauch einer pfeifenden Lippe. Ja, und für ihn verlieren die wilden und schweren Gewalten sogar — Krieg, Sterben und eigene Not — ihr Gewicht, denn seine Märchenphantasie umgault auch den Tod mit jenem göttlichen Lachen, das nur Kindern oder — Tiefwissenden eigen. Dichter sind manchmal beides . . .

Während er kämpfte, ist sein jüngstes Buch*) erschienen, auf dessen erster Seite folgendes steht:

„Mein Dachstubenfensterchen ist von rankenden Stöckenblumen ganz versponnen. Wenn die blauen Blumenwunder zerblättert sind, dann hängen Rosen aus meinem Fenster. Sie leuchten wie der zarte Schleier, den eine Fee hängen ließ, als sie von mir huschte, in den jungen Morgen hinein.

In verstaubten, zerrissenen Wanderschuh'n lauf ich durch verschlafene Dörfer. Und wenn ich abends in meine Bettlerstube komme, dann packe ich meine Schätze aus, die ich mitgebracht habe. Seltsame Schätze!

Das seltsame Gesicht einer Lenzbraut trage ich nach Hause; die strahlenden Augen eines Schulmädchens und den blauen weichen Hyazinthenduft, der ums alte Pfarrhaus irrt. Auch den Schein von trüben, trüben Mühlen bringe ich in meine Stube und die Klänge einer Geige, die in der Mitternacht weint. Wenn meine Kerze brennt, dann wühl' ich fieberfroh in Versen und Reimen. Blinkend mache ich die Worte und traumverklärt.

Und wenn meine Kerze gestorben ist, dann lehn' ich mich zum Dachstubenfenster hinaus, durch die Blumengewinde, und dann ist mir's, als hätte ich eine Krone und einen Purpurmantel und Musik, Musik, so herrliche Musik. — Und bin doch so arm wie die Bettler sind.“

Vielleicht sagen diese paar Zeilen schon so viel, daß es keines Zuredens mehr braucht, um das ganze Buch liebzugewinnen. Und den ganzen Dichter und Menschen.

R. Mehnert / Mostau 1812

Ein Bergbezwinger auf schwindelndem Gipfel
Steht trotzig im Kreml der Vänd'ger der Welt.
Stolz rauschen des Purpurs schleppende Zipfel
Vom Aetna zum Rheine, vom Ebro zum Welt.
Jäh zuckt des Cherubs flammende Klinge,
Hell blüht des Räckers brausende Schwinge:
Wie welkes Laub
Sinkt Purpurs Pracht in Staub.

Schwarz qualmt's gen Himmel in wallenden Schwaden,
Rot rieselt Blutregen zum harten Grund;
Matt taumelt auf Leichenbesäten Pfaden
Der Kaiseradler, gelähmt und wund,
Kühn steigt ein Phönix, in starken Sängen
Zunkelt Zaubergold, Ketten zu sprengen:
Die Freiheit fliegt
Von Ost nach West — der Mar erliegt.

* „Trotz Tod und Tränen.“ Ein fröhliches Buch von Mag Jungnickel. Mit Schattenriffen von Lotte Wittaß. München, bei Hermann A. Wichmann.

Gottfried Traub / Die Rage

Spinne, Schicksal, spinne,
spinne kurz und dünne;
meinen Lebensfaden ein;
webe dicht die Leiden,
webe leicht die Freuden,
webe mir nur Seelenruß' darein.
Volkslied.

Er hatte im Dienst des Krieges ein lahmes Bein davongetragen und bediente nun einen kleinen Motor auf einem Fährbahn. Der junge Mensch hatte sich seine Zukunft anders geträumt; man merkte es ihm an. Man ist gar scheu gegenüber solchen Verkürzten, die um unseretwillen Lebenshoffnungen begraben haben. Aber einen Gefährten hatte er sich herangezogen, eine kleine, junge Rage. Red' setzte sie sich auf den schmalen Rand des Bootes und tanzte dem Fährmann etwas vor, der immer wieder seine Augen zu dem schmucken Tierchen hinübergleitete ließ. Wenn sie nicht auf ihn wartete, holte er sie sich heran. Sie spielten miteinander, und wer im Boot sich überlegen ließ, hatte seine stille Freude daran. Der Mittelpunkt zwischen Damen und Offizieren, Jungen und Alten, Mütterchen und Landsturmmännern war unausgesprochen dies kleine, niedliche Wesen, das sein Jugendspiel über den Wassern trieb. Ich bin überzeugt, das Tier wußte, wie viel es dem jungen Ritter da wert war. Es hatte die klare Empfindung, hierherzugehören. Vom Mensch zum Tier spann sich ein lichter Faden um den anderen. Vielleicht lag das Erlösende gerade darin, daß das Spiel schweigend geschehen konnte. Der Mund war nicht zum Reden gezwungen, desto leichter hatte es das Herz. Es tut oft wohl, nichts sagen zu müssen, nichts erklären zu sollen, nichts aussprechen zu können und doch ein warmes Lebendiges um sich zu haben. Eine eigene Welt plätscherte hier durchs Wasser, in der sich Harmlosigkeit, Natürlichkeit und Innigkeit spiegelten. Sie verstand es auch zu reizen und zu locken, diese Weiße mit ihrem blauen Bändchen. Wenn sie nicht mitfuhr, fehlte etwas. Der Rahn war viel hölzerner und der Motor viel lauter und der Weg übers Wasser viel länger. Ich fühle, daß ihr lächelt. Wie albern von einem erwachsenen Menschen, über solche Kleinigkeiten viele Worte zu machen! Aber die Wege sind wunderbar verschieden, auf welchen der Mensch zu seiner Ruhe kommt. Nicht die schlechtesten führen durch die Natur und das Leben, das aus ihrem Schoß kommt. Wir wissen oft nicht, was wir tun und sind doch so glücklich dabei; wir ahnen die Gleise nicht, die der Wagen unseres Schicksals fährt und sind doch selig. Wir sind ja auch nur Erdgeborene, wie dieses kleine Ragenkind. Auch über ihm schwebt sein Schicksal, wie über dem Jüngling hier der Bruch des Propellers, um dessentwillen er mit dem Flugzeug zur Erde fauste und nun als Halber seine Jahre durchwandern muß. Ein Geschick trägt den Bazill und den Hindenburg, den Vogel und den Mann. Die Fäden des Lebens laufen überall ineinander, und was der Verstand trennt, ist in Wirklichkeit ein einziges Gewebe. Zu beiden kommt die Sonne, zu diesem frischen Ragenvieh und zu dem Menschen, der die eine Hand am Steuer hält und mit der anderen über den Rücken des Tieres streichelt. Wir leben miteinander und vergehen, tragen Leiden und Freuden. Aber wir helfen einander, wenn die Seele zur Ruhe kommt in dem unausgesprochenen, unerklärten Letzten, das als Geheimnis und doch als sichere Nähe uns umgibt. Immer sehe ich die beiden vor mir auf dem Schiffchen. Sieh da! Das Bein wird gelenkig, wenn die Hand nach der Rage hascht, und die Zukunft ist vergessen in solch kindisch-törichtem Augenblick. Die Gegenwart zwingt nicht nur zum Leben,

sie strömt Leben. So wird das Schicksal freundlich und hebt uns aus der Tiefe in die Höhe: du hast deine Zeit, das Leid hat seine Zeit, aber auch nicht mehr. Ruhe! Sammle die Kraft, du bist nicht überzählig. Auch du füllst deine Stelle aus!

Soziale Bewegung

Der Krieg als Einiger. Zwei eifrige Konkurrenten in der Bankbeamtenwelt, der Deutsche Bankbeamtenverein und der Verein der Bankbeamten in Berlin, haben aus den gemeinsamen Aufgaben der Kriegs- und späteren Friedenszeit die Notwendigkeit gemeinsamen Zusammengehens erkannt. Sie hatten vor mehr als einem Jahrzehnt schon einmal einen Bund miteinander geschlossen, der sich aber nicht als haltbar erwies. Nun gehen sie um so vorsichtiger zu Werke. Böllige Fusion ist für die Friedenszeit in Aussicht genommen, bis dahin versucht man's erst mit einer Arbeitsgemeinschaft, die nur den Übergang zur späteren Verschmelzung bilden soll. Uebrigens ist das Beispiel der Bankbeamten nur eins von zahlreichen anderen erfreulichen Erscheinungen der wirtschaftlichen Kräftezusammenfassung im Kriege. Wie im Vorjahre die Vertreter aller gewerkschaftlichen Organisationen unter Anwesenheit von Regierungsbeamten und Unternehmern auf einer Konferenz sich über Richtlinien verständigt haben, die für die Fürsorge für die Kriegsteilnehmer im Rahmen der Reichsversicherungsordnung in Betracht kommen, wie sie wiederholt gemeinschaftliche Eingaben zur Lebensmittelfürsorge an die Reichsregierung gerichtet haben, so haben sie jetzt auf einer Konferenz im Anschluß an die Kölner Tagung für Kriegsschädigtenfürsorge sich auch mit dieser wichtigen Frage gemeinsam beschäftigt und eine Uebereinstimmung in den Anschauungen erzielt. In der gleichen Richtung des praktischen Zusammenarbeitens von Fall zu Fall bewegten sich die Eingaben der Bergarbeiterverbände an die zuständigen Behörden um Lohnerhöhung und Beseitigung von Mißständen. Auch die Verbände der Bekleidungsindustrie, Textilarbeiter, Schneider und Schuhmacher haben vor kurzem auf einer Konferenz Stellung genommen zu der Lage in ihrem Gewerbe, namentlich zu der Arbeitseinschränkung, Beschlagnahme und zur Unterstützung der in Mitleidenenschaft gezogenen Arbeiter und Arbeiterinnen. Der Mangel an Rohstoffen in einer Reihe von Berufen hat die Arbeiter bewogen, mit den Unternehmern gemeinsam Schritte zur Herbeiführung besserer Zustände zu beraten. Das gilt u. a. für die Angehörigen der Süßwarenindustrie und für die Angehörigen der Bekleidungsindustrie. Die Arbeiter sind eben durch die harten Tatsachen darüber belehrt worden, daß sie nicht nur Konsumenten, sondern auch Produzenten sind, und daß die Einschränkung der Produktion sie genau so schwer trifft, wie die Unternehmer. Erinnert man sich endlich noch der in zahlreichen Berufen gebildeten Arbeitsgemeinschaften von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, so erkennt man, daß sich in der Tat auf diesem Gebiete unseres Wirtschaftslebens eine Entwicklung vollzieht, die von weittragender Bedeutung sein kann, namentlich dann, wenn sie mit Beendigung des Krieges nicht abgeschlossen ist, sondern die Zeit des Friedensschlusses überdauert. Es wäre töricht, wollte man sich dem Wahn hingeben, als ob wirtschaftliche Kämpfe zwischen Arbeitern und Unternehmern oder auch Kämpfe zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsgruppen in Zukunft ausgeschlossen sind. Solche Kämpfe werden nach wie vor stattfinden, aber ihr Charakter wird ein anderer werden, nachdem Arbeiter und Unternehmer in nähere Berührung miteinander gekommen sind und sich gegenseitig achten und schätzen gelernt haben.

Der Zentralverband der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands beschäftigte sich auf seiner Tagung Anfang August in Würzburg ausschließlich mit der durch den Krieg geschaffenen Lage des Hausbesitzes. Dem Kapitalabfindungsgesetz stellte sich der Verband wohlwollend gegenüber, jedoch mit der Einschränkung, daß die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften auf die unmittelbar vom Gesetz vorgesehenen Aufgaben beschränkt bleiben müßten und nicht durch einen behördlich bevorzugten Wettbewerb den allgemeinen Grundstücksverkehr beeinträchtigen dürften. In dem Bericht über die Stellung der Hypothekendarlehen zum Hausbesitz wurde die Errichtung von Vermittlungsstellen verlangt, um Streitpunkte zwischen Hypothekengläubigern und Hausbesitzern nach Möglichkeit zu schlichten. Das Hauptinteresse der Hausbesitzerkreise dreht sich zurzeit um die Frage von Hilfsmaßnahmen zur Tilgung der durch den Krieg entstandenen Miet- und Hypothekenzinsschulden. In den Berichten des Hausbesitzertages wurde unterchieden zwischen Hilfsmaßnahmen zur Tilgung der in Rückstand geratenen Mietverpflichtungen und Maßnahmen zur Tilgung der Hypothekenrückstände. In ersterem Falle soll eine besondere Hilfsaktion zur Erleichterung der Tilgung der nach dem

Kriege auf den Mietern lastenden Verpflichtungen einsetzen. Zur dauernden Befundung des Hypothekensystems nach dem Kriege bedürfte es dagegen weitergehender Maßnahmen, wobei die Hilfe von Reich und Staat nicht zu entbehren ist. Für die Schäden, welche dem Grundeigentum durch die allgemeinen Folgen des Krieges erwachsen sind, müssen in Fällen, in denen glaubhaft gemacht wird, daß die Zinsen wegen erzwungener Obdachgewährung und Mietermäßigung nicht haben berichtigt werden können, entweder bare Entschädigungen gezahlt oder Beilehungen zu einem Zinsfuß von etwa 2 v. H. gewährt werden. Weiterhin sei es vor allem nötig, die zweiten Hypotheken zu fördern. Durch Einrichtungen von Pfandbriefanstalten und Stadtstaaten sowie durch Organisationen der Selbsthilfe des Hausbesitzerstandes, wie Hypotheken-Versicherungsanstalten, Gegenseitigkeits-Versicherungsgesellschaften, Bereinigung von Grundeigentümerverbänden mit und ohne staatliche Beihilfe nach dem Muster der Hypothekendarlehnskasse in Hamburg.

Frankösischer Arbeitermangel. Die wohnwichtige Heranziehung des letzten Mannes zum Kriegsdienst hat in Frankreich einen immer sichtbarer werdenden Arbeitermangel hervorgerufen. Die farbigen Erfahrungskräfte aus aller Herren Ländern können die notwendigen Arbeiten in der Landwirtschaft und vor allem im Verkehrsgewerbe (Eisenbahnen, Schiffe be- und entladen) nicht schaffen. Not und Leuerung wachsen infolgedessen immer bedrohlicher. In einem Bericht über die Verhältnisse der französischen Arbeiterklasse lesen wir, daß nach Ueberwindung der anfänglich in allen vom Kriege betroffenen Ländern eingetretenen Schwierigkeiten (Arbeiterentlassungen, Schließung von Betrieben, Lohnherabsetzungen usw.) gegenwärtig für den Großteil der französischen Industriearbeiter die Arbeitslosigkeit zu existieren aufgehört hat. Gewisse Branchen, wie das Baugewerbe und die Luxusindustrie, sind freilich weniger gut beschäftigt als vor dem Kriege, dafür aber findet sich in vielen anderen Industriezweigen eine desto lebhaftere Beschäftigungsgelegenheit. Zahlreiche Arbeitslose haben auch einen Wechsel ihres bisherigen Berufs vorgenommen. Die Löhne haben im allgemeinen eine Erhöhung erfahren, die in der Textilindustrie des Nordens und der Normandie 10—20 v. H. beträgt, in einzelnen Branchen stiegen sie auf 25 v. H., und der Lohn der Hafen- und Werftarbeiter soll sich gar um die Hälfte erhöht haben. Daß die Munitionsfabriken ihre Arbeiter am höchsten bezahlen, kann nicht wundernehmen. Zahlreich sind die Frauen in die männlichen Berufe eingedrungen. Allein in der Kriegsindustrie Frankreichs sind an die 120 000 Frauen beschäftigt. Trotzdem scheint es bei dem neuerlichen ungeheuren Munitionsbedarf trotz teurer amerikanischer Lieferungen an der ausreichenden Herstellung zu fehlen.

Angestelltenverhältnisse in Deutschland. Nach einem im „Reichsarbeitsblatt“ veröffentlichten Bericht über das Geschäftsjahr 1915 der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte ergaben sich für die Alters- und Gehaltsverhältnisse der Versicherten folgende Resultate: Die Statistik erstreckt sich auf 1 205 945 männliche und 531 913 weibliche Angestellte. Hiervon stehen von je 100 bei den Männern im Alter unter 20 Jahren 16, von 20 bis 40 Jahren 65 und von 40 bis 60 Jahren 19. Bei den Frauen sind die entsprechenden Zahlen 39, 38 und 23. Bei den letzteren entfallen allerdings auf die Altersgrenze bis zu 25 Jahren allein 68 — 33 v. H. aller Angestellten —, während der prozentuale Anteil dann sehr rasch sinkt. Es dürfte daraus zu schließen sein, daß in diesem Alter ein großer Teil der weiblichen Angestellten in den Ehestand tritt und somit aus dem Erwerbsleben ausscheidet. Was die Gehaltsverhältnisse anbetrifft, so beträgt das jährliche Durchschnittseinkommen bei den 16- bis 20jährigen 2046,4 M. und bei den 40- bis 60jährigen 2382,9 M. Für die weiblichen Angestellten ergeben sich hier Zahlen von 656,6 M., 1213,4 M. und 1280,1 M. Bei den Männern beziehen 63 v. H. aller Angestellten, auf die sich die Statistik erstreckt, ein 2000 M. nicht übersteigendes Einkommen und 87 v. H. ein Einkommen von über 2000 bis zu 5000 M. Für die Frauen ergeben sich für diese Gruppen 97 v. H. und 3 v. H.

Büchertisch

Dr. Karl Landauer, Literatur zur Frage der deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsannäherung. Kriegswirtschaftliche Untersuchungen aus dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel, herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Harms. 11. Heft. Jena, Gustav Fischer 1916. 63 S.

Die Literatur zur Frage der Wirtschaftsannäherung der verbündeten Mittelmächte ist nachgerade auch ohne Berücksichtigung der Flut von Aufsätzen in den Zeitschriften und der Tagespresse so umfangreich geworden, daß jede kritische Uebersicht, die die Gruppen der Streiter im Kampf der Meinungen, die Probleme und Wünsche des politischen Lebens scheidet und sammelt, zu begrüßen ist. Die kleine Schrift Dr. Landauers vom Kieler weltwirtschaftlichen Institut leistet diesen Dienst in ganz vorbildlicher

Weise und erweist sich darüber hinaus als wirkungsvolle Anregung und Neuorientierung. Einleitend wird Entwicklung und Ziel der politischen Aufgabe gegeben: werden die möglichen Formen einer Wirtschaftsannäherung, wie sie schließlich gefunden worden sind, vorgeführt. Dann folgt Inhaltsangabe der bedeutsameren Schriften zur Frage; Vollständigkeit ist hier nicht angestrebt worden. Die Arbeit wird sicherlich wieder aufgelegt werden müssen, denn sie scheint mir ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden Politiker. Für diesen Fall verweise ich auf die Schriften von Mühlstein, List und Fleiner, die unter den selbständigen Schriften von Wichtigkeit nicht fehlen dürfen. Teilweise sind sie wohl erst während Drucklegung der vorliegenden Arbeit erschienen.

Den Hauptteil macht die kritische Behandlung der Lösungen aus, die die einzelnen Probleme der Hauptfrage erfahren haben. Die politischen Probleme werden etwas summarisch abgetan; sie stehen ja auch nur soweit zur Verhandlung, als sie in der wirtschaftlichen drin stecken, nicht in dem allgemeinen Zusammenhang, von dem die wirtschaftlichen nur wieder ein Teil sind. Die Uebersicht der wirtschaftlichen und organisatorischen Fragen ist denkbar vollständig und insoweit kritisch, als nun in einem Schlußwort das Ergebnis gezogen werden kann, um zu fragen, was bleibt noch zu tun. Man ist etwas erschreckt, wenn der Verfasser antwortet: Noch fast alles. Trotz dieses Meeres von Tinte und Druckerzwärze! Aber er hat recht, auch mit der Mahnung: Und schnell! Vor der Veröffentlichung des Vereins für Sozialpolitik sei mit Ausnahme der Schrift Jaströws keine wissenschaftliche Untersuchung über ein wissenschaftliches Spezialproblem der Annäherungsfrage geschrieben worden. Wir ständen auch heute noch zwei Kriegsjahren im Grunde noch an den Anfängen der Untersuchung, und es bestände bereits Gefahr, daß die Regierungen zu praktisch politischer Lösung von Fragen gingen, über die die Interessenten und Sachleute sich bisher noch keine sichere und wohl begründete Meinung gebildet hätten. Vielleicht sieht der Verfasser zu schwarz, und manche Meinung besteht und wird gut und berechtigt verfochten, ohne daß sie in gelehrter Untersuchung zur Diskussion gestellt worden wäre. Leichtfertiger Optimismus ist aber jedenfalls nicht am Platze.

Schotte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Freiwillige Gaben:

Zur Verendung der „Hilfe“ an frühere Freiempfangen: 50 M.: Fr. B. in M., 1 M.: A. B. in S., 2 M.: Frau Oberl. B. in A., 3 M.: F. B. in D., 5 M.: Prof. B. in S., 6 M.: Lt. A. in J., 12 M.: Dr. B. in S.

Für Kriegs- und Heimatfront ins Feld: F. B. Sch. in P. 1,20 M.

Bücher für Armee und Marine: F. B. in Stuttgart: 1 vollständiger Satz Unterrichtsbücher Toussaint-Langenscheidt zur Erlernung der französischen Sprache, Verbeamteter B. in Berlin: 16 Bücher und verschiedene Zeitschriften, Prof. Bw. in Buchweiler: 4 Bücher, Frau Sp. in Hamburg: 23 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Eine Postkarte zur Angabe der Adressen von Nicht-Hilfelesern legen wir dieser Nummer der „Hilfe“ bei und bitten, sie recht bald ausgefüllt an uns zurückzugeben. Auch die Leser im Felde werden darum gebeten. Angabe von Soldatenheimen und Lazaretten, in denen die „Hilfe“ nicht ausliegt, ist uns ebenfalls sehr erwünscht.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Professor Dr. B., Richterfelde: Eltern eines gefallenen Offiziers erhalten ein Kriegselterngeld von 450,— M., diejenigen eines gefallenen anderen Soldaten ein solches von 250,— M., beide jedoch nur, falls der Verstorbene sie ganz oder überwiegend unterhalten hat; andernfalls haben sie gar keine gesetzlichen Ansprüche und erhalten allenfalls in dringenden Fällen eine meist sehr lärgliche Unterstützung aus Dispositionsfonds des Kriegsministeriums. Eine wohltätige Organisation für diesen Sonderzweck ist uns nicht bekannt; die deutsche Nationalstiftung, die seit Beginn des Krieges Geld sammelt, hat u. B. ihre Tätigkeit noch nicht begonnen. Ueber die Unzulänglichkeit der hinterbliebenen Versorgung in diesen Fällen, wie in anderen, besteht kein Zweifel, und es ist auch im Reichstag schon sehr viel darüber geredet und beschlossen worden. Eine Verbesserung wird an einer Geldnot nicht scheitern dürfen.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg
Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Eric Reining, Berlin. Druck
Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin S.W. 68, Zimmerstraße 78.

Wie lege ich mein Kapital an?

Wer vor dem Kriege behauptet hätte, daß gerade zur Kriegszeit das Bedürfnis, Geld zinstragend anzulegen, groß sein würde, der würde auf ein unglaubliches Lächeln gestoßen sein. Der Krieg ist der Zerstörer von Gütern. Wie ist es da möglich, daß im großen Umfang neue Ersparnisse entstehen? Die Antwort darauf gibt das Völkerringen, in dem wir uns seit mehr als zwei Jahren befinden. Großen Teilen der Bevölkerung ist es durch unmittelbare oder mittelbare Beteiligung an Heereslieferungen, durch die Abstoßung von früher angesammelten Vorräten an Waren und durch erhöhte Entlohnung der Arbeit gelungen, neues Kapital anzufammeln oder bereits vorhanden gewesenes zu vergrößern, und man braucht nur an den gewaltigen Erfolg der vier ersten Kriegsanleihen zu denken, um zu erkennen, daß für sehr erhebliche Summen im Kriege ein Anlagebedürfnis entstanden ist.

In den sechs Monaten, die seit der Ausgabe der vierten Kriegsanleihe verstrichen sind, haben sich wiederum bei großen und kleinen Kapitalisten, bei Behörden, Banken, Sparkassen, Aktien-Gesellschaften usw. neue Gelder gesammelt, und ihre Eigentümer stehen vor der Frage: Wie lege ich mein Kapital an?

Wer bei seiner Entscheidung ausschließlich von der Erkenntnis geleitet wird, es ist keine dringendste Pflicht, die Kriegsbereitschaft und Kriegskraft seines Vaterlandes zu unterstützen, der wird ohne weiteres die Antwort finden. Aber auch alle die, denen zwar kein Mangel an patriotischem Empfinden nachgesagt werden kann, die aber doch auch daran denken, ihr Geld aufs beste zu sichern, müssen zu dem Entschluß kommen, die fünfte Kriegsanleihe zu zeichnen. Weshalb? Niemals vor dem Kriege hat es eine deutsche Reichsanleihe gegeben, die eine so hohe Verzinsung bringt, und wenn wir hinsichtlich der Kraft Deutschlands vor und während des Krieges Vergleiche anstellen, so wissen wir, daß zwar große Lasten zu tragen sind, aber wir wissen auch, daß Deutschland unerschüttert dasteht und seine Grenzen, dank der heldenhaften Haltung unserer Truppen, tief in Feindesland hineingeschoben hat. Wir wissen auch, daß das Reich durch das ihm zustehende Recht der Gesetzgebung jederzeit und unter allen Umständen in der Lage ist, die Mittel zur pünktlichen Bezahlung seiner Schuldzinsen aufzubringen. Warum also sollte jemand jetzt weniger dazu bereit sein, Anleihegläubiger des Deutschen Reiches zu werden als vor dem Kriege? Nur von furchtsamen und wenig überlegenden Leuten kann so etwas angenommen werden.

Mancher, der an die großen Gewinne denkt, die deutsche Industriegesellschaften im Kriege erzielt haben, mag meinen, daß es richtiger sei, sich an der Industrie zu beteiligen, mit anderen Worten, Aktien zu kaufen. Möglich, daß eine solche Spekulation von Erfolg begleitet ist, aber die Zusicherung, daß das in der Aktie angelegte Geld auf Jahre hinaus mit 5% verzinst wird, die kann selbst die beste Aktiengesellschaft nicht geben. Eine solche Gewißheit hat hingegen der, der die Deutsche Kriegsanleihe zeichnet.

Die Verzinsung pflegt in gewöhnlichen Zeiten im umgekehrten Verhältnis zur Sicherheit der Anlage zu stehen. Ganz sichere Anlagen bringen meist nur kleine Zinsen, und wo hohe Zinsen gezahlt werden, hapert es vielfach irgendwie mit der Sicherheit. Die besonderen Umstände haben es mit sich gebracht, daß dem deutschen Volke die sicherste Anlage, für die die Steuerkraft der ganzen Bevölkerung und das Vermögen des Reichs und sämtlicher Bundesstaaten haften, zum höchsten Zinsfuß dargeboten wird. Und nicht nur die 5prozentige Reichsanleihe ist eine so vorteilhafte Anlage, sondern auch die 4½ prozentigen Schatzanweisungen sind es, die das Reich als zweite Anleiheform auflegt. Da sie zu 95% ausgegeben werden, bringen sie von vornherein tatsächlich nicht 4½%, sondern 4¾% Zinsen. Außerdem hat man bei der Rückzahlung, die im Jahre 1923 beginnt und im Jahre 1932 beendet sein muß, einen Kapitalgewinn in Höhe von 5% zu erwarten; denn die Rückzahlung erfolgt in der Weise, daß die Schatzanweisungen zum Nennwerte, also mit 100, ausgelöst werden.

Nun darf man bei einer Kapitalanlage nicht nur die Sicherheit und die Verzinsung als entscheidend ansehen, sondern auch die Frage der mehr oder minder leichten Realisierbarkeit spielt eine wichtige Rolle. Eine Anlage ist um so günstiger zu beurteilen, je leichter sie realisierbar ist, d. h. je bestimmter der Eigentümer darauf rechnen kann, daß er jederzeit in der Lage ist, die Anleihe ohne Verlust zu Geld zu machen. Bei der Deutschen Kriegsanleihe, und zwar bei der fünfprozentigen Reichsanleihe, wie auch bei den 4½ prozentigen Schatzanweisungen, ist das der Fall. Wenn die 5prozentige Reichsanleihe den Vermerk trägt, unkündbar bis 1924, so bedeutet das nur, daß der Zinsfuß seitens des Reiches vorher nicht herabgesetzt werden darf. Die Verkaufsfreiheit wird dadurch in keiner Weise beschränkt, im Gegenteil, sie wird dadurch gehoben, denn die Bestimmung „unkündbar bis 1924“ wirkt zugunsten des Anleihehabers, der damit die Gewißheit hat, zu bekommen mindestens bis zum Jahre 1924 5% Zinsen. Will das Reich dann nicht mehr so viel Zinsen zahlen, so muß es auf Verlangen jedes Anleihehabers ihm den Nennwert der Anleihe zahlen.

Nach alledem kann einem jeden, der vor der Frage steht: „Wie lege ich mein Kapital an?“ die Antwort gegeben werden: In der Kriegsanleihe des Deutschen Reiches.

Bezugserneuerung für das 4. Vierteljahr Postbezieher

erhalten in den nächsten Tagen die Bezugsquittung für das neue Vierteljahr vom Briefträger vorgelegt. Wo das nicht geschehen sollte, bitten wir unsere Leser, selber den Briefträger oder den Beamten am Post-Zeitungsschalter zu ersuchen, auch für das nächste Vierteljahr die Lieferung der „Hilfe“ vorzumerken.

Buchhandels-Abonnenten

bekommen die „Hilfe“ meist ohne besondere Neubestellung weitergeliefert.

Unsere direkten Bezieher

werden an die Einzahlung des Bezugsgeldes durch die der heutigen Nummer beiliegende Rechnung erinnert.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg
Postfach-Konto: Berlin 8683.

Studentin sucht Gelegenheit zur

Ausbildung
als (freiwillige)

Krankenschwägerin.

Teilnahme an einem Helfertinnenkursus, wenn möglich, mit

abschließendem Examen

auch willkommen. Angebote unter R. S. 57 an den Verlag der „Hilfe“.

Für westlichen Vorort Berlins wird ein

junges Mädchen

gesucht zur Unterstützung der Hausfrau bei der Hausarbeit und bei der Beschäftigung mit drei Kindern v. 7, 5 u. 1½ Jahren. Familienanschluß wird gerne gewährt. Briefe verm. d. Exped.

Erzieherinnenstelle

bei eltern- oder mutterlosem Kinde von gebildeter Dame, Kriegswitwe, gesucht. Angebote unter K. E. an die Geschäftsstelle der „Hilfe“.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Anverlangten Einwendungen ist
Preis das Rückporto beizufügen.
.....
Bieteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsstalter der
Böhmischer 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Herausgeber: Amt Lüchow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen loßen: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Melamezeile 1,50 M.
Einfache Zeilen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen: Preis, Er-
mäßigung, Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahmestelle durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Die deutsche Seele im Weltkrieg.** Ein
Angriff von Prof. Paul Berrier-Paris und eine Antwort von
Friedrich Naumann. — **Johannes Fischer, M. d. L.:** Die
wirtschaftliche Wehrpflicht. — **Ludwig Herz:** Festigung oder
Selbstregelung der Preise? — **E. D. Gallwitz:** Die Galerie
Erich Cüpper in Aachen. — **Leo Sternberg:** Der mobile Auf-
baum. — **Gedicht.** — **Gottfried Traub:** Wunderwelt. —
Soziale Bewegung. — **Wüchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 10. September.

In den Kämpfen zwischen Flota Lipa und Dnjepr haben sich
die türkischen Truppen besonders ausgezeichnet. Ueber
1000 Gefangene und mehrere Maschinengewehre sind eingebracht,
wobei freilich nicht zu verschweigen ist, daß auch die gegnerischen
Berichte beständig neue Gefangenenziffern enthalten. — Die
Kämpfe an der Somme und an der Maas setzen sich noch immer
fort.

Der bulgarische Sieg über die Festung Tutra kan erneuert
die Erörterungen über den geringen Wert, den selbst die modernsten
Festungsanlagen gegenüber schwerem Geschütze haben. Es ergibt
sich aber aus dem Bericht, daß tatsächlich eine moralische Minde-
wertigkeit der rumänischen Verteidigungstruppen vorgelegen hat.
In der Dobruđa haben die Bulgaren die russischen Angriffe
mit großer Festigkeit und Tapferkeit zurückgewiesen. Als die
Russen um Gnade baten, weil sie Brüderchen seien, antworteten
die Bulgaren, niemand habe sie zur Hochzeit geladen. Die bulga-
rischen Soldaten waren besonders erbittert, weil sie in der Kaserne
von Dobric 60 Leichen von unschuldigen Bürgern fanden. Andere
hervorragende bulgarische Bürger sind von den Rumänen weg-
geführt worden.

Am Nachmittag kommt die Mitteilung, daß Silistria von
den Bulgaren besetzt ist, ein bedeutender Erfolg, weil damit ein
weiter wesentlicher Uebergang über die Donau den Rumänen
verlorengeht. Die Bulgaren haben somit schon jetzt das Gebiet
wiedererlangt, das ihnen vor drei Jahren die „Hühnerdiebe“ weg-
genommen haben.

Der Bizetkönig von Indien, Lord Chelmsford, erklärte bei
der Eröffnung des gesetzgebenden Rates von Indien, die Be-
ziehungen der indischen Regierung zum Emir von Afghanistan
seien sehr freundschaftlich und die zu Persien niemals besser ge-
wesen. Unter den Stämmen an der Nordwestgrenze herrsche nach
den Fehlschlägen der religiösen Verleumdungskämpfe vollständige
Ruhe. — Jedenfalls sind mit diesem Satz die Versuche gemeint,
den heiligen Krieg nach Indien zu übertragen. Indien, so fährt
der Bizetkönig fort, habe seine Truppen nach Ostafrika, Ägypten,
Mesopotamien, Mascat und Aden geschickt. Die indische Armee sei
für das Reich von großer Bedeutung gewesen. Es versteht sich
von selbst, daß der Bizetkönig kein besonderes Bedürfnis hat, von
etwa vorkommenden Aufständen, Hinrichtungen und ähnlichen
Dingen zu reden.

Montag, 11. September.

Auf der Fahrt nach Waldeck sehe ich zahlreiche Männer und
junge Burken mit ihren Gepäcksüden, die sich zum Heere
stellen. Sehr verschiedene Äußerungen der Truppen in ihren
Briefen und bei Urlaub in der Heimat. Es gibt da alle Grade
der inneren Festigkeit, aber im ganzen herrscht die Zuversicht-
lichkeit vor. Nach wie vor wird über den Unterschied der Offi-
ziersgehälter und der Mannschafslöhnung geredet, auch über
Unterschiede der Mannschafts- und Offiziersstücke. Ein Haupt-
mann wird von den Leuten extra belobt, weil er Einheitslichkeit
der Küche eingeführt hat. Urteile über Offiziersburkenwesen im
Etappengebiet.

Die russischen Zeitungen beschwerten sich über die Grau-
samkeit der Bulgaren. Das macht sich besonders schön,
wenn die Russen wehleidig werden. Wie machen es denn die
Rojaten?

In Paris ist Enttäuschung über die Wendung der Dinge
auf der Balkanhalbinsel. Die neue Kammer Sitzung soll mit er-
neuter Frage nach dem Zustande von Verbund beginnen. Es geht
den Wartenden alles zu langsam. Die Erinnerung an die Marne-
schlacht wurde viel weniger auffällig gefeiert als im vorigen
Jahre.

Dienstag, 12. September.

Im deutschen östlichen Hauptquartier treffen sich Zar Fer-
dinand und Enver Pascha bei Kaiser Wilhelm und Hin-
denburg. Enver Pascha begibt sich von da ins österreichische Haupt-
quartier. Die freundschaftliche Teilnahme für König Ferdinand ist
in Deutschland überall sehr im Zunehmen.

Aus dem Heeresbericht geht hervor, daß Generalfeldmarschall
Macken den Oberbefehl über die in der Dobruđa kämpfen-
den deutschen und bulgarischen Truppen übernommen hat. Nachdem
Macken erst einen Uebergang über die Donau von Nord nach
Süd befehligt hat, kommt er hoffentlich in die Lage, den umgekehrten
Uebergang zu kommandieren.

In Griechenland ist das Ministerium Zaimis zurück-
getreten, wie es im Pariser Telegramm heißt: aus physischen und
moralischen Gründen. Das bedeutet, daß die Quälereien der
Bierverbandsmächte nicht mehr ausgehalten werden können. Weil
irgendein Mensch durchs Fenster der französischen Gesandtschaft
geschossen hat, sollen alle Kriegervereine aufgelöst werden. Die
Verheugung, die Venizelos über sein Land gebracht hat, ist un-
glaublich. Auch von ihm gilt das Wort, das der Apostel Paulus
von den Kretern im allgemeinen gesagt hat: immer Lügner, böse
Tiere, faule Bäume!

Russischer Durchbruchversuch am unteren Stochod
zurückgewiesen, sonst Artilleriegefechte und kleinere Angriffe in
Ost und West. Stärkere Gefechtsstätigkeit zwischen Etsch und
Aftachtal in Südtirol.

Mittwoch, 13. September.

Ueber die Einnahme von Silistria erfährt man nur
weniges. Es scheint, daß die Rumänen mit dem Hauptteil ihrer
Ausrüstung abgerückt sind. Das zu Silistria gehörige Fort Arab-
tabia wurde mit 10 Festungsgeschützen vorgefunden; dabei eine
Menge Kriegsmaterial. Die Bevölkerung empfing die Bulgaren
mit Jubel. Die zurückweichenden Rumänen massakrieren auf

ihrem Rückzuge bulgarische Einwohner der Dobrudscha, verbrennen die Dörfer, kurz, tun so, als ob sie nicht wiederkommen wollten. Deutsche Flieger haben einen Empfang russischer Kriegsschiffe im rumänischen Hafen Konstanza gestört.

Was den Aufenthalt der Rumänen in Siebenbürgen anlangt, so besitzen wir nur unklare und widersprechende Nachrichten. Heute macht eine Mitteilung die Kunde, sie seien eigentlich nur einen Tag in Kronstadt gewesen. Ein österreichischer Panzerzug habe in letzter Zeit noch Eisenbahnwaggons mit Petroleum dort abholen können. Ob nun hierbei auf beiden Seiten hohe strategische Weisheit vorliegt, ist vorläufig dem Vermuten überlassen.

Von neuem ist schwere große Schlacht zwischen Combles und der Somme. Die Franzosen sind in Bouchavesnes eingedrungen. Der Schweizer Militärkritiker Oberst Egli gibt in den „Basler Nachrichten“ eine sachkundige Uebersicht über den bisherigen Verlauf der Kämpfe an der Somme, aus der man erkennt, wie klein verhältnismäßig die Raumverluste der Deutschen sind. Das, was die Sache größer erscheinen läßt, ist das beständige Abbröckeln kleiner Stüde, worin aber ein Beweis der zähen Verteidigung zu erblicken ist. Die größte Entfernung der ursprünglichen von der jetzigen Frontlinie ist vom Westrand von Fricourt bis in den Raum südlich von Combles = 12,5 Km. Das ist ein kleiner Ertrag eines unerhört starken, verschwenderischen Angriffs.

Der französische Finanzminister Ribot hat einige Mitteilungen gemacht, die in und außerhalb Frankreichs viel besprochen werden. Frankreich besitzt einen Goldbestand von mehr als 160 Mill. Pfund Sterling (3,2 Milliarden Mark). Frankreich ist daher in der Lage, England einen beträchtlichen Goldbetrag zu versprechen. Dasselbe haben Rußland und Italien ihrer Fähigkeit entsprechend getan. Die französische Regierung stelle dieses Gold dem englischen Schatzamt zur Verfügung, und das englische Schatzamt werde an Frankreich in London einen Kredit in englischem Gelde eröffnen. Englische Blätter geben verschiedene Auskünfte darüber, wie dieser Vorgang finanztechnisch aufzufassen sei, aber so viel ist sicher, daß eine englische Haftbarkeit für französische Auslandsschulden hergestellt werden soll, weil offenbar die Amerikaner den Franzosen selber nicht mehr genug Kredit gewähren, ein sehr charakteristischer Vorgang für das reiche Frankreich, das bisher so vielen Staaten borgte. Ribot sagte auch weiter, daß die französische Regierung entschlossen sei, eine Einkommensteuer einzuführen. Daß dieses nicht längst geschehen ist, ist ein Hauptmangel der französischen Staatsverwaltung.

Donnerstag, 14. September.

Es geschehen doch merkwürdige Dinge! Das vierte griechische Armeekorps, das in den Städten Seres, Drama und Kawalla abgeschnitten von der Heimatarmee und ausgehungert von den Engländern und Franzosen als neutrale Truppe stand, hat am 12. September die deutsche Oberste Heeresleitung gebeten, seine braven, königs- und regierungstreuen Regimenter vor dem Druck der Entente in Schutz zu nehmen und ihnen Unterkunft und Verpflegung zu gewähren. Diesem Ansuchen wird entsprochen werden, das Armeekorps wird voll bewaffnet und ausgerüstet nach deutschen Plätzen übergeführt: sie werden Gastrecht genießen, bis ihr Vaterland von den Eindringlingen verlassen sein wird. Es soll sich um 20 000 bis 25 000 Mann handeln. Solange wir selbst zu essen haben, bringen wir auch diese ehrlichen Kerle mit durch, die auf die englischen Lodungen nicht hereingefallen sind. — Das Ministerium Jaimis soll von einem Ministerium Dimitroffopoulos abgelöst werden.

Im ungarischen Reichstag wird die Debatte zwischen Graf Tisza und der Opposition in ruhigen Tönen fortgesetzt. Graf Apponyi beantragt, daß der gemeinsame Minister Burian zur Verteidigung seiner Politik im ungarischen Abgeordnetenhaus erscheinen solle, da es keine Delegationen gibt. Es müsse eine Kontrolle der auswärtigen Politik geben, auch wenn Oesterreich seinen Parlamentarismus unterbreche.

In Siebenbürgen sind deutsche Truppen im Abschnitt von Hermannstadt und Högging (Hatzig) mit den Rumänen in Gefechts-

führung getreten. Also dort stehen nun auch Deutsche! Ueberall tritt Mischung der Bundesgenossen ein. Die Militäreinheit Mitteleuropas wächst aus der Kriegsnot heraus.

Der englische Zeitungskönig Lord Northcliffe hat, wie wir in der „Frankfurter Zeitung“ lesen, eine Reise nach Spanien gemacht, bei der er zu seinem Leidwesen eine gute Stimmung für Deutschland, besonders in Meritalen Kreisen, gefunden hat. Die Freimauren von Barcelona sind mehr französisch. Der englische Lord schreibt, es sei unangenehm, zu sehen, wie freundschaftlich die „Spannen“ in der spanischen Gesellschaft aufgenommen werden. Ihn stört es auch, daß er mit Lokomotiven fahren muß, die vor dem Krieg in deutschen Fabriken gearbeitet wurden und noch heute den deutschen Ursprungsvermerk offen im Bande herumtragen. Er begriff auch nicht, warum die Spanier den deutschen Militärberichten Glauben schenken.

Freitag, 15. September.

Ich rede in Baden-Baden über den Kampf um Mitteleuropa: der Krieg zwingt uns zusammen, auch wenn die Menschen von sich aus nicht wollen, weil das große Unbewußte in der Geschichte bedeutamer ist als das nach nationalen Kriegsziele suchende Einzelwissen. In Mitteleuropa müssen die nicht-deutschen Völker sich als gleichberechtigt und heimisch fühlen können, weil nur so die Westslawen vom Moskowitertum abgetrennt werden können. Notwendigkeit, die Besonderheit des ungarischen Staates anzuerkennen.

An der Front Barleux—Estrees wurde wieder mit aller Kraft gekämpft, auch südwärts an der Straße Bethune—St. Quentin, die durch Aufgeben von Bouchavesnes an einer Stelle in den Bereich der Franzosen gelangte. Der deutsche Gegenstoß glückte. — Eine Rede des französischen Ministerpräsidenten Briand schließt mit Warnung vor einem Uebermaß von Optimismus: fassen wir kaltsblütig die Wahrheit ins Auge! Noch ist der Feind mächtig und wird sich bis zum Schlusse mit Erbitterung verteidigen. Wir müssen unsere Anstrengungen verdoppeln!

Samstag, 16. September.

Früh 9 Uhr läuten die Glocken, weil der Kaiser ein Telegramm an die Kaiserin veröffentlichen läßt. Deutsche und Bulgaren hätten unter Radensens Führung in der Dobrudscha einen entscheidenden Sieg errufen. Einzelheiten fehlen noch. Jedermann gönnt den Rumänen eine gründliche Niederlage, damit sie sehen, daß sie uns mit Unrecht als schon im Grunde überwunden ansehen. Oberflächlichkeit muß in Zwangserziehung kommen. Der rumänische Oberbefehl ist bereits jetzt in andere Hände übergegangen. Als Kampfeslinie in der Dobrudscha werden die Orte Otinosen, Paratios, Aplat, Masubej angegeben. Es wird sich also bald um die Straße von Konstanza in Richtung auf Butarest handeln.

Von italienischen Zeitungen wird vergeblich dagegen beklammert, daß die Mächte des Bierverbandes noch immer Botsprechungen an Griechenland machen. In unseren deutschen Blättern läßt sich nicht verfolgen, wie der Uebertritt des 4. griechischen Armeekorps in deutsche Gastfreundschaft von der griechischen Heimat aufgenommen wurde.

England sperrte auf einige Tage allen Grenzverkehr. Gründe unbekannt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 11. September.

Herr von Batocki hat die freundliche und verständige Gewohnheit, öfter selbst vor der Öffentlichkeit seine Maßnahmen zu vertreten. Dadurch unterscheidet sich das Kriegsernährungsamt vollständig von anderen „Stellen“, die nur in Verordnungen reden und dem Untertanenverstande überlassen, ihren Sinn zu begreifen oder nicht zu begreifen. Die Aufsätze des Ernährungsleiters haben etwas beruhigend Gelassenes, etwas von gefunden Nerven und fester

Hand. So jetzt wieder die Antwort an den temperamentvollen Herrn von Oldenburg. Erster Grundsatz: Konsequenz. Der durch Beschlagnahme, Preisregelung und Rationierung beschrittene Weg kann jetzt nicht auf einmal verlassen, sondern muß zu Ende geführt werden. In der Kritik aber sollten sich alle etwas „kriegsmäßiger“ verhalten, d. h. auf alle ihr verärgertes Gemüt entladenden Auslassungen verzichten und der Notwendigkeit eingedenk sein, daß das Vertrauen zu den Kriegswirtschaftsstellen erhalten bleibt. — Es ist ganz richtig, daß den Menschen in diesen täglichen Butterbrotsanfechtungen jeder Maßstab für Wichtig und Unwichtig abhanden kommt, und nicht nur der kleinen Hausfrau, der man es nicht übelnehmen kann, sondern sehr vielen Vertretern der öffentlichen Meinung, die einen etwas größeren Ueberblick haben.

Man sollte einmal so eine Art allgemeinen Bußtag zur Ueberwindung des moralischen Schlendrians in der Wirtschaftsgesinnung und zur Wiedergewinnung des richtigen Augenmaßes für einen Rohlkopf oder ein Ei abhalten!

Dienstag, 12. September.

Die Somme! In unserem ganzen Leben wird das Wort uns der Anbegriff von gemächtem Miterleben furchtbarer Vorgänge sein. Es gehört immer ein Entschluß dazu, den Abschnitt des Heeresberichts zu lesen, und auch die Dobrudscha-Nachrichten können die Schwere nicht heben, mit der das, was dort geschieht, hier zu Hause die Luft über unserer täglichen Arbeit belastet.

Wenn es nur ein Mittel gäbe, aus dem Mittlopfen von Millionen Herzen in der Heimat eine hilfreiche Macht werden zu lassen, die denen draußen ihre furchtbare Pflicht erleichtert!

Es wird von einem Kriegsinvalidengesetz gesprochen, das in den Kreisen der Reichsregierung in Vorbereitung sein soll. Den Arbeitgebern soll eine irgendwie begrenzte Pflicht zur Einstellung eines gewissen Prozentsatzes von Kriegsbeschädigten auferlegt werden. Das klingt vorläufig noch sehr unbestimmt. Daß aber die Unterbringung der Invaliden noch festere Formen annehmen muß als die der bisherigen einfachen Arbeitsvermittlung, scheinen die Erfahrungen zu ergeben.

Mittwoch, 13. September.

In den Mitteilungen des Kriegsernährungsamts erscheint eine Uebersicht über seine Organisation. Dem in drei Abteilungen arbeitenden Kriegsernährungsamt an sich unterstehen die folgenden 25 Kriegsgesellschaften:

1. Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung. 2. Landwirtschaftliche Betriebsstelle für Kriegswirtschaft G. m. b. H.
3. Reichsgetreidestelle. 4. Reichsartoffelstelle. 5. Trockentartoffelverwertungsgesellschaft m. b. H.
6. Kriegsartoffelgesellschaft Ost. 7. Reichszuckerstelle. 8. Verteilungsstelle für Rohrzucker. 9. Zuckerguteilungsstelle für das deutsche Süßigkeitengewerbe. 10. Stärke-Sirup-Zentrale für das deutsche Nahrungsmittelgewerbe. 11. Reichsstelle für Gemüse und Obst G. m. b. H.
12. Reichserstengengesellschaft m. b. H. 13. Reichsfuttermittelstelle. 14. Kriegsausschuß für Erbsenfutter G. m. b. H.
15. Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte G. m. b. H. 16. Hafereinkaufsgesellschaft m. b. H. 17. Kriegstroh- und Torf-Gesellschaft m. b. H.
18. Reichsfleischstelle. 19. Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel G. m. b. H.
20. Kriegskataloagesellschaft m. b. H. 21. Reichsbranntweinstelle. 22. Reichsstelle für Speisefette. 23. Reichsverteilungsstelle für Eier. 24. Reichshülsenfruchtstelle. 25. Kriegsgesellschaft für Leichenschaftverwertung m. b. H.

Die Vorstellung dieser 25gliedrigen Riesenvorratsmaschine läßt den Ausspruch eines Sozialdemokraten begreiflich erscheinen, der (nach einem Aufsatz des Hamburger Korrespondenten) aus persönlichen Kriegsverwaltungserfahrungen heraus sagte, daß er sich nun darüber klar sei, ein Verwaltungsamt im Zukunftsstaat unter keinen Umständen anzunehmen!

Donnerstag, 14. September.

Die Hamburger Volksspeisung ist viel stärker dezentralisiert als die Berliner. Sie vollzieht sich in 88 Küchen, die sämtlich ihr

Essen (von 400—4000 Portionen) selbst herstellen. Das Essen wird bis jetzt zu 20 Pf. abgegeben — also weit unter Herstellungswert, die Bezugskarten werden bis jetzt nicht entwertet. Die Volkspeisung kennzeichnet sich also in doppeltem Sinne als Wohlfahrtseinrichtung. Es wird aber vom Oktober ab die Entwertung der Bezugskarten verlangt und die Teilnahme an der Speisung durch Heraushebung des Preises auf Selbstkostenhöhe auch solchen ermöglicht werden, bei denen kein Grund ist, ihnen etwas zu schenken. Für Bedürftige wird der bisherige Preis beibehalten werden.

Hier in Hamburg ist der Stand der Ernährungsverhältnisse jetzt erst auf einer Stufe, die in Berlin schon sehr lange erreicht war: bis Mitte August hat es hier eine Knappheit im Berliner Maßstab noch nicht gegeben; die Fleischkarte wird erst vom 1. Oktober ab als Reichsfleischkarte eingeführt. Jetzt im Lauf des September aber tritt etwa der Berliner Zustand ein mit allen Anpassungsfragen, die wir dort schon durchgemacht haben. Sehr auffallend ist bei ausgesprochen guter Gemüseernte die Teuerung des Gemüses, gegen die wohl mit Recht die Wucherpolizei aufgerufen wird.

Das Verbot, Petroleum zu Leuchtzwecken zu benutzen, ist am 11. September außer Kraft getreten. Der Absatz von Gemüsekonserven ist durch das Kriegsernährungsamt bis auf weiteres verboten. Für Gerstengraupen und -grüße ist ein Kleinhandelshöchstpreis von 30 Pfennig festgelegt.

Indem man alle diese kleinen Dinge aufzeichnet, wird einem die ganze seelische Schwierigkeit eines Zustandes bewußt, der Millionen Menschen zu Hause in den Fesseln dieser winzigen Dinge hält, während draußen das große geschichtliche Schicksal schreitet. Es ist tragisch, daß dadurch faktisch ganz große Volkstriebe von der Möglichkeit des rechten Miterlebens abgeschnitten sind, und man sagt sich, daß vielleicht noch niemals einem Volk in der Geschichte eine Kraftprobe auferlegt ist wie uns jetzt: unter der Bedrückung kleinlicher täglicher Nöte die große Spannkraft zum Entscheidungskampf mit der Welt bewahren. Man muß sich nur einmal diese Nahrungsfrage wegdenken, wieviel leichter wäre, trotz Opfern und Schmerzen, die Aufrechterhaltung des Willens aus dem Quell des großen geschichtlichen Lebens!

Freitag, 15. September.

Kalte stürmisch-regnerische Herbsttage. Man denkt: wann wird die nötige Temperatur für die Zurückziehung der Farbigen erreicht sein? Hinter jedem Eindruck steht irgendwie der Krieg. Manchmal versucht man sich in das Friedensleben zurückzudenken, als man ohne diesen großen dunklen Zwang über allen Gedanken und allem Tun sein konnte. Es kommt einem vor, als wäre damals die Welt ohne Schatten und Bürde, ein leichtes Paradies gewesen.

Sonnabend, 16. September.

Der neue Wirtschaftsplan für Zucker. Preis bleibt der gleiche, die Zuckerkarte muß beibehalten werden, weil zwar die Anbaufläche gestiegen ist, aber auch alle Bestände aus dem Vorjahr verzehrt sind, so daß mit der Ernte 1916 ausgekommen werden muß. Man meint, auf eine Ernte von 1½ Millionen Tonnen rechnen zu können — im letzten Friedensjahr hatten wir etwa 2½ Millionen Tonnen.

Das „Pensionschwein“ ist eine Kriegserscheinung. Man kauft ein Schwein und stellt es bei dem Besitzer eines Stalles gegen ein Kostgeld ein. Nun hat aber das Kriegsernährungsamt traurigerweise entschieden, daß die Besitzer solcher Schweine nicht als Selbstversorger angesehen werden und daher nicht deren Bevorzugungen bei der Rationierung genießen können. Man müsse, um als Selbstversorger zu gelten, sein Schwein in „unmittelbarem Gewahrsam“ haben. Ob dieser feine Unterschied der Produktion sehr förderlich ist, erscheint fraglich.

Heute wehen im wechselnden Licht eines windigen, wolkenreichen Tages die Fahnen für den Dobrudschiag. Die Hunderte von aufrechten Stangen auf den Villen um die Alster herum, deren Flaggen, von der Sonne durchlichtet, vor den ziehenden Wolken flammen, hal-

Die deutsche Seele im Weltkrieg

Ein Angriff von Professor Paul Verrier-Paris
und eine Antwort von Friedrich Naumann.

I.

Paul Verrier / Zwei Kriegsprinzipien

Uebersetzung aus der norwegischen Zeitschrift Udens Revy.

Bemerkung der Redaktion von „Udens Revy“:

Der Professor der skandinavischen Sprachen und Literatur an der Sorbonne in Paris, Paul Verrier, ist ein alter Freund unseres Landes, ein ausgezeichnete Kenner unserer Geschichte, unserer Literatur und unserer Traditionen. Und er hat sich große Verdienste erworben durch Verbreitung seiner Kenntnisse in seinem eignen Land, wo er uns viele Freunde und Bewunderer gewonnen hat. Professor Verrier ist als Vortragender nicht unbekannt bei uns; wir wissen, daß er ein Meister der Beredsamkeit auch in unserer Sprache ist, der er seine gallische Lebendigkeit und seinen Enthusiasmus einhaucht. Da er uns jetzt wieder besucht hat, und zwar diesmal, um der Sache Frankreichs das Wort zu reden, haben wir eine günstige Gelegenheit erhalten, ihm unsere Sympathie für sein Vaterland in dieser Zeit zu erweisen, wo französischer Boden wieder durch die Verheerungen des Krieges zerstört wird. Daß seine Fürsprache für Frankreich nicht neutral ist, verdenkt ihm niemand. Sein Vortrag hat überall Zuhörer in Massen gesammelt. Wir haben Gelegenheit erhalten, den Vortrag hier im ganzen zu veröffentlichen.

Meine Damen und Herren! Am 17. Mai feierten wir neulich einen Frühlingstag, einen Freiheitstag, das Fest für den Frühling der Freiheit, als sie hier Knospen und Blumen trieb im Grundgesetz von Eidsvold. Wann und wo dämmerte zuerst dieser Frühling der Freiheit? Sie wissen es, meine Damen und Herren: ungefähr vor anderthalb hundert Jahren, in den Hirnen und Herzen der französischen Philosophen — denn Herz besaßen sie ebenfalls, die Wärme des Gefühls in ebenso hohem Grad wie das Licht des Verstandes, die beide nötig sind, um diese „Revolution der Geister“ hervorzurufen, die ihren Ausdruck in der großen Revolution fanden.

Der Frühling der Freiheit, der mehrere Jahre später bis hier herauf gelangen und am 17. Mai 1814 ausbrechen sollte, er erglänzte zum erstenmal in dem modernen Europa am 14. Juli 1789, als, wie Bergeland in seinem Gedicht „Norwegens Freiheitstag“ sagt:

Als über der gefallen Bastille eines Tags
sich wölbte im Himmel — ein Zelt reinsten Scharlachs.

Dort — in Paris — erstrahlte dieser Frühling mit den drei Farben der Freiheitsfahne, die die norwegische Flagge erben sollte, mit dem funkelnden, verheißungsvollen dreifachen Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, der sich in den Verfassungen des neuen Frankreich entwickeln sollte, wie auch in deren treuem Abbild, dem Grundgesetz von Eidsvold.

Den Frühlingsanbruch durch den Fall der Bastille begrüßten die Menschen vom aristokratischen Rußland bis zum republikanischen Amerika mit Jubelruf und Freudentränen, wie die Vögel mit jubelndem Gesang die aufgehende Sonne begrüßen. Hören Sie, was ein großer englischer Dichter, Wordsworth, der das erlebte, sagt:

„Bliss was it in that dawn to be alive,
But to be young was very heaven.“

Ueber die ganze Welt verbreitete sich der Frühling, erleuchtend und erwärmend; so sah es eine Weile aus, aber nur eine Weile. Ein Kampf war erst nötig, leider, ein langer, blutiger Kampf.

Bald stürzten sich gegen das Frankreich der Revolution die beiden Mächte, die heutigen Tages wieder dessen Erde niedertrampeln und versuchen, sie in unserem Blut zu ertränken: Preußen und Oesterreich. Aus welchem Grund? Beinahe aus

demselben Grund wie heute. Preußen, der junge, aber gierige Eroberungsstaat und deshalb der der brutalen Disziplin, das Musterland der maschinenmäßigen Organisation, zusammen mit Oesterreich, dem alten Reaktions- und Unterdrückungsstaat, beide wollten die gärende Unruhe des revolutionären Frankreich benutzen, um es zu zerschmettern und allmählich zu teilen, wie sie bereits das revolutionäre Polen zu teilen begonnen hatten. Dafür hat man Beweise.

Gleichzeitig wollten die deutschen Fürsten durch gewaltsames Eingreifen die Revolution aufhalten und die Freiheitsbewegung zertümmern, die bereits überall in ihren Reichen dämmerte und leimte, und dachten damit deren Macht zu vertreiben, ihr klares Licht zu verdunkeln, ihre kräftigen Schüsse zu ersticken. Denken Sie sich, wenn die unterdrückten Völkerschaften sich losreißen sollten!

Darauf rückten sie in Frankreich ein. Die bewunderungswürdig disziplinierten Heere Friedrichs des Großen, die prächtigen Soldaten der Habsburger, reichlich versehen mit Waffen und Munition, siegesgewohnt, siegesicher. Wie hätten sie auch von den aus dem Boden gestampften, undisziplinierten und schlecht ausgerüsteten Heeren Frankreichs aufgehalten werden können? Nein, ihr Krieg sollte bloß ein Triumphzug werden, ein Paradezug von der Grenze bis Paris, das, wie ihr General, der Herzog von Braunschweig schwor, dem Erdboden gleichgemacht werden sollte, wenn wir ein Haar auf dem Kopfe Ludwigs XVI. zu krümmen wagten. So ging es auch, nämlich mit dem Paradezug, bis sie plötzlich aufgehalten wurden durch die Marneeschlacht — entschuldigen Sie: die Schlacht bei Valmy. Zwar versicherten sie, sobald sie den Truppen der Revolution gegenüberständen, würden sie im Handumdrehen dieses Pack von „Ohnehosen“ erledigen, dieses bunte Sammelsurium von ungezügelter Kleinbürgern und Bauern, von denen die meisten ohne militärische Erfahrung waren, ohne wissenschaftliche Vorbereitung, ohne Ordnung. Ein merkwürdiger Anblick war es übrigens, der sich ihnen darbot. Die französischen Soldaten schlangen ihre Hüte und Mützen an ihren Gewehren noch in der Luft und riefen: „Es lebe die Nation!“ Es lebe die Nation. Nicht bloß die französische Nation, deren Erde und Freiheit sie verteidigen sollten gegen diese Gewalttäter, nein, sondern die Nation, das Volk, dessen endlich verkündetes Recht sie behaupten sollten — das Recht der Menschen, in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu leben, das Recht der Völker zu Selbstleitung, Selbstbestimmung, selbständiger Entwicklung in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit —, dieses Recht sollten sie, wollten sie behaupten gegen die hochmütigen Handlanger der Eroberung, der Tyrannei, der Unterdrückung. Hier kämpften also damals wie jetzt zwei Prinzipien — und das Recht, die Freiheit siegte. „Hier“, sagte Goethe, der die deutsche Armee begleitete, „hier beginnt eine neue Epoche in der Weltgeschichte, eine neue Welt.“ —

Wahr genug, aber der Krieg war vorbei. Während man im Begriffe stand, den blutenden Rest von Polen entzweizureißen, als eine leichtere Beute, herrschte wenigstens an einigen Stellen ein kurzer Waffenstillstand. Sehr kurz. Die Monarchen und Aristokraten Europas hatten sich gegen die Revolution zusammengetrotzt, die ihre Vorrechte bedrohte. 23 Jahre lang setzten sie ihren hartnäckigen Kampf gegen das Frankreich der Republik sowohl wie gegen das revolutionäre Frankreich des Kaisertums fort — denn sie betrachteten mit Recht Napoleon als Mann der Revolution —, und nach 23 Jahren Krieg zwangen sie es in die Knie und siegten.

Als, wie Bergeland in seinem Gedicht „Die Erlösung der Tricolore“ sagt:

„Als der französische Reu, von einem Koppel von Königstigern
gejagt, mit kühnem Satz hineinsprang in den Ozean.“

Als hier in Norwegen die Freiheitsflagge erlöst wurde,

während das Tigerkoppel die Erde zermühlte,
daß es doch einen Fegen wenigstens des Banners fände,
um es in Stücke zu reißen —

damals wütete von neuem die Rückwärtserei, die Reaktion der

Heiligen Alliance und ruhte mit all ihrer Schwere auf der stummen Erde wie ein erstickender Alp, wie der Tod selbst.

Nach dem 23jährigen Krieg, den die Könige und Aristokraten Europas gegen das revolutionäre Frankreich geführt hatten, nach ihren fürchterlichen Invasionen, die die Bourbonen mit „l'ancien régime“ zurückgebracht hatten, hätten die Franzosen wohl an Rache denken, gesagt haben können wie andere: „Wir wollen Rache haben!“ — Aber nein: nicht gegen Europa kämpften sie in den Jahren 1830 und 1848, sondern für das Recht, für die Freiheit. Und da zeigte es sich, daß der Geist Frankreichs, der Geist der Revolution, gesiegt hatte. Die Monarchie Preußens und Oesterreichs ebenso wie die Oligarchie Englands mußten allmählich nachgeben — dem Volke immer mehr Freiheit, immer mehr Rechte einräumen —, oft, leider, nur scheinbar. Denn der Kampf war nicht beendet, der Kampf der Eroberungen und der Tyrannei gegen die Freiheit. Man kann sagen, daß die Vorkämpfer der beiden Prinzipien während der ganzen Zeit auf der einen Seite besonders deutsche Fürsten waren, auf der anderen Frankreich.

Ein hoher schwedischer Beamter sagte kürzlich zu mir, er hätte gleichzeitig zwei Briefe erhalten, einen von einem Franzosen, einen von einem deutschen Freund, die beide die Ziele ihres Volkes im gegenwärtigen Krieg in genau derselben Weise erklärt hätten. „Doch ein kleiner Unterschied bestand allerdings: der *Franzose* schrieb, Frankreich kämpfe für das Recht; der *Deutsche*, Deutschland kämpfe nicht für das Recht, oh nein!, sondern für sein Recht.“ Sehen Sie, das nannte mein schwedischer Freund „einen kleinen Unterschied!“ Wir haben geopfert wie Verteidiger, wir opfern unser Leben für das Recht. Die Deutschen, die Angreifer, opfern das Leben anderer für ihr Recht, das will sagen, für ihre Macht — da ja Macht in ihren Augen Recht ist — für ihre Macht über andere. Und bemerken Sie wohl: der Deutsche sagte, mit höhnischer Hindeutung auf uns, daß Deutschland nicht für das Recht kämpft, denn das Recht — das Recht im allgemeinen, das Recht der Menschen, das Recht anderer, das Recht aller — scheint den Deutschen bloß eine Phrase zu sein, ein Wort, ein Nichts.

Für das Recht dagegen kämpfen unsere Soldaten und sterben den Heldentod, nicht mit milder Begeisterung, mit frommer Ekstase, sondern mit einem Lächeln auf den Lippen. Denn sie lächeln immer, auch wenn sie all das Unheimliche erzählen, das sie gesehen und erlitten haben. Ich erinnere mich einiger von ihnen, wie sie nach einem kurzen Urlaub auf dem Bahnhof standen, um an die Front zurückzukehren, hinein in den ewigen Kugelregen, in den Hagel der Bomben und Granaten, in die erstickenden Gase, die brennenden Flüssigkeiten, die gerade 40 ihrer Kameraden verbrannt hatten. Einzelne von ihnen waren jung verheiratet, hatten zum erstenmal ihr erstes Kind gesehen. Aber alle lächelten sie und scherzten freundlich miteinander und ihren Angehörigen. Einige Tage zuvor saß ich im Theater zusammen mit mehreren von ihnen. Zuerst spielte man „Die Welt, in der man sich langweilt“, ein unterhaltendes Lustspiel, so daß sie bloß, wie gewöhnlich, lächelten. Darauf kam ein kleines Stück in Versen: „Frankreich und der Dichter“, wo gerade von ihrem Kampf für das Recht, für die Gerechtigkeit, für den Frieden die Rede ist. Da hörten sie auf zu lächeln, sie weinten — weinten große, schwere, stille Tränen. Sehen Sie, für sie ist das Recht nicht bloß ein Wort. Für das Recht opfern sie ihr junges Leben mit einer tiefen, ernststen Begeisterung, die sie verschämt unter einem Lächeln verbergen, die aber durch einen plötzlichen Chok aus ihren Herzen in stillen Tränen der Entzückung hervorbrehen kann.

Menschen bleiben sie, natürlich, behaftet mit den Fehlern und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur. Für Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit arbeiten und kämpfen wir. Das sind unsere Ideale, und wie der norwegische Dichter Vinje an einer Stelle sagt: „Wir segeln unseren Idealen nach, wie der Seemann nach den Himmelssternen; wohl erreichen wir sie nicht, aber wir gelangen dadurch; doch ans Ziel auf unserer Erdenwanderung.“ Ereignen kann es sich auch, daß die Sterne von Wolken, von Nebeln

verhüllt werden. Ereignen kann es sich auch, daß sie dem Blick entgehen, wenn er verwirrt wird von dem heftigen Schlingern des Schiffes und seinem Stampfen im Sturm, wenn er verschleiert wird von den Tränen und vor Müdigkeit sich senkt. Ein Volk muß man beurteilen nicht nach einzelnen, mehr oder weniger besonders individuellen Fällen, sondern nach der Richtung, der es im großen und ganzen gefolgt ist.

Lassen Sie mich, meine Damen und Herren, Sie also daran erinnern, bloß mit einigen wenigen Beispielen, wie wir mit unseren Idealen vor Augen das Ziel gefunden haben, nicht nur für uns, sondern auch für andere, für das Recht.

Unser Kampf für die Freiheit der Menschen und der Völker begann vor der großen Revolution. Die Prinzipien unserer Philosophen trieben zuerst in Amerika Blüten, als die Vereinigten Staaten sich unabhängig von England erklärten und die erste große Republik der neueren Zeit gründeten. Mit jubelnder Begeisterung eilten Tausende von französischen Freiwilligen ihnen zu Hilfe unter Lafayette und Rochambeau, und mit jubelnder Begeisterung opfereten sie Leben und Blut für deren Freiheit. Und die Deutschen? Halfen sie nicht? Doch — deutsche Fürsten vermieteten ihre Truppen an die englischen Unterdrücker, um den Aufstand im Blute der Amerikaner und Franzosen zu ersticken. Das Recht ist bloß ein Wort für die Deutschen, aber Geld augenscheinlich nicht. Vielleicht erinnern Sie sich, meine Damen und Herren, an ein gewisses Sprichwort? (Berrier meint die von den Norwegern allgemein gebrauchte Redensart: Was tut der Deutsche nicht für Geld!)

Auch hier in Norwegen hatte die französische Philosophie, die französische Revolution ihr Samenkorn ausgestreut, und das „Samenkorn fand einen Erdboden, wo es nicht ersterben sollte“, sondern aufblühen in dem ewig jungen Grundgesetz von Eidsvoll.

400 Jahre hatten die Griechen unter ungeheuren Leiden das abscheuliche, todeschwere Joch der Türken getragen, als einzelne, entflammt durch das Lesen der amtlichen Zeitung der französischen Revolution, sie zu den Waffen riefen zur Befreiung des Vaterlandes: „Zu den Waffen!“ Die erste Freiheitshymne Griechenlands ist eine Uebersetzung der Marceillaise: „Auf, Kinder der Hellenen, der Tag der Ehre ist gekommen.“ Frankreichs Seele hatte die Aufrehrer mit ihrem Feuer durchdrungen, dem heiligen Feuer der Revolution. Sie beschleunigte, stärkte, ermunterte, stürzte sie. Nicht bloß Frankreichs Seele, sondern auch Frankreichs Arm. Die Franzosen, zuerst freiwillige, später reguläre Truppen, eilten ihnen zu Hilfe. Und die Deutschen? Halfen sie nicht? Doch, „mit Aufrufen — aus der Entfernung“, proklamiert von Eberkopf in „Peer Gynt“. Die Süddeutschen, die österreichischen Deutschen handelten indessen noch besser, weit besser! Allein von allen Nationen stand Oesterreich auf der Seite der Türken, auf der Seite der Barbarei, der infamsten Unterdrückung. „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Die Türken und die Deutschen kämpfen beide für „ihr Recht“, dieselbe Art Recht, das Recht der Macht über andere. Etwas späterhin halfen wir auch den Belgieren in ihrem Befreiungskrieg mit unseren Waffen. Wo waren die Deutschen, die aus dem Norden und aus dem Süden? Sie blieben zu Hause. Sie kämpften ja nur für „ihr Recht“.

Für „ihr Recht“, für die „Verteidigung“ ihres Rechts kämpften sie natürlich, die aus dem Süden, als Italien versuchte, das österreichische Joch abzuschütteln. Damals halfen wir wieder, natürlichen Italien. Preußen half ebenfalls — auf der entgegengesetzten Seite, auf der der Unterdrücker. Es drohte seine Heere gegen uns zu senden, wenn wir diesen Befreiungskrieg fortsetzten, der deshalb — da wir nicht auf zwei Fronten kämpfen konnten — mittendrin aufhörte: während die Lombarden an Piemont übertragen wurde, das will sagen an Italien, verblieb Venetien in der harten Sklavenherrschaft Oesterreichs. Später bekam es Italien — zum Dank für seine Hilfe in Preußens Krieg gegen Oesterreich.

„Aber,“ hohnlachen die Deutschen — „Preußen verlangte nichts als Entgelt (das fehlte auch noch!), während Frankreich Savoyen und Nizza zum Lohn von Italien erhielt.“ „Zum Lohn“, so verhielt es sich freilich nicht. Savoyen und Nizza waren französisch sprechende, französisch gesinnte Landesteile, die schon in der Zeit

der Revolution verlangt hatten, unter Frankreich zu kommen, aber durch den Sieg der Heiligen Alliance weggerissen worden waren. Wir hatten recht, sie ohne weiteres zu verlangen, ohne Italien einen Dienst dafür zu tun. Mit Recht kamen sie an Frankreich zurück. Ja, mit Recht! Oder sollte es nach deutschem „Recht“ sein, dem Recht, widerstrebende Provinzen „mit Eisen und Blut“ zu erobern? Friedlich, nach dem einstimmigen Wunsch der Einwohner, wurden Savoyen und Nizza in ihr natürliches Vaterland, in den französischen Staat aufgenommen. „Oh, diese Volksabstimmungen! Was für ein Schwindel!“ höhnen die Deutschen wieder. Daß sie nicht den Volksabstimmungen trauen, können wir gut verstehen, sehr gut sogar! Was kümmert ihr „Recht“ sich um derartiges! „Eisen und Blut“ sehen sie, das ist ihr „Recht!“ „Macht ist Recht!“

„Aber waren die Napoleonischen Kriege auch Befreiungskriege?“ Teilweise. Die Napoleonischen Kriege übrigens? Wann hat Napoleon Krieg erklärt? Und gegen wen? Nicht gegen deutsche Staaten jedenfalls, nicht gegen Preußen, nicht gegen Oesterreich, nicht gegen England. Napoleons Kriege? Europas Kriege gegen die Revolution waren es, eine Fortsetzung der Kriege der Könige und des Adels gegen die französische Republik. Man schloß nur mit ihm Frieden, um neue Angriffe vorzubereiten. — „Er annektierte!“ — Ja, das war allerdings unrichtig, nicht immer. Und was sollte er tun? Die Friedensverträge rissen die Könige immer in Stücke wie „Papiersegen“. Der Mann der berühmten Königin-Luise schloß z. B. innerhalb dreier Jahre (1803—1806) sechs Uebereinkünfte, drei mit und drei gegen Napoleon. Wie sollte sich Napoleon gegen solche Vertragsbrüche sichern? Er annektierte die Länder oder gab sie seinen Verwandten als Regenten. Und wo er und die Seinigen geherrscht haben, brachte er bürgerliche Freiheit, schaffte die ungeheueren Vorrechte des Adels ab, baute große, ausgezeichnete Wege, bereitete die Einheit der oder jener Nation vor, die Italiens z. B., auch die Deutschlands, dessen 360 Staaten er auf weniger als 60 verringerte. Der noch preußische Rest von Preußen drohte der eigenen Regierung damit, daß er verlangen wollte, unter die Herrschaft des französischen Kaisers zu kommen, wenn er nicht dieselben Reformen erhalten wie die annektierten Teile. Bis zum Jahre 1900, als Deutschland das gleiche „Deutsche Gesetzbuch“ bekam, behielten Baden, die Rheinpfalz und die preußische Rheinprovinz die Gesetze Napoleons und behaupteten, daß kein anderer Staat in Deutschland so gute Gesetze hätte. Als die französischen Besatzungstruppen im Jahre 1808 Berlin verließen, nach einer Besetzung von zwei Jahren, dankte der alte Prinz Ferdinand von Preußen für die Gerechtigkeit und die Billigkeit, die alle Maßregeln des Kommandos geleitet hätten. Dalmatien, das nun viele Jahre lang das Regiment Oesterreichs verflucht hat, segnet heute noch die Herrschaft der Franzosen, d. h. Napoleons. Seine Tyrannei war also nicht so groß. Trotzdem soll man niemals ein Land annektieren gegen den Willen des Volks. Ich weiß nicht, was Napoleon getan haben könnte. Aber das ist nicht meine Sache. Napoleon ist nicht Frankreich.

„Hat denn Frankreich nicht Algier, Tunis, Indochina, Madagaskar, Marokko annektiert?“

Die Kolonialpolitik, die Politik der Kolonien und Schutzgebiete will ich weder verteidigen noch angreifen. Aber sie hat nichts mit Annexion zu tun, mit Annexionen in Europa. Unsere Araber z. B. haben ihre arabischen Schulen, ihre Häuptlinge, ihre Gesetze, ihre Richter. Nur als Freiwillige dienen sie im französischen Heer. Sie wissen, meine Damen und Herren, daß der Unterricht in und auf Dänisch oder Polnisch in Schleswig und in Deutsch-Polen verboten ist. Sie wissen, daß die Schleswiger, die Polen, die Elßässer gezwungen werden, im deutschen Heere gegen ihre Freunde, gegen ihre Brüder zu kämpfen. — Hier spreche ich nicht über die Kolonien der Deutschen, obwohl man das eine und das andere über ihre Behandlung der Herero sagen könnte. Wir wollen wieder zurückkehren zu den eigentlichen Annexionen.

Während Frankreich dafür kämpfte, Amerika, Griechenland, Belgien, Italien zu helfen, sich von der Unterdrückung zu be-

freien, also für das Recht kämpfte, lagen die Deutschen ruhig zu Hause oder kämpften gegen das Recht.

Preußen, das eigentliche Preußen, ist ein slawisches Land, das unter dem Vorwand der Ausbreitung des Christentums „mit Eisen und Blut“ verdeutscht wurde von dem „Deutschen Orden“. Zur Zeit der Reformation war der Hochmeister dieses Rönchs- und Ritterordens ein Hohenzoller. Er wurde Lutheraner, verheiratete sich und behielt das Land des Ordens als sein eigenes Erbgut. Sehr praktisch! Man nimmt sich „sein Recht“, wo man es findet. Später fiel das Ganze seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen von Brandenburg, zu. Brandenburg, auch ein verdeutscht slawisches Land, Branibor, das die Hohenzollern von Kaiser Sigismund als Lehn erhalten hatten. Der Herr von Preußen war der Vasall Polens, aber erwarb sich durch allerhand Ränkespiel die Selbständigkeit.

Dann kam Friedrich der Große. Als Beweis für die „deutsche Treue“ eroberte er Schlesien, das er dem Kaiser wegnahm; er schlug nicht nur die Teilung Polens vor, sondern beteiligte sich auch selbst an der Zerstümmelung dieses Landes. — Nach den Kriegen Europas gegen Napoleon bedurfte Preußen etwas Ruhe, auch um zu verdauen — wie die Deutschen so elegant sagen —, nämlich die annektierten Landesteile.

Dann kam Preußens zweiter großer Mann, Bismarck, und die Eroberungskriege begannen von neuem. Die beiden ~~mit~~ Mitschuldigen, Preußen und Oesterreich, vereinigten ihre Kräfte gegen das kleine Dänemark, um ihm Schleswig zu entreißen. Darauf fiel Preußen über seinen Helfershelfer her, um sich der ganzen Beute zu bemächtigen — und gleichzeitig die Uebermacht unter den deutschen Staaten zu erlangen. Ueber das letztere Ziel haben wir die eigenen Erklärungen Kaiser Wilhelms I. Er und Bismarck wollten Preußen die Herrschaft verschaffen, erst in Deutschland, dann in Europa. Dazu bedurfte es, nach ihrer Meinung, eines Krieges gegen Frankreich: erstens um Frankreich aus dem Wege zu schaffen; zweitens um den Haß der drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden gegen Preußen unter einem stärkeren Haß zu erlösen, dem Haß gegen Frankreich; drittens um ganz Deutschland durch diesen gemeinsamen Haß zu vereinigen — „durch einen Haß vereint“, wie man singt. Das sind keine Schlüsse, nicht Vermutungen: das sind die eigenen unbedachten oder triumphierenden Zugeständnisse der Deutschen selbst. — Aber um diesen Haß gegen Frankreich zu erregen — und dadurch Süddeutschland mitfortzureißen — mußte der Angriff, wenigstens scheinbar, von Frankreich ausgehen. Deshalb forderte Bismarck es heraus durch seine Verfälschung der Emser Depesche. König Wilhelm verkündete, daß er nur gegen Napoleon III. kämpfe, nicht gegen Frankreich. Aber als wir Napoleon abgesetzt hatten, wollte Preußen trotzdem nicht eher Frieden schließen, bis wir Elß-Lothringen abgetreten hatten. — Ganz Deutschland — außer dem deutschen Oesterreich —, einen großen Teil von Polen, das dänische Nordschleswig, Elß-Lothringen, man sollte meinen, das konnte genug sein. Nein. Lesen Sie die deutschen Geographielehrbücher, ich meine die kleinen Bücher, die millionenweise in den deutschen Schulen gelesen werden, nämlich die von Daniel und Seydlich: dort können Sie zu wissen bekommen, daß Deutschland „im weiteren Sinne“ nicht bloß das ganze gegenwärtige Deutschland umfaßt, sondern auch Oesterreich, die Schweiz, Belgien, Holland, Luxemburg und Dänemark. Und, wie Sie wissen, „so soll es sein“. „Sum cuique“. Aber auch hier halten die deutschen Eroberungspläne noch nicht inne. Ein früherer Kriegsminister Bismarck v. Schellendorf hat geschrieben: Wir erklären, daß unser Volk das Recht hat, nicht bloß auf die Nordsee, sondern auch auf das Mittelländische Meer und den Atlantik. Wir werden allmählich Dänemark, Holland, Belgien, die Franche-Comté, die Nordschweiz, Triest, Venedig und schließlich Nordfrankreich von der Somme bis an die Loire annektieren. Die Pangermanisten, die „Alideutschen“, die eine große Macht über das deutsche Volk besitzen, und dadurch auch über die deutsche Regierung, verlangen noch mehr, weit mehr. Die Professoren Ostwald und Molenaar, ja, eine Menge Deutsche wollen auch Skandinavien mit dazu haben: die Karte über dies pangermanische

Reich, mit Skandinavien, steht ja auf dem Umschlag vieler verbreiteter Broschüren. Man hat uns bereits erklärt, wie die annektierten Länder verdeutsch werden sollen, — und das ist nicht angenehm zu lesen. —

Aber wo die Deutschen auch die Grenze setzen wollen, die vorläufige Grenze: in allererster Linie ist es nötig, Frankreich zu zerschmettern, später England, um sich die Uebermacht zu sichern, die Herrschaft, das Deutsche „Recht“ sowohl zu Wasser wie zu Lande. Frankreich glaubte man, war bereits zerschmettert nach 1871. Ueberrascht und verbittert über unsere rasche Wiederaufrichtung, wurden die Deutschen im Jahre 1875, dann wieder 1878 über Frankreich hergefallen sein, wenn nicht Rußland und England dazwischengekommen wären. Um das etwaige Eingreifen dieser beiden Mächte aufzuwägen, ihm entgegenzuwirken und möglichst vorzubeugen, verbündeten sie sich mit Oesterreich und Italien. Aber das Bündnis war bloß defensiv. Wenn sie mit Hilfe dieses Bündnisses gegen uns Krieg führen wollten, so mußten sie uns also wieder herausfordern wie im Jahre 1870, uns zu einer Kriegserklärung, zum Ergreifen der Offensive verlocken. Haben sie das nicht mehrmals versucht? Einen französischen Polizisten Schnäbele verhafteten sie in den achtziger Jahren auf französischem Boden. Gleichzeitig, nach der Mitteilung eines meiner deutschen Bekannten, hatten die Reserveoffiziere in seiner Heimat Befehl erhalten, sich auf die Mobilmachung vorzubereiten. — Deutschlands fortwährende Drohungen gegen uns kennen wohl die meisten hier: ihr sollt Delcassé aus dem Ministerium wegschlagen, sonst bedeutet das Krieg; ihr dürft Marokko nicht anrühren, nicht einmal eure alten vertragsmäßigen Handelsbegünstigungen in diesem euren Nachbarstaat benutzen, sonst bedeutet das Krieg; ihr sollt auf einer Konferenz in Algieras erscheinen und euch ihrem Urteil unterwerfen, sonst bedeutet das Krieg; ihr sollt kein Wort über die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina in Oesterreich sagen, sonst bedeutet das Krieg; ihr sollt uns einen Teil eurer Kolonie im Kongo geben, sonst bedeutet das Krieg. — Wie drohend waren nicht einmal die Reden Wilhelms II. — „Worte!“ Denken Sie vielleicht, meine Damen und Herren, „bloß Worte“? — Bloß Worte? Die Äußerungen dieses Mannes, der in Deutschland allein über Krieg und Frieden bestimmt, der das mächtigste Heer der Welt befehligt? Was würde man nicht sagen, wenn ein französischer Präsident oder Minister in dieser Weise geredet hätten? Jedoch kann weder unser Präsident, noch können unsere Minister den Krieg erklären, sondern das kann allein unser Parlament.

Und die Handlungen Deutschlands entsprachen den Worten des Kaisers. Plötzlich, vor 4, 5 Jahren, vermehrte es sein Heer und seine jährlichen Militärausgaben in einem beunruhigenden Grade, während es gleichzeitig ein für allemal eine ungeheure Heeressteuer ausschrieb im Betrag einer Milliarde. Deutete das nicht auf Kriegspläne hin? Nicht nur hielt man „das Pulver trocken, das Schwert geschliffen“, um die eigenen Worte des Kaisers zu benutzen, sondern man behielt auch „das Ziel im Auge und die Kräfte angespannt“. Das Ziel im Auge und die Kräfte angespannt — für den Angriff, indem man immer mehr durch die Presse den Haß gegen Frankreich schürte. Doch, ich weiß sehr wohl, die Deutschen pflegen Ausländern gegenüber zu versichern, daß sie nicht das geringste gegen uns haben. Natürlich! Welchen Grund sollten sie auch für ihren Haß angeben können? Als ich nach Deutschland kam, als ein junger und naiver Verehrer und Bewunderer deutscher Literatur, deutscher Philosophie, deutscher Kunst, deutscher Natur, konnte es mir nicht einfallen, zu glauben, daß sie uns haßten. Ihren Haß mußten sie fingen, ausrufen, mir erst ins Gesicht spucken, ehe ich seiner gewahr wurde. Mit ihrem Haß haben sie meine Kinder, die erst nur Deutsch redeten und keinen Unterschied kannten zwischen Deutschland und Frankreich, gelehrt, daß sie Franzosen waren. Mehrere meiner norwegischen Freunde haben übrigens den Haß der Deutschen gegen Frankreich entdeckt gehabt und uns in eindringlichen Briefen davor gewarnt. Durch eine beständige Erhörung mußte er schließlich den Siedepunkt erreichen und hervorbrechen, losbrechen. Während der Sommerferien im Jahre 1911 war meine deutschgeborene Frau in

ihrer Kinderheimat. Drei Tage und drei Nächte, so erzählte sie mir später, blieb die gesamte Bevölkerung auf den Beinen und sang franzosenfeindliche Lieder vor ihrem Hause, und mit wilder Begeisterung erwartete man die Mobilmachung, den Krieg. Krieg brach damals trotzdem nicht aus. Die ganze Welt stand ja auf Frankreichs Seite. Aber dann kam eine ausgezeichnete Gelegenheit: das Ultimatum Oesterreichs an Serbien. Hier konnte man sich auf Oesterreich verlassen, vielleicht auf Stalien, als Serbiens Rival in Istrien, und man war sicher, daß England keinen Finger rühren werde. Darauf stürzten sich die Deutschen auf Frankreich und Rußland. Sie fielen uns in den Rücken, nicht etwa bildlich, nein buchstäblich: sie griffen uns nicht von vorn an, sondern von rückwärts, durch Belgien, dessen Neutralität sie ohne Achtung vor ihrem eignen Gelöbnis verletzten — „Einen Schwur kann man immer in sich hineinfressen“, wie Peer Gynt sagt. Alle wissen, mit welcher Begeisterung Deutschland sich erhob: in der ersten Woche meldeten sich eine Million achthunderttausend als Freiwillige. Die Begeisterung stieg zur Raserei: endlich würde man den „Erbfeind“, Frankreich, unterjochen, zerschmettern und vernichten!

„Nein,“ antwortet man, „Deutschland hat Frankreich nur angegriffen als Rußlands Verbündeten; nur gegen Rußland führt Deutschland Krieg, um den Germanismus gegen die Bedrohung des Slawentums zu verteidigen.“ — Nicht dumm: dadurch hofft man, die Sympathie der Neutralen, besonders der Skandinavier, zu gewinnen. Aber wo hat Deutschland die meisten, die stärksten, für die Offensive berechneten strategischen Eisenbahnen und Truppenlager erbaut? An der Grenze Frankreichs und Belgiens. War Deutschland nicht lange Zeit der Freund Rußlands? Hat nicht erst die „unnatürliche“ Annäherung des Zaren an unsere vereinsamte, übelangesehene Republik Mißstimmung bei den mitteleuropäischen Kaiserthümern gegen das osteuropäische Kaiserthum erregt? Behauptet man nicht, daß Frankreich Milliarden an Rußland borgte, um sich dessen Unterstützung in einem Krieg gegen Deutschland zu erkaufen? In diesem Falle konnte Rußland wohl nicht so kriegslüster sein. Hatte es übrigens nicht seine Truppen von der deutschen Grenze zurückgezogen?

Wenn man von der Drohung des Slawentums gegen den Germanismus redet, das will sagen gegen das Deutschtum, so klingt das wie blutiger Hohn. Die Deutschen unterdrücken im Deutschen Reich 3 000 000 Polen, 137 000 Wenden, 54 000 Tschechen und 150 000 Litauer, — in Oesterreich 7 000 000 Tschechen, 4 000 000 Polen, fast 4 000 000 Ruthenen, 5 000 000 Kroaten und Serben und 1 300 000 Slowenen (die Zahlen führe ich nach deutschen Geographiebüchern an). Summa summarum: 25 000 000 Slawen unter deutschem Joch. Es handelt sich nicht nur um eine mehr oder weniger alte Unterdrückung. Im Jahre 1905 einverleibte Oesterreich, mit der Einwilligung Deutschlands, das serbische Bosnien und die Herzegowina. Im Jahre 1914 sandte es demselben Serbien, wieder mit Deutschlands Einverständnis, ein Ultimatum mit solchen Forderungen, daß ein Staat nicht auf sie eingehen konnte, ohne auf seine ganze Selbstständigkeit Verzicht zu leisten. Auf Rußlands Rat gab Serbien nach: von den zehn Punkten des Ultimatus waren es nur zwei, die Serbien mit einem gewissen Vorbehalt annahm, indem es vorschlug, sie sollten dem internationalen Gerichtshof im Haag vorgelegt werden. Fast ohne die Antwort zu lesen, erklärte Oesterreich Serbien den Krieg. Die 3 000 000 Slawen Serbiens sollten den 25 000 000 österreichischen und deutschen slawischen Vasallen hinzugefügt werden. Auf diese Weise also bedrohen die Slawen die deutschen, die germanischen Staaten.

„Aber Rußlands Ostseeprovinzen?“ — Ja, die höheren Klassen bestehen, wie man sagt, überwiegend aus Deutschen, deutschen Erboberern. Einmal baten mich finnländische Freunde, einen Vortrag über das finnländische Nationalepos „Kalevala“ zu halten, und als das beste Werk über diesen Gegenstand, der mir ziemlich fremd war, empfahlen sie mir ein Buch des dänischen Oberlehrers Ohrt. Dort bekam ich zu wissen, also ganz zufällig, in welcher fürchterlicher, schändlicher Weise die deutschen Eroberer mehrere Jahrhunderte lang, bis zu unseren Tagen noch, die ein-

heimische estnische und lettische Bevölkerung behandelt hatten, schlimmer als Leibeigene, schlimmer als Tiere. Lesen Sie das Buch! Vielleicht werden dann Ihre Sympathien für die ostseeischen Deutschen etwas geringer werden.

„Aber Finnland?“ — Ja, damit hofft man freilich die Skandinavien für Deutschland zu gewinnen. Finnlands Sache habe ich in Prosa und in Versen verteidigt. Aber — ja, ich kenne ein Land mit nordischer Sprache und Kultur, wo es verboten ist, in dieser Sprache zu unterrichten. Das ist nicht Finnland, das ist Schleswig. In Finnland hat man schwedische und finnländische Schulen, eine schwedisch-finnländische Universität, schwedische und finnländische Theater. Ich kenne ein Land mit nordischer Sprache und Kultur, dessen Einwohner niemals öffentlich als Skandinavien zu nordischen Versammlungen kommen dürfen, und wo niemals nordische Versammlungen abgehalten werden durften. Das ist nicht Finnland, das ist Schleswig. Finnländische Abgeordnete sieht man auf allen nordischen Versammlungen und Kongressen, und der zweite nordische Studentenkongress hat in Finnland stattgefunden. Ich kenne ein Land mit nordischer Sprache und Kultur, das vollständig in einen fremden Staat einverleibt ist. Das ist nicht Finnland, sondern Schleswig. Finnland hat sein eigenes Parlament mit der schwedischen und finnischen Sprache — nicht Russisch —, seine eigenen Gesetze, sein eigenes Münzwesen usw. Gegenwärtig steht die Verfassung allerdings teilweise unter russischer Zensur, was die Russen damit erklären, daß Finnland durch Revolution einen Verfassungsbruch begangen hat. Ich kenne ein Land mit nordischer Sprache und Kultur, dessen weisheitsfähige Männer sämtlich für ihre Unterdrücker kämpfen, gegen ihre Befreier, und während sie an die Front gingen, wurden viele ihrer Eltern, ein Tausendstel der Bevölkerung ohne Grund ins Gefängnis geworfen. Das ist nicht Finnland, das ist Schleswig. Finnland ist befreit vom Militärdienst. — Ja, ja, siegt Deutschland, so würde es sicher Finnland „befreien“ wie es Nordschleswig „befreit“ hat, Deutsch-Polen „befreit“ hat, Elsaß-Lothringen „befreit“ hat. Und wenn wir einflussreichen Deutschen glauben, so würde bald der ganze Norden an dieser glücklichen Befreiung teilnehmen.

Jedenfalls ist dieser Krieg ein Krieg nach deutscher Manier, ein Eroberungskrieg, ein Krieg um die Uebermacht zu erringen. Bosnien und Herzegowina, Serbien, das war nur der Anfang; darauf kommen Belgien, mit Holland natürlich, als eine notwendige Folge, wie wir gehört haben, von Belgiens Einverleibung, darauf ein Teil von Nordfrankreich, Russisch-Polen usw. Aber das ist nicht genug. Wir wissen, daß die Deutschen in ihrem Größenwahn nach der Herrschaft in Europa trachten. Sie wollen uns ihre Kultur aufzwingen, ihre Disziplin, ihren Militarismus. „Ich sah die Kultur meines ungeheuren Vaterlands zu Wasser und zu Lande ausgebreitet“, sagt schon v. Ebertopff in Peer Gynt. So spricht auch Kaiser Wilhelm: „Durch deutsches Wesen wird noch einmal die kranke Welt genesen“. Weshalb? Die Deutschen, so behauptet er, „sind das Salz der Erde“. Erst sollen wir geschlachtet, darauf sollen wir gefalzen werden. Ja, wir fagen dante! Besonders, da wir wissen, nach dem offiziellen „Kriegsbrauch im Landkriege“ des deutschen Generalstabs, nach Clausewitz' deutschem Kriegskatechismus, nach der deutschen Kriegführung in Belgien, Serbien und Nordfrankreich, was für einen Terrorismus sie mit dem Namen Krieg verbinden, — einen Terrorismus, der an die berühmten Worte des Kaisers an seine Truppen im Jahre 1900 erinnert: „Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Laßt sie, die in eure Hände fallen, auf Gnade oder Ungnade euer sein! Ebenso wie die Hunnen vor 1000 Jahren unter der Führung von Attila einen Ruf sich erwarben, der sie noch heute in der Geschichte leben läßt, so soll auch der deutsche Name in einer solchen Weise in China bekannt werden, daß kein Chinese es mehr wagt, einen Deutschen anzuschauen“. So denken wohl die deutschen Generale jetzt von den Belgiern, den Franzosen und den Serben: damit stimmen jedenfalls ihre Befehle und die Handlungen ihrer Soldaten überein.

„Krieg ist Krieg“, wird zur Entschuldigung gesagt. — Krieg und Krieg sind zwei Dinge! Man vergleiche bloß diesen grausamen deutschen „Kriegsbrauch“ mit den humanen „Instructions“

des französischen Generalstabs, oder v. Hindenburg, v. Dithfurt, Stenger, v. Bülow, v. der Goltz und v. Bissing mit Hoche, Marceau, Desaix und Kléber, wie diese und ihre Heere nach dem eigenen Zeugnis der Deutschen in den besetzten Ländern auftraten! Krieg ist Krieg? Ja, „häßlich ist schön, und schön ist häßlich“, singen auch die Helden in Shakespeares „Macbeth“. Die Deutschen wollen wohl nicht die Welt dazu verheizen, daß „alles, was wir sehen, dünkt uns herrlich und schön“, wie Peer Gynt sagt? Teilweise Eroberung und Unterjochung, im übrigen Uebermacht, Herrschaft, nivellierung unter deutscher Disziplinarkultur und Terrorismus, um das Ziel zu erreichen, das ist also das Prinzip der Deutschen in diesem Kriege. Für das Gegenteil kämpfen wir Franzosen, und auf andere Weise. Krieg wollen wir nicht. Die Deutschen fabeln von unserem Durst nach „Ressanche“, Beweise dafür haben sie niemals vorgebracht. Denn ein Beweis ist es wohl nicht, daß man in gewissen Grenzstädten ein einzelnes Mal Einspruch erhob gegen das ewige „Sedanslächeln“ deutscher Reisender, wie Kielland es nennt, gegen ihre höhnischen Bemerkungen oder herausfordernden Gefänge. Einzelne Äußerungen bedeuten auch nicht das geringste. Hier wie anderswo rede ich von den Gefühlen und Anschauungen der Nation, von den Absichten und dem Willen der Regierung. 1870 hatten wir vergessen. „Wir können nicht lange hassen“, sagte damals Renan. Gerechtigkeit wünschen wir für Elsaß-Lothringen, aber das bedeutete nicht irgendwelchen Kriegsgedanken, bei weitem nicht. Unser Heer und unsere Flotte versäumten wir schließlich bis zu einem schimpflichen Grad. Deutschlands Drohungen gaben wir immer nach. — Allmählich konnte man allerdings eine Wiederaufrichtung spüren. Krieg wollten wir nicht, aber viele meinten, daß wir nicht mehr Deutschlands unbilligen Forderungen nachgeben sollten. Ständig treffe ich auf meinem Wege einen Flegel, der ruft: „Du darfst nicht auf dem Wege gehen, sonst verprügle ich dich, du mußt mir Geld geben, sonst verprügle ich dich.“ Nachdem ich mehrmals nachgegeben habe, beschließe ich, auf seine Drohungen nicht mehr zu antworten. Bedeutet das, daß ich Prügelei suche? Oder sollte es nicht vielmehr der Flegel sein, der sie sucht?

Als Deutschland sein Heer und seine jährlichen Militärausgaben vermehrte, sowie eine Milliarde außerordentliche Heeressteuer beschloß, fürchteten wir einen Angriff von seiner Seite und kamen zurück zu der dreijährigen Dienstzeit. Aber einige Monate später kam das Ministerium Viviani zur Regierung, um sie wieder abzuschaffen. Weshalb? Weil das französische Volk keinen Krieg wollte, nicht einmal an die Möglichkeit eines Krieges glaubte.

Als Deutschland im Juli 1914 — erst heimlich, dann öffentlich — mobil machte, machten wir selbstverständlich ebenfalls mobil. Aber wir hielten unsere Truppen 10 km von der Grenze entfernt, um alle Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, die die glimmenden Feindseligkeiten in heißen Flammen ausschlagen lassen konnten. Was die Deutschen erzählen von unseren Grenzverletzungen, ist Lüge, unbestimmte und voneinander abweichende Lügen, deren Falschheit — wie der deutsche Verfasser von „J'accuse“ so treffend nachweist — bereits aus dieser Unbestimmtheit, aus diesen Abweichungen hervorgeht. Trotz des mörderischen Einfalls mehrerer deutscher Patrouillen — die Toten sind ein Beweis dafür — erklärten wir nicht den Krieg. Deutschland machte es plötzlich und griff an — fiel uns in den Rücken, durch Belgien hindurch.

Weshalb wir kämpfen? „Wir wollen unser Land verteidigen“, wie es im norwegischen Nationalgesang heißt, ja, „bis zur letzten Stunde wollen wir Frankreichs Boden verteidigen.“ Wir verteidigen uns. Aber unser Sieg wird auch für alle — soweit unser Vermögen reicht — der Sieg des Rechts sein: die Befreiung vom fremden Joch für Belgien, Serbien, Oesterreichs Slawen und Romanen, für Schleswig, Polen, ganz Polen, — die Freiheit für alle Nationen, ihr selbständiges Leben nach ihrer eigenen Bestimmung zu leben, und auf diese Weise ihre eigne Kultur zu entwickeln, so daß die Strahlen aller nationalen Kulturen, jede mit ihrer eignen Farbe, zusammen das Licht der Weltzivilisation bilden.

Unter verschiedenen Formen sehen wir also zwei Kriegsprinzipien im Kampf gegeneinander: Angriffskrieg und Verteidigungskrieg, Krieg für Uebermacht, für Herrschaft zu Lande wie zu Wasser, und Krieg für die Freiheit aller, Krieg, um der Welt eine einzige Kultur aufzuzwingen, und Krieg für die Freiheit aller Kulturen, Terrorismus und Humanität in der Kriegsführung.

Deutlich geht das aus den Äußerungen und Handlungen der beiden Gegner hervor. Ja, deutlich. Man lasse „die tausend aus der Lüge Land“, um Ibsens Worte zu gebrauchen, auch das ableugnen „aus militärischen Gründen“, wie man erst gewisse Verluste in der Nordfrieschlacht abgeleugnet hat, ja, sie mögen alles ableugnen! Laßt sie die ganze Welt mit ihren „Papiersegen“ überfluteten! Laßt das „geistige Deutschland“, ein Troll mit 93 Köpfen, „seine Stimmen laut erheben“, daß es „die Wahrheit verkünde“, die Troll-Wahrheit: wir Trolle sind besser als unser Ruff! Rämlich: „Es ist nicht wahr, daß Deutschland die Schuld an diesem Krieg trägt. Es ist nicht wahr, daß Deutschland verbrecherisch die Neutralität Belgiens verletzt hat. Es ist nicht wahr, daß das Leben und Eigentum eines einzigen belgischen Bürgers von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bittere Not es verlangte —“. Ob wohl der Troll, mit seinen 93 Köpfen, jedem einzigen Soldaten in Deutschlands Millionenheeren die ganze Zeit gefolgt ist? Was bedeutet sonst dieser „feierliche Protest“? So verhält es sich mit allen seinen Ableugnungen. Es gleicht dem Bedanten, der bei Shakespeares aufsteht und ruft: „I am Sir Oracle and when I open my mouth let no dog bark.“ Beweise führt es nicht an, nur dieses pathetische Argument: „Glaubt uns! Glaubt uns!“ So rede nicht ich. In meiner Darstellung habe ich wohl mein Land mit Wärme verteidigt und auf das Verfahren des Feindes mit Entrüstung hingewiesen. Aber ich verlange keinen blinden Glauben an das Urteil, das seinen Ausdruck in dieser Wärme, in dieser Entrüstung findet. Nein, urteilen Sie selbst, meine Damen und Herren, nach den Tatsachen, die ich angeführt habe, nach den Hauptlinien der neueren und neuesten Geschichte. Deuten Sie nicht auf diese beiden Kriegsprinzipien hin, die man jedes für sich zusammenfassen kann in einem Worte: bei der einen Parteil Zwang, bei der anderen Freiheit?

Bei welcher Partei, wenn es so ist, auf welcher Seite stehen die Sympathien des freien Norwegen? Antwort erbitte ich nicht! Sie sind ja neutral, meine Damen und Herren, und Gott verhüte, daß ich Ihre Neutralität stören sollte. Norwegen möge immer in Frieden leben! Ueber den Krieg hätte ich nicht einmal öffentlich hier in Norwegen gesprochen, wenn man mich nicht dazu aufgefordert hätte. Antwort erbitte ich also nicht, — brauche auch gar keine Antwort.

Ich lausche auf das Säusen des Windes in den großen geheimnisvollen Wäldern Norwegens, auf das Brausen der Wogen an Norwegens Schärenhof und Klippentüste, auf den Fittichschlag der Adler in den Gedanken Bergelands und Vinjes, Bjørnsens und Ibsens, auf das fleißige, stille Summen des täglichen Lebens, auf das Knallen der im Winde flatternden dreifarbenen norwegischen Flagge, auf den Jubel des nationalen Frühlingsanbruchs in der Begeisterung der Männer von Eidsvoll. Ich lausche — und mich dünkt, ich kann diese Stimmen der norwegischen Natur, des norwegischen Volks verdolmetschen, oder sollte es nicht Freiheit sein, was sie verkünden, Freiheit?

Raumann / Die deutsche Seele im Weltkrieg

Gleichzeitig veröffentlicht in „Ukens Revy“.

Es wird mir eine Rede zugesendet, die Professor Paul Berrier in Norwegen gehalten hat und deren Wiedergabe in der vielgelesenen norwegischen Wochenschrift „Ukens Revy“ sicherlich in den skandinavischen Staaten einen starken Eindruck macht, weil sie als Rede außerordentlich wirksam und kunstvoll aufgebaut ist, ein Meisterwerk französischer Stilistik

in norwegischer Sprache. Da ich selbst gern französische Literatur lese, habe ich Sinn für die Schönheit der Logik und Dialektik ebenso wie für den Reiz wohl ausgewählter dichterischer Worte, kann aber nicht verhehlen, daß ich tief betroffen bin von der Einseitigkeit und Ungerechtigkeit der sachlichen Ausführungen. Gerade wenn jemand auf den Kampf für die Gerechtigkeit ein so großes Gewicht legt wie Professor Berrier, müßte er versuchen, auch mitten im Kriege dem Feinde gegenüber gerecht zu bleiben, besonders, sobald er auf neutralem Boden spricht. Da Professor Berrier mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen persönlich gut bekannt ist, setzt mich seine Darstellungsweise um so mehr in Erstaunen. Er behandelt in seiner Rede uns Deutsche von vornherein mit einem absoluten Zweifel in unsere subjektive Ehrlichkeit und mit einer eleganten und spitzigen Ironie, so wie es ein Enttäuschter macht, der erst Freund werden wollte, dann aber den inneren Anschluß nicht fand und nun alles und jedes von der schlechten Seite aus betrachtet. Da ich nicht hoffen kann, diese seine tief antideutsche Lebensstimmung irgendwie zu erschüttern, so schreibe ich die nachfolgenden Zeilen nicht an ihn, sondern an die Hörer und Leser seiner Rede, bei denen ich eine ebenso scharfe innere Abneigung nicht voraussehe.

Vieles nun, was in der sorgsam mit reichlichem historischen Material ausgestatteten Rede von Professor Berrier enthalten ist, kann nur mit längeren geschichtlichen Einzeluntersuchungen beantwortet werden, weil es leichter ist, mit kurzen Formulierungen Vorwürfe zu erheben, als den wahren und ziemlich verwickelten Tatbestand richtigzustellen. So halte ich beispielsweise die Sätze über die französische und deutsche Beteiligung an den hellenischen und italienischen Freiheitskriegen für sehr einseitig und parteilich, muß es aber den Fachhistorikern überlassen, das Maß der geistigen und materiellen Mithilfe genauer darzustellen, das in den verschiedenen Stadien der Entwicklung dieser Mittelmeernationen aus Frankreich und Deutschland geleistet wurde. Es ist aber bekannt, daß nicht ohne Grund lange vor dem Fürsten aus dänischem Hause als erster griechischer König ein deutscher Prinz gewählt wurde, und daß der italienische Einzug in Venedig und Rom durch Verständigung mit Bismarck erfolgte. Ebenso sind alle Bemerkungen, die sich bei Professor Berrier über Schleswig-Holstein finden, nur mit Rücksicht auf die dänische Minderheit in Nordschleswig, aber ohne geschichtliches Mitgefühl für die weit zahlreicheren Deutschen in diesen beiden Provinzen gemacht. Dasselbe gilt von der Behandlung der elsass-lothringischen Frage, in der neben einer kleineren französischen Bevölkerung eine viel größere rein deutsche Wohnerschaft zu berücksichtigen ist.

Auch darüber will ich nicht ausführlich reden, daß Professor Berrier, indem er die Kämpfe Frankreichs für unterdrückte Nationalitäten bespricht, selbst nicht vermeiden kann, das Verhalten der mit Frankreich verbündeten Großstaaten England und Rußland zu kritisieren. Alles, was er den Deutschen vorwirft, trifft in noch viel höherem Grade diejenigen Mächte, mit denen zusammen die Franzosen den Krieg gegen Deutschland führen. Will er sich nun auf den Standpunkt einer reinen selbstlosen Gerechtigkeit stellen, so muß er denselben Maßstab einer moralischen Geschichtsbeurteilung an alle Staaten und Nationen anlegen; er aber nimmt nur Deutschland aus der Masse heraus und findet nur bei den Deutschen eine Unmoral in der Handhabung politischer und militärischer Kräfte. Was er kritisiert, ist die

imperialistische Methode der Politik an sich, aber er erweckt den Schein, als sei diese Methode eine deutsche Erfindung und Eigenschaft. Dabei übersieht er völlig, wie sehr dieselbe Art des staatlichen Handelns gerade in seinem eigenen Vaterlande Frankreich zu Hause ist und von dort her erst zu uns und anderen europäischen Völkern kam.

Für Professor Verrier beginnt das gegenwärtige Frankreich mit den idealistischen französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts und mit der großen französischen Revolution. Was vorher gewesen ist, spielt für ihn keine Rolle. Für uns Deutsche aber beginnt die französische Geschichte zeitiger. Wir sind durch Jahrhunderte unter französischer Bedrohung gewesen. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden unsere ältesten rein deutschen Kulturgebiete von französischen Truppen zerstört. Die Ruinen von Heidelberg sind für Deutschland ein bleibendes Denkmahl dessen, was Frankreich tut, wenn es die Macht hat. Für uns war die Napoleonszeit die Periode der tiefsten Demütigung und Verzweiflung. Das läßt sich nicht einfach wegwischen mit dem leichten Sage, daß Napoleon nicht Frankreich ist. Was mit Napoleon gezogen kam, waren die Männer Frankreichs. Daß es unter der damaligen französischen Okkupationsarmee auch Kommandeure gab, deren Technik und Wohlwollen anerkannt wird, ist sicher, aber ebenso sicher ist, daß in ruhigeren Zeiten die Verwaltungsleistungen unserer gegenwärtigen Besatzungsverwaltungen in Belgien und Polen mindestens dieselbe Anerkennung finden werden. Unsere eigene neuere Geschichte beginnt mit den Befreiungskriegen gegen die französische Fremdherrschaft, die unter der Verkündigung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unsere Vorfahren unfrei machte, entmündigte und in ein ausländisches Herrschaftssystem hineinzwang. Man soll sich nicht wundern, wenn in Deutschland die französischen Reden von Freiheit und Gerechtigkeit nicht besonders geglaubt werden, denn wir wissen aus Erfahrung, wie sehr sie Vorwand einer starken Eroberungspolitik sein konnten.

Da die persönliche Größe Napoleons auch bei uns geehrt wird, so sind wir nachträglich wohl selber geneigt, ihm gewisse historische Ausnahmeregeln zuzugestehen, aber so weit kann das nicht gehen, daß uns der Glaube an ein Idealbild eines grundsätzlich gerechten Franzosenvolkes zugemutet werden könnte. Alles, was in dieser Richtung vorgetragen wird, ist notwendigerweise für uns eine Legende, die jetzt im Weltkrieg gegen uns geschickt verwendet wird, der aber die Wahrheit nicht entspricht. Unsere Vorfahren haben es mit Schmerzen an ihrem eigenen Leibe erfahren, was von den Franzosen zu halten ist, wenn sie in der Macht sind. Das war für sie fast die trübste Erfahrung unserer ganzen Kulturgeschichte, denn an sich haben die Deutschen stets und seit Jahrhunderten einen Zug der Sympathie zu den Franzosen besessen. Wer unsere ältere Literatur und Kunst kennt, wer unsere Bauten, Verwaltungsgeschichte, Finanzgeschichte, Militärgeschichte nachprüft, der weiß, in wie hohem Grade die Deutschen Schüler und Bewunderer der Franzosen gewesen sind. Wenn uns die Franzosen in der Vergangenheit nach den Grundsätzen behandelt hätten, die Professor Verrier ausspricht, so würde es keine befreundeteren Nationen geben als Deutschland und Frankreich. Erst unter dem Druck der fremden Herrschaft lösten sich unsere größten Geister wie Goethe und Fichte langsam und mühsam vom Franzosenzauber los, und sobald es das politische Wetter links des Rheines erlaubte, hat sich die alte Zuneigung oft sogar in

allzu stürmischer Weise und ohne kluge Zurückhaltung wieder gezeigt. Nichts ist darum falscher, als wenn Professor Verrier davon erzählt, daß er in Deutschland vor dem Kriege einen Haß gegen die Franzosen gefunden habe. Er sagt, daß er den Haß erlebt habe! Wie das aber möglich ist, kann ich, der ich alle Teile Deutschlands kenne und auch ziemlich viel in Frankreich gewesen bin, mir schlechterdings nicht vorstellen. In Frankreich redete man hundertmal mehr vom künftigen deutsch-französischen Kriege als bei uns.

Daß jetzt im Kriege beiderseits die Auswahl der Worte nicht auf Friedenston gestimmt ist, bedarf keiner Ausführung. Man kann von den Vätern und Müttern unserer in Frankreich zugrunde gegangenen Hunderttausende nicht einen unnatürlichen Gleichmut verlangen. Aber das, worauf es hier ankommt, ist, ob vorher bei irgendeinem deutschen Volksteil solcher Haß gegen Frankreich vorhanden war. Ich verneine es durchaus. Es gab bei uns ebenso wie in Frankreich einige Male eine politisch erregte Stimmung, aber gerade in dem von Professor Verrier angeführten Jahre 1911 während der Marokkokrise habe ich das umgekehrte Experiment gemacht wie er. Ich war auf Korsika, landete in Marseille und fand dort Menschen und Zeitungen in südlicher Erregung fast auf Kriegston gestimmt; schon als ich nach Genf kam, klang aber alles viel ruhiger, und von Basel bis Berlin war gewöhnlicher Friede. Die Deutschen waren selbst in solchen Spannungszeiten weit weniger nervös als die Franzosen. Wenn damals die Gattin des Professors Verrier drei Tage und drei Nächte in ihrer deutschen Heimat den Gesang franzosenfeindlicher Lieder gehört hat, so könnte das höchstens „Die Wacht am Rhein“ gewesen sein. Wer aber so wenig Gefühl dafür hat, daß ein Singen der „Wacht am Rhein“ kein feindlicher Akt ist, der sollte sich hüten, in diesen schwierigen Sachen ein Urteil abzugeben. Dieser geschichtliche Gesang ist unsere Marcellaise, unser Bundeslied, unser Dank für die Taten unserer Väter. In Deutschland hielt man den vielhundertjährigen Prozeß zwischen Deutschland und Frankreich für erledigt durch den Frankfurter Frieden. Wir wußten, daß in Frankreich darüber andere Meinungen herrschten, aber wir von uns aus hatten nicht die geringste Veranlassung, einen neuen Waffengang zu suchen. Wenn jetzt nachträglich die Franzosen einige Aussprüche gewesener Generale oder ähnlicher Leute ausgegraben haben, die dem zu widersprechen scheinen, so kann ruhig versichert werden, daß die überwältigende Mehrzahl von uns von der Existenz solcher Worte überhaupt nichts gewußt hat. Es ist unglaublich, welche Zitate wir jetzt vorgelegt bekommen, als seien sie kennzeichnend für die deutsche Gesinnung. Ich mag schon gar nicht mehr über dieses gegen uns ins Werk gesetzte Verfahren sprechen, weil es mit aller Wirklichkeit in zu grellem Widerspruch steht. Jeder von uns, der im öffentlichen Leben spricht und schreibt, bekommt in französischen, italienischen und auch englischen Blättern Sätze als seine früheren Worte vorgeworfen, die er niemals gesagt oder gedacht hat. Wie diese Erfindungen entstehen, weiß ich nicht. Man will uns verleumden; das ist alles! Wenn das nun aber, wie in diesem Vortrage von Professor Verrier, auf dem Hintergrunde einer Gerechtigkeits-theorie und mit Berufung auf persönliche Erlebnisse auftritt, so muß man es gehen lassen: es regnet, wenn es regnen will!

Es sei mir aber erlaubt, an dieser Stelle ein ganz allgemeines Wort darüber zu sagen, ob wir in Deutschland den Krieg gewollt haben oder nicht. Gegen die Franzosen im besonderen hat ihn niemand ge-

wollt, aber natürlich wußten wir, daß, wenn der große Krieg kommt, sich die Franzosen an ihm beteiligen werden. Ich war noch in der Osterzeit 1914 in Frankreich und habe die Vorbereitung der französischen Parlamentswahlen in verschiedenen Provinzstädten mitangesehen. So oft ich in Zeitungen und auf Plakaten von der bevorstehenden preussischen Invasion gelesen habe, habe ich mir gesagt, daß das politische Macho ist, um nationalistische Wähler zu befriedigen, habe aber gleichzeitig immer gefühlt, daß darin ein sehr gefährliches Spiel liegt. So aufregend hat man bei uns seit 1887 keine Wahlkämpfe mehr gemacht. Unter dem Eindruck des französischen Wahlkampfes ging ich zur Verständigungsbesprechung der französischen und deutschen Abgeordneten nach Basel und habe dort neben dem ermordeten Jaurès gegessen. Das war Pfingsten 1914! Was wir beiderseits alle wollten, war die Beseitigung von Mißstimmungen. Dabei haben wir selbstverständlich gewußt, daß die Politik für beide Nationen sehr schwierig ist, aber die Gefühlswiderstände lagen begreiflicherweise mehr auf der französischen Seite als auf der deutschen. Wenn es nun wirklich den von Professor Verrier behaupteten Haß gegen Frankreich bei uns gegeben hätte, welche Vorwürfe hätte man uns dann wegen unserer Friedensfahrt nach Basel gemacht! Es ist aber von keiner einzigen ernsthaften Stelle etwas Derartiges erfolgt. Deutschland hatte keinen Wunsch nach Krieg — am wenigsten gegen Frankreich. Man sah eine englisch-deutsche und eine russisch-deutsche Auseinandersetzung in der Zukunft kommen, aber gewollt haben auch diese nur ganz wenige Menschen und sicherlich am wenigsten die maßgebenden Personen. Ohne auf die endlose Debatte über den Kriegsanfang einzugehen, sei nur so viel hervorgehoben: wenn wir den Krieg gewollt hätten, so würden wir nach unserer Natur und Art ganz anders vorbereitet und gerüstet gewesen sein, als wir es gewesen sind. Der völlige Mangel einer volkswirtschaftlichen Vorbereitung für den Krieg spricht deutlicher als alle Aktenstücke. Wir taten in unserer gefährdeten Weltlage das Nötige, um unser Heer auf der Höhe zu halten, aber das war auch alles. Wenn wir das nicht getan hätten, so würden wir die schwerste Verantwortung auf uns geladen haben.

Schon vorhin mußte ich davon reden, daß Deutschland in der Vergangenheit von den Franzosen bedrängt wurde. Jetzt ist es nötig, einen Blick auf die lange, schwere Vorgeschichte unseres Volkes überhaupt zu werfen. Ein Volk, dem es in der Welt leichter gegangen ist als uns, kann sich auch leichtere weltgeschichtliche Auffassungen und Theorien aneignen. Wir sind etwa vom Jahre 1200 an bis vor 50 Jahren ein Gegenstand fremder Angriffe gewesen. Lange Zeit lag Deutschland als unfertige, bedrohte Masse zwischen Franzosen und Türken. Dazu kamen dann Spanier und Russen. Unser Dreißigjähriger Krieg war eine unglaubliche Zerbrechung unserer Nationalität durch fremde Völker. Wer deutsche Volksgeschichte in den einzelnen Landschaften studiert, der lernt erst genau, wie viele Ortschaften unter den Verwüstungen der Ausländer überhaupt zugrunde gegangen sind und wie nahe unser Volk am politischen Erlöschen gewesen ist. Es litten aber nicht nur unsere Städte und Felder, sondern ebenso unser Charakter durch die Ungunst der geschichtlichen Schicksale. Der Deutsche wurde klein gemacht, partikularistisch, arm und gedrückt. In langsamer Mühe haben sich unsere Väter unter vielen Entbehrungen wieder herausarbeiten müssen, beständig befeindet von den Nachbarn und zerrissen durch eigene kleinstaatliche Widerwärtigkeiten. Daß überhaupt aus diesen Jahrhunderten der Prüfungen

noch ein ganzes lebenskräftiges Volk wieder aufgestiegen ist, ist ein Wunder in unseren eigenen Augen. Daß jetzt die Schlachtfelder Europas nicht mehr in unseren Landgebieten liegen, ist für uns um so merkwürdiger, je mehr wir unsere eigene Geschichte kennen. Wir haben überall ungeführte Grenzen, wir hatten nie den Rücken frei wie Franzosen und Russen. Es war ein Kampf ums Dasein im strengsten, härtesten Sinn dieses Wortes. Was half uns die Tapferkeit unserer Truppen, wenn dann die europäischen Kongresse über uns verfügten? In dieser unglaublich schweren Schule sind wir erzogen worden. Nachdem längst die Franzosen und Engländer unter ihren Königen ihre nationale Einheit gefunden hatten, rangen wir noch um die Anfänge unserer Selbstbestimmung. Wenn dadurch der Charakter unseres Volkes etwas an Weichheit und Geduld verlieren mußte, so kann nur ein unhistorisches Denken sich darüber verwundern. Unser Volk war sehr zur Internationalität geneigt und ist es im Grunde noch heute, aber für uns war die Internationalität noch etwas anderes als für die mehr gesicherten Völker, denn wir hatten die Türken vor Wien, die Russen in Berlin, die Franzosen in Tilsit und Königsberg, die Spanier am Rhein und in Böhmen, die Engländer in Hannover, die Dänen in Schleswig, die Schweden in der Mark Brandenburg, wir hörten alle Sprachen auf unserem Boden und erfuhren die militärische Technik aller früher entwickelten Völker als unsere Belastung. Erst dadurch wurden wir Militärvolk, Verteidigungsvolk und mußten uns vorkommen wie die Belagerten der Weltgeschichte. Aus dieser unserer Vergangenheit heraus wollen wir verstanden sein. Dazu kommt, daß infolge der konfessionellen Zwiespältigkeit auch alle kulturellen und geistigen Fragen für uns schwerer waren als für die anderen Nationen. Das alles liegt irgendwie im Untergrunde unserer nationalen Seele. Sie kann nicht so einfach sein wie die französische Seele. Ich wundere mich nicht, wenn die Völker, die es leichter hatten, unsere seelischen Zustände nicht ohne weiteres verstehen; aber protestieren müssen wir, wenn nun jemand wie Professor Verrier seine französische Seelenlehre einfach als das Normalmaß allen Menschentums hinstellt und uns pharisäisch aburteilt als die Eroberungsfüchtigen, Brutalen und Unkultivierten.

Als die Deutschen endlich nach langem, schweren inneren und äußeren Zwist auch Nation geworden waren, da war die Welt verteilt. Rußland wuchs in Asien, Frankreich wuchs in Afrika und Hinterindien, England wuchs überall in der Welt. Wir aber wurden an jeder Stelle als Eindringling behandelt. Die herankommende internationale Organisation der Menschheit vollzog sich gegen uns. Das fühlten unsere Kaufleute in allen Erdteilen. Wir arbeiteten, stießen aber überall auf Widerstände. Mußte das nicht eine Rückwirkung auf unsere innere Auffassung haben? Wenn wir in der Völkergemeinschaft etwas von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gefunden hätten, die Prof. Verrier preist, dann wären wir nach unserer Anlage die ersten gewesen, diesem wirklichen Internationalismus unsere vollste Zustimmung zu geben. So wie man uns zurückstieß, mußten wir kritisch bleiben gegenüber einer Verkündigung, die für uns immer nur den Charakter einer Deklamation gehabt hat.

Prof. Verrier formuliert den Gegensatz, daß die Franzosen für das Recht an sich kämpfen, wir aber für unser Recht. Ja, in der Tat, wir mußten und müssen für unser Recht kämpfen. Das ist der Inhalt des gewaltigen Krieges, der uns zu ungeheuren Anstrengungen zwingt. So oft wir aus dem Munde des Präsidenten der französischen Republik und der führenden englischen Staats-

männer hören, daß der deutsche Militarismus gebrochen werden soll, wissen wir auf Grund unserer geschichtlichen Erlebnisse, daß damit unsere sauer erkämpfte Selbständigkeit und Selbstbestimmung in Frage gestellt ist. Dieser Militarismus ist uns im Laufe unseres Kampfes ums Dasein als Schutzwanne erwachsen, und wir würden ohne ihn am Strande liegen wie ein Seetier, dem die Schale zerbrochen ist. Daran, daß man uns das staatliche und nationale Leben lassen wird, wenn man uns die Militärorganisation zertreten hat, können wir nicht glauben, denn wir sehen an unseren Bundesgenossen, wie die Friedlichkeit ohne Waffe gegenüber den russischen, englischen und französischen Welt-herrschaftsplänen hilflos ist. Wie ist es der Türkei gegangen? Sie war im letzten Jahrhundert sehr friedlich, aber England nahm ihr Aegypten. Wie ist es Oesterreich-Ungarn gegangen? Niemand kann behaupten, daß dieser Staat gefährliche Pläne hat, aber er wird mit Hilfe der anderen Westmächte von außen her zermühlt. Wo eine schwache Stelle zu sein scheint, sitzt sofort ein Russe oder ein Engländer oder ein Franzose. Bis in die innersten Teile der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie hinein erstreckt sich die staatsauflösende Agitation der Gegner. Erst wurde von Bosnien aus, dann von Serbien aus die Zersetzung betrieben. Das alles geschah mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bis hin zum Thronfolgermord in Serajewo.

Sicherlich gibt es in der Menschheit das Endziel einer besseren Verstandigung aller Völker, und gerade große deutsche Philosophen haben diesem Ziele ihre Kräfte gewidmet. An wahrer Menschheitsgesinnung werden wir von keinem anderen großen oder kleinen Volke übertroffen. Bei uns war Leibniz, Herder, Kant, wir studierten die Nationen, ihre Sprachen und ihre Rechte, wir beteiligten uns an den internationalen Weltverkehrseinrichtungen. Eins nur haben wir nie fertig gebracht, nämlich die merkwürdige dialektische Kunst, alle unsere besonderen Interessen immer als Menschheitsinteressen auszugeben. Das aber haben Franzosen und Engländer zu einer unglaublichen geistigen Technik entwickelt. Der ganze Vortrag von Professor Verrier ist dafür ein höchst bezeichnendes Beispiel. Er beschreibt in kurzen Zügen die französische Geschichte als eine Reihenfolge von Selbstlosigkeiten im Dienste der allgemeinen Gerechtigkeitsidee. Da ich das französische Wesen einigermaßen gut kenne, so bin ich überzeugt, daß er das selber durchaus glaubt. Die Technik, alle eigenen Wünsche als Gerechtigkeit hinzustellen, hat in Frankreich eine solche Virtuosität erreicht und ist so in Fleisch und Blut aller oder fast aller Schriftsteller übergegangen, daß hier jede historische Selbstkritik mangelt. Wenn die Franzosen Marokko haben wollen, so ist es gerecht, daß sie es bekommen. Wer ihnen Widerstand leistet, verletzt die Gerechtigkeit. Auf diese Weise ist Algerien im Namen der Gerechtigkeit erobert worden bis hin zur entsetzlich blutigen Einnahme von Constantine. Gerecht ist es, wenn die Franzosen von den Lagen Napoleons III. an sich Ansprüche auf Syrien konstruierten. Gerecht war es, wie wir hören, daß sie Savoyen und Nizza an sich heranzogen. Einst war es gerecht, daß sie Straßburg besetzten, und wenn es ihnen jemals wieder gelingen sollte, daselbe zu tun, so wird es wieder gerecht sein. Das trifft auch für das megistanische Unternehmen Napoleons III. zu. Gerecht war es, Abtretung Luxemburgs zu fordern. Alles wird mit diesem künstlichen Lichte umgossen: Beleuchtungskunst, die zur Natur geworden ist!

In Wirklichkeit hat Frankreich eine Politik getrieben wie andere Staaten auch. Als

Napoleon III., der letzte große französische Staatsmann, mit Cavour, dem Italiener, über die Befreiung Oberitaliens verhandelte, hat ihn Cavour keineswegs für einen reinen Idealisten gehalten. Napoleon führte den alten Kampf zwischen Wien und Paris und benutzte die italienische Befreiungstimmung für seine europäischen Zwecke. Das war sein politisches Recht, das war französisches Recht, aber nur eben in demselben Sinn, in dem auch wir von „unserem Rechte“ reden. Glaubt man, daß Delcassé nur Idealist war und kein rechnender Realpolitiker? Er gab doch die Milliarden nicht nur für eine Idee an Rußland! Er war Realpolitiker. Wenn er sich dabei verrechnet hat, so wird doch dadurch sein Gedankengang selber nicht nachträglich selbstlos. Ueberhaupt ist es eine Verkenntung der Pariser Regierungszustände, wenn man dort nichts anderes zu entdecken weiß als die Moral des Professor Verrier. Die Regierenden passen sich in ihren Proklamationen an die allgemeine französische Legende an, sind zum Teil vielleicht selber von ihr mit umfassen, aber Legende bleibt es doch, schöner Schein.

Das zeigt sich auch im Verhalten zu den Staatsbürgern fremder Nationalität. Frankreich hat zwar den großen Vorteil, daß es weniger mit fremdsprachlichen Bestandteilen zu tun hat als wir oder die Russen und Engländer, aber dort, wo die Franzosen Fremdsprachler in ihren Grenzen haben, sei es an der spanischen oder an der vlamischen Grenze, da sind sie mindestens so französisch, wie wir in Nordschleswig oder Posen oder Mühlhausen deutsch gewesen sind. Ich persönlich halte weder ihre noch unsere Praxis gegenüber den sprachlichen Minderheiten für richtig und habe immer gegen sie protestiert; aber was wir zurückweisen müssen, ist die hochmütige Unterstellung, als sei das Franzosentum in dieser Hinsicht von anderer Art als das Deutschtum. In Dünkirchen ist es nicht anders als in Apenrade oder Flensburg. Und welcher Franzose hat seine Stimme für die Blamen in Belgien erhoben? Auch sie verlangten Schulen in ihrer eigenen Sprache, aber der Franzosengeist ließ das nicht zu. Es steckt im Franzosen mindestens so viel nationalistische Unbuddsamkeit gegen Minderheiten wie in irgendeinem anderen Volke.

Auch finde ich, daß in Frankreich selbst die demokratische Freiheit nicht größer ist als in Deutschland. Es ist zwar nicht ganz leicht, darüber ein endgültiges Urteil abzugeben, weil die beiderseitigen Staatsverfassungen von vornherein sehr verschieden sind. Wir haben auf Grund unserer Geschichte mehr monarchische Grundformen und sind in Wahlrechten noch nicht am Ende der Entwicklung angelangt, aber wenn ich praktisch den einzelnen Bauern oder Handwerker in Frankreich mit dem entsprechenden Mann in Deutschland, auch in Preußen, vergleiche, so besitzt der einzelne deutsche Staatsbürger einen größeren Anteil an der öffentlichen Verwaltung, weil bei uns die Gemeindeverwaltung viel mehr bedeutet als unter dem französischen Präfektur- und Zentralisationsystem. Wir sind dezentralisierter, und zwar mit Absichtlichkeit, stehen darin dem Engländer näher als dem Franzosen. Die Bewegung für Einführung des Proportionalwahlsystems würde vor dem Kriege in Frankreich nicht so lebendig gewesen sein, wenn schon durch die bisherige Verfassung die Freiheit und Gleichheit genügend gewahrt wäre. Die in den Weststaaten landläufige Darstellung, als seien wir Deutschen nichts als Knechte eines zäsaristischen Systems, gehört auch zur künstlichen Verschiebung der Verhältnisse. In allen Staaten verlangt die Opposition erhöhte Rechte des Volkes, auch in Frankreich. Wer die sozialistischen Zeitungen Frankreichs kennt, der weiß,

daß sie vor dem Kriege über ihre Regierung nicht anders redeten als die deutschen Sozialdemokraten über die unsrige. Und als der Krieg kam, da waren wir zwischen einer Menge von Feinden ein einheitliches Volk und sind es noch heute. Wir werden nach dem Kriege unsere Verfassungsverhältnisse, soweit es nötig ist, weiter verbessern, brauchen aber dazu keinen ausländischen Druck. Es gibt im gegenwärtigen Deutschland niemanden, der von den Franzosen befreit sein will, weil niemand glaubt, daß die ewig große und ewig hohe Freiheit selber ihren ganz besonderen Sitz in Paris habe.

Soviel man aus französischen Zeitungen ersehen kann, trösten sich jetzt im Kriege die Franzosen vielfach mit dem Gedanken, daß sie zwar sehr schwere Opfer zu bringen haben, daß aber durch ihre Opfer die Ideen der französischen Revolution zum Siege in der Menschheit gelangen. Dieser Gedankengang mag für die französische Seele notwendig sein, aber er ist sachlich falsch. Die Franzosen sind, soviel wir sehen, infolge der Politik, die Delcassé mit König Eduard VII. vorbereitet hat, in eine Lage gekommen, die als das Ende ihrer einstmals so großen ruhmreichen Politik angesehen werden muß. Daran ändert es auch nichts mehr, wenn sich das Kriegsglück stärker als in den zwei ersten Kriegsjahren den Mächten der Entente zuwenden sollte; denn auch in diesem von uns nicht gewünschten und nicht erwarteten Falle sind es nicht mehr die Franzosen, die als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, sondern die Engländer. Frankreich wird zur Abhängigkeit vom englischen System gedrängt. Der uralte englisch-französische Wettkampf ist erledigt, und zwar zum Nachteil der Franzosen. Wie soll der französische Stolz das ertragen, wenn er sich nicht den Gedanken zurechtlegt, daß dabei wenigstens eine französische Idee zum Siege gelangt sei? Es hat etwas Tragisches, dieses Verzicht der französischen Nation zu schauen. Nichts aber ist sachlich irriger als das im Kriege entstehende Großengland, das viel militärischer und imperialistischer aus dem Kriege herauskommt, als es hineingegangen ist, oder gar das russische Reich für die Diener und Ausführer der Ideen von 1789 zu halten. England war von niemand bedroht, es kämpft für eine Weltmacht in allen Erdteilen, es treibt eine große, kalte, harte Politik, die sehr weit entfernt ist von allen jenen geistigen Regungen, die in den Seelen französischer Intellektueller ihr Dasein führen. Englands Politik ist Tatsachenpolitik, nicht Ideenpolitik. Und Rußland hat überhaupt nie innerlich zur französischen Seele ein Verhältnis gehabt. Selbst wenn der unerwartete Fall eintreten sollte, daß die englisch-russische Gemeinschaft die Oberhand behält, so ist damit der Welt im Sinne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nichts gegützt. Im Gegenteil, würde die von unseren Gegnern erstrebte Ausschaltung Mitteleuropas und besonders Deutschlands aus der Führung der Weltpolitik ein Zerbrechen fast aller Selbständigkeiten außer England, Rußland und Nordamerika bedeuten. Wenn deshalb wir Deutschen alle unsere Kräfte anstrengen, um diesen Sieg der vereinigten Gegner zu verhindern, wenn wir alle unsere Söhne an den doppelten und dreifachen Fronten kämpfen lassen, so tun wir das zunächst naturgemäß um unseres eigenen Lebens willen, aber wir wissen dabei, daß wir gleichzeitig das Recht und die Selbständigkeit aller anderen Nationen mitverteidigen. Unser Freiheitskampf ist ein weltgeschichtliches Ringen um die weitere Möglichkeit staatlicher Unabhängigkeiten überhaupt. Es ist unser Schicksal, diesen schweren Kampf durchführen zu müssen. Wir haben ihn nicht gesucht, sondern er ist uns auferlegt

worden. Wer von uns die verworrenen Dinge der irdischen Welt religiös betrachtet, der fühlt, daß die Vorsehung von uns etwas Ungeheures verlangt, wie es kaum jemals von einem Volke verlangt wurde. Aber sie würde es nicht von uns verlangen, wenn sie nicht annimmt, daß wir es leisten können. Durch die Größe der Aufgabe stählen sich die Kräfte. Von Tage zu Tage wird der Widerstand fortgesetzt, bis wir einmal unsere vom Kriege noch übriggebliebenen Männer heimrufen können zu den Werken des Friedens auf dem Acker und in der Werkstatt.

Die Norweger und anderen Neutralen sind Zuschauer des Dramas, in dem wir Handelnde sein müssen. Sie können als Zuschauer beide Heerlager betrachten. Dabei erwarten wir nicht, daß sie für uns parteiisch sind, aber daß sie gerecht bleiben in ihrem Urteil.

Johannes Fischer, M. d. L. / Die wirtschaftliche Wehrpflicht

Der Vorstand des Kriegsernährungsamtes hat zu Beginn des dritten Kriegsjahres einen Aufruf erlassen: „An die Verteidiger des Vaterlandes in der Heimat.“ Das ist eine Anrede an die zu Hause Gebliebenen, die ihr gutes Recht, ihren tiefen inneren Sinn hat, die eigentlich nur die logische Folge der Tatsache ist, daß dieser Krieg nicht allein ein militärischer, sondern auch ein wirtschaftlicher, ein Volkskrieg im vollen Sinn dieses Wortes geworden ist. Das ist aber, so wie die Dinge sich entwickelt haben, im Hinblick auf die wirtschaftlichen Wirkungen nur sehr bedingt richtig. Je länger der Krieg dauert, um so unschöner treten die Unfertigkeiten und Unstimmigkeiten in bezug auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in die Erscheinung. Was Professor Harnack in seiner Berliner Rede vom 1. August in der Richtung geäußert hat, sollte eigentlich gerade von den Kreisen am wenigsten bestritten und beschönigt werden, die an der Erhaltung privatwirtschaftlicher Grundsätze nach dem Kriege ein lebhaftes sachliches und persönliches Interesse haben.

Nehme man doch die Gleichstellung: „Verteidiger im Felde“ und „Verteidiger in der Heimat“ und sehe sich dann die grundsätzliche Verschiedenheit der inneren Triebkräfte und der äußeren Rechtsverhältnisse bei den beiden Gruppen an! Die Gesetze für die militärische Armee kennen nur Pflicht und Unterordnung, und es wird jedem Soldaten immer wieder aus den Kriegsartikeln mitgeteilt, daß er, selbst unter Einsatz des eigenen Lebens, für Volk und Vaterland eintreten müsse. Man fragt nicht nach Neigung und Beruf, nicht nach dem Schaden, den sein Geschäft und seine Familie erleiden. Das Vaterland braucht ihn, also muß er gehen. Und jedermann hält diesen Standpunkt dem „Volk in Waffen“ gegenüber für ganz selbstverständlich. Der Krieg ist aber für die Auffassung weiter Kreise noch viel zu sehr eine rein soldatische Angelegenheit, und sehr viele Unberufene sind mit ausdringlicher Geschäftigkeit hinter jedem Her, von dem sie aus irgendwelchen Gründen annehmen, daß er auch noch pflichtig und geeignet wäre, in militärische Dienste zu treten.

Mir fällt es ganz gewiß nicht ein, an der militärischen Pflicht etwas lockern oder irgendeiner Drückebergerei das Wort reden zu wollen. Ich meine vielmehr, wenn diese strenge Pflichtauffassung nur dem militärischen Kriegsdienst

gegenüber gilt, so ist das eine halbe Sache. Und eben diese Halbheiten und die daraus sich ergebenden Ungleichheiten in der Kriegsbelastung sind es, die durch ihre ungewollte, aber tatsächlich vorhandene Ungerechtigkeit ein Gefühl von Erbitterung schaffen, an dem man nicht einfach achtlos vorübergehen kann. Wir brauchen ganz andere Kriegsleistungsgesetze, als wir sie bis jetzt haben, durch die auch die wirtschaftlichen Leistungen der Heimat in weit höherem Maße, als es bis jetzt der Fall ist, unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Wehrpflicht gebracht werden können. Welche gegensätzlichen Auffassungen hier vorhanden sind, mag an einigen Beispielen klargemacht werden. Man nehme zwei Schneider, der eine ist militärtauglich, wird eingezogen, kommt zum Bekleidungsamt und erhält täglich 33 Pfennig, der andere ist untauglich, bietet sich aber als freier Arbeiter demselben Bekleidungsamt an und erhält für seine Leistung einen — der Kriegsteuerung entsprechenden — noch höheren Lohn als zur Friedenszeit. Oder zwei Angehörige der Maschinenindustrie. Der eine ist in einer Weberei als Reparateur und wird als tauglich sofort eingezogen. Der andere ist in einer Maschinenfabrik, die sofort große Kriegslieferungen erhält. Er ist zwar auch tauglich, wird aber, weil unbedingt notwendig, immer wieder zurückgestellt und erhält auch wieder einen Lohn, der den jetzigen Preisverhältnissen entspricht. Dabei sind das alles noch die einfachsten Fälle. Die gegensätzlichen Wirkungen steigern sich bei den selbstständigen Gewerbebetrieben oder gar bei den Inhabern großer Geschäfte in noch viel höherem Maße. Aber was noch am unschönsten ist, das sind die völlig verschiedenen Methoden und Mittel, wie man die Leistungen im Militär- und die Leistungen im kriegswirtschaftlichen Gebiete zu steigern sucht. Dort durch moralische Einwirkung und durch den Zwang harter Kriegsgesetze und hier durch das Angebot höherer Preise und „angemessenen“ Reingewinn usw. Das böse Wort vom „Anreiz“ zu erhöhter Produktivität, das bei der Kriegsindustrie vielfach — wenigstens anfänglich —, ganz besonders aber bei der Lebensmittelversorgung, eine so häufige Anwendung fand und noch findet, hat unter dem „Volk in Waffen“ einen sehr üblen Klang. Es ist nicht meine Sache, Vorschläge zu machen, wie das auszugleichen sei oder wie wenigstens auch nur einigermaßen die militärischen und die wirtschaftlichen Leistungen während des Krieges unter die Herrschaft und den Geist gleichartiger Pflichtauffassung zu stellen seien, aber daß hier Abänderungen notwendig sind, ist nach den Erfahrungen dieses Krieges jedem klar, der einigermaßen Fühlung mit dem — im Wort so oft verherrlichten — Musketier oder Kanonier hat.

Wo hat man denn je einmal den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht so in ihren letzten Folgerungen sich auswirken sehen wie bei uns jetzt, da wir das dritte Kriegsjahr begonnen haben. Und es sagt nichts gegen den großen Gedanken, der sich in ihr auswirkt, wenn die Erfahrung nun auch die Schatten, die jedes große Licht notwendigerweise auch wirft, schärfer und klarer umreißt, als das je sonst der Fall war. Noch nie hat ein Volk mit so feingegliedertem Wirtschaft eine so lange und so einschneidende Kriegserschütterung zu tragen gehabt wie jetzt das deutsche, darum konnten auch die Wirkungen anderer Kriege nicht dieselben Störungen und ungleichen Belastungen hervorrufen, wie der jetzige.

Selbstverständlich kann und will niemand einzelne Wirtschaftsgruppen anklagen oder dafür verantwortlich

machen, aber das muß doch erlaubt sein, aus den — wirklich nicht leichten — Kriegserfahrungen heraus darüber zu reden, wie man die Lasten und die wirtschaftlichen Störungen des Krieges auf Feldarmee und Heimarmee gleichmäßiger verteilen kann. Daß daneben auch innerhalb des Militärs selbst noch viel Unebenheiten bestehen, ist bekannt, aber man darf die andere oben besprochene Unfertigkeit des Gedankens von der allgemeinen Wehrpflicht nach der wirtschaftlichen Seite deshalb nicht außer acht lassen. Daß die kriegswirtschaftlichen und die Volksernährungsfragen auch noch eine andere Seite haben, weiß ich wohl. Man läßt nur jetzt, mit der Begründung, daß die Leistung selbst das Wichtigste sei, gleichgültig von welchen Beweggründen aus und nach welchen wirtschaftlichen Gesetzen alles vor sich gehe, auch Dinge laufen, die dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht, der für das militärische Deutschland gilt, geradezu ins Gesicht schlagen. Und das ist es, was unerträglich ist, was wie eine zehrende Krankheit an denen nagt, die nur unter dem Gesetz der Pflicht, nicht dem des Anreizes stehen, und was oft gerade den besten unter ihnen die stolze und freudige Erfüllung dieser Pflicht gar leicht vergällen kann.

Ludwig Herz / Festsetzung oder Selbstregelung der Preise?

Seit dem Frühjahr — oder hängen wir einmal der Kage die Schelle um — seitdem die Vorräte so knapp geworden sind, daß auch diejenigen, die das nötige Geld haben, nicht soviel Nahrungs- und Genußmittel mehr erstehen können, wie ihren Ernährungs-, vielfach Ueberernährungsgewohnheiten entspricht, ist die Frage der Lebensmittelverschaffung und Verteilung in den Vordergrund der Gespräche gerückt. Das hat sein Gutes. Täglich schaut auch der Städter auf das Barometer und fühlt die Sorgen des Landmanns mit; die Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute“ hat ihren alten, tiefen Sinn wiedergefunden. Es wird vielleicht einmal, wenn die Leidenschaften verbraucht sind, dazu helfen, den Nebel zu zerstreuen, der sich jetzt zwischen Stadt und Land gelagert hat.

Nun hapert es zweifelsohne an vielen Stellen der staatlichen Organisation unserer Lebensmittelversorgung. Die Erweiterungen der Einkaufsgesellschaften haben die gegen sie erhobenen Vorwürfe nicht immer zu entkräften vermocht. Der schwerfällige bürokratische Mechanismus kann das schmiegsame, anpassungsfähigere, sachkundigere Händlertum nicht ganz ersetzen. Es ist daher in vielen Kreisen erwogen und besprochen worden, ob die ganze gesellschaftliche Bewirtschaftung nicht von Uebel sei, Erörterungen, bei denen allerdings nicht selten vergessen wird, daß auch die beste Organisation nicht mehr verteilen kann, als da ist. In die Öffentlichkeit getragen sind diese Angriffe gegen das System nicht von den Anhängern des wirtschaftlichen Liberalismus, sondern gerade aus denjenigen Linien heraus, die sich früher als Gegner des Zwischenhandels und Anhänger großzünftlicher Ordnung durch ein den heutigen Zuständen vielfach entsprechendes Netz von Syndikaten und Kartellen bekannt haben, und deren politische Weltanschauung die Atomisierung der Wirtschaft ablehnte. Die Angriffe gegen die staatliche Regelung sind allerdings nicht ohne inneren Widerspruch. Während die „Deutsche Tageszeitung“ z. B. die Verordnungen über die Regelung in der Textilindustrie lobte, finden sich in ihr und in geistesverwandten Blättern scharfe Angriffe gegen die doch auf ähnlichen Grundsätzen für den Lebensmittelmarkt aufgebauten Einrichtungen und gegen das System selbst. Von besonderer Bedeutung sind wegen der Wucht, mit der sie vorgetragen und wegen der Persönlichkeit der Verfasser die Angriffe, die Herr v. Oldenburg-Januschau in seinem bekannten Briefe an den Landwirtschaftsrat und der frühere Generallandwirtschaftsdirektor Rapp in seiner vielbesprochenen Broschüre vorgetragen haben. Oldenburg

verlangt im wesentlichen Abschaffung der Höchstpreise für Gerste und Schweine. Die Schrift von Rapp beklagt die Ausschaltung des Groß- und Kleinhandels infolge eines bedenklichen Staatssozialismus. Mit den Höchstpreisen wolle man den Massen schmeicheln. Die Höhe der Preise bei freiem Wettbewerb würde die nötige Sparsamkeit erzielen, für die, die die hohen Preise nicht zahlen könnten, würde die Unterstützung der Gemeinden und die freie Liebestätigkeit das Nötige leicht beschaffen. Der Bauer verstehe und vertrage dieses System von Höchstpreisen, Enteignungen und Beaufsichtigungen nicht, er fühle, daß er dadurch zum Arbeitsklaven des Verbrauchers in den Städten werde, dadurch werde die Produktion gelähmt. Wenn die kleinen Leute lohnende Preise vor sich sehen würden, würden sie auch produzieren.

Daß diese dogmatisch freihändlerischen Ideen gerade von rechtsstehender Seite geäußert werden, entbehrt einer gewissen Pikanterie nicht, ist aber psychologisch erklärlich. Zunächst wird dort, wo man bisher verlangt und erreicht hatte, verhäßteltes Kind der Wirtschaftspolitik zu sein, eine Stauung privatwirtschaftlicher Ungebundenheit, der auch gewerbliche Erzeuger sich beugen müssen, doppelt hart empfunden, sodann aber, und das dürfte das Entscheidende sein, haben sich landwirtschaftliche Kreise so in den Gedanken eingelebt, daß die deutsche Landwirtschaft die Bevölkerung fast reistlos ernähren könne, daß sie den Grund der fühlbaren Fehlbeträge der Binnenerzeugung nicht in den natürlichen Ursachen suchen, sondern Fehler des Systems zu finden hoffen.

Die Anhänger des freien Marktverkehrs behaupten daß durch die Regelung die Erzeugung eingeschränkt werde, eine vergrößerte Erzeugung würde stärkeres Angebot und damit billigere und reichlichere Ernährung bedeuten. Es wäre nun Pharisäertum, wenn die Stadt, wo die Kriegskonjunktur auch weidlich ausgenutzt wird, von den Landwirten verlangen würde, daß sie ihre Erzeugnisse ohne angemessenen Nutzen abgeben sollen. Auf der anderen Seite hieß es aber die Landwirte beleidigen, wenn man glauben würde, daß die jetzt erzielten Preise, die den Erschwerungen des Betriebs und der Erhöhung der Produktionskosten reichlich Rechnung tragen, ihnen immer noch nicht hoch genug seien, um die Produktion auf die höchste Möglichkeit zu steigern oder daß die Verärgerung über behördliche Angriffe sie zu einer Art stillen Widerstandes verleiten könnte. Einzelne Fälle solch unpatriotischen Verhaltens mögen vorkommen, im ganzen ist jedenfalls während der Dauer des Krieges eine zu Buch schlagende Vermehrung derjenigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht zu erzielen, an denen wir jetzt Mangel leiden.

Jeder Haushalt verdankt im Frieden 64 Pfund Fett dem ausländischen Handel; lebte einen Tag in der Woche von fremder Milch; jedes zweite Ei, das gegessen wurde, war aus dem Ausland eingeführt. Können diese Ausfälle auch nur einigermaßen ersetzt werden, jetzt, wo der Bestand unseres Federviehes infolge des Mangels an Körnerfutter stark gelichtet ist, wo die Zahl unserer Milchkühe um $\frac{1}{10}$ zurückgegangen ist und die übriggebliebenen beim Fehlen des Kraftfutters weniger und weniger fettreiche Milch geben? Von den 46 Kilo Fleisch, die nach richtiger Berechnung im Frieden auf den Kopf der Bevölkerung entfielen, kamen allerdings nur 5 v. H. aus dem Ausland, aber das Inland brachte Kraftfutter nur für 20 Wochen im Jahr. Wie sollen wir diesen Fehlbetrag ersetzen? Wir können uns dabei auf Herrn v. Oldenburg selbst dafür berufen, daß eine Steigerung des Futtergetreideanbaues nur auf Kosten des Brotgetreides möglich ist, an dem wir wahrlich keinen Ueberfluß haben! Da ferner die 3 Millionen Tonnen Roggen, die früher verfüttert werden konnten, jetzt vermahlen werden müssen; da die schärfere Ausmahlung des Roggens die Melemengen sehr fühlbar verringert und die hierzu reichlich zur Schweinemast verwendeten Abfälle sehr zusammengeschrumpft sind; da dem Kleinmäster als Lohn für die Mühe und Arbeit eine Bevorzugung bei der Fleischverteilung gebührt, endlich die Heeresverwaltung größere Ansprüche stellen muß, ist es unmöglich, der städtischen Bevölkerung mehr als $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ des Friedensverbrauchs zuzuführen.

Liegen die Verhältnisse so, was würde die Folge eines freien

Marktverkehrs sein? Knappes, durch spekulative Zurückhaltung und Ringbildungen sowie durch den Grenznutzen für den Erzeuger noch beschränktes Angebot auf der einen Seite, auf der anderen Seite stürmische Nachfrage, deren Dringlichkeit die Preise immer weiter treiben würde. Wir haben das erlebt, zuerst beim Getreide, dann beim Reis, bei der Butter, beim Fleisch, zuletzt noch bei Obst und Gemüse, nicht weniger aber auch bei Pferden, beim Vieh, beim Leder, bei den Erzeugnissen des Stahlwerksverbandes usw. Und daß wir für Kohlen nicht allzu hohe Preise bezahlen müssen, ist lediglich dem Widerstande der preußischen Regierung zu verdanken. Wir haben aber auch gesehen, wie viele Hausfrauen eingehamstert haben; und wer auf das Land kommt oder auch nur in den Kurorten der Ueberschußprovinzen gewesen ist, konnte beobachten, welche Phantasiereise von wohlhabenden Städtern geboten wurden.

Eine Entfesselung der Gerstenpreise! Der Grundfehler unserer staatlichen Preisregelung liegt darin, daß durch die bereits jetzt übermäßigen Gerstenpreise nicht nur die Schweinemast verteuert, sondern auch das natürliche Wertverhältnis zwischen Brotgetreide und Futtergetreide verschoben wird — im Durchschnitt der letzten zehn Friedensjahre 129 : 160, bis jetzt dagegen 240 : 300 —, eine Emporschiebung der Futterwerte, die zur Verfütterung von Roggen und Kartoffeln verführt und zur Verteuerung der Kartoffeln genötigt hat. Nun fehlt uns aber gegenüber den Friedenszeiten mindestens die Hälfte des Futtergetreidebedarfs; nach der Formel von Gregory King würden die sich selbst überlassenen Gerstenpreise sich verfünffachen und auf mindestens 700 M. die Tonne heraufklettern. Einem Gerstenpreis von 700 M. entspricht aber ein Schweinepreis von 1260 M. für 100 Kilo Lebendgewicht und ein Futterwert der Kartoffeln von 390 M. die Tonne! Es wäre Papiervergeubung, solchen Wahnsinn weiter auszumalen.

Die Preise durch den freien Wettbewerb sich bilden lassen, hieße also den Erzeugern übermäßige Gewinne zuschanzen, einer Schicht von Wohlhabenden, die im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung klein, aber doch groß genug ist, um die Vorräte an Eiern, Milch, Fleisch, Fett, auch bei einer kleinen Mehrerzeugung aufzunehmen, zu gestatten, ihre Friedensgewohnheiten über das Notwendige hinaus zu befriedigen, die große Menge der Bevölkerung aber in eine Notlage zu bringen, die sie nicht ertragen kann noch will. Ich weiß nicht, ob die Personen, die jetzt den temperamentvollen Ausführungen des Herrn v. Oldenburg ihre Zustimmung bekunden, von der Stimmung der Massen die wahre Vorstellung haben. Sie sollten einmal eine großstädtische Versammlung besuchen, in der Ernährungsfragen behandelt werden: Sie würden sagen, daß die Einschränkungen, die vielfach Entbehrungen sind, willig hingenommen werden, die Entrüstung wendet sich nur gegen die ungleiche Verteilung und die übermäßigen Preise. Also nicht Wiedereröffnung des freien Marktes, sondern, wo es not tut, Verbesserung des Systems, das noch immer allzusehr die großen Erzeuger und wohlhabenden Verbraucher begünstigt und landschaftlichen Willeleien allzu elastisch nachgibt.

E. D. Gallwiz / Die Galerie Erich Cüpper in Nachen

Am Verlage von Kurt Wolff, Leipzig, ist unlängst ein schmales Büchlein herausgekommen, das mit seiner Forderung, in weitester Öffentlichkeit beachtet zu werden, heute zunächst wie sehr am Plage erscheint: Sammlung der Werke von Bernhard Hoetger, Vorwort von Georg Biermann, Einleitung von Kasimir Edschmid — so lautet sein Gesamttitlel. Kunst und Kunstsammlerwerk zu einer Zeit, wo jeder Tag Zweck und Bestimmung durch das Ringen um das nackte Leben unseres Volkes empfängt! Zunächst möchte das als Widerspruch erscheinen; aber wenn wir zurückdenken in diesem Kriege, so hat von Anfang an die Kunst ihre Stelle in ihm gehabt, und nicht nur bei den Außenstehenden — wie weit auseinandergezogen und dünn sind

an den äußersten Peripherien unseres Volkslebens die Reihen derer geworden, die man als außenstehend bezeichnen kann! — sondern mitten in seinem Herzen, da, wo am heftigsten gestritten und gelitten wird. Die Bücher der Dichter und die Musik sind die Genossen unserer Soldaten draußen in den Schützengräben, und wo es einmal zu einem tieferen Aufatmen zwischen den Kämpfen kommt, werden sie selbst schöpferisch: Blumenbeete, Bilder, Verse und Grabdenkmäler für die gefallenen Kameraden entstehen da in naiver Gestaltungsfreude.

Als ein unmittelbares und stärkstes Erfashtwerden vom Kunstwerk ist die Tat, von welcher das vorliegende, der Galerie Cüpper in Aachen gewidmete Heftchen Kunde gibt, zu werten; ihre Wurzeln sind tief eingesenkt in diesen Krieg, ihre Krone wächst weit in die Friedens Zukunft hinein. Herr Erich Cüpper kehrte schwer leidend von den Schlachtfeldern heim; nach Monaten tritt der noch nicht Genesene in einer Berliner Kunstausstellung zum erstenmal dem plastischen Werk Bernhard Hoetgers gegenüber; es erfasst ihn wie das wiedergewonnene Leben selbst; die eigene Ergriffenheit gebietet die Tat: er beschließt, das gesamte Werk dieses Bildhauers, soweit es nicht in Galerien oder in Privatbesitz sich befindet, in seiner Vaterstadt in einem Museum aller Welt zugänglich zu machen. Wir sehen hier etwas geschehen, das nur in seiner alleräußerlichsten Gebärde mit einer, einem Mäzenatentum entsprungenen Handlung Ähnlichkeit hat. Immer sind bei jenem Ruhe und Satttheit, die zu Spiel und Luxus im feinsten Sinn auffordern, die Basis, und der Mäzen stellt sich gleichsam über seine Stiftungen und über die, welchen sie zugute kommen; hier ist ein Persönlichkeitserlebnis der Erreger zur Tat eines, der ein neues Leben im Geist des Kunstwerkes fand und erfuhr, und der es nun in alle Welt hinausruft: kommt und schaut und fühlt wie ich! Hier wirkte der Sinn, der in den zusammenschweißenden Glutten des Krieges gebildet wurde: Nichts für mich allein, auch nicht eine Kunst, die vom Esoterischen aus verstanden werden will; wenn ich Höchstes empfangen soll, soll es in Gemeinschaft mit allem Volk geschehen! . . . Diese Museumsgründung hat etwas von einer Kunstpredigt an sich, sie steht wie auf einem Programm. Wir haben uns zu hüten, daß wir mit diesem Programm, das der Kreis, welcher um Bernhard Hoetger ist, aufrichtet, nicht des Künstlers Wesen selbst verwechseln, der als ein Schaffender nicht mit Worten verständlich, sondern nur dem Auge sichtbar machen kann, was sein Geist gestaltet. Ueber den Künstler Hoetger geben in der vorliegenden Broschüre Georg Biermann und Kasimir Edschmid kurze Deutungen. In den Schlußsätzen seiner Ausführungen faßt der letztere Hoetgers Erscheinung an sich und seine Bedeutung für unsere Kunst Zukunft zusammen. Er sagt von ihm: „Hier ist der repräsentative europäische Bildhauer der Zeit, der den Sprung ins Ueberfinnliche zuerst gewagt hat.“ Und weiter: „Von seiner Kunst reden heißt den geheimen Trieb der Epoche darstellen. . .“

Leo Sternberg / Der mobile Rußbaum

Männer sind morgens gekommen und haben dich gezeichnet. Auch du sollst mit in den Krieg; und dein stattlicher Stamm, der aus dem engen Höfchen des Hauses hochaufgeschossen überm Dach den Wipfelbusch breitet, soll Gewehrschäfte liefern. Mir träumte dieselbe Nacht, wie statt eines Engeltopfes der kahle Schädel des Tods aus den Wolken schaute. Holzhauer kamen mit Beilen, Sägen und Seilen, und geduldig ließe dich an dem moosigen Fuße anhängen und fiellst mit krachendem Donner, als stürzte eine Säule der Welt . . . Ich erwachte und sprang an das Fenster und weinte vor Freude, als ich dich mit den Blüten der Sterne in laublosen Zweigen klar vor dem Himmel erblickte, als hättest du dich bekränzt und verschleuchtest den Schlummer,

jede Stunde noch anzukosten, die das Schicksal dir ließ, mein Kamerad! Denn auch ich und wir Zuhausegebliebenen alle sind Reservisten, alarmbereit, und jeder Tag in der Heimat ist uns seitdem täglich ein neues Geschenk. Die Waldeswildnisse, die ich kenne, Burgtrümmer und Ackerwege, Ufer, Bachtäler, Riesabhänge und Heiden — alles besuche ich noch einmal und schlürfe Deutschland ein wie einen berausenden Trank.

So verweile ich auch bei dir, du Wacht meines Hauses, der meinen Eingang und Ausgang gesegnet, seit ich als Kind die Schiffchen der Rußschalen ließ in den Lämpeln schwimmen und deine Früchte in Schaumgold und Silber vom Weihnachtsbaum pflückte.

Dein schwarzes Zweigegeespinnst, das mein Fenster vergittert, Das Astloch am spangrünen Stamm, wo die Haubenmeise nistet . . . deine wiegenden Äste . . . die weißen Wolken, die über dir fliegen, wenn du in bronzener Seide des ersten Frühlingslaubs prangst

— — ach, wenn ich tausend Tode im Trommelfeuer sterbe, so habe ich vorher tausend Leben gelebt.

Ja, ich weiß, auch du trägst, seit du gezeichnet, selig im Korb deines Wipfels die Last der Welt.

Die Sonne erhebt sich darin und der Mond wie glühende Früchte.

Ob in den grauen Mantel des Regens gehüllt, ob du aprillschlank das Haar zurückwirft in das Blau, ob du über mein Fenster spreizest dein Netz von zitternden Schatten,

jeden Blick abzufangen, den ich hinausenden will, und jedem den Weg zu verlegen, der zu mir eindringen möchte. — Gesang bist du dir geworden und strahlst aus der dunklen Erde

hinaus und rauschest mit in den brausenden Donner der großen Gemeinschaft, die uns alle als Brüder umschlingt. Ja, eines Morgens, als es im Osten flieberrot tagte und die Gärten noch schliefen, überraschte ich dich, wie du an beiden Seiten den grünen Mantel erfasstest und heimlich anfingst, dich tanzend zu wiegen, und ein Reigen von lustigen Geistern kreiste mit um den tanzenden Baum. O, daß dies Bild, in mein feuchtes Auge geschrieben, mit meinem Auge vergeht! Daß du stirbst mit mir, wie das Bild erlischt, das von mir in dir wohnt! Daß du mitnimmt

mit dir dein Wissen um uns in ewiges Geheimnis!

Karl Bröger / Stadt im Abend

Vom Himmel tastet eine Riesenhand, aus grenzenlosem Grau herübergrabend. — Sie packt die Stadt und rückt sie in den Abend, verschüttet rings in Finsternis das Land, — Vom Himmel tastet eine Riesenhand.

Das seltsam bleiche Leuchten ist erwacht. — Es starrt so böse und feindlich in das Dunkel, und seiner Strahlen spitziges Gefunkel bohrt messerscharf sich in das Fleisch der Nacht. — Das seltsam bleiche Leuchten ist erwacht.

Bald zückt den blanken Stahl ein jedes Haus. — Wie Dolche blitzen Lichter in der Munde, und jeder Schein ist eine offene Wunde am Leib der Nacht und blutet Helle aus. — Bald zückt den blanken Stahl ein jedes Haus.

Gottfried Traub / Wunderwelt

Gott ist ein Wunderding, er ist das, was er will und will das, was er ist, ohn' alle Maß und Ziel. *Argeius Silenus.*

Kürzlich hat ein Naturforscher untersucht, welche Wirkungen das Hungern auf gewisse Tierkörper ausübt. Er fand, daß Larven vom Schwarzkäfer, die hungerten, ihre Entwicklung zum vollen Käfer bedeutend früher beendigten, als gleichalte Tiere, die regelmäßig weiter gefüttert wurden. Diese Beobachtung, die auch den anderen Gelehrten einst mitgeteilt worden war, gewinnt aber an Erstaunlichkeit, wenn man sie mit einer zweiten Tatsache zusammenhält. Untersuchungen an niederen und höheren Pflanzen wie an Tieren in verschiedenen Abschnitten ihrer Entwicklung haben ergeben, daß eine mangelhafte Ernährung eine verfrühte Geschlechtsvermehrung nach sich zieht. Bei Bakterien und Urtieren findet sofort die Bildung von Sporen statt, wenn sie unvermutet in ungünstige Ernährungsbedingungen gebracht werden. Diese Sporen dienen der Vermehrung und sollen die Art fortpflanzen. Wir sehen also: wenn das einzelne Tierchen sich nicht mehr recht am Leben erhalten kann, weil ihm der Hunger sein Leben erschwert, tritt in überraschender Weise seine andere Aufgabe in den Vordergrund, das Geschlecht weiterzupflanzen. Die Art darf nicht aussterben. Im Hinsinken erfüllt das Lebewesen seine Pflicht, für die Zukunft zu sorgen. Der einzelne geht, weil er die nötige Ernährung nicht mehr findet; aber die nach ihm kommen, werden vielleicht andere Verhältnisse schaffen können. Der Lebenswille läßt sie nicht. Versagt er für die eigene Fortdauer, so zwingt er den Leib, das noch zu tun, was für die Zukunft unentbehrlich ist. Im persönlichen Opfer des Hungers liegt gleichzeitig die Macht für die Erhaltung der Gattung.

Gibt es einen höheren Beweis für die Fähigkeit der Lebenskraft? Sie spricht zum Hunger: „Du nimmst mir die Lebensausicht und reichst mir mein eigenes Untertommen nicht; so sende ich statt meiner zwei oder zehn in die Welt; die werden den Kampf mit dir aufnehmen und mit der Zeit siegen.“ Bewundernd stehe ich vor einem solchen Zeugnis der Natur. Sie hat am wenigsten auf Widerspruch zu rechnen; ihr glaubt man, wo man vielen anderen Zeugen mißtraut. Das stilkliche Gesetz der Erhaltung der Art ist meistentief in die Natur eingegraben, so sehr, daß sie ihre eigenen Einrichtungen auch für die schweren Fälle der Bedrohung vorausgesehen und den Lebensvernichter überlistet hat. Gibt es einen schlagenderen Beweis für den wunderbaren Plan, nach dem die Natur arbeitet? Der Geist springt greifbar aus jeder ihrer Handlungen. Sie erfüllt ihren Zweck; sie wehrt eine Zukunftsgefahr ab; sie ergreift die passendsten Maßregeln. Das ist das Kennzeichen und die Arbeit des Geistes. Wer jene Unternehmungen, die Zeugnisse der höchsten Weisheit sind, einfach als unbewußte Selbstverständlichkeiten betrachtet, die eben so da sind, dem fehlt jedes Verständnis, die ungeheure Tragweite, Tiefe, Fülle und den Reichtum eines solchen „Gesetzes“ zu erfassen. Welche Gesetzgeber von Staaten werden beschämt und ihr Wille und Handeln stammt auch aus „Geist“. Die Natur aber soll „geistlos“ die unerschöpflichen Wunder erzeugen? Nein. Wir lassen uns die innere Herzensfreude über die Wunderwelt der Natur nicht nehmen und sehen in ihr unsere Schwester voll Arbeit und Mühe, Freude und Zwecken, Zielen und Gedanken. Der Geist hat sich die „Naturgesetze“ ebenso gebaut, wie den „Menschen“, der sie erkennt und sich darin in seiner Quellkraft spiegelt. Nur sind wir selbst auch

bloße Splinter, Funken des ewigen Geistesfeuers, das in den Jahrmillionen die Wege der Berge und Täler, Menschengeschlechter und Staaten ebenso bestimmt und festgestellt hat, wie die der Bienen und Biene, Lilien und Moose. Ich spreche dankbar zu diesem unerschöpflichen Geist: „Gott!“ — „Du bist ein Wunderding.“

Soziale Bewegung

Die deutschen Gewerkschaften und der Krieg. In der Septemberversammlung des Zentralrats der Deutschen Gewerkschaften wurde einstimmig eine Kundgebung angenommen, die den dunklen Nachenschaften streitender Elemente scharf entgegentritt und dann ausführt: „Der Zentralrat der Deutschen Gewerkschaften ist fest durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die deutschen Arbeiter ihrer und des deutschen Volkes Sache und Zukunft am besten dienen, wenn sie, wie bisher, fest zum Ganzen stehen und für die entschlossene Durchführung des dem Deutschen Reiche aufgezwungenen Kampfes eintreten bis zur Erreichung eines Friedens, der Deutschlands Weltverkehr sichergestellt und auch für die Zukunft von Dauer sein muß. Der Zentralrat erwartet aber auch von den verantwortlichen Stellen im Reiche, daß sie den berechtigten Wünschen auf eine erträgliche Gestaltung der Ernährungsverhältnisse für die Gesamtheit des Volkes Gehör schenken und daß sie ferner die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft bei der Regelung der Arbeitsverhältnisse und im öffentlichen Leben herbeiführen werden. Er dankt den deutschen Frauen, die zu ihrer Arbeit für die Aufrechterhaltung des Familienlebens noch Arbeiten in der Volkswirtschaft übernommen haben und unter schwierigen Verhältnissen die Erziehung ihrer Kinder, der Zukunft unseres Volkes, mit fester Hand leiten, ob ihnen die Sorge um das Leben des Vaters oder die Trauer um den Dahingegangenen das Herz auch schwer macht. Dieses stille Heldentum der Frauen wird das deutsche Volk nicht vergessen. Der Zentralrat hält an diesen inneren Kriegszielen fest als Vorbedingung für eine entschiedene Sozialpolitik, die für ein gesundes, arbeitames, tatensfrohes Volk unerlässlich ist.“

Arbeiterchaft und Kriegsangelegenheiten. In der Arbeiterpresse aller Richtungen werden auch die bemittelten Arbeiter in warmen Worten an ihre Pflicht gemahnt, zur finanziellen Kriegsrüstung nach Kräften mitbeizutragen. Besonders eindringlich stellt die in der Arbeiterwelt hochgeschätzte „Soziale Praxis“ diese Pflicht den Arbeitern vor Augen. Sie faßt ihre Darlegungen in die Schlußsätze zusammen: „In der Tat, ein Zusammenbruch der deutschen Kraft würde die Arbeiterchaft am aller schwersten treffen! Sie braucht nach dem Kriege die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit des Reichs und seinen geistigen Bestand als Weltmacht so sehr wie nur irgendein anderes Glied unseres Volkes. Gingen wir einer Zeit der weltwirtschaftlichen Ohnmacht, des Niedergangs von Industrie und Handel oder gar der Zerstörung unseres Vaterlandes entgegen, dann würden die deutschen Arbeiterkinder bereinst ihre Eltern verfluchen, wenn diese nicht ihr Bestes daran gegeben hätten, um dieses grausame Geschick von ihnen abzuwenden, — dann wäre es besser, sie wären nie geboren! Das weiß unser arbeitendes Volk, das in diesem Kriege so herrliche Beweise deutscher Standhaftigkeit und Treue erbracht hat. Was der deutsche Arbeiter in diesen Zeiten härtester Bedrängung durch große und erbitterte Feinde seinem Vaterlande tut, das tut er sich selbst und der Zukunft des Arbeiterstandes.“

Ein Kriegskongreß der englischen Arbeiter. Die Vertreter der englischen Arbeitergewerkschaften haben vorige Woche auf ihrem Kongreß in Birmingham eine sehr kriegerische Haltung eingenommen, aber nicht nur gegenüber Deutschland, sondern auch gegenüber der englischen Regierung und dem englischen Unternehmertum. Von Friedensverhandlungen wollen sie nichts wissen, ehe nicht Deutschland aus Frankreich und Belgien vertrieben sei. Es ist freilich schwer zu begreifen, wie das die englischen Arbeiterführer mit den düsteren Erwartungen in Einklang bringen wollen, die sie jetzt schon für die Zeit nach dem Kriege hegen. Bei Friedensschluß werde ungefähr ein Drittel der ganzen Lohnarbeiterchaft durch Verringerung der Kriegserzeugung keine Stelle verlieren. Wenn nicht geeignete Vorbereitungen schon voraus getroffen würden, ja, nicht schon getroffen seien, dann würden die Gewerkschaften schnell arm und Hunderttausende ihrer Mitglieder arbeitslos sein. Dagegen würden die Gewerkschaften bis zum äußersten kämpfen. Sobald die Kriegsverhältnisse die Arbeiterchaft nicht mehr bänden, würden sie energisch für ihre Rechte und Interessen eintreten, und einen industriellen Frieden werde es nicht geben, ehe nicht die Arbeiter an der Verwaltung der Fabriken, in denen sie beschäftigt werden, teilnehmen. Ganz im Sinne dieser Auslassungen lauten die auf der Tagung gefaßten Beschlüsse, die sich gegen Lloyd Georges absprechendes Urteil über den Egoismus der Gewerkschaften und die „Unfähigkeit“ der Regierung, die versprochene Lohnhöhe für Frauenarbeit aufrechtzu-

erhalten, richteten und sehr nachdrücklich sofortige Befreiung von allen Feffeln der gewerkschaftlichen Freiheiten nach Friedensschluß unter Drohung mit dem Generalfest forderten. Inzwischen haben aber die Leiter der englischen Kriegführung eine neue schwere Freiheitsberaubung an der englischen Arbeiterwelt beschlossen, indem sie vom 1. Oktober ab jedem männlichen oder weiblichen Arbeitslosen glatt verbieten, andere als Munitionsarbeit anzunehmen. Das geht meilenweit über die berechnete deutsche Freizügigkeitsbeschränkung reklamierter wehrpflichtiger Arbeiter in Munitionsfabriken hinaus und zeigt nur aufs neue, daß der wirklich bössartige „Militarismus“ nicht in Deutschland, sondern in England heimisch ist. Mögen ihn die englischen Arbeiter erst bei sich zerfchmettern. Dort ist es wahrlich notwendiger als bei uns.

Arbeiterdank an Ujo Brentano. Vor kurzem hat bekanntlich der Münchener Nationalökonom Ujo Brentano sein öffentliches Lehramt an der Münchener Universität niedergelegt. Wie nun in einer der letzten Sitzungen des dortigen Gewerkschaftsvereins (Gewerkschaftsartell) mitgeteilt wurde, hat die Vertretung der Münchener freien Gewerkschaften aus diesem Anlaß an den verdienten Gelehrten ein Schreiben gerichtet, in dem der herzlichste Dank des Gewerkschaftsvereins für seine Vertretung der Rechte und Interessen der Arbeiterklasse ausgesprochen wurde. Brentano hat darauf in einem Antwortschreiben mitgeteilt, daß er sich das Vorrecht vorbehalten habe, weiterhin Vorlesungen zu halten. Er wies darauf hin, daß ihm in seiner fast fünfzigjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit nichts so sehr am Herzen gelegen habe, als daß der Arbeiterbevölkerung ihre vorenthaltenen und vertümmerten Rechte zuteil würden. Mit ganz besonderer Freude erfülle es ihn jetzt in seinem Alter, daß dieses sein Werk auch von denen gewürdigt werde, denen es gewidmet war. An diesem Werk solle sich auch in Zukunft nichts ändern.

Die gewerkschaftliche Abstimmung im Schützengraben unter den feldgrauen Bäckern hat eine nahezu einstimmige Bejahung der Frage ergeben, ob die Nachtarbeit im Backbetriebe auch für die Zeit nach dem Frieden verboten bleiben soll. Von 10 308 Abstimmenden haben sich 10 247 dafür erklärt, daß auch nach dem Kriege die Nachtarbeit dauernd gesetzlich beseitigt bleibt und 10 203 dafür, daß die gesetzliche Regelung schon jetzt vorgenommen wird. Es steht also fest, daß auch die im Felde stehenden Meister und Gesellen ein dauerndes Nachtbrotverbot verlangen und die gesetzliche Festlegung des Dauerverbotes noch während der Kriegszeit fordern. Dadurch wird hoffentlich der Widerstand geschwächt und überwunden werden, der bei der letzten Berufsberatung über die Angelegenheit im Reichsamt des Innern noch von norddeutschen Brotfabriken und Keksfabrikanten und von süddeutschen Bäckermeistern geleistet wurde. Erhaltung der Menschkraft wird nach dem Kriege wichtiger als völlige Ausnützung der Maschinenkraft sein.

Kriegsteuerung und Lebensmittelverbrauch. Nach Zusammenstellungen des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen stellt sich der Verbrauch einer Person an wichtigen Nahrungsmitteln im Monatsdurchschnitt von zehn deutschen Städten nach Erhebungen im Frieden und im Krieg in folgenden Mengen in Gramm dar:

	Nach den Erhebungen des Kaiserl. Stat. Amtes 1908	Nach d. Erhebung des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen April 1916	Nationalisierter Verbrauch (in Groß-Berlin August 1916)
Brot und Backwaren . . .	13 155	8 473	rund 6 750
Kartoffeln . . .	10 599	17 454	20 000
Butter, Fette, Margarine . .	1 175	799	400
Fleisch und Wurst . . .	2 808	1 536	1 125

Eine von der gleichen Stelle vorgenommene Erhebung über die Steigerung der Fleischpreise im Juni der letzten drei Jahre ergab folgende Resultate:

Fleischsorte	Preis für das Pfund u. in Pfennig.	1914	1915	1916
Rindfleisch, Keule	102	134	262	
Rindfleisch, Brust	83	116	230	
Rindfleisch, Bauch	73	110	190	
Kalbsteisch, Keule	102	138	228	
Lammfleisch, Keule	104	144	273	
Schweinefleisch, Schinken	78	165	180	
Schweinefleisch, Bauch	68	163	150	

Büchertisch

Steirischer Waffensagen. Von Peter Rosegger und Ottokar Kernstock. Schwertklingen aus dem Zwingergärtlein. Gedichte von Ottokar Kernstock. Verlag „Gentam“ in Graz, 1915 und 1916. Preis beider Bücher je 1 M. — Beide trefflichen Sammlungen von Kriegsgeboten Roseggers und seines steirischen Landsmanns Kernstock, des katholischen Geistlichen und waffentropfen, kerndeutschen Mannes, sind vom Kuratorium des steier-

märkischen Witwen-, Waisen- und Invaliden-Kriegsschicksales herausgegeben worden. Ihr Reinertrag dient diesem Schicksal. Kräftiger und kerniger hat niemand im Weltkriege den Geist der Wehrhaftigkeit, Treue und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes bezeugt. Einige Proben mögen dazu anregen, möglichst vielen an der Front das eine oder das andere Büchlein oder besser alle beide zu schicken, ihnen zur Freude, dem guten Werke zu Nutz und Frommen.

Zum Nagelschlag.

Du Nagel, das Schlagel
Ist nit dir vermeint.
Dich schlag' ich aufs Haupt
Wie der Landsturm den Feind.

(Peter Rosegger.)

Den Pflegerinnen verwundeter Krieger.

Wunden schlagen, Wunden heilen,
Ist die Lösung unserer Zeit.
Könnte ich den Preis verteilen,
Sänge der Unsterblichkeit:
Wundenschlagern ihre Ehre!
Doch das Lied der Liebe wäre,
Wundenheilern, euch geweiht.

(Peter Rosegger.)

Je mehr der Stahl geglutet,

Je mehr der Stahl geglutet,
Je besser ist das Schwert;
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer ist sein Wert.

(Peter Rosegger.)

Aus der Heimat hör' ich's klingen . . .

's Büabl von steirisch'n Land'l,
Däs traut sich auf d' Höch in de Frua,
Und wer bis um siebmi in Strohsod stect,
Der is ka steirische Bua.

's Büabl von steirisch'n Land'l,
Däs g'tritt ba der Nocht sein! Schuah,
Und wer nit in Finstern sei D'rndl findt,
Der is ka steirische Bua.

's Büabl von steirisch'n Land'l
Haut topfer für's Bobalon zua,
Und wer sich dem Feind nit vor d' Rosen traut,
Der is ka steirische Bua.

's Büabl von steirisch'n Land'l
Hot allaweil Freud' und Schneid' g'ua,
Und is ah noh mitt'n in Feindesland
A lustige steirische Bua.

's Büabl von steirisch'n Land'l,
Däs gibt sich ka Kost und ka Rua,
As bis es da Herrgott im Himmel ruuft:
„Kim eina, mei steirische Bua!“

(Peter Rosegger.)

Den Frauen.

Milde Frauen, Leidbesieger,
Glaubensstark und liebevoll —
Lorbeer reiche ich dem Krieger,
Doch die Palme reich' ich euch.

(Ottokar Kernstock.)

Für Witwen und Waisen der Gefallenen des dritten Korps.

Das dritte Korps, das eiserne Korps,
Ist sich in Schlachten und Stürmen hervor.
Doch wollt ihr es würdig preisen,
Helft seinen Witwen und Waisen.

(Ottokar Kernstock.)

Ein deutsches Fändrichs Fahnenschwur.

Steh in den ring, mein gut gefell,
daß ich dich frag nach dein besell.
Wiltu in trewn bei deinem eyd
mir Lundschaft geben und bescheid?
Mein obrist hauptmann hebel an!
Ich will ohn falsch und schaden
euch rede stan, so wol ich kan,
als ein getreuer teutcher man,
so gott mir mög genaden!
Schlagt um, schlagt um, schlagt dreimal um!
Dein red tut uns gefallen:
trew teutsch und manlich frumm.

Zum ersten frag ich: gib bericht,
was ist des fändrichs eyd und pflicht,
zeucht wider dich ein feindlich heer
mit reutern stuch und ander mehr?
Und zeucht der feind an trugiglich,
laß ich die spiele ruren,
und hab das fändlin über mich
und tu die knecht durch hieb und stich,
durch stuch und reuter führen.
Schlagt um, schlägt um, schlägt dreimal um!
Dein red tut uns gefallen:
trew teutsch und manlich frumm.

Zum andern frag ich: gib bericht,
was ist des fändrichs eyd und pflicht,
so dir ein tugel oder spieß
die rechte hand vom Leibe stieß?
Und sinkt vom Leibe mir die recht,
laß ich mein herz nit sinken.
Stoßt drein, stoßt drein, ihr frummen knecht,
wo ihr das fändlin stiegen secht!
Ich für es mit der linken.
Schlagt um, schlägt um, schlägt dreimal um!
Dein red tut uns gefallen:
trew teutsch und manlich frumm.

Zum dritten frag ich: gib bericht,
was ist des fändrichs eyd und pflicht,
ligst du verwundet, den freunden fern,
und magst des feindts dich nimmer wehren?
Und wann dem arm die kraft zerrinnt,
so reiß ich mit den zänen
vom schaft das fändlin ab geschwind
und streu die rählin in den wind
und tus dem feind nit gönnen.
Schlagt um, schlägt um, schlägt dreimal um!
Dein red tut uns gefallen:
trew teutsch und manlich frumm.

Jetzt frag ich dich zum letzten end:
was ist des fändrichs testament,
so du, geschossen durch die brust,
auf weiter heid verschieden mußt?
Dem kaiser heill für den ich fall.
Mein feins lieb laß ich grüßen.
Der sei gnad Gott im himmelsfall!
Den selb begrabt mit trummenschal
und laßet salbe schießen!
Schlagt um, schlägt um, schlägt dreimal um!
Dein red tut uns gefallen:
trew teutsch und manlich frumm.
(Ottokar Kernstod.)

Guter Rat.

Gib acht, du deutscher Michel,
Daß anderer List und Trug
Nicht einheimst, was die Sichel
Der Deinen niederschlag!
(Ottokar Kernstod.)

Der deutsche Michel.

Sankt Michel, der vor Gottes Thron
Hält mit den Engeln Wache,
Du bist der Deutschen Schutzpatron;
Entscheide unsre Sache!
Tu' um dein Schwert, zäum' auf dein Roß
Und zeuch voran dem Heere!
Es gilt die deutsche Ehre!
Sankt Michel, salva nos!

Du zwangst den stolzen Satanas
Mit Ketten einst und Banden,
Nach' auch der Feinde Stolz und Haß,
Du starker Held, zuschanden!
Uns schreckt kein Speer und kein Geschöß,
Nur vor den bösen Jagen,
Die falsche Treue tragen —
Sankt Michel, salva nos!

Du führst die Seelen himmelan,
Die zum Abwater wallen.
O sei auch unser Reisgepan,
Wenn wir am Blachfeld fallen!
Eins, Herre, bitten wir dich bloß:
Führ' uns nicht eh' von binnen,
Eh' wir den Sieg gewinnen!
Sankt Michel, salva nos!

(Ottokar Kernstod.)

Der steinerne Löwe von Malborghet.

Es reckt sich der Löwe von Malborghet,
Die Augen funkeln und spähen.
Ein welscher Hahn hat von ferne gekräht -
Laß, Alter, ihn ruhig krähen!
Solange viel junge Löwen hie
Auf Oesterreichs Grenzwaht hausern,
Soll'n welsche Hähne und Hahnreis nie
Die deutsche Wähne dir zausen.

(Ottokar Kernstod.)

Briefkasten

Wer den Bezug der „Hilfe“ für das nächste Vierteljahr (Oktober bis Dezember) noch nicht erneuert hat, wird gebeten, es sofort zu tun, weil sonst die erste Nummer nicht pünktlich eingeht. Der Bezugspreis beträgt 3 M., Porto oder Bestellgeld wird besonders berechnet.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

G. E. Das neue Buch von Naumann „Bulgarien und Mitteleuropa“ ist bereits erschienen. Es ist nicht ein Abdruck der Hilfe-Aussäge, sondern eine bedeutend erweiterte Arbeit. Nähere Angaben darüber finden Sie in der Anzeige auf der dritten Seite des Umschlages dieser Nummer.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg,
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Mitteleuropa

von

Dr. Friedrich Naumann

Mitglied des Deutschen Reichstags.

Preis geb. M. 3.—, in Pappband geb. M. 3.50

Naumann nimmt in einer verantwortungsreicheren Zeit die Gedankenarbeit von Friedrich List auf. Wie oft schon begegnete uns die Ähnlichkeit dieser beiden großen politischen Publizisten, die sich in ihrem unbefangenen, dogmenfreien Tatlaschenlinn, in ihrem schöpferischen Willen, in ihrem propagandistischen Eifer für Deutschland, in der bildhaften, lebendigen Kraft der Darstellung und in der Wucht der Eingabe so seltsam verwandt sind. List ist der Vater des mitteleuropäischen Gedankens gewesen. Naumann gibt ihm jetzt eine neue Form und im Sachlichen erfüllteren Inhalt — denn wie stark ist alles Staatliche seitdem gewachsen.

Es ist ein Wert geworden, das alle, Reichsdeutsche, Oesterreicher, Ungarn in gleichem Maße angeht. Es lehrt nicht von einem zum andern, sondern es dient dem Gesamtwillen, der in allen gewedt werden soll. Eine Atmosphäre geistiger Bewegung soll entstehen, wo Mitteleuropa das Ziel vertrauensvollen Verstehens ist und Mißtrauen und Eigensüchtelei an der Größe der Aufgabe absterben. (März vom 23. Okt. 1915.)

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 10

Bermischtes

Wo befindet sich
freireligiöse Gemeinde?

Unter 11. Str. 1. 1906 a. R. Mosse, Friedenau.

Wo findet
Lehrerin in Berlin

Vorbereitung z. Abiturientenexamen?
Diesbez. unt. Nr. 2 an den Verlag d. Hilfe

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H. Berlin-Schöneberg
Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: E. F. Kesting, Berlin. Druck
Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Schafft das Gold zur Reichsbank! Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt,
stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob Hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung richten:

Schränkt den Bargeldverkehr ein! Beredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei, und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

Erstens — und das ist die edelste Zahlungssitte —

Ueberweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adressbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiße man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens

Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung“.

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung“ kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen des Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben“, versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Sieuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pf. vom 1. Oktober d. J. an fort.

Drittens

Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung“.

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden; als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postsparkassamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darum die ernste Mahnung in ernster Zeit:

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!

Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!

Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!

Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Bierjahrespreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungskäufler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.,
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis- Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Stanzler, werde hart! —
Geheimrat Prof. Dr. Friedrich Meinede: Staatskunst und
Leidenchaften. — **Prof. Dr. Justus Hasbagen:** Bismarcks
Friedensschlüsse. — **Dr. S. Hirsch:** Mitleid als Helfaktor. —
Helene Voigt-Diederichs: Brot. — **Gottfried Traub:** Adel. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. September.

Von heute an einige Tage zur Vorbereitung auf Winterarbeit
in Oberbayern. Hier sollte man den englischen Hungerstrategen
das deutsche Volk zeigen! Es ist ganz richtig, was vor einigen
Tagen ein Kriegsberichterstatter zu Hindenburg sagte: Das Urteil
des Auslandes über deutsche Zustände wird zu viel durch Berlin
beeinflusst, Berlin aber ist nicht Deutschland. Auch in Berlin geht
es übrigens besser, als die Herren von der Gegenseite anzunehmen
pflegen.

Überall kann man bemerken, wie durch die Ernennung Hin-
denburgs zum Oberfeldherrn die Gemüter erhoben werden.
Das deutsche Volk fühlt, daß es in ihm eine Verkörperung seines
eigenen inneren Wesens findet. Der bereits erwähnte Bericht-
erstatter Dr. Osborn meldet von ihm folgenden einfachen und
guten Wortlaut: „Es ist noch viel zu tun, aber den Feinden wird
es ja auch nicht leicht. Was der Gegner überwindet, das überwin-
den wir erst recht. Den Willen haben wir, und wo ein Wille ist,
da ist auch ein Weg.“ Jetzt brauchen wir alle keine Geistreichig-
keiten, sondern hausbackene klare Pflichtlehre und Zuversicht.

Die Dauersechschacht an der Somme nimmt ihren Fort-
gang. Nördlich des Flusses sind alle Angriffe blutig abgeschlagen,
südlich der Somme kam es zu keinen ausgesprochenen Angriffen.

Im Osten zeigt sich an der ganzen Front südlich von Pinsk
eine Steigerung der russischen Artillerietätigkeit. Westlich von Luck
und weiter südlich bedeutende, aber vergebliche russische Angriffe.
Auch rumänischer Angriff in Siebenbürgen. Die Gegner wollen an
allen diesen Stellen die Unsrigen beschäftigen, um den Kampf in
der Dobrubtscha zu entlasten. Von dort her wird uns berichtet, daß
die Verfolgung des Feindes fortgesetzt wird, was eine etwas magere
Befriedigung der durch das gestrige Kaisertelegramm erweckten
Spannung ist.

Montag, 18. September.

In Griechenland ist ein neues von Kalogeropoulos ge-
leitetes Ministerium entstanden, das nicht zur Partei Venizelos ge-
hört und den Kampf um Griechenlands selbständige Neutralität
fortsetzen wird. Das Ministerium wird die von den Ententever-
tretern angezeigten örtlichen Revolutionen unterdrücken und sich
treu gegenüber dem Könige verhalten. Vor Athen befinden sich
nun auch drei japanische Kriegsschiffe.

Allerlei Gerede über Wiederanknüpfung der Verbindungen
zwischen französischer Republik und päpstlichem Stuhl läßt
sich von uns aus nicht nachprüfen. Es ist schon möglich, daß den
französischen Klerikalen ein offizieller Freundschaftsbeweis gegeben
werden soll und daß für etwaige künftige Friedensverhandlungen
eine Annäherung erwünscht erscheint. Der päpstliche Staatssekretär
Gasparri sagt: Frankreich, das die Haltung seiner Geistlichkeit im
Kriege bewundert, wird in Zukunft keine religiösen Verfolgungen
mehr wünschen; zwischen Staat und Kirche werden die Berührung-
punkte sich nach dem Kriege vermehren. — Die Stellung des Papst-
tums wächst sichtlich durch den Krieg. Auch in der polnischen Frage
werden päpstliche Worte erwartet.

Wie sich die Weltlage in den Köpfen einiger katholischer Fran-
zosen spiegelt, zeigt ein Aufsatz des klerikalen Blattes „La croix“,
in dem von der Wiederherstellung der einstigen deutschen Einheit
geredet wird: Man schaffe das Reich ab, man zerteile Preußen in
seine alten Bestandteile, dann ist der natürliche Zustand wieder vor-
handen! Ist solche Art, Geschichte zu betrachten romantisch, oder
was ist sie?

Dienstag, 19. September.

Im Regen durchs Hochgebirge wandernd, besprechen wir die
Stärke ideeller Vorstellungen bei Franzosen, Engländern
und Nordamerikanern. Wenn der Glaube der Westvölker an ihre
Art von Freiheit und Völkerbeglückung wirklich „Heuchelei“ wäre,
so würde das für uns viel besser sein, denn dann würde die Aus-
dauer der Gegner sich mit der Länge des Krieges vermindern. Auf
bloß materielle Weise läßt sich beispielsweise die Opferbereitschaft
Australiens nicht erklären. Viele gebildete Engländer aber glauben
in ihrer Beschränktheit ehrlich an die von ihnen herbeizuführende
Befreiung des deutschen Volkes. Ein Freund sagt: wenn heute ein
demokratisches Wahlrecht in Preußen eingeführt wird, so wird
einem Teile der Engländer der Kriegsgrund entzogen.

Leider kann ich die Kämpfe an der Ostfront in diesen
Tagen nicht auf der Landkarte verfolgen, weil das, was an den
Wänden der Gastwirtschaften hängt, zur Kenntnis der Kriegslage
nicht ausreicht. Es ist eine allgemeine Angriffswelle zum Stehen
gekommen. Dabei war es möglich, am Stodod eine früher schon
bessere Stellung, die Sanddünen von Zareze, zu gewinnen. Die
russische Armee konnte westlich von Luck auch von ihrer eigenen
Artillerie nicht mehr in den Kampf geschossen werden. Alle deut-
schen und österreichischen Berichte sprechen von unglaublichen russi-
schen Verlusten, die Armee Brusirow habe nun alle ihre neu an-
gesammelten Bestände ins Feuer gebracht und es seien keine un-
gebrochenen Reserven mehr vorhanden. Als Gefangene werden im
ganzen unfererseits 6000 angegeben. Bei diesen Berichten wird
nicht ganz klar, ob die Armee v. Linzigen in alter Weise weiter-
besteht und ob die ehrenvoll erwähnten Truppen v. der Marwitz
zu ihr gehören. Im österreichischen Bericht wird von deutschen
und österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. der Marwitz
geredet.

Mittwoch, 20. September.

Vom siebenbürgischen Kriegsschauplatz kommt
die erfreuliche Meldung, daß die Straße von Hatjeg (Höjking) bis
Szurdut-Baß den Rumänen wieder abgenommen wurde, wobei
deutsche Truppen beteiligt waren. Man macht sich hinsichtlich der

militärischen Lage Rumäniens die Vorstellung, daß der Krieg schneller begann, als beabsichtigt war, und daß dadurch einerseits die Ueberrumpelung der siebenbürgischen Grenze glückte, andererseits aber in der Dobrudscha die versprochenen russischen Verstärkungen noch nicht eingetroffen waren. So wenigstens ist die französische Darstellung, denn in Paris beschäftigt man sich begreiflicherweise mit der Frage, warum die Russen den Rumänen nicht besser geholfen haben.

Die Einzelvorgänge in der Dobrudscha sind noch nicht ganz entschleiert, aber so viel scheint sicher, daß die Eisenbahn Constanza—Bukarest an einer Stelle von deutschen Geschossen erreicht wird. Besonders Vergnügen bereitet es den Bulgaren, daß sie eine Gruppe russischer Zivilbeamten fangen konnten, die zur Okkupation Bulgariens bestimmt waren, und die nun als Straßenreiniger in denselben Städten dienen, deren zeitweilige Beherrscher sie werden sollten.

Die Minister der skandinavischen Königreiche versammeln sich in Christiania, um die Neutralität ihrer Land- und Seegebiete neu zu bekräftigen, was gegenüber dem Vorgehen Englands nötig und schwierig erscheint. Der „Temps“ hält es für richtig, die noch vorhandenen Neutralen vor Eigenmächtigkeiten zu warnen. Ob Schweden ebenso blind sein wolle wie Griechenland, dessen Unglück nicht von den Verbandsmächten verschuldet sei, sondern von jenen Griechen, die ihrem Lande eine widernatürliche Politik aufzwingen wollten. Also: was nicht englisch-französisch ist, das ist widernatürlich!

Donnerstag, 21. September.

Dasselbe Regenwetter, über das wir uns im Gebirge beklagen, hatte an der Somme eine vorübergehende Unterbrechung der Riesenflut zur Folge: keine Ereignisse von besonderer Bedeutung. Dafür wacht nach langer Ruhe der Kampf links von der Maas am „Toten Mann“ wieder einmal auf. Eine Patrouille in der Champagne nimmt nicht nur Franzosen, sondern auch einige Russen gefangen.

Aus der Dobrudscha heißt es: es spielten sich heftige, wechselnde Kämpfe ab. Mit eiligst herangeführten Verstärkungen leistet der Feind in seiner Stellung zähen Widerstand. — Man soll vorsichtig sein mit Worten wie entscheidender Sieg, ehe nicht alles fertig ist.

Das vierte griechische Armeekorps wird nach Görlitz gebracht und dort seiner ganz besonderen Gaststellung entsprechend empfangen werden. Dabei wird aber nur von 6000 Mannschaften und 400 Offizieren gesprochen.

Der französische Ministerpräsident Briand hält eine Rede, daß Frankreich keinen Frieden schließen will ohne Niederwerfung Deutschlands und Vergrößerung Frankreichs. Derartige Reden haben jetzt in allen kriegsführenden Ländern wenig Zweck. Es entscheiden die Taten der Heere.

Freitag, 22. September.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ findet sich eine Ermahnung zur Selbstbeherrschung, die in aller Freundschaft, aber sehr bestimmt an den ungarischen Reichstag gerichtet wird. Namhaft gemacht werden die ungarischen Abgeordneten Bathany und Lovassy, deren Äußerungen nicht ganz dazu stimmen, daß jetzt gerade die ungarische Grenze auch von vielen deutschen Soldaten verteidigt werden muß. Die Disziplin im gemeinsamen Daseinskampfe muß aufrechterhalten werden.

Die Angriffe westlich von Luck gegenüber den Truppen des Generals v. der Marwitz dauern fort, erreichen aber nicht mehr als bisher. Man gewinnt den Eindruck, daß der große Ansturm sich erschöpft.

Vom Balkankriegschauplatz wird berichtet: Der Kampf in der Dobrudscha ist zum Stehen gekommen. — Aus russischen Nachrichten soll sich starker russischer Rückzug ergeben,

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 17. September.

Die Organisation der Erntearbeit ist in diesem Jahr doch um ein gut Teil straffer als im vorigen, wenn auch keineswegs irgendwie einheitlich durchgeführt. Die Hilfe städtischer ungelernter Kräfte, die erst sehr mißtrauisch betrachtet wurde, wird jetzt doch energischer mobil gemacht, besonders für die Ernte der Hackfrüchte. Die Bahnen haben Fahrpreismäßigung auf die Hälfte des 4. Klassen-Preises ohne Rücksicht auf die Entfernung bewilligt. Aufrufe der Generalkommandos und der Regierungen an die gesamte Bevölkerung unterstützen diese Erleichterungen. In manchen Bezirken werden die Kriegerfrauen mit Entziehung der Unterstützung bedroht, wenn sie trotz der Fähigkeit dazu Erntearbeit verweigern. Andererseits wird den Rentenempfängern Weiterbezug der Rente zugesichert, wenn sie in landwirtschaftlicher Arbeit die ihnen gebliebenen Kräfte verwerten. Einen Arbeitszwang hatte das stellvertretende Generalkommando des 2. bayerischen Armeekorps schon im Frühjahr für solche Grundstücke verfügt, die durch die Gemeinde bestellt werden mußten. Danach muß sowohl Gespann- wie Handdienst von allen Ortsangehörigen, auch von Urlaubern, geleistet werden, soweit die eigenen Arbeiten es zulassen, wobei Verzögerung eigener Arbeiten aus Drückbergerei unter Strafe gestellt wurde. Nirgends aber ist man so weit gegangen wie das stellvertretende Generalkommando des 20. Armeekorps (Westpreußen), das, wie hier schon einmal ausgezeichnet wurde, einen Arbeitszwang für alle aussprach, von dem nur ärztliches Zeugnis befreien konnte, und der mit sehr harten Strafandrohungen schon bei „grober Säumigkeit“ gestützt wurde. Militärische Hilfe ist überall bereitgestellt, sowohl an Arbeitskräften wie an Gespannen. In Schlesien hat man fliegende Dreschkolonnen aus beurlaubten Soldaten gebildet, die überall dort arbeiten, wo Dreschmaschinen nicht vorhanden sind oder die Bestellung nicht lohnen würde.

In der Stadt spürt man den Drang der Septemberarbeiten an knapper Kartoffelzufuhr!

Montag, 18. September.

Ich lese Beschreibungen von der Durchführung der Ernährungsregelung auf dem Lande. Man versteht die Hefigkeit der Eingriffe, wenn, bei 60 Kühen im Stall, die Zentrifuge versiegelt wird und die Familie nicht mehr als ein halbes Pfund Butter in der Woche zu verzehren hat. Es wäre ganz gut, wenn diese Tatsachen der Phantasie des Städters auch etwas gegenwärtiger wären, die meist nur die eine Seite sehen: den Ueberfluß, den ein kleiner Berliner Ferienkolonist in Pommern in einem Brief an seine Eltern lapidarisch beschrieb: „Mir geht's gut, hier ist mehr als dort.“

Vom Ernährungszustand der Schulkinder: von 7 Schulen hat ein Berliner Schularzt im Sommer 1914 die Oberklassen „durchgewogen“ und diese Prüfung nun im August wiederholt. Die Durchschnittsgewichtszunahme bleibt um $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ kg hinter dem Friedensstand zurück. Im Verhältnis zu der Größe der Gewichtszunahme, die bei Kindern dieses Alters allein im Sommer 5—10 kg zu betragen pflegt, hält er aber das Zurückbleiben um durchschnittlich 1 kg für unbedenklich. Dabei muß allerdings in Betracht gezogen werden, daß die Oberklassen auch eine soziale Auslese sind, da die Kinder der schlechtest gestellten Kreise normalerweise nicht bis dorthin gelangen.

Beschlagnahme aller Pflaumen und Äpfel, um den Marmeladenbedarf für Heer und Bevölkerung zu decken!

Die Sage, daß viele Schadenbrandstiftungen auf dem Lande vorkämen durch Verwahrlosung der Jugend, Kriegsgefangene, Spione, entkräftet ein Bericht der Feuerföjietät für die Provinz Sachsen, der folgende Ziffern mitteilt:

im Jahre 1913	1277 Brände,
1914	1260 „
1915	912 „
1916 (bis jetzt)	480 „

Also genau das Gegenteil: größere Vorsicht bei größerer Kostbarkeit der Vorräte!

Dienstag, 19. September.

Aus Reederkreisen wird energischere Staatsförderung des Wiederaufbaues der Handelsflotte verlangt. Es wird darauf hingewiesen, daß Frankreich jüngst eine Staatsbeihilfe von 200 Millionen für die Reederei bereitgestellt hat, trotzdem die französische Reederei ihre Kapitalien im Krieg erhöhen und erhebliche Dividenden zahlen konnte. Ebenso arbeitet Italien mit Hochdruck an der Erweiterung seiner Handelsflotte: durch Steuerfreiheit für alle nach der Kriegserklärung gebauten Schiffe und Zollfreiheit für die dazu notwendigen Materialien, durch Konstruktionsprämien und Staatsbeteiligung an einer neuen Schifffahrtsgesellschaft mit 500 Millionen Lire Kapital. Die deutschen Reeder wünschen Erleichterung der Kapitalbeschaffung für den Neubau von Schiffen, damit die deutsche Handelsflotte für die sehr schwierigen Verhältnisse nach dem Frieden voll gerüstet sei. Sie warnen davor, sich von der Bedeutung des Rückganges der Welttonnage zu große Vorstellungen zu machen. Dieser Rückgang könne höchstens einige Prozent betragen.

Mittwoch, 20. September.

Morgen tritt die Reichskonferenz der Sozialdemokratie zusammen. Es sind 300 Delegierte anwesend, die nach dem Ausfall der Wahlen zum größten Teil die Fraktionsmehrheit vertreten. Dabei wiederum ist wohl die Richtung vorherrschend, die alles zur Erreichung einer Verständigung versuchen will. Es scheint, daß man auch in der Auswahl der Beratungsgegenstände eher versuchen will, eine genügend breite Grundlage für gemeinsame Politik zu schaffen, als die Gegensätze auszutragen und durchzutämpfen. In den Äußerungen des Hefstes, das — alter Gewohnheit gemäß — die sozialistischen Monatshefte für diesen Delegiertentag herausgeben, überwiegt diese Stimmung. Man empfindet, wieviel auf dem Spiel steht für den ganzen Kurs der inneren Politik.

In Hamburg macht sich jetzt zum erstenmal auch eine Milchschwierigkeit bemerkbar. Sie wird zurückgeführt auf die Maßnahme der Reichsfettsstelle, durch welche bei den Molkereien die Butter beschlagnahmt ist, so daß diese ihren Milchlieferanten nur noch 180 Gr. pro Person und Woche rüdliefen dürfen. Diese Einschränkung hat nun wieder die Lieferanten veranlaßt, ihre Milch zu eigener Butterzeugung zu behalten, und der Rückgang der Mengen führte dann zu Ausfuhrverboten durch die Landräte. So wurden 55 000 Liter aus dem Bezirk Lüneburg auf einmal für Hamburg gesperrt. Man sieht an so einem Beispiel die Verkettung jeder einzelnen Maßnahme in ein Netz von unübersehbaren Wirkungen, die dann weiter regelnd erfaßt werden müssen. Nun muß man natürlich wieder die Selbstverbutterung verbieten, einen Lieferungszwang deklarieren usw. usw.

Eine Frau an der Straßenecke ruft mit einer verheißungsvollen Eindringlichkeit, als hätte sie Paradiese zu verschenken, „besten Ersatz für Butter“ aus. Die Idealistin verkaufte — Radieschen.

Donnerstag, 21. September.

Reichskonferenz der Sozialdemokratie: 1. Die Politik der Partei (Scheidemann über die Politik des 4. August). 2. Ebert: Die Tätigkeit des Parteivorstandes.

In Hamburg werden die von verschiedenen Stellen bisher verwalteten Ernährungsaufgaben nunmehr in der Kompetenz eines Kriegsverorgungsamtes vereinigt. Es hat nach Analogie des Kriegsernährungsamtes einen Beirat, der die Fühlung mit dem Publikum herstellt, und in dem auch die Verbraucher vertreten sein sollen. Den voraussichtlichen Wirkungen der Milchknappheit ist durch sofortige Höchstpreisfestsetzung vorgebeugt.

Die Klatzerei Valentin—Cohmann—Tirpitz! Ganz abgesehen von allem politischen Inhalt: dieser Eindruck von Herumtragen und Hinaustragen von Gehässigkeiten, der so peinlich von dem todesernsten, mächtigen Stil unseres Schicksals absteht!

Freitag, 22. September.

Die deutsche Schifffahrt rüstet sich für ihre Friedensaufgaben zugleich durch beträchtliche Erweiterung, wie auch durch Vermehrung der Werften. Die bestehenden Werften haben ihr Kapital um über 16 Millionen erhöht, wovon auf die Nordseewerften 9½ Millionen

entfallen. Gleichzeitig sollen zwei neue Werften entstehen, beide unter starker Beteiligung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, die eine zum Bau von schnell und billig nach gleichmäßigem Schema herzustellenden, reihenweise auf Stapel gelegten Typendampfern, die andere für Motorfrachtschiffe (unter optimistischer Beurteilung der künftigen Deffrage!). Es werden Verhandlungen darüber gepflogen, wie durch Reichszuschüsse den Reedereien die Mehrkosten erleichtert werden können, die sie haben, weil sie jetzt Bauaufträge geben müssen.

Heute begegnet mir der Trauerzug des sozialdemokratischen Abgeordneten von Elm. Ein seltsamer Anblick, in den langen Reihen der Arbeitervertreter kaum ein einziges junges Gesicht zu sehen, alle die roten Fahnen in den Händen grauhäariger Männer! Sonnige Septembertage, die das Laub zusehends golden werden lassen, mit neblig verschleierten Abenden. Die weite Äster in silbriger Dämmerung schwermütig leer; ein weißes Segel steht vor den verschwommenen bläulich-grauen Tönen scharf und fröhlich wie ein vergessener Ueberrest aus einer anderen Welt von Sonne und Frische. Als es vorüber ist, sieht man nichts mehr als den schwarzen Schatten eines Kohlentahns mit dem Umriß von zwei Gestalten, die ihn vorwärts staken: den krummen Rücken eines alten Mannes und die rührend schmalen Formen eines kleinen Jungen, der eifervoll seine dünne Schulter gegen die schwere Stange preßt.

Der lebhafteste Lichtertranz der Binnenflotte wird die Ueberleitung zu einem sehr anderen Eindruck: der Hamburger Modenschau im Thaliatheater. Es ist eine seelisch wenig zeitgemäße Forderung, sich etwas anzusehen, was nun einmal seiner Natur nach „Markt der Eitelkeiten“ sein muß. Und doch ist man gefesselt durch Kunst und Können und die Freude an deutscher Erfindung und Arbeit. Es sind hervorragend gute und fast nur geschmackvolle Sachen da.

Auf dem leeren Deck des kleinen Schiffes sitzt auf der Rückfahrt nur ein Landwehmann mit seinen beiden kleinen Mädchen auf den Knien. Wie draußen die dunklen Wellen mit verlorenen Lichtern der fernen Ufer unter uns hingleiten, singen die drei: „O Deutschland hoch in Ehren.“ Sein dunkler Baß führt leise und fest die schwankenden Stimmen der kleinen Vier- und Siebenjährigen: „Haltet aus im Sturmgebraus.“

Sonnabend, 23. September.

Die sozialdemokratische Reichskonferenz nimmt, soweit man aus den Zeitungsberichten sehen kann, einen ruhigeren Verlauf, als nach der Heftigkeit des polemischen Tons in vorausgehenden Versammlungen und Zeitungsbefehdungen angenommen werden konnte. Haase als Referent der Opposition lehnt zunächst die Verantwortung für die schlimmsten Auswüchse des Radikalismus (geheime Flugblätter) ab, verurteilt dann die Mehrheitspolitik bezüglich ihrer innerpolitischen Wirkungen, sofern sie dem unsozialistischen Geist der Regierungsführung keine genügenden Gegengewichte geboten habe, in ihrer Haltung zur äußeren Politik, da ein wahrer Bekenner der Internationale sich nicht durch deren Verleugnung bei unseren Feinden hindern lassen dürfe zu tun, was er selbst für richtig halte. David bringt eine Resolution ein, in der die Pflicht der Landesverteidigung anerkannt und erklärt wird, daß der Krieg für Deutschland noch immer ein Verteidigungskrieg sei, was die Entschlossenheit der Sozialdemokratie rechtfertige, in der Unterstützung der Abwehr der feindlichen Eroberungsziele gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten auszuharren. Die Beratungen schließen an diese Resolution an und dauern heute fort.

Auf der Kriegstagung der Seeberufsgenossenschaft wurde unter einmütigem Beifall aller Vertreter folgende Kundgebung angenommen:

„Die deutsche Reederei erachtet es für unbedingt geboten, daß durch den zukünftigen Frieden auch das eine der großen deutschen Ziele, Freiheit der Meere und freier, ungehinderter Verkehr der deutschen Schiffe in allen Häfen der Welt, uneingeschränkt erreicht wird. So wertvoll weitgehende Sicherungen gegen Angriffe im Osten sein mögen, so große wirtschaftliche Bedeutung dem in letzter Zeit so oft besprochenen Weg Hamburg-Sofia-Konstantinopel-Bagdad innewohnen mag, Deutschlands Seegelung verlangt in erster Linie gebieterisch die Schaffung realer Garantien im Westen, und zwar solcher, die nicht lediglich in schriftlichen Verträgen bestehen dürfen, sondern für die durch entsprechende Taten die erforder-

lichen, greifbaren, tatsächlichen Unterlagen geschaffen werden müssen. Nur dann aber kann dies erreicht werden, wenn der Feind, der nur das eine Ziel kennt, Deutschland das Rückgrat zu brechen, der die Verwirklichung dieses seines Vernichtungswillens ohne irgendwelche Rücksichtnahme betreibt, ebenso rücksichtslos, unter vollster Einsetzung aller unserem Volke zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte, niedergerungen wird. Dieses als die einmütige Auffassung der deutschen Meeresflotte gegenüber gegenteiligen Behauptungen, die bedauerlicherweise mehrfach von schlecht unterrichteten Außenstehenden in der breiteren Öffentlichkeit aufgestellt worden sind, hier zum Ausdruck zu bringen, halten wir uns um so mehr für verpflichtet, als unsere Genossenschaft die einzige Vereinigung darstellt, die auf gesetzmäßiger Grundlage sämtliche deutschen Meeresflotten umfaßt."

Wilhelm Heile / Kanzler, werde hart!

Schon einmal, im Juni des Jahres, hat der Kanzler sich gezwungen gesehen, sich im Reichstage vor aller Öffentlichkeit zu wehren gegen unterirdische Wühlereien, die durch eine Flut von geheimen Flugblättern und Dentschriften voll von Verdächtigungen und Beleidigungen seine Stellung zu untergraben trachten. Eine Zeitlang schien es, als ob die zornige Abwehr des Kanzlers nicht ohne Eindruck auf die Urheber dieser Machenschaften geblieben sei. Es wurde stiller im Lande, und man durfte hoffen, daß der Ernst der Zeit tatendurstigen Menschen Gelegenheit genug geboten hätte, ihre Vaterlandsliebe in würdigerer und besserer Art zu beweisen, als durch große Worte und durch die erbärmliche Ausaat von Mißtrauen. Man hat sich leider getäuscht. Es gibt offenbar noch genug Leute mit einem Ueberschuß an Kraft, die nicht vorm Feinde verzehrt wird. Und es geht ein Geklatz und Getratsch und Geschichtenträgerei von Mund zu Mund, und unter dem Deckmantel, daß „leider“ die Zensur die freie und offene Aussprache nicht gestatte, wälzt sich das alles im Schlamm des Ungreifbaren, und wenn man voll Zorn doch einmal zupacken will, dann hat niemand etwas Bestimmtes gesagt, und zuletzt versteckt sich das hinter dem breiten Rücken des Herrn v. Tirpitz oder der volkstümlichen Gestalt des Grafen Zeppelin.

Wo die wirklich Schuldigen zu suchen sind, wer weiß es? Eines aber ist sicher, daß es nicht immer geraten ist, die Ränkeschmiede und deren Mittläufer einfach abzutun mit einem vornehmen: vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Jedermann weiß, was z. B. die „Deutsche Tageszeitung“ an Hartnäckigkeit, Papier und Druckerchwärze aufgeboren hat, um das Vertrauen zur Reichsregierung und zu den verantwortlichen Leitern, namentlich der Flotte, zu untergraben. Was Liebknecht getan hat, ist zwar offenkundiger und plumper, aber bei weitem nicht so gefährlich. Und was die Anhänger Liebknechts tun, um seine Gesinnung zu verbreiten, kann sich an Gehässigkeit und Aufwand nicht annähernd messen mit der unerhörten Agitation derer, die den Namen des Herrn v. Tirpitz als Schild vor sich hertragen.

Wie es gemacht wird? Wir brauchen nicht viel davon zu reden. Es ist bekannt genug. Aber ein Beispiel für viele sei doch hierher gesetzt. Schon weil es so selten ist, daß einmal im Druck vorliegt, was sonst nur feige geraunt wird. In derselben Nummer der Süddeutschen Monatshefte, in der Herr Professor Cohnmann unter dem Vorwand der Auseinandersetzung mit dem Professor Valentin seinen Versuch der Bloßstellung des Kanzlers und des Auswärtigen Amtes unternommen hat, findet sich auch der hier im unverfälschten Wortlaut wiedergegebene Aufsatz. Man muß dieses nicht unterzeichnete Machwerk lesen, und man muß es zu Ende lesen, auch wenn der Ekel noch so hoch steigt:

„Die Frage des rücksichtslosen U-Boot-Krieges hat mehrere Seiten, eine militärisch-technische, eine wirtschaftliche, eine politische. Darüber läßt sich sachlich reden — ließe sich sachlich reden, wenn der Zustand der politischen Meinungsäußerung in Deutschland noch der eines großen, mündigen, um sein Leben kämpfenden Volkes würdige wäre. Was statt dessen an sogenannten Argumenten umläuft, ist ein Gezücht von Verleumdungen, von ungeprüften Angaben und von Redensarten. Ich greife eine der letzteren heraus, die man nicht selten mit der Miene überlegener, eingeweihter politischer Weisheit aufgetischt bekommt: „Wir dürfen England doch nicht zum äußersten reizen!“

Wir wollen uns einmal erinnern, welche Leute das sind, von denen wir diese Weisheit hören. Es sind genau die gleichen Leute (z. B. Riezler vom Auswärtigen Amt), die vor dem Krieg, mit genau der gleichen überlegenen und eingeweihten Miene, einen Bruch mit England für unmöglich erklärten und die damals dafür waren, unsere Flotte langsam wieder abzubauen, um England nicht unnötig aufzuregen. Es sind genau die gleichen, die am 4. August 1914 aus allen Sätteln geworfen waren — sich aber rasch wieder fingen, weil die englische Kriegserklärung an uns ja offensichtlich nur ein kurzes Mißverständnis sein konnte, und die deshalb eifrig Vorbereitungen trafen, um die Engländer mit liebenswürdigem Zuspruch zu bearbeiten, wenn sie dies Mißverständnis demnächst einsehen würden. Die gleichen, die dann vom September 1914 ab manchmal mit Schrecken bemerkten, daß die englischen Heere und die englische Flotte den Krieg doch schon ein wenig ernsthafter betrieben, als zu wünschen gewesen wäre, die aber doch immer wieder, all die zwei Jahre lang, auf ihre alten Füße fielen. Die gleichen, die von Anfang an über die Möglichkeiten der U-Boot-Waffe und der Zeppeline erschrakten, weil England auf diese neuen Kampfmittel noch nicht vorbereitet war und deshalb durch sie unfehlbar gereizt werden mußte, und die deren Anwendung daher höchstens auf gelegentlichen Strafexpeditionen in homöopathischen Dosen billigen konnten. Die gleichen, die heute noch der Meinung sind, daß wir am besten täten, unsere Flotte, vielleicht noch während des Weltkrieges, aufzugeben und die deshalb den Rücktritt von Tirpitz sozusagen als einen deutschen Sieg betrachten.

Wir fragen uns manchmal, ob diese Leute sich eigentlich dessen bewußt sind, was sie sagen. Sie sagen nämlich nichts anderes, als daß das im unteren Volk so zerfetzend umlaufende Gerücht recht hätte, daß wir gegen den Feind, den das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit als den eigentlichen Kernfeind in diesem Krieg betrachtet, nur einen Scheinkrieg führten, der von unserer Seite gar nicht ernst gemeint wäre; daß wir nur mit der einen Hand so viel zuschlagen, als es sich gerade nicht vermeiden lasse, die andere aber immer noch, wie vor dem Krieg, liebenswürdig zur Freundschaft hinhielten, — während er uns schon fröhlich mit beiden Fäusten die Kehle zudrückt. Wir fragen uns manchmal, was diese Leute denn glauben, daß England gegen uns noch Furchtbares unternehmen würde, wenn es wirklich „zum äußersten gereizt“ wäre. Wir fragen uns, wie viele deutsche Leben ihnen in ihrer listigen Berechnung dieser Scheinkriegs noch wert ist. Wir fragen uns, für welches Muster von gutmütiger Schafsgeduld sie das deutsche Volk halten. Und wir fragen endlich, wie sie, gerade sie, bei ihren Anschauungen von der Unbesiegbarkeit Englands es zu diesem Krieg kommen lassen durften."

Das Ganze ist überschrieben: Tatsachen. Wohl gemerkt: „Tatsachen"! Man faßt sich an den Kopf und fragt sich vergebens, wie es möglich ist, daß in einer einst angesehenen Zeitschrift solch unglaublicher Unsinn Aufnahme finden kann. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Bössartigkeit der Unterstellungen und Verleumdungen aufregen oder darüber grämen soll, daß solch fanatischer Wahnsinn in unserem sonst so hoch gebildeten und geistig so gesunden und gut veranlagten Volke doch schließlich auch seine Stätte gefunden hat. „Tatsachen“, sagen sie. Wer aber unter den verantwortlichen oder auch nur beachtlichen Männern

hat jemals im Kriege einen Gedanken geäußert, der jenem „Wir dürfen England doch nicht zum äußersten reizen!“ auch nur von ferne irgendwie ähnlich wäre. Und dann: Wer will unsere Flotte aufgeben, wer will nur einen Scheinkrieg gegen England führen, wer? Nur offen heraus mit der Sprache! Aber, freilich, verdächtigen ist leichter als begründen. Und wenn man nur mit genügender Ausdauer genügende Mengen Schmutz auswirft, so wird schon etwas hängen bleiben!

Was ist es, was hinter all solchem Geschwätz steckt? Wie kommen die Leute dazu, dem Kanzler und den ihn beratenden verantwortlichen Leitern von Heer und Flotte solchen gemeingefährlichen Unsinn anzudichten? Die innerpolitischen Gründe des Hasses gegen Bethmann Hollweg sind bekannt. Sie reichen aber nicht aus, um die Unterstützung der Wühlarbeit auch durch ganz anders gesinnte Kreise zu erklären. Es gibt eben, im alten Lande der Dichter und Denker, noch immer romantische Phantasten genug, die viel mehr und jedenfalls viel lieber in der Welt der Träume, als in der Welt der Wirklichkeit leben. Der Wunsch ist der Vater ihrer Gedanken. Weil es so wunderschön wäre, wenn wir mit Tauchbooten, zahllos und dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm, Englands Zufuhr nicht bloß behelligen, sondern vernichten könnten, deshalb ist ihnen der Wunsch eine bei nur ausreichendem Willen ohne weiteres zu verwirklichende Wahrheit. Weil aber die Wirklichkeit anders aussieht, unterstellen sie lieber dem Kanzler und den verantwortlichen Führern der Flotte die unglaublichste Dummheit und unerhörteste Schwäche, ja eine an Vaterlandsverrat streifende Gesinnung gegenüber England, als daß sie ihre Traumwelt preisgeben und nüchtern darüber nachdenken, wie man England in der Wirklichkeit am sichersten und schwersten treffen kann. Sie fordern Rücksichtslosigkeit gegen England und fabeln, daß die Flotte ihre Kraft nicht gegen England anwenden dürfe, weil man England voll zarter Rücksicht schonen wolle. Sie wissen aber sehr wohl, daß es, auch im U-Boot-Kriege, gegen England keinerlei Rücksicht gibt, und daß die Rücksicht, die einst strittig war und zurzeit mit gutem Grunde geübt wird, nur die Rücksicht auf die Interessen und Rechte der Neutralen ist. Daß es dabei vorkommen kann und leider vorkommt, daß hier und da ein englisches Schiff weniger in den Grund gebohrt wird, als es unter anderen Umständen möglich gewesen wäre, das macht doch nicht die Rücksicht auf Amerika, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland zur Rücksicht auf England. Wem wäre es nicht lieber, wenn diese Rücksicht auf die Neutralen unsere Stoßkraft nicht schwächen würde! Aber würden die, die sich von undeutscher Großsprecherei beeinflussen lassen, wirklich so leichten Herzens die letzten Neutralen, und nicht bloß Amerika, auch unsere nächsten Nachbarn, ins Lager der erklärten Gegner drängen, wenn sie selbst in die Lage kämen, verantwortlich entscheiden zu müssen? Sind sie so völlig sicher, daß wir selbst im Falle läckenloser Umschließung mit Feinden, also ohne jede Zufuhr von draußen, mit unseren U-Booten schneller England durch Hungern zum Frieden zwingen könnten, als unter solchen Umständen die vereinte Welt von Feinden uns? Wir anderen würden auch bei solcher Lage nicht verzagen, sondern glauben, daß durch eine letzte gewaltige Kraftanstrengung zu Lande der Ring zersprengt werden könnte, ehe uns der Atem ausgeht. Es ist ja auch möglich, daß der Druck Englands, die wirtschaftliche Zwangslage namentlich der Nor-

weger, die Gesinnung und die Pläne der politischen Machthaber Amerikas uns trotz aller Rücksichtnahme auf die Interessen der Neutralen in eine solche Lage bringen. Aber durch eigene Schuld, sinnlos, aus prahlerischem Leichtsinne wollen wir uns doch nicht dahin treiben lassen. Die verantwortlichen Männer der Reichsregierung, des Heeres und der Flotte, die Bethmann, Hindenburg, Holzkendorff, kennen die Möglichkeiten des U-Boot-Krieges genau so gut, wie irgend einer von denen, die den Namen des ehemaligen Staatssekretärs der Marine als Aushängeschild benutzen. Ihre Sache ist es, das Für und Wider abzuwägen und die Entscheidung so zu treffen, daß die Aussichten eines vollen deutschen Sieges am günstigsten sind. Sie sind der wirkliche und verantwortliche „Volksauschuß zur raschen Niederkämpfung Englands“. Einen anderen Aushuß dafür brauchen wir nicht.

Es würde sich nicht verlohnen, über die Gründung eines Vereins mit solchem hochtrabenden Namen auch nur ein Wort zu verlieren; man könnte sich auf die Lächerlichkeit verlassen, die sonst am sichersten tödlich wirkt, wenn nicht die andauernde und planmäßige Wühlarbeit den Gedanken nahe legte, daß dieser angebliche Volksauschuß zur raschen Niederkämpfung Englands in Ziel und Wirkung die Tätigkeit eines Vereins zur raschen Beseitigung Bethmanns zu entfalten plant. In den Blättern, die den Boden für diesen Verein bereitet haben, flunkern sie in dreister Umkehrung des Tatsbestandes unaufhörlich etwas von einem angeblich von amtlichen Kreisen genährten Verleumdungsfeldzug gegen den Großadmiral v. Tirpitz. Es ist gute alte preußische Ueberlieferung, daß ein Offizier oder Beamter — namentlich von so hohem Range — sich schweigend zurückzieht, wenn er gehen muß, mag er auch noch so viel Grund zur Bitterkeit haben. Gerade wer die Verdienste des Flottenorganisations hoch schätzt, sieht mit Bedauern und Bewunderung, daß Herr v. Tirpitz sich leider nicht dagegen wehrt, daß man solchen Mißbrauch mit seinem Namen treibt, indem man ihm die Gloriole des Märtyrers und des in Fesseln geschlagenen Retters des Vaterlandes andichtet. Aber mit noch größerer Bewunderung sehen wir, wie die Abwehr der Offiziösen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gar so mild und schonend und rücksichtsvoll ausfällt. Gehört es denn zum Burgfrieden, daß man die Friedensstörer ruhig gewähren läßt, während sie schon die Brandfackel anlegen? Sieht denn der Kanzler, gegen den das zunächst gerichtet ist, nicht, daß das Vaterland in Gefahr gerät, wenn er noch länger vornehm schweigt? Seine Gegner werfen ihm Schwäche vor. Soll denn das ganze deutsche Volk anfangen, an ihm irre zu werden, weil er sich — wenn auch in ganz anderer, aber doch schließlich auch sehr ernster Angelegenheit — den Vorwurf der Schwäche mit einem gewissen Rechte zuzuziehen droht? Friedensstörer schonen, heißt sich mitschuldig machen an deren Burgfriedensbruch. Wir wollen endlich Ruhe haben im Lande, gesichert sein vor Hekern und Schwärmern, damit die Kraft des Volkes und die Freude seiner Pflichterfüllung nicht gelähmt werde.

Disziplinbruch im Kriege darf nicht geduldet werden, sonst reißt er um sich. Wenn draußen an der Front ein Soldat den Gehorsam verweigern wollte, so ist niemand im Zweifel, was mit ihm zu geschehen hat. Wenn jemand draußen anderer Ansicht ist als seine unteren oder oberen Führer, so gehorcht er doch. Wenn er es sich aber einfallen lassen sollte, zu nörgeln und zu räsonnieren und die Kameraden durch seine Zweifel unsicher zu machen, sie gar aufzuputtschen, so bekommt solch ein Stänkerey nicht bloß die harte Strafe, die

ihm gebührt, sondern ein jeder gönnt sie ihm. Denn Mannszucht im Kriege muß sein, eiserne Mannszucht. Sie allein verbürgt für alle Fälle den festen Zusammenhang der Truppe. Nur eine Voraussetzung darf dabei niemals fehlen. Die bedingungslose Einordnung ins Ganze muß ihre stärksten Triebkräfte im gegenseitigen Vertrauen von Führern und Geführten haben. Wer dieses Vertrauen zu erschüttern versucht, versündigt sich am guten Geiste des Ganzen und verhindert die einheitliche und darum wirkungsvolle Anwendung der gesamten vorhandenen Kraft. Ein Volk, das im Kampf mit einer Welt von starken Gegnern steht, darf seine Kräfte nicht zersplittern. Drum: Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat! Zu deutsch: Kanzler, werde hart!

Friedrich Meinecke / Staatskunst und Leidenschaften

Der Krieg ist hypertrophisch geworden. Die furchtbare Sommeschlacht scheint denselben Verlauf zu nehmen wie die kaum minder furchtbare Verdunsschlacht: die Berge kreisen und einige Dörfer werden genommen oder verloren. Durch Zusammenballung von Massen schwerer Artillerie und Munition werden unsere vordersten Linien derart mechanisch zertrommelt, daß wir schließlich hier und da weichen müssen; aber unsere trostige und zähe Kraft läßt sich jeden Fußbreit Landes, den sie aufgibt, mit gewaltigen Opfern der Gegner bezahlen und stellt ihnen immer neue, inzwischen ausgebaute Linien entgegen. Wenn die Gegner hoffen, auf diesem Wege eine Entscheidung zu erzwingen, so müssen sie sich zugleich sagen, daß sie einen geradezu ungeheuerlichen Preis dafür zahlen müssen und noch nicht einmal sicher sind, ob ihnen der Lohn ihrer Blut- und Geldopfer und der radikalen Zerstörung ganzer Landschaften ihres Gebietes zuteil werden wird. Das ist die neue, geradezu schauerliche Lehre dieses Krieges, vor allem des Krieges an der Westfront, daß ein nie dagewesenes Aufgebot von Kraft, von raffinierter Zerstörungsindustrie und Heldentum kämpfender Riesenheere hüben und drüben zu Ergebnissen führt, die in früheren Kriegen als ganz nebensächlich gegolten hätten, weil der eigentliche Zweck und Sinn des Krieges, die Vernichtung der feindlichen Hauptmacht, dabei nicht erreicht werden kann. Welchen Sinn kann dabei dieses Morden vernünftigerweise noch haben? Als wir unseren Angriff auf Verdun unternahmen, war der Sinn offenbar nicht der, die französische Hauptmacht dadurch entscheidend zu zertrümmern, sondern den Franzosen endgültig zu beweisen, daß sie nicht mehr siegen könnten. Der Fall von Verdun, oder, wenn dieser nicht erreicht wurde, die hoffnungslose Einklemmung und Zermürbung der die Festung verteidigenden Feldheere hätte ihnen diesen Beweis in der Tat liefern und sie dadurch zum Frieden stimmen können. Das hatte Sinn und Verstand und konnte, wenn es glückte, die Bahn zum Friedenswert öffnen. Hat aber das Unternehmen der Gegner an der Somme noch Sinn und Verstand? Uns braucht man die Friedensstimmung nicht mit Gewalt einzuhämmern, wir sind bereit zu Verhandlungen, wo hüben und drüben Gewinn und Verlust gegeneinander aufgerechnet, Faustpfänder ausgetauscht werden und insgesamt ein verständiger Kompromißfrieden zustande kommen kann. Aber einen solchen Kompromißfrieden will man drüben nicht und hat doch, menschlichem Ermessen nach, nicht die Kraft und Möglichkeit, mehr zu erreichen. Als ich kürzlich einem neutralen Politiker die Meinung

äußerte, daß der Friede, den wir jetzt schließen könnten, ungefähr ebenso aussehen würde wie der, der übers Jahr geschlossen werden würde, stimmte er mir zu, aber war mit mir der Meinung, daß er in der Tat erst im nächsten Jahre zustande kommen werde. Und in denselben Tagen hörte ich von der Äußerung eines englischen Politikers zu einem Neutralen: Wenn Deutschland und England erst einmal sich an den grünen Tisch setzen würden, so würde die Verständigung wahrscheinlich sehr rasch erfolgen. Also auch drüben blickt vereinzelt die Einsicht in die wahre Lage der Dinge auf. Denn daß sie vereinzelt und vorläufig noch bedeutungslos ist, zeigt die Handlungsweise der Gegner, die mit ihr nicht zu vereinigen ist. Eine Zeitlang konstruierte ich mir die Motive unserer westlichen Gegner etwa so: „Schließen wir jetzt einen Frieden, einen Kompromißfrieden mit Deutschland, so würde er, auch wenn er zur Räumung Belgiens führen sollte, doch immer noch einen moralischen Sieg Deutschlands und einen Zusammenbruch des westeuropäischen Prestiges bedeuten, den wir nicht zugeben wollen und dürfen. Da nun eine völlige Niederwerfung Deutschlands nicht zu erreichen ist, so gilt es zum mindesten so viel militärisches und politisches Prestige und so viel erreichbare Faustpfänder, wie möglich noch einzusammeln und aufzuhäufen, bevor wir an die unangenehme Arbeit des gegenseitigen Aufrechnens, Marktreisens und Verhandelns gehen. Darum die große Doppeloffensive in Ost und West im Sommer 1916, darum die Knetung Griechenlands und die Aufspaltung Rumäniens.“ Aber ich bin durch den Verlauf der Dinge irre geworden, ob man den Gegnern mit dieser rationellen Deutung ihrer Motive nicht zu viel staatsmännische Ueberlegung zutraut. Ein sehr kundiger Mann bemerkte mir, daß er im Verhalten der englischen und französischen Staatsmänner keinerlei Klarheit und Wirklichkeitsinn mehr zu entdecken vermöge; die einmal mobil gemachten Leidenschaften wirkten automatisch weiter, es würden Schlachten geschlagen, Kräfte vergeudet, weil sie einmal da seien, und so werde nur die völlige Erschöpfung dem sinnlos gewordenen Kriege ein Ende machen. Es spricht in der Tat vieles für diese trübe Auffassung. Der Charakter der jetzigen gegnerischen Kriegsführung im Westen mit ihrem ungeheuerlichen und verzehrenden Kraftaufwand und ihren geringen Erfolgen und Aussichten ist so fanatisch und leidenschaftlich, daß man dahinter nur die wilde und doch chimärische Hoffnung vermuten kann, uns wirklich ganz niederzuwerfen und zu vernichten. Wie aber, wenn dies durch eine verbissene Fortführung des Kampfes nach zwei, drei Jahren doch noch gelingen sollte? Dann wäre es ein Pyrrhussieg der Gegner im schlimmsten Sinne. Sie wären dann selber dermaßen erschöpft und machtlos, daß die beiden einzigen noch intakten Weltmächte, Nordamerika und Japan, automatisch in die Höhe schnellen und die Entscheidungen der Weltpolitik bestimmen würden. Insbesondere hätte dann Japan Trümpe in der Hand, die es rücksichtslos ausnützen würde. Das russisch-japanische Abkommen deutet darauf schon hin, wie Japan, den Rücken frei gegen Rußland, und ohne, wie wir, in das Dilemma der russisch-englischen Doppelgegnerschaft zu geraten, dann in Ostasien vorgehen würde. Will England nach dem Weltkrieg finanziell und militärisch stark genug bleiben, um seine bisherige Weltmachtstellung zu behaupten, so dürfte es jetzt nicht Raubbau treiben durch eine Kriegsführung, die ihr letztes, höchstes Ziel wahrscheinlich überhaupt nicht, wenn aber doch, nur durch eine schließliche Selbstentwaffnung erreichen kann.

Die Leidenschaft also, nicht die Staatskunst herrscht jetzt anscheinend drüben. Die russische Politik, der man sonst einen primitiveren und roheren Charakter nachsagt, ist eigentlich, genau gesehen, heute rationeller als die der westeuropäischen Großmächte. Sie wäre wahrscheinlich vollauf zufrieden, wenn sie Konstantinopel gewänne. Das ist ein bestimmtes, scharf umgrenztes Ziel, und wenn wir auch hier gewiß sind, daß sie an dem bulgarisch-türkisch-deutschen Widerstande scheitern wird, so versteht man doch, vom russischen Standpunkte aus gesehen, daß man die nie wiederkehrende Gunst der Weltlage, den Druck der Westmächte auf Deutschland und die Bedrängung Oesterreichs nun auch durch Rumänien, erst noch einmal ganz und gar auspressen und ausnützen will, ehe man an Frieden denkt. Verschommen, maßlos und schlecht durchdacht mutet uns dagegen die Absicht unserer westeuropäischen Gegner an, ein großes, von unermüdetlicher innerer Lebenskraft und Energie erfülltes Volk wie das deutsche in Grund und Boden stampfen zu wollen.

Staatskunst und Leidenschaften, — ein großes, gewaltiges, des schärfsten Nachdenkens und der eindringendsten historischen und politischen Untersuchung würdiges Thema. Der verstorbene Münchener Historiker Felix Stieve hat einmal über Staatskunst und Leidenschaften im 17. Jahrhundert lehrreich gehandelt und dabei ausgeführt, wie so manches, was wir als großartige Politik zu bewundern geneigt sind, mitunter nur die Frucht einer durchaus unstaatsmännischen Leidenschaft war. Mir will es jetzt scheinen, als ob ganz große Wandlungen im Verhältnis von Staatskunst und Leidenschaften im Laufe der letzten Jahrhunderte, zusammenhängend mit allen übrigen Wandlungen des Staaten- und Völkerlebens, vor sich gegangen sind. Anders verhielten sich Staatskunst und Leidenschaften zueinander im Zeitalter der absoluten Monarchie, der sogenannten Kabinettpolitik, — anders im Zeitalter des nationalen Prinzips, des modernen Nationalstaats. Die Machtpolitik des ancien régime, der absoluten Herrscher, verfügte nur über b e g r e n z t e Mittel und Kräfte, rasch versiegende Finanzquellen, rasch aufschmelzende Söldnerheere. Sie mußte mit diesen beschränkten Kräften kunstgerecht balancieren, mit möglichst geringem Aufwand möglichst große Ergebnisse zu erzielen suchen. Die Manöverstrategie des 18. Jahrhunderts, die möglichst viel durch Manöver, langatmige und ermüdende Stellungskämpfe und Belagerungen erzielen, möglichst selten an den opferheischenden Schlachtengott appellieren wollte, veranschaulicht klassisch die damalige Lage. Die Staatskunst wurde zu einer rechnenden und klügelnden Schachspieltkunst, die in Machiavelli ihren Meister verehrte und von trüben und kleinen Leidenschaften, die das Auge blenden und die Hand irre machen konnten, frei zu bleiben suchte. So Richelieu und Mazarin, so Friedrich der Große und Kaunitz. Dennoch ist auch die Staatskunst des ancien régime von menschlichen Leidenschaften genugsam überschattet worden. Das waren aber die Leidenschaften eines kleinen Kreises von Menschen, unfähigen Monarchen, ehrgeizigen Rivalen der leitenden Staatsmänner, intrigierenden Fürstinnen, Höflingen, Maitressen usw. Aber man wird verstehen, daß die absolutistische Regierungsform, wenn die Menschen danach waren, einer gereinigten und rationellen, immer zugleich wägenden und wagenden Staatskunst und Machtpolitik besonders günstige Entwicklungsbedingungen bot. Der Steuermann am Ruder konnte sich ganz auf seine Aufgabe konzentrieren. Nur war sein Schiff eben zu klein, um sich weit aufs hohe Meer hinauszuwagen. Die großen Koalitionskriege des 17. und 18. Jahrhunderts konnten sich wohl jahrelang hin-

ziehen, aber nur, weil mit den beschränkten Mitteln und kleinen Heeren große, durchgreifende und rasche Erfolge nicht zu erzielen waren. Man brach sie ab, wenn die staatsmännische Ueberlegung sich sagte, daß mit dem vorhandenen Maße der Kräfte ein Mehr nicht zu erreichen war.

Eine neue Zeit in der Staatskunst zog mit der französischen Revolution und Napoleon herauf. Mit den Heeren der Nationalstaaten, der Konstriktion und allgemeinen Wehrpflicht wurden höhere Ziele erreichbar, eine rücksichtslosere Machtpolitik möglich. Höflinge und Damen genierten nicht mehr den großen Feldherrn und Staatsmann, aber seine eigenen ungebändigten Leidenschaften konnten ihn dazu verführen, Mißbrauch mit den gewaltigen Kräften, die ihm jetzt zur Verfügung standen, zu treiben. Das war das Schicksal Napoleons. Das Zeitalter der Restauration und Heiligen Allianz dämmte darauf die Staatskunst und Machtpolitik wieder vielfach ein, brachte aber, worüber ich hier nicht weiter reden will, wieder andere Trübungen der reinen, rationellen Staatskunst hervor. Bismarck war dann der Mann, der die reine, wägend-wagende Staatskunst des ancien régime, Richelieu und Friedrichs des Großen, wieder in ihre Ehre und ihr Recht einsetzte, aber sie nun ausübte mit den gewaltigen Hebelkräften des modernen Nationalstaats. Diese Synthese der Staatskunst und Machtpolitik des 18. und 19. Jahrhunderts, absolutistisch und national zugleich durchweht, kühn und maßvoll zugleich, war eine Wunderleistung des geschichtlichen Lebens. Weder die Leidenenschaften, die in ihm selbst brannten, noch die Leidenschaften eines kleinen Kreises — Augusta und Harry von Arnim haben ihm ja nichts anhaben können, — noch auch die Leidenschaften der staatlich organisierten, zu Selbstgefühl und Machtbedürfnis erwachsenen Nation haben Blick und Hand dieses Steuermannes jemals beirrt.

Denn das ist ja nun die gefährlichste Quelle von Leidenschaften, die die Staatskunst in unserem Zeitalter trüben, daß die ungeregelten, unerzogenen Machtinstinkte der ganzen Nationen den Steuermann am Ruder stoßen und drängen können. Und um so gefährlicher, je gewaltiger die Hilfsquellen der modernen Nation in militärischer, wirtschaftlicher und technischer Hinsicht sind. Und noch gefährlicher, wenn die Regierungsformen des Nationalstaats es ehrgeizigen und strupellofen Emporkömmlingen erleichtern, ans Ruder zu kommen, wo sie nun, gestoßen und stoßend zugleich, hantieren. So war es schon vor Napoleon im Frankreich der Revolution, als die Girondisten zum Kriege trieben und nach dem Frieden von Basel die maßhaltenden Elemente überrannt wurden. Man muß es aussprechen, was übrigens auch schon Bismarck gewußt hat, daß den modernen parlamentarisch und demokratisch organisierten Staaten gewisse Bremsen der Staatskunst fehlen, die den Mißbrauch ihrer enormen Machtmittel verhüten. Es fällt mir nicht ein, deshalb die Rückkehr zum Absolutismus zu empfehlen oder auch nur vor dem demokratischen Wesen ausnahmslos und schlechthin zu warnen. Steht, wie bei uns, den demokratischen Einrichtungen eine starke und unabhängige Monarchie gegenüber, so kann man ohne Gefahr in der Demokratisierung des inneren Staatslebens noch ein gutes Stück weiter gehen, als wir bisher gegangen sind, und man wird es sogar aus Gründen vernünftiger Staatskunst tun müssen, um die Nation so geschlossen wie möglich zu machen und so eng wie möglich mit dem Staate zu verknüpfen. Aber die Unabhängigkeit der monarchischen und staatsmännischen Leitung von populären Tagesströmungen muß dabei gesichert bleiben, wenn wir nicht in einen ähnlichen Strudel

geraten sollen, wie unsere westeuropäischen Gegner. Es wird vielen Lesern dieser Blätter schwer ankommen, auf das Ideal des parlamentarischen Regimes zu verzichten. Und doch wünschte ich, daß sie sich die ernste Frage vorlegten, ob der spezifisch deutsche Typus von Demokratie, den wir auszubilden haben, desselben wirklich bedarf und ob es uns nicht mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Wir können uns der frischen Erfahrung nicht entziehen, daß es nur zu leicht der Demagogie der Straße, dem Rufen und Schreien der Halb- und Dreiviertelgebildeten erliegt und schlotterndes, vom Sturmwind der Leidenschaften gepeitschtes Advokatengesindel ans Ruder bringt. Die heutigen Träger der westeuropäischen Demokratie, die Asquith, Poincaré, Salandra und Sonnino diskreditieren, nicht das demokratische Prinzip überhaupt, aber den westeuropäischen Typus von Demokratie. Krieg und Staatskunst sind deswegen jetzt hypertrophisch geworden, weil die Demokratie dort hypertrophisch geworden ist. Sie kann den Weg in den Krieg hinein, aber nicht aus dem Krieg heraus zu einem staatsmännischen Frieden wieder finden. So treibt sie nun mit den ungeheuren Machtmitteln der modernen Nationen einen fürchterlichen Mißbrauch, weil die Machthaber zurückschauern vor dem Tage, wo die Leidenschaften schweigen müssen und die Staatskunst wieder in ihr Recht treten und sie zur Verantwortung ziehen wird. Wieder muß man an die französischen Revolutionskriege zurückdenken, an die Zeiten der Direktorialregierung, wo die Direktoren, kleine, aber ehrgeizig-heiße Menschen wie Poincaré und Briand, Scheite auf Scheite in die Kriegsflammen warfen, um sich nur selbst, solange gekämpft wurde, am Ruder zu halten und den Augenblick hinauszuzögern, wo die Heere vom Schlachtfelde in die Heimat zurückkehren würden.

Unsere heutige deutsche Staatskunst ist, wie wir mit ruhiger Gewißheit sagen können, frei von Leidenschaften, wenigstens so frei, als es Menschen überhaupt zu sein vermögen. Das schließt nicht aus, daß menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit auch in ihr spielen. Unsere Politik hat in den letzten anderthalb Jahrzehnten zweifellos schwere Fehler gemacht, über die später wohl erst gründlich und unvoreingenommen gesprochen werden kann, — ohne daß man die Frage, ob uns ein Bismarck den Weltkrieg erspart haben würde, je wird mit Sicherheit beantworten können. Auch fehlt es bei uns nicht an sozialen Elementen, die eine ähnlich verhängnisvolle Rolle in der auswärtigen Politik zu spielen geneigt sind, wie die Emporkömmlinge der westeuropäischen Demokratie. Aber diese Elemente betreuigen sich bei uns zugleich gemeinhin mit großer Feierlichkeit vor jeder Gemeinschaft mit dem „demokratischen Sumpfe“ und gehalten sich als die wahren Vertreter alter guter Tradition und Kultur. Und doch ist unseren U-Boot-Monomanen und Annexionisten die alte sichere Tradition einer festen und besonnenen Staatskunst ganz verlorengegangen, und von Bismarck haben sie nur die Kürassierstiefel und nicht den Kopf geerbt. Wie es nun kommt, daß drüben die demokratisierte Gesellschaft, hüben die antidemokratisch gestimmten Schichten zum Nährboden einer trüben und leidenschaftlich überspannten Machtpolitik werden konnten, das ist ein Problem, das für sich erörtert werden muß. Sehen wir genau zu, so sind doch die sozialen Elemente, die hüben und drüben in Betracht kommen, sich im Grunde vielfach verwandter, als man nach ihrem politischen Glaubensbekenntnis vermuten möchte. Es ist die mächtige Schicht der Halb- und Dreiviertelgebildeten, die in der modernen Gesellschaft allenthalben emporgestiegen ist und

sich breit macht, aus der vor allem die unklaren Leidenschaften und Ueberspannungen modernen Macht- und Lebenswillens emporsteigen. Wer wollte diesen Macht- und Lebenswillen je unterdrückt wissen? Er ist es, der uns heute in unseren schwersten Schicksalsstunden aufrecht hält und uns Freiheit und Sicherheit der Existenz erkämpfen wird. Aber nur ein gezügelter Wille kann uns zum Ziele führen. Dieser freilich muß dann in sich aufs äußerste angespannt werden. Unseren Heeren brauchen wir das nicht zuzurufen, denn sie leisten schon das Uebermenschliche. Aber ein Volkswille, der auch das äußerste auf sich zu nehmen entschlossen ist, muß dahinter stehen. Wir haben unseren Gegnern nicht nur den Willen zu einem staatsmännischen Frieden zu zeigen, sondern auch den Willen und die Kraft, sie in den Abgrund, in den sie uns stoßen wollen, mithinunterzureißen. Nur durch solchen Anblick höchster Selbstucht und höchster Entschlossenheit bei uns können wir sie noch einmal von der Leidenschaft zur Staatskunst zurückführen.

Justus Hasbagen / Bismarcks Friedensschlüsse

Bismarcks Friedensschlüsse sind uns durch eine jüngst erschienene klare und kraftvolle Schrift des Tübinger Historikers Johannes Haller (Weltkultur und Weltpolitik Heft 10, 102 S., München, Bruckmann, Preis 2 M.) weit lebendiger geworden als in irgendeinem anderen bisherigen Bismarckbuche.

Der Wiener Friede nach dem Dänekriege ist absichtlich unvollständig. Die befreiten Elbherzogtümer werden nur an Preußen und Oesterreich gemeinsam abgetreten. Ihr weiteres Schicksal wird mit Absicht nicht geregelt. Denn Schleswig-Holstein wird dem Ministerpräsidenten später dazu dienen, die ganze deutsche Frage aufzurollen und sie gegen Oesterreich mit Blut und Eisen zu lösen. Dagegen hält Bismarck die Wiener Lösung der nordschleswigschen Frage trotz Artikel 5 des späteren Prager Friedens, der mit seinem Hinweis auf die Möglichkeit einer Volksabstimmung in den dänischen Teilen Nordschleswigs nur als Liebenswürdigkeit gegenüber Napoleon zu gelten hat, für endgültig, und zwar aus strategischen Gründen. Die Küstenstraße, die einer feindlichen Landung vom Westen her zu Gebote steht, muß möglichst verkürzt werden. Daher erweist sich auch die Linie Apenrade—Tondern als eine unbrauchbare Grenze.

Während der Wiener Friede ganz ohne fremde Einwirkung zustande gekommen ist, wird der Friede mit dem besiegten Oesterreich unter französischem Druck geschlossen. Die wichtigste geschichtliche Aufgabe ist es, die Stelle genau anzugeben, wo sich dieser Druck des sich zur Vermittelung aufbrängenden Franzosensalters bemerkbar macht. Die herrschende Ansicht geht dahin, daß Bismarck erst unter dem Druck Napoleons die Einigung ganz Deutschlands damals aufgegeben und sich mit der Einigung Norddeutschlands, d. h. mit der Gründung des Norddeutschen Bundes begnügt, als Ersatz aber für dies Zugeständnis die bekannten Annexionen gefordert habe. Diese Anschauung wird von Haller nach beiden Seiten hin als unhaltbar nachgewiesen. Bismarck hat sich in diesen beiden Kardinalfragen so wenig von Napoleon beeinflussen lassen, daß er über sie vielmehr von Anfang an ähnlich gedacht hat. Bismarck selbst verwirft ohne französischen Einfluß eine Einigung ganz Deutschlands als verfrüht. Ferner aber, und das ist die Hauptsache, Bismarck ist von Anfang an für Annexionen. „Mit einem Wort: Bismarck selbst ist der Vater des Norddeutschen Bundes . . . und er ist ebenso auch der Vater der Annexionen. Wenn ihm Napoleon das Spiel in gewisser Hinsicht gestört hat, so nicht, indem er ihn zu annectieren nötigte; sondern . . . indem er ihn hinderte, mehr zu annectieren.“ Aus den Instruktionen des Pariser Botschafters folgt sogar, daß Bismarck auf die Annexionen, auch Sachsens (und eventuell kleinerer österreichischer Gebiete) größeres Gewicht legt als auf die Bundesreform. Und doch ist die Einwirkung Na-

poisons, dessen laienhafte Interventionspolitik von Haller einer vernichtenden Kritik unterzogen wird, nicht ganz erfolglos gewesen. Der Kaiser hat dem Königreiche Sachsen die Existenz gerettet und damit die zunächst auch von Bismarck nicht durchaus beabsichtigte Annexion von ganz Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt bewirkt. Nicht die Annexionen als solche, sondern nur ihre Verteilung und Ausdehnung rufen bei den Pariser Verhandlungen Meinungsverschiedenheiten hervor. In Einzelheiten läßt Bismarck mit sich patzieren. Für ihn ist die Hauptsache „die Annexion von 3 bis 4 Millionen norddeutschen Einwohnern“. Wie diese Zahl zustande kommt, ist ihm im Grunde gleichgültig. Die Annexionen sind eben nach Bismarcks Ansicht die unerläßliche Vorbedingung für die Lebensfähigkeit des Norddeutschen Bundes. Auf die Annexionen und nicht auf Verständigungsverträge gründet er zunächst die Zukunft des Norddeutschen Bundes und damit des späteren Deutschen Reiches. Durch Annexionen, darf man hinzufügen, trifft er auch die übrigen Mitglieder des Norddeutschen Bundes derart, daß sie nun viel zu schwach sind, den Bund zu brechen.

Daß die Annexionen dem politischen Leiter erst vom Könige suggeriert worden seien, ist spätere, von Bismarck selbst begünstigte Legendenbildung. Wahr ist vielmehr, daß Bismarck in der Annexionsfrage noch radikaler gedacht hat als der König, der aus legitimistischen Gründen Vollannexionen zunächst ablehnt und sich mit Teilannexionen begnügen, diese dann allerdings auch auf Sachsen ausdehnen will. Eine weitere Differenz zwischen König und Ministerpräsidenten liegt darin, daß der König aus Gründen des „militärischen Ehrgefühls“ und aus Mangel an politischer Voraussicht das besiegte Oesterreich schwerer treffen will, als Bismarck zugeben kann. Da nun aber eben der Besiegte die beiden Bedingungen stellt: keine eigene österreichische und keine sächsische Abtretung, und da sich auch Napoleon für Sachsen verwendet, so erreicht Bismarck beim Könige nach hartem, von ihm selbst in den Gedanken und Erinnerungen später freilich gewaltig übertriebenen Kampfe die Annahme dieser Bedingungen und damit die Verhinderung der Fortsetzung des Krieges. Das geschieht besonders mit Rücksicht auf die drohende Einmischung Rußlands, während die Engländer damals so blind sind, daß sie gegen die Konsolidation Norddeutschlands, ja nicht einmal gegen die Annexion Hannovers parlamentarisch einen Finger rühren, geschweige denn, daß sie diplomatisch zugunsten der bedrohten Souveräne eingesprungen wären. Außerdem ist aber Bismarcks Nachgiebigkeit positiv auf die Rücksichtnahme gegenüber dem besiegten Oesterreich zurückzuführen, das er sich damit in genialer Weise als Deckung gegen Rußland für die Zukunft sichert.

Aber diese Mäßigung Bismarcks betätigt sich nur nach dieser einen Seite. „Der Mäßigung gegenüber Oesterreich halten die Annexionen in Norddeutschland die Wage. So zurückhaltend Bismarck dort austrat, so rücksichtslos griff er hier zu . . . Die Zeitgenossen haben in dem Verfahren Bismarcks alles andere als bescheidene Mäßigung gesehen. Ihnen kam es vor, als wenn die Erde bebte.“ . . .

Im französischen Kriege saßt Bismarck das Kriegsziel: ganz Elsaß-Lothringen von Anfang an fest ins Auge, im Bunde mit der von ihm sogar noch aufgestachelten öffentlichen Meinung. Stimmen der „Mäßigung“ läßt er systematisch bekämpfen. Die „Berliner Börsenzeitung“ fordert schon am 13. Juli 1870, unbehelligt von der Zensur, Elsaß-Lothringen, Bismarck gegenüber Rußland am 11. August, gegenüber dem König am 14. August, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ am 31. August. Haller hätte die interessante Tatsache hinzufügen können, daß Bismarck am 15. August schon den Zivilgouverneur des Meuse Departements ernannt hat.

Trotzdem hat Bismarck bei den Verhandlungen mit Adolphe Thiers und Jules Favre in Versailles vom 21. bis 26. Februar 1871 sein Programm nicht vollständig durchgesetzt. Er hat nicht das bis dahin immer fest ins Auge gefaßte ganze Elsaß erlangt, sondern nur das Elsaß ohne Belfort. In 2½stündigem Kampfe hat Thiers am 24. Februar Belfort zunächst vor Bismarck gerettet, der dann auch den widerstrebenden König und Moltke zum Verzicht bestimmt hat. Der Einzug der deutschen Truppen in Paris

ist von den Franzosen schon vorher bewilligt worden, kann also gegenüber Belfort kein entscheidendes Austauschobjekt mehr gewesen sein. Die Franzosen behielten Belfort, weil sie ohne Belfort die Verhandlungen abubrechen entschlossen waren oder sich vielmehr nur den Anschein gaben, als wenn sie es wären. Haller sagt über Thiers auf Grund von Thiers' eigenen verlässlichen Aufzeichnungen: „Er wußte den Eindruck zu erwecken, daß er ohne Belfort nicht Frieden schließen werde“, und von Bismarck: „Er war durch Thiers' persönliche Haltung getäuscht worden wie ein Kartenspieler, der nach der Miene seines Gegners einen Trumpf fürchtet, den jener gar nicht hat.“ Wir wissen von den Franzosen selbst, daß sie in Wirklichkeit auch ohne Belfort abgeschlossen hätten. Durch die geschickte Diplomatie Thiers' getäuscht, hat aber Bismarck ihm Belfort bewilligt. Denn dem Bundeskanzler selbst muß alles daran liegen, mit den Franzosen möglichst rasch ins reine zu kommen. Denn wie schon 1864, so droht jetzt noch stärker die englische Intervention, über die man schon nach der Parlamentsverhandlung vom 17. Februar nicht mehr im Zweifel sein konnte. Weil Bismarck die englische Einmischung unter allen Umständen verhindern will, und weil er die Franzosen in Sachen Belforts (fälschlich) für unnachgiebig hält, hat er Belfort preisgegeben und damit nicht nur ein starkes Symbol für die neue Revanche geliefert, sondern auch letztlich die französische Eroberung einzelner elsässischer Grenzbezirke im Weltkriege ermöglicht.

Schon aus diesem kurzen Ueberbilde ergibt sich, daß Haller kein „Bademelum für Friedensunterhändler“ aufstellen kann, da Bismarck in jedem der drei Fälle anders gehandelt hat. Und doch kann man aus Bismarcks Friedensschlüssen politisch sehr viel lernen, „nicht um klüger zu werden für ein anderes Mal, sondern um weise zu werden für immer“. „Das Fazit aus abgelaufenen Begebenheiten ausrechnen, kann jeder Schuljunge; den Anlaß für ein neues weltgeschichtliches Exempel richtig zu machen, gerät nur dem Meister . . . Wer einen Frieden richtig schließen will, muß in der Zukunft mit politischem Seherblick lesen können. Bismarck konnte es wie wenige.“ Heute aber sollen wir nicht fragen, was Bismarck tun, sondern was er nicht tun würde: „er würde sich nicht danach umsehen, was andere taten oder getan haben, er wüßte von allem Anfang, was er zu tun hätte . . . Wissen, was man braucht, wissen, was man kann, wissen, was man will, und von dieser Erkenntnis geleitet jede Gunst des Augenblicks nützen zu bleibendem Gewinn — das ist die große Lehre, die aus seinen Friedensschlüssen . . . spricht.“

S. Hirsch / Mitleid als Heilfaktor

In den zwei Jahren des Krieges hat sich unser alltägliches Leben allmählich wieder in die gewohnten Bahnen zurückgefunden. Wenn man das Straßenbild Berlins vor und während des Krieges vergleichen könnte, würde man, was die Qualität der Erscheinungen betrifft, kaum wesentliche Veränderung bemerken. Das einzige, was ganz und gar neu seit Kriegsbeginn dem alten Bilde sich eingefügt hat, ist einerseits die laute Ankündigung und Propaganda der unter dem Roten Kreuz arbeitenden Hilfsorganisationen und andererseits die große Menge Soldaten auf den Straßen — Soldaten, eben auch anderer Art, als man früher zu sehen gewohnt war, — mit Stöcken und Binden und anderen Zeichen der Hilfsbedürftigkeit. Zwei Eindrücke waren es, die den Gedanken zu der folgenden Studie anregten. Der Gegenstand des ersten war ein Schild aus Emaille, das den Sitz einer der oben erwähnten Fürsorgestellen ankündigte. Der Improvisation, der Schrift auf Leinwand, der Papptafel war die dauerhaftere Form des festen Schildes gefolgt. Denn in dem Betonen des Dauerhaften liegt nicht nur ein zu Bedenkllichkeit stimmender Hinweis auf die wider Erwarten lange Dauer des Krieges, sondern eine noch ernstere Mahnung für die kommenden Forderungen der Kriegsfolgen. Der zweite Eindruck war der mitleiderregende Anblick eines jungen frischen Offiziers, dessen einer Rock-

ärmel leer in der Tasche hing. Diese beiden Eindrücke — sagte ich mir — werden Tausende von Menschen mit dir teilen; sie werden das Emaillenschild lesen, eintreten, Gaben bringen, Rat holen heute und noch lange Zeit nach dem Kriege. Sie werden den unglücklichen jungen Soldaten sehen und Mitleid empfinden, und in vielen wird sich auch der Wunsch regen, zu helfen. Wohl wenige aber, die aus diesem edlen Impulse des Mitleids handeln, werden sich einer Verantwortlichkeit bewußt werden, die sie damit übernehmen. Ein jeder einzelne tritt heutzutage in Beziehung zu verwundeten Kriegern, die seine Anteilnahme erregen. Diese Beziehung — so glaubt man meist, und so wird diese Frage auch in Tagesblättern erledigt — regelt sich nach den Eingebungen des persönlichen Tates und Empfindens. Daß dem nicht so ist, daß die Teilnahme an den Verwundeten aus ganz eng zu umschreibenden, psychologischen Gründen eine bestimmte, vernunftmäßige Einstellung des einzelnen erfordert, daß sie eine besondere, verantwortliche Aufgabe für jeden enthält, wenn anders nicht in zahlreichen Fällen nicht nur dem Verwundeten, sondern auch der Allgemeinheit ernsthaft geschadet wird, soll im folgenden kurz dargelegt werden. Die Bedeutung dieser Frage liegt aber nicht nur in der Gegenwart, sondern sie wird in ihren Folgen eine zunehmende Bedeutung nach dem Kriege gewinnen.

Ganz allgemein gesprochen, zeigt sich in den Beziehungen zwischen Verwundeten und Publikum der Einfluß der Umgebung auf einen Kranken. Bei Beurteilung einer Krankheit nun werden nicht nur der äußere Anlaß und das einzelne Symptom Gegenstand der ärztlichen Forschung sein, sondern nach Feststellung aller inneren Krankheitsursachen werden alle äußeren Einwirkungen rein körperlicher Art, nicht minder aber die geistigen, sozialen, wirtschaftlichen und familiären Einflüsse herangezogen. Hieraus fußt die Feststellung des Leidens; hier aber setzt auch die Heilung ein. Es kommt also bei einem kranken Menschen nicht nur auf die Ruhigstellung des verletzten Gliedes an, sondern Einflüsse der Umgebung, des „Milieus“, wie man es früher nannte, können eine Heilung beschleunigen, verlangsamen oder sogar überhaupt zunichte machen. Man könnte nun einwenden, daß sei eine rein ärztliche Angelegenheit. Das ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen unrichtig — noch mehr aber in der gegenwärtigen Kriegszeit. Einmal erleben wir an unseren Verwundeten einen unnatürlich hohen Zustrom von kranken und leidenden Menschen. Nun ist es leicht verständlich, daß, wenn das Moment der Umgebung ein so wichtiges ist, dieses Moment überwiegt, je empfindlicher das Nervensystem des Kranken ist, am meisten naturgemäß bei den eigentlichen Nervenerkrankungen. Daß aber ein jeder, der draußen die Hölle des Trommelfeuers, die Schrecken des Schlachtfeldes und die Entbehrungen des Felddienstes durchgemacht hat, besonders empfänglich für alle Einflüsse der Umgebung ist, leuchtet ohne weiteres ein. Andererseits, wenn schon im gewöhnlichen Leben der Schwache, der Hilfslose Gegenstand des allgemeinen Mitleids wird, wieviel mehr derjenige, der sein Blut für das allgemeine Wohl und unter Umständen vergossen hat, die das Interesse der Allgemeinheit in hohem Maße für sich einnehmen. Wenn wir aber dieses feststellen haben, so ergibt sich daraus von selbst die Tatsache, daß es sich hier nicht etwa um ein rein ärztliches Moment und einen Wegzeiger für die Pflege handelt, sondern um eine sehr große und verantwortliche Pflicht für jeden einzelnen. Denn ein jeder ist ja ein Teil der wichtig auf den Heilungsvorgang einwirkenden Umgebung; jeder einzelne müßte sich aber deshalb auch im klaren sein, wieviel er durch seinen Einfluß — und dieser beginnt bereits bei der ersten Regung des Mitleids — dem Verwundeten oder Kranken nutzen oder auch schaden kann.

Denn jedes Heilmittel ist ein Gift zugleich, jedes Heilmittel, sei es chemischer, physikalischer oder geistiger Art, wirkt auf das ihm ausgesetzte Objekt ungewollt, unwillkürlich, sinnlos und zwecklos ein. Man denke an die Wirkungen der Sonnenstrahlen. Aber es ist leichter, ein chemisches Medikament zu dosieren als Sonnenstrahlen. Noch schwieriger aber ist die Verabreichung eines Heilmittels, das selbst „belebt“ ist, das selbst einen tausendfachen Willen hat.

Wie schon erwähnt, ist von den Einflüssen der Umgebung, denen unsere Verwundeten ausgesetzt sind, der erste und vornehmste das Mitleid. Das Mitleid ist eines der ursprünglichsten menschlichen Gefühle, das im innersten Charakter des Menschen begründet ist. Andererseits erscheint es durch die Wechselwirkung vom mitleidenden Subjekt zum bemitleideten Objekt von vornherein dazu bestimmt, Beziehungen zwischen den Menschen aufzunehmen und so staatenbildend, zivilisatorisch zu wirken. Ohne den Begriff der Gegenseitigkeit gibt es kein Mitleid!

Der Soldat, der in der Schlacht verwundet wird, erregt zunächst das Mitleid seiner Kameraden. Hier handelt es sich wirklich um Mitleiden. Die Lücke, die der Verwundete hinterläßt, der soeben noch mit „in gleichem Schritt und Tritt“ den gemeinsamen Weg gegangen, wird — wie es ja auch in dem bekannten Volksliede ausgesprochen wird — schmerzlich empfunden. Diese Art Mitleid tut dem Verwundeten wohl. Er fühlt darin die Wertschätzung seiner Person; das läßt ihn ersten Schmerz und Qual vergessen. Daß diese Behauptung richtig ist, läßt sich psychologisch auch aus einer Beobachtung ableiten, die wohl jeder, der Verwundeten unmittelbar nach dem Gefechte auf dem Verbandplatz begegnet ist, gemacht hat. Geradezu stereotyp bekommt man da von den Verwundeten die Äußerung zu hören, daß es so schlimm wie heute, dem Tage der Verwundung, so „toll“ noch nie zugegangen sei. Man kann diese Äußerung nicht nur bei jungen Soldaten hören, sondern man findet sie auch bei kampferprobten Kriegern, die nachgewiesenermaßen schon viel schlimmere Gefechte mitgemacht haben. Hier liegt übrigens eine noch viel zu wenig berücksichtigte Quelle von Schauerermären und pessimistischem Gerede. Die Tatsache also, daß eine Verwundung erfolgte, läßt bei den meisten Verwundeten die ganze Lage in einem unheilvollen Lichte erscheinen. Denn tief im Innern — man mag noch soviel von Borgedanken sprechen — hält doch jeder sein „Ich“ für unverletzlich, für kugelsicher, vermag niemand die Auslöschung der eigenen Persönlichkeit durch eine fremde Gewalt restlos mit einem logischen Schluß zu Ende zu denken. Dieses Wertgefühl der eigenen Person erhält durch die im Kameradentum empfangene Verwundung eine besondere Art von Steigerung, die in der episch-heroischen Literatur aller Zeiten und Völker immer und immer wieder gepriesen ist. Nicht Klage und Trauer, sondern Ruhm und Ehre bringt die vom Feinde geschlagene Wunde! Auf diese Stimmung wirkt nun das Mitgefühl der Kameraden, sie trauern um den, den „es weggerissen hat“, den „guten Kameraden“ aus ihrer Mitte!

Ganz anderer Art nun ist das Mitleid, dem der Verwundete auf seinem weiteren Wege durch die Lazarette begegnet. Das Heilmittel der „Umgebung“ erscheint hier gewissermaßen in einer bestimmten Art und Menge dosiert. An den Verwundeten treten außer den wenigen Leidensgenossen, die selber mit ihrem Geschick beschäftigt sind, nur wenige ausgewählte Personen heran. Das Mitleid, das er beim Wart- und Pflegepersonal und beim Arzte findet, ist keineswegs mehr ein so reines Mitleiden wie bei den Kameraden draußen im Felde. Hier fehlt eben die gemeinsame Quelle des Erlebens. Auf der einen Seite sind es schmerzliche Empfindungen, die der Anblick eines jugendfrischen, verstümmelten Menschen auch bei durch die Gewohnheit abgestumpften Personen hervorrufen kann. Hier bindet kein gemeinsames Geschick! Auf der anderen Seite fordert Liebe und Sorge der Angehörigen und Pfleger tätige Hilfe und kann sich nicht bei stillem Leiden begnügen; dementsprechend ist die Wirkung auf den Kranken. Er sieht sich umgeben von aufopfernder Pflege; fremde Menschen arbeiten und nun in des Wortes eigenster Bedeutung „kümern“ sich um ihn, wie er es früher nicht gewohnt war. Mehr als jeder andere Kranke genießt der Verwundete diesen Ausnahmezustand als eine verdiente Anerkennung. Im Unterstreichen dieses Ausnahmezustandes liegt der psychische Heilwert der Pflege. Wohltuend wirkt in erster Linie die Stimmung im Krankenhause auf die weichen und herzlichen Regungen, die der Zustand der Hilfslosigkeit bedingt, ein. So erklärt sich der Name Charité für ein Krankenhaus. Daß eine derartige Atmosphäre auch leicht traurig stimmend wirken und selbst zu der in sich verletzten Erscheinung

des „Selbstbemitleiden“ führen kann, ist einleuchtend. Der Hilfslose, der Schwache, braucht Stützen, Rücksichtnahme und Schonung. Das fördert, wenn überhaupt die oben ange deutete wissenschaftliche Ansicht über den engen Zusammenhang körperlicher und geistiger Einflüsse auf den Menschen richtig ist, die Heilung. Schwierig ist hier nur die Anwendung dieses Heilmittels, die Auswahl der Fälle, wo Heilwirkung zu erwarten ist. In dem Stadium der Krankenhausbehandlung ist aber die Dosierung des „Heilfaktors Mitleid“ noch dem Arzte in die Hand gegeben; er wird davon verschiedenen Gebrauch machen, wird im einen Fall den Kranken seinem Einfluß mehr aussetzen, indem der Kranke seiner Familie zur Pflege überlassen wird; im anderen Falle wiederum wird eine kräftigere Luft als die Krankenstubenatmosphäre erwünscht sein; hier liegt eben die eigentlich ärztliche Angelegenheit unseres Problems, das bis hierhin rein psychologisches, theoretisches Interesse bietet.

Aber in dem Augenblick, in dem der Verwundete das Lazarett „als nicht mehr Gegenstand der Lazarettbehandlung“ (wie der Fachausdruck lautet) verläßt, erwächst aus der ganzen Frage eine Angelegenheit von eminent praktischer Bedeutung. Zu betonen ist hierbei, daß es prinzipiell gleichgültig ist, ob der Kranke nun aus dem Heeresdienst infolge seiner Verletzung ausscheiden muß, oder ob er als Genesender seiner weiteren Verwendung im Heere entgegensteht. Denn das Ziel ist dasselbe, aus dem untätig Leidenden wieder einen tätig Nützlichen zu machen — ein Ziel, an dem in jedem Falle die Allgemeinheit Interesse hat. Wenn wir aber im folgenden nur von dem ersten Falle sprechen, so geschieht das, weil hier die praktischen Gesichtspunkte bedeutend überwiegen, denn in der Frage der Wiederherstellung der Leichtverwundeten dürften unseres Erachtens die rein militärischen Ziele auch lediglich durch militärische und militärärztliche Maßnahmen erreicht werden und allgemeine Einflüsse sich nur beschränkt und kurze Zeit geltend machen. Anders liegt die Sache bei den dauernd Geschädigten, den „Krüppeln“, wie man sie früher nannte. Auf diese wirkt nun wiederum das Mittel der „Umgebung“, das allgemeine Mitleid ein, und nun ganz anders als im Krankenhaus —, wieder anders auch als auf dem Verbandplatz. Hier lernen wir auch schädigende, unheilvolle Äußerungen dieses früher als „Heilfaktor“ bezeichneten Einflusses kennen. Zunächst ist es klar, daß der Kriegsgeschädigte im freien Wettbewerb, im Kampfe ums tägliche Brot unter den Folgen des erlittenen Schadens zurücksteht. Er verlangt also Berücksichtigung dieser seiner Schwäche und empfängt in den meisten Fällen — Mitleid! — ein Mitleid, dem einerseits die volle Berechtigung abgesprochen werden muß und das andererseits eine geradezu schädigende Wirkung entfaltet.

Denn der Geschädigte ist doch nun nicht mehr krank und der Pflege bedürftig in dem Sinne, wie er es im Krankenhaus war — sondern er ist mit seinem verletzten Gliede in sich durchaus vollkommen; er ist gewißlich nicht mehr der alte, der er war — er ist gewissermaßen unter der Einbuße dieser oder jener Funktion eine neue, aber in sich geschlossene Persönlichkeit geworden, die nun nach neuen Maßstäben zu beurteilen ist.

Diese neue Persönlichkeit kennzeichnet sich aber nicht allein durch den körperlichen Verlust, sondern ganz besonders durch ein neuermorbenes moralisches Attribut, das allen denen, die ihr Leben für die Allgemeinheit in die Schanze geschlagen haben, von jeher rein gefühlsmäßig zuerkannt worden ist und auch, solange es ein nationales Leben gibt, stets zuerkannt werden wird. Welchen Standes, welcher Klasse der Verteidiger des Vaterlandes angehören mag, mag er in seinen übrigen bürgerlichen Qualitäten ein nützliches oder selbst schädigendes Element darstellen, dem Kämpfer, dem auf dem Schlachtfeld Verwundeten, dem Veteranen steht das nie abzuerkennende Recht der allgemeinen Anerkennung, des Dankes, der Rücksichtnahme, ja gegebenenfalls sogar der Rehabilitierung einer verlorenen Ehre zu. Gerade die heutige Zeit bietet täglich Beispiele hierfür. Der „Feldgrau“ nimmt überall den Ehrenplatz ein, er verkörpert in sich die Ehre der Nation. Diese Anerkennung steigt, je höher der Einsatz und der Verlust für die allgemeine Sache gewesen ist. Wenn dem aber so ist, dürfte zum mindesten die Betätigung des Mitleids, deren Äußerung fast

stets einem Almosen gleich zu setzen ist, solchen Männern gegenüber am falschen Platze sein. Der Kämpfer für das Vaterland ist kein hilflos Schwacher, auch wenn er noch so sehr im eigentlichen Sinne „Krüppel“ ist, er trägt in sich den Stolz einer moralischen Macht und er bedarf nicht der Bemitleidung, sondern er besitzt das Recht, für seine der Allgemeinheit dargebrachten Kräfte Gegenleistungen einzutauschen, er darf von Rechts wegen überhaupt nicht hilflos scheinen, wenn anders nicht die Allgemeinheit sich mit Schuld belädt. Alle Anzeichen sprechen übrigens dafür, daß von Staats wegen hier das Erforderliche geschehen wird. Daß aber in diesem Falle das Mitleid am falschen Platze ist, läßt sich vor allem auch an der Wirkung auf den einzelnen Verwundeten erkennen. Hier lassen sich zwei Wirkungsarten je nach dem Charakter des Betroffenen unterscheiden.

Der starke Mensch — seines Wertes bewußt — er fühlt wohl die eingebüßten Kräfte schmerzlich, aber nie schmerzlicher als in dem Augenblick, wo ihm Mitleid begegnet. Dann fühlt er sich gekränkt und abgestoßen und in seinem berechtigten Stolz verletzt. Er wird in solchen Momenten argwöhnisch, seine Leistungen prüfen und einen Mangel empfinden, der ihn schlimmer schädigt als die Wunde an seinem Körper.

Ganz anders bei der schwachen Natur, dem seelisch Schwachen oder dem im Ablauf seiner seelischen Verrichtungen Gestörten. (Hierher gehört die große Zahl der sogenannten Nervösen.) Hier ist es allerdings — das wird jeder Arzt bezeugen! — an sich schwierig, dem von Natur aus Haltlosen oder dem, der die Herrschaft über seine Nerven, über sich selbst verloren hat, Stärkegefühl, Vertrauen auf die eigene Kraft — Energie einzufloßen. Hier wirkt das Mitleid geradezu als Gift! Alle Komponenten der Schwäche, Haltlosigkeit, Hemmungslosigkeit, Hang zur Bequemlichkeit müssen hier weitgehende Unterstützung durch Mitleid erfahren und damit den Betroffenen erst völlig hilflos machen. Es bedarf hier keiner weithergeholten Beispiele. Auch schon früher ist auf dem friedlichen Felde der Arbeit, in den Schlachten des Verkehrs und der Technik, gar mancher zum Krüppel geworden. Unsere moderne Invalidengesetzgebung hat in diesen Dingen außerordentlich segensreich gewirkt, wohlthätiger als die früher geübte „bemitleidende“ private Wohltätigkeit. Trotzdem ließ sich in einzelnen Fällen häufig genug — bei schwachen Charakteren — das Prinzip der Gegenleistung nicht rein aufrechterhalten, so daß bei manchem die Rente als ein Almosen, als betätigtes Mitleid, wirken konnte. Hier ergab sich dann die Quelle einer neuen Krankheit, einer unbeabsichtigten Mitleidsfolge, der „Rentenhysterie“, wie sie genannt wird, die die von ihr Betroffenen geradezu unheimlich umstrickt, ihre Energie lähmt und sie zu einem stumpfen, nutzlosen Drohnendasein verurteilt, in dem schließlich alle guten und nützlichen Fähigkeiten untergehen. Vor einem solchen Schicksal aber gilt es, unsere verwundeten Krieger, soweit sie seiner Gefahr ausgesetzt sind — insbesondere die Nerventranken — zu bewahren, und wenn als Erfolg dieser Betrachtung sich die allgemeine Aufmerksamkeit mehr diesem Punkte unserer Verwundetenfürsorge zuwenden würde, so wäre damit ein großer Gewinn für die Volkswohlfahrt erzielt.

Denn hier erhebt sich die gebieterische Forderung für jeden einzelnen, mitzuhelfen an der Gesundung derer, die ihr Bestes für die Allgemeinheit hingaben; dahin zu wirken, daß diese Männer, die doch den besten Teil unserer Volkskraft darstellten, wieder nützliche und wertvolle Bürger werden. Und es kann nicht genug betont werden, daß gerade hierzu nicht nur der einzelne imstande ist, sondern geradezu berufen erscheint, und damit verantwortlich wird. Verantwortlich für die Art seines Umgangs mit den Verwundeten! Hier ist eine Pflicht zu erfüllen nicht nur durch das, was getan wird, sondern oft noch mehr durch das, was nicht getan wird.

Es ist eine oft beobachtete Tatsache, daß die Menge, einfach einem Instinkte folgend, — einem Trieb, den zu überwinden, Pflicht der persönlichen Kultur ist! —, ihr Interesse gerade besonders dem Schrecklichen, Abnormen und Regelwidrigen zuwendet. Und zwar richtet sich das nicht etwa nach realen Gesichtspunkten, sondern je mehr oder weniger die Abweichung von der

Natur in die Augen fällt. Man kann hierfür geradezu biblische Beispiele nennen. Alle Verletzungen und Erkrankungen des Gesichts insbesondere, sie mögen an sich noch so harmlos sein, erregen mehr Interesse, mehr „Mitleid“ als der Verlust ganzer Glieder und schwere innere Krankheiten. Gerade in der gegenwärtigen Zeit erscheint unter unseren Verwundeten und Kranken eine bestimmte Reihe hauptsächlich geeignet, stets die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das sind jene Unglücklichen, die durch Schreck oder andere Einwirkung die natürliche Herrschaft über ihr Mienenspiel und über ihre Gliedmaßen verloren haben. Es läßt sich nicht stets einrichten, solche Kranken bis zu ihrer völligen Genesung der Öffentlichkeit zu entziehen, manchmal wird dem sogar der Heilsweg widersprochen. Nun wäre zunächst zu bemerken, daß in der Mehrzahl aller derartigen Fälle die Schwere der Erkrankung durchaus nicht dem Bilde der äußeren Störungen, das allerdings geradezu häufig genug nach Mitleid schreit, entspricht. Dann jedoch sind diese Krankheits Symptome die Zeichen eines erschütterten Nervensystems, in dem der Ablauf sonst willkürlicher Verrichtungen gestört ist. Das besagt aber deutlich, daß wir es mit einem seelisch Schwachen zu tun haben, bei dem nicht nur die körperlich nervösen Vorgänge in krankhafter Folge ablaufen, sondern bei dem auch Hemmungen rein geistiger Art, insbesondere Willensimpulse, unrichtig funktionieren. Alles, was wir oben bereits über schwache, nervenranke Menschen gesagt haben, gilt hier in gesteigertem Maße.

Der Schaden, der hier durch oft wohlgemeinte, aber falsch angebrachte Teilnahme der Umgebung angerichtet werden kann, ist in seinen Folgen nicht abzusehen. Daß solche Menschen zeitlebens oder doch lange Jahre energielos und elend hilflos bleiben, wenn man ihrer körperlichen und seelischen Schwäche durch lautes Bemitleiden Nahrung zuführt, ist eine psychologische Tatsache. Man kann wohl behaupten, — und jedem Arzte sind solche Fälle bekannt —, daß die einmalige Erschütterung des Nervensystems durch die einschlagende Granate oder eine andere Ursache harmlos in ihren Folgen zu erachten ist im Vergleich zu dem dauernd wirkenden Gift schädigender Beeinflussung von seiten der Umgebung. Gerade dieser Punkt mußte eingehender erörtert werden, weil die Zahl der hier täglich begangenen Sünden Legion ist.

Nicht den herzlichen und teilnehmenden Gefühlen den verwundeten Kriegen gegenüber gilt unser kritisches Urteil, sondern einer sich gedankenlos und triebhaft äußernden Bemitleidung von Männern, denen einerseits solch' Mitleid nicht wohl ansteht und die andererseits noch ein langes Leben voll freudiger Tätigkeit vor sich haben. Dem hilflosen und trostbedürftigen Kranken mag Mitleid lindernder Balsam sein; dem in das Alltagsleben zurückgekehrten Kriegsbeschädigten lähmt es die neu sich regenden Kräfte. Denn ganz von vorne muß mancher wieder beginnen, und ein jeder Anfang ist schwer!

Nicht beklagen und bemitleiden ist hier die Pflicht, sondern es gilt Wege zu ebnen und zu weisen! Dadurch stößt man dem Schwachen, der vor mancherlei Schwierigkeiten schier verzweifeln möchte, Vertrauen ein zu sich selber. Man gebe bei gleicher Leistung der Arbeit der Kriegsbeschädigten den Vorzug vor der Konkurrenz des Daheimgebliebenen, nicht aus Mitleid (wie es leider vielfach geschieht), das hier geradezu beleidigt, — sondern unter Achtung des berechtigten Stolzes — aus einer schuldigen Dankespflicht heraus, die dem Kriegsbeschädigten als ein Recht zusteht. Dieses Recht verlangt auch selbstverständlich stillschweigende Berücksichtigung der Schwachen. Die meisten Arbeitsunternehmer haben heute bereits ihre ehemaligen Kriegsbeschädigten Kräfte wieder eingestellt. Mit dieser Einstellung ist der Pflicht nicht genügt. Es hat sich nämlich vielfach gezeigt, daß solche aus Mitleid eingestellten Elemente den anfänglichen Anforderungen nicht gewachsen waren und nach kurzer Zeit resigniert und verzweifelt aus eigenem Antriebe die Arbeit niederlegten. Ihre Entlassung wurde von den Arbeitgebern, in dem Glauben, das Ihrige getan zu haben, häufig mit bedauernder Geste gewährt. Hier haben wir eine „Ausschüttung“ des Mitleids in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit und Unverantwortlichkeit! Es genügt nicht, passiv mit dem Unvollkommenen Mitleid zu haben, sondern es gilt, die

Geduld und die Arbeitsfreudigkeit des sich Abmühenden zu stärken. Wenn sich die Anteilnahme an unseren geschädigten Kriegen zwischen diesen Polen bewegt, der aufmunternden, Leben und Zukunft bejahenden Unterstützung und der herzlichen, stillen, die Mühen und Opfer ehrenden Mitempfindung, dann wird zwischen diesen Polen ein warmer, herzlicher Strom echter Menschlichkeit fließen, dem das Kennzeichen wahren Mitleidens, die für Spender und Empfänger gleiche Wechselwirkung zu eigen ist.

In diesen Tagen liest man in der Presse viel von öffentlichen Rundmachungen, die gleichsam erzieherisch das Leben und die Sitten der heimischen Bevölkerung dem Ernste der Zeit entsprechend gestalten sollen. Es ist für jeden Einsichtigen selbstverständlich, daß die Form dem Inhalte, daß die Lebensführung dem Erlebten zu entsprechen hat; besonders in einer Zeit, wo das gemeinsame Erlebnis jedes persönliche Geschick zum Nichts macht, wäre die Betonung des Inhalts auch in den Formen großstädtischer Lebensäußerungen erwünscht. Letzten Endes bleibt aber diese Frage doch immer Angelegenheit des persönlichen Tates des einzelnen. Zu einer Tatkraft und Herzensangelegenheit, der häufig sportliche Reford sucht noch eine besondere Note anheftete, hat man bislang zumeist die Frage des Umgangs mit unseren heimgekehrten Kriegsbeschädigten gemacht. Durch warnende Tafeln zum Beispiel an den Bahnhöfen glaubte man Erfolge zu erzielen. Daß es sich hier um eine viel wichtigere Angelegenheit handelt, beweist unter anderem ein neuerlicher behördlicher Erlaß, der die Arbeitsvermittlung und Anpreisung von Arbeitsstellen an Kriegsbeschädigte unter Androhung schwerer Strafen einem privaten Freibeutertum entzieht.

Der einzelne, der dem Verwundeten und Kranken gegenübertritt, trägt — was wir nicht unkontrollierbaren Empfindungen überlassen sehen möchten! — eine psychologisch zu begründende verantwortliche Pflicht, die einerseits stille, verständige Zurückhaltung, andererseits aufmunternd tätige Anteilnahme fordert. Wie die Erfüllung dieser Pflicht aber eine absolute Notwendigkeit zur Gesundung des einzelnen ist, so wird sie ein wichtiger Faktor für die künftige Erstarbung des ganzen Volkes aus schwerer Not. Denn in seiner Wirkung wird solch' Mitleiden der Allgemeinheit das Schicksal dieser ersten Zeit zu einem wirklich gemeinsamen Erlebnis für Krieger und Heimat machen, und damit, der alten Legende des Parsival entsprechend, nicht nur dem Hilfesuchenden, sondern auch dem Helfer Heilung spenden!

Selene Voigt-Diederichs / Brot

Das Badhaus hatte nun mal was Besonderes an sich, nicht nur weil es abseits stand, mit Ziegeln gedeckt, weit von den Strohdächern der übrigen Wirtschaftsgebäude entfernt. Ein ganz richtiges Gefängnis gab es darin, mit Holzprikke, Beilegerosen und eisernen Fenstergittern! Bescheiden halb, halb vornehm, ging das Badhaus in seiner Besonderheit so weit, einen Schlüssel zu haben, der nicht am allgemeinen Bund, sondern für sich allein am eigenen glattgeschuerten Block hing. Wie wichtig ward sein blanker Bart, wenn er aufglänzte in des Vaters Hand, in einer von den schweren Gewitternächten, die es nie mehr gab, seit die Kinder groß waren. Für den Fall, daß etwas geschehen sollte — dann alle miteinander ins Badhaus! Die Kinder saßen auf der Hausdiele um den Vater herum, die kleinsten noch halb im Schlaf, in Decken gewickelt auf dem Schoß von Mutter und Mädchen; die größeren, mit Kleidern und Schuhen versehen, lauschten hinaus in den Plazregen, der unsichtbar im Dunkel niederschlug, bis ein Blitz kam und den Hof mit flüssigem Feuer füllte, blau oder gelb, und dann war alles wieder schwarz bis zum nächsten Blitz.

Stundenlang hatte man so beisammen, ein wenig erschrocken vielleicht, und doch jedes bemüht, keinen Schrecken

zu zeigen, zugleich froh über das Aufsein zu einer Zeit, wo man sonst schlafen mußte. „Der liebe Gott geht auf Holzschuhen im Himmel? Der liebe Gott fährt seine Kinder spazieren?“ so ging die geheimnisvolle Meinung hin und her, bis langsam Donner und Plätschern verklang und nach ein paar Stunden Schlaf der Morgen kam, an dem man zuversichtlich ein verbranntes Haus zu finden dachte, jedoch niemals fand — aber es war doch wenigstens schon was, als der Blitz in die große Pappel schlug und den Starenkasten voll von Spagen mitnahm! Schreckverfürt rief ein Kind alle anderen herbei, als es das weiße abgesplitterte Holz durch das Gebüsch glänzen sah.

Außer Gefängnis und Gewitternächten war noch etwas, das ebenso zwischen Unheimlichem und Ungewöhnlichem schwankte. Zu der Zeit, da der Vater Kind war, hatte Hans Ohm im Badhaus gewohnt. Das war ein alter Junggeselle, der im vorgerückten Alter heimatlos geworden war und hier auf dem Gute seines Brudersohns eine Zuflucht gefunden hatte. Bald aber, als die Kinder heranwuchsen, war's ihm im Herrenhaus zu laut geworden. Er hatte sich im Badhaus neben dem Heizloch, kaum groß genug für das Bett, ein bescheidenes Gelaß abgebaut. Anfangs fand er sich noch zum Essen heraus, dann bald auch das nicht mehr. Er bekam seinen Teil von jeder Mahlzeit gebracht; meist war es der Gutsherr selber, der im blauen Frack die weiße Kaffeetasse vor sich hertrug. Mit den Kindern polsterte auch wohl für ein paar ungestüme Minuten das Leben herein, doch von Jahr zu Jahr abgeschlossener dämmerte Hans Ohm vor sich hin, ein wenig unzufrieden, dabei ganz wunschlos, und er mag wohl still in seinem kleinen Käfig gestorben sein. Als seines Bruders Sohn, der auch schon anfang ein Einsamer zu werden, ihn zum letztenmal hat liegen sehen, wird er die schweigamen Lippen noch ein wenig fester zusammengepreßt und still vor sich hingestarrt haben: was soll man von den Dingen der Welt anderes erwarten!

„Hans Ohms Eckel!“ sagte man noch zwei Geschlechter später, als längst der kleine Verschlag eingerissen und sogar ein zweiter, kleinerer Ofen für Feinbrot an seine Stelle eingebaut war. Der war vom Vater klug erdacht, denn das Erfinden, das lag in der Familie, schon vom Vorfahr Ebeling an der dänischen Grenze her, der für eine besondere Art von Glasur das englische Zinngeschirr seiner Frau zu Asche gebrannt.

Vorn Badhaus standen ein paar alte Linden, die einmal, als die grüne Wildnis zu schwer auf dem zierlichen Dach lastete, gekappt, aber längst wieder zu gewaltigen Bäumen ausgeschlagen waren. Viel später kafften dann im Frost die Stämme bis ins Mark hinein — in jenem strengen März, da man auf den Halligen drüben in der Nordsee noch den Geburtstag des alten Kaisers feierte, der bald drei Wochen schon tot war. So viele Tage brauchte das schwarzumrandete Zeitungsblatt mit Kreuz und Palme, bis es durch die Eismüste seinen Weg hinüberfand und so die Prophezeiung jener alten Frau erfüllte, die seit langem schon von dem schlimmen Dreikaiserjahr gewußt hatte. Ja, und als richtig der dritte Kaiser auf dem Thron saß, schwoll bereits die Rinde um die tiefen Spalten in den Lindenbäumen, und nicht viele Jahre dauerte es, da schmolz sie in der Mitte zusammen und war bald nichts mehr als eine Narbe, die wulstig am silberfleckigen Stamm hinabließ. Aber immer noch, wenn das Kind vorbeisprang, mußte es an den alten Kaiser denken . . .

Es waren noch andere Bäume da als die alten Linden — nach Norden zu die horkigen Akazien und die drei

Pappeln, deren wipfeldürre Kronen silbern wie Totenbein glänzten. Nach hartem Besinnen, denn man ging nicht leichtfertig um mit eines Baumes Leben, ließ der Vater sie niederlegen, erschreckt von jener Novembernacht, als der Westturm so schwer daherkam, daß man erwarten mußte, das Badhaus zerschmettert unter den Pappeln zu finden. Aber noch standen sie am Morgen, stur, ungeschmeidig silbern gegen das Sturmgewölk, nur ein gebogelter Ast ritt klappernd auf dem Badhausfirst. Trotzdem sie sich so tapfer gehalten, war es nun doch mit ihnen zu Ende, und der Koltrabe, der so gern da oben saß und sein einsiedlerisches Wad-Wau schrie, mußte sich tiefer in den großen verwilderten Garten hinein verziehen.

Nach Osten zu hing der schwarze Kirschbaum schräg über das angebaute, fast wagerechte Badofendach. Die Kinder kauerten gern auf dem alten lehmtriffigen Bauch, geduckt zwischen Wäschepfähle und Gartengerät, schauerten sich Hosens und Schürzen gelb am trockenen Lehm und ließen sich gelassen und nicht allzu betrübt ein wenig dafür schelten. Manchmal aber kam auch der Vater und wurde ganz wirklich zornig. Und weswegen? Man hatte ein paar Duzend von den schmalen roten Tonröhren zerschlagen und in das wunderliche Gezeck alle Geräte hineingesehen, die man gerade brauchte zum Glückseligsein: Kaffeetassen, Kannen, Flaschen und Puddingform. Womit sich durchaus nichts anfangen ließ, das wurde nach dem freundlich nutzlosen Zeug, das die großen Schwestern hüteten, „Nippssache“ getauft und an einem besonderen Platz zwischen Dach und Lehmofen aufgestellt. War denn das so was Schlimmes, daß der Vater böse werden mußte deswegen?

Nach Süden zu dehnte sich die graue Bleiche; zwischen ihr und der grünsilbernen Ferne hob sich der Knick von Weiden und Weißdorn, an dessen Neigung im frühen März weiße Weiden und bald auch Narzissen blühten. Dort saß das Kind, schlug aufs Pfeifenholz, hielt mit dem Klopfen inne, wenn ein gelber Schmetterling kam, und bedachte sich's nebenbei, was für eine lustige Welt das wäre, wenn alle Weiden gleich als Flöten wüchsen und der Wind umherlief und bald diese, bald jene, bald alle miteinander anblies.

Ganz im dichtesten Schattenwinkel der Bleiche türmte sich aus Tannenlatten das Gerüst des Eisberges, den der Vater wintertags sorgsam schichtete und zusammenfrieren ließ. Aber dann, als er im Junimonat den ersten Eimer voll zum Kühlen für die Rahmstange herausholen wollte und die Kinder voll Erwartung hinter ihm drein lauschten, zeigte sich, daß in Weizenkaff und Reisig der Bedeckung ein tiefer Gang hineingewühlt war: eine Ente hatte in der Höhlung ihr Nest angelegt. So war beizeiten der Eingang dagewesen für Luft und Frühlingswind; dem Vater gähnte eine leere Wölbung entgegen, voll von strohdustiger Wärme, und er hat der Mutter im Herbst keinen Hafer bewilligt, die Enten durch den Winter zu bringen.

Das alles hatte das alte Badhaus, in das die Sonne nur abends unter dem Lindengeäst her tief und golden hineinguckte, mit seinen dunklen Fensteräugen angesehen. Man glaubte kaum, was es alles wußte, wenn es so schweigam stand mit seiner grauroten Ziegelmauer, die manchmal auch lila war wie ein frierendes Kindergefläch.

Wo das mit gelben Flechten bedeckte Dach ansehte, hingen gern unter den Ziegeln Neststroh und Federn heraus: die Spagen nahmen nachgerade überhand. Man mußte etwas tun, sie zu vertreiben. Böttcher Rod wurde mit der Leiter ausgeschiedt, aber er konnte die räuberische Faust nicht in die

tieften Nester hineinzwängen. Doch der Mauermann, der gerade darüber zukam, wußte Rat: er schmierte Zement davor, als eben die Jungen aus dem Ei heraus waren, so daß die Alten sie nach einem Tag voll Angst verloren gaben. Derselbe Mauermann war es übrigens, der grinsend sein Mittel gegen Ratten empfahl, wenn Meerzwibel oder Phosphor lange nicht mehr helfen wollten. Eine davon lebendig fangen, unter dem Schwänzlein zusiegeln und sie dann ins Loch zurücklaufen lassen: dort vertreibe sie bald alle anderen mit ihrem Verwesungsgeruch. Dann aber war es plötzlich aus mit seinen elenden Ratschlägen, indem ein Pferd, das im Einspanner rückwärts ging und die Deichsel zerbrach, den Mauermann auf seinem Platz neben dem Rutscher jämmerlich zu Tode schlug, so daß er sicher in alle Ewigkeit keine Ratte mehr zugesiegelt hat.

Daß Spähen ein Ungeziefer seien, das ging trotz aller Wut auf Karl Rod und Mauermann auch den Kindern schließlich in Fleisch und Blut über. An der ausgetrocknenen Brut hätte sich zwar keines zu vergreifen gewagt, aber die Eier nahm man im Bewußtsein, ein gutes Werk zu tun, blies sie aus, trug die braungefprentelten Ketten als Indianerschmuck oder befränzte mit ihnen einen geweihten Wipfelplatz.

Mit den Rauchschwalben, die in den Mauerlöchern über der Backofentür, am Grunde des offenen ruhigen Schornsteins, ihre Nester hatten, war es anders. Das waren geliebte, fast heilige Tiere, nie rührte man anders als mit freundlichen Gedanken an ihre emsige Stille.

Höchstens lehnte man eine Leiter in den schwarzen Schlot, der weit oben in ein liches Himmelsviereck hinauf mündete, und rechte leis die Hand in das Nest, um die liebe Wärme der Eier kosend mit den Fingerspitzen zu erleben, oder gar die weiche, zuckende Masse der jungen Brut — und wenn's gelang, rann einem das Wunder schauernd durch Haut und Arm den ganzen Leib hinab. Und man hielt es mit den Schwalben, hielt es mit ihnen bis zu Tränen und Gebet; sie waren in größerer Gefahr als die fetten Spähen.

Das kam daher, weil zwischen jedem Backen nur zwei bis drei Wochen lagen. Die Zeit langte zum Eierlegen und Brüten, aber zum Ausbrüten nicht; wenn einen halben Tag lang der Holzrauch aufwärts gestrichen war, lagen die Eier kalt. Den vertriebenen Tieren blieb nichts übrig, als von neuem anzufangen, und das taten sie den ganzen Sommer durch treulich und ohne Erfolg.

Aber all dies Leben war eigentlich Dornröschenschlaf, verglichen mit dem Backtag, der schon vom frühen Morgen an voll war von Wärme und Wichtigkeit. Im Vorraum schritt der grauhaarige Böttcher auf und nieder und warf zwischendurch Holz in den gefräßigen Schlund, Sprach, gerobete Stubben oder morsche Zaunpfähle. Die Kinder hockten, bestrahlt von der Glut, vor der offenen Eisentür und sahen, wie der Feuerwind an jedem neuen Holz entlangzischte. Kochende Tränen quollen hervor, heißer Atem verschlang sie, Flämmchen tanzten auf, die zur Flamme wurden und ihren Feuerwind zum nächsten dunklen Holz schickten.

Das dauerte fort bis gegen Mittag; wenn dann der ganze Ofen voll dunkler, schon nicht mehr rauchender Glut war, wurde alles mit dem seidenkohlschwarzen Schieber herausgerafft und lag in toten Haufen vor der Tür, heimlich durchzingelt von kleinen roten Feuerschlangen, vor denen die Rutter nicht genug warnen konnte. Karl Rod holte Wasser, einen Eimer nach dem anderen, aus dem Teich und wehrte den flatternden Haaren und Kleidern der Kinder.

Gottfried Traub / Adel

Verzeih mir und erziehe die Kinder!
(Aus der letzten Post von „N. 19“.)

Wie es einem Menschen in der Vollkraft der Mannheit zu Mute sein muß, wenn er sein unabwendliches Todesgeschick mit eigenen Augen vor sich sieht. Ich vermag es nicht zu ahnen, und es erscheint mir wie zudringliche Neugier, sich in diese Stunden des Seelenkampfes einzudrängen. In jeder Schilderung, die der Schriftsteller versucht, möchte er des Vorgangs Herr werden, den er zu schildern sich vornahm. Es gibt aber Augenblicke, denen man von vornherein nicht mit dem Wunsch entgegentreten darf, ihrer Herr und mit ihnen fertig zu werden. Sie verlangen von uns eine Stille und volle Hingabe. In dieser Haltung lasen die Deutschen und las die Welt, soweit sie menschlich zu denken imstande ist, die letzte Post vom langsam versinkenden Luftschiff in der Nordsee. Der Feind leistete den wehrlos Preisgegebenen keine Hilfe. Sie konnten nach Minuten abschätzen, wann sie in ihr Grab gehen. Ein paar Papierstreifen stehen noch zur Verfügung. Was schreiben sie darauf? Wir lesen diese „letzten Worte“, die nicht erdichtet und von Liebe oder Träumerei umwoben und ausgeschmückt werden konnten. So schreibt ein Mann beim Abschied vom Leben! Ohne Rührseligkeit und ohne heldische Aufmachung; knapp — denn man macht da nicht viele Worte; aber es ist leichter, viele Worte zu machen, als das Wesentliche zusammenzufassen, und gar das Wesentliche zum Lebensabschied! Wenn man künftig die Lesebücher der heranwachsenden Nation schreiben wird, wird man diese Worte in ihrer unvergesslichen Schlichtheit als Denkmale männlichen Seelenadels den Geschlechtern überliefern. Sie gehören in unsere deutsche Volksbibel, ebensogut wie Reden von Bismarck und Worte vom alten Fritz.

Der Lebenswille trägt diese Worte des Scheidenden. Der Kinder gedenkt er, derer, die den Lebensfaden weiter-spinnen, der ihm abgeschnitten wird durch englische Roheit. Er läßt sie nicht mit Worten grüßen: der letzte Gruß liegt in dem Gebot zur Erziehung. Die Zucht der beherrschten Kraft, mit der der Vater seine letzten Worte aufs Papier niederschreibt, soll erhalten bleiben. Leuchtend steht ihr Wort vor ihm. Sie ist sein Halt. Ihn wünscht er den Kindern, denen sein Herz entgegenschlägt. Und er bittet um Verzeihung. Man hat in weiten Kreisen gespöttelt oder gehöhnt über die „Grüße“, die die Geistlichen oder andere Kirchengemeinschaften dem Menschen empfehlen. Wir kennen auch viele widerliche Erscheinungen, die damit verbunden sind und waren. Aber die Einheit des Lebens zwischen Geliebten bedarf gerade da, wo sie ernst und groß empfunden wird, dieser wunderbaren Innigkeit, daß man ihrer ganz habhaft und gewiß sein will. In dieser Bitte um Verzeihung liegt weder falsche Demut noch falsche Scham. Auch herbste Männlichkeit kann um Vergebung bitten, ohne sich etwas zu vergeben. Man kommt ja zu keinem Fremden mit dieser Bitte, sondern zu dem Lebenskameraden, der auf gleicher Höhe steht, ja, der in schenkender Liebe nur wettkampfend tritt hielt und auch öfters vorausging. Adelig wirken die Abschiedsworte von stürmischer See, von stürmisch bewegter Seele.

Der unsichtbare Tempel unseres Volks ist gewaltig.

Soziale Bewegung

Massenpeisung und Arbeiterkraft. In verschiedenen Gewerkschaftsblättern finden sich teils kritische, teils anerkennende Urteile über die in letzter Zeit verschiedenlich versuchten Massenpeisungen. Aus diesen Stimmen scheint uns die Ausführung des „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker“ bemerkenswert, die am Satzungsbefehl: Daß die Massenpeisung kein Ideal, sondern eine Notmaßnahme ist, das braucht hier nicht noch betont zu werden. Aber was an der Front möglich ist, das muß auch in den Städten durchführbar sein, eine große Menge von Menschen aus verhältnismäßig wenigen Küchen zu versorgen. Unsere Soldaten können bei dieser Ernährung bestehen und stellen ihren Mann, warum sollte es in den Städten nicht gehen? Daß die Organisation der Massenpeisung noch viel zu wünschen übrigläßt, das soll ohne weiteres zugegeben werden. Hier geschieht noch viel zu wenig, obwohl man es heute schon fast sicher voraussagen kann, das wir über den kommenden Winter nur glücklich hinüberkommen werden, wenn wir die Massenpeisung in den Städten durchführen. Dabei wird man es aber nicht bei der fakultativen Massenpeisung belassen dürfen, sondern man wird die obligatorische Massenpeisung einführen müssen. Das mag für viele keine angenehme Aussicht sein, aber es ist und wird eine Notwendigkeit, die wir infolge der Wirkungen der herrschenden Ernährungspolitik einfach als einziger möglicher Ausweg hinnehmen müssen. Die berufenen Stellen dürfen und können der fortschreitenden Unterernährung großer und wachsender Bevölkerungsschichten gegenüber die Augen nicht verschließen, da die wirtschaftliche Kraft und Leistungsfähigkeit im Innern aus einer Reihe von gewichtigen Gründen aufrechterhalten werden muß. Es kann nicht oft genug betont werden, daß ein falscher Optimismus über die Zukunft der Ernährungsverhältnisse sich bitter rächen würde, daß dagegen umgekehrt eine Mindestmenge von berechtigtem Pessimismus die gute Wirkung hat, daß man die Vorbereitung der allgemeinen Massenpeisung in den Städten nicht auf die lange Bank schiebt. Mit der Verteilung der Nahrungsmittel allein ist es eben bei dem heutigen Stande der Ernährung nicht mehr getan.

Ein bekannter Arbeiterführer †. Am 18. September erlag in Hamburg der bekannte Vorkämpfer der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung und ehemalige Reichstagsabgeordnete v. Elm einem Herzschlage. Der so jäh Dahingegerichte stand im beinahe vollendeten 59. Lebensjahre. Von Beruf Zigarrensortierer, förderte er in seiner Vaterstadt Hamburg tatkräftig den gewerkschaftlichen Zusammenschluß unter seinen Berufsgenossen. Ein Jahrzehnt hindurch bekleidete er den Geschäftsführerposten des Vereins der Zigarrensortierer. Von 1891 ab leitete er dann die Tabatarbeitergenossenschaft, die heute einen Zweig der Groß-einkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine bildet. Als im Jahre 1911 die „Volksfürsorge“ ins Leben gerufen wurde, stand v. Elm in der vordersten Reihe derer, die die gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisierte Arbeiterkraft von den privaten Versicherungsgesellschaften unabhängig zu machen suchten. Seine Wahl zum Leiter des Unternehmens erwies sich als ein guter Griff. Mit geschickter Hand wußte v. Elm alle Fährlichkeiten beiseite zu schieben, die der „Volksfürsorge“ anfänglich drohten. Mit dem gleichen Eifer, den v. Elm der Förderung der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Sache zuwandte, war er in früheren Jahren auch in der politischen, sozialdemokratischen Arbeiterbewegung tätig.

Militärische Wohnungsaufsicht. Zur nachhaltigeren Durchführung der Wohnungsaufsicht in Straßburg wurde schon im vorigen Jahre der Stadtkreis Straßburg vom Festungsgouvernement in 14 Bezirke eingeteilt, und jeder Bezirk erhielt einen militärischen Wohnungsausschuß. Die Ausschüsse bestehen aus je 2–3 Bürgern der Stadt, die ihre Tätigkeit ehrenamtlich ausüben. An der Spitze jedes Ausschusses steht ein Sanitäts-offizier oder vertraglich verpflichteter Zivilarzt. Die Ausschüsse haben zur Aufgabe, die hygienischen Zustände in den ihnen zugewiesenen Bezirken zu überwachen und zu dem Zwecke regelmäßige Besichtigungen der Häuser und Wohnungen ihres Bezirks vorzunehmen. Dabei ist insbesondere auf den allgemeinen baulichen Zustand der Häuser, auf den Zustand der Wohnungen, Ordnung und Sauberkeit in ihnen, auf die Bewohnerzahl und ihr Verhältnis zur Größe der Wohn- und Schlafräume, auf Abort-, Müll- und Sentgruben, Brunnenanlagen usw. zu achten. Finden sie Mängel vor, so hatten sie Eigentümer oder Mieter zur Beseitigung derselben innerhalb einer bestimmten Frist aufzufordern. Aus dem Stadtkreis sowie aus den Vororten von Schiltigheim, Bischheim, Hörnheim liegen nun genauere Berichte vor, die sich auf die Besichtigung von 7094 Anwesen mit 26 553 Wohnungen erstrecken. Die Zahl der Wohnungen, die Anlaß zu Beanstandungen gaben, betrug 5090, die Zahl der Beanstandungen überhaupt, inner- und außerhalb der Wohnungen, also auch in Höfen, Gärten, Nebengebäuden, Stallungen, Werkstätten im ganzen 16 401. In jedem einzelnen Fall wurde der Mieter oder der Eigentümer schriftlich ersucht, den Uebelstand baldigst zu beseitigen. Bei den Nachbesichtigungen, die erst vor kurzem begonnen haben, wurde

festgestellt, daß schon jetzt in 5458 Fällen, also fast genau einem Dritte. aller Fälle, Abhilfe geschaffen war, ein Ergebnis, das als sehr günstig bezeichnet werden muß. Von dem Einspruchsrechte wurde in 897 Fällen Gebrauch gemacht. Die Einsprüche betrafen jedoch bloß 5,4 v. H. der Auflagen, die gemacht worden waren. Sie wurden sämtlich dem beratenden Ausschuss überwiesen, der die Verhältnisse an Ort und Stelle prüfte. Was hier vorbeugend in einer Festung und von einer Militärbehörde geschah, um der Sicherheit des Reiches willen, sollte das nicht auch später um der Stärke unseres Volkes willen überall von Zivilbehörden durchgeführt werden können?

Büchertisch

Jesus. Von Prof. Wernle. Tübingen, Mohr. 368 S. Kein „Leben Jesu“, auch keine Einführung in die eindringende wissenschaftliche Arbeit, die der Geschichte Jesu und ihren Quellen seit langer Zeit gewidmet worden ist. W. setzt diese Arbeit voraus; Auseinandersetzung mit lebenden Forschern findet man in dem Buche überhaupt nicht; auch Gelehrte und Denker vergangener Zeiten nennt er nur ganz ausnahmsweise. So ist das Buch auch für Nichttheologen durchaus verständlich. Wenn W. Jesu Gedankenwelt und Charakter zu zeichnen sucht, so nimmt er natürlich zu den bekannten Streitfragen, die hier vorliegen, eine bestimmte Stellung ein. Er betrachtet Jesus nicht im Sinne des Dogmas als Sohn Gottes, aber auch nicht so, als sei er überhaupt keine geschichtliche Person oder als sei doch alles Geschichtliche schließlich für uns religiös gleichgültig, sondern er sucht bei kritischer Unbefangenheit doch, was uns an Jesus religiös wertvoll sein kann und werden soll, herauszuheben, wie das schon manche Theologen getan haben. Was W. dabei auszeichnet, ist die Lebendigkeit, mit der er schreibt; er ist nie pathetisch, aber er hat Kraft; das Buch ist nicht „erbaulich“, aber man merkt, daß, der es schrieb, ein frommer Mensch ist. Zu den wissenschaftlichen Vorzügen des Werkes wird namentlich gehören, daß es vieles unsicher läßt, Echtheit und richtige Deutung mancher Worte, und feineswegs versucht, Jesu Gedanken in ein widerspruchsfreies System zusammenzuzwingen. Hier und da wird man darin noch weiter gehen dürfen. So würde ich bei dem Wort: Mein Gott, warum hast Du mich verlassen? noch zurückhaltender sein; es ist ja Zitat, Psalmwort, wir würden sagen: ein Gesangbuchvers. Am unstrittensten wird natürlich der letzte Abschnitt bleiben, wo W. Jesu Berufsbewußtsein und Messiasgedanken erörtert. Für Leser aller Kreise aber, soweit sie nicht Anschauungen, die von den ihnen geläufigen abweichen, einfach als verlegend empfinden, ist das Buch als Ganzes sehr wertvoll. Mülert.

Die russische Gefahr. Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte. Herausgegeben von P. Rohrbach. Heft 1. Richard Pohle: Rußlands Völkergier (geschildert an der Hand der militärischen Schriften des Generals Kuropatkin). J. Engelhorn, Stuttgart 1916. 79 S. Geh. 1,50 M. Heft 2. Axel Schmidt: Das Endziel Rußlands (mit einem ökonomisch-politischen Kapitel von Georg Hermann). Ebenda 1916. 80 S. Geh. 1,50 M.

Der Herausgeber will durch diese Publikationen des Bewußtseins der Gefahr, die seit je von Rußland kraft seines Eroberungsdrangs über Europa geschwebt hat und schwebt, wach erhalten und ihm die genügenden, der Öffentlichkeit z. T. noch unbekannten Grundlagen verschaffen. Diesem Zweck dienen die bisher veröffentlichten Schriften vortrefflich. Besonders die Axel Schmidts, eines Deutschbalten und vorzüglichen Kenners Rußlands, der auch während des Krieges die russischen Verhältnisse aufmerksam verfolgt, bietet zur Beurteilung der Darbanellenfrage in ihrer Bedeutung für Rußland und in ihrer Gefahr für Deutschland, sobald Rußland über Konstantinopel, das „dritte Rom“, herrscht, geradezu entscheidendes Material.

Die Ukraine (Barwinski): Die politischen und kulturellen Beziehungen der Ukrainer zu Westeuropa; Cremer: Die Ukraine und ihre historischen Lieder; Lewitsky: Die wiedererwachte Ukraine; Schupp: Die Ukraine, Deutschlands Bräute zum Morgenland). Kriegspolitische Einzelschriften. Heft 12. 104 S. 1,80 M. Berlin 1916. C. A. Schwetschke u. Sohn.

Prof. Dr. E. Kalischer: Die Lage des jüdischen Volkes in Rußland. Reden, gehalten in der Duma. Aus dem Französischen der Ausgabe G. Brochers übersetzt und mit Geleitwort versehen von Prof. Kalischer. Kriegspolitische Einzelschriften. Heft 13. 47 S. 0,80 M. Berlin 1916. C. A. Schwetschke u. Sohn. Wichtige Quelle!

Briefkasten

D. Schr., Wigenhausen. Der sogen. Rückversicherungsvertrag mit Rußland ist erst durch die von Bismarck inspirierten Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ 1896 bekanntgeworden. (Vgl. Hofmann: Fürst Bismarck 1890–98, 2 Bde., Stuttgart, Union.) Er geht zurück auf die Drei-Kaiser-Zusammenkunft von Sterniewice,

von 1884, als sich die Monarchen gegenseitig Neutralität für den Fall eines Angriffs auf einen ihrer Staaten zusagten. Grund hierfür war die englisch-russische und deutsch-französische Spannung des Jahres 1887; nach einer Episode deutsch-russischer Spannungen wegen Bulgariens wurde der Vertrag erneuert, nachdem es Bismarck gelungen war, das Mißtrauen Alexanders III. zu beseitigen. Diesmal aber nur zwischen Deutschland und Rußland; denn zwischen Rußland und Österreich hatten sich neue Gegensätze aufgetan. Damit ist in die Neutralität Deutschlands nunmehr auch der Fall eines österreichischen Angriffs auf Rußland einbezogen und dadurch gewinnt der russisch-deutsche Vertrag gegenüber dem deutsch-österreichischen Bündnisse den Charakter der Rückversicherung. Ähnlicher-

seits ist der Bestand und die Richtenerneuerung des Vertrags durch Caprivi von Herrn v. Marschall 1896 nur indirekt zugestanden worden.

Die Postbezieher werden gebeten, sich beim Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an uns.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Wer am 6. Februar 98 Mark hat

kann und muß jetzt 100 Mark Kriegsanleihe zeichnen.
Denke keiner: auf meine 100 Mark kommt es nicht an!
Die Schlacht schlägt man nicht nur mit Generalen —
es müssen auch die Massen der Soldaten dabei sein.

Geschäftliche Mitteilungen

Seit einem halben Jahre etwa erscheint im Verlage der Verlagsanstalt Augustin & Co., Berlin-Charlottenburg, eine Monatschrift für die gebildeten Stände „Neu-Deutschlands Frauen“, die von Luise von Brandt ins Leben gerufen. Es ist gewiß ein wertvoller Gedanke, die Arbeit der deutschen Frau als Ganzes, ihr Geistes- und Seelenleben mit der Familie, also auch mit dem Manne und der reiferen Jugend in nahe Beziehung zu bringen. Wie uns der Verlag Augustin & Co. mitteilt, trägt dieser Gedanke auch bereits schöne Früchte, denn die Zeitschrift wird nicht allein von Frauen, sondern auch von der reiferen Jugend begeistert und von einer großen Anzahl von Männern, besonders auch von Zeitungsleuten, mit Interesse regelmäßig gelesen. Die Frauen, denen sie natürlich in erster Linie gewidmet ist, weiß sie auf neue weibliche Aufgaben nach dem Kriege hin als Gattin, Mutter, als Hüterin deutscher Heiligtümer und als Staatsbürgerin. Eine der Hauptaufgaben dieser Frauen-Monatschrift besteht in der Pflege kameradschaftlicher Stimmung zwischen Mann und Weib, die nach dem Kriege keineswegs Gegner im Berufsleben, sondern einander ergänzende Kameraden sein sollen, um gegenseitig für das Vaterland zu wirken, bestehen. Deshalb bringt „Neu-Deutschlands Frauen“ in jedem Hefte ebenfalls Arbeiten aus der Feder hervorragender Männer. Die „Einführungshefte“ enthalten die „Arbeitsziele“ der Monatschrift, die Luise von Brandt, die Herausgeberin, ausführt. Als Mitarbeiter werden Namen angegeben, die die Gewähr für gediegene, wertvolle und vielseitige Beiträge, auch fernerhin in „Neu-Deutschlands Frauen“ bieten und lebhaftes Interesse erwecken sollen, diese in schwerer Zeit entstandene, neu belebende Zeitschrift zu lesen.

Versicherer Beamten-Verein zu Hannover. Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit. Protoktor: Seine Majestät der Kaiser. Geschäftsausweis Ende Juni 1916. Versichertes Kapital: Lebensversicherung 71 929 Versicherungen über 414 407 280 Mark, Kapitalversicherung 6714 Versicherungen über 16 171 240 Mark, Sterbegeldversicherung 15 283 Versicherungen über 7 572 870 Mark, zusammen 83 936 Versicherungen über 438 151 390 Mark. Versicherte Renten 3302 Versicherungen über 1 264 715 Mark jährliche Rente. Kapitalvermögen Ende Dezember 1915 rund 183 970 000 Mark. Einnahme an Prämien und Zinsen im Jahre 1915 rund 23 930 000 Mark. Seit Bestehen des Vereins geleistete Zahlungen aus Versicherungsverträgen 143 218 926 Mark. Seit Bestehen des Vereins sind den Versicherten aus den Geschäftsüberschüssen rund 51 138 000 Mark an Jahresdividenden und Schlussdividenden überwiesen.

Vermischtes

No
findet

Lehrerin in Berlin

Vorbereitung z. Abiturientenexamen? Diesbez. u. M. 2 a. d. Berl. b. „Hilfe“.

Geprüfte, erfahrene, tüchtige

Kindergartenleiterin

Sucht Wirkungskreis i. Kinderheim, j. J. 1917. c. d. Berl. b. „Hilfe“.

Hindenburg und Carl Zentisch

Nachdem schon Höpendorf, der berühmte österreichische Generalstabchef, in seiner Unterredung mit dem schwedischen Journalisten erklärt hatte, daß die Durchföhrung der von Zentisch seit Jahrzehnten vertretenen und in seinem berühmten Buche Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes zusammengefaßten Ansichten und seines Schlüßergebnisses „das Wichtigste des ganzen Krieges sei“, wird jetzt bekannt, daß auch unser großer Hindenburg derselben Meinung ist. Erstreckt er wolle bringen die Ansichten von Zentisch, dieses „Ehrens und Herolds deutscher Macht und deutschen Volkstums“, wegen seiner Verdienste von Breslau zum Ehrenkrieger ernannt, in immer mehr Köpfe. Wieviel würde anders, wenn das schon früher der Fall gewesen wäre. Deshalb müßte jeder Deutsche das hochbedeutende, phrasenfeindliche Lesebuch „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes. Von C. Zentisch, 6. Auflage (Gesamt 2 M., gebunden 2,00 M.) gelesen haben. Man bestelle sofort, solange noch zu haben ist. Verlag Emil Feiler, Berlin, Singenstr. 6 (Postfachkonto Berlin 4442).

Ein neues Predigtbuch von Pfr. Gust. Benz!

Dennoch bei Gott!

Predigten aus den Kriegsjahren 1914-1916
von Gustav Benz, Pfarrer in Basel.

Broschiert M. 3.60; in solidem Ganzleinhwabenband M. 5.--

In tiefgründender Gedankenarbeit und dabei doch beneidenswert schlichter und warmer Sprache sucht der Verfasser das vielerörterte Problem des gegenwärtigen Krieges, seine Aufgaben, Sorgen, Nöte und Versuchungen zu meistern und zwar so, daß er meist vom Boden des Neuen Testaments aus durch den Glauben an Christus Herz und Gemüß stärken möchte. Namentlich unseren Intellektuellen, die nicht selten ein recht düstres Bild von Jesus und seinem Evangelium haben, könnte das Buch einen segneten Dienst tun, aber auch denen, die allwöchentlich in Predigt und Regesbetende zu geben haben und etwas von der bedrückenden Gefahr der Einnüchterung wissen, werden sich hier neue Bahnen erschließen. Die Art, wie er im Weitergehen des Krieges die verschiedensten Fragen des Volkslebens christlich angreifen und ebenso tatkraftig wie ernst zu behandeln versteht, muß anregend und befruchtend wirken. (Greifswalder Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; wo keine solche am Ort, wende man sich direkt an die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Reinhardt, St. Ludwig i. Elsaß.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7A.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Bieteljahrspreis im Buchhandel
B. M., am Zeitungsschalter der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B. nur
direkt vom Verlag der „Hülfe“) 1 M.
Hauptredaktion: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8653.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontakleiste 40 Pfennig, die
80 mm breite Kellamasteile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis: Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugelandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Wilhelm Helle:** Wohin geht die Reise?
Ein Wort zur Rede des Kanzlers. — **Prof. Dr. Friedrich Cauer:**
Kazistik und Konserbative. — **Prof. Dr. Robert Wilbrandt:**
Das Märchen von den tausend Frachtkanbooten. — **Prof. Dr.**
Richard Hamann: Zur neuesten deutschen Kunst. — **Helene Voigt-**
Diederichs: Proi. — **Hans Bauer:** Kampfabend (Gedicht). —
Gottfried Traub: Wenn der Tag kommt . . . — **Soziale**
Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Donnerstag, 23. September.

Der Lyoner „Nouveliste“ teilt aus Anlaß der Friedensdebatte in der Kammer Sitzung mit, daß die Propaganda der sozialistischen Minderheit gegen den Krieg in Frankreich erheblichen Umfang annehme. Auch in den Schützengräben werden in großer Zahl geheime Flugblätter für den Frieden verbreitet. Also auch Frankreich hat seine Liebknechte.

Eines unserer U-Boote hat im Mittelmeer einen vollbesetzten feindlichen Truppentransportdampfer in den Grund geböhrt. Einem österreichischen Flugzeug gelang es in der Adria, durch Bombenwurf ein französisches Unterseeboot zu versenken. Mit Unterstützung durch ein zweites Flugzeug haben die tapferen Flieger unter großen Gefahren die gesamte Bemannung des Bootes, etwa 30 Mann, gerettet und gefangen genommen. Solches Verhalten steht in wahrhaft wohlthuendem Gegensatz zur Hunnenlegende unserer Gegner, denen diese Nachricht in Erinnerung an die feigen Mordtaten von „Baralong“ und „King Stephen“ die Schamröte in die Wangen treiben — mußte.

Die Somme-Schlacht nimmt an furchtbarer Heftigkeit wieder zu. Ramentlich um den Ort Combles tobt ein schwerer Kampf. Großartig, wie unsere Infanterie in diesem schon von drei Seiten angegriffenen, aus der übrigen Gefechtslinie vorspringenden Orte allen Schauern des Granatenhagels und allen Stürmen feindlicher Ueberzahl trotzt!

In Siebenbürgen haben sich in der Nähe von Hermannstadt größere Kämpfe entwickelt; rumänische Angriffe sind abgeschlagen worden, Gegenstöße deutscher Truppen haben Erfolg gehabt und über 500 Gefangene eingebracht. Der Vulkan-Paß an der rumänischen Grenze ist von uns genommen worden.

Die nordische Ministerkonferenz in Christiania hat zu dem erwarteten Ergebnis geführt, daß die drei beteiligten Länder aufs neue gemeinsam die Aufrechterhaltung unparteiischer Neutralität verkünden und eine erweiterte Zusammenarbeit mit den anderen neutralen Ländern zur Wahrung gemeinsamer Interessen für wünschenswert erklären. Die Initiative zur Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten zu ergreifen, halten die drei Nordstaaten unter den gegenwärtigen Verhältnissen für ausgeschlossen.

Der griechische Gesandte hat in vertraulicher Aussprache mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen zu er-

kennen gegeben, daß es seiner Regierung lieb wäre, wenn die nach Deutschland überführten Truppen möglichst bald nach der Schweiz geleitet würden, um von dort auf einem noch zu vereinbarenden Wege nach Griechenland befördert zu werden. Mit Recht hat der Gesandte die Antwort erhalten, daß wir die griechischen Soldaten zu ihrem eigenen Schutz auf ihre Bitte als Gäste bei uns aufgenommen haben und dem Wunsche der griechischen Regierung nur stattgeben können, wenn wirksame Sicherheit gegeben wird, daß die Soldaten unbehelligt in die Gewalt ihres Königs gelangen können.

Samstag, 24. September.

In der Nacht zum Sonntag sind mehrere Marine-Luftschiffgeschwader wieder einmal über London, Nottingham, Sheffield, am Humber usw. gewesen. Selbst nach britischer Meldung ist der angerichtete Schaden größer als je zuvor. Leider sind zwei Luftschiffe dem feindlichen Abwehrfeuer zum Opfer gefallen.

Die Dauerschlacht an der Somme ist wieder in vollem Gange. An der Ostfront sind fünfmal wiederholte starke Massenangriffe der Russen zwischen Sereth und Strypa blutig abgewiesen worden.

Die schweizerischen Bundesbehörden schließen sich der Haltung der skandinavischen Ministerkonferenz an, indem sie den Zeitpunkt für Friedensvermittlungen noch nicht für gekommen erachten.

Montag, 25. September.

Entgegen dem Versuche italienischer Blätter, den Papst Pius X. noch nach seinem Tode für den Vierverband ins Feld zu führen, wird jetzt eine Äußerung dieses Papstes veröffentlicht, die er inmitten seiner Sorge um den Weltfrieden getan hat: „Wenn es ein Krieg gerecht war, so ist der Oesterreich gegen Serbien gerecht.“ Diese Worte sind vor Zeugen gesprochen worden, deren Name Gewicht hat und deren Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt werden kann.

Dienstag, 26. September.

Nach viertägigem furchtbaren Artilleriekampf ist gestern zwischen Ancre und Somme die englisch-französische Infanterie zu einheitlichem Angriffe vorgegangen. Der Uebermacht ist es nach wütenden Kämpfen zu beiden Seiten von Combles gelungen; unsere Linien etwas zurückzudrängen. Combles selbst scheint völlig umschlossen oder doch nur durch eine ganz schmale Zunge mit der neuen Front verbunden zu sein, die jetzt zwischen Rancourt und Guendecourt in fast gerader Linie verläuft. Die Verteidigung von Combles grenzt in ihrer Zähigkeit und Tapferkeit ans Wunderbare. Ringsherum ist der Kampf noch in vollem Gange, er tobt Tag und Nacht; aber so viel steht schon fest: auch dieser ungeheuer starke Angriff bleibt im Grunde ergebnislos, durchkommen sie nicht.

Bei Hermannstadt in Siebenbürgen stehen unsere Truppen in fortschreitendem Angriff. In der Dobrußja ist es in der Nähe der Trajanswälle zum Stellungskrieg gekommen.

An der italienischen Front haben die Oesterreicher vor einigen Tagen den Gipfel des Monte Cimone mit der Befestigung in die Luft gesprengt. Die Italiener haben den ihnen zur Rettung der Verschlütteten angebotenen Waffenstillstand abgelehnt. Obwohl noch lebende Italiener Tag und Nacht um Hilfe schreien, über-

schüttet die italienische Artillerie den Gipfel mit wildem Feuer. Sinnlose Grausamkeit, die sich gegen die eigenen Kameraden richtet.

Mittwoch, 27. September.

In der Nacht zum 26. hat ein Teil unserer Marine-Luftschiffe abermals einen erfolgreichen Angriff auf England durchgeführt. Der Kriegshafen Portsmouth, besetzte Plätze an der Themsemündung und wichtige Industrie- und Bahnanlagen Mittelenglands sind ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt worden. Die Luftschiffe sind sämtlich unbeschädigt heimgekehrt.

Hinter den englischen Linien, in der Nähe von Calais, ist es deutschen Flugzeugen vor einiger Zeit gelungen, eines der größten Munitionslager durch Abwurf von Bomben in die Luft zu sprengen. Wie jetzt die New Yorker Zeitung „Times“ auf Grund eines Briefes des britischen Abgeordneten King mitteilt, wird der Verlust an Munition auf rund hundert Millionen Mark geschätzt.

Das Handelsstauchboot „Bremen“ ist mit gleicher Ladung wie jüngst sein Schwesterschiff „Deutschland“ glücklich in Neu-London in Connecticut eingetroffen. Jetzt werden die Engländer nachgerade wohl merken, daß es sich bei diesen glänzenden Leistungen unserer Handelsmarine um mehr handelt als sportliche Reforde. Von einer wirklich effektiven Blockade kann jedenfalls nicht mehr die Rede sein.

In Griechenland geht alles drunter und drüber. Benizelos ist in Kreta und schürt die Revolution, die dort bereits offen ausgebrochen ist. Sein nächster Weg wird ihn wohl nach Saloniki führen. König Konstantin und der größte Teil von Heer und Flotte sind bislang in ihrem Widerstand gegen die revolutionären Vierverbandsfreunde noch ungebrochen. Wie lange aber werden sie sich noch halten können?

An der Somme tobt die Schlacht in unverminderter Gewalt fort. Ein Schlachten ist's, nicht eine Schlacht zu nennen. Am Nordflügel haben die Engländer jetzt den spitz vorspringenden Keil mit dem Dorf Thiepval genommen. Auch Combles, das fabelhaft verteidigte, ist von Engländern und Franzosen gemeinsam besetzt worden. Aber außer Trümmerhaufen, Toten und einigen notgedrungen zurückgelassenen Schwerverwundeten haben sie nichts mehr vorgefunden; die tapfere Besatzung hat sich nach rückwärts durch die Umzingelung durchzuschlagen vermocht.

In Mazedonien sind die Bulgaren wieder einmal dem zum Angriff gerüsteten Feind zuvorgekommen. Sie haben die Gegner in jähem Vorstoß zurückgeworfen, so daß er Geschütze, Minenwerfer und Maschinengewehre in den Händen der Sieger lassen mußte.

Donnerstag, 28. September.

„Manchester Guardian“ meldet aus London, daß die Erhöhung des dienstpflichtigen Alters auf 48 Jahre ernstlich in Erwägung gezogen werde. Wie mag es dabei den englischen Pazifisten zu Mute sein, die den Schwindel vom Kampf gegen den deutschen Militarismus im Munde führen? Um dem verhassten Gegner einen eingebildeten Teufel auszutreiben, holt man sich den leibhaftigen Beelzebub ins Land. Nur immer zu; uns wird darum nicht bange.

Die Schlacht an der Somme schwillt immer noch an. Das feindliche Artilleriefeuer übersteigt alles, was selbst in dieser Schlacht bisher erlebt worden ist. Gleichwohl haben die so vorbereiteten Infanterieangriffe des gestrigen Tages keine wesentlichen Frontveränderungen mehr bewirkt. An der englischen Front ist freilich der erbitterte Kampf noch nicht beendet; aber weder hier noch an irgendeiner anderen Stelle hat der Gegner auch nur die leiseste Hoffnung auf Durchbruch.

Bei Kornitnica in der Gegend von Luck haben die Truppen des Generals v. der Marwitz einen wohl gelungenen Gegenstoß durchgeführt, indem sie nicht bloß das bei den russischen Massenstürmen vor kurzem verlorene Gelände wiedergeholt, sondern darüber hinaus neuen Boden gewonnen haben. Ein sibi-

risches Armeekorps ist dabei vollständig vernichtet worden; 3000 unerwundete Gefangene sind in unserer Hand geblieben.

Freitag, 29. September.

Der Bundesrat Hoffmann gibt im Namen der schweizerischen Regierung den endgültigen Abschluß des deutsch-schweizerischen Wirtschaftsvertrages bekannt. Vom Ergebnis der Verhandlungen mit Frankreich sagt er, daß es enttäuscht habe. Die Ausdehnung der Blockade auf Dinge, deren Durchfuhrverbot den feindlichen Handel und die Industrie treffen solle, sei vom neutralen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. Das gesamte Schweizervolk aber sei sich einig in der striktesten und konsequentesten Neutralität bis ans Ende. Die Grundlage des Abkommens mit Deutschland sei, daß jeder das gibt, was er nicht dringend selbst braucht.

Die Sommeschlacht hat nach blutiger Zurückweisung der Angriffe vom Mittwoch gestern an Wildheit nachgelassen. Man atmet auf, nicht weil man befürchtete wegen des Ausgangs der Riesenschlacht, sondern weil man jetzt ein volles Recht hat, das auch vom Kanzler in seiner gestrigen Rede gebrauchte Lösungswort unserer Truppen: „Durch kommen sie nicht“ voll Dank und Jubel aufzugreifen. Wenn man in England und Frankreich wegen der winzigen „Erfolge“ großspurig von Siegen spricht, so denken wir dabei an die Siege des Pyrrhus.

Sonnabend, 30. September.

Im „Matin“ findet sich eine Notiz, daß „einer der bekanntesten amerikanischen Flieger an der englischen Front“ im Luftkampf abgeschossen sei. Dazu stimmt die andre Nachricht, die durch amerikanische, englische und französische Zeitungen bestätigt wird, daß vor Verbund ein amerikanisches Fliegerkorps unter dem Namen „The American Aviatric Squadron“ gegen uns in den Kampf getreten sei. Nachdem Amerika unseren Feinden ungezählte Mengen von Munition, sowie Flugzeuge, Automobile, Unterseeboote geliefert hat, duldet es jetzt sogar, daß in steigendem Maße auch amerikanische Staatsbürger, namentlich technische Fachmänner, in die Dienste unserer Feinde treten. Auf die amerikanische Auffassung von Neutralität wirkt das von neuem ein grelles Schlaglicht.

Nördlich der Somme sind gestern wiederum englische Angriffe abge schlagen worden. Im übrigen ist an der ganzen Front der Riesenschlacht eine Kampfpause eingetreten. Es wird die Ruhe vor neuem Sturme sein.

In Siebenbürgen ist mit den Kämpfen vom 26. September bei Hermannstadt eine Umfassungsschlacht eingeleitet worden, die jetzt zu einem großen Siege hauptsächlich deutscher Truppen geführt hat. Die großen Teile der ersten rumänischen Armee, die hier durch den früheren Generalstabschef v. Falkenhayn geschlagen worden sind, sind völlig vernichtet worden. Die deutsche Infanterie hat mit überaus großen Marschen in wildem Hochgebirge eine glänzende Umgehungsoperation durchgeführt. Die bei Hermannstadt geschlagenen Rumänen wurden ins Gebirge zurückgeworfen und den Bayern in die Arme getrieben, die schon am 26. im Rücken des Gegners den roten Turm-Baß besetzt hatten. Ein Entlastungsstoß der zweiten rumänischen Armee im Görgeny-Gebirge ist abgewiesen worden, kam außerdem zu spät. Es scheint, daß die Beute an Gefangenen und Kriegsgerät groß ist; infolge der Unwegsamkeit des Waldgebirges fehlt aber darüber zurzeit noch jede Uebersicht. Hermannstadt, die alte deutsche Hauptstadt Siebenbürgens, ist vom Feinde befreit.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 24. September.

Die Soldatengräber auf dem weiten, schönen Ohlsdorfer Friedhof! Jedes mit seiner Zypressen- und den schaukelnden Zweigen seines Rosenbusches, dessen späte Blüten unter dem sonnigen Septemberhimmel duften und glühn. Es ist Sitte geworden, eine

Flagge auf das Grab zu stecken, auf die Mütter oder Frauen oder Bräute selbst eine Widmung stecken. Wettergrau und zerflissen die einen, viele in ihrem neuen Schwarz-Weiß-Rot unbekümmert festlich. Der fröhliche Wind dieses strahlenden Vormittags spielt mit all den einfachen Worten schmerzlicher Ergebung und gibt den langen Reihen einen ergreifenden Hauch von Jugendlichkeit und soldatischer Frische. Von der Kapelle her blasen die Hörner: Jesus, meine Zuversicht. Und durch das gelbe Laub der Büsche schimmern die Uniformen des heranschreitenden Zuges, der den neuen Soldatensarg bringt. Und das geht nun so Tag für Tag, Tag für Tag in fast ganz Europa, während die strahlende Erde zu Lust und Freude einlädt!

Die entscheidende Abstimmung in der sozialdemokratischen Reichskonferenz ist gefallen, nachdem die beiden Oppositionsgruppen mit einem Antrag auf Ablehnung aller sachlichen Beschlussfassungen unterlegen waren (279 gegen 128 Stimmen) und darauf erklärt hatten, sich an weiteren Abstimmungen nicht zu beteiligen. Es wurde die hier schon erwähnte, von Dr. David eingebrachte Erklärung zu der Kriegslage mit 251 gegen 5 Stimmen angenommen, auf Antrag von Auer-München (mit 218 gegen 33 Stimmen) der Bewilligung der Kriegskredite durch die Reichstagsfraktion zugestimmt und das Vorgehen der Minderheit gemäßigelt.

Die Hauptsätze der Stellungnahme zum Kriege lauten:

Die Reichskonferenz der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands anerkennt die Pflicht der Landesverteidigung. In der Ueberzeugung, daß nur durch geschlossenes Zusammenstehen in diesem Kampfe gegen eine Welt von Feinden das Deutsche Reich vor Zerstückelung, vor politischer und wirtschaftlicher Knebelung bewahrt werden kann, hat die Sozialdemokratie sich zu Beginn des Krieges in Reih und Glied mit der Gesamtheit des deutschen Volkes gestellt. Noch immer ist dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg, noch immer gilt es, schwere Gefahren, die unserem Lande drohen und die die Arbeiterklasse nicht zuletzt treffen würden, abzuwehren.

Wir danken unseren Brüdern im Felde, die auf allen Fronten dem Ansturm feindlicher Uebermacht todesmutig standhalten. Die Sozialdemokratie ist nach wie vor entschlossen, auszuharren in der Verteidigung unseres Landes, bis die Gegner zu einem Frieden bereit sind, der die politische Unabhängigkeit, die territoriale Unversehrtheit und die wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit Deutschlands gewährleistet. Sie weist alle gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten gerichteten Vernichtungs- und Eroberungsziele der feindlichen Mächte zurück. Ebenso entschlossen aber wendet sich die Sozialdemokratie auch gegen die Treibereien und Forderungen derer, die dem Krieg den Charakter eines deutschen Eroberungskrieges geben wollen. Sie verwirft grundsätzlich diese Politik und verurteilt sie auch deshalb aufs schärfste, weil sie den Widerstand der gegen uns kriegführenden Mächte stärkt, die Bestrebungen der Kriegstreiber im Auslande fördert und so zur Verlängerung des Krieges beiträgt.

Die Sozialdemokratie stellt die Wahrnehmung der Interessen und Rechte des eigenen Volkes beim Friedensschluß an die Spitze ihrer Kriegszielforderungen. Sie fordert aber auch die Beachtung der Lebensinteressen der anderen Völker in der Ueberzeugung, daß nur ein solcher Friede die Gewähr der Dauer in sich trägt. Die Sozialdemokratie tritt für alles ein, was geeignet ist, die europäischen Staaten auf dem Wege zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu führen. Das Ideal eines dauernd gesicherten Weltfriedens bleibt der Leitstern ihrer Politik.

Von diesem Grundsatz aus und unter Behauptung des Klassenkampfgedankens wird die Wiederherstellung einer sozialistischen Internationale erhofft.

Die Verurteilung Liebknechts und insbesondere die Abkennung der bürgerlichen Ehrenrechte wurde von der Konferenz — unter Ablehnung der Liebknechtschen Bestrebungen — bedauert.

Montag, 25. September.

Zu einer kriegswirtschaftlichen Konferenz hat der Staatssekretär des Innern die Vertreter der großen Wirtschaftsverbände zusammengerufen. Der Öffentlichkeit wird von dem Inhalt der Besprechung wesentlich der auf die Kriegsanleihe bezügliche Teil mitgeteilt. Fazit: „Gerade weil England in seinem Vernichtungskriege von Anfang an so stark auf seine Geldmacht gerechnet hat, müssen wir ihm zeigen, daß diese Rechnung falsch ist, und müssen wir bei der fünften Kriegsanleihe erneut be-

weisen, daß wir von dem entschlossensten Siegeswillen beseelt sind.“

Es wird ja doch jeder verstehen, daß es auf diese Anleihe mehr als auf jede vorausgegangene ankommt!

Dienstag, 26. September.

Die Kriegsbefolgung der Offiziere und Offizierstellvertreter ist herabgesetzt, besonders in den Bezügen der höchsten Grade. Eine Maßnahme, die stärker den Gesichtspunkt zur Geltung bringt, daß Leistung und Verantwortung des Offiziers im Kriege nicht wirtschaftlich — nach Art der Bedeutung des Betriebsleiters in der Industrie — abgestuft werden kann, die zugleich die Kriegskosten herabsetzt und die Ungleichheit mindert, entspricht dem allgemeinen Gefühl. Daß Hindenburg künftig 1000 M. monatlich abgezogen werden, ist ein besserer Ausdruck seines jenseits aller Maßstäbe liegenden Wertes, als wenn man ihm 1000 M. zulegte.

Befolgungspolitisch interessant ist, daß verheiratete Leutnants 60 M. monatlich mehr bekommen als die unverheirateten, und daß dieselbe Zulage denen gegeben wird, die für bedürftige Angehörige sorgen, ohne verheiratet zu sein.

Man liest, daß die Artillerietätigkeit an der Somme „alles Dagewesene übersteigt“ und fühlt wieder die furchtbare Schwere dieser fernen, unvorstellbaren Wirklichkeit.

Mittwoch, 27. September.

Gott sei Dank für die Landung von U-Bremen, auf die man so lange insgeheim wartete!

Die Brenneiselsammlung hat 2000 Lo. getrocknete Stengel gebracht. Das ist bei der kurz vorbereiteten Sammlung gar nicht wenig und läßt auf weit bessere Ergebnisse hoffen, wenn die Sache erst gut durchgeführt werden kann.

In einer amerikanischen Wolle-Fachzeitschrift liest man über Deutschland:

Deutschlands größte Macht war und ist heute noch seine wirtschaftliche Stärke. Ein oberflächlicher Beobachter sieht vielleicht nur die unzähligen Armeen, aber dahinter steht erst die treibende Kraft, eine Maschine, wie sie die Welt noch nie gesehen, bei der ein Rädchen in das andere greift, die andauernd pünktlich und zuverlässig arbeitet. Dieselbe Gründlichkeit, dieselbe Beharrlichkeit und Ausdauer, die Deutschland vor dem Kriege befähigte, in den Nachbarländern unzählige industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen, hat jetzt seine Heere in den Stand gesetzt, den Krieg in Feindesland zu tragen und dort auszukämpfen. Ein Zeichen deutscher Macht und Stärke ist auch seine gut erzogene Bürgerschaft, die die Notwendigkeit des Sparsystems und guter geordneter Verhältnisse anerkennt, und der insolge dessen wirkliche Armut beinahe unbekannt ist.

Ein selbgrauer Blaser bringt mir ein Bild, das er während des Urlaubs gerahmt hat. Während er mir die kunstvoll zusammengefühten Eden zeigt, strahlt er von Interesse und Hingabe für die lang entbehrte geliebte Arbeit seines Friedenslebens, von der er einmal wieder kosten durfte. So ist wohl die Mehrzahl der Soldaten; es gibt aber auch solche, die in der langen Zeit gegen die alte Arbeit gleichgültig geworden sind, auch wohl die Spannkraft dafür verloren und deren Frauen die größte Mühe haben, wieder ihre Teilnahme für Geschäft oder Gewerbe zu erwärmen.

Donnerstag, 28. September.

Die Herabsetzung der Preise und die Vermehrung der Erzeugung von Lebensmitteln fordert eine Erklärung des Reichsausschusses der deutschen Zentrumsparlei.

Aus Handelskreisen wird ein besonderes Reichswirtschaftsamt gewünscht, das alle handels- und wirtschaftspolitischen Fragen dauernd bearbeitet, so daß dem Reichsamt des Innern dann wohl wesentlich nur die sozialpolitischen bleiben würden.

Die Abendblätter bringen die Rede des Reichsanzlers. Hier in Hamburg befriedigt die Schärfe des Tons gegen England. Sicher werden wieder viele die Aufstellung bestimmter Richtlinien und Ziele vermissen; aber noch in keinem Augenblick des Krieges lag die ganze Zukunft so sehr wie jetzt außerhalb aller politischen Pläne über den Schlachtfeldern. Ob eine ebenso starke Notwendigkeit vorliegt, die Ziele der inneren Politik auch nicht schärfer zu bestimmen, als es in den Worten des Kanzlers geschieht? Er sagt:

„Die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen, des wirtschaftlichen und politischen Lebens unser harren, bedürfen zu ihrer Lösung aller Kräfte, die im Volke leben. Eine Staatsnotwendigkeit, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, ist es, diese Kräfte, die da sind, die zu schaffen, zu wirken verlangen, für das Ganze zu nützen. (Bravo.) Freie Bahn für alle Tüchtigen (lebhafter Beifall links), das ist die Lösung. Die Regierung wird diese Lösung vorurteilsfrei durchführen, dann wird unser Reich festgefügt, weil jeder Stein und jeder Balken uns mitfließt, einer gesunden Zukunft entgegen. Dann werden die Starken aus allen Stämmen gern und freudig teilnehmen an den Werken des Friedens wie jetzt am blutigen Kampf.“

Niemand wird sich dem Eindruck der unbedingten innersten Ueberzeugtheit dieser Worte entziehen. Aber eben deshalb werden sie das Verlangen nach der deutlicheren Form.

Freitag, 29. September.

Das Kriegsernährungsamt hat ein beschränktes Kartoffelverfütterungsverbot erlassen. Kartoffeln dürfen nur an Schweine und Federvieh verfüttert werden, nicht mehr an Pferde und Rindvieh. Es ist in der Zeit der Herbstfeldbestellung mit ihren starken Anforderungen an die Spanntiere ein sehr schwerer Eingriff, der durch die Vorschätzung der Kartoffelernte nötig geworden ist. Bis zum 15. November dürfen die Landwirte, die bisher Kartoffeln fütterten, eine außerordentliche Haferzulage von täglich 3 Pfund bei Pferden und 1½ Pfund bei Rindvieh verwenden.

Der neunte Nachtrag der „Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges“ zeigt durch seinen Umfang das Wachsen des kriegswirtschaftlichen Apparats, der immer neue Gebiete in die Organisation hineinarbeitet: vom Schwefel bis zu den Fohlen, von den Karpfen bis zum Weim und zum Druckpapier. Durchblättert man sie, so überwältigt einen wieder der Eindruck von der ungeheuren Aufgabe, alle diese lebendigen, frei und regellos gewordenen Verhältnisse der Organisation zu unterwerfen!

Sonntagabend, 30. September.

Heute geht die Sommerzeit zu Ende, mit der man in städtischen Kreisen sehr, auf dem Lande gar nicht zufrieden war, selbstamerweise wie es scheint auch dort nicht, wo man schon bisher — wie in manchen Gegenden Hannovers und Holfsteins — die Gewohnheit hatte, die frühen in den hellen Monaten eine Stunde vorzustellen. Daß durch Verschiebung der Weltzeiten u. dergl. hier tatsächliche Schwierigkeiten entstanden sind, ist gar nicht zu leugnen.

Der Sieg in Siebenbürgen! Während ich in der Eichentallee, die durch die Wurfgeschosse der Schweinesutter sammelnden Jungen augenblicklich lebensgefährlich ist, das Extrablatt lese, stürzen schon ein paar wegelagernde Knirpse auf mich los, um meine Stimmung für einen Beitrag zu ihrer Kriegsanteilszeichnung auszunutzen. Sie bieten auch, indem sie Zettel und Bleistift aus der Hosentasche hervorgraben, Sicherheit für bestimmungsgemäße Verwendung durch eine Quittung an!

Die Ratifikation des deutsch-schweizerischen Handelsabkommens ist vollzogen. Wir liefern monatlich 253 000 T. Kohlen und so viel Eisen und Stahl, wie zur Deckung des schweizerischen Bedarfs nötig ist. Die auf deutsche Rechnung in der Schweiz lagernden Waren, für die keine Ausfuhrbewilligung erteilt werden kann, sollen dort in deutschem Besitz bis zur Auslieferung nach Friedensschluß bleiben.

Wilhelm Heile / Wohin geht die Reise?

Ein Wort zur Rede des Kanzlers.

Es versteht sich von selbst, daß ein leitender Staatsmann — insbesondere in Zeiten wichtigster Entscheidungen — nicht alles sagen kann, was er weiß und denkt. Und wenn dennoch die Rede des Kanzlers im In- und Auslande mit allgemeiner Spannung erwartet worden ist, so hat zwar niemand geglaubt, vom Kanzler ein letztes Wort über Kriegslage und

Friedensausichten zu hören; aber der wohlgegründete Ruf unbedingter Wahrhaftigkeit und der Vergleich seiner früheren Kriegsreden mit denen der führenden englischen, französischen oder gar italienischen Minister haben ihm weit über die Grenzen des Reiches und der verbündeten Länder hinaus die Ohren von Freund und Feind geöffnet. Ob Asquith oder Lloyd George, ob Briand spricht oder Sonnino, wer hört noch hin — selbst im eigenen Lande — außer denen, deren Berufspflicht es ist. Man kennt die Reden, auch ohne daß man sie liest. Es ist immer dasselbe Lied vom deutschen Hunnentum und vom preußischen Militarismus, dessen Zerkümmern nötig sein soll, um der Welt die Wege der Freiheit und der Kultur offen zu halten. Man weiß: sie müssen so reden, es ist ihres Amtes. Ganz anders aber, wenn Bethmann Hollweg spricht. Auch er sagt manches nicht; aber was er sagt, das ist — auch die Feinde wissen es — kein Wortgetlingel und kein Köder, es ist die Wahrheit oder doch sicher seine Ueberzeugung. Und dahinter steht ein Wille.

Selbst der Pariser „Temps“, der doch ganz gewiß ein unverdächtigster Zeuge ist, muß das anerkennen. Er sagt zu der Darstellung, die Bethmann Hollweg von der Kriegslage gegeben hat, man müsse zugeben, daß der Kanzler ein im allgemeinen zutreffendes Bild von den Hauptfronten entworfen habe. Fragen wir uns also: wie sieht dies Bild aus? Der Kanzler selbst hat seine Darlegungen über die Kriegslage in einem Schlusssatz so zusammengefaßt: „Im ganzen also, meine Herren: an der Sommerfront einzelne Erfolge der Gegner, die aber die Gesamtlage nicht ändern. Im übrigen erfolgreiche Abwehr aller feindlichen Angriffe und damit Durchkreuzen der feindlichen Absichten; auf dem Balkan Scheitern der feindlichen Pläne.“ Halten wir dieses Bild fest, dann wissen wir, wie wir auch ohne Rosenbrille die deutsche Zukunft zu sehen haben. Die stärksten Angriffe der Gegner werden, wie bisher, so auch weiter zerschellen. Und wo wir, wie soeben in Siebenbürgen oder jüngst in der Dobrudscha, zum Angriff übergehen, da fallen nicht bloß Späne, da bröckeln nicht bloß Steine ab, sondern da fallen ganze Mauern ein.

Wer etwa erwartet hat, er würde aus der Kanzlerrede irgendwelchen Aufschluß über die Ausichten auf Frieden erhalten, der konnte natürlich nicht befriedigt werden. Was von unserer Seite aus über die Bedingungen der Friedensbereitschaft zu sagen ist, das hat Bethmann Hollweg in seinen früheren Reden deutlich genug gesagt. Es entsprach der Würde Deutschlands und der tatsächlichen Kriegslage, wenn er es vermieden hat, nach den ablehnenden, hochfahrenden und gassenbubenhafte schmähenden Antworten der gegnerischen Staatsleiter sich noch einmal über die deutschen Kriegsziele des näheren zu äußern. Nur gezwungen haben wir im August 1914 das Schwert gezogen. Es ist ein Verteidigungskrieg, den wir führen. Und Verteidigung gegen jede Schmälerung unseres Besitzes, gegen jede Beeinträchtigung unserer Entwicklungsmöglichkeiten ist und bleibt deshalb unser erstes und oberstes Kriegsziel. Dieses Ziel werden wir sicher erreichen. „Heute, nach zwei Jahren des Kampfes und Ringens, des Duldens und Sterbens, so sagt der Kanzler, wissen wir genauer als je zuvor, daß es für uns nur eine Parole gibt: Durchhalten und siegen! Und wir werden siegen!“ Ja, wir werden siegen. Aber es kommt auf die Größe des Sieges an, welchen Grad der Sicherung unseres Daseins wir erstreiten werden und — darüber hinaus — welche Möglichkeiten des Ausbaues unserer Zukunft. Nicht daheim wird die förderliche Aussprache über die

Kriegsziele betrieben, es sei denn die klangvolle Sprache eifriger Zeichnung für die Anleihen des Reichs. Der Donner der Geschütze aber und das Hurra der stürmenden und siegenden Infanterie ist der beste, klarste und unwiderleglichste Beitrag zur Kriegszieldebatte. Was soll das müßige Geschwätz der Dabeimgebliebenen, ob und in welcher Form wir Belgien behalten werden und das französische Minettegebiet, wie die Grenzen gegen Rußland verlaufen werden und wie die österreichisch-ungarischen und bulgarischen Grenzen auf dem Balkan und gegen Italien! Eine Landkarte ist für wenige Groschen zu erwerben, und eine schön geschwungene Grenzlinie ist leicht eingezeichnet. Die Weltgeschichte aber richtet sich nicht nach Zeichnungsstücken und nicht nach frommen Wünschen; sie geht ihren eigenen ehernen Gang, der in Zeiten wie der jetzigen nur durch Blut und durch Eisen beeinflusst werden kann.

Seien wir also froh, daß wir in dieser schweren Zeit an der Spitze der Reichsregierung einen Mann haben, dessen Art der guten alten deutschen Ueberlieferung entspricht, der nicht mit dem Munde die Welt besiegt, während das wehrhafte Volk noch auf Tod und Leben ringt. Gerade weil er zurückhaltend ist mit dem Wort, dürfen wir Vertrauen haben zur Festigkeit seines Willens. Und wenn Helden des großen Wortes uns jetzt zum Ueberdruß daran erinnern, daß oft schon, was das Schwert erwarb, die Feder verdorben habe, so will uns scheinen, daß weniger noch als der grüne Tisch die Bierbank der Ursprungsort staatsmännischer Weisheit und Entschlußkraft zu sein pflegt. Wie wohlthuend für uns der Unterschied zwischen Bethmanns Rede und der, die fast gleichzeitig Lloyd George gehalten hat! Gewiß gibt es auch bei uns Kreise, die Gefallen daran finden würden, wenn der Kanzler so prahlerisch und zugleich kaltherzig über den Krieg redete wie der britische Kriegsminister. Wir aber meinen, daß es nichts Unwürdigeres geben kann und ganz gewiß eines deutschen Staatsmannes unwürdig wäre, wenn über den Schicksalskampf der Weltvölker leichtfertig mit den Ausdrücken des Sportplatzes gesprochen wird. Wenn italienische Minister aus Mangel an Leistungen und wirklichem Siegesglauben sich an Wortgeklingel laben, wenn Briand mit allen Mitteln gallischer Beredsamkeit den bewundernswerten Patriotismus der Seinen zu neuen hoffnungslosen Opfern fortzureißen bestrebt ist, so lächeln wir, aber wir verstehen. Wenn Winston Churchill, der britische Hansdampf in allen Gassen, den Mund mehr als voll nahm, so gönnten wir dem entarteten Gegenwartsgeschlecht der englischen politischen Welt diese öffentliche Blamage aus vollem Herzen. Wenn aber Lloyd George, der sozialpolitische Reformator, der Volksmann Englands, der sonst es noch immer verstanden hat, kühl und sachlich abzuwägen und auch dem Gegner gerecht zu werden, wenn auch der jetzt den Kopf verliert und seine Landsleute nur noch bei Mute erhalten zu können glaubt, indem er uns sinnlos anpöbelt und uns mit Niederbogen bis zur völligen Zerschmetterung bedroht, so sehen wir darin alles andere eher als ein Zeichen von Selbstsicherheit und Siegesgewißheit.

Kein führender deutscher Politiker hat je von der Vernichtung unserer Feinde gesprochen. Selbst wenn wir alle unsere Feinde nicht bloß schlagen, sondern völlig zerschmettern könnten, so würden wir das nicht wollen. Wir wollen am liebsten mit aller Welt in Frieden leben; wir fasseln nicht davon, daß wir die anderen Völker mit unseren Staatsidealen beglücken wollen, wie die Engländer und Franzosen uns; wir wollen den anderen gern die Entwicklungsmöglichkeiten lassen, die ihrer Kraft und ihrer

Begabung offen stehen; aber umgekehrt können wir auch nie und nimmer dulden, daß man uns aus feiger Sorge wegen unserer geistigen und moralischen Ueberlegenheit die Zukunftswege versperrt. Und da wir nun einmal erleben, wie fast die ganze Welt sich zu diesem Zwecke zusammengetan hat, so ist die Freilegung unserer Zukunftswege kein bloßer Gedanke mehr, sondern das Ziel des Kampfes, in dem wir stehen. Nicht eher werden wir die Waffen niederlegen, als bis dieses Ziel in voller Sicherheit errungen ist.

Wann aber wird das sein? Diese Frage — auf aller Lippen — kann kein Kanzler beantworten. Wenn die Staatsleiter unserer Feinde zur ruhigen Ueberlegung zurückkehren würden, so brauchte das gar nicht mehr so lange auf sich warten zu lassen. Denn nie wird es den Feinden gelingen, ihr Ziel unserer Zerschmetterung zu erreichen oder auch nur uns wesentlich zurückzudrängen. Wir aber haben im Rahmen dessen, was wir bis jetzt errungen haben, alles was wir für unser Kampfziel brauchen und zudem Faustpfänder genug, um auch unsere Kolonien zurückfordern zu können.

Doch die Hoffnung der Feinde auf unseren Hunger? Nun, wir haben das vorige Jahr mit der geringeren Ernte hauszuhalten vermocht. Da wird mit der größeren Ernte und der größeren Verteilungserfahrung auch das begonnene Jahr überstanden werden können. Diese Hoffnung unserer Feinde, diese Sorge, darin hat der Kanzler recht, schreckt uns nicht, wenn auch der Daseinskampf für breite Schichten unseres Volkes schwer genug ist. Solange die draußen in Not und Tod ausharren, ohne je zu verzagen, solange sie Sturm auf Sturm abwehren und Sieg auf Sieg erringen, wird auch eine noch weitere Einschränkung unserer Ernährung den Siegeswillen und die Kraft unseres Volkes nicht lähmen.

Eines aber tut not. Das nämlich, daß wir wieder zurückkehren zu dem Zustand und der Stimmung der Volkseinheit, die in den Anfangsmonaten des Krieges die Herzen stark machte und warm und weit. Der Kanzler weiß das und fühlt es. Und wenn einige glauben, er habe, um der ihm kühl gegenüberstehenden Rechten gefällig zu sein, mit Absicht nur „freie Bahn allen Tüchtigen“ versprochen, das heißt, eine Fassung für den Geist der inneren Erneuerung gewählt, die auch der Feudalste der Feudalen unterschreiben könne, so will mir scheinen, daß solches Kritteln kleinlich ist. Wozu ein Versprechen verkleinern, dessen volle Einlösung wir fordern!

Wer von denen, die da nörgeln, hätte wärmere Worte für das finden können, was uns alle beseelt, als der Kanzler, indem er von der unverlorenen Kraft der Arme und der Herzen sprach, die im Urgrunde des Volkes lebt, aus dem sie in ewiger Erneuerung empormächst! Und trifft er nicht das, was das deutsche Volk wünscht und wünschen muß, wenn er dann fortfährt: „Nichts von dem, was uns diese Feuerprobe bestehen läßt, können wir im Frieden missen. Was sich im Kriege so wunderbar bewährt, muß auch im Frieden leben und wirken. Die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen, des wirtschaftlichen und politischen Lebens unserer harren, bedürfen zu ihrer Lösung aller Kräfte, die in unserem Volke leben. Eine Staatsnotwendigkeit, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, ist es, diese Kräfte, die da sind, die zu schaffen, zu wirken verlangen, für das Ganze zu nützen. Freie Bahn für alle Tüchtigen, das ist die Lösung. Die Regierung wird diese Lösung vorurteilsfrei durchführen. Dann

wird unser Reich festgefügt, weil jeder Stein und jeder Balken mitträgt und mitstügt einer gesunden Zukunft entgegen."

Das Wort wir wollen lassen stahn. Und wollen es nicht verkleinern, sondern hinaustragen in die Schützengräben und in alle Häuser daheim. Das ist der Geist, der den Bau unserer Zukunft beseelen soll, für den zu kämpfen sich lohnt. Nun wird es Sache der Daheimgebliebenen und der Heimkehrenden sein, dafür zu sorgen, daß nichts von diesem Geiste wieder verlorengeht.

Uns will scheinen, daß der Kanzler ein gutes Beispiel geboten hat, wie man den Geist der Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes wahren kann, auch wenn man, wie er, von einem Teile des Volkes mit Haß und Ingrimm verfolgt wird. Die wahrhaft vornehme Art, in der er seinen inneren Widersachern die häßliche Waffe der Verleumdung aus dem Munde geschlagen hat, im Zusammenhang mit der Festigkeit, in der er die Richtlinien seiner Amtsführung nach innen und außen für die Kriegezeit gezeichnet hat, müssen es auch dem, der bisher sein erklärter Gegner war, erleichtern, zum mindesten sich zurückzuhalten, statt wie bisher den Geist des Mißtrauens und damit des Mißmuts und der Kraftlosigkeit zu verbreiten. Wer jetzt noch glaubt, mit Hilfe eines besonderen „Volksausschusses zur raschen Niedertämpfung Englands“ oder mit Hilfe von hinterhältigen Broschüren und geheimen Versammlungen und schmähenden Zeitungsartikeln die Verantwortlichen — gelinde ausgedrückt — an die Notwendigkeit des Kampfes gegen England erinnern zu müssen, der handelt nicht mehr harmlos, der verdächtigt wider besseres Wissen. Freilich, die Haltung der verschränkten Arme, durch die ein großer Teil der Rechten während der Rede des Kanzlers zu demonstrieren für gut hielt, und die Tonart, in der ihre Presse zum meist die Rede besprochen hat, läßt die Hoffnung auf ihre Rückkehr zu echtem Burgfrieden und wirklichem Willen zur Verständigung und zu einer von Parteiforgen freien, nichts als deutschen Politik leider nicht allzu groß erscheinen. Das sollte aber alle anderen nicht hindern, ihrerseits weiter wie bisher ohne Engherzigkeit den Blick nur aufs Große und Ganze zu richten und der Rechten sowohl wie der äußersten Linken nach Möglichkeit Brücken zu bauen, damit sie vielleicht doch noch den Weg zurückfinden zur Politik des 4. August, zu jenem Geiste, der uns bis hierher treulich geholfen hat und der uns den Sieg bringen muß, ohne den ein Friede nicht denkbar ist.

Friedrich Cauer / Pazifisten und Konservative

Während der Reichskanzler bei seinen letzten Reden fast im ganzen Reichstage herzhaften Beifall fand, standen die äußerste Rechte und die äußerste Linke gleichzeitig abseits, scheinbar aus entgegengesetzten Gründen; denen um Westarp war er nicht kriegerisch genug, denen um Haase und Bernstein zu kriegerisch. Aber waren es wirklich so grundverschiedene Motive, die an den beiden Enden des Hauses die gleiche Haltung hervorriefen?

Weshalb macht die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft unserer Regierung einen Vorwurf daraus, daß sie die Herausforderung zum Kriege angenommen hat, weshalb mutet sie ihr jetzt zu, ihn lieber durch einen für Deutschland ungünstigen und schimpflichen Frieden zu beendigen

als bis zu einem siegreichen Ausgang durchzuführen? Die Anhänger dieser Richtung sind doch wohl ausnahmslos glühende Bewunderer der französischen Revolution und fühlen auch vor ihren Gewalttaten und Massenmorden keinen Abscheu, und die zum Glück nicht sehr zahlreichen deutschen Pazifisten in anderen Kreisen werden ihnen darin meist zustimmen. Das Blutvergießen an sich ist es also nicht, was sie verurteilen, sondern nur das Blutvergießen im Kriege, insbesondere in einem, den sie Eroberungskrieg nennen.

Diese Verdammlung richtet sich in der Theorie wohl auch gegen die Eroberungskriege der Vergangenheit; praktisch aber nimmt man deren Ergebnisse als unabänderlich hin, und kein Pazifist denkt daran, etwa von England oder Rußland den Verzicht auf ihre durch kriegerische Gewalt gewonnenen Weltreiche zu verlangen oder gar zu erwarten. Der Pazifismus kommt also darauf hinaus, daß die Erben früherer Eroberer ihren Raub für immer behalten dürfen, dagegen die früher enterbten Völker endgültig auf ihr Erbteil verzichten sollen. Vielleicht ist das nicht allen Pazifisten klar bewußt; denn Klarheit des Denkens ist nicht ihre stärkste Seite. Aber wie soll ihrer Meinung nach ein wachsendes Volk seinen Anspruch auf Erweiterung seines Arbeitsfeldes geltend machen? Streitigkeiten zwischen Staaten sollen durch Schiedsgerichte ausgetragen werden. Von der Frage, ob es denkbar wäre, Schiedsrichter zu finden, die beiden Parteien fern genug stehen, um unparteiisch urteilen zu wollen und zu können, mag dabei ganz abgesehen werden. Aber nach was für Rechtsfällen sollte das Gericht sein Urteil fällen? Im allgemeinen finden wir mit dem Pazifismus eine recht formalistische Auffassung von Rechtsfragen verbunden. Das sehen wir z. B. an den zu pazifistischen Anschauungen neigenden Amerikanern. Sie verkennen nicht, wie widersinnig es ist, einen Unterschied zwischen Kriegsschiffen und bewaffneten Handelsschiffen zu machen; da aber die vor dem Krieg unter dem Einfluß des seebeherrschenden Albion gestaltete völkerrechtliche Praxis Handelsschiffen die Bewaffnung gestattete, gestehen sie Deutschland nicht das Recht zu, diese Praxis während des Krieges zu ändern, sondern betrachten es als Pflicht deutscher Unterseebootsführer, bewaffnete Handelsschiffe zu warnen und sich dadurch ihrem Angriffe auszuweichen.

Wenn man nach ähnlichen Grundsätzen Gebietsfragen entscheiden wollte, so würde man jeder Macht die Grenzen, die sie beim Abschluß des Schiedsgerichtsvertrages besaß, für alle Ewigkeit verbürgen. Freilich würden sofort manche Pazifisten antworten, daran dächten sie gar nicht, etwa Elsaß-Lothringen bei Deutschland oder Bosnien bei Oesterreich festzuhalten; wenn Regierungen es so wenig verstünden, Gebiete zu beglücken, so müßten sie verurteilt werden, sie herauszugeben. Wenn man aber mit derselben Begründung von den Engländern die Herausgabe von Irland, von den Russen die Polens verlangte, so würden englische und russische Pazifisten sicherlich antworten: falls Iren und Polen unter englischer und russischer Herrschaft sich nicht glücklich fühlten, wäre das ihre eigene Schuld. Und das kann man ihnen als Engländern und Russen auch gar nicht verdenken, so wenig, wie man es uns verdenken kann, wenn wir uns weigern, uns einem ausländischen Richterspruch über den Wert unserer Kulturarbeit zu unterwerfen. Ein Volk kann aus Friedensliebe oder aus Anerkennung eines entgegenstehenden Rechtes auf einen ihm wertvollen Anspruch verzichten; aber kein Volk kann es sich gefallen lassen, durch

das Urteil eines internationalen Gerichtshofes für moralisch oder kulturell minderwertig erklärt zu werden.

Wenn also das schiedsgerichtliche Verfahren zwischen Staaten Erfolg haben und Raum gewinnen soll, so wird es unter ängstlicher Vermeidung subjektiver und moralischer Maßstäbe streng nach objektiven und juristischen Normen vorgehen müssen. Bei solcher Beschränkung könnte es im einzelnen manches Gute stiften; im ganzen aber würde es den Erfolg haben, den Mächten, die bei den bisherigen Teilungen der Erde den Löwenanteil bekommen haben, diesen Anteil für alle Zukunft zu sichern.

Eben das freilich wäre in den Augen der „glücklichen Besizenden“ das größte Gut. Ruhe und Frieden! Ja, das wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren! So wünschen England und Rußland die Reiche, die sie in blutigen Kriegen erobert haben, möglichst ohne weitere Kämpfe zu vervollständigen und auszubeuten. Darum hat der Kaiser von Rußland die Einsetzung des Haager Schiedsgerichts angeregt; und in keinem Lande wird so viel für den Frieden und gegen den Krieg gepredigt und geschrieben, wie in England. Ohne Zweifel wäre es den Engländern auch wirklich lieber gewesen, wenn sie Deutschland ohne Krieg hätten niederhalten können. Die Versicherung, sie hätten die Einkreisung nur zur Erhaltung des Friedens unternommen und sich bis zum letzten Augenblick bemüht, den Ausbruch des Krieges zu verhüten, wird wohl mindestens von 999 unter 1000 Engländern aufrichtig geglaubt.

Wie wenig echt und uneigennützig aber diese zur Schau getragene Friedensliebe ist, läßt sich leicht feststellen. Hat England wohl jemals im Verlaufe seiner glanzvollen Geschichte durch freiwillige Nachgiebigkeit in einer für sein Wohl wichtigen Frage den Frieden erhalten? Oder war England im Sommer 1914 bereit, zur Verhinderung des furchtbaren Krieges auch nur einen Finger breit von seiner eigenen, die Welt umspannenden Macht zu opfern? Auch wer Englands politische Methoden noch so unbedingt bewundert, wird es nicht wagen, diese Fragen zu bejahen. Und mittelbar haben es die internationalen Pazifisten selbst zugestanden, daß sie den Deutschen mehr Friedensliebe zutrauen als den Engländern. Denn in den letzten Tagen des Juli 1914 richteten sie die Bitte, den Frieden zu erhalten, an den Deutschen Kaiser. Sie wußten genau, daß sie nichts erreichen würden, wenn sie die russische Regierung bäten, nicht zum Schutze einer Mörderbande Krieg anzufangen, oder die englische, in einem solchen Kriege Rußland seine Hilfe zu versagen, aber sie hofften, die Friedensliebe unseres Kaisers würde weit genug gehen, wesentliche Lebensinteressen des eigenen und des verbündeten Reiches zu opfern.

Und als sich herausstellte, daß selbst die deutsche Friedensliebe ihre Grenzen hat? Da verlangten sie, Deutschland solle auch nach einem siegreichen Kriege seine Grenzen nicht erweitern. Worauf kommt eine solche Forderung hinaus? Die Toten, die dieser Krieg dahingerafft hat, würden nicht wieder lebendig, wenn die alten Grenzen wiederhergestellt würden, und daß gerade diese Grenzen besonders geeignet wären, künftigen Blutvergießen vorzubeugen, kann nach dem, was wir erlebt haben, niemand behaupten. Aber die bisher führenden Mächte sollen im Besitz ihres Ubergewichtes erhalten werden; das verlangen die englischen Pazifisten im wohlverstandenen englischen Interesse, die deutschen in einem Vertrauen zu den bisherigen Machthabern, das sich durch keinerlei Erfahrungen erschüttern

läßt, und in einem unbegreiflichen Mißtrauen gegen das eigene Volk. Die Pazifisten sind eben die Ultrakonservativen der äußeren Politik.

•

Sind vielleicht auch unsere Ultrakonservativen Pazifisten der inneren Politik? Auf den ersten Blick eher das Gegenteil. Denn nichts fehlt ihnen ja weniger als Lust und Kraft zum Kampfe. Sie sind stets für Vermehrung des Heeres und ziehen in den Fragen der äußeren Politik meist die kriegerische Lösung der friedlichen vor; aber sie stehen auch im Kampfe der Parteien ihren Mann, und niemand übertrifft sie an Entschlossenheit oder Schlagfertigkeit. Aber darin gleichen ihnen die Machthaber, zu deren Bestem der Pazifismus dient. Wir haben gesehen, wieviel leichterger sich die grundsätzlich friedliebenden Engländer zum Kriege entschließen als die grundsätzlich kampfbereiten Deutschen, wieviel weniger sie sich scheuen, die grausamsten und giftigsten Waffen zu gebrauchen. Aber sie sind in der glücklichen Lage (oder waren es wenigstens bisher), dazu nur im Ausnahmefall gezwungen zu sein. In der Regel gelang es ihnen, ihren Willen ohne Kampf durchzusetzen.

So gut sind unsere Hochkonservativen nicht daran. Sie haben starke und zum Teil streitbare Parteien neben und gegen sich, die ihre Kampfeslust nur selten zur Ruhe kommen lassen. Bietet sich aber einmal eine solche seltene Gelegenheit, so zeigen sie, daß sie sich auch auf die pazifistische Methode der Herrschaft verstehen. Den Bülowischen Bloß wie den Burgfrieden fassen sie so auf, daß es den anderen Parteien gestattet wird, konservative Politik mitzumachen. Sie erwarten von den anderen den völligen Verzicht auf ihre Bestrebungen um des inneren Friedens willen, ohne für sich auch nur zu einem Teilverzicht bereit zu sein. Dabei sind sie sich keiner Unbilligkeit bewußt. Denn sie kennen nicht gleichberechtigte Parteien nebeneinander. Streng genommen wäre ihrer Meinung nach jeder Deutsche verpflichtet, konservativ zu sein. Da das leider nicht zutrifft, sind sie gezwungen, andere Parteien neben sich zu dulden. Aber eben nur zu dulden, nicht als daseinsberechtigt anzuerkennen, und auch von Duldung kann keine Rede mehr sein, sobald die anderen ernsthaft etwas anderes wollen als die Konservativen.

Eben in diesem naiven Glauben an den eigenen Anspruch auf Herrschaft oder wenigstens auf Vorrecht stimmen unsere konservativen Herrenmenschen mit dem englischen Herrenvolk überein. „Preußen kann nur konservativ regiert werden.“ „England muß das Meer beherrschen. Die Welt muß von einer englischen Seele erfüllt werden.“ Unter solchen Anschauungen erwächst die Selbstverständlichkeit und Sicherheit, mit der die einen eine Herrschaft über Völker durchsetzen, die anderen ein Ubergewicht über Parteien und Klassen. Die Gründe, auf die sich der Anspruch auf Herrschaft stützt, sind ja nicht bei beiden dieselben. Die Engländer meinen ungefähr, zum Lohn für ihre Tugenden, insbesondere für ihre uneigennützige Völkerbeglückung, habe ihnen Gott die Weltherrschaft verliehen, die zu behaupten nun ihr gutes Recht sei. Unsere Hochkonservativen dagegen fühlen sich als Hüter einer gottgewollten Ordnung, die zu verteidigen ihre Pflicht sei, auch wenn sie selbst darüber zugrunde gehen. Aber gleich ist auf beiden Seiten das gute Gewissen und die aus diesem guten Gewissen erwachsende Herrschbegabung.

Die Bewunderung für diese altererbten Herrentugenden veranlaßt Leute, die selbst von der englischen und konser-

vativen Herrschaft gar keinen Vorteil haben, sogar mit darunter leiden, zu der Ansicht, es sei das beste, die Engländer über die Welt und die Konservativen über Deutschland herrschen zu lassen. Verstehen läßt sich diese Ansicht, aber soll man sie darum teilen?

Das würde heißen, das deutsche Volk als Ganzes auf die Dauer auf einen untergeordneten Platz zu verweisen. Dabei wäre es noch nicht das größte Uebel, daß die in ihrer Stellung unangefochtenen Gebieter ihre Herrschaft zum eigenen Vorteil ausüben würden. Denn die Engländer als kluge Rechner verkennen nicht, daß sie den Wohlstand der ihnen untergeordneten Völker nicht zerstören dürfen, wenn sie selbst davon Nutzen ziehen wollen; und die Jahrzehnte vor dem Kriege haben es bewiesen, daß eine von den Konservativen bestimmte Politik den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt wohl zu verzögern, aber nicht zu verhindern vermag. Entscheidend aber ist ein anderes: wenn die Masse des deutschen Volkes sich darin finden müßte, daß sie keinen Anspruch hat, in der Welt und im eigenen Vaterlande jemals zur Geltung zu kommen, so würde das die Anlage zur männlichen Tatkraft zerstören, durch die in dieser schwersten Probezeit unser Volk die Welt hat staunen machen, und knechtische Unterwürfigkeit, das Erbteil einer traurigen Vergangenheit, würde sich aufs neue und endgültig als herrschender Charakterzug der Deutschen befestigen.

Darum urteilen diejenigen durchaus folgerichtig, die einerseits dem Deutschen Reich einen Platz unter den Weltmächten sichern wollen, anderseits innerhalb des deutschen Staatswesens die Schranken niederreißen, die einer durch Geburt und Besitz bevorzugten Minderheit das politische Uebergewicht sichern. Widersinnig ist es dagegen, im Innern zwar einen radikalen Umsturz aller Ungleichheiten anzustreben, die Zurücksetzung eines ganzen Volkes aber als naturnotwendig hinzunehmen, ebenso widersinnig, sich einzubilden, man könne im Innern die Schichtung der Klassen, die sich zu bestimmter Zeit aus bestimmten Ursachen entwickelt hat, für immer festhalten und dabei nach außen eine altgewurzelte Weltmacht mit einem Schlage zertrümmern. Gleich fern stehen auf diesen Irrwegen die äußerste Rechte und die äußerste Linke einer geschichtlichen Betrachtungsweise.

Alle anderen, von den besonnenen Konservativen bis zu den besonnenen Sozialdemokraten, sind darin einig, daß sie sich bemühen, sich auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen zu stellen und im Streben nach äußerem Fortschritt und innerem Wachstum zusammenzuarbeiten. Und über diese beiden Ziele herrscht ja Uebereinstimmung von den besonnenen Konservativen bis zu den besonnenen Sozialdemokraten. Wohl gehen die Ansichten noch weit darüber auseinander, in welchem Umfange, in welchen Formen und an welchen Stellen für das Deutsche Reich eine Erweiterung seiner äußeren Macht erreichbar und wünschenswert ist. Und vielleicht noch heftiger wird nach dem Frieden der Streit darüber entbrennen, wie man den Massen eine stärkere Geltung im öffentlichen Leben verschaffen kann, ohne den Einfluß zu verkümmern, den die sachkundigen und verantwortlichen Führer brauchen, um erfolgreich zu wirken. Wird das Ergebnis dasselbe sein wie bei allen bisherigen Machtverschiebungen innerhalb des deutschen Volkes: Kein Sieg der einen oder anderen Richtung, sondern vermittelnder Ausgleich?

Wenn man bedenkt, wie weit die Politiker voneinander absehen, die dazu berufen sind, bei diesem Neubau zu-

sammenzuarbeiten, ist das wohl zu erwarten. Aber müssen denn unsere politischen Einrichtungen und Gewohnheiten so unfertig und widerspruchsvoll bleiben, wie sie bisher infolge der notgedrungen und widerwillig geschlossenen Kompromisse waren? Das wäre nur unvermeidlich, wenn bei den bevorstehenden Vereinbarungen wieder das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Achtung fehlten. Im Gegensatz aber gegen die Richtungen, die in der äußeren oder inneren Politik unbedingt am Bestehenden festhalten, können wir uns bewußt werden, wie weit die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes in den Grundfragen einig ist, und wenn wir diese grundsätzliche Einmütigkeit nie vergessen, können wir uns über die streitigen Einzelfragen ohne Gehässigkeit und Geringschätzung auseinandersetzen.

Robert Wilbrandt / Das Märchen von den tausend Frachtauchbooten

„Großvater, du wolltest uns noch von dem großen Krieg erzählen, von den Deutschen und von ihren vielen Unterseebooten!“

„Ja,“ sagte der Großvater und blickte wie in eine sagenhafte Ferne der Vergangenheit zurück, „ja, das war ein merkwürdiges Volk, diese Deutschen. Keiner gönnte dem anderen etwas, unausstehlich waren sie, und niemand mochte sie leiden; aber sie konnten damals mehr, als alle anderen. Nur war es komisch: kaum hatten sie die tausend Frachtauchboote gebaut, da endete der Krieg, und nun saßen sie da mit ihren Frachtauchbooten, wie Morikchen mit dem gewaschenen Hals. Du weißt ja, als er sich für den Ausgang hatte waschen lassen und das Wetter dann schlecht war. Du weißt, wie er sagte: Und wenn's dann regnet, dann sitze ich da mit meinem gewaschenen Hals!“

Der Enkel ging auf diese Anzüglichkeit nicht ein. „Erzähle doch lieber von Unterseebooten,“ bat er, „besonders von den riesengroßen, weißt du, die jetzt noch ausgestellt zu sehen sind wie die Mammuts — ach Großvater, gäbe es doch noch mal Krieg! Mit dem ewigen Frieden ist es zu langweilig!“

Auf diese altkluge Bemerkung einzugehen, vermied der Alte. Und so hätten sie aneinander vorbeigeredet, wenn nicht der Alte selber in jene heroische Zeit sich hineingeträumt hätte, wie in der Menschheit Jünglingsjahre, die nun zurückgelegt waren wie die feinen. Ueber ein Jahrtausend lagen sie zurück, aber lehrreich waren sie noch immer. „Ich will euch erzählen,“ fing er an, „aber ihr müßt ruhig zuhören, nicht unterbrechen.“

„Nein, nein, erzähle nur!“ sagte Walthor, der jüngste der Enkel.

„Erzähle!“ bestätigte Hans, der ältere Enkel. Er war Realist und kurz von Worten.

„Ja, tausend Frachtauchboote hatten sie gebaut, die Deutschen. Ein jedes zu zehn Millionen Mark. Also für zehn Milliarden —“

„Für zehn Milliarden,“ rief der kleine Walthor, „und das nur so für unter Wasser, das ist verrückt!“

„Sei ruhig,“ sagte Hans, „wenn sie's doch taten — hör doch erst mal . . .“

„Nein, das ist Wahnsinn!“ trählte der Kleine, „so viel Geld ins Wasser! Und dann alles verloren, alles futsch!“

„Nun,“ sagte der Großvater lächelnd, „das taten sie deshalb, weil sie hundert Milliarden gerade ausgegeben hatten. Die hatten sie nicht ins Wasser geworfen, sondern in den Boden: im Boden steckten sie, als Granaten!“

„Berrückt,“ rief Walther, „und dann noch zehn Milliarden hinterdrein! Milliarden! Hast du nicht gehört; daß heute jeder Pfennig gespart wird, der durch nettes Benehmen erspart werden kann? Und wenn Hans nicht so ekelhaft zu mir wäre —,“ dabei knuffte er den älteren Bruder, „so könnten auch wir ganz friedlich leben.“

Der Realist schwieg. Seine lachenden Augen sagten: Dich haue ich nachher! Mit ruhiger Würde setzte er hinzu: „Hauen muß man sich, sonst ist's kein Vergnügen.“

„Ja,“ sagte der Großvater mit stillem Lächeln, „so dachten die Menschen damals meistens. Sie waren noch jünger, so wie ihr. Wir haben anders leben gelernt. . .“

„Drum seid ihr auch so langweilig, gar nicht mehr lustig!“ rief der Kleine led, „erzähle doch von den schönen Zeiten!“

„Nun gut,“ fing nochmals der Alte an. „Es war im Jahre Eintausendneunhundertundsechzehn. Die Deutschen hatten Farben, Medizin und anderes, was den Amerikanern fehlte, die Amerikaner wieder hatten, was den Deutschen fehlte: vor allem Fett und Fleisch! Das fehlte. Drum wurden tüchtig Schweine gemästet, und Brotgetreide, Gerste, Mais, Kartoffeln, Zucker, Milch — das alles und noch mehr ist an die Schweine verfüttert worden. . .“

„An die Schweine?“ rief der Kleine aus. „Das ist gemein! Daraus macht die Mötti ja die allerbesten Sachen!“

„Hört zu,“ sagte der Großvater ernst. „Es fehlte ja doch an Butter, Speck, Pflanzenfett, Schinken und überhaupt an Fleisch. Entweder fehlte dies, oder aber es fehlte das, was verfüttert wurde. So war es im Jahre Eintausendneunhundertundsechzehn. Da wurde das erste Frachtttauchboot gebaut. Handelsunterseeboot, so nannte man es zuerst. Doch das Wort ist zu lang und der Sinn nicht richtig: es kommt auf den Handel dabei nicht an. Ihr wißt, der Handel. . .“

Die Buben hörten nicht mehr zu. Vom Handel wollten sie gar nichts wissen. Der Handel — wie fremd klang das den Kindern dieser Zeit, wie uninteressant für Knabentöpfe! Das Tauchboot aber, und der große Krieg, das war ihre Welt, wie Soldatenspielen. . .

„Erzähle vom Tauchboot,“ rief der Kleine, „und halte uns nicht mit Namen auf!“

„Nun also: die tausend Tauchboote waren gebaut. Sie waren für langen Krieg berechnet, da kam der Friede. Was, glaubt ihr, geschah nun? Die Welt wurde zwar nicht gänzlich anders, doch manches kam anders, als man dachte. Die deutsche Landwirtschaft wurde ein großes Gewächshaus. Man richtete sich wie in Holland ein, man ließ kein Stück des Landes unausgenutzt, man zog aus dem Boden, was nur herauszuziehen war. . .“

„Was hat das mit dem Unterseeboot zu tun?“ sagte Hans, konsequent wie immer, und streng in Logik.

„Hast recht, das war nicht gleich ganz deutlich gewesen. Du wirst es aber sogleich verstehen. Du hast ja Enten und Hühner — nun sag mir, Hans: wenn du das Futter für deine Tiere selbst bauen wolltest, in unserem Garten, hättest du Platz?“

„Nein,“ sagte Hans, „gewiß nicht. Wir bauen Gemüse. Und Obst natürlich. Das braucht wenig Platz. Macht aber Arbeit!“

„Nun ja, so war es auch damals: man baute Gemüse und Obst, im ganzen großen Deutschland ist all das weite Land wie ein Garten geworden, immer neue Millionen Menschen haben in der Landwirtschaft Nahrung und gesundes, kraftstrohendes Leben gefunden. Doch alles das, was weite Flächen und wenig Arbeit braucht, du weißt ja, vor allem Futter für das Vieh, das alles wurde hinaus verlegt, ihr versteht mich schon, nicht wahr? Das alles ließ man draußen pflanzen, übersee, und das verdankte man den tausend Frachtttauchbooten! Denn die lagen nun wie eiserne Wehr bereit: man brauchte sie nur zum Vergnügen, wie bei Jules Verne, und doch ersparten sie unendlich viel, sie waren eine Sicherung, und sie wurden sogar noch im Frieden vermehrt, als Sicherung der Zufuhr für eine wachsende Volkszahl. Eine Blockade Deutschlands hat's in der ganzen Weltgeschichte nie mehr gegeben. Die Engländer wurden völlig bescheiden, denn nie mehr konnten sie Deutschland auszuhungern hoffen, die Frachtttauchboote machten das unmöglich! Und darum konnte man ruhig jetzt von draußen dankbar empfangen, ihr versteht schon, kaufen, sagte man damals, was man irgend an Früchten von weiten Strecken der neuen Welt brauchte (so nannte man damals Amerika noch — wie lang ist das her!) — und wenn einmal wirklich noch Krieg gekommen wäre, mit einer Blockade, so hätte man einfach die Frachtboote tauchen lassen, um alles zu holen, was man selbst nicht mehr baute!“

„Wie,“ rief der Kleine plötzlich wieder lebhaft, „das ist doch nicht möglich! Die kleinen Unterseeboote, die konnten so viel doch nicht holen! Auch wenn es tausend gewesen sind — was ich nicht glaube — ich will dir's berechnen, was hätten die wirklich bringen können? Großvaterle, du hast von weiten Flächen gesprochen, du meinstest doch sicher: wo sehr viel wächst! Und das, das sollten die kleinen Boote bringen?“

„Nein,“ sagte Hans, sehr überlegen, „das brauchten sie gar nicht! Sie brachten Eiweiß und vor allem Fett, also Bodenprodukte in konzentrierter Form, wir hatten es in der Chemie am letzten Montag; vom kleinen Volumen war da die Rede, in das die Erträge der extensiven Landwirtschaft zusammengepreßt sind in diesen Formen —, das wissen kleine Krabbse nicht —!“

Der Kleine schwieg. Die Sache war wie das Ei des Kolumbus. „Und dafür hatte man die Frachtttauchboote?“

„Ja,“ sagte der Alte, „so haben es die Deutschen in dem Kriege gemacht. Und darum konnten sie ihn so glatt gewinnen. Denn Nahrungsorgen, die gab es nun nicht mehr. Seit Fett und Eiweiß im Tauchboot kamen, da war's erledigt, nun brauchte man nicht mehr so viel Schweine! Bis dahin hatten die Schweine den Menschen viel weggefressen und dennoch gehungert, beide hatten beträchtlich abgenommen, der deutsche Bierbauch war selbst am Schwein nicht mehr zu entdecken, wo er doch am Platz gewesen wäre.“

„Du, Bierbäuche sind überhaupt nicht schön,“ sagte Walther. „Hat man die in Deutschland nach dem Kriege noch wieder gehabt?“

„Bei den Schweinen sind die Bäuche wiedergekehrt, sogar schon im Kriege. Nur bis zu den Frachtttauchbooten sind beide nicht satt geworden, Mensch und Schwein! Daß die Menschen nicht recht satt wurden, das ging noch an, das war Bosheit Englands, doch das Hungern der Schweine, das war viel ärger, das war Dummheit Deutschlands. Denn ein hungerndes Schwein, das bleibt nur gerade noch am

Leben, es wird nicht fett, es muß um so länger gefüttert werden, es verfrisst um so mehr. Sein Lebenszweck aber, der Schweinespeck, wird so nicht erreicht."

"Ja," sagte Hans, der Praktiker, "das ist wahr: lieber weniger Tiere, aber gut gefüttert, als viele nur so am Leben halten — davon hat man gar nichts!"

"Noch weniger als nichts," ergänzte der Großvater ihn, "denn das Tier verzehrt! Ein jedes Schwein — dafür kann es nichts, doch der Mensch soll es wissen — ein jedes Schwein verzehrt viel mehr als es liefert, und gar wenn es nicht genug bekommt, dann verfrisst es noch mehr, dann frisst es ja so viel länger, bis es endlich das Fett und Fleisch erreicht hat, für das man es füttert."

"Gelt, Großvaterle, das alles war vor den Frachtauchbooten?" fragte Walther, dem's schon zu lang war.

"Ja," sagte der Alte, "das war mit den Frachtauchbooten erledigt. Ob's wirklich tausend gewesen sind" — er lächelte — "das wissen wir nicht mehr so genau. Nur so viele mußten es sein, daß auch für die Städter Fett genug da war und alles das frei gemacht wurde für menschliche Nahrung, was dafür geeignet und nötig war gegen den Hunger — und das erreichten die Frachtauchboote. Denn Schmalz und Speck und Extrakte von Milch und Fleisch und Eiern, die sie brachten, die machten ja frei, was alles als Schweinesfutter nur zum kleineren Teil etwas hatte ergeben können, ja bei der zu langsamen Raft nur zum kleinsten Teil! Diese großen, vergeblich verfütterten Mengen von menschlicher Nahrung wurden frei, und vervielfacht war ihre Wirkung: denn der Mensch ist es ganz, statt durch das Tier hindurch so viel zu verlieren! Es brauchte darum gar nicht so viel auf den Booten zu kommen. Unentbehrliche Nahrungsmittel sind nicht mehr verfüttert worden, die blieben für den Menschen, und darum waren es reichlich genug! Darum war dann der Krieg auch so schnell zu Ende. Mit dem Aushungern war es vorbei . . . Aber denkt euch, nun lagen sie da, die tausend Frachtauchboote waren gebaut, sie haben zehntausend Millionen gekostet, und niemand hat sie jemals wieder nötig gehabt!"

"Dann waren sie aber doch entsetzlich teuer, und doch alles Geld ins Wasser geworfen!" wiederholte der Kleine.

Hans überlegte.

Der Großvater fragte: "Und wenn nun wegen der Frachtauchboote nie mehr ein Krieg mit England kam? Wenn sie ersparten, was sonst der Krieg und die Blockade, die Lebensmittelnot, die Rohstoffknappheit gekostet hätte? Ein Krieg kam auf hundert Milliarden und mehr! Und wenn die Tauchboote möglich machten, ruhig zu gebrauchen, was über See an weiten Ländern, kaum benutzt, zu Gebote stand? Wenn sie der ganzen Angst um die Selbstversorgung, auf dem eigenen, viel zu eng gewordenen Boden, ein Ende machten? Wenn sie das Deutsche Reich um die dauernden Kosten erleichtert haben, die es hätte tragen müssen, um sich zu sichern durch lückenlose Selbstversorgung aus eigener Landwirtschaft? Man hatte bis dahin versuchen müssen, was doch nicht ging: im Lande selber alles anzubauen, statt übersee, wo doch die weiten Flächen da sind, und diese Quälerei um ganz Unmögliches, die nahm ihr Ende zugleich mit Englands Uebermacht gegen Deutschland: das alles war mit einem Schlage vorbei! Jetzt gab es gesicherte Zufuhr von Uebersee."

"Ich verstehe jetzt," sagte der Kleine, "es war nun unter See sicher zu haben, was über See wuchs und in die Tiere verfüttert wurde und in dem kleinsten Raum herüberkam

als ein Extrakt — warum hat man das aber dann nicht immer so gemacht?"

Hans wußte Rat.

"Du dummer Kerl! Will man denn immer Fleischextrakt und Eiweißpulver? Das ist für den Koffak. Es schmeckt doch besser, so'n frischer Braten und frische Butter und ein Ei von meinem Huhn."

Das gab Walther zu.

"Hast recht! Du, und für morgen weiß ich einen feinen Streich! Und jetzt zum Abendessen! Großvater, erzählt noch mehr so Märchen aus der alten Zeit. Ach, wenn ich doch dabei gewesen wäre — auf solchem U-Boot! Du, die alten Deutschen damals waren fein. Was die alles konnten! Und alles auf einmal erreicht, auch gegen England! Nun hatten sie auf einmal beides: genug zu essen im Krieg und Sicherung für die Zukunft; gelt, ich hab's verstanden?"

"Du hast's verstanden," sagte der Alte; "was heute doch so ein Kind versteht. Und damals wollte es doch keiner glauben . . ."

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst

Als der Verfasser im Jahre 1906 in seinem Buche über den Impressionismus in Leben und Kunst die Möglichkeit, diesen Stil der Kunst einer ganzen Epoche und noch mehr, des ganzen Lebens einer Zeit zu übersehen, daraus herleitete, daß deutlich die Zeichen für ein Ende dieses Stiles sich meldeten und etwas Neues, dem Impressionismus Entgegengesetztes am Werke sei, da war dieses Neue noch völlig unbestimmt. Man sah wohl, ahnte vielmehr, daß es sich vorbereitete, aber niemand konnte sagen, wohin der Weg ging. Heute liegt auch dieser Weg schon übersehbar vor uns, in Schlagworten hat sich das neue Kunst- und Kulturwollen eine Formel gegeben, und die Ueberwindung des Impressionismus in die Worte Expressionismus, Kubismus, Futurismus zusammengefaßt.

War im Impressionismus das Ziel Auflösung aller Konturen im verschwommenen und flüchtigen Anblick, ein Schwelgen in unsägbaren Medien von Atmosphäre und farbigem Dunst, so gewinnen jetzt feste Kontur und Linie, begrenzte Fläche und Zeichnung ihre Bedeutung zurück. Suchte der Impressionismus die höchste Vielfältigkeit und Unruhe der Dinge, so strebt das neue Bild nach Einfachheit und architektonischer Ruhe, und statt der Verfeinerung und Nuancierung sollen Stärke, Wucht und Größe wirken. Und es ist nicht schwer, auch im Leben dem Kunststreben verwandte Züge aufzuweisen. Herrschte doch im Impressionismus die weitestgehende Isolierung des Individuums, eine Loslösung aus aller Gemeinschaft bis zur theoretisch wie praktisch durchgeführten Anarchie der Personen und ihrer Triebe und Neigungen. Wer aber fühlte nicht heute und hat nicht auch vor dem Kriege das Bedürfnis nach neuer Gemeinschaftsbildung gefühlt, nach neuer Geselligkeit und neuer Gemeinschaftsreligiosität, nach Formen des Gemeinschaftslebens, nach „Kultus“, am stärksten vielleicht in der neuen Jugendbewegung. War dem Impressionismus höchstes Gesetz, alle Sinne und geistigen Fähigkeiten des Individuums zu höchster Aufnahmefähigkeit zu gestalten, so sehr, daß die Krankheit des Körpers als Störung der Reizbarkeit begrüßt werden konnte und die Nervosität als ein Glücksfall der Seele, so meldete sich jetzt ein neues Ideal körperlicher Kultur und Gesundheit, eine

Erziehung zum Willen, zur Person, und allerorten tauchte die romantische Freude an einfachen Zuständen, am Leben in der Natur, unter Bauern, an einfacher Tracht, an Volksfitten, Volkslied, Volkskunst wieder auf.

Ueberblicken wir alles, so ist kein Zweifel. Ein neues Streben nach Monumentalität regt sich; eine neue monumentale Kunst soll entstehen, eine Kunst, die sich mit der Architektur verschwistern möchte, um die großen Mächte der Gemeinschaft, Religion, vaterländische Geschichte zu gestalten und zu vergegenwärtigen. Wieder fühlte man die Macht der Tradition in monumentalen Aufgaben und knüpft bewußt an die monumentale Kunst der Vergangenheit an, an Gotik und Mittelalter, an primitive und archaische Kunst, an Ägypten und Assyrien.

Einige neuere Publikationen legen Zeugnis ab von diesem Ringen nach großer Form und großem Ausdruck, und es ist nicht zufällig, daß diese Publikationen, in denen junge Kräfte, Neulinge vor die Öffentlichkeit hintreten, von einer Sorgfalt der Auffassung, Größe des Formats, Kostbarkeit der Erscheinung, kurz von einer Feierlichkeit und Würde sind, wie sie sonst den großen Künstlern nach ihrem Tode oder, wenn sie den Gipfel bereits erklommen haben, als Ehrengeschenk, als Denkmal gleichsam dargebracht zu werden pflegen. Man denke an das Böcklin-, das Thoma-Werk. Die Werke aber, von denen hier die Rede sein soll, sind weniger bekannten Künstlern gewidmet, Schmidt-Reutte, von dem die breitere Öffentlichkeit erst durch diese schöne Publikation von 32 Zeichnungen und Gemälden einen stärkeren Begriff bekommt (Ludwig Schmidt-Reutte. 32 Wiedergaben von Zeichnungen und Gemälden des Meisters. Mit einem Geleitwort von C. F. Schmitt-Spahn, Maler an der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe, und einem Nachruf von Hans Thoma. Verlag von J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart), und da es sich um einen Frühverstorbenen handelt, so gönnte man ihm das Denkmal, das ihm hier von Freundeshand gesetzt ist. In einem Buche „Das neue Bild“ (Das neue Bild. Text von Otto Fischer. 36 Lichtdrucktafeln, 20 Textillustrationen. Delphin-Verlag. 1912. München), das vom Delphin-Verlag aufs vornehmste ausgestattet ist, auf schönstem klarweißen Papier gedruckt, die Einleitung mit einer monumentalen Antiqua, stellen sich die Künstler der Münchener Künstlervereinigung vor, Blad. von Bechtejef, Erma Bawera-Bossi, Adolf Erbslöh, Pierre Girieud, Alexej von Jawlensky, Alexander Kanoldt, Mosey Kogan, Alexander Mogilewsky, Marianna von Werestin. Wenn die äußere Form des Auftretens auch den Inhalt zu empfehlen vermöchte, dürften die Künstler dem Verlag äußerst dankbar sein, daß er sie in einer Weise einführt, die auch Widerwillige für sie einnehmen kann. Schließlich liegt in einem stattlichen Heft des Verlages „Der Sturm“ (Randinsky, 1901, 1913. Verlag „Der Sturm“, Berlin W. 9.) etwas wie das Gesamtwerk eines Künstlers vor uns, den man, nicht nach Jahren, aber nach seinem temperamentvollen Eintreten für das Neueste, Berwegenste in der Malerei zu den Jüngsten rechnen möchte.

1. Ludwig Schmidt-Reutte.

Im Werdegang dieser neuen deutschen Monumentalkunst gewinnen solche Künstler eine erhöhte Bedeutung, die schon zur Zeit der Hochblüte des Impressionismus eine festere Hand fühlen ließen, die großen Zeichner und Klassiker, denen die impressionistische Auflösung und Lustigkeit nie recht gelingen wollte und denen infolgedessen auch eine Rolle zu

spielen erst vergönnt wurde, als der Impressionismus abgewirtschaftet hatte. Hodler ist das große, leuchtende Beispiel, zum Führer für alle Bestrebungen geworden, die in der festen Modellierung des Körpers, der Strenge der Zeichnung, der großen ausdrucksvollen Gebärde um eine neue monumentale Menschendarstellung ringen. Ihm können wir Schmidt-Reutte in der Art seines Schaffens zur Seite stellen. Fast möchten wir sagen, durch Hodler verstehen wir ihn, obwohl Schmidt-Reutte in allem der einfachere, schlichtere ist, in Zeichnung wie Farbe. Hodler ist seltsamer, geprüfter, vergeistigter, er ist der Modernere, deshalb Erfolg- und Siegreichere. Und Schmidt-Reutte hatte erst angefangen zu wirken, nur gerade sagen können, was er wollte; so ist er bahnbrechend nicht geworden. Geboren als Sohn eines Maurers in Tirol 1863 in Aschau bei Reutte, dem Heimatort von Lenbachs Vater, wurde er Schüler von Defregger und Löfftz. In München gründete er mit Friedrich Fehr eine Privatschule und wurde einer der erfolgreichsten Lehrer. Aber bereits mit 44 Jahren von unheilbarer Krankheit ergriffen, starb er im Jahre 1909. Schon Bilder aus den 80er Jahren, die aus dem Geiste des Milieurealismus dieser Zeit herausstunjiert sind, ein Interieur mit Kindern, Bauern auf der Wiese fallen durch die wuchtige Modellierung der Personen auf, mit der die Schummer- und Freilichtstimmung nicht Schritt zu halten vermag. Etwas von Millet'scher Größe dringt in diese Genrebilder hinein. Dann aber kommen fast ausschließlich Darstellungen menschlicher Akte von einer unerhörten Wucht des Motivs und Größe der Zeichnung, zugleich aber von einem starken inneren Ausdruck jeder Bewegung. Fast immer ist es ein Zusammenbrechen, gegen das sich ungeheure physische Kräfte stemmen. Selbst Ringer, im rein physischen Kampf dargestellt, nehmen teil an dieser dramatisch-tragischen Situation, sie liegen bereits auf den Knien und spannen uns mit dem Anblick bevorstehenden Zusammenbruchs fest ineinandergeleiteter körperlicher Massen. Oft genug wird man an Michelangelo erinnert. Die Betonung der strukturellen Formen des Gesichts, die verborgene Herausarbeitung des Gerüsts eines Kopfes, die noch spürbar bleibt, wo die Köpfe in helles, zitterndes Sonnenlicht gestellt sind und die fette Farbe in gebrochenen und gefurchten Pinselstrichen aufgesetzt ist, erheben einige bäuerliche Porträte, darunter das seiner Mutter, in das Typisch-Bäuerliche. Sie sind kernig und wuchtig, überzeugend in ihrer Edigkeit und Knochartigkeit.

Das eigentlich Neue aber, das Schmidt-Reutte hineinstellt in den Kampf um die neue Kunst: der Kubismus und Expressionismus, bringen erst einige größere Kompositionen aus den letzten Jahren des Künstlers. Denn in all seinen bisherigen Aktdarstellungen und Porträten ist wohl Größe, Wucht, aber auch Natur und Beobachtung, ist wohl Ausdruck, aber rein vom Gegenstand aus erzeugt, Einfachheit, aber als Reduktion und summarische Zusammenfassung des Gesehenen. Jetzt aber wird die Vereinfachung abstraktiver, nicht mehr Beobachtung, sondern Erzeugung, an die Stelle der Größe des Selbstverständlichen tritt die sakrale Feierlichkeit mathematischer Konstruktion. Die Motive sind oft noch dieselben wie früher, da liegt ein Mann in starrer Gestrecktheit, sodann ein paar Jünglinge, oder stehen nackte Männer und halten die Glieder gepreßt an sich. Aber wo vorher die Massen sich türmten, die Muskeln schwellten, die Sehnen sich strafften, pressen jetzt die Umrisse die Figuren zu mathematischen Figuren zusammen, man sieht, wie die menschliche Form in ein architektonisches Grundgerüst hinein-

gezwungen wird, aus dem beherrschend große Vertikalen und Horizontalen, die Balken der Komposition, herausragen. Einfachste Grundstellungen der Figuren, das reine en face, das reine Profil, die reine Rückenansicht fügen die Körper zu Flächen, Mauern zusammen, in denen die Grenzen der Hauptteile des Körpers mit linearer Hervorhebung wie Steinfugen eines Gebäudes wirken. Hierzu muß man nun die Zeichnungen sehen, die das, was die farbige malerische Ausführung etwas verwischt, ganz unverhüllt in kräftigen Strichen offenbaren: eine Umsehung aller lebensvollen plastischen Formen in Flächen mit geometrischen Umrissen, kristallinische Formen auf die Ebene projiziert. Hier begreift man den Sinn des Wortes „Kubismus“. Vom Würfel haben wir's gelernt. In dem Bilde „Die Kreuzigung“ der Karlsruher Galerie gipfelt diese Kunst. Hier ist nun auch der monumentale Gegenstand, das alte Thema sakraler, kirchlicher Kunst. Und von dem Kreuz mit seinen breiten Flächen, dessen obere das Bild, wie ein Architrav den Tempel, schließt, nimmt die ganze Komposition ihren Ausgang in strenger Symmetrie der Bildflächen. Und das ist nun bedeutungsvoll, daß man die großen Linien der Komposition erfasst hat, ehe die Figuren erkannt und gewürdigt sind, daß die Hauptflächen und ihr kleineres Widerpiel, daß Starrheit und Gebrochenheit der Linien eher wirken als ihre geistige Ausdeutung durch Figuren, die nur die Belebung rein künstlerischer, ja abstrakter Werte zu sein scheinen. Wir haben die Eindrucksraft des Monumentalen, seine Wucht und Größe, aber nicht großer, würdiger Personen wegen, die wir verehren. Ist doch alles vermieden, uns Christus hier im Bilde religiöser Tradition erscheinen zu lassen. Er ist ein Jüngling alltäglicher Art, seine Bedeutung gewinnt er aus der der Kunstmittel, Linie und Fläche. Und das bedeutet nun der Expressionismus: nicht, daß wir ausdrucksvolle Subjekte dargestellt sehen, denn das leistete die Kunst des Impressionismus bis zur völligen Auflösung alles Gegenständlichen in lyrische Ekstasen, sondern daß der Ausdruck von Personen und Situationen weg sich auf die Kunstmittel, Linie und Farbe zurückzieht, daß durch deren stark vordringende Wirkung die Personen geradezu in den Hintergrund geschoben werden und das ganze Bild unpersönlich wird. Die Würde, die sonst die dargestellten Personen im Bilde beanspruchten, empfängt jetzt das Bild selbst. Nicht Ausdruck zu geben ist das Problem, sondern das, was sonst dem Ausdruck am fernsten zu stehen pflegte, Geometrie, Architektur, Linienhaftigkeit über das Persönliche hinweg zum Träger des Ausdrucks zu machen, das ist die Forderung des Tages. Und so offenbart sich, daß diese neue Monumentalkunst im Grunde doch keine Monumente bauen möchte, denn diese Bilder wollen nicht an jemand erinnern, dem sie hulldigen, sie wollen sich nach wie vor selbst genug sein, sie wollen sich auch nicht der Architektur unterwerfen, trotz aller Architekturisierung der Bildfläche, sondern das architektonische Prinzip selbst zum Träger ästhetischer eindrucksvoller Kräfte machen, sie wollen auch nicht das Geistige des Aufbaues und der mathematischen Konstruktion zu einer völlig objektivierten logischen Beziehung zusammenfügen, sondern es soll auch hier auf den Schöpfer, den Künstler, den Erfinder hinweisen, was es dadurch tut, daß die Einstellung lebendiger Körper in starre geometrische Systeme niemals ohne Zwang sich vollzieht, sondern immer gesucht, als Willkür oder bewußte Tat des Künstlers erscheint. Trotz aller Monumentalität der Wirkungsmittel, der formalen Werte, es wird weder Monument noch Architektur, es bleibt Wirkungsmittel. Tafelbild.

Schmidt-Reuttes Leistung ist es, in diesem Streben so einfach wie möglich zu bleiben und dadurch außerordentlich geschlossen und kräftig zu wirken. Man hat nicht den Eindruck des unerhört Kühnen und Neuen, aber dafür den des Echten und Selbsterarbeiteten. Wenn wir bedenken, daß seine im Geiste des Kubismus gestaltete Kreuzigung bereits 1904 gemalt worden ist, dann drängt sich wohl der Gedanke auf, daß hier etwas Künftiges sehr früh einen reinen, sicheren Ausdruck gefunden hat, möchte man ihn wohl zu den grundlegenden Künstlern unserer neuesten Zeit rechnen. Aber das wenige, was wir von ihm besitzen, erlaubt nur das Urteil, daß er am ehesten verdient, durch eine Publikation wie die vorliegende ausgezeichnet zu werden und weiteren Kreisen das neueste Kunstwollen durch seine ehrliche, empfundene Art zu vermitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Selene Voigt-Diederichs / Brot

(Schluß)

In der großen Backstube zur linken Hand, wo Tröge, Rehlkäse und Siebe standen, war unterdes von bloßen roten Armen der Teig geknetet und geklopft, und lag nun zu Broten geformt und in grobem Mehl gewälzt auf Schragen und Tisch. Das Kind, das sich gerade gut mit der Meierin stand, durfte die beiden Messerschnitte hinein machen, bekam auch einen Kleck Teig für ein eigenes kleines Brot, das es klopfte und drehte, hundertmal mehr als nötig, und schließlich fertig auf den nassen Schieber legte.

Während der Mittagsstunden blieb dann alles still, höchstens daß ein Mädchen an den Trögen scheuerte und dazu das Lied schrillte vom Jüngling, der die Botenschaft kriegt, daß sein Feinsie—leichen im Sterben liegt. Manchmal rasten auch ein paar kleine Füße heran: ein Kind bekam es mit der Angst, das Brot könne schon heraus sein.

Aber nein, noch stemmten sich Hade oder Besen fest gegen die Eisentür. Doch der säuerliche Duft, der immer einen Spalt fand, war längst schon warm, quoll weicher auseinander, stahl sich in den Garten hinaus, bekam etwas Kräftiges, Hungeriges, gleichsam Braunes, und dann etwas ganz Sicheres: zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich!

Dann wurde es von klappernden Pantoffeln lebendig, die Ofentür ward aufgerissen: das Feinbrot konnte gar sein. Wichtig, es gab beim Klopfen den rechten klaren, durchgebadenen Ton. Es wurde herausgeholt; an den leeren Platz kam noch eine Platte mit Herrentringeln oder Schrägen-Stücken, vielleicht auch ein Korintenbrot nach dem Rezept einer alten Frau: Ein Pfund Korinten und das annere na Gedinken.

Nach einer weiteren halben Stunde war dann auch meist das Schwarzbrot soweit, eins nach dem anderen ließ sich Lina oder Emma heiß in die aschige Schürze werfen. Flint angefaßt, flinker noch losgelassen, bis dann alle fünfzig, sechzig Stück nebeneinander auf dem Tisch lagen. Der graue Bauch mit den Stücken von eingebadener Holztohle wartete auf den Eimer mit kaltem Wasser; nach dem Abschrubben und Trocknen wurde endlich das Brot richtig herumgedreht und buckelte seine braunen glänzenden Rücken hinauf zu den Deckbalken.

Bis zum Abend kam dann niemand als vielleicht ein begehrlisches Kind, das eine hängende noch warme Rinde brach oder sich sein kleines, allzu hart gebackenes Brot ausbiss.

und später auf der Weide vollmelken ließ. Warm und schäumend stand die Milch in dem wunderlichen Becher, bis die Rinde weichte und ein Schlecken und Schlürfen begann. Abends geschah es wohl, daß man gar nicht begreifen konnte, warum einem heut der Leib so weh tat, daß nicht einmal das gute Mittel half, sich viertelstundenlang auf einen Stuhlsitz zu legen, Kopf und Beine niederhängend.

Im Herbst, zur Zeit des ersten Fallobstes, schlüpfte gern die große Schwester herbei und schob ein gewaltiges braunes Faß voll von Äpfeln zum Braten in den Ofen, oder die Mutter selber machte sich mit den Früchten zu schaffen, die geschält und gevierteilt zum Trocknen auf die bespannten Holzrahmen geschüttet wurden. Mit der Hitze war es ein bißchen unsicher, manchmal verkohlten unversehens die Äpfel, ein anderes Mal blieben sie zu weich; aber es kam auch vor, daß sie gerieten, hart und hellbraun den Schornsteinschrank auf dem Vorboden füllten und im Winter leuteltellerweis hervorgeholt wurden zu Speisuppe oder Buttermilchklößen.

In der Abenddämmerung wurde der Segen ins Haus gebracht, auf der hölzernen Leiter, die vollgepackt und von zwei Mädchen getragen ward. Auch die Kinder halfen gern, die ganz kleinen leuchend mit beiden Armen ein Brot gegen den Bauch gepreßt, die größeren stolz eins unter jedem Arm, wunderbar erschrocken von der noch quellenden Wärme, die das Gefühl gab, als trüge man etwas Lebendiges. Manchmal, besonders im Winter, tat diese Wärme wohl, sie konnte aber auch so dringlich sein, daß das Kind sich vom Trab in Galopp setzen mußte, um endlich sein Brot in der Speisekammer auf dem Lichtasten los zu werden, von wo längere Arme es auf die Borte hinaufreichten.

Ja, dies war der Badtag, wach, klar und festlich; sonst lag wohl wochenlang Traum und Vergessenheit über dem verlassenem Häuschen. Bis eine kleine Unterbrechung kam: glückliche Hühner, deren Brust schon ganz kahl war vom Resthoden, wurden mit ihren bleichen Rämmen zur inneren Abkühlung in den kalten Ofen gesperrt. Oder ein Kind erhandelte sich vom Schweinejungen ein paar Raritäten, so daß eilig in der Badstube eine blühende Zucht begann. Sechszundfünfzig waren es einmal, bevor die Welt es richtig merkte, so lange hatte man sie zu verbergen gewußt in den riesigen schwarzgrünen Kupfertesseln, die seit Großvaters Zeiten unbenutzt standen. Höchstens wurden sie noch gebraucht, um die Säcke voll von Maitäsern, die früh vor Tag geschüttelt und gesammelt wurden, aufzunehmen, während das kochende Wasser mordend darüberfloß.

Einen Sommer lang wohnte auch die Krähe Klas in der Badstube. Sie hatte einen lahmen Flügel und einen viel längeren Schnabel, als die Kinder je bei Krähen gewußt hatten. Wenn man rief und lockte blieb sie scheu in ihrer dunklen Ecke, fressen sah sie niemand, aber die Rinden von Käse und Schinken waren immer verschwunden.

Neben dem Badofen, an der rechten Seite des Vorraums, lag das Gefängnis. Das hatte einen dicken Holzfußboden und eine doppelte Tür mit einem länglichen Guckloch, dazu vor den Fenstern das rostige Eisensabwerf. Der Vater besaß Vollmacht, einen scheinbaren oder wirklichen Sünder bis zur Ueberführung in die Kreisstadt darin aufzubewahren. Stellvertretender Gutsvorstand, das war jemand, der ganz wie im Märchen im rechten Augenblick aus dem Boden gestampft ward. Der älteste Tagelöhner hatte ein Schild aus Messing zu Haus in einer von den Sonntagsstassen liegen. Wenn er notgedrungen ging, es anzusteden, hatte er Gewalt zu jedem Tun. Aber er brauchte sie nicht

gern, denn es handelte sich zum Beispiel um ein wegelaufenes Meiereimädchen, dem er wohlgesonnen war, und das sich vielleicht auf seinem eigenen Boden vertrocknet hatte. Oder wenn den Männern der Branntwein im Nacken saß und ein Streit drohte, dann hatte meist zuerst die hohe Obrigkeit einen kleinen weg, und jedes Gefühl von Ueberlegenheit fehlte. Immerhin, es war doch ein Schein von staatlichem Schutz, denn der einzige Gendarm wäre nie zu haben gewesen. Er hatte ein kluges Pferd, das er abzurichten pflegte draußen im Bauernfeld. Segen konnte es sich schon, neuerdings wurde gesagt — gerade als des Nordostseekanals wegen all die fremden Arbeiter, Monarchen genannt, im Land waren —, daß es soweit war, seinem Herrn in die Schankstube nachzugehen. Dafür bekam es dann auch einen Schnaps, wenn der Gendarm einen oder mehrere nahm. Was will man tun, der Tag ist erst am Abend herum, und man langweilt sich draußen im kalten Ostwind.

Allzu viele Gäste hatte nun das Gefängnis nicht gehabt. Ein blödsinniger Unhold hatte einmal drin gegessen; die Kinder fanden es ungerecht, erst neulich hatte er danke gesagt, ganz richtig danke, als sie ihm zu seiner Steintlopferei Äpfel hingeschleppt. Ferner hatte man einmal ein Mädchen hineingesteckt, das sich einen Tag lang damit vergnügt, der Meierin von hinten in die Pantoffeln zu treten, um sie zu Fall zu bringen. Aber das war viele Jahre her, das Gefängnis galt nicht mehr so recht, und später hatte sogar ganz bürgerlich der Kuhhirte drin gewohnt. Das war der Schwede Manuel mit dem silbergrauen Faltengesicht, den erdgrauen Augen und dem sahlgelben Strähnenhaar. Einmal kam das Heimweh über ihn und zog ihn nordwärts zu Frau und Kind. Aber zu Haus hat's ihn nicht sehr gefreut, denn es waren zwei kleine Jungen da, von denen ihm keiner geschrieben hatte. So kam er bald wieder herüber nach Deutschland, weil er nicht recht wußte, wie er sich zu den neuen Kindern stellen sollte. Er blieb von nun an bei seinen Kühen, sehnte sich aber im stillen immer noch heim. Es sollte niemand einsprechen, Schlechtes von seiner Frau zu denken! Und wenn er sah und Reiserbesen band, und die Kinder kamen und wollten Schwedisch lernen, so wußte er ihnen nichts vorzusagen als: Jag vill gärna gahem — it vill girn gahn na min Hus. Einmal, als er im Kleefeld stand, sah er im Südweststurm über den roten Kühen weg die Wolken fliehn, und in seinen Augen war etwas von Blau und Lachen: de treckt nu hin na min Land! Und von nun an wußte man todsicher für alle Zeiten, wo Schweden lag, was Kartenzichnen und Geographiestunden immer noch zweifelhaft gelassen hatten.

Außer Manuel hatten später noch die Gärtner im Badhaus gewohnt. Der lange, dumme blonde, der ein Gesicht hatte wie ein Fragezeichen ohne Punkt dahinter, dann der kurzbeinige schwarze, der erste im Bezirk, der den Sozialdemokraten gewählt und Branntweingelage gab — später ging sogar das Gerücht, das ein Steckbrief hinter ihm erlassen sei!

Diese beiden hatten aber nicht im Gefängnis gehaust, sondern in der kleinen sonnigen Borderstube, sehr zum Verdruss der Kinder, die sich ungern von ihren Geheimnissen vertreiben ließen. Was wurde alles an erlitteten oder ehrlich erkämpften Schätzen in der leeren Bettstelle aufbewahrt! Ein besonderer Vorzug war es auch, daß es hier ein kleinstes Ofchen gab, darauf konnte man Wasser kochen und dem Dampf zusehen; besonders gern tat man das an kalten Wintertagen, wenn der weiße Frost die Fenster-scheiben zugefaltet hatte und die Knechte draußen mit fest

zugebundenem Halstuch gingen, was bedeuten sollte: nu kann mi de Räsdrüp an de Räs freeren! Auch konnte man hier in Ruhe die beliebten Erfindungen zusammenbrauen, einmal auch ein leckeres Gericht aus Wurzeln und Eiern, geküßt mit den kleinen Zuckerfischen, bunt und hart, die der Förster des Dorfes dem Kind in die Hand drückte, das ihm zuerst entgegen sprang, wenn er um ein nüchternes Kalb oder eine Tonne Weizen auf den Hof kam.

Zu den Geheimnissen des Ortes gehörte der gräßlich stachelige Kugeltattus; sieben Jahre sollte er stehen und es recht schlecht haben, das nützte am meisten beim Tattus, sagte die Tagelöhnersfrau, die ihn dem Kinde geschenkt hatte. Schlecht hatte er es, wurde vergessen, hingeworfen, bekam einen neuen Topf und blieb alles in allem etwas, auf daß man nicht nachließ, seine heimlichste Hoffnung zu setzen. Und dann wirklich geschah eines Tages das Unerhörte: aus dem stacheligen Bauch brach unversehens eine Blüte hervor — wunderbar wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Lang war sie, tief und weiß, hatte einen zarten verwunderten Duft, der fragte: kennst du mich? Und tief in ihrem Herzen drin wohnte ein großer Blutstropfen und ein Hauch von Vila und Grün, dieser Hauch aber konnte auch Schatten sein. Bevor noch das Kind das mit Sicherheit herausgesehen hatte, sank der ganze fremde sieben Jahr alte Traum zusammen, und nichts blieb als ein brauner fauliger Fäzes, von dem es sich trauernd abwandte.

In der Decke des Vorraums gab es eine Falltür, die auf den Boden hinaufführte. Aber man verschmähte es, die Leiter anzulegen und suchte sich einen anderen Weg, indem man von außen an der Südseite im Geländer des Pflaumenbaums aufkletterte. Es gab da oben ein kleines Loch in der Mauer, dadurch zwängte man sich, Kopf vorweg mit schwingenden Beinen. Das Herauskommen war noch etwas gewagter, man schob die Füße in die leere Luft hinaus, tastete dann, bis man irgendwo an der Mauer einen Stützpunkt gefunden hatte und zog den ganzen Körper nach.

War man glücklich auf seinem Altiweg hinaufgelangt, so konnte man für Augenblicke ganz betäubt sein von der warmen Schattenluft. Das schillernd trübe Dachfenster ließ fast kein Licht, nur die schwankenden Umrisse von Zweigen herein. Erwartungsvoll dümmerten in den Winkeln die Haufen von gutem Holz, was konnte aus ihnen nicht alles auferstehen! Roh vorgeformt lagen sie da, die fußlangen Zähne für die Hungerharten, die dicken länglichen Klöße aus Eichenholz, die der Böttcher für die flachen Milchbüten brauchte. Kloppte man darauf, klang es hell wie Metall, und es war unmöglich, einen Nagel hindurchzutreiben. Ein Duzend vierzölliger Drahtstifte schlug das Kind trumm, als es sich eine Klotzleiter an die alte Leichpappel heften wollte, der man die untersten Zweige abgesehen hatte. Aber es war eine Ausnahme, wenn man hier oben etwas mitnahm. Man kam zu irgendeinem feierlichen kleinen Geheimnis, rauchte zum Beispiel aus weißen Ralkpfeifen, die unter dem frommen Namen Seifenblasen gekauft wurden, trockene Köpfe von Rainfarren oder ein Gemisch von Rosenblättern und Blättern vom Walnußbaum, in ganz kargen Zeiten auch einfach Häcksel, auf dem eine qualmende Torfstohle lag. Später kam dann der Pastorentabak des Hauslehrers auf, ungefähr zugleich mit dem ersten verbotenen Buch, das aber leider noch nicht so gefährlich war, wie man gehofft. Das Kind wußte: in ihrer Schürzenschieblade verwahrte die Mutter die Bücher, die zum Lesen aus der Stadt kamen. Einmal hatte es einen Titel erspäht: Briefe aus der Hölle, aber dann

hatte die Mutter eilig das Buch weggenommen. Vielleicht sollte es nicht darin lesen, weil es auf diese Weise klipp und klar erfuhr, daß das, was man in der Schule von der Hölle lernte, einfach gelogen und am Ende gar die Hölle das wirkliche Paradies war? Nun, das Kind wollte schon dahinter kommen, es lagen ja noch mehr solcher schwarzen Bücher da.

Als es bald darauf am Tag der großen Frühlingswäsche die Schieblade offen fand, ergriff es das zu oberst liegende Buch, barg es im Schürzlein und flog damit auf den Backhausboden. Wo freilich seine Erwartung einen argen Stoß erlitt, indem es auf dem schwarzen Rücken mit ver-schnörkelten Goldbuchstaben geschrieben fand: Wasser und Seife, Ein Handbuch für die Hausfrau.

Eine Weile hat das Kind nun nicht mehr nach geheimnisvollen Büchern gesucht, sondern sich hier oben kauern nach alter Weise damit vergnügt, den trockenen Ralk rieseln oder die Baumzweige von außen gegen das Dach kraken zu hören. Manchmal auch hing mit flüsternden Flügeln ein Pfauenaugen am Fenster, oder durch eine Fuge im Ziegel-dach spießte ein Sonnenpfeil herein, silbern, wenn er breit war, meistens aber blieb er schmal, und je schmaler, desto goldener. Und saß er auf den braunen Eichenbohlen nur noch wie eine winzige Feuerfliege, so sprang das Kind wohl plötzlich auf und ließ sich von ihm treffen, dünn und golden mitten ins Herz.

Das alles wars noch nicht allein, weswegen man den Backhausboden liebte, auf eine heimliche und ehrfürchtige Weise lieb. Irgendwas von des Vaters Wesen war hier oben lebendig — alles schattiger, feiner, abgetrennt von dem, was andere wußten. Man brauchte nicht einmal an ihn selber zu denken, da war zum Beispiel schon seine Fotte. Andere Gutsherren hatten keine eigene Fotte, aber er hatte eine, niemand durfte sie brauchen, als er allein. Manchmal trug er zur Erntezeit auf den beiden schlanken Stahlzinken eine Hasergarbe heim. Es war eine Seligkeit für das Kind, daß es die Fotte holen oder wegbringen durfte, eilig mit dem Stiel auf einen Stein zu stoßen und den schwingenden Harfenton zu hören oder mit den losen Lippen zittern zu fühlen.

Die Mutter, ach die Mutter war einem näher unten in der Backstube, wo Geschäftigkeit und Wärme waren und Duft von braunen Broten, die darauf warteten, zu freuen den, der müde und hungrig war — zu freuen nicht aus Willen oder Verstand, sondern weil es ihre Natur so war, und ohne an Dank zu denken.

Hans Bauer / Kampfabend

An unserer Höhe hin springen Herrn Joffres Minen.
Ein letzter Vogel singt in den Abend sein Lied.
Wir sind vom vielen Feuer ganz brandumschienen.
Wer weiß, was morgen geschieht!

Wir summen unsern Gefallenen leise
ein Heimatliedchen als Totenspiel.
Auf flammt von drüben da plötzlich die Weise
des Rouget de l'Isle.

Wir lauschen und lassen sie um uns klingen
und lösen uns ganz aus dem Kampfe los.
Du hilfst uns so gut, unsre Toten besingen,
Herr Bruder Franzos!

Gottfried Traub / Wenn der Tag kommt...

Das allerliebste und lustigste Stück des Tages ist die liebe, fröhliche Morgensonne und Aufgang der Sonne.

Luther.

Wir waren aufs Land gegangen. Ein junges Hochzeitspaar galt es zu grüßen. Junger Morgen lag auf Wiese und Wald. Unberührte Schönheit breitete sich über Hecken und Äder. Mächtig stieg die Sonne in die Höhe. In allen Zweigen lag ein weißlicher Duft. Wie seiner Brauttschleier umwallte leiser Dunst das Land. „Zerreiße mir mein Gewebe nicht,“ sagte die Sonne, „ich bin da; aber langsam enthülle ich meine Pracht.“ Die Erde atmete hörbar in jedem Gras, das seine Blätter bog. Es regte sich in allen Sträuchern. Die Luft lebte, bebte, zitterte und sang. Ein strahlender Tag lag vor uns und überall standen seine Herolde. Es wird herrlich — wer dieses „Es“ beschreiben könnte! Die Vögel sind's, die zwitschern, und die Tiere des Waldes, die sich scheu umsehen. Aber es ist mehr, als sie. Die Millionen Blätter sind's, die sich in hundert Farben schmeiden und die Sonne gierig in ihre kleinen Lungen einsaugen. Aber es ist mehr, als sie. Frauen gehen geschürzt mit stradem Schritt ins Feld und Rüche schnuppern gemächlich im Weidegras. Aber es ist mehr, als dies alles. Eine einzige Heermacht strebender, eilender, schiebender Hoffnungen füllt der Erde Saum. Erdgeister klettern auf Leitern zum Himmel, und Himmelsboten, die Hände gefüllt mit Kraft, steigen segnend zu Tal. Menschenworte stören diese schwebende Regsamkeit, und doch möchte man schreien vor Freude. Wir sind ein Stück lebendiger Natur und gehen ein in ihren Schoß und lauschen dem Rauschen des Brunnens, dessen Quellen die Sonne dem gütigen Pförtner gleich allüberall freiströmen läßt. Gleichzeitig erstarken wir selbst, werden doppelt so sicher, als vorher, schreiten zehnmal leichter, als gestern. Gedanken kommen und gehen ganz leichtschwingt. Wünsche werden wach, das Können reißt sich. Leib und Seele sind eins. Sie merken klar die Botschaft des Morgens: der Tag kommt; der Tag ist da. Glücklich wir Menschen, daß wir Erdgeborene sind und aus ihrem Schlafen und Erwachen, ihrem Schaffen und Leiden innere Schnellkraft gewinnen. Wie geht sich's auf diesem Saumfeld, da der Tau an hundert Gräsern hängt. Die Kiesenkräfte des Bodens strömen durch die Glieder. Der Tag kommt; ein neuer Anfang ist da, ein frisches Grüßen der Arsonne. Ihre Gewalt läßt keinen, der da lebt. Sie hält uns ein und enthüllt unseren Willen zum Leben. Hier müssen wir sein und des Tages Pflicht erfüllen. So bleibt unsere Kraft gesund und unser Lauf gerade. Aus des weiten Lebens Urgrund entnehmen wir die geheimen Fähigkeiten für das eigene Leben und tragen den Sonnenschein in der Geliebten Herz. Stolz, fast herrisch läßt die Lösung des Morgens: der Tag ist da. Machen wir daraus unseren Tag.

Deutschland, auch dein Tag kommt. Wir sehen die Sonne steigen. Wir sind alle dabei mit unserer vollen Kraft, unseren Tag zu erleben. Die Sonne über dir, du deutsches Volk und Land!

Soziale Bewegung

Fürsorge für kinderreiche Familien. Unter den mannigfachen Vorschlägen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges wird zurzeit lebhaft ein von Professor Schloßmann ausgehender Vorschlag erörtert, der dahin geht, den ledigen Arbeitern nur einen Teil ihres verdienten Lohnes auszuzahlen und den Rest in Form von Kinderzulagen den verheirateten Arbeitern zugute kommen zu lassen. Es wäre das eine Maßnahme, ähnlich wie sie seitens des Staates und vieler Gemeinden den Beamten gegenüber heute schon getroffen ist; der Unterschied ist nur der, daß den Beamten die Kinderzulagen seitens ihrer Auftraggeber, d. h. seitens des Staates oder der Gemeinden bezahlt werden, während, wenn das Projekt von Schloßmann in die Tat umgesetzt werden sollte, nicht die Arbeitgeber, sondern die Arbeiter selbst für ihre verheirateten Kollegen eintreten müßten. Sobald der Plan aussteht, haben sich sowohl die Organisationen der Arbeitgeber als auch der Arbeitnehmer dagegen erklärt, erstere, weil das in der Industrie herrschende Lohnsystem dadurch völlig über den Haufen geworfen und der Produktion selbst erhebliche Schwierigkeiten bereitet würden, letztere unter dem Hinweis darauf, daß es nicht Sache der Arbeiter, sondern Sache des Staates sei, die Arbeiter so zu stellen, daß sie ihren Kindern eine den heutigen Anforderungen entsprechende Erziehung zuteil werden lassen können. Es ist deshalb kaum Aussicht vorhanden, daß der Schloßmannsche Gedanke sich zu einer positiven Maßnahme verdichtet. — Anders verhält es sich mit einem Vorschlag auf Einführung eines neuen Zweiges der Sozialversicherung, und zwar sollen Arbeiter und Unternehmer in gleicher Weise mit Beiträgen herangezogen werden, und je nach der Zahl ihrer Kinder sollen die Versicherten dann eine Prämie erhalten. Ob diese neue Art der Versicherung an die schon bestehende Kranken- und Invalidenversicherung angeschlossen werden oder als selbstständiger Zweig neben diesen einhergehen soll, darüber ist man sich nicht einig. Wie wir aus einwandfreier Quelle wissen, wird eifrig an dem Zustandekommen einer solchen Versicherung gearbeitet. Haben sich die Arbeitgeberorganisationen diesem Plan bisher auch grundsätzlich abgeneigt gezeigt, so darf man doch andererseits nicht übersehen, daß gerade von dieser Seite ein ganz ähnlicher Gedanke ausgegangen ist, und zwar ist verlangt worden, die Einführung einer Sparpflicht zum Zwecke der Beschaffung einer ausreichenden Wohnung für kinderreiche Familien. Ebenso wie jeder Arbeiter sich gegen die wirtschaftlichen Folgen von Krankheit, Unfall, Arbeitslosigkeit und Alter versichert, so soll auch jeder ledige Arbeiter und jede ledige Arbeiterin gegen die wirtschaftlichen Folgen einer starken Familie versichert werden. Aus den aufgesammelten Beträgen, zu denen der Staat Zuschüsse zu leisten hätte, sollten an die Verheirateten von der Geburt des ersten Kindes an Wohnungsrenten bezahlt werden, die mit jedem Kinde steigen, so daß sie den kinderreichen Familien die Wohnungsfürsorge erleichtern. — Endlich ist noch der Vorschlag zu erwähnen, auch nach dem Kriege den Arbeitern der Privatindustrie nach der Kinderzahl abgestufte Steuerzulagen zu gewähren. Auch gegen diese Idee, die besonders in Rheinland-Westfalen lebhaft propagiert wird, wenden sich die Arbeiter, weil dadurch ihre Freizügigkeit behindert und ihr: Abhängigkeit vergrößert würde. — Wir begnügen uns für heute mit dieser Aufzählung von Vorschlägen. Sie werden eingehender Erwägung bedürfen, um der tatsächlichen Not der kinderreichen Familien zu steuern.

Die Kriegseinstellungen der Angestelltenverbände weisen nicht minder hohe Beträge wie die der großen Arbeiterverbände auf. Aus den Jahresberichten der verschiedenen Verbände lassen sich die Summen, die für Sterbegelder, Unterstützung von Kriegerfrauen, Zivilgefangenen, bedürftigen Mitglidern, Invaliden und Witwen und für Stellenlose gezahlt worden sind, bei Marx und Pfennig genau ansehen. Sie gehen weit in die Millionen, hat doch beispielsweise allein der Vermeisterverband in den verflochtenen beiden Kriegsjahren mehr als 5½ Millionen Mark ausgezahlt. Nimmt man hinzu, daß alle Angestelltenverbände durch die Einberufung vieler Tausender von Mitglidern erheblich in ihren Einnahmen geschwächt sind, so wächst noch das Staunen über die gewaltigen Kriegseinstellungen und die Anerkennung für diese, der Allgemeinheit, dem Vaterlande zugute kommende Unterstützungstätigkeit. Der Jahresbericht des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen hat daher durchaus berechtigt die Verdienste der beruflichen Verbände in helles Licht gesetzt, wenn er schreibt: „Eine in aller Verbandsgeschichte unerhörte Lage, ein Aufgabenzirkel und eine Kraftanspannung, wie wir sie noch nicht gehabt haben, bei der aber doch nicht so sehr das Neue überraschend ist, als vielmehr die Tatsache, daß die niemals auf einen Krieg eingestellten Kräfte dennoch der gewaltigen Anspannung standhielten, ja eine Steigerung erfuhren, und daß alle diese neue und ungewöhnliche Arbeit ebenfalls wie eine wohlbekannte, nur eben durch den Krieg gesteigerte fortgesetzt werden konnte. Alle diese Einrichtungen der Berufsorganisationen zur Zusammenfassung großer Kräfte, zur Aufrechterhaltung vorhandener und zum Wiederaufbau verlorener Kraft, zum fürsorglichen Schutze gegen allerhand Lebensnot, die in einer langen Friedenszeit geschaffen waren ohne Zwecksetzung auf einen Krieg, erwiesen sich doch gerade den plötzlich auftretenden Kriegsaufgaben gegenüber als ebenso leistungsfähig.“

Nimmt man hinzu, daß durch die jahrzehntelange Organisationsarbeit große Teile des Volkes an die Vorstellungen von Eingliederung, Unterordnung unter einen Zweck gewöhnt worden sind, dann versteht man, wie es möglich war, daß alle diese ungewöhnlichen Maßnahmen der Staatsverwaltung zur Sicherung, Streckung, Verteilung der Vorräte an Lebensmitteln bei aller Unvollkommenheit der Maßnahmen und vielem Peinlichen im einzelnen doch willig und geschickt durchgeführt worden sind. Man wird daran die Hoffnung knüpfen dürfen, daß die Anerkennung, die der Bedeutung der Organisationen als Ordnungs- und Kraftträger für Friedens- und Kriegszeiten jetzt allgemein und auch von maßgebenden Stellen reichlich zuteil geworden ist, auch nach dem Kriege noch vorhanden und wirksam sein wird."

Weitere Annäherung der kaufmännischen Angestelltenverbände. Seit Juli vorigen Jahres besteht ein Abkommen zwischen dem Deutschen nationalen Handlungsgehilfenverbande und dem 58er Verbände, wonach trotz teilweise abweichend gerichteter Anschauungen und Bestrebungen etwaige Auseinandersetzungen den sachlichen Boden nicht verlassen dürfen, „damit das Gemeinschaftsgefühl der deutschen Handlungsgehilfen als Glieder eines Volkes und eines Standes nicht verloren geht und trotz aller Gegensätze die beteiligten Personen doch auf dem Boden der gegenseitigen Achtung miteinander verkehren und verhandeln können“. Zu diesem Zwecke hatten sich die beiden Verbandsleitungen für sich selbst und alle Verbandsgliederungen unter Ausschluss der örtlichen Gerichte einem Ehrenrat unterworfen. Das Abkommen, das sich bis jetzt durchaus als durchführbar erwiesen hat, hat nunmehr eine wichtige Erweiterung insofern erfahren, als der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig und der Deutsche Verband Kaufmännischer Vereine zu Frankfurt a. M. der Vereinbarung beigetreten sind, nachdem einige Punkte mit Zustimmung aller Beteiligten eine Aenderung erfahren haben.

Ein internationaler Gewerkschaftskongress ist einerseits vom italienischen Gewerkschaftsbund, andererseits vom Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Karl Legien, Präsident des Internationalen Gewerkschaftsbundes, beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund beantragt worden. In seiner Sitzung vom 15. September beschloß darauf der Ausschuß des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes die Ablehnung des italienischen Gesuches, weil ein Vorgehen über den Kopf des bestehenden Internationalen Gewerkschaftsbundes hinweg nur neue Konflikte schaffen würde. Dem Gesuche Legiens dagegen wurde entprochen, obwohl man sich bewußt ist, daß zurzeit noch kein internationaler Kongress der Gewerkschaften zustande kommen könne, der diesen Namen verdient, weil die einen nicht kommen können und die anderen nicht kommen wollen. Aus dem Kongress werde wahrscheinlich, wie mit allen derartigen Veranstaltungen während des Krieges, nur eine Konferenz werden. Die schweizerischen Gewerkschaften wollen aber durch die Uebnahme ihren guten Willen zeigen, alles zu tun, was zum Gelingen der Sache beitragen kann. Es bleibt nun abzuwarten, welche Stellung die gewerkschaftlichen Zentralen der anderen Länder zu dem Kongressprojekt einnehmen werden. Allzuviel wird freilich nicht dabei herauskommen, selbst wenn sich der Plan verwirklichen ließe.

Büchertisch

Landschulprobleme und Landlehrerfragen. Von Ernst Hennig, Lehrer in Gundershofen. (Schulwissenschaftlicher Verlag H. Haase, Leipzig. 1916. 123 Seiten. Geh. 2,10 M., geb. 2,50 M.)

Dies Buch ist eins der zahlreichen erfreulichen Beispiele dafür, daß im Innern Deutschlands die Kulturarbeit auf allen Gebieten ihren Gang ungehindert weitergeht. Witten im Weltkriege ertört hier ein Landlehrer am Fuße der Vogesen mit deutscher Gründlichkeit und Sachlichkeit die besonderen pädagogischen und sozialen Fragen der Landschule und des Landlehrers und ruft seine Genossen mit eindringlicher Kraft zu ernster, selbstloser Mitarbeit an ihrer Lösung auf. Er geht dabei ganz von seinen eigenen nächsten Verhältnissen aus und behandelt darum u. a. auch Dinge, die nur das Elfaß kennt, wie den Gemeindefreierdienst des Lehrers und den schulfreien Donnerstag, gewinnt dadurch aber auch an Anschaulichkeit und Heberzeugungskraft. Das Beste zur Befreiung aus den mancherlei Nöten des Landlehrertums erwartet er dabei von einer zielbewußten, kraftvollen Selbsthilfe des Lehrers. Am wirkungsvollsten ist darum auch sein Buch an den Stellen, wo er von den Mitteln berichtet, die er selber erfolgreich angewandt, um seine volks- und jugenderzieherischen Absichten auch gegen Widerstände durchzusetzen, um z. B. einen Hauch gesunder Kunst in Landschule und Landhaus zu bringen, Volks- und Jugendbüchereien zu gründen u. dgl. Dabei beurteilt er überall durchaus nüchtern und praktisch die zahlreichen Reformbestrebungen, die sich jetzt im deutschen Schulleben geltend machen, und kann darum Landlehrern als ein sicherer Führer angelegentlich empfohlen werden.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der „Hilfe“ ins Feld: je 1 M.: 388. Stellb. R. im Felde, San.-Hundf. R. im Felde, Laz.-Znsp. D. im Felde, Lt. W. im Felde, Bibliothekar G. in G., 11ffz. R. im Felde, Pf. M. in U., Wizefeldw. J. im Felde, Vet. d. R. W. im Felde, 1,40 M.: Schwester L. M. in B., 1,50 M.: Frl. C. in Gr.-F., je 2 M.: C. F. in F. a. M., J. W. in G., Feldw. im Felde, je 3 M.: Frau R. in G., St. in F. a. M., Wizefeldw. Fr. im Felde, 3,05 M.: 11ffz. Sch. im Felde, 3,22 M.: Lt. d. R. R. im Felde, 3,70 M.: Pf. M. in St., je 4 M.: Lt. d. R. R. auf F., Dr. R. in A., je 5 M.: P.-Sekt. L. in Br., Stabsarzt Dr. A. im Felde, Feldw. W. im Felde, 6 M.: Wizefeldw. R. im Felde, je 10 M.: Lt. d. R. St. in St., Ed. Br. in G., Dr. F. in F., E. Sch. in D. (Gabe aus Amerika).

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld: Pfr. X. in D. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: G. M. in Darmstadt: 13 Bücher, R. W. in Niedererlenbach: 5 Jahrgänge „Technik und Wirtschaft“, 4 Jahrgänge „Hilfe“ in Fests. Optm. d. Rdv. Sp. im Felde: 4 Bücher, Lehrer F. in Leubsdorf: 11 Bücher und 2 Zeitschriften, Werbeamt W. in Berlin: 13 Bücher und versch. Zeitschriften, Frl. A. P. in Berlin: 1 Buch, Prof. M.-L. in Berlin: Verschiedene ältere Hilfe-Art., Frl. S. R. in Berlin: 10 Bücher, Frau Dr. F. in Berlin: Verschiedene Feste der Neuen und der Deutschen Rundschau, Frau Oberlehrer F. in Augustenburg: 10 Doppel und Allen, Dr. Sch. in Schöneberg: 30 Bücher, Unteroff. G. F. i. F. 2 M.

Für erblindete Krieger: G. W. in Untertürkheim 1 M.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Berichtigung: In der Andacht „Abel“ von Traub in letzter Nummer muß es heißen statt „Grüße“ — „Duße“ und vier Zeilen vorher statt „Wort“ — „Wert“.

Die deutsche Seele im Weltkrieg. Zur Verbreitung der Aufsätze Berrier-Kaumann unter diesem Titel (in Nr. 39 der „Hilfe“ erschienen) hat uns Frl. D. in G. 50 M. übersandt. Wir sind daher in der Lage, die Feste, soweit noch vorrätig, für Versendung ins Feld oder an sonstige geeignete Adressen kostenlos zur Verfügung zu stellen und bitten um Angabe des Bedarfs.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Kämmer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Feldaufgabe der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt das Flugblatt „Im Kampfe gegen den Ungehörig auf dem Gebiete der Postkarte“ des Verlags Hermann W. Wochmann, München bei, das wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen.

Hochschulkurse für Wirtschaft und Verwaltung. Weit über die Grenzen Schlesiens hinaus hat der Plan der Breslauer rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, Fachkurse für Wirtschaft und Verwaltung ins Leben zu rufen, Beachtung und verständnisvolle Zustimmung gefunden. Wie sehr diese berechtigt sind, zeigt das Verzeichnis der vom 3. November d. J. ab beginnenden Kurse für Wirtschaft und Verwaltung der Kommunen, für soziale Fürsorge, für Bankwirtschaft und ländliche Verwaltung. Die Zulassungsbedingungen sind die gleichen wie diejenigen der Universität. Die geschäftsführende Oberleitung der Kurse hat Professor Dr. Adolf Weber übernommen. Vorlesungsverzeichnisse und Aufnahmebedingungen beruhen uneingeschränkt der Oberbefehl der Universität.

LECIN

**Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend**

In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Rösting, Berlin. Druck: Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Blumenstraße 7/8.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Merteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsstall der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Goldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
Sternsprecher: Amt Lüchow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8693.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
 Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
 90 mm breite Kettamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
 ~~~~~  
**Bei Wiederholungen Preis- Er-**  
**mäßigung.** Entwürfe und Kosten-  
 anschläge werden ohne Berechnung  
 برگ zugesandt. Annahme durch den  
 Verlag Berlin-Schöneberg u. durch  
 sämtliche Annoncen-Expeditoren  
 ~~~~~

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Reichstag- und Auslandspolitik. — **Wilhelm Heile:** Wir wollen siegen. — **Dr. H. von Langermann:** George Washington gegen Woodrow Wilson. — **Prof. Paul Schubring:** Trajans Siegesdenkmal am Trajanswall. — **Prof. Dr. Richard Hamann:** Zur neuesten deutschen Kunst. — **Stadtv. Georg Imberg:** Hausbesitzer und Mieter. — **Gottfried Traub:** Menschengröße. — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.** — **Heinrich v. Meiß:** Kathizismus der Deutschen.

Das dänische Ministerium wird durch drei parlamentarische Mitglieder erweitert, und zwar einen Konservativen, einen Liberalen und einen Sozialdemokraten. Damit kann die Ministerkrisis als beendet gelten. Ueber die Abtretung der mittelamerikanischen Inseln soll zunächst eine Volksabstimmung stattfinden.

So viel wir aus etwas fragwürdigen Mittheilungen erfahren, ist in Abessinien der König Bidj Jeassus abgesetzt worden, und zwar zugunsten von Ras Gugsa, dem Vatten einer neuen Thronerin. Es wird behauptet, der abgesetzte Herrscher sei ein Werkzeug deutscher Agenten gewesen. Wahrscheinlich benutzen Engländer und Italiener den Weltkrieg, um auch Abessinien in ihren Machtbereich hineinzuziehen.

Dr. Dammert, der Herausgeber einer bekannten Zeitungs-
korrespondenz, befindet sich zurzeit als Kriegsberichterstatter an der
Somme und schreibt über die Verpflegung der kämpfenden
Truppen: „Ueber die gute Verpflegung, die umfassende
Fürsorge herrscht in den vorderen Reihen der Sommerkämpfer nur
ein Wort der Anerkennung. Die Möglichkeit, den Getreuen, die
Tag und Nacht unter unfäglichen Leiden von Granatloch zu
Granatloch jede Scholle anvertrauten Bodens verteidigen und in
dem überwältigenden Feuer die Kraft zur Abwehr aufbringen,
hierdurch ein kleines Maß Dankbarkeit abzutragen, eifert alle an,
denen die Versorgung der Kämpfenden obliegt. In den vordersten
Linien sind tief unter der Erde große Niederlagen von Kampf-

mitteln, aber auch von Konserven, Brot, Mineralwasserflaschen angelegt, die die Truppe von der rückwärtigen Verbindung im Notfall unabhängig machen. Zwei Kilometer westlich Péronne habe ich im vordersten Schützengraben sogar eine Marketenberei angetroffen."

Von russischer Seite aus wird der Versuch, nach Lemberg vorzudringen, noch immer nicht aufgegeben. Zwischen Brody und Zloczow und an der Bahn Brody—Lemberg wogt Angriff und Gegenangriff hin und her. Die Armee des Generalobersten v. Tserjthansky und besonders in ihr die Abteilung v. d. Marwitz steht immer wieder in schwerstem Artilleriefeuer. Beträchtliche Verschiebungen sind nicht vorgekommen.

Alles, was man aus Griechenland erfährt, ist unklar und wird in partieller Absicht verbreitet. Sicher aber darf man annehmen, daß der König Konstantin bis heute nicht nachgegeben hat, daß der größere Teil der Armee auch jetzt noch treu auf seiner Seite steht, und daß von einer griechischen Kriegserklärung gegenüber Bulgarien bis heute nicht die Rede ist. Die von Venizelos aufgerichtete revolutionäre Gegenregierung hat an ihrem Ausgangspunkt Kreta noch keineswegs alle Schwierigkeiten überwunden. Dasselbe gilt vermutlich auch auf den übrigen Inseln, obwohl kurzweg behauptet wird, daß die Inseln sich zu Venizelos rechnen. Ein Teil der griechischen Flotte scheint mit der Revolutionsregierung befreundet zu sein. — Die erste Abteilung der von Kawala nach Görlich transportierten Griechen ist freundlich in Empfang genommen worden.

Mittwoch, 4. Oktober.

Es wird ein Sonderabdruck aus einer in Zürich erscheinenden Zeitschrift „Das neue Europa“ versendet, um für den Vorschlag Stimmung zu erwecken, daß die zwischen Italien und Oesterreich liegenden strittigen Gebiete, besonders die Landschaft Trentino, an den Papst abgetreten werden sollen, damit eine neue Form des Kirchenstaates entstehe, die zugleich eine gewisse Friedens- oder Neutralitätsbürgschaft an der italienisch-österreichischen Grenze mit sich bringen könnte. Dabei wird vorausgesetzt, daß die päpstliche Regierung ihren geschichtlichen Sitz in Rom nicht aufgibt. Ob dieser oder ein ähnlicher Plan irgendwelche Aussichten auf Erfüllung hat, wird zunächst davon abhängen, ob das ehrwürdige Haupt der österreichischen Dynastie den Wunsch hat, auf diese Weise die Beziehungen des Habsburger Staates zum römischen Stuhl noch enger zu gestalten.

Es vollziehen sich einige Veränderungen in unserer diplomatischen Auslandsvertretung. Da der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Graf Wolff-Metternich, um zeitweilige Beurlaubung nachgesucht hat, wird der bisherige Gesandte im Haag, Herr von Kühlmann, zu seiner Vertretung nach Konstantinopel gehen, während der seitherige Vertreter in Portugal, Dr. Rosen, die jetzt sehr wichtige Stelle im Haag einnimmt.

Die englischen Blätter bringen lange Beschreibungen über die erfolgreiche Beschließung des deutschen Zeppelinschiffes. Nachdem Scheinwerfer es gefunden hatten, traten Kanonen von allen Seiten in Tätigkeit. Einige Granaten explodierten dicht neben dem Zeppelin, der mit zwei Bomben antwortete. Kurz darauf erstrahlte der Himmel in hellem Lichte. Das Luftschiff glänzte weiß, und ein roter Schein brach aus ihm hervor. Eine flammende Masse sank mit Getöse nach unten. — Es wird mir erzählt, daß die Engländer ihren anfänglichen moralischen Abscheu gegen Luftschiffangriffe einigermaßen überwunden haben, seitdem durch die Abwehrentechnik ihr sportliches Interesse geweckt ist. Getötete Luftschifffahrer sind achtungsvoll beerdigt worden.

Donnerstag, 5. Oktober.

Die Rumänen haben westlich von Tutrasan bei dem Dorfe Rahovo einen Uebergang über die Donau erzwungen und eine Brücke zu schlagen vermocht. Indem wir eben hören, daß dieses in Paris als großer Sieg gefeiert wird, kommt gleichzeitig die erfreuliche Nachricht, daß es den österreichischen Monitoren gelungen ist, die Brücke wieder zu zerstören. Dadurch dürften

die an das Südufer übergegangenen rumänischen Truppen in eine peinliche Lage kommen.

Ministerwechsel in Japan.

Freitag, 6. Oktober.

Im Westen und Osten wird an den alten Stellen weitergekämpft. Die größte Lebhaftigkeit ist an den rumänischen Grenzen. Die Armee Falkenhayn ist bis Fogaras vorgeedrungen. Die bei Rahovo über die Donau gegangenen rumänischen Truppen haben sich teils rückwärts geflüchtet und sind teils zerstreut und einzeln aufgerieben worden. Am sogenannten Trajanswall in der Dobrudscha wird durch neu eingetroffene russische Truppen eifrig, aber vergeblich nach Süden zu gedrängt. Nach einem Bukarester Telegramm des „Rjetich“ wird in Rumänien die Stimmung gegen Rußland immer erregter; man fürchte sich vor einem Angriff Mackensens auf Bukarest.

In Wien finden Besprechungen von Mitgliedern des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses darüber statt, ob die Delegationen auch bei Nichtexistenz des Reichsrates einberufen werden können. Die Schwierigkeiten eines parlamentlosen Regiments werden beständig größer, und die letzten Erörterungen des ungarischen Reichstages haben in Wien mancherlei zu denken gegeben.

Eine sehr erfreuliche Nachricht kommt aus Persien. Dort haben sich die eingeborenen Bachtaren, gestützt auf die siegreichen Befreiungskämpfe der osmanischen Armee, im heiligen Krieg gegen die Russen erhoben und die Stadt Isphahan vom Feinde befreit. Das bedeutet möglicherweise den Anfang persischer Freiheitskriege. — Türkische Truppen haben nicht fern von der persischen Grenze bei Bidchar die Russen zurückgeworfen. An der Kaukasusfront scheinen beiderseits keine großen Bewegungen gemacht zu werden. Dasselbe gilt von der Suez-Halbinsel.

Ein englischer Dampfer von 18000 To. wurde im Mittelmeer versenkt. Es ist das der siebzehnte Großdampfer (über 10000 To.), der in diesem Kriege versenkt wird. Kleinere Dampfer erleiden im Mittelmeer, in der Nordsee und auf dem Wege zum Weißen Meer beständig dasselbe Schicksal.

Sonnabend, 7. Oktober.

Gestern hatte ich eine längere Aussprache mit einem sehr unterrichteten Nordamerikaner. Er bestätigt, daß die gegenwärtige Stimmung in nordamerikanischen Regierungen und Volkskreisen gegenüber Deutschland eine bessere geworden sei, seitdem man an die Innehaltung der amerikanischen Bedingungen des Unterseebootkrieges zu glauben angefangen hat. Der Satz, daß durch das Entstehen des Unterseebootes neue völkerrechtliche Bestimmungen notwendig geworden seien, wird im allgemeinen von den Nordamerikanern nicht begriffen. Jetzt steht alles unter dem Eindruck der bevorstehenden Wahl des Präsidenten. Mein Gewährsmann glaubt an die Wahl von Hughes.

Der schwedische König beendigte ein großes Truppenmanöver mit einer Ansprache, in der es heißt: Das Vaterland kann euch jede Stunde brauchen.

Die unendliche Schlacht an der Somme geht täglich heftig weiter. Auf beiden Seiten wird die Technik des maschinellen Krieges immer mehr ausgebildet, so daß es zwar ein übertriebener, aber nicht völlig falscher Gedanke zu sein scheint, wenn kürzlich ein französischer Militärkritiker schrieb, der Krieg werde beinahe ohne Menschen geführt. Man lernt gegenseitig seine militärischen Gewohnheiten und Grundzüge ganz genau kennen. Kritisch veranlagte Franzosen berechnen, wie lange Zeit sie brauchen werden, um die Deutschen bis an die Landesgrenze zurückzudrängen, wenn jeder Kilometer mit der bisherigen Beschleunigung befreit wird. An ein schnelles Ueberrennen oder Durchbrechen wird offenbar von unseren Gegnern nicht mehr geglaubt. Sie hoffen aber, durch die ungeheure Massenhaftigkeit ihrer Geschosse und Flugapparate die Deutschen langsam, aber sicher vor sich her zu schieben. Solange sie dabei weit mehr Menschen verlieren als wir, ist dieses Verfahren für sie selbst sehr zweischneidig. Die englischen Verluste

listen enthalten sehr viele Namen, wobei die farbigen Engländer nicht aufgezählt zu werden pflegen.

Im Osten wird zwischen Brody und Lemberg weitergekämpft, und die Truppen des Grafen Bothmer nehmen an der Zlota Lipa etwa vierzehntägige vorschriftsmäßige Angriffe der Russen entgegen, deren Menschenmaterial immer noch reichlich ist, während die Bewaffnung knapp wird.

Am 1. September tobt in der letzten Woche eine siebente oder achte Angriffsschlacht. Man hat den Eindruck, als ob die Italiener an einem Durchkommen zweifeln und sich darum in verstärktem Maße mit baltischen und griechischen Dingen befassen. Sie gehen von Valona aus in Epirus vor und beteiligen sich lebhafter als früher am Schicksal der Armee von Saloniki. Von den Franzosen werden sie nach Möglichkeit als Munitionsarbeiter verwendet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 1. Oktober.

Ein wunderschöner goldenblauer Herbstvormittag an der Elbe, die zu einem landschaftlichen Idyll geworden ist, breit und friedlich, das berühmte „silberne Band“ der Schulauffüge, wenn die schöne Natur beschrieben werden muß. Ein einsamer Ewer zieht irgendwo in der Ferne flüßig. Alltags ist es ein wenig lebendiger. Wann wird das Blut in diese still gewordene Ader zurückfließen?

Die Biertrugdeckel aus Zinn sind beschlagnahmt und wandern aus Tausenden von rauchumzogenen Wirtshausschränken und Simsen in den großen Öfen der Rüstungsindustrie.

Die Verordnung über die äußere Kennzeichnung von Waren wird ausgedehnt auf alle zur menschlichen Nahrung bestimmten Pulver. Das ist sehr beruhigend. Mit steigendem Mißtrauen sah man die Schaufenster der Lebensmittelhandlungen sich füllen mit Armeen von geheimnisvollen Pappschachteln mit Phantasienamen und unglaublichen Versprechungen, irgend etwas zu „ersetzen“.

Im Reichsgebiet bestehen zurzeit 1038 Preisprüfungsstellen! Ob der Erfolg diesem Aufwand entspricht?

Für die Bewirtschaftung von Obst und Gemüse scheint ein sehr strammer einheitlicher Plan vorgesehen zu sein. Es soll eine lückenlose Preisfeststellung für alle Fabrikate aus Gemüse und Obst durchgeführt und ein Verbot für alle nicht durch Höchstpreise bezeichneten Konserven erlassen werden. Bis zur Veröffentlichung dieser Tarife ist der Verkauf von Konserven verboten.

Montag, 2. Oktober.

In Mannheim hat man die Massenspeisung eingeführt mit Benutzung der vorhandenen Gastwirtschaften als Ausgabestellen. Das hat sehr viel für sich trotz größerer Schwierigkeit der Kontrolle.

Man freut sich über die gute, aller sensationellen Mittel entratende Werbetätigkeit für die Kriegsanleihe. Daß man, statt des Tamtams von Licht- und Bildreklame, der in anderen Ländern überreichlich angeboten wird, die Führer aus den verschiedensten Lebens- und Arbeitskreisen mit Mahnungen und Geleitzworten auftreten läßt, ist eine wohlthuend aristokratische Methode.

Eine Uebersetzung aus der englischen Zeitschrift „The Nation“, die von der „Neuen Rundschau“ abgedruckt wird, berührt sich etwas mit dem, was in der letzten Nummer der „Hilfe“ Meincke über Staatskunst und Leidenschaften sagt. „Auswechslung von Gebietsstrecken, Gleichgewicht der Kräfte, Grundsätze und Formen der Regierung, Gelüste nach Herrschaft und ökonomischer Vormacht, das sind die Probleme, um die sich die Gedanken der Staatskunst drehen. Was aber wirklich in der Welt vorgeht, das ist eine Verminderung in kolossalem Maßstabe des europäischen Schicksals an Jugend, an Phantasie, an Freudigkeit, an den schöpferischen und erneuernden Kräften, die noch einmal die Erde zu einem Aufenthaltort machen können, an dem es sich lohnt zu leben.“ — Ob es denkbar ist, daß diese Besinnung auf das ungeheure Mißverhältnis von Einsatz und Gewinn, das jeder Tag des verlängerten Krieges verstärkt, sich allmählich bei denen durchsetzt,

für die nach Lloyd Georges frevelhaftem und schaurigem Wort „keine Uhr und kein Kalender“ diesem Sterben der Jugend Maß und Ziel setzen soll?

Dienstag, 3. Oktober.

Nun ist ganz Deutschland durch die Reichsfleischkarte mit 250 Gr. pro Kopf und Woche rationiert. Für Hamburg ein neuer Zustand, dessen ausgleichende Wirkung wir Zugereisten, nicht mit den Vorrechten alter und „guter“ Kunden Ausgestatteten am eigenen Leibe erfahren können. Ebenso bekommen wir nun von Reichs wegen 2 Eier in 3 Wochen.

Es besteht der Wunsch, einen für alle staatlichen und religiösen Verbände gemeinsamen Tag zur Gedächtnisfeier für alle Kriegsgesetzten zu bestimmen. Der Vorschlag kommt aus dem Gefühl dafür, daß ein solcher Tag für die große Einheit der Trauer und der Verpflichtung, die aus diesem Todesopfer hervorgeht, zum Symbol werden müßte.

Mittwoch, 4. Oktober.

Behördliche Maßnahmen, Anweisungen und Aufrufe versuchen die Sammlung von Kastanien und Bucheckern zur Delgwinnung zu beleben.

Die Zuckerverversorgung des neuen Erntejahrs ist geregelt. Es wird dabei das schon vorhandene Schema durchgeführt: Zuweisung der pro Kopf festgesetzten Mengen durch die Reichszuckerstelle an die Kommunalverbände, die die Verteilung übernehmen und das Recht haben, innerhalb des Bedarfsanteils für Kinder höhere Ziffern festzusetzen oder durch Gewährung geringerer Kopfanteile Rücklagen zu machen. Die Zuweisung von Zucker zur Obstverwertung wird besonders geregelt. Wie groß unsere Reichsportion sein wird, ist noch nicht bekanntgegeben. Die Rüben sind ja auch zum Teil noch in der Erde.

Der Arbeitsmarkt zeigte im August 1916 in Berlin folgenden Stand: in den männlichen Abteilungen kamen auf 100 offene Stellen 88 Bewerbungen, in den weiblichen 115 — die letzte eine sehr niedrige Zahl im Verhältnis zum Frühjahr. Bei den Krankenkassen beträgt die Zahl der weiblichen Versicherten 392 000, die der männlichen nur 276 000! Die Verschiebung der volkswirtschaftlichen Kriegseistung auf die Schultern der Frauen geht immer weiter fort.

Donnerstag, 5. Oktober.

Schon morgens um 1/8 Uhr wimmeln die Straßen von den Sammlerinnen des Opfertags, der unter Oktobersonne und wehenden gelben Blättern die Vorstellung von Weihnächten im Felde wachrufen soll. Die bunten, zierlich geschmückten Körbchen mit den lustigen Bändern und Seidenpapierrüschen tragen die ernste Tatsache des neuen Winterfeldzuges zum erstenmal durch alle Straßen!

Im Frühzug Hamburg—Berlin spricht alles von dem, was mutmaßlich hinter den Türen der Beratungszimmer des Reichshaushaltsausschusses vor sich geht. Jedes dieser Gespräche zeigt einem, wie sinnlos und verderblich die fortdauernde Beunruhigung der Menschen durch diese Mißtrauenssaaten ist, zu deren Wertung unterschiedslos allen die Tatsachentenntnis fehlen muß. Die parlamentarische Lage wird deutlich aus der Erklärung von Bachem im „Roten Tag“, der sagt, daß das Zentrum sich nicht in die Tirpitz-Fronde einspannen ließe. Andererseits wissen wir aus anderen Äußerungen, daß ein volles und unumwundenes Bekenntnis zur Reichstanzlerpolitik vom Zentrum auch nicht erwartet werden kann. Also ist keine entschiedene Mehrheitsbildung für oder gegen den Kanzler möglich — um so weniger, als die Nationalliberalen nicht einig sind.

Das zweite Gespräch bilden übrigens die Wetten auf die Kriegsanleihe. Ob sie 10 Milliarden erreicht? Die Zuversichtlichen überwiegen.

Freitag, 6. Oktober.

Der Herbstbericht der Reichsbank zeigt einen sehr starken Bedarf an Zahlungsmitteln während des September, der es not-

wendig machte, 165½ Millionen an Darlehnskassenscheinen im Verkehr zu setzen. Der Notenumlauf ist um 509,9 Millionen M. gestiegen, die Kapitalanlage um über 3 Milliarden (Ultimo und Eingahlungen auf die 5. Kriegsanleihe!), die Vermehrung der fremden Gelder ist aus denselben Ursachen sehr stark (6¼ Milliarden). Der Goldvorrat ist um 18 Millionen gestiegen.

Für das große Publikum enthalten die Tatsachen des Verkehrs wieder die Mahnung zu bargeldlosem Zahlungsverkehr. Es ist erstaunlich, wer noch immer alles mit Hundertmarkscheinen aus dem Portemonnaie heraus bezahlt! Im übrigen haben sich die Leute so an die großen Ziffern gewöhnt, daß — wie neulich einer unserer führenden Finanzmänner zu mir sagte — die ernsteste Aufgabe der Zukunft ist, daß wir wieder das Kleine ins Begreifen.

Die liberalen Parteien haben einen Antrag auf Einsetzung eines Reichstagsausschusses für auswärtige Angelegenheiten eingebracht. Offiziös wird gegen den Antrag eingewendet, daß es unmöglich sei, einer solchen Körperschaft die notwendige Sachkenntnis zu übermitteln. Diplomatische Erfahrung lasse sich nicht übertragen. Ein Standpunkt, der gegenüber dem selbstverständlichen Bedürfnis aller Nationen, durch ihre entscheidendsten Daseinskämpfe nicht blinden Auges geführt zu werden, nicht viel Ueberzeugendes hat, um so weniger, als die Sehkraft der Fachdiplomatie in der letzten Zeit nicht gerade alles durchdringend gewesen ist.

Sonnabend, 7. Oktober.

Auf den Straßen rufen, in Sturm und Regen, die Zeitungsverkäufer mit dem unnachahmlichen Ausdruck vollsten und gewichtigsten Sachverständnisses, den sie sich zu geben wissen: „Der Finanzsieg des deutschen Volkes!“ und teilen den sparsamen Leuten, die ihre Zeitung zu Hause haben, bereitwillig die große Tatsache der 10,59 Milliarden mit.

Am Wochenende steht unser Haushaltszettel für die nächste Woche in der Zeitung. Er umfaßt jetzt Brot und Mehl, Kartoffeln, Butter, Margarine, Zucker, Süßstoff, Eier, Fleisch, Milch, Seife, Petroleum. Was wird noch alles hinzukommen im Laufe des Winters?

Naumann / Reichstag und Auslandspolitik

Von nationalliberaler und fortschrittlicher Seite sind Anträge auf Herstellung eines dauernden Reichstagsausschusses für auswärtige Angelegenheiten eingereicht worden. Gegen diese Anträge werden zunächst formale Einwendungen erhoben, und zwar sowohl vom Standpunkte der Regierung aus wie von dem der bisherigen Geschäftsordnung des Reichstages. Es fragt sich, wie ein dauernder Ausschuß sich mit dem kaiserlichen Vertagungsrechte vereinbaren läßt, und wie ein neuer Ausschuß, der zur parlamentarischen Unterstützung und Kontrolle des Auswärtigen Amtes errichtet wird, sich zur großen Haushaltskommission verhält, vor der aus sachlichen und finanziellen Gründen schon bisher und auch weiterhin das Auswärtige Amt verhandelt werden muß. Solche formalen Einwendungen haben keine durchschlagende Kraft, wenn der neue Vorschlag selber so klar und einleuchtend ist, daß jedermann ihn durchführen will, aber sie gewinnen an Bedeutung, solange sachliche Zweifel obwalten, ob überhaupt auf dem Wege eines Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten etwas Nützliches erreicht wird. In dieser Lage sind wir jetzt. Es wird nur von wenigen Seiten behauptet, daß der Ausschuß schädlich sein werde, aber man erwartet auch von ihm vielfach nicht mehr und nichts anderes als eine weitere Vermehrung des Sitzungswerkes und der Rederei und

Schreiberei. Dabei wird auch gelegentlich auf den nach § 8 der Reichsverfassung bestehenden Ausschuß der nichtpreussischen Bundesstaaten hingewiesen, obwohl über dessen tatsächlichen Einfluß sich nur schwer ein Urteil gewinnen läßt, da er mehr eine Sicherheitsvorrichtung gegen Uebergang der Bundesstaaten ist als ein Instrument regelmäßiger Mitarbeit.

Die Befugnis des Reichstages zur Kritik der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist theoretisch dunkel, weil bei Aufzählung des Umfangs der Reichstätigkeiten in § 4 der Verfassung zwar viele Teile des auswärtigen Dienstes namhaft gemacht werden, aber keine reinliche Abgrenzung der kaiserlichen und der Reichsgesetzgebungsbefugnisse versucht wurde. Es steht fest, daß nach § 11 der Kaiser als solcher das Reich völkerrechtlich vertritt, im Namen des Reiches Krieg erklärt und Frieden schließt, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten eingeht. Zur Kriegserklärung ist Zustimmung des Bundesrates, nicht aber des Reichstages erforderlich. Bei Verträgen ist der Reichstag beteiligt, sobald Wirtschaftsfragen, Militärfragen, Staatsbürgerrechte usw. in Betracht kommen, aber es bleibt ein Spielraum für reine Politik übrig, in den nach dem Wortlaut der Verfassung der Reichstag einen Einblick nicht zu verlangen berechtigt ist. Natürlich aber steht nichts im Wege, wenn die Reichsregierung auch über ihren Geheimbetrieb einer Auswahl zuverlässiger Abgeordneter Auskunft geben will. Der gute Wille beider Seiten ist überhaupt die allererste Vorbedingung der Nützlichkeit des betreffenden Ausschusses. Wie weit dieser gute Wille auf der Seite des Auswärtigen Amtes vorhanden sein wird, hängt aber zweifellos weniger vom Wortlaut der Verfassung ab als von den praktischen Erfahrungen, die mit dem Ausschuß gemacht werden. Erst auf Grund einer gemeinschaftlichen Arbeit mit dem Auswärtigen Amt kann sich der Ausschuß dasjenige Ansehen erringen, durch das er ein wesentlicher Bestandteil der wirklichen Reichsleitung wird. Durch seine bloße formale Existenz erreicht er noch nichts; es muß in ihm sichtbare politische Kraft und Leistung vertreten sein.

Man spricht bei uns viel über die notwendige Reform des auswärtigen Dienstes, ohne daß dabei greifbare Vorschläge zur Besserung gemacht werden. Mit dem Satz allein, daß die Adelsbevorzugung aufhören muß, ist das sachliche Problem längst nicht gelöst, denn der Kern der Angelegenheit liegt wohl darin, daß eine neue Methode des Betriebes der auswärtigen Politik im Zeitalter des Weltverkehrs und der Zeitungen überhaupt noch nicht ins Leben getreten ist. Um es an einem naheliegenden Beispiel zu sagen, so würde es am Verhältnis zwischen Deutschland und Italien sehr wenig geändert haben, ob unser Vertreter in Rom adeligen oder bürgerlichen Ursprunges war, solange der Vertrag selbst als eine Geheimabmachung zweier Dynastien behandelt wurde, von der die Parlamente und Völker so gut wie nichts wußten und bei der sie keine Mitwirkung hatten. Derartige Verträge ohne Volksbeteiligung gehören ihrem Wesen nach zur alten Methode. Ihre Uhr ist abgelaufen. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges wird man nur noch an Verträge glauben, die sozusagen von den Nationen selbst gegengezeichnet sind. Das aber bedeutet einen bisher unglaublichen Grad von Zusammenarbeit zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Volksgenossen. Sobald das Auswärtige Amt die Notwendigkeit solcher Mit-

hilfe grundsätzlich eingesehen haben wird, kann und wird es mitteleuropäische, bulgarische, türkische, polnische Abmachungen gar nicht mehr ohne Bevölkerungsbeteiligung herstellen wollen. Ein Instrument dieser neuen Auffassungsweise soll der beabsichtigte Ausschuß werden. Er soll der Heranziehung vollstümlicher Autoritäten auf dem Gebiete der Auslandspolitik dienen.

Es gab und gibt in England immer eine Anzahl von Parlamentariern aus beiden großen Parteien, deren allgemeine Weltkenntnis sehr groß und deren außerpolitisches Ansehen bedeutend war. Auch Ungarn besitzt einige solche Vertreter. Wir in Deutschland sind an derartigen freiwilligen Mitarbeitern sehr arm. Zugegeben, daß sie der amtlichen Leitung der auswärtigen Politik im Einzelfalle unbequem und sogar störend sein können, so sind sie doch ein außerordentlich wichtiges Element für die nationale Gesamtvertretung nach außen, unentbehrlich für einen staatlichen Großbetrieb. Sie vermitteln diejenigen Personal- und Sachkenntnisse, die auf dem Wege amtlicher Berichterstattung nicht gewonnen werden. Sie geben dem eigenen Volke wertvolle Winke über die Richtung, die verfolgt wird. Der haltlose Dilettantismus, an dem fast alle Zeitungsbehandlung der auswärtigen Politik leidet, kann bei längerem Bestehen des Ausschusses etwas geringer werden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das deutsche Kolonialamt sich selbst wesentlich gestärkt hat, als es anfangs, mit den betreffenden Mitgliedern der Haushaltskommission in ein näheres Arbeitsverhältnis zu treten. Auch das Marineamt hat Ähnliches getan. Im ganzen aber blieb das Auswärtige Amt vor dem Kriege auf Grund Bismarckscher Tradition und über sie hinaus sehr zugeschlossen, ein Fachministerium ohne Volkstümlichkeit. Das hat sich zum Teil schon im Kriege gemildert und gebessert, aber einen greifbaren bleibenden Ausbruch würde diese Besserung finden, wenn der vorgeschlagene Ausschuß vom Auswärtigen Amte selbst gewünscht und zur wirklichen Mittätigkeit berufen würde.

Die Art der Tätigkeit des vorgeschlagenen Ausschusses hängt natürlich sehr davon ab, wer seine ersten Mitglieder sind und wie diese ihre Pflicht auffassen. Werden nur überlastete Parteiführer gewählt, so entsteht kaum etwas anderes als das, was heute schon durch Einladungen der Parteiführer in die Reichskanzlei erreicht oder zu erreichen versucht wird, nämlich gelegentliche Mitteilung, Kritik und Vorbereitung von öffentlichen Besprechungen. Dazu ist ein neuer Apparat nicht notwendig. Anders aber steht es, wenn von den Mitgliedern des Ausschusses die Pflicht der **Ein- ar- beitung in bestimmte Teilgebiete** erwartet werden kann. Das trägt nicht sofort Früchte, ist aber folgenreich für alle Beteiligten, eine Vermehrung der zur Verfügung stehenden Kenntnisse, Willensträfte und Führungskräfte der Nation.

Im schweren Kriege ist die Menge des Volkes in einer harten Lage. Es wird um das Leben gerungen, und sie kann die einzelnen Vorgänge dieses Ringens nur unvollkommen verfolgen. Ist es ein Wunder, wenn dabei Mißtrauen in Klugheit und Geschicklichkeit der führenden Staatsmänner entsteht? Ganz zu beseitigen ist dieser Zustand nicht, und auch ein besonderer Reichstagsausschuß für auswärtige Politik kann nicht alle etwa auftauchenden Sorgen wegwischen, aber es läßt sich doch erwarten, daß durch regelmäßige parlamentarische Mitarbeit das Gefühl der gemeinsamen Haftbarkeit aller Parteien für die vaterländische Politik stärker wird, als es manchmal jetzt zu sein

scheint. Ich sage absichtlich: als es manchmal jetzt zu sein scheint, denn ich will nicht aufhören, auch bei denen, die der Regierung im Kriege immer erneute Schwierigkeiten bereiten, einen im Grunde guten Willen anzunehmen. Was fehlt, ist die notwendige Disziplin, die doch sonst eine Tugend des ganzen deutschen Volkes ist. Wir müssen den Rückweg zur Geschlossenheit unseres Denkens finden und werden ihn finden. Aus diesem Wunsche heraus werden die Anträge der liberalen Parteien jetzt gestellt. Mögen sie nicht vergeblich sein!

Wilhelm Heile / Wir wollen siegen

Wir wollen siegen und nicht bloß aushalten, bis die Feinde und dann vermutlich auch wir aus allgemeiner Erschöpfung einen Frieden hinnehmen, der in der Kraftlosigkeit seiner Abmessungen den Keim künftiger Kriege in sich trägt. Das ist der opfer- und tatfrohe Grundton ungezählter Briefe, die ich in diesen Wochen von der Front und von daheim erhalten habe. Wir von der „Hilfe“ sind es gewohnt, daß unsere Leser ihre lebendige Anteilnahme an allem, was uns und sie und alle freien Kräfte des deutschen Volkes bewegt, durch Zuschriften und Nachfragen bekunden. Selten aber war die Meinungsäußerung so lebhaft, wie bei Raumanns Aufsatz „Warum wir noch kämpfen“ und meinem Aufsatz „Kanzler, werde hart“. Wir freuen uns, feststellen zu können, daß die Zustimmung an Zahl und durchschnittlichem Gewicht derer, die dahinter stehen, so sehr überwiegen, daß die ganz wenigen ablehnenden Äußerungen dagegen nur als Ausnahme erscheinen, die zur Bestätigung der Regel dienen.

Eines aber ist uns dabei eine ganz besondere Freude, daß nämlich im Leserkreis der „Hilfe“, der ja im großen und ganzen trotz seiner stattlichen Zahl immer mehr als ein bloßer Leserkreis, eine Gesinnungsgemeinschaft gewesen ist, auch jetzt, wo unter dem Feldgeschrei „Hie Bethmann Hollweg“ und „Hie Tirpitz“ so mancher Freundeskreis zerbrochen ist oder zu zerbrechen droht, ein einheitlicher Geist und ein einheitlicher Wille aus all den Zuschriften hervorleuchtet, einschließlich derer, die in dem einen oder anderen Punkte Widerspruch erheben.

Einig sind sämtliche Zuschriften darin, daß wir alle daran mitzuhelfen haben, daß der Geist vom August 1914 wieder das ganze Volk erfasst und Heer und Flotte draußen und alt und jung und Mann und Weib daheim beseelt.

Einig mit uns sind alle darin, daß wir noch kämpfen müssen, kämpfen nicht bloß mit der Fähigkeit standhaften Aushaltens, sondern mit dem harten, festen, kraftvollen, tatfrohen und — ja, das Wort muß gebraucht werden — fröhlichen Willen zum Siege.

Einig sind mit uns alle darin, daß wir Deutschen, die wir den Krieg nicht gewollt haben, um so mehr Recht und Grund haben, den Sieg zu wollen, der mehr ist als bloße Abwehr des feindlichen Ueberfalles, den Sieg, der uns die Sicherstellung für alle Zukunft gibt.

Einig sind mit uns alle darin, daß es kein Opfer gibt und geben kann, das für diesen Zweck zu groß wäre. Und wenn im Innern wirklich einmal statt sorglicher Regelung und Einschränkung des Verbrauchs Mangel käme und selbst Not, nackte, schlimme Not, so dürfte und würde das keinem unter uns als Grund erscheinen, der uns unter den erbarmungslosen Willen der Feinde zwingen könnte. Es ist glücklicher-

weise auch für eine lange Dauer des Krieges kein Anlaß zu solchen Befürchtungen. Aber, wenn es dennoch einmal so weit kommen sollte, dann heißen wir die Zähne zusammen: Leuer dod as Slaw.

Einig sind wir darin, daß Deutschland noch längst nicht alle Reserven angebrochen, alle Kraft eingesetzt hat. Noch sind die Jungen unter 19 und die Rüstigen über 45 — von Kriegsbeginn gerechnet — nicht zu den Fahnen gerufen, noch ist mancher wehrfähige Mann fürs Wirtschaftsleben zurückbehalten, noch bieten die Garnisonen in der Heimat und in den besetzten Gebieten ein militärisches Bild, das beim Anblick all der kriegerischen Kraft einem das Herz höher schlagen läßt. Ach, wenn Not am Mann ist, dann ist noch mancher zu holen. Und wenn Hindenburg und der Kaiser rufen, dann kommen sie alle, alle zu Hunderttausenden und aber Hunderttausenden. Deutschland ist stark; wir wissen es. Und wir alle werden stets freudig hinter einer Führung stehen, die unter Umständen zum Äußersten entschlossen ist und bereit, unter Einsetzung der ganzen, wirklich ganzen Kraft des Volkes lieber die völlige Erschöpfung zu wagen, als je aus Verzagttheit auf den Sieg zu verzichten oder gar sich dem Feinde zu beugen.

Einig sind wir alle darin, daß solcher Wille zum Opfer und zur Tat viel stärker im ganzen Volke draußen und daheim vorhanden ist, als manch Kleingläubiger sich träumen läßt. Ich habe weder in der Champagne noch in den Vogesen in schweren und schwersten Stunden jemals einen Unterschied bemerkt zwischen dem Verhalten derer, die sich daheim etwa zu den Alldeutschen zu zählen pflegten, oder denen, die zu Heine, Scheidemann oder gar zu Haase und selbst Liebknecht hielten. Genörgelt und gestänkert hat auch da draußen an ruhigen Tagen mancher, und zwar sowohl im einen, wie im anderen Sinne; aber wenn es wieder einmal so weit war, wenn es heiß herging und hart auf hart: ach, da hättet ihr sie sehen sollen, die ihr hier voll grämlicher Weisheit oder weiser Grämlichkeit die Sorgenfalten tragt! Deutschland kann nicht besiegt werden, weil seine Söhne unbeflegbar sind.

Einig sind wir darin, daß die wundervolle Gesinnung und tatsächliche Haltung unseres wehrhaften Volkes und aller derer — Frauen und Männer —, die nicht vorm Feinde Kriegsdienst leisten, neben der angeborenen und schlechthin natürlichen Vaterlandsliebe ihre stärksten Wurzeln im Vertrauen und im Glauben hat: im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der deutschen Sache in Vergangenheit und Kriegsgegenwart und im so begründeten Glauben an das gute Recht auf eine große deutsche Zukunft.

Einig sind wir darin, daß dieser deutsche Glaube nicht enttäuscht werden darf, weder da, wo der Grundstein für den äußeren Zukunftsbau gelegt wird, noch da, wo man die Pläne und Zeichnungen macht für die Ausstattung im Innern. So wahr, so selbstverständlich wahr es für uns alle ist, daß der einzelne sich ans Vaterland, ans Ganze, anschließt, weil dort die starken Wurzeln seiner Kraft sind, so wahr ist es auch, daß Staat und Volk und Vaterland ohne solchen Geist und Willen der einzelnen ohnmächtig ihr Leben nicht leben, sondern nur fristen würden, ein Leben ohne Saft und Kraft. Im Urgrunde des Volkes — der Kanzler hat recht — lebt die unverlorene Kraft der Arme und der Herzen, aus diesem Urgrunde wächst sie in ewiger Erneuerung empor. Diese Tatsache und die Würdigung dieser Tatsache war es, die sich im Kriege so wunderbar bewährt hat, und diese Tatsache mit allen ihren Voraussetzungen und Folgerungen muß auch im Frieden das Recht

und den Raum haben zu leben und zu wirken. Ein Land, das nicht in des Wortes tiefstem Sinne ein Vaterland ist, ein Staat, der kein Volksstaat ist, wird nicht imstande sein, den Stürmen der Zukunft zu trotzen.

Einig sind wir also in allen wesentlichen Fragen, in allen Dingen, auf die es wirklich ankommt. Worin aber nicht alle einig sind, jedoch auch weitaus die meisten, das ist die Frage, ob die verantwortlichen Führer der Reichsregierung, des Heeres und der Flotte uns jetzt im Kriege die rechten Wege weisen, die am schnellsten zum Ziele führen. Wir wollen niemand das Recht wehren, für sich seine Zweifel zu haben. Wir wollen ihnen beileibe auch nicht wehren, um ihres Zweifels willen besseren Rat zu geben. Aber eines mögen die Zweifler nie vergessen, daß sie nämlich nicht das Recht haben, mit ihren Zweifeln die Kraft des Handelns zu lähmen. Tragt euren Streit über den kürzesten Siegesweg aus, wenn ihr unter euch seid und nicht bloß dem Feinde ein willkommenes Schauspiel gebt; tragt den Streit aus mit offenem Wort, meinerwegen auch mit derbem Wort, aber nicht mit vergiftender Verdächtigung der Gesinnung und des guten Willens. Wem's nicht rasch genug geht mit der Niederkämpfung Englands, wem von der Dauer und Schwere des Krieges die Nerven schwach geworden sind, der mag sie entlasten und, wenn es ihm wohl tut und er es sonst nicht mehr ertragen kann, den Kanzler einen Dummkopf und einen Schwächling heißen; so etwas hat auch Bismarck selbst, den sie nachher verhimmelten, über sich ergehen lassen — freilich mit weniger Geduld, als sein Nachfolger, der im übrigen gar nicht mit Bismarcks Maß gemessen sein will. Wer aber weiter, auch hinter der letzten Kanzlerrede noch, die Verantwortlichen an der Spitze von Regierung, Heer und Flotte sträflicher Vorliebe für England verdächtigt, wer die Art insbesondere der See- und Unterseekriegsführung mit einer angeblichen Absicht der Schonung Englands, ausgerechnet Englands, in Zusammenhang bringt, mit dem redet deutsch, den schlägt aufs lästerliche Maul.

Wir wollen siegen, auch und gerade — lächerlich, das überhaupt betonen zu müssen — über England siegen. Dazu brauchen wir eine Kraftentfaltung, die alles seitherige Maß noch überschreitet. Wer, der nicht alle diplomatischen Fäden der Gegenwart und fortwirkenden Vergangenheit kennt, auch nicht das allein entscheidende Urteil der verantwortlichen Führer der Flotte und des Heeres, wer wagt es, aus Hoffnungen und ungeduldrigen Wünschen das Recht abzuleiten zur planmäßigen Zerstörung des Vertrauens zur politischen und militärischen Führung! Und das jetzt, während wir die stärkste Zusammenfassung aller Kraft und ihre einheitliche, entschlossene und unbeirrte Anwendung so dringend nötig brauchen, nötiger als selbst das tägliche Brot, dessen Wert doch auch wahrhaftig wieder zu Ehren gekommen ist!

Es geht ums Ganze. Das muß nachgerade jeder gemerkt und begriffen haben. Es geht ums Ganze, und nicht etwa bloß um dies oder jenes Kriegsziel, über das sich daheim bei einer guten Karte gemächlich plaudern läßt. Es geht ums Ganze, wirklich ums Ganze. Und wir, wir wollen siegen!

H. von Langermann / George Washington gegen Woodrow Wilson

George Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, hat den Amerikanern ein Vermächtnis hinterlassen, das von ihnen nicht weniger als Heiligtum verehrt wird als die Unabhängigkeitserklärung: seine Abschiedsadresse an seine Mitbürger vom 19. September 1796. Diese Abschiedsadresse ist in ihrer einfachen Form und in der Tiefe und Klarheit der Gedanken ein geradezu klassisches Dokument, ein vorbildliches Erbeil aus der Zeit der großen Männer Amerikas. Sie hat nach ihrem Inhalt und nach der Person ihres Verfassers die Bedeutung einer „ungeschriebenen Verfassung“. Vertieft man sich heute in ihren Gedankengang, so fällt es sofort auf, wie weit sich die Vereinigten Staaten von dem Wege getrennt haben, den dies Abschiedswort Washingtons der amerikanischen Nation so dringend ans Herz gelegt hat. Washington und ebenso auch seine großen Mitgeschöpfer an der amerikanischen Unabhängigkeit, denen er den Entwurf zur Begutachtung vorgelegt hat, würden zweifellos — das geht aus jedem Satze der Adresse hervor — eine schwere Gefahr für den inneren Bestand und die Zukunft der Vereinigten Staaten in der Politik gesehen haben, die von der heutigen Regierung der Vereinigten Staaten betrieben wird. Es ist deshalb wertvoll, auf diese Abschiedsadresse Washingtons, sein politisches Glaubensbekenntnis, in dieser Zeit näher einzugehen.

Bereits in ihrem ersten Teile spricht Washington von der Notwendigkeit der Einheit des Volkes:

„Sie ist ein Hauptpfeiler im Gebäude eurer wirklichen Unabhängigkeit, eurer Ruhe daheim, eures Friedens nach außen, eurer Sicherheit, eures Glückes, eben jener Freiheit, die ihr so hoch schätzt. Da es aber leicht ist vorauszusehen, daß man aus verschiedenen Gründen und von verschiedenen Seiten her sich viel Mühe geben und viele Kunstgriffe anwenden wird, diese Ueberzeugung in eurem Geiste zu schwächen, und daß dies der Punkt in eurer Festung ist, gegen welchen innere und äußere Feinde ihre Batterien am standhaftesten und tätigsten (wenn auch häufig verdeckt und hinterlistig) richten werden, so ist es von unendlicher Wichtigkeit, daß ihr den unermesslichen Wert eurer nationalen Einheit für euer gesamtes und individuelles Glück gebührend schätzt.“

Diesen Punkt hat Washington an die Spitze gestellt, offenbar, um damit seine besondere Bedeutung hervorzuheben. Und schon gleich im nächsten Absatz spricht Washington vom „Namen eines Amerikaners, welcher euch als Gliedern einer Nation gehört“. „Ihr (Amerikaner) habt in einer gemeinsamen Sache zusammen gekämpft und triumphiert. Die Unabhängigkeit und Freiheit, welche ihr besitzt, sind das Werk vereinter Beratungen und vereinter Anstrengungen — gemeinschaftlicher Gefahren, Leiden und Erfolge.“ Immer wieder betont Washington so die Einheit der amerikanischen Nation. Präsident Wilson aber schuf demgegenüber in unseren Tagen das Wort vom „Bündestrich-Amerikaner“. Er hat sich dadurch offenkundig und schroff gegen Wort und Geist der Abschiedsadresse des Gründers und ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten gestellt! Wenn auch der Gegensatz, der durch jenes häßliche Wort gekennzeichnet werden soll, schon vorher vorhanden gewesen ist, so hat ihn doch Wilson vertieft, indem er das Wort prägte und immer wieder anwandte, statt im Sinne Washingtons für Ausgleichung und Beseitigung der Gegensätze zu arbeiten. Der Schnabel des amerikanischen Wappenadlers hält einen Streifen mit den Worten „e pluribus unum“: aus Mannigfaltigkeit Einheit. Hat man diesen Doppelsinn, der Amerika groß gemacht hat, heute vergessen?

Eine weitere wichtige Forderung, von der sich die heutigen Vereinigten Staaten weit entfernt haben, stellt Washington in den folgenden Ausführungen seines Vermächtnisses auf:

„Alle Verbindungen und Vereinigungen, gleichviel, unter welchem Vorwand sie auftreten, mit der Absicht, die regelmäßige Beratung und Aktion der verfassungsmäßigen Autoritäten zu leiten, zu beherrschen, zu behindern oder einzuschüchtern, zerstören diesen Fundamentalgrundsatz (nämlich das Selbstbestimmungsrecht

des Volkes; d. Verf.) und haben eine verhängnisvolle Tendenz. Sie dienen dazu, den Zwiespalt zu organisieren, dem Parteigeist eine künstliche und außerordentliche Macht zu verleihen . . . Sie werden leicht im Laufe der Zeit und der Dinge mächtige Werkzeuge, durch welche verschlagene, ehrgeizige und grundloslose Menschen sich in den Stand gesetzt sehen, die Macht des Volkes zu untergraben, die Zügel der Regierung für sich selbst zu usurpieren.“

Wer dürfte beim Lesen dieser Worte nicht an die seit Ausbruch des Krieges in den Vereinigten Staaten wühlenden und tätigen Agenten Englands, an die inoffizielle Macht eines Morgantruistes, der die „verfassungsmäßigen Autoritäten“ beherrscht, behindert oder einschüchtert, an die Nebenregierung des englisch-amerikanischen Kapitals, die in London ihren Sitz hat?

Diese und andere von niemandem, auch von keinem Amerikaner bestrittenen politischen Nebeneinflüsse haben gewiß mit Religion und Sittlichkeit nichts zu tun — ihre Träger und Vertreter würden einer solchen Zumutung nur mit einem Lächeln antworten — und doch stellt diese Washington als „unentbehrliche Stützen des politischen Gedeihens“, als „notwendige Triebfeder“ der Regierung hin.

Und wie zeitgemäß — zugleich aber wie fernliegend der Praxis der heutigen Regierung der Vereinigten Staaten — und wie abgeklärt klingen Washingtons Mahnungen:

„Bewahrt Treu und Glauben und übet Gerechtigkeit gegen alle Nationen. Pfleget Frieden und Eintracht mit allen. Religion und Moral verlangen solche Handlungsweise. Es ist würdig einer aufgeklärten und in nicht zu ferner Zeit auch großen Nation, dem menschlichen Geschlechte das hochherzige und nur zu neue Beispiel eines Volkes zu geben, das sich stets von erhabener Gerechtigkeitsliebe und von Wohlwollen leiten läßt. Wer kann daran zweifeln, daß im Laufe der Zeit und der Dinge die Früchte eines solchen Verhaltens alle zeitweiligen Vorteile, welche dadurch verloren gehen könnten, reichlich wieder erstatten würden?“

Deutschlands Vertrauen auf Treu und Glauben der jetzigen amerikanischen Regierung aber ist tief gesunken, und wir haben von ihr im bisherigen Verlauf des Krieges alles andere als das Beispiel „erhabener Gerechtigkeit“ erfahren. Von solchem Beispiel können Wilsons Regierung und ihre Kreise, die Agenten Englands und die amerikanischen Munitionslieferanten, mit gutem Gewissen wirklich nicht sprechen. Sie haben gerade das unternommen oder geduldet, wovor Washington mit seinen Worten so eindringlich warnte, sie haben um zeitweiliger Vorteile willen darauf verzichtet, gerecht und wohlwollend zu sein, und haben auf unzulässige Art jene vorerwähnte unverantwortliche und gefährliche Macht an sich gerissen und mißbraucht und dadurch dem amerikanischen Volke ihren Willen aufgedrückt.

Damit hat die amerikanische Regierung auch gegen den nächsten Punkt im politischen Vermächtnis des großen Präsidenten verstoßen:

„Bei der Ausführung eines solchen Planes (siehe oben, der Verf.) ist nichts wesentlicher, als dauernde, fest gewurzelte Antipathien gegen bestimmte Nationen und leidenschaftliche Zuneigungen auszuschließen und an deren Stelle eine gerechte und freundschaftliche Gesinnung gegen alle zu pflegen.“

Die jetzige Regierung der Vereinigten Staaten wird selbst nicht bestreiten können, daß sie in diesem Punkte von den klugen Lehren und der klugen Bahn Washingtons ganz und gar abgewichen ist. Sie hat sich nicht einmal bemüht, ein Hehl aus ihrer leidenschaftlichen Zuneigung zu England zu machen. Und so hat sie sich und die Nation, die sie vertritt und regiert, schließlich zu dem gemacht, was Washington so ausdrückt: „Die Nation, welche sich von einem beständigen Haß oder von einer beständigen Liebe gegen eine andere beherrschen läßt, ist in gewissem Sinne unfrei. Sie ist ein Sklave ihrer Abneigung oder Zuneigung; beides aber reicht hin, sie von ihrer Pflicht und ihren Interessen abzu ziehen.“

Und wenn fallen nicht die deutsch-amerikanischen Streitfälle zur See und ihre Behandlung durch Wilsons Regierung bei folgenden Worten Washingtons ein:

„Antipathie einer Nation gegen die andere macht jede von

beiden bereitwilliger, Verletzungen und Beleidigungen zuzufügen, gierig leichte Verdachtsgründe zu ergreifen und hochmütig und unbeugsam zu sein, wenn zufällige oder geringfügige Gelegenheiten zum Streite vorkommen."

Mit diesen Ausführungen hat Washington die heutigen Empfindungen aller Deutschen wiedergegeben oder vorweggenommen. Sie zeigen uns besonders deutlich, wie weit sich die heutige amerikanische Politik entfernt hat von derjenigen, die Washington als weise empfiehlt! Mehr als die Innehaltung dieser Leitsätze hat Deutschland nie verlangt.

"Ebenso", fährt Washington in seinen bedeutenden Ausführungen fort und lenkt dadurch unseren Blick unwillkürlich auf die englisch-amerikanischen Beziehungen, „erzeugt eine leidenschaftliche Zuneigung einer Nation zu einer anderen allerlei Uebel. Sympathie für die bevorzugte Nation erleichtert die Einbildung eines vermeintlichen gemeinsamen Interesses in Fällen, wo keine wirklichen gemeinsamen Interessen da sind (!) und überträgt die Feindschaften der einen auf die andere (!). Dadurch verführt sie zur Teilnahme an den Streitigkeiten und Kriegen der anderen, und dies ohne entsprechende Veranlassung oder Rechtfertigung. Sie verleitet ferner auch dazu, der bevorzugten Nation Vorrechte zuzugestehen, welche den anderen vorenthalten werden, was der Nation, welche die Zugeständnisse macht, leicht doppelten Schaden verursachen kann, indem sie einmal ganz unnötigerweise hingibt, was sie hätte zurückhalten können, und andererseits bei der anderen nicht gleichbehandelten Partei Eifersucht und Neigung zur Wiedervergeltung erregt." Und dann kommt, sagen wir, „das dicke Ende“:

„Und sie gewährt ehrgeizigen, bestochenen oder getäuschten Bürgern bequeme Gelegenheit, die Interessen ihres eigenen Vaterlandes zu verraten oder aufzuopfern, ohne Haß zu erregen, ja bisweilen sogar unter Zunahme ihrer Popularität, indem sie die niederträchtige oder törichte Willfährigkeit gegen Ehrgeiz, Korruption oder Verblendung mit dem Scheine eines tugendhaften Dank- oder Verpflichtungsgefühls, einer aner kennenswerten Achtung vor der öffentlichen Meinung oder eines lobenswerten Eifers für das öffentliche Wohl umkleiden. Als Zugänge, die ausländischem Einflusse auf unzähligen Wegen Eintritt gestatten, sind solche Anhänglichkeiten für den wahrhaft aufgeklärten und unabhängigen Patrioten ganz besonders beunruhigend. Wie viele günstige Gelegenheiten bieten sie dar, sich mit heimischen Parteien zu verbinden, Verführungskünste zu gebrauchen, die öffentliche Meinung irrezuführen und die Staatsorgane, die Regierungsgewalten zu beeinflussen oder einzuschüchtern!“

Unzweifelhaft hat hier Washington eine bestimmte Macht, durch welche diese Gefahr droht, im Auge gehabt, nämlich England, zum Teil auch Frankreich; man denke an die bodenlosen Machenschaften Genets, des französischen Gesandten in Amerika, den schließlich die amerikanische Regierung festnehmen lassen wollte, da sie sich nicht anders helfen konnte. Und heute ist das zur Tatsache geworden, wovor er in seinem Vermächtnis an sein Volk so eindringlich gewarnt hat. Das beweist das Treiben der englischen Agenten und des Morgantrustes, die eine nicht verfassungsmäßige mächtige Nebenregierung ohne Mandat geschaffen haben, die auf die verfassungsmäßige Regierung einen starken und sichtbaren Druck ausübt.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: die ganze politische Abschiedsadresse Washingtons ist heute in allen ihren Hauptpunkten auf den Kopf gestellt! Es ist deshalb vielleicht ver dienstlich, in diesem Augenblick die Amerikaner einmal auf dieses Vermächtnis Washingtons hinzuweisen. Vielleicht, daß diesem oder jenem die Verehrung Washingtons Gelegenheit gibt, über die Entwicklung der Vereinigten Staaten und ihre neuere Politik einmal nachzudenken. Es ist die Uebermacht und die Anbetung des Kapitals, die das vollbracht hat. Die Vereinigten Staaten hatten einst große Staatsmänner und hatten Freiheit. Seitdem aber dieses Ungeheuer seine Polypenarme um den Staat geschlungen hat, ist diese Freiheit dahin, wurde sie erdrückt von einer gierigen Nebenregierung, wurde natürlich auch die Entwicklung großer und aufrechter Staatsmänner unterdrückt.

Männer, wie Washington, Jefferson, Adams, Franklin, Jay, Hamilton, besitzen die Vereinigten Staaten nicht mehr.

Jefferson sprach einst in einem Briefe an Washington (vom 31. Juli 1793) von „den reichen (amerikanischen) Aristokraten, den mit England eng verknüpften Kaufleuten, den neugeborenen reichen Börsenrittern“. Das ist es!

Die Gefahr, welche die Macht des amerikanischen Großkapitals und seine besondere Struktur für die innere Politik und das soziale Leben des Landes in sich birgt, ist längst erkannt. Der große Krieg, der harte Prüßstein für so manche Dinge, hat jetzt auch seine Gefahr für die auswärtige Politik nachgewiesen und Washingtons vergessenen Mahnungen auch darin recht gegeben.

Paul Schubring / Trajans Siegesdenkmal am Trajanswall

Der schöne Sieg Mackensens in der Dobrudscha hat unsere Truppen bis an den alten Trajanswall geführt, der, einst im Jahre 114 n. Chr. errichtet, zeigt, wie wichtig schon den alten Römern die Sperrung dieses nur etwa 50 Kilom. breiten Riegels gewesen ist, der ein Herein- und Zurückfluten der nördlichen und östlichen Völker in das alte Dazierland unmöglich machte. Der Wall ist nach demjenigen römischen Kaiser genannt, der hier im Jahre 114 bei Orsowa die Entscheidungsschlacht gegen die Dazier geschlagen, wie er überhaupt der wichtigste Eroberer seit den Tagen Alexanders des Großen gewesen ist. Das römische Weltreich suchte Kaiser Augustus in weiser Zurückhaltung nicht mehr zu vergrößern, sondern nur gegen Gefährdung durch Germanen und Parther zu sichern; auch seine Nachfolger haben diese Politik befolgt, und erst unter Domitian wird dem römischen Weltreich Britannien neu einverleibt. Dann aber bestieg im Jahre 98 in Trajan (M. Ulpius) eine Persönlichkeit den römischen Kaiserthron, die sein größter Kriegsheld, sein glücklichster Eroberer wurde. Außer Dazien hat er Arabien, Armenien, Mesopotamien und Assyrien dem Reich einverleibt und die römischen Adler so weit nach Osten vorgetragen, wie sie überhaupt je getragen worden sind. Seine Kühnheit läßt sich nur mit der Alexanders auf dem Zug nach Indien vergleichen. Der Trajanswall bildet die Grenze seiner Eroberung in Dazien. Zur Erinnerung an die ruhmreiche Besiegung der Dazier aber ließ er an der Stelle etwa, wo jetzt die Truppen der Mittelmächte stehen, ein mächtiges Siegesdenkmal errichten, das jahrhundertlang gestanden hat und heute auch in seinen Resten eindrucksvoll und rekonstruierbar ist. Es ist das Siegesdenkmal von Adamklissi.

Eine mächtige, dicke, kurze Säulentrommel von 60 Meter Durchmesser bildet den Unterbau, der auf Marmorstufen ruht. Unter dem Dachgesims dieses Rundbaues läuft ein Band von metopenartigen Reliefs um, auf dem Kämpfe der Dazier mit den Römern dargestellt sind. Auch die Brustwehr der Zinnen zeigt Kampfreiefs und Nischen. Ein geschupptes Zeltdach führte dann zur Spitze, die auf sechseckigem Sockel ein sog. „Tropaion“ trägt, eine Trophäe aus römischen Waffen, Schilden, Panzern, Helmen und Lanzen. Der Bau war nicht etwa ein Mausoleum; dem Dazierkönig Decebalus, der öfter auf den Reliefs der Trajanssäule abgebildet ist, wurde keineswegs die Ehre eines solchen Grabmonumentes zuteil. Aber allerdings ist das Denkmal jenen kolossalen Grabbauten nachgebildet, die nach dem frühesten Denkmal, dem Grabmal des Königs Mausolos in Halikarnass, noch heute diesen Namen tragen. In Rom selbst mag Trajan von

dem allen Romsfahrern so wohlbekannten Grabmal der Cecilia Metella (der Schwiegertochter des Triumvirn Crassus) an der Via Appia die Idee des trommelartigen kurzen Rundbaues genommen haben; auch das heute sehr umgestaltete „Mausoleum des Augustus“ wird die Denkmalsform in Adamtskissi bestimmt haben.

Wie sehr Trajan selbst in diesen Siegen die Erfüllung seiner Lebensaufgabe gesehen hat, das bezeugen die Reliefs der Trajanssäule, die auf ihren 200 Meter langen Bandstreifen in 154 Einzelszenen mit 2500 Figuren eben diese Dazierkämpfe verewigen. Von diesen steinernen Bildern wollte der tote Kaiser umgeben und umzeugt sein, wenn er in der Säule den ewigen Schlaf schlief und nur in der Bronzefigur auf der Höhe (wo heute der heilige Petrus steht) das Licht der Unsterblichkeit einatmete. Eine zweite Darstellung der Dazierkämpfe ist in Resten erhalten, die heute dem Konstantinsbogen einverleibt, ursprünglich aber unter Kaiser Hadrian gearbeitet sind zum Ruhme seines Vorgängers.

Gerade zu Kriegausbruch war man darangegangen, die riesigen Reste des alten Trajansforums in Rom freizulegen, von dem heute nur noch die Trajanssäule und die Reste der Basilica Ulpia sichtbar sind. Damals durfte ich die Mauern einer der großen Egedren sehen, die rechts und links von der Basilica und dem wichtigen, von einem Triumphator und einer Säulenhalle umschlossenen Forum Trajani errichtet waren. Die Spaten sind inzwischen wo anders angeseht worden. Bei den Ruinen des Trajanmonuments von Adamtskissi buddeln sich bulgarische und deutsche Truppen in die Erde, um wieder einmal, wie zu den Zeiten Trajans, dem Anprall von Norden und Osten einen Riegel vorzuschieben.

Das Mittelalter riet an den Resten der römischen Steine vielfach herum. Es hat sie in Legende und Sage gebettet, und die Trajanssäule ist nur dadurch vor Zerstörung bewahrt worden, daß auf ihre Spitze eben die Statue des Apostelfürsten statt des heidnischen Kaisers gestellt wurde. Trajan lebte aber noch in besonderer Weise weiter als gerechter Fürst. Als die Truppen nach Dazien aufbrachen, so erzählt die Legende, und nach ihr Dante im 10. Gesang des Purgatorio, sei an dem Morgen des Abmarschs der kleine Sohn einer armen Witwe von einem Reiter überritten und getötet worden. Die Mutter habe sich dem in voller Rüstung ausziehenden Kaiser entgegengeworfen und ihn beschworen, ihr vor seiner Abreise Gerechtigkeit zu verschaffen. Das Unerwartete geschah: Der Kaiser stieg ab, befahl die Untersuchung, und nun stellte es sich heraus, daß kein anderer als der Kronprinz den jungen Knaben überritten hatte. Da habe der Kaiser seinen Sohn bei der Hand genommen und ihn zum Adoptivsohn der Witwe ernannt. Solche Großmut und Gerechtigkeit mußte belohnt werden. Wieder berichtet Dante (im 20. Gesang des Paradijs), daß auf Papst Gregors d. Gr. Bitte Trajan aus dem Fegefeuer erlöst, wieder lebendig geworden sei und sich bekehrt habe, so daß er nun zu den Erlösten gezählt werden dürfe. Der Tiroler Meister Michael Pacher hat auf dem großen Altar der vier Kirchenväter, der jetzt in der Münchener Pinakothek steht, die Szene gemalt, wie Trajan, im Feuer leidend, von Gregor freigebebet wird. Die rührende Szene, wie die verzweifelte Mutter dem Kaiser in die Zügel fällt, wie dieser absteigt, Gericht hält und der Witwe den neuen, eigenen Sohn zuführt, findet man auf vielen italienischen Hochzeitstruhen dargestellt — so stark lebte die von Dante neubelebte Erinnerung an den alten römischen Kaiser und Dazierbezwinger fort. Ob wohl die

heutigen Römer, wenn sie vom Kapitol herabsteigen und vor der alten Trajanssäule stehenbleiben, daran denken, daß diese Reliefs und Bilder heute wieder Gegenwart geworden sind, aber nicht im Fluge der römischen Adler, sondern im Sieg der Fahnen Madsdens?

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst

Fortsetzung.

2. Das neue Bild.

Die Künstler, die sich in diesem Bande vereinigt haben, sind von anderem Schlage wie Schmidt-Reutte. Das Extravagante bei scheinbarer Strenge, das willkürlich Konstruierte im Anspruch künstlerischer Notwendigkeit und das Exotische im Primitiven springt überall in die Augen. Die Einfachheit des Monumentalen ist hier künstlerisches Raffinement. Gegenüber den Werken Schmidt-Reuttes ist hier mehr Linie statt architektonisierter Masse, es wirkt deshalb auch alles problematischer und prinzipieller. Die Linien selbst aber sind flüssiger, rhythmischer, erfüllt mehr von Wohlklang als von Kraft, mehr von Schwung als von Gestaltlichkeit. Und doch bleibt keine der Harmonien ungetrübt, keine der Schwingungen ungeknitt, und in diesen Verlegungen des Wohlklingenden liegt schon das eigentlich Expressive. Man ist im Grunde im Inhalt der Bilder frivol, im Sinne etwa jener mythologisierenden höfischen Dekorationskunst des 17. und 18. Jahrhunderts, wo aber auch im heiteren Lebensgenuß durch das vorbildlich Schöne eine gewisse Monumentalität gewahrt blieb. In diesen Bildern aber bewirkt die Entfleischlichung des Sinnlichen durch die abstrakte Linie, diese Perverision des Uebels in die Keuschheit der Umrißlinie und in die Kühle der klassizistischen oder die kindliche Befangenheit der archaischen Zeichnung einen Eindruck, der aufreizen, peinigen oder auch empören muß. Da ist ein Bild von Paul Girieud, Frauen im Bade, die einen steif, feierlich im Wasser stehend, eine vorn am Strande kniend und leicht erschauernd sich zusammendrückend. Zwei andere liegen sich gegenüber, mit steifer Geberde sich umfangend. Wie ruhig, monumental erscheint zunächst das Bild in seiner klassizistischen Haltung, seiner absichtlich ungeschickten Zeichnung und simplen, dünnen Linearität, wie erhaben die jononischen Köpfe der beiden Frauen mit einer an archaische Götterbilder anklingenden Starrheit, wie zurückhaltend und würdig die kühle Farbigkeit großer Flächen. „Auf Lesbos“ nennt sich das Bild und enthüllt uns den Sinn der erschauernden Bewegung der Knienden, den Blick der erwartend weit geöffneten Augen der Liegenden, die uns zugekehrt ist, und der anderen, deren starrer Blick über den Leib der Partnerin hingreift. Man kennt Correggios Bild der „Leda mit dem Schwan“, die unverhüllte Darstellung sinnlicher Gefühle, und wird dies Bild nun einfach und unschuldig finden müssen neben dem versteckten Raffinement, das hier kristallisiert ist, Spannungen, wie in künstlich erhärteten Fasern. Das vornehme Bild ist expressiv — aber nicht auch gemein?

Girieud hat auch religiöse Bilder gemalt. Frauen am Grabe, Halbfiguren in starrer Parallelität scharfer Profile, in Gewändern, deren gleichmäßig wiederkehrende Linearität edig gebrochener Falten mittelalterliche Gewandkunst affektiert und an frühgotische Bildungen erinnert, auch in den Gesichtern mit den geschliffenen Augen. Aber wer denkt an die Kurven und Stäbe gotischer Architekturen, die die Dünne und Gespanntheit der Glieder wie der Falten des Gewandes

motiviert, wer an die holdselig jugendlichen Gestalten Auger und törichter Jungfrauen, bei denen alle Edigkeit und Befangenheit nur die Anstrengung zeigt, sich dem starren, gebundenen Stil des Romanischen zu entwinden, wer denkt daran bei diesen gebrochenen Linien und verzerrten Gesichtern, dieser orientalischen Schlichgügigkeit, diesen ausgemergelten Köpfen, in denen aszetische Verzehrung sowohl wie Bosheit um ihr weltliches Glück betrogener gealterter Nonnen liegt, und wo die ganze Absichtlichkeit des Künstlers in jeder Linie zutage tritt. Wohl packt uns diese Starrheit, diese Rätselhaftigkeit der Stilisierung, expressiv ist sie. Aber von der schlichten, zarten Kunst unserer frühgotischen Kathedralen und ihrer gläubigen Monumentalität ist diese neue Kunst so verschieden wie ein Zirkus von einer Kirche. Das ist kein Bild für Gläubige, sondern vielleicht so zu empfinden, wie jemand, der sich einen Spaß macht, zur Nachtzeit durchs Schlüsselloch die frommen Erektionen in einem Kloster zu belauschen, und alles dies ihm Fremde in beängstigende Visionen verzerrt sieht.

In der Einleitung wird von Girieud gesagt: „Die Gebärden haben etwas Träges und Unheimliches, die Augen haben eine tote, hypnotische Starrheit. Alles was Girieud ansieht, malt er mit gleicher Vollendung und gleicher Sonderbarkeit. Es ist etwas Groteskes und etwas Dämonisches in ihm.“ Das trifft vollkommen zu. Aber wie ist es möglich, dann fortzufahren: „Am reinsten vielleicht hat er in religiösen Bildern sich ausgesprochen. Hier zeigt sich eine Verwandtschaft mit lang vergangenen Zeiten und der Ernst einer wahrhaft frommen Gefinnung.“

Die Kunst Vladimir von Bechtejffs ist gefälliger, seine Linie zügiger, sein Stil dekorativer. Aber auch ihm ist es nicht zu tun um die Feierlichkeit linienhaft umrissener Figuren in schöner Ordnung. Denn diese Linien stoßen selbstherrlich in das Gefüge des Körpers hinein, drängen sich als breite Ränder vor, biegen sich wie Rohr, dessen Gestänge nur wie zufällig und obenhin menschliche Gestalten in die Lüfte schreibt. Aber es ist auch keineswegs nur Linie, Ornament, das sich durch seine eigene Ordnung rechtfertigt und Formen der Natur nur symbolisch, buchstabierend in sich aufnimmt. Vielmehr ist es wie ein Kampf beider, ein Liniengerüst, das sich gegen die organische Form stemmt, lebendiger Gehalt, der sich gegen die Kristallisation wehrt, und darüber spürbar die Willkür des Künstlers, der sie gegeneinander setzt und sich an diesem Spiel zu ergötzen scheint. Diese Zeichnung mit der Betonung der Umrisse, den Entgleisungen der Striche, als ob die erregte Hand zu schnell gefahren sei, könnte uns mit der Intensität einer Skizze packen, wo sich das Gerüstmäßige als Entwurf, die Naturwidrigkeiten als Unbekümmertheit um die endgültige Wirkung legitimierten. Aber so ist es nicht gemeint. Hier ist alles bewusste Verzerrung, nicht Erregung ersten Entwurfs. Mit farbigen Flächen von gobelinhafter Mattheit schwerer Farben erfüllt, wollen die Bilder etwas Ganzes und Fertiges sein und mehr auch als bloße Dekoration, indem die dekorativen Elemente der Linie sich an Leben und Schönheit vergreifen und eine vordringliche, fast drohende Existenz bekommen. Sie werden expressiv.

In dieser Art ist das Bild einer Kurtisane gemalt, wo die nackte Frau auf dem Lager, die Dienerin dahinter, ein Vogel auf einer Stange ihr zu Füßen unschwer das alte Thema von Tizians und Velasquez' Venus, Goyas Raja und Manets Olympia wiedererkennen lassen. Diese Entwicklungsweise verdeutlicht zugleich die zunehmende Ausschaltung des gegen-

ständlich Reizenden und Hervorhebung artistischer Werte von Linien und Farben.

Die Suche nach dem Monumentalen des Ausdrucks treibt diese Künstler zur Plastik, und solange der Formalismus dieser Kunst sich beschränkt, dem körperlichen Gebilde eine strengere Symmetrie, festere Begrenztheit der einzelnen Formen mitzuteilen und auf Unterbrechung der Massenteile durch Detailformen zu verzichten, glaubt man diese Kunst in stärkerer Übereinstimmung mit den Gesetzen des harten und festen Materials der Skulptur und begrüßt wohl auch in Gebilden wie den strengen und doch das Menschliche achtenden Statuen Masseny Rogans eine Rückkehr unserer Zeit zum echt Plastischen. Wenn diese Vereinfachung der Formen uns dennoch fesselt und nicht öde wird, so konstatieren wir, daß es an einer gewissen übertriebenen Strenge und dadurch bewirkten Herbheit, an einer absichtlichen Ungelenktheit der zur Masse erstarrten Glieder liegt.

Bechtejff geht auch darin weiter. Eine Bronzefigur einer die Arme symmetrisch zu den Schultern, von denen der Mantel herabwallt, erhebenden Frau ist von klassischer Rhythmik des Motivs und Durchmodellierung der Formen wie in griechischen Statuetten strengen Stils. Aber verblüfft schon etwas ein merkwürdiges Mißverhältnis eines kleinen Oberkörpers und winziger Arme zu mächtig sich erhebendem Unterbau, so wächst die Befremdung, wenn ein Hals säulenhaft hoch darüber sich erhebt, auf dem ein kleines archaisches Köpfchen mit in die Länge gezogenen Schlichaugen sitzt. Es ist, als ob die Teile des Körpers sich noch dehnten und in ihr Maß hineinwachsen sollten, eine peinigende Unruhe kommt in dieses scheinbar strenge Gebilde hinein, der schlichgügige Kopf streckt sich aus dem gedehnten Hals vor wie der einer züngelnden Giftschlange.

Neben solchen Ausdrucksweisen, denen geistreiches Raffinement und feine Pointierung nicht abzusprechen ist, steht die Steigerung des Monumentalen zum Brutalen, Marktschreierischen, in diesem Bande durch Bilder von Alezej von Jamlensky vertreten. Grelle Farben nebeneinandergelegt, statt der Linie ein breites Farbenband, das die Formen umschreibt, im Weiß des Auges ein dunkler Klets. Das ganze breitgequetscht, die Augen schräggestellt, so schiebt uns ein Frauenkopf an wie eine getigerte Raubtierfratze, in der Breite und Subjektivität der Mache wie ein Plakat an Jahrmartsbuden. Die Sensation, zu der hier das Monumentale verarbeitet ist, wird nur schrecklicher dadurch, daß die wohlberechnete Verteilung der Farbmassen jeden Gedanken an die ungeschickte, auf die Massen berechnete Anstreicherei von Jahrmartsbuden ausschließt. Fragen, wie sie das Bewußtsein primitiver Völker aus Furcht und Entsetzen vor unbekannten Mächten erzeugt, werden hier für Kulturmenschen eine Sensation für die Nerven: Spiel und Frevel.

Der Unbefangene oder Altmodische wird wohl am stärksten gepackt werden von den Bildern von Marianna v. Wereskin. Hier ist die Vereinheitlichung großer Flächen und harter Kontraste gebunden an das Motiv einsamer Gegenden, Mondscheinfleuchtungen und geheimnisvoller Vorgänge. Die Einfachheit macht das Einsame noch kahler und bedrückender, die Leere großer Fläche das Geheimnisvolle noch rätselhafter. Und gewisse Willkürlichkeiten der expressionistischen Zeichnung, das Schwankende und Schattenhafte drückt sich weniger als Subjektivität des Künstlers aus wie als Verstörtheit der Sinne beim Beschauer. Diese Kunst kommt uns näher, weil sie dem Impressionismus ver-

wandter ist, es ist Lyrismus ohne den Formalismus dekorativer und architektonischer Stilmittel, und im Zusammenhang mit jener Stimmungskunst, wie sie der Norweger Munch schon in den neunziger Jahren im unmittelbaren Anschluß an die impressionistische Bewegung brachte.

Ist es Zufall, daß unter den Vertretern der neuesten Kunst, die sich in diesem Bande vereinigt haben, die meisten Ausländer sind? Ist vielleicht das Pointierte, Spielerische, das sich an höchsten Dingen vergreift, etwas dem deutschen Wesen Dienendes? Die beiden Deutschen, Adolf Erbslöh und Alexander Kanoldt treten in einer Einfachheit vor uns, der das Raffinement, damit aber auch mancher Reiz der anderen fehlt. Kanoldt überträgt den Monumentalstil auf Sachen und Dinge. Straßen- und Interieurbilder sind aus einfachen Flächen zusammengesetzt, wie Kinder aus buntem Papier solche Dinge kleben. Aber da schon die dargestellten Gegenstände diese Flächen zeigen und nur durch die Schiefeit und Gewundenheit der Umrisslinien markieren, daß es nicht einfach architektenmäßiges Aufreißen, sondern künstlerische Tat ist, so wird dieser Kubismus des Kubischen etwas trocken und öde, worüber auch weder die Kraft noch der Schmelz der Farbe hinwegzuhelfen vermag. Was in dem begleitenden Text davon gesagt wird: „Hier in dem engen Beieinander mannigfacher Häuserblöcke, in dem Gedränge von Höfen, Mauern, Gärten und öden Plätzen zwischen den Häusern ist etwas von dem unheimlichen Gefühl tiefer Einsamkeit, welches das Wohnen in einer Stadt zuweilen aufweckt.“ Das trifft für die Stimmungsbilder der Wereskin zu. In Kanoldts Bildern dagegen ist mehr Theorie als Stimmung. Erbslöh modelliert seine Figuren in einfacher, der Fläche sich bequemender Pose mit weicher schmelzender Farbe durch und läßt den Personen doch soviel reale Form, daß die Achtung vor dem Objekt noch immer durchblickt.

Der Gesamteindruck, den diese Publikation hinterläßt, ist der einer überaus schätzenswerten Einführung in das Prinzipielle einer neuen Kunst. Vielleicht empfangen sogar die einzelnen Künstler durch die schöne Form des Buches mehr Bedeutung, als man sie ihnen von sich aus zugestehen möchte. Den Eindruck überragender Kräfte wie bei Hodler oder echten, eigenen Strebens wie bei Schmidt-Reutte empfängt man bei keinem. In Figurenbildern nähern sich Künstler wie Bechtheff, Erma Bawera-Bossi, Mogilewsky einander mit nur geringer Variation nach dem Brutalen oder Gefühligem hin oft fast bis zur Identität. So wirkt der Band wie ein besonders schöner Ausstellungskatalog, wo die Jungen mit den Mäuren alter Meister auftreten und doch nur als Masse zur Geltung kommen.

Otto Doderer / An meine Mutter

Liebe Mutter, sei getroßt!
Wenn mich das Schlachtgewühl umtoßt,
Dann panzert mich die Zuversicht:
Ich sterbe nicht!
Ich bin aus dir erstanden,
Und macht mich auch zuschanden
Ein Todeschuß, ein Todesstich,
Bleibt doch die Seele unverfehrt,
Die Seele ist dann heimgekehrt.

Gottfried Traub / Menschengröße

Nichts anderes kann ich meinen,
als mein eigen Leid. Michelangelo.

Ich weiß nicht, wie es kam: plötzlich standen jene mächtigen Gestalten aus der Sakristei von Lorenzo wieder vor mir, und ich sehe uns dort sitzen und staunen und staunen. Das also ist „der Tag“ und das „die Nacht“; hier „der Morgen“, dort „der Abend“. Was besagen diese Worte? Sie gleichen Papierschnitzeln, die man einem Löwen umhängt. Hilflose Versuche sind es, die bannende Macht jener Menschengrößen zu deuten. Unwillkürlich bricht aus ihnen die ungebändigte Fülle einer unbefriedigten Sehnsucht. Als ich das Selbstzeugnis des Meisters las, wurde es mir klar, worin der Zauber jener Schöpfungen liegt: eine Seele, die im Ringen mit sich selbst nicht müde wird, ein Geist, der sich peinigt, um stets noch etwas Höheres zu schaffen, eine innere Not, daß die wogende Welt der Empfindungen nicht in Stein und Marmor sich verdinglichen läßt — sie alle rufen aus diesen Gesichtern und Körpern fragend: hast du des Menschen innerste Größe nie erfahren? Menschengröße wächst nicht aus Bequemlichkeit, nicht aus Fülle, nicht aus geraden Linien. Ihre liebste Schwester bleibt die Not. Kein großer Meister war selbstzufrieden; der Weg, der ihn von dem Ideal trennte, schien ihm riesengroß. Der Kleine sieht den Abgrund gar nicht. Die Not ließ keinen Meister ruhen. Sie macht nicht schlaff; sie zaubert neue Kräfte und ungeahnte Sehnsüchte aus des Menschen Brust. So begleitet sie jedes schöpferische Wirken. Keine grüblerische Laune, kein selbsterquälter Schmerz führt Michelangelo die Hand: es ist seine Not, aus der heraus er schafft, aber diese seine Not ist Menschennot, ist Heldennot. Wo ein echter Mensch lebt, hat er Ähnliches empfunden. Seligkeit und Qual liegen viel nachbarlicher zusammen, als man vermutet.

Unausdenkbar wäre es, wenn unsere Zeit der Schmerzen nichts als eine Masse von Leid, Jammer, Tränen, Sorge, Elend wäre, die fruchtlos, unergiebig über die Menschheit hereinbrechen und sie knicken würde. Auch der Schmerz ist fruchtbar; auch Bitternis zeugt Leben. Das sind keine gesalbten Predigten, sondern Lebensstatsachen. Unendlich Tiefes verdanken wir der Not. Zwar ist's erbärmlich, über die Not des anderen sich hinwegzusetzen oder gar ihn mitteillos hineinzustoßen. Der einzelne hat kein Richteramt, sondern ein Helferamt. Wo aber die große Not über uns kommt, wo sie aus dem Schoß unserer Natur hervorbricht, um uns zu überfallen, da stelle dich ihr wie der Ritter zum Wegelagerer und wachse, mit ihr kämpfend und ringend! Not ist ein Werkzeug zum Leben. Die Großen erleben sie mehr, als die Geringen. Sie müssen sich mit hundert Teufeln plagen, wo der Kleine sich schon vor einem einzigen ängstigt. Sie leiden für die anderen. Ihre Last dünkt ihnen selbst oft ungerecht; aber sie vergessen dann, daß die schwerere Last nur dort liegt, wo die Schultern stärker ausladen.

Warum das alles so geordnet ist? Das weiß ich nicht. „Wäre es denn nicht bequemer, solche Unmenge der Not zu vermeiden? Hat der Herrgott die Welt nicht falsch eingerichtet?“ Während ihr so die Weltregierung anklagt, sehe ich, wie das Gras sich eben im Sturmwind neigt und kämpfend siegt und wie die Frau dort ihre Einsamkeit nicht verleugnet, aber der Stimmen in ihr Herr zu werden sucht und adelige Strenge sich in ihre Mienen legt, und dann bin ich überzeugt, daß diese Menschen der Lösung des Welt-rätsels näher stehen, als die anderen. Nichts anderes kann ich lebensschöpfend gestalten, als mein eigen Leid.

Sprechsaal

Noch einmal Hausbesitzer und Mieter

Eine vor kurzem im „Hansa-Bund“ erschienene Zuschrift, in der von sachkundiger Seite an einem typischen Beispiel die Notlage dargelegt wird, in welche durch den Krieg der städtische Grundbesitz, der bereits vorher mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, geraten ist, gibt Herrn Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz in Nr. 30 der „Hilfe“ Veranlassung zu einer eingehenden Darlegung, welche, so dankenswert sie auch an sich ist, doch nicht ganz unüberprüfbar bleiben darf. Allerdings zur Diskussion gestellt, wie Herr Dr. Herz wünscht, braucht diese Frage nicht mehr zu werden. Reich, Staat und Gemeinde haben sich schon eingehend mit ihr beschäftigt. Eine Reihe von Verordnungen sind erschienen, Änderungen des bürgerlichen Rechts sind vorgenommen; andere gesetzliche Maßregeln, wie das Gesetz zur Einführung von Schätzungsämtern, sind in Vorbereitung. Trotzdem ist jede ernstgemeinte Anregung, die sich fernhält von der gerade auf diesem Gebiet so üppig wuchernden demagogischen Phrase, mit Dank zu begrüßen.

Zunächst hat Herr Dr. Ludwig Herz unbedingt recht, daß ein Krach auf dem Immobilienmarkt, der nach Kriegsschluß einzutreten droht, unter allen Umständen vermieden werden muß. An einem solchen Krach, das muß einmal deutlich für weite Kreise ausgesprochen werden, sind nicht nur die Hausbesitzer als die zunächst Betroffenen beteiligt, ein solcher Krach müßte verhängnisvoll für unser gesamtes Wirtschaftsleben werden, in dem ja alle Glieder in inniger Wechselwirkung stehen.

Nun droht aber ein derartiger Krach keineswegs allein dadurch einzutreten, daß nach dem Kriege die rückständigen Hypothekenzinsen bezahlt werden müssen. Der Krach kann auch schon dadurch verursacht werden, daß der städtische Grundbesitz durch die Erhöhung seiner Unkosten, dem keine Erhöhung der Einnahmen gegenübersteht, vollständig unrentabel geworden ist. Es scheint mir dabei ziemlich gleichgültig zu sein, ob der sachkundige Mitarbeiter des Hansa-Bundes ein erhebliches Defizit errechnet, der Herr Verfasser des Aufsatzes in der „Hilfe“ noch eine Verzinsung von etwa 3 v. H. für erreichbar hält. Der Ertrag des städtischen Grundbesitzes ist heute im Gegensatz zu früher von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß ein sehr großer Teil der Grundbesitzer nicht mehr imstande sein dürfte, ihren Besitz zu erhalten, selbst wenn auf dem Papier ein kleiner Uberschuß, den jeder Windstoß beiseitigen kann, herausgerechnet wird.

Nun wird in dem Aufsatz der „Hilfe“ die Frage einfach dadurch gelöst, daß ein Gesetz gefordert wird, durch das „auf eine Reihe von Jahren“ die Kündigung von Hypotheken oder deren Zinserhöhung kurzerhand verboten wird; dementsprechend sollen auch Mietsteigerungen für den gleichen Zeitraum untersagt werden, da ja, wie offen zugegeben wird, die Zahlung erhöhter Hypothekenzinsen für den Grundbesitz jetzt fast unmöglich ist. Dieser wohlgemeinte Vorschlag dürfte zu spät kommen, denn die Zinssätze, die den Berechnungen in der „Hilfe“ zugrunde gelegt werden, waren schon vor dem Kriege bei der allgemeinen Erhöhung des Zinsfußes nicht mehr haltbar. Während des nunmehr über zwei Jahre dauernden Krieges dürfte, bis ein solches Gesetz eventuell erlassen sein könnte, sicher mindestens der vierte Teil der ersten, vielleicht die Hälfte der zweiten Hypotheken etwa oder doch annähernd zu demjenigen Zinsfuß verlängert worden sein, welche im „Hansa-Bund“ angegeben werden.

Ein solches Gesetz aber, auf eine Reihe von Jahren erlassen, wäre doch schließlich nichts anderes als ein Moratorium für ein einziges außerordentlich wichtiges Wirtschaftsgebiet, dem andere Moratorien mit Notwendigkeit nachfolgen müßten. Es würde unter Umständen zu großen Härten gegenüber dem Gläubiger führen, ja dessen Ruin, wenn er das ausgeliehene Kapital notwendig gebraucht, verursachen können. Es ist ja auch stets mit Recht als ein großer Vorzug des deutschen Wirtschaftslebens gepriesen worden, daß Deutschland ohne Moratorium ausgetommen ist, während fast alle unsere Gegner zu diesem verzweifeltsten Mittel greifen mußten. Ja, auch die Grundbesitzer haben in ihrer großen Majorität stets ein Hypotheken-Moratorium abgelehnt, in der richtigen Erkenntnis, daß gerade dadurch der in Deutschland so hoch entwickelte Kredit für die Zukunft vollkommen ruiniert werden und damit Wohnungsverforgung und Bautätigkeit dauernd schwer geschädigt werden würde.

Aber es muß doch weiter gebaut werden. Zum Bauen gehört Geld und nochmals Geld. Da hilft sich nun der Aufsatz in der „Hilfe“ sehr einfach dadurch, daß er erklärt, daß zur Ergänzung des oben angeführten Gesetzes „Maßnahmen zur Beschaffung billigen Realkredits“ getroffen werden müssen. Wie das aber zu machen ist, darüber hat man sich schon seit vielen Jahren den Kopf zerbrochen, ohne daß man der Lösung dieser schwierigen Frage wesentlich näher gekommen ist. Schließlich kann der Staat niemand das Geld billiger geben als er es selbst bekommt, der Zinsfuß der mündelsicheren Reichsanleihen befindet sich aber im wesentlichen zurzeit auf der Höhe, die der sachkundige Verfasser des „Hansa-Bund“-Artikels annimmt. Welche Folgen es aber für

den Realkredit, der jetzt eine bisher für unmöglich gehaltene Belastungsprobe zu ertragen hat, haben dürfte, wenn er unmittelbar nach dem Kriege neue Aufgaben, welche mit der Zeit Dugendo von Milliarden erfordern dürften, auf sich nimmt, das zu schilbern, würde weit über den Rahmen dieser Betrachtung führen.

Gerade auf diesem Gebiete hat sich ja die Kriegsgefeßgebung als unendlich gegenreife erwiesen, durch Errichtung von Hypotheken-Einigungsämtern in vielen größeren Städten, deren Aufgabe die Gerichte einzuholen gezwungen sind, und welche für die Zahlung von Kapital und Zinsen wiederholt Aufschub gewähren können, auch allzu hohen Zinsforderungen seitens der Gläubiger entgegenzutreten in der Lage sind. Besonders in Berlin haben sich diese Einigungsämter schnell das Vertrauen der beteiligten Kreise in hohem Maße erworben. Man hat hier — ein außerordentlich glücklicher Gedanke — den Vorbehalt in den einzelnen Ämtern angesehen, mit dem wirtschaftlichen Verhältnissen auf das eingehendste vertrauten Rechtsanwältinnen übergeben, denen ebenso erfahrene Männer aus dem Kreise der Grundbesitzer, der Hypothekenbanken, des Baugewerbes usw. zur Seite stehen. In weit über 90 v. H. der Fälle wird eine Einigung zustande gebracht. Eine auch für andere Wirtschaftsgebiete empfehlenswerte Einrichtung. Selbstverständlich müssen die Hypotheken-Einigungsämter auch nach Beendigung des Krieges als Ubergangseinrichtung in Tätigkeit bleiben, aber schließlich muß doch einmal wieder die Kündbarkeit der Hypotheken in Kraft treten.

Der Artikel in der „Hilfe“ setzt nun einfach die Hypothekenzinsen auf einen Betrag herunter, der schon lange vor Ausbruch des Krieges viel zu niedrig war, er setzt ferner die Unkosten eines Grundstückes viel geringer an, als der Verfasser des von ihm bekämpften Hansa-Bund-Artikels annimmt. Dann wird weiter dargelegt, daß nach einer auf diese Weise aufgestellten Berechnung dem Grundbesitzer bei einem Anlagekapital von 20 000 M. immer noch für „seine geringe Arbeitsleistung“ eine Rente von 1260 M. verbleiben würde. Diese Rente sei „höher als viele landwirtschaftliche oder kaufmännische Unternehmungen nach dem Kriege abwerfen würden“!

Vergessen wird dabei ganz, daß das hier in Frage kommende Kapital sich heute auch bei mündelsicherer Anlage mit mehr als 1000 M. verzinsen würde. Für das große Risiko, welches, wie ja gerade die Verhältnisse während des Krieges auch dem Fernstehenden augenfällig gezeigt haben, der städtische Grundbesitz seinen Besitzern auferlegt, hält der Verfasser also eine Entschädigung von etwa 250 M. — ganz abgesehen von der „geringen Arbeitsleistung“ — für einen genügenden Gegenwert.

Wenn ein gewerbliches Unternehmen mit 80 000 M. fremdem und 20 000 M. eigenem Kapital arbeiten und keinen höheren Ertrag abwerfen sollte, würde es wohl vorzuziehen sein, in einem derartigen Unternehmen nicht als Besitzer und Leiter, der die ganze Last der Verantwortung und des Risikos zu tragen hat, sondern etwa als — Hausdiener tätig zu sein, denn dessen Bezüge würden nach dem Kriege voraussichtlich höher als 1260 M. sein.

Endlich noch ein Wort über die „geringe Arbeitsleistung“. Gewiß mag es Grundstücke geben mit wenigen größeren Wohnungen oder Geschäftsräumen, bei denen ein solches in seiner Allgemeinheit doch sehr angreifbares Urteil zutrifft. Aber auch hier vergißt der Verfasser ganz, daß diese Arbeit besonders in unserer Zeit, da infolge der Abneigung des Kapitals, sich in der Verwaltung von Grundstücken zu betätigen, Grundstücke nur schwer oder überhaupt nicht verkäuflich sind, vielfach von Männern in einem Lebensalter, in dem beispielsweise ein Beamter häufig lange pensioniert ist, ja in sehr vielen Fällen von Frauen besorgt werden muß.

In den weitaus meisten Fällen, fast überall, wo es sich um Kleinwohnungen und ältere Grundstücke handelt, ist diese Arbeit aber durchaus nicht „geringfügig“, sie nimmt gewiß weniger Zeit in Anspruch als manche Arbeit anderer Art. Nimmt man aber einmal an, daß das hier als Beispiel angenommene Grundstück etwa 20 Kleinmieter neben einigen Läden enthält, so verursacht es eine Fülle von recht sorgenvoller unangenehmer Arbeit. Bei jedem Semesterwechsel eine größere Anzahl von Umzügen mit der Sorge der Neuvermietung (in Berlin stehen zurzeit etwa 6 1/2 v. H. aller Wohnungen leer), Verhandlungen mit einer großen Zahl von Respektanten, die Notwendigkeit fortwährender Neuerrichtung der Wohnungen beim Wechsel, Verhandlungen mit einer weiteren großen Zahl von Handwerkern, Streitigkeiten mit — gewiß auch öfters ohne ihre Schuld — mit ihrer Miete im Rückstand befindlichen Mietparteien, Streitigkeiten der einzelnen Mieter unter sich, Emissionsklagen, Forderungen der Baupolizei, eine Fülle von Schreibarbeit für alle möglichen Steuern usw. Hier wendet sich der Gast mit Grausen! Sollte sich wirklich jemand finden, der alle diese geringen Arbeitsleistungen neben den Sorgen für die Hypothekenbeschaffung, Verhandlungen mit Agenten und Geldgebern und dem oben näher dargelegten Risiko für ganze 250 M. oder täglich 69 Pf. übernimmt?

Aber trotzdem braucht sich der Verfasser nicht durch das Gespenst einer allgemeinen Mieterhöhung, wenigstens für eine absehbare Zeit nach dem Kriege, beunruhigen zu lassen. Diese scheint für die meisten Großstädte höchst unwahrscheinlich. Hier

wird nämlich vollkommen vergessen, daß für die Mietpreise nicht nur die Höhe der Hauskosten, Zinsen usw., sondern auch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage maßgebend ist! Da nun in der Stadt Berlin allein, ohne die Vororte, etwa 40 000 Wohnungen, d. h., wie bereits gesagt, etwa $6\frac{2}{3}$ v. H. aller vorhandenen Wohnungen leerstehen und in anderen Großstädten sich meist ähnliche Verhältnisse herausgebildet haben, so erscheint eine Mieterhöhung vollkommen ausgeschlossen.

Zum Schluß noch ein Wort über die während des Krieges aufgelaufenen Miet- und Hypothekenrückstände. Hier bin ich mit dem Herrn Verfasser einverstanden, daß es sich für Mieter und Vermieter um einen Gegenstand schwerer Sorge handelt und die Lösung dieses schwierigen Problems noch nicht gefunden ist. Es erscheint allerdings nicht ganz zutreffend, wenn gesagt wird, daß alle Zinsrückstände abgegolten werden können, wenn zwei Drittel der Mietrückstände der Kriegsteilnehmer, etwa ein Drittel von Staat oder Gemeinde, ein Drittel von dem Kriegsteilnehmer selbst nachträglich gezahlt werden. Hier wird übersehen, daß die Zinsrückstände, wie Herr Dr. Herz annimmt, ja nicht nur durch die fortgefallenen Mieten der Krieger entstanden sind, sondern zum erheblichen Teil auch durch die infolge des Krieges leerstehenden Räume. Hier kommen neben den Wohnungen auch in weitem Maße die ja für die Höhe der Ausfälle weit mehr zu Buch schlagenden leerstehenden gewerblichen Räume, in der Stadt Berlin etwa 20 000 in Betracht. Es muß weiter berücksichtigt werden, daß eine große Anzahl Mieter, namentlich leider auch die Inhaber größerer Wohnungen, die Not der Vermieter zu teilweise sehr bedeutenden Mietherabsetzungen — sogenannte Kriegspreise — auszunutzen verstanden haben, eine von seiten des zahlungsfähigen Mieters im Kriege recht bedenkliche Handlungsweise. Ferner sind eine große Anzahl von Mietern, hier namentlich die Inhaber von gewerblichen Räumen, Zimmervermieter usw., infolge der Kriegereignisse ganz oder teilweise zahlungsunfähig geworden. Schließlich hat auch die Regulierung der Hypotheken, wo sie vor Einrichtung der Hypotheken-Einigungsämter notwendig war, häufig ganz unverhältnismäßige, bar sofort zu zahlende Opfer gekostet.

Trotzdem stimme ich Herrn Dr. Herz gern bei, daß es im hohem Grade bedenklich sein würde, den besitzlosen Mieter — von den anderen sehe ich hier ab — nachträglich zur Zahlung der rückständigen Miete heranzuziehen. Allerdings sind — aus Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum muß ich mir versagen, hierauf näher einzugehen — die einzelnen Rückstände durchaus nicht immer so hoch, daß die Zahlung etwa eines Drittels in kleinen Raten den Mieter in sehr vielen Fällen, wie Dr. Herz fürchtet, ungebührlich belasten würde. Aber eine solche Lösung der Frage, wie ohne weiteres zugegeben ist, würde eine große Verbitterung auslösen, die sich ausschließlich gegen die Vermieter, die selbst unschuldige Opfer der Verhältnisse sind, wenden würde. Es wird, so viele Bedenken gegen eine derartige Lösung auch mit Recht geltend gemacht werden können, nichts übrigbleiben, als daß der Staat hier helfend eingreift. In welcher Weise dies geschehen kann, ohne diejenigen Kriegerfrauen schwer zu benachteiligen, welche es während des Krieges unter großen Opfern fertig gebracht haben, einen Teil ihrer Mietschulden zu bezahlen, und wie diese staatliche Hilfe überhaupt eingerichtet werden soll, das ist allerdings wieder ein sehr schwieriges Problem, mit dem man sich bereits an maßgebender Stelle eingehend beschäftigt hat. So hat die Kommission des Preussischen Abgeordnetenhauses, die zur Beratung des Schätzungsamts-Gesetzes niedergelegt ist, mehrere Resolutionen gefaßt, welche die Regierung zur Bildung entsprechender Fonds auffordert, durch welche notleidende Mieter und Vermieter unterstützt werden sollen. Diese Resolutionen werden jedenfalls im Plenum des Abgeordnetenhauses bald nach dessen Zusammentritt beraten werden.

Man kann Herrn Dr. Ludwig Herz nur dankbar sein, daß er die schwierige Frage, wie die schweren Schäden, welche der Krieg auf diesem Gebiete verursacht hat, im Interesse der Gesamtheit des deutschen Volkes gehoben werden können, in objektiver Weise einmal Kreisen nahegebracht hat, die im allgemeinen derartigen Fragen fernstehen. Freilich, manche Wendungen, wie beispielsweise die Bezeichnung der Grundbesitzer als „Nugnießer des städtischen Bodenmonopols“ hätten nach meiner Auffassung vermieden werden können. Unter „Nugnießer eines Monopols“ pflegt man sich etwas anderes vorzustellen, als eine wirtschaftlich schwer leidende, in ihrer Existenz ernstlich bedrohte Schicht des Erwerbslebens. Möge die Erkenntnis dieser Not und der großen Gefahr, die ein Zusammenbruch des städtischen Grundbesitzes unmittelbar nach dem Kriege für die Gesamtheit haben dürfte — mag der einzelne der Entwicklung unserer Wohnungsverhältnisse gegenübersehen, wie er will —, Gemeingut aller ernst denkenden, sich ihrer Verantwortung bewußten Politiker werden.

Berlin.

Stadt v. Georg Imberg.

Soziale Bewegung

Die Erhöhung der Pfändungsgrenze für Lohn- und Gehaltsforderungen ist während des Krieges nur vorläufig erfolgt. Die Hinaussetzung auf 2000 M. soll zunächst nur ein Ausgleich für die Preissteigerungen sein, sie erledigt aber die vielumstrittene Frage und die peinliche Schiebspraxis des sogenannten „1500-M.-Vertrages“ keineswegs endgültig. Hierzu bedarf es vielmehr einer eingehenderen gesetzlichen Regelung, die voraussichtlich zu einer angemessenen Verteilung des über eine Mindestschutzzgrenze hinausragenden Arbeitseinkommens zwischen Gläubiger und Schuldner unter Berücksichtigung der Familienverhältnisse des letzteren führen wird. Wie die „Köln. Ztg.“ mitteilt, wird die Reichsleitung die Regelung dieser Frage für die Zeit nach dem Kriege einer erneuten Prüfung unterziehen.

Frauenarbeit im Kriege. Das Septemberheft des „Reichsarbeitsblattes“ versucht auf Grund der Krankenkasstatistik eine genaue, amtliche Feststellung über den Umfang der Frauenarbeit im Kriege zu gewinnen. Das Ergebnis der Untersuchung ist indessen nicht erschöpfend. Man wird wohl erst nach dem Kriege bestimmte abschließende Ziffern geben können, die natürlich für unsere gesamte Kriegs-Volkswirtschaft von Bedeutung sind. Das „Reichsarbeitsblatt“ beginnt seine Untersuchung über die Entwicklung der Frauenarbeit während des Krieges mit einem beachtenswerten Vergleich der internationalen Verhältnisse: „Allen kriegsführenden Staaten und selbst den Ländern, die wegen Aufrechterhaltung ihrer Neutralität sich zur Mobilisierung veranlaßt gesehen haben, ist eine mehr oder weniger starke Steigerung der Frauenarbeit während des Krieges gemeinsam. In Großbritannien kommt trotz der getroffenen besonderen Maßnahmen zur Förderung der Erzeugung der Männer- durch Frauenarbeit in den amtlichen Berichten über die Beschäftigung in der Industrie immer wieder zum Ausdruck, daß die Heranziehung der Frauen in noch weit größerem Umfange durchgeführt werden müsse, wenn den Erfordernissen der Kriegswirtschaft Genüge gesehen soll. In Frankreich, das zur Abhilfe der Arbeiternot nicht nur, neben der Kriegsgefangenenarbeit, spanische Arbeiter und Hilfskräfte aus anderen angrenzenden Gebieten, sondern auch Farbige, neuerdings auch Indo-Chinesen, hat heranziehen müssen, haben die Frauen namentlich die landwirtschaftlichen Arbeiten auf die Dauer nicht ausreichend zu bewältigen vermocht. Auch Rußland hat trotz seiner Menschenfülle Mangel an Arbeitskräften und hat eine große Zahl chinesischer Kulis nach dem europäischen Rußland eingeführt, um die landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiten leisten zu können. Demgegenüber hat sich beim deutschen Volke die Notwendigkeit der Ausdehnung der Frauenarbeit während des Krieges ohne wesentliche Schwierigkeiten vollzogen, und es bleibt uns sogar noch ein reichlicher Bestand an weiblichen Arbeitskräften verfügbar (und das nicht erst, seitdem Webstoff- und Bekleidungsindustrie Arbeitsbeschränkungen unterworfen werden mußten). Nach der Arbeitsmarktstatistik sind auf je zwei offene Stellen im Durchschnitt drei Frauen verfügbar.“

Eine neue amtliche Anerkennung des gemeinnützigen Wirkens der Konsumvereine enthält ein Rundschreiben des Präsidenten v. Batocki. Beschwerden von Konsumvereinen über Benachteiligung bei der Verteilung der Waren durch die Kommunalverbände und Zentralstellen bildeten den Gegenstand der Besprechung in einer kürzlich im Kriegsernährungsamt abgehaltenen Konferenz, zu der Vertreter von den drei großen deutschen Genossenschaftsverbänden erschienen. Über das Ergebnis jener Verhandlungen hat Präsident Batocki in einem Schreiben an den Allgemeinen Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften u. a. mitgeteilt: „Die Beschwerden der Konsumvereine über ungenügende Berücksichtigung bei der Lebensmittelpflichtung sind einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Auf Grund dieser Prüfung habe ich die Bundesregierungen ersucht, die ihnen unterstellten Behörden anzuweisen, daß bei der Verteilung der Lebensmittel durch die Kommunalverbände die Konsumvereine nicht ausgeschaltet werden dürfen, daß sie vielmehr in gleichem Maße heranzuziehen sind wie die übrigen Kleinhändler, und daß hierbei grundsätzlich die Zahl der den Konsumvereinen angehörenden Mitglieder zu berücksichtigen ist. — Ich habe ferner die Bundesregierungen ersucht, einer etwa bestehenden ungerechtfertigten Verteuerung der Lebensmittel durch die Kommunalverbände entgegenzutreten.“

Sozialpolitische Zukunftsaufgaben. In einem Leitartikel der „Sozialen Praxis“ über die Arbeiten des jetzt versammelten Herbstreichstages stellte der verdiente Herausgeber, Prof. Dr. E. Franke, am Schluß die großen Ziele und Aufgaben der Sozialpolitik für die Friedenszeit übersichtlich zusammen. Wir lesen da: Dieser Krieg hat bewiesen, welche Fülle von Kraft die deutsche Sozialpolitik unserem Volke verliehen hat. Nicht mindere Kraft aber bedarf es in der Friedensarbeit für den Wiederaufbau unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Darum verkennen alle diejenigen, welche einem Stillstand sozialpolitischer Reformen das Wort reden, die Daseinsbedingungen von Reich und Staat. Wir brauchen eine Hebung und Mehrung unserer Volkskraft. Zu ihren Grundfesten reichen der Arbeiterschutz und die Sozialversicherung. Schonung

der Kinder, der Jugendlichen, der Frauen in ihrer Arbeit, Schutz aber auch den Männern vor den Gefahren des Berufs. Fortführung der Reichswochenhilfe, Verstärkung der Säuglingspflege, Bekämpfung der Seuchen, der Trunksucht, der Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose. Vor allem Wohnungsreform durch Reich, Staat, Gemeinde, damit den sozialen und sittlichen Übeln der Nährboden entzogen werde. Neben den Maßnahmen vorbeugender und heilender Art aber die Hilfe zur Selbsthilfe durch freie Organisation, durch die Entfaltung der Begabungen, durch Aufstieg zur Bildung, durch Erziehung zur Persönlichkeit, durch die Wandlung vom Staatsangehörigen zum Staatsbürger. Einführung eines sozial und wirtschaftlich gerechten Steuerplanes, der die Schwachen und die Starken, je nach Maßgabe ihrer Kraft zu den gewaltigsten Friedenslasten heranzieht. Gleiches Recht für den Arbeitgeber wie für den Arbeitnehmer im Arbeitsvertrage. Gleiches Recht, aber auch gleiche Pflichten für alle Staatsbürger. Wir werden jeden Mann und jede Frau zur Mithilfe am Neubau dringend brauchen. Nur wer mithilft am öffentlichen Leben, jeder an seinem Platze und nach seinen Fähigkeiten, wird sich wohl im neuen Hause fühlen. Darum muß der Weg zu den öffentlichen Aufgaben allen geöffnet werden, die guten Willens und leistungsfähig sind. Das heißt nicht Lohn und Dank für die dem Vaterland in Kampf und Arbeit gebrachten Dienste und Opfer, sondern es ist ein Gebot der Staats-erhaltung. Niemand darf fortgewiesen werden, der mithelfen kann und will, niemand darf verlehrt werden, der redlich sich anbietet. Man lasse jedem seine Sonntagsnachmittagsideale, wenn er nur an den sechs Wochentagen ehrlich am gemeinsamen Werke arbeitet. Im heißen Kampfe wird kein Mensch nach Partei, Stand, Beruf, Glauben und Hoffen gefragt — auch die Friedensarbeit wird für Deutschland ein gewaltiges Mühen und Ringen sein. Der Geist von 1914, die Schützengrabengemeinschaft des Weltkrieges muß auch im Frieden walten.

Die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1915. Wie auf die freien Gewerkschaften und die Hirsch-Duncker'schen Gewertvereine, hat der Krieg auf die christlichen Gewerkschaften außerordentlich eingewirkt. Das spiegelt sich vor allem in der Mitgliederbewegung wider. Nach dem jüngst veröffentlichten Bericht der christlichen Gewerkschaften betrug die Mitgliederzahl der christlichen Gewerkschaften Ende 1913: 341 735; Ende 1914: 218 197; Ende 1915: 162 425. Im Jahresende 1915 standen 130 957 christliche Gewerkschaftler im Kriegsdienste. Zählt man die Kriegsteilnehmer zu den vorhandenen zahlenden Mitgliedern, so ergibt sich eine Zahl von 313 382. Aus diesen Ziffern zieht der Berichtsfasser der christlichen Gewerkschaften den Schluß, daß der Krieg die Gewerkschaften voraussichtlich weniger dauernd angreifen werde, als zumeist befürchtet worden sei. Die Zahl der weiblichen Mitglieder in den christlichen Gewerkschaften betrug im Jahre 1915: 24 242, gegen 25 624 im Jahre vorher.

Einen Appell an die aus dem Heeresdienst entlassenen Gewerkschaftler richtet die christliche „Baugewerkschaft“. Sie schreibt u. a.: „Nur ein Teil, und nicht der größte, findet den Weg von selbst wieder zur Organisation zurück... Durch so manches unrühmliche und unverständliche Verhalten Daheimgebliebener wird den Entlassenen nicht nur ein schlechtes Vorbild gegeben, sondern es weckt auch stärkste Entrüstung. Auch Unzufriedenheit mit den Leistungen des Verbandes bzw. der Unterstützungstätigkeit tritt zutage... Am allerbedenklichsten und bedauerlichsten ist und bleibt, mit ganz geringen Ausnahmen, die Haltung der zu Arbeitsdiensten Reklamierten. Die Furcht, bei nicht ganz rückgratlosem Verhalten eingezogen zu werden, ist die Ursache ihres hundsstötischen Benehmens. Natürlich sind sie der Meinung, daß ihre Verbandszugehörigkeit als Stein des Anstoßes in den Augen des Unternehmers gelten könnte. Weber über diese noch über alle anderen, die die jetzige Zeit für am günstigsten halten, um dem Verbands den Rücken zu kehren, wollen wir ein weiteres Wort verlieren. Die Zeit wird kommen, wo anders mit ihnen geredet wird.“ Trüb ist auch der Blick, den die „Baugewerkschaft“ in die Zukunft tut: „Es soll und darf kein Zweifel darüber bestehen, daß wir starke Arbeiterorganisationen nach Kriegsschluß notwendiger denn je haben. Wer die Entlassung verfolgt und die Aufgaben sieht, die uns zu lösen gestellt sind, sieht mit mancherlei Sorge in die Zukunft. Die Arbeiterorganisationen sind durch den Krieg teilweise nur gering, und zwar im Handwerk, geschwächt, teilweise sind sie auf ihrem alten Stand geblieben oder haben sich noch verstärkt. Die Streitversicherungsgesellschaften der Arbeitgeber haben ihre Reserven erheblich vermehrt. Wirtschaftlich hat die Industrie, in erster Linie die, die mit Kriegslieferungen bedacht ist, sich sehr erholt. Umgekehrt aber gehen die Arbeiterverbände nicht ungeschwächt aus dem Krieg hervor. Ihre Mitgliederzahlen sind gesunken, finanziell sind sie teilweise geschwächt oder wenigstens nicht stärker geworden. Das ist die Situation, wie sie jetzt schon klar vor uns steht. Führt man sich dann noch die großen gesellschaftlichen Aufgaben auf dem Steuer- und Wirtschaftsgebiete vor Augen. Ist da nicht mit aller Eindringlichkeit und absoluter Klarheit der Weg gekennzeichnet, den eine Arbeitergewerkschaft und auch jeder einzelne Arbeiter zu gehen hat?“

Büchertisch

Monopole und Monopolsteuern. Dr. jur. et phil. Goldstein, Leipzig 1916. 1 M. Da nach dem Kriege der Staatsbedarf ungeheuer steigen muß, wird viel von der Einführung der in Deutschland wenig beliebten Monopole gesprochen. Besonders sozialdemokratische Schriftsteller treten für sie ein, die durch sie aus der Zwidmühle herauskommen wollen, da sie einsehen, daß die erforderlichen Summen durch direkte Steuern allein unmöglich aufgebracht werden können und doch von der allgewohnten, im Parteiprogramm festgelegten Ablehnung von Verbrauchssteuern nicht abgehen wollen. Sie vergessen dabei, daß ein Monopol eine verschleierte Verbrauchsabgabe enthält, deren Höhe von der Regierung, nicht aber von der Volksvertretung bestimmt wird. Goldstein hat geschickt alles zusammengefaßt, was sich gegen Monopole sagen läßt, er will sie allerhöchstens in Form gemischt wirtschaftlicher Unternehmungen dulden. Bei dem Nachweis, daß Monopole nicht ergiebiger sind als Steuern, wäre ein größeres Zahlenmaterial erwünscht. Es fehlt namentlich eine Berechnung über die Belastung der Verbraucher, die dadurch entsteht, daß regelmäßig ein größerer Betrag überwälzt wird, als die Steuer ausmacht. Bemerkt muß dabei noch werden, daß hohe Verbrauchssteuern erfahrungsgemäß zur Konzentrierung in Großbetrieben und damit zu Privatmonopolen führen. Lehrreich ist die Darstellung der größeren im Ausland eingeführten Monopole, bei der der Hinweis auf die Klagen des behördlich geregelten Tabakbaues in unserer Zeit gesellschaftlicher Bewirtschaftung von Interesse ist. Ein Vorbehalt muß gemacht werden. Was an französischen Monopolbetrieben, von rumänischen ganz zu schweigen, schlecht ist, braucht nicht notwendigerweise auch bei uns schlecht zu sein. Frankreich ist das Dorado des Bürokratismus, verschärft durch Schlämperei und Unzuverlässigkeit des Beamtentums, über die eine gewisse Liebesswürdigkeit der Form im Verkehr der Oberbehörden nicht hinwegtäuschen darf. Um das auszutüfteln, braucht man nur einmal z. B. auf einem Pariser Postamt einen eingeschriebenen Brief aufzugeben. Und daß die Rauchmaterialien dort miserabel sind, während das, was man in Oesterreich und auch in Italien erhält, recht gut ist, liegt wohl zum größten Teil daran, daß der Einkauf des Tabaks Ingenieuren des staatlichen Wegebauamts übertragen ist oder wenigstens lange Jahre hindurch war. Im übrigen drücken auch hohe Verbrauchssteuern auf die Qualität der Waren, und unsere Zigaretten und Streichhölzer sind im letzten Jahrzehnt erheblich schlechter geworden. Herz.

Arthur Norden und Dr. M. Friedländer: Das Kriegssteuer- (Kriegsgewinnsteuer) vom 21. Juni 1916. Für die Praxis erläutert unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Kriegsgewinn-Rücklagegesetzes vom 24. Dezember 1915. Berlin 1916, J. Guttentag. Geb. 4 M. mit Indeg. 234 S.

Die Kriegssteuererlasse: Rücklagegesetz mit Ausführungsbestimmungen, Kriegssteuer-, Besißsteuer-, Tabakabgaben-, Frachturkundenstempel-, Post- und Telegraphengebühren- und Warenumschlagsteuer-Gesetz. Berlin 1916, J. Guttentag. Geb. 1,50 M. Schlagwortregister. 100 S.

Richard Holz: Das Kriegshinterbliebenen-Verjüngungsrecht. Eine systematische Darstellung. Berlin 1916. Carl Heymanns Verlag. 102 S. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Reichsgesetzliche Verjüngung der Kriegsteilnehmer und ihrer Hinterbliebenen, einschließlich der Kapitalabfindung. Leipzig 1916, Ferd. Hirt u. Sohn. 15 S. 30 Pf.

Dionys Bedt: Die Ausschaltung des Goldgeldes aus dem allgemeinen Bargeldverkehr. Separatabdruck aus dem „Fester Lloyd“, 19. April 1916. 13 S.

An die deutschen Geschworenen. Ein Wegweiser von Landgerichtsrat Dr. v. Holten. Magdeburg. Preis 1 M. Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig. Dieses Buch sollte besser heißen: „Gegen Schwurgerichte und Verteidiger“. Beide werden aufs schärfste und zum großen Teil mit Uebertreibungen und schiefen Argumenten angegriffen. Die Schwurgerichte stellt der Verfasser auf eine Stufe mit einer Kommission von ärztlichen Laien, die bei bestimmten Krankheitsfällen, wie Krebs und Tuberkulose, die Diagnose zu stellen hätten. Am liebsten möchte er die Laien ansehend überhaupt aus der Strafrechtspflege verbannen, wenn er auch zugibt, daß sich die Rechtspredigung der Schöffengerichte im allgemeinen als praktisch bewährt habe. Hingegen finden alle noch so gekünstelten Rechtsauslegungen durch das gelehrte Richteramt, wie z. B. die Lehre vom unauglichen Versuch, seinen vollen Beifall. Ja, er macht einem Verteidiger, der es wagen wollte, das Schwurgericht in diesem Punkt zu einer anderen Auffassung zu bestimmen, hieraus geradezu einen sittlichen Vorwurf. Auf welchem Niveau sich seine Angriffe gegen die Verteidiger bewegen, zeigt z. B., daß er mit ausdrücklicher Zustimmung die Äußerung eines Marineoffiziers anführt, der gegenüber einer englischen Denkschrift sagt: „Wenn Staatsmänner solche Reden schreiben, brauchen sie gern schöne Worte, ebenso wie der Rechtsbeistand eines Angeklagten auf die Geschworenen durch solche zu wirken sucht, ohne selbst

dar an zu glauben.“ Herr v. Hatten hat offenbar von der schweren Aufgabe des Verteidigers eine Auffassung, die hoffentlich für die deutschen Strafrichter nicht typisch ist. End.

Reichsgerichtsrat Conrad. Das Gesetz über den Belagerungszustand in der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Berlin, bei D. Liebmann. Gdb. 4,50 M.

Dr. Strupp. Deutsches Kriegszustandsrecht. Ein Kommentar des im Deutschen Reiche geltenden Ausnahmevertrags für Theorie und Praxis. Berlin, bei C. Heymann. Gdb. 4 M.

Von diesen beiden Ausgaben des Gesetzes über den Belagerungszustand verdient die Strupp'sche für die Praxis den Vorzug. Conrad gibt lediglich recht umfangreiche und gewiß lehrreiche Auszüge aus den Entscheidungen des Reichsgerichts in systematischer Anordnung. Strupp erörtert hingegen selbständig die zahlreichen Fragen, zu denen das so unvollkommene und veraltete Gesetz Anlaß gibt, unter möglichst vollständiger Heranziehung der Judikatur und Literatur; übrigens gibt er auch eine Erläuterung des bayerischen Gesetzes über den Kriegszustand. Wenn man im Einzelfall die Gründe des Reichsgerichts genau studieren will, ist freilich Conrads Buch ein sehr willkommenes Hilfsmittel. In wissenschaftlicher Bedeutung wird es aber von Strupps Kommentar übertroffen. End.

Kriegererzogen. Zeitgemäße Fragen aus dem Gebiet des bürgerlichen Rechts und der Zwangsvollstreckung für unsere Krieger und deren Angehörige, bearbeitet von Mitgliedern und Freunden des deutschen Richterbundes. Herausgegeben von F. J. Schold. Inhalt: Einfluß des Krieges auf Verträge; Schutz der Schuldner nach den Kriegsgesetzen; Die Geschäftsaufsicht zur Anwendung des Konkursverfahrens; Binde für die Gläubiger; Das Mahnverfahren; Wechselverkehr ohne Protest (oder mit Protest); Der Ehemann steht im Feld; Ratschläge aus dem Gebiet des Vormundschafts- und Nachlasswesens; Verhalten bei Ueberwindung des Nachlasses und Verfolgung von Nachlassansprüchen gegen Erben; Gesetzliche Erbfolge, Pflichtteil, Errichtung von Testamenten; Merkwürdige Fälle aus den Kriegsgesetzen.

Die Gedenkblätter für Gefallene. Aus dem Preisenschriften des Rittersbundes. 143. Flugsschrift. Georg S. W. Callwen in München. 60 Pf.

Der Kolch auf tönernen Füßen. Gesammelte Aufsätze über Rußland von Prof. Dietr. Schäfer (Unser Volk inmitten der Mäorie), Arkel Kiple (Die moskowitzische Staatsidee), Archivar Paul Karge (Rußland ein Nationalitätenstaat), Dmytro Donzow (Das veränderte Rußland), Dr. Josef Neumann, Frohnau (Das Wirtschaftsleben der westrussischen Grenzländer), Prof. Rud. Eucken (Sinnland und die Finnländer), Prof. J. Haller (Die baltischen Provinzen), Arkel Kiple (Litauer und Weißrussen), Leon Wasilewski (Die politischen Parteien in Rußisch-Polen), Eugen Lewicki, M. d. Reichsrats (Die Ukraine), Dr. Ad. Birr (Der Kaukasus), Atidjura Oglu Jusuf (Die mohammedanischen Turko-Tataren Rußlands); herausgegeben von Arkel Kiple. J. F. Lehmanns Verlag, München 1916. Geh. 2,50 M. 179 S.

Das Baltische. Die baltischen Provinzen und ihre deutsche Kultur. Mit Beiträgen hervorragender Baltien und vielen Bildern herausgegeben von P. Rohrbach. Der gelbe Verlag Walter Blumtritt in Danzig. 64 Bildseiten, 63 Textseiten. 2,20 M. Das Heft scheint mir die beste Publikation des gelben Verlags. Auswahl des Bildmaterials, Reproduktionstechnik sind vorzüglich, selten gut das Verständnis für Architekturphotographie. Die hervorragenden baltisch-deutschen Mitarbeiter bzw. Auswahl aus den Schriften verstorbener großer Baltien heben das Buch weit über den Durchschnittsbericht der Kriegsliteratur.

König, Reinhold. Belle-Alliance, Darstellung des Sommerfeldzuges von 1915. Mit 8 Kartenskizzen. Leipzig 1914, R. F. Köhler.

Tage des Krieges. Von Major E. Morath. Militärische und politische Betrachtungen 1914 bis 1916. Hutten-Verlag, Berlin SW. 11. Zwei starke Bände, Großoktav, auf holzfreiem Papier mit sieben farbigen Karten von sämtlichen Kriegsschauplätzen und 72 Kartenskizzen im Text. Beide Bände broschiert M. 10,—, eleg. gebd. M. 12,—.

Der Ankündigung des Buches fügt der Verlag hinzu: Ein dritter Schlußband wird folgen. Hoffentlich behält der Verlag mit seinem Optimismus recht, daß es der Schlußband ist, der folgt. Aber wer einen so guten Berater hat, wie den Major Morath, der mag berechtigt sein, so zu sprechen. In seinen militärischen Aufsätzen im „Berliner Tageblatt“ hat sich Morath immer als sachkundiger Darsteller und Kritiker des Fortganges der Kriegereignisse bewährt, gleich weit entfernt von prahlerischer Schönfärberei und schwarzseherischem Pessimismus. Als wir Anfang Oktober 1914 in der Gegend von Reims die längere Zeit vermissten Zeitungen wieder zu sehen bekamen, waren wir angenehm überrascht von der Klarheit, mit der im Gegensatz zu fast allem anderen, was uns zu Gesicht kam, Major Morath die schweren Ereignisse von der Marne beurteilte, die unser Regiment soeben miterlebt hatte. Und so war es später noch öfter. Heute, wo ich in Ruhe die in zwei starken Bänden gesammelten Kriegsaufsätze Moraths lese

oder zum großen Teil wieder lese, bestätigt sich mir dieser Eindruck von damals aufs neue. Morath sagt in seinem Vorworte selbst, daß er, ohne sich aufs Prophezeien legen zu wollen, der täglich wiederkehrenden Frage „Was wird nun?“ nicht ganz aus dem Wege gegangen sei. Gewiß kommt dabei manche „Prophezeiung“ zustande, die nachher nicht ganz eingetroffen ist. Im großen und ganzen aber hat sich Morath, das läßt sich jetzt vielfältig nachprüfen, als vorsichtiger und guter Urteiler erwiesen. Und vielleicht ist das für den, der in späterer Zeit die Geschichte des großen Weltkrieges studiert, gerade besonders wertvoll, neben dem objektiven Bericht über den Fortgang der Ereignisse auch die jeweilige Beurteilung durch einen klar blickenden und militärisch hervorragend Sachverständigen von Fall zu Fall zu verfolgen. Schon jetzt, ehe der Krieg zu Ende gegangen ist, streichen die beiden ersten Morath'schen Bände nicht bloß für die Tatsachen, sondern auch für die Hoffnungen, Enttäuschungen und freudigen Ueberraschungen das Gedächtnis in wertvoller Weise auf und stärken damit das Verständnis für die Zusammenhänge des bisherigen Kriegsverlaufs. Es ist ein Buch, das zu lesen sich lohnt, auch wenn man einen großen Teil der in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Aufsätze früher schon gelesen hat.

Heile.

An den Grenzen Rußlands. Elf Abhandlungen aus der Sammlung Der Weltkrieg. Sekretariat sozialer Studentenarbeit. Volksvereinsverlag München-Gladbach 1916. 253 Seiten.

Inhalt: Der Krieg und die Polen (Jul. Bachem) — Das russische Volk (Bruno Krenser) — Die russische Kirche (Seb. Merkle) — Kurland (Hannj Brentano) — Der Weltkrieg und Litauen (Kasimir Brunavietis, Kowno) — Litauen und Besarabien (Georg Schemaitis) — Die Ukraine (Wilhelm Kist) — Die Russen in Lemberg (Maria v. Gember, Lemberg) — Rumänien (J. B. Krauß) — Bulgarien (Krauß) — Rußland Serbiens Totengräber (Graf Spiridion Gopcevic). 2,80 M.

v. Heggendorf, Gedanken über die Erziehung der deutschen Jugend. Leipzig, Dr. M. Jänes, 1916. 75 Pf. 61 Seiten.

Dr. Ludwig Geiger, Geh. Reg.-Rat, Professor an der Universität Berlin: Los von Italien? Dresden und Leipzig, Globus 1916. 1,50 M. 56 Seiten.

Der bekannte Forscher auf dem Gebiet italienischer Kultur antwortet auf diese Frage mit überzeugendem Nein, das er auch durch weltwirtschaftliche Gründe stützt. Wie wir uns politisch zu Italien stellen, ist natürlich eine andere Frage.

Friedrich List, Deutschlands größter Volkswirt in seinem Wirken und seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Prof. Dr. Franz v. Wammen. (Heft 5 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Dresden, Globus-Verlag.) Preis 1,50 M. 98 Seiten.

Eine lang entbehrte volkstümliche Schrift über List, nach dem jetzt in Erfüllung seiner Prophetien weite Kreise fragen. Wertvolle Literaturübersicht.

Artur Dinter, Weltkrieg und Schaubühne. Band 1 der Sammlung Deutsche Erneuerung. J. F. Lehmann, München 1916. 62 S., geh. 1 M. Verf. fordert die Schaffung „eines Reichsverbands zur idealistischen Erneuerung der deutschen Schaubühne“.

Karl Hildebrand, Die Donaumonarchie im Kriege. Wilhelm Braumüller, Wien, Leipzig 1916. 269 S., geh. 2,60 M. „Studien und Eindrücke, Juni/Juli 1915“, die der schwedische Reichstagsabgeordnete Hildebrand, eingeladen von der Obersten Heeresleitung unserer Verbündeten, von der Front und von den politischen, wirtschaftlichen Verhältnissen und Aufgaben Oesterreich-Ungarns gesammelt hat.

K. F. Rindl, Prof. a. d. Universität Graz: Polen (mit einem geschichtlichen Ueberblick über die polnisch-ruthenische Frage). Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt Nr. 547. Eine hervorragende wichtige ethnographisch-politische Studie des rühmlich bekannten Historikers für osteuropäische Geschichte. Leipzig-Berlin 1916, B. G. Teubner. Geb. 1,25 M.

Dieudrich Bischoff: Religion und Freimaurerei. Zeitschrift 15. E. Diederichs, Jena 1916. 27 Seiten. 60 Pf.

Hermann Herrigel: Volksbildung und Volksbibliothek. Eine Wochenschrift. Zeitschrift 14. E. Diederichs, Jena 1916. 31 Seiten. 60 Pf. Gegen die Halbbildung der Bielefelder nützlich.

Eduard Hassenpflug: Der Weg zum Herzen der Natur. Ein Wegweiser für die Schulbiologie. Band 5 der „Allgemein pädagogischen Schriften“, herausgegeben von Karl Köhler. Umfang: 25 Bogen und 10 Tafeln. Schulwissenschaftlicher Verlag M. Haase, Leipzig. Preis geh. 8 M., geb. 9 M.

Die Einheitschule. Von Kurt Frickhe. (Heft 21 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber: Prof. Dr. Franz v. Wammen.) „Globus“, Wissenschaftl. Verlagsanstalt Dresden. 82 Seiten. Preis 1,50 M.

Amerika und Deutschland während des Weltkrieges. Von Ludwig Fuld a. (Heft 22 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber: Prof. Dr. Franz v. Wammen.) „Globus“, Wissenschaftl. Verlagsanstalt Dresden. Preis 1,20 M. 38 Seiten.

Eine volkspshologische Studie über die amerikanische Parteibildung zum Weltkrieg. Auf Grund eigener Kenntnis von Land und Leuten.

Dr. E. Lehmann: **Deutsche Zuversicht.** Predigt nach dem Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg, gehalten am 10. September 1916 in der Lutherkirche zu Mannheim. Preis 15 Pf. Reinertrag für den Schriftenvertrieb an die Front.

Schlüßengrabenbücher für das deutsche Volk. Berlin 1916, Verlag Karl Siegmund. Preis je 20 Pf. Daraus: E. Jäch: Die Türken und Deutschland; Hermann Lepp: Unser Wirtschaftskrieg gegen England; Wilhelm Schidenberg: Kriegsarbeit und Kriegsfürsorge; Dietrich Schäfer: Die deutsche Kultur und ihre Aufgaben.

Feldbücherausgabe des Verlages Egon Fleischel. Preis je 1 M. Daraus: G. Frhr. v. Ompteda: Alle Neune; Cäsar Fleischel: Heimat und Welt (Gedichte); Wilhelm Holzamer: Der arme Lukas; Raoul Huernheimer: Herzen in Schwere.

Dr. Ant. Grits, k. k. Landeskonservator im Küstenland: **Oesterreichs Kampf für sein Südländ am Isonzo 1615 bis 1617.** Als eine Chronik des Zweiten Friauler Krieges. Nach zeitgenössischen Quellen. 168 S. mit 49 Abbildungen nach alten unbekannten Stichen und Karten. Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien 1916. Preis 4 M. Das sehr reizvoll ausgestattete Buch erzählt annützig die Geschichte siegreicher Kämpfe, die Oesterreich in den heut wieder heiß umstrittenen Kampfgebieten bei Görz und am Isonzo, selbst zur See gegen Venedig geführt hat. Wiederentdeckung eines alten österreichischen Helden: des Generals Trautmannsdorff.

Briefkasten

Gefreiter stud. theol. Wismann: Jemand durch Hinweis auf gerechtere Steuerpolitik, gerechtere Sozialpolitik, höhere Allgemeinbildung der Volksmassen usw. beweisen zu wollen, daß es ein hohes Glücksgut ist, Deutscher zu sein, das ist immer ein verfehltes Unternehmen. So ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erlangen. Ich empfehle Ihnen zu lesen, was Heinrich v. Kleist vor reichlich hundert Jahren in gleicher Sache schrieb:

Heinrich v. Kleists Katechismus der Deutschen

zum Gebrauch für Kinder und Alte.

Erstes Kapitel.

Von Deutschland überhaupt.

Frage: Sprich, Kind, wer bist du?

Antwort: Ich bin ein Deutscher.

Frage: Ein Deutscher? Du scherzest. Du bist in Meissen geboren, und das Land, dem Meissen angehört, heißt Sachsen!

Antwort: Ich bin in Meissen geboren, und das Land, dem Meissen angehört, heißt Sachsen; aber mein Vaterland, das Land, dem Sachsen angehört, ist Deutschland, und dein Sohn, mein Vater, ist Deutscher

Zweites Kapitel.

Von der Liebe zum Vaterland.

Frage: Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antwort: Ja, mein Vater, das tu ich.

Frage: Warum liebst du es?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Antwort: Nein, mein Vater, du verführst mich.

Frage: Ich verführe dich?

Antwort: Ja, denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so liebhaben, wie jetzt Deutschland.

Frage: Warum also liebst du Deutschland?

Antwort: Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!

Frage: Du hättest es mir schon gesagt?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Dreizehntes Kapitel.

Von den freiwilligen Beiträgen.

Frage: Den Gott mit Gütern gesegnet hat, was muß der noch außer dem Ergreifen der Waffen für den Fortgang des Krieges, der geführt wird, tun?

Antwort: Er muß, was er entbehren kann, zur Bestreitung seiner Kosten hergeben.

Frage: Was kann der Mensch entbehren?

Antwort: Alles, bis auf Wasser und Brot, das ihn ernährt, und ein Gewand, das ihn bedt.

Frage: Wie viele Gründe kannst du anführen, um die Menschen, freiwillige Beiträge einzuliefern, zu bewegen?

Antwort: Zwei: einen, der nicht viel einbringen muß, und einen, der die Führer des Krieges reich machen muß, falls die Menschen nicht mit Blindheit geschlagen sind.

Frage: Welcher ist der, der nicht viel einbringen wird?

Antwort: Weil Geld und Gut gegen das, was damit erungen werden soll, nicht würdig sind.

Frage: Und welcher ist der, der die Führer des Krieges reich machen (d. h. viel Geld in die Kriegskassen schafften) muß, falls die Menschen nicht mit Blindheit geschlagen sind?

Antwort: Weil es die Franzosen sonst doch wegnehmen.

Sechzehntes Kapitel. (Schluß.)

Frage: Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Oesterreich, der für die Freiheit Deutschlands die Waffen ergriff, nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben?

Antwort: Nein, mein Vater.

Frage: Warum nicht?

Antwort: Weil Gott der oberste Herr der Heerscharen ist und nicht der Kaiser, und es weder in seiner, noch in seines Bruders, des Erzherzogs Karl Racht steht, die Schlachten, so wie sie es wohl wünschen möchten, zu gewinnen.

Frage: Gleichwohl ist, wenn der Zweck des Krieges nicht erreicht wird, das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden?

Antwort: Wenngleich, mein Vater.

Frage: Was; wenngleich! — Also auch, wenn alles unterginge und kein Mensch, Weiber und Kinder miteingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen?

Antwort: Allerdings, mein Vater.

Frage: Warum?

Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.

Frage: Was aber ist ihm ein Greuel?

Antwort: Wenn Sklaven leben.

Heile.

Für die Verbreitung Raumannscher Aufsätze aus den letzten Wochen, besonders von „Der zweite Anfang“ in Nr. 36, sind uns von Herrn E. M. in St. 20 M. überwiesen worden. Mit bestem Dank bringen wir dies hier zur Kenntnis unserer Leser und stellen die Hefte, soweit sie noch vorhanden sind, zur Verfügung. Wegen der Verordnungen über Papiersparris können wir jetzt die Auflagen nicht in unbegrenzter Höhe drucken; falls die Hilfe-Nummern zu Ende gehen, würden wir Kriegs- und Heimatchronik Nr. 25 zur Verlesung empfehlen, auf deren Umschlag „Der zweite Anfang“ abgedruckt ist.

Empfangsbestätigungen über Geldsendungen können wir nur schicken, wenn das Porto dafür beigefügt ist. Den Absendern von Postanweisungen dient ja die Postquittung als Bescheinigung. Geldsendungen im Brief bitten wir dringend zu vermeiden, da sie häufig in Verlust geraten.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Freiwillige Gaben:

Zur Verlesung der „Hilfe“ ins Geld: je 1 M.: 1173. b. R. M. im Felde, 1173. w. A. im Felde, 1173. w. B. im Felde, 1173. St. 11. b. R. F. in M., je 2 M.: 1173. Sch. im Felde, 1173. w. d. R. M. im Felde, 1173. Oblt. R. B. im Felde, 1173. w. B. im Felde, 1173. 4 M.: 1173. G. im Felde, 1173. Dir. Sch. in F., 1173. G. M. in St. (zur Verbreitung der letzten Hilfe-Nr. mit den Aufsätzen Dr. Raumanns), 1173. Frl. D. in G. (zur Verbreitung der Nr. 38 der „Hilfe“).

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Eise Relling, Berlin. Druck: Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Geschäftliche Mitteilungen

Das **Thüringer Waldsanatorium Finkenmühle**, welches den ganzen Sommer vorzüglich besucht war und seinen Gästen auch in dieser schwierigen Zeit gute Verpflegung bieten konnte, teilt uns mit, daß es auch wie bisher während der Herbst- und Wintermonate geöffnet bleiben wird und die herrlichen Spätsommertage ganz besonders zu einer **Erholungsreise** einladen.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Reits das Rückporto beizufügen.
Bierjahrespreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.,
Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur
direkt vom Verlag der „Hülfe“) 1 M.
Fernsprecher: Amt Lübow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontakzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reklamezeile 1,50 M.,
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeliefert. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Seimatichronik. — **Friedrich Naumann:** Die Weltwirtschaft
nach dem Kriege. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:**
Das Geld bleibt im Lande. — **Dr. Paul Simon:** Zur
Naturgeschichte des französischen Volkscharakters. — **Dr.
Barnack:** Die Steuer nach dem Familienstand. — **Miles:**
Annarsch. — **Gottfried Traub:** Lat. — Soziale Bewegung. —
Büchertisch. — **Friedrich Naumanns Reichstagsrede:** Mittel-
europa. England und der Weltkrieg. Der Krieg als Erzähler.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 8. Oktober.

Die fünfte deutsche Kriegsanleihe hat wiederum einen überraschend großen Erfolg gehabt: 10,59 Milliarden Mark. Im ganzen sind bisher 46½ Milliarde Kriegsanleihe aufgenommen worden. Viele von uns hatten geglaubt, daß dieses Mal der Ertrag um ein beträchtliches niedriger sein müßte, weil die Verwertung der gewerblichen Lagerbestände in Geld mehr oder weniger vollzogen ist. Es ist anzunehmen, daß inzwischen die Geldverhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung sich so weit erhöht haben, daß von dort aus teils direkt und noch mehr indirekt durch Sparlassen und landwirtschaftliche Genossenschaften starke Einzahlungen gemacht werden konnten. Es darf dabei natürlich nicht übersehen werden, daß das, was heute eine Kräftigung unserer Kriegsführung ist, in Zukunft als Belastung des Staatshaushalts erscheinen wird. Wenn allein das Schuldzinsentkonto der deutschen Reichsverwaltung um über zwei Milliarden jährlich steigt, so wirkt das unsere bisherigen Begriffe vom Staatshaushalt über den Haufen. Gleichzeitig ist zu beachten, daß durch die Kriegsanleihen die Zahl der zukünftigen Staatsrentner eine unverhältnismäßig große sein wird. Zunächst aber können uns diese Zukunftsbedenken nicht abhalten, uns über den tatsächlichen Gegenwartserfolg zu freuen.

In der italienischen Zeitung „Italia“ wendet sich der italienische Politiker Marchese Crispolti gegen eine großsprecherische Rede des englischen Kriegsministers Lloyd George. Wenn dieser an den zwanzigjährigen Krieg Englands gegen Napoleon I. erinnere, so sei das leere Rhetorik. Die damaligen Kriege konnten zwanzig Jahre dauern, weil sie den Engländern geringe Opfer an Geld und Blut auferlegten. Eine Nation von 70 Millionen, wie es die Deutschen sind, bis zur Ohnmacht bekämpfen zu wollen, sei vollkommen aussichtslos. Eine dahingehende Abicht aber auszusprechen, sei töricht, weil man dadurch nur den Widerstand aufs äußerste aufstachelte.

Der Deutsche Kaiser befindet sich an der Ostfront und begrüßt insbesondere die Generale v. Linzungen und v. der Marwitz.

Montag, 9. Oktober.

Während in der Haushaltskommission des Reichstages bei verschlossenen Türen über die Unterseeboot-Frage verhandelt wird, wird die Öffentlichkeit durch die erfreuliche Nachricht überrascht, daß das Kriegsunterseeboot „53“ zu einem Besuch

in Newport (Rhode Island) in Nordamerika eingetroffen ist. Das U-Boot hat den Atlantischen Ozean in siebzehn Tagen durchquert. Nach zweistündigem Aufenthalt verließ es den amerikanischen Hafen, ohne Brennstoff oder anderes Material aufgenommen zu haben. Der Zweck des Besuches besteht wohl darin, der Welt zu zeigen, daß unsere Unterseeboote nicht auf die Küsten Europas beschränkt sind, und gleichzeitig den Amerikanern Gelegenheit zu geben, ihr korrektes völkerrechtliches Verhalten gegen ein vorübergehend anwesendes Kriegsschiff zu beweisen. — Vom Handelsunterseeboot „Bremen“ haben wir seit unserer Nachricht vom 27. September nichts wieder erfahren.

Die Zentrums-Parlaments-Korrespondenz veröffentlicht eine Erklärung, um Mißverständnisse in der Frage des U-Boot-Krieges zu beseitigen. Es heißt dort: Für die Beurteilung der militärischen Seite der ganzen Frage kann natürlich nur die Oberste Heeresleitung, also letzten Endes Hindenburg, maßgebend sein. Aus dieser Haltung der Zentrumsmitglieder des Ausschusses aber eine Annäherung an jene Gruppe, die unter allen Umständen den rücksichtslosen U-Boot-Krieg verlangen, zu folgern, das geht denn doch nicht an. Das Zentrum wird im übrigen, wie schon so oft, so auch hier den ehrlichen Versuch machen, die innere politische Geschlossenheit des Reichstages aufrechtzuerhalten und zwischen den einander widerstrebenden Anschauungen zu vermitteln. Sie läßt sich in diesem Bestreben einzig und allein leiten von dem Gedanken, daß innerpolitische Gegensätze, die aus der Frage des U-Boot-Krieges erwachsen könnten, wenn sie nicht ausgeglichen werden, auf die Stimmung unseres Volkes verhängnisvoll wirken könnten. Es liegt daher im vaterländischen Interesse, solche Gegensätze zu verhüten und, wenn nötig, zu überbrücken und dem Gedanken eines einheitlichen Durchhaltens zu festigen.

In Griechenland gibt es wieder einmal ein neues Ministerium. Der König beauftragte den Professor Lambros mit der Kabinettsbildung. Lambros ist Geschichtsforscher, Kunsthistoriker, Aufwacker der neuen olympischen Spiele, eine international bekannte Persönlichkeit ohne bestimmte politische Färbung. Er ist mit deutscher Wissenschaft sehr gut bekannt. Die Aufgabe, die er übernimmt, ist sicherlich nicht leicht; denn Venizelos reißt auf den Inseln umher, um sie vom König abwendig zu machen.

Dienstag, 10. Oktober.

Kurz nachdem wir den Besuch von U 53 erfahren haben, kommt die Meldung, daß in der Nähe der amerikanischen Küste eine ganze Anzahl von Schiffen unter Innertung der vereinbarten Vorschriften versenkt worden ist. Drei deutsche Unterseeboote sollen sich in jenen Gegenden befinden. Insbesondere wurde der Dampfer „Stephano“ mit 3400 To. in der Höhe von Newport torpediert, wobei dreißig amerikanische Passagiere gerettet wurden. Ähnlich erging es einem niederländischen Dampfer „Blommersdijk“ (4800 To.) und „Christiaan Knudsen“ (4200 To.). Es ist anzunehmen, daß diese Schiffe Kriegsware nach England an Bord hatten. Die Besatzungen wurden gerettet. — Im Mittelmeer wurde ein großer Transportdampfer „Gallia“ (15 000 To.) versenkt. Von den etwa 2000 französischen und serbischen Soldaten sind über 1300 gerettet worden.

Nun ist auch Kronstadt in Siebenbürgen wieder frei. Die rumänischen Truppen leisteten in der Stadt selbst erbitterten Widerstand und mußten aus dem einzelnen Stadtviertel gejagt

werden. Inzwischen war sechs Kilometer nördlich von Kronstadt bei St. Peter eine Schlacht, in der die Truppen Falkenhayns siegten. Es wird von Kriegsberichterstellern gewarnt, daß man die militärische Kraft der Rumänen nicht unterschätzen solle. Sie sind gut eingeübt in das Anlegen von Erdbefestigungen, haben aber natürlich nicht die Erfahrung und körperliche Spannkraft der kriegsgewohnten deutschen und ungarischen Soldaten.

Mittwoch, 11. Oktober.

Im Deutschen Reichstag wird vom Abgeordneten Bassermann mit absichtlicher Kürze über langdauernde Verhandlungen der großen Kommission berichtet. Als Gegenstände der Besprechung werden angegeben: die Tätigkeit unserer Diplomatie bis zum Kriege mit Rumänien und die während des Weltkrieges mit Rumänien abgeschlossenen Verträge; die Erdrosselungsmaßnahmen Englands gegenüber den neutralen Staaten; die Unterbringung eines griechischen Armeekorps in Görlich; die Frage der Herstellung von Kriegsmitteln und die Frage des Unterseebootkrieges. Ueber die letztere war eine Einigung im Ausschuss nicht zu erzielen, er verzichtete auf eine Beschlussfassung. Eine eingehende Behandlung der marineteknischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Einzelheiten vor der Öffentlichkeit ist ohne Schädigung der vaterländischen Interessen nicht möglich; anderseits aber kann ohne eine erschöpfende Behandlung der Sache eine volle Aufklärung nicht erzielt werden. Mit 24 gegen 4 Stimmen wurde empfohlen, von jeder Erörterung dieser Frage im Reichstag abzusehen. Diesem Beschluß widersehten sich einerseits die Konservativen und anderseits die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft. Aber auch diese beiden Fraktionen haben in der Öffentlichkeit des Reichstags nur mit wenigen andeutenden Sätzen von der strittigen Angelegenheit geredet. — Abgeordneter Spahn macht darauf aufmerksam, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon vor Jahren bereit waren, mit Rußland über die Dessnung der Dardanellen zu verhandeln. Abgeordneter Scheidemann sagt: Das Vertrauen, daß sich unser Volk in dieser schwersten Prüfung behaupten wird, hat in unseren Herzen keinen Augenblick geschwankt. Wir sprechen aber laut und deutlich aus, daß das Volk den Frieden will. Die französische Zensur hindert die Franzosen, zu erfahren, daß sie die Befreiung ihres Landes wie Belgien von den deutschen Truppen heute schon haben könnten, ohne einen weiteren Blutstropfen und ohne einen Fußbreit Bodens zu verlieren.

In Siebenbürgen ziehen sich die Rumänen weiter zurück und leisten nur im Marostale zähen Widerstand.

Aus den durcheinandergehenden und vielfach aufgeregten Nachrichten, die aus Amerika und England über die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote in der Nähe von Newyork zu uns gelangen, scheint sich glücklicherweise zu ergeben, daß von irgendwelcher Ueberschreitung völkerrechtlicher Abmachungen nicht die Rede sein kann. Das Neue ist keineswegs die Art des Vorgehens der deutschen Unterseeboote, sondern nur der Ort, an dem sie sich zeigen. Die Versenkungen haben außerhalb des amerikanischen Küstenwassers stattgefunden und sind darum grundsätzlich nicht anders zu beurteilen, als wenn sie an einer beliebigen Stelle der Nordsee geschehen wären. Soviel wir erfahren, wird diese nüchterne völkerrechtliche Auffassung von dem amerikanischen Staatsdepartement vertreten, obwohl der englische Botschafter in Washington und die englisch gesinnten Zeitungen alles daran setzen, die Existenz einer Blockade eines amerikanischen Hafens zu behaupten.

Zu einer Bemerkung in meiner Reichstagsrede über den Mangel an Anerkennung, die unsere deutsche Fürsorge für Fremdlinge in unseren Händen im Auslande erhält, schickt mir Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg einen Brief des Bischofs von Winchester, den die „Times“ am 29. September veröffentlicht haben. Weil es immer erfreulich ist, wenn inmitten des Kriegsgetöses auch einmal Stimmen der reinen Menschlichkeit laut werden, gebe ich diesen Brief hier wieder, auch und gerade, weil es eine Stimme aus England ist.

„... Das Wort „Vergeltung“ wird oft in der Diplomatie und im Krieg gehört; Vergeltungen werden versucht oder emp-

fohlen, oder Vergeltungen für Grausamkeiten werden verurteilt durch den Instinkt und das Gewissen der Nation, wie wir das zu unserer Freude erfahren. Das sind alles Vergeltungen für das, was schlecht ist. Seltener, weniger an der Oberfläche, sind Vergeltungen für Dinge, die gut sind. Aber hier ist solch ein Fall. Bei Ausbruch des Krieges kamen Mitglieder der „Quäker“ und andere zusammen für den Zweck, denjenigen Männern und Frauen fremder Nationalität in unserem Lande Hilfe zu bringen, denen der Krieg Leiden auferlegt hat. Ihr Los war oft jammervoll. Das Hin- und Herreißen zwischen entgegengesetzten Neigungen, die Unfreundlichkeit früherer Freunde, der pöbliche Verlust der Lebensstellung, die Internierung der Männer mit der zwangsmäßigen Untätigkeit waren einige der Kimmernisse, welche Verzweiflung in vielen Fällen hervorgerufen haben, wenn nicht die Mitglieder des „Emergency Committee“ zu Hilfe gekommen wären. Sie haben Tausenden von Familien wesentliche Hilfe geleistet und vor allem die heilende Berührung menschlicher Sympathie den Männern im Lager und ihren Frauen und Kindern (meist britischer Abstammung), die den Lebenskampf außerhalb führen mußten, gebracht. Seitig im Krieg kam auch eine Gruppe von Deutschen zusammen, in Berlin, und beschloß, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen. Die Mitteilungen über die Tätigkeit des britischen Komites erreichten sie bald und veranlaßten sie zu einer Erhöhung ihrer Anstrengung. Seitdem sind diese beiden Körperschaften in enger Verbindung gewesen, und jede hat versucht, dafür zu sorgen, daß, was an „ausländischen Feinden“ in dem einen Lande geschieht, schnelligst bei denen des anderen wiederholt wird. Unter die Tätigkeit des Berliner Komites fällt die Organisation von Reisemöglichkeit und Gastfreundschaft für Frauen, die in anderen Teilen Deutschlands wohnen und die jetzt ihre Männer in dem Ruheleben-Lager besuchen dürfen; und das Komitee macht jetzt kräftige Anstrengungen, um die Arbeit der verschiedenen Arbeitsstellen in Deutschland zu organisieren und zu vergrößern, Arbeitsstellen, welche versuchen, das Los der militärischen und Zivil-Gefangenen in ihrer Lage zu erleichtern. Am Ende des Juni, höre ich, hat eine Versammlung zur Unterstützung dieser Sache im Hause des Fürsten Lichnowsky, früheren Botschafters von London, der um ihr vorzusitzen, besonders von der Front zurückgekehrt war, stattgefunden. Viele bedeutende Männer und Frauen waren anwesend, und eine Sammlung von 8000 M. wurde gemacht. Meine Gründe, Ihnen dies zu schreiben, sind zweierlei Art. 1. Weil die Berliner Mitarbeiter unablässig durch die deutsche Presse und sonst die Mitteilungen über die Tätigkeit des englischen Komites verbreiten, und auch in dieser Angelegenheit sollte es Vergeltung geben. Und 2., weil niemand dankbar genug sein kann, Gelegenheiten feststellen zu dürfen oder Äußerungen jener gemeinsamen Menschlichkeit, welche, wie wir wußten, auch in gewissen Schichten selbst unserer Feinde bestehen, und die über nationalen Haß und Vorurteil hinwegspringen, und welche in dem großen Wert von Dr. Siegmund Schulze und seinen Kollegen andauernd sich geltend machen. Die Namen von verschiedenen, die dieser Arbeit sich in Deutschland hingeben, sind die von Männern, die ich mit Achtung und Neigung nenne, und (was immer ihre Ansichten vom Krieg und von Großbritannien sein mögen — ich kenne sie nicht) so fühle ich so sicher ihre einfache Aufrichtigkeit und ihre guten Absichten, als ob sie meine eigenen Landsleute wären.“

Donnerstag, 12. Oktober.

Der englische Ministerpräsident Asquith forderte im Unterhause einen neuen Kredit von 300 Millionen Pfund und machte bei dieser Gelegenheit einige wichtige finanzielle Äußerungen: Dieser Kredit erhöht den Betrag für das laufende Finanzjahr auf 1350 Millionen Pfund (27 Milliarden Mark) und den Gesamtbetrag der seit Kriegsausbruch bewilligten Kredite auf 3132 Millionen Pfund (62 Milliarden 640 Millionen Mark). Die gegenwärtigen Kriegsausgaben belaufen sich auf etwa 5 Millionen Pfund täglich. Der Voranschlag für Anleihen der Verbündeten und der Kolonien ist überschritten worden, und zwar sind die Ausgaben schon jetzt weit über die beabsichtigten 450 Millionen Pfund in diesem Jahre hinausgewachsen. Von den übrigen Mitteilungen, die Lord Asquith

machte, ist zu berücksichtigen, daß infolge der Niederlage der Türken bei der Dase Ratia die Gefahr eines Angriffes auf den Suezkanal in die Ferne gerückt sei. An der Westfront von Ägypten seien die Genussi zur Machtlosigkeit verurteilt. Ueber den Frieden sagt Asquith: Es darf nicht sein, daß dieser Krieg mit einem nicht von unserem Willen abhängigen entehrenden Kompromiß, mit einem Fliedwerk endet, das sich hinter der Maste eines sogenannten Friedens verbirgt. Wir sind es denen, die ihr Leben dahingegeben haben, schuldig, daß das Opfer ihres Lebens nicht vergeblich gebracht sein darf. Die Ziele der Alliierten sind wohl bekannt: sie sind nicht selbststüchtig oder rachsüchtig, aber sie fordern angemessene Genug-tuung für die Vergangenheit und Sicherheit für die Zukunft.

Da neuerdings die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote auf der Linie zwischen Nordengland und dem Weißen Meere zugenommen hat, so wird das nördliche Eismeer vom norwegischen Schiffsverkehr gemieden. Die norwegische Kriegsversicherung hat beschlossen, vorläufig keine Versicherungen mehr für dieses Fahrwasser anzunehmen, weshalb auch nach dorthin keine weiteren Frachtabschlüsse stattfinden.

Freitag, 13. Oktober.

Im „Berliner Tageblatt“ schreibt Dr. Hans Vorst eine Reihe von Auffäßen über Rußland, in denen er auf Grund eigener Anschauung die Schwäche und Stärke des russischen Wirtschaftslebens im Krieg abzuwägen sucht. Auf der Seite der Mängel stehen: äußerster Arbeitermangel; Versagen der Industrie und des Verkehrswezens; Zerrüttung der Finanzen; Einschränkung der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit; Teuerung und Wohnungsnot in den Städten; Unfähigkeit zu gleichmäßiger Verteilung. Auf der Seite der wachsenden Kräfte sind zu nennen: die im Krieg zum erstenmal auftretende finanzielle Wohlhabenheit der bäuerlichen Bevölkerung mit Ansammlung von bäuerlichen Sparguthaben; Erhöhung der Lebenshaltung des russischen Bauern und Soldaten, und vor allem: die wunderbar günstigen Folgen des Alkoholverbotes; Abnahme der Brände und Diebstähle. Vorst glaubt, daß Rußland nach dem Krieg aus wirtschaftlichen Gründen jede Möglichkeit ergreifen wird, die ihm gestattet, seine Rüstungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. An eine Freundschaft mit Rußland zu denken, hat keinen Zweck, da die Wellen des Hasses gegen Deutschland viel zu hoch gehen. — Gerade während diese klugen Beobachtungen veröffentlicht werden, meldet die „Rölnische Zeitung“, daß die von neutralen Ländern aus verbreiteten Gerüchte über einen angeblich bevorstehenden Sonderfrieden mit Rußland des tatsächlichen Hintergrundes entbehren.

Die fünfte deutsche Kriegsanleihe berechnet sich genau auf 10 651 726 200 M.

Der amerikanische Präsident Wilson läßt mitteilen, daß er sich zunächst Gewissheit über alle mit der Torpedierung von Schiffen an der amerikanischen Küste zusammenhängenden Tatsachen verschaffen will. Das Land könne versichert sein, daß die deutsche Regierung zur Erfüllung ihrer gegebenen Versprechen angehalten wird. Der Präsident hat kein Recht, die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung in Zweifel zu ziehen. In ähnlichem Sinne äußert sich der deutsche Botschafter Graf Bernstorff: Deutschland hat versprochen, seinen Unterseebootkrieg in Übereinstimmung mit den Regeln des Kreuzerkrieges zu führen, und Deutschland hält seine Versprechen stets. — In Holland ist erneute Aufregung wegen Torpedierung des von uns schon genannten Dampfers „Blommersdijf“. Es wird berichtet, der deutsche U-Boot-Kommandant habe erklärt, die U-Boote hätten den Auftrag, alle Schiffe zu versenken, die englische Häfen anlaufen. Das ist selbstverständlich nicht richtig, denn versenkt werden nur Schiffe, die Kriegsmaterial oder Bannware enthalten.

Venizelos ist von seiner Inselreise in Saloniki eingetroffen und wurde von General Sarraïl in Paradeuniform begrüßt. Venizelos sagte zur Bevölkerung: Wir kämpfen bis zum Ende ohne Athen, und, sollte es nötig sein, auch gegen Athen.

Neue sehr starke Kämpfe östlich vom Isonzo an der küstenländischen Front. Von beiden Seiten werden Gefangene gemacht.

Einige Grabenteile mußten von den Oesterreichern aufgegeben werden.

Sonnabend, 14. Oktober.

Vorgestern nachmittag erlebte der südwestliche Teil von Süddeutschland den Angriff mehrerer feindlicher Flugzeuges. Man nimmt an, daß im ganzen 40 bis 50 Flugzeuge beteiligt waren. Bomben wurden u. a. abgeworfen in Donaueschingen, Rottweil, Oberndorf und Tübingen. Neun von den angreifenden Flugzeugen sind zum Absturz gebracht. Auf unserer Seite 7 Tote und 26 Verletzte. Am Verlauf des Krieges ändern derartige Angriffe so gut wie nichts.

Im Reichstag machte der Staatssekretär des Kolonialamtes, Dr. Solf, Ausführungen über die Kriegslage in Deutsch-Ostafrika. Seit Frühjahr 1916 sind von Südafrikanern, Portugiesen und Belgiern Streitkräfte in Höhe von 70 000 bis 80 000 Mann gegen unsere Kolonie geschickt worden. Die Verteidigung war gut und wohl vorbereitet. Die Deutschen hatten militärische Zweigbahnen angelegt und besaßen Motortorpedenboote auf dem Tanganjika-See. Die erste Hälfte des September ist angefüllt mit Kämpfen um Tabora, das am 17. September verlassen werden mußte. Dadurch kam die gesamte Zentralbahn in die Hand der Feinde. Der größte Teil von Ostafrika ist in Feindeshand, ein ansehnlicher Teil wird aber noch immer von unserer Schutztruppe gehalten. Bis zum Anfang des großen allgemeinen Angriffes waren die Wirtschaftsverhältnisse in unserer Kolonie günstig. Der Gesundheitszustand der Truppe und der Bevölkerung war befriedigend. Die Führung der Schutztruppe liegt in den Händen des Herrn von Lettow-Vorbeck.

Ein neuer großer Durchbruchversuch der Engländer und Franzosen zwischen Amcre und Somme ist vollkommen gescheitert.

Die Angriffstätigkeit der Italiener an der küstenländischen Schlachtfeldfront war gestern schwächer als in den vorhergehenden Tagen schweren Kampfes. Alle Versuche des Feindes, über seine Linie zwischen San Grado di Merna und Nova Vas vorzubrechen, scheiterten. Ebenso fruchtlos wie am Nordabschnitte der Karsthochfläche waren auch wiederholte Anstrengungen des Feindes am Südsügel und nördlich der Wippach gegen den Biglia und Bertoiba.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 8. Oktober.

Der Kaiser hat in einem Erlaß an den Reichskanzler der Bedeutung des neuen Finanzsieges einen warmherzigen Ausdruck gegeben: „Dies Ergebnis, das erreicht ist unter dem Loben des stärksten aller bisherigen Angriffe auf unsere Front, muß als der Ausdruck unerschütterlichen Vertrauens der Nation auf sich und ihre Zukunft gelten. Deutschland arbeitet weiter inmitten der Verheerungen des Krieges, und solange jeder alles, was er bei dieser Arbeit erübrigt, dem Reiche gibt, ruht dieses unerschöpfbar auf der eigenen Stärke.“

„Deutschland arbeitet weiter.“ — Dieses zähe und ruhige Weitergehen des natürlichen Lebens neben dem unerhörten Verteidigungskampf draußen steht manchmal wie eine riesige Vision vor einem. Die Geschichte ist wie in zwei Ereignisreihen gespalten. Hier wird Kleines und Großes gedacht und vollbracht, Alltägliches abgeponnen und Außerordentliches geplant und geleistet fast ohne Beziehung zu den Stürmen und hangenden Entscheidungen draußen. Geistiges blüht weiter nach seinen eigenen Befehlen und Notwendigkeiten in einer fast unbegreiflichen Weise.

Ich las in dem eben erschienenen Buch von Gundolf über Goethe. Ein geistiges Ereignis, bei dem eine diese Doppelheit des Geschehens so nahe kommt. Und eine Unzerstörbarkeit des geistigen Lebens, von dem es auch heißt: Solange die Erde steht, wird nicht aufhören Sommer und Winter.

Montag, 9. Oktober.

Der König von Württemberg hat in den schlichten und herzlichen Worten, mit denen er dem Reichskanzler für seine Glückwünsche zum Regierungsjubiläum dankte, ausdrücklich ausgesprochen, daß er auf seine „weise Führung fest vertraue“.

Die Arbeitsgemeinschaft der Technikerverbände hat Wünsche für die Ueberleitung aus dem Kriegszustand in den Frieden aufgestellt. Drei große Systeme: Regelung der neuen Rohstoffversorgung, Verteilung der Arbeitskräfte, Demobilisierung müssen in einen Wirtschaftsplan zusammengefügt, für Fortdauer der Familienunterstützung einige Zeit nach Auflösung der Truppenteile und Arbeitslosenunterstützung muß gesorgt werden; staatliche Einigungsämter mit Verhandlungszwang sind für alle vor auszusehenden Schwierigkeiten im Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern sobald wie möglich einzurichten. In der Arbeitsnachfrage stehen die Technikerverbände auf dem Standpunkt, daß der Arbeitsnachweis der Berufsorganisation die geeignetste Form der Vermittlung sei.

Die Fleischkartenerfahrung der ersten Woche hat in Hamburg dasselbe Ergebnis wie anderswo auch, wo die Fleischkarte schon länger besteht: bei den Fleischern bleiben ziemlich große Bestände übrig. Das geht teils auf den Minderverbrauch der Großabnehmer zurück, teils darauf, daß selbst das halbe Pfund, das dem Menschen pro Woche zusteht, nicht von allen in Anspruch genommen wird.

Dienstag, 10. Oktober.

Aus Zeitungen und Gesprächen schlägt einem von überall her das innerste Bedürfnis gerade der bestgesinnten und pflichttreuesten Menschen nach Einheit der politischen Stimmung entgegen. Es ist gar nicht zu erweisen, was, viel weniger durch die Gegensätze an sich als durch den Ton und die Methoden, in denen der Kampf gegen die Reichsleitung geführt wird, an selbstverständlichem Vertrauen, gutwilliger Bereitschaft und zweifelloser Kraft zerstört wird. Wenn aus Millionen von täglichen Kriegsgesprächen an Stelle des Stolzes, des aufrichtigen Sichverstehens nur Bitterkeit und Zweifel quillt, so ist das ein Zerstörungswerk, das eine stärkere seelische Belastungsprobe darstellt als Kartoffelforgen und Fettenbehrungen. Es scheint aber an der Phantasie zu fehlen, die das sieht und mitempfindet.

Trotz aller Angriffe auf die Versorgungsregelung und aller Steppis, die — im Sinne des Herrn v. Oldenburg — gegen das Organisieren und Zentralisieren überhaupt zu Wort gekommen ist, ist es doch interessant, wie die geistige Arbeit an dem Problem der Versorgungswirtschaft auch in Landwirtschaftskreisen fortkommt. In den Mitteilungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erscheint ein Aufsatz, der durch ein Netz städtischer Lebensmittel- und ländlicher Wirtschaftsämter, die in Beziehung miteinander stehen, die Versorgung auch für die Zukunft systematisieren will. Ein Vorschlag übrigens, der sehr in der Linie dessen liegt, was die Hausfrauenorganisationen jetzt anstreben.

Im übrigen seufzt man auf dem Lande über die Reichsfleischkarte. Es wird behauptet, daß die Quellen der Arbeitslust verschüttet werden, wenn der Bauer sein Vieh nur für den Wagen des Städters mästen soll und sich am Selbsterzeugten nicht auch selbst nach Herzensbedürfnis laben kann. Daran ist sicher richtig, daß der sehr große psychologische Unterschied zwischen dem organisationsgewohnten Städter und der Landbevölkerung, der die Regelungen wie ein ungewohntes Kleid sitzen, für die Wirkungen der Rationierungen sehr stark ins Gewicht fallen. Anerkannt wird aber auch von landwirtschaftlicher Seite, daß „der Verteilungsring, das große System einheitlicher nationaler Lebensmittelversorgung sich allmählich schließt und daß die einzelnen Produktionsprozesse und Preisregulierungen sich mehr und mehr aufeinander abstimmen, wenn auch der Wagen noch in allen Fugen quetscht“ . . .

Von der Futterrübenenernte wird gesagt, daß sie gut ausgefallen sei. Das ist eine Erleichterung für die durch das Kartoffelverfütterungsverbot geschaffenen Schwierigkeiten.

Nun ist auch das Wagnis der Reichsmilchbewirtschaftung unternommen. „Mit schwerem Herzen“, sagt das Kriegsernährungsamt, „und nach gewissenhafter Prüfung des Für und Wider sind die

Stellen, in deren Hände die Sorge für unsere Kriegswirtschaft gelegt ist, an die gesetzliche Regelung der Fett- und Milchversorgung herangegangen. Die feste Ueberzeugung, daß bei der nicht wegzuleugnenden außerordentlichen Knappheit an Speisefetten und auch an Milch große Bezirke unseres Vaterlandes einem wirklichen Notstande entgegengehen würden, während andere Gegenden sich auf diesem Gebiet in einem gewissen Wohlstand befinden, hat unabweisbar dazu genötigt, nach einheitlichen Gesichtspunkten die Milch- und Fetterzeugung zu regeln und eine gleichmäßige Verteilung des erzeugten Fettes, sowie eine möglichste Sicherstellung des notwendigen Milchbedarfes anzustreben.“ Vollmilchversorgungsberechtigt sind Kinder bis zu 6 Jahren, stillende Mütter, schwangere Frauen in den letzten drei Monaten und Kranke. Kinder vom 7. bis 14. Jahre haben Vorrangsberechtigung. Darüber hinaus wird nur Magermilch abgegeben und alle Vollmilch zu Fetterbereitung verwertet. Ziegenmilch ist in die Regelung nicht miteinbegriffen. Die Milcherzeuger selbst sind nicht rationiert — mit vollem Recht!

Mittwoch, 11. Oktober.

Plenar Sitzung des Reichstages. Nachdem der Haushaltsausschuß in einem wörtlich festgelegten Beschluß dem Plenum empfohlen hat, von einer Behandlung des U-Boot-Krieges abzusehen (weil „eine eingehende Behandlung der marineteknischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten ohne Schädigung der vaterländischen Interessen nicht möglich ist, ohne erschöpfende Behandlung aber eine volle Aufklärung nicht erzielt werden kann“), ist die Austragung der Gegensätze auf die Kritik der Form des bisherigen Kampfes und auf Innerpolitisches beschränkt. Das erste besorgt Scheidemann gründlich und kräftig, um dann noch eindrucksvoller eine entschiedene und klare Richtung der inneren Politik zu verlangen. „Die Zeit der mittleren Linie ist vorbei . . . es geht jetzt um Tod und Leben.“ Einem Volk, das bereit ist, sein Gebiet und seine Weltgeltung zu verteidigen bis zum letzten Bissen Brot und bis zum letzten Blutstropfen, schuldet die Regierung ein großes und schrankenloses Vertrauen. Mit dem Beweis eines solchen Vertrauens würde man in der Tat erst alle Kräfte der Verteidigung bis zur Unüberwindlichkeit zusammenschließen. Daß der Rede, die durch ein starkes historisches Pathos über den üblichen Stil der Reichstagsreden hinausgetragen war, „anhaltender rauschender Beifall“ folgte, verrät die Empfindung für die große Notwendigkeit, die heute und jetzt eine Wende der inneren Politik verlangt. Wenn doch die Kraft da wäre, die, statt eines düstigen Fazits aus der Diagonale der Kräfte, eine wirklich gestaltende und bestimmende Tat wagte!

Donnerstag, 12. Oktober.

In der Folge der Reichstagsreden wird durch Raumann die Bedeutung der Neuorientierung in der Wagchale der hilfreichen Kräfte dieser Weltchiffalsstunde noch eindringlicher gezeigt. Wir erleben, um eine Jahrhundertwindung des Weges höher, noch einmal die Konstellation von 1813, als die Führer den Mut hatten, die einmalige überwältigende Volksleistung in einer Neuformung des Staates weiter leben zu lassen. Damals war man noch nicht so „realpolitisch“ — handelte aus Glaube und Instinkt und darum eigentlich viel politischer, weil man es wagte, die Zukunft zu schaffen, statt sie auf der mittleren Linie irgendwo werden zu lassen.

Im übrigen erscheint in der Ablehnung der alldeutschen Obskuritäten durch alle Parteien, in der Zurückhaltung, die sich von Westarp bis Haase alle auferlegten, und in der Form, in der Innerpolitisches ausgesprochen wurde, doch der Abglanz eines ehrlichen Willens zur Einheit, den man sehr wohltuend fühlt und an dessen Macht zur Aufreinhaltung hinter den Kulissen man einmal wieder glauben möchte.

Die Zeitungen erinnern die Geschäfte daran, daß seit dem 1. Oktober der Warenumsatzstempel in Kraft ist. Das bedeutet, besonders wenn die Empfehlung berücksichtigt wird, über die steuerpflichtigen Umsätze besonders Buch zu führen, eine Arbeitsbelastung, die bei Personalmangel und — Ungeübtheit wirklich nicht leicht zu ertragen ist.

Freitag, 13. Oktober.

Die Geschäftsordnungskommission des Reichstages hat einen Antrag des Gouvernementsgerichts in Thorn um Genehmigung zur Einleitung eines neuen Verfahrens gegen Liebknecht wegen seiner Beteiligung an einem sozialdemokratischen Jugendtag in Jena abgelehnt, in bezug auf den Antrag Bernstein auf Haftentlassung Liebknechts während der Reichstagstagung und Aufhebung des Strafverfahrens zuvor, die Einforderung der Akten vom Reichsmilitärgericht beschlossen.

Vom 15. Oktober ab bekommen alle Jugendlichen von 6 bis 17 Jahren eine Zusatzbrotkarte von 350 Gramm wöchentlich.

Den Reichstag beschäftigt die Kartoffelfrage. Interpellationen aller Parteien liegen dazu vor; das bescheidene Aschenbrödel der Volkswirtschaft wird Mittelpunkt eines großen Tages im Reichstag, und wir werden uns wieder einmal bewußt, wo die Schicksalsmächte der Stunde für uns liegen. Die Rede Batockis zeichnet sich durch ihre Ruhe, Unverblümtheit und Sachlichkeit aus. Grund der Störungen ist die Verzögerung der Ernte um mehrere Wochen durch die Ungunst der Witterung, die alle Vorberechnungen zerschanden machte. Die Ernte ist außerdem zwar nicht schlecht, aber knapp. In der Begründung der Maßnahmen des Kriegsernährungsamtes und ihrer Schwierigkeiten fühlt man die Sachkunde des praktischen Landwirtes mit um so größerem Vertrauen, als Herr v. Batocki — andererseits die Selbständigkeit seines Urteils mit erfreulicher Unbefangenheit dokumentiert. Er betont z. B. unter ~~Umkehr~~ der Rechten, daß die Schweineschlachtungen nach den ~~Ergebnissen~~ der Kartoffelstatistik eine unumgängliche Notwendigkeit gewesen wären. Im übrigen schildert er eindringlich die Schwierigkeiten landwirtschaftlicher Statistik überhaupt und die Gründe, die immer zu übertrieben hohen Angaben anreizen. Ueberhaupt die Schwierigkeiten der Durchführung zentralistischer Maßnahmen auf einem Gebiet, bei dem Natur und Menschenbeschaffenheit die glatte Arbeit behördlicher Apparate hindern. Man hat den Eindruck, daß das Menschenmögliche geschieht, sowohl in der Beschaffung der Arbeitskräfte, wie in den sonstigen Bewirtschaftungsplänen. Das Wichtigste ist: Nachträgliche Höchstpreiserhöhung findet unter keinen Umständen statt; für Trinkbranntweinherstellung wird keine Kartoffel mehr der Ernährung entzogen; Verfütterungsverbote werden in notwendigem Umfang aufrechterhalten, die Brotstreckung wird zunächst durch Weizenschrot, erst später wieder durch Kartoffeln erfolgen, wenn zu übersehen ist, wieviel man den Trockenkartoffelfabriken zur Verfügung stellen kann; der Saatguthandel ist bis auf weiteres verboten. Bei der Rationierung werden die Schwerarbeiter bevorzugt werden.

Sonabend, 14. Oktober.

Das Hamburger Reserve-Regiment 76 ist im Heeresbericht von der Somme rühmend erwähnt, weil es in tagelangem schwersten Artilleriefeuer allen Angriffen siegreich widerstanden hat. Nun sind ein paar Tage von dem Herzklopfen der Mütter erfüllt, die noch keine Nachricht haben. Die stille Arbeitsfrau, die täglich die Treppen setzt, trägt unter der Bürde dieser Angst, und auf den Mitterbooten hört man aus den Gesprächen immer wieder das eine Wort: „an der Somme“. Ein Opfertag, dessen Ertrag für Weihnachtsgeschenken an die Front bestimmt war, hat 470 000 Mark gebracht. Das ist — im Vergleich zu ähnlichen Sammlungen anderer Städte — überraschend viel!

In Bayern wird ein Kriegswucheramt errichtet werden.

Die Zentral-Einkaufsgesellschaft hat den Handel mit weiteren Sorten von Fischen, die aus dem Ausland eingeführt werden, monopolisiert.

Die Oberleitung der militärischen Oberleitung der Jugend im Bereiche des 9. Armeekorps stellt Jungmannen als Erntehelfer bei der Kartoffelernte zur Verfügung.

Raumann / Die Weltwirtschaft nach dem Kriege

1.

Irgendwo in Brasilien sitzen ein Kaffeehändler und ein Kautschukverkäufer zusammen und besprechen die Zukunft. Wir beide, so sagen sie, verkörpern die Interessen unseres Landes, denn ganz Brasilien schwimmt in Geld, wenn wir viel Absatz haben. Wie wird es uns gehen? Kautschuk, Gummi, Guttapercha steigen ohne Zweifel sehr im Werte, denn von diesen Gütern hat der Krieg unglaublich viel vernichtet. Hier wird für viele Jahre eine unerhörte Nachfrage entstehen, — falls nicht Ersatzstoffe erfunden werden. Bei der Notwendigkeit von Gummi kann uns auch die Knappheit des Laderaumes nicht so stören, wie es in anderen Waren der Fall sein wird. Es gilt, Plantagen zu erweitern, Arbeitskräfte zu vermehren. Nicht ebenso sicher aber blickt Kaffee in die Zukunft. Kaffee wird von den kleinen Leuten in Europa getrunken, und zwar meist in Mitteleuropa. Der Krieg hat den Kaffee zwar nicht zerstört, aber Zweifel in seine Unentbehrlichkeit geweckt. Ersatzstoffe sind gestiegen. Soweit wir Brasilianer von jeder Veränderung europäischer Kaffeegewohnheiten abhängen, so wissen wir zurzeit nicht, ob wir steigen oder sinken. Vielleicht hilft uns das russische Alkoholverbot, wenn es nach dem Kriege bleibt. Etwas will der Mensch ja trinken; bekommt er keinen Schnaps, so nimmt er Kaffee.

2.

Es unterhalten sich einige holländische und westindische Tabakgroßkaufleute: Der Krieg ist zwar an sich ein Greuel, aber für den Tabak ist er gut, denn es wird so viel geraucht, wie niemals vorher in der Welt. Alle alten Reste werden verkauft und verbraucht. Dadurch entsteht eine mächtige Tabakgewohnheit auf der einen und eine fabelhafte Nachfrage auf der anderen Seite. Wir müssen jetzt anpflanzen lassen, was nur möglich ist! Dabei werden herbere Sorten wieder mehr bevorzugt. Der Krieg aber muß aufhören, wenn gerade der Höchstgrad des Bedarfes erreicht ist. Dauert er länger, so gibt es Abgewöhnung. Das ist die Gefahr der Lage.

3.

Auf der Eisenbahn hörte man folgendes Gespräch: Sehen Sie sich einmal den Wagen an, und wie er klappert! Ja, es ist alles altes Material. Mit jedem Kriegsjahr verschlechtern sich die Schienen, die Räder, die Axen, der ganze Betrieb. Das wird einmal nach Kriegsschluß eine Arbeit geben! Wer das nur alles arbeiten soll? Ich möchte wissen, wie die Eisenbahnen in den überseeischen Ländern beschaffen sind. Die sogenannten Kulturländer haben jetzt Wichtigeres zu tun als Schienen für Halbzivilisierte zu walzen. Auch Nordamerika hat Profitlicheres zu tun. Alle Rohstoffländer besitzen Geld genug, aber Schienen, Lokomotiven, Waggons können nicht angeschafft werden. Das gibt Bestellungen! Ich freue mich aufs Eisengeschäft nach dem Kriege. Einen solchen Tanz gab es noch nie! Stellen Sie sich einmal vor, wie Frankreich seine Eisenbahnen wieder in Gang bringt. Dort muß alles Eisen gräßlich aufgebraucht sein, weil sie ja zurzeit keine eigene Eisenindustrie haben. Sie leben von Englands Gnaden in Eisen und Kohle. Ich bin überzeugt, daß nach dem Kriege die Neutralen ein großes Geschäft machen, indem sie deutsches Material umstempeln und an die französischen Bahnverwaltungen verkaufen.

4.

Es gibt friedliche Nordamerikaner mit wirtschafts-politischem Hintergrund. Ihr Wahlspruch heißt: Der Dritte freut sich! Alles, was die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu leisten imstande sind, wird in Europa knapp. Sicherlich ist es zurzeit ein schweres Hindernis für die Baumwollstaaten, daß die Ware nicht abgefahren werden kann, soweit es England nicht gestattet, aber im Grunde ist doch die Lage des Baumwollmarktes sehr hoffnungsvoll, denn Mitteleuropa ist durstig nach Baumwolle bis ins letzte Dorf. Sobald die Türen wieder aufgemacht werden, erlebt die Baumwolle einen tollen Siegeszug. Preis ist dann Nebensache. Mit irgend was müssen ja doch die Textilindustriellen zahlen, und wenn sie uns Amerikanern ihre Kriegsanleihen überlassen sollten. Und welche Freude werden die Deutschen haben, wenn sie eines schönen Tages wieder Schmalz, Speck und Schinken von uns kaufen können! Ueber die Kontrolle wollen wir uns an diesem Tage schon verständigen. Das soll bei der Friedensvermittlung nebenbei mit abfallen. Denkt einmal an die Kupfersehnsucht der deutschen Elektrizitätswerke! Selbst Papier werden sie von uns kaufen. Und alle Welt wird bei uns Maschinen bestellen, denn wir haben ja alle unsere Arbeitsmannschaft noch zu Haus. Also Wilson darf drohen, aber — das Geschäft nicht vergessen!

5.

In Australien, Südafrika, Indien, Südamerika würde man während des Krieges viel mehr Industrien gründen, wenn man Kohlen hätte. Die Vereinigten Staaten besitzen zwar reichlich Kohle und schieben sich sicher jetzt in europäische, besonders englische Rundschaften ein, aber der Kohlentransport ist teuer und unregelmäßig. Die Verteilung der Kohlenlager auf der Erdoberfläche ist ein günstiges Element für das zerklüftete Europa zwar nicht gerade gegenüber Nordamerika, aber gegenüber der übrigen Welt. Selbst Japan wird lange nicht alles durchführen können, was es will, weil ihm Kohle fehlt. Ohne diesen zurückhaltenden Umstand würde die Industrialisierung der Kolonialländer in großen Sprüngen vor sich gehen. Es liegt auf der Hand, daß überall, wo man die Kriegsstockungen fühlt, über die künftige Unabhängigkeit von Europa nachgedacht wird. Was den deutschen Kohlenbergbau anlangt, so glauben wir, daß er sofort hinter dem Krieg stark aufblühen wird, falls Arbeitskräfte vorhanden sind. Auch Feinde Deutschlands werden deutsche Kohle brauchen, um bald wieder in Gang zu kommen, da der Versand englischer und amerikanischer Kohle vom Laderaum und Schiffsbau abhängig ist.

6.

Da im Kriege unheimlich viel Metall vernichtet wird, so sind Metallsyndikate mit preistreibenden Absichten zu erwarten. Man kann nicht wissen, welche Vorbereitungen dazu schon jetzt im stillen getroffen werden. Ueberhaupt ist eine Fülle von internationalen Ringbildungen wahrscheinlich. Das kann ja nach Lage der geographischen Verteilung der Rohstoffe entweder mehr unseren Gegnern oder uns helfen, aber im ganzen werden sich die Spekulationen der Erwerbs-syndikate nicht nach den Abschließungsregeln der Pariser Wirtschaftskonferenz richten. Vorläufig zwar wird so geredet, als ob alle Wirtschaftsinstitute auch nach dem Kriege von nationalen Gegenfähigkeiten durchkreuzt werden würden, aber in Wirklichkeit ist der großkapitalistische Geschäftsgeist weltwirtschaftlich. Die Bleigewinnung, Zinkgewinnung, auch Silber und Gold haben den natürlichen

Trieb, so viele Abnehmer zu finden wie möglich, dabei aber die Preise im ganzen hochzuschrauben.

7.

Auch nach dem Kriege wird Rußland verkaufen müssen und wollen. Es wird gar nicht daran denken können, seine Gerste nur an Bundesgenossen abzugeben, weil diese überhaupt nicht so viele Gerste brauchen können. Daran ändert es nichts, wenn die ungarische Gerste bei uns Vorrugsrechte genießt. Dasselbe gilt von Holz, Eiern, Flachs. Auch der Pelz- und Fellhandel wird trotz aller Versuche, eine neue Zentrale in London zu gründen, auf Leipzig nicht verzichten können. Wenn es aber wahr ist, daß Rußland wieder an uns verkaufen muß, so ergibt es sich von selber, daß es auch kaufen muß. Obwohl voraussichtlich sehr gegen deutsche Metallbearbeitungsmaschinen, Ackergeräte, Defen, Beleuchtungsanlagen und Düngemittel agitiert werden wird, so ist allein der Transport von Japan oder Nordamerika, auch abgesehen von Qualitätsfragen, so viel teurer, daß der Vorteil über die Agitation siegen wird.

8.

Selbstverständlich gibt es Gebiete, in denen die Agitation wirkt. Das wird besonders bei Dingen der Fall sein, denen man ihren Ursprung leicht ansieht, oder die durch Marken kenntlich gemacht werden können, wie etwa Thüringer und Nürnberger Spielwaren, Vogtländische Spitzen und Gardinen, Berliner Konfektion, Porzellan und Steingut, Papierverarbeitungen und dergleichen. Die Industrien dieser Art werden es viel schwerer haben als etwa die chemischen Gewerbe oder die große Eisenindustrie, schließlich aber entscheidet doch auch in den gefährdeten Gewerben die tatsächliche Leistung und der Preis. Man kann nicht in einigen Jahren gleichwertige Konkurrenzindustrien an beliebigem Orte aus der Erde stampfen.

9.

Die schwerste Sorge beim neuen Eintritt in die Weltwirtschaft wird der Verlust sehr vieler und bester Arbeitskräfte in Leitung, Zwischenleitung und Arbeiterschaft sein. Dabei tröstet nur wenig, daß andere kriegsführende Nationen denselben Mangel empfinden werden, weil Amerika und Japan ungeschwächt bleiben, diese Länder aber unserer Industrie mehr wegnehmen können als England oder Frankreich. Hier berührt sich die Frage der Weltwirtschaft mit dem Problem der Geburtenziffer und mit der Frauenfrage. Die Einstellung vieler Frauen in gewerbliche Arbeit ist gar nicht aufzuhalten, kann aber bedauerliche Nebenwirkungen haben, wenn durch sie die erforderliche Geburtenvermehrung hinausgeschoben wird.

10.

Auch trotz seiner gewaltigen Kriegsoffer bleibt das deutsche Volk eine Nation von größter Leistungsfähigkeit. Wir vertrauen besonders auch auf das nachwachsende Geschlecht, das heute die Waffen noch nicht tragen kann, aber in einigen Jahren die nationale Arbeit vollbringen wird. Für seine praktische und tatkräftige Erziehung muß alles Menschenmögliche geschehen. Und auch die Alten müssen im nächsten Jahrzehnt etwas schärfer arbeiten, als sie es sonst wohl getan hätten. Es ist nicht leicht, wieder in die Weltwirtschaft einzutreten, aber sicherlich wird es fertiggebracht werden.

Ludwig Herz / Das Geld bleibt im Lande

Der Reichstag hat bisher 52 Milliarden der Kriegskredite bewilligt. Davon sind auf fünf langfristige Anleihen 47 Milliarden untergebracht worden. Unsere „reichen“ Feinde können sich solcher Leistungen nicht rühmen. Für Frankreich, das allerdings im Frühjahr 1914 infolge der Ueberlastung der großen Banken mit Balkan- und egzotischen Werten vor einer Finanzkrisis stand, das mit zurzeit schwer realisierbaren russischen Papieren überfättigt ist und dessen Wirtschaftsleben durch Erschöpfung seines Menschenmaterials und den Verlust seiner reichsten Landesteile verkrüppelt ist, brachte die „Siegesanleihe“ im Inlande nicht viel mehr als sechs Milliarden Mark neues Geld, ungeachtet aller Vorteile, mit denen die Zeichnungsbedingungen gewürzt waren. Englands zwei Anleihen, die Kapitalistenanleihe von Lloyd George und die „Volksanleihe“ von Mac Kenna mit ihren seit Menschenaltern nicht gebotenen Zinsmöglichkeiten erzielten trotz Arroffierung und allen möglichen „Lozungen“ gut gerechnet höchstens 18 Milliarden Mark neuen Geldes, obwohl die Banken mit etwa 6 Milliarden Mark einsparungen sind. Das sind nicht einmal 2 Milliarden Mark mehr, als die 20 Milliarden Kronen, die Oesterreich-Ungarn in vier Anleihen gezeichnet hat. Dazu traten allerdings die Ergebnisse der Kriegssteuern mit mindestens 8 Milliarden Mark und etwa ½ Milliarde Mark Anteile bei der französischen Anleihe. Seitdem hat England nicht gewagt, eine neue Anleihe auszuschreiben, es behilft sich mit einem recht buntschedigen System kurzfristiger Kredite, für die es bereits 6 v. H. bewilligen muß, Frankreich wendet sich erst jetzt wieder an seine Kapitalisten und Sparer. Sowohl der Weltbankier wie der Weltmakler haben nach Amerika gehen und sich dort Bedingungen unterwerfen müssen, die hartnäckige Gläubiger nur sehr unsicheren Kunden vorzuschlagen wagen und die sie früher Staaten, wie Portugal und Paraguai, nur zähneknirschend bewilligt hätten.

Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß das Verhältnis des überindividualistischen Engländer zum Staat von dem des Deutschen wesentlich verschieden ist und ihm die innere Disziplin fehlt, die den Deutschen treibt, auch sein letztes dem Lande zu opfern, und daß daher weit mehr Kapital dort hätte flüssig gemacht werden können, als tatsächlich gezeichnet ist, während bei uns nur von dem alteingewurzelten Mißtrauen gegen Papiere noch nicht geheilte Landleute und, wie Steinmann-Bucher uns verraten hat, mit der politischen Richtung und den neuen Steuerprogrammen unzufriedene Kapitalistenkreise sich zurückgehalten haben; und wenn man weiter annimmt, daß nicht nur unsere Feinde, sondern auch wir selbst Deutschlands finanzielle Kraft unterschätzt, diejenige Englands überwertet haben, ist das Mißverhältnis der Leistungen so schreiend, daß es lohnt, nach den Ursachen zu suchen.

Der Krieg ernährt den Krieg, die herangeschafften Milliarden setzen sich in Arbeit um. Dabei versichert natürlich ein Teil der Summen, aber viele Milliarden fallen sich zu neuem Kapital zusammen. Dasselbe geschieht jedoch auch in England und im kleineren Maßstabe auch in Frankreich. Aber während England und Frankreich nicht nur Kriegsmaterial, sondern auch Nahrungs- und Genußmittel, sogar Luxusartikel für viele Milliarden aus dem Ausland beziehen, sind die Mittelmächte von aller Zufuhr abgeschnitten. Kapitalien, die sonst zum Ankauf ausländischer Nahrungsmittel, Düngemittel, Futtermittel, Rohstoffe ausgegeben worden wären, sind für Kriegskredite freigegeben, Mangel an Vorräten zwingt zu Einschränkungen, die ersparten Summen stehen für Kriegszwecke zur Verfügung. Der Hochstand der Preise schafft den Verkäufern flüssige Ausleihkapitalien.

Durch die Blockade aus der Weltwirtschaft ausgeschlossen, finden die Mittelmächte in der Beschränkung auf die eigene Produktionskraft den Nährboden für die Deckung ihrer Kriegskosten. So hätten denn jene Volkswirtschaftler recht, die in den Zeiten, als die Naturalwirtschaft sich in Geldwirtschaft umgewandelt hatte und der Warenaustausch der Nationen begann, lehrten, daß Geldumsatz der größte Reichtum eines Landes sei, die Ausfuhr also größer sein müsse als die Einfuhr, daß man daher auch unrentable Silberbergwerke ausbeuten müsse, und daß es besser sei, wenn im

Inlande für einen Rod zwei Taler gezahlt würden, als im Auslande nur einer? Die merkantilistischen, hundertmal widerlegten Grundsätze, die seit etwa einem Menschenalter in den Schlagworten: „Heimatspolitik durch Schutz der nationalen Arbeit“, „Deutschland kann und muß alles erzeugen, was es braucht, mit Ausnahme von Knackmandeln und Rosinen“, „Niemand hat das Recht, Waren billiger zu kaufen, als sie im Inlande hergestellt werden können“, nicht nur bei uns in Deutschland ihre fröhliche Auferstehung gefeiert haben, wären ganz richtig? Jene hätten recht, die heute in Büchern und Zeitartikeln erzählen, das Nationalvermögen Deutschlands sei gestiegen, weil die Riesengewinne der Kriegskonjunktur im Lande bleiben? Ähnlich wie die Höflinge Ludwig XIV. nachwiesen, daß die Millionen, die der Sonnenkönig in Festen verpraßte und in Feuerwerken in die Luft fliegen ließ, den Volkswohlstand nicht mindern könnten, da einheimische Fabrikanten den Verdienst hätten? Mitnichten. Man lachelt über die Weltfremdheit der Marie Antoinette, die erstaunt fragte, warum das Volk nach Brot schreie, wo ein Kuchen doch nur zwei Sous koste; aber die Frage der schönen Königin ist nicht töricht als die Schlußfolgerung jener Höflinge, wenn auch deren Torheit nicht so offenkundig ist, und der Unterschied zwischen der unproduktiven Wertevernichtung durch ein Feuerwerk oder durch ein Trommelfeuer ist in der sittlichen, nicht in der wirtschaftlichen Kategorie zu finden.

Daß das Geld für die Deckung der Bedürfnisse der Entente zum Teil nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien, nach Japan abströmt, schwächt an sich ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nicht, ebensowenig wie es die unsrige stärkt, daß wir unsere Kriegslieferungen, unsere Ernährung, unsere Bekleidung fast ganz dem Inlande verdanken, denn Geschäfte, auch mit dem Auslande, sind im Regelfall nicht, wie ein bissiger Franzose einmal gesagt hat, das Geld der anderen. Der Gewinn der Ausländer braucht keineswegs den Verlust der Inländer zu bedeuten, und wenn der Fremde verdient, ist noch nicht gesagt, daß der Einheimische als Uebervorteilter den Schaden hat. Man scheut sich fast, es immer wieder niederzuschreiben, was selbstverständlich ist: Geld ist nicht Kapital, die Einfuhr wird nicht mit Geld bezahlt, sondern mit Waren, Diensten, Zinsforderungen.

Auch wenn wir die Möglichkeit hätten und ausnützen würden, das Ausland für unseren Bedarf heranzuziehen, brauchte unsere Leistungsfähigkeit nicht zu leiden, ebensowenig wie sie es in Friedenszeiten getan hat, in denen die Einfuhr, wie in allen aufsteigenden Staaten, die Ausfuhr überflieg. Aber hat nicht das freihändlerische England Einfuhrverbote und Zölle eingeführt, um die Einfuhr einzudämmen, predigen die Zeitungen dort nicht tagtäglich Enthaltensamkeit von fremden Erzeugnissen? Beweist das Sinken des Sterlingkurses, die Notwendigkeit, daß das stolze England in Amerika zusammen mit dem reichen Frankreich eine Valuta-Anleihe aufnehmen mußte, wie sonst nur finanzschwächste Länder, und daß der Kapitalerfah an ausländischen Werten abgestoßen werden muß, beweisen die Anstrengungen Lloyd Georges, die Munitionsfabrikation immer mehr aus Amerika nach Kanada und nach England selbst zu verlegen, nichts für die schädlichen Folgen des Kaufens im Auslande? Zeigt sich dort nicht, wie die Merkantilisten prophezeit haben, eine Berarmung infolge des Kaufens im Auslande, während in den sich selbst genügenden Mittelmächten in der Hauptsache bisher nur Vermögensverschiebungen festzustellen sind? Und das, obwohl zum mindesten in England die wirtschaftliche Konjunktur, von außen betrachtet, ebenso glänzend ist wie bei uns? Liegt das nicht doch daran, daß England während des Krieges in der Weltwirtschaft verblieben ist, während die Mittelmächte aus ihr ausgeschlossen worden sind? Die Frage ist zu bejahen, aber nicht deshalb, weil die Ententemächte im Auslande kaufen, sondern weil sie nicht genügend an das Ausland verkaufen, ihnen im internationalen Verkehr nicht ausreichende Dienste leisten können. Englands einheimische Produktivkraft wird voll ausgenutzt, man liest dort ebensowenig wie bei uns, daß Arbeiter feiern müssen, weil keine Arbeitsgelegenheit für sie vorhanden ist. Es könnte daher, genau wie in Friedenszeiten, Waren im Auslande kaufen und dessen Erzeugung für seine Kriegsbedürfnisse

nisse nutzbar machen, wenn es in der Lage wäre, die gesteigerte Einfuhr durch Warenausfuhr oder Dienste im internationalen Verkehr oder Zinsen aus Auslandsanlagen zu begleichen. Aber das Netz der internationalen Handelsbeziehungen zerriß in dem Augenblick, in dem Morseapparate und Telefunkenstationen die Schreckensnachricht der europäischen Kriegserklärungen weitergaben und die Entlohnungen, die nach der City zusammenzufließen gewohnt waren, schrumpften nicht minder zusammen wie die Zinseingänge. England hat sich übernommen, als es den Krieg der Kontinentalvölker, entgegen jahrhundertlanger Übung, nicht nur finanzierte, sondern gezwungen wurde, seine Menschen in immer und immer wachsenden Massen auf die Schlachtfelder zu senden. Statt der 160 000 Mann, die es in den Kampf schicken wollte, mußten erst Lord Kitchener, dann Lord Derby, zuletzt der Zwang der allgemeinen Wehrpflicht Millionen an die Front senden, und nicht nur aus dem schnell erschöpften Reservoir der Kolonien, sondern von den Inseln selbst. Jeder Soldat aber mehr, der nach Mesopotamien, nach Gallipoli, nach Ägypten, nach Saloniki, nach der Somme gesandt wurde, vermindert die Arbeitskraft des Inlandes und damit die Möglichkeit, Waren für die Ausfuhr zu erzeugen. Die Möglichkeit der Inlandsproduktion ist damit von Tag zu Tag kleiner geworden und nicht viel größer mehr als diejenige der Kontinentalstaaten, die jeden entbehrlichen Mann gegen den Feind gesandt haben. Und hier haben wir der Frage Antwort. England hätte so viel Waren aus dem Auslande einführen können, als es mochte, und an Deutschlands Finanzkraft wäre nichts geändert worden, wenn es in alter Weise Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem Auslande eingeführt hätte wie früher, und Kriegsmaterial dazu, wenn die Länder trotz des Krieges produktivträchtig genug geblieben wären, um diese Einfuhr durch Waren oder Dienste auszugleichen. Nicht weil England im Auslande kauft, während das deutsche Geld im Lande bleibt, mindert sich Englands Finanzkraft, sondern weil Deutschland durch Anpassung, wenn auch gezwungene Anpassung, an die veränderte Wirtschaftslage die Einfuhr unterläßt, die es durch seine eingeschränkte Arbeitskraft nicht zahlen kann, während Englands ungehemmte Einfuhr, für die Gegenwerte nicht genügend erarbeitet werden können, seine Zahlungsbilanz so verschoben hat, daß sie statt des Friedensüberschusses von 4 Milliarden Mark einen Fehlbetrag von 12 Milliarden Mark ausweist. Könnten wir, wie im Frieden, für die Ausfuhr arbeiten, könnten unsere Dampfer das Weltmeer durchqueren, unsere Händler Weltgeschäfte vermitteln, so könnten wir auch wie im Frieden im Ausland kaufen, und wären wir imstande, unsere Arbeitskräfte entsprechend zu steigern, so könnten wir auch unsere Einfuhr aus dem Auslande durch Ankauf von Kriegsmaterial vergrößern, ohne unsere Zahlungsfähigkeit zu mindern.

So betrachtet, hilft uns die zu unserer schnelleren Vernichtung erfundene Abschließung allerdings beim Durchhalten; sie schützt das mit der Kriegsaufgabe bis zur äußersten Kraftanstrengung belastete Land vor immer tiefer und tiefer werdender Verschuldung an das Ausland und dem endlichen Zusammenbruch seiner Zahlungsbilanz.

Sir Edward Grey sah also schief, als er das frivole Wort aussprach, England würde nicht viel mehr leiden, wenn es am Kriege teilnähme, als wenn es ihm fern bliebe, denn was nütze es ihm, daß es seinen Handel weiter treiben könne, da auf der anderen Seite kein Handel sein würde. Der Handel der Neutralen gedeiht und wächst, während Englands Handel zusammenschrumpft, je energischer seine Anteilnahme am Kriege wird. Diese Erkenntnis treibt englische Blätter, die in der Kriegspsychose den Wirklichkeitsinn noch nicht ganz verloren haben, immer wieder zu Warnungen vor der steigenden Beteiligung am Landkriege, weil England nicht zugleich ein starkes Heer und eine starke Flotte halten und zugleich der Bankier und der Lieferant der Genossenschaft sein könne.

Auch die Erscheinungen dieses Krieges, die auf der einen Seite ein zur Selbstgenügsamkeit gezwungenes, finanziell stark bleibendes Ländergebiet, auf der anderen Seite ein weltwirtschaftliches Gefüge zeigen, dessen Zahlungskraft sticht, geben keinen Anlaß, die tote,

unter dem Schutt der Jahrhunderte begrabene merkantilistische Irrlehre wieder zu beleben. Sie beweisen vielmehr einmal wieder die Binsenwahrheit, daß ein Volk darum noch nicht reicher wird, weil sein Geld im Lande bleibt, und daß das Kaufen im Auslande erst dann verhängnisvoll wird, wenn die Wage der Zahlungsbilanz sich allzu tief gegen den Käufer senkt. Es gibt in Deutschland noch immer Industriezweige, die nicht voll beschäftigt sind, obwohl Arbeitskräfte vorhanden sind. Könnten wir die erforderlichen Rohstoffe einführen, die eine Erweiterung der Betriebe ermöglichen, so würde unsere Finanzkraft gestärkt, nicht geschwächt, obwohl das „Geld nicht im Lande bleibt“, vorausgesetzt, daß uns der Weltmarkt offen stände und wir unsere Arbeit und unsere Dienste dort verwerten können. Geseht den Fall, wir erhielten für hundert Millionen Mark Baumwolle aus Amerika und führten für siebzig Millionen Mark Farbstoffe, fünfzig Millionen Mark Stoffe ins neutrale Ausland aus, erhielten fünf Millionen für Frachten und Vermittlungsgebühren, würde unsere Kraft, Anleihen zu zeichnen, sinken? Sie würde es nur, wenn wir die Baumwolle einführen, aber dem Auslande weder Dienste noch Arbeit leisten, sei es, weil wir die Kräfte im Lande anderweitig verwenden müssen oder weil uns die Ausfuhrwege gesperrt sind.

Paul Simon / Zur Naturgeschichte des französischen Volkscharakters

Es mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, jetzt mitten in dem größten aller Kriege sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, die zwar für alle Zeiten ihre große geschichtliche Bedeutung, namentlich als Geburtsstunde des neuen deutschen Reiches, hat, andererseits aber hinter dem jetzt im Gange befindlichen historischen Werden weit zurücktritt. Gewiß ist es auch gänzlich verfrüht, jetzt vor dem Abschluß der Dinge und ohne die notwendige zeitliche Distanz historische Parallelen zu ziehen. Dennoch erweckt wohl die kleine Schrift Ludwig Bambergers, die mir zufällig in die Hände kam, und die unter dem Titel dieser Ausführungen sich mit dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 beschäftigt, gerade jetzt ein gewisses Interesse um deswillen, weil sie so manche Erscheinung des jetzigen Krieges in das richtige Licht rückt und uns lehrt, sie richtig einzuschätzen.

Bambergers Schrift (Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1871, 94 S.) ist während des Krieges Ende 1870 und Anfang 1871 entstanden. Nicht allein also, daß sie unter dem frischen Eindruck der Ereignisse verfaßt worden ist, ihr Wert wird schon durch die Person des Verfassers gewährleistet, der bis unmittelbar vor Ausbruch des Krieges während fast zweier Jahrzehnte in Frankreich seinen Wohnsitz hatte und in dieser Zeit mit der ihm eigenen Aktivität des Geistes und Schärfe der Beobachtung an dem politischen und gesellschaftlichen Leben der französischen Hauptstadt teilnahm. Daß er dabei nicht als voreingenommener und übelwollender Rörgler sein Urteil bildete, sondern mit ehrlicher Bewunderung die positiven Eigenschaften und Werte der französischen Nation anerkannte, zeigen seine Lebenserinnerungen (Berlin, 1899, Reimer) und beweist weiter die Tatsache, daß er später — wenn auch gänzlich zu Unrecht — von politischen Gegnern als „Französling“ verdächtigt wurde. All dies läßt jedenfalls Bamberger als objektiven, keineswegs feindselig gestimmten Beurteiler erscheinen, dessen Ausführungen auf jahrzehntelanger Kenntnis der französischen Verhältnisse und des französischen Volkscharakters beruhen.

Die Schrift verdient daher noch heute als Ganzes gelesen zu werden, wenn natürlich auch vieles ausschließlich für das damalige Frankreich des zweiten Kaiserreichs, der Kommune und des Anfangs der dritten Republik Geltung hat. Das, was heute ganz besonders geeignet ist, unser Interesse durch Antiklänge an die heutige Zeit zu fesseln, sei im folgenden, wenn auch nicht erschöpfend, hervorgehoben.

„Das Hervorstechende ist die Lüge“, beginnt Bamberger seine eigentliche Darstellung. Schon heute kann man getrost behaupten, daß die Geschichte des Weltkrieges dereinst die gleiche Charakterisierung des Geistes geben kann, welcher bei dem heutigen Frankreich und bei unseren Feinden überhaupt herrscht. Die Beweise hierfür wurden uns von den ersten Anfängen des Völkerringens an geliefert und werden uns täglich neu erbracht. Bewußte Unwahrheit und gutgläubige Selbstbelugung gehen damals wie heute Hand in Hand, und auch heute dürfte sich der Modus bestätigen, nach welchem vor 45 Jahren Bamberger diese beiden Arten der Unwahrheit innerhalb der französischen Nation verteilt sah. „Daß die Regierungen und ihre Werkzeuge das Lügen mit vollem Bewußtsein handwerksmäßig betreiben, beweist der Augenschein.“ Die große Masse des Volkes aber belügt sich selbst so gern, daß sie systematisch und mit Erfolg belogen werden kann. „Der Grundsatz der Regierungskunst“, aus Täuschung Kraft saugen zu wollen, ist derselbe geblieben. Wenn Bamberger sagt, daß in Frankreich „die Regierungen, welche am meisten Gehorsam fanden, systematisch das Lügen als ein Regierungsmittel handhabten“, wer denkt da nicht heute an das Ministerium Riviani-Briand?

Ganz entsprechend wie 1870 steht auch 1914 die Lüge bei der Geburt des Krieges Pate. Die Rolle, welche damals der angebliche Anspruch Hohenzollerns auf die spanische Krone spielte, mußte jetzt die Eroberungslust des preußisch-deutschen Militarismus übernehmen. Vor allem aber wiederholt sich jetzt daselbe heuchlerische Spiel bei Erörterung der Frage, wem die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges zuzuschreiben ist. „Seit Sedan sind wir (Deutsche) . . . für alle der angreifende Teil“, schreibt Bamberger. „Wir hätten damals die Waffen strecken und heimkehren sollen, meinen sie. . . Aus der Fortsetzung des Krieges bei Sedan wird gefolgert, nun sei es ausgemacht, daß wir von vornherein der angreifende Teil gewesen. Genau daran reht sich als zweites großes Argument, daß wir so über alle Maßen gesiegt haben. Um unsere Unschuld zu beweisen, hatten wir nur ein Mittel: wir mußten uns schlagen lassen. Dann vielleicht hätten sie uns gegeben, daß nicht wir den Krieg angefangen und zu verantworten hätten. Uns die Unschuld, ihnen den Sieg, so etwa hätte die Sache sich ausgleichen lassen. . . Uns schlagen zu lassen, das war überhaupt unsere sittliche Pflicht. Von dem Augenblick an, da wir in der ersten Begegnung nicht dieser Schuldigkeit nachkamen, wurden wir angesehen wie Rebellen niedriger und boshafter Art gegen Recht und Vernunft, dämonische Empörer gegen alle höheren Mächte. . . Schlechte Kerle waren wir von dem Augenblicke an, da wir uns unterstanden zu siegen.“ — Glaubt man nicht, daß diese Ausführungen sich auf die französische Presse unserer Tage gründen, die gerade aus unseren Erfolgen schließt, daß wir Barbaren diesen „Raubzug“ gegen die alleinigen Hüter der Menschlichkeit, des Völkerrechts und der Sittlichkeit seit langem aufs tüchtigste vorbereitet haben, und die es uns so übelnimmt, daß wir Belgien, Nordfrankreich und die sonst von uns besetzten Gebiete nicht ohne weiteres, freiwillig und reumütig räumen, um dann den Frieden aus den gnädigen Händen der Entente entgegenzunehmen, so, wie ihn diese sich denkt?! Wahrlich, man möchte die prophetische Beobachtungsgabe Bambergers bewundern, wenn man sich nicht noch erinnerte, daß der unveränderte französische Volkscharakter es ist, der die vor 45 Jahren geschriebenen Ausführungen noch heute wahr macht.

„Die Franzosen haben den Krieg nicht gewollt, aber alle haben zum Kriege beigetragen“, dies kann in der Hauptsache wohl auch heute gelten, wenn natürlich gerade über diesen Punkt, wen von den Ententegenossen ein Mehr oder Weniger an Verschuldung des furchtbarsten aller Kriege trifft, erst die Geschichte volle Aufklärung schaffen wird. Aber vielleicht wird der spätere Geschichtsschreiber auch eine Parallele insoweit ziehen können, daß die Wachhaltung des Revanchegedankens in Frankreich nach 1870 und der Ruf nach der Rache für Sadowa, wie ihn Bamberger (S. 30 ff.) schildert, in gleicher Weise sich geäußert und kriegsverursachend gewirkt haben.

Dabei will das Deutschland bekämpfende Frankreich den guten Deutschen aber beileibe nichts Böses antun. Im Gegenteil: Genau,

wie jetzt das deutsche Volk zu seinem Besten durch die Entente von der Tyrannei des preußischen Militarismus befreit werden soll, so zieht Frankreich im Jahre 1870 in den Krieg, um „die Unabhängigkeit der kleinen deutschen Staaten“ zu sichern, welche durch die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung bedroht ist. Die Idylle der Kleinstaaterei muß, natürlich zu unserem Wohl allein, erhalten bleiben. In Wirklichkeit galt der Kampf selbstverständlich, wie heute der gewordenen, so damals der werdenden deutschen Großmacht. Und wie die Franzosen sich selbst ein Mäntelchen idealer Kriegsziele umhängen, so dichten sie uns damals wie heute Kriegsziele an, die niemals bestanden, aber geeignet waren, den Widerstand des französischen Volkes immer wieder zu entfachen. Als Beleg dafür erzählt Bamberger: „Als Jules Favre aus der Konferenz von Ferrières heimkam, verkündete er: Bismarck habe ihm erklärt, Frankreich müsse zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden. Nachträglich mußte er einräumen, daß diese Sensationsphrase seinem eigenen Gehirn entstieg sei.“

Ein ganzes Kapitel könnte natürlich die falschen Kriegsberichte, „die Chronik der Lügen“ abhandeln, welche jede Phase der Ereignisse nach innen und außen umschlangen. Ihr Name ist Legion. Keine sagenhafte Periode der dunkelsten Urzeit ist mit so vielen und grundlosen Erfindungen durchwebt und umwölbt, wie die Geschichte dieser vor den Augen der Gegenwart abgesponnenen Begebenheiten. Statt allzu vieler Einzelheiten sei hier zunächst das Wesentliche wiedergegeben, was Bamberger aus einem Artikel des republikanischen Historikers Sanfreny, veröffentlicht Anfang Januar 1871 in der Gazette du Peuple von Chambéry, zitiert: „Man sagt dem Lande nicht die Wahrheit, man hat sie ihm niemals über unsere eigne Lage gesagt. . . Drei Tage bereits kannte ganz Europa die traurige Kapitulation von Metz, und uns unterhielt man noch mit den ruhmvollen Ausfällen des Marschalls Bazaine. Man hat uns Ausfälle aus Paris erzählt, die nie anderswo als auf dem Papier existiert haben; man hat Truppen auf geographischen Punkten figurieren lassen, wo sie nie erschienen sind. Und war man einmal gezwungen, einen Teil der Wahrheit einzugestehen, so trug man Sorge, sie vorerst den sonderbarsten Umgestaltungsprozeduren zu unterwerfen.“ Könnte dies nicht — mutatis mutandis — auch heute geschrieben sein, und ist es nicht sogar schon, wenn auch vereinzelt, schüchtern und ungehört, im heutigen Frankreich gesagt worden?!

Den von Bamberger angeführten Beispielen von Bulletins, deren Unrichtigkeit besonders frappiert, wie: daß am Tage nach der Kapitulation von Straßburg die französische Regierung meldete, die Festung halte glorieux aus, — daß Gambetta von seiner Ballonfahrt aus Paris die Nachricht mitbrachte, die ganze deutsche Belagerungsarmee vor Paris sei meilenweit zurückgeworfen worden, — daß 2 Tage nach der Einnahme des Mont Avron Gambetta berichtete, der Angriff der Preußen auf den Mont Avron sei glorieux zurückgeschlagen worden und habe sie 7000—8000 Tote gekostet, — diesen Beispielen wären aus unseren Tagen nicht minder charakteristische Proben französischer Kriegsberichterstattung hier an die Seite zu stellen, hätten wir sie nicht eben erst erlebt.

Geradezu köstlich aber mutet die Duplizität der Fälle an, welche wir in der „Legende von den 3 Särgen“ finden. Diese Legende, die nach Bambergers, übrigens durch den erwähnten Artikel von Sanfreny bestätigten Mitteilungen in ganz Frankreich allgemein verbreitet war und geglaubt wurde, erzählte, „3 Säрге, mit Goldbrokat behangen, geleitet von allen erdenklichen Zeremonien der Auszeichnung und der Trauer, seien vom Hauptquartier nach Deutschland transportiert worden, sie enthielten nach vertrauenswürdiger Angabe die Leichen des Königs, des Kronprinzen und Volkes“. Erinnern wir uns daran, wie oft nach französischen Meldungen unserem Kaiser in diesem Kriege vor Gram und Verzweiflung schon das Herz gebrochen und wie oft unser Kronprinz schon eines — meist unnatürlichen — Todes gestorben ist! Semper idem!

Daß in diesem von Bamberger getreu nach der Natur entworfenen Bild die „Greuelthaten der Barbaren“ nicht fehlen, ver-

steht sich eigentlich von selbst. Auch damals gab es schon einen „patentierten Erfinder aller Greuel und Barbareien, die dem deutschen Heere angedichtet wurden“. Weiter: „Gambetta verordnete, daß in den Taschen der deutschen Offiziere nach gestohlenen Kostbarkeiten gesucht werde.“ Auch damals predigte man Haß gegen die deutschen Barbaren für alle Zeiten. „Zur Stunde (November 1870 schon) — heißt es in unserer Schrift — kann man hören, wie mit Inbrunst gelobt wird, die künftige Generation im Haß gegen Deutschland großzuziehen.“ Und auch damals schon litt das französische Volk unter der Wahnvorstellung, überall Verrat und in jedem Deutschen, mochte er noch so lange in Frankreich ansässig gewesen sein, einen Spion zu wittern. Lesen wir als Beweis dafür die von Bamberger wiedergegebene Adresse eines der damals bekanntesten Pariser Schriftsteller, Alfred Assolant, deren charakteristische Stellen lauten: „700 000 Deutsche, die man seit 1815 darauf dressiert hat, uns zu hassen und auszuspionieren, rücken über die Grenze. Bei der Avantgarde marschieren als Pionier 30 000 jener Spione, die wir unter dem Namen von Arbeitern, Handlungsgehilfen oder Werkführern wie Brüder aufgenommen hatten. Heute nun dienen sie ihren Landsleuten als Führer. Rücken sie in eine Stadt ein, sofort gehen sie, ohne sich zu besinnen, auf die Stelle zu, wo man die Schlüssel aufbewahrt zur Kasse oder zum Keller. In den Dörfern wissen sie, wo die Vorräte liegen, wie viele Ochsen jeder besitzt, wie viele Schafe, Geflügel, wie viele Säcke Getreide. Will der Eigentümer, arm oder reich, etwas davon für sich behalten, so lassen sie ihm Prügel aufzählen, widersteht er, ihn erschießen und sein Haus niederbrennen. Was die Frauen angeht, so möge Gott die, welche wir ehren, davor bewahren, daß sie je mit diesen Barbarenhorden zusammentreffen.“ — Man sieht, alles ist wahrhaftig schon einmal dagewesen.

Die Folgen einer solchen Heße waren damals die gleichen wie heute: blindwütige Austreibung und Verfolgung der in Frankreich sich aufhaltenden Deutschen auf die rohste und grausamste Art und Weise, wie dies von Bamberger in einer Reihe von Fällen authentisch belegt ist.

Am Schlusse seiner Ausführungen faßt Bamberger sein Urteil schließlich dahin zusammen: „Die Franzosen sind tapfer und patriotisch, andere Völker waren es vor ihnen und werden es nach ihnen sein, aber im Punkte der Eitelkeit und Selbstvergötterung sind und bleiben sie unerreicht. Ihrer verletzten Eitelkeit sind alle Ausschreitungen und Torheiten, deren sie sich in diesem Kriege schuldig gemacht haben, zuzuschreiben . . .“ Auch dieser Satz hat seine Geltung nicht nur für den Krieg von 1870/71, und wenn Bamberger in der Unfähigkeit des französischen Volkes, die eigene Besiegbarkeit zuzugeben, in dem „unenbehrlichen Glauben an die eigene Ueberlegenheit“ mit die grundlegenden Umstände sieht, welche die französische Volkspsyche des Krieges von 1870/71 bestimmten, so wird vielleicht der Historiker des Weltkrieges ihnen eine nicht minder große Bedeutung beilegen.

Wer weitere Tatsachen und Einzelheiten des Deutsch-Französischen Krieges erfahren will, in welchen er den französischen Nationalcharakter und den französischen Volksgeist von heute wiedererkennt, der lese die Bambergersche Schrift selbst. Er wird freilich in ihr wie auch schon in diesem Auszuge finden, daß so manches Charakteristische nicht mehr Alleinbesitz der Franzosen geblieben ist, sondern daß sich in vielem die anderen Ententegenossen als gelehrige Schüler der grande nation erweisen. Eines möge der Leser bei der Lektüre und bei den Vergleichen, zu welchen sie anregt, aber auch nicht übersehen: daß es im Jahre 1871 schließlich doch auch für das französische Volk ein Erwachen aus all den Träumen gab, welche bewußte Unwahrheit und Selbsttäuschung, Eitelkeit und Selbstüberhebung gewoben hatten, und daß trotz aller Ruhmredigkeit und trotz aller überlegenen Phrasen unserer Feinde doch schließlich der Frankfurter Frieden geschlossen wurde.

Dr. Hartnack / Die Steuer nach dem Familienstand

So wenig wir noch die Entwicklung der Dinge nach dem Kriege übersehen können: eins ist sicher, wir werden für das Deutsche Reich gewaltige Mittel aufbringen müssen. Um keine Möglichkeiten der Aufbringung zu übersehen, muß man das Steuerproblem wohl auf etwas weiterer, theoretischer Grundlage behandeln als es vielfach geschieht.

Die allermeisten Reichssteuern der letzten Jahre haben den Charakter einer gewissen Verlegenheitsarbeit ad hoc. Man vermißt die systematische Geschlossenheit. Der ideale Grundsatz jeder Verteilung steuerlicher Lasten ist der der sozialen Gerechtigkeit. Natürlich ist das kein ganz fester und klarer Begriff. Man wird aber sagen dürfen, daß die Leistung in einem richtig abgewogenen Verhältnis zur Leistungsfähigkeit stehen muß. Allerdings sind die Verhältnisse, von denen die Leistungsfähigkeit abhängig ist, sehr vielgestaltig. Gesehe können aber nur summarisch verfahren. Immerhin sollen sie so gestaltet werden, daß sie trotz der Allgemeinheit der Bestimmungen den individuellen Fall möglichst richtig erfassen.

Solange es dem Staate im großen und ganzen gleichgültig ist, ob der Steuerzahler in entsagungsvollem Dasein dem Staate Kinder erzieht oder ob er als Junggeselle sein Leben für sich, vielleicht gar ein Prasserleben führt, kann man von steuerlicher Gerechtigkeit nicht reden.

Und nun erst die Verbrauchssteuern! Diejenigen Verbrauchssteuern, die in erster Linie ertragreich sind, weil sie die Gegenstände und Stoffe des allgemeinen und notwendigen Verbrauchs treffen, wirken mit der Rohheit der Kopfsteuer. Der Vater einer achtköpfigen Familie, der mit jeder Schnitte Brot, die er seinen Kindern schneidet, indirekte Steuern bezahlt, wird von der betreffenden indirekten Steuer achtmal so stark getroffen als der Junggeselle mit gleichem Einkommen. Die steuerliche Einheit ist hier der Verbraucher, nicht, wie bei der direkten Steuer, der Verdienner. Hier acht Verbraucher auf einen Verdienner, dort nur einer! Diejenigen indirekten Steuern, die sozial sind, z. B. die eigentlichen Luxussteuern, bringen verhältnismäßig wenig. Ich sage damit nicht, daß indirekte Steuern abzulehnen sind. Aber ihre Wirkungen, soweit sie unsozial sind, müssen nach Kräften korrigiert werden.

Das ist m. E. in gewissem Grade möglich durch eine Anpassung der Einkommensteuer an den Familienstand, in der Art, daß Familien mit Kindern entlastet, Kinderlose belastet werden. Es liegt auf der Hand, daß das nicht durch Maßnahmen der Einzelstaaten geschehen kann, sondern nur einheitlich durch das Reich, da sonst bei scharfer steuerlicher Erfassung der Junggesellen und Kinderlosen in einzelnen Staaten Abwanderungen aus diesen zu erwarten wären.

Da aber eine etwaige Forderung, das Reich möge Anteil bekommen an den Steuern auf den Erwerb (diese steuerliche Domäne der Einzelstaaten) aussichtslos sein würde, so bleibt kein anderer Weg, als daß das Reich den Einzelstaaten das Verhältnis vorschreibt, in dem die Einkommen jeder Höhenstufe nach dem Familienstande verschieden zu fassen sind. Ich denke also nicht an eine grundsätzliche Ausbalancierung der verschiedenen Einkommen etwa in dem Sinne, daß die Progression unbegrenzt verstärkt und die höheren Einkommen der Idee nach weggesteuert werden. Der Arbeitsantrieb durch Verdienstmöglichkeiten darf nicht

über Gebühr beschränkt werden, wenn nicht große Gefahren entstehen sollen. Was ich will ist lediglich, daß durch Reichsgesetz eine Garantie dafür geschaffen werde, daß innerhalb der gleichen Einkommensstufen ein Ausgleich nach dem Familienstande erfolgt, da die Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers in ganz erheblichem Grade von dem Familienstande abhängt.

Der Staat darf sich nicht wundern, wenn die Geburtenzahl rapide abnimmt, nachdem die Bevölkerung einmal gelernt hat, die Kinderzahl willkürlich zu beschränken. Mit mehr Kindern wird eine größere Wohnung nötig. Abgesehen davon, daß Familien mit Kindern schwer Wohnung bekommen, gibt es Umzug, Plackereien, Kosten. Jedes weitere Kind belastet den Haushalt schwer, bringt Sorgen, die Möglichkeit von Krankheiten, Arztkosten. An Theater und Bildungsmöglichkeiten in Vereinen und Gesellschaften ist für nicht wohlhabende Familien mit mehr Kindern immer weniger zu denken. An Reisen schon gar nicht. Derweil gestattet sich der Junggeselle oder der kinderlos Verheiratete Theater, Klub, Sport, Lurus, Reisen usw. Er schafft einen Stand der Ansprüche, der über das den Standesgenossen sonst Erreichbare weit hinausgeht. Was liegt für die anderen näher als die Folgerung: nur nicht dumm sein und sich mit Kindern Sorgen aufpacken und Genüsse verschließen.

Natürlich ist die wirtschaftliche Erwägung nicht die einzige, die zur Einschränkung der Kinderzahl führt. Doch ist es wohl sicher, daß Hunderttausende von Kindern ungeboren bleiben rein aus der Ueberlegung wirtschaftlicher Vorsicht auf Seiten der Eltern. Ob sich Deutschland das in Zukunft wird gestatten können? Wir sind stolze Zeugen gewesen davon, wie an deutscher Intelligenz und deutschem Willen die russischen Massen zerschellt sind. Doch es gibt eine Grenze, über die hinaus der beste und kühnste Geist nicht mehr gegen die Wucht der Masse und Schwerkraft aufkommen kann. Deutschland muß Kinder zeugen, oder es kommt in die Gefahr, nach ein paar Jahrzehnten in Blut, Schutt und Asche unterzugehen. Die Gefahr des Geburtenrückganges muß mit allen Mitteln gleichzeitig bekämpft werden, mit volkserzieherischen, mit krankheitsheilenden und -verhindernden und mit wirtschaftlichen. Die letzteren erscheinen mir besonders vielversprechend. Gesezt den Fall, wir könnten es erreichen, daß die Verhältnisse aller Verdienner mit jeweils gleichem Einkommen durch steuerliche und wirtschaftliche Maßnahmen so ausgeglichen würden, daß Kinder keine wirtschaftliche Last bedeuteten, daß der Junggeselle so viel an Steuern bezahlen müßte, wie dem Familienvater seine Familie kostet, dann wäre m. E. das Bevölkerungsproblem in befriedigender, vielleicht allzu befriedigender Weise gelöst. Mag dieser Grad des Ausgleichs eine Utopie sein: als Ziel sollte eine gesunde und soziale Steuerpolitik sich die Annäherung an diesen entschieden doch denkmöglichen Zustand setzen.

Um so mehr sollte das geschehen, als jetzt die Familien mit Kindern es sind, die die schwächsten Punkte beim steuerlichen Druck darstellen. Man entlaste diese Druckpunkte, und man wird im ganzen ein viel größeres Steuergewicht aufpacken können, als je für möglich gehalten. Die Einkommensteuer wird um so erträglicher gestaltet werden können, je mehr Familien mit Kindern relativ entlastet werden.

Nun wird man aber wohl mit steuerlicher Differenzierung allein nicht auskommen. Besonders in den sozial

bescheiden gestellten Schichten würde ein Ausgleich rein durch Steuern nicht weit genug führen, wenn man nicht den Unverheirateten in diesen Einkommensstufen ganz unverhältnismäßig stark belasten wollte. Was sagt bei einem Einkommen von 2000 M. und acht Kindern eine steuerliche Besserstellung von, sagen wir mal 150 bis 200 M., gegenüber dem Junggesellen? Ein Ausgleich in diesen Einkommensstufen könnte nur durch Kinderprämien in einigermaßen genügender Weise geschehen.

Ich habe hierunter aufgezeichnet, wie nach meiner Meinung der wirtschaftliche Ausgleich nach dem Familienstande angebahnt werden könnte. Die angegebenen Werte sind aber nicht als unmittelbar anzuwendende gedacht. Sie würden mit einem jeweils budgetmäßig festzusetzenden Koeffizienten zu multiplizieren sein. Wird dieser geringer als 1 angesetzt, so bedeutet das weniger Steuern als in der Tabelle, wird er höher angesetzt, so bedeutet das mehr. Die Schwankungen des Ertrages bei Schwankungen in den Bevölkerungsverhältnissen könnten leicht durch eine kleine Höherspannung und Ansammlung einer Ausgleichsreserve ausgeglichen werden.

Die Einzelheiten der Tabelle brauche ich nicht besonders zu begründen. Daß nach den hohen Einkommen zu allmählich der Ausgleich nach dem Familienstande entbehrlich wird, liegt auf der Hand. Trotzdem scheint mir zur Ueberwindung des Zweikindersystems für diese Stufen eine deutliche Abstufung vom 2. zum 3. Kinde geboten. Natürlich kann man über diese und andere Einzelheiten ganz verschiedener Meinung sein. Wenn man den Grundgedanken will, würde man sich darüber leicht einig.

Einkommen bis	I. Einkommen selbst- ständige, nicht- ständige stän- dige Frauen	II. Ehepaare	III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X. XI. XII											
			Ehepaare und Kinder											
			1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
M.	%	%	%	%	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.	M.		
1 000	10	5	2	—	40	80	120	160	200	240	280	320		
2 000	11	5,5	2,5	1,5	—	50	90	130	170	210	250	290		
3 000	12	6	3	2	1%	—	60	100	140	180	220	260		
4 000	13	6,5	3,5	2,5	1,5%	1%	—	70	110	150	190	230		
5 000	14	7	4	3	2%	1%	—	80	120	160	200			
6 000	15	7,5	4,5	3,5	2,5%	1,5%	1%	—	90	130	170			
7 000	16	8	5	4	3%	2%	1%	—	—	—	—			
8 000	17	8,5	6	5	4%	3%	2%	1%	—	—	—			
9 000	18	9	7	6	5%	4%	3%	2%	1%	—	—			
10 000	19	9,5	7,5	6	5%	4%	3%	2%	1%	—	—			
11 000	20	10	8	7	6%	4%	3%	2%	1%	—	—			
12 000	21	10,5	9	8	7%	5%	3%	2%	1%	—	—			
13 000	22	11	9,5	8,5	7%	5%	4%	3%	2%	1%	—			
14 000	23	11,5	10,5	9	8%	6%	5%	4%	3%	2%	1%	—		
15 000	24	12	11,5	10,5	9%	7%	6%	5%	4%	3%	2%	1%	—	
16 000	25	12,5	12,5	10	9%	8%	7%	6%	5%	4%	3%	2%	1%	—
17 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	9%	8%	7%	6%	5%	4%	3%	2%	1%
18 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	9%	8%	7%	6%	5%	4%	3%	2%
19 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	9%	8%	7%	6%	5%	4%	3%
20 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	9%	8%	7%	6%	5%	4%
21 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	10%	9%	8%	7%	6%	5%
22 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	10%	10%	9%	8%	7%	6%
23 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	9%	8%	7%
24 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	9%	8%
25 000	25	12,5	12,5	12,5	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	10%	9%
u. mehr														

Von dem Einkommen ist als steuerfreies Existenzminimum abzugiehen:

bei steuerlich selbständigen Unverheirateten 800 M.,
bei Ehepaaren 1200 M.,
für jedes Kind ohne Einkommen 200 M.

Zur steuerlichen Hausgemeinschaft können nur Verwandte gerechnet werden: Eltern, Kinder, Geschwister, Verschwägerter, Schwiegereltern, Schwiegerkinder.

Es liegt auf der Hand, daß mit dem Entwurf einer Tabelle das Problem nicht gelöst ist. Es erhebt sich die Frage: Was soll geschehen, wenn der Junggeselle Familienangehörige unterstützt? Was soll das Gesetz vorsehen bei sich veränderndem Familienstand? Nun, ich glaube, so gut wie man bisher mit den großen Ungerechtigkeiten des bisherigen Systems sich abgefunden hat, wird man in Zukunft über kleinere Unebenheiten hinweggehen müssen. Immerhin möchte ich einige Andeutungen geben darüber, wie ich mir die Sache denke:

Die Steuerspalte bestimmt sich nach der höchsten Zahl der Kinder, die im Jahre vorher vorhanden war. Erhöht sich im laufenden Jahre die Zahl der Kinder darüber hinaus, so ermäßigt sich die Steuer entsprechend; evtl. tritt Rückzahlung zuviel gezahlter Steuer ein.

Im ersten und zweiten Jahr nach der Heirat ermäßigt sich für kinderlose Ehen der Satz um 2 bzw. 1 Prozent unter die Angabe der Tabelle.

Die Steuerzeile wird bestimmt nach dem Gesamteinkommen aller zur Familie Gehörenden, soweit sie in der Familiengemeinschaft leben. Haftbar für die Steuer ist der am meisten Verdienende.

Kinder, die mehr als 800 M. persönliches Einkommen haben, gelten für die Steuerspalte als nicht vorhanden. Verheiratete Kinder bestimmen keinesfalls die Steuerspalte, abgesehen von verwitweten Töchtern mit Einkommen unter 800 M. Deren Kinder gelten für die Großeltern als eigene Kinder.

Nach ihrem körperlichen und geistigen Zustande erwerbsfähige Söhne über 28 Jahre sind in jedem Falle als steuerlich Selbständige anzusehen. Sie bestimmen also weder die Steuerspalte noch die Steuerzeile des Vaters. Sie zahlen also nach Spalte I, wenn sie nicht verheiratet sind. Stehen sie im väterlichen Geschäfte und väterlichen Hausstande, so entscheidet das Maß des anzunehmenden selbständigen Verdienstes, mindestens aber der wirkliche Aufwand (damit nicht etwa die Wirkung der Spalte I umgangen wird).

Was an notwendiger Unterstützung auf Grund gesetzlicher oder moralischer Unterhaltspflicht gezahlt wird, wird vom steuerpflichtigen Einkommen abgesetzt, und zwar mit dem Doppelten des wirklich Aufgewandten, im Höchstfalle mit 4000 M. für eine unterstützte Person.

Das gleiche tritt ein bezüglich des Unterhaltes studierender oder im Heeresdienste stehender Kinder und bez. des Schulgeldes.

Witwer oder Witwen zahlen keinesfalls die Steuern der Alleinstehenden, sondern gelten einzeln als Ehepaar. Geschiedene gleichfalls, abgesehen von schuldig Geschiedenen, die nicht gesetzlich für Kinder zu sorgen haben.

Ich darf nochmals wiederholen, daß es mir weder auf jede einzelne der Bestimmungen ankommt, noch darauf, die Zahlen, die alle tastend und schätzend gegriffen sind, als richtig zu verteidigen. Und wo die Anwendung der gezeichneten Verteilung und der vorgeschlagene Grundsatz im konkreten Falle zu offenkundiger Unbilligkeit führen könnte, durch Einschätzungskommissionen oder ähnliche Stellen eine weitere Angleichung an die Forderung der Gerechtigkeit vorgenommen werden.

Wesentlich ist jedoch, daß für die etwaigen Kinder-

prämien absolute Zahlen genommen werden müssen (vielleicht nach Ortsklassen gestuft), das Verhältnis des Steuerertrages zum Aufwand für die Kinderprämien muß so sein, daß der Steuerertrag vergrößert werden kann, während die Kinderprämie nicht mitwächst. Sonst kann, theoretisch wenigstens, bei sehr steigender Kinderzahl in den ärmeren Schichten die Deckung gefährdet sein.

Die genaue Bestimmung der Einzelfälle wäre Sache kundiger Statistiker und Steuertechniker. Auch die Schaffung von Uebergängen innerhalb der Tausenderstufen.

Noch eine kurze Beleuchtung des Wirkungsmaßes der Sache:

Nach meiner Tabelle würde die Differenz in der Steuerleistung zwischen Junggeselle und Vater mit 10 bzw. 4 Kindern betragen:

bei Einkommen von:	M. 1000	M. 2000	M. 3000	M. 4000	M. 5000	M. 6000	M. 7000	M. 8000
Vater mit 10 Kindern steht besser als Junggeselle um Mark:	420	510	620	750	900	1070	1280	1470
Vater mit 4 Kindern steht besser als Junggeselle um Mark:	180	270	360	480	650	810	980	1120

Das ist doch, verglichen mit den heutigen Zuständen, eine große Verbesserung. Wer gegenüber meinen Vorschlägen nicht der Bedenken Herr werden kann, der möge sich vor Augen halten, daß mit Kritik allein in unserer Lage nicht weiterzukommen ist. Wem die vorstehenden Vorschläge nicht gefallen, der möge teilnehmen an dem notwendigen Wettbewerb positiver Vorschläge. Bei der Kritik darf nicht vergessen werden, daß die Kinderprämien einen nicht geringen Teil der Armenlasten überflüssig machen würden. Und wenn jemand sagt: „Welche Ungerechtigkeit, Sie wollen einen Mann bestrafen, der aus schwerwiegenden Gründen nicht heiraten kann!“, dann wird dem zu antworten sein: „Von Strafe ist keine Rede, nur von der Annäherung an einen Ausgleich der wirklichen Lasten. Ist denn der jetzige Zustand der Verteilung der Lasten auf Junggesellen und Familienväter etwa ein gerechter Zustand?“

Ich darf noch verraten, was für mich der Anlaß gewesen ist zur Beschäftigung mit vorstehender Frage. Es war das Suchen nach einem Wege, die Weiterförderung und Ausbildung des Nachwuchses zu erleichtern, ohne die von mir für sehr bedenklich gehaltene allgemeine Unentgeltlichkeit des gesamten, auch des höheren Unterrichts. Ich glaube, meine Vorschläge werden geeignet sein, die Ausbildung der Jugend wirtschaftlich weniger begünstigter Klassen wesentlich zu erleichtern. (Vergl. den Hinweis auf S. 19 meiner Schrift: *Auslese d. Tüchtigen*; Leipzig, Quelle & Meyer, 1916.)

Miles / Annamarsch

Nicht Ereignisse sind dem Soldaten das Bedeutsamste. Ueber sie gleitet er hinweg, wie der Wanderer auf einer Fährde den Fluß nicht merkt. Auf einmal ist er drüben. Die vielen grauen Haare, die eingefallenen Schläfen, die ihr daheim auf den Gesichtern der Urlauber steht, hat kein frischer Sturmangriff gezeichnet; sie kommen vom Warten, vom Bewußtsein des Ungewissen. Das Gesicht ist schwer, der Annamarsch ist Qual. — — —

Eines Tages stand das Bataillon in Reserve, und die Kompagnien exerzierten wie im Frieden. Alle machten frohe Gesichter. Die Offiziere hatten endlich einmal wieder ihre Leute geschlossen vor sich, und die durch das demütigende Krauchen in den Unterständen steif gewordenen Glieder konnten sich frei regen; nach allen Richtungen hin, nicht immer nur die vorgeschchnittene Schützengrabenschlange längs. Auf einmal kam eine Ordonnanz. Der Befehl brach das Exerzieren ab. Das Bataillon wurde verladen, fuhr den ganzen Tag auf der Bahn und flog in der Dämmerung in einem Champagnenest aus. Wenn die feindlichen Flugzeuge die Straßen nicht mehr einsehen könnten, sollte der Vormarsch angetreten werden. Inzwischen dampfte die Feldtüche und in Jahrmakstrubel und Jahrmaktslust schwirrten die Soldaten durcheinander, lachend, singend, pfeifend und ab und zu den ewigen Kochgeschirrdeckel zum Munde führend, ein munterer Bienenschwarm.

„Sieben Kinder hast du? Au weih, ich hab mit dreien genug.“ „Ja freilich, aber so ein Bergel ist da, ob man will oder nicht.“ „Sieben Kinder, die puzen was weg, nicht?“ „Oh la la! Wenn meine Mutter ein Brot anschneidet, jedem der Reihe nach eine Bemme gibt und das letzte mit seiner Schnitte weggeht, da ist das, das zuerst gekriegt hat, schon wieder da; es ist genau wie bei der Feldtüche.“

„Hierher hören!“ tönt eine Befehlsstimme. Der Major erklärt die Kriegslage. „Bei A . . haben die Franzosen vorgestern und gestern in elf Wellen angegriffen. Die Unfrigen sind ein bisschen dünne geworden. Da sollen wir denn Blutauffrischung sein. Na, etwas stramme Haltung, Kinder, wenn ich bitten darf!“

Tausend Tornister fliegen vom Boden hoch in die Luft und werfen sich fest auf den Rücken der Männer, mit einer Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit, wie sich das Kind an der Mutter Brust festsaugt. Wenn der Tag kommt, der Märchentag, der Zaubertag, an dem alle diese Rücken keinen Tornister mehr zu tragen brauchen, dann wird das ihnen keine Erleichterung sein, dann werden diese Männer noch lange gebückt und schwer atmend durchs Leben gehen; wie Blinde, denen plötzlich das Augenlicht geschenkt ward, sich anfangs nur tastend durch den Raum bewegen.

Ein Kreis ist allen Soldaten gezogen. Sein Mittelpunkt ist der Tod. Bald sind sie weiter von ihm entfernt, bald geht ihr Weg geradezu auf ihn los. Manchmal geht's haarscharf am Mittelpunkt vorbei, dann hat man dem Tod ein Schnippen geschlagen. Jeder Soldat hat etwas Lilien-cronisches in sich: bald macht er vorm Tod eine steife Verbeugung, bald ulkt er ihn an. Bald redet er ihn feierlich an: „Mynheer!“, bald zieht er ihm nach Kindsweise eine lange Nase und ruft ihm das beleidigende „Hurra das Leben!“ ins Gesicht.

Hurra das Leben! Das ist auch das Zeichen, unter dem die Tausend dem Kreismittelpunkt entgegenziehen. Sie singen nach der schwungvollen Melodie „Juppheidi, juppheidi“ das Lied von der Schlacht bei Gravelotte:

„Unser Hauptmann, sonst in Dräsen,
Tat uns stets nur Esel heeßen.

Wie nu die Schlacht vorieher war,
Da war'n wir seine Helden-schar.“

So hat's der Major gern. Er weiß, welche Kraft in der guten Laune seiner Soldaten liegt, welche tiefe, ernste Bedeutung der Humor im Kriege hat. Und wie eine Mutter auf das Atmen ihres Kindes lauscht, so spannt der Major sorgsam und sorgenvoll auf die Stimmung seiner Leute. Jetzt tönt ihr Schritt kräftig, jetzt quirlen die Beine durchein-

ander, jetzt hat einer einen guten Witz gemacht, alle lachen laut. Jetzt, ja warum sagt denn jetzt auf einmal keiner ein Wort mehr? Richtig, es wird schon sieben Stunden marschiert. Die Beine werden krampfiger, die Füße heißer, die Lippen trocken, Gaumen und Nasenschleimhäute drückt Staub und Sand.

Der Major hält sein Pferd an, sein ernstes Auge mustert die Vorbeiziehenden. Dereinst, in der Kaserne, gab es auch so ein Mustern. Und Defilieren nannte man das andere. Wo ist das alles geblieben? Einst ging es immer mit Musik. Wo ist im Kriege die Musik geblieben? Alles Militärische ist anspruchsloser geworden. Der Major sucht auch nicht nach Unregelmäßigkeiten in Schritt und Anzug. Wie bringe ich das Bataillon rechtzeitig an den Bestimmungs-ort? Wie werden es die Leute aushalten? Wieviel Kraft werden sie dann noch für die Hauptsache haben? Dieselben elementaren, unbarmherzigen Fragen stampft der harte Schritt der schwerbepackten Soldaten in ihm auf wie schon sooft. Und dann muß er sich stets dieselbe Antwort geben: es ist schon oft gegangen, es wird auch diesmal gehen. Aber das ist ja eben die Sorge. Bestimmtes, logisch Begründetes, kann man sich nie sagen, es bleibt stets ein Raten und Hoffen von Fall zu Fall. Kriegsflos!

„Kinder, schleicht nur nicht so!“ ruft der Major vom Pferde. „Singt doch mal: Wenn im Walde die Heckenrosen blüh'n!“ Ist das eigentlich noch militärisch? denkt der todmüde Soldat. So sagte meine Mutter auch immer, wenn sie uns früher über einen Kummer hinwegtäuschen wollte; singt, Kinder, singt! Ja, ja, der Major hat für viele Kinder zu sorgen. Aus einigen Kehlen erklingen Gesangstöne, noch ein paar fallen ein, dann flaut alles wieder ab, wie wenn ein Orchester nur gestimmt hätte. Wer soll auch singen in diesem Lärm! Man ist der eigenen Feuerlinie näher gekommen. Die Abschüsse der „Schweren“ krachen wie Engeltrompeten am jüngsten Tag. Und in einem fort tönt der Ruf „Rechts halten!“ Die Krankenautomobile rasen vorüber, Gestöhne und Aechzen läßt das Quietschen der Räder und das Puffen der Motoren in den Ohren der noch gesunden Soldaten verstummen. Von rückwärts sausen leichte Wagen vor. Sie haben ihr Last abgesetzt in die Lazarette, zum Teil gleich auf dem Friedhof. Nun jagen sie neuer Hilfeleistung zu. „Es geht schnell mit dem Verwundeten-transport“, stößt einer in den staubdurchsehten Brodem der laut Reuchenden hinein. „Wenn's einen erwischt, ist man noch diese Nacht im Lazarett. Wie oft habe ich auf die Stinkautos geschimpft. Sie sind ein rechter Segen.“

Keiner erwidert ihm, keiner denkt. Die Erde heult aus unbekannten Wunden, der Boden springt, die Luft faucht, rot und golden flackert es allenthalben. Keiner sieht's, keiner hört's. Zweitausend zum Erbarmen müde Beine setzen sich eins vors andere. Seht sich das eine einmal nicht vor, dann würde der Körper, den es trägt, hinfallen. Dann müßte man nachhumpeln. Und das will keiner. Was heißt eigentlich Marschieren, überhaupt Gehen? Es heißt: Hinfallen vermeiden. Indem man etwas nicht will, kommt man immer dem Punkte näher, wo Wollen alles ist. Schon hört man in den kurzen Pausen der Geschützabschüsse die Distanttöne des Infanteriegewehrs, wirr durcheinander. Da knattert auf einmal eine Stimme dazwischen: „Bitte, nicht so planlos! Hübsch nacheinander in regelmäßigen Abständen, so ungefähr — —“; und das Maschinengewehr frißt in die Reihen der Feinde hinein, wie wenn eine Taube die Körner des Feldes aufpickt, eines nach

dem andern. Ein zweites setzt ein, ein drittes, noch eins; alle Geschütze stehen auf einmal stumm dahinter und schauen ruhig zu; wie gutmütige Riesen, die Arme in die Hüften gestemmt, dem Ringen der Kleinen zusehen. Sie lassen sich nicht ansehen, diese winzigen Kanönchen, die ein Mann auf dem Rücken davontragen kann. Ruhig im Takt arbeiten sie, dann im Doppeltakt; fein tönt ihr metallisches Trommeln, und schließlich faucht es wie tausend schwere Peitschen durch die Luft.

Ein Soldat schaut in die weißen Leuchtraketen. Sie strahlen doppelt hell aus dem Dunkel der Nacht. Er muß auf einmal an die weißen Zähne des Senegalschützen denken, die ihm damals aus dem verzerrten schwarzen Teufelsgezicht angrinsten. Ob sie heute nacht auch wieder mit Schwarzen zu tun haben werden? Ach, das ist ja ganz gleich. Sieh, die schönen grünen Raupen, die durch die Luft leuchten! Aus unbekanntem Erdloch steigen sie auf, eine Kugel nach der andern; dann schwingt es sich geschmeidig durch die Luft und wird vom Dunkel der Nacht gefressen, wie alles, was hier leuchtet und tönt. Ihr Licht soll den Richtkanonieren der Abwehrgeschütze Ziel geben. Die feinen Surröne hochsteigender Granaten teilen die Luft, und dann blüht es oben hell auf. Bald hier, bald dort, ganze Streifen und Reihen von Meteoren leuchten; ist dem Menschen der alte Sternhimmel nicht mehr prächtig genug, daß er sich von unten aus einen neuen zu gestalten vermüht? Oder wie? Breitet sich hinter diesem Dunkel eine andere Wand? Eine große, strahlende, gleißende, einzig prunkende Goldwand? Bedeckt die Nachtschwärze sie nur mit ihrem Riesenmantel, aus dessen Löchern das Gold hervorblinkt? So weit das Auge schaut, überall flimmert es in Gold, Silber und Blut.

„Die Einschläge kommen näher“, tönt eine Stimme. „Nein, wir kommen ihnen näher“, wird sie belehrt. Der Major läßt halten. Mit der tiefen Kolonne kann er nicht durch die Feuerlinie. Die Unteroffiziere und Gefreiten müssen die einzelnen Glieder in großen Abständen, weit geöffnet, hindurchführen. Der Tod schlägt wie ein rasender Riese hierhin und dorthin, aber husch!, und schon sind die flinken Beine unter seinen tölpelhaften Händen hindurch. Ein Glied nach dem andern sammelt drüben.

„Drüben“ — das ist jenseits vom Tode, im neugeschenteten Leben.

Der Major befiehlt, die Verluste zu melden.

„Erste Kompanie drei Leichtverwundete.“

„Zweite Kompanie zwei Schwerverwundete.“

„Dritte Kompanie keinen Verlust.“

Die vierte meldet nicht. „Vierte Kompanie Verluste melden,“ ruft der Adjutant.

„Vierte Kompanie, Herr Hauptmann M. tot, sonst keine Verluste.“ „Dann übernehmen Sie die Führung, Herr Leutnant“, sagt der Major. „Das Sperrfeuer hätten wir hinter uns, meine Herren. Bitte lassen Sie antreten, damit wir beizzeiten rankommen.“

Die Kolonne geht weit geöffnet, die Luft ist sonst zu stidig. Alle Kragen sind tief aufgeknappt. Die Helme sitzen im Nacken wogerecht, weiß der leuchtende Brustkorb schwer vornübergebeugt ist. Die Augenlider brennen wie bei einem Kinde, das lange geweint hat. Alle Munde ringen, offen stehend, nach Luft. Den Atemweg der Nase hat längst der Staub versperret. So stampfen diese Männer schon zwei Jahre durchs Leben. Ihr Beruf ist, Leben zu zerstampfen. Eine andere Kolonne begegnet ihnen. Von denen trägt jeder etwas weiß Schimmerndes auf der Schulter. Es sind frischgezimmerte Grabkreuze.

Gottfried Traub / Tat

Das ist auch eine von den guten Lehren der römischen Rechtswissenschaft, daß sie, um praktisch zu sein, sich nicht auf das Praktische beschränken darf. von Jhering.

Vor dem Krieg waren viele nahe daran, jener amerikanisch-englischen Weisheit zu verfallen, daß alles Denken Torheit sei und nur der Mensch etwas wert sei, der etwas „Nützliches“ schaffe. Der Wert ging im Geschäft auf, und das Beste war der höchste Profit. In den Zeitungen wurden massenhaft „energische“ Leute gesucht, welche die Rundschau zu bearbeiten verstehen, und ihr Handwerk bestand meist in gewaltsamer Rücksichtslosigkeit, die desto unerträglicher war, je kleiner der Kreis war, dem sie zugut kam, und je mehr es sich um bloße Augenblickserfolge handelte, mochte später kommen, was da wollte. Der deutsche Geist wehrte sich. Über sichtbare Erfolge verwirrten sein Rechtsbewußtsein. Man war zu gesund, um nicht anzuerkennen, daß Handeln wertvoller ist als Grübeln und Tun besser als Nörgeln; aber man fühlte sich immer unbehaglicher, je unsicherer die Grenzen der Tat verschwammen und sich der offenkundigste Egoist ebenso stolz auf sein Handeln berief, wie es bisher der Gewissenhafte gewöhnt war. Der Schein des Zaghafsten, Unkundigen, Unpraktischen umgab leicht den Mann, der etwas von Grundsätzen sprach und sich nicht ohne weiteres zum Zugreifen entschließen konnte.

Da kam der Krieg. Tat brach an. Alles schien nur im Handeln aufzugehen. Der Gedanke erlebte wenig gute Tage; sein Reich schien verbaut von Granaten und Gewehren. Aber mit dem Krieg kam der große Erzieher, der das echte Tun vom nachgeäfften unbarmherzig schied. Auf den Schlachtfeldern ist bis jetzt jene falsche Lehre besiegt, die den Geist und den Charakter aus der Tat wegmischen wollte. Ich erblicke gerade in dem Verlauf dieses Krieges die Offenbarung von der Geltung des Tuns aus dem Innern heraus. Wir wären nach „praktischen“ Erwägungen schon längst dem Untergang geweiht, wenn nicht ein echtes Tun gegen das andere streiten und den Sieg davontreiben würde. Nämlich jenes Tun, das sich bisher nicht mit dem äußerlichen Erfolg allein begnügt hatte, sondern das in der gesamten Geistesgeschichte des Volkes verankert war; jenes Tun, das zwar mit Kanonen und Zepplinen arbeitet, aber die Treue und Gewissenhaftigkeit nicht vergißt, die sie schufen, und das sich bewußt bleibt, daß sie im Feuer und Sturm eine Volksstille und ein Volksrecht und einen Volksglauben verteidigen, in dem die Wurzeln ihrer eigenen Kraft liegen. Macht kämpft gegen Macht und Geld gegen Geld; aber solch oberflächliche Formel besagt wenig. Auf den Schlachtfeldern kämpfen die besten und ersten Geister der Geschichte mit. Wir leben des zuversichtlichen Glaubens, daß ein Shakespeare sich nur mit innerer Scham auf den englischen Schiffen mitschleppen ließe, ein Kant und Fichte aber mit Stolz und innerer Einheit voll in unseren Reihen mitkämpft.

Alles Tun wird unsittlich, wo es sich aus dem Zusammenhang seiner Ahnen herausreißt und die Verantwortlichkeit vor ihnen ablehnt. Es darf sich nicht frei machen von der Schuld der Geschlechter, die es sühnen will, und es darf sich nicht hochmütig von seiner geistigen Erbschaft trennen, als könnte es selbst aus Eigenem eine Neuschöpfung vollziehen. Handeln bleibt besser, als über Weltfragen tänzeln und auf glatte Weltformeln bedacht zu sein; aber es kommt immer darauf an, warum man handelt. Das bloße Tun ist ebenso unfruchtbar, wie das bloße Leiden. Kräfte konzentrieren allein aus dem innersten Gemüt und aus den letzten Beweg-

gründen. Schöpfungen müssen aus tiefen Brunnen geschöpft sein, und die gräbt kein einzelner. Hat er nicht die Achtung vor den Opfern vergangener Geschlechter, die bei dieser Arbeit gebracht wurden, so hat er selbst kein Maß für seine Arbeit und keine Dauerkraft für seinen Erfolg. Das Handeln fordert einen ganzen Menschen und ein ganzes Volk. Handgriffe kann man lehren und lernen, Taten aber wachsen und reifen. Glücklich unser Geschlecht, daß es Taten pflücken darf wie herrliche Frucht des Baumes.

Soziale Bewegung

Verständigung tut not. Die deutsche Arbeiterschaft in ihrer überwiegenden Mehrheit hat erkannt, daß in der Kriegsnot des Vaterlandes alle Kräfte, ohne Ausnahme, zusammenwirken müssen, um der an Zahl überlegenen Feinde Herr zu werden. Sie ist auch bereit, an die Herstellung von Abwehrmitteln, an die Munitionsbeschaffung wie an Kohlenförderung, Nahrungsbereitstellung usw. die besten Kräfte zu setzen und Arbeitseinstellungen größeren Umfangs durchaus zu vermeiden. Sie erwartet dafür aber Entgegenkommen und Verständnis für ihre schwere wirtschaftliche Lage auf Seiten der Arbeitgeber. Daran fehlt es tatsächlich vielfach, besonders bei den „höheren Verwaltungsorganen“ der Großbetriebe. Das Fachblatt der hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter schildert diese bedauerlichen Zustände: Abspernung nach außen und gewissenloser Wucher haben in diesen zwei Jahren die Preise aller Lebensmittel verdoppelt und verdreifacht, und noch höher wurden manche Preise getrieben. Die Arbeiter sollen länger arbeiten und bei geringerer Zahl mehr produzieren. Dabei die beschränkte Menge Lebensmittel und die hohen Preise! In der Industrie, die für Kriegsbedarf arbeitet, werden hohe Gewinne erzielt. Das alles wirkt zusammen, daß auch die Arbeiter bestrebt sein müssen, ihre Löhne zu steigern. Das geht nicht überall glatt von statten. Die Leiter großer Werke gehen den Verhandlungen mit den Arbeiteranschlüssen möglichst aus dem Wege; die großen Verdienste des Werkes selbst, die buchen sie schmunzelnd in den Geschäftsbüchern, aber Lohn- und Minderhöhung, das ist etwas anderes. Was ist die natürliche Folge einer fortwährenden Verzögerung der Verhandlungen mit den Arbeitern? Die Arbeiter werden unruhig, sie drängen auf ihre Auszubildungslieber, diese wiederum können den Direktor nicht fassen, einmal hat er keine Zeit, dann ist er verreist und dergleichen mehr. Die Unruhe bei den Arbeitern nimmt überhand, einige Heißhörner schütten noch Öl ins Feuer, und plötzlich steht eine wichtige Abteilung des großen Werkes still. Die Meister und Beamten rennen herum, der Vorgang wird der Direktion gemeldet, und siehe da, plötzlich hat der Herr Direktor Zeit zum Verhandeln, die Gefahr ist beseitigt, die so notwendige Arbeit nimmt ihren ungestörten Fortgang. Das sind bis jetzt glücklicherweise vereinzelte Erscheinungen, aber die Gefahr ist groß, wenn das Mißtrauen der Arbeiter immer wieder so herausgefordert wird. Die Schuld an solchem Zustand tragen jene Direktoren, die den Verhandlungen auszuweichen suchen, die ja schließlich doch stattfinden müssen. Die Arbeiterorganisationen haben den besten Willen, in keine Streikbewegung während der Dauer des Krieges einzutreten; durch das Verhalten derartiger Direktoren wird ihnen aber diese Aufgabe ganz besonders erschwert. Die Leiter der großen Unternehmungen sollten doch nicht vergessen, daß die Arbeiter Kenntnis von den geschäftlichen Ergebnissen der Aktiengesellschaften haben. Dies und ihre eigene gedrückte Lage, anstrengende Arbeit und fortwährend steigende Lebensmittelpreise, läßt doch das Vorgehen der Arbeiter als ganz natürlich und berechtigt erscheinen. Die Erträge der Kriegsindustrie lassen durchweg eine bessere Berücksichtigung der Arbeiter zu. Unternehmer und Arbeiter haben doch jetzt, in der Kriegszeit, das eine große gemeinsame Interesse des siegreichen Ausgangs des tobenenden Weltkrieges. Das bedingt aber weitgehende gegenseitige Rücksichtnahme.

Frauen im Bergbau unter Tage? Eine starke Beunruhigung hat in den letzten Wochen in der Bergarbeiterschaft des rheinisch-westfälischen Industriegebietes Platz gegriffen, weil man mit dem Plane umgehen soll, Frauen im Bergbau auch unter Tage zu beschäftigen. Ueber Tage sind sie schon in vermehrter Zahl im Bergbau tätig. Mit dieser Tatsache hat man sich abgefunden. Wenn sich aber die Gerüchte bewahrheiten sollten, daß man auch Frauen unterirdisch beschäftigen will, so müßte, nach dem „Gewerksverein“, dagegen entschieden Einspruch erhoben werden, weil es sich hier um eine Tätigkeit handelt, die der Frauenkörper nicht ertragen kann. Die Gerüchte haben sich so verdichtet, daß das Oberbergamt um eine Auskunft ersucht worden ist. Der Beisitz dieser Behörde lautet ausweichend: „Der Antrag, Frauen auch unterirdisch zu beschäftigen, ist bei der Bergbehörde eingereicht. Die Behörde ist sich noch nicht schlußig geworden. Das

Oberbergamt steht auf dem Standpunkt, daß es auf Grund des sogenannten „Ermächtigungsgesetzes“ vom 4. August 1914 auch über die Zulassung von weiblichen Arbeitern unter Tage entscheiden kann!“ Danach ist in der Tat die Befürchtung nicht ungerechtfertigt, daß man Frauen unter Tage beschäftigen will. Die Notwendigkeit für eine derartige Maßnahme ist nicht einzusehen. Die deutsche Bergarbeiterchaft hat allein durch die Kriegslage gebotenen Anforderungen bisher Rechnung getragen. Die Förderung ist gesteigert worden in einem Maße, daß nicht einmal genug Wagen zur Abfuhr der Kohlen vorhanden sind. Von einem Arbeitermangel kann also nicht die Rede sein. Wenn es doch der Fall wäre, so müßten andere Maßnahmen getroffen werden.

Weibliches Ueberangebot im Kaufmannsberuf. Ueber ein auffallendes Ueberangebot weiblicher Bewerber auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkt klagt der öffentliche kaufmännische Stellennachweis in Köln a. Rh. Während 1915 auf 100 offene Stellen für männliche Angestellte 129 Bewerber kamen, stellte sich das Verhältnis bei den Frauen auf 198. Dieses auffallende Ueberangebot weiblicher Bewerber erklärt der vorliegende Jahresbericht zutreffend daraus, daß neben einer kleinen Zahl Kriegerfrauen erheblich viele nur theoretisch (und das zum Teil noch mangelhaft) ausgebildete junge Mädchen — sogenannte Anfängerinnen — sich zum Kaufmannsberuf drängten. Von 411 solcher Bewerbungen konnten nur 36 durch Befehlung erledigt werden. Die Handelskammer hat sich gegenüber diesem Ueberangebot veranlaßt gesehen, nachstehende Entschliebung zu fassen: „Der Minister für Handel und Gewerbe hat in einem Erlaß an die Regierungspräsidenten auf den Zustrom von Frauen und Mädchen zu den kaufmännischen Unterrichtsanstalten hingewiesen, der das vorhandene Bedürfnis nach Arbeitskräften bei weitem übersteigt und hierbei auf die erheblichen Bedenken eines solchen Mißverständnisses aufmerksam gemacht. Da auch im hiesigen Bezirk die Beobachtung gemacht worden ist, daß nicht nur ein Ueberangebot an gelerntem weiblichen kaufmännischen Arbeitskräften vorliegt, sondern sich namentlich ein großer Andrang von Anfängerinnen mit vielfach mangelnden theoretischen Kenntnissen bemerkbar macht, nimmt die Handelskammer gelegentlich des Schlußschlusses Veranlassung, auf das nachdrücklichste vor weiterem Zuzug weiblicher Arbeitskräfte, zumal mit ungenügender Vorbildung, zum kaufmännischen Berufe zu warnen, da sonst eine ganz wesentliche Verschlechterung der Leistungsfähigkeit des kaufmännischen Personals mit Sicherheit zu erwarten steht.“

Büchertisch

Cheberg, Die Kriegsfinanzen. Zugleich Nachtrag zur Finanzwissenschaft. 13. Aufl. Leipzig. 1245. 2 M., geb. 2,50 M. Eine systematische Zusammenstellung der Kriegskosten, Kriegsschulden und Kriegssteuern in Deutschland, Österreich-Ungarn, England, Rußland, Frankreich, Italien. Der Name des Verfassers bürgt für die Güte des Buches. Cheberg betont im Vorwort selbst, daß bei der Schwierigkeit der Materialbeschaffung Lücken und Unrichtigkeiten nicht ganz zu vermeiden sind. Es sei daher gestattet, folgendes anzumerken. Nicht die Kriegskosten, sondern die Gesamtausgaben des englischen Budgets betrugen 100, später 120 Mill. M. täglich. Die Sätze der englischen Einkommensteuer sind nach der „Times“ höher als von Cheberg angegeben (vgl. meinen Aufsatz in der Hilfe vom 25. 5. 16). Bei der zweiten englischen Kriegsanleihe waren allerdings 20 Milliarden M. ins Budget eingelegt, selbst der chaotischste, der Regierung nahestehende Statistiker erhoffte aber nur 15 Milliarden M. Bei der französischen Kriegsanleihe muß man wohl auch die umgetauschten Schatzwechsel als neues Geld ansehen. Die französische Krisis im Frühjahr 1914 dürfte nicht nur auf den Bankenscheitern und Balkanschulden, sondern auch darauf zurückzuführen sein, daß 3. B. die Société générale und die Banque de Paris et des Pays Bas mit exotischen Waren überlastet waren, die sie dem Publikum mit 15 v. H. Anzahlung angeboten hatten; als die Nachzahlungen ausblieben, standen sie vor dem Zusammenbruch. Schade ist, daß Cheberg bei der Darstellung der Kriegssteuern in Deutschland eine kritische Würdigung nicht gibt; eine wissenschaftliche, dem Tagesstreit entrückte Prüfung ist gerade jetzt, wo über kurz oder lang ungeheure neue Steuern erforderlich werden, ein Bedürfnis. Hoffen wir, daß wir sie noch erhalten und daß der Friede Cheberg bald die Gelegenheit ermöglichen wird, über die Wirkungen der fast konfiskatorischen Steuererläge der englischen Einkommensteuer zu berichten.

Grabowsky, Weltpolitik und Finanzpolitik. Berlin. 30 Seiten. 50 Pf. Der Verfasser spricht in recht traurigen Gedanken-ängsten über alle möglichen Dinge. Er will Produktionskapitalien für unsere weltpolitische Ausdehnung durch einen allgemeinen Sparzwang sammeln. Was er vorschlägt, ist im Grunde nichts anderes als eine sehr niedrig verzinsliche Zwangsanleihe, gewürzt mit einer Lebensversicherung zur Hebung der Wälua. Ergebnis: 156 Mil-

tionen jährlich! Dieser Spargang soll auch die Steuerlast nach dem Kriege vermindern, wie, ist aus dem Heftchen nicht zu ersehen. Wäre der Verfasser nicht der Herausgeber einer größeren politischen Zeitschrift, so wäre man versucht, von argem Dilettantismus zu sprechen. L. Herz.

Leben und Heimat in Gott. Herausgegeben von Jul. Hamer. 16. Aufl., gesichtet und ergänzt von D. P. Mehlhorn. Leipzig, Amelang. 398 S. Geb. 4 M.

Neben neueren Sammlungen religiöser Gedichte — das Wort religiös hier in weitem Sinne genommen — behält diese sehr verbreitete ältere (bisher sind 100 000 Stück gedruckt) durchaus ihren Wert, namentlich in der neuen Bearbeitung. Natürlich wird jeder Leser einige Sonderwünsche haben; ich hätte Lieder wie „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Das Jahr geht still zu Ende“ gern vollständig abgedruckt gesehen. Aber wie hier viel Gutes, das sonst wenig bekannt ist, auch Lieder von heute fast vergessenen Verfassern, zusammengestellt ist, das beweist einen erstaunlichen Umblitz; der Reichtum des Buches ist groß. Mulert.

Das Heidentum in der Bibel. Von Generalsuperintendent D. Klingemann. Bonn, Alexander Schmidt. 105 S. 1 M.

Kurze Kriegsandachten, schlicht und kräftig. Einige der verwandten Bibelstellen unserem Empfinden nahezubringen, ist nicht leicht. Das Praktische tritt in den Vordergrund. Mulert.

Das Schwert des Geistes. Von H. Schöttler, Generalsuperintendent von Ostpreußen. Berlin W. 35, Evang. Bund. 418 S. Geb. 2 M.

Handausgabe der hier in Nr. 8 empfohlenen Bibelauswahl, in Oktavformat; Text etwas erweitert, Druck sehr lesbar, Preis sehr billig.

Sonntagsgedanken. 48 S. 40 Pf. Partiepreise. Stuttgart, Evang. Preßverband.

Worte und kurze Lesestücke für Kampf und Frieden, vorzüglich aus verschiedensten Schriften ausgewählt; Buchschmuck von Hans v. Volkmann. Mulert.

Das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ in Vergangenheit und Gegenwart. Von Gymn.-Dir. Wehrmann. Stettin, Burmeister. 24 S. 50 Pf.

Volkstümlich; geeignet zur Verbreitung in Stadtgemeinden bei Reformationsfeiern u. dergl. Mulert.

Von der religiösen Zukunft des deutschen Volkes. Von Pfarrer Liz. Dr. Rittelmeyer. Nürnberg, Verein für innere Mission. 65 S. 50 Pf.

Zwei Vorträge: Vom Gott der Deutschen, und: Deutschlands religiöser Weltberuf. Ueber deutsche Eigenart in Gemüt, Gewissen und Frömmigkeit, über die Aufgabe unserer Tage, das Christentum mit anderen Religionen, die Religion mit der Naturwissenschaft auseinanderzusetzen oder vielmehr auch das naturwissenschaftliche Denken religiös zu durchdringen usw. Gerade hier, in As Neigung zu edler Mystik, werden ihm nicht alle folgen, aber auch diese Vorträge enthalten viel Feines und Schönes. „Die Form von Heiligkeit, die unserer wissenschaftlichen Zeit besonders zukommt, ist die Ehrlichkeit.“ Mulert.

Friedrich Naumanns Reichstagsrede

Mittleuropa. England und der Weltkrieg. Der Krieg als Erzieher.

Vizepräsident Dr. Paasche: Das Wort hat der Herr Abgeordnete D. Naumann.

D. Naumann, Abgeordneter: Mit großer Befriedigung hören wir von dem gemeinschaftlichen Vorgehen der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in Siebenbürgen, und es ist uns eine besondere Wohltat, daß die deutschen Städte Hermannstadt und Kronstadt aus den Händen der Feinde wieder befreit worden sind, und daß dabei unter der Führung Falkenhayns auch die Soldaten der alten deutschen Heimat, aus der einst unsere siebenbürgischen Brüder ausgewandert sind, jetzt in der Stunde ihrer größten Not mitgeholfen haben. (Bravo!) Wie oft haben wir aus den Kreisen vereinzelt wohnender Deutscher in Oesterreich und Ungarn hören müssen: die Heimat kümmert sich wenig um uns! Wenn nun jetzt, wo wirklich die Not der Existenz für sie dringend vorhanden ist, die Heimat von hier bis an die Berge der rumänischen Grenze hinübergreift und ihnen hilft, so ist das ein Beweis, wie im großen Kriege auch die Gemeinschaft der Deutschen auf dem ganzen, vom Krieg umspannten Gebiet neu erwächst und in die Höhe steigt.

Aber wir Deutschen sind es ja nicht allein, die als Reichsdeutsche, österreichische Deutsche und ungarische Deutsche in diesem Kampf zusammenstehen, sondern wir können vom Kriege nicht reden, ohne gleichzeitig der Bundesgenossen im ganzen zu denken, die von anderen Voraussetzungen ihrer Abstammung und aus anderer Vergangenheit herkommen, nun aber Hand in Hand und Schulter an Schulter mit den Unrigen zusammen jetzt den einen, zähen und großen Widerstandskampf gegen die Umkreisung durchzuführen haben.

Mit Bewunderung schauen wir, wie die Türken unter osmanischer Führung, nachdem so viele Jahrzehnte die Großmächte in Konstantinopel beieinander saßen, als hätten sie bereits über einen Todstranken untereinander zu beschließen, nun jetzt auf fünf, sechs oder sieben Kriegsschauplätzen in Asien, an der afrikanischen Grenze, auch bei Saloniki und in Galizien ihren Mann stehen, mit all der Fähigkeit und Treue, die schon vor Jahrhunderten ihre Auszeichnung gewesen ist. (Lebhaftes Bravo.)

Und wir schauen, wie die Bulgaren, nachdem sie schon zwei Kriege hinter sich haben und einen Teil ihres Volkes in früheren harten Kämpfen verloren haben, nun mit einer absoluten Energie in Nord und Süd, nach Saloniki hin und ebenso gegenüber Rumänien, in den Weltkampf erfolgreich eingetreten sind. Wir freuen uns ihrer Erfolge, als ob es die unsrigen wären, gerade wie sie sich unserer Erfolge erfreuen, als seien es die ihrigen; denn unser Schicksal ist fest miteinander verbunden. (Bravo!)

Und so gehen denn auch wir und unser Volk und unsere Truppen zusammen mit den ersten unserer Bundesbrüder, mit den Truppen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wir haben

alle Ursache, anzuerkennen, daß im Anfang des Krieges die österreichisch-ungarische Waffenmacht den allergrößten und gewaltsamsten Ansturm der russischen Massen in Südpolen und an der galizischen Grenze tapfer auszuhalten hatte. Diejenigen, die etwa da und dort glauben, zu einem Wort der Kritik berechtigt zu sein, haben oft viel zu wenig Kenntnis der Verhältnisse der Donaufstaaten und vergessen viel zu sehr, welche erste große Belastung gerade die österreichisch-ungarischen Truppen in einer Zeit auf sich genommen haben, als der russische Koloss noch ungebrochen in seiner ganzen Gewalt ihnen entgegengerollt kam. (Sehr richtig!) Wir schauen auf das Kampfgebiet an der italienischen Grenze. Wie wir der Unrigen gedenken, die an der Somme Tag für Tag dem Höllefeuer standhalten, so gedenken wir auch derer, die an der Isonzo-front nach der siebenten Schlacht nicht ermattet sind und in die achte hineingehen. Wir freuen uns, daß durch den Beschluß der ehrwürdigen Weisheit des Kaisers Franz Joseph in Harmonie mit dem Deutschen Kaiser der Oberbefehl an der Ostgrenze vereinheitlicht worden ist, daß wir an der Ostfront nicht mehr zwei nebeneinander kämpfende Heere haben, sondern daß eine Einheitlichkeit entstanden ist, ein lebendiger menschlicher Wall gegen den ungeheuren Einbruch, der von Osten her noch immer wieder herantritt. Wir haben dort bereits Formen der beiderseitigen Gemeinschaftlichkeit gewonnen, Lebensformen für das Zusammenarbeiten in dem Kriege, wie wir ja auch in der Kriegswirtschaft beginnen uns als Brüder und Kampfgenossern wirklich zu fühlen und mehr und mehr auch anfangen, an den Grenzen uns tatsächlich als nahbefreundet zu behandeln. Welche Gestalt später einmal die Lebensgemeinschaft der mitteleuropäischen Waffenbrüder und Kampfgenossern gewinnen wird, ist heute noch nicht Gegenstand parlamentarischer Erörterungen. Aber protestieren müssen wir jetzt gegen die Auffassung, die von der Pariser Wirtschaftskonferenz dahin ausgesprochen worden ist, als ob allein schon der nähere wirtschaftliche Zusammenschluß von Deutschland und Oesterreich-Ungarn einen Angriff auf die freie Bewegung des Welt Handels nach dem Kriege bedeuten würde. (Sehr richtig! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Nichts ist irriger und widerspricht mehr dem Gedankengang aller derer, die ebenso in Oesterreich, in Ungarn und bei uns in Deutschland dieser engeren Aneinanderanschließung vorarbeiten, als zu glauben, wir beabsichtigten oder hielten für möglich, daß nach dem Kriege eine aggressive mitteleuropäische Wirtschaftseinheit entstünde, die sich feindlich allem Wirtschaftsleben der Außenwelt gegenüber abschließen wollte. Ein Körper, der in seiner Gesamtheit so sehr als großer Käufer und als großer Verkäufer aufzutreten genötigt ist wie die Gemeinschaft der mitteleuropäischen Nationen, kann im Grunde trotz aller einzelnen Unterschiede in der wirtschaftlichen Einzelauffassung nichts anderes wollen, als den neuen Eintritt in die Weltwirtschaftlichkeit unter

geordneten Bedingungen möglichst bald und möglichst reell wieder zu suchen (sehr richtig! bei der Fortschrittlichen Volkspartei), wie denn überhaupt unser Gedankengang auf keinem Gebiete, weder dem wirtschaftlichen noch dem kulturellen, darauf hinausgeht, aus dem Kriege heraus ewige Scheidewände aufzurichten. (Sehr gut! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Sondern hinter dem Kriege muß eine Zeit des gemeinsamen Lebens der Nationen wieder kommen. (Sehr richtig! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Es ist aber wünschenswert und aus sachlichen Gründen dringend notwendig, daß die kommende Gemeinschaft zwischen Deutschland und seinen näheren Bundesgenossen vor einem späteren allgemeinen Friedensschluß vorbereitend geregelt wird, weil wir sonst in der Gefahr sind, daß, wenn eine Friedensberatung eintritt, der beiderseitige ungeklärte Zustand uns in Schwierigkeiten bringt, wie sie vor mehr als hundert Jahren auf dem Wiener Kongreß vorhanden waren und damals zur Zertrümmerung vieler berechtigt aus dem Kriege herausgekommener Hoffnung geführt haben. Gegenwärtig handelt es sich hier für uns noch nicht um die Ausprägung und Ausgestaltung dieser kommenden Formen. Was uns heute beschäftigen muß, das ist die gemeinschaftliche Gesinnung der Kampfgenossen jetzt mitten im Kriege. Um dieser waffenbrüderlichen Gesinnung willen haben die verschiedenen Begrüßungen stattgefunden. Deutsche Abgeordnete waren in der Türkei; sie sind dort mit herzlicher Wärme empfangen worden und haben uns berichtet von dem, was sie dort an Kriegseifer, Treue und Freundschaft gefunden haben. Es waren sodann eine Anzahl von uns in Bulgarien, und wir können nicht genug rühmen und erzählen von jenem Entgegenkommen, das wir ebenso beim Garen von Bulgarien wie bei der bulgarischen Regierung, wie insbesondere bei der Gesamtheit der bulgarischen Bevölkerung gefunden haben. (Sehr richtig! und Bravo!) Wir haben fast alle wesentlichen Städte Bulgariens besucht, wir haben das, was nicht im Feldlager war, Frauen, Kinder, Männer, in ihrer ganzen unendlichen Fülle vor uns gesehen; auf allen Stationen erschien begrüßende Bevölkerung um uns herum, ein wogendes Meer. Und wenn wir uns mit der Sprache oft kaum zu verstehen vermochten, so verstanden wir doch miteinander, daß zwei Staaten und zwei Nationen sich unter dem Druck des großen Schicksals zur Einheit zusammengefunden und den festen Entschluß gefaßt haben, als Einheit miteinander durch die weitere Geschichte zu wandern. (Bravo! links.) Wir waren ferner auf der Tagung der waffenbrüderlichen Gemeinschaft in Budapest und trafen dort mit österreichischen Abgeordneten, geführt vom Kammerpräsidenten Spöcker, zusammen, um auch im Parlamentshause von Budapest empfangen zu werden, wo unser Herr Präsident Dove im Namen des Deutschen Reichstages gesprochen hat. Es war auch hier daselbe Bild: man wußte sich als zusammengehörigen! Wir erfuhren aber auch, wenn wir es nicht schon wußten, wie nötig es ist, daß wir, die miteinander in dieselbe geschichtliche Gefahr und in die gleiche Zukunft hineinschreiten, uns auch untereinander noch viel näher und besser kennenlernen müssen, als wir es zumeist bisher getan haben. Ich spreche hier für die Deutschen vom reichsdeutschen Standpunkte aus, daß unser Blick vor dem Kriege vielfach zu einseitig nur nach Westen gerichtet gewesen ist, und daß wir den Völkern des Ostens und Südostens viel zu wenig wertvolle und innerliche Aufmerksamkeit geschenkt haben. (Sehr richtig! links.)

Wir müssen zugestehen, daß wir im allgemeinen für ihre Nationalitätsbestrebungen, für das stolze Eigengefühl, das die Ungarn auf Grund ihrer Geschichte und ihrer Verfassung zu haben berechtigt sind, auch auf die Hoffnungen aller anderen aufstrebenden Nationen und Völker in Österreich-Ungarn und auf der Balkanhalbinsel bisher zu wenig Aufmerksamkeit angewendet haben. (Sehr richtig! links.) Es wird in Zukunft nötig sein, daß wir, wie wir unseren deutschen Blutsverwandten in Österreich und Ungarn und darüber hinaus mit Handschlag und Herz angehören, jetzt und allezeit und mit ihnen einen neuen Bund schließen unter den Donnerschlägen dieses Krieges, daß wir ebenso auch unsere innere Bekanntheit und Freundschaft fördern mit allen den Völkern, die auf unserer Seite in daselbe Schlachtengewimmel hineingehen. Es ist im Völkerleben undenkbar, daß das eine für das andere stirbt und dabei das eine das andere nicht kennenlernen will, seine Nähe nicht sucht.

Wir müssen dies besonders auch anwenden auf die Westslawen, und zwar jetzt mitten im Kriege, während noch gekämpft wird. Denn während die westslawischen Soldaten, soweit sie zu unseren mitteleuropäischen Truppen gehören, die Verpflichtung haben, mit den Unfrigen in den Kampf hineinzuziehen, entbehren sie zum Teil der Empfindung, daß auch ihren staatsstreuen Kämpfern ein genügendes Echo begegnet von der Seite der übrigen Kriegsführenden. Indem wir uns mehr als bisher mit den Lebenswünschen aller unserer Bundesgenossen beschäftigen, steigt das Problem der westslawischen Nationalitäten größer werdend vor uns allen empor. Es ist nicht möglich, Bundesgenossenschaft anzunehmen und gemeinsam Blut zu vergießen, ohne unserer Achtung auch gegenüber diesen kleineren und erst werdenden Nationen einen beständigen und tatkräftigen Ausdruck zu geben. Im gemeinsamen Krieg beginnt zwischen uns und diesen Völkern ein neues gemeinsames Leben. Man besinnt sich vielfach gerade jetzt bei den westslawischen

Nationen, wie sehr alle ihre nationale Kultur zusammenhängt mit der von Deutschland ausgegangenen Kultur. (Sehr richtig!) Wer zum Beispiel das schöne und ausführliche Werk der staatsstreuen Tschechen „Das böhmische Volk“, herausgegeben von Dr. Tobolska, in die Hand nimmt, wird dort finden, wie der eigentliche Ursprung der nachher oft so feindlich erscheinenden tschechischen Bewegung einst auf der Universität Jena und zu Füßen Herders gewesen ist. Wir haben vielfach gemeinsame Anfänge gehabt. Wir werden uns gemeinsam wieder in eine Zukunft zusammenfinden können und müssen zwischen Ost und West.

Von allen Westslawen aber sind die wichtigsten die Polen, deren Geschichte an einem unerwarteten bedeutsamen Wendepunkt angelangt zu sein scheint. Nach mehr als hundertjähriger Erstarrung regt sich in den von unseren und den österreichischen Truppen besetzten russisch-polnischen Gebieten ein geschichtlicher Frühling, den wir als Deutsche verstehen und mit unseren Wünschen begleiten, da auch wir selbst in unserer historischen Vergangenheit den Druck eines gefinnungsfernen Auslands häufig genug erfahren haben. Die Polen gehören im Gegensatz zu den Russen zur westlichen Kulturgemeinschaft, was schon in ihrer Zugehörigkeit zur römischen Form des Christentums seinen Untergrund hat. Als Deutsche müssen wir die Sorgen dieser uns benachbarten Nation auch unsere Sorge sein lassen und müssen auf diese Weise tatkräftig und praktisch, wenn es geht, in besserer Weise das erfüllen, was England behauptet, gegenüber den kleineren Nationen erfüllen zu wollen. (Sehr richtig! links.) Solange nur die belgische Frage die Debatte erfüllte, hatten es die Engländer leicht, über kleine Nationen zu reden, da sie auf den deutschen Einmarsch hinweisen konnten, ohne sagen zu müssen, was sie getan haben würden, wenn die Deutschen nicht einmarschiert wären. (Sehr richtig! links.) Seit aber die Behandlung Griechenlands hinzugekommen ist, felt man die Methode des Druckes auf Rumänien kennengelernt hat, seit man weiß, wie die skandinavischen Staaten und Holland von England aus und wie die Schweiz von Frankreich aus bedrängt und umdrängt werden, so fangen wir an, einen Ausdruck zu verstehen, der sich im vorigen Monat in der englischen Wochenschrift „Truth“ findet, wo gesprochen wird von den mitlaufenden kleinen Staaten der englischen Weltmacht unter dem Ausdruck: „Unsere Protégés und Schakale.“ (Hört, hört!) Die betreffende Stelle heißt:

Werden die Alliierten ihre Protégés und Schakale bei der Verteilung der Beute lohnen und die Interessen aller Neutralgebliebenen außer acht lassen? Wenn ja, dann wird der spätere Zustand der kleinen Nationen schlimmer als der frühere sein. Sie haben die Sicherheit verloren, die bis auf 1914 herab ihnen ein Jahrhundert friedlicher Existenz als verlässlich erschienen ließ, und sie können niemals wieder mit Sicherheit in ihren vorübergehenden Zustand der Losgelöstheit zurückfallen. Aus Selbsthaltungstrieb müssen sie sich in Zukunft der einen oder anderen Gruppe anschließen und sich stets zum Kriege bereithalten, im Falle ihre großen Nachbarn sich wieder in die Haare geraten. (Hört, hört! links.)

Das ist eine englische Beschreibung des Zustandes, in den die kleinen Nationen unter der Proklamation, England beschütze die kleinen Nationen und ihre Freiheit, hineingeraten. England ruft aus aller Welt Völkerstämme zusammen, es sammelt die Völkerwelt feindlich um uns Deutsche und um unsere Bundesgenossen herum. Es hat die lateinische Rasse außer Spanien an sich gezogen, es drängt Griechenland mit Härte in denselben Zusammenhang. Es verengt, wie wir schon sagten, den Lebenspielraum der Skandinavier, es sucht über den Ozean die Völker in denselben einen Verband hineinzubringen. Den einen Verband der Herrschaft wollen sie dann „die Menschheit“ nennen und „die Kultur“, und aus dieser einen kultivierten Gesamtheit soll nur ein Bundesglied ausgeschlossen werden: das sind wir und die zu uns gehören! Um diesen Zusammenschluß der einen großen Menschheit mit Ausschluß des einen doch auch von Gott geschaffenen Gliedes zuwege zu bringen, bilden sie die große Legende, daß wir allein „die Feinde des menschlichen Geschlechtes“ sind.

Wir wissen wohl, daß wir uns vor übertreibenden allgemeinen Urteilen über die Engländer zu hüten haben, genau so wie es umgekehrt zu wünschen ist. Wir erkennen an, was in England, insbesondere auch von christlicher Seite für deutsche Verwundete und Internierte geschieht, sei es vom Bischof Burn oder dem Bischof von Winchester oder vom Erzbischof von Canterbury. Wir erkennen das ebenso an, wie umgekehrt auf englischer Seite tatsächlich anerkannt wird, was auf dem deutschen Gebiete Ähnliches geschieht.

Aber oberhalb dieser Berührungen in humanitären Werken (die auch der Krieg nicht töten kann) steigt doch in England eine gemeinsame Feindschaftsgesinnung gegen uns beständig weiter in die Höhe, wie sie besonders durch jenes Gespräch des zum Kriegesekretär erhobenen Zivilisten Lloyd George ausgedrückt wurde, von dem schon Abgeordneter Bassermann vorhin geredet hat. Lloyd George als miles gloriosus (Heiterkeit) spricht sich gegenüber dem amerikanischen Berichterstatter etwa so aus:

Die Deutschen sind es, die diesen Krieg herbeigeführt haben. Die Deutschen haben es getan durch ihren verderblichen Militarismus, und weil sie im Juli 1914 den Friedensversuchen aus

dem Wege gegangen sind, die von England aus angestellt wurden. Die Deutschen haben also dieses unsägliche Elend über die Welt gebracht.

Und seine Worte lauten dann:

Dieses Entsetzen darf sich nie wieder auf der Erde wiederholen. Eine Methode, dieses Ziel sicherzustellen, ist die Auflegung einer solchen Strafe auf die Vorfürer dieses Verbrechens gegen die Menschheit, daß die Versuchung, ihrem Unternehmen nachzueifern, aus den Herzen aller böse gesinnten Herrscher und Völker ausgelöscht wird. Das ist die Bedeutung der britischen Entschlossenheit.

Nicht um Lloyd George zu belehren, gehen wir auf diese Worte ein, sondern um der übrigen Menschheit und unserem eigenen guten Gewissen gegenüber noch einmal Zeugnis der Wahrheit abzulegen: Wie steht es um den deutschen Militarismus, und wie steht es darum, daß die Deutschen im Juli 1914 Friedensbestrebungen absichtlich aus dem Wege gegangen sind?

Was zunächst den deutschen Militarismus anlangt, so haben diejenigen leicht darüber zu reden, die auf einer Insel aufgewachsen, nachdem sie sich in der Vorzeit selbst den Schädel genügend gespalten hatten und, nachdem sie dann jahrhundertlang Kämpfe in Frankreich durchgemacht haben, nachher, vom Wasser umschlossen, in ihrer Isolation sagen konnten: eine Landarmee brauchen wir nicht! Deutschland war immer in einer anderen Lage. Unsere ganze vergangene Geschichte ist die Geschichte der Angriffe von außen. Welche Nationen haben wir nicht auf unserem Boden gesehen? Solange Deutschland kein geeignetes Militär hatte, konnte jedes Ausland mit dem deutschen Volke machen was es wollte. Unzählige Ruinen künden noch davon, wie die Fremden auf unserem Boden gewirtschaftet haben. (Lebhafte Zustimmung.)

Wenn das draußen im Auslande nicht beachtet wird als der Hintergrund unserer ganzen Geschichte, als die bis in die Neuzeit dringende Notwendigkeit des militärischen Charakters unseres Volkes, so redet man eben von deutschen Verhältnissen, ohne sich um deutsche Dinge gekümmert zu haben. (Sehr richtig!) Die geschichtlich gebildeten und einsichtigeren Engländer haben auch immer anerkannt, daß Deutschland, so wie keine Lage ist, gar nicht ohne eine bedeutende Rüstung existieren kann. Zeugen dafür sind verschiedene Aussprüche des bedeutenden englischen Historikers Seeley. Aber ich zitiere einen anderen hervorragenden Engländer der im Juni 1908 die folgenden Worte sprach:

Sehen Sie die Lage Deutschlands an! Seine Armee ist das, was für uns unsere Flotte ist: seine einzige Verteidigung gegen eine Invasion. Es mag eine stärkere Armee als Frankreich, als Rußland, als Italien, als Oesterreich haben, aber es liegt zwischen zwei Großmächten, die gemeinsam sich mit einer weit größeren Anzahl Truppen, als es selbst hat, nach Deutschland ergießen können. Vergessen Sie nicht, wenn Sie sich wundern, warum Deutschland vor Allianzen und Uebereinkommen eine Art mysteriöser Furcht hat, deren in der Presse Erwähnung geschieht: Deutschland liegt in der Mitte Europas mit Frankreich auf der einen und Rußland auf der anderen Seite und mit einer gemeinsamen Truppenmacht, die größer ist als seine. Angenommen, wir hätten hier eine ähnliche Kombination, welche uns einer Invasion aussetzen könnte, — würden wir nicht rüsten? Natürlich würden wir rüsten!

So sagt im Jahre 1908 derselbe Lloyd George (lebhaftes hört! hört!), der sich heute in so weltauffälliger Weise darüber aufregt, daß der deutsche Militarismus der Grund alles gegenwärtigen Entsetzens sei. (Sehr gut!)

Was die andere Behauptung anlangt, daß die deutsche Regierung im Juli 1914 den englischen Vorschlag zum Frieden abgelehnt und damit die Menschheit in das unendliche Unglück hineingestürzt habe, so muß demgegenüber aus der Menge der Akten, die beinahe kein Mensch mehr übersehen kann, folgendes herausgehoben werden. Es wird von den unfreundlichen Beurteilern übersehen, daß Deutschland für sich und für die nahe verbündete österreichisch-ungarische Doppelmonarchie nicht einen Frieden um jeden Preis, sondern nur einen Frieden mit Ehren annehmen konnte. Da nun der Mord des österreichischen Thronfolgers eine Ehrenkränkung im allerstrengsten Sinne dieses Wortes war, so konnte die österreichisch-ungarische Monarchie es nicht von der Gnade anderer Großmächte abhängig sein lassen, ob und in welcher Art ihr Genugtuung zuteil würde. Der bekannte englische Pazifist Norman Angel hat schon in seinem Buche „The great illusion“ geäußert, daß alle seine Hoffnungen auf eine friedliche Lösung der europäischen Gegensätze zuhanden wurden, wenn ein „insult of the flag“, eine absolute Ehrenkränkung hinzukäme. Mit Recht ist gesagt worden: England solle sich den Fall vorstellen, daß der englische Thronfolger an der afghanisch-indischen Grenze ermordet sei. Würde in diesem Falle England wohl einen russischen Vorschlag angenommen haben, diesen Zwischenfall einer internationalen Konferenz zu unterbreiten? (Sehr gut!) Wir glauben, daß England in einem solchen Falle ebenjowenig wie Oesterreich auf eine Strafexpedition verzichtet hätte, und wissen nur nicht, ob England von vornherein, so wie Oesterreich, von einem Landverweh dabei abgesehen hätte. (Sehr gut! links.)

Wenn also Deutschland seinen Bundesgenossen nicht in einer tödlichen Ehrenkränkung allein lassen wollte, so durfte es gerade den englischen Vorschlag vom 26. Juli 1914 nicht annehmen. (Sehr richtig!) Es gab aber nun auch nach Ansicht des englischen Auswärtigen Amtes einen besseren Weg zum Frieden, nämlich die Einleitung eines direkten russisch-österreichischen Meinungsaustausches. Deutschland ist bis an die Grenze des Möglichen gegangen, auf diesem Wege den Frieden zu retten. Dies wäre auch nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit aussichtslos gewesen, wenn England in Petersburg dieselbe Rolle gespielt hätte wie Deutschland in Wien. Alles war in guter Entwicklung, als die russische Mobilmachung die politische Erörterung zur militärischen Frage umwandelte. (Sehr richtig! links.) Diesen verhängnisvollen Schritt von allergrößter Tragweite konnte England verhindern, wenn es rechtzeitig das Wort „Neutralität“ für diesen Fall ausgesprochen hätte. Wie sehr England die Gefährlichkeit der vorzeitigen russischen Mobilmachung erkannte, ersieht man daraus, daß am 25. Juli der englische Botschafter Buchanan den russischen Minister Sazanow davor warnte, durch die Mobilisierung die deutsche Kriegserklärung hervorzurufen.

Zur Vermeidung der russischen Mobilisierung und damit des Weltkriegs würde es genügt haben, wenn der englische Minister des Auswärtigen dieselben Worte nach Petersburg hin gesprochen hätte, die der Deutsche Reichszangler am 30. Juli in Wien sagte: Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden dadurch, daß unsere Verbündeten unseren Rat mißachten.

England hat dieses rettende Wort nicht gesprochen, sondern im Gegenteil der russischen Regierung die Gewissheit gegeben, daß ihr unter allen Umständen die englische Hilfe zur Verfügung stehe. Nur auf englischem Hintergrund konnte Rußland zur Mobilisierung schreiten, als gerade Europa den Frieden wieder in seine Hände zu fassen bereit war. Das ergibt sich aus den genügend vorliegenden Dokumenten vom Blaubuch, Weißbuch usw., und nach unserer Auffassung kann und soll die deutsche Regierung in dieser Sache ein gutes Gewissen haben und auch vor dem deutschen Volk vertreten können gegenüber allen Stimmungen und Strömungen von außen oder innen, welche an diesem Kriegsanfang einen Teil der Schuld auch auf Deutschland laden wollen. (Sehr richtig! links.) Und das deutsche Volk im ganzen soll auch gegenüber dem Geschrei fast einer ganzen verbündeten Kulturmenschenheit das Bewußtsein haben, daß wir ein friedliches Volk gewesen und mitten im Kriege auch heute noch sind.

Denn es ist falsch, wenn man glaubt, es hat ein Zeichen von Schwäche, seinen friedfertigen Charakter auszusprechen. (Sehr gut! links.) Ein Zeichen von Schwäche würde es sein, zur Unzeit und unnötigerweise demütig um einen Frieden zu bitten. (Sehr richtig! links.) Aber es ist kein Zeichen von Schwäche, darüber zu reden, daß im ganzen Volke draußen und drinnen ebenso wie in allen anderen kämpfenden Völkern Europas ein Gefühl der Sehnsucht ist, daß der geordnete Gang der Dinge wiederkehren möge. (Sehr wahr! links.) So oft unsere Truppen draußen das unaufhörliche Lied von der Heimat, wo es ein Wiedersehen gibt, singen, so wünschen sie immer den Augenblick herbei, in dem sie wieder Frau und Kind, Acker und Vieh, Heimat und Werkstatt, und wenn es wenig ist, wo sie ihre Stube und ihren Platz im Leben zu Hause wiederfinden. Und die Sehnsucht von zu Hause begegnet sich mit der Sehnsucht von draußen. Wir alle werden in nichts schwächer, weder vor uns selbst, noch vor der Welt, wenn wir das ganz ruhig bekennen. Wir waren ein Volk friedlicher Gesinnung und sind es in der Tiefe der deutschen Seele heute noch so gut wie jemals. (Lebhafte Zustimmung.) Aber gerade weil man uns den Frieden nicht läßt, weil man die Deutschen aus dem Frieden herauszwingt und herausgezwungen hat, so bleiben wir tapfer, solange es notwendig ist um dieses Friedens willen. (Beifall.) In dieser Tapferkeit sind wir alle einig. Denn so sehr es auch hier in diesem Hause und in verwandten Regionen bisweilen scheinen mag, als hätten wir unüberwindliche Gegensätze und könnten uns überhaupt nicht mehr richtig verstehen, so sind doch alle Berichte der wirklich kämpfenden darüber einig, daß das Gespräch der Zuhausegebliebenen sind, (sehr richtig!) und daß der Wille, das Vaterland zu erhalten und zu verteidigen, auch heute noch genau wie am 4. August 1914 über alle Parteien hinweg gemeinsame Leistung ist, unter Schwierigkeiten, die im Anfang August vor zwei Jahren noch kein Mensch ahnen konnte (sehr gut!), weil noch keines Menschen Seele damals wußte, zu welchen technischen Greueln der moderne Krieg fortschreiten würde. (Sehr richtig!) Inmitten dieser jetzigen Kriegstechnik als einheitliches Volk durchzuhalten, das ist etwas Großes und Wunderbares. Und daß wir heute inmitten Europas noch so dastehen, daß der alte Kampfboden der Nationen, die Fläche Mitteleuropas, frei und friedlich ist und draußen herum der Kampf an den Rändern tobt, — daß die Einheit des deutschen Kampfes das durchgesetzt hat, das ist eine Leistung, die allem herumschleichenden Pessimismus gegenüber in ihrer ganzen weltgeschichtlichen Größe dargestellt und ausgesprochen werden muß. (Bravo!) Wann in der Vergangenheit, wann in den Jahrhunderten war ganz Mitteleuropa von Helgoland bis Konstantinopel

so friedlich, wie es heute ist, während der Krieg draußen um unsere Grenzen herum tobt? (Beifall.) Daß dieses möglich geworden ist und daß unser Land nicht der Schauplatz ist, wie es einst war vom 30jährigen Kriege bis zur Leipziger Schlacht, daß jetzt die Kriege jenseits unserer Wälle, außerhalb der Mauern gemacht werden, das ist eine Tatsache, der gegenüber alle sogenannte Richtungsfindung, aller Streit über Kriegsführung, klein erscheint. (Sehr richtig!) Der Krieg selber ist unendlich viel größer als die Streitfragen, um die im einzelnen gerungen wird (sehr gut!), und man soll bei diesen Dingen nicht glauben, daß es jemals möglich sein wird, komplizierte Fragen der Kriegs- oder Marineführung verbunden mit wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten von äußerster Schwere und Verwickeltheit zum Verständnis jedes einzelnen Mannes zu bringen. (Sehr richtig!) Ich appelliere an uns, die wir hier miteinander Abgeordnete sind; man redet viel von der Verantwortung, aber jeder einzelne ist froh, daß er die persönliche Verantwortung nicht hat in diesen schwierigsten Dingen (sehr richtig!); wie wollen nun die Leute, die unsere Möglichkeit der Orientierung viel weniger haben, ein fertiges Urteil gewinnen können? — ich halte es für eine falsche Beeinflussung des Volkes, wenn man ihm beibringt, es könne Dinge entscheiden, zu deren wirklicher Kenntnis die Voraussetzungen dem einzelnen notwendig fehlen müssen. (Lebhafte Zustimmung links.) Die Folge davon ist, daß ein gewisses Maß von Vertrauen hier wie in jeder Kriegsführung notwendig ist. Das war immer so und wird nicht aus der Welt zu schaffen sein. Die Truppen gehen mit der Gefahr des Lebens hinter dem Willen ihres Feldherrn drein. Die Völker können nicht anders, selbst bei der republikanischsten und demokratischsten Verfassung, als von einigen Trägern der letzten Entscheidungen in solchen schwierigen Lagen geführt werden. Dieses Vertrauen in die Führung ist einer der Kraftbestände, und zwar einer der wichtigsten geistigen Bestände der Kriegsführung an sich. (Sehr richtig! links.) Theoretisch kann man sich den Fall denken, daß eine Führung so ungenügend ist, daß sie erledigt werden muß, und niemand von uns wird diesen theoretisch möglichen Fall ganz aus der Welt schaffen. Wenn wir uns aber praktisch fragen, ob dieser theoretisch gedachte Fall unser Fall ist, so verweise ich auf das, was eben ausgeführt wurde. Die Geschichte der vergangenen zwei Jahre durch übermächtige Angriffe hindurch in einer Verteidigung, die heute noch aushalten kann auf der ganzen Linie, ist im Grunde ein Beweis, daß wir unser Vertrauen nicht vergeblich verschenkt haben in dieser harten Zeit. (Sehr richtig! links.) Das bedeutet nicht, daß jede einzelne Handlung der Regierenden durchaus den Beifall dieser Gruppe oder jener Gruppe zu haben braucht, das bedeutet nicht die Zustimmung zur Auswahl jeder einzelnen Person in staatlichen Ämtern (sehr richtig! links), das bedeutet keineswegs eine unbedingte Billigung des für uns zum guten Teil unübersichtlichen einzelnen Tagewerks der Politik. Das Volk im ganzen sucht, ob es eine ehrliche, sachliche und tapfere Leitung findet, und wenn es den Eindruck hat, daß diese vorhanden ist, dann kennen die Leute ihre Pflicht und tun sie. Man soll sie aber nicht irremachen (lebhafteste Zustimmung links) in diesem Vertrauen, weil dieses Vertrauen absolut notwendig ist für das gemeinsame Gehen in die Schwierigkeiten hinein. (Erneute Zustimmung.) Wir brauchen eine Regierung, die den Krieg führt wie eine Schicksalspflicht, die ihr von höherer Macht aufgezwungen worden ist, nicht wie eine Willkür nach Art jener Völker, die den Zeitpunkt abwarten, wann sie in den Kampf eintreten wollen, wie die Rumänen. Wer da glaubt, der Krieg sei rationell allein wie ein Schachspiel zu spielen, dem kann es so gehen, wie es hoffentlich den Rumänen noch weiterhin geht. (Bravo! und Sehr richtig!) Die Regierung, die das deutsche Volk nach seiner tiefen inneren Grundlage, abgesehen von allen religiösen Schattierungen, braucht, ist eine Regierung, die daran glaubt, daß die Weltregierung selbst mit uns noch etwas vor hat in der Weltgeschichte, die jenen Glauben besitzt, den Kant, den Fichte, den Schleiermacher, den unsere großen Philosophen uns gegeben haben, und die auf diesem Glauben beharren, aushalten, auch schlechten Gerüchten gegenüber aushalten kann. (Sehr gut!) Wir appellieren an die Wahrheit der Sache selber von den Unwahrheiten der Täuscher und Getäuschten. Das deutsche Volk sucht eine Regierung, die im tapferen Krieg auch über den Krieg hinausdenkt, weil wir auch nach dem Kriege noch wieder Volk unter Völkern sein müssen, wieder ein Glied der sich nach vielen Enttäuschungen mit geschlagenen Wunden sammelnden Menschheit werden müssen. (Sehr gut! links.) Wir suchen einen Frieden in Ehren, einen Frieden mit der Sicherung unserer politischen und wirtschaftlichen Existenz, einen Frieden mit der Sicherung unserer Bundesgenossen, die mit uns zusammen die gewaltige Zeit durchlebt haben.

Wer eine Leitung sucht, die in diesem Sinne arbeitet, der wird nicht behaupten, daß unsere Führung etwa ganz allein alles tadellos machte in der Welt, und die anderen machten es falsch, aber so viel kann gesagt werden, daß unser Volk vom Kopf bis zum Fuß, von oben bis unten in diesem Kriege bis jetzt alles eingelegt hat, was es konnte und was es hatte. Das Vertrauen gilt darum nicht nur einer einzelnen an der Spitze stehenden Person, sondern der Gemeinschaft derer, die, nach Stufen geordnet, mit Pflichtbewußtsein in diesen ersten zwei Kriegsjahren zusammengestanden haben und

weiter zusammenstehen werden bis zum Ende dieser Prüfung. Dieses Vertrauen auszusprechen, haben wir ein Recht; denn das ist nicht mehr jene technische Frage, von der ich vorhin geredet habe, sondern das ist die Frage, die jeder auf seine Weise zu beurteilen in der Lage ist: vertraust du denen, die dich bis jetzt geleitet haben? (Bravo! links.)

Es wird gesagt, daß die persönliche Stellung in den unvermeidlichen Auseinandersetzungen, die wir erleben, vielfach davon abhängt, welche Hoffnungen, Erwartungen oder Befürchtungen die einzelnen in ihrer inneren Politik haben. Ich glaube meinerseits nicht, daß das so stark in Betracht kommt, wie es vielfach ausgesprochen wird. In der außerordentlich warmen, mich und andere ergreifenden Darlegung, die der Abgeordnete Scheideemann von der Notwendigkeit und Dringlichkeit der Neuorientierung gegeben hat, ist vielleicht die einzige Stelle, die ich nicht ganz unterschreiben kann, der Gedankengang, als ob unsere Auseinandersetzungen wesentlich nur Fortsetzungen der alten Kämpfe um die inneren Herrschaftsbeziehungen seien. Es spielt gegenwärtig etwas ganz anderes mit. Es spielt mit, daß in einer Zeit, die voll ist von auswärtiger Politik, die Formeln der auswärtigen Politik nun auch zu Prinzipien für die Parteilungen und Gruppierungen zu werden anfangen. Wir lehnen es ab, zu sagen, daß unser Vertrauen zur Regierung sich wesentlich darauf gründe, daß sie Neuorientierungen versprochen hat. Wir wollen — so rate ich — zur Milderung der Gegensätze dieselbe Annahme auch den anderen Seiten genau in demselben Maße zurechnen, daß auch sie ihre politischen Entschlüsse in der Hauptsache nicht aus solchen innerpolitischen Erwägungen heraus fassen. Heute ist das Innerpolitische eine Sache zweiter Ordnung. (Sehr richtig!) Später einmal, wenn dieser Krieg zu Ende ist, sind wir beiderseits noch Manns genug, um das, was innerpolitisch zwischen uns liegt, nachher miteinander auszumachen. (Sehr richtig!) Zunächst aber fühlen wir alle miteinander nur das eine, ungeheure Bedürfnis, siegreich und erfolgreich gemeinsam aus diesem Kampfe herauszukommen. (Bravo!)

Daß wir dabei verschiedene Meinungen über Methoden und Technik haben, scheint menschlich unvermeidlich und führt leider zu Auseinandersetzungen. Aber Grundlage ist: es gibt keinen Unterschied darüber, daß wir zuerst überhaupt diesen Krieg bestehen müssen; denn was nützen uns alle Fortschritte, seien sie sozialpolitisch, seien sie innerpolitischer Natur, wenn wir mit Niederlagen belastet, zusammengebrochen, durch die künftige Weltgeschichte geschlagen dahinkriechen! Dann sind alle unsere Reformen Versuche am ungeeigneten Objekt. (Sehr gut!) Darum heißt es: vorher den Krieg zu Ende bringen! Dann kommt die Neuorientierung von selbst! Sie kommt nicht so sehr auf Grund der Versprechungen. Die Versprechungen der Neuorientierung leiden, wenn man offen sein will, auch heute noch zwei Jahren noch daran, daß sie außerordentlich lustförmig sind. (Sehr wahr! Heiterkeit.) Sobald man den Versuch macht, wirklich festzustellen, was denn nun vom Herrn Reichskanzler, was von dem früheren Staatssekretär des Innern, dem Herrn Dr. Delbrück, und was von seinem Nachfolger uns versprochen worden ist, dann greift man ins Unfassbare. Wir hören Worte; wenn wir aber versuchen, sie in Antragsform auszudrücken, so mißlingt der Versuch. (Sehr gut!)

Ich verstehe warum es so ist. Wir alle verstehen es. Man will zwar der Volksmasse weisagen: es kommt hinter dem Kriege etwas Besseres! Aber man will im Kriege nicht den Streit um die Paragraphen hervorrufen. Möglicherweise ist das sogar sehr klug, aber es gehört vielleicht auch in jene Klugheit hinein, die am letzten Ende gar zu schlau wirkt. (Heiterkeit.) Die Masse, die das Versprechen aufrichtig gehört hat, fragt: was hat es nun für eine Bedeutung? Hat es eine oder hat es keine? Nehmen wir aber wirklich einmal an, es hat keine; nehmen wir an, irgend wann in späterer Zeit käme, um mich biblisch auszudrücken, ein anderer Pharaos, der nichts mehr von dem wüßte, was vorher geschehen ist — (sehr gut! und große Heiterkeit) wie würden dann die Dinge gehen? Gar nicht anders, als ob wir ein wirkliches Versprechen in der Hand hätten. Wenn nach diesem Krieg das Millionenheer nach Hause kommt, dann bleibt sicher nicht alles genau so, wie es vorher gewesen ist. Das glaube, wer das glauben kann! (Sehr richtig! links.) Denn dieser Krieg ist neben allem anderen eine solche Forderung, Aufrüttelung, Durchschüttelung aller menschlichen Geister und Kräfte, die an ihm teilgenommen haben, eine solche absolute Hinlenkung jedes einzelnen auf die Notwendigkeit des Staates und die Wichtigkeit der Staatsbeschlüsse. Schon vorhin wurde gesagt: was bedeutet es, daß die Frauen jetzt in ihrem Haushalt so unendlich reglementiert werden? Die werden politisiert in einer vor dem Kriege ungeahnten Weise. (Sehr richtig! links.) Die Männer, die draußen in den Schützengräben liegen und dort am Abend, wir wissen es, über allerlei Dinge reden, aber in der Hauptsache: warum sind wir hier und wie kommen wir wieder nach Hause, und wie ist die Welt eingerichtet, und welche Ober- und Unterordnungsverhältnisse sind in der Welt — aus den Schützengräben heraus quillt ein Volk nach dem langen Kriege anders geworden in die Heimat zurück. Und wenn dieser Tag kommt — wir hoffen ihn, wir ersehnen ihn —, wenn unser Volk von seiner unendlichen Mühe heimkommt, gedenkend der Toten, die zu Hundert-

taufenden draußen liegen, mit sich bringend die Verwundeten, die nur das halbe Leben aus dem Kriege herausgetragen haben, wenn das kämpfende Volk heimwärts wallt und kommt sozusagen als Ganzes im Gefolge seines Kaisers durch das Brandenburger Tor. Soll man dann sagen: jetzt seid ihr wieder durchs Brandenburger Tor gezogen, jetzt bleibt auch alles wie es vorher war?! Das ist eine glatte feilsche Unmöglichkeit. (Stürmische Zustimmung links.) Wer da glaubt, wir könnten es wirklich annehmen, daß nach dem Kriege — um ein Beispiel zu gebrauchen — die politischen Rechte so verteilt sind, daß derjenige, der infolge von Dienstuntauglichkeit seinen Besitz wesentlich vermehren konnte, höher steigt im politischen Recht, wer aber durch Dienst an der Front hinabsinkt in seinem Besitz, politisch degradiert wird infolge seiner vaterländischen Pflichterfüllung — (stürmische Zustimmung bei der Fortschrittlichen Volkspartei), das ist eine solche Unmöglichkeit, daß ich mir bei einem Volk unseres Bildungsstandes nicht denken kann, daß es hinter dem Kriege genau in die alte Klassifikation, in das alte Rasterment der Vorzeit wieder einzurücken bereit sein würde. (Lebhaftes Bravo! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Wenn jetzt im Kriege die preußischen Polen ihren Kriegsdienst, wie allgemein verfährt wird, tabellos getan, wenn sie Frost und Hitze und alles übrige getragen haben wie die anderen, und sie kommen mit ihnen zurück, ziehen mit ein, — glaubt man, daß man ihnen dann sagen kann: ihr seid ein Staatsbestandteil anderer Rechts als die übrigen Kämpfer! Blut ist Blut! Blut ist vergossen. Leben hat jeder nur eines, der Kleine und der Große. (Sehr gut!) Das ist sein Bürgerrecht, das ist seine Bürgerpflicht, daß er sein eigenes Leben gibt. Der Staat, der wirkliche Staat kann doch nicht sagen: dein Leben, das rechne ich nicht, ich wiege dich nach anderen Gesichtspunkten. Wer mitgekämpft hat, der gehört dazu, der ist voller, reiflicher Bürger. Der Staat wird auch künftighin die nicht mehr nach konfessionellen Rubriken unterscheiden können, die mitgekämpft haben. (Sehr richtig! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Wir haben auch davon gesprochen, daß man geistliche Orden, mögen sie uns lieb oder unlieb sein, hinter dem Kriege, nachdem sie draußen haben Seelsorge leisten können, beim Nachhausegehen nicht wieder in einen halben Rechtszustand versetzen kann, der mit der Anerkennung draußen nichts zu tun hat.

Wie einfacher wäre es, das alles würde nicht erst zur Parteifrage, sondern wir könnten unter Vorantritt des Kaisers einen Tag der großen Freiwilligkeiten erleben mitten im Kriege. Dieser Tag würde ein Tag sein, an dem in allen Schützengräben die Empfindung des 4. August, daß wir einig geworden sind, in urfrühtlicher Gewalt und Stärke wieder vorhanden wäre. (Lebhaftes Bravo! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Wenn dieser Tag der Freiwilligkeiten wohl auch nicht kommt, so ist doch notwendig — und das wird jeder zugeben —, daß wir in der jetzigen gespannten Lage des Krieges, unter dem Bleigewicht des Uebermaßes der Feinde, die Gefinnungen der Freiheitskriege gewinnen müßten. Kurz vor dem Kriege, 1913, standen die meisten von uns versammelt um das Schlachtendental in Leipzig. Dort wurde gerufen: Wenn der Krieg wiederkommt, wenn er wiederkommen sollte — daß er so gigantisch, übermenschlich, unheimlich kommen würde, hat keiner geglaubt an jenem Tage —, dann rufen wir die guten, heiligen und fräftigen Geister der Vorzeit, daß sie uns helfen; dann holen wir den Fichte wieder heraus aus seinem Grabe, weil wir ohne seine Seele einen solchen Kampf nicht ausfechten können! Solchen Geist brauchen wir jetzt in dem Kampf. Denn der Staat, den wir heute verteidigen, das ist unser Wille. Rein materiell sind wir die Ärmsten, die Schwächeren, die Eingekesseltesten. Unser Plus, das, was wir früher haben über die anderen hinaus, das ist das Innerliche, das Seelische, das Volkstümliche, das wahrhaftig aus der Tiefe herausquillt! Wir wollen frei sein! Der Staat im Krieg ist kein Reglement mehr — denn das kann zerbrechen —, er ist ein innerlicher Wille des ganzen Volkes von unten bis oben hin. Wer den Staat so begreift, der sieht auch, was zur Pflege dieses Willens in allen Kreisen jetzt notwendig ist. (Bravo! links.) Wir haben unser Volk immer gekannt. Wir haben gedacht, daß wir es genug kannten. Denn gerade wir, die wir politischen Beruf üben, kommen viel draußen herum, sehen vielerlei Menschen, hören mancherlei Stimmen, und doch: nie haben wir das deutsche Volk so gekannt, wie wir es nun kennen nun im Kriege! Wer hat es gekannt in seiner Gebuld, in seiner Fähigkeit, in seinem Willen zur Ordnung, in seinem Willen zur Pflicht? Alles, was an Erziehung in dieses Volk hineingebracht worden ist, hat Früchte gebracht hundertfältig in diesem Kriege. (Bravo! links.) Alle guten Bestrebungen für die Masse des Volkes sind gesegnet durch den Erfolg dieses Krieges. Und da sollten wir nun hinter dem Kriege sagen: Halt! jetzt wird wieder anders gearbeitet. Nein, gerade jetzt sehen wir nun ein, wo Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation aufgefordert hat, bei der großen Erziehung. Wenn der Herr Reichskanzler sagte, „Freie Bahn für alle Tüchtigen“ — vielleicht meinte er zunächst nur freie Bahn in der diplomatischen Karriere für jeden Tüchtigen — (Heiterkeit), aber ich glaube, darüber hinaus hat er auch sonst an die Beamtenchaft gedacht. Er hat gedacht, daß der Krieg uns zeigte, wie viele Leute ohne geordnetes Examen das Examen des Lebens

glänzend bestehen. (Sehr gut! links.) Der Krieg hat gezeigt, daß wir im Schematismus wieder lockerer werden müssen, daß wir das, was manchmal als chinesisches bezeichnet und empfunden wurde, auslegen und wieder von vorn frisch anfangen müssen. Hinter dem Kriege erscheint die Riesenaufgabe, neu einzurichten, neu aufzubauen, die Volkswirtschaft wiederherzustellen. Viele sind dann tot und liegen draußen, andere sind gebrochen. Die anderen Kräfte aber müssen doppelt heran, die ganze Jugend muß doppelt anfangen hinter diesem Kriege. Das gibt eine Neuorientierung nicht nur der politischen Rechte, sondern auch der Erziehungsfürsorge für das Volk im ganzen von oben bis unten hin, und wenn heute kein Minister verspricht, so sind die Dinge stärker als der ministerielle Wille, der heute ja oder nein sagt. (Sehr richtig! links.) Der Krieg als Erzieher in seiner Gewalt schafft im Volk, das anders wird. Er bringt uns auch wieder zusammen aus alle dem unnötigen Streiten heraus, daß wir in unseren gegenwärtigen Nöten und Gefahren wieder sprechen lernen mit dem großen Gesange der Freiheit, wie ihn Schiller in seinem „Tell“ uns hinterlassen hat. Es soll über alle Parteien hinweg die politische Heimat sprechen:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.

Die aber, die als Söhne und Brüder draußen stehen im Felde, antworten von dort:

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Wir zusammen draußen und drinnen lernen: Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen! (Lebhaftes Bravo! Händeklatschen, auch auf den Tribünen.)

Briefkasten

An die Leser: Raumanns Reichstagsrede ist auch im Sonderdruck hergestellt und einzeln sowie in Massen vom „Hilfe“-Verlag zu beziehen. Bei Massenbezug besondere Preisberechnung, bei Bestellung von 100 Stück kostet die Sendung einschließlich Porto 1 Mark.

Mitteilung der Schriftleitung: Um die Rede Raumanns ungekürzt und ungeteilt veröffentlicht zu können, haben wir den Aufsatz von Prof. Dr. Hamann im letzten Augenblicke zurückstellen müssen.

B. A. in R. Besten Dank für Ihre Zuschrift. Wenn Sie sich näher über den Vorschlag eines für alle staatlichen und religiösen Verbände gemeinsamen Tages zur Gedächtnisfeier für alle Kriegsgesessenen unterrichten wollen, so wenden Sie sich am besten an den, von dem er zuerst ausgesprochen worden ist: Pfarrer Lau in Bad Wildungen.

Freiwillige Gaben:

Zur Beförderung der „Hilfe“ ins Feld: je 1 M.: Lt. d. R. M. im Felde, Hfj. Lt. im Felde, Hfj. M. R. im Felde, Fr. Str. Wfl. L. im Felde, je 2 M.: Lt. d. R. G. im Felde, Wz. W. G. im Felde, 3 M.: Lt. G. im Felde.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld: Eif.-Aff. D. in J. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Fr. G. J. in L.-E.: 19 Bücher, Reg.-Baumstr. Wl. in Kiel: ein Paket Zeitschriften, Verbeamtentw. B. in Berlin: 13 Bücher und verschiedene Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

In Apotheken u. Drogerhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol

— kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Friedrich Naumann: Kriegsgeschichte. — **Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Materialistische Weltgeschichte? — **Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A.:** Ernteergebnis und Volksernährung. — **Runo Waltemath:** Deutschland in der Welt nach dem Kriege. — **S. D. Gallwitz:** Biblische Epem. — **Prof. Dr. Richard Hamann:** Zur neuesten deutschen Kunst. — **Ernst Simmel:** Nacht in Rußland (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Das Unverbiente. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Jeder Tag bringt irgendeinen neuen Angriff auf dem Schlachtfelde nördlich und südlich der Sonne. Jetzt sind es der nördlichste und der südlichste Theil des von Engländern und Franzosen erkämpften Bogens, um die gefochten wird; nördlich zwischen

Der italienische Militärkritiker Oberst Barone bespricht im „Giornale d'Italia“ die Kriegslage. Er hofft, daß König Georges Versprechungen, Rumänien zu schützen, tatkräftig durchgeführt werden, und schließt aus dem neuerdings gemeldeten Widerstande der Rumänen auf den Karpathentämmen, daß sie bereits russische Verstärkungen erhalten haben. Hauptaufgabe sei, die Mittelmächte von ihren Bundesgenossen auf dem Balkan abzuschneiden und so endlich eine südliche Verbindung zwischen Rußland und den Westmächten herzustellen. Diesem Ziel diene der

englisch-französische Angriff an der Somme nur wenig, da er zwar den Deutschen Verluste bringe, sie aber doch nicht hindert, an anderen Stellen ihre Pläne auszuführen. Es fehle dem Biververband nach wie vor an der einheitlichen geistigen Leitung.

Es wird an den verschiedensten Stellen der Brussilow'schen Armee gekämpft, insbesondere immer wieder zwischen Luch und Brody mit der Richtung auf Lemberg, sodann in den Karpathen, bei Kirlibaba und Dorna Watra. Größere Ortsveränderungen scheinen nicht mehr vorzukommen. Die beiderseitigen Truppen graben sich in ihre Winterunterstände ein. Wir lesen in einem Privatbrief, wie es sich deutsche Soldaten in der Gegend von Stanislaw durch einen Holzbau im Lehm so behaglich machen, wie es unter dortigen Kriegsverhältnissen möglich ist.

Aus den Verhandlungen des englischen Unterhauses geht hervor, daß innerhalb der englischen Regierungskreise ein ziemlich heftiger geheimer Kampf über die Behandlung der Armee in Saloniki geführt wird. Der irische Abgeordnete Dillon ging so weit, zu sagen, daß Kriegsamt und Generalstab alles getan haben, was in ihrer Macht lag, um die Saloniki-Expedition zu entmutigen und sie nicht zu unterstützen. Man habe die Forderungen des General Sarraill nicht beachtet, und die ganze Welt würde einen gewaltigen Schreck bekommen, wenn die Antwort veröffentlicht würde, die dieser General auf seine Forderungen erhalten habe. — Man sieht, daß mit der Länge des Krieges auch in anderen kriegführenden Staaten strategische Probleme bis in öffentliche Verhandlungen hineindringen.

Mittwoch, 18. Oktober.

Welche Wirkungen es hat, wenn öffentlich und verdeckt allzuviel vom sogenannten verschärften Unterseebootskrieg geredet wird, zeigt die wütende Aufregung fast aller holländischen Zeitungen bei Gelegenheit der Versenkung des Dampfers „Blommersdijk“ an der nordamerikanischen Küste. Auch heute noch wird bei uns die Auffassung vertreten, daß diese Versenkung genau nach dem vorhandenen und anerkannten Völkerrecht erfolgt ist. Da nun aber in aller Welt die Vermutung geweckt wurde, daß sich die Deutschen von diesem englisch-amerikanischen Völkerrechte freimachen wollten, so sind alle seefahrenden Nationen gegenüber Torpedierung doppelt und dreifach nervös, und es genügt fast schon ein Zufall, um ernstliche Gefahren aufsteigen zu lassen. Erst die offizielle deutsche Erklärung, daß der deutsche Kapitän die ihm zugeschriebene Äußerung, daß jedes nach England fahrende Schiff in den Grund zu bohren sei, unmöglich gemacht haben könne, und daß Deutschland bereit sei, den Schaden zu vergüten, ohne das Preisengericht anzurufen, falls wirklich ein Irrtum oder Versehen vorläge, beruhigte einigermaßen die hochgesteigerte Stimmung. Die holländische Regierung hat in allen diesen Dingen eine vorsichtige Ruhe bewahrt.

Dem Kapitänleutnant de la Perrière wird der Orden Pour le mérite gegeben. Sein Schiff „U. 35“ hat im ganzen während des Krieges 126 Schiffe versenkt mit einem Gesamtgehalt von 270 000 Tonnen. Der größere Teil der Tätigkeit dieses Unterseebootes hat sich im Mittelmeer abgespielt. Mit 17 Schiffen wurde ein regelrechtes Feuergefecht geführt.

Donnerstag, 19. Oktober.

Die englische Zeitung „Daily Mail“ schreibt aus Griechenland: Das Schicksal des Königs und der Regierung hängt an einem Faden. Der König hat die treu gebliebenen Offiziere und Matrosen der vom Biververband beschlagnahmten griechischen Kriegsschiffe persönlich begrüßt und ist von der Volksmenge durch die Stadt hindurch begleitet worden. Daraufhin haben die Franzosen etwa 1000 von ihren Matrosen ausgeschifft und sollen 150 Mann mit zwei Maschinengewehren zur Unterstützung der fremden Polizei nach Athen geschickt haben. Dem König wird das Wort zugeschrieben: „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mit den Meinen nach Paris zu gehen.“ Der Ministerpräsident Lambros hat bis jetzt den König durch sein Zureden in Athen festgehalten. Benizelos wird in Athen erwartet. Der königliche Palast und die berühmten königlichen Gärten werden ebenso von griechischen wie von französischen Soldaten besetzt.

An der rumänischen Grenze sind zurzeit schwierige Kämpfe um die Pässe, besonders am Tömöser-Paß. Predeal, die bekannte Ubergangsstation oberhalb Sinaia, wird beschossen. Einige Tage behaupteten rumänische Berichte, daß auf ihrer Seite Fortschritte errungen seien; neuerdings aber ist es davon wieder still geworden. Italienische und französische Kriegsberichte sprechen in besorgtem Tone von der rumänischen Lage. Beim Trajanswall in der Dobrudscha scheinen beide Teile jetzt keine erneuten Angriffe machen zu wollen.

Generaloberst v. Kluck, der im Anfang des Krieges als Führer der 1. deutschen Armee durch Belgien nach Frankreich eindrang, der aber dann durch mehrere Schrapnellkugeln verwundet wurde, hat nach mehr als 50jähriger militärischer Tätigkeit seinen Abschied erbeten. Er hat schon in den Kriegen von 1866 und 1870 sich beteiligt. Er wird dauernd unter die hervorragenden Feldherren des Weltkrieges gerechnet werden.

Ueber den letzten mißlungenen Angriff der Italiener am Sonzo wird berichtet, daß auf einem Raum von 12 Km. ungefähr 250 000 italienische Soldaten zusammengehäuft waren. An vielen Stellen standen die Italiener in einer Tiefe von zwanzig Gliedern. Der Ansturm dauerte 72 Stunden, das Trommelfeuer vorher annähernd 200 Stunden. Die Italiener hatten als Lösung ausgegeben: Die neue Schlacht ist der kürzeste Weg nach Triest. Der Erfolg dieses riesenhaften Angriffs ist nichts als eine kleine Umblegung der Schützengrabenlinie.

Freitag, 20. Oktober.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat gegenüber einem Mitarbeiter des „Budapesti Hirlap“ freundliche Worte über die Ungarn und Oesterreicher gesprochen: „Ich bekomme fast so viel Briefe aus Ungarn und Oesterreich wie aus Deutschland. Ich bitte Sie, sagen Sie den Ungarn, daß es mir die größte Freude bereitet, daß Se. Majestät mich zum Inhaber eines ungarischen Regiments ernannt hat. Ich schätze dies als eine ganz besonders gnädige und große Auszeichnung; denn die Ungarn kämpfen wacker und bewundernswert. Ich will hinzufügen, daß die Oesterreicher sich ebenso tapfer schlagen. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, werde ich Se. Majestät bitten, mein ungarisches Regiment besuchen zu können. Dann werde ich das schöne Ungarn kennenlernen.“

Die Armee Brussilow macht an verschiedenen Stellen sowohl am Stokhod wie weiter südlich vergebliche Versuche, die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen so zu beschäftigen, daß der Kampf gegen Rumänien dadurch gelähmt werden soll. Fortschritte sind ihnen dabei nicht geglückt; aber sie haben außer vielen Toten in der letzten Zeit ungefähr 4000 Mann an Gefangenen verloren. Ein vom Presseamt des rumänischen Kriegsministeriums ausgehender Bericht enthält die Mitteilung, die russische Heeresleitung habe den Rumänen einen Entlastungsangriff in Wolhynien und in der Bukowina auf der ganzen Front von Luch bis zu den Karpathen zugesagt. General Brussilow wolle die denkbarsten Anstrengungen machen, um gegen Kowel vorzurücken, und General Schischerbatow gegen Halicz. Es scheint aber, daß auch das rumänische Presseamt nicht recht an den Erfolg dieser Ablenkung glaubt. Die rumänische Heeresleitung habe beschlossen, ihren Widerstand längs der Bahnlinie Butarest—Czernowiz zu leisten. Das würde bedeuten, daß ein Stück rumänischen Landes südwestlich von Czernowiz von den Rumänen aufgegeben wird. Auch Hindenburg sagt in dem schon von uns erwähnten Gespräch: In Siebenbürgen verlaufen die Dinge großartig. Wir bedrängen den Feind hart, und in kurzer Zeit werden wir den letzten rumänischen Soldaten aus dem Lande vertrieben haben.

Sonnabend, 21. Oktober.

Siegreiches Vordringen der Armee Mackensen in der Dobrudscha. Die russisch-rumänische Verteidigungslinie, die sich von Rasowa an der Donau bis nach Tuzla am Schwarzen Meere erstreckt, ist an verschiedenen Punkten durchbrochen. Tuzla und die Höhen nordöstlich von Topraisar und nordöstlich von Mulciova sind genommen. Damit ist nun der rumänische Hauptstufen Küstenbze

(Constanza) und die von dort nach Bukarest hingehende Eisenbahn tatsächlich gefährdet. 3000 Russen und einige hundert Rumänen gefangen, auch 22 Maschinengewehre.

Immer erneute Kämpfe am Westufer des Stochod und an der Karajowka, wo die Truppen des Generalmajors v. Gallwitz weitere russische Gräben nahmen. An der siebenbürgisch-rumänischen Grenze hat der Schneefall begonnen. Es wird nach Möglichkeit weitergeköpft.

Im Oktoberheft der englischen National Review veröffentlicht Croft, der Vorsitzende einer Tarifreformliga, einen Aufsatz, der für die Zeit nach dem Kriege einen aufgestuften Schutzoll fordert unter vollständiger Verhinderung der Einfuhr deutscher Waren für eine Reihe von Jahren. Dabei sollen die Arbeiter an den durch Einführung des Schutzolles erzielten Gewinnen beteiligt und ihre Löhne bei zunehmenden Unternehmergewinnen erhöht werden. Wenn das letztere mehr sein will als eine inhaltslose Vertröstung, so birgt es ein sehr schweres Problem in sich und ist das tatsächliche Ende des englischen Individualismus. Welche staatliche oder gewerkschaftliche Behörde soll in der Lage sein festzustellen, welcher Teil des Unternehmergewinns als Wirkung von Zöllen anzusehen ist und also für Gewinnbeteiligung der Arbeiter in Betracht kommt. Daß aber solche Gedanken in England überhaupt möglich sind, ist eine der merkwürdigsten Kriegsfolgen.

— Abends kommt die Nachricht von dem erschütternden Morde in Wien. Ich denke an den Ministerpräsidenten v. Stürgkh mit Dank für persönliches Wohlwollen trotz sachlich verschiedener Auffassungen. Es ist überhaupt schwer begreiflich, daß gerade Stürgkh zum Morde reizen konnte, denn er war zwar ein Regierungsmann ohne demokratische Regungen, aber ein durchaus entgegenkommender Mensch, der niemand verletzete. Und daß der alte tüchtige Victor Adler an seinem Sohne solches Leid erleben muß, steigert den Eindruck des Unbegreiflichen. Noch lassen sich die Folgen nicht übersehen.

Sonntag, 22. Oktober.

Die verbündeten Feinde haben mit einem neuen Versuch, die neutralen Staaten zu einer einseitig gegen uns gerichteten, falschen Auslegung und Erweiterung des „Völkerrechts“ zu pressen, diesmal kein gleichmäßig günstiges Ergebnis erzielt. Ihr dreistes Verlangen, daß Unterseeboote der Kriegführenden von den neutralen Gewässern ausgeschlossen werden sollen, ist von den Vereinigten Staaten und auch von Holland ziemlich schroff abgelehnt worden, während Norwegen in wenig würdiger Weise dem englischen Drucke nachgegeben hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten sagt, sie müsse „ihrem Erstaunen Ausdruck geben, daß das Bemühen der Alliierten zu sein scheint, für die neutralen Regierungen Regeln für das, was sie „eine neue Lage“ in bezug auf den Gebrauch von U-Booten nennen, aufzustellen und die Anwendung dieser Regeln oder wenigstens eines Teiles davon zu erzwingen.“ „Nach der Meinung der Regierung der Vereinigten Staaten haben die alliierten Mächte betreffend den Gebrauch von Handels- und Kriegs-U-Booten nichts vorgebracht, noch kann die Regierung der Vereinigten Staaten einen Anlaß sehen, durch den die bestehenden Regeln des Völkerrechts auf diese nicht anwendbar würden.“ Entgegen dieser korrekten Antwort der Amerikaner und der ähnlich begründeten Antwort Hollands, erklärt die norwegische Regierung, daß sie „sich für berechtigt hält, U-Booten, die zum Kriegsgebrauch eingerichtet sind und den kriegführenden Mächten angehören, jeden Verkehr und Aufenthalt auf norwegischem Gebiete zu verbieten, und daß sie auch in dem kgl. Erlaß vom 13. Oktober davon Gebrauch gemacht habe“. Es leuchtet ein — und selbst die dänische Presse, die konservative sowohl wie die sozialistische, gibt das zu —, daß die deutsche Regierung ein solch unneutrales, einseitig gegen uns gerichtetes feindseliges Vorgehen nicht dulden kann. Die deutsche Antwort stellt denn auch in aller Deutlichkeit fest, daß das norwegische Vorgehen von uns als unfreundlicher Akt aufgefaßt werde, den wir nicht ruhig hinnehmen können. Nun wird von norwegischer Seite darauf hingewiesen, daß Schweden ohne deutschen Widerspruch längst einen ähnlichen Schritt getan habe. Auf diesen

Einwand aber hat Unterstaatssekretär Zimmermann in einer Unterredung mit dem norwegischen Professor Holtermann mit vollem Recht geantwortet, daß Schweden wegen der fortgesetzten russischen Neutralitätsbrüche in schwedischen Gewässern einen wirklichen Anlaß zu seiner Verordnung hatte, die zudem gleichmäßig alle Kriegführenden trifft, während die norwegische Verordnung gänzlich unbegründet und ganz einseitig nur gegen uns gerichtet ist. Bei dieser Sachlage ist es in der Tat notwendig geworden, daß unsere Regierung, wie Zimmermann sich ausdrückt, einen „ernsten Schritt gegenüber Norwegen“ unternommen hat. Der Anlaß zu dem englischen Erpressungsversuch ist zweifellos die neue erfolgreiche Tätigkeit unserer Tauchboote in der Nähe der amerikanischen Küste und insbesondere im nördlichen Eismeere. Die Sperrung der nördlichen Zufuhrstraße für Munitionstransporte nach Rußland beginnt sich in der Kriegführung unserer Gegner, namentlich auch im Hinblick auf den neuen rumänischen Bedarf, sehr peinlich fühlbar zu machen. Da aber unsere Tauchboote die norwegische Küste nicht als Basis benutzen, sondern unmittelbar vom Heimatshafen aus operieren, wird der Zweck der englischen Manöver unter keinen Umständen erreicht, wie auch der Streitfall zwischen uns und Norwegen erledigt werden mag.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 15. Oktober.

Im Jahresbericht der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge eine vollständige Uebersicht über die Jugendgerichtshilfe des Jahres 1915. Die Zahl der Fälle stieg in Berlin von 1671 im Jahre 1914 auf 2655 im Jahre 1915! Und zwar 435 Mädchen und 2220 Knaben. Unter den Knaben ist die Zahl der 12—14jährigen Straffälligen gegen das Vorjahr von 17 % der Gesamtzahl auf 27 % der Gesamtzahl gestiegen. Auch die Zahl der Achtzehnjährigen, die Anfang des Krieges zurückging, hat sich gegen das Vorjahr verdreifacht. In Verbindung damit haben die Verurteilungen zu Gefängnis sehr zugenommen. Von den Verurteilungen entfällt fast das ganze Plus auf Gefängnisstrafen. Die Zentrale warnt selbst davor, diese Zunahme als Beweis einer als dauernd anzusehenden Verwahrlosung zu betrachten. Sie entspricht der Erhöhung aller Verurteilungen (z. B. sind viele Nahrungsmittelbstahle vorgekommen, allerdings bezeichnenderweise nicht zum Selbstessen, sondern zum Verkaufen), um so notwendiger ist aber das Aufgebot aller beschübenden Kräfte, wenn die versuchungsvolle Zeit „den Armen schuldig werden“ läßt.

Eine sehr interessante Göttinger medizinische Untersuchung (Nichtwitz, „Berliner klinische Wochenschrift“ 1916, Nr. 41) vergleicht die Ernährungsverhältnisse im Kriegsgefangenenlager mit denen der ansässigen Bevölkerung. Mit folgender Aufstellung:

31 Personen des Gefangenens lagers hatten bei ausschließlicher Lagerkost (keine Zuschüsse aus der Heimat):

Mittleres Gewicht	Durchschnittlichen Eiweißverzehr	Durchschnittlichen Kalorienverbrauch	p. Kg. Eiweiß verzehr	p. Kg. Kalorienverbrauch
64,8 Kg.	66,6	2460	1,029	37,9

58 in Göttingen ortsansässige Männer hatten bei Familien- oder Wirtshauseffen

Mittleres Gewicht	Durchschnittlichen Eiweißverzehr	Durchschnittlichen Kalorienverbrauch	p. Kg. Eiweiß verzehr	p. Kg. Kalorienverbrauch
65,6 Kg.	59,9	2235	0,911	34,0

Der Verfasser weist allerdings darauf hin, daß aus der geringeren Gewähr für die volle Ergtheit der Untersuchung im zweiten Fall ein unbeträchtlicher Mehrverbrauch als der hier festgestellte anzunehmen sei. Immerhin zeigt die Untersuchung mindestens die Gleichwertigkeit der Lagerkost mit dem, was die eigene Bevölkerung hat — andererseits auch, daß die Lagerkost für Menschen, die nicht schwerste Arbeit zu leisten haben, vollkommen ausreichend ist.

Montag, 16. Oktober.

Der Ausschuß des Reichstags für Handel und Gewerbe hat sich in bedeutenden Verhandlungen mit der Ueberleitung von der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft beschäftigt. Die staatliche Führung in dieser schwierigen und mächtigen volkswirtschaftlichen Heeresbewegung wird — wie hier schon verzeichnet — einem dem Reichsamt des Innern angegliederten Amt übertragen, dessen Aufgaben im einzelnen die folgenden sein werden. 1. Rohstoffversorgung, 2. Kapitalbeschaffung. Kreditbeschaffung für feststehende und bewegliche Anlagen, für die Reedereien, für städtischen Grundbesitz, Flüssigmachung des in Kriegsanleihe festgelegten Kapitals, Verbesserung der Währung. 3. Die Arbeitskräfte. Rückführung der Soldaten in das Wirtschaftsleben. Beschaffung der notwendigen Arbeitsgelegenheiten, Kriegsbeschäftigtenfürsorge, Herausziehung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte aus ungeeigneter Arbeit, Wiederherstellung des Arbeiterschutzes. Die durch diese Stichworte bezeichneten Riesenaufgaben wirtschaftlicher Strategie sollen von Verwaltung und Gesetzgebung gemeinsam mit den Vertretern der großen volkswirtschaftlichen Gebiete geleistet werden, mit der von Helfferich betonten Tendenz, „die Reichsleitung möglichst schnell wieder überflüssig zu machen“. — Was versteht man unter der Bemerkung des offiziellen Berichtes, daß die heranzuziehenden „wirtschaftlich-technischen Kräfte“ „neu zu organisieren“ seien?

Lebhafte Erörterung der Frage der Kriegsprimaner, die in Süddeutschland ohne weiteres zur Universität zugelassen werden, in Preußen in besonderen Kursen erst noch zu einer Reifeprüfung gebracht werden sollen. Dieser preussische Entschluß steht in bezeichnendem Widerspruch mit der Tatsache, daß die Schülerinnen der Oberlyzeen, die in Mathematik und Naturwissenschaften noch beträchtlich hinter dem humanistischen Gymnasium zurückbleiben, andererseits keine Silbe der alten Sprachen können, anstandslos immatrikuliert werden, trotzdem es für sie tatsächlich unmöglich ist, auf der Universität richtig mitzukommen.

Unter dem Eindruck der Kartoffelknappheit ist eine sehr vorsichtige Nationenbemessung durch das Kriegsernährungsamt vorgenommen. Die Kommunalverbände bekommen nicht mehr als 1½ Pfund pro Kopf und Tag und müssen sie so verteilen, daß der normale Mensch 1 Pfund bekommt, damit Schwerarbeitern bis zu 1 Pfund Zulage gegeben werden kann. Wenn bei der Bestandaufnahme sich eine größere Ernte herausstellen sollte, als es jetzt den Anschein hat, so wird die Ration erhöht werden. Handel und Verkehr mit Saatkartoffeln ist vorläufig untersagt, Verfütterung ist nur an Schweine und Federvieh und nur von solchen Kartoffeln gestattet, die zur menschlichen Ernährung nicht mehr verwendbar sind. Vorläufig haben alle nur den einen Wunsch, daß die schwer begreifliche Störung der Tageszufuhr überwunden sein möchte. Man kann sich trotz aller Erklärungen doch nicht recht vorstellen, wie es kommen kann, daß man die Möglichkeit einer vollen Winterdeckung für die Städte vorgeesehen hatte, während tatsächlich nicht einmal die Tageszufuhren richtig und vollständig eintreffen.

Der Mitteilung des Kriegsernährungsamtes ist noch einmal die Versicherung hinzugefügt, daß die Höchstpreise unter keinen Umständen heraufgesetzt werden! Wenn nur dieser Schwur an Ueberzeugungskraft gegen die Erfahrungen der vorigen Jahre auskommt!

Unerhört ist das Steigen der Fischpreise. Wenn man erlebt, wie die arme Frau in dem kleinen Vorstadtladen zaghaft nach den Büdlingen fragt und sich dann feufzend entschließt, nur eine saure Gurke zu kaufen, so ist es eine empörende und schlechthin unerträgliche Vorstellung, daß dieser betrübt Verzicht keine unvermeidliche Knappheitsfolge, sondern eine Preiswucherfolge ist!

Dienstag, 17. Oktober.

Im Reichstag wieder einmal Belagerungszustand und Zensur-Erörterungen, eine Frage, die immer wieder in dem gleichen Entwicklungsstadium auftaucht, trotz aller Einzelkritik und gemeinsamen Stellungnahme. „Zibbau“ der Zensur wird versprochen, es besteht

fogar ein Erlaß, daß die Erörterung innerpolitischer Fragen keinen Beschränkungen unterliegen soll, aber man merkt tatsächlich nicht viel davon. Uebrigens verdient die Kritik weniger die Zensur als der Zensor.

Der regelmäßige Turnus der Reichstagsaussprachen: Ernährung, Zensur, Neuorientierung und wieder von vorn, ohne eigentliche weiter wirkende Ergebnisse, zeigt einem das Warten und „Durchhalten“ von einer ihrer schwierigsten seelischen Seiten,

Mittwoch, 18. Oktober.

Aus den Gesprächen mit vielen jungen Mädchen, die kommen und sich für unsere soziale Berufsschule melden, klingt der Widerhall dessen, was das Kriegserlebnis im innersten und reinsten Sinne war, einem immer wieder besonders lebendig entgegen: Entdeckung des Volkseins, der Gemeinschaftlichkeit in ihrer erhöhenden, seelisch weitenden Bedeutung. Ihnen erging es fast immer so, daß sie versuchten, in der praktischen Einzelarbeit dies Große festzuhalten und immer wieder neu zu erobern, und daß sie nicht genug dauernde geistige Hilfen hatten, nicht genug Können und vorbereitetes inneres Verständnis, um dazu imstande zu sein. Deshalb suchen sie den sozialen „Beruf“ und die soziale Berufsbildung und meinen damit nicht rein Sachliches, sondern vor allem die Möglichkeit einer Vergeistigung und inneren Festigung ihrer Gelegenheitsarbeit.

Ein erster ziffernmäßiger Ueberblick über die Ausdehnung der weiblichen Erwerbstätigkeit im Kriege wird im Reichsarbeitsblatt versucht. Das Material, das nur durch die Kranken- und Arbeitslosenstatistik geliefert wird, ist an sich nicht vollständig, weil die nicht kassenpflichtigen Berufe ausfallen, es bezieht sich außerdem auch nur auf 7/10 der Rassen. Es wird danach vor allem die landwirtschaftliche Frauenarbeit nur sehr unvollkommen in diesen Ziffern vertreten sein. Tatsächlich nun stellen nach den gegebenen Ziffern die Frauen nahezu die Hälfte (47 v. H.) des heimatischen Arbeitsheeres. Wir hören, daß sie als Feuerführer im Kesselhaus der Hüttenbetriebe, als Renumacherinnen in Gießereien, beim Anlagenschweißen, bei Präzisions- und Mechanikerarbeiten in der optischen Industrie tätig sind und sich bei der Herstellung von feuer- und sprenggefährlichen Stoffen besonders bewährt haben. Neuerdings sind bei dem Oberbergamt des rheinisch-westfälischen Industriegebiets Anträge eingereicht, die Frauen unter Tage beschäftigen zu dürfen. Das Oberbergamt hat auf eine Anfrage der Belegschaften eine Antwort erteilt, die eher auf eine kommende Bewilligung dieser Anträge deutet als auf das Gegenteil!

Donnerstag, 19. Oktober.

Man muß immer wieder erstaunen über die Fähigkeit des Ertragens und der Bewahrung der Lebensfrische unter Schmerz und Spannung, sorgenvollem Warten und angestrengter Arbeit, die man bei so vielen Menschen findet. Man muß diese edle Elastizität besonders bewundern, wenn man sieht, wie wenig von den Hilfsquellen, die wir in der relativen Muße des Friedens haben, Kunst und Gedankenarbeit, überhaupt Vertiefung jeder Art, heute erreichbar sind. Das wird doch einmal das Größte sein: nicht das Emporgehobenwerden des Anfangs, sondern diese kräftige innere Selbstbehauptung in aller Verarmung des Lebens, die so viele fertig gebracht haben.

Freitag, 20. Oktober.

Der Leiter des Hamburger Volksheims, Heinz Marr, verabschiedet sich in einer Ansprache über den „Geist des Volksheims“ von seiner Gemeinschaft. Die Geschichte einer nun 1½ Jahrzehnte alten Gründung erhebt einem deutlicher, als man sich dessen sonst bewußt geworden ist, eine in fabelhaft kurze Zeit zusammengebrängte Geschichte des modernen sozialen Geistes: die zuerst so flächenhaft gesehene soziale Frage als eine Summe von Zuständlichkeiten, die studiert und reformiert werden müssen, dann eine seltsame Neuentdeckung und Wiedergeburt der alten Caritas aus der unbefriedigt gebliebenen Sehnsucht nach dem Reimenschlichen in allen Beziehungen von Klassen, Bürgern, Berufsständen, sozialen Arbeitern und

Notleidenden. Daraus eine seelische Neuprägung aller Gemeinschaftsbegriffe — ihre Weitung und Verinnerlichung zugleich. Beziehungen zur neuen Jugendbewegung, in der dieses von allem Zweckverbandsmäßigen grundsätzlich getrennte Gemeinschaftsideal dunkel lebendig ist. Und darüber dann eine neue Sehnsucht nach Gemeinschaft schaffenden geistigen Inhalten — nach Religion, die dabei noch eigentümlich unformuliert und unformulierbar bleibt.

Sonnabend, 21. Oktober.

Aus den unergiebigsten Reichstagsverhandlungen etwas sachlich Interessantes über den Bevölkerungsstand während des Krieges, von Helfferich mitgeteilt. Die Skala der Säuglingssterblichkeit: auf 100 Neugeborene kamen Todesfälle:

1913	1914	1915	1916 (erstes Halbjahr)
14,1	15,6	14,5	12,9

Die Sterblichkeit der Bevölkerung einschließlich der Heeresangehörigen betrug im ganzen:

1913	1914	1915	1916 (erstes Halbjahr)
14,0	16,1	19,7	17,0

auf tausend Einwohner.

Bei der Senkung der Säuglingssterblichkeit, die aus den Ziffern erkennbar ist, ist allerdings als wenig erfreulicher Faktor die überhaupt geringe Zahl der Geburten in Betracht zu ziehen, sowie die Tatsache, daß die größere Sterblichkeit in die zweite Hälfte des Jahres fällt, die Durchschnittszahl für 1916 also höher liegen wird.

Raumann / Materialistische Weltgeschichte?

Seit mehreren Jahrzehnten beschäftigte viele von uns das Problem der materialistischen Geschichtsauffassung, so wie es von den beiden Begründern der sozialdemokratischen Weltanschauung, Marx und Engels, am klarsten und eindrucksvollsten formuliert wurde. Die Abhängigkeit der bedeutenden Geschichtsereignisse von wirtschaftlichen Vorgängen wurde gegenüber einer früheren mehr idealistischen Auffassungsweise einseitig in den Vordergrund gestellt, und die persönlichen Willensakte der Einzelmenschen wurden als einträgerischer Schein betrachtet, der bei genauerem Studium der Vorgänge zerfließen müsse. Es sei das Ende der Monarchengeschichte, Heldengeschichte, kurz der persönlichen Geschichtsschreibung, gekommen, und man solle nur noch Klassenkämpfe, Nahrungstreitigkeiten, Profitkonkurrenzen, Betriebsgegensätze, Verkehrsfolgen und ähnliches in hundertfältiger Verflechtung vor sich sehen. Eine Zeitlang schien es so, als gehöre die Zustimmung oder Ablehnung dieser Gedankengänge zum Parteiprogramm der Sozialisten oder Antisozialisten, aber das ist schon ziemlich lange vorübergegangen, denn innerhalb des Sozialismus wurde man sich immer stärker bewußt, daß eine fortschrittliche Partei gar nicht ohne lebhafteste Anspannung des als frei gedachten idealen Willens auskommen könne, außerhalb der sozialistischen Kreise aber wurde immer allgemeiner zugegeben, daß in der wirtschaftlichen Geschichtserklärung ein sehr wichtiges, früher allzu sehr übersehenes Wahrheitsmoment enthalten sei. Die Auseinandersetzung schob sich aus der Tagesagitation rückwärts in die Studierstuben der historischen und politischen Denker, wohin sie auch gehört. Dort aber war und blieb sie von großer Bedeutung. Man merkte, daß in der Frage nach der materialistischen Geschichtsauffassung nur eines der ältesten und dunkelsten Menschheitsprobleme eine neuere Form des Ausdrucks gefunden hat, nämlich das Problem, ob es in der Welt einen freien Willen gibt oder nicht, daß aber

die Verwickeltheit des alten Willensproblems in keiner früheren Art der Fragestellung so handgreiflich zutage trat, als gerade in dieser.

Wenn wir jetzt versuchen, von dieser Sache zu reden, so geschieht es nicht in der Annahme, als könnte für eine ewige Frage sozusagen aus der Kanone geschossen plötzlich eine endgültige letzte Antwort erscheinen. Das gibt es nicht. Wir wollen nur einige bescheidene Anregungen zum weiteren Mitdenken geben, so wie sie uns von den Kriegserlebnissen aufgedrängt werden.

Wenn die materialistische Geschichtsauffassung grundsätzlich richtig ist und den Kern der Geschichtserkenntnis in sich schließt, dann muß der Weltkrieg in Anfang und Verlauf sich dieser Erklärung einfügen. Mit anderen Worten: Der spätere Historiker muß beim Rückblick auf das Jahr 1914 schreiben können, es sei eine so unerträgliche wirtschaftliche Spannung vorhanden gewesen, daß sie sich gar nicht mehr anders entladen konnte, als gerade durch diesen unheimlichen, gewaltigen Krieg. Man wird vom späteren Geschichtsschreiber zwar nicht fordern dürfen, daß er jeden kleinen Einzelakt des übermenschlichen Dramas auf Wirtschaftsgründe zurückführe, denn so streng ist der geschichtliche Materialismus von seinen eigenen Hauptvertretern gar nicht gefaßt worden, aber man wird für die Hauptbewegungen sichtbare Wirtschaftsurrsachen erwarten. Daß das der gewissenhafte zukünftige Historiker in genügender Umfange wird leisten können, halten wir für ausgeschlossen.

Es ist in der Kriegsliteratur vielfach und an sehr verschiedenen Stellen der Versuch gemacht worden, die Anfangsereignisse als Wirtschaftsfolgen darzustellen. So wurde der serbische Konflikt mit Oesterreich-Ungarn als Fortsetzung des handelspolitischen Kampfes um das serbische Schwein bezeichnet, so wurde die russische Kriegslust als Folge einer sozialen Revolutionsfurcht auf der einen und bäuerlichen Landsehnsucht auf der anderen Seite dargestellt, so wurde vor allem der englische Anschluß an Rußland und Frankreich auf den Wettstreit des deutschen und englischen Industrialismus zurückgeführt. Man kann noch mehrere ähnliche Begründungen hinzufügen wie z. B. die rumänische Abneigung gegen den in Rumänien nützlich arbeitenden deutschen Kapitalismus oder den französischen Wunsch nach vergrößerten Kohlen- und Eisenlagern oder die italienische Verärgerung über die Absperrung seiner billigen Weine oder die russische Absicht, den Getreideexport durch die Dardanellen zu sichern, usw. Da die gegenwärtigen Völkerverbindungen im Zeitalter des Verkehrs hundertfältig sind, so gibt es nirgends einen Mangel an derartigen Reibungsstellen. Wir werden alle solche und verwandte Wirtschaftsspannungen in ihrer Weiterwirkung auf die betreffenden Volksseelen und Regierungen als beachtlich einsehen müssen, nur soll man sich hüten, die umgekehrten Wirkungen des Wirtschaftszeitalters dabei als nicht vorhanden anzusehen. Überall fast, wo es Gegensätze gab, waren auch gleichzeitig Verbindungen vorhanden. Um bei den bereits genannten Beispielen zu bleiben, so war die tatsächliche Geschäftsverbindung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien noch wichtiger als der Verlust an weiteren Absatzmöglichkeiten; es war die unge störte Fortsetzung der russischen Landreform und Industrientwicklung ein äußerst mächtiger Antrieb zu friedlicher Handlungsweise, es war der große deutsch-englische Austauschverkehr im ganzen unvergleichlich viel wichtiger als die Erledigung gewisser peinlicher Konkurrenzen. Man kann ruhig behaupten, daß die all-

gemeine Wirtschaftsgestaltung vor dem Kriege viel mehr Friedensgründe in sich trug als Kriegsgründe, und wir sollen nicht deshalb nachträglich den Wirtschaftskriegszustand übertreiben, nur um auf materialistische Weise den Weltkrieg zu erklären. Wenn die Völker und ihre Regierenden tatsächlich wirtschaftlich gedacht hätten, so wäre der Krieg nicht zustande gekommen. Wirtschaftlich ist viel mehr riskiert worden, als gewonnen werden konnte, denn im allgemeinen ist eine völlige Aufkaufung von Ländern billiger als eine Eroberung. Das war in alten Zeiten bei einfacherer Kriegsführung anders, aber für die Gegenwart hat der Krieg fast überall unter den Zivilisationsvölkern aufgehört, ein wirtschaftliches Geschäft zu sein. Würden also die Völker und ihre Herrscher reine Materialisten sein (bewußte oder unbewußte), so müßten sie als absolute Friedensanhänger auftreten.

Daraus nun freilich kurzer Hand zu folgern, daß sie überhaupt nicht aus Wirtschaftsgründen gehandelt haben, würde zu weit greifen, den es bleibt die Möglichkeit offen, daß sie es aus irreführendem Materialismus getan haben, indem sie entweder die möglichen Gewinne überschätzten oder die möglichen Verluste unterschätzten oder Nebenvorteile für Hauptsachen hielten oder nur aus dumpfen wirtschaftlichen Gesamtvorstellungen heraus arbeiteten. So ist es z. B. denkbar, daß man sich in England gedacht hat, sein eigener Anteil am Welthandel würde dadurch größer bleiben, daß man Deutschland ausschaltete, ohne dabei in Rechnung einzusetzen, welche Steigerung Amerikas durch den Ermattungskampf Europas eintreten muß.

Sicherlich haben in diesem Sinne nicht nur wichtige, sondern auch unwichtige Wirtschaftserwägungen mitgespielt. Schon aber die Anerkennung der Wirksamkeit derartiger Irrtümer ist ein Einwand gegen den strengen Geist der materialistischen Geschichtsauffassung. Es haben nämlich in solchen Fällen nicht die Wirtschaftsverhältnisse, sondern nur ihre falsche geistige Erfassung als Bestandteile der Weltgeschichte gewirkt — nicht Tatsachen, sondern Illusionen. Wo nun aber ein Gedankengebilde, das auf wirtschaftlichem Grunde erwachsen ist, anfängt zur überwirtschaftlichen Illusion zu werden, läßt sich gar nicht bestimmt sagen. Wenn beispielsweise Italien glaubt, durch den Besitz von Triest eine größere Nation zu werden, so ist das schon längst kein bloß wirtschaftlicher Gedanke mehr, weil ja Triest entweder die österreichische Meeresverbindung ist oder überhaupt nichts Wirkliches mehr bedeutet. Oder wenn England so spricht, als könne es im Falle des Sieges die deutsche Eisenproduktion auch noch leisten, so redet es Wolken. Der Wirtschaftsgedanke wird geformt und überwuchert vom nationalen Herrschaftswunsche. Dieser aber ist seiner Natur nach kein Wirtschaftsgedanke.

Es hat schon immer zu den unlöslichen Aufgaben der materialistischen Geschichtsauffassung gehört, die Nationalitätskämpfe auf reine Wirtschafts- und Interessenkämpfe zurückzuführen. Auch hierbei ist zwar die Mitwirkung wirtschaftlicher Wünsche oder Zustände nicht immer von der Hand zu weisen, da häufig nationalistische Agitationen aus unbeschäftigten Intelligenzen entstehen oder Nationalitäts- und Klassengegenstände sich verschlechten wie etwa in den Ostprovinzen, es ist aber irrig, den Selbständigkeitswunsch der Polen etwa in erster Linie aus materiellen Beweggründen abzuleiten. So bedeutend und so wirkungsvoll sind die materiellen Dinge nicht, daß man um ihrerwillen sich und seine ganze Zukunft aufs Spiel setzt.

Wir sehen unsere Soldaten tapfer und treu ins Feld ziehen und wissen ohne weiteres, daß es eine Verletzung ihrer Würde wäre, wenn man ihre Heldenhaftigkeit als Widerspiegelung einer Nützlichkeitsidee ansehen wollte. Sie eilen hinaus, indem sie wissen, daß daheim ihre Arbeit und ihr Besitz zurückgeht, aber das, was sie treibt, ist stärker als das Besitzinteresse. Ist das nun vielleicht eine Täuschung? Stehen sie unwissend im Dienste materieller Mächte, die ihnen nur künstlich ideelle Gefinnungen beigebracht haben, wie man ihnen Uniformen angezogen hat. So ungefähr müßte nach strengem historischen Materialismus die Sache aussehen, aber wer kann das für möglich halten, daß die Völker so wenig über ihre eigenen Seelenbewegungen unterrichtet sind? Es würde bei solcher Erklärung auch nicht eine allgemeine Wirkung wirtschaftlicher Ursachen den Lauf des Krieges bestimmen, sondern der Privatnutzen einiger weniger Hauptinteressenten. Daß es solche Interessenten gibt, wird nicht von vornherein bestritten, aber daß sie allen ehrlichen hohen Patriotismus nur als Mittel zu ihrem Zwecke zu entzünden verstehen, lehnen wir rundweg ab. Es gibt einen überwirtschaftlichen Lebenswillen der Völker, der falsch oder richtig geleitet sein mag, der aber im Kern nicht Dienst einer Nützlichkeit ist, sondern Hingebung an eine Idee oder an eine Blutsgemeinschaft oder an beides. Wer in diesem Weltkriege die freimachende Kraft höherer Seelenbewegungen nicht fühlt, der ist von allen guten Geistern geschichtlicher Erkenntnis verlassen.

Warum kämpfen wir im Felde und zu Hause für unser Volk? Etwa nur dafür, damit die Nachkommen der Uebergebliebenen später einmal 80 kg Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung essen und jeden zweiten Tag ein frisches Hemd anziehen können? Ist uns das wichtig genug, um Hunderttausende verbluten zu lassen? Nein! Wir verteidigen gegen allseitige boshafte Angriffe einen Geist, der unser Geist ist, eine Seele, die die Seele unserer Väter und Mütter war, unsere Art, Kultur, Nation! Beim Anmarsch zur Schlacht zerfällt der Materialismus. Es muß für irgend etwas gekämpft werden, was des Todes wert ist. Etwas Derartiges aber findet sich nicht in einer bloß materiell erklärten Welt.

Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A. / Die Volksernährung auf der Grundlage des Erntergebnisses

Augenblicklich wird das deutsche Volk und werden die für die Volksernährung verantwortlichen Instanzen von Kartoffelforgen beherrscht. Und es kann nicht bezweifelt werden, daß die Verhältnisse auf diesem Gebiete zurzeit wenig befriedigend liegen und daß auch für die Zukunft erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden sein werden. Auf die Ursachen dieser bedauerlichen, bedrohlichen Erscheinung soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Sicherlich liegt an manchen Stellen — das beweist das stellenweise scharfe Vorgehen der Landräte — spekulative Zurückhaltung vor. Die Hauptursache aber liegt zweifellos in ungünstigen sachlichen Ursachen: die mäßige, in manchen Gegenden gar schlechte Ernte, die infolge der ungünstigen Witterung um mindestens 14 Tage hinausgeschobene Ernte, das teilweise schlechte Erntewetter, das Auftreten von Nachfrösten, der Mangel an Gespannen und Arbeitskräften und endlich der

gegen den Friedensstand erheblich gestiegene Bedarf, das alles sind Ursachen, welche die augenblickliche Krisis herbeigeführt haben und auch die Winterversorgung erheblich erschweren werden. — Wie vom Kriegsernährungsamt mitgeteilt wird, soll jetzt die Lieferung flott im Gange sein. Für deren glückliche Abwicklung wird allerdings das Wetter entscheidend sein. Immerhin dürfte es gelingen, den Städten und Industriezentren wenigstens einen Teil des Winterbedarfs zuzuführen. Dessen Ergänzung kann und muß dann im Laufe des Winters erfolgen, wie das im vorigen Jahr und auch in Friedenszeiten der Fall war.

Abgesehen von dieser sehr ernststen Frage der Kartoffelernte und Kartoffelversorgung, die sich heute noch nicht völlig übersehen läßt, muß aber das Ergebnis der diesjährigen Ernte als durchaus befriedigend angesehen werden. Selbst wenn die Kartoffelernte, was gewiß der Fall sein wird, erheblich hinter der vorjährigen Ernte zurückbleibt, kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Gesamtsumme der uns zur Verfügung stehenden unmittelbaren und mittelbaren Nahrungsmittel erheblich günstiger ist als im vorigen Jahr.

Der außerordentlich schlechten Raufutterernte des vorigen Jahres steht in diesem Jahre eine sehr günstige gegenüber. Damit aber ist nicht nur das Durchhalten, sondern auch die Erzielung eines höheren Rugertrages für die menschliche Ernährung als im vorigen Jahre bei unserem Rindviehbestand gesichert. Auch den Pferden und Schafen wird die gute Raufutterernte sehr zustatten kommen. — Für die menschliche Ernährung bedeutsamer und erfreulicher aber ist die gegenüber dem Vorjahre erheblich günstigere Körnerernte, und zwar bei allen Kornarten. — Nach vorsichtigen Schätzungen werden an Brotgetreide reichlich $1\frac{1}{2}$ Millionen, an Gerste 1 Million, an Hafer reichlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen mehr zur Verfügung stehen als im vorigen Jahr. Diese mehr als 4 Millionen Tonnen oder reichlich 80 Millionen Zentner Körner bilden einen sehr bedeutsamen Zuwachs zu unserem Nahrungsmittelvorrat, der wohl geeignet ist, den Minderertrag an Kartoffeln auszugleichen und der bei zweckmäßiger, d. h. direkter Zuführung an die Menschen das Gesamtbild unserer Volksernährung erheblich verbessern könnte.

Auf diese zweckmäßige Verwendung aber kommt es an. Dieser Frage ist m. E. bis jetzt noch nicht die genügende Beachtung geschenkt worden. — Die Ausschußmitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei haben nun nach dieser grundsätzlichen Seite hin im Haushaltsausschuß des Reichstages einen Antrag gestellt, auf den ich an dieser Stelle etwas näher eingehen möchte. — Der Antrag lautet:

Der Reichstag wolle beschließen:

das Kriegsernährungsamt aufzufordern, die menschliche Ernährung allen anderen Verwendungszwecken der Erntevorräte voranzustellen.

In Ausführung dieses Grundsatzes sind folgende Anordnungen zu treffen:

1. Aus dem Ergebnis der Ernte ist der für eine ausreichende menschliche Ernährung erforderliche Bedarf an pflanzlichen Nahrungsmitteln — Kartoffeln, Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse — im vorweg unbedingt sicherzustellen.
2. Die Vieh-, insbesondere die Schweinebestände, sind den nach Abzug dieser Mengen im Lande noch vorhandenen Futtermitteln in der Weise anzupassen, daß eine ausreichende Fütterung des Viehes und damit ein möglichst großer Rugertrag an Fleisch, Fett und Milch für die menschliche Ernährung gewährleistet wird.

3. Die Schweinepreise sind so zu bemessen, daß die Verfütterung der oben genannten pflanzlichen Nahrungsmittel finanziell nicht günstiger wirkt als der Verkauf derselben zu den gesetzlichen Höchstpreisen.

4. Die Herabsetzung der Kartoffelration unter das in der Bundesratsverordnung vom 26. Juni 1916 vorgesehene Maß ist durch eine vermehrte Zuführung anderer pflanzlicher Nahrungsmittel — Graupen, Gröhe, Gemüse — für die unmittelbare menschliche Ernährung auszugleichen und zu diesem Zwecke eine weitere Einschränkung des Brau- und Brennkontingents vorzunehmen.

In der ganzen Ernährungsfrage ist das Ergebnis der Ernte, ist das, was der Boden hervorbringt, maßgebend. Ueberblickt man das, so kann es — wie schon betont — nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Ernte voll ausreicht, um alle vor Hunger und Not zu schützen und eine voll ausreichende Ernährung sicherzustellen. Es kommt nur darauf an, daß die Interessen der menschlichen Ernährung planmäßig und energisch an den ersten Platz gestellt werden und daß alle anderen Gesichtspunkte und Interessen dagegen zurücktreten. — Dieses Interesse der menschlichen Ernährung aber verlangt in möglichst großem Umfange den unmittelbaren Verzehr der pflanzlichen Nahrungsmittel durch die Menschen. — Wäre diese durch die Verhältnisse, insbesondere durch die Absperrung von etwa 10 Millionen Tonnen Futtermitteln und Brotgetreide bedingte Umstellung der Volksernährung auf die Seite der pflanzlichen Nahrungsmittel gleich zu Anfang des Krieges planmäßig und folgerichtig erfolgt, hätte man dem Volke pflanzliche Nahrungsmittel: Kartoffeln, Brot, Graupen, Gröhe, Teigwaren, Gemüse usw., in völlig genügendem Umfange, d. h. so weit gegeben, daß alle satt und allen auch die erforderlichen Nährwerte zugeführt werden, und hätte man sich ferner bemüht, die dann noch vorhandenen Mengen über den Tiermagen in einer für die menschliche Ernährung möglichst günstigen Weise zu verwerten, wir wären nach meiner Ueberzeugung vor eigentlicher Not bewahrt geblieben.

Nicht die an sich unzulängliche Ernte, auch des vorigen Jahres, ist die Ursache davon, daß weite Kreise des Volkes erhebliche Entbehrungen haben ertragen müssen; die falsche und unzweckmäßige Verwendungsart dieser Erntemengen, die sich besonders in dem Bestreben äußerte, einen über den Futtermittelvorrat hinausgehenden Viehstand in Deutschland zu halten, ist die eigentliche Ursache aller Schwierigkeiten. Und solange hier nicht eine entschlossene Umkehr eintritt, werden wir aus der Not und vor allen Dingen aus bis an die Katastrophe heranreichenden Gefahren nicht herauskommen.

Als der Krieg im August 1914 ausbrach, hatten wir in Deutschland etwa 68 Millionen Menschen und dazu reichlich 21 Millionen Rinder und 25 Millionen Schweine zu ernähren. Das unmittelbare Ergebnis des Krieges war die Absperrung unserer Grenzen. Die bisherige Einfuhr von rund 8,3 Mill. Tonnen Futtermitteln, darunter 3 Mill. Tonnen Futtergerste und 1 Mill. Tonnen Mais, auf die sich ein großer, vielleicht der größte Teil unserer Schweinezucht stützte, unterblieb. Daß es unter diesen Umständen unmöglich war, die Menschen zu ernähren und dabei noch die gesteigerten Ansprüche des Heeres zu erfüllen, und dazu noch 21 Mill. Rinder und 25 Mill. Schweine zu halten, lag für jeden Einsichtigen auf der Hand. — Statt nun sofort an eine Herabminderung der Schweinebestände, die, wie schon betont, zum mindesten zur Hälfte auf ausländische Futterstoffe angewiesen waren, heranzugehen, geschah das Unglaubliche: in der Presse, in den Schulen, überall wurde zu einer ver-

mehrten Schweinehaltung aufgefördert und diese als patriotische Tat gefeiert. — Wirklich erreichte man, daß am 1. Dezember 1914 in Deutschland 21 828 783 Rinder (der höchste Stand überhaupt) und 25 341 272 Schweine gezählt wurden, nur unbedeutend weniger als ein Jahr vorher mitten im tiefsten Frieden.

Die Folgen zeigten sich bald. Anfang 1915 stellte sich heraus, daß in den ersten 5 Monaten des Erntejahres etwa zwei Drittel des Brotgetreides verbraucht, d. h. größtenteils in den Tiermagen gewandert waren, da eben ausländische Futtermittel nicht zur Verfügung standen. — Die Beschlagnahme des gesamten Brotgetreides und die Brotkarte, die eine Herabsetzung der Brotration auf etwa 50 v. H. des Friedenskonsums brachte, rettete damals die Situation. — Nachdem das Brotgetreide gesichert war, stürzten sich die Schweine auf die Kartoffeln. — Der große „Schweinemord“ vom Frühjahr 1915 hatte den Zweck, diese zu schützen. Dieser Zweck wurde erreicht, und wenn die Kartoffelverteilungsstelle schließlich auf etwa 9 Mill. Zentner Kartoffeln sitzenblieb, dem Bedarf des deutschen Volks an Speisekartoffeln ($1\frac{1}{4}$ Pfd. Tagesration gerechnet) von etwa 10 Tagen, so war das an sich unbedenklich, ja erfreulich, denn um diese Zeitpanne hätte sich die Ernte der Frühkartoffeln leicht verspäten können. Herr v. Batocki hat diesen „Schweinemord“ im Plenum des Reichstags insofern verteidigt, als er ihn für „nach den damals vorliegenden statistischen Unterlagen vollkommen berechtigt“ erklärte. Nachher seien dann allerdings die Kartoffeln zum Vorschein gekommen, so daß das Ab Schlachten nicht in dem Umfange erforderlich gewesen wäre. — Das mag zutreffen. Falsch aber ist es, den bedauerlichen Mangel an Fett, wie es vielfach noch immer geschieht, auf diesen „Schweinemord“ zurückzuführen. Fett kann bekanntlich durch Kartoffelfütterung allein nicht erzeugt werden. Es hätte sich also höchstens darum handeln können, eine Anzahl Schweine bis zum Weidegang durchzuhalten. Wäre das aber geschehen und wären — außer den am 1. Oktober 1915 gezählten reichlich 19 Millionen Schweinen — auch nur noch einige Millionen dieser großen Magerschweine auf die knappe Ernte des Jahres 1915 losgelassen worden, die Katastrophe wäre wahrscheinlich unvermeidlich gewesen.

Denn das war das Bedauerliche: Der Umstand, daß 1915 eine Kartoffelreserve für etwa 10 Tage in die Stärkefabriken wandern mußte, sachlich völlig belanglos, ja erfreulich, wurde zu einem unglaublichen Kesseltreiben gegen die „Professoren“ und alle diejenigen ausgenutzt, welche den „Schweinemord“ empfohlen hatten. Das wäre immerhin zu ertragen gewesen. Das schlimmste aber war, daß der über die Professoren ausgeschüttete Hohn, nicht nur bei der großen Masse, die natürlich den Zusammenhang der Dinge nicht übersehen konnte, den Blick für die Gefahren trübte, die mit einer über den Vorrat an Futtermitteln hinausgehenden Vieh-, insbesondere Schweinehaltung verbunden sind. Kaum war die Ernte des Jahres 1915 eingebracht, da stürzte sich alles auf die an sich ausgezeichnete Kartoffelernte, die Schweine nicht nur, sondern auch Rinder und Pferde. — Das Resultat ist bekannt. Im Januar 1916 wurde offenbar, daß in den ersten 5 Monaten (genau wie im Jahr vorher bei dem Getreide) bereits zwei Drittel der Kartoffelernte verschwunden waren. Für die folgenden 7 Monate stand nur noch ein Drittel von 17 bis 18 Millionen Tonnen zur Verfügung, von denen noch 7 Millionen Tonnen für die Saat abzusehen waren. — Wie es damit gegangen

ist, ist bekannt. — Es ging scharf, haarscharf am Abgrund vorbei. Und es ist im höchsten Maße wahrscheinlich, daß, wenn von den im Frühjahr 1915 abgeschlachteten 8 bis 9 Millionen Schweinen, auch nur einige Millionen, auf der Weide durchgehaltene Fresser mit auf die Ernte des Jahres 1915 losgelassen wären, die Katastrophe unvermeidlich gewesen wäre. — Und das nicht etwa deswegen, weil der Erntevorrat an sich nicht ausreichte, sondern deswegen, weil man Unmögliches möglich machen und mehr Menschen und Tiere durchhalten wollte, als innerhalb der Möglichkeit lag.

Der Wahn der Zahl, die Annahme, daß die Aussichten für unsere Volksernährung um so besser sind, je größer die Zahl der im Lande vorhandenen Tiere ist, hat uns bisher in die größten Schwierigkeiten gebracht. Er grassiert noch heute, leider auch in Kreisen, die offenbar dem Kriegsernährungsamt nahestehen. Noch in Nr. 235 der „Mitteilungen aus dem Kriegsernährungsamt“ wird der Umstand, daß unsere Schweinebestände in der Zeit vom 15. April bis zum 1. September von 13 337 202 auf 17 261 108 gestiegen sind, mit naiver Freude und „besonderer Genugtuung“ begrüßt. Das ist bedenklich; bedenklich nicht allein deswegen, weil auf diese Weise die Gefahren nicht genug gewürdigt werden, welche auch in diesem Jahre die für die menschliche Ernährung unentbehrlichen Nahrungsmittel, besonders angesichts der schlechten Kartoffelernte, bedrohen; bedenklich auch deshalb, weil durch einen zu hohen Viehstand auch die Versorgung der Menschen mit tierischen Produkten: Fleisch, Fett, Milch usw., ernsthaft geschädigt wird.

Denn auch in dieser Beziehung ist nicht etwa die Zahl, sondern die Art und die Güte der Fütterung entscheidend. Nur bei guter, völlig ausreichender Fütterung gibt das Tier einen Ertrag. Ist die Fütterung ungenügend, so geht das gesamte Futter als Unterhaltungsfutter drauf. Es ist im Hinblick auf den Nutzertrag für die menschliche Ernährung vollständig vergeudet. Das aber war bei uns bisher in großem Umfange der Fall. Der Nutzertrag unserer Viehbestände für die menschliche Ernährung bleibt auch heute noch weit hinter demjenigen Betrag zurück, den man nach der Viehzahl auf Grund der Friedensresultate erwarten sollte. Unser Fleischkonsum belief sich vor dem Krieg auf 54 Kg. pro Kopf und Jahr, wovon nur etwa 5 v. H. aus dem Auslande eingeführt wurde. 1 Kg. oder 2 Pfd. pro Kopf und Woche wurden im Inland gedeckt bei einem Viehbestand von 21 Millionen Rindern und 25 Millionen Schweinen. Da die Rinderzahl nur wenig unter dem Friedensstande steht, die Schweinezahl aber etwa 68 v. H. des Friedensstandes ausmacht, müßten wir ungefähr zwei Drittel des Fleisches zur Verfügung haben, wenn die Fütterung des Viehs ebenso rationell und nutzbringend gewesen wäre als zu Friedenszeiten. — Wie aber steht es in Wirklichkeit? Wir bekommen mit knapper Not ein halbes Pfund Fleisch in der Woche, d. h. den vierten Teil dessen, was früher in Friedenszeiten im Lande erzeugt wurde. Diese eine Ziffer zeigt, wie unrationell die Fütterung unseres Viehs, besonders der Schweine, die im Frieden von den 54 Kg. Fleisch allein 33,5 Kg. lieferten, jetzt während des Krieges ist. Trotz der fortlaufenden Bedrohung der für die menschliche Ernährung unbedingt erforderlichen pflanzlichen Nahrungsmittel durch die Ueberschuldung von Schweinen bleibt deren Nutzertrag für die menschliche Ernährung äußerst unzulänglich. Das meiste in die Schweine hineingegebene Futter geht als Unterhaltungsfutter buchstäblich

verloren. Man könnte daher, wenn man paradox sein wollte, sogar den Satz aufstellen: Je geringer die Zahl der Tiere, desto besser die Fütterung und desto besser auch die Fleisch- und Fettversorgung des Volkes.

Aus diesem Grunde sind auch alle Bestrebungen, durch hohe Preise und Prämien die Tierzucht zu heben und anzuregen, so bedenklich. Gewiß wird hier und da Futter: Abfälle, Grünfütterung usw. herbeigeschafft, was sonst ungenutzt bliebe. Diese Mengen aber verschwinden gegenüber den großen Mengen an reinem Unterhaltungsfutter, die bei einer über die Menge der im Lande vorhandenen Futtermittel hinausgehenden Viehzahl für die menschliche Ernährung verlorengehen. Diesem Uebelstande würde die Wurzel abgegraben, wenn dem Punkte 3 des fortschrittlichen Antrages Folge gegeben, d. h. wenn die Schweinepreise so gestaltet würden, daß die Verfütterung pflanzlicher Nahrungsmittel nicht finanziell günstiger wirken würde als deren Verkauf zu den gesetzlichen Höchstpreisen.

Ziehen wir aus diesen grundsätzlichen Darlegungen die Konsequenzen für die Gegenwart, so mag zugegeben werden, daß angesichts der guten Raufutterernte die Zahl unserer Rinder vielleicht unbedenklich ist. Wir werden sie durchhalten können, ohne auf menschliche Nahrungsmittel überzugreifen. Allerdings weniger wäre auch hier, für die Fleisch- und Milchherzeugung wenigstens, mehr. Zuzugeben ist allerdings, daß die Erhaltung eines angemessenen Rinderbestandes sehr wünschenswert ist, da dieser viel schwerer zu ergänzen ist als der Schweinebestand. Immerhin war es m. E. nicht erforderlich, den Rindviehbestand mitten im Kriege, angesichts der ernststen Notlage des Volkes, in der Zeit vom 15. April bis zum 1. September um 416 767 Stück steigen zu lassen. Man hätte dem Volk ruhig etwas mehr Fleisch geben können, und wird das vor allen Dingen unbedenklich in Zukunft tun können. Unser Rinderbestand würde dadurch nicht erschüttert, der Rugertrag der verbleibenden Tiere aber würde dadurch eher gesteigert als herabgesetzt werden.

Ganz anders liegen die Dinge aber bei den Schweinen, besonders angesichts der schlechten Kartoffelernte. Die im Lande vorhandenen Futtermittel reichen m. E. nicht aus, um 17¼ Millionen Schweine nutzbringend zu füttern bzw. zu mästen. Diese Ansicht wird von Autoritäten auf diesem Gebiete, z. B. von dem Dekonomierat und Kommerzienrat Rabbethge in Kleinwanzleben, dessen Schriften so viel zur Klärung des schwierigen volkswirtschaftlichen Kriegsproblems beigetragen haben, geteilt, wie mir erst kürzlich brieflich mitgeteilt wurde. — Unsere Landleute und Schweinehalter trifft in dieser Beziehung keine Schuld. Sie haben die Tiere wohl in den meisten Fällen im Hinblick auf die guten Ernteausichten eingestellt. Nun aber ist die Verfütterung von Kartoffeln, die für die menschliche Ernährung geeignet sind, verboten. Der Mangel an Kartoffeln zwingt uns, wie im Punkt 4 des fortschrittlichen Antrages zum Ausdruck gebracht ist, als Ersatz für die Herabsetzung der Kartoffelration auf die Gerste und den Hafer in erheblich höherem Maße für die unmittelbare menschliche Ernährung zurückzugreifen. Die Herabsetzung des Brau- und Brennkontingents, die absolut notwendig und im Hinblick auf den Ernst der Lage unbedenklich ist, reicht nicht aus, um das Manko auszugleichen. Wir werden auch auf die für die tierische Ernährung bestimmten Mengen von Gerste und Hafer übergreifen müssen.

Damit ist eine völlig neue Situation geschaffen, wie sie vor wenigen Wochen noch nicht zu übersehen war. Daraus die Konsequenz zu ziehen, ist das Gebot der Stunde. Herr v. Batocki hat in der Haushaltskommission des Reichstages erklärt, daß wir nicht in der Lage wären, jene 17¼ Millionen Schweine zu mästen. Ein Teil davon würde unreif oder als Spanferkel in den Konsum gebracht werden müssen. Diese Äußerung ist erfreulich. Notwendig aber wird es sein, nun auch die erforderlichen Maßnahmen ungehäumt zu treffen. Dabei aber ergibt sich folgende verzwickte Lage. Der Viehhandel ist durch die Viehhandelsverbände syndiziert und monopolisiert. Die Verbände aber nehmen nur Schlachtreife Schweine ab, und der Schweinehalter ist daher gar nicht in der Lage, die durch die neueste Entwicklung der Dinge notwendig gewordene Herabminderung der Schweinebestände vorzunehmen. Diese Möglichkeit muß geschaffen werden. Darum ist von fortschrittlicher Seite beantragt worden:

„Die Viehhandelsverbände zu verpflichten, Schweine aller Altersklassen, welche wegen Futtermangels nicht nutzbringend gefüttert werden können, baldmöglichst abzunehmen.“

Um aber die Zucht unter allen Umständen zu sichern, ist ferner beantragt worden:

„Die Zucht durch Ueberweisung von Futtermitteln für Zuchtsauen und Zuchteber und durch Uebernahme der Ferkel zu einem gesetzlichen Mindestpreis sicherzustellen.“

Werden diese Maßnahmen ergriffen, werden die Schweinehalter auf den Ernst der Situation nachdrücklich hingewiesen, wird vor allen Dingen der Anreiz zur Verfütterung von menschlichen Nahrungsmitteln durch eine angemessene Festsetzung der Schweinepreise beseitigt, so wird man hoffen können, daß die notwendige Herabminderung der Schweinezahl sich ohne Zwang — dieser ist, wenn möglich, zu vermeiden — vollziehen wird. Die auf diese Weise erzielten Fleischmengen aber könnten zur Verbesserung der Fleischrationen und zur Beschaffung eines Vorrats für die Zukunft, der dringend erwünscht ist, verwendet werden. Rasches Handeln aber ist geboten.

Kommen wir zum Schluß auf das Thema zurück, so muß m. E. gesagt werden, daß die diesjährige Ernte im ganzen durchaus ausreicht, um die menschliche Ernährung unter allen Umständen zu sichern und allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Auch für die fernere Zukunft braucht man sich ernsthaften Sorgen nicht hinzugeben. Auch bei einer minder guten Ernte wächst auf dem deutschen Boden immer so viel, daß die Menschen satt werden können. Eins aber ist unbedingt erforderlich:

Die menschliche Ernährung muß allen anderen Rücksichten und Verwendungszwecken der Erntevorräte vorangestellt, auch die Tierhaltung muß einzig und allein nach dem Grundsatz geregelt werden, daß durch eine ausreichende Fütterung ein möglichst hoher Rugertrag an Fleisch, Fett und Milch für die menschliche Ernährung gewährleistet wird.

Runo Waltemath / Deutschland in der Welt nach dem Kriege

Als List vor 70 bis 80 Jahren aufrief, der Zeiten der alten Hanja zu gedenken, fand er taube Ohren. Das damalige Deutschland war noch nicht reif für den Gedanken, an dem Welthandel teilzunehmen und die Schätze der Welt in die Scheuern zu tragen und Kolonien in den fruchtstrotzenden heißen Zonen zu eignen. Es dauerte lange, ehe unser Volk hierfür empfänglich wurde. Eine gewaltige Agitation und schließlich die sozusagen von selbst kommende Beteiligung am Weltverkehr waren vonnöten, um unser Volk aus seiner Neigung, sich regional zu beschränken, aufzurütteln und seine Gedanken übers Weltmeer schweifen zu lassen. Erst einige Jahre vor dem Ausbruche des Weltkrieges wurden Lists Ideen erfüllt: man gewöhnte sich daran, das „größere Deutschland“ der Zukunft in den überseeischen Gefilden zu sehen und aus der Enge eines Kontinentalvolkes herauszustreben.

Der Weltkrieg hat hierin wieder einen Wandel hervorgerufen. Für außerordentlich viele Deutsche ist das „größere Deutschland“ außerhalb Europas ein Märchenland geworden, ja, noch mehr, ein Traum geworden, dem man nicht nachjagen dürfe. Die Deutschen sollen nach ihnen nur in Europa sitzen, hier liegen allein, so sagen sie, die rechten Daseinsmöglichkeiten. Die Kolonialidee ist gänzlich aus ihren Köpfen verschwunden, nicht nur das, man verabscheut geradezu den Gedanken, ein Welthandelsvolk zu werden. Das heiße, behaupten sie, in die Fußstapfen Englands zu treten und uns zu Krämern zu erniedrigen. Typisch für diese Gedankengänge ist das, was zu Beginn dieses Jahres im „Türmer“ ein Deutsch-Brasilier ausführte, der alle Deutschen auf der Erde in Europa sammeln will und der fragt, ob denn Deutschland nichts weiter wolle, als in Englands Spuren zu wälzen. Er begehrt eine „weitgehende Umsiedlung und Zusammenziehung der deutschen europäischen Diaspora. Der Siegeslauf in Rußland scheint darauf hinzuweisen, in Osteuropa die neue Deutschpolitik auf siedlerischer Grundlage zu verwirklichen ... Warum z. B. nicht die Wallonen Belgiens weiterschieben nach Frankreich, Algier, Marokko bis Brasilien hinüber und das Land mit Deutschen besetzen? ... Viele Deutsche im Auslande warten nur auf günstige Gelegenheit zur Rückkehr ... Das muß die Lösung sein. Sammlung der deutschen Kolonisten aus den fremden Kolonialländern. Fast möchte man sagen: auch aus den selbständig gewordenen Kolonialstaaten Amerikas. Denn die Vereinigten Staaten dajelbst zeigen sich ja nicht viel anders als eine englische Kolonie, und in Südamerika ist das lateinische Bewußtsein stark erwacht oder erregt worden, das in Frankreich die *madre mental* (die geistige Mutter) sieht ... Nicht auf dem Meere, vielmehr auf dem Lande liegt die wahre Zukunft eines Volkes darin, daß es möglichst viel guten Boden dieser Erde mit seinen Heimstätten besetzt“.

Alle die Vorschläge franken an einer mangelhaften Kenntnis der wirtschaftlichen Entwicklung, der unser Volk unterworfen ist. Sie streben danach, uns aus einem Industrie- und Handelsvolk, das auf der Grundlage einer kräftigen Landwirtschaft ruht, zu einem reinen Landwirtsvolk zu machen. Aber das vermögen wir doch unmöglich. Hätten wir nicht die industrielle und kommerzielle Entwicklung der letzten 20 Jahre gehabt, nimmer hätten wir dem Ansturm unserer Feinde Trotz bieten können. Denn nur unserer Industrie, unserem Handel verdanken wir es, daß wir imstande sind, mit eigenen finanziellen Mitteln den Weltkrieg zu führen und unsere Kriegsindustrie aufzubauen. Es mag poetischer, gesünder und lebensbefriedigender sein, als ein kräftiges Bauernvolk dazustehen, nur schade, daß ein solches finanziell und industriell unvernünftig sein muß, das in einem furchtbaren Weltkriege zu leisten, was wir jetzt leisten müssen. Der Beweis ist Rußland. Ohne französisches, englisches Geld, ohne amerikanisches und japanisches Kriegsmaterial, ja, ohne japanische und französische Genie- und Artillerieoffiziere wäre dieser gewaltige Aderbaustaat trotz seiner Menschenfülle außerstande, mit uns Krieg zu führen. Hätten wir allein mit ihm zu tun, würden wir ihn schon über den Haufen geworfen haben. Der Gedanke, Deutschland zu einem Bauernstaat zu gestalten, Verzicht zu leisten auf die Beschreitung der Welt Handelswege, mit bewußter Absicht sich von dem Welt-

verkehr und der überseeischen Welt abzuwenden, ist also so unfruchtbar wie möglich. Nach seiner Verwirklichung zu streben, heißt, uns zu einer bescheidenen Rolle neben den reichen und mächtigen Welthandelsvölkern der Gegenwart herabzudrücken, Der Gedanke jagt unerfüllbaren Träumen nach.

Die Vorschläge franken aber auch an einer Ueberschätzung der Siedlungsmöglichkeiten im Osten. Erstens ist das Land durchaus nicht so fruchtbar, wie man es sich einbildet. Es gibt schöne Gegenden in Kurland, fruchtbare Felder in Polen, im ganzen genommen ist aber der Weizenboden, der typische gute Boden also, nicht allzu reichlich vorhanden. Und dann die Rauheit des Klimas gerade dort, wo noch am meisten Platz ist, besonders infolge der Flucht der einheimischen Bevölkerung. Die Rauheit des Klimas muß zwingen, von vornherein größere Besetzungen zu begründen. Kleinere geben keinen ausreichenden Unterhalt. Im ganzen ist die Zahl der deutschen Bauern, die dort „Hüsung“ finden können, beschränkt, keinesfalls kommen mehr als ein paar Millionen in Betracht. Denn das Land ist verhältnismäßig gut bevölkert, Polen sogar stark bevölkert. Die einwandernden Deutschen würden lediglich eine Minderheit innerhalb eines Meeres von Slawen und Litauern darstellen, vielleicht von Kurland abgesehen, das aber doch nur ein kleines Territorium ist im Angesichte des Ansiedlungsbedarfes, wie er von den Vorschlägen angenommen wird.

Man wird ausrufen: Also gibt es nichts, den Gedanken zu verfolgen, möglichst viel guten Boden eigenen Besitzes außerhalb Deutschlands mit deutschen Heimstätten zu besetzen? Doch, aber das braucht doch nicht bloß im europäischen Osten, es kann auch in Afrika liegen. Unbeschadet der Aufgaben, die wir in Mitteleuropa und im Wirtschaftsgebiet von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen zu erfüllen haben, müssen wir mit aller Kraft unseres Herzens daran denken, unser afrikanisches Kolonialreich zurückzugewinnen und abzurunden auf Kosten des kolonialen Besitzes unserer Feinde. Hier kann die deutsche Produktionsstätte von Baumwolle, Jute, von Oelfrüchten, Reis, Kaffee, Kakao, Gummi, von Futterstoffen aller Art herangebildet werden. Hier kann ein Tummelplatz deutscher Latkraft geschaffen werden. Ein solches geschlossenes größeres Kolonialreich vermag sich auch selbst im Kriege zu verteidigen, wenn nur nicht vergessen wird, die notwendigen Anstalten dazu während des Friedens zu begründen und auszubauen. Was es bedeutet, ein reiches Kolonialland zu eignen, zeigt Holland, das in seinen asiatischen Kolonien Quellen des Reichtums besitzt. Und wir müssen solche Quellen auch haben, um noch viel reicher als jetzt zu werden, wenn wir uns zukünftig auf der Welt behaupten wollen. Was die Niederländer hindert, die Quellen ihres Reichtums auch in stürmischen Zeiten auszunützen, die Kleinheit und militärische Schwäche des Mutterlandes, davon sind wir nicht bedrückt. Wir dürfen kein bloßes Kontinentalvolk werden, wir müssen das werden, was den Beruf jedes großen Volkes ausgemacht hat, ein Weltvolk. Wir müssen mit unserem Handel auch nach dem Kriege die Welt umspannen, nicht nur in Europa uns gütlich tun. Die Welt muß Deutschlands Feld bleiben.

Natürlich sollen wir uns dabei immer bewußt bleiben — eigentlich ist es kaum nötig, es zu sagen, und ich deutete es schon an —, daß die Wurzeln unserer Kraft in Deutschland ruhen. Und das Heim ist uns näher als der Rock, und eine Taube in der Hand ist uns lieber als zehn auf dem Dache. Was uns nach dem Weltbrande in der weiten Welt winkt, ist schließlich ein sehr unsicherer Besitz. Dagegen ist der engere Zusammenhang, der zwischen uns und Oesterreich, Ungarn, Polen, Litauen, Baltland, Bulgarien, dem übrigen Balkan und dem Osmanenreich emporgewachsen ist, ein sicherer Besitz. Hier können wir Früchte ernten, die uns neue Kraft zuführen und die am Ende uns befähigen, das Feld, das die ganze Welt, das ein deutsches Kolonialreich uns bietet, mit vergrößerter Energie zu beackern.

Im übrigen muß das Deutschtum im Auslande, von den feindlichen Ländern vielleicht abgesehen, dort bleiben, wo es ist. Es muß uns Mitbester und Mitarbeiter bei der Ausbreitung des deutschen Handels und Einflusses sein. Es muß fest zum alten Vaterlande halten, ohne natürlich die Pflichten zu vergessen, die das Land

der Wahl ihnen auferlegt. Alles, was wir jetzt hören, spricht dafür, daß es der alten Heimat mehr als je gedenkt. Unser Amt sollte es sein, ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, ihr Schulwesen zu heben und zu pflegen. Eine der Hauptpflichten des Deutschen nach dem Kriege muß sein, hier beizustehen, soviel er vermag.

Wenn wir dem ausländischen Deutschland sonst noch helfen können, so wird es auf zweierlei Weise geschehen können. Einmal vermögen wir seine Stellung aufs stärkste zu stützen, wenn wir danach streben, aus der Enge unseres Landes herauszukommen und ein größeres Gebilde zu schaffen. Die Heranbildung eines engeren Bundes mit unseren Bundesgenossen, das über das rein politische Bundesverhältnis hinausgeht, würde dem ganzen Deutschland eine Wucht des Ansehens verleihen, wie es unser Deutsches Reich für sich allein nie vermag. Es ist etwas anderes, wenn die Auslandsdeutschen hinter sich die Macht von 150 Millionen eines großen Bundes wissen als die von 68 Millionen des Reiches! Und das andere Mal müssen wir unser Land zu einem Hort der politischen Freiheit ausgestatten. Nichts hat das Ansehen der Auslandsdeutschen mehr beeinträchtigt, als die vielfache politische Rückständigkeit, unter der wir leiden. Nichts hat unsere Brüder in der Fremde mehr geschädigt, als daß noch Kämpfe um ein besseres Wahlrecht, als es das preussische Wahlrecht ist, bei uns möglich sind. Der Westeuropäer, der Amerikaner, ja sogar der Russe schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn er vom mecklenburgischen Wahlrecht hört. In seiner Phantasie wird Deutschland leicht ein großes Mecklenburg, und er bewertet die Deutschen als ein halb leibeigenes Slavenvolk. Das scharfe Hervortreten der Monarchie bei uns, der Schein, als ob wir in Wahrheit noch absolut regiert würden, als ob das „sie volo, sie jubeo“ eines einzigen das oberste Gesetz bei uns wäre, dient dazu, ihn in seinem Glauben zu bestärken. Mit Trauer hören wir so häufig davon, daß in Amerika Abkömmlinge von Deutschen auf Seiten unserer Feinde stehen, in dasselbe Horn wie die Angloamerikaner stoßen. Nun, es sind Abkömmlinge von Deutschen, die während der traurigen Zeit von 1815 bis 1866 ausgewanderten, der Zeit der Demagogienriecheien, der Polizeiwillkür, der finsternen Reaktion. Sie tragen in ihrem Herzen das Bild des Deutschland jener Zeit, das ihnen das Deutschland unserer Zeit geblieben. Ihre Eltern oder Großeltern haben es ihnen so gemalt. Sie kannten es nicht anders. Auf, laßt uns alles tun, was möglich ist, um auch die letzte Erinnerung an jene Periode aus unseren politischen Institutionen zu tilgen! Wir nützen dann nicht nur den Volksgenossen in der Heimat, sondern auch denen in der ganzen übrigen Welt.

S. D. Gallwitz / Biblische Opern

Nach noch in eine Erscheinung von so gekünstelter Art, wie die Oper sie darstellt, hat sich der Deutsche, im Gegensatz zu anderen Kulturvölkern, ein Stück ursprüngliches Wesen und Einfachheit hineingerettet. Griechische Mythologie und römische Geschichte sind die Gebiete gewesen, die das Italien und Frankreich der Renaissance der neuen Kunstgattung in der Musik zugrunde legten. Ihre Opern eroberten die Länder deutscher Zunge, aber sie blieben Fremdlinge daselbst, vornehm repräsentative Vergnügungseinrichtungen der Höfe, ähnlich den kostbar geschnörkelten Gärten jener Zeit, die das Volk, draußen an den Gittern stehend, wohl einen Augenblick bewunderte, um dann in seinen Siedelungen und Anlagen es sich wieder wohl sein zu lassen. Als eine deutsche Oper auf deutschem Boden erwuchs, war sie eines ganz anderen Geistes Kind. Was kümmerte das Volk griechische Mythologie und römische Geschichte? Man knüpfte mit den Stoffen dort wieder an, von woher das längst entartete Volksschauspiel des Mittelalters in seiner Blütezeit sich die Kräfte geholt hatte: bei den Geschichten der Bibel; durch alles

Gleichen der äußerlich übernommenen Art der opera seria der Italiener hindurch, durch alle Stillsichtigkeit, ja Blumpheit, die sich aus dem Ineinanderarbeiten so gegensätzlicher Elemente wie Volk und feinste Verästelung künstlerischer Kultur es find, ergeben mußte, schien doch in aller Einfachheit etwas von dem Licht einer in Wahrheit völkischen Kunst hindurch.

Es ist das sonderbarste Merkmal in unserer Tonkunst, anfangend bei Karl dem Großen und den fränkischen Sängern, daß sie immer mehr Innerliches auszudrücken bestrebt gewesen ist, als sie, je nach dem Stande ihrer Technik, auszudrücken imstande war. Wenn dann die Größten kamen, denen alles verliehen war, das Innerliche sowohl wie die vollste Beherrschung des Äußerlichen, dann füllten sie einen Raum von unendlichen Dimensionen, in dem die Tonkunst aller anderen Kulturvölker noch sich birgt.

Es mutet fast rührend an, wenn man heute davon liest, daß die Vorläuferin einer wurzelechten deutschen musikalisch-dramatischen Kunst, die alte Hamburger Oper, mit einem Wert in das Leben trat: „Der geschaffene, der gefallene und wiederaufgerichtete Mensch.“ (Im Jahre 1672.) Ein Vorwurf von innerlichster Art, der aber mit den übernommenen Ausdrucksmitteln nur an seinen Oberflächen gestaltet werden konnte, und da, wo er tiefer gehen wollte, versagen mußte. Andere biblische Werke schlossen sich diesem ersten an, die Stoffe durchsetzt mit Allegorien, Moralitäten, auch wohl Pöffen; aber die in der Hochblüte ihrer Entwicklung stehende fremde opera seria trug den Sieg davon über die werdende und ungeschickt sich gehabende Hamburger Oper, und wiederum gab das klassische Altertum seine Helden und Heldinnen an die Musikbühne. Auch noch Mozart griff, als es eine vornehme, repräsentative Oper für ihn galt, zu einem dieser allein bewährten Stoffe. (Titus.) Die biblischen Stoffe verschwanden; weder das Singspiel noch die Romantik, weder die Große Oper noch das Musikdrama, noch der Barockmus hatten eine Neigung zu ihnen. Heute aber, wo unsere deutschen Komponisten im Suchen nach neuen Formen auf vielerlei Wegen gehen, taucht auch die Biblische Oper wieder auf.

Zwei Einakter dieser Art kamen unlängst im Bremer Stadttheater heraus: „Kain und Abel“ von Felix Weingartner und „Rahab“ von Clemens v. Franckenstein; beide schließlich, unter Verzicht auf jede Spezialisierung, Oper genannt. In Weingartners Werk findet eine ganz bestimmte, hoch zu wertende Gegenwartserscheinung ihren Ausdruck: die Ueberwindung des Realismus in der Oper unter Zugrundelegung großer gesteigerter Stoffe. So gewiß, wie nicht der Stoff an und für sich schon der Oper eine innerliche Weihe gibt, sondern es seiner Umwertung in das Musikalische vorbehalten ist, so gewiß sind Textbücher, die sich zu den wahllosen Arten ihrer Spannungen als eine weitere auch die Tonkunst noch heranziehen, Entartungen des musikalisch-dramatischen Kunstwerkes. Immer wird die erste dramatische Tat, die aus dem Menschengeschlecht hervorbrach, der Brudermord Kains, ein Stoff sein, der in seiner geradlinigen Größe Musik zu sich heranzwingt. Von den Komponisten der Gegenwart ist Eugen d'Albert mit seinem auf Heinrich Walthaus Gedicht „Kain“ aufgebauten musikalisch-dramatischen Einakter jahrelang hindurch auf den Bühnen lebendig gewesen. d'Albert ist das stärkste Theatertalent in der Musik, das wir haben (eine Gabe, die Einschränkungen in sich trägt). Er nahm aus der Tragödie der ersten Menschen nur den Kern heraus, die Tat des Brudermordes; mit sicherem Instinkt fühlend, daß nur die Gestalt Kains allein dramatischen Lebens- und Bildungsstoff in sich hat. Weingartner setzt die

Dinge tiefer, was in diesem Fall so viel heißt als: musikalischer. In der von ihm selbst verfaßten Textdichtung weitet er die Grenzen des Vorwurfes; Kain ist ihm nur ein Motiv neben anderen; da ist Adam, der gefallene Mensch mit der verzehrenden, schmerzenden Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit Gott, und da ist Eva, die (in freier Umgestaltung der altribbinischen Sage von dem Adamsweibe Lilith) nichts von jenem Trieb des Uebersichhinauswachsenden in sich hat, sondern im Nüchternen Genüge findet. Da ist Abel; in ihm zeugt die Sehnsucht die Kraft: er sucht und findet den Weg zu dem verlorenen Paradies, aber er fällt von der neidischen Hand des Bruders, noch ehe er den Seinigen Führer werden kann; und da ist seine Schwester Adah, alle Lichtmöglichkeiten des Irdischen strömen durch sie hin. Weingartner hat mit diesen Gestalten sehr wirkungsvolle, nicht äußerliche, sondern innerliche Gegensätze hingestellt, die aber nach Art und Anlage weniger dramatisch als lyrisch sich kristallisieren mußten. Der Komponist verzichtet sogar darauf, die eigentliche Handlung seiner Handlung, den Brudermord, auf der Szene sinnfällig werden zu lassen, ja auch noch darauf, ihn im Orchester tobend zu illustrieren; ein unfehlbar sicheres künstlerisches Gefühl lehrte ihn den Verzicht auf diesen starken äußeren Schlußakzent in einem Werk, dessen Wesen Entfaltung von Innerlichem durch die Musik, einem Werk, das Tonkunst ist.

Wer Opern vornehmlich hört, wird von „Kain und Abel“ und um so mehr, je eingehender er es kennenlernt, hingerissen sein, wer gewohnt ist, Opern als Schauspiel mit Musik aufzufassen, die nicht in ihrer eigenen Gesehe Spur daherkommen, wird Längen empfinden, vielleicht auch Leeren. Der Dichter Weingartner zeigt sich mit diesem Werk auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung. Er ist Effektiker, und überflüssig erscheint es, zu sagen, daß sich in seiner Orchesterbehandlung, und auch wohl einmal in seiner musikalischen Dialektik, die künstlerischen Errungenschaften, die seine Zeit ihm entgegentrug, vordrängen. Das Wesentliche aber ist vorhanden: das Eigene wächst fast überall über das Nüchternernommene hinaus. Mit dem Reichtum und der Tiefe einer Symphonie, in welcher das Vokal eine führende Stelle zuteilte bekam, breitet sich das schöne Werk aus; nirgends klingt die Musik nach mehr als sie ist, und wenn auch eine vor unserer Auffassung als einzig bühnenwirksam bestehende Plastik dramatischer Gestaltung nicht voll erreicht ist, so sind doch in dem Zusammengehen der Schärfe musikalischer Charakterisierung mit weit entfliehenden lyrischen Ausmalungen Szenen und Bilder von eindringlicher künstlerischer Kraft und Geschlossenheit geschaffen worden.

Was Weingartners Einakter, dessen Textbuch vom Komponisten gedichtet wurde, vermissen läßt, ist ein Mangel, der kein Mangel sein würde, wenn es sich hier eben nicht um ein Bühnenwerk handelte. Es fehlt der Held. Der handelnde Kain ist nur der dunkelste Schatten des Gesamtbildes, nicht sein Mittelpunkt. Abel aber ist kein Handelnder in dem Sinne, daß er uns teilnehmen ließe an einem Kampf zwischen Entwerder – Oder, an einem Sieg, dem eine Möglichkeit des Unterliegens voranging. Hier ist der Punkt, wo die aus der Bibel entnommenen Stoffe überhaupt zu Falle kommen, denn der positive Held, den wir aus der Bibel übernehmen, ist der von Gott Auserwählte, für den der Sieg eine Kraft Gottes und Vorherbestimmung ist; sein Handeln bedingt nicht in logischer Folge das Ende im guten oder im bösen Sinne. Die eigentlich dramatische Gestalt in dem Stoff des ersten Brudermordes ist Kain; Weingartner ließ ihn im Hintergrund aus der inneren Wahrheit seiner Auffassung

heraus. Die Lichtgestalt Abel aber nimmt ihr Heldentum einfach von der Voraussetzung des Wohlgefallens Gottes, und was von ihr an das in der Not des Fluches zurückbleibende Menschengeschlecht übergeht, ist nur eine Bestätigung dessen, was Gott diesem gefallenem Menschengeschlecht in seine Erniedrigung mitgab: daß es ein Paradies als ewig zu Erstrebendes gibt. So ist denn auch der Grundzug des Werkes trotz mancher Helligkeiten ein tiefer Pessimismus; das düster lastende Kainmotiv des Anfangs schlägt am Schluß alle Glücksschwingungen in der Musik Abels und Adahs zu Boden. Der Musiker in Weingartner war stärker als der Dramatiker.

Die biblischen Stoffe tragen ihre Richtlinien in sich und werden von ihnen vom musikalischen Bühnenwerk fort und dem Oratorium zugetrieben. Hier, im Oratorium, wird alles zum Vorzug, was dort hindernd ist: die epischen und lyrischen Ausweitungen, die eigentlichen Gebiete, wo die Musik voll aufblühen kann, und die Anlage der einzelnen Szenen als große abgeschlossene Bilder. Weingartners „Kain und Abel“ ist kein Oratorium, aber es offenbart Züge, die auf eine, dem Oratorium zuneigende Begabung seines Dichters hinweisen...

Einer unserer Größten hat einmal vor der Erkenntnis des im tiefsten Sinn und dramatischen Wesens der biblischen Helden und Heldinnen gestanden: Friedrich Händel. Von der Keiserschen Deutschen Oper in Hamburg kam er, zur Londoner Großen Oper ging er: die Bühne lief nach seinem Genius mit allen Bezauberungen, die von ihr auf den Schaffenden ausgehen. Händel schrieb Opern über Opern zu den pathetischen und romantisch historischen Stoffen seiner Zeit; als er aber den großen biblischen Vorwürfen sich zuwandte, ließ er das Theater hinter sich, und sie erstanden als seine Meisteroratorien.

Das Werk „Rahab“ von Clemens v. Franckenstein wurzelt nur durch eine Zufälligkeit, durch Anschluß an eine theatralisch wirkungsvolle Szene, im Biblischen. Ein schnell vorüberfliegender Akt; Rahab, die große Buhlerin von Jericho, die den Israeliten Hiram, den Rundschafter der feindlichen Belagerer, bei sich verbirgt und rettet. Es steckt Wurf und Bühnenblut in der Musik des Werkes, auch das in seinem Verlauf sehr schlecht gearbeitete Textbuch bringt es nicht zu Falle. Franckenstein ist ein Komponist von starker Kultur, aber von nicht starker Physiognomie; die Musik steht bis zur Abhängigkeit unter dem Einflusse Puccinis. Der Akt ist eine erste Jugendarbeit, liegt Jahre zurück. Heute ist sein Komponist Generalintendant der Münchener Hoftheater, und wenn man hört, daß er jetzt an einer von Hoffmannsthal entworfenen Pantomime: Die Biene, komponiert, so scheint einem die künstlerische Art seiner Vergangenheit, die mehr ein Spielen auf Oberflächen, als ein Ringen von innen nach außen ist, für den Erfolg auf diesem Wege große Gewähr zu bieten.

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst

3. Randinsky.

Fortsetzung.

Randinsky gehört zu den Vertretern der modernsten Kunst, die mit der Feder ebenso wie mit dem Pinsel ihre neuen Prinzipien verfochten haben. Das war in diesem Fall besonders gerechtfertigt, weil das Programm stärker war als die Möglichkeit, es zu realisieren, und so jedes Bild einer Erläuterung bedurfte, durch die es mit einem an sich ver-

nünftig erscheinenden Kunstwerken in Einklang gebracht werden und das Sinnlose einen Sinn bekommen sollte. Es geht deshalb auch nicht, einfach mit einer spöttischen Miene an diesen Produkten vorbeizugehen. Es gilt zu begreifen, daß hier eine wie Wahnwitz oder absichtliche Verblüffung sich gebende Kunst aus extremster Ueberspannung eines Prinzips herausgewachsen ist. Das als grundlegend für die modernste Kunst anerkannt werden muß. Es ist jene Wendung von dem äußerlich Gegebenen hin zu dem von Innen her Produzierten und Konstruierten, zum „Geistigen in der Kunst“.

Die Bilder, um derenwillen Kandinsky in aller Munde ist, zeigen eine Fläche mit Inseln von Farben, über die Linien hinschießen, Streifen sich polypenarmähnlich verwickeln, Fegen loslösen, hier und da sich zu geometrischen Formen kristallisieren und in den seltensten Fällen nur an bekannte Dinge, Tier, Mensch, Pflanze, Häuser oder Bäume erinnern. Hat man mehrere solcher Bilder gesehen, bewundert man fast die Mühe, die der Künstler sich gemacht haben muß, die Hand davon zurückzuhalten, in den Linien, die sie zeichnete, bekannte Formvorstellungen zu reproduzieren, um auf alles von der Natur her Bekannte zu verzichten, um alles von sich aus zu bilden und zu gestalten, mit dem Resultat, daß mit der Vermeidung alles Zufälligen, Gegebenen und mit bewußtester Kunst die höchste Sinnlosigkeit erreicht ist. Denn wer die Bilder nicht gesehen hat, wird sich schwerlich eine Vorstellung von diesem Wirrwarr machen können. Ein Trümmerhaufen hat mehr Sinn und Gestalt, und Farben, die man auf Wasser gießt, könnten nicht so grenzenlos chaotisch verfließen, wie die Elemente auf diesen Bildern sich verflechten. Hier kann nur der Künstler selber die Bedeutung der Bilder entschleiern; denn jeder Versuch, selber sich in eine sinnvolle, geistige Auslegung der Bilder hineinzutasten, müßte willkürlich und deshalb auch wieder sinnlos ausfallen. Aber der Künstler kommt uns entgegen, indem er uns in Worten den Schlüssel zu diesem bunten Garten gibt: „Das Bild mit weißem Rand.“ Ich zitiere nur einige Stellen daraus: „Also Klarheit und Einfachheit links oben, verschmierte Auflösung mit dumpfen kleinen Auflösungen rechts unten. Wie ich sehr oft mache, zwei Zentren (die hier aber weniger selbständig sind, als z. B. in der Komposition 6, wo man aus einem Bilde zwei machen könnte, die selbständig leben, aber zusammengewachsen sind). Zwischen der links oben liegenden Einfachheit und den beiden Zentren ditierte mir meine innere Stimme gebieterisch eine Technik anzuwenden, die ich gern Quetschtechnik nennen möchte: ich quetschte den Pinsel auf die Leinwand, so daß kleine Spitzen und Hügelchen entstanden. Es ist sehr richtig und wieder zweckmäßig geschehen: wie nötig war diese technische Unruhe zwischen den drei beschriebenen Punkten. Links unten ist Kampf in weiß und schwarz, der durch Neapfelgelb von der dramatischen Klarheit der oberen linken Ecke abgetrennt ist. Wie die schwarzen undeutlichen Flecken sich im Weiß wälzen, nenne ich „das innere Kochen in unklarer Form“.

Ich fürchte, dieses „innere Kochen in unklarer Form“ wird auch nach dem Lesen dieser Legende als einzige überzeugende Wirkung zurückbleiben. Verstehen wir aber unter dem Geistigen, daß die Ordnung über das Zufällige, die Berechnung über das Unberechenbare, das Gewollte über das Gegebene triumphiert, so bleibt nur diese Absichtlichkeit als geistiges Element übrig, aber als vollständigste Willkür und absoluter Mangel an Rücksicht gegenüber allen äußeren Verhältnissen, Modell sowohl wie Beschauer. Und wie diese

Geistigkeit sich manifestiert, entstehen für das Auge rein äußere Eindrücke, Anschauungselemente ohne Sinn und Zweck, von denen keines eine Anweisung gibt, sie geistig zu deuten, es sei denn die Erwägung, ein Mensch, der so etwas mache, müsse sich auch etwas dabei gedacht haben.

Abgesehen von dieser Subjektivität der Willkür kann man sich kaum einen größeren Gegensatz zu der konstruierenden Monumentalkunst unserer Zeit denken, wo die Regelmäßigkeit geometrischer Formen und abstrakter Farbensysteme die Geistigkeit gleichsam nackt vor uns ausbreitet. Und so bleibt für die Kunst Kandinskys als Ehrenrettung, daß sie in sich selber sinnlos einen Sinn in der Entwicklung der Kunst unserer Zeit haben könnte, eine Bedeutung für die Folgezeit, die darin bestünde, uns von dieser angemachten falschen Monumentalität zu befreien, mit dem Willen zur Formlosigkeit, zum Chaos, den Willen zur Loslösung von dem geschraubten und gesuchten Wesen einer steifen, vornehm sich geberdenden Kunst zu bekunden, die Forderung des Bildes, des lebendigen, individuellen Gebildes im Gegensatz zur Dekoration gebieterisch zu stellen und zugleich jedes Bemühen ad absurdum zu führen, das mit bloßen Bildern und abstrakten Formen schon Bilder gestalten zu können glaubt. Das Sinnlose als jugendliche Unbesonnenheit, das absolut Ungelegliche dieser Kunst als Stürmen und Drängen gegen die Regeln des Geschmacks aufzufassen, würde erlauben, in dieser Abkehr von aller Natur und in dem scheinbar Widernatürlichen doch eine Rückkehr zu einem naturhaften Zustand zu sehen, die nicht ohne Folgen auch für das Verhältnis zur Natur selbst sein kann. Ein Sprung von Kultur zu Urzuständen, ähnlich wie zu Rousseaus Zeiten, der zunächst in dem Freiheitsdrang des Schöpferischen, dem Genialischen sich kundgibt.

Deshalb dürfte es nicht richtig sein, diese Kunst als Ausläufer des Impressionismus und so als Endphase, als letzte Zuckungen eines überwundenen Zustandes hinzustellen, mit dem sie die Abwendung von der Gegenständlichkeit der Dinge, die Hinwendung zu ahnungsvollen, verwirrenden Situationen teilte, nur daß hier von innen entworfen und vergeistigt sei, was dort von außen gegeben und durch äußere Eindrücke intensiviert sei. Aber das trifft höchstens für jenen Futurismus zu, der ähnlich wie der Impressionismus Bilder schneller Bewegungen auffängt und nacheinanderfolgende Stadien der Bewegung in die Gleichzeitigkeit des Bildes bannt, zugleich durch kubistische Ausgestaltung der sich dabei ergebenden Flecken zu geometrischen Linien und Flächen sowohl die Wendung zum Monumentalen wie zum Geistigen bekundet, indem es sich nicht so sehr um gesehene Bewegungen als um blitzschnell sich folgende Gedankenvorstellungen handelt, die sich verworren durchdringen. Bei Kandinsky aber fehlt sowohl das Gegenständliche wie das Konstruierte, es ist Negation von Form und Gestalt in jeder Hinsicht.

Die Entwicklung Kandinskys spricht ebenfalls gegen die Ansetzung dieser scheinbar rein geistigen Kunst hinter den Impressionismus und vor die konstruktive und dekorative Monumentalkunst. Denn das vom „Sturm“ herausgegebene Lebenswerk Kandinskys zeigt den entgegengesetzten Verlauf. Die frühesten Bilder des Künstlers sind kleine Naturausschnitte in breiter, auflösender Technik gemalt und impressionistisch in Sonne und Dunst aufgelöst, aber künstlerisch kaum von Belang. Interessanter sind die Arbeiten einer zweiten, ausgesprochen dekorativen Phase. Hier sind die Bilder flächig gehalten, die Figuren fehlen in den Umrisen, die Farbe

reiner und in breiten Flecken, ähnlich wie in neoimpressionistischen Bildern, über die Fläche gestreut, nur daß sie nicht zu farbigem Schimmer verfließen, sondern als Fläche sichtbar bleiben wie in Intarsiaarbeiten. Ein teppichartiger Eindruck von hübscher Buntheit entsteht mit einer volkstümlichen, spezifisch russischen Note, eine Mischung von Orient und Bauernkunst. Die Originalität dieser Sachen ließ den Künstler auffallen, hätte ihm aber nicht die sensationelle Bedeutung verschafft, die er heute besitzt und mit jenen Bildern errang, die als letzte und erst nach Ansätzen zu abstrakter Einseitigkeit und monumentaler Großschichtigkeit die geschilderte Formaflösung und Ungebändigkeit zeigen.

Es muß doch wohl ein allgemeines Bedürfnis der Zeit darin zum Ausdruck kommen, wenn er gerade mit diesen sich eine Gefolgschaft errang, die in der Zeitschrift „Der Sturm“ sich versammelt und äußert. Denn hier finden wir verwandte Züge, die Formlosigkeit genialischen Auftretens in der Neigung zur Negation, zum Pamphlet in ungezügelter, wegwerfender Sprache. Jugendlicher Unreife entsprechend, steht die Erörterung sexueller Dinge im Vordergrund. Nirgends ist auch in diesem Bemühen ein Sinn, ein Zweck, ein Ziel faßbar. Man darf vielleicht an die Gedankenstrichdichtungen der achtziger Jahre erinnern, in denen das Prinzip, alles Gemachte, Künstliche zu vermeiden, dazu führte, unausdrückbare seelische Zustände, Geistiges seitenslang dem Leser durch Gedankenstriche zur Selbstproduktion zu überlassen. Diese Dinge sind heute im einzelnen vergessen, und doch haben sie dem Naturalismus und Impressionismus der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Bahn brechen helfen. So könnte es auch mit dieser neuesten sinnlosen Kunst sein und den Ernst rechtfertigen, mit der man sich genötigt sieht, einer Zeiterscheinung Beachtung zu schenken, die so viel Lärm um sich breitet, ohne im einzelnen etwas Beachtenswertes hervorzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Simmel / Nacht in Rußland

Auf hart gefrorenem Winterland
ruht jetzt die Nacht.

Des Mondes scharfer Sichelstand
ist helle Nacht.

Die Luft ist kalt und klar und rein —
als müßte weithin Friede sein —
so still, so still.

Schneedächer hängen über niedern Hütten,
im Schatten lehnen leere Schlitten;
in Eiseszapfen fror der Mond.
Da draußen weit friert auch die Front.
Und hier, im Dunkel dieser Dächer
weiß ich, in Hunger kauend, arme Schächer,
vertrieben Volk, das Wärme sucht,
von Gott erwählt — von Gott verflucht —
Es ist so still,
ich möchte schrei'n:
Bald muß es weithin Friede sein! —
Die Menschheit friert.

Gottfried Traub / Das Unverdiente

Das Hinscheiden hat für mich zwar nicht die Hoffnungen, womit Sie erfüllt sind; aber ich sehe ihm doch ohne Furcht und Gramen entgegen und hoffe auf das Unverdiente. Jakob Burckhardt.

Der Baron Heinrich v. Geymüller pflegte eine warme Freundschaft mit dem zwanzig Jahre älteren Jakob Burckhardt. Alle seine Briefe hat er sorgsam gesammelt und sauber geordnet. Am 8. Mai 1891 redete Burckhardt gegen seine Gewohnheit von den Fragen, die er sonst nicht berührte. Unvergleichlichen Wert legte der Freund gerade auf diese Äußerung. Alle anderen Briefe über die künstlerischen Unterhaltungen und Aussprachen über Raffael oder Bramante lagen in Umschlägen geordnet beieinander, nur den Brief mit jenem Bekenntnis behandelte er besonders und legte ihn in einen eigenen Umschlag, auf den er mit großen Buchstaben schrieb: Ich hoffe auf das Unverdiente.

Nie sind in einem Volk so viele Gedanken über das Todesgeschick gedacht worden, wie heute. Die widersprechendsten Hoffnungen werden laut. Der eine ist von dem körperlichen Wiedersehen des Geliebten und einer persönlichen Wiedervereinigung mit ihm vollständig überzeugt. Der andere lehnt jede Vorstellung nicht nur, sondern jeden Gedanken über das Schicksal des Weggegangenen ab. Uralter Glauben aus dem Osten regt sich neu, daß die Verstorbenen ihr Wiedersehen hier auf der Erde erleben in der Verehrung, die Ehrfurcht und Gewissen der Geschlechter ihren Ahnen schenken und ihr Bild so dauernd festhalten. Wenn man sich's überlegt, hat die Menschheit in allen Jahrtausenden Ähnliches gedacht, gleiches erwogen, sich ebenso zergrübelt oder zurechtgefunden, wie wir. Der Unterschied liegt nur darin, daß heute alle Vorstellungen, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen gleichzeitig von Tausenden durchlebt werden und sich dadurch eine Welt des Erlebens bildet, die sich um unser gewöhnliches Tagewerk legt wie die Schale um das Ei. Dazu kommt, daß vielleicht die meisten Menschen gerade in der Antwort auf die Frage, wie sie sich ihr eigen Schicksal nach dem Tode denken, weniger merken, in wie hohem Grad sie von den allgemeinen gewohnten Vorstellungen abhängig sind. Mögen sie sich noch so sehr in der gebräuchlichen Sprache des überkommenen „Glaubens“ oder „Unglaubens“ bewegen, im Untergrund ihrer Seele ruhen unwägbare, mächtige, unsaßbare Gewalten und Ahnungen. Es sind seltene Augenblicke, in denen unbeirrt und geradlinig der innerste Glaube des Menschenherzens seinen deutlichen und warmen Ausdruck findet. Mitten in dieser Todeszeit empfinde ich doppelt stark, daß der Glaube an ein ewiges Leben, über dessen Form und Gestalt ich mich nie streite, klein und widerspruchsvoll erscheint, wo er den Hintergrund zu einem mächtigen, wertlosen, ungeschätzten Leben bilden soll. Nicht weil dieses Erdenleben schal oder armselig oder elend, nein, weil es reich, gewaltig, erhaben ist, darum glaube ich erst recht an ein ewiges Leben. Jeder Gedanke an einen Erlaß, einen Trostaussgleich liegt mir ebenso fern, wie der an ein Verdienst oder eine Einbildung auf die eigene „wertvolle“ Persönlichkeit, die nicht untergehen darf. Gerade in dem Gedanken eines Wortes: „ich hoffe auf das Unverdiente“, liegt die Gewißheit: hier auf dem Erdboden vollzieht sich im Heben und Senken der Geschlechter, im Leben und Vergehen einer einzelnen Menschenseele eine so ungeheuerliche grausamgütige Gerechtigkeit und Weisheit, daß wir nur vor freudigem Erstaunen zittern können, aus den zerstreutesten Bruch-

hüden unserer Ahnung allmählich mit trunkenem Auge den wirklichen Bauplan der weiten Welt zu schauen. Das ist das Unverdiente, worauf wir hoffen. Es liegt im tiefsten Sinn genommen keine knechtische oder kriechende Unwahrhaftigkeit in dem alten lutherischen Bekenntnis: „ohn all mein Verdienst und Würdigkeit“, sondern das freiwillige selbstverständliche Eingeständnis, daß jede wirkliche Erkenntnis, die den Vorhang etwas vom Leben und seinen Geheimnissen zurückschiebt, um ihrer eigenen Tiefe willen, Geschenk ist. Unsere Toten schenken uns heute solche ungeheuren Gaben. Sie wirken auf uns mehr als wir wissen. Sie verbinden uns unwillkürlich schon jetzt mit ewigem Leben. Denn je gewaltiger dieses Erdenleben in seiner Innenseite sich offenbart, desto unvollziehbarer ist der Gedanke des spurlosen Untergehens, desto heller strahlt die Gewißheit von der Seligkeit in arbeitender, schauender Erkenntnis. Ich hoffe auf das Unverdiente.

Soziale Bewegung

Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft. Die Ueberleitung von der Kriegs- in die Friedenswirtschaft, für die letzten Sommer ein besonderes, an das Reichsamt des Innern angegliedertes Amt unter Senator Dr. Scharner-Hamburg eingesetzt ist, hat auch bereits den Ausschluß des Reichstags für Handel und Gewerbe beschäftigt. Ein halbamtlicher Bericht gibt vor allem den bedeutsamen, einleitenden Vortrag des Staatssekretärs des Innern, Dr. Helfferich, eingehend wieder. Der Staatssekretär begann mit der Schilderung der Zerstörung von Milliardenwerten in den Kriegsgebieten des Elsaß und Ostpreußens, des Kapitalverlustes der Reedereien, des Einflusses der Metallbeschlagnahme auf die Anschaffung und Ergänzung von Maschinen und der Verringerung in der Verwendung des Kapitals, das weniger für die Volkswirtschaft als für Kriegszwecke arbeitet, woraus sich wieder die Geldanhäufung in Sparkassen und Banken erklärt, die die gewaltigen Zeichnungen auf die Kriessanleihen möglich macht. Unser im Ausland tätiges Kapital ist durch die Sequestrierung und Liquidierung der ausländischen Anlagen geschädigt, ebenso durch die Entwertung der ausländischen Wertpapiere. Menschliche Arbeit ist zerstört durch die Todesopfer des Krieges und durch die Verkrüppelungen, die der Volkswirtschaft Kräfte entziehen, und dabei ist auch zu bedenken, daß die noch vorhandenen Arbeitskräfte hauptsächlich für Krieg und Kriegsarbeiten verwendet werden. In diesem Zusammenhang wies der Staatssekretär auf die gewaltige Zunahme der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeitskräfte hin, die natürlich im Interesse unserer nationalen Zukunft so bald als möglich wieder zurückgehen muß. Die Rückkehr zur Friedenswirtschaft soll unter staatlicher Führung erfolgen; deshalb ist durch Bundesratsverordnung ein Reichskommissar für die Uebergangswirtschaft eingesetzt worden. Seine Hauptaufgabe wird sein: die Zurückführung der Soldaten in die Friedenswirtschaft, die Beschaffung der notwendigen Arbeit, die Kriegsbeschädigtenfürsorge, die Heranziehung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte, die Wiederherstellung der zum Teil aufgehobenen Arbeitsschutzgesetzgebung. Für das Kapital kommt besonders Ausnützung und Steigerung der Produktion und äußerste Sparsamkeit in Betracht, wie sie jetzt schon während des Krieges geübt wird, Rückbildung des Kapitals für Friedenszwecke, Kreditbeschaffung für feststehende und bewegliche Anlagen, Kreditbereitstellung für den städtischen Grundbesitz und für die Reedereien, Wiederbelebung des jetzt vollkommen ausgeschalteten Handels, Verbesserung der Währung und Flüssigmachung der in Kriessanleihen festgelegten Kapitalien. Der Staatssekretär teilt also das ganze Problem der Uebergangswirtschaft in drei Hauptprobleme: Arbeiterfragen, Kreditbeschaffung, Rohstoffversorgung. Vorkünftig hat sich der Reichskommissar besonders mit der Rohstoffversorgung, dem Transportwesen und der Währung zu beschäftigen. Diese drei Fragen wären zu lösen durch Verwaltung, Gesetzgebung und Heranziehung von wirtschaftlich technischen Kräften; die letzteren sind neu zu organisieren, Mitarbeiter sollen aus allen Kreisen der praktischen Berufe auf den Gebieten der Währung, der Reederei, der Finanzen, des Handels, der Industrie und Landwirtschaft (auch der Arbeiterfrage?) „Hilfe“ zugezogen werden. Es ist die Errichtung eines großen Beirates mit Unterabteilungen beabsichtigt, denen die Prüfung der Bedürfnisse zusteht. Die Durchführung der Beschlüsse obliegt natürlich dem Reichskommissar und dem Reichs-

amt des Innern. Der Staatssekretär schloß seinen Vortrag mit der Erklärung, der Hauptzweck des Reichskommissars sei, sich so schnell wie möglich überflüssig zu machen, das heißt, seine Arbeit so schnell es geht zu beendigen. Mit diesen Ausführungen erklärten sich die Sprecher aller Fraktionen im großen und ganzen einverstanden, mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die sehr vieles von dem, was während des Krieges auf dem Gebiete der Zuteilung geschehen ist, auch in den Frieden hinübergenommen zu sehen wünscht.

Das Arbeiterinteresse an Deutschlands Endziele kennzeichnet neuerdings treffend der „Deutsche Textilarbeiter“ in einer Betrachtung über die zukünftige Gestaltung der Wirtschaftsverhältnisse: „Verliert Deutschland den Krieg, dann wird man uns keine leichten Bedingungen auferlegen. Denn der Krieg ist ein Konkurrenzkampf zwischen den kapitalistischen Staaten, bei dem es sich darum handelt, die Industrie des Gegners so viel wie möglich zu schädigen. Unterlegen wir, so haben wir damit zu rechnen, daß uns auf dem Gebiete der Rohstoffzufuhr Schwierigkeiten gemacht werden. Man wird uns vielleicht die Rohstoffe nicht vorenthalten wollen, aber man wird sie uns möglicherweise mit einem Einfuhrzoll belegen, um damit die uns auferlegte Kriegsentwidlung zu amortisieren und auf diese Weise unsere Konkurrenzfähigkeit in sehr einfacher Weise niederzuhalten. Diese wenigen Hinweise zeigen, wie wichtig es ist, daß wir Arbeiter die kommenden Dinge mit offenen Augen verfolgen und dafür sorgen, daß wir nicht überrocht werden.“

Die Ausdehnung der Frauenarbeit während des Krieges wird am augenfälligsten im preussischen Eisenbahndienst. Hier sind die folgenden Bestimmungen neu erlassen worden: Auf den Hauptbahnen sind Frauen im Zugbegleitungsdienste zugelassen: bei Triebwagen, bei Personenzügen, ferner bei nemischen und Güterzügen. Bei letzteren soll die Schaffnerzahl zur Hälfte aus Frauen bestehen. Stabsbesetzte Personenzüge sollen noch einen männlichen Schaffner mitführen. Bei den D-Zügen sind außer dem Zugführer und einem Wagenaufseher in der Regel nur weibliche Schaffner zu verwenden. Im Nebenbahnbetrieb sind ebenfalls tüchtigen Frauen zu beschäftigen. Ebenso im Büro- und Abfertigungsdienst, ferner im Portners, Bagagier- und ... dienst. Im Weichenstellerdienst sollen ebenfalls Frauen zugelassen werden. Vorbedingung ist, daß sie durchaus gesund und unbestraft sind, daß sie, was von den Bahnärzten vorher festzustellen bleibt, normal hören und sehen, und daß sie ihre Ausbildung für den Dienstzweig vollenden. Die Ausbildung ist fast überall abgekurzt. Die Beschäftigungen sind sämtlich vorübergehend und einkniefen nur für die Kriegsdauer berechnet. Für die Schaffnerinnen, Streckenarbeiterinnen usw. wird eine geeignete Dienstkleidung geliefert. Bei Arbeiten, bei denen die übliche Frauenkleidung hinderlich ist, werden Joppen, Beinkleider, Samaken geliefert.

Kriegspreise. Es ist notwendig, für spätere Zeiten die ungeheuren Feuerungspreise festzuhalten, die im dritten Jahre gezahlt werden müssen. Wir setzen daher die häufigsten Kleinhandelspreise hierher, die nach den bekannten amtlichen Erhebungsmethoden im August 1916 im Durchschnitt von ganz Preußen für je ein Kilo gezahlt wurden:

	August 1914	August 1915	August 1916	Preissteigerung 1915/16
Estartofeln	11,3	14,6	17,6	6,3
Ebutter	278,7	399,7	523,0	244,3
Gelbe Erbsen	54,1	123,8	95,3	41,2
Weißbrot	60,3	69,0	65,9	5,6
Roggenbrot	32,5	40,7	38,6	6,1
Kaffee, gebrannt	314,4	338,7	630,1	315,7
Zucker, harter	54,4	61,6	66,4	12,0
Speisefalz	23,4	23,1	23,7	0,3
Rohfleisch	92,8	142,3	362,4	269,6
Vollmilch (1 Liter)	21,1	25,1	30,2	9,1
Hühnerel (1 Stück)	9,3	14,5	29,2	19,9

Die hier ziffernmäßig nachgewiesene riesige Preissteigerung hält trotz Höchstpreisbestimmungen und Wucherbestrafungen immer noch an. Daß sie in den übrigen kriegführenden und selbst in den neutralen Ländern nicht geringer, teilweise noch viel schlimmer ist, bedeutet nur einen mäßigen Trost für uns. Nach Calwers monatlich von 202 Orten des ganzen Reichs gewonnener Uebersicht über die Nahrungsmittelpreise hätte der Kostenaufwand für eine vierköpfige Familie an den 16 wichtigsten Lebensmitteln im August dieses Jahres 53,53 M. in der Woche betragen, gegenüber 39,13 M. Wochenverbrauch im Juli 1915. Die Steigerung in diesen 16 wichtigsten Haushaltsartikeln beziffert sich also auf 36,8 v. H. Die zehn „billigsten“ Orte waren im August 1916: Konstanz mit 42,15, Ehlingen 42,45, Bocholt 43,20, Allenstein 43,68, Eigmaringen 43,68, Marktredwitz 44,01, Ulm 44,34, Stuttgart 44,70, Heilbronn a. N. 44,76 und Reutlingen 45,15 M. Als die teuersten zehn Städte ergaben sich: Rothenow mit 61,26, Spandau 61,65, Hagen 61,68, Duisburg 62,07, Rothhausen 62,10, Düsseldorf 62,97, Remscheid 63,42, Biersen 63,66, Gladbeck 63,75 und Bonn 74,16 M.

Büchertisch

Kriegswirtschaftliche Zeitfragen. In Verbindung mit Dr. Ferd. Schmidt und Dr. Wilhelm Stiede herausgegeben von Dr. Franz Eulenburg, Professor an der Universität Leipzig (Verlag J. C. B. Mohr in Tübingen):

Heft 1. Dr. Franz Klein, Erz., Kais. Justizminister a. D.: Der wirtschaftliche Nebenkrieg. 1916. 1,80 M. Die Schrift behandelt in vortrefflicher Kürze und juristischer Schärfe die Wirkungen des „wirtschaftlichen Nebenkrieges“, d. h. dieses Systems von Zahlungsverböten, Verstaatlichungen, Rechtsaufhebungen, wie die Befreiung des Schutzes geistigen Eigentums usw. und erörtert die Möglichkeiten der Rückbildung dieses anarchischen Zustandes zu internationalen Rechtsverhältnissen als Aufgabe des Friedenskongresses.

Heft 2. Prof. Dr. P. Mombert: Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland. 1916. 2,40 M. Prof. Mombert greift die wichtige Frage des Geburtenrückganges und der erwünschten Volksvermehrung nicht vom emphatischen Standpunkt des Volkstribunen an; die große Bedeutung der sehr ernsten Schrift beruht darin, daß hier ein in diesen Fragen hervorragend bewährter Volkswirtschaftler die Bedingungen untersucht, unter denen volkswirtschaftlich und sozialpolitisch eine Geburtensteigerung überhaupt erst möglich wird, und daher politische Grundsätze aufstellt. Mit Mahnungen ist hier nichts getan. Auch der Arzt hat hinter den positiv schaffenden Politiker zurückzutreten. Momberts Ausführungen müssen politischen Verhandlungen zugrunde gelegt werden.

Heft 3. Georg Gothein, M. d. R. Deutschlands Handel nach dem Kriege. 1916. 1,60 M. Die sehr nüchterne Beurteilung des von der Entente angebotenen „Kriegs nach dem Kriege“ trifft sich mit der überwiegenden Auffassung weltwirtschaftlicher Kreise in Deutschland und England und weniger vernünftiger Politiker Frankreichs. In der Tat wird das Schwergewicht Deutschlands als Abnehmer wie als Produzent gerade auch in Rohstoffen unsere Feinde hindern, einen Wirtschaftskrieg zu treiben, auf den wir mit sehr gefährlichen Repressalien antworten können und der notwendig die Neutralen in unser Lager treiben muß. Nicht ebenso sicher wie der Verfasser bin ich, ob England wirklich im alten Umfang freihändlerisch bleiben wird, kann und muß. Ueber die politische Kraft der auch auf einen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit dem Mutterlande drängenden Kolonien, denen die während des Krieges stark angewachsene imperialistische Strömung in England selbst entgegenkommt, ist es schwer zu urteilen. Gothein schätzt die Tendenz zur Bildung größerer geschlossener Weltwirtschaftskörper überhaupt geringer ein. Auch der mitteleuropäischen Frage steht er sehr skeptisch gegenüber. Die wirtschaftliche Annäherung mit unseren Verbündeten sucht er mehr auf dem Gebiete des Verkehrswezens und der Finanzierung durch deutsche Kapitalkraft. Er hat ernste Bedenken, daß das wirtschaftliche Bündnis mit den mitteleuropäischen Staaten unsere Freiheit zum Abschluß an Meistbegünstigungsverträgen, die auch „mitteleuropäisch“ gefordert werden müssen, einschränken könnte. Im übrigen bringt die Schrift zumal auch in den Einzeluntersuchungen über die Lage der verschiedenen Industrien hervorragende wichtige Aufschlüsse und wird, zu erstem Studium dringend empfohlen. Schotte.

Carl F. Stiebel, Minderbefähigte Schulentlassene. Eine Studie über die Erwerbsfähigkeit der in den Jahren 1903 bis 1912 aus den Frankfurter Hilfschulen entlassenen Kinder. (Berlin 1916. C. Heymanns Verlag, 71 Seiten, 0,80 M.)

Die Lebensläufe von 508 früheren Hilfschülern und -Schülerinnen der verschiedensten Grade geistiger und moralischer Schwäche werden hier einige Jahre weit über die Schulzeit hinaus verfolgt, und das so gewonnene Material wird nach mancherlei Gesichtspunkten durchgearbeitet und zusammengestellt. Dabei zeigt sich das recht erfreuliche Ergebnis, daß von diesen sozial so schwer Gefährdeten doch 226 zu voller, 153 zu halber Erwerbsfähigkeit gelangten; 100 blieben erwerbsunfähig, 29 entzogen sich der Beobachtung. Zweifellos ist ein nicht unwichtiger Teil dieses schönen Ergebnisses der beratenden und helfenden Tätigkeit des Verfassers und seiner Mitarbeiter im Verein „Kinderschutz“, Frankfurt a. M., zuzurechnen, und es wäre zu wünschen, daß die vorliegende Schrift (sie enthält u. a. 69 kurzgefaßte Einzelebilder) an recht vielen Stellen Nachheiferung wecke.

P. Samuleit.

Religion als Wille. Von Arthur Bonus. Jena, Diederichs. 122 S.

Man schließe nicht aus dem Titel, daß B. eine ausgeführte Theorie der Religion bietet. Er behandelt die verschiedensten Fragen und macht dabei gute Bemerkungen über den Wert des Volkstums als Mittelglied zwischen dem einzelnen und der Menschheit, über die Zusammengehörigkeit von Sozialismus und Militarismus als Formen der Organisation, über das Bedenkliche der Art, wie bei uns oft moralische Entrüstung über die Feinde an Stelle ersten Kampfeswillens tritt usw. Dabei hat das Ganze einen einheitlichen Grundgedanken: Religion besteht für B. etwa darin, daß wir uns dem aufwärts führenden Weltwillen schaffend

einordnen. Ist Christentum der Versuch, das ganze Leben nach Geboten der Liebe zu regeln, so hat es hantrott gemacht. Die Pflichten der „Selbstbehauptung und Selbstwerdung“ müssen den Vorrang haben. Zugleich kämpft B. gegen allen abstrakten Nihilismus. Er verleugnet auch hier den Dichter nicht; sein Gegensatz gegen allen Intellektualismus kommt in kräftigen Paradoxien zum Ausdruck, oft Widerspruch herausfordernd, aber stets innerlich Mächtig.

Der Christ und der Staat. Von G. Benz. Basel, Reinhardt. 48 S.

Kurze Geschichte der Stellung des Christentums zum Staat, dann über Wesen und Aufgabe des Staates, zuletzt über die richtige Stellung des Christen zu ihm. B. ist gegen den idealistischen Anarchismus vieler Schweizer Religions-Sozialer, nicht nur, weil es Unheil bringen und unrecht sein würde, in dieser Welt so zu handeln, als ließen sich die Ideale vollkommener Gemeinschaft aller schon jetzt erreichen, sondern auch, weil in übertriebenem Individualismus oft recht grober Egoismus steckt; B. zeigt das treffend. Mächtig.

Briefkasten

An die Leser: Raumanns „Rede über den Krieg“ ist ein kräftiges Wort über unsere Bundesgenossen, gegen englische Beschuldigungen und für die deutsche Neuorientierung. Sie soll nicht nur in verkürzten Zeitungsberichten, sondern im amtlichen Wortlaut gelesen werden. Wir sind sicher, daß viele Soldaten im Felde sie kennen lernen wollen. Ebenso muß sie in der Heimat verbreitet werden!

Wir haben die Reichstagsrede Raumanns nicht, wie in der letzten Nummer der „Hilfe“ angekündigt, als Flugblatt, sondern im Format einer kleinen Broschüre, 24 Seiten stark, in gefälliger Ausstattung hergestellt. Der für das Flugblatt festgesetzte Preis von 1 Mark für 100 Stück konnte bei der kleinen Broschüre natürlich nicht beibehalten werden.

100 Exemplare des Heftchens kosten nur 2 Mark, um eine Massenverbreitung zu ermöglichen. Die Besteller des Flugblatts erhalten, um jede Verzögerung in der Versendung zu vermeiden, 100 Heftchen zum Preise von 2 Mark. Sollte dies wider Erwarten einem Besteller nicht lieb sein, so bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Das einzelne Heftchen kostet 10 Pf. und 3 Pf. Porto (ins Feld portofrei).

10 Stück kosten 0,80 Mark

25 „ „ 1,00 „

50 „ „ 1,50 „

100 „ „ 2,— „

Die Versendung soll schon am Donnerstag, den 26. Oktober, beginnen.

Verlag der „Hilfe“

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung der Feldausgabe der „Hilfe“: 50 Pf.: Vizef. L. im Felde, 1 M.: Hffz. F. im Felde, 2 M.: Feldarzt Dr. G. im Felde, je 3 M.: Zahnstr. B. im Felde, Hffz.-Arzt E. im Felde, je 5 M.: Frau C. in D., Frl. B. in M., F. D. in A., Lt. B. im Felde, 6 M.: Lt. v. A. im Felde, 7 M.: Lt. C. im Felde, 10 M.: F. D. in S.

Bücher für Armee und Marine: Frau L. in Steglitz: 10 Bücher.

Zur Versendung von Raumanns Reichstagsrede ins Feld: je 1 M.: Gehr. R. L. im Felde, C. Sch., Charlottenburg; 2 M.: L. B., Berlin, 10 M.: A. G., Charlottenburg.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H. Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 63, Zimmerstraße 78.

Geschäftliche Mitteilungen

Eine illustrierte Zeitschrift, wie **Reclams „Unberührt“** ist eine schöne Liebesgabe und bildet ein wirksames Mittel, den Feldgrauen über die Erde der lauten Arbeit und Winterabende hinwegzuheben. Aber auch für den Familienkreis der Heimeingewiesenen wird der soeben beginnende 33. Jahrgang des „Unberührten“ dem Verlangen nach unterhaltendem und zerkleinerndem Lesestoff stärker denn je Rechnung tragen, gleichzeitig auch durch eine wichtige Neuerung, durch die Beigabe von Gutschein, den Lesern des „Unberührten“ die Anlage oder Erweiterung einer Hausbibliothek nach eigenem Geschmack ermöglichen. Näheres ist aus dem diesem Heft beigefügten Prospekt des Verlages des „Unberührten“, Philipp Reclam jun., in Leipzig, Julest. 22/24, zu erfahren.

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unerlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
 Abbestellungspreis im Buchhandel 8 M., am Zeitungsschalter der Postämter 3,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M., Feldpostausgabe (Ausgabe B, nur direkt vom Verlag der „Hilfe“) 1 M.
 Fernsprecher: Amt Lüchow 5506. Postkassentonto: Amt Berlin 8683.
 Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Mellemzeile 1,50 M. Einfache Zeilen: Laufend 12 M.
 Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugefandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer: Heimatchronik.** — **Dr. Paul Rohrbach: Unser kolonialer Wille.** — **Richard Charnay-Wien: Das System Stürgkh.** — **Dejan. Friedrich Zoldermann: Der Krieg als Volkserzieher zur auswärtigen Politik.** — **Martin Wend: Ein Gedenktag.** — **Prof. Dr. Richard Hamann: Zur neuesten deutschen Kunst.** — **Professor D. Titius: Friedrich Naumanns Briefe über Religion.** — **Gottfried Traub: Woelke toll!** — **Soziale Bewegung.** — **Wüchertich.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 22. Oktober

Während Engländer und Franzosen ihre opfervollen Stürme an der Somme vergeblich fortsetzen, während am Stochod und an der Marajowka weiter, wie so oft schon in der letzten Zeit, russische Angriffe völlig zerfallen, während Siebenbürgen durch Falkenhayns Truppen mit eisernem Besen vom Feinde gesäubert wird, kommt aus der Dobrudscha neue verheißungsvolle Kunde. Ganz schlicht heißt es im Bericht Ludendorffs: Die Kämpfe in der Dobrudscha haben sich zu unseren Gunsten entwickelt. Wenn man dann aber die Generalkartenskarte zur Hand nimmt und die namentlich erwähnten Orte unseres erfolgreichen Einbruchs in die feindliche Hauptstellung aufsucht, so sieht man, daß der Kampf auf der ganzen Linie von der Donau bis zum Schwarzen Meer in voller Hestigkeit entbrannt ist, und daß unser rechter Flügel, der Tuzla bereits besetzt hat, sich mit Riesenschritten dem überaus wichtigen Konstanza nähert. Bislang werden mehr als 3000 Gefangene, zumeist Russen, gemeldet, dazu reiche Beute an Kriegsmaterial.

Montag, 23. Oktober

Konstanza ist von deutschen und bulgarischen Truppen genommen worden. Die Bahn von Konstanza nach Cernavoda ist an vielen Stellen überschritten. Unser linker Flügel nähert sich Cernavoda. Voll Dank und Bewunderung hören wir diese Nachricht von dem unaufhaltbaren Vordringen der aus Deutschen, Bulgaren und Türken zusammengefügten Armee Madensens. Bei strömendem Regen, bei aufgeweichtem Boden geht es vorwärts, immer vorwärts. Besonders der rechte Flügel, der bereits 15 Km. nördlich über Cernavoda hinaus vorgestoßen ist, hat neben seinen glänzenden Kampfestaten unerhörte Marschleistungen vollbracht und anscheinend eben solche noch vor sich. Genau acht Wochen nach der Kriegserklärung erleben die Rumänen jetzt also eine Niederlage, die schon stark nach der Katastrophe aussieht. Die direkte Verbindung ihrer Hauptstadt mit dem Meere ist ihnen abgeschnitten; die größte, die einzige bedeutende Hafenstadt ist im Besitze der Gegner, und die einzige Donaubrücke des derzeitigen Kampfgebietes, das gewaltige Bauwerk von Cernavoda, ist schon in bedrohlichster Gefahr.

Aus dem Berichte über die Ereignisse der Westfront fallen die Nachrichten über zunehmende Fliegererfolge auf. In der letzten

Zeit hatte man manchmal den Eindruck, als ob die Engländer und Franzosen die Zahl ihrer Flugzeuge so sehr vermehrt und ihre Qualität so sehr verbessert hätten, daß wir etwas ins Hintertreffen gedrängt schienen. Jetzt haben die Unseren wieder die Oberhand gewonnen, sicher der Leistung nach, ob auch an Zahl, das steht dahin. Allein gestern sind im Westen 22 feindliche Flieger abgeschossen worden, zumeist im Luftkampf! Ein Marinesflugzeug hat Bahnhof und Docks in Cherbourg an der Themsemündung erfolgreich mit Bomben belegt, während gleichzeitig feindliche Wasserflugzeuge einen völlig ergebnislosen Angriff auf die ostfriesischen Nordsee-Inseln versucht haben.

In der Zentrums-Parlaments-Korrespondenz ist zur Erläuterung der im Haushaltsausschuß des Reichstages vom Abg. Gröber gemachten Ausführungen ein bemerkenswerter Aufsatz über die U-Boot-Frage erschienen. Was da gesagt wird, stimmt ganz mit dem Standpunkt überein, den wir in der „Hilfe“ wiederholt mit Nachdruck vertreten haben. Es heißt da u. a.: „Die Verfügung über die Anwendung irgendeines Kampfmittels, also auch des U-Bootes, ist Sache der kaiserlichen Kommandogewalt. . . . Der kaiserliche Befehl zur Führung eines uneingeschränkten Unterseebootkrieges würde, wenn er ergeht, eine Schicksalsfrage für das Deutsche Reich und das deutsche Volk von größter Tragweite beantworten. Dieser Befehl wird nur ergehen auf Grund der Uebereinstimmung aller verantwortlichen Stellen, des Reichskanzlers, der obersten Marinebehörde und der obersten Militärbehörde. Ist aber diese Uebereinstimmung erreicht, so hat auch der Reichstag allen Grund, sich bei der getroffenen verantwortlichen Entscheidung des Reichskanzlers zu beruhigen. Denn diese Entscheidung stützt sich auf die denkbar sicherste Grundlage und bietet die zuverlässigste Gewähr für das Wohl des Vaterlandes. Die in Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung zu erfolgende Entscheidung des Reichskanzlers darf daher des Einverständnisses des Reichstages und des deutschen Volkes sicher sein.“

Dienstag, 24. Oktober

Der heutige Heeresbericht muß wiederum alle deutschen Augen heller aufleuchten lassen. Zwei Großkampftage an der Somme mit noch immer gesteigerter Artillerieentfaltung und einer geradezu russischen Menschenverschwendung haben den Engländern und Franzosen abermals nichts als Enttäuschungen, eine schwere blutige Niederlage eingetragen. Wir freuen uns voll Jubel und Dankbarkeit über die standhafte Tapferkeit und Pflichttreue unserer Soldaten, aber jubeln nicht bloß, sondern denken auch in stolzer Trauer mit Behmut der vielen, die dort für uns ihr Leben gelassen haben. „Die Haltung unserer Truppen war über alles Lob erhaben“, sagt der amtliche Bericht. „Besonders zeichneten sich das brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 64, das braunschweigische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 92, das rheinische Infanterie-Regiment Nr. 29 und die bayerischen Infanterie-Regimenter Nr. 1 und Nr. 15 aus.“ Unser Freund Heile, der dem Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 92 angehört, glaubt hier seinen Landsleuten und Regimentskameraden eine Freude erweisen zu sollen, indem er auf einen Irrtum aufmerksam macht. Dieses Regiment, das vom Heeresbericht als braunschweigisch bezeichnet wird, ist in Cernavoda zusammengestellt und steht sich hauptsächlich aus Ostfriesen und Niedersachsen des äußersten Nordwestens zusammen.

Gleichzeitig mit der Abwehr der Massenangriffe an der

Somme nimmt die Umklammerung Rumäniens von beiden Seiten ihren Fortgang. Falkenhayns Truppen haben am Südausgang des Roten-Turm-Passes den rumänischen Widerstand gebrochen und südlich von Kronstadt in erbittertem Kampf Predeal genommen und schieden sich nun an, von dort ins rumänische Flachland hinunterzusteigen und auf das nur etwa 120 Km. entfernte Bukarest loszumarschieren. Die verbündeten Truppen Mackensens verfolgen in der Dobrudscha auf der ganzen Linie. Rajova an der Donau und Medgidia, der Eisenbahnknotenpunkt zwischen Cernavoda und Konstanza, sind erobert worden. Bisher sind etwa 7000 Gefangene und reiche Beute an Geschützen, Maschinengewehren usw. gemeldet. Deutsche Lustschiffe und Flugzeuge werfen Bomben auf das schwer besetzte Bukarest.

Herr Edward Grey hat am Montag in London bei einem Essen, das der Verein der auswärtigen Presse ihm zu Ehren gab, eine Rede gehalten, in der er mit einem gewissen Schein von persönlicher Wahrhaftigkeit, also gewiß nicht ohne Eindruck auf seine Zuhörer, wieder einmal den unerhörten Schwindel behauptete, Deutschland habe „Europa“ den Krieg aufgezwungen. Rußland habe erst mobilisiert, nachdem vorher Deutschland den Befehl zur Mobilisation gegeben habe. Obwohl er wissen muß und auch ganz sicher weiß, daß das gerade Gegenteil davon wahr ist, hat Herr Grey die Stirn, zu sagen: „Ich würde nichts lieber sehen, als daß vor einem unabhängigen und unparteiischen Tribunal eine Untersuchung über diese Behauptung stattfände, daß die russische Mobilisation eine aggressive und keine defensive Maßnahme war, und daß andere Mächte, irgendeine andere Macht als Deutschland, die Neutralität Belgiens zum Handelsgegenstand gemacht oder geplant hätte, durch Belgien hindurch anzugreifen.“ So bleibt Herr Grey unentwegt bei seiner alten falschen Melodie, und natürlich vergißt er auch den Rehrreim nicht vom preußischen Militarismus, von dem die Welt befreit werden müsse, und vom barbarischen Deutschland, dem gemeinsamen Feind des ganzen Menschengeschlechts. Von einer Bereitschaft zu Friedensverhandlungen sagt dieser merkwürdige Friedensfreund kein Wort. Er spricht nur von dem Entschluß, mit den Verbündeten „bis ans Ende“ zu gehen, was wohl so viel heißen soll, wie, daß die Verbündeten gezwungen sein werden, mitzugehen, bis es England gefällt, ein Ende zu machen — oder bis England dazu gezwungen sein wird.

Das österreichische Parlament will nicht länger zur Untätigkeit verdammt bleiben. Unter dem Vorsitz des Präsidenten Snylwoester haben gestern in Wien die Vertreter der Parteien des Abgeordnetenhauses getagt. Sämtliche Redner haben sich für die Einberufung des Reichsrats ausgesprochen. Präsident Snylwoester hat es übernommen, die Meinung der Parteiführer der Regierung zur Kenntnis zu bringen. — Die Versammlung veranstaltete sodann auch an Stelle des nicht tagenden Parlaments eine Rundgebung der Trauer um den ermordeten Ministerpräsidenten. Präsident Snylwoester und der sozialdemokratische Vizepräsident Bernerstorfer widmeten dem Grafen Stürgkh warme Nachrufe. — Der österreichische Minister des Innern, Prinz Hohenlohe, der aus Gesundheitsgründen längere Zeit beurlaubt war, hat seinen Dienst wieder übernommen. Unter den Namen, die für das Amt des Ministerpräsidenten genannt werden, steht der keine neben dem des gemeinsamen Finanzministers Rörber mit an vorderster Stelle.

Mittwoch, 25. Oktober.

Die Franzosen haben heute einen Erfolg zu verzeichnen, der für die Kriegslage zwar ohne Bedeutung ist, der aber für die Tapferkeit der französischen Soldaten, für die Massenhaftigkeit und den Wert der französischen Artillerie und die finstere Entschlossenheit dieses sterbenden Volkes ehrendes Zeugnis ablegt. Nach fürchterlicher Artillerievorbereitung haben die Franzosen an der Nordfront von Verdun gestern einen Massenangriff unternommen, der ihre Linie in einem scharf zugespitzten Keil bis in das von unseren Truppen geräumte, brennende Fort Douaumont vorgeschoben hat.

In Siebenbürgen ist das Befreiungswort jetzt fast rest-

los vollendet. Der Balkan-Paß ist von deutschen und öster-

reichischen Truppen gestürmt worden.

Die Heeresgruppe Mackensen hat ihren stürmischen Siegeslauf weiter fortgesetzt und nun auch Cernavoda genommen. Damit ist der letzte Donau-Brückenkopf und zugleich der wichtigste in unserer Hand. Die russisch-rumänischen Truppen sind nun ihrer letzten Bahnverbindung beraubt; sie ziehen sich in wilder Hast nordwärts zurück und sind dabei in einer bösen Lage: an ihrer linken Flanke das Meer ohne rettenden Hafen, an der rechten Flanke die breite, brückenlose Donau mit den ausgebreiteten Sümpfen am jenseitigen Ufer; hinter sich die unaufhaltsam nachdrängenden Deutschen, Türken und Bulgaren, und vor sich, in knapp 100 Km. Entfernung wiederum Donau und weite, weglose Sümpfe.

In Gent ist gestern die flämische Universität feierlich eröffnet worden. Was die Flamen in Belgien als Staatsbürger nicht erreichen konnten, obwohl sie an Zahl die französischen Wallonen überwiegen, haben sie jetzt durch die Hilfe der deutschen „Unterbrüder“ und „Barbaren“ erreicht. Erst Warschau, nun Gent! So fördert Deutschland selbst inmitten der drängenden Kriegsarbeit im besetzten Lande die Freiheit der Völker. Wie im Gegensatz hierzu das völkerbefreiende England und seine verbündeten Kulturbrüder ihr wunderbares Werk der Befreiung der kleinen Nationen auffassen, das sieht man z. B. in Griechenland.

Donnerstag, 26. Oktober.

Die Franzosen haben ihren Erfolg bei Verdun nicht zu vergrößern und auszunutzen vermocht; alle weiteren Angriffe sind zurückgeschlagen worden. Der französische Bericht spricht von insgesamt etwa 4500 Gefangenen.

Welchen Umfang die Rumänen ihrer Niederlage in der Dobrudscha beimessen, geht daraus hervor, daß sie die große Donaubrücke bei Cernavoda zu sprengen versucht haben. Es scheint ihnen aber nicht völlig gelungen zu sein.

Unsere Tauchboote haben im Monat September 141 feindliche Handelsfahrzeuge mit 182 000 Bruttoregistertonnen versenkt oder aufgebracht; ferner sind von ihnen 39 neutrale Schiffe mit 72 600 Tonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt worden.

Freitag, 27. Oktober.

Im Westen: Mißlungene Angriffsversuche der Franzosen an der Somme, Scheitern eines neuen französischen Angriffs bei Douaumont. Im Osten: An der Schtschura und weiter südlich an der Wiedza-Mündung, sowie bei Kifelin im Abschnitt von Luck sind russische Angriffe blutig zurückgewiesen worden. Im Südtell der Waldburparthen und an der Ostgrenze von Siebenbürgen haben die vereint angreifenden Russen und Rumänen sich schwere Schlappen geholt.

Im Gegensatz zu solchen allseitigen Mißerfolgen unserer Feinde steht das Ergebnis unserer Angriffe. Südlich von Predeal und in Richtung Campolung sind die Truppen Falkenhayns wieder weiter vorgedrungen. Die Truppen Mackensens haben auf der ganzen Linie die Verfolgung im rasenden Tempo fortgesetzt, ihr linker Flügel hat schon die Gegend von Harfowa erreicht. Dieser Ort liegt reichlich 40 Km. nördlich von Cernavoda an der Donau und fast auf halbem Wege bis zum Donautnie. — Das Urteil der französischen, englischen und russischen Presse deckt sich zum großen Teil mit den Hilferufen, die das aus allen Wollen gefallene Rumänien in die Welt hinaus schreit. Am klarsten faßt es Hervé zusammen: „Man kann sich vorstellen, welch bittere moralische Wirkung dieser Sieg in Frankreich und bei allen Verbündeten gehabt hat. Was werden jetzt König Konstantin und mit ihm alle griechischen Neutralisten sagen? Wenn sich das Unglück doch allein hierauf beschränkte! Aber wie sollen Russen und Rumänen weiteren Schlägen Mackensens widerstehen, nachdem die einzige Eisenbahnlinie, die sie verproviantieren konnte, in Feindeshänden ist? Noch mehr ist die Armee Falkenhayns zu fürchten. Was wird aus Bukarest, wenn die beiden Enden der deutschen Zange dort zusammentreffen? Viele Leute fragen das mit Entsetzen.“

Sonnabend, 28. Oktober.

Heute kommt aus Wien die Nachricht, daß die Wahl für den Nachfolger Stürgkhs getroffen ist. Der gemeinsame Finanzminister Dr. Ernst v. Rörber hat die Bildung des Ministeriums übernommen. Mit ihm tritt ein Mann an die Spitze der österreichischen Regierung, der schon einmal Ministerpräsident gewesen ist und sich damals und in dem inzwischen verflossenen Jahrzehnt ein großes Kapital an Vertrauen erworben hat. Man kann überzeugt sein, daß die Uebernahme der Regierung durch Rörber mehr bedeutet, als daß eine freigewordene Stelle einen neuen Inhaber gefunden hat. Die Freunde der mitteleuropäischen Annäherung sehen in Rörber einen klug abwägenden Anhänger ihrer Gedanken, der sich hoffentlich auch als ihr tatkräftiger Förderer erweisen wird.

Neue schwere Angriffe bei Verdun sind von unseren Truppen restlos abgewiesen worden. Das gleiche Bild an der Somme, wo englische und französische Massen abermals vergeblich angerannt sind. Unsere Feinde bringen schauerliche Blutopfer für nichts und wieder nichts, während unsere Truppen in vorbildlicher Waffenbrüderschaft mit Oesterreichern und Ungarn von Siebenbürgen aus, und mit Bulgaren und Türken in der Dobrudscha die Klammer um Rumänien immer fester und fester anziehen. Rumäniens Tage scheinen gezählt zu sein.

Neben den Erfolgen Mackensens und Falkenhayns lenkt eine überaus schneidige Tat unserer Flotte die Augen der ganzen Welt auf sich. Deutsche Torpedoboote sind aus der deutschen Bucht durch alle Sperren hindurch durch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne in den englischen Kanal vorgedrungen. Sie sind unverfehrt, ohne jeden Verlust heimgekehrt, nachdem sie unmittelbar vor den feindlichen Häfen eine stattliche Anzahl englischer Torpedoboote, Zerstörer und Vorpostendampfer und einen Postdampfer versenkt sowie andere Fahrzeuge schwer beschädigt hatten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik**Sonntag, 22. Oktober.**

Wenn man die Urlauber mit ihren Frauen und Kindern spazierengehen sieht, wird einem die Schicksalsveränderung bewußt, die dieses Fernsein des Vaters für Millionen deutscher Kinder bedeutet. Für Kinder sind zwei Jahre eine Ewigkeit, die ganze Jugend bekommt ein anderes Gesicht durch diese Lücke. Man erinnert sich, welch be fremdenden und geradezu unheimlichen Eindruck einem als Kind einmal das Haus einer Schulfreundin gemacht hat, deren Vater als Kapitän manchmal monatelang weg war. Als wäre das Leben da an einer wichtigen Stelle ohne Grund und Boden und auf eine unvorstellbare Art verkrüppelt. Und nun sitzen Millionen von solchen unvollständigen Familien täglich um den Tisch. Der Vater im Felde ist für die Kinder eine neue Gestalt geworden — ferner und fremder, aber um so bewunderter und geliebter, weil ihn mehr noch als bisher der Glanz eines größeren Lebens umgibt außerhalb der vier Wände und ihrer kleinen Ereignisse, an dem er Anteil hat und das Kind durch ihn. Kein deutsches Kind erzählt einem, daß der Vater im Felde ist, ohne daß ihm das Herz ein bißchen klopfte vor Stolz und Wichtigkeit.

Eine sehr interessante Kritik der sozialdemokratischen Reichskonferenz in den sozialistischen Monatsheften bedauert, daß die Erörterungen über die Parteianglegenheiten hinaus nicht auf die Höhe der eigentlichen politischen Probleme des Augenblicks gelangt seien: nach außen hin die Bildung eines kontinentaleuropäischen Wirtschaftsimperiums — nach innen: eine sozialistisch orientierte Produktionspolitik. Die volle Klarheit über diese beiden miteinander eng verbundenen Programme ist auch im Kreise des Revisionismus eine Kriegserrungenschaft. Die entscheidendste innere „Neuorientierung“ ist die Entdeckung, daß der eigentliche Hebel für die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Massen die Steigerung

der Produktion ist — nicht die Verteilungsfrage und der Klassenkampf. Es ist sehr bezeichnend, wie diese Erkenntnis sich jetzt allenthalben durchsetzt.

Montag, 23. Oktober.

Der Haushaltsausschuß verhandelt über Fragen der Heereslieferung. Bayern beklagt sich durch das Zentrum über zu geringe Berücksichtigung bei der Verteilung der Aufträge, bei Errichtung industrieller Anlagen mit Staatshilfe, z. B. der Stofffabriken. Es mag richtig sein, daß durch technische Gründe — weil die Erweiterung bestehender Fabriken billiger ist, als die Errichtung neuer — solche Wünsche nicht berücksichtigt werden können. Aber die Frage der geographischen Vermögensverschiebung durch den Krieg taucht einem aus solchen Anträgen in ihrer Gesamtbedeutung auf. Die neue slawische Universität Gent ist durch den deutschen Generalgouverneur ihrem Lehrkörper übergeben worden. Es wurde von dem neuen Rektor betont, daß die Aufgabe der slawischen Universität, slawisch-niederländischer Kultur zu dienen, unberührt bleibe von der Frage der Unabhängigkeit des Landes.

Dienstag, 24. Oktober.

Dichter als sonst sind die Rückseiten der Hamburger Zeitungen mit den Kreuzen des Vaterlandstodes bedeckt. Immer wieder kämpft man innerlich mit der Frage nach dem letzten Sinn dieser Opfer, die sie ertragen hilft. Das Bild des Jünglings, der gefallen ist, als er, um seinen schwankenden Zug mitzureißen, auf die Brustwehr seines Grabens stieg, geht einem nach mit der Frage, ob eine solche Hingabe nicht eine furchtbare Verschwendung ist. Und dann findet man wieder: angesichts der Ewigkeit, im Lichte der geistigen Welt ist das Gute nur eines — der ganze Adel eines jungen Lebens mit allen Reimen künftiger Leistung, die Summe der sittlichen Kräfte, die ein pflichtvolles Elternhaus als Hort für kommende Mannesarbeit geschaffen hat — sie sind doch, zusammengefaßt in einer einzigen Tat vollkommenen Heldenmutes, zu ihrer Bestimmung in einem höchsten Sinne ebenso gelangt, wie durch ein langes bürgerliches Alltagsleben. Das ist kein Notbehelf des an der Sinnlosigkeit des Geschehens verzweifelnden Herzens, sondern ewige Grundlage aller Wertungen überhaupt. — — —

Eine neue Art der Hamsterei wird entdeckt: es gibt Leute, die, um der Steuer zu entgehen und aus anderen spekulativen Gründen ihr Geld in Warenlagern anlegen, z. B. Wohnungseinrichtungen, Teppichen usw., die sie hernach gut zu verwerten hoffen. Man fragt sich immer: wer ist das eigentlich, der so ein widerlich materialistisches Sonderdasein ohne allen inneren Anteil am allgemeinen Schicksal zu leben imstande ist? Die Zeitungen sagen, es gäbe in Berlin „Abertausende“, die das tun. Das ist natürlich eine der Uebertreibungsformeln, an die man sich auf diesem Gebiet leider ebenso gewöhnt hat, wie an das Rechnen mit den Milliarden. Entartung der Zahlenbegriffe!

Mittwoch, 25. Oktober.

Eine neue Käseverordnung bezweckt, den vollkommen verschwundenen Käse wieder herauszulocken. Augenblicklich kann ja der einfache Bürger nur noch in der Gastwirtschaft Käse essen. An seinem Tisch ist er ausgestorben. Die Herstellerhöchstpreise sollen erhöht und dadurch in ein richtiges Verhältnis zu den Milchpreisen gesetzt werden — ob damit die beabsichtigte Wirkung erreicht wird, scheint mehr als zweifelhaft! Der durch diese Preiserhöhung erhoffte Käse soll dann rationiert werden; wenn es nötig ist. Der gemerbsmäßige Post- und Frachtverband an Verbraucher soll verboten werden — das könnte etwas helfen, weil es die Bevorratung von Gasthöfen und sonstigen „guten Kunden“ beseitigt.

Auch an die Fischfrage scheint man jetzt gehen zu wollen. Wieder zu spät, denn in den letzten vier Wochen sind die Preise um 100 Prozent gestiegen.

Im Reichstag hat der Präsident des Kriegsernährungsamtes über den Bewirtschaftungsplan für den Kunstbrotgeheimen gesprochen — wieder ein eigenes großes Kapitel des Nahrungskrieges, von

dessen Vielgestaltigkeit der Lage wenig Vorstellung hat. Andere Mitteilungen, daß der akute Kartoffelmangel zum Teil behoben ist, daß wir uns bei Fett und Butter in einem Ubergangsstadium zu besserer Regelung befinden, die in acht Wochen etwa bei einem stetigen Zustand angelangt sein werde. Auch bei Fleisch werde die Verteilung bald gleichmäßiger sein.

Donnerstag, 26. Oktober.

Die Fortsetzung der Ernährungserörterungen, die bei dem Brotgetreide angelangt sind, wird wieder einmal ein Triumphzug der Brotregelung. Wie weit liegt das eigentlich in der Einfachheit der Aufgabe infolge Eignung des Stoffs und wie weit an der glücklichen Hand der Regierung? Ein zweites Stück der Kriegswirtschaft, das immer wieder uneingeschränkte Billigung und Bewunderung findet, ist die Eisenbahn. Wir haben 706 000 Wagen, einen besser ausgestatteten Vorrat als irgendein anderes Land. Die Bahn hat trotz ihres Personalmangels — zum Teil durch die Einstellung von Frauen, die sich bestens bewährt haben — ihre Riesenaufgabe noch stets bewältigt.

Die Konservativen wollen den Selbstversorgern ein freies, d. h. unrationiertes Schwein im Jahr zugestanden wissen, alle weiteren sollen mit $\frac{2}{3}$ des Schlachtgewichts angerechnet, das Pensionschwein soll „gefördert“ und Geflügel solle von der Anrechnung ausgenommen werden. Das alles wird abgelehnt. Man bekommt aber bei den Verhandlungen einen Eindruck von den Ernährungsschwierigkeiten, die auf dem Lande wieder auf seine Art entstehen, weil die Fleischversorgung in so großem Umfang ausschließlich aus der eigenen Schlachtung erfolgt. Der Städter denkt nur an die vollen Rauchfänge der Bauern und macht sich meist nicht klar, was die Vorratswirtschaft doch auch zu leisten hat, wenn man überhaupt kein Fleisch zu kaufen bekommt.

Freitag, 27. Oktober.

Der Tod des Malers Fritz Boehle reißt eine schmerzliche Lücke in die Kunst, die wir in besonderem Sinne als deutsch empfinden: von Thoma ausgehend, aber aus dem Idyllisch-Einfachen noch mehr ins Heroisch-Einfache hinauswachsend, von der Unversität des Impressionismus fortstrebend zu einer neuen Ausdrucksform von Kraft und Sammlung, die herber, einförmiger und verschlossener, schwerfälliger und gedankenvoller ist. Durch den Tod Boehles bricht hier noch auf der Höhe ihrer Kraft (Boehle ist 43 Jahre alt) eine Entwicklung ab, die im Kubismus schon wieder ihre programmatische Uebertreibung fand, ehe sie sich selbst recht auslebte.

Die Lebensmittelерörterungen im englischen Parlament zeigen den Rückgang der Eigenerzeugung um etwa 13 v. H. des Weizens. Um ihn zu ersetzen, würden nach Mitteilung eines Redners 100 Schiffe von 6000 T. vier Monate fahren müssen. Andererseits scheint es, daß die Vorratswirtschaft der Regierung sehr viel getan hat, die Mängel auszugleichen.

Sonntag, 28. Oktober.

Die Wurzelsrüchte haben Erzeugerhöchstpreise bekommen, um den Preistreibern der letzten Zeit einen Riegel vorzuschieben. Die Landeszentralbehörden sollen die Groß- und Kleinhandelshöchstpreise folgen lassen. Erzeugerhöchstpreise sind für Stoppelrüben 1,50 M., Runkelrüben 1,80 M., Kohlrüben 2,50 M. und Feldmöhren 4,50 M.

Wie eindringliche moralische und polizeiliche Mittel notwendig sind zur Veltreibung der Kartoffeln, zeigt ein Erlaß des Oberpräsidenten von Brandenburg:

„Auf Grund der Bestandsaufnahme vom 5. d. M. hat eine Nachprüfung der den Kreisen zu sofortiger Lieferung aufgegebenen Kartoffelmengen stattgefunden. Die neu festgestellten Mengen können und müssen unweigerlich von jedem Kreise aufgebracht werden. Die Herren Landräte sind mit strengen Weisungen versehen und mit Zwangsbesugnissen ausgestattet, um die ihrem Kreise auferlegten Lieferungen vollständig und ungefäulnis zu bewirken. Jede Verzögerung der Lieferungen kann an den Bedarfsstellen, die schon jetzt wegen langsamer Belieferung zeitweilig mit empfindlicher Knappheit ringen und vor Eintritt einer längeren Frostperiode für diese eingedockt sein müssen, gefährdende Zustände schaffen.

Zu dem vaterländischen Sinn der märkischen Landwirtschaft vertraue ich, daß jeder Landwirt, ohne es zu Zwang kommen zu lassen, dem Vaterlande willig geben wird, was es in dieser ernstesten Stunde für die Erhaltung seiner Bevölkerung auch außerhalb der rein feindlichen Gebiete braucht.“

Ein sehr schmerzlicher Mißklang in alle Neuorientierungs- und Einheits Hoffnungen sind die heutigen Reichstagsverhandlungen über die Schutzhaft, um so mehr, als man den Eindruck hat, daß sie sich leicht hätten vermeiden lassen und weniger durch die sachliche Stellung als durch die schroffe Form des Vertreters des Reichskanzlers hervorgerufen sind. Die Regierung, die den Belagerungszustand aus Staatsrücksichten aufrechtzuerhalten gezwungen ist, muß sich wenigstens in die Psychologie der persönlichen Rechtsunsicherheit dieses Zustandes hineinsetzen können. Ungerechtigkeit zu erfahren und ohnmächtig Gewalt erleiden zu müssen, ist das bitterste Gefühl, das es überhaupt gibt. Der Belagerungszustand kann nur ertragen werden bei einem vollen Vertrauen, daß die Regierung seine Gefahren so schwer nimmt wie nur möglich. Es wäre ein leichtes gewesen, dieses Vertrauen bei den Verhandlungen über den nationalliberalen Antrag auf gesetzliche Regelung der Schutzhaft zu stärken, — daß diese Gelegenheit so veräußt, ja, in ihr Gegenteil verkehrt wurde, kann gar nicht genug bedauert werden.

Der Antrag, daß der Hauptausschuß des Reichstags auch während der Vertagung das Recht haben soll, zur Beratung von Gegenständen der auswärtigen Politik zusammenzutreten, ist mit 302 gegen 31 konservative Stimmen angenommen.

Paul Rohrbach / Unser kolonialer Wille

Die letzten englischen Nachrichten vom Schauplatz der Heldentämpfe unserer Schutztruppe in Ostafrika lassen erkennen, daß der Widerstand, den diese leistet, noch keineswegs gebrochen ist. Noch größer, als seinerzeit in Südwestafrika, ist diesmal die englische Uebermacht; zumal, wenn man bedenkt, daß in Südwest eine aus deutschen Kriegern gebildete Streitmacht, im ganzen etwa 6000 Mann, gegen die 60 000 Mann Bothas kämpfte, die ostafrikanische Schutztruppe dagegen, die alles in allem, einschließlich der deutschen Kriegsfreiwilligen, noch nicht einmal so stark ist, wie die Südwestler waren, bei weitem zum größten Teil aus schwarzen Mannschaften und Unteroffizieren besteht. Dieses farbige Soldatenmaterial hat sich in Ostafrika sehr gut bewährt. Auch unsere schwarze Truppe in Kamerun hat gut gekämpft, die ostafrikanischen Askaris aber leisten an Tapferkeit und an Hingabe für die deutsche Sache Bewundernswertes. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hat, daß unsere straffe und zugleich gerechte Behandlung der Eingeborenen das Richtige für den Afrikaner ist und dem englischen Verhättnisungssystem überlegen, so können wir das jetzt aus der Tatsache sehen, die auch für die Zukunft nicht hoch genug anzuschlagen ist, daß unsere schwarzen Soldaten sich mit vollkommener Hingabe für die deutsche Sache geschlagen haben und noch weiter schlagen.

Immerhin, man wird mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß der Krieg noch weit von seinem Ende zu sein scheint, daß am Schluß auch das letzte Stück deutschen afrikanischen Bodens unter der Hand des Feindes liegt.

Sollen wir Kolonialfreunde daraus den Schluß ziehen, daß Deutschlands koloniale Zukunft fraglich geworden ist? Das wäre nur möglich, wenn dieser Krieg überhaupt mit einem Erfolg der Feinde, vor allen Dingen Englands, endete. Es gibt zwar ein Sprichwort, das sagt: Wenn der Himmel einfällt, werden alle Spähen totgeschlagen! Nach einer solchen Katastrophe lassen sich aber die Dinge für Deutsch-

land einstweilen ganz und gar nicht an. Wir brauchen nicht wie unsere Gegner gewaltsame und große Worte zu machen, um zu zeigen, daß wir an den Sieg glauben. Schon zieht, man möchte sagen als rächendes Verhängnis, ganz unerwartet ein Unheil für die Entente herauf: die große Mißernte, die in diesem Jahre fast alle Getreide erzeugenden Länder der Welt betroffen hat, ausgenommen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und — Rumänien. Ob aber die rumänische Ernte diesmal gerade der Entente und ihren Helfershelfern zugute kommen wird, oder anderen Leuten, die sie besser brauchen können und besser verdienen, das ist eine Frage, auf die der Leser sich die Antwort selber geben mag. Die Kornsteigerung in England, Frankreich und Italien ist bereits groß, und die Brotpreise dort sind viel höher als in Deutschland; die Vereinigten Staaten aber, heißt es, erwägen wegen der überaus knappen Ernte sogar ein Ausfuhrverbot.

Wir werden es dankbar hinnehmen, wenn uns eine so unerwartete Hilfe von oben kommt und England dort gestraft wird, wo es am tödlichsten gegen uns zu sündigen unternommen hat. Wir können aber ruhig auch auf unsere eigenen Kräfte hinweisen. Schon sieht die rumänische Hyäne in der zuge schlagenen Falle und bemüht sich vergebens, mit blutigem Fell und zerschlagener Schnauze zu entkommen. Schon ist der große russische Ansturm im Osten gebrochen, und ein Millionenopfer ist von Rußland umsonst gebracht. Nicht anders wird in absehbarer Zeit das Ergebnis auf der Westfront sein. Wahrhaftiger als die Grep, Poincaré und Genossen sind wir nicht nur mit Reden, sondern auch mit der Tat auf das hinzuweisen imstande, was wir festhalten. Es gibt aber auch unter den Feinden Leute, die schärfer blicken oder mindestens offener sind, als die Drahtzieher, deren Aufgabe es ist, mit der öffentlichen Meinung, solange sie sie täuschen können, um ihren Kopf zu spielen. Eine solche englische Stimme hat sich neulich vernehmen lassen, als einer der führenden Journalisten Englands, Mr. Garvin, in der Londoner Kolonial-Gesellschaft einen Vortrag über das Thema hielt: Wo müssen England und seine Verbündeten die Probe auf ihren Sieg machen? Es ist bezeichnend genug, daß gerade die englische Kolonial-Gesellschaft der Ort dafür war, um den Orient als die entscheidende Stelle nachweisen zu lassen, an dem, nach Garvin, der Sieg Englands gewonnen und das englische Weltreich verteidigt werden müsse.

Garvin führte in einer langen Rede aus, England habe den Krieg verloren und Deutschland ihn gewonnen, wenn es nicht gelänge, die von den Deutschen und ihren Bundesgenossen hergestellte politisch-militärische Verbindung Mitteleuropas mit dem Orient zu zerstören. Ägypten, sagt Garvin, ist der Schlüssel-punkt der englischen Weltstellung. Wir Deutschen können das schon seit Bismarck wissen, der ja zuerst Ägypten das „Genie Englands“ genannt hat, das den Kopf Großbritannien mit dem rings um den Indischen Ozean gelagerten Körper des Imperiums verbinde. Damals, als England Ägypten zuerst besetzt hatte (1882) und ihm viel daran lag, die Zustimmung der deutschen Politik hierfür zu erhalten, willigte es ein, daß Deutschland als Preis dafür seine kolonialen Flaggenhissungen in Afrika vornahm. Zwar war die englische Stimmung mißgünstig genug dabei, aber England mußte eben zahlen. In gewissem Sinne sind also unsere Kolonien von Ägypten her gekommen, und wenn man den Garvinschen Vortrag gelesen hat, so gewinnt man

ein gewisses Empfinden dafür, daß sie von Ägypten her wohl auch eines Tages wiedertommen könnten, und zwar außer den Kolonien, die wir vor dem Kriege besaßen, vielleicht noch einiges dazu, was wir brauchen, um ein wirkliches Kolonialreich zu haben.

Garvin sagt, so lange für Deutschland (und, so fügen wir hinzu, für Oesterreich-Ungarn) der Weg durch Serbien und Bulgarien nach dem türkischen Orient sicher sei, so lange stehe Deutschland als Sieger im Weltkrieg da, denn es sei imstande, mit Hilfe der Bundesgenossen (und im gemeinschaftlichen Interesse mit diesen) eine militärische Basis zur Bedrohung Ägyptens und damit des Weges nach Indien, ja Indiens selber, zu schaffen. Garvin kleidet seine Meinung in tendenziöser Weise ein, indem er der deutschen Politik unterstellt, sie wolle selber im Orient die Herrschaft gewinnen. Diese Finte mag dem Engländer verziehen werden, der natürlich weiß, warum er so schreibt. In Wirklichkeit besitzen die Türken, wie uns ihre maßgebenden Militärs und Staatsmänner selbst ausdrücklich bekannt haben, eine sehr klare Vorstellung davon, daß sie, auf sich allein angewiesen, zwischen Rußland und England zerdrückt und aufgeteilt werden würden. Rußland beansprucht die Meerengen und Armenien, England beansprucht Mesopotamien, Arabien und die syrische Mittelmeerküste. Die militärische Basis Deutschlands, von der Garvin spricht, ist also in Wirklichkeit keine deutsche, sondern eine deutsch-türkische, ja überhaupt eine genossenschaftliche, denn auch die übrigen Angehörigen des mitteleuropäisch-orientalischen Bundes haben dasselbe Interesse wie wir und die Türken es haben, diejenige Lage herzustellen, von der Garvin meint, sie besiegele die Niederlage Englands, indem sie die Verbindung zwischen England und seinem Kolonialreich unter den Druck der verbündeten Macht Mitteleuropas und des Orients setzt.

Es ist ein schlagender Beweis dafür, wie sehr unsere nationale Gegenwart und Zukunft in die großen welt-politischen Zusammenhänge hineinverflochten ist, wenn wir bei näherem Zusehen diesem Engländer darin beistimmen müssen, daß über die Zukunft des englischen Weltreichs, aber nicht weniger auch über die der deutschen Kolonien, die Entscheidung in Serbien, in Mazedonien, in Rumänien sich vorbereitet. England verlangt die Wiederaufrichtung Serbiens nicht aus Liebe zu irgendwelchen kleinen Staaten, sondern um die Verbindung zu durchschneiden, mit deren Hilfe von Mitteleuropa aus einmal ein scharfer Druck auf das englische „Genie“ ausgeübt werden könnte. Die halbe Million, die angeblich die Armee des Generals Sarrail in Saloniki stark sein soll, und die gewaltige Mühe, die man sich gegeben hat, um Rumänien endlich zu kaufen, sie sollen dem Ziel dienen, Deutschland und die Türkei zu trennen, England am Suezkanal zu sichern und unseren Kolonialbesitz uns dauernd zugunsten Englands entfremdet zu halten.

Umgekehrt werden wir sagen: Ereilt Rumänien jetzt sein verdientes Schicksal, wird es aus einem Hindernis zu einer zwar ungewollten, aber um so festeren Verbindungs-kammer zwischen den europäischen Mittelmächten auf der einen, ihren bulgarischen und türkischen Bundesgenossen auf der anderen Seite, so ist damit das Urteil bestätigt, das ein so scharfsinniger Mann wie Garvin ausgesprochen hat: Die Entscheidung zwischen Deutschland und England fällt im Orient! So wird sie fallen; vom Orient aus werden die Kolonien, die sich so tapfer gegen die Uebermacht verteidigt haben, wieder unser werden, und vom Orient aus werden wir die Mittel in die Hand bekommen, sie uns dauernd zu

erhalten. Mit dem Erhalten allein ist es aber für unseren kolonialen Willen nicht getan, denn was wir für die Zukunft brauchen, das ist mehr, als die zerstreuten Glieder eines kolonialen Besitztums, ohne äußeren und inneren Zusammenhang miteinander, so wie unsere afrikanischen Kolonien vor dem Kriege ausfahen. Was wir brauchen, ist ein wirkliches Kolonialreich.

Ich habe, wie schon im vorigen Jahr, so auch in diesem, auf Einladung des „Kolonial-Kriegerbunds“ einen Kolonialkalender herausgegeben, der soeben erschienen ist. Zu diesem Werkchen haben auch die beiden Staatssekretäre Dr. Solf und Dr. Helfferich je einen Beitrag gestiftet, der ein Bekenntnis zum deutschen kolonialen Gedanken und zu unserer größeren kolonialen Zukunft enthält; ein Bekenntnis, das zugleich ausspricht, woran es gelegen hat, daß wir unsere Kolonien in diesem Weltkriege nicht dauernd haben verteidigen können. Staatssekretär Dr. Helfferich schreibt:

„Unsere Kolonien haben dem vereinten Druck unserer Feinde heldenhaften Widerstand geleistet. Wenn sie gleichwohl nicht vermochten, sich zu behaupten, so lag das in der Hauptsache an zwei Umständen: an der Zersplitterung unseres Kolonialbesitzes und an der Beherrschung der See durch unsere Feinde. Der Ausgang des Krieges wird nicht auf dem Boden unserer Kolonien, sondern auf den Hauptkriegsschauplätzen Europas entschieden werden. Der Endsieg, den wir zuversichtlich erwarten, wird uns die Möglichkeit geben, das Kolonialreich, dessen Deutschland für seine wirtschaftliche und politische Weltstellung nicht entraten kann, auf dauernd gesicherter Grundlage wieder aufzubauen.“

Staatssekretär Dr. Solf schreibt:

„Die Geschichte unserer Kolonien in diesem Weltkrieg hat gezeigt, woran es dem deutschen Kolonialreich bisher fehlte. Sie hat gezeigt, daß es eben noch kein richtiges „Reich“ war, sondern nur eine Anzahl von Besitzungen ohne geographischen, verkehrswirtschaftlichen und politischen Zusammenhang. Wenn man das erwägt, so kann man nur Achtung, ja lebhafteste Bewunderung dafür hegen, was die Kolonien, abgeschnitten vom Mutterlande, für ihre Selbstverteidigung geleistet haben. Wie sehr würde ihre Widerstandskraft gewachsen sein, wenn sie nicht vereinzelt gewesen wären, wenn die bodenständige deutsche Besiedlung in ihnen schon größere Fortschritte gemacht hätte, und wenn schließlich weitreichende Verbindungen zwischen Gebieten verschiedener, sich ergänzender Leistungsfähigkeit bestanden hätten!

Diese Erfahrungen zeigen uns, wohin wir streben müssen. Wir werden die Erfüllung unserer Wünsche erreichen, wenn wir uns bewußt bleiben, daß das kolonialpolitische Ziel nicht etwas getrennt für sich Dastehendes ist, sondern in organischer Verbindung mit allen anderen Zielen gesehen werden muß, an die wir durch den Weltkrieg zu gelangen entschlossen sind.“

Damit ist gesagt, was wir brauchen und was wir wollen. Diese Gedanken müssen verwirklicht werden, wenn in kommenden Zeiten von einem Deutschland jenseits des Meeres, von einem starken überseeischen Deutschland und von der Versorgung Deutschlands mit eigenen überseeischen Erzeugnissen gesprochen werden soll. Afrika ist eine der drei großen Welten, die vor unseren Augen einen „Umbau“ von außen und von innen erfahren. Im Orient gelangt der deutsche Geist zum Einfluß. In China wird er alles daran zu setzen haben, um nicht hinter den Angelsachsen zurückzustehen und in die zukünftige chinesische Kultur ein

Stück deutschen Wesens miteinschmelzen zu lassen. In Afrika gilt es, die gewaltigen Mengen nutzbaren Bodens und nutzbarer menschlicher Arbeitskraft, die jetzt brachliegen, in ein fruchtbares und produktives Verhältnis zueinander zu bringen: zum Nutzen der schwarzen und zum Nutzen der überlegenen weißen Rasse. Daran soll und wird das deutsche Volk sich seinen gemessenen Anteil sichern.

Schließlich, und das ist wichtiger fast noch als alles andere: Afrika bietet auf seinen gesunden Hochländern Siedlungsboden genug, um dort ein zahlreiches bodenständiges afrikanisches Deutschtum heranwachsen zu lassen. Das sind die Ziele, die wir erreichen wollen, und wenn der Krieg uns dazu in Afrika breiteren Boden schafft, als wir ihn vorher besaßen, so wollen wir es unseren Feinden danken!

Richard Charmah-Wien / Das System Stürgkh

Ein dem Irrsinn verfallener Fanatiker hat den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh jäh aus dem Leben gerissen. So wurde eine Persönlichkeit zum Helden einer Tragödie, die so ganz und gar nicht geeignet schien, Leidenschaften zu erwecken: weder im guten noch im schlechten Sinne. Graf Stürgkhs Stellung war ohnehin erschüttert, und der Reichsrat, dessen Zusammentritt immer näher rückte, hätte das seinige dazu beigetragen, um einen Regierungswechsel herbeizuführen. Bald wären fünf Jahre vergangen, seitdem Graf Stürgkh einem eigenen Ministerium den Namen gab; doch der Höhepunkt war überschritten. Nur im Gehirne eines Wahnsinnigen konnte der Plan reifen, mit der Mordwaffe in der Hand eine Entwicklung zu erzwingen, die sich in der friedlichsten Weise vorbereitete.

Unter der Nachwirkung der entsetzlichen Tat bemüht man sich unwillkürlich, aus Einzelzügen ein Bild zu formen, das dem toten Staatsmann eine freundliche Erinnerung sichert. Graf Stürgkh war ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch; seine Freunde konnten auf seine Verlässlichkeit bauen, sein versöhnliches Wesen ließ ihn zum politischen Vermittler werden, und sein schönster Daseinsabschnitt waren wohl die Jahre, da er im Parlamente zwischen den Parteien ausgleichend zu wirken suchte. Zum Unterhändler geboren, lag die Fähigkeit, selbständig zu handeln, jenseits seiner Begabung. Für die Leitung eines großen Staates war Graf Stürgkh gewiß nicht der geeignete Mann; schon gar nicht in einer Epoche, die so außerordentliche Anforderungen stellte, so vielseitige rasche Entschlüsse notwendig machte, wie die Zeit des Weltkrieges. Der Ministerpräsident gehörte zu den Gewohnheitsmenschen. Jahrein, jahraus erschien er zur gleichen Stunde des Morgens im Kaffeehaus, dann im Amte, dazwischen im Restaurant und abends wieder im Kaffeehaus. Alles spielte sich ganz gleichmäßig ab: im Frieden wie in den außergewöhnlichen letzten Jahren. Ein Mann mit einer solchen Veranlagung mußte als Ministerpräsident der Kriegszeit versagen, und der redlichste Wille, die Aufgaben auf das Beste zu erfüllen, der ernsteste Arbeitseifer konnte daran nichts ändern. Graf Stürgkh war sehr gebildet. Er las viele Bücher und verschlang geradezu die Zeitungen. Politik bildete sein natürliches Element, nur in ihr fühlte er sich wohl, an ihr hing der Junggeselle, der sich der schlichtesten Lebensführung befleißigte, mit glühender Liebe. Für ihn war die politische Betätigung niemals ein Geschäft, sondern tiefstes

Bedürfnis. Hätte Graf Stürgth die Laufbahn eines Abgeordneten oder Mitgliedes des Herrenhauses — das allgemeine, gleiche Stimmrecht verschloß ihm die Pforte der Volksvertretung — nie verlassen, man könnte sich seiner mit ungeteilter Anerkennung erinnern.

Aber die harte Pflicht will es, daß wir nun das plötzlich abgeschlossene Werk des Ministerpräsidenten betrachten, daß wir über das System Stürgth mit Offenheit urteilen. Der Staatsmann ist tot, der Staat lebt weiter, und die Fehler, die gemacht worden sind, können nur vermieden werden, wenn man sie erkennt. Graf Stürgth hat sich leider sehr viele Mißgriffe zuschulden kommen lassen, ja, man muß die meisten seiner Handlungen während des Krieges als Irrtümer oder Verspätungen bezeichnen. Schon sein persönliches Verhalten war in keiner Weise den Erfordernissen der opferreichen, schicksalsvollen Zeit angepaßt. Im März 1914, in den Tagen ungetrübten Friedens, hatte der Ministerpräsident den Reichsrat heimgeschickt. Als dann der Krieg ausbrach, fühlte er keinerlei Verlangen, mit der Bevölkerung in Verbindung zu treten, ihr begeisternde Worte zuzurufen, sie in ihrem schönen Aufschwunge zu stärken. So blieb denn Oesterreich der einzige Staat Europas, dessen Ministerpräsident seit Juli 1914 der Öffentlichkeit gegenüber stumm war. Daher trat eine völlige Entfremdung ein, man lebte sozusagen aneinander vorbei: Volk und Staatsleitung fanden sich nicht. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn die Verwaltung sich auf der Höhe ihrer Aufgaben befunden hätte. Allein sie blieb lange für alle guten Anregungen taub, und die Zeitungen zeigten dort weiße Flecken, wo nützliche Vorschläge gestanden hätten. Nachher freilich mußte man sich doch bequemen, die gewünschten Maßnahmen zu ergreifen, aber unterdessen war es manchmal sogar zu spät geworden. Ein böses Bild bot die Eiferfuchtelei einzelner Ministerien, die bisweilen groteske Formen annahm. Für die Bevölkerung ist es gleichgültig, welchen Wirkungskreis zum Beispiel das Ackerbauministerium hat, wenn nur das geschieht, was das allgemeine Beste erheischt, sei es auch, daß das Ministerium des Innern die Anordnung treffe. Die Ämter jedoch verstrickten sich in Kompetenzstreitigkeiten, und dieser kleinliche, unzeitgemäße Kampf verzögerte manche Maßnahme. Selbst die so wichtige Ernährungspolitik litt darunter. Graf Stürgth hatte eben eine zu wenig kräftige Hand; er führte nicht, sondern ließ sich führen. Dadurch entstanden vielerlei Unzulänglichkeiten. Hörte er im Frieden allzu bereitwillig auf die Einflüsterungen des jetzt wegen Verrats verurteilten tschechischen Führers Dr. Karl Kramarsch, so trat er während des Krieges bescheiden und willfährig hinter dem Grafen Stephan Tisza zurück.

Graf Stürgth war einmal selbst Zeitungs Herausgeber und Zeitungsschreiber. Während der letzten zwei Jahre aber behandelte er die Presse so, als wäre sie der Quell des Bösen. Die Zensur inengte sich in alles: von der ersten Zeile des Leitartikels bis zur letzten Zeile des Anzeigenteils war keine Stelle vor dem Roststift sicher. Selbst das Sachbild wurde in manchen Fällen von der Staatsanwaltschaft bestimmt; sie gab also auch Anweisungen für den Seher. Wie kleinlich die Zensur gehandhabt wurde, kann man nicht gut veranschaulichen. Wenige Beispiele würden so absonderlich wirken, daß man ihnen keinen Glauben zu schenken vermöchte. Nun, die Streiche der Stürgthschen Zensur werden in schöneren Friedenstag bekannt werden, denn die Akten sind an verschiedenen Stellen gesammelt worden. Soweit militärische und ernste politische Rücksichten in Betracht kamen, billigte man die Tätigkeit der Staatsanwälte selbstverständlich. Das

Schlimmste war die Tatsache, daß die Anordnungen täglich wechselten, daß die Einheitlichkeit in den einzelnen Teilen des Reiches fehlte, daß man sich nicht auf großzügige Richtlinien beschränkte, sondern auf Hunderte telephonische und telegraphische Weisungen einließ. Dadurch wurde es vielen Zeitungen unmöglich, der Öffentlichkeit und dem Staate so zu dienen, wie sie es gern getan hätten; sie waren zur Inhaltslosigkeit verurteilt und hatten nicht die Macht, sich ein besseres Los zu erringen, weil Graf Stürgth ihren berechtigten Forderungen kein Gehör schenkte. Im ungarischen Abgeordnetenhaus wurde eine Verständigung der Wiener Staatsanwaltschaft an die Redaktionen verlesen, die auf Einschreiten der königlich ungarischen Regierung den Auftrag gab, über die Parlamentsberatungen in Budapest nur das zu veröffentlichen, was das amtliche Korrespondenzbüro als Text vorlegte und sich jeder Glossierung zu enthalten. Man beachte: im Auftrag der ungarischen Regierung! So konnte man in allen Kaffeehäusern Oesterreichs in den deutsch geschriebenen Zeitungen Ungarns jene interessanten Reden lesen, die in den österreichischen Blättern nicht einmal angedeutet waren; so mußte man die eine oder andere Redewendung widerspruchslos hinnehmen, die eine Entgegnung verdient hätte. Graf Stürgth bediente sich der veralteten Metternichschen Taktik. Wirklich wurde es einem Wiener Operettenschauspieler verboten, von einem Prinzen von Siam zu sprechen. Das Wort Prinz durfte nicht über die Lippen kommen.

Was hätte Graf Stürgth an Großem schaffen können, wenn er bereit gewesen wäre, das Feuer der Begeisterung in den ersten Kriegsmonaten zu nützen und die Stimmung zur Versöhnlichkeit für die Zukunft fruchtbringend zu machen! Wie viele tiefgreifende Reformen wären möglich gewesen! Man dachte auch tatsächlich an eine Umgestaltung der Verwaltung. Doch Graf Stürgth verhinderte zunächst die Inangriffnahme einer allgemeinen Reform für ganz Oesterreich. Man beschränkte sich also im Ministerium des Innern darauf, wenigstens in Böhmen eine Neuordnung vorzunehmen. Als die Vorbereitungen abgeschlossen waren, wußte es Graf Stürgth wieder zu verhindern, daß die Entwürfe verwirklicht wurden. Sein Ehrgeiz verlangte nicht danach, mit einer einschneidenden Tat in Verbindung gebracht zu werden; der Ministerpräsident wollte die Maschinerie so weiter führen, wie er sie übernommen hatte. Daß eine neue Zeit angebrochen war, daß das Hinterland aus dem Einheitsgeiste der Front nützliche Lehren zu ziehen vermochte, daß sich die Verteidigung des Vaterlandes mit der Erneuerung Oesterreichs verbinden ließ, dies alles wollte der Mann nicht gelten lassen, der zum pflichtbewußten kleinen Bureaukraten herab sank, obgleich er leitender Staatsmann, Wegbahner und Schöpfer sein sollte. Wie konnte die Verständigung der Nationen greifbare Formen annehmen, da es verwehrt blieb, die Probleme, die dabei in Frage kamen, offen zu erörtern, in Leidenschaftslosigkeit durchzuberaten? Wie sollten sich die Völker im Hinterlande aufbauend zusammenschließen, da die Regierungskunst so gar nichts tat, um diese Annäherung zu fördern? Manchmal verglich man den Grafen Stürgth mit dem Grafen Taaffe. Das sogenannte „Fortwurfsstein“ kam wohl in beiden Systemen zur Geltung. Allein Graf Taaffe hatte Geist und Ideen, Graf Stürgth nur Fleiß und Beharrlichkeit im Kleinen.

Vollends unverständlich war die Abneigung gegen den Reichsrat. Es gab eine Zeit, in der sich der Ministerpräsident weigerte, Abordnungen zu empfangen, die ihm die Wieder einberufung des Parlaments nahelegen wollten. Während

die Völker Oesterreichs an den Fronten Unglaubliches leisteten, während die Bevölkerung im Hinterland geduldig und siegesgewiß alle Beschwerden des Krieges auf sich nahm, litt Graf Stürgkh unter einer krankhaften Scheu, den Reichsrat zu Worte kommen zu lassen. Der Ruf des Parlaments war in den letzten Friedensjahren allerdings gesunken. Zwischen den Obstruktionen gab es nur wenig ersprießliche Tätigkeit. Aber waren nicht die jeweiligen Regierungen an dieser Parlamentsverelendung mitschuldig? Die falsche Taktik, dem Druck der ungezügelter kleinen Parteien nachzugeben, den Abgeordneten die Möglichkeit zu verschaffen, den Wählern auf dem Umweg durch die Verwaltung kleine Vorteile zu erringen, wenn auch das Parlament brachlag, das und vieles andere begünstigte nur die Verirrungen. Es gab verschiedene Ministerien, die den Reichsrat offensichtlich nicht arbeitsam haben wollten, sonst hätten sie ihn mit Kraft und Zielbewußtsein zur Arbeit zwingen können. Gewiß, eine strenge Geschäftsordnung und eine feste Führung der Verhandlungen wäre unerläßliche Voraussetzung gewesen. Doch zu allem war der Paragraph 14 verwendbar; nur zu einer Aufgabe wurde er nicht herangezogen, zu der nämlich, die ihn überflüssig gemacht hätte: zur Verbesserung der Parlamentstechnik. Graf Stürgkh brauchte das Abgeordnetenhaus also keineswegs zu scheuen, und Oesterreich konnte gleich allen anderen Staaten inmitten des Krieges die Verfassung in Ehren halten, ohne daß ein Nachteil erwachsen wäre. Von der Regierung hängt zum großen Teile die Qualität des österreichischen Parlaments ab. Dieser Satz klingt zwar sonderbar, doch entspricht der Wahrheit. Bis zuletzt aber bemühte sich Graf Stürgkh, das Reichsratsgebäude, das seit fast zwei Jahren ein Spital beherbergt, diesem Zwecke zu erhalten, wie sehr er auch dadurch die politische Gesundung behinderte. Doch schließlich wurde die Bewegung in der Bevölkerung, die nach dem Parlamente verlangte, stärker als der zaghafte, eigensinnige Regierungschef, und die Idylle eines bureaukratischen Ministerdaseins in außergewöhnlicher Zeit ging ihrem Ende zu. Da krachten drei Schüsse, Graf Stürgkh war nicht mehr.

Er irrte oft, aber er war voll der redlichen Absichten. Sein Wunsch, Gutes zu stiften, schuf nicht die Mittel, Gutes zu tun. Ein ehrlicher Mann, doch wahrhaftig kein Staatsmann, ein maßelloser Mensch, doch kein gedankenreicher und tatenfroher Politiker: dies ist das Urteil über den Grafen Stürgkh.

Friedrich Holdermann/ Der Krieg als Volks- erzieher zur auswärtigen Politik

Was auch bei den Bestrebungen in Sachen eines Einflusses des Parlaments auf die auswärtige Politik zunächst als praktisches Ergebnis herauskommen mag, eines bleibt Tatsache und wird sich mit der Zeit schon auch durchsetzen und sich die entsprechenden Formen schaffen: Der deutsche Reichstag will Einfluß haben auf unsere auswärtige Politik. Das entspringt nicht dem Ehrgeiz der Politiker und es ist auch nicht von den Parteien, die einen stärkeren Einfluß des Parlaments überhaupt vertreten, von irgendeiner Theorie her aus den Fingern gezogen. Es entspricht der Stimmung und dem Willen unseres Volkes. Bis zum Krieg ist in seinen breiten Massen, aber auch in den gebildeten Schichten das Interesse für die Fragen der auswärtigen Politik sehr gering gewesen. Abgesehen von ein-

paar kritischen Momenten, die, wie z. B. bei der Marokkokrise, für eine Weile Spannung hervorriefen, war eigentlich die Regel eine große Uninteressiertheit, wenn nicht Gleichgültigkeit. Das war nach dem ganzen schweren Gang unserer Geschichte nicht anders möglich. Wir hatten jahrhundertlang überhaupt keine auswärtige Politik. Wir waren kein Volk und kein Staat. Wir waren lediglich das Objekt der auswärtigen Politik unserer Nachbarn. Dem Gesichtskreis unseres Volkes, der Masse wie der Gebildeten, waren diese Dinge meist völlig fremd. Die paar Jahrzehnte Deutschen Reiches haben das nicht schaffen können, was das Ergebnis einer langjährigen politischen Erziehung zu sein pflegt. Der Krieg und die Schule, in die er unser Volk nimmt, hat auch darin eine Aenderung angebahnt. Er hat seinen Gesichtskreis ganz gewaltig erweitert. Das Weltbild unserer Leute auch im letzten Dorf ist unendlich größer geworden. Ihre Briefe gehen von Flandern bis ans Schwarze Meer. Sie suchen auf der Karte die Front am Vardar und den Suezkanal und Mesopotamien. Und das bedeutet nicht nur die sehr wichtige geographische Voraussetzung eines erweiterten Gesichtskreises, sondern auch eine Nötigung zum politischen Denken. Sie müssen sich klar werden und Antwort geben nicht nur auf die Frage: Wo stehen unsere Söhne und Männer und Brüder?, sondern auch: Warum stehen sie dort? Warum stehen sie an der belgischen Küste? Warum in Kurland? Warum helfen sie den Bulgaren? Warum darf es uns gar nicht gleich sein, wie es den Türken auf der Sinaihalbinsel und am Euphrat geht? Unser Volk weiß heute ganz anders als vorher, wie wichtig die äußere Politik ferner ist und wie viel davon abhängt. Das gilt natürlich erst recht von den Millionen deutscher Männer, die jetzt irgendwo draußen, jeder an seinem Posten, die deutsche auswärtige Politik mit den Mitteln des Krieges fortsetzen und machen helfen. Sie werden, heimgekehrt, ganz andere Augen dafür haben, als vorher. Es wird für sie keine Sache mehr sein, die sie nichts angeht, und von der sie nichts verstehen. Sie werden diese Dinge weiter verfolgen, für die sie draußen gekämpft haben. Es wird bei Reichstagswahlen künftig nicht mehr möglich sein, daß der Kandidat, wenn's gut geht, noch einen Satz oder zwei für die auswärtige Politik übrig hat. Es wird in jedem Dorfe Leute genug geben, die sich ihren Mann ganz genau darauf ansehen werden.

Auch die Schwierigkeiten unserer Volksernährung, die wir jetzt durchmachen, sind unserem Volk ein guter Erzieher des Sinnes für seine äußeren Angelegenheiten. Sie richten ja täglich den Blick von Reich und Arm über unsere Grenzen hinaus, aufs Meer, dorthin, von wo dieser Druck auf unser Volk kommt. Sie zeigen ihm nicht nur die rücksichtslose Zähigkeit seines schärfsten Feindes und die Notwendigkeit, gegen ihn durchzuhalten. Sie erziehen doch wohl auch darüber hinaus zur Erkenntnis der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge des großen Ringens und der weltpolitischen Nötigungen, die sich für die ganze Politik Deutschlands daraus ergeben. Die Frauen, die vor den Läden warten, und die Kinder, die nur so viel Brot bekommen, als die Karten reichen, werden täglich daran erinnert: Das ist England! Aber das bedeutet doch auch zugleich, daß jetzt in Deutschland jede Frau und jedes Kind eine Ahnung davon bekommt, was Seemacht bedeutet als Instrument der Politik. Das Geschlecht, das das Kriegsbrot gegessen hat und sich beim Bürgermeister erst einen Bezugsschein für ein neues Kleid holen mußte, weiß jetzt, daß unser tägliches Brot und die Arbeit unserer Fabriken keineswegs selbstverständliche Dinge sind, sondern durch eine weltpolitische Stellung

Deutschlands gesichert werden müssen, die uns in unserer Volksernährung und unseren Rohstoffen durch das zusammenhängende Wirtschaftsgebiet Mitteleuropas und durch größeren Kolonialbesitz unabhängiger macht als wir es bis dahin waren. Heute ist das noch das Ziel, um das unser Volk in Waffen auf allen Fronten kämpft und das zu erreichen wir zuversichtlich hoffen dürfen. Aber damit wird dann doch erst die Grundlage gelegt sein, auf der nach dem Krieg unsere äußere Politik eine ganz gewaltige Arbeit des Aufbaues und der Neugestaltung unserer auswärtigen Beziehungen zu leisten haben wird, gerade auch in der Richtung der großen wirtschaftspolitischen Probleme, die sich unserer Auslandspolitik dann stellen werden. Sie wird auf diesen Wegen von unserem Volk, nachdem es durch die Schule der Kriegsernährung und der Kriegswirtschaft gegangen ist, mit viel mehr Interesse, aber auch Kontrolle begleitet werden als vorher.

Mit zu den tiefsten Eindrücken, die der Weltkrieg in das Bewußtsein unseres Volkes hineingegraben hat, gehört der Zusammenbruch des alten Systems der auswärtigen Politik. Es beruhte im wesentlichen auf der Verwandtschaft oder Freundschaft der Monarchen, auf den Verbindungen der Dynastien untereinander. Es gab unserer auswärtigen Politik den dynastischen Charakter. Es stellte sie auf diese dynastischen Beziehungen und auf Verträge, welche die Monarchen für ihre Völker und Staaten geschlossen hatten, allerdings mit Gegenzeichnung ihrer Minister, aber geheim, ohne Beteiligung der Volksvertretung und ohne Kenntnis der Verpflichtungen für die Völker. Dieses System hat eine schwere Enttäuschung erlebt. Es hat sich gezeigt, daß alle dynastischen Verwandtschaftsinteressen, alle Zusammenkünfte und Umarmungen der Monarchen und Minister den Krieg und eine feindliche Stellungnahme der Völker nicht verhindern konnten, sobald die letzteren sich durch ihre nationalen Instinkte, bzw. Interessen dazu getrieben fühlten. Es hat sich auch gezeigt, daß Verträge nur dann gehalten werden, wenn wirklich auch die Völker dahinter stehen. Diejenigen, die nicht aus einem tiefen Zusammenstimmen ihrer Interessen entsprungen und ihrer Seele fremd geblieben waren, die mehr ein Kunstprodukt fürstlicher Verwandtschaft oder der Diplomatie oder Finanz waren, sind zerbrochen wie ein dürrer Stab, als wir uns darauf stützen wollten. Deswegen sich über die betreffenden Völker zu entrüsten, scheint mir ebenso zwecklos wie unbillig. Sie wurden nicht gefragt, als diese Verträge geschlossen wurden. Sie haben nie von ihnen Kenntnis bekommen und nicht gewußt, was für Pflichten sie ihnen auflegten. Kein Wunder, wenn sie nichts danach fragten, sie zu halten, und es ihnen keine Gewissensbisse bereitete, sie zu brechen, sobald ihre Interessen das zu verlangen schienen. Im übrigen stehen wir in Deutschland mit jenen üblen Erfahrungen nicht allein. England hat auch welche gemacht, nur wieder in anderer Richtung. Dort sind die Minister mit Frankreich und Rußland Verpflichtungen eingegangen, von deren Tragweite das Parlament keine Ahnung hatte, sonst hätte es ihnen sehr wahrscheinlich nicht zugestimmt. Diese Verpflichtungen werden, im Unterschied zu denen Italiens und Rumäniens gegen uns, allerdings gehalten, weil es in Englands Interesse liegt, nachdem die Dinge einmal soweit gediehen sind. Aber die Erfahrungen des Krieges werden wohl dafür sorgen, daß man in England dem Minister des Aeußeren künftig ganz anders auf die Finger sehen wird. Es wird trotz aller derzeitigen Kriegstollheit wenige Forderungen von Männern wie Macdonald

u. a. geben, die nach dem Kriege auf mehr Zustimmung der gesamten Nation zu rechnen haben werden, als ihr Verlangen nach einer wirksameren Kontrolle des Parlaments über die auswärtige Politik.

So kommt im Wesen das dortige Ergebnis eigentlich auf daselbe hinaus, das wir oben festgestellt haben: Die bisherige Methode der auswärtigen Politik mit ihrem stark persönlichen Charakter, mit ihren geheimen Verträgen ohne Kenntnis und Mitwirkung von Organen derer, die im Ernstfall dafür einzustehen haben, der Völker, hat versagt. Ihre Zeit ist um. Der Krieg erweist sich auch hier als ein Demokrat. Er dringt auch in das Altenteil ein, das sich die alte aristokratische Methode der Staatsgeschäfte noch vorbehalten hatte. Auch die Diplomatie muß mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt werden. Unsere auswärtige Politik muß irgendwie auf eine breitere Verantwortung, in eine Kontrolle der Öffentlichkeit hineingestellt werden. Es muß irgendwie die Möglichkeit gegeben sein, zwischen denen, die sie machen, und den Organen des Volkes, das unter Umständen ihre Kosten zu bezahlen hat, eine Arbeits- und Vertrauensgemeinschaft zu erreichen. Das entspricht dem gesteigerten Selbstbewußtsein des Volkes, das, wie auf allen Gebieten, so auch hier, die Zeit hinter sich hat, wo es nur Objekt der Regierung war. Naumann hat kürzlich in der „Hilfe“ für die Richtung, in der die Volksstimmung in bezug auf auswärtige Politik sich bewegt, den glücklichen Satz geprägt: „Nach den Erfahrungen des Weltkrieges wird man nur noch an Verträge glauben, die sozusagen von den Nationen gegengezeichnet sind.“

Deswegen wird sich die ungeheure Mehrheit unseres Volkes doch immer noch bewußt bleiben, daß die Leitung der äußeren Politik eines großen Volkes eine höchste Kunst ist, die weder von der Gasse noch auf der Gasse gemacht werden kann und letzten Endes auch bei den vollkommensten parlamentarischen Ausschüssen doch immer wieder Vertrauen verlangt zu den Personen, welche durch ihr ganzes Wissen um die Dinge vor anderen urteilsfähig sind und die Verantwortung tragen, zumal, wenn sie durch ihre ganze Persönlichkeit dem Volk den Eindruck erwecken, daß sie ihrer ungeheuren Verantwortung sich auch mit volstem Ernst bewußt sind. Diesen Eindruck hat trotz allem die große Mehrheit unseres Volkes von dem derzeitigen Leiter der deutschen Politik, dem Reichskanzler von Bethmann-Holweg. Deswegen vor allem haben alle Angriffe, die gegen ihn gerichtet worden sind, nicht in die Tiefe des eigentlichen Volkes dringen können. Alle diese Ausschüsse und Fronden wachsen aus dünnen oberen Schichten. Die Massen, die Arbeiter, das Landvolk, die breiten Schichten des Bürgertums sind davon nicht berührt. Das hat auch der glänzende Ausfall der fünften Kriegaanleihe gezeigt, die gewiß nicht als ein Mißtrauensvotum gegen die Leitung der deutschen Politik gedeutet werden kann, zu dem ungefähr um dieselbe Zeit der Reichstag aufgefördert werden sollte. Wenn etwas ein Zeichen dafür ist, daß das deutsche Volk kraft seiner Tüchtigkeit und seiner Leistungen reif ist für eine Einflußnahme seiner Organe auf die auswärtige Politik des Reiches, so ist es die Ruhe, mit der es in seinen breiten Schichten das Verlangen nach einem Wechsel des Steuermanns mitten im Sturm abgelehnt hat, und das Augenmaß für das Mögliche, das es, trotz aller Angriffe, durch sein Vertrauen zur Politik der verantwortlichen Männer beweist.

Martin Wend / Ein Gedenktag

Am 29. Oktober hat Geheimrat Dr. Rudolf Sohm in Leipzig seinen 75. Geburtstag gefeiert. Was die Rechtswissenschaft auf ihren verschiedenen Gebieten dem Gelehrten und hochverdienten Universitätslehrer verdankt, was der Kirche der Kirchenrechtler und Verfasser einer feinsinnigen Kirchengeschichte geschenkt hat, das mochten an dem Jubelgeburtstag fachmännische Federn verzeichnen.

Die „Hilfe“ gedenkt dessen, was Rudolf Sohm den Nationalsozialen in ihrer kurzen Geschichte gewesen ist. Er war der Hüter und Verfechter eines fortgeschrittenen, von ehrlichem und mutigem sozialen Geist durchdrungenen Konservatismus, der in dem Sturm und Drang unseres nach politischer Reife strebenden nationalen Sozialismus uns fördernd zur Seite stand, mit uns fühlte, dachte und kämpfte.

Als furchtloser Vorkämpfer für eine Wahlreform, die sich gegen das sächsische Wahlrecht lehnte, sehen wir ihn noch heute, nach 20 Jahren, in stürmisch bewegten Volksversammlungen vor uns, wie der damals bereits 55jährige in Jugendfrische die Massen mit sich fortriß, kleinlich bewacht von dem an Fallstricken so reichen Vereinsgesetz, dem „sächsischen Juwel“, jubelnd umbraust von seinen Freunden, von seinen Begnern mit den häßlichsten Mitteln bekämpft. Jedes seiner kurzen Worte ein Schlag. Jeder seiner fein zugespitzten Sätze ein vernichtendes Urteil gegen einen volksfeindlichen Geist.

Und dann seine nie ermüdende Tätigkeit in dem Vorstand des nationalsozialen Vereins, von lebhaftem Interesse für die großen grundsätzlichen Fragen, wie nicht weniger für die kleinen Sorgen des Vereinsbüros erfüllt. Immer bereit zu raten und zu helfen. Immer der Bescheidene und doch immer der geistig Gebende.

Es ging nicht ohne Meinungsverschiedenheiten ab. Die Gegensätze stießen oft hart aufeinander. Aber seine vornehme Art kannte keine persönliche Empfindlichkeit und keine persönliche Gegnerschaft. Er blieb allezeit der treue Freund durch die Erfolge und Mißerfolge hindurch bis hin zum Göttinger Tag 1903, auf dem er mit seinem weiten politischen Blick Naumanns Vorschlag zum Anschluß an die Freisinnige Vereinigung befürwortete. Er ist dann parteipolitisch nicht mehr viel in der Öffentlichkeit hervorgetreten. Aber wie er mit innerer Teilnahme das Schicksal der alten Nationalsozialen im bürgerlichen Liberalismus weiterverfolgte, so denken wir heute in der „Hilfe“ des 75jährigen Jubilars in nie vergeßender Dankbarkeit und senden ihm für seinen Lebensabend unsere herzlichsten Grüße, die Grüße deutscher Treue!

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst

4. Theorie und Theoretiker.

Fortsetzung.

Jede Kunst, die Neues bringt, pflegt ihr Programm auch literarisch zu verfechten. Doch werden Theorie und Programm immer einen um so breiteren Raum einnehmen, je weniger produktiv und unmittelbar zur Gestaltung drängend das Neue ist. Verschiedene Gründe sind es, die heute besonders zur gedanklichen Formulierung und Erläuterung des Neuen drängen und ihnen ein besonderes Gepräge geben. Die Wendung zum Abstrakten, das Gedankenhafte der neuen Kunst, begünstigt die abstrakte For-

mulierung auch im Wort, nicht nur das Neue, Unverständene, sondern das bewußt Unverständliche, weil Ungegenständliche fordert die schriftliche Interpretation heraus, die Deutung rein anschaulicher Faktoren aufs Geistige. Und in der Theorie selber vollzieht sich sowohl die Wendung zum künstlerischen Subjekt hin als auch eine durch den Zug zum Allgemeinen und Monumentalen in der Kunst begünstigte Verbindung mit der Philosophie und ein Anspruch auf Absolutes, Endgültiges, Ewiges.

Das Kandinsky-Heft ist von einem vom Künstler verfaßten Text begleitet, in dem sich die Wendung zum Künstler-subjekt hier noch recht persönlich, autobiographisch vollzieht, indem kleine, unwichtige Erlebnisse aus der Kindheit, ähnlich wie die bedeutungslosen Erscheinungsfragmente in den Bildern zu wichtigen seelischen Ereignissen emporgeschraubt werden. So wird denn auch das eigene Auftreten mit den Worten eingeleitet: „Hier fängt die große Epoche des Geistigen an, die Offenbarung des Geistes. Vater — Sohn — Geist“, ein Manifest, das Analogien des Sprachlichen ähnlich zu blasphemischer Spielerei mit dem Religiösen und Monumentalen benutzt wie die Kunst unserer Zeit, die Formanalogien mit der Gotik. In einer Formulierung, wie sie noch immer eine Kunst begleitet hat, die in demselben Maße das künstlerische Subjekt in die Höhe hob, als es unfähig wurde, in sich beschlossene Werte aus sich herauszustellen, wird dann das künstlerische Schaffen überhaupt verabsolutiert: „Das Malen ist ein donnernder Zusammenstoß verschiedener Welten, die in und aus dem Kampf miteinander die neue Welt zu schaffen bestimmt sind, die das Wort heißt. Jedes Wort entsteht technisch so, wie der Kosmos entstand — durch Katastrophen, die aus dem chaotischen Gebrüll der Instrumente zum Schluß eine Symphonie bilden, die Sphärenmusik heißt, Wertschöpfung ist Welterschöpfung.“

Etwas von dem Chaos der eigenen Bilder ist in dieser mehr die Stimmung der schöpferischen, emportreibenden, als ihr Ziel angehenden Rhetorik. So drückt auch die Formel, die Kandinsky für diese Wendung zum Subjekt hin aufgestellt hat, „das Geistige in der Kunst“ nur ganz allgemein diese Tendenz aus eine „unendliche Erlebnisse ermöglichende Fähigkeit des Erlebens des geistigen in den materiellen und den abstrakten Dingen zu wecken“. Unendliche Erlebnisse, d. h. Erlebnisse ohne Form und Bestimmtheit. Eins aber hat Kandinsky als die Schicksalsfrage der modernen Kunst richtig herausgeführt: „was soll den fehlenden Gegenstand ersetzen? Die Gefahr einer Ornamentik stand klar vor mir, die tote Scheinexistenz der stilisierten Formen konnte mich nur abschrecken“. Damit hat er zugleich die Richtung der eigenen Kunst bezeichnet, die in der Gegenstandslosigkeit sich dieser stilisierenden Kunst anschließt, aber auch noch den letzten Rest von dekorativer Form und Zusammenhang, den sie besitzt, vernichtet.

Dem abstrakten, stilisierenden Charakter der Kunst entsprechend, die in dem Bande „Das neue Bild“ vereinigt ist, betont auch die Einleitung von Otto Fischer das Monumentale stärker, und zwar im Ton einer feierlichen Eröffnungsrede. Wie mit Bibelworten wird hier von höchsten Angelegenheiten der Menschheit gesprochen, um schließlich ein paar abstrakte Kunstregeln zu formulieren. „Die großen Linien sind das Gerippe des Bildes. Sie bestimmen, wie das Bild aus seinen Teilen gebaut wird und wie die Teile sich zu dem einen zusammenschließen. Die großen Linien machen das Maß und den Rhythmus des Wertes. Linien sind Schwung der Seele, Linien sind Brechungen des

Willens, Starrheit des Beharrenden. Sie fließen wie Ströme von Kräften gegeneinander und in eines. Die kleineren begleiten sie wie leichte spielende Gefährten, wie ein vielfacher Widerhall und ein Ausklingen. Das Bild ist nicht eine Ebene, die schön geteilt ist. Es ist wie eine Welt, die aus dem Chaos entsteht. Sein Wesen ist das Gesetz der Ordnung, die sich bildet. Das Bild ist ein Gefüge von Gliedern, die in Wallung sind. Es ist ein Gefüge von Flächen, die Blut durchpocht, die ein Atem durchwogt.“ Die Bedeutung der Bildmittel ist darin deutlich ausgesprochen. Aber wie dieses Wogen und Pochen sich vollzieht, erfahren wir nicht. Eine Analyse dieser neuen Kunst würde dieser Einleitung das Diktatorische nehmen und sie zu stofflich, zu inhaltlich werden lassen. Man sieht den formelhaften Ausdruck und begnügt sich deshalb mit allgemeinsten Bestimmungen der Bildeinheit, wie sie jede Richtung und jede Zeit für sich in Anspruch nehmen könnte. Denn was könnte selbstverständlicher und allgemeiner sein als dies: „Dem äußeren Geschehen entspricht ein inneres Geschehen. Der innere Zustand entspricht dem äußeren Gegenstand. Beide in einem drückt der Künstler aus. Beide in einem machen das Bild. Das Zusammenschließende wird Symbol. Das Bild ist tiefer als die Natur.“ Weil wir aber fühlen, wie wenig die Dinge bedeuten, von denen hier so feierlich die Rede ist, und über die Inhaltlosigkeit der Formeln nicht hinwegkommen, so bleibt auch hier nur der Eindruck des Artistischen. Es ist Literatur, aber nicht Prophetie.

Das Durchdachteste, Geistvollste und mit logischer Konsequenz durchgeführte Buch über die neue Kunst ist das von Max Raphael, „Von Monet zu Picasso“. (Max Raphael. Von Monet zu Picasso. Grundzüge einer Ästhetik und Entwicklung der modernen Malerei. Delphin-Verlag, München und Leipzig.) Bemüht, für die Beurteilung von Kunstwerken ein gültiges Beurteilungsprinzip zu finden, das die Synthese von Subjekt, Objekt, Bildmittel (Produktion, Modell, Malweise) liefern soll, macht er bei Cézanne als dem Höhepunkt absoluter Gestaltung halt und sieht in den Willkürlichkeiten der modernsten Kunst, wie er sie durch Picasso vertreten sein läßt, den Abstieg, die Einseitigkeit. Trotzdem ist das Buch in gewisser Hinsicht für den neuesten Griff grundlegend. Es ist schwer lesbar bis zur Unverständlichkeit, nicht weil der Verfasser sich unklar wäre oder ihm die Fähigkeit mangelte, schwierige und abstrakte Gedanken zu formulieren, sondern weil auch in seinem Buch mehr das Denken des Expressionismus steckt, als das Denken über den Expressionismus, mehr ein Konstruieren aus formalen Begriffen der Philosophie heraus als Analyse und Erkenntnis der Bedingtheit des Neuen. So interessiert uns auch hier nur das System, die der neuesten Kunst verwandte geistige Struktur.

Sie wird bestimmt durch drei Momente: die *Wendung zum Subjekt* hin, aus dem dem Menschen eingeborenen schöpferischen Trieb soll die Kunst abgeleitet werden, nicht aus dem Wesen des Kunstwerkes; die *Wendung zum Formalismus*, aus logischen Begriffen von Subjekt, Objekt und ihrer Vereinigung mit Hilfe des Mittels ergibt sich der Bildgehalt, aus dem Verhältnis von Subjekt zu Objekt der Wert und die Stilart des Bildes; die *Wendung zum Absoluten und Metaphysischen*, der schöpferische Trieb ist einer und einheitlich, in der Kunst sich rein verwirklichend. Die Kunst ist daher die absolute Manifestierung des Geistigen und Schöpferischen.

„Dieser einheitliche und schöpferische Trieb ist in sich ursprünglich und rein. Wenn er sich der Objekte bedient, um

sich zu realisieren, so ist er darum nicht Nachahmung, überhaupt keine Reaktion; er liegt also völlig vor jeder Abstraktion und Einführung.“ Es wäre nicht schwer zu zeigen, daß von dieser allgemeinen Formulierung des schöpferischen Triebes auch nicht ein einziger Weg zum Kunstwerk hinzuführen vermag und daß wissenschaftliche und technische Produktion, ja jedes menschliche Verhalten, besonders wenn man wie Raphael auch in der einfachsten Wahrnehmung schon „Erzeugung“ sieht, darin enthalten ist. Und der Satz: „Die relative Verendlichkeit dieses in sich unendlichen Willens besteht in der Herstellung eines Organismus, der alle Lebensbedingungen in sich selbst trägt, seinen eigenen Raum, seine eigene Zeit, seine eigene Kausalität hat“, ist eine Erkenntnis, die ganz aus dem Wesen des Kunstwerkes, des Objektes hergenommen ist, seiner Beziehung zu den übrigen teleologischen Kreisen des Lebens, von der aus die künstlerische Produktion erst ihre Bedeutung empfängt. Auch die erkenntnistheoretische wie logische Beziehung von Subjekt zu Objekt, die nur die Gegenseitigkeit dieser Begriffe besagt, so daß ein Objekt immer Objekt für ein Subjekt, ein Subjekt immer nur Gerichtetsein auf Objekt bedeutet, hat nichts zu tun mit der Alternative, Ueberwiegen des Subjekts oder Objekts im Kunstwerk, und das Bemühen, sowohl die Lebendigkeit des künstlerischen Schaffensprozesses wie das Verhältnis des Kunstwerkes zum Natur Vorbild daraus abzuleiten, zeigt nur das Verstricktsein des Verfassers in den Formalismus einer Philosophie, die wie die Cohens logische Verhältnisse und mathematische Beziehungen zu Inhaltsbedeutungen der Welt und des Lebens machen möchte. Raphael tut das, indem er „aus der gegenseitigen Bewegung von Subjekt zu Objekt und umgekehrt die schöpferische Stimmung“ werden läßt und drei Kunstarten unterscheidet, je nachdem das Objekt den Vorrang hat und der schöpferische Trieb im Materialen des Stoffes, im Objektzusammenhang stecken bleibt, oder das Subjekt dominiert und ein Formalismus, kein organischer, sondern konstruktiver Zusammenhang entsteht, oder eine Harmonie beider eintritt, indem eine neue, in sich beschlossene Welt aus den Gründen der Gesetze des Werdens der Objekte gestaltet wird. Enger noch zeigt sich der Zusammenhang mit der expressionistischen Kunst, wenn die Ueberwindung der Realität als *Mathematisierung* aufgefaßt wird, „und zwar arithmetisch-rhythmisch und geometrisch-figürlich“. Mit gesuchten Zahlenbeziehungen an einem gotischen Glasfenster und dem Hinweis auf den goldenen Schnitt soll das erwiesen werden. Und wie schon in der Deutung logischer Verhältnisse und Begriffe wie der von Funktion, Subjekt, Objekt auf den künstlerischen Schaffensprozeß und auf Stimmungen das Expressionistische zum Ausdruck kam, so nun auch in der näheren Bestimmung darüber, wie die mathematisch starren Formen lebendig werden. Das Wesen der künstlerischen Erzeugung liegt nämlich im Konflikt, der Spannung der Dimensionen. Die Linie stellt „an jedem Punkte eine Durchdringung der Geraden und der Kurve dar“. Auch entsteht ein Konflikt dadurch, daß der Künstler aus der Fläche organisch eine dritte Dimension herausarbeitet und so die Dreidimensionalität des Gegenstandes — Kubus oder Raum — auf der Fläche hält. Das ist ganz die Dramatisierung der Bildmittel, wie wir sie in dem „neuen Bild“ durch bewußte Abweichung der Geraden und Kurven vom Regelmäßigen und durch unangemessene Einzwängung des Körperlich-Figürlichen in das konstruktive Schema bewirkt fanden, und die spannende Deformierung der Form ist so zum Prinzip erhoben. So ist es auch bei Raphael nur ein

Schritt zur Metaphysik des Künstlerischen, zur Verabsolutierung und Monumentalisierung des Geschaffenen aus rein formalen, inhaltlosen Bestimmungen des Kunstwertes heraus. Die Inselfeschlossenheit, Ganzheit des Kunstwertes wird als Totalität, der Beziehungsreichtum als Unendlichkeit bezeichnet, und die Erweiterung des Kunstganzen zum Weltganzen, zur Totalität überhaupt ist erreicht. Die Religion ist überwunden. Die Kunst tritt an ihre Stelle und löst alle Zweifel und endliche Bedingtheit. „Der Religiöse setzt Gott als Vater; als solcher ist er ihm transzendentes Sein, aber immerhin Sein und damit erreichbar. Der Künstler aber faßt die Welt als eine zukünftige Ordnung, Gott als das Ergebnis, den Sohn . . . Man kann sagen, hätte Gott die Welt geschaffen, so wäre der Künstler nicht nötig, um sie zu ordnen. Könnte der Künstler sie jemals in ihrer vollen Unendlichkeit ordnen, so bedürfte er nicht eines Gottes als Schöpfers.“ Diese Antithese wird aufgehoben durch ein drittes, neues Gebilde, „die erlösende Vollenendung des Lebens im Leben selbst zu finden, das Absolute in die Form des Endlichen zu gestalten“. So ist denn „dieser schöpferische Mensch der einzige, der unserer Existenz innerhalb des Endlichen ihren Sinn gibt, der einzige, der uns von der Verzweiflung der Steppis und vom Fanatismus des Religiösen zugleich befreit und damit unsere wahrhaft menschliche Existenz überhaupt erst ermöglicht“. Damit ist aber die Antithese des modernen Geistes, der sich in dieser Kunst und Kunsttheorie kundgibt, bloßgelegt, und kann durch keine philosophische Formel aufgelöst werden: auf der einen Seite eine Kunst, die nach dem Höchsten, Totalen, Absoluten strebt, das ganze Leben in sinnvoller Einheit symbolisieren möchte und auf der anderen Seite doch jeden Inhalt ablehnt, der nicht vom Künstler erzeugt ist, sondern sich außerhalb der Kunst als Lebensmacht konstituiert hat, um sich der Kunst nur zur Repräsentation zu bedienen. So bleibt ein Leben, das seinen Sinn nicht mehr in sich selber zu finden vermag und seine Größe und Zusammenfassung auf ein artistisches Erlebnis stellt, um in der Verehrung der Form einen Ersatz für die das tätige Leben gestaltenden Mächte zu finden.

Fortsetzung folgt.

Arthur Titius / Friedrich Naumanns Briefe über Religion

Es war mir ein großer Genuß, Naumanns „Briefe“ (16.—17. Tausend. Mit Nachwort „Nach 13 Jahren“. Berlin 1916, Georg Reimer. 2 M., geb. 2,75 M.) nach langer Zeit wieder einmal genau zu lesen, und ich glaube, sie würden vielen daheim und in den Schützengräben gleichen Genuß bereiten. Eine zusammenfassende Darlegung der religiösen Probleme können und wollen die Briefe nicht bieten, aber sie geben mehr: sie zeigen, wie ein reicher und energischer Geist, der schon mit der Muttermilch ein pietistisch kirchliches Christentum in sich aufgenommen und es mit den Mitteln kirchlich-theologischer Denkens in sich verarbeitet hatte, dann aber unter den Einfluß von Darwins, Marx' und Bismarcks Gedankenkreis geraten ist, sich mit ihnen auseinandersetzt; sie zeigen es in jener bald materiellen, bald dichterischen Sprache, jener Einfalt und Gedankenfülle, die wir an Naumann kennen, und in jener individuellen Färbung und jener unbedingten Ehrlichkeit und doch zugleich keuschen Zurückhaltung, die allein auch bei scheuen Seelen Eingang finden

kann. Die Unstimmigkeiten, die inneren Räte, Verlegenheiten und Widersprüche werden eher zu stark betont, zu wenig geglättet, als daß sie durch den Bruchton der Ueberzeugung verdeckt oder gar in unredlichem Leichtsinne übersprungen würden. So ist das Ganze als Bekenntnis oder, besser gesagt, als Abrechnung, als Inventuraufnahme vor dem endgültigen Uebergange zur Politik entstanden. Naumann selbst beurteilt es heute als ein gutgetroffenes Bild seiner damaligen geistigen Physiognomie, „ein Bild mit mehr Jugendlichkeit und weniger Schwere des Lebens“. Der letzte Ausdruck darf nicht mißverstanden werden, nicht die Schwere, mit der die Lebensprobleme genommen werden, nur die Erkenntnis der konkreten Schwierigkeiten kann gemachsen sein. Als Bild persönlichen Werdens und Schaffens sind die Briefe gleichsam zeitlos, behalten sie ihren dauernden Wert wie alles Biographische.

Indes, damit ist das Urteil über sie nicht erschöpft. Die Briefe sind nicht dogmatisch, aber sie sind auf Prinzipienfragen gerichtet, auf so entscheidende Fragen, daß, wie Naumann es mit Genugtuung aussprechen kann, die geistige Situation, in der sie entstanden, noch keine erhebliche Veränderung erfahren hat. Es liegen ihnen auch wie den Antworten, die sie finden, einheitliche Gedanken zugrunde, und ich möchte den Versuch machen, diese in möglichster Einfachheit zu formulieren: Schon die Erlanger Theologie, durch die Naumann hindurchgegangen ist, vertrat, angeregt von Schleiermacher, den Subjektivismus, d. h. Recht und Pflicht der persönlichen Gotteserfahrung. Nun hat aber, wie Naumann erkennt, Gott selbst die ganze neuzeitliche Erkenntnis mit ihrer astronomisch-physikalischen und biologischen Veränderung des Weltbildes heraufgeführt, nicht minder unsere Geschichtsbetrachtung mit ihrer vertieften Auffassung des Christentums, und die Welt- und Gesellschaftsverhältnisse, in welche sich unsere Lebenspraxis einfügen muß. Es ist also nicht sträflicher Unglaube des einzelnen, sondern auf Gottes geschichtliches Walten eingehender Glaubensgehorsam, wenn der Christ diesen Anregungen sich nicht verschließt. „Wir müssen Gott so glauben, wie er unsere Seelen werden ließ“ (38). Wie aber kommt dann Naumann gegenüber alten und neuen Pöchen auf feste, unabänderliche Offenbarungen zu solcher Beurteilung des göttlichen Wirkens? Gott „ist in meinen Augen die Realität an sich, die wir beständig suchen, weit wirklicher als wir selbst“; „die Versenkung in das Wirkliche ist stets zugleich Versenkung in Gott selbst“ (S. 36; vergl. „Gotteshilfe“ S. 354). An dem Wirklichen also ist stets der letzte Maßstab für die Beurteilung unserer Gedanken über Gott gegeben, und diese bleiben stets hinter der vollen Wirklichkeit zurück. Damit ist der Rubikon zwischen einer engen, an heilige Buchstaben gebundenen Frömmigkeit und einer für die stets neu sich erschließende Fülle der Wirklichkeit willig geöffneten ein für allemal überschritten. Im Grunde sind damit auch die Schwierigkeiten des neuen naturwissenschaftlichen Weltbildes überwunden, ja zu Förderungen des Glaubens umgebogen. „Wie bin ich so froh, an Gott zu glauben, als wenn ich die Größe der Natur mit allen Mitteln der Neuzeit dargestellt bekomme.“

Doch Naumann weiß, daß Freude an der Natur noch nicht Religion ist. „Gott kommt zu uns im heiligen Geste derer, die ihn fanden.“ Wir alle sind mit tausend Fesseln, oft ohne es zu wissen, an die Glaubensgedanken unserer Väter gebunden. Dies Erbe ist nach dem Ausweis aller religiösen Erfahrung wie nach den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung für uns unentbehrlich. Naumann stellt nur die Tatsache als solche fest, er begründet sie nicht. Aber das läßt sich leicht

nachhaken. Die Religion begnügt sich nicht damit, die Erhabenheit der Wirklichkeit und ihres geheimnisvollen Grundes zu bewundern; sie will auch ihren Sinn deuten, ihr Ziel ergründen, um selbsttätig in seiner Richtung mitzuwirken und seiner sich mitzufreuen. Diese Deutungen haben, wie alles Menschliche, ihre Geschichte, und mit ihr muß sich erfüllen, ihre Leitmotive und Tendenzen muß nachspürend zu erfassen suchen, wer tätig am weiteren Ausbau mitwirken will. Entscheidend ist die Stellung zu Jesus, der „Zentralperson“ unseres Glaubens. Raumann beklagt es, daß die alte Erfassung Jesu als Mann Gottes weithin unverständlich geworden sei; er gibt auch ehrlich zu, daß die von ihm selbst früher versuchte Darstellung Jesu als Volksmannes und Antikapitalisten an der galliläischen Art des Evangeliums, ich würde sagen, überhaupt an der Art des Evangeliums gescheitert sei. Aber was ihm bleibt — und was ganz in Schleiermachers Linie liegt, ist doch die Hauptfrage, „ein Mann von unerklärlicher Ungebundenheit“, „die Persönlichkeit selber, das am reinsten herausgearbeitete Ich der Menschengeschichte“, „eine Seele, die nichts als Gott in sich hat“, „alles an ihm über Menschenmaß“. Nun, wo diese Schätzung bleibt, da wird auch das „Evangelium der Gerungen“ und das „Evangelium vom Kreuz“ immer wieder Verständnis finden, denn da ist doch die Seele selbst mit ihrem tiefsten Bedürfnis angesprochen und in Bewegung versetzt.

Allerdings sind alle diese Sätze nicht mit solcher Ruhe ausgesprochen, wie es nach dieser Zusammenfassung erscheinen könnte, noch zeigen sich überall dem Blicke die Narben der geführten Kämpfe, und die innere Unsicherheit scheint noch nicht überwunden. Noch schwirren die Gefühle, die mit der alten, hingefunkenen Wirklichkeitsauffassung sich verbunden, heimatlos umher, wie Bienen, die ihren Stod verloren haben, und wagen erst schwächeln in dem neuen, geradlinigen und nüchternen, ob auch großartigen Weltentwurf anzufiedeln. Am schwersten ist Raumann, und das macht ihm Ehre, nicht von den intellektuellen Problemen, sondern von den Schwierigkeiten einer wahrhaft christlichen Praxis betroffen. Indes hat er von der geschlichen Auffassung des Evangeliums sich schon zur reformatorischen Scheidung des Geistlichen und Weltlichen hindurchgekämpft. „Je reiner Jesus gepredigt wird, desto weniger ist er staatsbildend.“ Freilich erscheint ihm damit die Einheitslichkeit der Gesinnung gesprengt: Jesu Ethik der Liebe und die Staatsethik des Kampfes ums Dasein beanspruchen uns beide und ziehen uns nach entgegengesetzter Richtung. In der Tat, wer hätte das nicht gerade heute mit Schmerzen schon verspürt? „Wie merkwürdig Härte und Weichheit jetzt gemischt sind, werden vielleicht andere Geschlechter kaum dem unserigen nachempfinden können.“ Das mag sein, indes ist nicht eine ganz ähnliche, ob auch anders begründete Mischung in dem Charakter Jesu selbst und vieler seiner größten Jünger zu beobachten? Nicht nur hochgespannter sittlicher Eifer, auch unbeirrbarer Wirklichkeitsinn hat doch im Grunde allezeit verwehrt, die christliche Bruderliebe in schmelzende Gefühlseligkeit entarten zu lassen. Ich meine also zwar auch, daß das christliche Gewissen allezeit und zumal in einer Kampfeszeit schwere Spannungen in sich zu tragen und zu bewältigen hat, aber kein Grund vorliegt, an der Möglichkeit einheitlicher Lebensführung aus einem Guß zu zweifeln.

Mit den letzten Sätzen habe ich mich schon dem ausführlichen „Anhang“ zugewendet, durch den Raumann dankenswerterweise seine Briefe ergänzt hat. Recht hat er, wenn er die Arbeit auf dem Gebiet zwischen Naturerkenntnis und Glaube für dringlich und die heutige

Situation für günstig erklärt, nur wird von dieser Arbeit in verschiedenen wissenschaftlichen Lagern tatsächlich in der Stille mehr geleistet, als er annimmt. Recht hat er auch darin, daß die religionsgeschichtliche Forschung auf dem besten Wege ist, einen Teil dessen wiederaufleben zu lassen, was nicht das Wort von der Fleischwerdung des „Wortes“ in Jesus Christus zum Ausdruck brachte. Den „Welt-erneuerungstrieb“ des Reiches Gottes nimmt er darin wahr, daß, wie soeben die Sozialisierung der Gesellschaft aus dem Bereiche der Gesinnung in den der Organisation zu treten beginnt, schon der Gegenpol eines fernen Individualismus wirksam zu werden anfängt; in seinen Ideen liegen eben Unabhängigkeits- und Brüderchaftselemente nebeneinander. Die Furchtbarkeit des Krieges legt Raumann den Gedanken nahe, daß doch einmal ein Ueberbieten des Krieges durch den Krieg wirklich eintreten werde, und daß dann, wenn es auch „einen christlichen Weltfriedensvertrag an sich ebenso wenig wie eine christliche Fabrikordnung“ gibt, der Beitrag des Gemütes und der Seelengemeinschaft bei der Aufrechterhaltung des Friedens kein geringer sein werde. Das ist eine Korrektur seines Evangeliums der „gepanzten Faust“, der ich mit gleicher Reue, wie er selbst sie übt, zustimme, und die auch ihrerseits dazu beiträgt, die fortgehende Verschmelzung des Gedankens der Macht mit dem der Liebe möglich erscheinen zu lassen; Macht ist nur Schutzmittel der geistigen Entwicklung, nicht ihr eigentliches Ziel.

Mit besonderem Interesse wird man Raumanns Ausblick auf die Folgen des Krieges für das religiöse Leben lesen. Es trifft gewiß zu, daß wir „ein betendes Heer im Sinne der Puritanertruppen oder Gustav Adolfs“ nicht haben, wohl aber Ergebung, Zucht, Pflichterfüllung bis zum Äußersten, geistige Kämpfe und Zweifel aller Art. Das gibt bei der unabsehbaren Dauer der Entwurzelung aus dem gewohnten Lebenskreise „Wachstumswetter für merkwürdige Innerlichkeiten“, für Romantiker und Atheisten, wie in der französischen Revolution und in den Freiheitskriegen. Alles wird schroffer und einseitiger werden; zumal die erste Friedenszeit wird ziemlich chaotische Neuperungen auf allen Gebieten bringen, bis dann nach der folgenden Ermattung, vielleicht nach einem Jahrzehnt, die eigentlich markante Linie der Entwicklung auftritt. Vorsichtiger wird es sein, auf jeden Versuch, Perioden und Zeiten abzugrenzen, gänzlich zu verzichten, zumal die Dauer des furchtbaren Abertalles, der fast ganz Europa trifft, noch immer unabsehbar ist. Aber der allgemeinen Zeichnung Raumanns kann ich nur zustimmen. Für recht wahrscheinlich halte ich auch 1. eine weitere starke Verlegung des Schwerpunktes vom Dogma zur Praxis, 2. eine Umwertung der Werte im Sinne des Idealismus gegenüber der bloßen Nützlichkeitstheorie, 3. eine starke inter- oder übertonkonfessionelle Strömung der Frömmigkeit. Diesen günstigen Wirkungen tritt allerdings der missionsstörende Gesamteinfluß des Krieges, der Verlust der abendländischen Christentumsforderungen an Übergewicht gegenüber allen anderen Menschheitsreligionen und insbesondere die Trennung der protestantischen Hauptländer als schwer einzubringende Einbuße gegenüber. Auch kann es beim Friedensschluß zu starken konfessionellen Verschiebungen in der Struktur der Staaten kommen. Es sind das Ergänzungen, die sich ohne Zweifel nahelegen und die wohl auch die Aufmerksamkeit aller Beteiligten bereits erregt haben.

Gottfried Traub / Boelcke tot!

Solange uns dein Beispiel schimmert,
Eint mit der Treue sich die Kraft.
Grillparzer.

Die Winde sammelten sich vor Allvaters Thron und weinten. Er sprach: „Warum weint ihr?“ Sie antworteten: „Er ist tot.“ Er darauf: „Wen meint ihr?“ Sie erwiderten: „Herr, du weißt es; unser Meister ist tot.“ Allvater schweig einen Augenblick; dann fragte er die Schar der Stürme: „Freut ihr euch nicht, daß ihr des Menschen Troß losgeworden seid?“ Auch die Stürme schwiegen eine kurze Spanne Zeit, dann kam es sicher von ihren Lippen: „Wir hatten ihn lieb. Er spielte mit uns wie das Kind mit dem Ball. Er tat uns nicht weh. Er tanzte mit uns unseren Reigen und fuhr mit uns um die Wette. Er war unserer Art. Darum waren wir ihm gut.“ Leise klagte es in den Lüften. Es war seit Menschengedenken das erstemal, daß die unbärdigen Stürme ihre Flügel hängen ließen wie gescholtene Kinder. Allvater schaute über sie hin weit über des fernsten Weltsterns Gestade weg. Dann sprach er: „Die deutsche Windsbraut soll er heißen; denn wie um eine Liebste habt ihr geklagt. Unter diesem Namen soll er leben von Geschlecht zu Geschlecht der Menschenkinder. Nun geht. Des Menschen Los ist meiner Weisheit untertan. Fahrt eure Bahn!“ Die Winde gehorchten und flogen davon. Aber des Abends sammelten sie sich um des Toten Unglücksstätte, und ihr heulendes Lied erschütterte Mark und Bein.

Die Fliegerkameraden traten vor ihres toten Helden Bahre. Ehrfurcht zwang sie; stille war's in der Runde. Wie ein Gefeiter war er durch ihre Reihen gegangen. Mit ihm flog Sieg und Glück. Hei! Ho! Der Sieg blieb ihm treu; aber der Tod kam ihm nahe. „Wer bist du, Unheimlicher, daß du dich an solche Größe wagst?“ „Ich bin der Tod, der keinen besonderen Titel in seinem Kalender führt und der doch aller Menschen Namen nebeneinander zählt. Laßt mich in Ruh! Ich bettete ihn unter euren Reihen, nicht in Feindesland, aber sonst waltete ich meines Amtes.“ Leer blickten die Augen der Kameraden. Einige seuchten sich wie vom Abendtau. Durch alle geht's wie ein Ruck: Stolz der Deutschen fuhr dahin; Stolz der Deutschen fordert uns wieder an. Kamerad, du bist nicht tot. Unser Schlachtruf sollst du sein. Fahrt die Runden, senkt den Flug, und dann in die Höhe, in die Höhe! Wir denken dein. Du geleitest uns. Männer gehen wieder fort zum Dienst, aufrecht und unbeugt. Boelcke fährt mit und schützt mit seinem Opfer. Aber des Abends kommen die Kameraden einsilbig in ihre Kammer. Eng wird's ums Herz. Daß unser Boelcke so sterben mußte!

Der Deutschen Volk kommt zuhau. Alte, die ihre Augen selig gepriesen hatten, daß sie solche Flieger noch gesehen; Junge, denen Boelcke die Tür ihres Morgens aufgeschlossen und mit deren Phantasie und Zukunftswillen er verwachsen ist. Männer, Frauen, Jungfrauen, Jünglinge treten in eine Reihe und danken dem Himmel für ihres Volkes Stolz. Vor Monaten kannte ihn keiner; heute spricht man von ihm am Euphrat und Mississippi, auf der Alm und hinter jeder Talmühle. Wie viele wird sein Name entzündet von Jahr zu Jahr mit Mut und Begeisterung! Eine Herdflamme ist er geworden, die nicht verlöscht. Wir aber waren dabei. Uns traf der erste Schmerz, der herbe. Keiner der Kommenden kann uns den nachempfinden. Wir erleben heute die Geschichte mit ihrer grausamen Pflugschar, deren Linien die Späteren fast mühelos sauber erkennen. Aber ich möchte nie mit ihnen

tauschen. Wir sind die Seligeren in unserer Not. Feiert den Helden. Eines Helden Tod ist ein Geheimnis. Und das Volk zieht wieder hinaus zu seiner Arbeit, seiner Pflicht. Nur um den Abend, wenn die Lampen angezündet sind, ringt sich weh und bang die Frage von den Lippen: „Warum auch du.“

Soziale Bewegung

Ein Kriegswunsch des Handwerks. Der Kasseler Schreiner-obermeister Knieß hat kürzlich im Organ des Hansabundes die Lage des Handwerks am Schluß des zweiten Kriegsjahres geschildert. Sehr verschieden hat nach seiner Darstellung der Krieg auf die einzelnen Handwerkszweige gewirkt; Mechaniker, Sattler, Schmiede, Stellmacher, die mit Kriegslieferungen betraut worden waren und hierdurch die Segnungen des vereinbarten Preises erhielten, haben nicht schlecht abgeschnitten. Auch diejenigen Handwerker, die mit Lebensmitteln zu tun haben, sind wenigstens während des ersten Kriegsjahres günstig durchgekommen. Freilich, jetzt haben auch Fleischer, Bäcker und Konditoren große Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem sieht es aber innerhalb der großen Kreise des Baugewerbes bei den Maurern, Zimmerern, Malern, Dachdeckern, Klempnern, Tapezierern usw. zum großen Teil böse aus. Fehlt doch vielfach die Arbeitsgelegenheit, und wo diese vorhanden ist, zeigt sich ein ungemein scharfer Wettbewerb. Während wir fast in allen Industrieartikeln, im besonderen bei den Lebensmitteln, eine ungeheure Preissteigerung erleben, ist bei den Baugewerken das Gegenteil der Fall, hier gehen die Preise zum großen Teile trotz Verteuerung der Rohmaterialien, im besonderen bei behördlichen Lieferungen, zurück; der Arbeitshunger und wohl auch die Not, die Betriebe laufen zu lassen, zwingt zu den absonderlichsten Eingeboten. Hinzu kommen noch die Forderungen der Arbeiter nach Teuerungszulagen; und wer kann die Berechtigung dieses Verlangens bestreiten, ist doch jeder Gegenstand des täglichen Lebensunterhaltes gewaltig gestiegen. Aber auch die Arbeitgeber sind in der schwierigsten Lage. Einmal werden bei der geringeren Arbeiterzahl die Betriebe nicht voll ausgenutzt, die Geschäftskosten sind dadurch im Verhältnis größere, aber auch die allgemeine Teuerung wirkt ebenfalls auf den Arbeitgeber, hinzu kommen noch manche Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit, denen sich der Geschäftsinhaber, wenn er gar noch Hausbesitzer ist, nicht gut entziehen kann. All diese Schwierigkeiten erkennen auch die Arbeiter an, aber all diese Klagen lassen nun einmal das Verlangen nach Sicherung einer, wenn auch bescheidenen Lebenshaltung nicht verstummen. — Getragen von diesem beiderseitigen Verstehen haben sich während des Krieges verschiedentlich Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gemeinsamen Besprechungen zusammengesunden, um gemeinschaftlich die Uebel zu beseitigen, welche ein Vorwärtskommen verhindern, oder wenigstens die Möglichkeit zu schaffen, daß der Arbeiter mit seinen Familien sich ernähren kann, und daß der Arbeitgeber in die Lage versetzt wird, entsprechende Löhne zu zahlen. Da in dieser Zeit die Militärbehörde fast die einzige namhafte Auftraggeberin ist, so sind die Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer dort vorstellig geworden. In Kassel, wo dies auch geschehen ist, hat leider die stellvertretende Intendantur erklärt, nichts an den geltenden Bestimmungen ändern zu können; außerordentliche Zulagen für Arbeiterwohlfahrtszwecke usw. könne man dem Handwerk nicht gewähren. Man hat aber den Rat gegeben, das Königl. Kriegsministerium zu bitten, eine Verfügung zu treffen, daß bei allen durch die Militärverwaltung vergebenen Arbeiten während der Dauer des Krieges ein Zuschlag von 5 v. H. gewährt wird, der für Teuerungszulagen an die Arbeiter benutzt werden muß, was durch die Lohnzahlungen nachzuweisen sein würde. Obermeister Knieß gibt der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß das Kriegsministerium dieser zweifellos für den sozialen Frieden im Handwerk wichtigen und wertvollen Anregung nachkommen werde.

Krankenversicherung der Heimarbeiter. Die erst nach langen Kämpfen mit Erlaß der Reichsversicherungsordnung ins Leben getretene Krankenversicherung der Hausgewerbetreibenden ist durch das Notgesetz vom 4. August 1914 wieder aufgehoben worden. Zu dieser Maßnahme sah sich der Bundesrat bei Kriegsausbruch veranlaßt, um die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen nicht zu gefährden. Gleichzeitig aber ist den Gemeinden, Krankenkassenvorständen und Oberversicherungsämtern empfohlen worden, im Interesse der Hausgewerbetreibenden die Krankenversicherung durch Ortsstatut einzuführen. Wenn das auch in einer ganzen Reihe von Orten geschehen ist, so war doch ihre Zahl im Verhältnis zum Umfang der Heimarbeit nicht allzu erheblich. Erst neuerdings gehen mehr und mehr Gemeinden dazu über, die Versicherungspflicht ordsstatutarisch zu regeln. Sie tun das einmal, weil die Befürchtungen, der Bestand der Krankenkassen könnte durch den Krieg ge-

fährdet werden, erfreulicherweise nicht eingetroffen sind, oder aber, weil sich gezeigt hat, wie notwendig im Interesse der Hebung der Volksgesundheit gerade die Krankenversicherung der Hausgewerbetreibenden ist. Die gesundheitlichen Gefahren der Heimarbeit sind so allgemein bekannt, daß sich ein näheres Eingehen darauf erübrigt. Gerade jetzt, wo Tausende und aber Tausende von Kriegsfrauen, um ihre Lage aufzuhebern, zur Heimarbeit ihre Zuflucht nehmen und wo in immer größerer Zahl in ihrer Erwerbstätigkeit beschränkte Kriegsverletzte in die Heimarbeit gedrängt werden, ist es doppelt und dreifach nötig, daß Staat und Gemeinden diesen Zuständen ihre Aufmerksamkeit widmen. Sonst könnte es leicht dahin führen, daß alle Maßnahmen zur Besserung der Gesundheitszustände, insbesondere zur Bekämpfung der Tuberkulose, sich als unwirksam erweisen und daß das hierfür ausgegebene Geld unnütz verausgabt ist. Dazu kommt die große Gefahr der Übertragung ansteckender Krankheiten, namentlich Kinderkrankheiten, durch die in der Heimarbeit zu verarbeitenden Stoffe, eine Gefahr, die sich zwar nicht vermeiden läßt, der aber vorgebeugt werden kann, wenn man sich leicht ärztlicher Hilfe zu bedienen imstande ist. In einer Zeit, wo es mehr als je darauf ankommt, einen gesunden Nachwuchs großzuziehen und der Kindersterblichkeit Halt zu gebieten, dürfen die öffentlichen Körperschaften, weder Reich, Staat und Gemeinden noch auch die Träger der Sozialversicherung an dieser Erscheinung achtlos vorübergehen. Das Bestreben muß darauf gerichtet sein, solange die außer Kraft gesetzte Bestimmung der Reichsversicherungsordnung nicht von Rechts wegen wieder Geltung erlangt, wenigstens dringlich alles zu tun, um den großen Kreis der hausgewerblich tätigen Männer und Frauen der Versicherungspflicht zu unterwerfen.

Koalitionsbekämpfung im Kriege. Trotz aller Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisationen während des Krieges gibt es immer noch Unternehmer, die den Kampf gegen die Berufsverbände unbeirrt weiterführen. So hält es auch die „Guthofnungshütte“ in Oberhausen (Westfalen) noch für nötig, jedem Stellenbewerber einen Fragebogen vorzulegen, der neben anderen übersichtlichen Fragen auch die Beantwortung verlangt, ob der Bewerber dem Bunde technisch-industrieller Beamten oder dem Deutschen Technikerverband angehört. Die beiden genannten Verbände haben sich, da die Direktion ihre Vorstellungen unbeantwortet ließ, an das zuständige Generalkommando gewandt, um die Firma zur Wahrung des Koalitionsrechts zu veranlassen. Noch ungenierter bekämpft das Koalitionsrecht ihrer Angestellten die Luftfahrzeuggesellschaft m. b. H. in Adlershof bei Berlin. In einem Aufstellungsbefehl für einen Ingenieur befindet sich folgender Passus: „Sie verpflichten sich bei einer Strafe von 100 M. (in Worten einhundert Mark) für jeden Einzelfall, sich jeder Werbetätigkeit für Technikervereinigungen u. dergl. zu enthalten“. Ganz richtig bemerkt die „Industriebeamtenzeitung“ dazu, daß eine derartige Beschränkung keine Rechtsgültigkeit besitzt. Deshalb ist der Versuch aber doch verwerflich und um so bezeichnender, als die Luftfahrzeuggesellschaften sich selbst stark organisiert haben und durch Konkurrenzkauf den Angestellten sogar einen Stellenwechsel ohne Zustimmung der Firma unterbinden. Die genannte Firma nimmt also für sich selbst das Koalitionsrecht zur Verfolgung eigensüchtiger Zwecke in Anspruch, verlagert aber dennoch ihren Angestellten jede Betätigung in deren Organisation.

Gewerkschaften und Krieg. Wie der Krieg auf die stärkste Organisation der deutschen Gewerkschaften, auf den Verband der freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften einwirkt, ergibt sich aus dem neuen Jahresbericht des Verbandes für 1915. Danach ist der Mitgliederbestand von 2 482 046 im 2. Jahresbericht 1914 auf 982 863 im 4. Viertel 1915 gesunken. Es sind auch 20,4 v. H. des früheren Bestandes an weiblichen Mitgliedern verlorengegangen. Im Jahresdurchschnitt hatten die Gewerkschaften noch 1 146 256 gegen 2 052 377 Mitglieder im Jahre 1914; die Zahl der weiblichen Mitglieder sank von 203 648 auf 172 101. Die ungünstige Mitgliederbewegung wird neben den Einberufungen der Mitglieder vor allem auf das Fehlen zahlreicher Vertrauensleute und Beamten zurückgeführt. Dadurch ist natürlich der Zusammenhalt der Mitglieder erschüttert worden. Dazu kommt, daß einzelne Zweigvereine in Grenzgebieten eingegangen sind, auch tritt rechnerisch infolge unterlassener Abmeldung bei Einberufung mancher Austritt als Verlust von Daheimgebliebenen auf, der in Wahrheit nur die Streichung eines unabgemeldeten Einberufenen infolge nichtgezählter Mitgliederbeiträge darstellt. Der auffallende, auch bei den christlichen Gewertvereinen beobachtete Rückgang der Organisationsziffern bei den weiblichen Mitgliedern trotz enorm wachsender Frauendarbeit, läßt sich wahrscheinlich auf physiologische Gründe zurückführen. Ein Teil der Frauen, die jetzt in die Erwerbsarbeit eingetreten sind, hoffen diese Arbeit nach dem Kriege wieder aufgeben zu können. Ob sie sich in dieser Hoffnung nicht täuschen, ist allerdings eine andere Frage, aber jedenfalls sind solche nur zeitweilig arbeitenden Kräfte stets schwer oder gar nicht organisierbar. Der größte Teil der Frauen steht ferner unter einem so schweren seelischen Druck — Sorge um Angehörige im Felde, Ernährungs Schwierigkeiten für sich und ihre Kinder —, daß dadurch die Spannkraft fehlt, den Organisationsgedanken über-

haupt zu erfassen. Der gesamte Mitgliederverlust ist bei den freien Gewerkschaften stärker als bei den anderen Richtungen; die christlichen Gewerkschaften haben mit 37,7 v. H. zwar fast die freigewerkschaftlichen Einbußen erreicht, dagegen sind die Gewertvereine (H.-D.) mit 21,4 hinter den 4,4 v. H. der freien Gewerkschaften um mehr als die Hälfte zurückgeblieben. Unter den Mitgliederverlusten haben natürlich die Einnahmen der Gewertschaften schwer gelitten. Sie sind von 70 871 954 M. im Jahre 1914 auf 41 503 227 im Folgejahre gesunken. Gleichwohl wurden einige Ausgabenposten erhöht, so die für Familienunterstützung der Einberufenen (8 074 085 M.). Hingegen sanken die Ausgaben für Streiks und Ausperrungen erheblich. Sie hatten 1913 über 16 Millionen, 1914 noch knapp 5½ Millionen betragen und sanken 1915 auf 35 881 M. hinab, ein sprechender Beweis für die Einhaltung des Burgfriedens durch die deutsche Arbeiterschaft. Ferner sank z. B. die Arbeitslosenunterstützung von 23 auf 3 Millionen, die Gemäßregelteneunterstützung von 587 615 auf 15 790 M. Im ganzen wurden 1915 34 938 864 M. ausgegeben gegen 79 547 272 M. im Vorjahre. So kommt es, daß die Gewertschaften geldlich am Ende des zweiten Kriegsjahres besser dastehen als am Ende des ersten!

Dr. Brenner f. In München verstarb nach schwerem Leiden der in allen sozialpolitischen Kreisen rühmlichst bekannte Gewerbedirektors Dr. Hans Brenner im 47. Lebensjahre. Er war mit dem Magistratsrat v. Schulz in Berlin und mit A. Rath in Essen die erfolgreichste Persönlichkeit im gewerblichen Einigungsweien. Bei umfangreichen Streiks, bei großen Tarifvereinbarungen und Tariffreitigkeiten wurde dieses Triumvirat in den letzten Jahren stets vom Reichsamt des Innern oder von den streitenden Parteien berufen, einen Ausgleich zwischen den beiderseitigen Interessen zu schaffen. Im Jahre 1909 wurde Dr. Hans Brenner von Verbrüch in das Reichsamt des Innern berufen, lehnte jedoch den Uebertritt ab. Brenner war von dem Gefühle sozialer Gerechtigkeit tief durchdrungen, seine reichen sozialpolitischen Erfahrungen machten ihn zum gesuchten Gutachter, er genoß großes Vertrauen bei Arbeitern und Arbeitgebern. Mit v. Schulz und A. Rath gab Brenner seit drei Jahren die in Berlin erscheinende Monatschrift „Das Einigungsamt“ heraus. Bei keiner Beerdigung waren Arbeitnehmer wie Arbeitgeberorganisationen zahlreich vertreten.

Büchertisch

Der britische Imperialismus, ein geschichtlicher Ueberblick über den Verdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Dr. Felix Salomon, Prof. der Gesch. an der Universität Leipzig. Verlag B. G. Teubner. 1916. 223 S. Geh. 3 M., gebd. 4,10 M.

Der Gelehrte, dem wir unter den Lebenden die wichtigsten Aufschlüsse über englische Geschichte verdanken, der durch sein monumentales Werk über den großen Pitt der beste Kenner englischer Vergangenheit geworden ist, hat durch die Forderung des Weltkrieges, die deutsche Öffentlichkeit gründlich über England zu unterrichten, sich veranlaßt gesehen, eine ältere Studie über den Gang der britischen Reichsbildung auszubauen und uns damit eins der wertvollsten Kriegsbücher beschert. Seine Schrift über den britischen Imperialismus, die die englische Geschichte bis zur Gegenwart erzählt, ist nicht nur ein klassisches Zeugnis für die Objektivität deutscher Forscherarbeit, sie ist viel mehr, sie ist eine bis ins innerste Wesen des englischen Willens dringende, den englischen Motiven sich einführende, auf ihnen aufbauende Rekonstruktion des englischen Weltgebäudes. Es ehrt den Verfasser, wie hier die verstehende Liebe eines Forscherlebens zusammenfließt mit der Kritik und der patriotischen Ablehnung des Deutschen. Der Leser aber hat von solcher Arbeit unendlich viel mehr als von den nur aus der Stimmung der Zeit entstandenen Büchern über England, denen die Sicherheit und Tiefe einer Lebensarbeit abgeht, selbst, wenn solche Bücher aus der Feder von an sich und auf anderen Gebieten hervorragend bewährten Gelehrten stammen, wie der Eduard Meyers. Das Salomonische Buch liest sich nicht leicht, es will verarbeitet werden, setzt auch gewisse allgemeine historische Kenntnisse voraus. Auch das halte ich für keinen Nachteil. Auf der anderen Seite wird das Buch hervorragend belebt durch die aus der umfassenden Kenntnis der politischen Literatur Englands gegebene Fülle von Zitaten aus Reden und Schriften der für England und seinen Imperialismus bedeutenden Männer. Ohne daß sich die Schrift, die sich vor allem die Aufgabe stellt, die Entwicklungslinien zu ziehen, die ideellen Ziele aufzuweisen, Zeit lassen kann, Charakterbilder zu zeichnen, werden durch diese Methode, Urteile auf dem unmittelbaren Leben der englischen Gedanken selbst zu begründen, die stärksten Vorstellungen auch vom englischen Leben und seinen Menschen vermittelt. Schotte.

Kriegs-Lexikon. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Herausgegeben von Ulrich Steindorff. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 346 S. Brosch. 3 M., geb. 3,50 M.

Das sehr nützliche Buch verzeichnet alle Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, alle wichtigen politischen Vorgänge der Kriegsgeschichte, gibt Notizen über alle hervorragend beteiligten Persönlichkeiten des Inlandes und des Auslandes, über die Märier an der Front und die „hinter der Front“, behandelt die wirtschaftlichen Ereignisse, besonders die Gesehe, verzeichnet die Maßnahmen der Kriegshilfe und -fürsorge, berücksichtigt die technischen, politischen und wirtschaftlichen Kriegsmittel, Heere und Flotten aller wichtigsten Staaten, kurz jede Frage, über die der am Krieg lebhaft teilnehmende Zeitungsleser näheren Aufschluß sucht. Die Ordnung der einzelnen Stichwörter ist durchgehend alphabetisch. Wir können nur dringend wünschen, daß das ungemein geschickt gearbeitete Buch recht bald erweiterte Neuauflagen oder wenn das nicht möglich, Ergänzungsbände erlebt. Schotte.

Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Rundgebungen. 8. und 9. Band vom 21. August bis 20. Oktober 1915. Mit Namen und Sachregister über Band V bis VIII bzw. einleitender Darstellung des Kriegsverlaufes von Mitte September 1915 bis Mitte Februar 1916 von Oberstleutnant a. D. R. Freiherrn v. Lupin. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1916. 482 und 484 Seiten mit 4, bzw. 3 Bildnissen und Kartenskizzen. Geb. 2,80 bzw. 3,50 M. Wir machen nachdrücklich auf diese vorzügliche Quellenpublikation aufmerksam, die den knapper gehaltenen Geschichtskalender des Verlages Meiner sehr gut ergänzt.

Vor 45 Jahren, Worte aus großer Vergangenheit. Mit Einleitung von Dr. P. Brönne: Heinrich v. Treitschke: „Was fordern wir von Frankreich?“ E. du Bois-Reymond: „Ueber den deutschen Krieg“, Rektoratsrede am Friedrich-Wilhelms-Tag der Berliner Universität 3. August 1870. Heinrich v. Sybel: „Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen.“ Graf Münster: „Der Friede von 1870.“ Leipzig. Krüger & Co., 1916. 148 Seiten. M. 1,50. Die sehr geschickt ausgewählte Sammlung deutscher Gedanken, die führende Männer in ähnlicher Lage wie heute, aber mit dem Gewicht der Zeitlosigkeit gesprochen haben, so daß sie heute und immer gültig sind, liegt nun schon in mehrfacher Auflage vor. Beweis, daß sie, wie vom Herausgeber gedacht, von unserer akademischen Jugend auch im Felde viel gelesen worden ist.

Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. 14. Jahrgang, 1916, 2 Bände, 925 und 950 Seiten. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Heinrich Kaufmann. Preis des zweibändigen Wertes gebunden 12 M. Der erste Band bringt den Jahresbericht des Zentralverbandes. Die beiden ersten Kapitel, aus der Feder des jetzt ins Kriegsernährungsamt berufenen Dr. August Müller, behandeln sehr instruktiv die Maßnahmen zur Sicherung der deutschen Volksernährung im Kriege und die wirtschaftlichen Kämpfe der Genossenschaften. In den folgenden drei Kapiteln behandelt Heinrich Kaufmann die deutsche Genossenschaftsbewegung unter besonderer Berücksichtigung der Konsumgenossenschaftsbewegung und insbesondere des von ihm vertretenen Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. Der zweite Band bringt die Jahresberichte der neun Revisionsverbände und die stenographischen Berichte der Verbandstage.

Friedrich Hebbel und der deutsche Gedanke. Eine Studie von A. L. A. Hoyer. 1. und 2. Tausend. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. In Pappband 1 M. 106 S.

Ferdinand I., König der Bulgaren, sein Volk und sein Land. Von Peter Ritter v. Fleischmann, Geh. Hofrat. Mit Abbildungen. Leipzig 1916, Hesse & Weller Verlag. 128 Seiten. 1 M. Viel interessante Einzelzüge zur Persönlichkeit Ferdinands I.

Der Schutz deutscher Außenstände im feindlichen Ausland und die Behandlung der durch den Krieg unterbrochenen internationalen Privatverträge. Von Dr. Ludwig Wertheimer, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M. Leg. 8°. 1916. Geh. 1 M. 31 S. —

Dr. Ernst Buzicka, Kriegsschade und Wiederherstellung. 69 S. Budapest 1916. 3 Kronen.

Im Flammenglanz der großen Zeit. Erlebnisse von Kriegsteilnehmern. Herausgegeben von Karl Hesselbacher. 1.—3. Bändchen in 115, 199 und 164 S. 0,80 M. bis 1,10 M. Verlag der evang. Gesellschaft Stuttgart.

Briefkasten

R. M. in L. Daß Sie Raumanns Rede über den Krieg an all Ihre Freunde im Felde versenden und auch verschiedene Bazarette damit beschenken wollen, freut uns sehr. Sie können noch jede gewünschte Anzahl zum Preise von 2 M. für 100 Stück erhalten. Die genauen Preise finden Sie in der heutigen Anzeige auf der 2. Seite des Umschlages. Bitte geben Sie aber Ihre Bestellung möglichst bald auf, die Nachfrage ist über Erwarten stark.

Auf Postanweisungen und bei allen sonstigen Zahlungen bitten wir stets anzugeben, für was der Betrag bestimmt ist. Bei

den Tausenden von Namen in unseren Listen ist es sonst zu schwer, die Rechnung festzustellen.

Postbezieher der „Hilfe“ bitten wir im Auftrage des Postzeitungsamtes hierdurch wiederholt, alle Beschwerden wegen nicht ordnungsmäßiger Zustellung unseres Blattes an den Briefträger oder das Postamt zu richten. Auf diesem Wege erfolgt die Abhilfe am schnellsten.

Dr. R. in M. Ja, die Kriegs- und Heimatchronik erscheint in Monats-Sonderheften noch weiter. Freiversendung an Feldadressen ist nicht mehr erlaubt. Sie können aber für Ihren Verein, der die Hefte seinen im Felde stehenden Mitgliedern senden will, die Feldausgabe zum Preise von 5 Pf. für das Stück erhalten. Bestellung nur an uns erbeten. Verlag der „Hilfe“.

Nr. 41 u. 43 der „Hilfe“ sind, wie wir aus Zuschriften ersehen, in auffällig großer Zahl nicht in die Hände der Leser gekommen. Der Fehler muß hier beim Postamt liegen, an das wir uns bereits gewandt haben. Von uns erfolgte die Versendung wie immer pünktlich und ordnungsgemäß.

Verlag der „Hilfe“.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung von Raumanns Reichstagsrede ins Feld: je 1 M.: Dr. B. in Frankfurt a. M., M. C. in Wilhelmshöhe.

Zur Versendung der Feldausgabe der „Hilfe“: 1 M.: Obst. G. im Felde, 2 M.: Pfr. T. im Felde, 3 M.: D. M. in Sch., 10 M.: Lehrerin M. M. in D.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt R. in Berlin: 12 Bücher und Zeitschriften, J. A. in Hamburg: 45 Bücher, R. W. in Nieder-Erlenbach: 5 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Helle, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bamber, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt eine Ankündigung der Verlagsbuchhandlung Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig und Berlin, über ihre neue Romanammlung bei. Die „Bilder deutscher Vergangenheit“ sollen in vornehm ausgestatteten und mit großer Schrift klar gedruckten Einzelbänden zu dem billigen Preise von je M. 2,50 eine Auswahl der historischen Meisterwerke der deutschen Literatur bringen. In unserer Zeit, da man auch beim Lesen mehr erleben als empfinden will, ist es ganz besonders zu begrüßen, wenn hier durch eine handliche Neu-Ausgabe der gute historische Roman wieder in den Vordergrund tritt. Die ersten Bände bringen Brachvogel: „Der Feis von Ers“, Zscholle: „Der Frelhof von Narau“, Alexis: „Der Werwolf“, Auz: „Schillers Heimatjahre“, Souff: „Viehstein“. Wir empfehlen den Prospekt der eingehenden Durchsicht unserer Leser.

Eine illustrierte Zeitschrift, wie Reclam's „Univerrsum“ ist eine schöne Liebesgabe und bildet ein wirksames Mittel, den Feldgrauen über die Dede der langen Herbst- und Winterabende hinwegzuleiten. Aber auch für den Familiencirkel der Dohingebildeten wird der loeben beginnende 33. Jahrgang des „Univerrsum“ dem Verlangen nach unterrichtendem und zeitvertreuendem Lektürestoff härter denn je Rechnung tragen; gleichzeitig auch durch eine wichtige Neuerung, durch die Ausgabe von Gutschriften, den Lesern des „Univerrsum“ die Anlage oder Erweiterung einer Hausbibliothek nach eigenem Geschmack ermöglichen. Näheres ist aus dem diesem Heft beigelegten Prospekt des Verlages des „Univerrsum“, Philipp Reclam jun. in Leipzig, Jnlekt. 22/24, zu erfahren.

Die Postkolonnen finden in der heutigen Hilfe auch einen Prospekt der Verlagsbuchhandlung Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart über die Bäckerei der Gesundheitspflege. Die Bücher sind durchweg von anerkannt hervorragenden Medizinern zum Gebrauch für den Laien geschrieben. Die Anschaffung der einzelnen Bände ist sehr zu empfehlen. Wer den Prospekt nicht erhalten hat, wendet sich am besten direkt an den Verlag Moritz und bittet um Einendung.

Jena. Okt. Seit 1909 erwarben 122 Pensionäre des Pfeifferschen Instituts als Schüler der Oberrealschule das Einzählrecht. Dem Institut ist eine Privatschule mit Vorbereitungsklassen für das Einzählrecht vor der Kommission angegliedert.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

In Apotheken u. Drogenhandlungen: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol

— kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Vierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
.....
Einzelheft 30 Pf.
.....
Fernsprecher: Amt Lüchow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....
Bei Wiederholungen Preis- & Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....
Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsüberblick

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann: Der polnische Staat.**
— **Wilhelm Helle: Um Recht und Freiheit. — Richard**
Charmay-Wien: Das Ministerium der Reformen. — Prof.
Dr. Max Weber: Deutschland unter den europäischen Welt-
mächten. — Prof. Dr. Richard Hamann: Zur neuesten
deutschen Kunst. — Gedicht. — Gottfried Traub: Lomi. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 29. Oktober.

Wechsel im Kriegsministerium! An Stelle des Generals Wild v. Hohenborn, der die Führung eines Armeekorps im Westen übernimmt, ist der General v. Stein zum Kriegsminister ernannt worden. Dieser Personenwechsel wird ausdrücklich damit begründet, daß „der über die militärischen Maßnahmen im Heimatgebiet entscheidende Minister über die im zunehmenden Umfange maßgebenden Bedürfnisse des Feldheeres durch umfassende Erfahrung als Truppenführer unterrichtet sein muß“. Stein kommt unmittelbar aus der Sommeschlacht, wo seine Führung sich die wiederholte rühmende Erwähnung des Ludendorffschen Heeresberichtes verdient hat. Das deutsche Volk sieht seiner Tätigkeit mit großen Erwartungen entgegen. Die martige Sprache der Heeresberichte aus der Anfangszeit des Krieges sind noch unvergessen und haben dem damaligen Generalquartiermeister eine Volkstümlichkeit verschafft, die ihn nun in sein neues Amt begleitet.

Der Fliegerhauptmann Boelcke ist tödlich verunglückt. Er, der in 40 Luftkämpfen Sieger war, ist auch im Tode unbesiegt geblieben.

Bei neuen Massenangriffen an der Somme, die wiederum ebenso verlustreich wie ergebnislos für sie verliefen, haben die Engländer abermals erleben müssen, daß ihre neuen Panzerkraftwagen doch nicht die erwartete furchtbare Wirkung auszuüben vermögen. Zwei ihrer Wagen sind durch Vortreffer der Artillerie zerstört worden.

Montag, 30. Oktober.

Am Südufer der Somme haben Brandenburger und Berliner zwischen Biaches und La Maisonnette in glücklichem Sturm eine wertvolle Verbesserung der deutschen Linien erzwungen und dabei über 400 Gefangene gemacht. Nördlich der Somme bei Lesbœufs kleiner Grabengewinn der Gegner, die an allen anderen Stellen zurückgewiesen worden sind.

Die heikle Lage der Rumänen zwingt auch die Russen zu erhöhten Anstrengungen. Sie haben gestern gegen die Heeresgruppe Leopold von Bayern zwei echtrussische Massenstürme angelegt, die aber beide vollkommen mißlingen. Hannoverische und mecklenburgische Jäger haben die rumänischen Höhenstellungen südöstlich des Roten-Turm-Passes erstürmt, so daß auch hier nun der Weg in die

Ebene frei zu werden scheint. Seit die Rumänen auf eigenem Boden sechten müssen, hat sich ihr Widerstand übrigens merklich versteift. Oder sollten sie russische Hilfe bekommen haben? Bei ihrem Rückzug in der Dobrudscha suchen die Rumänen und Russen offenbar vor allem ihre Artillerie zu retten; unsere verfolgenden Truppen sind in Fühlung mit russischer Infanterie und Kavallerie. Sarraill läßt seine Serben und Franzosen meist ganz, immer aber fast ganz ergebnislos angreifen. So stark, daß sie zur Entlastung für Rumänen werden könnten, sind diese Angriffe aber bislang nicht gewesen.

Nach dem letzten Ausweis des Kiemer Zentraldienstes betragen die russischen Verluste seit Juni 1916 an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten: 85 981 Offiziere und 1 797 522 Mann.

Hindenburg und Ludendorff haben in einer Unterredung mit dem Vertreter der Wiener „Neuen Freien Presse“ sehr beachtliche Äußerungen über den Krieg getan. Hindenburg sagte: „Es steht so günstig wie nur möglich, und alles wird weiter gut gehen . . . Es ist möglich, daß das Jahr 1917 die Kämpfe bringt, die den Krieg entscheiden. Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Ich weiß nur, daß wir den Krieg durchkämpfen werden bis zur Entscheidung.“ Ueber die Leistungen der Oesterreicher und Ungarn äußerte sich Hindenburg so: „Das österreichisch-ungarische Volk hat in diesem Kriege keine volle Pflicht getan und hat alle die schweren Opfer gebracht, die es bringen mußte, aber noch ist die Zeit der Erfüllung nicht gekommen, noch müssen neue Opfer gebracht werden, damit die bisherigen nicht vergeblich seien.“ Ludendorff sagte: „Die letzte Entscheidung wird nicht durch die Granate herbeigeführt, sondern durch den Geist des Soldaten. Und der Geist des deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten ist allen seinen Gegnern überlegen.“

Dienstag, 31. Oktober.

Der Heeresbericht stellt zusammen, welche Beute die Armee Falkenhagens bei der Befreiung Siebenbürgens seit dem 10. Oktober gemacht hat: rund 10 000 Gefangene, 37 Geschütze, 47 Maschinen-gewehre und viel Kriegsgerät.

Ein Pfarrer aus Bergen schreibt den folgenden Brief, der als norwegische Stimmungsäußerung Beachtung verdient, auch wenn er uns nicht ganz zu überzeugen vermag:

„Erlauben Sie mir als einem stetigen und sehr interessierten Leser der „Hilfe“ zu sagen, daß Ihre Darstellung Seite 699 der Meinungsverschiedenheit zwischen Deutschland und Norwegen die norwegische Unterseebotsverordnung betreffend, sicherlich von allen Norwegern als eine ganz unzutreffende gelesen werden wird. Sie sehen in der norwegischen Verordnung eine unter englischem Druck zustande gekommene, und so wird sie in Ihren Augen eine unneutrale Handlung. Die wirkliche Sachlage ist doch eine ganz andere. Die Volksstimmung des ganzen Landes war nervös geworden. Die Torpedierungen im Eisemeer fanden zum Teil ganz in der Nähe der norwegischen Küste statt. Im Laufe weniger Tage war eine ganze Reihe norwegischer Schiffe versenkt worden, und in mehreren Fällen waren die Mannschaften großen Leiden ausgelegt. Es war stürmisches Wetter und sehr kalt. Mehrere sind in den Booten gestorben; ein Boot ist überhaupt nicht ans Land gekommen. Es wäre nicht richtig, zu sagen, daß die Volksstimmung dadurch eigentlich gegen Deutschland aufgehetzt würde; meiner Beobachtung nach ist das nicht wirklich

der Fall gewesen. Man wurde aber nervös. Der Krieg kann auch uns Neutrale mit Schrecken erfüllen, und daß man dann das Mögliche tut, ihn von sich fernzuhalten, ist doch erklärlich. Nur ein solcher Schritt und eine Beruhigung der Volksstimmung ist beabsichtigt worden. Ob unsere Regierung in allem richtig gegriffen habe, ist eine Frage für sich. Aber anders als hier dargestellt, ist die Sache nicht zu beurteilen. Man hat voller Unruhe verlangt, daß die Regierung etwas täte. Nicht englische Forderungen, aber die Torpedierungen im Eismeer und die Volksstimmung haben die Verordnung herbeigeführt. So wird die Sache hier von allen aufgefaßt, und ob es diesmal die deutschen Unterseeboote gewesen sind, die torpediert haben, ein anderes Mal konnten es englische sein. Etwas Unneutrales liegt dem einheitlichen Volkswillen ganz fern. Im Interesse gegenseitigen Verständnisses habe ich Ihnen dies gern schreiben wollen."

Mittwoch, 1. November.

Das neue Kabinett Körber ist fertig. Auf Vorschlag Körbers sind ernannt worden: Minister a. D. Dr. Franz Klein zum Justizminister, Generaloberst Frhr. v. Georgi — wie bisher — zum Landesverteidigungsminister, Frhr. v. Hussarek — wie bisher — zum Kultusminister, Frhr. v. Truka — wie bisher — zum Minister für öffentliche Arbeiten, Frhr. v. Schwarzenau zum Minister des Innern, Statthalter a. D. Bobrzynski zum Minister, Sektionschef a. D. Dr. Franz Stribral zum Handelsminister, Sektionschef Karl Marek zum Finanzminister, Generalmajor Ernst Schaible zum Eisenbahnminister, Heinrich Graf Stam-Martini zum Ackerbauminister. — Diese Liste der neuen Männer bestätigt, daß Körber entschlossen ist, andere Wege zu gehen als sein Vorgänger. Es fällt besonders auf, daß unter denen, die nicht bleiben, auch Beth, Spitzmüller und insbesondere Prinz Hohenlohe sind. Von den neuen Ministern ist namentlich der Justizminister Klein auch im Deutschen Reiche als hervorragender Jurist, als kluger politischer Kopf und als Freund der Annäherung weithin bekannt.

Die Leistungen unserer Tauchboote verdienen uneingeschränkte Bewunderung. Ihre Arbeit im nördlichen Eismeer ist so glanzvoll als Seemannstat, wie die von „U 53“, das soeben von der amerikanischen Küste wohlbehalten in die Heimat zurückgekehrt ist. Drei Tauchboote haben im englischen Kanal in wenigen Tagen insgesamt 21 Schiffe von rund 29 000 Tonnen versenkt; und das bei voller Befolgung der Regeln des Kreuzerkrieges. Andere Tauchboote berichten, daß englische Dampfer durchweg mit einem oder mehreren modernen Geschützen bewaffnet sind und diese Geschütze keineswegs bloß zur Verteidigung, sondern zum Angriff gebrauchen. Und das nennt sich dann „Handelsdampfer“!

Präsident Wilson hat in einer Wahlrede in Cincinnati von den Beziehungen Amerikas zu den europäischen Mächten nach dem Kriege gesprochen und dabei treffliche Gedanken geäußert, die leider in dem bisherigen Verhalten der Vereinigten Staaten keine praktische Nutzenwendung gefunden haben. So sagte er u. a.: „Ich würde mich eines jeden Amerikaners schämen, der diese Minderung der physischen Kraft Europas mit Befriedigung betrachten würde. Niemand mit einem Herzen im Leibe kann das mit Befriedigung ansehen und sagen: Dies ist die Gelegenheit für Amerika, womit er meint, die Gelegenheit für Amerika, Nutzen daraus für sich zu ziehen . . . Amerika muß zeigen, daß es als Glied der Völkerfamilie den anderen Nationen gegenüber dieselbe Haltung einnimmt, von der es wünscht, daß seine eigenen Völker sie zueinander einnehmen. Amerika muß zeigen, daß es bereit ist, nicht nur seinen moralischen Einfluß, sondern auch seine physische Kraft zur Verfügung zu stellen, wenn andere Nationen mit ihm zusammen dafür sorgen wollen, daß keine Nation und keine Gruppe von Nationen es versucht, eine andere Nation oder eine andere Gruppe von Nationen auszunutzen, und daß das einzige, wofür gekämpft worden ist, die allgemeinen Rechte der Menschheit sind . . . Der Krieg hat jetzt einen Umfang angenommen, der die Stellung der Neutralen früher oder später unerträglich macht. Wir haben noch keine Gesellschaft der Nationen, aber wir müssen zu einer Gesellschaft der Nationen kommen. . . . Die

Völker der Erde müssen sich zusammentun und sagen: Hinfort kann niemand neutral bleiben, wenn es sich um Störung des Weltfriedens handelt aus einem Anlaß, den die Welt nicht anerkennen kann. . . .“ Wir hören die Worte, und das Bild Eduards VII. steigt auf und die Einkreisungspolitik, die er und seine gelehrigen Schüler gegen Deutschland so lange planmäßig betrieben haben. Wenn Wilson handeln wollte, wie er spricht, hätten die Vereinigten Staaten nach den hier aufgestellten Grundsätzen nicht neutral bleiben dürfen, sondern zu unseren Günstigen eingreifen müssen. Statt dessen aber zieht man befriedigt Nutzen aus dem Krieg der Europäer, begünstigt man die Lieferung von Munition und Kriegsgeräten und Flugzeugen und selbst Fliegern zum Kampfe gegen uns und erschwert unseren Kampf gegen den feigen Hungertod Englands, indem man sich von England jede Gewalttat, jede Schädigung des eigenen Interesses fast ohne Murren gefallen läßt, uns aber bei jedem Akt berechtigter Notwehr in die Arme greift! Die Worte, Herr Wilson, hören wir wohl; aber um glauben zu können, müssen wir erst andere Taten sehen!

Gleichzeitig mit Herrn Wilson hat auch sein Gegenkandidat Hughes eine für uns sehr beachtenswerte Äußerung getan. Auf die Frage, ob er nicht für ein Ausfuhrverbot für Munition sei und für die Annahme der Entschliebung des Kongresses, die die Amerikaner davor warnt, auf Handelsschiffen der Kriegführenden zu fahren, erklärte Hughes, er sei für die Aufrechterhaltung jeglichen amerikanischen Rechtes, einschließlich des Rechtes, zu reisen, und des Rechtes der Verschiffung von Munition. — Für die Deutschamerikaner ist es also nicht so ganz einfach, zwischen den Herren Hughes und Wilson zu wählen. Wirklich neutral sind sie beide nicht gesonnen.

Donnerstag, 2. November.

Das Handelsstauchboot „Deutschland“ ist zum zweitenmal in Amerika angekommen. Es liegt im Hafen von Neu-London, nordöstlich von Newyork. Die Ladung besteht wieder aus Farbstoffen, Heilmitteln und anderen Chemikalien. Wir grüßen das glücklichste Schiff, seinen Führer und seine tapfere Mannschaft.

Die Sommeschlacht geht ihren Gang weiter in Stoß und Gegenstoß. Heute wird ein Vordringen der Unsrigen in den Nordteil von Saillly gemeldet. Das beweist die Tapferkeit und Zähigkeit unserer Verteidigung, die sich nicht auf bloßes Ausharren beschränkt, trotz der gegnerischen Ueberzahl.

Eine weniger erfreuliche Nachricht kommt von Verdun. Das Fort Baug, das nach dem Verlust von Douaumont ungünstig aus der Linie vorsprang und nur unter ständigen Opfern zu halten war, ist von unseren Truppen durch umfangreiche Sprengungen seines Wertes als Fort beraubt und dann planmäßig geräumt worden. Die Franzosen haben jetzt also einen Teil des verlorenen Geländes wieder; aber es ist nicht mehr daselbe Gelände. Was vor unserer Offensive eine bedrohliche Ausfallstellung war, ist jetzt so völlig verwüstet, daß dem Gewinn der Franzosen irgendwelche strategische Bedeutung nicht zugemessen werden kann.

Am Stochod haben Westfalen und Ostfriesen der Heeresgruppe Einflingen im kräftigen Sturmangriff die Russen auf das andere Ufer zurückgeworfen und dabei über 1500 Gefangene gemacht.

Freitag, 3. November.

Der hervorragend bewährte Leiter unseres Feld Eisenbahnwesens Generalmajor Gröner ist zum Stellvertreter des Kriegsministers ernannt worden. Er tritt gleichzeitig an die Spitze eines neu gegründeten Kriegsammtes, dem alles obliegt, was mit der Beschaffung von Munition, Rohstoffen, Kriegsmaterial aller Art, Arbeiten für den Heeresdienst usw. zusammenhängt. Mit dieser Neuordnung ist wieder einer der Männer an einen der allerwichtigsten Plätze gekommen, die, wie Hindenburg und Ludendorff, so auch Stein und Gröner das dankbare Vertrauen des ganzen Volkes und des Heeres genießen.

Wieder einmal haben leichte deutsche Seestreitkräfte einen erfolgreichen Vorstoß ausgeführt. Aus den flandrischen Stützpunkten sind sie gegen die Handelsstraße Themse und Holland vorgestoßen und, von vier englischen Kreuzern vergeblich beschossen, mit zwei Handelsdampfern als Beute vollzählig und unbeschädigt zurückgekehrt. Man sieht aus den Vertuschungsversuchen, die der Marineminister Balfour wegen des kühnen Vorstoßes unserer Torpedoboote in den Kanal neulich im Unterhaus für nötig hielt, wie peinlich solche Beunruhigungen den Engländern sind.

Die Italiener haben eine neue Offensive begonnen. Der erste allgemeine Ansturm in der Gegend von Görz ist durch die tapferen österreichischen Truppen abgeschlagen worden. Nur der kleine Ort Suvodica ist in die Hände der mit sieben Brigaden anstürmenden Italiener gefallen. Die Italiener berichten, daß sie 4731 Gefangene gemacht hätten; die Österreicher melden ihrerseits mehr als 1000 Gefangene. Heiß hergegangen ist es jedenfalls; aber ihrem Ziel Trieste sind die Italiener trotz ihres Masseneinfalles doch um keinen Schritt nähergekommen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 29. Oktober.

Die Arbeiterpresse bespricht immer noch die Worte des Reichskanzlers: Freie Bahn allen Tüchtigen, und versucht darin ein Zukunftsprogramm abzulesen. Das „Korrespondenzblatt der Gewerkschaften“ erweitert das Versprechen durch die Forderung „Ertüchtigung des Volksganzen“ (nebenbei: erbarmt sich nicht einmal ein Sprachschöpfer des schauderhaften Wortes „Ertüchtigung“ — das wäre ein größeres Verdienst als manche Fremdwortverdeutschung!) und meint, daß neben dem Aufstieg des einzelnen, Ueberlegen der Hebung der Volksmasse erstrebt werden müsse. Es ist ganz richtig, daß man augenblicklich in der Betrachtung dieser Aufstiegsfragen leicht vergiftet, daß die Kraft, die körperliche und geistige Gesundheit der Masse, die nicht „aufsteigt“, das ungleich wichtigere, größere und schwierigere Problem ist. Auch die einseitige Betonung des „Aufstiegs“ durch den Reichskanzler verrät die Uebererschätzung dieser einen, zwar wichtigen, aber nicht wichtigsten Seite einer Zukunftspolitik.

Bezeichnend — im betäublichen Sinne — ist der Rückgang der gewerkschaftlich organisierten Frauen während des Krieges. Die Gewerkschaften hatten vor dem Kriege 221 000 weibliche Mitglieder, Ende 1914 192 000, am 30. Juni 1916 182 000. Und das trotz der Riesenzunahme der industriellen Frauenarbeit. Der Rückgang hängt zum Teil mit der Arbeitslosigkeit in der Textilindustrie zusammen; hier ist die Organisation am stärksten zusammenge schrumpft. In der Metallindustrie hat sich die Organisation um 4000 Mitglieder vermehrt; das ist aber natürlich gar nichts im Vergleich zu dem Emporschnellen der Arbeiterinnen ziffern im ganzen. Gründe: Die Ueberspannung der Frauen durch verstärkte Arbeit, erschwerte Haushaltsführung, persönliche Sorgen. Das Aus-dem-Gleise-sein der ganzen Zustände, das keine seelische Vorbedingung für eine auf Dauer gestellte Organisationsarbeit ist; die Tatsache, daß im Augenblick kaum greifbare Aufgaben für die Organisation da sind und daß die Zukunft zu unsicher ist, um auf Hoffnung zu fäen. Man kann von den Arbeiterinnen, die zum großen Teil jetzt neu in die Arbeit eintreten, kaum erwarten, daß sie die Wichtigkeit der Organisation für die Ueberleitung in den Friedenszustand begreifen. Aber es ist schade, daß es so ist.

Montag, 30. Oktober.

Typische Notierung an der Hamburger Börse: „Am Getreide- und Futtermittelmarkt ist die Geschäftstätigkeit nach Festsetzung der Höchstpreise für Rüben nahezu lahmgelegt.“

Die Fortsetzung der Zensurerörterungen im Reichstag zeigt gewisse Bemühungen von allen Seiten, den Eindruck vom Sonn-

abend zu verwischen, im übrigen eine unerschöpfliche Redebereitschaft. Man kann nichts dringlicher wünschen, als daß diese Erörterungen, die einen traurigen Bestand jeder Reichstagsagung bilden, endlich überflüssig werden.

Im Novemberfest der „Neuen Rundschau“ Thomas Manns Betrachtungen über den „Taugenichts“. Eine Liebeserklärung an den harmlos humanen, romantischen Deutschen Eichendorffs mit dem „ewigen Sonntag“ im Gemüt, die hervorbricht angesichts der bevorstehenden und sich vollziehenden Politisierung des deutschen Menschentums. Das ist etwas, was einen schon immer unendlich beschäftigt: die Gefahr der Veräußerlichung, noch mehr des Verphilisterns des kommenden verstärkten Staatsbewußtseins. Verfehlt aber ist es nicht, wenn man diese Gefahr an unwiederbringlichen Bergangenheitstypen mißt, dann erscheint sie vernichtend. Man muß auf die Möglichkeit eines neuen, großen und warmen Staats- und Kulturgeistes hoffen, an sie glauben.

Dienstag, 31. Oktober.

„Am Vorabend der Entstehung des polnischen Staates.“ Die Zeitungen bringen unter diesem Titel den Bericht über eine Polenversammlung in Warschau, die eine rasche Unabhängigkeitserklärung verlangt hat. Das wird alle Mitlebenden sehr tief berühren: eine erste geschichtliche Frucht des Krieges, ein erster neuer Zug, der endgültig in das Bild Europas eingezeichnet wird, der wirkliche Anfang einer Neugestaltung.

Wenthalten veröffentlichen die Vorstehenden von Landwirtschaftskammern, Landräte und Oberpräsidenten mahnende Aufrufe, durch welche beschleunigte Ablieferung von Getreide und Kartoffeln erreicht werden soll.

Der Reichshaushaltsausschuß spricht über Fleischfragen. Eine Senkung der Rindfleischpreise wird für das Frühjahr in Aussicht gestellt, eine Erhöhung der Schweinepreise durch das Kriegsernährungsamt ein für allemal abgelehnt. Die Provisionsätze der Viehhandelsverbände sind zu hoch und sollen möglichst durch angemessene feste Gehälter und Tagegelder ersetzt werden. Eine Nachprüfung der sehr schwankenden Kleinhandelspreise und der Spannungen zwischen Vieh- und Fleischpreis wird zugesagt.

Mittwoch, 1. November.

Ein „deutscher Industrierrat“ für die einheitliche Interessenvertretung der deutschen Industrie ist gegründet worden, besteht aus je 25 Mitgliedern des Bundes der Industriellen und des Zentralverbandes deutscher Industrieller und aus 4 Mitgliedern des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie. Ein sehr wichtiger Zusammenschluß, der dem für die Kriegsaufgaben berechneten „Kriegsausschuß der deutschen Industrie“ Dauer zu verleihen bestimmt ist. Daß die Schwerindustrie und die verarbeitende Industrie sich über die vorausgustlichen Gegensätze zu künftiger gemeinsamer Interessenvertretung zusammenschließen, kennzeichnet sehr deutlich die wirtschaftliche Lage, die neue entscheidende gemeinsame Kampfziele geschaffen hat: Beeinflussung der Friedensschlüsse, Abbau des Kriegssozialismus, Wiederherstellung des wirtschaftlichen Individualismus. Andererseits sind die alten zollpolitischen Gegensätze weichenloser geworden, und die Neuheit aller kommenden Verhältnisse ermöglicht zunächst den Versuch einer Aufstellung gemeinsamer Programme.

Nimmt man den kürzlich gegründeten und sehr regen Großhandelsverband hinzu, so steht man vor einer gewaltigen neuen Konsolidierung unserer Wirtschaftsmächte.

Donnerstag, 2. November.

Niemand wird die kurze Rede des neuen Kriegsministers im Reichstag ohne Erschütterung lesen. Einer, der vier Monate an der Sonime befehligt hat und in einfachen und suchenden Worten ausspricht, daß eine solche Zeit die Begriffe des Alltagslebens schwinden läßt, und daß man sich erst wieder innerlich zurückfinden muß in die Welt hinter der Front.

In den Verhandlungen ist von der Auswechslung der Zivilgefangenen die Rede. Das Wünschenswerteste wäre Auswechslung aller Zivilgefangenen — worauf aber England nicht eingeht,

trotz des Versprechens, die Zurückgekehrten nicht ins Heer einzustellen.

In diese Zeit fällt das 25jährige Bestehen der Gewerbeaufsicht und erinnert an eine lange planvolle, sorgsame Arbeit zur Stärkung unserer Volkskraft. Es müßte ein Mittel geben, um den Anteil der Leistungen, die in den Gewerbeaufsichtsberichten aufgespeichert sind, an der Widerstandskraft der Gegenwart genau zu bemessen. Er würde gewiß nicht klein sein.

Freitag, 3. November.

Endlich ist das lange Notwendige geschehen: Die Revision der „Kriegsbekleidungsordnung“. Als im Anfang der Regelung alle Gegenstände über einer bestimmten Preishöhe von dem Bedarfsnachweis freibleiben, konnte man leicht voraussehen, was die Folge sein würde: einfach Preissteigerungen der billigeren Sachen bis in die bezugscheinfreie Sphäre hinein. Nun wird jegliche Kleidung von Wolle und Baumwolle (außer durchbrochenen Stoffen, Spitzen usw.) bezugscheinpflichtig. Für die teure Maßkonfektion genügt es, wenn man ein gebrauchsfähiges altes Kleid oder Jackenkleid abgeliefert, damit man ein neues bestellen darf. Das ist ein ganz sinniges Mittel, um die noch gebrauchsfähigen alten Sachen wieder in den Verkehr und zur Verwertung zu bringen und zugleich nicht alle hochqualifizierten Maßarbeiter arbeitslos werden zu lassen. Man soll dann nur einen recht hohen Maßstab der Gebrauchsfähigkeit aufstellen, nicht den der menschenfreundlichen Damen, die für wohlthätige Zwecke einzuliefern pflegen, was der Volksmund den „Bodenrummel“ nennt.

Sonntagabend, 4. November.

Eine abschließende Ernährungsrede Batockis. Noch immer liegen endgültige Ernteziffern für manche Früchte nicht vor. Ein unsicherer Faktor ist ferner die Einfuhr, da man nicht weiß, ob die englische Pression auf die Neutralen sie nicht noch weiter herabdrückt. Die Verteilung ist vorläufig so vorsichtig angeordnet, daß auch, wenn alle noch offenen Posten in unserer Bilanz sich ungünstig beziffern, die Vorräte reichen. Die Ueberschüsse der Ernte im Vergleich mit dem vorigen Jahr gibt der Präsident auf 1½ Millionen Tonnen Brotgetreide und 3½ Millionen Tonnen Gerste und Hafer an. Sehr eingehend und gewiß nicht ganz zur Befriedigung der Alkoholgegner sprach er über die Verwendung von Gerste zu Bier und Zucker für die Weinherstellung. Die Erzeugung von Bier soll nicht ganz eingestellt werden, so wenig wie die Bereitung von Most aus Äpfeln eingestellt ist. Wie groß die Kartoffelernte ist, läßt sich noch nicht feststellen, jedenfalls weit unter Friedensstand; das macht natürlich einen schweren Strich durch die günstigen Ausichten für die Schweinemästung. Dadurch wird die Beschaffung von Fett aus der Milch noch notwendiger. Die Fleischversorgung wird auf der bisherigen Höhe gehalten werden können, wenn auch mit Lieferungschwierigkeiten für die kleineren Städte. Trotz aller Ungunst der Natur aber, die in mancher Hinsicht über dieser Ernte gewaltet hat, kann „nach genauer Prüfung der Gesamtlage“ versichert werden, daß wir bis zur neuen Ernte durchkommen. Bedingung ist gewissenhaftestes und besonnenstes Zusammenwirken aller Volkstreife.

Friedrich Naumann / Der polnische Staat

Die zwei Kaiser von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die obersten Wortführer des mitteleuropäischen Staaten- und Völkerverbandes, haben ein gemeinsames Kriegsziel aufgestellt — ein Königreich Polen, das von jetzt an als werdender und mitleidender Körper betrachtet werden soll. Das ist eine Staatshandlung, deren Bedeutung erst von späteren Geschlechtern auf Grund weiterer Entwicklung ganz beurteilt werden können, in der aber für unsere Gegenwart sehr große Entscheidungen und Aufgaben liegen. Auch Leute, die sonst immer nach festem Willen rufen, erschrecken

fast vor diesem Zweikaiserprogramm, weil in ihm mehr auf einmal festgelegt ist, als sie erwarteten. Es wird hier mit Entschlossenheit dem künftigen Frieden vorgegriffen, es wird im Kriege eine militärische Erwerbung aus der Reihe der späteren Verhandlungsmaterien herausgenommen im festen Vertrauen auf den endgültigen Sieg unserer Waffen. Diese Tatbekundung der Siegeszuversicht tut wohl, stärkt den Geist der Truppen und der Heimat und ist ein erhebendes Gegenstück zu den kleinlichen Tagesangriffen gegen den deutschen leitenden Staatsmann. Wer die staatspolitische Verantwortlichkeit eines solchen Vorganges übernimmt, der hat Knochen und Mark, sonst würde er gerade das nicht tun.

Die Polentumgebung der zwei Kaiser ist eine mitteleuropäische Gemeinschaftstat. Wir besaßen zwar schon bisher Vertragstrakte, die im Auftrag beider Kaiser fertiggestellt waren, aber so öffentlich und persönlich haben Franz Josef und Wilhelm II. noch keinen Plan als ihren vereinten Willen bezeichnet. Im ganzen Gedankengang wird die Fortdauer der mitteleuropäischen Staatenverbindung als fest angesehen, denn nur unter dieser Voraussetzung hat die Angliederung eines neuen polnischen Königreiches einen Sinn.

Von allen „Kriegszielen“ ist also die Befreiung Polens zuerst an die Reihe gekommen. Die Proklamation legt großes Gewicht darauf, den Charakter des neuen Staates als eines selbständigen festzulegen. Es handelt sich nicht um eine Annexion. Das heißt: die Bürger des neuen Polenstaates sind nicht Untertanen einer mitteleuropäischen Macht, sondern nur Glieder ihres polnischen Staates. Sie hören auf, russische Untertanen zu sein, und werden einfach Polen. Diese Wandlung ist natürlich zurzeit von Rußland aus nicht anerkannt, Rußland fährt fort, die Polen als Untertanen des Zaren in Anspruch zu nehmen; wir aber beginnen sie als Bundesgenossen wie Türken und Bulgaren anzusehen und mit ihnen eine Kampfgemeinschaft einzugehen.

Daß dieser Uebergang zur eigenen Staatlichkeit sich nur schrittweise vollziehen kann, liegt im Wesen der Dinge und in der Zwangslage des Krieges. Aber auch für fernere Zukunft scheint der neue Staat nicht ganz ohne Bedingungen ins Leben gerufen zu sein. Es wird der Heeresverband mit Mitteleuropa vorausgesetzt. Vom Handelsverband wird zurzeit noch nicht geredet. Ueber beides, Militärkonvention und Handelsvertrag wird erst genauer geredet werden können, wenn es eine vorläufige Staatsvertretung Polens gibt, mit der man verhandeln kann. Zunächst gilt es, eine amtliche polnische Stelle einzurichten, die dem neuen Bundesgenossen ermöglicht, mehr als bisher zu rekrutieren, denn der polnische Staat darf kein bloßes Geschenk sein, sondern muß von den Polen selbst miterkämpft werden. Das ist ein Lebensinteresse der polnischen Nation.

Wie im übrigen der polnische Staat gestaltet sein wird, ist nur kurz angedeutet mit dem Wort: selbständiger Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung. Die Monarchie soll den Namen Königreich führen, was ihre Rangklasse in der vorhandenen Staatengesellschaft andeutet. Ob die erbliche Monarchie von den mitteleuropäischen Mächten eingesetzt oder von einem erst zu bildenden polnischen Vertretungskörper gewählt werden soll, ist nicht in der Proklamation enthalten. Wir nehmen an, daß in Uebereinstimmung mit den Mächten gewählt wird, obwohl dieses Verfahren nicht ganz den Souveränitätstraditionen gerade der mitteleuropäischen Dynastien entspricht.

Eine Schwierigkeit bleibt der polnische Bestand innerhalb Preußen und Oesterreich. Auf die Fortdauer der Theilnahme des Polentums werden die Gegner sofort den Finger legen und die Befreiung für unvollkommen erklären. Dabei haben sie aber keine andere Absicht, als die Polen in den russischen Verband zurückzuführen. Wenn Rußland die Polen freimachen wollte, so hatte es schon seit hundert Jahren dazu Gelegenheit. Eine neutrale Haltung Polens zwischen Rußland und Mitteleuropa kann es nach diesem Kriege nicht geben, sondern nur die Freiheit im Anschluß an eine der zwei Seiten. Polen wählt auf Grund seiner Erfahrungen den mitteleuropäischen Zusammenhang. Darin liegt, daß es die geschichtlich gewordenen Staatsverhältnisse in Preußen und Oesterreich anerkennen muß. Der zukünftige Zustand wird sein, daß alle Polen in verschiedenen Abteilungen zu Mitteleuropa gehören und daß sie dort als Nation anerkannt werden.

Es ist ein wunderbares Wiederaufstehen eines Volkes. Der Glaube der polnischen Propheten ist nicht vergeblich gewesen; der neue Morgen tagt, die Toten erwachen. Ob und wie weit nun die jetzigen Polen aus ihrer schweren Vergangenheit gelernt haben, wird sich zeigen müssen. Wir haben die besten Hoffnungen und sehen es als eine geistige Großtat an, daß unsere beiden Kaiser sich zu diesem Vertrauen bekennen. Es muß in den geistigen Stimmungen der beteiligten Völker ein völlig neuer Anfang gemacht werden. Im Weltkampf verschieben sich die seelischen Richtungen. Das geschieht nicht an einem Tage, aber — es geschieht.

Wilhelm Heile / Um Recht und Freiheit

Einige zornige Briefe von der Front, einige aus der Heimat, ein Brief einer Mutter, deren Sohn an der Somme sein junges Leben hingegeben hat, lenken die Gedanken noch einmal wieder auf die inneren Zwistigkeiten, die in der vorigen Woche im Reichstag zu so schroffem Zusammenstoß geführt haben. Es ist schon etwas Wahres daran, wenn es von der Somme her zu uns klingt: Hier draußen sterben die Besten zu Tausenden und aber Tausenden, und sie sterben, ohne zu klagen, sie sterben mit dem Gedanken der Selbstverständlichkeit, ja, mit dem erhebenden Gefühl des Stolzes, das alles andere nichtig erscheinen läßt; und daheim tut ihr, als wenn die Welt zugrunde geht, weil der eine oder andere mit Recht oder Unrecht in seiner bürgerlichen Freiheit gekränkt worden ist. Was verschlägt es, wenn Mißgriffe der Behörden vorgekommen sind, und selbst grobe, ganz grobe Mißgriffe? Die da fehlgriffen, haben den Auftrag zu ihrem Tun bekommen um des Schutzes der Gesamtheit willen. Denen es geschah, die haben also für die Gesamtheit gelitten, auch da, wo es zu Unrecht geschah. Ist das so schlimm, wo so viele strahlenden Auges weit Bittereres erdulden?

So kann man fragen. Und man trifft nicht einmal ganz daneben, wenn man so fragt. Aber man trifft dann doch nicht den Kern der Sache. Was im Reichstag und im Lande die Gemüter in Wallung gebracht hat, ist bei allem menschlichen Mitgefühl nicht so sehr der Gedanke an das Leid, das einzelnen zugefügt worden ist, und das auch im großen Massenleid doch immer noch Leid bleibt; es ist vielmehr das Gefühl, daß ganz offenbar vielfach Unrecht geschehen ist, und zwar ohne Not, zum Teil geradezu sinnlos; und vor allem,

daß der Stellvertreter des Reichskanzlers in seinem mißglückten Versuch, aus Unrecht Recht zu machen, sich in der Hitze des Gefechts zur Befundung von Anschauungen fort-reißen ließ, deren Geist in schroffem Widerspruch steht zu so manchem programmatischen, warmherzig volksfreundlichen Wort des Reichskanzlers. Dabei war es weniger das, was Herr Helfferich sagte, was so aufreizend wirkte, als der Ton, aus dem eine Grundstimmung spricht, wie sie das deutsche Volk schlechterdings nicht verträgt; schon in gewöhnlichen Zeitläuften nicht, jetzt im Kriege aber ganz und gar nicht. Es war jener gefühlkalte Ton hochfahrender behördlicher Unfehlbarkeit, jener aus früheren Zeiten in Preußen leider nicht unbekannte Ton, der gegenüber den Klagen, die aus dem Volke kommen, das sich auch im Kriege seine Bürgerrechte und Bürgerfreiheiten nicht völlig verkümmern lassen will, im Grunde nichts anderes zu sagen weiß als ein schlimm angewendetes: Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Das deutsche Volk aber, dessen herrliche Haltung in schwerer Zeit Kaiser und Kanzler so oft mit herzbewegendem Wort gepriesen haben, kann es sich nicht gefallen lassen, wenn es auch jetzt noch und gar gerade jetzt als willenloses „Objekt der Gesetzgebung“ oder vielmehr der Regierungsweisheit behandelt wird. Das deutsche Volk ist ein freies Volk und erhebt unter allen Umständen den berechtigten Anspruch darauf, frei zu sein. Ein Staatssekretär, und noch dazu der Staatssekretär, dem die inneren Angelegenheiten anvertraut sind, muß das wissen. Und nicht bloß wissen. Er muß auch ein Gefühl dafür haben. Er darf nicht, er darf vor allem jetzt nicht durch Mangel an Takt und menschlicher Wärme dieses Volk verletzen, das mit einer Kraft, die in der Geschichte ohne Beispiel ist, gegen eine Welt von Feinden kämpft, um sich seine Freiheit zu sichern. Gewiß: zunächst die Freiheit vom f e i n d l i c h e n Joch. Doch für diese äußere Freiheit kämpft es sich um so besser, je mehr eigene, im Innern vorhandene Freiheit zu verteidigen ist.

Was aber ist Freiheit? Nicht Losgelöstsein von Pflichten. Freiheit ist nicht Zügellosigkeit. Nie hat das ein Volk besser begriffen als unser deutsches Volk. Deutsche Freiheit ist mit deutscher Ordnung innig verbunden und fest in ihr verankert. Das gilt aber auch umgekehrt. Deutsche Ordnung ist nicht Zwang von oben und nicht Druck von unten. Sie ist ein freigeschafftes Miteinander der Menschen und Kräfte auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens. Ohne dieses Vertrauen gibt es weder Freiheit noch Ordnung; und es gilt nicht bloß für die monarchische Spitze des Staates, sondern für den Staat selber, wenn wir singen: Nicht Roß, nicht Reifige sichern die steile Höh', wo Fürsten steh'n. Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

Daß dieser Geist des vertrauensvollen Verbundenseins von Führung und Volk so wenig aus ihm sprach, das war es, was Herrn Helfferich einen solchen Sturm des Widerstands eingetragen hat. Der Stellvertreter des Reichskanzlers ist nicht bloß Verwalter eines hohen Regierungsamtes. Er sollte wenigstens, auch wenn er durch Gaben des Geistes und Wissens seinen Platz noch so gut ausfüllt, mehr sein als das. Wer in großer Zeit zur Führung berufen ist, muß es verstehen, den Geführten die Gefolgschaft aus einer Last zur Lust zu machen, zur freudig erfüllten Pflicht.

Das Volk ist voll guten und großen Willens. Daheim und erst recht da draußen beweist es täglich aufs neue, wie wert es ist eines starken und unbedingten Vertrauens. Aber: Vertrauen um Vertrauen!

Das ist der Geist vom August 1914, der uns bisher von Sieg zu Sieg geführt hat, der allein uns das glückliche Ende bringen kann. Das ist der Geist, den wir nicht missen mögen, nein, nicht missen können bei den Männern, denen ein stolzes Geschick, für das sie dankbar sein sollen, die Verantwortung für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes gegeben hat in unserer schwersten und größten Zeit.

Richard Charnak-Wien / Das Ministerium der Reformen

Oesterreich hat eine große Ueberlieferung. Sie wird mit dem Worte Josephinismus bezeichnet. Die Erklärung kann man schwer auf eine knappe Formel bringen. Kaiser Joseph II. ist in der allzu kurzen Zeit seiner Alleinherrschaft bestrebt gewesen, dem mächtigen Staate eine neues Angesicht zu geben, ihn mit frischem Geiste zu erfüllen und die Untertanen in würdiger Weise zur Höhe der Aufklärung emporzuheben. Ungestimmt, ohne Rücksicht auf die seelische Veranlagung der Masse, auf das vorhandene Mißtrauen und auf die gewaltigen Widerstände suchte der Menschenfreund auf dem Throne die Fundamente und die Einrichtungen seines Reiches von Grund auf umzubauen und den dynastischen Machtstaat in einen Wohlfahrtsstaat umzugestalten. In vielem glich der Sohn der Kaiserin Maria Theresia dem großen Friedrich; in vielfacher Beziehung ging er aber weiter als der preußische König. Joseph II. hatte das Unglück, seine Pläne scheitern zu sehen; er starb als gebrochener Mann, von dem Volke nicht ganz erkannt, dem er als hingebungsvoller erster Diener aufrichtig zugeneigt war. In wenigen Jahren mußte sich der Reformator einen tatkräftigen, für großzügige Ideen zugänglichen, für die breiten Massen, die sozusagen erst entdeckt wurden, warmfühlenden Beamtenstand schaffen. In ihm wirkte der hochfliegende Josephinische Ehrgeiz und Schöpfungsdrang Jahrzehnte nach, und die Regungen verloren sich auch nicht in der Zeit, in der der Absolutismus nicht für das Volk, sondern geradezu im Gegensatz zu diesem ein argwöhnisches, kleinliches Amtsstubenregiment aufrichtete. Einzelne Staatsräte, ja selbst Minister in den Tagen des Kaisers Franz und des Kaisers Ferdinand blieben der Sache der Bevölkerung treu; ihre aufrechte Gesinnung brachte sie bisweilen sogar in Widerspruch mit dem Herrscher. Regierungsfähig wurden die edlen Ueberlieferungen jedoch erst, als Bruch und Rübeß auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt waren und soweit sie als Minister ihren Ansichten uneingeschränkt zu folgen vermochten.

Der Josephinismus ist sich wohl in der Tendenz geblieben, aber er hat notwendigerweise seine Mittel und Behelfe geändert; denn im Laufe von mehr als einem Jahrhundert sind andere Rücksichten und Bedürfnisse, andere Verhältnisse und Maßnahmen in den Vordergrund getreten. Charakteristisch war jedoch immer der fast schwärmerische Glaube an Oesterreich als an einen Staat unbegrenzter Möglichkeiten, der in Europa voranstehen könne, wenn er nur erst den Willen dazu aufbringe und durchsetze. Nicht minder unerschütterlich und tief saß allezeit das Vertrauen und die Liebe zum Volk in den Herzen der Josephiner. Die dritte hervorragende Eigentümlichkeit bildete die unverlierbare Ueberzeugung, daß Reformen nach vorwärts der Gesamtheit ebenso wie dem einzelnen, dem Lande in

gleichem Maße wie seinen Bewohnern zugute kommen und daß die wahre Staatskunst darin bestehe, aus der Vergangenheit in eine vorgeschrittenere Zukunft hinüberzuleiten.

Als einer der hervorragendsten Träger der Josephinischen Ideen in ihrer zeitgemäß angewandten Form kann Dr. Ernest von Körber bezeichnet werden, der nun zum zweiten Male österreichischer Ministerpräsident wurde. War im 18. Jahrhundert der nationale Einheitsstaat das Sorgenkind der Regierenden, so ist es jetzt der Völkerstaat Oesterreich. Das muß betont werden, um von vornherein jegliches Mißverständnis auszuschalten. Dr. von Körber ist kein Parteimann; auch bevorzugt er nicht einseitig eine Nation. Als Oesterreicher will er österreichisch regieren, und das heißt, die Interessen des Staates wahrnehmen und mit den Vorteilen, Forderungen und Wünschen der Bevölkerung verschmelzen. Geistreich, voll Gedanken, lebhaft, elegant und dennoch einfach, unermüdlich arbeitsam und neuerungsfreudig, so steht der Staatsmann vor unseren Augen, der nun unter schwierigen Umständen zu Großem berufen ist. Als er von Anfang 1900 bis Ende 1904 zum ersten Male Ministerpräsident war, boten die innerpolitischen Verhältnisse Hemmungen, und selbst der starke Schöpfungsdrang eines Körber konnte ihrer nur schwer Herr werden. Deshalb blieb seine Regierung fruchtbarer an Anregungen als an dauernden Einrichtungen, bedeutungsvoller in dem, was die Verwaltung leistete, als was die Gesetzgebung vollbrachte. Der Reichsrat verhielt sich damals zum Ministerium wie die Unfruchtbarkeit zur Fruchtbarkeit. Das Parlament fiel von einer Obstruktion in die andere, und so blieb es denn Herrn von Körber der Hauptsache nach nur vergönnt, Gesetzentwürfe auszuarbeiten, Programme und Studien zu veröffentlichen, wo er so gern mit schönem Ehrgeiz vollendete Werke geschaffen hätte. Dennoch atmete die Bevölkerung auf; der frische, freie Lufthauch belebte, das reife Verständnis der Regierung für wirtschaftliche und soziale Fragen kam den Täglichen zugute. Als Dr. von Körber gestürzt war, wurde er nicht vergessen. Man würdigte seine Größe und sah in ihm die Verkörperung staatsmännischer Begabung, die ebenso Kenntnis wie Ueberlegung, Arbeitswillen wie Durchführungsenergie bedingt. Indem man sich bisweilen der vielen geistreichen Aussprüche des ehemaligen Ministerpräsidenten erinnerte, indem man seiner Aufmunterungen und Verheißungen gedachte, harrete man der Stunde, die ihn wieder in den Vordergrund schieben würde.

Ein ganzes Jahrzehnt ließ die unverbrauchte, betätigungsfrohe Kraft des Staatsmannes ungenützt. Erst der Weltkrieg riß ihn aus dem Pensionistenleben heraus; Ernest von Körber wurde zuerst Reichsfinanzminister und nun als Nachfolger des Grafen Stürgkh Ministerpräsident. Der Kleinlichkeit folgte die Großzügigkeit, der Zaghaftigkeit die zugreifende Energie. Es ist allerdings kein leichtes Erbe, das Dr. Ernest von Körber und seinen Regierungsmitgliedern — wir nennen bloß den gefeierten Juristen und hochgebildeten vornehmen Kulturpolitiker Franz Klein, den tüchtigen Verwaltungsmann Freiherrn von Schwarzenau, den erfahrenen und bewährten Dr. Stibral — zufällt. Der Weltkrieg hat ganz neue Probleme aufgerollt und dadurch zu den vielen Sorgen, die früher schon die österreichischen Ministerpräsidenten bedrückten, ein nicht geringes Maß frischer Lasten gehäuft. Das Ernährungswesen will auf die beste Art geordnet sein; das bedingt eine gewaltige Organisationsleistung, eine ganz besondere Voraussicht, Umsicht und Einsicht. Die Grundlagen des Wirtschaftslebens sind durch den

Krieg verändert worden, und das, was man jetzt oberflächlich als Staatssozialismus bezeichnet, erheischt gleichfalls ernste Aufmerksamkeit. Dazu kommen noch jene politischen Fragen, die in das Gebiet der Kriegsziele hinübergreifen, die jedoch auch gründlich zu erwägen sind. Was menschliches Können zu leisten vermag, wird die Regierung Körber gewiß vollbringen. Der Ministerpräsident verdient Vertrauen, das er selbst den anderen entgegenbringt, wie ja auch er, der zielbewußte Mann, gerne Anregungen vernimmt und für die offenerzige Kritik, sofern sie nicht böswillige Uebertreibung oder Unterschätzung ist, dankbares Verständnis zeigt. Die neuen Männer wurden in Oesterreich von allen entwicklungsfrohen Kreisen mit Genugtuung und herzlichster Freude begrüßt. Aber die Bevölkerung möge nicht zu viel verlangen, um der geänderten Verwaltungsmethode, um des belebteren Arbeitsrhythmus wirklich froh werden zu können.

Dr. Ernest von Körber ist ein Staatsmann von großem Zuschnitt, der die Erfordernisse der Stunde nicht überfieht, dem aber die weiten Zusammenhänge gleichfalls bewußt sind. Von ihm darf vorausgesetzt werden, daß er sich eingehend mit dem Problem beschäftigt hat, das die mitteleuropäische Zukunftsgestaltung in sich schließt. Den Segen der Schützengrabengemeinschaft erleben wir mit jedem Tag, und je länger uns das Schicksal zwingt, auszuharren, um die törichten Zertrümmerungshoffnungen der Feinde zu zerstören, desto klarer gestaltet sich der Wunsch, daß der Vierbund, der von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reicht, wirtschaftspolitisch in den Frieden hineinwachse und daß die herzliche Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland als Frucht des Krieges und als Lohn der schweren Opfer dauernd fortwirke. Bei wie vielen Beratungen, in wie vielen Büchern und Broschüren sind die mitteleuropäischen Fragen bereits durchdacht und durchbesprochen worden! Das Für und Wider wurde umgrenzt. Dem Staatslenker, der ein Mann der praktischen Arbeit, der Durchführung ist, müssen die Gestaltungsformen schon scharf umrissen vor Augen stehen. Die Regierung Körber hat eine geschichtliche Sendung: sie liegt in der Richtung Mitteleuropa.

Dabei brauchen die innerpolitischen Angelegenheiten Oesterreichs nicht zu kurz zu kommen. Dr. von Körber legte während seiner ersten Ministerpräsidentenschaft wiederholt ein so warmes Bekenntnis zum Parlamentarismus ab, daß von ihm die Wiedererweckung des Verfassungslebens, die Umwandlung des Reichsrates, der ein Spital birgt, vom Krankenhaus zum Volkshaus bald erwartet werden darf. Ebenso kann man bei dem Reformwillen des Staatsmannes voraussetzen, daß er nach Möglichkeit auch tieferegreifende Änderungen in Angriff nehmen werde. Er muß sich nur seiner eigenen Studie über die Verwaltungsreform entsinnen, um den richtigen Weg zu finden. Die Zeit von Anfang 1900 bis Ende 1904 war voll der Versuche, die Bevölkerungsverständigung zu fördern und Rechtsgrundlagen im Sinne der Billigkeit und des Staatswohles zu begründen. Kreisregierungen für Böhmen wurden von dem Ministerpräsidenten schon vor sechzehn Jahren in der Form eines Gesegentwurfes ausgearbeitet; auch hier sind Fingerzeige gegeben. Die Belebung des Unternehmungsgelstes darf gleichfalls von einer wirtschaftspolitisch geschulten Persönlichkeit erhofft werden, die einst die Anregung zum Bau der großen Alpenbahnen und zur Schaffung eines gewaltigen Kanalsystems gab.

Dr. von Körber ist Oesterreicher mit Leib und Seele, und er wird gewiß nicht verabsäumen, dem zukunftsreudigen Staate den Platz zu sichern, auf den er Anspruch

hat. Das Material des wirtschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn beherrscht Körber wie wenige; hat er doch seine Lehrzeit im Handelsministerium durchgemacht und seinerzeit als Ministerpräsident die Verhandlungen mit Koloman von Szell geführt. Reich und schwierig, lochend und sorgenvoll zugleich sind die Aufgaben, die der neuen Regierung harren und die ganze Männer erfordern. Der Krieg hat jedoch die Wirkungsmöglichkeiten nicht bloß erschwert, sondern auch das Bewußtsein der Kraft gehoben und den Gemeingeist gefördert. Die Macht des Staates ist, innerpolitisch genommen, gewachsen, jene Macht, die Dr. Ernest von Körber vor sechzehn Jahren in den Dienst der Kultur und der Volkswirtschaft zu stellen versprach. Mit „leidenschaftsloser Beharrlichkeit“ möge nun der bewährte Josephiner seines Amtes walten: unverdrossen, unverzagt. Oesterreich ist — mit Grillparzer zu reden — ein gutes Land, wohl wert, daß sich ein volkstümlicher, fähiger Staatsmann sein unterwinde.

Max Weber / Deutschland unter den europäischen Weltmächten

Dieser Aufsatz gibt den Inhalt eines Vortrages wieder, den Professor Dr. Max Weber am 22. Oktober in München gehalten hat. Mit Rücksicht auf die Zensur sind die Ausführungen gegen die Demagogie in rein militärischen Fragen fortgelassen.

Nicht als Parteimann will ich reden. Politik habe ich immer nur unter dem nationalen Gesichtspunkte angesehen, nicht nur die auswärtige, sondern alle Politik überhaupt. Als ich zum erstenmal mit meinem Vater zur Wahlurne ging, gab er einen liberalen Stimmzettel ab und ich einen konservativen. Ich habe dem alldeutschen Verbands angehört und darf wohl in Anspruch nehmen, daß ich die Endgültigkeit der Interessen der nationalen Kulturgemeinschaft für die Entscheidung aller, auch der innerpolitischen, auch der sozialpolitischen Fragen schon zu einer Zeit vertreten habe, als andere in der Eintagsmode des sogenannten sozialen Königtums plätscherten. Ich mache diese persönliche Bemerkung vorweg, weil ein Zirkular mit der Ueberschrift „Alldeutscher Verband“ mir (wie anderen) die „Brandmarkung vor der Nachkommenschaft“ ankündigte, und überlasse diesen guten Leuten und schlechten Rusikanten im übrigen gern die Sorge für unsere Unsterblichkeit.

Es herrscht jetzt viel Gerede von „innerer Einigung“. Das soll doch heißen: Einigung unter dem ausschließlichen Gesichtspunkt einer nationalen auswärtigen Politik. Gut! Es hat Zeiten gegeben, wo man Sympathien für ein Zusammengehen mit England hatte, deshalb, weil man liberal war. Nun, das ist jetzt und für immer vorbei. Ebenso aber hat es Parteien gegeben, die Rußland würdelos umschmeichelten, weil sie konservativ waren. Die „Kreuzzeitung“ hat über Olmütz gebubelt und den Einmarsch der Heere des Kaisers Nikolaus ersehnt. Die Polizeidienste, die wir ohne jegliches politische Entgelt der russischen Regierung leisteten, haben in Rußland uns den Haß der Liberalen und — selbstverständlich — die Mißachtung der reaktionären Kreise eingetragen, wie jeder aus der Presse sich überzeugen konnte. Ist auch diese innerpolitische Sympathie mit Rußland jetzt vorbei? Ich glaube ganz und gar nicht. Mit unglaublichem Eifer bieten sich manche Berliner Politiker den Russen an, obwohl die russische Presse, nicht nur etwa die liberale, sondern gerade die reaktionäre, diesem anhaltenden Liebeswerben nur Hohn und Spott entgegensetzt. Dabei sind rein innerpolitische Gründe im Spiel. Nicht einmal, sondern Dugende von Malen trat mir in Berlin die Neuerung entgegen: „Keine Verständigung mit England, denn das führt zum Parlamentarismus“ oder: „Wie denken Sie sich aber die innere Politik, wenn wir wirklich Belgien räumen sollten?“ Und leider haben derartige Erwägungen auch in die U-Boot-Kriegsfrage

hineingespielt, wie wir alle wissen. Solche Männer sind aber für mich keine nationalen Politiker, und von einer inneren Einigung mit ihnen kann gar keine Rede sein. Unsere besondere internationale Lage und unsere Außeninteressen allein haben unsere Außenpolitik zu bestimmen.

Welches sind nun diese unsere Außeninteressen und welches ist unsere besondere Lage? Davon will ich reden und mich dabei ganz kühl und akademisch nicht an das Gefühl, sondern nur an das politische Denken wenden.

Unsere Außeninteressen sind zum erheblichen Teil rein geographisch bedingt. Wir sind ein Machtstaat. Für jeden Machtstaat bildet die Nachbarschaft eines anderen Machtstaates ein Hemmnis in der Freiheit seiner politischen Entscheidungen, weil er auf ihn Rücksicht nehmen muß. Für jeden Machtstaat ist es wünschenswert, von möglichst schwachen Staaten oder doch von möglichst wenigen anderen Machtstaaten umgeben zu sein. Unser Schicksal nun hat es gefügt, daß nur Deutschland an drei große Landmächte, noch dazu die stärksten nächst uns, und außerdem an die größte Seemacht als unmittelbarer Nachbar angrenzt und ihnen also im Wege ist. Kein anderes Land der Erde ist in dieser Lage.

Daraus folgt erstens die Notwendigkeit besonders starker Rüstung. Auch der extremste Pazifist bei uns wird das heute nicht mehr bestreiten. Aber es folgt daraus allerdings auch, daß wir unsere Politik mit unserer geographischen Lage in Einklang bringen müssen. — Was heißt das?

Das heißt zunächst, daß wir Politik nicht — wie Bismarck sagen würde — durch Einwerfen von Fensterseiben betreiben dürfen, daß wir — will das sagen — nicht, um unsere Gefühle auszutoben, Feindschaften auf uns nehmen dürfen um solcher Objekte willen, für welche wir unsere Machtmittel nicht einsetzen können oder wollen. Bei dem heute üblichen Schelten auf unsere Diplomatie wird immer das eine vergessen: daß auch die beste Diplomatie gar nichts leisten kann, wenn die Politik einer Nation darin falsch orientiert wird. Die erste lange nachwirkende, schwere und dabei ganz nutzlose Niederlage, welche die deutsche Politik sich zugezogen hat — es muß einmal daran erinnert werden —, ist durch die törichte Gefühlspolitik in der Burenfrage herbeigeführt worden. Die Nation, unter der Führung ganz der gleichen Kreise, die jetzt die „Fronde“ betreiben, nicht die Diplomatie, machte den Fehler. Es war eine ganz planlose Gefühlspolitik oder — was dafür nur ein anderes Wort ist — eine alldeutsche Politik, die uns das zugezogen hat. Und es war nur einer von zahlreichen Fällen.

Es bedeutet weiter: daß wir nur eine sachliche Politik und keine Politik des Hasses treiben dürfen. Ich spreche nicht gegen Haß und Zorn als solche. Man kann das Große nicht wahrhaft lieben, wenn man das Niederträchtige nicht hassen kann. Deutscher Haß, einmal fest eingewurzelt, ist nachhaltig. Gewiß wäre es von England töricht, wenn es durch Fortsetzung seiner bisherigen falschen Politik gegen uns sich einen Todfeind auf 100 Jahre schafft. Denn in der Tat kann es unter Umständen dadurch für unsere Politik unmöglich werden, darüber aus sachlichen Erwägungen hinwegzukommen. Aber das ist Englands Sache. Töricht wäre es jedenfalls von unserer Seite, wollten wir jetzt unsere politischen Ziele abgrenzen nicht nach politischen Gesichtspunkten, sondern aus dem Gefühl eines noch so begreiflichen Hasses. Gegen uns ist der Haß am stärksten in Frankreich. Demnächst: in Rußland. Bei uns dagegen richtet sich der Haß ganz ausschließlich gegen England, ganz ebenso, wie er sich in Oesterreich ausschließlich gegen Italien richtet. Mag er nun in beiden Fällen menschlich noch so begreiflich sein, so sind doch die einzigen wirklichen Fehler, die — vielleicht! — in diesem Kriege gemacht worden sind, aus der Unfähigkeit eben dieses Hasses geboren worden.

Sachliche Politik bedeutet weiter: keine Politik der Eitelkeit, des renommistischen Redens und Auftrumpfens, sondern eine Politik des schweigenden Handelns. Wie aber ist bei uns Politik gemacht worden? Vergleicht man etwa den Kolonialerwerb Deutschlands mit dem anderer Staaten in der gleichen Zeitpanne,

so ist er wahrhaftig lächerlich bescheiden. Vergleicht man dann aber den Lärm, der bei uns diesen bescheidenen Erwerb begleitete, als wenn es sich darum handelte, die halbe Welt zu verschlingen, — und vergleicht man damit dann das ruhige Schweigen der anderen, so wirkt das politisch für uns tief beschämend. Das war ein Produkt politischer Unerzogenheit der Nation: wiederum, ein alldeutsches Produkt. Genau die gleiche Erscheinung: die gleichen alldeutschen Renommistereien, bei der Flotte. Und noch jetzt im Kriege erleben wir ja genau das gleiche. Man hat von dem „Ende des englischen Weltreichs“ als Kriegsziel gefaselt, — als ob das englische Weltreich auf dem Besitz etwa des Suezkanals und ähnlicher Dinge und nicht vielmehr auf der nationalen Gemeinschaft der Angelfachsen beruhte, die nun einmal mehrere Kontinente teils ganz, teils halb besiedelt haben und die doch nun einmal von dort nicht durch uns herausgejagt werden können. Oder man hat von dem Ende der englischen Seemacht geredet. Und doch liegt es auf der Hand, daß auch bei gleich starker Flotte es für uns unmöglich wäre, den Hafen von Liverpool ebenso zu blockieren, wie für England den von Hamburg. Die geographische Lage Großbritanniens rein als solche erleichtert ja die Blockade Hamburgs und behindert die von Liverpool. Und der Besitz von ein paar Kanalhäfen würde daran gar nichts ändern. „Ja, wozu brauchen wir dann unsere Flotte!“ bin ich daraufhin allen Ernstes gefragt worden. Es ist ein Glück, daß die ruhmvolle Seeschlacht beim Stager Hal angesichts dieses Unsinnns auch jedem Laien gezeigt hat, wofür wir Schlachtschiffe brauchen. Ohne sie hätten wir die englische Landung in Dänemark. Wir brauchen sie auch, um England im Angriffsfall so schädigen zu können, daß es sich zweimal bedenkt, uns anzugreifen. Und das wird es künftig tun. Vernichten aber können wir einander gegenseitig nun einmal nicht. In England sowohl wie bei uns sollte man dieses prahlerische Gerede abstellen.

Wenn wir Bismarcks Gedanken und Erinnerungen aufschlagen, so werden wir finden, daß zu den nicht sehr zahlreichen gesperrt gedruckten Worten im Text auch die Warnung gehört, uns zu einer Politik der „Eitelkeit“ und dazu verleiten zu lassen, aus den geographischen Bedingungen unseres Daseins heraustreten zu wollen. Das gilt auch heute noch. Denn am allerwenigsten dürfen wir, in unserer geographischen Lage, eine Politik der Eroberereitelkeit treiben wollen. Es ist öffentlich bekannt, daß eine Denkschrift mehrerer Interessensverbände unter alldeutscher Führung seinerzeit die Einverleibung ganz Belgiens und Nordfrankreichs bis zur Somme gefordert hat. Wenn jemand diese, nach meiner Meinung unglaublich törichte, Ansicht hatte, — nun, so war es gewiß sein Recht, sie zu vertreten. Dazu stand ihm das Mittel der Eingabe an die politischen Instanzen und daneben der Erörterung mit den politischen Parteiführern zu Gebote. Den Weg zu diesen hatten gerade diese Herren nicht weit. Was aber geschah? In tausend Exemplaren wurde die Denkschrift verschickt, nach kurzer Zeit war ihr Inhalt Gemeingut aller ausländischen Zeitungen: das also waren die deutschen Kriegsziele. Ich habe es von Anbeginn an als einen Fehler des Reichskanzlers angesehen, daß er diesem Unfug nicht sofort scharf entgegentrat und den Ausdruck „Faustpfand“ für Belgien nicht von Anfang an stets erneut unterstrich. Alldeutsche Einflüsse stellten sich ihm in den Weg. Als sich dann für jedermann deutlich herausstellte, daß keine deutsche Autorität hinter den Plänen jenes Machwerks stand, war infolgedessen das Echo des Auslands: „Deutschland wird billiger“, es fühlt sich also wohl schwach. Aber damit nicht genug: die Demagogie dieser Eitelkeitspolitiker — ich will noch ganz davon absehen, daß dahinter sich zum Teil auch sehr greifbare materielle Interessen verbargen — ging nun dazu über, den Ehrenpunkt auszuspielen: „Wer Belgien herausgibt, der ist besiegt.“ So etwas ist doch auch rein menschlich unerträglich. Wenn die Armee draußen sich auf den Standpunkt stellte: „Wir haben diese Gebiete erobert, wir wollen nicht, daß sie herausgegeben werden“, — nun, so würden wir immer noch für uns in Anspruch nehmen zu sagen: „Bedenkt, es ist vielleicht nicht klug.“ Blicke sie dann dabei, — gut. Wenn aber Daheimgebliebene, im Kontor oder auf dem Katheder oder wo immer sie sitzen mögen, — wenn die unseren

Truppen, die draußen für Deutschlands Ruhm und Ehre das Unerschönte getan und unvergängliches Gedenken an ihre Fahnen gehesst haben, zu sagen sich herausnehmen: „Wenn nicht die Landkarte so und so verändert wird, dann habt ihr umsonst geschossen“, — dann kann ich nur hoffen, daß sich noch deutsche Jüchte finden, um solche Burschen auf den Mund zu schlagen. Das sind nicht die Leute, die in ernstesten Stunden der Nation das Wort zu führen haben. Und dann noch eins: wir führen einen gemeinsamen Bundeskrieg. Jeder Admiral weiß, daß er im Geschwaderverband sich nach der Geschwindigkeit des langsamsten Schiffs richten muß. Wenden wir das einmal auf die Politik an. Für sachliche Lebensfragen eines Verbündeten werden alle beliebig lange weiter kramen. Nicht aber für eitle Erobererinteressen.

Unsere Politik hat sachliche Politik zu sein, auch in der Aufregung des Krieges. Was folgt nun positiv daraus?

Zunächst folgt aus unserer geographischen Lage die Notwendigkeit weitestgehender Bündnispolitik. Mit Ausnahme von Amerika kann keine Weltmacht, auch nicht Rußland oder England, der Bündnisse für die Weltpolitik entbehren. Wir können es noch weniger als andere. Verteidigen können wir uns gegen eine Welt von Feinden auch isoliert. In der Welt mitreden nicht. Denn man könnte nicht etwa wegen Samoa oder der Karolinen gegen eine Weltkoalition wie diese in einen Krieg gehen. Die Nation hätte nicht so dahinter gestanden wie sie es jetzt tut. Jede zweckmäßige Bündnispolitik aber hat eine unumgängliche sachliche Voraussetzung: die möglichste Erhaltung der Wahlfreiheit. Bündnisse kann man um so zweckmäßiger schließen, je mehr Möglichkeiten man sich vorher, durch seine Politik, offengehalten hat. Und da war und ist nun für uns durch unsere historische Lage folgendes gegeben:

Es bestand eine absolute Schranke unserer Wahlfreiheit schon bisher: Frankreich. Es war für jeden Gegner gegen uns zu haben, und es war niemals für uns zu haben. Unsere ganze internationale Lage seit 1871 war dadurch bestimmt.

Eine neue Schwierigkeit, das wollen wir uns nicht verhehlen, ist nun jetzt hinzugekommen: die Sprengung des Dreibundes, dessen ausschließlicher Sinn im letzten Jahrzehnt die Erhaltung der Wahlfreiheit war. Er wird vorerst nicht wiederkehren, soviel sich absehen läßt, und dadurch ist unsere Wahlfreiheit wiederum eingeschränkt. Sehr verschärft und verstärkt ist dadurch die Notwendigkeit, in unserer Gesamtpolitik wählen zu müssen zwischen den beiden größten Weltmächten: England und Rußland. Nicht notwendig in der Form eines Bündnisses, — das würden wir ja nur bei sehr gewichtigen Vorteilen abschließen. Wohl aber in der Form der Verständigung. Absolut notwendig aber ist, um eine zweckmäßige Politik nach dem Kriege zu ermöglichen, die Fernhaltung jeder weiteren nutzlosen Beschränkung unserer Wahlfreiheit, so lange dies möglich ist. Jedenfalls dürfen wir sie uns nicht durch eine unsachliche Politik verschränken lassen. Es ist gewiß nicht wünschenswert, daß wir in Zukunft etwa auch Rußland uns für immer zum Gegner machen. Ebenso wenig aber, statt Frankreich allein, nun: Frankreich und England. Denn in diesem Fall könnte uns Rußland die Bedingungen jeder Verständigung einseitig vorschreiben. Es hätte uns in der Tasche, wir würden sein Werkzeug. Unglaublicherweise ist aber in der letzten Zeit in der alldeutsch beeinflussten Presse sogar die Parole aufgetaucht: „Wir sind für Verständigung mit Rußland, und deshalb für den U-Boot-Krieg.“ Das heißt: wir wollen die ganze Welt gegen uns in die Schranken rufen, damit Rußland uns in der Tasche hat. Solch törichtes Gerede nennt man bei uns: nationale Politik.

Jede Verständigungspolitik nach dem Kriege muß von unseren sachlichen Interessen ausgehen. Welches sind also diese? Was liegt zwischen uns und unseren Feinden, — nach Ausscheidung aller Gefühls- und Eitelkeitsfragen?

Man hat gesagt: wirtschaftliche Gründe haben den Krieg bedingt. Ist das wahr? Wo sind sie bei Frankreich? Wo bei Italien? Bei Serbien? Bei Rumänien? Schön, sagt man, aber bei England: Eben deshalb, weil da wirtschaftliche Gründe vorliegen, sei es unser „natürlicher Feind“. Wirklich? Und Rußland weniger?

Fast jede Handelsvertragsverhandlung mit Rußland hat doch zu Kriegsdrohungen Rußlands gegen uns geführt. Gewiß: England war unsere industrielle Konkurrenz sehr im Wege. Vor allem: die Preispolitik mancher Kartelle: hohe Preise im Inland, Schleuderpreise im Ausland, das sogen. „dumping“, das jeden Engländer zum Rasen brachte. Rußland andererseits verlangte aber: das Opfer unserer Landwirtschaft. In beiden Fällen ist aus diesen Gründen kein Krieg entstanden, wäre er nicht entstanden, und wird er künftig erst recht nicht entstehen. Denn das ist ein einfaches Rechenegempel. Nehmen wir einmal an, England könne uns wirklich 2 bis 3 Milliarden von unserem Ueberseehandel dauernd gewaltig abnehmen. Nehmen wir weiter an, daß an Unternehmervergewinn und reinem Arbeitslohn dabei für England 400 bis 500 Millionen mehr jährlich herauskämen, — das ist gut gerechnet. Die Verzinsung der diesmaligen englischen Kriegskosten aber wird schon jetzt mehr als 3 Milliarden jährlich betragen. So schlecht rechnet dort niemand.

Aber könnte man sagen: der Interessengegensatz im Orient: der Kampf gegen die Linie Berlin—Bagdad. War das ein rein wirtschaftliches Problem? Und war dies unausgleichbar? Die Erfahrung hat gelehrt: nein. Gewiß: wenn dadurch die englische politische Stellung am Indischen Ozean und in Ägypten politisch bedroht werden sollte, dann freilich trug diese Interessent Konkurrenz den Keim des Krieges in sich. Sonst nicht. Wie aber stellt sich denn unser Interesse im Orient zu dem Rußlands? Da handelt es sich nicht um Bagdad, sondern um Konstantinopel selbst! Die Erfahrungen des tripolitanischen Krieges, die Banterröte in Odessa, als damals die Dardanellen gesperrt wurden, haben das wirtschaftliche Interesse Rußlands an Konstantinopel gewaltig in den Vordergrund gerückt. Rußland ist die schlechthin einzige Macht, die an dem, was wir politisch nicht zulassen wollen: am Untergang der Türkei, wirtschaftlich interessiert gewesen ist und vorläufig bleibt. England und Frankreich dagegen hatten seit alters ganz ebenso wie wir das entgegengesetzte Interesse, und erst jetzt, aus politischen Gründen, haben sie sich anders gestellt. Unsere eigenen rein wirtschaftlichen Interessen in der Türkei sind bedeutend. Immerhin muß man doch bedenken: wenn man den Reinertrag der dortigen Unternehmungen für uns nach Abzug der Kosten berechnet, so könnten von den Renten vielleicht 50 000 bis 60 000 von den 70 Millionen Deutschen bescheiden existieren. Sehr wichtige politische, nicht aber wirtschaftliche Gründe bestimmen also letztlich unser Verhalten zur Türkei. Eine Verständigung mit den Westmächten über den Orient wäre auf wirtschaftlichem Gebiet wahrscheinlich sofort möglich, wenn der politische Gegensatz nicht mehr bestände. Eine Verständigung mit Rußland darüber ist politisch und wirtschaftlich schwer, solange nicht die unbedingte politische Integrität der Türkei als Grundlage anerkannt ist und die Verständigung deren freie Zustimmung findet. Die Ablenkung auf Persien, von der man gefaselt hat, bedeutet für Rußland keinerlei Ersatz für Konzessionen an den Dardanellen. Und was schließlich das nationale türkische Interesse selbst anlangt, so muß man sich doch nüchtern klarmachen, daß nach dem Kriege die Türkei neben unserem Geldmarkt auch den der Westmächte wieder wird suchen wollen. Wir sind gewiß für die Türkei der naturgemäße, weil notwendig politisch uneigennütige Freund. Aber sie wird uns schwerlich das absolute Monopol einer wirtschaftlichen Freundschaft gewähren wollen.

Und schließlich findet sich in unserer Lage gegenüber Rußland noch ein wirtschaftliches Element, welches bei den Westmächten gänzlich fehlt: der russische Volksimperialismus, wie ein österreichischer Sozialdemokrat es genannt hat: die Expansionsstendenz durch den Landhunger der russischen Bauern. Der ist Folge des Kulturzustandes, er wird irgendwann schwinden, aber er wird vorläufig zunehmen.

Alles in allem also entscheidet die wirtschaftliche Interessenten-Konstellation, rein aus sich, keinesfalls zugunsten einer Verständigung mit Rußland. Inbessenen diese wirtschaftlichen Gründe waren ja nicht die wirklichen Kriegsgründe. Diese waren, wie fast immer, politischer Natur. Welche waren sie?

Zunächst für Frankreich: Vor allem natürlich unsere Existenz als benachbarter Machtstaat an sich. Aber Frankreich wird uns so wenig aus der Welt schaffen wie wir Frankreich. Dann ein Einzelgrund: das Elsaß. Diese Frage war vor 15 Jahren auf dem Punkt, sich allmählich von selbst zu erledigen und wäre längst erledigt, wenn nicht ein Grundfehler der Bismarckschen Politik dort einen Zustand geschaffen hätte, der in den Augen der Franzosen und auch der Elsässer selbst nur ein Provisorium bedeuten konnte. Es ist eine der allerwichtigsten Friedensgarantien, daß dieser Zustand unbedingt ein Ende nimmt. Nur ein großer Staat erlegt den Elsässern Frankreich. Das Elsaß kann finanziell nur gedeihen durch Anschluß an einen Bundesstaat, der groß genug ist, um die künftig unvermeidliche jährliche Mehrausgabe von etwa 40 Mill. nicht scheuen zu müssen. Würde diese Lösung etwa durch Eifersüchteleien der Regierungen verhindert, so trügen diese die furchtbare Verantwortung, wenn in der Tat der Krieg nutzlos geführt ist. Aber in den letzten Jahren war nun ein weiterer ganz entscheidender Kriegsgrund hinzugetreten: seit Einführung der dreijährigen Dienstzeit betrachtete die gebildete Schicht in Frankreich wie ein Mann den Krieg als unvermeidlich. „Wir werden Barbaren, wenn wir alle wirklich drei Jahre in der Kaserne liegen; wir brauchen den Krieg bis aufs Messer. Entweder wir brauchen nachher die starke Armee nicht mehr, oder — sie lohnt sich nicht mehr.“ Das sagte mir ein Jahr vor dem Kriege ein gebildeter Franzose. Nun, dieser Kriegsgrund wird fortfallen. Die Finanzen der Staaten auf der einen Seite, die Notwendigkeit der Ausbildung jedes Mannes auf der anderen werden automatisch in allen Ländern die Abkürzung der Dienstzeit erzwingen. Nicht ein Bündnis, aber eine friedliche Beziehung zu Frankreich wird dann möglich sein.

Nun zu England. Nicht die deutsche Konkurrenz war der entscheidende Kriegsgrund, sondern die vermeintliche Bedrohung durch unsere Flotte. Der englische Spiegbürger fürchtete die Gefahr einer Landung. Der englische Weltpolitiker aber fand den Zwang unerträglich, die ganze englische Flotte in der Nordsee zu konzentrieren; das bedeutete eine Einschränkung der westpolitischen Handlungsfreiheit und Zwang zu Opfern an andere, die England sonst nie gebracht hätte. Ist da eine Aenderung möglich? Nach dem Geschehenen gewiß nicht leicht. Aber eine Verländerung ist ja seinerzeit versucht worden unter Beteiligung des Staatssekretärs von Tirpitz. Woran scheiterte sie? Nicht an der Formel. Sondern einmal daran, daß kein Teil dem anderen traute, dann aber auch daran, daß sie zu spät versucht wurde, als England schon zu fest engagiert war. Da Deutschland nur eine Verteidigungsflotte braucht, ist künftig eine Herabsetzung dieser Lage nicht ausgeschlossen. Vorbedingung ist freilich: einmal eine Aenderung des Seerechts. Dazu wird sich England früher oder später ohnedies verstehen müssen, sonst droht ihm bei jeder kriegerischen Vermittlung auch der Krieg mit uns; denn niemals würden wir uns das gefallen lassen, was jetzt Amerika und andere Neutrale sich von England bieten lassen. Und auch Amerika wird, wenn es erst seine Flotte hat, es sich nicht mehr bieten lassen. Und ferner: daß auf kolonialpolitischem Gebiet England zu dem Grundsatz: „Leben und Lebenlassen“ sich bekennt. Wir brauchen statt unseres Streubefehls gewiß keine Weltoberung, aber eine arrondierte Interessensphäre, wie andere Länder sie auch haben, ohne daß England dadurch gefährdet wird. Nun ist seit dem Krieg die belgische Frage zwischen uns getreten. Der Kriegsgrund war unser Einmarsch in Belgien nicht, das wissen wir ja. Aber daß über Belgien ein Einvernehmen hergestellt wird, ist allerdings Vorbedingung einer ehrlichen dauernden Auseinandersetzung. Die dauernde Besetzung Belgiens durch uns in Verbindung mit unserer Flotte bedeutet für England die Notwendigkeit, außer der größten Flotte auch ein sehr großes Landheer zu halten, und das erklärt die Hartnäckigkeit des Krieges. Eine dauernde Kriegsgefahr gegenüber Frankreich und England, wie sie die Eroberung Belgiens bedeuten würde, hätte aber für die Zukunft die Folge für uns: daß wir uns nicht auf gleichem Fuß mit Rußland verständigen könnten, sondern ihm preisgegeben wären. — Wie steht es nun angesichts dessen mit unseren eigenen Interessen an Belgien?

Zunächst: Was war der Sinn unseres Durchmarsches? Eroberungsabsicht? Kein Deutscher hat an so etwas vor dem Krieg auch nur im Traum gedacht. Sondern das Fehlen der effektiven Neutralität auf belgischer Seite. Da waren nicht die verdächtigen Verhandlungen Belgiens mit unseren Feinden das letztlich Entscheidende. Die folgten erst aus der Lage, in welche Belgien sich gebracht hatte. Entscheidend war: daß Belgien zwar seine Grenze gegen uns verteidigungsfähig gemacht hatte, sich aber außerstande gesetzt hatte, seine Grenze gegen Frankreich und England überhaupt zu schützen. Das war in der Tat „papierne“, nicht effektive Neutralität. Bei einem französisch-englischen Angriff befand es sich in der Lage Griechenlands. Wenn uns freilich England seine eigene Neutralität zusagte, dann war der Durchmarsch dennoch überflüssig. Das tat Herr Grey aber bekanntlich nicht, und damit war der Garantievertrag, den ja die nunmehr kriegsführenden Mächte abgeschlossen hatten, ein wertloser Fehler Papier geworden. Ein neutraler Staat wie Belgien sein wollte, hatte die Pflicht, sich in den Stand zu setzen, alle seine Grenzen verteidigungsfähig zu erhalten. Den Belgiern war diese Lage auch gut bekannt. Durch die ganze Presse war die Aeußerung des Deutschen Kaisers bei den Schweizer Manövern gegangen: „daß wir an unserer anderen Flanke“ (in Belgien also) „ungedeckt“ seien. Die Schweiz und Holland schützten ihre Neutralität effektiv. Holland tat das bekanntlich gegen Englands Widerspruch. Belgien allein tat es nicht.

Welches Interesse haben wir nun jetzt, nach dem Einmarsch, an Belgien? Nach meiner Ansicht kein wirtschaftliches. Wenn man nämlich das wirtschaftliche Interesse national versteht und nicht als ein Profitinteresse einzelner Unternehmer. Antwerpen bleibt immer eine nichtdeutsche Stadt. Ich kenne sie, habe Verwandte dort. Die belgische Industrie wird immer welches Volkstum tragen. Wir haben kein Interesse daran, für den Profit einiger deutscher Reederei, Bankiers und Unternehmer unseren Arbeitern die Konkurrenz eines Fremdvolls auf den Hals zu heben. Haben wir etwa ein Interesse an einer deutschen Verwaltung Belgiens? Sie wäre ein Übel. Man braucht die Verhältnisse nur auszuenden, die entstehen würden. Sie sind jetzt nur haltbar, weil eben das Kriegsrecht dahinter steht. Und ganz undenkbar ist eine Kastration Belgiens durch eine dauernde deutsche Vormundschaft. Wer an so etwas denkt, unterschätzt die Wirkung des Würde- und Ehrgefühls zivilisierter Völker. Die Revolte würde in Permanenz sein, und wir würden im Westen niemals wieder die Hände frei bekommen. Wir wären Rußland preisgegeben.

Unser Interesse ist ein rein militärisches: Belgien darf kein Einfallstor unserer Feinde werden. Daß es das werden müsse, wenn wir es nicht zum Klientelstaat erniedrigen, — das ist ein Irrtum. Jetzt freilich und in der nächsten Zukunft wirkt der Haß gegen uns. Garantien sind also nötig. Welcher Art sie sein müssen, das allein ist die Frage. Wenn von realen Garantien die Rede ist, so heißt es wohl: militärisch wirksame Garantien. Und zwar so lange, bis sie überflüssig werden. Sie wären schon jetzt überflüssig, wenn ein festes Neutralitätsbündnis Belgiens mit Holland denkbar wäre. Leider ist das augenblicklich sehr wenig wahrscheinlich. Also muß die voraussichtliche Aenderung der gesamtpolitischen Situation den Zeitpunkt ergeben.

Die englischen Minister verlangen „Garantien“ von uns. Was sie sich darunter denken, sagen sie nicht. Was der Sinn unserer Garantien ist, wissen sie dagegen. Jedenfalls ist der Sinn beiderseits, wenn man sachliche Politik treibt: Garantien, bis sie überflüssig werden. Also: auf Zeit.

Demgegenüber nun Rußland: Die wirklichen, d. h. die politischen Kriegsgründe, waren hier einerseits das Machtinteresse der Bürokratie und der Großfürstenschaft. Andererseits die pan-slawistische Legende. Diese ist nun in diesem Kriege — das ist ein wichtiges Ereignis — durch die Haltung der Bulgaren und Polen zerbrochen worden. Und der Traum von der Zertürmung Österreichs und der Herrschaft der russischen Bürokratie über alle Slawen wird, hoffentlich, damit ausgeträumt sein. Für uns allein

wäre eine Verständigung für die Gegenwart vielleicht — ich weiß es nicht — möglich. Wir hätten freilich auch dabei zu bedenken, daß nicht die slawische Frage allein im Wege steht: auch die Ostsee-frage: die Frage der Alandsinseln, liegt heute zwischen uns. Indessen die wirklichen Schwierigkeiten liegen anderswo. Zunächst und vor allem darin, daß wir Bundesgenossen haben und haben müssen. Wir haben sie nur im Osten, nicht im Westen. Im Osten, nicht im Westen fing der Krieg an. Mit großem Nachdruck muß daran erinnert werden: uns durch Annexion zu arrondieren, unsere Bundesgenossen aber, die Türken, in Armenien an ganz entscheidenden Punkten Provinzen abtreten zu lassen, würde uns in die Unmöglichkeit verfallen, in Zukunft Bündnispolitik zu treiben. Wir können nur eine Verständigung annehmen, die unseren östlichen Bundesgenossen annehmbar ist.

Weiter: die Bedrohung von Osten her nimmt, infolge der Volkszunahme Rußlands, in Zukunft zu. Das ist im Westen nicht der Fall. Und vor allem: Die Bedrohung von Rußland her ist die einzige, die sich gegen unsere Existenz als nationaler Machtstaat überhaupt richtet. England kann wohl unseren Seehandel lahmlegen, — unseren gesamten Außenhandel überhaupt schon nur bei einer solchen Koalition wie jetzt. Frankreich kann uns ein Stück Land wegnehmen. Ein siegreiches Rußland kann unsere Selbständigkeit vernichten. —

Jedenfalls also: eine Verständigung mit Rußland ist nicht leicht. Sie ist, deutlich gesagt, nur möglich im Falle eines Desinteresses Rußlands zum mindesten an der serbischen und polnischen Frage. Denn beide sind Existenzfragen für Oesterreich und uns. Und sie ist nur möglich bei dauernden Garantien, weil die Bedrohung dauernd und bei sehr starken Garantien, weil sie im Wachsen ist. —

Nun aber etwas Legtes: Rußland bedroht nicht nur unsere staatliche Stellung, sondern unsere ganze Kultur und darüber hinaus die Weltkultur, solange es so geartet ist wie jetzt. In dieser Art trifft das für keine andere Macht zu. Unter universalgeschichtlichen Gesichtspunkten werden künftig die Streitpunkte im Westen, wegen Belgien, wohl als Lappalien erscheinen gegenüber den Entwürfen im Osten, welche Weltentscheidungen bedeuten.

Und auch wir selbst: im Osten, nicht aber — nach Lösung der Blamenfrage — im Westen, werden wir außerhalb unserer Grenzen Kulturaufgaben haben. Kulturaufgaben? Der moderne deutsche sog. „Realpolitiker“ zuckt darüber die Achseln. Es ist eigentümlich: andere Nationen treiben Realpolitik und schwagen nicht darüber. Der Deutsche aber muß auch aus der Realpolitik sich eine Phrase machen, an die er dann mit der ganzen Inbrunst eines — ich möchte sagen — femininen Gefühls glaubt. Wie steht es denn mit der realpolitischen Bedeutung der „Kultur“? (Wir wollen hier der Einfachheit wegen unter „Kulturgemeinschaft“ jetzt einmal nur die durch die Sprache begründete Gemeinschaft verstehen, die „Nation“ also im Sinne von Sprach- und Literaturgemeinschaft.) Der Krieg hat den Nimbus des Staates gewaltig gehoben: „Der Staat, nicht die Nation“, ist die Parole. Ist sie richtig? Erkundigen Sie sich bei österreichischen Offizieren einmal über die fundamentale Schwierigkeit, die dadurch gegeben ist, daß der Offizier nur 50 deutsche Kommandoworte mit seiner Mannschaft gemein hat. Wie soll er im Schützengraben mit ihr Gemeinschaft pflegen? Was soll er tun, wenn etwas Unvorhergesehenes, nicht durch jene Worte Bedecktes, geschieht? Vollends im Falle einer Niederlage? Blicken Sie noch weiter östlich auf das russische Heer, das zahlreichste der Erde: 2 Millionen Gefangene sprechen eine deutliche Sprache dafür, daß der Staat zwar vieles kann, daß er aber nicht die Macht hat, die freie Hingabe des einzelnen an sich zu erzwingen, ohne welche die innere Widergeburt Deutschlands zu Beginn dieses Krieges unmöglich gewesen wäre.

Diese Bedeutung der Kultur hat aber für uns auch negative Konsequenzen, die wir uns klarmachen müssen. Jede Politik jenseits unserer Ostgrenze ist, gerade wenn sie Realpolitik ist, unvermeidlich westslawische Politik, und nicht deutschnationale Politik. Daß dies das Schicksal dieses Krieges ist, ist eine ganz zentrale Einsicht, die wir die sittliche

Selbstucht haben müssen uns nicht zu verhehlen. Auch 100 000 oder 200 000 oder auch noch mehr deutsche Kolonisten in Rußland würden daran gar nichts ändern. Ihren gefühlspolitischen Wert erkenne ich nicht — realpolitisch aber bedeuten sie nichts. Würden wir im Osten reine Nationalitätspolitik treiben, so würden wir die 15 Millionen dazwischenliegenden Slawen zu Todfeinden und Parteigängern Rußlands machen. —

Was folgt nun aus dem Gesagten? Zunächst: daß alle Friedensziele töricht sind, die jedem Hunde der feindlichen Meute ein Stück vom Schwanz abhacken würden. Das hat Bismarck 1866 weislich vermieden. Dann: daß für die Gegenwart zwar eine Verständigung mit England gefühlspolitisch und infolge des einmal bestehenden Mißtrauens schwierig ist, daß aber für die Zukunft die größere Schwierigkeit Rußland gegenüber besteht, weil es der dauernd gefährlichere Nachbar bleibt und weil es immer stärker wird. Weiter: daß wir im Westen nur zeitweilige, im Osten aber dauernde und auch stärkere Garantien brauchen als im Westen. Daß eine dauernde Verständigung mit Rußland gewiß möglich ist, aber nur bei starken Änderungen in den Grundlagen seiner Politik: Einschränkung seines Eroberungsdranges oder Änderung seines Expansionszieles. — Feststeht aber natürlich eins: verständigen werden wir uns nach dem Krieg unter allen Umständen mit dem, der uns die besseren Garantien gibt. Dem können auch wir alle denkbaren Freundschaftsgarantien geben, die wirklich berechtigt und mit unseren Interessen vereinbar sind. Unabhängig aber muß diese Frage bleiben von unsäglichem Motiven: von Haß, von Eitelkeit und unabhängig vor allem auch: von innerpolitischen Sympathien.

Ich habe bisher von unseren Gegnern allein gesprochen. Nun auch noch ein kurzes Wort über unser Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn. Solange nicht die Politik dieser unserer großen Nachbarmonarchie uns ein anderes Verhalten absolut aufzwingt — und das ist nicht zu erwarten — kann unser Interesse stets nur dahin gehen: das Bündnis immer noch inniger zu gestalten. Wir denken dabei an das glänzende Buch unseres Freundes Raumann. Seine Intuition allein hat bei uns und drüben das starke Stimmungskapital geschaffen, mit dem jetzt die Politiker diesseits und jenseits wirtschaften können. Rein sachliche politische Erwägungen müssen nun den Weg zum Ziele bestimmen. Die Schwierigkeiten sind natürlich nicht ganz gering. Wirtschaftliche Momente können auch hier nicht den Ausschlag geben. Ein „gutes Geschäft“ ist die engere zollpolitische Verbindung für uns durchaus nicht sicher. Aber die entscheidenden Probleme sind natürlich auch hier politische. Die beteiligten Dynastien und auch die Völker, die Ungarn z. B., werden ihre Bewegungsfreiheit sich nicht gern beschränken lassen. Und ganz einfach ist ja dabei die Lage gerade auch für uns nicht. Ein enger Verband mit zwei souveränen Staaten belastet uns mit allen Konsequenzen von deren äußerer und innerer Politik und Wirtschaftspolitik. Und gerade der Versuch, vor allem eine wirtschaftliche Einigung herbeizuführen, belastet, wenn er gelingt, die gegenseitige Beziehung mit all jenen Verstimmungen, welche aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb folgen. Man muß sich ganz klarmachen: daß der Inhalt der Militärkonvention für beide Teile bei weitem das Wichtigste von allem ist, weit wichtiger z. B. als alle Zollfragen. Die beiden Heere müssen, wenn die neue Entwicklung einen Fortschritt im Vergleich mit der Gegenwart bedeuten soll, in ihren inneren Einrichtungen und im Kriege im Kommando so ineinandergreifen können, als ob sie Verbände eines einheitlichen Heeres wären. Und doch muß dabei die beiderseitige Militärhoheit gewahrt bleiben. Eine solche Konvention ist schwerlich auf der Grundlage eines künftigen Bündnisses möglich. Jeder derartige Versuch erfordert von beiden Seiten vor allen Dingen ein ganz ungeheures Maß von Vertrauen. Beide Teile dürfen nicht enttäuscht sein, wenn er nicht sofort in allen Einzelheiten ihren Idealen entspricht. In den siebziger Jahren kam einmal bei Bismarck die Rede auf die Verhandlungen über den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich. Schräg gegenüber dem Reichskanzler saß der bayerische Bundesrats Bevollmächtigte, um beide herum Abgeord-

nete der nationalliberalen Partei. Die heikle Frage der bayerischen Reservatrechte, der Enttäufung, welche sie anfänglich erregt hatten, wurde berührt. Der Reichskanzler sagte etwa: Gewiß, die Stimmung in Deutschland und auch in Bayern selbst war unter der Einwirkung des Krieges so, daß wir von der bayerischen Regierung durch einen scharfen Druck wohl mehr hätten erreichen können. „Aber“, fuhr er fort, indem er die Hand über den Tisch nach dem bayerischen Gesandten hin reichte, „wenn ein Freund seine Hand in meine gelegt hat, so werde ich sie doch nicht zerquetschen“, — und er ballte sie zusammen. Ich sprach Anwesende gleich nachher; der Eindruck war gewaltig: es war der grandiose Stil der deutschen Politik jener Tage. Ich denke: das, was Bismarck sagte, ist gehalten worden: — Bayerns Dynastie und Volk haben ihr Vertrauen nicht zu bereuen gehabt, und die Einrichtung genügte trotz ihrer Mängel. Nun ist die Frage eines Bündnisses unter mehreren gleich mächtigen Großstaaten aber eine andere als die zwischen dem Norddeutschen Bunde und auch einem starken deutschen Einzelstaat. Da mußte nur Bayern das Vertrauen haben, nicht vergewaltigt zu werden. In diesem Falle müssen beide Teile es haben. Auch wir. Da komme ich denn zuletzt auf den wichtigsten Punkt, an dem sich das zeigen muß und wird. Gemeinsam erobert sind Serbien und Polen. Die Probe unserer Bundesstreue ist: daß über Serbien nur so disponiert werden wird, wie es Oesterreich und Ungarn verlangen. Die Probe der Treue unserer Bundesgenossen ist: daß über das eroberte Polen nur so disponiert werden kann, wie es unsere Lebensinteressen erheischen. Die polnische Frage reicht bei uns bis vor die Tore der Reichshauptstadt, und jede Landkarte ergibt, daß das Schicksal Kongreß-Polens über Schlesien entscheidet und uns unendlich näher berührt als Oesterreich. Niemand wird erwarten, daß wir uns als Resultat des Krieges ein Serbien vor die Tür setzen, in fremder, sei es noch so eng befreundeter Hand. Es ist ja bekannt, daß die Polen Galiziens und vielleicht anfangs ein Teil der Kongreß-Polen die Angliederung an Oesterreich wünschten. Die wäre aber allerdings nur möglich, wenn wirklich zwischen uns und Oesterreich-Ungarn ein ewiger unzerbrechbarer Staatenbund, das heißt: neben dem ewigen Militärbündnis eine volle Wirtschafts-, Zoll-, Währungs- und Währungsgemeinschaft derart geschaffen würde, daß die drei Staaten trotz ihrer Souveränität einen für alle Zeit unzerbrechbaren Verband bildeten. Bloße Verabredungen tun das nicht. Unsere Bundesgenossen müssen entscheiden, ob sie das können und wollen. Die preußischen Polen und eine wachsend starke Partei Kongreßpolens wünschen die Angliederung an uns als verbündeter selbständiger Staat. Das wäre die einfachere Lösung. Wirtschaftlich brauchten wir von diesem Staat nur die Meistbegünstigung. In allen anderen Dingen wäre absolut entscheidend nur: nichts zu versprechen, was wir nicht halten können, alles loyal zu halten, was versprochen ist. Das aber könnten wir. In allen inneren, in allen Kultur- und Verwaltungsfragen können wir ihm absolute Selbstständigkeit überlassen. Wir sind in der Lage, jene Forderungen der Polen selbst, welche sie 1905 während der Revolution an Rußland stellten, weit zu überbieten. Die Nation würde die volle Kulturselbstständigkeit und Selbstregierung haben. Nur militärisch müssen wir — das verkennen die Polen selbst am wenigsten — die Garantien für unsere Ostgrenze angesichts der russischen Uebermacht in eigener Hand haben.

Nun hat man gesagt, und auch Parteiführer der Rechten haben das getan: was gehen denn uns die Polen an? Ja, ich wiederhole, die Polen reichen bis vor die Tore Berlins. Ich galt für einen Polenfeind. Ich verwahre noch einen mit Namen unterzeichneten Brief aus Leinberg von vor 20 Jahren, der das Bedauern aussprach, daß meine Urahne nicht von einem mongolischen Schwein gefressen sei — davor hätten mich die Polen bewahrt, und nun bewahre ich mich schlecht. Gewiß: gegen die Nationalitätenkonkurrenz nach dem System der billigeren Hand, Unterbieten im Arbeitslohn durch ausländische Arbeiter, habe ich mich gewendet und trat aus dem Alldeutschen Verband aus, weil er das Interesse der Großgrundbesitzer über das der Nationalität stellte. Die alldeutsche, lörchte und unwirtliche Sprachenpolitik gegen die

Polen habe ich niemals mitgemacht. Jetzt aber ist — innen und außen — die Lage völlig verändert, genau so, wie ich es alldeutsches beeinflussten Kollegen vor dem Kriege voraus sagte. Im Innern muß eine ehrliche Verständigung mit den Polen, die wie alle anderen ihre Pflicht taten, stattfinden. Jenseits unserer Grenze aber können wir, in Polen und im Osten überhaupt, nachdem einmal dieser Krieg gekommen ist, keine großdeutsche Politik treiben. Sondern es ist unser Schicksal, daß dieser Krieg die Westslawenfrage aufrollt, und daß wir im Osten Befreier der kleinen Nationen selbst dann sein würden, wenn wir es nicht wollten.

Als eine der Phrasen unserer Gegner wurde ja das Problem der „kleinen Nationen“ aufgeworfen. Wenn sie wirklich auf der Grundlage des Nationalitätenprinzips Frieden schließen wollten, nun, das könnten wir — sagen wir das doch mit lauter Stimme vor der ganzen Welt! — jeden Tag. „Que Messieurs les assassins commencent!“ Der Friedensvertrag hätte dann also zu besagen, daß Irland, Malta, Gibraltar, Ägypten, Indien, die Buren, Indochina, Marokko, Tunis, die Araber in Algier, die Polen, Ukrainer, Litauer, Letten, Esten, Finnländer, Kaukasusvölker, — daß, sage ich, diese 350 Millionen Fremdvölker, welche unsere Gegner ungefragt beherrschen, ausbeuten, in unsere Maschinen-gewehre fagen, in einer — sagen wir — durch den menschenfreundlichen Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten zu kontrollierenden freien Abstimmung sich zu äußern hätten, ob sie einen eigenen Staat bilden wollen oder nicht. Wir wollen dabei gern unseren Gegnern zugestehen, daß man kein Prinzip bis zum Unfinn treiben kann und daß also, solange es nun einmal bewaffnete Staaten gibt, auch die militärische Sicherheit in Betracht kommt, also unter Umständen danach die Grenzen gezogen werden müßten. Mehr als das militärisch Unentbehrliche besitzen an fremdvölkischem Land wir selbst weder im Westen noch im Osten, wo ja innerhalb unserer Grenzen Deutsche und Polen dörfweise durcheinander und benachbart auf demselben Boden sitzen, so daß eine Grenzziehung gar nicht möglich ist. An irgendeinem Punkt hat eben wieder das Sicherheitsinteresse des Machtstaats sein Recht gegenüber der Nation. Eine reinliche Scheidung der Nationalitäten Oesterreich-Ungarns in selbständige reine Nationalstaaten ist teils schon geographisch unmöglich, teils würde sie zum politischen Unfinn in der Staatsbegrenzung führen. Hier ist für immer nur die Nationalitätenföderation in einem internationalen Staatswesen möglich. Unsere Gegner können gar nicht daran denken, ihrerseits mit dem Nationalitätenprinzip Ernst zu machen. Das französische ebenso wie das russische Weltreich und das indische Kaisertum wären ja damit von vornherein gerichtet. Wir dagegen müssen damit Ernst machen im eigenen Interesse. Nicht wir waren es, die das Prinzip des Machtstaates über die Schranken der Nation hinaustrugen. Wir besitzen keine Kolonie, deren Einwohner wie die Inder, Birmanen, Cochinchinesen, Araber, Litauer, Ukrainer, Georgier, Finnen eine eigene und zum Teil uralte Kultur und, mindestens Rußland gegenüber, eine weit überlegene Kultur besäßen. — Aber freilich: ein Machtstaat sind auch wir. Und daß wir das geworden sind, das ist der letzte entscheidende Kriegsgrund. Gelänge es, uns zu vernichten, so hätten alle unsere Gegner für die Teilung der Welt freie Hand und brauchten dafür nur die Hälfte ihrer jetzigen Heere zu halten. Das ist wahr an dem Gerede über den Kampf gegen den Militarismus. Warum sind wir eigentlich ein Machtstaat geworden?, fragen wir also. Sind denn Nationen, die keine großen Machtstaaten bilden, sind die „kleinen“ Nationen, die Schweizer, Holländer, Dänen, Norweger, Schweden etwa um deswillen weniger wert? Keinem Deutschen ist es in den Sinn gekommen, derartiges zu behaupten. Ich sprach darüber kürzlich an anderer Stelle und kann hier abschließend nur wiederholen, was dazu zu sagen ist.

Im geschichtlichen Dasein der Völker haben die Machtstaaten und die äußerlich kleinen Nationen beide ihre dauernde Mission. Ein großer Machtstaat von 70 Millionen kann gewiß vieles, was ein Schweizer Kanton oder ein Staat wie Dänemark nicht kann. Aber er kann auch in manchem weniger als diese. Nur in den kleinen Staaten, wo die Mehrzahl der Bürger einander noch

kennt oder kennenlernen kann, wo man womöglich noch das ganze Volk wie in Appenzell auf einem Platz versammelt, oder wo wenigstens die Verwaltung so von jedem übersehen werden kann wie in einer mittelgroßen Stadt, nur da ist die echte Demokratie, nur da ist aber auch die echte, auf persönlichem Vertrauen und persönlicher Leitung ruhende Aristokratie überhaupt möglich. Im Massenstaat wandeln sich beide bis zur Unkenntlichkeit: die Bürokratie statt der vom Volk gewählten oder ehrenamtlichen Verwaltung, die gedrückte Armee statt der Volkswehr wird unvermeidlich. Das ist das unentrinnbare Schicksal des im Massenstaat organisierten Volkes. Darum hat der Schweizer Jakob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ die Macht als ein Element des Bösen in der Geschichte gewertet. Jeder von uns wird es als eine Fügung des Schicksals preisen, daß einem Teil unseres Volkstums: den Deutsch-Schweizern, es vergönnt ist, die Tugenden der Kleinstaatseigenschaft zu pflegen und ihre Blüten hervorzubringen. (Mögen sie aber nun das auch leisten!) Wir jedenfalls sind objektiv genug, diese Sonderlage und den Sonderwert der Schweizer anzuerkennen, trotz so manchem recht törichten und unangenehm pharisäischen Wort aus ihrem so sorgsam „neutralen“ Mund über unseren „Militarismus“. Grenzlos unverständlich sind solche Reden. Denn warum begaben wir selbst uns in den Bann dieses politischen Machtverhängnisses? Aus Eitelkeit nicht. Sondern unserer Verantwortung vor der Geschichte wegen. Nicht von den Schweizern, den Dänen, Holländern, Norwegern wird die Nachwelt Rechenschaft fordern über die Gestaltung der Kultur der Erde. Nicht sie würde sie schelten, wenn es auf der Welt gar nichts mehr geben würde als die Langlewige der angelsächsischen Konvention oder die Dede der russischen Bürokratie. Und das mit Recht. Denn nicht die Schweizer oder Holländer oder Dänen konnten das hindern, wohl aber wir. Ein Volk von 70 Millionen zwischen solchen Welteroberungsmächten hatte die Pflicht, Machtstaat zu sein. Wir mußten ein Machtstaat sein und mußten, um mitzusprechen bei der Entscheidung über die Zukunft der Erde, es auf diesen Krieg ankommen lassen, weil es uns Schande vor Nach- und Mitwelt gebracht hätte, wenn wir uns dieser Pflicht feig und bequem entzogen hätten. Wir hätten es selbst dann tun müssen, wenn wir hätten fürchten müssen, zu unterliegen. Die Ehre unseres Volkstums gebot es. Um Ehre, nicht um Änderungen der Landkarte und des Wirtschaftsprofits — das wollen wir nicht vergessen — geht der deutsche Krieg. Er geht nicht nur um unsere eigene Existenz. Im Schatten unserer Macht leben die kleinen Nationen um uns herum. Was würde aus der Selbständigkeit Schwedens, Norwegens, Dänemarks, was auch aus der Hollands und aus der Integrität der Schweiz, wenn Rußland, Frankreich, England, Italien unser Heer nicht zu scheuen hätten? Nur das Gegengewicht der Großmächte gegeneinander verbürgt die Freiheit der Kleinstaaten. — Und was bedeutet nun diese Verantwortlichkeit für uns selbst? In der letzten Stube des letzten Arbeiters würde man noch bei unseren Enkeln es gefühlt haben, wenn wir unterlegen wären. Diese Einschränkung, diese Not, die das Durchhalten im Kriege jetzt über Hunderttausende brachte und noch bringen wird, diese selbe beengte Existenz würde dann das Schicksal der Masse der Deutschen sein. Als Varias gingen wir durch die Welt, für alle Zukunft. Denn die Welt wird enger, und mit der Demokratisierung der Kultur wird die Sprachgemeinschaft auch in den Massen exklusiv. Wollten wir diesen Krieg nicht riskieren, nun, dann hätten wir die Reichsgründung ja unterlassen und als ein Volk von Kleinstaaten weiterexistieren können. Freilich, so wenig uns der französische Besitz des Elsaß Ruhe vor den Franzosen, so wenig hätte uns das Ruhe vor dem Krieg als solchen gebracht. Den Krieg hätten wir auch dann gehabt: die einen hätten als Rheinbundstaaten für französische, die anderen als russische Satrapie für russische Interessen stehen oder dafür, wie früher stets, den Kriegsschauplatz abgeben dürfen. Nur die Würde eines deutschen Krieges, die hätten wir dann nicht kennengelernt. Daß wir nun einmal nicht ein Volk von sieben, sondern von 70 Millionen sind, das war unser Schicksal. Das begründete jene unentrinnbare Verantwortung vor der Geschichte, der wir uns nicht

entziehen konnten, selbst wenn wir wollten. Das muß man sich immer wieder klarmachen, wenn heute die Frage nach dem „Sinn“ dieses endlosen Krieges gestellt wird. Die Wucht dieses Schicksals, das wir bestehen müssen, führte die Nation empor, an Abgründen und Gefahr des Untergangs vorbei, auf der steilen Bahn der Ehre und des Ruhmes, auf der es keine Umkehr gab, in die klare harte Luft des Waltens der Weltgeschichte, der sie in ihr grimmiges aber gewaltiges Angesicht schauen mußte und durfte, späteren Nachfahren zu unvergänglichem Gedächtnis.

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst

Fortsetzung

Im Gegensatz zu der Propaganda Kandinskys und des Marienbildes zu den expressionistischen Philosophemen Raphaels bemüht sich Paul Fechter (Paul Fechter, Der Expressionismus. München, R. Piper u. Co. 1914.) um ein Verständnis der neuesten Kunst, historisch wie sachlich. Er zeigt, wie mit zunehmender Mechanisierung des Lebens durch die Technik und den Siegeszug der Naturwissenschaften auch die Kunst immer mehr veräußerlichte, um im Impressionismus mit der Hingabe an die Außenwelt zu einem fast rein physiologischen Prozeß herabzusinken. In van Gogh und Cézanne, Vollendern des Impressionismus, melden sich auch schon die entgegengesetzten Tendenzen, Betonung der Linie, der Fläche, reiner Farben, eine Steigerung zum Ornamentalen wie zum Abstrakten und Geistigen. Das rein Dekorative, durch Gauguin in vieler Hinsicht repräsentiert, bildet die Uebergangsstufe zu der neuesten Situation, wo Synthese gegen Analyse, Bild gegen Natur ausgespielt wird. Die Strömungen, die sich daraus ergeben, sind der Expressionismus, Kubismus, Futurismus, letzterer übrigens als willkürliche, subjektivistische Fortsetzung eines geheimen Impressionismus von Fechter deutlich abgelehnt. Nur macht es sich Fechter etwas leicht, wenn er sich zur Erklärung dieser Phänomene der Schlagworte bemächtigt, deren sich die Künstler zur Rechtfertigung ihres Neuen bedient haben, ohne daß er nachweist, wie weit sich das Prinzip wirklich bildnerisch erfüllen läßt und der Aufwand von Worten auch einen Sinn hat. Daß der Expressionismus das Bild wieder zum konzentrischen Ausdruck eines Gefühls machen wolle, erklärt uns nicht die besondere Art seines Bemühens und warum statt menschlicher Träger solcher Gefühle nur Bildelemente, abstrakte Formen dargestellt werden. Wie diese seltsamen Verzerrungen und Gerüste von Gestalten es möglich machen, daß „der Beschauer in die gleichen Schwingungen gerät wie der Künstler in der Arbeit“, erfahren wir nicht. Von Kandinsky und seinem „intensiven“ Expressionismus heißt es: „Was er geben will, ist die menschliche Gefühlsexistenz, isoliert von der Umwelt, von allen Beziehungen zur Natur und ihren Formen abgelöst. Er findet das künstlerisch Verwertbare, Unmittelbare rein nur in sich, in der Versenkung in die Tiefe der eigenen Seele, in die weder Vorstellung noch Begriff einen Zugang haben, in der das farbige Chaos herrscht und das Erlebte noch ungeformt, gestalllos, fern jedem vorstellenden Verstand, jedem Eingehen in das Netz der kausalen Projektion, rein als seelisches Material zu finden ist.“ Wir sahen nur das äußere Chaos und mußten uns für seelenblind halten, wenn in ihm eindeutig oder auch nur mit Notwendigkeit Seelisches symbolisiert wäre. Vom Kubismus heißt es: „Das Gesetz der Bilder soll bis zur Eindeutigkeit der algebraischen

Formel gesteigert werden und so zugleich die über das bloß sensuelle Auffassen und Empfinden hinausgewachsene Geistigkeit des Malers zur Gestaltung bringen.“ Es soll „der dritten Dimension wieder zu ihrem Recht verholfen werden, die kubische irdische Existenz zu ihrem Ausdruck kommen, wenn auch nicht mehr durch direkte Darstellung, wie etwa bei den Latterios Courbets, sondern entsprechend dem Fortschritt in der Reinigung der Mittel durch klare, ausdrucksvolle Symbolisierung im Zweidimensionalen“. Wie es aber möglich ist, uns, die wir uns nicht wie Kinder mit dem Wissen um die Vorder- und Rückseite der Dinge begnügen, durch Projektion des Nichtgesehenen in die Sehebene, durch symbolischen Ersatz des Anschaulichen den Eindruck der Dreidimensionalität zu erwecken, das bleibt unerörtert. Es wird zur reinsten Spielerei mit Worten, wenn die Seele selbst räumlich ausgedeutet, eine Seelentopographie aufgestellt wird, um zu zeigen, daß auch in diesen geometrisch starren Gebilden „das Werk rein auf den Ausdruck seelischer Dinge gestellt“ wird. „Marées gab in der räumlichen Aufstellung und Einordnung seiner Bilder ein Sinnbild seiner und damit unser aller Seelenproportionen (das Wort ohne materialistische Deutungen verstanden) — und tat damit indirekt, was die Kubisten heute direkt zu machen bestrebt sind. Aus der verdünnten Atmosphäre des Mathematisch-Geometrischen suchen sie Sinnbilder eines Psychischen, Projektionen der Seele und ihrer Topographie zu gewinnen.“ Obwohl so Fechter an dem eigentlichen Problem vorbeigeht, wie sich aus der erstrebten Monumentalität, aber ohne Inhalt mit reinen Bildmitteln, aus der Architekturisierung, aber ohne dekorative Absichten alle Gewalttätigkeiten der Zeichnung wie der Deutung auf verborgene Innerlichkeit ergeben, wird doch auch er schließlich zu dieser monumentalen Bedeutung der modernen Kunst hingetrieben, zu methaphysischer und religiöser Ausdeutung ihrer Absichten. „Wir haben den großen religiösen Sinn nicht mehr, der im Mittelalter die Kirche gewissermaßen als geistiges Zentrum der Allgemeinheit hinstellte und nun jeden aus seinem Gefühl heraus dieses Symbol des Höchsten nach seinem Sinn schmückend steigern ließ: unsere Aufgabe ist es vielmehr, die neue Religiosität, die wir überall im Werden spüren, auch mit den Mitteln der Kunst erst bauen zu helfen.“ „Nicht umsonst ist das religiöse Moment allerorten wieder in den Vordergrund getreten. Der einzelne empfindet sich mehr oder weniger als Glied einer Kette, einer Gemeinlichkeit: er spürt, daß er irgendwie Ausdrucksmedium der Weltseele ist, daß „es“ in ihm schafft, etwas Umfassendes, ihn Tragendes, und nicht sein kleiner Wille in in den Schranken der Individuation.“ Wie richtig! Wir haben den religiösen Sinn nicht mehr, Kunst und Künstliches muß es ersetzen. Und wie bescheiden! Die formale Uebereinstimmung, das Programmatistische aller dieser Künstler, der Mangel an persönlicher Gestaltungskraft genügt schon, ein Symbol des Umfassenden, der Weltseele darin zu sehen. Das ist das reinste Eingeständnis des Formalismus.

Ernst Simmel / Sub specie aeternitatis

Was du um deine Zukunft denkst,
im Geiste Schritte dahin lenkst —
elloser Nebel, der verfliegt.

Ein Eigenstes: der freie Tod!
Ein dunkles Tor, umflammt vom Morgenrot:
Was dein ist, fiegt!

Gottfried Traub / Lomi

Mit ihrem heissen Vetterischlage,
mit Unerbittlichkeit vollbringt
die Not an einem einzigen Tage,
was nicht Jahrhunderten gelung!
S. S. S. S. S.

Was ist Lomi? Schulerinnerungen wachen auf. Langsam steigen aus ihrem Kreis lateinische Stunden in die Höhe, und ich sehe mich über die Gedichte des römischen Dichters Ovid gebeugt. Richtig; der wurde einst vom kaiserlichen Hof verbannt, wo er zuviel gesehen hatte. Lomi hieß die Verbannungsstätte. Heute heißt sie Konstanz. Acht Jahre seines Lebens hat der Dichter dort verleben müssen, wo alles noch rau und unwirtlich genug aussah. Einstweilen gingen die Völkerschicksale über diesen Ort, und heute marschieren deutsche Soldaten neben türkischen Kameraden durch die Straßen der Hafenstadt. Sie wissen zum geringsten Teil, daß hier einst der Dichter gehaust, mit dessen Versen sich deutsche Jüngens auf der Schulbank plagen mußten und der ihnen doch auch manch frohe Stunde bereitet hat. Sie lesen heute aber alle wieder im Buch der Geschichte und schreiben sie neu. Und ich sehe in die Zukunft, da sind wieder Kindertöpfe gebeugt über Geschichtsbüchern, und dann werden sie lernen und lesen von den Tagen, da dort unten am Schwarzen Meer Völker erlöst wurden unter dem Sturmschritt des Weltentrieges.

Volksgeſchicht und Einzelschickſal liegen ineinander. Wir achten heute faſt nur auf das mächtige Walten des Ganzen. Was bedeutet auch der einzelne in ſolcher Geſchichtsgewalt! Er kommt und geht, und ſcheinbar kümmert ſich das Weltgeſchicht nicht drum. Das Auge iſt auf Maſſe eingeſtellt. Das Ohr hört von unheimlich großen Zahlen und gewöhnt ſich an Millionen wie früher an Duſende. Die Maßſtäbe verſchieben ſich ins Unbeſchreibliche, je länger der Krieg währt. Man ſagt ſich heute immer wieder ſtaunend und erſchüttert: „Alſo ſo ſieht der Krieg aus!“ „So werden Völkereutiſchungen herbeigeführt.“ Die Geſchichte rückt wieder nahe zuſammen. Alſo war es zur Zeit der Propheten und auf Ilums Boden, bei Kannä und im Teutoburger Wald auch ſo. Wir gewinnen langſam die Kraft, ein Volksſchickſal in die Hand zu nehmen. Nein! Das vermögen wir nie. Aber es in einem kleinen Herzenswinkel mitſchwingen und zur Melodie unſeres eigenen Lebens werden zu laſſen, das vermögen wir. Dann erlebt man das noch Erſtaunlichere, daß jedes einzelnen Erleben, Erhoffen, Bewußtwerden doch das Entſcheidende bleibt. Der Weltkrieg hat die Macht des einzelnen erhöht, nicht zerſtört. Die Perſönlichkeit iſt geſtiegen, iſt weit wertvoller geworden als je. Einen Volksſchmerz gibt es, ſicherlich; er iſt wie das Rauſchen der Bäume und das Abfallen der Blätter von der herbiſtgeweihten Linde. Aber der Einzelschmerz um den, mit dem man gelebt, geliebt, geſcherzt hat, bleibt das Herbe. Eine Volksgewalt iſt der Mutterboden für unſer aller Tun; aber anſchaulich, nah und verſtändlich wird ſie uns ſtets im Einzelerlebnis. So ſteigt die Sage in den Geſtalten ihrer Helden in die Höhe. Sie ſind nichts als gewaltige Verkörperungen, ungeſchichtlich und doch nichts als die gedrängteſte wahrſte Geſchichte ſelbſt. Volksgeſchicht und Einzelschickſal liegen ineinander wie der Reim im Erdreich. Aber jeder einzelne iſt ein Spiegel des gemeinſamen Lebens. In ihm ſchneiden ſich die Linien der tauſendfältigſten Einflüſſe. Die Erkenntnis wird ſatt und friſch, ſobald ſie in die Wärme des Einzellebens eintaucht. Aber noch wahrer geſtaltet ſie ihr Bild, ſobald ſie die letzten Abhängigkeiten, in denen Schuld und Kraft des einzelnen

verantwortlich sind, aus dem Völkerschicksal herzuleiten imstande ist. Wir danken dem einzelnen. Wir danken dem Volk, der Heimat, dem Vaterland, das sie alle schenkte. Aber die warme Hand der Teilnahme oder des herzlichen Jubels geben wir immer wieder — dem einzelnen treuen Kameraden. „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht.“

Soziale Bewegung

Die Sozialpolitik nach dem Kriege beleuchtete kürzlich auf der Kriegstagung der kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin der Leipziger volkswirtschaftliche Professor Stieda. Die Bedeutung der heutigen Arbeiter- und Gesellensauschüsse stehe fest. Sie sind weder bei Arbeitgebern noch bei Arbeitern beliebt. Auf dem Juristentag wurde vorgeschlagen, die Arbeiterauschüsse obligatorisch zu machen. Das Beispiel der Ausschüsse in den Bergwerksbetrieben ist aber nicht anreizend. Man kann den Unternehmer nicht zwingen, auf die Ratschläge seiner Arbeiter einzugehen. Erst muß in den volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Anschauungen der Unternehmer ein Umschwung eintreten, ehe die Arbeiterauschüsse Ersprießliches leisten können. Anders liegt es mit der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Während des Krieges haben die Gewerkschaften ein gutes Stück Sozialpolitik geleistet. Ob sich auch nach dem Kriege innerhalb der Gewerkschaftsbewegung ein harmonisches Zusammenarbeiten weiter erhalten und ob die Gegensätze sich ausgleichen werden, wird wahrscheinlich von der Haltung der Regierung und der Unternehmer abhängen. Daher sollte man mit der Anerkennung der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine nicht länger zögern. Das ist ein erstes Friedensgebot! Wenn man den Arbeitgeberverbänden keine Hindernisse in den Weg gelegt hat, verlangt es die Gerechtigkeit, daß man die Arbeitervereine in der gleichen Weise behandelt. Die Erfahrungen lehren, daß je mehr man den Arbeiterorganisationen an Rechten zugesteht, sie desto besonnener werden. Die Befürchtung, daß man damit nur die Begehrlichkeit und Unzufriedenheit stärke, ist unberechtigt. Dieselben Erwägungen sprechen für die Arbeitskammern. Auch sie verdienen größte Beachtung. Sie bewirken, daß der gesunde Gedanke der Organisation in ein friedliches Bett geleitet wird. Der Widerstand ist unbegreiflich. Unter verständiger Leitung könnten in Zeidläufen wie den jetzigen Arbeitskammern viel Gutes leisten. Die in der Arbeiterbewegung vorhandenen sozialen und geistigen Kräfte könnten durch die Arbeitskammern am besten der allgemeinen Betätigung nutzbar gemacht werden. Ein Arbeitswilligengeseß würde die größten Bedenken haben. Ein Netz von öffentlichen Arbeitsnachweisen würde die Interessen des einzelnen und der Allgemeinheit gleichmäßig wahrnehmen. Der Krieg hat gezeigt, wie wichtig eine neutrale Arbeitsvermittlung ist. Auch für die Frage der Kriegsbeschädigten gewinnt sie besondere Bedeutung. Folgende Leitätze fanden nach ausgiebiger Aussprache Annahme: 1. Die Anerkennung der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und die Errichtung von Arbeitskammern sind berechtigte Wünsche der Arbeiter. 2. Bei sonstigen neu nach dem Kriege einzuschlagenden Wegen im Arbeiterschutz oder beim Ausbau bestehender Anordnungen wird man behutsam vorzugehen und die jeweilige Lage der Industrie zu berücksichtigen haben, ohne dabei die Februar-Erlasse von 1890 aus dem Auge zu verlieren. 3. Durchaus notwendig ist die gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises und die allgemeine Ausbreitung der öffentlichen gemeinnützigen Arbeitsnachweise, die die bisherige einseitige Vermittlung zu einer unparteiischen, unabhängig von Erwerbsinteressen und sonstigen Rücksichten machen sollen. — Diesen besonnenen Wünschen gegenüber spricht die „Deutsche Arbeitgeberzeitung“ schon von „überreichten gefährlichen Experimenten“. Das läßt einen Schluß zu auf die schweren Kämpfe, die der Arbeiterschaft später um die Fortführung der Sozialreform bevorstehen. Die Aussicht auf Erfolg in diesen Kämpfen wird um so größer sein, je stärker die Organisationen sind.

Ein Briefwechsel zwischen englischen und deutschen Gewerkschaften. Der deutsche Transportarbeiterverband, der auch die Seeleute in sich schließt, ist seit einer Reihe von Jahren Mitglied einer internationalen Gewerkschafts-Vereinigung, die große Bedeutung und Hafenarbeitern die Verhältnisse im Ausland unmittelbar auf die im Inland wirken. Nun hat der Generalpräsident der „National Sailors' and Firemen's Union“ für Großbritannien und Irland, das Mitglied des englischen Unterhauses J. Havelock Wilson, an den Sekretär des Internationalen Transportarbeiterverbandes in Berlin einen langen Brief geschrieben, der von jedem Deutschen als Hohn empfunden werden muß. Nur der Schluß dieses Schreibens sei hier erwähnt: „Der Grund meines Schreibens ist, Sie rechtzeitig zu warnen, daß, wenn diese Morde (die angeblich von

Deutschen auf hoher See an friedlichen Seeleuten der Handelsmarine verübt wurden) weiter erlaubt werden, ohne daß Ihr Zentralkomitee bei den zuständigen Behörden Deutschlands vorstellig wird, es meine Absicht ist, bei der ersten Gelegenheit vorzuschlagen, daß die Deutschen auf seiner Konferenz und keinem Kongreß, die stattfinden mögen, vertreten sein dürfen, und weiter werde ich meinem Komitee empfehlen, daß es seine Pflicht ist, alle deutschen Seeleute von englischen oder irgendwelchen Schiffen — soweit unser Einfluß reicht — auszuschließen. Indem ich diese Warnung an Sie ergehen lasse, glaube ich nur meine Pflicht als Vertreter der seefahrenden Gemeinde zu erfüllen.“ Also, der Generalpräsident der englischen Gewerkschaften, die nach ihrer Art am meisten Sinn für internationale Beziehungen haben müßten, kündigt den Deutschen den Boykott an, die Ausschließung von der Arbeit auf englischen und dem englischen Einfluß unterliegenden Schiffen. Der in Berlin sitzende Zentralrat des Internationalen Transportarbeiterverbandes ist dem Engländer die gebührende Antwort nicht schuldig geblieben. In der Antwort heißt es: „Dem Zentralrat sind außer den von Ihnen angeführten Fällen: Torpedierung der Lusitania und Erschießung des Kapitäns Fryatt vom Dampfer Brussels, noch viele andere Vorkommnisse von Kriegshandlungen aller kriegführenden Staaten bekanntgeworden, die sich unter dieselbe Rubrik unterbringen lassen. So zum Beispiel, um nur einige zu nennen, die Vernichtung eines deutschen U-Bootes und dessen Mannschaft durch den englischen Hilfskreuzer „Baralong“, die Handlung der Besatzung des englischen Fischdampfers „Ring Stephan“ der sich in Seeriot befindenden Besatzung eines deutschen Luftschiffes gegenüber. Der Zentralrat hat weder wegen dieser Handlung bei der englischen, noch wegen anderer Handlungen bei anderen Regierungen Protest eingelegt. Die Frage, ob eine der Internationalen Transportarbeiter-Föderation angeschlossene Organisation mit solchen Mitteln vorgehen darf, kann nur auf dem nächsten Kongreß entschieden werden, der einberufen werden wird, wenn der Krieg sein Ende erreicht hat. Ob ferner die deutschen Delegierten auf dem nächsten internationalen Kongreß zugelassen werden oder nicht, ist ebenfalls Sache des Kongresses und untersteht ebenfalls ausschließlich seiner Beschlussfassung.“

Die Angestellten und der Krieg. Angesichts des durch den Krieg hervorgerufenen Arbeitermangels und der infolgedessen stark gestiegenen Arbeiterlöhne ist die weitere Dementlichkeit nur zu gern bereit anzunehmen, daß die Angestelltenverhältnisse ähnlich, die Gehälter so günstig wie nie zuvor liegen. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, die nur Angestellte über 16 und unter 60 Jahre mit Einkommen bis zu 5000 M. umfaßt und etwa 1,9 Millionen Versicherte zählt, hat aber in ihrem Geschäftsbericht von 1915 ein wesentlich anderes Urteil abgegeben. Nach den Erhebungen dieser Reichsbehörde ergaben sich nämlich als durchschnittliches Jahresarbeitseinkommen auf den Kopf der versicherten Angestellten bei den einzelnen Altersstufen folgende Bilder:

Alter	Männliche Angestellte	Weibliche Angestellte	Alter	Männliche Angestellte	Weibliche Angestellte
Jahre	M.	M.	Jahre	M.	M.
16—20	915,73	956,84	40—45	2431,04	1342,61
20—25	1416,56	987,03	45—50	2413,81	1317,87
25—30	1988,68	1200,74	50—55	2377,01	1261,71
30—35	2321,79	1321,06	55—60	2310,03	1198,27
35—40	2413,64	1345,06			

Das Durchschnittsgehalt der männlichen Angestellten betrug demnach 1870,75 (gegen 1940,79 M. bei der ersten Zählung), das der weiblichen Angestellten 955,45 M. (gegen 996,67 M.). Noch deutlicher als diese Durchschnittszahlen beleuchtet folgende Feststellung die schwierige Lage der Masse der Angestellten. Nach den Erhebungen der Reichsversicherungsanstalt hatten nicht weniger als 62,80 v. H. der männlichen Versicherten und 96,75 v. H. der weiblichen Versicherten ein Gehalt von weniger als 2000 M.

Einen „Deutschen Industrierrat“ haben der Ausschuss des Zentralverbandes Deutscher Industrieller und der große Ausschuss des Bundes der Industriellen und der große Ausschuss des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands in einer gemeinsamen Sitzung gegründet, mit der Absicht, die bisher im Kriegsausbruch der deutschen Industrie geleitete Gemeinschaftsarbeit auch nach dem Kriege fortzusetzen und die Neuordnung der deutschen Wirtschaftsverfassung unter ständiger Mitverwaltung seitens der Industrie vor sich geben zu lassen. Ueber die neue Gründung teilen die beteiligten Verbände folgendes mit: „Der Selbstständigkeit der einzelnen Organisationen fortan die einheitliche Interessenvertretung der deutschen Industrie darstellen und wird sich die gemeinsame Behandlung aller, die Interessen der deutschen Industrie in ihrer Gesamtheit berührenden wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen nach Maßgabe der festgestellten Sagen zur Aufgabe machen. Er wird aus 54 Mitgliedern bestehen, von denen je 25 aus den Kreisen der dem Zentralverbande Deutscher Industrieller und dem Bundes der Industriellen ange-

schlossenen Industriegruppen zu bestellen sowie 4 Mitglieder vom Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands abzuordnen sind. Die Geschäftsführung des „Deutschen Industrierats“ wird in den Händen der Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen liegen.“ Zweck und Ziel des Industrierats wurden in der Sitzung des Kriegsausschusses des näheren durch Landrat a. D. Röttger, Kommerzienrat Friedrichs-Berlin und Abgeordneten Dr.-Ing. Häuser-Hochst erläutert. Abg. Dr. Beumer, der den Direktorien der drei Vereinigungen und ihren Geschäftsführern für die mühevollen Vorarbeit den Dank der Tagung aussprach, rief unter lebhaftem Beifall dem deutschen Industrierat als Leitsatz die Worte des alten Kirchenvaters zu: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas (im Notwendigen Einigkeit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem liebevolles Verständnis).

Büchertisch

Wertvolle Kriegsberichte:

Gegen die Moskowiter. 1. Halbband: Die Masurenkämpfe. Von Dr. Kurt Floerke. Preis geheftet 1 M. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher“. Stuttgart, Franch'sche Verlagshandlung. 1916.

„Unsere Brüder da draußen“ von Georg von der Gabelenb. Ein Gedichtbuch jächlicher Lagen. 136 Seiten Text in mehrfarbigem Umschlag kartoniert. Preis 1 M. Verlag von L. Staadmann, Leipzig. 1916.

Des Krieges Gesicht. Mit dem Sieger von Longwy. Von Erich Blumenthal, Oberleutnant im Felde bei der Kronprinzenarmee. 10 Bogen. Preis 1,20 M. Verlag des Deutschen Offizierblattes, Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. 1916.

Gegen Frankreich und Albion. 2. Halbband: Von der Marne-schlacht bis zum Fall Antwerpens. Von Anton Fendrich. Preis geheftet 1 M. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher“. Stuttgart, Franch'sche Verlagshandlung. 1916.

In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen. Von Robert Jacques. S. Fischer, Verlag, Berlin. Geheftet 2 M., gebunden 3 M. 181 S. 1916.

Sehr interessante Berichte dieses deutsch gesinnten und politisch für das Werden eines Mitteleuropa gestimmten Neutralen.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. Von Dr. Albrecht Wirth. 152 Seiten stark. Geheftet 1 M., gebunden 1,60 M. Stuttgart, Franch'sche Verlagshandlung.

Kunst und Leben, 9. Jahrgang 1917. Ein Kalender mit 53 Originalzeichnungen und Originalholzschnitten deutscher Künstler und Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. Verlag von F. H. Heyder, Berlin-Zehlendorf. Preis 3 M.

Auch dieses Jahr folgt der alte gute Kalender unbeirrt seinem Ziele, deutsche Kunst eines Liebermann, Sieb, Campmann, Cissarz u. a. um ihrer selbst willen zu publizieren. Der Krieg spielt natürlich hinein, aber still und zurückhaltend. Der Verlag denkt mehr daran: ein Ausruhen vom Kriege zu gewähren.

Briefkasten

An die Leser! Vereine und alle, die Raumanns „Rede über den Krieg“ in großer Anzahl zu beziehen wünschen, bitten wir nochmals, uns ihren Bedarf möglichst bald zu melden. Die erste Auflage, 30 000 Exemplare, ist bereits vergriffen, die zweite Auflage gelangt heute zum Versand. Es fällt uns aber auf, daß aus einzelnen Teilen Deutschlands wie z. B. Schlesien, Posen, Ostpreußen die Bestellungen der Vereine noch fast ganz fehlen. Wir nehmen an, daß unser Ansprechen vom 21. Oktober viele nicht erreicht hat und bitten um diesbezügliche Nachricht.

Hans P. in F. Probemonate dürfen wir infolge der Bundesratsbestimmungen wegen der Papierknappheit nicht mehr abgeben, sondern nur noch einzelne Probehefte. Aber auch diese dürfen nur auf besonderen Wunsch des Empfängers verschickt werden.

Fürs Feld sind unter unseren Büchern wieder verschiedene fremdsprachliche Erzählungen und Romane eingegangen. Auch ein Exemplar Scheler, Genius des Krieges, sowie ein Goethes Werke in vier Bänden und ein Sombart, Krieg und Kapitalismus, ferner einige größere Werke über Bodenreform und Nationalökonomie sind vorhanden und werden auf Wunsch kostenlos abgegeben. Für Lazarette haben wir größere Bände von unterhaltenden Zeitschriften hier, die wir gegen Einlösung gestempelter Adresspapiere als Heeressache oder gegen Portoversay verschicken.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Freiwillige Gaben:

Für Verendung der Feldausgabe der „Hilfe“: 1 M.: Pf. L. in B., 2 M.: St. in P., je 4 M.: St. L. im Felde, St. und Abj. B. im Felde.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Prospekt der Verlagsbuchhandlung Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig und Berlin ist für vorige Nummer zu spät eingetroffen. Er konnte deshalb erst der heutigen Nummer angelegt werden. Wir bitten um Beachtung.

Der Gesamtauflage der Hilfe liegt der Prospekt des Verlages Hermann A. Wichmann, München über „Heimatbücher der Menschen“ bei. Ganz besonders sei auf die bei Wichmann erschienenen Werke des Dichters Max Jungnidel hingewiesen.

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Reingroßhandlung R. Ritter & Co., Oberingelheim a. Rhein bei, den wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

„Sich in eine Raumannsrede zu vertiefen, ist immer ein Gewinn und eine Weiterbildung des politischen Deutens.“

R. B., im Schützengraben.

Wer Raumanns „Rede über den Krieg“ in Feld und Lazarette als Liebesgabe senden will, kann sie noch in jeder beliebigen Anzahl beziehen.

Preis des einzelnen Heftchens

10 Pfennig und 3 Pfennig Porto, ins Feld portofrei.

10 Exemplare kosten	80 Pf.
25 Exemplare kosten	1.— M.
50 Exemplare kosten	1.50 M.
100 Exemplare kosten	2.— M.

Wir bitten um baldige Angabe des Bedarfs.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Die Liebestätigkeit des roten Kreuzes

unterstützt jeder Käufer des von Ernst Jäck herausgegebenen und soeben erschienenen

Roten-Kreuz-Kriegswertes

I. Der Krieg als Erlebnis mit Geleitwort des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg. Beiträge von Herm. Onken, Friedrich Meinecke, Titular Weber, Karl Lamprecht, Philipp Wittob, Karl Schefler, Wilhelm von Scholz, Paul Conrad, Hermann Gese, Louis Corinthe, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Karl Jodel, Georg Wisch, Max Scheler. Mit Lithographie von Max Liebermann.

Dieses Kriegsbuch für die gebildete deutsche Familie hält fest, was uns allen aus diesem Kriege unvergänglich bleiben muß, es steht aber den für den einzelnen unüberschaubar gewordenen Tausenden von Einzelschriften.

Preis in künstlerischem Einband zehn Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder durch den Verlag Dr. Andr. Perthes A. G. Gotha.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 73.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.
.....
Biertelsjahrespreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsstall der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
.....
Einzelheft 30 Pf.
.....
Fernsprecher: Amt Lüchow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 9683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugefandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
ämliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen-Aufnahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschmerz. — Friedrich Naumann: Blut und Geld. —
Wilhelm Heile: Der Weg zum Frieden. — Privatdozent
Dr. Franz Oppenheimer: Gemeinwirtschaft. — Dr. Walter
Schotte: Freiherr v. Brud, ein Vorkämpfer Mitteleuropas.
— Bulgarischer Lektor an der Universität Berlin Adolf Lane:
Deutschland und das bulgarische Bildungswesen. — Prof.
Dr. Richard Hamann: Zur neuesten deutschen Kunst. — Kurt
Arnold Fendelsen: Von Kathedralen und Eisenwegen. —
Gottfried Traub: Sieben Tage. — Soziale Bewegung. —
Wächtersich.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 4. November.

Unsere Mauer im Westen hat auch gestern wieder wunder-
bare Proben ihrer Festigkeit abgelegt, an der Somme sowohl wie
bei Verdun. Im Osten und Südosten, bei uns und unseren Bundes-
genossen, das gleiche Bild.

Schwere Tage haben die Österreicher bei Görz gehabt. Aber
alle neuen Stürme der Italiener sind zerföhlt. 3500 Gefangene
in österreichischen Händen sind ein deutliches Zeichen für die Kraft
und überlegene Führung der Verteidigung.

Sonntag, 5. November.

Nach längerer und sorgfältiger Vorbereitung, dabei aber völlig
unerwartet für die größere Öffentlichkeit, erscheint heute eine ge-
meinsame Rundgebung des Deutschen Kaisers und des österrei-
chischen Kaisers und apostolischen Königs von Ungarn, in der die
Aufsichtung eines selbständigen polnischen Staates
auf dem Gebiete des Generalgouvernements Warschau erklärt wird.
Die genauere Bestimmung der Grenzen des Königreichs Polen
bleibt vorbehalten. Das neue Königreich wird im Anschluß an die
beiden verbündeten Mächte die Bürgschaften finden, deren es zur
freien Entfaltung seiner Kräfte bedarf. In einer eigenen Armee
sollen die ruhmvollen Ueberlieferungen der polnischen Heere früherer
Zeiten und die Erinnerung an die tapferen polnischen Krieger
in dem großen Kriege der Gegenwart fortleben. Ihre Organi-
sation, Ausbildung und Führung wird in gemeinsamem Einvernehmen
geregelt werden. Die großen westlichen Nachbarmächte des König-
reichs Polen werden an ihrer Ostgrenze einen freien, glücklichen
und seines nationalen Lebens frohen Staat mit Freude neu
erkennen und aufblühen sehen. Zu dieser Rundgebung bringt die
„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einige weitere Ausführungen:
Die Befreiung Polens ist mit dem Siege Deutschlands und seiner
Verbündeten verknüpft. Nur die mitteleuropäischen Mächte, nicht
Rußland und nicht die Westmächte, haben an dem Bestand
eines freien Polens ein eigenes Lebensinteresse. Die Erkenntnis
dieses Interesses ist noch nicht überall in Deutschland durch-
gedrungen; aber entscheidend für den kühnen Schritt der ver-
bündeten Regierungen ist der Satz, daß wir um unserer eigenen
Zukunft willen Polen nicht an Rußland zurückfallen lassen dürfen.
Wir werden es als einen großen Gewinn anzusehen haben, wenn
wir auch bei den Entwicklungen und Aufgaben kommender

Friedensjahre die Polen an unserer Seite haben, die nach Kultur,
Religion und Geschichte in der Vergangenheit zum Westen ge-
hören und auch für die Zukunft dorthin gehören sollen. —
Ueber die wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben des neuen
Staates sagt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Die russische
Herrschaft hat das aufstrebende Land niederzuhalten, zu trennen
und zu verwirren gewußt. Bahnbau und Wasserstraßen sind
vernachlässigt. Ueberall sind die Grundlagen staatlicher Ver-
waltung erst zu schaffen. Mancherlei ist während der Okkupation
bei verständnisvoller Mitarbeit der Polen bereits geleistet worden.
— Ueber die polnische Wehrmacht heißt es: Auch militärische
Kräfte sind von den Polen zur Befreiung vom russischen Joche
eingesetzt worden. Die polnischen Legionen haben bereits
in mancher Schlacht an der Seite der Mittelmächte ruhmvoll gegen
Rußland gestritten. Die Errichtung einer polnischen Wehrmacht
ist also an sich nichts Neues. Indem die Mittelmächte den Polen
den allmählichen Ausbau ihrer eigenen Wehrmacht gestatten,
erfüllen sie ihnen einen brennenden Wunsch, der bei dieser
militärisch so begabten Nation besonders begreiflich ist.

Gleichzeitig mit der Rundgebung der zwei Kaiser erscheint in
Wien ein allerhöchstes Handschreiben an den neuen Ministerprä-
sidenten v. Körber, in dem dem Lande Galizien das Recht ver-
lichen oder angekündigt wird, seine Landesangelegenheiten inner-
halb der Zugehörigkeit zum österreichischen Staat selbständig zu
ordnen und damit der Bevölkerung Galiziens die Gewähr ihrer
nationalen und wirtschaftlichen Entfaltung zu bieten.

Welche weltgeschichtlichen Folgen diese Vorgänge haben werden,
läßt sich heute durchaus noch nicht sagen. Wir begrüßen sie als
ein Zeichen der vereinigten mitteleuropäischen Tatkraft und
wünschen den polnischen Waffenbrüdern von Herzen Glück und Heil
für ihren nun beginnenden Staatsaufbau.

Montag, 6. November.

Im altersgrauen Warschauer Stadtschloß erfolgte die Vor-
lesung der zwei Kaiser-Proklamationen durch den
deutschen Generalgouverneur General v. Beseler, während gleich-
zeitig in Lublin der österreichische Generalgouverneur
die Rundmachung übernahm. Nachdem in Warschau
General v. Beseler den Wortlaut in deutscher Sprache
vorgelesen hatte, übernahm Graf Hutten-Chapost die
polnische Vorlesung. Die begeisterten Rufe setzten sich vom
Saal aus auf die überfüllten Plätze und Straßen fort. General
v. Beseler hielt eine Ansprache, in der er sagte: „Treten Sie ver-
trauensvoll an unsere Seite, so wie auch wir Ihnen unser Vertrauen
entgegenbringen, um den Kampf zu einem glücklichen Ende zu
führen und in gemeinsamer Arbeit den festen Grund zu legen für
das polnische Königreich! Möge es sich als ein starkes Glied in den
Bund der Staaten Europas einfügen, die durch die gleichen
geistigen, politischen und wirtschaftlichen Interessen miteinander
verbunden und aufeinander angewiesen sind! Der glücklichen Zu-
kunft des Königreichs Polen gilt mein Wunsch!“

Aus den verschiedenen Ländern werden erste Zeitungsäuße-
rungen über die polnische Staatserklärung telegraphiert, doch
haben sie im allgemeinen bis jetzt wenig Wert, da nur eine kleine
Anzahl von Personen vorher eingeweiht gewesen ist. Graf
Andrassy spricht sich folgendermaßen aus: Die Entente
posaunte, der Krieg gelte dem Schutz der kleinen Nationen. Sie
hat jedoch die kleine Nation Griechenland gedemütigt, die Sou-

veranität seines Staatsgebietes mißachtet, seine Eisenbahnen in Beschlag genommen und seine Hauptstadt besetzt. Sie hat zwei weitere kleine Staaten, Portugal und Rumänien, in den Krieg gekehrt. Demgegenüber haben die als Eroberer und Unterdrücker verschrienen Mittelmächte einer Nation ihre historischen Rechte wiedergegeben. — Andrassy schließt: Heute freue ich mich, daß der greise Monarch Ungarns unter der begeistertsten Zustimmung der ungarischen Nation in die Lage kam, einen edlen, weisen und hochbedeutenden historischen Willen zu äußern; der die Verfehlungen der Vergangenheit wiederherzustellen beginnt.

Unter Führung des Warschauer Universitätsrektors Brudjinski hat eine polnische Delegation in der vergangenen Woche den Deutschen Reichskanzler und den österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen besucht und dabei folgende Wünsche geäußert: Ernennung eines Regenten, der die volle Regierungsgewalt auf dem Gebiete des polnischen Staates auszuüben hätte; Aufhebung der Demarkationslinie zwischen den von Österreich-Ungarn und Deutschland besetzten Teilen des polnischen Okkupationsgebietes; Berufung eines provisorischen Staatsrates aus einheimischen Elementen, dessen Aufgabe es wäre, die Verfassung und Gesetzentwürfe auszuarbeiten und die Verwaltung des polnischen Staates zu organisieren; Errichtung eines Militärdepartements beim Staatsrate zur Organisation des künftigen polnischen Heeres; schließlich soll der Verwirklichung der Staatlichkeit die Proklamierung des polnischen Königs und als endgültige Form des Wiederaufbaues Polens eine genaue Feststellung der Grenzen beim Friedensschluß folgen.

Dienstag, 7. November.

Der bulgarische Ministerpräsident Radosslawow hatte mit dem Vertreter des „Az Est“ eine Unterredung über umlaufende Gerüchte, es sei ein deutsch-russischer Sonderfrieden geschlossen worden. Er sagt: Ich schenke diesen Gerüchten gar keinen Glauben. Rußland ist in das Netz Englands geraten und ist jetzt nicht imstande, selbständig zu handeln. Aus diesem Grunde wird von einem Frieden voraussichtlich nur dann die Rede sein, wenn infolge der militärischen Lage Rußland gezwungen sein wird, Frieden zu schließen. Alle sachkundigen Stellen sind darüber einig, daß das Jahr 1917 die Entscheidung bringen wird. Der Kampf wird fortgesetzt, um die Entscheidung zu beschleunigen. Ich will mich nicht in Prophezeiungen einlassen, von welchen Folgen die Bedrohung Besarabiens und der Ukraine begleitet sein werden; aber ich wiederhole, Rußland wird nur infolge einer trostlos schlechten militärischen Lage zum Frieden gezwungen werden können. — Zwischen der bulgarischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle haben Verhandlungen stattgefunden, auf Grund deren die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Sofia und die Entsendung eines bulgarischen Vertreters nach Rom wahrscheinlich sind. Da die überwiegende Mehrheit des bulgarischen Volkes orientalischen Bekenntnisses ist, beanspruchen diese Vorgänge alle Aufmerksamkeit.

Während die Polen im Königtum Warschau und in Galizien von einer hohen Woge des Jubels getragen werden, protestieren die in Wien vorhandenen Vertreter der galizischen Ruthenen beim Ministerpräsidenten Körber gegen jede Sonderstellung Galiziens, weil sie dadurch in höherem Grade als bisher den Polen überantwortet würden. Dieser Protest erscheint sachlich als richtig, nur läßt sich bei jetziger Kriegslage kaum etwas Endgültiges über die ruthenischen Gebiete aussprechen.

Während sich die Welt über Polen und Galizien bespricht, hört der große Kampf an der Somme nicht auf. Der 5. November war wieder ein sehr gewaltiger Kampftag, bei dem aber die Feinde trotz riesenhafter Opfer nur sehr kleine Grabensfortschritte gemacht haben. Ein deutsches Fliegergeschwader setzte durch nächtlichen Bombenangriff das große Munitionslager von Cerisy an der Somme in Brand.

Mittwoch, 8. November.

Es kommen nähere Mitteilungen über den Erfolg unserer Flieger an der Somme. In der Nacht vom 6. zum 7. November belegte

ein deutsches Fliegergeschwader den großen Munitionsbahnhof von Cerisy, auf dem lange Güterzüge hielten, mit Bomben. Durch zahlreiche Treffer wurde der Bahnhof, der den Mittelpunkt für Munitionsnachschub bildet, in Brand gesetzt. Der Brand griff auf das Munitionslager über, das in ununterbrochenen Explosionen in die Luft flog. Die entstehende Rauchwolke machte sich noch in 2800 Mtr. Höhe bemerkbar. Erdschütterungen wurden 50 Km. weit bis St. Quentin wahrgenommen.

Der neue österreichische Finanzminister Marek macht Mitteilungen über die bevorstehende fünfte Kriegsanleihe, die in 5½prozentigen in 40 Jahren zu amortisierenden Schuldverschreibungen und in 5½prozentigen Schatzscheinen von 5½jähriger Laufzeit bestehen wird. Er sagt: Nach meiner grundsätzlichen Auffassung vom Staatskredit müssen die Verpflichtungen des Staates unter allen Bedingungen und selbst unter den stärksten Entbehrungen erfüllt werden. Lieber darben und hungern, als seinen Verpflichtungen nicht nachkommen. Unsere österreichische Volkswirtschaft braucht nach dem Kriege vor allem Auslandskredit, um dem Rohstoffbedarf zu entsprechen. Sie wird diesen Kredit nur dann finden, wenn das Ausland die Ueberzeugung hat, daß der Staatskredit Österreichs in dem furchtbaren Sturme unerschütterlich geblieben ist. Unter allen Umständen ist der Zinsendienst zu sichern, weshalb beständig an Erhöhung der Staatseinnahmen gedacht werden muß.

Der russische Unterrichtsminister unterbreitete der Duma den Entwurf eines Gesetzes, das die Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Rußland vorsieht. Es ist sehr bemerkenswert, welche weitgehenden Reformen sich in Rußland während des Krieges anbahnen.

Donnerstag, 9. November.

Nachdem gestern abend von Amerika der Sieg von Hughes als Präsident der Vereinigten Staaten telegraphiert worden war, verläuft der heutige Tag unter lauter sich widersprechenden Nachrichten: Hughes oder Wilson. Die deutsche Stimmung ist im allgemeinen der amerikanischen Präsidentschaftsfrage gegenüber sehr ruhig. Von irgendwelcher Begeisterung für Wilson kann nicht die Rede sein, aber auch sein Gegenkandidat bietet keine wesentlich besseren Aussichten. Zu hoffen ist, daß von jetzt an weniger aus Wahlgründen mit dem Weltkrieg gespielt wird.

Der neue österreichische Ministerpräsident v. Körber hat dem ehemaligen Ministerpräsidenten Baron Bed die Leitung des österreichischen Ernährungsamtes vergeblich angeboten. Baron Bed lehnt ab, weil er zur Durchführung der Beschlagnahme der Lebensmittel auf dem flachen Lande die nötigen amtlichen Hilfskräfte nicht besitzt. Es wird erörtert, ob man die ganze Regelung der Ernährungsfrage in eine militärische Hand legen soll. Die Vorschriften der Zensur gegenüber dem Ernährungswesen und der inneren Politik werden gemildert. Ueber eine Berufung des Reichsrates sind Entschlüsse noch nicht gefaßt.

Während von polnischer Seite weitere Dant- und Zustimmungserklärungen bei der deutschen und bei der österreichischen Regierung eingehen, wird die Ankündigung des polnischen Staates von den russischen Blättern ohne besondere Erregung behandelt und in der Hauptsache als deutscher Kniff zur Vermehrung der Soldaten bezeichnet. Der bekannte Franzose Hervé sagt: Der Streich, den uns Deutschland spielt, ist zynisch und eine schöne Anwendung machiavellistischer Gedanken, auch verrät er Geschicklichkeit, und es ist notwendig, daß die verbündeten Regierungen mit Ernst der neuen Sachlage Rechnung tragen. — Er wünscht ein gemeinsames Manifest sämtlicher Alliierten an die Polen und Errichtung eines polnischen Heeres, das an der Seite der Russen gegen die mitteleuropäischen Mächte kämpfen könne. — Das letztere braucht Herr Hervé nicht besonders zu fordern, weil die Russen damit schon einen ziemlich vergeblichen Anfang gemacht haben.

Der deutsche Reichskanzler hält im Haushaltsauschuß des Reichstages eine inhaltsreiche Rede, die sich nochmals mit den diplomatischen Vorgängen bei Kriegsanfang und insbesondere mit der russischen Mobilisation beschäftigt. Man kann die Rede als eine

Antwort auf die letzte Ansprache des englischen Ministers Grey bezeichnen. Ihre Verbreitung ist auch in Deutschland sehr erwünscht, weil Deutschlands friedliche Haltung nicht oft genug hervorgehoben werden kann. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird der Satz gehört, daß der Reichskanzler sich niemals für eine Annexion Belgiens ausgesprochen hat. Der Reichskanzler spricht anerkennend über die Möglichkeit internationaler Schiedsgerichte unter der Voraussetzung, daß sich keine „aggressiven Koalitionen“ mehr bilden. Deutschland sei jederzeit bereit, einem Völkerbunde beizutreten, ja sich an die Spitze eines solchen zu stellen, der Friedensstörer im Zaume hält. Es war das Verhängnis Europas, daß die englische Regierung französische und russische Eroberungsziele begünstigte, die ohne einen europäischen Krieg nicht zu erreichen waren.

Freitag, den 10. November

Die Wiederwahl Wilsons als Präsident der Vereinigten Staaten scheint gesichert. Die Zeitungen sind voll von dem ungeheuren Agitationseifer und Tamtam, mit dem diesmal drüben gewählt wurde. Wir können uns inmitten des Krieges etwas schwer in diese sporthafte Wertschätzung einer Wahl hineindenken.

Auch in England sind die Zeitungen darüber unter sich nicht einig, ob durch die Erklärung der polnischen Staatsgründung ein neues Hindernis des Friedens geschaffen sei oder nicht. Im Unterschied von dem durchschnittlichen oberflächlichen Gerede hebt auch dieses Mal der „Manchester Guardian“ die sachliche Bedeutung des Ereignisses hervor: Man braucht nicht viel von auswärtiger Politik zu verstehen, um einzusehen, daß ein Mitteleuropa, welches Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Polen, vielleicht auch Bulgarien und die Türkei umfaßt, eine politische Schöpfung von höchster Bedeutung wäre. Auch unabhängig vom Gesamtausgang des Krieges ist dieses neue Polen schon jetzt eine schwerwiegende Tatsache.

Während im allgemeinen an den verschiedenen Fronten eine gewisse Ruhe eingetreten ist, hat bei Skrobowa in der Nähe von Baranowitschi Generalmajor v. Wogna mit brandenburgischen Truppen etwa vier Kilometer russischer Verteidigungslinie gestürmt und dabei 3400 Mann gefangengenommen. Täglich wurden in der Gegend von Predeal an der rumänisch-siebenbürgischen Grenze Gebirgsschlachten geliefert.

Sonntag, 11. November

Vom deutschen Generalgouverneur v. Beseler und gleichzeitig vom österreichisch-ungarischen Generalgouverneur Rut wird für die Bewohner des neuen polnischen Staates ein Aufruf zum freiwilligen Eintritt in das polnische Heer veröffentlicht. Wenn dieser Aufruf von beiden Generalgouverneuren ausgeht, so bedeutet das sicherlich nicht, daß die erst im Werden begriffene eigene polnische Verwaltung unbeteiligt bleiben soll, sondern es kann nur den Sinn haben, jetzt keine Zeit zu verlieren. Der Aufruf besagt mit voller Klarheit, daß es sich um Freiwilligkeit des Heeresdienstes handelt: Tapfer und mit hohen Auszeichnungen haben Eure Brüder von der polnischen Legion neben uns gekämpft. Tut es ihnen gleich in den neuen Truppentörpern, die dereinst, mit der polnischen Legion vereint, das polnische Heer bilden sollen. Das wird Eurem neuen Staate einen festen Halt geben und ihm Sicherheit nach außen und innen gewähren. Unter den von Euch über alles geliebten Farben und Fahnen Eurer Heimat sollt Ihr Euer Vaterland schützen. Wir kennen Euren Mut und Eure glühende Vaterlandsliebe und rufen Euch auf zum Kampf auf unserer Seite. — Jetzt wird es sich zeigen müssen, eine wie starke Staatsgefinnung im Polentum vorhanden ist.

Dem bulgarischen Generalstabsbericht ist zu entnehmen, daß auf dem Schwarzen Meere das russische Großschiff „Imperatrice Maria“ infolge einer Minenexplosion gesunken ist. Die Küste Bulgariens und der Dobrudscha wird zurzeit von russischen Seestreitkräften nicht belästigt. Auf der Donau haben österreichische Monitore rumänische Petroleumschlepper weggenommen.

Bei der Wahl Wilsons als Präsident der Vereinigten Staaten sollen nach Behauptung der Gegenseite Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein, so daß eine allgemeine Nachprüfung gefordert

wird. Falls es sich aber ergibt, daß tatsächlich der Ueberschuß der Stimmen Wilsons 400 000 beträgt, so kann die Nachprüfung am Resultat nichts mehr ändern. Am erstaunlichsten ist Wilsons Sieg in den westlich gelegenen Staaten. Dort will man unbedingt den Frieden und sah Wilson als die stärkere Friedensbürgschaft an. Für uns ist interessant, daß Hughes in Milwaukee und in St. Louis unterlag, wo eine sehr zahlreiche deutschamerikanische Bevölkerung wohnt. Andererseits sollen Tausende von deutschen Demokraten in Newyork für Hughes gestimmt haben. Eine einheitliche deutsch-amerikanische Meinung ist offenbar nicht zustande gekommen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 5. November.

Die Proklamation Polens zum selbständigen Staat berührt alle Menschen sehr tief und stark. Es ist nicht die Tatsache an sich allein, die alle mit innerster Bewegung miterleben, sondern ihre Bedeutung als erster Kern einer sich neugestaltenden Zukunft. Daß etwas anfängt, sich zu gestalten — daß an einer Stelle Europas die Menschen zur aufbauenden Arbeit übergehen können, auf neuerrungenem Boden neue geschichtliche Formen schaffen, das empfindet man so tief; wir alle leben zwei gerundete Jahre und mehr nur für den nächsten Tag, für das „Durchhalten“ und Weiterausdauern, und wenn mit Gedanken und Plänen und Beratungen an der Zukunft gearbeitet wurde, so empfanden wir, wie sehr auch dieses Ausspinnen zukünftiger Ziele der Kraft für den Tag diene und wie provisorisch es alles war. Daß irgendwo — wenn auch an einer anderen Stelle, als manche es sich dachten —, neue Wirklichkeit beginnt, Anfänge gesetzt werden, die fortwirken und nicht zurückgenommen werden können, ist ein ganz großes Erlebnis.

Die Vertagung des Reichstags um volle drei Monate überrascht überall etwas. Wenn bis dahin die ganze Ernährungswirtschaft von selber so gut eingefahren ist, daß nachher weniger darüber geredet zu werden braucht als jetzt, wird man die Oekonomie in Zeit und Worten nur billigen.

Batocki stellt eine volkstümliche Zusammenstellung der vielen Vorschriften in Aussicht. Man denkt heut manchmal darüber nach, wie weit die Beschaffenheit des menschlichen Geistes der Sozialisierung eine Grenze setzt, weil über ein gewisses Maß hinaus der Mensch Vorschriften nicht mehr begreifen, behalten und anwenden kann.

Montag, 6. November.

Während noch in der letzten Reichstagsfigung der Gedanke an einen „Produktionszwang“ irgendwelcher Art aus landwirtschaftlichen Kreisen mit großer Entschiedenheit abgelehnt wurde, ist doch eigentlich die Presse voll von Erörterungen über die Unterstellung aller wirtschaftlichen Leistungen unter den Dienstpflichtgedanken. Auch das ganze Wirtschaftsleben steht im Zustand der Volksverteidigung, und es ist eine durch die tausendfache Mißachtung dieser Tatsache sehr erklärliche Forderung, daß diesem Zustand irgendwie seine staatliche Form gegeben wird.

Uebrigens sind diese Äußerungen wesentlich ein Echo der sich vorbereitenden, noch schärferen Konzentration aller wirtschaftlichen Kräfte auf den Kriegszweck, wie sie zum Ausdruck kommt in der Begründung des Kriegsamtes, das alle mit der Kriegsführung zusammenhängenden Angelegenheiten der Beschaffung von Rohstoffen und Munition, sowie der Beschaffung, Verteilung und Ernährung von Arbeitskräften in die Hand nimmt. Der dritte Kriegswinter beginnt mit einem noch festeren Zusammenschluß der Organisation und des Willens, einer Verdichtung der äußeren Maßnahmen und der inneren Entschlossenheit für den härtesten Anprall. Und wieder fühlt man, daß dies noch größer ist, als der Schwung der ersten Monate.

Dienstag, 7. November.

Die Spalten „aus der Provinz“ der Zeitungen sind ein vielseitiges Bilderbuch der Kriegsmassnahmen, die beinahe ihr einziger

Inhalt sind und so interessante Dinge wie die goldene Hochzeit des Ehepaares Müller oder den 80. Geburtstag unseres verehrten Mitbürgers X ganz abgestößt haben. Statt dessen heißt es: „Fischverkauf zu halben Preisen“, oder „Schweinerippenverkauf an Unbemittelte“, Verkauf von „fetten Gänsen“ zu 2,50 M. an — Kreisangesehene (natürlich!), Stedrübenverkauf, Kandis — aber nur für Kinder und Kranke —, Haselnußkernöl, nur gegen Karten, sonst kommen die Aufkäufer der Großstädte und kaufen jede Menge zu jedem Preis. Zunahme der Massenpeisungen auch in kleinen Orten, z. B. Pinneberg 900 Personen, Ehingen 270, Barmstedt über 1100 Portionen. Märgeliche Anfragen in Stadtverordnetenversammlungen, warum die Bevölkerung seit Monaten dies oder jenes nicht mehr zu sehen bekommen habe — eine immer neue Fülle von Schwierigkeiten, die überwunden, Lücken, die gestopft werden müssen. Die kleinen Städte sind zum Teil schlimmer daran als die großen, weil man bei ihnen — zum Teil ohne Grund — immer mit Selbstversorgung der Vorratswirtschaft gerechnet hat.

Im Sprechsaal streiten sich die Mütter kleiner Kinder mit den Unmensen, die behaupten, kleine Kinder brauchen in Mehl und Butter nicht den Erwachsenen gleichgestellt zu werden. Dabei sieht man, daß Mütter kleiner Kinder jetzt überhaupt fettlos leben, damit ihre Kinder die Butter bekommen.

Mittwoch, 8. November.

Es heißt, daß in dem Wahlkreis, der durch die Beurteilung Liebtnechts freigeworden ist, bei der Ersatzwahl nicht nach dem Burgfriedensbrauch verfahren, sondern freie Wahlagitation durchgeführt werden soll. Sehr unerfreulich.

Das Hamburgische Kriegsverorgungsamt hat mit etwa 80 Mitgliedern seine erste Sitzung gehabt.

Kleine fünfzehn- und sechzehnjährige Burschen bedienen einen jetzt bei den schwierigsten Einkäufen. Wenn so ein gravitätischer kleiner Herr mit dem rundesten Kindergeicht seine Ratschläge für einen Teppichlauf an den Mann bringt, redet er wie ein Professor für Kunstgewerbe.

Donnerstag, 9. November.

Das „Reichsarbeitsblatt“ bringt einen Bericht über den gegenwärtigen Stand des Ausbaues der Arbeitsnachweise. Man hat den Eindruck, daß die Sache praktisch nicht sehr schnell vorwärtsgelht. Die Gemeinden scheuen die Kosten, und es scheint, als ob die Regierung nicht immer mit voller Energie hinter der Forderung stehen wird. Die preußischen Ausführungsbestimmungen wenigstens geben schon zu, daß sich „die Widerstände nicht überall bis zum Friedensschluß überwinden lassen werden“ und beschränken ihre Forderung schon — sehr unbestimmt — auf „größere gewerbereiche Orte“. Sehr viel energischer ist die bayerische Verordnung. Immerhin hat der Stand der Dinge die gewerkschaftlichen Verbände, die seinerzeit den Ausbau des Arbeitsnachweises verlangten, zu der Feststellung genötigt, daß ihre Forderungen in wichtigen Punkten nicht erfüllt sind: nämlich Verpflichtung für alle Orte über 10 000 Einwohnern, Sicherung der Parität, Schaffung besonderer Frauenabteilungen. Der Reichstag hat diese Forderungen am 28. Oktober dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen. Der Ausbau des Arbeitsnachweises ist praktisch einer der wichtigsten Zweige sozialpolitischer Neuorientierung.

Freitag, 10. November.

Die nochmalige genaue Feststellung der diplomatischen Vorgänge beim Kriegsbeginn durch den Reichskanzler im Reichshaushaltsausschuß wird ihre wesentliche Bestimmung nach außen hin haben, wirkt aber ausgezeichnet als wiederholte Klarstellung der geschichtlichen Konstellation auch nach innen. Es ist eine Kanzlerrede, der es besonders gut gelungen ist, diese verwickelten Vorgänge dem einfachen Menschen wieder plastisch und greifbar zu machen. Und dies in Verbindung mit der ruhigen Bereitschaft zu einem Frieden, der wirklich Garantien der Dauer in sich trägt, hat eine geradezu sichtbar reinigende und klärende Wirkung auf die Stimmung der einfachen, der großen Politik an sich fernstehenden Menschen, auf deren Masse das „Durchhalten“ beruht.

Sonnabend, 11. November.

Freiwillige Schülertolonnen helfen draußen bei der Kartoffelernte. Für viele Stadtjugends keine Kleinigkeit, von früh sechs bis Dunkelwerden buddeln, auf einer Strohschütte auf dem Fußboden zu sechs zu schlafen und eine Woche nicht aus den Kleidern zu kommen, so daß ein Hamburger Junge seinen Eltern schreibt, sie seien alle froh, daß sie Ende der Woche im Dunkeln in Hamburg ankommen würden. Sie lernen ein richtiges Schützengrabensleben kennen, das ihnen gewiß nicht viel schadet, und nehmen es mit Humor. Man fragt sich aber doch, ob es sich der Großgrundbesitzer, für den sie arbeiten, nicht etwas reichlich bequem macht mit ihrer Unterbringung.

Sonnabends stehen immer die nächsten Wochenrationen in der Zeitung: Brot wie immer, Kartoffeln 7 Pfd., Butter 60 Gr., Margarine 30 Gr., Zucker 400 Gr. (wovon aber 250 eine einmalige Extrazugewendung sind; es wird also eine Fastwoche für die Kinder), Eier 2 für 3 Wochen; Fleisch wie immer, außerdem ganze 75 Gr. Maisgrieß. Aber erstaunlich ist, was die Hausfrauen auf dieser „Operationsbasis“ fertigzubringen verstehen. Es muß überhaupt immer wieder gesagt werden, daß die verständige Geduld, mit der die Masse der Menschen die Dinge als gegeben hinnimmt, eine ganz große moralische Leistung ist.

Friedrich Raumann / Blut und Geld

1.

Geborgtes Geld ist wirtschaftlich die Seele des Krieges. Mit dem Wort Anleihe wird ein ganz leichter Schleier über den Sachverhalt geworfen, weil im Worte borgen die Notwendigkeit der Rückzahlung noch fühlbarer zu Ohren klingt als im feineren Worte leihen. Man kann natürlich auch von Kredit reden. Immer bleibt es dieselbe Sache.

Das Blut und Leben wird gegeben, dargebracht, geopfert, das Geld aber wird geliehen. Bei Darbringung des Lebens entstehen gewisse Zahlungspflichten an Hinterbliebene, bei Opferung von Körperteilen werden gewisse Rentenzahlungen festgesetzt, aber von Rückzahlung kann natürlich nicht die Rede sein. Wie sollte man es auch machen?

Es werden ferner Berufsstellungen, begonnene Geschäfte und Aussichten für künftigen Gewinn aufgegeben. Mancher Handwerker verliert durch Kriegsdienst seine Rundschafft. Ein Arzt kehrt heim und findet einen Kriegsuntauglichen in seinem Nest. Man verliert Studienjahre oder Werkmeisterposten oder Bewerbungsmöglichkeiten. Das alles wird dem Vaterlande gern und freiwillig dargebracht, und von Rückzahlung der Verluste kann im allgemeinen nicht gesprochen werden.

In denjenigen Landgebieten, die vom Feinde verwüstet wurden, sind starke Beschädigungen von Häusern, Gärten, Wäldern, Viehställen und Speichergut zu verzeichnen. Ähnlich steht es mit den verlorenen Schiffen unserer Häfen, mit den Besetzungen in deutschen Kolonien und mit Auslandsgeschäften. Auch diesen Verlusten gegenüber ist eine Rückzahlung oder Entschädigung nur sehr teilweise möglich.

Es besteht also ein grundsätzlicher Unterschied zwischen geborgtem Geld und dargebrachten Lebenswerten. Was ist das für ein Unterschied?

2.

Der Staat nimmt Geld weg, wenn er Steuern erhebt. Dabei ist es für unsere Ueberlegung ein geringer Unterschied, ob er das Geld am Fabrikationsorte als Fabrikat-

steuer, an der Grenze als Zoll, beim Händler als Verkaufsabgabe, beim Hersteller als Erlaubnisabgabe, beim Verkehrswesen als Fahrtartenzuschlag, beim Gericht als Sportel, beim Angestellten als Gehaltsprozent, beim Arbeiter als Lohnbestandteil, beim Kapitalbesitzer als Rentensteuer erhebt. Das Geld wird ohne Rückzahlung weggenommen, wird dem Arbeitsvorgange entzogen, um in staatlichen Händen weiter zu wirken. Wer nicht zahlt, wird bestraft.

Dieses Verfahren findet beständig statt, ist eine der festesten Kulturgewohnheiten geworden und kann geradezu als Grundlage der staatlichen Zivilisation bezeichnet werden. Ebenso wie es einen Militärdienst im Frieden gibt, gibt es Steuerpflichten.

Sobald nun der Krieg eintritt, erhöht sich die persönliche Leistung ungeheuer, die Geldleistung aber vervielfältigt sich nicht oder doch nur wenig. Hierin liegt der Anfang des Unterschiedes. Man könnte denken, daß sofort mit Kriegsanfang eine mächtige Besteuerung einsetzen müßte, es geschieht das aber nur in geringem Maße, am meisten in England. Moralisch ist diese Schonung des Geldes gegenüber dem Leben keineswegs unbedenklich, aber praktisch ist sie bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, denn Geld ist nicht etwas, das beliebig requiriert, rekrutiert, d. h. weggenommen werden kann. Es könnte zwar noch etwas mehr an Kriegsteuer erhoben werden, aber oft sind es gerade die im Felde kämpfenden Geldbesitzer, die wenigstens zu Hause Ruhe haben wollen und keine Schmälerung des Betriebskapitals oder Familienbesitzes wünschen. Die Sicherheit ihres Heimatbesitzes ist für sie ein Stück ihrer Kriegsfreudigkeit. Zugegeben, daß die Besitzenden in der Truppe immer in der Minderheit sind, so bedeuten sie doch als Arbeitgeber und Leiter der volkswirtschaftlichen Vorgänge viel für die Gesamtheit.

Aber auch wenn man in Kriegsteuern viel weiter ginge, als es bei uns geschieht, so würde doch die Anleihennotwendigkeit bleiben, denn der Krieg verbraucht mehr, als was gleichzeitig erworben wird.

3.

Der Krieg verbraucht viel mehr, als was gleichzeitig erworben wird. Dieser Satz ist grundlegend für die Frage nach der Aufbringung des Geldes.

Offenbar kann der Staat nur das wegnehmen, was nicht unmittelbar zur Erhaltung des Lebens und Weiterführung der Arbeit nötig ist, weil er sonst sich selbst und der Kriegsführung den größten Schaden tut. Er will aber auch die Ueberschüsse von Kriegspflichtigen nicht schwer erfassen. Es bleiben übrig die Ueberschüsse der Nicht-Kriegspflichtigen, der Alten, Dienstuntauglichen usw. Diese vertragen eine viel härtere Zusage. Nur sind sie nicht leicht einwandfrei festzustellen. Moralisch ist es höchst peinlich, wenn Leute, die aus irgendeinem Grunde dem Vaterlande nicht dienen können, sich auch dem finanziellen Dienste zu entziehen suchen oder gar den Staat bewuchern. Hier ist eine offene Wunde. Finanztechnisch aber würde mit dem Wegnehmen etwas sehr Fragwürdiges geschehen, weil auch darin eine Störung des auf Kapital angewiesenen Kriegswirtschaftsbetriebes liegt. Man kann dabei immer sagen, daß in einer nicht kapitalistischen Gesellschaftsordnung das alles ganz anders sein würde, aber praktisch hat das wenig Wert, weil wir mit der Wirklichkeit zu rechnen haben. So wie die Dinge in Wirklichkeit gelagert sind, braucht der Kriegsbetrieb ein gewisses Maß von Spekulation, Risikohandel, Zwischenhändlererei, Auslandsgeschäft aller Art. Auch der Egoismus des einzelnen ist eine notwendige Kraft zur Selbsterhaltung des Ganzen.

Doch wir wiederholen — selbst wenn man alles frei bewegliche Kapital (ein sehr flüssiger Begriff!) ohne weiteres beschlagnahmen könnte, so würde damit der Kriegsbedarf nicht gedeckt sein, denn der Krieg braucht ungeheure Massen von Dingen, die einfach bezahlt werden müssen, wenn nicht alle weitere Arbeit stocken soll — Nahrungsmittel, Kleider, Waffen. Der Krieg braucht Lagerbestände vieler Jahre. Er kann bei längerer Dauer gar nicht anders als vom Borg leben. Jedes weitere Jahr vermehrt die Schuld ins Ungeheure.

4.

Die Frage der Kriegsgewinne hört nicht auf, die Gemüter zu beschäftigen. Das ist sehr begreiflich, denn es stört den bürgerlichen Frieden, wenn auf der einen Seite ganze Familien zugrunde gehen und auf der anderen Seite leicht erworbene Millionen sich breitmachen. Kommt dann etwa noch hinzu, daß Kriegsgewinner besonders lebhaft für Fortsetzung des Krieges bis zum Alleräußersten agitieren, so ist das Maß der Geduld zu Ende. Jeder Tapfere, der selber sein Blut dem Feinde entgegenträgt, hat das Recht, von jedem anderen die größte, letzte Anspannung zu fordern, aber wem der Krieg leichten Massenerwerb in den Schoß wirft, der hat wenigstens still zu sein, wenn von sogenannten Kriegszielen debattiert wird. Der Verdacht liegt zu nahe, daß er vom Krieg redet und an sich denkt.

Abgesehen aber von der Häßlichkeit des persönlichen Verhaltens gewisser Interessenten ist auch hier zu sagen: ein Krieg ohne reich werdende Lieferanten ist noch nie gewesen und wird nie sein. Weil der Verbrauch über alles Gewohnheitsgeschäft hinaus riesenhaft ist, entsteht von selbst der Aufsammler, der Zubringer, der Wirtschaftsdienner der Armeen. Man kann nicht Milliarden ausgeben, ohne daß einige Leute gerade dort stehen, wo ausgegossen wird.

5.

Blut und Geld! Es ist kaum in Worten auszudrücken, wie wunderbar und dunkel diese zwei Dinge unter sich verknüpft sind. Kein Mensch kann hier alles erkennen und aussprechen.

Das Geld gehört zu den Kriegsurursachen, zur Kriegsvorbereitung, zur Kriegsführung, Kriegswirtschaft. Es muß gehäuft werden, als wenn Berge übereinander geschichtet werden. Man braucht es so, daß man den noch extra belobigt, der für 5 v. H. weitere Summen hergibt, an denen er nichts verliert. So groß ist die Rolle des Geldes, daß man manchmal den Krieg wie ein grausames Spiel der silbernen Kugeln ansehen möchte, als sei Blut nur ein tröpfelnder Saft am Gold.

Und doch: was ist Geld? Ist es eine Macht für sich selbst oder ist es ein Mittel und Werkzeug in der Hand der Menschen? Ist es nicht schließlich nur der Ausdruck für andere viel wirklichere Sachen? Der Acker, das Bergwerk, die Fabrik, die Arbeitsstoffe, das alles wird Geld, wenn es den Besitzer vertauscht, es kehrt aber in seinen Urzustand zurück. Was miteinander kämpft, sind nicht kapitalistische Gedankenmächte, sondern wahrhafte Völker mit allen ihren Besitzümern und Kräften. Der Ausdruck der Wandelbarkeit, der Kriegsverwendbarkeit aller Besitztümer heißt Geld. Wenn man sagt, daß englisches Geld gegen deutsches Geld streitet, so ist das etwa ebenso, wie wenn man sagt, daß englische Kanonen gegen deutsche Kanonen schießen. Die Kanone und das Geld sind sehr ruhig, solange sie nicht in Bewegung gesetzt werden.

Es gibt gleichzeitig eine Kriegskunst der Menschenverwertung und eine solche der Geldverwertung. In beiden kommen im einzelnen Mißgriffe vor wie in jedem Menschenwerk, in beiden aber haben wir alle Ursache, unserer Oberleitung vollstes Vertrauen entgegenzubringen. Der Militäraufmarsch und die finanzielle Mobilmachung waren in gleicher Weise vorzüglich.

Wilhelm Heile / Der Weg zum Frieden

Wenn ein mit guten Vorsätzen gepflasterter Weg unter allen Umständen ein Weg ist, der zur Hölle führt, so könnte man daran zweifeln, ob der Weg, den die Völker Europas jetzt gehen, jemals aus dem wahnwitzigen Wirrwarr des Krieges wieder herausführt. Alle guten Vorsätze zur friedlichen Regelung von Völkerstreit sind beim ersten schweren Zusammenstoß zerstoßen wie Spreu vor dem Winde. Vielleicht sind sie auch gerade bei ihren lautesten Lobrednern nie ernsthaftige Vorsätze gewesen. Die Völker oder vielmehr ihre führenden Persönlichkeiten, die immer am meisten vom Weltfrieden geredet haben, die weit mehr als wir Deutschen der Gedankenwelt vom Haag und selbst jedem lockeren Hirngespinnst, das von daher kam, mit viel schönen Reden ihre Unterstützung zu leihen vorgaben, die haben, indem sie vom Frieden sprachen, den Kriegsbrand geschürt. Wir aber, die wir so oft geschmäht worden sind, weil unsere Vertreter im Haag den Tanz ums goldene Wort nicht fröhlich mitgetanzt und Tatsachen höher bewertet haben als Paragraphen, wir haben lange, lange den Frieden bewahrt, indem wir uns stark hielten zum Kriege.

Wie anders jetzt und doch wie ähnlich! Die Engländer sind es, die unter unseren Feinden vorm Kriege am meisten den Frieden und die Völkerfreiheit im Munde geführt haben, und die jetzt am wenigsten zum Frieden bereit sind, am tollsten von unserer völligen Verschmetterung reden und vielleicht auch träumen. Und unser Kanzler war von allen Staatsmännern der erste, ist auch jetzt noch der einzige, der mit Ernst und tatsächlichen Unterlagen trotz aller Drohungen und Prahlereien der Feinde vom Frieden zu sprechen wagte und immer wieder gesprochen hat. Es scheint so ganz anders und ist doch das gleiche, wie es vorher war. Die einst vom Frieden sprachen, die bereiteten den Krieg, ob sie sich auch vor ihm fürchteten. Die heute so tun, als ob sie vom Frieden nichts wissen wollten, sie wählen den endlosen Krieg, weil sie nicht stark genug sind zum Siege, aus Furcht vor dem Frieden.

Warum kann unser Kanzler vom Frieden sprechen, warum tun es, warum können es die Staatsleiter der Feinde nicht? Weil es schwer ist, Frieden zu schließen, wenn die große Kraftprobe eine ungünstige Lage geschaffen hat. Solange noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden ist, diese Lage zu bessern, wird niemand das ungünstige Ergebnis zum dauernden Zustand machen. Nichts ist ein zuverlässigerer Maßstab für den Stand der Dinge als diese Tatsache: der Sprecher Deutschlands sagt offen: wir sind bereit, über den Frieden zu verhandeln, und wir sind darüber hinaus auch bereit, zur Entwicklung der internationalen Beziehungen auf dem Wege des Schiedsgerichts und des friedlichen Ausgleichs einem Völkerbunde beizutreten, ja uns an die Spitze eines Völkerbundes zu stellen, der die Friedensstörer im Zaume hält und aggressive Bündnisse verhindert. Dabei kein Wort,

das unsere Feinde verletzen könnte. Alle Sprecher der feindlichen Mächte dagegen überschütteten uns immer wieder mit einer Flut von Schmähungen, verkündeten ruhmredig die völlige Niederschmetterung Deutschlands, schoben uns alle Schuld am Kriege zu und weifen jeden Gedanken an einen Frieden, der nicht unsere Vernichtung bedeutet, voll Hochmut von sich, indem sie schon jetzt zum Wirtschaftskriege rüsten, der hinter diesem Kriege kommen soll.

Man sieht: die Neigung zu friedlichem Ausgleich wächst und sinkt mit dem Steigen und Fallen der Ausichten bei kriegerischem Ausgleich. Je größer die Macht, desto größer die Sicherung gegen Vergewaltigung durch das „Recht“. So bleibt die alte Wahrheit: es gibt kein Recht, solange nicht eine Macht da ist, die den Willen hat und die Möglichkeit, das Recht zu erzwingen. Aller angelsächsischer Pazifismus ist auf der Grundlage der wirklichen oder geglaubten Tatsache englischer Weltmacht entstanden. Bewußt und unbewußt war und ist die Festlegung und Verewigung der englischen oder angelsächsischen Weltherrschaft das Ziel dieser Pazifisten.

Deutschland hat nie die Weltherrschaft erstrebt, aber es wird sich auch nie dazu verstehen, sich unter fremde Herrschaft zu beugen. Die tatsächlichen Verhältnisse haben seit langem so gelegen, daß überall in der weiten Welt sich englischer Einfluß Geltung verschafft hatte; Deutschland wuchs zwar, aber niemand hatte Anlaß, sich um des deutschen Wachstums willen irgendwelche Sorgen zu machen. Und doch müssen wir es erleben, daß nicht bloß bei unseren Feinden, sondern in hohem Maße auch bei den Neutralen die Furcht vor Vergewaltigung durch Deutschland weit verbreitet ist. Weil nämlich in aller Geschichte die Staaten, die die Macht hatten, bisher noch nie eine andere Politik als die des Eigennutzes und immer neuer Machtgier getrieben haben, so fürchten sie, daß ein Deutschland, dessen Kraft sich so offenkundig als so viel wurzelfester erwiesen hat, als jemals englische Kraft war, bei gleicher Herrschsucht noch härtere Herrschaft ausüben könnte als das entthronte England. Englische Herrschaft war stets durch Phrase gemildert, die Deutschen aber haben immer die Phrase verachtet und nicht Freiheit und Frieden genannt, was deutsche Notwendigkeit war.

So geht denn auch jetzt in der Tat der Weg zum Frieden nicht über die Stätte, wo voll Trug und Selbstbetrug der Rausch der Worte entscheidet. Unsere Feinde haben eine Neuordnung des europäischen Kräftespiels durch die Gewalt gewollt; wir haben das nicht hindern können, und nun wird auch die Gewalt entscheiden. Das ist nicht strittig; es fragt sich aber: wann hat die Gewalt entschieden? Die Feinde sagen: wenn Deutschland vernichtet ist. Wir sagen: wenn die anderen einsehen, daß unsere Vernichtung unmöglich ist, während ihre Schwächung und damit auf die Dauer unsere Stärkung durch jeden weiteren Tag des Krieges immer größer und für sie gefährlicher wird. Fast scheint es, als ob wir uns bereits diesem Zustand nähern, wo trotz aller tönenden Worte und drohenden Gebärden das große Nachdenken beginnt. Aus den Reden Greys klingt schon leise heraus, was die Asquith, Lloyd George, Briand nicht eingestehen mögen und noch unter heftigem Poltern verdecken. Und wenn man die letzten großen Reden Greys und Bethmann Hollwegs nebeneinander hält, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß da etwas wie Hoffnung heraufsteigen will: man sucht den Weg zum Frieden, indem man die Irrwege bloßlegt, die zum Kriege geführt haben.

Bethmann Hollweg hat in außerordentlich wirkungs-

voller Waise Tatsache an Tatsache gereicht und jedem, der sehen will und nicht ganz von Haß und Vorurteil verblendet ist, in geradezu schlüssiger Beweisführung gezeigt, daß es wahr ist, was wir Deutschen immer geglaubt haben, was uns den Glauben an das gute Recht unserer Sache und damit die große Kraft des Siegens gegeben hat: unsere Staatsleiter haben bis in die letzte Stunde hinein alles getan, was geschehen konnte, um den Krieg zu vermeiden. Wir haben den Frieden gewollt, und auch jetzt noch liegt es so, daß wir es sind, einstweilen nur noch wir allein, die ernsthaft den Frieden wollen. Keinen Frieden, den unsere Gegner nicht mit Ehren schließen könnten. Aber noch weniger einen Frieden, der uns nicht gerecht wird.

Wir Deutschen haben nie behauptet, daß der Friede Selbstzweck ist. Worte solcher Art konnte man nur bei unseren Feinden hören, die aber gerade umgekehrt handeln. Für uns ist der Friede ebenso wie der Krieg nur Mittel zum Zweck. Und das Ziel, dem die schöpferische Arbeit des Friedens so gut zu dienen hat, wie die grauenhafte Vernichtungsarbeit des Krieges, ist die freie Betätigung der aufbauenden Kräfte aller Staaten und Völker unter geradem Ausgleich der Interessen. Freiheit der Länder, aber auch Freiheit der Meere; oder — das Kanzlerwort auf die äußere Politik angewandt — freie Bahn jedem Tüchtigen. So sprechen auch, wenn sie sich an die Unbeteiligten wenden, unsere Feinde. Doch wenn sie das wirklich wollen, so können sie von uns den Frieden haben — jeden Tag. Der deutsche Kanzler hat gesprochen. Klar und unzweideutig. Und die deutschen Taten sprechen die gleiche Sprache. England predigt das Kriegsziel der Freiheit der Nationen, und eine kleine Nation nach der anderen wird dabei das Opfer dieser Freiheit des Selbstmordes. Griechenland und Polen: englische Phrase und deutsche Tat!

Unter der Zustimmung des ganzen Volkes hat der Kanzler unseren Feinden die Hand zum Frieden geboten. Wird sie nicht ergriffen, so müssen von selbst die Bedingungen härter werden, bis schließlich auf dem Wege der Gewalt an Stelle der Friedensphrase der Gegner der Friede erzwungen wird, der dann um so mehr ein deutscher Friede sein muß. Jetzt wollen wir Gleichberechtigung. Nichts als Gleichberechtigung. Will man sie uns nicht zugestehen, so wird man um die Herrschaft ringen. Das würde ein furchtbares Ringen werden. Noch aber gibt es eine Hoffnung, daß der Weltkrieg ein Ende findet, ehe Sieger und Besiegte verblutet oder dem Verbluten nahe sind und das Schwert lediglich der Schwäche ihrer Arme entsinkt.

Franz Oppenheimer / Gemeinwirtschaft

Es wird heute nicht viele Deutsche geben, die Richard von Moellendorffs Namen kennen. Die ihn aber kennen, hören auf, wenn er spricht. Denn er spricht nur, wenn es Not tut, daß gesprochen werde, dann aber kein Wort zu viel und keins zu wenig. Die Sprache des Eigenwüchsigen, durch nichts zu bestechenden, von der Conrad Ferdinand Meyers Wort gilt: „Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt!“

Diesesmal spricht er (Gemeinwirtschaft, von Richard von Moellendorff. Berlin, Karl Siegmund, 1916. 48 Seiten.) aus und von einer Arbeit, für die ihm Deutschland noch einmal danken wird. Er gehörte zu den Ersten, die zu Anfang des Krieges die furchtbare Gefahr erkannten, die darin lag, daß das Land mit einer Anzahl der wichtigsten Roh-

stoffe nicht ausreichend versorgt war: nebenbei gesagt, der beste Beweis gegen die giftige Behauptung, daß unsere Leitenden diesen Weltbrand gewollt und von langer Hand vorbereitet hätten. Wäre nicht rechtzeitig Sorge getragen worden, so hätten wir nach wenigen Monaten einen bösen Frieden schließen müssen. Wenn uns dieses Schicksal erspart blieb, so danken wir es jenen Männern, die die Gefahr erkannten und alle die unerschöpflichen Hilfskräfte der Wissenschaft, Technik und Volkswirtschaft Deutschlands rechtzeitig in den Dienst der rettenden Arbeit zogen. Es war eine große und unendlich schwere Aufgabe, die das Einsetzen der vollen Persönlichkeit forderte, „da der wirtschaftliche Großversuch in aller Eile aus einem Nichts an Erfahrungen heraus in ein Chaos von Unsicherheiten geworfen werden mußte“. An dieser Aufgabe, die er mitgestellt hat, hat Richard von Moellendorff seit Kriegsausbruch auch mit gearbeitet und hat geholfen, sie so zu lösen, daß dem Lande von dieser Seite her keine Gefahr mehr droht.

Jetzt zieht er seine Schlüsse aus dem Geschehenen. Ueberzeugungen, die wohl schon vor dem Kriege in ihm bestanden, haben sich gefestigt und verlangen, ausgesprochen zu werden: es gilt, einen „Böhen“ zu zerschlagen: das freie Spiel der Kräfte, und an seine Stelle das wahre Bild zu setzen, die „Gemeinwirtschaft“. Jenes „wurde angeboten als der Bürge von Gelegenheiten, Geld zu verdienen. Der Erwerbstrieb galt als stärkster Antrieb und der Besitz als höchstes Gut, und zwar so selbstverständlich, daß man kaum verstand, wie noch immer in den Schulen, Kirchen, Büchern behauptet werden konnte, es hätte niemals in der Welt der Erwerbstrieb Großes vollbracht und der Besitz Glückseligkeit verbreitet.“ (S. 20.) „Wer aber hat heute noch den Mut, den Zustand schön und gut, wirtschaftlich und nützlich zu nennen? Vermag noch jemand den privaten Erwerbstrieb und den privaten Selbstschutz zu preisen, seit der eine aus der angeblich gottgewollten Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage den Wucher, der andere aus der Magenbesorgnis die Hamsterei erzeugt hat?“ (S. 30.)

Dieser freie Wettbewerb ist das Uebel aller Uebel. Er vor allem hat den Krieg verschuldet, und es war nicht nur der Reiz der älteren Herrscher aus dem Weltmarkt, sondern auch deutsche Schuld dabei. „Der Deutsche eroberte seine wirtschaftliche Stellung nicht immer und überall mit schönen oder auch nur zweckmäßigen Mitteln. Wer so viele, so gute und so billige Arbeit lieferte, brauchte nicht gar so viel zu zappeln und zu schreien . . . Das emsige Bemühen um Warenabsatz, an sich schon der menschlichen Würde nicht gerade zuträglich, kleidete sich in eine Art von Höflichkeit, die einer zudringlichen Annäherung zum Verwechseln ähnlich sah. Ein Wortschwall, den keine Sachkenntnis trübte, versprach mehr, als man halten konnte.“ (S. 11.)

So häßliche und so gefährliche Dinge dürfen nicht wieder geduldet werden. Die Gemeinwirtschaft, vertreten durch den Staat, muß die Einzelwirtschaft lenken und bremsen, ein „geordneter, klarer Wirtschaftswille“ muß an die Stelle des wüsten Wettkampfes zwischen den deutschen Händlern treten. „Sooft im Kriege der Staat als Sucher, Schützer und Helfer von Initiative und Persönlichkeit hervortrat, veredelte er, wie einst die Waffenwehrrpflicht, so neuerlich die Wirtschaftsdienstpflicht über den Selbstzweck hinaus, beschämte den Erwerbstrieb durch Liebe zum Vaterlande, und in der Resonanz von Arbeit und Vaterland sprudelte das deutsche Volk von Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit über.“

Bertrete jedermann das Gefindel, das unter schwarz-weiß-rottem Anstrich seine schmutzig-grauen Geschäfte fortsetzt. Glaube auch niemand, daß Begeisterungen wie Spagen überwintern und zwitschern müssen! Gemeinwirtschaft als eine stille, selbstverständliche, rüchhaltlose, beglückte Hingabe von Arbeit, Geld und Gut ans Vaterland, bedarf nicht unserer Phrasen und Gesten, sondern unserer selbst.“ (S. 40.)

Das ist der Kontrast, wie ihn Moellendorff sieht, empfunden in der innersten Tiefe einer sittlichen Persönlichkeit und dargestellt mit der ganzen Kraft, die nur aus einer sittlichen Persönlichkeit entspringen kann. Es tut einem wahrhaft gut, nach all dem atemlosen leuchtenden Phrasengeleise, das unser Ohr jetzt so viel martert, nach all den „zwitschenden Begeisterungen“, einmal wieder die Sprache der beherrschten Kraft und des glühenden, aber edlen Zornes zu vernehmen.

Wie Moellendorff sich die „Gemeinwirtschaft“ vorstellt, läßt sich nicht mit voller Klarheit erkennen. Nur so viel sieht man, daß es nicht etwa auf den voll durchgeführten Staatssozialismus herauskommt, sondern daß wenigstens in der inneren Landes-, der „Kernwirtschaft“, dem privaten Erwerbstrieb ein breiter Spielraum gelassen werden soll. Aber er soll in Grenzen eingeschlossen werden, die der Staat bestimmt und bewacht. Einem „Verantwortlichen“, einem „Geschäftsführer der deutschen Wirtschaft“ wird ein „ständiger Wirtschaftsrat“ zur Seite gestellt, dessen Mitglieder die Karten ihrer Spiele offen auf den Tisch zu legen haben. Ein solcher Rat „mit seinen Ausschüssen zweiten und dritten Ranges wird in seiner Vollendung nichts anderes bedeuten als eine wirtschaftliche Selbstverwaltung, wie sie schon Stein und Bismarck vorschwabte, und deren Unterbau im Kriege unverfügbare ausgemauert wurde. Sie würde überall da die Schädlinge entlarven, den Hader schlichten, den Wirkungsgrad des Ganzen bessern, wo sie breit genug angelegt und ernstlich zum Mitarbeiten angehalten wäre.“ (S. 32.) „Das wirtschaftliche Gesamtbewußtsein eines Volkes, vereinigt im Gehirn eines allwissenden Staates, ist nicht etwa zufällig dieses eine Mal, sondern muß ein für alle Male der bessere Hort und die bessere Pflanzstätte für Initiative sein als das Teilbewußtsein privater Unternehmungen, der Banken oder Börsen.“ (S. 39.)

So viel von der „Kernwirtschaft“. Was nun die „Erdwirtschaft“, d. h. Deutschlands internationale Wirtschaftsbeziehungen, anlangt, so soll in jedem Lande eine „deutsche Filiale“ bestehen, die „der alleinige, würdige und taugliche Statthalter des allein noch vertretungswerten deutschen Gemeingefüßtes sei“. (S. 47.)

* * *

So weit Richard von Moellendorff. Man sagt ihm nichts Neues, wenn man sagt, daß die Gegenüberstellung von freier Erwerbswirtschaft und staatlich gelenkter Gemeinwirtschaft uralt ist, und daß es in allen Zeiten gerade die stärksten sittlichen Persönlichkeiten gewesen sind, die für diese gegen jene eintraten. Aus den Reden der Propheten Jesaja, Jeremia und Amos dröhnt der gleiche edle Zorn gegen die Plünderer und Volksverderber, und es war der letzte und größte Prophet, den Israel hervorgebracht hat, Jesus von Nazareth, der die Wechslers mit Geißelstieben aus dem Tempel jagte. Der größte aller griechischen Philosophen, Platon, sah mit voller Klarheit voraus, daß die Plutokratie und „Pleonexie“ den Staat verderben werde, den sie durch ihre Ausschreitungen schändete, und entwarf das

Gedankenbild seines „besten Staates“ als den Aufriß einer Gemeinwirtschaft, die er der Verwirklichung für fähig hielt und mit Hilfe eines von ihm erzogenen Fürsten zu verwirklichen gedachte. Christentum und Platonismus beherrschten vereint die Staats- und Wirtschaftsphilosophie des ganzen Mittelalters, die Gemeinwirtschaft sein wollte und eine Zeitlang unter günstigen Verhältnissen auch war: eine Gemeinwirtschaft etwa der Art, wie sie Moellendorff träumt, eine „gebundene Geldwirtschaft“, die jedem Produzenten seine anständige „Nahrung“ und jedem Konsumenten den „gerechten Preis“ und vollkommene Ware gewährleisten will. Diese Auffassung überstrahlt auch noch den größten Teil der Neuzeit. Der Merkantilismus will Gemeinwirtschaft in diesem Sinne erzwingen, und wir erkennen in dem „Staatsmanne“, dessen Weisheit die Wirtschaft lenken und ihre gegeneinander wirkenden Kräfte zäumen und als willige Rosse vor den Wagen der allgemeinen Wohlfahrt spannen soll, leicht Moellendorffs „Verantwortlichen“ wieder, der auch „zu ergründen hat, was Gemeinwohl sei“ und den „goldenen Schnitt zu schneiden hat“. (S. 32.)

Nun, der Merkantilismus und die gebundene Geldwirtschaft haben das Glück und die Gerechtigkeit auch nicht zu verwirklichen vermocht. Er leistete Großes nur dort, wo er alte Bindungen und Hemmungen beseitigte und alte Ungerechtigkeiten abstellte, wie Colbert, das große Muster dieser „Verantwortlichen“, es vermochte. Wo er aber Neues schaffen sollte, da versagten der Staat und der Staatsmann fast durchaus, und die Völker litten unsäglich. Die Entfesselung der Privatwirtschaft und der privaten Initiative wurde unvermeidlich. Freilich, der erste Anti-Merkantilist, der edle Boisguillebert, war noch durchaus kein Befürworter des völlig freien Wettbewerbs. Auch er spricht noch von dem „argent criminel“ (dem verbrecherischen Geld), das nur durch die „pointe de l'épée“ (die Schärfe des Schwertes) in Schranken gehalten werden könne; und es dauerte noch lange, bis die alte Forderung des „Laisser faire, laisser passer“ (des freien Spiels der Kräfte) den Sinn erhielt, daß der Staat nichts Besseres tun könne als das Wirtschaftsleben durchaus und ohne Einschränkung sich selbst zu überlassen. Sogar Adam Smith war weder radikaler Freihändler, noch radikaler „Anti-Interventionist“.

Als dann die Wirtschaftsfreiheit nahezu verwirklicht war — ganz verwirklicht war sie noch nie und nirgend! — brachte sie außer der erwarteten Segnung, der gewaltigen Zunahme des Reichtums, auch jene Zustände zurück, gegen die in der Zeit des antiken Kapitalismus die Propheten und Platon reagiert hatten: Raubbau an den Volksmassen und das Aufkommen einer üblen Klasse kulturloser Plutokraten mit widerwärtigen Sitten des Geschäfts- und des privaten Lebens. Und sofort fand die Sehnsucht nach dem Kontrast, der gebundenen Wirtschaft wieder ihre wortgewaltigen Vertreter, und wieder in Männern von der höchsten Sittlichkeit, dem Franzosen St. Simon, dem Schweizer Sismondi, dem Briten Carlyle, den Deutschen Rodbertus, Huber und Lagarde. Das war „Sozialismus von oben“, der „Staatssozialismus“, der dem historisch gewordenen Staat die Aufgabe zumies, die freie Konkurrenz auszurotten oder doch in Schranken zu halten, während gleichzeitig der „Sozialismus von unten“, ihm im Ausgangspunkt und der Kritik aufs Nächste verwandt, ein neuartiges, demokratisches Staatswesen erträumte, das vom Markt mit seinem freien Wettbewerb endgültig erlöst wäre. Von beiden starken Zeitströmungen mächtig beeinflusst, hat dann der Kathedersozialismus, geführt namentlich von dem Rodbertusschüler Adolf

Wagner, das Gewissen und die Politik Deutschlands bis auf den heutigen Tag entscheidend mit bestimmt.

Das Ergebnis jahrhundertelangen Nachdenkens ist nicht ermutigend. Die Menschheit steht noch immer vor dem Dilemma, aus dem kein Weg zu führen scheint. Ihr letztes Ideal ist selbstverständlich eine Gesellschaftsordnung, in der möglichst viel Freiheit neben einer vernünftigen Gleichheit der Lebenslage besteht. Ein Staatswesen ist bei krasser Ungleichheit ebenso wenig dauerbar, wie bei empfindlicher Unfreiheit. Nun bringt aber die freie Konkurrenz offenbar die krasseste Ungleichheit mit; — aber ihre wirksame Einschränkung bedeutet schwere Unfreiheit. Eine klare Entscheidung scheint nicht möglich: die Wissenschaft und die Praxis tappen nach der „mittleren Linie“.

Also ein Kompromiß! Aber abgesehen davon, daß ein solches immer unbefriedigend ist, wer sagt uns, wie weit der freie Wirtschaftstrieb eingengt werden soll und kann, ohne daß die Maschine der Wirtschaft stockt oder stille steht? Das haben uns die Weisesten zu sagen noch nicht vermocht. Der durchgeführte Staatskommunismus ist unmöglich: schon Platon hat daran verzweifelt und schrieb seinen zweitbesten Staat, die „Nomoi“. Sismondi gestand offen, daß er keinen Ausweg wisse, und Rodbertus goß gleichfalls zuletzt viel Wasser in seinen reinen Wein. Auch Moellendorff sieht wohl das Ziel, aber nicht den Weg zum Ziele. Er weiß viel zu gut und sagt es unverblümt, daß die staatlich gelenkte Wirtschaft allzu leicht in bürokratische Routine entartet und Initiative und Persönlichkeit lähmt. Er stellt sich den Staat vor, wie er „bewußt und taktvoll sein Vernalteramt auf die Aufgaben eines klugen und fleißigen Aufsichtsrates beschränkt“. (S. 40.) Aber er wird wohl selbst mit uns daran zweifeln, ob nicht der heute im Feuer des Krieges erweichte bürokratische Mechanismus in der Friedenszeit wieder erstarrt wird.

Wir wollen nicht fragen, ob Moellendorff die Leistung des Staates während dieser Kriegsjahre nicht vielleicht beträchtlich überschätzt. Selbst wenn er sie richtig einschätzt, stehen wir und die Menschheit überhaupt doch immer noch vor dem alten Dilemma, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint, vor jener alten Antithese: Gleichheit oder Freiheit?

Nun, vielleicht gibt es doch eine Synthese, eine Gesellschaftsordnung, in der Gleichheit und Freiheit auf die Dauer zusammen bestehen können. Eine Anzahl von Denkern hat das behauptet. Sie stimmen darin überein, daß die sogenannte „freie“ Konkurrenz eben noch niemals wirklich frei gewesen ist, daß vielmehr historisch überkommene Machtpositionen als gewaltige Monopole in die freie Verkehrswirtschaft hineinragen und daß nur ihre Wirkungen es sind, die man gemeinhin als notwendige schlimme Folgen der freien Konkurrenz auffaßt. Das ist die Lehre der liberalen Sozialisten, eines Gossen, Walras, Dühring, Henry George. Ich halte diese Lehre grundsätzlich für richtig und hege die Hoffnung, sie in meiner Theorie von der zwiefachen Konkurrenz, vom friedlichen Wettbewerb und feindlichen Wettkampf vollendet und völlig bewiesen zu haben. Aber — das sind Dinge, die niemand kennt oder vielleicht kennen will.

Wenn wir recht haben, so heißt die Aufgabe nicht: freie Verkehrswirtschaft oder Gemeinwirtschaft, sondern: Gemeinwirtschaft durch freie Verkehrswirtschaft.

Waltherr Schotte / Freiherr v. Brud ein Vorkämpfer Mitteleuropas

Das schöne Buch, das Richard Charnak dem Leben und Wirken des österreichischen Ministers Karl Ludwig Frhrn. v. Brud, „dem Vorkämpfer Mitteleuropas“, gewidmet hat (Leipzig, S. Hirzel 1916, 281 S., geh. 8 M.), haben wir mit steigender Teilnahme, ja mit Ergriffenheit gelesen und wünschen ihm viele Leser unter allen denen, die geschichtlich und politisch interessiert sind, die fähig sind, Begeisterung und Erschütterung durch die Vorstellung eines genialen Menschen und großen Lebens zu erfahren, das einen tragischen Abschluß fand.

Indem wir versuchen, den bleibenden Gewinn dieser Lektüre zu bestimmen, müssen wir einige Daten über Frhrn. v. Brud voranschicken, dessen Leben in weiteren Kreisen fast unbekannt geworden ist. Einst hielten sein Aufstieg, seine im alten Europa unerhörten Erfolge die Welt in Aufregung. Er, der Sohn eines kleinen Buchbinders aus Elberfeld, der protestantische Rheinländer, hatte es im katholischen Oesterreich der Reaktion nach der Revolution zum Botschafter der habsburgischen Großmacht am Goldenen Horn, zum Minister der Kabinette des Fürsten Schwarzenberg und des Grafen Buol gebracht. Dunkel und Aufsehen erregend war endlich das Ende: denn Freiherr v. Brud schied mitten aus der Fülle eines ruhmreichen und großen Lebens durch eigene Hand. Ein Netz von Verdächtigungen war um die Katastrophe gesponnen, die sie allein verschuldet haben. Der reine Name des Ministers, den man unberechtigten Gewinnes an der Vergeltung von Kriegskleberungen beschuldigt hatte, wurde zwar durch den Ausgang von Prozessen, die in diesem Zusammenhang spielten, wieder hergestellt, aber erst die Forschungen von Friedjung und Charnak klärten die Rätsel der Katastrophe auf. Der gerechte Stolz Bruds war durch ein ungnädiges Handschreiben des Kaisers, der durch die plötzliche, schlichte Entlassung des Ministers auf die Seite seiner Verleumder zu treten schien, so tief verletzt worden, daß der feinfühligste Mann auf dieses Leben verzichtete. Endlich also war es den vielen Jägern gelungen, das edle Wild zur Strecke zu bringen; Brud wurde gehaßt, und der Haß wuchs um so stärker, je zukunftsreudiger die fröhliche Lasterhaft des Genies an den Mauern alter Gefängnisse des Denkens rüttelte. Denn der Kaufmann und Unternehmer, der durch eigene Kraft zu weltwirtschaftlicher Bedeutung emporgestiegen war, hat als Staatsmann im Oesterreich des Konföderates, im Oesterreich der Unsicherheit, Schwäche und Niederlagen während des Krimkrieges und der Auseinandersetzung mit Italien, kein Jota seiner freiheitlichen und weltpolitischen Ueberzeugungen preisgegeben, und sich, so unbequem er durch den frischen Kampf für seine großen wirtschaftlichen und sozialen Ideen wurde, dennoch unentbehrlich zu machen gewußt.

Vom Geist der Befreiungskriege kommt Bruds Leben; die hat er, ein Siebzehnjähriger, als Ulan in der deutsch-russischen Legion mitgemacht. Als Friede wurde, kam die große Unruhe über ihn; der Offizierstand war ihm wahrscheinlich verschlossen, zurück auf die Schulbank oder den Kontorkessel in der Kleinstadt wollte er nicht. Der große Magnet: London, das Herz der freien und weiten Welt, zieht ihn an, aber eine Reise dorthin bleibt ergebnislos. Merkwürdig stille Jahre folgen, Brud tut eine kleine akademische Buchhandlung in Bonn auf, wir wissen über diese Zeit so gut wie nichts und vermuten nur, daß der junge Brud seine Bücher mehr selbst gelesen als verkauft hat, daß er in diesen geschäftlich stillen Jahren die Selbstbildung bewirkte, die ihm Schule und Universität ersetzen konnte. Bestimmte Pläne reifen kaum; eines Tages ist er „verschollen“.

In Triest wartet ungeduldig ein junger Deutscher auf das nächste Schiff, das ihn nach Griechenland zur Legion der Freiheitkämpfer bringen soll. Allerlei Gerüchte, daß die Hoffnungen der Begeisterten enttäuscht würden, dringen auch zu seinen Ohren, die Besonnenheit meldet sich, und Brud geht zum preussischen Konsul, Erkundigungen einzuziehen. Der Konsul heilt ihn von seinen Illusionen und nimmt den jungen Mann, an dem er viel Gefallen

finder, in sein Kontor. Damit ist ein Schicksal besiegelt, Bestimmung und Zufall wirken zusammen und bedingen, daß der Aufstieg eines Genies in Triest und in den Grenzen der Habsburgischen Monarchie, in österreichischen Bedingungen sich vollzieht, statt von Hamburg oder Bremen aus in norddeutschem oder preussischem Sinne.

Sehr bald setzt sich Bruck in Triest als Kaufmann durch. Er hat nun die Geltung, um mit großen Ideen als Unternehmer, Organisator und Politiker hervortreten zu dürfen. Nach dem großen Vorbild Londons schließt er die Versicherungsgesellschaften Triests zum Oesterreichischen Lloyd zusammen, gründet eine Dampfschiffahrtsgesellschaft, sorgt für Werftanlagen und vergißt nicht, den Verkehrs- und zollpolitischen Ausbau des Hinterlandes. Für die Interessen des Ueberseehandels gründete er ein Journal, in dem er seine großen Ideen ebenso beharrlich vertritt, wie für Mitteleuropa und Verwertung des Details handelspolitischer Statistik sorgt. Erleichtert wird ihm seine Arbeit durch den Gouverneur, den bedeutenden Grafen Stadion; aber selbst Metternich in Wien kann sich der suggestiven Wirkung Brucks nicht entziehen. Bruck denkt schon damals weit über sein nächstes Ziel hinaus: den Levantehandel wollte er für Triest, das Fenster Oesterreichs am Mittelmeer, zunächst wiedergewinnen. Er träumte aber schon damals von Weltwirtschaft und den großen transoceanischen und kolonialen Möglichkeiten eines durch wirtschaftliche und politische Einigung zur Weltmacht erhobenen Mitteleuropas, das gleichberechtigt mit der alten Vormacht England in die Schranken des friedlichen Wettkampfes treten sollte. In diesem Sinne kommentierte er in seinem Journal Friedrich List und fand sein Träumen realpolitisch höchst bestimmten Ausdruck durch Förderung aller großen Projekte. Er interessierte sich zumal für den Gedanken des Suezkanals und seinen genialen Konstrukteur Lesseps, ferner für den ruhelosen Deutschen, den Erfinder des Unterseebootes Bauer.

Das Jahr 1848 sieht Bruck als Abgeordneten der Stadt Triest in Frankfurt a. Main. Im ganzen tritt er in dieser Stellung wenig hervor und spricht nur, für die Idee begeistert, aber in der Sache sehr nüchtern und kritisch, als Referent des Ausschusses für die Gründung einer deutschen Marine.

Die Welle der Revolution hatte auch in Wien die alten Reaktionen und Bürokraten fortgeschwemmt. In dem neuen Ministerium saßen die Freunde Brucks. Ihren Bemühungen gelang es endlich auch, Bruck dem Staatsdienst zu gewinnen. Nach kurzer Tätigkeit als Bevollmächtigter Oesterreichs bei der Zentralgewalt übernahm er im Kabinett des Fürsten Schwarzenberg das Handelsministerium.

Man vergegenwärtige sich die Situation. Das Revolutionsjahr führt das mitteleuropäische Nationalitätenproblem in die politische Welt ein. Was bis dahin Machtkampf der Dynastien und Staaten gewesen war, wird jetzt Gegensatz der Stämme und Völker. Mit der Forderung nach politischen Rechten der Masse begründet sich gleichzeitig das Bewußtsein der nationalen Einheiten und nationalen Werte. Das Verfassungsproblem verwirrt sich überall durch das nationale Moment. Gegenüber den Ablösungs- und Selbstständigkeitsbestrebungen der Italiener, Kroaten, Ungarn, Polen und Tschechen ist der Herrschaftswille und das Gesamtbewußtsein des deutschen Volkes noch wenig entwickelt. Die Verschiedenheit der Stämme, der Gegensatz der Glaubensbekenntnisse und die auseinanderlaufenden Richtungen der wirtschaftlichen und politischen Zukunftsziele, des Staatsgefühles selbst werden lebhaft empfunden. Dazu kommt endlich, daß der Gesamtheit der Nation jedes Organ der Vertretung fehlt, für die Teile aber die alten staatlichen Faktoren mit den dynastischen Machtinteressen verwirrend und schädigend in das Ganze eingreifen.

Die deutsche Frage hätte niemals zum Gegenstand eines Machtkampfes zwischen Wien und Berlin werden dürfen. Diese Form aber nahm sie sofort bei ihrer ersten Aufstellung an, statt daß sie als nationale Frage gegen den nichtdeutschen Osten und Süden verstanden worden wäre. Bruck wurde nun habsburgischer Minister und hatte die habsburgischen Interessen zu wahren. Immerhin saß er als Handelsminister an der Stelle, von der aus

das deutsche Problem mit der größten Aussicht auf Erfolg angefaßt werden konnte. Und wirklich gedachte er zunächst die wirtschaftliche Einheit zu verwirklichen und darauf als auf einem politischen Lebensgefühl die politische Einheit föderalistisch aufzubauen. Er ging dabei auch ganz methodisch zu Werke. Seine erste große Tat war die Anbahnung der Handels- und Gewerbefreiheit, sowie die Schaffung einer Vertretung des Handels- und Gewerbestandes in den Handelskammern. Gleichzeitig nahm er die diplomatischen Verhandlungen mit Preußen auf, um den Anschluß Süddeutschlands und Oesterreichs an den norddeutschen Zollbund zu erzielen. Uebergangszölle, die allmählich abzubauen wären, sollten die Zolleinheit vorbereiten. Er erwartete aus dieser Zolleinigung einen ungeheuren Aufschwung der weltpolitischen Kraft Mitteleuropas. In seinen Denkschriften über die Oesterreichisch-Deutsche Zoll- und Handelsvereinigung, die er 1850 publizierte, findet sich die weltpolitische Perspektive:

„Erst der ganz Oesterreich und Deutschland umspannende Verein wird nicht nur die Elbe, Ems, Weser, Oder ungeteilt sein nennen, er wird auch die Adria sowie die Ostsee umschlingen. Das moralische Gewicht eines siebzig Millionen Menschen umfassenden Bündnisses, das politische Gewicht eines Handelsgebietes, wie die Geschichte kein gleiches kennt, muß bald das übrige erringen, was ihm zur Erfüllung seiner welthistorischen Aufgabe noch fehlt. Indem dieser Zollbund nach innen den verbindenden Kitt zwischen die Fugen des Neubaus, ebenso wie in die Spalten der Interessen und der geographisch-historischen Verschiedenheiten eingießen wird, wird er nach außen uns befähigen, die jetzige Ungunst der Sachlage zu überwinden und mittels einer Kriegsmarine, gestützt auf eine kräftige Handelsflotte, unseren Handel selbständig zu fördern, unsere Küsten- und Seeplätze zu schützen. Dann werden aus dem Gewinne des Ganzen auch die kleinsten Glieder, die industriellen, merkantilen und finanziellen, vor allen die politischen und moralischen, Früchte ernten, die einer so großen Vereinigung entsprechen.“

Durch die Zolleinigung mit Deutschland glaubte also der Minister den weltwirtschaftlichen Willen und die Kraft zu wecken, die das mitteleuropäische Deutschland ebenbürtig neben Frankreich und England stellen würden. Bei solcher Steigerung des weltpolitischen Lebens mußte die politische Bindung zu machtpolitischer Verteidigung die ganz natürliche Folge sein, und darüber hinaus das deutsche Mitteleuropa der Kristallisationspunkt werden für alle Länder, die nach der Natur der Lage von ihm abhängen und nur die Wahl haben, zwischen den Mühlsteinen der Großmächte zerrieben zu werden oder im föderalistischen System der Mittelmächte sich zu erhalten. So begriff Bruck schon damals die expansive Gewalt des mitteleuropäischen Gedankens.

Analogien sind lehrreich und beängstigend! Bruck als erster, moderner Minister verfügte wie kaum ein anderer nach ihm über die Presse, sie war wirklich das Sprachrohr seiner Ideen. So wurde hier und in den politischen und wirtschaftlichen Klubs, den Handelskammern Deutschlands und Oesterreichs überall eine Symphonie des Beifalls und der Zustimmung laut. Und doch verließ das Ganze, sowohl der diplomatische Kampf zwischen Preußen und Oesterreich, wie auch die Auseinandersetzung der Parteien wie das Hornberger Schießen. Alles, was Bruck, der übrigens 1851 am 23. Mai vor der Reaktion aus dem Ministerium hatte weichen müssen, als diplomatischer Unterhändler aus Berlin mitbrachte, war ein günstiger Handelsvertrag, in dem eine Anzahl von Gegenständen als zollfrei erklärt wurde, weiterhin aber der Paragraph 25 bestimmte, daß im Jahre Sechzig über die vollständige Zolleinigung neuerdings beraten werden sollte, die auch programmatisch in der Einleitung bereits als das Ziel aller gegenwärtigen Bemühungen hingestellt worden war. Noch schien nichts entschieden, noch konnte ein Optimist glauben, einen Schritt nach vorwärts getan zu haben, aber hinter dem Erreichten hätte beständig der feste staatsmännliche Wille und Enthusiasmus eines Bruck drängen müssen. Bei jedem Nachlassen mußte Preußen fliehen, das zunächst Zeit gewonnen hatte.

Ich übergehe die Jahre, die Bruck als Internuntius in Konstantinopel verbrachte — sehr zum Segen der Monarchie, die dort in politischem Einfluß fast ausgeschaltet gewesen war. Am

18. Januar 1855 wird er zum Finanzminister ernannt, um die Finanzen Oesterreichs, die die Revolution und die Mobilmachungen des Krimkrieges gänzlich zerrüttet hatten, zu sanieren. Seine klug und hart angebahnten Erfolge wurden durch den neuen Krieg gegen Italien und Frankreich ausgelöscht. Der unglückliche Krieg, in dem Oesterreich, von Deutschland im Stich gelassen, aus seiner italienischen Herrschaftsphäre geworfen wurde, hätte die große Krise der Selbstbefreiung und Neuorientierung des Staates werden müssen. Bruck allein hat die Stunde verstanden. Er überreichte dem Kaiser seine unvergeßliche und doch so bald vergessene Denkschrift über die Aufgaben Oesterreichs.

Was die österreichischen Staatsmänner, die nach ihm kamen, erst nach der Katastrophe von 1866 begriffen haben, sprach Bruck mit prophetischer Klarheit und Bildkraft aus: „Die Donau muß der Faden unserer künftigen Geschichte werden.“ Dieser Satz aber bleibt unverstänlich, solange man ihn nicht im Zusammenhange der Ideen über die Aufgaben Oesterreichs begreift. Bruck verstand Oesterreich nur als die deutsche Vormacht gegen Osten, nicht als die feindlich erobernde und blind germanisierende Gewalt, sondern als die Segenspenderin deutscher Kultur, der freilich ihre Einflußsphäre auch machtpolitisch gegen die slawische Großmacht gesichert werden sollte. Aller Glaube, daß Oesterreich diese Mission vollziehen könnte, mußte sich aber immer wieder als Wahn erzeigen, wenn Oesterreich politisch gelöst und verlassen war vom deutschen Mutterlande. Das hatte sich eben erst wieder 1850 gezeigt. Darum schürzten sich dem Staatsmann alle Aufgaben in der deutschen Frage. Zunächst sollte Oesterreich auf deutschen Fuß gebracht werden, damit sich Deutschland in ihm wiedererkenne; „Freiheit nach innen“ ist der Schlachtruf, mit dem Bruck seine Kampfschrift schließt: Gleichberechtigung der Konfessionen, Anerkennung des Protestantismus als deutscher Geisteskraft auch in politischen Rechten, Trennung von Staat und Kirche! Aber auch die Lösung der spezifisch österreichischen Aufgaben: des Nationalitäten- und Verfassungstreites, kann nur vom deutschen Standpunkt angefaßt werden:

„Die Regierung eines großen Reiches, welches in seinen Grenzen verschiedene Stämme und Religionen, verschiedene Sprachen und Formen des Volksdaseins umfaßt, muß notwendig das Problem verfolgen, diese ungleichartigen Stoffe in Einklang unter sich und mit dem Gesamtstaat zu bringen und zu erhalten. Die äußerliche straffe Gleichförmigkeit der politischen Verwaltung und die Allbereitschaft der Militärgewalt reicht dafür auf die Dauer nicht aus. Das Problem ist gründlich nur zu lösen entweder durch Vermischung der verschiedenen Bestandteile zu einer neuen homogenen Nationalität, oder dadurch, daß der durch Bildung und Kraft überlegene, historisch berufene Volksstamm sein Gepräge dem Ganzen aufdrückt.“

„Fehlt für den ersten Weg in Oesterreich jede natürliche Vorbedingung, bleibt nur der andere Weg übrig, so kann nur das deutsche Element berufen sein, im Zusammenhang mit dem Mutterlande jenen gesamtstaatlichen Prozeß glücklich durchzuführen. Ist dies richtig, dann folgt daraus auch die Notwendigkeit, daß Oesterreich die Lösung seiner wesentlichen Aufgabe ganz in demselben Maß erleichtert und beschleunigt, als es seine deutsche Bildung kräftigt und seinen Zusammenhang mit Deutschland befestigt. Sich von der deutschen Kultur durch so viele Kanäle wie nur möglich überfluten und befruchten zu lassen, sein eigenes Leben immer inniger mit dem deutschen zu verknüpfen und den Bund mit Deutschland immer fester zu schließen, das ist das sicherste Mittel zur Erreichung des gesamtstaatlichen Zweckes, die unanfechtbare Maxime einer gesunden Politik.“

Bruck verwahrt sich, mit diesem Programm eine Mißachtung der übrigen nationalen Besonderheiten zu wollen; im Gegenteil wünscht er allen Volksstämmen die vollste Entfaltung aller ihrer Kräfte, aber jene Völker selbst seien für alle höheren Bildungsbedürfnisse auf die deutsche Kultur allein angewiesen, die daher in ihrem eigenen Interesse die volle Freiheit der Bewegung im Gesamtstaate erhalten müsse. Der Gesamtstaat darf nur deutschen Charakter erhalten, wenn er nicht einst slawisch oder russisch werden wolle.

Die natürlichen Bedingungen erleichtern den Prozeß. Das

deutsche Element durchzieht von seinem Zentrum im Westen des Staates, wo es sich an das übrige Deutschland anlehnt, die ganze Monarchie und bildet fast überall den Kern des Mittelstandes der Städte.

So sieht Bruck jetzt weiter als vor zehn Jahren, die Wirtschaftseinheit allein gibt noch nicht den Kitt, um das größere politische Gebäude Mitteleuropas aufzubauen. Es gehört dazu eine nationale Grundlage, die nur das Deutschtum abgeben kann. Mit der Völkereinigung fordert daher Bruck die Wiederherstellung des gesamtdeutschen Lebens und die Umgestaltung Oesterreichs zu einem deutschen Staate.

Bruck denkt aber auch daran, sein Werk aus dem Schauplatz der Machtkämpfe zwischen den führenden Staaten Mitteleuropas zu rücken, um es sicherer zu gründen. Die deutsche Frage soll weder preußisch noch österreichisch beantwortet werden, sondern deutsch! Unter Anerkennung des Reichtums der politischen Bildungen nicht als Einheitsstaat, sondern als Staatenbund! Nur daß die Organisation des Staatenbundes soweit gesteigert und verfeinert werden muß, daß das ganze deutsche Mitteleuropa eine Weltmacht werde.

„Es ist ein großes, gewaltiges, aber auch von der Geschichte unerbittlich gestecktes, notwendiges Ziel, es heißt: Gesehsmäßige Freiheit nach innen und wirksame föderative Einheit nach außen!“

Als Bruck auf der Höhe dieser Gedanken stand und die ersten Wirkungen seines Geistes in Reformen sich auszuleben begannen, machte die Niedertracht seiner Verleumder seinem Leben und einer großen Zukunft ein Ende.

Bruck sich als Gegenspieler Bismarcks zu denken! Welchen Gang würde die deutsche Geschichte genommen haben!

Adolf Laue / Deutschland und das bulgarische Bildungswesen

Unter den zahlreichen Besuchen offizieller Persönlichkeiten, die in letzter Zeit aus den uns befreundeten und verbündeten Ländern Bulgarien und der Türkei nach Deutschland gekommen sind, um hier unsere Verwaltungsorganisation und Kultureinrichtungen kennenzulernen, gebührt dem Aufenthalt des Unterstaatssekretärs im bulgarischen Unterrichtsministerium J. S. Arnandow bei uns ein besonderer Platz. Der hochverdiente und in Bulgarien ungemein populäre Mitarbeiter des jetzigen bulgarischen Unterrichtsministers Peshew, eines Parteigenossen und Stellvertreters des Ministerpräsidenten Radosslawow, ist zum ersten Male und in Vertretung des Unterrichtsministers hierhergekommen, um persönliche Eindrücke vom deutschen Schulwesen zu gewinnen. In mehrfacher Hinsicht erscheint gerade dieser Umstand unserer besonderen Beachtung wert.

Die markante Persönlichkeit des bulgarischen Gastes, der nach seinen eigenen Worten mit den allerbesten Eindrücken Deutschland wieder verlassen hat, ist sicher dazu berufen, in der nächsten Zukunft vielleicht eine noch bedeutendere Rolle in seiner Heimat zu spielen als bisher. Es seien hier daher einige Bemerkungen über seine nicht ganz gewöhnliche pädagogische und Beamtenlaufbahn vorangestellt. J. S. Arnandow ist 1866 in Gabrowo geboren und steht jetzt noch im blühendsten Alter, kerngesund und voller Energie. Seine pädagogische Wirksamkeit begann er als Volksschullehrer. Schon da haben ihm sein Talent und besondere Geistesgaben eine hervorragende Stellung gesichert, und es währte nicht lange, bis sein Bildungsdrang ihn zum Universitätsstudium brachte. Er hat dieses mit glänzendem Ergebnis auf der Universität in Odessa absolviert, wo er besonders den mathematischen Studien oblag (seine mathematischen Lehrbücher haben die weiteste Verbreitung in Bulgarien gefunden). Nach kurzer praktischer Tätigkeit im höheren Schulwesen ist er in die Unterrichtsverwaltung berufen worden und bekleidete als erster bulgarischer Beamter mit Hochschulbildung den Posten eines Schulinspektors (die höchste

Provinzialschulbehörde). Nachdem er darauf in den obersten Schulrat in Sofia berufen wurde, betraute man ihn 1913 mit dem Posten eines Generalsekretärs im Unterrichtsministerium, den er jetzt noch innehat und der unserm Posten eines Unterstaatssekretärs entspricht, wenn auch ohne direkte politische Funktion der Volksvertretung gegenüber. Am 7. Juli 1915 konnte der Unterstaatssekretär J. S. Arnandow sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern. Dabei zeigte es sich, wie sehr ihm, trotz seiner sehr entschiedenen politischen Stellung innerhalb der jetzt in Bulgarien herrschenden liberalen Partei, aus allen Parteilagern Anerkennung gezollt wurde. Man feierte in ihm einen der Männer, denen das hohe Verdienst zufällt, das moderne Bulgarien geschaffen zu haben. In den schwankenden politischen Verhältnissen des Landes bewies er eine außergewöhnliche Standhaftigkeit und Selbständigkeit, kämpfte sehr entschieden gegen das Hineinspielen von Politik in Schulangelegenheiten und gab dem bulgarischen Schulwesen eine feste, durchdachte Organisation. Seine in Bulgarien allbekannte, aber als gerecht empfundene Strenge in Verfolgung der Geseßlichkeit und der gesunden, auf die Hebung der vaterländischen Gesinnung und der Wissenschaftlichkeit im Unterricht gerichteten pädagogischen Grundsätze hat es erreicht, daß die jetzige bulgarische Jugend — die männliche sowie die weibliche — mit Kenntnissen in das Hochschulstudium eintritt, die sich auf dem Niveau der fortgeschrittensten westeuropäischen Länder halten.

Seit längerer Zeit studierte man in Bulgarien das deutsche Bildungswesen, die deutschen Lehrpläne, die deutschen Lehrbücher. Es fehlte aber hier bis jetzt eine innigere Beziehung zu Deutschland. Jetzt, wo die französischen Schulen in Bulgarien geschlossen sind, ist es besonders begrüßenswert, daß man bulgarischerseits einen engeren Anschluß an den deutschen Kulturkreis aus eigenem Antriebe sucht. Gerade auf dem Gebiete der Volksbildung ist dieser Anschluß von besonderer Bedeutung. Uns liegt nichts ferner, als dem Beispiele der Franzosen zu folgen und nun eine temperamentvolle Beeinflussung unserer treuen bulgarischen Freunde in unserem Interesse einsehen zu lassen. Wir stehen ihnen aber gerne mit unseren pädagogischen Erfahrungen zur Verfügung. Wir sind nicht so naiv, zu glauben, daß die Bulgaren zur blinden Nachahmung bereit sind. Sie suchen selbstverständlich nur die besten Vorbilder, um sie dann gemäß den nationalen Bedürfnissen des Landes zu verwerten. Die Möglichkeiten, die nach dieser Richtung hin vorliegen, sind von dem Unterstaatssekretär J. S. Arnandow gelegentlich seines Besuches bei uns mit praktischem Blick geklärt worden. Zunächst ist von ihm auf den wichtigen Umstand hingewiesen worden, daß Deutschland noch während des Krieges, besonders aber nach dem Kriege, in steigendem Maße für die bulgarische Jugend das Land sein wird, wo die ihre Fortbildung oder den Abschluß der Bildung suchen wird. Vor dem Kriege hat die bulgarische Regierung zahlreiche Stipendien zum Studium im Auslande verteilt. Es ist anzunehmen, daß nach dem Kriege nur ein geringer Prozentsatz der Stipendiaten nach den uns jetzt feindlichen Ländern (Rußland, Frankreich, Italien usw.) gehen wird. Die meisten werden sich nach den verbündeten Ländern wenden. Was Deutschland anbetrifft, so wird es nicht nur für die Hochschuljugend ein Ziel sein, sondern auch für Angehörige des Bekehrstandes, der technischen Berufe, der Kunst und der Wissenschaft. Hier liegen in der Tat Möglichkeiten, die geeignet sind, auf dem wirksamsten Wege das gegenseitige Kennenlernen des deutschen und bulgarischen Volkes zu fördern. Viele bulgarische Eltern wünschen ihre Töchter nach Deutschland zu senden, um die Frauenberufsbildung, insbesondere die landwirtschaftliche Tätigkeit, zu erlernen. Bei der vielfachen, vom Unterstaatssekretär J. S. Arnandow ausdrücklich festgestellten Wesensverwandtschaft der Deutschen und Bulgaren, ver spricht man sich bulgarischerseits gerade nach dieser Richtung hin günstige Wirkungen zur Abschwächung des für das junge, unverdorrene bulgarische Volk unerwünschten französischen Einflusses. Als eine der Voraussetzungen für die Befriedigung der bulgarischen Wünsche in bezug auf die Mädchenfortbildung bezeichnete der bulgarische Gast das Vorhandensein von geeigneten Internaten für weibliche Jugend in Deutschland. Hier harren unserer wichtigen, zum Teil neue Aufgaben. Auch eine regere Fühlungnahme mit Deutschland auf dem Gebiete der Presse, ferner

der Austausch von offiziellen Publikationen zwischen den Behörden und Bibliotheken in Bulgarien und Deutschland wurden vom Besucher als dringend erwünscht genannt.

Es gereicht uns zu einer besonderen Freude, daß der Unterstaatssekretär J. S. Arnandow seine mit methodischer Sicherheit und mit großer Sachkenntnis ausgeführten Besichtigungen deutscher Schuleinrichtungen mit einem ihn vollbefriedigenden Ergebnis abschließen konnte. Wir wollen wünschen, daß alle seine Anregungen, denen von maßgebender Seite das größte Interesse entgegengebracht wird, auf einen fruchtbaren Boden fallen. Den Ausdruck, den er vor dem Verlassen unseres Bodens getan hat: „Ein Volk, das solche Schul- und Kultureinrichtungen hat, wie ich sie gesehen habe, kann nicht besiegt werden“, wollen wir voller Zuversicht dahin erweitern, daß wir durch treues Zusammenarbeiten auch auf dem Gebiete der Volksbildung die Unbesiegbarekeit unserer beiden Länder für alle Zukunft sichern.

Richard Hamann / Zur neuesten deutschen Kunst Fortsetzung.

5. Möglichkeiten einer neuen monumentalen deutschen Kunst.

Überall sahen wir den Willen zur Monumentalität, und doch nirgends ein Bild, das als wahrhaft monumental hätte gelten können, wir sahen den Willen zum großen und Ganzen und doch immer nur die Beschränkung auf das Einzel-, das Tafelbild, den Willen zur Allgemeinheit und doch nur das Allgemeine leerster Abstraktion, den Willen zur Persönlichkeitsdarstellung und doch nur anmaßliche Wanktätigkeit des eigenen Künstler-Ichs. Liegt das an der Schwäche künstlerischer Gestaltungskraft, oder hat es seine tieferen Gründe in den Bedingungen, die heute einer Monumentalkunst sich entgegenstellen?

Wahrhaft monumentale Kunst kann doch nur da entstehen, wo ein großer Gehalt, ein die Gemeinschaft von Personen bewegender Wille zur Darstellung drängt und einer großen Form zur Repräsentation bedarf. Dem Gegenstand des Monumentalen kann die Kunst immer nur dienen. Sie kann ihn nicht erzeugen, nur gestalten und darstellen. Wo waren aber vor dem Kriege die großen Mächte des Lebens, die zur Darstellung drängten und verdienten, uns zum Beispiel und zur Verehrung, zum Kult vor Augen geführt zu werden? Waren es herrschende, persönliche Mächte? Götter? Für uns, die wir doch nicht glauben, oder alles tun, das Persönliche im Glauben in blasser Einsiehere monistisch zu verflüchtigen und, da es allgegenwärtig und unsagbar ist, auch undarstellbar zu machen? Waren es der Kaiser und seine Beamten, wo doch jeder Zeitungsschreiber Kritik üben und sich erheben über diese Personen fühlen darf? Da blieb wirklich zuletzt nur das eigene Ich übrig, das Schöpferische an sich, das man kultiviert, und das doch auch wieder aufhören würde, selbstherrlich zu sein, wenn es nicht die ihm verbleibenden Elemente des Schöpferischen, Linie, Farbe, allein gestalten würde, sondern ein Objektives, das ihm gebietend gegenübertreten darf.

Oder waren nicht die großen Mächte der Gegenwart dort, wo sie nicht Person werden können und auch nicht anschaulich gestaltet werden können, objektive Mächte der wissenschaftlichen, sozialen, technisch-industriellen Organisation. Hier ist das Große, Gestaltende, Bindende unserer Zeit, dem sich der einzelne unterwerfen, einordnen muß. Hier die Einheit zu empfinden oder an ihr bauen zu helfen, organisatorisch, nicht repräsentativ zu verstehen, sind die großen Aufgaben der modernen Menschen. Schon hat auch

das Organisatorische der modernen Kultur die Kunst in ihren Dienst gezwungen und sich damit über trassen Nutzen und Daseinsnot erhoben. Die besten unserer Künstler — ich brauche nur den Namen Peter Behrens zu nennen — sind daran, der Industrie in ihren Häusern eine große Form, einen Ausdruck zu schaffen, in dem nicht die Person des Fabrikherrn repräsentiert ist, sondern die Idee der Arbeit, der Organisation werttätiger Kräfte. Wenn wir in einem Zeitalter der Monumentalität, der formenden Veranschaulichung der die Gemeinschaft bewegenden Kräfte leben, wenn wir beginnen, nicht mehr bloß rastlos vorwärtszustreben, sondern das Erworbene zusammenzufassen, zu ordnen, zur Selbstbefinnung zu kommen, dann haben wir es in diesen Bestrebungen zu suchen. Handel und Wandel mit Kunst zu erfüllen, die nicht als etwas Fremdes ihnen angeheftet ist, sondern sie durchdringt, zum Ausdruck bringt, ihnen Würde und eine eigene Schönheit mitteilt. Wer die Ausdruckskraft von Linien und Kurven erfahren will, der hat auf modernen Bahnhöfen Gelegenheit, und wer die grandiose Rührtheit des Kubischen, Geometrischen auf sich wirken lassen will, der kann sie an modernen Fabrikbauten erleben, und immer wird er spüren, daß hier diese Formen nicht leer sind, weil ein Leben dahinter steht, die Spannung des Reisens, die Gerechtigkeit technischer Arbeit, die eintönige Wucht industrieller Maschinerie. Zusammenhang, Geist, Größe kann in unser heutiges Leben doch nur dadurch hineinkommen, daß man sich nicht mehr von der mechanischen Einzeltätigkeit überwältigen läßt, sondern versucht, den Zusammenhang aller dieser organisierten Arbeit zu begreifen, den Reichtum und die Stärke geistiger und willentlicher Kräfte nach zuempfinden, die in dem Räderwerk Ordnung und Fortgang bestimmen, und die Einheit dieses Wirtens, wenn nicht zu konstatieren, dann zu statuieren durch einheitliche Ziele und Zwecke, die man ihm setzt.

Wenn man wieder das Bedürfnis hat, sich über das individuelle Tun zum Ganzen zu erheben, dann kann es nur dadurch geschehen, daß man diese objektiven Kulturzusammenhänge als Selbstzweck, fern von persönlichem Nutzen, zu werten lernt, als eine Objektivierung menschlichen Willens, Geistes und Gefühles, dessen Größe begriffen zu haben einen überwältigen mußte wie einst das Gefühl, dem Weltgeist näher zu sein. Wie billig ist es, die mechanische Tätigkeit des Mannes zu verachten, der am Schraubstock steht, und sich an Freiheit und Bodenständigkeit des Bauern aufzurichten, oder mit der Zupfgeige singend und schwärmend durch die Wälder zu wandern, anstatt zu zeigen, wie die Arbeit im Kleinen ein Glied in einem Großen und Ganzen ist, das als solches Selbstwert, Selbstzweck ist und durch seine Größe und Totalität die Tätigkeit im Kleinen zu adeln vermag! Ewig verworren und unfruchtbar muß es bleiben, sich in mystischer Schwärmerei mit der Welt eins zu fühlen, von der jede Bestimmung abfällt, oder alle verstandes- und willensmäßige Arbeit und Klarheit durch eine unbestimmte Forderung des Lebens und der Freiheit des Lebens zu ersetzen, anstatt den Willen zu spornen, den Geist zu schärfen und das Gefühl zu erhöhen durch das Bewußtsein, daß die Tätigkeit im Kleinen bauen hilft an einem großen organischen Zusammenhang sozialer, wissenschaftlicher, ethischer, industrieller und kommerzieller Natur. Daß die Anerkennung dieser sich objektivierenden Geistigkeit, dieser objektiven Kultur als Selbstzweck die Forderung der Zeit ist, daß sie am Werke ist, beweist uns die eigentliche Monumentalkunst unserer Zeit, die Architektur unserer Zweckbauten, Fabriken, Bahnhöfe, Brücken, wo

wichtiger als die mehr oder minder gelungene Leistung im einzelnen die Tatsache ist, daß das Große, Einheitliche und Charakteristische des modernen Lebens neben dem Zweck, den es erfüllt, noch Zeit und Kraft hat, sich darzustellen, sich zur Anschauung zu bringen, sich seiner selbst bewußt zu werden und damit sein Dasein von sich aus, als Selbstzweck zu rechtefertigen.

Was bedeutet daneben jene Monumentalkunst, die die Personen verzerrt, indem sie sie groß darstellen möchte? Einmal, daß ein solcher Personenkultus keine Stätte im heutigen Leben mehr hatte, daß es Denkmäler im alten Sinne nicht mehr geben konnte, weil die Verehrung für Personen fehlte, denen man die Denkmäler setzte. Man hatte nur noch Sinn für interessante Bilder, in denen die Subjektivität des Künstlers sich brüstete und die monumentale Form spickerischer Selbstzweck wurde. Es fehlte den Menschen ein großer personenhafter Inhalt, dem sich der einzelne unterzuordnen und hinzugeben willens war. Indem man aber doch die Formen der alten Monumentalkunst wieder aufnahm und im egoistischen Künstlersubjektivismus sein Heil suchte, ohne die Skepsis gegenüber allem Persönlichen wirklich überwinden zu können, verrät sich in dieser Sehnsucht nach den alten Formen personalen Gemeinschaftslebens die Unfähigkeit, die gemeinsame Welt objektiver Werte zum Ganzen zu bilden und zu denken. Man klagte über die Entseelung der Welt durch Technik und Naturwissenschaften, über die Entwurzelung des Menschen und Verlieren seiner Selbst und seiner Einheit in dem maschinellen Betriebe des heutigen Lebens. Nimmermehr aber kann das heißen, nun Geist und Einheit des Lebensgefühles wiederzugewinnen durch Abkehr von allem, was die moderne Kultur errungen hat und Millionen von Menschen ihre Tätigkeit vorschreibt. Denn dann würde nichts übrigbleiben, als das eigene Ich und zärtliche Kultivierung verschwommener Gefühle, deren Unbestimmtheit als Unendlichkeit, Undifferenziertheit als Einheit, Leere als Absolutheit mit raffinierter Selbstüberhebung gedeutet wird. Wir ständen vor dem Nichts, der leeren Form der Einheit.

Inzwischen haben zwei Jahre ungeheuren Weltgeschehens und ungeheurer Völkerschicksale eine gänzlich veränderte Situation auch für die bildende Kunst geschaffen. War nicht auch einmal der Inhalt da, der der monumentalen Kunst bisher fehlte, die Grundlage alles monumentalen Empfindens, ein einheitliches Wollen eines ganzen Volkes, der Wille zum Siege in gemeinsamer Tat und gemeinsamen Opfern. Wer hätte nicht in den ersten Tagen des Krieges plötzlich verstanden, was monumentale Kunst ist und worin die Einfachheit und Größe vollstimmlicher Schöpfungen liegt.

Edm. folgt.

Kurt Arnold Zindeisen / Von Kathedralen und Efewegen

Nordfranzösische Bilderbogen für meinen Jungen.

Für dich lege ich dieses Buch meiner französischen Tage und Nächte an, für dich, mein Sohn, der du noch jenseits von Haß und Liebe wohnst und noch nicht teilhaftig bist der ungleichwertigen Bürgerrechte dieser Erde, für dich, der du noch auf der Reise bist in das Land der Seele, die Deutsch spricht, von dem wir, deine Eltern, noch gar nicht wissen, ob es uns geschenkt sein soll.

Aber die Brüder Grimm haben für dich gelebt, mein Sohn, und der Geheimrat Goethe ist für dich dagewesen; seine Ahnen haben dich von fern wie ein kleines Entzündetes Licht gesehen.

und Kanonen sind aufgeföhren in diesen Tagen, Luftsegler sind emporgeschraubt, Panzerschiffe hat das Meer verschluckt, Tausende von Jünglingen und Männern haben ihre Weiber schmerzvoll hingeopfert, damit du in Frieden zu atmen vermöchtest. So komm, wir haben ein Recht auf dich!

Fürchte dich nicht vor dem Waffenraffeln der Stunde und vor den Gestalten, die in schwarzen Kleidern gehen. Erschrick nicht, daß deine Mutter so einsame Augen hat und dein Vater weit von der Pforte deines Morgens steht: ist es nicht billig, daß er nach Kräften hilft, von deinem Kaiserreich den Anspruch der Mörder abzuwehren und dein Erbteil zu sichern und zu bewahren.

Und damit du dereinst bereitet siehst, dies Erbteil wissend und im rechten Geiste anzutreten, überredet er seine Gedanken und seine unlustige Feder zu diesen Aufzeichnungen. Du magst dereinst entscheiden, ob er der Forderung seines tätigsten Tages, seines lauteften und anspruchsvollsten, gerecht geworden ist. Vielleicht daß du dir dann mit Befremden eingestehen wirst, er sei damals zu sehr der Knecht seiner unwilligen Nerven gewesen, er habe an die Farben des Regenbogens, den Zug der Abendwolken, den Duft der grünstrohenden Unerschöpflichkeit seine Sinne verschwendet und an die sieben Töne aus der Hirtenpfeife des großen Pan, und dies auf Kosten seines Herzens, das aus aller Verschwiegerung heraus den allgemeinen Pulsschlag verloren, er habe auch damals wie sooft die Zeit vorher im Beichtstuhl der Kunst den Gottesdienst der schaffenden Gewalten versäumt, die nach der öffentlichen Meinung das wahrhaftige Leben bedeuten.

Dann fleh ich dich an, mein Sohn, um unserer Ahnen und Enkel willen: Werde anders als er!

Mudon le Roman, der erste zerstörte französische Ort, auf den unsere Ausfahrt stößt, der uns bis ins Innerste erschrecken macht; mißhandelte Straßenzüge. Häuser mit eingeschlagenen Hirnschalen. Sparren und Balkentrümmer, die in den hellen Himmel stechen wie welke Gerippe. Schutthaufen, Mauerreste, Ziegelruinen, durcheinandergestoßenes Gräbergestein der gemordeten Völkereintracht.

Ihr rußgeschwärmten Fensterhöhlen, was starrt ihr mich böse an? Kann ich dafür, daß aus euren Rahmen nicht mehr mit Vergißmännichtaugen der Friede sieht? Ihr ausgefühlten Kamine, die ihr wie vergessene Posten ragt, bis an die Knien in Asche und Mauerbruch, was redt ihr drohende Gebärden herüber? Bin ich schuld daran, daß in eure Schächte nicht mehr die Flamme heiligen Herdglücks schlägt? — Vorbei, vorbei! — Da, o Grausen: in Longunon dasselbe Bild! — Und dennoch: Muß an dem entsehten Bürgerhäuschen dort nicht der eiserne Balkon halb abgerissen und verbogen in die Luft hängen, damit daheim auf dem meinen eine liebe fraulich-reife Gestalt zwischen Küssen und Betunien sitzen kann, kaum angefächelt von einem weichen Wehmuthwind? — O unerbittlicher, aberwitziger, zwiespältiger Eigensinn des entblühten Schwertes!

Mein Gott, wie oft hat man mitgesungen: „Von der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt —“! Und hat weder diesen noch jene mit eigenen Augen gesehen. Nun, nachdem wir Stunden an der Chiers entlanggefahren, gleitet sie draußen neben dem Zuge hin, im sanften Nachmittagslicht des französischen Julitags, die Maas. In mäßiger Breite, unermüdlich von Erden und Pappeln begleitet, windet sie sich zwischen umhürdeten Rinderweiden und Brachland. Es ist nichts Besonderes an ihr. Sie weiß nichts mehr von dem wahnsinnigen Spul am lichten Mittag des 30. August 1870, wo vor Beaumont die deutschen Granaten den pious in die Kochkessel brausten. Es ist schon zu lange her. Sie weiß auch nichts von Schützengräben neuester Erfindung, die um die eigensinnige Festung Verdun herum quer über ihre Ufer laufen. Oder sie will nichts wissen. Einsam flattert über ihrer Fläche ein Liebischrei.

Ueberhaupt dieses Feindesland! Das grünt und schwülst und dichtet Farbe und Duft; das badet sich in Wind und Sommer-sonne und säckelt mit Tausenden von Rippen, Sternen, Gloden

und weißen Dolben, die wie Schaum über den Wiesen stehen; das dehnt sich in friedfertiger Versonnenheit, verloren ins flirrende Eschenblätterspiel, in das Aneinanderflügeln der Schmetterlinge und die Beschaulichkeit rupfenden Weideviehs, als wäre die Welt noch immer der Garten, in dem Gottes erste, unschuldige Kinder spazieren gehen. Und doch hängen die gleißenden Wege unbesritten über den Hügeln, doch hocken am Schienenstrang hin, fähnchengeschmückt, die rohgezimmerten Wachtstätten der deutschen Landsturmeute, doch lehnte vorhin drüben am Klematiszhang ein schmales, pickelhaubengekröntes Birkenkreuz. —

Da, rechts, der spitze Kirchturm, die hellen Häuser mit den blauen Dächern: Bazailles! Ein Feldgrauer, der jetzt hier zu irgendeiner Etappenbesatzung gehört, gibt Aufschluß. Hier haben am unvergeßlichen 1. September die Bayern von der Tann geschlachtet, damals, als sie noch ganz hellblau gingen mit Rodewilsgewehren und den grauslichen Raupenhelmen, damals, als die Mainlinie gerade noch quer durch ihre Herzen schnitt. Erinnerungen! Erinnerungen! Bubenhafte Freude, wenn Schulstendenlegende überraschend zu wahrhaftiger Tatsache wird!

Nun muß gleich Sedan kommen. Sedan! O Fülle der Geschichte: schwarzweißrote Flaggen und Wimpel, Aktus und schulfreier Tag, an dem man länger schlafen konnte, weiße Kleider und blankgewischte Stiefel, Rampionzüge und „Des deutschen Knaben Tischgebet“. Sedan! Sedan! Sonne und Sieg! Ragende Geschichte!

Dort hinten die Höhen von Daigny und La Moncelle; und dort, ja, das muß der Calvaire d'Ally sein! Steigende Banner in der Seele, Preußen-, Sachsen-, Bayernfahnen. Jetzt wird hinter Buschwert die einstige Festung sichtbar, unscheinbar, unkriegerisch, die ewig denkwürdige Mausefalle der wimmelnden Armee de Chalons und des Kaiserreichs.

Jetzt auf die linke Seite! Die Chaussee von der Vorstadt Torcy nach Donchery durchschneidet unser Zug, die Straße, auf der durch die Morgennebel des 2. September Napoleon III. in seinen ruhmlosen Abend fuhr. Dort das Weberhäuschen (der Feldgrau weiß alles) und da drüben wohl auch das Schloßchen Belleue. Die Hügel über Frénois, auf denen der Kronprinz und der alte Kaiser standen, schatten scharf ins späte Tageslicht. Heldendichtung ringsum, Geschichte, deutsche Geschichte! Und nochmals hinüber auf die rechte Seite! Dort brennen die Maas Höhen im Sonnenabschied, scharlachrot wie lohnende Helmschweife, flatternde Schabracken, klaffende Säbelwunden: die Steinbrücke zwischen Cazal und Gaultier, wo die Chasseurs und Husaren des Generals Galliffet und die Lanciers der Brigade Savareffe zusammenbrachen und die unwiderstehlichen Kürassiere der Division Bonnemaing. Heldendichtung ringsum! — An einem noch größeren Epos schreiben mit zitterndem Finger wir selbst. Ganz Dienstwille, in weißen Dampf gewühlt, Befehl und Gehorsam zugleich, donnert unser Zug nach Westen weiter.

Tief ins Silbergrau der Dämmerung getaucht schon Charleville — Mézières. Eine spitze Kathedrale, ein Blinken der Meuse, ein Amseiltriller. Das Große Hauptquartier! flüstern wir andächtig mit der Stimme, mit der man in gewesenen Zeiten sagte: Kant, Rembrandt, Ludwig van Beethoven. Eine unklare Vorstellung von flirrenden Sporen, Ordenssternen, Generalsbießen, durcheinanderspritzenden Ordonnanzen, Riesenlandkarten, die von Nadeln und Fähnchen wie Igel starren, verduftet nicht ohne Humor. Lautlos, verstoßen, fast unbemerkt, wie die Kraft, die im Frühling Weichen sprießen läßt, — verstehen wir — arbeitet das Gehirn der Schlacht.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Sieben Tage

Was ist edler als die deutsche Freiheit?
Jener tapferere Fürst sagte recht, Deutschland sei ein freies
Reich und billig das freieste in der Welt. Leibniz.

Hindenburg erzählte kürzlich, er habe während dieses Weltkrieges nur sieben Tage Urlaub gehabt. Da muß man still stehen. Man messe die Last der Verantwortung, die auf diesen Schultern liegt, um jene sieben Tage zu wägen. Das Maß bürgerlicher Behaglichkeit ist ein ganz anderes. Auch das Ausmaß des Arbeiter- und Tagelöhnerlebens hält keinen Vergleich damit aus, und wo in den großen geschäftlichen und wissenschaftlichen Unternehmungen der Jetztzeit die Nerven noch unvergleichlich mehr angestrengt sind, als im Fabriktaal und hinter dem Pflug, da wird man doch vor solcher gesammelter Arbeit den Hut abnehmen. Aber der Feldherr prahlte nicht. Sein Tun erschien ihm Selbstverständlichkeit. Hoffentlich wird unser Volk nach dem Krieg nicht wieder in den traurigen Fehler verfallen, die Kiesenarbeit des weitverzweigten Generalstabs und seiner Offiziere zu unterschätzen. Der Mensch steigt in Hindenburg in die Höhe, der Mensch voll bewußter Pflicht, der für Menschenseelen und Geschlechterglück hastet und die Last nicht abwälzen, sondern tragen will. Freuen wir uns solcher Einblicke, wie sie in dem bescheidenen Worte liegen „nur sieben Tage Urlaub!“ Denn die Pflicht, die sich gebieterisch vor uns stellt, ist nichts Kaltes. Sie wirkt erwärmend. Sie ist wie ein Bundesgenosse, der uns erfrischt. Sie verdoppelt unser Innenleben. Nichts Fremdes trägt sie an uns heran; sie zeigt gerade unser innerstes Bestes. Wie sauber und stark wir sein können, lehrt uns nichts besser als unsere Pflicht. Sie ist ein warmes Herdfeuer, an dem sich alle tapferen Seelen wärmen. Es ist grundfalsch, sie die „kalte“ zu nennen. Warm wird uns ums Herz, wenn wir das klare Bewußtsein haben, unsere Pflicht erfüllt zu haben. Sie ermöglicht es dem Charakter zu sagen: „Ich habe nur sieben Tage Urlaub gehabt.“

Und doch wäre auch diese Hingabe zuletzt unverstänlich, wenn sie nicht auf Glauben beruhte, auf dem Vertrauen, daß Deutschland ein freies Reich ist. In der Stille überlege ich mir manchmal, wie es kommt, daß Preußen besonders in der Welt als der unfreieste Staat verpönt und gleichzeitig so starke geistige Kräfte anzuziehen fähig ist, und wie einst gerade dem Militärstaat freieste Denker zuströmten, heute sich ein Hindenburg und mit ihm Hunderttausende Männer aus ganzem Holz auf allen Gebieten als freie Männer zur Verfügung stellen. Mit der slavischen Unfreiheit muß es doch nicht so weit her sein. Irgendwo muß im Staat und auch in diesem Staat geradezu eine Anziehungskraft für starke Menschen liegen. Sie liegt in der schlichten Ehrfurcht vor der gefunden ordnungsmäßigen Kraft, in der Ehrlichkeit ihres gleichmäßigen Dienstes. Freiheit entfaltet sich nur als schöpferische; darum reißt sie sich in die Kräfte ein, die der Boden deutscher Geschichte ihr bietet, und benützt sie zu neuem Aufbau. Aber sie wird nie undankbar. Undankbare Freiheit zerstört; sie erkennt nicht die Gaben und hat darum auch kein Maß für Aufgaben, sondern sie zerspritzt, zerflutert, zerstäubt. Einem Staat und Volk, das seine Bürger zu Sklaven machen und eine Freude an menschenunwürdiger Abhängigkeit hätte, würde ein Hindenburg seinen Arm nie geliehen haben. Er bezeugt es mit den großen Führern der Geschichte, was auch ein Leibniz sagt, daß „Deutschland ein freies Reich ist und billig das freieste in der Welt“. Einem solchen zu dienen macht frei, mächtig, macht zum Mann und Herrn.

Soziale Bewegung

Zukunftsaufgaben der Gewerkschaften. In dem Organ des stärksten hirsch-dunderschen Gewerkschaftsvereins, „Der Maschinenbauer“ finden sich folgende beachtliche Ausführungen: Die Arbeiterorganisationen sind mit ihren Zielen gewachsen. Ihr Aufgabekreis hat sich fortwährend ausgebreitet. Sie sind im weitesten Sinn des Wortes die Vertretung der Arbeiter geworden. Die Arbeiterorganisationen vermitteln den Arbeitern Verständnis für die Zusammenhänge der sozialpolitischen Probleme; sie holen das nach, was die heutige Schule dem jungen Arbeiter nicht mit auf den Weg gibt, nämlich die Kenntnisse, den Kampf ums Dasein möglichst gut bestehen zu können. Die Arbeiterorganisationen sind der Rechtsanwalt der Arbeiter geworden, sie geben in ihren Auskunfts-bureaus dem Arbeiter sachkundigen Rat in allen wirtschaftlichen und öffentlich-rechtlichen Fragen der Gegenwart; sie vertreten die Arbeiter vor den Instanzen der Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, vor dem Gewerbegericht, vor dem Arbeitgeber und der Regierung. In diesen wirtschaftspolitischen Aufgaben sind sich die drei großen Richtungen ziemlich einig, auch einig darin, daß die großen Forderungen der Arbeiter, nach gerechter Einteilung in die anderen Stände, letzten Endes durch die Gesetzgebung erfolgen muß. Das bedeutet aber, daß es mit den wirtschaftspolitischen Aufgaben und Anstrengungen für die Arbeiter nicht getan ist, die Arbeiter müssen auch Einfluß auf die Politik des Reiches gewinnen. Hier aber scheiden sich die drei großen Richtungen voneinander. Die freien Gewerkschaften neigen dem Sozialismus zu und sehen die sozialdemokratische Partei als ihre politische Vertretung an. Die christlichen Gewerkschaften stellen die christliche Weltanschauung in den Vordergrund und sehen ihre politische Vertretung hauptsächlich im Zentrum und teilweise in der konservativen Partei, während die hirsch-dunderschen Gewerkschaften, auf liberaler Grundlage stehend, zur Erfüllung ihrer sozialpolitischen Wünsche die Hilfe der Fortschrittlichen Volkspartei erwarten. Nach diesem Gesichtspunkt unterscheiden sich die drei Arbeiterorganisationen diametral von den Arbeitgeberorganisationen, die ihre Organisationen einheitlich aufgebaut haben, ohne Trennung nach Weltanschauungen und Parteipolitik. Das gibt den Arbeitgeberorganisationen zunächst ein großes Übergewicht über die getrennt bestehenden Arbeiterorganisationen, auf dem wirtschaftlichen Gebiet der Verteilung des Produktionsgewinnes und dem Einfluß auf die Arbeitsbedingungen. In den Parlamenten besteht das Übergewicht in diesem Sinne nicht, weil dort alle, die Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen, ihre Vertreter haben, die gegebenenfalls für die vorgebrachten Forderungen eintreten. Aus dieser Darlegung ergibt es sich mit aller Deutlichkeit, welche Aufgaben die Gegenwart und Zukunft den Arbeitern gibt. Auf der einen Seite müssen sie die Schwäche des getrennten Bestehens dadurch auszugleichen suchen, daß sie auf wirtschaftspolitischem Gebiet, hauptsächlich aber auf dem Gebiet der Produktionsgewinnverteilung und dem Einfluß auf die Arbeitsbedingungen, möglichst einheitlich vorgehen; andererseits sollten die Arbeiterorganisationen ihren ganzen Einfluß auf ihre Mitglieder benützen, sie der politischen Arbeit zuzuführen. Je mehr in den Kreisen der sozialdemokratischen Partei, des Zentrums, der Fortschrittlichen Volkspartei der Einfluß der Arbeiter erfaßt, desto eher ist an eine Erfüllung der Arbeiterforderungen durch die Gesetzgebung zu denken. Der Grundsatz muß bei den Arbeitern Gemeingut werden: jedem Arbeiter die volle Freiheit seines politischen Denkens und gegenseitige Achtung der politischen Ueberzeugung des anderen.

Keine Frauenarbeit unter Tage. Die „Soziale Praxis“ erzählt aus zuverlässiger Quelle, daß die zuständigen Reichs- und Staatsinstanzen (Reichsamt des Innern, Kriegsministerium, Handelsministerium) mit aller Bestimmtheit gewiß sind, das Verbot unterirdischer Frauenarbeit im Bergbau aufrechtzuerhalten, und dem widersprechende Anträge auf Zulassung von Frauen unter Tage rundweg abgelehnt haben. Diese Entscheidung entspricht ebenso dem allgemeinen Volksempfinden wie auch den Geboten der Schonung und Sittlichkeit.

Heeresverwaltung und Frauenarbeit. Erfreuliches Verständnis für die gewerbliche Frauenarbeit legt das stellvertretende Generalkommando des 10. Armeekorps an den Tag, das an die hannoverschen Gewerbebetriebe für die Verwendung von Frauenarbeit als Ersatz für die zum Heeresdienst eingezogenen männlichen Arbeitskräfte folgende Bestimmungen erlassen hat: „Dort, wo Frauen arbeiten können, müssen die männlichen Arbeitskräfte, soweit als irgend tunlich, durch sie ersetzt werden, um solchen Stellen zugeführt zu werden, für welche nur Männer in Frage kommen. Die Frauenarbeit hat sich schon an vielen Stellen bewährt, wo man sie früher für unmöglich hielt; sie wird noch weit mehr zu verwenden sein, wenn unser Wirtschaftsleben dauernd den hohen Anforderungen genügen soll, die künftig noch mehr als bisher daran gestellt werden müssen. Die Beschäftigung von Frauen setzt aber voraus, daß dabei auf die Eigenart der weiblichen Arbeitskraft gebührende Rücksicht genommen wird, um nicht in den Frauen

unseren Nachwuchs und damit die Zukunft unseres Volkes zu gefährden. Insbesondere werden oft kürzere Schichten und längere Pausen erforderlich sein. Die Verwendung von Halbschicht-Arbeiterinnen ist besonders wünschenswert. Frauen mit Kindern müssen der Sorge für ihre Kinder durch Kinderhorte oder dergl. entlastet werden. Für Frauen, die nicht mehr selbst kochen können, muß werksseitig für Mittagessen gesorgt werden. Im sozialen Interesse wäre zu wünschen, daß ähnliche Anordnungen einheitlich für das ganze Reichsgebiet getroffen werden.

Kriegsarbeitslöhne in Berlin. Eine bemerkenswerte Uebersicht über die Arbeitslöhne, die gegenwärtig in Berlin gezahlt werden, enthält der Geschäftsbericht des Zentralvereins für Arbeitsnachweis für das vom 1. April 1915 bis zum 31. März 1916 laufende Geschäftsjahr. Es ergibt sich daraus, daß bei den jugendlichen Arbeitern, den Burschen, sich die gegen Friedenszeiten schon erhöhten Wochenlöhne im Jahre 1914/15 auf 11 bis 17 M. beliefen; sie stiegen im Geschäftsjahr 1915/16 in 60 v. H. aller Fälle auf 18 M. und darüber, was den bekannten Sparerlaß des Oberkommandos in den Marken zur Folge hatte. Bei den älteren ungelernten Arbeitern, erfuhr die Wochenlöhne gleichfalls eine Steigerung. Während ihre üblichen Wochenlöhne im Jahre 1914/15 meist 22—25 M. betrugen, stiegen sie im letzten Jahr auf 26—30 M. und darüber, wodurch ein gewisser, wenn auch nicht völliger Ausgleich mit der teureren Lebenshaltung geschaffen wurde. Viele Facharbeitergruppen erhielten Teuerungszulagen, z. B. die Maler vom März 1916 ab 6 Pf. die Stunde, die Tapezierer eine Kriegszulage von 5 M. die Woche, die Brauer eine solche von 15 M. monatlich und die Buchdrucker von 3 M. wöchentlich. Die Stundenlöhne betragen jetzt für Maler 75 Pf., für Klempner 85 Pf. bis 1 M., für Tapezierer, Dachdecker, Zimmerer und Steinsetzer 90 Pf. bis 1 M., für Kammer 70 bis 75 Pf. und für Maurer 84 Pf. Im Vergleich zu den Friedenszeiten zeigen sich bei all diesen Berufsgruppen starke Lohnsteigerungen, denen aber natürlich die erhöhten Ausgaben für Lebensmittel gegenüberstehen. Außergewöhnliche Löhne, wie sie von einzelnen Akkordarbeitern, so gelegentlich von den Fleischern auf dem städtischen Viehhof, gemeldet wurden, gehören zu den Ausnahmen und dürfen daher nicht verallgemeinert werden.

Büchertisch

Teuerung und Krieg. Von Dr. Karl v. Tyska, Berlin. (Heft 11 des „Zeitspiegels“; 51 S., 1,50 M.) In der klaren Art, die den Verfasser auszeichnet, ist die Teuerung als Begleiterscheinung der Kriege geschildert. Mich dünkt aber, daß das Bild ein wenig aus der Perspektive des städtischen Verbrauchers verzerrt ist. Dinge, wie sie sind, nicht Dinge, wie sie sein sollten, lenken den Weg der Volkswirtschaft; erhöhte Erzeugung, die die Hauptforderung der Stunde ist, kann nur durch den Anreiz höherer Preise erreicht werden, und jeder Verkäufer wird die lohnendste Verwertung seiner Ware suchen. Damit rechtfertigt sich natürlich die übermäßige Ausnutzung der Kriegskonjunktur nicht, die wir auf fast allen Gebieten finden, solange sie nicht „von Obrikeit wegen“ verhindert wird. Diese Preisregulierungen hat Tyska

unter gerechter Verteilung von Licht und Schatten beleuchtet und richtig darauf hingewiesen, daß zum Uebergang zu diesem System ein vollständiges Umdenken und Umlernen erforderlich war. Den Grundirrtum in den Preisfestsetzungen läßt Tyska allerdings unerwähnt, nämlich die Verschiebung der Futterwerte im Verhältnis zu den Ernährungswerten. Die Verteuerung von Hafer und namentlich Gerste über den Preis des Roggens hinaus verführt zur Verfütterung von Brotgetreide, erhöht den Futterwert der Kartoffel, die Ursache unserer ganzen Kartoffelschwierigkeiten weit über das zulässige Maß und hat die Schweinepreise auf eine unerschwingliche Höhe getrieben, ohne daß der eigentliche Schweinemäster erheblichen Vorteil hat. Die jetzigen sehr hohen Preise entsprechen den Preisen für einheimische Gerste, reichen aber nicht aus, wenn ausländische Futtermittel verwendet werden. C. Herzg.

Erlebnisse eines Schweizer in den Dardanellen und an der französischen Front. Von Ferdinand Kugler. Drell-Fühl, Zürich 1916; brosch. 2 Fr., geb. 3 Fr.

Es ist ein junger deutscher Schweizer, der dumm und verblendet genug ist, die Franzosen zu wählen, als seine Kriegs- und Abenteuerlust durch Erklärung der Dienstuntauglichkeit für die Schweizer Miliz enttäuscht wird und ihn als Kriegsfreiwilligen in die Heere der kämpfenden Weltvölker lockt. Von seinen Sympathien für die Entente und dem komischen Kinderkubengraufen vor den Deutschen wird er im Verlauf seiner Erlebnisse an der Westfront, als Fremdenlegionär in Nordafrika und an den Dardanellen gründlich geheilt. Endlich gelingt es dem guten Kerl, mit einigen seiner Schweizer Leidensgefährten zu desertieren und sich auf heimatischen Boden zu retten, wo er nun gern als Schweizer Milizsoldat akzeptiert wird und den bequemeren Kriegsdienst des Neutralen leistet. Wir Deutschen können uns über die gründliche Lehre, die der Schweizer Bub erfährt, nur freuen; seine Landsleute aber sollen ihm dankbar sein, daß er ihnen einen wahrheitsgetreuen Bericht schenkt. Das Büchlein ist aber auch, das erkennen wir gern an, sehr unterhaltsam zu lesen. Der Verfasser besitzt eine jugendlich naive Eitelkeit, in der er — übrigens nie häßlich renommierend — ganz übersprudelnd und zudem sehr anschaulich von seinem Leben erzählt. Und wie er mehr und mehr zwischen den Rassen und Völkern zu stehen lernt, gewinnt er mit Neutralität auch an für uns wertvoller Objektivität, seine Kriegserichte bekommen damit einen ungewollten zeitgeschichtlichen Wert. Schotte.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Verendung der Feldausgabe der „Hilfe“: 2 M.: Feldunterarzt E. im Felde, je 3 M.: Lt. d. R. R. im Felde, Lt. d. R. E. in P., Fahm. V. im Felde, Gefr. E. im Felde, je 8 M.: Optm. R. in R., Dr. L. in M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld: Frl. D. in St.: 1 M., Sch. in P. 1 M.

Zur Verendung von Naumanns Reichstagsrede ins Feld: 87 Pf.: R. D. im Lazarett, 1,20 M.: Unteroff. E. im Felde, je 2 M.: M. D. in Berlin, Ortsgruppe d. fortshr. Volkspartei in H.

Bücher für Armee und Marine: 10 M.: M. D. in Berlin.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Gesamtauflage des heutigen Heftes liegt eine Ankündigung der Firma R. Voigtländer Verlag in Leipzig über ihre neuen Künstlerpiele und die bekannten farbigen Künstlerleinzeichnungen bei, auf die wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen.

In der Heftauflage der „Hilfe“ finden unsere Leser ferner einen Prospekt über die Kriegsbücher des Verlages Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha, der eine reiche Auswahl guter und interessanter Schriften enthält. Wir empfehlen den Prospekt einer eingehenden Durchsicht.

Nur der Feldausgabe haben wir heute den Prospekt der Firma R. Ritter & Co., Wein- und Obsthandlung in Oberingelheim, beigelegt, den die Leser in der Heimat schon vor einigen Wochen erhielten.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

In Apotheken u. Drogeriehandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Die Siebestätigkeit des roten Kreuzes

unterstützt jeder Käufer des von Ernst Jäch herausgegebenen und soeben erschienenen

Roten-Krenz-Kriegswertes

I. Der Krieg als Erlebnis

mit Geleitwort des Reichs-Lanzlers v. Bethmann-Hollweg. Beiträge von Herrn. Onden, Friedrich Meinecke, Ottomar Weber, Karl Lamprecht, Philipp Willoh, Carl Scheffler, Wilhelm von Scholz, Paul Conrad, Hermann Gessle, Louis Coriuth, Ulrich von Wilmowitz-Wallendorf, Karl Jost, Georg Misch, Max Scheler. Mit Lithographie von Max Liebermann.

Dieses Kriegsbuch für die gebildete deutsche Familie hält fest, was uns allen aus diesem Kriege unvergeßlich bleiben muß, es steht aber den für den einzelnen unübersehbar gewordenen Tausenden von Einzelschriften.

Preis in künstlerischem Einband zehn Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder durch den Verlag Fr. Andr. Perthes A.-G. Gotha.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H. Berlin-Schöneberg
Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Eise Keiting, Berlin, Druck
Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Gumpertstraße 7/8.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Stichtagspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Einzelheft 30 Pf.
Fernsprecher: Amt Riga 5506.
Postkonten: Amt Berlin 8683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.,
Einfache Zeilen: Außen 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
ämliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatschronik. — **Wilhelm Heile:** Es geht ums Ganze. —
Friedrich Naumann: Die Westflawen. — **Landtagsabg.**
Prof. Otto Koch-Dresden: Geleise gegen Vertristung. —
Pfarrer a. D. Hermann Rösche: Die deutsche Landwirt-
schaft im Kriege. — **Prof. Dr. Richard Hamann:** Zur neuesten
deutschen Kunst. — **Kurt Arnold Findeisen:** Von Rathe-
ralen und Efeuwegen. — **Gottfried Traub:** Soldatentod. —
Sogiale Bewegung. — **Büchertisch.**

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 12. November.

Gestern abend haben im großen Saal des Deutschen Reichstages in einer Versammlung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung die beiden früheren ungarischen Minister v. Berzeviczy und Graf Apponyi Vorträge gehalten, die viel dazu beifragen, die geistige Annäherung zwischen Ungarn und Reichsdeutschen zu fördern. Berzeviczy sprach unter der Ueberschrift „Was ist Wahrheit“ über die lügnerischen Angriffe der gegnerischen Presse und ging besonders darauf ein, daß völlig unrichtige Nachrichten über die Lage der kleineren Nationen im ungarischen Staate verbreitet werden. Als früherer Leiter des ungarischen Unterrichtswesens stellte er das Schulwesen der verschiedenen ungarländischen Nationalitäten dar. Unter Führung der magyarischen Mehrheit müsse in Ungarn volle Achtung gegenüber der Selbstständigkeit aller dort vertretenen Nationalitäten walten. Graf Apponyi gab einen eindrucksvollen Ueberblick über die Entwicklung der ungarischen Verfassung und des ungarischen Staatsrechtes von mittelalterlichen Zeiten her. Die Eigentümlichkeit der ungarischen Nation beruht keineswegs nur in ihrem turanischen Ursprunge und in ihrer Sprache, sondern ebenso in ihrer besonderen Geistesart, deren tiefster und politisch wichtigster Ausdruck der mystische Glaube an die „heilige Krone“ sei, welche eine Verbindung von Fürstenrecht und Volksrecht bedeute, wie sie weder im römischen noch im deutschen Rechte vorhanden sei. Man könne die vergangenen Kämpfe zwischen österreichischer Landeshoheit und ungarischer Volksverfassung nur dann verstehen, wenn man auf den Urgrund der Rechtsentstehung zurückgehe. Beide Reden wurden mit gespannter Aufmerksamkeit und lebhaftem Beifall aufgenommen.

Aus Frankreich erfährt man mancherlei über die zunehmende Schwierigkeit der Transportverhältnisse. In der Kammer liegen sieben Interpellationen über Mangel an Lokomotiven und Waggons, lagernde Kohlenvorräte und schlecht gehaltene Schienenwege vor. 20 000 französische Waggons werden von der englischen Armee benutzt. Im Hafen von Le Havre herrsche Unordnung und Verzögerung des Ausladens.

Der Zentralauschuß der Fortschrittlichen Volkspartei verurteilt, nach einem Tätigkeitsbericht des Vorstehenden von Bager, die schädigenden Umtriebe gegen die verantwortliche Leitung der Reichsgeschäfte und anerkennt zur Erfüllung der durch den Weltkrieg gestellten Aufgaben die Notwendigkeit der politischen

Zusammenarbeit mit der Reichsregierung auf dem Boden sachlicher Uebereinstimmung. Der Zentralauschuß bezeugt, daß das deutsche Volk unter allen Opfern und Entbehrungen in unerschütterlicher Entschlossenheit gewillt ist, das Reich zu schützen und seine Wohlfahrt in einem ehrenvollen und dauernden Frieden zu sichern.

Montag, 13. November.

Der französische Kriegsminister General Roques hat eine Inspektionsreise nach Saloniki übernommen, um sich über die Lage der Armee des Generals Sarrail ein eigenes Urteil zu bilden. Die Franzosen sollen unzufrieden sein, weil 80 000 von ihnen erwartete Italiener nicht eingetroffen sind. Die Italiener ihrerseits seien unbefriedigt von der wirtschaftlichen Unterstützung ihrer Verbündeten. Es sollen auch Spannungen zwischen Sarrail und den westmächtlchen Diplomaten in Athen vorhanden sein. Die Serben sollen sich in London oder Paris darüber beschwert haben, daß man ihnen allein die schweren Kämpfe mit den Bulgaren überlasse. Während einer blutigen Schlacht hätten 3000 englische Offiziere einem Pferdebewettrennen beigewohnt. Es ist möglich, daß die Zurückziehung der Armee aus Saloniki beschlossen wird.

In der Nähe des spanischen Hafens Corunna wurde ein amerikanischer Dampfer mit Ladung von Kupfer, Stahl und Fett und mit der Bestimmung auf Genoa von einem deutschen U-Boot versenkt. Die Bemannung ist gerettet. Da ihre Ausschiffung in die Rettungsboote wegen Sturmes gefährlich war, wartete das U-Boot volle zwei Stunden, bis sie gefahrlos bewerkstelligt werden konnte.

Dienstag, 14. November.

Der Generalgouverneur von Warschau erläßt eine Verordnung über Zusammensetzung und Wahl des polnischen Landtages und Staatsrates in den von Deutschland besetzten Gebieten. Es werden 70 Abgeordnete gewählt, und zwar in den ländlichen Bezirken durch die vorhandenen Kreistage, und in den Stadtbezirken Warschau und Lodz durch die städtischen Körperschaften. Diese 70 Abgeordneten wählen aus ihrer Mitte acht Mitglieder des Staatsrates, vier weitere Mitglieder werden vom Generalgouverneur ernannt, der selbst den Vorsitz übernimmt. Die Verhandlungen werden in polnischer Sprache geführt.

Sowohl in die Kriegs- wie in die Heimatschronik gehört die Ankündigung weitgehender Pläne für Regelung der Zivildienstpflicht. Um die heimatischen Kräfte für Waffen- und Munitionsbeschaffung voll ausnützen zu können und um sachlich unnötige Reklamationen kriegsdienstfähiger Männer zu vermeiden, soll es ermöglicht werden, nach dem Vorgange englischer Verordnungen den einzelnen Arbeitskräften bestimmte Arbeitsverpflichtungen zuzuweisen, eine Maßregel, die im Frieden als Aufhebung der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit undenkbar sein würde, die aber unter dem Zwange des Krieges wohl allgemein als notwendig anerkannt werden wird. Ueber die Ausführung des Planes im einzelnen sind genügende Mitteilungen noch nicht gemacht. Die Leitung liegt in den Händen von Generalleutnant Gröner und Dr. Sorge, dem Direktor des Gruson-Werkes in Magdeburg. Wenn bisher ausländische Stimmen und insbesondere auch ein gewesener belgischer Minister laut dagegen reden, daß arbeitsfähige Personen in Belgien zu bestimmten Arbeiten angehalten werden, um sie nicht als Bettler verpflegen zu müssen,

so werden derartige Redereien wohl verstummen, wenn wir selbst einen gleichen Entschluß des Arbeitszwanges für unser Volk fassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch im polnischen Gebiet zur Aufrechterhaltung der Landwirtschaft und zur Förderung der Fabrikationen in den Großstädten ähnliche Verordnungen erlassen werden müssen.

Englische Flieger haben hinter unseren Linien einen Kranz zur Ehrung ihres tapferen und ritterlichen Gegners, des verstorbenen Hauptmanns Boelske, abgeworfen. Sie schreiben dabei: das Wetter hat uns daran gehindert, den Kranz früher zu schicken. Wir trauern mit seinen Angehörigen und Freunden. Wir alle erkennen seine Tapferkeit an. — Für sportliche Meisterschaft hat der Engländer immer Verständnis.

Mittwoch, 15. November.

Die von uns am 8. November erwähnte telegraphische Nachricht, daß der russische Unterrichtsminister die Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Rußland vorbereitet, wird durch genauere Mitteilung der Einzelheiten des Entwurfes einigermaßen entwertet. Der Entwurf besagt nämlich, daß der zwangsweise Volksschulunterricht spätestens innerhalb zehn Jahre nach Veröffentlichung des Gesetzes eingeführt werden solle, und zwar ausschließlich in solchen Verhältnissen, wo die Durchführung einer allgemeinen Volksschulbildung durch das Vorhandensein von Schulgebäuden gesichert erscheint. Also hat wohl das Ganze noch etwas Zeit.

An allen Fronten gehen die Kämpfe weiter. Der österreichische Generalstabsbericht enthält die Worte: Bei Orfowa säuberten wir das rechte Donau-Ufer. Daraus ergibt sich, daß das rechte Donau-Ufer in der Nähe des Eisernen Tores säuberungsbedürftig geworden ist, was wir bisher nicht wußten. Die Kämpfe im Norden der Walachei sind schwierig und opfervoll, bringen aber Fortschritte.

In der französischen Kammer wurde ein Vertrauensvotum für die Regierung des Ministerpräsidenten Briand mit 415 gegen 86 Stimmen angenommen. — Wie wir durch das Mailänder Sozialistenblatt „Avanti“ erfahren, hat der französische Verein für Frauenstimmrecht ein phantasievolles Programm beschlossen: Elsaß-Lothringen und das gesamte linke Rheinufer werden an Frankreich abgetreten; Schleswig-Holstein kommt an Dänemark; der alte Deutsche Bund wird wiederhergestellt; alle deutschen und österreichischen Gebiete stehen unter dem dauernden Protektorat des Bierverbandes; weder Deutschland noch Oesterreich dürfen irgendeine Wehrmacht aufstellen; kein Deutscher oder Oesterreicher hat das Recht, irgendeine selbständige Industrie, Handels- oder Ackerbauunternehmung zu gründen. Sie können nur Angestellte sein. — Wir wünschen diesen Damen die Errichtung eines Vereins „Frauenbildung, Frauenstudium“.

Aus einer Rede, die der kaiserliche Botschafter Baron von der Kopp in der Aula der polnischen Staatlichkeit in Warschau gehalten hat, seien folgende Sätze wiedergegeben: Wir sollen den schweren Tritt der deutschen Soldaten, die jetzt unser Land besetzt halten, nicht beklagen, denn derselbe Tritt zerstampfte Rußlands Millionenheere, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Faust, welche die zahllosen Köpfe der moskowitzschen Hydra abschlug, sich nicht gleich darauf in ein Pföfchen mit Sammethandschuhen verwandelt. . . Die Nation, die der eigenen Freiheit wert ist, muß starke Führer stellen, die vorausgehen, unbekümmert um das Geschwätz der Aengstlichen; eine Nation ohne eigene Führer kann kein eigenes Leben entwickeln.

Donnerstag, 16. November.

In den unaufhörlichen Kämpfen an der Somme sind zurzeit die unstrittensten Stellen: der nördliche Anfang der Ausbuchtung zwischen Beaumont und Grandcourt, sodann Saittise, ferner im Süden das Ende der Ausbuchtung zwischen Abaincourt und Jaulmes. An der erstgenannten Stelle sind die Unfrigen von Thiepval aus weiter nach Norden hin zurückgegangen; an der zweiten Stelle wogt der Kampf von Haus zu Haus; an der dritten Stelle geht es besonders um das Dorf Pressoire. Der briti-

sche Bericht von gestern zählt in wenigen Tagen 5678 Gefangene. Es heißt weiter: Unser Erfolg konnte nur in harten Kämpfen errungen werden, da der Feind kräftigen Widerstand leistete und die Beschaffenheit des Bodens die Schwierigkeit des Angriffes sehr vermehrte. Unsere Verluste waren im Verhältnis zum Gewinn nicht hoch. Eine Division, die eine (englische) Meile weit vorging, machte mehr als 1000 Gefangene um den Preis von 450 Mann an eigenen Verlusten. Auch in den deutschen Berichten werden Gefangene gemeldet, wenngleich in geringerer Anzahl.

Der frühere französische Kriegsminister Millerand hielt nach dem „Nieuwe Haarlemsche Courant“ in Versailles eine Rede, worin er erklärte, die Franzosen seien vor Kriegsanfang darauf gerüstet gewesen, daß Deutschland durch Belgien und Luxemburg aufmarschieren würde. Die französischen Gegenmaßregeln seien schon immer darauf berechnet worden. Hätten wir, so sagte er, nur vier Tage mehr Zeit gehabt, dann würden die Deutschen weder Belgien noch Frankreich betreten haben. Das heißt mit anderen Worten, daß die Franzosen nur durch das schnelle Vorgehen der Deutschen gehindert worden sind, ihrerseits die berühmte belgische Neutralität zu verletzen.

Bei Eröffnung des türkischen Parlamentes hielt der Sultan eine Thronrede, in der er die türkischen Siege an den Dardanellen, bei Kut el Amara und vor allem in Persien hervorhob. Er sagte: „Eines der Ziele, das wir in diesem Kriege verfolgen, besteht darin, Persien alle Bedingungen für eine von Hemmungen freie Entwicklung gewinnen zu sehen.“ Ueber die Bundesgenossen führte er aus: „Unsere politischen Beziehungen zu unseren Verbündeten entwickeln sich voll wechselseitigen Vertrauens und beiderseitiger Aufrichtigkeit und verstärken sich täglich.“

Einen betrübenden Verlust erleidet die deutsche Diplomatie durch den unerwarteten Tod des kaiserlich deutschen Botschafters in Wien von Tschirschky und Bögendorff. Herr von Tschirschky war früher eine Zeitlang Staatssekretär des Auswärtigen gewesen, hatte aber erst als Botschafter in Wien die Stelle gefunden, die seiner Eigenart genauer entsprach. Obwohl er kein Mann des großen öffentlichen Lebens war und auch nicht ganz die vorchriftsmäßige Glätte der älteren Diplomatie besaß, so war er ein fluger Beobachter und ein wirklicher Freund des österreichisch-ungarischen Staates, indem er in wichtigsten Entscheidungstagen die Politik des Deutschen Reiches mit Ruhe und Klarheit vertrat. Seine allgemeine kulturelle Bildung bleibt allen denen im Gedächtnis, die den Verstorbenen persönlich gekannt haben.

Freitag, 17. November.

Der englische Handelsminister Runciman tröstet das Unterhaus über die Schiffsverluste, indem er behauptet, daß die englische Schiffsbauindustrie, wenn sie voll arbeiten könnte, jährlich 2 Millionen Tonnen Schiffsraum hervorbringen würde, während der Verlust an englischem Schiffsraum seit Kriegsbeginn nur 2¼ Millionen Tonnen betrage. Tatsächlich seien in den letzten sechs Monaten ¼ Millionen Tonnen fertiggestellt worden. Besonders Nachdruck legt er auf die Wichtigkeit des Zusammenarbeitens aller Regierungsabteilungen in der Nahrungsmittelversorgung und kündigt die Ernennung eines Nahrungsmitteldiktators an. Dieser werde mit Vollmachten ausgestattet sein, alle Personen strafrechtlich zu verfolgen, die Nahrungsmittel vergeuben oder vernichten. Der Diktator werde die Herstellung gewisser Artikel, wie z. B. Mehl, regulieren, den Verkauf und die Verteilung der Nahrungsmittel anordnen und beaufsichtigen, und zu verhindern suchen, daß Lebensmittel zwecks wucherischer Ausbeutung dem Markte entzogen werden. — Man sieht, wie sehr sich die Engländer im Krieg den deutschen Sitten nähern. Gleichzeitig aber bemerken wir auch mit Befriedigung, daß die Nahrungsmittelknappheit bei denen anfängt, die uns durch die Abschneidung des Verkehrs allein in den Hunger setzen wollten. Das alte freihändlerische England mit einem Nahrungsmitteldiktator: ein merkwürdig schönes Bild!

Die diplomatischen Vertreter Rußlands sind beauftragt, bei allen befreundeten und neutralen Regierungen gegen die deutsch-österreichische Erklärung des polnischen Staates zu protestieren: Die kaiserlich russische Regierung erhebt Einspruch gegen

diesen Akt, der eine neue Verletzung internationaler Verträge darstellt, die feierlich von Deutschland und Oesterreich-Ungarn beschworen sind, und erklärt ihn für null und nichtig. — Ob mit den beschworenen Verträgen die Schlußakte des einstigen Wiener Kongresses gemeint sind oder was sonst, können wir nicht untersuchen. Daß im übrigen Rußland protestiert, ist sein gutes Recht, und wir würden uns sehr wundern, wenn diese Ergänzung zur Zweifaiser-Proklamation fehlte. Ueber Rußlands vortreffliche Absichten sagt eine amtliche Rundgebung: Rußland denkt an die Schaffung eines Gesamtpolens, das alle polnischen Gebiete in sich begreift und das bei Kriegsschluß das Recht haben wird, frei sein nationales, kulturelles und volkswirtschaftliches Leben auf die Grundlage der Selbstverwaltung unter dem Zepher der russischen Herrscher zu stellen. „Selbstverwaltung unter dem Zepher der russischen Herrscher“, das ist es ja, was die Warschauer Polen zur Genüge kennengelernt haben und was sie nicht nochmals zu erleben wünschen.

Die harten Kämpfe an der gebirgigen Nordgrenze der *Walachien* werden täglich fortgesetzt. Südlich des Roten Turmpasses und westlich der Predelsstraße werden Fortschritte der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gemeldet. Der heutige Bericht enthält über 2100 rumänische Gefangene.

Allerlei Gerüchte über Friedensbestrebungen des neu-gewählten amerikanischen Präsidenten Wilson. Irgend etwas Bestimmtes liegt nicht vor.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 12. November.

Eine Zentralaussschuß-Sitzung der Fortschrittlichen Volkspartei beschäftigt sich im wesentlichen mit den Ereignissen der äußeren Politik im Anschluß an einen Vortrag von Herrn v. Payer und erklärt ihre Stellung mit folgender Entschliebung:

„Der Zentralaussschuß billigt die Haltung der Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei und dankt ihr für die klare und weitgehende Führung. Er verurteilt die schädlichen Umtriebe gegen die verantwortliche Leitung der Reichsgeschäfte, und er anerkennt zur Erfüllung der durch den Weltkrieg gestellten Aufgaben die Notwendigkeit der politischen Zusammenarbeit mit der Reichsregierung auf dem Boden sachlicher Uebereinstimmung. Der Zentralaussschuß spricht dem Heer und der Flotte voll Bewunderung den wärmsten Dank für ihre unvergänglichen Dienste um das Vaterland aus und bezeugt, daß das deutsche Volk unter allen Opfern und Entbehrungen in unerschütterlicher Entschlossenheit gewillt ist, das Reich zu schützen und seine Wohlfahrt in einem ehrenvollen und dauernden Frieden zu sichern.“

In dem Ueberblick über die Mitarbeit des Reichstages auf innerpolitischem Gebiet nannte Herr v. Payer als Erfolge im fortschrittlichen Sinn: die Aenderung des Vereinsgesetzes, die Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente, die Erhöhung der Familienunterstützung der Kriegsteilnehmer, das Gesetz über die Schutzhaft — vor allem die Regelung der Steuerfragen mit dem Ergebnis einer Reichseinkommensteuer, wenn auch in verschämter Form. Daß der Haushaltsausschuß des Reichstages während des Krieges dauernd tagen kann, ist gleichfalls eine Erweiterung der Mitwirkung der Volksvertretung. Daß der Reichstag vor die vollzogene Tatsache der polnischen Proklamation gestellt sei, sei darauf zurückzuführen, daß einige Parteien auf die sofortige Aeußerung ihrer Meinung in öffentlicher Sitzung nicht hätten verzichten wollen. Trotzdem habe sich eine weitgehende Uebereinstimmung mit Bezug auf die polnische Frage in der Volksvertretung gezeigt.

Beim Austausch von Eindrücken aus der Kriegsfürsorge kommt einem von neuem ganz stark zum Bewußtsein, welche moralische Leistung eigentlich dieses Ausharren bedeutet. Millionen leben ihr hartes Leben des Verzichts auf das, was für sie in ihrem kleinen Lebensspielraum nun einmal wesentliche Glücks-

güter sein müssen, Monat für Monat geduldig weiter. Ein Leben, das angefüllt ist bis an den Rand mit dem Bedenken und der Arbeit für die nächsten Dinge. Und das alles aus dem Reservoir eines schlichten Pflichtbewußtseins, das gar nicht an etwas Höchstes, sondern an das einfache Müssen des Alltagsdaseins geknüpft ist. Ueber Millionen Leben, aus denen die Kraft zum Glück gewichen ist, liegt — unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit gesehen — der Glanz kantischen Pflichtdienstes. Und das Tragische daran ist, daß den meisten das Große daran nicht stärkend und erhebend zum Bewußtsein kommt, daß die arme Frau, die sich einen Tag nach dem anderen mit den Anforderungen ihrer Häuslichkeit abquält, diesen innersten Dank dafür meist nicht an sich erlebt.

Montag, 13. November.

Wir werden diesen Eindruck nie vergessen: Die Zeitungen erscheinen mit der Aufschrift: Zivildienstpflicht. Es soll ein Gesetz sein, daß „alle deutschen Kräfte dem Vaterland dienstbar macht“ — die tatsächliche Zusammensetzung aller Volkskräfte in eine große wirtschaftliche Verteidigungsarmee. Man empfindet zunächst mehr das große Prinzip, das damit über dem ganzen Volkswirtschaftsleben aufgerichtet wird, als daß man ein Bild der Einzelheiten gewinnen kann, in denen dieses Prinzip durchgeführt wird. Die Wehrpflicht soll nicht ausgedehnt werden. Wohl aber soll eine Verpflichtung zur Arbeit im öffentlichen Dienst für alle ausgesprochen werden, die bisher noch keine Arbeit, oder keine solche ausgeübt haben, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Volkswirtschaftslebens im Kriege notwendig ist. Altersgrenze 60 Jahre.

Eine „unbedingte“ Zivildienstpflicht der Frauen kommt nicht in Frage, d. h. also eine „bedingte“?

Die Gedanken und Vorstellungen von der Durchführung dieser erst andeutungsweise gegebenen Grundsätze überstürzen sich — als Grundgefühl bleibt der Eindruck, daß nun alle Kräfte der Heimat gewissermaßen auch Hindenburg zur Verfügung gestellt werden. Was als Tatsache schon bisher über unser aller Leben stand: daß jede Kraft und jede Leistung ein Stein in der großen Verteidigungsmauer war, das bekommt nun seine gesetzliche Form!

Dienstag, 14. November.

Alles spricht von der Zivildienstpflicht. Die meisten mit einem starken Gefühl der Genugtuung — man kann fast sagen, der „Beruhigung“. Man hat den Eindruck, daß alles nur irgend Notwendige planvoll geschieht, daß ein noch viel lückenloseres Aufgebot der Kräfte jede Energie anspannen und einstellen wird, damit sie noch viel besser denen draußen hilft.

Es werden über die Organisation des Kriegsamts, dem die Durchführung der Mobilisierung der Heimatkräfte obliegt, einige weitere Tatsachen bekannt. Der Oberleitung, die militärisch (Generalleutnant Gröner) und technisch (Direktor der Magdeburger Grusonwerke Torge) ist, unterstehen ein Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt, ein Kriegsarbeitsamt, die Kriegsrohstoffabteilung und die Abteilung für Volkswirtschaft und Volksernährung. Außerdem wird das Amt dezentralisieren und eigene Vertretungen sowohl bei den Generalkommandos, wie insbesondere in den Schwerindustriegebieten errichten. Seinen Beamtenapparat wird es aus den technischen Hochschulen — überhaupt überall da her beziehen, wo noch geistige Kräfte beschaulicher Forschungsarbeit oder sonst Arbeiten dienen, die der Augenblick nicht unbedingt verlangt.

Bei den Frauen meint man, daß die freiwillige Rekrutierung zunächst genügen wird. Ganz mit Recht. Es muß in Betracht gezogen werden, daß es immer noch einen sehr großen Prozentsatz arbeitsloser und arbeitssuchender Frauen gibt. Das Problem wird hier sein, Munitionsindustrie in Textilgebieten zu legen — die Industrie an die Frauen heranzubringen, die man nicht gut an andere Wohnorte verpflanzen kann.

Aus dem großen Plan, dessen Umrisse uns mitgeteilt werden, schlagen die Funken der Stimmung, die die ersten Wochen des Ausmarsches erfüllte: bedingungslose Entschlossenheit, neues Vertrauen zu dem Willen und Pflichtgefühl aller.

Mittwoch, 15. November.

Ein neuer Erlass über die Schutzhaft ist die Folge der Verhandlungen des Reichstags. Er lautet:

Wiederholt wurde in Erlassen darauf hingewiesen, daß die Schutzhaft nur insoweit zu verhängen sein möchte, als dies im Interesse der öffentlichen Sicherheit durchaus geboten erscheint, und daß übrigenfalls sobald als möglich auf die Freilassung oder Abschiebung der Festgenommenen in Gefangenenerlager oder in einen geeigneten Ort Deutschlands und die Stellung unter Polizeiaufsicht sowie auf die Gewährung sonstiger Erleichterungen Bedacht zu nehmen sei. Die auf Grund des Erlasses vom 17. Mai 1916 Nr. 836/5 16. U. D. 1. vorgelegten Nachweisungen lassen erkennen, daß die Zahl der in Schutzhaft Befindlichen bei einzelnen Stellen noch immer auffallend hoch seien, während es an anderen Stellen gelang, die Zahl auf ein geringes Maß herabzudrücken. Es wird sich immer wieder eine Nachprüfung daraufhin empfehlen, inwieweit den vorerwähnten Erlassen entsprochen werden könnte. Bei der langen Dauer des Krieges muß darauf gehalten werden, daß nur solche Personen in der Schutzhaft verbleiben, die tatsächlich eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bedeuten. Auch wird bei dieser Gelegenheit nochmals auf den Absatz 9 des Erlasses vom 4. September hingewiesen, wonach den Festgenommenen durch Vernehmung Gelegenheit zu geben ist, sich von dem auf ihnen ruhenden Verdacht zu reinigen und wonach ihnen die Gründe für ihre weitere Haft mitzuteilen sind. Alle unnötigen Härten müssen mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Schäden der Betroffenen und auf die Ansprüche vermieden werden, die nach dem Kriege aus Anlaß der Schutzhaft erhoben werden können. Jedenfalls darf die Schutzhaft als Strafe für Verstöße gegen die bestehenden Anordnungen weder angedroht noch verhängt werden, da eine solche Maßnahme der Rechtsgrundlage entbehrt.

Der Erlass wird die geäußerten Wünsche erfüllen, wenn er wirklich seinem Sinne entsprechend durchgeführt wird.

Beschlagnahme der aus dem Ausland eingeführten frischen Fische.

Donnerstag, 16. November.

Auf der Fahrt nach Berlin hört man viele Gespräche über die Dienstpflicht. Die Leute sind aber alle mehr gelassen neugierig als etwa beunruhigt. Es wird nicht sehr viel Rentiers in Filzpantoffeln geben, die dieser Erlass hinter dem Ofen her austreibt. In Deutschland arbeitet jetzt eigentlich doch beinahe jeder Mensch, der arbeiten kann. Die Hauptaufgabe wird die Verteilung sein, Hinüberschiebung von mehr unnützen zu den unbedingt notwendigen Arbeiten. Dabei wird die Frage erhoben, ob die Zivildienstpflicht durch Reichstagsbeschluß, also durch Gesetz, oder durch Bundesratsverordnung eingeführt werden wird.

Heute tritt der preußische Landtag zusammen.

Freitag, 17. November.

Eine Konferenz zur Jugendpflege der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Indem in einem Vortrag über die Jugendbewegung die brennenden Ideale und stürmischen Zukunftsgefühle der deutschen Jugend vor dem Kriege lebendig werden, denkt man mit tiefster Erschütterung daran, wie viele von denen, die diese stolzen Lebensziele aufrichten halfen, sich für den Tod rüsteten. Was wird überhaupt von all diesen frohen stürmenden Anfängen sich noch seine Zukunft zu gestalten vermögen?

Der erste richtige Wintertag. Der erste dünne Schnee spinnt seine Schleier zwischen die kahlen Stämme des Tiergartens und bleibt auf den braunen Blättern der Wege liegen.

Wilhelm Heile / Es geht ums Ganze

Wer bringt den Sieg? Wessen Tat wird es sein? Nicht die Tat eines einzelnen, nicht die selbst der bedeutendsten Feldherren. Das ganze Deutschland muß es sein. Allgemeine Wehrpflicht: wie selbstverständlich ist uns diese Pflicht, die schon der frühen Jugend nicht Pflicht erschien, sondern höchstes Ehrenrecht. Allgemeine Steuerpflicht zur Deckung der Kosten und zur ausreichenden Unterstützung aller, die an Arbeitskraft eingebüßt oder denen der Ernährer durch

den Krieg genommen ist: gibt es noch einen, der nicht darauf gefaßt und bereit wäre, ganz anders wie früher zu zahlen und doppelt und dreifach zu zahlen, wenn der Staat ruft und die Stunde dazu gekommen ist? Und nun: allgemeine vaterländische Hilfsdienstpflicht! Nirgends ein Aufstöhnen der Betroffenen, keine Stimme der Sorge oder gar des Widerspruchs, weil das Reich immer neue und immer größere Anspannung der Kräfte verlangt! Im Gegenteil!

Durch den Riesenleib des Reiches geht es wie ein tiefes Atemholen vor neuem Einsetzen aller Kraft. Ein Gefühl freudigen Vertrauens auf noch ungehobene Schätze unbegrenzter Leistungsfähigkeit durchzuckt alle Glieder. Ein Ahnen, wie von großen Dingen, die da kommen sollen, die vielleicht bald kommen werden, belebt die Geister, denen selbst das Ungeheure schon zum Alltag geworden war, mit neuem Mut und frischem Tatendrang. Was anderswo, was sonst auch bei uns die Philisterweisheit herausgefordert hätte, daß man den Bogen nicht überspannen darf, das weckt heute kein müdes „Wo will das noch hinaus?“ Es weckt mit dem Gefühl, daß es ums Ganze geht, den Willen und die Lust zur Tat, die uns der Entscheidung näher bringen, vielleicht den Sieg heraufzuführen soll.

Was wird verlangt? Noch wissen wir es nicht in den Einzelheiten. Wenn der Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommt, wird aber der Befehlentswurf wohl schon da sein. Es wäre ja möglich und vielleicht auch einfacher, wenn die Reichsregierung auf Grund des Ermächtigungsgesetzes vom 4. August 1914 ihren Plan in die Tat umsetzte, ohne erst den Reichstag zu fragen. Die beabsichtigten Maßnahmen sind aber von solcher grundsätzlichen Bedeutung und tief einschneidenden Wirkung, daß es ein schweres Wagnis wäre, den Reichstag dabei auszuschalten. Und für die praktische Durchführung vollends ist es von ungeheurem Wert, wenn das Vertrauen der Volksvertretung den Boden bereitet für das volle Vertrauen des Volkes. Eines aber ist für alle Fälle gewiß: Mögen die Opfer wirtschaftlicher Art, die Eingriffe in die persönliche Lebensführung noch so groß sein, so sagt sich doch ein jeder, daß die Anforderungen an das Heer der Heimat nie aufwiegen können, was das Feldheer schon so lange willig und freudig leistet; je höher die Forderung, desto höher also die Befriedigung, die ein jeder empfindet, der nun nicht länger ausgeschlossen ist vom schaffenden Miterteilen des Daseinskampfes der Nation.

Das neue Gesetz bringt die Verpflichtung zur Tätigkeit im Dienste der Kriegswirtschaft für alle, die nicht im Dienste der Kriegsführung stehen. Von dieser Pflicht sollen zunächst nur die Männer betroffen werden, und auch von ihnen nur diejenigen, die nach ihrem Gesundheitszustand und ihrem Alter — wahrscheinlich wird die Pflicht vom 17. bis zum 60. Lebensjahr gelten — zu ihrer Erfüllung fähig sind. Wie bei der Wehrpflicht, so wird es auch hier keinen Unterschied von Rang und Stand geben, wenn auch nach Möglichkeit vermieden werden soll, daß durch Ueberspannung dieses guten deutschen Grundgesetzes eine falsche Verwendung und damit Vergeudung von Kräften erfolgt. Das Ziel ist klar: es soll ein jeder an den Platz gestellt werden, an dem man seine Kraft am nötigsten gebraucht und für den Kriegszweck am besten verwerten kann. Der vaterländische Hilfsdienst ist wichtiger als persönlicher Vorteil oder der Vorteil eines zur wirtschaftlichen oder militärischen Rüstung nicht unbedingt nötigen Betriebs. Erst kommt die Versorgung des Feldheeres und der Kriegsflotte mit Wehr und Waffen sowie die Versorgung des Heeres und der Heimat mit aller Notdurft

und Nahrung des Leibes und des Lebens. Nur die Kräfte, die dann noch frei sind, dürfen auch für andere, weniger wichtige Dinge tätig sein.

Die Durchführung solcher Gedanken ist nicht leicht und gewiß nicht einfach. Und gerade auf die Ausführung kommt alles an, wenn das Werk gelingen soll. Was z. B. ist vaterländischer Hilfsdienst, welcher Betrieb ist notwendig und welcher nicht? Mit gutem Willen aber sind solche Schwierigkeiten wohl zu überwinden. Denn wer würde sich nicht vertrauen, im Einzelfalle sicher zu urteilen, ohne doch für alle Fälle eine Formel finden zu können! Man will, wie es heißt, zunächst sich an das Pflichtgefühl der Menschen wenden und die Wahl einer notwendigen Tätigkeit an Stelle einer solchen, die nicht als vaterländischer Hilfsdienst gelten kann, dem freien Entschluß überlassen. Nur wer innerhalb einer gewissen Frist sich dem moralischen Zwange nicht gefügt hat, dessen Vaterlandsiebe wird durch den Zwang des Gesetzes eine heilsame Nachhilfe erfahren.

Die Frauen will man zum Hilfsdienst noch nicht verpflichten. Mit welchem Grunde, das sei dahingestellt. Die Leistungen der Frauen übersteigen aber auch jetzt schon das im Frieden gewohnte Maß ganz ungeheuer. Im unmittelbaren Hilfsdienst fürs Vaterland arbeiten die Frauen in überaus großer Zahl ohne Zwang und oft ohne jedes Entgelt aus reiner Vaterlandsiebe; und was sie im mittelbaren Hilfsdienst leisten, in den sie der Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse geführt hat, das wissen wir alle auch ohne jede Statistik. Wenn also das neue Gesetz die Dienstpflicht für die Frauen auch noch nicht bringt, so sind wir doch dessen gewiß, daß sie nicht hinter den Männern zurückstehen werden, wenn das Vaterland nach neuen Arbeitskräften ruft.

Und während dieser Ruf an das Volk ergeht, hören wir die Stimme Hindenburgs, der — Feldherr und Volksmann in einem — laut und mit Nachdruck die Behörden mahnt, daß sie in ihrem Tun dem Volke mit gutem Beispiele vorangehen. Es steht nicht im Zusammenhang mit dem neuen Gesetz, aber es gehört doch in diesen Zusammenhang hinein, was Hindenburg in einem Brief an den Reichskanzler mit größter Eindringlichkeit fordert. Die Mahnung kommt in rechter Stunde. Und der Reichskanzler unterstreicht diese Mahnung mit dem ganzen Nachdruck seines Amtes und seiner Person, wenn der Brief gerade jetzt veröffentlicht wird, obwohl er bereits vor Monaten geschrieben ist. Hindenburg sagt:

„In dankenswerter Weise hat das Kriegs- und Ernährungsamt der Ernährung der Arbeiter in der Kriegsindustrie seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Da jedoch das Kriegs- und Ernährungsamt auf die Ausführung der Maßnahmen nur einen geringen Einfluß auszuüben vermag, bedarf es der einmütigen hingebenden Mitwirkung der Landes-, Zentralbehörden und der diesen unterstellten Verwaltungs- und Kommunalbehörden. In den Kreisen dieser Behörden scheint mir nicht überall ausreichend erkannt zu sein, daß es um Sein oder Nichtsein unseres Volkes und Reiches geht.“

Wir alle wissen, wie sehr hier Hindenburg wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Nicht Mangel an Tüchtigkeit und Tatkraft, aber Instanzenweg, Verwickeltheit der deutschen Bundesfassung, Partikularismus der Kreise, Provinzen, Staaten haben viel Gutes verhindert, vielleicht sogar manch Unheil angerichtet. Die Mitwirkung der Behörden soll einmütig und hingebend sein. Dies Wort wird das deutsche Volk dem Führer seiner Heere nie vergessen. Das Volk weiß, daß Hindenburg recht hat,

wenn er sagt, daß es um Sein oder Nichtsein geht. Die Behörden aller Art wissen es auch. Nun aber sollen und müssen sie es sich auch gesagt sein lassen, daß alle geschichtlich notwendigen und begreiflichen Verästelungen des deutschen Staatsbaues — mögen sie dem Historiker, und in Friedenszeiten auch manchem Politiker noch so reiche Quelle der Anregung und geistigen Vergnügens sein — doch unter keinen Umständen die Festigkeit des Staatsbaues im ganzen gefährden dürfen. Nicht als Bayern, Schwaben, Sachsen, Preußen — als Deutsche führen wir den Krieg. Und als Deutsche wollen wir und werden wir siegen.

Raumann / Die Westslawen

Die hinter diesen Zeilen folgende von Dr. Schotte gearbeitete Uebersicht ist meines Erachtens so gut, wie sie mit dem vorliegenden Material geliefert werden kann, enthält aber im einzelnen, besonders wegen der Unklarheit über die Grenzen des bisher russischen Gebietes, unsichere Punkte. Sie versucht den Bevölkerungszustand auf das Jahr 1910 auszudrücken. Das aber, worauf es heute für uns ankommt, ist mit voller Deutlichkeit aus ihr zu ersehen nämlich die große ziffernmäßige Bedeutung der slawischen Bevölkerungsteile in dem bis jetzt anerkannten mitteleuropäischen Gebiet.

Um es kurz zu sagen: wenn man vom Balkan und von den Ostseeprovinzen abieht und nur die Staatsgebiete Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Galizien und Königtum Warschau in Betracht zieht, so hat man (1910) ungefähr

Deutsche . . .	73 Millionen = 58 %
Slawen . . .	36 „ = 29 %
Magnaren . . .	10 „
Uebrige . . .	8 „

127 Millionen

Mit anderen Worten: Mitteleuropa besitzt eine klare und unbestreitbare deutsche Hauptmasse, hat aber neben ihr über ein Viertel der Gesamtheit Slawen. Diese Slawen sind sehr zerpalten und bilden keine nationale Einheit, sind aber immerhin unter sich wesenverwandt. Zwischen den geschlossenen Nationalitäten der Deutschen und der Magnaren befindet sich an den verschiedensten Stellen und auf verschiedenen Entwicklungsstufen slawisches Volkstum.

Die slawischen Hauptgruppen in Mitteleuropa sind folgende:

I. Nordgruppe:

1. Die Polen im neuen Königreich, in Galizien und in den östlichen preußischen Provinzen wohnen vom Nordrande der Karpathen an im Gebiete der Weichsel und fast bis an die Oder heran und erstrecken ihren nördlichsten Ausläufer bis Danzig . . etwa 17,3 Mill.
2. die Tschechen sitzen in Böhmen und Mähren, an Moldau, Elbe und March und reichen in ihren weitesten Erstreckungen vom Böhmerwald bis nahe an Oberberg . . etwa 6,4 „
3. die Slowaken, die den Tschechen nahe verwandt sind, leben im Norden Ungarns von der March bis an die Karpathen etwa 2,0 „
4. die Ruthenen (Ukrainer) kommen für uns nur soweit in Betracht, als sie innerhalb des

österreichischen Staatsgebietes wohnen. Sie sitzen auf beiden Seiten der Karpathen und füllen (von Polen untermischt) Ostgalizien etwa 4,3 Mille

Diese vier Völkerschaften grenzen aneinander und lagern um Schlesien herum. Ihre Angrenzer sind überall im Westen Deutsche, im Norden Deutsche und Litauer, im Osten Russen, im Süden Rumänen und Magyaren.

II. Südgruppe:

5. die Serbokroaten beginnen an der Drau und erstrecken sich südwestlich bis nach Istrien und Dalmatien. Sie bilden den Hauptteil der bosnischen Bevölkerung und setzen sich jenseits der österreichischen und ungarischen Staatsgrenzen im bisherigen Königreich Serbien fort. Zu ihnen gehören die Slawonier, Kroaten, Bosniaken, Montenegriner und Serben. Innerhalb der Staatsgrenzen etwa 5,5 "
6. die Slowenen, westliche Nachbarn der Serbokroaten, leben in Südsteiermark, Kärnten, Krain und im Küstenlande Görz und Gradiska etwa 1,3 "

Diese Südgruppe wird umgeben von Italienern, Deutschen, Magyaren, Rumänen, Bulgaren und Albanern. Auch sie ist geographisch ein zusammenhängendes Gebiet.

Summa 36,6 Mill.

Was ergibt sich nun politisch aus dieser Uebersicht?

a) Die Südgruppe verhält sich zum bisherigen Königreich Serbien ähnlich wie die Nordgruppe zum bisherigen Königtum Warschau. Während aber die endgültige Regelung der Verhältnisse der Nordgruppe eine deutsch-österreichisch-ungarisch-russische Angelegenheit ist, so sollte Rußland eigentlich in die Verhältnisse der Südgruppe nichts mehr hineinzureden haben, denn seine serbischen Ansprüche beruhen nicht auf geographischen Voraussetzungen. Die Südgruppe ist in der Hauptsache eine österreichisch-ungarisch-bulgarische Angelegenheit.

b) Beide Gruppen haben einen Hauptsitz in der österreichisch-ungarischen Monarchie, wachsen aber über die bisherigen Verfassungsformen hinaus. Ein Hauptteil der künftigen österreichischen Neuorientierung ist die richtige und befriedigende Einordnung der zwei slawischen Gruppen.

c) Wenn wir von den zwei Gruppen reden, so dürfen wir nie vergessen, daß jede Gruppe in Unterteile zerfällt, deren Selbständigkeitsstreben sehr groß ist. Man kann Polen und Ruthenen nicht ohne Schaden als Einheit behandeln, noch weniger Polen und Tschechen. Man kann auch Serbokroaten und Slowenen nicht als eine zusammengehörige Masse ansehen wollen. Vielmehr liegt die Zerspalttheit im Charakter und in der Geschichte des Westslawentums. Damit ist ein Zustand gegeben, der für sie selbst wie für ihre Anwohner peinlich ist, an dem aber niemand etwas ändern kann.

d) Da sich die Westslawen über alle Staaten Mitteleuropas erstrecken, muß ihre Zukunft als ein mitteleuropäisches Gesamtproblem erfaßt werden. Auch in den reindeutschen Gebieten muß die bequeme Gleichgültigkeit gegenüber dieser Frage aufgegeben werden. Das

erfordert etwas Mühe und Fleiß; aber wenn wir uns nicht um die Westslawen kümmern, so tun es in Zukunft die Russen desto mehr.

e) Es gibt keine Generalformel, um einen sicheren westslawischen Zufriedenheitszustand zu erreichen, und die Möglichkeit, daß vergebliche Mühe zu ihrer Befriedigung verwendet wird, bleibt immer vorhanden. Das aber darf die mitteleuropäischen Staaten nicht abhalten, ihrerseits die Träger des Fortschrittes und der nationalen Selbständigkeit dieser Völker zu sein, weil ihre Menge viel zu groß ist, um als widerstrebender Staatsteil gesund verarbeitet zu werden. Mehr als ein Viertel der Bevölkerung Mitteleuropas ist westslawisch. Durch die Herstellung des neuen Polenstaates ist diese Tatsache in den Willen Deutschlands aufgenommen. Die Folgen davon werden gezogen werden müssen. So arbeitet der Krieg.

* * *

Deutsches Reich.

Gesamtbevölkerung (1. Dez. 1910): 64 926 000.

Deutsche	in Mill.	%	Westslawen	in Mill.	%
Reichsdeutsche	90,035	92,5	Polen	3,554	5,4
Ausländische	0,300	0,4	Masuren	0,204	0,2
			Russen	0,109	0,18
			Litauer	0,094	0,19
			Wenden	0,065	0,16
Zuf.	60,335	92,9	Zuf.	4,026	6,13

Österreich-Ungarn.

1. Österreich. Gesamtbevölkerung (1910): 27 951 000.

Deutsche	in Mill.	%	Westslawen	in Mill.	%
Deutsche	9,950	35,6	Tschechen u. Mähren	6,430	23,0
(i. Gal. Buf. 0,140)			Slowaken	0,010	
			in Galizien		
			Polen	4,970	17,8
			Ruthenen	3,520	12,6
			Slowenen	1,250	4,5
			Serbokroaten	0,781	2,8
Zuf.	9,950	35,6	Zuf.	16,961	60,7

2. Ungarn. Gesamtbevölkerung (1910): 20 930 000.

Deutsche	in Mill.	%	Westslawen	in Mill.	%
Deutsche	2,030	9,8	Slowaken	2,010	9,4
			Kroaten	1,830	8,8
			Serben	1,110	5,3
			Ruthenen	0,470	2,3
Zuf.	2,030	9,8	Zuf.	5,420	25,8

3. Bosnien und Herzegowina.

Gesamtbevölkerung (1910): 1 898 044.

Deutsche	in Mill.	%	Westslawen	in Mill.	%
Deutsche mit Militär	ca. 0,010	—	Serbokroaten	1,764	—

Polen.

Gesamtbevölkerung (1. Januar 1911): 12 467 000.

Deutsche	in Mill.	%	Westslawen	in Mill.	%
Deutsche	0,616	4,42	Polen	8,909	73,80
			Litauer	0,337	3,84
			Ruthenen	0,427	3,57
Zuf.	0,616	4,42	Zuf.	9,663	81,21

Mitteleuropa.

(Deutsches Reich, Österreich, Ungarn, Polen).

	in Mill.	%
Gesamtbevölkerung	126,274	
Deutsche	72,941	57,9
Westslawen	36,680	29,0
Magyaren	10,1	8,0
Rumänen	3,2	2,5

Otto Koch / Zwei Gesetze gegen Vertruftung in Sachsen

Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, gehört zu den Männern, die leider bei uns allzuwenig bekannt sind. Es lohnt sich, um ihn auf dem Gebiete der inneren Politik kennen zu lernen, die vor seiner ersten Wahl gehaltenen Reden zu lesen, die unter dem Titel „Die neue Freiheit“ auch deutsch erschienen sind. In ihnen sehen wir ihn, dem schon die Erfahrungen seiner Stellung als Oberhaupt des Staates New Jersey zur Seite standen, als Gegner der Trusts, die zu bekämpfen er nicht müde wird. Verweist er doch selbst darauf, wie er in New Jersey Gerechtigkeit für Volksklassen erreicht habe, die vormals nicht gerecht behandelt worden wären, indem er Trustgesellschaften, die die Desfentlichkeit z. B. mit Elektrizität versorgten, Bedingungen im Sinne des öffentlichen Wohles auferlegte.

Daß die Trustgefahr auch bei uns erhöhte Aufmerksamkeit der öffentlichen Gewalten verdient und findet, zeigt ein bemerkenswerter Vorgang im Königreich Sachsen. Hier sind eben zwei Gesetze in der Ottobertagung des Landtags verabschiedet worden, die der Trustgefahr auf zwei wichtigen Gebieten begegnen und darum über Sachsens Grenzen hinaus Aufmerksamkeit beanspruchen.

Das erste ist das Elektrizitätsgesetz. Das ganze Land, industrielle und landwirtschaftliche Gegend, ist mit Stromnetzen überzogen, die aus sehr verschiedenen Werten gespeist werden. So ist die Versorgung des Landes mit Elektrizität äußerst zersplittert. In sie teilen sich hauptsächlich Gemeindewerke, Gemeindeverbandswerke, private Ueberlandzentralen, auch gemischtwirtschaftliche Unternehmungen. Die Ausbreitung der privaten Elektrizitätswerke, die in der Hand weniger großer Gesellschaften sind und schon fast ein Viertel des gesamten Verbrauchs lieferten, wurde der Anlaß für die Gemeinden und Gemeindeverbände, sich zusammenzuschließen und den Staat um Hilfe gegen die von den Gesellschaften drohende Gefahr anzugehen.

Die Regierung entschloß sich daraufhin, die Großversorgung des Landes mit Elektrizität selbst in die Hand zu nehmen, zunächst gegen den Wunsch der Gemeinden, die nur die Mithilfe des Staates erbeten hatten. Die bereits Ende 1915 angekündigte Vorlage ist im Laufe des vergangenen Sommers beraten und nun vor kurzem verabschiedet worden.

Der Staat, der bisher selbst nur vier kleinere Werke zum Eigenbedarf besaß, aber dadurch, daß er die Elektrifizierung gewisser Staatsbahnstrecken in Aussicht nahm, größeres Interesse an der Frage gewann, nimmt nun nicht etwa das Alleinverkaufsrecht in Anspruch, was ja der Gewerbefreiheit widersprechen würde, aber er wird tatsächlich nach dem Gesetze allmählich der Alleingroßverkäufer werden. Denn er wird nach dem Gesetze nicht nur ermächtigt, ein der Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft gehöriges großes Werk samt Leitungsnetz vertragsgemäß für 15 Millionen Mark zu erwerben, sondern auch in ähnlicher Weise mit Aufkäufen fortzufahren. Die Möglichkeit dazu bietet das Recht des Staates, die Benützung öffentlichen Gebietes, z. B. der Straßen und Forsten, zu verlagern oder, soweit sie gewährt ist, zu widerrufen. Für den umfassenden Plan stehen dem Staate eigene Kohlenfelder zur Verfügung, für deren Ankauf bereits über 50 Millionen Mark aufgewendet worden sind. Schon sind verheißungsvolle Erweiterungen der staatlichen Elektrizitätsversorgung vorgesehen, denen andere nach erneuter Bewilligung durch den Landtag folgen werden.

Wohlgemerkt, es handelt sich bei der Elektrizitätsversorgung durch den Staat um die Großherzeugung und Fortleitung des Stromes in Hoch- und Mittelspannungsleitungen. Der Kleinverkauf verbleibt den Gemeinden, und überdies werden die Gemeinden, Gemeindeverbände und selbständigen Ortsbezirke in ihren bestehenden Unternehmungen gegenüber dem Staate geschützt.

Endlich ist zu beachten, daß das staatliche Unternehmen gemeinnützig sein soll, d. h. billigen Strom liefern und somit keine besondere Einnahmequelle des Staates bilden soll.

Im inneren Zusammenhange mit dem Elektrizitätsgesetz steht das zweite, das Kohlenperrgesetz. Wie bemerkt, hatte der Staat im Nordwesten und Osten Sachsens seit einigen Jahren Kohlenfelder aufgekauft, um durch künftige Erschließung bestimmend in den Preis der Kohle eingreifen zu können, der für die ausgedehnte Industrie Sachsens so ausschlaggebend ist. An sich gehört in Sachsen die Kohle dem Grundeigentümer, der die Abbaurechte auch veräußern kann, während ein Bergregal nur für Salz und Radium besteht und nur für metallische Mineralien dem Staate das Recht zusteht, Schürz- und Abbaurecht an jedermann zu verleihen. Schon bei einer Anfrage der Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei im Landtage 1913/14 wegen der Auswüchse der Trustbildungen hatte der Minister des Innern betont, daß er die Gefahr einer Trustbildung im Bereiche der böhmisch-deutschen Braunkohlenindustrie wohl im Auge habe. Die Gefahr machte sich neuerdings durch Ankauf von Kohlenabbaurechten bemerkbar, gerade wo der Staat im Begriffe stand, zur Erzeugung der Elektrizität an die Aufschließung seiner Kohlenfelder heranzutreten und weitere Kohlenfelder zu erwerben. Da Gefahr im Verzuge war, andererseits ein ausgearbeiteter Entwurf für anderweitige Regelung der Aufsuchung und Gewinnung von Kohle bei der Schwierigkeit der Sache nicht sofort vorgelegt werden konnte, entschloß man sich, ein vorläufiges Verbot der Veräußerung von Kohlenbergbaurechten und einiger hiermit zusammenhängender Handlungen zu erlassen. Dieses Gesetz erhielt rückwirkende Kraft vom 18. Oktober 1916 an und bleibt bis zum 31. Oktober 1917 in Kraft. Es steht nun zu erwarten, daß bis dahin ein gewisses Kohlenbergregal eingeführt wird, das auf die gewordenen Verhältnisse die nötige Rücksicht nimmt.

Der in den beiden Gesetzen zutage tretende wirtschaftliche Vorgang spricht für sich selbst. Die Befürchtungen, die sich an die Alleinverkaufsbestrebungen privater Gesellschaften knüpften, sind damit zwar noch nicht völlig beseitigt, aber doch wesentlich gemildert. Erfreulich war, daß beide Gesetze in der zweiten Kammer einstimmig Annahme fanden. Mit dem Elektrizitätsgesetz war das auch in der ersten Kammer der Fall, während hier das Kohlenperrgesetz den Widerspruch einer kleinen Minderheit von 10 Stimmen erfuhr.

Hermann Röttsche / Die deutsche Landwirtschaft im Kriege

Deutschland hat vor dem Kriege im Jahresdurchschnitt für 1500 Mill. M. landwirtschaftliche Produkte eingeführt. Wie hat man die mangelnde Einfuhr ersetzt? Natürlich ist von einem vollen Ersatz keine Rede. Aber es ist doch recht vielerlei geschehen, um über die Not hinwegzukommen und die landwirtschaftliche Erzeugung zu stärken. Und Deutschland hat sich bisher, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und mit nur geringer ausländischer Hilfe, durchgeholfen.

Dabei ist in der ersten Kriegszeit wenig geschehen. Denn erstens glaubte man, der Krieg dauere nicht lange. Sodann hatten seit langer Zeit die deutschen Agrarier den Standpunkt verfolgt, auch wenn Deutschland völlig vom Auslande abgeschnitten würde, würden sie uns getrost mit allem Nötigen versorgen. Die Lage der Landwirtschaft wurde ferner dadurch erschwert, daß es ihr auch an Hilfsstoffen für ihre Produktion gebrach.

Was am meisten fehlte, waren Chlorsalpeter und Kraftfuttermittel. Der chemische Dünger war um so nötiger, als der tierische zurückging infolge eingeschränkter Viehzucht. Glücklicherweise hatte man soeben in Norwegen angefangen, mit deutscher Hilfe Stickstoff aus der Luft zu erzeugen. Aber nur 50 000—70 000 Tonnen hatte man im Jahre 1913 gewonnen. Da galt es, die Erzeugung nach Deutschland zu verpflanzen, obwohl man hier keine so billige Wasserkraft hatte. Man brauchte ja Salpeter namentlich auch für Pulver und Sprengstoffe. Im vorigen Jahre erzielte man bereits 900 000 Tonnen Luftstickstoff, seit Frühjahr arbeiten fünf Fabriken daran, heute sind's wohl noch mehr. Allerdings konnte erst für die

jetzige Herbstdüngung unsere Landwirtschaft in größerem Maße Luftstickstoff verwendet werden.

Auch Kraftfuttermittel hat man ersetzt, so schwer das auch geworden ist. Lupinen, die bisher ein sehr mähtiges Kraftfutter waren, wegen ihres bitteren Geschmacks, werden durch ein besonderes Verfahren entbittert. Kastanien, die man sonst meist unbeachtet liegen ließ, werden gesammelt. Das Gleiche geschieht mit Bucheckern und Eicheln.

Auch diese Baumfrüchte kamen sonst meist um. Vielfach hat man Schulkinder zum Sammeln benutzt, und die Preise waren so, daß das Sammeln sich lohnte.

Andererseits hat man die Wälder für das Vieh geöffnet. Die deutschen Waldbesitzer, den Fiskus eingeschlossen, waren sonst sehr zugetuipelt hinsichtlich ihrer Wälder. Selbst das Beeren sammeln gestatteten sie häufig nur gegen besondere Gebühren. Jetzt wurde einfach verordnet, daß sie fremdes Vieh zur Weide zulassen mußten. Sogar Unterkunftshütten für das Vieh mußten die Waldbesitzer herstellen. Die deutschen Bauern haben sich zwar nur langsam daran gewöhnt, die Waldweide wieder einzuführen. Nur wo der Wald ganz bequem lag und viel Weide bot. Aber bei den Kriegsviehpreisen hat sich die Sache gelohnt.

Eine weitere Vermehrung von Kraftfutter haben die Hefefabriken geliefert. Zurzeit erzeugen 10 große Anstalten Futterhefe sowie Nährhefe für Menschen. Und zwar hauptsächlich aus Bierhefe. Hier können, wenn die Sache richtig ausgebaut ist, 100 000 Doppelzentner gewonnen werden. Auch die Zuckermelasse und die Säurerückstände bei den Kartoffelstärkefabriken verwendet man dazu. Das gibt nochmals 1 Million Doppelzentner. Sogar aus Harnzucker kann man Futterhefe erzeugen. Man braucht dazu nur an die größeren Viehställe einen Nebenraum anzulegen und hier eine Kraft zum Antrieb von Wasser- und Luftpumpen aus einer Ueberlandzentrale herzuführen. Ob das zurzeit schon mehrfach geschieht, kann man nicht genau übersehen. Jedenfalls wird das Verfahren bestens empfohlen.

Etwas, was leider wenig gelungen ist, ist die Herstellung von Laubheu. Die Regierung hat keinen sanften Zwang ausgeübt, und die Bauern konnten sich freiwillig nur schlecht zu einer Sache entschließen, die ihnen als eine Art Baumsprell vorkam. Namentlich scheute sich auch jeder anzufangen, um nicht ausgepörrt zu erscheinen. Nur das Heer hat hier und da Laubheu gesammelt. Dagegen hat man das Strohfutter verbessert durch Herstellung von Strohmehl, wovon heuer etwa 100 000 Tonnen erzeugt werden sollen. Das Strohmehl ist leichter verdaulich als Stroh, sogar achtmal wertvoller. Und die harten Stengel und die Blüten des Heidekrauts werden zu recht brauchbarem Heidekrautmehl gemahlen. Demnächst kommen noch Weintrester und Seetang zur Verarbeitung.

Große Fortschritte macht das Dörren. In Deutschland bestehen jetzt 900 Kartoffeltrocknungsfabriken, wovon ein großer Teil während des Krieges gebaut worden ist. Auf diese Weise wird der Verlust verhütet, den die Winter- und Frühjahrsfäule hervorbringt. Rübenblätter beginnt man zu trocknen — eine sehr zukunftsreiche Sache. Deutschland baut gegen 500 000 Hektar Zuckerrüben, wovon sicher 100 Millionen Doppelzentner Blätter gewonnen werden. Getrocknet würde das Gewicht auf etwa ein Viertel zurückgehen. Der Doppelzentner getrocknete Rübenblätter hatte im Frieden einen Futterwert von 7,25 M., also nicht viel weniger als Roggenkleie, jetzt natürlich viel mehr. Wir könnten daher aus den Rübenblättern Futterwerte für etwa 190 Millionen Mark Wert herstellen. Bisher wurden die Rübenblätter nur wenig geachtet. Sie blieben zum Teil auf dem Felde, oder es wurde sehr damit gemischt, wenn man sie dem Vieh hinwarf. Ebenso lernt man Heu künstlich trocknen. Bisher hat das Heu in nassen Jahren, wie z. B. heuer, durch langes Liegen außerordentlich gelitten. Gemüse- und Obstbäume sind vermehrt worden, und zwar sowohl kleinere für den Einzelhaushalt wie mittlere für Genossenschaften und große für Gemeinden. Namentlich die „Allertröcker“ scheinen sich sehr bewähren zu wollen. Für Gemüse und Obst hat übrigens heuer die Dürre bereits einen Nachteil gehabt, da dadurch die Preise frischen Obstes und Ge-

müses sehr in die Höhe getrieben worden sind. Wir brauchen eben mehr Obst- und Gemüsebau.

Aber auch die Gemüse- und Obstgewinnung macht Fortschritte. Die hohen Preise haben sehr zu vermehrtem Anbau angereizt. Der Zwischenhandel wird eingeschränkt und der Weg vom Produzenten zum Konsumenten durch genossenschaftliche Organisation verkürzt, was sehr wichtig ist. Die Kleingärten vor den Toren der Stadt, wo die Städter nach Feierabend noch nützliche Arbeit verrichten, sind schon im ersten Kriegsjahr um weit über 100 000 vermehrt worden. Die Bahnverwaltungen haben die Eisenbahndämme bepflanzt. In Sachsen allein wurden damit mehrere tausend Hektar Kulturboden gewonnen. Die Urbarmachung von Oedland und Mooren erhielt neue Anregung. Mindestens 300 000 Hektar werden dadurch schon bis jetzt tragfähig gemacht namentlich mit Hilfe der Gefangenen — ein gewaltiger Fortschritt.

Da es in Deutschland während des Krieges sehr an Ölen fehlt, werden mehr Ölpflanzen angebaut, außer Raps namentlich Rohn- und Sonnenblumen. Lindenamen läßt man von Schulkindern sammeln. Im vorigen Jahre erzielte man damit schon 300 000 Kilogramm. Mais zu entölen, das man in Oesterreich-Ungarn angeschlossen. Die Rückstände davon geben den vorzüglichen Maisfuchsen. Andererseits wird als Öl- und Fetterfah für Margarine neuerdings Fischtran verwandt, der sich gut bewährt. Bäume werden entharzt. Im letzten Frühjahr über 100 000 Hektar Forst.

Die Rohstoffe für die Textilindustrie werden mehr gepflegt als sonst. Der Flachsbau, der in den letzten Jahrzehnten sehr darniederlag, erhält einen neuen Aufschwung. Die Zubereitung wird modernisiert. Allein im letzten Frühjahr wurden 50 Flachsröstanstalten gebaut. Der Hanfbau, der sich namentlich in Moorböden sehr bewährt, wird ausgedehnt. Zum Anlauf von Flach und Hanf bildeten sich besondere Gesellschaften mit festen lohnenden Preisen für 5 Jahre.

In der Bewertung der Brennessel hat sich Oesterreich große Verdienste erworben. Es hat im vorigen Jahre gegen 1,3 Millionen Kilogramm trockne Brennesseln meist durch Militär sammeln lassen. Heuer hat man in Oesterreich sehr viele Eisenbahndämme mit Nesseln bepflanzt, aber auch Großgrundbesitzer haben Nesseln rationell angebaut. Die Nessel ist sehr anspruchslos. Man hofft in Oesterreich heuer bereits gegen 10 Millionen Kilogramm zu erzielen. Um die Verarbeitung hat sich der Wiener Professor Richter große Verdienste im Verein mit verschiedenen Textilfabrikanten erworben. Die Verarbeitung auf den bisherigen Textilmaschinen hat keine großen Schwierigkeiten gemacht. Jenseits ist man mit dem erzielten Nesselfeststoff sehr zufrieden. Hoffentlich stellt sich kein Rückschlag ein. Denn Versuche in früheren Zeiten innerhalb Deutschlands sind ohne dauernden Erfolg geblieben. Es scheint aber, daß die heutige Technik frühere Widerstände überwindet. Auch die Nesselfällfälle sind verwertbar. Sie geben Stoff zu Feinpapier und zu Viehfutter. Ja die Knidabfälle nimmt man zu Kaffeefah. Nesselflässe benutzt man zur Erzeugung des grünen Pflanzenfarbstoffes zur Färbung von Litoren, Zuckerwaren usw.

Heuer sind auch in Deutschland die Landräte beauftragt worden, auf das Einsammeln der Brennesseln bedacht zu sein. Eine Kriegsgesellschaft zur Sammlung und Verwertung der Brennessel ist gebildet worden. Allerdings 10 Millionen Kilogramm Brennesseln reichen wahrscheinlich noch nicht so weit wie 200 Waggons Baumwolle, und das sind noch lange nicht 1 v. H. dessen, was Deutschland im Frieden gebraucht hat. Doch später kann man ja Brennesseln massenhaft ordentlich anbauen.

Vielleicht bietet auch der künftige deutsche Seidenbau gute Aussichten. Die Fütterung der Seidenraupen mit Schwarzwurzeln ist in diesem Frühjahr unter Leitung des Berliner Professors Dammer in größerem Maßstabe in Angriff genommen worden. Trotz des ungünstigen Wetters scheint man günstige Ergebnisse zu erzielen. Die Sache muß erst noch eine längere Bewährungszeit durchmachen. Aber sehr wohl kann sich eine deutsche Seidenraupenkultur entwickeln.

Man könnte man indes gegen die Uebernahme neuer Kulturen und die Ausdehnung älterer allgemein einwenden, die deutsche

Ackertrume ist viel zu klein, um unseren Bedarf zu decken, auch wenn noch so intensiv gewirtschaftet wird. Aber auch da kommt man uns zur Hilfe. Und zwar durch künstliche Beregnung. Das Landwirtschaftsinstitut in Bromberg glaubt, daß mit der allgemeinen Einführung der künstlichen Beregnung allmählich vorgegangen werden kann. Es erwartet davon eine Verdoppelung der Erträge. Der Kubikmeter versprühten Wassers soll nur 7 Pf. kosten und einen Mehrertrag bis zu 49 Pf. erzielen. Wenn das nur annähernd zutrifft, so würde die kühnste Hoffnung der deutschen Landwirtschaft vielleicht doch noch in Erfüllung gehen: sie könnte die Ernährung unseres Volkes allmählich von der Einfuhr völlig unabhängig machen.

Noch eins wollen wir zum Schluß erwähnen: die Rüchenabfälle in den Großstädten hat man auch bisher schon vereinzelt verwertet. Jetzt aber wird in allen deutschen Städten von mehr als 40 000 Einwohnern ein Zwang dazu ausgeübt. Und da eine Verwertung im frischen Zustande sich nicht besonders bewährt hat, weil die Abfuhr und Verteilung zu schwierig war, so werden die Abfälle zu einem jahrelang haltbaren Milchkraftfutter, Melkogen genannt, verarbeitet. Man rechnet, daß 100 Einwohner das tägliche Futter für 8 Liter Milch liefern und die 17 Millionen in den Städten von mehr als 40 000 Einwohnern jährlich für 25 Millionen Mark Futter zusammenbringen. Jetzt im Kriege erhalten die Städte auf Wunsch ihren Anteil für ihr Vieh zurück.

Wir könnten noch manche Fortschritte in der deutschen Landwirtschaft, wie die Hebung der Kleintierzucht u. a., erwähnen. Doch das Gesagte dürfte genügen. Es zeigt, daß die deutsche Landwirtschaft trotz stark geschwächter Arbeitskräfte sich als sehr leistungsfähig erwiesen hat. Ja sie wird, selbst wenn mancherlei als bloßer Kriegserfolg wieder über Bord geworfen wird, wie die Herstellung deutschen Tees, die Auspressung der Obstkerne zu Del usw., aus dem Kriege entschieden gestärkt und geträgt hervorgehen. Sie wird sogar infolge ihrer technischen Vervollkommenung der Industrie in Massen neue Beschäftigung zuführen.

Die Zwangslage der völligen Absperrung hat also auch ihr Gutes für Deutschland gehabt. Sie hat kräftige Anregungen gegeben, genau wie dies zur Zeit der Kontinental Sperre vor reichlich 100 Jahren der Fall war. Damals wurde die Zuckerrübe treibhausmäßig entwickelt, und der Eichorienbau kam auf. Heute machen wir sicher nicht geringere Fortschritte.

Richard Samann / Zur neuesten deutschen Kunst

Schluß: Die Kunst im Kriege.

Ein vaterländisches Lied, wie die Nacht am Rhein, hat uns nie so hinreißend, so wuchtig geklungen wie in den Tagen der Mobilmachung, denn das, was darin gesagt war, wurde uns plötzlich lebendiger Inhalt, um den sich alle Gedanken und Gefühle scharten. Nun wurde uns klar, warum die Melodie, in der es gesungen wurde, so einfach, so gesetzmäßig, so wuchtig sich steigend sein mußte, wie hätte es sonst aus hunderttausend Rehlen gemeinsam gesungen werden können. Unsere Dichter, die sonst nach dem kompliziertesten Ausdruck, der interessantesten Form gesucht haben, dichteten wieder von einer göttlichen Einfachheit der Sprache und Klarheit der Rhythmik und des Gedankens und reißen uns fort, weil der Inhalt von Schlacht und Tod uns plötzlich mit lebendiger Kraft vor der Seele steht.

Wird diese monumentale Gesinnung zunächst den neuesten Versuchen einer monumentalen Bildkunst recht geben und den Boden eines allgemeinen Verständnisses für Kubismus und Expressionismus bereiten? Ich glaube es nicht, daß die, die jetzt zum Lenker der Schlachten zu beten gelernt haben, noch an einem Mirakel im Zirkus Gefallen finden werden, daß die, die ihrem General in die Schlacht gefolgt sind, ohne Widerstreben ansehen mögen, wie Held

Blücher als Puppe in einen Sack gesteckt wird und die Freiheitskriege als Puppenspiel an unserem Auge vorbeiziehen, und ich glaube auch nicht, daß diejenigen, die unsere Soldaten in der feldgrauen Uniform zur Stadt hinausgeleitet haben, noch sich ganz mit der gesuchten Monumentalität marionettenhafter Gebärden auf Hoblers „Ausbruch Jenaer Studenten zum Kriege“ zu identifizieren vermögen. Wir werden das „neue Bild“ mit seiner Abstraktheit und Verzerrtheit, seiner Brutalität und Inhaltlosigkeit als eine geschichtliche Notwendigkeit ansehen. Derselbe Wille zur Monumentalität, den wir in unseren Industriebauten konstatieren, ist darin wirksam, und alle, die über die neue Kunst schreiben, heben diese Tendenz zum Religiösen und Allgemeinen hervor. Aber es ist doch die Kunst der Schwächlinge und Aestheten, der Romantiker, die abseits oder gegen unsere Zeit stehen und in der bloßen Form sich an dem Willen zur Vereinheitlichung und Veranschaulichung des Lebens unserer Zeit beteiligen.

Wird aber vielleicht durch den Krieg Malerei und Plastik einen neuen Inhalt gewinnen und zu einer echteren Monumentalität, einer Kunst des Denkmals emporsteigen? Eine Antwort darauf müßte die gegenwärtige Kriegskunst geben, die in anspruchsloserer oder anspruchsvollerer Form allerorts jetzt dargeboten wird und in periodischen Zeitschriften schon bald nach Kriegsbeginn wöchentlich sich begeisterte. Denn was hier von der Schwungkraft der großen Ereignisse getrieben an Höhe der Befinnung sich offenbart, das müßte doch für die Zukunft bestimmend werden. Vielleicht gibt auch die Geschichte eine Antwort. Wie war es denn nach 1870 mit der Kunst der Denkmäler und ihrer monumentalen Haltung? Entscheidend freilich wird immer die Bestimmung darüber sein, wie denn die großen Inhalte, die von dem großen Geschehen der Zeit der Kunst dargeboten werden, sich zu den Formen einer personifizierenden monumentalen Kunst verhalten.

Auf diese Gesichtspunkte hin angesehen kann es kaum etwas Unbefriedigenderes geben, als was unter den Titeln „Krieg und Kunst“, „Kriegszeit“, „Wachfeuer“ von der Forderung des Tages und dem Geist der Stunde eingegeben schien. Eine dieser Zeitschriften hat denn auch nach einem Jahr, stöhnend unter der Last, kriegsgemäß sein zu müssen, ihre zeitgemäße Verpflichtung gekündigt und bekannt: „Trotz der Schreden unserer Zeit blieb unsere Seele den alten Göttern treu. Mitten im Kriege will sie schauen, wie sie vor dem Kriege geschaut hat, sogar genießen, wie sie vor dem genossen hat.“ Am erträglichsten ist noch immer, was sich recht und schlecht als gezeichnete Berichterstattung gibt und uns an dem persönlichen Geschick der Kämpfer draußen teilnehmen läßt, aber natürlich dem gewaltigen Geschehen gegenüber nur kleine Episoden bietet. Wie die Feldpostbriefe knüpfen sie die gemüthliche Teilnahme zwischen den Heimgebliebenen und draußen im Felde Stehenden fester. Wenn aber tiefstes Leid und höchster Stolz in den deformierenden und die unerbittliche Realität des heutigen in blasse Phantasien verflüchtigenden Stil der Jüngsten umgesetzt ist und statt großer zeitloser Symbole nur Karikaturen und Blasphemien entstehen, dann muß man zugeben, sie wollen schauen wie sie vor dem Kriege geschaut haben. Aber warum vergreifen sie sich dann an solchen Sachen. Und fast noch schlimmer ist es, wenn nun die Größen von vor dem Kriege auch das Gefühl haben, sie müßten mit Krieg machen. Aber wird das Kriegskunst, wenn die löstlichen Reiter Liebermannscher Bewegungskunst und momentanen Sehens jetzt eine Länge in die Hand bekommen oder seine skizzierten

Männer eine Uniform anziehen. Gaus Kunst hatte von jeher etwas Monumentales; aber daß sie jetzt Wille macht und mit gallischen Hähnen, britischen Seelöwen und russischen Bären zeitgemäß wird, raubt ihr ein gut Teil jener Ewigkeitsbedeutung, die sie einst besaß. Das ist um nichts besser, als jene Professorenmanifeste, die kaum geschrieben, sich schon widerrufen müssen und den Drang der Männer hinter der Front verraten, mit dem Munde oder der Feder Krieg zu machen, der sich von dem im Schützengraben nur dadurch unterscheidet, daß keine Kugeln pfeifen. Als ob nicht jeder Schnitter und Sämann dadurch am besten dem Vaterlande diene, daß er nicht rechts und links sieht und nur seine Sache für drei versteht, arbeitet, wie er vor dem Kriege gearbeitet, aber das Genießen einstweilen den Neutralen überläßt. Die Gewißheit einer neuen großen Denkmalskunst und Heroenverherrlichung im Bilde gewinnen wir aus dieser Kriegskunst nicht.

Blicken wir aber zurück in die Zeit nach 1870, so gibt es kaum etwas Entmutigenderes, als alles, was als offizielle Denkmalskunst sich auf den Krieg selbst und seine großen Gestalten bezog. Die Kunst dieser Zeit dagegen, die von der Größe des politischen Entstehens kündet, ohne sich darum zu kümmern, ist die der Böcklin, Feuerbach, Leibl, Marees und Thoma. Diese vermied jede Anknüpfung an die Tagesereignisse und jede bestimmte Denkmalsmäßigkeit und benutzte die Formen großen Sehens nur, ihren rein bildlichen Inhalten die Eindringlichkeit zu geben, die sich auch in der Hingabe des Künstlers an seine Technik und seinen Gegenstand kundgab. Jede subjektivistische Willkür war hier vermieden. Im vaterländischen und religiösen Sinne war auch diese Kunst nicht monumental.

Und wird es heute anders werden? Prophezeien kann niemand. Und das Bedürfnis, den Gefallenen und den Helden dieses Krieges Denkmäler zu setzen, ist da. Es gehört mit zu den ergreifendsten Erfahrungen dieses Krieges, wie das Verehrungsbedürfnis des Volkes eine Gestalt wie die Hindenburgs schon mit mythen- und legendenhafter Phantasie umfaßt hat. Aber wenn vor überstürzten und geschmacklosen Denkmälern schon von sachverständiger und zuständiger Seite gewarnt wird, dann wurzelt das in dem modernen Gefühl, daß das Werk größer ist als die Person, und je größer die Aufgabe eines Menschen zu sein pflegt, um so bescheidener das Auftreten außerhalb seiner Sache. Wenn deshalb alle Vorschläge zur Ausgestaltung dieser Denkmäler auf einen matten Klassizismus hinauslaufen und statt des stärksten Ausdrucks der würdigste und zurückhaltendste gesucht wird, dann ist das doch nur die Gegenseite der Bescheidenheit dieser Großen selber, die auch zudringliche Verehrung nur als Störung in ihrem Werke empfinden mußten. Und das ist uns klar, die Größe der Leistung dieser Helden kann auch durch den künstlerischen Ausdruck nicht im Bilde einer menschlichen Person ausgedrückt werden, am wenigsten durch eine Gebärde wie die Feldherrnpose der älteren Kunst. Ja, sie greift überall über die einzelne Person hinaus. Denn was in diesen modernen Schlachten so groß und bewundernswert ist und auch hinter den genialen Führern steht und den Krieg gewinnt, ist weder die einheitliche Organisation aller geistigen und technischen Arbeit, sondern der ganze in Wissenschaft und Technik, Industrie und sozialer Verfassung objektivierte Geist der Gesamtheit eines Volkes. Wer die Größe einer solchen Schlacht begreifen will, muß sie denken können, darstellen läßt sie sich nicht. Der große einheitliche Wille eines Volkes, der in diesen Kämpfen wirkt, läßt sich durch keine Person symboli-

sieren, nicht einmal mit der Gemeinsamkeit der Rasse in Verbindung bringen, sondern er ist der lebendige Ausdruck einer einheitlichen Kultur, einer Kultur der Arbeit und der Zwecke und ihrer Organisation. Diese gilt es gerade zu verteidigen gegen persönliche Werte und Kultivierung des Ich, sowohl gegen russische Despotie mit der schrankenlosen Selbstsucht weniger hochgestellter Personen und der Herabwürdigung des Volkes in einen unwürdigen Zustand dumpfer Unwissenheit, wie gegen französische Demokratisierung der Eigenliebe, gegen Ruhmsucht und Ehrgeiz und die Revanchepolitik einer ganzen Nation und schließlich gegen die Scheinfreiheit des zur rücksichtslosen Unterdrückung jedes Konkurrenten bereiten englischen Geschäftsinnes.

Das, was Deutschland bis jetzt den Sieg verliehen hat und verlieren wird, dieses wunderbare Aneinandergreifen aller Kräfte, diese Einordnung jedes einzelnen in einen objektiven Zusammenhang der Arbeit, nicht des Genusses, der Pflicht, nicht der Willkür, der Ideen, nicht der Personen, dieses bedarf keiner Bilder und Denkmäler, um sich zu zeigen, höchstens der Stätten, um darin zu wirken. Es ist da, und schon hat es sich einen Körper geschaffen, um sich zu verteidigen gegen Feinde ringsherum. Muß es nicht auch den Geist finden, in dem sich dieser Kulturorganismus seiner Einheit und Größe bewußt wird. Wo ist der Philosoph, der nicht in Mystik versinkt und das Wesen der Welt im formlosen Lebensgefühl eines kleinen Ich verschwimmen läßt, sondern das ganze moderne Getriebe unserer objektiven Kultur in seinem Sinn erfährt, es den Traditionen des deutschen Idealismus gemäß als Selbstzweck und Einheit zu begreifen fähig ist und auch nicht ein Körnchen von seiner harten und kräftigen Realität verschüttet, wenn er uns das Wesen dieser ungeheuren Organisation und seiner Systematik enthüllt?

Was wir aber von monumentaler Gesinnung als ethische Wirkung dieses Krieges erhoffen, sind nicht die Monumente und Ruhmeszeichen in Ton, Schrift und Wort, sondern aus dem einheitlichen Willen und Mühen des Krieges geschöpftes Bewußtsein der gemeinsamen Ziele einheitlicher Arbeit, Bewußtsein für die soziale Frage, die nicht im humanitären Glücksdusel der einzelnen das Heil sucht, sondern in der Erhebung des einzelnen zu dem Bewußtsein der Mitarbeit an großen objektiven Institutionen menschlicher Arbeit, mögen sie Kunst, Wissenschaft oder Technik und Industrie lauten, und an ihrer sinnvolleren und einheitlicheren Ausgestaltung zur Totalität menschlicher Zwecke.

Kurt Arnold Findeisen / Von Kathedralen und Efeuwegen

Montcornet, ein Marktstädtchen inmitten heiterer Erlen- und Bappellandschaft. Zum erstenmal poltern meine ungefügen Stiefel, die mir wie Gießkannen an den Beinen hängen, über französisches Pflaster, über feindliche Erde. Seltsames Gefühl. Zuallererst wie immer bei mir: durstige Ergriffenheit der Augen.

Diese kleinen einstöckigen Häuser von Zwei-, höchstens Dreifensterbreite mit den roten Zwillingschornsteinen, dieses phlistyrgraue Rathauslein mit den zurzeit grell verpflanzten Lauben, wo einst die hundert seligen Farben von Blumen- und Gemüsemärkten blühten, diese massige zerbröckelnde Kirche mit dem fragwürdigen Dachreiter, die, obwohl sie durch Rohziegelanbauten entwürdigt ward, doch so sehnhaft friedfertig inmitten der braven Sieblung sitzt, die gackernden Hühner und buckelnden Kafen auf dem übergrassten Pflaster, die redseligen harmlosen Partikularisten

vor ihren Buchsbaumrabatten oder in dienstwilligem Verkehr mit gewichtigen preussischen Landsturmlenten, das alles mutet so bieder bürgerlich und versöhnlich an nach den Schreckensbildern von Audun-le-Roman und Longunon, daß erst wieder die bodenlose Zerzauftheit und Dede unseres Nachtquartiers im verlassenen Hause eines Advokaten am Marktplatz betroffen und nachdentlich stimmt. Zersplitterte Fenster, aus den Angeln gehobene Türen, Matrazen und Strohsäcke in traurigem Durcheinander auf der mäusefurchelnden Diele, zerschlagene Gardinen, Modergeruch in den Wandkühnen. An der kitschigen Tapete schief der Präsident Carnot und ein Diplom für Obstbau und Rosenzucht. Auf dem Kaminsims neben der entseelten Bronzeuhr eine Kindersparbüchse, eine Orange aus Ton. Leer, leer! Und in allen Rigen und Spinnenwinkeln die entseelten Pupillen der gescheuchten Herd-geisterchen. Ach, als ich tief im Frösteln der Nacht, mit dem Mantel zugehüllt, auf der Strohschicht lag, glitten da nicht die Penaten des Hauses händeringend an mir vorüber? —

Früh im ersten Strahlentaumel des jungen Tages, sehr hoch und fern ein feindlicher Flieger. — Pass — pass — pass — pass, wie Zigarettenwölkchen unter, neben, über ihm die plagenden Geschosse der Abwehrkanonen. Er entweicht. Wieder makellos die Strahlenweide, als wäre eben der letzte Stern zergangen. Ausbruch. Spannung. Latenzhungriges Vielleicht.

Auf zweigleisiger Bahnstrecke, wie überall in Frankreich links fahrend, sind wir nach Montcornet gekommen. Ein schlenkern-des, stoßendes Schmalspurzüglein führt uns weiter der Front zu. Noch kennen wir nur den Ort unserer nächsten Bestimmung: das Barackenlager von Eisonne, das zurzeit ein großes Kriegslazarett ist.

Aber unsere Einbildungskraft malt Bilder: Bettreihen, Kopftafeln, Fieberkurven, abgekehrte, helle Hände, stillabwesende Augen, Bandagen, Fieberthermometer, Schienen. Trotz der Regenluft, die durch scheibenhafte Fenster sprüht, trotz des warm-aufquellenden Brodems der Sommererde ist auf Atemzüge ein-dringlicher Esolgeruch da. Dahinter steckenlose Lichtheit breit-lagernder Mülle- und Mattestapel, das blasser Blitzen vernichteter Instrumente, mattesfenbeinerne Delfarbenwände, weißlackiertes Gestühl, peinliche Tische mit vernissenen Gliedern. Ach, und ein Atmen über dem Operationsgestell, das grausige Einmaleins beginnenden Aetherrausches, Johspuren, Messer in gummibehand-schulten Fingern, die große und die kleine Passion vor uns auf der Marterbank, Blut, Blut — —

Fahren wir nicht in ein entseglisches Geschäft hinaus? Wird es nicht zu Zeiten warm und rot über unsere Hände rinnen? Wird nicht die laute Abschiedsangst des Daseins täglich erschütternd an unsere Herzen schlagen und die stummverblissene, verhaltene Qual, die noch rührender redet? Wird es nicht sein, daß wir zu Zeiten zu Ministranten des Todes entwürdigt werden, dessen Anschläge und Entwürfe zu überlisten wir zusammengetreten sind um des Reiches willen? Nein, nein, als Handlanger des Lebens haben wir uns verbunden, Handlanger des Lebens wollen wir sein und sollen wir sein! Sei's schließlich um den Preis unseres Lebens!

Unergeßlich ist einem aus Kindertagen, durch einen Lattenzaun, über eine Pflanze weg gesehen, ein buntes Feuerwerk. Da klatzte man hingerissen in die Hände, wenn die Flammenräder rollten; da staunte man: aah! aah! mit offenem Munde, wenn die Raketen, hoch aufzischend, verpufften und verstrudelten; da jauchzte man aus arglosem Herzen bei Böllern und Kanonenschlägen und frohlockte, daß es doch eine herrliche Sache sei um ein bißchen Pulver mit einem günstigen Fünkeln daneben; da ahnte man noch nicht, daß einen einmal ein fernes Feuerwerk bitter wehtun und bange machen könnte bis zum Seelengrausen: heute nacht haben wir von einem Kalkhügel des Camp de Eisonne aus die Flammenzeichen der grossenden Front erlebt, die geisternden Tastsinger der Scheinwerfer, die Blizzbündel berstender Geschosse, die bohrenden Späheraugen der Leuchtflugeln, von denen die französischen lange lauernd standen unter hämischen Fallschirmen und die deutschen die fürchterlichen Larven des Dunkels aufflöbernd jäh auseinanderrißen —

O ihr Feuerpiele meiner Knabenzeit, wie bin ich euch jetzt noch

gewogen, trotzdem ich doch weiß, daß Deutschlands Zukunft nicht erpielt werden kann, sondern erworben. — O ihr Feuerpiele meiner Kinderzeit!

* * *

Was für ein Meisterstück selbstverständlicher deutscher Organisation ist doch solch ein Lazarettbetrieb!

Von den Verbandsstellen in den Gräben, von den Krankensammelfstellen, aus den Feldlazaretten bringen die Autos der Etappen-Sanitätskraftwagen-Abteilung, die am Nordende des Eisonner Lagers ihren Part hat, die Verletzten. Vor der Aufnahme-station verstummt das Knattern der Motoren. Die Fahrer in ihren zweckmäßigen Lederuniformen klettern vom Sitz und melden ihre Fracht. Sofort erfolgt die Verteilung.

Das Auto, das vielleicht noch vor Jahresfrist vergnügte Picarden in den heiteren Sonntag von Laon fuhr oder für Wertheim in Berlin Waren schleppte, entleert sich, wenn Leicht-verletzte, die zu gehen imstande sind, seine Gäste waren. Birgt es aber Schwertrante, rattert es vorsichtig und dienstwillig noch ein Stück weiter vor die Türen der chirurgischen oder der „inneren“ Abteilung oder hinter die Holzschranken der Seuchestation. Hier heben Pfleger die Wahren heraus (und es ist rührend, zu sehen, mit welcher mütterlicher Behutsamkeit sie das meist tun) und tragen sie ins Haus. Die Stationsführer verteilen die Kranken auf Zimmer und Säle. Es entrollt sich die Folge von Begebenheiten, die fast alle bewußte Lazarettankunft mit einem Schimmer von Glück übergoldet: Der Soldat, der monatelang wie ein Tier unter Tieren gehaust, spürt, vielleicht zum ersten Male im ganzen Feldzug, die wonnige Lauheit reinen Badewassers, er streckt und dehnt sich wieder, fast glaubt er selbst noch nicht dran, in einem richtigen Bett, auf einem weichen, sauberen, unsagbar lichten, linden Lager, das lauter Heimat ist; er hört Stimmen, denen sein Leben, das bis zur Stunde, ins allgemeine Müßigen verkettet, an Gefahr und Tod unerbittlich ausgeliefert war, bemerkenswert und sehr wichtig ist; er spürt das schwesterlich-mütterliche Lächeln deutscher Frauen wie Sonne über seinem Sein; er ist geborgen.

Jawohl, er ist geborgen: sein Name, Rang, Beruf, Wohn-, Woher, Warum steht im dicken Krankenbuch; sein kriegerisch Hab und Gut ruht wohlgeordnet auf der Kammer; seine Taschenuhr tickert neben ihm auf dem Nachttischchen; der Pendelschlag seines Herzens wird ängstlich nachgezählt, die Wärme seines Körpers ähnlich einem Bildchen von Hügel, Berg und Tal auf ein schulmeisterlich liniertes Blättchen gemalt, das ihm zu Häupten hängt; um feinetwillen qualmen die Rüchen schon vor Tagwerden, eifern die Motoren des Wasser- und des Elektrizitätswerkes und der Eis-maschine, faucht die Turbine der Dampfwäscherei, plagen sich wickelnd und stopfend neben Bergen von Linnen, Socken, Uniformen zwei Duzend Französinen, die freilich lieber in der Zuderfabrik von Saint-Erme Rüben pugen würden; um feinetwillen arbeiten in Tischlerei und Schlosserwerkstatt die Handwerker, Kriegsbeschädigte, Pfleger, Zivilgefangene, treten abends sechs Uhr zur Dienstaussgabe die Sanitätsoldaten und die sächsischen und badischen Züge der freiwilligen Krankenpflege an; um feinetwillen reibt der Apotheker aus Baseline, Zintogyd und Weizenstärke eine wundervolle, kühle Salbe zusammen, häufen die Schreiber in den Geschäftszimmern und Rassen Papier auf Papier, listen auf listen, reihen die Inspektoren und Magazin-verwalter Zahlen um Zahlen aneinander, streiten sich die Doktoren in langen Konferenzen um Operationsmöglichkeiten und Wundbehandlungen; um feinetwillen schimmert im Zimmer des Chefarztes bis spät in die Nacht ein unermüdliches Licht: Er ist geborgen.

August 1915.

Nichts Ekelhafteres als hier die Fliegen! Was ist der gemütl-iche deutsche Brummer, der einem unaufdringlich, wie aus Ver-sehen in den Kaffee purzelt, gegen dieses in allen Größen und Schattierungen wimmelnde Geziefer, das die Luft mit einem Tone füllt, von oben bis unten die Wände tüpfelt, jede Brot-schnitte wie mit Rosinen deckt, auf der schreibenden Hand, der sprechenden Lippe sitzt und sich paart, dieses Geschmeiß, das sich nicht scheuen und nicht tilgen läßt, das im ersten Morgenschimmer

Schon quälend auf die schlaftrunkenen Augen tritt, zwischen Gesundheit und Siechtum heimtückische Botengänge taumelt und erst mit dem Verlöschen des Lichts von Speisen und Wunden fällt! Wer es doch austretchen könnte! —

Zum erstenmal nach den mancherlei Seelenstürzen meiner Ausfahrt und ungewohnten Wirksamkeit halte ich wieder ein Buch in der Hand! Kugelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, die ein zur Front Zurückgekehrter dagelassen hat. Meine Finger zitterten vor Freude, über mein Inneres ging einen Pulsschlag lang eine Glückswelle ohnegleichen, als ich zu blättern begann. O Leben in Büchern! O Parallel! O allmächtiger Trost, daß es trotz alledem Eilanbe gibt, die wahrhaftig über Krieg und Frieden sind! — Ich will mir auch meinen „Faust“ schiden lassen und etwas von Chamisso; dessen Vaterschloß hat irgendwo unter diesem Himmelsstrich gestanden, allerdings nicht in dem Boncourt eine Stunde nordöstlich von Sissonne; das habe ich schon herausgeforcht. — Willst du mir nicht ein gutes Wort in den Abend geben, braver Samuel Keller, ehrwürdiger Pfarrer von Lausa?

„Ihr seid über das Maß gewachsen, länders-, völkers-, wälderskundige Leute! Da stehe ich noch an meiner Schwelle und wundere mich über die Fliege an der Wand, daß sie rudweise geht und kein summt; und haben jede Gattung ander Geäder in den Flügeln, darüber sich ihr gläsernes Pergament spannt. — Holla! ihr Fliegen an der Wand, irret mich nicht!“ — — —

Gute Nacht, weißer Meister aus der ach, so fernen Ludwig-Richter-Zeit!

Einen Riesenstrauch, gemoben aus der frühlichen Tricolore Frankreichs, Kornblumen, Schafgarbe und roten Rohn, dazu noch Rainfarn, Sternastern und Heidekraut, habe ich meinen Kranken zwischen die Betten gestellt. Ich werde nie vergessen, wie da aus ihren stillen Augen kleine Sonnen wurden.

„Dunnertli! Blümleins! De gefft oot bi us to Hus!“ sagt der helle Junge aus dem Teufelsmoor und zieht den Mund breit.

„Meine Herrn!“ lacht der sächsische Gefreite von den 102ern, die am 25. und 26. Januar das Craonner Wäldchen gestürmt haben, „meine Herrn, das Zeug stand vor unsern Gräben. Aber so is mir's lieber!“

„Meine Herrn!“ Das ist so eine ausgiebige Lebensart aus dem farbenreichen Beglitz der Unterstände. Es paßt hier gummiartig in allen Lebenslagen, bei anhaltendem Regen, im Trommelfeuer, beim Griffeklappen in der Ruhestellung, beim Ausbleiben der Post. Es muß mit einem schwächenden, händelnden Nachdruck auf: „Meine!“ gesprochen werden, etwa wie: „Moi-ne Herrn!“

„Da machte meine alte Dame immer Tee draus“, nicht nach der Schafgarbe hin der schmale Kriegsfreiwillige, den wir vor zehn Tagen fast aufgegeben hatten. „Meine alte Dame!“ lächelt er in sich hinein.

Und das Schönste kommt noch. Wie ich nach ein paar Minuten wieder ins Zimmer trete, pfeift eben der schattenbärtige Landwehrmann aus Dessau, der eine kleine Galerie von Bildern seiner Frau und seiner Kinder mit Heftpflaster über sich an die Wand gepappt hat, ein altes sentimentales Lied aus meiner Kinderzeit. Und die anderen flöten's nach mit gefühloß gepiphten Lippen:

„Unser Kaiser liebt die Blumen,
Denn er hat ein zart' Gemüt.
Und vor allem liebt er eine,
Die in keinem Garten blüht.“

Das himmelblaue Kornblumenlied meiner Kinderzeit, durch die der alte Kaiser noch gegangen. Ich pfeif es auch mit. Wir pfeifen's dreis, viermal.

Und jetzt, da ich das schreibe, bin ich versucht, es abermals vor mich hinzusummen. Ich werde dir's dereinst lehren, mein Sohn. Und ich werde meinen Freunden in den nächsten Tagen frische Blumen bringen!

Ein hanebüchener Platzregen schlägt draußen ins Laub. Ueberhaupt ist das Wetter recht apriltast. Doch sind die lauchenden Sonnenuntergänge, die trotzdem sehr oft hohe Begebenheit

werden und die Ebene, die dann wie in die Knie gesunken liegt, mit allverjöhnender purpurner Brunst umfängen, nicht zu teuer damit erlaucht.

Heute freilich mußten wir ohne diesen Segen ins Dunkel gehen. Ich habe Nachtwache. Während meine Pflöge der Genesung entgegenschlummern und draußen ein einziges Rauschen, Rieseln, Tropfen, Plätschern, Spritzen ist, schau ich gemeinsam mit einer schüchternen Leuchte in die schmale Schmuckausgabe des Johannisevangeliums, die sie mir geschickt hat. Sie hat das Büchlein in einer heißen Wallung ihres frommen Herzens zur Post gebracht, das fühle ich, und etwas von dem Wissen um die höchsten Erden Dinge dazugemeint, das allen Müttern gegeben ist, allen Frauen, die unter Zuckungen ihrer großen Stunde harren. Es liegt ein Zeichen beim sechzehnten Kapitel, wo es heißt:

„Ein Weib, wenn sie gebiert, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist.“

Unser höchstes Gut ist heute mehr denn je unser Volk und sein Sieg. So ist Deutschland das Weib, das in den Wehen liegt. Wenn die Wehen vorüber sind, wird es aller Schmerzen spotten; denn der Heiland des Sieges ist dann zur Welt gebracht; der neue bessere Friede. So ist Deutschland das Weib, und so ist mein Weib Deutschland. Und um beide ist meine Seele getroffen. — Damit für mich auch mein Gewissen getroffen werde, stehen auf dem Buchzeichen, mit Bleistift geschrieben, noch ein paar Zeilen Verse. Aus Freiligraths Gedicht an seinen Sohn Wolfgang, der 1870 (wie auch Nietzsche) ebenfalls als freiwilliger Krankenpfleger im Felde war:

„Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer: —
Lern du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!“ —

Ich werde diese Nacht nicht müde werden. Und auch meine künftigen Tage nicht! O du liebe wissende Seele in der Ferne, Dank dir!

Am Rande des Waldes von Samouffy, zwei knappe Stunden nordwestlich von Sissonne, träumt entthront, wehmütiger Wipfel einsamkeit preisgegeben, das Schloß Marchais, eine der Residenzen des Fürsten von Monaco. Dort bin ich heute stille Wege gegangen, allein mit Esu und Lagusfrieden, Nellenatem, Rasengrün und der smaragdnen Vertikartheit seerosenüberwuchelter Parteeiche. Dunkle Gräben, belährte Bäume halten Wacht um den alten Sitz der Herzöge von Guise. Wo die Auffahrt den Graben breit überbrückt, steht haushoch ein edelgeschmiedetes, dreiteiliges Gittertor, das mehr auf Abwehr bedacht scheint als auf freundlichen Willkomm. Hinter Rasenflächen und Rabatten bietet sich dann mit breiter Front in großer architektonischer Gebärde vielzinnig das Schloß, in dessen hochragenden Giebeln, geschnürten Türmen und Fenstern, die der Esu umgarnt, die Renaissance ihren durchdachtesten Prunk entfaltet. Nur zu Jagzeiten weilte der beneidenswerte Besitzer hier. Er hat uns auch den Krieg erklärt, der Charlatan. Wir gehen trotzdem sein behutsam um mit seinem Eigentum; das Betreten ist nur auf besondere Erlaubnis hin gestattet. Zwischen den köstlichen Gobelins, dem Renaissancegestühl, den Wappen und hochmütigen Ahnenbildern sind jetzt franke Offiziere einquartiert und die Kommandierenden der Fliegerstation vom Rand des Moores von Marchais.

Durch die unangestastete Verjunkenheit des Parks bin ich dann, an verschwiegene Futterplätzen und Gärtnerhütten vorbei, nach Biesse weitergewandert, voyageur und pèlerin zugleich: Der berühmten schwarzen Madonna von Biesse, zu der aus ganz Nordfrankreich die Jungverheirateten in gläubigen Wünschen wallen, galt im Herzensgrunde meine Sonntagsfahrt, der merkwürdigen Quelle der jungen Eheleute der Pitarbie, aus der mit einem Eimer

am Strid wunderwirkendes Wasser geschöpft wurde, damit man bald und glücklich Kinder kriegen mochte.

Notre Dame de Liesse, an einer langen Straße ein lebhafter Marktleden mit altväterischen Häusern, deren emporgetriebene Giebel und übergebaute Stadwerke vertrackte Schatten aufs Pflaster werfen, mit einem sauberen Rathhäuslein und bilderbunten Verkaufsstellen von Wallfahrts- und Mirakeldingen, die einen städtischen Eindruck machen.

Die Kirche aus dem 15. Jahrhundert in gotisch gedrungener Gestalt mit einem kurzhaßigen Spitzthurm ist außen schände verbaut und innen fammelgierig überladen. Da flammen groß Glasmalereien, da legt sich ein anspruchsvoller Letztner aus dem 16. Säkulum quer ins Schiff, da gruppieren sich die bemalten Statuen im Stil des Sanct Sulpizius zu ganzen Wälkern. Glaubenseifer, Herzenstorheit, Wundersehnsucht, Dankesüberschwang, Inbrunst und einfältige Schläue haben hier Schach auf Schach gehäuft. Denn Notre Dame de Liesse ist eine allmächtige Fürsprecherin:

Den Peter Fourcy, der 1139 unschuldig zum Galgentod verurteilt worden war, errettete sie auf geheimnisvolle Weise. Enguerrand dem Zweiten, dem großen Herrn von Coucy, führte sie auf sein und des verschwägerten Königs anhaltendes Bitten die beiden durch einen Gauner geraubten Söhne wieder zu. Karl dem Sechsten verhalf sie 1414 zum glänzenden Siege über den Herzog von Burgund. Die Stadt Dieppe wurde durch ihre Huld 1630 von der Pest befreit, wofür ihr die dankbaren Bürger ein silbernes Schiff darbrachten. Einem Pariser Kaufmann heilte sie 1666 den gichtbrüchigen vierzehnjährigen Sohn, den er selbst auf seinen Schultern vor ihren Altar geschleppt hatte. Ludwig dem Fünfte und seiner Königin Maria Leszinska segnete sie einlichtsvoll die Ehe mit einem einzigen, aber würdigen Erben. Ueber einen Feldweibel hielt sie am 8. September 1855 bei der Einnahme des Malakoffturmes sichtbar die schützende Hand; er malte ihr dafür ein Bild, das noch heute in der Sakristei hängt, dicht neben der Taschenuhr von Solferino, unter deren Staubdeckel ein Soldat in der Schlacht ein Stückchen ihrer Mantelfeide trug: eine Kugel traf diesen Deckel und prallte ab, ohne daß der vorsichtige Träger auch nur ein Jucken spürte. Dazu ist noch ein Splitter vom wahren Kreuze Christi da und ein Zweig der Dornenkrone, der heilige Schuh und ein Feschen vom Mantel Sanct Josephs.

Kein Wunder, daß sich darum im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche geschäftliche Personen zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen der gnadenvollen Kirche nahen: Ludwig XI., Karl VII., Karl IX., Franz I. und Claudia von Frankreich, Maria von Medici, Ludwig XIII. und Anna von Oesterreich, Ludwig XIV., Pius IX., Karl III. von Monaco mit seinem Schutzpatron und Verwandten, dem heiligen Karl Borromäus, und viele andere. Das alles ist aus den strahlenden Bildereien der bunten Fenster zu ersehen.

Das Schönste aber ist die beneidete dunkle Jungfrau mit dem dunklen Rinde selber, hoch oben, fern und klein im Hochaltar, angetan mit dem schräg nach links und rechts fallenden Balenciennes-schleier, gekrönt mit den unerseßlichen Diademen, edelmütigen Geschenken der Stadt Sanct Quentin, die niemals abgenommen werden dürfen; über einem Trumphbogen thront sie und einer Säulendreie aus Jaspis, die Maria von Medici anläßlich der Geburt Ludwigs XIII. dereinst gestiftet hat. Ueber geknickten Knien, stammelmenden Lippen, zerknirschten Herzen, über tausend raschelnenden Rosenkränzen thront sie und hunderttausend anstürmenden Gebeten. Und so süß und rührend wie ihr dunkellächelndes Antlitz ist ihre Legende:

Es ist zur Kreuzzugszeit. Drei Ritter aus der Familie derer von Eppes in der Piskardie haben sich aufgemacht, um ihrer Seelen Seligkeit und ihrer Schwertehre willen das Grab des Gekreuzigten zu befreien. Unterwegs ereilt sie ein böses Gesdch. Der Sultan von Aegypten nimmt sie gefangen. Erst will er sie einen Kopf kürzer machen, dann besinnt er sich und überläßt sie in Fesseln seiner klugen und sehr gelehrten Tochter Ismerie, die eine begeisterte Dienerin Allahs ist. Sie soll sie belehren. Sie begibt sich auch in den Kerker, wo die Franken in Ketten an einem schwarzen Pfahle liegen, und lobredet von ihrem Gott, seinem

Propheten und seinen Paradiesen. Die furchtlos braven Ritter, auch nicht faul, fangen nun ihrerseits an, die maßelose Königin ihres Glaubenshimmels, die Schmerzensreiche mit den sieben Schwertern im Herzen, die Jungfrau mit dem Knäblein Sündenlos in allen Farben und Tönen zu preisen und wissen von ihrer Wunderkraft des Rühmens kein Ende. Da horcht die Sultans-tochter erstaunt und nachdenklich auf. Sie sollten ihr doch ein Bild ihrer Patronin zeigen. Sie hätten keins. So sollten sie eins malen. Sie wüßten nicht womit, auch könnten sie nicht weiter als fünf Schritte gehen. So sollten sie eins in den schwarzen Pfahl schnitzen; hier wäre ein Messerlein. Drauf ging sie. Die drei waderen Christenbrüder sitzen betroffen und traurig da und wissen, unfundig aller Holzschnitzkunst, nicht, was tun. Sie grübeln und sorgen sich müde, und ein Stoßgebet an die Fürsprecherin auf den Lippen, schlafen sie am Ende ein. Ueber ihre schlummernden Stirnen weg aber schreitet die Angerufene im Licht des Mondes und im Schattenspiel der Kerkergitterstäbe und der Palmen vorm Fenster und dichtet mit erlauchter Hand ihr Bildnis in das alte Holz, ihr Bildnis und ihres Bübleins Konterfei. Wie die drei Ritter am Morgen aus dumpfen Träumen erwachen, erblicken sie staunend das Schnitzwerk, und jeder hält den anderen für den kunstvollen Bildner. Als sie jedoch unter gegenseitigen Beteuerungen erkennen, daß keiner von ihnen den Finger gerührt, begreifen sie das Wunder, loben, singen und preisen und sind seelenfroh und gnadenvoll. Ismerie kommt, schaut, vernimmt und beugt überwinden die Knie. Als Christin will sie den dreien ins Land der Kreuzeskirchen folgen! Sie besticht die Wächter, löst die Ketten. Geblähte Segel sind bereit. Glaubensheiter schiffen sie sich ein, ungefährdet. Das Bild im Marterholz nehmen sie mit an Bord. Beflügelt von günstigen Winden, landen sie an Frankreichs Küste, immer in Loben und Danken herzlich gefüllt. Beseelt kommen sie in der piskardischen Heimat an. Ismerie nimmt den Schleier und stellt das schwarze Bildwerk hinter Kapellenfenstern auf. Stunden-, tageweit herbeiströmen bald die Gläubigen und segnen, beschenken, bekränzen die dunkle Madonna um dieses und bald auch um anderer Wunder willen: Notre Dame de Liesse, prie pour nous! Ave Maria!...

Ich habe der Wunderwirkenden, obwohl mein Herz nicht katholisch pocht, auch meine Sache vorgebracht, habe ferner ein kleines feines Silbermedaillon mit ihrem Bild und ihrer Legende für meine Leure in der deutschen Ferne käuflich erstanden und bin schließlich dem bewußten Brunnquell wünschsvoll genakt. — Nun leb' ich fröhlicher Zuversicht, daß meine sonntägliche Pilgerfahrt in fremde Kirchenwelt und Gläubigkeit nicht ohne Gnadenwirkung verlaufen. — Begrüßt seist du, schwarze Madonna von Liesse!

In Laon! Die Kriegslazarettabteilung, die wir abzulösen hatten, ist nach Galizien kommandiert worden. Noch kann ich gar nicht so recht daran glauben, daß es uns vergönnt sein soll, an dieser alten Kulturstätte zu hausen. Manchmal, wenn ich in der Sissonner Steppe stand und die Türme der Kathedrale wie dämonische Pappelschattenriffe fern und selbstgewiß im Abend ragten, dachte ich: Dort, wo die Hülle erhabener Schicksale, wo die Weltgeschichte in gotischen Sarkophagen ruht, dort müßte man einmal forschend und nachsinnend wandeln dürfen. Nun schaut das steinerne Wunder in die Fenster meines Quartiers. Eine Kette farbiger Eindrücke zwischen Ausbruch und Zukunft: Uebereifriges, nicht sehr durchdachtes Wälzen und Schnüren des Tornisters. Aufstellung in Marschkolonnen bei prasselndem Gewitterregen. Muß ich denn, muß ich denn — Durcheinanderstolpern von kloßigen Stiefeln, die sich durchaus nicht militärisch beeinflussen lassen wollen. Wieder einmal das Bahnhöfchen von Sissonne. Sturm auf die offenen Packwagen. Sonne bricht durch. Wandende Abfahrt. Triefende Zweige, die in bestürzte Gesichter schlagen. Wuchernde Eichen-, Lärchen-, Pappelbestände in feuchtem Glanz gebadet. Zwei mit blühenden Steinchen liebevoll abgesteckte Soldatengräber an der Böschung. Krähschwärme. Buschige Höhen: O Heimat! Die von Fliegerbomben zerstörte Zuderfabrik von Saint-Erne;

trostloses aberwitziges Durcheinander von Eisen- und Ziegelecken. Umsteigen in einen Personenzug der breitspurigen Straße Reims—Paris. Kriegerisch lärmvoller Betrieb zwischen den Bahnhofsanlagen. Die waldigen Hügel gleich dahinter letzte Ausläufer der zahllosen Höhenflächen, in die die Regenkraft der Jahrtausende das tertiäre Kalkplateau des Seinebeckens zernagt hat. Eine Stunde von Saint-Orme am äußersten Hügelvorsprung über dem Tal von Saint-Thomas die berühmte Römerschanze, die wassenumflurte keltische Fliehburg aus Cäsars „De bello gallico“. —

Weiterfahrt. Schießstände tief im Grünen. Sonnenlast. Weite Fluren mit Mohn wie mit Blut getränkt. Arbeitende Feldgrau auf den Aedern. Montaigu mit fasernden Schornsteinen beschaulich zwischen Gärten und Viehgattern wie ein deutsches Dorf zuhause. Ein steiler Waldrücken. Coucy-les-Eppes, woher die drei Ritter stammten, die die schöne Ismerie und die schwarze Madonna mit heimbrachten. Aufgeregte Cumulusspiele am Kornblumenhimmel. Eine strenge Pappeltaramane stößt schräg auf uns zu, die schnurgerade zielbewusste Reimer Heerstraße. Artischockenbeete. Kalksteinhäuschen mit Zinnengiebeln. Königlich aus der Tiefe emporgetrieben, thronend im Flachen aufgeschängt, ein Riff mit Bäumen, Mauern, Dächern und vier gebieterischen, adlig geredeten Turmstirnen, wie schwebend, im schwingenden Licht befestigt. Alle Augen sind in die Höhe gerichtet. In allen Pupillen ragen vier Türme. Die Pforte, die ins Mutterland der Gottheit führt, tut sich uns auf. Wir stammeln und staunen.

Das Schönste an unserem Quartier in Laon ist der Blick aus den Fenstern, die nach der Heimat zu offen sind.

Zu unseren Füßen ein umbuschter Reitplatz. An der mit Sonne und Mond wunderbar schachernden Mauer, die ihn umschränkt, Schwarz auf Weiß mannshohe Scheibenbilder: Gendarmen zu Fuß, zu Pferde, steigende Roffe. Dahinter der schmiedeeiserne Kronenbogen eines eisenumstrickten Gartentors unter einer wolfigen Märie, einem Gedicht aus Smaragd und Chrysoliras, wie mir noch keins ergrünte. Dahinter Giebelgedecke, Blumenfenster, graublau Läden, ein Koniferenwipfel, die drolligen Bruderschaften der französischen Zwillingsschornsteine, die gegen Abend oft wie flammende Altäre stehen. Dahinter das einzigartige Spiel der Perspektive um tagenumkletterte Firne, Schieferdächer, Türmchen, Wetterfahnen, das ein spitzwägbares Philisterlächeln und lauter Friede ist. Ueber alledem die selbstgewisse Siegesfischerheit der Kathedrale. Alle ihre fünf Türme sind zu sehen, fast in einer Reihe, kaum daß sie sich nach Süden zu ein wenig überschneiden und hinter der Märie verstecken: der nur in eisernem Gerippe angegedeutete zugespitzte niedere Mittelturm und die vier langgeschlängten, lustigen Eck- und Seitenherolde, die wie ihre erlauchten Verwandten in Reims, Paris, Aiens ohne Knauf und Spitze ragen, breitstirnige Gewappene, denen die Feldherrn wider Brauch und Abrede die Helme vorenthalten, aber dennoch kampferprobte Streiter Unserer lieben Frau.

Sie sind des Morgens meine erste Sicht, diese fünf Türme; sie sind des Abends meine letzte Schau. Sie trohen grauviolett in den Farben der verwachsenen Tinte alter Briefe, wenn Regenvögel wimmeln. Sie hüllen sich in milchig schweifende Schwaden wie in tragische Mäntel, wenn der frühe Tag in den Aergernissen des Herbstwunders von kühlprühender Feuchte trieft. Sie prahlen wie fanatische Antiquitätenhändler mit grünspanigem Zierat und Mahwerk, von den Legendenochsen unter den Dohlenestern bis herab zur zerpfücktesten Kreuzblume, wenn der Nachmittag von nichts als Sonne weiß. Sie schatten wie Grabssäulen sagegewordener Vergangenheit, wenn der kleine Himmelswagen unweit dem großen mitternächtlichen Frachten fährt. Sie werden zu Kanzelrednern und Musikanten, zu gottseligen Poeten und Troubadours der ewigen Minne, wenn ihre Glocken mit Dur und Moll ein weltmüdes Spiel spielen. Sie sind so sehr Hauptsache und Ereignis im Rahmen unserer Fenster, daß alles übrige das Häusergewirr, die wechselvolle Walfahrt der Wolken, die opalisierende Ferne, ohnmächtig zu ihnen in Beziehung tritt. Sie werden später, das fühle ich heute schon, noch oft gebieterisch vor meinen Pupillen stehen, die eigenwilligen, ein wenig herrschfüchtigen Türme von Notre Dame de Laon.

Gottfried Traub / Soldatentod

Sollt' ich unter freiem Himmel
schlafen in der Feldschlacht ein,
soll bei meinem Grabe blühen
Blumen süß Bezah nicht mein.
Fr. Müller. 1770.

Soldatentod gleicht nicht dem gewohnten Tod. Er bleibt etwas Besonderes. Das sagen wir uns jetzt nicht vor, um uns eben zu trösten in diesen Kriegsnöten; noch weniger aus Hang zur dichterischen Begeisterung. Nein, der Tod im Feld selbst ist gewaltiger, als der sonstige Ablauf der Lebensuhr. Soldatentod ist Gemeinschaftssache. Zu Hause stirbt jeder mehr oder weniger allein. Im Feld hat die Truppe von vornherein dem Tod gemeinsame Fehde angekündigt. Mit ihm will sie sich schlagen. Das Einzelgeschick geht auf in dem Erlebnis der Kompagnie. Man geht mit dem Tod schlafen und wacht wieder mit ihm auf. Er umgibt die Kameradschaft Stunde für Stunde. Man weiß um ihn und hat ihn so zum Teil schon überwunden. Die Dichtung hat darum recht, wenn sie den Soldatentod besingt, denn sie wollte ja keine Reime machen; die Tatsache selbst zwang zur vertieften quellenden Begeisterung. Darin liegt auch für uns eine Kraft. Die größte Ehre, die wir den Toten schuldig sind, ist die, daß wir fragen, wie es ihnen erging, nicht wie es uns ergeht. Das vergift sich leicht. Unser Schmerz steht in zweiter Linie. Zuerst frage: Wie hat er diesen letzten Schritt getan? Ist es ihm leichter geworden als sonst, oder schwerer? Magst du dich noch so hürmen, des Toten eigen Schicksal verlangt sein Recht, je mehr du ihn lieb gehabt hast. Der Tod in der tapferen Bruderschaft bleibt eine leichtere, weil höhere Sache, als das Weggehen und Sichlosreißen allein zu Hause von allen Banden. Soldatentod!

Trotzdem blutet unser Volksleib. Herzkrank wurde er in diesen zwei Jahren. Wieviel wurde uns zugemutet zu hören, zu sehen, zu empfinden! Man kann es kaum verstehen. Wäre das Leben nicht so mächtig und sein Saft nicht so zäh, wir hätten es nicht ausgehalten. Kein jämmerlicher Ton komme über unsere Lippen, keine klägliche Weinerlei ins Auge. Das Weinen einer Witwe im Kämmerlein stören wir nicht. Aber in des Tages Helle soll unserer Toten Ehrung einzig die treueste Hingabe an unser Lebenswerk und der Arbeit Pflicht sein. Die Toten schenken uns, sie nahmen nicht nur. Sie sind wirksame Kraft, die uns umgibt und hält. Es ist nicht einfach so hingefagt, wenn wir es aussprechen, daß sie um uns sind. Wahrheit ist's, und volle Wirklichkeit. Wir verstehen sie heute besser; sie sind uns näher. Ein Stück des Eigenen nahmen sie mit, aber sie leben wieder ganz anders mit uns und teilen Sorge und Freude des Tages. Heldenklage erklingt. Ihre Melodie tönt anders, als kleiner, kriechender Schmerz. Sie hebt in die Höhe die Toten und uns mit ihnen. Sie sind unser Heiligtum; und im heiligen Raum fließt Schauer und Jubel zusammen durch die Seele. Am Totenfest geht ein Raunen zwischen Himmel und Erde. Gräber tun sich auf; die darin schlafen, kommen zu dir und küssen dich und deine Kinder. Mit ihnen kommt Kraft und Glaube. Wer heute meint, daß wir nicht mehr siegen könnten, den besucht kein Krieger aus dem fernen Land. Schämen müßten wir uns vor ihrem fahlen Gesicht. Mit unseren Toten kommt die Verpflichtung zum Sieg. Denke dran und bleibe tapfer!

Soziale Bewegung

Ein Zentralverband des Deutschen Großhandels. Ein Zeichen für die gewaltigen Fortschritte des Organisations- und Konzentrationswesens in den großkapitalistischen Reihen ist das nunmehrige Auftreten des Konsolidierungsgebanten auch in den Kreisen des Handels, die im schärfsten Wettbewerb bisher ihr Lebensselement erblickten. Allerdings tritt die neue Organisation des deutschen Großhandels zunächst unter der freundlichen Flagge des Aufklärungsvereins auf; nur nebenher ist von Ausschlußbestrebungen gegenüber unbequemen, standeschädlichen Elementen die Rede. Wie die „Wirtschaftszeitung der Zentralmächte“ mitteilt, will der „Zentralverband des deutschen Großhandels“ sich schon jetzt für die Zeiten großer, kommender Umwälzungen rüsten. Nach dem Kriege werde der Großhandel für sachmännische Beratungen der Parlamente und Regierungen bei den zu erwartenden Neuorganisationen zu sorgen haben unter Ausschluß aller zweifelhaften Elemente, dann aber werde er seine Sonderinteressen dadurch zu wahren suchen, daß aus den Fachverbänden ausgewählte Vertreter dem Zentralverbande die für die Gesamtheit als solche notwendigen und förderlichen Anregungen bieten. Kleinhändler, Verbraucher und Konsumvereine werden aus dieser Organisation der Großen zu lernen haben.

Koalitionsbekämpfung im Kriege. Kürzlich hatten wir hier unter gleicher Überschrift eine Mitteilung über die Luftfahrzeug-Gesellschaft in Charlottenburg gebracht, die in der allgemein gehaltenen Fassung von der Firma als unzutreffend bestritten wird. Nach einer an uns gerichteten Zuschrift bekämpft die Luftfahrzeug-Gesellschaft Charlottenburg in keiner Weise das Koalitionsrecht ihrer Angestellten, und ihre Fragebogen, die zur Beantwortung an Bewerber gesandt werden, enthalten nachweisbar keine diesbezüglichen Fragen. „Der anzogogene Fall betrifft einen von uns wegen dringenden Personalmangels eingestellten Techniker, der wegen Unruhefistung unter den Angestellten häufig die Stellung wechseln mußte und die Veranlassung gab, daß bei einer bekannten Flugzeugfirma etwa 16 Angestellte entlassen werden mußten infolge entstandener Mißhelligkeiten mit der Direktion, die durch seine Agitation hervorgerufen worden waren. Daß in dieser ersten Kriegszeit derartige Betriebsstörungen unter allen Umständen vermieden werden müssen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Weil uns die Charaktereigenschaften des Betreffenden genügend bekannt waren, haben wir nach ernstlichem Vorhalt bei der Einstellung, gewissermaßen als Bürgschaft für sein ruhiges Verhalten, den erwähnten Vorbehalt in das Aufstellungsschreiben aufgenommen. Schon nach wenigen Wochen mußten wir den Herrn wegen fortgesetzter großer Unpünktlichkeit wieder entlassen. Dieser einzige Ausnahmefall kann unsererseits durch Namensnennung einwandfrei nachgewiesen werden.“ — Wir freuen uns, durch unsere Notiz der Luftfahrzeug-Gesellschaft Charlottenburg Gelegenheit zu einem derartig bestimmten öffentlichen Zeugnis für die Koalitionsfreiheit gegeben zu haben.

Lieferungsgemeinschaften im Handwerk. Der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages hat kürzlich in Jena beschlossen, einen ständigen Ausschuß für Lieferungsgemeinschaften des Handwerks am Sitze der Geschäftsstelle des Deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages in Hannover zu gründen. Diesem Ausschuß sollen angehören Vertreter des Deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages und der im Reich bestehenden selbständigen gewerblichen Genossenschaftsverbände. Der Ausschuß hat die Aufgabe, die Bildung von Lieferungsgemeinschaften der verschiedensten Rechtsformen dauernd zu überwachen und ungewollte Gründungen nach Umfang und Art der Gemeinschaften zu verhindern. Ferner soll der Ausschuß für ordnungsmäßige Prüfung und dauernde Beratung der Lieferungsgemeinschaften Sorge tragen. Soweit Lieferungsgemeinschaften in Frage kommen, soll dieser Zweck durch Anschluß der Genossenschaften an die im Reich bestehenden Genossenschaftsverbände und in Verbindung mit diesen durchgeführt werden. Die dauernde Überwachung soll erreicht werden durch die Anmeldung der Lieferungsgemeinschaften bei der Geschäftsstelle für Verbindungswesen des Deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages in Hannover. Lieferungsgemeinschaften, die sich den Bedingungen der Kommission nicht unterwerfen, sollen bei der Vergebung von Lieferungen durch die Hauptstelle für Verbindungswesen oder durch die einzelstaatlichen zentralen Vergebungsstellen der Handwerks- und Gewerbetagertage nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Sterblichkeit während des Krieges. In der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstages vom 20. Oktober machte der Staatssekretär Dr. Hefferich beachtenswerte Mitteilungen über die Sterblichkeitsziffern im letzten Jahre. Die Erhebungen, deren Ergebnisse mitgeteilt wurden, beziehen sich nur auf die Städte mit 15 000 und mehr Einwohnern, schließen aber die aus diesen Städten stammenden Militärpersonen, also auch die Kriegsverluste, mit ein. Nach den statistischen Feststellungen starben auf 1000 Einwohner im Jahre 1911: 16,3, im Jahre 1912: 14,6, im Jahre 1913: 14,0, im Jahre 1914: 16,1, im Jahre 1915: 19,7 und in den ersten sechs Monaten 1916 (auf das Jahr berechnet):

17,0 Personen. Es ergibt sich daraus somit, daß in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres die Gesamtzahl der Gestorbenen nur um 0,7 auf das Tausend größer war als im entsprechenden Zeitraum des Friedensjahres 1911. Allerdings war das Jahr 1911 mit seinem übermäßig heißen Sommer infolge der großen Säuflingssterblichkeit ein Jahr mit hoher Sterblichkeitsziffer. Der Unterschied zwischen dem letzten Friedensjahr (1913) und dem ersten vollen Kriegsjahr (1915) beträgt 5,7 auf das Tausend. Bei der Säuflingssterblichkeit war das Verhältnis der in dem ersten Lebensjahr Gestorbenen zu der Gesamtzahl der Gestorbenen im Jahre 1911: 29,7 v. H., im Jahre 1912: 24,6 v. H., im Jahre 1913: 24,8 v. H., im Jahre 1914: 22,7 v. H., im Jahre 1915: 13,4 v. H., im ersten Halbjahr 1916: 11,5 v. H. Diese Zahlen erscheinen günstiger, als sie in Wirklichkeit sind, weil die Zahl der Sterbefälle von Erwachsenen infolge des Krieges gestiegen ist. Immerhin aber zeigen sie, daß der Einfluß des Krieges auf die Säuflingssterblichkeit nicht so groß ist, wie in Anbetracht der Schwierigkeit der Ernährungsverhältnisse sowie der steigenden Erwerbsarbeit der Mütter eigentlich zu befürchten war. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich bei dieser Erscheinung der segensreiche Einfluß der Kriegswochenhilfe zeigt.

Ein langwieriger Gewerkschaftsprozeß. Die Organisationen der Bauarbeiter und der Steinarbeiter in Nürnberg verhängten im Oktober 1911 über ein Steinmehlgeschäft die Sperre. Da die Schiedsinstanzen nicht angerufen waren, wurde auf Beschwerde des Arbeitgeberverbandes und unter Berufung auf den Tarif die Sperre als unzulässig erklärt. Der in Betracht kommende Unternehmer war damit jedoch nicht zufrieden, er verklagte deshalb die beiden Organisationen sowie den Verlag der „Frankischen Tagespost“, die eine Sperrennotiz gebracht hatte, auf 6000 M. Schadenersatz und wöchentlich 50 M. Entschädigung sowie Zinsen und Kosten. Der Prozeß wurde nach vielen Weiltäufigkeiten erst am 26. Oktober 1916 entschieden, und zwar mit Abweisung der Klage und Ueberbürdung aller Kosten auf den Kläger.

Büchertisch

Nordschleswigische Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg, herausgegeben von Harald Nielsen. Eugen Diederichs, Jena 1916, XII v. 192 S.

Dies Buch ist nicht so sehr ein Kriegsbuch als ein politisches Buch. Wie das Volk in den Tagen der Mobilmachung beim Durchzug der nordschleswigischen Soldaten es ausdrückte: „Die Dänen kommen!“ so ist es; diese Soldaten sprechen und schreiben Dänisch, fühlen sich in ihrer nationalen Sonderart, aber erfüllen mit reiflicher Aufrichtigkeit des Entschlusses treu und brav als deutsche Staatsbürger, als „Mitbürger“, wie sie selbst sagen, ihre soldatische Pflicht. Und mehr als ihre Pflicht wie jeder gute Soldat unseres Volksheeres. Ein deutscher Offizier, der sie bei Kriegsausbruch sah, bemerkt mit Recht: „Mit solchen Soldaten möchte ich wohl auch ausziehen.“ Was treibt sie nur alle zu so innerster Teilnahme am deutschen Kriege? Hören wir sie selbst:

„Mutier schreibt, daß Herzog Ernst Günther Ris Rissen im Automobil mit heimgenommen habe, weil sich die Nordschleswiger im Kriege so tapfer angestrichen hätten. Ja, der Rudolf soll sie hofen, wenn sie es nicht anerkennen. G. schreibt, alle daheim seien unter die Fahnen geeilt. Einen besseren Beweis dafür, daß wir getreue Mitbürger sind, können sie doch nicht bekommen. Manchem mag es schwer gefallen sein, mithinauszuziehen. Aber die Pflicht und das Recht, auf unserem Boden zu wohnen, hat sie getrieben. Und hier soll keiner von uns sagen können, daß wir unsere Pflicht nicht bis aufs Tüpfelchen erfüllen und die Feuerprobe ebensogut bestanden haben wie jeder andere Soldat im Heer.“

So reden sie alle in ihren durch Sachlichkeit und Bescheidenheit menschlich so sympathischen Briefen, die Gebildeten und die einfachen Handwerksleute, die Gutsbesitzeröhne und die Stäbter. Sie tellten nicht unsere Begeisterung bei Kriegsausbruch, aber sie waren entschlossen, eine politische Tat zu tun, die der inneren staatsbürgerlichen Zugehörigkeit zum Reich. Darüber hinaus hat der Krieg ein Gefühl auch der nationalen Verwandtschaft geweckt, daß es germanische Zukunft ist, die gegen Russen und Westler verteidigt wird. Wir hoffen, daß diese ehrliche Den- und Handlungsweise der Nordschleswiger, wie sie sich in diesen Briefen ausspricht, allgemein ist, und allen, auch geäußerten Zweifel beseitigt; dann aber dürfen wir sie nach dem Kriege auch nicht enttäuschen. Der Verlag Diederichs erwarb sich mit der Veröffentlichung der Briefe ein Verdienst um den inneren Frieden des Deutschen Reiches.

Hermann v. Budde, Staatsminister und Minister der öffentlichen Arbeiten. Aufzeichnungen und Erinnerungsblätter, gemalt und niedergeschrieben von seinem treuesten Freund und Lebenskameraden. Mit 6 Bildern, 89 S. (Geb. 2 M., geb. 3,50 M. (Ertrag des Buches ist bestimmt für eine „Buddestiftung“, aus der invalide Eisenbahner unterstützt werden sollen.) Berlin, E. S.

Mittler, 1916. Der warmherzige Freund wird in dieser Lebensfäzge und Sammlung von Erinnerungen vielleicht etwas zu ausführlich auch in unwichtigen, nur ganz persönlich interessierenden Lebensstatistiken. Man sieht gern darüber hinweg, dankbar für das, was man über die Hauptarbeit des vorbildlichen Organisators und Forschers auf dem Gebiet des Eisenbahn-Mobilmachungswezens erfährt.

Deutsche Feld- und Heimatbücher. Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. Verlag B. G. Teubner, Berlin-Leipzig. Preis für jedes Heft 40 Pf. Bedeutende Ermäßigung bei Massenbestellungen. Sehr erfreuliches Bildungsunternehmen! Die einzelnen Hefchen schließen sich zu Bänden zusammen, deren Titel das ganze Leben umschreiben, wie es sich im Kriege verändert und seine besondere Gestalt annimmt: Naturwissenschaften im Kriege. Die Heimat im Kriege (daraus: Mobilmachung des Geldes von Prof. D. Arndt), Geist der Zeit usw. usw. Hervorragende Mitarbeiter sind gewonnen. Ich lese das Bändchen: Mathematik im Kriege von Dr. Riebeckell und finde es allgemeinverständlich selbst über höhere Schulbildung hinaus geschrieben. Ausbau und Fortgang der Sammlung ist zu wünschen. Schotte.

Westdeutsche Kriegshefte. Herausgegeben vom Verband katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands. Verlag der Westdeutschen Arbeiterzeitung G. m. b. H. München-Gladbach 1915. Preis je 30 Pf. Unsere Brüder katholischen Glaubens werden gern diese warmherzigen Gedanken, diese Berichte über werttätige Fürsorge der Westdeutschen Arbeiterzeitung und ihres Kreises lesen, und jeder Anderskonfessionelle wird dem in diesen Schriften sich kundgebenden Deutschtum und Menschentum innerlich zustimmen. Schotte.

Unterm roten Kreuz. Erlebnisse und Schilderungen von Emmy v. Rüdigh, Oberin in einem Kriegslazarett, mit einer Einleitung von Stabsarzt Dr. Hans Braun, Chefarzt eines Feldlazaretts, über Organisation, Ziele, Zweck und Arbeitsweise des roten Kreuzes. Jahr i. Baden. 1916. Bd. 14 der deutsch. Jugend- und Hausbücherei Heim und Herd. 109 S. Geb. 1 M. Aus dem Inhalt: Die Mobilmachung, Saarburg, durch erobertes Gebiet. Die deutschen Lazarette zu Lille. St. Amand. Vom Westen zum Osten.

Markwährung und Auslandswährungen im Kriege. Von W. Juki, Köln. (Essen, Nr. 19 der „Kriegshefte aus dem Industriebezirk“; 31 S.) Eine auch für den Laien verständliche Darstellung der verwinkelten Vorgänge. Die Frage, ob die Kursgestaltung der Markwährung im Ausland augenblicklich bei unserem Ausschluss aus der Weltwirtschaft von wesentlicher Bedeutung ist, ist nicht gestellt. Von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob ein großer Teil der Einfuhrerporte berechtigt oder nur aus einer bei der J. E. G. herrschenden Valutapsychose zu erklären ist. Da irgendwelches Material über den Umfang unseres Außenhandels nicht veröffentlicht ist und aus guten Gründen nicht veröffentlicht werden kann, fehlen die Unterlagen für ein Urteil. L. Herz.

Landfrage und Kriegswitwen. (Heft 4 der Schriften des Arbeitsausschusses der Kriegswitwen- und Waisenfürsorge.) Berlin, E. Heymann. 87 S. 120 M. Eine höchst lehrreiche Sammlung von Aufsätzen und Beobachtungen über dieses Problem; dessen Wichtigkeit gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Jeder, der sich für diese Frage interessiert, sollte das gebotene reichhaltige Material studieren. L. Herz.

Ungenügte Steuerquellen. Von Dr. Albert Hauff. (Heft 24 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft.) Dresden und Leipzig, Globus-Verlag. 28 S. 80 Pf. Der Verfasser warnt vor einer Kunststeuer (an die bisher niemand gedacht hat, lediglich ein Missverständnis über den Sinn eines Paragraphen des Kriegsgewinnsteuergesetzes hat zeitweise Beunruhigung hervorgerufen) und schlägt eine Wehrsteuer nach dem Kriege, eine Reklamiertensteuer während des Krieges und eine besondere Besteuerung der Gewinne aus Heereslieferungen vor. Dem Verfasser scheint es unbekannt geblieben zu sein, daß der Vermögenszuwachs nicht nur der Gesellschaften, sondern auch der Einzelpersonen einer Kriegsteuer unterworfen worden ist und daß es vergebliche Mühe geblieben ist, den Begriff des eigentlichen Kriegsgewinnes zu umgrenzen. Finanzpolitische Quasialbereien. L. Herz.

Das Detailisten-Kaufhaus. Von Dr. Heinrich Hofschke. (Heft 15 der Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft.) Dresden und Leipzig, Globus-Verlag. 100 S. 1,50 M. Unklare Gedanken in unklarer Form. Dadurch, daß eine Anzahl Spezialgeschäfte zusammen in einem Gebäude betrieben werden, werden die Vorteile, die durch die Zusammenfassung der Betriebe zu einem Geschäft im Wettbewerb errungen werden, in keiner Hinsicht gewonnen. Die wenigen mißglückten Versuche in dieser Richtung warnen vor Wiederholung des Experiments. L. Herz.

Die Hausfrau und die Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Wngodzinski (Wonn). Tübingen 1916, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Sieber). 80 S. Oktav, geh. 1.— M.

Ausgehend von der Tatsache der Verarmung des Hausfrauenberufes bei der fortgeschrittenen Arbeitsteilung der Volkswirtschaft zeigt der Verfasser Mittel und Wege, wie dieser mit neuem Inhalt

gefüllt, wie das zerrissene Band zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch zum Besten der gesamten Volkswirtschaft wieder geknüpft werden kann. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über gartenstädtische Siedelung, über die Abschaffung des Borgunwesens, den bargeldlosen Zahlungsverkehr, endlich über die vorhandenen und möglichen Arten des Zusammenflusses der Konsumenten und ihrer unmittelbaren Verbindung mit Produzentenorganisationen. E. Sch.

Briefkasten

Berichtigung: Der bulgarische Unterstaatssekretär, der in dem Aufsatz des Berliner Universitätslektors Lane „Deutschland und das bulgarische Bildungswezen“ genannt ist, heißt nicht Armandow, sondern Arnandow.

An die Leser: Raumanns Rede über den Krieg, von der wir 50 000 Exemplare drucken ließen, ist bis auf einen kleinen Rest vergriffen. Einen Neudruck in der bisherigen Form beabsichtigen wir nicht, sondern wir geben in den nächsten Tagen ein Heft heraus, das u. a. neben Raumanns Reichstagsrede auch Max Webers Rede „Deutschland unter den europäischen Weltmächten“ enthalten soll. Auch für dessen Verbreitung sollen unsere Leser mit uns tätig sein.

Das Heft erscheint in „Hilfe“-Ausstattung und Format, 16 Seiten stark und kostet 25 Pf. und 5 Pf. Porto, ins Feldportofrei. 10 Exemplare werden mit M. 1,70 und 30 Pf. Porto berechnet.

Bokbeziehern der „Hilfe“ ist zu empfehlen, sich beim Ausbleiben eines Heftes zunächst an die Postanstalt, der die Zustellung obliegt, zu wenden, weil auf diesem Wege Muregelmäßigkeiten am schnellsten festgestellt und beseitigt werden können.

Bei **Adressenänderungen** aus dem Felde erbitten wir stets die Angabe der alten Anschrift, weil unsere Listen mehrere tausend Namen enthalten, von denen viele gleich lauten. Es ist dann oft nicht möglich festzustellen, welcher Bezieher die Änderung angibt.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Freiwillige Gaben:

Zur Versendung von Raumanns Reichstagsrede ins Feld: 2,10 M.: Wize-Wachtmeister W. im Felde, 5 M.: E. P. in Berlin.

Freiwillige Gaben für „Hilfe“ ins Feld: 1 M.: Oberjäger D. im Felde, 1,80 M.: Lt. d. R. A. in L., je 2 M.: Frau Oberlehrer J. in A., Frau J. in M., 3 M.: M. D. in W., 5 M.: Lt. R. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Frau Oberlehrer J. in Augustenburg: 13 Bücher.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Heftauslage der heutigen Nummer liegt der Prospekt des Verlages Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig bei, der den Heftauslagen schon mit Nr. 46 gefolgt wurde.

Die Siebeständigkeit des roten Kreuzes

unterstützt jeder Käufer des von Ernst Jüch herausgegebenen und soeben erschienenen

Roten-Kreuz-Kriegswertes

I. Der Krieg als Erlebnis mit Beileitwort des Reichstanzlers v. Bethmann-Hollweg. Beiträge von Herrn Enden, Friedrich Meinecke, Oskar Weber, Karl Lamprecht, Philipp Reibow, Karl Schefler, Wilhelm von Scholz, Paul Conrad, Hermann Gese, Louis Corinthe, Ulrich von Willamowitz-Möllendorff, Karl Jost, Georg Meiß, Max Scheler. Mit Lithographie von Max Liebermann.

Dieses Kriegsbuch für die gebildete deutsche Familie hält fest, was uns allen aus diesem Kriege unvergänglich bleiben muß, es steht über den für den einzelnen unüberschaubar gewordenen Tausenden von Einzelschicksalen.

Prels in künstlerischem Einband zehn Mark. Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder durch den Verlag Dr. Andr. Perthes A. G. Gotha.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elise Reising, Berlin. Druck Gempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einwendungen ist
Nichts das Rückporto beizufügen.
Vierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsschalter der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Einzelheft 30 Pfg.
Fernsprecher: Amt Lügow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8693.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis: Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
genugsandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen: Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wenn die Kanonen
nicht mehr dröhnen. — **Richard Charmag-Wien:** Zwei Kaiser.
— **Berggraf Georg Gothein, M. d. N.:** Das Schicksal Serbiens.
— **Dr. Erich Schairer:** Die kaufmännische Arbeitsvermittlung.
— **G. D. Gallwig:** Biblische Opern. — **A. Lien:** Die
Franzosen, wie sie nicht sind. — **Prof. Paul Schubring:**
Kloster Hirsau. — **Gottfried Traub:** Die Mähmutigen. —
Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 18. November.

Weitere günstige Mitteilungen über die Kämpfe an der
Predelsstraße; gestern wieder mehr als 2000 Gefangene. In
den Waldkarpathen stellenweise erhöhte Tätigkeit der russischen
Artillerie. General Arz, Kommandant der österreichisch-ungarischen
Armee in Siebenbürgen, sagt: „Die Lage ist glänzend, Sieben-
bürgen ist gesichert. Soldaten und Offiziere sind zuversichtlich.
Wenn man bedenkt, was Galizien erlitten hat, so kann man mit
Freude feststellen, daß unser Siebenbürgen verhältnismäßig wenig
auszuhalten gehabt hat. Die Rumänen haben zwar geraubt, aber
das Land im großen und ganzen ist unverfehrt geblieben. Viel
Vieh und viel ungedroschenes Getreide sind wiedergefunden, weil der
Rückzug der Rumänen so schnell vor sich ging, daß sie nur wenig
Mitnahmen konnten. Die rumänische Armee ist nicht zu unterschätzen.
Sie kämpft relativ ganz gut und ist kein minderwertiger Gegner.
Die Zusammenarbeit mit unseren deutschen Verbündeten und mit
Gz. Falkenhayn hat sich sehr angenehm gestaltet.“

Ueber den englischen Raumgewinn nördlich von Thiepval
wird mitgeteilt, daß es sich um einen Durchbruchversuch größten
Stils gehandelt hat. Die Feuererschünde von über 200 Batterien spien
Tausende von Tonnen Eisen auf die deutschen Gräben. Gewaltige
Sprengungen vernichteten den größten Teil von Beaumont und
seine Verteidigungsanlagen. Von da aus gelang es den Engländern,
Beaucourt zu nehmen. Das wichtigste Angriffsziel, die Höhen von
Serre, konnten nicht genommen werden. Der Ort Serre wurde
vorübergehend von den Engländern besetzt, jedoch zurückerobert.
An der tiefsten Stelle erreichte der englische Vorstoß zwei Kilometer.
Auf die Kriegslage im allgemeinen hat diese mit vielen Opfern
erstrittene kleine Veränderung der Frontlinie keinen Einfluß.

Erbitterte Kämpfe in Mazedonien um die Höhen nord-
östlich von Cegel, bei denen sich die deutschen Jäger unter dem
General der Infanterie v. Below besonders auszeichnen.

Sonntag, 19. November.

Da Naumann auf einige Wochen nach Bulgarien reist, wird
die Kriegschronik so lange, wie in früheren Fällen, wieder von
Helle fortgeführt.

Die auch in Deutschland vielfach verbreiteten, von verant-
wortlicher Stelle aber mit Nachdruck abgestrittenen Gerüchte über
einen deutsch-russischen Sonderfrieden sind offen-

bar in Rußland und besonders in England und Frankreich noch
weit stärker umgelaufen. Denn ohne Not würde die russische Re-
gierung sich nicht veranlaßt sehen, in immer neuen Erklärungen
den peinlichen Verdacht seiner Verbündeten zu zerstören. Der
Minister des Aeußeren hat jetzt an die Vertreter Rußlands bei
den verbündeten Mächten eine Weisung gegeben, in der es u. a.
heißt: „... Die Gerüchte über angeblich geheime Besprechungen,
die zwischen Rußland und Deutschland fortgesetzt geführt würden
zu dem Zweck, zur Unterzeichnung eines Sonderfriedens zu ge-
langen, können infolge ihrer Hartnäckigkeit die russische Regie-
rung nicht gleichgültig lassen. Die kaiserliche Regierung legt Ge-
wicht darauf, auf das entschiedenste zu erklären, daß diese sinn-
losen Gerüchte nur das Spiel der feindlichen Länder spielen
können. Rußland wird das innige Band, das es mit seinen tapfe-
ren Alliierten verbindet, unverfehrt erhalten und wird, weit davon
entfernt, an den Abschluß eines Sonderfriedens zu denken, an
ihrer Seite den gemeinsamen Feind ohne das geringste Nachlassen
bis zur Stunde des Endsieges bekämpfen.“

Montag, 20. November.

Auf beiden Seiten der Ancre haben die Engländer wieder
einmal nach tagelangem unaufhörlichen Trommelfeuer einen
Durchbruchversuch gemacht. Größere Kavalleriemassen hatten sie
schon zur Vervollständigung des Infanterievorstosses hinter ihrer
Front aufgestellt. Umsonst. Es ist beim Versuch geblieben. Hier
und da ein ganz winziger unerheblicher Geländegewinn; im gan-
zen eine blutige Schluppe. Das alte Lied: mit Menschen- und
Munitionsmassen allein ist es nicht getan. Es kommt auf den
Mann an, auf die Führung und auf den schlichten Soldaten. Was
wir der Führung zu verdanken haben, wissen wir und weiß die
Welt. Und den deutschen Behrman macht uns niemand nach;
der steht fest. Wann endlich werden die Feinde das einsehen und
damit begreifen, daß ihre Fähigkeit erfolglos bleiben wird und
daraus sinnlos ist?

Gute Nachrichten von der rumänischen Front. Deutsche
und österreichisch-ungarische Truppen haben den Austritt aus den
Gebirgssengen in die walachische Ebene erkämpft, in der Schlacht
von Targu Jiu die feindlichen Linien durchbrochen und die Bahn
Orsova—Craiova erreicht. Neben schweren blutigen Verlusten
und vielen Geflüchten und sonstigem Kriegsmaterial haben die
Rumänen in diesen Kämpfen rund 20 000 Gefangene eingebüßt.

In Mazedonien haben die Truppen Sarraills zum ersten
Male einen größeren Erfolg erreicht. Die deutsch-bulgarischen
Truppen haben dem gegnerischen Drucke nachgegeben und Mona-
stir geräumt. Die Besetzung der vorbereiteten neuen Stellungen
ist unangefochten durchgeführt worden. Da Monastir für die Ver-
teidigung äußerst ungünstig gelegen ist, bedeutet der gegnerische
Fortschritt wohl einen großen Aufmunterungserfolg, den Eng-
länder und Franzosen in Griechenland recht kräftig auszunutzen
sicher nicht versäumen werden; der militärische Erfolg ist ohne
nachhaltige Bedeutung, da die steil aufsteigenden Höhen der neuen
Stellungen dem Angreifer ungeheure Schwierigkeiten machen
müssen.

Dienstag, 21. November.

Der Erfolg in der kleinen Walachei wächst sich zu
einem großen Siege aus. Konnte man gestern noch zweifeln, ob

die böse Kunde vom Monastir nicht die Freude über den Durchbruch und Vorstoß in die walachische Ebene vergällen müsse, so ist die heutige Nachricht, daß unsere Truppen nun schon unmittelbar vor der walachischen Hauptstadt Craiova stehen, denn doch geeignet, auch den vorsichtigen Beurteiler mit Siegesfreude und Hoffnung auf weitere größere Ereignisse zu erfüllen. Dem Schweizer Militärkritiker Stegemann haben schon die gestrigen Nachrichten genügt, um im Berner „Bund“ das gleiche, für uns günstige Urteil abzugeben. Er schrieb: „Es erhebt sich die Frage, wie sich die deutsch-österreichischen Erfolge zum Erfolg Sarraills verhalten. Die Auswirkung der Erfolge ist im Süden eine sichtbarere, weil sie sich an einen festen Punkt heftet, im Norden eine weiterreichende, weil sie eine neue Phase des Feldzugs einleitet und die Perspektive auf die Donau freigibt.“ Schon heute zeigt sich die Bestätigung dieses Urteils; das Wort von der neuen Phase des Feldzugs gewinnt bereits greifbare Gestalt. Und dabei tritt die überragende Bedeutung der Ereignisse auf dem Balkan für den Gesamtverlauf des Weltkrieges immer klarer in die Entscheidung.

Inzwischen scheint einzutreten, was die Ereignisse um Monastir als Folge für die Lage Griechenlands vermuten ließen. Die Engländer und Franzosen drücken mit erneuter Wucht auf den schwer geprüften König, um das unglückliche Land völlig in ihren Dienst zu zwingen. Jetzt verlangen sie die Auslieferung des Kriegsmaterials und die Ausweisung der Gesandten der Mittelmächte. Nach einer Reuter-Meldung haben die Gesandten bereits die Aufforderung zur Abreise erhalten; der spanische Gesandte werde die deutschen, der amerikanische Gesandte die österreichisch-ungarischen Interessen wahrnehmen. Nach einer Meldung des „Corriere della Sera“ aber hat der griechische Kronrat bislang beide Forderungen der Entente abgelehnt.

Mittwoch, 22. November.

Kaiser Franz Joseph ist gestern abend gestorben. Tiefschüttelt stehen die Völker Mitteleuropas an der Bahre des greisen Herrschers, in dessen langem Leben ein großer Teil ihrer Geschichte Gestalt gewonnen hat. Das Sturmjahr 1848, in dem er als Achtzehnjähriger den Thron bestieg, das traurige Schlußkapitel der Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und des deutschen Bundes, dessen letzter Präsident er war, das Jahr des Bruderkrieges von 1866, die Lösung der deutschen Frage, die für uns zur Gründung des Deutschen Reiches führte, die aber auch die Aufrollung der italienischen und der ungarischen Frage für die Habsburger Monarchie bedeutete, und dann die Begründung des Treubundes, der sich im Weltkrieg jetzt so glanzvoll bewährt hat, — all das wird in uns lebendig. Und zugleich steigt die Erinnerung auf an jene lange, erbarmungslos lange Kette harter persönlicher Schicksalsschläge. Wie einst Wilhelm I. uns in Erfüllung des Traums vom Kyffhäuser die deutsche Einheit verkörperte, so ist für die Völker Österreichs und Ungarns die ehrwürdige Gestalt des greisen Kaisers zum Sinnbild der unlöslichen Schicksalsgemeinschaft des Doppelstaates geworden. Und was Franz Joseph nun noch am Ende seiner Tage beschieden war, das gewaltigste Völkerringen der Weltgeschichte, das hat bei aller Furchtbarkeit doch als erhebende Feuerprobe einen letzten verklärenden Schein auf sein Lebenswerk geworfen, wenn er auch selbst den glücklichen Ausgang nun nicht mehr sehen kann. Sein jugendlicher Nachfolger übernimmt die alte Krone der Habsburger in schicksalschwerer Zeit. Nirgends sonst hängt so viel von der Person des Monarchen ab, wie gerade im Völkerstaat der Donauländer. Und indem wir Deutschen in ehrfürchtvollem Gedenken das Schicksal preisen, das den Dahingegangenen weit über das biblische Alter hinaus seiner hohen Aufgabe erhalten hat, begleiten unsere Wünsche in bundesbrüderlicher Treue den neuen Kaiser Karl I. in sein an Verantwortung und Ehren so reiches Amt. Nach allem, was wir von ihm wissen, dürfen wir hoffen, daß das Band, das Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich miteinander verknüpft, bei ihm in guten Händen ist. Das Kriegserlebnis, unter dessen Eindruck er den Thron besteigt, kann nur, ja muß geeignet sein, den natürlichen Untergrund der

Wesensart des jungen Fürsten aus uraltem deutschen Hause stark und tragfähig zu machen.

Seit geraumer Zeit von jeder telegraphischen und brieflichen Verbindung mit Griechenland abgeschnitten, sind wir darauf angewiesen, lediglich aus englischer und italienischer Quelle zu schöpfen, wenn wir erfahren wollen, in welcher Weise die Ententemächte in Griechenland ihrer langen Kette fortgesetzter Vergewaltigungen des Völkerrechts und der Freiheit der kleinen Staaten ein neues Glied nach dem anderen hinzufügen. Es bestätigt sich, daß in der Tat trotz des Protestes des Königs, der jede Verantwortung abgelehnt hat, die Gesandten Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei gezwungen werden, an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu gehen, das sie angeblich nach Debesgatsch bringen soll.

Während also Griechenland durch Engländer und Franzosen nun schon so ziemlich um den letzten Rest seiner Würde und staatlichen Selbständigkeit beraubt worden ist, setzen diese gleichzeitig ihren scharfen Druck auf die nordischen Staaten fort. Norwegens Lage ist schwierig; das wird von deutscher Seite bei der Auseinandersetzung über den deutsch-norwegischen Zwist gemäß berücksichtigt. Aber selbst außerhalb Deutschlands, selbst in Schweden, dem führenden Staat der skandinavischen Neutralität, dessen Presse sich in diesem Zwist durchweg solidarisch mit Norwegen verhalten hat, sieht man ein, daß das deutsche Entgegenkommen seine Grenzen haben muß. In einem aufsehenerregenden Artikel, der in Stockholm und Kopenhagen als unmittelbar vom Ministerpräsidenten Hammerström stammend angesehen wird, erklärt „Stockholms Dagensbladet“, daß Norwegen nicht auf Schwedens Beistand rechnen dürfe, wenn es eine Politik treibe, deren Unterstützung Schweden unter fremde Schutzherrschaft bringen müsse. Schwedens Interesse könne es nicht zulassen, daß „wir aus Rücksicht auf Norwegen oder überhaupt auf jemand anders als auf uns selbst unsere Beziehungen zu Deutschland aufs Spiel setzen, der einzigen Macht, bei der wir in einer gewissen Lage nationaler Lebensgefahr auf Unterstützung rechnen könnten.“

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr v. Jagow, hat aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied gebeten. Sein Nachfolger ist der bisherige Unterstaatssekretär Zimmermann, den viele — auch wir — längst gern an Jagows Stelle gesehen hätten. Herr v. Jagow hat schon lange mit seiner schwachen Gesundheit zu kämpfen gehabt, so daß er mit guten Gründen und gutem Gewissen seine Ruhe in Ehren antreten kann. In manchen Kreisen ist man freilich der Meinung, daß jetzt auch andere Dinge mitgesprochen haben, um der Rücksicht auf das körperliche Ruhebedürfnis plötzlich erhöhte Bedeutung zu verleihen. Die Ernennung Zimmermanns zu seinem Nachfolger läßt aber darauf schließen, daß jedenfalls der scharfe Gegensatz zu den „altdeutschen“ Fanatikern nicht ausschlaggebend gewesen sein kann.

Aus der Walachei kommt die gute Botschaft, daß Craiova von den deutschen Truppen besetzt worden ist.

Der Admiralstab der Marine gibt bekannt, daß seit Kriegsbeginn die gewaltige Summe von 3322 000 Tonnen feindlichen, darunter 255 000 Tonnen englischen Handelschiffsraums durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte versenkt worden sind. Im Oktober sind 146 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 306 500 Bruttoregistertonnen von Unterseebooten und Torpedoboote der Mittelmächte aufgebracht, versenkt oder durch Minen verlorengegangen. Ferner sind 72 neutrale Handelsfahrzeuge mit insgesamt 87 000 Bruttoregistertonnen wegen Beförderung von Bannwaren zum Feinde in den Grund gebohrt worden.

Donnerstag, 23. November.

Das Handelstauchboot „Deutschland“ ist vorgestern nach schneller Ausbesserung des durch Zusammenstoß mit einem Schleppdampfer erlittenen Schadens aus Neu-London wieder abgefahren. Möge „Deutschland“ sich abermals als glückhaft Schiff bewähren!

Der griechische Gesandte in Berlin hat die Nachricht von der Ausweisung der vier Gesandten der Mittelmächte aus Athen durch den französischen Befehlshaber der vereinigten Seestreitkräfte der Ententemächte amtlich bestätigt. Deutschland hat daraufhin bei

Griechenland und sämtlichen anderen neutralen Staaten sowie bei Frankreich und England gegen diese Verhöhnung des Völkerrechts, der freien Willensbestimmung eines neutralen Staates und der elementarsten Grundzüge internationaler Gesittung scharfe Verwahrung eingelegt. Laut einer Meldung aus Athen über Rotterdam sind die Gesandten mit ihrem Personal auf einem griechischen Dampfer, der ihre Flaggen führt, nach Kavalas abgefahren.

Nach einer Mitteilung der britischen Admiralität ist das englische Hospitalschiff „Britannic“ am 21. November in Ägäischen Meere gesunken. „Britannic“ war einer der größten und neuesten Dampfer, der mit seinen reichlich 47 000 Tonnen nur den deutschen Riesenschiffen „Imperator“, „Vaterland“ und „Bismarck“ nachstand, die rund 52 000, 54 000 und 61 000 To. groß sind. Die Engländer wollen den Untergang auf einen deutschen Unterseebootsangriff zurückführen, um so wieder einmal mit einem „völkerrechtswidrigen Akt unmenschlicher Barbarei“ bei den Neutralen gegen Deutschland Stimmung machen zu können. Wenn es sich wirklich um ein Hospitalschiff handelt, das als solches auch kenntlich war, so ist es gewiß, daß die Anschuldigungen der Engländer eitel Verleumdung sind.

Freitag, 24. November.

In der walachischen Ebene bringen die deutschen Truppen unaufhaltbar vorwärts. Ueber Craiova hinaus, das etwa 100 Km. östlich der Landesgrenze liegt, nähern sie sich nun schon weitere 50 Km. östlich dem Alt-Fluß. In dem Zipfel unweit des Eisernen Tores ist inzwischen der rumänische Widerstand gleichfalls gebrochen worden; Orsova und Turnu Severin sind genommen. Es scheint so, als ob die Russen in der Dobrudscha einen Versuch zur Entlastung der schwer bedrängten Rumänen machen wollen. Umsonst. Am rechten Flügel unserer Dobrudscha-Front sind sie bereits durch bulgarische Truppen zurückgedrängt worden. Die kurzen Worte unseres Heeresberichts „An der Donau Kämpfe“ geben dabei zu allerlei Gedanken Anlaß. Wenn man die feindlichen Berichte der letzten Tage betrachtet, könnte man fast glauben, daß durch Artillerie vorbereitete deutsch-bulgarische Angriffe auf das jenseitige Donau-Ufer bevorstehen. Aus den deutschen Berichten geht freilich nichts davon hervor.

Serbisch-französische Angriffe nordwestlich von Monastir sind gescheitert. Die Franzosen berichten, daß hier deutsche Truppen zur Verstärkung gegen sie eingesetzt worden seien. Diese Meldung läßt die Gesamtlage auf dem Balkan für uns um so günstiger erscheinen, denn die Fortschritte in der Balachei zeigen, daß diese Verstärkungen dort gewiß nicht fehlen.

Der russische Ministerpräsident Stürmer hat seinen Abschied erhalten. Sein Nachfolger ist der bisherige Verkehrsminister Trepow.

Als Nachfolger des verstorbenen Herrn v. Tschirsky ist, nachdem Herr v. Jagow abgelehnt hat, Graf Botho v. Wedel zum kaiserlichen Botschafter in außerordentlicher Mission in Wien ernannt worden.

Der deutsche Admiralstab stellt amtlich fest, daß die „Britannic“ nicht durch ein deutsches Unterseeboot versenkt worden ist.

Sonabend, 25. November.

Aller Augen sind gespannt auf Rumänien gerichtet. Die Truppen Falkenhayns beweisen einmal wieder schlagend — auch buchstäblich schlagend —, daß der deutsche Siegeswille noch jung und ungebrochen ist wie am ersten Tag. Nachdem sie sich an einzelnen Stellen, wie namentlich am oberen Alt, den Weg durch die eisstarrenden Bergpässe in hartnäckigen schweren Kämpfen Schritt für Schritt erobert haben, sind sie nun wie das Ungewitter in das offene Land hinein vorgestoßen. Die ostwärts über Craiova hinaus vordringende Gruppe hat neuen Widerstand des Feindes gebrochen und nun bereits den unteren Alt überschritten. Westwärts, in den Waldbergen bei Turnu Severin, wehren sich rumänische Truppen noch zähe; vielleicht ahnen sie noch nicht, wie hoffnungslos sie von ihrer Hauptarmee abgeschnitten sind. — Eine bedeutsame Nachricht von der Heeresgruppe Mackensen ergänzt das günstige Bild vom rumänischen Kriegsschau-

platz in einer Weise, die Großes hoffen läßt. Die verbündeten Truppen haben in der Gegend von Sivstov auf breiter Front den Übergang über die Donau erzwungen und auf rumänischem Boden festen Fuß gefaßt.

Deutsche Seestreitkräfte sind in der Nacht zum 24. November wieder einmal auf der Suche nach der englischen Flotte gewesen. Umgekehrt wie Winston Churchill einst prahlend sagte, suchten sie die englischen Ratten aus ihren Löchern herauszugraben, diesmal vergeblich. Sie sind bis zur Themsemündung und zum Nordausgang der Downs vorgestoßen, haben mit Geschützfeuer ein Postenfahrzeug versenkt und dann den besetzten Platz Ramsgate unter Artilleriefeuer genommen. Sie haben also wirklich deutlich genug ihre Besuchskarte abgegeben. Als auch daraufhin von der englischen Flotte nichts sichtbar wurde, traten sie den Rückweg an und liefen wohlbehalten in den heimischen Stützpunkt ein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonabend, 18. November.

Ein Beschlusantrag zur Proklamation Polens, den die Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen im Preussischen Landtag eingebracht haben, eröffnet den Ausblick auf eine Polen-debatte. Der Antrag verlangt dauernde militärische, politische und wirtschaftliche Sicherungen Deutschlands in Polen und erklärt schon heute „keine Regelung der innerpolitischen Verhältnisse in der deutschen Ostmark für möglich, die geeignet wäre, den deutschen Charakter der mit dem preussischen Staat unlösbar verbundenen und für das Dasein sowie die Machtposition Preußens und Deutschlands unentbehrlichen östlichen Provinzen irgendwie zu gefährden“. Man fragt sich, ob es nötig war, auf die Art dem neuen Königreich und der neuen Bundesgenossenschaft alle selbstverständlich vorhandenen künftigen Schwierigkeiten und Konfliktsstoffe schon an die Wiege zu zitieren.

Kohlenmangel in Holland, insobedessen große Schwierigkeiten für die holländische Industrie, und Verhandlungen mit Deutschland über Kohlenlieferungen. Diese zweck- und schwunglosen Schwierigkeiten der „Mitbetroffenen“ müssen auch um so schwerer erträglich sein, je länger der Krieg dauert.

Sonntag, 19. November.

Begründung eines deutschen Wohnungsausschusses, zu dem sich auf Anregung des Deutschen Vereins für Wohnungsreform eine sehr große Zahl von Verbänden der Wohnungsfürsorge, Bau-genossenschaften, sozialpolitischen und Berufsverbänden zusammengeschlossen haben. Der Ausschuss soll geschlossener, als es bisher möglich war, dem Reich gegenüber die Wohnungsfrage vertreten, vor allen Dingen versuchen, eine stärkere Initiative des Reiches in der Wohnungsfürsorge zu erreichen. Die Kriegswirkungen auf den Wohnungsmarkt, die Erschütterung des Hausbesitzes, die vielleicht zu erwartende Kleinwohnungsnot, das alles drängt im Augenblick zur Inangriffnahme des Wohnungsproblems in größerem Maßstab als bisher. Von allen sozialen Neuorientierungsplänen dürfte dieser die allgemeinste und herzhafteste Zustimmung finden. Jede Vorstellung von einer deutschen Zukunft, die neue Anfänge zur kulturvollen Gestaltung des Volkslebens bringen soll, beginnt ja doch eigentlich bei dem Bild der gesunden, menschenwürdigen Heimstätte. Und daß angesichts der kommenden Schwierigkeiten nicht mehr in der bisherigen Planlosigkeit und Uneinheitlichkeit — hier gut, dort schlecht oder gar nicht — weitergewurfelt werden kann, sondern fester zugegriffen werden muß, ist klar.

Wir sind im tiefen Winter. Schneetreiben, stampfende und rutschende Menschen, vorsichtig und unsicher trabende Pferde in den Straßen Berlins, und eine frische Kälte. Auf der Rückfahrt nach Hamburg bei neuerlichen Zugbeschränkungen unbeschreibliche Fülle, Rauch, Dunst feuchter Kleider und prasselnde Schneehäuer

vor den nassen, weißgerahmten Fenstern. Durch das Gewirr von Reimen und Gedächtnissen arbeitet sich die neuangestellte Beamtin mit den Plakarten. Sie hat es nicht leicht zum Anfang.

Montag, 20. November.

Das Kriegsministerium hat angeordnet, daß bei Verwendung der Mannschaften auf die Familienverhältnisse in dem Sinne Rücksicht genommen werden soll, daß die oft schon durch schwere Blutopfer hart geprüften Familien möglichst geschont und insbesondere Familienväter mit vielen Kindern nicht dauernd in den vordersten Linien verwendet werden sollen. Man denkt an zahlreiche erschütternde Fälle, in denen der Krieg den Familien erbarmungslos alles genommen hat, und an andere, für die man noch mitorgt und bangt in dem Wunsch, daß es nun genug sein möchte!

Hindenburg hat noch einmal in einem Briefe an den Reichskanzler zu den Ernährungsfragen das Wort genommen und unterstrichen gesagt, daß zu dem notwendigen Zwang „die tatkräftige, nur von vaterländischem Pflichtgefühl geleitete Mitarbeit aller kommen muß“. „Im Besonderen kann auf dem Gebiet der Volksernährung erst eine selbstlose Pflichterfüllung der gesamten Landbevölkerung den staatlichen Anordnungen eine lebendige Wirkung verleihen. Jeder an seiner Stelle muß über die gesetzlichen Vorschriften hinaus zur Ernährung der Truppen und Kriegsarbeiter hergeben, was irgend entbehrt werden kann.“ — „Ich vertraue zu fest auf den bewährten patriotischen Sinn der deutschen Landwirte als daß ich an dem Erfolg Ihrer Aufklärungsarbeit zweifeln könnte.“ Diese nochmalige Erklärung richtet sich gegen die Ausnutzung des früheren Hindenburg-Briefes durch die agrarische Presse, die ihn als eine Ablehnung der ganzen Ernährungsregelung auffaßte. Uebrigens ist wohl keinem Berufsstand während des Krieges von allen Seiten so oft versichert, daß an seinem selbstlosen Patriotismus nicht gezweifelt werden könne, wie der Landwirtschaft.

Ein gutes Beispiel sozialen Ausgleichs in der Ernährungsfrage wird aus dem Landkreis Rehdingen berichtet. Dort ist die große Weidewirtschaft. Die Besitzer der Fettweiden blühen und gedeihen infolge der hohen Viehpreise, und es entsteht ein besonders scharfer sozialer Gegensatz zwischen ihnen und der übrigen Bevölkerung, die teures Fleisch kaufen oder durch Futtermittel-einkauf teures Fleisch erzeugen muß. Der Landrat hat erreicht, daß die Fettweidenbesitzer von dem Erlös ihres Viehes einen gewissen Prozentsatz abgeben, der (mit öffentlichen Zuschüssen) als eine Zulage von monatlich 2 M. auf die Person den Familien unter 1500 M. Einkommen gegeben wird, damit sie für Schweine-mast Futtermittel kaufen können. Von den 2600 Haushaltungen dieser Schicht halten etwa 2000 ein eigenes Schwein.

Dienstag, 21. November.

In England spricht man auch von einem Kriegsernährungsamt und von einer Zivildienstpflicht.

Bei uns reden die Leute nichts anderes. Aus der großen Begeisterung, deren Schwung an die ersten Kriegswochen erinnert, werden die phantastischsten Pläne, Anerbietungen und Vermutungen geboren. Besonders die jungen Mädchen, die nun noch gar nicht wissen, was mit ihnen geschehen wird, lassen ihre Wünsche zwischen Manikationsfeiern und Zentraleinkaufsgesellschaft eine ganze Stala von Möglichkeiten durchlaufen. Die Studentinnen möchten alle lieber den Zwangsdienst, um sich über ihre Pflichten ganz klar zu sein.

Die Polendebatte im Abgeordnetenhaus beweist die bedauerliche Neberflüssigkeit des Antrages. Gerade weil eine volle Aussprache nicht möglich ist, bewegte sich die Erörterung in Selbstverständlichkeiten und Allgemeintheiten, die durch den Ton dann wie unsubstanziierte Drohungen sehr unglücklich wirkten und von den Polen entsprechend quittiert wurden.

Mittwoch, 22. November.

Der Tod des österreichischen Kaisers trifft uns alle tief und erschütternd. Ich erinnere mich an eine Kaisergeburtstagsfeier irgendwo in Tirol, als einer der Kurgäste in der Tischrede einfach

und warmherzig aussprach, was die Person des Kaisers für das Zusammengehörigkeitsbewußtsein der österreichischen Länder bedeutet. Und dabei versucht man der seltenen Tragik eines Lebens nachzudenken, das so lange währte und dann doch vor der eigentlichen letzten Entscheidung über die durchlaufene geschichtliche Bahn abgebrochen wird.

Am Bußtag wird in der schönen Michaeliskirche das deutsche Requiem gesungen. Wie unbeschreiblich viel stärker und tiefer als sonst ist alles geworden: der Tod in dem Schnitterrhythmus des zweiten Chors, aber auch der Triumph der Ewigkeit der Gnade und Liebe über sinnlosen Schicksal zersprungener Kraft und zertretener Herrlichkeit. Und mehr als vorher braucht man die Kunst, um dem zur Gewohnheit gewordenen, stumpfer getragenen Geschehen unserer Tage seine Größe zurückzugeben und uns selbst als Zeugen dieses Allen wieder reiner, feuriger und ergriffener zu machen.

Donnerstag, 23. November.

Das Gesetz über den „vaterländischen Hilfsdienst“ ist erschienen. Es ist sehr kurz und lautet:

§ 1. Jeder männliche Deutsche vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten sechzigsten Lebensjahre, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen ist, ist zum vaterländischen Hilfsdienst während des Krieges verpflichtet.

§ 2. Als vaterländischer Hilfsdienst gilt außer dem Dienst bei Behörden und behördlichen Einrichtungen insbesondere die Arbeit in der Kriegsindustrie, in der Landwirtschaft, in der Krankenpflege und in kriegswirtschaftlichen Organisationen jeder Art, sowie in sonstigen Betrieben, die für die Zwecke der Kriegsführung oder Volksversorgung unmittelbar oder mittelbar von Bedeutung sind.

Die Leistung des vaterländischen Hilfsdienstes obliegt dem beim Königlich Preussischen Kriegsministerium errichteten Kriegsamt.

§ 3. Der Bundesrat erläßt die zur Ausführung dieses Gesetzes erforderlichen Bestimmungen. Er kann Zuwiderhandlungen mit Gefängnis bis zu einem Jahr, mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen oder mit Haft bedrohen.

§ 4. Das Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

In der Begründung wird als Zweck des Gesetzes angegeben, die wirtschaftliche Heimarmee zu verstärken und ihrer Arbeit „die straffe und einheitliche Zusammenfassung und Regelung zu geben, die allein die Leistungen zum Höchstmaß zu steigern vermag“. Diese Mobilisierung der gesamten Volkskraft für die Zwecke der Kriegsführung und der damit verbundenen Volksversorgung soll wie beim Heeresdienste ohne Rücksicht auf soziale Unterschiede — wenn auch unter Berücksichtigung der besonderen Leistungsfähigkeit — erfolgen; die Pflicht zum vaterländischen Hilfsdienst ist schlechthin staatsbürgerlicher Natur. Ermöglicht ist dadurch eine Stilllegung der für die Kriegsführung entbehrlichen und eine Verstärkung der notwendigen Zweige der Volkswirtschaft. Die einzelnen Entscheidungen in dieser Hinsicht und die Überwachung der Umgestaltung liegt bei Ausschüssen, die den Generalstabskommandos angegliedert werden sollen, und aus einem Offizier, zwei höheren Staatsbeamten, darunter einem Gewerbeaufsichtsbeamten, einem Vertreter der Arbeitnehmer und Arbeitgeber bestehen. Die Gemeindebehörden müssen bei den Entscheidungen des Ausschusses gehört werden. Die Heranziehung von Arbeitskräften aus der überflüssigen zur kriegsnotwendigen Gruppe erfolgt zunächst durch Aufruf zu freiwilliger Meldung; erst wenn sie nicht genügenden Erfolg hat, durch schriftliche Aufforderung an den einzelnen.

Auf die Frauen wird der Zwang nicht ausgedehnt, mit der Begründung, daß ihre Arbeitskraft auch ohne besonderen Antrieb in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen würde. Gefühlsmäßig bedauern wir diese Entscheidung, gleiche Zivildienstpflicht wäre uns lieber gewesen. Praktisch muß man zugeben, daß die weibliche Rekrutierung sehr wahrscheinlich auch ohne das ihren Zweck erreichen wird und man sich den großen Beamtenapparat sparen kann, den die Durchführung des Zwanges erfordern würde.

Das Ganze gibt einem einen Eindruck von ungeheuren organisatorischen Aufgaben und einer eben solchen Fülle schwer lösbarer praktischer Probleme, die eine solche Staatslenkung des gesamten Arbeitsheeres noch aufwerfen wird.

Freitag, 24. November.

Der Deutsche Städteitag wehrt sich sehr entschieden gegen die beabsichtigte Erhöhung der Kohlenpreise. Die Kriegsliteratur ist durch ein interessantes Buch über ein unrühmliches Kapitel bereichert: „Der Kettenhandel“, verfaßt von dem Handelsfachverständigen der Reichspreisstelle des Kriegsernährungsamtes und dem stellvertretenden Leiter des Kriegswucheramtes (Dr. Hirsch und Dr. Fald). Es sind nicht gerade Gefühle patriotischen Stolzes, mit denen man dieses Buch unter die Literatur einreihen muß, die von dem gewaltigsten Daseinstampfen unseres Volkes berichtet.

Sonntag, 25. November.

Heute tritt der Reichstag zur Beratung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst zusammen. Mittlerweile hat man neue Stöße von Vorschlägen und Plänen zur Mobilmachung der Frauen bekommen. So viel unausgegrenztes und so viel Projektentfreude darunter ist — so sind sie doch als Ganzes wieder ein so lebensvoller Beweis der immer neuen, unerschöpflichen Hilfs- und Opferbereitschaft, daß man ganz froh dabei wird. Es will doch etwas sagen, wenn solch neuer Anstoß wieder bis ins entlegenste Städtchen hinein die Menschen bereit zum Mittun findet.

Friedrich Naumann / Wenn die Kanonen nicht mehr dröhnen

Wenn einmal die Kanonen nicht mehr dröhnen, wird es stille sein auf Erden, eine Windstille der Menschheit. Es werden zwar viele Menschen, die jetzt aus irgendeinem Grunde nicht alles sagen dürfen, was sie auf dem Herzen haben, dann mit aller Kraft ihre Anklagen oder Anträge vorbringen, aber das Gewirr dieser aufgesparten Stimmen wird uns doch wie Stille erscheinen hinter dem täglichen Kriegsbericht. Es wird dabei zwar wohl jeder wissen und fühlen, daß auch die Ruhe nach dem Krieg noch nicht die wahre große Ruhe ist, denn es bleiben unendliche ungelöste Völkerfragen übrig, und neue Rüstung muß an die Kriegsmühen sofort wieder ansetzen, weil zu viele Unbefriedigte auch nachher noch auf Erden wandeln und der Streitstoff nicht ausgestorben ist, aber schon der Gedanke, eine Erholungspause des Menschentums zu finden, ist wohlthuend nach so vielen Kämpfen. Wie wird es sein?

Man sagt, daß es nicht heilsam sei, jetzt im Kriege derartige weiche Töne vom künftigen Frieden überhaupt laut werden zu lassen, weil das die Tapferkeit lähme, aber ich teile diese Ansicht nicht, denn gerade bei den festesten Kämpfern klingt immer leise das Hoffnungslied vom Frieden in der Seele fort. Von allen Gesängen der Soldaten höre ich am häufigsten: In der Heimat gib's ein Wiedersehen! Die Schützengräben sind gefüllt mit der Frage: Wie wird es sein? Wir haben ja kein Söldnerheer, das nach dem Kriege seinen Zweck mehr erfüllt, sondern ein Volksheer, bei dem jeder einzelne den Traum von einem Acker mit sich herumträgt, auf dem er wieder pflügen will, oder einer Werkstatt, oder einer Kammer, oder einem Garten. Diesen Leuten zu sagen, daß der brave Soldat kein Zuhause habe, würde das Falscheste sein, das man tun könnte, denn er kämpft für die Heimat und erduldet Unglaubliches, weil er sich vorstellt, was eintreten würde, wenn er lässig wäre. Je mehr eine Bevölkerung an ihrer heimischen Zukunft hängt, desto treuer geht sie den Schrecken des Krieges entgegen, immer im stillen den Tag ersehnd, da die Friedenssonne wieder über ihrer Winterhaat aufgeht.

Es liegen wackere Väter und Söhne irgendwo an der wohnnischen Front; Reichsdeutsche, Alpenländer und Ungarn nahe beieinander, desselben feindlichen Angriffs gewärtig. Es ist nicht Mangel an militärischer Tüchtigkeit, daß sie sprechen: Wenn es doch erst einmal am Ende wäre! Rein, im Gegenteil, damit es bald zu Ende komme, kriechen sie, wenn es sein muß, stundenlang in den Furchen der dreckigen Erde und säubern sich und ihr Gewehr vom Hauche der Fäulnis. Um aber das alles und vieles andere aushalten zu können, muß etwas Heimliches in ihnen musizieren, ein liebes Hoffnungsbild muß sich locker vom Untergrunde ihrer Seele aufrichten, sobald sie es schauen wollen: Wie wird es sein?

Und ist es etwa zu Hause anders für die Millionen allein gelassener Frauen? Sie zeigen ein tapferes Gesicht und schaffen von früh bis spät, weil sie an dem Tage, wo es still wird, hören wollen: Das hast du gut gemacht! Viel schwerer ist der Dienst derer, die keine irdische Hoffnung mehr haben.

Wie aber wird es nun wirklich sein, wenn der Friede kommt?

Vieles wissen wir nicht, sehr vieles nicht! Wir trauen auf die unermüdbliche Kraft unserer Heere, aber noch waltet der Krieg. Wir tun unsere Pflicht und befehlen dem ewigen Gotte das, was jenseits unseres Wissens und Könnens liegt. Einige Dinge aber können wir schon vorher ahnen, und von denen nur wollen wir reden.

Wir werden gegenseitig miteinander Geduld haben müssen, die heimkehrenden Streiter und die Daheimgebliebenen, weil sonst der schöne Traum zerfließt. Es muß uns deutlich sein, daß weder Ehegatten noch sonstige Angehörige lange Zeit in völlig verschiedener Lebenslage sich aufhalten können, ohne daß davon Folgen bemerkbar sind. Wenn die Frau zwei Jahre die Wirtschaft allein hat führen müssen, ist sie nicht mehr so gewohnt zu fragen wie vorher. Wenn Kinder zwei Jahre weiter gewachsen sind, ohne daß der Vater dabei war, so sind sie nicht mehr dieselben geblieben. Auch hat sich in Haushalt, Tagesordnung, Wirtschaftsführung, Rundschau vielerlei anders gestaltet. Kommt nun der Mann nach Hause, so wird er mit Güte umfassen, aber in gewissem Sinne ist er nicht sofort nötig, weil es so lange auch ohne ihn hat gehen müssen. Das aber ist nur die eine Seite der Sache, denn gleichzeitig haben die Männer da draußen in langen Tagen und Nächten sich ausgedacht, nicht nur wie schön die Heimkehr sein soll, sondern auch, wie sie von jetzt an ihr Leben angreifen wollen. Gerade die besten lehren voraussichtlich mit Aenderungsplänen heim und sind gewöhnt, daß alles militärisch zugeht. Da sie viel gehorchen mußten, fangen sie leicht an zu kommandieren. Ich will das nicht noch genauer ausmalen, um niemand Sorge einzufloßen, aber Vorsicht ist beiderseits nötig, damit der Friede überall froh und friedlich beginne.

Und so kann man von allen Familien- und Arbeitsverhältnissen reden. Gerade die Arbeitsverhältnisse können nach dem Kriege zunächst schwierig sein, wenn Unternehmer und Arbeiter als Kameraden heimkehrend den Übergang vom Feldlager zur Fabrik nicht sofort finden. Es muß überall nach diesem Krieg ein stärkerer sozialer Geist wehen, und Soldaten mit der Militärauszeichnung wollen mit Recht als Bürger geachtet sein, aber Ordnung muß auch sein, und zwar eine andere Art als beim Militär, und die gleichmäßige Regelmäßigkeit der Industrie. Nimmt man nun hinzu, daß in verschiedenen Arbeitszweigen der volle Arbeitsbetrieb vielleicht erst mehrere Monate nach Friedensschluß eintreten

kann, daß vielfach inzwischen Frauen und Jugendliche sich in Arbeitsstellen über Erwarten bewährt haben, dann ist es wohl nicht ganz überflüssig, schon jetzt alle Beteiligten zu bitten, sich auf eine gewisse Eingewöhnungszeit vorzubereiten. Dabei haben wir noch gar nicht von den Kriegsverletzten gesprochen, für die das alles noch viel verwickelter liegt, sondern von den Gesunden. Es wird die beste Sorgfalt der Arbeitergewerkschaften und Unternehmerverbände erforderlich sein, den Neubeginn des Arbeitsvorganges zu überlegen.

Und werden wir überhaupt für die heimkehrenden Männer genug Arbeit haben?

Die Antwort ist in der Landwirtschaft leicht und lautet einfach: Ja! Nicht so übersichtlich ist es aber in den Gewerben. Hier spielen die schwierigsten Geldfragen eine sehr große Rolle, und zwar werden Geldfragen von allen Seiten auf uns eindringen. Der Milliardenzufluß aus den Krieganleihen hört naturgemäß eines Tages auf; damit stockt alles, was heute von den Kriegsversorgungsämtern lebt. Die Auslandsbestellungen lassen in vielen Arbeitszweigen auf sich warten. Der Geldwert erschwert Einkauf und Verkauf. Dazu treten dann neue starke Steuern. Es kann sein, daß auch diese Schwierigkeiten gut überwunden werden, aber ganz selbstverständlich ist das nicht. Hier können wir Reichsdeutschen, Desterreicher und Ungarn uns gut gegenseitig helfen, wenn wir ein möglichst freies, gemeinsames Austauschgebiet herstellen und unsere überseeischen Einkäufe und Verkäufe gemeinsam regeln.

Damit bin ich an der Grenze der mitteleuropäischen Frage angelangt. Auch sie gehört in das Kapitel: Wie wird es sein?

Werden unsere Monarchien und Regierungen den Entschluß zur dauernden militärischen und wirtschaftlichen Gemeinschaft bis dahin gefaßt haben? Auch daran wird viel in den Schützengräben gedacht, wie ich genau aus den Briefen weiß, die ich von dort bekomme. Werden wir wirklich als Brüder aus dem langen Krieg hervorgehen? Oder entfernen wir uns voneinander, indem unsere Söhne füreinander ihr Blut vergießen? Noch hängt der Nebel über den Bergen, und wir sehen noch keine klaren Linien.

Es will etwas Neues werden in der Welt unter Blut, Tod und Getöse. Während es noch tobt und stürmt, können wir kaum recht erkennen, was da gärt und sich gestaltet. Erst wenn einmal die Stille eintritt, die Windstille, die Meeresstille, dann werden wir alles erfahren und wissen. Dann werden wir wissen, ob wir in alle Zukunft zusammengehören und wie das ermöglicht wird.

Vorläufig wartet vielerlei Volk und möchte gern einen Blick in die Zukunft hineintun, in die persönliche und in die staatliche Zukunft. Eins nur wissen wir: Vom Kampf und von der Treue hängt es ab, was dann werden wird!

Richard Charnag-Wien / Zwei Kaiser

Kaiser Franz Joseph saß fast bis zur letzten Stunde seines Lebens am Schreibtische. Man kann das symbolisch auffassen, denn wer in Desterreich-Ungarn pflichtgetreu regieren will, der hat viel zu tun. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Doppelmonarchie, daß sie einem Bau gleicht, an dessen Fortführung immer gearbeitet werden muß. Kaiser Franz Joseph hat es wundervoll verstanden, sich mit den Verhältnissen fortzuentwickeln und innerlich dennoch der gleiche

zu bleiben, den Wechsel dreier Generationen zu überdauern, ohne zu veralten. Im Gegenteile! Er ist den vielen Völkern seines weiten Reiches früher nie so nahe gewesen wie in den letzten Jahrzehnten, da die Verehrung und Liebe für den Monarchen aus dem gegenseitigen Verstehen herauswuchs. Man kann dies sagen, ohne dem Byzantinismus zu verfallen, denn es ist nichts anderes als die Feststellung der Wahrheit. Darum zieht mit Kaiser Franz Joseph unendlich viel in die stille Kapuzinergruft ein: die gewohnte Verkörperung Desterreich-Ungarns, der bewährte zentrale Wille, der Schlichter bei so vielen Gegensätzlichkeiten wird in der Zukunft fehlen. Selbst in unserem raschlebigen Jahrhundert wird es nicht leicht fallen, sich daran zu gewöhnen.

Kaiser Karl, der nun den Thron bestiegen hat, verspricht in einer Proklamation, daß er das Werk seines Vorgängers fortsetzen, der Vollendung zuführen wolle. Ueberlegt man deshalb, worin das Wesentliche der Regierungstätigkeit Kaiser Franz Josephs bestand, dann verwirrt zunächst die Fülle der Ereignisse und Erscheinungen. Ein Auf und Nieder, Vorwärts und Rückwärts zeigt sich unseren rückschauenden Blicken. Der Einheitsstaat wird fest begründet, um schließlich dem Dualismus, der Zweiteilung, zu weichen. Verfassungen kommen und verschwinden, bis endlich eine lange Periode der Stetigkeit eintritt. Die Kirche und der Adel werden bevorzugt, im Vereine mit dem Militär als Stützen des Thrones betrachtet, aber es naht der Tag, da das Bürgertum sich durchsetzt, zuerst freilich bloß in seinen oberen Schichten. Doch am Schlusse sehen wir in Desterreich das allgemeine, gleiche Wahlrecht und in Ungarn die Wahlreform, die den Kreis der Stimmberechtigten immerhin beträchtlich erweitert. Zentralismus und Föderalismus tauchen nicht nur als Begriffe auf, um bald wieder zu verschwinden. Es knüpfen sich vielmehr an diese grundverschiedenen Organisationsanschauungen tiefgreifende Regierungshandlungen und Versuche. Diese Liste von Widersprüchen ließe sich beliebig erweitern. Denken wir bloß an die verschiedene Behandlung der Nationen in den einzelnen Zeitleufen, an die Entwicklungsreihe, die mit dem deutsch-zentralistischen Reichsministerium Schwarzenberg beginnt und die bei der Politik Körbers und Tiszas endet.

Was haben diese wechselnden Bilder zu sagen? Drückt sich in ihnen das Walten des Zufalls aus, oder kommt in der Regellosigkeit, in dem Wechsel, doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck? 1848 ist der Anfang, 1916 bildet den Schluß. Am Beginne der Regierungstätigkeit Kaiser Franz Josephs rollten die Postwagen durchs Land, aber ergriffen konnte der greise Monarch dem Fluge der Luftfahrzeuge Jahrzehnte später folgen. Der Bauer steckte noch im gutsherrlichen Untertänigkeitsverhältnis, der Städter hatte gleichsam erst fühlen gelernt, was Freiheit bedeute. Die politische Verwaltung erforderte einen kleinen Apparat; noch gab es kein Beamtenheer, noch nicht die vielen Ämter und Behörden. Alles war einfach, fast so, als hätte sich seit einem Jahrhundert nichts verrückt. Nur an der Oberfläche zeigte sich eine Wellenbewegung, die im Frühling 1848 entstand und die eben, als Kaiser Franz Joseph die Regierung übernahm, dem Verebben nahe schien. Wir aber leben heute in einer Zeit, in der der Parlamentarismus zwar vorübergehend mißachtet werden kann, in der er jedoch nicht mehr hinwegzudenken ist. Die Regierungen stehen auch im Frieden vor Aufgaben, die man in den Tagen Metternichs gar nicht zu ahnen vermochte. Das wirtschaftliche Getriebe weist eine Vielgestaltigkeit und eine lebendige Kraft auf, und Güter-

massen kommen in einem Maße in Bewegung, für das der Vergangenheit jedes auch nur tastende Verstehen fehlen mußte. Und dann, was waren die meisten der Volksstämme am Anfange des Jahres 1848! Geschichtslose Nationen, die nichts anderes ihr eigen nannten als verschwommene Erinnerungen an eine längst versunkene Herrlichkeit. Ihre Sprachen wurden als Bauernsprachen fast verachtet. Selbst ein Volk wie die Tschechen verfügte bloß über eine sehr dünne Schicht nationalbewußter Intelligenz. Entstand doch bei einem Feste der Wig, daß die einstürzende Saaldecke die Nation erschlagen würde. . . .

Diese Entwicklung während einer Spanne von sieben Jahrzehnten mußte Kaiser Franz Joseph nicht nur selbst mitmachen, sondern sein Herrscheramt forderte, daß er ihr die Richtung weise. Als er im Jünglingsalter stand, da führten bereits zwei Weltanschauungen einen Kampf um seine Seele. Männer wie Metternich, Bombelles, Rauscher auf der einen, wie Pilgram, Lichtenfels, Coronini auf der anderen Seite suchten ihn als Erzieher ihren Auffassungen zugänglich zu machen. Regeungsloser Konservatismus und maßvoller Fortschritt stritten um die Palme. Tiefe geistige Gegensätze gab es auch in der Familie des Hofes. Da war die Mutter des jungen Kaisers, die tüchtige Erzherzogin Sophie, die man in der Revolutionszeit als den einzigen Mann bezeichnete und die nach einer kurzen Begünstigung liberaler Regungen allen staatlichen Neuerungsbestrebungen leidenschaftlich den Krieg erklärte. Neben der bedeutenden Frau aber fand sich eine Persönlichkeit wie der Erzherzog Johann, der deutsche Reichsverweser, dessen fleißige Tagebücher uns erst zeigen, wie innig sich dieser kaiserliche Prinz zur Idee des Fortschrittes bekannte, wie qualvoll er die Rückständigkeit und die Rückwärtsbestrebungen empfand. Fürst Windischgrätz, der starre Reaktionär, besaß die Macht einer Nebenregierung, und in ihm sah die Feudalaristokratie ihren einflußreichen Wortführer. Sie wollte ihre altererbte Stellung nicht preisgeben, nicht vor der neuen Zeit widerstandslos zurückweichen. Doch ebenso erhoben die aufstrebenden Mächte den Anspruch, gehört, unterstützt, gewürdigt zu werden. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bedingten es, daß das Bürgertum nicht jenes Gewicht in die Waagschale zu werfen vermochte, das es heute besitzt, sondern daß es nur als bescheidene Kraft hervortreten konnte, weil es ja erst im Werden begriffen war. Im Revolutionsjahre hatte es sich zum ersten Male in den Vordergrund geschoben; deshalb hastete ihm für geraume Zeit das Vorurteil des Umstürzertums an. Desto leichter konnten sich die kirchlichen Autoritäten zur Geltung bringen, zumal, da sie in den ersten Jahrzehnten des Zeitalters Kaiser Franz Josephs über ungewöhnlich begabte Vorkämpfer verfügten, über Wegbahner wie den Kardinal Rauscher, den Sohn eines kleinen Beamten, und den Kardinal Prinzen Friedrich Schwarzenberg, der durch seine Herkunft schon ein großer Gewinn war. Ungarn, das man in den Einheitsstaat hineinzuwängen versuchte, bot ein eigenartiges Bild. Daheim leitete der aufrechte Franz Deal den passiven Widerstand; außerhalb des Landes aber agitierte Ludwig Kossuth, weilten gar viele Persönlichkeiten, auf die die Wiener Staatslenker mit tiefem Mißtrauen blickten. Als der österreichische Botschafter mit seinen Kindern in Paris dem Grafen Julius Andrássy begegnete, da rief er in höchster Aufregung den Söhnen zu: „Bogeschaut, da kommt der ungarische Rebell . . .“

Das waren die Stimmungsgegensätze, die Anschauungsverschiedenheiten, die einander entgegengerichteten Kräfte.

Es bedurfte einer langen Frist, ehe der Umbildungsprozeß, in den der alte Kaiserstaat nach 1848 geriet, seinen Abschluß gefunden hatte, ehe der Most sich zum Weine klären konnte. Diese Jahrzehnte vermochten nicht von einer gradlinigen Politik das Gepräge zu erhalten. Wer wäre imstande gewesen, die Entwicklung genau vorherzusagen? Als sich jedoch die neuen Verhältnisse durchgesetzt hatten, als die moderne kapitalistisch-nationalistische Epoche siegreich durchgedrungen war, da nahmen die schweren Krisen ihr Ende. Der Umschwung trat im Jahre 1867 oder richtiger etwa Ende 1871 ein, weil auch die äußere Politik hineinspielte. Von da an wurde der Weg immer ebener, wenngleich sich die Wanderrichtung nicht stets auf der Heerstraße, sondern bisweilen auch auf Seitenpfaden links oder rechts vollzog. Aber der Triumph des modernen Oesterreich-Ungarn über das alte Oesterreich hatte sich entschieden. Und nun wurde Kaiser Franz Joseph zu der Herrschergestalt, die uns so teurer Besitz war; er hatte als Herrscher die Physiognomie gewonnen, die wir alle kannten und verehrten. Seine Regierungstätigkeit zerfiel also in zwei Abschnitte. In beiden jedoch offenbarte sich ein hoher Ernst und ein redliches Bestreben. Er trat nur dann hervor, wenn es unbedingt notwendig war; an der Durchsetzung eines persönlichen Stils lag ihm nichts. Doch von selbst ergab sich ein Rhythmus, den man als den Kaiser Franz Josephs bezeichnen konnte. War sein Walten auch nicht nach außen gelehrt, so machte es sich in der Stille desto stärker bemerkbar. Der Kaiser regierte wirklich, nicht nur der Form nach, aber er besaß genug Selbstbeschränkung, um die eigenen Wünsche hinter dem zurückzustellen, was er als Staatsinteresse erkannte und was seine jeweiligen Ratgeber befürworteten. Er war Mittelpunkt, nicht Parteimann, Landesherr und nicht Begünstiger einzelner.

Am 18. August 1830, am Geburtstag des Kaisers Franz Joseph, schrieb Grillparzer: „Als Fürst sei er der erste unter gleichen, als Herzog zieh er her vor seinem Volk.“ Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, reicher sogar, als es der größte Dichter Oesterreichs erwarten mochte. Wenn nun Kaiser Karl den Spuren seines Vorfahren folgen will, dann muß er sich über die Lehre klar werden, die der Großvater ihm hinterlassen hat. Nicht gegen die Zeit, sondern mit der Zeit zu regieren, nicht zu hemmen, sondern zu fördern und im Vertrauen zu siegen: das ist das Vermächtnis. Doppelt schwer wiegt es in einer Zeit, in der die Völker Oesterreich-Ungarns so Außerordentliches leisten und die Opfer dieses furchtbaren Krieges hingebungsvoll und in der Zuversicht tragen, daß, wenn erst die Feinde bezwungen sind, die Blüte im Innern des Reiches anheben werde. Das Vaterland, für das sie mit Gut und Blut einstehen, muß eine Heimstätte sein, in der es sich wohl sein läßt. Am Tage der Regierungsübernahme hat Kaiser Karl verkündet: „Meinen Völkern will ich ein gerechter und liebevoller Fürst sein. Ich will ihre verfassungsmäßigen Freiheiten und sonstigen Gerechtsame hochhalten und die Rechtsgleichheit für alle sorgsam hüten. Mein unablässiges Bemühen wird es sein, das sittliche und geistige Wohl meiner Völker zu fördern, Freiheit und Ordnung in meinen Staaten zu beschirmen, allen erwerbstätigen Gliedern der Gesellschaft die Früchte redlicher Arbeit zu sichern.“ Möge dieses Gelöbnis unwandelbar die Schritte des neuen Herrschers lenken, von dem wir hoffen, daß ihn die Geschichte einst als Friedensfürsten bezeichnen werde wie seinen Vorfahren.

Als der achtzehnjährige Franz Joseph Kaiser und König wurde, da war Rußlands Einfluß allmächtig. Seit den Ver-

abredungen in Münchengräß fühlte sich der Zar als Protector Oesterreichs, ja er vermaß sich sogar, den Ausspruch zu wagen, daß er, wenn er von Rußland rede, auch die Habsburger Monarchie meine. Während des Krimkrieges wurde das Joch abgeschüttelt. Oesterreich hörte auf, dem Zaren als Hort des Konservatismus beizumäßen zu sein, aber von da an begann auch der Gegensatz zwischen Wien und St. Petersburg stärker fühlbar zu werden, — trotz der einstigen Dreikaiservereinigung, trotz der Annäherung, die zu den Münchener Abmachungen führte. Im Weltkriege sind die wahren Ziele Rußlands erst recht deutlich geworden. England hat Oesterreich nur als Figur in seinem diplomatischen Spiel betrachtet. Es unterstützte die Wiener Politik, wenn es einen Rückhalt gegen Rußland suchte, und es förderte anderseits ebenso vor 1848 wie nach der Revolution, wo immer es konnte, die gegen die Habsburger Monarchie gerichteten Bewegungen. Die Feindschaft, die während der Annexionskrisis hervortrat und die von da bis zum Ausbruche des Weltkrieges immer wieder laut wurde, hatte ihre lange, obgleich zeitweilig verhüllte Vorgeschichte. Das Frankreich Napoleons III. bemühte sich zuerst, Oesterreichs Stellung in Deutschland zu erschüttern; nach 1866 suchte man freilich in Wien Unterstützung, um desto sicherer gegen den Norddeutschen Bund ankämpfen zu können. Graf Beust blieb für die Sirenenklänge nicht taub, und es war ein Glück, daß er seine Pläne nicht durchführen konnte. Von Italien als Freund und Feind zu sprechen, ist überflüssig. Man hat die Haltung dieses Königreiches im letzten Jahre ohnehin oft erörtert. Diese Mächte, mit denen Kaiser Franz Joseph während seiner Regierung länger oder kürzer in enger Gemeinschaft oder Annäherung lebte, erblickte er am Schlusse seines Daseins im Kampfe gegen Mitteleuropa, in Feindschaft aufgelehnt gegen Oesterreich-Ungarn, von dem Wunsche erfüllt, das Reich zu zertrümmern.

Doch im ernstesten Augenblick, der für Oesterreich-Ungarn gekommen war, stand Deutschland als verlässlicher Freund zur Seite, in Mithelungentreue verbunden. Man vermag heute ganz unverhüllt über das zu reden, was an Ereignissen zwischen den geschichtlichen Wendepunkten von Olmütz und Königgräß liegt, denn es ist eine abgeschlossene Episode, ein längst überwundener Abschnitt. Desto lebhafter berührt uns die Entwicklung der Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche seit dem Abschlusse des Bündnisses vom Oktober 1879. Bismarck und Andrássy haben sich durch diesen Vertrag ein unvergängliches Verdienst erworben, dessen Größe uns jetzt während des Krieges jeder Tag aufs neue eindringlich lehrt. Aber Bündnisse besitzen nur dann einen Wert, wenn sie mit den Bedürfnissen und Strömungen der Völker übereinstimmen, denn im Zeitalter der Massenpolitik bieten volksfremde Rabinetsverträge keinerlei Gewähr. Niemand sonst hat das gleich scharf erfaßt und formuliert wie Bismarck. Darin, daß Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich den gewaltigen Anforderungen des Weltkrieges in einträchtiger Zusammenarbeit so sehr zu genügen vermögen — sie und ihre Bundesgenossen — zeigt sich, daß das organisierte Mitteleuropa nichts Vergängliches ist. Das Vorübergehende vermag sich nicht zu solcher Kraftäußerung aufzuschwingen. Mitteleuropa besteht als Kriegstatsache, und es muß als Friedensstatsache fortwirken. Kaiser Karl hat es als Heeresführer in den Schlingengräben gesehen, seine Taten bewundert und seine unvergleichlichen Leistungen beobachtet. Diese Eindrücke der Schlachtfelder und des Hinterlandes können nicht verflachen; solche Wahrnehmungen lassen sich nicht vergessen. Kaiser

Franz Joseph hat den Grundstein gelegt, Kaiser Karl möge den Bau zuversichtlich und verheißungsvoll fortführen. „Es ist nur eine Sache gut und heilbringend“ — schrieb Erzherzog Johann in den Tagen des Wiener Kongresses — „innige treue Vereinigung zwischen Preußen und Oesterreich!“ In unserer Sprache ausgedrückt bedeutet das: Mitteleuropa.

Georg Gothein, M. d. R. / Das Schicksal Serbiens

Mr. Asquith hat Akt davon genommen, daß Herr v. Bethmann nie daran gedacht habe, Belgien zu annektieren; er hat aber daran die Frage nach der Wiederherstellung Serbiens geknüpft. An dessen Schicksal hat Deutschland nur ein sehr sekundäres Interesse. Mr. Asquith hätte daher seine Frage richtiger nach Wien und Sofia als nach Berlin richten sollen. Da er aber in derselben Rede ein entscheidendes Gewicht darauf gelegt hat, daß Griechenland nicht in die militärische, politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von Deutschland komme, woran wohl kein ernsthafter Politiker bei uns je gedacht hat, so wird er es begreiflich finden, wenn man bei uns verlangt, daß Serbien nicht in der militärischen und politischen Abhängigkeit von Rußland und seinen Verbündeten verharre, in die es zu seinem Unglück und zu dem der Welt sich vor dem Kriege begeben hatte. In Belgrad wurde unter russischem Einfluß das Komplott zur Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares geschmiedet, dort wurde die Büchse der Pandora geöffnet, aus der dieses entsetzliche Unglück über die Welt ausströmte. Das gewissenlose Verbrechen der Kaffeehauspolitiker Belgrads hätte natürlich nie gewagt, seine großserbische Propaganda auf Kosten Oesterreich-Ungarns zu betreiben, wenn es sich nicht des Schutzes Rußlands dabei sicher gefühlt hätte.

Nach dem Verbrechen von Serajewo war die Welt einig darüber, daß Oesterreich gegen diese Agitation sich schützen müsse. Selbst König Georg von England empfahl schließlich Oesterreich die Besetzung Belgrads oder anderer serbischer Plätze so lange, bis es Sicherheit gegen die seine Daseinsbedingungen untergrabende Wühlarbeit erlangt habe. Serbien ist für die Ruhe Europas in hundertfach gesteigerter Potenz das, was Mexiko für die Ruhe Amerikas ist. Soll der künftige Friede ein Dauersfriebe werden, so muß Sicherheit dafür gegeben werden, daß Serbien nicht wieder in die politische und militärische Abhängigkeit Rußlands und seiner Verbündeten kommt.

Dazu ist es nicht notwendig, daß Serbien von der Landkarte weggelöscht werde. Das war von vornherein nicht Oesterreichs Absicht. Ob es unter diesem Fürstengeschlecht — um das es gewiß nicht zu beneiden ist — oder unter einem anderen fortbesteht, ist dabei nicht die Hauptsache. Selbst dem jetzigen dürfte nach den traurigen Erfahrungen dieses Krieges die Neigung vergangen sein, je wieder sich an den verbrecherischen Verschwörungen, die das Unheil verschuldet haben, zu beteiligen. Ob freilich das serbische Volk, das seinem König und dessen Söhnen zu fluchen jede Ursache hat, an deren Rückkehr etwas gelegen ist, kann billig bezweifelt werden.

Wird Serbien wiederhergestellt, so liegt aber nicht der geringste Anlaß vor, das in dem Umfang zu tun, den es durch den letzten Balkankrieg auf Kosten Bulgariens erreicht hatte. Man wird verlangen können, daß all die von Bul-

garen ganz oder überwiegend bewohnten Teile des bisherigen Serbiens an Bulgarien kommen. Wenn es auch eine Unmöglichkeit ist, die Grenzen eines Staates lediglich nach ethnographischen Gesichtspunkten zu ziehen, so müssen diese doch hier soweit wie möglich berücksichtigt werden. Gerade auf der Balkanhalbinsel ist sonst zu befürchten, daß die ewigen blutigen Streitigkeiten der einzelnen Nationalitäten kein Ende nehmen, daß die in einem Staatswesen herrschende Nationalität die nationale Minderheit knechtet und drangsalirt. Und wenn es in den zu Serbien geschlagenen mazedonischen Gebieten zu einer Volksabstimmung über die Staatszugehörigkeit käme, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die erdrückende Mehrheit sich für Bulgarien erklären würde. Diesem würden weiter die seitens Rumäniens im zweiten Balkankrieg von Bulgarien erpreßten Gebiete in der Dobrudscha zurückgegeben werden müssen; zumal diese ganz von Bulgaren bewohnt sind.

Montenegro, dieser Operettenstaat von Rußlands Gnaden, würde — wenn man ihn überhaupt fortbestehen läßt — in ein Suzeränitätsverhältnis zu Oesterreich treten. Dabei würde es vielleicht zweckmäßig sein, den Sandschat Kovibazar, auf den letzteres ohnehin allerdings später auf-gegebene Ansprüche hatte, mit Bosnien zu vereinigen.

Eine unbedingte Notwendigkeit würde es für Oesterreich-Ungarn wie für Bulgarien sein, daß beide Staatswesen unmittelbare Nachbarn werden. Dazu würde vor allem die Abtretung des Gebiets Negotin—Bran—Palanka—Kladowa an Bulgarien und an Ungarn notwendig werden, damit letzteres in den Besitz eines Streifens am Eisernen Tor gelangt, dessen auf dem rechten Donauufer belegener Schiffsahrtskanal, der auf ungarische Kosten gebaut ist, von ihm auch geschützt wird. Ob hier die Grenze im Morawatal zu ziehen ist, oder ob es genügt, das Gebiet von Knajewac, Zajecar, Negotin, Bran—Palanka zu Bulgarien zu schlagen, das nach Westen von den wilden Gebirgstämmen der Golubinja Plana, Pel Plana und Gona Plana begrenzt ist, läßt sich ohne genaue Kenntnis der Verhältnisse nicht beurteilen. Ausschlaggebend wird dabei weniger die ethnographische Zugehörigkeit sein, als die Möglichkeit, eine gesicherte Bahnverbindung zwischen Ungarn und Bulgarien zu schaffen; diese erweist sich als eine unerläßliche Notwendigkeit. Der Verkehr nach dem Orient darf nicht von dem guten oder bösen Willen Serbiens abhängig sein.

Für Serbien wäre es wirtschaftlich weitaus das günstigste, wenn Oesterreich und Ungarn sich entschließen könnten, es in ihr Zollbündnis aufzunehmen. Das ist gerade hier leichter als zwischen anderen Staaten, weil alle Zoll- und Handelsfragen Oesterreich-Ungarns durch Delegationen der Parlamente entschieden werden. Man müßte dann Serbien ebenfalls einige Sitze in den Delegationen — freilich nur für die Beratung und Beschlußfassung über Zoll- und Handelsvertragsfragen — einräumen. Ein Schlüssel für die Verteilung der Zolleinnahmen würde sich schließlich auch finden lassen.

Wirtschaftlich gravitiert Serbien nach Oesterreich-Ungarn. Es ist von mir vor dem Kriege wiederholt als ein großer Fehler der Donaumonarchie bezeichnet worden, daß ihre einseitig agrarische Wirtschaftspolitik berechnete wirtschaftliche Interessen Serbiens völlig unberücksichtigt gelassen habe. Es war daher durchaus begreiflich, daß letzteres in jeder Weise den freien Ausgang nach dem Meer suchte und in politischen Gegensatz zu Oesterreich-Ungarn geriet. Ein gemeinsames Zollgebiet würde diese Gegensätze abschwächen. Auch für Oesterreich-Ungarn würde ein solches insofern

vorteilhaft sein, als es damit den Anschluß an den Freihafen Saloniki und damit die Verbindung mit dem Ägäischen Meer erlangen würde. Dabei kann Saloniki ruhig im griechischen Besitz bleiben; es genügt, wenn die Eigenschaft als Freihafen und wenn mäßige Eisenbahntarife gesichert sind. Oesterreich-Ungarn hat die Konkurrenz der serbischen Landwirtschaft nicht zu fürchten; einmal deckt es selbst seinen Bedarf längst nicht mehr, braucht also die Zufuhr; sodann aber wird die landwirtschaftliche Erzeugung Serbiens infolge der furchtbaren Menschenverluste erst in geraumer Zeit wieder auf die alte Höhe kommen. Militärisch wird infolge dieser Verluste Serbien für absehbare Zeit trotz aller Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit seiner Bewohner nicht mehr viel bedeuten. Sorgen doch Engländer und Franzosen an der Salonikifront dafür, daß sich der letzte Rest serbischer Manneskraft verblutet und es damit aufhört, militärisch gefährlich zu sein. Ist es von Rumänien nach Abtretung des Streifens von Negotin—Kladowa abgeschnitten, so fehlt ihm im Kriegsfall auch die Möglichkeit, von Rußland mit Waffen und Munition versorgt zu werden, zumal, wenn es auch im Süden an bulgarisches Gebiet grenzt. Will sich das unglückliche Volk überhaupt je wieder von den Wunden erholen, die ihm dieser von seinen Kaffeehauspolitikern heraufbeschworene Krieg geschlagen hat, so muß es diesen endgültig den Laufpaß geben und lediglich darauf bedacht sein, seine wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte zu entwickeln.

Aber auch England und Frankreich werden nach den Verlusten dieses Krieges wenig Neigung verspüren, sich für serbische Großmachtsgelüste, die sich mit Verschwörung und Mord durchzusetzen versuchten, einzusetzen. Auch sie haben ein großes Interesse daran, auf dem Balkan, dieser Wetterecke Europas, dauernde Befriedung zu schaffen. Die Sache von feigen Königsmördern zu der seinen zu machen, ist zudem ein Geschäft, das wenig Ehre einbringt.

Unter den vorstehend gekennzeichneten Bedingungen könnte man Serbien als unabhängigen Staat fortbestehen lassen.

Erich Schairer / Die kaufmännische Arbeitsvermittlung

In einer Besprechung der führenden kaufmännischen Verbände mit Vertretern des Reichsamts des Innern und mehrerer bundesstaatlicher Behörden am 26. April d. J. war beschlossen worden, eine „Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung der Verbände, Sitz Berlin“ als Stellenvermittlungsgemeinschaft sämtlicher angeschlossenen Verbände und Vereine ins Leben zu rufen. Nachdem dieser Beschluß die Billigung einer Vertreterversammlung am 20. Mai in Eisenach gefunden hatte, wurde die Zentralstelle am 1. Juli in der Beuthstraße 20 in Berlin eröffnet. In der Organisation der kaufmännischen Arbeitsvermittlung ist damit ein bemerkenswerter Fortschritt erfolgt, dessen unmittelbare praktische Tragweite allerdings nicht so groß ist, wie es zunächst den Anschein haben könnte.

Der Versuch eines Zusammenschlusses, eines „Zweckverbands“ von kaufmännischen Vereinen für die Stellenvermittlung ist schon mehrfach unternommen worden, zuletzt vom Verband Deutscher Handlungsgehilfen durch die Gründung einer „gemeinnützigen kaufmännischen Stellenvermittlung für Deutschland“. Es ist aber nie viel dabei erreicht worden; nicht zum wenigsten deshalb, weil die Beteiligten aus vereinsegoistischen Gründen dabei nicht auf ihre eigene Stellenvermittlungstätigkeit verzichten wollten. Der Deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband (später auch der Ver-

ein für Handlungskommiss für 1858, hatten sich zwar zu diesem Opfer im Interesse des ganzen Standes bereitwillig, aber an dem Widerstand der anderen, namentlich des dritten großen Verbands, eben des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen, ist dieser Gedanke auch diesmal gescheitert. Die einzelnen Organisationen behalten ihre eigene Vermittlungstätigkeit bei und verpflichten sich nur, die offenen Stellen zweimal wöchentlich an die Berliner Zentrale zu melden, die sie in einer jeden Dienstag und Freitag erscheinenden Stellenliste zu veröffentlichen hat. Die Zersplitterung ist also gemildert, aber nicht beseitigt; die Lösung der ganzen Frage der Organisation des kaufmännischen Arbeitsnachweises schwebt noch in weiter Ferne, namentlich wenn wir uns auf Grund der folgenden Ausführungen vergegenwärtigen, daß die Verbände nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des gesamten Arbeitsmarkts zu erfassen vermögen.

Die kaufmännische Arbeitsvermittlung geschieht, abgesehen von der gänzlich unkontrollierbaren und glücklicherweise dauernd im Rückgang begriffenen Tätigkeit der gewerbsmäßigen Vermittler, auf dreiierlei Wegen: durch die kaufmännischen Vereine, durch öffentliche örtliche Nachweiseinrichtungen und durch das Inserat in Tageszeitungen und Zeitschriften.

1. Von dem Stellennachweisen der kaufmännischen Vereine wurden nach den Berichten im „Reichsarbeitsblatt“ untergebracht:

1912	1913	1914
28 120	30 351	27 927 männliche Bewerber.

Diese Zahlen entsprechen einer Besetzung von durchschnittlich höchstens 40 v. H. der offenen Stellen, soweit sie den betreffenden Vereinen zur Kenntnis gelangten; innerhalb der einzelnen Vierteljahresperioden, wie sie den Berichten des „Reichsarbeitsblattes“ zugrunde liegen, sind es sogar nur 30 v. H. Dabei sind in ihnen noch die Ergebnisse der unter 2. gehörigen öffentlichen Stellennachweise in Köln und Wiesbaden enthalten. Gegenüber dem Umfang des kaufmännischen Arbeitsmarktes in den Zeitungen „sinken diese Zahlen fast zur Bedeutungslosigkeit herab“ (Wag Habermann auf dem 13. deutschen Handlungsgehilfenstag 1913). Es sind schätzungsweise höchstens 20 v. H. des gesamten kaufmännischen Arbeitsmarktes, die von den Vereinen erfasst und mit verhältnismäßig recht befriedigendem Erfolge bearbeitet werden. Jetzt sind diese 20 v. H. wenigstens unmittelbar in einer Hand vereinigt, und da die neue „Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung der Verbände“ auch Nichtmitgliedern der Verbände — und zwar bis sechs Monate nach Friedensschluß kostenlos — zur Verfügung stehen soll, so besteht immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit der Erweiterung ihres Umfanges. Von den etwa eine Million Handlungsgehilfen (1907: 795 000) ist nämlich bis jetzt etwa die Hälfte nicht organisiert.

2. Die öffentlichen Arbeitsnachweise der Gemeinden vermitteln auch Stellen für Handlungsgehilfen, werden aber von diesen einseitig nur sehr wenig in Anspruch genommen, soweit nicht, wie in einigen Fällen, besondere Abteilungen für kaufmännische Stellenvermittlung eingerichtet sind. Es wurden nach dem „Reichsarbeitsblatt“ von sämtlichen öffentlichen Nachrichten in der Berufsgruppe Handelsgewerbe für männliche Personen Stellen vermittelt:

1912	1913	1914
rund 3800	4000	7100

Günstiger ist das Bild, wo besondere, paritätisch geleitete städtische Arbeitsnachweise für kaufmännische Angestellte bestehen. Vorbildlich ist die seit 1905 in Köln eingerichtete Anstalt, die im Geschäftsjahr 1912/13 rund 1200 oder 72 Proz. der ihr gemeldeten offenen Stellen besetzte, 1914/15 sogar rund 1700 Stellen (und zwar allein in Köln). Noch erfreulicher sind die Ergebnisse des städtischen Arbeitsnachweises für Kaufleute in Wiesbaden, während die Versuche in anderen Städten (Freiburg i. B., Hannover, Nürnberg, Straßburg, Stuttgart) zum Teil infolge Bekämpfung durch die auf ihre Vereinsnachweise eifersüchtigen Organisationen weniger glücklich zu sein scheinen.

3. Die weitaus größte Rolle auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkt spielt das Inserat in der Tages- und Fachpresse. In einigen Geschäftszweigen, wie im Buchhandel, Drogenhandel, Eisenhandel, ist letztere fast alleinige Trägerin der Stellenvermittlung. Wie

groß der Umfang des kaufmännischen Arbeitsmarkts in der Tagespresse ist, läßt sich im ganzen nur schätzen, nicht aber zahlenmäßig nachweisen. Immerhin sind einige Teilstellfeststellungen vorhanden, die einen Begriff von seiner Bedeutung zu geben vermögen. Nach einer Berechnung Habermanns im Jahr 1913 enthält ein Provinzialblatt wie „Der Gesellige“ in Graubenz jährlich 25 000 kaufmännische Stellenangebote und 5000 Gesuche, das „Neue Wiener Tagblatt“ jährlich rund 100 000 Angebote und Gesuche. Neubauer hat fernerzeit den Arbeitsmarkt in den Frankfurter Zeitungen während eines Jahres eingehend untersucht und dabei für den Zeitraum vom 1. Oktober 1900 bis 30. September 1901 folgende Ziffern für Stellenanzeigen aus dem Handelsgewerbe ermittelt:

„Frankfurter Zeitung“	24 964 (79,1 v. H. aller Stellenanzeigen)
„Frankfurter Generalanzeiger“	24 993 (20,4 v. H. aller Stellenanzeigen)
Sämtliche Frankfurter	

Blätter 54 408 (27,3 v. H. aller Stellenanzeigen).

Von diesen 54 408 waren 36 100 Stellenangebote und 18 308 Stellengesuche. Von einigen anderen Blättern sind Ziffern für den Gesamtumfang der Stellenanzeigen vorhanden; nehmen wir an, daß auch nur ein Fünftel davon auf den kaufmännischen Arbeitsmarkt entfallen, so werden wir jedenfalls an der überragenden Bedeutung des Inserats auf diesem Gebiet nicht mehr zweifeln können. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ enthielten nach Habermanns Feststellungen in einem Jahr 158 360, die „Münchener Neuesten Nachrichten“ rund 200 000 Stellenanzeigen; der „Breslauer Generalanzeiger“ nach Angaben von Hud im Jahre 1910 im ganzen 147 256, und zwar 128 886 Stellenangebote und 18 370 Stellengesuche. Drei große Berliner Lokalzeitungen („Morgenpost“, „Lokalanzeiger“, „Volkszeitung“) lieferten nach einer Stichprobe im Monat September 1915 allein 51 986 Arbeitsmarktinserate (46 540 Angebote, 5446 Gesuche).

Auch auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkt muß angesichts der geringen Erfolge der von den Standesvereinen gepflegten Stellenvermittlung unbestritten dem paritätischen öffentlichen Arbeitsnachweis als günstigster Organisationsform der Vorzug gegeben werden. Den Beweis liefert der nunmehr seit 12 Jahren bestehende Kölner Arbeitsnachweis für Kaufleute, der weitaus am billigsten und besten arbeitet. Es ist bedauerlich, daß die Propaganda des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbandes für die Schaffung eines einheitlichen Reges von paritätisch verwalteten kaufmännischen Arbeitsnachweisen auf öffentlich-rechtlicher Grundlage, die nach Provinzen und Bundesstaaten zusammenzufassen und von einer Reichsvermittlungsstelle zu bekrönen wären, bisher so wenig Widerhall bei den Beteiligten, namentlich auch bei den Handelskammern, gefunden hat — trotzdem gerade in Köln die Handelskammer die treibende Kraft für die dortige Anstalt gewesen ist. Auch Braad spricht sich in dem kürzlich („Hilfe“, Nr. 34 vom 24. August 1916) hier besprochenen Buche in diesem Sinne aus (S. 118 ff.).

Immer aber wird gerade auf diesem Gebiete des Arbeitsmarkts das Inserat einen führenden Platz behaupten, das bei der Fülle individueller Wünsche auf beiden Seiten und der Notwendigkeit, den Marktfall über einen örtlich begrenzten Bezirk hinaus zur Kenntnis zu bringen, vor der mehr oder weniger schematisch funktionierenden Tätigkeit der Nachweise einen bedeutenden Vorzug hat, und zwar um so mehr, je höher die Stellenungen zu bewerten sind, um die es sich handelt. Der Arbeitsmarkt in den Zeitungen hat aber den großen Mangel, daß er niemals statistisch erfasst werden kann; und eine vollkommene statistische Darstellung des Arbeitsmarkts bildet eigentlich die Voraussetzung für eine geregelte und fruchtbare Vermittlungstätigkeit. Weit mehr noch als bei allen anderen Berufen tritt also hier das brennende Problem zutage, den Arbeitsmarkt in der Zeitung irgendwie in die Statistik einzugliedern.

Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, das Arbeitsmarktinserat als solches zu erhalten und gleichzeitig seine statistische Erfassung zu gewährleisten. Es ist die Schaffung von öffentlichen Arbeitsmarktanzeigen in Anlehnung an die gemein-

lichen Nachweise und ihre provinziellen und bundesstaatlichen Oberinstanzen und letztlich an ein Reichsarbeitsamt, das wir hoffentlich früher oder später bekommen werden. Diese Blätter müßten mit dem Privilegium ausgestattet werden, daß kein Stelleninserat in irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift erscheinen darf, ehe es in dem öffentlichen Anzeiger, der dem Verbreitungsgebiet des Blattes entspricht, zum Abdruck gekommen ist. Die öffentlichen Arbeitsmarktanzeiger müßten also ein „*jus primae noctis*“ für Stelleninserate erhalten, wie der ehemalige Vorsitzende der Berliner typographischen Vereinigung, Wulfsdorf, einmal scherzhaft bemerkt hat; oder die Arbeitsämter hätten ein Inseratenvermittlungsmonopol für diese Anzeigen auszuüben. Ich darf bei dieser Gelegenheit auf meinen in Nr. 19 der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung“ kürzlich gemachten Vorschlag eines staatlichen Inseratenvermittlungsmonopols überhaupt, das zweckmäßigerweise der Reichspost zu übertragen wäre, hinweisen, von dem auch ein nicht zu unterschätzender finanzieller Ertrag für die Reichskasse zu erwarten wäre.

Wenn einmal die Demobilisierung unseres Millionenheeres ihren Anfang nehmen wird, wird die Frage der Arbeitsvermittlung und im besonderen der kaufmännischen Arbeitsvermittlung mehr als brennend werden. Dann darf vielleicht auch Interesse für die hier geäußerten Gedanken erwartet werden, die ich schon vor anderthalb Jahren (April 1915) zum erstenmal in der „Hilfe“ andeuten durfte.

G. D. Gallwig / Biblische Opern

Zwei Momente sind es, die die Opernkomponisten der Neuzeit biblischen Stoffen zugeführt haben; die einen schätzen die dramatisch wertvolle Basis ihrer Handlungen und Persönlichkeiten, die in starken Schwarz-Weiß-Kontrastierungen zueinander stehen, — die anderen, mit dem Ideal der Ueberwindung des Verismus im Herzen, gehen den innerlichen Reimen ihrer Symbolik nach. Frandenstein und Weingartner sind die jüngsten Vertreter dieser Richtungen ... Da erscheint Eugen d'Albert, seit „Tiefeland“ der erfolgreichste moderne Mann der Opernbühne, mit einem neuen Werk: „Die toten Augen“, und auch er ladet uns darin ein, ihm in jene Gebiete zu folgen. Hinter seinem Beginnen aber steht anderes; Kinoinstinkte sind da am Werk gewesen; aus dem Biblischen wurde das Kineatralische herausdestilliert, von jenen, nur auf das Außersichtliche gehenden Gesichtspunkten aus, die für den Film maßgebend sind. Rohe Oberflächlichkeit und eine auf die Bibel gestützte Pseudotiefe sind hier einen losen, unorganischen Bund eingegangen, ähnlich der Begleitmusik des Kinstückes, die an der Wende zum feierlichen Ernst jedesmal mit den Händen des Spielers von den profanen Klaviertasten zum Harmonium überspringt. Der Komponist tat sich zusammen mit Hanns Heinz Ewers, dem klugen Köhner auf dem Gebiet des Sensationellen in der Literatur. Auch für den Opernkomponisten gilt es: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist; Beethoven, unser Tiefster, war mit seinem „Fidelio“ so theaterweltfremd, daß er nach diesem einzigen Versuch von Grillparzer, dem sprödesten unter seinen zeitgenössischen Dichtern, alles für sich, d. h. für ein Textbuch erhoffte, — d'Albert nimmt es von einem Kinodichter ... In der ursprünglichen Dichtung, die den „Toten Augen“ zugrunde liegt, ist nichts von Reimen verborgen, die etwa nur aufzublühen vermöchten, wenn man das biblische Jesusmotiv dazu heranzieht. Es ist da eine Blinde, die in dem Wahn lebt, daß der Mann, den sie liebt, eine Idealgestalt ist; sie wird sehend, sich zum Unglück, denn der, welchen sie zuerst erblickt und in dem sie, glückjauchzend, das lebendige Bild des Abgottes ihrer Liebesträume zu erkennen wähnt, ist nicht ihr Gatte, sondern sein schöner Freund, der in der Umarmung mit ihr von jenem wildtierisch erwürgt wird. Da läßt sie ihr Augenlicht, das ihr Unglück brachte, wieder erlöschen. Hier haben wir eine einfach tragische Handlung voll von Verinnerlichungsmöglichkeiten und

latenter Musik. Das hat auch Hanns Heinz Ewers gespürt; er wollte verinnerlichen und griff unbedenklich zu dem, was uns das Tiefste darstellt: Jesus von Nazareth und seine Lehre. Rein Scoringerer als er muß es sein, der die blinde Griechin heilt, das Volk, mit Maria von Magdala, muß glänzende Massenszenen besorgen, und Jesu Stimme muß es sein, die man als großen Theatereffekt aus den Kulissen heraus hört. Da aber das, was uns die Bibel von solchen Heilungen des Nazareners überliefert hat, die Kreise des Kinodichters Ewers verwirren würde, weil das Stück schlecht auszugehen bestimmt ist, so werden ihm die blasphemisch anmutenden Worte in den Mund gelegt: „O Weib, wahrlich, ich sage dir, ehe die Sonne zur Reige geht, wirst du mir fluchen ...“ Hanns Heinz Ewers erspart es uns, mehr Jesuismos dieser Art anhören zu müssen, aber er drapiert die Lösung der Probleme in einer Art und Weise, daß man vermuten muß, er ist der Meinung, damit etwas von ihrem Geist, von neutestamentlichem Geist, in der Hand zu halten. Die ganz im Sinne eines pseudogriechischen, rein äußerlichen Schönheitskultus gehaltene Blinde, die nach ihrer Begegnung mit Jesus und ihrem Sehendwerden als Erstes nach einem Spiegel schreit, gleitet am Schluß wieder in das Liebesleben mit ihrem Gatten hinein und faselt etwas von Verzicht auf eigenes Glück, um das des anderen zu retten. Auch der „Gute Hirte“ muß als Schlußsymbol noch über die Szene gehen, ehe der Vorhang fällt, und so noch einmal eine gewalttätige Beziehung zwischen dem Vorspiel und dem eigentlichen Akt klarzumachen versuchen Wie aus den Zeitungen ersichtlich ist, sind der Oper um dieses Textbuches willen in verschiedenen Städten, zuletzt in Berlin, Zensurschwierigkeiten bereitet worden, und an manchen Orten hat man das Vorspiel, das in Handlung gebrachte Gleichnis vom Guten Hirten gestrichen. Aber es ist hier so, daß das Grobverleßliche wohl mit dieser oder jener Stelle ausgemerzt werden kann, nicht aber der als abstoßender Geist sich offenbarende Instinkt für platte und unwahre Effekte, der das ganze Werk durchzieht, und der hier ein Gebiet betrat, von dem es für uns immer noch heißen sollte: „Zeug deine Schuhe aus, das Land, da du stehst, ist heiliges Land.“ Wäre d'Albert nicht auch der Komponist von „Tiefeland“, dieser in Roheit und Lüsterheit eingehüllten Handlung, so möchte man ihm, als einem auf das Ewerssche Textbuch hineingefallenen, Bedauern und Sympathie entgegenbringen. Aber hier liegt es doch wohl so, daß Geist zu Geist in gegenseitigem Sicherkennen kam. Eine Musik von überdimensionaler Größe würde die Wirkung des Textbuches vielleicht zu Bedeutungslosigkeit erhöht haben: das ist hier nicht der Fall, in den „Toten Augen“ haben wir dürftige Einfälle eines temperamentvollen Könners Ernstes und Heiliges als Kunstwerk gestaltet auf die Opernbühne zu bringen, gibt es nur einen Weg: die Musik muß an der Höhe des Stoffes hinauf, oder, wenn der Stoff unwürdige Fassung hat, über ihn hinauswachsen.

A. Rien / Die Franzosen, wie sie nicht sind

Wir bringen im folgenden eine Besprechung des Buches von Nostradamus: „Die Franzosen, wie sie sind, Gegenwart und Zukunft“ (Freiburg i. B. [Bielefeld] 1916. 335 S. Preis 5 M.) aus der Feder der unseren Lesern wohlbekannten, in Frankreich erzogenen, im neutralen Auslande geborenen Dame, deren „französisches Kriegstagebuch“ und noch mehr deren Büchlein „Das Märchen von der französischen Kultur“ (1915, Berl. V. Curtius) vor etwa einem Jahre berechtigtes Aufsehen erregten. D. Red.

1. Französisches Familienleben.

Das Büchlein von Nostradamus ist unendlich interessant und würde auch als psychologische Studie unendlich lehrreich sein — wenn der Verfasser sich entschließen könnte, den Titel ein wenig abzuändern: wenn es hieße statt „Die Franzosen, wie sie sind“, „Die Franzosen, wie ein Ausländer sie anschaut“. In diesem Falle hätten wir eine vortreffliche

Untersuchung, aber sie beträfe nicht so sehr das beobachtete, wie das beobachtende Volk.

Was uns gegeben wird, ist in der Tat ein aufs merkwürdigste charakteristisches Bild Frankreichs, wie es sich in dem Bewußtsein eines Ausländers spiegelt, eines Ausländers, der jede innige Berührung mit den Verhältnissen, die er mit so gewissenhaftem Eifer beschreibt, sorgfältig zu vermeiden verstanden hat. N. kennt Frankreich, das läßt der erste Blick erkennen; mehr noch, er hat offenbar lange dort gelebt. Aber für jeden wirklichen Landeskenner — und das ist eben nur ein Eingeborener — ist es ebenso offenkundig, daß er nichts, oder doch beinahe nichts von dem wirklichen französischen Leben weiß.

Der Franzose schließt sich schwer auf und hütet vor allem mit größter Eifersucht das Leben seines Hauses vor dem Blick des Fremden. Ich will nicht untersuchen, ob er damit Recht oder Unrecht tut, aber die Tatsache ist nun einmal unbestreitbar. Es mag einige Ausnahmen geben, Fremde, vor denen der heilige Zirkel sich geöffnet hat; aber Herr N. gehört ganz bestimmt nicht zu diesen Ausnahmen. Und darum findet man wohl in seinem Buche eine Unzahl ininteressanter Angaben, die lehrreichsten und aller Wahrscheinlichkeit nach wohl auch zutreffenden Einzelheiten über das öffentliche Leben, die Finanzen, die Industrie und den Handel Frankreichs: alles Gebiete, über die ein kluger und wißbegieriger Ausländer sich an Ort und Stelle gründliche Belehrung holen kann. Was N. z. B. über die Beziehungen der Franzosen zu ihrer Staatsverwaltung, Justizverwaltung, Heeresverwaltung usw. mitteilt, trifft überall ins Schwarze und zeugt von eingehenden literarischen Studien eines ausgezeichneten Kopfes. Sobald er sich aber auf das Gebiet des Privatlebens wagt, sobald die Thematika des Familienlebens, der Herzensangelegenheiten, der Erziehung und so weiter angeschlagen werden, befinden wir uns im Reiche der blühendsten Phantasie.

Bereits im ersten Kapitel („Geburt, Jugendpflege, Eheschließung“) tritt uns dieses wunderliche Gemisch von wissenschaftlicher Genauigkeit und „Phantasie“ entgegen, das das ganze Buch entscheidend prägt. Was N. von den Vormundschafsräten, von der öffentlichen Wohlfahrtspflege und von der Beteiligung des Staates daran mitteilt, ist vorzüglich beobachtet und im großen und ganzen zutreffend; hier handelt es sich eben um Tatsachen. Aber aus diesen Tatsachen zieht er in dem gleichen Kapitel eine praffende Fülle von Schlussfolgerungen, denen man nicht gerade zwingende Logik nachrühmen kann.

Ein Beispiel. Der Verfasser hat mit Rugen Marguerites berühmten Roman „Les deux vies“ gelesen, und die Schlüsse, die er daraus in bezug auf die Schwierigkeit der Ehescheidung und der Eheschließung in Frankreich zieht, sind unanfechtbar — in der Theorie —, wobei mir freilich die Ziffer „Hunderttausende von Paaren, deren Lebensgemeinschaft ... ohne Ehestand jahrelang, ja lebenslang dauert“ als ein wenig übertrieben erscheint, angesichts der Tatsache, daß die französische Gesamtbevölkerung stark hinter 40 000 000 zurückbleibt. Er glaubt, daß das französische Eherecht, das dem Manne gestattet, allen Erwerb der Frau zu vergeuden, die Schuld an dieser Fülle der wilden Ehen trägt. Aber glaubt er wirklich, daß der männliche Vorstand einer unehelichen Familie, der Vater mehrerer Kinder, sich zu größerer Parteilichkeit und Rücksicht verpflichtet fühlt, weil ihm seine Lebensgefährtin fortlaufen kann, während die Ehefrau gesetzlich gebunden ist? Erstens ist die Frau immer stark gebunden, wenn nicht gesetzlich, so doch faktisch — wirtschaftlich,

und dann, ach du lieber Gott, auch die Ehefrau läuft oft genug weg, wenn es ihr paßt. Und so braucht man wirklich für die Existenz dieser wilden Haushaltungen nach keinen weiteren Ursachen zu suchen als denen, die in der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Eheschließung und sehr oft in dem Vorhandensein einer oder eines dritten Mitspielers gegeben sind. Der Pariser Arbeiter heiratet in der Regel sehr früh, und solche Ehen sind bekanntlich sehr brüchig.

Aber, das ist von großer Bedeutung: solche Dinge sind ein Kennzeichen des großstädtischen Arbeiterlebens bestimmter — ziemlich tiefer — Schichten, aber durchaus nicht des französischen Arbeiters im allgemeinen und vollends nicht des Franzosen an sich, wie N. mit größter Kühnheit behauptet. Ich weiß wirklich nicht, worauf er seine Ueberzeugung gründet, „daß diese, der gesetzlichen Formen und Wirkungen gleichmäßig entbehrende Art monogamen Zusammenlebens die Landessitte geworden ist“.

Daß die französischen Ehen nicht gerade im Himmel geschlossen werden, ist wieder ganz richtig; aber die Rolle der Notare à la Galeoto ist seit wenigstens einem halben Jahrhundert ausgespielt. Heute erscheint der Notar nur noch auf der Bühne, um den Ehevertrag aufzusetzen, und allensfalls, um über die Vermögenslage der Beteiligten Auskunft zu geben. Gewiß ist diese Methode recht prosaisch, aber ich kann Herrn N. versichern, daß seine Anschauung jeder Begründung entbehrt, wenigstens soweit die weibliche Seite in Frage steht, daß dem Franzosen von heute „jede andere Knüpfung des Lebensbundes lodender erscheint“. Sollte sich irgendwo einmal ein Mann finden lassen, mutig genug, um einer jungen Dame aus guter Familie die Chancen einer freien Vereinigung anzutragen, seine Aussichten wären außerordentlich gering. Die Französin weiß eben besser als Herr N., was sie von der Nachsicht der Gesellschaft in bezug auf ungeheuchelte Bündnisse zu erwarten hätte.

Auch die Angaben des zweiten Kapitels über „Familie und Vermögen“ beweisen tiefgreifende literarische Studien — aber über eine Epoche, die dahin ist, deren Sitten und Gewohnheiten in der jetzigen Gesellschaft kaum noch in Spuren anzutreffen sind. Die Provinzontels z. B., die als „Rationalkostüm“ die Pariser Freundschaft heimsuchen, sind ehrwürdige Erscheinungen der Prähistorie.

Wenn wir nun die Kapitel 8 und 9 aufschlagen, so müssen wir bedauernd konstatieren, daß die solide Begründung völlig mangelt und an ihre Stelle die Phantasie, und zwar leider eine nach Inhalt und Form wenig wohlwollende Phantasie, tritt. Schon die Ueberschriften des 8. Kapitels gleichen einer Kinoreklame: „Erholungen der Männer“, „Deuxième ménage“, „Der Hirschart Nationaligentum“. Das liest sich wie die berücktigten Headlines eines gelben Broadway-Blattes, und man wundert sich bloß, die lamentable Formel „horrible détails“ zu vermissen. Man zweifelt plötzlich, ob N. wirklich in Frankreich gelebt hat. Dann ist er, unheilbar mit Vorurteilen vollgestopft, über den Rhein gegangen und ist unheilbar, nein hartnäckig, blind geblieben, von jener Blindheit, die nicht sehen will. Frankreich ist das Land der Verdammnis, Paris der Pfuhl aller Laster und Verderblichkeiten, der Franzose kennt nur eine Sehnsucht, einen Liebes, einen Ehrgeiz: die Liebe, immer die Liebe, nichts als die Liebe. Und was für eine „Liebe“! Das schreibt ein Mann, der nach seinen eigenen Angaben über Jahre in Frankreich gelebt hat, ein Mann, der nach dem als einziges Mittel der Völkerverständigung die Niederlassung zahlreicher Deutscher und entsprechend zahlreiche Mißbeurteilungen empfiehlt! Und doch weiß er nichts von dem Privatleben

des Franzosen und der Französin zu berichten, als die Alleinherrschaft der ungeheuerlichen Liebe, den Triumph der Ausschweifung, und — der Impotenz. Was soll man von dieser Mischung denken, die, wie Fausts Vater, „der dunkle Ehrenmann“, „das Widrige zusammenzieht“? Ist es denn denkbar, daß ein gebildeter und gescheiter Mensch in Frankreich leben kann, ohne dahinterzukommen, daß der ganze perverse und schellenklingelnde Klimbim des Montmartre und ähnlicher „Volkserziehungsstätten“ dem französischen Geist gerade so fremd ist, wie die Leehäuser von Lottio oder die für unseren Geschmack allzu gottfreundlichen Gebräude gewisser Kirgisentämme! Gewiß sind die Nachtclubarettis in Paris eleganter als anderswo: aber wer geht denn dahin? Wenn ein Pariser hineingeht, so geht er wie in den zoologischen Garten, um die Provinzontels und vor allen Dingen die Fremden zu beobachten, die hier im „wahren Paris“ zu schweigen glauben! Geht denn der Berliner in die Blumenfäse?

Von solchen Vorurteilen aus hat R. denn auch entdeckt, daß alle Franzosen, „der gute Bürger, der angesehene Kaufmann, Fabrikant, Advokat, Arzt, Baumeister, Grundbesitzer — und der nicht angesehene nicht etwa weniger — darauf hält, seine männliche Frische durch das diskrete Bemerklassen eines zweiten Haushaltes, in dem er seine Nachmittage zubringt, und der ihn ... auf den üblichen geschäftlichen Reisen begleitet (arme deutsche Sprache!) *urbi et orbi* zu betätigen“ (S. 108). Es folgen dann einige unbestimmte Einzelheiten, aus denen nicht ganz klar hervorgeht, ob dieser *second ménage* (bitte: nicht „deuxième ménage“) als Ursache oder Folge der landesüblichen Manneschwäche zu betrachten ist.

Ich will von der moralischen Seite nicht sprechen, kann aber konstatieren, daß durchaus nicht alle Franzosen auf denselben Wert legen, was Herr R. mit gallischer Eleganz als den „100prozentigen Zuschlag“ zu bezeichnen beliebt. Aber es gibt auch noch eine wirtschaftliche Seite der Sache, und der Franzose ist sparsam bis zum Geize, wie R. uns selbst an anderen Orten versichert. Und doch sollte er, ohne zu zaudern und vor allem ohne zu rechnen, die schwere Last auf sich nehmen, neben der eigentlichen noch eine uneigentliche Frau zu ernähren? Zumal R. sich vorzustellen scheint, daß es zu dem verbotenen Paradiese nur eine Art Eintrittskarten gibt, nämlich gleich eine Jahres- und womöglich eine Lebensrente. — Und ferner, der Franzose mag wirklich ein weniger verbissener Arbeiter sein als der Deutsche der gleichen sozialen Klasse: aber ich bin gespannt darauf, den Arzt, Rechtsanwalt oder Ladeninhaber kennenzulernen, der seine Nachmittage — alle? — bei seiner Lebensgefährtin zur linken Hand zubringt und Praxis oder Rundschau ihrem Schicksal überläßt. Solchen Luxus kann sich wirklich nur ein Rentner, und noch nicht einmal ein kleiner Rentner, leisten.

Schluß folgt.

Paul Schubring / Kloster Hirsau

Im Schwarzwälder Nogatthal liegt zwischen Calw und Pforzheim die alte Klosterstadt Hirsau, die für die Bau- und Geistesgeschichte Deutschlands eine entscheidende Bedeutung gehabt hat. Obwohl heute nur noch bescheidene Reste der alten stolzen Sandsteinbasiliken und Klosterhäuser stehen, haben die roten Steine ein eigenwillig zühes Leben der Erinnerung und Ewigkeit. Von hier aus ist die

Cluniacenserbewegung in Deutschland verbreitet worden, die namentlich im 11. Jahrhundert den Kampf des Papsttums gegen das deutsche Kaisertum stark gestützt hat. Ueber die Januarnächte Kaiser Heinrichs IV. im Schnee des Schloßhofes von Canossa hat man vielleicht nirgends so gejubelt als in Hirsau, weil damit der Sieg des römischen Papsttums gegen das deutsche Kaisertum besiegelt schien.

Cluny bedeutet die erste großartige Siedlungspolitik und Missionsarbeit der französischen Klosterwelt; es ist die Abwendung von Monte Cassino, ein härteres Betonen des „Labors“, eine zunehmende Demokratisierung des Ordens, die Politisierung und Mobilisierung der Benediktinergründungen. Vom Berg ging man ins Tal, vom Meer in den Wald; man baute neben die große Kirche und das Refektorium den Schestall, die Dehnhalle, den Medizingarten. Fischzucht und Bäckerei, Weinsteller und Edelobst, Häute und Garn, alles wurde im größten Stil angefaßt. Die „Villa“ Karls des Großen mit den berühmten Berechnungen des kaiserlichen „Capitulare“ scheint das Vorbild gegeben zu haben.

Wie so oft gab ein Reliquienraub den Anstoß auch zur Gründung von Hirsau. Ein Bischof Rotting soll im Jahre 830 aus Vercehl in Piemont die Gebeine des hl. Aurelius in seine Heimat Calw entführt haben. Auf dem Transport der Reliquie sei in Hirsau ein Blinder durch die Berührung seiner Augen mit den heiligen Knochen wieder sehend geworden — so habe man im Nogatthal den Bau beschlossen. Es gab hier freilich schon ein Kapellchen, das sich die fromme Frau Heligena einst gebaut. Aber erst der Bau der Aurenusbasilika, die 1066—1071 entstand, machte die Cluniacenser Mönche hier heimisch. In dem erhaltenen niedrigen Langschiff, dessen Bogen auf sechs stämmigen, kaum gegliederten Säulen mit steilen Basen und schwach ausladenden Würfelkapitellen ruhen, haben wir noch ein treues Abbild des festen, stämmigen, wenig gekapitelten Gefäch- und Empfindungslebens, wie es in der Vorkaufzeit im deutschen Volk überall da lebte, wo nicht die großen Verkehrsstraßen vorüberkamen, wohnen der Kaisertruf keine Soldaten zu Römertagen verlorde, wo die Kreuzzugsbewegung noch nicht die Jünglinge mobilisierte. Unter Holzhütten und Höhlentammern erhob sich der rote Sandsteinbau wie ein Gefüge höherer Ordnung, Festigkeit und Schönheit.

Nur mit einem Feind hatten die Mönche nicht gerechnet: mit der Feuchtigkeit in der Lösshle. Erst 1068 war der große Kirchbau vollendet, und schon 3 Jahre später befaß der neue, geistesgewaltige Abt Wilhelm (er saß von 1069—1091) den Bau eines neuen Klosters auf dem benachbarten Hügel. In nur 20jähriger Bauzeit ist die neue Basilika St. Peter und Paul entstanden, deren Name schon andeutet, daß man keinen einheimischen, sondern die römischen Schutzpatrone für das Nogatthal heraufbesetzte, damit sie hier den Kampf gegen das deutsche Kaisertum segneten. Die im Jahre 911 gegründete große Basilika von Cluny wurde nun das Vorbild für diesen zweiten Bau; obwohl beide Kirchen nur in Resten erhalten sind, haben Ausgrabungen die Uebereinstimmung beider Anlagen sichergestellt. Schon die Maße gehen über alles in Deutschland bisher Bekannte hinaus. Das Ganze hatte eine Länge von 96 Metern, das Langhaus 42,50 Meter; die ganze Breite betrug 22,20 Meter, das Mittelschiff war 10,75 Meter breit. Das ist eine Anlage, die mit 300—400 Mönchen gerechnet haben muß! Ebenso bedeutend waren die den Eingang ins Paradies und die Vorhalle flankierenden Türme der Westfront, 32,20 Meter hoch in sechs Geschossen! Es müssen durch solche monumentalen Verhältnisse ganz neue Begriffe in die Menschen gekommen sein; etwa wie wir heute durch den Vergleich des jetzigen Weltkrieges mit dem von 1870 zu ganz neuen Vorstellungen gelangt sind. Man denke sich in den ersten Gottesdienst im neuen Bau hinein, als zum erstenmal das „Gloria in excelsis deo“ an den roten Säulen emporstieg, als der erste Zug der Mönche mit der Prozessionsfahne die langen Wandelgänge des Kreuzgangs durchwachte und im Riesenrefektorium des Abtes Ruf die Brüder zu den Tischen rief! — Von der Höhe der Turmgewölbe dräuen heute noch Steinlöwen herab, daneben tauchen

Hirsche vor den Mönchen; es wirkt wie eine Erinnerung an die alte Waldwildheit, in die jetzt durch das Kloster Ordnung und Menschenrecht dringt. Im Kreuzgang ist alles noch gut erhalten; auch der Brunnen steht noch, und die hohen Maßwerkfüllungen der Fenster (aus spätgotischer Zeit) zeigen, daß die späteren Jahrhunderte nicht müde wurden, das stille Kloster zu verschönern.

Die Reformation hat hier zerstörend eingegriffen. Herzog Ulrich von Württemberg setzte die Mönche auf den Aussterbeetat, und schon 1556 wurde hier ein evangelisches Seminar eingerichtet. Dafür aber baute Herzog Ludwig 1586 bis 1592 ein Jagdschloß im Renaissancestil und stellte so neben die alte Cluniazenser Abtei einen Lustbau, der etwa dem Ottheinrichsbau in Heidelberg verwandt gewesen sein mag. In vier Stockwerken legten sich die Säle übereinander; der oberste Stock enthielt einen schwebenden, federnden Fußboden für den Tanzsaal. Solche Tanzsäle in luftiger Höhe, mit freiem Blick und elastischem Boden finden sich häufig in den Renaissancechlössern. Noch im 18. Jahrhundert hat Erdmannsdorff im Schloßchen von Wörlitz bei Dessau solch einen Saal erbaut, bei dem sogar die Treppe hochgezogen werden konnte, damit kein Unberufener die Fröhlichen belästige. In Hirsau wirkt die Erinnerung an Jagdlust und Tanzspiel besonders stark neben den Zellen der Mönche und Seminaristen. Gerade hundert Jahre hat das Schloß stehen dürfen; dann haben die französischen Mordbrenner Louis XIV. unter Méléac auch hier alles bis auf die Außenmauern zerstört. Im Fußboden aber, unter dem sich noch der Keller wölbt, ist eine Ulme erblüht, deren Zweige, riesenhaft hochsteigend, heute die ganze Ruine mütterlich überschatten. Ihre Wurzeln fassen sich an das knappe Kellergewölbe; aber ihre Triebe schießen selbst seitwärts zu einem neuen Stamm, der die Wand durchbrach und nun draußen neben der alten Mauer grünt — ein ergreifendes Beispiel für die Kraft und Unverwundbarkeit der Natur im Gegensatz zum Zusammenbruch aller menschlichen Bauwerke. Umland hat die Hirsauer Ulme der Kraft von Wittenberg verglichen, die über das „Klaufendach“ hinausgedrohen sei. Uns schien es, als ob die alte Urkraft des Waldes sich hier wieder melde, dem einst die Mönche mit Axt und Spaten und Rodung zu Leibe gegangen waren. Der Wald wich; aus den grünen Bäumen stiegen rote Türme und Häuser hervor. Mehr als 600 Jahre standen sie; dann kamen wilde Krieger und zerstörten die Steine. Der Wald aber eroberte sich die Stätte zurück und ließ im Tanzsaal eine Riesenulme wachsen, die selbst die alten Türme durch ihre Höhe schlägt.

Die Hirsauer Bauschule aber bahnte sich ihren Weg nach Norden und Osten. Der bekannteste Bau dieser Epoche in Mitteldeutschland ist Paulinzella bei Saalfeld. Diese Mönche waren echte Pioniere und drangen fürstlos durch Wald und Sümpfe, durch Wendentum und Heidementum. Hatten früher die Benediktiner es sich gut sein lassen und reichen Pfündnern gleich gelebt, so erstarkte hier eine neue Garde von Mönchen, die asketisch streng lebte, auch das Gebot des Priesterzölibats mitteillos durchführte, sich im wirtschaftlichen Haushalte ganz unabhängig machte von den Bauern und Gutsherren ringsum und dabei hausfreudig und wanderfreudig in viele dämmernde Täler frisches Leben, Tätigkeit und Fleiß hereingetragen hat. Das schlafende, träumende, spielende, zechende Volk mußte von seiner Bärenhaut herunter; überall verlangte die Stunde ihren Zoll und Leistung in jedem Sinne. Man kann für solche Steigerung der Intensität des Lebens den Mönchen nicht dankbar genug sein. Den Schwaben ist seit den Tagen von Hirsau der Ruhm geblieben, ein wegsames, unternehmendes Völkchen zu sein. Was die Cluniazenser im 11. Jahrhundert für Süd- und Westdeutschland begannen, das haben die Zisterzienser für Nord- und Ostdeutschland im 13. und 14. Jahrhundert getan. Auch der Schulmeister, der bei Königgrätz, Sedan und Tannenberg gesiegt hat, hat schließlich sein Wissen von den Mönchen in Hirsau und Jerichow. Und deshalb soll man die alten Steine ehren, die von so starker Lebenskraft, Frömmigkeit und Hingabe Zeugnis ablegen — zäh wie die Mönche von Hirsau wollen auch wir unseren Tag tun, unsere Feinde besiegen, unseren Fuß nach Osten vorsetzen und vertrauen, daß rechtliche Arbeit den Segen der Ewigkeit für sich hat.

Gottfried Traub / Die Mißmutigen

Wer andern will den Glauben rauben,
der hat fürwahr ein schlechten Glauben.
Goffmann von Fallerleben.

Flau zu sein ist keine Kunst. Man braucht sich nur gehen zu lassen, statt sich zusammenzunehmen, dann kommt jenes Mißvergnügen von selbst, das sich gegenüber hohen Kraftanforderungen immer einstellt. Der Mißmutige macht sich viel wichtiger, als der Ernste, der seine Pflicht erfüllt. Heute laufen sie wieder überall umher oder lehnen sich behaglich in ihren Polsteresseln, spielen die Wissenden und lächeln über so einfältige Leute, die auch heute glauben und vertrauen. Das sind vaterlandslose Gesellen. Weil sie zu lässig sind, um höhere Gedanken zu haben, als wie man Profit machen kann, nehmen sie sich das Recht, andere zu schulmeistern, die von Glauben und Opfern für die großen Gedanken des Staats und der Zukunft leben. Zweifeln ist das billigste Geschäft. Der Zweifel lebt von Andeutungen, geheimnisvollen Zuträgereien, von Halbwissen, von Neid. Er haßt nur eine Art von Menschen, nämlich alle die, welche wirklichen Glauben haben können, welche sich nicht anfreßen und zermürben lassen. Er stellt sie als „ungebildete“ und „überholte“ Menschen hin, welche zu einfach seien, als daß man sich mit ihnen abgeben könne. Und es gehört ein gewisser Mut dazu, solch überheblichem Schwagen zu trotzen.

Erquickliche Menschenkinder, die sich den Glauben nicht rauben lassen! Du fragst: woran? Ich antworte: Zuerst steht in Frage, daß du überhaupt das Wagnis zu glauben für so wertvoll erachtest, daß du es versuchst. Die Wagenden sind die Erben der Zukunft. Sie wägen zu rechter Zeit; sie gehen nicht blind drauf los und sind keine Redeberauschten. Aber sie stehen mit den letzten Kräften alles Wirkens im Bund, die alle miteinander dem Wagnis leben. Das Hälmschen, das seinen kleinen Schacht im Frühlingswetter durch die Erdschicht stößt, beginnt ein Wagnis. Der Mensch, der im Herbst mit dem Frühling rechnet, wagt. Die Seele, die trotz ihrer eigenen Schwächen und dem Fehlen der Tausende um sie herum den Mächten des Guten, Tüchtigen, Tapferen sich verschreibt, wagt. Wo dieses Wagen aufhört, hört das Leben auf. Die eigentlichen Totschläger auf Erden tragen nicht Gewehr und Handgranaten, sondern jenes zersekende Gift des Mißtrauens, dem gegenüber schöpferischer Glaube und schaffendes Tun nicht aufkommen kann. Glauben rauben ist leicht; Glauben säen macht glücklich. Dieser Glaube ist kein Kinderwahn und keine Blindheit, sondern Männer-trotz und vollste Offenheit gegen alle Gefahren. Wer glaubt, ohne zu sehen, ist ein Narr. Alles sehen, alles erkennen und doch glauben, heißt mit dem Göttlichen im Bunde leben. Denn das Göttliche ist ja nichts anderes als die unbestechliche Kenntnis von allem Guten und Schlechten und trotzdem die unerschöpfliche Quelle aller Kraft, zu handeln, zu leiden, zu siegen. Hüte dich, jemandem die innere Fähigkeit zu stören, glauben zu können. Das heißt bei lebendigem Leben töten. Wir halten's mit dem guten Glauben und gewinnen.

Soziale Bewegung

Wahrung der Tarifreue im Kriege. Die Not der Zeit verleitet manche Arbeitergruppen und Arbeitgeber zu dem begreiflichen, aber doch unerlaubten Versuch, die getroffenen tariflichen Abmachungen zu ihren Gunsten abzuändern. Wie dem die tarifreue Gemeinschaft der Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Buchdruckgewerbe jetzt energisch entgegentritt, ist lehrreich für andere Industrien. In einer feierlichen öffentlichen Bekanntmachung heißt es: „Durch die weiter andauernden Einberufungen von Gehilfen zum Heere mehren sich die Zahl der beim Tarifamt einlaufenden Anträge auf Gewährung von Ausnahmen und über Zulassung weiblicher Ersatzkräfte; im letzteren Falle verbunden mit der Anfrage, unter welchen Bedingungen dies geschehen darf. Zum Teil auch hat eine Anzahl Firmen, wie vorliegende Beschwerden dies beweisen, über Einstellung ungelernter Ersatzkräfte selbst bestimmt, also ohne die Genehmigung des Tarifamts hierzu eingeholt zu haben. Es wird deshalb hiermit wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß für jede tarifliche Ausnahme-Einstellung, also auch für Einstellung weiblicher Personen als Ersatzkräfte für fehlende Gehilfen, die Stellung eines ausreichend begründeten Antrags beim Tarifamt unbedingt erforderlich ist; daß ferner das Tarifamt über Genehmigung oder Ablehnung solcher Anträge allein und endgültig zu entscheiden berechtigt und verpflichtet ist, und daß schließlich Abweichungen von den Vorschriften des Tarifs ohne Genehmigung des Tarifamts die Anwendung von Maßnahmen nach § 82d, Ziffer 4, des Tarifs zur Folge haben müssen.“ — Mit Befriedigung kann in diesem Zusammenhang auch davon berichtet werden, daß im Holzgewerbe trotz des herrschenden Tarifs eine neue Lohnvereinbarung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zustande gekommen ist, die dem ständigen Anwachsen der Leistung einigermaßen Rechnung trägt. Die Verhandlungen waren sehr schwierig und konnten nur durch Vermittlung des Reichsamts des Innern zu gutem Ende gebracht werden. Nun aber ist nicht nur eine Einigungsgrundlage für die Gegenwart, sondern darüber hinaus für die künftige Neuordnung des Tarifvertrags im Holzgewerbe geschaffen. Solche Erfolge lassen immer wieder tröstliche Ausblicke für das Wirtschaftsleben nach dem Kriege zu. Vielleicht bleibt uns dann doch, dank beiderseitiger Einsicht und Besonnenheit, der wilde Kampf um neue Arbeits- und Lohnbedingungen erspart, den heute so viele für unvermeidlich halten.

Die Mitwirkung der deutschen Arbeiterkraft bei der Einrichtung und Durchführung der Kriegswirtschaft hat die Not der Kriegszeit in weitestem Umfange erzwungen. Alle leitenden Stellen sind voll Anerkennung über die Opferwilligkeit und vaterländische Disziplin der Massen und ihrer Führer. Eben darum aber ist der Wunsch der deutschen Arbeiterwelt begreiflich, auch bei der Vorbereitung auf den Friedenszustand und bei der Einrichtung der künftigen Friedenswirtschaft mitgehört zu werden und mittätig zu sein. Diesem Wunsch ist bisher antwortend noch nicht Rechnung getragen worden. Die Mitarbeiter des Reichskommissars für Übergangswirtschaft sind, soweit bekannt geworden, denjenigen Kreisen entnommen worden, die in den Kredit- und Rohstoff-Beschaffungsfragen besondere Sachkunde besitzen. Hingegen hat die Wichtigkeit der Arbeiter- und Angestelltenfragen (z. B. Arbeitslosigkeit, Frauenerwerb), die Staatssekretär Helfferich am 14. Oktober im Reichstagsauschuß für Handel und Gewerbe hervorhob, in der Zusammenfassung dieses Reichskommissariates bisher keinen Ausdruck gefunden. Das Büro für Sozialpolitik (Prof. Franke) und die Gesellschaft für Soziale Reform (Staatsminister Frhr. v. Berlepsch) haben deshalb den Herrn Reichskanzler ersucht, auch den Arbeitern und Angestellten eine Vertretung in der neuen Dienststelle zu schaffen. Diesem Ersuchen haben sich, z. T. in Wiederholung früherer Eingaben, angeschlossen der Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, der Verband deutscher Handlungsgehilfen, der öster. Verein, der Deutsche Verband kaufmännischer Vereine, die drei großen Technikerverbände, die christlichen und polnischen Gewerkschaften, der Verband der Deutschen Gewerksvereine, sowie die freien Gewerkschaften. — Auch bei den Ausführungsbestimmungen zum neuen Zivildienstgesetz wünschen mit Recht die Arbeiter, gehört zu werden. Wie es heißt, ist ihnen dieses bereitwillig zugestanden worden.

Die Deutschen Gewerksvereine (H.-D.) haben Ende 1913 106 618 Mitglieder gehabt. Ende 1915 betrug ihre Mitgliederzahl nur noch 61 076. Von den 45 532 verlorenen Mitgliedern (42,7 v. H.) sind die meisten natürlich einberufen und kehren nach dem Kriege in ihren Gewerksverein zurück. Aus der hohen Einberufungsziffer geht hervor, daß die Gewerksvereine zahlreiche Mitglieder im besten Mannesalter haben; sie sind daher stolz darauf, dem Vaterlande einen ungefähr ebenso hohen Tribut haben zahlen zu müssen wie die beiden anderen Gewerkschaftsrichtungen.

Keine internationale Gewerkschaftskonferenz. Auf Veranlassung des Präsidenten des internationalen Gewerkschaftsbundes, des Hög. Regien, sollte in Bern eine internationale Gewerkschaftskonferenz stattfinden. Die Anregung dazu hatte die Gründung eines internationalen Korrespondenzbüros für die

feindlichen Länder in Paris gegeben. Auf der Berner Tagung sollte den einzelnen Landeszentralen Gelegenheit gegeben werden, sich über die Gründung des Korrespondenzbüros und über die Beschlüsse dieser Gewerkschaftskonferenz, die die Durchbrechung der Einheit des internationalen Gewerkschaftsbundes bedeuten, zu äußern und entsprechende Beschlüsse zu fassen. Die aus Holland, Deutschland, Oesterreich und Ungarn eingelaufenen Antworten waren im ganzen zustimmend, wenngleich die absolute Notwendigkeit der Konferenz nicht allgemein anerkannt wurde. Die Landeszentralen der nordischen Reiche besprachen sich auf einer Konferenz in Stockholm über die zu erteilende Antwort. Man beschloß, zunächst mit dem internationalen Sekretariat über eine evtl. Beratung zu verhandeln. Der Präsident des I. G. B., Regien, hat dem Antrag der Skandinavier stattgegeben und nunmehr den gewerkschaftlichen Landeszentralen mitgeteilt, daß die Konferenz auf unbestimmte Zeit vertagt worden ist.

Büchertisch

Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreich-ungarischen Monarchie, herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit 22 Tln. in Bierfarbendruck und Tiefdruck, sowie 600 Abbildungen im Text. 524 S. Fol. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin, 1916. Geb. M. 30.

Aus dem Inhalt: Dr. K. v. Kralik, Deutsche Staatsgründungen in Ungarn und Böhmen; Prof. Dr. J. Neuwirth, Die gotische Kunst in Oesterreich; Prof. Dr. H. Semper, Tiroler Kunst im 16. Jahrhundert; Prof. Dr. K. F. Rindl, Deutsche Ansiedelung und deutsche Kulturarbeit in Ungarn; Bischof D. Friedrich Leutsch, Die Siebenbürger Sachsen; Prof. Dr. J. Neuwirth, Die deutsche Kunst in Böhmen, Mähren und Kroatien; Prof. Dr. K. F. Rindl, Deutsche Kulturarbeit in Galizien und der Bukowina; Prof. Dr. B. Bauer, Die ältesten deutschen Universitäten und das Hochschulwesen in Oesterreich; Adam Müller-Guttenbrunn, Die Schwaben in Südbanien; Prof. Dr. K. Hoffmeister, Der deutsche Bauer und die Landwirtschaft; Das deutsche Handwerk und die Städte; Mar Morold u. Theob. Antrop, Die deutsche Kunst in Oesterreich; Staatsarchivar Dr. B. Thiel, Der deutsche Kaufmann in Oesterreich-Ungarn; Prof. Dr. B. Samassa, Die Deutschen der Donaumonarchie im Weltkrieg 1914/16; usw. usw.

Als mir D. Friedr. Raumann das Buch der Deutschen Oesterreichs zum Studium und zur Anzeige in der „Hilfe“ übergab, geschah es ungefähr mit den Worten:

„Sie finden ein Buch des Kampfes, von dem jede Seite Ihnen zur großen Freude wird. Bewegung und Kampf wird unter gefunden und kräftigen Völkern, die mit- und untereinander wohnen, nicht aufhören; das ist Menschen- und Völkerschicksal. Daß aber dieser Kampf dem Ganzen zum Segen werde, dazu ist dieses Werk der Deutschen von rechter Art. Sie kämpfen mit offenem Bistier, mit dem berechtigten Stolz auf ihre Leistung, durch die Oesterreich und die Monarchie zu dem geworden sind, was sie sind. Neben dem Kampf soll ja doch die Anerkennung, das Verständnis und endlich auch die Liebe stehen. Es ist jetzt an den anderen die Reihe, zu würdigen, was die Deutschen in Oesterreich-Ungarn getan haben. Mögen sie nun alle im Wettstreit fortfahren, daß später geborene Enkel auf das Werk ihrer Väter mit gleichem Stolz verweisen können, wie sie es jetzt tun.“

In der Tat, das glänzend ausgestattete und von den besten und in ihrer Wissenschaft unterrichteten Deutschen verfaßte Werk, dessen Reichtum die kleine Auswahl der Titel aus dem Inhaltsverzeichnis nur andeuten kann, verdient die weiteste Verbreitung nicht nur in Oesterreich, auch bei uns im Reich. Von überragendem Eindruck ist gerade die enge Verbindung der Ostmark mit dem Reich, wie die besten deutschen Kräfte immer wieder hinüberströmen: es entstehen in Ungarn, Siebenbürgen, Bukowina, Galizien jene sozial und wirtschaftlich vorbildlichen deutschen Siedlungen, deutsche Krieger stoßen zu Habsburgs Fahnen, und große Geistes des Soldatentums aus deutscher Heimat streiten sich um die Ehre, sie zum Sieg zu führen. Es ist ein geeignetes Land, das lockt und festhält, was ihm Gutes gekommen ist, aber auch reichste Lebensmöglichkeiten bewahrt: Beethoven kam aus dem Rheinland, aber Haydn, Mozart und Bruckner sind gebürtige Deutsch-Oesterreicher. Besonders fesselnd ist der große deutsche Unterbau in Galizien. Ein Beit Stolz kam als der große Bildner für die heiligtümer Krafhaus! Ich verweise hier gern auf eine Spezialarbeit: „Galizien, Land und Leute“, von Dr. A. Guttry, bei Georg Müller, München, 1916; ein ebenfalls mit sehr gut gewählten Ansichten ausgestattetes, vorzüglich geschriebenes Buch, das ohne die kämpferische Einstellung des großen Sammelwerkes ganz leidenschaftslos zu den gleichen Resultaten kommt. Wie es Freiherr v. Brud als unumgängliche Forderung für die kulturelle und politische Zukunft Oesterreich-Ungarns aufstellte: daß sich das habsburgische Reich von der deutschen Kultur durch so viele Kanäle wie nur möglich überfluten und befruchten und den Bund mit Deutschland immer fester schließen müsse, so war es in der Vergangenheit, und so sollte es in der Zukunft wieder werden. Wir

dürfen die Epoche der Teilnahmslosigkeit nach dem Weltkrieg nicht wiederaufleben lassen, wollen wir nicht mit der Zukunft auch den Bestand des deutschen Wertes in Oesterreich gefährden.

Dazu dienen uns Studien wie die genannten! Dr. Schotte.

Indienfahrt von Waldemar Bonsels. Verlag der literarischen Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1916. 259 S. geb. M. 5.

Bonsels Buch ist nicht nur das schönste, das ich je über Indien gelesen habe, auch ohne Vergleich in Rücksicht auf den Gegenstand muß ich es zu den wenigen großen Kunstwerken der deutschen Literatur der Gegenwart zählen, die an sich vollkommen sind. In meiner tiefen Ergriffenheit möchte ich auf dieses Buch all die Lobsprüche häufen, wie sie schlagwortartig in den Pressekritiken bei Anerkennungsmäßen wiederkehren, daß also, obwohl jede Belehrung fernliegt, und jede Vollständigkeit und Systematik einer Reise- oder Landesbeschreibung, der Leser Tieferes und Wesentlicheres über Indien erfährt als aus vielen anderen Büchern; es widersteht mir freilich, diesen mittelbaren Nutzen, den das große Erlebnis Indiens in dem Verfasser auch für seine Leser mitbringt, genauer darzulegen, und doch will ich vom Interessenstandpunkt der Gegenwart wenigstens auf die wichtigen Kapitel hinweisen, in denen zwanglos das psychologische System der englischen Herrschaft, die geheime Geschichte der indischen Revolution und die inneren Gründe ihrer Mißerfolge im Anfang unseres Jahrhunderts enthüllt werden. Aber auch wenn diese Kapitel durch andere Erlebnisse des Verfassers einen weniger politischen Gehalt gewonnen hätten, wäre die Bedeutung des Wertes ungeschmälert. Denn die liegt in dem aus deutscher Sehnsucht und Unruhe wachsenden sympathetischen Erfassen der ungeheuren Größe indischer Natur und des in ihr beschlossenen Menschentums, seiner vieltausendjährigen philosophisch-religiösen Kultur. Unendlich aufnahmefähig kommt Bonsels nach Indien, aufnahmefähig, wie es nur ein quellender reicher Geist sein kann, begierig Sehnsucht zu stillen und daß trunken von dem großen seiner Natur antipolaren Erleben. Niemals begleitete ihn das kleinliche Notizenbedürfnis des Reisenden gewöhnlichen Schlages, niemals das beschränkte Europäertum, das sich im Fühlen des Andersseins in der großen Fremde vernünftigt und sich den unmittelbaren Beziehungen zu Volk und Sprache fernhält. Nach Jahren erst hat Bonsels seine reichen, in der Zeit kaum bemessenen Eindrücke gestaltet; ein großes Kunstwerk entstand voll wundervollem Aufbau der sich entschleiernenden Geheimnisse Indiens. Letzte Reise liegt in der Sorglosigkeit der Sprache und in der großen Natürlichkeit bei der Auswahl des zu erzählenden Stoffes. Ich kannte — zu meiner Schande sei's gestanden — diesen großen Dichter kaum, auf den das deutsche Volk gerade inmitten seiner heldenhaften Not stolz sein darf und von dem es Außerordentliches für die Befreiung seiner seelischen Zukunft erwartet.

Dr. Schotte.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der Hilfe liegt ein ausführlicher Prospekt mit zahlreichen Illustrationen und Textproben des Verlages **Ferd. Dietz in Breslau** über das Handbuch der Geographie von Gebhardt bei. Wir empfehlen denselben einer eingehenden Durchsicht.

Ferner finden unsere Leser in der heutigen „Hilfe“ einen Prospekt des Verlages **H. Marcus und C. Webers Verlag in Bonn** über das neue Werk von Professor Dr. Ettore Comito, Grund- und Zukunftfragen deutscher Politik. Das Buch will ein Ergänzender zum politischen Deutschstum sein und ist für unsere Leser von großem Interesse.

Nur der Feldausgabe liegt heute der Prospekt von **H. A. Perthes in Gotha** bei, den die Leser in der Heimat schon mit Nr. 46 der „Hilfe“ erhielten.

LECIN

**Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend**

In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren

Tricalkol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Anerkannt gebliebene und edle

Weihnachtsgeschenke

in Bildern und Büchern
liefert der Volkskunstverlag Stuttgart.

Karibiger Katalog gegen 25 Pf.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.
Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Eise Nefting, Berlin. Und
Fempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Briefkasten

Deutscher Kriegs- und Friedenswille

Die lange Dauer des Krieges fordert vom Feldheer wie vom Heer der Heimat seelische Kraft und seelischen Schwung von ganz anderen Mäßen, als selbst die wunderbare Volkserhebung der Anfangszeit zu beweisen vermochte. Das deutsche Volk aber zeigt sich der Größe seiner Schicksalsstunde gewachsen. Und wenn wirklich irgendwo der mühselige Alltag mit seinen drückenden Sorgen, um kleine und kleinste Dinge das erhebende Gesamtbild trüben will, so brauchen wir den Blick nur wieder aufs Ganze zu lenken, um im festen Vertrauen auf unser Volk den Glauben an seine große Zukunft immer aufs neue wieder zu beleben.

Wie stark das Bedürfnis ist — an der Front sowohl wie daheim —, sich in diesem Sinne mit den bewegenden Kräften dieses größten aller Kriege in Ursprung und Ziel auseinanderzusetzen, das zeigt uns die überaus große Nachfrage, die noch immer nach Naumanns Reichstagsrede und neuerdings auch nach Max Webers Rede über die Lage Deutschlands unter den europäischen Weltvölkern und verschiedenen Kriegsaussagen von Wilhelm Heile vorhanden ist. So haben wir uns entschlossen, die bereits veröffentlichten beiden Reden Naumanns und Webers und einen noch unveröffentlichten Aussag Heiles über den deutschen Siegeswillen in einem besonderen Heft unter dem Titel „Deutscher Kriegs- und Friedenswille“ herauszugeben. Nähere Preisangaben enthält das untenstehende Inserat.

Auf Postanweisungen und bei allen sonstigen Zahlungen bitten wir stets anzugeben, für was der Betrag bestimmt ist. Bei den Tausenden von Namen in unseren Listen ist es sonst zu schwer, die Rechnung festzustellen.

Aus dem Felde sind nachstehende Bücherverwünsche an uns gekommen, die wir hiermit unseren Lesern weitergeben, weil sich in unserer Büchersammlung für Armee und Marine derartige Werke nicht befinden:

1. Lehrbücher der polnischen, englischen und französischen Sprache.
2. Erzählungen in polnischer Sprache.
3. Kleine, zensurfreie Unterhaltungsschriften für Kriegsgefangene in Rußland (d. h. ungebundene Werke aus der Zeit von 1914, unpolitisch).
4. Bücher über Technik, Fernsprechwesen u. dergl.
5. Für ein Breslauer Lazarett ein Jahrgang Hilfe 1915.

Eingehende Büchersendungen leiten wir gern weiter.

Verlag der „Hilfe“.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Häumer, Hamburg.

In den nächsten Tagen erscheint:

Der Deutsche Kriegs- u. Friedenswille

3 Reden in einem Heft vereint:

Friedrich Naumann, Rede über den Krieg
Max Weber, Deutschland unter den europäischen Weltmächten

Wilhelm Heile, Deutscher Siegeswille

:: Preis 25 Pf. und 5 Pf. Porto ::
10 Hefte kosten 1,70 M. u. 30 Pf. Porto

Naumanns Rede über den Krieg, die wir allein in Broschürenform in einer Auflage von 50 000 Exemplaren herstellten, ist jetzt nach 4 Wochen vollständig vergriffen. Auch das neue Heft, in dem die genannten drei Kriegsreden vereint sind, erscheint nur in einer beschränkten Auflage. Vereine und alle, die eine größere Anzahl zu erhalten wünschen, wollen sich baldigst Exemplare sichern.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Bierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungshändler der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
Einzelheft 30 Pf.
Fernsprecher: Amt Lüchow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 5683.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
30 mm breite Wellenzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.
Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditoren
Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatchronik. — **Univ.-Prof. Dr. Karl Brodhagen-Wien:**
Wer ist schuld? — **Dr. Paul Rohrbach:** Richtigkeit und
Menschlichkeit in der Politik. — **Friedrich Weinhausen, M.**
d. N. u. A.: Sozialpolitische Fortschritte im Hilfsdienstgesetz.
— **Dr. Gertrud Bäumer:** Die Pflicht zu leben. — **A. Wien:**
Die Franzosen, wie sie nicht sind. — **Margarete Sachs:**
Einem Toten. (Gedicht.) — **Gottfried Traub:** Steifhalten.
— **Ein Luther-Bild für 1917.** — Soziale Bewegung. — Wüchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 26. November.

Die Umklammerung Rumäniens wird zusehends enger. Von Westen her dringen die verbündeten Truppen in scharfer Verfolgung des geschlagenen Feindes schnell vorwärts. Rumänische Kavallerie, die sich noch einmal zum Kampfe stellte, ist von deutscher Kavallerie östlich des unteren Alt zurückgeworfen worden. Nun haben die Truppen Falkenhayns und die von Süden her über die Donau gegangenen Truppen Mackensens Fühlung gewonnen, so daß die von Norden, Westen und Osten her zu immer engerem Bogen sich zusammenziehenden Heere jetzt bereits eine geschlossene und einheitliche Kampffront bilden. Mackensen steht schon vor Alexandria, während seine Dobrudscha-Armee feindliche Angriffe gegen ihren rechten Flügel zurückweist. Im Alt-Tal ist Ramnicu Valcea genommen. Auf den Höhen nördlich von Curtea de Arges leisten die Rumänen noch hartnäckig Widerstand.

In Griechenland geht jetzt alles drunter und drüber. Die Regenregierung von Entente-Gnaden des Herrn Venizelos hat an Bulgarien und an uns den Krieg erklärt, wohl um der Einreihung der dem König nicht treuen Truppen in die Armee Sarraills einen völkerrechtlichen Anstrich zu geben. Irgendwelche militärische Bedeutung hat diese Kriegserklärung nicht.

Montag, 27. November.

Die beiderseits des Alt von Norden her vordringenden Truppen, insbesondere das sächsische Infanterie-Regiment 182, haben den sich zäh verteidigenden Feind geworfen und bei Tigveni seine Linien abermals durchbrochen. Nördlich der Donau ist Alexandria besetzt worden. Entlastungsangriffe der Russen in der Dobrudscha und Sarraills bei Monastir sind völlig gescheitert.

In New York haben bekannte amerikanische Persönlichkeiten unter dem Vorsitz des ehemaligen Präsidenten Taft als „Liga zur Erörterung des Weltfriedens“ getagt. Grey und Briand haben ihre Sympathie für diese Bewegung ausdrücken lassen. Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff hat in einem Schreiben auf die bedeutsame Erklärung hingewiesen, die der Reichskanzler in seiner Rede im Hauptausschuß des Reichstags kürzlich abgegeben hat.

Dienstag, 28. November.

Wieder haben deutsche Seestreitkräfte einen nächtlichen Streifzug bis dicht an die englische Küste unternommen. Sie haben ein feindliches Wachschiff versenkt und sind dann zurück-

gekehrt, da sie auch diesmal keine Fühlung mit der feindlichen Flotte finden konnten.

In Rumänien vollziehen sich die weiteren Fortschritte unserer Heere planmäßig wie mit eiserner Notwendigkeit. Jetzt ist auch der obere Alt überschritten. Curtea de Arges, in dessen Nähe die Rumänen sich so tapfer gewehrt haben, ist in unserem Besitz. Auch die Donau-Armee hat Gelände gewonnen und jetzt auch Giurgiu besetzt. Ein großer gemeinsamer Entlastungsangriff der Entente-Truppen nördlich und nordöstlich von Monastir ist von Deutschen und Bulgaren restlos abgewiesen worden. Russen, Italiener, Franzosen und Serben teilen sich in überaus schwere, blutige Verluste.

Mittwoch, 29. November.

Eine lange „Depesche aus Washington“ der New Yorker „Associated Press“ über die Stellung Amerikas zu den Kriegs- und Friedensproblemen wird in der amerikanischen Presse wohl nicht ohne Grund dem Präsidenten Wilson selbst zugeschrieben, der seit seiner Wiederwahl sich freier äußern könne. In diesem Aufsatz heißt es u. a.: „Das beunruhigendste von diesen Problemen ist das durch die Unterseebootfrage geschaffene Verhältnis zu Deutschland.... Es dürfen keine Schiffe ohne Warnung oder ohne Fürsorge für die Sicherheit der Passagiere versenkt werden. Die Erklärung über bewaffnete Schiffe mag von Deutschland geltend gemacht werden, aber: würde sie angenommen werden? Außerdem bleibt die Lusitania-Angelegenheit noch in der Schwebe, da die Versuche, die Streitfrage zu schlichten, durch unerwartete neue U-Boots-Verwicklungen wiederholt gestört wurden. Die Ueberfälle der Unterseeboote an der Küste von Neu-England waren für die Regierung anstößig, aber der Zwischenfall wurde als vereinzelt betrachtet. Indessen wird gesagt, daß das Andauern dieser Handlungsweise nicht gestattet werden würde, da es tatsächlich eine Blockierung der amerikanischen Häfen bedeuten würde...“ Von den Beziehungen zu den Staaten der Entente wird gesagt, sie seien „weniger gefährlich, aber vielleicht ärgerlicher“. Die bekannten Maßnahmen der Engländer gegenüber den Neutralen, wie Beschlagnahme und Zensur der Post, Rationierung der Einfuhr Hollands und Scandinaviens, Aufzwingung der Schwarzen Liste usw. werden als „tatsächliche Vernichtung alles ausländischen, den Alliierten feindlichen Handelsverkehrs und als eine Ablenkung alles amerikanischen Handels zum Nutzen der Engländer“ bezeichnet. Dann heißt es: „Das Wesentlichste von allem ist vielleicht die Empfehlung einer Liga der Nationen durch den Präsidenten Wilson, um die Völker gegen einen neuen Krieg zu schützen. Der englische, der französische und der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen haben den Plan in der Theorie gebilligt. Für die Vereinigten Staaten bleibt nun übrig, ihn in Wirksamkeit zu setzen...“ — Man wird diesen Darlegungen schon einige Aufmerksamkeit schenken dürfen, wenn gleich die einseitige Behandlung der Tauchbootfrage nicht sonderlich von der Absicht zeugt, den Gedanken einer Friedensvermittlung, der doch nur ohne Parteinahme denkbar ist, beiden Parteien annehmbar zu machen.

Der englische Kreuzer „Newcastle“ ist gesunken, wahrscheinlich ist er auf eine Mine gelaufen. Zwei russische Truppentransportdampfer haben das gleiche Schicksal gehabt. Dabei ist ein kriegsstarkes Regiment mit den Schiffen von den Wellen verschlungen worden.

Eine deutsche Luftflotte hat wieder einmal Hochöfen und Industrieanlagen Mittelenglands mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. Zwei Luftschiffe sind dabei leider den Abwehrmaßnahmen erlegen.

Der Reichskanzler feiert heute seinen 60. Geburtstag. Der Glückwunsch des Kaisers beweist durch außerordentlich warmen Ton, wie sehr Bethmann Hollweg trotz aller Anfeindungen der Mann des unbedingten kaiserlichen Vertrauens ist. Im Reichstag, der ihn mit einem Blumenstrauß erfreut und mit einer Ansprache des Präsidenten ehrt, hält der Kanzler zur Einführung des Gesetzes für die vaterländische Hilfsdienstpflicht eine Rede, in der er sein altes Bekenntnis zur Neugestaltung des inneren Staatslebens erneuert durch die glückliche Formel: Start nach außen und frei nach innen.

Donnerstag, 30. November.

Unsere Truppen haben ihren Vormarsch in Rumänien unaufhaltsam fortgesetzt trotz aller — blutig gescheiterten — Entlastungsangriffe des Bierdöckerheeres der Feinde bei Monastir und besonders der Russen in den Waldkarpathen. Nun ist auch Campulung den hier mit anerkannter Zähligkeit kämpfenden Rumänen entrissen worden; der Weg über den Törzburger Paß ist damit frei. Gleichzeitig ist Bilesti von unseren Truppen befreit. Rund 2500 Gefangene sind bei diesen Kämpfen in unsere Hände gefallen. Die annähernd gleiche Zahl von Gefangenen hat die Donau-Armee Mackensens dem Feinde abgenommen. Die Beute an Fuhrwerk, Eisenbahnzügen, Schleppschiffen und Donaudampfern mit Vorräten aller Art, an Geschützen und sonstigem Kriegsgerät ist noch unübersehbar.

Die englische Regierung hat dem neuen Botschafter Oesterreich-Ungarns das freie Geseit für die Reise nach Washington verweigert. Dieses Verhalten paßt durchaus zu dem Bilde vom völkerrecht-begeisterten England.

Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow hat sich gestern in der Sobranje ungewöhnlich offen und überaus günstig über die Kriegslage geäußert. Er schloß mit dem Ausdruck bestimmter Hoffnung, daß in einiger Zeit die verbündeten Regierungen ihren Parlamenten glückliche Nachrichten bekanntgeben könnten, die die Zustimmung aller verbündeten Völker finden würden. Man nimmt an, daß mit dieser Andeutung auf Abmachungen über den künftigen vergrößerten Umfang Bulgariens hingeeht wird, der durch die Siege über Rumänien ja täglich fester Gestalt gewinnt. Besonders beachtlich sind die Bemerkungen Radoslawows über das Verhältnis zu Griechenland. Dieses sei durch die Vertreibung der Gesandten nicht getrübt, da ja die rechtmäßige Regierung nicht in der Lage gewesen sei, die Vergewaltigung des Völkerrechts durch unsere Feinde zu verhindern.

Freitag, 1. Dezember.

Aus italienischer Quelle kommt die Nachricht, daß die königstreuen Truppen aus Athen abgezogen seien. Wie die Dinge nun einmal in Griechenland liegen, ist kein Ding mehr unmöglich. Schamloferes als das Verhalten der Engländer und Franzosen, Brutaleres und feig Verlogeneres hat ja die Weltgeschichte noch nicht gesehen.

Dennoch aber mag auch in diesem Falle noch der Wunsch der Vater des Gedankens sein. Denn nach den englischen „Reuter“-Mitteilungen — eigene Verbindung mit Griechenland haben wir ja nicht — hat Admiral Fournet gestern die Regierung des Königs in aller Form benachrichtigt, er werde gezwungen sein, gewisse Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wenn ihm nicht im Laufe des heutigen Tages die Artillerie ausgeliefert werde. Darauf hat — ebenfalls nach „Reuter“ — die Regierung geantwortet, daß sie sich endgültig weigere, die Waffen usw. auszuliefern.

Die Westfront ist seit etwa einer Woche verhältnismäßig ruhig geworden. Ein Artillerie-Überfall bei Ypern mit nachfolgendem mißlungenen Angriffsvorstoß könnte gleich anderen kleineren Unternehmungen bei Lens, in der Champagne und an anderen altbekannten Stellen den Schluß nahelegen, daß man in

London und Paris die Hoffnungslosigkeit der fortgesetzten Schlacht an der Somme allmählich einzusehen beginnt. Man tastet bald hier, bald da vor, um eine schwächere Stelle zu finden. Unsere Front aber ist überall auf der Hut. Sie läßt sich auch durch vorübergehendes Nachlassen des Tobens an der Somme nicht in Sorglosigkeit wiegen.

Lebhafter ist jetzt wieder die Russenfront. Die Russen geben sich wirklich Mühe, durch Massenangriffe die geschlagenen rumänischen Heere zu entlasten. So wird auch heute wieder von gescheiterten Vorstößen der Russen in den Karpathen gemeldet. Und unsere türkischen Bundesgenossen haben an der Flota Lipa in Ostgalizien wieder einmal Gelegenheit gehabt, ihren alten Waffenum durch glänzende Abwehr russischer Angriffe zu bewähren.

In Rumänien werden jetzt im Westen nach und nach die abgeschnittenen versprengten Heeresteile von unseren Truppen eingefangen. Unsere Hauptarmee aber dringen im gleichen Tempo weiter vor, ohne daß westwärts gerichtete starke Gegenstöße der Rumänen den eiligen Vormarsch aufzuhalten vermöchten. Die Donau-Armee hat sich bereits den Uebergang über die Reajlov-Niederung erzwungen und marschiert nun in gerader Richtung auf Bukarest los. Sie kann auch heute wieder über 2500 Gefangene melden.

In der Dobrudscha hat es wieder, diesmal an unserem linken Flügel, einen Entlastungsangriff der Russen gegeben. Trotz großer Truppenmassen und trotz englischer Panzerkraftwagen, die zerfossen vor der bulgarischen Front liegenblieben, ist der Angriff völlig gescheitert. Das gleiche Schicksal haben wieder die Truppen Sarraills an der deutsch-bulgarischen Front nordwestlich von Monastir erlebt. — Man sieht, daß wir allen Grund haben, mit großem Vertrauen der weiteren Entwicklung der Ereignisse entgegenzusehen. Das Schicksal Rumäniens geht seinen ehernen Gang dem Ende zu.

Sonntag, 2. Dezember.

„Evenska Dagblad“ in Stockholm veröffentlicht genauere Nachrichten über die großen Explosionen im russischen Hafen Archangelsk. Danach sind fünf- bis sechstausend Menschen getötet oder verletzt worden, drei Dampfer vollkommen wrack, sechs oder sieben schwer beschädigt, eine Reihe von Zehn-Tonnen-Kränen zusammengebrochen. Der Hafen soll auf längere Zeit ziemlich unbenutzbar geworden sein. Da im Winter in diesen nordischen Breiten das Eis auch ohne das den Schiffsverkehrs unmöglich macht, so ist für Rußland die Tatsache, daß es mit seinen Zufuhren an Munition usw. seit dem Tage der Explosionen fast ganz auf den Weg von Wladiwostok mit der sibirischen Bahn angewiesen ist, besonders peinlich, zumal da schon vorher, als der Hafen noch brauchbar war, unsere Unterseekreuzer den Weg nach Archangelsk fast ganz zu sperren gewußt hatten.

Der neue Staatssekretär des Aeußern, Dr. Zimmermann, hat auf eine Anfrage Wassermanns zu der Vertreibung der mitteleuropäischen Gesandten aus Athen eine Antwort gegeben, mit der er die lebhafteste Zustimmung des ganzen Reichstags gefunden hat, da sie in ihrer entgegenkommenden und verständnisvollen Würdigung der überaus schwierigen Zwangslage Griechenlands gleichzeitig politisch klug und menschlich sympathisch war. Der Gegensatz in der Behandlung des neutralen Griechenland durch unsere Feinde und durch uns und unsere Verbündeten zeigt sich in dieser Antwort ganz besonders eindrucksvoll. — Inzwischen melden englische Blätter aus Athen, daß es dort zu Straßenkämpfen zwischen französischen Matrosen und griechischen Soldaten gekommen sei.

Die heutigen Nachrichten aus Rumänien vervollständigen das Bild der letzten Tage in einer so überaus günstigen Weise, daß man auch bei noch so vorsichtiger Zurückhaltung dem Pariser „Temps“ recht geben muß, der die Lage Rumäniens für verzweifelt und nahezu hoffnungslos erklärt. Viele Blätter der Entente fordern, daß man Bukarest gar nicht halten, sondern den Rückzug so beschleunigen solle, daß — wenn schon Rumänien verloren sei — doch die rumänische Armee erhalten bleibe, damit sie in Vereinigung mit der russischen Armee nach belgischem und serbischem Vorbild für die Wiedereroberung ihres Vaterlandes kämpfen könne.

Südöstlich von Bistritza haben deutsche und österreich-ungarische Truppen die erste rumänische Armee durchbrochen und schwer geschlagen und stehen nun schon weiter unterhalb bis fast zur Donau hin am Argesul. Weit über 6000 Gefangene, rund 50 Geschütze und noch unübersehbare Beute an Munition und Fuhrwerk und Kriegsgerät aller Art sind äußere Zeichen der Größe des errungenen Erfolges. Gleichzeitig wurden wieder bei Monastir, in der Dobrudscha und in den Karpathen gegnerischen Entlastungsangriffe abgewiesen. In den Wald-Karpathen sind bei einem so abgeschlagenen russischen Massenangriff deutsche Truppen sofort zum Gegenstoß übergegangen mit dem glänzenden Erfolg, daß sie dabei mehr als 1000 Gefangene heimbrachten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 26. November.

Totenfest. Schon zum dritten Male gelten die Gedanken dieses Tages nicht dem Kranken und Verlebten, das sterben muß, „wie die Blätter fallen in des Jahres Kreise“, sondern dem gewollten Opfer der noch nicht Gereichten. Dabei wird man sich bewußt, wie sehr die Länge des Krieges selbst auf dieser Trauer lastet, sie dumpfer und irdischer macht — trüber und schwerer. Die Gewöhnung an das Furchtbare nimmt uns die Kraft der Erhebung zu seiner Größe. Erst als Geheilte und Befreite von der ungeheuren Unnatur unseres jetzigen Erlebens werden wir ganz imstande sein zur Wertung des größeren Heldentums, das heute noch — im dritten Jahre — ohne Begeisterung und voll Sehnsucht nach dem Frieden — der Pflicht bis zum Tode getreu zu sein vermochte. Jetzt gibt es einfach keine Worte mehr, die noch unverbraucht und feierlich genug wären zu ihrem Gedächtnis.

Montag, 27. November.

Am Sonnabend hat es im Reichstag nur eine unerfreuliche Geschäftsordnungsdebatte über das Hilfsdienstgesetz gegeben. Die erste Plenarverhandlung ist auf Mittwoch angelegt. Heute verhandelt nur der Ausschuß weiter. Dabei handelt es sich vor allem um die Frage der Mitwirkung des Reichstags bei den Ausführungsbestimmungen. Die wenigen Paragraphen des Gesetzes sind nur ein Mantel. Die Ausführungsbestimmungen sind das Entscheidende. Ein Antrag Gröber verlangt Zustimmung des Haushaltsausschusses zu den vom Bundesrat zu erlassenden Ausführungsbestimmungen. Von fortschrittlicher Seite wird ein dem Kriegsamt nicht gleich, aber beigeordneter kleinerer Reichstagsausschuß verlangt. Gegen das erste macht der Staatssekretär geltend, daß bei Nichtzustimmung des Ausschusses die Maschine stillstehen oder der Reichstag selbst befragt werden müsse, gegen das zweite, daß die verbündeten Regierungen sich nicht ausschalten lassen könnten, wenn der Reichstag beim Kriegsamt mitrede.

Man spricht überall viel von Wilson und seiner Stellung zwischen anglophiler Stimmung und einem ehrlichen Willen zu internationaler Neuorientierung. Es ist für uns überhaupt schwer, uns in die politische Psychologie eines Mannes hineinzufinden, bei dem, wie bei seinem Volk, puritanischer Idealismus und materielles Machttreiben tatsächlich beieinander wohnen.

Es wird von einer weiteren Einschränkung des Eisenbahnverkehrs gesprochen, insbesondere der Schnellzüge für den Personenverkehr, außerdem von einer Art „Bezugschein“ auf das Reisen und einer Vereinfachung der Wagenklassen-Einteilung. Das Reisen soll auf dringliche Zwecke beschränkt werden. Man erinnert sich daran, daß es einem in den ersten Kriegsmonaten selbstverständlich erschien, zu Hause zu bleiben. Allmählich aber haben die Leute wieder das Gefühl bekommen, daß sie ihre Tante so oft besuchen dürfen wie im Frieden.

Für den 1. Dezember ist eine Volkszählung angelegt, um noch zuverlässigere Grundlagen für Volkswirtschaft und Volksernährung zu schaffen.

Dienstag, 28. November.

Eine große Rede Scheidemanns im Hamburger Gewerkschaftshaus. Gegen eine kleine Minderheit von Lärmmachern billigt die überfüllte Versammlung die Politik des 4. August, fordert von der Partei Vertretung der Volksinteressen bei der Lebensmittelversorgung und Garantien gegen den Mißbrauch des Gesetzes für den Vaterländischen Hilfsdienst.

Beschäftigungsgrad nach den Ziffern der Krankenkassen vom 1. November („Reichsarbeitsblatt“):

4 312 346 männliche, 4 072 930 weibliche Mitglieder.

Seit dem 1. Oktober haben die männlichen Mitglieder um 17 000 abgenommen, die Zahl der weiblichen stieg weiter um 68 000.

Beratung über eine Vermehrung der Einrichtungen zur Jugendfürsorge wegen der erweiterten oder noch zu erweiternden Erwerbsarbeit der Frauen. Dabei beschäftigt einen der Gedante, daß es im Grunde unsinnig ist, an der einen Stelle verheiratete Frauen in die Erwerbsarbeit einzustellen, und dann andere heranzuziehen, um deren Kinder zu betreuen. Sehr viel lieber wäre einem starrer Arbeitszwang für alle Unverheirateten ohne Unterschied des Standes und finanzielle Hilfe für die kinderreichen Mütter, damit sie nicht zu arbeiten brauchen. Es müßte sich ein Weg finden, um bei der Regelung der weiblichen Rekrutierung diese Dinge zu berücksichtigen.

Für das Reich soll eine einheitliche Polizeistunde eingeführt werden. Man sagt 12 Uhr. Warum nicht früher?

Mittwoch, 29. November.

Mit Spannung verfolgt man die weiteren Verhandlungen über die Dienstpflicht, in denen einem die Wirkungen auf Landwirtschaft, Industrie, Arbeiterschaft noch deutlicher werden. Der Haushaltsausschuß hat seine Forderungen in einem neuen Entwurf von 15 Paragraphen niedergelegt, der nun den Plenarverhandlungen zugrunde gelegt wird. Die Ergänzungen, Zusätze und Veränderungen sind im wesentlichen folgende: Hilfsdienstpflichtige, die vor dem 1. August 1916 in Land- oder Forstwirtschaft beschäftigt waren, dürfen aus diesem Betriebe nicht zum Zweck der Ueberweisung in eine andere Beschäftigung im vaterländischen Hilfsdienst herausgezogen werden. Der Beschwerdestelle (§ 4) sollen auch je ein Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer angehören. Die Rekrutierung durch die Arbeitsnachweise wurde vom Staatssekretär ausdrücklich zugesichert. Sehr ausgedehnt werden die Bestimmungen über die Arbeiterausschüsse, die bei allen Betrieben von mindestens 100 Arbeitern bestehen müssen. Außerdem besondere Angestelltenausschüsse. Keine Einigung ist bisher über den schwierigen Paragraphen erzielt, der den Wechsel der Arbeitsstelle von der Erlaubnis des Arbeitgebers abhängig macht.

Im ganzen aber ist doch ein so weitgehendes Einverständnis der Parteien erzielt, wie es nur durch die allgemeine Einsicht in die Notwendigkeit zustande kommen konnte.

Donnerstag, 30. November.

Die Plenarverhandlung über den Vaterländischen Hilfsdienst, vom Reichskanzler eröffnet, begann gestern nachmittag. Der Kanzler betont, daß wir „als die ersten und einzigen bereit sind, den Krieg durch einen unser Dasein und unsere Zukunft sichernden Frieden zu beenden.“ Da unsere Feinde den Frieden nicht wollen, werden Industrie und Organisation daheim immer entscheidender für den Ausgang. Gegen die Gewalttätigkeit dieses Krieges können die Eingriffe in das Wirtschaftsleben — so tief sie gehen — nicht als zu gewalttätig erscheinen. Der Zwang muß die Armee der Arbeit hinter der Front begründen, aber die freie Ueberzeugung des ganzen Volkes muß sie tragen.

Die Begründung des Gesetzes durch den Kriegsminister und den Staatssekretär wird neues Vertrauen zu seiner Durchführung auch im deutschen Volke wecken.

Die Regierung hat sich mit der Einsetzung eines fünfzehnköpfigen Ausschusses einverstanden erklärt (fortschritt. Antrag), der auch während der Vertagung des Reichstags zusammenbleibt, und

dem die Ausführungsbestimmungen des Kriegsamts über die Einführung unterbreitet werden. Es soll ferner gesetzlich festgelegt werden, daß spätestens einen Monat nach Friedensschluß das Gesetz außer Kraft tritt.

Aber besser noch als alle Vorsichtsmaßregeln und Routinen muß der Wille zu vernünftiger und sachlicher Durchführung Mißbräuche ausschalten. Dieser Wille spricht überzeugend und lebhaft aus den Worten des Leiters des Kriegsamtes, von dessen ganzer militärisch frischer Persönlichkeit gleichsam die Beruhigung ausstrahlte: „Ihr könnt es riskieren.“

Eine Beschränkung der Lichtreklame, Einführung früheren Bodenschlusses und früheren Schlusses von Theatern und Vergnügungseinrichtungen wird geplant. Das entspricht auch sonst dem Stil unseres Lebens. Was brauchen wir die Leibniz-Kales noch am „achthimmel flammen zu sehen, wenn wir doch keine kriegen? Ueberhaupt: was es noch gibt, findet man auch ohne Lichtreklame.

Freitag, 1. Dezember.

Im Kleinen fängt schon allerlei vaterländischer Hilfsdienst an. Einige Gymnasialisten sind hier in Hamburg zum Kohlenverladen requiriert und sind selbstverständlich selig darüber, die Arbeitsblufe einmal für einen Tag, und — noch unvergleichlich schöner! — sogar, für eine Nacht! anlegen zu dürfen.

Wichtiger ist die ganze Organisation der Fischversorgung, die jetzt von Rechts wegen in die Hand genommen wird, und bei der wohl schon auf den Dienstzwang mitgerechnet wird.

Das vom Reichstag vorgeschlagene Schutzhafengesetz hat die Zustimmung des Bundesrats erreicht.

Im Reichstag gestern die zweite zwölfstündige Lesung und Annahme des Hilfsdienstgesetzes. Artikel 2, der die als vaterländischen Hilfsdienst anzusehenden Tätigkeiten aufzählt, findet eine längere Besprechung, in der man sich vergewissert, daß Presse, Banken, Versicherung, Arbeit in der Berufsorganisation zum Hilfsdienst gerechnet werden sollen. Außerdem aber entspinnt sich eine lebhafte Erörterung über einen Antrag der Arbeitervertreter, der eine Sicherung des Koalitionsrechtes für alle im Hilfsdienst tätigen Arbeiter bezweckt. Der Antrag wird in der Form angenommen, daß dem Gesetz ein neuer § 13 a hinzugefügt wird, der sagt: „Den im vaterländischen Hilfsdienst beschäftigten Personen darf die Ausübung des ihnen gesetzlich zustehenden Vereins- und Versammlungsrechtes zur Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen über die auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand erlassenen Verordnungen hinaus nicht beschränkt werden.“ Den bei den Generalkommandos zu errichtenden Ausschüssen werden je zwei Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zugestanden. Ein Antrag, nach dem geprüft werden soll, ob der Arbeitslohn für den Unterhalt des Beschäftigten ausreicht, wird angenommen. Gegen die neuen Paragraphen über die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse stimmen die Konservativen, während von allen anderen, auch insbesondere von den National-liberalen, anerkannt wird, daß bei Aufhebung der Freizügigkeit und des Rechtes auf Arbeitseinstellung den Arbeitern eine Sicherheit gegeben werden muß. Zu dem Ausschuß des Reichstags äußert der Staatssekretär noch einmal verfassungsrechtliche Bedenken.

Sonntag, 2. Dezember.

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst ist in dritter Lesung angenommen; die Fassung der zweiten Lesung ist beibehalten. Die meisten der noch gestellten Anträge vertrat nur eine kleine Minderheit. Nur ein Antrag erreichte nahezu eine Majorität (138 zu 139). Er bezweckte die Ausdehnung der Arbeiterausschüsse im Sinne dieses Gesetzes auf die Eisenbahnbetriebe, da die industriellen Betriebe der Heeres- und Marineverwaltung einbezogen sind. Der Staatssekretär deutete — zum großen Befremden der ganzen Linken — an, daß die Annahme dieses Antrags das Gesetz unannehmbar machen würde, kündigte aber Berücksichtigung der darin enthaltenen Wünsche durch die Eisenbahnerverwaltung an.

Das „Unannehmbar“ gegenüber dem Wunsch nach einem weiteren Akt des Vertrauens und der Rechtsicherheit der Staatsarbeiter war keine sehr harmonische Begleitung zur Beratung eines Gesetzes, das noch einmal wieder alle zu einem Haer der Verteidigung zusammenschweißen soll.

Karl Brodhausen / Wer ist schuld?

Klage und Widerklage.

Staatsmänner und Schriftsteller der Entente suchen der Welt zu beweisen, daß der Krieg deshalb bis auf weiteres fortgeführt werden müsse, weil vorerst gewisse Ideen zu verwirklichen sind; es sei nämlich nötig 1. daß diejenigen gestraft werden, welche das große Unglück des Krieges verschuldet haben; 2. es müsse die menschliche Gerechtigkeit zu einem endgültigen Siege über die Barbarei gelangen und 3. es müsse ein dauernd friedliches Beisammenleben der Menschen für die Zukunft gesichert sein.

Es sind goldene Worte, die von Gerechtigkeitsförm, Moral und Friedensliebe förmlich überfließen; schade, daß sie deshalb im Munde geführt werden, um eine möglichst lange Kriegsdauer mundgerecht zu machen. Aber trotz dieser bedauerlichen Nebenabsicht, die selbst der Kurzsichtige nicht übersehen kann, sind diese drei Leitsätze so schön und erhabend, daß auch wir Mitteleuropäer sie ohne jeden Vorbehalt unterschreiben können. Wir, denen die menschenmörderische Absicht des Dauerkrieges fernliegt, schreiben die vergiftete Beimengung aus und nehmen die moralischen Grundgedanken an, erstens, weil sie an sich gut sind, zweitens, weil sie — freilich ganz gegen die Absicht ihrer Apostel — durchaus zu unseren Gunsten sprechen.

Die von den Ententemächten gegen Mitteleuropa erhobenen Anklagen über die Kriegursache, die Kriegsführung und die Kriegsziele geben naturgemäß nur ein einseitiges Bild der Tatsachen, das dringend einer Ergänzung bedarf durch eine zusammenfassende Gegenklage von der anderen Seite. Diese Gegenüberstellung von Klage und Widerklage dient nicht dazu, Gehässigkeit auf Gehässigkeit zu häufen, also die Gegensätze zu verschärfen, sondern ihre Absicht ist eine ganz andere. Es ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß man zumeist zwei ganz ähnliche Bilder erblickt, Bild und Spiegelbild, die sich aufs Haar gleichen, so daß der Gedanke oft kaum abzuwehren ist, daß entweder beides nur Trugbilder oder beides gleichwertige Wahrheiten seien. Der nicht ganz farbenblinde Betrachter wird erkennen, daß Klage und Widerklage sich zumeist völlig aufheben, ähnlich wie zwei Verneinungen eine Bejahung ergeben; jedenfalls aber wird der durch die gleichzeitige Betrachtung jener beiden Bilder geschärfte Blick einer objektiven Betrachtung zugänglich gemacht, für die nach mehr als zwei Kriegsjahren wohl der Zeitpunkt gekommen erscheint, und so kann diese Methode dazu dienen, anstatt die Gegensätze zu verschärfen, eine Verständigung anzubahnen.

1. Gewiß hat der Gedanke viel für sich, daß die am Weltkriege Schuldigen streng gestraft werden. Da diejenigen, welche im Namen der Gerechtigkeit die Bestrafung verlangen, sicherlich keine Gemeinschaft mit Mördern haben wollen, werden sie vor allem zustimmen, daß jene Mörder und Mordgesellen, die den ersten Anstoß zum Kriege gaben, auch als erste der Strafe zugeführt werden. Deshalb richtet sich unser erster Anklagepunkt, dem zeitlichen Verlaufe der Ereignisse folgend, gegen jene fersischen Kreise, welche durch eine im ganzen Lande verbreitete Organisation eine Gebietserweiterung auf Kosten des benachbarten Oesterreich-Ungarn anstrebten. Der Sinn dieser unter dem Namen der großserbischen Propaganda bekannten Bewegung war, alle Nationalserben, auch wenn sie Untertanen anderer Staaten waren, zu einem Staate zu vereinigen, und diese zu hochverräterischem Abfalle zu veranlassen, also das zu beghehen, was man Völkerraub nennt, wobei als Mittel zum Zweck planmäßig vorbereitete Mordattentate an österreichischen Regierungsbeamten,

Stalthaltern und Militärs versucht wurden, die in dem Mord an dem Thronfolgerpaar ihren Abschluß fanden.

Diese Anklage kann sich leider nicht auf einige wenige Personen beschränken, welche unmittelbar zur Waffe gegriffen haben, sondern muß bei der großen Ausdehnung dieser großserbischen Propaganda namhafte Teile des serbischen Volkes erfassen, ja sich auch auf die Regierung erstrecken, welche diese Bewegung nicht nur kannte und duldete, sondern sie tatkräftig unterstützte. Sie kann nicht einmal halbmachen vor der Spitze des Staates, vor der Dynastie, welche, nachdem ihr selbst ein Doppelmord den Weg zum Throne frei gemacht hatte, den meuchelmörderischen Verschwörern nicht so fernstand, wie Staatsoberhäupter Mördern fernstehen sollten. Volk und Regierung waren eins in dem Bestreben, mit allen Mitteln das serbische Gebiet auf fremde Kosten zu vergrößern; und da sie für sich allein ohnmächtig waren, ihr Ziel durchzusetzen, scheuten sie auch vor einem Weltbrande nicht zurück, um an diesem großen Feuer ihr kleines Süppchen zu kochen. Wir dürfen somit einigermaßen erwarten, daß alle jene, denen es wahrhaft und ehrlich um die Gerechtigkeit zu tun ist, in dieser besonderen Frage auf unserer Seite stehen werden; sie werden bereit sein, schöne Worte in wirkliche Taten umzusetzen.

Wenn wir bei diesem Anlasse den Einwand entgegen, daß man die Bestrafung nur auf die wirklich Schuldigen beschränken dürfe, sie aber nicht auf eine unschuldige Mehrheit ausdehnen dürfe; denn gerade in diesem Sonderfalle ist eine feltene Einmütigkeit fast aller Volksgenossen festzustellen, welche die Idee des Nationalstaates, gegenüber dem die Volksgenossen fast aller europäischen Rassen und Nationen vereinigen den internationalen österreichisch-ungarischen Staat dazu benützten, um „Ansprüche“ auf fremdes Gut zu erheben, ohne in ihrem Lande den geringsten Widerstand zu finden. Allerdings dürften gerade den vorerwähnten Einwand schwerlich jene Staatsmänner und Politiker der Entente erheben, die z. B. das ganze deutsche Volk oder die österreichische Doppelmonarchie bestrafen, zerteilen oder gar vernichten wollen als angebliche Mitschuldige des Kriegeausbruches. Würden sie trotzdem bei den Serben jenen Einwand erheben, uns gegenüber ihn jedoch fallen lassen, so wäre dies ein Mangel an Logik und vor allem an jenem Gerechtigkeitsfinne, in dessen Namen sie ja den Krieg verlängern wollen.

2. Ebenjowenig werden diese Vertreter der höchsten Gerechtigkeit zugleich Raubgefallen sein wollen. Wenn daher der Fall so liegt, daß ein Staat deshalb in den Krieg eingetreten ist, um anderen Landstücke wegzunehmen, die ihm nicht gehören, so werden jene edlen Apostel der Gerechtigkeit ihre hohe Mission gewiß nicht vermissen, wenn es gilt, solche Räuber zu bestrafen. Bei Japan liegt diese Raubabsicht so auf der Hand, daß auch ein durch Wohlwollen getrübtetes Richterauge schwerlich anders als strafend auf denselben blicken kann, der eine günstige Gelegenheit wahrnimmt, um sich auf fremde Kosten zu bereichern. Deshalb dürfen wir mit Zuversicht die Klage wegen Raubes gegen Japan erheben, und wenn die Durchführung sittlicher Grundsätze unseren Gegnern wirklich am Herzen liegt, — in diesem Punkte wird unsere Anklage sicher Gehör finden. Oder etwa nicht?

3. Unsere dritte Anklage richtet sich gegen Rußland, und zwar nicht gegen das russische Volk, welches überwiegend aus friedlichen Bauern besteht, und dessen in unseren Händen befindliche Gefangene sich bei der guten Behandlung als harmlose, gutmütige Menschen bezeigen, sondern gegen jenes offizielle Rußland, welches nach drei Himmelsrichtungen erobrend sich ausdehnen will — in der vierten Richtung allerdings gebietet das Eis des Nordens ein natürliches Halt. Der russische Eroberungswille, welcher endgültige Grenzen seiner Ausdehnung nirgends kennt, sondern Völker und Länder unterjochen will, soweit er sie unterjochen kann, ist eine Gefahr für jeden Nachbarn und überhaupt für die Menschheit, besonders deshalb, weil er seine tiefere Kultur den höheren Entwicklungsstufen aufdrängt. Die Vertreter dieser russischen Eroberungs- und Vergewaltigungspolitik klagen wir an, eine ständige Kriegsursache zu bilden, welche die friedliche Entwicklung Europas und Asiens hindert.

Ganz besonders aber richtet sich unsere Anklage gegen die

Mittel, welche die in Rußland herrschende Kaste zur Verwirklichung ihrer Pläne anwandte: Aufreizung Serbiens und Montenegros gegen Österreich-Ungarn; Aufwiegelung der orthodoxen Papen in Ostgalizien, Ausendung mit Geld versehener Emisäre zu den österreichischen Slawen; kurz, Verbreitung von Unruhe und Unzufriedenheit im Nachbarlande als Vorbereitung für den Krieg. Wenn die Brandstifter des Weltbrandes wirklich gestraft werden sollen, hier wären sie zu finden.

4. Leider betrifft unsere Anklage auch Frankreich, und zwar sowohl Volk als Regierung.

a) Als vor fast drei Jahrhunderten Mitteleuropa die Türkengefahr von Europa abwendete und im Osten gebunden war, errichteten französische Könige den Augenblick für geeignet, das deutsche Elßas mitten im Frieden zu rauben. Als Deutschland wieder erstarke, nahm es dieses alldoische Land zurück — zugleich allerdings mit einigen strategisch wichtigen lothringischen Strichen, die schon früher vom Reich abgerissen, inzwischen die französische Sprache angenommen hatten. Ob es besser gewesen wäre, auf diesen Grenzschutz zu verzichten und der Vertragstreue des französischen Volkes die Sicherheit der Grenzen des deutschen Sprachgebiets im Westen anzuvertrauen, sei dahingestellt. Die Tatsache steht fest, daß Frankreich 1870/71 in einen Frieden gewilligt hat, der den jahrhundertalten Grenzstreit um Landstriche beendete, die das Blut nicht erlösen können, welches um sie bereits geflossen ist. Beide Völker haben 1871 einen Frieden unterzeichnet, den sie als einen „ewigen“ anerkannten. Unsere Anklage geht nun dahin, daß das französische Volk jenen Frieden, dem es in aller Form und durch seine gesetzlichen Vertreter zugestimmt hat, innerlich niemals zu halten bereit war. Der Grundgedanke friedlichen Zusammenlebens, daß Verträge gehalten werden müssen, hat in der Seele des französischen Volkes nicht jene Aufnahme gefunden, welche eine ruhige Entwicklung Europas gesichert hätte.

b) Der große Gegensatz zwischen Romanen und Germanen, welcher das Mittelalter beherrschte, ist eigentlich beseitigt; die gemeinsamen Interessen der Kultur sind größer geworden als die trennenden Momente; der geschichtliche Augenblick war gekommen, wo Brudervölker, zum Teile demselben Stamme der Franken angehörig, sich die Hand reichen konnten, zum Wohle der Menschheit.

c) Aber Frankreich stand auf dem unverföhnlichen Standpunkte der Revanche; der Friede von 1871 erschien ihm als ein Verbrechen, obwohl es doch selbst daran mitgewirkt hatte, und solange dieses Verbrechen nicht gesühnt sei, sollte keine Freundschaft mit Deutschland bestehen. Damit war die friedliche Entwicklung Europas unaufhörlich in Frage gestellt.

Unsere Anklage gegen Frankreich geht also dahin, daß es einen Zustand der Landkarte Europas, den es seinerzeit widerrechtlich herbeigeführt hatte, vorerst wieder herstellen wollte, bevor es am Völkerrfrieden dachte. Aber auch gegen die Mittel, die es zur Erreichung dieses Zieles anwendete, geht unsere Klage. Eine chauvinistische Geschichtsdarstellung vergiftete die Herzen seiner Jugend; Bekämpfung alles deutschen Wesens, Hohn in der Literatur, auf der Bühne, im Kino, — alles das sind Handlungen, die dem Kriege näher bringen als sie dem Frieden nützen; denn Völkerrhaß ist unvereinbar mit Völkerrfrieden. Bedenklicher noch war es, daß Frankreich an Rußland Milliarden verließ — nicht, um das kulturbedürftige Land kulturell zu heben, sondern um Militärbahnen und militärische Rüstungen zu ermöglichen, die gegen Mitteleuropa gerichtet waren.

Also Frankreich hat zwar 1871 einen Frieden mit Deutschland geschlossen, aber alles vorbereitet, um diesen Friedensschluß rückgängig zu machen. Dies ist seine Sünde wider uns und die Menschheit, und abermals dürfen wir die Klage wegen der Schuld an dem Kriege von uns auf andere überwälzen.

5. Mehr als andere Völker klagen wir England an, weil es seit 300 Jahren jeden Staat, ob groß, ob klein, mit Krieg überzogen hat, sobald es ihm ein unerwünschter Handelskonkurrent wurde: Spanien, Holland, Frankreich, und nun kam unvermeidlich an uns die Reihe. Dieses Prinzip der Vernichtung aller gefährlichen Konkurrenten war einst der Standpunkt der alten Phönizier; er widerspricht dem auf friedlichen Wettbewerb beruhenden Fort-

Schritte und läßt keine höhere Entwicklung der Menschheit zu. Solange Englands Kaufleute behaupten, daß, je ärmer die anderen, sie desto reicher werden, und solange dieses seit 300 Jahren geübte Prinzip die Grundlage der englischen Politik bildet, ist kein Dauerfriede auf Erden möglich. „Heute mir, morgen dir“ müssen sich alle sagen. England bekämpft den jeweilig Stärksten in Europa, weil es kein starkes Europa duldet, und es wird jeden starken Staat auf der Erde bekämpfen, weil es auf dieser ganzen Erde nur eine starke Macht duldet: sich selbst.

Mit dieser ersten Anklage gegen England verbindet sich eine zweite. Dieser, das naturgemäße Aufstreben der anderen Mitmenschen in Schranken haltende Egoismus wird jedesmal durch eine menschenfreundliche Außenseite verdeckt, die nach Umständen wechselt. In Schlagworten ausgedrückt heißt es einmal Glaubensfreiheit (nämlich wenn Spaniens Einfluß beseitigt werden soll), das andere Mal Schutz des Legimitätsprinzips (wenn Frankreich Kanada verlieren soll), ein drittes Mal Schutz der Besitzenden (wenn der gegen die Abschaffung der Sklaverei entfesselte Aufstand der Südstaaten gegen Nordamerika unterstützt wird), ein viertes und fünftes Mal Handelsfreiheit (wenn Spanien Gibraltar verlieren oder Portugal aus der Reihe sich selbst bestimmender Staaten gestrichen werden soll), ein sechstes Mal gar Ausbreitung der Zivilisation (wenn China dem verderblichen Opiumhandel wangsweise eröffnet werden soll) und wieder ein anderes Mal Erschließung von Kulturböden (wenn die Buren unterjocht werden).

Durch diesen Gegensatz zwischen großen und zum Teil verführerisch klingenden Ideen und dem dahinter versteckten Egoismus hat England eine Summe von Unwahrheit in der Welt großgezogen, welche die Moral der Menschheit zerstört und die heiligsten Güter, Wahrheit und Recht, zu täuschlicher Ware herabwürdigt. Den jetzigen Krieg führt es selbstverständlich auch nicht um seines eigenen Vorteiles willen; England, welches das seit Jahrhunderten geknechtete und entvölkerte Irland blutig niederhält, kämpft ja nur zum Schutze der kleinen Völker, und indem es ein friedliebendes Volk nach dem anderen gegen dessen bessere Ueberzeugung in den Krieg zwingt, ist es dennoch für Belgiens Neutralität in den Kampf gezogen.

Diese Anklage ist die schärfste, weil die Völker Europas, welche ein hoch über Landstreichenerwerb hinausgehendes gemeinsames Kultur- und Friedensinteresse haben, so lange gegeneinander gehetzt werden, bis sie alle verbluten. Durch einen Mißbrauch des Edelsten, was in der Menschenbrust lebt, durch einen Mißbrauch der höchsten menschlichen Ideale von Freiheit, Friede, Schutz der Schwachen und Menschenliebe wird die menschliche Gerechtigkeit und Kultur auf unabsehbare Zeit zurückgeworfen — und all dieses zum Vorteil eines einzigen Staates, der diesen Krieg je länger, je lieber auszudehnen in sein Programm aufgenommen hat.

5. Sollen wir gegen kleinere Feinde wie Italien und Rumänien ein Wort der Anklage erheben? Italien hielt uns für schwach und wollte im Spaziergange nach Triest und Trient sich Teile Oesterreichs, wo Stammesgenossen wohnen, aneignen und überdies auch nationalfremde Deutsche, Slowenen, Kroaten und Serben sich unterjochen. Dieser „heilige Egoismus“ bedarf keiner Anklage — er richtet sich selbst, besonders dann, wenn die Spekulation fehlschlägt. Tadel verdient nur der Anstifter, die Entente, vornehmlich England, welches durch Bestechung der Volkstribunen und durch Drohung mit Lebensmittellentziehung die Unschlüssigen fortriß, sie über die Größe des Wagnisses täuschte und die Verführten im Stiche ließ. Gewichtiger noch ist die Anklage, daß die Entente einen Moralbegriff verteidigte, wonach es eine heilige Pflicht ist, über einen geschwächten Bundesgenossen herzufallen, um ihn zu berauben, weil er wehrlos sei.

Auch gegen Rumäniens Staatsleiter, die ihr armes Volk wider seinen Willen zur Schlachtbank führten, verlohnt sich fast nicht, überhaupt eine Anklage auszusprechen: „Verführt und ausgebeißt“, so lautet zugleich Anklage und Urteil.

In einen Satz zusammengefaßt, lautet unsere Anklage, daß unsere Feinde den Weltkrieg verursacht, herbeigeführt, gewollt, unausweichlich gemacht und ihn durch Einkreisung vorbereitet haben, natürlich nicht um Ideen zu verwirklichen, für welche noch nie ein

Krieg geführt worden ist, sondern weil jeder von ihnen einen anderen Vorteil für sich zu erreichen hoffte; Frankreich: Elsaß-Lothringen, Rußland: Galizien und Konstantinopel, Italien: das Adriagebiet und Südtirol, Rumänien: Siebenbürgen, und England: die deutschen Kolonien und die Seeherrschaft über die Erde. Jedem dieser Staaten fällt zur Last, daß sie ihren Gewinn höher einschätzten als den Frieden der Erde, den beiden Westmächten aber noch insbesondere, daß sie Staaten, die ihrer eigenen Kultur weit näher stehen, dem kulturell zurückstehenden Rußland opfern wollten.

Der von unseren Gegnern erhobenen Anklage, daß wir den Krieg erklärten, stellen wir deshalb die Gegenlage gegenüber, daß sie ihn verschuldeten; dem Bilde, welches uns als die Störenfriede der Erde hinstellt, stellen wir das Gegenbild unserer ungewöhnlichen Friedensliebe entgegen und begnügen uns, unseugbare Tatsachen vorzulegen:

a) Seit seiner Entstehung hat das Deutsche Reich keinen Krieg geführt: es war seit der Stunde seiner Geburt geradezu der Friedensstaat. Die Deutschen begründeten diese Tatsache mit deutscher Friedensliebe, mit Festhalten an sittlichen Grundsätzen, mit dem Wunsche, ausschließlich durch Kulturarbeit sich emporzuarbeiten, und damit, daß ihr Staat an Größe und Volkszahl gesättigt sei. Mögen die Nachbarn die Gründe ableugnen, mögen sie versuchen, ihre eigene Friedensliebe als den eigentlichen Grund des langen deutschen Friedens anzuführen, die Tatsache selbst können sie nicht leugnen.

b) Desgleichen hat Oesterreich-Ungarn trotz unruhiger Nachbarn seit einem Menschenalter das Schwert nicht gezogen.

c) Hingegen hat jeder unserer kriegführenden Nachbarn gerade in der gleichen Zeitperiode schwere Kriege geführt.

d) Keine dieser kriegerischen Verwicklungen hat die Mittelmächte verleitet, dem anderweitig gebundenen Nachbarn in den Rücken zu fallen; weder Rußland, als es mit der Türkei oder als es mit Japan kämpfte, weder England im Burenkriege noch Italien, als es in Tripolis, weder Frankreich, als es in Nordafrika beschäftigt oder von inneren Schwachheitszuständen heimgekehrt war, weder Serbien noch Rumänien, als sie in Balkankriege verwickelt waren. Friedfertig bis zum äußersten, hätte es uns ehrlos erschienen, fremde Not zum eigenen Vorteil auszunutzen. Mögen die Nachbarn abermals die Gründe nicht anerkennen, die Tatsache müssen sie zugestehen.

e) Beide Mittelmächte haben der von England ausgehenden Verlockung widerstanden, mit diesem ein Geheimbündnis gegen seine jetzigen Freunde einzugehen, um sich als Englands Europadegen mißbrauchen zu lassen. Wir gaben Vertragstreue und Friedensliebe als Grund unserer Standhaftigkeit an; mögen andere diese Gründe verkennen — die Tatsache der englischen Verlockung ist nicht abzustreiten.

Wenn alle diese geschichtlichen Tatsachen nicht als Beweis für unsere Friedfertigkeit, Verlässlichkeit und Ungefährlichkeit als gute Nachbarn genügen, dem sei eine andere Beweiskette vorgeführt.

a) Kein handbreit Erde findet sich auf der Landkarte, die wir von irgendeinem unserer Gegner erringen wollten. Man forsche alle Himmelsrichtungen aus, nirgends ist das Neuland zu finden, welches Mitteleuropa je von einem seiner Nachbarn gewünscht hat. Ja, das merkwürdigste ist, jetzt, da wir so viel feindliches Land in Händen halten, bildet jede dieser siegreichen Operationen eigentlich eine neue Verlegenheit — Pfänder sind sie uns, unvorhergesehene Gegenstände sorglicher Ueberlegung, was damit anzufangen sei?

b) Umgekehrt: Würde Frankreich zweifeln, was es mit der deutschen Rheingrenze macht, falls es sie erreicht hätte; Rußland, was es mit Galizien, Rumänien, was es mit Siebenbürgen macht? Und Italien hat schon einen Minister der noch nicht eroberten Provinzen bestellt!

Also um gar nichts zu erobern, hätten wir einen Krieg begonnen gegen Feinde, die so viel gewinnen wollten! Ist das nicht ein Schulbeispiel eines Verteidigungskrieges im Gegensatz zum Eroberungskriege?

Da uns selbst die übelste Nachrede nicht einen Eroberungsplan vorgeigen konnte, bedurfte die Anklage, daß wir den Krieg herbeigeführt hätten, einer besonderen Fassung! Es wird behauptet, wir

hätten einen Kriegswillen an sich — also wohl einen Kriegswillen ohne reales Objekt, oder kriegerische Absichten in abstracto! Oder nennen wir es mit den Worten unserer Gegner: der deutsche Militarismus bildet eine stete Kriegsgefahr. Richtig ist, wir haben ein Volksheer, keine Söldner, und das ganze Volk ist bereit sich zu verteidigen; deshalb bilden wir (oder doch Deutschland) eine Gefahr für seine armen Nachbarn, die bekanntlich so etwas wie Militarismus nicht kennen, oder doch nur in unbedeutenderem Maße! Das ist die letzte Zuflucht der gegen uns erhobenen Klage. Bei solchem Streite ist die Sprache der Ziffern, die Statistik wohl die einzig überzeugende, und die Ziffern stellen unwiderlegbar fest, daß pro Kopf der Bevölkerung England an Kriegskosten jährlich 33 M., Frankreich 30 verausgibt, während Deutschland sich mit 22, Oesterreich-Ungarn gar mit 12 M. begnügt hat. Noch mehr: die Mittelmächte setzten ihre Militärzeit herab, Frankreich erhöhte sie — aber der Vorwurf bleibt. Andere Verteidigungsmittel gegen solche Anklagen als die Sprache der Ziffern und die Gesetze der Logik kann man schwer ausbringen.

Dennoch sei für Andersdenkende noch auf das psychologische Moment hingewiesen, daß die in Mitteleuropa wohnenden 120 Millionen Menschen schwerlich gegen die vielfache Zahl von Feinden aus eigenem Antriebe einen Krieg führen wollten, der ihnen nicht unabwendbar aufgezwungen wurde. Eine Tollhändleridee wäre es gewesen, diesen Krieg zu provozieren, solange er irgend zu vermeiden war, den Krieg gegen eine Welt von Feinden, bei dem wenig zu gewinnen und alles zu verlieren war.

Bei alledem sei zum Schluß freimütig zugegeben, daß wir diesen Krieg, wenn auch nicht vermeiden, so doch verschieben konnten: Oesterreich brauchte bloß Galizien und die Bukowina an Rußland, Südtirol, Triest und sein Küstenland an Italien, Siebenbürgen an Rumänien, Kroatien, Slavonien und Dalmatien an Serbien abzutreten; selbstverständlich mußte Deutschland Elsaß-Lothringen an Frankreich, Posen, West- und Ostpreußen an Rußland abtreten, seinen Flottenbau unter Englands Kontrolle stellen und nach dessen Wunsch eine neue Reichsverfassung einführen. Bei Erfüllung dieser und ähnlicher Bedingungen — wir haben ja das Beispiel des beglückten Griechenland vor Augen — hätten die freundlichen Nachbarn sich sicherlich einige Zeit beruhigt, bevor sie neue, „berechtigte Forderungen“ angemeldet hätten. Ganz gewiß um diesen Preis, vielleicht sogar im einzelnen noch etwas billiger, wäre der Krieg zu vermeiden gewesen. Rußland hätte sich überdies den Balkan genommen, England und Frankreich hätten Kleinasien unter sich aufgeteilt — und diesen wunderbaren Friedenszustand, bei dem nur die jetzt so geschächten kleinen Staaten etwas zu kurz gekommen wären, haben leider die Mittelmächte durch ihren völkerrechtswidrigen Kultur- und zivilisationsfeindlichen Egoismus gestört, indem sie den ganz unbegreiflichen Wunsch hatten, innerhalb ihrer bisherigen Grenzen weiterzuleben.

Verdienen sie nicht die Anklagen, welche die Entente gegen sie erhob und ist nicht jeder Verteidigungsversuch eine leere Ausrede? Mit diesem reumütigen Bekenntnisse eigener Schuld schließen wir das Kapitel von den Kriegursachen hoffentlich zur Zufriedenheit unserer Feinde.

Paul Rohrbach / Nützlichkeit und Menschlichkeit in der Politik

Mong Dsi trat vor den König Hui von Liang,

Der König sprach: „Alter Mann, tausend Meilen waren Euch nicht zu weit, um herzukommen, da habt Ihr mir wohl auch einen Rat, um meinem Reich zu nützen.“

Mong Dsi erwiderte und sprach: „Warum“ wollt Ihr durchaus vom Nutzen reden, o König? Es gibt doch auch den Standpunkt, daß man einzig und allein nach Menschlichkeit und Recht fragt. Denn wenn der König spricht: Was dient meinem Reiche zum Nutzen? so sprechen die Adelsgeschlechter: Was dient unserem

Sause zum Nutzen? und die Ritter und Leute des Volks sprechen: Was dient unserer Person zum Nutzen? Hoch und niedrig sucht sich gegenseitig den Nutzen zu entwinden, und das Ergebnis ist, daß das Reich in Gefahr kommt. . . . Aber so man das Recht hintansetzt und den Nutzen vornanstellt, ist man nicht befriedigt, es sei denn, daß man den anderen das Ihre wegnehmen kann. Auf der anderen Seite ist es noch nie vorgekommen, daß ein liebevoller Sohn seine Eltern im Stich läßt, oder daß ein pflichttreuer Diener seinen Fürsten vernachlässigt. Darum wollet auch Ihr, o König, Euch auf den Standpunkt stellen: „Einzig und allein Menschlichkeit und Recht!“ Warum wollt Ihr durchaus von Nutzen reden?“

Der Weise, von dem diese Geschichte handelt, lebte von 372—289 v. Chr. in China. Er war also ein Zeitgenosse des Aristoteles in Griechenland, dessen Schüler Alexander der Große war. Auch Mong Dsi war Fürstenlehrer, und die Weisheit, die er seine Schüler lehrte, hieß: Menschlichkeit, Liebe und Recht gehen nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch im Staat dem bloßen Nutzen vor. Mit dieser unpraktischen Philosophie hatte er allerdings, äußerlich betrachtet, nicht viel Glück. China war damals in eine Menge einander bekriegender Einzelstaaten unter einem schattenhaft gewordenen Oberkaiserthum aufgelöst. Mong Dsi zog wie sein großes Vorbild Kung als ein wandernder Philosoph und Prediger der Vollkommenheit von einem Fürstenhof zum anderen. Oesters lud man ihn ein, zu bleiben; zuweilen rief ihn auch ein Fürst aus weiter Ferne zu sich, wie jener König Hui von Liang, um von ihm Weisheit zu lernen. Der Weise aber konnte nirgends so lange bleiben, wie er wollte, denn es kam immer der Augenblick, wo entweder die sittliche Schwäche des Fürsten oder die Feindschaft der Hofleute oder der Nutzen von Fürst und Staat in dem Sinne, wie ihn Mong Dsi nach seinem Glauben hinter die Menschheit stellen mußte, ihm entgegentraten. Nach seinem Tode aber wurde Mong Dsi eine der großen sittlichen Leuchten der chinesischen Kultur. Er wurde der „zweite Heilige“; der erste in China ist Kung. Man hat die beiden wohl auch mit Jesus und Paulus verglichen, obwohl es kaum möglich ist, die überzeugenden inneren Parallelen dafür aufzufinden. Im Kanon der heiligen oder klassischen Schriften in China stehen die des Mong Dsi neben denen Kungs. Als die Jesuiten im 17. Jahrhundert Europa zuerst mit der alten Literatur Chinas bekannt machten, latinisierten sie den Namen Kung Fu Dsi in Confucius und Mong Dsi in Mencius.

Warum ich diese Dinge hier erzähle? Zunächst darum, weil mir vor einigen Tagen vom Verlag Eugen Diederichs in Jena eine deutsche Uebersetzung und Erklärung der überlieferten Schriften des Mong Dsi zugesandt wurde. Sie ist besorgt von meinem Freunde D. Richard Wilhelm, dem Leiter der Arbeit des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Tsingtau. Wilhelms Vorrede ist datiert aus Tsingtau im Sommer 1914; der Druck ist anscheinend erst kürzlich, im dritten Jahre des Weltkrieges, erfolgt. Der Band kostet 4,50 M., gebunden 5,70 M. Neben vielen fremdartigen Dingen und Wendungen steht für den gebildeten Leser auch viel auf den ersten Blick Anmutendes, viel Besinnliches und Schönes darin. Wilhelm hilft uns an den schwierigeren Stellen, durch die Schale, die manchmal hart scheint, bis auf den Kern hindurchzubringen, wo wir uns stets von neuem überzeugen, wie nahe verwandt die großen und wahrhaftigen Führer des Menschengeschlechts zu den Höhen sittlicher Lebensauffassung einander doch zu allen Zeiten und bei allen Völkern gestanden haben!

Es ist die alte Frage von Politik und Sittlichkeit, die

der chinesische Weise aufwirft. „So einer das Recht hinan-
setzt und den Nutzen voranstellt, so ist er nicht befriedigt,
es sei denn, daß er den andern das Ihre fortnehmen kann!“
So lesen wir. Was ist denn aber, könnte man einwenden,
die Politik anderes und was ist der Krieg anderes, als daß
einer dem anderen das Seine fortnehmen will? Gewiß, es
gibt auch solche Politik und auch solche Kriege. Das, worum
es sich für uns handelt, ist nur die Frage, wie wir u n s e r e n
Krieg betrachten sollen. Unserem Gefühl nach sind wir alle
überzeugt, daß es ein gerechter Krieg ist, aber dasselbe emp-
findet von seinem Standpunkt aus ohne Frage auch die
überwältigende Mehrheit des englischen, des französischen
und des russischen Volkes. Gerade von jener Seite erhebt
man gegen uns den Vorwurf, wir Deutschen hätten unseren
nationalen Nutzen, unseren Willen zur Herrschaft, zur wirt-
schaftlichen und staatlichen Machtpolitik, rücksichtslos allem
anderen vorangestellt und dabei unser altes Erbe unter den
Völkern, das, was uns niemand neidete und worum uns
alle bewunderten, die Menschlichkeit und Gerechtigkeit, ver-
loren. Daß das im Sinne der wirklich politischen Wissenschaften
in London, Paris und St. Petersburg eine Heuchelrede ist,
ändert nichts daran, daß die Völker es glauben und daß
sie aus ihrer subjektiv ehrlichen Meinung, sie würden von
uns bedroht, den Hauptteil ihrer Entschlossenheit zur Weiter-
führung des Krieges auf so lange schöpfen, bis wir unschäd-
lich gemacht seien.

Hierüber sollen wir uns ja nicht täuschen! Es ist der
Gegenseite gelungen, bei den gegen uns kämpfenden Völkern
und auch bei nicht wenigen Neutralen dieselbe Stimmung
hervorzurufen, aus der auch wir unsere Kraft ziehen: es
handele sich nicht um Angriff, sondern um Abwehr und um
die Verteidigung von Recht und Menschlichkeit gegen das
einseitige nationale Nützlichkeitsprinzip der Gewalt. Wenn
man fragt, wodurch die Feinde das fertiggebracht haben,
eine ganze Welt so über den wirklichen Ursprung des Krieges
irrezuführen, so zeigen jene auf eine lange Reihe von Hilfs-
truppen: all die zahlreichen Schriften, Bücher und Reden,
in denen von deutscher Seite vor dem Kriege und bis zum
Kriege der Gedanke des rücksichtslosen nationalen Nutzens,
der Durchsetzung des alldeutschen Gedankens mit allen
Mitteln der Gewalt, Angriffskrieg, Ausiedlung oder
Organisation der Uebervundenen als dienstbare Rasse
u. dgl. vertreten worden ist. Wenn man das in der ge-
schichtlichen und eindrucksvollen Aufmachung des Feindes liest,
der natürlich auch vor Unterstellungen und vor dem wahl-
losen Zusammenwerfen wirklich ernst zu nehmender und
vollkommen wahnsinniger Schriften nicht zurückscheut, so
kann in der Tat den besten Deutschen ein Schreck darüber
ankommen, was alles bei uns vor dem Kriege geredet und
gedruckt worden ist — Sachen, von denen die meisten unter
uns nichts wußten, die aber unermesslich geschadet haben.

Wohl gäbe es ein Mittel, dem entgegenzutreten, denn
es wäre nicht schwer, auch von Engländern, Russen und
Franzosen eine ebenso lange und womöglich noch wildere
Garnitur von Zeugen dafür aufmarschieren zu lassen, daß dort
schon vor dem Kriege die rücksichtslosesten Angriffsabsichten
gegen Deutschland bestanden. Jene werden dann antworten:
Ja, das waren Stimmen unmaßgeblicher Leute! Sagen sie
das, dann müssen wenigstens ehrliche Neutrale auch für uns
gelten lassen, daß die Legion Verkünder des brutalen deut-
schen Willens zur Gewalt nicht verantwortliche, sondern Un-
verantwortliche sind, die ihre eigene sittliche Unbedenklich-
keit im Namen des Deutschtums in die Welt hinaus
riefen. Soweit wie der Irrglaube an das deutsche Ge-

waltprinzip sich aber einmal festgesetzt hat, werden wir in
der Tat doch damit rechnen müssen, daß es kein anderes
Mittel geben wird, die Welt zu überzeugen, als daß wir
jetzt die äußerste Kraft aus uns herausholen, allen Feinden
gegenüber uns als die Stärkeren zeigen, und dann, wenn
niemand mehr daran zweifeln kann, daß die größere Stärke
bei uns ist, uns als die wirklichen Vertreter von Menschlich-
keit und Gerechtigkeit in diesem Weltkampf erweisen:
dadurch, daß wir Freiheit dorthin bringen, wo vordem
Knechtschaft und Ausbeutung war. Der Russe hat die
kleinen und schwachen Völker unter der Knute gehalten, und
der Engländer hat sie handelswirtschaftlich ausgebeutet und
ihren Reichtum für sich genommen, wie man Vogelnester aus-
nimmt. Der Gedanke der Freiheit, die zugleich die höchste
Gerechtigkeit ist, und der Menschlichkeit, die die Mutter alles
wahren sittlichen Fortschritts ist, harret noch an vielen Stellen
der Welt darauf, zum Siege gebracht zu werden, und wir
können eine so gewaltige Waffe in seiner Gestalt für uns
aufnehmen, daß wir blind und töricht wären, das nicht zu
begreifen. Wir Deutschen werden selbst noch soviel Gutes,
Hohes der Welt geben können, wenn es uns gelingt, uns
durch diesen Krieg als Weltvolk lebensfähig zu erhalten, und
wir können Leben und geistige Güter an so vielen Orten
schaffen, sobald wir nur das innere Ziel des uns winkenden
Sieges richtig verstehen, daß es wohl erlaubt sein wird, in
diesem höchsten Verständnis das alte chinesische Weisheits-
wort in den Schlachtenlärm und in das Aufgebot aller un-
serer inneren Kräfte hineinzurufen: Wollet Menschlichkeit
und Recht — warum wollt ihr durchaus vom Nutzen reden!

Friedrich Weinhausen / Sozialpolitische Fort- schritte im Hilfsdienstgesetz

In ihrem ergebnislosen wilden Kampf gegen den vater-
ländischen Hilfsdienst haben sich die Vertreter der sozialdemo-
kratischen Arbeitsgemeinschaft wiederholt zu der Behauptung
hinreißen lassen, das neue Gesetz sei nichts anderes als ein
Ausnahmengesetz gegen die Arbeiterklasse. Ihnen ist von
allen Seiten, auch von den sozialdemokratischen und christ-
lichen Gewerkschaftsführern, die Richtigkeit dieses Urteils
scharf bestritten worden. Ueberzeugender wird aber die
völlige Verkehrtheit solcher Behauptung durch eine kurze Zu-
sammenstellung der bedeutamen sozialpolitischen Fortschritte
widerlegt, die bei der Beratung und Verabschiedung des
Hilfsdienstgesetzes erreicht worden sind.

Da ist vor allen Dingen der maßgebende Einfluß der
Berufsorganisationen auf die Ausgestaltung und Hand-
habung des Gesetzes bemerkenswert, der in ähnlicher Weise noch
in keinem deutschen Gesetze erzielt wurde. Gleich im § 2 sind nach
einer vorher vereinbarten, feierlichen Erklärung des Staatssekretärs
Dr. Helfferich die „bewährten Berufsorganisationen“ als Einrich-
tungen des vaterländischen Hilfsdienstes miteinbegriffen, so daß die
Leiter und Beamten der großen Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-
Verbände im allgemeinen als unabkömmlich nicht für andere Zwecke
beansprucht werden können. Wer die Bedeutung dieser Personen
für das gewerbliche Leben, ihren weitreichenden Einfluß
auf die Stimmung und die Disziplin der Arbeit-
geber und der Arbeitermassen kennt, und wer weiß,
mit welchen Schwierigkeiten die durch militärische Ausbe-
hungen stark gelichteten Verbandsleitungen ohnedies heute zu
kämpfen haben, der wird die Zweckmäßigkeit dieser Bevorzugung
gewiß gerne gutheißen. Daß aber vor Ausbruch des Krieges eine

derartige Sonderstellung der Gewerkschaftsbeamten und Arbeiterführer ganz undenkbar gewesen wäre, dürfte keinem Zweifel beugen.

Die ausführlichen Schutzbestimmungen für überwiesene Arbeitskräfte, die **peinlich** genauen Regelungen des Beschwerte-, Einigungs- und Schiedsverfahrens, bei denen überall die aktive Mitwirkung von Arbeitgebern und Arbeitern gesichert ist, darf als weiteres Zugeständnis an den sozialen Geist angesehen werden, den dieses Gesetz in weitgehendem Maße beherrscht. Dabei müssen einige wichtige Einzelheiten noch besonders hervorgehoben werden. Die Besetzung aller Posten von Arbeitgebern und Arbeitern erfolgt durch das Kriegsamt nach vorheriger **Einkholung der Vorschlagslisten** von den Berufsvereinen. Jedermann weiß, wie wichtig die Personenauswahl in solchen Fällen ist. Das Vorschlagsrecht ist daher von weittragender Bedeutung. Noch erfreulicher ist die Erfüllung des alten, so oft vergeblich geäußerten Gewerkschaftswunsches, daß in allen für den **vaterländischen Hilfsdienst** tätigen Betrieben, soweit sie mindestens 50 Arbeiter oder Angestellte beschäftigen, ständige Arbeiter- und Angestelltenausschüsse eingerichtet werden müssen. Den Bergherren und anderen Unternehmern, besonders in der **Schwerindustrie**, wird dieses Zugeständnis besonders peinlich sein, zumal sie nicht mit Unrecht befürchten, daß der Zwang der Kriegszeit nicht ohne weiteres im Frieden wieder verschwinden wird. Allein sie müssen und werden sich mit dem Gesetz abfinden.

Das werden sie auch einer weiteren Bestimmung gegenüber lernen müssen, die den Einigungszwang für die Schlichtungs- und Schiedsämter vorsieht. Im Gegensatz zu den Vorschriften des **Gewerbegerichtsgesetzes** haben nämlich diese Ämter auch dann einen Schiedsspruch zu fällen, wenn einer der beiden Teile nicht erscheint oder nicht verhandelt. Man erinnert sich, daß diese Regelung des gewerblichen Einigungswesens schon seit einem Jahrzehnt und länger von allen Sozialreformern angeregt worden ist. Jetzt ist in wenigen Tagen das jahrelang vergeblich Erstrebte erreicht worden.

Politisch noch höher zu bewerten ist vielleicht die weitere Neuerung, daß das **Einigungs-** und **Schiedsverfahren** auch auf die landwirtschaftlichen Betriebe ausgedehnt wird, und daß sogar die der Landwirtschaft zugewiesenen gewerblichen Arbeitskräfte der **Gesindeordnung** nicht unterstehen. Trotz verzweifelter Widerstandes der Konservativen sind diese namhaften Erweiterungen des **Landarbeiterrechtes** durchgedrungen. Von grundsätzlicher Bedeutung ist ferner das Verbot in § 13 a, den im vaterländischen Hilfsdienst beschäftigten Personen die Ausübung des ihnen **gesetzlich zustehenden Vereins-** und **Versammlungsrechts** zu beschränken und die Vorschrift des § 14, daß auch in den industriellen Betrieben der **Heeres- und Marineverwaltung** die Arbeiter- und Schiedsausschüsse mit ihren weitgehenden Vollmachten einzuführen sind. Alle Bürokratenzöpfe in den Staatsbetrieben werden darüber heftig zu wackeln beginnen. Leider wurde mit nur einer Stimme Mehrheit die gleiche Begünstigung für die **Eisenbahnbetriebe** abgelehnt. Da es sich hier nicht im entferntesten um Verleihung des Streikrechtes an die Verkehrsarbeiter handelt, so ist der Widerstand des preußischen Eisenbahnministers unverständlich und die Drohung des Staatssekretärs Helfferich, daß eine solche Bestimmung das ganze Gesetz gefährden könne, ganz unbegreiflich.

Schließlich muß auch noch der große praktische Vorteil in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß bei zwangsweise erfolgten Zuweisungen von Arbeitskräften das Kriegsamt zu prüfen hat, ob der in Aussicht gestellte Arbeitslohn den Beschäftigten und ihren etwa zu versorgenden Angehörigen ausreichenden Unterhalt ermöglicht, und daß als „wichtiger Grund“ zum Ausscheiden aus einem Betriebe auch die Möglichkeit einer angemessenen Verbesserung der Arbeitsbedingungen im vaterländischen Hilfsdienste zu gelten hat. Diese beiden Bestimmungen werden besonders denjenigen Arbeitern zugute kommen, die aus

ihrem Heimatsort verpflanzt werden und dann für eine doppelte Haushaltsführung höher entlohnt werden müssen.

Wer diese Fülle von teils grundsätzlichen, teils praktisch wichtigen Zugeständnissen des Gesetzes an die Arbeiterschaft überblickt, der wird weit entfernt davon sein, hier von Härten oder gar von einem Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter zu reden. Der erste Eindruck wird vielmehr der sein, daß das Entgegenkommen gegenüber den Arbeiterwünschen recht weitgehend, vielleicht allzu weitgehend sei. Allein einem etwaigen Bedenken nach dieser Richtung muß doch entgegengehalten werden, daß das neue Gesetz in der Praxis am schwersten auf den Arbeitgebern und auf den breiten Arbeitermassen lasten wird, und daß sie am peinlichsten den gesetzlichen Eingriff in ihr freies Selbstbestimmungsrecht und in den freien Arbeitsvertrag empfinden werden. Es ist nur ein billiger Ausgleich, wenn demgegenüber den Meistbetroffenen Zugeständnisse gemacht wurden, die in früheren Friedenszeiten nicht erreicht werden konnten.

Das Hauptverdienst in den bedeutsamen sozialpolitischen Fortschritten im Gesetz haben zweifellos die Arbeiterführer unter den Reichstagsabgeordneten. Sie haben sich ohne Unterschied der Parteien — mit Ausnahme der alleräußersten Linken — von Anfang an zu einer einheitlichen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, die mit hingebendem Fleiß, mit bemerkenswerter Besonnenheit und mit unverkennbarem Geschick die Arbeiterforderungen formuliert und durch alle Klippen sehr gewandt hindurchgesteuert hat. Ihr Erfolg beweist, was die deutsche Arbeiterschaft durchsetzen kann, wenn sie einig ist. Man darf annehmen, daß diese Lehre auch für die Zukunft beachtet wird. Aber auch der Gesamtreichstag darf sich ein wesentliches sozialpolitisches Verdienst zuschreiben. Wäre er nicht so stark von der Notwendigkeit sozialen Fortschritts überzeugt, so wären manche Anstrengungen der Arbeiterführer vergeblich geblieben. Er hat aber bereitwillig mitgeholfen an dem sozialen Ausbau des Gesetzes, und er hat damit bekundet, daß weitgehende soziale Einsicht neuerdings bei ihm zu Hause ist.

Nur die sozialpolitische Haltung der Reichsregierung oder vielmehr ihres Hauptvertreters, des Staatssekretärs Dr. Helfferich, war schlechtin unbefriedigend. Sein Widerstand gegen manche wichtige Verbesserung des Gesetzes, vor allem aber die Art, in der er diesen Widerstand betätigte, hat nicht nur in Arbeiterkreisen Mißstimmung erregt. Das soll nicht aus Kritiksucht festgestellt werden, sondern das muß betont werden, einmal weil gerade bei diesem Gesetz so unendlich viel auf seine spätere Handhabung und Auslegung ankommt, und dann, weil natürlich die Haltung des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern für die weitere Fortentwicklung der Sozialpolitik im Deutschen Reiche von großer Bedeutung ist. Da ist es notwendig, auszusprechen, daß nach den Erfahrungen beim Zustandekommen des Hilfsdienstgesetzes die Hoffnungen aller Freunde und Förderer sozialpolitischen Fortschritts für die nächste Zukunft weniger auf den maßgebenden Reichsbehörden beruhen dürfen, als vielmehr auf dem Deutschen Reichstag und auf den deutschen Arbeiterführern in den Parlamenten. Mögen beide Faktoren weiterhin sozialpolitisch so glücklich operieren, wie sie es bei dem Dienstpflichtgesetz soeben getan haben.

Gertrud Bäumer / Die Pflicht zu leben

Im jungen Schlag ein Krachen
Von Stamm nach Stamm — wann fällt der
nächste?

Das morgendliche Grün erschläft.
Das laun entiprohne Gras liegt hingerafft.
Kein Vogel singt — nur frostiger Winde Lachen
Und dann der Schall der Aegle.

Stefan George.

Viele Menschen werden heute an dem Sinn ihres Lebens irre. Eltern, denen ihre Söhne genommen sind, meinen, daß es sich für sie nicht mehr lohne, noch weiter da zu sein, da doch ihren Tagen der Zweck herausgebrochen ist. Junge Frauen, die den Gatten verloren haben, sehen keine Bestimmung mehr für ihre Kraft und Blüte. Und wir alle kämpfen mit der Frage, was eigentlich die Früchte gemeinsamer atemloser Anspannung wert sind, wenn die Hände der Besten sich nicht mehr nach ihnen strecken werden? Die Frage nach dem Sinn unseres Lebens erhebt sich aus der nie dagewesenen Verarmung und Beraubung, der tausendfachen Vernichtung derer, für die und um deretwillen gelebt worden ist, so dunkel und schwer wie noch niemals. Sie steht über Millionen von hingeschleppten Tagen und über den trostlosen Zweifeln von ungezählten Nächten; eine Frage selbst für die, denen ihr Beruf die Verbindung mit irgendeinem Ziel, irgendeiner Sache gibt, für die zu leben sich „lohnt“, unlösbar aber für die Alternenden, die Entbehrlichen und Ersehbaren, und alle, die, wie die Frauen, nur für Menschen und nicht für Zwecke gelebt haben. Gibt es für sie einen Ausweg aus der Verödung, in die sie gestoßen sind, eine Antwort auf die Zweifel nach dem Nutzen eines Lebens, das sie selbst nicht mehr freut und das anderen nichts mehr ist?

Es gibt eine Antwort, nur eine, deren Größe und Stärke aus der Tiefe unserer Verarmung neugeboren ist; es ist die höchste Tatsache aller geistigen Wertsetzungen überhaupt: daß nämlich ein menschliches Leben nicht durch Zwecke, nicht durch andere, für die es gelebt wird, sondern durch sich selbst Wert hat, als lebendiges Dasein, als gestaltende Kraft, als göttliches Feuer. Niemandes Leben empfängt seinen höchsten Sinn von außen her, durch seine Leistungen, seine Bedeutung für andere. Ueber alle diese Leistungswerte hinaus, sie umfassend und einschließend, sie tragend und weihend, reicht der Eigenwert der Seele als einer unwiederholbaren und unergleichbaren Lebensblüte an sich. Dieser Wert hat mit Alter und Jugend, mit Geist, Kraft, Begabung und Rühlichkeit nichts zu tun. Du besitzest ihn nicht, weil du hier oder dort unentbehrlich bist, sondern weil du ein Herz hast, in dem das große, geheimnisvolle Leben — in dem Gott sich spiegelt wie die Sonne im Wassertropfen. Ja, weil du selbst sonnenhaft bist, ein Teil dieses ewigen Seins, das aus dir und durch dich blüht.

Es ist die alte christliche Wahrheit von dem Leben, das mehr ist als seine Taten, Zustände, Leistungen, die uns — von Kindheit an gewußt und nachgesprochen — heute ganz neu wird. Es ist ergreifend, daß sie auch aus modernstem Weltbewußtsein neu aufsteigt — ahnungsvoll schon vor dem Kriege, aber gerade eben, angesichts der allgemeinen Vernichtung und als ein bewußter Widerstand gegen sie, sich bestimmter, größer und sicherer entfaltend.

Franz Werfel hat die Troerinnen des Euripides deutsch neu gedichtet, um an diesem Stoff — dem Schicksal der Frauen, die besiegt, verlassen, geknechtet, von allen Lebensgütern entblößt, in die Macht des Feindes gegeben sind —

das „Trotzdem“ dieser letzten und höchsten Würde des persönlichen Seins auszusprechen. Zum Schluß steht Hekuba hoch aufgerichtet in der Schar der Gefangenen und sagt:

„Ihr alten, zitternden Füße geht den Weg
Wie er vor euch liegt, denn hier ist nicht mehr
Ein Recht zum Tode. Seht her, so nehm' ich
Mein Leben an die Brust und trag's zu Ende.“

Das ist das Entscheidende: gerade weil das, was sie getroffen hat, so über alle Begriffe hinaus grausam und sinnlos ist, darf es nicht unüberwunden bleiben. Sie, die vom Schicksal Verschmetterte und Berworfene, ist vor allen erwählt zu einem erhabensten Sieg, zum Märtyrer der Unüberwindlichkeit unserer göttlichen Kraft. Sie hat kein Recht zum Tode, denn sie hat dafür einzustehen, daß kein Chaos blinder Gewalten das zu zermalmen vermag, was wir im tiefsten Bewußtsein unseres Seins besitzen: eine Kraft, die sich auch im entblößtesten Leben unverleßlich behauptet, die auch dem bittersten Schicksal noch Seele und Sinn zu geben vermag.

Nicht von außen her fließt dieser Sinn in unser Dasein hinein. Vielleicht sind viele von uns, besonders viele Frauen, zu dieser Vermischung gekommen, weil ihnen das Wirkensfeld für ihre Kraft und Liebe gegeben war, ohne daß sie es zu suchen brauchten. Der Augenblick, der ihnen dies alles entzieht, zwingt sie zu erfahren, daß die Pflicht, zu sein und zu lieben, ihnen von innen, von ihrer Seele gesetzt ist, nicht von außen, durch das Vorhandensein von Menschen, die gerade nach ihnen verlangen und auf sie angewiesen sind. Ihre Pflicht ist nicht erloschen mit denen, an denen sie bisher geübt wurde. Sie bestand in erster Linie und besteht deshalb weiter durch ein anderes Gebot: das Gebot an uns, zu sein, uns als solche zu erweisen, in denen das Leben unverwundlich und unzerstörbar blüht. Es ist eine strenge und unverbrüchliche Berufung gleich dem Gebot, daß die Mystikerin an sich erfuhr: „Ohne Widerspruch will ich ein Zeugnis meiner göttlichen Liebe haben durch dich“.

Und der Spielraum und Stoff jedes Daseins ist groß und vielfältig genug, um trotz aller Beraubung neuen Inhalt für die schöpferische Kraft persönlichen Seins zu geben. Er ist unerschöpflich — immer noch unerschöpflich, und wenn uns noch so viel genommen ist. Es gibt kein Schicksal, das die Fülle versiegen machen kann, über die wir gebieten, weil wir sind, als Licht, das zu scheinen, Geist, der zu wirken bestimmt ist. Als Teil der unaussprechlich reichen Gottheit, die einmal einer armen Seele die Wahrheit schenkte: „Hätte ich tausend Welten, so hätte ich doch noch genug, um jedem Menschen mit einem Dinge wohlzutun, das ich dem anderen nicht täte.“

A. Vien / Die Franzosen, wie sie nicht sind

(Schluß.)

Wie begründet nun A. seine höchst erstaunliche Behauptung? Mit den Revolvergeschüssen und Blutisollentaten, von denen die „vermischten Nachrichten“ der Tageszeitungen voll sind. Das ist nun kein ganz sicherer Boden. Der Kenner weiß, daß solche Dinge sehr oft als Verlegenheitsfüßel aus dem sogenannten „Fettopf“ genommen werden: aber selbst wenn sie wirklich alle authentisch wären, so würden sie nach meiner Meinung genau das Gegenteil dessen beweisen, was sie hier beweisen sollen, nämlich die relative

Seltenheit solcher flüchtigen Bündnisse. Wären sie häufig, so würden sie derartige Katastrophen sicherlich nicht hervorrufen.

Wenn N. nur **parteilich** ist, wo er über die männliche Moral urteilt, so sind gar seine Behauptungen über die weibliche Moral und die Familienmoral von einer unentschuldbaren Ungerechtigkeit. In welchen Kreisen hat er denn gelebt, um Familien gefunden zu haben, in denen die sittliche Reinheit der Töchter fortwährend durch „lüsterne und lage Vorbilder“ gefährdet wird? Das ist natürlich auch nichts als „Literatur“. Wenn man aber aus der Literatur generalisierende Schlüsse ziehen will, so soll man doch gefälligst daran denken, daß Prévosts „Demi-vierges“ internationales Bürgerrecht haben; hat nicht die schöne Maub in „Rizchen“ und Hilbe Simon ihr deutsches Gegenstück? Jeder Kenner Frankreichs weiß, daß heute noch die jungen Mädchen aus guter Familie fast ohne jede Ausnahme in viel größerer Abgeschlossenheit gehalten werden als etwa in England oder Deutschland; gemeinsamer Sport oder gar gemeinsame Wanderung sind völlig unerhört.

In bezug auf die in Frankreich schon seit längerer Zeit als in Deutschland brennend gewordene Frage des Rückganges der Geburten finden wir eine Anzahl von Feststellungen, die miteinander offenbar nicht gut übereinstimmen. In den ersten Kapiteln hat man uns belehrt, daß der Franzose durch die Ausschweifungen seiner grünen Jugend noch vor der Mannbarkeit verbraucht, in der Mehrzahl der Fälle fast völlig impotent ist, und auf S. 109 wird denn auch schonungslos und ohne Umschweife der logische Schluß wie folgt gezogen: „Es bedarf in Wahrheit viel weniger, als immer gesagt wird, der absichtlichen und künstlichen Hinderung des Ehezwangs.“ Aber S. 115 erhält die Sache ein ganz anderes Gesicht. Hier wird die Schuld den Frauen zugeschoben, die durch ihre Männer und auch durch die Ärzte zu malthusianischen Praktiken und noch schlimmeren Dingen veranlaßt werden. Natürlich kommen auch in Frankreich, wie überall sonst, sehr zahlreiche Fälle von willkürlichem Abort vor: aber Autoritäten wie der weltberühmte Chirurg Doyen beteiligen sich daran wahrlich ebensowenig wie Koryphäen anderer Länder: ich weiß wirklich nicht, wie N. zu dem folgenden Satz kommt: „selbst vermögenden Koryphäen, wie Doyen, bei denen die verleitende Aussicht auf Gewinn doch nicht wirksam sein sollte, sind aus einer ungesunden Sucht nach Erreichung von Erfolgen gegen die Naturgesetze geradezu darauf erpicht, traurige Vorbeeren abseits der Straße ihrer sozialen Berufspflichten zu pflücken“. Derartige persönliche Geheißigkeiten sollten wirklich unterbleiben. Doyens Spezialität ist übrigens die Behandlung bösartiger Geschwülste.

Aber die Anklageschrift ist noch nicht abgeschlossen. Die Französin will die Kinder, die sie nicht haben will, nicht einmal stillen. Die Behauptung machte mich stutzig. Ich mag vor meiner Erinnerung alle die verschiedenen Familien vorüberziehen lassen, die ich flüchtig oder intim kennengelernt habe, überall fand ich, daß die Mütter ihre Kinder selbst stillten, ganz selbstverständlich, ohne jede Klage, ohne jede Lebensart, einfach — oh über die Frivolität der Französinnen — als das bequemste Mittel der Ernährung. Und da es in Frankreich üblich ist, ein volles Jahr zu stillen, nicht nur drei Monate, wie in mancher anderen fruchtbaren und tugendreichen Nation, so gewährt das dem Kinde ganz gute Aussichten für seinen Kampf ums Dasein. Selbst in den ärmsten Schichten kommt es selten vor, daß die Mutter nicht stillt, wenn sie dazu fähig ist. Was aber das System der Land-

pfllege anlangt, das nun N. als allgemein gebräuchlich schildert, so handelt es sich hier um eine ehrwürdige Reliquie, die heute ebensowenig mehr in Ehren steht wie ihre Zeitgenossinnen, die Krinolinen und die in merkwürdiger Weise mit ihnen verschwisterten Ohnmächte und Weintränke der Romantik. Wenn heute eine Mutter aus irgendeinem Grunde nicht stillen kann oder will, dann bedient sie sich höchst nüchtern der Saugflasche. Und in dieser Beziehung kann das im übrigen hygienisch so rückständige Frankreich Deutschland noch etwas zu lernen geben, dank der vorbildlichen Organisation seiner „Goutte de lait“, die bereits in allen Städten besteht und sich allmählich über die kleinsten Marktflecken erstreckt. In der Dresdener Hygiene-Ausstellung wurde die Organisation dieses Liebeswerkes vielfach bewundert, das allen Säuglingen, der reichen wie der armen Familien, eine untadelige, wissenschaftlich entkeimte Flaschenmilch liefert und bereits Tausende und Tausende junger Leben vor dem schrecklichen Feinde ihres Alters, der Kindercholera und Sommerdiarrhö bewahrt hat. Die Wohlhabenden haben sehr hohe Preise zu bezahlen; für die Arbeiter und bescheidenen Handwerker beträgt aber der Preis nur 8 Pf. pro Tag, und auf bloßes Verlangen wird die Milch unentgeltlich geliefert. So sieht die nüchterne Wirklichkeit aus! Sie ist gewiß weniger rührend als der „Apfelschnaps“, mit dem, immer nach Herrn N., die Kinder in der Normandie aufgezäpelt werden.

N. entwirft ein schreckliches Bild von der Arbeitslast, die die Frauen des kleinen Handelsstandes auf sich haben. Und diesmal übertreibt er nicht: ganz im Gegenteil. Ich kann aus genauer Kenntnis vieler dieser kleinen Familienwirtschaften versichern, daß die Frau hier neben ihrer Arbeit im Geschäft die eigentliche Hausfrauentätigkeit wie Kochen, Flicken usw. durchaus nicht zu kurz kommen läßt. Das aber muß ich entschieden bestreiten, daß die Sparsamkeit des Franzosen sich jemals auf die Nahrungsversorgung erstreckt, die im Gegenteil in allen Kreisen dem deutschen Durchschnitt überlegen ist.

Aber natürlich, wer wie N. die Französin nur als ein Wesen kennt, das bloß dem Luge und der Liebe dient, der kann ihr so prosaische Eigenschaften, wie die einer guten Hausfrau, nicht zuerkennen. Wie könnte er? Seine Darstellung ist die folgende: Die Frau des kleinen Kaufmanns, ganz und gar durch die Aufgabe in Anspruch genommen, die künftige Rente zu verdienen, hat nicht einen Augenblick für ihren Haushalt übrig. Ist sie doch von 7 Uhr morgens bis 9 Uhr abends an ihren Posten als Kassiererin, Verkäuferin, Buchhalterin, und was weiß ich noch alles, gefesselt. Nach einem solchen Arbeitstag hätte eine Deutsche oder Engländerin gewiß nur den einen Wunsch: nach Ruhe. Aber eine Französin — ja Bauer, das ist ganz was anderes! Sie ist per definitionem dazu verdammt, zum Ueberfluß noch, und zwar zahlreiche außereheliche Zerstreuungen aufzusuchen: wahrlich, wenn N. auch von den moralischen Eigenschaften der Französin nur eine geringe Meinung hat, von ihrem Temperament hat er die höchste. Leider versäumt er uns mitzuteilen, wo und wann das unglückliche Opfer seiner Definition Zeit und Gelegenheit findet, ihren „autonomie d'une femme . . .“ mehrmalig durchzuleben.“ (S. 118.)

Aber es gibt noch tiefere Abgründe im durchschnittlichen französischen Familienleben: le „ménage à trois“. Dieser „Haushalt zu dreien“ ist selbst . . . in Bürger- und Arbeiterkreisen ein so häufiges Vorkommnis, daß das regelmäßige Erscheinen des Freundes der Frau im Beisein des Ehemannes, die führende Rolle des ersteren, namentlich in der

Bestreitung der Kosten der Vergnügungen, aber auch ganzer Gebiete der Kleidungs- und Wirtschaftsaufwände, kaum mehr als eine sachgemäße Bemerkung hervorruft. Nicht die Anwesenheit von Personal, nicht die von Kindern des Paares oder Verwandten stört die Harmonie und die Selbstverständlichkeit des Vorgangs. (S. 119/120.) Man muß wieder fragen, in welchen Kreisen N. in Frankreich gelebt hat? Gewiß wird in Frankreich — anderswo auch! — die eheliche Treue nicht immer so streng gehalten, wie Moses und die Propheten es vorschreiben, und der Hausfreund findet sich ja hier und da vor. Aber ein Haushalt wie der hier beschriebene wäre gesellschaftlich durchaus unmöglich. Der Franzose mag zu dem Grundsatz stehen, beide Augen zuzudrücken (namentlich wenn es sich um die Nachbarin handelt), aber selbst in diesem Falle legt er den größten Wert darauf, offiziell nichts zu wissen. Danach haben sich die Partner streng zu richten. Und der kennt den Charakter der Frauen in Frankreich und überhaupt sehr schlecht, der sich einbildet, Frau N. würde sich die Gelegenheit entgehen lassen, Frau B. tödlich zu „schneiden“, wenn sie ihr die nötigen Waffen dazu lieferte. Eine öffentlich kompromittierte Frau ist in Frankreich, wie in der übrigen Welt, ja in Frankreich vielleicht noch mehr als anderswo, geliefert.

In den Kapiteln über Geschichts- und Literaturunterricht wimmelt es von gleichen Beweisen tiefgründigster Unwissenheit.

Es hat keinen Zweck, noch weiter auf Einzelheiten einzugehen. Wir haben es mit einem Buch zu tun, dessen Verfasser offenbar den guten Willen zur Objektivität hat, aber nicht imstande ist, sich von den mitgebrachten „Werturteilen“ — lies: Vorurteilen — freizumachen. Unversehens wird ihm fortwährend die Bühne zum Tribunal, und die Berichtserstattung erhält eine fatale Ähnlichkeit mit einer staatsanwaltlichen Anklageschrift. Das ist leider oft berechtigt, und ich bin die letzte, die die zahlreichen Schwächen des französischen Lebens beschönigen möchte: ich wünsche allen Völkern und vor allem meinem lieben Pflegevaterland Selbsterkenntnis als den einzigen Weg zu ihrer Besserung im einzelnen und ihrer Versöhnung für alle gemeinsam. Und der gute Arzt soll tief ins Kranke schneiden, um zu heilen. Wenn aber ein Heilkünstler auch das Gesunde amputiert, dann ist er ein Doktor Eisenbart, — und dann dient seine Arbeit nicht zur Selbsterkenntnis, sondern zur Verbitterung der mißhandelten Nationalität: und sie dient nicht der Völkerveröhnung, sondern der Völkerverhegung.

Margarete Sasse / Einem Toten

Ich bin untrennbar dein und tief verbunden
mit deinem blassen wesenlosen Sein.
Noch keine Wirklichkeit, die mich gefunden,
ging mir so innig wie die deine ein.

Du bist bei mir im Wirrsal lauter Tage;
kein Fremder naht, der nicht auch dich gespürt
und einen Blick voll Ehrfurcht, Glück und Klage
aufhebt, als hätt' er Heil'ges angerührt.

Und abends, still in deine Hut gegeben,
bebt meine Seele wie ein träumend Kind
und spürt dein tief geheimnisvolles Leben,
das in uns beiden wunderkräftig rinnt.

Gottfried Traub / Steifhalten

Es wird das Jahr stark und scharf hergehen.
Aber man muß die Ohren steif halten, und jeder,
der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß
alles dransetzen.

Friedrich der Große, 1757.

Des Alten Frihens Größe steigt immer mehr in die Höhe, je mehr wir selbst die Not eines bedrohten Staates aber auch seinen ungebrochenen Siegeswillen kennenlernen. Preußen weiß, daß es nicht untergehen kann. Es trägt weit schwerere Jahre überstandener Gefahr in seinem Kalender. Wie sein König macht es keine Redensarten und schaut den Dingen ins Gesicht. Wir können es heute geradezu nachreden, was damals der Alte Frih sagte, weil wir gleich wie er gesonnen sind, ihm nachzuwandeln. „Es wird das kommende Jahr stark und scharf hergehen. Aber man muß die Ohren steifhalten, und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß alles dransetzen.“ So schmucklos sollen unsere Worte klingen, nachdem wir die Waffenrüstung unseres ganzen Volkes beschossen haben. Dieser Entschluß ist das Siegel auf unseren Siegeswillen.

Man freut sich wieder einmal: die Mätler und Mörgler haben keine gute Zeit. Sie verkriechen sich und ärgern sich, daß sie nicht recht zu Wort kommen. Laß sie sich ruhig zu Tod ärgern; sie haben nichts Besseres verdient. Sobald ein großer Tag in Deutschland anhub, krächzten sie, und wenn wirkliche Not Hilfe forderte, waren sie verschwunden. Dieses knochenarme, müde Geschlecht der wenigen Grauseher ist die häßlichste Erscheinung der letzten Monate. Nun sind sie stiller geworden. Sie brauchen wieder Atem. Daß das deutsche Volk so übermächtig seinen Willen zur vaterländischen Arbeit ausdrücken würde, hatten sie nicht erwartet. Jede Kraftanstrengung berührt sie peinlich. Sie leben ja dem Zweifel. Ich lache des Windes, der ihnen ins Gesicht prustet, und freue mich, daß Deutschland von Männern und von Frauen lebt und nicht von prahlerischem, vordrängerischem, lautem Geffindel. Straffe Arbeit schmeckt anders als rascher Gewinn. Geduldiges Ausharren verlangt stärkere Nerven als prickelnde Erfolge. So muß man jetzt seine Ohren steifhalten, und das deutsche Volk will das. Die Welt merkt, wie ernst es uns ist. Je höher die Not, desto zäher unser Troß. So hat die Losung der Echten immer gelaute. Daß sie heute die Oberhand haben, ist unser Stolz. Deutschland Glück auf!

Die Einheit zwischen der Front und Zuhause ist wieder da. Ich sah die Unseren an der Westfront, und es wird mir unvergeßlich bleiben. Mit einer Gelassenheit und Sicherheit ohne gleichen fügen sie sich draußen in das Muß. Darum freue ich mich der Antwort des deutschen Volkes daheim, die ich gerade las, als ich wieder über die Grenzen kam und nach den verwüsteten Aedern, zertretenen Federn, zerschossenen Städten den Heimatsfrieden einsog, wie der Kranke die Frühlingsluft. Wir haben es zu Hause trotz alledem unvergleichlich gut. Drum brüsten wir uns nicht, wenn wir fürs Vaterland arbeiten. Das ist kein Verdienst, sondern eine Selbstverständlichkeit. Die Blume schämt sich des Bodens nicht, der sie zeugte, wenn sie auch Lilie und Rose heißt; alles gibt sie ihm wieder zu neuer herrlicher Frucht. Wir sind Söhne eines reichen Vaterlands, und darum allein sind wir stark, weil es so viel Not für uns trug. Darum wird jeder, der Ehre und Liebe fürs Vaterland hat, alles dransetzen, daß er sich nicht schämen muß vor dem Gras des Felds und seinen blühenden Blumen. Unser Boden ist unsere Macht, seine Geschichte liegt in unserem Blut. Er hat uns gesegnet; er soll unser Erbgut

bleiben in den Jahrhunderten und in stärkerem Umfang als bisher wie ein neuer römischer Wall den Friedenshort beschützen. Weil wir Frieden wollen, kämpfen wir bis zum vollgültigen Sieg. Darin sind wir jetzt eins, die draußen und die in der Heimat. Nur dann klingt das Lied klar: In der Heimat gibt's ein Wiedersehen!

Ein Luther-Bild für 1917

Es versteht sich von selbst, daß das Erinnerungsjahr an den Beginn der deutschen Reformation gegenüber unseren katholischen Volksgenossen mit Zurückhaltung und Takt begonnen und durchgeführt werden muß. Wir haben im Krieg sehr viel Wichtigeres zu tun als die konfessionellen Streite der vergangenen Zeiten zu erneuern. Es wird aber andererseits niemand dem evangelischen Volke verdenken können, wenn es das Gedächtnis seines ersten und unvergänglichen Wortführers in Ehren hält. Man wird in Bild und Schrift in den kommenden Monaten vieles von Luther zu sehen und zu hören bekommen, teils gute ältere Werke, teils neue Schöpfungen. Unter diesen wird bisher am meisten besprochen das Gemälde von Artur Kampf „Der Thesenanschlag zu Wittenberg 1517“, ein Bild, das vom Verlag Franz Schneider in farbigem Lichtdruck zum Kauf angeboten wird. Unsere Leser haben eine verkleinerte Wiedergabe des Bildes auf der Anzeigenseite unseres Blattes gehabt. Vorzüglich ist die schreitende entschlossene Vorkampfbewegung Luthers. Um seine Füße herum spielt der Wind mit den wehenden Blättern vergangener Sätze und Mißbräuche. In seinen festen Fingern hält er den Hammer, mit dem er seine Thesen über Buße und Glauben an die Kirchentür schlug. Seine linke Hand weist auf die stürmisch bewegte Brust, und sein Mönchskopf schaut zuversichtlich, aber etwas finstern und nicht ohne Härte in die Zukunft. Dieser Kopf ist das Umstrittene an dem außerordentlich kräftigen Gesamtbilde. Man kann hören: Ich denke mir das Gesicht Luthers vergeistlicht, als es hier dargeboten wird. Zugegeben, daß es in Luther Züge von warmer Herzlichkeit und künstlerischer Zartheit gibt, die in dieser Auffassung nicht hervortreten, so sollte man nicht vergessen, daß Luther im Jahre 1517 noch nicht die Freiheit eines Christenmenschen geschrieben und gewonnen hat, sondern daß er eben nur ein Loch in die Trommel gestoßen hat. Er steht im Anfang seines Kampfes. Was ihn hier beschäftigt, ist die Auseinandersetzung, deren weltbewegende Folgen er zwar ahnen, aber noch nicht überschauen kann. Noch ist er Mönch, und noch steht er im Bann der Gelübde. Dazu kommt, daß wir aus jener Zeit kein Luther-Bild besitzen, und daß die Vorstellungen, die wir uns vom Gesichte Luthers zu machen pflegen, fast alle auf die bekannten Gemälde von Lukas Cranach zurückgehen. Man möchte vermuten, daß Professor Kampf aus diesen historischen Darstellungen des älteren Luther den Mann von 34 Jahren herauszufinden versucht hat. Auf diese Weise entfernte sich mit gutem Grunde das Luther-Gesicht etwas von den Zügen und Linien, die uns neuerdings durch die Zeichnungen Karl Bauers vertraut geworden sind. Es ist aber sehr wohl möglich, daß der Künstler mit feinem Ahnen der Wirklichkeit nahekommt. Was vor uns schreitet, ist noch nicht der Kirchenvater der evangelischen Kirche, sondern der aufsteigende Wacker schlafender Gewissen. Gerade in dieser Art kann Luther dem jungen Geschlecht von heute verständlicher sein als in seiner kirchlich klassisch gewordenen Form. Das Bild eignet sich vortrefflich für evangelische Gemeindefälle, Schulräume, Sakristeien und Arbeitszimmer der Geistlichen.

H.

Soziale Bewegung

Gewerkschaftliche Vorbereitung der Ueberführung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft. Auf der Vorstandskonferenz der sozialdemokratischen Gewerkschaften, die kürzlich wieder einmal in Berlin zusammentrat, schilderte der Abgeordnete Bauer ausführlich die Aufgaben, denen die Volkswirtschaft nach dem Kriege gegenüber-

steht, und die bislang getroffenen Vorbereitungen im Reichsausschuß für Uebergangswirtschaft. Eine Reihe von Mitarbeitern für Spezialfragen sei bereits herangezogen. Es müsse auch eine direkte Vertretung der Gewerkschaften in dem zu schaffenden Reichsausschuß gefordert werden. Weiter stellte der Redner eine Reihe von Arbeiterforderungen auf, wie die Gewährung eines Anrechtes auf Wiedereinstellung beim früheren Arbeitgeber, Einsetzung von Schlichtungskommissionen, Einführung der Arbeitslosenversicherung, Regelung der Einwanderungsfrage und Sicherung des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung. Abg. Kalkenbuhl ergänzte diese Ausführungen und empfahl, die Forderungen der Arbeiterschaft in den Gewerkschaften zu sammeln und an den Ausschuß des Reichstags für Handel und Gewerbe einzusenden. In der Debatte wurde diese Anregung dahin erweitert, nicht bloß die auf die Uebergangswirtschaft, sondern auch die für die sogenannte Neuorientierung in Arbeiterschutz, Arbeiterversicherungs-, Arbeiterrechts-, Arbeitsvermittlung-, Koalitionsrechts-, Arbeitervertretungs- und sonstigen Fragen geltenden Forderungen, nicht minder die in das Gebiet der künftigen Wirtschafts- und internationalen Vertragspolitik einschlagenden Wünsche der Sozialpolitischen Abteilung der Generalkommission zu übermitteln, die dieselben sichten und für eine geordnete Vertretung derselben sorgen wird. — Es ist anzunehmen, daß auch die übrigen Gewerkschaftsorganisationen diese wichtige Vorarbeit für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege bald und tatkräftig in Angriff nehmen. Der Erfolg würde freilich, wie die Verabschiedung des Hilfsdienstgesetzes eben wieder gezeigt hat, noch größer und sicherer sein, wenn sich alle Richtungen auf ein gemeinsames Gewerkschaftsprogramm vereinigen würden.

Büchertisch

Mutteralmanach 1917. Herausgeberin Gabriele v. Lieber. Frauenverlag Jena und Leipzig. Preis 2 M.

Der hübsch ausgestattete Almanach bietet nachdenklichen Müttern eine Fülle von Anregungen auf allen Gebieten der Erziehung und körperlichen Pflege des Kindes. Schriftsteller, Ärzte und Pädagogen haben in seiner Weise die Fragen erörtert, wie sie in Müttern aufsteigen, die dem Eigenleben ihrer Kinder nach Möglichkeit gerecht zu werden suchen. So finden wir z. B. Aufsätze über: Milchknappheit und Kinderernährung von Dr. med. Schulz; Pädagogik der Freude von Dr. Theod. Lessing; über den Verkehr zwischen Eltern und Kindern von Toni Schwabe; vom Erzählen, Plauderei von Sophie Hoehstetter und anderes. Der Zweck des Almanachs, der uns im Vorwort genannt wird, ist voll erfüllt: „Die Mütter . . . sollten sich der Pflege und geistigen Kultur ihrer Kinder so tätig und eingehend widmen, als sie nur irgend fähig sind. Dieses ernste Wollen in den Frauen anzuregen und ihnen bei ihrer großen Aufgabe zu helfen, ist der Sinn des Almanachs.“ Das Buch wird Freude bereiten und vielen ein „Freund und Berater“ werden.

Frau L.

Der Verlag R. Thienemann in Stuttgart hat zu Weihnachten eine Reihe von Kriegs-, Volks- und Kinderbüchern herausgebracht, die wir nach genauer Prüfung warm empfehlen können. An der Spitze marschiert die von Paul Morio sehr geschickt besorgte Auswahl von Grimms Märchen. Ein 385 Seiten starker Band in Quartausgabe, in großer, schöner Fraktur gedruckt; mit 18 farbigen und 50 Holzschnitten von Paul Henig. (Gebd. in Leinen 7,50 M.) Die Bilder von Paul Henig sind wirklich eine köstliche Bereicherung des ewigen Werkes. Alle farbige Traumschönheit der Kinder wird erfüllt und dabei in jedem Bilde dem Kinde ein Stückchen erlebter deutscher Kultur und feinsten Geschmacks entgegengebracht. Von diesen Bildern werden Kinder einmal einen geraden Weg haben zum Besten deutscher Kunst. Deutsche Landschaft, die Zauber unserer vergangenen Jahrhunderte und alle Märchenfestigkeit lebt in diesem Buche. Schade, daß es sich nicht hat billiger herstellen lassen. Der Verlag hat, diesem Nachteil abzuwehren, Teilausgaben herausgebracht, eine von fünf und vier von je zwei Mark. Das erlaubt auch beschränkteren Mitteln eine große Weihnachtsfreude. Die werden Alte und Junge auch in dem reizenden Büchlein von dem besten aller deutschen Silhouettenschneidern Paul Konewka: „Der schwarze Peter“ finden (85 S. Großoktav, part. 2, — M.). Die sieben alten Verse Joh. Trojans stehen den schwarzen Zierlichkeiten gegenüber. Auch dieses Buch der beiden längst schon Toten atmet deutsche Ewigkeit. Für die nachdenkliche Jugend von 10, 12 Jahren ist ein sehr schönes Buch: Julius Perche, Waldhof, Geschichten seiner Freunde und Feinde. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern von Fritz Lang (Großoktav, in Leinen geb. M. 4,50). So widerlich mir die sentimentale anthropomorphe Behandlung der Geheimnisse der Natur in Büchern für Erwachsene ist (Boeckel), so sympathisch ist doch der übrigens trotz aller novelistischen Umkleidung sachliche Ton ähnlicher Art hier.

für Kinder getroffen. Dazu kommt die vortreffliche Illustration. Formen und Farben der Natur sind in den Zeichnungen und Bildern Fritz Langs mit meisterlicher Präzision getroffen, in einem aus dem Wesentlichen der Dinge wachsenden strengen Stil, der höchste Eindringlichkeit erzielt.

Die neuen Jahrgänge der bekannten **deutschen Knaben- und Mädchenbücher** des Verlags (28. bzw. 22. Band, geb. je 7,50 M.) erwähnen wir kurz. Gehalt und Charakter sind bekannt und erprobt. Zwei weitere Bücher führen in die aufgeregte Frühzeit der neueren deutschen Geschichte, als mit Bauernkriegen, Reformation und Volksdichtung die Masse des Volkes zu eigenem Leben erwachte. Der Altmeister der historischen Novelle in Deutschland, der prächtige Würzburger Gelehrte **August Sperl**, erzählt den Kindern eine Geschichte von Konradin dem Grafensohn und der Not seiner von den fränkischen Bauern bedrohten Jugend. (Geb. 3,50 M.) Ein altes Volksbuch der Zeit **Johannes Pauli** „Scherz und Ernst“, die prächtigen lebensweisen Narrengeschichten, die dieser deutsche Vorföhrer 1519 zu Lann herausgab, erscheinen im schönen neuen Gewande mit gut dem Stil des Textes sich anfügenden Lendruckbildern in Holzschnittart von **Rolf Winkler** (kart. 2 M.). Nicht so sehr für Kinder geeignet — höchstens in Auswahl! —, als eine Freude frohen und herben Humors für jeden, der diese Seite unseres Volkstums liebt.

Von den Kriegsbüchern kommen drei als Dichtungen, eins als Bericht aus den Schlachten. **Helene Christallers** sympathisches Buch: „Die unsere Hoffnung sind“ ist für junge Mädchen gedachte Lektüre (geb. 4 M.); **Ella Trebnigg**: „Der Kaiser rief“ sammelt Kriegsnovellen österreichisch-ungarischer Erzähler von bestem Namen; **Adam Müller-Guttenbrunn**, Fr. R. Ginzler, J. v. Sötebölgyi, Ernst Deesen, Heinrich v. Schüller sind darunter. (geb. 3 M.). Das wertvollste dieser Bücher scheint mir: **J. Dose**: „Freiwillige und Unfreiwillige“. Hier verbindet sich das Kriegserlebnis mit starkem schleswig-holsteinischem Heimatsgefühl, und sollte man selbst die Beobachtung anzweifeln, die das Kriegsproblem unserer Dänisch sprechenden Mitbürger betrifft — etwas tiefer liegt dies schon! —, so ist doch die Befinnung der Verhältnisschuld warm zu begrüßen. (Geb. 4,50 M.) **Alfat Gogdowicz Pascha**, ein österreichischer Hauptmann, erzählt in prächtig anschaulicher Art von den Kämpfen, die er mit seinen Bosniaken „am Col di Lana“ gegen die Raketenmacher 1915 ausgefochten hat (geb. 2,50 M.).

Geschäftliche Mitteilungen

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages **J. Engelhorn Nachf.** in Stuttgart bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen. Unter anderem enthält der Prospekt Bücher von Traub und Mohrbach, die wohl jeder Hilfeleser gern für den Weihnachtstisch wählen wird.

Ferner finden unsere Leser in der Gesamtauflage wie alljährlich einen Prospekt über gute Weihnachtbücher aus der **Westischen Verlagshaus G. S. Oskar West** in München. Wer ihn nicht erhalten hat, verlange ihn direkt vom Verlag in München.



Im Furch-Verlag, Berlin NW.7

kommt nach den bis dahin eingegangenen Bestellungen am 20. Dezember zur Ausgabe und ist dann durch alle Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Zukunft

Grüße der deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde für das Jahr 1917. In 50 Faksimile-Wiedergaben.

Mit einem Geleitwort vom Chef des stellvertretenden Generalstabes, Freiherr von Freytag-Löringhoven, Aupiere

Ausstattung: Prof. E. H.

Lhmdt, München.

Preis 1 M.

Briefkasten

An die Leser: Wir bitten bei allen Bestellungen auf „**Deutscher Kriegs- und Friedenswille**“, 3 Bände von **Raumann, Weber, Heile**, stets hinzuzufügen, ob die Bände zur Versendung ins Feld bestimmt sind. Sie werden dann mit einem leichteren Umschlag geliefert, der die portofreie Feldversendung ermöglicht.

Vereine und alle, die eine größere Anzahl zu beziehen wünschen, wollen sich baldigst Exemplare sichern. Bitte, beachten Sie das Inserat auf Seite 807 der heutigen Nummer.

Keine Geldsendungen im Brief! Es geht fast jede Woche auf dem Postwege etwas verloren. Wir bitten um Einsendung der Rechnungsbeträge durch Postgeldzahlung auf Konto Berlin 8683. Diese Zahlungen kosten kein Porto.

Die Geldleser finden bereits in dieser Nummer die Rechnung für das 1. Vierteljahr 1917. Wir bitten um rechtzeitige Benachrichtigung, falls Änderungen im Bezuge eintreten sollen.

Verlag der „Hilfe“.

Berichtigung

Das Buch von W. Bonfels: „**Indienfahrt**“, das wir in der letzten Nummer anzeigten, kostet **gebunden M. 5**, in Halbleinen gebd. M. 6,50. (Müllers & Voening, Frankfurt a. M.)

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe“ ins Feld: 35 Pf.: Gefr. M. im Felde, 1 M.: Pf. L. in B., 5 M.: Frau Prof. R. in B., 10 M.: Lt. d. L. M. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Pf. B. in Jährnan: 4 Bücher.

Für Bücher ins Feld: Sammlung der Kinder der Schule Münchrig 5 M., Herbert J. i. S. 5 M.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: **Wilhelm Heile**, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: **Dr. Gertrud Bäumer**, Hamburg.

◆ ◆ Vermischtes ◆ ◆

Wer leiht einer Lehrerin die Mittel zum Studium?

Offerten erb. an den Verlag der „Hilfe“.

Geb., alt. Mädchen in guten Zeugn. suchst Stellg. als **Stütze oder Kinderfräulein**, auch auf dem Lande. Dieselbe übernimmt gern jede Hausarbeit und locht und schnellere sehr gut, ist kinderlieb u. zuverlässig. Näh. kusst. ert. Frau Dr. **Raumann**, Schöneberg, u. Frau Post **Habicht**, Berlin C. 19, Friedrichsgracht 64-65. Fridl. Anker. wolte man u. b. Geschäftst. d. „Hilfe“ nicht.

Wer verkauft einem betroudeten Hilfe-Leser gebrauchte **Witze** oder **Laute** zu angemessenem Preis? **Wolff, Schneider**, Pfaffenhofen a. d. Rh., kurzelt Vereinslagarert.

Geb. Dame mittl. J., ruhiges, angenehm. Wesen, kauft. ausgeh. Maschinenst., stenogr. in Buch- u. Kunstverl., Zeitungsfach, 100. **Wohlfahrtshaus**, mit Erfolg gearb., im **Handl.** erfahr., haatl. gepr. **Frankenst.**, **Preis** als leitende Schwester, suchst dauernd. Posten in Krankenhaus, Sanat., **Anstalt**, **Legarett**, d. Arzt u. Gef. **Angebote** an die Geschäftsstelle der „Hilfe“.

Soeben erschien:

H. Conscience

Die Kerle von Flandern

Übersetzt von August Scholz

Mit Bildern von W. A. Wellner

Preis gebunden M. 3.—

Ins alle Flandern führt diese Erzählung, und Orte, die jetzt in aller Munde sind, **Xpern, Dänkirchen, Gent, Antwerpen, Brügge** entstehen hier in ihrem mittelalterlichen Glanz! **Kerlingaland**, die Heimat der freien eingefessenen Kerle, erhebt sich wider die Übergriffe und Bedrückungen des räuberischen Adels. Wie dieses Schicksal eines Stückes deutscher Erde, das uns heute mehr als je am Herzen liegt, durch Gewalttat, List und Aufruhr, durch alle Not einer schweren Belagerung und schließlich durch schändlichen Verrat zuerschütterndem Ende kommt, das hat der Verfasser des „**Löwen von Flandern**“ in meisterhaften, wuchtigen Strichen festgehalten. Heute, wo über Belgien die Flammen eines viel größeren Brandes dästertot zusammenge schlagen sind, ist dieses packende Buch besonders lesenswert.

Verlag **Friedrich Andreas Perthes A.-G.** in Gotha

Deutscher Kriegs- und Friedenswille

Drei Reden:

Friedrich Naumann, Rede über den Krieg
 Max Weber, Deutschland unter den europäischen Weltmächten
 Wilhelm Heile, Deutscher Siegeswille

Preis des Heftes 25 Pf. und 5 Pf. Porto, ins Feld portofrei.

10 Exempl. kosten 1.70 M. u. 30 Pf. Porto, 100 Exempl. 12.— M. u. 60 Pf. Porto, 1000 Exempl. 100 M.

Die Reden wecken den großen Ernst und den über alles Dunkel des Leids aufstrahlenden frohen deutschen Mut, den Geist der Augusttage von 1914, der nicht gestorben ist, sie befreien ihn vom Schutt der Zeit und der Angst des Müdewerdens, und sie rufen noch einmal zum letzten großen Siege all die gewaltigen bildenden Kräfte des Volkes auf. Diese Reden wollen das Hindenburgprogramm erfüllen helfen. Sie sollen in Feld und Heimat verbreitet werden.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

♦ ♦ Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. ♦ ♦

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben sind erschienen:

Neuigkeiten

aus dem Verlag von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

und der

H. Laupp'schen Buchhandlung

(sog. „Grüne Hefen“).

An alle Freunde des Verlags unberechnet. Die Zusendung erfolgt durch jede gutgeleitete Buchhandlung; auf Wunsch direkt v. Verlag.

Vom ersten bis dritten Kriegsjahr 1914/1916

Heft I. Kriegsliteratur	Heft II. Theologie und Philosophie. Geschichte und Literatur.
Inhalt:	Heft III. Rechts- und Staatswissenschaften.
I. Krieg und Wirtschaft.	Heft IV. Medizin und Naturwissenschaften.
II. Das Recht im Krieg.	
III. Krieg und Religion.	
IV. J. Geschichte u. Kultur d. Krieges.	
V. Kriegschirurgie.	

Die zeitgemäße

Weihnachtsgabe

ist ein Versicherungsschein der

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alle Stuttgarter)

Versicherungsbestand Ende 1915
 1 Milliarde 164 Millionen M.
 Bankvermögen 474 „ „

Kriegsversicherung von Landsturmpflichtigen usw.
 gegen mäßige Extraprämie.

Zum ersten Mal veröffentlicht

Soeben erschien:

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

Zwei Bände

Geheftet M. 15.— In Halbleder M. 20.—

Diese Gabe ist die kostbarste, die uns
 seit langer Zeit aus dem Lebenskreise
 Goethes zuteil geworden ist.

Prof. Witkowski im „Literarischen Echo“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Nach-
 nahme vom Verlag Rütten & Loening/Frankfurt a. M.

Regenerations-

Wald-Sanatorium
Sommerstein

bei Saalfeld in Thüringen

Äußerst wirksam

auch im Winter

und **Schreib-Kuren.**

Sorgsame Verpflegung.

Herbst- und Winteraufenthalt an der See.
 Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel.

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

mit Zweiganstalten Jugendheim u. Pädagogium (Einkl. Ber.)
 Großer windgeschützter Park. Zentralheizung. Gute Verpflegung.

Kriegs- u. Heimat- Chronik

von Dr. Friedrich Naumann und
Dr. Gertrud Bäumer



Erster
Aug. 1914

Band
Juli 1915

Druck u. Verlag Georg Reimer Berlin 1916

Im Vorwort sagen die Verfasser:

Als im Anfang des August 1914 der Krieg begann, dessen Größe und Länge wir nicht ahnen konnten, haben wir uns vorgenommen, den Gang der Ereignisse in der „Hilfe“ von Tag zu Tage aufzuzeichnen, so gut wir während des übermächtigen Getriebes die Dinge zu durchschauen vermöchten. Dabei dachten wir beide von vornherein daran, ein Buch zu schaffen, das nach dem Kriege der Erinnerung und auch der geschichtlichen Darstellung dienen könnte. Wir gestehen gern zu, daß Leute mit mehr freier Zeit in ihrer Art noch bessere Sammler der Ereignisse und Aufbewahrer von Material sein können, aber andererseits dürfen wir für uns in Anspruch nehmen, daß uns vielfach das Kaufen der geschichtlichen Bewegungen durch die eigenen Ohren gelungen ist. In beiden Chroniken ist absichtlich der persönliche Ton beibehalten worden. Insbesondere wollte die Heimatchronik, sofern sie nicht nur die Geschichte der Wirtschaftsgeschichte und inneren Verwaltung, sondern Bilder des Heimatlebens gibt, am Selbstverfassen festhalten.

Es gibt nun zwar schon heute so viel Kriegsliteratur, und beständig häuft sich der Berg der Schriften und Bücher, daß wir unsere gemeinsame Arbeit nur als einen kleinen Teil der unübersehbaren Gesamtschreibung des Weltkrieges und seiner Folgen ansehen können, einen bescheidenen Teil, denn sie kommt ohne Bilder, Landkarten und mit der Nüchternheit der Tagesaufzeichnung. Vielleicht aber ist gerade das letztere für die Folgezeit ein Vorteil. Man kann nicht Hunderte von Tagen mit Trompetenschmetter begleiten, und das, was sich begibt, ist mächtig genug, der beständig mitlaufenden Festscheide entbehren zu können. Wir wollen Tatsachen aufzeichnen, dabei freilich oft gerade auch kleine, kaum greifbare, nur für das Gefühl vorhandene Erscheinungen und Urteile. Wenn später Nachkommen dieser Zeit sich fragen werden, wie es uns im Kriege zumute gewesen sein muß, so werden sie wohl in unseren Chroniken einiges in und zwischen den Zeilen lesen, was in keinem Generalstabsbericht und in keiner Kriegswirtschaftsgeschichte vorkommt. Es ist uns beiden dieser Krieg von Anfang an nicht nur ein militärischer oder wirtschaftlich-technischer Vorgang gewesen, sondern ebenso eine Seelenbewegung ungleichartigen, deren Zittern und Wogen nicht weniger zur Weltgeschichte gehört als das Aufsteigen und Absteigen der Heere und Geschwader, als das Wachsen oder Sinken der Materialvorräte und Preise.

Der Text der beiden Chroniken läuft nebeneinander her, so daß der Leser die Ereignisse draußen und daheim auf einer Seite vor Augen hat.

Ein stattlicher Quartband von 356 Seiten

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Band II erscheint Anfang 1917.

Vossische Zeitung:

..... Hier liegt eine der allerwertvollsten Veröffentlichungen der Kriegsliteratur vor. Diese Chronik wird noch zu unseren Kindeskindern sprechen!

Tägliche Rundschau:

..... In diesem Sinne geschrieben, und gut geschrieben, ist die „Kriegs- und Heimatchronik“. Schon die äußere Aufmachung ist einladend. Auf jeder Druckseite geht mittendurch ein Strich: links von ihm schreibt Naumann über den Krieg, rechts davon Dr. Bäumer über die Ereignisse in der Heimat. Dies Nebeneinanderreihen ermöglicht Vergleiche, die gerade in der Erinnerung sehr reizvoll sind.

Wochen-Ausgabe des Berliner Tageblattes:

Man hat den Eindruck, daß hier die größten geschichtlichen Ereignisse des deutschen Volkes von zwei Menschen miterlebt wurden, die sie nicht nur aufzeichnen konnten, sondern zu allem etwas Eigenes zu sagen hatten

Das Größere Deutschland:

Unter den zahllosen Kriegsveröffentlichungen nimmt dieses in Anlage und Ausführung ganz eigenartige Wert eine Sonderstellung ein. Anschaulich wird die große Zeit vom Kriegsbeginn an wieder vor unseren Augen lebendig.

Rheinisch-westfälische Zeitung:

Das Buch ist die Geschichte einer großen Zeit, aus ihr selbst heraus geboren.

Danziger Zeitung:

..... Ein ansprechender Gedanke in zwei Spalten nebeneinander darzustellen, was sich seit Beginn des Krieges draußen im Felde und bei den Zurückgebliebenen daheim ereignet hat! Das ist eine Gesamtschreibung des Weltkrieges, wie wir sie trotz der schon sehr fast unübersehbaren Flut von Veröffentlichungen über diesen Krieg noch nicht besitzen

Fränkischer Kurier.

Es ist uns Bedürfnis, dieses prächtige Buch nachdrücklich allen unseren Lesern aufs wärmste zu empfehlen.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
Reis das Rückporto beizufügen.

Hefejahrespreis im Buchhandel
3 M., am Zeitungsständer der
Bekannter 3,12 M., beim Felde-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.

Einzelheft 30 Pfg.
Herausgeber: Amt Rühom 5506,
Verlagskonto: Amt Berlin 8693.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40mm breite
Koppareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeliefert. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aufnahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:**
Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Balkanfragen. —
Dr. Erich Syd: Asquith's Ende. — **Karl Schmidt:** Wie sich
die Russen den Frieden denken. — **Arno Johannes Hammer:**
Kreuzerzuglügen der Beamten. — **Theodor Henck:** Soest.
— **Gottfried Traub:** Sehnsucht. — **Soziale Bewegung.** —
Wüchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 3. Dezember.

In ganz Deutschland und wohl auch in den Ländern unserer Verbündeten werden morgen die Glocken läuten. Die Schlacht am Argesul nordwestlich von Bukarest ist — eben wird es in der Reichshauptstadt bekannt — von der 9. Armee genommen worden. Das ist ein großer folgenreicher Sieg; nun kann aller menschlichen Voraussicht nach das Verhängnis von Bukarest auch bei noch so tapferer Gegenwehr nicht mehr abgewendet werden. Unsere Truppen verfolgen weiter unaufhaltsam den ihnen vor-gezeichneten Weg. Kein Rückstoß und kein Entlastungsangriff, weder in den Karpathen, noch in der Dobrudscha, noch bei Monastir hat daran etwas zu ändern vermocht. Die Beute wächst ins vorläufig Unübersehbare, und die Zahl der Gefangenen nimmt zu von Tag zu Tag. Heute sind es wieder über 3000.

In den eroberten Teilen Rumäniens ist von den Mittelmächten jetzt auch nach belgischem und polnischem Muster eine geordnete Verwaltung eingerichtet worden. An die Spitze dieser „Militärverwaltung in Rumänien“ ist der General Löff von Tschje und Weidenbach gestellt worden. Die Ausnutzung des Landes soll nach festen Grundrissen erfolgen, und zwar so, daß neben den Bedürfnissen Rumäniens auch die Bedürfnisse der Mittelmächte berücksichtigt werden. Was das im Hinblick auf das besetzte reiche Kornland heißt, wird einem erst recht klar, wenn man in der feindlichen Presse täglich liest, wie sehr die Aushun-geungspläne durch die Siege Falkenhayns und Mackensens wieder einmal auf lange hinaus verdorben sind.

Ein deutsches Unterseeboot hat in der Nähe von Malta den vollbesetzten französischen Truppentransportdampfer „Karnat“ versenkt.

Montag, 4. Dezember.

Der neue russische Ministerpräsident Trepow hat bei der Wiedereröffnung der Duma die Gelegenheit benuzt, um sich als den starken Mann zu zeigen, den die Gegner des gestürzten Stürmer in ihm erblicken wollten. Er sprach, wie seine Amts-brüder in London und Paris, vom Krieg bis zum vollständigen Siege über den frechen Feind, bis die Macht Deutschlands für immer gebrochen sei. Von einem Sonderfrieden will er nichts wissen, weil „Rußlands Lebensinteressen von seinen treuen Ver-bündeten gerade so gut verstanden werden wie von Rußland selbst.“

Deshalb bestimmte die Vereinbarung, die Rußland 1915 mit Groß-britannien und Frankreich geschlossen hat, und der Italien beitrug, endgültig Rußlands Recht auf die Meerengen und auf Konstantinopel. In Uebereinstimmung mit den Alliierten wird heute die Erklärung über diese Vereinbarung von dieser Tribüne aus abgegeben“. — Der Gedanke an einen Sonder-frieden muß doch in Rußland recht tief Wurzel gefaßt haben, wenn es immer wieder notwendig erscheint, ihn mit solcher Schärfe zu-rückzuweisen. Und ganz ohne Grund werden die Engländer, Fran-zosen und Italiener sich zu der feierlichen Bestätigung des russi-schen Kriegsziels gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht entschlossen haben. Denn nie war Rußland von der Erfüllung seiner Träume weiter entfernt als jetzt angesichts der Siege in Rumänien. Und im Hinblick auf die Gesamtlage des Krieges ist es ja auch nicht besonders geschickt, den nimmerfatten Eroberungs-brang Rußlands jetzt zu betonen, während man sich sonst doch fortdauernd bemüht, Deutschland als den machtlüsternden Eroberer hinzustellen, der das friedliche Europa in den Krieg gezerzt haben soll.

Die Erfolge der Mittelmächte in Rumänien machen sich auch sonst nicht bloß auf dem Kriegsschauplatz geltend. In England scheint der Eindruck so gewaltig zu sein, daß die längst vorhandene Unzufriedenheit mit der Regierung, die an allen Mißerfolgen schuld sein soll, sich zu einer schweren Erschütterung des Kabinetts Asquith ausgewachsen hat. Lloyd George, die Seele der Kriegspartei, die treibende Kraft, der Mann für alles, hat Herrn Asquith sein Entlassungsgesuch eingereicht. Asquith hat dem König zu einer vollkommenen Neugestaltung des Kabinetts geraten. Allerlei Gerüchte über den wahrscheinlichen Ausgang dieses Zwistes durchschwirren die Luft. Uns scheint es müßig, solchem Gerede sein Ohr zu leihen. Was auch kommen mag, ob Asquith und Grey oder Lloyd George, Carson und Bonar Law die Oberhand gewinnen werden: eines beweisen uns diese Vor-gänge doch, daß nämlich in Wirklichkeit die Beurteilung der Kriegs-lage in London keineswegs so rosig aussieht, wie die Kraftworte der öffentlichen Ministerreden glauben machen wollen.

In Athen sind aus Streitigkeiten zwischen französischen Marinesoldaten und königstreuen Reservisten immer schwerere Kämpfe geworden. Athen gleicht einer belagerten Stadt, die von der feindlichen Flotte beschossen wird. Die Kopenhagener Zeitung „Politiken“ stellt auf Grund von Pariser Nachrichten den vor-läufigen Ausgang so dar, daß nach sehr blutigen Kämpfen die Truppen der Alliierten aus Athen zurückgezogen seien. Der eh-malige Bürgermeister von Athen, der Reservistenführer Maturis, habe an Stelle eines der Hauptstadt aufgezwungenen Venizelisten wieder sein Amt übernommen, und — das ist von besonderer Bedeutung — General Dumanis und Oberst Metagas seien wieder an die Spitze des Generalstabs getreten. Wenn diese Nach-richten sich bestätigen, so bedeutet das, daß der Versuch der Entente, durch einen Putz Griecheland gewaltsam an ihre Seite zu-zerren, ins Gegenteil ausgefallen ist und mit einer erheblichen Stärkung der Stellung des Königs geendet hat.

Aus Rumänien werden auch heute wieder glänzende Er-folge berichtet. Die erste rumänische Armee ist vollständig ge-schlagen. Neben unübersehbare Beute werden weitere 8000 Ge-fangene gemeldet.

Dienstag, 5. Dezember.

Eine schneidige Lat deutscher Unterseeboote wird durch die „Agence Havas“ bekannt. Sie sind in den portugiesischen Hafen von Funchal (Madeira) eingedrungen, haben dort einen englischen und einen französischen Dampfer mit Kriegsmaterial und ein französisches Kanonenboot versenkt und verschwanden, ehe das Feuer der Landbatterien ihnen gefährlich werden konnte.

In Athen ist Waffenstillstand abgeschlossen worden. Unter welchen Bedingungen, das ist noch nicht klar zu erkennen. Im englischen Unterhaus hat Lord Cecil von einer „radikalen Lösung der Lage“ gesprochen, die hinter diesen Ereignissen durch sofortige Schritte der Ententemächte gesichert werden solle. Reuter aber meldet heute, daß Griechenland acht statt der bisher angebotenen sechs Gebirgsbatterien sofort an die Entente ausliefere, sich verpflichte, den Benizelisten und der Entente vollen Schutz zu gewähren, und daß nun „normale Beziehungen“ wiederhergestellt seien. — In anderen neutralen Ländern wird man sich für solche normale Beziehungen sicher bestens bedanken.

In Rumänien ist von unseren vordringenden Truppen nun schon die Bahn Buzarest—Targoviste—Pietrosita ostwärts überschritten. Die gestern gemeldete Gefangenenzahl vom 3. Dezember hat sich auf 12 500 erhöht; bei der 9. Armee sind noch 2000, bei der Donau-Armee noch 2500 Gefangene hinzugekommen.

Mittwoch, 6. Dezember.

Trotz immer neuer — blutig gescheiterter — Entlastungsangriffe ihrer Verbündeten in den Karpaten und bei Monastir haben die Rumänen die weitere Ausnutzung der Siege Falkenhayns und Mackensens nicht zu verhindern, nicht einmal aufzuhalten vermocht. Jetzt ist auch von Predeal aus südwärts Sinaita besetzt. An der Bahn nordwestlich von Buzarest sind bedeutende Weizenvorräte, die als englischer Ankauf bezeichnet waren, in unsere Hände gefallen. Die Gefangenenzahl hat sich wieder um mehr als 6000 erhöht.

In den späten Abendstunden wird die Nachricht bekannt, daß soeben unsere Truppen in Buzarest eingezogen sind und auch den Eisenbahnknotenpunkt Ploesti besetzt haben. In einem Telegramm des Kaisers an die Kaiserin heißt es: „Welch' herrlicher, durch Gottes Gnade erreichter Erfolg auf der Bahn zu vollem Siege!“ — Der Eindruck der Siegesbotschaft ist in der Tat, obwohl man sie seit Tagen erwartet hatte, so überwältigend, daß man wagen möchte zu glauben, daß wir wirklich auf der Bahn zu vollem Siege sind. Wenn irgendwann in diesem an großen Einzelsiegen reichen Kriege, so ist es auch heute recht, daß schnell noch die Fahnen aus den Häusern herausgehängt werden, und von den Türmen herunter die Glocken läuten.

Die Kabinettskrisis in England geht ihrer Lösung entgegen. Asquith ist zurückgetreten. Lloyd George scheint der Sieger zu sein.

Donnerstag, 7. Dezember.

In Rumänien wird der Sieg weiter ausgenutzt. Die Rumänen und die ihnen zu Hilfe gekommenen Russen sind auf der ganzen Front gezwungen, sich ohne Aufenthalt ostwärts zurückzuziehen. Gestern sind dabei wieder über 9200 Gefangene gemacht worden.

Nach längerem Schweigen hört man wieder einmal etwas von Verdun. Unsere Truppen haben unter Mitnahme von 200 Gefangenen die Kuppe der viel genannten wichtigen Höhe 304 in glücklichem Sturm fest besetzt.

In England ist nach längerem Hin und Her gestern die Entscheidung über das Kabinett gefallen. Lloyd George hat den Vorsitz im Ministerium übernommen und will nun, ohne Rücksicht auf die alten Parteien, ein nationales Ministerium bilden. Lloyd George ist zweifellos ein Mann von kühnen Entschlüssen und großer Tatkraft. Er ist auch ohne Frage der beliebteste Mann des ganzen bisherigen Kabinetts, sicherlich der Mann des Volksvertrauens. Dennoch bedeutet dieser Wandel eine schwere Erschütterung der politischen Traditionen Englands. Vom alten Zweiparteiensystem war schon längst nicht mehr viel übrig

geblieben. Durch die Ernennung Lloyd Georges zum Ministerpräsidenten ist auch die letzte äußere Hülle gefallen, die dem Auge noch den wirklichen Zustand verbergen wollte: rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht!

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht ein neues Dokument für Rußlands Schuld am Kriege. Danach ist schon am 13. Juli, d. h. nach unserer Rechnung am 26. Juli, die Festung Kowno mit dem gesamten Festungsranon in den Kriegszustand erklärt worden.

Freitag, 8. Dezember.

Hefige Zusammenstöße in der italienischen Kammer lassen deutlicher als je erkennen, wie groß die Kreise sind, die nachgerade begreifen, daß Italien, indem es unerhörten Verrat an seinen Verbündeten verübte, zugleich eine nie wieder gutzumachende Dummheit beging. Besonders eindrucksvoll hat das, unter großer Bewegung des Hauses, der Abgeordnete Ferri ausgeführt. Er bezweifelte rund heraus die Möglichkeit eines Sieges der Entente und richtete einen Appell an die Neutralen, sie müßten die Friedensinitiative ergreifen. Der Sozialist Modigliani zeigte, daß der ganze Krieg nur im Interesse Englands liege, das sich der deutschen Konkurrenz entledigen wolle. England sei im Begriffe, sich ganz Afrika zu bemächtigen, während Japan den Russen zum Dank für die Waffenlieferung ein Zugeständnis nach dem anderen entreiße. „Soll Europa fortfahren, sich dem englischen Kolonialbesitz zuliebe zu zerfleischen?“ — Die Entgegnung des Ministerpräsidenten bewegte sich in den üblichen Bahnen, wenngleich sie bei weitem nicht so schroff den Friedensgedanken ablehnte, wie das Salandra nach dem Vorbild der Esazonow, Briand und Lloyd George zu tun pflegte. Selbst in Italien also beginnt es sich zu zeigen, daß die Tatsachen doch stärker sind als die schönsten und erhabensten Worte. Tatsache aber sind die deutschen Siege, und die Siege in Rumänien sprechen eine besonders deutliche Sprache.

In Rumänien ist es, wie nachträglich bekannt gegeben wird, am 6. Dezember, dem Tage des Falles von Buzarest, auch noch gelungen, im Westwinkel der Walachei eine von jeglicher Verbindung mit dem Hauptheer abgeschnittene Division in Stärke von 8000 Mann zur Kapitulation zu zwingen. Und heute Abend lesen wir im Heeresbericht, daß die 9. Armee gestern wieder mehr als 10 000 Mann gefangen hat. Unsere Truppen hatten ihren Vorstoß gegen die Linie Buzarest—Ploesti so schnell durchgeführt, daß die, in der Gegend von Predeal stehenden Rumänen keine Möglichkeit mehr hatten, sich noch zurückzuziehen. Im ganzen beträgt die Zahl der rumänischen Gefangenen jetzt etwa 125 000, d. h. etwa ein Viertel der gesamten rumänischen Streitkräfte befindet sich in Kriegsgefangenschaft. Woraus man sich nach Abzug der Toten und Verwundeten leicht ein Bild davon machen kann, welchen Kampfwert der Rest der Armee noch haben mag.

An der Somme geht es noch immer verhältnismäßig ruhig zu. Wie lange noch? — Bei Verdun haben die Franzosen gestern vergebliche Versuche unternommen, die ihnen entriffene Höhe 304 zurückzuerobern.

Lloyd George hat jetzt endgültig das Amt des Ministerpräsidenten und zugleich das des Schatzkanzlers übernommen. Die Zusammenlegung des Ministeriums ist noch nicht bekannt.

Auch in Frankreich weht Krisenluft. Mit 344 gegen 160 Stimmen hat die Kammer eine Entschließung angenommen, in der das Versprechen der Regierung, eine Umgestaltung der Heeresleitung vorzunehmen, gebilligt wird. Es ist nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Entschließung gesagt worden, aber doch wiederholt zum Ausdruck gekommen, daß man mit Joffre nicht mehr zufrieden ist. Es war ja immer in Frankreich so, daß man im Unglück nach einem Sündenbock suchte, den man in die Wälle schicken kann.

Sonntag, 9. Dezember.

Lloyd George hat die Bildung seines Kabinetts vollendet. Es entfernt sich noch weiter als das letzte Kabinett Asquith von den alten britischen Ueberlieferungen. Während schon Asquith in

sein ursprünglich liberales Kabinett starke konservative Elemente hineinbezogen hatte, ist jetzt das Ministerium Lloyd George ganz überwiegend konservativ geworden. Da auch einige Mitglieder der Arbeiterpartei dazu gehören, verschwindet der liberale Einschlag fast ganz, zumal, da man Lloyd George selbst kaum noch als Liberalen altenglischer Art, sondern weit besser als nationalen Sozialisten ansehen kann. Ein Wechsel des Ministeriums ohne Wahlen ist für England etwas Unerhörtes. Die Ministerien waren ja nur vorschlagende Ausschüsse der parlamentarischen Mehrheit. Wer aber hat jetzt die Mehrheitspartei hinter sich? Die Partei niemand. Sie ist zerpalten. Doch eine Mehrheit hat Lloyd George, aber eine Mehrheit aus Konservativen und Sozialisten, zu der nur ein kleiner Bruchteil der eigenen Partei gehört. Die Mehrheit der Liberalen steht hinter Asquith, und zusammen mit den Iren lehnt sie die Politik ab, deren erster Träger Lloyd George geworden ist. — Was der Wandel für uns bedeutet? Ein Zeichen, daß in England die Männer der Entschlossenheit zum Äußersten die Gewalt an sich gerissen haben, zugleich ein Zeichen, daß man in England fühlt, wie sehr die Ereignisse der letzten Zeit, den bisherigen Verlauf des Krieges bestätigend, die Gefahr eines deutschen Sieges von Tag zu Tag haben anwachsen lassen.

In Griechenland scheinen die Dinge zu einer Entscheidung zu reifen. Die Entente hat über die griechischen Häfen die Blockade verhängt. Man kann zweifeln, ob solche Gewaltmaßregel jetzt im Hinblick der Zerschmetterung Rumäniens auf Griechenland und seinen König den beabsichtigten Eindruck machen werden. Vielleicht fürchten die Diplomaten der Entente, daß dieses Vorgehen den Widerstand bis zum Äußersten herausfordern könnte. Die plötzliche Abreise der Gesandten Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens aus Athen nach dem Piräus läßt sich kaum anders deuten.

Gertrud Bäumer / Heimathronik

Sonntag, 3. Dezember.

Der Kaiser hat dem Reichskanzler seine Genugtuung über die Annahme des Hilfsdienstgesetzes ausgesprochen. „Das deutsche Volk bezeugt damit von neuem, daß es fest entschlossen ist, für eine siegreiche Durchführung der Verteidigung seines Landes und seiner Macht jedes Opfer an Gut, Blut und Arbeit darzubringen. Ein von solchem einheitlichen Willen befehltes Volk wird mit Gottes gnädigem Beistand seinen durch Intelligenz, Arbeitsamkeit und sittliche Kraft errungenen Platz unter den Kulturvölkern der Erde gegen jedermann behaupten und kann nicht besiegt werden.“

Es ist prachtvoll, wie belebend und stählend das Hilfsdienstgesetz auf die allgemeine Stimmung wirkt. Wenn es nicht wirtschaftlich und militärisch nötig wäre, so hätte man es schaffen müssen, um Tausenden das Bewußtsein zu geben, daß sie helfen können, statt tatenlos zu warten, und daß wirklich alles geschieht, was zur höchsten Kraftentfaltung geschehen kann.

Ein ganzer Neuaufschwung des Willens geht von dem Gesetz aus.

Die Familienunterstützung wird erhöht auf 20 M. für die Ehefrau (bisher 15 M.) und 10 M. für die sonstigen Berechtigten (bisher 7,50 M.). Außerdem bekommen Familien der aus dem Heeresdienst Entlassenen noch eine Halbmonatsrate als außerordentliche Unterstützung nach dem Tag der Entlassung. Es ist sehr befriedigend, daß diese Erhöhung gleichzeitig mit dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst kommt und den Willen bekundet, die Kriegerfrauen möglichst so zu stellen, daß sie nicht auf Arbeitsverdienst angewiesen und dadurch auch dann zum Hilfsdienst gezwungen ist, wenn ihre mütterlichen Pflichten ihn nicht gestatten.

Montag, 4. Dezember.

Fahnen und Glockengeläut zum rumänischen Sieg. Die Klänge aller Kirchtürme verschmelzen über der Aister zu einem wogenden Gesang von eigentümlich erregender Kraft. Die Boote

sind voll von Schulkindern, die frei bekommen haben und Pläne für die Feier des Tages schmieden.

Das Hilfsdienstgesetz in letzter Fassung liegt nun gedruckt vor, und man freut sich, daß es in so hohem Maße ein sozialpolitisches Vertrauensvotum an die Arbeiterschaft geworden ist — ein großes, weitherziges Zeugnis des Kriegsgeistes. Man macht sich klar, was es bedeutet, daß nach den inneren Schwierigkeiten von 28 Kriegsmonaten noch dies Gesetz zustande kommen konnte.

Eine der stärksten seelischen Wirkungen des Hindenburgprogramms ist eine innere „Reuorientierung“ der Landwirtschaft. Ueberall erscheinen Aufrufe der landwirtschaftlichen Körperschaften, die zur Erfüllung der Nährpflicht an den Munitionsarbeitern aufzufordern. Das hatten wir freilich schon vorher. Aber erstens reden diese Aufrufe jetzt eine sehr viel entschiedener Sprache, und zweitens nützen sie wirklich. Von jedem geschlachteten Schwein wird — wie im Alten Testament — ein Speiseopfer an die Munitionsindustrie gebracht, teils sogar mit Uebernahme von Patentschaften für bestimmte Industriebezirke, was freilich die Versorgungsregelung durchbricht und vielleicht Ungerechtigkeiten zur Folge haben wird. Im Herzogtum Gotha machen die Gemeinden die Erlaubnis zu Hauschlachtungen von einer Speck- und Fettabgabe abhängig, die allerdings nicht sehr hoch ist (2–5 Pfund) und zum Höchstpreis bezahlt wird. Es scheint aber doch gelungen zu sein, den Bann des latenten Widerstandes gegen die Regelungen auch in der Landwirtschaft zu brechen und die Schleusen der Freiwilligkeit ein wenig zu öffnen. Das ist ein guter Anfang. Man sieht es schon immer mit Bedauern, daß weite Kreise unseres Volkes eine geschichtliche Kraftleistung, die durch Jahrhunderte strahlen wird, mit schlechter Laune und ohne die Freude an der eigenen Tüchtigkeit erfüllen, zu der sie so berechtigt wären.

Dienstag, 5. Dezember.

Die Gewerkschaftsvorstände haben in einer Konferenz über die schwebenden innerpolitischen Fragen verhandelt. Außer den unmittelbar praktischen Angelegenheiten: Hilfsdienst, Übergangswirtschaft usw. sprach die Konferenz über die Tendenz zu Zwangssyndikaten und Staatsmonopolen. Charakteristisch, daß die Sozialisierung der Wirtschaft durchaus nicht ohne Bedenken angesehen wurde und der Gedanke, daß die wirtschaftliche Machtkonzentration in den Händen des Staates unter Umständen bedenklicher sei als unfonzentrierter Privatkapitalismus sich doch als Unterton durch die Verhandlungen zog. Das Hauptinteresse liegt natürlich aufentsprechender Arbeiterversicherung.

Die Konferenz sprach übrigens, entgegen einem Antrag von zwei Gewerkschaftsmitgliedern der sozialdemokratischen Minderheit, mit allen gegen drei Stimmen noch einmal ihre Zustimmung zur bisherigen Politik der Reichstagsfraktion aus.

Auch in Hamburg hat — wie es etwa dem Gesamtstand des deutschen Arbeitsmarktes entspricht, die Zahl der arbeitenden Frauen die der Männer annähernd erreicht.

Interessant ist der Rückgang der Armenunterstützungen gegen die beiden Vorjahre. Sie werden heute an 10 213 Parteien gewährt gegen 12 217 im Oktober 1915 und 18 263 im Oktober 1914.

Die alte Hibernia-Angelegenheit hat eine zeitgemäße Aufrechterhaltung gefeiert. Der preußische Fiskus hat mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlsyndikat ein Abkommen getroffen, auf Grund dessen der Staat das noch außenstehende Aktienkapital der Hibernia übernimmt. Er kontrolliert nunmehr 11 % des Ruhrkohlenbergbaues.

Mittwoch, 6. Dezember.

Im preußischen Abgeordnetenhaus Ernährungsdebatte. Aus dem Kommissionsbericht: Die Rindviehschlachtungen können nicht vermehrt werden. Es ist 1915 ein Rückgang um 9 Millionen Cwt eingetreten, eine Ziffer, die um 2 Millionen höher ist als die Zahl der Schlachtungen in Friedenszeiten (7 Millionen). Scharf tritt auf ist die Kostspieligkeit, mit der die Viehhandelsverbände arbeiten.

Bei einem Gesamtumsatz von 3 Milliarden entfallen auf die Lantime der Sammelkommissare allein 135 Millionen. Es wird aber behauptet, daß sich das vorläufig nicht ändern lasse. Außerdem wurde die Teuerung der Gänse gerügt. Die angegebenen Sätze (8 M. für das Pfund) kommen allerdings in Hamburg nicht vor, sondern bis jetzt erst etwa 5 M. — aber vielleicht lernt man aus diesen etwas unvorsichtigen Mitteilungen, sich noch weiter ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten hineinzuwagen. Im Ernst: ob es preispolitisch richtig ist, solche Rekordpreise weithin vernehmbar bekanntzumachen? Besonders, wenn gleichzeitig erklärt wird, daß man gegen die Gänseteuerung nichts tun könne.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat empfiehlt den Selbstversorgern, sich freiwillig von 180 auf 125 Gramm Butter herabzusetzen; wie es in einigen Bezirken schon zwangsweise geschehen ist.

Unsere Fleischration ist auf 200 Gramm herabgesetzt.

Donnerstag, 7. Dezember.

Der Fall von Bukarest ist doch fast wie ein unmögliches Wunder. Wir können wohl alle heute noch gar nicht ganz ermessen, was diese Niederwerfung Rumäniens nach einem Kampf von 28 Monaten gegen diese ungeheure Uebermacht bedeutet als Beweis unverwundlicher Schlagkraft.

In Bayern ist es durch Meinungsverschiedenheiten über die Ernährungsfragen zu einer Amtsniederlegung des Staatsministers des Innern und des Kriegsministers gekommen.

Im preußischen Landtag sind Teuerungsbeihilfen für Beamte und Staatsarbeiter beschlossen. Sämtliche Beamte unter 5100 M. bekommen eine einmalige Teuerungszulage von 100 M. und 30 M. für jedes Kind.

Manche Städte haben schon mit der Streckung der Kartoffeln durch Stedrüben (Kohlrüben) begonnen. In den Zeitungen erscheinen zweckdienliche Rezepte. Unwillkürlich denkt man daran, wie man als Kind diese schöne Feldfrucht gehaßt hat, und wie viele Kinder sich nun an ihr in Kriegstapferkeit üben müssen. Mit Entschädigungen sieht es auch schlecht aus, seit die Schokoladengeschäfte leergebrannt sind und nur noch durch bunte Schachteln und „Atrappen“ (im wahren Sinne des Wortes!) Fülle vortäuschen. Es wird das erste Weihnachten der deutschen Weltgeschichte ohne verdorbene Rüben.

Freitag, 8. Dezember.

Wir haben jetzt den 7-Uhr-Adenschluß, der den Vorteil haben wird, die Ueberarbeitung der Angestellten vor Weihnachten zu verhüten. Denn wenn er auch nicht Arbeitsverbot bedeutet, so verkürzt doch das frühere Aufhören der Kundenbedienung auch die Arbeitszeit „hinter der Front“.

Das K-Brot verschwindet im neuen Jahr. Der Kartoffelzusatz wird durch stärkere Ausmahlung ersetzt.

Es erscheinen Zahlen über die rumänischen Ernten, aus denen freilich niemand schließen soll, daß wir in Deutschland nun in Weizen und unser Vieh in Mais schwimmen wird.

Die rumänische Ausfuhr betrug:

	1914	1913	1912
	D.-3.	D.-3.	D.-3.
Weizen . . .	5 373 000	11 311 000	13 605 000
Weizenmehl . .	748 000	?	?
Roggen . . .	315 000	630 000	664 000
Gerste . . .	2 021 000	3 625 000	2 402 000
Hafer . . .	1 020 000	1 763 000	287 000
Mais . . .	10 095 000	9 301 000	10 520 000

Die durchschnittliche Ausfuhr ist $2\frac{1}{2}$ Millionen To. Unsere Haupt Hoffnung ist nicht so sehr auf die jetzt vorhandenen Vorräte gestellt, trotzdem sie natürlich sehr groß sind, sondern auf die der neuen Ernte 1917, die schon im Juni reift.

Sonntag, 9. Dezember.

Im preußischen Landtage die Hibernia-Erwerbung als Regierungsvorlage. Sie geht, mit grundsätzlicher Zustimmung der Parteien, in die Staatshaushaltskommission.

Außerdem Beratung des Wohnungsgesetzes, dessen Wiederauftauchen im gegenwärtigen Augenblick man gern begrüßt als ein Stück Arbeit für praktische Neuorientierung.

Raumann / Balkanfragen

Nachdem ich zum zweiten Male in Bulgarien gewesen bin, ist mein Eindruck verstärkt, daß wir Deutschen in Zukunft Freundschaft mit den Bulgaren halten müssen. Das muß in Deutschland klar erkannt und zum politischen Grundsatz erhoben werden.

Wir geben offen zu, daß bis zum Sommer 1915 unser Verhältnis zu den Bulgaren nicht enger oder fester war als das zu anderen Balkanvölkern. Man hat bei uns zu viel auf die Rumänen getraut und zu wenig von den Bulgaren erwartet. Auch hat es Leute gegeben, die bis kurz vor dem Kriege eine stärkere Sympathie für die Serben besaßen als für die Bulgaren. Das alles war vor dem Kriege völlig berechtigt und sehr erklärlich, denn die Würfel waren noch nicht gefallen und das Schicksal hatte noch nicht gesprochen. Jetzt aber ist die Zeit der Unbestimmtheiten vorbei. Deutschland muß innerhalb der balkanischen Erörterungen für Bulgarien Partei ergreifen, weil Bulgarien innerhalb der europäischen Kämpfe für Deutschland Partei ergriffen hat.

Es wird zwar von verschiedenen deutschen Politikern eingewendet, daß wir der Freundschaft der Bulgaren nicht sicher genug seien, um uns mit ihnen dauernd zu verbünden. Das trifft aber beiderseitig zu. Solange die Bulgaren nicht ganz genau wissen, daß sie sich auf uns verlassen können, werden sie auch Hintergedanken behalten. Das ergibt sich aus ihrer schwierigen Lage auf der streitvollen Balkanhalbinsel.

Was ist es, das der Bulgare von uns wünscht? Er verlangt von uns, daß wir seinen Nationalitätsstandpunkt anerkennen. Wir müssen ein wirkliches, freundschaftliches Mitgefühl für die nationale Entwicklung unserer Bundesgenossen gewinnen, so daß wir ihre Vervollkommenung und Vervollständigung wünschen, und zwar auch dort, wo sich bulgarische Ansprüche mit serbischen oder rumänischen Ansprüchen streiten. Wie es mit griechischen Ansprüchen beschaffen ist, darüber empfiehlt es sich, zur gegenwärtigen Stunde noch nicht zu reden. Vorläufig muß nur klar ausgesprochen werden, daß wir Gegenden, die bulgarischen Charakter haben, als bulgarische Staatsbestandteile sehen wollen. Das ist natürlich in Wirklichkeit nicht ganz so einfach, wie es scheint, denn es gibt keine reinen Nationalitätsgrenzen, aber im Zweifelsfalle sind wir bulgarisch gesinnt. Wir können unseren Freunden nahelegen, daß sie nicht den Bogen überspannen, weil das nur zu zukünftigen Verwicklungen führen müßte, aber es muß ein Ende des Schwankens sein. Je gesättigter Bulgarien aus dem Kriege herauskommt, desto treuer wird unser Bund gehalten werden und desto ruhiger wird die Balkanhalbinsel in Zukunft sein.

Die Voraussetzung eines derartigen Verhaltens ist, daß möglichst alle Reibungen zwischen den Bulgaren einerseits und den Österreichern und Ungarn andererseits aus der Welt geschafft werden. Es muß ein endgültiger bulgarisch-ungarisch-österreichischer Vertrag zustande kommen, der künftige Gegenstände zwischen unseren Bundesgenossen ausschließt. Diesen Vertrag vorzubereiten, ist im

gegenwärtigen Zeitpunkt die wichtigste mitteleuropäische Aufgabe.

Es ist aus mancherlei Gründen nicht möglich, alle Gegenstände anzudeuten, die in einem solchen Vertrage abgemacht werden müssen, besonders auch, weil der Krieg noch in Gang ist, und wir nicht wissen, wieweit in Zukunft die Balkanhalbinsel von russischem Einfluß ganz freigehalten werden und wieweit die Italiener aus Valona und Epirus und die Westmächte aus Griechenland entfernt werden können. So viel nur darf hervorgehoben werden, daß ein Weg zwischen Budapest und Sofia vorhanden sein muß, der nicht von Serben oder Rumänen gestört werden kann, und daß ein Weg von Triest nach Athen möglichst ohne Berührung bulgarischer Gebiete gefunden werden muß. Das Schicksal Serbiens wird davon abhängen, wie die bulgarisch-ungarisch-österreichischen Interessensphären geregelt sind. Wir wünschen dringend, daß für das serbische Volk, dem man nicht alle Untaten und Rechtsverletzungen seiner Dynastie zurechnen darf, ein erträglicher Lebenszustand herbeigeführt werde; wir raten, den Serben einen Adriahafen zu Wirtschaftszwecken zu öffnen, aber das alte Spiel der Rivalität zwischen Bulgarien und Serbien darf nicht wieder beginnen. Für den ganzen Balkan wird es eine Reinigung und Klärung sein, wenn zwischen Wien und Sofia keine Belgrader Politik sich störend und verwirrend einschreiben kann.

Die Hauptinteressenten an den wirtschaftlichen Balkanfragen sind in Oesterreich die industriellen Kreise, denen am Export gelegen ist. Sie sind zum Teil in Wettbewerb mit ähnlichen reichsdeutschen Kreisen. Schon daraus folgt, daß eine gesunde Balkanwirtschaftspolitik nicht getrieben werden kann, solange es keine einheitliche mitteleuropäische Handelsvertretung gibt. Es wird hohe Zeit, daß für alle Wirtschaftspläne auf der Balkanhalbinsel eine Beratungsstelle errichtet wird, die nicht Interessenvertretung eines einzelnen Landes ist, sondern gemeinsame Wohlfahrts-einrichtung. Der Geist der Waffenbrüderlichkeit muß durch entsprechende heilsame Organisationen unterstützt werden. Dabei ist zu beachten, daß die Balkanländer und insbesondere Bulgarien nicht den berechtigten oder unberechtigten Eindruck haben dürfen, als sollten sie ein Ausbeutungsland der Industrien der Zentralmächte werden. Mit Recht sagen uns bulgarische Freunde: wir wollen gern Bundesgenosse sein, aber nicht deutsche Kolonie! Jeder kleinere Staat ist eifersüchtig auf ein Stück von eigener Produktion. Dabei will er sich gern helfen lassen, aber er will nicht unterdrückt oder sehr beengt werden. Das muß gegenüber gewissen Zudringlichkeiten auf geschäftlichem Gebiete extra ausgesprochen werden. Wir würden unserer künftigen Freundschaft mit Bulgarien keinen guten Dienst tun, wenn wir zu Mißgriffen schweigen würden, wenn etwa solche vorkommen. Wir Deutschen und mit uns die Oesterreicher sollen nie vergessen, daß Bulgarien schon eine russische Vergangenheit hinter sich hat, und daß es nicht beabsichtigt, sich aus einer Vormundschaft in eine andere zu begeben. Einer meiner Bekannten in Sofia sagte: „Rußland war für uns ein Großvater, der uns Ohrfeigen gab, wenn er unzufrieden war; das muß aufhören, weil wir dafür jetzt zu erwachsen sind; wir wollen alle gern von Deutschland lernen, aber in freier Zugehörigkeit.“

Als ich in Sofia am letzten Abend meiner Anwesenheit eine kleine Ansprache an eine Anzahl von Freunden hielt, habe ich ausgesprochen, daß zwischen dem bulgarischen und dem deutschen Denken eine gewisse Gleichartigkeit der

Kritik und der Methode besteht. Wir verstehen uns leicht, soweit es sich um Verstandes- und Nützlichkeitsfragen handelt und können offen und ohne Umwege miteinander reden. Dabei aber bleibt doch bestehen, daß wir verschiedenen Rassen und Entwicklungsstufen angehören. Die Völker als Ganze kennen sich wenig, und geographisch sind wir entfernt. Bei dieser Sachlage können die Ungarn allen Beteiligten gute Dienste erweisen. Die Ungarn sind geborene Vermittler zwischen uns und den Bulgaren. Ihre Waffenbrüderlichkeit zu uns ist älter und darum fester, gleichzeitig aber bestehen zwischen ihnen und den Bulgaren Stammesverwandtschaften sehr alter Art. Rechnen wir dazu, daß die untere Donau immer mehr ein ungarisch-bulgarischer Strom wird und daß die Landwirtschaftsfragen beiderseits der Donau zunächst ungarisch-bulgarisch-serbische Angelegenheiten sein werden, so haben wir alle Veranlassung, zu wünschen, daß sich möglichst nahe Beziehungen zwischen Bulgaren und Ungarn herausbilden mögen. Je besser sie gelingen, desto besser ist es für Mitteleuropa im ganzen.

Erich Eynd / Asquith' Ende

Ein Opfer der deutschen Siege in Rumänien, steigt Asquith von dem Sessel des Ministerpräsidenten herab, den er nun mehr als acht Jahre innegehabt hatte. Am Morgen des Tages, der uns den Einmarsch in Bukarest bescherte, hörten wir, daß der englische König seine Demission angenommen hatte. So endet die politische Laufbahn eines Mannes, der an Talenten und Erfolgen reich war, mit einer völligen Niederlage. Damit ist der letzte Ministerpräsident, der Deutschland den Krieg erklärt hat, abgetreten: Goremykin, Biviani, Salandra sind ihm vorangegangen. Paschitsch und Bratianu haben wohl noch den Titel eines Ministerpräsidenten, — aber sie regieren nicht mehr.

Den gefallenem Gegner können wir versuchen mit der nüchternen Ruhe des Historikers zu betrachten. Er wird Asquith nicht nur in dem Lichte sehen, das die Jahre des Krieges auf ihn werfen. Er wird auch die unleugbaren Verdienste würdigen, die Asquith sich im politischen Leben Englands erworben hat. Seine Laufbahn ist ein Beweis gegen die Theorie derjenigen, die immer noch glauben, daß England von zwei rivalisierenden Adelsklüngen beherrscht werde. Asquith, der heute 64 Jahre alt ist, stammt aus einem bürgerlichen Hause. Er zeichnete sich schon auf der Universität in Oxford aus, wo er, wie noch mancher andere führende Politiker, ein Schüler des hochgelehrten Leiters von Balliol College, Benjamin Jowett, war, eines Mannes, der es meisterhaft verstand, die intellektuellen Kräfte zu wecken und zu bilden, der aber für die Gemütsseite weniger übrig hatte. Asquith trägt, wie Sachkenner versichern, das Gepräge dieser Schule. Die vorstehendste Seite seines Wesens war jedenfalls stets die Schärfe seines Verstandes, die ihn zunächst zu einem hervorragenden Advokaten und dann zu einem ausgezeichneten parlamentarischen Debatter machten.

Asquith besitzt jene eigentümliche Form der Beredsamkeit, die für das englische Unterhaus wie geschaffen ist. Frei von jedem Ueberdrehen des Gefühls trifft sie mit kurzen Worten den Kern der Sache; sie beherrscht aber auch die dem Engländer so liebe Kunst, ihren Gegenstand in enge Beziehung zu den Grundgedanken des Staatslebens zu brin-

gen und ihn so über die Nüchternheit des Alltags zu erheben. Diese Fähigkeiten, verbunden mit recht ansehnlichen volkswirtschaftlichen und juristischen Kenntnissen, verschafften ihm bald ein ziemliches politisches Ansehen und im letzten Kabinett Gladstone im Alter von vierzig Jahren den Posten eines Ministers des Innern. Hier zeichnete er sich auf der einen Seite durch Festigkeit gegenüber tumultuierenden Arbeitern, auf der anderen durch offenen Sinn für soziale Reformen aus. Dann kam die Zeit der Opposition. Der für den Liberalismus fast aussichtslosen Lage machte Chamberlains Schutzollagitation ein Ende. In diesem Kampf trat Asquith wieder in den Vordergrund; wenige Männer haben die Sache des Freihandels mit solchem Nachdruck und Geschick geführt.

Es verstand sich von selbst, daß er nach dem Siege Minister wurde. Vom Schatzkanzler stieg er nach Campbell Bannermanns Rücktritt zum Premierminister empor. Unter ihm und größtenteils durch ihn vollzog sich die Einführung der Arbeiterversicherung, die Radikalisierung der Finanzwirtschaft und — in ihrem Gefolge — des ganzen Verfassungsrechts. Den neuen Steuern setzten die Lords erbitterten Widerstand entgegen und Asquith sah sich genötigt, die Rechte des Oberhauses empfindlich einzuschränken. Er hat es vermutlich nicht gern getan, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, wenn er die liberale Politik nicht völlig versumpfen lassen wollte. Der Kampf gegen die Lords zog die Wiederaufnahme der Home-Rule-Politik nach sich. Auch hier folgte Asquith wohl mehr dem Zwang der Tatsachen als dem Drange seines Herzens. Aber wieder hat er den ganzen erbitterten Kampf mit der größten Energie und Einsetzung aller parlamentarischen Kunst durchgefochten. Er stand dicht vor dem Erfolg. Da brach der Weltkrieg aus.

Ich weiß nicht, wie weit diejenigen, die Großbritannien für den eigentlichen Brandstifter dieses ungeheuren Feuers ansehen, Asquith persönlich verantwortlich machen. Sein Einfluß auf die auswärtige Politik vor dem Kriege ist aber wohl stets nur recht gering gewesen. Er hat auch bis zur Kriegserklärung nichts gesprochen, was man auf Abneigung gegen Deutschland deuten könnte. Mit Halbane, den die englischen Kriegsbeher als „Potsdamer“ beschimpfen, war er stets eng befreundet. In den kritischen Tagen vor dem 4. August 1914 hat er, soweit den vorliegenden Dokumenten zu entnehmen ist, der Kriegspartei Widerstand geleistet und Georg V. zu dem kühlen Brief an Poincaré veranlaßt, der ihre Wut so erregt hat. Deshalb darf man wohl annehmen, daß er die Wahrheit sprach, wenn er am 6. August dem Unterhaus sagte, er habe sich „mit dem äußersten Widerstreben und mit unendlichem Schmerz“ zur Kriegserklärung entschlossen. Vielleicht hat er damals sogar wirklich geglaubt, daß er für die Heiligkeit des Völkerrechts und die Sicherheit der kleinen Nationen kämpfe. Nur an die Regeln des parlamentarischen Kampfes gewöhnt, völlig unmilitärisch nach seiner ganzen Erziehung und Anschauung, hatte er nicht das geringste Verständnis für die Notwendigkeiten, vor die sich ein Volk im Kampf um sein Dasein gestellt sehen kann. Wenn er heute, nach dem Vorgehen der Entente in Griechenland, die alten Redensarten wiederholt, so kann man darin freilich nur das Zeugnis tödlichster Verlegenheit sehen.

Denn im Krieg mußte er lernen, daß nicht der eiserne Dickhäutler des echten Northshire-Mannes, noch die in tausend parlamentarischen Schlachten erprobte Geschicklichkeit, daß nicht die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte eines Welt-

reichs, noch ein mit erstaunlicher Energie improvisiertes Millionenheer ausreichten, um einen Gegner, wie Deutschland, niederzuringen. Es hat Asquith nichts geholfen, daß er ein Opfer der Ueberzeugung nach dem anderen brachte, daß er, der als Finanzminister ein Muster von Solidität gewesen war, sein Land in eine abenteuerliche Schuldenwirtschaft stürzte, daß er, der Todfeind des Militarismus, die allgemeine Wehrpflicht einführte und seinem Freihändlerischen Glauben zum Trotz den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege predigte, daß er Bonar Law und Carson in sein Ministerium aufnahm — nichts vermochte Deutschland den Sieg zu entreißen. Wie traurig es in ihm aussah, das können wir dem Ton seiner Reden entnehmen. Die rüden Schimpfsworte, zu denen er sich dem Reichskanzler gegenüber hinreißen ließ, sind das beste Zeugnis für seinen inneren Bankrott.

So mag er denn mit einem Gefühl der Erleichterung jetzt die Gelegenheit ergriffen haben, die Macht und die Verantwortung aus den Händen zu legen. Ein mehr als zweijähriger Krieg ohne Aussicht auf Erfolg — das ist für ihn zu viel geworden. Vielleicht, daß ihn auch etwas von jener Stimmung packte, die am Schluß von Hebbels „Nibelungen“ König Etzel ausspricht. Er will nicht „neue Bäche ins Blutmeer leiten. Es widert mich, ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —“. Für uns ist diese Resignation das offene Eingeständnis von Englands Niederlage.

Ist es auch der erste Vorbote der Morgendämmerung einer besseren Zeit? Dürfen wir hoffen, daß in England die Stimme der Vernunft wieder Gehör findet? Daß man die Unmöglichkeit eines Sieges einsieht? Daß man die Entschlußkraft aufbringt, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen?

Der Name des neuen Ministerpräsidenten Lloyd George scheint auch für eine Bejahung dieser Fragen zu sprechen. Daran kann gewiß kein Zweifel sein: er wird alles daran setzen, der Kriegsführung die denkbar höchste Energie einzustößen. Gewiß ist Lloyd George kein ungefährlicher oder unbedeutender Gegner; schon deshalb nicht, weil er sich — wie vordem im Frieden — jetzt im Kriege nicht scheut, von Deutschland zu lernen. Das zeigt bereits das angekündigte Programm seiner Reformen. Aber es ist ganz naturgemäß, daß dies scharfe, der englischen Staatsauffassung fröhen zuwiderlaufende Zugreifen den Widerstand gegen den Krieg stärken muß.

Noch wichtiger ist die Zurückhaltung des größten Teils der führenden liberalen Parlamentarier. Nicht einen Namen von Bedeutung aus diesen Kreisen weist die neue Kabinettsliste auf. Man kann hieraus vielleicht schließen, daß sich ein Gegensatz zwischen dem neuen Premierminister und der Partei, aus der er hervorgegangen ist, entwickeln wird. Jedenfalls trägt sie nun nicht mehr die Verantwortung für die weitere Kriegsführung. Sie wird deshalb mehr und mehr zu einer kritischen Stimmung neigen. Die Erfolge des deutschen Heeres werden das ihrige dazu tun, diese Entwicklung zu beschleunigen.

Agel Schmidt / Wie sich die Russen den Frieden denken

Die Rede des neuen Ministerpräsidenten in Rußland mit ihrer Aufrollung wildwachsender Kriegsziele dürfte endlich das Gerede vom Sonderfrieden mit Rußland verstummen machen. Trotz aller bisherigen Niederlagen entrollt sie wieder einmal Rußlands brutalen Ausdehnungsdrang, der nur Ruhe geben wird, wenn Rußland einmal völlig geschlagen ist. Wie fest dieser Eroberungstrieb im Russen steckt, zeigt auch der Erfolg der neugegründeten Zeitschrift „Die Probleme des großen Rußlands“, die den russischen Imperialismus in Reinkultur enthält. Sie sind eine Gründung der Professoren Goldstein und Baikow, Moskau. Goldstein mühte sich schon in den Jahren 1912 bis 1914 in zahllosen Reden und Artikeln nachzuweisen, daß das „deutsche wirtschaftliche Joch“ für Rußland unerträglich sei. Von ihm stammt auch das geflügelte Wort: „Rußland — eine Kolonie Deutschlands.“ Baikow entwickelt sich immer mehr zum Vertreter des liberalen Imperialismus. In einem von ihm verfaßten Artikel werden mit großer Schärfe Rußlands Ziele im Kriege und Aufgaben nach dem Kriege herausgearbeitet. Nach Professor Baikow stehen Rußland folgende drei Aufgaben bevor:

„Als Resultat dieses Krieges muß Rußland geben, nehmen und behalten. Rußland muß den Polen Polen zurückgeben, aber nicht den Deutschen, sondern den Polen. Ein polnischer Staat, mit Rußland verbunden, muß seine Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche bewahren.“

Die zweite nicht weniger wichtige Aufgabe betrifft die Meerengen. In den Grenzen der Möglichkeit, die dem Gang der Kriegereignisse unterworfen ist, muß Rußland danach streben, Konstantinopel, die Meerengen und den territorialen Streifen am Südufer des Schwarzen Meeres, der unmittelbar mit dem Kaukasus verbunden ist, zu erobern. Die Gründe hierfür sind genügend bekannt: Konstantinopel ist uns nicht für die Beherrschung des Balkans, sondern für den wirklichen Besitz des Schlüssels vom Schwarzen Meere, der uns die freie Durchfahrt ins Mittelmeer verbürgt, notwendig.

Schließlich muß Rußland alle seine Gebiete, die historisch mit dem Reiche verknüpft sind, in ihrer Unantastbarkeit erhalten. Eine Ausnahme könnten nur unbedeutende „Grenzberichtigungen“ bilden, deren Zweckmäßigkeit in gewissen Fällen seinem ersten Einwand unterliegt. Indem wir den polnischen Staat festlegen und uns dadurch von der schweren Last der polnischen Frage befreien, täten wir gut, wenn wir uns nach Beendigung des Krieges einer allzu aktiven Balkanpolitik enthalten. Die Idee des Balkanbundes im Geiste des Bundes von 1912 unter der Hegemonie Rußlands entbehrt nicht der Größe, aber der Weg zu ihr ist durch Kriegsschwierigkeiten, die für den Erfolg unserer inneren kulturellen Entwicklung zu gefährlich sind, unterbunden.“

Nach diesen Ausführungen soll also Polen nach wie vor das Ausfallstor für Rußland bilden, weil der polnische Staat mit Rußland verbunden bleiben soll. Da zudem das autonome Polen, wie nachdrücklich hervorgehoben wird, „nicht den Deutschen, sondern den Polen“ gegeben werden soll, ist eine derartige Regelung der polnischen Frage natürlich nicht als Konzession an Deutschland anzusehen.

Viel bedeutsamer ist der zweite Punkt. Professor Baikow verlangt nicht nur den Besitz Konstantinopels und der Meerengen, sondern auch das Südufer des Schwarzen Meeres. Das bedeutet doch nichts anderes als Aufteilung des türkischen Reiches. Hiermit wird uns nicht nur ein Verrat an unserem türkischen Bundes-

genossen zugemutet, sondern es soll uns auch die absolut notwendige Verbindung mit dem Orient endgültig verrammelt werden.

Der dritte Punkt erklärt einesteils alle russischen Gebiete für unantastbar. Denn weder Litauen noch Kurland können unter den Begriff Grenzberichtigungen fallen. Andererseits aber wird zum mindesten Galizien von Professor Baikow beansprucht, wie ja auch Ministerpräsident Goremykin in öffentlicher Dumarede die feierliche Einverleibung dieses Gebiets in den russischen Staat verkündet hat, indem er es als Juwel in der russischen Krone bezeichnete.

Gegenüber diesen maßlosen Ansprüchen sind die Zugeständnisse geradezu mikroskopisch gering: die schon erwähnten Grenzberichtigungen und die unsichere Aussicht auf eine weniger aktive Balkanpolitik nach dem Kriege. Noch eine „große Konzession“ hat jedoch Professor Baikow für Deutschland in Bereitschaft, die das Herz unserer „Neorussophilen“ höher schlagen lassen wird:

„Neuerst schwer“, so heißt es zum Schluß des Aufsatze, „ist die Aufgabe, einen vernünftigen „modus vivendi“ mit Deutschland zu finden. In dieser Frage müssen wir von der klaren Erkenntnis ausgehen, daß eine Absperrung dieses Nachbarlandes, wohin wir unser Getreide ausführen — die Grundlage unseres wirtschaftlichen Wohlstandes —, durch eine chinesische Mauer weder möglich noch zweckmäßig wäre. Wir müssen mit der Tatsache rechnen, daß Deutschland unser nächster und größter Markt ist, den zu ignorieren nicht in unserem Interesse liegt. Dasselbe müssen wir auch hinsichtlich der deutschen Wareneinfuhr nach Rußland behaupten. Weit davon entfernt, die bisherige Ueberschwemmung des russischen Marktes durch deutsche Fabrikate zu befürworten, müssen wir doch bekennen, daß wir vieles nicht werden entbehren können, und daß das Vorhandensein gewisser wirtschaftlicher Gegenwichte für die Beseitigung unerwünschter Erscheinungen einer Monopolisation unseres Marktes durch irgendeinen Staat notwendig ist. Die Richtigkeit dieser Erwägung wird durch die negativen Resultate unserer bisherigen wirtschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland genügend bestätigt.“

Mit der größten Vorsicht sollten wir uns zu den Arbeiten der Pariser Wirtschaftskonferenz verhalten, ohne ihren ungewissen Wert zu verkennen. Die gegen die deutschen Uebergriffe geplante Zusammenschließung aller wirtschaftlichen Kräfte darf nicht auf dauernde Zeit feindliche Uebergriffe gegen Deutschland festlegen. Deutschland während des Krieges einem systematischen Boykott zu unterwerfen, ist durchaus notwendig. Diese Maßnahmen aber auch über den Krieg hinaus für den folgenden Frieden auszudehnen, wäre wohl kaum wünschenswert. Dies hieße für ein neues Weltfeuer, noch fürchtbarer als das gegenwärtige, Südstoff sammeln.“

Wie man sieht, haben in diesem Teil der Ausführungen ruhige volkswirtschaftliche Erwägungen das Wort, und sie berühren sich damit nicht nur mit den Ansichten des „Außenleiters“ Eschukow, sondern auch mit Gedankengängen russischer Volkswirte, wie Prof. Tugan-Baranowski, der immer wieder darauf hingewiesen hat, daß das russische Getreide nur in Deutschland seinen Käufer findet. Unter solchen Umständen bildet freilich der von Prof. Baikow ausgesprochene Verzicht auf den Boykott deutscher Waren keine russische Konzession, sondern er stellt nur eine bittere russische Notwendigkeit dar, nach dem Kriege der schwerranken russischen Wäute durch erhöhten Warenexport wieder auf die Beine zu helfen, um nicht alles russische Gold aus dem Lande fließen zu lassen. Zum Ueberfluß unterstreicht Prof. Baikow selbst diese unsere Ansicht, indem er ausführt:

„Indem Rußland die Technik Frankreichs, Englands und Japans benutzt, opfert es seine Menschen. Ihr Leben und ihr Blut ist nicht weniger kostbar als die Kanonen und Munition, die wir aus dem Westen und Osten erhalten. Wenn Amerika sich auf Kosten Rußlands bereichert, so ist dies verständlich und zulässig. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind ein neutrales Land, abseits vom Kampfe. Sie sind im Rechte, alle die Vorteile, die mit der Neutralität verknüpft sind, auszunutzen.“

Die russischen Kriegausgaben dürfen nicht unter den gegebenen Bedingungen für unsere Verbündeten eine Quelle der Bereicherung werden. Dies ist keine kommerzielle Operation, sondern eine zielbewusste Vereinigung und Teilung der Arbeit unter Mitarbeitern, die sich brüderlich zur gegenseitigen Hilfe die Hände reichen. Daraus folgt, daß alle Ausgaben, die während des Krieges und für die Bedürfnisse des Krieges gemacht wurden, unter allen Verbündeten verteilt werden müssen, unter Berücksichtigung der entsprechenden örtlichen Bedingungen an den verschiedenen Kriegsschauplätzen.

Die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands erfordert vor allen Dingen Märkte für den Absatz der eigenen Produkte zur Befundung der russischen Valuta, die Sicherstellung des Zustroms ausländischer Kapitalien für den energischen Aufschwung unserer Produktionskräfte und schließlich eine richtige Regelung der Einfuhr ausländischer Waren, entsprechend den Bedürfnissen des russischen Marktes und den Forderungen der einheimischen Produktion. Diese drei Grundforderungen müssen von unseren Verbündeten durchaus anerkannt werden. Wir haben nicht deshalb gekämpft, um von einer wirtschaftlichen Abhängigkeit in die andere zu gelangen. Selbstverständlich können und werden England und Frankreich in ihren Beziehungen zu Rußland materielle Vorteile vorsehen, aber diese Vorteile dürfen nicht den Charakter einer einseitigen Exploitation haben.

Was die russisch-japanischen Beziehungen betrifft, so ist die Einräumung von Privilegien, die Rußland in eine untergeordnete Lage bringen, äußerst gefährlich. Ganz besonders unzulässig ist aber die Beschränkung Rußlands bei der strategischen Sicherstellung der östlichen Grenzen. Wie auch unsere Beziehungen zu Japan sein mögen, wir können nicht den Rechten entsagen, die jedem Souveränstaate zustehen."

Dieser Teil des Aufsatzes ist ohne Zweifel geschrieben worden, um von den Bundesgenossen bessere finanzielle Bedingungen herauszulocken, da man sich sonst schließlich auch mit dem deutschen Gegner wirtschaftlich verständigen könnte. Höchst charakteristisch sind dabei die Worte über Japan, aus denen die unzweideutige Angst spricht, daß Rußland den Krieg wirtschaftlich nur nach Hergabe von Privilegien, die Rußlands machtpolitische Stellung im fernen Osten untergraben, weiter durchhalten kann. Wurde doch schon bei Abschluß des russisch-japanischen Abkommens von einem Versprechen Rußlands gemunkelt, Wladiwostok als Kriegshafen aufzulassen. Uberschaute man nochmals den ganzen Gedankengang, so würden sich Konzessionen und Ansprüche folgendermaßen zueinander verhalten.

Angeboten wird:

1. Eine Autonomie für Polen, wobei es nach wie vor russisches Ausfallstor gegen Deutschland bleiben soll.
2. Die Aufgabe des Boykottes deutscher Waren, der zum mindesten nicht weniger im russischen als im deutschen Interesse liegt.

Mit anderen Worten: Deutschland wird nichts gewährt. Dagegen wird gefordert:

1. Konstantinopel, Meerengen und Teile von Kleinasien (es wird sich vor allem um Armenien handeln).

2. Galizien ist ja bereits „als altrussisches Land“ einverleibt worden.

Offen bleibt nur die Frage der Grenzregulierungen, bei denen es nicht ausgeschlossen ist, daß Prof. Baikow mehr die Bukowina und das „ugorische Rußland“ (die von Ruthenen bewohnten Teile Ungarns) im Auge hat, als irgendwelche Grenzstreifen bei Memel oder auf Polens Kosten für Deutschland.

Für unsere Neorussophilen dürfte dieser Artikel Prof. Baikows sehr lehrreich sein, denn er erbringt den Nachweis, daß im altslawischen Wörterbuch „geben“ und

„nehmen“ dasselbe bedeutet — nämlich behalten, was man hat, und nehmen, was man kriegen kann.

Arno Joh. Hammer-Altona / Teuerungszulagen der Beamten

Erfreulicherweise werden jetzt allenthalben Anstalten getroffen, die unter der Teuerung leidenden Beamtenkreise durch Zulagen vor wirtschaftlichem Zusammenbruch zu bewahren. Die Verschiedenartigkeit der Maßnahmen zeigt jedoch deutlich, daß sich einer gerechten Verteilung Schwierigkeiten in den Weg stellen. Es sei versucht, auf Grund einer Vergleichung, also auf rein mathematischem Wege die Lebenshaltungsmöglichkeiten an Einkommen gleicher, aber an Kopfszahl verschiedener Familien nachzuweisen.

Wirkliche, nicht zu leugnende Not trifft viele Familien aus dem unteren und mittleren Beamtenstand. Zur Beweisführung mag es genügen, daraus zwei bestimmte Gehaltsstufen herauszugreifen: 2400 M. für einen Unterbeamten, als ein im Durchschnitt hohes Gehalt, und 4000 M. als Gehalt eines mittleren Beamten, der damit die Grenze erreicht hat, über die hinaus ohne Rücksicht auf den Familienstand im allgemeinen keine Teuerungszulagen mehr gewährt werden. (Die soeben im Landtag angenommene preußische Teuerungszulage geht allerdings über dies Gehalt hinaus. Die Red.)

Mittlere Beamte.

I	2	3	4	5	a	b	c	7	8	9
		M.	M.	M.	M.	M.	M.	%	M.	M.
I	8	4000	—	1200	2800	1,26	0,85	57	—	3744,90
II	7	4000	—	1200	2800	1,44	0,96	52	321,20	3007,60
III	6	4000	—	1100	2900	1,70	1,13	43	715,40	2197,30
IV	5	4000	—	1100	2900	1,98	1,32	34	1029,30	1467,30
V	4	4000	—	1100	2900	2,38	1,59	20	1350,50	730,00
VI	3	4000	—	1100	2900	2,98	1,99	—	1664,40	—
VII	2	4000	—	1000	3000	4,11	—	—	2069,55	—

Unterbeamte.

VIII	8	2592	192	600	1992	0,92	0,61	52	—	2168,10
IX	7	2544	144	600	1944	1,00	0,67	47	175,20	1752,00
X	6	2496	96	600	1896	1,11	0,74	42	332,15	1354,15
XI	5	2448	48	600	1848	1,26	0,84	34	503,70	941,70
XII	4	2400	—	600	1800	1,49	0,99	22	693,50	511,00
XIII	3	2400	—	550	1850	1,91	1,27	—	963,60	—
XIV	2	2400	—	500	1900	2,60	—	—	1226,40	—

Erklärung der Tabelle.

Spalte 1: Laufende Nummern der Familien.

2: Personenzahl.

3: Jährliches Gesamteinkommen.

4: Zurzeit gezahlte Teuerungszulagen.

5: Allgemeine Unterhaltungskosten (Wohnung, Heizung, Licht, Steuern, Schulgeld).

6: Das übrige zur Verfügung stehende Geld:

a) für die ganze Familie jährlich,

b) für einen Erwachsenen täglich,

c) für ein Kind täglich.

7: Schlechterstellung in Prozenten, verglichen mit einer dreiköpfigen Familie.

8: Ersparnisse im Vergleich mit einer achtköpfigen Familie bei gleicher Lebensführung.

9: Der zum Gehalt nötige Zuschuß, wenn die Lebenshaltung der einer dreiköpfigen Familie gleich sein würde.

Zum Verständnis der Tabelle sei noch angegeben, wie man eine Reihe etwa zu lesen hat: Familie V mit 4 Personen (also 2 Kindern) bezieht ein Einkommen von 4000 M., aber keine Teuerungszulagen, verwendet auf Wohnung, Heizung, Licht, Steuern und Schulgeld 1100 M. und kann deshalb 2900 M. auf die übrigen

Bedürfnisse verteilen. Dabei entfallen, die Bedürfnisse eines Erwachsenen 50 v. H. höher angeschlagen als die eines Kindes, auf jeden Erwachsenen täglich 2,38 M., auf jedes Kind 1,59 M. (Das wären auch jetzt noch erträgliche Verhältnisse.) Die Familie steht sich aber bereits um 20 v. H. schlechter als Familie VI mit einem Kind. Würde sich nun Familie V genau soweit einschränken, wie sich Familie I (mit 6 Kindern) einschränken muß, also nur täglich 1,26 M. bzw. 0,85 M. verbrauchen für Nahrung, Kleidung, Lehrmittel, Arzt, Apotheke usw., so würde sie im Jahre 1350,50 M. ersparen. Wollte sie aber auf demselben Fuße leben, wie es sich Familie VI leisten kann, so wäre ein Zuschuß von 730 M. zum Gehalte nötig.

Vergleicht man Familie I mit Familie VI, so wird man mit Staunen finden, daß nicht weniger als 3744,90 M. Zulage nötig wäre, also beinahe Verdoppelung des Gehaltes, wenn der Familienvater mit 6 Kindern genau so viel für das einzelne Familienglied aufwenden wollte, wie der dem Einkindersystem Huldigende aufzuwenden vermag, und dabei sind die relativ besseren Wohnungsverhältnisse der Familie VI noch nicht einmal berücksichtigt. Ein Vergleich der Prozentzahlen für mittlere und untere Beamte in Spalte 7 ergibt die verschwindend geringe Wirkung der Teuerungszulagen für Kinder; die Spannung zwischen den Extremen I—VI, VIII—XIII hat sich bei den Unterbeamten um 5 v. H. verringert.

Eine auch nur flüchtige Betrachtung unserer Tabelle muß zu Schlüssen führen, die für die Bemessung der Teuerungszulagen von grundlegender Bedeutung sind.

Die Kinderzahl beeinflusst die Lebenshaltung in außerordentlich hohem Maße. Eine gleichmäßige Zuwendung an alle Beamten ohne Berücksichtigung des Familienstandes ist einerseits Verschwendung, andererseits Ungerechtigkeit. Das Reich plant, allen Beamten bis 4300 M. als einmalige Zuwendung ein Monatsgehalt zu zahlen. Das hieße doch bloß, Junggesellen und kinderlosen Ehepaaren dazu verhelfen, ihr behagliches Friedensleben jetzt möglichst weiterleben zu können; den kinderreichen Beamten aber würden nur Brosamen hingeworfen, unter heutigen Verhältnissen zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Mit anderen Worten, man würde nicht die Stellen treffen, die getroffen werden sollten. (Die ausgiebigsten Zulagen hat m. W. die Stadt Hannover aufzuweisen, die allen Beamten bis 5700 M. Einkommen monatlich 25 M. und jedem Kind 5 M. monatlich gibt.)

Die Grenzlinien für den Eintritt von Zulagen werden bedingt durch das Existenzminimum, etwa für eine dreiköpfige Familie, und durch die Kinderzahl. Zunächst also müßte das — nach dem Stand des Beamten verschiedene — der Teuerung entsprechende Existenzminimum von jedem Beamten erreicht werden, und, falls mehrere unterhaltsbedürftige Kinder vorhanden sind, müßten besondere Zulagen eintreten. Nach unserer Tabelle würde das nach dem ersten Kinde des Unterbeamten und nach dem zweiten des mittleren Beamten geschehen müssen.

Die Höhe der Zulagen wird berechnet mittels zweier Faktoren, deren Nichteinstellung in die Rechnung jedes Schema von vornherein unzureichend machen muß: die bisherige Lebensführung und das Alter der Kinder müssen maßgebend sein.

Der einfachste und annähernd genaue Gradmesser der bisherigen Lebensstellung und zugleich der für die verschiedenartigen Kinder nötigen Zuschüsse ist die jetzt übliche Gehaltskala. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung kann kurz geführt werden. Das Gehalt in seiner jetzigen Form entspricht nicht nur der Rangstellung, also der Lebensführung des Beamten, sondern auch dessen Alter, dem wieder das Alter der Kinder gewissermaßen parallel läuft: so kann bei normalem Dienstantritt ein Beamter mit wenigen Alterszulagen keine älteren Kinder haben.

Demnach wird der gerechteste Ausgleich gefunden werden durch eine prozentuale Berechnung der Kinderzulagen unter Zugrundelegung der derzeitigen Gehälter auch für die auf höheren Gehaltsstufen oder in

höheren Gehaltsklassen stehenden Beamten. Würde man für jedes Kind des Unterbeamten vom zweiten ab mindestens 10 v. H. fordern müssen, so wären wohl 5 v. H. bei den mittleren Beamten nach dem zweiten ausreichend.

Und die Kosten? — Derselbe Staat, der nicht imstande war, die Preise für „alles, was zur Lebensnahrung und -notdurft gehört“, in gebührende Grenzen zu bannen, derselbe Staat, der ruhig zusehen muß, wie jetzt gewisse weite Kreise sich zu mästen verstehen, der kann nicht zugeben, daß in dieser Zeit gemeinsamer Not der Kinderreichtum sich an den Beamten bitter rächt, die der traurigen Furcht vor Kinderlegen nicht erliegen sind, jener Massensuggestion, deren Einfluß das Mark unseres Volkes zu zerstören droht.

Der Weltkrieg, nach Herrn Ballin der größte Wahnsinn der Weltgeschichte, ist, objektiv betrachtet, die ungeheuerlichste Verschwendung, die jemals mit Gut und Blut getrieben wurde. Die Maßstäbe für Summen und Massen steigen ins Unermessliche. Und wenn man nun zurückschrecken wollte vor einer unumgänglich notwendigen Ausgabe, die mit zwei Tageskosten eines vielleicht tausend Tage währenden Krieges gedeckt werden könnte, so wäre es wohlberechtigt, das Schopenhauersche Wort vom „Gewissen des Verschwenders“ — cum grano salis — anzuwenden. Es ist z. B. eine betäubende und erbitternde Verständnislosigkeit, dem verheirateten Unteroffizier hinter der Front 1 M., seinem ersten Kinde 0,20 M. und jedem weiteren nur 0,10 M. täglich als Teuerungszulage zu bewilligen. Muß das nicht den Eindruck erwecken, als ob die vielen Kinder eine Last für den Staat bedeuteten? Wird man nicht unwillkürlich an die Geste erinnert, womit dem aufdringlichen Armen seines Geistes willen ein Almosen zugeworfen wird, nur um ihn los zu werden?

Die strebsamen Egoisten, die ihr Lebensschifflein nicht unnütz durch Kinderballast beschweren wollten, haben, von ihrem Standpunkt aus betrachtet, recht klug gehandelt, klug wie die Schlangen. Und nun? Sie werden händereibend feststellen können, daß sie bei allgemeinen Teuerungszulagen wiederum verhältnismäßig besser abschneiden als die von jeher auf die Schattenseite verwiesenen Väter vieler Kinder. Käme es anders, das wäre doch gegen alle Abmachung!

Wie oft klagt man nicht über den gerade bei Beamten am erschreckendsten in die Erscheinung tretenden Geburtenrückgang, wobei die höheren Beamten die Rück-Schrittmacher waren und noch sind; da möge doch Vater Staat mit seinem veralteten Lohnzahlungsprinzip an die eigene Brust schlagen: Mea culpa! Und wenn jetzt — nicht zu seinem Wohle! — aus den Reihen wirtschaftlich vernichteter Beamtenfamilien noch mehr erbitterte Anhänger und eifrige Apostel des Nationalismus erstehen müssen, so rufe er abermals aus: Mea maxima culpa!

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Theodor Henß / Goest

In Dortmund ist der „Hellweg“ von neuen Kaufhäusern umstellt; uralte Geschichte läuft durch die Unruhe der stark atmenden Stadt, ohne daß man ihrer recht bewußt wird, kaum beim Rathaus, am stärksten noch vor St. Reinoldis etwas ungeschlachter schmuckloser Wucht. Die Straße, die von den Sagen des großen Karl und Wittutinds begleitet wird, geht nach Osten, die Essen, Hochöfen, Schlackenberge, dunklen Häuser bleiben zurück, ein breites, weitgewelltes Land dehnt sich, fruchtbarer Ackerboden, es ist die Börde, der Streifen zwischen Lippe und Ruhr-Röhne, Westfalens Kornkammer. Wie unberührt liegt sie neben der lauten Industrie, in einem weiten Frieden der Geschichte; aber ihre Vergangenheit war wohl auch voll Kampf und Unruhe. Dies ist die Heimat der

alten Legende von der letzten großen Schlacht am Birkenbaum, halbwegs zwischen Dortmund und Soest, die nach dreitägigem, blutigem Ringen den ewigen Frieden bringt, aus dumpfer Angst, Erinnerung und Sehnsucht eine grandiose Vision dieses schwerblütigen, sachlichen Volkes, in dem die Geschichte ein paarmal gewaltige Ekstasen aufgerührt hat.

Hier wuchs das Stadtgebilde Soest, aus sieben Bauernhöfen zusammengefaßt, durch Bauernkraft stark und trotzig. Wer heute durch die vielwinkligen Straßen und Gäßchen wandert, fühlt sich in einer Aderbürgerwelt, die Wiesen und Obstgarten in den Schuß des Walls gezogen hat, aber die großen Zeugen der Baukunst, auf die er dann stößt, erzählen deutlich genug, daß dieser Boden einmal eine städtische Kultur stärkster Spannung getragen hat. Und dies ist das Merkwürdige: es fehlt der Fluß, fehlt das verkehrsmäßig belebte Umland, das die „natürlichen Bedingungen“ zu solcher Entwicklung aufzeigen. Daß sie kam, ist eine wunderbare Leistung dieser häuerlichen Städtegründer, die zuerst unter dem Schuß des Bischofstabes von Köln, dann in blutigem Kampf gegen den kirchlichen und politischen Oberherrn hier ein Gemeinwesen zur Höhe brachten, das durch Reichtum, Handels- und Gewerbegeist, politischen Einfluß und Pflege des geistigen Lebens lange Zeit eine niederdeutsche Macht darstellte. Das Soester Recht erzwang sich in weitem Bezirk unbedingte Achtung, die Feme zog von dem Troß dieses Bürgertums ein gut Teil ihrer geheimnisvollen Kraft, Soester Geld galt in London, und die Webereien der Stadt sandten ihre Waren durch ganz Niedersachsen. Aber im harten Kampf gegen Köln hatte sie sich zu eng an die Klevischen Herzöge angelehnt und ein Teil ihres politischen Selbstbewußtseins weggegeben — Reformation und Humanismus bringen noch mit blutigen Wirren eine kulturelle Blüte, Aldegrevier, der geistreiche Stecher, repräsentiert für diese Zeit auch den inneren Geist der Stadt —, dann ist es vorbei. Die Stadt schläft. Kaum ein Bau von Wichtigkeit zeugt mehr für neu schaffendes Leben — das Rathaus steht neben dem Ungewöhnlichen der Vergangenheit in seinem nüchternen Maß etwas verlegen da, und nur ein paar schlichte Herrenhöfe, in Gärten versteckt, reden von geruhig genießen dem, sauber gepflegtem Wohlergehen einzelner Familien.

Man kann in den Straßen und Gäßchen der Stadt zwei Tage lang gemächlich durch die Vergangenheit herumirren, wenn man sich dem Zufall läßt und nach keinem System der Stadtanlage lauert. Das Irrrationelle der Geschichte wird selten so fühlbar wie hier, wo man sich in Gassen und Höfe verliert, die im munteren Wechsel der Einzel Dinge doch immer dasselbe sind: ein Holzgiebel, eine graue lange Mauer, die eine Wiese umschließt, ein schmales Treppgäßchen, das den Hügel hinauslockt, Kreuzweg und Winkel; man umwandert die Stadt, aus der Türme emporstarren, und bringt alle Himmelsrichtungen durcheinander; dann stößt man wohl wieder auf den glatten, großen See, inmitten der Stadt, an den sich ein einfach schönes Landhaus lehnt, tritt „zur Wiese“ hinaus, aus der die blühende Gotik Sanct Mariens emporkwächst, läßt sich einem schmalen Pfädchen, das zur seltsam gedrängten, durch Alter fast plump gewordenen Hohnkirche führt, und gewinnt dann den Lindengang des Walls. Von dem aus grüßt immerdar in wechselvollem Bild der perspektivischen Einlässe die gewaltige kubische Gleichform des Patrokliturses.

Der Wall zieht sich fast unverfehrt um die ganze Stadt, mit einer schönen Allee bestanden; er stammt noch aus dem zwölften Jahrhundert. Die Türme sind gefallen, bis auf einen rundigen, trostigen Klog; das Ostthor, das der

Meister Porphyrus nach 1520 gebaut hat, wuchtig, breitstetzig in der Anlage, mit gotisierendem Erker- und Maßwerkschmuck ist das einzige Bauzeugnis der Reformationszeit. Der Abendgang um die Runde weckt eine merkwürdige, fremde und in manchem doch nahe Erinnerung: Lucca. Um den heute traurig verspielten und ärmlichen Kleinstadtkärm dieses italienischen Winkels streckt sich auch die gehaltene Würde solchen Geschichtsdenkmals aus Mauer, Baum und Rasen. Und ähnlich, wie man hier in den Kirchen die ältesten bedeutenden Befundungen eines selbständigen Kunstwillens findet, die in ihrer provinziellen Geschlossenheit sich neben Köln und Münster behaupten, so dort der Eindruck der frühen byzantinisierenden Mosaiken und Marmorarbeiten, den auch Pisas gewaltige Wirkung nicht auslöscht.

Sucht man hier in den Kirchen die Werke der frühen Kunst auf, so spürt man: Mittelmeergedanken sind ins Westfälische überfekt. Die Kreuzzüge und die erste Epoche der wandernden Mönchsorden hatten ja die geistigen Grenzen zusammengezogen. Die großen Malereien in der Patrocli-Apsis, die um 1200 entstanden sind, haben südliches Maß, statuarische Würde; voll innerem Leben aber, mit durchbrechender Freude am bewegten, oft zerissenen Ornament sind jene etwas späteren Bilder in Maria zur Höhe, in der „Hohnkirche“ — ein Raum mit einer fast kuriosen Unsystematik der Architektur, einer ledigen Unbekümmtheit der Orientierung, aber voll Entzückungen für das Auge. In allem: In dem runenhaft alten Tympanon, in der fabelhaften Anekdote des schweren, holzgeschnitzten Vortragkreuzes, in dem ganz munteren, farbig übermühten Dekor und in der bewegten Lebendigkeit der Apsidenmalerei, die heute, nach siebenhundert Jahren, durch ihre farbige „Stimmung“ so sehr fesselt als durch die unmittelbare Schlagkraft ihres linearen, ihres seelischen Ausdrucks.

Als das gotische Tafelbild die romanische Wandmalerei des Nordens ablöste, sieht Soest, um die Wende des 15. Jahrhunderts eine neue Blüte. Die Kunstforschung hat sich ihrer noch nicht allzulange angenommen; sie sucht noch nach den orts- und zeitgeschichtlichen Zusammenhängen, die über Köln hinausdeuten, vielleicht zur selben, südlichen Quelle. In dem schönen Landesmuseum zu Münster sind die meisten dieser gotischen Gemälde Westfalens gesammelt (einiges findet sich auch in Berlin); man bewegt sich zwischen ihnen mit einer ähnlichen Empfindung zurückhaltender Scheu wie durch die schmalen Säle der Accademia von Siena: Persönlichkeiten mit eigener Art und Seele, mit dem Bedürfnis der unmittelbaren Aussprache lösen sich aus der Gebundenheit der Tradition. Das ist das „Seelenhafte“ dieser frühen Kunst. Freilich, die Sprache des Nordens ist herber; vor allem, und das scheidet auch gegen Köln, der erzählende Charakter ist stärker als die nur fromme und feierliche Repräsentation. Vielleicht ist der novellistische Zug eine gemeinsame Prägung provinzieller Schöpfungen. In Soest selber wird diese Malerei besonders durch einen herrlichen Altar der Wiesenkirche vertreten, der aus dem Kreis des Meisters Conrad stammt: eine allgemein frische, rote, braune, goldene Farbengebung, eine straffe, edig geschlossene und in den inneren Bewegungen reiche Komposition — das „Primitive“ voll des höchsten Kunstverständes, und wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß vor diesem Bild ein Gespräch über Adolf Hölzel entstehen konnte.

Die Wiesenkirche selber ist übrigens eine gotische Hallenkirche von überwältigender innerer Logik der Maße; weit

und hell und klar, die Dienste steigen an den schlanken Säulen ohne Kapitell zu den Rippen, alte und gute Glas-
makerei gibt die farbige Tönung zu dem weichen Grün des Steins. Dieser Bau ist völlig problemlos in seiner Schönheit, und man möchte ihn akademisch nennen, so „rein“ ist er (die späteren Türme verführen vielleicht dazu), aber es ist doch noch ein anderes Element drin als korrektes Können. Eine heitere menschliche Anmut, welche den Drang des Formwillens zart macht — ist es nur die Verführung des schönen Namens „Maria zur Biese“, der wir unterliegen, ist es die unbefangene, ein wenig herbe Grazie der Skulpturen, die hier seltener und erlebener Schmuck sind?

Aber unsere Empfindung täuscht uns nicht, die in alle immer neue Freude das Gefühl mischt, daß diese gotische Maria hier ein Mädchen aus der Fremde. Die schöpferische Urkraft des Landes hat sich in den anderen, früheren, romanischen Bauten ausgegeben, die Thomas, Petrus, Patroclus gewidmet sind.

Das klingt zunächst wie barocker Humanismus, dem Helldennamen aus der Ilias auf westfälischem Boden zu begegnen. Der aber hier Verehrung genoß und die Waffen der Stadt segnete, war nicht des Achilles Freund, sondern ein römischer Soldat aus Südfrankreich, ein Märtyrer, dessen Gebein durch Schenkung an Köln und durch die huldvolle Gnade des Erzbischofs nach Soest kam. Ein kriegerischer Heiliger, dessen Reliquien im harten Kampf gegen den Schenker zum blutigen Sieg vorangetragen wurden.

Seinem Namen gehört der Dom, eine romanische Basilika mit außerordentlichen Maßen und gewaltiger Schmucklosigkeit. Hier spricht nur Mauer, Wand, Fläche, in der schönen grünen Patina dieses hiesigen Sandsteins. Kein Zierrat, kein Ornament, keine Gefälligkeit — die Phantastik der romanischen Erfindung (die in der Hohenkirche so reizvoll) ist hier ganz aufgegangen in den schweren, herrlichen Rhythmus der Baugliederung. Das Langhaus gehört in der Hauptsache der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, es erhält zum Beginn des 13. jenen Westbau mit Turm vorgelagert, der als die größte, gesammelte Steigerung altwestfälischer Architektur gelten muß. In dieser großartigen Baugeschichte sitzt eine juristische Anekdote: Die Kirche gehört dem Stiftskapitel, Westhalle und Turm werden von der Stadt aufgeführt, dienen als Zeughaus und Rüstkammer und werden erst um 1797, in einer Zeit der vollkommenen Bedeutungslosigkeit, von dem des Stolzes auf seine herrische Freiheit sehr entwöhnten Räte an die geistliche Körperschaft verkauft. In der Tat, dieses Werk spricht mehr von Troß als von Andacht, mehr von Gewalt als von Frömmigkeit. Aus einer breit hingestellten, offenen Halle, deren Fassade durch einiges Fensterwerk geteilt ist, ragt der quadratische schwere Turm empor, ganz gehalten im Umriß, von einer glatten Spitze bedacht: nicht so riesig ins Unmaß steigend wie der Paderborner (dem er verwandt), aber doch gewaltig und beherrschend. In der geschlossenen Einheitlichkeit des Ausdrucks ein schlechtweg unvergleichlicher Bau, denn um die beherrschte Strenge seiner großen Form fließt die Melodie des edelsten Maßes, die ernste Wucht ist nicht Bedrückung, sondern hat einen freien Atem, der fast „klassisch“ ist — es gibt kein Werk des Südens, das ihm vergleichbar, und doch hat auch diesem, das Außerordentlichste aus seinem Volkswillen herauschaffenden westfälischen Meister irgendwie die Sonne Homers gelächelt, der Hauch einer fernen Welt die Empfindung der freien Schönheit zu dem mächtigen Temperament der Seele fügt.

Gottfried Traub / Sehnsucht

Die Nationen am Tische der Menschheit sitzen
verlegen flüsternd zusammen — es wird Plag,
und wir werden Plag nehmen. Raabe 1871.

Die Tage vor Weihnachten sind träumende Zeiten. Von altersher gehörten sie der Sehnsucht. Wer nichts mehr zu ersehnen hat, ist zu bedauern. Ein Volk gar, das in seinem brodelnden Schoß von Jugendkräften keine Hoffnungen und Ausblicke mehr bergen kann, stirbt ab. Die Träumer sehen oft weiter als die Rechner. Es fragt sich nur, wovon sie träumen. Wo einer nicht von sich, sondern von unseres lieben deutschen Volkes stolzer Zukunft träumt, da sind wir mit vollem Herzen dabei. Falsche Sehnsüchte sind verschwunden, irre Träume sind begraben. Warum aber war Deutschland groß? Weil es jahrhundertlang seinen Kaisertraum träumte, bis es ihn wieder in Wirklichkeit umsetzte. Gelacht haben sie über unseres Volkes Sehnen. Sie hielten es für kindisches Wähnen. Aber wie in unseres Meisters Dürer Bildern die knorrige verschlungene Wurzelart nach Ausdruck ringt, so schaffen wir mit unserer politischen Sehnsucht nachgerade die Macht, die wir für unserer Kinder Recht und Pflicht erträumen. Einem Dichter hören manche lieber zu, als einem Politiker. Der versonnene Raabe ist's, der schon 1871 das deutsche Volk „In die lichte Boge der Schönheit“ stürzen sieht, das ganze „große edle Volk, das sich heute auf das besinnt, was es ist“. Es schaut sich im Erdenaal um und nimmt seinen Platz ein. „Ich sage Ihnen, wir werden uns sehen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert.“ So hellseherisch begleitet der Dichter die Geschichte seines Volkes. Er wacht mit ihm und träumt mit ihm: darin besteht das Leben.

Troß Riesenschatten, die unsere Totenschar wirft, troß Tiefensorgen, die unsere Väter und Mütter und Jugend tragen, troß alledem und dennoch sind wir glückliche Menschen. Weihnachten fröstelt die Welt draußen. Wir besitzen wieder eine einigende gewaltige Sehnsucht, die Sehnsucht, daß der deutsche Tag anbricht, nicht als ein Tag unserer Alleinherrschaft, aber als der Tag der Rechtfertigung und Sicherung unserer Macht. Die Zeiten sind vorbei, da wir nur die Macht der anderen anstauten. Wir sind mächtig und wollen es sein. Dazu gehört mehr innere Zucht, als man denkt. Kein Sieg ist uns zu Kopf gestiegen, als hätte er uns berauscht und die klare Ueberlegung geraubt. Aber wir glauben an unsere Aufgabe in der Welt. Darum sehnen wir uns nach dem Einen und wissen, daß diese Sehnsucht in Erfüllung geht. Nicht schwach und willenlos macht uns solche Leidenschaft. Das könnte sie nur, wenn sie selbstisch uns ausbrennen würde. Sie soll uns aber groß machen, adelig-frei, von Selbstsucht und Niedrigkeit erlöst. Wir sehnen uns ja nach höheren Pflichten. Die Sehnsucht macht stark und ist eines Mannes ebenso würdig wie der Frau. Unser Volk rüstet sich mitten in Schwerterklingen auf Weihnacht. Es will den Frieden auf festeren Grund stützen, als auf Volksleidenschaft oder Vertrag: in der Macht des Schwertrechts sei es verankert. Dieses Schwert bleibe in der Scheide! Nur wo der Frevler es herausfordert, schlage es nieder! So war es bisher bei uns Sitte. Von dieses Schwertes Spitze holen wir, wie in Urzeiten, den Brautring unseres Volkes, das für den Weltfrieden mehr übrig hatte, als Worte und Verträge, sein kostbares Blut. Es gibt noch harte Wege und steile Straßen, bis wir fertig sind. Aber die Zukunft klärt sich, und nach blutigem Frühling steigt der erntende Sommer und Herbst in die Höhe. Deutschlands große Sehnsucht erfüllt sich.

Soziale Bewegung

Statistische Feststellung der Kriegslöhne bereitet in größerem Umfange der Verband Hirsch-Duncker Gewerkschaften vor. Nach Ansicht des Zentralrats dieser Vereine wird gegenwärtig allzu nachdrucksvoll auf die ungeheure Höhe der Kriegslöhne von allen Seiten hingewiesen. Dabei wird aber meist vergessen, daß nur die in der Munitionsindustrie beschäftigten Arbeiter jetzt ein höheres Einkommen haben, und daß dieses Einkommen auch nur dadurch erreicht werden kann, daß zahlreiche Überstunden gemacht und die Kräfte aufs äußerste angepannt werden müssen. Um nun den übertriebenen Gerüchten den Boden abzugraben, sollen die einzelnen Gewerkschaften für einen bestimmten Tag eine Erhebung vornehmen, um danach feststellen zu können, wieviel Arbeiter einen höheren Verdienst haben als vor dem Kriege, und auch die Gründe ausfindig zu machen, worauf diese höheren Verdienste zurückzuführen sind. Die Erhebung wird für die Übergangszeit und die ersten Friedensjahre noch größere Bedeutung als für die Gegenwart haben. Deshalb wäre zu wünschen, daß sich alle Gewerkschaftsverbände zu einer gleichartigen Feststellung vereinigen.

Nebst Erfahrungen. Große Schwierigkeiten haben einige Gewerkschaften, um die aus dem Kriege heimkehrenden Mitglieder wiederzugewinnen. So mußten auf der Konferenz des Beirates des Deutschen Bauarbeiterverbandes eine Anzahl Vertreter die bedauerliche Mitteilung machen, daß nur wenige der vom Militär entlassenen ehemaligen Verbandsmitglieder sich sofort wieder der Organisation angeschlossen hätten. Von etwa 3000 Beurlaubten und Entlassenen haben sich nur etwa 10 v. H. wieder angemeldet. Die dem Verband erhebliche Opfer verursachende Familienunterstützung an die Kriegsteilnehmer (1915: 2 123 118 M.) hat infolgedessen eine große Debatte veranlaßt. Der Vorsitzende Paepow war der Ansicht, daß die erwartete agitatorische Wirkung dieser Unterstützung, die im ganzen über 4 1/2 Mill. M. bisher erfordert hat, gänzlich ausgeblieben ist! „Der Grundstein“ schreibt dazu: In der Diskussion wurden die von Paepow angeführten Gründe gegen die Gewährung der Unterstützung noch wesentlich verstärkt. Viele Frauen nahmen die Unterstützung als etwas Selbstverständliches gleichgültig hin; andere nahmen sie auch und schimpften gleichzeitig, weil es zu wenig sei. Man hätte geglaubt, die Gewährung dieser Unterstützung würde die im Felde befindlichen Kollegen an die Organisation fesseln; aber davon sei leider bei vielen gar keine Rede. Selbst Leute, die zur Arbeit an Kriegsbauten rekrutiert worden seien, hätten sich nach ihrer Entlassung geweigert, sich wieder anzumelden und Beiträge zu zahlen. Ähnliche Erfahrungen würde man auch nach dem Kriege machen, wenn die Gesamtheit der Kollegen aus dem Felde zurückkehre. Es sei viel besser, wenn man dann den Mitgliedern bei Arbeitslosigkeit etwas bieten könnte. Das werde agitatorisch wirken und die Kollegen wieder an den Verband heranziehen. — So hat hier eine Organisation, bei der das Ideal der Kampfgewerkschaft werbende Wirkung haben soll, eine böse Erfahrung mehr gemacht, doch wird die Lehre heilsam sein. Es wurde beschlossen, die Kriegsunterstützung zu Weihnachten dieses Jahres das letzte Mal unter verschärften Kontrollmaßnahmen auszuzahlen.

Eintigungsbestrebungen in den Privatbeamtenverbänden. Der Verband Deutscher Rechtsanwalts- und Notariats-Bürobeamten in Wiesbaden, der Bund süddeutscher Rechtsanwaltsgehilfen-Verbände und der Verband Deutscher Bürobeamten in Leipzig haben sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden. In Aussicht genommen ist die Verschmelzung der Verbände, doch bedarf es dazu noch der Zustimmung der Mitgliedervertretungen. Ferner haben der Verband Deutscher Schiffingenieure, der Verband technischer Schiffsoffiziere und der Verein Deutscher Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine einen gemeinsamen Ausschuss nautischer und technischer Schiffsoffiziere gebildet. Die Aufgabe dieses Ausschusses soll es ebenfalls sein, eine geschlossene Vertretung der wirtschaftlichen Interessen zu erreichen. Da auch unter den übrigen technischen Angestelltenverbänden bereits eine Arbeitsgemeinschaft besteht und die größten Handlungsgehilfenverbände ihre im Frieden begründete soziale Arbeitsgemeinschaft noch weiter ausgebaut und durch Schiedsverträge mit verwandten Berufsverbänden in ein freundschaftliches Verhältnis getreten sind, so kann man sagen, daß auf dem bisher arg zerfallenen Organisationsboden der deutschen Privatangestelltenschaft der in der Arbeitergewerkschaftswelt schon lange beobachtete Konsolidierungsvorgang während der Kriegszeit nun auch seine Nachahmung findet.

Eine Wohnungsnot nach dem Kriege erscheint den meisten Sachverständigen sehr wahrscheinlich. Ihr vorzubeugen, ist Pflicht gegen unsere Krieger. Große wohnungsreformerische Maßnahmen erscheinen geboten, wie Erwerb eigenen Grund und Bodens durch die Gemeinden, Unterstützung von Baugenossenschaften, Hergabe billiger Tilgungshypotheken, Errichtung von Wohnungsämtern. Daneben aber gilt es, auch bescheidene Notstandsmaßnahmen nicht zu vergessen, den Ankauf und Umbau militärischer Baracken für Wohnzwecke und die geldliche Unterstützung bedürftiger Hausbesitzer, die große Wohnungen und Läden zu gesundheitlich einwandfreien Mittel- und Kleinwohnungen umzubauen bereit sind.

In diesem Sinne ist eine Eingabe der Gesellschaft für Soziale Reform, Ortsgruppe Berlin, bei den städtischen Körperschaften der größeren Gemeinden Groß-Berlins am 15. November vorstellig geworden.

Büchertisch

Zufälle wie Bedenktag, der Mechanismus der gelehrten Publikationen mögen mitsprechen, immerhin dürfen wir doch als Zeichen der Zeit deuten, welche Größen großer Vergangenheit es sind, deren Werte und geistige Hinterlassenschaft heute neu auf den deutschen Büchermarkt kommen in der Berechnung, daß sie Teilnahme finden. Bei der Masse der eingegangenen Literatur müssen wir uns auf ganz kurze kritische Notizen beschränken, indem wir uns für dies oder jenes Werk ausführlichere Besprechungen vorbehalten. War es bei Kriegsausbruch Fichte, dessen Namen in aller Munde war und um den sich viele Federn mühten, heute sind es Goethe, Humboldt, Hölderlin und — für viele eine Entdeckung und ganz großes neues Erlebnis — Leibniz. Fichtes Auffassung vom Deutschtum wurde vielfach mißverstanden; nicht nur das feindliche Ausland versündigte sich wider seinen Geist, auch die breite deutsche Öffentlichkeit schob ihm einen politischen Nationalismus unter, der seinem Begriff von der Kultur- und Menschheitsmission des Deutschtums himmelfern war. Von dieser Unfreiheit und Falschheit kann das gute, allgemein verständliche Buch von Bergmann heilen: „Fichte, der Erzieher zum Deutschtum“. (Leipzig, Felix Meiner, 1915. 5 M. 336 S.) Die nationale Bedeutung Fichtes für die Gegenwart liegt nicht in einer naiven Umdenkung des Inhaltlichen seiner Philosophie, sondern nur in einer Vertiefung unserer Begriffe durch die Ziele seines Idealismus, besonders aber in der sittlichen Energie seiner Persönlichkeit. Fichte gehört in den Zusammenhang des Lebens hinein, des in seinen sittlichen Zielen noch nicht vollendet uns hundert Jahre später geborenen und in der ganz realen Not des Weltkrieges Verstrickten, durch soziale Gewalten in unserer menschlichen Freiheit stark Bedrängten ein neues Problem der geistigen Kultur unserer Nation wird. Dies zu erörtern, ist hier nicht der Raum. Ganz offenbar aber kommt aus diesen Gründen die im Anfang des Krieges so nicht erwartete, neue und ganz innerliche Wendung gerade zu Goethe, Hölderlin und Wilhelm v. Humboldt. Am schönsten brüht dies neue Verhältnis aus eine Schrift Gustav Landauers: „Ein Weg deutschen Geistes“ (Forum Verlag, München, 1916. 34 S.) Er findet den Weg von Goethes Erlebnis des „abligen Menschen“ über Stifter — den beinahe und mit Unrecht vergessenen — bis hin zu Georg Kaiser. Die Beziehung zum Gegenständlichen unseres Lebens und den Formen des Seins, den menschlichen Leidenschaften, wird idealistisch in den Zusammenhang einer wie alles Große tragischen, dennoch behaftenden Welt- oder richtiger Naturanschauung, in das Erleben Gottes gerückt. Der Ausklang der Landauerischen Schrift in die Analyse von Georg Kaisers schönen Schauspiel „Die Bürger von Calais“ — wer denkt nicht an Robin und Rilke Verstehen seines der gleichen Vergangenheit gewidmeten plastischen Wertes — erscheint mir nur insofern problematisch, als Kaisers neue Werke — sehr interessant an sich — doch eine, wenn auch aus idealistischer Gut geborene, mehr skeptisch kritische Richtung gehen. („Die Bürger von Calais“, Bühnenpiel in drei Akten von morgens bis Mitternacht, Stück in zwei Teilen: „Der Zentaur“, Komödie in fünf Aufzügen — sämtlich bei S. Fischer, Berlin, 1915/16.) Landauer kommt von Hölderlin. Seinen Nachtgesängen hat er in den „Weißen Blättern“ eine bedeutende Studie geschrieben; ich übergehe aber diese und die ganze sehr wertvolle Zeitschriftenliteratur über Hölderlin und weile gleich bei diesem Größten unserer Dichter, wie ich ihn im besondern Verstande dieses Begriffes nennen will. Der Inselverlag gab endlich einen neuen Band der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Hölderlins sämtlichen Werken und Briefen heraus. Unendlich langsam fließt überall die mühselige Arbeit um die Publikation Hölderlins. So gut die einzige vollständige Ausgabe im Verlag Friedrichs gearbeitet sein mag, durch diese neue Fr. Zinternagels wird sie bedeutend überholt werden; das ist natürlich, sie arbeitet mit ganz anderem, viel größerem Apparat, sie wird schließlich unübertrefflich. Bd. 2 und 3 liegen vor; der letzte brachte die Empedokles-Bruchstücke und Überlegungen. Hierbei will ich an die recht gelungene Bühnenbearbeitung der Empedoklesstücke durch Wilhelm v. Scholz erinnern, die in diesen Tagen in Stuttgart eine Aufführung erlebte (ebenfalls im Inselverlag erschienen, geb. 3 M.). Die Ausgabe Zinternagels macht die allerdings nicht einwandfreie R. von Hellfingraths im Verlag Müller, München, nicht überflüssig. Die historische Anordnung, die Werte, Briefe, Tagebücher einer Zeitspanne in je einem Bande zusammenfaßt, erleichtert die Studien sehr. Diese beiden, je auf fünf Bände berechneten Ausgaben sind nun freilich nicht billig; in der Inselpublikation kostet

jeder Band in Halbleder 7 M., an sich, bei der Ausstattung, dem Umfang und der großen darauf verwandten wissenschaftlichen Arbeit, ein sehr bescheidener Preis, geringer auch als der der Müller'schen Bände. Immerhin ist es zu begrüßen, daß der Verlag Kiepenheuer in seine hübsche Sammlung mit dem Einheitspreis von 1,50 M. für den Band den *Hyperion* von Hölderlin aufgenommen hat.

Von Goethe erschien in der literarischen Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1916, anlässlich des hundertsten Todestages von Christiane, ihr gemeinsamer Briefwechsel (2 Bände, geb. 20 M.). Der bekannte Goetheforscher Hans Gerhard Gräff leitet ihn sehr sympathisch ein. Unendlich beglückend ist dieses Buch. Alle törichte Kritik an der Wahl der Lebensgefährtin Goethes wird hoffentlich für immer verstummen, wenn endlich eingesehen wird, was dieses irdische, sagt man nicht besser irdische Ausruhen in sinnlich geordneten, kräftigsten und natürlichsten Lebensbeziehungen an der Seite eines ganz ursprünglichen, ewig quellendbewegten Menschenlindes dem Dichter bedeutete. Die Ausgabe Gräffs gewinnt dadurch, daß der Briefwechsel mit dem Sohne eingeflochten ist. Genaue und reiche Anmerkungen, Bildertafeln vervollständigen das schöne Werk.

Durch zahlreiche unbekannte oder bisher nicht leicht zugängliche Originale zeichnet sich ein Unternehmen aus, das Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen seinem großen Ahnherrn und zunächst dessen Freundschaft mit Goethe gewidmet hat. Erich Wards gibt im Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, diese „Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarer Fürstenhauses und Landes“ heraus; er hat auch versprochen, die Biographie Karl Augusts zu schreiben. Hoffentlich, hoffentlich kommt er auch dazu; bei seinen anderen Verpflichtungen wird uns bange. Zunächst erschienen jedenfalls zwei reich und gut kommentierte Bände des Briefwechsels bis 1820, besorgt von Hans Bahl (1915/16, geb. je 12 M.).

Auf die reizende Publikation von Eugen Wolff Wilhelm Meisters Wanderjahre, ein Novellenkranz, nach dem ursprünglichen Plan herausgegeben (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., 1916, geb. 5,50 M.) weisen wir noch besonders hin.

Endlich bleibt uns von Humboldt und Leibniz ein Wort zu fagen. Die Humboldtforchung ist in den letzten Jahren durch kostbares Material bereichert worden. Der Briefwechsel Wilhelms und Karolins, herausgegeben von ihrer Urentelin Anna v. Siedow, ist 1914 mit dem 7. und in mancher Hinsicht für das Erfassen sonst verborgener Seiten der Persönlichkeit Humboldts wichtigstem Bande abgeschlossen worden. Immer wieder muß betont werden, daß dieser Briefwechsel außerhalb fast jeden Vergleiches steht, in seiner unendlichen Tiefe der Persönlichkeiten, die sich schrankenlos ausprechen, den unmittelbaren Erlebniswert für die Gegenwart darstellt, für die Geistesgeschichte und die Politik jener Tage aber eine noch auf lange nicht zu erschöpfende Fundgrube. (Alle 7 Bände zusammen, geb. 79,50 M. bei E. S. Mittler u. Sohn.) Diese Publikation erfährt nun eine wunderbare Fortsetzung durch die im Zusammenhang der von der Akademie der Wissenschaften veranlaßten großen Ausgabe der Werke W. v. Humboldts als deren 14. Band (Berlin B. Behrs Verlag, 1916, 21 M.) von A. Leigmann herausgegebenen *Tagebücher Wilhelms* (1. Band 1788 bis 1798). Leigmanns Edition ist natürlich mustergültig, wie sich das bei der Genauigkeit seiner Arbeitsweise und aus der Intimität, in einem Gelehrtenleben erworbenen Kenntnis Humboldts, besonders auch seiner schwierigen Schrift von selbst versteht. Sachlich ist der Wert dieser Tagebücher kaum zu überschätzen; was bisher nur die Bedeutung von fast sicheren Vermutungen hatte, erfährt jetzt seine dokumentarische Bestätigung, so alles, was über die sinnliche Natur Humboldts, über sein Verhältnis zur Natur, zum Lebenstrieb, zum anderen Geschlecht gesagt werden kann. Eine Biographie Humboldts wird erst nach dem Abschluß dieser Publikation geschrieben werden dürfen.

Leibniz hatte seinen 200. Todestag. Er war dem philosophischen Erleben der Gegenwart fast schon verloren, lebte nur noch in spezialwissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte der Erkenntnistheorie und der Wissenschaftslehre. Da kommt jetzt Ernst Cassirer, der gerade von diesen Standpunkten aus sich mit Leibniz abgebehen hatte, mit einem von der ersten Seite an fesselnden Werk „Form und Freiheit“, Studien zur deutschen Geistesgeschichte, die er um Leibniz als beherrschenden Mittelpunkt gruppiert. (Bruno Cassirer, 1917, geb. 11 M.) Heimgoeth widmet Leibniz einen schönen Aufsatz: Leibniz' Weltanschauung als Ursprung seiner Gedankenwelt (Kantstudien, Band 21, Berlin, Reuther u. Reichard, 1916), Wundt gar ein eigenes Buch (Leibniz, zu seinem zweihundertjährigen Todestag, A. Kröner, Leipzig 1917, geb. 4 M., 132 S.). Ueberall ein leidenschaftliches Bemühen, ihn als lebendigen Menschen im Zusammenhang seiner Zeit zu begreifen, als metaphysischen Denker in seiner noch heute wirksamen Bedeutung im Verlauf des weltanschaulichen Denkens. Hierüber aber muß ich später genauer reden. Auch als Politiker wird Leibniz neu erobert. Dr. Walther Schmied-Kowarzil gibt zunächst seine deutschen Schriften über Mutter Sprache

und völkische Gesinnung, Vaterland und Reichspolitik heraus (bei Felix Meiner, Leipzig 1916, geb. je 2,60 M.). Leibniz' köstliche deutsche Sprache, in der ein Jahrhundert verlieren sollte zu denken, wird ebenfalls vielen wie ein Wunder aufgehen.

Dr. W. Schotte.

Schwind-Spitzweg-Mappe. Bilder aus der Heimat (16 meist farbige Tafeln) im Furchverlag, Berlin 1917. 2,50 M.

Diese erste Kunstgabe, Liebesgabe deutscher Hochschulen für die Kommilitonen im Felde bestimmt, eine Schöpfung der Universität München, ist hervorragend in der Technik der farbigen Reproduktionen der gut ausgewählten Werke; meisterhaft eingeleitet in knappen erschöpfender Bildbeschreibungen Heinrich Wölfflins, erlesen in der kultivierten bescheidenen Ausstattung, daß wir sie vorbehaltlos empfehlen können, zumal der Preis so niedrig gehalten ist.

Schotte.

Der Heliand, in Uebersetzung von Karl Simrock, mit Bildwerk und Buchschmuck von J. C. Ströver-Bremen. 36—40. Tafel. Kart. 2 M., geb. 3,50 M., im Furchverlag, Berlin 1916.

Große Heliandmappe. 7 Darstellungen aus dem Leben Jesu im Lichte altgermanischer Anschauungen von J. C. Ströver-Bremen. Ebenda. Im Umschlag 7,50 M., in fester Mappe 10 M.

Kleine Heliandmappe. 36 Skizzen zur heiligen Geschichte von J. C. Ströver-Bremen. Ebenda. Im Umschlag 3 M.

Zweifelloos gut, daß der Heliand wieder gelesen wird; diese Ausgaben stellen ein unbestreitbares Verdienst dar, zumal sie im Preis bescheiden sind. Die Bilder Strövers gefallen vielen Lesern sehr gut; man rühmt ihre Naturkraft, ihre ungesuchte Komposition; ich persönlich kann mich dem nicht anschließen, will aber andererseits nichts dagegen sagen; die Ehrlichkeit der Arbeit erkenne ich gern an.

Schotte.

Kriegsbildertagebuch des Malers Ernst Vollbehr mit 36 mehrfarbigen und 36 einfarbigen Tafeln nach den auf dem Kriegsschauplatz entstandenen Farbenskizzen und 122 Abbildungen im Text nach Kodakaufnahmen. 4°. Verlag F. Brudmann A.-G., München. 1915. In Leinenband 12 M. Vorzugsausgabe in Pergament, vom Künstler mit Namenszug versehen, 30 M.

Wir haben eine Unmasse von „Kriegsbildern“ gesehen, die Arbeiten berühmter und unberühmter Maler, wir sind als „Kunstrichter“ durch diese Ausstellungen gegangen und haben einen Feldgrauen an unserer Seite gehabt, der die „Richtigkeit“, die innere und äußere Wahrhaftigkeit der Arbeiten prüfte. Meist meinte er: der oder der ist nie im vordersten Schützengraben gewesen, das ist gelogen. Wir haben auch vom künstlerischen Standpunkt fast alle diese Nachwerke ablehnen müssen. Aber da waren in der Ausstellung der Akademie auch Bilder von Vollbehr, den wir schon aus seinem famosen Kriegsbilderbuch her kennen. Endlich konnten Kunstrichter und Feldgrauer, der übrigens selbst auch genug von Kunst verstand, beide freudig zustimmen: diese Bilder aus den Bogenschnitzereien waren unmittelbar erlebt und farbig und kompositionell prachtvoll gefaßt. Dies Urteil gilt auch von dem ganzen Buch, das die Früchte der Arbeit in Flandern, Nordfrankreich bis herunter zur Kronprinzenarmee aus dem ersten Kriegsjahre mitteilt. Ganz hervorragend ist aber auch die Arbeit des Verlags, der die zarten, düstigen Skizzen in vollendeten Farbendrucken wiedergibt. Dazu kommt ein sympathisch bescheidener und unterhaltender, teilweise sehr interessanter Text, um dies Buch als wertvollste Kriegserinnerung sehr warm empfehlen zu können.

Schotte.

Leo Sternberg: „Gott hämmert ein Volt“, Kriegsdichtungen (1916, 80 S. kart. M. 2,—); „Der Heldenring“, Balladen — 1906—1913 entstanden (1916, 149 S. geb. M. 4,—, geb. M. 5,50); „Im Weltgesang“, Gedichte (1916, 112 S. geb. M. 3,—, geb. M. 4,20); „Der Venusberg“, Rheinische Geschichten (o. J. 125 S. geb. M. 3,—, geb. M. 4,—); „Der schöne Lärm des Lebens“, eine Auswahl aus den Werken, eingeleitet durch Hanns Heinrich Bormann (o. J. 127 S. geb. M. 1,50, geb. M. 2,—). Sämtlich in B. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz.

Ein abschließendes Wort über den Dichter, den unsere Leser seit Jahren aus der Hilfe kennen, darf noch nicht gesprochen werden. Es ist kein Zufall, daß der Weltkrieg die Stunde wurde, zu der das deutsche Volk in weiteren Kreisen auf die Lieder dieses Sängers, zunächst auf seine Kriegsgedichte aufzuhören begann. Mit dem Kriege begannen die Jahre größten Wachstums für Sternberg, der vom starken Boden seiner rheinischen Heimat aufstand in die Luft, die ganz erfüllt ist vom „Weltgesang“, vom großen Leben und Sterben, die Luft, in der dieser Dichter atmet. Umgekehrt greift dieser starke Klang, der jede Künsterei der strengen, auch von Sternberg durchlebten Schule lange schon verloren hat, den Menschen ans Herz, die sich wieder tiefer verbunden fühlen den natürlichen Kräften der Landschaft und des einem großen Schicksal überlieferten Lebens.

Schotte.

Wer den Dichter lieb gewonnen — und es sind viele — greife auch zu den vom Krieg nicht unmittelbar berührten Dichtungen, zumal den Balladen, die das Werk Fontanes und Winkelhagens in neuer Kraft und mit Zukunft für die deutsche Dichtung fortsetzen. Unser Staunen und unsere Forderungen sollen den Dichter mit unserem Dank begleiten!

Chapote.

Charles de Coster, „Die Hochzeitsreise.“ Ein Buch von Krieg und Liebe. Aus dem Französischen zum erstenmal übertragen von Albert Wesselski. In der „Bibliothek der Romane“ des Inselverlags Leipzig 1915. Geb. M. 3.

Der Inselverlag hat sich ein großes Verdienst erworben mit der Neuherausgabe dieses vergessenen und doch ganz kostbaren, ewig morgenrötlichen Buches des großen Flamen. Wäre nur die Uebersetzung besser, nicht so sehr unfrei. Daß ich solchen Roman nicht ohne Begründung sage, hier zwei wahllos aus der Menge gegriffene Beispiele. S. 91: „Marguerite hörte nicht auf, an ihre Mutter zu denken.“ S. 92 fordert die junge Frau ihren Mann auf, mit ihr zu der bösen alten Mutter zu gehen, um sie zu verführen: „Pant, gehen wir sie umarmen.“ Aber dieses Buch ist nicht tot zu kriegen. Mit wachsendem Entzücken liest man von Seite zu Seite von „Krieg und Liebe“, dem Krieg einer alten bösen, vom Geiz wie vom Teufel besessenen Mutter und der obliegenden Liebe zweier jungen Leute, dem klugen und kühlen Knecht und Arzte, der seine Grichte vom Scheintot und zu dem ihm gerade gemessenen Leben voll göttlicher Freude und Leichtigkeit und verträumtem Ernst an seiner Seite erwachte. De Costers germanische Kunst zeigt sich von einer Seite, die man gerade bei dem Dichter des großen niederländischen Volkssepos vom Nilsenspiegel so kaum vermutet hätte; er kommt mit zartesten feinsten Sinnungen bürgerlicher Intimität und voll des Glücks der rein menschlichen Beziehungen. Daneben freilich steht die alte grandiose Groteske der Situationen und Charaktere, die blühend fränkische Sprache von breiter Anschaulichkeit und der starke Stil der Volkskunst. Ein Buch, das nie wieder aus unserem Gesichtskreis verschwinden wird, eines unser kleinsten Bücher.

Chapote.

Handbuch der deutschen Verfassungen und Verfassungsgesetze. Nach dem gegenwärtigen Gesetzesstande des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten bearbeitet und herausgegeben von Dr. Fr. v. Rauchhaupt. 1. Band. 782 Seiten. München und Leipzig, Dunder & Humblot. 1916. Preis gebunden 12 M., gebunden 14 M.

Handbuch der deutschen Verfassungen. Die Verfassungsgesetze des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten nach dem gegenwärtigen Gesetzesstande, bearbeitet und herausgegeben von Professor Dr. C. v. Glöck, in 2. Auflage neu bearbeitet von Dr. Fr. v. Rauchhaupt. 1. Band. 586 Seiten. München und Leipzig, Dunder & Humblot. 1913. Preis gebunden 8 M., gebunden 10 M.

Beide Bände, die Wahlgesetze sowohl wie die Verfassungsgesetze, bringen die Textausgaben sämtlicher einschlägigen Gesetze des Reiches und aller Bundesstaaten, einschließlich Elsaß-Lothringens. Verlag und Herausgeber haben sich ein großes Verdienst um den ernsthaft politisch arbeitenden Staatsbürger erworben. Hier war wirklich eine unangenehme Lücke in der staatsrechtlichen Literatur vorhanden, die durch diese Zusammenstellung des sonst — namentlich für die kleinen Staaten — nur verstreut vorhandenen Quellenmaterials vollständig und zuverlässig ausgefüllt wird.

M. H.

Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart von Gottlob Geheke. 6. Auflage. Ein Band von 887 Seiten, gebunden 14 M., in Leinen gebunden 15.50 M. Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart. September 1916.

Die hiesigen erschienenen neue Auflage dieses längst gut eingeführten Buches behandelt in zusammenfassender Darstellung die neueste Geschichte bis unmittelbar in die Gegenwart hinein: vom Frankfurter Frieden bis in die letzte Phase des Weltkrieges, bis zum Eintritt Rußlands in die Reihen unserer Feinde. Für ein Geschichtswerk, das mehr sein will als eine Arbeit für den Dienst des Tages, ist es sicher ein gewagtes Unterfangen, in dem größten Rahmen ein Bild auch von Tagesereignissen zu geben, noch ehe der Abstand da ist, der die Unbefangenheit des Urteils erleichtert. Das Buch aber entspricht andererseits doch so sehr einem Bedürfnis, daß man es begrüßen darf, daß dieser Versuch trotz aller Bedenken gewagt worden ist. Der äußere Erfolg — frühere Auflagen noch acht Jahren! — bestätigt das. Wir können freilich mit dem geschichtlichen Urteil des Verfassers nicht immer übereinstimmen. Wenn, um ein bezeichnendes Beispiel herauszugreifen, Geheke auch in der neuesten Auflage noch den Helgoland-Confar-Bertrag — aus damaliger Zeit heraus gesehen — als einen Fehler betrachtet, so ist das angesichts der Tatsachen dieses Krieges ganz unholdbar geworden. Daß die Leute, die damals in ihrem Zorn über diesen Vertrag den Helgoländer Verband gründeten, die ungeheure Bedeutung Helgolands nicht erkannten, ist doch nur ein Glied einer langen Kette von Beweisen größter Kurzsichtigkeit. — Solche Meinungsverschiedenheiten trennen uns auch sonst hier und da

vom Verfasser. Das kann uns aber nicht hindern, die Gesamtdarstellung in ihrem Werte anzuerkennen und insbesondere die Anschaffung des Buches jedem zu empfehlen, der den Wunsch nach einer übersichtlichen Darstellung der Gegenwartsgeschichte hat, die auch als Nachschlagewerk auf Grund eines sorgfältigen Registers gute Dienste zu leisten vermag.

M. H.

Christ und Krieg. Von Liz. Dr. Fr. Rittelmeyer. München, Chr. Kaiser. 298 S. Predigten, die R. hielt, ehe er von Nürnberg nach Berlin ging, die meisten vom Jahre 1915; doch ist die Feinerzeit viel verbreitete vom ersten Kriegssonntag hinzugefügt. Mit dem bekannten Vortrags R. über Redeweise, einem klaren Zug zur Innerlichkeit, großem Gedankenreichtum und doch schlichtem Ausdruck und viel praktischer Weisheit, z. B. wird in der Predigt über den Krieg und unsere Kinder u. a. gemahnt, den Kindern keine Grusel zu erzählen. Statt vieler bezeichnender Sätze einen: „Wir hatten es nicht mit dem Wort: gibt Gott eine Ant, so gibt er auch den Verstand — Wer wir sagen: gibt Gott eine Pflicht, so gibt er auch die Kraft. Mindestens haben wir unsere Pflicht zu erfüllen, solange unsere Kraft irgend ausreicht.“

M.

Deutsche Luther-Briefe. Auswahl von J. Friz, Leipzig, Knecht. 109 S. Geb. 1 M. (Als Taschen-Bibliothek.) Hübliche Auswahl aus L.s Privatbriefen, darunter solche familiärsten Inhalts, und doch zeigt sich auch hier seine Vielseitigkeit, Humor und Witz, Frömmigkeit und Lebensfreude usw.

M.

Kirchenbuch für evangelisch-protestantische Gemeinden. Unter besonderer Berücksichtigung der badischen Landeskirche in Verbindung mit Fr. Bender u. a. herausgegeben von Fr. Liz. Greiner (Frankfurt a. M.). Leipzig, Deichert. 422 S. Gr.-Quart. 10 M.

In der badischen evangelischen Kirche wird seit Jahren an einer neuen Agenda (Gottesdienstordnung) gearbeitet; die vorliegende Privatarbeit stimmt darin mit dem Entwurf des Oberkirchenrats überein, daß sie je nach Festzeit und Predigttag jedesmal dem ganzen Gottesdienst eine einheitliche Eigenart geben will, also mehr Formulare zur Auswahl bietet als andere Agenden. Sie steht aber in scharfem Gegensatz zu jenem Entwurf, so fern er, was die Zustimmung der Mehrheit der Synode fand, ermöglichte, das sogenannte Apostolikum zurückzustellen und ein Eröffnungsrat mit Greiner und seine Mitarbeiter, alle kirchlich rechtsprechend, wolle dem Apostolikum gerade eine Stellung geben, die viel stärker ist, als es sie im älteren protestantischen Kultus hatte. Auch wer dieses Streben ablehnt, wird aber in dem reichen Stoff ihres Buches viel Wertvolles finden.

M.

Briefkasten

Für das nächste Vierteljahr muß der „Hilfe“-Druck jetzt bel den in Frage kommenden Stellen erneuert werden. Buchhandlungen und Verleger nehmen die Neuerscheinungen jederzeit an. — Knecht und Kaiserberger erhalten die Redaktion vom Verlag. Wir bitten um rechtzeitige Mitteilung der Änderungen in der Bezugsweise, weil sonst die ersten Hefte des neuen Jahres nicht pünktlich übergeben werden können. Unsere Postfach-Nummer ist Berlin 8088.

Neue Mitarbeiter aus dem Felde: Außer den in Nr. 48 der „Hilfe“ erschienenen Berichten werden noch ein spanisch-deutsches Wörterbuch und ein Lehrbuch der hochdeutschen bzw. schwedischen Sprache von Friedrichsen „Hilfe“-Lesern gewünscht.

Werbung der „Hilfe“.

An die Leiter der „Hilfe“: Aus dem Schützengraben schreibt mir Oberleutnant Hoering, daß der in Nr. 45 als Leitwort benutzte Vers Hölderlins so laute:

Mit ihrem heiligen Welterwache,
Mit Herabstiege vollbracht
Die Not an einem großen Tage,
Was kann Jahrhunderten geling.

„Die 2—3 Fieder (unrichtiger Wiedergabe) auf dem Ehrenfeld des Hölberlinschen Stils haben mich trotz Mühen und anderen Lärm etwas angegriffen und ich möchte sie auf diesem Wege dem Herrn Verfasser und Landmann zur ferneren Jüderung des ansehnlichen gemeinsamen verehrten schwedischen Sängers empfehlen.“ Dieser Gruß „aus dem Hölberlinschen“ gehört zu den deutschen Kulturdenkmälern. Ich glaube kaum, daß die Völker, die ich jetzt wieder auf der Hölberle in Cambrai als unsere gefangenen Feinde sah, sich im Schützengraben über eine unrichtige Wiedergabe eines Verses aus einem doch nicht so ganz bekannten Dichter aufregen würden. Ich habe den Vers irgendwo gesehen; er gefiel mir. Auf der Reise habe ich keine Gelegenheit, die Texte zu vergleichen, glaube aber dem Hölberlinschen im Schützengraben aufs Wort und grüße ihn treulich.

Ironia

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ legt der Verlag Fr. Andr. Perthes in Gotha einen Prospekt über seine Jugendschriften bei. Er kommt gerade zur rechten Zeit in die Hände unserer Leser, um bei den Weihnachtswünschen berücksichtigt zu werden.

Außerdem finden unsere Leser in der Feiertagsausgabe einen Prospekt des Verlages **Arnold Schoen in Leipzig**, um dessen Beachtung wir bitten.

Auch der Prospekt des Verlages **Schuster & Loeffler in Berlin**, der einem Teil der heutigen Nummer beiliegt, sei der eingehenden Durchsicht empfohlen. Wer ihn noch zu erhalten wünscht, wende sich direkt an den genannten Verlag. Zum Schluss bitten wir noch nachdrücklich, das Postfachformular, das der Deutsche Studentenbund der heutigen Nummer beiliegt, recht lebhaft zu benutzen und die darauf bezügliche Anzeige auf der letzten Umschlagseite zu beachten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld: je 1 M.: Lt. b. L. R. M. im Felde, San.-Gund. M. im Felde, Uffz. F. im Felde, 2 M.: Obermaat d. R. Sch., Helgoland, 3 M.: Zahlmst. B. im Felde, je 4 M.: P. St. in P., Gefr. C. im Felde, 5 M.: Lt. b. R. F. im Felde.

Bücher für **See- und Marine**: P. R. in Stuttgart: 21 Bücher, Optm. Sp. im Felde: 2 Bücher, Krl. R. in Berlin: 3 Bücher.

Verantwortlich für den politischen Teil: **Wilhelm Heile**, Berlin-Schöneberg
für den literarischen Teil: **Dr. Gertrud Kämmer**, Hamburg.

Das Buch zu Kriegswihnachten 1916

Was schenke ich zu Weihnachten?

Wie wäre es, wenn Sie es diesmal mit einem guten Buche versuchen würden? Für jedes Lebensalter, jeden Geschmack und jeden Geldbeutel hat der Büchermarkt Sorge getragen. Bei der Auswahl hilft jede Buchhandlung, das rechte Buch in die rechten Hände zu legen.

Deutscher Kriegs- und Friedenswille

Drei Bände:

Friedrich Naumann, Rede über den Krieg
Max Weber, Deutschland unter den europäischen Weltmächten

Wilhelm Heile, Deutscher Siegeswille

Preis des Heftes 25 Pf. und 5 Pf. Porto, ins Feld portofrei. 10 Exempl. kosten 1.70 M. u. 30 Pf. Porto, 100 Exempl. 12.— M. u. 60 Pf. Porto, 1000 Exempl. 100 M.

Für alle „Hilfe“-Freunde im Felde
ein Weihnachtsgruß aus der Heimat!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg

Für den Weihnachtstisch des deutschen Hauses.

Richard Rabich

geboren in Flandern.

Das neue Geschlecht. Ein Erziehungsbuch. 5. bis 8. Tausend. Mit Geleitwort von Prof. Dr. Jakob Bychgram. 1916. 328 Seiten. In Geschenkband und Hülfe 6 Mark.

Ein Buch für alle Deutschen, die die Pflicht haben, unser heranwachsendes Geschlecht für die ernste Zeit zu erziehen, — es an innerer Zucht und an Schwungkraft des sittlichen Willens zu festigen.

Deutsche Geschichte dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Mit 60 Abbildungen und 2 Einbandzeichnungen von **Malier Hans Rappstein**. 2 Bände.

1. Bd.: Im alten Reich. Von den Einbecken und Leutenen bis zu Friedrich dem Großen.

2. Bd.: Das neue Reich. Von der franz. Revolution bis zum Ausbruch des Weltkrieges.

Preis, hübsch geb., beide Bände in einer Hülle 7 Mark; einzeln in Hülle je 4 Mark. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes. Über 700 Bände hat bis jetzt während des Krieges vertrieben.

„... Wer hat die deutsche Geschichte jemals so erzählt? Das konnte nur ein Malier! Schenkt es euren Knaben, ihr Eltern! Jetzt warten sie darauf, daß ihnen die Augen geöffnet werden, für das deutsche Volkstum in Vergangenheit und Zukunft...“ (Die Mittelschule, Okt. 1915.)

Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens. 2. durchgef. Aufl. In Geschenkband u. Hülle 4,80 Mark. Dichtung und Wahrheit aus dem Leben des heimgegangenen Verfassers, **Richard Rabich**. Ein Buch auch für unsere heranwachsenden Söhne und Töchter!

Die philos. Weltanschauungen und ihre Hauptvertreter. Erste Einführung in das Verständnis philosophischer Probleme. Von **Gen.-Dir. Dr. Alfred Henke**. 2. durchgef. Aufl. 5. u. 6. Tausend. Geb. 4 Mark. Fesselnd geschrieben, keine trockene Darlegung. Leichtverständlich und zuverlässig. Praktisch und wirklich für den Anfänger geeignet.

Ausführliche Prospekte kostenfrei vom Verlag

Vandenhoef & Ruprecht in Göttingen.

Goeben erschien:

Waldemar Bonsels Indienfahrt

Geheftet M. 6.—; in Halbleinen M. 7.50

Bonsels sah das Wunderland Indien mit seinen besonderen deutschen Dichteraugen, und so sehen und erleben wir es mit ihm auf eine besondere Weise. Neu, und als hätten wir noch nie etwas von ihnen gehört, erstehen Indiens Wunder und Geheimnisse, seine Natur und seine Schrecken, seine Menschen und Tiere vor uns. Sagen und Märchen, das Leben in Licht und Freiheit; der Tod, Seuchen, Fieber und Visionen; Berge, Steppe, Dschungel, Urwald, Fluß und Meer; Könige, Würdenträger, Brahminen, Heilige, Frauen, Fischer und Hinduhaben; Katten, Raketen, Schlangen, Käfer, Schmetterlinge und Vögel; Affen, Panther, Tiger und Büffel — das alles zaubert Bonsels' Feder als Erlebnisse vor uns hin. Panja der Diener, Pajcha der Koch, Elias der Hund und Huc der Affe werden uns so unvergeßliche Freunde, wie sie es für den Dichter sind, dem sie in einer fremden Welt Gefallen waren.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Nachnahme von Rütten & Loening / Frankfurt am Main

Ein edles und nützliches Familienbuch, als Festgeschenk von dauerndem Wert

ist der

Herzliche Ratgeber für Gesunde und Kranke:

Lebenskunst — Heilkunst

von Dr. med. Schönenberger und W. Siegert.

12 farb. Tafeln, 223 Abbildungen, 1300 Seiten. 2 Bände, geb. 14 M.

Das Buch ist unstreitig das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist.

Dr. Rosk in den Mitteilungen aus Lahmanns Sanatorium.

Ein Handbuch vornehmster Art, ist es wie kein zweites geeignet, die meisten Werke ähnlicher Tendenz zurückzudrängen. III. Jg. Leipzig.

Eine klare, übersichtliche Zusammenstellung des ungeheuren Stoffes, eine frische, nie ermüdende Sprache, gesunde Gedanken, darin prägt sich der Charakter des vorliegenden Wertes aus . . . das mit gutem Gewissen in der Reihe der Hausbücher für Gesundheitspflege als erstes genannt werden kann.

Zeitchrift für physik. u. diätet. Therapie.

Die Verfasser bezaubern die besondere Fähigkeit, ein populäres Werk über die Pflege des menschlichen Körpers zu schaffen, das seinesgleichen sucht. Preuß. Lehrzeitung.

Wer im Körperlichen und geistigen Wohlbefinden das größte Glück erblickt, wer Segen austreten will auf dem Felde der Gesundheitspflege, der greife zu diesem Ratgeber. Schlesische Schutzzeitung.

Ein solches Buch zu besprechen und zu empfehlen ist eine Freude. Die Hilfe, Berlin.

Auf Wunsch gegen monatliche Ratenzahlungen.

Verlag Lebenskunst—Heilkunst, Berlin SW. 61,
Tempelhofer Ufer 22.

Ein Stück Nationalliteratur

erwerben Sie mit

Adolf v. Harnack's

eben erschienenen Reden und Vorträgen

Aus der Friedens- und Kriegsarbeit

Geheftet 8 Mark • Gebunden 10 Mark

400 Seiten gr. 8° auf sehr gutem Papier
Außerzahlreichen Beiträgen zur Kirchen-,
Kultur- und Wissenschaftsgeschichte seine
bedeutsamen Rundgebungen

zum Welt-Kriege

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Verlag Alfred Töpelmann Gießen

Verlag von Hermann Geseus in Halle (Saale).

Deutsche Erziehung — Deutsche Zukunft.

Von Jander, Dr. Edmund, Seminardirektor in Rinteln. 1914. Broschiert Mark 1.50. In Leinenband gebunden Mark 2.20.

Dieses äußerst gehaltvolle Buch erschien 1914 kurz vor Ausbruch des Weltkrieges und hat wohl infolge der großen Ereignisse lange nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Ein kundiger Erzieher, ein Vaterlands- und Volksfreund gibt uns hier in kurzer bestimmter Form die Haupttrichtlinien aller Erziehungskunst. Jeder Lehrer, jeder Vater und jeder Erzieher überhaupt, dem das Wohl seiner Kinder und seines Volkes am Herzen liegt, muß dieses Buch lesen, dessen Inhalt durch den Krieg eine wahrhaft prophetische Bedeutung erlangt.

Müßige Gedanken eines Müßigen.

Von Jerome K. Jerome. Deutsch nach der 132. Auflage des englischen Originals von Julius Saulen. 4. Auflage. Elegant gebunden Mark 1.50.

Michelangelos und Raffaels Gedichte.

Deutsch von Hermann Harnack. 2. Auflage. Mit einer kurzen biographischen Einführung. 1906. Broschiert Mark 2, elegant gebunden Mark 3.

Was der Westwind erlebte.

Von Helene Nievert. Skizzen. 2. Auflage. 1916. Broschiert Mark 0.50, elegant gebunden Mark 1.

Die Feder. 8. Jahrgang Nr. 146. Was den Leser an Andersen und Dickens entzückt, hat die Verfasserin diesen Dichtern abgelauscht und in ein modernes Gewand gekleidet.

Arier und Mongolen.

Weit auf die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der großen Gefahr von Dr. C. Spielmann, Verfasser von „Der neue Mongolensturm“ 1896 und die „Zapfen-Revolution in China“. Zweite, bis auf die Gegenwart ergänzte Ausgabe. 1914. Broschiert Mark 4.50. In Leinenband gebunden Mark 6.50.

Für die Geschichte Afrikas in großen Zügen, um eine allgemein notwendige Grundlage zu schaffen, auf der dann speziellere Interessen sich einzutragen haben, gibt es kaum eine bessere kurz gedrängte Übersicht als das Spielmannsche Buch.

Hannibal.

Eine Tragödie von Christ. Grabbe. Ergänzt u. für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Elegant gebunden Mark 3.

Jotham.

Biblische Erzählung. (Buch der Richter 3.) Von C. Spielmann. Elegant gebunden Mark 4.

Kriegs- u. Heimat- Chronik

von Dr. Friedrich Naumann und
Dr. Gertrud Bäumer



Erster
Aug. 1914

Band
Juli 1915

Druck u. Verlag Georg Reimer Berlin 1916

Im Vorwort sagen die Verfasser:

Als im Anfang des August 1914 der Krieg begann, dessen Größe und Länge wir nicht ahnen konnten, haben wir uns vorgenommen, den Gang der Ereignisse in der „Hilfe“ von Tag zu Tag aufzuzeichnen, so gut wie während des übermühten Betriebes die Dinge zu durchschauen vermöchten. Dabei dachten wir beide von vornherein daran, ein Buch zu schaffen, das nach dem Kriege der Erinnerung und auch der geschichtlichen Darstellung dienen könnte. Wir gestehen gern zu, daß Leute mit mehr freier Zeit in ihrer Art noch bessere Sammler der Ereignisse und Aufbewahrer von Material sein können, aber andererseits dürfen wir für uns in Anspruch nehmen, daß uns vielfach das Kaufen der geschichtlichen Bewegungen durch die eigenen Ohren gelungen ist. In beiden Chroniken ist absichtlich der persönliche Ton beibehalten worden. Insbesondere wollte die Heimatchronik, sofern sie nicht nur die Geschichte der Wirtschaftsgesetzgebung und inneren Verwaltung, sondern Bilder des Heimatlebens gibt, am Selbstvernehmen festhalten.

Es gibt nun zwar schon heute so viel Kriegsliteratur, und beständig häuft sich der Berg der Schriften und Bücher, daß wir unsere gemeinsame Arbeit nur als einen kleinen Teil der unübersehbaren Gesamtbeschreibung des Weltkrieges und seiner Folgen ansehen können, einen bescheidenen Teil, denn sie kommt ohne Bilder, Landkarten und mit der Mächtigkeit der Tagesaufzeichnung. Vielleicht aber ist gerade das letztere für die Folgezeit ein Vorteil. Man kann nicht Hunderte von Tagen mit Trompetenschmetter begleiten, und das, was sich begibt, ist mächtig genug, der beständig millionenfachen Festrede entgegen zu können. Wir wollen Tatsachen aufzeichnen, dabei freilich oft gerade auch kleine, kaum greifbare, nur für das Gefühl vorhandene Erscheinungen und Urteile. Wenn später Nachkommen dieser Zeit sich fragen werden, wie es uns im Kriege zumute gewesen sein muß, so werden sie wohl in unseren Chroniken einiges in und zwischen den Zeilen lesen, was in keinem Generalstabesbericht und in keiner Kriegswirtschaftsgeschichte vorkommt. Es ist uns beiden dieser Krieg von Anfang an nicht nur ein militärischer oder wirtschaftlich-technischer Vorgang gewesen, sondern ebenso eine Seelenbewegung ohne gleichen, deren Wittern und Wogen nicht weniger zur Weltgeschichte gehört als das Aufsteigen und Absinken der Heere und Geschwader, als das Wachsen oder Sinken der Materialvorräte und Preise.

Der Text der beiden Chroniken läuft nebeneinander her, so daß der Leser die Ereignisse draußen und daheim auf einer Seite vor Augen hat.

Ein stattlicher Quartband von 356 Seiten

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Band II erscheint Anfang 1917.

Vossische Zeitung:

..... Hier liegt eine der allerwertvollsten Veröffentlichungen der Kriegsliteratur vor. Diese Chronik wird noch zu unseren Kinderkindern sprechen!

Tägliche Rundschau:

..... In diesem Sinne geschrieben, und gut geschrieben, ist die „Kriegs- und Heimatchronik“. Schon die äußere Aufmachung ist einladend. Auf jeder Druckseite geht mittendurch ein Strich: links von ihm schreibt Naumann über den Krieg, rechts davon Dr. Bäumer über die Ereignisse in der Heimat. Dies Nebeneinanderreihen ermöglicht Vergleiche, die gerade in der Erinnerung sehr reizvoll sind.

Wochen-Ausgabe des Berliner Tageblattes:

Man hat den Eindruck, daß hier die größten geschichtlichen Ereignisse des deutschen Volkes von zwei Menschen miterlebt wurden, die sie nicht nur aufzeichnen konnten, sondern zu allem etwas Eigenes zu sagen hatten

Das Größere Deutschland:

Unter den zahllosen Kriegsveröffentlichungen nimmt dieses in Anlage und Ausführung ganz eigenartige Werk eine Sonderstellung ein. Anfanglich wird die große Zeit vom Kriegsbeginn an wieder vor unseren Augen lebendig.

Rheinisch-westfälische Zeitung:

Das Buch ist die Geschichte einer großen Zeit, aus ihr selbst heraus geboren.

Danziger Zeitung:

..... Ein ansprechender Gedanke in zwei Spalten nebeneinander darzustellen, was sich seit Beginn des Krieges draußen im Felde und bei den Zurückgebliebenen daheim ereignet hat! Das ist eine Gesamtbeschreibung des Weltkrieges, wie wir sie trotz der schon jetzt fast unübersehbaren Flut von Veröffentlichungen über diesen Krieg noch nicht besitzen

Frankfurter Kurier:

Es ist uns Bedürfnis, dieses prächtige Buch nachdrücklichst allen unseren Lesern aufs wärmste zu empfehlen.

Neue Ausgabe

Briefe über Religion

Von Dr. Friedrich Naumann

Mit Nachwort: Nach 13 Jahren

Preis geheftet M. 2.—, gebunden M. 2.75

Wenn Freude Schaffensmut ist, dann ist alles in und an dem Buche freudig. Hier fügt sich das treffende Wort zum tapferen und befreienden Gedanken. Nach diesem sucht man in den Briefen nicht vergebens. Überall sind die Fragen so sicher vorgestellt und so mutig beschaut, daß die Nebel schwinden und das Licht durchbricht. Jeder der 27 Briefe hat seinen eigenen Sonnenstrahl, ein ausleuchtendes Bild, gesättigt mit Wahrheit und mit Kraft.

Die Briefe wenden sich nicht an Leser, die eine unerschütterliche kirchliche Auffassung des Christentums haben und behalten wollen; sondern an solche Leser, die Religionsfragen nicht in fertigen und herkömmlichen Bahnen zu erwägen bereit sind. Diese Art Leser, die nicht einen Briefsteller sucht, sondern einen Bruder und Mitstreiter um die Weltanschauung, sie wird begrüßt vom Verfasser.

Verlag Georg Reimer, Berlin W. 10.

Anerkannt gebiegene und eble

Weihnachtsgeschenke

in Bildern und Büchern

liefert der Volkstunstverlag Stuttgart.

Farbiger Katalog gegen 25 Pf.

Dem Andenken eines seltenen Mannes
gewidmet ist das Buch:

Charles L. Hallgarten

Ein Lebensbild von
Robert Hallgarten

Preis: 2 Mark

Preis: 2 Mark

Die Frankf. Ztg. schreibt: Wenn auch Charles L. Hallgarten, der in Frankfurt a. M. 1908 gestorbene Philantrop, ein langes Leben durch dafür gesorgt hat, daß sein Gedächtnis nicht erlischt, wird man es doch seinem Sohne, Dr. Robert Hallgarten, Dank wissen, daß er das Bild des ungewöhnlichen Mannes in einem liebevoll geschriebenen Buche erstehen läßt. Ueber die große Gemeinde seiner Verehrer hinaus wird das Buch in allen Kreisen Aufnahme finden, die sich mit der sozialen Frage, mit den Problemen der Armenfürsorge, mit der Gestaltung von Organisationen zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken befassen.

Verlag von Englert & Schloffer, Frankfurt a.



Moritz von Schwind

und

Karl Spitzweg

Bilder der Heimat

Je 6 farbige Blätter nach Karl Spitzweg und Moritz von Schwind, 4 einfarbige Blätter nach Moritz von Schwind. Zusammenge- stellt und mit einem beschreibenden Verzeich- nis der Bilder von Prof. Dr. H. Wölfflin- München. Äußere Ausstattung durch Prof. R. Berndt und Prof. F. H. Schmede.

41.—45. Tausend. — 2.50 M.

Ausgeprägter Familiensinn, tiefwurzelnde Heimatliebe und sonniger Humor, der auch trübe Stunden zu erleichtern und zu verklären vermag, das sind zu allen Zeiten erhebende und führende Weltmächte gewesen. Aus den poetischen Bildern der Moritz von Schwind und Karl Spitzweg spricht dieses heimatische Empfinden, die Freude an der Natur und ihrem geheimnisvollen Weben und echter Humor in jenen köstlichen Formen zu uns, in welche gottbegnadete Künstler mit Meisterhänden sie zu kleiden verstanden. Ihre Schöpfungen verbreiten über unser Gemüt harmonische Ruhe und sonnigen Glanz. / Diese neue Kunstmappe dürfte deshalb zu den schönsten Gaben für den Weihnachts- tisch in der Heimat und für unsere Angehörigen im Felde und in den Lazaretten gehören. Sie ist in allen guten Buchhandlungen vorrätig, sonst auch direkt erhältlich beim Fische-Verlag, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 53.

Weihnachtsgabe für Feld u. Heimat

Die Hilfe

Wochenchrift für Politik, Natur und Kunst

für ein Vierteljahr . . . 3 M.
für ein Halbjahr . . . 6 M.
für 1917 . . . 12 M.

Für Kreuzbandzusendung
50 Pfennig Porto vierteljährlichGeschenkkarten zur Benachrichtigung
für den Empfänger kostenfrei vom

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg

Avenarius-Buch

zum 60. Geburtstag von
Ferdinand Avenarius

Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten
und Aufsätzen von W. Stapel

265 Seiten mit biogr. Einleitung und einem
Bildnis nach der Skizze von Professor Bleeker

Gebunden 4 Mark, durch alle Buchhandlungen

Georg D. W. Callwey, München

Sobald erschienen:



Brotschirt M. 3.50, geb. M. 4.50
Das Buch will der herrlichen Jugend
Deutschlands ein Denkmal setzen, die
sich keine schönere Krönung eines kurzen
Lebensdaches als den Tod für die Brüder.
Eine Trauer, wie sie unzählige Familien
heute um ihre Liebsten und Besten
tragen, hat das Buch entstehen lassen,
allen, denen der Krieg Leid in das Haus
gebracht, ein freundlicher Trost in dank
barem Gedächtnis ihrer jungen Helden.

C. F. Amelangs Verlag
Durch jede Buchhandlung

Als Leiterin der Geschäftsstelle des
städtischen Fürsorgeamtes für Kriegs-
hinterbliebene suchen wir zum sofortigen
Einstritt eine geeignete

weibliche Kraft

gegen eine monatliche Vergütung bis zu
150 M. Vorbedingung ist abgeschlossener
Besuch einer höheren Mädchenschule,
ferner theoretische und praktische Aus-
bildung in sozialer Arbeit; Alter nicht
unter 25 Jahren. Bewerbungen mit
Lebenslauf und Gehaltsanspruch um-
gehend erbeten

Snabrück, den 1. Dezember 1916.
Der Magistrat.
Bunemann.

In J. Frickes Verlag
in Halle (S.), Gertrudenstr. 11,
erschieden von
Walter Nitsch-Stahn,
Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-
Gedächtniskirche in Berlin:

Kriegsandenken aus
Predigten. Heft I und II
je 50 Pf. (Porto je 5 Pf.)

Kirche und Krieg.
50 Pf. (Porto je 5 Pf.)

Ueber das Leben nach
dem Tode.

3. Auflage. Fragen und An-
worten. 60 Pf. (Porto 5 Pf.)

Das apostolische
Glaubensbekenntnis
in Predigten.

2. Auflage. Modern gebunden
2 Mk. (Porto 20 Pf.)

Das Buch der Gottesfreunde

Gesammelt und herausgegeben von
Karl Josef Friedrich

Fünf Kunstbeilagen: Rembrandt, Dürer,
Hans Thoma, Wilhelm Steinhilber
Vier Handchriften: Luther, Hans Thoma,
Wilhelm Steinhilber, Richard Dehmel
Einband in Goldprägung von Gustav Schaffer

Preis gebunden fünf Mark

Die Gottesfreunde

Sind jene erlebten Menschen, die nur das eine erleben: Gott nahe zu sein.
Hier spricht das überwältigende Gotteserleben, das ganze Sein erfüllend und
durchdringend aus dem verschiedensten Menschen und Stoffen: aus einem
leuchtenden Briefe Hans Thomass, wie aus einer schlichten Zeichnung Wil-
helm Steinhilbers, aus dem tiefverankerten Stillsitzen Kaspar Flaischens, wie
aus gedankenschweren Gedanken von W. von Scholz. Eine Sammlung von
seltenen Tiefe und Innigkeit ist so entstanden, ein Werk, das seinen Platz
hoch über der Traktat- und Andachtsliteratur gewöhnlichen Gepräges hat.
Ein Buch zur Sammlung der Seele; eine Richtschnur nach Gewand und Inhalt.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha

Die neuen Veröffentlichungen des Furche-Verlages

die in der zweiten Hälfte des Dezember zur Ausgabe kommen:

Deutsche Zukunft

Grüße der deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde
auf das Jahr 1917. In über 50 Familien-Niebergaben.
Mit einem Geleitwort des Chefs des Stellvertretenden
Generallandes, Freih. v. Freytag-Loringhoven. Äußere
Ausstattung durch Prof. F. H. Eymde. — Das 1. bis 10.
Tausend ist bereits durch Vorausbestellungen vergriffen,
das 11. bis 20. Tausend ist im Druck und wird dann in
der Reihenfolge des Eingangs der Bestellungen im
Anschluß an die erste Auflage zur Ausgabe kommen.

Preis ca. 1 Mark.

Hans Thoma-Mappe

Ungefähr zwölf vom Meister selbst ausgewählte Radie-
rungen, wiedergegeben im Offsetdruck. Eine Kunstgabe
der Universität Heidelberg. Mit einem Geleitwort St. Ma-
gistrats des Rectors der Universität Heidelberg, Geh. Rat
Prof. Dr. v. Pezold und einer Einführung in die Bilder
von Prof. Dr. Karl Neumann-Heidelberg. Äußere Aus-
stattung der Mappe durch Prof. F. H. Eymde-München.

Preis 3 Mark.

Vorausbestellungen auf diese jede in ihrer Art bedeutsamen Veröffent-
lichungen, die als Neujahrsgebühren für Feld und Heimat vorzüglich geeignet
sind, nimmt jede Buchhandlung entgegen. Wo keine Buchhandlung er-
reichbar ist, wende man sich an den

Furche-Verlag, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 53.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Für Weihnachten

Zwei Brüder

Feldpostbriefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von Dr. G. von Rohden.

Erstes Bändchen:

Leutnant

Gotthold von Rohden

Mit 2 Bildern. Klein 8. 1916.

M. 1.— Gebunden M. 1.50.

Zweites Bändchen:

Leutnant d. R.

Heinz von Rohden

Mit 2 Bildern. Klein 8. 1916.

M. 2.— Gebunden M. 3.—.

Beide Bändchen zusammen gebunden M. 4.—.

Ein Büchlein von unvergänglichem Wert! Best, lest, lest es, ihr stolzen
und ihr gebeugten Eltern, ihr glücklichen und ihr vereinsamten Männer
und Frauen, ihr begeisterten Jungen und ihr tapferen Alten, ihr alle,
die ihr unsere Jugend und die deutsche Zukunft hoffend und liebend um-
spannt, ihr Hochschüler und ihr Volksschullehrer, ihr Freunde und Erzieher
eines neuen Geschlechts! Jedem wird das Buch zum Erlebnis werden. Hier
schau'st du den Krieg mit seinen Schrecken und mit seiner inneren Größe, mit
seiner Romantik und seiner glühenden Schmiedekraft, mit seiner Vernichtungs-
wut und seinem Ewigkeitsleuchten. Und das alles in einer Fülle von Einzel-
zügen, die sich zusammenschließen in dem plastischen unvergeßlichen Bilde eines
Frühsoffendeten: Gotthold von Rohden. Halleher Courier. 1916. Nr. 81.



Hutten-Verlag, Berlin SW. 11

Geschenkwerte
von bleibendem Wert

Die Klassiker der Religion Die Religion der Klassiker

Herausgegeben von Professor **Eduard Pfannmüller**.

Bd. 1: **Jesaja**. Von Prof. D. Dr. **Heinrich Meinel**.
Bd. 2: **Isaiah**. Von Lie. **Wihelm Köp**.
Bd. 3: **Der katholische Modernismus**. Von Prof. Lie. **Prof. Schöber**.
Bd. 4/5: **Die Propheten**. Von Prof. Lie. **Eduard Pfannmüller**.
Bd. 6: **Isaiah**. Von Prof. Lie. **Wihelm Köp**.
Bd. 7: **Paul des Apostels**. Von Lie. **Hermann Müller**.
Bd. 8: **Herzog**. Von Prof. Dr. **Edward Lehmann**.

Preis des Einzelbandes geb. 1,50 M., geb. 3 M.,
des Doppelbandes geb. 3 M., geb. 5,50 M.

Gold männlich und weiblich.
Kriegsereignisse von **Warrer**.
D. Dr. **Kirby**. Hr. geb. 1,50 M.
Der Landmann. Preisberichte vom
westlichen Kriegsschauplatz von
Warrer **Job. Kübel**, zuerst als
Gentilman d. Randow, im Felde.
Preis geb. 1,50 M., geb. 3 M.
Die Wunderwelt des Orients.
Hilfskräfte aus China und
Japan von **Wihelm Köp**.
Lie. Dr. **H. Müller**. Preis geb.
2 M., geb. 3 M.
Krieg und Christentum. Von
Warrer **Karl Kügel**. Preis
geb. 1 M., geb. 1,50 M.

Bd. 1: **Gierhard Bruns**. Von
Prof. Dr. **V. Kuhnke**.
Bd. 2: **Nicolaus von Aues**. Von
Lie. **Karl Paul Doffe**.
Bd. 3: **Francesco Petrarca**. Von
Dr. phil. **Hermann Döbele**.
Bd. 4: **Walt Balbo Emerson**.
Von Stadtpfarrer **Job. Herzog**.
Bd. 5: **Friedrich der Große**. Von
Pfarrer Dr. **Heinrich Schiering**.
Bd. 6: **Johann Gottlieb Fichte**.
Von Prof. Dr. **H. Meinel**.
Bd. 7: **Friedrich Schiller**. Von
Lie. Dr. **Otto Lemp**.

Wundern für Jüdische Leute.
Von **Warrer** **Hr. Kügel**. Hr.
geb. 1,50, kart. 2, geb. 2,50 M.

Siehe nach den Sternen. Trost-
gedanken f. Kriegseidtragende
von **Warrer** **H. Kügel**. Preis
kart. broschiert 1 M.

Aus Augustus schweren Tagen.
Im Weltkrieg 1914. Tagebuch
von Dr. **Richard Wilhelm**.
Preis gebunden 80 Pf.

**Mit Liebesgaben nach Osten und
Westen**. Kriegseindrücke von
Warrer **Alfred Jupp**. Preis
geb. 1 M. 1.—

Major G. Morant: Tage des Krieges.

Militärische und politische Betrachtungen 1914—1916
Zwei starke Bände mit 7 farbigen Karten von sämtlichen Kriegs-
schauplätzen mit 72 Kartenstücken im Text. Preis: Beide Bände
geb. 10 M., elc. geb. 12 M.

„Das Buch gehört in jede Bibliothek, in jedes Haus.“ (Volkshilf.)

In Bezügen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Hutten-Verlag, Berlin SW. 11, Schöneberger Str. 8.

[551]

Soeben erschien:

H. Conscience

Die Kerle von Flandern

Übersetzt von August Scholz

Mit Bildern von W. A. Wellner

Preis gebunden M. 3.—

Ins alte Flandern führt diese Erzählung, und Orte, die jetzt
in aller Munde sind, Brern, Dänkirchen, Gent, Antwerpen,
Brügge entstehen hier in ihrem mittelalterlichen Glanz!

Kerlingaland, die Heimat der freien eingefessenen Kerle,
erhebt sich wider die Übergriffe und Bedrückungen des
räuberischen Adels. Wie dieses Schicksal eines Stückes
deutscher Erde, das uns heute mehr als je am Herzen liegt,
durch Gewalttat, List und Aufruhr, durch alle Not einer
schweren Belagerung und schließlich durch schändlichen
Verrat puererschütterndem Ende kommt, das hat der Verfasser
des „Löwen von Flandern“ in meisterhaften, wuchtigen
Strichen festgehalten. Heute, wo über Belgien die Flammen
eines viel größeren Brandes düsterrötlich zusammenzuschlagen
sind, ist dieses packende Buch besonders lesenswert.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha

Heimatkalendar 1917

Herausgeber: **Dresdner Lehrerverein**
Verlag **Arnold Strauch**, Leipzig.

**Fesselnde Kriegsberichte mit 17
Schattenrissen von Emil Lohse**

Preis 15 Pfennig, bessere Ausgabe geb. 60 Pfennig.

Sanatorien & Bäder



Dr. Lahmann's Sanatorium
in Weißer Hirsch bei Dresden.

Leitender Arzt: Professor Dr. Kraft.

Anwendung der physikalisch-diätetischen Helfaktoren
einschließl. Höhensonne- u. Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arson-
valisation, Franklisation, Neuzell, Inhalatorium, Luft- u. Sonnenbäder.

Stoffwechselkuren. — Prospekte kostenfrei.

Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt.

Physiologisch-chemisches Laboratorium (Vorstand: Ragnar Berg)

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke.
Neuzell, Komfort, Klinische Behandlung. Mod. therapeutische Einrichtungen. Zwei Ärzte.
Leit. Arzt: Dr. Muthmann. Prospekt u. Auskunft durch d. Verwaltung. Kriegsteilnehmern Ermäßigung.



Jahresbetrieb!
Sanatorium
unter ärztlicher Leitung von
Dr. med. **GLITSCH**.
Für Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-
kranke u. Erholungsbedürftige.
Diätische, Röntgenlab., Inhalat., Diathermie.
Offizier-Genesungsheim. — Prospekt frei.



Tannenlof
Dr. Diehlings
Waldsanatorium
Friedrichroda

Ein echtes Bild deutscher
Art in schwerer Zeit.

**Wer die Heimat
liebt wie du**

Roman von
Artur Brausewetter

10. bis 14. Tausend

M. 5.—, geb. M. 6.—

Unter den zahlreichen Kriegs-
romanen unsrer Tage der
besten einer. Glänzend beurteilt
als inhaltschweres, gediegenes

Weihnachtsbuch

Durch alle Buchhandlungen
Verlag von
Georg Westermann in Braunschweig

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Vierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsschalter der
Postämter 3,12 M., beim Feld-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
..... Einzelheft 30 Pf.
.....
Fernsprecher: Amt Lügnow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40mm breite
Nonpareillezeile 40 Pfennig, die
80 mm breite Kettamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....
Bei Wiederholungen Preis-Gr-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
geru zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....
Schluß der Anzeigen-Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegsschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Kommt der Friede? — **Geb. Hofrat Prof. Dr. Ernst Troeltsch:** Das dritte Kriegsweihnachten. — **Wilhelm Heile:** Weihnachtsgruß an die Kameraden im Felde. — **Arbeitssekretär Anton Erlesenz:** Die einige deutsche Arbeiterschaft. — **Gertrud Bäumer:** Das Fest des Kindes. — **Prof. Paul Schubring:** Ein altdeutsches Krappenspiel. — **Gottfried Traub:** Freude. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegsschronik

Sonntag, 10. Dezember.

Aus Bulgarien und Ungarn heimgekehrt, übernehme ich wieder in gewohnter Weise die Kriegsschronik. Die Kriegsskizze hat sich inzwischen bedeutend zu unserem Vorteil geändert, und wie stark die Befestigung des größeren Teiles der Walachei auf die Gesamtaufassung des Krieges wirkt, kann man bei unseren südlichen Bundesgenossen noch unmittelbarer bemerken als bei der reichsdeutschen Bevölkerung selbst. Die Schadenfreude über das Mißlingen der rumänischen Anschläge erleichtert es, viele Kriegsmühsal zu tragen. Aber auch darüber hinaus ist es ein richtiges politisches Gefühl, das nun erst nach der Befestigung von Bukarest die Balkanfrage für eine wirkliche mitteleuropäische Angelegenheit hält. Die Idee einer russenfreien Balkanhalbinsel ist jetzt keine bloße Phantasie mehr.

In Paris tagte ein außerordentlicher Ministerrat, der die Einsetzung eines nur aus wenigen Mitgliedern bestehenden engeren Kriegsrates vorbereitete, von dem aus die gesamte Kriegslage geleitet werden soll. Hand in Hand geht damit die Umbildung der höchsten Heeresleitung und der Wechsel in der Person des Generalissimus. Nach deutschem Vorbilde will man die Führung in wenige Hände legen. General Joffre gilt nicht mehr als allgemeiner Vertrauensmann der Nation, weil von ihm oder in seinem Namen schon zu oft versprochen worden ist, daß er die Deutschen aus dem Lande treiben werde.

Im Mittelländischen Meere versuchte der englische Passagierdampfer „Caledonia“ (9200 Tonnen) eines unserer Unterseeboote zu rammen, ohne daß er von diesem angegriffen war. Kurz bevor das U-Boot von dem Rammschlag getroffen wurde, gelang es ihm, einen Torpedo abzufeuern, der den Dampfer traf und zum Sinken brachte. Das U-Boot wurde nur leicht beschädigt. Zwei schiffbrüchige englische Offiziere wurden von ihm als Gefangene aufgenommen.

Montag, 11. Dezember.

Bulgarische Truppen sind von Tutrakan und Silistria aus über die Donau gegangen und haben die rumänischen Stätten Okeniza und Calarasi besetzt. Auf diese Weise reicht sich nun auch die Dobrudscha-Armee mit den zwei anderen in die Walachei eingedrungenen Armeen die Hände. Die Verfolgung der Rumänen

findet an einigen Stellen vorübergehenden Widerstand, wird aber trotz strömenden Regens und aufgeweichten Bodens auf der ganzen Linie fortgesetzt. Auch die Zerstörung aller Brücken durch die abziehenden Rumänen ist kein dauerndes Hindernis. — Durch verschiedene Berichtersteller wird festgestellt, daß die Stadt Bukarest ihren leichtsinnigen Charakter auch nach der Befestigung durch die mitteleuropäischen Armeen beibehalten hat. Offenbar hat das rumänische Landvolk viel stärker bluten müssen, als die Oberschicht der Hauptstadt.

In der Nähe von Monastir und im Bogen des Cernaslusses hören die Kämpfe nicht auf, doch gelingt es den Franzosen und Serben an keiner Stelle, größere Fortschritte zu machen. So bedauerlich der Verlust von Monastir gewesen ist, hat sich doch durchaus bewahrt, was von der bulgarischen Heeresleitung vom ersten Tage an gesagt wurde, daß eine Aenderung der strategischen Lage durch die Aufgabe dieser alten und wichtigen Stadt nicht eingetreten sei.

In der französischen Kammer kam es zu sehr stürmischen Ausritten bei einer Friedensrede des bürgerlichen Abgeordneten Roug-Costadeau, der schon früher sich bemüht hatte, das französische Volk aus seinem phantastischen Optimismus aufzuwecken. Er sagte: „Es gibt Regierungen, die den Krieg entfesselt haben, aber auch solche, die ihn nicht zu beenden wissen. Die unsere sucht sich in Optimismus ein. Diese Schlächterei darf nicht weiterdauern. Schwere Gefahren bedrohen unser Vaterland. Es ist eine Schande, daß man mit diesem Hinopfern unserer Bevölkerung fortfährt.“ Dem Redner wurde das Wort entzogen. — Die Umgestaltung des Ministerrats besteht, wie es scheint, darin, daß nur die fünf hauptsächlichsten Minister die wirkliche Leitung übernehmen. Briand entwickelt sich zum Diktator im Sinne Gambettas.

Das Handels-U-Boot „Deutschland“ ist aus Amerika zum zweiten Male gesund und wohlbehalten wieder eingetroffen. Leider scheint es, daß wir von der „Bremen“ nichts mehr hören werden.

Dienstag, 12. Dezember.

Ob der heutige Tag eine weltgeschichtliche Bedeutung haben wird, kann man erst in einer gewissen Zukunft erkennen. Das Ereignis dieses Tages ist die Uebergabe einer politischen Note in Berlin, Wien, Sofia und Konstantinopel an die Vertreter von Spanien, den Vereinigten Staaten von Amerika und der Schweiz mit der Bitte, diese Denkschrift den mit uns im Kriege befindlichen Staatsregierungen zuzustellen. Auch die übrigen Neutralen und der Papst werden in gleichem Sinne unterrichtet. Die Note enthält eine Aufforderung, in Friedensverhandlungen einzutreten. Die mitteleuropäischen Mächte sind im gegenwärtigen Zeitpunkt stark genug, um nicht befürchten zu müssen, daß ein derartiger Schritt von dem ruhig beobachtenden Ausland als Schwäche angesehen werden kann. Da sie aber nicht darauf ausgehen, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten, so sind sie zwar bereit, den ihnen aufgezwungenen Kampf nötigenfalls bis zum Äußersten fortzusetzen, aber doch von dem Wunsche beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhüten. Sie schlagen den Gegnern vor, durch Eintritt in Friedensverhandlungen dem Kampfe ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke werden den Vertretern gewisse Vorschläge unterbreitet, die als geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens erscheinen können, deren Veröffentlichung aber zunächst untunlich ist. Wenn

trotz dieses Anerbietens zum Frieden und zur Versöhnung der Kampf fort dauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen aber feierlichst jede Verantwortung vor der Menschheit und vor Gott ab.

Diese Note wurde vom Reichskanzler inmitten des vollbesetzten Reichstages vorgetragen. Der Reichskanzler fügte hinzu: Wie die Antwort lauten wird, warten wir mit der Ruhe ab, die uns unsere innere und äußere Kraft und unser reines Gewissen verleihen. Lehnen die Feinde ab, dann wird bis in die letzte Stütze hinein jedes deutsche Herz von neuem in heiligem Zorne aufflammen gegen Feinde, die um ihrer Vernichtungs- und Eroberungsabsichten willen dem Menschenmorden noch keinen Einhalt tun wollen. In schicksalschwerer Stunde haben wir einen schicksalschweren Entschluß gefaßt. Er ist durchtränkt vom Blute von Hunderttausenden unserer Söhne und Brüder, die ihr Leben gelassen haben für ihre Heimat.

An die Rede des Reichskanzlers schloß sich eine kleine Geschäftsordnungsdebatte an, in der konservative, nationalliberale und linkssozialdemokratische Vertreter eine parlamentarische Aussprache über diesen gemeinsamen Akt der vier verbündeten Staatsregierungen verlangten. Da es dem friedlichen Zwecke der großen Regierungsrundgebung kaum nützlich gewesen wäre, sofort in Erörterungen von Kriegszielen und Friedensbedingungen einzutreten, so beschloß die Mehrheit, von einer derartigen Aussprache abzusehen. Es bleibt natürlich unbenommen, daß bei späterer Gelegenheit in Kommission oder öffentlicher Sitzung eine solche Besprechung stattfindet, deren sachliche Berechtigung an sich von keiner Seite bestritten werden kann. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es sich bei gemeinsamen Akten von vier Staaten auch um vier sehr verschiedene Parlamente handelt. Das, was die deutsche Regierung in Uebereinstimmung mit ihren Bundesgenossen tut, erscheint als ein groß gedachter Versuch, dem Schrecken des Weltkrieges nach so langer Zeit ein Ende zu bereiten, ehe eine von beiden Seiten bis zur völligen Vernichtung gedemütigt ist. Ob eine solche Demütigung nach Lage der Sache überhaupt eintreten kann und ob sie nicht mit der vollen Erschöpfung des Siegers erkaufte sein würde, ist die Frage, über die im privaten Meinungsaustausch geredet wird. Soviel wir sehen, nimmt die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung die Rundgebung der Reichsregierung mit Freude auf und erblickt darin ein Zeichen des ehrlichen und gewissenhaften Geistes, in dem der Krieg auf der mitteleuropäischen Seite geführt wird.

Mittwoch, 13. Dezember.

Bei Uebergabe der deutschen Friedensnote an den Papst Benedikt XV. durch den deutschen Gesandten v. Mühlig sind die nachfolgenden Sätze ausgesprochen worden: Seine Heiligkeit der Papst hat von dem ersten Tage seines Pontifikats an den zahllosen Opfern dieses Krieges seine teilnehmende Fürsorge in reichstem Maße angedeihen lassen. Schwere Wunden sind durch ihn gelindert, die Geschicke Tausender von der Katastrophe Betroffener erträglicher gestaltet worden. Im Geiste seines hohen Amtes hat Seine Heiligkeit auch jede Gelegenheit wahrgenommen, um im Interesse der leidenden Menschheit auf eine Beendigung des blutigen Ringens hinzuwirken. Die kaiserliche Regierung glaubt sich daher der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Initiative der vier Mächte einen wohlwollenden Widerhall bei Seiner Heiligkeit finden wird, und daß ihr Friedenswerk auf die wertvolle Unterstützung des Apostolischen Stuhles rechnen darf.

Ueber den ersten Eindruck der mitteleuropäischen Rundgebung liegen bis heute fast nur Stimmen aus der Schweiz und den skandinavischen Ländern vor. Ueberall mischt sich freudige Erregung mit Zweifeln an der Möglichkeit, das rollende Unglück aufzuhalten. Es wird erörtert, was die Neutralen tun können, um den allgemeinen Friedenswillen zu verstärken. „Stockholms Tidningen“ sagt: Soviel ist jedenfalls klar, daß beim Friedensschluß nicht bloß die Stimme der Kämpfenden, sondern auch die der Neutralen gehört zu werden verdient. Scheitert dieser erste Versuch, so ist es denkbar, daß alle neutralen

Staaten in gemeinsamer Aktion versuchen werden, die Kämpfenden einander zu nähern. Eine holländische Nachricht besagt, daß fortan die deutsche Regierung ihre Stellung sowohl gegenüber dem eigenen Volke als den Bundesgenossen und den Neutralen gewaltig gestärkt habe, und daß die großzügige Tat geeignet sein dürfte, die kriegsmüden Parteien in den Entente-Staaten zu vergrößern. Die einzige englische Stimme, die bis heute bei uns bekannt wird, stammt aus dem liberalen „Daily Chronicle“ und ist sehr abweisend: Deutschland kann jeden Tag Frieden haben, wenn es sich bereit erklärt, unsere Bedingungen anzunehmen. Wir sind bereit sie zu nennen, wenn Deutschland nach ihnen fragt. Wir für unser Teil haben immer betont, daß die Hauptbedingungen Auslieferung der deutschen Flotte und völlige Entwaffnung der Zentralmächte sein sollen. — Das sieht allerdings noch nicht so aus, als ob England friedensreif sei.

In Budapest tagt eine mitteleuropäische Wirtschaftskonferenz, die sich in sachgemäßer Weise mit den Problemen des Eisenbahnverkehrs und der Binnenschifffahrt beschäftigt. Die Donau sei mit dem Rhein, der Eger und der Elbe durch Kanäle zu verbinden, und die Uferstaaten sollten sich gegenseitig gleichmäßige Behandlung und Abgabefreiheit zusichern. Ein österreichischer Vertreter äußert sich gegen die Abgabefreiheit. Ueber die gemeinsame Handels- und Zollpolitik wird erneut beschlossen, daß die drei Staaten einander wirtschaftliche Vorteile gewähren sollen, die von anderen Staaten nicht auf Grundlage des Meistbegünstigungsrechtes beansprucht werden können. Die Verbündeten sollen bei Abschließung von Zollverträgen mit fremden Staaten gemeinsam auftreten. Zur Vorbereitung einer derartigen Handelspolitik und zur Austragung strittiger Fragen soll eine ständige Kommission gegründet werden.

Donnerstag, 14. Dezember.

Sehr unerwartet trifft aus Wien die Nachricht ein, daß Vizekanzlerpräsident Dr. v. Körber die von ihm angebotene Entlassung erhalten hat und daß an seiner Stelle der frühere Handelsminister Dr. v. Spitzmüller den Auftrag übernahm, ein neues Kabinett zu bilden. Noch ist es nicht möglich, die Ursachen dieses Vorganges völlig zu erkennen. Man nimmt hier an, daß Körber durch ein gemeinsames Wirken des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza und des linken Flügels der Deutschnationalen in Oesterreich gestürzt wurde. Es bestanden zwischen Körber und Tisza Meinungsverschiedenheiten über den Ausgleich, den Körber fast fertiggestellt vorfand, aber zu unterzeichnen verweigerte. Es bestanden andererseits zwischen Körber und einem Teile der Deutschnationalen Auffassungsgegensätze hinsichtlich der Einberufung des österreichischen Reichsrats. Die betreffenden Deutschnationalen wollten, wie es heißt, die Zwischenzeit zwischen dem Ableben des alten Kaisers und der Krönung des neuen benutzen, um auf Grund des vielberufenen § 14 ohne Parlament das Ausschcheiden der Provinz Galizien und die Trennung Böhmens in eine deutsche und eine tschechische Hälfte durchzuführen. Das erstere davon hätte sicherlich auch auf gesetzgeberischem Wege vollbracht werden können, da sowohl Deutsche wie Polen in dieser Sache dem gleichen Ziel zustrebten. Ob für eine Umgestaltung Böhmens eine parlamentarische Mehrheit in beiden Häusern des Reichsrates vorhanden gewesen sein würde, läßt sich von hier aus nicht beurteilen. Aber auch angenommen, daß in den Kreisen der Deutschnationalen derartige Bestrebungen vorhanden waren, denen Körber sich nicht willig zeigte, so bleibt noch immer die Frage übrig, wodurch der junge Kaiser bestimmt wurde, so schnell und noch vor der Krönung in Oesterreich und in Ungarn einen so folgenschweren Schritt zu übernehmen, wie es die Entlassung des führenden österreichischen Staatsmannes ist. Auch wenn man die wertvollen Verdienste und die deutschnationalen Haltung des Herrn Dr. v. Spitzmüller voll anzuerkennen bereit ist, wird man der Ansicht zuneigen, daß es vielleicht von vornherein besser gewesen wäre, wenn Spitzmüller auch im Kabinett Körber sein bisheriges Handelsministerium weiterbehalten hätte. Hindenburg beglückwünscht den Reichskanzler zu seiner Reichstagsrede, die er mit tiefer Bewegung und großer Ge-

nugung gelesen hat. Sowohl aus dem deutschen Inlande wie aus den benachbarten neutralen Staaten kommen viele warme und hoffnungsvolle Zustimmung. Dabei werden Zweifel ausgesprochen, ob das Friedensangebot unmittelbare Folgen haben werde. Was bis heute an Stimmen aus feindlichen Ländern vorliegt, ist fast ausnahmslos grob ablehnend. Die „Times“ wollen den wahren Grund der Friedensvorschläge in den deutschen Nahrungsmittelschwierigkeiten sehen und behaupten, Deutschland habe nicht viel aus Rumänien herausgeholt. „Daily Chronicle“ sagt: Deutschland weiß, daß, wenn der Krieg bis zum nächsten Sommer dauert, der Zusammenbruch Deutschlands unausbleiblich ist. „Morning Post“: Das Friedensangebot ist ein schlauer und verzweifelter Versuch, der Bestrafung und dem militärischen Bankrott auszuweichen. Dabei aber entschließt gerade diesem Blatt das Eingeständnis: Es herrscht allgemein ein Gefühl der Erleichterung darüber, daß das Friedensangebot nicht vor der englischen Rekonstruktion der Regierung gemacht wurde, denn es ist allgemein bekannt, daß im früheren Ministerium viele Mitglieder dazu geneigt waren, einen unentschiedenen Frieden abzuschließen. Nur „Manchester Guardian“ warnt davor, in Deutschlands Handlungen Hinterlist zu sehen und Zeichen von Schwäche. Eine Ablehnung würde die Nation und ihre Verbündeten vor aller Welt ins Unrecht setzen.

In Frankreich schreibt der „Matin“: Deutschland versucht eine letzte Erpressung, um glauben zu lassen, daß ihm der Sieg im nächsten Jahre sicher sei. Aber wenn Deutschland wüßte, daß ihm das nächste Jahr den Sieg bringt, so würde es den Frieden jetzt nicht haben wollen. Das franzosenfreundliche „Journal de Genève“ würde einen halbwegs gangbaren Frieden dem weiteren Gemisch vorziehen.

Freitag, 15. Dezember.

Der Vormarsch der mitteleuropäischen Truppen in Rumänien geht unaufhaltsam weiter. Das Gebiet südlich der Eisenbahnlinie Bukarest—Cernavoda ist vom Feinde gesäubert, der Salonitassfluß an mehreren Stellen überschritten und der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Buzau genommen. Jetzt scheint das Mündungsgebiet der Donau Kriegsschauplatz werden zu sollen. Auf den Karten sind die Orte Harjova und Tulcea als Festungen bezeichnet. Die Regierung befindet sich weiter nördlich in Jassy, der Hauptstadt der Moldau. Fast sämtliche Minister des Kabinetts Bratianu sollen ihre Entlassung angeboten haben. Ob auch Bratianu selbst zu gehen beabsichtigt, ist unklar.

Der französische Ministerpräsident Briand sagt über den Friedensvorschlag der Zentralmächte: Es liegt hier ein Manöver vor, ein Versuch, die Verblindeten zu drängen, die Geisier zu verwirren und die Völker zu demoralisieren. Die französische Republik aber wird in einer derartigen Lage nichts Geringeres leisten als der Konvent.... Ein derartiger Krieg, der ganze Völker gegeneinander wirft, kann weder für die eine noch die andere Partei zu einer raschen Entscheidung führen. Frankreich hat nach Stunden der Angst Widerstand geleistet, hat die Flut der Barbarei zurückgedrängt und seinen Verbündeten ermöglicht, sich zu bewaffnen. Nirgends sind die Erfolge der Deutschen entscheidend. Auch die rumänische Armee ist nicht vernichtet. Sie wird sich rekonstruieren und sich auf die tapferen russischen Heere stützen. Serbien hat seine Armee bereits neugebildet und schlägt sich wieder. Man muß sich erinnern, daß nach achtmonatigen Kämpfen bei Verbund der Sieg an unseren Fahnen und nicht an denen der Deutschen haftet.

Sonnabend, 16. Dezember.

Was wir gestern erwarteten, beginnt schon heute sich zu verwirklichen. Der österreichische Bericht sagt, daß die Rumänen in letzter Nacht ihre Stellungen in der Dobrudscha geräumt haben und verfolgt werden. Das bedeutet, daß die Grabenlinie, die irgendwo nördlich der Strecke Cernavoda—Konstantza von den Rumänen und Russen verteidigt wurde, aufgegeben ist.

Die Gagner fahren fort, deutsche, österreichische, türkische und bulgarische Angestellte auf den griechischen Inseln zu verfolgen. Auf der Insel Syra starb der deutsche Konsul 24 Stunden nach

der Verhaftung an den Folgen der ihm zuteil gewordenen brutalen Behandlung. Mehrlich ging es dem Konsul auf Chios.

Graf Tisza teilt mit, daß der neue Herrscher der Donaumonarchie als Kaiser den Namen Karl I., als apostolischer König von Ungarn, Böhmen usw. den Namen Karl IV. tragen wird. Seine Majestät habe, so führt Graf Tisza weiter aus, ihn ermächtigt, als unzweifelhafte Tatsache festzustellen, daß die ungarische Königswürde einen von der österreichischen Kaiserwürde gesonderten, davon unabhängigen und paritätischen Charakter besitzt. Das würde eine klare Anerkennung der ungarischen Aufassung des staatsrechtlichen Verhältnisses bedeuten, oder kürzer ausgedrückt: Man darf nicht mehr sagen k. k., sondern muß immer sagen k. u. k.

Es kommen nun auch Nachrichten aus Amerika über das Friedensangebot der mitteleuropäischen Regierungen. Eine offizielle Äußerung Wilsons liegt nicht vor. Im allgemeinen sind die bisher telegraphierten Bepredungen nicht sehr günstig. „New York Times“ schreiben: Von grundlegender Bedeutung ist in jeder Friedensverhandlung die Frage der deutschen politischen Ideale, der deutschen Macht- und Weltpolitik und des preussischen Militarismus. Es ist wohl sicher, daß Bethmanns Bürgschaften nicht nur Bürgschaften für das Bestehen und die Zukunft, sondern für neue und nicht ferne Kriege sind. Und das steht ernstlichen Verhandlungen im Wege. „New York World“ sagt: Deutschland hat den Krieg begonnen. Es gehört sich, daß es auch den ersten Schritt tut, um ihn zu beenden. Aber etwas mehr als unbestimmte Allgemeinheiten sind nötig. Bisher ist noch nicht bewiesen worden, daß die verschiedenen Friedensvorschläge Deutschlands in gutem Glauben gemacht worden sind. Mehrlich meint „Evening Sun“: Der Friede, den Deutschland erstrebt, ist ein Friede, der ihm ermöglichen soll, in fünf oder zehn Jahren einen neuen Krieg mit der Gewißheit zu beginnen, die Oberherrschaft über Europa, wenn nicht gar über Amerika, vollständig ertämpfen zu können. — Aus allen diesen und vielen ähnlichen Äußerungen geht hervor, wie fest man in der gesamten angelsächsischen Welt an den künftigen Angriffswillen Deutschlands glaubt, eine Folge der künstlichen Pressebeeinflussung von London. In Wirklichkeit ist Deutschland niemals kriegerischer oder auch nur so kriegerisch gewesen wie Großbritannien.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 10. Dezember.

Ein Sonntagabend, der der Beschäftigung mit Fichte gewidmet ist, taucht in diesen leidenschaftlichen deutschen Idealismus wie in ein Stahlbad. Dieses königliche „Laß fahren dahin“ einer geistigen Kraft, die alle Seligkeit aus dem Leben im Geist zu gewinnen vermag und nur dort sucht, ist eigentlich der höchste Ausdruck der deutschen Seele. „Seligkeit in der in sich selber gegründeten Lebendigkeit des Gedankens“ — welches Feuer, welche Energie muß das geistige Leben haben, um so selbst Glück und Seligkeit zu sich zu zwingen!

Ein Gespräch über neueste deutsche Kunst — mit einem Anhänger und Geistesverwandten. Man erkennt — ganz abgesehen vom künstlerischen Gelingen — immer deutlicher in dieser Jugend eine neue eigene Form des Idealismus, einen Sturm und Drang mit einem selbstsam intellektualistisch-religiösen Einschlag.

Montag, 11. Dezember.

„U-Deutschland“ ist wieder in die Wesermündung eingelaufen, nach einer Reise von 18½ Tagen.

Aber die Nachricht darüber geht doch unter in der allgemeinen Spannung, mit der man der Reichstagsfigung von morgen entgegenfieht.

Stand des Berliner Arbeitsmarktes nach dem Abschluß für Oktober: Auf 100 offene Stellen kamen männliche Stellenjuchende

85, weibliche 110. Die Krankenkassen hatten am 1. November 399 000 weibliche und 277 000 männliche Mitglieder.

Die Regelung der Fischversorgung wirkt erstaunlich. Von allen Maßnahmen gegen Preissteigerung hat sich noch keine so unmittelbar und gut fühlbar gemacht. Trotz des Rückgangs der Preise für geräucherte Heringe und Sprotten um die Hälfte ist die Ware nicht „vertrieben“ — im Gegenteil, die Geschäfte sind voller als je. Und auch frische Seefische sind mehr da als zuvor. Wenn das anhält, ist es eine große Erleichterung für die ärmeren Volksschichten.

Das großstädtische Weihnachtstreiben ist übrigens nicht totzukriegen. Abgesehen vom Fehlen der Lichtreklamen und dem 7-Uhr-Schluß, könnte man keinen Unterschied gegen sonst entdecken. Trotz Bezugscheinen, der Leere aller Schokoladen Schaufenster und sonstigen — Vereinfachungen sind die Leute, Schein's, so gebe- und nehmefelig wie je. Die Spielfachsäle der Warenhäuser zeigen dasselbe Gedränge wie sonst von schaubegierigen Kinderhäufchen hinter den plagerkämpfenden Müttern.

Im Reichsauschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist eine neue Abteilung „Familienfürsorge“ geschaffen; sie soll für diesen immer wichtiger werdenden Zweig der Kriegsbeschädigtenfürsorge Richtlinien aufstellen und die Kräfte zu systematischer Zusammenarbeit sammeln.

Dienstag, 12. Dezember.

Die Nachmittagsblätter bringen den Armeebefehl des Kaisers und die Rede des Reichkanzlers mit dem Friedensangebot!

„Getragen von dem Bewußtsein der militärischen und wirtschaftlichen Kraft und bereit, den ihnen aufgezwungenen Kampf nötigenfalls bis zum äußersten fortzusetzen, gleichfalls aber von dem Wunsche beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhüten, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, dem Kampf ein Ende zu machen und alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten.“ „In schicksalsschwerer Stunde haben wir einen schicksalsschweren Entschluß gefaßt. Er ist durchtränkt von dem Blut von Hunderttausenden unserer Söhne und Brüder, die ihr Leben gelassen haben für ihre Heimat. Menschenwitz und Menschenhand kann in diesem Völkerringen, das alle Schrecknisse irdischen Lebens, zugleich aber auch alle Größe menschlichen Mutes und menschlichen Willens in un- gesehener Weite enthüllt hat, nicht bis an das Letzte heranreichen. Gott wird richten. Wir wollen furchtlos und aufrecht unsere Straße ziehen, zum Kampf entschlossen, zum Frieden bereit.“

Das Gedränge der Menschen in und um den Reichstag ist nur ein schwacher Ausdruck der tiefen Erschütterung, mit der jeder von uns diese Worte liest. Glauben wir, daß sie wirklich der Anfang vom Ende werden, durch die Aufnahme, die sie bei den Feinden finden? Viele von uns werden sich mit ihren Hoffnungen nicht so weit wagen; es ist im Grunde nicht allein eine persönliche Hoffnung, die uns heute bis ins tiefste erregt, sondern etwas viel Weiteres: daß sich mit diesem Wort — „jetzt stellen wir die Menschheitsfrage des Friedens“ für einen Augenblick nur der Vorhang hebt über dem verhüllten Reich der Friedenskultur und ein Lebenshauch der alten Welt uns berührt, die wir nur noch als Erinnerung und Ideal besitzen. Und man kann sich gar nicht denken, daß unsere Feinde in diesem Augenblick nicht Ähnliches empfinden sollten.

Mittwoch, 13. Dezember.

Daß trotz der Friedensbereitschaft das deutsche Volk einmütig zum Aufgebot aller Kräfte entschlossen ist, wenn es zum Weiterkämpfen gezwungen wird, dafür konnte es kaum einen eindrucksvolleren Beweis geben als eine Vertretertagung sämtlicher deutscher Arbeiter- und Angestelltenverbände als Rundgebung zum Hilfsdienstgesetz. 450 Vertreter der freien Gewerkschaften, 240 der christlichen, 66 der Hirsch-Dunckerschen, 4 Polen, 50 von der Arbeitsgemeinschaft der Angestelltenverbände, 20 von der Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen und 10 von den technischen Verbänden waren zu einer Beratung über die Mitwirkung der Organisationen

beim Hilfsdienstgesetz zusammengetreten — die erste gemeinsame Tagung aller dieser Verbände, die in Deutschland stattfindet. „Gemeinsame Not“ — so sagte der Vorsitzende Legien — „und gemeinsame Pflicht haben trotz mancher hemmenden Schranken uns hier zusammengeführt. Wir wissen, was unserer harren würde, wenn es den Feinden gelingen würde, uns zu besiegen. Gerade wir, die wir unsere Arbeitskraft zu verkaufen haben, würden am meisten betroffen werden, wenn Deutschland unterläge. Vielleicht kommt man aber bei unseren Feinden zu der Einsicht, daß es eine Lösung ist, daß Deutschlands Volkskraft erlahmt sei. Noch sind in unserer Volks ungeheure Kräfte vorhanden.“ Die Versammlung wurde von Helfferich und Gröner begrüßt. Bei der Ansprache des Vorsitzenden des Kriegsamts denkt man wieder, welche glückliche Voraussetzungen für die Einrentung so schwieriger Dinge doch die Militärbehörden mitbringen, die einfach sagen können: „Ich bin Soldat, habe mich nie mit Politik beschäftigt und gedenke es auch nie zu tun bei der Ausführung dieses Gesetzes.“

Donnerstag, 14. Dezember.

Man liest die Aufnahme des deutschen Friedensangebots in den feindlichen Zeitungen und fragt sich, wie überhaupt die Welt jemals wieder auf einen Verhandlungsfuß kommen soll — man sieht die aufgeregten Leidenschaften wie einen unabtragbaren Ball dastehen und die Staatskunst ohnmächtig gegenüber den Gemütern, die sie gerufen hat.

Die nationalliberale Reichstagsfraktion hat in einem Anschreiben an den Kanzler die Forderung ausgesprochen, daß der Reichstag über die Friedensfrage gehört werde, nachdem die Fassung des Friedensangebots die Vermutung nahelege, daß auch hinsichtlich der Friedensziele das deutsche Volk vor fertige Tatsachen gestellt werden sollte. Gleichzeitig versichert die „Nationalliberale Korrespondenz“, daß in dem Geschäftsordnungsantrag der Nationalliberalen am 12. Dezember, der eine Aussprache über die Kanzlerrede verlangte, eine Gegnerschaft gegen das Friedensangebot nicht beabsichtigt sei.

Freitag, 15. Dezember.

Ein ganz bedenklicher Zug der allgemeinen wirtschaftlichen Kriegsmoral ist das immer geringer werdende Pflichtgefühl gegenüber den behördlichen Regelungen auch im breiten Publikum. Nachdem die Regierungsmaßnahmen des Wuchers in jeder Form nur unvollkommen Herr geworden sind, fühlen sich auch die Verbraucher fittlich berechtigt, sich durch Umgehungen zu helfen, wo und wie sie können. Das führt dann aber letzten Endes zu einem Kampf der Stärkeren gegen die Schwächeren unter den Verbrauchern selbst. Bei allen — hoffentlich übertriebenen! — Geschichten, die erzählt werden, hat man fast den Eindruck, als ob die ganze Versorgung sich daneben einen kleinen unrechtmäßigen eigenen Kreislauf zu bahnen im Begriff ist, an dessen Fertigstellung sich auch patriotisch gesinnungstüchtige Hausfrauen eifrig beteiligen. Und je mehr das geschieht, um so unmöglicher wird die Durchführung gerechter Verteilung und um so größer wieder die Versuchung zu Nebenwegen. Wenn doch die neue Entschlossenheit zu vaterländischer Haltung, die durch das Hilfsdienstgesetz allenthalben wachgerufen wurde, auch etwas auf dieses Gebiet hinüberwirkt!

Sonntag, 16. Dezember.

Die stellvertretenden Generalkommandos erlassen die ersten Aufrufe für den vaterländischen Hilfsdienst. Man sieht, daß es sich in erster Linie um die Entlastung des militärischen Arbeitsdienstes durch Hilfsdienstpflichtige handelt. Es werden Hilfsdienstpflichtige gesucht für 1. Garnisonwachtdienst; 2. militärischen Arbeitsdienst; 3. Schreiber; 4. Ordonnanzdienst; 5. Offizierburschen; 6. Sicherheitsposten für Bahn- und Brückenanlagen.

In einem Aufruf des 4. Armeekorps wird gleich bemerkt, daß sich für die Dienstobliegenheiten 2, 3 und 4 auch Frauen melden können. Im Hamburger Bezirk werden in demselben Aufruf nur Hilfsdienstpflichtige Männer angefordert.

Friedrich Naumann / Kommt der Friede?

Die Engländer haben es verstanden, der übrigen Menschheit beizubringen, daß Deutschland den großen Krieg seit langer Zeit vorbereitet, ausgedacht und schließlich der Menschheit aufgezwungen habe. Man hat ein ganzes Sagenewebe zusammengeflochten von der lauernden Kriegsabsicht des Deutschen Kaisers, dem Kriegsdurst des Kronprinzen, der Kriegsgierigkeit der Adels- und Hofpartei, dem Weltherrschaftsdrange der Professoren, dem Uebermenscheutum der Philosophen, kurz, von dem unerfättlichen deutschen Barbarengeliste, der ohne Rücksicht auf Recht, Natur und Moral alle historischen Kulturen zerbrechen möchte, nur um das germanische Ich mit der gepanzerten Faust auf den Thron zu setzen. Um dieses Sagenewebe fertigzubringen, wurden alle möglichen Fäden und Fäden aus militärischen Ansprachen, übereifrigen nationalistischen Schriften, Reden unverantwortlicher Träumer, Aussprüche längst gestorbener Stubengelehrter zusammengetragen. Das nannte man dann Beweise des menscheitsfeindlichen deutschen Geistes. Es wurde eine Karikatur vom deutschen Militarismus fertiggemacht, bei der ein Soldat mit allen Tötungsapparaten lauter friedlichen Bürgern wutschnaubend nachläuft. Und dieses häßliche Gemälde wurde und wird von Millionen von Menschen geglaubt. So ungeheuerlich es uns erscheinen mag, es wird wirklich geglaubt. Und dieser Glaube ist das größte Hemmnis des Weltfriedens, ist auch heute gerade das Hemmnis einer sachgemäßen Aufnahme der Friedensanregung der mitteleuropäischen Mächte.

Anfangs war es nicht ganz leicht, das Schreckbild des militaristischen Deutschtums in England und Amerika zu verbreiten, weil es doch überall in der Welt viele Leute gibt, die aus geschäftlichen oder persönlichen Gründen in Deutschland gelebt haben, unser Volk kennen, unsere Lebensweise achten und vom friedlichen Grundcharakter des Deutschtums überzeugt sind. Für diese wurde die besondere Legende erfunden, es gebe noch gewisse edle, aber machtlose Reste einer früheren besseren deutschen Kultur, die leicht zu einer Täuschung führen könnten, denen man aber nicht trauen dürfe, weil es gerade die Methode des deutschen Barbaren sei, kulturelle Gesichtspunkte zu heucheln. Er spreche vom Frieden und denke den Krieg, er rede von Humanität und schlachte die Wehrlosen. Um ja alle etwa noch vorhandene heimliche Vorliebe für deutsches Wesen ganz zu ersticken, wurden die belgischen Greuel erfunden und vergrößert, und alle Welt ward durchbrüllt von einem Rachegeschrei wegen unerhörter Untaten, für die es keine Kontrolle und keinen Nachweis gab. Von da an wandten sich Hunderttausende von uns ab und glaubten, daß wir den Krieg angefangen und gewollt haben. In den Kirchen wurde gegen uns gebetet, wie gegen die Hunnen. Ein Himmelreich wurde denen versprochen, die gegen die Untiere in Menschengestalt ihr Leben wagten. So klang es immer einheitlicher auf den großbritannischen Inseln, so klang es in etwas anderer Sprache durch Frankreich und Italien, und es war kein neutrales Land, in das nicht diese Töne hineingetragen wurden.

Lange Zeit sind wir Deutschen dieser kunstvollen Weltlüge gegenüber ziemlich gleichgültig gewesen, denn wir waren uns unseres guten Gewissens sicher und sind es noch. Wir bestritten nicht, daß manche übertriebene und unnütze Worte geredet worden sind, aber das ist bei allen Nationen geschehen und keineswegs bei uns am meisten. Wir protestieren, daß man aus aufgefangenen Einzelworten

und ähnlichen Dingen ein völlig irriges Gesamtbild des deutschen Volkes herstellt. Weil wir unser Volk selber genau kennen, seine Herrschenden, seine Gelehrten, seine Wirtschaftsführer, seine Massen, deshalb konnte es uns gar nicht in den Sinn kommen, die gegnerische Darstellung als etwas Ernsthaftes und Starkes anzusehen. Dazu kam dann, daß wir den Kriegsbeginn auf deutscher Seite erlebt haben und felsenfest überzeugt sind, daß wir nur gezwungen in Abwehr schwerster Bedrohungen zum Verteidigungskrieg geschritten sind und unsere Bundesgenossen mit uns zusammen vom Verderben erhalten wollten. Alle diejenigen von uns, die eine persönliche Bekanntschaft mit den leitenden Männern haben können, sind am meisten überzeugt, daß der Weltkrieg von uns nicht gewollt wurde. Und wäre es nicht Wahnsinn gewesen, ihn zu wollen? Unsere Seelen können sich nicht in die Vorstellung hineinsetzen, daß überhaupt jemand uns zutraut, daß wir aus eigener Willkür heraus mit so vielen Feinden hätten kämpfen wollen. Demselben Deutschen Reichsanzler, über dessen Schwachmütigkeit wir so viel Irriges zu hören bekommen, traut die Außenwelt zu, daß er den Zeitpunkt gesucht habe, um die stärksten Großmächte gleichzeitig zum Kriege gegen uns zu veranlassen! Wir haben die Gegner erst eines Besseren zu belehren gesucht und sie dann reden lassen. Da der Krieg doch einmal in Gang war, so kam es auf etwas mehr oder weniger Verleumdung des deutschen Namens nicht allzuviel an. Das Schwert spricht lauter als das Geschwätz.

Auch heute noch spricht das Schwert. Da aber das Zerfleischen der europäischen Völker nach mehr als zwei Kriegsjahren ein Unheil ohnegleichen geworden ist, haben die vier mitteleuropäischen Regierungen den Versuch gemacht, die Gegner zu Friedensbesprechungen einzuladen. Es ist der klarste Beweis der wirklichen Friedfertigkeit unserer Völker, daß sie eine derartige Einladung ergehen lassen. Die Vernunft ist auf unserer Seite, die Menschlichkeit, der wirtschaftliche Verstand. Wir vertreten die Zukunft Europas, unsere Regierungen haben und zeigen Gewissenhaftigkeit und guten Willen. Sie wußten vorher, daß ihr Schritt falsch ausgelegt werden könne, daß er mit Hohn begossen werden würde, aber sie haben dennoch getan, was sie für richtig hielten. Kaiser, Hindenburg und Kanzler; Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Bulgarien und Türkei, alle treten gemeinsam vor die Welt: wir raten zum Frieden, obwohl kein Kämpfer am Boden liegt! Eine solche Einladung ist ungewöhnlich, aber ungewöhnlich ist dieser ganze übergewaltige Krieg. Ihn durch Vernunft zu beenden, würde einer der höchsten Siege des menschlichen Geistes sein. Eine Anfrage, ob so viel allgemeine Menschheitsvernunft vorhanden ist, das ist der Kern der mitteleuropäischen Note. Die Anfrage erklingt, alle Ohren warten gespannt auf Antworten, — und die Antworten bezweifeln zumeist den Ernst der Anfrage. Sie sprechen: es ist ein deutsches Manöver, ein Theaterstreich, ein Versuch, die Gegner zu trennen! Die Mehrzahl der Feinde ist so versunken in die Legende vom trüglichen deutschen Militarismus, daß sie trommelt und pfeift, während man Stille schaffen sollte für die Friedensstifter.

Noch ist das entscheidende Wort der gegnerischen Regierungen nicht gefallen, aber die Zeitungen der feindlichen Nationen haben schon genug geredet. Aus ihnen heraus brüllt es in allen Tonarten: hört nicht auf das, was die Deutschen sagen, hört nicht, sondern vernichtet sie! Zugabe, daß bessere Ausnahmen vorhanden sind, und daß oft

die ersten und lautesten Zeitungsstimmen nicht Meinung der Völker sind, sondern eher Versuche, eine solche Meinung nicht aufkommen zu lassen. Es ist doch erschrecklich zu sehen, wie blind der Haß gemacht hat. Deutschland, dem seine Verteidigung glänzend gelungen ist, stellt sich frei in die Mitte: wir haben uns verteidigt, nun mag es gut sein! Da schreien sie lauter als zuvor: du hattest dich nicht zu verteidigen, denn du solltest, du solltest, du mußt gedemütigt werden! Daß diese Demütigung nicht eingetreten ist, daß unsere lieben treuen Soldaten ihr Vaterland an allen Fronten verteidigt haben, das empört die Gegner, denn sie haben sich inzwischen eingeredet, daß sie an uns ein Strafgericht Gottes zu vollziehen haben. Erst haben sie gelogen, und nun glauben sie selber an ihre Lügen! Deutschland wolle, so heißt es, dem verdienten Gericht enttrinnen, und das solle ihm nicht zuteil werden. Uns klingt das trotz hundertfacher Wiederholung wie wirres Gerede in den Ohren, denn uns sind alle Voraussetzungen zu dieser Weltgerichtsstimmung unbekannt, aber leider ist sie eine Tatsache, ein schrecklicher verheerender Wahn, mit dem wir noch viel zu tun haben werden.

An sich spricht vom Standpunkte der gegnerischen Mächte mindestens ebenso vieles für einen friedlichen Ausgleich wie von unserem Standpunkte aus. Ihre Aussichten, uns bis zur Entwaffnung niederzubeugen, sind wahrhaftig gering genug. Auch wenn wir, wie es der Reichskanzler tat, offen zugestehen, daß die Ernährung knapp ist und die Friedenssehnsucht weit verbreitet, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß wir im allgemeinen die Methode gefunden haben, um auch bei fortgesetzter englischer Blockade weiterzuleben, und daß wir alle nach einer Zurückweisung der mitteleuropäischen Friedensangebote mit verdoppeltem Willen uns um die Aufrechterhaltung des ganzen Volkes bemühen werden. Ein Volk, das zwei Kriegsjahre hinter sich hat, weiß, was es leisten und aushalten kann, und erschrickt bei Fortsetzung des Krieges zwar vor der unsagbaren Bosheit derer, die ohne Grund weiterkämpfen wollen, läßt sich aber in seiner inneren Standhaftigkeit nicht zerbrechen. Dasselbe gilt noch mehr von unseren Truppen, über deren Kraft, Geist und Ernährungsbestand die Kriegstatsachen vernehmbar genug sprechen. Kurz, wenn die Gegner etwa annehmen, daß wir und unsere Bundesgenossen im dritten oder vierten Kriegsjahre leichter zerbrochen werden können als in den zwei vorhergehenden, so irren sie und vergessen absichtlich, daß auch sie selbst nicht mehr dieselben sind wie 1914. Bisher hat die Zeit mehr uns geholfen als ihnen. Das liegt vor Augen und kann von jedermann gesehen werden. Dagegen spricht auch nicht, wenn Ministerpräsident Briand an die französischen Erfolge in der Marne Schlacht und bei Verdun erinnert. Diese Erfolge haben Nordfrankreich nicht frei gemacht. Auch die unendliche Schlacht an der Somme mit ihren unzähligen Opfern hat die Kriegslage nicht geändert. Woher in aller Welt soll der Umschwung kommen, auf den man in Paris und London noch krampfhaft zu hoffen vorgibt? Viel eher ist an weitere Hindenburgische Siege zu glauben, da ja täglich in Rumänien Siege erfochten werden. Wenn in London, Paris, Rom und Petersburg Männer der Tatsachen sitzen, dann müssen sie zu dem deutschen Angebot eine verstandesmäßige Zuneigung haben, denn es ist ein Ausweg für alle Beteiligten, eine Erlösung, eine Befreiung, eine wirkliche Öffnung neuen Lebens. Mag es schwer sein, den Ausgleichsfrieden zu formulieren, irgendwann muß es ja doch geschehen! Also fange man an!

Das verstandesmäßig Richtige aber ist etwas anderes als das in der Kriegserregung Geglaubte. Auch bei uns in Deutschland gibt es viele gute Patrioten, denen das Angebot der Regierung zwar richtig erscheint, aber doch nicht erfreulich ist, weil ihre eigenen inneren Wünsche durch den Krieg gesteigert worden sind. Das ist bei jedem Frieden der Fall. In jedem Frieden ist ein Nachgeben von beiden Seiten enthalten. Darum wird auch der, der den Frieden für nötig hält, sich selbst einen Stoß geben müssen, um zu ihm zu gelangen. Daß das bei unseren Gegnern ebenso empfunden wird, ist allgemein menschlich und darum selbstverständlich. Darüber hinaus aber liegt erst die große Schwierigkeit der Gegenwart: das große Lügengewebe muß aufgetrennt, Deutschland muß als Volk unter Völkern anerkannt werden, die Fabel von den Barbaren muß zu Ende sein! Wie schwer das ist! Anders aber entsteht kein Friede.

Der Friede wird auf den Schlachtfeldern gewonnen, wenn die Sprache der Schlachtfelder verstanden wird. Daran fehlt es bis jetzt. Vielleicht muß noch sehr lange gerungen werden. Manchen Tag sieht es so aus. Dann muß es eben getan werden und wird getan werden, die Verantwortung aber liegt auf denen, die die Gemüter so fabelhaft verwirrten, die die Weltlüge schufen und die heute den Ausweg aus ihrer eigenen Lüge nicht finden.

Ernst Troeltsch / Das dritte Kriegsweihnachten

Im Jahre 1914 überschrieben wir unsere Weihnachtsaufsätze: Weihnachten im Kriege. Im Jahre darauf hieß es fast überall: Das zweite Kriegs-Weihnachten. In diesem Jahre werden wir in gleicher Gemeinsamkeit des Gedankens, nur mit noch stärkerem Gefühle für das Gewicht der Worte auf den Titel setzen: Das dritte Kriegsweihnachten. Was haben wir alles erlebt in dieser Zeit und in wie verschiedenem Sinne feierten wir ein jedes von ihnen! Am Anfang dachten wir an ein baldiges Ende nach heftigem Gemitter. Wir erwarteten, die Gegner würden sich von der Unüberwindlichkeit Deutschlands überzeugen, und eine das Wohl ihrer Völker wie die Gesamtinteressen Europas kühl abwägende Staatskunst würde den Weltbrand dann rasch zu löschen versuchen. Wer freilich damals in den Zeitungen las, daß die Engländer ihre verschiedenen Niederlassungen in Frankreich auf drei Jahre gemietet hatten, konnte sich schon damals sagen, daß die Pläne und Berechnungen unserer Gegner ganz andere waren und für den Fall, daß ein Ueberrennen Deutschlands nicht gelingen würde, den schonungslosen Erschöpfungskrieg in Aussicht nahmen, schonungslos gegen uns und schonungslos gegen sich selbst und schonungslos gegen die Neutralen. Wenn die russische Dampfwalze ihre Schuldigkeit nicht tat, so hofften sie wenigstens den längeren Atem zu haben und schließlich die ganze neutrale Welt irgendwie in den Krieg gegen uns mithineinzuzwingen. Das lag wie eine dunkle Ahnung über uns, nachdem wir gerade kurz vor jenem ersten Weihnachten erfahren hatten, daß die notwendige Zerteilung unserer Kräfte zwischen West und Ost die Erzwingung des Friedens durch eine rasche Niederwerfung Frankreichs unmöglich gemacht hatte. Bei dem zweiten Weihnachten hatten wir den polnisch-galizischen und serbisch-balkanischen Feldzug hinter uns sowie die Einsicht in die Aufrechterhaltung des Krieges durch die amerikanischen Munitionsfabriken. Wir sahen, daß die glänzendsten Erfolge ein Ende nicht erzwingen

konnten, sondern daß jetzt erst der Druck der englischen Seeherrschaft auf die ganze Welt gegen uns eingeseht wurde. Wir lernten die Bedeutung dieser Seeherrschaft erst recht verstehen, deren Sinn ist, daß sie zur eigenen Sicherung Englands die Welt beherrschen muß, und daß der englische Herren- und Selbsterhaltungsinstinkt Weltbeherrschung und Selbstbehauptung in eins zusammenschließt, darum schlechterdings keine Opfer, weder eigene noch erzwungene fremde, für zu groß ansieht, als daß sie nicht zu diesem Zweck gebracht werden müßten. Wir sahen an jenem zweiten Weihnachten dem eigentlichen Gegner ins Gesicht und wußten nun in der Tat, daß es um Tod und Leben geht. Da wurden wir grimmer und immer ernster. Inzwischen hat der Kampf nun ein Jahr weiter getobt, und heute ist das regierende England in wachsender eigener Not von jedem billigen Frieden entfernter als je. Der nackte Zynismus des unbedingten Herrenwillens, der niemandem außer der moralischen Phrase irgendwelche Zugeständnisse macht, kämpft um seine eigenste Existenz und scheint alle Erwägungen einer kühl rechnenden, die Zukunft ordnenden Staatskunst über Bord geworfen zu haben. Wir können nicht leugnen, daß angesichts dessen auch wir nervös und unruhig geworden sind, daß neben der Größe und Opferwilligkeit auch die Gemeinheiten und Laster eines langen Krieges sich fühlbar gemacht haben, daß das ganze Volk von tiefer Sehnsucht nach einem ehrenvollen und gerechten Frieden erfüllt ist, während gleichzeitig andere Volksgenossen eben diesen Friedenswillen aufs schärfste verurteilen und verwerfen. Aber unsere Gegner glauben sich immer noch dessen weigern zu können und jagen der trügerischen Hoffnung nach, daß das von ihnen errechnete Mehr des langen Atems noch gerade reichen könne, uns den Todesstoß zu versetzen. Wie sie dann selber wieder auf die Beine kommen können, das überlassen sie der Zukunft. Aber sie hoffen, wenn auch äußerst geschwächt, wenigstens die Ueberlebenden zu sein und peitschen alle Leidenschaften zu dieser Hoffnung auf, indem sie die Besonnenen und Ruhigen in ihren eigenen Reihen zum Schweigen nötigen oder mit allen Mitteln der Verleumdung in die bedingungslose Gegnerschaft hineinziehen. Mitten unter diesen Spannungen und Leidenschaften überkommt uns die dritte Weihnacht.

Weihnachten war uns in Deutschland ein Familienfest geworden, das gemütvollste, aber im Grunde unchristlichste der christlichen Feste, umwoben vom Zauber der Jugenderinnerung, der Familienliebe und des Kinderjubels, reich an allerhand Flitter- und Puppenwerk, geschmückt mit Märchen und Liedern aller Art, unter die im Grunde auch die biblische Geschichte von der Geburt des Heilands, die Krippe mit den heiligen drei Königen und mit Ochs und Esel, für die Stimmung der meisten gehörte. Die diesjährige Weihnacht ist christlicher geworden, schwerlich weil wir es mit tieferer christlicher Ueberzeugung feiern, sondern weil sein christlicher Sinn in den Brand und Wahn der augenblicklichen Welt greller und schärfer mit jedem Jahre hineintönt. Auch fällt von dem alten Familienfest so vieles weg. Die Familien sind zerteilt oder trauern um liebe Tote. Das Flitter- und Raschwerk bleibt aus, da die Brotkarte es nicht gestattet. Die Geschenke sind beschränkt, da die Bezugsscheine nur dem Bedürfnis dienen. Nur der Luxus bleibt übrig, und der ist Unzähligen ohnedies ver sagt; der neuen Reichen reizt nur die Gefühle der Verarmten und Verfürgten. Die Lichter sind spärlich und teuer, und auch die Bäume werden seltener sein als bisher. Da bleibt von dem ganzen Feste fast nichts übrig als sein eigentlicher christlicher Sinn.

Gerade dieser Sinn aber ist uns in diesem Jahre mehr noch als in den beiden letzten Jahren eine schwere Last. Wo bleibt die Welt des Glaubens an ein Reich der Menschenliebe und des kindlichen Vertrauens, wo bleibt die göttliche Weltregierung, die sonst mitten in allem Grauen und aller Härte doch die Spuren göttlicher Herrlichkeit leuchten oder, wie man sich lieber humanitär und weltlich ausdrückt, uns an Fortschritt und Aufwärtsentwicklung glauben ließ? Es werden nicht ganz wenige sein, die in diesen Zeiten auch den Rest solchen Glaubens verloren haben. Und diejenigen, die von ihm nicht lassen können, werden schwerer den Mut zum Bekenntnis und die Zuversicht zu einem Siege des göttlichen Geistes finden können. Und auch die vielen, die in dem Sturm der Ereignisse über Religion und Glaube anders haben denken lernen und, wie man zu sagen pflegt, Gott gefunden haben, werden Dank und Freude für alles Erreichte und Behauptete auf Neujahr verschieben, an Weihnachten aber vor allem das grenzenlose Leiden der Menschheit empfinden, den Gegensatz gegen die Freuden- und Friedensbotschaft des Festes. Allen denen sagt nun freilich das Weihnachtsfest: „Ihr habt mich mißverstanden. Ich bin keine Botschaft der Menschenliebe, sondern der Gottesliebe, ohne welche alle Menschenliebe zerbricht und ermattet; ich bin keine Botschaft von der Aufwärtsentwicklung und dem menschlichen Fortschritt, sondern von der Erlösung und von dem Reich der Gnade. Ich verkünde nicht, daß aus aller Not, Leidenschaft und Verworrenheit die Menschenkinder mit Gottes Hilfe zu einem Reich der Vernunft, des Friedens, der Güte und Menschenwürde gelangen werden; sondern ich sage, daß Sünde und Elend, Not und Kampf immer herrschen und nur diejenigen, die den Motiven zu alledem entsagen, in ein neues Leben eingehen werden. Ich verkünde und entwickle nicht eure Welt, sondern ich verneine sie von Grund aus und von innen heraus. Ich pflanze in die Herzen das Gottesreich, das aus euren Herzen geradewegs in das Jenseits hineinwachsen soll und nur die aufrichtigen Sucher Gottes unter sich verbindet, das aber auf Erden stets leiden und dulden wird. Ich stamme aus der großen Welt des Ostens, wo man nicht so optimistisch und wissenschaftlich über Welt und Menschen denkt, wo man vielmehr in allem Leben das mitwirkende Böse und die Sünde sieht und nur von der Ueberwindung der Selbstsucht und der Leidenschaft das Heil erwartet. Ich habe euch den Frieden auf Erden nur versprochen als ein Reich des Heilands, das seinen Frieden hat nur in der Verneinung des sündigen Selbstwillens und darum mitten unter Leiden und Schmerzen, die die Welt sich anzutun niemals aufhören wird. Ich bin vernünftiger als ihr, denn ich wundere mich nicht über all das Grauen und die Gemeinheit der sündigen Welt; und ich bin stärker als ihr, denn ich werde durch alles das nicht irre an dem Herrn und Schöpfer der Welt, der euch berufen hat zu seinem wunderbaren Licht. Und ihr wißt es selbst: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Wenn wir es so reden hören, so werden wir sagen müssen, daß es von seinem Standpunkt aus nicht unrecht hat. Wir werden zwar meinen, ganz könne das nicht stimmen. Wir wissen ja nur zu gut: Kampf und Streit stammt nicht einfach aus der Sünde, sondern aus den Notwendigkeiten geographischer, wirtschaftlicher, bevölkerungspolitischer Situationen. Hier führt die Natur von selbst und unausweichlich zu Spannungen und kriegerischen Entladungen. Wir wissen ferner, daß es nicht nur Selbstsucht und niedere Leidenschaft ist, was sich in solchen Kämpfen entläßt, sondern auch Ehrgefühl und Heldensinn, Größe und Opferfähigkeit der Seele, nationales

Gemeingefühl und Zukunftsverpflichtung für unsere Enkel. Aber immerhin, wir können uns nicht verhehlen, daß der Kampf weit über das hinausgeht, was dazu nötig wäre, daß unbedingter Herrschaftswille, brutalster Egoismus, heuchlerische Gemeinheit, verleumderische Bosheit, Grausamkeit und Spielermut in ihm sich austoben und ihn über jedes denkbare Maß vergiften. Die Menschen behandeln sich wie Naturkräfte, die im Kampf ums Dasein steigen oder fallen müssen, und über das hinaus steigern sie den biologischen Kampf mit allen Mitteln der Bosheit und des Hasses zu einem Kampf der Geister, d. h. zu einem Kampf der grundsätzlichen Egoisten, die sich erst dann sicher fühlen, wenn sie alles besitzen. Ein halbes Jahrhundert naturalistischer Philosophie, nationalistischen Machtwillens, wirtschaftlicher Konkurrenz und Welterschließung hat im Verhältnis der Staaten und, wie wir es zunehmend erleben, auch in dem der einzelnen zueinander die Moral zur Sentimentalität gemacht. Da ist das Weihnachtsfest ein Rest aus einer anderen Welt, eine wirkungslose Phrase oder, wo es, völlig in seiner Fremdheit erkannt, seinen eigentlichen Sinn offenbart, die Verneinung aller herrschenden Voraussetzungen.

In diesem letzteren Punkte hat das Weihnachtsfest nun aber jedenfalls auch von unserem Standpunkt aus nicht ganz unrecht. Der Kampf ist unvermeidlich, vielleicht ewig unvermeidlich. Aber er könnte gemildert und begrenzt werden, und die Zielsetzungen könnten mehr Rücksicht der Kämpfer aufeinander enthalten. Das ist ein Bedürfnis und eine Sehnsucht, die aus diesem Kriege aufsteigen werden und die sich heute schon gegen alle bloß naturalistischen Theorien mächtig in unserem Herzen regen. Das wäre auch wohl möglich, wenn der Geist des Weihnachtsfestes stärker wäre in der Welt, und es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß nur er das vermöchte, da bei jeder anderen Grundlegung für die Mäßigung und Humanisierung unserer Kämpfe die sittlichen Kräfte und die gedanklichen Grundlagen erst recht nicht ausreichen. So möchte sein eigentliches Ziel immerhin das Reich der Seele und das rätselhafte Jenseits sein, aber es flösse von ihm aus doch ein Strom von Licht und Kraft in die immer neuen Leiden der Menschewelt. Gerade das Ueberirdische an ihm würde den irdischen Kampf mäßigen, läutern, begrenzen können. Und so mögen wir uns seiner freuen als des Boten einer Kraft, die unsere Leiden des Giftes und des Stachels berauben und unsere Gegensätze entwirren kann, gerade indem sie uns das wahre Ziel im Innern der Seele und im Zusammenhange mit dem göttlichen Leben zeigt.

Aber da begegnet uns die eigentliche Schwierigkeit. Wer soll da anfangen? Wer soll die Waffen beiseite stellen, wenn der Gegner nicht das gleiche tut? Wer die Sünde des schrankenlosen Egoismus bei sich selber überwindet, liefert der sich nicht eben dadurch dem Egoismus der anderen aus? Unsere Regierung hat mehrfach nach wunderbaren Siegen und mit den selbstverständlichen Vorbehalten, die unsere Freiheit, Ehre und Zukunft schützen sollen, die Hand zum Frieden geboten. Die Gegner haben sie bisher nicht angenommen, sondern hoffen weiter auf die Möglichkeit, Deutschland zu verkümmern und zu verkrüppeln. Was kann uns in dieser, den Kampf des letzten Aufgebots fordernden Lage das Weihnachtsfest noch sagen und helfen?

In der Tat: das, was die eigentliche strenge christliche Ideenwelt hier zu sagen hätte, ist für uns Abendländer unmöglich. Jene hat hier nur ein Wort: lieber unrecht leiden als unrecht tun. Das Martyrium ist die eigentlich christliche

Antwort auf diese Frage. Wir denken all der tausend Weihnachtsbilder alter Meister, die die Mutter des Heilandes schildern als von geheimem Schmerz und Grauen erfüllt, die unmittelbar oder mittelbar das Schwert zeigen, das durch ihre Seele geht, und die in dem Kind auf ihrem Schoße den größten Märtyrer der Weltgeschichte andeuten durch den goldenen Schein um das kindliche Haupt. In der Armut und im Stall geboren, nur von Engeln und armen blöden Hirten erkannt, vom ahnungsvollen Schmerze der Mutter gewiegt und zum Martyrium bestimmt: das ist der Sinn des christlichen Mythos von der Geburt des Heilands. Aber gerade das ist dasjenige, was wir nicht können und nicht wollen, da sind wir nicht im Einklang mit unserem Weihnachtsfeste. So unausrottbar in unseren Herzen die Sehnsucht nach Gott und nach all der Zartheit und Wärme einer menschlichen Gemeinschaft in Gott befestigt ist, so sicher sie aus diesen Tiefen, in die sie sich jetzt zurückgezogen hat, wieder emporwachsen wird ans Licht und in die breite Lebensarbeit: wenn man uns den Kampf um Ehre und Freiheit aufzwingt, dann muß das alles hinunter sinken in die unterste Herzentiefe, dann gibt es für uns Germanen und Abendländer nur mehr die Moral des jähen, harten Heldentums, der Todestreue für unser Volk und unsere Zukunft, die Schonungslosigkeit und Zähigkeit äußersten Durchhaltens, die Entschlossenheit zu einem Siege, in dessen Besitz und Frieden wir erst wieder jenes unseres tieferen und innerlicheren Wesens gedenken mögen, das uns aus Galiläa zugekommen ist. So hat der Glaube Asiens und der Glaube der Kulturermüden, in die Kirche sich rettenden und vereinigenden Antike nicht gedacht. Aber das Christentum der nördlich-germanischen Völker hat in beiden Welten gelebt, einerlei, ob es ritterlich oder bürgerlich war. Von da ist uns die Verbindung bis heute geblieben. Und wenn das jemand widerspruchsvoll und unmöglich nennt, so werden wir ihm nur sagen können, daß in Unzähligen von uns nun einmal diese beiden Welten leben, und daß Gott selber die Einheit verantworten möge, die wir nicht finden und entdecken können. Unser Gewissen gibt uns ein unzweifelhaftes Recht zu beidem, und in welcher dieser beiden Welten wir jetzt im Momente stehen, das ist sonnenklar, bedarf keiner Frage.

Aber vielleicht ist auch hier der Gegensatz der christlichen Ideenwelt gegen das wirkliche Leben nicht so schroff, wie er im ersten Augenblick erscheint. Gewiß, die eigentlichsste, charakteristische christliche Lösung der Frage, wie der wehrlose Glaube gegen die Welt sich behauptet, ist das Martyrium. Dafür zeugt vor allem das Kreuz und der Gekreuzigte. Dafür aber zeugen auch alle großen Christen von Paulus und Augustin bis auf den heiligen Franz und Luther. Und doch ist das nicht das Ganze der Idee. Nirgends ist das Martyrium von allen Gottesgläubigen, Mann für Mann und Frau für Frau, gefordert, nirgends insbesondere ist das Martyrium ganzer Völker und Staaten gefordert. Dagegen ist umgekehrt von den Leiden des Martyriums etwas ausgesagt, was das gerade ausschließt und dem Martyrium einen völlig anderen Sinn als den der einfachen, normalen Lösung des Gegensatzes von Glaube und Welt gibt. Die Leiden des Martyriums sind stellvertretend. An diese Stellvertretung hat sich mancher Mythos geknüpft, der dem modernen Menschen aus vielen Gründen unerträglich ist. Allein in dem Gedanken selbst liegt doch ein tiefer Sinn, ein sehr viel tieferer, als den meisten aufgeklärten Kritikern verständlich ist. Auch hier ist die Weisheit Asiens hinter dem Kampf- und waffenstarrenden Europa noch nicht

ganz ins Hintertreffen geraten. Von den Märtyrern des Leidens, die ja alle nicht im Kampfe der Völker, sondern im Kampfe des Glaubens gegen den Unglauben zu ihren Leiden kommen, strahlt die geistige Kraft und die grundlegende Befinnung, die Lebensrichtung der Seele aus. Sie erwerben und begründen, was den anderen zugute kommen soll, die Gewißheit einer alles überwindenden Kraft, Gott zu lieben und zu vertrauen. Die Menschen würden es nicht glauben, wenn sie nicht sähen, daß jene Großen ihr Leben mit dreingäben in den Kampf. So gründeten sie die Kraft, die wir nicht wie sie brauchen sollen zum Martyrium, sondern zur Durchbringung unserer Alltagsexistenz und unserer unausbleiblichen Völkertämpfe mit einem tiefsten Untergrunde des Gottvertrauens und der Menschenliebe, der immer wieder aus Licht kommen muß, wenn Schicksal und Sünde das Leben der Völker in den Brand der großen und kleinen Kämpfe wirft, der immer jeden Kampf enden, begrenzen und versöhnen muß, wenn er sich ins beinahe Hoffnungslose verloren hat. In jener Weisheit Asiens steckt die Wurzel der Erneuerung und die geheime, immerwirkende Arznei gegen die Greuel der Bosheit auch mitten in ihrer Sünden Maienblüte; und noch dem Unterliegenden und Sterbenden gibt sie den Trost, daß die Unvernunft und das Schicksalhafte menschlichen Daseins nicht das letzte Wort des Lebens ist. Es gibt ein Wort Gottes, das das letzte Geheimnis erst offenbart, wenn auch in dunklen und rätselhaften Fernen. Die Märtyrer schaffen die Kraft des Glaubens, damit wir in den Notwendigkeiten des Lebens, die außerhalb der religiösen Sphäre liegen, aufrecht bleiben, und in den Lagen, wo wir die Welt des Glaubens nicht verwirklichen können, an diesem nicht irre werden, aber ihn Gott anheimstellen und mit aller Sittlichkeit männlichen Heldentums für die Güter kämpfen, die Vorbedingung sind des guten und tieferen Lebens des Geistes, für Ehre und Freiheit.

Das ist nicht der ursprüngliche Sinn der christlichen Ideenwelt. Diese denkt an Staat und Krieg überhaupt nicht, und sofern sie davor die Augen nicht schließen kann, sind es ihr Einrichtungen und Vornahmen der Obrigkeit, der man die Verantwortung überlassen kann und muß. So können, oder besser, wollen wir nicht denken. Wir sind große, freie Völker, die für sich und ihre Enkel Freiheit und Ehre bedürfen, und haben von unseren Vätern das Ethos des Heldentums überkommen, das auch im Kriege die Größe und Stärke der Seele offenbar sieht. Aber wir dürfen die christliche Ideenwelt, wenn anders wir in ihr etwas Unverlierbares und Jatt-Großes zu besitzen überzeugt sind, formen nach unserer Lage und unserem Bedürfnis. Wir dürfen für die Fälle, wo jene keine Möglichkeit der Anwendung hat, uns an das nächst untergeordnete sittliche Prinzip halten, und das ist das des Kampfes für Ehre und Freiheit bis zum letzten Opfer. Dabei bleibt in der Tiefe unserer Seele jener Untergrund; aus ihm werden die Blüten des Friedens wieder hervordringen, und aus ihm heraus bekämpfen wir die Verwilderungen und Herzenshärten schon jetzt, die ein langer Krieg nach dem Zurückgehen des ersten Aufschwungs unvermeidlich mit sich bringt. Aber jetzt regiert immer noch der Krieg, den zu beenden uns die Phrasenwelt und der erhebliche Rest militärischer Kraft bei unseren Gegnern nicht gestattet. Auf der Oberfläche und im Vordergrund herrscht daher ein anderes Ethos, dasjenige, das der Höhepunkt des unfähig angespannten Krieges von uns verlangt. Hieß es bei den alten Griechen, daß vor die Tugend die Götter den Schweiß gefeßt hätten, so sagen wir: vor das Reich Gottes setzte

der himmlische Vater den Kampf um Ehre und Freiheit. Nur Völker, die sich hier bewähren, können auch die Größe der christlichen Ideenwelt ohne Weichlichkeit, Kleinlichkeit, Sentimentalität und Heuchelei wahrhaft empfinden und betätigen.

Gehen solche Gedanken zur dritten Kriegswihnacht durch unsere Herzen, dann brauchen wir das Weihnachtsfest nicht feiern ohne inneren Einklang mit seinem christlichen Sinn. Wir deuten es uns auf unsere Weise, wie das jede wahrhaft gläubige Zeit getan hat, und die Frage ist nur, ob wir Glauben genug haben, um es uns so zu deuten. Können wir das, dann bleibt unser Herz in dem Reiche Gottes, aber Gedanken und Hände eilen zur Arbeit für das Vaterland.

Wilhelm Heile / Weihnachtsgruß an die Kameraden im Felde

Ihr Kameraden, die ihr noch immer draußen seid, die ihr jetzt zum dritten Male im Angesicht des Feindes, inmitten von Tod und Elend und Grauen, das Fest der Liebe feiert, ich grüße euch. Wundert euch nicht, daß einer, der nicht mehr mit euch streiten kann, weil das feindliche Geschloß seine Arbeit nur zu gut getan hat, immer wieder an euch denkt mit einem Gefühl dankbarer Erinnerung, das fast wie Sehnsucht ist! Wer jemals das Glück des Erlebnisses treuer Kameradschaft in schweren und schwersten Tagen erfahren hat, der kann es ja nie vergessen, daß Manneswert und Mannesseele sich nirgends deutlicher offenbart als beim Blitzen der Bajonette unter dem Donner der Geschütze. Seit Jahr und Tag bin ich nun schon fern von euch. Wie könnte es anders sein, als daß an den Tagen, an denen sonst die Menschenliebe allüberall sich ungehemmt wie ein warmer Strom durch Palast und Hütte ergießt, mein Herz wieder ganz bei euch ist, die ihr hart sein müßt, wenn es auch im Innern noch so weich aufsteigen will! Ach, es steht mir ja nur zu deutlich vor Augen und vor der Seele, wie ihr draußen irgendwo in einem dunklen Erdloch beim matten Schein einer Kerze die Bilder eurer Lieben herauszieht und, eine heimliche Träne verweisend, miteinander an all den Kinderjubiläum denkt, den ihr auch in diesem Jahr nicht um euch habt, und all das strahlende Kinderglück, das euch selbst einst Weihnachten zu bringen pflegte. Und indem ich euch vor mir sehe, wie ihr einander in die Augen blickt: „Wißt ihr noch, wie damals, als wir noch Kinder waren...“, kommt über mich der Drang zu fragen: Wißt ihr noch, wie es vor zwei Jahren war, als wir zum erstenmal Weihnachten im Felde feiern mußten; als hinter Tagen immerwährenden Regens und fürchterlichen Dicks plötzlich in der heiligen Nacht die Sterne klar und hell zu funkeln begannen und die Erde hart wurde und klingend; als wir das ansahen wie ein Sinnbild, daß hinter all den trüben Tagen es auch einmal wieder hell werden müsse, daß es nun doch nicht allzu lange mehr dauern könne, bis es wieder Frieden würde; als dann von Reims herüber die Glocken klangen und aus all den deutschen Gräben die alten frommen Lieder zu den Franzosen hinüberklangen.

Wißt ihr das noch? Ein langes Jahr und noch eines ist seitdem vergangen. Und immer noch ist es Krieg, immer noch seid ihr, die ihr euer Leben auf schaffende Arbeit und friedliches Glück gestellt hattet, verstrickt in das furchtbare

Wert der Vernichtung. Aber ich weiß es: trotz der Rauheit eures Daseins und durch die Not erzwungenen Tuns in all dieser Zeit ist keiner unter euch, der Schaden genommen hätte an seiner Seele. Der Wehrmann, der in Angriff und Verteidigung die Probe so manchen schweren Sturmes bestanden hat, er kann auch heute noch Weihnachten feiern wie ein Kind.

Und wenn ihr in diesen Tagen wieder wie vor zwei Jahren und vorm Jahr im Unterstand mit einem bißchen Tannengrün und einem Rest von Kerzenstumpf Erinnerungen belebt und Hoffnungen stärkt, wenn ihr im Ruhequartier hinter der Front in irgendeinem Stall oder zerschossenen Hause einen richtigen Weihnachtsbaum schmückt, so dürft ihr und könnt ihr diesmal wirklich feiern. Denn alles das, was ihr in diesen Jahren geleistet und gelitten habt, das hat uns doch dem Tage näher gebracht, an dem die Friedensglocken läuten werden. Die Kundgebung deutschen Friedenswillens, die der Reichskanzler den im Reichstage versammelten Vertretern des deutschen Volkes zuerst bekannt gab und die dann hinausgesandt wurde in die fremde und auch in die feindliche Welt, sie ist zwar noch nicht der Anfang des Friedens, aber sie gibt uns allen, sie gibt auch euch ein Recht darauf, nun allen Ernstes an den Tag zu denken, an ihn zu glauben, wo wieder Friede ist auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Mögen die feindlichen Regierungen so verblissen und ablehnend antworten, wie die große Mehrzahl der feindlichen Presse es getan hat: die feindlichen Völker werden trotz Zensur und Zeitungsmache die deutsche Botschaft hören; und es muß und wird bei ihnen ein Fragen und Fordern anheben: warum wollt ihr denn nicht das Schwert in die Scheide stecken, da euch doch die Deutschen und ihre Verbündeten die Hand zum Frieden reichen? Niemand kann heute wissen, ob bei unseren Feinden die Friedenssehnsucht größer ist als die Furcht vor dem Frieden. Eines aber wissen wir — und dafür zeugt die deutsche Friedensbotschaft mit unwiderstehlicher Wucht —, daß bei uns keine Furcht vor dem Frieden besteht und zu bestehen braucht, daß vielmehr die Hoffnung, die wir auf ihn setzen, so groß ist wie die Sehnsucht nach ihm, die alle im Herzen tragen, da draußen wie daheim.

Wenn aber die Gegner gleich leidenschaftbetörten verlierenden Spielern in der verzweifeltsten Hoffnung auf die Möglichkeit eines in letzter Stunde alles rettenden Glücksfalls das Spiel noch nicht verloren geben, wenn sie lieber alles verlieren wollen, als daß sie einen trotz aller ihrer Niederlagen günstigen Frieden uns, ihren Gegnern, verdanken, so wissen wir, daß das nicht ein Zeichen der Kraft ist, sondern eine Kundgebung der Schwäche. Wir haben die Kraft gehabt, gegen die halbe Menschheit im Kampfe nicht bloß standzuhalten, sondern Sieg auf Sieg zu erringen. Wir haben auch die Kraft, mitten im Sieg an den Frieden zu denken, der nicht Rache heißt und nicht Vernichtung oder Unterdrückung bringen, der ein gerechter und guter Ausgleich sein soll, uns und unseren Feinden ein Segen. So kann nur sprechen, wer stark ist und über den Krieg hinaus einen großen Glauben hat an die Kräfte, die im eigenen Volke unvertilgbar lebendig sind. Wir Deutschen haben diesen Glauben. Weil wir uns auch so durchsetzen konnten in der geistigen und materiellen Welt, brauchten wir und wollten wir keinen Krieg. Weil wir die Angreifer abgewiesen und geschlagen haben nun schon zweiundeinhalb Jahre lang, brauchen wir keinen weiteren Beweis, daß wir all unseren Feinden gewachsen sind und sein werden, jetzt im Kriege wie auch im Frieden, der hinter dem Kriege kommt. Aber

wie wir zum Schwert gegriffen und uns siegend verteidigt haben, als man uns den Frieden nahm, so werden wir das Schwert auch weiter zu führen wissen, wenn man den Frieden nicht will, den wir voll Kraftgefühl und Sehnsucht nach aufbauender Arbeit ihnen bieten.

So werdet ihr draußen, wie wir daheim, Weihnachten feiern mit einem warmen und hoffnungsfrohen Bekenntnis zum Frieden und zum friedlichen Schaffensglück der Völker; aber auch mit dem festen Entschluß, mit verdoppelter Kraft zu rüsten und den Feind zu schlagen, wenn sein wahnwitziger Vernichtungswille uns zwingt, noch mehr und noch erbitterter die kriegerischen Tugenden zu entfalten, die doch auch ein altes Erbgut unseres deutschen Blutes sind.

Anton Erkelenz / Die einige deutsche Arbeiterschaft

Am Dienstag, den 12. Dezember, traten in den Germaniafestsälen zu Berlin an 400 Vertreter der Berufsvereine sämtlicher Arbeiter und Angestellten Deutschlands zur Beratung der Hilfsdienstvorlage zusammen.

Es war ein großer Tag, ein Tag, der noch späteren Geschlechtern als Beispiel, als krönende Erfüllung tiefgefühlter Sehnsucht vor Augen stehen wird. Es war ein Tag, würdig unserer harten Zeit, in der große Taten, große Dinge unter noch größeren scheinbar verschwinden. Vier Millionen Arbeiter und Angestellte waren vertreten. Nicht die Zahl an sich zeigt die Bedeutung der Handlung, nein, viel wichtiger war es, daß alle Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Deutschlands sich hier zum erstenmal vereinten. Man kann nur ahnen, was das bedeutet. Was sich jahrzehntelang bitter bekämpft, um große geistige, politische und wirtschaftliche Fragen gerungen, traf sich hier zu gemeinsamer Beratung. Was sich bitter gehaßt, reichte sich die Hand zu geheimer vaterländischer Arbeit. Von dem gutgestellten Angestellten bis zum einfachsten Kohlentrimmer und Handarbeiter eine nach Freiheit und Gerechtigkeit dürstende Arbeitnehmerschaft. Und was sie zusammenführte, war nicht Lohn und Arbeitszeit, sondern die Erhaltung und Sicherung der vaterländischen Kraft und Größe. Der Saal, in dem wir tagten, hat harte Kämpfe zwischen den Berufsvereinen gesehen. Noch meinte man die Worte des Kampfes, die man selber dort in brausendem Kampfgetümmel gesprochen, von den Wänden hallen zu hören. Nun liegt friedlicher Gemeinsamkeitsgeist über allen. Vor der himmelhoch sich reckenden Wut der Gegner schweigt alles. Ein Herzschlag zuckt in allen. Eine Sehnsucht ist lebendig. Ein Körper sind wir geworden, wenn auch zunächst erst auf einen Tag. Zum Augenblicke möcht ich sagen: Verweile doch, du bist so schön!

Die Ausführung des vaterländischen Hilfsdienstes war es, die zur Besprechung stand. Der große Sturm, der unsere Zeit durchbraust, der uns dies Gesetz gebracht, hat auch offenkundig gemacht, wie sehr in der Zeit der Not das Vaterland, das Volk auf den freudigen Willen der Arbeitnehmerschaft angewiesen ist. Wie vergilbte Blätter und verdorrte Äste sind all die Zweifel der alten Herrschaft zu Boden gebrochen. In der höchsten Not erweist sich die Arbeitnehmerschaft als ein staatshaltender Stand, der sich frei und selbstbewußt neben alle anderen stellen darf. Das ist nun festgesteckt gegen alle Zweifel, die kommen mögen, wenn einmal

wieder der niederdrückende Sinn des Alltags die Herrschaft hat.

Herr Helfferich vertrat die Staatsregierung, Herr Generalleutnant Gröner das Kriegsamt. War der Besuch von Regierungsvertretern auf solchen Tagungen vor dem Kriege oft wenig mehr als eine Umrahmung, diesmal war er mehr. Sie brauchten nicht zu erscheinen, um den Wert der Kundgebung zu erhöhen. Sie kamen, um sich des Vertrauens, des freien guten Willens der millionenfachen Kräfte zu versichern, die ihnen nun zur Führung in die Hand gegeben sind und mit denen sie das Volk zur höchsten Kraft und Leistung bringen sollen. Und wenn — auf Grund von früheren Vorgängen außerhalb dieses Saales — ein größeres Maß von Vertrauen vielleicht dem militärischen Vertreter entgegenschlug, so wird das hoffentlich der Zivilgewalt Gelegenheit zu Nachdenken im stillen Kämmerlein geben. Der Bann des Mißtrauens gegen die Arbeiter und Angestellten ist gebrochen. Eine neue Zeit hat begonnen. Der Froschhorizont des Gutsbezirks ist nicht mehr der Geist dieser neuen Zeit. Oben nicht mehr, unten nicht mehr.

Selten ist eine so große und wichtige Tagung mit so wenig Kunst der Regie ins Werk gesetzt worden. Die Reden waren streng sachlich, kühl berichtend, fast allzu ruhig. Die Wirkung nach außen mag darunter gelitten haben. Ein englischer Gewerkvereinskongreß, der nach Größe und Zusammensetzung sich wohl mit dieser Tagung vergleichen läßt, wäre interessanter, lebhafter verlaufen. Das Versammlungstemperament der Deutschen ist auch im Kriege ruhig geblieben. Aber gerade, weil keine Kunst die wahren Gesinnungen und Stimmungen zu verkleiden suchte, sind sie ein reiner Ausdruck der in der Arbeitnehmerschaft aller Grade, aller Vorbildungen, aller Kleidung lebenden Gedanken. Nur daß die Millionen arbeitender Frauen, deren Wert viele Leute jetzt erst erkannt, nur spärlich vertreten waren und überhaupt nicht das Wort ergriffen, war ein Mangel, der nicht verborgen werden soll.

Was brachte die Kundgebung? Den unerschütterlichen Beweis für die Einheit der Arbeitnehmerschaft mit den Schmerzen, den Nöten, den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes. Sie warf, auf zunächst einen Tag, das zauberhafte Bild einer von einheitlichen Gedanken getragenen Arbeiterbewegung an die Wand, in der jeder Arbeitnehmer wirken kann, unbeschadet seiner Weltanschauung und seiner politischen Überzeugung. Die Tagung drückte ferner das Siegel unter die Vorgänge, die sich im Reichstag, im Schoße der Regierung, im Kriegsamt usw. schon länger vorbereitet: eine Politik ohne weitgehende Rücksichtnahme auf die Wünsche und Ziele der Arbeitnehmerschaft ist fernerhin unmöglich. Als im Verlaufe der Tagung das Friedensangebot der Mittelmächte bekannt wurde, da rechte sich neben und über dem Größten, was wir in den Stunden erlebt, ein noch Größeres: das unerschütterliche Lebensbewußtsein von vier Völkern mit bald 200 Millionen Menschen. Und wir fühlen uns als ein wichtiger Teil dieser nicht zu erstickenden Kraft. Als ich vor wenigen Tagen nach 28 Kriegsmonaten von der Front kam, ahnte ich nicht, daß das Schicksal mich solche Dinge würde erleben lassen. Die Millionen deutscher Arbeitsbrüder, die in den Gräben liegen, ohne das alles sehen zu können, werden in dem alle Ergebnisse ihrer Tapferkeit, ihrer Ausdauer finden. Hier reiften Früchte, die sie alle in harter Zeit gesät und im wahrsten Sinne mit ihrem Blut gedüngt. Nicht umsonst haben wir gekämpft und gelitten. Der neue Tag ist angebrochen!

Gertrud Bäumer / Das Fest des Kindes

Ich denke an eine Winternacht im Gebirge. Ein weites weißes Tal, höher hinauf durchsetzt mit dem samtenen Blaugrün der Tannen, und darüber, stummen Wächtern gleich, die steinernen Wände, deren eisgefurchte Grate messerscharf vor der glasblauen dunklen Bläue des Himmels stehen. Weißes frostzitterndes Gefunkel der Sterne, kristallisches Flimmern des Schnees. Eine unbeschreibliche Erhabenheit aus Tod, Kälte, Stein und der Ewigkeit der Gestirne.

Und dann ein paar gelbe helle Fenster in dem kühlen Weiß und Blau wie der Zugang zu einer zweiten Welt. Es ist, als ob aus den blinden Scheiben der winzigen Kapelle das vertriebene warme Leben der Erde erglänzt. Man tritt ein wie in die heimliche Kinderstube ihrer schlummernden Kräfte. Alles, was noch lebendig ist unter dem metallischen Tod da draußen, ist hier zusammengetragen zum Trost in der dunkelsten Nacht. Tannenzweige und Moos, Äpfel und Nüsse, Christrosen in ärmlichen Scherben, Grün, in dem noch Säfte sich wirkend regen, Früchte, die letzten Erben sommerlicher Zeugung, Blumen, deren weiße Kelche und kräftige Blätter dem Tode trohen — alles zusammen im Duft schmelzender Kerzen ein treuherzig tapferes Zeugnis, daß der große, eisig funkelnde Tod da draußen nur Schein ist, und daß dieses erdig duftende Nestchen lebendiger Dinge die trostvolle Wirklichkeit bedeutet.

In dem warmen Moos steht die kleine Krippe mit dem Kinde, vom stillen Flimmern der Kerzen gestreichelt, von den Schatten der duftenden Zweige behütet, in goldengrüner Dämmerung.

Und hat ein Blümleinbracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

In die zärtliche Andacht des alten Volksliedes mischt sich die Erinnerung an ferne gnostische Worte, der Mythos des Valentinus: „Aus dem Abgrund sehe ich Früchte entsprossen, aus dem Mutter Schoße ein Kind entsprossen“, und das Jahrtausendalte, seelenbewegende Geheimnis der Weihnachtsgeschichte ist ganz nahe. Ein letztes mystisches Band, so fühlen wir, verbindet die Ewigkeit des geistigen Reiches mit der unendlichen Wiedergeburt des Lebens. Gott erweckt sich seinen Sohn nicht durch geistige Berufung, er läßt ihn geboren werden, damit er ganz und gar dem irdischen Leben angehöre — damit das irdische Leben vom Mutter Schoße an durch ihn geheiligt, mit dem göttlichen Sein verbunden sei. Die Dogmatik hat den tiefsten Sinn des Symbols, daß Gott als ein Kind geboren wird, nie ausgeschöpft. Aber der Glaube und das Gefühl haben ihn ahnend festgehalten und in der erfinderischen Innigkeit der Weihnachtsbräuche immer wieder zu erfassen und auszudrücken versucht. Indem sie die Feier der Erlösung, der höchsten Geistwerdung der Menschheit verbindet mit dem Erlebnis irdischen Werdens, mit der Wärme leimender Kraft unter der Decke des Todes, aufblühender Wärme in Finsternis, indem sie den Mutter Schoß heiligt, der den Gott gebär, hat die Weihnachtsgeschichte die irdische Erneuerungs- und Zeugungskraft als Eingang und Ursprung alles Göttlichen in der Welt hingestellt. „Den das Weltall nie umschloß, der liegt nun in Mariens Schoß.“ In dem Innwerden dieses Geheimnisses verschmilzt inner von neuem alle beseligende Mutterwärme irdischer Lebenserneuerung mit dem Bewußtsein unserer geistigen Bestimmung — unserer Zugehörigkeit zu einem Reiche und seinem Sein, das von dem ganzen Weltall nicht umschlossen ist. Es gibt kein religiöseres Fest, durch dessen Symbole sich das

Geistige vollkommener in das Irdische ergießt. Indem die Herrlichkeit unserer göttlichen Berufung sich in die innigsten Erlebnisse unseres irdischen Daseins ergießt, bewegt sie uns das Blut. Wir umfassen sie mit den wärmsten und ursprünglichsten Empfindungen unseres natürlichen Lebens und besigen sie ganz.

* * *

Das Weihnachtsfest des dritten Kriegswinters ist wie ein solch warmer Hort des Lebens in der starren, stolzen Erhabenheit des Todes. Wir sammeln uns enger um das zarte Geheimnis der Kräfte, die leise wartend neues Leben, neuen Glauben, neuen Geist erblühen lassen. Wir sehen trostbedürftiger und beglückter in die Kinderaugen, in denen unter deutschen Tannen sich die Weihnachtslichter spiegeln. Wir empfinden tiefer, daß die stolzesten Siege deutschen Geistes beschlossen sind im Mutterchoße immer nachquellender Jugend. Wir sehen die Wiege unserer Zukunft inmitten der Stille von Hunderttausenden von Gräbern und möchten über sie den Segen des Liebes sprechen: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart — und hat ein Blümlein bracht mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht.“

Paul Schubring / Ein altdeutsches Krippenspiel

Kürzlich wurde in Berlin ein altdeutsches Weihnachtsspiel aufgeführt, das ungewöhnlich starke Eindrücke hinterließ; ein echtes altes Dorfspiel lag zugrunde, und dies wurde in der alten schlichten Einfachheit, aber streng stilisiert dargeboten. Hier war keine Weihnachtsfee zu sehen, kein armes Elstelein fror im Schnee und erlebte dann einen Marzipantraum; statt solcher Bogen-scheibensylit sah man die alte schöne Geschichte, wie sie Lukas im ersten und zweiten Kapitel erzählt — von der Verkündigung bis zur Rückwanderung der heiligen drei Könige. Das alte Spiel stammt aus Preßburg und ist im 15. Jahrhundert aufgeschrieben worden. Es wurde auf einer Donauinsel Oberufer jahrhundertlang von den Burschen und Mädchen des Dorfes zur Weihnachtszeit aufgeführt. Wenn die Sommerarbeit getan und das Heu im Stall war, dann kamen die Alten zum Schulmeister und sagten: „Es wär' jezt wieder die Zeit, solltet doch wieder schau'n, ob ihr nicht ein Spiel zusammenbrähtet. Schaden könnt's den Burschen nicht, wenn sie sich einmal wieder ein bißchen in der Schrift befehligen möchten und fñraus die heiligen Gefänge einübeten. Was sie in der Schule gelernt haben, haben sie ohnehin vergessen.“ — „Da schau' ich mich um“ — sagt der Schulmeister — „und wenn es sich trifft, daß akurat die richtigen Burschen genug vorhanden seint, da ruß ich sie halt zu mir. Ein jeder, der mitspielen will, darf erstens nicht zu Diernen gehen, zweitens keine Schelmlieder singen die ganze heilige Zeit über, drittens muß er ein ehrames Leben führen, viertens muß er mir folgen.“ Dann ging der Frühwinter mit Proben, Abschreiben, Lernen und Singen hin. Am ersten Advent ward losgespielt, Sonntags und Feiertags, „Mittwochs ist eine Aufführung zur Uebung“. An den Werktagen zogen die Spieler über Land auf die Dörfer. Der Eintritt hat zwei Kreuzer gekostet. Um 8 Uhr nachmittags begann die Aufführung, die zwei Stunden dauerte. „War aber Publikum vorhanden, so fängt man noch einmal von vorne an, solange jemand zuhören will.“

Szenisch war größte Einfachheit geboten. Ein ruhiger Vorhang als Hintergrund genügte für alle Szenen. Die Requisiten waren ebenso bescheiden. Aber wie stark wirkte der leere Stuhl, auf dem sich der Reihe nach ein König nach dem anderen niederließ! Am beweglichsten nicten die beiden Pappköpfe des Oshen und Efels, als Joseph und Maria im Stall Zuflucht suchten — echteste Tierfreude bewillkommnete die Fliehenden, denen die Menschen jede Gastlichkeit weigerten. Prunkvoller waren die Gewänder; darin hätte sogar noch mehr geschehen können. Denn im Gewand

ruhte der Prunk des Mittelalters. Freilich, ein Dörflerspiel muß auch hierin seine Grenzen einhalten. Fñnf Engel in weißen, langen Gewändern rahmten die Szene, stellten sich wie ein Vorhang vor die Wegtretenden, oder sie umfakten die Huldigung der Hirten und Könige vor der Krippe mit wallender Feierlichkeit. Vom Sternsieger geleitet kam der ganze Zug der Mitglieder durch den Saal herein, die einzelnen Pastoren wurden vorgestellt und eine große Begrüßung des Publikums vollzogen. Sehr drastisch und echt spielten die Gruppen der Hirten auf dem Felde, die aus tiefem Schlaf und Frost sich sammeln, dann aber auch die drei Juden, die um den König Herodes mit wilden Ortmassen sich gebärden. Das Mittelalter hatte seinen primitiven Judenhaf, und im Bühnenspiel wurde er zu derber Karikierung benugt.

Das schönste aber war, jedermann konnte etwas davon haben: Kind und Erwachsene, Leute mit Ansprüchen und schlechthin Schaulustige, Kirchenleute und die anderen. Jeder kannte die Geschichte, konnte sich also sofort auf das „Wie“ der Darbietung einstellen. Das war schon im alten Athen so. Jeder kannte dort die alten Sagen von den Atiden und Labdakiden und erwartete nun von Aeschylos und Sophokles nicht einen neuen Zauber der Ueberraschungen, nicht unbekannte Probleme und Schürzungen des Knotens; alle Aufmerksamkeit gehörte der feellischen Entfaltung der Personen, der Steigerung und Entspannung der Handlung, kurz allen den Dingen, um derenwillen die alten Tragödien geschrieben sind. Ich halte die Jugendgeschichte Christi und die Passion für zwei Erzählungskomplexe, die zu den fruchtbarsten der Weltliteratur gehören. In den alten Spielen wird ungemein starke Bildhaftigkeit der Vorgänge schauhar und greifbar. Jene gefättigte Wirklichkeit, die hinter den altdeutschen und altniederländischen Bildern des 15. Jahrhunderts steht, wirkt sich genau so im alten Krippenspiel aus. Da ist keine Impression und Deutung, sondern warm durchblutete Wirklichkeitsfülle in alten typischen Vorgängen und Bildern. Jede Geste ist aufschlußreich — z. B. der erhobene Arm des Engels Gabriel bei der Verkündigung, das Nicken der Tiere beim Eintritt Marias, das Pusten des Oshen, der das frierende Kindchen wärmen will, das Jaß-Schreien des Efels in trunkenen Weihnachtsfreude, das Stolpern des ungeduligen Mohrentönigs, Herodes entseßlicher Wütemord. Seit den Zeiten des Heliand haben deutsche Augen, deutsche Seelen am Märchen der deutschen Weihnacht gewacht, die alten Bibelworte tausendfach umgedreht und immer wieder versucht, dem felfamen Bericht des Südens die Deutung des deutschen Volkes abzugewinnen. Und es steckt wirklich genug ernster Stoff in der alten Ueberlieferung, um ihn auch heute noch in seiner tiefen Menschlichkeit nachzuempfinden.

Ein weiterer Vorzug solcher Aufführungen ist, daß die auf-führenden Dilettanten sind. Natürlich braucht es einen Spielleiter von Beruf, und er hat schwere Arbeit zu leisten. Aber wenn ordentlich geprobt wird, wie es in Berlin der Fall war, dann kommt in solchem Rahmen das Wort wieder in einer Weise zu seinem Recht, die wir auf der Berufsbühne oft so schmerzlich entbehren. Die Wortkultur ist unserer regielustigen Zeit fast ganz verlorengegangen. An den überföhrierten modernen Dramen kann sie nicht wieder gefunden. Aber bei den primitiven Spielen darf sie in Schlichtheit und Einfachheit sich ausbreiten; die Dinge sprechen, nicht das gewalttame Unterstreichen der einzelnen Worte. Den Spielern ist es Herzenssache, ihren Melchior oder Gabriel recht schön herausbringen; dabei entwickeln sich Reize der Echtheit, die bei jedem Bühnenjargon ausbleiben müssen.

In Göttingen, Kassel, Kiel und Stuttgart ist das Spiel schon gewesen. Wie wünschte ich, daß es zu unseren Soldaten an die Front kämel! Denn Hindenburg hätte daran eine ebenso reine Freude wie „Babbing in Frankreich“. Vor allem können viele kleine Gemeinden es auführen, wo der Pastor oder der Lehrer Sinn für solche Darbietungen haben. Wir planen einen billigen Neudruck des alten Textes; er ist von R. J. Schroder, einem Schüler Karl Weinholds, 1888 aus der alten Handschrift herausgegeben worden, in der sich auch die alten Regienotizen fanden. Die Kosten des Spiels sind ganz gering. Möchten sich viele des alten echten Krippenspiels erfreuen!

Gottfried Traub / Freude

Christen sind ein seliges Volk; die können sich freuen im Herzen und rühmen, pfeifen, tanzen und springen. Luther.

Wer ist Herr über die Freude? Du bist ihr Meister. Aus unserem Herzen quillt sie und sonst nirgendwo. Der Mensch allein ist's, der sich freut, nicht die Dinge. Und wenn sie sich freuen, die Blume des Lichts und der Hund seines Herrn, so bleibt doch Menschenfreude unsere eigene Sache. Sie stammt nicht allein aus dem, was uns begegnet. Warum wären oft die unfreudigsten Menschen gerade die, die nichts zu klagen haben, und warum spaltet manche Frau, die des Tages Last und Hitze trägt, die engenden, drückenden Felsen, wie der Strom sein Bett durch die Steine gräbt, mit ihrer Freude und schafft ein Neues? Weihnachten gibt uns wieder und wieder das Rätsel der Freude auf. Himmel und Erde in Bewegung um eines neugeborenen Kindleins willen! Lichtstrahl und Vokalmusik um eines Mariensohnes willen! Und das alles auf Hoffnung, auf ein Menschenalter, auf 30 Jahre erst hinaus! Denn nichts erzählt uns die Geschichte vom Wirken und Schaffen dieses Kindleins, selbst nicht in einem Alter, in dem wir jetzt auf den Schlachtfeldern schon Hunderte von Männern und Helden grüßen, Lebende und Tote! Nein, er wartete, wartete. Die Zeit war noch nicht erfüllt, als er kam. Sie erfüllte sich langsam nach dem Gesetz der Geschichte und schob den Vorhang nach einigen dreißig Jahren weg, als Jesus anhub, zu lehren und zu wirken. Aber Weihnachten bleibt. Trotzig ist seine Freude. Es ist ein Schrei hinaus in die Nacht! Ein Jubelruf über die Jahrzehnte hinweg: „Er ist da! Wartet!“ Ein Aufatmen der unbefiegbaren Hoffnung. So hat es uns das Herz abgezwungen. Unsere Liebe gehört den Hoffenden. Freude lebt von der unerschöpflichen Gewalt ihrer Hoffnung. Wer glaubt, hat Freude; der Zweifler zerstört alles Leben und löscht das Lichtlein aus, das uns in der Nacht den Weg vor unseren Füßen erhellt. Einige wenige stellt das Weihnachtsevangelium um die Krippe zu Bethlehem. Diese paar Duzend Menschen umhüllt das neue Licht. Aber auch in ihren Herzen ist es später wieder dunkel geworden, und nur dann und wann mag sich die Hoffnung emporgerannt haben, wie das Laub an der Mauer zum Licht!

Freude will empfangen sein. Sie schenkt sich. Unabhängig von dem, was du siehst und hörst, schenkt sie dir Augen und Ohren und alle Sinne. Mit Zauberhand öffnet sie verschlossene Türen. Wir brauchen nur zu folgen. Jeder verdirbt es mit ihr, der zweifelnd vorher wissen will, was sie verbürgen kann. Ueberlasse dich ihr! Dann geht sie stille ihren Weg, und du kannst jauchzen. Der Mensch ist Gotteskind. Er lebt in zweien Welten: die Welt des Scheins ist nicht sein Reich. Sie sagt ihm nichts. Aus der Welt des Seins heraus holt er sich Lust und Kraft. Freude gehört zu dieser Welt des Seins. Sie umgürtet uns mit Schwert und Leben und läßt uns niemals los, denn sie ist das Leben von innen heraus gesehen, sie ist die Kraft aus den verschwiegenen Tiefen der eigenen Seele. Solche Freude lehre zu Weihnacht bei uns ein und mache die Hunderttausende glücklich. Wenn du trauerst aus innerem Herzeleid oder tiefem Ernst, wohl! Dann stören wir dich nicht. Die Freude wird dich finden zur rechten Zeit. Wenn du aber trauerst, nur weil du dich gehen lässest und du die Freude gar nicht achtest, dann hast du kein Recht zur Trauer. Denn die Freude ist Himmels Geschenk an die Menschen, nein, an dich, den einzelnen! Dich meint sie, zu dir kommt sie, dich nimmt sie bei der Hand. Laß sie nicht vorübergehen! Man muß sich freuen können, man muß sich freuen wollen, dann ist man selbst zur Freude geworden für viele Brüder und Schwestern.

Soziale Bewegung

Weiterer Zusammenschluß der kaufmännischen Angestelltenverbände. Anfang Oktober waren die Leitungen fast aller kaufmännischen Gehilfenverbände Deutschlands in Berlin zu einer gemeinsamen Beratung zusammengetreten, um im Hinblick auf die großen Aufgaben, die nach dem Kriege die Gestaltung der wirtschaftlichen Lage der Handlungsgehilfen an die Berufsorganisationen stellen wird, ein möglichst gemeinsames Vorgehen aller Vereinigungen vorzubereiten. Einstimmig wurde eine „Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände“ (A. K. V.) gegründet. Alle ihr angeschlossenen Vereinigungen sollen nach außen und innen ihre volle Selbständigkeit und Entschlußfreiheit bewahren. Die Arbeitsgemeinschaft aber soll der Boden sein, auf dem sich die Vereinigungen für die Gebiete der Standesarbeit, über die Uebereinstimmung der Anschauungen herbeigeführt werden kann, die Hand reichen sollen. Damit beginnt ein neuer und hoffentlich recht erfolgreicher Abschnitt der Standesarbeit. Am 12. November hat bereits die erste Tagung der „Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände“ stattgefunden, in der folgende Organisationen ihren Beitritt erklärten: Allgem. deutscher Buchhandlungsgehilfen-Verb., Leipzig; Buchhandlungsgehilfen-Verein, Leipzig; Deutscher Bankbeamten-Verein, Berlin; Deutscher Verband kaufmännischer Vereine, Frankfurt a. M.; Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, Hamburg; Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig; Verband junger Drogisten Deutschlands, Eßlingen; Verband kath. kaufm. Vereinigungen Deutschlands, Essen; Verband reisender Kaufleute Deutschlands, Leipzig; Verein der deutschen Kaufleute, Berlin; Verein für Handlungs-Commis von 1868, Hamburg. Um die alte „Soziale Arbeitsgemeinschaft“ der drei großen Leipziger, Hamburger und Frankfurter Verbände, die kürzlich auch mit dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband ein freundschaftliches Verhältnis eingegangen sind, hat sich jetzt also ein großer Ring von 7 weiteren kaufmännischen Verbänden kristallisiert, so daß die neue „A. K. V.“ etwa 600 000 Mitglieder umfaßt.

Keine Verschmelzung aller Gewerkschaftsrichtungen. Auf dem Evangelischen Arbeitervereinstage für die Provinz Brandenburg im Lehrervereinshaus hielt der Vorsitzende des Deutschen Arbeitertages, Reichstagsabgeordneter Franz Behrens, einen bemerkenswerten Vortrag über die christlich-nationale Arbeiterbewegung während des Krieges, wobei er auch die heute häufig gehörte Frage behandelte, ob denn nach den Erfahrungen dieses Krieges die christlich-nationale Arbeiterbewegung überhaupt noch nötig sei, oder ob es nicht vielmehr an der Zeit sei, die alte Fahne einzuziehen und einfach in der Sozialdemokratie aufzugehen? Der Redner bekannte, daß auch ihm persönlich diese Frage oft gestellt worden sei, auch von Gebildeten, von Geistlichen, Nationalökonomien, selbst von hohen Regierungsstellen. Schließlich legten sich angesichts der Kriegserfahrungen sogar Leute aus dem eigenen Lager die Frage vor: Sollen wir die „Bude zumachen?“ Diese Stimmung bekam die christlich-nationale Arbeiterbewegung auch praktisch recht stark zu fühlen. Als nach Ausbruch des Krieges Ausschüsse zur Arbeitsvermittlung geschaffen wurden, mußte man alles daran setzen, um zu verhindern, daß ausschließlich Sozialdemokraten in diese Ausschüsse kamen. Die Christlich-nationalen wurden vielfach übersehen und sie mußten oft recht energisch werden, um zu beweisen, daß sie auch noch da seien. Deutschland hatte die herrliche Erfahrung gemacht, daß das ganze Volk einmütig zur Abwehr des hinterlistigen Ueberfalls seiner Feinde aufgestanden war. In dieser allgemeinen Freude war das Gefühl sehr verbreitet: die Sozialdemokratie hat ja ihre nationale Schuldigkeit getan — was wollen noch die Christlich-nationalen? Behrens erkannte offen und freudig die Vaterlandstreue und opfermütige Hingabe der sozialdemokratischen Brüder an, wies aber entschieden die Folgerung daraus ab und kam im Gegenteil zu dem Schlusse, daß diese Bewegung sich nicht mit der Sozialdemokratie vereinigen könne, sondern nach dem Kriege sogar Pflicht und Recht auf Weiterbestehen und selbständige Arbeit habe. In allen praktischen Fragen des Lohnes, der Arbeitszeit, des Arbeiterschutzes, des Versicherungswesens und in vielen anderen mehr sei sehr wohl eine Verständigung und ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie möglich und werde auch erfolgen; aber in den drei Grundauffassungen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, in der Stellung zum Christentum, zur Monarchie und in der Abweisung des Klassenkampfes: darin könne sie nie und nimmer bei der grundtätig entgegengesetzten sozialdemokratischen Stellung hierzu mit der Sozialdemokratie zusammengehen. Gewiß, in der Sozialdemokratie würden tiefe Wandlungen eintreten; aber wer hätte den Mut, zu behaupten, daß sie in diesen drei Hauptstücken aus dem Kriege umgewandelt hervorgehen würde? Diese drei Stücke aber seien Kernfragen, und wer nicht wolle, daß sie aufgegeben werden, der könne nicht einem Aufgehen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung in der Sozialdemokratie das Wort reden. Der Deutsche Arbeitertag wird in Zukunft Kongreß der christlich-nationalen Arbeiterbewegung heißen.

Büchertisch

Historisch-Geographisch-Politische Literatur.

Nach zweieinhalb Kriegsjahren stellt sich der Rückblick auf die unübersehbare Masse der Kriegsliteratur günstiger, als es der trübe Anfang vermuten ließ. Zunächst hat der Krieg in seinem langen Verlauf ganz bestimmte Aufgaben entwickelt, die mit den bewährten Methoden der organisierten Wissenschaft angegriffen und mit deutschem Fleiß und deutscher Sachlichkeit erledigt wurden. Wohl durch die gesundende Wirkung dieses Arbeitszwanges sind aber auch darüber hinaus Arbeiten entstanden, in denen die Leidenschaften des Kriegsanfangs als Erlebnis geläutert gerade von der Oberfläche ihres ersten Lummelplatzes zu tieferer Besinnung in die Gründe des Weltgeschehens hineinführten, Arbeiten, die eine bemerkenswert starke Vermehrung unserer Kenntnisse und einen Fortschritt in unserem Begreifen darstellen, daß sie auch späteren Zeiten als ein Triumph deutscher Wissenschaft im Kriege erscheinen werden.

Am allerersten Stelle ist hier das zweibändige Sammelwerk zu nennen, das die Professoren **Otto Hinz, Friedrich Meinecke, Hermann Onken und Hermann Schumacher** unter dem Titel: **Deutschland und der Weltkrieg** herausgaben in Verbindung mit Karl H. Becker, Paul Darmstädter, Hans Delbrück, Otto Franke, Karl Hampe, Hans Luther, Richard v. Mads, Erich Marcks, Gustav v. Schmoller, Walther Schoenborn, Wilhelm Goltz, Friedrich Lezner, Ernst Troeltsch, Hans Ubersberger, Ottocar Weber, Adolf Bermuth, Ernst Zitelmann. (Leubner, Spz., 2. A. 1916. 2 Bde., geb. 14 M. Feldpostausg. i. 3 Tl. 12 M.). In 5 Teilen sind die Beiträge eingeordnet: Deutschlands Stellung in der Welt; Deutschlands Bundesgenossen; die Machtpolitik unserer Gegner; Vorgeschichte, Ausbruch und Ausdehnung des Weltkrieges; der Geist des Krieges. Natürlich sind nicht alle Arbeiten von gleichem Gewicht, aber das Durchschnittsgewicht ist sehr hoch, und indem alle Mitarbeiter Fachleute ersten Ranges sind, steckt in einigen dieser Aufsätze die äußerste Verdichtung einer ganzen Lebensarbeit. In besonderem Grade gilt dies Urteil von den Arbeiten der Herren Hinz und Troeltsch. Hinz schreibt über Deutschland und das Weltstaatsystem, über den Sinn des Krieges, Troeltsch über den Geist der deutschen Kultur. Beide Forscher zeichnen eine Entwicklung, die sie schon vor dem Kriege aufmerksamen Auges verfolgt haben. Indem diese Entwicklung durch den Machteinpruch Englands in eine Krise gerät, steigert sich die wissenschaftliche Beobachtung zur politischen Forderung, daß die längst angebahnte Linie sich behauptet und nicht von England abgeschnitten werde. Aus dem geisteswissenschaftlichen Geist des deutschen Wesens kommt Kraft und Ziel, die Welt auch föderalistisch zu gestalten, die Freiheit der Staaten im Weltstaatsystem auf der Grundlage der Gleichberechtigung, des Individuums im Staate bei Anerkennung aller Besonderheit und Fülle des Seins durchzusetzen gegenüber den Forderungen englischer Welt Herrschaft und der englischen Auffassung individueller Freiheit, die lediglich die Grenzen der Staatswirksamkeit einzudämmen sucht, statt, wie wir es wollen, die Grenzen der Wirksamkeit des Individuums im und am Staate, seine Rechte und Pflichten zu erweitern, und die gerade durch diese Verkleinerung des politischen Lebensraumes nur erreicht, daß auch das vom Staat freie Individuum seelisch ärmer und uniformer in der Welt dasteht. Diese Gedanken von Hinz und Troeltsch erfahren eine vortreffliche Vergegenständlichung durch die Aufsätze von Delbrück über das deutsche militärische System, v. Schmoller, Luther und Bermuth über die deutschen Institutionen und den Geist des öffentlichen Lebens, und vornehmlich von Meinecke über Kultur, Machtpolitik und Militarismus.

Es ist ganz unmöglich, die Reichhaltigkeit des Werkes in einem nur kurzen Referate zu umschreiben. Daß Becker über die Türkei, Franke über die Großmächte in Ostasien, Marcks über die Machtpolitik Englands und Ubersberger über Rußland und den Panflawismus als allererste Kenner auch auf kurzem Raum vortrefflich reden, ist selbstverständlich; darum mögen der weiteren Öffentlichkeit noch nicht gleich bekannte Mitarbeiter als völlig gleichwertig noch besonders hervorgehoben werden: Darmstädter mit der Studie über die Machtpolitik Frankreichs, Hampe über Belgien und die großen Mächte, Richard v. Mads über Bulgarien; und die anderen nicht mehr einzeln aufgezählten Beiträge sollen im ganzen nicht geringer eingeschätzt sein, sind doch so ausgezeichnete Forschungen darunter wie die des hervorragenden Völkerrechtslehrers Zitelmann, die ich mir nur etwas optimistischer, nicht gar so grau in grau gewünscht hätte.

Nur auf eine — dem Umfang nach größte — Arbeit will ich noch besonders hinweisen, auf Onkens Vorgeschichte, Ausbruch und Ausdehnung des Krieges. Indem ich ihre wissenschaftliche Grundlegung und Methode rühme, diese umfassende Verwertung des großen internationalen Quellenmaterials und auch der ausländischen Literatur, kann ich in diese restlose Anerkennung auch den Geist wahrer Objektivität, die gerade bei diesem Gegenstand sonst von der Gefahr der Leidenschaften bedroht wird, einschließen; die Sachlichkeit wird nicht nur dem feindlichen Ausland gegenüber gewahrt, sondern auch gegenüber Stimmungen und Urteilen, mit denen die Parteien daheim an die Kritik unserer auswärtigen Politik herantreten. In der Onkenschen Arbeit gipfelt das

Streben, das Grundgedanke und Ziel des vortrefflichen Werkes war: das Weltgeschehen der nach Wahrheit suchenden wissenschaftlichen Besinnung zu unterwerfen und ihr bei uns und den Neutralen die Augen zu öffnen. Es ist erfreulich, daß auch der letzte Zweck wenigstens in weiten wissenschaftlichen Kreisen des neutralen Auslandes erreicht wurde.

Als 3. Band (Sonderband) des Jahrbuchs des Völkerrechts wird eine vollständige mit vollkommenen wissenschaftlichen Methoden gearbeitete Sammlung eröffnet: **Die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkriegs**, herausgegeben von Geh. Justizrat Prof. Dr. Th. Niemeyer und Dr. Karl Strupp. 1. Band: **Politische Urkunden zur Vorgeschichte** (Dunder & Humblot, München-Leipzig 1916, 796 S.; geb. M. 20, geb. M. 24.). Für die Vorgeschichte sind bereits die seinerzeit in Brüssel gefundenen Berichte der belgischen Gesandten in Berlin, London, Paris und Petersburg von 1905 an einbezogen. Sämtliche Urkunden sind im Originaltext gegeben. Ein umfangreicher Registerteil gibt das Verzeichnis der Urkunden nach der Zeitfolge, eine Uebersicht der Quellennachweise, eine Zusammenstellung der handelnden Persönlichkeiten und ein Inhaltsverzeichnis nach der Zeitfolge der Geschehnisse, letztes auf 26 Seiten. Das Werk wird dadurch hervorragend überflüssig. Ein dringendes Bedürfnis ist mit ihm befriedigt, denn bisher war man entweder auf die rings zerstreuten Quellen angewiesen oder lediglich auf den an sich vortrefflichen Geschichtskalender des Verlages Weiners oder das Regenbogenbuch Dr. Bährs; beide aber dienen rascher, der Geschichtskalender monatlich fortlaufender Orientierung, nicht absolut sicher zu gründenden Untersuchungen.

Wir besitzen heute eine große Menge von Schriften über die Entstehung des Weltkrieges. Man kann sie in zwei Gruppen scheiden, die einen bemühen sich um die diplomatische Abwicklung der unmittelbar zum Krieg führenden Ereignisse und stellen den Anteil an Schuld, Zwang, Drang und Widerstand dar, wie er den verschiedenen Großmächten zukommt; ihnen gebührt das Verdienst, die diplomatische Reinheit der deutschen Politik, die Kaiser, Kanzler und Volk für sich in Anspruch nahmen, zweifelsfrei begründet zu haben. Die besten Leistungen unter diesen Arbeiten waren die von Karl Strupp in der Zeitschrift für Völkerrecht, Band 8, Heft 6, und die von Staatssekretär Dr. Karl Helfferich: **Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreibundsmächte** (Verlag von Karl Stille, Berlin NW. 7, 1915; 47 S., 0,30 M.).

Wenn ich von früher angezeigten Büchern absehe, auch der ganz vortrefflichen Studie Paul Hertzes **Weltpolitik und Weltkatastrophe** (Verlag Ullstein & Co. 1916. Sammlung: Männer und Völker. M. 1.—), so liegen zurzeit vier bemerkenswertere Arbeiten vor, die ich zur zweiten Gruppe jener Schriften zähle, die den Krieg in den Zusammenhang der Weltpolitik seit 25 Jahren rücken. Vor dem Kriege gab es sehr wenig solcher Bücher, erst das Regierungsjubiläum des Kaisers fügte zu dem alten im Grunde recht brauchbaren Egelhaaf und dem sehr ansehnlichen Buche Reventlows die Arbeiten des Fürsten Bülow, denen aber mehr ein hervorragender Quellenwert als ein wissenschaftlicher Verarbeitungswert zukommt, weiter die m. E. stark überschätzte Arbeit des Freiburger Historikers Nachfahs: **Kaiser und Reich, 1888—1913** (Berlin 1914). Zugunsten der Nachfahschen Geschichte wird man aber immerhin sagen dürfen, daß er durch Rücksichten gehemmt war, die für den Historiker nach Kriegsausbruch gegenüber dem feindl. Ausland nicht mehr bestehen, daß er die wichtigsten Quellen nicht kennen konnte, über die dieser verfügt, und daß es überhaupt leichter ist ex eventu zu urteilen. Darum ist auch die Kritik billiger, die jetzt an der deutschen Auslandspolitik gefällt werden kann. Heute kann man in der Tat mit mehr Schein des Rechts und eindrucksvoller von verfehlten Situationen sprechen, wie es Heinrich Theodor List in seinem Buche: **Deutschland und Mitteleuropa tut**. (Dietrich Reimer, Berlin 1916. 114 S.) Die Arbeit von List ist flott und anschaulich geschrieben. Als rote Linie zieht sich der Gedanke durch die Geschichte der letzten 30 Jahre, daß die Weltpolitik ein Ringen der sich ausbildenden Weltmächtsgruppen England, Rußland und Mitteleuropa sei und der Krieg daher, sofern er siegreich durchgeföhrt würde, die politische Bildung Mitteleuropas zum Abschluß bringen müsse. Dies wird schließlich in einem Schlußkapitel energisch ausgesprochen. Dabei ist, wie gesagt, viel Kritik vom Standpunkt der Gegenwart aus, die ich nicht mitmache, besonders auch das mehr zwischen den Zeilen liegende Urteil über die letzten Jahre der Reimannschen Politik. Diesen Einspruch habe ich auch gegen Haschagen: **Weltpolitische Entwicklung**. 94 S., geb. M. 1,80. Nur liegt Haschagens Einspruch viel tiefer gegründet. List ist Reuling auf dem Boden der Geschichtsforschung, ein Laie, der, durch die Größe des Erlebnisses hingerissen, sich durch fleißige Arbeit zum besseren Verstehen hat durchringen wollen; noch ist nicht jedes Urteil selbständig und schwer erwogen. Ganz anders hat Haschagen schon vor dem Kriege aus eindringlicher Beschäftigung mit unserer auswärtigen Politik Zweifel in sich gewälzt, die der Krieg nun zu bestätigen scheint. Haschagen kommt als unbestechlicher Gelehrter von keiner Partei her mit seiner Kritik;

Ich kann hier aber nicht polemisieren. Die Bedeutung der Haschagischen Arbeit liegt auch auf anderem Gebiet, dem der Gliederung des gewaltigen Abbaus nach weltgeschichtlichen Gesetzen. Dieser Versuch mußte gemacht werden, wenn die Geschichte der Weltpolitik unserer Zeit etwas anderes sein sollte als Chronik von Jahr zu Jahr, allein rhythmisch bewegt durch die großen Figuren des historischen Spiels. Und i. g. ist der Versuch sehr gelungen. Im einzelnen soll man sich mit dem Verfasser in gelehrten Zeitschriften auseinandersetzen. Zunächst will ich mal alle denkenden Betrachter der Weltgeschichte nachdrücklich auf die Schrift Haschagens aufmerksam machen.

Zwei Bücher von Haller und Bitterauf rücken den historischen Zusammenhang, in dem der Krieg steht, noch tiefer in die Vergangenheit hinein. Bitterauf: Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1915, 202 S., geb. M. 2,80) beginnt mit der Politik Bismarcks seit 1866 zu erzählen. J. Haller: Der Ursprung des Weltkrieges (Tübingen bei Kloeres, 1915, 85 S., geb. M. 2), überlegt alles Geschehene in gedankenreichen und großzügigen weltgeschichtlichen Perspektiven, dabei auch die zufälligen Momente des Persönlichen, z. B. Charakter und Politik Poincarés in glänzender Schärfe herausarbeitend. Hoffentlich erfährt diese ausgezeichnete Arbeit des Tübinger Historikers Umarbeitungen und Ergänzungen, wie sie der allmächtig steigenden Quellenkenntnis entsprechen. Haller, aber auch Bitterauf sind sympathisch in ihren ruhigen, gerechtfertigten Urteilen über die Leistungen der deutschen Auslandspolitik unter Bethmann, Rieberlen-Wächter und Zimmermann.

Endlich gedenke ich einer Sammlung von Aufsätzen Eduard Meyers. Weltgeschichte und Weltkrieg (J. G. Cotta, 1916, Stuttgart, Berlin, 189 S., kart. M. 1,80) ist der Titel, unter dem Meyer Aufsätze nur scheinbar verschiedenen Inhalts einleitet: Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft; Die Entwicklung der römischen Welt Herrschaft; Italien und die Entstehung der italienischen Nation im Altertum (Mit einem Ueberblick der weiteren Entwicklung Italiens bis zur Gegenwart); Der Staat, sein Wesen und seine Organisation; Deutschland und der Krieg (August 1914). Nicht mit allem bin ich völlig einverstanden, was der hervorragende Vertreter der alten Geschichte an der Berliner Universität zur neueren Geschichte geschrieben hat, wohl aber bewundere ich die lebendige Haltung Eduard Meyers zur Geschichte überhaupt. Im Unterschiedsbewußtsein empfindlicher als Mommsen folgt er doch dessen Spuren, das Symptomatische der Geschichte des Altertums, zumal in der Bildung des römischen Weltreichs, herauszuarbeiten. Wahrheit klassisch aber wird Meyer in der historisch systematischen Betrachtung zur Philosophie von Staat und Geschichte.

Bei der Einschränkung meiner Zustimmung zu den Arbeiten Ed. Meyers auf den Gebieten der neueren Geschichte dachte ich an seine Englische Geschichte (ebendort 1916). Wir haben jetzt die Fülle von Literatur zu verzeichnen, die sich mit Geographie, Geschichte, Wirtschaft und Politik der einzelnen Länder befaßt, soweit sie uns durch den Krieg als Bundesgenossen, Feinde oder angebliche Neutrale brennend nahegerückt sind. Früher hat es derartige Literatur kaum gegeben. Der Krieg hat sie entbunden in wahrhaft erdrückender und sehr ungleicher Masse; ein schönes Zeichen, wie Deutschland seine politische Aufgabe leidenschaftlich und ernst ergriffen hat. Wir gehen länderweis vor.

England: Für seine Geschichte erinnern wir an die neulich besprochene Arbeit des Vertreters der englischen Geschichte an der Universität Leipzig: F. Salomon, Der britische Imperialismus (W. G. Teubner, Leipzig 1916). Sie ist wirklich das absolut Beste und wird es bleiben! Sehr hübsch ist die kleine Sammlung von meist vor dem Kriege entstandener Biographien aller bedeutenderen englischen Staatsmänner der Gegenwart, aus der Feder von Sir-Vera (Verlag Ullstein & Co., Berlin 1916, in der Sammlung: Männer und Völker; kart. 1 M.). Da wir in deutscher Literatur sonst nichts an irgendwelchen besseren biographischen Notizen über die Führer des feindlichen Englands besitzen, begrüßen wir freudig die Ausfüllung einer so schmerzlichen Lücke und gedenken darüber hinaus dankbar des glänzenden Plaudertons, in dem uns so viel Ernsthaftes vorgetragen wird. In die Tiefe führt W. Dibellus' meisterhafte Biographie von Charles Dickens. Das Buch ist für den Nichtphilologen nicht ganz leicht zu lesen, man muß sich durch Strecken durcharbeiten, die den an sich notwendigen und auch nicht uninteressanten Nachweisen der literarischen Abhängigkeiten und Beziehungen gewidmet sind. Uns fesselt ja vor allem das Bild dieses besten und doch typischen Engländer, das dann auch in wesentlichen Zügen unendlich bereichert bei Dibellus entsteht. Das Hervorragendste an dieser Arbeit aber ist, wie Dickens, der gute, um sein arbeitendes Volk leidende und kämpfende Dickens, verstanden wird aus der Fülle einer schlimmen und doch in der Entwicklung rauschenden Zeit. Sozialpolitik, die Kämpfe um Freihandel und Demokratie, die ganze Not und Zukunft der arbeitenden Klassen, alles dies tritt nicht nur in der ganzen farbigen Fülle, wie sie aus Dickens Romanen widerwürgelt, sondern mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Ordnung

in unsere Erfahrung. Schon das erste grundlegende Kapitel: England um 1830 ist außerordentlich, und fortlaufend hält das Buch alles, was der Anfang verspricht. Darum empfehlen wir es dringend nicht nur dem Liebhaber Dickenscher Romane, den Literaturhistorikern, sondern vor allem auch den politisch für England interessierten Lesern. (W. G. Teubner, Leipzig 1916. 525 S., geb. M. 8, geb. M. 10.) (Schluß folgt.)

Dr. W. Schotte.

Spende für deutsche Soldatenheime

Der naheende Winter läßt die Schaffung neuer Soldatenheime an den Fronten und Küsten dringend erforderlich erscheinen. Jeder wünscht seinen Lieben da draußen eine behagliche Unterkunft. Aber mit den Wünschen allein ist ihnen nicht geholfen. Zur Errichtung weiterer Soldatenheime, die von vielen Regimentern dringend gefordert werden, ergeht jetzt die Bitte um Beschaffung von Mitteln. Unsere Leser sind schon verschiedentlich von uns über den Wert der Soldatenheime, die unser Generalfeldmarschall von Hindenburg als eine segensreiche Einrichtung bezeichnet hat, unterrichtet worden, so daß sie den heute beiliegenden Aufruf der Spende für deutsche Soldatenheime nicht unbeachtet lassen werden. Der Aufruf ist mit einem neuen, künstlerisch in Tiefdruck ausgeführten Hindenburg-Bildnisse verbunden, das in jedem Hause sehr willkommen sein wird. Die Leser werden gebeten, die angelegte Postgeldzahlkarte zur Einzahlung von Spenden für deutsche Soldatenheime zu verwenden.

Briefkasten

An die Leser der „Hilfe“. Allen liberalen Organisationen und „Hilfe“-Freunden sei die Verbreitung des Heftes „Deutscher Krieg“ und Friedenswille“ jetzt vor Weihnachten nochmals empfohlen. Ebenso wie bei Raumanns Reichstagsrede ist die Auflage auch bei diesem Heft wohl eine sehr große, aber doch immerhin begrenzte. Wir bitten deshalb alle Hilfeleiter, sich umgehend Exemplare zu sichern. Preis des Heftes 25 Pf. und 5 Pf. Porto, ins Feld portofrei. 10 Exemplare kosten 1,70 M. und 30 Pf. Porto, 100 Exemplare 12 M. und 60 Pf. Porto, 1000 Exemplare 100 M.

Zum neuen Jahre muß der „Hilfe“-Bezug spätestens jetzt erneuert werden, wenn keine Störungen in der Lieferung eintreten sollen.

An die Leser: Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Professor Dr. Hermann Barge ist aus Raumgründen für die nächste Nummer zurückgestellt worden.

Von der Feldpostexpedition der 214. Inf.-Div. sind uns 3 M. ohne Angabe des Absenders und des Verwendungszweckes zugegangen. (Postiged.) Wer ist der Besteller?

Einbanddecken für den Jahrgang 1916 und die früheren Jahre können auf der diesem Heft beiliegenden Karte bei jeder Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlage bestellt werden. Das Inhaltsverzeichnis wird aus technischen Gründen erst der Nr. 1 von 1917 beigelegt. Nur die Feldleser können es wegen des Ubergewichts der Sendungen nicht erhalten. Auf Wunsch wird es von uns kostenlos nachgeschickt. Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Helle, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

◆ ◆ Vermischtes ◆ ◆

Apothekerwitwe

möchte Führung eines frauenlosen Haushaltes übernehmen. Hildegard Schabe, Berlin NW, Apollonstraße 34.

Wo findet Feldgrauer

85 Jahre, alleinlich, unermüdlich (aus der Wägebürgischen Gegend), während einer Beurlaubung in einem Familienbause beurlaubte Aufnahme. Feldgr. ist bestrebt, nach Abreise auf diesen oder jenen Weg (auch durch Selbstunterricht) in etwa 2 Jahren das Abitur, später eine dementsprechende Stellung zu erlangen. Vorkenntnisse, besonders in fremde Sprachen bereits vorhanden. Adresse: Geheimer Wltg. Genrat, Landwehr-Inf.-Regt. 27, 4. Komp. Feldpostexpedition 243.

Reiche Bestände von

Münzen u. Medaillen aller Länder und Zeiten.

Weltkriegsmedaillen

hervorragend. deutscher Künstler. Ankauf seltener Münzen (besonders Goldmünzen) und ganzer Sammlungen.

Adolph E. Cahn,

Münzenhandlung, gegt. 1874. Frankfurt a. M., Niedenau 55.

Ein edles und nützliches Familienbuch, als Festgeschenk von dauerndem Wert

ist der

Herzliche Ratgeber für Gesunde und Kranke:

Lebenskunst — Heilkunst

von Dr. med. Schönenberger und W. Siegert.

12 farb. Tafeln, 223 Abbildungen, 1300 Seiten. 2 Bände, geb. 14 M.

Das Buch ist unstreitig das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist.

Dr. Noack in den Mitteilungen aus Lahmanns Sammlungen.

Ein Handbuch vornehmster Art, ist es wie kein zweites geeignet, die meisten Werke ähnlicher Tendenz zurückzubringen. Ill. 3tg. Leipzig.

Eine klare, übersichtliche Zusammenstellung des ungeheuren Stoffes, eine frische, nie ermüdende Sprache, gesunde Gedanken, darin prägt sich der Charakter des vorliegenden Wertes aus. Das mit gutem Gewissen in der Reihe der Hausbücher für Gesundheitspflege als erstes genannt werden kann.

Zeitschrift für physik. u. diätet. Therapie.

Die Verfasser besaßen die besondere Fähigkeit, ein populäres Werk über die Pflege des menschlichen Körpers zu schaffen, das keinesgleichen sucht. Preuß. Lehrerzeitung.

Wer im körperlichen und geistigen Wohlbefinden das größte Glück erblickt, wer Segen austreuen will auf dem Feinde der Gesundheitspflege, der greife zu diesem Ratgeber. Schlesische Schulzeitung.

Ein solches Buch zu besprechen und zu empfehlen ist eine Freude. Die Hilfe, Berlin.

Auf Wunsch gegen monatliche Ratenzahlungen.

Verlag Lebenskunst—Heilkunst, Berlin SW. 61,
Tempelhofer Ufer 22.

Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie von Oscar Klein-Hattungen. 3 Bde. M. 20.—. Geb. M. 23.—. „Ob der Diplomat Bismarck jemals einen besseren Biographen finden wird?“ Zitt. f. d. Gymn.-Weien, Berlin.

Napoleon I. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt von Oscar Klein-Hattungen. 2 Bde. M. 25.—. Geb. M. 31.—.

Friedericiana. Lebens- und Weisheitsprüche Friedrichs des Großen. Gef. v. P. Anzendorf. Geb. M. 2.—.

Russische Expansionspolitik 1714—1914 von Dr. F. Quablig. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Geschichte Japans von Prof. Hisao Satto. M. 4.50. Geb. M. 5.50. Die erste spezielle deutsche, aus Quellenstudien entstandene Geschichte Japans.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.

Anerkannt gediegene und edle

Weihnachtsgeschenke

in Bildern und Büchern
liefert der Volkstumverlag Stuttgart.

Farbiger Katalog gegen 25 Pf.

R. RITTER & Co., Weingutsbesitzer
Ober-Ingelheim a. Rhein

Rheinweine von M. 2.—, 2.20—6.—,
Ober-Ingelheimer Rotwein von
M. 2.50, 2.75—6.—, v. 12 Fl. an ohne Verp.
Cognac Weinbrand, vorzügliche Qualität,
die Flasche M. 12.—.

Preisliste gern zu Diensten. — Erste Auszeichnungen!

Direkter Verkehr

Keine Reisenden

Ein Stück Nationalliteratur

erwerben Sie mit

Adolf v. Harnack's

eben erschienenen Reden und Aufsätzen

Aus der Friedens- und Kriegsarbeit

Beheftet 8 Mark • Gebunden 10 Mark

400 Seiten gr. 8° auf sehr gutem Papier
Außer zahlreichen Beiträgen zur Kirchen-,
Kultur- und Wissenschaftsgeschichte seine
bedeutsamen Rundgebungen

zum Welt-Kriege

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
Verlag Alfred Töpelmann Bielefeld

Das Buch der Gottesfreunde

Gesammelt und herausgegeben von
Karl Josef Friedrich

Fünf Kunstbeilagen: Rembrandt, Dürer,
Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen
Vier Handschriften: Luther, Hans Thoma,
Wilhelm Steinhausen, Richard Dehmel
Einband in Goldprägung von Gustav Schaffer

Preis gebunden fünf Mark

Die Gottesfreunde

Sind jene erlesenen Menschen, die nur das eine erlernen: Gott nahe zu sein. Hier spricht das überwältigende Gotteserleben, das ganze Sein erfüllend und durchdringend aus den verschiedensten Menschen und Stoffen: aus einem leuchtenden Briefe Hans Thomass, wie aus einer schlichten Zeichnung Wilhelm Steinhausens, aus den tiefen, unerwarteten Stützen Kaiser Friedrichs, wie aus gedankenreichen Gedichten von W. von Scholz. Eine Sammlung von seltener Tiefe und Innigkeit ist so entstanden, ein Werk, das seinen Platz hoch über der Traktat- und Andachtsliteratur gewöhnlichen Gepräges hat. Ein Buch zur Sammlung der Seele; eine Adäquatheit nach Gewand und Inhalt.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha



Preussischer Beamten-Verein

in Hannover.

(Protector: Seine Majestät der Kaiser.)



Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Beamten, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Vericherungsbestand 439 541 278 M. Vermögensbestand 179 727 310 M. Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherung zu zahlende Versicherungsprämie von 1. % der Prämie trägt die Vereinskasse. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungsstellen.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Druckfaden des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckfaden: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zuführung der Druckfaden erfolgt auf Anforderung kostenfrei durch Die Direktion des Preussischen Beamten-Vereins in Hannover. Bei einer Druckfaden-Anforderung wolle man auf die Anknüpfung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Unverlangten Einhebungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Wierteljahrspreis im Buchhandel
8 M., am Zeitungsstall der
Postämter 8,12 M., beim Kreis-
postamt 3,40 M., unter Kreuz-
band vom Verlag 3,50 M., ins
Feld 3 M., ins Ausland 4 M.
..... Einzelheit 30 Pf.
.....
Fernsprecher: Amt Köpen 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 5683.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Kontaktheile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reklamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis- & Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen- & Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen- & Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Gertrud Bäumer:
Heimatschmerz. — **Friedrich Naumann: Das Jahr 1916. —**
Justizrat Bruno Nibbel, M. d. R.: Eine geschichtliche Er-
innerung. — Professor Dr. Hermann Barge: Rumänien's Zu-
sammenbruch. — Dr. Fritz Wertheimer: Japans Stunde.
Privatdozent Dr. H. Wulert: Paul de Lagarde. — Gertrud
Bäumer: Das Ungeheuerbare. — Berta Gradenwitz: Laßt uns
Schwester sein! — Miles: Das Neue. — Arasff Albrecht:
Vom den drei Königen. . . — Gottfried Traub: Jahres-
abstich. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. Dezember.

Der neue russische Kriegsminister Pokrowsky lehnt den deutschen Friedensvorschlag mit Entrüstung ab: „Die Deutschen versuchen, aus ihren augenblicklichen Gebietseroberungen Vorteil zu ziehen, ehe sich ihre innere Schwäche offenbart. Rußland wird sich um seinen ehrwürdigen Herrscher scharen, der seit Kriegsbeginn erklärt hat, daß er nicht Frieden machen werde, bis der letzte feindliche Soldat unser Land verlassen habe. Wir alle sind von der Notwendigkeit durchdrungen, den Krieg bis zum siegreichen Ende zu führen und werden uns von diesem Wege durch kein Manöver des Feindes abbringen lassen.“ Nach dieser Rede des Ministers beschließt die Duma einstimmig die Ablehnung der mitteleuropäischen Anregung. Eine Opposition von links her erfolgt nicht, weil die Mitglieder der Arbeitspartei und die Sozialdemokraten auf eine Reihe von Sitzungen wegen lärmender Demonstration ausgeschlossen sind.

Eine Dänin, Frau Bramson, hat die schöne Erfindung gemacht, daß die Deutschen ihre französischen und sonstigen Kriegsgefangenen mit Tuberkulosegift behandeln, um sie mit sich in den Tod zu führen. Deutschland besitze 50 000 mit Tuberkulose angestechte Franzosen. Demgegenüber besagt der Krankenbericht der Gefangenenlager, daß im zweiten Kriegsjahr ungefähr 2000 Franzosen wegen Tuberkulose behandelt wurden, d. h. 0,75 der Kopfstärke.

Montag, 18. Dezember.

Schon in den letzten Tagen wurde von französischen Angriffen nördlich und nordwestlich von Verdun berichtet. Von deutscher Seite wird mitgeteilt, daß die Franzosen das Dorf Bezouvaux und den Wald westlich des Dorfes behalten haben. Dem französischen Kriegsbericht ist zu entnehmen, daß zwischen Maas und Woivre mindestens fünf deutsche Divisionen von vier französischen Divisionen geschlagen seien. Von allen kämpfenden Regimentern wollen die Franzosen Gefangene gemacht haben. — Wir haben den Eindruck, daß die französische Heeresleitung durch Ueberraschung einen gewissen Erfolg erreicht hat, den sie gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt aus politischen Gründen dringend wünschte.

An der Ostfront gibt es an verschiedenen Stellen kleinere

Angriffe. Beispielsweise versuchten die Russen nordwestlich von Luck verlorenes Grabengebiet zurückzuerobern, doch wurden auch nachts ihre Angriffe abgewiesen.

In Rumänien wurde der Fluß Buzau an mehreren Stellen von der Armee Falkenhayn überschritten. Es wurden an einem Tage 1150 Mann gefangen, 18 Lokomotiven und etwa 400 beladene Eisenbahnwagen erbeutet. Russische und rumänische Truppen ziehen sich auf Braila zurück. Ueber den Transport und die Verwertung rumänischer Getreide- und Futterbestände finden zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Bulgarien Verhandlungen statt, zu denen der deutsche Ernährungsdirektor Batocki in Wien eingetroffen ist. Deutschland scheint vor allem auf einen Zuwachs an Futterstoffen für seine Viehhaltung rechnen zu können.

Die Zusammenfassung des neuen Ministeriums Spiglmüller in Wien ist noch immer nicht fertig.

Dienstag, 19. Dezember.

In den reichlich weiter fließenden Erörterungen über das Friedensangebot spielt eine ganz besondere Rolle die Frage, welche greifbaren und diskutierbaren Vorschläge die mitteleuropäischen Mächte ihren Gegnern gemacht haben. Man schließt aus dem Wortlaut der Kundgebung, daß es einen deutschen Friedensplan gibt. Da ihn aber niemand kennt, so tauchen die verschiedensten Vermutungen auf. Eben jetzt wird verbreitet, daß Deutschland außer der Wiederherstellung seiner Kolonien keinen Landgewinn erstrebe, wohl aber Polen und Litauen selbständig machen wolle. Alles das ist vorläufig freie Phantasie. Der italienische Sozialdemokrat Turati scheint richtig gesagt zu haben, daß die Veröffentlichung eines genauen Friedensplanes im gegenwärtigen Zeitpunkt mehr eine Erschwerung des Friedens als eine Erleichterung sein würde, weil sich dann die Debatte sofort auf einzelne Grenzfragen wüfse, bevor überhaupt die Grundfrage nach dem Vorhandensein eines Friedenswillens genügend erörtert sei.

Die Franzosen haben bei Verdun noch ein weiteres Gehöft Chambrette besetzt. Der Kriegsberichterstatter der „Daily Chronicle“ sagt, das eroberte Gebiet sei ein einziger Morast, in dem im Augenblick kein Aufgraben angelegt werden könne. Die Wegschaffung der Bewundeten sei entsetzlich schwierig und die Versorgung der Truppen mit Lebensmitteln und Wasser eine Riesenarbeit. Am 16. Dezember abends begann Schneefall. — General Joffre hat dem General Nivelle den Oberbefehl der Nord- und Nordostarmee übergeben. Damit beginnt der Rücktritt des im ersten Kriegsjahr so mächtig gefeierten französischen Oberführers.

Der Landesparteitag der vereinigten Deutschnationalen Niederösterreichs fordert von der Regierung als Voraussetzung einer geordneten parlamentarischen Tätigkeit die Sonderstellung Galiziens, die Kreiseinteilung in Böhmen, die deutsche Staats- und Verwaltungssprache und eine die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses sichernde Geschäftsordnung. Das sind alle deutschnationale Forderungen, die aber augenblicklich eine sehr erhöhte Bedeutung haben, weil man vom neuen Ministerium Spiglmüller erwartet, daß es noch vor Wiedereröffnung des Parlamentes diese Forderungen auf Grund von § 14 befriedigt. Der österreichische Polenklub hält gleichfalls fleißig Sitzungen ab, da er an der Neuordnung nicht weniger interessiert ist als die Deutschnationalen. Die Schwierigkeiten liegen in folgenden Punkten: Es muß festgestellt werden, in welchen Angelegenheiten Galizien

selbständig werden und in welchen es auch in Zukunft mit dem übrigen Oesterreich verbunden sein soll; in welcher Zahl und mit welchen Befugnissen die galizischen Abgeordneten zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten zum österreichischen Reichsrat hinzugezogen werden; wie die finanzielle Abtrennung Galiziens beschaffen sein soll. Das Ministerium Spigtmüller ist noch immer nicht vollständig.

Mittwoch, 20. Dezember.

Der neue englische Ministerpräsident Lloyd George hat gestern über das deutsche Friedensangebot gesprochen. Er redet von der furchtbaren Verantwortung, die ein Mann hätte, der ohne genügenden Grund den schrecklichen Krieg verlängerte, spricht aber dann von der umgekehrten Verantwortung, die jemand übernehme, wenn er aus Müdigkeit oder Verzweiflung den Kampf aufgeben wollte, ehe das höchste Ziel erreicht ist: Ohne Kenntnis der Vorschläge, die Deutschland machen will, würde ein Besuch der Konferenz bedeuten, daß wir unseren Kopf in eine Schlinge stecken, deren Seilende sich in Deutschlands Händen befindet. Wir müssen vorher wissen, ob Deutschland bereit ist zur vollständigen Wiederherstellung (restitution), vollen Genugtuung (reparation) und für wirksame Garantien. Der Reichskanzler, so sagt Lloyd George, ist nicht einmal davon überzeugt, daß Deutschland einen Angriff gegen die Rechte freier Nationen unternommen hat. Wo aber war die Achtung für die Rechte der anderen Nationen in Belgien und Serbien? Gibt es irgendeine Garantie, daß falsche Ausflüchte in Zukunft nicht wieder benutzt werden, um irgendeinen Friedensvertrag umzuwerfen, den man mit dem preussischen Militarismus schließen könnte? Aus dem allem ergibt sich noch kein letztes Wort Englands. Uns scheint, daß der englische Ministerpräsident persönlich den Krieg unter allen Umständen fortsetzen will, daß er sich aber scheut, dieses vor seiner Nation und vor den Verbündeten rückhaltlos auszusprechen. Man wird nach einer diplomatischen Formel suchen, in der die Ablehnung des deutschen Antrages in irgendeiner Weise verschleiert ist. Nachdem Lloyd George über das mitteleuropäische Angebot gesprochen hat, geht er zu einem englischen Regierungsprogramm über, in dem von Verstaatlichung der Schifffahrt und Einsetzung eines Direktors des Nationaldienstes geredet wird. Der bisherige Ministerpräsident Asquith, der seinen Platz auf der vordersten Bank der Opposition eingenommen hat, beglückwünscht seinen Nachfolger bei seinem ersten Auftreten und verspricht, auch dem neuen Kabinett seine Erfahrung und Mitwirkung zur Verfügung zu stellen.

Aus Wien kommt unerwartet das Telegramm, daß die Herstellung eines Ministeriums Spigtmüller sich als unmöglich erwiesen habe, und daß der böhmische Graf Clam-Martinić mit der Kabinettsbildung betraut worden sei. Er wolle Dr. Spigtmüller als Finanzminister in sein Kabinett hineinnehmen. Ob es dem Grafen Clam-Martinić besser gelingen wird, den Streit um die Zukunft Böhmens zur Entscheidung zu bringen, bleibt abzuwarten.

Donnerstag, 21. Dezember.

Aus der Rede des englischen Ministerpräsidenten Lloyd George werden nachträglich noch einige Stellen bekannt, darunter eine Beleuchtung des englischen Lebensmittelproblems: „Die Velternte an Getreide hat versagt; die Ausfuhrmöglichkeit aus Amerika und Kanada ist in unheilvollem Maße eingeschränkt; Argentinien gibt schlechte Aussichten; Rußland kann nichts ausführen, und der australischen Ausfuhr stehen hinderlichste Transport Schwierigkeiten entgegen. Die englische Ernte ist gering, und die Neubesteuerung beträgt anscheinend nur drei Achtel des Durchschnitts. Die Frühjahrseinstellung wird den Ausfall nur in gewissen Grenzen decken können. Laßt uns, so rief Lloyd George, eine nationale Fastenzeit während des Krieges ausschreiben, und die Nation wird geistig, moralisch und körperlich um so besser und kräftiger dastehen. Unsere Armeen mögen den Feind aus Frankreich und Belgien vertreiben und über den Rhein jagen; aber wenn nicht die Nation als Ganzes einen Teil der Lasten des Krieges auf ihre Schultern nimmt, so wird sie aus dem Triumph keinen Nutzen ziehen. Nicht was eine Nation gewinnt, macht sie groß, sondern

was sie hergibt!“ Am Schluß der Rede heißt es: „Ich erkläre offen und nachdrücklich, ich sehe in der Note der deutschen Regierung nichts, was mir den geringsten Grund zu der Annahme bietet, daß sie gewillt ist, den Verbündeten Genugtuung und Sicherheit für die Zukunft zu gewähren. Wenn sie bereit ist, uns Genugtuung für die Vergangenheit und Sicherheit für die Zukunft zu geben, so mag sie es sagen.“ Die Rede Lloyd Georges wurde von vielen Beifallsrufen unterbrochen.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus wurde Graf Tisza mit 210 gegen 103 Stimmen zum Palatin-Stellvertreter gewählt, damit er als solcher an der Seite des Bischofs die Krönung des neuen Königs vornehmen könne. Die Stimmenzahl beweist, wie groß zurzeit die politische Mehrheit des ungarischen Ministerpräsidenten ist.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 17. Dezember.

Während draußen durch die dichten Schleier fallenden Schnees die Adventsglocken klingen, liest man von den ersten entscheidenden Ablehnungen des deutschen Friedensangebots bei den Feinden. Es scheint, daß das Weihnachtsfest für uns eine letzte freundliche Pause vor dem erbittertsten Kampf sein wird, den die Geschichte noch gesehen hat.

Die Frage der Teuerungszulagen für die Beamten beschäftigt vor allem die Standesorganisationen sehr. Die Beamtenverbände haben schon im Oktober eine Ausgleichszulage von 25 v. H. des Gehalts neben den schon gewährten, nach der Kinderzahl gestaffelten Beihilfen erbeten. Der preussische Finanzminister hatte Mitte November einmalige Teuerungszulagen für alle Beamten bis zu 4500 bzw. 4800 M. von 40 M. für unverheiratete und 60—200 M. für verheiratete mit 1—5 Kindern vorgesehen. Das Abgeordnetenhaus ging in seinen Forderungen darüber hinaus und wird sie wohl durchsetzen. Charakteristisch ist, daß die Beamtenvereine aber auch daran denken, die Kaufkraft ihres Einkommens durch genossenschaftlichen Lebensmittelbezug zu erhöhen und Mittel und Wege dafür suchen.

Montag, 18. Dezember.

Scheidemann spricht in einer Kölner Rede die Ueberzeugung aus, daß die bisherigen Stimmen der feindlichen Presse nicht die eigentliche Meinung des Volkes darstellen. Man werde wohl noch andere Stimmen hören. Jedenfalls seien, wenn die Friedensverhandlungen abgelehnt würden, auch die Sozialisten einig, „mit dem letzten Mann für Vaterland und Volk einzustehen“.

Eine amtliche Mitteilung des Kriegsammtes warnt vor Ueber-eifer in der Hilfsdienstbereitschaft und weist darauf hin, daß es nicht im Geiste des Gesetzes liege, wenn Persönlichkeiten, die eine nützliche Tätigkeit ausüben, diese aufgeben, um in den Hilfsdienst einzutreten. Man solle mit seinem Betätigungsdrang abwarten, bis die Organisation geschaffen sei.

Die Menschen verkennen, daß die Eile, mit der das Gesetz geschaffen werden mußte, sich nicht in fieberhaftem Durchführungstempo fortsetzen kann, sondern daß erst auf der Grundlage des Gesetzes die Organisation des Hilfsdienstes systematisch aufgebaut werden muß. Man kann nicht genug davor warnen, daß schon jetzt alles von unten nach oben gefeiert und vielleicht tausend Unternehmungen jeder Art eingeleitet werden, für die hernach kein Bedürfnis vorliegt.

Dienstag, 19. Dezember.

Man kann aus den Gesprächen der Leute im Boot entnehmen, wie tief alle das Schicksal unseres Friedensangebots beschäftigt. Ein paar Frauen unterhalten sich über Weihnachten, und daß man gar kein Konfekt für die Kinder hat. Und die eine sagt aus dem Kummer ihres mütterlichen Herzens heraus: „Ja, sie sollten

zum Schluß machen“ — worauf ihr die andere im Ton selbstverständlicher Ueberzeugtheit antwortet: „Schluß machen, so daß wir verlieren, das geht doch nicht“. Die Stärke des Staatsbewußtseins in einem so einfachen Menschen, dem sich die Lebenslast durch den Krieg verzehnfacht und die Freude auf die spärlichsten Augenblicke eingeschränkt hat, hat etwas geradezu Erschütterndes. Daß auch ein solches bescheidenes Leben bereit ist, mit unendlichen Opfern sein Teilhaben an der Ehre der Nation zu erkaufen, ist etwas so Großes, ein solcher Beweis für die Uebermacht idealistischer Kräfte, daß man die Schönheit eines solchen einfachen Erlebnisses gar nicht tief genug ausschöpfen kann.

Eine Pflegerin im Lazarett erzählt, daß die Soldaten dort mit Ingrimm die Zeitungen verfolgen. Wenn unser Friedensangebot abgelehnt werde, wolle der verstümmelte Krüppel noch einmal wieder selbstdienstfähig werden.

Mittwoch, 20. Dezember.

Gespräche über die Möglichkeiten der sozialen, d. h. bürokratischen Bewirtschaftung der Lebensmittel. Die Erfahrungen der Kriegswirtschaft scheinen zu zeigen, daß der einzige unbedingt zuverlässige Faktor des Wirtschaftslebens wirklich die Selbstsucht ist. Sie kann sozusagen wie eine mechanisch wirkende Kraft angesehen werden; schaltet man sie aus, so genügt der tadelloseste Behördenapparat nicht, um eine annähernd ebenso große Stetigkeit, Zuverlässigkeit, Umsicht und Sorgfalt zu erreichen, als wenn das eigene Interesse beteiligt ist. Eine Einsicht, die bei allem Niederschmettern des, das sie enthält, eines gewissen Humors nicht entbehrt. „Das Mensch ist schwach.“

Es ist eine zentrale Verwaltungsstelle für die „Hindenburgspende der deutschen Landwirte“ unter dem Vorsitz des Grafen Schwerin-Böwitz geschaffen. Sie soll die freiwilligen Fettafgaben für die Schwerarbeiter richtig verteilen. Es wird interessant sein, zu sehen, wieviel diese freiwillige Abgabe erbringen wird und ob auch hier der Einsatz eines seelisch-persönlichen Faktors, der Freude am freiwilligen Geben, weiter hilft als der Zwang und die trockene bürokratische Pflichtleistung.

Friedrich Naumann / Das Jahr 1916

Run ist es vorbei, es liegt dahinten, ist Geschichte geworden.

Später wird man vielleicht gerade von diesem Jahre sehr viel reden. Dann wird man die Schmerzen nicht mehr fühlen und kalt und ruhig davon sprechen wie von Vorgängen in der Natur.

Einzelne Menschen werden gerade dieses Jahr nicht vergessen, bis sie sterben.

Im Jahre 1916 stieg die Kriegsgefahr und die Kriegsbewährung unseres Volkes und seiner Verbündeten auf die Höhe. Wir verteidigten und wir gewannen.

Nicht alle Wünsche gingen in Erfüllung. Bei Verdun liegen sehr viele Tote. Aber auch die Wünsche der Gegner wurden nicht zur Wirklichkeit. An der Somme liegen gleichfalls sehr viele Tote.

Alle Kämpfe im Westen haben unglaubliche Anstrengungen gekostet und wenig geändert. Es ist ein Ergebnis dieses Jahres, daß in Nordfrankreich die Kriegsentscheidung wahrscheinlich nicht fällt.

Falkenhayn überließ den Oberbefehl an Hindenburg und trat als Feldherr in den Dienst an der rumänischen Grenze. Hindenburg stieg zur leitenden Größe des gesamten mitteleuropäischen Heeres empor.

Als Rumänien den Krieg erklärte, brach die ernsteste Stunde des Jahres an. Es ist alles sehr gut gegangen. Was uns brechen sollte, hat uns geholfen.

Durch den rumänischen Feldzug schließen wir das Jahr besser als wir es begonnen haben.

An allen Fronten ist tapfer gekämpft und verteidigt worden. Wir denken an die italienische Grenze, an Livland, Kurland, russische Front, wir denken an Saloniki, Suez, Persien, Mesopotamien. Welche Dankbarkeitsgefühle begleiten uns am Jahreschluß!

Auch der stillen Treue, von der kein Bericht meldet, ist zu gedenken.

Wir schmücken im Geiste die Gräber der Gefallenen: Ehre und Friede sei mit euch!

Die in den Fluten starben, sind gleicher Ehre wert. Es ist möglich, daß die Seeschlacht von Stagerrat zu den berühmtesten Vorkommnissen des inhaltreichen Jahres 1916 gehören wird.

Ehre denen, die in den Lüften ihr Leben wagten!

Es gehört unendlich viel einzelne Tapferkeit dazu, um ein großes Volk zu verteidigen.

Auch in der Heimatpolitik bleibt 1916 ein wunderbares Jahr. Wir mußten mit den Resten der Ernte von 1915 auskommen, bis die neue bessere Ernte reifte. Es ist knapp gewesen, aber es hat gereicht.

Das Heimatvolk war gutwillig und tapfer und hat im ganzen getan, was es konnte, um dem Heere seine Aufgabe zu erleichtern. Daß es dabei selbsttätige Ausnützer der Kriegsnöte gegeben hat, darf nicht verschwiegen werden.

Die Frauen haben auf ihre Weise einen tüchtigen Kriegsdienst geleistet in der Hauswirtschaft wie in der Arbeit auf den Feldern und in der Werkstatt.

Die Alten und die Kinder haben mitgeholfen.

Selbst die Kriegsgefangenen haben helfen müssen, um die Arbeiten dieses Jahres zu vollenden.

Wir sind sparsamer geworden, etwa so, wie es unsere Väter waren. Vielen Leuten ist die Sparbarkeit sehr gesund gewesen. Große Volkskrankheiten haben wir trotz des Krieges nicht gehabt.

Es war viel Geld im Lande, aber weniger Fleisch, Brot, Fett, Baumwolle, Leder und Kupfer. Deshalb konnte man Geld für Kriegaanleihen geben.

Wir borgen für den kämpfenden Staat und für die kämpfenden Städte, weil wir überzeugt sind, daß unsere Kinder zahlen können und gern zahlen werden, wenn wir jetzt nur tapfer bleiben.

Der Krieg wurde Gewohnheit. Dabei aber begann man vom Uebergang in die Friedenswirtschaft zu reden, so wie die Soldaten im Schützengraben vom Nachhausefahren träumen.

Wir würden alle gern Frieden haben, weil wir immer friedlich waren, aber solange wir angegriffen werden, müssen wir kämpfen.

Der Reichskanzler hatte recht, als er mit den Verbündeten zusammen ein Friedensangebot machte. Selbst wenn die Welt noch nicht auf ihn hören will, hat er recht damit.

Wenn die Feinde gesonnen sind, den blutigen, schrecklichen Krieg fortzusetzen, so hoffen wir, daß an ihnen sich das Wort erfüllt: wer nicht hören will, muß fühlen!

Wir hassen unsere Feinde nicht, aber wir nehmen ihre Feindschaft ernst und rechnen mit weiteren Bosheiten — deshalb fahren wir fort, uns zu rüsten. Das Jahr 1916 enthält eine große Vermehrung unserer militärischen und heimatlichen Waffenpflicht.

Ein besonderes Erlebnis des vergangenen Jahres ist die

Erklärung eines zukünftigen Königiums Warschau. Möge sich das Verhältnis von Deutschen und Polen von nun an besser gestalten als in der Vergangenheit.

Wesentliche Fortschritte machte der Gedanke eines vereinigten Mitteleuropa. Er wächst in Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien und auch in der Türkei. Die Feinde erkennen an, daß es für uns der größte Kriegsgewinn wäre, Mitteleuropa zu erreichen.

Am Sarge des ehrwürdigen Kaisers Franz Josef I. haben sich die Fürsten Mitteleuropas die Hände gereicht. Die Bevölkerungen suchen gegenseitige Bekanntheit und Freundschaft, denn gemeinsam vergossenes Blut tittet zusammen.

In der weiten Welt werden wir verschrien als Störer der Weltordnung, dabei aber ahmen unsere Feinde unsere Ordnungen nach.

Wir lernen auf eigenen Füßen stehen.

Ein Rest tapferer Kämpfer gehört in Ostafrika auch noch am Jahreschlusse zu uns. Ihnen gilt ein besonderer Gruß.

Wir grüßen alle diejenigen in der weiten Welt, die trotz aller Verdächtigungen noch immer treu zu uns halten.

Wir grüßen die lieben deutschen Brüder, die irgendwo im Auslande als Gefangene oder Internierte leben. Verliert das Gefühl eurer inneren Würde nicht, wenn auch die äußere Würde entrisen wird!

Mit wahrhaftiger Bewegung nehmen wir Abschied von einem Jahre, das so viele Opfer, Mühen und Entsagungen enthält. Gott helfe den Betrüben und Verlassenen! —

Und was wird das neue Jahr 1917 bringen?

Was es bringen wird, wissen wir nicht, aber was wir in ihm leisten sollen, das wissen wir: aushalten, tapfer bleiben, sparen, helfen und kämpfen, bis der Sieg da ist.

Wer den Frieden haben will, muß die Kriegsgeister niederringen.

Einen herzlichen Glückwunsch allen treuen Mitwanderern auf der Lebensreise ins neue Jahr hinein! Auf Wiedersehen im Jahre 1917!

Bruno Ublasz, M. d. R. / Eine geschichtliche Erinnerung

Das Königreich Polen ist Wahrheit geworden. Die Befreiung eines lange geknechteten Landes von unerträglichem Joch ist die erste reife Frucht dieses ungeheueren Krieges, eingeheimst von den eng miteinander verbundenen Mittelmächten, denen man das Achtungsmaß der Unterdrückung der schwächeren Völker so gern auf die Stirn drücken möchte. Unter klingendem Spiele und unter dem Jubel der Bevölkerung haben die polnischen Legionen ihren Einzug in Warschau vor dem deutschen Generalgouverneur gehalten. Ein weltgeschichtlicher Akt hat begonnen. Polen, Deutsche und Österreicher werden vereint im Kampfe stehen gegen den russischen Koloss.

Das erinnert mich an die alten Bestrebungen zur Befreiung Polens, die früher das deutsche Gefühlsleben lange beherrscht haben. Es ist selbstverständlich vollständig von der Hand zu weisen, daß das uralte polnische Problem nach den Erfahrungen langer Jahre politischer Entwicklung und besonders dieses Riesenkrieges etwa betrachtet und entschieden werden könnte nur in dem Sinne, in dem es von unseren Vätern ehemals behandelt worden ist. Die Wucht der Tat-

sachen spricht eine unerbittliche Sprache, und geschichtlich Gewordenes läßt sich nicht kurzerhand beseitigen durch gefühlsmäßige Wünsche. Aber langsam ist doch die Saat herangereift, die lange Erträumtes urplötzlich zur Verwirklichung gebracht hat.

In der Geschichte der deutschen Freiheitsbewegung hat der Name Georg Herwegh einen guten Klang. Im Jahre 1848 weilte der deutsche Dichter in Paris. Ehe er von dort seinen Einfall nach Deutschland zur Beteiligung am badi-schen Aufstand unternahm, richtete er in französischer Sprache eine ziemlich vergessene Rundgebung an die polnische Demokratie. Vieles darin ist eingegeben allein aus dem Ueber-schwange der damaligen stürmisch bewegten Zeit heraus und kann nur unter diesem Gesichtswinkel, nicht nach den real-politischen Notwendigkeiten unserer Zeit gewürdigt werden. Und doch ist es von eigenem Reize und muß gesteigertes geistiges Interesse gerade bei denjenigen erwecken, die ge-schichtlichen Werdegängen und Entwicklungen nachzugehen lieben, wenn man sieht, wie die so arg geschmähten „mili-tärischen“ Mittelmächte sich bei der ersten Tat dieses Krieges in der Umgestaltung der bisherigen staatsrechtlichen Ver-hältnisse mindestens in der Grundidee auf die alten demo-kratistischen Ideale auch derjenigen Länder berufen können, die für die Freiheit der Völker ihr Schwert gezogen zu haben mit heuchlerischer Miene heute vorgeben. Ich glaube daher bei politischen Geschichtsfreunden auf ein gewisses Ver-ständnis rechnen zu können, wenn ich den Aufruf aus der politischen Sturm- und Drangzeit unseres Volkes diesem in Erinnerung bringe und in deutscher Uebersetzung wiedergebe. Er lautet:

Aufruf an die Polen.

Polnische Demokraten!

Wir sind nicht mehr das „stumme“ Volk, ein Beinamen, den Ihr uns gegeben habt.

Ihr hört es: Deutschland erhebt laut und ungeduldig seine Stimme, nimmt seine unverjährbaren Rechte in Anspruch und fordert sie als sein Eigentum zurück; es mahnt die aufsteigende Demokratie eindringlich an ihre Pflichten, an die Tilgung der großen Schuld, die sie Eurem Vaterlande gegenüber eingegangen ist.

Es erinnert sie daran durch die tausendfach wiederholten Rufe seines jungen Geschlechtes, durch den Ruf, der vor allen anderen Eure Herzen mit lautem Jubel erfüllen muß: Mit Frankreich gegen Rußland!

Der Ruf drückt die tiefe Ueberzeugung des deutschen Volkes aus, daß ein nahe bevorstehender Krieg unvermeidlich ist, ein Krieg der Freiheit gegen den Absolutismus, zwischen die Polen dem Anscheine nach deshalb gestellt ist, um durch den endgültigen Ausgang seiner sturmbelegten Geschichte die Entscheidung über den Triumph des einen oder des anderen Rechtsgebildes herbeizuführen.

Wenn Deutschland diesen Ruf ausstößt, so ist es ein unlösliches Bündnis mit Polen eingegangen, und wir legen dem tiefen Sinn dieses hehren Rufes nichts hinzu, wenn wir ihn dahin näher bestimmen:

Mit Frankreich, mit dem aufgerichteten Polen — gegen Rußland!

Die letzte französische Revolution hat für immer den Eroberungsgrundjah verworfen: das ist der Grundlag der Schwäche — und Deutschland, das demokratische Deutschland — dafür ver-bürgen wir uns — wird diesem großen Gedanken die feierliche Be-stätigung durch eine große Handlung zu geben wissen.

Gegen Rußland sein heißt: nicht teilnehmen an seinen Räubereien, nicht seine Beute teilen; gegen Rußland sein heißt: ihm seine ungerecht erworbene Beute entreißen.

Ein freies und geeintes Deutschland hat nicht nötig, sich eine fremde Nationalität anzugliedern; selbst veruneinigt gewinnt es nichts an Kraft. Im Gegenteil — nach unserer innersten Ueber-zeugung werden die Freiheit und die Einigkeit Deutschlands un-

möglich mit einem ähnlichen Zuwachs, einem ähnlichen Diebstahl; wir zögern nicht, dies zu erklären. — Diese Freiheit ist nur ein Trugbild ohne die Wiederherstellung eines mächtigen, freien und demokratischen Polen, das zwischen Deutschland und der absolutistischen Monarchie des Orients gelagert ist. Denn solange nur ein Zollfrei polnischer Erde preussisch bleibt, wird Preußen russisch bleiben, und ehe nicht Preußen aufhört russisch zu sein, wird Feindseligkeit zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands herrschen.

Die polnische Frage ist also eine Frage nach Leben und Tod für Euch wie für uns, und die Gewähr einer glücklichen Lösung bietet sich in der Unwandelbarkeit unserer demokratischen Empfindungen.

Denn die Demokratie ist jetzt die einzige gegen den Absolutismus erprobte Waffe, und obgleich seit langem unsere Zuneigung Euren ganzen Volke gehört, seid Ihr es, vor denen wir uns vorzugsweise verneigen, Ihr, die Ihr als die ersten erkannt und verkündet habt, daß es auch für Polen kein anderes Heil gibt als in der Demokratie.

Darum Mut, Ihr Brüder! Eure Stunde ist gekommen. Die ewige Gerechtigkeit hat schon eine dieser gegen Euch so grausam schuldbeladenen Regierungen erreicht. Wir haben vor dem Grimm des Volkes diese treulose Regierung in den Staub stürzen, die ihre schmähliche Laufbahn mit dem Verrat an Euch und mit Eurer völligen Preisgabe in Euren heldenhaften Ringkämpfe eingeleitet hatte. Der Tag der Rache an unserem gemeinsamen Feinde ist nahe, und die deutschen Demokraten werden die Waffen nicht niederlegen, solange nicht der Name des polnischen Volkes herrlicher als je im Herzen der europäischen Völker widerhallen wird. Und alsdann wird auch unser gemeinsamer Feind in seiner Stellung einfallen. Hüten wir uns, in dem Donnerausbruch einer allgemeinen Brüderlichkeit irgendwelche unwiderrufliche Ausschließung zu verkünden. Die Freiheit zerbricht alle Schranken; sie marschiert, sie marschiert und erwirbt uns überall Brüder. Das Heil Polens wird das Heil Rußlands sein. So sei es! Die Bahn, die wir zu durchlaufen haben, ist dieselbe; unsere Absichten sind in sich eins. Heute sei unser Feltgeschrei: Kein freies Deutschland ohne ein freies Polen. Kein freies Polen ohne ein freies Deutschland.

Georg Herwegh.

Am 24. März 1848 beantwortete der Pariser Hauptauschuß der polnischen demokratischen Gesellschaft diesen Aufruf mit einer brüderlichen Gegenerklärung. Sie ist unterzeichnet vom General Franz Sznaydé Stanislaus Worcell, Albert Darasz, Wincenz Mazurkiewicz und Viktor Seltman. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

An den Bürger Georg Herwegh!
An die deutschen Demokraten in Paris!

Brüder,
der alte Despotismus stürzt zusammen. Europa geht von der Gefühlswelle zur Wirklichkeit des Handelns über. In Frankreich ist die Demokratie nicht mehr eine Hoffnung glühender Seelen, sondern die Vorkehrung aller. Sie wird dies auch im Rest Europas sein, wenn alle Völker ihre Pflichten zu erfüllen wissen. Sie haben denselben Feind zu bekämpfen, der in Polen alles, was von einer Strahlenkrone von Heiligkeit umgeben ist, mit Füßen tritt.

Brüder, im Namen der polnischen demokratischen Gesellschaft, deren Werkzeug wir sind, nehmen wir das Bündnis mit dem demokratischen Deutschland an, das Ihr uns anbietet. Unsere vereinten Kräfte werden alle Hemmnisse zerbrechen.

Sagt Euren Brüdern, daß von ihnen unter den tatsächlichen Zuständen die künftigen Geschehnisse Europas abhängen. Sagt ihnen, daß sie Euch folgen müssen für das Heil der Welt, ohne schwach zu werden in dem menschlichen und demokratischen Weltlaufe, dessen Apostel Ihr seid. Sagt ihnen, daß, wenn sich Deutschland begnügen sollte mit untergeordneten, gleichnerischen Zugeständnissen, die heute der Bestürzung der Fürsten abgerungen und morgen viel-

leicht durch ihre Verderbtheit zerrissen sind, sagt ihnen, daß alsdann Deutschland nur für diese leben würde, und daß es bei Verleugnung der ihm von dem menschlichen Gemeinschaftsfinne auferlegten Pflicht die Verwirklichung eines ungeheuren Wertes wie die unausbleibliche Zukunft, wie die Gebote Gottes nur verzögern würde. Sagt ihnen, daß das geeinte demokratische Deutschland allein die Bedingungen erfüllen kann, die das deutsche Stammesgefühl zuläßt. Das fürstliche, zerstückelte Deutschland würde über kurz oder lang nur das Werkzeug gekrönten Hasses werden. Das ist Eure Sendung, Brüder, Deutschland schmerzhafter Trauer und Europa Ströme von Blut zu ersparen. Drum ans Werk, Brüder! Die Demokratie werde der Ruf von ganz Deutschland. Die Demokratie werde die Leidenschaft der deutschen Herzen, der Lebenshauch jedes deutschen Vaterlandsfreundes. Ihr werdet diese Aufgabe erfüllen, daran zweifeln wir nicht, Ihr deutschen Demokraten, die Ihr mit ebensoviel brüderlicher Gesinnung als Mut die Kraftentfaltung unterstützt habt, welche die polnische Demokratie unaufhörlich gemacht hat, um den Triumph der Demokratie zu beschleunigen.

Die Polen werden ihren Posten zu verteidigen und nötigenfalls dort zu sterben wissen.

Es lebe das demokratische Deutschland!

Es lebe Polen!

Welch grotesker Humor der Weltgeschichte liegt allein in dem Schlachtgeschrei: „Mit Frankreich, mit dem aufergerichteten Polen gegen Rußland“ und in der Prophezeiung von dem unvermeidlichen Kampfe der Freiheit gegen den russischen Absolutismus. Das war die jahrzehntelang wie ein Heiligtum auch von der französischen Demokratie gehegte und gepflegte Idee und der Schluß aller politischen Weisheit. Gerade in diesem Teile des Schriftwechsels liegt ein wunderbares Stimmungsbild aus einem weit hinter uns liegenden Zeitabschnitte. Als ich unmittelbar vor meiner russischen Kriegsgefangenschaft Zeuge des Einzuges war, den der französische Präsident Poincaré und der sozialistische Minister Bivolani unter der Begleitung lokatischer Elitetruppen in Petersburg hielten, da tauchten bei mir sehr begründete Zweifel darüber auf, ob dieses Bündnis die Fortsetzung der alten freiheitlichen Ueberlieferungen des polenbegeisterten Franzosentums seien, und ob der edle Herzensbund wirklich der Ueberzeugung entsprang, daß die Rechte der unterdrückten Völker gegen die Gelüste frevelhafter Gewalthaber geschützt werden müßten. Es will mir scheinen, als ob der Meinungsaustausch zwischen Herwegh und den polnischen Demokraten von 1848 ein nicht ganz uninteressantes Streiflicht auf die Politik der Entente von 1914 würfe, so wenig er auch sonst in allen Einzelheiten für die Beurteilung der gegenwärtigen staatlichen Zustände einen überall zuverlässigen Wegweiser abgeben kann.

Hermann Barge / Rumäniens Zusammenbruch

Der überraschend schnelle Fall von Bukarest und die Eroberung der Walachei und Dobrudscha führt uns die ganze Größe der Erfolge vor Augen, die die Heeresmacht Deutschlands und seiner Verbündeten während der letzten Wochen im Kampfe mit unserem jüngsten Gegner errungen hat. Wir fühlen es: wir stehen mitten drin in einer Ära der Weltpolitik, der an Großartigkeit in den Annalen unserer Geschichte nichts an die Seite gestellt werden kann. Fast wissen wir es selbst nicht, wie unser Reichsschiff in das Gewoge weltpolitischer Beziehungen hinausgetrieben ist. Fast erscheint es uns wie ein Traum, daß deutsche Krieger, deren Denken vor dem Kriege ganz in der Erfüllung heimlicher Berufspflichten aufging, heute an der Dina, auf den Karpathenhöhen, in Serbien,

bei Monastir für Deutschlands Größe kämpfen und nun auch in unaufhaltbarem Siegesmarche durch die Walachei ziehen, um dem fern wohnenden Volke der Rumänen zu Gemüte zu führen, welche vermessenere Tat es sich unterfing, ungereizt, ohne den geringfügigsten Anlaß, ja, von Deutschland nur mit den Segnungen einer überlegenen Kultur bedacht, über unser Volk herzufallen, um bei der erhofften Teilung der Beute, die uns unsere Gegner zubachten, auch einen Anteil zu erraffen. Vielleicht liegt gerade darin der stärkste Beweis unserer Kraft, daß wir so ganz ungewollt, ohne jede Eroberungsabsichten, nur auf die Abwehr unserer Feinde bedacht, zur Höhe weltpolitischen Wirkens emporgehoben sind kraft einer unwiderstehlichen Logik, die den geschichtlichen Tatsachen innewohnt, erst allmählich selbst erkennend, welche unbegrenzte Fülle der Kraft und Leistungsfähigkeit unser deutsches Wesen in sich schließt.

Und während sich uns so von Monat zu Monat der politische Horizont weitet, schweifen unsere Gedanken unwillkürlich in frühere Zeiten zurück, da schon einmal die Geschichte deutscher Stämme sich in der rumänischen Walachei abspielte. Hier hatte, über die Donau vordringend, zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts Kaiser Trajan ein festes Bollwerk des Römerreiches zu begründen vermeint. Die dort sitzenden wilden Völkerschaften, denen in Sitte und Tracht die große Masse der rumänischen Bevölkerung noch heute ähnelt, hatte Trajan unterworfen; als Provinz Dazien war das eroberte Gebiet dem Römerreiche einverleibt worden. Aber als ob er geahnt hätte, daß der Wall von Römerleibern schon keinen genügenden Schutz mehr gegen den Vorstoß jugendlicher Völkerschaften von Norden her gewähren würde, hatte er an besonders gefährdeter Stelle, südlich der Donaumündung, in der heutigen Dobrudscha, den Trajanswall errichtet. Dies System der Wallanlagen an bedrohten Grenzen — ein Zeichen der sinkenden Macht des Römerreiches — hatte Trajans Nachfolger Hadrian verallgemeinert: in Britannia legte er zum Schutz vor den Pikten und Skoten den Piktinnenwall an, in Süddeutschland den Limes zur Abwehr der immer stärker andrängenden Germanen. Aber solche Befestigungswerke vermochten das morschgewordene Römerreich nicht vor dem Untergang zu retten. Germanen, unsere Vorfahren, rissen sie nieder, zertrümmerten die dem alten Reichskörper vorgelagerten Provinzen, schufen sich Eingangspforten, durch die ihre Scharen fluteten und den Weg ins Innere des römischen Reiches fanden, das ihren wuchtigen Schlägen schließlich erlag.

Eine der ersten Einbruchsstellen, die germanische Stämme freilegte, war eben die Provinz Dazien, das heutige Rumänien und Südungarn. Von den Nordufeln des Schwarzen Meeres her, wohin sie von ihrer Ostseehelmat um 200 n. Chr. gezogen waren, pochten die Goten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vernehmlicher an die Tore, die den Zugang zu diesem Gebietsteile bildeten. Nicht widerstandlos gaben die Römer die dazwischen Provinz preis. Auch sie wußten den Weizenfruchtboden der walachischen Ebene zu schätzen und begriffen überdies, daß der Verlust jeder einzelnen Provinz nur als Vorboten für weitere Gebietsverluste anzusehen sei. Aber auf die Dauer erwies sich ihr Widerstand als vergeblich. Bezeichnenderweise mußte sich gerade ein militärisch besonders tätiger und tüchtiger Herrscher, der Kaiser Aurelian, im Jahre 275 — etwa 150 Jahre nach dem siegreichen Eroberungszuge Trajans — dazu entschließen, Dazien den Goten dauernd zu überlassen. Diese aber richteten sich in dem Gebiete häuslich ein, das sie länger als ein Jahrhundert beherrschten. Von hier aus überschritt Alfilas mit seinen christlichen Goten die Donau, um vor den Nachstellungen seiner heidnischen Volksgenossen im Gebiete des christlichen römischen Imperiums Schutz zu suchen. Den gleichen Weg wählten die westgotischen Scharen, die unter Fridigern und Alarich im Jahre 376 in die südlich der unteren Donau gelegene Provinz Moisien einbrachen: es sind die Väter jener Westgoten, die unter Alarich im Jahre 410 erstmalig Rom einnahmen und dem Römerreiche Wunden schlugen, welche nicht wieder vernarben sollten.

So ist das rumänische Land mit wichtigen vergangenen Schicksalen unseres Volkes enger verknüpft, als man gemeinhin annehmen

möchte. Aber freilich: die Zeiten, in denen sich diese Ereignisse abspielten, liegen weit zurück. Und die Formen, in denen sich damals das Hinausfluten deutscher Völkerstämme über den Bereich ihres Stammesgebietes vollzog, waren so primitiv, daß ein dauernder Gewinn unserem Volkstum daraus nicht erwachsen konnte. Verzeittelt in die verschiedensten Teile Europas, losgelöst vom heimischen Mutterboden, bedroht durch die lockenden Reize einer ihnen wessensfremden und doch ihr Wesen gefangennehmenden Kultur, schließlich überwältigt und aufgelesen von der erdrückend überlegenen Masse fremder Völker, in deren Mitte sie sich eingebettet hatten: so sind Hunderttausende und Millionen deutscher Volksgenossen ehemals unserem Volkstum verlorengegangen.

Und unter ganz anderen Voraussetzungen, als sie zur Zeit der Völkerwanderung bestanden, treten demgemäß die rumänischen Lande heute aufs neue in den Gesichtskreis unseres politischen Handelns. Geläutert durch die Erfahrungen seiner an inneren Kämpfen und an Demütigungen reichen Geschichte ist das deutsche Volk inzwischen in das Alter seiner politischen Reife eingetreten. Das triebartige Gefühlsleben der früheren Stämme hat einer gefesteten, sich klarer Ziele bewußten Denkwiese unserer Nation Platz gemacht, ohne daß darum der Born gesunder Kraft und reichen Empfindungslebens verschüttet wäre, aus dem unser Volkstum seit je gespeist worden ist. Spult auch — als Erbe unserer früheren politischen Bedeutungslosigkeit — kosmopolitisches Denken in den Köpfen der Deutschen noch stärker als bei irgendeinem anderen Volke, so wissen wir doch: dieser Gedankenwelt gehört nicht mehr die Zukunft. Erfolge der Deutschen in fremden Landgebieten gefährdeten früher geradezu den Bestand und die Stärke unseres deutschen Volkes, weil sie dazu führten, Splinter von ihm abzusprengen und dem heimischen Wesen zu entfremden. Heute sind wir dessen sicher, daß die politischen Erfolge, die wir durch unsere Heere in entlegenen Gebieten errungen haben, nur Ausstrahlungen der gewaltigen Leistungsfähigkeit unseres Deutschen Reiches sind, und daß diese Erfolge der weiteren Kräftigung unseres nationalen Staatswesens zugute kommen werden.

Welche dauernden Folgen sich aus dem beispiellosen Siegeszuge unserer Truppen durch Rumänien für die weltpolitische Stellung unseres Volkes ergeben werden, ist heute im einzelnen freilich noch nicht zu sagen. Näher liegt es, sich bewußt zu werden, welcher großer unmittelbarer Erfolg durch die Niederschmetterung des rumänischen Gegners erzielt worden ist. Wir feiern ihn als eine Erlösung aus schwerer Gefahr, die dem Dasein unseres Volkes und Staates drohte, und mehr noch als die Aussicht und Vorstufe zu dem endgültigen Austrage des Kampfes mit unseren Feinden in diesem Weltkriege.

Welch schwere Belastung der am 27. August dieses Jahres erfolgte Eintritt Rumäniens in die Reihe der gegen uns Krieg führenden Mächte für Deutschland und die mit ihm verbündeten Staaten bedeutete, liegt auf der Hand. Gerade im verfloßenen Sommer waren die kriegerischen Anstrengungen und Leistungen der Ententemächte zu einer vorher nie erreichten Höhe gelangt. Zum ersten Male trat in der Sommeschlacht die Ueberlegenheit im Munitionsbestande, die unsere Gegner der zu ihren Gunsten erfolgten Mitarbeit der ganzen Welt, insbesondere der der Vereinigten Staaten von Amerika, dankten, in einer für unsere tapferen Truppen furchtbaren Weise in die Erscheinung. Nur dem unvergleichlichen Heldentume unserer zeitweilig nur dünn gesäten Streiter an der Somme war es zu danken, daß den Gegnern hier ein irgend ins Gewicht fallender Erfolg versagt blieb. Aber gleichzeitig drückte ein russisches Riesenheer unter Brussilows Führung schwer auf unsere Front im Osten. Im überraschenden Vorstoß gegen die verbündeten Oesterreicher hatte Brussilow beträchtliche Erfolge erzielt. Die äußersten Anstrengungen der Armeegruppe Finsingen brachten es zwar zuwege, bei Luck den russischen Vormarsch, der bereits an einigen Stellen zum Durchbruch geworden war, abzufangen; dafür aber gelang es den Russen, weiter südlich in den Karpatischen neue Fortschritte zu machen. Zudem erforderte für die verbündeten Mächte die drohende Haltung der unter Sarraills Oberbefehl in Mazedonien stehenden Armee ernste

Aufmerksamkeit, mochte auch die Buntseckigkeit ihrer Bestände ihren Gesichtswert einigermaßen herabmindern. Alle Welt war jedenfalls der Ueberzeugung, daß die Mittelmächte ihre äußersten Kräfte anspannen mußten, um den von verschiedenen Seiten her gegen sie erfolgenden Druck eben noch auszuhalten.

Diesen Augenblick hielt Rumänien für günstig, um seinerseits in den Kampf einzugreifen. Getreu dem Grundsatz, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit sei, hatte es sich von der Teilnahme am Kriege ferngehalten, solange das Kriegsglück unentschieden hin und her schwankte. Jetzt glaubte es, das Zünglein an der Waage zu sein. Wie es sich schon im Balkankriege des Jahres 1913, den Serbien und Griechenland gegen Bulgarien führten, als letzteres erschöpft am Boden lag, mühelos und kampfslos wichtige bislang bulgarische Gebieteile ergötzt hatte, so glaubte es auch jetzt, durch einen militärischen Spaziergang sich das seinem Gebiete vorgelagerte Siebenbürgen in ähnlicher Weise aneignen zu können.

Angeichts der Gefahren, die Rumäniens Eingreifen gegen uns heraufbeschwor, hat man wohl gefragt, ob dieser äußerste Schritt einer Macht, die wir bis zum Ausbruch des Weltkrieges für eine uns eng verbündete Seiten, nicht abzuwenden gewesen wäre. Indessen, wer solche Einwände erhebt, verkennet, welch tiefgehende Abneigung, welch leidenschaftlicher Widerwille gegen unsere deutsche Wesensart den führenden politischen Kreisen der Rumänen, darüber hinaus dem weitaus größten Teil ihrer Bildungsschicht und von ihr verheißt der großen Masse der rumänischen Bevölkerung in den Gliedern sitzt. Letzten Endes ist es der moralisch-politische Tiefstand der Rumänen, der zwischen seinem und unserem Wesen eine Kluft aufgetan hat, welche keine diplomatische Kunst zu überbrücken vermochte. Gewohnt, Bestechungsgelder als reguläre Einnahmeposten in Rechnung zu stellen, überhaupt staatliche Einrichtungen und Aktionen nur unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, inwieweit sie geeignet sind, ihnen persönliche Vorteile zu sichern, dazu aller ernststen Arbeit abhold und einem raffinierten Genießertum huldigend, empfanden die Träger der politischen Gewalt Rumäniens die deutsche Redlichkeit, Sachlichkeit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit als ein Grauel. Die Reizung ihres Herzens gehörte gleicherweise Rußland und Frankreich — unbekümmert darum, daß das eine Land ein absolutistisch, das andere ein demokratisch regiertes sei —, weil sie die Wurmfäulnis der politischen Zustände in beiden Ländern und die ihr entsprechende moralische Physiognomie der russischen wie der französischen Politiker als den im eignen Lande herrschenden Zuständen und der eigenen Wesensart wohlverwandt empfanden. Für einen Bratianu stand es von vornherein fest, daß sein Platz an der Seite der Ententemächte sei, und kein noch so großes und ehrliches Entgegenkommen Deutschlands hätte ihn in dieser Haltung wankend machen können.

Eben darum hat man von der entgegengesetzten Seite eingewandt, man hätte bei früherer Gelegenheit mit Rumänien kurzen Prozeß machen und es zu klarer Stellungnahme zwingen sollen; die deutsch-österreichische Offensive gegen Rußland im Sommer 1915 sei der richtige Zeitpunkt gewesen, diese Klärung unserer Beziehungen — in freundlichem oder feindlichem Sinne — herbeizuführen. Zunächst leuchtet nach dem Gesagten ein, daß ein auf Rumänien im Sommer des Jahres 1915 geübter Druck das Land mit Sicherheit unseren Gegnern in die Arme getrieben hätte. Dagegen aber, daß wir schon vor einem Jahre mit Rumänien in kriegerische Verwicklung geraten, sprachen bei unserer Regierung ernste Bedenken. Vorerst brauchten wir es noch als ein Getreidezufuhrland, das unsere mangelhaften Bestände an Korn und Futter ergänzte. Gerade in den letzten Tagen sind die genauen Zahlen über die in der Zeit vom Januar bis August des Jahres 1916 aus Rumänien nach den Mittelmächten ausgeführte Menge Getreide und Futtermittel veröffentlicht worden. Sie betrug nicht weniger als 2 382 000 Tonnen. 1 200 000 Tonnen gingen davon nach Deutschland. Da in Friedenszeiten unsere durchschnittliche Brot- und Futtergetreide-Einfuhr rund 7 Millionen Tonnen beträgt, beläuft sich die aus Rumänien nach Deutschland in den acht ersten Monaten des Jahres 1916 importierte Körnermenge auf mehr als ein Sechstel unserer normalen Zufuhr.

Angeichts der auffallend schlechten Ernte, die uns im Jahre 1915 bechieden gewesen ist, erscheint es zweifelhaft, ob wir ohne die rumänische Zufuhr im verflochtenen Jahre der Ernährungsschwierigkeit überhaupt hätten Herr werden können.

So war auf der einen Seite die kriegerische Auseinandersetzung mit Rumänien unvermeidlich, auf der anderen Seite war es gut, daß sie nicht in einem früheren Stadium des Krieges erfolgte.

Nachdem Rumänien aber einmal auf die Seite unserer Gegner getreten war, hat unsere Heeresleitung dafür gesorgt, daß ihm eine der moralischen Verwerflichkeit seiner Erpresserpolitik angemessene Züchtigung zuteil geworden ist. Mit atemloser Spannung haben wir im Verlaufe der letzten Monate und namentlich der letzten Wochen verfolgt, wie das Unheil über das rumänische Land und die schuldbeladenen Leiter seiner Politik mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbrach. Weder eine groß angelegte Entlastungsoperation der Russen in den Karpaten, noch der Versuch, Radensens in der südlichen Walachei stehende Truppenteile durch überlegene Streitkräfte über die Donau zurückzudrängen, hatten Erfolg. Das Unheil war von Rumänien nicht mehr abzuwenden. Schließlich erfolgte die Vereinigung der deutsch-bulgarischen Donaufreitkräfte und der Armee Falkenhayns. Von Süden, von Westen und aus dem Gebirge von Nordwesten und Nordosten her hervortretend, stürmten die Deutschen gegen Bukarest vorwärts. In der Nacht des 6. Dezember wurde uns die am gleichen Tage erfolgte Einnahme der rumänischen Hauptstadt gemeldet, und unmittelbar daran schloß sich die Verfolgung der fliehenden rumänischen Truppen, hinweg über vorbereitete und ausgebaute Verteidigungsstellungen, bis an die Grenzen der Moldau.

Es ist nicht nur die hohe strategische Bedeutung der Eroberung von Bukarest und des Zusammenbruchs Rumäniens, den sie nach sich zieht, was unsere Herzen höher schlagen läßt. Vielmehr sind wir uns angeichts der einzigartigen Präzision, mit der sich die deutschen Operationen auf diesem Kampfgebiete vollzogen, angeichts der Häßlichkeit, in die die Raschheit unserer Maßnahmen unsere Gegner versetzte, mit freudigem Stolz der Ueberlegenheit unseres deutschen Wesens über das unserer Gegner grundsätzlich bewußt geworden. Dieses Bewußtsein unserer Ueberlegenheit verstärkt sich noch, wenn wir das tägliche Mißverhältnis in Betracht ziehen, in welchem die von der Entente in die Welt vor der Zeit hinausposaunten Siegesparolen zu den tatsächlichen Ergebnissen des rumänischen Feldzugs stehen. Nicht ohne tiefen Widerwillen nehmen wir wahr, wie die in den Ländern unserer Gegner maßgebende Presse einen Kultus der hohlen Phrase, der Redseligkeit, des Wortklingels großgezüchtet hat, der die gesamte öffentliche Meinung jener Länder vergiftet und auch den Stil des Lebens und Handelns der in ihnen führenden politischen Persönlichkeiten in unheilvoller Weise beeinflusst. Dabei fehlt — besonders in den unter westeuropäisch-demokratischem Einfluß stehenden Ländern — bei allem Wortschwall dem Wort gerade die Eigenschaft, die ihm erst seine Würde und seinen inneren Wert verleiht: die Wahrhaftigkeit. Wie aus schmutzigen Kloaken sind aus den Preßerzeugnissen der uns feindlichen Nationen wahre Giftbäche der Verleumdung und Niedertracht auf uns herniebergesprudelt. Wir weisen es weit von uns, auf ein gleich tiefes Niveau unserer Kampfesweise herabzusteigen. In Rumänien trieb der Geist dieses verlogenen Verbalismus besonders üppige Blüten. Wir haben seinen Trägern die ihnen gebührende Antwort erteilt.

Und wir sind von der freudigen Zuversicht erfüllt, daß die der deutschen Art innewohnende Kraft, Ehrlichkeit und Sachlichkeit trotz aller Widerstände den endgültigen Sieg über die ihm in der Welt widerstrebenden Mächte davontragen wird — sei es auch, daß wir die Welt zur Anerkennung unseres wahren Wesens zwingen müssen.

Friz Wertheimer / Japans Stunde

Woh! keine Macht, sei sie kriegsbeteiligt oder nenne sie sich neutral, hat in diesem Kriege so sehr ihre Wirtschaftslage gesundet und verbessert, wie gerade das ferne östliche Japan. Die Kriegsgewinne der Neutralen, Norwegen, Schweden, und wie sie alle heißen, mögen ihre Kriegsleiden überwiegen und mögen zur Gründung neuer Industrien und Anlagen geführt haben; Amerika mag aus einem kapitalbrauchenden zum kapitalbesitzenden und künftig an alle Welt verleihenden Lande geworden sein und riesige Kriegsgewinne eingeheimst haben; aber Japan stand vor diesem Kriege in völliger finanzieller Abhängigkeit von der Londoner Börse, in einer Abhängigkeit, die viel mehr als alles andere das von den Engländern nur noch lose gedachte „Bündnis“ mit England bestimmte. Das gleiche England, das Japan in den japanisch-russischen Krieg mithineingezogen hatte, um dadurch Rußlands Druck in Mittelasien zu mildern und das dann den für Japan trotz aller Siege doch nur mittelmäßigen Frieden von Portsmouth unterstützte, in dem Japan um die dringend nötige und ersehnte Kriegsschadungung kam — daselbe England borgte dem Bundesgenossen dann Geld zu ganz lohnenden Zinsen, baute ihm Schiffe und lieferte ihm Kanonen zu ganz reichlichen Preisen, aber es enthielt ihm Patente und Maschinen vor, die Japan in Stand gesetzt hätten, alles das in eigener Wirtschaft herzustellen und dadurch als Weltmacht selbständiger zu werden. Ein japanischer Ingenieur hat vor dem Kriege einmal im Japanischen Jahrbuch ausgerechnet, die japanische Marine könne infolge der billigen Arbeitslöhne in Japan alle Schiffsbauten um 17 v. H. billiger bauen und herstellen als es England oder Deutschland könnten. Rechnet man nun noch den zum reinen Herstellungspreise hinzukommenden Gewinn der englischen Werften und Lieferanten dazu, so sieht man, wieviel Japan hätte in den letzten Jahren ersparen können, wenn es seine Flotte und seinen Heeresausbau selbst hätte zu leisten vermögen. Aber England begründete zwar unter Kapitalbeihilfe das gemeinsame Stahl- und Eisenwerk von Muroran auf dem Hokkaido und sollte dazu seine Kanonen-Patente liefern — aber es enthielt die Patente zu den großen Kalibern vor und gab dem Bundesgenossen auch die Möglichkeit zu eigenen großen Schiffsbauten nicht. Japan war englischer Hausknecht im fernen Osten, sollte für England die Flotte halten, die England dort brauchte, während dieses selbst seine Schiffe gegen Deutschland konzentrieren zu müssen glaubte. Aber Japan sollte um Gottes willen nicht selbständig werden. Nehmen wir an, dieser Krieg hätte nach kurzer Dauer mit einer Niederlage der Entente geendet, so wäre Japan völlig dem Staatsbankrott verfallen gewesen, England hätte ihm die Kapitalschrauben mächtig angezogen, da es ja dann selbst sein Geld nötig gebraucht hätte, und Japans Aufstieg wäre für Jahrzehnte unterbunden gewesen. Nehmen wir den zweiten Fall, der Krieg hätte nach kurzer Dauer mit einem Siege der Entente geendet, so hätte England seine Kapitalherrschaft über Japan nicht aufgegeben, wohl aber hätte es nach dem Siege über Deutschland nun seine Flotte für seine Ostasienpläne frei gehabt, und es hätte Japan ohne Gewissensbedenken den Fußtritt gegeben, den man einem unnötigen Hausknecht versehen kann und den es moralisch schon diesem „Bundesgenossen“ verweigert hatte, als es das Bündnis „durchlöcher“ und den für Japan einzig wichtigen Unterstützungsfall, nämlich in einem Kriege gegen Amerika, aus der Bündnispflicht herausnahm. Nun dauert aber dieser Krieg gewaltig lange, und die Länge war Japans Chance.

England haucht plötzlich Japan. Der Beutezug gegen Tsingtau war dieses Brauchen noch nicht. Er war mehr ein englischer Beutezug gegen Deutschlands Handelsstellung, den Japan auf Befehl und nicht ohne eigene Vorteile ausführte. England wollte Deutschlands Handel in Ostasien treffen, um nach einem Kriege selbst das Erbe anzutreten. Aber der Krieg dauert lange, und Japan tritt nicht nur einstweilen das deutsche Erbe in China an, sondern verdrängt immer mehr den unter Frachtkraum-, Arbeitermangel und Kriegsnot leidenden englischen Handel aus China. Japan hat außerdem den Zug gegen Tsingtau nicht um der schönen Augen seiner Bundesgenossen willen unternommen, sondern weil es in

Tsingtau und in dessen Hinterland endlich die großen reichen Eisenerzlagern zu finden wußte, die seiner Industrie bei dem Mangel an Erzlagern in Japan selbst so dringend nötig waren. Und es hat ferner den Beutezug unternommen, weil es in Schantung eine neue Handhabe gewinnen konnte, die ihm die chinesische Regierung und ihre Politik mehr unter die Krute brachte, weil es von Schantung und von der Liautung-Halbinsel aus Nordchina unter die Fuchtel bringen konnte. Quansichai starb während des Krieges — ob mit oder ohne Gift, kann uns gleich sein. Er wäre politisch auch gestorben, ohne sein leibliches Ende; Japans Macht hätte ihn in engere Grenzen gedrückt, als dieser an sich gewaltige und übertragende Staatsmann hätte ertragen können. Der deutsche Südseebesitz ist japanischer Gewinn geworden, sehr gegen den Willen der Australier, sehr gegen den Willen der Amerikaner, die eine Bedrohung der Philippinen immer deutlicher zu spüren bekommen, sehr gegen den Willen der englischen Kolonien in den Straits und der englischen Ostasientausleute überhaupt. England erntet langsam die Früchte seiner perfiden egoistischen Politik.

Aber England braucht Japan! Der russische Koloß ist durch Hindenburgs Hiebe schwer getroffen worden und hat neben den ungezählten Menschen fast all sein Material verloren. Rußland muß bei der Entente gehalten werden, soll nicht Englands ganzer stolzer Einkreisungsbau, den dieser Krieg vollenden sollte, zusammenbrechen. Rußland braucht Material an Kanonen, Munition, Ausrüstungen, um seine Menschenmengen zu bewaffnen. Englands und Frankreichs Fabriken haben für den Westen genug zu tun. Amerikas „neutrale“ Händler werden auch schon zum guten Teil für westlichen Bedarf benötigt, also muß Japan schleunigst für den ihm zunächst liegenden notleidenden Entente-genossen sorgen. Japan tut es gern. Was schert die klugen und geschäftsschlauen Politiker des Mikado der einstige Gegensatz vom Jahre 1904/05? Rußland hat seine Prügel bezogen, und die Liautung-Halbinsel wie Korea sind ja japanisch geworden. Und Rußland muß ja gut bezahlen! Und England muß außerdem, um Japan leistungsfähig zu machen, Material und Maschinen an Japan in allen gewünschten Mengen liefern, damit dieses Japan seine Fabriken im gewünschten Sinne arbeiten lassen kann, ja vor allem, damit es neue Fabriken zu diesem Zwecke begründet!! Plötzlich wird aus dem bisherigen leidlichen Einfuhrüberschuß der japanischen Handelsbilanz im Jahre 1915 ein kräftiger Ausfuhrüberschuß, den das Jahr 1916 riesig vergrößert hat. Die eigenen japanischen Goldreserven wachsen, die Schuldpapiere Japans in England werden zurückgekauft und konvertiert, ja, Japan gibt — wer hätte das vor drei oder vier Jahren für denkbar gehalten? — Anleihen an Frankreich und Rußland aus!! Bis zum Ende des Jahres 1915 hatte Japan von Rußland für etwa 500 Millionen Mark Kriegsaufträge übernommen, ungeachtet der noch laufenden Riesenverträge. Ueber ein Drittel davon war auf Kosten der Staatswerkstätten gegangen, deren Ausbau plötzlich in fieberhaftem Tempo vorstatten ging. Der japanische Kriegsminister hat einige Zahlen in einer Reichstagsrede gegeben, die man sich ansehen muß. Sie gelten für das Jahr 1915: Eine Gewehr- und Geschosfabrik großen Stils ist begründet worden, 45 Munitionsfabriken sind neu gebaut worden, 1200 Werkbetriebe zur Lieferung von Kriegsbedarf im weiteren Sinne sind neu eingerichtet worden. Das sind Zahlen! Der Kriegsminister berechnete den Wert der für 1916 laufenden Kriegsverträge auf über 450 Millionen Mark. Die Verdienste an solchen Lieferungen, die der andere nicht den freien Willen hat zu kaufen oder nicht zu kaufen, sondern die er lebensnotwendig braucht, pflegen nicht gering zu sein. Japan mag daran reich werden. Aber es ist das Wesentliche nicht. Das Wesentliche ist, daß es seine Kriegsindustrie-Fabriken erweitert und auf festen Grund stellt, daß es seine Arbeiterschaft schult und großzieht, daß es an Hand sicherer mehr oder minder guter Lieferungen seine eigene Kriegsindustrie ertüchtigt und nach dem Kriege Europa und Amerika sagen kann: Wir danken für eure künftigen Lieferungen, wir sind dank eures Krieges selbständig geworden. Und nun kommt erst die Ausdehnung des gesamten Handels und der Industrie infolge des Wegfalls der europäischen Konkurrenz in China. Die Baumwollspinnerei und -weberei hat ihre Spindelzahl ver-

mehrt, die Fabriken haben für Monate hinaus alle Hände voll zu tun, um den chinesischen Bedarf zu decken, der nach kurzem chinesischen politischen Boykott japanischer Ware einfach gezwungen war, sich in Japan einzudecken, weil England und Deutschland versagen mußten. Eine ganze Reihe alter geschlossener Kupferbergwerke des Landes sind wieder in Betrieb genommen, neue eröffnet worden, weil der eigene Verbrauch des Landes für die neue Rüstungsindustrie ebenso wuchs, wie die Ausfuhr des reinen Kupfers nach dem Auslande. Eisen- und Hüttenwerke sind neu errichtet oder im Bau, um den Bedarf an Stahl und Eisen herzustellen. Zwar ist die Einfuhr gleichzeitig gewaltig gestiegen. Aber sie ist nicht mehr eine Einfuhr von Waren, die man im Lande nicht herstellen kann und doch verbrauchen muß, also eine Einfuhr zu unproduktiven Zwecken, sondern es ist eine Einfuhr zu rein produktiven Zwecken, die künftige Ausfuhr zu vermehren: Stahl, Baumwolle, Maschinen zur Eisen- und Stahlbereitung, Eisenerze, kurz Rohstoffe und Maschinen zur Rohstoffverarbeitung! Die Schiffswerften können gar nicht genug Arbeiter bekommen, um ihre Anlagen zu vergrößern. Um 140 000 Tonnen ist in einem Jahre der japanische Schiffsraum gestiegen! Im Stillen Ozean, in der Indien- und Ostasienfahrt hat die japanische Flagge alle anderen weit hinter sich gelassen. Man erkennt den Gang der Dinge am besten, wenn man liest, daß von der japanischen Einfuhr des Jahres 1915 von im ganzen rund 1100 Millionen Mark allein nahezu 850 Millionen auf Baumwolle, Leder, Roheisen, Wolle und andere Rohprodukte und produktiven Zwecken gewidmete Dinge fielen. Das Jahr 1916 wird diese Entwicklung nur noch verschärft und vermehrt haben.

Man erkennt: Japan nutzt die Gunst der Stunde. Es gedeiht und wird Wirtschaftskonkurrent in Ostasien, der aus der Parole seiner Industrie: billig und schlecht! langsam sich zu besseren Leistungen entwickelt. Erst nach dem Kriege wird England spüren, was es diese Bundesgenossenschaft gekostet hat. Jetzt ist der alte Okuma, dem alle diese Glücksgüter sozusagen in den Schoß fielen, von den Genros verabschiedet worden, weil er trotz allen Glückes in China politisch nicht genug erreicht haben soll. Terautschi ist gekommen als reiner Soldat. Er wird die Wirtschaftschancen weiter ausnützen und soll für den Frieden, mit dessen nahem Bevorstehen man rechnet, der Mann der festen Faust sein. Die Militärpartei spricht es ganz deutlich aus: Entweder England stellt das alte Bündnis wieder her und unterstützt uns in einem Kriege gegen Amerika — den die Herren dann möglichst schnell zu führen gedächten, solange der Panamalanal wirklich noch nicht fertig ist —, und wir werden tatsächlich voll gleichberechtigt in Amerika und allen englischen Kolonien, oder wir kündigen England die Freundschaft. Für diesen Zweck hat man mit dem völlig in Ostasien gelähmten Rußland bereits einen Vorversicherungsvertrag abgeschlossen. Rußland mußte ihn schließen, weil es seinen notwendigen Heeresbedarf eben nicht nur in barem Gelde, sondern nach dem Willen der schlauen Japaner auch in politischen Konzeptionen in Ostasien bezahlen sollte. England mußte zustimmen, weil Rußland eben japanische Unterstützung brauchte, und Japans Staatsmänner können in ihren Zeitungen heute schon England drohen, daß sie auch vor einem Bündnis mit Deutschland nicht zurückzucken würden, wenn England seine Bündnisse nicht erfüllte. Okuma war ein eitler Schwächer, Terautschi ist ein Mann der Tat. Japan packt im günstigen Moment entschlossen zu, und wenn der Friede kommt, wird man von ihm noch mehr Ueberraschungen erleben, als England lieb sein kann.

H. Mulert / Paul de Lagarde

Am 22. Dezember ist ein Vierteljahrhundert vergangen, seit Lagarde die Augen schloß. Er war überzeugt, daß seine Leistungen nicht die verdiente Anerkennung gefunden, seine Gedanken nicht die gewünschte weitreichende Wirkung hatten:

Von meiner Saat die Ernte,
die werd' ich nimmer seh'n,
denn eh' die Halme schossen
muß ich von hinnen geh'n.

Aber er hoffte auf Gerechtigkeit, nicht nur „am jüngsten Tage — davon spricht er in dem eben zitierten Gedicht mit starkem Selbstbewußtsein —, sondern schon bei der Nachwelt.

Es ist das Schicksal manches Großen gewesen, bei Lebzeiten verkannt, verachtet, günstigstenfalls leidenschaftlich bekämpft zu werden und erst ungleich später zu verdienter Anerkennung zu gelangen. So war Spinoza, hinausgewachsen über die Konfessionen und über die Wissenschaft seiner Zeit, den Menschen der nächsten hundert Jahre meist unverständlich und unheimlich; man sprach von ihm immer wieder mit dem Zusatz „der Ruchlose“, bis ihm dann, gerade auch in Deutschland, eine Uebersetzung beschieden war, Lessing sich zu ihm bekannte und der größte protestantische Theologe, Schleiermacher, ihn den heiligen Spinoza genannt hat. Aber es ist hier ein Unterschied zwischen dem Philosophen mit seinen Theorien und einem Denker, der auf politischem oder sonst praktischem Gebiet Reformen durchsetzen will. Die Gedanken des Philosophen können, weil zeitlos den höchsten Fragen zugewandt, auch wenn sie erst nach Jahrhunderten beachtet werden, doch noch starke Wirkung haben. Die eines praktischen Reformers können nicht so lange warten, denn sonst ändern sich inzwischen die Verhältnisse zu sehr. Friedrich List, der bekannte hervorragende schwäbische Volkswirt und Politiker, fand wenig Verständnis und nahm sich 1846 das Leben, aber vieles aus seinem Programm, namentlich für den Ausbau unserer Verkehrsmittel, ist bald danach in Angriff genommen und durchgeführt worden, und wie richtig er unser künftiges Verhältnis zu England beurteilt hat, lehrt der jetzige Krieg. Lagardes kulturpolitische und nationalpolitische Reformgedanken sind meist in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen worden. Gewiß ist manches davon überholt, manches davon war von vornherein undurchführbar; aber auch ihm hat, nachdem bereits seit längerer Zeit seine Ideen auch in weiteren Kreisen stärker wirkten, der Krieg in wichtigen Punkten eine überraschende Rechtfertigung gebracht.

Sein Beruf zwar lag von politischer Arbeit weit ab. Sohn eines Berliner Oberlehrers, ist er nach umfassenden theologischen und philologischen Studien kurze Zeit Privatdozent in Halle, dann längere Jahre Lehrer an Berliner höheren Schulen, endlich von 1866 an ein Vierteljahrhundert hindurch Professor der orientalischen Sprachen in Göttingen gewesen, Nachfolger Ewalds und Vorgänger Wellhausens. Sein sachwissenschaftliches Hauptwerk, eine kritische Ausgabe der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, ist, wenn man den Maßstab anwendet, der Lagardes eigener Denkweise entspricht, über Vorarbeiten nicht hinausgekommen; es war zu groß angelegt. Seine Interessen und seine Schriftstellerei gingen aber weit über das Gebiet der Fachgelehrsamkeit hinaus. Zwar hat Philosophie für ihn wenig bedeutet, aber von Geschichte, Volkstum, Sprachen hatte er nicht nur umfassende Kenntnisse, sondern er hat ihren Problemen scharf und selbständig nachgedacht. Als Menschen mit seinen lebenswürdigen und seinen schroffen Seiten lernt man ihn aus seinen Gedichten kennen (neu herausgegeben von seiner Witwe Anna de Lagarde, 2. Aufl. 1911), unter denen einiges sehr Schöne ist, und aus dem von ihr verfaßten Lebensbild (1894). Sein Erbe an weitere Kreise seines Volkes aber liegt vor in den „Deutschen Schriften“, die, in einem Band gesammelt und mehrfach aufgelegt, immer mehr Leser, namentlich unter der akademischen Jugend, finden: Uns soll heute nicht beschäftigen, was er darin zur Reform des Bildungswesens sagt und fordert; er fand es verberlich, daß viele bei uns die höheren Schulen und die Universitäten besuchen lediglich um der dadurch zu erwerbenden Berechtigungen

wissen, nicht aus Interesse an der dort vermittelten Bildung. Wir wollen uns vielmehr nur einige seiner politischen Ideen vergegenwärtigen, sowie die Gesamtanschauung, aus der sie erwuchsen.

Daß Deutschlands Grenzen militärisch schwach seien, hat schon lange jeder Einsichtige bemerken können; den gefährlichen Winkel bei Weissenburg zu besetzen, uns gegen Frankreich eine leichter zu verteidigende Grenze zu schaffen, ist für Bismarck einer der Hauptgründe gewesen, 1871 Elsaß und Lothringen zu fordern; wie gefährlich es dabei war, daß Belfort französisch blieb, haben wir im jetzigen Kriege mit voller Deutlichkeit gesehen. Daß auch Schleswig-Holstein zu Deutschland komme, schien Lagarde 1853 gleichfalls nicht nur aus nationalen, sondern auch aus militärischen Gründen nötig. Eigentümlich berührt es uns aber immerhin, daß er eben damals, vor 63 Jahren, aus dem Grundsatz, Deutschland müsse „strategisch haltbare Grenzen“ gewinnen, „d. h. solche Grenzen, welche, durch Berge oder Bergen gleichstehende Hindernisse gebildet, in möglichst geraden Linien laufen“ die Forderung herleitet, „daß Russisch-Polen über die Weichsel hinaus bis an die Finster Sümpfe“ zu Deutschland zu ziehen sei, ebenso „Elsaß und das gesamte Lothringen östlich von den Argonnen. Und wenn außer militärischen Gründen auch die nationale Ehre gebietet, letzteres zu verlangen, die Sicherheit Deutschlands erheischt das erstere unbedingt“. Für einen jungen Orientalisten kein geringes Maß politischer Voraussicht; und ebenso klingt es, als hätte er heute geschrieben, wenn er das Gebiet „von der Ensmündung bis zum Roten-Turm-Paß“ einheitlich zusammengefaßt sehen will. Mitteleuropa — ihm schwebt nicht nur die Sache vor, sondern er braucht dafür auch schon 1853 das in unseren Tagen durch Rautmann zu so lebhafter Bepresung gekommene Wort. Ihn leitet dabei nicht bloß der Sinn der Romantik, von der er stark beeinflusst war, für das alte Reich, sondern sehr reale politische und wirtschaftliche Erwägungen. Er war nicht einfach großdeutsch, wie die Männer, die man 1848 so nannte und die das Band mit Oesterreich nicht zerschneiden mochten im Gegensatz zu den Kleindeutschen, die Deutschland unter Ausscheiden Oesterreichs der preussischen Führung unterstellen wollten. Denn jene Großdeutschen strebten nach dauernder Verbindung mit Oesterreich, um seiner Deutschen willen, dagegen nicht mit Ungarn, Galizien usw. Lagarde wollte vielmehr, wenn man so sagen darf, ein größeres Deutschland; er wollte nicht nur die von Slawen und Ungarn bewohnten Gebiete des Habsburgerreichs germanisieren, sondern darüber hinaus im Südosten, durch Bessarabien oder dgl. hindurch ein deutsches Siedlungsgebiet bis zum Schwarzen Meer hin erwerben; der Handelsweg nach Kleinasien sollte uns gesichert sein.

In diesem Gedanken der Siedelung nach Osten und Südosten hin hat Lagarde zwar Nachfolger gehabt, wie Karl Jentsch; aber man sieht sogleich auch, welche Schwierigkeiten sich dem skizzierten politischen Programm entgegenstellten. Die Ungarn hat Lagarde unterschätzt; er hielt sie auf Grund einer ethnologischen Theorie für einen Stamm, der keine Zukunft mehr habe, verbraucht sei. Von den Slawen der Donaumonarchie konnte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielleicht noch meinen, sie würden sich eindringen lassen; später diesen Glauben festzuhalten, wurde immer unerlaubter. Ganze Volksstämme aber auszusiedeln, um deutschen Bauern Platz zu machen — ob unter unseren neuzeitlichen Kulturverhältnissen solche gewalttätige Verpflanzungen durchführbar wären, das wird auch dem zweifelhaft erscheinen, der sie für das an sich Wichtigste hält. Ähnlich gewalttätige Verschiebungen schwebten Lagarde für die deutschen Dynastien vor; diese Pläne hingen zusammen mit seinem Ideal, Deutschland wieder nach Stämmen unter Herzögen zu gliedern; gegen die Macht und die gleichmäßigen Ordnungen des modernen Staates, gegen Parlamente und Liberalismus hatte er eine gründliche Abneigung. Teils spricht hier ein starker Sinn für das Gewachsene, Gesunde zu uns im Gegensatz zu allem Gemachten, Gefünsteten, teils aber hat Lagarde romantisch konstruiert. Nur übersehe man gerechterweise nicht: die Zeit Friedrich Wilhelms IV., in der er heranwuchs, ist eine Zeit viel solcher romantischer Baupläne in Staat und Kirche gewesen; Lagarde hat daneben sehr reale politische Gedanken, wie den des notwendigen dauernden Bündnisses

zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. 1866 erschien ihm als eine Episode; Bismarck selbst hat ja 1879 wieder ein Bündnis geschlossen; Lagarde war überzeugt; man müsse auf diesem Wege weitergehen.

Seine Ansichten von den gegenwärtigen Aufgaben der äußeren und inneren Politik wurzelten aber in Ueberzeugungen von dem dauernden Wesen und Wert, den Volkstum, nationale Arbeit, religiöses Leben und individuelle Bildung haben. Die Nation, die Religion und der einzelne — immer wieder lehren seine Gedanken zu diesen Themen zurück. Selbständig, selbstherrlich, in vielem ein Eigenbrödl, gehört er zu den großen Propheten des neuzeitlichen Individualismus. Aber er war kein ästhetischer Aristokrat, sondern dieser stille Gelehrte hatte eine heiße Liebe zu unserem Volke, seiner Sage und Geschichte, zu aller schaffenden Arbeit in Stadt und Land. Wie jeder einzelne, so ist ihm jedes Volk ein selbständiger Gedanke Gottes. Ein Gedanke Gottes; so fern Lagarde den Kirchen stand, so gewiß war Religion eine bestimmende Macht in seinem Leben. Vom erneuten strengen Luthertum in den deutschen evangelischen Kirchen seiner Zeit hielt er nicht viel, unter finsternem Pietismus hatte er selbst in seiner Jugend zu leiden gehabt, aber auch den kirchlichen Liberalismus schätzte er gering; gegen Luther hatte er einen eigensinnigen, leidenschaftlichen Widerwillen; im jesuitischen Katholizismus der Neuzeit sah er gleichfalls eine Entartung des Christentums. Sprach er bisweilen mit romantischer Sehnsucht von der verlorengegangenen idealen Einheit der Kirche, so hatte er doch auch an dem Christentum der ersten Jahrhunderte keine rechte Freude; seine Gedanken gingen weiter zurück. Schon Paulus erschien ihm als der große Verderber der ursprünglichen Religion Jesu. Zum Evangelium wollte Lagarde sich bekennen, zu der frohen Botschaft von Gott unserem Vater, dessen Willen wir spüren, wenn wir den Schicksalen, dem Plan unseres Lebens nachsinnen; als Gottes Kinder sollen wir uns erweisen, indem wir den Brüdern dienen; nach seiner Ewigkeit, nach der Heimat unserer Seele sehnen wir uns aus dem Unrecht dieses Weltlaufs heraus. Die Art aber, wie die kirchliche Lehre und auch der neben Lagarde in Göttingen als einflussreiches theologisches Schulhaupt wirkende Albrecht Ritschl einmaligen geschichtlichen Vorgängen, etwa dem Tode Jesu, bleibende, unmittelbare religiöse Bedeutung zuschreiben, hat er scharf bekämpft; ihm kam es auf das Prinzip an, nicht auf die konkreten, geschichtlichen Kritik preisgegebenen Einzelvorgänge. Dies weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; nicht Lagardes wissenschaftliche Gedanken im einzelnen waren hier darzustellen. So auch nicht seine Ideen über nationale Religion: weil die Religion unbedingt zu herrschen beansprucht, wird sie der Nation nur dann nicht gefährlich werden, wenn sie selbst sich national gestaltet. Das Christentum hat das schon oft getan; auch bei uns muß solches geschehen. Die in unseren Tagen vielgehörte Losung von deutscher Religion, Germanisierung des Christentums u. dgl. kann sich auf Lagarde berufen, geht oft auch tatsächlich auf ihn zurück. Wie sie gemeint ist, bedarf freilich jedesmal noch genauerer Darlegung, und wenn Lagarde in einer streng wissenschaftlich forschenden, nicht dogmatisch und konfessionell gebundenen Theologie die Pfadfinderin neuer deutscher Religion sehen wollte, so wird man zwar unbefangene, streng sachlich forschende Religionswissenschaft gerade auch um der Gesundheit des religiösen Lebens, der Aufrichtigkeit des Glaubens willen wünschen, aber ob Lagarde solcher Forschung hier nicht doch eine Leistung zugemutet hat, die unmöglich ist? Ob nicht neues religiöses Leben und gelehrte wissenschaftliche Arbeit noch weiter auseinanderliegen, als er annahm?

Aber, wie gesagt, auf solche Einzelheiten seiner Theorie wird es nicht ankommen. Wodurch er nach seinem Tode stärker wirkt, und weshalb er in dieser gewaltigsten Zeit unseres Volkes Anspruch darauf hat, daß wir auf seine Stimme hören, das ist etwas anderes, allgemeineres und doch Persönlicheres; er gehört zu den Propheten deutscher Art, nationaler Zukunft, ernsten Wahrheitsforschens, lebendigen Glaubens.

Gertrud Bäumer / Das Unzerstörbare

Das Ewige ist stille,
Vaut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
Hober den Erdenreit.
Wilhelm Raabe.

An einem stillen Abend im kleinen Kreise sprachen wir von den Geschehnissen und von den Menschen dieser Tage. Und wir dachten an die seltsame Tatsache, die wir alle an uns selbst wahrnehmen, daß die Erlebnisfähigkeit mit den Ereignissen nicht mehr Schritt halten kann. Unsere Empfindungen sind der Steigerung nicht mehr fähig in dem Maße wie Größe, Dauer, Furchtbarkeit des Krieges wächst. Eine uns selbst unheimliche Anpassung macht jedes Gefühl stumpfer und schwerer, als es im Anfang war. Wir gehen durch den Sturm der Ereignisse als Betäubte, wissend, daß wir sie nicht mehr voll erfassen, daß viel mehr geschieht, als erlebt wird.

Vielleicht gilt diese Unerfahrenheit mehr noch als von dem äußeren Welttruf von dem geistigen Geschehen, das sich hinter dem Rauschen der Begebenheit zieht. Wir wissen nicht, welche Form unter den Hammerschlägen dieser Zeit die Ideen gewinnen, die als gestaltende Kräfte der Zukunft wirken sollen. Standen wir in der Erschütterung des Kriegsbeginns unter dem Eindruck, als ob wir auch hier durch Nierlebtes neuen Ufern zugetrieben würden und alles Erregene schwante, so scheint es uns jetzt manchmal, als schließe, wie das Wachstum der Erde unter dem Schnee, das geistige Leben, um sich dann nach seinen eigenen Gesetzen wieder in Bewegung zu setzen, wenn die Kraft der Menschen sich ihm wieder zuwenden kann.

In der Zwischenzeit aber, so scheint es, klammert sich jeder doppelt fest an das Stück Boden, auf dem er seine innere Sicherheit gewonnen hat. Die Jugend im Felde, wenn sie auch keine Zeit übrig hat, an den selbstgeschaffenen Idealen weiterzuarbeiten, drückt sich doch fester noch an die Brust und harret des Augenblicks, da sie in noch anderem Sinn für sie kämpfen kann, als heute. Es scheint, als ob das, was vorher als Ideal galt, was die Gefallenen mit hinaus aufs Schlachtfeld nahmen, von den Ueberlebenden wieder heimgetragen wird zu zehnfach lebendiger Pflege und Hut. Und vielleicht liegt in dieser Tatsache ein größeres Zeugnis für die Unverletzlichkeit und Eigenkraft geistiger Entwicklung, als wenn der Krieg lauter „neue“ Menschen geschaffen hätte, wie manche erwartet haben.

Vielleicht liegt das auch daran, daß in mancher Hinsicht der Dämon dieser neuen Jugend im Kriege seine Tyche — ihr geistiger Wille das ihm gemäße, das bestätigende Schicksal gefunden hat. Das ist nicht so gemeint, daß dieser Wille „militaristisch“ war. Er war eher das Gegenteil. Aber er war seinem Wesen nach Idealismus und Tatfönn, weder Romantik noch Weltlichkeit. Die tausendfachen Tode, durch die diese Jugend hindurchgegangen ist, — sie, die ihr Schicksal bis zu allen äußersten Grenzen des Willens, der Kraft und des Grauens führte — gaben dieser inneren Freiheit, um die sie rang, einen Ernst und eine Wirklichkeit, wie keine Bewegung vorher sie gewinnen konnte. Die Jugend wird wahrscheinlich furchtloser, kühner, unabhängiger an ihre Friedenstaten gehen als irgend eine Generation vor ihr.

In welche Richtung deuten die Wegzeiger? Nehmen wir alles zusammen: die Jugendbewegung, die neueste Kunst, den Geist der jüngsten Literatur, so stehen wir vor einem neuen kühnen Idealismus. Er ist nicht im Moralischen verwurzelt, wie das soziale Pathos der Zeitgenossen Gerhart Hauptmanns. Auch nicht im Aesthetischen, wie die

neue Romantik. Er kommt aus einer Quelle, die noch tiefer entspringt — ist ein Verhältnis zum Geistigen schlechthin, wie es etwa Fichte suchte, eine freudige und fromme Bewußtheit des Lebens, die sich unabhängig weiß von äußeren Bedingungen.

Die Welt ist dieser Jugend wieder ganz und gar geistiges Erlebnis, und sie trachtet aus der erstickenen Fülle der äußeren Dinge dahin, das Innere so stark, einfach und tief wie möglich zu erfassen. Sie ist bereit und gewillt, eine Masse von zivilisatorischem Ballast abzuwerfen, um das Wesentliche und Fruchtbare freier und reiner zu besigen. Das äußert sich in verschiedenen Graden geistiger Klarheit und schöpferischer Tiefe: von der einfachen Naturfreude der Wandervögel bis zur mystischen Weltfrömmigkeit Werfels, die mit neuen Sinnen in der Erscheinung das Sein zu fassen versucht.

Einmal wird diese Jugend, die bisher suchte und schwärmte, beginnen, aufzubauen; von dem Weltgefühl zum Schaffen übergehen. Wenn das Ende des Krieges die Bahn frei macht, wird eine idealistische, von Grund aus reformatorisch gesonnene Jugend auf den Plan treten, die in diesen Jahren zur Tat gereift sein wird. Die Vereinfachung des Lebens, zu der äußere Gründe uns zwingen werden, wird ihr ein gern getragenes Gewand werden. Sie kommt ihrem innersten Bedürfnis entgegen. Diese Jugend wird zeigen, wie sie schon begonnen zu tun, wie viel man abwerfen kann, ja muß, um wahrhaft zu leben. Sie wird höhere Ansprüche an den Inhalt und viel geringere an den äußeren Aufwand des Lebens stellen.

Die Frage, die sich heute noch nicht beantworten läßt, ist die Stellung dieser Jugend zum Staat. Sie war in ihrem Ausgang nicht bewußt politisch, eher das Gegenteil. Aber sie hatte Gemeinschaftssinn und Volksbewußtsein. Sie war nicht sozial, aber kameradschaftlich, brüderlich. Die große Frage wird sein, ob der Staat nach dem Kriege so lebendig, geistvoll, von schaffendem Willen durchblutet sein wird, um die Jugend zu locken und verwandt zu berühren, oder ob das Mißverhältnis zwischen der Liebe und Hingabe, die er fordert und empfangen hat, und der Enge und Vorsicht in der Verwaltung dieser kostbaren Güter die Skepsis und die „heilige Indignation“ hervorruft, von der Fichte spricht. Dann wird noch einmal kostbares Lebensgut unseres Volkes verlorengehen. Wenn alle die seelischen Rückschläge, die nach dem Krieg unvermeidlich sind, überwunden werden sollen, müssen die Alten sich vornehmen, jung zu sein: lebendig, mutig, von der Zukunft erfüllt und nicht von der Vergangenheit belastet. Die um viele Tausende der Allerbesten verminderte Kraft unserer Jugend muß um so besseren Boden, um so freundlicheres Klima finden, um sich zu entfalten und eine Bestimmung zu erfüllen, um die sie selbst besser Bescheid weiß, als die Alten.

Berta Gradenwig / Laßt uns Schwestern sein!

Ich will euch eine kleine Geschichte erzählen, euch Frauen allen — die ihr Trauer tragt um euer Liebstes und euch Glücklicheren, die ihr noch hangen dürft in schlaflosen Nächten und traumbeschwerten Tagen.

Sie ist traurig, meine kleine Geschichte, und ich gäbe Jahre meines Lebens, wenn ich sie ungeschehen machen könnte. — Wir bleib, aus ihr zu lernen, mir und euch anderen Frauen, und darum erzähle ich sie euch.

Gestern hat man sie aus dem See gezogen; wir standen unten auf dem Ausguck, wo unser Garten das Seeufer überhöht, und sahen den Aufschwung. Die Spaziergänger, vom Ostende des Sees kommend, hielten an, und die vom Westende ebenso; nun gab es eine Gasse, durch die trug man sie. Ein Soldat war nachgesprungen, aber es war zu spät. — Man trug sie durch die kleine Pforte, die vom See aus den Zugang bildet — hinauf in das große Lazarett, gegenüber von ihrem eigenen geliebten Häuschen, in dem die ahnungslosen Kinder saßen und auf die Mutter warteten, die heute so lange ausblieb.

Am nächsten Morgen stand es in der Zeitung: die Frau des bekannten Schriftstellers X. hat sich das Leben genommen aus Gram über die unheilbare Krankheit ihres Mannes, der vor Monaten schwer verwundet wurde. — — — — — Nun wußte ich, daß sie es war.

In dieser Stunde wird sie begraben. Ich liege unter den Kiefern und blicke hinüber nach ihrem Haus — die Läden sind geschlossen — und frage mich, ob das sein mußte. — Wußten wir hier draußen nicht alle um den Schmerz, den sie trug, und der jedem, der sie sah, zu schwer scheinen mußte für die schmalen Schultern? — Hoch trug sie den Kopf bis in die letzten Tage vor der furchtbaren Tat, die ihr niemand, niemand zugetraut. Dieser treuesten, stolzeften der Mütter, die man nie sah ohne die Kinder, eingehakt, an jedem Arm eins; so hatte ich sie oft getroffen. — Das erstemal ohne zu wissen, daß wir Nachbarn waren, sah ich sie tief hinten im Wald, wo er Hügel und Schluchten bildet. Sie lief um die Wette mit den Kindern hügelabwärts, und dann, im selben Tempo beinahe, die nächste Höhe herauf. Aber der große Junge war schneller als sie, es gab noch einen spannenden Endkampf, sie versuchte eine letzte Anstrengung, doch kurz vor dem Ziel mußte sie aufgeben. Raschend warf sie sich ins Gras, während der Junge oben triumphierend und mit Hullo seine Mühe schwang. — Nun hatte sie auch aufgegeben — — — im großen Kampf, sie konnte nicht mehr. Aufgegeben? — und die Kinder? — War es möglich, sie warf hin, was doch nicht ihr war, was doch nicht ihr gehörte, sondern den Kindern, doppelt und dreifach nur ihnen — ihnen und dem Sterbenden? Es würde bald sein, es ging ja nur noch um Tage, und man erzählte, daß sie genau wußte, wie es stand. Und sie ging doch vorher? Bieß ihn allein die letzten schweren Stunden, tat ihm das Schwerste, was sie ihm tun konnte? Statt jede Minute des verrinnenden Lebens zu vergolden, wie sie es getan ein Leben lang, statt zu geben aus der Fülle hundertfach, tausendfach, statt ihre Hand in der seinen ihm hinüberzuhelfen, wohin allein zu gehen so schwer ist, und so zu krönen sein und ihr Leben — — — ließ sie ihn — ging — und verleugnete ein Leben der Liebe! — Und niemand, der sie zurückhielt, niemand, der zu lesen vermochte, was vorging in der armen, leidverwirrten Seele? Niemand, der ihr den Weg wies, den sie zu gehen hatte, der allein ihrer würdig war, — den schweren Weg, den doch so viele ihrer Schwestern gehen mußten, und die ärmer waren als sie, viel ärmer! Niemand, der ihr gezeigt, wie sie gingen, tapfer im endlosen Zug, die Verlassenen in schwarzen Gewändern, nie zurückschauend, nur vorwärts, wie Pflicht und Treue ihnen gebot. Niemand, der zu ihr gefunden, der schwer ringenden einsamen Frau! Und waren doch so viele in der Nachbarschaft, und wußten doch alle, um was sie litt! —

Gewiß, wir kannten sie wenig. Kaum daß sie eingezogen, kam der Krieg, und mit ihm Leid in jedes Haus, — war aber eins, das ihrem gleich an Schwere und Qual? — Und wie prachtvoll trug sie es. Ich sah sie am Abend des Tages, der ihnen den Abschied gebracht. Wunderbar ruhig schien sie, der Blick voll Glanz in die Ferne gerichtet, mit großen, festen Schritten ging sie, Hand in Hand mit den Kindern. Und so war sie die ganzen Monate. Eines Tages hieß es dann, er sei schwer verwundet. Sie war sofort abgereist, die Kinder kamen zu Verwandten, das Haus lag verlassen mit geschlossenen Läden, und die Pracht der Herbstblumen blühte für niemand. Täglich führte mein Weg vorbei, jedesmal, wenn ich um die Ecke bog, hoffte ich, die Läden hätten sich über Nacht geöffnet und ich würde die Kinder durch den Garten toben sehen. — — —

Im Spätherbst kamen die Gärtner, Brunnen und Sträucher wurden winterlich verpackt, ein par Tage drauf fiel der erste Schnee, und nun sah es so verlassen und einsam aus da oben, als ob wirklich Hoffen und Leben ausgeperrt sei für immer. —

Und doch! Kurz vor Weihnachten kamen sie zurück. Am Heiligabend sah ich Lichterglanz durch die Fenster. — Es ging also gut hier! —

Wenige Tage später trug ich sie, aber ich erkannte sie erst, als sie fast vorüber war. Wohl trug sie den Kopf hoch, wie sonst, aber aus den Augen war der Glanz gewichen — und das braune Haar der Dreißigjährigen war weiß. — Mein Fuß stockte, ich wollte sie ansprechen — in guten Zeiten hatten wir ja oft nachbarliche Worte gewechselt —, aber aus diesem Gesicht sprach Abwehr, in diesen Augen stand: ich danke euch sehr, ich brauche kein Mitleid, ich nicht! —

Es sprach sich dann herum, es war ein Brustschuß, die Lungen verlegt — man gab ihm noch Monate. — Wie oft, seit ich das wußte, war ich entschlossen, zu ihr zu gehen. Mit keinem Wort wollte ich an ihr Leid rühren, nur sie grüßen nach langer Abwesenheit und zeigen, ich habe deiner gedacht als du fern warst; ein warmer Händedruck soll dir sagen, wenn du mich brauchst, bin ich da. — Aber ich tat es nicht. Immer sah ich das stolze Gesicht vor mir, die feinen Brauen leicht zusammengezogen, Abwehr in Blick und Haltung. Dann blieb ich. Und wäre doch kein Stein aus meiner Krone gefallen, und wäre doch möglich gewesen, ein Leben zu retten, einen Sterbenden vor dem größten Schmerz zu wahren und zwei jungen Menschenkindern ihr Köstlichstes zu erhalten! —

Eben war die Frau Oberlehrer bei mir von gegenüber. Sie ist eine gute Frau mit warmem, hilfsbereitem Herzen. Als ich aber anfang zu erzählen, was ich gefühlt, als sie die arme stolze Frau aus dem See geholt, da bekam die Frau Oberlehrer einen roten Kopf und sagte: „Mein Gott, die war doch so stolz, man konnte ihr schon von weitem ansehen, daß sie uns nicht brauchte — und schließlich die Kinder allein lassen und von dem sterbenden Mann weg —, ich kann mir nicht helfen, das ist doch feige.“ — Was ich jetzt der Frau Oberlehrer sagte, war sehr deutlich, und sie muß es wohl auch verstanden haben. Sie sah still, und dann sprach sie ein paar seltsame Worte, so hätte sie die Sache noch nie angesehen, und dann kamen ihr die Tränen, und ich mußte sie trösten: wir alle, sie, ich, Frau Ig drüben und Frau Pfifton hüben, wir alle hatten ja versagt, und wenn nun auch hier alles Weinen und Bereuen nichts mehr ändern könne, so wollten wir doch nie wieder weinen müssen, weil unsere Feigheit und unser Dummstolz mit Schuld sei an eines Menschen Tod. —

Laßt uns Schwestern sein im Leid, glaubt, es ist eine ausgeprobte Sache, daß es sich leichter gemeinsam trägt. Nie seit Bestehen der Welt geschah uns Frauen, was uns heute geschieht. — Laßt uns Schwestern sein, und seht ihr eine mit stolz erhobnem Kopf und leiser Abwehr im Blick, so geht hin zu ihr, versucht es! Geht langsam zu Werke, Schritt für Schritt müßt ihr näher kommen, aber ja nicht umkehren! Bitter sind viele von der langen Einsamkeit, die müssen erst lernen zu zweit sein, müssen lernen zu sprechen von ihrem Leid, müssen lernen zu weinen, müssen lernen sich trösten zu lassen, lernen zu hoffen, lernen so vieles, was ihr sie lehren könnt. Versucht es! Laßt uns Schwestern sein! — — —

Miles / Das Neue

Als der Teufel alles getan hatte, um dem lieben Herrgott seine schöne Welterschöpfung zu verhungern, gab er sich einen letzten, kräftigen Stoß. Und siehe, er übertraf sich selbst: er erfand das Warten.

Die neun Soldaten wissen nicht, ob sie auf Gott oder den Teufel warten. Sie warten. Beim Militär heißt es: Stillgestanden

und Warten! Dann erst kommt das Leichtere: das Tun. Nur wer die Prüfung bestand, darf dabei sein. Bis dahin aber ist oft lange. Und eine Stunde im Unterstand, auf den die feindlichen Flieger das Feuer der 21-Zentimeter lenken, ist lange. Zehnmal so lange, dreißigmal . . . dann hast du das, was sonst Menschliches an dir pappt, abgestreift. Es gibt keinen Hunger mehr, keinen Durst, kein Hoffen, keine Sehnsucht. Nur das Warten ist noch da. Es hat ein Gewehr in der Hand und schreit nach dem Feind wie die Braut nach dem Liebsten. Oh, käme er doch! Käme doch die Vernichtung, das Ende! Die so fühlen, sind Menschen ohne Gefühls- und Empfindungsüberschwang. Bei ihnen ist alles echt. Sie stehen das dritte Jahr im Felde und sehen mancherlei Feinde. Auch der hier kam oft, soll er jetzt wirklich siegen? Er blinzelt, der Injame: sogleich werden die neun das herrliche „Und Glück vor allem der Geduld!“ schreien, dann habe ich sie . . .

Ein Kind hat sich heiß in Schlaf geweint. Da streichelt der Kuß der Mutter die zuckenden Wangen. Das Warten bangt, weil die Erinnerung kommt. Sie kommt nicht auf goldenem Wagen, sie kommt im einfachen Alltagskleid; ja, es ist sogar beinahe ein bißchen altmodisch. Einer streut sich Salz auf das geröstete Kornmischbrot. Da muß er auf einmal daran denken, wie die Mutter daheim einmal einen großen Pflaumentuchen gebacken hatte, um den sechs hungrige Knabenmütter herumstanden. Nur schnell erst Zucker sollte darauf gestreut werden, und die Mutter, die in ihrer Wirtschaft noch nie etwas versehen hatte, ergriff die Salztlüte und — hüfte hüftel — glänzte der Kuchen wie unter Novemberreif. „Ihr könnt es aber auch nie abwarten!“, hatte sie die sechs langen Gesichter angebonnert.

Zwischen dieser Geschichte und dem Kampf an der Somme ist nun gar kein Zusammenhang. Oder doch? Vielleicht schaute einer aus dem Himmel auf die dumpf brütenden neun Soldaten und sagte lächelnd zu einem Ordonnanz-Engel: „Kenne, was du kannst, und leg diese Geschichte von dem Pflaumentuchen und dem Salz in den Unterstand an der Somme!“ Das tat der Engel denn auch, und als er wieder in die Höhe flog, zog er dem Teufel eine lange Nase nach Kinderart und rief ihm ein „Nettschi!“ zu. Denn jetzt war das Warten geschlagen, weil die Erinnerung da war. Sie hat einen starken Arm. Sie kommt stets zur rechten Zeit. Oft sagt der Mensch „es geht nicht mehr“. Da kommt Frau Erinnerung mit gültig heiterem Gesicht, streicht ihm die Stirn und flüstert: „Na, wer wird denn gleich?“ Und eine großmütterliche Reisetasche hat sie mit, da liegen all die hübschen, bunten Säckelchen drin, fein eingepackt in traulich knisterndes Weißt-du-noch-Papier. Hier und da kommt aus diesem auch ein Popanz heraus, der dich einst geschreckt hat. Heute aber drehst du ihn zwischen den Fingern und lachst. Frau Erinnerung weiß viel, und sie lacht dir ins Gesicht: „War das damals vielleicht schön, mit dem Pflaumentuchen? Na, und heute?“ Du magst dich winden, wie du willst, schließlich mußt du der Frau Erinnerung ins Gesicht schauen. Da erkennst du Frau Aja. Sie legt ihr großes Tuch um die Schultern und wendet sich zum Gehen, denn sie hat ja so viel zu tun. Ehe sie aber geht, legt sie dir noch ein Päckchen in die Hand. Derweil du es auswickelst, ist sie längst fort. Und da erkennst du ihre Gabe: sie hat dir ein ganz großes Stück frischen Mut zurückgelassen.

Jetzt lacht der ganze Unterstand, weil der eine die Geschichte von dem versalzenen Pflaumentuchen erzählt hat, an die er zwanzig Jahre nicht gedacht hat. Denn in den zwanzig Jahren mußte viel gearbeitet werden, Kämpfe kamen, Leiden, Freuden, Hoffen, Enttäuschungen, Weiterkämpfen — da war kein Platz mehr da für den Pflaumentuchen. Jetzt aber sieht er den Pflaumentuchen auf einmal ganz deutlich vor sich liegen, hier im Unterstand. Und nun raschelt das Weißt-du-noch-Papier in all den rauen Händen, und die trauten kleinen Sachen werden ausgewickelt. Aber merkwürdig: sie sehen doch eigentlich ganz anders aus als damals! Jetzt haben wir's: wie der zärtliche Vater vor Weihnachten das Spielzeug der Kinder neu auffrischt, klebt, hämmert und pugt, so hat die gute Frau Erinnerung auch diesen alten Sachen ein gar artiges neues Mäntelchen umgehängt. Und das allerhöchste: sie hat Überraschungen hineingelegt. Oder hast du

vielleicht je an den Rächtisch deiner Mutter gedacht? Jetzt aber steht er selbsthaftig vor dir am Fenster. Und jetzt siehst du auch, daß er eigentlich ganz hübsch ist. Und nun tanzen auf einmal die tröstenden Eigentüms im Unterstand herum. Hast du jemals dem Tapetenmuster in deiner Stube daheim Beachtung geschenkt? Wenn du es hättest beschreiben sollen, dann wärest du in die größte Verlegenheit gekommen. Jetzt aber ringeln sich die bunten Figuren vor dir und treten richtig nebeneinander in uniformer Reihe an wie eine Kompagnie. Der Krieg mußte kommen, du mußtest mit deinem Regiment an die Somme kommen, damit du das Wort der Schrift begreifen lerntest, das du einst als Kind gedankenlos auswendig lerntest: siehe, es ist alles neu geworden.

Alles ist neu geworden, weil du jetzt die Dinge in ihrer eigentlichen Gestalt siehst. Die neun Hände halten das Gewehr; jetzt wissen sie es auf einmal, daß sie es halten. Und sie wissen, daß es eine große, eine starke Sache ist um eine Waffe. Noch dazu um eine Waffe, die man nun schon sechsundzwanzig Monate hält. Die alte Knarre! Es klingt fast zärtlich, wenn Soldaten so sprechen.

Nun mag kommen, was will. Die neun Soldaten haben alle Dinge „eigentlich“ gesehen. Das hatten sie noch nie bisher im Leben. Darum kann nichts ihnen diesen neuen Reichtum nehmen. Die grauen Gesichter lächeln: das kann daheim keiner empfinden, kein einziger. Das ist ihr ganz besonderes Eigentum, ihr ureigenstes; denn es ist erkämpft. Und was an der Somme erkämpft wird, das hält; denn es ist großgezogen durch Blut und — Geduld.

Chr. Trändner / Hölderlin

Fremdling, aus welcher Fernwelt warf dich das Schicksal
Hier an dies kalte dunkle Ufer? Dein Auge

Staunt, und dein Wort weht seltsam fremd.

Anmutig ist und schön dein Antlitz, als wärst du
Griechenlands Kind, doch heiligtief wie aus fernstem
Osten ist deiner Rede Sinn.

Arischen Stammes Urgeist bist du, er hat dich
Mit der Natur gezeugt, sich selber zu schauen,
Menschlich gestaltet, tief und rein.

Uebelgefinnten Zorn zürnt ewig das Schicksal
Heiligen, ihm zerstört ihr Wesen, das über-
Menschliche, die gewohnte Bahn.

Also auch dir erregt es tödliche Stürme,
Schmetternde Wellen auch, es dampft der zer Schlagne
Strand und versinkt, und du sinkst mit.

Aber du lauschest lächelnd; in der Zerstörung
Feindsel'gem Losen selbst vernimmst du die holde
Stimme der Mutter Natur.

Raunende Gründe künden dir das Geheimnis,
Wie alles Lebens wild verworrenes Gewoge
Heiliger schöner Rhythmus sei.

Was du vernommen, singst du; Urworte strömen
Dir aus dem segensfrohen Munde, ihr Herzschlag
Urrhythmus, Wohlklang ihr Gewand.

Edler erscholl noch nie die vielspröde Sprache
Deutschlands, als da dein heil'ger Geist sie erfüllt mit
Glockenton frommer Heiligung.

Hat dich die Tiefe nun verschlungen, es leuchtet
Immer dein schönes Antlitz lächelnd herauf und
Noch deines Liedes Paurton.

Komm, uns Erlöser, die uns flüchtige Unrast
Kränkt und verdammt! Dein harret das edelste Deutschland,
Dein das Jahrhundert! Urgeist, komm!

Krafft Albrecht / Von den drei Königen . . .

Eine Weihnachtslegende.

Der König saß schweigend beim Festmahle. Um ihn herum schrien und lärmten die Gäste. In breiten, goldenen Pokalen lag der Wein wie Blut, weiße Rosen dufteten süß und betörend, das Lachen der Frauen hallte durch den Raum, und wie ein schweres Echo antworteten die Männerstimmen. Unruhig lief das Licht der Fackeln umher, blieb in weißen Reflexen auf dem Boden haften und dann . . . plötzlich legte es sich wie einen Heiligenschein um das weiße Haupt des Königs. Alle sahen ihn an. Einen Augenblick lang. Dann singen die Reden wieder an zu rauschen, zu steigen und zu schwellen wie ein Wasser.

Da stand der König auf und ging langsam hinaus. Sie merkten es kaum. Er schritt durch die Gänge, hin und her. Drinnen im Saal saßen die ihm am nächsten ständen. Einsam war er unter ihnen gesessen, einsamer als je. Während seines langen Lebens hatte er die Hände bittend ausgestreckt nach Liebe. Ungefüllt waren sie ihm geblieben bis auf den heutigen Tag. Und doch mußte es Liebe geben, warme, herzliche, starke Liebe. Sein Herz sehnte sich bitterlich danach.

„Ich werde die Liebe suchen“, stieg es plötzlich in ihm auf. Und in seiner großen Einsamkeit ging er aus dem Palaste, ohne sich noch einmal umzusehen.

Um die gleiche Stunde ging ein anderer König des Morgenlandes mit hastigen Schritten auf dem Gölle seines Palastes auf und ab. Ueber ihm strahlten die Sterne, und das Land ringsumher war stille. Kein Laut drang herauf zum König. Es schien, als sei er das einzig lebendige Wesen dieser Nacht.

Zwischen Himmel und Erde ging der König. Seine Seele schrie vor Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach Reinheit und Größe; aber sie konnte sich nicht aufschwingen. Die Schwere einer großen Sünde lag auf ihr und hatte ihr die Flügel gebrochen.

Ich will meine Schuld beichten, dachte der König, vielleicht kann sie von mir genommen werden.

Und er ließ den Hohenpriester kommen, demütigte sich und bekannte seine Sünde. Seine Stimme floss fast in die rinnende Stille der Nacht, so leis war sie vor übermächtiger Scham.

Lange sann der Hohenpriester.

„König“, sagte er dann und sprach mühsam und schwer die Worte, „deine Sünde ist größer und tiefer und furchtbarer als das Meer. Jehova möge dir gnädig sein!“

Der König schwieg. Mit der Hand nur winkte er dem Hohenpriester, zu gehen. Er mußte allein sein. Menschen konnten ihm nicht helfen; sie fürchteten sich vor seiner Sünde. Wohl an, so wollte er fort von ihnen. In dieser großen weiten Welt mußte doch Vergebung und Gnade zu finden sein. „Ich will sie suchen, ob mir auch die Füße wund werden und die Jahre dahingehen“, sprach der König, „ich kann nicht länger so leben.“ Und er stieg die Treppen seines Palastes hinab und gelangte ins Freie.

Und abermals um die gleiche Stunde ging ein dritter König des Morgenlandes durch seine Gärten. Im Glanz der Sterne war die Nacht hell und klar. Die Brunnen rauschten und sangen geheimnisvolle Lieder. Von den weißen Lilienbeeten ging ein silbernes Leuchten aus, und die Bäume glichen Menschen mit abgewandten Gesichtern.

„Wie schön ist die Welt“, träumte der junge König (er

war fast noch Kind). „Mein sind diese mondbeschienenen Gärten, mein das Land, soweit mein Auge schaut — und doch kann ich nicht glücklich sein! Mir fehlt der Grund aller Dinge, der Boden, aus dem wir entstehen — mir fehlt Gott. Den zürnenden, dräuenden Gott, von dem die Priester sagen, kann ich nicht fassen; mein Herz zittert vor ihm. Gott muß die Liebe sein!“

„Wo bist du Gott?“ rief er angstvoll in die Stille. „Die Menschen haben dein Bild verschoben und verzerrt mit ihren Worten!“ — und als keine Antwort kam: „Mein Leben hat keinen Sinn ohne dich; was ist ein Königreich, wenn man dich nicht besitzt, Gott? Ich will gehen, dich zu suchen“ — und leise bittend fügte er bei „laß dich finden!“

Und wie man aus einem Zimmer in das andere geht, achlos und selbstverständlich, trat der junge König aus seinen Gärten hinaus auf die Landstraße.

Als die Nacht am tiefsten war, trafen sich die drei Könige, von drei Seiten kommend, an einem Kreuzweg. Sie kannten sich nicht, aber jeder fühlte, daß der andere ein König sei, wie er selbst.

„Wer seid ihr?“, forschte der junge König, als er sie gewahr wurde, „wohin wollt ihr? Sagt an!“

„Ich suche die Liebe“, antwortete der Greis einfach.

„Ich suche die Gnade“, entgegnete der zweite.

Da jauchzte der junge König: „Wir sind Weggenossen, denn ihr sucht das gleiche wie ich. Ich suche Gott!“

Und die drei Könige gaben sich die Hand und schritten in das Dunkel. Sie wußten nicht, daß Gott vor ihnen herzog.

Sie sahen nur den wunderbaren Stern, den der Höchste in Händen hielt. Dem wanderten sie nach.

Der regelmäßige Laut ihrer Schritte hallte durch das einsame Land. Ein Wind war erwacht, der lief hinter ihnen her und streichelte sanft ihre brokatnen Mäntel. An schlafenden Häusern und Orten kamen sie vorbei, an Wiesen und Wässern, und wo sie gingen, spürten sie Gottes Nähe und wurden froh.

Dann auf einmal leuchteten Lichter. Die Umrisse einer Stadt lösten sich aus der Dunkelheit, immer deutlicher traten die Häuser hervor, die Straßen öffneten sich ihnen.

Sie gingen hindurch, aber fast am Ende der Stadt hielt der wunderbare Stern, und Gottes Stimme sprach, stark und feierlich: „Tretet ein.“ Und sie gingen hinein und fanden Maria und Joseph und das Kind in der Krippe. Das breitete ihnen die Hände entgegen und schaute sie an mit seinen überirdischen Augen. Und die Könige erkannten, daß die alten Weissagungen sich erfüllt hatten.

Gott hatte den Menschen seinen eingeborenen Sohn geschenkt.

Da wurden ihre Herzen froh über alle Maßen. Sie knieten vor Jesus Christus nieder, legten ihre kostbaren Kronen zu seinen Füßen, beteten an und dankten.

Und der Heiland legte seine Hand auf ihre gesenkten Köpfe und gab einem jeglichen, nach dem er begehrte.

Dem ersten schenkte er Liebe, dem zweiten Gnade, und dem jungen König schenkte er sich selbst.

Und die drei Könige grüßten das heilige Kind und schieden. Sie eilten zurück in ihr Königreich, gaben von ihres Herzens Glück den anderen und sprachen:

„Sehet, Gott hat uns gegeben seinen Sohn und in ihm Liebe und Gnade.“ Da wurden alle Menschen froh, und eitel Freude herrschte in den drei Königreichen und in der ganzen Welt!

Gottfried Traub / Jahresabschied

Wenn Gott nicht Freund ist,
so hilft kein Freund. Wenn er
aber Freund ist, so liegt nichts
daran, ob niemand Freund ist.
Luther.

Das Jahr geht still zu Ende und legt sich müde neben all die anderen ins Grab der Geschichte. Es brachte uns Deutschen Enttäuschungen und Freuden. An blutigem Weg liegen die Namen Czernowitz und Kimpolung, Arfiero und Görz, St. Baux und Douaumont, Monastir und Comblès. Die Feinde freuen sich ihrer und wurden ihrer Freude doch nicht froh, denn sie hatten ganz anderes erwartet. Freude und Sieg schufen uns Gallipoli und Kut el Amara, Seres und Rawalla, Tutrafan und Bukarest, Skagerrak und unsere tapferen U-Boote. Londons Straßen kennen unsere Zeppe- line und Amerikas Häfen unseren „König“. Mitten im Sturmwind, der über die treulosen Rumänen hinsfährt, klingt die eherner ruhige Stimme des Deutschen Reichs: „Wollt ihr mit uns Frieden machen?“ Und die Welt steht einen Augenblick still und lauscht. Aber der Frieden soll vom Schwert kommen, weil des Schwertes Entscheidung angerufen wurde! So endet das Jahr als Kriegsjahr, und wir geben uns erneut die Hand zum vollen Ausharren. Still gehen wir zu den Gräbern, treten in die Stuben der Einsamen, grüßen die Kämpfer in der Ferne und daheim und hören leise erschauernd zu, wie der Herrgott auch dieses Blatt 1916 in seinem großen Buch umdreht, worin eine Seite neben der anderen steht, jede der anderen gleich und doch jede unseres eigensten Schicksals voll. Wir träumen, wenn wir die Fülle der Ereignisse überlegen, die an unser Herz und unsere Rippen pochten. Unglaublich, daß wir das alles erlebt haben! Wie eine urmächtige Sage erklingt's und ist doch herbe gewaltige Wirklichkeit. Auch 1916 geht als Kriegsjahr zu Ende und reiht sich stillschweigend den Vorgängern an. Leb' wohl!

Einer begleitet uns, das ist der Gott, der unser Freund ist. Wir sind nicht über Nacht fromm geworden, weil wir das sagen. Der Krieg hat jeden Ernsten fromm und tüchtig gemacht und ihm gezeigt, daß die Wurzeln seiner Kraft in ewigem Endreicht liegen. Trotz, der nur aus sich selber saugen wollte, wäre bald erschöpft. Aber Trotz, der mit der Welten Absicht sich im Bunde weiß, ist jungfrisch, wie Morgentau. Wir troken, weil die Gerechtigkeit keinen Bund mit der Weltklüge schließen kann und wir im Anprall der Feinde nur die Probe unseres guten Gewissens sehen. Je schlichter man das ausspricht, desto wahrer. Aber alle Wahrheit, die sich durchsetzt, ist einfach. Am Jahrabend will man nichts mit dem „Drun“ und „Dran“ und „Daneben“ und „Dahinter“ zu tun haben. Da reden Dinge, die sonst schweigen, und werden Tatsachen wach, die sonst schlafen. Da redet die Geschichte, und wir hören stille zu. Nur Propheten dürfen da reden, Seher, die mit ihrem Volk alles geteilt und alles gehofft. So hören wir zwischen den beiden Jahren Ernst Moritz Arndt, wenn er 1814 rief: „Es werden aufstehen solche, die unter schönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter schönen Namen von deutscher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinführen und hineingaukeln wollen; die dir mit den heiligen Worten Milde, Menschlichkeit, Christlichkeit das stolze Herz brechen wollen, daß du lieber dienest, als herrschest. Siehe, solche sind unter scheinbaren Vorwänden Ausfäher der Zwietracht und Lähmer deines Jorns und deiner Macht. Wehe dir, wenn du das geringste glaubst von dem, was diese predigen, und dreimal

wehe dir, wenn du kleinmütig ablässest von dem Kampf, ehe er durchgestritten ist. Ergreife das Glück, welches Gott dir geben will; ergreife die neue deutsche Zeit.“

So laßt uns über die Schwelle treten. Unser Freund geht mit.

Soziale Bewegung

Heimarbeiterinnen und Krieg. Der Christliche Gewerbeverein hat in den 35 deutschen Ortschaften, in denen er seine Tätigkeit ausübt, nicht weniger als fünf Millionen Mark Löhne an die für seine Nähstuben tätigen Heimarbeiterinnen während der ersten beiden Kriegsjahre gezahlt. Jede dieser Nähstuben beschäftigte durchschnittlich 9000—10 000 Heimarbeiterinnen. Darunter waren allerdings viele Nichtorganisierte, die auf Wunsch der Magistrate wie auch der Arbeitsbejahungstellen selber von ihnen aus versorgt wurden. Zuweilen aber handelte es sich nicht um eigentliche Heimararbeit, sondern Strumpfsticken u. dergl., das nur ausnahmsweise von berufstätigen Heimarbeiterinnen ausgeübt wird. Die ausgezahlten Löhne waren, je nachdem, ob es sich um Neben- erwerb oder Vollarbeit handelte, sehr verschieden. Im Durchschnitt wurden monatlich 250 000, einmal allerdings 400 000 Mark gezahlt. Die kleinste der Nähstuben beschäftigte 10, die größte 1800 Arbeiterinnen. Aber, ob klein oder groß: überall war neben der Freude, sich mit Arbeit über die schwere Zeit hinwegzubringen, Stolz darauf wahrzunehmen, mitmachen zu können am Wert fürs Vaterland.

Eine denkwürdige Gewerkschaftssitzung. Am gleichen Tage, da im Deutschen Reichstag das hochherzige Friedensangebot der Mittelmächte an unsere Feinde bekanntgegeben wurde, fand in Berlin eine große Versammlung von Gewerkschaftsbeamten aller Richtungen statt, in der die Durchführung der vaterländischen Dienstpflicht besprochen wurde. Das größere, weltgeschichtliche Ereignis des Tages hat diese Gewerkschaftsversammlung stark überschattet, so daß sie in den Zeitungen und öffentlichen Besprechungen nicht diejenige breite Würdigung gefunden hat, die ihr nach äußerer Gestaltung und sachlicher Bedeutung zweifellos gebührt. Außerordentlich ist besonders bemerkenswert, daß sich hier zum ersten Male seit dem Bestehen der verschiedenen, untereinander konkurrierenden Gewerkschaftsrichtungen alle führenden Vertreter einmütig zur gemeinsamen Durchführung einer großen gewerkschaftlichen Aufgabe öffentlich zusammenfanden. Bis dahin hatten nur die obersten Leitungen der Verbände gelegentlich gemeinsame Eingaben an die gesetzgebenden Körperschaften ausgearbeitet oder Verständigung untereinander zur Durchsetzung des einen oder anderen gemeinsamen Zieles gesucht. Hier sprachen sich alle in freier Rede und Gegenrede über praktische Zusammenarbeit aus und vereinbarten gemeinsame Wege für tägliche, schwierige Kleinarbeit. Und diese Aussprache und Beratung verlief durchaus harmonisch und förderte die vorgestreckten Ziele! Außerordentlich war auch der noch nie dagewesene Fall beachtenswert, daß der Minister für Sozialpolitik, Staatssekretär Dr. Helfferich, in Vertretung des Reichskanzlers persönlich mit einigen seiner Beamten erschienen war, um die Veranstaltung der Gewerkschaften mit herzlichen Worten zu begrüßen und an den Arbeiterberatungen teilzunehmen. Wer hätte so etwas vor Kriegsausbruch für möglich gehalten? Der vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen Behörden und Gewerkschaften sind damit ganz neue, hocherfreuliche Aussichten eröffnet! Das Beste aber ist doch der große innere Wert dieser Veranstaltung. Denn sie war eine freudige Befundung aller, auch der großen, sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen zur fördernden Mitarbeit an einem bedeutsamen, vaterländischen Werke. Von den leitenden Männern ließ sich nach ihrer ganzen Haltung während des Krieges nichts anderes erwarten. Aber daß die vielen Hunderte von Unterführern der sozialdemokratischen, christlichen, kirchlich-Dunderschen und polnischen Gewerkschaftsvereine in gleichem patriotischen Geist und Eifer sich werktätig zum Vaterland bekannnten, das ist eine Tat von ungewöhnlich tiefer und weittragender Bedeutung. Sie wird in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung ewig denkwürdig bleiben und die Geschichte der deutschen Arbeiterwelt dauernd stark beeinflussen.

Büchertisch

Die Wirtschaftshistoriker kommen mit zwei wichtigen Schriften: **Rudolf Barmm**, Deutsche und englische Industrie auf dem Weltmarkt, eine handelspolitische Untersuchung über das Jahr 1913 (Jena, G. Fischer, 1916. Heft 9 der kriegswirtschaftlichen Untersuchungen aus dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel. Geh. M. 1,40); **Dr. W. S. Edwards**, Englische Expansion und deutsche Durchdringung als Faktoren im Welthandel (Jena, G. Fischer, 1916. Geh. M.). Die erste der beiden solide gear-

beisteten Schriften wünsche ich in die Hände denkender Politiker; die Resultate der Arbeit sind schwerwiegend, politische Folgerungen über Ursachen des Krieges und die Zukunft nicht nur unseres handelspolitischen Verhältnisses zu England lassen sich daraus ziehen in weitaus größerem Maßstabe als es der Verfasser wohl in ganz bewußter Beschränkung getan hat.

Nun zu den Geographen. Hettner schrieb über „Englands Weltherrschaft und der Krieg“ (B. G. Teubner, Leipzig 1916. 266 S., geb. 3,80 M.). Frisch, lebhaft, allgemein verständlich und in den geographischen Hauptkapiteln: Naturbedingungen, die Angelsen und die englische Sprache in der Welt, Das britische Kolonialreich, Englands Verkehrsmacht, Die wirtschaftliche Weltstellung usw. auch mit selbstverständlicher Zuverlässigkeit und hervorragender Sachkunde. Nicht ganz so günstig kann das Urteil über die historisch-politischen Zitate und Ab-schlüsse lauten.

Auch ziehe ich gegenüber der historischen Anlage des Hettner-schen Buches die systematische des Buches von Emil Dedert vor. Das britische Weltreich (Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. M. 1916. 155 S., geb. — M.). Das Buch von Dedert ist mit Karten und gut ausgewählten Bildern reich ausgestattet. Das ist gewiß eine schöne Unterstützung, aber auch ohne diese würde der Text sich anschauungsweise einprägen, so zwingend ist bei aller zahlenmäßigen Sachlichkeit das Bild, das der Frankfurter Geograph von den einzelnen Bestandteilen des riesigen englischen Reiches und dem Gerüst und Zusammenhalt des Ganzen in wirtschaftlich politischer Hinsicht uns zeichnet.

Jugendbücher des Verlags Fr. Andr. Perthes A.-G., Gotha 1916. Perthes schickt eine durchweg vortreffliche Auswahl. Das Schönste sind die beiden Hefte „Im Kinderhimmel“ und „Goldflügel“. Je zehn Scherenschnitte mit Versen von Marie Margarete Behrens (in Geschenkbund je 4 M.). Ein wundervolles Bilderbuch oder Wandschmuck fürs Kinderzimmer. Die Schattenrisskunst, die in den jüngsten Jahren unter Benennung auf ihren alten Meister Konrad eine so erfreuliche Auferstehung feierte, findet in Marie Margarete Behrens eine mir auch sonst schon gut bekannte, hochbegabte Jüngerin. Die Künstlerin verfügt über eine so reiche, so natürliche Phantasie, daß sie jedes Kinderherz gewinnen muß, über so viel Kompositionskraft und technische Feinheit, daß ihre Kunst in hohem Grade sinn- und kunstbildend genannt werden muß. Der Preis der Mappen ist erstaunlich niedrig. Unter den Geschiedenbüchern nenne ich noch die ganz reizende Hunde- und Menschengeschichte von Agnes Harder: Skumski (geb. M. 3) mit lustigen Bildern von Dora Baum und die Bearbeitung des alten prächtigen Blamen Hendrik Conscience „Die Kriege von Flandern“ (geb. M. 3), das nicht nur unsere Jungen paden wird. Schotte.

Bonsels. Nach der Anzeige seiner Indienfahrt erhielt ich Zuschriften mit Fragen nach seinen früheren Werken. Noch konnte ich im Arbeitsdrang nicht alles lesen. Aber „Ben a Raja“ und „Das himmelsvolk“ (Verlag Schuster & Coeffier, Berlin, geb. je M. 4,—) haben mir unendliche Freude bereitet und werden sie auch anderen geben. Schade nur, daß man diese Romane für Kinder nicht in großer stiller Waldensamkeit lesen kann und endlich befreit von der Not dieses Krieges. Andererseits ist es gut in das besetzte Leben der Natur, wie es Bonsels sieht, auch in diesen Tagen sich zu versenken; menschlicher Kampf und Not erscheint in fernerer naturgeschichtlicher Perspektive. Die Phantasie und Bildkraft Bonsels gibt schon in diesen Werken vollkommen. Ungelesen blieben die Romane des „Ankefink“ und die „Toten des ewigen Krieges“ (ebendort geb. je 4,— M.). Schotte.

Ehe ich gerade im Anschluß an Oden fortfahre in der Besprechung historischer Literatur zur Weltpolitik der jüngsten Vergangenheit und zur Entstehung des Weltkrieges, muß ich noch eines zweiten Sammelwerkes gedenken, das Prof. Dr. Jaech zugunsten des Roten Kreuzes herausgibt. Seit kurzem liegt der erste Band vor. Unter dem Gesamttitel: „Der große Krieg“ trägt dieser den Sondertitel: Das Erlebnis (Fr. Andr. Perthes A.-G., Gotha 1916. 287 S. Geb. — M.). Die Kapitelüberschriften: Das diplomatische Vorspiel — Mobilmachung — Die Kämpfe — Das Gesicht Deutschlands und der verbündeten Länder in Krieg — Der Geist im Krieg — kennzeichnen Art und Grenzen des Erlebnisses, das festgehalten werden soll. Entweder sind es die großen Momente des Vorganges, die von allen Seiten in ihrer Sinnfälligkeit als das Stärkste empfunden wurden, oder die Einstellung ganzer Klassen und Gruppen des Lebens und seiner Menschen zu dem weltbewegenden Bruch unseres Daseins. Max Fischer, Heidelberg, beschreibt die wahnwitzigen Stunden des Kriegsausbruchs in Sarajewo, dem in sich zerrissenen Herd des Weltkrieges, Hermann Haub die Mobilmachung in Oesterreich, Brackmann aus eigenem Gedenken und mühseliger landschaftlicher Forscherarbeit das Unglück Ostpreußens. Joel, Wisch und Scheler gehen den Problemen des Verhältnisses von Krieg und Kultur, Krieg und sittlicher Weltanschauung nach; Meincke behandelt ein besonderes erschreckendes Ergebnis, die politische Unvorbereitetheit, die Fremdheit unseres öffentlichen Lebens gegenüber den großen politischen Zusammenhängen, die unausweichlich zum Kriege führten, und erhebt daraus

die Forderung genauerer Verhütung der geschichtlichen Wissenschaft mit dem öffentlichen Leben. Das Buch bietet viel Anregung; einige der kurzen Essays sind schlechthin meisterhaft; aber ganz ist das Werk den Gefahren einer so vielfältigen Sammelarbeit nicht entronnen; wir wünschen für die folgenden Bände uns größere Gleichwertigkeit und im ganzen noch einen höheren Durchschnitt.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe“ ins Feld: je 1 M.: A. F. in H., Pfr. L. in H., St. d. R. F. in M., 11/12. St. im Felde, 2 M.: Spinn. C. im Felde, 2,70 M.: Fr. J. in L., 8 M.: Dr. H. in W.

Bücher für Armees und Marine: Gen. Dr. L. in Elgershausen: 8 Bücher, A. R. in Stuttgart: 3 Sprachlehrbücher.

Zur Unterstützung der Raismann-Weber-Heile-Reden ins Feld: 50 Pf.: Gekreiter Fr. im Felde, je 2 M.: Leutnant Fr. im Felde, Elise H. in Bl., 2,90 M.: Leutnant d. R. F. im Felde, 4 M.: Ober-lehrer Sch. in H., 5 M.: Unterzahlmeister Bl. im Felde, 10 M.: G. L. in Gp.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Weg zu Wägen, die Beschaffung von Lebens- und Genussmitteln, von Bekleidungsgegenständen, in selbst von vielen Luxusgegenständen ist in diesem Jahre mit Schwierigkeiten verbunden. Der Weg zu Wägen ist frei und kann ohne Mühe von jedem bestritten werden, der seinen Angehörigen auch in diesem Jahre eine Weihnachtsfreude machen möchte. Auf Wunsch sendet auch jede Buch-handlung Prospekte und Kataloge ins Haus.

Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alle Stuttgarter) zur Frage der Versicherung von Kriegsverletzten und anderen erhöhten Risiken. Die bisherigen Grundsätze und Einrichtungen der großen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften schließen zumeist die Aufnahme von Personen mit körperlichen oder gesundheitlichen Mängeln aus oder übernehmen deren Versicherungsschutz wenigstens nur unter großen Schwierigkeiten. Dazu aber wollen sich die meisten derartigen Personen, die sich in der Regel völlig gesund fühlen, nicht begeben. Ihr Streben geht nach einer Versicherung zu möglichst normalen Bedingungen. Die Notwendigkeit, auch solche Personen in den Kreis der versicherbaren Leben miteinzubeziehen, hat sich neuerdings durch das Her der heimkehrenden Kriegsverletzten noch verstärkt; gerade diesen den Schutz der Lebensversicherung zu verweigern, die dessen meist bedürftig, würde künftig als Mißstand empfunden werden. Diesen neuen Bedürfnissen unserer Zeit kann und will sich die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alle Stuttgarter) nicht entziehen. Sie hat sich infolgedessen dazu entschlossen, in Zukunft auch solche Personen zu versichern, bei denen in irgendeiner Beziehung keine ganz normalen Verhältnisse vorliegen, die also ein erhöhtes Risiko bieten; wirklich starke Personen zu versichern, also einen im voraus sicheren Schaden zu übernehmen, kann und wird natürlich niemand verlangen. Die Alle Stuttgarter sieht davon ab, eine besondere Abteilung für solche erhöhten Risiken zu schaffen, wie dies eine Anzahl von Lebensversicherungsgesellschaften mit ganz geringem Erfolg versucht hat, sie bietet vielmehr den erhöhten Risiken in Abernennung mit dem eigenen Streben dieser Personengruppe eine Lebensversicherungsspolle, die sich in nichts von einer normalen Polle der Allen Stuttgarter unterscheidet. Für die Übernahme des erhöhten Risikos erhebt sie lediglich einen jährlichen oder einmaligen Prämienzuschlag, dessen Höhe dem einzelnen Falle genau angepaßt ist. Die Polle genährt also vollberechtigte Mitgliedschaft der Bank, gleiche Dividendenberechtigung wie den übrigen Bankmitgliedern, Fälligkeit der unge-sicherten versicherten Summe ohne jede Verzögerung zum ersten Tage ab, hiez alle die bekannten günstigen Bedingungen der Allen Stuttgarter. Dividendenaußschüttung und Sicherheit der Bank können durch diese Erweiterung des Versicherungskreises nie beeinträchtigt werden, da die Bank einen Risikofiduciationsvertrag mit der Münchener Rückversicherungsgesellschaft, einer der größten Rückversicherungsgesellschaften der Welt, getroffen hat. Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alle Stuttgarter) zählt zu den größten deutschen Lebensversicherungsun-ternehmen. Ihr Versicherungsgeld betrug Ende 1915 1 1/2 Milliarden Mark, ihr Vermögen 47 Millionen Mark, und ihre Überschüsse — in 1915 über 17 Millionen Mark — kommen voll den Versicherten zugute.

Das Buch der Gottesfreunde

Gesammelt und herausgegeben von
Karl Josef Friedrich

Fünf Kunstbeilagen: Rembrandt, Tücher,
Hans Thoma, Wilhelm Steinhilber
Vier Handschriften: Luther, Hans Thoma,
Wilhelm Steinhilber, Richard Dehmelt
Einband in Goldprägung von Gustav Schaffer

Preis gebunden fünf Mark

Die Gottesfreunde

Sind jene erlesenen Menschen, die nur das eine erlernen: Gott nahe zu sein. Hier wirkt das überwältigende Gotteserleben, das ganze Sein erfüllend und durchdringend aus den verschiedensten Menschen und Stoffen; aus einem leuchtenden Briefe Hans Thomass, wie aus einer schlichten Zeichnung Wil-helm Steinhilbers, aus den tiefperlenhaften Skizzen Kaspar Friedrichs, wie aus gedankenschweren Gedichten von W. von Scholz. Eine Sammlung von seltener Tiefe und Innigkeit ist es entstanden, ein Werk, das seinen Platz hoch über der Traktat- und Andachtsliteratur gewöhnlichen Gepräges hat. Ein Buch zur Sammlung der Seele; eine Ahtschelt nach Gewand und Inhalt.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha

